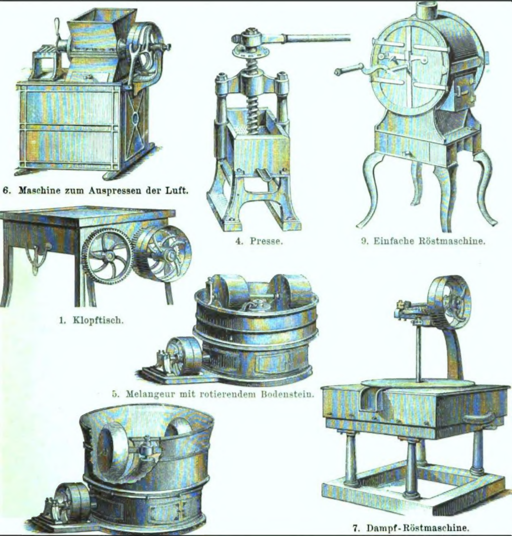


Brockhaus' Conversations-Lexikon

F.A. Brockhaus Verlag Leipzig

Brockhaus'
Conversations-Lexikon.

Dreizehnte vollständig umgearbeitete Auflage.

Vierter Band.

Carlowitz — Deichselrecht.

Holzschnitte aus der Xylographischen Anstalt,
Karten aus der Geographisch-artistischen Anstalt
von
F. A. Brockhaus in Leipzig.

Brockhaus'
Conversations-Lexikon.

Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie.

Dreizehnte vollständig umgearbeitete Auflage.

Mit Abbildungen und Karten.

In sechzehn Bänden.

Vierter Band.

Carlowitz — Deichselrecht.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1883.

1882, Dec. 4 – 1883, Mar. 12.

Missed some.

CUCURBITACEEN.



1. Bryonia alba (Zaunrübe).
2. Cucumis melo (Melone).
3. Cucumis colocynthis (Koloquinte).
4. Cucumis citrullus (Wassermelone).
5. Cucurbita lagenaria (Flaschenkürbis).
6. Carica papaya (Melonenbaum).
7. Ecballium officinale (Spritzgurke).
8. Cucumis sativus (Gemeine Gurke).
9. Cucurbita pepo (Gemeiner Kürbis).

C.

Artikel, die man unter C vermißt, sind unter K aufzusuchen.

Carlowitz, ein altes adeliges, seit Anfang des 14. Jahrh. in Sachsen ansässiges, in neuern Zeiten auch nach den österr. und preuß. Staaten verbreitetes Geschlecht, welches jedoch nicht, wie früher fälschlich angenommen ward, mit dem ungar. Adelsgeschlecht, das von den Herzögen von Durazzo, den Abkömmlingen Karls von Anjou, Königs von Neapel, entstammt und sich in einem seiner Zweige nach der Stadt C. in Slawonien benannte, im Zusammenhange steht. In einer Urkunde von 1311 wird bereits ein von C. als dohnaischer Vasall genannt; aber als Ahnherr des sächs. Geschlechts gilt Hans von C., Herr auf Biensdorf, Kleinborthen und Mügeln, der einer der letzten Vasallen der einst mächtigen Burggrafen von Dohna war. Gegen Ende des 15. Jahrh. teilte sich das Geschlecht in zwei Hauptlinien, die Hermsdorfer und die Zuschendorfer, von denen die letztere 25. Juni 1759 mit dem sächs. Generalmajor Friedrich August von C. vollständig ausstarb. Derselben gehörte unter anderm der gelehrte Nikolaus von C. an, der 18. Febr. 1550 zum Bischof von Meißen erwählt ward, aber schon 17. April 1555 zu Stolpen starb. Die Hauptlinie zu Hermsdorf, der alle noch lebenden Glieder des vielverzweigten Geschlechts angehören, zerfiel bereits zu Anfang des 16. Jahrh. in zwei Zweige, den zu Kriebstein (Kriebenstein) und den zu Kreischa, von denen gegenwärtig jedoch nur noch der Kreischaer in Blüte steht. A) Unter den Gliedern des erloschenen Kriebsteiner Astes ist hervorzuheben: Christoph von C., geb. 13. Dez. 1507 zu Hermsdorf, der erst Rat des Erzbischofs Albrecht von Mainz war, dann aber in sächs. Dienste trat und besonders unter den Kurfürsten Moritz und August als Gesandter auf allen Reichstagen, namentlich aber in den Verhandlungen mit dem kaiserl. Hofe thätig war. Seit 1554 in kaiserl. Diensten, war er nacheinander Rat bei Karl V., Max II. und Rudolf II., bis er 8. Jan. 1578 zu Rothenhaus in Böhmen starb. (Vgl. von Langenn, «Christoph von C. Eine Darstellung aus dem 16. Jahrh.», Lpz. 1854.) B) Der Kreischaer Ast spaltete sich 1619 durch die beiden Söhne Georgs von C. zunächst in die beiden noch jetzt blühenden Hauptlinien zu Kreischa und zu Rabenstein. Von diesen zerfiel die erstere schon 1636 wiederum in drei Zweige, den Kreischaer, Österreicher und Ottendorfer. Der Kreischaer Zweig ging 1773 abermals in zwei Speziallinien auseinander, die zu Großhartmannsdorf und die zu Rauenstein. Der Begründer der Großhartmannsdorfer Linie, Hans Karl August von C., geb. 3. Juli 1727, gest. 26. Juni 1793, hinterließ mehrere Söhne. Unter denselben zeichneten sich besonders aus: 1) Karl Adolf von C., auf Großhartmannsdorf, geb. 21. Juli 1771, gest. 20. Jan. 1837 als preuß. Generallieutenant und Gouverneur von Breslau. 2) Hans Georg von C., auf Oberschöna, geb. 11. Dez. 1772, gest. als sächs. Staatsminister 18. März 1840. Sein ältester Sohn war Albert von Carlowitz (s. d.). Die Rauensteiner Speziallinie starb 1831 aus. Der Ottendorfer Zweig der Kreischaer Hauptlinie spaltete sich 1748 in drei Speziallinien, die zu Ottendorf, zu Röhrsdorf und zu Kleinbautzen.

Die Rabensteiner Hauptlinie stiftete Hans Georg von C., geb. 1586, gest. 22. Febr. 1643 als kurfürstl. sächs. Landjägermeister, Amtshauptmann und Oberkriegskommissar. Durch seine beiden Söhne, Georg Wolf von C. (gest. 1663) und Georg Karl (gest. 1680), zerfiel dieselbe in zwei Zweige, den zu Rabenstein und den zu Altschönfels. Erstere teilte sich abermals in drei Abteilungen, die ältere Rabensteiner, die Neutaubenheimer, welche 1745 erlosch, und die jüngere Rabensteiner. Die letztere blüht noch gegenwärtig in den Enkeln Karl Wilhelm von C.s, geb. 18. März 1742, der als kursächs. Konferenzminister, Wirkl. Geheimrat und Appellationsgerichtspräsident 9. Aug. 1806 starb, und mit Charlotte Erdmuthe, geb. von Maxen, der letzten ihres Geschlechts, vermählt war, weshalb sein Sohn, Maximilian Karl von C., geb. 24. Dez. 1782, gest. 20. Dez. 1833, für sich und seine Nachkommen den Namen C.-Maxen annahm. Der Altschönfelser Zweig spaltete sich ebenfalls in vier Speziallinien, von denen jedoch gegenwärtig nur noch die jüngste, die Schwarzbacher oder Preußische Linie, blüht. Letzterer gehörte an: Georg Karl von C., geb. 3. Dez. 1658 zu Altschönfels, der 1682—86 als Offizier in den kaiserl. Heeren den Feldzügen gegen die Ungarn und Türken, 1689—93 in kursächs. Diensten denen am Rhein und in den Niederlanden beiwohnte. Unter dem Kurfürsten und nachmaligen Könige August II. von Polen kämpfte er 1694—98 nochmals am Rhein und in Ungarn und ward dann zum Generaladjutanten, Generalmajor und Generalkriegskommissar befördert. Schon unter Kurfürst Johann Georg IV., noch mehr aber unter dessen Nachfolger August wurde er zu wichtigen diplomatischen Missionen an den wiener und petersburger Hof verwendet. Er fiel 23. März 1700 vor Dünamünde. Vgl. «Stammtafeln des Geschlechts von C.» (Dresd. 1854).

Carlowitz (Albert von), deutscher Staatsmann, geb. 1. April 1802 zu Freiberg im Königreich Sachsen, wo sein Vater, Hans Georg von C., damals Amtshauptmann war, erhielt zuerst im elterlichen Hause, seit 1817 auf den Fürstenschulen zu Meißen und zu Grimma seine Bildung und bezog 1820 die Universität Leipzig, um sich jurist. Studien zu widmen. Seit 1824 trat er in Dresden in den Staats-

dienst und wurde 1828 zum Regierungsreferendarius befördert. Auf dem letzten altständischen Landtage von 1830 zum Kondirektor der allgemeinen Ritterschaft gewählt, vertrat er bei Beratung der neuen Verfassung und den Verhandlungen über das Ablösungswerk die Interessen der Aristokratie und ging dann 1831 als Regierungsrat in gothaischen Staatsdienst über, wo er jedoch schon 1834 seinen Abschied nahm, um 1836 als Regierungsrat bei der Kreisdirektion zu Zwickau einzutreten, welchen Posten er bis Okt. 1837 bekleidete. In der Ersten Kammer saß er als Vertreter des Hauses Schönburg auf allen Landtagen bis zu dem von 1842—43; später ward er vom König zum erblichen Mitglied der Kammer ernannt, wo er der anerkannte Führer der aristokratisch-konservativen Partei war. Im J. 1842 ward C. Vizepräsident, 1845 Präsident der Kammer, 1846 Justizminister. Im März 1848 wurde er vom König mit außerordentlichen Vollmachten nach Leipzig entsandt, wo eine gegen das Ministerium und sein System gerichtete lebhafte Bewegung sich kundgab. Der unbefangenen Berichterstattung C.' an den König über die Stimmung in Leipzig schrieb man es zu, daß der König das alte Ministerium entließ und an dessen Stelle ein liberales berief, wogegen freilich nach anderer Meinung C.' Unentschlossenheit schuld daran war, daß die Bewegung nicht unterdrückt wurde und infolge dessen damals der König zur Änderung des Ministeriums sich genötigt sah. Auf dem Landtage 1849/50 griff C. als Mitglied der Ersten Kammer das Ministerium Beust wegen seiner Haltung in der Deutschen Frage, besonders seiner Lossagung von dem Dreikönigsbündnis, auf das energischste an, konnte aber einen seinen Ansichten entsprechenden Beschluß der Kammer nicht erzielen. Bald darauf ward er (nachdem er schon Anfang 1849 seine Güter in Sachsen verkauft und sich in Preußen angekauft hatte) von König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen zu einem der Kommissare des Verwaltungsrats der preuß.-deutschen Union beim Parlament zu Erfurt ernannt. Nach dessen Schluß zog er sich auf seine Güter zurück, ward aber in seiner neuen Heimat (dem Kreise Görlitz) wiederholt in das preuß. Abgeordnetenhaus gewählt, wo er sich zu der sog. altliberalen Partei hielt und namentlich in der Konfliktzeit das Verhalten des Ministeriums mehrfach bekämpfte. Auf dem ersten (konstituierenden) Reichstage des Norddeutschen Bundes ward C. von dem Wahlkreise Lauban-Görlitz gewählt; er sprach und stimmte für die Verfassung. C. starb in Kötzschenbroda bei Dresden, wohin er sich wegen seiner schon lange leidenden Gesundheit zurückgezogen hatte, 9. Aug. 1874. C. hat sich auch als Schriftsteller auf dem Gebiete poetischer Nachbildung des klassischen Altertums bekannt gemacht; 1844 erschien von ihm eine gereimte Übersetzung der «Ilias» (2 Bde., Lpz.).

Carlowitz (Hans Karl von), verdienstvoller Berg- und Forstmann, geb. 24. Dez. 1645 zu Oberrabenstein im sächs. Erzgebirge als der Sohn des kursächs. Landjägermeisters Georg Karl von C. (geb. 1616, gest. 1680), genoß eine vorzügliche allgemeine Vorbildung, besuchte das Gymnasium in Halle, studierte zu Jena, Leiden und Utrecht namentlich Naturwissenschaften und machte ausgedehnte Reisen in Europa, wurde 1672 Amtshauptmann zu Wolkenstein, 1677 Vizeberghauptmann und 1711 Oberberghauptmann zu Freiberg in Sachsen. Als solcher nahm er auch wesentliches Interesse an den forstlichen Zuständen Sachsens und schrieb: «Sylvicultura oeconomica, oder hauswirtliche Nachricht und naturgemäße Anweisung zur wilden Baumzucht, nebst gründlicher Darstellung, wie dem insgemein einreißenden Holzmangel zu prospizieren u. s. w.» (Lpz. 1732). Dasselbe ist als eins der ältesten waldbaulichen Bücher historisch beachtenswert. C. starb 3. März 1714 in Freiberg.

Carlson (Fredrik Ferd.), schwed. Geschichtschreiber und Staatsmann, geb. 13. Juni 1811 in Upland, studierte zu Upsala, bereiste 1834—36 Dänemark, Deutschland, Italien und Frankreich, wurde 1836 Docent der Geschichte zu Upsala und war 1837—46 Lehrer der königl. Prinzen in Stockholm. Nach einer Forschungsreise in England kehrte er nach Upsala zurück, wurde 1849 Professor der Geschichte an der dortigen Universität und 1863 Staatsrat und Chef des Ministeriums der Kultusangelegenheiten. Diese Stelle bekleidete er bis 1870 und von neuem 1875—78. Auf allen Reichstagen 1850—66 war er als Abgeordneter der Universität thätig sowie auch seit 1872 in der neuen Repräsentation. Unter C.s zahlreichen histor. Schriften ist als sein Hauptwerk hervorzuheben die in Bezug auf Forschung wie Darstellung gleich verdienstliche «Geschichte Schwedens», welche die Fortsetzung von Geijers Werke in Heerens und Ukerts «Geschichte der europ. Staaten» (Bd. 4 und 5, Gotha 1855—74) bildet und unter dem Titel: «Sveriges historia under konungarne af Pfalziska huset» (Bd. 1—6, Stockh. 1855—81) auch in schwed. Bearbeitung erschien. Außerdem verdient noch «Om fredsunderhandlingarne åren 1709—18» (Stockh. 1857), eine schwed. Übersetzung seines ursprünglich in lat. Sprache geschriebenen Professorspecimens, besondere Erwähnung. C. ward 1858 zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften erwählt und 1859 auch in die Schwedische Akademie aufgenommen.

Carludovica *Ruiz et Pav.*, Pflanzengattung aus der Familie der Pandaneen. Es sind teils kletternde, teils aufrechtstehende, palmenähnliche Gewächse, die in den Tropengegenden Amerikas einheimisch sind. Sie haben lederartige, mehrfach geteilte Blätter. Die wichtigste Art ist die in Südamerika vorkommende C. palmata *R. et P.*, die Blätter derselben liefern das Material zu den echten Panamahüten.

Carluke, Städtchen in der schott. Grafschaft Lanark, 7 km im NW. von Lanark, rechts vom Clyde, mit 3423 E., welche Eisen- und Kohlengruben bearbeiten, auch eine Baumwollspinnerei unterhalten.

Carlyle (Thomas), berühmter engl. Schriftsteller, wurde 4. Dez. 1795 in dem Dorfe Ecclefechan in der Grafschaft Dumfries in Schottland geboren. Von seinen Eltern, wohlhabenden Landleuten, für die Kirche bestimmt, befriedigte ihn auf der Universität zu Edinburgh weder das Studium der Theologie noch das der Rechte. Er wurde Lehrer der Mathematik an einer Schule in Kirkcaldy und beschäftigte sich mit deutscher Sprache und Litteratur. Eine Reihe von Jahren war von nun an sein Hauptbemühen darauf gerichtet, durch Übersetzungen und kritische Arbeiten den Briten die Geistesschätze Deutschlands zugänglich zu machen. Seiner «William Meister's apprenticeship» (3 Bde., Edinb. 1824; neue Ausg., Lond. 1874) folgten das «Life of Schiller» (Lond. 1825; neue Ausg., Lond. 1874; deutsch, Frankf. 1830) und die «Translations of

Artikel, die man unter C vermißt, sind unter K aufzusuchen.

German romances» (4 Bde., Edinb. 1827), eine Auswahl aus Goethe, Tieck, Jean Paul, Fouqué, Musäus, Hoffmann u. a. Die Huldigung der 19 engl. Goethophilen (darunter Sir Walter Scott und Lord Francis Gower, nachheriger Graf Ellesmere), 1831 in einer Adresse und einem sinnreichen Gedicht an Goethe dargebracht, war von C. veranlaßt. Mit Goethe trat C. auch in nähere persönliche Beziehungen. Nachdem er bis 1834 teils in Edinburgh, teils auf dem Landgute Craigenputtock in Dumfriesshire als Mitarbeiter an «Frazer's Magazine», der «Edinburgh Review» und der «Foreign Review», die er besonders durch geistvolle kritische Arbeiten über die deutsche Litteratur bereicherte, privatisiert hatte, siedelte er nach London über, welches seitdem sein dauernder Wohnsitz blieb. Von seinen Originalarbeiten begründete zuerst seinen Ruf seine «French Revolution, a history» (3 Bde., Lond. 1837; 4. Aufl. 1864; deutsch von Feddersen, 3 Bde., Lpz. 1844), ein durch die Großartigkeit der Behandlung und den poetischen Schwung der Sprache ausgezeichnetes Werk. Die Geschichte seiner innern Entwickelungskämpfe und seine philos. Weltansicht legte C. in dem schon 1831 geschriebenen, aber erst 1838 als Buch veröffentlichten «Sartor Resartus» (deutsch von Th. A. Fischer, Lpz. 1882) nieder, das ebenso durch seine eigentümliche, ans Barocke streifende Schreibart, wie durch seinen Humor und die kühne Neuheit der Gedanken Aufsehen erregte. Im J. 1839 erschien von ihm eine Schrift über den Chartismus, hierauf die Vorlesungen: «On Hero-worship» (Lond. 1841; deutsch von Neuberg, Berl. 1853) und die histor.-philos. Betrachtungen: «Past and present» (Lond. 1843). In diesen Werken trat eine neue Geistesrichtung C.s hervor, die Tendenz, die individuelle geniale Einsicht und Thatkraft als das bewegende Prinzip der Geschichte darzustellen und über das Interesse an dem allgemeinen menschlichen Fortschritt zu erheben, den C. im ganzen geneigter war in seinen Mängeln zu kritisieren als in seinen Vorzügen anzuerkennen. In den «Latter-day pamphlets» (Lond. 1850) ist diese Anschauungsweise auf die Spitze getrieben. Man kann diese Flugschriften als die genialste Apologie des Rückschritts und die bitterste Kritik des progressistischen Geistes unserer Zeit betrachten, welche die neuere europ. Litteratur hervorbrachte. C.s histor. Auffassung bildet daher den schärfsten Gegensatz zu den geschichtsphilos. Grundideen Buckles.

Den größten historischen Wert von allen Schriften C.s haben die «Letters and speeches of Oliver Cromwell» (2 Bde., Lond. 1845, mit einem «Supplement» von 1846). Wenn der Commentar des Herausgebers sich auch mehr durch Scharfsinn und Beredsamkeit als durch Unparteilichkeit auszeichnet, so verdient er doch das Lob, die Ehrenrettung eines der bedeutendsten Charaktere der engl. Geschichte mit Erfolg versucht zu haben. Einen zweiten seines Heroenkultus würdigen Helden fand C. in Friedrich d. Gr., den er viele Jahre hindurch zum Gegenstand umfassender Studien machte, welche ihn auch nach Deutschland führten. Das Ergebniß derselben legte er nieder in der «History of Friedrich II, called Frederick the Great» (6 Bde., Lond. 1859—65; neue Ausg., 10 Bde. 1874; deutsch von Neuberg und Althaus, 6 Bde., Berl. 1859—69), die aber trotz vieler glänzenden Vorzüge an zu großer Länge und in manchen Partien an einer gewissen Formlosigkeit der Darstellung leidet. Seitdem hat C. kein größeres Werk mehr veröffentlicht. Unter seinen übrigen Arbeiten ist die Biographie seines Jugendfreundes, des Dichters Sterling (Lond. 1851), zu erwähnen. Seine kleinern, in verschiedenen Zeitschriften verstreuten, meist auf deutsche und franz. Litteratur bezüglichen Schriften erschienen unter dem Titel «Critical and miscellaneous essays» gesammelt in 4 Bänden (Lond. 1847 und später in vielen neuen Auflagen). Von 1868—70 war er mit einer neuen Gesamtausgabe seiner Werke («Library edition», in 34 Bänden) beschäftigt. Dieser Ausgabe folgte 1871 die billige «Peoples edition», die in zahlreichen Auflagen eine weite Verbreitung gefunden hat. Ferner veröffentlichte er eine Reihe von Abhandlungen unter dem Titel: «The early Kings of Norway. Also an essay on the portraits of John Knox» (Lond. 1875). Mit Ausnahme seiner Amtsführung als Rektor der Universität Edinburgh, zu welchem Ehrenposten die edinburgher Studenten ihn für das J. 1866—67 wählten, bekleidete C. nie eine öffentliche Stellung, sondern lebte ausschließlich seiner schriftstellerischen Thätigkeit. Während des Deutsch-Französischen Kriegs von 1870—71 nahm er eifrig Partei für die Sache Deutschlands; während des Russisch-Türkischen Kriegs für die Befreiung der Balkanstaaten. Er starb in London 5. Febr. 1881. Seine Leiche wurde in seinem Geburtsort beigesetzt.

Großes Aufsehen erregten seine von seinem litterarischen Testamentsvollstrecker Froude veröffentlichten «Reminiscences» (2 Bde., Lond. 1881), sowie die ganz auf seine Korrespondenz und Tagebücher gegründete und ebenfalls von Froude herausgegebene Biographie: «Thomas C. A history of the first forty years of his life» (2 Bde., Lond. 1882).

Vgl. Oswald, «Thomas C. Ein Lebensbild» (Lpz. 1881), und Althaus, «Erinnerungen an Thomas C.» (in «Unsere Zeit», 1881, Bd. 1).

Carmagnōla, Stadt in der ital. Provinz Turin, 26 km südlich von Turin, an der Mellana und an der Eisenbahn Turin-Cuneo, welche hier nach Savona abzweigt, hat aus ihrer Blütezeit im 15. und 16. Jahrh. gotische Kirchen und eine Schloßruine, ferner ein Lyceal-Gymnasium und eine technische Schule und zählt (1881) 3007, als Gemeinde 12818 E., welche hauptsächlich Leinen-, Hanf- und Seidenstoffe fabrizieren. Von den ehemals bedeutenden Festungswerken steht nur noch ein Turm, jetzt ein Glockenturm. C. ist der Geburtsort des Condottiere Carmagnola (s. d.) und besonders bekannt geworden durch das franz. Revolutionslied Carmagnole (s. d.).

Carmagnōla, venet. Feldherr, eigentlich Francesco Bussone, geb. um 1390 als der Sohn eines Bauern zu C. in der Markgrafschaft Saluzzo, hütete als Knabe das Vieh, nahm dann Kriegsdienste und zeichnete sich durch Mut und Klugheit so aus, daß er unter dem Herzoge Filippo Maria Visconti von Mailand schnell befördert wurde. Der Herzog schenkte ihm seine Gunst in hohem Grade und gab ihm eine seiner Verwandten zur Gemahlin. Allein Mißgunst erzeugte Verleumdung, sodaß C. in Ungnade Mailand verlassen mußte. Francesco Foscari, Doge von Venedig, bewog ihn, den Oberbefehl über das venet. Heer zu übernehmen. Mit Glück leitete C. einen Feldzug gegen den Visconti und nötigte diesen 1426 zur Abtretung von Brescia. Das Mißlingen der beiden folgenden Feldzüge gegen Mailand (1427 und 1431)

brachte C. in den Verdacht des Verrats. Im April 1432 nach Venedig zurückgekehrt, wurde er einem peinlichen Prozeß unterworfen und 5. Mai als Verräter enthauptet. Seine wirkliche Schuld ist aber keineswegs festgestellt, wie sich aus Verlans «Geschichte C.s» und Romanins «Geschichte Venedigs» ergibt. Manzoni hat C.s Schicksale in einem Trauerspiele dargestellt.

Carmagnole hieß in der Französischen Revolution ein auf den Hof sich beziehender republikanischer Rundgesang und Tanz, der 1792 bei Gelegenheit der Einnahme von Carmagnola in Piemont aufkam. Der Anfang des Liedes war: «Madame Veto avait promis», und jeder Vers schloß mit dem Refrain: «Dansons la C. — Vive le son du canon!» Der Name dieses revolutionären Volksliedes ging nachher über auf ein Kamisol mit kurzen Schößen, beinahe ohne Kragen, wie es von der Volksklasse während der Revolution meistens getragen wurde. Endlich gebrauchte man das Wort auch zur Bezeichnung der eifrigsten Mitglieder des Jakobinerklubs, weil sie das populäre Kostüm, C. genannt, als Demagogentracht annahmen.

Carmarthen oder Caermarthen, die größte Grafschaft in dem Fürstentum Wales, in dessen südl. Teile sie sich über einen Flächenraum von 2453 qkm erstreckt, wird begrenzt im S. von der nach ihr benannten und östlich mit dem Kanal von Bristol zusammenhängenden Carmarthenbai, im W. von der Grafschaft Pembroke, im N. von Cardigan, im O. von Glamorgan und Brecknock. Es ist wesentlich das Becken des Towyflusses, der zwischen den Kalkfelsen der Black Mountains im O. und den Schiefermoorlands der Plynlimmonkette im W. von N. nach SW. durch das Land fließt. Der Boden ist zum Teil hügelig und erhebt sich in den letzten Ausläufern des sich hier absenkenden, in den Black Mountains (Mynydd-Du) 872 m hohen Walisischen Gebirgs, welche von den sehr fischreichen Flüssen Burry, Towy, Cothi, Taf, Teify und andern bewässert werden. Die Einwohner, 124861 an der Zahl (1881), beschäftigen sich mit Viehzucht, Ackerbau und einiger Wollmanufaktur. Steinkohlen liefert der Boden reichlich, auch Eisen, welches besonders in Llanelly verarbeitet wird, etwas Silber und Blei, Marmor u. s. w. Die Grafschaft sendet mit der Hauptstadt zwei Mitglieder zum Hause der Gemeinen.

Die Hauptstadt Carmarthen, auch Caer Fryddyn genannt, liegt an der Südwales-Eisenbahn und an beiden Ufern des Towy, fast 14 km von dessen Mündung in die Carmarthenbai, 22 km im NW. von Llanelly, an den Höhenabhängen, sodaß die Straßen ziemlich steil und unregelmäßig sind. Hervorzuheben sind die got. Pfarrkirche, das schöne Rathaus mit ion. Säulenfaçade und Markthalle und die beide Stadtteile verbindende Brücke von sieben Bogen. Am Westende der Stadt steht eine 25 m hohe Säule zum Gedächtnis des in der Schlacht von Waterloo gefallenen T. Picton. Die Stadt hat ein Gefängnis auf der Stelle des alten Schlosses, ein Krankenhaus, eine Lateinschule, ein bischöfl. Lehrerseminar, ein Seminar für Presbyterianer und ein Theater. Sie zählt (1881) 10512 E., welche sich mit Fisch-, besonders Lachsfang, Zinn- und Eisenverarbeitung, Quincaillerie-Fabrikation, Schiffbau und Handel beschäftigen. Da der Fluß bei Hochwasser bis zur Brücke für Fahrzeuge von 200 t schiffbar ist, so versorgt C. den ganzen Distrikt mit allem möglichen Bedarf und führt dafür ländliche Produkte, besonders Butter, außerdem einiges Bleierz aus. — Die Stadt erscheint schon im «Itinerarium» des Antoninus als Maridunum im Besitz der Demeten oder Demeceten, und von der röm. Zeit zeugen noch manche Ruinen. Lange Zeit hindurch war sie die Residenz der walisischen Fürsten und spielte in den Kämpfen derselben gegen die Engländer eine bedeutende Rolle. So ward sie 1137 durch Owen Gwynedd bis auf den Grund verbrannt, doch bald darauf von dem Grafen von Clare wieder aufgebaut. Von ihr trägt der Herzog von Leeds den Titel eines Marquis von C.

Carmaux, Marktflecken im franz. Depart. Tarn, Arrondissement Albi, an dem zum Aveyron gehenden Cérou, in 220 m Höhe, durch Zweigbahn nach Castres mit der Südbahn verbunden, zählt (1876) 5384, als Gemeinde 6160 E., welche Braunkohlenbergbau und Glasfabrikation treiben. Von dem auf 8000 ha ausgedehnten Kohlenbassin mit 30 Mill. cbm Kohlen werden 300 ha abgebaut und jährlich 1⅓ Mill. metrische Ctr. gewonnen.

Carmen (lat., Mehrzahl Carmina), Gedicht, namentlich Gelegenheits-, Festgedicht.

Carmen Sylva, Pseudonym der Königin Elisabeth (s. d.) von Rumänien.

Carmentalis porta hieß ein unter dem Kapitolinischen Hügel gelegenes Thor des alten Rom, welches von dem nahen Tempel der Göttin Carmenta seinen Namen hatte. Die Lage des Thors läßt sich heute nicht mehr mit Bestimmtheit angeben; nur so viel ist sicher, daß es am südl. Abhang des Kapitols zu suchen ist, am wahrscheinlichsten an der Südwestecke des Hügels. Seitdem die 300 Fabier durch dieses Thor ihrem unglücklichen Geschick entgegengezogen waren, galt es für unglückbringend, durch dasselbe ein- und auszugehen, und es erhielt in der Folge den Namen porta scelerata.

Carmentis (oder Carmenta) hieß eine altröm. Göttin, welche dem Namen nach eine Göttin der Carmina (d. h. der Lieder, Weissagungen, Zaubersprüche u. s. w.) war. Insbesondere glaubte man sie bei Geburten mächtig, entweder weil man auch hier auf die Hilfe von Zaubersprüchen hoffte, oder weil sie als Göttin des Gesanges und der Weissagung mit den Göttinnen der Bäche und Quellen verwandt erschien, die ebenfalls wegen des Rauschens des Wassers Gesangs- und Weissagungsgöttinnen, wegen dessen lebenspendender Kraft Geburtsgöttinnen waren. Die Göttin hatte in Rom an dem nach ihr benannten Carmentalischen Stadtthor am Fuße des Capitolinischen Hügels ein Heiligtum mit einem eigenen Priester, sowie Feste am 11. und 15. Jan. Diese galten ihr als Geburtsgöttin in doppelter Person, als der C. Prorsa oder Porrima und der C. Postvorsa, welche ursprünglich als Göttinnen der Kopf- und Steißgeburt verehrt wurden, während eine spätere Deutung aus ihnen Schicksalsgöttinnen machte, welche in die Vergangenheit und Zukunft schauen und das Geschick der Neugeborenen weissagen. In der röm. Sagengeschichte ist C. die seherische Mutter oder Gemahlin des Euander (s. d.).

Carmer (Joh. Heinr. Kasimir, Graf von), preuß. Justizminister, geb. 29. Dez. 1721 in der damals kurpfälz. Oberamtsstadt Kreuznach, trat aus dem pfälz. 1749 in den preuß. Staatsdienst, wurde 1750 Regierungsrat in Oppeln, 1751 Direktor und 1763 Präsident der Regierung zu Breslau, 1768 Justiz-

minister und Chef-Präsident sämtlicher Regierungen in Schlesien. Der König berief ihn 1779 an die Stelle des Freiherrn von Fürst zum Großkanzler und Chef de justice und übertrug ihm die Reform des Justizwesens, nachdem die vom frühern Großkanzler von Cocceji ausgegangenen Verbesserungen sich mehrfach mangelhaft gezeigt hatten. Energie, Umsicht und ein hoher Gerechtigkeitssinn bezeichneten seine Amtsverwaltung. Ihm dankt Preußen unter vielen andern nützlichen Veranstaltungen besonders die Einrichtungen der ritterschaftlichen Kreditsysteme, die Vorbereitung des Allgemeinen Landrechts, vor allem aber die Verbesserung des Civilprozesses und der Gerichtsverfassung. Er zog sich 1798 aus dem öffentlichen Leben auf sein Gut Rützen bei Guhrau zurück. Von König Friedrich Wilhelm III. 1798 in den Grafenstand erhoben, starb er 23. Mai 1801. Vgl. «C., preuß. Großkanzler» (Bresl. 1802).

Carminativa (lat.), blähungtreibende Mittel, s. unter Blähungen.

Carmona, Stadt in der span. Provinz Sevilla, 38 km im ONO. von Sevilla, auf hohem Berge an der Eisenbahn C.-Sevilla mit (1877) 17421 E., welche guten Wein gewinnen. Die Stadt, keltiberischen Ursprungs (das Carmo der Römer), erscheint noch jetzt wie eine alte arab. Stadt: auf dem Gipfel des Felsens erhebt sich ein alter Alcazar in Ruinen, unterhalb dessen sich ein Abgrund öffnet. Die Hauptkirche stammt aus dem 16. Jahrh. Der zur Kirche San-Pedro gehörende Turm ist der Giralda nachgeahmt. Seit 1028 war C. (Karmuna) Sitz eines arab. Fürsten aus der Dynastie der Beni Birzei und wurde 1243 von den Castilianern erobert. Jetzt wohnen hier viele reiche Adelige.

Carmontelle, franz. Dichter, geb. 25. Aug. 1717 zu Paris, war Vorleser bei dem Herzoge von Orléans, gest. 26. Dez. 1806 und ist vorzüglich durch seine «Proverbes dramatiques» (10 Bde., Par. 1768—1811; beste Ausg., 4 Bde., Par. 1822, zum Teil übersetzt von Wolf Grafen Baudissin, 2 Bde., Lpz. 1875) bekannt. Diese «Proverbes» sind, obgleich ohne eigentlichen dramatischen Bau, doch für Gesellschaftstheater brauchbar und von manchem dramatischen Dichter als eine reiche Fundgrube vielfach benutzt worden. Die Fruchtbarkeit C.s war eine außerordentliche. Außer seinen gedruckten Sachen, unter denen noch das «Théâtre de campagne» (4 Bde., Par. 1775) hervorzuheben, soll er Manuscript zu mehr als 100 Bänden hinterlassen haben. Er besaß nebenbei viel Talent für Malerei und malte fast alle berühmten Personen seiner Zeit.

Carn, s. Cairn.

Carna war eine der zahlreichen röm. Gottheiten, welche den einzelnen Momenten, Stufen und Verhältnissen des Lebens vorstanden. Der Bedeutung des Wortes entsprechend (nach röm. Ableitung von cor, d. h. Herz und Eingeweide, nach richtiger von caro, d. h. Fleisch) sollte sie den Leib kräftigen. Sie hatte auf dem Cälischen Hügel in Rom ein Heiligtum, das ihr der Sage nach, welche dabei an cor im Sinne von Herz und Mut dachte, von Brutus errichtet worden war, und am 1. Juni pflegte man ihr zu Ehren die alten Hauptspeisen: gepökeltes Schweinefleisch und Bohnenbrei, zu opfern und zu speisen. Infolge einer Verwechselung und Vermischung mit der Göttin Cardea wird sie in Ovids Fasten auch als Göttin der Thürangeln geschildert und von ihr erzählt, sie habe einst den nachmaligen sagenhaften König von Alba longa, Procas, als Kind vor den Strigen oder Hexen zu schützen gewußt, welche den kleinen Kindern das Blut aussaugen sollten, wobei sie eben die abergläubischen Mittel anwandte, die im Gebrauche waren: ein Ferkelopfer und einen Erdbeerbaumzweig, mit dem man Pfosten und Schwelle berührte, und einen Weißdornzweig, den man ins Fenster legte.

Carnac, Flecken im Kanton Quiberon des Arrondissements Lorient im franz. Depart. Morbihan (Niederbretagne), 30 km südöstlich von Lorient, auf einer Anhöhe in der Nähe des Meers gelegen, mit (1876) 636, als Gemeinde 2807 E., ist merkwürdig durch die daselbst befindlichen Druidendenkmäler, bestehend aus 5—600 rohen Granitobelisken, die mit der Spitze in der Erde ruhen, 3,3 bis 4 m über dieselbe emporragen und in Kolonnaden geordnet sind, welche auf die Küste zulaufen. Die Bedeutung des Denkmals, des vollständigsten megalithischen der Welt, ist rätselhaft. Im Süden der Granitkolonnaden befindet sich ein konischer Tumulus von 20 m Höhe mit einer Kapelle des heil. Michael auf der Spitze. Von diesem aus übersieht man die ganze Ebene. Im Sept. 1862 hat man durch Nachgrabungen unter demselben eine Art Krypta aufgefunden mit menschlichen Gebeinen und kelt. Altertümern aus Nephrit und Tremolith, Ohrgehänge aus Jaspis, Teile von Halsbändern aus Elfenbein und Türkisen u. s. w. Bei C. landeten 27. Juni 1795 die Emigranten unter dem Grafen Puisaye.

Carnage (frz.), Gemetzel, Blutbad.

Carnall (Rud. von), preuß. Berghauptmann, geb. 9. Febr. 1804 zu Glatz, besuchte das dortige Gymnasium, erlernte dann in den neuroder und waldenburger Revieren die praktischen bergmännischen Arbeiten, studierte 1823—24 in Berlin und wurde hierauf bei dem Bergamte zu Tarnowitz und später als Obereinfahrer bei der Friedrichsgrube in Oberschlesien beschäftigt. In diese Zeit fallen seine ersten schriftstellerischen Arbeiten: «Über Sprünge im Steinkohlengebirge» und «Geognost. Beschreibung des waldenburger Steinkohlenbeckens». Zum Bergmeister ernannt, erstreckte sich seine Wirksamkeit hauptsächlich auf Hebung und Ausdehnung des Betriebes in den metallurgischen Distrikten Oberschlesiens, wo namentlich der Galmei-Bergbau wesentliche Fortschritte ihm zu verdanken hat. Auch hielt er Vorträge an der Bergschule zu Tarnowitz und gab das «Bergmännische Taschenbuch für Oberschlesien» (1843—47) heraus. Er wurde 1845 Oberbergrat in Bonn, 1854 Geh. Oberbergrat und vortragender Rat bei der Bergwerksabteilung im Handelsministerium zu Berlin. Sein Aufenthalt in Berlin (1847—55) war wesentlich den Reformen in der höhern Verwaltung und fachwissenschaftlichen Forschungen gewidmet. In Verbindung mit L. von Buch, H. und G. Rose, Beyrich u. a. gründete er 1848 die Deutsche Geologische Gesellschaft, und seiner Thätigkeit entstammt die Grundlage der heutigen bergrechtlichen Stellung der deutschen Bergwerksindustrie und der mit ihr zusammenhängenden Knappschaftsordnungen. Außerdem trug C. 1849—55 an der berliner Universität über Bergbaukunde vor und begründete 1853 die «Zeitschrift für das Berg-, Hütten- und Salinenwesen im preuß. Staate». Im J. 1855 zum Berghauptmann und Direktor des Oberbergamts zu Breslau ernannt, veröffentlichte er 1857 eine vortreffliche geognost.

Karte von Oberschlesien. C. trat 1861 aus dem Staatsdienst und starb 17. Nov. 1874 zu Breslau. Nach ihm hat H. Rose das Carnallit (s. d.) benannt.

Carnallit, ein nach dem Berghauptmann von Carnall benanntes Mineral, welches in der obersten Region des staßfurter Steinsalzlagers, der Carnallitregion, ferner zu Kalucz in Galizien, zu Maman in Persien und anderwärts sich als grobkörnig-krystallinisches Aggregat findet, im reinen Zustande ungefärbt und wasserklar ist, muscheligen Bruch zeigt und spezifisches Gewicht von 1,615 hat. Meist ist es jedoch durch mikroskopische Schuppen von Eisenglimmer rot gefärbt. Seine Individuen gehören dem rhombischen System an. Es besteht aus 27 Proz. Chlorkalium, 34 Proz. Chlormagnesium und 39 Proz. Wasser ($KCl + MgCl^2 + 6 aq$); häufig wird etwas Kalium durch Natrium ersetzt. Der C. ist für die Gewinnung der Kalisalze ein überaus wichtiger Körper geworden. An der Luft zerfließt er; in Wasser ist er leicht löslich, beim Betropfen damit zerlegt er sich in Chlorkalium, welches krystallinisch sich ausscheidet, und in aufgelöst bleibendes Chlormagnesium. Aus dem Chlorkalium stellt man schwefelsaures Kali, kohlensaures Kali (Pottasche) und andere für die Industrie und Agrikultur bedeutungsvolle Kaliverbindungen dar.

Carnarvon oder Caernarvon, die nordwestlichste Grafschaft des engl. Fürstentums Wales, durch den Menaikanal (s. d.) von der Insel Anglesey (s. d.) getrennt, umfaßt 1495,2 qkm und zählt (1881) 119195 E. Sie grenzt im O. an Denbigh, im S. an Merioneth, auf den andern Seiten an die Irische See und sendet gegen SW. die Halbinsel Lleyn aus, welche im Kap Braich-y-Pwll endet und im NW. von der Carnarvonbai, im SO. von der Cardiganbai bespült wird. Eine hohe Gebirgskette, deren Gipfel durch tief eingeschnittene, von kleinen Seen (Llyns) erfüllte Klüfte getrennt werden, durchzieht die ganze Grafschaft ihrer Länge nach von NO. gegen SW. und macht sie zu der gebirgigsten in Wales. Den Mittelpunkt bildet der 1094 m hohe Snowdon, der höchste Berg in Wales und England, welcher, so unwegsam er auch ist, doch vielfach bestiegen wird. Nächst ihm ist der höchste der Carnedd- oder Caern-David, 980 m hoch. Durch die vielen Bergspitzen und Seen erhält C. den Charakter einer romantischen Alpenlandschaft, der sich auch auf die vorwiegende Beschäftigung der Bewohner, Viehzucht und Milchwirtschaft, erstreckt. Den Hauptreichtum C.s bilden indes die Schieferbrüche, namentlich die von Penrhyn, deren jährlicher Ertrag auf 119000 Pfd. St. veranschlagt wird. (S. Bangor.) Auch werden Blei, Silber, Schwefelerze, Kupfer und Zink gewonnen, und an den Küsten wird bedeutender Fisch- und Austernfang getrieben. Der größte Fluß ist der Conway an der Ostgrenze, welcher ein fruchtbares Thal durchströmt. Der Ackerbau, meist auf Hafer beschränkt, ist sehr zurück. Das Manufakturwesen ist ganz unbedeutend. Die Grafschaft schickt ein Mitglied zum Parlament, die Hauptstadt nebst Conway (s. d.) ein zweites.

Die Hauptstadt Carnarvon, Municipal- und Hafenstadt sowie Parlamentsborough, liegt an der Mündung des Seiont in den Menaikanal und an der Cambrianbahn, 11 km südwestlich von der großen Britanniabrücke. Sie hat enge, sich rechtwinkelig schneidende Straßen und ist von einer festen Mauer mit runden Türmen umgeben, durch welche sie vom Hafen mit seinem Quai und Hafendamm getrennt ist. Die besonders gut erhaltene Burg Eduards I., das Carnarvon-Castle, ist eins der imposantesten alten Bauwerke in England. Außer den Resten alter Befestigungen sind in der Stadt bemerkenswert das Rathaus, das Grafschaftsgebäude, die Markthalle und neun Kirchen. Sie hat ein Schullehrerseminar, eine Handelsinstitution, ein Museum mit Altertums- und naturhistor. Sammlungen. C. zählt (1881) 10237 E., die sich mit Eisen- und Messinggießerei, Schiffbau, Fischfang und Segeltuchfabrikation beschäftigen. Auch ist der Handel nicht unbedeutend, der besonders nach Bristol, Liverpool und Dublin getrieben wird und hauptsächlich Schiefer zur Ausfuhr bringt. — Die Geschichte des Ortes reicht bis in die Zeiten der Römer, welche hier die wichtigste Station in Cambria hatten, und von denen mancherlei Altertümer übrig sind. Das alte Segontium lag jedoch 2 km im Osten vom jüngern C., das von Eduard I. und II. 1284—1320 mit seinen noch zum Teil bestehenden Festungswerken erbaut ward. In der Burg, Caer Seiont genannt, zeigt man im höchsten Turme, dem Adlerturme, noch das Zimmer, in welchem der hiernach benannte erste Prinz von Wales, Eduard II., 1284 geboren wurde. Die Walliser plünderten 1294 die Stadt, die auch durch die Eroberung 1644 im Bürgerkriege viel litt.

Carnarvon (Henry Howard Molyneux Herbert, Graf), engl. Staatsmann, ältester Sohn des dritten Grafen C., wurde 24. Juni 1831 in London geboren. In Eton vorbereitet, vollendete er mit Auszeichnung seine Studien in Oxford und nahm dann, da er durch den Tod seines Vaters im J. 1849 schon während seiner Minderjährigkeit die Grafenwürde erlangte, sofort seinen Sitz im Oberhause. Hier erregte er gleich durch seine erste Rede bedeutende Erwartungen. Als Anhänger der konservativen Partei folgte er der Führerschaft Graf Derbys und wurde von diesem in dessen zweitem Ministerium 1858—59 als Unterstaatssekretär für die Kolonien, in dem dritten Ministerium Derby 1866 als Kolonialminister angestellt. Als solcher befürwortete er im Beginn der Session von 1867 die Bill für die Konföderation der britischen Provinzen in Nordamerika, legte aber schon mehrere Wochen später (2. März) sein Amt nieder, weil die inzwischen von Disraeli eingebrachte Reformbill seiner Meinung nach zu weit in demokratischer Richtung von den Traditionen der konservativen Partei abwich. Doch kehrte er bei der Bildung des zweiten Ministeriums Disraeli (Febr. 1874) von neuem an seinen frühern Posten als Kolonialminister zurück. Seine Hauptthat während dieser zweiten Amtsführung war die Annexion des Transvaals in Südafrika, die, obgleich mit den besten Absichten unternommen, auf einer falschen Beurteilung der Verhältnisse beruhte und später bittere Früchte tragen sollte. Neue Meinungsverschiedenheiten entzweiten C. mit dem Führer der konservativen Partei zu Anfang des J. 1878, als er, ebenso wie sein Kollege, Graf Derby, in der Sendung der engl. Mittelmeerflotte in die Dardanellen ein vorzeitiges Aufgeben der bisher befolgten Neutralitätspolitik Englands in dem russ.-türk. Kriege mißbilligte, ein Umstand, der 24. Juni seine Resignation zur Folge hatte. Mit der eigentümlichen Mäßigung der Ansichten, die ihn neben einer charaktervollen Entschiedenheit kennzeichnet, trennte C. sich trotzdem nicht von dem

konservativen Parteiverbande und nahm auch später, nachdem Lord Derby ins liberale Lager übergetreten war, meist in konservativem Sinne an den Debatten teil. Als Redner klar, fließend und eindringlich, von gründlicher Bildung und vielseitigen Interessen, hat Lord C. sich auch als Schriftsteller bekannt gemacht. Von ihm erschien: «The Archaeology of Berkshire» (1859), und «Recollections of the Druses of the Lebanon and notes on their religion» (1860). Außerdem gab er ein hinterlassenes Werk seines Vaters: «Reminiscences of Athens and the Morea» (1869) sowie «The gnostic heresies of the first and second centuries» (1875), ein hinterlassenes Werk seines Freundes, des Dekans der Paulskirche, Dr. Mansel, mit einer Biographie des letztern, und, als Frucht seiner noch immer fortgesetzten klassischen Studien, eine gelungene metrische Übersetzung von Äschylus'«Agamemnon» (1879) heraus. Im J. 1878 wurde er zum Präsidenten der Society of Antiquaries gewählt.

Carnation (lat.), in der Malerei die Behandlung der Fleischfarbe. Die C. bietet große Schwierigkeit für den Maler, da das Fleisch in seinem matten Glanze keine ausgesprochene, einfache Farbe hat, sondern die verschiedensten Farben in sich zusammenfaßt und ausgleicht. Die C. ist ein so hervorragend wichtiger Faktor, daß man einzelne Schulen und nationale Gruppierungen in der Malerei nach diesem Moment unterscheidet und bezeichnet. So spricht man von der blühenden C. und der Mürbheit (morbidezza) des Fleisches bei den Venetianern, von dem energischen Rotweiß bei Rubens, dem bleichen Ton der Altdeutschen Schule, dem Olivengrau der Byzantiner u. s. w.

Carnaubawachs oder Cereawachs, eine die Blätter der in Brasilien allgemein verbreiteten Palme Corypha oder Copernicia cerifera beiderseitig überziehende wachsartige Masse, welche sich leicht in zusammenhängenden Schuppen von grünlicher Farbe ablöst. Diese Schuppen werden in Wasser geschmolzen und dann in den Handel gebracht. Der Schmelzpunkt dieses Wachses liegt zwischen 63 und 97° C., es wird daher mit Vorteil bei der Kerzenfabrikation dazu verwandt, um den Schmelzpunkt anderer Kerzenmaterialien zu erhöhen; so hat man Lichter aus einem Gemenge von C. und Kokosöl gegossen. Unter den Bestandteilen dieses Wachses ist Melissylalkohol und Cerotinsäure nachgewiesen.

Carné (Louis Marcien, Graf von), franz. Schriftsteller, geb. 17. Febr. 1804 zu Quimper, widmete sich anfangs der diplomatischen Laufbahn, war 1839—48 Mitglied der Deputiertenkammer und wurde 1863 in die Französische Akademie gewählt. Er starb 12. Febr. 1876 zu Quimper. Außer zahlreichen Aufsätzen in verschiedenen Zeitschriften veröffentlichte C. namentlich: «Études sur l'histoire du gouvernement représentatif en France, de 1789 à 1848» (2 Bde., 1855), «Études sur les fondateurs de l'unité française» (2 Bde., 1848—56), «Les États de Bretagne et l'administration de cette province jusqu'en 1789» (2 Bde., 1868), «Souvenirs de ma jeunesse au temps de la Restauration» (1872).

Carnet (frz.), kaufmännisches Notizbuch, Taschenbuch.

Carnicer (Don Ramon), span. Opernkomponist, geb. 24. Okt. 1789 zu Tarrega in Catalonien, studierte die Musik zuerst in Seu-de-Urgel, dann seit 1806 in Barcelona, unter der Leitung des Don Francisco Queralt, Kapellmeisters der dasigen Kathedrale, und des Organisten Don Carlos Baguer. Im J. 1816 erhielt er von der Direktion des Theaters zu Barcelona den Auftrag, in Italien für die nächste Opernsaison eine Gesellschaft zu bilden, und wurde zweiter, 1818 erster Kapellmeister bei der Oper in Barcelona. Hier schrieb er bis 1827 seine ersten Opern: «Adela de Lusignano», «Elena y Constantino», «Don Juan Tenorio», «El Colon», «El Eufemio de Messina», welche alle vielen Erfolg hatten. Er wurde 1828 Kapellmeister am königl. Theater in Madrid, 1830 Kompositionsprofessor am Konservatorium daselbst. C. starb 17. März 1855. Von seinen Opern aus der Zeit von 1828 bis 1845, wo er für die Bühne zu arbeiten aufhörte, sind besonders zu nennen: «Elena e Malvina», «Ismalia» und «Ipermnestra». C. war bemüht, nach ital. Vorbildern eine nationale Oper zu schaffen, und hat neben seinen größern (auch kirchlichen) Kompositionen zu einer nicht geringen Anzahl span. Volkslieder volkstümlich gewordene Melodien komponiert.

Carnifex (lat.), s. unter Scharfrichter.

Carnifikation (lat.), Umwandlung in Fleisch, ein krankhafter Zustand einiger Gewebe im menschlichen Körper, namentlich der Lungen. In Bezug auf letztere ist der Ausdruck Hepatisation, d. h. Verleberung, Umwandlung in leberartigen Zustand, angemessener.

Carniprivium, soviel wie Fastenzeit; C. vetus, Anfang der Fasten mit dem Sonntag Quadragesimä; C. novum, Anfang der Fasten mit dem Sonntag Quinquagesimä.

Carnivoren (Carnivŏrae, d. h. Fleischfresser) oder Ferae (d. h. wilde Tiere) diejenige Ordnung der Säugetiere, welche die eigentlichen Raubtiere umfaßt und durch den Zahnbau ausgezeichnet ist, indem bei diesen Tieren im Ober- und Unterkiefer sechs schneidende Vorderzähne sich befinden, der Eckzahn beiderseits stark hervorragt und nach zwei oder mehrern Lückenzähnen ein sehr großer Zahn sich findet, der fast immer ein Reißzahn, d. h. zusammengedrückt, mehr spitzig, inwendig mit einem stumpfen Höcker versehen und beim Beißen in der Art thätig ist, daß er an dem entgegenstehenden Reißzahne vorübergleitet und dadurch wie ein Scherenblatt wirkt. Hinter diesem Reiß- oder Fleischzahne finden sich ein bis drei mehr stumpfhöckerige Kauzähne. Die Zehen der C. enden in gekrümmte, kraftvolle Krallen, welche als Angriffs- und Verteidigungswaffe oder zum Festhalten der Beute dienen. Die Lebensweise der C. ist sehr verschieden; die einen sind mutig, heftig, oft sehr grausam, rachsüchtig oder listig, die andern feig, langsam oder tückisch; jene jagen auf der Erde, diese klettern auf Bäumen; manche überfallen ihre Beute im Sprunge, viele hetzen sie im Laufe; jene halten sich in Rudeln oder selbst in großen Scharen zusammen, andere wieder leben einsam, monogamisch. Sie werden nach der Zahl und Bildung der Backenzähne und nach dem Gange (Sohlen- oder Zehengang) in Gruppen und Familien eingeteilt; die Zehengänger (Digitigrada) begreifen die Katzen, die Hyänen und Hunde; die Halb-Sohlengänger (Semi-digitigrada) die Viverren (Stinktiere) und Marder; die Sohlengänger (Plantigrada) die Dachse und Bären.

Carnös (lat.), fleischig, fleischartig (namentlich von Geschwülsten); Carnösität, Fleischauswuchs, sog. wildes Fleisch.

Carnot (Lazare Nicolas Marguerite, Graf), einer der bekanntesten und achtungswertesten Charaktere der Französischen Revolution, geb. zu Nolay in Burgund 17. Mai 1753, von bürgerlicher Abkunft, war zu Anfang der Revolution Ingenieurhauptmann. Er wurde 1791 zum Abgeordneten bei der Gesetzgebenden Versammlung ernannt, nahm aber anfangs nur an den Beratungen über militärische Angelegenheiten teil. So wurden auf seinen Vorschlag die zahlreichen adeligen Offiziere, welche emigriert waren, durch Unteroffiziere ersetzt. Als Mitglied des Konvents stimmte er für Ludwigs XVI. Tod. Darauf ward er im März zur Nordarmee gesandt, wo er auf dem Schlachtfelde von Wattignies den feigen General Gratien absetzte, sich selbst an die Spitze des Heers stellte und den Feind zurücktrieb. Bei seiner Rückkehr ward er zum Mitgliede des Wohlfahrtsausschusses gewählt. Fortan leitete er das Kriegswesen und trug durch seine Anordnungen zu den Siegen der Republik wesentlich bei. Im Wohlfahrtsausschusse suchte er Robespierres Macht zu schwächen. Als trotzdem Legendre nach dem Sturze Robespierres darauf antrug, C. in Anklagezustand zu versetzen, rief eine Stimme aus der Versammlung: «Ihr könnt den Mann nicht verdammen wollen, der den Sieg in unsern Armeen organisiert hat!», und der Antrag blieb unberücksichtigt. Bei der Errichtung des Direktoriums 1795 wurde C. Mitglied desselben und erhielt einige Zeit bedeutenden Einfluß, zerfiel aber mit Barras, ward am 18. Fructidor (4. Sept. 1797) als Royalist verdächtigt und zur Deportation verurteilt. Er floh nach Deutschland und gab eine Rechtfertigungsschrift heraus, die durch die Aufdeckung der Schändlichkeiten seiner ehemaligen Kollegen den Sturz derselben am 30. Prairial (18. Juni 1799) beförderte. Nach dem 18. Brumaire wurde C. zurückberufen und im April 1800 zum Kriegsminister ernannt. Zwar gab er diese Stellung bald auf, weil er den ehrgeizigen Plänen Bonapartes widerstrebte, und zog sich in den Schoß seiner Familie zurück, ward jedoch 9. März 1802 zum Tribunat berufen. Die Unbeugsamkeit der Grundsätze, die ihn immer ausgezeichnet, verleugnete er auch hier nicht; er trat mehreremal den Absichten der Regierung entgegen, stimmte gegen das lebenslängliche Konsulat und war der einzige, der seine Stimme gegen die Einrichtung der Kaiserwürde erhob. Dennoch blieb er im Tribunat bis zu dessen Aufhebung; dann zog er sich in das Privatleben zurück. Im Jan. 1814 übertrug ihm Napoleon den Oberbefehl in Antwerpen, das er heldenmütig bis zur Kapitulation von Paris verteidigte. Zwar behielt er nach der ersten Restauration seine Titel und Würden, verschmähte aber als ein strenger Republikaner die Gunst des Hofs. Während der Hundert Tage machte ihn Napoleon zum Grafen und Pair des Reichs und drang ihm das Ministerium des Innern auf, das C. mit gewohnter Rechtlichkeit verwaltete. Nach Napoleons zweiter Abdankung trat er in die Provisorische Regierung, wurde aber von den Bourbons durch die Verordnung vom 24. Juli verbannt. Er wandte sich erst nach Warschau, dann nach Magdeburg, wo er 3. Aug. 1823 starb. Ein Denkmal (von Roulleau) wurde ihm 3. Sept. 1882 in Nolay errichtet.

Unter C.s Schriften sind zu nennen: «Essai sur les machines en général» (Par. 1786), «Réflexions sur la métaphysique du calcul infinitésimal» (Par. 1797; 4. Aufl. 1860; deutsch von Hauff, Frankf. 1800), «Géométrie de position» (Par. 1813), «De la défense des places fortes» (3 Bde., Par. 1809; 3. Aufl., Par. 1812), «Exposé de la conduite politique de C. depuis le 1er juillet 1814» (Par. 1815). Auch als Dichter versuchte sich C. nicht ohne Glück, wie sein komisches Heldengedicht «Don Quichotte» (Lpz. 1821) beweist. Seine «Mémoires» gab sein Sohn (2 Bde., Par. 1862—64) heraus. Vgl. Körte, «Das Leben C.s» (Lpz. 1820); Arago, «Biographie de C.» (Par. 1850).

Carnot (Lazare Hippolyte), franz. Publizist und Staatsmann, des vorigen Sohn, geb. 6. April 1801 zu St.-Omer, begleitete seinen Vater während der Verbannung und verweilte namentlich längere Zeit in Magdeburg, wo er deutsche Sprache und Litteratur studierte. Im J. 1823 kehrte er nach Frankreich zurück und betrat die jurist. Laufbahn, wurde aber bald in die polit.-soziale Ideenströmung hineingerissen und einer der eifrigsten Anhänger des St.-Simonismus. Als jedoch Enfantin der neuen Sekte eine laxe Moral aufdringen wollte und in Bezug auf das Verhältnis zu den Frauen Theorien entwickelte, welche C. als eine «Verordnung des Ehebruchs» bezeichnete, trennte er sich mit Bazard, Pierre Leroux, Jean Reynaud u. a. von dieser Schule. Im J. 1839 in die Kammer erwählt, schloß er sich hier der äußersten Linken an. Nach der Februarrevolution von 1848, welche fast alle namhaften Mitglieder dieser Opposition zu hohen Staatsämtern berief, wurde C. Minister des öffentlichen Unterrichts, legte aber 5. Juli 1848 seine Stelle wegen Differenzen mit der Konstituierenden Versammlung nieder. Eine Nachwahl in Paris 10. Mai 1850 verschaffte ihm und zwei andern Kandidaten des demokratisch-sozialistischen Komitee einen Sitz in der legislativen Versammlung, wo er sich zu den Republikanern hielt, die zugleich den royalistischen Umtrieben der Majorität und den persönlichen Zwecken des Präsidenten entgegenzuarbeiten suchten, aber durch ihr unpolitisches Benehmen dem Bonapartismus den hilfreichsten Vorschub leisteten. Nach dem Staatsstreiche vom 2. Dez. wurde C. bei den Wahlen für den Gesetzgebenden Körper 1852 in Lyon und 1857 in Paris zum Deputierten ernannt; die Verweigerung des Huldigungseides machte aber beidemal seine Wahl ungültig. Erst als seine Bedenklichkeiten in diesem Punkte aufhörten und seine Kandidatur 1863 das dritte mal zu Paris durchging, nahm er seinen Platz im Gesetzgebenden Körper in der kleinen Oppositionsgruppe, die hier übriggeblieben; bei den Wahlen von 1869 unterlag er jedoch zweimal. Nach Beseitigung des Kaiserreichs 4. Sept. 1870 wurde C. Maire in einem Arrondissement von Paris und 1871 in die Nationalversammlung gewählt, wo er sich zur republikanischen Linken hielt; 1875 wurde er zum Senator auf Lebenszeit ernannt. Außer zahlreichen Aufsätzen in sozialistischen Journalen und demokratischen Revuen veröffentlichte C. ein «Exposé de la doctrine Saint-Simonienne» (Par. 1830 u. öfter), sowie eine Verteidigung seiner vielfach angefochtenen Amtsverwaltung unter dem Titel: «Le ministère de l'instruction publique depuis le 24 février jusqu'au 5 juillet» (Par. 1848). Ferner besorgte er die Herausgabe der «Mémoires de Henri Grégoire, ancien évêque de Blois» (2 Bde., Par. 1837), der «Mémoires de

Bertrand Barère» (4 Bde., Par. 1842—43) gemeinschaftlich mit dem Bildhauer David d'Angers, und der Denkwürdigkeiten seines Vaters («Mémoires sur C., 1753—1823», 2 Bde., Par. 1862—64).

Carnot (Marie François Sadi), Sohn des vorigen, geb. 11. Aug. 1837 zu Limoges, besuchte die Polytechnische, dann die Brücken- und Wegebauschule und wurde Ingenieur in Annecy. Im J. 1871 bekleidete er die Stelle eines Präfekten im Depart. Seine inférieure und erhielt den Auftrag, als außerordentlicher Kommissar die nationale Verteidigung in der Normandie zu organisieren. In demselben Jahre trat er als Abgeordneter des Depart. Côte-d'Or in die Nationalversammlung ein, wo er zu der Gruppe «Union républicaine» gehörte; 1876, 1877 und 1881 wurde er von dem Wahlbezirk Beaune zum Deputierten erwählt. Vom 23. Sept. 1880 bis zum Antritt des Ministeriums Gambetta (14. Nov. 1881) hatte er das Portefeuille der öffentlichen Arbeiten inne.

Carnuntum, alte Stadt in Pannonien, s. unter Deutsch-Altenburg und unter Petronell.

Caro (lat.), Fleisch; C. luxurians, wildes Fleisch.

Caro (ital.), theuer, lieb.

Caro (Annibale), hervorragender ital. Schriftsteller des 16. Jahrh., geb. 1507 zu Cività-Nuova in der Mark Ancona, war Lehrer in der Familie Lodovico Gaddis, eines reichen Florentiners, nachher Sekretär bei dessen Bruder Giovanni, der ihn mit nach Rom nahm und ihm ansehnliche Pfründen verschaffte. Er lebte den Studien und gründete mit den Brüdern Molza die Accademia della virtù. Nach Gaddis Tode 1543 trat C. in die Dienste von Pierluigi Farnese, natürlichem Sohne Papst Pauls III., der von letzterm 1545 zum Herzoge von Parma und Piacenza erhoben wurde und C. mehrere Botschaften an Kaiser Karl V. übertrug. Nach der Ermordung des Herzogs in Piacenza flüchtete C. nach Parma und ward von dem neuen Herzoge, Ottavio Farnese, wohlwollend aufgenommen. Hierauf war er Sekretär bei den beiden Kardinälen Ranuccio und Alessandro, den Brüdern Ottavios, und zwar bei letzterm von 1548 bis an seinen Tod, der zu Rom 1566 erfolgte. C.s Schriften wurden erst nach seinem Tode gedruckt: so die berühmte Übersetzung der Äneide in reimlosen Jamben (Vened. 1581 u. öfter), «Rime» (Vened. 1569 u. öfter), «Lettere familiari» (2 Bde., Vened. 1572—75 u. öfter), die «Lettere inedite di Annibale C.» und die von Mazzuchelli mit Anmerkungen (2 Bde., Mail. 1829) herausgegebenen Briefe, welche Muster einer schönen ital. Prosa sind. Auch schrieb er ein Lustspiel «Gli Straccioni» (Vened. 1582). Neue Ausgaben seiner Werke erschienen zu Venedig (6 Bde., 1757) und zu Mailand (8 Bde., 1806). Eine Sammlung noch ungedruckter Schriften «Prose inedite» veröffentlichte Cugnoni (Imola 1872).

Caro (Elme Marie), franz. Schriftsteller und Philosoph, geb. 4. März 1826 zu Poitiers, studierte auf der pariser Normalschule, wirkte als Lehrer an verschiedenen Lyceen, dann als Professor der Philosophie an der Fakultät zu Douai und seit 1864 an der Sorbonne zu Paris. Er wurde 1869 in die Akademie der moralischen und polit. Wissenschaften, 1874 in die Französische Akademie gewählt. C. ist ein Gegner des Materialismus und schreibt in glatter und eleganter Form über litterarische und philos. Gegenstände. Seine Vorlesungen an der Sorbonne sind von einem distinguierten Publikum besucht. Außer vielen Aufsätzen in verschiedenen Zeitschriften verfaßte C.: «Saint-Martin, le philosophe inconnu», «Problèmes de morale sociale» (1876), «Études morales sur le temps présent» (1855; 3. Aufl. 1875), «Nouvelles études morales sur le temps présent» (1869; 2. Aufl. 1879), «L'idée de Dieu et ses nouveaux critiques» (1864; 5. Aufl. 1872), «Le matérialisme et la science» (1868), «Problèmes de morale sociale» (1876), «Le pessimisme au XIX^{e} siècle» (1878), «La philosophie de Goethe» (2. Aufl. 1880), «La fin du XVIII^{e} siècle, études et portraits» (1880).

Caro (Jakob), Historiker, geb. 2. Febr. 1836 zu Gnesen, besuchte das Gymnasium zu Posen, studierte in Berlin und Leipzig, habilitierte sich 1863 als Privatdocent für Geschichte in Jena und war dann mehrere Jahre als Begleiter der Großfürstin Helene von Rußland auf Reisen und in Petersburg. Nach seiner Rückkehr wurde er außerord. Professor in Jena und 1869 als Honorarprofessor nach Breslau berufen. C. veröffentlichte: «Das Interregnum Polens im J. 1587 und die Parteikämpfe der Häuser Zborowski und Zamojski» (Gotha 1871), die Fortsetzung der von Röpell begonnenen «Geschichte Polens» (3 Bde., 1863—75) für die von Ukert und Heeren herausgegebene «Geschichte der europ. Staaten», «Liber cancellariae Stanislai Ciołek. Ein Formelbuch aus der hussitischen Bewegung» (2 Tle., Weim. 1871—74), «Aus der Kanzlei Kaiser Sigismunds» (Wien 1879), «Das Bündnis zu Canterbury. Eine Episode aus der Geschichte des Konstanzer Konzils» (Gotha 1880).

Carocha (span.), die mit Teufelsbildern bemalte hohe und spitz zugehende Mütze, welche die von der Inquisition verurteilten Ketzer bei den Autos de Fé trugen.

Caröla, Königin von Sachsen, s. unter Albert (König von Sachsen).

Carolath-Beuthen, ein in Schlesien begütertes, früher freiherrliches, jetzt preuß.-fürstl. Geschlecht, das ursprünglich Schönaich hieß und unter diesem Namen geschichtlich bekannt geworden ist. — Fabian von Schönaich zeichnete sich im Dienste Kaiser Karls V. und des Kurfürsten Moritz von Sachsen als Staatsmann und Feldherr mehrfach aus, erhielt 1551 von Kaiser Ferdinand I. die Herrschaft Muskau in der Oberlausitz als Mannlehn und wurde in den Freiherrnstand erhoben. Nächst den Städten Sprottau, Parchwitz und Freistadt erwarb er auch die Herrschaften Carolath und Beuthen. Er starb 1591 kinderlos, und Muskau fiel wieder dem Lehnsherrn anheim. Seines Oheims Enkel, Georg von Schönaich, ward mit den Herrschaften Carolath und Beuthen belehnt, die nun zu einer freien Standesherrschaft erhoben und 1610 Majorat der Familie wurden. Nach Georgs Tode kam das Majorat an dessen Großneffen Hans Georg (geb. 14. April 1662, gest. 23. Nov. 1700), der 1698 zum freien schles. Standesherrn von Carolath und Beuthen und 5. Febr. 1700 zum Reichsgrafen erhoben ward. Des letztern Sohn, Hans Karl (geb. 15. Jan. 1688, gest. 11. Okt. 1763), wurde nach der Besitzergreifung Schlesiens von Friedrich II. am 6. Nov. 1741 zum Fürsten von C. nach dem Rechte der Erstgeburt und die Standesherrschaft zum Fürstentum erhoben und am 18. Jan. 1753 der prinzliche Titel auf die gesamte Descendenz ausgedehnt. Auf den Fürsten Hans Karl folgte dessen ältester Sohn Fürst Friedrich

Johann Karl, preuß. Generallieutenant der Kavallerie. Des letztern Enkel war Fürst Heinrich Karl Wilhelm, geb. 29. Nov. 1783, preuß. General der Kavallerie und Oberjägermeister a. D., auch Mitglied des Staatsrats und erbliches Mitglied des preuß. Herrenhauses, welchem durch Kabinetsordre vom 22. Okt. 1861 für sich und alle folgenden Familienhäupter der Titel Durchlaucht gewährt ward. Da derselbe 14. Juli 1864 starb, ohne Söhne zu hinterlassen, vererbte er seine Güter und Titel auf seinen Neffen, den Prinzen Karl, geb. 14. Febr. 1845. Letzterer war 1871—81 Mitglied des Deutschen Reichstags, wo er zur Deutschen Reichspartei gehörte. — Das Fürstentum Carolath gehört zum Kreise Freistadt des preuß. Regierungsbezirks Liegnitz und umfaßt auf 250 qkm 15000 E., die in eine Stadt, einen Marktflecken und 21 Dörfer verteilt sind. Der Marktflecken Carolath mit 900 E. liegt der Stadt Beuthen (s. d.) gegenüber.

Carole (mittellat. carola, wohl von corona, gleichsam coronula = Kränzchen) hieß ehemals der Reihen- oder Rundtanz (jetzt Branle in Frankreich, Rondeau in Belgien genannt), bei dem die Tanzenden, sich bei den Händen haltend, einen Kreis bildeten und mehr herumgingen als tanzten oder sprangen. Zu diesen Tänzen sang man Liedchen, die ebenfalls Caroles, Chansons de carole hießen. In England nannte man anfänglich ähnliche Tänze und Tanzlieder auch Carols; erst später gebrauchte man hier dieses Wort für Gesang überhaupt und insbesondere für geistliche Jubelgesänge, wie z. B. die Christmas Carols. Auch in Italien hieß diese Tanzweise la Carola, unter welchem Namen sie im «Decameron» schon vorkommt. Vgl. Wolf, «Über die Lais, Sequenzen und Leiche» (Heidelb. 1841).

Carolina, abgekürzt für constitutio criminalis Carolina (C. C. C.), ist die Bezeichnung der auf den Reichstagen zu Augsburg und Regensburg 1530 und 1532 beschlossenen, von Kaiser Karl V. als Reichsgesetz erlassenen peinlichen Gerichtsordnung. Die Veranlassung zu diesem Gesetze gab die fürchterliche Willkür, Unordnung und Grausamkeit, welche in den Gerichten Deutschlands herrschend geworden waren, wo man das Strafverfahren mit der Folter anfing und beendigte, oder auch ohne allen Prozeß unschuldige Menschen hinrichten ließ. Schon seit dem 15. Jahrh. sah man die Notwendigkeit ein, diese Greuel abzustellen, allein es hielt schwer, die Reichsstände zu gemeinschaftlichen Maßregeln zu bringen. Ein tüchtiger Mann, welcher, ohne selbst Gelehrter zu sein, die Wissenschaft doch vielfach förderte, der Freiherr Joh. zu Schwarzenberg und Hohenlandsberg, trug am meisten dazu bei, daß endlich die Sache zu Stande kam. Als Landhofmeister des Fürstbischofs von Bamberg bewirkte er die Abfassung und Publikation der Bambergischen Hals- oder peinlichen Gerichtsordnung (sog. Bambergensis, mater Carolinae) vom J. 1507, die 1510 auch von den Markgrafen von Brandenburg und Franken als Landesgesetz angenommen wurde (soror Carolinae, sog. Brandenburgensis). Diese Arbeit liegt der peinlichen Gerichtsordnung zu Grunde, welche in erster Linie eine Strafprozeßordnung ist und mehr nur nebenbei eine Codifikation des Strafrechts für die wichtigsten Verbrechen anstrebt. Obschon mehrere deutsche Fürsten, z. B. die Kurfürsten von Brandenburg und der Pfalz, Protestation dagegen einlegten, um ihre eigenen Landrechte gegen die gesetzgebende Gewalt des Kaisers und Reichs zu behaupten, was man denn auch in der sog. salvatorischen Klausel berücksichtigte, bildete die C. bald die anerkannte Grundlage des gemeinen Straf- und Strafprozeßrechts. (Vgl. Malblanc, «Geschichte der peinlichen Gerichtsordnung Karls V.», Nürnb. 1783.) Das Verdienst dieses Gesetzbuchs besteht teils in der wissenschaftlichern Auffassung des Strafrechts (Art. 104—180), teils in der Anordnung eines bessern, mehr auf den Schutz der Unschuld berechneten Strafverfahrens (Art. 1—103, 181—219). Dabei erinnert freilich die Härte der Strafbestimmungen und die Zulassung der Folter an die mittelalterliche Herkunft, und es ist deshalb allenthalben die C. humaner abgefaßten Gesetzbüchern gewichen. Unter den Handausgaben sind die von Zöpfl (Heidelb. 1842 u. 1870) hervorzuheben. Die lat. Übersetzungen der C. durch Gobler und Remus gab Abegg (Heidelb. 1837) am besten heraus.

Vgl. Güterbock, «Die Entstehungsgeschichte der Carolina» (Würzb. 1876); von Stintzing, «Geschichte der deutschen Rechtswissenschaft» (Bd. 1, Münch. 1880); H. Hälschner, «Das gemeine deutsche Strafrecht» (Bonn 1881); L. von Bar, «Handbuch des deutschen Strafrechts» (Berl. 1882); Brunnenmeister, «Die Quellen der Bambergensis» (Lpz. 1879).

Carolina, eine Landschaft der Vereinigten Staaten von Amerika, am Atlantischen Ocean, wurde, von den Spaniern 1512 unter Ponce de Leon entdeckt und vorübergehend besetzt, später nach dem franz. König Karl IX. also benannt, unter dessen Regierung sich Hugenotten dort ansiedelten. Auch von diesen wieder aufgegeben, verlieh Karl II. von England 1663 den Strich Landes zwischen dem 36. Breitengrade und dem Flusse St.-John in Florida, sowie zwischen dem Atlantischen und Stillen Ocean als Provinz C. acht vornehmen engl. Adeligen gegen einen jährlichen Lehnsschilling von 20 Mark mit voller Souveränetät zum Eigentum. Zusätzlich ward 1665 das im Freibrief übertragene Land vom 29. bis 37.° nördl. Br. ausgedehnt. Die vom Philosophen Locke 1670 für dieses Gebiet ausgearbeitete Konstitution erwies sich als durchaus unpraktisch, weil sie ganz im feudal-aristokratischen Interesse der Grundherren verfaßt war, und mußte 1693 wieder aufgehoben werden. Die Grundherren verkauften 1729 ihre Rechte für 22500 Pfd. St. wieder an die Krone, worauf diese einen königl. Statthalter für das in Nord- und Südcarolina geteilte Gebiet einsetzte, welche beide Provinzen bei Trennung der amerik. Kolonien von England sich der Union als selbständige Staaten anschlossen. (S. Nordcarolina und Südcarolina.)

Carolina (La), Ciudad am Südfuße der Sierra Morena (s. d.) in Spanien.

Carolinen nennt man den aus 48 einzelnen Gruppen bestehenden Archipel, welcher zwischen den Ladronen oder Marianen und Neuguinea, von $3^1/_2$—$9^1/_2$° nördl. Br. und 155—181° östl. L. (von Ferro), von der Insel Ngoli oder Matelotas im W. bis Ualan oder Strong-Island im O., 2870 km, die Gewässer des Großen Oceans erfüllt. Die Spanier, welche faktisch diese meist sehr kleinen Inseln nicht besetzt halten, aber Rechtsansprüche auf dieselben erheben, nennen die westlichste Gruppe, nämlich die Palaos-, Palau- oder Pelewinseln (s. d.), West-C., dagegen den übrigen Archipel Central-C. und die östlicher gelegenen Gruppen des

Marshalls- und des Gilberts-Archipels Ost-C. Nach dem Vorgang der nordamerik. Missionare werden seit einiger Zeit alle diese Inseln samt den Marianen auch mit dem Namen **Mikronesien** (3530 qkm), davon die C. nebst den Pelewinseln als Westmikronesien bezeichnet. Die ersten dieser Inseln fand 1525 der Portugiese Diego da Rocha. Hierauf entdeckte der Spanier Alvaro de Saavedra die Ulithi-(Elivi- oder Mackenzie-)Gruppe, 1579 Francis Drake die Pelews, und 1686 der span. Admiral Francesco Lazeano die Gruppe Faraulep, die er zu Ehren seines Königs Carolina nannte, welcher Name später auf den ganzen Archipel übertragen worden. Die meisten der Inseln wurden erst im Laufe des 19. Jahrh. entdeckt und genauer untersucht, besonders 1827 und 1828 durch den russ. Kapitän Lütke. Die eigentlichen oder Central-C., an Zahl gegen 500, gehören zum größten Teil zur Klasse der niedrigen Inseln der in Atolls gruppierten Korallenriffe. Nur vier derselben, zugleich die größten, sind hoch, vulkanisch gehoben und bergig, doch erhebt sich keine zu 1000 m über das Meer. Die Zahl der Bewohner, früher zu hoch auf 60000 geschätzt, beträgt jetzt nur noch 14800, mit den Pelews etwa 28800, und in ganz Mikronesien etwa 84650. Sie gehören der malaiisch-polynes. Rasse an, sind stark gebaut, von friedlichem Charakter, geschickt in Verfertigung von mancherlei Gerätschaften, dabei gewandte Seefahrer, und stehen unter einer Anzahl von Häuptlingen, von denen einige wiederum als Könige über mehrere Inseln herrschen. Außer den Palaos sind von Wichtigkeit nur vier hochgelegene, von Korallenriffen umgürtete und mit guten Binnenhäfen versehene Inseln, nämlich von W. gegen O.: 1) **Jab** (Eap oder Guap), 1625 entdeckt, 207 qkm umfassend, wenig besucht, mit 2750 E., unter denen sich 1856 span. Missionare niedergelassen. 2) **Rug** oder **Truk** oder **Hogolu**, vom Franzosen Duperrey 1824 entdeckt, ein Korallenriff von 132 qkm, mehrere Felseninseln enthaltend, mit 5000 E. 3) **Ponape**, auch **Ascension** genannt, 1852—56 durch den amerik. Missionar Gulick genau untersucht, von 20 km Durchmesser und 80 km Umfang, 340 qkm groß, ist ein bis 870 m aufsteigender, durch den Verwitterungsprozeß fruchtbar gewordener Basaltfels, mit reißenden Bächen, teils wilder, teils paradiesischer Landschaft. Die Einwohner, deren Zahl seit der Blatternepidemie von 1854 noch 2000 Papuas beträgt, sind geistig wie körperlich regsam, im Handelsverkehr klug. In ihrer Sprache wird seit 1857 gedruckt. Überall findet man Ruinen alter Bauwerke, die einer frühern Rasse anzugehören scheinen. 4) **Kusai** oder **Ualan** oder **Strong-Insel**, 1804 von Crozer entdeckt, 110 qkm groß, etwa 600 m hoch, eine schöne, stark bewaldete Insel, hat gute Häfen und eine amerik. Missionsstation, aber nur noch 400 E., die zum größten Teil auf der dabei liegenden kleinen Insel Lele wohnen, wo sich auch die Kirche befindet.

Carolini libri, Karolinische Bücher, heißt eine kirchenpolitische Denkschrift, aus Anlaß des Bilderstreites im Auftrage Karls d. Gr. von fränk. Theologen verfaßt. Veranlaßt wurden die Karolinischen Bücher dadurch, daß Papst Hadrian I. die Akten der zweiten Nicänischen Synode vom J. 787, welche die Verehrung der Bilder kirchlich sanktionierte, in lat. Übersetzung an Karl d. Gr. sandte. Dieser legte sie den fränk. Theologen vor, besonders der Frankfurter Synode vom J. 794, und ließ, wahrscheinlich vom Erzkaplan Angilbert und nicht von Alkuin, eine Gegenschrift ausarbeiten und dem Papst übersenden. Das Werk zerfällt in 120 Kapitel in vier Büchern. Die zwei ersten Bücher wenden sich gegen die Bilderverehrung, indem zuerst die Stellen der Schrift, dann die Aussprüche der Kirchenväter, welche dafür verwertet waren, anders ausgelegt werden. Die zwei letzten Bücher wenden sich gegen eine Reihe einzelner Irrtümer der Nicänischen Väter. Betreffs der Bilder wird der Standpunkt vertreten, daß es weder richtig sei, die Bilder als Idole zu zerstören, noch sie zu verehren. Es sei erlaubt, Bilder zu haben, teils zum Schmuck der Kirchen, teils zur Erinnerung an heilige Personen und Ereignisse, doch sei es für den Glauben indifferent, ob man solche Bilder habe oder nicht. Betreffs der allgemeinen theol.-kirchlichen Anschauungen bilden die Karolinischen Bücher ein höchst wertvolles Dokument der fränk.-angelsächs. Theologie zur Zeit Karls d. Gr. Sie haben es bewirkt, daß die fränk. Kirche bis zum 10. Jahrh. von dem Aberglauben des Bilderdienstes frei blieb. Herausgegeben wurden die Carolini libri zuerst anonym 1549 von Jean du Tillet. Die röm. Kirche setzte sie 1564 auf den Index.

Carŏlus Magnus, s. Karl der Große.

Carolus-Dollar, Carolus-Piaster nennt man das span. Silbermünzstück zu 1 Peso duro, Peso fuerte oder Piaster (s. d.) aus der Zeit Karls III. (1759—88) und Karls IV. (1788—1808). Die Beständigkeit der Feinheit und des Gewichts des span. Piasters und die Ausdehnung der ehemaligen span. Handelsunternehmungen haben jene Piaster überaus weithin verbreitet und sie sind die beliebteste Münze im größten Teile Ostindiens, in China und Japan geblieben. Am meisten verbreitet und am gesuchtesten sind von den C.s die Stücke von Karl IV., und unter diesen sind wieder jene besonders begehrt, die im Gepräge die Zahl vier, welche die histor. Stelle des genannten Königs unter den span. Regenten gleichen Namens angibt, in vier einzelnen Strichen enthalten (Carolus IIII.). In Abessinien, Kordofan und in ganz Nordafrika nimmt man nur Piaster genau von dem ebengedachten Gepräge an, und die Araber nennen das betreffende Münzstück Abu-arba, d. h. Vater der vier; in China sind die Piaster des nämlichen Gepräges schon um 10, 20, 30 und selbst 40 Proz. höher gewürdigt worden, als gleichwerte andere Piaster jenes Königs. Bei der Unzulänglichkeit des Vorrats an originalen Stücken dieser Art wurden solche, da die span. Regierung auf eine Neumünzung derselben nicht hat eingehen wollen, seit vielen Jahren im Auslande (namentlich in Marseille) ganz nach den innern Normen und mit den Prägezeichen der echten Exemplare von Privatunternehmern nachgeprägt, um nach China gesandt zu werden. Die Ferdinand-Dollars (Piaster von Ferdinand VII.) haben einen ungleich kleinern Umlaufsbezirk; hauptsächlich cirkulieren sie stark auf Java, dann auch in Singapore, in China u. s. w. Seit etwa 1860 werden in China die C.s nicht mehr bevorzugt. In einigen Ländern, namentlich in China und Japan, haben bei der zunehmenden Seltenheit und Teuerung der span. Piaster überhaupt die mexik. Piaster oder mexik. Dollars, d. h. die seit der Losreißung Mexikos von der span. Herrschaft im letztern Lande geprägten Piasterstücke,

welche gesetzmäßig in den innern Ausmünzungsverhältnissen den spanischen gleich sind, diese ersetzt. Nach Berichten aus Shanghai galt jedoch in China noch im Jahre 1876 der C. 8 Proz. mehr als der merik. Piaster neuern Gepräges.

Caron (Augustin Joseph), ein Opfer der franz. Restaurationspolitik, geb. 1774, trat 1789 in die franz. Armee und wurde bei der Restauration der Bourbons als Kavallerieoberst verabschiedet. Im Elsaß ließ er sich in ein Militärkomplott verwickeln, das entdeckt und 1821 vor der Pairskammer verhandelt wurde. Auf die Verteidigung Barthes ward er freigesprochen. Doch 1. Jan. 1822 wurde zu Belfort eine neue Verschwörung entdeckt, und unter den zu Colmar verhafteten befand sich ein Waffengenosse und Freund C.s, der Oberst Pailhez. C. verschwieg den daselbst befindlichen Truppen nicht, daß er gern seinen Freund durch Gewalt befreien möchte. Infolge dessen wurden eine Anzahl Unteroffiziere und Gemeine angewiesen, sich den Anschein zu geben, als wollten sie C. bei diesem Unternehmen unterstützen, und als derselbe zauderte, zwangen sie ihn, die Pistolen in der Hand und unter dem Vorwurfe, daß er sie kompromittiert habe, 22. Juli 1822 die Fahne des Aufruhrs in der Umgegend zu erheben. Am folgenden Tage aber warfen die Soldaten die Maske ab, beschimpften, mißhandelten und banden C. und führten ihn nach Colmar zurück. Jeder Teilnehmer an dieser Handlung empfing eine Belohnung von 1500 Frs., und die Unteroffiziere wurden zu Lieutenants erhoben. C. aber wurde durch ein Kriegsgericht verurteilt und 13. Sept. 1822 zu Straßburg erschossen.

Carondelet, bis zum J. 1870 eine selbständige Ortschaft im nordamerik. Unionsstaat Missouri, unmittelbar südlich von St.-Louis auf dem rechten Ufer des Mississippi gelegen. Als ärmliches Fischerdorf und Station von franz. Jägern angelegt, wurde es 1870, als es etwa 13000 E. zählte, der Stadt St.-Louis einverleibt.

Carora, Stadt in der südamerik. Republik Venezuela, Staat Barquisimeto, 92 km im WSW. von diesem, an der zum Tocuyo gehenden Morere mit 5000 E., welche mit Gummi, Seilen und Leder handeln. Die mittlere Temperatur ist 27,8° C.

Caroso (Fabricio), berühmter ital. Tanzmeister und Tanzschriftsteller, der Ausgang des 16. und Anfang des 17. Jahrh. lebte, in Sirmoneta geboren war, und hauptsächlich in Venedig wirkte. Von ihm erschienen: «Il Ballarino, diviso in due trattati» (Vened. 1581), «Nobilità di Dame. Libro, alta volta, chiamato Il Ballarino» (Vened. 1605), «Raccolta di varij balli fatti in occorrenze di nozze e festini da nobili cavalieri, e dami di diversi nationi» (Rom 1630).

Carotte (frz.), **Möhre**, Gemüsepflanze aus der Familie der Umbelliferen (Doldengewächse), die ihrer fleischigen, saftigen Wurzeln wegen schon seit Karls d. Gr. Zeiten in den Gärten angebaut wird. Ob sie aus dem bei uns auf Wiesen wildwachsenden Daucus carota oder aus Daucus maritimus entstanden, ist noch zweifelhaft, doch scheinen Vilmorins Anbauversuche auf unsere Wiesenpflanze als die Stammmutter der C. hinzuweisen. Als C. bezeichnet man die Form mit kleinen, zartfleischigen, als Möhren die mit großen, weniger zarten Wurzeln, wie sie in manchen Gegenden zur Viehfütterung benutzt werden. Der Form nach unterscheidet man spitze und stumpfe C. Bei jenen geht die Wurzel von dem dicken Kopfteile aus ganz allmählich in eine lange Spitze über, wie bei der Frankfurter, der Altringham-, der Braunschweiger C., bei diesen ist die mehr oder weniger cylindrische Wurzel am untern Ende abgestumpft und diesem ein langes, fadenförmiges Würzelchen angesetzt, wie bei der Duwicker, der Boitzenburger, der Hornschen C. Die gemeine Möhre, eine spitze Form, hat rotgelbes, die Frankfurter dunkelrotes, die Hornsche orangerotes, die Saalfelder gelblich-weißes Fleisch. Aber wichtiger als die Farbe ist die gleichmäßig zarte Beschaffenheit des Fleisches. Sorten, deren Wurzeln einen härtern Kern besitzen, werden wenig geschätzt.

Die C. bedarf zu ihrem Gedeihen eines schon im Herbst tief gegrabenen, nahrhaften, kalkhaltigen, schwachbindigen Bodens, der schon im Vorjahr gedüngt worden ist. Man säet den Samen, der behufs gleichmäßiger Verteilung durch Reiben zwischen den Händen von seinen hakigen Borsten befreit werden muß, mit Sand vermischt in Reihen und verzieht dann die zu dicht aufgegangenen Pflanzen nach und nach bis auf einen Abstand von 8—10 cm. Da die Samen, um den Aufgang zu befördern, nach der Saat festgetreten werden müssen, so nennt man die C. in manchen Gegenden Deutschlands Tappwurzeln, sonst aber auch Gelbwurzeln oder gelbe Rüben. Samen tragen die Pflanzen der im frostsichern Keller zu überwinternden Wurzeln erst im zweiten Jahre.

Carotten nennt man Tabak in Stangen, welche gewöhnlich die Gestalt zweier mit den Grundflächen zusammengesetzter abgestutzter Kegel (gleich Cigarren in kolossalem Maßstabe) haben und etwa 30—50 cm lang sind. Sie werden aus getrockneten, sortierten und ausgerippten Tabaksblättern, welche die erforderliche Beize erhalten haben und zuvor in sog. Puppen verwandelt worden sind, mittels eines besondern Werkzeugs, das man den Carottenzug nennt, angefertigt und mit Bindfaden fest und dicht umwickelt (ficelliert), um sie in dieser Form bequemer auf der Rapiermühle rapieren oder zerreiben zu können. Die Darstellung der C. ist nur eine Vorbereitung zur Fabrikation des rapierten Schnupftabaks und bezweckt durch festes Zusammenpressen die präparierten Blätter vor dem Luftzutritt zu bewahren, um sie so jahrelang lagern lassen zu können. Während dieses langen Lagerns findet eine Nachgärung statt, die die Qualität des Tabaks bedeutend verbessert. Zu jeder C. verwendet man 1,5 bis 2,25 kg saucierte Blätter. In England macht man auch C. in der Form eines langen und schmalen Kegels, der den Pastinakwurzeln ähnlich ist. Um die kostspielige Carottierung der Blätter zu umgehen, stellt man in neuerer Zeit zuweilen nur gepreßten Tabak dar; zu dem Ende legt man die saucierten Blätter in Kisten, deren Fugen mit Leinwand belegt sind, preßt sie darin mit Hilfe einer Presse zusammen und läßt sie dann ruhig liegen.

Carotto (Gian Francesco), ital. Maler, geb. um 1470 zu Verona, bildete sich in der Schule Andr. Mantegnas, und seine frühern Arbeiten erinnern stark an den Stil dieses Meisters. Später bildete er sich an den Werken Lionardo da Vincis und Rafaels. Er zeichnet sich durch eine edle Auffassungsweise aus; seine Gestalten sind durch ein warmes Kolorit belebt, jedoch stets von einiger Härte. Werke C.s finden sich namentlich in den Kirchen von Verona, vorzüglich schön in der Kirche Sta.-Eufemia und in der Sala del Consiglio. C. starb um 1546.

Carouge, ein hübsches, regelmäßig gebautes Städtchen an der Arve im schweiz. Kanton Genf, 384 m über dem Meere, zählt (1880) 5889 E., wovon 1466 Protestanten, 4352 Katholiken und 6 Israeliten; die Uhrenindustrie von C. ist von derjenigen Genfs abhängig. Eine Pferdebahn verbindet die beiden kaum 2 km voneinander entfernten Städte, eine Eisenbahn ist projektiert; über die Arve führt eine schöne, steinerne, von Napoleon I. erbaute Brücke. C. war 1780 noch ein Dorf und wurde erst 1816 vom Königreich Sardinien an Genf abgetreten.

Carové (Friedr. Wilh.), deutscher Publizist und philos. Schriftsteller, geb. 20. Juni 1789 zu Koblenz, studierte auf der Rechtsschule seiner Vaterstadt, erlangte 1809 die Advokatur und zu Anfang 1811 die Stelle eines Conseilleur-Auditeur bei dem Appellhof zu Trier. Als die franz. Regierung das Rheinoctroi organisierte, trat er in die finanzielle Laufbahn über und war an verschiedenen Orten erst Kontrolleur, dann Einnehmer, zuletzt seit 1814 bei dem Rheinzollamt zu Gernsheim. Nachdem letzteres 1815 aufgehoben, wandte er sich nach Heidelberg, um sich auf der dortigen Universität noch wissenschaftlichen, besonders aber unter Hegel philos. Studien zu widmen. Hier wurde er auch Mitstifter der Burschenschaft und war einer ihrer Abgeordneten auf dem Wartburgsfest. Dann folgte er Hegel nach Berlin, wo er die Stelle eines Repetenten an der philos. Fakultät erhielt. Im Herbst 1819 habilitierte er sich als Privatdocent in Breslau, wo er über Geschichte der Philosophie sowie über Vernunft- und Staatsrecht las. Hemmnisse, die ihm von seiten der Regierung wegen seiner Beziehungen zur Burschenschaft in den Weg gelegt wurden, bestimmten ihn, im Sommer 1820 die Universität zu verlassen und seinen Aufenthalt erst in Heidelberg, dann in Frankfurt zu nehmen, bis er 1847 wiederum nach Heidelberg übersiedelte. Er beteiligte sich 1848 an den Verhandlungen des Vorparlaments, 1849 an denen des Friedenskongresses zu Paris. Er starb zu Heidelberg 18. März 1852. C. hat in einer Reihe von Schriften die polit., kirchlichen und sozialen Fragen seiner Zeit behandelt. Sein Ideal war eine alle Völker und alle Zeiten gleich befriedigende allgemeine Menschheitsreligion, in der alle religiösen Zersplitterungen aufgeben sollten. Von C.s Schriften sind hervorzuheben: «Über die alleinseligmachende Kirche» (2 Bde., Frankf. 1826; 2. Aufl., Hanau 1835), «Neorama, oder Beitrage zur Litteratur, Philosophie und Geschichte» (3 Bde., Lpz. 1838), «Was heißt röm.-kath. Kirche?» (2. Aufl., Altenb. 1847), «Die Buchdruckerkunst in ihrer weltgeschichtlichen Bedeutung» (Siegen u. Weilb. 1843), «Über das sog. germanische und sog. christliche Staatsprinzip» (Siegen 1843) u. a.

Carpaccio (Vittore), einer der trefflichsten Meister der ältern Venetianischen Malerschule, dessen künstlerische Thätigkeit in die letzte Zeit des 15. und in den Anfang des 16. Jahrh. fällt. Er lebte noch 1519. C. war ein Nebenbuhler der Bellini; doch unterscheidet sich seine mehr epische Darstellungsweise wesentlich von der lyrisch-idyllischen dieser Meister. Er besaß eine reiche Phantasie und ein höchst lebendiges Anschauungsvermögen. Am liebsten stellt er dramatische Vorgange aus der heiligen Geschichte dar; er belebt dieselbe durch mannichfache Episoden und eine vielgestaltige Umgebung und versetzt sie naiv in das Leben seiner eigenen Zeit. Seine Heiligen- und Wundergeschichten bilden die Staffage einer Scenerie, welche meist das alte Venedig seiner Tage darstellt und daher auch archäologisch von großem Interesse ist. Verschiedene heilige Geschichten hat er in einer Reihenfolge figurenreicher Bilder gemalt. So die Geschichte der heil. Ursula auf acht Bildern, früher im Oratorium dieser Heiligen zu Venedig, jetzt in der dortigen Akademie, und die Geschichte des heil. Stephanus in fünf Bildern, die gegenwärtig zerstreut sind und sich zu Mailand, Paris und Berlin befinden. Seine Darstellung des Jesuskindes in der Akademie zu Venedig und eine merkwürdige Allegorie des Meßopfers im Belvedere zu Wien zeigen ihn als echt religiösen Maler von einer besondern, nicht minder interessanten, aber strengern Seite.

Carpeaux (Jean Baptiste), franz. Bildhauer, geb. zu Valenciennes 14. Mai 1827, kam nach Paris in die Schule von Duret, und erhielt 1854 den ersten Preis für die Figur eines Hektor, der seinen Sohn Astyanax der Obhut Jupiters anempfiehlt. Er studierte dann fünf Jahre auf der franz. Akademie in Rom und arbeitete hier namentlich eine Bronzestatue, einen jungen Fischer, der eine Muschel an sein Ohr hält. Diese Statue fand in der pariser Ausstellung 1859 vielen Beifall, obschon sie an zwei sehr bekannte moderne Bildhauerwerke, nämlich an den Tarantellatänzer von Duret und an den Fischerknaben mit der Schildkröte, von Rude, stark erinnerte. Sein Ruf steigerte sich bedeutend durch die 1863 ausgestellte Bronzegruppe, Ugolino und seine Kinder; sie wurde von der Regierung angekauft und im Tuileriengarten angebracht als Seitenstück zu einer Kopie des Laokoon mit seinen Kindern, welche Gruppe offenbar der Phantasie des Künstlers vorgeschwebt hatte. Das Giebelfeld des Pavillons der Flora in den Tuilerien schmückte C. mit einem Hautrelief, welches das Kunst und Ackerbau beschützende Frankreich darstellt, und im Erdgeschoß des östl. Eckpavillons der Hauptfaçade des neuen pariser Opernhauses findet sich von ihm eine äußerst realistische Darstellung des Tanzes, welche eine heftige Polemik hervorrief. Unter C.' letzten Werken ist hervorzuheben: eine Bronzegruppe im Luxembourggarten, bestehend aus vier geflügelten Seepferden und ebenso viel weiblichen Figuren. C. starb 11. Okt. 1875 im Schlosse Bécon bei Asnières. Seine große Fertigkeit in der Behandlung des Marmors gab ihm die Basis zu seiner durchaus malerischen Richtung. Schwung in der Erfindung, Treue in der Nachahmung individueller Gesichtsbildungen (man hat von ihm Büsten der Prinzessin Mathilde, des jüngern Alex. Dumas, des Malers Gérôme, des Architekten Garnier u. a.) und eine vortreffliche Behandlung des Marmors sind C.' Vorzüge neben unverkennbaren Schwächen, die seine malerische Richtung mit sich brachte. Vgl. Chesneau, «Le statuaire C.» (Par. 1880).

Carpe diem (lat.), Pflücke (d. h. heute aus) den Tag, Spruch aus Horaz' «Oden», 11, 8.

Carpenedōlo, Flecken in der ital. Provinz Brescia, Bezirk Castiglione, an der zum Oglio gehenden Chiese, 6 km von Brescia und 6 km von Montechiaro, zählt (1881) 4317, als Gemeinde 5838 E. Das überall zu bewässernde Terrain ist in kleine Besitzungen geteilt; die Bewohner treiben Ackerbau, Seidenzucht, Fischerei, Eisenschmelzen u. s. w.

Carpentaria-Golf heißt ein Meerbusen an der Nordküste Australiens, der größte und am tiefsten

in das Festland einschneidende des ganzen Erdteils, zwischen 10° 40′ bis 17° 30′ südl. Br. und 155 bis 159° östl. L. (von Ferro), oder zwischen Nordaustralien (Northern Territory) und Alexandraland, sowie dem nördlichsten Teile der Kolonie Queensland, die mit der Vorspitze des Kontinents, dem Kap York an der Torresstraße, ausläuft. Von N. gegen S. ist der Golf 700 km lang, am Eingang zwischen Kap York und Kap Arnhem 500 km breit. Der Name Carpentaria erscheint zuerst auf den nach der zweiten Reise Abel Tasmans verfertigten Karten, der 1644 auf dem Schiffe Limmen den Golf als solchen mit seinem Küstenring entdeckte. Genauere Erforschungen und Aufnahmen des Meerbusens und der Küsten erfolgten später durch Cook 1770 und Flinders 1802. In neuerer Zeit wurde namentlich die Süd- oder vielmehr Südwestküste genauer bekannt durch die Reisen und Aufnahmen von Stokes 1841, Leichhardt 1845, Gregory 1856, Landsborough 1861—62, MacKinlay 1862 u. a., da der C. gewöhnlich das Ziel der nach Norden strebenden Erforscher des Australkontinents gewesen ist. Die Küsten sind meist niedrig und sumpfig, besonders auf der Ost- und Südostseite, im W. höher, vielfacher eingebuchtet und reich an Baien und Häfen, unter denen die Limmen Bight an der Mündung des Roper, die Bluemud-, Caledon- und besonders die Melvillebai am Kap Arnhem bemerkenswert sind. Vorgelagerte Inseln sind im W. Groote-Eylandt, im S. die Bentinck-, Wellesley- und Sir Edward-Pellew-Inseln. Der größte Fluß der Ostküste ist der Mitchell. Ganz besonders wasserreich ist die über 500 km lange, geradlinige Südküste. Überhaupt wird diese Südküste als einer der von der Natur begünstigtsten tropischen Landstriche geschildert, mit Ausnahme der Manglewälder an den schlammigen Flußmündungen reich an ausgedehnten Weiden, fruchtbarem Ackerboden, trefflichem Nutzholz und gutem Trinkwasser. Das Klima ist nach den bisherigen Erfahrungen dem Europäer zuträglich. Der Golf setzt diese Küste in unmittelbaren Zusammenhang mit den produktenreichen und stark bevölkerten Inseln und Gestaden Südostasiens, und die Verbindung mit den südl. Kolonien Australiens ist von dem Südostufer des C. weit leichter als von irgend einem Teile der Nordküste des Kontinents.

Carpenter (William Benjamin), engl. Naturforscher, geb. 1813 in Bristol, erhielt seine Schulbildung in Bristol, studierte dann, zuerst im University College in London, später in Edinburgh, Medizin und praktizierte seit 1839 als Arzt in seiner Vaterstadt, siedelte jedoch 1843 nach London über. Nachdem er seit 1847 mehrere Jahre den Posten des Examinators in Physiologie und vergleichender Anatomie an der londoner Universität, von 1849—56 den des Professors der gerichtlichen Medizin am University College bekleidet hatte, wurde er 1856 zu der einflußreichen Stelle des Registrators der londoner Universität berufen, die er erst 1878 niederlegte. In weitern Kreisen wurde er zuerst bekannt durch seine «Principles of general and comparative physiology» (1839; 3. Aufl., 1854), eins der ersten engl. Werke, welche die Wissenschaft der Biologie in übersichtlichem Zusammenhange darstellten. Hierauf folgten die «Principles of human physiology» (Lond. 1844; 9. Aufl. 1881), «Principles of comparative physiology» (Lond. 1853), «Principles of general physiology» (Lond. 1854), «On the use and abuse of alcoholic liquors» (Lond. 1850), «The microscope and its revelations» (Lond. 1856; 5. Aufl. 1875), «Principles of mental physiology» (Lond. 1874) und eine Reihe von Abhandlungen in den Verhandlungen der Royal Society, wofür ihm 1861 die große Medaille der Gesellschaft verliehen wurde. Von 1868—70 leitete C. gemeinschaftlich mit Wyville Thomson die von der engl. Regierung ausgerüsteten Expeditionen zur Erforschung des Meeresbodens in der Nordsee und im Mittelmeere. Seine Berichte über diese Expeditionen, welche in Bezug auf Temperatur, Strömungen und Organismen der tiefern Meeresschichten wichtige Resultate lieferten, erschienen zuerst in den Verhandlungen der Royal Society, wurden aber später von dem Verfasser in Form populärer Vorträge auch einem größern Publikum zugänglich gemacht. Neuerdings nahm C. an der wissenschaftlichen Bekämpfung der engl. Spiritualisten einen hervorragenden Anteil und veröffentlichte u. a. «Mesmerism and Spiritualism historically considered» (Lond. 1877).

Carpenter (Mary), engl. Philanthropin und Schriftstellerin, die Schwester des vorigen, geb. 18. Aug. 1807 in Bristol, nahm schon früh viel Anteil an der sozialen Reformbewegung, welche sich die Rettung und Besserung verwahrloster Kinder, die Erziehung der niedern Volksklassen, die vernunftgemäße Reorganisation der Strafanstalten und des Gefängniswesens zum Ziele setzte, und begründete nicht nur in ihrer Vaterstadt mehrere wohlthätige Anstalten, welche diese Zwecke verfolgten, sondern eroberte durch ihre begeisterte persönliche Opferwilligkeit, durch Schriften und durch Vorlesungen dem Interesse für die Sache, der ihr Leben gewidmet war, ein immer weiteres Gebiet. Unter Miß C.s Schriften sind hervorzuheben: «Morning and evening meditations for every day in the month» (1842), «Reformatory schools for children» (1851), «Juvenile delinquents, their condition and treatment» (1853), «The claims of ragged schools to pecuniary aid from the annual parliamentary grants for educational purposes» (1859), «Our convicts» (2 Bde., 1864). Wiederholt nahm sie auch teil an den Jahresversammlungen der British Association for the promotion of social science, und manche Sozialreform war zum Teil ihren Anregungen zu danken. In den J. 1866—67 unternahm sie zu philanthropischen Zwecken eine Reise nach Indien, deren Resultate sie niederlegte in «Suggestions on prison discipline and female education in India» (1867) und «Six months in India» (2 Bde., 1868). Zur fernern Beförderung der Gefängnisreform und der weiblichen Erziehung besuchte Miß C. dann, unter lebhafter öffentlicher und auch offizieller Teilnahme, Indien noch dreimal, 1868—69, 1870—71 und 1875—76. Die Resultate ihrer letzten Reise faßte sie zusammen in mehrern Briefen an Lord Salisbury, damals Staatssekretär für Indien, von dem sie in offizieller Form dem Parlament mitgeteilt wurden. Sie starb in Bristol, 14. Juni 1877.

Carpentras (das alte Carpentoracte), Hauptstadt eines Arrondissements im franz. Depart. Vaucluse in der Provence, liegt in 102 m Höhe, mit hohen Mauern umgeben, links am Auzon, der zur Sorgue geht, auf einer Anhöhe am Fuße des 1961 m hohen Mont-Ventoux, in anmutiger Gegend, 26 km im NO. von Avignon und ist durch eine Zweigbahn nach Sorgues mit der Paris-Lyon-

Mittelmeerbahn verbunden. Die Stadt hat einen Assisenhof, ein Kommunal-Collége, eine Agrikulturgesellschaft, eine alte große Kathedrale (1405—1519), eine Synagoge, ein Hospital, einen bischöfl. Palast, der jetzt den Justizpalast bildet, ein Theater, eine öffentliche Bibliothek von 30000 Bänden und 800 Manuskripten, mit einer beträchtlichen Kupferstich- und Münzsammlung und ein Museum von Altertümern, worin sich das berühmte phönizische Basrelief von C. befindet. C. ist sehr alt, war der Hauptort der Memini im Narbonensischen Gallien und erhielt durch Cäsar eine Kolonie. Aus den Zeiten der Römer finden sich noch die Überreste eines 37 m hohen Turms und des Triumphbogens mit Basreliefs. Von den Festungswerken des 14. Jahrh. steht nur noch das 37 m hohe, kühne Orangetor. Neu dagegen ist die 1720—34 erbaute, den Ort mit Trinkwasser versorgende, 914 m lange Wasserleitung von 48 Bogen, deren größter 22,41 m Höhe und 24 m Spannung hat. C. zählt (1876) 8127, als Gemeinde 10479 E., welche Krapp und Safran bauen, treffliches Obst, Feigen und Melonen ziehen, chem. Produkte, Alkohol, Branntwein, Leder und Wachslichter fabrizieren, Seide- und Baumwollspinnereien unterhalten und beträchtlichen Handel treiben. Früher war C. ein berühmter Bischofssitz und die Hauptstadt der Grafschaft Venaissin, die von 1229 bis zur Revolution unter päpstl. Hoheit stand. Am 6. Nov. 527 wurde hier ein Konzil gehalten. — Der schon 1771 entworfene Kanal von Carpentras beginnt an der Durance, oberhalb der Hängebrücke von Mérindol. Er ist 70 km lang und überschreitet die Sorgues unterhalb der Quelle von Vaucluse, auf dem schönen Pont-Aqueduc de Calas, überschreitet bei Pernes die Nesque, kreuzt den Auzon, Mède, Brégoux, geht bei Beaumes vorbei und endet an der Ouvèze. Er bewässert 20000 ha.

Carpentum (lat.) war bei den Römern der Name für zweiräderige Wagen verschiedener Art, für Gepäckwagen wie für Personenwagen; insbesondere hießen so die Staatswagen, in welchen bei festlichen Gelegenheiten die Kaiserinnen und Prinzessinnen fuhren, denen dieses Recht bewilligt war. In der Stadt zu fahren war nämlich außer den Männern auch im allgemeinen den Frauen, welchen es eine Zeit lang bei gottesdienstlichen Anlässen erlaubt gewesen sein soll, verboten. Das Recht im Wagen zu fahren war somit eine große Auszeichnung, weshalb das C. auf der Rückseite vieler Münzen, welche die Köpfe jener kaiserl. Damen auf der Vorderseite tragen, abgebildet ist. Erst im 3. Jahrh. wurde das Recht, im Wagen zu fahren, den höchsten Beamten bewilligt.

Carpet (engl.), Teppichfußdecke aus wollenem Zeug; auch Teppich überhaupt.

Carpette (frz.), grobes, gestreiftes Packtuch; auch Packteppich.

Carpi, Stadt in der ital. Provinz Modena, an dem Kanal von Mirandola und an der Bahnlinie Modena-Mantua, 18 km im NNW. von Modena, ehemals Hauptstadt des gleichnamigen Fürstentums, das sich vom 14. bis 16. Jahrh. in den Händen der Familie Pico befand. Die Stadt, von guter Mauer umzogen, mit neuem Theater, einem prächtigen Palast und einer schönen Synagoge, zeigt in ihrem Schlosse, Mauern und Gräben noch die Spuren früherer Befestigung, ist der Sitz eines Bischofs und eines Priesterseminars, hat eine von Bramante oder Peruzzi gebaute Kathedrale, und zählt (1881) 5987, als Gemeinde 18788 E., die sich mit Strohhutfabrikation und Landbau beschäftigen. — Bei dem Dorfe Carpi in der Provinz Verona, an der Etsch, 9 km südöstlich von Legnago, mit über 1200 E., Mauern und Kastell, erfocht Prinz Eugen 1701 einen Sieg über die Franzosen unter Catinat.

Carpi (Ugo da), ital. Maler und Formschneider, geb. zu Carpi um 1455, gest. zu Rom 20. Juli 1523, wird zu Rafaels Schülern gezählt, hat sich jedoch als Maler wenig ausgezeichnet, um so mehr aber in der Kunst des Formschneidens, in welcher er den Druck mit zwei und mehr Platten von verschiedenen Schattentönen, von den Italienern Chiaroscuro (Helldunkel) genannt, zu großer Vollkommenheit brachte. Man hat ihm auch die Ehre der Erfindung dieser Technik zuschreiben wollen; diese gebührt aber den Deutschen, da sich zahlreiche deutsche Werke der Art mit älterm Datum vorfinden. C. ist in seinen Werken ebenso ausgezeichnet durch vollendete Zeichnung wie durch glückliche Beobachtung des Lichteffekts.

Carpieren (lat.), tadeln, meistern.

Carpīnus, Pflanzengattung, s. Hornbaum.

Carptor (lat.), bei den Römern der Sklave, der die Speisen zu zerlegen und vorzuschneiden hatte.

Carpus (grch. καρπός), Vorderhand, Handwurzel, Faustgelenk.

Carpzov, sächs. Gelehrtenfamilie, welche von Simon C., in der Mitte des 16. Jahrh. Bürgermeister zu Brandenburg, abstammte. Derselbe hinterließ zwei Söhne, Joachim C., der als dän. Generalfeldzeugmeister 1628 zu Glückstadt im Holsteinischen starb, und Benedikt C., geb. zu Brandenburg 22. Okt. 1565, der 1595 Professor der Rechte zu Wittenberg und 1602 Kanzler der verwitweten Kurfürstin Sophie zu Colditz wurde, dann aber nach Wittenberg zurückging und 26. Nov. 1624 starb. Benedikt hatte fünf Söhne: 1) Konrad C., geb. zu Wittenberg 11. Juli 1593, Professor der Rechte daselbst, gest. als Kanzler des Erzstifts Magdeburg 12. Febr. 1658. 2) Benedikt C., geb. zu Wittenberg 27. Mai 1595, machte Reisen durch Deutschland, Italien, Frankreich, England und die Niederlande, wurde dann Professor zu Leipzig, 1639 Appellationsrat in Dresden, 1645 Ordinarius der Juristenfakultät zu Leipzig, 1653 Geheimrat zu Dresden, zog später aber wieder nach Leipzig und starb daselbst 30. Aug. 1666. Großen Einfluß erlangte er durch seinen Kommentar über die Konstitution des Kurfürsten August von 1572 unter dem Titel «Definitiones forenses» (Lpz. 1668; neue Aufl. 1721), durch die «Practica nova rerum criminalium» (Wittenb. 1635; herausg. von Böhmer, 5 Bde., Frankf. 1758), das «Opus decisionum illustrium Saxoniae» (Lpz. 1646 u. öfter), die «Jurisprudentia ecclesiastica seu consistorialis» (Lpz. 1649) und den «Processus juris» (Jena 1657). Sein Inquisitionsprozeß, später vielfach wegen seiner Härte getadelt, stand lange Zeit in Sachsen in hohem Ansehen. 3) Christian C., geb. zu Colditz 20. April 1605, wurde 1632 Professor der Rechte zu Frankfurt a. O., wo er 20. Dez. 1642 starb. 4) August C., geb. zu Colditz 4. Juni 1612, seit 1651 Kanzler und Konsistorialpräsident zu Coburg, seit 1675 gothaischer Geheimrat, gest. zu Coburg 19. Nov. 1683, hat sich um die coburg. Lande verdient gemacht. Gleich seinem Bruder war er sehr religiös und hatte

Artikel, die man unter C vermißt, sind unter K aufzusuchen.

seit 1655 die Bibel 24mal durchgelesen. 5) **Johann Benedikt C.**, geb. zu Rochlitz 22. Juni 1607, gest. als Professor der Theologie zu Leipzig und Prediger an der Thomaskirche 22. Okt. 1657, erwarb sich als Schriftsteller großen Ruf, namentlich durch sein «Systema theologicum» (2 Bde., Lpz. 1653). Er war Vater von fünf Söhnen: a) **David Benedikt C.**, der Prediger wurde und «De pontificum Hebraeorum vestitu sacro» (Jena 1655) schrieb. b) **Johann Benedikt C.**, geb. zu Leipzig 24. April 1639, gest. als Professor der Theologie und Prediger an der Thomaskirche zu Leipzig 23. März 1699, ein tüchtiger Kenner der hebr. Sprache und Litteratur und Übersetzer mehrerer rabbin. Schriften. c) **August Benedikt C.**, geb. zu Leipzig 2. Nov. 1644, seit 1669 Professor der Rechte daselbst, gest. 4. März 1708. d) **Samuel Benedikt C.**, geb. 17. Jan. 1647, seit 1671 Professor der Dichtkunst zu Leipzig, 1674 Hofprediger, 1692 Oberhofprediger zu Dresden, gest. 31. Aug. 1707. e) **Friedrich Benedikt C.**, geb. 1. Jan. 1649, der die Rechte studierte, später Kaufmann wurde, als Senator zu Leipzig 20. Mai 1699 starb und einer der thätigsten Arbeiter an Menckens «Acta eruditorum» und ein eifriger Beförderer der Litteratur war. — Unter den übrigen Gliedern dieser Familie sind noch zu erwähnen **Johann Gottlob C.**, der Sohn des Oberhofpredigers Samuel Benedikt C., geb. zu Dresden 26. Sept. 1679. Er war einer der gelehrtesten Theologen seiner Zeit, wurde 1719 Professor der orient. Sprachen zu Leipzig und 1730 Superintendent zu Lübeck, wo er 7. April 1767 starb. Am meisten geschätzt sind unter seinen Schriften die «Introductio ad libros canonicos bibliorum Veteris Testamenti omnes» (Lpz. 1721) und «Critica sacra Veteris Testamenti» (Lpz. 1728). — **Johann Benedikt C.**, ein Enkel des Professors der Theologie, Johann Benedikt C.s, geb. 20. Mai 1720, wurde 1747 Professor der Philosophie zu Leipzig, 1748 Professor der Dichtkunst und griech. Sprache in Helmstedt, erhielt hier 1749 auch eine theol. Professur, 1759 die Abtstelle zu Königslutter und starb 28. April 1803. Er hat sich durch einige philol. Arbeiten, besonders aber um die grammatische Auslegung des Neuen Testaments verdient gemacht. Er verteidigte im Auftrage des Herzogs den durch den freisinnigen Theologen Abraham Teller bedrohten Ruf der helmstedter Orthodoxie 1768 in seinem «Liber doctrinalis theologiae purioris».

Carracci oder **Caracci**, berühmte ital. Malerfamilie, welche gegenüber dem Manierismus für die Reform der ital. Kunst gegen Ende des 16. Jahrh. vorzüglich thätig war. Die C. folgten keinem Meister unbedingt, vielmehr suchten sie die Vorzüge der Antike und der großen neuern Meister zu vereinigen. Sie wurden dadurch die Gründer der eklektischen Richtung, sind also auch als die eigentlichen Stifter der noch jetzt herrschenden akademischen Lehrmethode zu betrachten. Die Komposition führten die C. zu größerer Einfachheit zurück, übten strenge Korrektheit der Zeichnung und legten vorzüglich viel Wert auf eine gute Anordnung, sodaß es oft scheint, als sei die Handlung der Gruppierung angepaßt. Dadurch kommt freilich mitunter Absichtlichkeit hinein und eine Nüchternheit, die an schulmäßige Modelle erinnert. Doch, wo sie naiver auf das Vorbild der Natur eingingen, vermochten sie eine nachhaltige Wirkung zu erreichen.

Lodovico C., der Sohn eines Fleischers, geb. 1555 zu Bologna, studierte anfangs zu Florenz Andrea del Sarto und genoß den Unterricht Passignanos, wandte sich dann nach Parma und lehrte später nach Bologna zurück. Hier verband er sich mit seinen Neffen Agostino und Annibale C., welche sich ebenfalls der Malerei gewidmet hatten, sendete dieselben 1580 nach Parma und Venedig und arbeitete nach ihrer Rückkehr nach Bologna gemeinschaftlich nach gleichen Grundsätzen mit ihnen. In stetem Kampfe mit einer mächtigen Gegenpartei, stiftete Lodovico die Accademia degli incamminati (von incamminare, auf den Weg, in Gang bringen). Als ersten Grundsatz stellte er auf, daß man die Beobachtung der Natur mit der Nachahmung der besten Meister verbinden müsse. So lehrten die vereinigten Künstler das Praktische nach Gipsabgüssen, Kupferstichen, durch zweckmäßiges Zeichnen und Malen nach dem Nackten, das Theoretische durch Unterricht in der Perspektive, Anatomie u. s. w. Die Zeichnung sollte Rafael, das Kolorit den Venetianern, die Beleuchtung und die Grazie dem Correggio entlehnt werden. Ihre Schule wurde mehr und mehr besucht, und alle übrigen derartigen Anstalten der Stadt gingen aus Mangel an Teilnahme ein. Die schönsten Werke Lodovicos sind zu Bologna, vornehmlich in der Pinakothek. So die Madonna, in einer Engelsglorie auf dem Monde stehend, mit Franziskus und Hieronymus an den Seiten. Im Kloster San-Michele in Bosco befinden sich Scenen aus der Geschichte des heil. Benedikt und der heil. Cäcilie. Schon mit C. beginnt die Vorliebe für das Pathos des Schmerzes, von welcher später die vielen Ecce homo und leidenden Marien der Bolognesischen Schule ausgegangen sind. Das letzte Werk Lodovicos ist die Verkündigung der Maria in übermenschlicher Größe in der Kathedrale zu Bologna. Er starb 1619.

Agostino C., des vorigen Neffe, geb. 1558 zu Bologna, beschäftigte sich neben Malerei auch mit Kupferstechkunst. Sein ausgezeichnetstes Gemälde ist die Kommunion des heil. Hieronymus. Später half er seinem Bruder Annibale bei den Arbeiten an der Farneseschen Galerie in Rom, und ging endlich an den Hof des Herzogs von Parma, wo er 1601 starb. Er war ein Mann von gelehrter Bildung, besorgte an der neuen Akademie die Aufgabe des vortragenden Theoretikers und vervollkommnete als Kupferstecher namentlich die Technik des Stichs. Unter seinen zahlreichen, zum Teil sehr berühmten Kupferstichen finden sich auch manche erotische, die jetzt ziemlich selten geworden sind.

Annibale C., Bruder Agostinos, geb. 1560 zu Bologna, lernte erst bei seinem Vater als Schneider, wurde aber vom Oheim ebenfalls der Malerei zugeführt. Durch seinen heil. Rochus, welcher Almosen verteilt (in der Galerie zu Dresden), machte er sich zuerst bekannt, sodann durch seinen Genius des Ruhms (gleichfalls in der Galerie zu Dresden). Bald darauf berief ihn der Kardinal Farnese nach Rom, wo er in der Galerie des Farneseschen Palastes eine Reihe von Scenen aus der griech. Mythologie ausführte, sein Meisterwerk. Durch die Ränke des Spaniers Juan de Castro erhielt Annibale für seine siebenjährige Arbeit nur die Summe von 500 Goldthalern. Empört über solchen Undank legte er den Pinsel aus der Hand und starb zu Rom 1609. Er war der bedeutendste unter den C., besonders wegen seiner großartigen Auffassungsweise.

Artikel, die man unter C vermißt, sind unter K aufzusuchen.

Carragheen-Moos oder Caragaheen-Moos, Fucus crispus *L.*, Chondrus crispus *Lyngb.*, der Name einiger Meeresalgen der Gattung Sphaerococcus, welche wegen ihres Schleimgehalts mediz. Anwendung gefunden haben. Das Carragheen- oder Irländisches Perlmoos der Apotheken besteht in der Regel aus Sphaerococcus crispus *Agh.*, ein an Klippen im Atlantischen Meere und in der Nordsee häufig wachsender Tang; seltener ist Sph. mamillosus *Agh.* aus dem Atlantischen Meere darunter gemischt. Das Carragheen riecht schwach nach Jod und schmeckt ungereinigt widerlich salzig. Es enthält, wie alle Seetange, viel Schleim sowie Jod- und Bromsalze. In süßem Wasser ausgewaschen, ist es fast geruch- und geschmacklos. Es wird namentlich an den westl. und nördl. Küsten Irlands gesammelt, über England in den Handel gebracht und teils in Wasser, Milch oder Fleischbrühe abgekocht, teils in Gallertform als reizmildernbes, einhüllendes und zugleich schwach nährendes Mittel bei Hustenreiz und Durchfällen angewendet. Das C. wird auch mehrfach technisch benutzt, z. B. in der Buchbinderei zum Marmorieren, ferner zum Klären von Bier, zu Weberschlichte, zur Appretur u. s. w.

Carragheen-Schlichte oder Caragaheen-Schlichte, eine aus dem Schleimgehalt des Carragheenmooses gewonnene Weberschlichte, welche in der Art hergestellt wird, daß man 1 Teil Carragheenmoos mit 64 Teilen Wasser übergießt und 12 Stunden lang quellen läßt, hierauf das doppelte Quantum Wasser hinzufügt, die Lösung 1½ Stunden lang kochen läßt und dann durch ein Tuch seiht. Von diesem Absud wird 1 Teil 3 Teilen einer auf die gewöhnliche Weise bereiteten Mehlschlichte zugesetzt.

Carranza (Bartholomäus von), Erzbischof von Toledo, ein Opfer der Inquisition unter Philipp II., geb. 1503 zu Miranda in Navarra, erwarb sich als Professor der Theologie in Valladolid ausgezeichneten Ruhm, sodaß er als einer der vornehmsten span. Theologen auf das Konzil von Trient deputiert wurde. Mit Philipp II. ging er nach England, als dieser Gemahl der Königin Maria wurde, ward Beichtvater der Königin, nahm voll Eifer an der Rekatholisierung Englands teil und erhielt, nach Spanien heimgekehrt, Toledo, das vornehmste Stift des Königreichs. Hier aber geriet er in den Verdacht der Ketzerei. Man wollte in einem Katechismus von seiner Hand prot. Dogmen entdecken, und es ging das Gerücht, er habe Karl V., an dessen Totenbett er gewesen, in den Sterbestunden häretische Gedanken eingeflößt. So kam er in die Gewalt der Inquisition. Pius V. zog den Prozeß nach Rom, und hier schmachtete C. 10 Jahre in den Kerkern der Engelsburg. In Freiheit gesetzt, aber mit fünfjähriger Amtsenthebung bestraft, überlebte der körperlich gebrochene Greis diese Wendung nur um wenige Tage; er starb 2. Mai 1576. Schriften von ihm sind die «Summa consiliorum» (Vened. 1546), «Commentarios sobre el catechismo christiano» (Antwerp. 1558).

Carrara, Stadt in der ital. Provinz Massa-Carrara, liegt 14 km vom Meere in einem fast kesselförmigen Thale, das rings von den zackigen, berühmten Marmorbergen des apuanischen Apennins (Alpi apuane) umgeben ist, und ist durch eine Zweigbahn nach Avenza mit der Eisenbahn Livorno-Pisa-Genua verbunden. Der Reichtum an Marmor fällt hier dem Besucher sofort in die Augen; Fenstereinfassungen, Thürpfosten, Schwellen und Treppensteine bestehen aus gewöhnlichem weißen Marmor (nicht zu verwechseln mit dem feinen statuarischen). Mehrere Hauptgebäude der Stadt sind von demselben Stoffe gebaut oder damit bekleidet, zumal die reiche Kirche der Madonna delle Grazie und San-Andrea. Unter den öffentlichen Plätzen ist die Piazza Alberico mit einem schönen Brunnen zu nennen, unter den Kirchen besonders hervorzuheben der aus dem 13. Jahrh. datierende Dom mit schöner Façade. C. zählt (1881) 11869, als Gemeinde 30094 E., die sich, außer mit Landbau, nur mit dem Brechen, Bearbeiten und Transportieren des Marmors beschäftigen. Die jährliche Ausfuhr von Carrarischem Marmor wird auf 180000 Ctr. für 6 Mill. Frs. veranschlagt; sie erfolgt meist über den nahen Hafenort Avenza. Das 1558 gebaute Schloß ist jetzt Sitz einer von Napoleon gestifteten Bildhauerakademie, deren erster Direktor der Florentiner Bartolini (s. d.) war. Außerdem befinden sich die Ateliers einer Menge auswärtiger Künstler hier, die, um die großen Kosten des Transports zu vermindern, die Marmorblöcke hier punktieren lassen, oft auch wohl ganz ausarbeiten. Bereits im Altertum brach man in den drei großen auf das heutige C. mündenden Thälern von Colonnata, Fanti-Scritti und Torano (die Thäler heißen allgemein canali) die zwei hauptsächlichsten, auch heute noch viel verwendeten Marmorarten. Die Spuren antiker Bearbeitung sind noch allenthalben sichtbar, selbst mit röm. Bruchmarken versehene Blöcke finden sich nicht selten. Bei den Römern führte der aus diesen Brüchen stammende Marmor den Namen Marmor lunense, von der benachbarten Stadt Luni, deren Ruinen nördlich von Avenza noch erhalten sind. Man bricht gegenwärtig den feinen, weißen statuarischen Marmor fast ausschließlich in dem Thal von Torano an etwa sechs Stellen; die am meisten geschätzten Qualitäten sind Polvaccio, Bettogli, Crestola. Die minder feinen Sorten (marmo bianco chiaro) erster und zweiter Qualität, welche hauptsächlich für öffentliche Monumente und für architektonische Zwecke Verwendung finden, bricht man überall in den drei genannten Thälern, besonders in dem Thal von Fanti-Scritti. Außerdem ist in neuerer Zeit besonders der dunkelgraue Marmor (bardiglio) in Aufschwung gekommen. Vgl. Magenta, «L'industria dei marmi apuani» (Flor. 1871).

Carrara (Francesco), namhafter ital. Strafrechtslehrer, geb. 18. Sept. 1805 in Lucca, wirkt als Lehrer des Strafrechts an der Universität Pisa. Von seinen auch im Auslande geschätzten Werken sind hervorzuheben: «Programma del corso di diritto criminale» (9 Bde., in mehrern Auflagen erschienen), «Opuscoli di diritto penale» (7 Bde., ebenfalls mehrfach aufgelegt), «Pensieri sul progetto penale italiano del 1874», «Lezioni sul grado nella forza fisica del delitto» (6. Aufl., Lucca 1870), «Lineamenti di pratica legislativa» (Rom 1874), «Studij sul delitto perfetto» (Lucca 1879). C. ist ein entschiedener Gegner der Todesstrafe. Von 1865 bis 1870 war C. Mitglied der ital. Deputiertenkammer und seit 1876 ist er Senator, beteiligt sich aber wenig am öffentlichen Leben, da er fast ganz erblindet ist.

Carratraca, Marktflecken in der span. Provinz Malaga, Bezirk Campillos, 8 km von der Eisenbahnstation Pizarra, im Gebirge, in ziemlich kühlem,

aber sehr gesundem Klima, mit 1200 E. Das jährlich von 4—5000 Badegästen besuchte Etablissement hat sich an den überaus reich fließenden, etwa 18° C. warmen Schwefelquellen gebildet.

Carratte (Carrate), kleine Rechnungsmünze in Arabien; 6400 bilden einen Toman (9,12 Mark).

Carré (militärisch), s. Quarré.

Carré (Michel), franz. Dramatiker, geb. 1819 zu Paris, gest. daselbst 27. Juni 1872, schrieb zuerst Gedichte («Les folles rimes», 1841), dann Dramen, wie «La jeunesse de Luther» (1843), «L'Eunuque» (1843), «Scaramouche et Pascariel» (1847), «Faust et Marguerite» (1850). Seit 1849 trat er mit Jules Barbier in Verbindung, mit dem er eine Menge Lustspiele, Vaudevilles und Operntexte schrieb, wie «Galathée», «Le pardon de Ploërmel», «La reine de Saba», «Mignon» u. s. w.

Carreau (frz., «Viereck»; verdeutscht Karo), in der franz. Spielkarte (s. d.) die zweite Farbe, deren Zeichen ein rotes Viereck ist.

Carrefour (frz., vom lat. quadrifracum, viergabelig), Kreuzweg, Straßenecke; auch kleiner Platz.

Carrel (Armand), franz. Publizist und republikanischer Parteiführer, geb. zu Rouen 8. Mai 1800, besuchte die Militärschule von St.-Cyr und trat 1819 in ein franz. Infanterieregiment. Wegen seiner republikanischen Gesinnung verließ er diesen Dienst und gesellte sich 1823 dem von Mina zu Barcelona aus ital. und franz. Flüchtlingen gebildeten Freikorps bei. Er wurde jedoch von den franz. Truppen in Spanien gefangen genommen und entging nur mit Mühe dem Tode durch kriegsgerichtlichen Spruch. Hierauf widmete er sich in Paris histor. und polit. Studien, kam in nähere Bekanntschaft mit Thiers, Mignet und Aug. Thierry, welchem letztern er sich besonders anschloß, und vereinigte sich 1830 mit den beiden erstern zur Herausgabe des «National». Als die Juliordonnanzen von 1830 erschienen, veranlaßte C. an der Spitze des «National» 26. Juli die Protestation der Journalisten, welche der Anfang des Widerstands war. Bald war er das anerkannte Haupt der republikanischen Partei und durch seine kühnen Angriffe im «National» ein gefährlicher Gegner des Julikönigtums. C. starb bereits 24. Juli 1836 zu St.-Mandé an den Wunden, die er zwei Tage vorher in einem Duell mit Emile de Girardin davongetragen hatte.

Carrelage (frz.), Pflaster von Steinplatten; carrelieren, den Estrich mit Steinplatten belegen.

Carré-Maschine (frz. machine carrée, engl. rose-engine for making squares), mechan. Vorrichtung zur Erzeugung gerader Guillochierungen, s. Guillochieren.

Carrēr (Luigi), ital. Dichter, geb. 12. Febr. 1801 zu Venedig, studierte teils in seiner Vaterstadt, teils zu Treviso und Padua, war eine Zeit lang Lehrer zu Castelfranco, hierauf Korrektor für verschiedene Druckereien, zuletzt in Padua, und erhielt 1830 eine Professur der Philosophie an der Universität in letzterer Stadt; 1844 siedelte er jedoch nach Venedig über, wo er Professor an der Technischen Schule, dann Direktor des Museo Correr wurde und 23. Dez. 1850 starb. C. zählt zu den namhaftesten Vertretern der neuern ital. Dichterschule. Der Einfluß Ugo Foscolos ist in allen seinen Werken sichtbar. Seinen Ruf begründete er durch seine «Poesie» (Padua 1831; beste Ausg. Flor. 1856), denen er «Prose e poesie» (4 Bde., Vened. 1837) und «Apologhi» (Vened. 1841) folgen ließ. Sein gelesenstes Werk ist «L'anello di sette gemme» (Vened. 1838), worin er in dichterischem Gewande die Geschichte und die Sitten Venedigs schildert. Am glücklichsten ist C. in seinen lyrischen Poesien, namentlich den Oden und Hymnen. Originell ist er in der Ballade, welche Gattung der Poesie er nach deutschem Vorbilde in den «Ballate» (Vened. 1838) auf ital. Boden verpflanzt hat. Eine Auswahl seiner prosaischen Schriften ist unter dem Titel «Prose» (2 Bde., Flor. 1855) erschienen. Außerdem hat sich C. auch durch die Herausgabe älterer und neuerer Werke der ital. Litteratur sowie durch litterarisch-kritische Arbeiten Verdienste erworben. Zu letztern gehört der «Saggio sulla vita e sulle opere di C. Goldoni» (3 Bde., Vened. 1824), zu erstern die Ausgaben der «Poesie» des Ugo Foscolo (Vened. 1840), der «Rime» des Petrarca (mit Anmerkungen, 2 Bde., Padua 1826—27; 1837 nur Titelausgabe), der «Lirici italiani del secolo XVI» (Vened. 1836, ebenfalls mit Anmerkungen) u. s. w. Geschätzt ist auch sein «Discorso» über Torquato Tasso im dritten Bande der paduaner Ausgabe der «Gerusalemme liberata» (1827—28). Mit Federici gab C. das «Dizionario di conversazione e letteratura» (Vened. 1837—40) heraus. Vgl. Veludo, «Dell' ingegno e degli scritti di Luigi C.» (Vened. 1851); Venanzio, «Della vita e delle opere di Luigi C.» (Vened. 1854).

Carrēra (Valentino), ital. Dramatiker, geb. 19. Dez. 1834 zu Turin, war daselbst bis 1878 als Zollbeamter angestellt und zog sich dann in das Privatleben zurück, um sich ausschließlich der Dichtkunst widmen zu können. Seine schriftstellerische Laufbahn eröffnete er 1859 mit dem Drama «Il Lotto». Dann wandte er sich Geschichtsstudien zu, als deren Früchte 1861 erschienen: «Cronaca della difesa del Lago Maggiore nel 1859» und das geistvolle Buch «Per laghi ed Alpi. Peregrinazioni d'uno Zingaro». Mit dem Drama «Don Girella» kehrte er 1862 zur dramatischen Dichtung zurück und ist seither derselben treu geblieben. Es folgten rasch aufeinander die Dramen: «L'Incubo», «Il conte Orazio», «Chi s'aiuta, Dio l'aiuta», «Concordia», «Una notte passa presto», «O l'una o l'altra», «La dote» (sämtlich in Mailand 1863—69 erschienen), in welchen er sich vertraut mit allen Gattungen der dramatischen Dichtkunst erwies. Großen Erfolg hatte 1870 seine volkstümliche Komödie «La Quaderna di Nanni». Wesentlich der gleichen Gattung gehören seine spätern Stücke an: «La guardia borghese fiamminga», «Capitale e mano d'opera», «La strage degl' innocenti», «ABC», «Un avvocato dell' avvenire», «Galateo nuovissimo», «Scarabocchio», «Alessandro Puschin», «Tempeste Alpine», «Il danaro del comune», «La figlia del saltimbanco». — Sein jüngerer Bruder, Quintino C., geb. 19. Dez. 1842 in Turin, wo er ein städtisches Amt bekleidet, hat sich ebenfalls als begabter dramatischer Dichter bekannt gemacht. Seine besten Dramen («I pensionarj d'monsii Neirot», «Gl' impegnus», «El lunes», «Le occasion») sind im piemont. Dialekt geschrieben.

Carreta (span., verdeutscht Karrete), Wagen; besonders im verächtlichen Sinne: alte, schlechte Kutsche.

Carrhä, eine alte Stadt im nordwestl. Mesopotamien, in der südöstlich von Edessa sich ausbreitenden Ebene, am Flusse Carras gelegen, eine Kolonie eines andern Carrhä am Erythräischen Meere.

C. ist das biblische Haran (ursprünglich Charrân), von welchem Abraham nach Palästina abgezogen sein soll. Die Stadt ist besonders bekannt geworden als Schauplatz der Niederlage des Crassus durch die Parther. In späterer Zeit war C. ein Hauptsitz des sabäischen Götterdienstes, vorab des Mond- (Sin) und Morgenstern- (Uz) Kultus, und ein sehr bedeutender Handelsplatz, geriet aber unter der Mongolenherrschaft gänzlich in Verfall.

Carri (ital., von carro, Karren), die Spiele, die in Rom während des Karnevals auf Wagen aufgeführt werden, früher auch Giudate (Judenspiele) genannt, weil darin hauptsächlich die Juden verspottet wurden.

Carrick, schott. Distrikt von Ayrshire, im SW., zu den Lowlandbergen gehörig, meist Weideland und dünn bevölkert; wo er sich in die Carrickberge hineinzieht, zeichnet er sich durch das Gepräge wilder Hochlandsscenerie aus.

Carrick a Rede, ein grotesker Felsen im Meer an der Küste der irländ. Provinz Ulster (Grafschaft Antrim), beim Riesendamm, durch eine Bretterbrücke mit dem Festlande verbunden.

Carrickfergus, See- und Fabrikstadt in der irischen Provinz Ulster, Grafschaft Antrim, 17 km im NO. von Belfast, am Norduser des Busens Belfast-Lough, mit (1881) 10009 E. Vor Belfast war es Hauptstadt von Antrim und hat sechs Kirchen; sein anglo-normann. Schloß liegt hoch auf Felsen am Meere. C. ist Handelshafen und Seebad, und fabriziert Woll- und Leinenstoffe. In der Umgebung befinden sich Salzlager.

Carrick-Mac-Roß, Flecken in der irischen Provinz Ulster, Monaghanshire, 36 km im SO. von Monaghan, mit 2017 E., welche Brauerei und Brennerei treiben. Der Ort hat ein Zuchthaus und eine Schloßruine.

Carrick on Shannon, Hauptort der irländ. Grafschaft Leitrim (s. d.).

Carrick on Suir, Municipalstadt in der irländ. Grafschaft Tipperary (s. d.).

Carrier (Jean Baptiste), berüchtigtes Mitglied des franz. Nationalkonvents, geb. 1756 in dem Dorfe Yolai bei Aurillac in Ober-Auvergne, war Prokurator, als die Revolution ausbrach; 1792 zum Deputirten gewählt, trug er 1793 zur Errichtung des Revolutionstribunals und zur Ausführung der grausamsten Maßregeln bei. Nach der Verurteilung Ludwigs XVI. verlangte er die Verhaftung des Herzogs von Orléans und beförderte den Sturz der Girondisten am 31. Mai. Demnächst wurde er mit einer Mission gegen die Gemäßigten in der Normandie beauftragt und im Okt. 1793 nach Nantes geschickt, wo er für seinen Blutdurst in den durch die Niederlage der Vendéer bei Savenay angefüllten Gefängnissen zahlreiche Opfer fand. Er schlug vor, die Gefangenen in Masse hinrichten zu lassen, und drang, von andern Wütenden unterstützt, damit durch. Am 15. Nov. ließ er 94 Priester in eine Barke bringen und des Nachts mittels Klappen, die am Boden des Fahrzeugs angebracht waren, ertränken. Nach einigen Tagen hatten 58 andere Priester dasselbe Schicksal. Bald folgten mehrere derartige Hinrichtungen, die von der sog. Marat-Kompagnie vollzogen und mit cynischem Spott Noyaden, Baignaden oder vertikale Deportationen genannt wurden. Schließlich wurde C. zur Verantwortung vor dem Konvent berufen. Doch gelang es ihm, sich zu rechtfertigen, und erst die Reaktion nach dem 9. Thermidor brachte ihn unter die Guillotine (16. Dez. 1794).

Carrier-Belleuse (Albert Ernest), franz. Bildhauer, geb. 12. Juni 1824 zu Anisy-le-Château im Depart. Aisne, ist ein Schüler von David d'Angers. Seine Arbeiten sind von sehr verschiedenem Wert; im allgemeinen leiden sie an einer zu malerischen Behandlung. Außer einer Anzahl von Marmor-, Terracotta- und Bronzebüsten (wie von Napoleon III., Jules Simon, Eugène Delacroix, Ernest Renan, Théophile Gautier, Thiers, Molière) sind von C.s Werken namentlich hervorzuheben: Vestalin (Terracotta, 1859), Bacchantin (Marmorstatue, 1863), Angeliska (Marmorstatue, 1866 nach Ariosts «Rasendem Roland»), Die verlassene Psyche (Marmorstatue, 1872).

Carrière (frz.), eine Bahn für Laufende, Reitende oder Fahrende; die öffentliche Laufbahn. C. machen, schnell zu höhern Stellungen gelangen.

Carrière heißt in der Reitkunst die schnellste Gangart des Pferdes. Sie ist eine verschiedene bei dem Renn- und dem Campagnepferde, da der Reiterdienst nicht viele hundert Schritte zum mühsamen Einfangen gestattet, vielmehr die Haltung des Pferdes immer noch eine solche Versammlung bewahren muß, daß die Wirkung der Parade auf die Hinterhand bald hergestellt ist. Die Geschwindigkeit in der C. hängt von der Weite des Sprunges und der Schnelligkeit ab, mit der die einzelnen Sprünge aufeinanderfolgen. Man geht zur C. am zweckmäßigsten aus dem verstärkten Galopp über, weil bei einem solchen allmählichen Übergange das Pferd besser in Haltung bleibt, fällt auch zum Parieren erst wieder in den Galopp zurück, weil zu jähe Paraden gleich nachteilig für die Gesundheit der Gliedmaßen und die Dressur überhaupt sind. Die Hülfen für ein in der Bewegung befindliches Pferd zur C. bestehen in einem Druck des Schenkels oder Sporns und gleichzeitigem Nachgeben, aber nicht Loslassen der Zügel. Während des Laufs dürfen weder Schenkel noch Zügel gebraucht werden.

Carriere (Moriz), hervorragender deutscher Philosoph und Ästhetiker, geb. 5. März 1817 zu Griedel im Großherzogtum Hessen, studierte zu Gießen, Göttingen und Berlin, lebte dann einige Jahre, namentlich mit Kunststudien beschäftigt, in Italien und habilitierte sich 1842 als Docent der Philosophie zu Gießen, wo er 1849 eine Professur erhielt. Seit 1853 Professor zu München, liest er an der Universität vorzugsweise Ästhetik und trägt in der Kunstakademie, deren schriftführendes Mitglied er ist, Kunstgeschichte vor. C.s erste Schriften, wie namentlich «Vom Geist. Schwert- und Handschlag für Franz Baader» (Weilb. 1841) und «Die Religion in ihrem Begriff, ihrer weltgeschichtlichen Entwickelung und Vollendung» (Weilb. 1841), bewegten sich teilweise noch in Hegelschen Gedankenkreisen, hoben aber bereits das Prinzip der Individualität entschieden hervor. Daran reihte sich «Der Kölner Dom als freie deutsche Kirche» (Stuttg. 1843) und eine Übertragung der Briefe und Leidensgeschichte von «Abälard und Heloise» (Gieß. 1844). In dem Werke «Die philos. Weltanschauung der Reformationszeit» (Stuttg. 1847) schildert er die Übergangsperiode von der Scholastik zu Cartesius und legt namentlich die Lehren des Giordano Bruno, Campanella und Jakob Böhme in neuer und eigentümlicher Weise dar. Zugleich tritt die Überwindung des Pantheismus

und Deismus in der Anschauung eines sowohl selbstbewußten als unendlichen, in Natur und Geschichte sich offenbarenden Gottes als der Gedanke hervor, dessen Durchführung C. für die Aufgabe der Gegenwart hält. In diesem Sinne gehaltene Vorträge veröffentlichte er als «Religiöse Reden und Betrachtungen für das deutsche Volk» (2. Aufl., Lpz. 1856). Ein Buch über «Das Wesen und die Formen der Poesie» (Lpz. 1854) war der Vorläufer einer «Ästhetik» (2 Bde., Lpz. 1859; 2. Aufl. in neuer Bearbeitung 1873), welche die Idee des Schönen und ihre Verwirklichung im Leben und in der Kunst an der Hand der Erfahrung vom Standpunkte des Idealrealismus darlegte. Das ausgezeichnete Werk «Die Kunst im Zusammenhang der Kulturentwickelung und die Ideale der Menschheit» (5 Bde., Lpz. 1863—73; 3. Aufl. 1877 fg.) verbindet philos. Tiefblick mit geschichtlicher Treue. Das Charakterbild Cromwells im «Histor. Taschenbuch» (1851) kann als C.s polit. Glaubensbekenntnis gelten. Für Brockhaus' «Bibliothek der deutschen Nationallitteratur» besorgte er die Ausgaben von Goethes «Faust» (Lpz. 1869) und Schillers «Wilhelm Tell» (Lpz. 1871) mit histor. Einleitung und namentlich die erstere mit reichen Erläuterungen. Seine philos. Lebensansicht faßte er in einem Werke über «Die sittliche Weltordnung» (Lpz. 1877) zusammen, indem er dem Mechanismus der Natur und seiner Notwendigkeit wie der Freiheit des Geistes in gleicher Weise gerecht wird und nach den gesicherten Ergebnissen der Erfahrungswissenschaft die Prinzipien des Seins und Erkennens zu bestimmen sucht. In neuester Zeit erschien von ihm: «Agnes. Liebeslieder und Gedankendichtungen» (Lpz. 1883).

Carrier-Indianer oder Tahkalis (Taculies), ein Athapaskenstamm im nordwestl. Amerika, im Quellengebiete des Fraserflusses.

Carrierte Gewebe, verschiedenartige Stoffe mit gewürfeltem Muster.

Carrington (Richard Christopher), engl. Astronom, geb. 26. Mai 1826 zu Chelsea, studierte zuerst Theologie, ging aber dann zur Astronomie über und war drei Jahre lang Assistent bei Chevallier in Durham. Da die Sternwarte aber wenig Mittel besaß, so baute er sich eine eigene Sternwarte in Redhill. Hier beobachtete er von 1854 an Circumpolarsterne, und es entstand nach anstrengender Thätigkeit sein in jeder Beziehung vorzüglicher Sternkatalog, bekannt als «Redhill Catalogue» (auf Staatskosten gedruckt, Lond. 1857). Gleichzeitig begann er, angeregt durch Schwabes Entdeckung der Sonnenfleckenperiode und ihren Zusammenhang mit dem Erdmagnetismus, eifrig die Sonne zu beobachten. Die Ergebnisse seiner Beobachtungen legte er nieder in den «Observations of the Spots on the Sun made at Redhill 1853—61» (Lond. 1863). Er starb nach 10jährigem Siechtum im Dez. 1875.

Carriole (frz.), leichtes zweiräderiges Fuhrwerk.

Carrion de Calatrava, s. Calatrava.

Carrion de los Condes, Stadt in der span. Provinz Palencia, 30 km im N. von Palencia, mit (1877) 3147 E., am Carrion, einem 180 km langen Flusse, der am 2529 m hohen Peña Prieta entspringt, dann durch weite Ebenen nach S. fließt, den Kanal von Castilien schneidet, nach Palencia geht und bei Dueñas in die Pisuerga mündet.

Carrion de Nisas (Marie Henri François Elise), franz. Militärschriftsteller, geb. 17. März 1767 zu Montpellier, diente im franz. Heere und veröffentlichte 1807 zu Paris eine Schrift: «De l'organisation de la force armée en France», welche indes wenig Anklang fand. Bekannter ist C. geworden durch den «Essai sur l'histoire générale de l'art militaire» (2 Bde., Par. 1824; deutsch, Lpz. 1826); doch hat auch diese Schrift keineswegs allgemeine Anerkennung gefunden. C. starb 1841 zu Montpellier.

Carroballiste, Wurfgeschütz, s. u. Balliste.

Carroccio (Diminutiv des ital. carro, Wagen), Fahnenwagen, trug bei den Heeren der italienischen Kommunen des spätern Mittelalters (von 1100 ab) das Hauptbanner der Stadt, galt gewissermaßen als Hauptquartier, von wo alle Befehle und Kriegszeichen ausgingen. Der C. stellte das Palladium der Stadt vor, und sein Verlust galt als großes Unglück. Er bestand aus einem großen vierräderigen Wagen, von weißen oder roten Ochsen gezogen. In der Mitte befand sich ein leicht niederzulegender Mastbaum, dessen Spitze ein Kreuz oder eine heilbringende Figur trug und an dem das Stadtbanner wie ein großes Segel befestigt war. Eine Schar ausgewählter Krieger und ein Priester bildeten das Geleit. Als Karrasche verbreitete sich die C. auch nach Deutschland. Vgl. Jähns, «Geschichte des Kriegswesens» (Berl. 1880).

Carron, Dorf mit Eisengießereien bei Falkirk (s. d.) in Schottland.

Carronaden wurden zuerst 1774 auf der Gießerei Carron in Schottland gegossen und waren eine Art langer Haubitzen von 12—68 Pfd. Kugelgewicht, 6—8 Kugeldurchmesser lang, mit cylindrischer Kammer. Statt der Schildzapfen hatten sie eine unterhalb am Rohrkörper angegossene Öse, mittels welcher sie sich um einen Querbolzen an der Lafette drehten. Man stellte die C. in der Regel aus Gußeisen her. Sie entsprangen dem Bestreben, verhältnismäßig schwere Geschosse mit herabgesetzter Ladung aus leichten (weil kurzen und im Metall weniger starken) Röhren zu schießen, und wurden hauptsächlich auf Schiffen und in Küstenbatterien gebraucht. Ihre Schußweite und Wirkung konnte naturgemäß nur eine geringe sein. Mit der Einführung gezogener Geschütze verschwanden die C. gänzlich.

Carrūca (lat.), bei den alten Römern in der spätern Zeit eine Art Reisewagen, oft mit verschwenderischer Pracht ausgestattet, namentlich mit bronzenen oder silbernen Platten belegt, die durch kunstreiche Cälaturen noch höhern Wert erhielten.

Carrucci (Giacomo), Maler, s. Pontormo.

Carsoli, Flecken in der ital. Provinz Aquila, Distrikt Avezzano, 38 km im WNW. von Avezzano, in der Nähe der Gewässer Maura, Mola und des Fioggiograbens, die den Turano bilden, zählt (1881) 1448, als Gemeinde 4369 E. Thalabwärts (3 km) jenseit des Turano befinden sich Spuren des antiken Carseoli der Äquer.

Carson-City, Hauptstadt des nordamerik. Staates Nevada und des County Ormsby, über 2000 m über dem Meere in gebirgiger Gegend am Ostfuße der Sierra Nevada, unfern der californ. Grenze, 6 km vom Carsonflusse gelegen, ist nur als Regierungssitz des Staats bemerkenswert, im übrigen ein unbedeutender Ort mit (1880) 4227 E. Er entstand 1849 infolge von Goldfunden; die Golgräbereien sind aber seit Entdeckung der reichen Silberminen im Norden von C., bei Washoe

und Virginia, eingestellt, und Virginia (s. d.) hat die Hauptstadt, die mit ihm und Gold-Hill durch eine Eisenbahn verbunden ist, weit überflügelt.

Carstens (Asmus Jak.), bahnbrechender deutscher Maler, geb. zu St. Jürgen bei Schleswig 10. Mai 1754 als Sohn eines Müllers, mußte, nachdem er den Vater verloren und die Verhältnisse der Familie sich verschlechtert hatten, trotz seiner früh erwachten Neigung zur Kunst im 16. Jahre bei einem Weinhändler Bruyn in Schleswig in die Lehre treten. Sobald er mündig geworden, 1776, verließ er dessen Haus und ging auf gut Glück nach Kopenhagen, wo er sich mit größtem Eifer dem Studium der bildenden Kunst, namentlich der antiken, widmete, während er sich gleichzeitig durch Porträtmalerei den Unterhalt zu verschaffen suchte. Dabei las er die Alten, besonders den Homer, sowie Shakspeare, Ossian, Klopstock, die ihn zu eigener poetischer Thätigkeit anregten (1783 erschien in Kopenhagen ein Bändchen «Oden und Elegien» von ihm unter dem Namen Jakob) und denen er die Motive seiner Kompositionen entnahm. Seine Studien betrieb er fast ganz autodidaktisch; zur kopenhagener Akademie trat er nur ganz kurze Zeit in Beziehung; er wurde von derselben verwiesen, da er sich bei einer Preisverteilung zurückgesetzt fühlte und die ihm zuerkannte Medaille zweiter Klasse ausschlug. Ostern 1783 ging er in Begleitung seines ebenfalls dem Kunststudium obliegenden Bruders Friedrich nach Italien, wo er namentlich in Mantua die Fresken Giulio Romanos studierte, aber Mittellosigkeit nötigte ihn, nach Deutschland zurückzukehren. Über Zürich, wo er Lavater und Geßner kennen lernte, kam er nach Lübeck. Fast fünf Jahre erwarb er hier wieder seinen Unterhalt mit Porträtmalen und studierte dabei mit rastlosem Fleiße. Endlich ward ein reicher Kunstliebhaber, Matthäus Rodde, auf ihn aufmerksam gemacht, der ihn in den Stand setzte, 1788 nach Berlin überzusiedeln. Hier lebte er anfänglich sehr still, fast nur mit Arbeiten für Buchhändler beschäftigt, z. B. den Illustrationen zu Ramlers «Mythologie» und zur «Götterlehre» von Moritz, jedoch der Erfolg, welchen seine Komposition Der Sturz der Engel, hatte, verschaffte ihm eine Stellung als Professor an der Akademie. Von wichtigern Arbeiten, die er in Berlin ausgeführt hat, sind die dekorativen Malereien im ehemals Dorvilleschen Hause zu Grunde gegangen, ähnliche in einem Zimmer des königl. Schlosses (Frieskomposition mytholog. Inhalts, grau in grau) noch erhalten. Während der Thätigkeit an diesen Werken stand er in besonders naher geistiger Beziehung zu dem Architekten Hans Christian Genelli (dem Oheim des Malers). Auch mehrere plastische Arbeiten, unter anderm ein Modell zum Denkmale Friedrichs d. Gr., fallen in diese Zeit. Im J. 1792 wurde ihm das lange ersehnte Glück zuteil, die Mittel zu einer zweijährigen Studienreise nach Italien zu erhalten. In Rom brach sein Schaffenstrieb mächtig hervor; die großartige Auffassung und der hohe Stil seiner Kompositionen erregten Staunen. Die Gegenstände derselben sind meist den klassischen Dichtern des Altertums sowie dem Dante, Ossian und Shakspeare entlehnt; es sind ausschließlich Zeichnungen, meist in Rotstift, und Blätter in Wasser- und Deckfarben; mit der Technik der Ölmalerei hat er sich fast gar nicht befaßt. Sein Streben war darauf gerichtet, der Malerei die im herrschenden Kunstbetriebe verloren gegangene Würde dadurch zurückzuerobern, daß er sie vermöge ihrer Verbindung mit den höchsten Bildungselementen befähigte, an der geistigen und sittlichen Erziehung des Volks teilzunehmen. In diesem hohen Sinne schaffend, richtete er sein Augenmerk auf die Wandmalerei; für diese Ausführungsweise sind die meisten seiner Kompositionen gedacht. Um seine künstlerische Entwickelung nicht zu unterbrechen, schien es ihm Pflicht gegen sich selbst, in Rom zu bleiben. Dadurch kam er in Konflikt mit der Akademie in Berlin und mit dem Kurator derselben, dem Minister von Heinitz, welcher ihm das Stipendium, das er genoß, in der wohlwollenden Absicht gewährt hatte, daß C. nach den Jahren des ital. Studiums innerlich bereichert und künstlerisch befestigt zur Lehrthätigkeit in die Heimat zurückkehren sollte. C.s Weigerung führte den Bruch herbei, demzufolge der Minister sich dem Künstler entzog und dieser, auf sich selbst angewiesen, sein Dasein kümmerlich weiter fristete und, obwohl fortwährend rastlos schaffend, nach wenig Jahren dem Brustleiden erlag, mit welchem er von Jugend auf behaftet gewesen war. Er starb 26. Mai 1798 und wurde auf dem prot. Friedhofe in Rom, bei der Pyramide des Cestius, begraben, wo ein sinniges Denkmal seinen Namen feiert.

Wenn C. auch fast nur Entwürfe hinterlassen hat, erscheint er doch nichtsdestoweniger als ein Künstler ersten Ranges, der bei glücklichen Verhältnissen und förderlichem Verständnis der Mitwelt des Höchsten fähig gewesen wäre, wie denn seine Werke zahllosen Künstlern eine Quelle der Begeisterung für die erhabenen Aufgaben der Kunst geworden sind. Eine erste Lebensbeschreibung von C. lieferte sein Freund Fernow (1806; mit Kommentar und Verzeichnis der Werke neu herausg. von Riegel, Hannov. 1867). Durch Fernows Vermittelung und auf Goethes Fürsprache gelangten die nachgelassenen Zeichnungen C.' in den Besitz des weimarischen Hofs und sind jetzt im großherzogl. Museum daselbst aufbewahrt. Sie wurden in Auswahl durch W. Müller in Umriß gestochen, ein Unternehmen, welches H. Riegel mit Hilfe der Kupferstecher Merz, Schütz und des Lithographen G. Koch fortsetzte und zu einer Gesamtausgabe von C.' Werken vervollständigt (2 Bde., Lpz. 1869 u. 1874) und mit Kommentar ausgestattet hat. Bereits 1799 war der Cyklus «Die Argonauten», von J. A. Koch gestochen, in Rom herausgegeben worden. Zahlreiche Originale befinden sich in Kopenhagen, in Berlin und anderwärts in Privatbesitz zerstreut.

Vgl. Schöne, «Beiträge zur Lebensgeschichte des Malers C.» (Lpz. 1866); F. von Alten, «Verzeichnis der Werke u. s. w. von C.» (Oldenb. 1866); A. Sach, «C.' Jugend und Lehrjahre» (Halle 1881).

Carta (ital.), Papier; C. bollata, Stempelpapier, C. rigata, Patronenpapier, für die Patronen oder Musterzeichnungen in der Weberei.

Cartagena, feste Seestadt (Ciudad) und Bischofssitz der span. Provinz Murcia, am Fuße eines nackten, mit den Ruinen eines alten Kastells gekrönten Kegelbergs gelegen und am nördl. Ufer eines prachtvollen Bassins, welches durch einen zwischen zwei befestigten, schroffen Felsbergen hindurchführenden breiten Sund mit dem Meere in Verbindung steht und einen der vorzüglichsten Häfen des Mittelmeers bildet. Nebst Cadiz und

Ferrol bildet C. eins der drei span. Marinedepartements und ist zugleich Kriegs- und Handelshafen. Ersterer (la dársena) liegt mit dem jetzt sehr verödeten Arsenal am Südwestrande der Stadt. Die Stadt selbst, die mit den Vorstädten (1877) 75908 E. zählt, ist gut gebaut, von starken Festungswerken umgeben und durch mehrere Forts verteidigt. Sie hat drei Kirchen, acht meist verfallene Klöster, ein großes Arsenal, Seebäder, eine Schiffahrtsschule, zwei Spitäler, ein Theater und hübsche Promenaden, aber schlechtes Trinkwasser. Der Handel hat auch durch die Eisenbahn von C. über Murcia nach Albacete seine frühere Bedeutung nicht erlangt. Der Hafen wurde 1879 von 2361



Topographische Lage von Cartagena.

Schiffen mit 722101 t besucht. Hauptgegenstände der Ausfuhr sind Esparto, Blei, Eisenerz, Galmei, Apfelsinen. Die Industrie beschränkt sich auf Schiffbau, Segeltuchfabrikation, Hanfweberei, Espartoflechterei und Herstellung anderer Schiffsbedürfnisse, mit denen sowie mit murcianischen Landesprodukten auch Handel getrieben wird. In der Umgebung liegen viele Mahlmühlen, im Osten der Vorstadt San-Lucia eine große Glas- und eine Silberhütte und am östl. Ufer der Bai eine Bleihütte, alle mit Dampf betrieben. In der nahen Sierra de Cartagena gibt es zahlreiche, aber unzweckmäßig betriebene Blei-, Kupfer- und Eisenbergwerke, welche angeblich gegen 12000 Arbeiter beschäftigen. Im Norden der Stadt liegt der Salzsee Almajar, durch einen Kanal mit dem Meere verbunden. — Die Stadt wurde 228 vom karthag. Feldherrn Hasdrubal erbaut und unter dem Namen Neu-Karthago (Carthago nova) zum Hauptbollwerk und Waffenplatz der Punier in Spanien bestimmt, aber schon 210 von den Römern unter Scipio dem Jüngern erobert, später kolonisiert. Von den Vandalen 425 n. Chr. erobert und verwüstet, dann im Besitz der Westgoten, der Byzantiner (534—624), dann abermals der Westgoten 624—711, von den Sarazenen 711 zerstört, erhob sich die Stadt erst unter Philipp II. wieder zu früherm Glanze und war am Ende des 18. Jahrh. bedeutender und doppelt so stark bevölkert als jetzt. Am 2. Sept. 1643 erfochten bei C. die Franzosen einen Seesieg über die Spanier. Im Spanischen Erbfolgekrieg wurde die Stadt 1706 von den alliierten Flotten eingenommen, aber schon 18. Nov. von Berwick zur Übergabe gezwungen. Am 20. Juni 1815 erfocht hier der nordamerikan. Commodore Decature einen Seesieg über eine algier. Eskadre, und 5. Nov. 1823 kapitulierte die Stadt an die Franzosen. Im Juli 1873 brach auf der im Hafen von C. liegenden Flotte ein Aufstand mit sozialistischer Tendenz aus; die Empörer bemächtigten sich der Festungswerke und führten ein Nachspiel der pariser Commune auf; erst nach langer Belagerung und Bombardement wurde die Stadt 12. Jan. 1874 an General Lopez Dominguez übergeben, der dieselbe 13. Jan. besetzte. Die Hauptführer der Insurgenten, die Generale Contreras und Galvez, waren nach Oran entkommen.

Cartagena, ehemals mit dem Beinamen de las Indias, feste Hauptstadt des Staates Bolivar (s. d.) in der südamerik. Föderativrepublik Columbia, liegt auf einer schmalen Landzunge an einer schönen Bai des Antillenmeers. Die Stadt ist Sitz eines Bischofs, Haupt-Seearsenal von Columbien und hat ein Colegio und ein Priesterseminar. Sie ist gut, jedoch der Festungswerke wegen eng gebaut und hat größtenteils massive, zweistöckige Häuser, eine Kathedrale, mehrere andere gewaltige Kirchen und Klöster, unter denen die von Sto.-Domingo und von San-Juan de Dios, die ehemalige Jesuitenkirche, solid gebaut

sind, und ein Regierungsgebäude, ehemals der Inquisition gehörig. Brücken verbinden C. mit der ihm an Größe gleichkommenden Vorstadt Xeremani, die auf einer Insel liegt und vorzugsweise von Indianern bewohnt wird. C. war in der span. Zeit eine Festung ersten Ranges und nach Havana und Puerto-Cabello der wichtigste span. feste Platz am Antillenmeer. Jetzt bieten sowohl die großartigen Werke, deren Kanonen verkauft sind, als auch die Stadt selbst, obwohl mit Park und Theater, den Anblick gänzlichen Verfalls dar, da der Seehandel sich fast ganz nach Sta.-Marta und nach Sabanilla unweit der Mündung des Magdalenastroms weggezogen hat. Doch legen die Dampfer der Linie Liverpool-Colon monatlich einmal hier an. Der 1600 ha große Hafen, der beste am Nordgestade Südamerikas und einer der schönsten des ganzen Antillenmeers, wird durch die von der Insel Tierra-Bomba vom offenen Meere abgeschlossene und gesicherte Bai gebildet, zu welcher die beiden Zugänge Boca-Grande und Boca-Chica führen. Der erstere von beiden, der sich durch schönes Fahrwasser und günstige Lage zum Ansegeln auszeichnete, ist durch eingesenkte Steine versperrt worden (nach dem Angriff Vernons), und es bleibt nur die schwer zu erreichende und gefährliche, durch zwei Forts geschützte Boca-Chica. Er ist seit 1856 Freihafen für die Einfuhr. Ein 1,5 m tiefer, 1846 wieder geöffneter Kanal erlaubt Schiffsverbindung mit dem am Magdalenaflusse gelegenen Calamar. Im J. 1879 sind eingelaufen 101 Schiffe von 148667 t. Der Wert der Einfuhr war 737559, der der Ausfuhr 631557 Doll. Die Zahl der Einwohner, früher gegen 25000, beläuft sich jetzt auf 8600 (vier Fünftel Farbige), und noch mehr sind Wohlstand und Bildung gesunken. Indes ist doch eine Zeitung und ein Agrikulturbureau vorhanden; die Bewohner fertigen Lichte, Chokolade und Schildkrotwaren. Die mittlere Temperatur beträgt 28,3° C. Das Klima von C. ist ungesund und das Wasser schlecht. Das Gelbe Fieber herrscht bisweilen furchtbar.

C. wurde 1533 von Don Pedro de Heredia, dem Eroberer des Landes, gegründet und 1544 zum Niederlagsplatz für Neugranada, Carácas u. s. w. erhoben. Der Ort hatte anfangs (1544 und 1586) viel von den Piraten zu leiden, die sich hier festsetzten, sodaß Francis Drake 1585 die Stadt niederbrannte. Am 5. Mai 1697 wurde C. von Franzosen genommen, welche, da sie dieselbe nicht halten konnten, die Werke sprengten. Standhaft behauptete sich die Stadt 1741 gegen den Angriff der Engländer unter Admiral Vernon. Nachdem sie sich 1815 unabhängig erklärt, fiel sie nach harter Belagerung (seit August) 5. Dez. durch Hunger den Spaniern unter Murillo in die Hände, welche sie nach langer Blockade (seit Juli 1820) 26. Sept. 1821 wieder an Montillo übergaben.

Cartago, Hauptstadt des gleichnamigen Departements des mittelamerik. Freistaates Costa-Rica, 22 km im OSO. von San-José, der Hauptstadt der Republik, auf demselben Plateau, nur etwas höher als diese, in 1588 m Höhe, an der Eisenbahn Puerto-Limon-Alajuela gelegen, ist eine der ältesten Städte Centralamerikas, regelmäßig und spanisch solid gebaut, mit imposanten, jetzt meist verfallenen Kirchen und andern großen Gebäuden. Die schon 1522 vorhandene Stadt hat wiederholt durch Erdbeben sehr gelitten, namentlich 1723, wo zugleich eine furchtbare Eruption des 3505 m hohen Irazú oder Vulkans von Cartago, an dessen südl. Fuße sie liegt, sie mit einem Feuerregen überschüttete, sowie 1825 und zuletzt 2. Sept. 1841. Sie bietet deshalb das Bild gänzlichen Verfalls und zählt, statt der 30000, die sie 1823 hatte, jetzt kaum 10000 verarmte E., Landbauern, die ihre Produkte nach den Wochenmärkten von San-José führen, oder Kleinhändler, welche die benachbarten Ansiedelungen versorgen, zum Teil auch noch wohlhabendere, ältere, von ihren Renten oder den Einkünften ihrer Haciendas lebende Familien. — Das ganze Departement Cartago hat nur etwa 23000 E., die besonders Kaffeekultur und Viehzucht treiben.

Cartago, Stadt im Staate Cauca der südamerik. Föderativrepublik Columbia, unweit rechts vom Fluß Cauca, zwischen der Küsten-Cordillere und der Cordillere von Columbia (C.-Central), zählt 7000 E., welche Handel mit Schlachtvieh, Kakao, Kaffee und Tabak treiben.

Carta partita, s. Charteparti e.

Carta rigata (vom ital. carta rigata, gestreiftes Papier, frz. papier rayé, papier quadrillé, papier à patron, engl. design-paper, point-paper, rule-paper), soviel wie Musterpapier oder Patronenpapier (s. d.).

Carte blanche (frz., «weiße Karte»), unbeschränkte Vollmacht.

Carteja, eine zuerst phöniz., dann karthag. Stadt in Spanien (Hispania Baetica), unfern der Meerenge von Gibraltar. Es war nach Gades die reichste und mächtigste Stadt der Phönizier in Spanien und auch unter den Römern noch groß und blühend. Im Punischen Kriege erobert, wurde C. 171 v. Chr. unter dem Namen Colonia Libertinorum die erste Kolonie lat. Rechts außerhalb Italiens. Über 4000 Kolonisten, die aus der Verbindung röm. Veteranen mit einheimischen Frauen hervorgegangen waren und bei dem Senat durch eine Gesandtschaft um Anweisung einer Stadt gebeten hatten, wurden nebst ihren Freigelassenen in C. angesiedelt und den bisherigen Bewohnern freigestellt, sich unter diese Kolonisten lat. Rechts aufnehmen zu lassen.

Car tel est notre bon plaisir (frz., «das ist unser gnädiger Wille») war seit Franz I. die Schlußformel der Verordnungen der franz. Könige. Citiert wird gewöhnlich abgekürzt: Tel est notre plaisir.

Carteret (Philipp), franz. Seefahrer, welcher 1766 eine Expedition zur Erforschung der südl. Erdhälfte unter Führung des engl. Kapitäns Samuel Wallis mitmachte. Dieser fuhr auf dem «Delphin» aus, dem zur Begleitung der «Swallow» unter C.s Befehl beigegeben war. Die Abfahrt geschah 22. Aug. 1766; am 17. Dez. kam man an die Magellansstraße, wo die beiden Schiffe bis zum 11. April 1767 zurückgehalten wurden. Beim Austritt aus der Straße trennte der Wind beide Schiffe; der Delphin steuerte nach Nordwesten, während C., auf seinem erbärmlichen Schiffe Mangel leidend, zunächst nach Mas-a-Fuera fuhr; darauf westlich steuernd, gelangte er nach Pitcairn, welche Insel er so nach einem seiner Offiziere benannte; am nächsten Tage fand er zwei andere Inseln, welche er Gloucesterinseln nannte. Nun nach Nordwesten weiter fahrend, kam er nach langer Fahrt, auf welcher der Mangel und die Erschöpfung der

Mannschaft unbeschreiblich groß war, nach den Sta.-Cruzinseln, welche C. Königin-Charlotteninseln nannte. Von hier steuerte er nach Nordwesten und entdeckte 20. Aug. 1767 zwei der Inseln des Salomonarchipels, welche er Gower und Carteret nannte. Weiterhin gelangte er an die Küsten von Neu-Britannien, das er in zwei große Inseln getrennt fand, und zwar durch eine Meerenge, welche er den St. Georgskanal nannte. Die nördliche der beiden Inseln wurde Neu-Irland genannt. Er ankerte in einer Bai an der Küste derselben, welche jetzt Carteretbai heißt. Auf der weitern Fahrt entdeckte er Neu-Hannover, Portland, die Admiralitätsinseln, von denen er im Namen Englands Besitz nahm, obwohl sie schon seit 1656 durch die Holländer bekannt geworden waren. Nun steuerte er zwischen den Molukken hindurch, zeichnete die Karte von der ganzen Westküste von Celebes und landete gegen Ende März 1768 in Makassar, nachdem fast die gesamte Equipage verloren und das Schiff völlig seeuntüchtig geworden war. Zwei Monate später, 3. Juni, kam er nach Batavia und ließ das Schiff ausbessern; am 15. Sept. reiste er ab, landete am Kap, berührte 31. Jan. 1769 Ascension und langte 20. Febr. 1769 in Spithead in England wieder an. Nie hat ein Seefahrer mit so wenig Mitteln so viel Talent und Ausdauer entwickelt.

Cartesische Teufelchen oder Cartesianische Taucher heißen nach Cartesius (s. Descartes) kleine hohle Glasfigürchen a (s. beistehende Figur), welche am Schwanze mit einer Öffnung o versehen und in einem mit Wasser gefüllten, mit einer Blase oder mit Kautschuk B überbundenen Glasgefäß (Cylinder, Flasche oder dergl.) eingeschlossen sind. Die Glasfigürchen müssen so gearbeitet sein, daß sie etwas leichter als ein gleichgroßes Volumen Wasser sind, also auf dem Wasser schwimmend kaum über den Spiegel desselben hervorragen. Drückt man auf die Blase, so wird durch den Druck etwas Flüssigkeit in die Figur gepreßt; dadurch nimmt das spezifische Gewicht der Figur zu, und sie sinkt unter. Läßt dann der Druck nach, so dehnt sich die in der Hohlfigur zusammengedrückte Luft wieder aus, wodurch das Wasser aus derselben ausgetrieben wird. Hierdurch wird die Figur leichter und steigt empor. Durch Regulierung des Drucks läßt sich die Figur auch schwebend in dem Wasser erhalten, d. h. so, daß sie weder steigt noch sinkt. Ist der Schwanz seitlich gekrümmt, so macht die Figur beim Aufsteigen drehende Bewegungen, ähnlich der Reaktionsdrehung bei einem Segnerschen Rade oder einer Turbine (s. d.). Diese und ähnliche physik. Spielwerke dienen zum Beweise, daß das größere oder kleinere Eintauchen beim Schwimmen der Körper in Flüssigkeiten bloß von dem größern oder geringern spezifischen Gewicht des schwimmenden Körpers abhängt. Für den Lehrzweck ersetzt man heutzutage jenes Glasfigürchen durch ein hohles Glaskügelchen, welches teils mit Luft, teils mit Wasser so gefüllt ist, daß es, mit



einer kleinen Öffnung und einem großen Teile seines Volumens nach unten eingesenkt, auf dem Wasser in dem Glasgefäße schwimmt. Durch einen verschieden großen Druck auf die Blase des Glasgefäßes bringt man solche Glaskügelchen zum Sinken, Steigen oder Schweben.

Cartesius, s. Descartes.

Carthage, Name von zahlreichen kleinen Ortschaften in den Vereinigten Staaten von Amerika. Hervorzuheben ist C. im Staate Missouri im County Jasper, im amerik. Bürgerkriege bekannt geworden durch das glänzende Gefecht vom 5. Juli 1861 zwischen den Bundestruppen unter dem deutschen Obersten und deswegen zum General beförderten Franz Sigel und den Konföderierten unter Jackson und Price.

Carthago, s. Karthago.

Carthago nova, s. Cartagena (in Spanien).

Carthamin, s. unter Saflor.

Carthămus *L.*, Pflanzengattung, s. Saflor.

Cartier (Jacques), franz. Seefahrer, geb. 31. Dez. 1494 in St.-Malo, erhielt von Franz I. den Befehl über zwei Schiffe, welche 20. April 1534 St.-Malo verließen, um die Fischgründe von Neufundland zu untersuchen. Er passierte längs der Nordküste von Neufundland, ging durch die Belle-Islestraße und entdeckte das Festland von Canada, welches er für Frankreich in Besitz nahm. Im folgenden Jahre hatte er den St. Lorenzbusen zu erforschen und drang bis zu einem stark befestigten Dorfe am Fuß eines Bergs vor, Hochelage mit Namen, das er Mont-Royal (jetzt Montreal) benannte. Mit der an dem damals noch unbekannten Skorbut leidenden Mannschaft kehrte er 1536 nach Europa zurück. Im J. 1540 erhielt der Herr de Roberval die Erlaubnis, auf eigene und des Königs Kosten eine Niederlassung in Canada zu gründen, und C. wurde 1541 mit fünf Schiffen zu diesem Zwecke ausgesandt. In der Nähe des jetzigen Quebec baute er das Fort Charlesbourg. Unablässig von den Indianern angegriffen, kehrte er zurück, trotz Robervals Verbot, welcher im Juni 1542 selbst mit drei Schiffen und 200 Kolonisten anlangte. Ob er im Herbst 1543 noch einmal in Canada gewesen, bleibt ungewiß. Später lebte er in seiner Vaterstadt oder im Dorfe Limoilon. Im J. 1552 war er noch am Leben, aber sein Todestag ist unbekannt.

Cartilāgo (lat.), Knorpel; cartilaginös, knorpelig.

Cartisane (frz.), Stückchen Pappe zum Aufwickeln von Seiden-, Gold- oder Silberfäden.

Cartmel, Dorf in der engl. Grafschaft Lancaster unweit der Nordküste der Morecambebai, zwischen den Flüssen Kent und Leven, 19 km im NNW. von Lancaster, mit (1881) 5600 E., worunter viele Walfischfänger; in der Nähe ist eine große Baumwollspinnerei.

Cartouche (frz., vom lat. carta) nennt man die in Form einer halb aufgewickelten Rolle behufs der Aufschrift oder des Titels bei Wappen, Plänen, Landkarten u. s. w. namentlich in früherer Zeit gewöhnliche Verzierung. Auch heißt so auf Münzen das Täfelchen, welches die Angabe des Wertes oder die Legende enthält. — C. (germanisiert Kartusche) heißt ferner die in einem Beutel befindliche, abgewogene oder abgemessene Pulverladung eines Geschützes. Man gibt den C. eine dem Ladungsraum des Geschützes entsprechende Form (cylindrisch oder konisch) und fertigt die Beutel aus

Seidenzeug, Wolle oder Baumwolle. Bei glatten Geschützen fand sich das Geschoß häufig mit der C. verbunden. Bei den Langgeschossen der gezogenen Geschütze ist diese Verbindung nicht anwendbar. In Österreich ist für C. der Ausdruck «Patrone» gebräuchlicher. — C. heißt auch die über die Schulter am Bandelier getragene Patronentasche des Reiters. — Cartouchenadel ist ein Zubehörstück des Geschützes, womit beim Schießen das Zeug der C. durchstochen und das Zündloch gereinigt wird.

Cartouche (Louis Dominique), berüchtigter Gauner und Dieb, geb. 1693 zu Paris, zeigte schon früh großen Hang zum Diebstahl. Als er deshalb aus der Schule entlassen und später auch aus dem väterlichen Hause verstoßen wurde, ging er zuerst zu einer Diebesbande der Normandie und trat dann an die Spitze einer sehr zahlreichen Bande in und um Paris, bei welcher er sich das unumschränkte Recht über Leben und Tod vorbehielt. Mehrere Jahre trieb er sein Wesen, bis er 14. Okt. 1721 in einer Schenke ergriffen und ins Châtelet gebracht wurde. Auf der Folter nannte er keinen seiner Genossen. Als er aber auf dem Richtplatze, wo er gerädert werden sollte, angekommen war und sich in seiner Hoffnung, daß seine Genossen ihn befreien würden, getäuscht sah, ließ er sich zurückführen und nannte seine Mitschuldigen. Er wurde 28. Nov. 1721 gerädert. Noch während des Prozesses brachten ihn Legrand und Riccoboni auf die Bühne. Grandvals «C. ou le vice puni» (Par. 1725 u. öfter) ist ein sehr mittelmäßiges Gedicht. Vgl. «Histoire de la vie et du procès du fameux C.» (deutsch, Kopenh. 1767); Desessarts, «Procès fameux» (Bd. 2) und «Der Neue Pitaval» (Bd. 13, Lpz. 1848).

Cartwright (Edmund), berühmter engl. Mechaniker und Konstrukteur, geb. 24. April 1743 in Marnham, Nottinghamshire, war seinem Beruf nach Geistlicher und trat in seiner Jugend auch mit Erfolg als Dichter und Schriftsteller auf. Er erhielt seine theol. Ausbildung in Oxford, bekleidete nacheinander mehrere geistliche Stellen (so als Rektor in Doncaster, Yorkshire, als Präbendarius in Lincoln), ließ sich später in London nieder und starb 30. Okt. 1823 in Hastings. Seinem Erfindungsgeist und seinem eminenten technischen Talent verdankt das Maschinenwesen vielfache Verbesserungen, denen in erster Linie der großartige Aufschwung zuzuschreiben ist, welchen in neuerer Zeit die Textilindustrie genommen hat. Die bedeutendste seiner Erfindungen ist der nach ihm benannte mechan. Webstuhl. Ohne eigentlich Kenntnis von dem gewerblichen Verfahren der Weberei zu haben, versuchte er schon 1784, einen Kraftstuhl zu konstruieren. Da dieser Versuch mißlang, ging er mit Eifer daran, sich mit der Einrichtung des Handwebstuhls und mit der üblichen Arbeitsweise genau bekannt zu machen, und brachte 1786 eine leistungsfähige Webmaschine zu Stande, die er in den Jahren 1787 und 1788 noch weiter vervollkommnete. Im J. 1787 gründete er in Doncaster eine Weberei und arbeitete hier mit zwanzig seiner Kraftstühle, die er seit 1789 durch Dampf in Betrieb setzte; doch ging die Fabrik 1793 wieder ein. Im J. 1789 baute er eine Flachsbrechmaschine, 1790 eine Flachsschwingmaschine und während der J. 1789—92 nahm er vier Patente auf Veränderungen an einer Wollkämmmaschine (der ersten Maschine dieser Art), ohne derselben jedoch eine praktisch verwendbare Form geben zu können. Von nicht geringerm Interesse ist sein Versuch, eine direkt wirkende Dampfmaschine zu entwerfen, sowie seine Konstruktion einer Maschine, welche, von zwei Menschen durch Treten angetrieben, beträchtliche Lasten mit großer Schnelligkeit fortschaffen sollte. Auch bemühte er sich, die Dampfkraft zur Fortbewegung von Wagen und Schiffen nutzbar zu machen. Im J. 1810 wurden die Verdienste C.s um den gewerblichen Fortschritt vom engl. Parlament durch Erteilung einer Prämie von 10000 Pfd. St. anerkannt.

Cartwright (John), engl. Politiker, Bruder des vorigen, geb. 1740, ging früh in den Seedienst und focht mit Auszeichnung in dem Kriege gegen Frankreich. Schon 1770 nahm er indes seine Entlassung und fing an, polit. Flugschriften zu schreiben, unter welchen besonders «Letters on American Independence» (1774) Aufsehen machte. Er stiftete 1780 die Gesellschaft für konstitutionelle Belehrung; wie er denn auch in jedem Sommer eine Reise durch einen Teil Englands machte, um seine Grundsätze zu verkündigen. Immer entschiedener trat er nach dem Ausbruch der Französischen Revolution mit radikalen Ansichten hervor, weshalb ihn das Ministerium 1793 seiner Stelle als Major in der Miliz von Nottinghamshire entsetzte. Mit unermüdlicher Ausdauer wirkte er für die Parlamentsreform und war einer der ersten, welche allgemeines Stimmrecht verlangten. Von ihm rührte die Petition in diesem Sinne her, welche 1817 an das Unterhaus gerichtet wurde und 1700000 Unterschriften erhielt. Wegen Teilnahme an einer Volksversammlung in Birmingham, nach dem Aufstande in Manchester, wurde er 1821 der Verschwörung schuldig erklärt, jedoch nur zu einer Geldstrafe verurteilt. Er starb 23. Sept. 1824. C.s polit. Schriften atmen Freiheitsliebe und sind bei allem Mangel an gewandter Darstellung nicht ohne Kraft und Gründlichkeit. Vgl. «Life and correspondence of C.» (herausg. von seiner Nichte, 2 Bde., Lond. 1826).

Cartwright (Peter), amerik. Methodistengeistlicher, geb. 1. Sept. 1785 in der Grafschaft Amherst in Virginien und gest. 25. Sept. 1872 bei Pleasant-Plains in der Grafschaft Sangamon im Staate Illinois, wirkte von 1806 bis zu seinem Tode als Reiseprediger besonders unter den Hinterwäldlern des damaligen Westens und übte durch den Ernst seines Wesens, die Kraft seiner Sprache und die volkstümliche Art seines Auftretens einen mächtigen Einfluß auf seine Zuhörer aus. Im Laufe seines Wirkens taufte er über 12000 Personen, nahm über 10000 Mitglieder in seine Kirche auf und hielt während 33 Jahren in jeder Woche vier Reden. Vgl. Hooper, «Fifty Years a Presiding Elder» (Cincinnati 1871) und «The Autobiography of Peter C., the Backwoods Preacher» (herausg. von Strickland, Neuyork 1856).

Cartwright (Thomas), einer der Begründer der puritanischen Kirche in England, geb. 1535 in Hertford, war Professor am Trinity-College zu Cambridge, verlor aber seine Pfründe und mußte England verlassen, weil er Christus als das alleinige Haupt der Kirche und als ihre Ämter nur das des Presbyters zur Predigt und das des Diakon zur Armenpflege anerkennen wollte. Als er trotzdem zurückkam und für seinen Glauben in Streitschriften auftrat, ward er wiederum ausgewiesen und, nachdem er zum zweiten mal zurückgekehrt war, als Rebell ins Gefängnis gesetzt, in welches er, durch die Fürsprache hoher Gönner

befreit, noch mehrmals zurückwandern mußte. C. starb im J. 1603.

Cärularius (Michael), Patriarch von Konstantinopel 1043—59, ist dadurch bekannt, daß unter ihm die längst vorbereitete Spaltung der griech. und röm. Kirche sich vollzog. Er beseitigte den in manchen Kirchen der Bulgarei seit alters bestehenden lat. Ritus und machte in einem Schreiben an den Bischof von Trani in Apulien vom J. 1053 den Römern neben den alten Anklagen des Fastens am Sabbat, des Essens von Erstidtem und der Auslassung des Halleluja während der Fasten, vor allem den Vorwurf, daß sie beim Abendmahl ungesäuertes Brot gebrauchten. Infolge dessen sandte Papst Leo IX. eine Gesandtschaft nach Konstantinopel, bestehend aus dem Kardinal Humbert, dem Erzbischof Petrus von Amalfi und dem Archidiakon Friedrich, welche die röm. Abweichungen zu rechtfertigen suchte und C. zur Verantwortung zog, teils weil er widerrechtlich Bischof geworden war, teils weil er sich den Titel «ökumenischer Patriarch» beigelegt hatte. Als C. nicht nachgab, legten die Gesandten 16. Juli 1054 auf den Altar der Sophienkirche eine Bannbulle nieder, welche den Patriarchen und die Einrichtungen seiner Kirche mit den ärgsten Ketzernamen belegte. Damit war der Bruch vollzogen. C. hielt sich in seiner Würde durch kaiserl. Gunst, bis der Kaiser Isaak Komnenus ihn 1059 in die Verbannung schickte, wo er bald darauf starb.

Carum *L.*, Pflanzengattung, s. Kümmel.

Carus (M. Aurelius), röm. Kaiser, stammte aus der röm. Kolonie Narona in Dalmatien. Er war Gardepräfekt des Kaisers Probus und schon bejahrt, als ihn die gegen Probus erbitterten Truppen in Rhätien und Noricum im Spätsommer 282 n. Chr. zwangen, den Purpur zu nehmen und nach Illyrien gegen Probus zu marschieren, welcher jedoch inzwischen bereits getötet worden war. Als Kaiser beeilte sich C., diesen Mord hart zu bestrafen, und wandte sich dann gegen den Perserkönig Vararanes II. Er brach Anfang 283 nach Osten auf, schlug an der Donau in blutiger Schlacht die Quaden und Jazygen, überwand die Perser an der armen.-mesopotam. Grenze und eroberte die pers. Hauptstadt Ktesiphon. Als er aber wider den Wunsch der Armee tiefer in das pers. Reich eindrang, fand er plötzlich gegen Ende Dez. 283 in seinem angeblich durch einen Blitzstrahl in Brand gesteckten Zelte den Tod.

Carus (Jul. Viktor), Zoolog und Zootom, geb. 25. Aug. 1823 zu Leipzig als der Sohn Ernst August C.' (gest. 26. März 1854 zu Berlin), Professors der Chirurgie zu Dorpat, und Enkel des durch seine philos. Schriften bekannten Friedrich August C. (geb. 27. April 1770 zu Bautzen, gest. 6. Febr. 1807), Professors zu Leipzig. Nachdem er seit 1841 in Leipzig Medizin und Naturwissenschaften studiert hatte, ward er 1846 Assistenzarzt am Georgenhospital daselbst, wandte sich 1849 nach Würzburg, dann nach Freiburg i. Br. und nahm im Herbst desselben Jahres die Stelle eines Konservators des vergleichend-anat. Museums zu Oxford an. Im J. 1851 habilitierte er sich in Leipzig, wo er 1853 die Professur der vergleichenden Anatomie und die Direktion der zootomischen Sammlung erhielt. Nachmals nach Schottland berufen, vertrat er während der beiden Sommer 1873 und 1874 den mit der Expedition des «Challenger» ausgesandten Prof. Wyville Thomson als Professor der Zoologie in Edinburgh. Unter seinen schriftstellerischen Arbeiten sind hervorzuheben: «Zur nähern Kenntnis des Generationswechsels» (Lpz. 1849), «System der tierischen Morphologie» (Lpz. 1853), «Icones zootomicae» (Tl. 1, Lpz. 1857), «Über die Wertbestimmung zoolog. Merkmale» (Lpz. 1854), «Über die Leptocephaliden» (Lpz. 1861), «Handbuch der Zoologie» (2 Bde., mit Ad. Gerstäcker, Lpz. 1863—75). Mit Engelmann gab er die fleißig gearbeitete «Bibliotheca zoologica» (2 Bde., Lpz. 1862) heraus. Die Ergebnisse seiner histor.-zoolog. Studien sind in seiner «Geschichte der Zoologie» (Münch. 1874) niedergelegt. C. hat sich um die Verbreitung der Kenntnis von Darwins Arbeiten durch Übersetzung der meisten Schriften desselben Verdienste erworben. Außerdem übersetzte er Lewes' «Physiologie» (2 Bde., Lpz. 1860) und «Aristoteles» (Lpz. 1865).

Carus (Karl Gust.), geschätzter Arzt und Physiolog, geb. 3. Jan. 1789 zu Leipzig, besuchte die Thomasschule seiner Vaterstadt, studierte daselbst Medizin, habilitierte sich 1811 als Privatdocent und begann seine akademische Thätigkeit mit Vorlesungen über vergleichende Anatomie, über welche bisher in Leipzig noch nicht gelesen worden war. Dann widmete er sich mit besonderm Interesse dem Studium der Gynäkologie. Nachdem er im Kriege von 1813 die Direktion des franz. Hospitals zu Pfaffendorf bei Leipzig geführt, ging er 1814 als Professor der Entbindungskunst und Direktor der geburtshilflichen Klinik an die neu organisierte mediz.-chirurgische Akademie nach Dresden. Hier wurde er 1827 unter Enthebung von seinem Lehramt zum königl. Leibarzt, Hof- und Medizinalrat, 1843 zum Geh. Medizinalrat und 1861 bei Gelegenheit seines 50jährigen Doktorjubiläums zum Geheimrat ernannt. Auch erwählte ihn im Dez. 1862 die Kaiserlich Leopoldinisch-Karolinische Akademie zu ihrem Präsidenten. C. starb 28. Juli 1869 zu Dresden. Als Schriftsteller hat C. eine ungemeine Vielseitigkeit entfaltet. Seine Fachschriften zeichnen sich durch Gründlichkeit, streng methodische Forschung und echt wissenschaftliche Anordnung aus, wenngleich sie den Einfluß der Schellingschen Naturphilosophie nicht verleugnen können. Dahin gehören: «Lehrbuch der Zootomie» (mit 20 von ihm selbst radierten Kupfertafeln, Lpz. 1818; 2. Aufl. 1834), «Lehrbuch der Gynäkologie» (2 Bde., Lpz. 1820; 3. Aufl. 1838), «Erläuterungstafeln zur vergleichenden Anatomie» (zum Teil mit Otto, 9 Hefte, Lpz. 1826—55; lat. von Thienemann, Lpz. 1828—55), «Grundzüge der vergleichenden Anatomie und Physiologie» (3 Bde., Dresd. 1828), «System der Physiologie» (2. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1847—49). Hierzu kommen noch die Untersuchungen: «Von den äußern Lebensbedingungen der weiß- und kaltblütigen Tiere» (Lpz. 1824) und «Über den Blutkreislauf der Insekten» (1827), von denen die erste 1822 von der kopenhagener, die zweite 1834 von der pariser Akademie gekrönt ward. Ferner veröffentlichte C. «Erfahrungsresultate aus ärztlichen Studien und ärztlichem Wirken» (Lpz. 1859) und zahlreiche Werke über philos., naturwissenschaftliche und künstlerische Gegenstände. Hervorzuheben sind die «Vorlesungen über Psychologie» (Lpz. 1831), «Briefe über Landschaftsmalerei» (Lpz. 1831; 2. Aufl. 1835), «Zwölf Briefe über das Erdleben» (Stuttg. 1841), «Denk-

schrift zur 100jährigen Geburtsfeier Goethes. «Über ungleiche Befähigung der verschiedenen Menschheitsstämme für höhere geistige Entwickelung» (Lpz. 1849), «Psyche. Zur Entwickelungsgeschichte der Seele» (Pforzh. 1846; 2. Aufl., Stuttg. 1851), «Physis. Zur Geschichte des leiblichen Lebens» (Stuttg. 1851), «Über Lebensmagnetismus» (Lpz. 1857), «Natur und Idee oder das Werdende und sein Gesetz» (Wien 1861), «Grundzüge einer neuen Kranioskopie» (Stuttg. 1841), «Atlas der Kranioskopie» (Lpz. 1843; 2. Aufl. 1864), «Über Grund und Bedeutung der verschiedenen Formen der Hand in verschiedenen Personen» (Stuttg. 1846), «Symbolik der menschlichen Gestalt» (Lpz. 1852; 2. Aufl. 1858), «Vergleichende Psychologie oder Geschichte der Seele in der Reihenfolge der Tierwelt» (Wien 1866), «Über die typisch gewordenen Abbildungen menschlicher Kopfformen» (Jena 1863), «Die Lebenskunst nach den Inschriften des Tempels zu Delphi» (Dresd. 1863), «Betrachtungen und Gedanken vor auserwählten Bildern der dresdener Galerie» (Dresd. 1867), «Lebenserinnerungen und Denkwürdigkeiten» (4 Bde., Lpz. 1865—66). Eine biographische Charakteristik von C. enthält «Unsere Zeit» (Neue Folge, Jahrg. 1869, II). C. war selbst Künstler und hat sich namentlich auf dem Gebiete der Landschaftsmalerei als solcher bewährt.

Carutti di Cantogno (Domenico), ital. Historiker und Staatsmann, geb. 16. Nov. 1821 in Cumiana, studierte die Rechte und schrieb mehrere Erzählungen, wie «Delfina», «Massimo», «Altieri Edoardo», sowie eine Tragödie «Velinda». Beim Anbruche der freiheitlichen Erhebung widmete sich C. der Geschichte und Politik, trat 1849 in den Staatsdienst als Attaché des auswärtigen Ministeriums, ward 1850 Untersekretär und gab in demselben Jahre die Schrift «Dei principii del governo libero» (neue Aufl. 1861) heraus, nachdem er schon 1849 «Il Piemonte come potenza italiana nel sistema politico d'Europa» veröffentlicht hatte. Im J. 1853 ward C. Sektionschef im Ministerium, 1855 Vorstand der Direktion der Angelegenheiten Italiens; 1858 ging er in spezieller Mission nach London. Anfang 1859 von Cavour in die Direktion des Ministeriums des Auswärtigen berufen, ward er nach dem Frieden von Villafranca zum Generalsekretär ernannt, 1860 und später noch mehreremal ins Parlament gewählt, wo er sich an den wichtigsten Fragen der auswärtigen Politik Italiens beteiligte, wurde 1862 Ministerresident im Haag und blieb dies bis zum J. 1869, in welchem er zum Staatsrat ernannt wurde. Von seinen spätern Arbeiten sind noch zu erwähnen: «Storia del regno Vittorio Amedeo II» (Tur. 1856), «Storia del regno di Carlo Emanuele III» (Tur. 1859), «La cour de Turin et les traités de 1815» (Flor. 1871), «Storia della diplomazia di casa Savoia» (4 Bde., Tur. 1875—80), ein Band «Versi» (Rom 1872) und zwei Schriften über Properz (Haag 1868 u. 1869).

Carvajal (Juan de), röm. Kardinal, geb. 1400, bekannt durch die Unterhandlungen mit dem Baseler Konzil, bei denen er als Legat der Päpste Eugen IV. und Nikolaus V. die Bestrebungen des Konzils vereitelte. Er schloß mit Kaiser Friedrich III. das Wiener oder Aschaffenburger Konkordat vom 17. Febr. 1448, das Deutschland wieder in volle kirchliche Abhängigkeit vom Papste brachte. C. starb 6. Dez. 1469 in Rom.

Carvajal (Tomas José Gonzalez), span. Staatsmann und Schriftsteller, geb. 21. Dez. 1753 zu Sevilla, studierte zuerst von 1773—74 Philosophie auf der Universität seiner Vaterstadt und bekleidete bereits 1781 eine Professorstelle daselbst. Doch ließ ihm sein Wissensdrang keine Ruhe. Er begann von neuem zu studieren, diesmal Theologie und Jurisprudenz. Im J. 1785, nachdem er auch die juridischen Examina gemacht, ging er nach Madrid. Er machte sich hier durch einige Arbeiten im Verwaltungsfach und in der Philologie bekannt und wurde 1790 im Finanzfach angestellt. Im J. 1795 ward er zum Intendanten der in der Sierra Morena und in Andalusien neu angelegten Kolonien ernannt, zog sich jedoch 1807 nach Sevilla zurück. Nach Ausbruch der Nationalerhebung gegen die Franzosen trat er 1809 als Intendant in das Patriotenheer, zuerst bei der Armee von Mallorca, 1810 bei der von Valencia und 1811 bei der vereinigten Armee der vier Königreiche von Andalusien. Sein Eifer und seine Thätigkeit verschafften ihm die Ernennung zum Präsidenten der Finanzjunta 1812, sowie zum Staatssekretär des Finanzministeriums 1813. Auf seinen Wunsch ward er jedoch dieser Stellung enthoben und zum Direktor der Studien von San-Isidoro ernannt. Allein von der Partei der Restauration verfolgt, abgesetzt und verhaftet, indem man es ihm zum Verbrechen anrechnete, an der unter seiner Leitung stehenden Studienanstalt einen Lehrstuhl für konstitutionelles Recht errichtet zu haben, wurde er 1815 nach Sevilla abgeführt und dort konfiniert. Hier lebte C. bloß seinen Studien, bis er durch die Revolution von 1820 auf seinen frühern Posten eines Studiendirektors nach Madrid zurückberufen wurde. Noch in demselben Jahre ward er zum Mitglied der Censurjunta, 1821 zum Staatsrat ernannt. Durch die Gegenrevolution von 1823 sah er sich gezwungen, Madrid wieder zu verlassen; 1827 zurückgekehrt, ward er 1833 zum Mitglied des obersten Kriegsrats und 1834 zu dem des Rats von Spanien und Indien in der Abteilung des Kriegs, bald darauf zum Procer des Reichs ernannt, starb aber schon 9. Nov. 1834. Als Schriftsteller erwarb sich C. einen europ. Ruf durch seine metrische Übersetzung der poetischen Bücher der Bibel direkt nach dem Hebräischen. Auch als Dichter hat sich C. versucht und sich dabei vorzüglich Luis de Leon zum Vorbilde genommen. Es erschienen von ihm: «Los Salmos» (5 Bde., Valencia 1819 u. öfter), «Los libros poeticos de la Santa Biblia» (6 Bde., Valencia 1827) und «Opusculos ineditos en prosa y verso» (13 Bde., Madr. 1847).

Carvalho (José da Silva), portug. Staatsmann, geb. 19. Dez. 1782 in der Provinz Beira, studierte zu Coimbra seit 1800 Rechtswissenschaft, ward aber wegen freisinniger Gesinnungen von Polizei und Inquisition verfolgt und gelangte erst 1810 zu einer Anstellung als Richter. In seiner spätern Stellung, seit 1814, als Juiz das orphaos (Richter, der für Waisenkinder sorgt) sowie als Berichterstatter bei den Kriegsgerichten der Provinz begann C. seine polit. Laufbahn. Er gehörte zu der im Dez. 1817 gestifteten Verschwörung, die im Aug. 1820 in die Revolution von Oporto ausschlug, ward Mitglied der 24. Aug. proklamierten Provisorischen Regierung und von den 1821 versammelten Cortes in die bis zur Ankunft des Königs Johann VI. bestellte Regentschaft berufen. Der König erhob ihn (1821) zum Justizminister, welche Stelle er bis zur

Gegenrevolution von 1823 bekleidete. Der Sieg der absolutistischen Partei zwang ihn zur Auswanderung nach England. Nach Johanns VI. Tode und der Erteilung der konstitutionellen Charte Dom Pedros kehrte er nach Portugal zurück, wo er jedoch ohne Anstellung blieb. Die Vernichtung dieser Verfassung und die Usurpation Dom Miguels nötigte ihn abermals zur Flucht nach England, wo er für die Expedition gegen Dom Miguel die größte Thätigkeit entwickelte. Er folgte dann dem Kaiser auf die Azoren und wurde kurz nach der Landung in Portugal Direktor der Civilverwaltung bei der Armee und Präsident des Tribunals der Justiz und des Kriegs. Im Dez. 1832 übernahm er unter den schwierigsten Verhältnissen das Finanzministerium und wirkte für die entscheidende Expedition nach Algarbien. Als endlich Lissabon den Pedristen seine Thore geöffnet hatte, blieb C. Finanzminister und erwarb sich als solcher so wesentliche Verdienste, daß man ihn, als er gegen Ende 1835 durch Intriguen verdrängt worden, schon nach wenigen Monaten wieder ins Finanzministerium berufen mußte. Die Revolution vom 10. Sept. 1836 zu Gunsten der Verfassung von 1820 und zur Vernichtung der Charte Dom Pedros vertrieb ihn von allen seinen Ämtern. Als eifriger Chartist nahm er teil an der mißglückten Gegenrevolution vom 4. Nov. 1836 und mußte noch einmal in England ein Exil suchen, bis ihm die Amnestie die Rückkehr gestattete. Bei der Herstellung der Pedristischen Charte durch die Empörung zu Oporto war auch C. beteiligt, trat dann wieder in den Staatsrat und starb 3. Febr. 1845.

Carver (Jonathan), engl. Reisender, geb. 1732 zu Stillwater in Connecticut, trat 1750 in die brit. Armee und befehligte seit 1757 im franz. Kriege mit Ruhm eine Kompagnie von Provinzialen in der Expedition gegen Canada. Im J. 1763 unternahm er es, das weite, von Großbritannien in Nordamerika in Beschlag genommene Territorium zu erforschen. Demgemäß verließ er 1766 Boston, und als er den fernsten engl. Posten, Michilimacinac, erreicht hatte, bat er den Gouverneur Rogers um eine Partie von Gütern als Geschenke für die Indianer, welche auf der zu durchmessenden Strecke hausten. Als er einen Teil davon und das Versprechen erhalten hatte, daß ihm das übrige nach den St.-Anthony-Fällen nachgesendet werden solle, setzte er seine Reise fort; aber die übrigen Güter erreichten ihn nicht, und so sah er sich genötigt, nach der Prairie du Chien zurückzukehren. Von hier ging er zu Anfang 1767 nordwärts, in der Meinung, er werde eine Kommunikation von dem obersten Laufe des Mississippi zum Superior-See finden. Er erreichte diesen See, und nachdem er einige Monate lang den Nord- und Ostrand desselben und seine Baien und Flüsse erforscht hatte, kehrte er zurück. Er hatte nun an 11000 km zurückgelegt. Bald nach seiner Ankunft in Boston im Okt. 1768 begab er sich nach England, um die von ihm gemachten Entdeckungen mitzuteilen und sie diesem Reiche nutzbar zu machen. Bei seiner Ankunft wendete er sich an den König mit der Bitte, die von ihm aufgewendete Summe zu ersetzen, und nachdem das Handelsamt eine Prüfung vorgenommen, erhielt er die Erlaubnis, seine Papiere zu veröffentlichen. Im J. 1778 wurden seine «Travels» publiziert. Was er dabei gewann, reichte jedoch nicht hin, seine Bedürfnisse zu decken, und so erlangte er denn im Winter 1779 einen Schreiberposten in einem Lotterieamte. Nachdem er seinen Namen zu einer histor. Kompilation verkauft hatte, welche 1779 in Folio unter dem Titel «The New Universal Traveller» erschien und über alle Reiche und Staaten der Neuen Welt Bericht gab, geriet er immer mehr in Armut, bis er 31. Jan. 1780 starb. Dr. Lettsom machte seinen Tod bekannt und besorgte zu Gunsten seiner Witwe und Kinder eine neue Ausgabe seiner Reisen; seine Darstellung der Leiden des Autors führten schließlich zur Gründung des Literary Fund. C. hat auch eine treffliche Abhandlung über die Kultivierung der Tabakspflanze geschrieben.

Carvin-Epinay, Stadt im franz. Depart. Pas-de-Calais, Arrondissement Béthune, 30 km im OSO. von Béthune, an der Nordbahn, mit (1876) 6167, als Gemeinde 7471 E., welche Steinkohlenbergbau, Eisengießerei, Zuckerfabrikation, Destillation, Flachsspinnerei, Tüllfabrikation u. s. w. betreiben.

Carvol, der wesentliche Bestandteil des Kümmelöls (s. d.).

Cary (Alice), nordamerik. Dichterin, geb. 26. April 1820 im Miamithal bei Cincinnati, lebte seit 1850 mit ihrer Schwester Phöbe C. (geb. 4. Sept. 1824) in Neuyork. Beide gemeinschaftlich veröffentlichten «Poems of Alice and Phoebe C.» (Philad. 1849). Von Alice C.s selbständigen Arbeiten (Skizzen, Romane und Gedichte) sind zu nennen: «Clovernook papers» (2 Tle., 1851—53) und «The Clovernook children» (1854), beide Skizzen aus dem Westen enthaltend, «Hagar, a story of to-day» (1852), «Lyra and other poems» (1853; 2. Aufl. 1855), «Pictures on country life» (1859), «Lyrics and hymns» (1866) u. a. Ihre Gedichte zeichnen sich durch Natürlichkeit und Anmut, ihre Prosawerke durch gelungene Schilderungen des Familienlebens aus. Alice C. starb 12. Febr. 1871 in Neuyork. Phöbe C. beschränkte sich auf das Gebiet der Dichtung und schrieb namentlich die originellen «Poems of Faith, Hope and Love» (1869). Sie starb 31. Juli 1871 zu Newport im Staate Rhode-Island. Vgl. Ames, «Memorial of Alice and Phoebe C.» (Neuyork 1873).

Carya *Nutt.*, Pflanzengattung aus der Familie der Juglandeen. Man kennt gegen 10 Arten, die sämtlich in Nordamerika einheimisch sind, zum Teil aber auch dort angebaut werden. Es sind große, stattliche, reich belaubte, großblätterige Bäume. Sie haben monöcische Blüten; die männlichen besitzen vier Staubgefäße und stehen in Kätzchen, die weiblichen dagegen stehen einzeln und haben ein vierteiliges Perigon mit unterständigem Fruchtknoten; aus letztern entwickelt sich wie bei den Walnußbäumen (Arten der verwandten Gattung Juglans, s. d.) eine Steinfrucht mit ungenießbarer fleischiger Außenhülle. Das Innere der Frucht dagegen ist eßbar und meist sehr wohlschmeckend. Namentlich sind die Nüsse von C. olivaeformis *Nutt.* wegen ihres Geschmacks und ihres reichen Gehalts an fettem Öl in Amerika sehr geschätzt, man nennt sie dort Hickory- oder Pekannüsse (Pekan-Nuts); sie werden übrigens auch in den europ. Handel gebracht. Ebenso wie die Früchte von C. olivaeformis, sind diejenigen von C. alba *Nutt.*, C. sulvata *Nutt.* eßbar, auch werden sie zur Bereitung von Öl verwendet. Einige Arten, wie C. alba, C. amara *Nutt.*, C. tomentosa *Nutt.*, die das Klima in Mitteleuropa vertragen, findet man häufig in Deutschland zur Zierde in Parks angepflanzt. Von C. porcina *Nutt.* dient die Rinde zum Gelbfärben von Wolle und Leinwand. Das Holz der Carya-

Arten, hauptsächlich das von C. porcina und alba, ist wegen seiner Dauerhaftigkeit und Härte sehr geschätzt und findet vielfache Verwendung in der Möbeltischlerei unter dem Namen Hickoryholz.

Caryocar, eine von Linné benannte Gattung südamerik. Bäume aus der Familie der Ternstroemiaceen. Ihre Arten sind mächtige Bäume mit immergrünen, gegenständigen, dreizähligen oder gefingerten Blättern und traubig gestellten Blüten, welche aus einem fünflappigen Kelche, einer fünfblätterigen samt den zahlreichen Staubgefäßen einer hypogynischen Scheibe eingefügten Blumenkrone und einem freien, mit vier Griffeln versehenen Fruchtknoten bestehen, aus dem sich eine große, aus vier unter sich verwachsenen Nüssen zusammengesetzte Frucht entwickelt. Die wichtigsten Arten sind C. nuciferum *L.*, C. glabrum *Pers.*, C. amygdaliferum *Cavan.*, sämtlich in Guiana heimisch. Ihre Früchte, deren Kerne sehr angenehm schmecken und deren Fleisch einen süßen Brei bildet, sind bei den Kreolen sehr beliebt. Das harte, feste Holz dient zur Verfertigung der Piroguen (Indianerkähne) und als Bauholz.

Caryophyllaceen (Caryophyllacĕae), nelkenartige Gewächse, Pflanzenfamilie aus der Gruppe der Dikotyledonen, ist nicht nach dem Gewürznelkenbaum, Caryophyllus, der zu einer ganz andern Familie gehört, benannt, sondern nach der Gartennelke, Dianthus Caryophyllus *L.* Die Arten derselben, deren gegen 800 bekannt sind, kommen vorzugsweise in der nördlichen gemäßigten Zone vor und gehen bis in die arktischen Gegenden und zu den höchsten Regionen der Alpen vor; in der südlichen gemäßigten Zone und in den Tropengegenden finden sich verhältnismäßig nur sehr wenige Arten. Die C., der Mehrzahl nach Kräuter, zeichnen sich durch knotige Halme, gegenständige, unzerteilte, schmale, bei der Mehrzahl grasähnliche Blätter und trugdoldig, seltener traubig angeordnete oder einzeln stehende, regelmäßig geformte Blüten mit mehrblätteriger Blumenkrone und oberständigem, freiem Fruchtknoten aus, aus welchem sich in der Regel eine mit Klappen aufspringende, einfächerige, seltener unvollkommen mehrfächerige, meist vielsamige Kapsel, selten eine Beere entwickelt. Die C. teilt man gegenwärtig in zwei besondere Familien: Sileneae und Alsineae. Erstere haben einen ganzblätterigen, meist röhrigen Kelch, eine fünfblätterige Blumenkrone und in der Regel zehn Staubgefäße und sind meist ansehnliche, zum Teil schön blühende Gewächse; letztere besitzen einen mehrblätterigen Kelch, eine vier- bis fünfblätterige, selten gar keine Blumenkrone, 4, 5—10 Staubgefäße und sind der Mehrzahl nach kleinblütige Pflanzen. Zu erstern gehören die Gattungen der eigentlichen Nelken, Dianthus, der Leimkräuter, Silene; zu den Alsineen die Gattungen der Hornkräuter, Cerastium, Sandkräuter, Arenaria.

Caryophyllus aromaticus und **Caryophyllin,** s. unter Gewürznelke.

Caryota *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Palmen. Die Arten derselben, mittelhohe Bäume, sind in Indien einheimisch, sie haben große, doppelt gefiederte Blätter und monöcische Blüten; die männlichen wie die weiblichen stehen in Kolben und haben ein blätteriges Perigon, die männlichen besitzen sehr viele Staubgefäße, die weiblichen drei Narben und einen dreifächerigen Fruchtknoten. Die Frucht ist eine Beere. Die wichtigste Art ist die C. urens *L.*, die in Malabar und Bengalen vorkommt. Die Fasern der mächtigen Blätter, die oft bis 6 m lang und bis 4 m breit werden, finden vielfache Verwendung zur Herstellung von Seilerarbeiten, Körben, Matten u. s. w. Der Stamm liefert Palmwein und Sago. Von einigen andern Arten von C. maxima *Bl.*, furfuracea *Bl.*, die in Java wachsen, wird das Holz, welches sich durch große Festigkeit auszeichnet, zum Häuserbau benutzt.

Cas (frz.), Fall; C. fortuit, unvorhergesehener Zufall; en cas, im Fall, z. B. de mort, des Todes; Le cas posé oder Posé le cas, gesetzten Falls. (S. En-tout-cas.)

Casa (lat., ital., span.), Haus, Hütte, Wohnung, Landhaus; auch Geschlecht, Gerichtshof u. s. w.

Casa (Giovanni della), ital. Schriftsteller, geb. in dem toscan. Distrikt Mugello 28. Juni 1503, studierte zu Bologna, Padua und Rom und trat in den Dienst Alessandro Farneses, der 1534 als Paul III. Papst wurde. Durch die Gunst desselben ward C. 1541 apostolischer Kommissar zu Florenz, 1544 Erzbischof von Benevent und noch in demselben Jahre Nuntius zu Venedig. Unter Papst Julius III. lebte er als Privatmann bei Treviso. Durch Paul IV. ward C. zum Staatssekretär befördert; er starb zu Rom 14. Nov. 1556. Seine Prosa ist rein, leicht und gewandt, seine lyrischen Dichtungen sind anmutig. Am bekanntesten machte ihn sein «Galateo, ovvero de' costumi» (seit 1558 sehr oft gedruckt; von Tommaseo, Mail. 1825), eine Art Komplimentier- und Sittenbuch. Die beste Ausgabe seiner Werke veranstaltete M. Forcellini (3 Bde., Vened. 1752). Vgl. Casotti, «Vita del C.» (als Einleitung zur florentiner Ausgabe seiner Werke, 1707).

Casa del Labrador, Lustschloß in Aranjuez (s. d.).

Casalanza, Ort in der ital. Provinz Neapel, bekannt durch die Konvention vom 20. Mai 1815, durch welche Neapel den Österreichern übergeben wurde. Der österr. General Bianchi führte nach dieser Konvention den Titel Herzog von C.

Casale oder Casal, ehemals ein dem Markgrafen von Montferrat gehöriges Marquisat, später Provinz im Königreich Sardinien, jetzt ein Kreis in der ital. Provinz Alessandria, eine fruchtbare, durch Acker- und Weinbau, Seidenkultur und Viehzucht ausgezeichnete Landschaft am rechten Ufer des Po.

Die Hauptstadt Casale, Casale-Monferrato, 33 km im NNW. von Alessandria, einst als Festung und Residenz der Montferrat berühmt und wichtig, in einer üppigen Ebene, rechts am Po, am Fuße einer Hügelkette und an der Bahnlinie Vercelli-Genua gelegen, ist Sitz eines Bischofs und verschiedener Behörden und zählt (1881) 17096, als Gemeinde 28711 E., die lebhafte Seidenindustrie unterhalten. Die Stadt hat ein Theater, neun zum Teil prächtige Kirchen und mehrere Klöster sowie eine Menge ausgezeichneter Paläste. Der 1107 geweihte Dom ist ein interessanter roman. Bau. Die Festungswerke, deren Reste noch vorhanden, wurden im 15. Jahrh. begründet, und Graf Vincent Montferrat baute 1590 die noch ziemlich erhaltene Citadelle. C. ward im 17. Jahrh. von den Spaniern mehrmals belagert und 1652 erobert. Doch fiel es bald darauf an Savoyen zurück, das es 1681 an Frankreich verkaufte. Nachdem es 1695 die Alliierten erobert und geschleift, ließ es Ludwig XIV. abermals befestigen, trat es aber 1703 an Savoyen ab.

Casale (ital., Mehrzahl Casali), Vorwerk, Weiler, überhaupt Bezeichnung der Nebenortschaften größerer ital. Städte, besonders Neapels; sie werden zur Hauptstadt mitgerechnet.

Casalmaggiore, Stadt in der ital. Provinz Cremona, am linken Ufer des oft übertretenden Po, 39 km im SO. von Cremona, hat große und schöne Kirchen, worunter die Kathedrale San-Stefano, genannt Zuccari, Paläste, Arkaden, ein Theater, Schulen, ein Collegio, ein Gymnasium, eine öffentliche Bibliothek, Druckereien, Hospital und Waisenhaus und zählt (1881) 3695, als Gemeinde 15 648 E. Die Stadt hat Fabriken von Thonwaren (Majoliken), Glas-, Leder- und chem. Fabriken und treibt sorgfältigen Weinbau. Der Ort stammt aus dem 7. Jahrh.; 1012 erhielt er ein Kastell, Mauern und Türme, von denen noch Reste vorhanden sind, und wurde Grenzfeste der Cremoneser. Erst 1754 erhielt es durch Maria Theresia Stadtrechte.

Caesalpinia *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Leguminosen. Es sind Bäume oder kletternde Sträucher der Tropenländer mit doppelt gefiederten Blättern, traubig oder rispig angeordneten Blüten und schwammigen oder holzigen Gliederhülsen, welche sich durch gefärbtes und zum Färben verwendbares Holz auszeichnen. Die Blüten bestehen aus einem kreuzförmigen, tief fünflappigen, hinfälligen Kelch, aus fünf genagelten Blumenblättern von ungleicher Größe, zehn gleich langen, langgestielten, aufsteigenden Staubgefäßen und einem aufsteigenden Stempel mit gefranster Narbe. Es gehören zu dieser Gattung C. brasiliensis *Sw.* und C. echinata *Lamk.*, beide in Südamerika heimisch, welche das Brasilien-, Fernambuk- oder Rotholz liefern, C. Sappan *L.*, in Hinterindien einheimisch, von welchem Baume das Sappanholz kommt, und C. coriaria *Willd.* in Westindien, deren unter dem Namen Dividivi oder auch Libidibi bekannte Früchte in Westindien zum Gerben des Leders gebraucht werden. Diese Früchte kommen auch vielfach von Caracas, Curaçao aus in den europ. Handel.

Cäsalpinus, s. Cesalpini.

Casal-Pusterlengo, Flecken in der ital. Provinz Mailand, Distrikt Lodi, 19 km im SO. von Lodi, an der Kreuzung der Eisenbahnen Mailand-Piacenza und Pavia-Cremona, nahe am Brembiolo in fruchtbarer Landschaft gelegen und schön gebaut, zählt (1881) 5513, als Gemeinde 6304 E., welche bedeutenden Handel mit Parmesankäse treiben. Römische Legionen sollen hier ihre Backöfen gehabt haben, und danach wird der Ort noch jetzt in lat. Schriftstücken Casale pistorum genannt. Er kam in den Besitz der Familie Pusterla von Lodi und hieß damals Casale de Pusterlenghis. Von einem alten Kastell steht in der Stadt noch ein Turm.

Casamance oder Casamanza, ein Fluß Westafrikas in Senegambien, entspringt in Tumane an den westl. Vorbergen von Futa-Djalon und mündet nach einem dem Gambia ziemlich parallelen Laufe von 255 km Länge unter 12° 35′ nördl. Br., 90 km südlich vom Gambia, in den Atlantischen Ocean. Ausgedehnte Sandbänke lassen nur eine 1200 m breite Einfahrt für Schiffe bis zu 4 m Tiefgang; aber innerhalb dieser Barre findet man weit aufwärts 10—15 m Tiefe, und bis nach Sedhiu, 225 km von der Mündung, hinauf können Fahrzeuge von 2 m Tiefgang gelangen; die Flut macht sich bis 75 km aufwärts bemerkbar. Von NO. fließt ihm der Songrogu zu. Der Unterlauf zeigt ein unentwirrbares Netz von Wasserzügen, überall von Manglesumpf und Sandbänken begleitet und die Luft verpestend. Die Franzosen besitzen seit dem 24. März 1837 an der Mündung des C. links die befestigte Faktorei Carabane auf der Insel gleiches Namens, und die Insel Guimbéring sowie die Gebiete Souna und Kerakounda; und am rechten Ufer an der Mündung die Insel Djogué, und stromauf hat sich ihre Macht über die Reiche Budhië, Pakao und Jassi ausgedehnt; dort liegt in der Landschaft Budhië die befestigte Faktorei Sedhiu (12° 36′ nördl. Br., 18° westl. L. von Paris), die zugleich Residenz eines Kommandanten und Hauptort des gleichnamigen Kreises ist; außerdem haben sich aber infolge von militärischen Expeditionen seit 1851 die meisten Uferlandschaften der C. der franz. Oberherrschaft unterworfen. Den Portugiesen ist das Dorf Zeguichor geblieben, das neben Carabane und Sedhiu die meisten Handelsgeschäfte treibt. Die Engländer haben ihre ehemaligen Faktoreien verlassen; ihr Lincoln, an der Mündung, nennen die Neger Elinkine. Der Handel ist durch die stark zunehmende Ausfuhr von Erdnüssen aus den Gegenden am Oberlaufe (Arachis hypogaea), deren Öl als Surrogat für Olivenöl in Europa Verwendung findet, von Bedeutung und setzt nebst Reis, Häuten, Wachs, Palmöl, Baumwolle u. s. w. in den franz. Faktoreien etwa 2 Mill. Frs. um. Am C. leben vier Hauptnegerstämme: die Felups, die Bagnuns, die Balanten und (im Osten) die Mandingos. Alle sind ohne jede Spur von Civilisation, jedes Dorf ist eine selbständige Republik. Herren des Landes waren einst die einen Stamm der Bagnuns bildenden Cassas oder Cassangues; die Residenz von deren Häuptling oder Mansa, das große Dorf Brikam, haben die Balanten 1836 zerstört. Als 1456 Ca-da-Mosto hierherkam, wurde nach ihm der Fluß Caza-Manza genannt, d. h. Mansa (Häuptling) der Caza.

Casamicciola, Dorf auf der ital. Insel Ischia, Provinz Neapel, Bezirk Pozzuoli, in einem üppig angebauten kleinen Thale, zählt (1881) 3963, als Gemeinde 4077 E. Vom Juni bis September ist es ein stark besuchter Badeort; derselbe liegt nördlich vom steilen Vulkan Epomeo und hat im Sommer Schatten und Kühlung. Neben seinen Seebädern, Sandbädern und der Gelegenheit zu schönen Ausflügen liegt seine Wichtigkeit namentlich in den warmen Quellen, zu deren Gebrauch Badehäuser, Kursäle und Hotels zweckdienlich einladen. Sie entspringen 10 Minuten unterhalb des Orts in der Monte genannten eigentlichen Bäderstadt aus beiden Seiten der Schlucht Ombrasco. Die wirksamste, berühmteste und nächste Quelle ist die kochsalz- und natronhaltige, 63—70° C. heiße, Gurgitello genannte, reich an Kohlensäure. Das Wasser wird auch mit Ziegenmilch getrunken und zu Schlammbädern verwendet. Die Quelle Cappone hat 35° Wärme, hauptsächlich Kochsalz enthaltend, und wird viel getrunken. Unfern entspringt die 38° warme Aqua del Cotto oder Bagno-fresco; das Wasser wird gewöhnlich als Vorbereitung für den Gurgitello gebraucht und wird auch für die Augen gerühmt. Andere, selbst bis 72° heiße Quellen sind weniger wichtig. In 550 m Höhe am Epomeo hat man unterhalb der Lava einen Thonmergel, Creta genannt, gefunden, aus welchem Vasen und Topfarbeiten für Neapel gefertigt werden. Durch ein furchtbares Erdbeben wurde der Ort 4. März 1881 verwüstet.

Casanova (Arrighi di), s. Arrighi.

Casanova (Giovanni Jacopo de Seingalt), einer der berühmtesten Abenteurer des 18. Jahrh., geb. zu Venedig 2. April 1725, erhielt in Padua seinen ersten Unterricht und machte überaus rasche Fortschritte, wurde jedoch durch seine Leidenschaftlichkeit schon damals in mancherlei Abenteuer verwickelt. Nachdem er die Rechte studiert, widmete er sich in Venedig dem geistlichen Stande, folgte jedoch mehr seinen weltlichen Neigungen und verwickelte sich in mancherlei Liebeshändel, welche nach einer kurzen Gefangenschaft seine Ausweisung aus dem Seminar zur Folge hatten. Er ging nach Neapel, dann nach Rom, wo er beim Kardinal Aquaviva eine Stelle erhielt, wurde jedoch bald wieder entlassen, reiste 1743 nach Konstantinopel, machte dann in Korfu Aufsehen, sah sich aber genötigt, nach Venedig zurückzukehren, wo er eine Zeit lang als Violinspieler lebte, bis die Heilung eines Senators ihn wieder in Ruf brachte. Er mußte dann Venedig von neuem verlassen, wurde nun Spieler, ging nach Paris, dann wieder nach Venedig, wo er in Verwickelungen geriet, die 1755 seine Gefangenschaft in den Bleikammern zur Folge hatten. Nachdem er aus diesem Gefängnisse entkommen war, ging er abermals nach Paris, wo er vielen ausgezeichneten Männern und Frauen näher trat. Dann durchzog er das südl. Deutschland, die Schweiz und Oberitalien, hielt sich in London auf, begab sich dann nach Berlin und hatte hier ein Zusammentreffen mit Friedrich d. Gr., welches er in seinen Memoiren in interessanter Weise schildert. Er sollte Gouverneur der Kadettenanstalt werden, wandte sich aber nach Petersburg, dann nach Warschau, von wo ihn ein Duell mit dem Kronkämmerer Branicki vertrieb, und über Dresden und Prag nach Wien, wo ihm der Aufenthalt auch bald untersagt wurde. Später war er wieder in Paris, das er, durch eine Lettre de cachet genötigt, 1767 verließ, um nach Madrid zu gehen, von wo er ebenfalls flüchten mußte. Nachdem er auf seinen weitern Reisen den Marquis d'Argens und Cagliostro kennen gelernt und Rom und Neapel berührt hatte, erhielt er die Erlaubnis, nach Venedig zurückzukehren und war 1775—82 geheimer Agent des Inquisitionstribunals für den innern Dienst in Venedig. Das Manuskript seiner Memoiren reicht bis zum J. 1773. Beim venet. Gesandten zu Paris wurde C. mit dem Grafen Waldstein aus Dux in Böhmen bekannt, der, als er in ihm einen in der Kabbala und andern alchimist. Geheimnissen Eingeweihten erkannte, ihm den Vorschlag machte, sein Schloß zu seinem Aufenthaltsorte zu wählen und gemeinschaftlich mit ihm zu operieren. C. nahm diesen Vorschlag an, begleitete 1785 den Grafen nach Dux, übernahm die Aufsicht über dessen Bibliothek und lebte zu Dux bis zu seinem Tode, der 4. Juni 1798 erfolgte. Seine berühmt gewordenen Memoiren, deren Originalmanuskript sich im Besitz der Verlagshandlung F. A. Brockhaus in Leipzig befindet, erschienen unter dem Titel «Mémoires, écrits par lui-même» (12 Bde., Lpz. 1826—38), in deutscher Bearbeitung unter dem Titel «Aus den Memoiren des Venetianers C., oder sein Leben, wie er es zu Dux in Böhmen niederschrieb» (12 Bde., Lpz. 1822—28), und machten bei ihrem Erscheinen ungemeines Aufsehen. Sie enthalten viele wertvolle Beiträge von kulturhistor. und selbst geschichtlichem Interesse, und führen Personen, die auf die Politik von Einfluß waren, in scharfem Umriß vor Augen. Außerdem schildern die Memoiren, die teilweise mit genialer Frivolität geschrieben sind, eine Unzahl von C. erlebter romant. Liebesabenteuer. Von seinen übrigen Schriften sind zu nennen: «Confutazione della storia del goberno Veneto d'Amelot de la Houssaie» (Amsterd. 1769), «Istoria delle turbulenze della Polonia dalla morte di Elisabet Petrowna fino alla pace fra la Russia e la Porta ottomana» (3 Bde., Gratz 1774), «Dell' Iliade di Omero, tradotte in ottave rime» (4 Bde., Vened. 1778), «Histoire de ma fuite des prisons de la République de Venise, qu'on appelle les Plombs» (Prag 1788), «Icosameron, ou histoire d'Edouard et d'Elisabet, qui passèrent quatre-vingt ans chez les Megameickes» (5 Bde., Prag 1788—1800), «Solution du problème déliaque démontré» (Dresd. 1790). Vgl. Barthold, «Die geschichtlichen Persönlichkeiten in C.s Memoiren» (2 Bde., Berl. 1846) und Baschets Mitteilungen in dem Sammelwerke «Le Livre» (Par. 1881).

Casanova (Francesco), Schlachten- und Landschaftsmaler, des vorigen jüngerer Bruder, geb. zu London 1727, kam früh nach Florenz, wo er den ersten Unterricht in der Malerei erhielt. In Paris, wohin er 1742 ging, verdankte er viel dem berühmten Zeichner Parrocel. Vorzüglichen Fleiß wendete er auf das Kolorit und die Wiedergabe der Wirkungen des Lichts. Viele Gemälde führte er für den Prinzen Condé aus. Als ihn Diderots strenge Kritik aus Paris vertrieb, ging er nach Dresden und widmete sich ganz der Darstellung von Schlachten. Ein großes Bild dieser Art, welches lebendig und kühn ausgeführt war, verschaffte ihm eine Stelle in der dresdener Akademie. Später wendete er sich nach Wien. Für die Kaiserin Katharina II. von Rußland malte er hier deren Siege über die Türken (die Bestürmung von Oczakow 1788). Er starb in der Brühl unweit Wien 8. Juli 1803.

Giovanni oder Giovanni Baptista C., der älteste der drei Brüder, ebenfalls Maler, geb. zu Venedig 1722, starb 10. Dez. 1795 zu Dresden. Er bildete sich unter Rafael Mengs in Rom, wohin er 1752 kam. Als Professor und Direktor der Kunstakademie in Dresden hat er eine Anzahl tüchtiger Schüler herangebildet, darunter besonders Angelika Kaufmann; auch lieferte er die Tafeln zu Winckelmanns «Monumenti antichi».

Casaque (frz.), weitärmeliger Reisemantel; Soldatenmantel.

Casaquin (frz.), kurzer Überrock.

Cäsar ist ursprünglich der Familienname (cognomen) eines Zweigs des alten röm. patricischen Geschlechts der Julier, dessen berühmtester Sproß Gajus Julius Cäsar (s. d.) war. Octavian, der spätere Kaiser Augustus, trug den Namen C. als Adoptivsohn Julius C.s, und nach ihm führten ihn nicht bloß die Glieder der Julischen Dynastie, sondern auch die andern Kaiser mit ihren Nachkommen. Doch pflegten die Kaiser in der abgekürzten Titulatur den Namen C. wegzulassen, während ihn auch in dieser die Söhne und Enkel des Kaisers vorzugsweise führten. Seit Hadrian diente dann derselbe zur Bezeichnung des designierten Nachfolgers. Im 1. Jahrh. steht der Name C. gewöhnlich nach dem Vornamen und Geschlechtsnamen, wenn dieser nicht wegbleibt, später an der Spitze der Namen, aber nach dem als Vornamen geführten Titel Imperator. Vgl. Mommsen, «Röm. Staatsrecht» (Bd. 2; 2. Aufl., Berl. 1877). (S. Kaiser.)

Cäsar (Gajus Julius), der berühmte röm. Feldherr und Staatsmann, aus einem altpatricischen Geschlechte, das seinen Ursprung auf den troischen Äneas und dadurch auf die Göttin Venus selbst zurückführte, geb. nach der Überlieferung 12. Juli des J. 100, nach Mommsen vielmehr schon 102 v. Chr., war der Sohn des Gajus Julius C., der, nachdem er die Prätur bekleidet, im J. 84 starb. Seine Mutter hieß Aurelia; seines Vaters Schwester Julia war des Marius Gattin; C. selbst vermählte sich im J. 83, nach Cinnas Tode, mit dessen Tochter Cornelia. Auf seine Weigerung, sich von dieser zu trennen, von Sulla geächtet, hielt er sich, obwohl er auf Fürbitten seiner Verwandten begnadigt wurde, von Rom und Italien fern. Seine ersten Kriegsthaten verrichtete er im J. 80 bei der Belagerung von Mitylene, wo er die Bürgerkrone erhielt, und in Sicilien; auf die Nachricht von Sullas Tode kehrte er im J. 78 nach Rom zurück, wo er als Redner in Prozessen gegen sullanische Parteigänger auftrat. Um sich in der Beredsamkeit weiter auszubilden, reiste er im J. 76 nach Rhodus zu dem Rhetor Apollonius Molo; auf der Fahrt dahin ward er von Seeräubern gefangen, erkaufte sich die Freiheit, überfiel dann mit einigen milesʃ. Schiffen die Seeräuber, nahm sie gefangen und ließ sie kreuzigen. Im J. 74 eilte er, als ein Heer des Mithridates in Kleinasien eingedrungen war, von Rhodus dorthin und leistete ihm mit schnell zusammengerafften Truppen Widerstand. Nach Rom zurückgekehrt, erwarb er sich durch Freigebigkeit und seine gewinnende Persönlichkeit die Gunst des Volks, das ihn zunächst zum Kriegstribunen wählte. Mit Pompejus trat er zuerst in ein engeres Verhältnis, als dieser sich im J. 70 der Volkspartei näherte. Er förderte die von demselben unternommene Herstellung der tribunizischen Gewalt, nachdem er schon das Gesetz des Tribunen Plautius, das die Rückkehr der verbannten Marianer gestattete, eifrig unterstützt hatte. Die Verwaltung der Quästur, welche er im J. 68 erhielt, führte ihn nach Spanien. Als er nach Ablauf seines Amtsjahres wieder in Rom war, schritt er sicher und ohne Übereilung auf der betretenen Bahn fort. Seine Feinde waren die Optimaten (s. d.), seine Stütze das Volk und Pompejus, dem er diente, um ihn dann für sich zu benutzen.

Als kurulischer Ädil (im J. 65) befestigte er sich in der Gunst des Volks durch verschwenderische Pracht in öffentlichen Spielen und Spenden aller Art, die ihm eine ungeheuere Schuldenlast aufbürdeten. Auch ließ er, wie er früher bei den Leichenbegängnissen der Julia und Cornelia den Marius öffentlich in seinen Reden gefeiert hatte, so jetzt gegen das Gesetz die von Sulla umgestürzten Siegeszeichen des Marius auf dem Kapitol herstellen, die von den Veteranen des geliebten Feldherrn mit Thränen in den Augen, vom Volke mit Jubel begrüßt wurden. Das Jahr darauf ließ er als Vorsitzender des Mordgerichts mehrere frühere Anhänger des Sulla verurteilen, die dem Volke verhaßt waren. Vermöge des auf diese Weise gewonnenen Einflusses erlangte er im J. 63 von dem Volke die Würde eines Pontifex Maximus und für das J. 62 die Prätur. Unterdessen hatte er sich ebenso wie Crassus mit dem revolutionären Teile der demokratischen Partei, welche die Abwesenheit des Pompejus zum gewaltsamen Umsturze der bestehenden Regierung benutzen wollte, eingelassen und war auch in die Verschwörung des Catilina verwickelt, jedoch nicht so kompromittiert, daß man eine Anklage gegen ihn zu erheben gewagt hätte. Im Senat sprach er, freilich vergeblich, gegen das Todesurteil, das über die gefangenen Häupter der Verschwörung verhängt ward. Bei den Streitigkeiten, die im J. 62 zwischen dem jüngern Cato (s. d.) und Quintus Cäcilius Metellus Nepos ausbrachen, nahm C. sich des letztern, der für Pompejus wirkte, mit Eifer an. Als ihm der Senat verbot, die Prätur weiter zu verwalten, gehorchte er erst, als der Senat zur Gewalt schritt. Als jedoch C. selbst das darüber tumultuierende Volk beruhigte, nahm der Senat seinen Beschluß feierlich zurück. Nach der Prätur erhielt er das jenseitige Spanien zur Verwaltung, konnte aber die Reise in diese seine Provinz seiner ungeheuern Schulden halber erst antreten, nachdem Crassus sich für ihn verbürgt hatte. Sorgfältige Verwaltung der Provinz und glückliche Kriege gegen die lusitan. Bergvölker zeichneten ihn als Statthalter aus. Durch Beute und Geschenke der Provinzialen bereichert, eilte er im J. 60 nach Italien zu den Konsularkomitien, auf welchen er für das J. 59, nachdem er sich mit Pompejus und Crassus zu gemeinsamer Wirksamkeit, dem sog. ersten Triumvirat (s. d.), verbunden hatte, mit Marcus Calpurnius Bibulus, einem Optimaten, zum Konsul gewählt wurde.

Gleich im Anfange seines Konsulats, während dessen er seine Tochter Julia mit Pompejus, sich selbst mit Calpurnia, der Tochter des für das nächste Jahr zum Konsul ausersehenen Gajus Calpurnius Piso, vermählte, erfocht er einen Sieg über die Optimaten und deren Führer, seinen Kollegen Bibulus und Cato. Trotz ihres Widerstandes ward das vom Senat zurückgewiesene agrarische Gesetz, welches das ital. Staatsland (hauptsächlich das Gebiet von Capua) an arme Familienväter zu verteilen gebot, von der Bürgerschaft angenommen, worauf dann 20000 Bürger, zumeist Veteranen des Pompejus, dort angesiedelt wurden; durch andere Gesetzvorschläge C.s wurden zu Gunsten der Ritter, die man gewinnen wollte, die Pachtgelder um ein Drittel gemindert und die von Pompejus in Asien getroffenen Einrichtungen bestätigt. Durch ein vom Volkstribunen P. Vatinius eingebrachtes Gesetz wurde dem C. die Statthalterschaft des diesseitigen (cisalpinischen) Gallien und der Oberbefehl über die drei dort stehenden Legionen vom Volke auf fünf Jahre erteilt; der Senat fügte selbst, um einem neuen Eingriff des Volks in seine Rechte zuvorzukommen, das jenseitige Gallien (die Provinz Narbo), wo ebenfalls eine Legion stand, hinzu. Erst nachdem ein Versuch, ihn zur Rechenschaft zu ziehen, gescheitert, und die Wortführer der Optimaten, Cicero und Cato, durch Clodius (s. d.) von Rom entfernt waren, ging C. im J. 58 in die Provinzen, die er deshalb gewünscht hatte, weil ihre Verwaltung ihn in der Nähe Italiens erhielt und ebensowohl Erwerbung von Reichtümern als Gelegenheit zum Krieg und hierdurch zur Bildung eines ihm ergebenen, wohlgeübten Heers versprach. Noch im J. 58 überschritt C., als die von den Germanen gedrängten Helvetier durch Gallien zogen, um sich an dessen Westküste niederzulassen, ohne Auftrag des Senats die Grenzen der Provinz und eröffnete eine Reihe von Feldzügen, durch die das Land zwischen der bisherigen gallischen Provinz, dem Rhein, dem Ocean und den Pyrenäen größtenteils der röm. Herrschaft unterworfen ward. Gleich zum Beginn

zwang C. durch die Schlacht bei Bibracte (auf dem Mont-Beuvray westlich von Autun) die Helvetier zur Heimkehr, und bald darauf trieb er durch den Sieg über die Germanen in der Gegend von Mülhausen (bei Aspach) im Elsaß Ariovist (s. d.) über den Rhein zurück. Auf die Nachricht, daß die mächtige und tapfere Konföderation der belg. Völkerschaften im nördl. Gallien sich rüstete, zog C. mit acht Legionen im J. 57 ihnen entgegen. Das vom Könige der Suessionen, Galba, befehligte belg. Heer, gegen 300000 Mann stark, zerstreute sich, als er an der Axona (Aisne) sich demselben gegenüber lagerte, nach einem erfolglosen Angriff, wobei sie unter den Augen der Römer den Fluß überschreiten wollten. Mehrere Völker unterwarfen sich, andere, die einen neuen engern Bund gebildet hatten, darunter vor allen die Nervier, wagten an der Sambre einen Überfall, wurden aber ebenfalls besiegt.

Im April des J. 56 hatte C. eine Zusammenkunft mit Crassus, der ihn in Ravenna aufgesucht hatte, und Pompejus in Luca (dem heutigen Lucca), wozu sich eine große Menge von andern röm. Vornehmen (man zählte über 200 Senatoren) einfanden; es wurde verabredet, daß Pompejus und Crassus das Konsulat des J. 55, und Pompejus Spanien, Crassus Syrien auf fünf Jahre als Provinz erhalten sollten; C. wurde die Verlängerung seiner Statthalterschaft auf weitere fünf Jahre (bis Ende des J. 49) und die Befugnis, seine Legionen bis auf zehn zu vermehren und aus der Staatskasse zu besolden, zugesichert. Darauf wurden noch im J. 56 Veneter, Uneller und andere Völkerschaften der heutigen Bretagne und Normandie von C. unterworfen und Aquitanien erobert; fast ganz Gallien gehorchte nun von den Pyrenäen bis zu der belg. Küste der röm. Herrschaft. Im Frühjahr 55 wandte sich sodann C. gegen die Usipeter und Tenchterer, welche von den Sueven gedrängt, über den Rhein ins Belgische gezogen waren. Er zersprengte sie und machte sie größtenteils nieder, nachdem er sie ihrer Führer beraubt hatte, die in sein Lager gekommen waren und von ihm in völkerrechtswidriger Weise festgehalten wurden.

Nicht sowohl Eroberungslust als die Absicht, die neuen Eroberungen gegen die östl. und westl. Nachbarvölker zu sichern, führte C. in demselben Jahre nach Germanien und Britannien. In das erstere ging er über eine Pfahlbrücke, die er zwischen Koblenz und Andernach über den Rhein schlug; nach 18tägigem Verweilen kehrte er zurück, ohne daß sich ihm ein Feind in den Weg gestellt, aber auch ohne daß er selbst die Sueven in der von ihnen gewählten festen Stellung aufzusuchen für gut gefunden hatte. Nach Britannien setzte er mit nur zwei Legionen über (wahrscheinlich aus der Gegend von Boulogne nach der von Dover), erzwang gegen die Übermacht der Feinde die Landung und schlug die gegen sein Lager andrängenden Feinde, ging aber bald wieder nach Gallien zurück. Im J. 54 wiederholte er (von dem ebenfalls in der Nähe von Boulogne gelegenen Portus Itius aus) mit fünf Legionen die Fahrt, und diesmal drang er in das Land ein. Die Völker im Süden und Norden des Ausflusses der Themse, auch der tapfere Cassivellaunus, der die Stämme, die weiter im Innern wohnten, vereinigt hatte, wurden wenigstens für die Zeit von C.s Aufenthalt in Britannien zur Unterwerfung und zur Stellung von Geiseln genötigt, die C. mit sich nach Gallien nahm. Hier zwang ihn die Mißernte, die Winterlager der Legionen weiter als sonst auseinanderzulegen. Diese Gelegenheit benutzten mehrere Völkerschaften des nördl. Gallien, voran die Eburonen unter ihren Fürsten Ambiorix und Catuvolcus, zur Empörung, die zwar von C. bald unterdrückt wurde, aber im stillen fortglimmte, sodaß C. sich genötigt sah, noch gegen Ende des Winters selbst in die aufständischen Gebiete der Nervier, Senonen und Carnuten einzurücken. Er unterwarf nunmehr auch die bisher unbezwungenen Menapier, während sein Legat Labienus die Treverer niederschlug. Aus dem Gebiete der letztern zog C. dann zum zweiten mal über den Rhein, kehrte aber sogleich wieder um und vernichtete durch ein grausiges Blutbad den am Aufstande besonders beteiligten Stamm der Eburonen.

Furchtbarer aber als alle frühern war der Aufstand, zu dessen Ausbruch im folgenden Winter (53/52) die Carnuten durch die Ermordung der röm. Kaufleute und Wucherer in Cenabum (Orléans) das Zeichen gaben. Die Gallier hatten eingesehen, wie nachteilig ihre Vereinzelung ihnen gewesen; viele Stämme, diesmal außer den Carnuten namentlich Stämme des mittlern und südlichern Gallien, insbesondere die Arverner, vereinigten sich jetzt und erkannten den Arverner Vercingetorix, einen ebenso tapfern als klugen Mann, als Oberanführer an. C. zog bei Agendicum (Sens) sein Heer zusammen und rückte, nachdem er die Stadt Cenabum verbrannt, in das Land der Biturigen. Diese, dem von Vercingetorix entworfenen Plane folgend, verbrannten ihre Städte und verwüsteten ihr Land, um dem Heere C.s den Unterhalt zu entziehen. Nur das feste Avaricum (Bourges), das sie wider des Führers Meinung verschont hatten, ward von C. nach hartnäckiger Verteidigung erobert, ohne daß Vercingetorix es hindern konnte; dagegen ward C. durch ihn von Gergovia (bei Clermont in der Auvergne) zurückgetrieben. Jetzt fielen auch die Äduer von C. ab und in kurzem hatte sich der Aufstand vollends fast über ganz Gallien ausgebreitet. Dennoch ging C. nicht in den Süden, in die alte Provinz zurück. Er vereinigte sich mit Labienus, der bei Lutetia, dem heutigen Paris, einen Sieg gewonnen hatte, und zog nach Osten nach der Saône, dem Gebiete der Sequaner, zu, stets bedacht, mit den Galliern handgemein zu werden. Allein Vercingetorix verfolgte beharrlich den Plan, sich auf Schlachten nicht einzulassen, sondern C.s Verbindungen abzuschneiden und ihn allmählich aufzureiben, bis sich C. der Saône genähert hatte. Jetzt griff er mit seinen Reitermassen an, wurde aber von C. mit Hilfe seiner german. Reiter geschlagen und auf Alesia (s. d.) zurückgeworfen, das befestigt und mit Vorräten wohl ausgestattet worden war. Auf Alesia gestützt, wollte Vercingetorix den Kampf gegen C. wieder aufnehmen. Aber C., statt in solcher Lage zu kämpfen, umgab die ganze Stadt und das daran gelehnte Lager auch seinerseits mit einer Umwallung und verschanzte sich außerdem auch gegen Angriffe eines Entsatzheeres. Als die Vorräte der Belagerten schon fast erschöpft waren, erschien ein gallisches Entsatzheer von angeblich 250000 Mann zu Fuß und 8000 Reitern und stürmte zugleich mit der Besatzung der Stadt gegen die röm. Verschanzungen an, aber alle Stürme wurden von C. abgeschlagen, das gallische Heer zerstreute sich, und nun ergab sich Vercingetorix; er ward sechs Jahre später im Triumph aufgeführt und enthauptet.

Die Unterwerfung Galliens ward im J. 51 beendigt, und nachdem im Winter darauf die Verhältnisse der neuen Provinz mit möglichster Schonung ihrer alten Staatseinrichtungen geordnet worden, ging C. im J. 50 nach Italien, wo die Lage der Dinge seine Gegenwart dringend forderte.

Das Band zwischen ihm und Pompejus nämlich war schon im J. 54 mit dem Tode der Julia, im J. 53 infolge von des Crassus Untergang gelockert, im J. 52 durch den Übertritt des Pompejus auf die Seite der Optimaten ganz gelöst worden; jetzt erfolgte ein offener Bruch. C.s anfangs fünfjährige, dann auf weitere fünf Jahre erstreckte Statthalterschaft dauerte nach älterm Herkommen bis zum Ende des J. 49; in diesem Jahre wollte er sich um das Konsulat bewerben. Damit er dies nicht an der Spitze eines Heers thun könne, verlangte die Optimatenpartei, er solle seine Provinzen gemäß den im J. 52 über die Besetzung der Statthalterschaften getroffenen neuen Bestimmungen vom 1. März des J. 49 an abgeben und sofort sein Heer verabschieden. Dagegen stellte C.s Parteigänger, der Volkstribun C. Curio, den Antrag, daß Pompejus ein Gleiches thun solle, und der Antrag, daß beide Männer ihren Befehl gleichzeitig niederlegen sollten, wurde im Herbst des J. 50 vom Senat mit großer Majorität angenommen. Am Ende des Jahres begann Pompejus ohne gesetzliche Vollmacht in Italien Truppen auszuheben. Hierauf sendete C. von Ravenna aus den Curio an den Senat mit dem Anerbieten, die Statthalterschaft des jenseitigen Gallien sofort niederzulegen und acht seiner Legionen aufzulösen, wenn man ihm zwei Legionen und die Verwaltung des diesseitigen Gallien bis zum Abschluß der Konsulwahlen für das J. 48 lasse. Die neuen Konsuln gestatteten aber (1. Jan. 49) kaum, C.s Schreiben vorzulesen; jede Verhandlung darüber ward verweigert und unter Verletzung der tribunizischen Rechte auf den Antrag des Q. Metellus Scipio, des Schwiegervaters des Pompejus, vom Senat beschlossen, C. solle bis zu einem bestimmten nahen Termin das Heer entlassen und die beiden Provinzen abgeben oder für einen Feind des Staats gelten. Den Konsuln ward (7. Jan.), wie bei dringendster Gefahr üblich, anbefohlen, über das Wohl des Staats zu wachen. Die beiden Tribunen, die zu C. hielten und Intercession eingelegt hatten, sahen sich veranlaßt, zu fliehen.

C. hatte, nachdem er die Beschlüsse des Senats und die Ankunft der Tribunen zu Ariminum (Rimini) erfahren, den Fluß Rubico (s. d.), die Grenze seiner Provinz, nur von einer Legion begleitet, überschritten und hiermit den Krieg erklärt. «Jacta alea esto!» (d. h. der Würfel sei geworfen), soll er beim Übergang ausgerufen haben. Die ital. Städte fielen ihm als leichte Beute zu. Pompejus war in Italien nicht hinlänglich gerüstet. Mit den Konsuln und den meisten Senatoren war derselbe deshalb von Rom nach Brundisium (Brindisi) gewichen, um nach Griechenland überzusetzen, und hieran vermochte ihn C., der indes zwei seiner Legionen an sich gezogen und drei neue gebildet hatte und ihn mit diesen in Brundisium belagerte, nicht zu hindern. Aber in der kurzen Zeit von zwei Monaten war C. Herr von Italien geworden, und auch Sicilien und Sardinien kamen bald und leicht in seine Gewalt. Er war indes von Rom, wo er sich des Staatsschatzes bemächtigt hatte, nach Spanien gegangen, wo sieben Legionen Pompejanischer Veteranen unter Lucius Afranius, Marcus Petrejus und Marcus Varro standen; die beiden erstern wurden von C. Anfang August 49 gezwungen, zu kapitulieren; ihrem Beispiele mußte Varro bald darauf folgen. Auch Massalia (Marseille) ergab sich bei C.s Rückkehr aus Spanien. Nachdem C. dann in Rom sich zum Konsul für das J. 48 hatte wählen lassen, brach er mit sechs Legionen, denen später Marcus Antonius noch vier zuführte, von Brundisium gegen Pompejus auf, der inzwischen zu Thessalonich sich gerüstet und eine gewaltige Streitmacht (9 Legionen, 7000 Reiter und eine Flotte von 500 Segeln) an der epirotischen Küste konzentriert hatte. C. selbst führte eine Abteilung glücklich hinüber. Die Überfahrt des Antonius nach Illyrien zu Anfang des J. 48 ward durch die Pompejanische Flotte unter Marcus Bibulus erschwert und nicht ohne Verlust bewerkstelligt. Nach der glücklich ausgeführten Vereinigung geriet das Heer wegen Mangels an Lebensmitteln in Not; in der Besetzung von Dyrrhachium (Durazzo) kam dem C. Pompejus zuvor, und sein Versuch, diesen einzuschließen und zur Schlacht oder Einschiffung zu zwingen, ward durch den Verlust eines Gefechts vereitelt. C. wendete sich nun nach Thessalien; Pompejus folgte ihm. Bei Pharsalus (s. d.) trafen die beiden Gegner aufeinander am 9. Aug. (nach dem damaligen, im Juni nach dem berichtigten Kalender) des J. 48; trotz seiner Übermacht wurde Pompejus völlig geschlagen und C. durch diese Schlacht der alleinige Gebieter im röm. Weltreiche.

Pompejus floh über Mitylene nach Ägypten, wo er auf Geheiß der Umgebung des minderjährigen Königs ermordet wurde. Wenige Tage nachher kam C., der ihn mit nur 4000 Mann verfolgt hatte, in Ägypten an. Dort hatte Ptolemäus Dionysus oder vielmehr sein Vormund seine Schwester Kleopatra, die nach dem Willen des Vaters als seine Gattin mit ihm den Thron gemeinsam besitzen sollte, vertrieben. Als nun C. Kleopatra in ihre Rechte wieder einsetzte, kam es zum Aufstand. C. schwebte in der königl. Burg monatelang (vom Okt. 48 bis März 47) in der größten Gefahr, bis im März 47 Mithridates von Pergamon mit einem Entsatzheer ankam und eine glückliche Schlacht C. zum Herrn von Alexandria machte. Nachdem er dann noch Kleopatra, deren Reize auch ihn bestrickten, mit ihrem jüngern Bruder unter Roms Oberhoheit als Königin wieder eingesetzt hatte, machte er den Fortschritten, die Pharnaces, König von Bosporus, indessen in Asien gemacht hatte, durch die Schlacht bei Ziela in Pontus (2. Aug.) rasch ein Ende. «Veni, vidi, vici» (d. h. ich kam, sah und siegte), schrieb er darüber an einen Vertrauten.

In Rom, wohin er nach der Schlacht bei Pharsalus Marcus Antonius zurückgesendet hatte, waren ihm während seiner Abwesenheit aufs neue die Diktatur mit außerordentlichen Vollmachten und außerdem auf Lebenszeit die tribunizischen Rechte gegeben und so seine Alleinherrschaft auf gesetzmäßige Art begründet worden. Im September bei Tarent gelandet, unterdrückte er die Meuterei zweier Legionen, die den verheißenen Lohn begehrten; den Unruhen, die infolge demagogischer Umtriebe in Rom wiederholt ausgebrochen waren, hatte seine Rückkehr von selbst ein Ende gemacht. Um ihrer Wiederholung vorzubeugen, verbot C. die von Clodius hergestellten, der Form nach religiösen, in Wirklichkeit polit. Vereine (Kollegien). Er belohnte

seine Anhänger durch Aufnahme in den Senat und Verleihung von Provinzen und obrigkeitlichen Ämtern, und verzieh den Pompejanern, welche sich ihm unterwarfen. Nur wenige derselben, die in seine Gewalt gerieten, mußten mit dem Leben büßen: andere verloren ihr Vermögen und wurden aus Italien verwiesen.

Die meisten, die den Widerstand fortsetzten, hatten sich indessen in Afrika vereinigt. Dort hatten dieselben im Verein mit König Juba von Numidien, während C. in Alexandria sich befand, den Widerstand organisieren können. Das Kommando führte Metellus Scipio. C. ging von Sicilien aus noch am 25. Dez. (nach dem berichtigten Kalender im Okt.) 47 mit nur sechs Legionen nach Afrika in See und kam überdies, da die Stürme die Flotte zerstreuten, zunächst nur mit einem Teile derselben dort an. Doch fanden sich die andern Schiffe bald bei ihm zusammen und allmählich trafen auch die weitern nach Afrika beorderten Legionen ein. Trotz der Überlegenheit des Feindes an leichter Reiterei vernichtete C. seine Gegner vollständig in der Schlacht bei Thapsus im April (Februar) des J. 46. In vier prachtvollen Triumphen feierte jetzt C. in Rom seine Siege über die Gallier, Ägypter, Pharnaces und Juba, gab dem Volke Feste, Spiele und Geschenke, den Kriegern reiche Belohnungen, führte zum Teil schon seit längerer Zeit begonnene glänzende Bauten aus, darunter den prächtigen Bau des Forum Cäsaris, und begann die innern Angelegenheiten des Staates zu ordnen. Die Zusammensetzung der Gerichte wurde verbessert, dem Aufwande durch ein Gesetz gesteuert, für die Ordnung des Kalenders (s. d.) Sorge getragen, das gerichtliche Verfahren gegen Gewalt und Majestätsverbrechen durch neue Gesetze geordnet. Aber schon im Herbst des J. 46 ward C. wieder von Rom abgerufen zum Spanischen Kriege. Die blutige Schlacht bei Munda (in Granada) 17. März 45 entschied endlich den völligen Untergang der Pompejanischen Partei, deren noch übrige Häupter umkamen. Nur Sextus Pompejus rettete sich. Als C. wieder in Rom eingezogen war, wurde ihm außer andern außerordentlichen Ehren, die er aber nicht alle annahm, der Titel Imperator, der als ständiger Titel außer dem militärischen Oberkommando auch die höchste richterliche und administrative Gewalt in sich begriff, auf Lebenszeit verliehen, aber schwerlich mit der Befugnis, ihn auf seine Nachkommen zu vererben, wie Octavian, indem er den Titel als Namen faßte, behauptet zu haben scheint. Der Monat Quintilis, in dem er geboren, wurde Julius genannt; auch die Vergötterung ward vom Senat verfügt, der sich eidlich zum Schutz für sein Leben verband. Durch Vermehrung der Magistrate schaffte er sich das Mittel, seine Anhänger zu belohnen. Und wenn er auch nur für einen Teil der höhern obrigkeitlichen Ämter das Recht annahm, die Träger zu bezeichnen, so war doch faktisch die Besetzung aller Ämter in seiner Hand. Auch der Senat war völlig von ihm abhängig. Während in diesen nunmehr, nachdem C. ihn im J. 47 vermöge seiner außerordentlichen Vollmachten aus den Reihen seiner Anhänger ergänzt hatte, eben die eintraten, welche mit seinem Willen die unterste Magistratur erlangt hatten, besaß C. zugleich das Recht, die auszustoßen, die ihm mißfielen. Zudem drückte er das Ansehen des Senats sowohl dadurch herab, daß er die Mitgliederzahl beträchtlich vergrößerte, als auch dadurch, daß er öfter nicht den ganzen Senat, sondern nur einige Mitglieder berief und befragte.

C. besaß so jetzt wirklich die alleinige Herrschaft im Staate, die republikanischen Formen und Ämter blieben zwar, aber mit wesentlich veränderter Bedeutung. Er war sich aber auch der Aufgabe bewußt, die ihm damit auferlegt war, und war bestrebt, ihr zu genügen: es war das die Reorganisation des Reichs und die Vollendung der Weltherrschaft im Osten durch Besiegung der Parther, wie er den Westen gebändigt und durch Verleihung des Bürgerrechts oder des lat. Rechts und Anlage von Kolonien zu latinisieren begonnen hatte. Letztere dienten zugleich dazu, Rom von dem massenhaften Proletariat zu befreien und diesem selbst zu helfen. Nachdem schon Tausende von Veteranen Ländereien in Kolonien in Italien erhalten hatten, wurden außer vielen Veteranen viele Tausende von Bürgern in den Provinzen des Westens und Ostens des Reichs in Kolonien angesiedelt, welche zum Teil schon bestanden, zum Teil neu angelegt wurden, wie dies namentlich auf den Trümmern von Korinth und Karthago geschah. Von dem Gesetze, durch welches das Municipalwesen im J. 49 v. Chr. im cisalpinischen Gallien (Oberitalien) geordnet wurde, und der im J. 45 ergangenen allgemeinen Gemeindeordnung, welche für die ganze Folgezeit Grundgesetz geblieben ist, sind noch beträchtliche Bruchstücke auf Bronzetafeln erhalten.

Ende Januar oder Anfang Februar 44 legte C. die Diktatur als Jahresamt, die ihm als solche 46 v. Chr., also von 45 ab, auf zehn Jahre an Stelle der frühern mit nicht bestimmt begrenzter Dauer verliehen war, nieder und übernahm die Diktatur, wie bisher eine Diktatur mit außerordentlichen Vollmachten, als Dictator perpetuus auf Lebenszeit. Ob er die Absicht gehegt hat, auch den Titel eines Königs anzunehmen, ist nicht auszumachen, wenigstens wies er das Diadem, das ihm M. Antonius am Feste der Lupercalien im Febr. 44 vor dem Volke darbot, zurück. Aber dies vermochte ebenso wenig als die rastlose Thätigkeit, mit welcher er sich der Reorganisation des Staats, Volks und Reichs auf allen Gebieten widmete, den Groll der Anhänger der alten republikanischen Verfassung und seiner alten und neuen Gegner zu versöhnen: mehr als 60 Männer, meist Senatoren, früher teils zu seiner, teils zu des Pompejus Partei gehörig, an ihrer Spitze die Prätoren Marcus Brutus und Gajus Cassius Longinus, vereinigten sich zu dem Plane, den Imperator in der auf die Idus des März (den 15.) 44 festgesetzten Senatssitzung zu ermorden. Spurinna, ein Wahrsager, warnte C., und seine Gemahlin Calpurnia, durch ahnungsvolle Träume geängstigt, beschwor ihn, an jenem Tage nicht in den Senat zu gehen; aber es gelang Decimus Brutus, einem der Verschworenen, ihn zu bewegen, ihm in die Kurie des Pompejus, wo der Senat schon versammelt war, zu folgen. Unterwegs ward ihm eine schriftliche Anzeige der Verschwörung übergeben; C. steckte sie ungelesen zu sich. Die Verschworenen hatten verabredet, daß L. Tillius Cimber ihn um Gnade für seinen Bruder bitten und, wenn C. das Gesuch verweigere, ihm die Toga von den Schultern reißen und so das Zeichen zur Ermordung geben solle. Publius Servilius Casca traf ihn zuerst mit seinem Dolche und verwundete ihn am Halse. Kaum hatte C. sich umgewandt, als die Verschworenen von allen Seiten auf ihn eindrangen. Nach

kurzem, aber vergeblichem Widerstande sank der Wehrlose, von 23 Wunden bedeckt, an der Bildsäule des Pompejus nieder. Die Verschworenen entwichen nach der That auf das Kapitol und ließen den Leichnam, den sie in die Tiber hatten werfen wollen, liegen. Durch treue Diener ward er der Calpurnia überbracht und wenige Tage nachher auf dem Forum verbrannt, wo Antonius (s. d.) ihm die Leichenrede hielt. C.s Ehe mit Calpurnia war kinderlos, seine Tochter Julia von Cornelia schon im J. 54 gestorben; Cäsarion, den Kleopatra im J. 47 geboren hatte, und den im J. 30 Octavian hinrichten ließ, war von C. nie als rechtmäßiger Sohn und Erbe anerkannt worden. In seinem Testamente hatte er den Enkel seiner jüngern Schwester, Gajus Octavius, als Haupterben eingesetzt und an Kindesstatt angenommen. (S. Augustus.)

Als Feldherr wie als Staatsmann steht C. als eine der bedeutendsten Erscheinungen nicht nur des Altertums, sondern aller Zeiten da. Der Grundzug von C.s Wesen war eine klare Verständigkeit, die ihm den unbeirrten Blick für Menschen und Verhältnisse verlieh; dazu kam die vollkommenste Selbständigkeit in seinen Planen und Unternehmungen und eine unbegrenzte Energie und Rücksichtslosigkeit in der Ausführung des einmal Beschlossenen, Eigenschaften, die ihn in ihrer Vereinigung zu einem Staatsmann im höchsten Sinne des Wortes machten. Damit verband er eine unwiderstehliche Liebenswürdigkeit in seinem äußern Auftreten, wodurch er sich die Herzen nicht nur der Frauen, sondern auch der Männer, die ihm persönlich näher traten, zu gewinnen wußte. Im J. 44 wurde C. auch das königl. Ehrenrecht zuerkannt, daß sein Bild auf die Münzen gesetzt werden sollte, und, nachdem ihm schon früher viele Ehrenstatuen errichtet worden waren, beschlossen, daß seine Bildsäule in allen Städten des Reichs und in jedem Tempel zu Rom aufgestellt werden solle. Daher sind eine größere Anzahl von Münzen mit seinem Kopf und einige Skulpturen (Statuen und Büsten) erhalten, die mit Recht für sein Bildnis angesehen werden, während freilich viele mit Unrecht seinen Namen tragen oder überhaupt nicht antik sind. Immerhin läßt sich, obschon die wahrscheinlich echten Bildnisse mehrfach voneinander abweichen, ein Bild von C. aus Münzen und Skulpturen gewinnen, welches mit den Angaben der Schriftsteller übereinstimmt. Danach war C. von schöner, hoher, etwas hagerer Gestalt. Er trug sich mit einer gesuchten, eleganten Nachlässigkeit und gab viel auf seine äußere Erscheinung, weshalb ihn seine Kahlköpfigkeit sehr genierte. Er hatte eine hohe Stirn, eine lange schmale Nase, einen ziemlich großen Mund, ein kleines, aber bestimmt hervortretendes Kinn und bei einer blassen Gesichtsfarbe lebhafte schwarze Augen. Vgl. Bernoulli, «Röm. Ikonographie» (Bd. 1, Stuttg. 1882).

Auch in Bezug auf litterarische Bildung war C. den Besten seiner Zeit ebenbürtig, wie seine rednerischen Leistungen und seine schriftstellerische Thätigkeit auf verschiedenen Gebieten (Geschichtschreibung, Grammatik, polit. Polemik) bezeugen. Erhalten sind von seinen Schriften außer Bruchstücken noch zwei vollständige Werke, militärische Denkschriften über seine Kämpfe in Gallien («De bello Gallico», sieben Bücher mit einem von A. Hirtius hinzugefügten achten) und über den Bürgerkrieg gegen Pompejus («De bello civili», drei Bücher, die in der Schrift des Hirtius über den Alexandrinischen Krieg und in den Schriften über den Afrikanischen und über den Spanischen Krieg von ungenannten Verfassern eine Fortsetzung erhielten), musterhaft durch Lebendigkeit und Anschaulichkeit der Darstellung, Einfachheit und Korrektheit des Stils, wenn sie auch von einer gewissen Einseitigkeit der Auffassung nicht freizusprechen sind. Unter den zahlreichen Ausgaben sind die Gesamtausgabe von Oudendorp (Leid. 1737 u. Stuttg. 1821—22) und die kritischen von Nipperdey (Lpz. 1847, kleine Ausgabe, 4. Aufl. 1881) und Dübner (Par. 1867), unter denen der Kommentarien über das «Bellum Gallicum» die von Schneider (Halle 1840—55) und die Schulausgabe von Kraner-Dittenberger (12. Aufl., Berl. 1881), unter denen des «Bellum civile» die von Kraner-Hofmann (8. Aufl., Berl. 1881), unter den Übersetzungen aller genannten Schriften die von Baumstark (Stuttg. 1836 fg.) und die von Köchly und Rüstow (Stuttg. 1856 fg., gleich jener zum Teil in mehrern Auflagen erschienen) hervorzuheben. Lebensbeschreibungen C.s gibt es aus dem Altertume von Plutarch und Sueton (Spezialausgabe mit Übersetzung von H. Doergens, Lpz. 1864); von den Neuern hat ihn Th. Mommsen im dritten Bande seiner «Röm. Geschichte» (6. Aufl., Berl. 1875) mit besonderer Vorliebe behandelt. Die «Histoire de Jules César» von Napoleon III., von der nur zwei Bände erschienen sind (Par. 1865—66, zugleich in deutscher Übersetzung zu Wien), ist weit hinter allen Erwartungen zurückgeblieben.

Vgl. Rüstow, «Heerwesen und Kriegführung C.s» (2. Aufl., Gotha 1862); Delorme, «C. und seine Zeitgenossen» (deutsch von Döhler, Lpz. 1874); Matscheg, «Cesare ed il suo tempo» (2. Aufl., Flor. 1874); Göler, «C.s gallischer Krieg und Teile seines Bürgerkriegs» (2. Aufl., 2 Bde. mit 17 Tafeln, Freiburg i. Br. 1881).

Caesar ad Rubiconem, lat. Sprichwort: «Cäsar am Rubico», d. h. vor einer wichtigen Entscheidung, soviel wie «Hercules am Scheidewege», im Gegensatz zu Caesar citra Rubiconem, «Cäsar diesseit des Rubico», d. h. verallgemeinert, in einer wichtigen Angelegenheit den entscheidenden Schritt gethan haben.

Cäsarea ist der Name mehrerer Städte im weiten Gebiete des Römischen Reichs, die zu Ehren irgend eines der röm. Kaiser diesen Beinamen «die Kaiserliche» erhielten. Am berühmtesten ist C., die Hauptstadt von Kappadocien, früher Mazaka oder Eusebia genannt, am Fuße des Argäos. Die Stadt war bis in die spätere Zeit der Byzantiner ein polit. und militärischer Mittelpunkt Kleinasiens. Ihre Ruinen liegen nahe bei dem jetzigen Kaisarijn.

Cäsarea in Palästina, lag am Meere in Samaria, wurde an Stelle von «Stratons Turm» groß und prächtig von dem König Herodes 13 v. Chr. erbaut und zu Ehren des Augustus C. genannt. Herodes umgab den Ort mit einer Mauer, verschönerte ihn durch mehrere Paläste aus weißem Marmor, erbaute daselbst einen Tempel des Augustus und legte bei der Stadt einen Hafen an, der zu den besten des Altertums gehörte und, Sebastos genannt, der Stadt den Beinamen Sebaste eintrug. C. wurde dadurch eine der größten Städte Judäas, der Sitz der röm. Statthalter und die Hauptstadt der Provinz. Vespasianus, der hier zum Kaiser ausgerufen wurde, erhob sie zu einer röm. Kolonie. Aus der gelehrten Schule der nachmals christl. Stadt ging der berühmte Kirchengeschichtschreiber

Eusebius (s. d.) hervor. Die Stadt heißt noch jetzt Kaisarijn, ist aber, seit der Zerstörung durch Sultan Bibars im J. 1265, nur noch ein Ruinenhaufen, und der Hafen versandet täglich mehr.

Cäsarea Philippi, im Norden Palästinas, am Fuße des großen Hermon gelegen, hieß ursprünglich Paneas von einer dem Gotte Pan geweihten Höhle (s. Jordan), über welcher Herodes d. Gr. dem Augustus zu Ehren einen Tempel errichtete. Von des Herodes Sohn, dem Tetrarchen Philippus, welcher den Ort ausbaute, erhielt die Stadt den Namen «C. des Philippus», von Herodes Agrippa II. dem Nero zu Ehren den Namen Neronias. Doch ist bis heute dem jetzt elenden, aber in schöner und fruchtbarer Gegend gelegenen Dorfe der alte Name Bânias geblieben.

Cäsareopapismus. Während die Kirche prinzipiell eine Freiheit dem Staate gegenüber erstrebt und dieselbe ihr auch bezüglich ihrer innern Angelegenheiten zuzugestehen ist, hat sich geschichtlich mehrfach die Erscheinung herausgebildet, daß der Staat die Kirche in die vollste Botmäßigkeit gebracht hat und der Herrscher des Staates (Cäsar) gleichzeitig Herrscher der Kirche (Papst) geworden ist. Ansätze zu diesem C. finden sich schon in den deutschen *Territorien* des 15. Jahrh., wie der nicht bloß für Kleve aufgekommene Spruch «Dux Cliviae est papa in suis Clevis» darthut. Zur vollsten Entwickelung ist der C. indes erst in der prot. Kirche gekommen, wo er den Ausgangspunkt des Territorialsystems bezeichnet und im 17. und 18. Jahrh. praktisch geworden ist. Und auch die griech.-russ. Kirche ist als ein C. zu bezeichnen, da der autokratische Zar gleichzeitig Haupt der Staatskirche ist.

Cásares, Stadt in der span. Provinz Malaga, Bezirk Gaucin, 12 km im SO. von diesem und 7 km vom Meere, auf einem steilen, zur 1450 m hohen Sierra Bermeja gehörenden Felsen, mit (1877) 5418 E. In der Umgebung liegen die Schwefelbäder La Hedionda und Fuente Santa.

Cäsarévna (russ.), die russ. Kaiserin.

Cäsarewitsch (russ.), der Thronfolger in Rußland; Cäsarewna, seine Gemahlin.

Cäsarion, ein Sohn der Kleopatra von Cäsar und nicht lange, nachdem dieser Ägypten verlassen hatte, 47 v. Chr., geboren. Cäsar gestattete, daß er nach ihm genannt werde und hatte ihn nach Antonius' Behauptung auch als Sohn, aber doch jedenfalls nicht als legitimen und erbberechtigten Sohn anerkannt. Kleopatra nahm ihn 45 v. Chr. mit nach Rom, wo sie bis zu Cäsars Ermordung blieb. Zurückgekehrt, schaffte sie ihren zweiten Bruder, dem Cäsar die Mitherrschaft über Ägypten verliehen hatte, beiseite und erhob C. auf den Thron neben sich. Antonius, welcher C. als Sohn Cäsars anerkannt hatte, schenkte ihm und seiner Mutter Cypern nebst Teilen Ciliciens und Syriens. Augustus ließ ihn 30 v. Chr. töten.

Cäsarismus bedeutet ein Staatssystem, welches dem von Julius Cäsar in Rom eingeführten nachgebildet ist. Cäsar war als das Haupt der demokratischen Partei und durch die letztere zur Herrschaft gelangt und verleugnete niemals den demokratischen Ursprung und die demokratische Grundlage seiner Macht; auch als Monarch blieb er dem Programm der Popularpartei treu und war namentlich bemüht, die sozialen Ansprüche der ärmern Klassen zu befriedigen. Auch die staatsrechtlichen Formen, in denen er die monarchische Gewalt sich beilegte und ausübte, ließen zum Schein die Souveränetät des Volks und die althergebrachten Verfassungseinrichtungen bestehen. Seine Machtstellung beruhte im wesentlichen darauf, daß er die exekutive Gewalt vom Senat unabhängig machte, sie intensiv ausbildete und verstärkte und in allen ihren Zweigen in seiner Hand vereinigte. Er übernahm die Diktatur, das Censoramt, das Konsulat, das Volkstribunat, die erste Stelle und das damit verbundene Vorstimmrecht im Senat; er bekleidete das Amt des Oberpontifex und war Mitglied der andern großen Kollegien; er hatte den Oberbefehl über das Heer und die Verfügung über den Schatz und alle Revenuen des Reichs; er ließ sich vom Senat das Recht übertragen, selbständig über Krieg und Frieden zu entscheiden, Patricier zu kreieren, die Provinzialstatthalter zu ernennen und noch vielerlei andere Befugnisse, welche seine polit. Machtvollkommenheit erweiterten und stützten. Zu den althergebrachten Ämtern der republikanischen Verfassung trat als neues hinzu das Amt des Imperators, welches man am treffendsten als «Chef der vollziehenden Gewalt» erklären kann, da imperium die obrigkeitliche Gewalt, das Recht etwas unter Strafandrohung zu befehlen oder zu verbieten, bedeutet. Hierzu kam das weitere Recht, seinen Nachfolger in allen diesen Ämtern und Machtbefugnissen zu bestimmen. Für die Art und Weise, wie diese umfassende und unbeschränkte exekutive Gewalt von Cäsar ausgeübt wurde, war es charakteristisch, daß er sich als Gehilfen nur durchaus abhängiger, unselbständiger, niedrig stehender Personen bediente, ja daß er größtenteils Sklaven und Freigelassene dazu verwendete; insbesondere wurde die gesamte Verwaltung des Finanzwesens, die Münze, die Erhebung der Steuern und anderer Provinzialeinkünfte den senatorischen Inhabern der Ämter entzogen und den Sklaven und Freigelassenen des Imperators übertragen. In allen Angelegenheiten von einiger Bedeutung war sein persönlicher Wille allein entscheidend.

Neben diesem auf der Amtsgewalt beruhenden Monarchentum blieb dem formellen Rechte nach die Versammlung der Volksgemeinde der Träger der Souveränetät und das Plebiscit der eigentliche Ausdruck des souveränen Staatswillens; die vom Monarchen berufenen Komitien waren das Gesetzgebungsorgan und zur Feststellung der Rechtsordnung befugt. Thatsächlich waren freilich diese Versammlungen des Volks nur Werkzeuge in der Hand Cäsars und ihre legislatorische Gewalt war durch den Grundsatz paralysiert, daß die Amtsverordnungen so lange in unbedingter Geltung stehen, als ihr Urheber das Amt verwaltet. Da Cäsar alle Ämter in seiner Hand vereinigte und sie bis zu seinem Tode bekleidete, so kam dieses Verordnungsrecht praktisch auf eine unbeschränkte Gesetzgebungskompetenz hinaus; doch liebte er es, wichtigere Bestimmungen in den Komitien sanktionieren zu lassen. Die aristokratischen Elemente der Verfassung dagegen suchte Cäsar zu beseitigen; den Senat degradierte er zum bloßen Staatsrat, d. h. er gab ihm im wesentlichen eine nur beratende Stellung; er erhöhte die Zahl seiner Mitglieder und sicherte sich einen maßgebenden Einfluß auf die Zusammensetzung, er suchte die altkonservativen und aristokratischen Mitglieder zu verdrängen und Emporkömmlinge aller Art, Kreaturen seiner Gunst und völlig abhängige, charakterlose Subjekte zu Senatoren

zu machen. Im Einklang hiermit stand das Bestreben, ein neues Patriciat zu schaffen und mittels desselben den alten histor. Adel zu verdunkeln und zu verdrängen.

Dieses von Cäsar mit unvergleichlichem Geschick und Erfolg durchgeführte System hat im wesentlichen die Grundlage für das Staatsrecht der ersten Periode der röm. Kaiserzeit gebildet und ist auch von andern Usurpatoren der Staatsgewalt, welche durch demokratische Strömungen emporgehoben worden sind, befolgt worden. Fast in allen Fällen dieser Art, welche die Geschichte aufweist, lassen sich Vergleichungspunkte mit der von Cäsar befolgten Methode auffinden. Ganz besonders aber ruft das von Napoleon I. und fast in noch höherm Maße das von Napoleon III. eingeführte Regierungssystem die Erinnerung an das Cäsarische hervor. Der Ausdruck C. ist vorzugsweise zur Charakterisierung des Napoleonischen Systems gebräuchlich geworden. In diesem Sinne bedeutet er eine bestimmte Art der Monarchie, die sich sowohl von der absoluten, wie von der konstitutionellen durch die demokratische Grundlage und den Mangel an Legitimität unterscheidet, deren Wesen aber ein persönliches, autokratisches, auf dem Übergewicht der Verwaltung und auf der rücksichtslosen Geltendmachung der staatlichen Macht beruhendes Regiment ist, zu dessen Verhüllung die verfassungsmäßigen Befugnisse der legislativen Körperschaften verwendet werden und das sich mit einem zweifelhaften Glanze durch eine selbstgeschaffene Aristokratie zu umgeben sucht.

Cäsarius von Arles (Arelate), geb. zu Cabilonum (Châlon-sur-Saône), im Kloster Lerinum gebildet, ward 502 Bischof zu Arles. Als solcher führte er manche heilsame Reformen ein, verordnete, daß kein Diakon vor dem 30. Jahre geweiht werden solle und auch dann erst, nachdem er die Bibel viermal durchgelesen habe, befahl, daß die Laien sich am Kirchengesange beteiligen sollten, drang überall auf Pflege der Predigt, kaufte christliche Kriegsgefangene los und baute Hospitäler für Kranke. Um das Mönchtum hat C. Verdienste, nicht bloß durch Begründung zweier Klöster für Nonnen zu Massilia und zu Arelate, sondern auch durch Aufstellung genauer und strenger Regeln. Auf der Synode zu Orange im J. 529 vertrat er gegen den im südl. Frankreich weit verbreiteten Semipelagianismus die Augustinische Lehre, daß der Mensch ohne die zuvorkommende Gnade Gottes nichts Gutes thun könne. Er starb 27. Aug. 543.

Cäsarius von Heisterbach (bei Königswinter), einer der anmutigsten Schriftsteller des Mittelalters, geb. um 1170 zu Köln, gest. um 1240 als Prior des genannten Cistercienserklosters. Seine Lebensbeschreibung der heil. Elisabeth dient freilich nur erbaulichen Zwecken; aber in seinem «Catalogus archiepiscoporum Coloniensium» (abgedruckt in Böhmers «Fontes rerum Germanicarum» (Bd. 2, Stuttg. 1845) und in der Biographie des 1225 ermordeten Erzbischofs Engelbert I. von Köln (ebendaselbst abgedruckt) lieferte er wichtige Beiträge zur kölnischen Geschichte seiner Zeit und in seinen Wundergesprächen «Dialogus miraculorum» (herausg. von Strange, 2 Bde., Köln 1851) kulturgeschichtliche Darstellungen, welche Glaubenseinfalt und sittliche Strenge erkennen lassen. Mit dem Leben der Hohen, besonders der Prälaten, geht er streng ins Gericht. Ein zweites ähnliches Werk, «Libri VIII miraculorum», scheint bis auf ein Fragment verloren zu sein, welches Alex. Kaufmann in dem Lebens- und Zeitbilde «C. von Heisterbach» (2. Aufl., Köln 1862) mitgeteilt hat.

Cäsarius von Nazianz, Bruder des Gregor (s. d.) von Nazianz, einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit, war erster Leibarzt und Vertrauter des Kaisers Konstantius. Auch nach dem Regierungsantritt Julians blieb er zunächst am Hofe, begab sich dann aber, um nicht zum Abfall vom Christentum gezwungen zu werden, auf Veranlassung seines Bruders nach Nazianz. Nach Julians Tode kehrte er an den Hof zurück und ward kaiserl. Schatzmeister von Bithynien. Er starb 368. Die unter seinem Namen überlieferten «Quaestiones theologicae et philosophicae» sind wahrscheinlich nicht von ihm.

Caesar non supra grammaticos (lat.), d. h.: «der Kaiser (steht) nicht über den Grammatikern», ein Sprichwort, welches entstanden sein soll infolge eines angeblichen Befehls des Königs Sigismund, dahin gehend, das Wort **schisma** in Zukunft als männliches Hauptwort zu gebrauchen, weil Sigismund dasselbe auf dem Kostnitzer Konzil irrtümlich so gebraucht hatte.

Caesa ruta (lat., «gefällt und gestürzt»), alles, was nicht niet- und nagelfest ist.

Casas (Fray Bartolomé de Las), Bischof von Chiapas, s. Las Casas.

Casati (Gabrio, Graf), ital. Staatsmann, geb. 2. Aug. 1798 zu Mailand, studierte zu Pavia und wurde 1837 zum Podestà (Bürgermeister) von Mailand ernannt. Nachdem C. beim Ausbruch der Revolution im März 1848 in Mailand vergeblich eine Vermittelung zwischen Regierung und Volk angestrebt hatte, trat er 20. März als Präsident an die Spitze der Provisorischen Regierung, die sich aus dem Municipalrate mit Hinzuziehung anderer bildete. Am 11. Juni nach Turin berufen, erhielt C. vom König Karl Albert den Auftrag, mit dem General Collegno ein neues Ministerium zu bilden, welchem er bis zur Schlacht bei Custozza (25. Juli) angehörte. Nach der Unterwerfung Mailands und der Lombardei durch die Österreicher lud C. die Mitglieder der Provisorischen Regierung ein, sich in Turin als lombard. Konsulta zu konstituieren, an deren Spitze er bis nach der Schlacht bei Novara verblieb. Seitdem lebte er in Turin, wurde auch vom Könige zum Senator ernannt, war 1859 Unterrichtsminister, dann vier Jahre Präsident des Senats und starb, nachdem er sich von jeder polit. Thätigkeit zurückgezogen, zu Mailand 16. Nov. 1873.

Casaubon (Isaak de), auch Casaubonus genannt, ausgezeichneter Philolog, geb. 18. Febr. 1559 zu Genf, wo er von 1578 an studierte und 1582 die Professur der griech. Sprache erhielt. Seit 1596 lehrte er zu Montpellier, seit 1598 zu Paris und folgte nach dem Tode Heinrichs IV. einer Einladung Jakobs I. nach England, wo er zu London 1. Juli 1614 starb. Er schrieb «De satirica Graecorum poësi et Romanorum satira» (Par. 1605; mit Zusätzen von Rambach, Halle 1774), «De libertate ecclesiastica» (Genf 1607) und «Exercitationes Baronianae» (Lond. 1614). Ein bleibendes Andenken sichern ihm auch die in kritischer und exegetischer Hinsicht ausgezeichneten Ausgaben des Diogenes Laërtius, Aristoteles, Theophrast, Sueton, Persius, Polybius, Theokrit, Strabo, Dionysius von Halikarnaß und Athenäus. Seine Briefe gab Almeloveen (Rotterd. 1709)

heraus. Vgl. Wolf, «Casauboniana» (Hamb. 1710); Russel, «Ephemerides Js. Casauboni» (2 Bde., Orf. 1850); Jacobi, «Aus dem Leben des Isaak C.» (Berl. 1854); Vial, «Isaak C.» (Hersf. 1866); Pattison, «Casaubon» (Lond. 1875). — Sein Sohn, **Mericus C.**, geb. 14. Aug. 1599, folgte dem Vater nach England, bekleidete zuerst das Rektorat zu Ickham bei Canterbury, dann mehrere geistliche Ämter und starb als Professor der Theologie zu Oxford 14. Juli 1671. Derselbe hat sich ebenfalls durch die Herausgabe mehrerer alter Autoren, wie die des Marcus Aurelius Antoninus, Terenz, Epictet, Cebes, Florus, namentlich aber durch seine Schrift «De enthusiasmo» (Lond. 1655; Greifsw. 1708) bekannt gemacht.

Cascade Range (spr. Rehndsch), großer Gebirgszug an der Westküste der Vereinigten Staaten von Amerika, bildet die nördl. Fortsetzung des Coast Range und der Sierra Nevada. Bei einer Länge von etwa 750 km erstreckt sich das Gebirge vom 42.° bis etwa zum 49.° nördl. Br. und durchzieht mit der Küste des Großen Oceans parallel laufend und sich nie mehr als 160 km von derselben entfernend in der Richtung von S. nach N. den Staat Oregon und das Territorium Washington ihrer ganzen Breite nach. Seinen Namen hat das Gebirge von den Cascaden des Columbiaflusses, welcher dasselbe durchbricht. Die bedeutendsten, noch nicht sämtlich vermessenen Höhen sind in Washington Mount-Baker (3380 m), Mount-Rainier (3770 m) und Mount-Adams (2900 m); in Oregon Mount-Hood (2880 m), Mount-Jefferson, Three Sisters, Diamond Peak und Mount-Pitt.

Cascalho (portug.), Diluvialschuttland in Brasilien, in welchem Diamanten gefunden werden.

Casoane (frz.), Horchgang der Minengräber.

Cascarilla (wörtlich Rindchen, von dem span. cáscara, Rinde) heißen in Südamerika viele bittere, als Medizin in den Handel kommende Rinden; namentlich führt auch die Chinarinde in den Chinadistrikten diesen Namen. In der Materia medica bezeichnet **Cascarillrinde** (Cortex cascarillae) die Rinde mehrerer auf den Antillen wachsender Bäume der zur Familie der Euphorbiaceen gehörenden Gattung Croton, besonders des Croton Eluteria, welche aus Westindien zu uns kommt. Sie ist von angenehm aromatischem Geruch und gewürzhaft bitterm Geschmack, Eigenschaften, welche sie einem ätherischen Öle und einem in weißen Nadeln und Tafeln krystallisierenden Bitterstoffe, dem **Cascarillin**, verdankt. Letzteres bildet kleine farblose Prismen, schmilzt bei 205° und erstarrt beim Erkalten zu einer spröden Harzmasse; es löst sich schwer in Wasser und kaltem Alkohol, in konzentrierter Schwefelsäure ist es zu einer dunkelroten Flüssigkeit löslich. Die C. kommt in zerbrochenen, gerollten oder rinnenförmigen Stücken von äußerlich weißlicher, innerlich chokoladenbrauner Farbe und harzigem Bruch in den Handel. Sie wird gepulvert zu Räucherpulvern und Räucherkerzchen, ihr weingeistiger Auszug zu Räucheressenzen, der Aufguß oder die Abkochung als magenstärkendes Mittel sowie bei Durchfällen, Schwäche, Blutarmut u. s. w. angewendet. Außerdem bedient man sich ihrer als Zusatz zu den Saucen der Tabake. Auch wurde in früherer Zeit damit dem Zündschwamm sein üblicher, moschusähnlicher Geruch erteilt.

Cascina (d. h. Milchhof, Meierei), Flecken in der ital. Provinz Pisa, 13 km im O. von Pisa, am rechten Ufer des Arno und an der Eisenbahn Florenz-Pisa, zählt (1881) 3022, als Gemeinde 21 875 E. Das fruchtbare Uferland erzeugt herrliches Heu und guten Wein. Am 28. Juli 1364 erlitten hier die Pisaner durch die Florentiner eine Niederlage.

Cascinen, der Stadtpark von Florenz, vom Arno und Terzolle begrenzt, vor der Porta a Prato, ein sehr besuchter Park mit Pinien, Eichen, Ulmen, auch Cypressen. Seinen Namen hat der Park von einer Meierei (Cascina, d. i. Käserei), zu der er gehörte.

Casco (span.), eigentlich Helm, Sturmhaube, dann Schiffsrumpf; **Casco-Assekuranz**, Versicherung der Schiffsladung mit Einschluß des Schiffs. Im Lhombre heißt C. ein Spiel, wobei der Spielende acht oder neun Karten wegwirft und dafür die obersten von der Stammkarte nimmt; **Caschino**, wenn er dafür die untersten nimmt.

Caseïn, **Käsestoff**, eine der sog. Eiweiß- oder Proteïnsubstanzen (s. **Eiweiß**), findet sich in der Milch aller Säugetiere, und zwar an Natron gebunden; ferner kommt das C. im Eidotter vor. Durch Sauerwerden der Milch wird das Natron neutralisiert, und das C. fällt als Quark koaguliert zu Boden. Die Koagulation der Milch wird außer durch Säure auch durch ein in der Magenschleimhaut der Tiere enthaltenes Ferment hervorgebracht. Nach neuern Untersuchungen soll das durch dieses Ferment, welches unter dem Namen Labessenz (s. d.) im Handel vorkommt, gefällte C. in einigen Eigenschaften von dem durch Säure abgeschiedenen verschieden sein. Sei das C. durch Säure oder durch Lab zur Koagulation gebracht, so enthält es im frischen Zustande noch die übrigen löslichen Bestandteile der Milch aufgesogen und außerdem fast die Gesamtmenge des Fettes. Bei seiner Darstellung ist es daher zweckmäßig, die Milch zunächst möglichst vollständig abzurahmen, dann mit Labessenz (1 : 5000) zu versetzen und die Milch so lange, etwa 40 Minuten, bei einer Temperatur von 35° C. zu erhalten, bis plötzlich die Koagulation erfolgt. Die Käsemasse sammelt man zweckmäßig auf einem Siebe, läßt die Flüssigkeit, Molken, abtropfen, zerrührt dann mit einem Spatel, wobei noch viel abtropft, und wäscht zuerst anhaltend mit Wasser, dann mit Alkohol, verdrängt den Alkohol durch Äther und extrahiert schließlich so lange mit Äther, bis dieser kein Fett mehr aufnimmt. So dargestellt bildet das C. nach dem Trocknen ein lockere, pulverförmige, weiße Masse. Von den andern Eiweißsubstanzen (Albumin und Fibrin) unterscheidet es sich dadurch, daß es beim Kochen der Lösungen nicht gerinnt. Die Haut, welche sich beim Abdampfen der Milch oben ausscheidet, ist nicht unverändertes C., denn sie bildet sich nur beim Luft- oder Sauerstoffzutritt, nicht in einer Kohlensäureatmosphäre. Das durch Lab aus der Milch erhaltene Koagulum bildet den Rohstoff zur Käsefabrikation. — **Caseogomme**, **Caseïnkalk**, eine aus Frankreich eingeführte Verbindung, die in der Färberei und Kattundruckerei angewendet wird, um baumwollenes Zeug gewissermaßen in wollenes zu verwandeln (die Baumwolle zu animalisieren), und Mineralfarben wie Ultramarin auf Zeugen ähnlich wie durch Eiweiß zu fixieren. Caseogomme wird durch Auflösen von C. in verdünntem Ammoniak und Vermischen dieser Lösung mit frischem Kalkbrei dargestellt. Eine Lösung von C. in einer wässerigen Boraxlösung wird als Klebemittel unter dem Namen **Caseïnleim** und zuweilen als Ersatz des arab. Gummi angewendet.

Caseln, s. Casula.

Caselli (Giovanni, Abbate), Physiker, geb. 25. Mai 1815 zu Siena, war anfangs vorwiegend politisch thätig, später bemüht, physik. Wissen in weitern Kreisen zu verbreiten, zu welchem Zwecke er 1854 die Zeitschrift «La Recreazione» gründete. Er erfand einen mit dem Namen Pantelegraph belegten Kopiertelegraphen (s. unter Telegraphie), den er 1855 in England und Frankreich patentierte und der eine Zeit lang auf franz. Linien arbeitete.

Casentinothal heißt das vom obersten Arno durchflossene Thal, welches von den Jochen der Falterona über Stia bis über die Enge von San-Mamonte bis Subbiano herabkommt, zwischen der Consuma (968 m) und dem wilden Pratomagno (1459 m). Das C. umfaßt 13 Gemeinden mit mehr als 40000 E. Es ist vom Anfang bis Pratovecchio, 2 km im S. von Stia, etwas eingeengt; von da wird es breiter und bietet stellenweise eine tiefe Ebene von 800—1000 m Breite, reich an dem schönsten Weine und ausgezeichneten Weiden, namentlich für Schweine, die von hier hochgeschätzt sind. Ackerbau und Holzschlägerei beschäftigen die Bewohner vielfach. Vallombrosa und Camaldoli sind durch ihre wunderschönen Landschaften berühmt, wie durch ihre bedeutenden Klöster. Diese Gegend wurde 1363 von den bretonischen Freibeutern geplündert und kam im Laufe des 14. Jahrh. in Besitz der florentinischen Republik.

Caserta, Hauptstadt der Provinz C. oder Terra di Lavoro (5974,8 qkm mit [1881] 714487 E.) in Süditalien, an der Stelle des bis 1752 hier gelegenen Dorfes della Torre, ist Knotenpunkt der Bahnlinien Rom-Neapel und Neapel-Foggia, Sitz eines Bischofs (Suffragan des Erzbischofs von Capua) wie früher eines Fürstentums, welches seinen Namen von dem alten Schlosse Casa erta (steiles Haus) hatte, und zählt (1881) 17354, mit dem 8 km im Nordosten gelegenen Caserta vecchia (im Gegensatz zu welchem sie C. nuova genannt wird) und ihrem übrigen Gemeindebezirk 31196 E. Sie ist besonders berühmt wegen des königl. Schlosses, einem der größten und schönsten in Europa. Dasselbe bildet mit seinen vier Höfen ein ungeheueres Viereck von 250 m Länge, 181 m Breite und 38 m Höhe, mit 240 Fenstern, an welchem alle Marmorarten verschwenderisch angebracht sind, und das mit einer Kuppel und Pavillons an den Seiten geziert ist. Ein herrlicher Portikus von 64 Marmorsäulen durchschneidet das Gebäude in einer Länge von 164,7 m. Das Ganze umgeben engl. Gartenanlagen mit künstlichen Kaskaden und Springbrunnen. Der Park mißt 1052 und 870 m. Eine im ganzen Rinnsale 41,5 km lange Wasserleitung vom Monte-Taburno versorgt die Gärten und Wasserkünste mit Wasser. Dieselbe ist durch das Thal Maddaloni auf einer kühn erbauten Brücke geführt, die 526 m lang, 58 m hoch über dem Thale hinläuft und aus drei Reihen übereinandergewölbter Bogen (Ponti della Valle genannt) besteht, von denen die höchste Reihe 43 Bogen zählt. Auch geht sie durch den Berg Garzano in einer Länge von 975 m. Begonnen wurde dieser Palast nebst der Wasserleitung 1752 unter Karl III. durch Vanvitelli. Letzterm wurde 1879 ein Marmorstandbild von Onochrio Buccini errichtet. Merkwürdig ist die im Norden der Stadt gelegene Kolonie San-Leucio mit einer beträchtlichen königl. Seidenspinnerei und Weberei, verbunden mit Leinen- und Tapetenwebereien.

Cases (Emmanuel Augustin, Marquis de Las), s. Las Cases.

Cash (engl.), Kasse, bares Geld, gegen Barzahlung (kaufen).

Cash, Käsch, ist die ziemlich allgemein übliche Bezeichnung, welche die Fremden einem kleinen Gewicht und einer kleinen Münze Chinas und Japans geben. Das betreffende Gewicht heißt bei den Chinesen Li, bei den Japanesen Ring, das bezügliche Geldstück bei jenen gleichfalls Li, bei diesen Sen, Seng, Mongseng (d. i. 1 Seng), Mong oder Mon. Das chines. und japan. Gewicht C. ist $^1/_{1000}$ der Unze (chines. Liang, japan. Rio, bei den Europäern Tehl, Tale) und beim Handelsgewicht = 0,58333 engl. Troygrän oder 3,780 cg, beim Gold-, Silber- und Münzgewicht = 0,57984 engl. Troygrän oder 3,757 cg (im Grunde bei beiden Gewichtsarten das Nämliche, nur daß man bei der letztern genauer zu Werke geht). Das Münzstück C. ist in China das einzige inländische Geldstück und repräsentierte dort ursprünglich $^1/_{1000}$ der Unze (Liang; s. oben) Silber, während aber seit langer Zeit seine Geltung eine sehr veränderliche, von der Stärke seines Umlaufs abhängige ist; gegenwärtig rechnet man gewöhnlich zwischen 1300 und 1400 C. = 1 Unze Silber. Auch in Korea, Annam und Dong-king werden C. ausgeprägt, und im Geldhandel unterscheidet man verschiedene Sorten derselben und kauft dieselben in der Regel nach Gewicht. An Legierung, Gewicht und Größe sind die C. nach Zeit und Ort ihrer Herstellung sehr abweichend, zumeist ist die erstere eine messingähnliche, den Hauptteil der Metallmischung bildet aber Kupfer; es kommen auch rein gußeiserne Stücke vor. Die C. haben in der Mitte eine quadratische Öffnung, indem man sie zu 100 und zu 1000 Stück auf Schnüre reiht. Seit längern Jahren hat man auch Stücke zu 5, 10, 50 und 100 C. geprägt, die aber nur zwei Drittel des Gewichts haben, welches sie als Mehrfache des C. besitzen sollten. Die Ausfuhr der in Rede stehenden Münze nach nichtchines. Häfen ist verboten. Wie erheblich ihre Anfertigung und Cirkulation ist, ergibt sich schon daraus, daß gegen das J. 1836 die chines. Regierung 5715 Mill. Stück C. fabrizieren ließ, während dagegen 1856 nur 825 Mill. Stück geprägt wurden. Übrigens kommen auch viele nachgefälschte C. vor, namentlich aus Eisen und Blei hergestellte. In Japan werden seit dem Sommer 1871 keine C. der frühern Art mehr geprägt, da die neuen japan. «Sen», seit Dez. 1873 angefertigt, gleichmäßige Bronzestücke sind. Die frühern haben die Gestalt der chinesischen C., wurden ehemals der Regel nach aus Kupfer, in der letztern Zeit aber fast nur aus Eisen hergestellt und hatten fast gar keinen innern Wert; ihre Geltung war eine sehr wechselnde. In älterer Zeit gab es auch japan. Stücke zu 4 C., die aber auf 8 C. Geltung erhöht wurden. — Der Name C. stammt von den Klings her, d. h. den Kulis, welche aus Vorderindien in großer Menge nach Singapore und den hinterind. Archipel wandern; dieselben bezeichnen eine Münze überhaupt als «Kaschi».

Cashel, Stadt in der irischen Provinz Munster, Grafschaft Tipperary, 21 km im NW. von Clonmel, links vom Suir und an der Eisenbahn Dublin-Cork, mit (1871) 4562 E., ist Sitz eines Bischofs und war ehedem Hauptstadt des Königreichs Munster. Ein bei C. gelegener Fels trägt die schönste Ruinenmasse Irlands: eine Kathedrale

aus dem 12., eine Abtei aus dem 13., eine sehr merkwürdige Kapelle aus dem Ende des 9. Jahrh., einen Feudalpalast der Könige von Munster und einen der seltsamen irischen runden Türme, deren Ursprung rätselhaft ist.

Casilinum, eine Stadt in Campanien, welche an der Stelle des heutigen Capua am Flusse Vulturnus gelegen war und schon im Altertum als Brückenkopf der Appischen Straße am Vulturnus, wie noch heute, strategische Wichtigkeit hatte. Denkwürdig ist C. durch die Belagerung Hannibals geworden; 214 v. Chr. durch die röm. Konsuln Q. Fabius und M. Claudius wiedergenommen, wurde es einer der Hauptstützpunkte der röm. Operationen gegen die Stadt Capua und teilte mit ihr 211 das Schicksal. In der Folge wurde C. von Cäsar und Antonius kolonisiert. Reste des römischen C. sind an beiden Ufern des Vulturnus gefunden worden und die heutige Brücke über denselben ist zum größten Teil noch antik.

Casino (ital.), Diminutiv von Casa, Häuschen, Landhaus; dann eine geschlossene Gesellschaft und ihr Versammlungslokal. Als C. bezeichneten und bezeichnen noch gegenwärtig die ital. Adeligen kleine Häuser, die sie außer ihren oft abgelegenen Palästen im Mittelpunkte der Städte besaßen und die hauptsächlich dem geselligen Vergnügen gewidmet waren. Später mieteten zuweilen mehrere weniger bemittelte Familien gemeinschaftlich ein solches Haus, und so entstanden die Casinovereine, die man jetzt in Italien überall sowie auch in Deutschland findet. — C. ist auch der Name eines Kartenspiels, welches in der Regel von vier Personen mit der vollen franz. Karte gespielt wird. Carreau-Zehn heißt in diesem Spiel der große C., Pique-Zwei der kleine C.

Casino (Monte-), s. Cassino.

Casinum, eine Stadt an der Grenze Latiums und Campaniens in ungemein fruchtbarer Gegend, an der Stelle des heutigen San-Germano-Cassino gelegen, wurde von den Römern im Samnitenkriege mit Soldaten bevölkert und in der Folge ein blühendes Municipium, das bis in die spätere Kaiserzeit Bedeutung hatte. Noch manche Ruine zeugt von der einstigen Blüte C.s. Besonders zu erwähnen sind das von Ummidia Quadratilla aus eigenen Mitteln hergestellte Amphitheater, sowie die Reste einer großen Villenanlage, welche für diejenige des Varro gehalten wird.

Cäsium (vom lat. caesium, himmelblau; chem. Zeichen oder Symbol Cs, Atomgewicht = 133) heißt ein Metall, welches in weitern Kreisen auch deshalb von großem Interesse ist, weil es in Gemeinschaft mit einem andern, dem Rubidium, das erste war, welches von den scharfsinnigen Forschern Bunsen und Kirchhoff 1860 durch die von diesen zuerst ausgebildete Spektralanalyse (s. Analyse) entdeckt wurde. Das Metall zeichnet sich dadurch aus, daß, wenn man eine Spur von einem seiner Salze in die Flamme des Spektralapparats bringt, das Spektrum an einer bestimmten Stelle zwei charakteristisch blaue Linien zeigt. Im reinen metallischen Zustande hat man es bisjetzt auch durch Elektrolyse nicht herstellen können. Mit Quecksilber bildet es ein silberweißes, krystallinisches Amalgam. Das C. findet sich in mehrern Mineralquellen, namentlich Solquellen, so z. B. in der von Nauheim, Dürkheim in der Pfalz und in der Murquelle in Baden, auch in gewissen Mineralien, z. B. im Lepidolith und Triphyllin, allerdings nur in sehr kleiner Menge. So konnten Kirchhoff und Bunsen aus 44000 kg dürkheimer Solwasser und 150 kg Lepidolith nur wenige Gramme Cäsiumsalze darstellen. Nur in einem Mineral, dem im Granit von Elba vorkommenden Pollux, ist es in größerer Menge, bis zu 34 Proz. enthalten und in diesem ist es nicht von Rubidium begleitet. Zur Darstellung eignet sich am besten die Nauheimer Mutterlauge, dieselbe wird zunächst von Eisenoxyd, Thonerde und den alkalischen Erden befreit und dann mit einer Lösung von Kaliumplatinchlorid versetzt, wodurch vorwaltend Cäsiumplatinchlorid, neben etwas Rubidiumplatinchlorid gefällt wird. Der gewaschene Niederschlag wird durch Glühen im Wasserstoffstrome zersetzt und das Cäsiumchlorid dann durch Wasser ausgezogen.

In seinen Verbindungen ist das C. dem Kalium sehr nahe verwandt, sie sind diesen zum Verwechseln ähnlich. Nur folgende Unterschiede finden sich: das Cäsiumcarbonat (kohlensaures C.) ist in Alkohol löslich, Cäsiumplatinchlorid ist unlöslicher als das Kaliumsalz, der Cäsiumalaun ist der am schwersten lösliche Alaun, sodaß man die Rubidium- und Kaliumalaune durch Krystallisation von ersterm trennen kann, das Cäsiumbitartrat (doppelweinsaures C.) ist ein zerfließliches Salz, Cäsiumchlorid gibt auf Zusatz von dreifach Chlorantimon einen in Salzsäure unlöslichen Niederschlag Cs_3SbCl_6. Das Cäsiumoxydhydrat CsOH besitzt die gleichen ätzenden Eigenschaften wie das Kalihydrat.

Casius ist der Name von zwei Bergen, die sich als vereinzelte Gipfel an der Küste des Mittelmeers erheben. Der eine Berg C. oder das Vorgebirge Casium (jetzt Râs el-Kasrûn), eine Tagereise östlich von Pelusium, ist der Ausläufer eines von Süden her den Sirbonissee durchsetzenden und ins Meer vorspringenden Sanddünenhügels (El Kas oder El Katieh), der die eigentliche Grenzscheide zwischen Syrien (Arabien) und Ägypten bildet. Die Hauptstraße, welche von Asien her nach Ägypten führte und entlang der Küste über Rhinokolura (jetzt El-Arisch) nach Pelusium hinabging, passierte die den Sirbonischen See vom Mittelmeer trennende Landnehrung und das Casium. Auf diesem war das Grab des Pompejus und ein berühmtes Heiligtum des Jupiter Casius (Typhon). — Ein zweiter Berg C. (jetzt Dschebel Okrab, kahler Berg), erhebt sich an der syrischen Küste, am linken Ufer des Orontes, südlich von Seleucia, in der nach ihm benannten Landschaft Casiotis, die sich von ihm bis zum Libanon an der Küste hinzieht. Er ist 1770 m hoch. Auch auf seinem Gipfel stand ein Tempel des Jupiter Casius.

Caslon (William), der Begründer der neuen brit. Stempelschneide- und Schriftgießkunst, geb. um 1692 zu Cradley in Shropshire, gest. 23. Jan. 1766 zu London. Seine hervorragenden Talente für die erwähnten Künste vererbten sich auch auf seine Nachkommen, sodaß die in London domicilierende Firma noch heute einen hohen Ruf in England genießt.

Casmēnae, s. Camenae.

Casoria, Stadt in der ital. Provinz Neapel, Bezirk Capua, 7 km von Neapel, auf der Straße und Eisenbahn nach Caserta, hat schöne Straßen und Häuser, viele Kirchen und zählt (1881) 7551, als Gemeinde 9791 E., die Seidenzucht und Weinbau treiben. C. ist der Geburtsort Pergoleses.

Caspari (Karl Paul), gelehrter Exeget und Kirchenhistoriker, geb. 8. Febr. 1814 zu Dessau, von jüd. Herkunft, studierte zu Leipzig und Berlin und folgte, nachdem er längere Zeit in Leipzig gelebt, 1847 einem Rufe als Lektor und Fakultätsmitglied an die Universität zu Christiania, wo er 1857 zum Professor der Theologie ernannt ward. Seinen Ruf als gelehrter und scharfsinniger Ausleger des Alten Testaments begründete er durch den Kommentar über den Propheten Obadja (Lpz. 1842) und die «Beiträge zur Einleitung in das Buch Jesaia» (Berl. 1848), welchen er seit seiner Übersiedelung nach Norwegen noch die Untersuchungen «Über den syrisch-ephraimitischen Krieg unter Jotham und Ahas» (Christ. 1849) und «Über Micha und seine prophetische Schrift» (Christ. 1852) sowie den Anfang eines «Kommentar zum Propheten Jesaia» (Christ. 1867) und eine Schrift «Zur Einführung in das Buch Daniel» (Lpz. 1869) folgen ließ. In das Komitee zur Herstellung einer neuen norweg. Bibelübersetzung gewählt, nahm C. an dieser Arbeit den thätigsten Anteil. Später wendete er seine Forschungen besonders der Geschichte des apostolischen Symbols und der übrigen altkirchlichen Symbole zu und unternahm behufs der Auffindung neuer Quellen verschiedene wissenschaftliche Reisen. Die Ergebnisse dieser Bestrebungen legte er in den Schriften «Quellen zur Geschichte des Taufsymbols und der Glaubensregel» (4 Bde., Christ. 1866—79) und «Historisk-kritiske Afhandlinger over en Del virkelige og formentlige orientalske Daabsbekjendelser» (Christ. 1881), sowie in einer Reihe von Abhandlungen in der von ihm mit Nissen und Johnson herausgegebenen «Theologisk Tidsskrift for den evangelisk-lutherske Kirke i Norge» (seit 1858) nieder. Zahlreiche Beiträge von ihm, besonders über Gegenstände der alttestamentlichen Exegese und Kritik, sind auch in der «Zeitschrift für die gesamte luth. Theologie und Kirche» enthalten. Außerdem hat C. in seiner «Grammatica arabica» (Lpz. 1844—48; 2. Aufl. 1858) und der Ausgabe von Borhan-ed-dins «Enchiridion studiosi» (Lpz. 1838) Arbeiten geliefert, die als akademische Lehrbücher weite Verbreitung fanden.

Caspary (Robert), Botaniker, geb. zu Königsberg 29. Jan. 1818, besuchte das Kneiphöfische Gymnasium daselbst, studierte seit 1837 zuerst Theologie und Philosophie in Königsberg, dann Naturgeschichte in Bonn, war hierauf Hauslehrer, habilitierte sich 1848 in Bonn für Botanik und Zoologie, 1851 für Botanik allein in Berlin und 1856 wieder in Bonn. Im J. 1858 wurde er zum ord. Professor der Botanik und Direktor des königl. botan. Gartens in Königsberg ernannt. Seine in verschiedenen Zeitschriften zerstreuten Arbeiten sind vorzugsweise auf Wasserpflanzen bezüglich. Als Stifter des preuß. botan. Vereins (gegründet 1862) ist C. bestrebt, die geogr. Verbreitung der Pflanzen in Preußen in einer bisher nie eingeschlagenen planmäßigen Weise festzustellen.

Caspe, Stadt in der span. Provinz Saragossa, 106 km im SO. von Saragossa, am linken Ufer des Guadalope, nahe bei seiner Mündung in den Ebro, in 149 m Höhe. Die (1877) 9157 E. treiben einträglichen Wein- und Ölbau.

Casper (Joh. Ludw.), Mediziner, geb. 11. März 1796 in Berlin, studierte daselbst, in Göttingen und Halle Medizin und habilitierte sich nach einer Reise nach Frankreich und England 1820 an der Universität in Berlin, wo er 1825 außerord. Professor und zugleich Medizinalrat und Mitglied des Medizinalkollegiums für die Provinz Brandenburg, 1834 Geh. Medizinalrat, Mitglied der obersten mediz.-wissenschaftlichen Behörde, der wissenschaftlichen Deputation für das Medizinalwesen im Ministerium und 1839 ord. Professor wurde. Daneben war er auch als Direktor der praktischen Unterrichtsanstalt für Staatsarzneikunde an der Universität thätig. Später zum Obermedizinalrat ernannt, starb er 24. Febr. 1864. Von C.s wissenschaftlichen Arbeiten sind aus früherer Zeit hervorzuheben: «Charakteristik der franz. Medizin» (Lpz. 1822), «Über die Verletzungen des Rückenmarks in Hinsicht auf ihre Letalitätsverhältnis» (Berl. 1823) und «Beiträge zur mediz. Statistik und Staatsarzneikunde» (2 Bde., Berl. 1825—37), der erste Versuch einer Begründung der mediz. Statistik, für welche er später durch mehrfache einzelne Abhandlungen sowie namentlich durch ein größeres Werk «Denkwürdigkeiten zur mediz. Statistik und Staatsarzneikunde» (Berl. 1846) eine anerkannte Autorität geworden. Von ganz besonderer Bedeutung sind jedoch seine spätern Arbeiten auf dem Gebiete der gerichtlichen Medizin. Dahin gehören vor allem «Praktisches Handbuch der gerichtlichen Medizin» (2 Bde., Berl. 1856—58; 5. Aufl. 1871, bearbeitet von Liman, nebst «Atlas»), «Klinische Novellen zur gerichtlichen Medizin» (Berl. 1863), «Gerichtliche Leichenöffnungen» (erstes Hundert, Berl. 1851; 3. Aufl. 1853; zweites Hundert, Berl. 1853). An die Stelle des von C. und Rust herausgegebenen «Kritischen Repertoriums für die gesamte Heilkunde» trat 1833 die «Wochenschrift für die gesamte Heilkunde», welche bis 1851 erschien.

Caspiae portae, Kaspische Thore, hieß im Altertum ein berühmter Engpaß in den Kaspischen Gebirgen, den südl. Ausläufern des Kaukasus, die sich am Südufer des Kaspischen Meeres hinziehen. Man maß den Kaspischen Thoren, die Medien von Parthien trennten, strategische Bedeutung bei: die Perser verschlossen dieselben mit eisernen Thoren und hielten sie durch Wachen besetzt. Die durch ein Erdbeben entstandene und durch Menschenhände künstlich wegbar gemachte Schlucht war so eng, daß nur ein Wagen durchfahren konnte; sie war acht Millien (14 km) lang, und wegen des herabsickernden salzigen Wassers schwer zu passieren. Die Kaspischen Thore trennten Nord- von Südasien; namentlich seit Eratosthenes und Apollonios von Artemita galten sie für einen Punkt, von dem aus man die Entfernungen zählte. Die Kaspischen Gebirge heißen heute Sirdara und Siya-Kuh, der schwarze Berg, der Engpaß heißt der Paß Khawer. Die Alten haben indessen zuweilen die Albanischen Thore, oder den Paß von Derbend, der westlich von den eigentlichen Kaspischen Thoren liegt, mit dem Passe von Khawer verwechselt.

Casquet (frz.), s. Kaskett.

Caß (Lewis), amerik. Politiker, geb. 9. Okt. 1782 in Exeter in New-Hampshire, zog, 17 J. alt, mit seinem Vater nach Ohio, wo er sich 1803 als Advokat in Zanesville niederließ. Hier leistete er der Regierung bei Vereitelung der sog. Burrschen Verschwörung gute Dienste und wurde zur Belohnung dafür vom Präsidenten Jefferson zum Bundesmarschall für Ohio ernannt. In dem Kriege von 1812 nahm er an einzelnen Feldzügen gegen die Indianer teil. Nach dem Frieden wurde er Gouverneur des damaligen Territoriums Michigan, in welcher Stellung

er durch vorteilhafte Verträge mit den Indianern Ansehen und durch glückliche Landspekulationen ein großes Vermögen erlangte. In seiner polit. Parteistellung ein entschiedener Anhänger Jacksons, ernannte ihn dieser 1831 zum Kriegsminister und 1835 zum Gesandten in Frankreich. Nachdem Webster den mit C.' Grundsätzen im Widerspruch stehenden Ashburton-Vertrag abgeschlossen hatte, trat C. 1843 von seinem Posten zurück und ward 1845 vom Staat Michigan in den Vereinigten-Staaten-Senat gewählt, dem er bis 1857 angehörte. Im J. 1848 wurde er von der demokratischen Partei als Präsidentschafts-Kandidat gegen den General Taylor aufgestellt, fiel aber infolge der in seiner eigenen Partei durch die Freibodenbewegung ausgebrochenen Spaltung durch. Im März 1857 trat C. als Premierminister (Staatssekretär) in Buchanans Kabinett und vertrat, wie bisher, die Interessen der südl. Secessionspartei, erklärte sich aber doch energisch gegen die ersten Rebellionsversuche der Südstaaten, trat deshalb 14. Dez. 1860 aus dem Kabinett aus und zog sich nach Detroit zurück, wo er seitdem für die kräftige Durchführung des der Union vom Süden aufgezwungenen Kriegs wirkte und 17. Juni 1866 starb. Von seinen litterarischen Arbeiten ist zu nennen: «Inquiries respecting the history, traditions, language etc. of the Indians living within the United States» (Detroit 1823). Vgl. Smith, «Life and times of Lewis C.» (Neuyork 1856).

Cassa (lat.), die Kasse; in cassa, bar vorrätig; per cassa zahlen, mit barem Gelde zahlen.

Cassade (frz.), Scherz- oder Notlüge; Überbieten im Spiel, um die Mitspieler zurückzuschrecken.

Cassagnac, s. Granier de Cassagnac.

Cassander (Georg), kath. Theolog des 16. Jahrh., bekannt durch seine Bemühungen um Beseitigung der Kirchenspaltung, geb. 1512 auf der Insel Cazband bei Brügge, studierte in Löwen, ward dort 1532 Magister der freien Künste und darauf in Brügge Lehrer der Rhetorik und Dialektik. Theol. Studien wandte er sich erst zu, als er mit seinem Freunde Cornelius Wouters auf einer längern Reise die bedeutendsten prot. Theologen kennen lernte und darauf 1544 sich in Köln niederließ. C. hielt im Zurückgehen auf die Lehre der ältesten Kirche eine Wiedervereinigung der kath. und prot. Kirche für möglich, sobald die kath. Kirche unter Beibehaltung der Hierarchie die ärgsten Mißbräuche abstelle. Diese Reform forderte er schon in der «Responsio ad calumnias Bartholomaei Nervii». Auf den Wunsch Ferdinands I., der aus polit. Gründen eine Zurückführung der Protestanten zur kath. Kirche durch Einräumung des Laienkelchs und Abschaffung des Cölibats zu erkaufen geneigt war, legte C. in seiner «Consultatio de articulis religionis inter catholicos et protestantes controversis» seinen Vereinigungsplan dar, der jedoch in allen wichtigen Punkten bei der kath. Auffassung stehen bleibt. C. starb 3. Febr. 1566 zu Köln. Vgl. Calkoen, «Cassandri vita» (Amsterd. 1859).

Cassangues, ein Negerstamm im westl. Afrika zwischen den Flüssen San-Domingo und Casamanza.

Cassano all' Jonio, Stadt in der ital. Provinz Cosenza, Distrikt Castrovillari, Sitz eines Bischofs, hat ein altes Schloß und ein bischöfl. Seminar, Schwefelbäder und (1881) 7407, als Gemeinde 10623 E., welche bedeutenden Ölbau treiben. — Cassano d'Adda, Flecken an der Adda und an der Bahnlinie Turin-Mailand-Verona, in der ital. Provinz Mailand, mit 3554, als Gemeinde 7461 E., ist durch drei Schlachten berühmt geworden; 1259 wurde in der Umgegend Ezzelino da Romano von den Guelfen geschlagen und gefangen, 16. Aug. 1705 erlitt hier Prinz Eugen seine einzige Niederlage gegen Vendôme und 27. April 1799 siegten die Österreicher und Russen unter Suworow über die Franzosen unter Moreau. — Cassano delle Murge, Flecken in der Provinz Bari, 30 km im SSW. von Bari, zählt 4446, als Gemeinde 5012 E., welche einige Kupferhütten unterhalten.

Cassas (Louis François), Landschaftsmaler und Architekt, geb. 3. Juni 1756 zu Azay-le-Ferron im Depart. Indre, ein Schüler von Lagrenée dem Jüngern und Leprince, verlebte seine Jugend in Italien, wo er viele Ansichten Siciliens, Istriens und Dalmatiens zeichnete. Als Begleiter des Grafen Choiseul-Gouffier bereiste er um 1772 Kleinasien, Palästina, Syrien und einen Teil Ägyptens. Auch mit dem gelehrten Lechevalier durchwanderte er Kleinasien und zeichnete auf dieser Reise die Baudenkmäler von Baalbek und Palmyra. Im J. 1816 ward er zum Oberinspektor und Professor an der Gobelins-Manufaktur in Paris ernannt. Er starb zu Versailles 1. Nov. 1827. Die von ihm angelegte Korkmodellsammlung der schönsten Bauwerke verschiedener Völker ward durch Napoleon für ein Jahrgeld gekauft und in der Kunstschule zu Paris aufgestellt. Aus den auf seinen Reisen gesammelten Materialien entstanden die Kupferwerke: «Voyage pittoresque de la Syrie, de la Phénicie, de la Palestine et de la Basse-Égypte» (30 Hefte, Par. 1799, unvollendet), «Voyage pittoresque de l'Istrie et de la Dalmatie» (Par. 1802) und «Vues pittoresques des principaux sites et monuments de la Grèce, de la Sicile et des sept collines de Rome» (Par. 1813). Die Originalzeichnungen bewahrt die Bibliothek in Paris.

Cassaten, s. Cassation (musikalisch).

Cassation (von dem lat. cassus, leer, vergeblich) ist im allgemeinen die Entscheidung, daß ein Rechtsakt ungültig sei. Im franz. Prozeßrecht insbesondere bedeutet C. die Vernichtung eines in letzter Instanz gesprochenen Urteils wegen einer Verletzung des Gesetzes, die begangen ist, sei es in dem Verfahren, sei es in der Entscheidung der Sache selbst. Der Cassationsrekurs, le pourvoi en cassation, charakterisiert sich als Rechtsmittel zur Wahrung des Gesetzes. Er steht den Parteien und der Staatsanwaltschaft zu; der von dieser eingelegte Rekurs hat aber für die Parteien keine Wirkung. Über den Cassationsrekurs entscheidet der Cassationsgerichtshof, cour de cassation; durch ihn soll die Einheit der Rechtsprechung erhalten werden. Er spricht aber den Parteien nicht selber Recht; wenn er das Urteil vernichtet, so überweist er die Sache der Entscheidung eines andern Gerichts. Dieses ist an die Rechtsauffassung des Cassationshofs nicht gebunden. Wird aber das Urteil auch dieses Gerichts aus dem gleichen Grunde cassiert, so ist nach einem franz. Gesetz vom 1. April 1837 das Gericht, an welches jetzt die Sache verwiesen wird, verpflichtet, seiner Entscheidung den Rechtssatz zu Grunde zu legen, welchen der Cassationshof (in der Vereinigung aller seiner Kammern) ausgesprochen hat. Der Cassationsgerichtshof zu Paris ist eingesetzt worden durch Dekret vom 1. Dez. 1790 an Stelle des frühern conseil du roi. Er ist in drei Kammern gegliedert, in die chambre de requêtes,

welche über die Zulässigkeit des Rekurses in Civilsachen, in die chambre de cassation civile, welche über den zugelassenen Rekurs in Civilsachen, und in die chambre de cassation criminelle, welche über den Rekurs in Strafsachen entscheidet. Mit dem franz. Prozeßrecht hatte das Institut der C. auch in deutschen Staaten Geltung, in welchen demgemäß auch Cassationshöfe bestanden (in Preußen, in Bayern, in Hessen); im Umfange seiner Kompetenz war das Reichs-Oberhandelsgericht Cassationshof für die betreffenden Teile des Reichs, Cassationshof auch für Elsaß-Lothringen. Jetzt ist im Deutschen Reiche durch die Civil- und Strafprozeßordnung das Institut der C. beseitigt; die Revision (s. d.) ist ein von dem Cassationsrekurs wesentlich verschiedenes Rechtsmittel. — Unter C. einer Urkunde versteht man eine Handlung, durch welche ausgedrückt werden soll, daß die Urkunde ohne Kraft sei (wie Zerschneiden, Durchstreichen). — Mit C. eines Beamten, Offiziers pflegt man die härteste Art der Dienstentlassung zu bezeichnen.

Cassation (ital. Cassazione), eigentlich Abschied, hieß früher ein zur Aufführung im Freien, besonders als Abendmusik, Ständchen, bestimmtes mehrsätziges Tonstück für mehrere einfach besetzte Instrumente. Daher soll der Ausdruck »Cassaten gehen«, d. h. auf verliebte Abenteuer ausgehen, stammen. Andere schreiben »Gassatim gehen« (von Gasse).

Cassatorische Klausel ist eine Nebenabrede des Inhalts, daß, wenn ein Teil den Vertrag nicht erfülle, der andere Teil an den Vertrag nicht gebunden sein solle.

Cassave und **Cassavestrauch**, s. Manihot.

Cassel, Stadt in der preuß. Provinz Hessen-Nassau, s. Kassel.

Cassel, auch Castel (das Castellum Morinorum der Römer, im frühern Mittelalter Cassellum), Stadt im franz. Norddepartement, 45 km westnordwestlich von Lille, in Flandern, an der Französischen Nordbahn, auf einer isolierten Anhöhe 157 m hoch (daher auch Mont-Cassel genannt) gelegen, besitzt ein schönes Stadthaus (einst Sitz der Stände von Flandern), vier Kirchen, ein Collége und ein Museum und zählt (1876) 3224, als Gemeinde 4291 E., welche Spitzen, seidene und wollene Strümpfe, Seife, Öl und Töpferwaren fabrizieren und starken Viehhandel treiben. Von der Terrasse des alten Schlosses (die Stadt war Festung) hat man die herrlichste Übersicht über die reichbebaute Umgegend und den Kanal. Die Stadt hat in ihrer Nähe die Überreste einer Römerstraße aufzuweisen; in der Nähe fanden im Mittelalter häufig Kämpfe statt: 1071 siegte Robert der Friese über Philipp I. von Frankreich, 1328 König Philipp VI. über die Flamländer. Am 11. April 1667 wurde hier Wilhelm von Oranien von den Franzosen geschlagen. In C. wurde der franz. Marschall Vandamme geboren.

Cassel (David), Historiker, geb. 7. März 1818 zu Glogau, besuchte das kath. Gymnasium seiner Vaterstadt, studierte in Breslau und Berlin, war 1846—79 Dirigent der Dina-Nauenschen Erziehungsanstalt zu Berlin, daneben 1850 und 1851 Religionslehrer an der Töchter-, 1852—67 an der Knabenschule der jüd. Gemeinde, 1862—73 an der jüd. Lehrerbildungsanstalt in Berlin. Seit 1872 ist er Docent für die Wissenschaft des Judentums an der Universität in Berlin. C. schrieb: »Leitfaden für den Unterricht in der jüd. Geschichte und Litteratur« (6. Aufl., Berl. 1882), »Geschichte der jüd. Litteratur« (2 Bde., Berl. 1872—73) und »Lehrbuch der jüd. Geschichte und Litteratur« (Lpz. 1879). Außerdem gab C. mehrere ältere Werke der jüd. Litteratur heraus, namentlich das Buch »Kusari« des Juda ha-Levi (mit deutscher Übersetzung und deutschem Kommentar; 2. Aufl., Lpz. 1869).

Cassel (Paulus Stephanus, früher Selig), verdienter deutscher Gelehrter, geb. 27. Febr. 1821 zu Glogau, von jüd. Abkunft, besuchte erst das kath., dann das evang. Gymnasium in Schweidnitz und widmete sich hierauf zu Berlin geschichtlichen Studien, war 1850—56 Redacteur der »Erfurter Zeitung« und trat 1855 zur evang. Kirche über. Mehrere Jahre fungierte er dann an der königl. Bibliothek zu Erfurt als Bibliothekar. Seit 1859 lebt C. in Berlin; 1866 ward er für den Wahlkreis Teltow-Beeskow-Storkow in das preuß. Abgeordnetenhaus gewählt, wo er der Fraktion der Konservativen sich anschloß. Später wurde er Prediger an der Christuskirche, mit welchem Amt er eine Sonntagsschule mit circa 1000 Kindern und 60 Lehrerinnen, ein Kinderheim zur Aufnahme armer Kinder und einen Verein zur Unterstützung Armer verbunden hat. Seine öffentlichen Vorträge, die er im Winter von 1869—70 über das röm. Konzil und die Geschichte der Päpste, dann die »Deutschen Reden« (2. Aufl., 2 Tle., Berl. 1871), die er nach Ausbruch des Deutsch-Französischen Kriegs zu Berlin hielt, fanden viel Beifall. Von seinen zahlreichen Arbeiten histor., kulturgeschichtl. und litteraturgeschichtl. Inhalts sind hervorzuheben die »Magyar. Altertümer« (Berl. 1848), »Von Warschau bis Olmütz« (Berl. 1851), die Geschichte der Juden in der »Allgemeinen Encyklopädie« von Ersch und Gruber (Sekt. II, Bd. 27, Lpz. 1851), »Über thüring. Ortsnamen« (Abteil. 1 u. 2, Erf. 1856—58), »Eddische Studien« (Weim. 1857), »Über Schamir« (Erf. 1856), »Erfurt und die Zäunemannia« (Hannov. 1857), »Der Schwan« (Berl. 1860; 3. Aufl. 1872), »Rose und Nachtigall« (Berl. 1860), »Weihnachten. Ursprung, Bräuche und Aberglauben« (Berl. 1862), »Drachenkämpfe« (Berl. 1868; 2. Aufl. 1878), »Symbola Renati« (3. Aufl., Berl. 1872), »Über den Goldenen Thron Salomonis« (Erf. 1863), »Hohenzollern. Ursprung und Bedeutung dieses Namens« (Berl. 1873), »Kaiser- und Königsthrone in Geschichte, Symbol und Sage« (Berl. 1874), »Der Chezarische Königshof aus dem 10. Jahrh.« (Berl. 1876), »Vom Nil zum Ganges« (abgedruckt in den Publikationen des »Allgemeinen Vereins für deutsche Litteratur« Berl. 1880), »Die Symbolik des Blutes« (Berl. 1882) und viele andere. Theol. Schriften sind: »Die Bücher der Richter und Ruth, theologisch-homiletisch bearbeitet« (Bielef. 1865), »Altkirchlicher Festkalender« (Berl. 1869), »Über Renans Leben Jesu« (Berl. 1863), »Das Evangelium des Sohnes Zebedäi« (Berl. 1870), »Vom Wege nach Damaskus« (Gotha 1872), »Aus guten Stunden« (Gotha 1874), »Apologetische Briefe« (2 Hefte, Berl. 1875), »Löwenkämpfe von Nemea bis Golgatha« (Berl. 1875), »Das Buch Esther« (Berl. 1878). Hierzu kommen außer mehrern homiletischen Schriften noch zahlreiche Beiträge zu Zeitschriften sowie eine große Anzahl von einzelnen Vorträgen. Seit 1875 gibt C. auch eine theol. Wochenschrift »Sunem« heraus. Sie ist im Sinne des positiven Christentums, aber in tolerantem und liberalem Geiste abgefaßt. C. gehört keiner spezifischen kirchlichen Partei

an. In der neuesten Zeit hat er sich namentlich als Gegner der Antisemiten hervorgethan und in diesem Sinne mehrere Broschüren, wie «Wider Heinrich von Treitschke», «Die Antisemiten und die christl. Kirche», «Die Juden in der Weltgeschichte», «Die Abstammung der Engländer» verfaßt.

Casselmanns Grün, eine Malerfarbe, besteht aus wasserhaltigem, basisch schwefelsaurem Kupfer $Cu_4(OH)_6SO_4 4H_2O$, wird dargestellt, indem man in eine kochende Lösung von 10 Teilen Kupfervitriol eine Lösung von 6 Teilen krystallisiertem essigsaurem Natron einfließen läßt und so lange im Sieden erhält, bis der Niederschlag sich nicht mehr vermehrt. Nach dem Waschen bildet die Verbindung einen schweren Niederschlag, der nächst dem Schweinfurtergrün die schönste grüne Kupferfarbe ist.

Cassequere, ein von Serpa Pinto 1878 entdecktes Volk im Innern Südafrikas zwischen den Flüssen Cubango und Kwando, soll nach Pinto von weißer Hautfarbe sein, hervorstehende Badenknochen und schief stehende Augen haben.

Casse-tête (frz. «Kopfbrecher»), Keule, Totschläger; auch Bezeichnung für einen schweren, stark zu Kopf steigenden Wein.

Cassette (frz.), s. Kassette.

Cassettone (ital.), die bei den Deckengewölben, namentlich Kuppeln, der antiken Baukunst vorkommenden, nach oben zu kleiner werdenden vertieften viereckigen oder auch achteckigen Felder. Sie finden sich besonders häufig an den aus Gußmauerwerk bestehenden Gewölben der Thermen vor und dienten teils zur Dekoration der Gewölbfläche, teils zur Erleichterung der Konstruktion durch Verringerung des Gewichts der Gewölbe und der Stärke der Stützmauern.

Cassia *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Leguminosen. Ihre zahlreichen, im tropischen und subtropischen Afrika, Asien und Amerika wachsenden Arten, meist Bäume und Sträucher, zum Teil aber auch Kräuter, besitzen paarig gefiederte Blätter und traubig oder doldentraubig angeordnete Blüten, welche aus einem fünfblätterigen, abfallenden Kelch, fünf Blumenblättern von ungleicher Größe, zehn in drei Gruppen geordneten, verschieden lang gestielten Staubgefäßen mit an der Spitze zweilöcherigen Beuteln und einem einzigen Stempel bestehen. Die Frucht ist eine vielfächerige und vielsamige Gliederhülse. Die meisten Arten haben gelbe, manche schön goldgelbe Blumen. Es gehören zu dieser Gattung viele Arzneigewächse und Zierpflanzen. Unter erstern sind zunächst bemerkenswert diejenigen Arten, deren getrocknete Blätter unter dem Namen Folia Sennae oder Senna in den Handel kommen und die bekannten, als kräftiges Purgiermittel vielgebrauchten Sennesblätter sind. Die hauptsächlichsten Stammpflanzen dieser Blätter sind: C. lenitiva *Bisch.*, C. medicinalis *Bisch.*, C. obovata *Collad.* Diese im tropischen Afrika heimischen Arten stimmen darin überein, daß ihre Gliederhülsen breit, flach zusammengedrückt und papierartig sind, keinen Brei einschließen und bei der Reife höchstens am Rande durch Ablösung der Naht etwas klaffen, nicht aber aufspringen. Ein anderes Arzneigewächs ist die C. fistula *L.*, ein in Ostindien heimischer und in Ägypten sowie im tropischen Amerika kultivierter Baum mit glatter, grüner Rinde, 45 cm langen, aus gestielten, eiförmigen Blättchen zusammengesetzten Blättern, hängenden, achselständigen, bis 60 cm langen Trauben großer, goldgelber, sehr wohlriechender Blumen und walzigen, fingerdicken, stabförmigen, bis 60 cm langen Früchten von holziger Beschaffenheit, die äußerlich geringelt erscheinen, inwendig durch zahlreiche Querscheidewände in mit einem schmierigen, angenehm süßlich schmeckenden Brei erfüllte Fächer abgeteilt sind, deren jedes einen flachgedrückten, glänzend ockergelben Samen birgt. Der Fruchtbrei dieser sog. Föhren- oder Fisettcassia wurde unter dem Namen Cassiamark früher mehr wie gegenwärtig als gelindes Purgiermittel angewendet. Auch wird derselbe zu Tabaksaucen benutzt. Die Rinde dient in Ostindien als Gerbmittel. C. Absus *L.*, eine in Ägypten wachsende, fußhohe Staude mit langen, gelblichgrünen Blättern und kleinen Träubchen orangegelber oder blutroter Blumen, welche schwertförmige, 6 cm lange, drüsige, mit glänzenden, bräunlichschwarzen, aromatisch riechenden und widerlich bitter schmeckenden Samen erfüllte Hülsen trägt, ist unter dem Namen Cichon in Ägypten wegen der Heilkräftigkeit ihrer Samen gegen die ägypt. Augenkrankheit berühmt. Ihre Samen sind auch in Europa unter dem Namen Semina Cismae gegen diese Krankheit mit Erfolg angewendet worden. C. alata *L.*, ein im tropischen Amerika wachsender Strauch mit 6—10 paarigen Blättern und großen, endständigen Trauben goldgelber Blüten, gilt in allen Tropengegenden als ein wirksames Mittel gegen die Krätze (die Blätter und Blüten).

Viele Cassien werden ihrer schönen Blüten und Blätter wegen als Zierpflanzen kultiviert. So ist in Südspanien die C. tomentosa *L.*, ein aus Ostindien und Südamerika stammender Strauch oder Baum mit unterseits weißwolligen Blättchen und goldgelben Blumen, fast in jedem Garten zu finden, und bei uns wird die in Nordamerika einheimische C. marylandica *L.*, eine 60—90 cm hohe Staude mit acht bis neun paarigen Blättern und achselständigen Trauben gelber Blumen, welche gut im Freien aushält, ebenfalls häufig als Zierpflanze kultiviert. Viele andere Arten der Tropengegenden schmücken die Gewächshäuser der Gärten, z. B. C. floribunda *Cav.* aus Mexiko, C. corymbosa *Lamk.* aus Buenos-Ayres, C. glauca *Lamk.* aus Ostindien, C. capensis *Thbg.* aus Südafrika u. s. w. Alle diese Arten, je nach ihrem Vaterland bald Kalthaus-, bald Warmhauspflanzen, verlangen zu ihrem Gedeihen viel Licht und lassen sich durch Samen und Ableger vermehren.

Cassianer Schichten nennt man Kalkmergel, welche in Nord- und Südtirol in der obern alpinen Trias auftreten und zahlreiche wohlerhaltene Cephalopoden, Gasteropoden, Akephalen, Brachiopoden, Echinodermen und Korallen enthalten.

Cassianus (Johannes Massiliensis), der eigentliche Begründer des Semipelagianismus, geb. im Abendland, trat früh in ein Kloster zu Bethlehem, besuchte mit seinem Freunde, dem Abt Germanus, im J. 390 die Einsiedler der ägypt. Wüste und hielt sich mehrere Jahre unter ihnen auf. Dann kam C. nach Konstantinopel, ward von Chrysostomus zum Diakon und Preßbyter geweiht und begab sich nach dessen Sturz 405 nach Rom, um Innocenz I. für ihn zu gewinnen. Von hier ging C. vor 415 nach dem südlichen Frankreich und stiftete in der Nähe von Massilia (Marseille) zwei Klöster, eins für Männer und eins für Frauen, deren Vorsteher er wurde. Seine Vorschriften für das mönchische

Leben enthalten die «De coenobiorum institutis libri XII». Unterredungen, welche Germanus und C. mit den erfahrensten Mönchen der sketischen Wüste hatten, bieten die «Collationes patrum Scoticorum XXIV». In dem Streit zwischen Augustinus (s. d.) und Pelagius (s. d.) suchte C. eine Vermittelung in dem Satz, der Mensch könne das Gute ohne die göttliche Gnade nicht vollenden, wohl aber anfangen. Dieser Semipelagianismus fand viel Beifall, trotz der heftigen Gegenschriften von Augustin und Prosper Aquitanus. Zur Bekämpfung des Nestorius (s. d.) schrieb C. die «De incarnatione libri VII». Er starb ums J. 448. Obgleich er nicht unter die Heiligen aufgenommen ist, wird an einigen Orten sein Gedächtnis am 23. Juli gefeiert. Die beste Ausgabe seiner Werke ist von Gazäus (3 Bde., zuletzt Lpz. 1733). Vgl. Wiggers, «De Jo. C. Massiliensi» (Rostock 1822); derselbe, «Versuch einer pragmatischen Darstellung des Augustinismus und Pelagianismus» (2 Bde., Hamb. 1833).

Cassiaöl, Zimtcassiaöl, Oleum Cinnamomi Cassiae, ein ätherisches Öl, welches in China durch Destillation der Blüten, Zweige, des Holzes, kurz aller Teile des Cassiabaumes, Cinnamoma Cassia, gewonnen und von dort in großen Mengen exportiert wird. Das Öl des Handels ist nicht dünnflüssig wie andere ätherische Öle, gelblich bis goldgelb, schwerer als Wasser, 1,03 bis 1,09 spez. Gewicht. Von gewürzhaftem, süßem Geschmack mit brennendem, stechendem Nachgeschmack. Verdickt sich an der Luft mehr und mehr und scheidet schließlich Krystalle ab, es ist daher vor Luftzutritt zu bewahren. In Wasser nicht unerheblich löslich, in jedem Verhältnis mit Alkohol mischbar. Es besteht vorwiegend aus Zimtsäurealdehyd C_9H_8O. Es steht dem echten Zimtöl sehr nahe, hat aber weit weniger seinen Geruch als dieses. Das Öl des Handels ist nicht selten mit Nelkenöl verfälscht, erkennbar daran, daß das Öl beim Schütteln mit dem dreifachen Volum Kalilauge erstarrt, während das reine flüssig bleibt.

Cassienrinde oder Zimtcassia, s. Zimt.

Cassinet (engl.), ein tuchartiges Köpergewebe mit baumwollener Kette und Einschlag aus Streichgarn, das beim Weben sehr dicht geschlagen, weder gewalkt noch gerauht, nur auf der rechten Seite, auf welcher die meiste Wolle sichtbar ist, geschert und zuletzt heiß gepreßt wird. Der sog. Doppel-C. mit zweierlei Einschlag ist in der Art hergestellt, daß wollene und baumwollene Einschlagfäden miteinander abwechseln und auf der rechten Seite drei Viertel des wollenen, auf der linken drei Viertel des baumwollenen Einschlags frei liegen. Durch diese entgegengesetzte Bindungsweise schieben sich die Einschlagfäden sehr dicht zusammen, wodurch der Stoff seine Schwere erhält. C. wird in verschiedenen Farben und Mustern namentlich als Beinkleiderstoff verwendet und besonders in den Weberdistrikten Sachsens produziert.

Cassini (Giovanni Domenico), berühmter Astronom und Geograph, geb. 8. Juni 1625 zu Perinaldo bei Nizza, studierte im Jesuitenkollegium zu Genua und auf der Universität zu Bologna, wo ihm schon 1650 der Senat den ersten Lehrstuhl der Astronomie an der dortigen Universität übertrug. Sein erstes Werk erschien unter dem Titel «De cometa anni 1652—1653» (Modena 1653). Später folgten genauere Sonnentafeln (1662) und viele Abhandlungen über verschiedene Teile der Astronomie. In den J. 1664 und 1665 beobachtete er in Rom zwei Kometen und bestimmte ihren Lauf. Durch Beobachtungen zu Citta della Piave in Toscana berichtigte er die Theorie der Bewegungen der Jupitertrabanten und bestimmte die Umdrehungszeit der Venus, des Mars und Jupiter. Die «Ephemerides Bononienses Mediceorum siderum» (Bologna 1668), ein seinerzeit hochgeschätztes Werk, lenkten die Aufmerksamkeit Ludwigs XIV. auf C., der ihn vermochte, 1669 nach Frankreich zu kommen. C. setzte hier, mit der Direktion der neuerbauten pariser Sternwarte beauftragt, seine astron. Arbeiten mit vermehrtem Eifer fort und entdeckte, außer dem schon 1655 von Huyghens wahrgenommenen Trabanten des Saturn, noch vier andere (zwei 1671 und 1672, zwei andere 1684). Schon früher hatte er (seiner Meinung nach zuerst) das Zodiakallicht entdeckt, das aber bereits Kepler, wiewohl minder genau, beobachtet. Außerdem fand er die Gesetze der Bewegung des Mondes um seine Achse, welche wichtige Entdeckung unter dem Namen Cassinisches Gesetz bekannt ist. Die von Picard 1669 angefangene, von C. und Lahire 1680—83 bis nördlich von Paris fortgeführte Breitengradmessung wurde später von ihm nochmals verlängert. C. starb, nachdem er einige Jahre zuvor erblindet, 14. Sept. 1712 an Altersschwäche. Eine vollständige Sammlung der frühern Schriften enthalten seine «Opera astronomica» (Rom 1666). Die Selbstbiographie C.s gab sein Enkel Cassini de Thury in den «Mémoires pour servir à l'histoire des sciences» (Par. 1810) heraus.

Cassini (Jacques), Astronom und Physiker, Sohn des vorigen, geb. 18. Febr. 1677 zu Paris, wurde schon 1694 Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Er begleitete seinen Vater 1695 nach Italien, bereiste in der Folge Holland und England, wo er Newton, Halley, Flamstead u. a. kennen lernte, und ward 1696 Mitglied der Königlichen Gesellschaft zu London. Nach seiner Rückkehr beschäftigte er sich mit der Astronomie und Physik und schrieb mehrere Abhandlungen über die Elektricität, das Barometer, die Vervollkommnung der Brennspiegel u. s. w. Nach dem Tode seines Vaters übernahm er die Direktion der pariser Sternwarte. Der Akademie überreichte er 1717 ein größeres Werk über die Neigung der Bahnen der Trabanten und des Ringes des Saturn. Aus der Fortsetzung der Gradmessung im Verein mit seinem Vater ging sein Werk: «De la grandeur et de la figure de la terre» (Par. 1720) hervor, in welchem er zu einem dem Newtonschen System entgegengesetzten Resultat gelangt. Außerdem veröffentlichte er «Éléments d'astronomie» (Par. 1740), wozu die «Tables astronomiques du soleil, de la lune, des planètes, des étoiles et des satellites» (Par. 1740) gehören. C. starb auf seinem Landgute zu Thury 16. April 1756.

Cassini de Thury (César François), des vorigen Sohn, geb. 17. Juni 1714, bekannt als ausgezeichneter Geodät, gelangte ebenfalls schon sehr früh (1736) in die Akademie der Wissenschaften. Die Sammlungen der Akademie enthalten viele Abhandlungen von ihm; aber seinen ganzen Fleiß verwandte er auf das große Werk einer trigonometr. und topogr. Aufnahme von ganz Frankreich. Im J. 1744 begann das Erscheinen des großen Atlasses. Als 1756 die Unterstützung aufhörte, welche die Regierung dazu bewilligt hatte, trat auf C.s Antrieb eine Gesellschaft zusammen, welche die weitern

Kosten vorschoß und ihre Vorschüsse aus dem Verkaufe der Karten wiedererhielt, sodaß es ihm vergönnt war, fast die völlige Beendigung dieser Arbeit zu erleben. Er starb 4. Sept. 1784 und hinterließ mehrere auf seine topogr. Unternehmung bezügliche Schriften, unter denen die «Description géométrique de la France» (1784) obenan steht; und eine Beschreibung zweier 1761 und 1762 unternommener Reisen in Deutschland (2 Bde., Par. 1763—75).

Jean Dominique, Graf von C., Sohn des vorigen, geb. zu Paris 30. Juni 1748, nahm als Direktor der pariser Sternwarte und Mitglied der Akademie der Wissenschaften teil an der Grenzregulierung der einzelnen Departements. Das größte Verdienst erwarb er sich durch Vollendung der von seinem Vater begonnenen großen Karte von Frankreich. Seit 1789 übergab er der Nationalversammlung die 1793 beendigte «Carte topographique de France» in 180 Blättern (nach dem Maßstabe $^1/_{86400}$), welche im ganzen eine Fläche in Gestalt eines Rechtecks von $10{,}725$ m Höhe und $11{,}040$ m Breite bedeckt. Der sog. «Atlas national» ist eine Reduktion jenes größern auf ein Drittel des Maßstabes, besorgt von Dumez und andern Ingenieurs seit 1791 (in 83 Blättern, deren jedes ein Departement darstellt); außerdem gibt es noch eine Reduktion auf ein Viertel des Maßstabes von Capitaine in 84 Blättern. Als Gegner der Republik wurde C. 1793 verhaftet und brachte mehrere Monate im Gefängnis zu. Er war 1816 Mitglied des Generalconseil im Depart. Oise. Später lebte er in Zurückgezogenheit zu Thury-sous-Clermont und starb daselbst 18. Okt. 1845.

Alexandre Henri Gabriel, Vicomte von C., Sohn des vorigen, geb. zu Paris 9. Mai 1781, studierte anfangs Astronomie, später Rechtswissenschaft, beschäftigte sich auch mit Botanik, gab «Opuscules phytologiques» (3 Bde., Par. 1826—34) heraus und wurde 1827 in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen. Er wurde 1829 zum Rat am Kassationshofe, 19. Nov. 1831 zum Mitgliede der Pairskammer ernannt und starb 16. April 1832. Mit ihm erlosch das berühmte Geschlecht der C.

Cassinische Kurve (Cassinoide), eine Kurve vom vierten Grade, bei welcher das Produkt oder Rechteck je zweier von irgend einem Punkt der Kurve nach zwei gegebenen Punkten gezogenen Geraden unveränderlich ist. Sie ist nach Giovanni Domenico Cassini benannt, der die Bahnen der Planeten durch diese Kurven darstellen zu können glaubte.

Cassino oder Monte-Cassino, ein Berg in der ital. Provinz Caserta, welcher sich über der Stadt San-Germano, dem alten Casinum, steil erhebt und einst einen Tempel des Apollo trug. Auf ihm stiftete der heil. Benedikt 529 die Benediktinerabtei Monte-C., die älteste und berühmteste, gleich ausgezeichnet durch ihre Prachtgebäude, ihren frühern Reichtum, ihr Archiv und ihre Bibliothek wie durch die wissenschaftlichen Bestrebungen ihrer Mönche im Mittelalter. Die herrliche Lage der Abtei mit der reizendsten Aussicht, das gesunde Klima, die reine Luft sowie der Ruf der Mönche, die sich mit der Heilkunde beschäftigten und im Besitze wunderthätiger Balsame vom Berge Zion sein sollten, veranlaßten Besuche aus allen Gegenden nach dem Berge. Die Wallfahrten dahin wurden so häufig, daß sich der Monte-C. zu einem Vereinigungspunkt gestaltete nicht bloß für Kranke, sondern auch für Gesunde, welche hier die schöne Jahreszeit in ländlichen Vergnügungen verleben. Seit 1866 ist das Kloster aufgehoben; das Klostergebäude mit der prunkvollen Kirche und Zubehör ist zum Nationalmonument erklärt und seine Obhut den noch dort residierenden Mönchen anvertraut worden, welche jetzt der Publikation der wichtigsten Dokumente des reichen Archivs und der Bibliothek obliegen. Vgl. Tosti, «Storia della badia di Monte-C.» (3 Bde., Neap. 1841—43).

Irrtümlich haben einige das ital. Wort **Casino**, welches einen geselligen Verein bezeichnet, von dem Berge ableiten wollen; dies ist indes das Diminutiv von Casa, Haus, also Häuschen. (S. Casino.)

Cassiodōrus (Magnus Aurelius C. oder richtiger Cassiodorius Senator), ital. Staatsmann und Historiker, geb. zu Scyllacium in der damals noch bruttischen, nachmals Calabrien genannten Landschaft um 480 n. Chr., bekleidete unter dem Ostgotenkönig Theodorich und dessen Nachfolgern mehrere wichtige Staatsämter, zog sich aber um 540 nach dem von ihm erbauten Kloster Vivarium in seine Heimat zurück. Dort beschäftigte er sich mit theol. und weltlichen Studien, hielt seine Mönche namentlich auch zum Abschreiben alter Handschriften an und war überhaupt zur Erhaltung und Verbreitung wissenschaftlicher und gelehrter Kenntnisse unausgesetzt thätig. Er starb, nahezu 100 J. alt, um 575. Das wichtigste auf uns gekommene Werk C.' sind seine «Variarum (sc. epistolarum) libri XII», welche die von ihm als Minister unter Theodorich und dessen Nachfolgern abgefaßten Schreiben und Verordnungen enthalten und für die Geschichte der damaligen Zeit eine reiche Fundgrube sind. Seine «Historia Gothorum» ist nicht erhalten, nur ein Auszug daraus von Jordanes (s. d.). Kümmerlich, aber immerhin von Wert, ist seine Weltchronik bis 519 n. Chr., neu herausgegeben und bearbeitet von Mommsen in «Abhandlungen der Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften» (Bd. 8, Lpz. 1861). An sich ohne höhern wissenschaftlichen Wert, aber von großer Wichtigkeit für die Kulturgeschichte des Mittelalters sind seine «Institutiones divinarum et saecularium lectionum», in denen C. mit einer Einleitung in das theol. Studium eine freilich nur sehr summarische Encyklopädie der profanen Wissenschaften verbindet. Ähnliches gilt von den meisten seiner übrigen theol., philos. und grammatischen Schriften, welche einen wenn auch geringen Fonds klassischer Bildung dem Mittelalter überlieferten. Eine Ausgabe seiner Werke besorgte der Benediktiner Garet (2 Bde., Rouen 1679); neue Fragmente publizierte Baudi de Vesme in den «Memorie» der turiner Akademie der Wissenschaften (Serie 2, Bd. 8). Vgl. Thorbecke, «C. Senator» (Heidelb. 1867); Franz, «C. Senator, ein Beitrag zur Geschichte der theol. Litteratur» (Bresl. 1872); Ebert, «Geschichte der christl.-lat. Litteratur» (Lpz. 1874).

Cassiquiari, hispanisiert Casiquiare, ein südamerik. Strom des südl. Venezuela, der die großartigste bekannte Bifurkation eines Stroms bildet. Etwa 50 km unterhalb Esmeralda am Orinoco in 275 m Höhe (112 m Höhe über seiner Mündung) geht der C. links vom Orinoco nach SW. ab, entführt ihm ein Drittel seiner Wassermenge und leitet dieses zu dem zum Amazonenstrome fließenden Rio Negro hin. Bei der Abzweigung hat der Orinoco 658, der C. 292 m Breite. Die mittlere Tiefe des letztern ist 10 m, seine Länge 400 km und sein Gefälle auf jeden Kilometer 28 cm.

Cassiterides insulae (lat.), die Zinninseln der Alten, woher die Phönizier Zinn und Blei holten, vielleicht Britannien, nach andern die Scilly-Inseln bei Britannien.

Cassius (Gajus, bei Cassius Dio mit dem Beinamen Longinus, den er aber selbst nicht geführt zu haben scheint), der Haupturheber der Verschwörung gegen Cäsar, zeichnete sich als Quästor des Crassus (s. d.) 53 v. Chr. durch Klugheit und Kriegskunst aus. Er rettete, nachdem Crassus gefallen, den kleinen Überrest des von den Parthern bei Carrhä geschlagenen röm. Heers und behauptete Syrien gegen die Parther bis zur Ankunft des Prokonsuls Marcus Bibulus im J. 51. In dem Kriege zwischen Pompejus und Cäsar schlug sich C., der bei dessen Ausbruch Volkstribun war, zur Partei des erstern und that als Führer eines Teils der Flotte den Cäsarianern, namentlich im J. 48 vor Messina, bedeutenden Abbruch. Als Cäsar nach dem Siege bei Pharsalus den Pompejus verfolgte, stieß er im Hellespont auf C., der mit seinen Schiffen zu Pharnaces, König von Bosporus, gehen wollte, aber überrascht sich Cäsar ergab. Er vor allen faßte im J. 44, in welchem er wie M. Brutus durch Cäsars Förderung Prätor war, den Entschluß zu Cäsars Ermordung und führte ihn, nachdem er namentlich auch den Brutus dazu gewonnen hatte, am 15. März mit den andern Verschworenen aus. Im September desselben Jahres begab er sich nach Syrien, wo er sein Heer ansehnlich verstärkte und den Publius Dolabella, der ihn vertreiben wollte, 43 überwand. Auf die Nachricht, daß Antonius und Octavian gegen ihn und Brutus zögen, ging er nach Kleinasien und traf mit diesem in Smyrna zusammen. Nachdem er Rhodus genommen und geplündert, vereinigte er sich in Sardes wieder mit Brutus, der unterdessen Lycien unterworfen hatte. Von Abydus setzten beide mit ihrem Heere über den Hellespont nach Sestus über und zogen nach Macedonien, wo sie 42 bei Philippi mit den Feinden zusammentrafen. C. ward in der ersten Schlacht von Antonius geschlagen und ließ sich, da er auch Brutus, der indessen die Truppen Octavians geworfen hatte, besiegt wähnte, durch einen Freigelassenen töten. — Für einen Bruder des Gajus C. gilt Quintus C. Longinus. Er war als Volkstribun zusammen mit Antonius im J. 49 für Cäsar wirksam und wurde von diesem in demselben Jahre, nachdem die Pompejanischen Legaten in Spanien sich ergeben hatten, zum Proprätor im jenseitigen Spanien ernannt. Hier machte er sich durch Raubsucht und Grausamkeit bei den Einwohnern und bei dem Heere verhaßt, sodaß ein Teil des letztern sich gegen ihn empörte. Er ertrank, als er Spanien verlassen wollte, im J. 47 in der Mündung des Iberus. — Ein Bruder von diesem war Lucius C. Longinus, der im Bürgerkriege auf seiten Cäsars als Unterbefehlshaber diente. Im J. 44 war er Volkstribun und als solcher gegen Antonius thätig. Wahrscheinlich ist er identisch mit dem Lucius C., welcher als Bruder des Gajus C. unter diesem eine Flotte rüstete und nach der Schlacht bei Philippi, in welcher sein gleichnamiger Sohn Lucius fiel, die Verzeihung des Antonius erhielt. — C. Parmensis (nach einigen so genannt, weil aus Parma gebürtig), gehörte zu den Mördern Cäsars und befehligte unter Brutus und Gajus Cassius eine Abteilung der Flotte. Nach dem Falle jener begab er sich zu Sextus Pompejus nach Sicilien, verließ diesen im J. 36 und ward Legat bei Antonius. Nach der Schlacht bei Actium ward er auf Octavians Befehl in Athen getötet. Er war auch Dichter und schrieb Elegien, Epigramme und Tragödien, die fast ganz verloren sind. Vgl. Weichert, «De L. Varii et Cassii Parmensis vita et carminibus» (Grimma 1836). — Gajus C. Longinus war ein bedeutender Rechtsgelehrter des 1. Jahrh., Konsul unter Tiberius 30 n. Chr., unter Claudius vom J. 45—50 Statthalter von Syrien. Von Nero 65 nach Sardinien verbannt, weil er unter seinen Ahnenbildern das des Mörders Cäsars aufgestellt habe, wurde er von Vespasian zurückgerufen. Er schrieb ein großes Werk «De iure civili».

Cassius (Spurius C. Vecellinus oder Vicellinus), eine der ältesten und bedeutendsten wirklich histor. Erscheinungen in der röm. Geschichte. Er war dreimal Konsul (502, 493 und 486 v. Chr.), einmal Reiterführer (503 oder 498), triumphierte in seinem ersten Konsulat über die Sabiner und schloß in seinem zweiten den altberühmten, noch zu Ciceros Zeit vorhandenen Bündnisvertrag mit den Latinern. Nach dem dritten, in welchem er einen Triumph über die Herniker feierte, wurde er des Strebens nach dem Königtum angeklagt und hingerichtet, sein Haus geschleift. Dies ist der histor. Kern der von der Sage ausgeschmückten, von den Annalisten vielfach entstellten Geschichte des C. Er soll in der Absicht, sich das Königtum zu verschaffen, in seinem dritten Konsulat das erste Ackergesetz vorgeschlagen haben, wonach Gemeindeländereien an ärmere Bürger, ja an Latiner und Herniker verteilt werden sollten, wie das dann später die Gracchen unternahmen, welche zwar nur röm. Bürgern Ländereien zuweisen, zahlreichen Bundesgenossen aber eben das röm. Bürgerrecht erteilen wollten. Außerdem soll er noch beantragt haben, den Kaufpreis für das während einer Teuerung an das Volk verkaufte Getreide den Käufern zurückzuzahlen. Ferner wird erzählt, daß des C. Vater bei der Verurteilung seines Sohnes als Zeuge mitgewirkt, nach einer andern Angabe sogar dieselbe selbst ausgesprochen habe. Vgl. Mommsen, «Röm. Forschungen» (Bd. 2, Berl. 1879).

Cassivellaunus, ein keltischer Fürst in Britannien, der im N. der Themse herrschte, und bei dem zweiten britannischen Feldzuge Julius Cäsars im J. 54 v. Chr. als Führer zum Widerstand entschlossener Stämme den Römern lange eine tapfere Gegenwehr entgegenstellte und sich zuletzt zu nomineller Unterwerfung verstand.

Cassock (engl.), Reitermantel; das lange Unterkleid der engl. Geistlichen.

Cassolette (frz.), Räucherpfanne.

Cassu, s. unter Catechu.

Cast (engl.), in der Metallurgie: gießen und als Participium: gegossen; Cast-iron, Gußeisen; Cast-steel, Gußstahl; Cast-work, Gußwerk.

Castagnetten (span.) heißen kleine, hölzerne Klappern in Form zweier ausgehöhlter und aufeinander passender großer Nußschalen, welche, durch ein Band verbunden, das man um den Daumen wickelt, in die Hand genommen werden. Indem man die übrigen Finger schnell an ihnen abgleiten läßt, entsteht ein tremolierender Ton, der sich besonders zur Markierung des Rhythmus beim Tanze eignet. Etwas Ähnliches war das Krotalon bei den Alten. Die C. stammen wahrscheinlich aus dem Orient und

kamen durch die Mauren nach Spanien. Hier haben sie auch ihren Namen Castañuelas erhalten wegen ihrer Ähnlichkeit mit der Form der Kastanien. Noch gegenwärtig findet man sie besonders häufig sowohl in Spanien wie im südl. Frankreich. Es gehört eine besondere Kunstfertigkeit dazu, die C. so zu «schlagen» (tocar las castañuelas), daß der Schlag genau mit dem Takte der Musik zusammentrifft, sowie den Schall zu vermindern und zu verstärken. Meister auf diesem Schallinstrumente sind die Bewohner Andalusiens.

Castagno (Andrea del), Maler des Quattrocento, der Toscanischen Schule angehörig, geb. 1390 in Mugillo bei Florenz, steht in einem gewissen Verhältnisse zu dem großen Reformator jener Tage, Masaccio, an dessen bestimmte Formgebung und Modellierung er sich anschließt; doch steht er im übrigen unter dem Vorbilde. C. ist flüchtig in der Zeichnung, oft streng und selbst roh in den Physiognomien, aber von großem Phantasiereichtum und geschickt in der Perspektive. Sein bestes Werk, in welchem er die Hinrichtung der gegen die Mediceer verschworenen Adeligen dargestellt hatte, ist nicht mehr vorhanden, dagegen mehrere Kruzifixe in Sta.-Maria degli Angeli, eine Madonna im Palazzo Pitti, eine Pietà im berliner Museum. Was Vasari erzählt, daß C., von dem Maler Domenico Veneziano in den Besitz des Geheimnisses der damals in Italien noch selten geübten Öltechnik gesetzt, denselben ermordet habe, um die Kunst allein zu verstehen, ist heute als Märchen konstatiert. C. starb zur Zeit der Pest in Florenz 19. Aug. 1457.

Castaldi (Pamfilio), geb. um 1398, gest. 1470 zu Feltre, gilt in Italien als der Erfinder der beweglichen Lettern, weshalb man ihn auch durch die Errichtung eines Denkmals in seiner Vaterstadt (1868) geehrt hat. C. widmete sich in der Jugend mit wenig Erfolg der Dichtkunst, gründete später in Feltre eine Schule der schönen Wissenschaften und zog durch sie viele Ausländer, darunter auch Deutsche dorthin. Auf diese Weise soll C. angeblich mit Fust in Berührung gekommen sein und diesem, als seinem Freunde, den Gebrauch der beweglichen Lettern gelehrt haben.

Castalla, Stadt in der span. Provinz Alicante, Bezirk Jijona, 22 km im NW. von diesem, am Abhange eines kegelförmigen Bergs, an dem C. oder Monnegre, in dem herrlich angebauten, Hoya de C. genannten Becken. Auf der Höhe steht ein verfallendes Schloß. C. zählt (1877) 3737 E., welche Leinwandweberei, Sandalenflechterei und Branntweinbrennerei treiben.

Castanĕa, s. Kastanie.

Castaños (Don Francisco Xaver de), Herzog von Baylen, span. General, geb. 22. April 1756, aus einer vornehmen Familie in Biscaya, begleitete seinen Schwager, den General Grafen O'Reilly, nach Deutschland, wo er in Preußen seine militärische Ausbildung gewann. Nach Spanien zurückgekehrt, stieg er im Heere bis zum Obersten, diente mit Auszeichnung 1794 in der Armee von Navarra unter Caro, wurde 1796 General, nachher aber, weil er dem Friedensfürsten mißfiel, mit mehrern andern Offizieren aus Madrid verbannt. Bald wieder angestellt, war er 1802 Kommandant von Gibraltar. Bei der Erhebung gegen die Franzosen 1808 befehligte er die Armee von Andalusien, zwang den franz. General Dupont de l'Etang zur Kapitulation von Baylen (s. d.), 23. Juli, wurde aber im Nov. bei Tudela geschlagen, worauf er einige Jahre außer Dienst war. Erst 1811 wurde er wieder an die Spitze einer span. Armee berufen, die er unter Wellingtons Oberbefehl ruhmvoll führte. Seine militärischen Talente bewährte er besonders in der Schlacht bei Vittoria, die er zum Teil entscheiden half. Nach Ferdinands Rückkehr wurde er Generalkapitän von Catalonien, befehligte 1815 das zum Einrücken in Frankreich bestimmte Heer, legte aber 1816 seine Stelle nieder. Als es ihm nach der Aufhebung der Konstitution 1823 gelungen war, sich bei Ferdinand VII. vom Verdacht konstitutioneller Gesinnungen zu reinigen, wurde er wieder zum Generalkapitän ernannt und 1825 in den Staatsrat berufen, in welchem er das System der Mäßigung gegen die Karlisten unterstützte. Später ward er Präsident des Rats von Castilien und 1833 zum Herzoge von Baylen erhoben. Nach Ferdinands VII. Tode widersetzte er sich dem Minister Zea-Bermudez in Betreff der Successionsbestimmungen. Er lebte seitdem vom Hofe entfernt, bis er nach Esparteros Sturze 1843 an Arguelles' Stelle zum Vormunde der Königin Isabella erwählt wurde. Im J. 1845 ward er Senator; doch übte er seines hohen Alters wegen keinen polit. Einfluß mehr. Er starb 24. Sept. 1852.

Castanospermum *Cunn.*, Pflanzengattung aus der Familie der Leguminosen. Es ist bisjetzt nur eine in Australien vorkommende Art bekannt, das C. australe *Cunn.*, der austral. Kastanienbaum. Es ist dies ein ziemlich hoher Baum mit unpaarig-gefiederten lederartigen Blättern und großen gelben, in Trauben stehenden Blüten. Die in langen holzig-lederartigen Hülsen steckenden Samen sind ziemlich groß und werden geröstet vielfach in Australien gegessen, sie schmecken ähnlich wie Kastanien, weshalb die Pflanze den Namen C. trägt.

Casteggio, Stadt in der ital. Provinz Pavia, Bezirk Voghera, an der Eisenbahn Turin-Bologna, Knotenpunkt der nach Alessandria, Piacenza und Pavia führenden Heerstraßen, zählt (1881) 2198, als Gemeinde 3865 E. Die Stadt wird schon zur Römerzeit genannt (Clastidium) und wurde im Mittelalter Chiasteggio geschrieben. Bei C. siegte 9. Juni 1800 der franz. General und spätere Marschall Lannes über den österr. Feldmarschalllieutenant Ott, verhinderte dessen Abmarsch nach Piacenza und warf ihn hinter die Scrivia zurück. Lannes wurde für diesen Sieg zum Herzog von Montebello erhoben, da die Schlacht von den Franzosen nach dieser, in der Nähe von C. gelegenen Stadt benannt wird.

Castel, oder Kastel am Rhein, offiziell Kastel geschrieben, Stadt in der großherzogl. hess. Provinz Rheinhessen, zum Kreise Mainz gehörig, aber am rechten Ufer des Rheins, nur wenig unterhalb der Mainmündung der Stadt Mainz (s. d.) gegenüber gelegen, ist mit dieser durch eine 523 m lange Schiffbrücke und eine Dampffähre verbunden, gehört zum Bereich der Festung und bildet mit ihren starken Werken den Brückenkopf zu derselben. Der Bau einer festen Rheinbrücke ist (1882) in Angriff genommen. Die Stadt, welche übrigens in Bezug auf Gewerbthätigkeit und Handel sich ganz an Mainz anschließt, zählt (1880) 6946 E., besitzt einen sehr ansehnlichen Bahnhof für die Staatsbahn Frankfurt-Wetzlar und hat ausgedehnten Holzhandel, Flößerei und Schiffahrt. Wie der Name bekundet,

ist C. römischen Ursprungs und steht an der Stelle des auf Inschriften oft genannten Ortes Castellum Mattiacorum. Vgl. Becker, «Castellum Mattiacorum» (Wiesb. 1863).

Castelār (Emilio), Führer der republikanischen Partei in Spanien, geb. 8. Sept. 1832 zu Cadiz, verlebte seine Jugend zu Elda in der Provinz Alicante, besuchte dann die Normalschule zu Madrid und studierte auf der dortigen Universität erst Jurisprudenz, dann aber vorzugsweise Geschichte und Litteratur. In seinen ersten Schriften, den Novellen «Ernesto», «La Hermana de la caridad», «Alonso el Sabio», zeigt er sich von Châteaubriand und Lamartine stark beeinflußt. In der Julirevolution zu Madrid von 1854 schloß sich C. der demokratischen Partei an und wurde Mitarbeiter an republikanischen Blättern. Später erhielt er eine Professur der Geschichte an der madrider Universität und 1864 gründete er mit Carrascon das Blatt «Democracia». In seiner Eigenschaft als Professor der Geschichte von dem Ministerium Narvaez bedroht, wurde er durch die begeisterten Kundgebungen der Studenten der Regierung nur noch mehr verdächtig und verhaftet. Nach dem Scheitern des Aufstandes vom 22. Juni 1866 floh C. nach Frankreich, wohin ihm seine Verurteilung zum Tode nachgeschickt wurde. Nach dem Ausbruche der Septemberrevolution (1868) eilte er nach Madrid, wo ihn namentlich die akademische Jugend mit Begeisterung aufnahm. In zahlreichen Reden, sowohl in der Hauptstadt selbst als auf Rundreisen durch die Provinzen, machte er nunmehr, wie Orense, Fernando Garrido u. a., Propaganda für die Föderativrepublik. In Saragossa und Lerida zum Abgeordneten für die konstituierenden Cortes gewählt, ist sein Name mit der größten Errungenschaft der Septemberrevolution, der Kultusfreiheit, eng verknüpft. Die republikanische Partei, deren bedeutendster Stimmführer er ist, wählte ihn neben Orense und Figueras in ihr Direktorium. Unter dem ersten Ministerium Amadeos machte C. im Verein mit den Karlisten entschiedene Opposition, unterstützte aber dann wenigstens mittelbar das radikale Ministerium Zorrilla. Als Amadeo 11. Febr. 1873 abdankte und die Republik proklamiert wurde, übernahm C. das auswärtige Ministerium, trat aber 7. Juni zurück, nachdem der Bruch der Republikaner mit den Radikalen sich vollzogen hatte und seine Bemühungen, die Ordnung aufrecht zu erhalten, erfolglos geblieben waren. Doch wurde er 26. Aug. zum Präsidenten der Cortes ernannt und bereits 7. Sept. übernahm er das Ministerpräsidium mit diktatorischer Gewalt, machte erfolgreiche Anstrengungen, ein discipliniertes Heer zur Niederwerfung des kantonalen Aufstandes von Cartagena und des Karlistenkriegs auszurüsten, zog sich aber dadurch die Feindschaft seiner frühern Gesinnungsgenossen zu. Als er bei dem am 2. Jan. 1874 erfolgten Zusammentreten der Cortes seinen Rechenschaftsbericht ablegte, wurde sein Verfahren gegen die Aufständischen als unrepublikanisch bezeichnet und das beantragte Dankesvotum gegen die Regierung seitens der Cortes abgelehnt, worauf C. das Ministerium niederlegte. Nach der Wiederherstellung der Monarchie unter Alfonso XII. im Jan. 1875 gab er seine Entlassung als Professor der madrider Universität, lebte darauf in Paris, wurde aber bei den im Jan. 1876 stattfindenden Wahlen in Barcelona in die Cortes gewählt. Hier bekämpfte er bei den Debatten über den neuen Verfassungsentwurf die von dem Ministerpräsidenten vorgelegten Glaubensartikel und suchte, jedoch erfolglos, allen Konfessionen Freiheit des Glaubens und der Ausübung des Kultus zu verschaffen. Bei der Adreßberatung vom 28. Febr. 1878 verlangte er die Zurückgabe Gibraltars an Spanien. Vor den neuen Corteswahlen von 1879 erließ er ein demokratisches Manifest, in welchem er die rückhaltlose Umkehr zu der Verfassung von 1869, zu der Freiheit des Glaubensbekenntnisses, der Presse, des Unterrichts, der Vereine und Versammlungen verlangte. Doch hatte er in den Cortes keinen Einfluß mehr auf die Gestaltung der Politik.

Von C.s publizistischen und wissenschaftlichen Arbeiten sind hervorzuheben: «La civilisazion en los cinco primeros siglos del cristianismo» (2. Aufl., Madr. 1865), «Questiones politicas y sociales» (3 Bde., Madr. 1870), «Miscelánea de historia, de religion, de arte y de politica» (Madr. 1874), «Estudios históricos sobre la edad media» (Madr. 1875), «Historia del movimiento republicano en Europa» (2 Bde., Madr. 1875), «Perfiles de personages y boccetas de ideas» (Madr. 1875), «Recuerdos de Italia» (deutsch von Schanz: «Erinnerungen an Italien», Lpz. 1876). Seine parlamentarischen Reden sind gesammelt erschienen unter dem Titel: «Discursos parlamentarios» (3 Bde., Madr. 1871); ein Teil derselben ist in deutscher Übersetzung (Würzb. 1869) veröffentlicht worden. Vgl. Sanchez del Real, «Emilio C., su vida, su carácter, sus costumbres etc.» (Madr. 1874).

Castelbuono, Stadt in der ital. Provinz Palermo auf Sicilien, Distrikt Cefalù, 18 km im SSO. von Cefalù, am Ostabhange des Madonia-Gebirges, hat ein Schloß der Marchese Geraci und Klöster der Franziskaner, Kapuziner und Benediktiner, letzteres mit einer Bibliothek, die reich ist an ältesten Druckwerken, und zählt (1881) 8467 E. Die Umgebung hat Mineralquellen und ist fruchtbar an Öl, Wein und Manna, auch an fetten Weiden.

Casteldelfino, franz. Château-Dauphin, piemontesisches Dorf in der ital. Provinz Coni, Bezirk Saluzzo, 44 km im WSW. von Saluzzo, am Südfuße des Monte-Viso, in 1283 m Höhe, im Thale der zum Po gehenden Varaita, mit (1881) 249, als Gemeinde 1122 E. Es ist ein alter fester Platz, um welchen sich Saluzzo, Savoyen und Frankreich vielfach gestritten haben. Erbauer des Kastells war Uberto II., Dauphin von Vienne.

Castelfidardo, Flecken in der ital. Provinz Ancona, 20 km südlich dieser Stadt auf dem zwischen den Flüssen Aspio und Musono gelegenen Höhenzuge, zählt (1881) 970, als Gemeinde 6369 E. Der Ort wurde geschichtlich merkwürdig durch den am 18. Sept. 1860 von dem ital. General Cialdini über den päpstl. General Lamoricière erfochtenen Sieg, welcher alle seitens des päpstl. Stuhls in die eigenen Truppen gesetzten Hoffnungen zerstörte. General Cialdini hatte mit 2 Infanteriedivisionen die Höhen bei C. und Crocette besetzt und sperrte damit die beiden, von Loreto nach Ancona führenden Straßen. General Lamoricière stand mit nur 5000 Mann, den Brigaden Pimodan und Cropt, bei Loreto und wollte längs der Küste über Umana nach Ancona marschieren. Zur Sicherung dieses Marsches sollte die Brigade Pimodan die Höhen bei Crocette besetzen, vermochte jedoch mit ihren 4½ Bataillonen, 3 Schwadronen und 2 Batterien

nur die Vortruppen der Piemontesen zurückzudrängen und wurde dann durch die ital. Brigaden Regina, Savona und Bergamo angegriffen. Pimodan wurde verwundet, hielt indessen mehrere Stunden mit 3 Bataillonen Stand gegen vierfache Übermacht. Die zu seiner Unterstützung von Loreto her vorgesendete Brigade Cropt kehrte indessen, sobald sie Geschützfeuer erhalten hatte, in wilder Flucht nach Loreto zurück; da flohen auch Pimodans Truppen. Nur zwei aus Franzosen nebst Belgiern und aus Österreichern bestehende Jägerbataillone wahrten die Ordnung und blieben geschlossen, erreichten auf dem linken Ufer des Musone die bei General Lamoricière befindliche Schwadron, durchfurteten mit dieser vereint den Aspio und suchten auf dem Küstenwege über Umana nach Ancona zu kommen. In Umana wurde die Nachhut der ungefähr 500 Mann starken Kolonne von den verfolgenden Piemontesen eingeholt und genötigt, die Waffen zu strecken. General Lamoricière entkam mit nur 50 Reitern gegen 6 Uhr nachmittags nach Ancona, und der unter Coudenhove in Loreto befindliche, gegen 2500 Mann starke Rest seiner Truppen ergab sich tags darauf den Piemontesen, ebenso, unter dem Eindrucke der Niederlage von C., die Festung Ancona am 29. Sept.

Castelfranco, Bezirksstadt in der ital. Provinz Treviso, am Musone und an der Eisenbahn Vicenza-Treviso, ist mit starken Mauern und Türmen befestigt und im Viereck erbaut, mit sieben Kirchen und (1881) 11721 E., welche Wollzeugfabrikation und Färberei treiben. Die Hauptkirche enthält ein berühmtes Altarbild von Giorgione, welcher in C. geboren worden ist und dessen Denkmal hier 5. Okt. 1878 enthüllt wurde. Geschichtlich wurde die Stadt bekannt durch die Schlacht vom 23. Nov. 1805, in welcher die Franzosen unter Saint-Cyr die Österreicher unter dem Prinzen Rohan besiegten. Prinz Rohan versuchte, sein Korps aus Tirol, nachdem Marschall Ney Innsbruck am 5. Nov. besetzt hatte, mittels eines kühnen Marsches von Meran nach Venedig zu führen, wurde indessen durch diese Niederlage am 24. Nov. zur Kapitulation genötigt.

Castelfranco dell' Emilia, Stadt in der ital. Provinz Bologna, an der Eisenbahn Bologna-Piacenza, zählt (1881) 3758, als Gemeinde 11721 E. C. ist das Forum Gallorum der Römer, wo 43 v. Chr. Antonius den Konsul Pansa schlug, aber gleich darauf von dessen Kollegen Hirtius selbst eine Niederlage erlitt.

Castelgandolfo, Städtchen in der ital. Provinz Rom, in schöner Lage auf einem der Abhänge der Albanerberge über dem Albanersee (auch Lago di Castello) gelegen, mit (1881) 1684, als Gemeinde 1994 E. Der Ort, welcher im Mittelalter den Savelli gehörte und 1596 von der päpstl. Kammer für 150000 Scudi gekauft ward, bietet außer dem geräumigen päpstl. Villeggiaturpalast, den Urban VIII. nach dem Entwurfe Carlo Madernos u. a. erbauen ließ, nichts Bemerkenswertes. Der Palast hat durch das Garantiegesetz vom 13. Mai 1871 das Privilegium der Exterritorialität erhalten. Unterhalb C. befindet sich der antike durch den Felsen gehauene Emissar des Albanersees, welcher bei einer Länge von etwa 1200 und einer Höhe von 2—3 m das überflüssige Wasser des Sees in die Campagna abführt.

Castelguelfo, Ort in der ital. Provinz Parma, Distrikt Borgo San-Donnino, an der Eisenbahn Bologna-Turin, links vom Taro, über den eine Eisenbahnbrücke von 22 Bogen sowie eine 1816—21 erbaute 20bogige, 580 m lange Steinbrücke führt. Das Schloß wurde von dem ghibellinischen Orlando Pallavicini zur Wehr des Straßenüberganges der Emilia über den Taro errichtet, aber von Ottone Terzi, dem Herrn von Parma, 1407 erobert und zur Guelfenburg umgestempelt (die jetzige Villa Tasta), mit 1 m dicken Mauern.

Casteljaloux, Stadt im franz. Depart. Lot-et-Garonne, Bezirk Nérac, 32 km im NW. von Nérac, an der zur Garonne gehenden Avance, in einem entholzten Teile des Landes, in 92 m Höhe, mit (1876) 2074, als Gemeinde 3171 E., welche Holzhandel und einige Fabrikation treiben. Die hier entspringenden Eisenquellen werden besucht. Hier stehen Reste eines Schlosses der Herzöge von Albret, zu deren wichtigen Plätzen es gehörte. Ein wenig oberhalb entspringt die Avance aus den schönen Quellen von Neuffons; es sind verschiedene Bäche, welche sich vereinigt hier im Sande des Landes verlieren. Kaum hervorgetreten, setzt die Avance im Schatten großer Bäume eine Papiermühle und Schmieden in Bewegung.

Castell oder **Kastel,** Dorf bei Saarburg (s. d.) in Rheinpreußen.

Castellamare del Golfo, Hafenstadt an der Nordküste Siciliens, Provinz Trapani, Distrikt Alcamo, an der Eisenbahn Palermo-Trapani, zählt (1881) 15303 E., welche Thunfischfang und Handel mit Getreide, Wein und Öl treiben. Es liegt am Fuße des Monte-Inici in reich mit Ölbäumen, Agrumi und Sumach bepflanzter Ebene. C. ist das alte Emporium Egestae oder der Hafen des alten Segesta, dessen Ruinen landeinwärts gegen Calatafimi hin liegen.

Castellamare di Stabia, eigentlich Castello a Mare Stabia, eine malerisch gelegene Stadt am Südostgestade des Golfs von Neapel, am Fuße des Berges Faito, des alten Battario, auf den Trümmern der alten, mit Herculanum und Pompeji zugleich verschütteten Stadt Stabiä, ist Sitz eines Bischofs, durch eine Zweigbahn nach Torre dell' Annunziata mit der Südbahn verbunden und zählt (1881) 22207, als Gemeinde 33102 E., welche Maccaroni, Seife, gefärbtes Pelzwerk und Baumwollstoffe fabrizieren, Handel, Schiffahrt und Fischfang treiben. Kaiser Friedrich II. baute hier ein Kastell am Meere, das Karl I. von Anjou mit Mauern und Türmen umgab. Die Stadt ist befestigt, durch zwei Kastelle geschützt und hat einen guten, von einem befestigten Molo und einem eine halbe Stunde langen Quai umschlossenen, 9 m tiefen Hafen, Schiffswerfte von Ferdinand II. und ein Arsenal von Ferdinand I. angelegt. Von den Neapolitanern wird die Stadt viel besucht wegen ihrer gesunden Luft, ihrer Schattenplätze, ihrer Seebäder, ihrer Sauerbrunnen und Schwefelquellen. Hinter der Stadt erhebt sich der mit Reben, Kastanien und Villen bedeckte Monte-Auro, wo das königl. Lustschloß Quisisana mit schönem Park eine herrliche Aussicht darbietet. C. wurde 1654 von den Franzosen unter dem Herzog von Guise eingenommen; bei C. schlug 1799 der franz. General Macdonald die vereinigten engl.-neapolit. Truppen.

Castellamonte, piemontesischer Flecken in der ital. Provinz Turin, Distrikt Ivrea, 17 km im SW. von Ivrea, am zum Po gehenden Orco, mit (1881) 2320, als Gemeinde 5911 E., welche Töpferei und

Weinbau treiben, auch Seide, Hüte und Leder fabrizieren. Darüber erhebt sich ein altes festes Schloß mit betürmter Mauer und Zugbrücke.

Castellane, Stadt im franz. Depart. Niederalpen, Hauptort eines Arrondissements, 56 km im SO. von Digne, rechts an dem zur Durance gehenden Verdon, in 903 m Höhe, mit 2000 E. In dem Halbkreise hoher Gebirge ist der 1890 m hohe Taillon der höchste Gipfel. Die Stadt ist von alten Festungswerken umgeben. Sie ist Sitz einer Unterpräfektur, eines Tribunals erster Instanz, hat ein Collége, Salzquellen und bedeutende Gipslager. Der Ort fabriziert Tuch und Töpferwaren und hat Wollspinnerei, sowie Handel mit Prünellen u. s. w. Zur Zeit der Römer hieß es Salinae, und war später der Hauptort der Suetrii. Vor den Sarazenen flüchteten die Bewohner auf einen nahe im Osten gelegenen, Salaon genannten Felsen, wonach der Ort den Namen Petra Castellana erhielt.

Castellane (Esprit Victor Elisabeth Boniface, Graf von), franz. Marschall, geb. zu Lyon 26. März 1788, trat 1804 in franz. Kriegsdienst, nahm als Kavallerieoffizier an den Feldzügen in Italien 1806 und Spanien 1808 teil und zeichnete sich 1809 bei Wagram aus. Am russ. Feldzuge 1812 nahm er als Kapitän und Adjutant des Marschalls Mouton (Graf Lobau) im Generalstabe Napoleons teil und blieb in dieser Verwendung bis zum Sturze des Kaisers. C. schloß sich den Bourbons unverzüglich an und stieg schnell zu höhern Stellungen auf; er war bereits 1822 Oberst und Kommandeur des Garde-Husarenregiments, nahm im folgenden Jahre an dem span. Feldzuge teil und befehligte 1830 eine Reiterbrigade. Im J. 1832 wohnte C. der Belagerung von Antwerpen bei, stieg dann zum Generallieutenant auf und wurde mit dem Oberbefehl über das Pyrenäenheer betraut. Im J. 1837 wurde er zum Pair erhoben und hielt sich für kurze Zeit in Algerien auf. Die Februarrevolution 1848 entzog C. das Kommando, doch schloß sich derselbe sogleich der Partei Ludwig Napoleons an und erwies sich als dessen eifriger Anhänger. Napoleon vertraute ihm deshalb kurz vor dem Staatsstreiche das wichtige Militärgouvernement von Lyon an, berief ihn 1852 in den franz. Senat und erhob ihn am 2. Dez. zum Marschall. Als Frankreich in fünf militärische Territorialbezirke eingeteilt wurde, übernahm C. den Oberbefehl über die Truppen im südöstl. Teile des Reichs (Armee von Lyon) und starb zu Lyon am 16. Sept. 1862.

Castellaneta, Stadt in der ital. Provinz Lecce, Distrikt Tarent, 36 km im NW. von Tarent, am Lato unter einer steilen Felswand, Gravina genannt, und an der Eisenbahn Tarent-Bari, ist Bischofssitz und zählt (1881) 7913, als Gemeinde 8918 E., welche Baumwolle bauen. Von den großen Schafherden wird ausgezeichnete Wolle gewonnen. Im 8. Jahrh. hieß die Stadt Castanea, zur Normannenzeit, im 11. Jahrh., aber C., auf mittelalterlichen Karten Castello unito.

Castelli (Alessandro), Landschaftsmaler, geb. 1810 zu Rom, bildete sich gänzlich als Autodidakt an der Natur. Seiner patriotischen Gesinnung wegen, die er 1849 und 1859 bethätigte, wurde er aus Rom verbannt, zog 1860 nach Paris, dann nach England und kehrte 1868 nach Florenz und endlich 1870 nach Rom zurück. C.s Bilder zeigen große Schärfe der Beobachtung in Form und Farbe bei poetisch verklärter Wiedergabe der Natur. Sie sind aber wenig bekannt geworden, da der Künstler auf der Berliner Kunstausstellung 1881 zum ersten mal ein Bild, Kreuzigung Christi, ausgestellt hat.

Castelli (Ignaz Friedr.), österr. Dichter, geb. 6. März 1781 zu Wien, studierte auf der dortigen Universität die Rechte. Bereits als Student war er auf belletristischem Gebiete thätig und beschäftigte sich seit 1801 als Praktikant bei der niederösterr. landständischen Buchhaltung, deren Sekretär er später wurde, namentlich mit Bearbeitung franz. Stücke für die Bühne, von denen einige beifällig aufgenommen wurden. Wegen mehrerer Kriegs- und Wehrmannslieder, besonders wegen seines weitverbreiteten «Kriegslieds für die österr. Armee», wurde er 1809 von den Franzosen in die Acht erklärt. Seine «Schweizerfamilie» (1811), von Weigl komponiert, veranlaßte den Fürsten Lobkowitz, C. als Hoftheaterdichter am Kärntnerthor anzustellen. Im J. 1814 folgte er dem Grafen Capriani, der zum Gouvernementsrat in dem von den Alliierten besetzten Teile Frankreichs ernannt war, als Sekretär über den Rhein. Mit dem Freiherrn von Münch-Bellinghausen, bei dem er gleichen Dienst versah, kehrte er sodann durch Oberitalien nach Wien zurück, wo er sich von nun an der Schriftstellerei widmete. Seit 1840 pensioniert, lebte er meist auf seinem Landsitze bei Lilienfeld, verkaufte denselben aber nach der Revolution und starb 5. Febr. 1862 zu Wien. C. war einer der populärsten österr. Dichter und ein Hauptrepräsentant des jovialen wiener Humors. Sein Talent reichte zwar keineswegs in die Tiefe, war jedoch ein vielseitiges und ungemein produktives. Er hat über 200 Theaterstücke teils selbst verfaßt, teils bearbeitet und übersetzt. Auch gab er selbst mehrere Journale, darunter den «Allgemeinen musikalischen Anzeiger» (1829—40), und die Taschenbücher «Selam» (7 Bde., Wien 1812—18) und «Huldigung den Frauen» (Lpz. und Wien 1823—48) heraus. Seine «Gedichte» (6 Bde., Berl. 1835) sprechen durch harmlosen Witz und gemütlichen Humor an. Besonders treten diese Eigenschaften in den «Gedichten in niederösterr. Mundart» (Wien 1828) hervor. Eine gelungene Travestie der Schicksalstragödien Müllners und Houwalds lieferte er in dem «Schicksalsstrumpf» (Lpz. 1818). In seinen letzten Lebensjahren gab er die «Memoiren meines Lebens» (4 Bde., Wien 1861—62) heraus. Eine Auswahl aus seinen Schriften hatte er schon vorher (16 Bde., Wien 1844—47; 3. Aufl., 22 Bde., 1861) veranstaltet. C. war ein eifriger Sammler; außer verschiedenen interessanten Kollektionen (namentlich Dosen) hinterließ er eine Bibliothek von 12000 Theaterstücken und eine Sammlung von Porträts bekannter Schauspieler und Theaterdichter.

Castellio (Sebastian) oder, wie er selbst sich nannte, Castalio, humanistischer Theolog, geb. 1515 zu St.-Martin du Fresne in Savoyen, studierte die alten Sprachen zu Lyon, ward in Straßburg mit Calvin bekannt und von diesem als Rektor einer Schule nach Genf gezogen. Bald zeigten sich jedoch Meinungsverschiedenheiten. C. faßte das Hohe Lied als Liebeslied auf und erklärte sich gegen die im genfer Katechismus vorgetragene Deutung der Höllenfahrt Christi, wonach dieselbe sich auf die Schrecken des Gewissens beziehe, welche Christus wegen unserer Sünde ertragen habe. Deshalb wurde ihm ein Predigtamt verweigert und ihm bedeutet, er möge die Stadt verlassen. C. begab

sich 1544 nach Basel und hatte hier mit der größten Not zu kämpfen, bis er im J. 1553 als Professor der griech. Litteratur angestellt ward. Der Streit mit den Genfern ging noch fort und wurde von Calvin und Beza mit leidenschaftlicher Heftigkeit geführt. An der pseudonymen Schrift Martinus Bellius' «De non puniendis gladio haereticis» gegen die calvinischen Ketzergerichte hat C. wohl Anteil gehabt, dagegen hat er es bestimmt in Abrede gestellt betreffs zweier anonymer Schriften gegen Calvins Prädestinationslehre. Die Genfer natürlich bekämpften ihn deshalb mit größter Heftigkeit, beschwerten sich auch über ihn beim baseler Rat, sodaß dieser ihm 1563 die Weisung erteilte, die Theologie andern zu überlassen und sich auf sein Amt zu beschränken. Dazu bot auch Veranlassung die von C. besorgte Übersetzung und Herausgabe der anstößigen «Dialoge» Bernardin Ochinos. Sein Hauptwerk ist die Übersetzung der Bibel in lat. und in franz. Sprache. Die lat. Übersetzung vom J. 1551, dem König Eduard VI. von England gewidmet, läßt freilich über dem Streben nach einem reinen, klassischen Ausdruck den biblischen Gedanken bisweilen etwas zu kurz kommen, zeigt aber sonst eine gründliche Gelehrsamkeit. Die franz. Übersetzung vom J. 1553 nähert sich mehr der alltäglichen Volkssprache und trifft daher in den meisten Fällen die biblischen Gedanken weit richtiger. C. starb 23. Dez. 1563. Vgl. Mähly, «Sebastian C.» (Basel 1862).

Castello Branco, Hauptstadt des gleichnamigen Distrikts in der portug. Provinz Beira, 229 km im NO. von Lissabon, auf einem Plateau in 477 m Höhe, Sitz eines Bischofs, mit (1878) 7464 E., ist mit betürmten Mauern umgeben; auf der höchst gelegenen Stelle liegt ein verfallenes Schloß. Die Stadt fertigt Wollstoffe und handelt ansehnlich mit Wein und Branntwein.

Castello-Branco (Camillo), portug. Schriftsteller, geb. zu Lissabon 10. März 1826, lebt zurückgezogen auf einem Landgute in der Provinz Minho, mit Dichtwerken und litterarhistor. Studien beschäftigt; über Gil Vicente, Sa de Miranda, Camoëns, Soropita und Don Francisco Manoel de Mello hat er auf Grund handschriftlicher Dokumente interessante Studien veröffentlicht. Was der überaus fruchtbare Dichter an Poesien, Schauspielen und besonders an Romanen herausgegeben hat, ist Gemeingut aller Gebildeten in Portugal. Er ist der gelesenste und bekannteste unter allen modernen Romanschriftstellern Portugals; mehr als 100 Bände haben ihn populär gemacht. Den Sittenroman hat er für sein Land eigentlich erst geschaffen: dabei ahmt er niemand nach. Die Menschen, die Natur, die Lebensgewohnheiten, Feste, Spiele und Intriguen, welche er schildert, alles ist durch und durch portugiesisch, und das macht den Wert seiner Werke aus, die, vom künstlerischen Standpunkt aus betrachtet, oft viel zu wünschen übriglassen. Vielgelesene Romane sind: «Onde está a felicidade?» (Porto 1858), «Mysterios de Lisboa» (1858), «Scenas contemporaneas», «I sangue», «Aventuras d'um boticario d'aldea», «A engeitada (1866), «Queda d'um anjo» (1866), «O marquez de Torres Novas», «No bom Jesus do monte», «A bruxa do monte Cordova», «O judeu», «Brilhantes do Brasileiro» «Amor de perdição». Seine Dramen haben keinen großen Erfolg gehabt. Die besten sind: «Espinhos e Flores» (1857), «Abençoadas lagrimas» und «O morgado de Fafe». Von seinen Gedichten haben den größten Wert die «Um Livro» betitelten (1858).

Castello de Vide, Stadt in der portug. Provinz Alemtejo, Distrikt Portalegre, an einem Zuflusse des Tejo, 12 km von der span. Grenze entfernt, ein von einem festen Schloß beherrschter alter Kriegsplatz mit (1878) 5263 E., welche etwas Tuch fabrizieren.

Castellon de la Plana, Hauptstadt (Ciudad) der gleichnamigen Provinz in dem span. Königreich Valencia, liegt an der valencianisch-catalon. Heerstraße und an der Eisenbahn Almansa-Tarragona, 3 km von der Küste, unweit des Mijares und im Centrum einer von diesem durch maurische Anlagen bewässerten, schönen und starkbevölkerten Ebene (la Plana). Die Stadt ist regelmäßig gebaut, hat eine schöne Hauptkirche mit Gemälden und einem 46 m hohen, isoliert stehenden Glockenturm, ein Instituto, zwei Spitäler und zählt (1877) 23393 E., welche Hanfbau, Segeltuch- und andere Leinweberei sowie lebhaften Handel treiben. Die alte Stadt Castalona lag 2 km nördlich von der jetzigen und wurde durch Jakob I. von Aragonien 1233 zerstört. — Die Provinz Castellon, aus dem nördl. Drittel von Valencia gebildet, ist meist wildromantisches Bergland, aber wohlangebaut, besitzt viele Erzgänge, Braunkohlen und Mineralquellen, und zählt auf 6336,4 qkm (1877) 283961 E.

Castello-Rosso oder Kastellorysso (Meis), türk. Stadt in Kleinasien, im Vilajet Konia, Sandschak Tekke, im alten Lykien, auf der Insel Miß-Adassi oder Megiste an der Südküste, mit 4000 E., welche Schwammfischerei und Seeräuberei treiben. Der Hafen ist unbedeutend. Auf einem Vorgebirge stand früher ein Schloß der Ritter von Rhodus.

Castelnau (C.), franz. General und vertrauter Adjutant des Kaisers Napoleon III. Sein Name ist namentlich durch die ihm 1866 übertragene Mission nach Mexiko bekannt geworden. Kaiser Napoleon hatte 30. Juli 1866 einen Vertrag mit Kaiser Maximilian abgeschlossen, nach welchem die franz. Truppen das mexikanische Gebiet in drei Terminen vom November 1866 bis zum Herbst 1867 räumen sollten, wurde indessen von der Regierung der Vereinigten Staaten von Amerika zur Beschleunigung der Räumung gedrängt und auch durch die kriegerischen Erfolge Preußens veranlaßt, Frankreichs Streitkräfte möglichst zusammenzuhalten. Napoleon beschloß, die franz. Truppen schleunigst und auf einmal aus Mexiko zu entfernen, und sandte C. zur Bemäntelung seines Wortbruchs nach Mexiko mit dem Auftrage, den Kaiser Maximilian durch Güte oder Gewalt zur Abdankung und sofortigen Rückkehr nach Europa zu bestimmen. C. traf 12. Okt. 1866 in Mexiko ein und beriet dort mit dem franz. Gesandten Dano und Marschall Bazaine über die Vollziehung des kaiserl. Befehls, wurde jedoch zunächst von Kaiser Maximilian gar nicht vorgelassen und erst am 25. Dez. von demselben in Puebla empfangen, aber abschlägig beschieden. Nunmehr rüsteten sich die franz. Truppen zum Abzug, räumten 8. Febr. die Hauptstadt und schifften sich in Veracruz nach Frankreich ein. Der von Frankreich verlassene Kaiser Maximilian fand bald darauf seinen Untergang in Queretaro. C. blieb Adjutant Kaiser Napoleons und begleitete ihn, seit 1867 Divisionsgeneral, in den Deutsch-Französischen Krieg; in der Schlacht bei Sedan war er beständig an der Seite des Kaisers und nahm mit General Wimpffen an

Artikel, die man unter C vermißt, sind unter K aufzusuchen.

den Kapitulationsverhandlungen im Schlosse Donchéry teil zur Wahrung der persönlichen Interessen Napoleons. Am Morgen des 2. Sept. begleitete C. den Kaiser in die Kriegsgefangenschaft. Im März 1871 war C. in geheimer Sendung in Berlin und erhielt dort den Degen Napoleons zurück, begleitete seinen Souverän dann bis Ostende und kehrte von dort nach Frankreich heim, wo er in stiller Zurückgezogenheit lebte.

Castelnaudary, sehr belebte Handelsstadt und Hauptort eines Arrondissements des südfranz. Depart. Aude in Languedoc, in 160 m Höhe, 36 km in WNW. von Carcassonne, an einer Anhöhe in einer fruchtbaren, mit Dörfern und Landhäusern bedeckten Ebene, am Südkanal und an der Linie Bordeaux-Cette der Französischen Südbahn, die hier nach Mazamet abzweigt, hat ein Tribunal erster Instanz, ein Handels- und zwei Friedensgerichte, ein Kommunal-Collége, eine Börse, eine Ackerbaugesellschaft und zählt (1876) 7628, als Gemeinde 9042 E., welche Fabriken für Tuch, Leinwand, Fayence, Thongeschirre und Kähne unterhalten und lebhaften Handel mit Getreide, Obst, Eisen, Vieh und Wolle treiben. Bemerkenswert erscheint außer dem Stadthaus das Wasserbehältnis des Kanals (le reservoir de St.-Ferréol), welches als Hafen dient, 1200 m im Umfange hat und mit Quais, Werften und Holzmagazinen umgeben ist. — Hier lieferten Raimund VI. von Toulouse und Raimund Roger, der Graf von Foix, gegen Simon von Montfort 1211 eine blutige Schlacht. Der erstere mußte 1229 die Mauern schleifen. C. wurde 1355 vom Schwarzen Prinzen eingenommen und verbrannt, aber 1366 wieder aufgebaut. Unter seinen Mauern siegten 1. Sept. 1632 die königl. Truppen über die Partei des Herzogs von Orléans unter Montmorency (s. d.).

Castelnau-Montratier, Stadt im franz. Depart. Lot, Arrondissement Cahors, 28 km im SSW. dieser Stadt, auf einem Hügel über der zur Garonne gehenden Lutte, in 262 m Höhe, mit (1876) 1041, als Gemeinde 3627 E., welche berühmten Wein bauen und Leder und Bretter verhandeln. Der ehemals ummauerte Ort wurde im 13. Jahrh. durch Simon von Montfort und im 14. durch die Engländer genommen. In der Nähe stehen zwei alte Schlösser und maurische Tumuli, dreifach von Gräben umzogen.

Castelnuovo (Enrico), ital. Romanschriftsteller, geb. 1839 zu Florenz, erhielt seine Bildung in Venedig, trat 1853 in ein Handlungshaus daselbst als Commis, gab 1870 den Kaufmannsberuf auf und übernahm die Redaction der politischen Zeitschrift «La stampa»; seit 1872 ist er Lehrer an der Handelsschule zu Venedig. Er veröffentlichte 1872 eine Sammlung von kleinen Novellen und Erzählungen («Racconti e bozzetti», neue Aufl., Flor. 1874); im gleichen Jahre erschien sein erster Roman: «Il quaderno della zia», dem eine Reihe anderer folgten: «La casa bianca» (1873), «Vittorina» (1874), «Lauretta» (1876), «Nuovi racconti» (1876), «Alla finestra» (1878), «Il professore Romualdo» (1878), «Nella falda» (1880), «Nella lotta» (1880), «La Contessina» (1881), «Sorrisi e lagrime» (1882). Alle seine Romane zeichnen sich aus durch psychologische Tiefe und glänzende Schilderungen, während sie inhaltlich von geringerer Bedeutung sind.

Castelnuovo d'Asti, Dorf in der ital. Provinz Alessandria, Bezirk Asti, 33 km nordwestlich von Asti, von Wiesen und Äckern umgeben, zählt (1881) 1907, als Gemeinde 3542 E. Ehemals hieß es Castelnuovo di Rivalba. In der Nähe entspringt eine Schwefelquelle.

Castel Rodrigo, Stadt in der portug. Provinz Beira, Distrikt Guarda, am Nordabhange eines von einem Kastell gekrönten Bergs, 4 km nordöstlich von Pinhel, unweit links vom Aguilar in einer gut angebauten Ebene gelegen, ist sehr alt und verfallen, von alten, dicken, geborstenen Mauern mit verfallenden runden Türmen umgeben.

Castel San-Giovanni (Castrum Sancti Joannis de Olubra), ital. Flecken in der Emilia, Provinz Piacenza, 19 km im W. von dieser Stadt, auf freundlichen Hügeln und an der Eisenbahn, nahe dem rechten Ufer des Po, mit (1881) 4984, als Gemeinde 8426 E. An Stelle der alten Befestigungen ist eine Promenade getreten, an die Stelle des Kastells ein Marktplatz. Das Kastell ist 1290 vom Besitzer des Ortes, Alberto Scotto, gebaut; später kam es in den Besitz der Visconti, dann der Farnesi, der Bourbonen und endlich in den der Erzherzogin Marie Luise.

Castel San-Pietro dell' Emilia, Stadt in der ital. Provinz Bologna, Distrikt Imola, 11 km im NW. von Imola, 22 km im SO. von Bologna, an dem zum Po gehenden Silaro, an der Eisenbahn Bologna-Rimini und an der Via Aemilia, welche, zu beiden Seiten von Arkaden begrenzt, den Ort durchzieht, hat Reste eines 1200 von den Bolognesen gebauten Kastells, eine schöne Kirche, ein Theater, besuchte Jahrmärkte und (1881) 2913, als Gemeinde 12365 E. In angenehmer Gegend entspringen hier verschiedene Mineralquellen, reich an Eisen und Kochsalz, an Kohlensäure und Schwefelwasserstoff.

Castel Sardo, Stadt auf der ital. Insel Sardinien, Provinz Sassari, auf einem Vorgebirge an der Ostseite des Golfs dell'Asinara, 33 km im NO. von Sassari, von mittelalterlichen Mauern umgeben, auf denen noch sieben Türme stehen. Der ganze Ort gewährt einen malerischen Anblick. Er zählt (1881) 636 E., welche Korallenfischerei treiben, und hat einen kleinen Hafen. Das Kastell ist 1209 von den Doria erbaut und hieß anfangs C. Genovese, von 1448 bis 1768 C. Aragonese.

Castel Sarrasin, Stadt im franz. Depart. Tarn-et-Garonne, Hauptort eines Arrondissements, 21 km im WNW. von Montauban, an der Eisenbahn Bordeaux-Toulouse, nahe rechts an der Garonne und am Canal latéral, in 70 m Höhe, ist Sitz einer Unterpräfektur, eines Tribunals erster Instanz, eines Collége, einer Agrikulturkammer, hat Fabriken von Serge, Leinen, Hüten, treibt Bonneterie, Färberei und Handel mit Getreide, Wein, Öl und Safran und zählt (1876) 3547, als Gemeinde 6906 E. Die alten Wälle der Stadt sind in Promenaden verwandelt. Der alte Name war Castrum Cerrucium.

Castel Termini, Stadt in der ital. Provinz Girgenti auf Sicilien, Distrikt Bivona, 27 km im SO. dieses Ortes, liegt ganz von Bergen umgeben, am Abhange des Pecoraio und hat (1881) 9205 E., welche reichlich Schwefel, Salz und Gips fördern.

Castelvetrano, Stadt in der ital. Provinz Trapani auf Sicilien, Distrikt Mazzara, 21 km östlich von diesem Orte, an der Eisenbahn Palermo-Trapani, 10 km vom Golf von Selinunt auf einem Hügel in 190 m Höhe gelegen. Die Umgebung ist eine herrliche, fruchtbare Ebene. Die regelmäßig

gebaute Stadt zählt (1881) 19569, als Gemeinde 21550 E., welche in Seiden-, Leinen- und Baumwollfabriken beschäftigt sind und Olivenöl und berühmte Weine (Capriata genannt) gewinnen. In der Nähe liegen die Ruinen von Selinunt.

Castéra-Verduzan, Dorf im franz. Depart. Gers, Arrondissement Condom, 10 km im SSO. von Valence, an der zur Baïse gehenden Auloue, mit 1000 E. Bei den 24° C. warmen Schwefel- und Eisenquellen ist ein Badeetablissement errichtet. Man bricht schönen gelben Marmor. In Vieux-C. stehen die Ruinen eines Schlosses der Tempelherren.

Casti (Giambattista), ital. Dichter, geb. 1721 zu Prato, machte seine Studien auf dem Seminar von Monteñascone, wo er als Professor angestellt wurde und eine Dompfründe erhielt. Später trat er zu Wien in die Dienste Kaiser Josephs II., besuchte im Gefolge von Gesandtschaften Petersburg, wo er von Katharina II. mit Auszeichnung aufgenommen wurde, dann Berlin und andere deutsche Residenzen, und wurde endlich, nach Wien zurückgekehrt, zum kaiserl. Hofpoeten ernannt. Nach Josephs II. Tode zog er sich nach Florenz zurück; seit 1798 lebte er zu Paris, wo er 6. Febr. 1803 starb. Seine Berühmtheit verdankt er den «Novelle galanti in ottave rime» (Par. 1793; neue Aufl., 3 Bde., Par. 1804), die meist schlüpfrig, aber anziehend durch die Lebhaftigkeit und Anmut des Stils sind, und dem zu langen, aber geistvollen und unterhaltenden didaktisch-satirischen Gedichte «Gli animali parlanti» (5 Bde., Mail. 1802; deutsch, 3 Bde., Brem. 1817, und von Stiegler, 2 Bde., Aachen 1843), welches er 1792—99 schrieb. Außerdem schrieb C. «Rime anacreontiche» und die komischen Opern «La grotta di Trofonio» und «Il re Teodoro in Venezia», beide von Paisiello, die erstere auch von Salieri komponiert. Eine Gesamtausgabe seiner Werke erschien 1838 in Brüssel.

Castifikation (lat.), die Reinigung (besonders in moralischer Hinsicht); castifizieren, rein, keusch machen.

Castigation (lat.), Züchtigung; Castigatio paterna, väterliche Züchtigung; castigieren, züchtigen.

Castiglione, Herzog von, s. Augereau.

Castiglione (Baldasarre, Graf), ital. Schriftsteller, geb. 6. Dez. 1478 zu Casatico im Mantuanischen, studierte zu Mailand und kam dann in die Dienste des Herzogs Lodovico Sforza, il Moro, später zu Gian Francesco Gonzaga, Markgraf von Mantua. Einige Jahre nachher nahm er Dienste beim Herzog von Urbino, Guidubaldo von Montefeltro, der ihn 1505 als Gesandten an Heinrich VII. nach England, 1507 an Ludwig XII. sandte. Als Leo X. 1513 Papst geworden, erschien C. bei demselben als Gesandter von Guidubaldos Nachfolger Francesco Maria della Rovere. Auch 1523, nach Clemens' VII. Wahl, wurde er nach Rom gesandt. Er trat nun in päpstl. Dienst und ging als Nuntius nach Spanien, wo er zu Toledo 2. Febr. 1529 starb. Unter C.s Werken (herausg. von Volpi, Padua 1793) ist «Il Cortegiano» (Vened. 1528 u. öfter; sorgfältigste Ausg. von C. Baudi di Vesme, Flor. 1854) eine wegen ihrer eleganten Prosa berühmte Bildungsschrift für junge Edelleute. Seine «Lettere» (2 Bde., Padua 1769—71) sind für die polit. wie litterarische Geschichte wichtig. Giulio Romano hat ihm, dem Freunde Rafaels, ein Monument zu Mantua errichtet.

Castiglione (Carlo Ottavio, Graf), ital. Sprachforscher, geb. 1784 zu Mailand, beschrieb mit großer Sachkenntnis die «Monete cufiche del Museo di Milano» (Mail. 1819), an welche Arbeit sich die später erschienene «Dell' uso cui erano destinati i vetri epigrafi cufiche» (Mail. 1847) anschließt. In dem «Mémoire géographique et numismatique sur la partie orientale de la Barbarie appelée Afrikia par les Arabes» (Mail. 1826) suchte er den Ursprung und die Geschichte der in der Berberei liegenden Städte zu ermitteln, deren Namen auf arab. Münzen sich finden. Am bekanntesten in Deutschland ist C. jedoch durch die Mitentdeckung der got. Übersetzung der Paulinischen Briefe und der Fragmente des Alten Testaments (in der Ambrosianischen Bibliothek zu Mailand), welche er teils allein, teils in Verbindung mit seinem Mitentdecker A. Mai 1819—39 in fünf Heften herausgab. C. starb 10. April 1849 zu Genua. Sein Leben hat Biondelli (Mail. 1856) beschrieben.

Castiglione (Giovanni Benedetto), in Frankreich le Benedette, in Italien il Grecchetto genannt, ward 1616 zu Genua geboren und erwarb sich Anerkennung als Maler und Kupferätzer. G. B. Paggi und A. Ferrari leiteten seine ersten Studien. Nachdem er sich in Genua unter van Dycks Schülern glänzend hervorgethan und in Rom, Neapel, Florenz, Parma und Venedig studiert hatte, trat er in die Dienste des Herzogs von Mantua, wo er 1670 starb. Vorzüglich ausgezeichnet ist C. als Tiermaler, wozu er sich durch langes Studium des J. Bassano in Venedig herangebildet hatte. Doch erreichte er sein Vorbild an Wahrheit und Lebendigkeit sowie in koloristischer Beziehung keineswegs. Andere Arbeiten C.s fallen in das Gebiet der Historienmalerei, der Landschaft und des Porträts. Gegen 47 Blätter, in Kupfer geätzt, zeigen eine außerordentliche Gewandtheit im Helldunkel.

Castiglione delle Stiviere, Städtchen in der ital. Provinz Mantua, 18,8 km im WSW. der Festung Peschiera, 10 km südlich vom Gardasee gelegen, hat zwei schöne Kirchen, ein Theater und ein Schloß, und zählt 3123, als Gemeinde 5251 E., welche Seidenspinnerei treiben. Der Ort galt früher als Festung und war die Fürstenresidenz der jüngsten Linie des Hauses Gonzaga von Mantua, welche 1692 wegen Streitigkeiten mit den Unterthanen ihr Land verlassen mußte, das endlich 1773 an Österreich kam. Im J. 1702 wurde C. vom 27. Mai bis 1. Juni von den Franzosen unter General Revel belagert und eingenommen, wobei namentlich das hochgelegene, mit Donjon versehene Schloß der schwachen kaiserl. Besatzung unter Oberstlieutenant Salzer ermöglichte, mehrere Tage Widerstand zu leisten, bis Wassermangel demselben ein Ende bereitete. Der Verlust von C. unterbrach des Prinzen Eugen Verbindung nach dem Gardasee hin. Am 9. Sept. 1706 siegten bei C. die Franzosen unter Medavi über die Kaiserlichen unter dem Prinzen von Hessen, welche den Platz belagerten, und 5. Aug. 1796 unter Bonaparte über die Österreicher unter Wurmser, der versucht hatte, das von dem erstern belagerte Mantua zu entsetzen. Marschall Augereau, welcher in blutigem Ringen die österr. Vorhut 3. Aug. aus C. vertrieb und am 5. Aug. das feindliche Centrum durchbrach, erhielt durch den Kaiser den Titel eines Herzogs von C. — Der in der Nähe von C. am 24. Juni 1859 erfochtene Sieg

Napoleons III. wird nach dem 7,5 km im SO. gelegenen Dorfe Solferino (s. d.) benannt.

Castiglione Fiorentino, Flecken in der ital. Provinz Arezzo, an der Eisenbahn Florenz-Rom, 15 km im S. von Arezzo, hat ein theol. Seminar, ein bischöfl. Kollegium, eine Lateinschule und zählt (1881) 1984, mit seinem Gemeindebezirk 12 644 E., die bedeutenden Seidenbau treiben.

Castilho (Antonio Feliciano), einer der vorzüglichsten unter den neuern portug. Dichtern, geb. zu Lissabon 26. Jan. 1800, studierte von 1817 bis 1822 nach dem Wunsche des Vaters, welcher Professor der Medizin zu Coimbra war, die Rechte und wurde Advokat, doch praktizierte er niemals, sondern führte ein idyllisch-poetisches Leben bei seinem Bruder Augusto Frederico. Dazu nötigte ihn ein körperliches Leiden: er war schon als siebenjähriges Kind infolge eines bösartigen Masernanfalls vollständig erblindet, ein Unglück, das auf die eigentümliche Entwickelung seines unleugbaren Dichtertalents großen Einfluß gehabt hat. Schon mit dem achten Jahre begann er zu dichten, und noch als Student veröffentlichte er seine ersten Versuche in der bukolischen Dichtkunst: «Cartas de Echo e Narciso» (Coimbra 1821; 3. Aufl., Par. 1836) und «A Primavera, collecção de poemetos» (Lissab. 1822; 2. Aufl. 1837). Ersteres wendete ihm die Liebe einer Dame zu, die er aber erst 1834 persönlich kennen lernte und, nachdem er sich mit ihr vermählt, sehr bald durch den Tod verlor. Nächst einer metrischen Übersetzung der ersten fünf Bücher der «Metamorphosen» des Ovid (Lissab. 1841) und dessen «Amores» (Rio de Janeiro 1858) gab er unter anderm «Amor e melancolia, ou a novissima Heloisa» (Coimbra 1828) und «A Noite do Castello e os Ciumes do Bardo» (Lissab. 1838) heraus. Ein Amt, welches ihm der König Johann VI. verlieh, wurde später aufgehoben; unter Dom Miguel mußte er auf einige Zeit flüchtig werden. Von einer Gesamtausgabe seiner poetischen Arbeiten sind der erste («Excuraçoes poeticas», 1844) und dritte Band («Mil e um Mysterios, Romance dos Romances», 1845) erschienen. C. hat auch vielfach deutsche, engl. und franz. Dichtungen ins Portugiesische übertragen, unter denen die des Goetheschen «Faust» hervorgehoben zu werden verdient; jedoch haben die Übersetzungen viele Mängel. Besser sind seine Übertragungen der «Fasti» des Ovid (1859), der «Georgica» des Virgil (1865) und der Lieder des Anakreon (1866). Später wurde C. auch Mitglied der königl. Akademie der Wissenschaften sowie Generalkommissar des Volksunterrichts, als welcher er sich vielfach um die Verbesserung des Elementarunterrichts und der Volksschulen verdient gemacht und eine neue Methode des Unterrichts (Methodo portuguez C., auch Methodo repentino genannt), eingeführt hat. Gegen Ende seines Lebens erhielt er den Titel und Rang eines Vicomte. Er starb zu Lissabon 18. Juni 1875. Was den Werken C.s besonders ihren Wert verleiht, ist ihre stilistische und rhetorische Vollendung, sowie die kindliche Einfalt und die Reinheit der Gefühle, welche darin ausgesprochen sind. Vgl. Ortiz, «La literatura Portuguesa en el siglo XIX» (Madr. 1870); Theophilo Braga, «Historia do Romantismo em Portugal» (Lissab. 1880) und «Memorias de C.» (Lissab. 1881), eine mit warmer Liebe, doch mit blinder Bewunderung von seinem Sohne Julio de C. geschriebene, äußerst minutiöse Biographie des Dichters. — Sein jüngerer Bruder, Augusto Frederico C., geb. 1802 zu Lissabon, ist bis zu seinem Tode ein treuer Gefährte, Studiengenosse und Freund seines blinden Bruders gewesen. Er war Landpfarrer im Bistum Averio, mußte ebenfalls unter Dom Miguel flüchten und starb auf Madeira 31. Dez. 1840. Er übersetzte Lucans «Pharsalia» und gab mit seinem ältern Bruder «Quadros historicos de Portugal» (8 Lfgn., Lissab. 1831—41) heraus. — Ein dritter Bruder, José Feliciano C., geb. 4. März 1812 zu Lissabon, studierte in Coimbra und sah sich 1829 zur Auswanderung genötigt. Er wendete sich nach Paris, wo er mit seinem Bruder Alexander C. sich vorzugsweise mit Mnemonik beschäftigte und mit diesem den «Traité mnémonique», das «Dictionnaire de mnémonique» und den «Traité de sténographie» herausgab. Nach seiner Rückkehr nach Portugal bekleidete er mehrere Stellen und redigierte eins der geachtetsten Journale der gemäßigt liberalen Partei, bis er sich 1836 abermals genötigt sah, auszuwandern. Er hielt sich längere Zeit in Hamburg auf und kehrte von da nach Portugal zurück, wo er 1843—47 Vorstand der Nationalbibliothek zu Lissabon war. C. begab sich 1847 nach Brasilien, wo er seitdem lebte.

Castilien bildet in natürlicher und polit. Hinsicht die Mitte der Hesperischen Halbinsel. Es ist die Centrallandschaft, wo die Plateauform des Landes am ungestörtesten und eigentümlichsten ausgeprägt ist, und der Kern der span. Monarchie. In beiden Beziehungen erscheint die Trennung in das nördl. Alt- und das südl. Neucastilien notwendig. Das Plateau von Altcastilien, zu welchem auch noch der größte Teil der ehemaligen Provinz Leon gehört, ist unter den größern Hochebenen Europas die höchstgelegene, indem ihr tiefster Punkt bei Zamora 619 m über dem Meere liegt, während die mittlere Höhe etwa 800 m beträgt. Sie bildet eine nach W. gesenkte Mulde, deren Nordrand das cantabrisch-astur. Gebirge, den Südrand das castil. Scheidegebirge bildet, und zerfällt in mehrere natürliche Abteilungen. Den Kern derselben bilden die Tierras de campos, baumlose Ebenen, aber zum Anbau von Getreide und Gemüsen wohl geeignet, da sich in geringer Tiefe Wasser findet. Nur südlich vom Duero, zwischen dessen Nebenflüssen Eresma und Adaja, ist die öde altcastil. Steppe. Im N. steigt die ebenfalls baumlose Terrasse von Reinosa über 1000 m empor, reich an Grasweiden, mit den obersten Thälern des Ebro und der Pisuerga. Südlich und südöstlich hiervon breiten sich die baumreichen, fruchtbaren und wohlangebauten Hügellandschaften von Burgos und Lerma und die Bureba aus, letztere steil zum Ebrothale abfallend. Weiterhin ist die castil. Hochebene von dem Thale des Ebro durch mächtige Gebirgszüge geschieden, von denen das Idubedagebirge weit nach W. in die Provinz Burgos hineinreicht. An seinem südwestl. Fuße liegt die rauhe Hochebene von Soria, bis 1100 m hoch, die Verbindung mit dem neucastil. Plateau bildend und nur mit holzigen Sträuchern bestanden. Die Bewässerung der altcastil. Hochebene ist gering, der Duero mit seinen Nebenflüssen ist im Sommer wasserarm und die ungenügenden Anfänge eines Kanalsystems sind seit Beginn der Eisenbahnbauten nicht fortgesetzt worden. Im südwestl. Teile des Plateau von Soria erheben sich mehrere Ketten aus sekundärem Kalk und Sandstein, die trotz ihrer

Meereshöhe von 1030 m nur als niedrige Rücken erscheinen, wie die Altos de Barahona. Sie bilden den Anfang des castil. Scheidegebirges, welches die Halbinsel bis zu ihrem westlichsten Punkte durchzieht. An diese schließen sich weiterhin die Cuesta de Atienza, Sierra Pela und Sierra de Ayllon, mit dem 2064 m hohen Pico Ocejon. Nach SW. umbiegend erhebt sich der Zug zu den mächtigen Ketten von Somosierra und Sierra de Guadarrama, deren gewaltige Granitmauern in der Cebollera (2145 m) und im Pico de Peñalara (2507 m) gipfeln. Nordwestlich von Madrid senkt sich die Sierra de Guadarrama zu breiten, stürmischen Hochebenen (Parameras), in welche die Flußthäler tief eingeschnitten sind; die Paramera de Avila trägt den 2104 m hohen Cerro del Zapatero. Südlich von diesem Zuge, durch die Längenthäler des obern Alberche und Tormes geschieden, erhebt sich die Sierra de Gredos mit dem 2660 m hohen Plaza de Almanzor. Von da an ändert sich der Charakter des Gebirges, es besteht aus einer Anzahl paralleler südwestlich streichender Ketten, die durch Parameras voneinander geschieden sind, sodaß die Verbindungswege zwischen Leon und Estremadura nirgends die Gebirgsketten überschreiten.

Das Plateau von **Neucastilien**, tiefer als das vorige liegend, bildet eine nach W. geneigte doppelte Mulde, entsprechend den beiden Flußgebieten des Tajo und Guadiana, welche im östl. Teile nur durch eine flache Erhebung geschieden sind, die weiter westlich zu den Montes de Toledo ansteigt, und in Estremadura in der bis 1558 m hohen Sierra de Guadalupe kulminiert. Der Teil der südl. Mulde, welcher zu Neucastilien gehört, ist unter dem Namen La Mancha (s. d.) berühmt. Das obere Flußgebiet des Tajo bildet die fruchtbare Hügellandschaft Alcarria, im Halbkreise von einer Anzahl kleinerer Plateaus von ödem Ansehen eingeschlossen, die bis 1300 m aufsteigen und allmählich in die Terrassenlandschaften von Aragonien und Valencia übergehen. Westlich an die Alcarria stößt die Hochebene von Madrid, bedeutend unfruchtbarer, aber ziemlich angebaut und etwa südlich bis zum Tajo reichend, während jenseit desselben schon die öden Steppen der Mancha beginnen. Weiter abwärts gelangt man zu dem weidereichen, aber wenig angebauten Plateau von Toledo, und endlich zu der schönen Ebene von Talavera de la Reina (351 m), welche sich durch ihren Reichtum an Laubwald von den übrigen Teilen Neucastiliens vorteilhaft auszeichnet und den schmalsten Teil des Tajogebietes bildet. Die Flußthäler sind in Neucastilien im allgemeinen tief eingeschnitten und stehen durch ihre außerordentliche Fruchtbarkeit und ihren Laubreichtum im schroffen Gegensatz zur Umgebung. Auch Neucastilien leidet unter ungünstigen Verkehrsverhältnissen, die Flüsse sind für die Schiffahrt unbrauchbar und die wenigen neuerdings erbauten Bahnen können den Mangel eines vollständigen Straßennetzes nicht ersetzen. Bei der hohen Lage C.s ist das Klima ziemlich rauh und zeichnet sich namentlich durch große Trockenheit, heftige Temperaturwechsel und häufige Stürme aus. Im allgemeinen erscheint das Land in traurigem Zustande, und doch ist der Castilier der stolze und echte Repräsentant des span. Volkscharakters, seine Sprache die der Schrift und der Gebildeten im ganzen Lande geworden. Jetzt umfaßt **Altcastilien** die acht Provinzen Santander Palencia, Valladolid, Avila, Segovia, Soria, Burgos und Logroño und zählt auf 65806,8 qkm (1877) 1654495 E. **Neucastilien** besteht aus den fünf Provinzen Madrid, Guadalajara, Cuenca, Toledo und Ciudad-Real und hat 72564,8 qkm mit 1627945 E. Zur Krone C., im Gegensatze der Krone Aragonien und der freien Provinzen Navarra, Alava, Guipuzcoa und Biscaya, gehören außerdem noch das Königreich Leon, Galicien, das Fürstentum Asturien, die Landschaft Estremadura und Andalusien mit Granada und Murcia. Altcastilien bildete sich als selbständiger Staat aus der Grafschaft Burgos, deren Besitzer, Ferdinand Gonzales, sich seit 923 unabhängig machte. Ferdinand I. oder d. Gr., der 1035 bei der Teilung der väterlichen Besitzungen Altcastilien erhielt, erhob dasselbe nach Erwerbung Leons (1037) zum Königreiche C. Durch Alfons VI. ward 1085 das von ihm eroberte maurische Königreich Toledo unter dem Namen Neucastilien mit Altcastilien vereinigt. Als Ferdinand III. 1230 die 1157 von einander getrennten Reiche Castilien und Leon wieder unter seinem Scepter vereinigte, sprach er die Unteilbarkeit C.s aus und führte das Recht der Erstgeburt ein. Unter seinen Nachfolgern zeichnete sich besonders Alfons X. (s. d.) und Johann II. aus. Da Isabella, die Schwester Heinrichs IV., welche diesem 1474 in der Regierung folgte, seit 1469 mit dem Kronprinzen Ferdinand von Aragonien vermählt war, wurden 1479 nach König Johanns II. von Aragonien Tode beide Länder vereinigt und bildeten nun das Königreich Spanien, wiewohl die gänzliche Verschmelzung derselben erst nach Ferdinands des Katholischen Tode 1516 erfolgte.

Castilla (Don Ramon), peruan. General und Staatsmann, geb. 31. Aug. 1797 zu Javapaca an der Grenze gegen Bolivia, kämpfte während des Unabhängigkeitskriegs unter San-Martin, war dann in den peruan. Bürgerkriegen vielfach thätig, stürzte 1844 den Diktator Vivanco und wurde 1845 zum Präsidenten gewählt. Nach 6jähriger, für Peru wohlthätiger Verwaltung legte er 20. März 1851 sein Amt nieder, stellte sich aber 1854 an die Spitze des Aufstandes gegen Echenique, den er zur Flucht nötigte, wurde 1855 abermals zum Präsidenten gewählt und im Okt. 1858 aufs neue als solcher proklamiert; 1863 legte er sein Amt nieder und starb 30. Mai 1867 zu Arica.

Castille (Charles Hippolyte), franz. Romanschriftsteller und Publizist, geb. 8. Nov. 1820 zu Montreuil-sur-Mer, erhielt seine Erziehung in Douai und Cambrai und wandte sich dann nach Paris. Er schrieb mehrere Romane (wie «Les oiseaux de proie» und «Le markgrave des Claires»), begründete 1847 mit Molinari die Zeitschrift «Le travail intellectuel» und 1848 mit Bastiat «La République française» und vertrat in diesen und andern Blättern sozialistische Ideen. Später verfaßte er mehrere histor.-polit. Schriften, wie «Les hommes et les mœurs sous le règne de Louis Philippe» (1853), «Histoire de la seconde République française» (4 Bde., 1854—55), «Parallèle entre César, Charlemagne et Napoléon» (1858), «Histoire de soixante ans, 1789—1850» (4 Bde., 1859—63), «Portraits politiques au XIX^e^ siècle» (70 Bdchn., 1856—60). Daneben war er fortgesetzt journalistisch thätig. Namentlich werden ihm die unter dem Namen Alceste im «Universel» (1869—70) und später in der «Constitution» und im «Avenir national» erschienenen Artikel zugeschrieben.

Castillejo (Cristóval), der letzte Repräsentant der altspan. Hofpoesie, wurde 1490 zu Ciudad-Rodrigo geboren. Kaum 15 J. alt, kam er als Page an den Hof des Infanten Don Fernando, des nachmaligen röm. Kaisers Ferdinand I. Dann wurde er Sekretär des Infanten, welchen Posten er über 30 Jahre bekleidete. C. folgte 1531 seinem Herrn nach Wien, wo er 12. Juni 1556 starb. Er liegt begraben in der Neuklosterkirche der Wiener Neustadt. C. nimmt in der Geschichte der span. Poesie eine merkwürdige Stelle ein, indem seine poetische Wirksamkeit gerade in jene Übergangsperiode aus dem alten, noch fast ganz nationalen Stile in den klassisch-italienischen fällt, dessen Nachahmung durch Boscan und Garcilaso begonnen hatte. Durch und durch Castilier, widersetzte sich C. dieser Neuerung als einer antinationalen, und bekämpfte sie nicht nur durch Festhalten an den alten Formen, sondern auch mit den Waffen zügellosen Witzes und herben Spottes. Seine Gedichte zeugen von einer ungemeinen Sprachgewandtheit und technischen Fertigkeit in der Versifikation und bekunden, obgleich meist Gelegenheitsgedichte im Tone der Hof- und Konversationspoesie, Leichtigkeit der Konzeption, Natürlichkeit und Lebendigkeit der Ausführung. Besonders ist das Scherzhafte und Satirische C.s eigentliches Element. Die Gedichte, von der Inquisition verboten, erschienen zuerst nach C.s Tode gesammelt von Juan Lopez de Velasco, auf Befehl der Inquisition jedoch verändert, zu Madrid 1573, dann in Ramon Fernandez' Sammlung (Bd. 12 und 13, Madr. 1792); zuletzt im 32. Bande der madrider «Biblioteca de autores españoles», in der von Don Adolfo de Castro besorgten Sammlung der «Poemas liricos de los siglos XVI y XVII» (Madr. 1854). Eine Einzelausgabe seines «Dialogo sobre las mujeres» und des «Sermon de amores» erschien neuerdings (Madr. 1878, Bd. 39 der «Biblioteca universal»).

Castillo (Andrés del), span. Novellist, der um 1640 blühte. Er war aus Brihuega bei Toledo gebürtig und schrieb sechs Novellen unter dem Gesamttitel «La moxiganga del gusto» («Die Mummerei des Geschmacks», Saragossa 1641). Zwei davon stehen in der «Coleccion de novelas escogidas» (Madr. 1788—91). Eine ward in die von Cayetano Rossell besorgten «Novelistas posteriores à Cervantes» aufgenommen (Bd. 33 der «Biblioteca de autores españoles»). Ihr Titel ist «La muerte del avariento y Guzman de Juan de Dios».

Castillo (Bernal Diaz del), span. Historiker, begleitete 1519 Cortez nach Mexiko, wo er um 1560 starb. Seine «Geschichte der Entdeckung und Eroberung von Neuspanien» erschien 1632 zu Madrid im Druck und wurde von Rehfues (4 Bde., Bonn 1838) deutsch bearbeitet.

Castillo (Canovas del), s. Canovas.

Castillo (Diego Enriquez del), Kaplan und Chronist Heinrichs IV. von Castilien, wurde zu Segovia geboren und von jenem König zu wichtigen Unterhandlungen verwendet. Nach der Schlacht von Olmedo fiel er in die Gefangenschaft der Partei des Infanten Alfons in Segovia. Seine Chronik erzählt die Begebenheiten der Regierungszeit Heinrichs IV. (1454—74) in einem einfachen, fast trockenen Stil und nimmt Partei für den König, ohne jedoch dessen Gegner allzusehr in den Schatten zu stellen. Herausgegeben wurde das Werk von Miguel de Flores in der von der königl. Akademie der Geschichte veranstalteten Sammlung der span. Chroniken (Madr. 1787) und neuerdings im 10. Bande der madrider «Biblioteca de autores españoles», in der von Don Cayetano Rossell besorgten Sammlung der «Cronistas de los Reyes de Castilla». Noch hat man von C. ein allegorisches, mit viel Gelehrsamkeit angefülltes Gedicht, eine Vision auf den Tod Alfons' V. von Aragonien, herausgegeben von Ochoa (mit den Gedichten des Marquis de Santillana, Par. 1844).

Castillo (Juan Ignacio Gonzalez del), ein dramatischer Dichter Spaniens, der um 1800 blühte. Er stammte aus Andalusien und ergötzte mit seinen volkstümlichen Schauspielen und Possen die Gesellschaft von Cadiz, blieb aber bis 1845 über die Grenzen seiner Vaterstadt hinaus ziemlich unbekannt. Denn erst in diesem Jahre sammelte Adolf de Castro die erhaltenen 42 Zwischenspiele des C. «Sainetes de Don Juan del Castillo, con un discurso sobre este genero de composiciones» (4 Bde., Cadiz 1845—46), deren viertem Bande eine Biographie des Autors beigegeben ist. Die beliebtesten seiner Stücke sind: «El soldado fanfarron», «La Galiada», «La casa de vecindad» und «La mujer corregida y marido desengañado». Sie spiegeln das andalus. Volksleben treu, lebendig und heiter in buntwechselnden Scenen und Situationen wider.

Castillon-sur-Dordogne, Stadt im franz. Depart. Gironde, Arrondissement Libourne, 18 km im OSO. dieser Stadt, rechts an der Dordogne und an der Eisenbahn Libourne-Bergerac, zählt (1876) 2766, als Gemeinde 3084 E., welche Seilerei, Spinnerei und Handel mit Wein und Gartenprodukten treiben. In 1,5 km Entfernung liegt das berühmte Schlachtfeld von C. (1453), wo Talbot fiel und mit ihm die engl. Herrschaft in Guyenne. Ein Obelisk erinnert an die Thatsache. Im 16. Jahrh. war C. ein fester Platz der Hugenotten.

Castillonès, Marktflecken im franz. Depart. Lot-et-Garonne, Arrondissement Villeneuve-sur-Lot, 33 km im NNW. dieses Ortes, in 119 m Höhe auf einem Hügel, links von dem zur Garonne gehenden Dropt, mit (1876) 1252 E., als Gemeinde 2055 E.

Castillo-Solorzano (Alonso del), bemerkenswerter span. Schriftsteller, der zwischen 1624 und 1649 wirkte, war ein sehr fruchtbarer Novellen- und Komödiendichter. Von den erstern sind vorzüglich die Schelmenromane «El Bachiller Trapaza» und die «Garduña de Sevilla» («Der Marder von Sevilla») so beliebt geworden, daß noch in neuester Zeit (Madr. 1846—48) illustrierte Ausgaben davon veranstaltet wurden. Unter seinen übrigen, zum Teil sehr freien Novellen im engern Sinne sind die bekanntesten unter dem Titel «Quinta de Laura» («Landhaus der Laura», 1625) und «Alivios de Casandra» («Erfahrungen der Casandra», 1640) erschienen, in denen C. die «Auroras de Diana» des Pedro de Castro nachbildete. Ganze Reihen von novellistischen Erzählungen sind zusammengefügt in seinen «Jornadas alegres» (1626), «Tardes entretenidas» und «Noches de placer» (1631). Elf seiner Erzählungen figurieren in der «Coleccion de novelas escogidas» (Madr. 1788—91). Unter seinen Komödien sind die besten «El marques del Cigarral», ein Stück, das lange irrtümlich Moreto zugeschrieben wurde und das Corneille nachgeahmt hat, und «El Mayorazgo» («Das Lehngut»); beide finden sich in der von Mesonero

Romanos besorgten Ausgabe der «Dramáticos contemporáneos de Lope de Vega» (Bd. 45 der madrider «Biblioteca de autores españoles»).

Castine, Flecken und guter, geräumiger Einfuhrhafen des County Hancock im nordamerik. Unionsstaat Maine am linken Ufer des Penobscot, 54 km unterhalb Bangor gelegen, zählt (1880) 1215 E., welche zum überwiegenden Teil Schiffbau und Fischerei treiben. C. ist der Sitz eines Lehrerseminars (Eastern State Normal School), welches 1879 137 Zöglinge hatte. Der Name des Ortes rührt von seinem Gründer Baron de Castine her, einem franz. Edelmann, der sich hier 1667 ansiedelte, die Kolonie aber wegen der Grenzkriege mit den Indianern und Engländern später wieder aufgab; 1760 besiedelten es die Engländer.

Cast-iron (engl.), s. unter Cast.

Castitas (lat.), Züchtigkeit, Keuschheit; **C. violata**, verletzte Keuschheit.

Castize, Bezeichnung für Abkömmlinge aus der Verbindung von portug. Eingeborenen mit Mestizen.

Castle (engl., spr. Kahß'l), Burg, Schloß.

Castlebar oder **Aglisch**, Stadt in der irischen Provinz Connaught, Grafschaft Mayo, 256 km im WNW. von Dublin, und an der Eisenbahn Athlone-Westport, mit 3571 E., welche Brauerei betreiben und grobes Leinen arbeiten und verhandeln. Das daneben fließende Gewässer sammelt das Wasser aus den kleinen Seen von C. und von Sateen und führt es zu dem großen See Conn.

Castle Cary, Marktflecken in der engl. Grafschaft Somerset, 34 km im OSO. von Bridgewater und an der Great-Western-Bahn, mit (1881) 5414 E., welche grobes Leinen und Pferdehaarzeug fertigen. Dabei die Ruine eines normann. Schlosses.

Castle Comer, Marktflecken in der irischen Provinz Leinster, Grafschaft Kilkenny, am Deen, der zur Nore, einem rechten Nebenfluß des Barrow, fließt, mit 1320 E., welche Kohlenbergbau treiben.

Castle Donington oder **Swan-Hill**, Flecken in der engl. Grafschaft Leicester, unweit rechts vom Trent, mit (1881) 2567 E.

Castleford, Stadt in der engl. Grafschaft York, West-Riding, an der Eisenbahn Wakefield-York, 12 km im NO. von Wakefield, am rechten Ufer der zur Ouse fließenden Aire, mit (1881) 10523 E., welche Töpferei treiben. C. steht an der Stelle der alten Römerstation Legeolium; in der Umgegend finden sich röm. Altertümer.

Castlereagh (Henry Robert Stewart, Viscount), seit 1821 Marquis von Londonderry, engl. Staatsmann, aus einer angesehenen, zur Zeit Jakobs I. aus Schottland nach Irland übergesiedelten Familie, wurde 18. Juni 1769 auf dem Familiensitze Mount-Stewart in der irischen Grafschaft Down geboren. Nachdem er seine Studien zu Cambridge beendet und einige Reisen auf dem Kontinent unternommen hatte, ließ er sich 1793 von der Grafschaft Down in das irische Parlament wählen. C. machte zuerst dem Ministerium Opposition, schloß sich aber bald der Politik Pitts an. Als sein naher Verwandter Lord Camden Vizekönig von Irland wurde, erhielt C. 1797 das Amt eines ersten Sekretärs der irischen Verwaltung. In Irland hatten die Katholiken und Demokraten gegen die Orangisten eine geheime Union gestiftet, und als der franz. General Humbert im Aug. 1798 an den irischen Küsten gelandet, kam es auf beiden Seiten zu Scenen des wildesten polit.-relig. Fanatismus. C. verfolgte mit blutiger Rache die kath. Iren, bemächtigte sich der Häupter der Verschwörung, indem er ihnen Amnestie versprach, und erpreßte Geständnisse durch die Folter. Nach der Vereinigung Irlands mit England 1800, die er aus allen Kräften betrieb, trat er in das vereinigte brit. Parlament und suchte sich durch außerordentliche Geschäftsthätigkeit Pitt unentbehrlich zu machen. Als Pitt das Ministerium an Addington abtrat, behielt C. seine Ämter, und als ersterer die Zügel der Regierung 1804 wieder ergriff, wurde er Minister des Kriegs und der Kolonien. Nach Pitts Tode dankte er 1806 unter dem Ministerium Fox und Grenville ab, hielt sich im Parlament zur Opposition und griff mit besonderer Lebhaftigkeit die Verwaltung des Kriegsministers Windham an.

Als bald darauf Fox starb, übernahm C. 1807 unter der Verwaltung des Herzogs von Portland und Percevals das Kriegsministerium und veranstaltete den verunglückten Zug nach Walcheren. Canning, der damals Minister des Auswärtigen war, griff seinen Kollegen C. deshalb so heftig an, daß zwischen ihnen 21. Sept. 1809 ein Pistolenduell stattfand, nach welchem beide ihre Ämter niederlegten. Indessen erhielt C. nach Percevals Ermordung und nach dem Rücktritte des Marquis Wellesley 1812 selbst das Portefeuille des Auswärtigen und leitete, wenn auch nicht mit dem Namen, doch mit dem Einflusse eines Premierministers fortan die brit. Politik. Die Richtung dieser Politik war eigentlich von den Verhältnissen vorgeschrieben, aber C. hat das Verdienst, daß er sie mit der dem brit. Nationalcharakter eigentümlichen Beharrlichkeit und Hartnäckigkeit geltend machte. Er betrieb offen und insgeheim in Spanien, Italien, Deutschland, Schweden und Rußland die Abwerfung des franz. Jochs und den Sturz Napoleons. Nach der Schlacht bei Leipzig erschien er auf dem Kontinent, unterhielt die Fortsetzung des Kriegs durch Auszahlung der Hilfsgelder, brachte besonders den Vertrag von Chaumont 1. März 1814 zu Stande, wohnte dem Kongreß von Chatillon bei und zögerte, den ersten Pariser Frieden zu unterzeichnen, weil Napoleon darin als Kaiser und Souverän von Elba anerkannt war. Da C. gewissermaßen die Seele der europ. Koalition gewesen, so wurde er von den Fürsten und Großen nach dem Sturze des gemeinsamen Feindes mit Ehrenbezeigungen überhäuft. In Wien, wo er Englands Politik vertrat, suchte er vergeblich eine Akte gegen den Negerhandel zu erlangen, und schloß sich dem Geheimbunde Frankreichs und Österreichs gegen Rußland an. Die Rückkehr Napoleons von Elba zerriß diese Intriguen. Nachdem England unter C.s Leitung von neuem alle Kraft aufgeboten hatte, um den Kaiser niederzuwerfen, war er neben Wellington persönlich bei dem Abschluß des zweiten Pariser Friedens thätig und lenkte fortan das Reich im Sinne eines immer schroffer werdenden Torysmus. Überall sah C. Feinde und Verschwörungen, und als er eben im Begriffe war, zum Kongreß nach Verona abzureisen, erlag sein abgespannter Geist dem Wahnsinn. Er wurde beaufsichtigt, öffnete sich aber in einer unbewachten Stunde mit einem Messer 12. Aug. 1822 die Pulsader am Halse und starb in den Armen seines Arztes. Seine «Correspondence, despatches and other papers» gab sein Bruder Ch. W. Vane, Marquis von Londonderry (Bd. 1—4, Lond. 1847; second series,

Bd. 5—8, Lond. 1851) heraus. Eine Rehabilitation seines Charakters versuchte Alison in «Lives of Lord C. and Sir Ch. Stewart» (3 Bde., Lond. 1862).

Castleton, drei brit. Ortschaften. 1) Marktflecken von 680 E., liegt in der Grafschaft Derby, im Höhenzuge High-Peak, 51 km im NNW. von Derby, hat histor. Ruinen und treibt Kohlenbergbau. In der Nähe befindet sich die berühmte Castleton-Höhle. Die Gewässer verschwinden hier mehrfach in Höhlenschlünden und kommen in 100 km Entfernung beim Chee-Tor wieder zum Vorschein. Die äußere Kammer der großen Teufelshöhle hat einen natürlichen Bogen von etwa 39 m Spannung; die nur bei Fackellicht zu durchwandernden Höhlen ziehen sich 747 m weit ins Innere, wo ein unterirdischer Strom das Weitergehen hindert, der bis dahin schon einigemal überschritten werden muß. Die Tiefe ist etwa 204,6 m. Ähnlich ist die fast 7,5 km westlicher gelegene Eldon-Höhle. Mam-Tor oder der Scheuerberg erhebt sich 244 m hoch und hat ein altes Lager auf dem Gipfel; überhaupt sind brit. und andere alte Überreste häufig im Bezirke, der einer der malerischsten in England ist. 2) Stadt in der Grafschaft Lancaster, 1,5 km im SO. von Rochdale, von dem es eine Vorstadt ist, an der Eisenbahn gelegen; sie zählt (1881) 4017 E. und liegt in einem sehr industriösen, an Baumwoll- und Wollspinnereien und Webereien reichen Bezirke. 3) Castleton oder Liddisdale, Gemeinde in Roxburghshire (Schottland), 29 km im S. von Hawick, an der zur Esk gehenden Liddel und an der Eisenbahn Carlisle-Edinburgh, zählt 2200 E.

Castletown, brit. Seestadt an der Südküste von der Insel Man, an einer schlechten Bai, Sitz des Gouverneurs von Man und eines Bischofs, mit 2320 E., welche lebhaften Küstenhandel treiben. Dabei liegt das Schloß Rushen. — Castletown-Bearhaven, irisches Städtchen in der Provinz Munster, Grafschaft Cork, 32 km im W. von Bantry, an der Nordwestküste der Bai, gegenüber der Bear-Insel, mit 1000 E. — Castletown-Kindalen oder Vastma, irische Gemeinde in der Provinz Leinster, Grafschaft Westmeath, beim See Ennel, mit 2210 E. — Castletown-Roche, irische Gemeinde in der Provinz Munster, Grafschaft Cork, 32 km nördlich von Cork, am Awbeg oder Mulla, der zum Blackwater fließt, mit 1765 E.

Castor (lat.), Biber.

Castoreum (Bibergeil), s. unter Biber.

Castorhüte, Biberhaarhüte (frz. chapeaux de castor, engl. beaver-hats), s. Hutfabrikation.

Castorin (vom frz. castor, Biber), eine Art baumwollener Plüsch, s. unter Plüsch.

Castoröil, engl. Bezeichnung für Ricinusöl (s. d.).

Castor und Pollux, s. Dioskuren.

Castra (die Mehrzahl von dem wenig gebräuchlichen Castrum) nannten die Römer das militärische Lager. Die infolge der vielen Kriege der Römer immer mehr ausgebildete Anlage und Einrichtung desselben nimmt in der Geschichte der Kriegskunst eine hervorragende Stellung ein. In der Grundanlage ist es uralt. Wie andere Niederlassungen, namentlich Kolonien, wurde es als ein Viereck vermessen, welches nach der Lehre der Augurn (s. d.) durch zwei sich rechtwinkelig schneidende Linien, den Cardo (eigentlich die Linie von Norden nach Süden) und den Decumanus (die Linie von Osten nach Westen) geteilt war. Bei Lagern wurde die Richtung dieser Linien durch den Ort des Feindes und den Marsch des Heeres bestimmt. Ein Kriegstribun mit einigen Centurionen pflegte dem Heere vorauszugehen, um das Lager an einem geeigneten Platz, womöglich an einer Anhöhe, abzustecken. Dasselbe wurde in der Richtung des Cardo von einer breiten Straße durchzogen, der Via principalis, welche in zwei Hauptthore (die Porta principalis dextra und sinistra) mündete, und in der Richtung des Decumanus von einer zweiten halb so breiten, welche jene rechtwinkelig kreuzte und nach vorn auf die Porta praetoria, nach hinten auf die Porta decumana oder quaestoria auslief. Die Via principalis teilte das Lager in einen größern vordern und einen kleinern hintern (dem Feinde abgekehrten) Abschnitt. In letzterm lag der Feldherr mit dem Stabe und ausgewählten Truppen. Unmittelbar hinter der breiten Hauptstraße lagen die Zelte für die Stabsoffiziere (Legionstribune, Legaten, Präfekten der Bundesgenossen), dahinter durch einen Weg mit der Hauptstraße verbunden und ihr zugekehrt das Prätorium, der Platz für das Zelt des Feldherrn. Auf der Hauptstraße in der Front des Prätoriums stand ein Altar, wo der Feldherr opferte, und war der Platz, wo die Tribune richteten und das ganze Lagertreiben sich konzentrierte. Auf der einen Seite des Prätoriums lag das Forum, wo das Tribunal sich erhob, auf dem der Feldherr zu den Truppen redete oder Recht sprach, auf der andern das Quästorium. Rechts und links von Forum und Quästorium lagen erlesene Mannschaften, und endlich lagen zwischen dem Wall und der Straße, welche hinter dem Prätorium und den Räumlichkeiten neben ihm parallel mit der Via principalis durch das Lager zog, ausgewählte Truppen aus der Reiterei und dem Fußvolk der Bundesgenossen sowie Hilfsvölker. Jenseit der Via principalis in der dem Feinde zugekehrten weit größern Abteilung des Lagers (sie begriff etwa zwei Drittel des Ganzen) lag das Gros des Heeres ebenfalls in genau geregelter Weise. Auch dieser Raum war durch Wege geteilt. Eine der Hauptstraße parallel laufende Straße, die Via quintana, welche auf Nebenthore mündete, halbierte das Ganze der Breite nach, während die längs des Decumanus gezogene und einige mit ihr gleichlaufende Straßen, welche die Quintana rechtwinklig schnitten, dasselbe der Länge nach teilten.

Das Lager wurde mit Wall und Graben eingefaßt, welche aber zwischen sich und jenen Zelten, Plätzen und Straßen einen 200 Fuß (etwa 30 m) breiten, leeren Raum ließen, der hauptsächlich für den Aufmarsch der Truppen und zur Sicherung gegen Feuer und Geschosse bei Angriffen bestimmt war. Der Wall (agger) wurde aus Erde aufgeworfen und mit Palissaden (valli, die Palissadenreihe heißt vallum) besetzt. Wall, Thore, Hauptquartier und die andern Teile des Lagers wurden von Posten bewacht, die besonders des Nachts regelmäßig abgelöst und inspiziert wurden.

Die Grundzüge des röm. Lagers blieben im wesentlichen dieselben, obwohl die Anordnung im einzelnen im Zusammenhang mit den Veränderungen in der Armee sich im Laufe der Zeit vielfach änderte. Namentlich befand sich später das Prätorium mit den damit verbundenen Räumlichkeiten nebst den auserlesenen Truppen in dem mittlern Drittel des Lagers, und waren die Hilfsvölker und Legionen so gelegt, daß jene von diesen umschlossen waren. Seit längere Kriege auch in entferntern Gegenden

geführt wurden und es sich um die Behauptung von eroberten Provinzen handelte, unterschied man Sommer- und Winterlager (C. aestiva und hiberna), während früher nur im Sommer Krieg geführt wurde und die Wehrmannschaft im Winter in Rom blieb. Die Hiberna wurden natürlich fester und bequemer eingerichtet. Lager, welche längere Zeit hindurch bewohnt und dafür eingerichtet waren, unterschied man als Standlager (C. stativa) von den auf einzelne Tage oder kürzere Zeit errichteten.

In der Kaiserzeit entwickelten sich gleichzeitig mit der Ausbildung der stehenden Heere viele solche Standlager zu wirklichen Festungen und wurden andere von Anfang an als solche angelegt. Und wenn diese Festungen nicht wie befestigte Städte und unsere Festungen zugleich eine städtische Einwohnerschaft umschlossen, so wurden sie doch öfter bei ältern Ortschaften angelegt, und Niederlassungen (canabae) von Marketendern, Handel- und Gewerbetreibenden, auch ausgedienten Soldaten (Veteranen) schlossen sich an die Standlager an. Von diesen Niederlassungen wurden viele mit der Zeit faktisch, manche auch rechtlich Städte zum Teil von großer Bedeutung, wie z. B. Mainz, Straßburg, Wien, Ofen u. s. w. Endlich sind aus den C. selbst, nachdem sie von den röm. Besatzungen verlassen waren, im Mittelalter eine ganze Anzahl noch heute blühender Städte entstanden.

Eine Beschreibung des röm. Lagers aus republikanischer Zeit (aus der Mitte des 2. Jahrh. v. Chr.) ist von dem Historiker Polybius (s. d.) überliefert. Außerdem gibt es eine wahrscheinlich aus dem Anfang des 3. Jahrh. n. Chr. stammende, jedoch unvollständig erhaltene Schrift, die unter dem Titel «Hygini gromatici liber de munitionibus castrorum» zuletzt von Lange (Gött. 1848) herausgegeben ist. Vgl. «Hygini gromatici et Polybii de castris Romanis quae exstant» (herausg. von Schele, Amsterd. 1660); Du Choul, «Discours sur la castramétation et discipline militaire des Romains» (Wesel 1672); Klenze, «Das röm. Lager und die Limitation» (philol. Abhandlung, Berl. 1839); Lange, «Historia mutationum rei militaris Romanorum» (Gött. 1846); Masquelez, «Étude sur la castramétation des Romains» (Par. 1864); Nissen, «Das Templum» (Berl. 1869); Mommsen «Die röm. Lagerstädte» im «Hermes» (Bd. 7, 1872); Wilmanns, «Die röm. Lagerstadt Afrikas» (in den «Commentationes in hon. Mommseni», Berl. 1877).

Castration (lat.), d. h. Verschneidung, nennt man dasjenige operative Verfahren, wodurch Hoden oder Eierstöcke lebender Tiere vernichtet oder entfernt und somit deren Zeugungsfähigkeit zerstört wird. Die unblutige C. geschieht durch Zerreibung und Zerquetschung der Hoden oder Punktation der Eierstöcke; die blutige C. durch Ausschneidung der Hoden oder Eierstöcke. Wegen der tiefern Lage der letztern und der Schwierigkeit der Operation geschieht die C. bei Individuen weiblichen Geschlechts wohl nur dann, wenn krankhafte Veränderungen der Eierstöcke solches verlangen (zuweilen bei den Haustieren, besonders Hühnern, Kühen und Schweinen), und daher versteht man gewöhnlich darunter nur die an männlichen Individuen vorgenommene Ausschälung der Hoden, die Entmannung. Die Folgen der C. gestalten sich verschieden nach dem Zeitpunkte, wo dieselbe vorgenommen wird; anders nämlich da, wo sich die Geschlechtlichkeit noch nicht bis zur vollständigen Reife ausgebildet, als da, wo dies der Fall war. Wenn die C. vor der Pubertät erfolgt, so gelangt das operierte Individuum (der Castrat) nicht zu dem ihm von Natur zukommenden Geschlechtscharakter, sondern nähert sich mehr oder weniger dem entgegengesetzten: das männlich geborene Individuum nimmt den Charakter des weiblichen, dieses den des männlichen an. Wie der Typus des weiblichen sich durch reichlichern Fettansatz, rundliche Formen, vorherrschende Ausbildung der Bauchhälfte, Übergewicht der Nerven über das Gefäßsystem, des Zellgewebes über das Muskelgewebe auszeichnet, so bilden sich bei den männlichen Castraten Bauch und Hüften aus, während der Brustkasten mehr weibliche Formen annimmt. Die Muskeln bleiben weich; das Fleisch der Tiere wird daher zarter (Kapaunen oder castrierte Hähne, und Poularden, wie man verschnittene und gemästete Hennen nennt), das Fett lagert sich überall, besonders an und im Bauche ab; die Tiere mästen sich leichter, weshalb auch Haustiere castriert werden. Die Haut wird weich, sehr weiß, aber es mangelt die eigentliche Frische, und wenn castrierte Knaben auch längere Zeit ihre jugendliche Schönheit behalten, so werden sie dagegen doch im Alter auffallend häßlich. Hervorstechend ist bei Castraten, besonders beim Menschen, die Eigentümlichkeit der Stimme. Dieselbe (Castratenstimme) erhält sich, weil der Kehlkopf um ein Dritteil kleiner bleibt, knabenhaft, wird aber durch Kultur zur kräftigen Sopranstimme und gewinnt um mehrere Töne an Umfang. Alle äußern Attribute des Mannes kommen nicht zur gehörigen Entwickelung. Die äußern Genitalien bleiben, wenn sie nicht gleichfalls amputiert waren (vollständige Castraten), in der Entwickelung zurück; es erscheint kein Bart, keine Achsel- und Schamhaare, beim Hirsche kein Geweih, beim Hahn verschrumpft der Kamm, wenn er nicht, wie dies beim Kapaunen zu geschehen pflegt, nebst den Sporen weggeschnitten wird. In geistiger Beziehung verrät der Castrat überall das Bewußtsein des Mangels an wirklicher Kraft, welche er meist durch Hinterlist zu ersetzen sucht; er ist reizbar, aber dabei sehr zur trägen Ruhe geneigt, ohne Energie des Willens, wenn nicht der vorherrschende Egoismus beteiligt wird. Je längere Zeit nach der Pubertät und vollständig erlangter Geschlechtsreife die C. vorgenommen wird, desto weniger treten die körperlichen Veränderungen hervor, und nur die geistigen machen sich bemerkbar. Die Griechen nannten die Castrierten Eunuchen, d. i. Bettbewahrer; in die deutsche Schriftsprache ist dafür durch Gottsched der Ausdruck Hämmlinge (wahrscheinlich von Hammel, verschnittener Schafbock, abgeleitet) eingeführt worden. Der vollständigen Eunuchen bedienen sich vorzüglich die Türken zur Bewachung ihres Harems. Dieselben werden von den christl. Klöstern des Orients, besonders Abessiniens geliefert, da der Koran die Verstümmelung des Menschen verbietet. Im Altertum und fast bei allen rohern Völkern wurde die C. als Strafe oder Rache, namentlich gegen Ehebrecher, geübt.

Die Ärzte schreiten nur bei gefährlichen Beschädigungen oder Entartungen (Krebs, Tuberkulose, Neuralgien) der Geschlechtsteile zur C. Die Castration der Frauen, die operative Entfernung beider Eierstöcke nach vorhergegangener Eröffnung der Bauchhöhle, ist neuerdings bei schweren, auf andere Weise nicht heilbaren Erkrankungen (chronischen Entzündungen, Neuralgien, Brüchen u. s. w.

der Eierstöcke unter Vorsichtsanwendung der antiseptischen Behandlungsweise wiederholt mit günstigem Erfolge ausgeführt worden. Vgl. Hegar, «Die C. der Frauen» (Lpz. 1878).

Durch Religionsschwärmerei ward die Sitte des Entmannens (besonders junger Knaben) in ältern Zeiten befördert und zum Teil erzeugt. Sie ging von den Priestern der Cybele in Asien aus und kam mit deren Dienste auch nach Rom. Die Kaiser Konstantin und Justinian mußten sich mit ganzer Macht diesem religiösen Wahnwitze widersetzen, dem sie nur dadurch zu steuern vermochten, daß sie jede solche Verstümmelung dem Menschenmorde gleichsetzten. Die Valerianer, denen das Beispiel des Origenes, der aus übertriebenem ascetischen Eifer und unter Berufung auf Matth. 19, 12 sich selbst castrierte, die Sinne verwirrt hatte, hielten eine solche Selbstverstümmelung für eine Pflicht, welche die Religion ihnen auferlegte, und sie glaubten auch an andern Mitmenschen dieselbe Pflicht ausüben zu müssen. Noch heute gibt es in Rußland Sekten (Skopzen), welche sich trotz schwerster gesetzlicher Ahndung fanatisch verstümmeln. In Italien wurde in früherer Zeit die C. der Knaben häufig ausgeführt, um in ihnen Sopransänger (namentlich für Kirchengesang) zu erhalten, weshalb die Benennung Castrat mit Sopransänger gleichbedeutend ward. Clemens XIV. verbot diesen Misbrauch, der aber noch lange nachher fortdauerte, bis in der neuern Zeit noch nachdrücklichere Gesetze dagegen ergingen. Nach den Berichten des Hesychios und Suidas hat früher auch eine C. der Weiber stattgefunden, was auch aus der Erwähnung des Galenus hervorgeht, welcher behauptet, daß das Weib nach der C. ihre weibliche Natur auch in psychischer Beziehung ganz ablege.

Anstatt castrieren, welches in Bezug auf die Tiere überhaupt verschneiden heißt, sagt man bei den Pferden wallachen oder reißen, bei den Hähnen kappen oder kapaunen, bei jungen Hühnern poulardieren, welche Operation gegenwärtig kaum noch irgendwo vorgenommen wird, da erfahrungsgemäß junge Hühner bei geeigneter Fütterung ebenso fett und zart in Fleisch werden als mit Hilfe des Ausschneidens der Eierstöcke u. s. w.

Eine castrierte Schrift nennt man eine solche, in welcher gewisse Stellen, die ursprünglich darin stehen sollten, weggelassen sind. Es geschah dies früher besonders mit röm. und griech. Schriftstellern, um das Anstößige zu entfernen; man bezeichnete diese Verstümmelung gleich auf dem Titel durch Hinzufügung des Wortes castigatus.

Castrén (Mathias Alexander), ausgezeichneter Sprachforscher und Reisender, geb. 2. Dez. 1813 zu Tervola im Kirchspiel Kemi im nördl. Finland, erhielt seinen ersten Unterricht zu Uleåborg und studierte hierauf 1830—36 zu Helsingfors, wo er sich 1839 als Docent habilitierte. Nachdem er schon 1838 eine Reise durch das finn. Lappland und 1839 eine solche durch Karelen, letztere namentlich im Interesse der Kalevala-Studien unternommen, verbrachte er die J. 1841—44 mit ethnogr. und linguistischen Forschungen unter den finn., norweg. und russ. Lappländern sowie unter den europ. und sibir. Samojeden. Noch reicher an wissenschaftlichen Ergebnissen war eine große Reise, welche er im Auftrage der petersburger Akademie und der Universität Helsingfors 1845—49 durch sämtliche Gouvernements Sibiriens von der chines. Grenze bis zu den Küsten des Arktischen Oceans unternahm. Nach seiner Rückkehr erhielt er 1851 die erste Professur der finn. Sprache und Litteratur zu Helsingfors, starb aber schon 7. Mai 1852. Unter den Schriften, welche C. selbst veröffentlichte, sind die schwed. Übersetzung der ersten Ausgabe der «Kalevala» (1841), die «Elementa grammatices Syrjaenae» (Helsingfors 1844), die «Elementa grammatices Tscheremissae» (Kuopio 1845), die Untersuchung «Vom Einfluß des Accents in der lappländ. Sprache» (Petersb. 1845), «De affixis personalibus linguarum Altaicarum» (Helsingfors 1850) und der «Versuch einer ostjakischen Sprachlehre» (Petersb. 1849; 2. Aufl., von Schiefner, 1858) hervorzuheben. Im Auftrage der petersburger Akademie gab Schiefner C.s nordische Reisen in 12 Bänden und zwar als Band 1 die «Reiseerinnerungen aus den J. 1838—44» (Petersb. 1853) und Band 2: «Reiseberichte und Briefe aus den J. 1845—49» (Petersb. 1856) heraus. Die Finnische Litteraturgesellschaft ließ dieselben als «Nordiska Resor och Forskningar» (2 Bde., Helsingfors 1852—55; Bd. 1, deutsch von Helms, Lpz. 1853) erscheinen. Als dritter Band schlossen sich die «Föreläsningar i Finsk Mythologi» (1853; deutsch von Schiefner, 1853) an, als vierter «Ethnologiska föreläsningar öfver de Altaiska folken» (1857; deutsch von Schiefner, 1857), als fünfter «Smärre afhandlingar och akademiska Dissertationer» (1858; deutsch von Schiefner, 1862), als sechster «Tillfälliga uppsatser» mit einer von J. W. Snellman verfaßten Biographie C.s (1870). Der linguistische Nachlaß C.s ward von Schiefner herausgegeben. Es erschienen Grammatik (Petersb. 1854) und Wörterverzeichnisse (1855) der samojedischen Sprachen, eine tungusische Sprachlehre (1856), die Arbeiten über die Sprachen der Burjäten (1857), der Koibalen und Karagassen (1857), der Jenisei-Ostjaken und Kotten (1858), welche Band 7—12 der Sammlung bilden.

Castres, Hauptstadt eines Arrondissements im südfranz. Depart. Tarn in Languedoc, 42 km südlich von Albi, in dem fruchtbaren Thale des Agout und an der Südbahn, hat ein Tribunal erster Instanz, ein Handelsgericht, eine Gewerbekammer, eine Kathedrale, ein theol. Seminar, ein Kommunal-Collège, eine öffentliche Bibliothek und zählt (1876) 20520, als Gemeinde 25856 E., welche bedeutende Fabriken in feinen und groben Tuchen, Kasimir und andern Wollstoffen, in Baumwoll-, Seiden- und Floretseidenzeugen, sowie Gerbereien, Färbereien, Leim-, Pergament-, Papierfabriken u. s. w. unterhalten. C., ein altes röm. Castrum, ist um eine im 6. Jahrh. gegründete Benediktinerabtei entstanden, deren Äbte die Herren des Ortes wurden, und blühte zu der zweiten Stadt des Ländchens Albigeois empor. Von 1322 bis zur Revolutionszeit war es Sitz eines Bischofs; 1356 zu einer Grafschaft erhoben, ward es endlich 1519 mit der Krone vereinigt. Als Anhängerin des Calvinismus und starke Festung der Hugenotten war die Stadt in den Religionskriegen mehrmals Kriegsschauplatz und längere Zeit der Aufenthalt Heinrichs IV., mußte sich aber 1629 Ludwig XIII. unterwerfen, der die Werke schleifen ließ.

Castries, Marktflecken von etwa 1400 E. im franz. Depart. Hérault, Arrondissement Montpellier, 12 km im NO. von der Stadt dieses Namens, eine alte Baronie des 11. Jahrh. im Languedoc,

aus welcher 1645 ein Marquesat und 1814 ein Herzogtum wurde. Bei dem Schlosse, einem prächtigen got. Gebäude, endet ein von Riquet gebauter, 7 km langer Aquädukt. Es ist der Geburtsort des Marquis de C., welcher 1780 Marineminister war und nach welcher Lapérouse 1787 die Castriesbai (s. d.) benannte.

Castries, Port-Castries oder Carénage, Hauptstadt der kleinen brit. Antille Sta.-Lucia, liegt im NW. am Ende einer tiefen, Carénage genannten Bai, durch umgebende Hügel völlig gegen die Winde geschützt, ist sehr regelmäßig gebaut und zählt (1881) 4555 E.; der Gouvernementspalast liegt auf einem aussichtsreichen Hügel.

Castriesbai, eine Einbuchtung des Tatarischen Golfs auf der Westseite des letztern, an der Ostküste der asiat.-russ. Küstenprovinz, südlich von der Amurmündung, in 51° 28′ n. Br. und 158° 28′ östl. L. von Ferro. Obwohl die Bai fünf Monate im Jahre unter Eis liegt, ist sie doch eine vorzügliche Marinestation, wo die Russen den Posten Alexandrowsk (s. d.) angelegt haben. Die in die Bai sich ergießenden Flüßchen sind sehr reich an Lachsen.

Castro (Ines de), die Tochter Pedro Fernandez' de C., entsprossen vom castil. Königsstamme, fesselte als Hofdame der Gemahlin des Infanten Dom Pedro, des Sohnes Königs Alfons IV. von Portugal, durch ihre Schönheit Dom Pedro dermaßen, daß er sich nach dem Tode seiner Gemahlin (1345) heimlich mit ihr vermählte. Aber die Räte des Königs, Diego Lopez Pacheco, Pedro Coelho und Alvaro Gonsalvez, verrieten diesem das Geheimnis. Dom Pedro, von seinem Vater wegen seiner Vermählung befragt, wagte es nicht, die Wahrheit zu gestehen; noch weniger aber konnte er des Königs Befehl gehorchen, sich mit einer andern zu vermählen. Im Rate des Königs wurde nun beschlossen, Ines zu ermorden. Während der Abwesenheit Dom Pedros auf einer Jagd im Jan. 1355 eilte der König nach Coimbra; aber gerührt durch den Anblick der Unglücklichen, die sich mit ihren Kindern zu seinen Füßen warf und um Gnade bat, hatte er nicht den Mut, die grausame That zu vollführen. Doch gelang es seinen Ratgebern, von ihm die Erlaubnis zu erhalten, den Mord zu vollziehen, und noch in derselben Stunde erlag Ines den Dolchen ihrer Feinde. Dom Pedro empörte sich zwar wider den Vater, doch gelang es der Königin und dem Erzbischof von Braga, Vater und Sohn zu versöhnen. Zwei Jahre darauf starb Alfons IV. Noch vor seinem Tode hatten jene drei Männer, auf welchen die Blutschuld lastete, in Castilien Sicherheit gesucht. Hier herrschte Peter der Grausame, vor dessen furchtbarer Strenge mehrere vornehme Castilier nach Portugal entflohen waren. Peter ließ dem Könige von Portugal den Antrag machen, diese Flüchtlinge gegen die Mörder der Ines auszuwechseln. Dom Pedro ging darauf ein und bekam 1360 Pedro Coelho und Alvaro Gonsalvez in seine Gewalt, während Diego Lopez Pacheco noch Zeit gefunden hatte, nach Aragonien zu entfliehen. In grausamer Weise wurden nun die Mörder, um ihre Mitschuldigen zu erforschen, vor des Königs Augen gefoltert, der ihnen dann das Herz aus dem Leibe reißen, die Körper verbrennen und ihre Asche in die Luft streuen ließ. Zwei Jahre später berief der König die Ersten seines Reichs nach Castanheda und erklärte durch einen feierlichen Eid, daß er sich nach dem Tode seiner Gemahlin Constantia, kraft päpstl. Erlaubnis, mit Ines de C. zu Braganza habe trauen lassen. Sodann ließ der König den Leichnam der Ines aus dem Grabe heben und, mit dem königl. Gewande und einer Krone geschmückt, auf einen Thron setzen, dem alle Großen des Reichs sich nahen mußten, um den Saum des Gewandes zu küssen und der Königin nach dem Tode Huldigung zu leisten. Dann wurde sie feierlich in der königl. Gruft beigesetzt. Über ihrem Grabe ließ der König ein prächtiges Denkmal von weißem Marmor errichten und ihr Bild mit der Königskrone auf dem Haupte aufstellen. Die von einem zeitgenössischen Chronisten Acenheiro überlieferte Geschichte der unglücklichen Ines hat mehrern Dichtern den Stoff zu Trauerspielen gegeben. Am besten aber hat Camoens (s. d.) sie verewigt, in dessen «Lusiaden» (Bd. 3) die Geschichte ihrer Liebe eine herrliche Episode bildet. Eine vergleichende Kritik der verschiedenen Ines-Tragödien fügte Wittich seiner Übersetzung des portug. Trauerspiels von Gomes (Lpz. 1841) bei. Vgl. F. von Raumer, «Drei Portugiesinnen», im «Histor. Taschenbuch» (1851).

Castro (João de), portug. Feldherr und Seefahrer, geb. 7. Febr. 1500 zu Lissabon, kämpfte schon in früher Jugend gegen die Mauren, begleitete Karl V. nach Tunis, nahm 1540 an einer Expedition nach dem Roten Meere teil und wurde 1545 Statthalter von Indien, wo er sich namentlich durch seine heldenmütige Verteidigung von Diu gegen die Mohammedaner bekannt machte. Er starb 6. Juni 1548 in Ormus. Seine interessanten Briefe aus Ostindien an den König von Portugal befinden sich in der Bibliothek zu Lissabon.

Castro del Rio, Stadt in der span. Provinz Cordova, 36 km im SO. von Cordova, an dem zum Guadalquivir gehenden Guadajoz, mit (1877) 10261 E., welche Wollwaren fabrizieren.

Castrogiovanni, das alte Enna oder Henna (bei den Arabern Kasr Jani, sonst im Mittelalter Castrum Johannis), Stadt in der Provinz Caltanissetta auf der Insel Sicilien, auf einer 794 m hohen Hochebene, an der Eisenbahn Aragona-Catania, mit hochgelegenem, sehr festem Kastell, das eine der schönsten Aussichten über die Insel bietet, mit 26 Kirchen, ansehnlicher Bibliothek, einer Salzquelle und (1881) 14895 E., welche Steinsalz gewinnen. In der fruchtbaren Umgebung unterwies der Sage nach Ceres die Menschen im Ackerbau, und an der Stelle der Stadt, des «Nabels» Siciliens, soll der berühmte Demetertempel gestanden haben, dessen Reste in der Kathedrale aufbewahrt werden. Der Ort hat kühle Sommer und oft sehr kalte Winter.

Castro Marim, Stadt im portug. Distrikt Faro (Algarve), 25 km im NO. von Tavira, auf einem Hügel in 41 m Höhe, rechts vom Guadiana, gegenüber von der span. Stadt Ayamonte, zählt (1878) 3980 E., etwa 3 km entfernt liegt an der Mündung des Guadiana der Hafenort Villa Real de São-Antonio. C. war einst Grenzfeste gegen Spanien; aber das alte feste Schloß ist Ruine.

Castro Urdiales, Seestadt an der Nordküste der span. Provinz Santander, auf einer malerischen, felsigen Halbinsel, 56 km östlich von Santander, mit (1877) 7623 E., meist Fischer und Weinbauer. Sie ist von Mauern umgeben, in gutem Verteidigungszustande und hat eine sehr alte Kirche und eine sichere Reede.

Castrovillari, ital. Stadt in Calabrien, Provinz Cosenza, Bezirk Cosenza, 74 km nördlich von dieser Stadt, inmitten von bis 1950 m hohen Bergen, auf einem Hügelrücken, an dessen Ende sich das in aragonesischer Zeit von Paolo Giannitelli erbaute Kastell erhebt, am linken Ufer des Coscile oder Sybaris, hat drei schöne Kirchen und ein großes Franziskanerkloster. Eine Kettenbrücke verbindet Alt- und Neustadt. Die Stadt zählt (1881) 10505 E., welche Früchte, Baumwolle, Korn, Öl, Wein und Maulbeeren ziehen. C. ist das alte Apustrum oder Abystron; durch die Normannen wurde es stark befestigt, 1286 fiel es in die Hände der Aragonesen.

Castruccio Castracane degli Antelminelli, einer der tapfersten Feldherren Italiens im 14. Jahrh., entstammte einer angesehenen Familie Luccas, welche, ghibellinischer Partei, beim Überwiegen der Guelfen die Heimat zu verlassen gezwungen ward. Jung verwaist, suchte C. sein Glück in der Fremde, in England, Flandern, Frankreich, erst im Handel, dann im Kriegsdienst, kehrte nach Italien zurück, beteiligte sich an der Verschwörung, welche seine Vaterstadt dem tapfern und schlauen Feldhauptmann Uguccione della Faggiuola, damaligem ghibellinischen Gebieter in Pisa, in die Hände spielte, und trug nicht wenig bei zu dessen Siege über die Florentiner und andern toscan. Guelfen in der Schlacht von Montecatini, 29. Aug. 1315. Der Name, den er sich durch seine Tapferkeit machte, weckte Uggucciones Mißgunst, und er verdankte Freiheit und Leben vielleicht nur dem Aufstande Luccas gegen diesen Gewaltherrscher, 10. April 1316. Zum Volkshauptmann ausgerufen, wußte er sich bald der Alleingewalt zu bemächtigen, schlug die Florentiner in zahlreichen Fehden, die ihn bis zu den Thoren der Stadt führten, eroberte 1325 Pistoja und blieb nochmals Sieger in dem mörderischen Kampfe bei Altopascio, sodaß Florenz, um sich gegen den gefährlichen Gegner zu schützen, den Kronprinzen von Neapel, Karl von Anjou, als Herrn anerkannte, der aber gegen C. nichts ausrichtete. Bei Ludwig des Bayern Römerzuge 1327 war C. dessen vornehmste militärische Stütze, und die Krönung in Rom, 17. Jan. 1328, ist nicht zu geringem Teil durch ihn ermöglicht worden. Die während C.s Abwesenheit den Florentinern gelungene Wiedergewinnung Pistojas rief diesen, zum großen Nachteil Ludwigs, nach Toscana zurück; er brachte die Stadt nochmals in seine Gewalt, starb aber infolge der großen Anstrengungen, erst 47 J. alt, in Lucca 3. Sept. 1328. Seine Familie vermochte sich in der Heimat nicht zu halten. Sie besteht heute noch in Urbino, und zählt zu den Ihrigen den von Gregor XVI. zum Kardinal ernannten Castruccio Castracane, gest. 1852. N. Machiavellis Leben C.s ist ein histor. Roman, seine Biographie wurde von N. Tegrimi (Modena 1496) und Aldo Manuzio dem Jüngern (Rom 1590) geschrieben. Vgl. Mazzarosa, «Storia di Lucca» (Lucca 1833); Tommasi, «Sommario della Storia di Lucca» (Flor. 1847).

Castrum doloris (lat., d. h. Trauerbühne, frz. Chapelle ardente) nennt man die zu Ehren einer fürstl. oder andern vornehmen Person veranstaltete Aufstellung eines Katafalks (s. d.) in einem Zimmer, in einer Kapelle oder Kirche. Der Raum wird schwarz ausgeschlagen, mit silbernen Gehängen, dem Wappen des Verstorbenen und andern passenden Sinnbildern geziert und du- zahlreiche Kerzen erleuchtet. Auf dem Katafalk ste- der in der Regel leere Sarkophag. Die Zeiche welche die Würde und den Rang des Toten a- deuten, wie Reichs- oder fürstl. Insignien, - den, Degen, Epauletten u. s. w., werden auf Sarg gelegt oder auf einzelne denselben umgebe- Taburetts. Rings um den Katafalk stehen h- Armleuchter. Ein Thronhimmel bedeckt ihn, dessen Pfeilern vier Trauermarschälle stehen.

Cast-steel und **Cast-work**, s. unter C

Castulo, eine Stadt im röm. Spanien, in Provinz Hispania citerior (Tarraconensis) u unweit der Provinz Hispania ulterior (Baetic an einem Nebenflusse des Guadalquivir an d Stelle des heutigen Cazlona. C. war schon z Zeit der Karthager der Hauptort in jener Gegen was die Stadt wohl namentlich den in ihrer Nä gelegenen Silbergruben verdankte. Hannibal ha eine Frau aus C. In der letzten Zeit der Re blik oder der ersten Kaiserzeit erhielt die Stadt Lateinische Recht (s. d.). Im J. 1618 wurden d zahlreiche Münzen aus röm. Zeit gefunden.

Cästus (vom lat. caedere, schlagen) hieß b den Römern die Faustbewehrung, mit welcher d Faustkämpfer (pugil) gerüstet seinem Gegner gege über in die Schranken trat. Anfangs bestand d C. nur in einfachen Riemen, die um die Faust g wunden wurden. Später setzte man immer me verstärkende und heftiger verwundende Bestandtei hinzu, indem man in die Gewinde aus scharfe Riemen von ungegerbten Häuten noch eiserne Buckel bleierne Kugeln u. dgl. verflocht. Die Römer ent lehnten diese Kampfart von den Griechen, welche auch stets den Vorzug in derselben behaupteten. Darstellungen von Faustkämpfern sind in Reliefs und Statuen wie auf Vasen erhalten.

Casualia (lat., Kasualien), zufällige Umstände, Sachen; besonders bei Geistlichen zufällige, außerordentliche Amtsverrichtungen, vgl. Kasualreden.

Casuarina *Rumph.*, Pflanzengattung, welche die einzige Gattung der nach ihr benannten Familie der Casuarineen bildet. Die Casuarineen (Casuarinĕae) sind Bäume oder Sträucher mit blattlosen Zweigen. An Stelle der Blätter stehen quirlständige Schuppen, die gewöhnlich zu einer Scheide verwachsen sind, fast wie bei den Equiseten (s. d.). Die Bäume bekommen dadurch ein ganz sonderbares Aussehen. Die Blüten der Casuarina-Arten sind eingeschlechtlich, die männlichen stehen in meist cylindrischen Ähren und besitzen je ein Staubgefäß und ein rudimentäres Perianth, die weiblichen bilden ebenfalls eine Ähre oder einen rundlichen Zapfen, sie besitzen gar kein Perianthium und einen sehr kleinen einfächerigen Fruchtknoten. Man kennt gegen 20 Arten dieser Gattung, von denen die meisten in Australien einheimisch sind. Das Holz derselben besitzt eine außerordentliche Härte und Dauerhaftigkeit. Von einigen Arten z. B. von C. equisetifolia *L.*, die auf den Südseeinseln und den Inseln des Malaiischen Archipels einheimisch ist, kommt das Holz unter dem Namen Eisenholz in den Handel und wird zu Werkzeugen, auch in der Tischlerei verwendet; die Eingeborenen fertigen daraus ihre Streitkolben und andere Waffen. Ebenso wird das Holz von C. muniata *Roxb.* und C. quadrivalvis *Labill.* verwendet.

Casuarinēen (Casuarinĕae), s. Casuarina.

CHEMISCHES LABORATORIUM.



1. Ansicht eines Arbeitstisches zu vier Plätzen im Chemischen Laboratorium der Universität Leipzig.



2. Ansicht eines Arbeitssaals im Chemischen Laboratorium der Universität Leipzig.

Casula (lat., Häuschen) oder **Planete**, auch **Pänula**, Meßgewand, ursprünglich ein den Priester vollständig einschließendes und rings umwallendes Kleid, ohne Öffnungen an den Seiten, sodaß es vorn dem Priester über die Arme gelegt werden



Fig. 1.

mußte. Von den beistehenden beiden Abbildungen zeigt Fig. 1. eine glockenförmige C. aus imitiertem arab. Goldstoff, Fig. 2 eine mit der C. bekleidete Bischofsgestalt aus got. Zeit.

In dem 12. Jahrh. wurden dann die **Caseln** um der Bequemlichkeit willen an den beiden Seiten etwas ausgeschnitten und endeten nach vorn und hinten in eine Spitze. Das System der Sparsamkeit veränderte in neuerer Zeit die alte schöne Form in die jetzt gebräuchliche brettersteife und vorn geschweift zugeschnittene. Das Gewand ist auf der Vorderseite mit einem vertikalen Streifen, auf der Rückseite mit einem Kreuze, früher auch mit schief aufsteigenden Querbalken, belegt, das im Mittelalter, welches dasselbe oft auch auf beiden Seiten anbrachte, häufig in prächtiger Stickerei ausgeführt wurde. Überhaupt ward und wird für die C. gemeiniglich nur kostbarer Stoff: Seide, Damast, Samt und in älterer Zeit wohl auch orient. Gold- und Seidengewebe verwendet. In der Farbe herrschen bestimmte Vorschriften; sie ist nach den einzelnen



Fig. 2.

Festen verschieden, nämlich weiß, rot, grün und violett; schwarze Meßgewänder werden nur am Karfreitag, bei allen Totenmessen und feierlichen Exequien für erwachsene Christen (für Kinder weiße) getragen. Als ein Kultkleid erwähnt die C. ganz bestimmt schon das Konzilium von Toledo 633 und zwar wurde sie anfänglich nicht bloß von Priestern, sondern auch von Diakonen und Subdiakonen, selbst Akoluthen getragen, auch diente sie nicht allein bei der Messe, sondern auch bei andern Kulthandlungen. In der prot. Kirche wurde die Meßkleidung im Laufe der Reformation an den meisten Orten abgeschafft, an manchen aber, besonders in Sachsen und Brandenburg, blieben wenigstens die C. und Albe (s. d.) bis an das Ende des vorigen Jahrhunderts in Gebrauch.

Vgl. Gräser, «Die röm.-kath. Liturgie» (Halle 1829); Bock, «Geschichte der liturg. Gewänder des Mittelalters» (2. Bd., Bonn 1866); Jakob, «Die Kunst im Dienste der Kirche» (Landshut 1880).

Cäsur (lat., d. h. Einschnitt) heißen die in längern Versen aus rhythmischen Gründen angebrachten Pausen oder Ruhepunkte, bei denen das Wort- oder womöglich Satzende in die Mitte eines Versfußes fällt. Z. B. in dem Hexameter

Nicht der gelungene Vers, ‖ das Gedicht nur macht den Dichter,

befindet sich die C. hinter dem Worte «Vers». Tritt die C., wie in diesem Falle, nach der Arsis (Hebung) ein, so heißt sie männlich, fällt sie dagegen in die Thesis (Senkung), so heißt sie weiblich. Letzteres ist z. B. der Fall in dem Hexameter:

Welches Wunder begibt sich? ‖ Wir flehten um trinkbare Quellen.

Oft enthält ein längerer Vers, wie namentlich der Hexameter, mehr als eine C. (S. **Rhythmus**.) Vgl. Suhle, «Über die C. und ihre Bedeutung für den Rhythmus» (2. Aufl., Berl. 1866).

Casus (lat.), Fall, Zufall, Vorfall, Begebenheit; C. belli (s. d.), Kriegsfall; C. dabilis, ein gegebener, angenommener Fall; C. emergens, ein Umstand, durch welchen ein anhängiger Prozeß auf einmal eine andere Wendung nimmt; C. in terminis, ein mit dem vorliegenden ganz übereinstimmender Fall; C. merus, reiner Zufall; C. reservatus, ein vorbehaltener Fall, namentlich in Bezug auf geistliche Absolution. Casu, durch Zufall, zufällig; casu substrato, im vorliegenden Fall; in praesenti casu, im gegenwärtigen Fall; in hoc casu, in diesem Fall; in nostro casu, in unserm Fall; in casum casus, auf den Fall des Eintretens gewisser Eventualitäten. Casus a nullo praestatur, für den Zufall hat niemand einzustehen; casum sentit dominus, den zufälligen Schaden hat der Herr (Eigentümer, Besitzer) zu tragen.

Casus werden in der Grammatik die verschiedenen Formen genannt, welche ein Nomen (Substantiv und Adjektiv) oder Pronomen zum Ausdruck der verschiedenen Beziehungen im Satze (direktes oder indirektes Objekt, Subjekt, Ort, Mittel u. s. w.) annehmen kann. Jeder C. ist aufzulösen in den allen einzelnen Casusformen zu Grunde liegenden Wortstamm und die Casusendung, welche die geforderte Beziehung ausdrückt, z. B. im lat.

servus, servum ist servu—, älter servo— der Stamm, —s die Casusendung (Casussuffix) des Nominativs, —m die des Accusativs. Im Laufe der Sprachentwickelung verschmelzen gewöhnlich Stamm und Endung so, daß die Scheidung nur durch die wissenschaftliche Zergliederung der vergleichenden Grammatik möglich ist; die Schulgrammatik nimmt daher aus praktischem Bedürfnis oft willkürliche Abtrennungen von Casusendungen vor, z. B. «Wolf—es», obwohl eigentlich zu trennen ist «Wolfe—» (Stamm), «—s» (Casusendung). Die Gesamtheit der C. nennt man die Flexion oder Deklination des Nomens und Pronomens. Die indogerman. Sprachen haben ursprünglich acht C.; doch haben mehrere dieser Sprachen Verluste von C. erlitten, sodaß z. B. die deutsche nur vier hat, die griechische fünf, die lateinische sechs, indem sie die übrigen Verhältnisse durch Präpositionen (s. d.) genauer bezeichnen. Neuere sehr abgeschliffene Sprachen, wie das Französische und Englische, haben der Form nach fast gar keinen C. mehr, sondern bedienen sich entweder der Präpositionen, oder die Stellung des Wortes deutet genügend sein Verhältnis im Satze an. Die C. der lat. Sprache sind: Nominativ, Genitiv, Dativ, Accusativ, Vocativ und Ablativ; ursprünglich gab es im Indogermanischen dazu noch einen Locativ (C. des Ortes, Wo-Casus) und einen Instrumental (C. des Mittels), die beide noch in den heutigen slaw. und litauischen Sprachen existieren. Man teilt die C. ein in C. recti oder unabhängige, Nominativ und Vocativ, welche zu andern Satzteilen nicht in einem untergeordneten Verhältnisse stehen, und in C. obliqui oder unabhängige, die sich in einem untergeordneten Verhältnis zu andern Teilen des Satzes befinden; zu ihnen gehören alle übrigen C.

Casus belli (lat.), Kriegsfall, ist ein Ereignis, welches den Anlaß zu einem Kriege gibt. Der Ausdruck bezieht sich auf den materiellen Grund zum Kriege im Gegensatz zur Kriegserklärung, der formellen Ankündigung des Kriegszustandes. Nach der Lehre des Völkerrechts soll jeder Krieg sowohl materiell eine genügende Ursache haben als formell ordnungsmäßig erklärt werden. Wenn jedoch ein Staat von einem andern mit Gewalt angegriffen wird, so bedarf es keiner besondern Erklärung des letztern, um sich mit kriegerischen Mitteln zu verteidigen, der feindliche Angriff als solcher bildet einen gerechten Kriegsgrund, einen casus belli. Dieser Grundsatz wird aber nicht bloß bei einem gewaltsamen Einfall in das Gebiet, sondern auch bei andern völkerrechtswidrigen Feindseligkeiten angewendet, z. B. der Austreibung der Angehörigen eines andern Staates aus dem Gebiete, der räuberischen Wegnahme von Schiffen oder Waren, der unbegründeten Sperrung der Häfen für die Schiffe eines bisher befreundeten Staates u. s. w. Solche Akte werden daher als casus belli bezeichnet, d. h. sie bilden für den davon betroffenen Staat eine Rechtfertigung, seinerseits die Feindseligkeiten zu eröffnen. Aber auch dann, wenn ein Staat ohne unmittelbare Gewaltthätigkeit durch sein Verhalten die polit. Interessen eines andern beschädigt oder bedroht oder sich in offenkundiger Weise auf eine kriegerische Befehdung des letztern oder eines Verbündeten desselben vorbereitet, kann derselbe hierin einen casus belli erblicken und seinerseits den Krieg mit oder ohne Erklärung thatsächlich beginnen. In der Regel wird aber vorher angekündigt, daß ein Staat in einer gewissen in Aussicht stehenden Handlung eines andern Staates, z. B. dem Auslaufen der Kriegsflotte, der Armierung einer Festung, der Mobilmachung des Heeres, der Bekämpfung eines dritten Staates u. dgl., einen casus belli finden werde. In diesem Falle liegt eine eventuelle Kriegserklärung vor, sodaß, wenn das im voraus als casus belli bezeichnete Ereignis eintritt, es einer nochmaligen Ankündigung des Kriegs nicht bedarf.

Die Litteratur des Völkerrechts ist von alters her mit Eifer beflissen, die Gründe, welche den Krieg rechtfertigen, aufzuzählen und zu klassifizieren und mit den Mitteln der Scholastik das bellum justum vom bellum injustum zu unterscheiden. Man verwendet hierzu namentlich Grundsätze der Moral und Analogien des Privatrechts; man muß aber eingestehen, daß jeder souveräne Staat, da er keinen Richter über sich hat, selbst die Entscheidung darüber zu treffen habe, ob er sich zur Eröffnung des Kriegs gegen einen andern Staat für berechtigt erachte. Der Satz, daß ein Krieg nicht gleichzeitig für beide kriegführende Staaten ein bellum justum sein könne, wird schon seit dem 17. Jahrh. von den Völkerrechtsschriftstellern dadurch abgeschwächt, daß dies zwar objektiv richtig sei, aber nicht subjektiv, indem sich jeder der beiden Staaten wegen einer verschiedenen Beurteilung der Verhältnisse für berechtigt halten könne. Von rohen Friedensbrüchen und Gewaltthätigkeiten abgesehen, wie sie allerdings zu allen Zeiten hin und wieder vorkommen, beruht das Urteil der öffentlichen Meinung, ob für einen Staat ein genügender casus belli vorhanden sei oder nicht, auch meistens nicht auf juristischen, sondern vielmehr wesentlich auf histor. und polit. Erwägungen.

Cat., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Catesby (Marcus).

Catabŏlum (grch.) bedeutete in der röm. Kaiserzeit einen Stall für Zugtiere. Die zum Transport von Lebensmitteln im öffentlichen Dienste bestimmte Korporation der Catabolenses hatte davon ihren Namen.

Cataetix (lat.), bei den Römern ein niedriger, den Kopf eng umschließender Helm aus Leder.

Catalani (Angelica), eine der berühmtesten ital. Sängerinnen, geb. 1779 zu Sinigaglia im Kirchenstaate, wurde im St. Lucienkloster zu Gubbio bei Rom erzogen und erregte schon hier als Kind durch ihr Gesangstalent allgemeine Bewunderung. Sie bereitete sich unter verschiedenen Lehrern für die theatralische Laufbahn vor, trat mit 15 J. in Venedig, 1801 in Mailand auf und sang in den größern Städten Italiens, bis sie einem Rufe nach Lissabon folgte. Hier war sie einige Jahre hindurch neben Crescentini und der berühmten Gafforini eine Zierde der Italienischen Oper. In Madrid, wohin sie sich nun wendete, nahm sie in ihrem ersten Konzert 60000 Frs. ein; darauf ging sie nach Paris, wo sie alles in Enthusiasmus versetzte, desgleichen in London, wo sie acht Jahre engagiert war und ungeheuere Einnahmen erzielte. Sie kehrte 1814 nach Paris zurück, um die Direktion der Italienischen Oper zu übernehmen, wobei sie jedoch namhafte Verluste erlitt, da ihr Gatte, der ehemalige franz. Kapitän von Valabrègue, sich in die Leitung der Oper auf ungeschickte und herrschsüchtige Weise einmischte. Von 1818 an machte sie wiederholte Reisen durch Deutschland, Dänemark, England, Italien, Schweden, Polen und Rußland,

welche 1828 mit ihrem Konzert in Berlin endeten. Sie zog sich dann 1830 auf eine von ihr erkaufte, früher der Familie Medici gehörige Villa bei Florenz zurück, wo sie ihren Kindern lebte und stimmbegabte Mädchen unentgeltlich unterrichtete. Im Sommer 1849 wandte sie sich mit ihren Töchtern auf einige Zeit nach Paris, um den polit. Unruhen Toscanas aus dem Wege zu gehen. Einige Tage nach ihrer Ankunft zu Paris ward sie von der Cholera befallen, der sie 13. Juni 1849 erlag. Mit körperlicher Schönheit, einem lebhaften Spiele, einem weiten Umfange und einer herrlichen Klangkraft und Beweglichkeit der Stimme verband sie eine durch unermüdlichen Fleiß erlangte Fertigkeit, womit sie alles zur Bewunderung hinriß, ohne jedoch in gleichem Grade auf Herz und Gemüt zu wirken. Ihre Stimme war eine der vollkommensten und stärksten, welche man im Kunstgesange gehört hat, obwohl die technische Durchbildung derselben nicht ohne Mängel war.

Catalaunische Felder (Campi Catalaunici), die weite Ebene um Châlons (Catalaunum) an der Marne in der Champagne, berühmt durch den Sieg der Westgoten und des Aëtius über Attila (s. d.) im J. 451. Auf die Nachricht von Attilas Einbruch in Gallien war Aëtius, der röm. Feldherr, mit wenigen Truppen über die Alpen geeilt und hatte Theodorich I., den König der Westgoten, vermocht, sich mit ihm gegen den gemeinsamen Feind zu vereinigen. An sie schlossen sich andere in Gallien eingedrungene und von Aëtius in Dienst genommene Völker an. Attila hob, als er vom Herannahen der Feinde Kunde erhielt, die Belagerung von Orléans auf und zog sich in die Champagne zurück, deren Flächen für seine Reiterei vorteilhafter waren. Hier kam es zwischen ihm und seinen Gegnern, die ihm nachgeeilt waren, zu einer furchtbaren Schlacht, der erst die Nacht ein Ziel setzte: Jordanis gibt die Zahl der Gefallenen auf 162 000 an, andere sprechen übertreibend von 300 000. Attila war nicht gerade besiegt worden, aber hatte sich in seine Wagenburg zurückgezogen. Als kein weiterer Angriff erfolgte, weil Aëtius den Kampf abbrach und dem Nachfolger des gefallenen Gotenkönigs die Rückkehr in die Heimat anriet, konnte Attila ungehindert über den Rhein zurückgehen. Christentum und Heidentum, Barbarei und Kultur hatten dort gerungen: der Sage nach bekämpften sich die Geister der Gefallenen noch drei Tage nach der Schlacht. Diese Sage hat Kaulbach den Stoff zu seinem berühmten Freskogemälde im Treppenhause des Neuen Museums zu Berlin: Die Hunnenschlacht, gegeben.

Catalaunum oder Durocatalaunum, der alte Name des heutigen Châlons-sur-Marne (s. d.).

Catalonien, span. Cataluña, früher Fürstentum der Krone Aragonien, die nordöstlichste Landschaft des Königreichs Spanien, begreift gegenwärtig die vier Provinzen Gerona, Barcelona, Tarragona und Lerida in sich, die zusammen auf 32 329,9 qkm (1877) 1 749 710 E. zählen. Das Land liegt zwischen dem Mittelmeer und Aragonien, zwischen Frankreich und Valencia und enthält die versandete Mündung des Ebro (s. d.), dessen linken Zufluß, den Segre mit der Noguera Pallaresa und Noguera Ribagorzana, und die Küstenflüsse Llobregat und Ter. Es springt mit den Kaps Creus und San-Sebastian weit in das Meer vor und ist von diesem bei Rosas und Tarragona am tiefsten eingebuchtet. Die zu mehr als 400 km entfaltete Küste ist teils felsig, teils sandig, die Häfen sind teils versandet, teils ohne Schutz vor dem Winde. Dennoch bot die Küste dem Handel zu allen Zeiten wichtige Punkte dar. Das Land trägt, mit Ausnahme weniger Tiefebenen, den Charakter eines wildzerklüfteten Berglandes, das sich als ein Terrassenland an den schneebedeckten Grenzwall der Ostpyrenäen legt. Diese erheben sich an der Grenze gegen Frankreich, meist sogar jenseit derselben, entsenden aber mehrere bedeutende Verzweigungen nach C. hinein. Südlich vom 1577 m hohen Col de la Perche zweigt sich die Sierra del Cadi ab, den obern Lauf des Segre links begleitend; anfangs über 2500 m hoch, nimmt sie schnell an Höhe ab. Ein ähnlicher Seitenast erstreckt sich von den Ostpyrenäen zwischen den obern Segre und die Noguera Pallaresa hinein, während westlich von der letztern die gewaltigen Massen des Malabettagebirges aufsteigen, mit dem 3306 m hohen Pic d'Anethou auf der Grenze von C., das Thal von Aran vom übrigen C. abschließend. Der Küste im allgemeinen parallel verläuft vom Ebro bis zum Ter ein Gebirgssystem, welches durch das Durchbruchsthal des Llobregat in zwei besondere Massen geschieden wird und von den Ostpyrenäen sich schon durch seine Beschaffenheit unterscheidet. Sein östl. Teil gipfelt in der Sierra de Monseny (1700 m), zum westlichen gehört der Montserrat und nahe am Ebro der Mont-Sant (1070 m). Dieses Gebirge erfüllt fast die ganze Breite zwischen dem Meer und dem Segre. Die kleinen Ebenen C.s sind an der Küste das Ampurdán, die Ebene von Barcelona, das Campo de Tarragona und im Innern die Vegeria de Vich, Vegeria de Manresa, die Llanada de Urgel, das Fontanat am untern Segre und die Huertas von Tortosa am untern Ebro. Das Klima ist trotz häufigen Nebels und Regens, schnellen Temperaturwechsels und oft brennender Tageshitze gesund und der Vegetation günstig. Noch wächst die Zwergpalme an der Küste, bei Barcelona reift die Orange im Freien und der Montserrat trägt Ölbäume. Bis Mataró hin werden die Felder mit Aloëhecken eingezäunt. Die Korkeiche ist der gewöhnliche Baum der dichten Bergwälder. Wo diese aufhören, treten dichte Gesträuche auf von Stechapfel, Lorbeer, Myrte, Granate, Buchsbaum, Rosmarin, Esparto und Erica. Das nördl. Obercatalonien ist zwar rauher, überall aber bedecken die Berghänge üppige Wein- und Olivengärten, die Thäler fette Weizenfelder und die Ebenen Reis- und Maisfluren. Wiesen und Weiden sind seltener. Die wichtigsten Produkte der Landwirtschaft sind Weizen, Öl, Wein, Wal- und Haselnüsse, Hanf, Gemüse und Gartenfrüchte. Weniger bedeutend ist der Ertrag an Mais, Gerste, Roggen, Obst, Südfrüchten, Reis und Flachs. Die Rindviehzucht ist gering und meist auf die Pyrenäengegenden verwiesen. Pferde und Esel werden weniger gezogen, dagegen Schafe, Ziegen und Schweine in größerer Menge. Die Seidenraupe wird ohne sonderliche Mühe gepflegt, ebenso die Biene. Die Fischerei ist besonders an der Küste einträglich, der Wildstand groß. Der Bergbau liegt vernachlässigt, wiewohl Eisen, Steinsalz, Steinkohlen, Schwefel, viele Marmorarten und mehrere edle Steine vorhanden sind. Die natürlichen Hilfsquellen begünstigen im Verein mit großem Wasserreichtum, großartigen Bewässerungsanstalten, den vielen Häfen und Anker-

plätzen der Küste sowie den zahlreichen Eisenbahnen, deren Centrum Barcelona bildet, die Entwickelung der Industrie und des Handels in hohem Grade. In keinem andern Teile Spaniens hat die Industrie einen solchen Aufschwung genommen und einen solchen Wohlstand verbreitet wie in C. Ebenso blüht der Handel C.s.

Die Catalonier (Catalanes) sind nüchterne, mit Scharfsinn, körperlicher und geistiger Gewandtheit begabte Leute, dazu von rastloser Thätigkeit und unermüdlicher Ausdauer, auch von edelm Nationalstolz und Freiheitssinn beseelt. Sie unterscheiden sich von allen Spaniern durch ihre Auswanderungslust, eine Folge ihres Unternehmungsgeistes. Für die Bildung und die Erziehung des Volks ist schon seit längerer Zeit gut gesorgt. Dennoch sprechen auch die gebildeten Stände unter sich nur die catalon. Sprache, nicht das Castilianische, und zwar aus Abneigung gegen die Castilianer. Übrigens ist das Catalanische (el catalan) noch jetzt Schriftsprache und hat eine nicht unbedeutende Litteratur. Es ist nahe verwandt mit der provençal. Sprache, klingt aber rauh und unharmonisch. C. war eine der ersten, aber auch eine der letzten röm. Provinzen (bis 460), als nordöstl. Teil von Hispania Tarraconensis. Infolge der Völkerwanderung wurde es von den Alanen besetzt, denen die Westgoten folgten, daher der Name C., d. h. Gotalanien. Im 8. Jahrh. erhielt es in seinem südl. Teile arab. Herren. Als Karl d. Gr. Spanien 778 bis zum Ebro unterwarf, bildete C. den Hauptkern der span. Mark, welche von Barcelona aus durch fränk. Grafen regiert wurde, die sich bald unabhängig vom Frankenreiche machten. Graf Raymund Berengar IV. erwarb 1137 durch Heirat Aragonien und vereinigte das Fürstentum C. damit; doch wurde dieses Bündnis öfter unterbrochen. Mit dem J. 1469 ward durch die Heirat Ferdinands von Aragonien und Isabellas von Castilien C. ein integrierender Teil der span. Monarchie, behielt jedoch seine sehr freisinnige Verfassung, die es erst durch Philipp V. nach dem Spanischen Erbfolgekriege verlor. Seitdem beseelt den Catalonier ein nationaler Haß gegen alles Fremde und namentlich gegen die Bourbonendynastie, und an Aufständen hat es daher bis in die neueste Zeit nicht gefehlt.

Catalpa *Juss.* (Catalpabaum, Catalpa), Pflanzengattung aus der Familie der Bignoniaceen. Man kennt gegen sechs Arten, die in China, Japan, Nordamerika und Westindien vorkommen; es sind Bäume oder Sträucher mit breit herz- oder eiförmigen Blättern und zwitterigen Blüten, die aus einem zweispaltigen Kelch, einer zweilippigen Blumenkrone, fünf Staubgefäßen, von denen aber nur zwei fruchtbar sind, und einem Fruchtknoten bestehen. Am bekanntesten ist von ihnen die fliederblätterige C. syringaefolia *Sims.* Diese bildet einen schönen Baum von 6—16 m Höhe, mit großen, herzförmigen Blättern und endständigen Blütenrispen, welche schöne, 2,5 cm lange, bauchig-glockige, weiße und innen purpurn und gelblich gefleckte und gestreifte Blumen tragen, aus denen 40—50 cm lange, fingerdicke, stabförmige Kapseln hervorgehen. Die Wurzel soll giftig sein. Ursprünglich ist dieser Baum in den südlichern Staaten Nordamerikas und in Japan einheimisch; er wird aber im südl. und auch im mittlern Europa häufig zur Zierde angepflanzt und bei uns oft, jedoch mit Unrecht, Trompetenbaum genannt, indem dies vielmehr der Name einer in Westindien und Südamerika einheimischen, gänzlich verschiedenen Pflanzengattung, Cecropia (s. d.), ist. Von einer andern Art C. longissima, die in Westindien einheimisch ist, wird die Rinde zum Gerben verwendet, unter dem Namen Rinde der Antilleneiche.

Catamarca, eine der 14 Provinzen der Argentinischen Republik, begrenzt im O. von Tucuman und Santiago del Estero, im SO. und S. von Cordoba, im SW. von Rioja, im W. von Chile, im N. von Bolivia und Salta, hat eine Größe von 109247 qkm mit (1869) 79962 E. Ihr Gebiet zerfällt in drei natürliche Abschnitte; der westlichste derselben ist die südliche, 4000 m hohe Fortsetzung des Plateau von Atacama, der mittlere ein von fruchtbaren Flußthälern durchzogenes Gebirgsland, der östliche wird von den südl. Ausläufern der Sierra de Aconquija erfüllt. Die Mitte und der Süden haben weite Striche von Salzwüsten. Die Flüsse der Provinz sind ausschließlich Steppenflüsse. Die Bewohner treiben Viehzucht, Wein- und Ackerbau, wenig Bergbau, namentlich auf Kupfer, obwohl das Land sehr reich ist an metallischen Schätzen, und verarbeiten viel Wolle und Baumwolle. — Hauptstadt des Landes ist C. oder San-Fernando de C., in dem gleichnamigen fruchtbaren Thale, in 430 m Höhe, vom Tala bewässert, mit 5718 E., einem College mit einem Lehrstuhl für Mineralogie und einem Fort gegen die Indianer. Die Häuser sind von großen und schönen Orangengärten umgeben. Der Hauptort dieser Gegend wurde 1558 eigentlich im Valle de Conando gegründet und nach einigen Namensveränderungen endlich 1679 an die jetzige Stelle verlegt.

Cataneo oder Catanno (Danese), trefflicher Bildhauer und Architekt von Carrara, war ein Schüler des Jacopo Sansovino. Werke von ihm finden sich in Padua, Venedig und Verona. In Venedig enthält der Cortile della Cecca einen Apollo, der zu seinen frühern Arbeiten gehört. Zu seinen vorzüglichsten Leistungen gehört das Monument des Dogen Loredano, welches sich in der Capella-Maggiore in St. Johann und Paul zu Venedig befindet. In Verona befindet sich von ihm in der Kirche Sta.-Anastasia ein schön gearbeiteter Altar, das Mausoleum Giano Fregosos. Auch auf dem Gebiete der Baukunst hat er sich ausgezeichnet. Als Dichter zeigte er sich in einem epischen Gedicht: «L'amor di Marfisa.» Er starb zu Padua 1573.

Catania, die schönste und drittgrößte, regelmäßig und schön gebaute Stadt der Insel Sicilien, von 8 km Umfang, überall reinlich, freundlich und heiter, sowie die Hauptstadt der gleichnamigen, 5102,8 qkm und (1881) 563217 E. zählenden Provinz, liegt am Ionischen Meer und an der mit gewaltigen Viadukten versehenen Eisenbahn Messina-Siracusa, die hier nach Aragona abzweigt, in einer sehr fruchtbaren und herrlich angebauten Gegend, welche die Kornkammer Siciliens genannt wird und der Stadt den Beinamen la bella verschafft hat, am südöstl. Fuße des Ätna. Durch Ausbrüche desselben und Lavaströme, durch Erdbeben und Erschütterungen wurde sie wiederholt fast gänzlich zerstört, aber stets regelmäßiger und schöner wieder aufgebaut. Auch ihr früher sehr guter Hafen wurde durch Lavaströme verschüttet (1669) und der Molo zum Teil zerstört; jetzt ist er klein, flach und unbequem. Das Klima ist gesund; das Jahr hat 210 heitere und 45 regnerische Tage; im Mittel

etwa 1800 mm Regen. Die mittlere Temperatur ist 18,6° C., Extreme 3° und 34° C. Ein herrlicher Platz ist der Elefantenplatz mit einem aus Lava gehauenen antiken Elefanten. Sehenswerte Gebäude sind das Benediktinerkloster San-Nicolo d'Arena, eins der reichsten und schönsten Klöster, mit einer großen Marmortreppe, einer Kirche, einer Bibliothek und einem Museum von Lavastücken; ferner die blendendweiße Domkirche aus dem 11. Jahrh., das Rathaus und der Palast Biscari mit reichen Sammlungen. Die eine Straße hat 2800 m Länge. Die Arena Pacini ist das größte Theater Italiens. C. ist der Sitz eines Erzbischofs, des Präfekten, eines Appellationsgerichts und des Großpriors des Malteserordens, hat 105 Kirchen, eine 1444 gegründete Universität mit 2—300 (ehemals über 2000) Studierenden, eine Akademie der Wissenschaften, mehrere wissenschaftliche und wohltätige Anstalten. Die hier gefeierten kirchlichen Feste sind die glänzendsten in ganz Sicilien. Die (1881) 100417 Seelen zählende Bevölkerung fabriziert Leinen-, Baumwoll- und Seidenzeuge, Waren aus Bernstein, Lava, Holz und Marmor, gebleichtes Wachs, Olivenöl und span. Saft aus dem Süßholz und treibt Handel mit Getreide, Südfrüchten, Wein, Öl, Seide, Holz, Soda, Schnee vom Ätna, und mit den genannten Fabrikaten; der Fischfang beschäftigt 2000 Personen. Aus der Römerzeit stammen noch die Ruinen eines Amphitheaters, Odeums, Cerestempels, Theaters, Forums, Triumphbogens, einer Wasserleitung von 25 km Länge und einer Naumachie, sowie von Thermen, Grabstätten, Brunnen, Gymnasien und Cirken. Sehenswert sind auch die naturhistor. Sammlungen der vom Ritter Gioëni gestifteten Academia Gioënia.

C. ward unter dem Namen Katana 729 v. Chr. von Naxos, einer ionisch-chalkidischen Kolonie auf Sicilien, aus gegründet und gehörte schon im Anfange des 5. Jahrh. v. Chr. zu den blühendsten Städten der Insel. Hieron I. von Syrakus verpflanzte 476 v. Chr. die Bewohner von C. nach Leontini, kolonisierte die Stadt durch 5000 Syrakusaner und ebensoviele Peloponnesier und nannte sie Ätna; doch schon 462 kehrten die frühern Einwohner zurück und gaben der Stadt den alten Namen wieder. Von den Athenern genommen (415), von Dionys I. verwüstet (401), erhob sie sich unter der röm. Herrschaft wieder zu großem Wohlstande, litt aber 123 v. Chr. so sehr durch einen Lavastrom, daß der Senat von Rom die Abgabenfreiheit ihres Gebietes auf 10 Jahre verordnete. Augustus sandte eine röm. Kolonie hierher. Im Mittelalter sank sie sehr herab, teils durch die wiederholten Einfälle erst der Goten, dann der Vandalen, endlich der Sarazenen, die sie bis 1071 besaßen, mehr noch durch das furchtbare Erdbeben vom 4. Febr. 1170, bei dem 15000 Personen umkamen, die große Eruption des Ätna von 1669 und das Erdbeben vom 11. Jan. 1693, das nur fünf Häuser der Stadt stehen ließ. Aber ihre herrliche Lage, ihre reizenden und fruchtbaren Umgebungen ließen sie stets von neuem aus den Trümmern auferstehen. Die Campagna von C., 350 qkm, vom Simeto durchflossen, ist nicht allein die reichste, sondern auch die bevölkertste ganz Siciliens. Vgl. Holm, «Das alte C.» (Lübeck 1873); «Guida letteraria, scientifica, artistica, amministrativa e commerciale di C.» (Catania 1881).

Catanno, Bildhauer, s. Cataneo.

Catanzāro, Hauptstadt der gleichnamigen, ehemals Calabria ulteriore II. genannten Provinz im südl. Italien, welche 5975,1 qkm und (1881) 434217 E. umfaßt. Die Stadt ist 963 von Nikephoros Phokas zum Schutze gegen die Sarazenen auf einem Berge festungsartig erbaut und liegt an der Bahnlinie Taranto-Reggio, ist der Sitz eines Bischofs, eines Appellationshofs und der Provinzialbehörden, hat Ruinen eines von Robert Guiscard gebauten Schlosses, 10 Kirchen, ein Lyceum, ein adeliges Kollegium und (1881) 22206, als Gemeinde 26388 E., welche Seiden- und Samtfabrikation und Produktenhandel treiben. Die in griech. Tracht gehenden Frauen von C. gelten als die schönsten von ganz Calabrien.

Cataphracti (auch Catafracti geschrieben, grch. κατάφρακτοι, woneben Livius auch den lat. Ausdruck «Coricati» gebraucht) hieß im Altertum die schwere Reiterei in Schuppenpanzern, welche Roß und Reiter am ganzen Körper bedeckten. Sie wurden zuerst im Heere des Königs Antiochus III. d. Gr. von Syrien erwähnt, und waren namentlich bei den Parthern und Sarmaten gebräuchlich. Auf der Trajanssäule zu Rom sind solche Reiter abgebildet und Reste von Panzern der C. sind im südl. Rußland gefunden worden. Nach dem bei den Römern üblichen Verfahren nahmen auch sie Panzerreiter unter ihre Hilfstruppen auf.

Cataracta (grch.), Star (Augenkrankheit).

Catargi (Lascar), rumän. Staatsmann, das Haupt der konservativen Partei in Rumänien, geb. im Nov. 1823 in der Moldau, stammt aus einer der angesehensten Familien und war schon unter dem Fürsten Michael Sturdza in verschiedenen Distrikten, auch in Jassy und Galacz, Präfekt. Bei Cusas Fürstenwahl 1859 war er mit unter den aufgestellten Thronkandidaten. An der Verschwörung gegen diesen Fürsten beteiligt, wurde er bei dessen Sturze (23. Febr. 1866) Mitglied der provisorischen Triumviratsregierung bis zur Thronbesteigung des Fürsten Karl von Hohenzollern (22. Mai 1866). Als nach dem bukarester Straßenauflauf gegen die Geburtstagsfeier des Königs von Preußen Fürst Karl abdanken wollte, ermutigte ihn C. zum Ausharren und bildete das erste eigentlich konservative Ministerium, welches fünf Jahre das Land mit Umsicht und Energie verwaltete und dem unter andern Mavrojeni, General Florescu, Lahovari und Majorescu angehörten. Nach den Senatswahlen im März 1876 gab C. seine Entlassung, namentlich wegen des drohenden orientalischen Kriegs, an welchem C. das Land nicht teilnehmen lassen wollte. Von der bald darauf gewählten radikalen Kammer, welche nun das Kabinett J. Bratianus mit starker Majorität unterstützte, wurde C. samt seinen frühern Kollegen in Anklagezustand versetzt, die Anklage aber Anfang 1878 durch dieselbe Kammer einfach zurückgezogen. Seitdem ist C. zu wiederholten malen in den Senat gewählt worden und wirkt als Leiter der konservativen Opposition. Ohne wissenschaftliche Bildung, zeichnet sich C. durch bedeutende Arbeitskraft, Ehrlichkeit und Energie aus und steht wegen dieser Eigenschaften in hohem Ansehen.

Catawba oder Großer Catawba, Fluß in den nordamerik. Unionsstaaten Nord- und Südcarolina, entspringt im County McDowell des erstgenannten Staates im Blue Ridge unweit des Black Dome (2044 m), fließt zunächst durch die

Goldregion des Staates Nordcarolina nach Osten, dann nach Süden und tritt da, wo der Kleine Catawba in ihn mündet, in den Staat Südcarolina. Hier wird er, nachdem er den Fishing Creek aufgenommen hat, Wateree genannt. In seinem weitern Laufe vereinigt er sich mit dem Congaree und bildet mit diesem zusammen den Santee (s. d.). Der C. ist etwa 400, der Wateree 160 km lang. Die verbreitetste amerik. Weinrebe leitet ihren Namen und ihren Ursprung vom C. her.

Catch ist der älteste musikalische Ausdruck der Engländer für Fuge, und bedeutet ebenfalls das Jagen, Haschen und Fangen der Stimmen, hat dabei aber mehr, als der Name Fuge, die scherzhafte Bedeutung bewahrt, welche eine solche Stimmenjagd haben kann. Die engl. Musikstücke, welche Catches genannt werden, sind daher vielfach komischer Art.

Catchup, ein in Ostindien bereitetes Extrakt aus Champignons und Gewürzen, welches namentlich in England vielfach als Zusatz zu Saucen und zum Würzen von Fleischspeisen gebraucht wird.

Câteau-Cambrésis (Le), auch schlechthin Le Câteau genannt (Castrum Cameracense), Stadt im franz. Norddepartement, in Flandern, im Arrondissement von Cambrai, am Scheldezufluß Selle und an der Nordbahn gelegen, zählt (1876) 9597 E., besitzt ein Kommunal-Collège, einen Gewerberat, ein 1861 eingeweihtes Krankenhaus (Hôpital Paturle), eine Statue des Marschalls Mortier, Herzogs von Treviso, bedeutende Woll- und Baumwollspinnereien, viele Merino-, Shawl-, Wollzeug- und Seidenfabriken, Bierbrauereien, Gerbereien und Kalkbrennereien; auch werden daselbst Monatsmärkte abgehalten. — Es ist ein alter Ort und hat seinen Namen von dem Château Sainte-Marie, welches um 1000 Herluin, der Bischof von Cambrai, gebaut und dessen Überrest man in eine Spinnerei verwandelt hat. Die frühern Befestigungen um den Mont-Plaisir sind zerfallen. Historisch bekannt ist der Ort durch den Friedensschluß, welcher hier, nach den im Okt. 1558 in dem Kloster Sercamp oder Cercamp in Artois eröffneten Unterhandlungen, 3. April 1559 zwischen Frankreich und Spanien (Heinrich II. und Philipp II.) stattfand, demzufolge beide Reiche sich gegenseitig ihre Eroberungen herausgaben. Auch ward der Herzog Emanuel Philibert von Savoyen in die von den Spaniern eingenommenen Teile seiner Lande wieder eingesetzt, und das Versprechen gleicher Restitution gab und erfüllte Frankreich. Im J. 1642 nahmen es die Franzosen und schleiften die Festungswerke. Am 17. April 1794 schlugen bei C. die Österreicher unter dem Prinzen von Coburg, 26. April unter Schwarzenberg die Franzosen.

Catechin (Catechusäure, Tanningensäure), ein wesentlicher Bestandteil des Catechu, über dessen Zusammensetzung die Ansichten noch kontrovers sind, nach Kraut und van Delden ist es $C_{12}H_{12}O_5$, nach Rochleder $C_{13}H_{12}O_5$, nach Hlasiwetz $C_{19}H_{18}O_8$. Wird am besten aus braunem Bombay-catechu dargestellt, welcher nach dem Zerreiben mit kaltem Wasser digeriert und der abgepreßte Rückstand wiederholt mit kaltem Wasser gewaschen wird, um alles darin Lösliche zu entfernen. Der Rückstand wird dann mit Wasser ausgekocht, die filtrierte Lösung erstarrt beim Erkalten zu einem noch braun gefärbten Krystallbrei. Dieser, abgepreßt, in siedendem Wasser gelöst und mit Salzsäure gereinigter Knochenkohle gekocht, scheidet dann beim Erkalten reines C. in Form eines weißen, aus seidenglänzenden, feinen Nadeln bestehenden Pulvers ab, welches nach dem Waschen mit Wasser bei gewöhnlicher Temperatur zu trocknen ist. Das C. löst sich in 2—3 Teilen kochendem, erfordert aber 1100—1200 Teile kaltes Wasser zur Lösung; leicht löslich in Alkohol und Essigäther, schwer in kaltem, leicht in heißem Äther löslich. Bei vorsichtigem Erhitzen schmilzt es bei 127° C. unter Verlust von Krystallwasser ohne Zersetzung, bei höherer Temperatur liefert es Brenzcatechin $C_6H_4(OH)_2$, Wasser, Kohlensäure und Kohlenoxyd. Im feuchten Zustande färbt es sich namentlich beim Erwärmen an der Luft braun, durch oxidierend wirkende Stoffe wird es rasch tiefbraun gefärbt, mit Eisenoxydsalzen gibt es eine intensiv grüne Färbung, mit Basen geht es keine Verbindungen ein.

Catechu, Catechugummi, Cachou oder Japanische Erde (Terra japonica) ist eine unter verschiedenen Formen in den Handel kommende gerbstoffhaltige Masse, welche teils aus den Früchten der Betelpalme (Areca Catechu *L.*), teils aus den Zweigen und dem Kernholze einer Akazie (Acacia Catechu *Willd.*), teils aus den Blättern der Gambirpflanze (Uncaria Gambir *Roxb.*) durch Auskochen gewonnen wird. Demgemäß unterscheidet man Palmen-C., Akazien-C. oder Kutsch und Gambir-C. Von ersterm kennt man zwei Sorten, Cassu, das aus den frischen Samen der Betelpalme gewonnene Extrakt, welches in flachen, runden Kuchen von schwarzbrauner Farbe, die stets mit Reisspelzen bedeckt sind, weil sie auf Reisspreu getrocknet werden, in den Handel kommt, und Coury, die aus den bereits einmal abgekochten Samen durch nochmaliges Auskochen erhaltene Masse, von gelblich-brauner Farbe und unregelmäßiger Gestalt, welche meist in Indien verbraucht wird. Der Akazien-C. kommt aus Hinterindien unter dem Namen Pegu- oder Bombay-C. und aus Vorderindien unter dem Namen bengalisches C. Ersteres ist die gewöhnlichste im deutschen Handel vorkommende und für pharmaceutische Verwendungen allein zulässige Catechusorte; es bildet unregelmäßige, von Blättern einer Palmenart durchsetzte und in solche eingehüllte, schwarzbraune, spröde Stücke. Das bengalische C. besteht aus unregelmäßig vierseitigen, dunkelbraunen, schweren, 6 cm breiten Kuchen. Das Gambir-C., auch Gutta-Gambir genannt, die eigentliche Terra japonica, kommt von Sumatra, Singapore, Malakka und besonders der Insel Bintang bei Singapore in mittelgroßen, graubraunen, porösen, leicht zerreiblichen, sehr leichten und daher auf Wasser schwimmenden Würfeln in den Handel. Den wirksamen Bestandteil aller dieser verschiedenen Sorten, welche in der Heilkunde als zusammenziehende, blutstillende und fäulniswidrige Mittel, dann zu Zahntinkturen und im gereinigten Zustande in Form versilberter Stücke unter dem Namen Cachou als Zahnpasta und zur Verbesserung übelriechenden Atems gebraucht werden, bilden zwei dem C. eigentümliche Stoffe, die Catechugerbsäure und die Catechusäure oder das Catechin (s. d.). Erstere verhält sich ähnlich wie die gewöhnliche Gerbsäure, wird aber durch Eisenoxydsalze nicht blauschwarz, sondern graugrün gefällt, ist in Wasser, Alkohol und Äther löslich und soll im C. bis zu 54 Proz. enthalten sein. Das C. ist geruchlos und schmeckt anfangs rein zusammen-

ziehend, dann nicht unangenehm süßlich. Es wird als Gerbematerial in der Lederfabrikation, zur Erzeugung von Braun in der Baumwoll- und Wollfärberei und in der Pharmacie zur Bereitung der Catechutinktur (Tinctura Catechu, aus 1 Teil C. und 5 Teilen Spiritus) angewendet. Die Orientalen kauen es, gleich dem Betel, um das Zahnfleisch zu stärken und den Atemgeruch zu verbessern. Es wird zu diesem Zweck im östl. Asien, Ostindien, auf den ostind. und den Südsee-Inseln seit den ältesten Zeiten in großen Massen konsumiert. Vgl. Wiesner, «Die Rohstoffe des Pflanzenreichs» (Lpz. 1873).

Catechupalme, s. unter Arēca.

Cateja, s. unter Bumerang.

Catel (Charles Simon), franz. Komponist und Theoretiker, geb. 13. Juni 1773 zu L'Aigle in Frankreich, wurde zu Paris in der königl. Musikschule gebildet, wirkte bei der Oper als Accompagnist und komponierte mehrere Bühnenstücke mit mäßigem Erfolg. Etwas mehr Glück machten seine Festmusiken und Werke der Kammermusik, doch wurde er hauptsächlich geschätzt als Theoretiker. Von 1795 bis 1815 war er als Lehrer der Harmonie am Konservatorium thätig und schrieb ein Lesebuch «Traité d'harmonie» (Par. 1802), nach welchem in dieser Schule lange Zeit unterrichtet wurde. Er starb 29. Nov. 1830.

Catel (Franz), ausgezeichneter deutscher Maler, geb. 22. Febr. 1778 in Berlin, trat zuerst als Illustrator von Taschenbüchern auf und lieferte unter anderm zehn treffliche Darstellungen zu Goethes «Hermann und Dorothea» (Braunschw. 1799). Im J. 1807 ging er mit seinem Bruder, dem Architekten Ludwig Friedrich C., nach Paris, wo er die Kunstschätze studierte und in Öl zu malen begann. Daneben zeichnete er und fertigte unter anderm ein großes Blatt, den Einzug Napoleons darstellend, sowie die Zeichnungen zu Caros Prachtausgabe der ital. Übersetzung der Äneide. Die Einflüsse der franz. Manier, die er inzwischen angenommen, legte er wieder ab, als er 1811 nach einem kürzern Aufenthalt in der Schweiz sich in Rom niederließ, wo er seitdem blieb und die Einwirkung von Carstens' Schule erfuhr. Er versuchte sich in der Historie, dem Genre und der Landschaft, doch blieb die letztere, die er gern mit Architektur und Staffage ausstattete, später sein ausschließliches Gebiet, das er nur 1834 noch einmal verließ, um für die Luisenkirche in Charlottenburg ein großes, sehr figurenreiches Bild der Auferstehung Christi zu malen. C. wußte die südl. Natur mit Wahrheit und glücklichster Wiedergabe ihrer sonnigen Heiterkeit wiederzugeben. Neapel mit seiner Umgebung, vor allem der Vesuv, Sorrent, Salerno, Sicilien, boten ihm die reichsten Motive. Sein Aufenthalt in Italien wurde nur 1840 durch eine Reise in Frankreich, England, Holland und Deutschland unterbrochen. Am berühmtesten ist die Kolonnade des St. Petersplatzes in Rom, ein Meisterstück in der Beleuchtung. C. ward 1841 Professor, nachdem er schon 1806 Mitglied der Akademie in Berlin geworden war. Er starb zu Rom 19. Dez. 1856.

Catēna (Vincenzo), venet. Maler, welcher 1530 in Venedig starb, nimmt unter den Schülern des Giovanni Bellini eine hervorragende Stellung ein. In seinen meist religiösen Bildern ist er naiv in der Auffassung und von einem eigentümlichen Realismus in der Durchbildung der Köpfe. Die Akademie in Venedig besitzt von ihm eine Madonna zwischen den Heiligen Franziskus und Hieronymus, die Kirche Sta. Maria Mater Domini daselbst die Marter der heil. Christina mit mehr idealistischen Anklängen, das Belvedere in Wien das Porträt eines Mannes in blauem Gewande.

Catenaria (lat.), die Kettenlinie, Catenation, Verkettung, catenieren, verketten, catenulieren, aus Kettchen, kleinen Gelenken zusammensetzen.

Catēnen (lat., d. h. Ketten) nennt man exegetische Sammlungen zu den biblischen Büchern. Ihren Namen haben sie davon, daß die Auslegungen früherer Erklärer ohne Zusätze und Bemerkungen des Verfassers einfach aneinandergereiht sind. Der Name findet sich zuerst in dem Titel («Catena aurea») des Sammelwerks des Thomas von Aquino zu den Evangelien, rührt aber nicht von ihm selbst her. Als die frühesten Verfasser von C. galten fürs Abendland Cassiodorus zu Ende des 5. Jahrh., fürs Morgenland Procopius von Gaza im 6. Jahrh. Im Mittelalter entstanden sehr viele C., welche handschriftlich meist noch vorhanden, aber bisher noch nicht hinlänglich durchforscht sind.

Catesby (Marcus), engl. Naturforscher, geb. 1680 in London, machte 1712—19 und 1722—26 Reisen in Nordamerika und schrieb «The natural history of Carolina, Florida and the Bahama Islands» (2 Tle., Lond. 1731—43, Anhang 1748; 2. Aufl. 1754; deutsch, Nürnb. 1756) und «Hortus britanno-americanus» (Lond. 1763; neue Aufl. 1767). C. starb 3. Jan. 1750 in London.

Catgut (engl.) nennt man in der Chirurgie die aus Schafdärmen hergestellte und mit öligen Carbollösungen präparierte Darmsaite, welche bei Listers antiseptischer Wundbehandlung zur Unterbindung der Blutgefäße und bisweilen auch zur Naht verwendet wird. Das C. eignet sich hierzu um so mehr, als es im Körper keine Entzündung und Eiterung (wie Seide, Metall und anderes Unterbindungsmaterial) erregt, sondern allmählich spontan durch Aufsaugung verschwindet und so nicht erst besonders wieder entfernt zu werden braucht.

Catha edulis *Forsk.*, Strauchart, s. Kat.

Cathartica (grch.), Abführmittel, s. unter Abführen.

Cathartin, ein noch sehr wenig bekannter Körper, welcher in den Sennesblättern enthalten ist, vielleicht ein Glukosid oder ein Gemenge von verschiedenen Substanzen.

Cathcart (William Shaw, Graf), brit. General und Diplomat, ward 17. Sept. 1755 geboren. Sein Vater, Charles Lord C., das Haupt eines alten schott. Geschlechts, zeichnete sich gleichfalls als Militär aus und ging 1768 als Gesandter nach Petersburg, wohin ihn sein Sohn begleitete. Letzterer studierte dann auf der Universität Glasgow die Rechte, trat aber nach dem Tode seines Vaters 1777 in die Armee und that sich im amerik. Revolutionskriege bei mehrern Gelegenheiten hervor. C. ward 1786 zum Repräsentativpeer für Schottland gewählt, welche Stellung er in fünf aufeinander folgenden Parlamenten bekleidete. Zum Brigadier befördert, machte er den Feldzug von 1793 in Flandern mit, half Ostende entsetzen, bewies im Gefecht von Brommel große Tapferkeit und ward dafür 1794 Generalmajor. Nachdem er 8. Jan. 1795 den Franzosen das blutige Treffen bei Büren geliefert, blieb er nach dem Abzuge der Armee unter dem Herzog von York bis zum Dezember in

Norddeutschland, worauf er sich mit der Kavallerie zu Cuxhaven nach England einschiffte. Georg III. ernannte ihn 1801 zum Generallieutenant und 1803 zum Oberbefehlshaber in Irland. Anfang 1805 verhandelte er mit Kaiser Alexander über gemeinsame Operationen im Elbthale. Die Schlacht von Austerlitz beseitigte diesen Plan, und C. kehrte nach England zurück. Im Juli 1807 befehligte er die Landtruppen bei der Expedition nach Kopenhagen, für deren glücklichen Ausgang er durch die Verleihung der Peerswürde mit dem Titel Viscount belohnt ward. C. ging 1812 abermals als Gesandter nach Rußland, machte im Gefolge des Kaisers Alexander die Feldzüge von 1813 und 1814 mit und nahm an den Kongressen von Chatillon und Wien teil. Am 18. Juni 1814 ward er zum Grafen erhoben. Die letzten Jahre seines Lebens verbrachte er auf seinem Landsitze Cartside bei Glasgow, wo er 17. Juni 1843 starb.

Cathcart (Charles Murray, Graf), Sohn des vorigen, früher unter dem Namen Lord Greenock bekannt, geb. 21. Dez. 1783, diente in Spanien und bei Waterloo unter Wellington, ward 1830 Generalmajor, 1837 Gouverneur von Edinburgh-Castle und 1841 Generallieutenant, dann 1846—51 Oberbefehlshaber in Canada und erhielt nach seiner Rückkehr das Kommando des westl. Militärdistrikts in England. Er starb zu St.-Leonards bei Hastings 16. Juli 1859.

Cathcart (George), ein jüngerer Bruder des vorigen, geb. zu London 12. Mai 1794, war mit seinem Vater 1812 in Rußland und demnächst 1813 und 1814 im Hauptquartiere der Alliierten und hinterließ seine bei dieser Gelegenheit gesammelten, interessanten Beobachtungen in dem Werke «Commentaries on the war in Russia and Germany in 1812 and 1813» (Lond. 1850). Nach der Rückkehr Napoleons wurde er 1815 dem Stabe Lord Wellingtons zugeteilt und machte die Schlachten von Quatre-Bras und Waterloo mit. Im J. 1818 wurde er Kapitän und nahm als Adjutant Wellingtons am Kongreß zu Aachen teil; 1828 stieg er zum Regimentskommandeur auf und wurde in den amerik. Besitzungen (in Neuschottland, auf den Bermudas und auf Jamaica) bis 1834 verwendet, in welchem Jahre er sich aus dem Dienste zurückzog. Die canadische Empörung rief ihn jedoch drei Jahre später als Kommandeur einer Reiterbrigade in den aktiven Dienst zurück. C. wurde mit dem Oberbefehl der königl. Truppen südlich des Lorenzstroms betraut, unterdrückte den Aufstand und kehrte 1844 nach England zurück, wo ihm der Ehrenposten des Deputy-lieutenant des Tower und 1851 der Rang als Generalmajor verliehen wurde. Im J. 1852 wurde C. nach dem Kaplande entsendet und leitete dort mit bestem Erfolge die brit. Operationen gegen die Kaffern, worüber sein Werk «Correspondence relative to his military operations in Kaffraria» (Lond. 1856) nähere Auskunft gibt. Im orient. Kriege führte er die 4. Division des brit. Heeres und fiel am 5. Nov. 1854 in der Schlacht von Inkerman, nachdem er seine Truppen verzettelt, die engl. Schlachtlinie entblößt und schließlich einen zwecklosen Angriff gegen überlegene Massen an der Spitze eines schwachen Regiments, welches hierbei größtenteils den Untergang fand, unternommen hatte.

Cathĕdra (lat.-grch.), Sessel, Lehrstuhl, Katheder; Bischofssitz; C. Petri, der Stuhl Petri, d. h. der päpstl. Stuhl; ex cathedra dezidieren, d. h. durch einen Spruch vom päpstl. Stuhl aus dezidieren, wird vom Papste gesagt, wenn dieser in seiner Eigenschaft als Oberhaupt der kath. Kirche spricht.

Cathelineau (Jacques), Obergeneral der Vendéer und der erste, welcher 1793 die Insurrektion im westl. Frankreich organisierte, geb. 5. Jan. 1759 zu Pin-en-Mauges (im Depart. Maine-et-Loire), war, als die Revolution ausbrach, ein hausierender Wollkrämer. Als es infolge der vom Konvent angeordneten Aushebung 12. März 1793 in der Gegend von St.-Florent zwischen den royalistisch Gesinnten und der republikanischen Gewalt zum blutigen Streite gekommen, rief C. die jungen Mannschaften zum bewaffneten Widerstande auf und verjagte mit dem durch ihn entflammten Haufen die Besatzung aus dem Flecken Jallais und die weit stärkere Garnison aus Chollet. Nachdem so der erste Anstoß zu einem allgemeinen Aufstande gegeben, wuchs schnell die Zahl und der Mut dieses auf die verschiedenste Weise bewaffneten Haufens; C. aber, der sich zum Anführer nicht für befähigt hielt, stellte sich unter den Befehl Bonchamps und Elbées. Als man jedoch nach der Einnahme von Saumur, 13. Juni 1793, das Bedürfnis einheitlicher Leitung fühlte, wurde C., der unter den Landleuten den meisten Anhang hatte, viel Mut und Beredsamkeit und eine außerordentliche Gabe, sich den Verhältnissen anzupassen, besaß, zum Obergeneral gewählt. Sofort beschloß er einen entscheidenden Angriff auf Nantes. An der Spitze einer Armee von 80000 Mann, die Charette mit 30000 Insurgenten aus dem untern Poitou verstärkte, setzte er sich gegen diese offene, nur von einem Regiment Linientruppen verteidigte Stadt in Bewegung; doch endete der Angriff 29. Juni 1793, nachdem man den ganzen Tag über hartnäckig gekämpft, mit der Auflösung der Insurgenten. Von einer Kugel auf der Place de Viarme tödlich verwundet, wurde C. nach St.-Florent geschafft, wo er 11. Juli starb. Vgl. «Vie de C.» (Par. 1821).

Catilina (Lucius Sergius), der Anstifter der nach ihm benannten Verschwörung, aus einer patricischen, aber verarmten röm. Familie, geb. um 108 v. Chr., schloß sich als Jüngling an Sulla an und nahm in grausamster Weise Anteil an der Ausführung der von jenem verhängten Achtungen. Sein kräftiger abgehärteter Körper vermochte Entbehrungen leicht zu tragen und ward durch Ausschweifungen aller Art nicht erschüttert; sein Geist schreckte vor keinem Verbrechen zurück; seine Entschlossenheit, sein militärisches Talent, seine Menschenkenntnis, die fast dämonische Gewalt, welche er über alle, welche sich ihm näherten, besonders aber über die Jugend ausübte, machten ihn in einer Zeit des tiefsten sittlichen und polit. Verfalls zum geeignetsten Führer eines Bundes zum Umsturz des Bestehenden. Die öffentliche Stimme bezichtigte ihn des Mordes seines Bruders, seiner ersten Gattin und seines Sohnes, der einer neuen Verbindung hinderlich schien; wegen Incests, mit einer Vestalin begangen, wurde er im J. 73 angeklagt, ward aber freigesprochen. Im J. 78 bekleidete er die Prätur und verwaltete dann im J. 67 die Provinz Afrika, die er in so schamloser Weise bedrückte und ausbeutete, daß noch während seiner Abwesenheit im J. 66 Gesandte der Provinz im Senat über ihn Beschwerde führten und infolge dessen seine beabsichtigte Bewerbung um das

Konsulat für das J. 65 zurückgewiesen wurde. So ward er durch Nachgier und die Aussicht, bei einer Umwälzung des Staats sich der Schulden, in die er sich gestürzt hatte, zu entledigen und Macht und Reichtum zu erlangen, schon damals bewogen, zum gewaltsamen Umsturz der Verfassung und Tilgung aller Schulden eine Verschwörung zu stiften, an welcher angeblich über 400 Männer in Rom und dem übrigen Italien teilnahmen und der auch die Führer der demokratischen Partei, Crassus und Cäsar, nicht fern blieben. Die Ausführung des Unternehmens, die schon einmal verschoben worden war, unterblieb aber, weil das Zeichen zum Losschlagen zu früh gegeben worden war. Doch gab C. deshalb seinen Plan nicht auf. Von der Anklage wegen Erpressungen freigesprochen, erschien er im J. 64 wieder unter den Bewerbern um das Konsulat, jedoch ohne Erfolg. Es wurden M. Tullius Cicero und neben ihm C. Antonius, ein unbedeutender Mensch, aber Gesinnungsgenosse des C., zu Konsuln gewählt; doch Cicero trat diesem seinem Amtsgenossen die ihm selbst zugefallene reiche Provinz Macedonien ab und gewann ihn dadurch. Noch zögerte C., der für das nächste Jahr das Konsulat zu erlangen hoffte, mit der Ausführung seines Vorhabens. Endlich am Tage der neuen Wahlen, die bis zum 28. Okt. 63 verschoben worden waren, sollte mit der Ermordung Ciceros, des gefährlichsten Gegners, der Anfang gemacht werden. Aber Cicero, durch Fulvia, die Geliebte des Verschworenen Q. Curius, welcher ihr die Sache verraten hatte, benachrichtigt, erschien bei den Wahlen von einer Schar gerüsteter Ritter umgeben, sodaß die Catilinarier nichts zu unternehmen wagten; auch hatte der Senat schon 21. Okt. den Konsuln außerordentliche Vollmachten zum Schutze des Staats übertragen.

Inzwischen ließ C. durch einen Sullanischen Veteranen, den Centurio L. Manlius, in Etrurien die Fahne der Empörung aufpflanzen; aber auch von seiten des Senats wurden endlich Gegenrüstungen veranstaltet. In der Nacht vom 6. bis 7. Nov. versammelte hierauf C. seine Genossen und eröffnete ihnen seine Absicht, sich, sobald Cicero getötet sein würde, was am Morgen des 7. Nov. geschehen sollte, in das Lager des Manlius bei Fäsulä (jetzt Fiesole) zu begeben; die Zurückbleibenden sollten Rom anzünden, die feindlichen Senatoren und Bürger ermorden. Auch hiervon erhielt Cicero Kunde. Als der Ritter Cornelius und der Senator Vargunteius, die es übernommen hatten, ihn bei einem Besuche zu ermorden, an seiner Thür erschienen, wurden sie abgewiesen. In der Senatssitzung, die am Tage darauf gehalten wurde, erschien auch C. mit frecher Stirn. Da trat Cicero gegen ihn mit einer heftigen und drohenden Rede (der sog. ersten Catilinarischen) auf. C.s Verteidigung wurde nicht mehr angehört. Doch wagte der Konsul immer noch nicht, thätlich gegen den Verbrecher einzuschreiten, sondern ließ ihn ungehindert aus der Stadt ziehen, worauf er mit Manlius geächtet und der Konsul Antonius an der Spitze eines Heeres gegen die Aufrührer gesendet ward. Die Rüstungen, die Cicero in der Stadt anordnete, und die Erwartung, daß C. vor Rom rücken werde, bewogen Lentulus, der nach C.s Weggang die Leitung der Verschwörung übernommen hatte, zu zögern; endlich ward der Ausbruch für die Nacht der Saturnalien (17. Dez.) festgesetzt. Cicero kam ihnen jedoch zuvor. Gesandte des kelt. Stammes der Allobrogen, die bei dem Senat Beschwerden angebracht hatten, waren von Lentulus, der durch sie ihr Volk zur Empörung zu bewegen hoffte, in das Geheimnis eingeweiht worden, hatten aber dem Cicero alles entdeckt. Dieser, dem an der Erlangung unbestreitbarer Beweise lag, wies sie an, sich von den Häuptern der Verschworenen Briefe mitgeben zu lassen, als wenn sie deren zum Ausweis bei ihrem Volke bedürften. Dies geschah; die Gesandten reisten mit den Briefen ab und wurden dann unweit der Stadt auf Ciceros Anordnung angehalten und zurückgeführt. Am 3. Dez. versammelte Cicero den Senat. Dahin wurde Lentulus und andere Verschworene, die am Morgen verhaftet worden waren, gebracht und bald durch die Aussagen der Allobroger sowie durch ihre eigenen Schreiben überführt. Noch am Abend des Tages benachrichtigte Cicero, dem zu Ehren der Senat ein Dankfest beschloß, das Volk in der dritten Catilinarischen Rede von den Vorfällen. Cicero berief dann 5. Dez. den Senat, damit er über das Verfahren gegen die Gefangenen Beschluß fasse; er selbst empfahl (in der vierten Catilinarischen Rede), wenn auch nicht direkt und bestimmt, die sofortige Hinrichtung derselben zu beschließen, und der Senat erklärte sich, trotz Cäsars Widerspruch, unter dem mächtigen Eindruck einer Rede des M. Porcius Cato, mit großer Mehrheit dafür, obgleich ein solcher Beschluß verfassungswidrig war, da es dem Senate keineswegs zukam, über einen röm. Bürger das Todesurteil auszusprechen. Noch am Abend desselben Tages ward die Hinrichtung in dem unterirdischen Gefängnis am Fuße des Kapitols vollzogen. Die zwei von C. zusammengebrachten, aber mangelhaft bewaffneten Legionen lösten sich zum Teil auf. Mit dem Reste versuchte C. sich nach Gallien durchzuschlagen, wurde aber im Jan. 62 bei Pistoria (jetzt Pistoja) von zwei Heeren, dem des Q. Metellus, der von Ariminum (Rimini) herbeigerückt war, und dem des Antonius, eingeschlossen. Es kam zur Schlacht zwischen C. und dem Heere des Antonius; von beiden Seiten ward mit der höchsten Erbitterung gefochten. C. selbst stürzte sich, als er die Schlacht verloren sah, mitten in die Feinde und fand so den Tod wie die meisten seiner Krieger. Die Geschichte der Catilinarischen Verschwörung ist von Sallust (s. d.) in dem «Bellum Catilinarium» (auch «Liber de Catilinae conjuratione» genannt) dargestellt worden.

Vgl. Hagen, «Catilina» (Königsb. 1854); Wirz, «C.s und Ciceros Bewerbung um den Konsulat für das J. 63» (Zür. 1864).

Catinat (Nicolas de), Marschall von Frankreich, geb. 1. Sept. 1637 zu Paris, studierte die Rechte und ward Advokat, trat aber 1660 als Kornett bei dem Kavallerieregiment Vignon ein. Er zeichnete sich 1667 bei der Belagerung von Lille aus, erwarb sich als Generalstabsoffizier während der nächsten 10 Jahre den Grad eines Brigadiers und wurde als solcher Gouverneur von Dünkirchen. Im J. 1681 zum Maréchal-de-Camp ernannt, vollzog er mit großer Klugheit die ihm von Louvois übertragene Besitzergreifung von Casale. Als Ludwig XIV. nach der Aufhebung des Edikts von Nantes auch den Herzog von Savoyen zur Verfolgung der Waldenser bewogen hatte, mußte C. 1686 gegen dieselben zu Felde ziehen. Hierauf wurde er

1687 Statthalter von Luxemburg und beteiligte sich an der Belagerung von Philippsburg. Dann erhielt er als Generallieutenant den Oberbefehl der Truppen in Jülich und Limburg, wo er, ungeachtet der Befehle Louvois', das Land zu verwüsten, mit Humanität verfuhr. Als 1689 der Krieg zwischen Frankreich und Spanien ausbrach und der Herzog von Savoyen eine zweideutige Rolle spielte, überfiel C. denselben und besiegte ihn 1689 in Italien beim Flecken Laours, eroberte Susa und trug 1690 einen neuen Sieg bei Staffarda davon. Unter dem Minister Barbezieux, nach dem Tode Louvois', war C. in seinen Operationen minder glücklich, weil er oft gegen seine eigene Ansicht fechten mußte. Dennoch eroberte er 1691 Nizza, Carmagnola und Piemont; auch rettete er Susa und nahm Montmelian in Savoyen. In dem Feldzuge von 1692 gelang es ihm mit geringer Macht, dem Feinde das Eindringen in die Dauphiné zu wehren, wofür Ludwig XIV. ihn mit dem Marschallstabe belohnte; 1693 siegte er bei Marsaglia nochmals. Nachdem er den Frieden mit Savoyen vermittelt, wurde er nach Flandern geschickt, wo er 1697 Ath eroberte. Der noch in demselben Jahre zu Stande gekommene Friede von Ryswijk führte ihn nach Paris zurück, wo er fern vom Hofe lebte, bis er nach Ausbruch des span. Successionskriegs 1701 in Italien abermals den Oberbefehl übernahm. Hier fand er an dem Prinzen Eugen einen überlegenen Gegner. Bei Carpi geschlagen, mußte C. 1701 das Land zwischen der Etsch und Adda räumen; an seiner Stelle übernahm Villeroy das Oberkommando, aber mit nicht besserm Erfolge. C. wurde sodann in das Elsaß gesandt; da er aber hier die Mittel ganz unzulänglich fand, so forderte er seine Entlassung, die er auch erhielt. C. starb 25. Febr. 1712. Vgl. Créqui, «Mémoires pour servir à la vie de Nicolas de C.» (Par. 1775); die von der Familie des Marschalls aufbewahrten Papiere veröffentlichte Auguis unter dem Titel «Mémoires» und «Correspondance» (3 Bde., Par. 1819).

Catjangöl, soviel wie Erdnußöl, s. Arachis.

Catlin (George), amerik. Maler und Reiseschriftsteller, geb. 26. Juni 1796 in Wilkesbarre in Pennsylvanien, hatte ursprünglich Jurisprudenz studiert, widmete sich dann der Malerei und wurde durch den Anblick einer Gesandtschaft der Sioux-Indianer in Philadelphia veranlaßt, die Eingeborenen des Landes an ihren Wohnorten zu beobachten. Er reiste zu diesem Zweck 1832 bis zu der Mündung des Yellowstone-Flusses in den Missouri, besuchte während der nächsten acht Jahre 48 Stämme und kehrte durch das Indianergebiet, Arkansas und Florida in den Osten zurück. Auf einer Reise in Europa veröffentlichte C. 1841 zu London «Illustrations of the Manners, Customs and Condition of the North American Indians», welches in zwei Bänden 300 Stahlstiche enthielt (neue Ausg. 1876; deutsch von Berghaus unter dem Titel «Die Indianer Nordamerikas», 22 Lfgn., Brüss. 1846—48); 1844 gab er eine Mappe heraus, welche 25 Jagdscenen aus dem Westen brachte, und 1848 erschienen seine «Notes of eight years' travels and residence in Europe». Spätere Reisen schilderte er in «Last rambles in North and South America» (1867). Auch besuchte er wiederholt längere Zeit Europa. Er starb 23. Dez. 1872 in Jersey City.

Catling (engl.), wundärztliches Messer zu Amputationen und ähnlichen Operationen.

Cato (Marcus Porcius), **Censorius** und später, um ihn von dem uticensischen C. zu unterscheiden, Priscus und Superior (der Alte, Ältere) genannt, geb. 234 v. Chr. (nach einer andern, aber irrigen Angabe 238) zu Tusculum, erbte von seinem Vater ein Bauergut im Lande der Sabiner. Seine Jugend fiel in die Zeit der Anwesenheit Hannibals in Italien, und seit 217 v. Chr. diente er Jahr um Jahr im röm. Heere. Während der Winterquartiere war er in seiner Heimat als Sachwalter und Ratgeber thätig. Lucius Valerius Flaccus, ein edler Römer, der in der Nähe eine Besitzung hatte, lud ihn ein, nach Rom zu kommen, und erkannte, welche kräftige Stütze des alten Römertums gegen die neuen, immer weiter um sich greifenden Richtungen C. sein würde. C. trat nun auf dem Forum zu Rom als Redner vor Gericht mit großem Erfolge auf und ward 204 zum Quästor gewählt, als welcher er dem ältern Publius Cornelius Scipio nach Sicilien und Afrika folgte; 199 war er Ädil, im folgenden Jahre Prätor und erhielt als solcher Sardinien zur Provinz, wo er sich durch uneigennützige Gerechtigkeit, namentlich auch durch Strenge gegen die röm. Wucherer auszeichnete. In seinem Konsulat, welches Amt er 195 mit seinem alten Gönner Valerius Flaccus als Kollegen bekleidete, widersetzte er sich eifrig, aber ohne Erfolg der Abschaffung der Lex Oppia, welche in den bedrängten Zeiten des zweiten Punischen Kriegs gegeben worden war und den Luxus der Frauen beschränkte. Darauf ging er außerordentlicherweise als Konsul nach Spanien, wo die Empörung nach dem Abgange des ältern Scipio 206 ausgebrochen und nie völlig unterdrückt worden war und wo dann im J. 197, nachdem kurze Zeit Ruhe geherrscht hatte, eine große Erhebung stattgefunden hatte. Durch wiederholte Siege unterwarf C. die Provinz aufs neue und ordnete ihre innern Verhältnisse; die span. Städte mußten ihre Mauern niederreißen. Dennoch brach bald nach dem Abgange C.s, dem bei seiner Rückkehr nach Rom die Ehre des Triumphs bewilligt ward, der Aufstand von neuem los.

Im J. 191 begleitete er, obgleich Konsular, mit dem Amte eines Kriegstribunen, thatsächlich aber in viel einflußreicherer Stellung, den Konsul Manius Acilius Glabrio nach Griechenland gegen Antiochus. Durch einen kühnen Marsch überstieg er mit seinen Soldaten den Kallidromos, eine der steilsten Höhen des Öta, und entschied dadurch den Ausgang der Schlacht in den Thermopylen, durch welche Antiochus zur schleunigen Rückkehr nach Asien genötigt ward. Dies war sein letzter Feldzug, aber seine Thätigkeit für den Staat war hiermit nicht beschlossen; bis zum Ende seines Lebens wirkte er, als Redner hochberühmt, im Senat, vor den Volksversammlungen und in den Gerichten. Die Censorwürde erhielt er 184, wieder mit Valerius Flaccus; durch die Strenge, mit der er dieses Amt verwaltete, erlangte er, daß ihm der Name Censorius, den jeder, der dies Amt bekleidet hatte, trug, als beständiger Beiname verblieb. Kräftig, obwohl ohne dauernden Erfolg, strebte er, die altröm. Einfalt und Strenge der Sitten zu schützen und die Entsittlichung zu verbannen, die mit der wachsenden Macht und dem steigenden Reichtume damals infolge des Macedonischen und Syrischen Kriegs in Rom einbrach; aber auch seinen Haß gegen die meisten Glieder der Nobilität, die ihm

selbst freilich als einem ahnenlosen Neuling (homo novus) von Anfang an feindlich entgegengetreten war, suchte er als Censor, wie sein ganzes Leben hindurch, zu befriedigen. Fortwährend in den öffentlichen Angelegenheiten als Senator thätig, ward er 157 nach Karthago geschickt, um als Schiedsrichter in Streitigkeiten, die sich zwischen den Karthagern und dem numidischen König Masinissa erhoben hatten, aufzutreten. Beleidigt durch das Widerstreben der Karthager, kehrte er nach Rom zurück. Seit dieser Zeit, wo er das rasche Wiederaufblühen der karthag. Macht, in der er Roms gefährlichste Feindin erkannte, selbst gesehen hatte, vertrat er mit äußerster und hartnäckigster Entschiedenheit die Ansicht, daß Karthago vernichtet werden müsse. Er gab derselben auch, so oft er im Senat sprach, mit oder ohne Anlaß, Ausdruck, wenn auch nicht gerade mit den von keinem lat. Schriftsteller überlieferten Worten: «Ceterum censeo, Carthaginem esse delendam» (s. d.), und zu der Erklärung des Kriegs, welche 150 wirklich erfolgte, trug er am meisten bei. Die griech. Bildung schien ihm, obwohl griech. Sprache und Litteratur ihm nicht fremd waren, verderblich für die röm. Sitten; darum drang er 155 auf schleunige Abfertigung der drei Philosophen, die von Athen als Gesandte nach Rom geschickt waren, damit sie nicht durch ihre öffentlichen Vorträge auf den Geist der röm. Jugend schädlich einwirken könnten. C.s polit. Leben war ein steter Kampf gegen die Nobilität, daher die häufigen Anklagen, die von ihm selbst und die gegen ihn vor Gericht erhoben wurden; er führte stets selbst seine Sache und ward nie verurteilt. C. starb 149 v. Chr.

In seinem Privatleben zeigte sich C. ebenfalls als Verehrer und Pfleger altröm. Zucht und Sitte; deshalb liebte und trieb er den Ackerbau eifrig, als die echte alte nationale Beschäftigung der Römer. Sparsamkeit, Festigkeit, Unbestechlichkeit zeichneten ihn aus. Sein Selbstgefühl riß ihn indes zur Ruhmredigkeit hin, und leidenschaftlicher Haß und Rachgier gegen seine Feinde werden ihm nicht mit Unrecht vorgeworfen. Auch körperlich war C. eine kernhafte, kräftige und gesunde Natur mit mächtiger Stimme, aber von wenig gewinnender Erscheinung mit rötlichen Haaren und trotziger Miene.

Vielleicht noch bedeutender denn als Staatsmann war C. als Schriftsteller. Er versuchte, ohne die Benutzung der Griechen zu verwerfen und zu verschmähen, auf dem richtigen Wege eine nationale prosaische Litteratur zu schaffen. Leider blieb aber von C.s Schriften nur ein Werk erhalten, und auch dieses wohl nur in einer Überarbeitung: «De re rustica», das am besten in Schneiders Ausgabe der «Scriptores rei rusticae» (4 Bde., Lpz. 1794—97) und in einer neuen krit. Ausgabe von Keil (Lpz. 1882) herausgegeben ist. Die auf uns gekommenen Fragmente seiner Reden, von denen Cicero noch 150 kannte, sind in Meyers «Oratorum Romanorum fragmenta» (Zür. 1842) gesammelt. Sehr zu bedauern ist der Verlust seines großen Geschichtswerks «Origines». Die noch vorhandenen Bruchstücke desselben haben in neuerer Zeit Wagener (Bonn 1849) und Bormann (Brandenb. 1858) zusammengestellt. Außerdem hat C. namentlich noch in der Form von Anweisungen an seinen Sohn kurze Lehr- und Hilfsbücher über Redekunst, Heilkunde, Kriegs- und Rechtswissenschaft und Landwirtschaft, sowie eine ebenfalls an diesen gerichtete poetische Sittenlehre verfaßt. Die Fragmente dieser wie aller Schriften C.s überhaupt hat Jordan (Lpz. 1860) herausgegeben. Biographien des C. finden sich in den Lebensbeschreibungen des Cornelius Nepos und Plutarch. Vgl. von neuern Darstellungen seines Lebens: Gerlach, «Marcus Porcius C., der Censor» (Stuttg. 1869); O. Jäger, «Darstellungen aus der röm. Geschichte» (Bd. 3: «Marcus Porcius C.», Halle 1870); Kurth, «Caton l'ancien» (Lüttich 1872).

C.s ältester gleichnamiger Sohn mit dem von dem Namen seiner Mutter abgeleiteten Beinamen Licinianus, der noch zu Lebzeiten seines Vaters nach seiner Wahl zum Prätor vor Antritt des Amtes 152 v. Chr. als Gatte einer Tochter des L. Ämilius Paullus und Schwester des jüngern Scipio Africanus starb, zeichnete sich als jurist. Schriftsteller aus. — Der gleichnamige Sohn des letztern, als Enkel des Censorius mit dem Beinamen Nepos, Konsul 118 v. Chr., war ein tüchtiger Redner.

Cato (Marcus Porcius), zum Unterschiede von C. Censorius, seinem Urgroßvater (durch seinen zweiten Sohn Marcus Porcius C. Salonianus), der Jüngere oder, vom Orte seines Todes, Uticensis genannt, geb. 95 v. Chr., wurde, da er in frühester Kindheit beide Eltern verlor, in das Haus seines Oheims aufgenommen. Schon als Knabe zeichnete er sich durch Ernst, Beharrlichkeit, Tiefe des Gemüts und Unerschrockenheit aus. Er diente zuerst im J. 72 gegen Spartacus mit Auszeichnung, ohne jedoch an dem Kriegshandwerk Gefallen zu finden. Von Macedonien, wo er im J. 67 als Kriegstribun stand, reiste er nach Pergamon und führte von da den Athenodoros, einen berühmten Lehrer der stoischen Philosophie, in welche C. als Jüngling eingeweiht worden war und der er sein Leben hindurch mit Begeisterung ergeben blieb, mit sich nach Rom. Hier verwaltete er im J. 65 die Quästur mit großer Sachkenntnis und Gewissenhaftigkeit. Die nächstfolgende Zeit, in der er 62 v. Chr. das Volkstribunat bekleidete, bot ihm, da Pompejus und Cäsar mit ihrem Streben nach der Obermacht immer offener hervortraten, reichliche Gelegenheit, seinen Eifer für Erhaltung des Staats, des Gesetzes und Rechts zu bethätigen. Die Tüchtigkeit seines Charakters, der Ruf seiner unbescholtenen Tugend und eine Beredsamkeit, die weniger durch Kunst als durch kernige Kraft und innern Gehalt sich auszeichnete, unterstützten ihn hierbei; aber er, fast der einzige, der aus reinen, uneigennützigen Gründen für die Republik kämpfte, vermochte nicht, zumal gegen einen ihm an polit. Genie weit überlegenen Gegner wie Cäsar, den innerlich zerrütteten Staat zu retten. Vergeblich widersetzte er sich der Bewerbung Cäsars um das Konsulat für das J. 59, seine Opposition trieb die Gegner nur zu desto rascherer Vereinigung unter sich selbst und mit dem reichen Crassus. Der Versuch, den er mit Cäsars Kollegen, Marcus Calpurnius Bibulus, machte, das agrarische Gesetz, durch welches jener Staatsländereien verteilte, zu verhindern, mißglückte, und er wurde trotz seines Widerstrebens genötigt, nach Cypern zu gehen, um die Insel, nach Absetzung des Königs Ptolemäus, zur Provinz zu machen. Nach seiner Rückkehr im J. 56 ward er auf dem Wege zu den Comitien, wohin er sich begeben wollte, um sich der Wahl des Pompejus und

Crassus zu widersetzen, verwundet. Mit seiner eigenen Bewerbung um die Prätur und mit seinem Widerstande gegen das Trebonische Gesetz, das den Konsuln auf fünf Jahre Provinzen und Heere verschaffte, vermochte er nicht durchzudringen. Doch wurde C. im J. 54 Prätor. Zwar vereitelte er den Plan des Pompejus, im nächsten Jahre Diktator zu werden; aber als im J. 52 in der Stadt der Kampf zwischen den Anhängern des Clodius und Milo ausbrach, sah sich C. selbst genötigt, dafür zu stimmen, daß Pompejus zum Konsul ohne Kollegen ernannt würde. C.s Bewerbung um das Konsulat für das J. 51, bei der er verschmähte, die üblichen Mittel anzuwenden, scheiterte.

Bei dem Ausbruche des Kriegs im J. 49 ging C. in die ihm zugeteilte Provinz Sicilien, gab sie aber auf, als Gajus Curio, der Cäsarianer, landete, da er zum erfolgreichen Widerstande nicht gerüstet war, und begab sich zu Pompejus, dem er übrigens durch seine strengen republikanischen Grundsätze unbequem war, weshalb man ihn lieber außerhalb der Hauptarmee verwendete. Als Pompejus dem C. nach Thessalien folgte, wurde C. in Dyrrhachium zurückgelassen. Nach dem Tode des Pompejus begab er sich in die Provinz Afrika, wo die Pompejaner sich im J. 47 sammelten. Das Heer verlangte ihn zum Oberbefehlshaber; er ordnete sich aber dem Konsularen Scipio unter, übernahm den Befehl in Utica und schlug vor, einer Schlacht auszuweichen und den Krieg in die Länge zu ziehen, sowie ihn selbst mit einer Abteilung nach Italien übersetzen zu lassen, um dadurch Cäsar zur Teilung seiner Macht zu zwingen. Scipio wies jedoch diesen Vorschlag, der allein noch helfen konnte, mit Hochmut ab. Auf die Kunde von Cäsars Sieg bei Thapsus sorgte er, da er bei dem Mangel an Soldaten und der feindseligen Haltung der Einwohner die Unmöglichkeit erkannte, Utica zu halten, für die sichere Flucht derjenigen Römer, welche namentlich Cäsars Rache zu fürchten hatten, sowie dafür, daß die in der Stadt bleibenden möglichst günstige Bedingungen von Cäsar erhielten. Während er auch die Fürbitte für seinen jungen Sohn Marcus annahm, verschmähte er es, für sich selbst um Cäsars Gnade zu flehen, und wählte, um des Staates Fall nicht zu überleben, den Tod durch eigene Hand. Eine Statue bezeichnete später den Ort am Meere, wo er begraben ward. Die Kinder C.s hatten des Vaters republikanische Gesinnung; seine Tochter Porcia tötete sich als Gemahlin des Marcus Brutus, sein Sohn Marcus fiel in der Schlacht bei Philippi. Gleich nach seinem Tode wurde die Person C.s ein Streitgegenstand für die Parteien in mehrern Schriften. Den Anstoß gab eine Lobschrift Ciceros auf seine Person, wogegen zuerst Hirtius, dann Cäsar selbst Gegenschriften verfaßten. Auch später unter den julischen Kaisern wurde C. vielfach in Prosa und Versen gefeiert. Eine Biographie C.s ist von Plutarch überliefert.

Vgl. Wartmann, «Leben des C.» (Zür. 1859); Köchly in den «Akademischen Vorträgen und Reden» (Zür. 1859); Gerlach, «Marcus Porcius C. der Jüngere» (Baf. 1866).

Cato heißt ein in verschiedenen Versionen vorhandenes, oft gedrucktes lat. Spruchgedicht: «Disticha de moribus ad filium». Wer dessen Verfasser war, ob dieser wirklich C. und mit seinem Vornamen Dionysius hieß, wie man früher vielfach annahm, ist völlig ungewiß. Gewiß ist nur, daß das Gedicht schon im 4. Jahrh. vorhanden war, und wahrscheinlich, daß den Distichen der Name C., sei es vom Verfasser selbst oder einem Spätern, bloß auf Grund der alten Nachricht, die dem Cato Censorius ein «Carmen de moribus» zuschreibt, gegeben wurde. Im Mittelalter waren diese Disticha ein Lieblingsbuch für jung und alt und wurden, in Deutschland schon vom 13. Jahrh., vielfach metrisch übersetzt und bearbeitet. Eine erschöpfende Gesamtausgabe der lat. wie deutschen Texte nebst einer Geschichte des Buchs lieferte Zarncke («Der deutsche C.», Lpz. 1852). Vgl. dessen «Beiträge zur mittelalterlichen Spruchpoesie» in den «Berichten» der Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften (Lpz. 1863).

Catogan, s. Cadogan.

Catoniana regula ist die von Marcus Porcius Cato oder dessen Sohne formulierte Regel des röm. Rechts: ein Vermächtnis sei hinsichtlich der Frage nach seiner Gültigkeit zu beurteilen nach dem Zeitpunkt seiner Errichtung; falle der Grund der Ungültigkeit, z. B. der Mangel der Dispositionsbefugnis des Erblassers, später wieder hinweg, so würde die Vermächtnisverfügung dadurch nicht etwa gültig, selbst wenn dieses Ereignis noch vor dem Tode des Erblassers eingetreten sei. Diese Regel enthält eigentlich nichts als eine Anwendung des Grundsatzes: was von Anfang verfehlt ist, kann bloß durch den Zeitablauf nicht mehr recht gemacht werden; aber sie ist wichtig durch ihre Ausnahmen. Die Regel gilt nämlich im gemeinen Rechte nicht für bedingte Vermächtnisse und für solche, welche nicht sogleich beim Tode des Erblassers fällig werden. Die ursprüngliche Ungültigkeit der letztern Vermächtnisverfügungen kann also durch spätern Hinwegfall des Ungültigkeitsgrundes geheilt werden.

Catonisch, in der Weise eines Cato (s. d.), streng; catonisieren, sich als ernsten, strengen Sittenrichter gebärden.

Catorce oder Catorche, Stadt im merik. Staate San-Luis-Potosi, 230 km nördlich von dieser Stadt, in 2687 m Höhe, in öder, trauriger Gegend, auf unregelmäßigem Terrain, das überall von vielfach überbrückten Schluchten durchrissen ist. Dennoch ist der Ort mit allen Lebensbedürfnissen versehen. Die berühmten Silberminen, welche anfangs jährlich 4 Mill. Pesos lieferten, wurden 1773 entdeckt. Nahe beim Orte liegen auf der Hochebene in 2170 m Höhe die Hüttenwerke.

Cats (Jak.), holländ. Rechtsgelehrter, Staatsmann und Dichter, geb. 10. Nov. 1577 zu Brouwershaven auf Schouwen in Zeeland, studierte zu Leiden und Orléans die Rechtswissenschaft, praktizierte dann im Haag als Rechtsverständiger, ließ sich hierauf zu Brouwershaven nieder und hatte viel von den Kriegsstürmen zu leiden. Er erhielt dann die Stelle eines Pensionärs zu Middelburg, die er später mit der gleichen Stellung zu Dordrecht vertauschte. Im J. 1627 wurde er holländ. Gesandter in London, 1636 Ratspensionär von Holland und nach dem Westfälischen Frieden 1648 Großsiegelbewahrer. Nachdem er 1652 aufs neue als Gesandter nach London gegangen war, zog er sich nach seiner Rückkehr auf das Landgut Zorgvliet beim Haag zurück. C. starb 12. Sept. 1660 und wurde in der Klosterkirche zum Haag begraben. Ein Denkmal wurde ihm 1829 in Gent errichtet. Naivetät und Einfachheit, Reichtum der Phantasie, Kenntnis

des menschlichen Herzens, Klarheit des Stils und eine gesunde Moral sind die Vorzüge seiner Dichtungen, unter denen «Houwelyk» (die Ehe), «Trouringh», ein Cyklus romantischer Erzählungen, und «Spiegel van den ouden en nieuwen Tyt» besonders geschätzt werden. Seine sämtlichen Werke («Het book van Vader C.») sind oft gedruckt. Als beste Ausgabe gilt die von R. Feith besorgte (19 Bde., Amsterd. 1790—1800). Eine Prachtausgabe hat van Vloten (2 Bde., Zwolle 1856—62) veranstaltet. Eine deutsche Übersetzung erschien in Hamburg (8 Bde., 1710—17).

Catskill, Dorf im County Greene des nordamerik. Staates Neuyork, am rechten Ufer des Hudson, 176 km nördlich der Stadt Neuyork, mit 4000 E.

Catskill, eine durch ihre Naturschönheiten ausgezeichnete, an malerischen Wasserfällen (Catskill-Falls), großartigen Felspartien und romantischen Waldlandschaften reiche Gebirgsgruppe der Appalachenkette. Sie zieht sich von NO. nach SW. durch das County Greene in Neuyork 10—13 km westlich vom Dorfe C. und erhebt sich in dem Round Top, High Peak und Overlook, auf welch letzterm ein großes Hotel erbaut ist, bis zur Höhe von 1160 m. Von dem auf einer Terrasse des Pine-Orchard Mountain, 760 m hoch gelegenen, stark besuchten «Mountain House», einem eleganten Hotel, lassen sich am besten Ausflüge in das Innere des Gebirges machen.

Cattaneo (Carlo), ital. Schriftsteller und Politiker, geb. 1801 im Mailändischen, besuchte das erzbischöfl. Seminar in Mailand, studierte dann daselbst die Rechte und Volkswirtschaft und war gleichzeitig Lehrer der ital. Litteratur an einem Gymnasium. Er wandte sich hierauf der Publizistik zu, schrieb für die «Annali universali di statistica», für die 1837 gegründete Zeitschrift «Politecnico», welche er später eine Zeit lang redigierte, und andere Blätter und veröffentlichte «Varietà chimiche per non chimici» und «Notizie naturali della Lombardia» (Mail. 1844). In seinen nationalökonomischen Abhandlungen zeigte er sich als ein entschiedener Gegner der Listschen Theorien. Im J. 1848 spielte C. eine Hauptrolle in der Verteidigung Mailands gegen die Österreicher, agitierte aber als Föderalist gegen die Vereinigung der Lombardei mit Piemont. Nach der Übergabe Mailands an die Österreicher flüchtete er nach Lugano, war dort als Lehrer thätig, schrieb eine «Storia della revoluzione del 1848» und leitete das «Archivio triennale delle cose d'Italia dall' avvenimento di Pio IX all' abbandono di Venezia» (3 Bde., Capolago 1850—56). Dreimal wurde C. in die ital. Deputiertenkammer gewählt, trat aber in dieselbe nicht ein, da er die Eidesleistung verweigerte. C. starb 6. Febr. 1869 in Castagnola bei Lugano. Von seinen Schriften sind noch zu erwähnen: «Ugo Foscolo e l'Italia» (Mail. 1861), «Della pena di morte» (1860), «Alcuni scritti» (1860), «Studi, versi, commenti» (1859). Eine Ausgabe seiner «Opere edite ed inedite», veranstaltet von seinem Schüler Bertani, erscheint seit 1881 zu Florenz.

Cattaro (slaw. Kotor, lat. Ascrivium), befestigte Stadt in Dalmatien, an der hintersten der sechs zusammenhängenden Meeresbuchten, die man mit dem Namen Bocche di Cattaro bezeichnet, und am Fuße der Berge Lovchien und Velivarch gelegen, Hauptort einer Bezirkshauptmannschaft (635,3 qkm mit [1880] 33757 E.). Sie zählt (1880) 2949, als Gemeinde 5088 E., darunter viele Deutsche, besitzt eine bischöfl. Kathedrale mit zwei Glockentürmen, eine alte kath. Kollegialkirche im byzant. Stile mit einer Kuppel, ein Franziskanerkloster, ein Theater, ein Realgymnasium, eine nautische Schule, zwei Volksschulen und ein Armenhaus und ist Sitz eines kath. und eines griech. Bischofs sowie eines Festungskommandos. Die am westl. Eingange des Meerbusens liegende Festung Castelnuovo schützt den Hafen und überwacht den Handel und Verkehr von Montenegro. Das 260 m über der Stadt landeinwärts gelegene Fort San-Giovanni ist durch mehrere kleinere, auf Felsen erbaute Werke und Verteidigungsmauern mit der Stadt verbunden und sichert dieselbe gegen Überfälle der Bergvölker der Crivoscie und Montenegros. Von C. aus führt eine Fahrstraße nach Cettinje. C. soll schon vor der Eroberung der Gegend durch die Römer (116 v. Chr.) bestanden haben und wurde röm. Kolonie. Nach dem Untergange des Weströmischen Reichs blieb C. gleich den andern Küstenstädten unter der Oberhoheit von Byzanz. Von den benachbarten Großen bedrängt, unterwarf es sich 1420 der Republik Venedig. Im Frieden zu Campo-Formio 1797 kam es an Österreich, bei welchem es seit 1814 dauernd verblieb. In der Zwischenzeit gehörte C. (seit 1805) zu Italien und seit 1810 zu Französisch-Illyrien. Die Stadt wurde 1563 und 1667 durch Erdbeben fast völlig zerstört; die Umgegend ist unfruchtbar und liefert nur Öl und Wein. Bei den Aufständen von 1869 und 1881/82 in Dalmatien und der Crivoscie war C. der Hauptstützpunkt der Österreicher.

Cattermole (George), engl. Zeichner und Aquarellmaler, geb. im August 1800 in Dickleborough, einem Dorfe in Norfolk, beteiligte sich schon im Alter von 16 J. an der Illustration des Werks von Britton über die engl. Kathedralen. Die mittelalterlichen Bauformen blieben seitdem sein Lieblingsgebiet. Auf einer Reise durch Schottland 1830 entwarf er, oft in Rembrandtscher Manier, zahlreiche Skizzen der in den Werken Walter Scotts vorkommenden Örtlichkeiten, die zum Teil als Illustrationen zu den «Waverley-Novellen» herauskamen. Als wirklicher Illustrator trat er sodann in den «Historical Annuals» seines Bruders auf, welche die engl. Revolution behandeln. C. lieferte alle Zeichnungen dazu, die unter Heaths Leitung von den besten Stechern ausgeführt wurden. Von 1830 bis 1850 war C. eins der vorzüglichsten Mitglieder der Gesellschaft für Malerei in Wasserfarben. Seine Figurenbilder haben dramatisches Leben und bewegen sich in Stoffen aus der Reformationszeit (so Luther auf dem Reichstage, mit 33 Porträts der Hauptgestalten, gestochen 1845 von Walker), aus der Zeit Cromwells und in Schilderungen des Mönchs-, Kriegs- und Burglebens des Mittelalters. Alles dies führte er in Wasserfarben aus. Erst in den letzten Jahren, nachdem er sich von jener Gesellschaft zurückgezogen, begann er Ölgemälde zu schaffen, deren Gegenstände hauptsächlich dem Neuen Testament entnommen sind. Doch trat von diesen Leistungen wenig an die Öffentlichkeit. C. starb 24. Juli 1868 in Clapham bei London.

Cattleya *Lindl.*, Pflanzengattung aus der Familie der Orchideen, deren Arten sämtlich im tropischen Amerika einheimisch sind. Dieselben gehören zu den Pseudoparasiten, d. h. sind mit ihren Wurzeln an Baumstämmen der Urwälder angeheftet

und nehmen ihre Nahrung mittels sog. Luftwurzeln auf. Sie haben, wie sämtliche pseudoparasitischen Orchideen der Tropen, grüne knollige Stämme, an deren Spitze die Blätter stehen, und aus deren Grunde die blütentragenden Stile entspringen. Ihre großen, prächtig gefärbten Blumen sind umgekehrt, mit der Lippe nach oben gerichtet. Diese ist sehr groß, kapuzenförmig, an den Rändern wellig gekräuselt. Auch die ziemlich gleichgroßen Blätter des äußern Perigons haben wellenförmig gebogene Ränder. Die Griffelsäule ist ungeflügelt, halbrund, vorn konkav, an der Spitze dreizähnig. Die Arten dieser Gattung gehören zu den schönsten und beliebtesten Orchideen unserer Gewächshäuser. Ihre Kultur stimmt mit derjenigen der übrigen pseudo-parasitischen Orchideen der Tropen überein.

Cattolica, Dorf in der ital. Provinz Forli (Emilia), 15 km im SO. von Rimini, 1 km von der Küste des Adriatischen Meeres, bei der Mündung des Tavollo, in der Gemeinde San-Giovanni in Marignano an der Eisenbahn Bologna-Foggia. Dieser Ort ist wegen der Bodensenkung berühmt, infolge deren die alte röm. Stadt Conca hier vom Meere verschlungen ist.

Cattolica (la), Stadt in der ital. Provinz Girgenti auf Sicilien, 27 km im NW. von Girgenti, links oberhalb des Flusses Platani, 8 km vom Meeresufer, mit (1881) 6591 E. In der Nähe liegen zwei reiche Schwefelgruben. Den Gips und Alabaster der Berge brennen die Bewohner zu Kalk.

Catty (Mehrzahl: Catties), in deutscher Schreibweise Kätti, ist der Name, den die Europäer und Amerikaner dem chines. und japan. Gewichtsstück geben, welches annähernd dem europ. Pfund entspricht. Der chines. und japan. Name desselben ist Kin oder King. Im Handel mit dem Auslande rechnen die in China und Japan ansässigen Fremden allgemein den Pikol (Pecul, chines. Tan) von 100 Catties = 133 $^{1}/_{3}$ engl. Handelspfund, das C. also = 1 $^{1}/_{3}$ solche Pfund, und ebenso reduziert man in China amtlich beim Zollwesen. Hiernach ist das C. = 604,79 g oder 1,20958 deutsche Pfund. Bei den im Handel der Ausländer in China gewöhnlich gebräuchlichen wirklichen Gewichtsstücken ist dagegen der Pikol nur = 60,128 kg, das C. daher = 1,20256 deutsche Pfund, und die nämliche Schwere hat das C. als chines. und japan. Gold-, Silber- und Münzgewicht; die Ursache des kleinen Unterschiedes ist nur die, daß man in letzterer Rücksicht genauer verfährt. Im chines. Binnenhandel und beim Verkehr der Chinesen untereinander kommen auch Catties und Pikols von abweichender Schwere vor. Das C. wird in China in 16 Liang oder Tehls (Tales, Unzen), in Japan in 16 Riô und weiter dreimal geteilt. Dieses Gewicht hat sich auch über einige Teile Ostindiens verbreitet, so z. B. über die Philippinischen Inseln, wo man es Cate nennt und wo es etwas schwerer ist, nämlich = 1 $^{3}/_{8}$ span.-castil. Pfund = 632,685 g.

Catualda, ein deutscher Abenteurer von gotonischer oder markomannischer Herkunft, welcher, durch den Markomannenkönig Marbod vertrieben, im J. 18 oder 19 n. Chr. mit starker Macht in Böhmen eindrang und die Markomannen zum Abfall von Marbod fortriß, der nun (19 n. Chr.) zu den Römern fliehen mußte. Die Herrschaft über die Markomannen vermochte aber C. nicht zu behaupten; schon im J. 20 n. Chr. wurde er durch eine feindliche Partei mit Hilfe der Hermunduren gestürzt und zur Flucht nach Italien genötigt. Kaiser Tiberius wies ihm das Forum Julii in Gallia Narbonensis zum Wohnsitz an.

Catullus (Quintus oder wohl richtiger Gajus Valerius), der bedeutendste Lyriker der Römer, 87 v. Chr. zu Verona geboren, stammte von angesehenen und wohlhabenden Eltern und kam jung nach Rom, wo sich sein glänzendes poetisches Talent entfaltete. C. zeigte sich einmal als Meister in der Nachahmung gekünstelter griech. Dichtungen der Alexandrinischen Zeit, wie z. B. in dem epischen Gedicht, das die Vermählung des Peleus und der Thetis zum Gegenstande hat, in welches aber gleichzeitig zahlreiche andere Mythen eingeflochten sind. Seine Hauptbedeutung aber liegt in seinen empfindungsreichen und kunstvollen lyrischen Gedichten. Während viele seiner kleinern Gedichte die mehr bittern als freudigen Erlebnisse seines Liebesverhältnisses zu der unwürdigen, verbuhlten, von ihm (nach Sappho) Lesbia genannten Clodia widerspiegeln, andere durch den oder jenen Vorfall des täglichen Lebens veranlaßt sind, sind von C. auch tiefempfundene Gedichte edlern Inhalts erhalten, wie das Hochzeitslied zur Vermählung eines Freundes, oder die der Klage um den verlorenen Bruder, und dann wieder beißende Spottverse, darunter auch solche gegen Cäsar, mit dem sich übrigens der Dichter später versöhnt hat. Er starb bereits um 54 v. Chr. Die frühern Gesamtausgaben seiner Gedichte enthalten meistens zugleich den Tibull und Properz. Unter den neuern Ausgaben sind zu nennen die von Sillig (Gött. 1823), Lachmann (Berl. 1829), Roßbach (Lpz. 1854 u. 1860), Haupt (Ausgabe der drei Elegiker, 3. Aufl., Lpz. 1868; 4. Ausg. von Vahlen, 1879), Schwabe (Gießen 1866), Ellis (Orf. 1867; 2. Ausg. 1878; dazu «A commentary on C.», 1876), Müller (Lpz. 1870), Bährens (Bd. 1, Lpz. 1876). Übersetzungen lieferten Ramler (Lpz. 1793), Schwenck (Frankf. 1829), Theod. Heyse (Berl. 1855), Stromberg (Lpz. 1858), Pressel (Stuttg. 1860), Hertzberg u. Teuffel (Stuttg. 1862), Westphal (Bresl. 1867; 2. Aufl. 1870), Delagrise (Helmst. 1870). Vgl. Jungclaussen, «Zur Chronologie der Gedichte des C.» (Itzehoe 1857); Ribbeck, «C., eine litterarhistor. Skizze» (Kiel 1863); Couat, «Étude sur C.» (Par. 1875).

Catulus, Beiname eines Zweigs der plebejischen Lutatier in Rom. — Gajus Lutatius C. ward 242 v. Chr. zum Konsul gewählt und befehligte die neue, aus freiwilligen Beiträgen erbaute Flotte, mit welcher er 10. März 241 den Karthagern unter Hanno die für die Römer siegreiche Seeschlacht bei den Ägadischen Inseln (s. d.) lieferte. Da C. selbst verwundet war, führte jedoch der Prätor P. Valerius Falto das eigentliche Kommando. Die Schlacht entschied den Ausgang des ersten Punischen Kriegs. Nach diesem Siege schloß C. mit Karthago einen Frieden, der schließlich mit einzelnen Verschärfungen vom Volke zu Rom bestätigt wurde.

Quintus Lutatius C. befehligte im J. 102 als Konsul in Oberitalien gegen die Cimbern, vor denen er sich zuerst über die Etsch, dann über den Po zurückzog, während sein Kollege Marius den großen Sieg über die Teutonen bei Aqua Sextiä erfocht. Da dem C. aber die Cimbern nicht folgten, sondern in Oberitalien blieben, so konnte Marius sein siegreiches Heer herbeiführen und C. siegte dann

Artikel, die man unter C vermißt, sind unter K aufzusuchen.

als Prokonsul 101 mit Marius zusammen über die Cimbern auf den Raudischen Feldern unterhalb Vercellä (nach andern unweit Verona). Ein Jahrzehnt später kämpfte er im Bundesgenossenkriege als einer der Unterfeldherren. C. endete im J. 87 durch Selbstmord kurz nach der Einnahme Roms durch Marius, der ihn haßte. C. glänzte als Redner durch Feinheit und Eleganz; er versuchte sich auch als Dichter und als Geschichtschreiber in Memoiren, indem er nach Xenophons Musterbild die Thaten seines Konsulats erzählte. Auch trug er zum Glanze Roms durch ein prachtvolles Privathaus auf dem Palatin, sowie durch einen Tempel und eine Säulenhalle aus der cimbrischen Beute bei.

Sein gleichnamiger Sohn Quintus Lutatius C. trat als Konsul 78 v. Chr. im Senat und auf dem Forum seinem Kollegen Lepidus (s. d.) entgegen, als dieser nach Sullas Tode den Versuch machte, dessen Verfassung zu stürzen, und bekämpfte Lepidus dann 77 v. Chr. als Prokonsul erfolgreich mit den Waffen in der Hand. C. erwies sich ebenso energisch während des Kampfes als maßvoll nach dem Siege. Von der ihm übertragenen Wiederherstellung und Einweihung des kapitolinischen Tempels im J. 69 v. Chr. erhielt er den Beinamen Capitolinus. Er starb 61 v. Chr.

Cauca, ein linker Nebenfluß des Magdalenenstroms, welcher auf seinen ersten 74 km Laufes ein enges Spaltenthal durchfließt, das von Quilichao an auf 300 km hin 30—45 km breit wird. Hier, in 900 m Höhe, ist die Strömung mäßig; 45 km nördlich von Cartago tritt er abermals in eine enge Schlucht, durch welche er 177 km weit, vom Salto de San-Antonio bis zur Boca de Espiritu Santo, einen Katarakt nach dem andern bildet. Dann folgt wieder ein breites Thal, bis er unterhalb Mompos nach einem Lauf von 1090 km in den Magdalena mündet.

Der Staat Cauca, nach diesem Flusse benannt, ist der größte Staat in der südamerik. Konföderation von Columbia; derselbe nimmt, abgesehen vom Isthmusstaat Panama, den ganzen Westen der Konföderation längs der Südsee zwischen dem Antillenmeer und der Grenze von Ecuador ein und erstreckt sich in seinem breitern südl. Teile von der Südsee ostwärts über die West-, Central- und Ostcordillera und den Bergknoten von Pasto hinaus in die weiten Llanos bis zur Grenze Brasiliens. Der Staat hat einen Flächenraum von 135000 qkm und zählt (1870) 435078 E. Am dichtesten bevölkert sind das Caucathal und die südl. Hochebenen, während die Küste auf weite Strecken fast unbewohnt ist. Der Staat enthält alle klimatischen Regionen der heißen Zone und in der heißen wie in der gemäßigten Region sehr fruchtbare Distrikte, wie namentlich die Thäler des Rio-Cauca und des südl. Küstenflusses Patia, in welchen Mais, Bananen, Zuckerrohr und Kakao vorzüglich gedeihen. Die südl. Hochebenen eignen sich gut zum Anbau der europ. Cerealien und Gartenfrüchte, und auf der Hochebene von Popayan wird ausgezeichneter Kaffee gewonnen. An trefflichen Weiden für die Viehzucht fehlt es nicht, und die Wälder sind reich an wertvollen Handelsprodukten, wie Kautschuk, Sassaparille, Vanille und vor allem an kostbarer Chinarinde. Die Flüsse und die Küste sind reich an Fischen, und die Küste liefert auch geschätzte Perlen. In der ehemaligen Küstenprovinz Choco liegen berühmte Platina- und Goldminen. Ebenso reich an Gold sind die Schuttablagerungen in einem Teil des Caucathals, und in der Centralcordillera kommen außer Gold auch Silber- und Eisenerze sowie mächtige Steinkohlenlager vor. Haupterwerbszweige sind Ackerbau und Viehzucht. Manufakturen und Fabriken gibt es nicht. Gold, Platina und Chinarinde sind Ausfuhrartikel. Die Hauptstadt des Staats ist Popayan mit 8484 E.

Cauchemar (frz., spr. Kohsch'mar), Alpdrücken, Schreckbild, Phantom.

Cauchois (frz., aus Caux [Stadt in der Normandie]), Bezeichnung einer großen Taubenart, Kappentaube (nach der Haubentracht der Bewohnerinnen von Caux).

Cauchois-Lemaire (Louis François Auguste), franz. Publizist und Historiker, geb. zu Paris 28. Aug. 1789, bekämpfte nach der Restauration die Regierung in Broschüren und Zeitschriften, nahm an der Julirevolution thätigen Anteil, gründete 1832 das demokratische Blatt «Le bon sens», beteiligte sich auch an der Gründung des «Siècle» und widmete sich dann ausschließlich histor. Studien. Er wurde 1840 zum Abteilungschef des königl. Archivs ernannt, und schrieb ein «Résumé historique de la restauration» (Bd. 1, 1840) und eine Histoire de la révolution de juillet» (1842). C. starb 9. Aug. 1861 zu Paris.

Cauchy (Augustin Louis), ausgezeichneter franz. Mathematiker, geb. 21. Aug. 1789 zu Paris, widmete sich dem Studium der Mathematik. Sein «Mémoire sur la théorie des ondes» wurde 1815 vom Institut gekrönt, und 1816 nahm ihn die Akademie der Wissenschaften als Mitglied auf. Später wurde C. zum Professor an der Polytechnischen Schule ernannt. Nach der Julirevolution folgte er Karl X. ins Ausland und hielt sich längere Zeit in Prag auf, wo er den Herzog von Bordeaux unterrichtete. Nach Frankreich zurückgekehrt, erteilte er mathem. Unterricht im Ordenshause der Jesuiten und ward 1848 Professor der mathem. Astronomie an der Universität; doch mußte er diese Stelle im Juli 1852 niederlegen, weil er Napoleon III. den Eid verweigerte. Er starb 23. Mai 1857 zu Paris. Von seinen zahlreichen Schriften sind die bedeutendsten: «Cours d'analyse» (Par. 1821; deutsch von Huzler, Königsb. 1828), «Leçons sur le calcul différentiel» (Par. 1829; deutsch von Schnuse, Braunschw. 1836), «Leçons sur les applications du calcul infinitésimal à la géométrie» (2 Bde., Par. 1826—28; deutsch von Schnuse, Braunschw. 1840), «Exercices mathématiques» (Par. 1826—29), «Sur l'application du calcul de résidus» (Par. 1827), «Mémoire sur la dispersion de la lumière» (Prag 1836), «Exercices d'analyse et de physique mathématique» (3 Bde., Par. 1839).

Caucus (nach einigen verderbt aus Calkers, d. h. Kalfaterer, weil der erste Caucusklub hauptsächlich aus solchen bestanden habe, nach andern ein Wort aus der Algonkinsprache, welches eigentlich Berater bedeutet) heißt in den Vereinigten Staaten von Amerika ursprünglich jede polit. Versammlung, welche den Zweck hat, eine Partei zu unterstützen, namentlich Kandidaten für die öffentlichen Ämter zu bezeichnen. Im Laufe der Zeit hat sich der C. aber zu einem einflußreichen und verderblichen System entwickelt, welches eine sehr wichtige Rolle spielt und wegen seiner Allmacht vielfach nicht mit Unrecht als «König Caucus» bezeichnet wird. Nach dem Buchstaben der Verfassung ruht alle Machtvollkommenheit

im Volke, nach dem C. aber verkörpert sie sich in den Parteiführern. Diese nämlich, statt sich mit der Empfehlung ihrer Kandidaten zu begnügen, stellen sie vermöge des Caucussystems einseitig auf, lassen keinen andern zu und kontrollieren somit jede Wahl in deren Interesse. Auf die Bundespolitik ausgedehnt, wurden diese unverantwortlichen Vorversammlungen zu den sog. Nationalkonventen. Was der C. in der lokalen Politik, das ist in der nationalen der Parteikonvent. Bis zum J. 1824 ernannten die verschiedenen Parteien des Congresses als Nominating Conventions die Präsidentschaftskandidaten; seit dieser Zeit besorgen die Parteiführer der Einzelstaaten als sog. nationale Delegierte nicht allein dieses Geschäft, sondern entwerfen auch die Parteiprogramme. Das Volk hat nichts weiter zu thun, als Ja oder Nein zu dem aufgestellten Kandidaten und den Programmen zu sagen, denn es wird nicht einmal des Scheines halber nach seiner Ansicht, geschweige denn seinem Willen gefragt.

Cauda (lat.), Schwanz.

Caudatarius (neulat.), Schwänzling, Schleppträger (im verächtlichen Sinne).

Caudebec oder Caudebec-en-Caux (Caledunum), kleine Handels- und Fischerstadt im franz. Depart. Niederseine (Normandie), Arrondissement Yvetot, 12 km im S. von Yvetot, am rechten Ufer der Seine, die hier einen Hafen bildet, sehr malerisch gelegen, hat eine der schönsten Pfarrkirchen der Normandie aus dem 15. Jahrh. mit meisterhaftem Portal und 101 m hohem Glockenturm und zählt (1876) 1951, als Gemeinde 2049 E., welche Woll- und Baumwollfabriken, Gerbereien und Bleichen unterhalten, Fischfang und lebhaften See- und Küstenhandel mit Getreide, Holz, Ölfrüchten, Salz, Vieh und Kohlen treiben. C. ist ein uralter Ort und war früher die Hauptstadt des Ländchens Caux (Wohnsitz der Caletes im Altertum), welches sich zwischen der Seine und dem Meere erstreckte. Die Industrie war ehemals bedeutender. Früher befestigt, wurde C. 1419 von den Engländern, 1562 von den Hugenotten, 1592 von den Liguisten erobert. Kaum 4 km im Osten liegt in einem schönen Thale das Dorf Saint-Wandrille, mit den Ruinen der 648 vom heil. Wandrigisel gestifteten Benediktinerabtei St.-Wandrille oder Fontenelle (Sancti Wandregisili, beziehungsweise Fontanella), in welcher der letzte Merovinger Theodorich, Sohn des 752 entthronten Childerich III., als Mönch starb. Die reiche Abtei umfaßte 10 Kirchen mit den Gräbern von 18 kanonisierten Heiligen.

Caudebec-lès-Elbeuf, Stadt im gleichen Departement, Arrondissement Rouen, 2 km südöstlich von Elbeuf, an der Eisenbahn Orléans-Elbeuf, hat Wollspinnerei, Tuchmanufaktur und Färberei und zählt (1876) 11338 E.

Caudinische Pässe (Furculae Caudinae, d. i. caudinische Gabeln) hießen zwei hohe, enge, bewaldete Bergpässe bei der Stadt Caudium im alten Samnium, an der Grenze gegen Campanien und der Straße von Capua nach Benevent. Sie sind berühmt durch die Niederlage, welche die Römer im zweiten Samnitischen Kriege in ihnen erlitten. Von Calatia (zwischen Caserta und Maddaloni) her hatten vier röm. Legionen unter den Konsuln Titus Veturius und Spurius Postumius 321 v. Chr. den westl. Paß überschritten und waren in ein geräumiges, aber von allen Seiten durch hohe Berge eingeschlossenes Thal, wahrscheinlich unsern vom heutigen Arpaja, herabgestiegen. Als sie den Paß, der gegen Osten aus demselben führt, überschreiten wollten, fanden sie diesen versperrt und von den Samnitern besetzt, desgleichen auch den Eingang, zu welchem sie sich zurückwendeten. So waren sie genötigt, die Nacht im Thale zu lagern. Am folgenden Tage, als sie den Versuch machten, sich durchzuschlagen, erlitten sie eine Niederlage und mußten sich ergeben. Der samnit. Feldherr Gavius Pontius schloß nun mit den Konsuln einen Vertrag, wodurch das Heer freien Abzug erhielt, Rom aber verpflichtet wurde, die gegen die Samniter angelegten Kolonien (Festungen) zu schleifen und den gleichen Bund mit Samnium zu erneuern. Für diesen Vertrag mußten die Konsuln mit allen höhern Offizieren sich eidlich verbindlich machen und 600 Geiseln stellen. Außerdem aber ward dem röm. Heere die Demütigung auferlegt, durch ein Joch zu ziehen. In Rom ward der Vertrag nicht genehmigt und die Konsuln mit allen Offizieren, die mit ihnen ihr Ehrenwort verpfändet hatten, den Samnitern ausgeliefert, von diesen aber zurückgewiesen.

Cauer (Emil), bedeutender Bildhauer, geb. zu Dresden 29. Nov. 1800, bildete sich unter Rauch in Berlin und seit 1824 unter Haller in München, von wo er sich nach Bonn begab und Universitätszeichenlehrer wurde. Im J. 1829 ging er nach Dresden, wo ihm die Restauration der Antiken des Museums übertragen wurde. Seit 1832 fungierte C. als Zeichenlehrer am Gymnasium zu Kreuznach. Hier fertigte er seine Hauptwerke: Sickingen, Hutten, Karl V., Melanchthon, Berlichingen, ferner die Märchendarstellungen «Aschenbrödel» und «Rotkäppchen», die in vielen tausend Exemplaren sich über ganz Deutschland verbreiteten, sodann eine Caritas, die Kinder segnend, die Lebensalter, die Jahreszeiten als Kinder. Auch eine Anzahl kleiner Statuetten Shakspearescher Gestalten und religiöser Reformatoren vollendete er hier, die ebenfalls durch Nachbildungen vielfach verbreitet wurden. In C.s Werken herrscht eine edle Formvollendung und einfache Natürlichkeit und ein echt deutscher Geist. Er starb zu Kreuznach 4. Aug. 1867.

Karl C., namhafter Bildhauer, ältester Sohn des vorigen, geb. 1828 zu Bonn, erhielt seine künstlerische Ausbildung im Atelier seines Vaters, dann bei Wolff in Berlin, ging 1848 nach Rom, 1851 nach London und kehrte 1854 über Berlin nach Rom zurück. Im J. 1854 entstand die Figur des Königs Friedrich Wilhelm IV. in Berlin, dann in Rom der sterbende Achilles, welcher nach England kam. Sein Olympischer Sieger, welcher in Bronzeguß dann zu Sanssouci aufgestellt wurde, errang ihm 1857 die Goldene Medaille. Eine Wiederholung in Marmor besitzt das Kensington-Museum in London. Gleichzeitig erhielt C. einen Ruf nach Wien, wo er die Porträtstatue des Kaisers Franz Joseph, des Fürsten Metternich, Windischgrätz u. a. fertigte. Nach Rom zurückgekehrt, arbeitete C. eine Kolossalfigur des Hektor; siegte in der Konkursausschreibung für das Schiller-Denkmal in Mannheim und führte dasselbe aus. Im J. 1862 etablierten sich Karl und sein Bruder Robert in Kreuznach, wo sie zahlreiche Marmorgebilde schufen. So das Denkmal des Gründers des dortigen Heilbades, ein Grabmonument für die Fürstin Khevenhiller in Wien u. s. w. Im J. 1871 fertigte C. eine wohlgetroffene und künstlerisch hervorragende Büste der Erbprinzessin von Hohenzollern aus Carraramarmor

für das Schloß Jägerhof bei Düsseldorf. Auch die Büsten des Fürsten und der Fürstin jenes Hauses sind von seiner Hand. Eins seiner bedeutendsten Werke ist die Kassandra, welche den bevorstehenden Untergang der Vaterstadt beklagt. Neben dem Atelier in Kreuznach gründeten beide Brüder 1873 noch in Rom eine Werkstätte. In demselben Jahre erschien auf der berliner akademischen Ausstellung von C. eine Nymphe nach dem Bade, eine idyllische Komposition von anmutiger Auffassung, 1876 die Hexe (in der Nationalgalerie zu Berlin).

Robert C., Bildhauer, der Bruder des vorigen, geb. 13. Febr. 1831 zu Dresden, besitzt gemeinsam mit Karl C. Ateliers in Kreuznach und Rom, hat sich durch Gruppen und figurale Kompositionen bekannt gemacht, darunter Dornröschen, Hänsel und Gretel, Paul und Virginie, Hermann und Dorothea, Undine u. s. w. Für ein Grab auf dem Kirchhofe in Mainz lieferte er eine kolossale trauernde Muse. C.s Schöpfungen sind zum Teil durch Abgüsse weit verbreitet.

Caulaincourt (Armand Augustin Louis de), Herzog von Vicenza, franz. Diplomat, geb. 9. Dez. 1772 zu Caulaincourt, einem Dorfe im Depart. Somme, nahm bereits als Kapitän am Feldzuge von 1792 teil, wurde aber darauf als Aristokrat eingekerkert. Nachdem der allgemeine Ruf zu den Waffen ihn aus der Haft befreit, trat er als Grenadier ins Heer, erhielt nach drei Jahren seinen Grad als Kapitän wieder und folgte als Adjutant dem General Aubert du Bayet nach Konstantinopel. Nach der Rückkehr wurde er Oberst eines Karabinierregiments, welches er im Feldzuge 1800 rühmlichst führte. Bei der Thronbesteigung des Kaisers Alexander von Rußland als diplomatischer Agent nach Petersburg geschickt, wußte er das Vertrauen des jungen Herrschers zu gewinnen. Im J. 1805 wurde er Divisionsgeneral; auch ernannte ihn Napoleon 1806 zum Großstallmeister und zum Herzog von Vicenza. Er ging 1807 an der Stelle des Herzogs von Rovigo als Gesandter nach Petersburg, wo er am Hofe und bei dem Adel sich nicht der besten Aufnahme zu erfreuen hatte, weil man ihm die Verhaftung des Herzogs von Enghien schuld gab. Dagegen stand er bei dem Kaiser Alexander I. auch jetzt in hoher Gunst, wie er ihn denn 1808 auch zum Kongreß nach Erfurt begleiten mußte. Als 1810 zwischen Alexander und Napoleon Zerwürfnisse eintraten, suchte C. dieselben auszugleichen, und da dies mißlang, bat er 1811 um seine Rückberufung. Sein Wunsch, eine Anstellung in der Armee von Spanien zu erhalten, wurde ihm gewährt. Dann mußte er 1812 dem Kaiser nach Rußland folgen, von wo er ihn auch auf der Rückreise nach Frankreich begleitete. Er schloß 4. Juni 1813 den Waffenstillstand zu Pläswitz und war bei dem Kongreß zu Prag, der den Abfall Österreichs von Napoleon zur Folge hatte. Im November übertrug ihm Napoleon das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten und schickte ihn auf den Kongreß zu Chatillon, dessen ungünstiger Ausgang ihm später mit Unrecht zur Last gelegt worden ist. Bei der Abdankung Napoleons ist es ihm und seinem Einflusse auf den Kaiser Alexander vorzüglich zuzuschreiben, daß jener die Insel Elba erhielt. Nach der Rückkehr Napoleons wieder zum Minister des Auswärtigen und zum Pair ernannt, nahm er als solcher an den geheimen Beratungen der beiden Kammern über die zweite Abdankung Napoleons teil und wurde dann Mitglied der Regierungskommission. Nach dem zweiten Einzuge Ludwigs XVIII. ward er anfangs auf die Liste der Proskribierten gesetzt, auf Verwenden Alexanders aber wieder gestrichen. Doch die ultraroyalistische Partei verfolgte ihn auf jede Weise, indem sie ihn fortgesetzt der Verhaftung des Herzogs von Enghien beschuldigte, obgleich er bewies, daß er sich zu jener Zeit zu Straßburg befunden, und daß nicht er, sondern der General Ordener den Herzog verhaftet habe. Von öffentlicher Thätigkeit ausgeschlossen, starb er in Paris 19. Febr. 1827.

Auguste Jean Gabriel, Graf von C., des vorigen Bruder, geb. 16. Sept. 1777, trat ebenfalls 1792 in die Armee, zeichnete sich zunächst am Rhein und in Italien aus und wurde 1806 als Brigadier zur Armee nach Spanien versetzt, wo er sich namentlich 1809 durch die Überführung der Armee über den Tajo berühmt machte. Den Feldzug nach Rußland machte er 1812 als Divisionsgeneral und Kommandant des Hauptquartiers mit, durchbrach 7. Sept. in der Schlacht an der Moskwa die russ. Infanterie und fiel beim Angriff auf die große Redoute.

Caulis (lat.), Stengel; caulescent, stengelbildend, stengelig; caulifĕrisch, stengeltreibend, cauliform, stengelförmig.

Caulōm (neulat.) nennt man in der Botanik jedes Stengelgebilde einer Pflanze im Gegensatz zu den Blättern (Phyllom) und zu den Wurzeln (Rhizicom) und ferner im Gegensatz zu Thallom, dem vegetativen Teil derjenigen Pflanzen, bei denen eine Differenzierung in Wurzel, Stamm und Blatt noch nicht stattgefunden hat.

Caulonia, ehemals Castelvetere, Stadt in der ital. Prov. Reggio Calabria, Distrikt Gerace, 37 km im NO. von Gerace, 7,5 km vom Jonischen Meere auf einem Hügel gelegen, links am Alaro und an der Eisenbahn Reggio-Taranto, zählt (1881) 4395, als Gemeinde 8391 E. Die Stadt hat eine reizende Lage und ein mildes Klima. Man hat ihr den Namen des antiken C. gegeben, welches 7 km davon am Meere gelegen hat, und von welchem sich Baureste, Gräber, Münzen, Vasen hier und in dem C.-Gebirge vorfinden.

Caulx (Salomon de), s. Caus.

Caumont (Arcisse de), franz. Archäolog, geb. 28. Aug. 1802 in Bayeux, studierte zuerst Geologie, dann Archäologie und gründete die Société des antiquaires de Normandie sowie 1834 die Société française d'archéologie pour la conservation des monuments nationaux, welche jährliche Kongresse abhielt und im «Bulletin monumental», das C. bis 1872 redigierte, ihre Forschungen veröffentlichte. C. starb 15. April 1873 in Caen. Außer zahlreichen Abhandlungen in Fachzeitschriften gab er heraus: «Histoire de l'art dans l'ouest de la France» (6 Bde., 1831—40), «Abécédaire ou rudiments d'archéologie» (3 Bde., 1850—62; 3. Aufl. 1869).

Caupo (lat.), Schenk-, Gastwirt; Caupōna, Schenke.

Caus oder Caulx (Salomon de), ausgezeichneter franz. Ingenieur und Physiker, auch bekannt als der Baumeister eines Teils des heidelberger Schlosses und Gründer von dessen prachtvollen Gartenanlagen, war 1576 in Frankreich, wahrscheinlich in der Normandie zu Dieppe geboren. Als Protestant verließ er sein Vaterland und lebte um 1612 in England, von 1614—20 aber als Baumeister und

Ingenieur des Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz in Heidelberg. Später kehrte er nach Frankreich zurück, wo er 6. Juni 1626 zu Paris starb. Die Angabe, daß er geisteskrank ins Hospital Bicêtre gebracht worden und hier gestorben, läßt sich historisch nicht begründen. C. war einer der größten Physiker seiner Zeit, aber seine Schriften blieben im Dunkel, bis in neuerer Zeit besonders Arago wieder die Aufmerksamkeit auf seine Leistungen lenkte. In dem Werke «Les raisons des forces mouvantes» (Frankf. 1615; Par. 1624; auch deutsch unter dem Titel: «Von gewaltsamen Bewegungen», Frankf. 1615) gab er den Plan eines Apparats an, um Wasser durch Dampfdruck zu heben, weshalb er von Arago, jedoch nicht mit Recht, als Erfinder der Dampfmaschine betrachtet wurde. Für ihre Zeit von Bedeutung waren auch seine übrigen Schriften, wie: «Institution harmonique» (Frankf. 1615), «La Perspective avec la raison des ombres et miroirs» (Lond. 1612), «Hortus Palatinus» (Heidelb. 1620), «La pratique et démonstration des horloges solaires» (Par. 1624). Vgl. Arago im «Annuaire du Bureau des longitudes» (Jahrg. 1837). — Ein Verwandter von C., vielleicht sein Sohn, Isaac de C., aus Dieppe, war ebenfalls Ingenieur und Baumeister und verfaßte unter anderm: «Nouvelle invention de lever l'eau plus haut que sa source» (Lond. 1644).

Causa (lat., d. h. Grund, Ursache, Veranlassung) ist ein in der Rechtssprache außerordentlich oft gebrauchter, aber auch sehr Verschiedenes bedeutender Ausdruck. In der Besitzlehre spricht man von causa possessionis als dem Rechtsgrunde oder Rechtfertigungsgrunde, aus dem man den Besitz einer Sache erlangt, sei es rechtmäßig geschehen infolge eines Rechtsgeschäfts oder gesetzlicher Bestimmung (justa causa) oder andererseits unrechtmäßig durch Gewalt, heimlich, durch Diebstahl, bittweise (injusta causa). Für die Ersitzung fordert man eine justa causa, d. h. das Vorhandensein eines zur Verschaffung des Eigentums an sich (abgesehen von dem eingetretenen, dem Usucapienten unbekannten Hindernisse) geschickten Erwerbgrundes oder wenigstens eines solchen, der in dem Besitzer vernünftigerweise jene Überzeugung hervorbringen konnte (das man hier auch mit Titel bezeichnet). Justa causa traditionis bedeutet sodann diejenige von der Tradition selbst getrennte Thatsache, welche den Nachweis enthält, daß dieselbe ihren Zweck erreicht. Auf dem Gebiete des Obligationen- und Erbrechts verwendeten die Römer das Wort causa teils um das jetzt «Beweggrund» (Motiv) Genannte, teils um unser «Zweck» auszudrücken. Vielfach heißt causa allgemein der Grund, der Entstehungsgrund eines Rechtsverhältnisses, wie z. B. in einem Schuldschein derselbe angegeben (cautio discreta) oder auch, wie beim Wechsel, übergangen sein kann (cautio indiscreta). Bei Servituten verlangt man als eins der unentbehrlichsten Erfordernisse perpetua causa, d. h. eine solche Beschaffenheit des dienenden Grundstücks, daß es dauernd, nicht bloß zufällig und vorübergehend, einen bestimmten Nutzen dem herrschenden Grundstücke gewähren kann. Hier bedeutet causa soviel als Lage, Zustand. Sodann nennt man causa rei den durch gewisse Umstände bewirkten Zuwachs einer Sache, wie denselben z. B. oft derjenige zu beanspruchen hat, der die Gefahr der Sache trägt, oder auch die Erweiterung eines unrechtmäßigerweise vorenthaltenen Gegenstandes, resp. einer geschuldeten Leistung. So kann sich auch der Bürge verpflichten in omnem causam, d. h. jede irgendwie eintretende Erweiterung der Hauptschuld. Schließlich heißt causa Rechtsfall, Prozeß (z. B. causa liberalis, Prozeß über die Freiheit oder Unfreiheit einer Person), auch Rechtsgeschäft (z. B. causae favorabiles, zu deren Gunsten im Zweifel entschieden werden soll).

Causa cognita (lat.), nach Untersuchung der Sache; causa incognita, ohne die Sache zu untersuchen.

Causae cognitio (lat.) enthält das Wort causa (s. d.) in der Bedeutung: Rechtsfall, bedeutet also die Prüfung eines vorliegenden Rechtsfalles, genauer: Rechtsverhältnisses, und zwar die Prüfung, welche dem über den «Fall», die «Sache» erkennenden Richter obliegt. Eine solche causae cognitio versteht sich ja eigentlich bei jeder, einem Richter vorkommenden Rechtssache von selber, aber im röm. Recht hatte causae cognitio die besondere Bedeutung des förmlichen Prozeßverfahrens gegenüber der nach dem Gutdünken des magistratus (s. d.) formlos gehandhabten Untersuchung, und in manchen Fällen wurde durch die Rechtsordnung jenes ausdrücklich vorgeschrieben, wo der magistratus letzteres sonst hätte wählen können. So war bei der Arrogation (s. unter Adoption) eine formelle Prüfung, früher dem Priesterkollegium der pontifices, später der vom röm. Kaiser beauftragten Obrigkeit, vorgeschrieben hinsichtlich der Voraussetzung und der Nützlichkeit der Arrogation, worauf dann der Akt selber, früher vor der Volksversammlung, später durch kaiserl. Reskript erfolgte. — Mit dem röm. Prozeßverfahren ist auch der Begriff der causae cognitio für das heutige Recht antiquiert.

Causalität (Ursachlichkeit) bezeichnet das Verhältnis der Ursache zur Wirkung. Entweder sagt man von einem Dinge, es «habe Causalität», indem man ihm dadurch irgendeine bestimmte Wirkungsart und Wirkungskraft zuschreibt, oder man spricht von der C. als einem metaphysischen Gesetze, wonach das Verhältnis von Ursache und Wirkung eine allgemeine und notwendige Beziehung in der Wirklichkeit ausdrücke. Im letztern Sinne spricht sich das Gesetz der C. in der gewöhnlichen Ausdrucksweise wohl am besten so aus: «Jedes Ding hat seine Ursache.» Doch zeigt eine genauere Überlegung, daß dies nur insofern gelten kann, als die von uns gewöhnlich als solche bezeichneten Dinge nur vorübergehende Produkte des allgemeinen Naturlebens sind, daß auf das eigentlich wesenhafte Sein der Begriff der C. nicht anwendbar ist, und daß der präzisere Ausdruck jenes Gesetzes lauten muß: «Alles Geschehen, Werden und Verändern hat seine Ursache.» In dieser allgemeinen Form ist der Satz der C. ein beherrschendes Prinzip, unter welchem wir die ganze Mannigfaltigkeit der äußern wie der innern Erfahrung in Verbindung und Beziehung setzen. Bei der Auffassung und Feststellung jedoch einzelner causaler Verhältnisse fallen diese selbst nicht unmittelbar in die Erfahrung; wir nehmen nicht dasjenige wahr, wodurch ein Ding in das andere eingreift, sondern wir müssen uns an die konstante Aufeinanderfolge gewisser Ereignisse halten und können nur darauf das Urteil gründen, daß das eine die Ursache des andern sei: wir können das propter hoc nur aus dem post hoc erkennen. Diese Unwahrnehmbarkeit und Unbegreiflichkeit des wirklichen Causalverhältnisses hat

die mannigfachsten philos. Theorien über die C. hervorgerufen. Cartesius und besonders seine Nachfolger, welche deshalb als Occasionalisten bezeichnet werden, glaubten sich so helfen zu können, daß sie das sonst als Ursache bezeichnete Geschehen nur die gelegentliche Veranlassung (causa occasionalis) nannten, auf Grund deren Gott die Wirkung hervorbringe. An die Stelle dieses fortwährend sich wiederholenden setzte Leibniz das einmalige Wunder der prästabilierten Harmonie, wonach die Veränderungen der Dinge ein für allemal so geordnet sind, daß sie miteinander im ursächlichen Verhältnis zu stehen scheinen, obwohl sie in Wahrheit ganz unabhängig voneinander, nur in vorherbestimmter Harmonie verlaufen. Tiefer drang der Skeptizismus von David Hume, welcher die C. für einen rein subjektiven, aus der Beobachtung stetiger Wiederholungen desselben Zeitverhältnisses entspringenden Begriff erklärte. So richtig dies für die einzelne Anwendung des allgemeinen Causalitätsprinzips ist, so wenig konnte doch diese Lehre Kant genügen, als er dem Ursprung dieses Prinzips selber nachforschte und die Begründung desselben in der eigentümlichen Organisation der menschlichen Vernunft untersuchte. Das Resultat lautete bei ihm so, daß der Begriff der C. unter den angeborenen Stammbegriffen, den Kategorien, zu suchen sei, mittels deren die Vorstellung der Erfahrungswelt überhaupt erst zu Stande kommt, und daß er deshalb als allgemeines Gesetz der Verknüpfung für alle sinnlichen Erscheinungen, aber auch nur für diese und nicht für die »Dinge an sich« gelte. Zwar vermochte Kant diese Grenze der Anwendung des Causalitätsbegriffs weder in der theoretischen noch besonders in der praktischen Philosophie festzuhalten: allein sein bleibendes Verdienst bleibt der Nachweis von der Apriorität des Causalgesetzes, d. h. davon, daß dasselbe eine im Wesen der erkennenden Vernunft angelegte und deshalb unvermeidliche Voraussetzung über den Zusammenhang der Wirklichkeit enthält. Diese Bedeutung hat unter den nachkantischen Philosophen ganz besonders Schopenhauer betont, welcher sich außerdem das besondere Verdienst erwarb, die zu vielen Mißverständnissen Anlaß gebende Verwechselung zwischen dem metaphysischen Prinzip der C. und dem logisch-psychol. Prinzip des zureichenden Grundes durch scharfsinnige Analyse zu zerstören. Vgl. Schopenhauer, »Über die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grunde« (4. Aufl., Lpz. 1875).

Causation (lat.), Vorwand, Entschuldigung; Veranlassung; **causativ**, veranlassend, bewirkend; verba causativa oder factitiva heißen abgeleitete transitive Zeitwörter, welche die Thätigkeit ausdrücken, die den von dem Stammwort bezeichneten Zustand (Handlung, Sache) bewirkt. So ist fällen das Causativ von fallen, tränken von trinken u. s. w.

Cause célèbre (frz.), Aufsehen erregender Rechtsfall.

Causerie (frz., wahrscheinlich vom deutschen kosen), Plauderei; **Causeur**, Plauderer, Schwätzer; **Causeuse**, Schwätzerin; auch kleines Sofa für zwei Personen.

Causeway (engl.), erhöhter, chaussierter Weg, Trottoir u. dgl. The Giant's C., der Riesendamm von Basaltsäulen an der Nordostspitze von Irland (Grafschaft Antrim).

Caussade, Stadt im franz. Depart. Tarn-et-Garonne, Arrondissement Montauban, 22 km im NO. dieses Ortes, an der zum Aveyron gehenden Lère, in etwa 100 m Höhe, zählt (1876) 2438, als Gemeinde 4066 E., welche Handel mit Trüffeln, berühmtem Geflügel und Prunellen treiben, Steinbrüche bearbeiten und Fabriken von Strohhüten, Zucker, Kerzen unterhalten.

Causses (Plateaux des) heißen im mittlern Frankreich die unkultivierten Kalkhochebenen, namentlich in den Depart. Lozère, Aveyron, Hérault, Gard, Tarn und Lot. Der Name kommt vom lat. calx (Kalk). Auf ihnen nähren sich zahlreiche Viehherden. Nach dem hauptsächlich auf den Plateaux gebauten Roggen (seigle) nennt man dieselben Ségalas. Der durchlässige Boden ist fast immer ohne Quellen und Bäche; überdies leiden bei der ansehnlichen Höhe der Plateaux die Ortschaften unter der Rauhheit des Klimas. Die hauptsächlichsten C. sind: die Causse de Méjean oder Große C., im W. und oberhalb Florac (Depart. Lozère), ist eine kolossale, durch wunderbare Steilwände völlig isolierte Festung zwischen Tarn, Tarnon und der Jonte; ein schmaler Isthmus verbindet dieselbe mit dem 1567 m hohen Mont Aigoual. Die Höhe dieser C. wechselt von 900—1278 m; seine Oberfläche mißt 40000 ha, mit nur 2000 Caussenards, wie die Bewohner genannt werden, in drei Dörfern und vielen kleinen und elenden Weilern. — Die Causse de Sauveterre, zwischen Mende und Sévérac-le-Château, ist von der C. Méjean durch den langen Abgrund getrennt, in welchem der Tarn mehrere hundert Meter unterhalb der Hochebene fließt; zwischen dem Tarn und Lot, welcher ebenfalls in tiefen Schluchten fließt, hat sie 900—1100 m Höhe, und ähnlich wie auf dem großen C. d'outre Tarn, machen Schnee und Stürme hier den Übergang im Winter gefährlich. — Die Causse Noir im NO. von Millau ist zwischen den Défilés des Tarn, der Jonte und der Dourbie eingezwängt; sie hat 800—850 m Meereshöhe. — Die berühmte Larzac, 750 bis über 900 m hoch, erhebt sich zwischen Lodève und Millau. — Die Causses de Rouergue, zwischen Millau und Rodez und zwischen Rodez und dem Lot, haben 500, 600, 700, 800 und fast 900 m Höhe. — Die Causses de Quercy, zwischen Figeac und dem Laufe der Dordogne, nach Souillac hinauf, sind nicht weniger unfruchtbar als die des Rouergue und des Gévaudan; da aber ihre Meereshöhe geringer ist (300—450 m), so sind sie im Winter weniger kalt, mehr bewohnbar, trotz ihrer ungewöhnlichen Trockenheit, und man findet dort gute Weine und Fruchtbäume u. s. w. Im Gévaudan heißen gewisse C. Can, wie der Can oder die Causse von Montbel. In der niedern Provinz, namentlich in der Nähe der Crau, nennt man coussous zum Teil kieselige, zum Teil sandige Landstriche, bedeckt mit Strauchwerk und für Viehweiden geeignet. Dies ist sicherlich dasselbe Wort, wie die chaux im Jura.

Caussidière (Marc), franz. Revolutionär, geb. 18. Mai 1808 in Genf, von niedriger Herkunft, nahm seit 1830 fast an allen Verschwörungen gegen die Julimonarchie teil und kam deshalb ins Gefängnis, aus dem ihn erst die Amnestie von 1847 befreite. Er war 1848 Mitglied der Nationalversammlung, wurde Polizeipräfekt von Paris und errichtete eine Garde du peuple aus Barrikadenmännern und ehemaligen Sträflingen. Bei dem Maiaufstand kompromittiert und von der Nationalversammlung in Anklagestand versetzt, floh er nach London, wo er zu seiner Rechtfertigung seine

«Mémoires» (2 Bde., 1848) herausgab. Später siedelte er nach Amerika über, kehrte aber in den ersten Tagen des J. 1861 nach Paris zurück, wo er schon 27. Jan. 1861 starb.

Caussin de Perceval (Jean Jacques Antoine), franz. Orientalist, geb. zu Montdidier 24. Juni 1759, widmete sich schon früh in Paris den orient. Studien, und folgte 1782 seinem Lehrer Deshauteraves als Professor des Arabischen am Collége de France. Er wurde 1787 Nachfolger seines Oheims Bejot als Konservator der Manuskripte an der königl. Bibliothek, verlor aber nach dem Sturze des Königs 1792 dieses Amt. Seit 1809 war er Mitglied der dritten Klasse des Instituts; die Restauration behielt ihn 1816 bei der Reorganisierung der Akademien bei, und er wurde Mitglied der Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften. Während 53 Jahren blieb er Professor am Collége de France bis an seinen Tod, 20. Juli 1835. Von seinen zahlreichen Schriften sind hervorzuheben die Übersetzungen des Howairis unter dem Titel «Histoire de la Sicile sous la domination des Musulmans» (Par. 1802) und die astron. Tafeln des El-Yunis (Par. 1810), eines Teils der Tausendundeine Nacht; ferner die Textausgaben der fünfzig Makamen des Hariri (1818), der Fabeln des Lokman (1818), der sieben Moallaqat, der drei ersten Kapitel des Koran, mehrere Mémoires in der Sammlung der Académie des Inscriptions et belles lettres. Auch übersetzte er zuerst die «Argonautica» des Apollonius von Rhodus ins Französische (Par. 1796).

Sein Sohn Armand Pierre, geb. 13. Jan. 1795, trat früh in die Fußstapfen seines Vaters; 19 J. alt, wurde er als Interpretenzögling nach Konstantinopel gesandt, von wo aus er Syrien bereiste; ein Jahr lang blieb er bei den Maroniten des Libanon, und wurde dann Dragoman beim franz. Konsulat in Aleppo. Durch achtjährigen Aufenthalt im Orient mit der arab. Umgangssprache vertraut, erhielt er bei seiner Rückkehr nach Europa 1822 zuerst die Professur des Vulgärarabischen an der Spezialschule der lebenden orient. Sprachen, die er ein halbes Jahrhundert inne hatte; sodann folgte er seinem Vater als Suppleant und als Titular am Collége de France (1833). Er hatte aus dem Türkischen des Wassif-Effendi die Geschichte des Russisch-Türkischen Kriegs von 1766 bis 1774 bearbeitet (1822), ferner die Geschichte der Vernichtung der Janitscharen durch Mahmud II. übersetzt (1833), eine vulgär-arab. Grammatik verfaßt (1824 und 1833), das franz.-arab. Wörterbuch Elius Bocthors neu herausgegeben (1848), als er mit einem wahrhaft wissenschaftlichen Werke hervortrat, seinen «Essais sur l'histoire des Arabes avant l'Islamisme, pendant l'époque de Mahomet et jusqu'à la réduction de toutes les tribes sur la loi musulmane» (3 Bde., 1847), welches Werk ihm 1849 die Thüren des Instituts öffnete. In den letzten Jahren durch Krankheit in seiner Lehrthätigkeit gehemmt, starb er während der Belagerung zu Paris, 15. Jan. 1871.

Caustica (lat.), Ätzmittel.

Causticum Landolphi, Ätzpasta aus Chlorzink, Chlorantimon und Chlorbrom; ihre Anwendung ist sehr schmerzhaft.

Causticum lunāre, veralteter Name für Höllenstein (Argentum nitricum).

Cautēl (vom lat. cautēla, d. i. Vorsichtsmaßregel, eigentlich = Kaution, nur in besonderm Sinne) heißt in der Rechtssprache eine Bedingung, Verwahrung u. dgl. in Rechtsgeschäften, um möglichen Schaden von sich abzuwenden, künftigen Streitigkeiten vorzubeugen und den andern Teil so fest als möglich zu binden. Cautelarjurisprudenz ist der auf die Darstellung solcher Vorsichtsmaßregeln gerichtete Teil der Rechtswissenschaft.

Cauterets, Badeort im franz. Depart. Oberpyrenäen, 45 km im SSW. von Tarbes, in dem gleichnamigen engen, vom Bergstrome Gave de C. durchrauschten Thale, in 992 m Höhe, zählt 1600 E., wird aber im Sommer von mehr als 15 000 Badegästen belebt. Das Thal von C. ist ein Zweig des Thals von Laverdan, welches von Pierrefitte an, wo jener Bergstrom in die Gave de Pau mündet, Thal von Barèges (s. d.) heißt, und bildet bis an die Grenze von Spanien, wo der mit ewigem Gletschereis bedeckte, 3290 m hohe Vignemale aufsteigt, eine enge, von hohen Bergen (z. B. dem Pic du Midi d'Ossau, 2885 m) eingeschlossene Schlucht. Doch wird dieser Thalzweig von grünen Waldstreifen durchschnitten und durch grüne Weideplätze belebt, sodaß er nicht den Charakter schauerlicher Wildnis und chaotischer Zerstörung aufweist, wie jenes Hauptthal. Der Ort hat hohe, geräumige Häuser, gepflasterte Straßen mit Trottoirs, eisernen Balkons, Laden neben Laden. Die in einiger Entfernung von C. liegenden warmen Schwefelquellen (bis 50° C.) bilden eins der berühmtesten Pyrenäenbäder. Die 22 benutzten Quellen speisen neun Etablissements in drei verschiedenen Gruppen. In der Gruppe von C. selbst liegt das 1844 eröffnete Hauptetablissement, 1102 m über dem Meere; in der südl. Gruppe befindet sich die schon 1660 entdeckte, besuchteste von allen Quellen, la Raillère; sie hat eine Temperatur von 38,7° C.

Cauterisation, die Zerstörung organischer Gewebe durch Ätzen, s. Kauterien und Ätzen.

Cauwer (Emile de), belg. Architekturmaler, geb. 1828 zu Gent, Sohn und Schüler Joseph de C.s, lebte in Gent, Brüssel, Bremen, Breslau und Berlin und starb 30. Jan. 1873 zu Berlin. Seine Bilder zeichnen sich mehr durch strenge Zeichnung und gewissenhafte Ausführung als durch künstlerische Auffassung aus; dahin gehören: Martinskirche und Rathaus zu Oudenaarde, neue Synagoge in Berlin, Inneres der Hauptkirche in Delft u.

Caux, franz. Landschaft, s. unter Caudebec.

Cav., bei zoolog. Namen Abkürzung für Cavolini (Filippo).

Cava dei Tirreni, Stadt in der ital. Provinz Salerno, 7 km im NW. von Salerno, in einem schönen Thale am Berge Fenestra und an der Eisenbahn Neapel-Vietri-Eboli, ist Sitz eines Bischofs und hat Fabriken von Leinen-, Woll-, Seidenstoffen und Tabak und zählt (1881) 6339, als Gemeinde 21 363 E. Wegen seiner besonders schönen Lage wird es von Neapolitanern und Fremden zum Sommersitze gewählt; durch Industrie und Handel ist es ein wohlhabender Ort. Die Stadt und die nächsten Dörfer haben sich um das prächtige und berühmte, aus dem Anfange des 11. Jahrh. stammende Kloster oder der Abtei der allerheiligsten Dreieinigkeit von C. gebildet; dasselbe war lange Zeit eine Zuflucht und Heimat der Wissenschaften. In seinem Archiv liegen über 60 000 Originalpergamente, namentlich aus der Longobardenzeit.

Cavage (frz.), Einlagerung von Waren in Keller oder Gewölbe; auch der Lohn für das Einlagern.

Cavaignac (Jean Baptiste), Mitglied des franz. Nationalkonvents und General, geb. 1762 zu Gordon in der Rouergue, war Advokat beim Parlament zu Toulouse, als die Revolution von 1789 ausbrach. Als eifriger Anhänger derselben avancierte er bis zum Departementschef und wurde 1792 in den Konvent gewählt. Hier stimmte er für den Tod des Königs ohne Appellation und Aufschub und war zweimal Konventskommissar bei den Armeen, wo er sich sehr kompromittierte, seinen Sturz aber durch Übertritt zu den Thermidoristen (s. unter Thermidor) abwandte. Nach einer abermaligen Sendung zur Mosel-Armee war er eben als General nach Paris zurückgekehrt, als der Aufstand der Bergpartei vom 1. Prairial des J. III (20. Mai 1795) losbrach. Der Konvent übertrug ihm den Befehl über die bewaffnete Macht; doch konnte C. nicht verhindern, daß die aufrührerische Menge in den Sitzungssaal des Konvents eindrang und entging selbst mit Mühe dem Tode. Am 13. Vendémiaire (5. Okt. 1795) focht er neben Barras und Bonaparte an der Spitze der Konventstruppen gegen die Sektionen und half den Konvent abermals retten. Während des Direktoriums war er Mitglied vom Rate der Fünfhundert, Stadtzolleinnehmer, Lotterieverweser, darauf Agent im Hafen von Maskat an der Küste Arabiens. Im J. 1806 berief ihn Joseph Napoleon nach Neapel und ernannte ihn zum Domänenverwalter. Unter Murat, Josephs Nachfolger, wurde C. Staatsrat, Kommandeur des Ordens beider Sicilien und Majoratsherr. Nach Frankreich zurückgekehrt und während der Hundert Tage Präfekt im Sommedepartement, mußte er beim Eintritt der zweiten Restauration als «Königsmörder» nach Brüssel auswandern, wo er 24. März 1829 starb.

Cavaignac (Eléonore Louis Godefroy), franz. Publizist, des vorigen ältester Sohn, geb. zu Paris 1801, studierte die Rechte, zeichnete sich in der Julirevolution von 1830 durch Unerschrockenheit aus, und bekämpfte dann als entschiedener Republikaner die Julirevolution. Bei Wiederherstellung der Nationalgarde wurde er Kapitän der Artillerielegion, in die sich auch noch viele andere Mitglieder republikanischer Klubs aufnehmen ließen. Ihre im Okt. und Dez. 1830 angezettelten Unruhen scheiterten jedoch an der Haltung Lafayettes und des größten Teils der Bürgergarden. C. ward mit mehrern Genossen verhaftet, aber vom Geschworenengerichte freigesprochen und entwickelte nun als Mitglied des Vereins der Menschenrechte neue revolutionäre Thätigkeit. Die Unruhen im April 1834 zeigten die Ausdehnung dieser Verbindung, führten aber zugleich zu einer Krisis für die ganze republikanische Bewegung in Frankreich. Nebst den übrigen Häuptern der Gesellschaft ward auch C. verhaftet. Er trat vor den Pairs als Wortführer der Angeklagten auf und war es besonders, der durch kühnen Trotz die Gewaltthätigkeiten hervorrief, welche die Gerichtssitzungen unterbrachen. Dem Urteile, dem er verfallen wäre, entzog er sich mit vielen andern Angeklagten 13. Juli 1835 durch die Flucht nach England, von wo er 1841 nach Paris zurückkehrte. Hier begann er in dem von ihm gegründeten Journal «Réforme» sogleich wieder seine Opposition gegen die Julidynastie. Er starb 5. Mai 1845. Er veröffentlichte «Dubois cardinal, ou tout chemin mène à Rome» und «Une tuerie de Cosaques, scènes d'invasion» (Par. 1831).

Cavaignac (Eugène Louis), 1848 Staatsoberhaupt der Französischen Republik, des vorigen Bruder, wurde zu Paris 15. Okt. 1802 geboren. Er begann 1820 seine militärischen Studien in der Polytechnischen Schule, verließ dieselbe zwei Jahre darauf als Unterlieutenant vom Geniewesen und besuchte dann die «École d'application» zu Metz. Im J. 1824 trat er in das 2. Genieregiment ein, wo er 1828 zum Kapitän aufstieg. Als solcher machte er die franz. Expedition nach Morea mit. C. befand sich 1830 mit seinem Regiment in Garnison zu Arras und ergriff hier von allen Offizieren zuerst für die Julirevolution Partei. Unter der neuen Regierung wurde er nach Afrika versetzt, wo er zur Auszeichnung bald Gelegenheit fand. Er wurde 1837 Bataillonschef, 1840 Oberstlieutenant, 1841 Oberst und 1844 Brigadegeneral. An Lamoricières Stelle versah er das Kommando der Provinz Oran, als er 1848 mit der Nachricht von der Februarrevolution zugleich die Kunde erhielt, daß er zum Divisionsgeneral und Gouverneur von Algier ernannt sei. In die Nationalversammlung gewählt, reiste er nach Paris, wo er zwei Tage nach dem Attentat vom 15. Mai 1848 ankam und das Kriegsministerium übernahm. Als am 23. Juni in Paris der Bürgerkrieg ausgebrochen war, übertrug die Nationalversammlung C. die Militärdiktatur. Während des viertägigen Straßenkampfes bewies C. die höchste Thatkraft, Ausdauer und Geistesgegenwart. Nachdem am 28. Juni die Ruhe wiederhergestellt war, gab er der Nationalversammlung die ihm übertragenen außerordentlichen Vollmachten zurück. Die Nationalversammlung wählte ihn nun einstimmig zum Haupt der Exekutivgewalt und zum Kabinettspräsidenten, d. h. zum verantwortlichen Staatsoberhaupt der Republik. Durch Wachsamkeit, Strenge und Festigkeit zeigte er sich diesem hohen Posten gewachsen. Die äußere Ruhe und Sicherheit war völlig hergestellt, als er sechs Monate später (20. Dez. 1848) die Zügel der Regierung dem Präsidenten Ludwig Napoleon überlieferte. Als Kandidat zur Präsidentenstelle, bei der es sich nur um die Wahl C.s oder Ludwig Napoleons handeln konnte, erhielt er selbst etwa 1½ Mill. Stimmen. Das Depart. Lot wählte ihn wieder in den Gesetzgebenden Körper, wo er mit einigen Gesinnungsgenossen das republikanische linke Centrum bildete. Als Redner zeigte er sich wortkarg, aber klar und stets gemessen, selbst bei den heftigsten parlamentarischen Stürmen. Während des Staatsstreichs vom 2. Dez. 1851 wurde auch C. verhaftet und nach dem Schlosse Ham abgeführt, aber bald wieder freigelassen. Er heiratete hierauf die Tochter des Bankiers Odier, nahm seinen Abschied aus der Armee und verließ auf einige Zeit Frankreich. Später wurde er in Paris in den Gesetzgebenden Körper gewählt; doch trat er nicht in denselben ein, weil er den Eid auf die neue Verfassung verweigerte. C. lebte seitdem in der Nähe von Mans in größter Zurückgezogenheit. Er starb auf seinem Schlosse Ournes bei Flée im Depart. Sarthe 28. Okt. 1857. C. schrieb «De la régence d'Alger, note sur l'occupation» (Par. 1839).

Cavaillon, Städtchen im franz. Depart. Vaucluse, Arrondissement Avignon, 25 km im OSO. von Avignon, 1 km entfernt vom rechten Ufer der Durance und 2 km vom rechten Ufer des Calavon oder Coulon, am Abhange des Mont St.-Jacques, in 70 m Höhe, an der Eisenbahn Avignon-Pertuis,

die hier nach Apt abzweigt, ist schlecht gebaut und zählt (1876) 4473, als Gemeinde 8454 E. Die Umgegend gleicht einem großen Garten, der weithin alles mit seinen Produkten versorgt. Seide, Früchte, namentlich Melonen, sind besondere Ergebnisse ihrer Thätigkeit; neben der Bodenkultur finden sich aber auch Hutmacherei, Seidenspinnerei, Lederzurichtung, Destillationen vertreten, und bedeutende Märkte werden abgehalten. Nennenswerte Gebäude sind das Hotel de Ville aus dem 18. Jahrh., die Kathedrale aus dem 11. und 12. Jahrh. und die Reste eines Triumphbogens, wohl aus Augustus' Zeit. C. ist das alte Cabellio, eine der wichtigsten Städte der gallischen Cavaren vor der Römerzeit; für die Massalioten war es ein nicht unwichtiger Mittelpunkt des Handels.

Cavalcanti (Guido), ital. Philosoph und Dichter, geb. zu Florenz nach 1240, war ein Freund Dantes. Seine durch edeln Stil ausgezeichneten Gedichte stammen meist aus seiner frühern Lebensperiode und sind an verschiedene Geliebte gerichtet. In Florenz vermählte er sich 1267 mit einer Tochter Farinatas degli Uberti, des Hauptes der Ghibellinen. Als dieser gestorben, nahm er dessen Stelle ein und geriet bald mit Corso Donati, dem Haupte der Guelfen, in blutigen Hader. Deshalb verbannte die Bürgerschaft die Häupter beider Parteien, und zwar die Ghibellinen nach Sarzana. Wegen der dortigen ungesunden Luft rief man letztere zwar bald wieder zurück; doch C.s Gesundheit war schon so angegriffen, daß er 1300 zu Florenz starb. Seine Canzone «Donna mi prega», welche vom Kardinal Egidio Colonna (Siena 1602), Fra Paolo del Rosso (Flor. 1568), Girolamo Frachetta (Vened. 1585) u. a. kommentiert wurde, hat ihm den meisten Ruhm erworben. Seine «Rime edite ed inedite» wurden von Cicciaporci (Flor. 1813) herausgegeben.

Giovanni C., ein anderer, als Geschichtschreiber bekannter Florentiner, Mitglied der berühmten Accademia platonica, verfaßte «Istorie Fiorentine», welche den Zeitraum von 1420–52 mit vielem Lobe für Cosmo de' Medici darstellen und von Machiavelli als Quelle benutzt wurden. Hiervon veröffentlichte zuerst Moreni die zwei auf die Verbannung und Zurückkunft Cosmos de' Medici sich beziehenden Bücher («Della carcere, dell' ingiusto esiglio e del trionfal ritorno di Cosimo, etc.», Flor. 1821); die einzige vollständige Ausgabe der «Istorie» besorgte Polidori (2 Bde., Flor. 1838).

Bartolommeo C., aus einer edeln florentin. Familie, war im Okt. 1503 geboren, kämpfte jung für die Freiheit seines Vaterlandes als Gegner der Medici und zeichnete sich durch Tapferkeit wie durch Rednergabe aus. Nach der Ermordung Alexanders und der Erwählung Cosmos de' Medici verließ er seine Vaterstadt, hielt sich kurze Zeit in Ferrara auf und trat darauf in Frankreich in die Dienste des Kardinals Hippolit von Este. Endlich ging er nach Rom, wo Paul III. ihn in wichtigen Geschäften gebrauchte. Seine letzten Jahre verlebte er in Padua, wo er 9. Dez. 1562 starb. C.s «Rettorica» (Vened. 1559 u. öfter) behandelt die Rhetorik streng nach Aristotelischen Grundsätzen. Geschätzt ist auch sein «Trattato, ovvero discorsi sopra gli ottimi reggimenti delle repubbliche antiche e moderne» (Vened. 1571 u. öfter). Vgl. «Lettere di Bartolommeo C.» (Bologna 1869).

Cavalcaselle (Giovanni Battista), ital. Kunstgelehrter, geb. 22. Jan. 1820 in Legnano, besuchte die Akademie zu Venedig, war dann eine Zeit lang Ingenieur in Padua, wandte sich aber später wieder der Malerei zu. Auf einer Reise durch Deutschland lernte er 1847 seinen spätern Mitarbeiter Crowe (s. d.) kennen. C. nahm 1848 an der ital. Revolution teil, ward in Cremona von den Österreichern gefangen und zum Tode verurteilt, entkam jedoch und half 1849 Rom gegen die Franzosen verteidigen. Nach Unterdrückung des Aufstandes verbannt, ging C. nach London, wo er mit Crowe wieder zusammentraf und mit ihm das Werk: «Early Flemish painters» (2. Aufl., Lond. 1872) schrieb. Nachdem er noch Spanien besucht, ging er 1858 wieder nach Italien und kam 1861 nach Leipzig, wo er mit Crowe die berühmte «History of painting in Italy» (5 Bde., Lond. 1864–71; deutsch von Jordan, Lpz. 1869–74) begann. Seitdem lebt C. als Generaldirektor der Kunstangelegenheiten in Rom.

Cavalese, großer Flecken im südl. Tirol, 42 km im NO. von Trient, der Hauptort des Val Fiemme oder Fleimserthals, rechts an dem zur Etsch gehenden Avisio, am Fuße des Schwarzhorn, in 982 m Höhe, mit seinen stattlichen Gebäuden ein angenehmer Sommerort für das Etschthal, ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts und zählt (1880) 2163, als Gemeinde (mit Masi di C.) 2897 E.

Cavalier (ital. cavaliere, span. caballero), ein franz. Wort, das ursprünglich Reiter, dann aber auch soviel als Ritter, Edelmann, Herr bedeutet und in dieser Weise in der gesellschaftlichen Sprache gebraucht wird. In Bezug auf das weibliche Geschlecht entspricht dem C. der Titel Dame.

In der permanenten Befestigung (s. Festungsbau) wird C. (veraltet Katze) ein Teil des Walles genannt, welcher seine Umgebung um einige Meter überragt und so im Vergleich zu dieser eine erhöhte, bessere Übersicht gewährende und das Vorterrain freier beherrschende Stellung ergibt. Die C. liegen gewöhnlich in den ausspringenden Punkten der Umschließung. In der bastionierten Befestigung befinden sie sich meist in den Bastionen, diese überragend, zugleich einen Abschnitt bildend und Seitendeckung; im Polygonalsystem liegen sie in den Bruchpunkten und auf den Mitten der Fronten. — Beim ältern Sappenangriff kamen Trancheecavaliere vor, welche etwa 100 m vom Glacis der angegriffenen Festung entfernt Einsicht in den gedeckten Weg gewähren sollten.

Cavalier (Jean), Hauptanführer der Camisarden im Cevennenkriege, geb. 1679 im Dorfe Ribaute in Languedoc, eines Bauern Sohn, lebte in Genf, bis die Verfolgungen, welche die reform. Bewohner der Cevennen (s. d.) unter Ludwig XIV. erdulden mußten, einen Aufstand derselben hervorriefen. Um am Kampfe seiner Landsleute teilzunehmen, ging er in die Heimat zurück, und seine militärischen Talente und sein Mut brachten ihn bald an die Spitze der Insurgenten. Er disciplinierte die ungeordneten Scharen und leitete ihre Unternehmungen gegen das königl. Heer mit so viel Umsicht und Glück, daß ihm 1704 vom Marschall Villars Vergleichsvorschläge gemacht wurden. C. legte die Waffen unter der Bedingung nieder, daß den Reformierten freie Religionsübung gewährleistet sein sollte. Ihm selbst bewilligte Ludwig XIV. das Oberstenpatent mit einem Gehalt von 1200

Livres und die Erlaubnis, aus Camisarden ein eigenes Regiment im königl. Solde zu errichten. Vom Minister Chamillard nach Versailles berufen, sah er sich daselbst mißtrauisch beobachtet und entfloh heimlich über Holland nach England, befehligte darauf in Spanien ein aus geflüchteten Camisarden gebildetes, in piemont. Diensten stehendes Regiment und zeichnete sich mit diesem vorzüglich 25. April 1707 in der Schlacht bei Almanza in Neucastilien aus. Später ward er engl. Generalmajor und Gouverneur von Jersey und starb 18. Mai 1740 in Chelsea.

Cavalière (Emilio del), einer derjenigen namhaften ital. Musiker, welche um 1600 die neuen musikalischen Formen ins Leben riefen. In Rom geboren und aus einer vornehmen Familie stammend, schrieb er anfangs Madrigale, beteiligte sich dann an den frühesten Opern in Florenz mit «Desperazione de Filene», «Satiro» (welche schon um 1590 erschienen) und «Giuoco della cieca», 1595. Ruhm und histor. Bedeutung hat er erlangt als der Urheber des ersten Oratoriums durch sein Werk «Anima e corpo», welches in Rom 1600 gedruckt erschien, nachdem es daselbst im Betsaal (Oratorio) des heil. Fil. Neri mit Aktion zur Aufführung gekommen war. Geburts- und Todesjahr des C. sind unbekannt.

Cavalièrement (frz.), cavaliermäßig; leichthin; junkerhaft, in übermütiger Weise rücksichtslos.

Cavaliere servente (ital.), s. Cicisbeo.

Cavalieri (Francesco Bonaventura), ital. Mathematiker und Astronom, geb. 1598 zu Bologna, studierte zu Pisa, wurde 1629 Professor der Mathematik zu Bologna und starb daselbst 3. Dez. 1647. Er stellte zuerst den Satz auf, daß die Linie aus einer unzähligen Menge von Punkten, die Fläche aus unzähligen Linien, der Körper aus unzähligen Flächen bestände (C.s Methode des Unteilbaren). Seine Hauptwerke sind: «Geometria indivisibilium continuorum nova quadam ratione promota» (1635), «Rota planetaria» (1640), «Trigonometria plana et sphaerica» (1635), «Exercitationes geometricae» (1647).

Cavalierperspektive nennt man in der Zeichenkunst eine Art der geometr. Projektion, bei welcher der Gegenstand über Eck angesehen wird, daher das Auge schief über dem Gegenstand (Gegend, Gebäude, Festung) gedacht und derselbe halb von der Seite, halb von oben dargestellt wird. An ihre Stelle tritt jetzt die axonometr. oder isometr. Projektion.

Cavallero, s. Caballero.

Cavalli (Francesco), der älteste der großen ital. Tonsetzer, welche ihre Bedeutung lediglich durch die Komposition von Opern erlangt haben. Geb. um 1600 zu Crema, als Sohn eines Kapellmeisters, kam C. früh nach Venedig, wo er an der Markuskirche zuerst Kapellsänger, dann seit 1640 Organist und endlich seit 1668 bis zu seinem Tode, 14. Jan. 1676, Kapellmeister war. Monteverdes Spuren folgend, hob er durch eine große Zahl von Werken die venetianische Opernbühne über alle andern Theater Italiens. Er wurde das für die Oper, was sein Zeitgenosse Carissimi (s. d.) für die Cantate und das Oratorium war. Fruchtbarkeit und Melodienreichtum waren bei C. außerordentlich; seine Hauptwerke, besonders der «Jason» («Giasone», 1649), verbreiteten sich in ganz Europa. Namentlich wurde C. in Frankreich geschätzt, sodaß er 1660 zur Vermählung Ludwigs XIV. mit einer ital. Truppe nach Paris kommen und dort den für dieses Fest komponierten «Xerxes» aufführen mußte.

Cavalli (Giovanni), ital. Generallieutenant, mit Recht der Vater der heutigen gezogenen Geschütze genannt, geb. 28. Juli 1808 zu Turin, legte seine gesamte Laufbahn in der Artillerie zurück. Sein Name ist aufs engste mit der glänzendsten Periode in der Geschichte der piemontes. Artillerie verknüpft; er führte in die verschiedenen Teile des Brückenmaterials bedeutende Verbesserungen ein, ließ das Feldartilleriematerial vom J. 1844 fertigen und war der Schöpfer der gezogenen Hinterladungsgeschütze zu einer Zeit, zu welcher niemand den mächtigen Einfluß derselben auf die Kriegführung ahnte. Als er als Kapitän zur Beaufsichtigung des Gusses von für die piemontes. Artillerie bestimmten gußeisernen Geschützrohren in Schweden kommandiert war, stellte er in den J. 1846 und 1847 auf den Hütten zu Aker und Stafsjö Versuche mit von hinten zu ladenden Geschützrohren mit gezogener Seele an, welche den Ausgangspunkt für sämtliche Bemühungen bildeten, die in allen Staaten behufs Herstellung gezogener Geschütze stattgefunden haben. Die piemontes. Artillerie war die erste, welche einige Exemplare gezogener Hinterlader besaß, und gebrauchte dieselben bei der Belagerung von Gaëta 1860—61. An dem wissenschaftlichen Leben beteiligte sich C. mit großem Eifer; die meisten seiner Arbeiten sind in den Verhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Turin veröffentlicht worden, mehrere auch besonders und in franz. Übersetzungen erschienen. Von letztern sind zu nennen: «Mémoire sur les équipages des ponts militaires» (Par. 1843), «Mémoire sur les canons se chargeant par la culasse et sur les canons rayés» (Par. 1849), «Mémoires sur divers perfectionnements militaires» (Par. 1856), «Aperçu sur les canons rayés se chargeant par la bouche et par la culasse et sur les perfectionnements à apporter à l'art de la guerre en 1861» (Turin 1862), «Mémoire sur la théorie de la résistance statique et dynamique des solides» (Par. 1863), «Mémoire sur les éclatements remarquables des canons en Belgique de 1857 à 1858 et ailleurs à cause des poudres brisantes» (Turin 1867) u. s. w. Er wurde April 1865 Kommandant der Militärakademie, im Febr. 1869 Mitglied des Conseil des Militärordens von Savoyen, trat im Juli 1879 in den Ruhestand und starb 23. Dez. 1879 zu Turin.

Cavallini (Pietro), ein röm. Maler, der um 1340 lebte und für die erste Entwickelungszeit der mittelalterlichen Kunst in Italien Bedeutung hat. Er gilt für einen Schüler Giottos und führte nach dessen Entwurf das große Mosaik für die alte Peterskirche zu Rom, die sog. Navicella, aus, welche die christl. Kirche unter dem Bilde des Schiffs darstellt und sich jetzt, vielfach restauriert, in der Vorhalle der neuen Peterskirche befindet. Auch sind Mosaikbilder des Lebens der Maria von seiner Hand in der Altarnische der Sta.-Maria in Trastevere zu Rom, sowie andere an der Façade der dortigen alten Paulskirche und solche in San-Chrysogono erhalten.

Cavallo, Callo, eine kleine ältere Rechnungsstufe (vor 1818) und ehemalige Kupfermünze im frühern festländischen Königreich Neapel. Die Geldeinheit, den Ducato, rechnete man zu 1000 neuern oder 1200 ältern Cavalli. Auf Sicilien hieß die nämliche Rechnungsstufe Picciolo. Der C. der

neuern Kategorien hatte den Wert von etwa ⅓ Pfennig deutsche Währung oder ¼ österr. Kreuzer. Wie alle die ältern Kupferstücke beider Sicilien, wurden die Cavalli bis Ende Okt. 1862 zurückgezogen. Der Name C. bedeutet Pferd und rührt wahrscheinlich von dem ursprünglichen Gepräge der Münze her.

Cavallotti (Felice Carlo Emanuele), ital. Dichter, Dramatiker und Journalist, geb. 6. Nov. 1842 zu Mailand, erhielt daselbst seine Bildung, veröffentlichte 1860 die deutschfeindliche Schrift «Germania e Italia» und schloß sich dann den Garibaldischen Freischaren an. Später trat er gegen die nationale Regierung nicht minder heftig auf als früher gegen die österreichische, weshalb er wiederholt zu Gefängnisstrafe verurteilt wurde. Seit 1867 redigierte er das Blatt «Il Gazzettino». Im J. 1873 wurde er ins Parlament gewählt, wo er oft zu stürmischen Scenen Anlaß gab, legte aber 1879 sein Mandat nieder. Mehrere seiner Dramen hatten einen sensationellen Erfolg. Die bedeutendsten sind: «I Pezzenti» (Mail. 1871 u. öfter), «Alcibiade» (1872), «Guido» (1873), «I Messenii» (1874). Seine «Poesie» sind in 4. Aufl. (Mail. 1873) erschienen. Eine neue lyrische Sammlung («Anticaglie») erschien in Rom 1879, Bd. 1 einer Gesamtausgabe seiner «Opere» in Mailand 1881.

Cavalquet oder **Calvaquet** (frz.), Musikstück, welches die Trompeter der Kavallerie beim Einrücken in eine Stadt blasen.

Cavan, die südlichste Grafschaft der irländ. Provinz Ulster, zwischen Longford, Westmeath und Meath im S., Leitrim im W. und Fermanagh und Monaghan im N. gelegen, hat ein Areal von 1931,88 qkm mit (1881) nur noch 129008 E. (1841 dagegen 243262 E.), wovon 81 Proz. katholisch sind. Der Fluß Erne, der im S. aus dem Lough-Gowna entspringt, durch den inselreichen Lough-Oughter geht und an der Nordgrenze sich in den obern Lough-Erne ergießt, trennt die Grafschaft in zwei Teile. Das Land im O. ist hügelig, im äußersten W. gebirgig, und reich an Seen und Bogs oder Sümpfen. Im W. entspringt am 666 m hohen Cuilcagh der Shannon. Nur in der unmittelbaren Nähe der Erne ist es eben. Von der Oberfläche sind nur 25 Proz. Ackerland, 10 Proz. Kleefelder und Wiesen, 44 Proz. Weiden, 1½ Proz. Wald, 5 Proz. Gewässer. Der Boden enthält Steinkohlen, Eisen, Blei, Kupfer und Manganerz, aber diese Mineralien werden nicht bearbeitet. Unter den zahlreichen Mineralquellen ist die von Kingscourt bemerkenswert. Fabriken sind nicht vorhanden. Der Haupterwerb besteht in Viehzucht, daneben im Anbau von Hafer, Flachs, Kartoffeln und etwas Weizen. Die meisten Dörfer spinnen Flachs und weben Leinwand. Der Handel beschränkt sich auf selbstgewebtes Leinenzeug, Butter und andere landwirtschaftliche Produkte. Der Wohlstand der Grafschaft ist durch die allgemeine Lage Irlands sehr heruntergekommen. Die Grafschaft schickt zwei Mitglieder in das Parlament, ein drittes die Hauptstadt. Von ihr führt die Familie Lambert den Titel Earl of C.

Die Hauptstadt Cavan, ziemlich in der Mitte der Grafschaft, an dem gleichnamigen Zufluß der Erne, in einem fruchtbaren Thale gelegen, ist Sitz eines prot. und eines kath. Bischofs, hat eine Lateinschule, einen Gerichtshof, ein Gefängnis und zählt 3389 E., die Landwirtschaft und einigen Handel treiben. Vor der Stadt liegt der als Promenade benutzte schöne Park des Lords Farnham und 5,5 km im SW. das Dorf Kilmore mit einem alten bischöfl. Palast.

Cavanilles (Antonio José), span. Botaniker, geb. 16. Jan. 1745 zu Valencia, war anfangs Geistlicher, wandte sich dann der Botanik zu und durchreiste Spanien, um die Flora dieses Landes genauer zu untersuchen. Im J. 1801 wurde er Direktor des botan. Gartens zu Madrid, als welcher er 4. Mai 1804 zu Madrid starb. C. gab einige Werke über die Flora Spaniens heraus.

Cavanilles (Don Antonio José), berühmter span. Botaniker, geb. in Valencia 16. Jan. 1745, gest. in Madrid 4. Mai 1804, hat lange Zeit als Direktor des botan. Gartens der span. Hauptstadt emsig und segensreich gewirkt. Außer vielen Artikeln in den «Anales de Historia Natural» (Madr. 1799—1804) schrieb er: «Icones et descriptiones plantarum Hispaniae» (7 Bde., 1791—1801), «Observaciones sobre la historia natural, geografia, agricultura, poblacion y frutos del reino de Valencia» (1795—97) u. s. w.

Cavanilles (Don Antonio C. y Centi), bedeutender span. Geschichtschreiber, ein Neffe des vorigen, geb. 1805 in Coruña, wo sein Vater eine hohe juridische Stellung einnahm, ging 1814 nach Madrid und studierte die Rechte in Alcalá. Nebenbei widmete er sich mit großem Eifer und mit Liebe, unter der Leitung Listas, dem Studium vaterländischer Geschichte und Litteratur. Im J. 1825 wurde er Advokat und erlangte schnell den Ruf eines guten Redners; er hat die verschiedensten Stellen im Verwaltungswesen der Hauptstadt bekleidet; 1841 trat er in die Akademie der Geschichte, etwas später in die für Naturwissenschaften. Er ist Verfasser einer Denkschrift «Sobre el fuero de Madrid», eines «Elogio» zu Ehren seines Oheims, des Botanikers, einer «Historia de la dominacion española en Portugal» sowie einer größern Reihe streng jurist. Aufsätze. Was jedoch seinen Namen in weitere Kreise hinausgetragen hat, ist seine «Historia de España» (5 Bde., Madr. 1861—63), ein Werk, das in Spanien sehr beliebt ist. Ein Bändchen «Dialogos» enthält Unterredungen zwischen Napoleon und Thiers, Cervantes und einem Afrancesado von 1808 u. s. w.; doch ist ihr Inhalt ganz subjektiv: das Historische bildet nur den Rahmen für die Ideen und Anschauungen seines eigenen Geistes. C. starb 2. Jan. 1864, ohne sein Geschichtswerk vollendet zu haben, das nur bis zur Regierung Philipps II. reicht. Vgl. Romero Ortiz, «La literatura portuguesa en el siglo XIX (Madr. 1870).

Cavarzere, Flecken in der ital. Provinz Venedig, Bezirk Maniago, 7 km von diesem Orte, auf einem Hügel an der Meduna, zählt (1881) 4153, als Gemeinde 17220 E.

Cavatine oder **Cavāta** (ital.), eine kürzere Form der Opernarie, gewöhnlich sanftern, weniger leidenschaftlichen, gesangvollen Charakters. Früher bestand der Unterschied zwischen der C. und der Opernarie noch darin, daß letztere aus vorausgehendem Recitativ und zwei Teilen bestehen mußte, während die C. nur aus Einem, liedförmig ausgesponnenen Teile bestand. Die neuern Komponisten haben diesen Unterschied verwischt; Rossini bedient sich sogar durchgehends des Ausdrucks C. für Arie, während Arien mit vorwiegend dramatischem Ausdruck und größerm Umfang jetzt meistens Scenen genannt zu werden pflegen.

Artikel, die man unter C vermißt, sind unter K aufzusuchen.

Cavation (lat.), Aushöhlung, Ausgrabung (eines Kellers u. dgl.).

Cavĕa hieß im alten Rom der Zuschauerraum im Theater (s. d.), das theatrum im engern Sinne, ein halbkreisförmiger Raum, dessen Durchmesser die Bühnenwand bildete. Unmittelbar vor der Bühne, in der Mitte der C. befand sich die orchestra, wo in Griechenland der Chor seine Tänze aufführte, in Rom die Plätze für den Senat sich befanden; dahinter erhoben sich in weitern Halbkreisen terrassenförmig aufsteigend die übrigen Sitzreihen.

Cavĕant consules etc. wird bisweilen irrtümlich citiert für Videant consules etc. (s. d.)

Cavĕat (lat., «er hüte sich»), gerichtlicher Einspruch, Verwarnung.

Cavedōne (Giacŏmo), ital. Maler, geb. 1577 (oder 1580) zu Sassuolo im Modenesischen, war ein Schüler seines Vaters Pellegrino, später der Carracci, deren Stil, besonders den des Ludovico Carracci, er täuschend nachzuahmen verstand, stand aber auch unter dem Einflusse des Correggioschen Stils. Nicht minder glücklich war er in Nachahmung der venet. Koloristen, wie man aus einigen Bildern in San-Paolo zu Bologna ersieht. Besonders berühmt ist sein Heiliger Stephan in einer Kirche zu Imola; desgleichen verdienen seine kleinern Werke, sog. Kabinettstücke, ihrer Zartheit und Vollendung wegen Lob. In Rom half er dem Guido Reni bei dessen Arbeiten; später ließ er sich in Bologna nieder. Der Tod seines ihm nachstrebenden Sohnes wie auch der Sturz von einem Malergerüst schwächten seine künstlerische Kraft in dem Maße, daß er, immer tiefer sinkend, sich endlich genötigt sah, seine Zuflucht zum Bettelstabe zu nehmen. Er starb im Elende 1660. Mehrere seiner Werke wurden durch J. M. Metelli, G. Sacciati u. a. in Kupfer gestochen.

Cavedōni (Don Celestino), ital. Altertumsforscher und Numismatiker, geb. 18. Mai 1795 zu Levizzano Rangone im Modenesischen, erhielt seit 1809 seine Bildung auf dem bischöfl. Seminar zu Modena und widmete sich dann 1816—21 dem Studium der griech. und hebr. Sprache sowie der Altertumswissenschaft zu Bologna. Seit 1821 Kustos der numismatischen Sammlung zu Modena sowie Beamter an der Bibliothek daselbst, rückte er 1847 zum Bibliothekar auf, welche Stellung er auch unter der neuen ital. Regierung behielt. Daneben bekleidete er 1830—63 die Professur der biblischen Hermeneutik an der Universität zu Modena, wo er 26. Nov. 1865 starb. Unter C.s zahlreichen wissenschaftlichen Arbeiten haben vor allem seine numismatischen Werke nicht bloß in Italien, sondern auch im Auslande Anerkennung gefunden. Außer vielen Abhandlungen in archäol. Zeitschriften sowie in den Denkschriften verschiedener Akademien, deren Mitglied er war, gehören dahin besonders die Werke: «Saggio di osservazioni sulle medaglie di famiglie Romane» (Modena 1829; Anhang dazu, Modena 1831), die Ausgabe von Casellis «Nummorum Italiae veteris tabulae» (Lpz. 1830) und die «Numismatica biblica» (Modena 1850; deutsch von Werlhof, 2 Tle., Hannov. 1855—56). Unter C.s theologischen Schriften ist die «Confutazione dei principali errori de Ernesto Renan nella sua Vie de Jésus» (Modena 1863) hervorzuheben, die in wenigen Monaten vier Auflagen erlebte. Als Präsident der Kommission für das Studium der vaterländischen Geschichte in den modenes. Provinzen hat er auch Beiträge zu den von dieser seit 1863 herausgegebenen «Atti e Memorie» geliefert.

Cavelier (Pierre Jules), franz. Bildhauer, geb. 30. Aug. 1814 zu Paris, hatte David d'Angers und Paul Delaroche zu Lehrern und erhielt 1842 für seinen Diomedes, der das Palladium raubt, den großen Preis der Bildhauerei. Während der fünf Jahre seines Aufenthalts in Rom als Pensionär der dortigen Französischen Akademie sandte er in den Pariser Salon von 1849 seine berühmte Statue der Penelope. Der Herzog von Luynes kaufte die Statue für sein Schloß Dampierre. Von seinen spätern Arbeiten sind hervorzuheben: die Marmorgruppe der Cornelia mit ihren beiden Söhnen, die Karyatidengruppe am südl. Flügel des neuen Louvre, die kunstbeschützende Fama im Giebelfelde der Apollogalerie auf der Gartenseite im alten Louvre, die monumentale Statue der Stadt Paris und zwei Karyatidenstatuen: Compiègne und Boulogne, am Nordbahnhofgebäude zu Paris, vier Statuen: Moses, Elias, der heil. Augustin und der heil. Thomas von Aquino, für die Kirche St.-Augustin ebendaselbst, sechs Kindergruppen an der Attika des pariser Grand-Hôtel, drei Basreliefs, welche die bildenden Künste, die Naturwissenschaften und die Gewässer symbolisieren, im Palais de Longchamp zu Marseille; für dasselbe Gebäude eine kolossale Gruppe, welche die Einmündung der Durance in Marseille vorstellt; die sitzende Statue Glucks im Vorzimmer an der Seite der vordersten Façade des neuen pariser Opernhauses. Stilgefühl, Gründlichkeit und Reinheit der Ausführung, Schönheit der Formen und Linien, Anmut der Stellungen sind Vorzüge seiner größern Werke. Seine Büsten verraten sichere Kenntnis des Anatomischen und feines Verständnis des Physiognomischen. C. ist seit 1865 Mitglied des Instituts und Lehrer an der pariser Kunstschule.

Cavendish, ein Familienzweig des einst in Norfolk und Essex mächtigen Hauses der Gernon, deren Ahnherr mit Wilhelm dem Eroberer nach England kam. Roger, ein jüngerer Sohn des Hauses Gernon, erwarb sich unter Eduard II. durch Heirat das Gut C. in Suffolk, wovon seine ganze Nachkommenschaft den Namen annahm. Sir John C., Oberrichter der King's-Bench, kam in dem Aufstand Wat Tylers 1381 um. — Von ihm stammte Sir William C. (geb. 1505, gest. 1557), dem man lange ein 1641 und 1667 zu London gedrucktes, aber schon vorher im Manuskript verbreitetes Werk, «Life and death of Cardinal Wolsey» (mit Anmerkungen von Singer, Lond. 1815), zuschrieb, welches zum Teil die Materialien zu Shakspeares «Heinrich VIII.» geliefert hat, aber nach neuern Forschungen von George C., einem Bruder Sir Williams, herrührt. — Die Gattin Sir Williams war die berühmte Elisabeth C., geb. Hardwick, die Begründerin des Reichtums und der Größe des Hauses C., indem sie den in ihrer Ehe mit ihm geborenen Kindern das Vermögen ihres ersten wie ihres dritten Gatten, Robert Barleys und Sir William St.-Locs, zubrachte, und ihrem vierten Gemahl, George Talbot, Grafen von Shrewsbury, nur unter der Bedingung ihre Hand gab, daß er zwei von seinen Kindern erster Ehe mit zwei der ihrigen verheiratete. Die Doppelhochzeit Gilbert Talbots mit Mary C. und der Lady Grace Talbot mit Henry C. fand 9. Febr. 1568 statt, und bald

darauf folgte das Ehebündnis der Eltern. Elisabeth, welche das Schloß Chatsworth, jetzt Sitz der Herzoge von Devonshire, erbaute, starb 1607. Ihr und Sir William C.s ältester Sohn, Henry, starb 1616 ohne Nachkommen; der zweite, William, Graf von Devonshire, ist der Ahnherr der herzogl. Familie dieses Namens. (S. Devonshire.) Der dritte Sohn, Charles C., war der Vater von William C., Marquis und Herzog von Newcastle (geb. 1592, gest. 1676), dem Feldherrn Karls I., und bekannt als Gatte der excentrischen Margaret, Herzogin von Newcastle. Letztere war eine Tochter des Sir Charles Lucas und Ehrenfräulein der Königin Henriette Marie, die sie nach Frankreich begleitete, wo sie sich 1645 mit dem damaligen Marquis von Newcastle vermählte. Die beiden Gatten hielten sich bis zur Restauration Karls II. in Antwerpen auf, wo Margaret 1653 eine Sammlung von Gedichten herausgab. Ihr Gemahl war ihr in ihren schriftstellerischen Arbeiten behilflich, die mit solchem Eifer betrieben wurden, daß das Ehepaar 12 Foliobände mit Schauspielen, Gedichten, philos. Abhandlungen u. s. w. anfüllte. Die poetischen Erzeugnisse der Herzogin fehlen oft gegen den guten Geschmack, verraten aber eine lebhafte Einbildungskraft und bedeutende Erfindungsgabe. Eine Auswahl derselben wurde von Sir Egerton Brydges («Select poems», Lond. 1813) gesammelt, der auch ihre Autobiographie (Lond. 1814) herausgab. Sie starb 1673, und mit ihrem Sohn Henry, zweitem Herzog von Newcastle, der sich an der Revolution von 1688 beteiligte und 1691 starb, erlosch diese jüngere Linie des Hauses.

Cavendish, Name mehrerer engl. Staatsmänner aus dem Geschlechte der Devonshire (s. d.).

Cavendish (Henry), Sohn des Lords Charles C., eines Bruders des Herzogs von Devonshire, einer der letzten, aber auch wohl der bedeutendste Chemiker der neuern phlogistischen Schule (s. unter Phlogiston), wurde am 10. Okt. 1731 zu Nizza geboren, lebte als Privatmann und starb zu London 24. Febr. 1810. Seine Arbeiten auf dem Gebiete der Chemie beschäftigen sich fast sämtlich mit den Gasen, über welche bis zur Mitte des 18. Jahrh. die verworrensten Ansichten herrschten. Man hielt damals die Gase noch für gewöhnliche Luft, deren Eigenschaften durch fremde Beimengungen modifiziert seien. In seiner ersten 1766 erschienenen Abhandlung zeigte C., daß Kohlensäure und Wasserstoff durchaus verschieden von atmosphärischer Luft seien, er bestimmte das Volumgewicht dieser beiden Gase, entdeckte die Eigenschaft des Wasserstoffs, mit Luft ein explodierbares Gemenge zu geben, und suchte das Volumverhältnis dieser Gase, bei welchem die stärkste Explosion eintritt, zu bestimmen. Er ermittelte die Mengen von Wasserstoff, welche gleiche Quantitäten verschiedener Metalle beim Übergießen mit Schwefelsäure entwickeln, stellte das Absorptionsvermögen von Wasser, Alkohol und Öl für Kohlensäure fest. In die J. 1783—88 fallen seine Publikationen über die atmosphärische Luft, die zunächst eine neue eudiometrische Untersuchungsmethode bringen und sich dann mit den Veränderungen beschäftigen, welche die Luft erleidet, wenn andere Körper in ihr verbrennen. Er zeigte, daß bei der Verbrennung nur dann Kohlensäure gebildet wird, wenn der verbrennende Körper animalische oder vegetabilische Substanz ist, daß beim Verbrennen von Wasserstoff und Sauerstoff ein dem verbrannten Gase gleiches Gewicht an Wasser entsteht; daß bei der Verbindung von Stickoxyd mit atmosphärischem Sauerstoff salpetrige Säure, beim Durchschlagen elektrischer Funken durch Luft Salpetersäure gebildet werde. Obgleich gerade seine Untersuchungen das Fundament wurden, von welchem aus die phlogistische Theorie gestürzt wurde, so blieb C. doch solange er lebte strenger Anhänger der alten Richtung. Er betrachtete die Metalle als mit Phlogiston verbunden und glaubte das Phlogiston in dem beim Lösen der Metalle entweichenden Wasserstoff gefunden; die Bildung von Salpetersäure aus Stickstoff und Sauerstoff erklärte er nicht als eine Verbindung dieser beiden Körper, sondern als eine Zerlegung phlogistisierter Luft. Mit diesen Untersuchungen schließen seine Untersuchungen auf dem chem. Gebiete ab. Das J. 1789 brachte dann noch eine höchst wichtige physik. Arbeit: «Versuche zur Bestimmung der Dichtigkeit der Erdkugel.» Alle seine Abhandlungen finden sich in den «Philosophical Transactions».

Cavendish (Sir Thomas), der Zeit nach der dritte Erdumsegler, geb. zu Trimley St.-Mary in Suffolk, studierte kurze Zeit im Corpus Christi College zu Cambridge, folgte dann dem Hofe und verschwendete schnell sein gesamtes Erbteil. Er rüstete hierauf ein Schiff aus und begleitete 1585 eine unter Sir Richard Grenville nach Virginien gesendete Expedition. Auf der Rückfahrt entschloß er sich zu einem Raubzuge gegen die Spanier in der Neuen Welt. Demgemäß segelte er am 26. Juli 1586 mit drei kleinen Schiffen von Plymouth ab, ging durch die Magellansstraße, steuerte längs Chile, Peru und Mexiko und verbrannte und versenkte 19 span. Schiffe, darunter die Sta.-Anna des Königs von Spanien, mit einer Ladung von ungeheuerm Werte, die er an der californischen Küste kaperte. Über das Kap der Guten Hoffnung nach Europa zurückkehrend, erreichte er Plymouth am 9. Sept. 1588 mit seiner Beute, und hatte somit binnen 2 Jahren und 50 Tagen die Erde umschifft. Der Sage nach waren seine Matrosen in Seide gekleidet, seine Segel bestanden aus Damast und der Topmast war mit Goldstoff bedeckt. Aber 1591 war alles vergeudet, und er sah sich zu einer neuen Unternehmung genötigt. Diese Reise wurde eine sehr unglückliche. Seine Mannschaft wurde meuterisch, und nachdem er die Magellansstraße verlassen hatte, wurde er gezwungen, nach England zurückzusteuern; auf dieser Heimreise starb er vor Kummer 1592.

Cavendish-Bentinck und **Cavendish-Scott-Bentinck** (Lords), s. unter Bentinck.

Cāvent (vom lat.), als Bürge einstehend.

Caverne (lat.), eine Höhlung, ein Hohlraum, namentlich eine durch Vereiterung der Substanz eines Organs entstandene Höhlung, wie die Lungencavernen bei der Lungenschwindsucht (s. d.); cavernös heißt jeder mit Höhlungen durchsetzte organische oder unorganische Körper.

Cāvet (vom lat. cavēo), Bürgschaft, das Gutsagen.

Cavieren (lat.), für etwas bürgen, haften; zu Geld machen (Wechselbriefe u. s. w.)

Caviller, ein der Gaunersprache, dem Rotwelsch entlehntes Wort, abgeleitet wahrscheinlich von Caval (ital. Cavallo), d. h. Pferd, s. Abdecker.

Cavillieren (lat.), höhnen, verspotten, necken, z. B. mit Trugschlüssen; Cavillant, Spötter; cavillös, spitzfindig, verfänglich; Cavillation, höhnende Neckerei, Trugschluß.

Cavini (Giovanni), ital. Stempel- und Edelsteinschneider, geb. 1499 zu Padua, gest. 1570, berühmt durch seine Nachahmungen griech. und röm. Münzen, die oft als echte Antiken verkauft wurden, weshalb man auch alle unechten Münzen paduanische Münzen nannte.

Cavite, Hafenort in der gleichnamigen Provinz auf Luzón, der Hauptinsel des Spanien gehörenden Archipels der Philippinen in Hinterindien, liegt etwa 20 km südwestlich von Manila, der Hauptstadt derselben, an der nach letzterer, aber auch Aura de Estanzuela genannten Bai, ist auf einer schmalen, sandigen, sich nördlich erstreckenden und die Bai von C. oder Estanzuela bildenden Landzunge 14° 29′ nördl. Br. und 116° 19′ östl. L. von Greenwich gelegen. C. ist der Sitz des höchsten Beamten der Provinz, Gobernador y castellano, der zugleich auch als Alcalde mayor an der Spitze der Jurisdiktion in der Provinz C. steht. Daselbst befinden sich eine Kirche, ein Hospital und ein Mönchskloster, eine Regierungs-Cigarrenfabrik, eine Kaserne für ein Bataillon Infanterie, ein Pikett Artillerie und die Matrosen im Dienste auf den bewaffneten Schaluppen, sog. Falonas, der Regierung. Die großartigen Arsenale und Schiffswerften, auf denen in älterer Zeit und vor dem Abfalle des span. Südamerika von dem Mutterlande meistenteils die Galionen, welche ihre reichen Ladungen an Silber und Gold von Acapulco brachten, um von Manila aus nach Spanien übergeführt zu werden, erbaut und aus denen sie ausgerüstet werden, sind schlecht unterhalten und verfallen immer mehr. An der Spitze der Landzunge, auf der C. liegt, befindet sich ein nicht unbedeutendes Fort und andere Festungswerke. C., auf einem Sandgrunde erbaut, mit meistens aus Stein aufgeführten Häusern, ist zwar sehr klein, aber vorzugsweise gesund, sodaß die Kranken aus Manila dorthin eilen, um geheilt zu werden. Die Bevölkerung schwankt zwischen 2000 und 3000 Seelen. Die Bai von C. dient den Schiffen während der Regenzeit, wo zu Manila ungünstige Winde herrschen, zum sichern Aufenthalt. — Die Provinz Cavite, nördlich von der Bai von Manila und der Provinz Tondo, östlich durch einen Teil der Provinz Laguna und die Lagua, südlich durch die Provinz Batangas und westlich durch das Meer begrenzt, zählt (1876) auf 1239 qkm 131 658 E. und ist eine der kleinsten. Außer C. besitzt sie noch die Hafenplätze Limbones am Eingange der Bai und der Aura di Canaçao genannten. Die Erzeugnisse von C. sind die von Luzón überhaupt.

Cavolini (Filippo), ital. Zoolog, geb. 1756 in Neapel, war Professor der Zoologie an der dortigen Universität und starb in Neapel 25. März 1810. Er schrieb unter anderm: «Memorie per servire alla storia de' polipi marini» (Neap. 1785, deutsch von Sprengel, Nürnb. 1813) und «Memoria sulla generazione dei pesci e dei granchi» (Neap. 1787, deutsch von Zimmermann, Berl. 1792).

Cavour oder Cavore, Flecken in der ital. Provinz Turin, Bezirk Pignerol, 12 km südlich von Pignerol, im fruchtbaren Thale des zum Po gehenden Pelice, zählt (1881) 2059, als Gemeinde 7202 E., welche Seide spinnen und weben. Der 82 km lange Cavourkanal geht von Chivasso am rechten Ufer des Po hin bis zum Tessin, über die Lomellina fort, und dient zur Bewässerung.

Cavour (Camillo Benso, Graf von), der bedeutendste ital. Staatsmann der Neuzeit, geb. 10. Aug. 1810 zu Turin, stammte aus einer altaristokratischen Familie Piemonts, die mit Kaiser Friedrich I. aus Deutschland gekommen sein und von diesem Lehen erhalten haben soll. Sein Vater war der Marchese Michele di C., seine Mutter, die Tochter des Grafen Sellon, eine feingebildete Genferin. Als der jüngere Sohn wurde Camillo für die militärische Laufbahn bestimmt und kam im Alter von 10 J. auf die Militärakademie in Turin, wo er sich ausgezeichnete Kenntnisse namentlich in den mathem. Wissenschaften erwarb, sodaß er schon im Alter von 16 J. zum Genieoffizier befördert ward. Als solcher garnisonierte er zu Genua, nahm aber, da seine liberalen Prinzipien mit seiner militärischen Stellung unvereinbar waren, im Sommer 1831 seinen Abschied. Er widmete sich nun der Bewirtschaftung der Familiengüter, unternahm häufige Ausflüge nach Genf und 1835 eine Reise nach Paris, von da nach London. Im folgenden Jahre besuchte er Oberitalien und ging 1843 wieder nach Paris und nach England, dessen landwirtschaftliche, industrielle und sozial-polit. Verhältnisse er diesmal einem eingehenden Studium unterwarf. C. gründete 1842 die Associazione agraria, welcher Verein bald den großartigsten Aufschwung nahm. Infolge der Reformbewegung, die 1846 im Kirchenstaat und in Toscana begann, stiftete C. mit Cesare Balbo und andern gemäßigten Männern die Zeitschrift «Il Risorgimento» (seit Dez. 1847), in welcher er selbst die volkswirtschaftlichen und auswärtigen polit. Fragen erörterte.

Als Anfang 1848 die polit. Stürme ausbrachen, suchte C. der Bewegung Halt und Regelung zu geben, indem er an der Spitze der turiner Presse vom Könige die Verleihung einer konstitutionellen Verfassung verlangte, die dieser, auch zugleich von anderer Seite gedrängt, endlich bewilligte. Im Parlament, in welches er von einem turiner Wahlbezirk gewählt worden war, schloß er sich zunächst der Rechten an. Nach der Katastrophe von Novara unterstützte C. das gemäßigte Ministerium Massimo d'Azeglios und gelangte nun bald zu einer bedeutenden Stellung in der Kammer. Bei den Verhandlungen im März 1850 über die Siccardischen Gesetze (Aufhebung des geistlichen Forums) entfernte er sich von der zum Teil klerikalen Rechten und nahm fortan seinen Platz im rechten Centrum. Mit dem Tode des Grafen Santa Rosa übernahm C. an dessen Stelle 11. Okt. 1850 das Portefeuille des Handels, der Industrie, des Ackerbaues und der Marine, und im April 1851 ging das von ihm gewünschte Ministerium der Finanzen aus Nigras in seine fähigen Hände über. Kaum hatte er seiten Fuß im Kabinett gefaßt, so war er die Seele desselben, und die Regierungsthätigkeit nahm nach allen Seiten hin einen mächtigen Aufschwung. Während er verschiedene wichtige Gesetze zur Entfesselung des Besitzes und der Arbeit durchsetzte, schloß er eine Reihe von Handels- und Schiffahrtsverträgen ab, teils um der polit. Isoliertheit Sardiniens vorzubeugen, teils um Industrie und Verkehr zu beleben und das Land auf den Weg der Handelsfreiheit zu führen. Als allmählich die reaktionäre Richtung im ital. Parlament an Einfluß gewann, führte C. zur Kräftigung des konstitutionellen Ministeriums eine Fusion des rechten und linken Centrums herbei, welche Vereinigung fortan die liberale ministerielle Majorität des Parlaments bildete. Aber ein Zwiespalt mit seinen Kollegen

veranlaßte schon im Mai 1852 (zugleich mit Farini und Galvagno) seinen Rücktritt von der Regierung. Während er die nächste Zeit zu einem Ausfluge nach Belgien, England und Frankreich benutzte und in Paris die erste Zusammenkunft mit dem Prinz-Präsidenten Napoleon hatte und damals schon in ihm den Mann erkannte, der für Italien etwas thun könne und werde, führte ein Konflikt mit dem päpstl. Stuhl wegen eines Civilehe-Gesetzentwurfs den Sturz des Ministeriums d'Azeglio herbei. Nach längerm Schwanken wurde C. mit der Bildung eines neuen Kabinetts beauftragt. Dasselbe kam 4. Nov. 1852 zu Stande. C. übernahm die Präsidentschaft und die Finanzen, General Dabormida das Auswärtige, General La Marmora behielt das Kriegswesen. Ungeachtet der vielfachen Umgestaltungen, die sein Ministerium in der Folge erfuhr, konzentrierte sich doch seitdem die innere und äußere Staatsleitung in seiner kraftvollen Hand.

C. richtete zunächst sein Augenmerk auf die Herstellung des finanziellen Gleichgewichts; aber die äußern Verhältnisse, die seine Thätigkeit mehr und mehr in Anspruch nahmen, ließen ihn dieses Ziel nicht erreichen. Neben der Spannung mit Rom drückte das feindselige Verhältnis zu Österreich, dessen innere Politik und dessen Stellung und Tendenzen in Italien die Existenz und Entwickelung des konstitutionellen Piemont bedrohten. In der Güterſequestration gegen die lombard.-venet. Emigration nach dem Mazzinistischen Insurrektionsversuch vom 6. Febr. 1853 sah C. von seiten Österreichs eine Verletzung der piemont. Souveränetät und des Friedens von Novara, und seinen Reklamationen folgte alsbald die gegenseitige Abberufung der Gesandten. Erst als die orient. Verwickelung herannahte, fanden die Ratschläge der angerufenen Westmächte in Bezug auf Piemont beim wiener Kabinett einiges Gehör. Nach dem Ausbruche des Orientkriegs schloß C. mit den Westmächten den Vertrag vom 26. Jan. 1855, wonach Piemont ein Hilfskontingent stellte, England dagegen eine Anleihe zugestand. C. wollte durch diesen Schritt Österreich zuvorkommen oder, wenn es sich der Teilnahme am Kriege ganz enthielte, dessen Isolierung bewirken. Im Nov. 1855 begab er sich mit dem König nach Paris und London. Der Vertrag fand im Lande selbst nur eine geteilte Zustimmung, und anscheinend trug auch das schwere Opfer nichts weiter ein, als daß Piemont 1856 den pariser Friedensverhandlungen beiwohnen durfte. Dennoch hatte C. einen kühnen Meisterzug gethan. Er brachte auf dem Kongresse die den europ. Frieden bedrohende Lage Italiens zur Sprache, schilderte die röm. und die neapolit. Mißstände und stellte geschickt den nahen Verzweiflungskampf Piemonts gegen Österreich in Aussicht. Napoleon III., den die Ausschließung Österreichs aus Italien sowie die Vernichtung der Verträge von 1815 anlockte, zeigte, wenn auch mit Reserve, seine Teilnahme für Piemont; Lord Clarendon dagegen erweckte Hoffnungen auf engl. Unterstützung in einem Kampfe zwischen Piemont und Österreich. Auf Napoleons Rat begab sich C. unverweilt nach London, um genaue Rücksprache mit Palmerston zu nehmen, erhielt aber hier nur unbestimmte Aussichten auf moralische Beihilfe. Er eilte nach Paris zurück, und hier scheint er schon damals, wie sein alsbaldiges Auftreten bewies, den Kaiser für die Unterstützung Piemonts gewonnen zu haben, falls dieses von Österreich angegriffen würde. Mit kühner Beredsamkeit rechtfertigte er im Parlament seine Politik, und seine Äußerungen versetzten ganz Italien, namentlich aber die Bevölkerung Lombardo-Venetiens, in Enthusiasmus. Um die Situation vollständig zu beherrschen, fügte er zu seinen beiden Portefeuilles noch das des Auswärtigen hinzu.

Während die Westmächte in Rom und Neapel vergeblich Vorstellungen gegen das bisherige Regierungssystem machten, ja mit Ferdinand II. gänzlich zerfielen, begann C. seinerseits Österreich auf die verschiedenste Weise zu reizen und in der piemont. Presse wie auch diplomatisch als den Grund aller Übel und Mißstände auf der Halbinsel darzustellen. Zur Ausrüstung der Festung Alessandria nahm er die Nationalsubskription auf 100 Kanonen an und ebenso eine Sammlung der Lombarden zur Errichtung eines Denkmals in Turin zu Ehren des piemont. Heers. Letztere Angelegenheit führte im März 1857 abermals den diplomatischen Bruch mit dem wiener Kabinett herbei. Es war dies der erste Schritt zum Kriege, dem C. nunmehr mit Absicht entgegenging. Als sich bei den Neuwahlen Ende 1857 das klerikale Element geltend machte, übernahm er von Rattazzi noch das Ministerium des Innern, um wenigstens in den Nachwahlen zum Parlament der Regierung den Sieg zu verschaffen, während er das Finanzministerium an Lanza abtrat. Auch das Attentat Orsinis im Jan. 1858 gegen Napoleon wußte er zu seinen Gunsten auszubeuten, indem er darauf hinwies, daß Zustände, wie sie in Italien herrschten, solche Thaten hervorrufen müßten. Im Juli reiste C. nach Frankreich und hatte zu Plombières mit Napoleon die entscheidende Unterredung, in welcher die Hinausdrängung Österreichs aus Italien, die Gründung eines nordital. Königreichs und die Abtretung Savoyens und Nizzas an Frankreich ausgemacht wurde. Auf dem Rückweg hatte er in Baden-Baden eine Zusammenkunft mit dem Prinz-Regenten Wilhelm von Preußen. Bald darauf, als in Berlin das Ministerium Manteuffel gestürzt und der Fürst von Hohenzollern an die Spitze des neuen Kabinetts getreten war, sandte er einen Verwandten desselben, den Marchese Pepoli, nach Düsseldorf, um mit dem dort verweilenden Fürsten über eine nähere Verbindung Preußens mit Sardinien zu unterhandeln. Daß diese Allianz, welche damals noch nicht möglich war, in baldiger Zukunft kommen müsse, sagte er damals richtig voraus.

Gegen Ende 1858 hatte die Spannung zwischen Piemont und Österreich den höchsten Grad erreicht. Das wiener Kabinett begriff längst, um welches Ziel es sich handelte, und ließ nach Napoleons Neujahrsansprache 1859 sofort Verstärkungen nach Italien abgehen. Im Februar erfolgte die Verlobung des Prinzen Napoleon mit der Tochter Victor Emanuels und zugleich durch den General Niel der förmliche Abschluß eines Defensivbündnisses, das Kaiser Napoleon auf C.s Andringen eigenhändig unterschreiben mußte. Mit Freuden empfing er 23. April das Ultimatum des wiener Kabinetts, dessen Abweisung am 29. den Einmarsch der Österreicher über den Ticino zur Folge hatte. Nach der Schlacht von Magenta erließ er eine Cirkulardepesche an die Höfe, in welcher er die Ausschließung der Österreicher aus der Halbinsel als das Ziel des Kriegs bezeichnete und die Verzichtleistung Napoleons auf jede Entschädigung erklärte, sodaß das europ. Gleich-

gewicht selbst bei Errichtung eines Königreichs Italien nicht gestört werden würde. Verstimmt über diese Cirkulardepesche machte Napoleon nach der Schlacht von Solferino am Mincio Halt und schloß rasch den Vertrag von Villafranca ab, welcher die Hoffnungen Piemonts keineswegs erfüllte. Niedergebeugt überließ C. die Leitung der Geschäfte an Rattazzi, trat aber nach dem Züricher Friedensschlusse 16. Jan. 1860 wieder an die Spitze eines neugebildeten Ministeriums.

Von der innern Lage Österreichs und der europ. Situation überhaupt begünstigt, betrieb er zunächst die Einverleibung der Emilia (Parma, Modena und Romagna), sowie Toscanas, während er an Napoleon Nizza und Savoyen abtreten mußte. Sowohl Ferdinand II. als Franz II. von Neapel waren durch C. Anträge zur Abschließung eines Bündnisses für Herstellung der Unabhängigkeit Italiens gemacht worden, doch vergeblich. In solcher Lage unterstützte C. insgeheim die Expedition Garibaldis nach Sicilien, hauptsächlich um diesen von einem beabsichtigten Einbruch ins päpstl. Gebiet abzuhalten, der bei der Anwesenheit der Franzosen in Rom die größten Wirren hervorgerufen haben würde. Allerdings hielt C. die Beseitigung der weltlichen Herrschaft des Papstes zur Einigung Italiens für eine Notwendigkeit, aber es sollte diese Umwandlung im Frieden geschehen, der Kirchenfürst, in allem Glanze der geistlichen Macht, seinen Sitz im Vatikan behalten und durch seine Gegenwart das Ansehen und die Bedeutung Italiens erhöhen. Sein Ziel war die «freie Kirche im freien Staate». Die Kurie wies jedoch seine Anerbietungen zurück und organisierte unter General Lamoricière ein Fremdenheer. C. richtete nun 7. Sept. 1860 ein Ultimatum an den päpstl. Stuhl und ließ, da dieses zurückgewiesen ward, im Einverständnis mit Napoleon, ein piemont. Korps in Umbrien und die Marken einrücken, welches ohne Mühe die päpstl. Armee aufrieb. Wiewohl er das eigentliche, von den Franzosen besetzte Patrimonium Petri schonte, erfolgte doch der diplomatische Bruch mit Frankreich. Zugleich brachte er, von England moralisch unterstützt, die Dinge im Süden zum raschen Abschluß, indem die Piemontesen, Garibaldi zu Hilfe eilend, ins Neapolitanische einrückten, wo Victor Emanuel selbst 8. Nov. die Unionsakte vollzog, während Garibaldi die Diktatur niederlegte. Alle diese bedeutungsvollen Schritte hatte C. im Fluge unternommen, teils um die Einmischung der Mächte zu hindern, teils um der organisierten Staatskraft das Übergewicht über die Bestrebungen Garibaldis und der Actionspartei zu sichern. Bereits 26. Dez. 1860 erschien das Dekret, welches Neapel, Sicilien, Umbrien und die Marken mit dem «Königreiche Italien» vereinigte, sodaß 18. Febr. 1861 in Turin das erste vereinigte Parlament zusammentreten konnte, welches auf C.s Antrag Victor Emanuel als König proklamierte. Die auf C.s Schultern ruhende ungeheure Arbeitslast hatte jedoch seine Gesundheit zerrüttet; er verfiel 30. Mai 1861 in ein hitziges Fieber, das am Morgen des 6. Juni seinen Tod herbeiführte. Seine letzten vernehmlichen Worte waren: «Frate, frate, libera chiesa in libero stato!» (Bruder, Bruder, die freie Kirche im freien Staate). Von mittlerer, aber kräftiger Gestalt, rasch und sicher in seinen Bewegungen, besaß C. ein leicht erregbares Temperament, einen scharf- und weitblickenden Geist, einen thatkräftigen, festen, zähen Willen. Italiens Unabhängigkeit und Einheit waren der große Gedanke seiner Politik, dessen Verwirklichung alles andere untergeordnet und dienstbar gemacht wurde. Mit den ausschlaggebenden Persönlichkeiten der extremen Parteien behielt er patriotische Fühlung, mit Ausnahmegesetzen zu regieren verschmähte er. Als Redner war ihm eine einschneidende Dialektik, seinen Feinden gegenüber oft bitterer Sarkasmus eigen. Der Streit mit Garibaldi über die politisch notwendige Abtretung Nizzas hat ihm besonders wehe gethan. Trotz eines reichen Besitzes, den er musterhaft verwaltete, lebte er einfach und nüchtern. Im Umgange war er gesellig und voll sprudelnden Humors. Am 8. Nov. 1873 wurde ihm zu Turin auf der Piazza Carlo Emanuele ein von Dupré gefertigtes Denkmal gesetzt. Sein Bruder, der Marchese Gustavo di C., hat sich als Schriftsteller auf ökonomischem und statistischem Gebiete einen geachteten Namen gemacht. Der Neffe und Erbe C.s, der Marchese Ainardo C. (geb. 1833, gest. 1875) hat das von seinem Oheim ererbte Vermögen dem klerikalen Grafen de Sales, einem Seitenverwandten, vermacht. C.s hinterlassene polit. Papiere sind im Staatsarchiv zu Turin niedergelegt.

Vgl. De la Rive, «Le Comte de C., récits et souvenirs» (Par. 1863); Massari, «Il conte di C. Ricordi biographici» (Tur. 1873; deutsch von Bezold, Lpz. 1874, und von Rüffer, Jena 1874); derselbe, «Discorsi parlamentari del conte Camillo di C.» (Bd. 1—4, Tur. 1863; Bd. 5—10, Flor. 1866—71; Bd. 11, Rom 1872; das Werk ist nicht im Buchhandel erschienen; Bd. 12, C. als parlamentarischen Redner darstellend, wird den Schluß bilden); Sassi, «Il conte Camillo Benso di C. (Tur. 1873); Reyntiens, «Bismarck et C. et l'unité de l'Italie» (Brüss. 1875); Vera, «C. et l'église libre dans l'état libre» (aus dem Italienischen, Neap. 1874); Speyer, «Camillo, Graf von C.» (im «Neuen Plutarch», Bd. 2, Lpz. 1875).

Cavriana, Flecken in der ital. Provinz Mantua mit (1881) 1028, als Gemeinde 2363 E., in unmittelbarer Nähe des Dorfes Solferino gelegen, daher im österr.-ital. Kriege von 1859 in der Schlacht vom 24. Juni ein sehr wichtiger Punkt. (S. unter Solferino.)

Cawdor, Dorf in Schottland, 6 km im SW. von Nairn, mit 1030 E. Das Schloß, eine wohl erhaltene Burg aus dem 15. Jahrh., steht an der Stelle derjenigen, in welcher nach der Tradition der König Duncan durch den Than von Cawdor, Macbeth, ermordet ward.

Cawnpore (engl.), Känpur oder eigentlich Kanhapur, wichtige Militärstation und Hauptstadt eines gleichnamigen Distrikts der zu der Lieutenant-Gouverneurschaft der Nordwestlichen Provinzen der indo-brit. Präsidentschaft Bengalen gehörenden Abteilung Allahabad. Die eigentliche, auf dem rechten Ufer des Ganges gelegene Stadt, eine eingeborene Bevölkerung von 60000 Seelen zählend, ist unregelmäßig gebaut, hat enge, schmutzige Straßen und keine erwähnenswerten öffentlichen oder Privatgebäude, ist aber nicht ohne Betriebsamkeit und stets zunehmenden Handelsverkehr. Auf den Bazars werden alle Handelsartikel aus Europa, China und Indien feilgeboten, und die in C. verfertigten Juwelier- und Lederarbeiten sind berühmt. Das größte Leben und Treiben findet an dem Ghat oder der Landungstreppe statt, wo fortwährend viele Fahrzeuge jeder Art und Größe anlegen,

zumal der Ganges bis C. auch für große Flußschiffe befahrbar ist. Von der Stadt getrennt breitet sich am Ganges das sehr großartig angelegte, aus verschiedenen Abteilungen für die einzelnen Regimenter und Truppenarten bestehende, von breiten, rechtlinigen Straßen durchschnittene Kantonnement aus, in welchem gegenwärtig 10754 Mann, worunter 1280 Europäer, garnisonieren. Hinter demselben hat der zahlreiche, von einer brit.-ind. Heeresabteilung nicht zu trennende Troß seinen Wohnsitz aufgeschlagen. Diesen letztern sowie die Garnison mitgerechnet, ergibt sich für C. (1881) eine Gesamtbevölkerung von 119603 Seelen. Das Klima von C. gilt nicht für ganz so gesund wie das einiger anderer großer Garnisonsorte in den Nordwestlichen Provinzen, namentlich das von Mirat. Es zeigt namentlich einen großen Unterschied zwischen der Tages- und Nachttemperatur. Während der kalten Jahreszeit sind Nachtfröste gar nicht selten. Die Umgegend von C., obwohl sich nicht durch Fruchtbarkeit des Bodens auszeichnend, ist doch gut angebaut und bringt ind. und europ. Früchte und Gemüse in großer Menge hervor. Alle Bazars sind mit ihnen, wie mit Fischen, Fleisch, Wildbret u. s. w. überfüllt. Kaum früher als 1777, wo die Engländer daselbst zuerst eine Militärstation gründeten, ist C. genannt worden. Eine traurige Berühmtheit erlangte dasselbe durch die Greuelscenen, welche daselbst im Mai und Juni 1857 zu Anfang des Sipoy-Aufstandes stattfanden und bei welchen der engl. General Sir Hugh Wheeler, 100 Offiziere, 210 Soldaten sowie 590 andere Engländer, Frauen und Kinder auf Anstiften des Maharattenhäuptlings Nana-Sahib von Bitthore auf die grausamste Weise ermordet wurden. Erst 17. Juli gelang es den Engländern unter General Henry Havelock, sich C.s wieder zu bemächtigen, worauf unter General Neil ein blutiges Strafgericht über die Aufständischen stattfand. C. wird von dem East-Indian-Railway und dem nach ihm benannten Zweige des den obern und den mittlern Lauf des Ganges miteinander verbindenden sog. Östlichen Gangeskanals berührt.

Cazamarca, Stadt in Peru, s. Cajamarca.

Cazias (Luis Alvez de Lima, Herzog von), brasil. Marschall, geb. 1803 zu Rio de Janeiro, wurde in der dortigen Militärschule gebildet, errang 1851 als Oberbefehlshaber der brasil. Armee gegen den Diktator Rosas große Erfolge vor Montevideo und bei Monte-Caseros, wofür er Marschall und Marquis wurde. Nachdem er 1857 und 1861—62 Kriegsminister und Präsident des Ministeriums gewesen, erhielt er 1867 den Oberbefehl über die Armeen Brasiliens, Argentinas und Uruguays im Kriege gegen Paraguay. Nach langen Kämpfen gelang es ihm, im Jan. 1869 Assuncion zu besetzen, doch mußte er bald darauf, angeblich aus Gesundheitsrücksichten, den Oberbefehl an den Grafen von Eu, den Schwiegersohn des brasil. Kaisers, abgeben. C. wurde nun zum Herzog erhoben und 1873 zum Vizepräsidenten des höchsten Militärtribunals ernannt; 25. Juni 1875 übernahm er wieder den Vorsitz und das Portefeuille des Kriegs im Ministerium, resignierte aber im Jan. 1878 und starb 8. Mai 1880 in Rio de Janeiro.

Caxton (William), bekannt durch die Einführung der Buchdruckerkunst in England, geb. 1422 in Kent, war londoner Bürger und Kaufmann, brachte aber einen großen Teil seines Lebens in den Niederlanden zu, wo er von Eduard IV. 1464 gebraucht wurde, um wegen eines Handelsvertrags unterhandeln zu helfen. Hier übersetzte er, auf Veranlassung seiner Gönnerin, Margarete, der Schwester Eduards IV. und Gemahlin Karls des Kühnen, den «Recueil des histoires de Troyes» des Hofkaplans Raoul le Fevre, den er zuerst französisch ohne Ort, Namen und Jahr, dann englisch mit derselben Type und mit der Bemerkung druckte, daß die Übersetzung und das Werk 1468 in Brügge begonnen und 1471 in Köln beendigt worden sei, welches letztere Datum von einigen auch auf den Druck bezogen wird. Nach andern ist diese Ausgabe erst einige Jahre später in Köln oder in den Niederlanden gedruckt, was man daraus schließen will, daß sie mit der 1474 dort von C. herausgegebenen Übersetzung von Cessolis Buch über das Schachspiel einerlei Type hat. Gewiß ist, daß dies seine ersten Drucke waren, und daß der «Recueil» das erste in engl. Sprache gedruckte Buch ist. Im J. 1476 übersiedelte er nach London und legte seine Werkstatt bei der Westminsterabtei an, wo er nach und nach eine bedeutende Anzahl Werke erscheinen ließ. C. starb im Mai oder Juni 1491. Seine Drucke werden teils als die ersten in England, teils als alte Schriften in der Landessprache, teils wegen ihres Inhalts, indem sie meist der romantischen Litteratur der damaligen Zeit oder einheimischen Schriftstellern, wie Gower und Chaucer, angehören, von den engl. Bibliomanen sehr geschätzt, obwohl sie sich sonst weder durch ihre got. Typen noch durch ihre Holzschnitte auszeichnen. Der Roxburgh-Klub hat C. in der St.-Margaretskirche in Westminster ein Denkmal gesetzt. Sein Leben von Lewis (Lond. 1737) ist in Dibdins Bearbeitung von Ames' «Typographical antiquities» (Bd. 1, 1810) wieder abgedruckt. Neuere Forschungen über ihn enthalten Knights «C., a biography» (Lond. 1844; neue Aufl. 1861) und Blades' «Life and typography of C.» (2 Bde., Lond. 1862).

Cazuela, s. Cajuela.

Cayambé oder Cerroblanco, gewöhnlich C.-Urku, d. h. Feuerberg, ein vulkanischer Gipfel der Andes von Ecuador, 95 km im ONO. von Quito, fast unter dem Äquator gelegen. Er hat 5840 m Höhe, an seinem Fuße sind Ruinen eines Tempels und alter Inkabefestigungen.

Cayenne, Hauptstadt von Französisch-Guaiana in Südamerika, die einzige Stadt dieser Kolonie, liegt auf der Nordwestseite der Insel Cayenne, welche im N. vom Meere, im O. von der 6 km breiten und 5,5 m tiefen Mündung des Oyac, im W. von der Mündung des kleinern Cayenneflusses und im S. von einem diese beiden Flüsse verbindenden Kanal (Rivière du Tour de l'Isle) begrenzt wird. Die Insel hat 11 und 8 km Durchmesser und 420 qkm Fläche, ist im N. hügelig, im S. niedrig, in der Regenzeit sehr feucht und leidet sehr von quälenden Insekten. Auf der Seeseite wird die Stadt durch starke Werke, auf der Landseite durch Moräste und Wald geschützt. Die kleinere Altstadt ist eng und schlecht gebaut, die beträchtlichere Neustadt hat breite und luftige Straßen, bessere Häuser und eine schöne Kirche. Zwischen beiden liegt die mit Orangenbäumen bepflanzte Place d'Armes. Der Hafen, an der Mündung des C., ist der beste der Kolonie, aber nur für Schiffe mittlerer Größe zugänglich; größere Fahrzeuge ankern vor der Mündung des Oyac. Das Klima der Stadt ist sehr feucht, aber nicht gerade ungesund,

die Regenzeit dauert acht Monate, vom November bis Juni, unterbrochen von einem kurzen März-Sommer; Juli bis November sind überaus trocken. C. zählt (1877) 7632 E., worunter 384 Indianer und 38 Neger, ist der Sitz der obersten Regierungs- und Justizbehörde sowie des apostolischen Vikars der Kolonie und hat einen Gerichtshof, einen Assisenhof, ein Tribunal erster Instanz, ein Friedensgericht und einen Polizeigerichtshof, Kasernen, ein großes Militär- und ein Civilhospital, die Bank von Französisch-Guaiana, die Regierungsdruckerei, ein von Mönchen geleitetes Collége und mehrere Elementarschulen und einen Akklimatisationsgarten. Die Stadt bildet den Stapelplatz für den ganzen auswärtigen Handel der Kolonie. Der Hafen kann Schiffe von 500 t aufnehmen. Der Verkehr mit dem Mutterlande ist sehr bedeutend. Ausfuhrartikel sind hauptsächlich Gold, Roucou oder Orlean, Farbe- und Nutzhölzer sowie Gewürznelken, wogegen Zucker und besonders Kaffee, Kakao u. s. w. nur noch unbedeutende Artikel bilden (1874 für 4645000 Frs., wobei 4 Mill. für Waschgold). Hauptartikel der Einfuhr (1874 für 6870000 Frs.) sind Gewebe aller Art, Kleidungsstücke, Modewaren, pariser Industriegegenstände, Weine, Weizen und Weizenmehl, Rindvieh, gesalzenes Fleisch, gesalzene, gedörrte und geräucherte Fische, Tabak u. s. w. — Die Stadt wurde 1626 durch Niederlassungen von Rouen aus gegründet, denen 1630 und 1633 neue Zuzüge aus derselben Stadt folgten. Poncet de Bretigny errichtete 1643 eine Kolonisationskompagnie aus Kaufleuten zu Rouen und ging mit 400 Mann nach C. ab, wo er das Fort Céperon erbaute. Doch verließen die Franzosen schon 1654 die Kolonie wieder, worauf sich die Engländer derselben bemächtigten, die aber 1664 genötigt waren, den Platz wieder zu räumen. Ihre Stelle nahmen 1675 die Holländer ein, die im Jahre darauf von den Franzosen verdrängt wurden. Die franz. Regierung nahm sich jetzt der Kolonie wärmer an. Von 1809 bis 1814 gehörte die Stadt den Engländern und Portugiesen, doch seitdem wieder den Franzosen. Während der franz. Revolutionszeit und dann wieder seit 1852 war der Name C. bekannt als Verbannungsort. Doch sind seit 1854 die Detentionsorte der Verbannten nicht mehr in der Stadt C. selbst, sondern an verschiedenen andern Punkten der Kolonie. (S. Guaiana.)

Cayenneholz, s. Ebenholz.

Cayennepfeffer, s. Capsicum.

Caylus, Städtchen im franz. Depart. Tarn-et-Garonne, Arrondissement Montauban, 44 km im NO. dieser Stadt, an der zum Aveyron gehenden Bonnette und am Fuße eines Hügels, 335 m hoch, hat eine alte Kirche, eine Schloßruine, und zählt (1876) 1374, als Gemeinde 4928 E., die Wollwaren fertigen, Bau- und lithographische Steine liefern und Getreidehandel treiben.

Caylus (Anne Claude Philippe de Tubières u. s. w., Graf von), berühmter Archäolog, geb. 31. Okt. 1692 zu Paris, erhielt eine sorgfältige Erziehung und diente dann im Spanischen Erbfolgekriege. Nachdem er seinen Abschied genommen, begleitete er 1716 Bonac auf dessen Gesandtschaft nach Konstantinopel und bereiste von dort Griechenland und die Seeplätze der Levante. Auf den Wunsch seiner Mutter kehrte er 1717 nach Paris zurück, wo er nun seine großen Sammlungen zu ordnen begann und sich ganz dem Studium des Altertums und der Ausübung der schönen Künste widmete. Er war sowohl Mitglied der Malerakademie wie der Akademie der Inschriften und stiftete auch für beide einen Preis. Wenn er auch die Schriftsteller des klassischen Altertums oft mißverstand, so hat er sich doch durch seine Untersuchungen vielfach verdient gemacht. Junge Künstler fanden an ihm einen großmütigen Beschützer. C. starb zu Paris 5. Sept. 1765. Sein Hauptwerk ist der «Recueil d'antiquités égyptiennes, étrusques, grecques, romaines et gauloises» (7 Bde., Par. 1752—67; deutsch von Panzer, Bd. 1, Nürnb. 1766). Seine Abhandlungen aus den «Mémoires» der Akademie der Inschriften wurden von Meusel ins Deutsche übersetzt (2 Bde., Altenb. 1768). Übrigens hat man von ihm mehrere Romane. Bekannt sind besonders seine «Neuen morgenländ. Erzählungen» (deutsch, 2 Bde., Lpz. 1780). Auch war er ein fleißiger und geschickter Kupferstecher. Unter anderm lieferte er eine Folge von 200 Blättern nach den schönsten Zeichnungen des königl. Kabinetts; Sammlungen von Köpfen nach Rubens und van Dyck, von Charakterköpfen und verschiedenen Karikaturen nach Leonardo da Vinci, viele Blätter nach Lukas von Leiden, Albrecht Dürer u. a. Vgl. «Mémoires et réflexions du comte de C.» (Par. 1874).

Marthe Marguerite de Vilette, Marquise de C., die Mutter des vorigen (geb. 1673 in Poitou, gest. 15. April 1729), die Nichte der Frau von Maintenon, durch Schönheit und Geist eine der Zierden des Hofs Ludwigs XIV., ist in der Litteratur bekannt durch das sehr interessante Werkchen «Mes souvenirs», das zuerst von Voltaire 1770 zu Genf, dann von Asselineau (Par. 1860), zuletzt von Lescure (Par. 1874) herausgegeben wurde.

Caymaninseln, s. unter Jamaica.

Cazalès (Jacques Antoine Marie de), Mitglied der franz. Nationalversammlung von 1789, geb. 1. Febr. 1758 zu Grenade-sur-Garonne als der Sohn eines Parlamentsrats zu Toulouse, trat in die Kavallerie und erlangte bald den Grad eines Kapitäns. Von der Ritterschaft des Amtes Rivière-Verdun zum Abgeordneten zu den Generalständen gewählt (1789), hielt er sich zur royalistischen Partei und trat mit Entschiedenheit für die Sonderung der drei Stände ein. Als sich der Dritte Stand gewaltsam zur Nationalversammlung konstituirte, wollte C. der Bewegung nicht folgen und trat die Rückreise nach seiner Heimat an. Er wurde aber unterwegs verhaftet, erhielt von der Nationalversammlung Befehl, sich in ihrer Mitte einzufinden, und entschloß sich nun, an den Verhandlungen teilzunehmen. Hier verteidigte er mit glänzender Beredsamkeit die monarchischen Institutionen mit den Ideen Montesquieus, die bei den unbedingten Anhängern des alten Régime nicht eben Beifall fanden. Nach der Flucht des Königs trat C. aus der Nationalversammlung und ging nach Koblenz zu den Emigrierten, wandte sich aber bald nach Paris zurück und emigrierte nach dem 10. Aug. 1792 abermals. Jetzt machte er den Feldzug gegen die Republik mit, flüchtete darauf nach Italien, von da nach Spanien und zuletzt nach England, von wo er an der Expedition nach Toulon 1793 teilnahm und nach einem neuen Konspirationsversuch von der Schweiz aus unter dem Konsulat nach Frankreich zurückkehrte. Bonaparte ernannte ihn als Erster Konsul zum Ritter der Ehrenlegion. C. starb 24. Nov. 1805 zu Engalin in der Gascogne. Neben

Maury war er der hervorragendste Verteidiger des Königtums in der Nationalversammlung, auch auf der Tribüne eine glänzende, echt ritterliche Natur. Man hat von ihm «Défense de Louis XVI, discussion de toutes les charges connues à l'époque du 2 novembre 1792» (Lond. 1792). Diese Schrift ist auch enthalten in den «Discours et opinions de Marie de C.» (mit einer biographischen Abhandlung von Chare, Par. 1821).

Cazalla de la Sierra, span. Stadt in Andalusien, Provinz Sevilla, 60 km im NNO. von Sevilla, am Südabhange der Sierra Morena, mit (1877) 8322 E. Der Ort gewinnt berühmten Wein und die Bewohner bearbeiten Silber-, Kupfer-, Eisen- und Schwefelgruben.

Cazaubon, Stadt im franz. Depart. Gers, Arrondissement Condom, 47 km westlich von Condom, 130 m hoch an der Douze, zählt (1876) 760, als Gemeinde 2757 E., welche in großen Brennereien den als Armagnac bekannten Franzbranntwein fabrizieren. Etwa 8 km entfernt liegen die warmen Schlammbäder von Barbotan (s. d.).

Cazembé ist die Bezeichnung eines Negerfürsten und seiner Residenz, welche stets mit dem Herrscher an eine andere Örtlichkeit verlegt wird. Sie liegt gegenwärtig etwa 1700 km östlich von Loanda und 1200 km westlich von Quiloa, 160 km nördlich vom Bangweolosee. Der Fürst beherrscht ein Land, welches sich etwa ausdehnt von der linken Seite des zum Moërosee gehenden Kolongosi, längs des rechten Ufers des Luapula bis gegen den Bangweolosee, einschließlich Lunda; im W. grenzt es an Rua, im N. an Itawa. Das Land ist gegenwärtig sehr entvölkert, sodaß der C. Muonga, den Livingstone 1867 besuchte, kaum 1000 Krieger ins Feld stellen konnte, während sein Vater Kireka 1831—32, als die Portugiesen Monteiro und Gamitto zu ihm kamen, über ein Kriegsheer von 6000 Mann verfügte. Muonga konnte nur durch äußerste Strenge sich selbst und die Ordnung im Lande erhalten; durch seine unmäßigen Strafen und den Verkauf der Kinder hat die Zahl seiner Untergebenen sehr abgenommen. Im J. 1872 hat ein arab. Bandenchef ihn überfallen und getötet. Außer den genannten Europäern haben das Land nur die Portugiesen Pereira 1796 und Dr. Lacerda 1798 besucht; letzterer starb 18. Okt. in der Residenz des C., die damals am Flusse Sschungu (9° 32' südl. Br.) lag, die aber Gamitto wie später Livingstone weiter in Südwesten an dem kleinen Mofwesee fand. Gamitto beschreibt sie noch als einen großen Ort mit geraden, reinlichen Straßen, 1867 aber bestand sie aus unregelmäßig über Cassavafelder zerstreuten Hütten und zählte nicht über 1000 E. Der Hof oder Hüttenkomplex des C. ist nach Livingstone eine 300 m lange, 200 m breite, viereckige Einzäunung von 2—3 m hohen Rohrwänden mit einer riesigen Hütte für den Fürsten, einer zweiten für die Fürstin und einer Anzahl kleinerer Hütten für die Diener. Menschenschädel an den Eingängen, die beschnittenen Ohren und abgeschnittenen Hände mancher Würdenträger, die Gegenwart des Henkers bei Audienzen bezeugen die Roheit und Tyrannei, die dort herrschen, dagegen sollen Menschenopfer nicht mehr vorkommen. Der höchst fruchtbare Boden liefert hauptsächlich Cassava, daneben Bataten, Mais, Sorghum, Negerhirse, Erdnüsse, Baumwolle und Palmöl; Handelsprodukte sind nur Sklaven und Elfenbein. Vgl. Gamitto, «O Muata C.» (Lissab. 1854); Burton, «Lacerdas' journey to C.» (Lond. 1873); «The last journals of David Livingstone, in Central Africa» (Lond. 1874).

Cazenowia, Städtchen am gleichnamigen See des County Madison im nordamerik. Unionsstaat Neuyork, 32 km südöstlich von Syracuse, bekannt als Sitz eines Methodistenseminars mit 12 Lehrern und etwa 5—600 Zöglingen.

Cazorla, span. Stadt Andalusiens, Provinz Jaen, 80 km im ONO. von Jaen, an der Quelle des Flusses Cerezuela, der zum Guadalquivir fließt, mit (1877) 6651 E. Sie liegt am Westabhange der Sierra de Cazorla, einer der schönsten und wasserreichsten Gebirgszüge Spaniens, des Mons Argentarius der Römer. Die Gipfel der Sierra bleiben vier Monate mit Schnee bedeckt, und die Abhänge tragen herrliche Pinus, Eichen, Eichen, Taxus und Ilex. Der aus diesen Bergen kommende Guadacebas bildet die schönen Wasserfälle Chorro Gill und Chorro de la Puerta.

Cazot (Théodore Joseph Jules), franz. Staatsmann, geb. 11. Febr. 1821 zu Alais im Depart. Gard, studierte die Rechte in Paris, war dann als Rechtsanwalt daselbst thätig. Als Anhänger der Republik protestierte er 1851 gegen den Staatsstreich und wurde in Montpellier interniert. Seit 1859 war er Advokat in Nimes. Nach dem 4. Sept. 1870 wurde C. zum Generalsekretär des Ministeriums des Innern in Paris, dann in Tours und Bordeaux ernannt, und im Juli 1871 in die Kammer gewählt, wo er sich der Union républicaine anschloß. Seit 1875 lebenslängliches Mitglied des Senats, wurde C. nacheinander in die Ministerien Freycinet (27. Dez. 1879), Ferry (23. Sept. 1880), und Gambetta (14. Nov. 1881) als Justizminister berufen; neben Constans hat C. an der Ausführung der Dekrete gegen die Kongregationen einen bedeutenden Anteil genommen.

Cazotte (Jacques), franz. Schriftsteller, geb. 1720 zu Dijon, studierte bei den Jesuiten und ging 1747 als Kontrolleur nach La Martinique, mußte aber wegen geschwächter Gesundheit nach Frankreich zurückkehren, wo er eine Zeit lang in kabbalistische Träumereien verfiel. Als die Revolution ausbrach, wirkte er der Bewegung aus allen Kräften entgegen und wurde nach dem 10. Aug. 1792 nebst seiner Tochter Elisabeth verhaftet, durch diese aber, als er in den Septembertagen zum Tode geführt werden sollte, heldenmütig verteidigt, indem sie mit ihrem Körper den Greis beschirmte. Vater und Tochter wurden hierauf zwar freigegeben, ersterer aber schon nach wenigen Tagen aufs neue verhaftet, zum Tode verurteilt und 25. Sept. hingerichtet. Sein Ritterroman «Olivier» (1763; deutsch, Halle 1769), «Le diable amoureux» (1771—72), «Le lord impromptu» (letztere beiden deutsch von E. von Bülow, Lpz. 1838) und die «Oeuvres morales et badines» sind in einem leichten und gewandten Stil geschrieben. Auch lieferte er eine Übersetzung arab. Märchen, welche eine Fortsetzung von «Tausendundeine Nacht» und den 37. bis 40. Band des «Cabinet des fées» bilden. Das Libretto der komischen Oper «Les sabots», komponiert von Rameau, verfaßte C. in einer einzigen Nacht. Seine «Oeuvres complètes» gab Bastien (4 Bde., Par. 1816) heraus.

Cazuela (span.), Zuschauerplatz im span. Theater, nur für Frauen bestimmt.

cbm, offizielle Abkürzung für Kubikmeter.

ccm, offizielle Abkürzung für Kubikcentimeter.

Cd, chem. Zeichen oder Symbol für Cadmium.

C-dur (ital. ut maggiore; frz. ut-majeur; engl. c major), die erste der 12 harten Tonarten; sie besteht in ihrer auf- und abwärts steigenden Tonleiter aus lauter ursprünglichen, d. h. weder erhöhten noch erniedrigten Tönen, hat also wie A-moll keine Vorzeichnung. (S. unter Ton und Tonarten.)

Ce, chem. Zeichen oder Symbol für Cerium.

Ceadmon, s. Caedmon.

Cean-Bermudez (Juan Augustin), ausgezeichneter span. Kunsthistoriker, geb. 17. Sept. 1749 zu Gijon in Asturien, lebte teils zu Sevilla, wo er 1779 eine Kunstschule gründete, teils zu Madrid, wo er eine Stelle an der Nationalbank erhielt und später zum Sekretär im ind. Departement ernannt wurde, nachdem er vorher das in Sevilla befindliche Generalarchiv für Indien geordnet hatte. Er starb zu Madrid 3. Dez. 1829. Unter seinen Werken sind, außer mehrern Schriften zur Geschichte der Kunst in Sevilla, hervorzuheben: «Diccionario histórico de los mas illustres professores de las bellas artes en España» (6 Bde., Madr. 1800) und «Noticias de los arquitectos y arquitectura de España» (4 Bde., Madr. 1829). Auch verdienen seine «Memorias para la vita del G. M. de Jovellanos» (Madr. 1814) und der «Dialogo sobre el arte de la pintura» (Sevilla 1819) Erwähnung. Erst nach seinem Tode wurde das für die alte Geographie und die Archäologie Spaniens wichtige Werk «Sumario de las antiguedades romanas que hay en España» (Madr. 1832) herausgegeben.

Ceanothus, eine von Linné benannte Pflanzengattung aus der Familie der Rhamneen, deren Arten, lauter Sträucher, in Nordamerika (besonders Mexiko), Westindien wachsen. Sie haben einfache, ganze, abwechselnd gestellte Blätter, blattwinkelständige Trauben und regelmäßig geformte, aus einem glockenförmigen, mit dem Fruchtknoten verwachsenen Kelch und fünf kleinen, langgenagelten Blumenblättern bestehende Blüten, aus denen sich eine trockene, dreifächerige, dreisamige Beere entwickelt. Mehrere Arten eignen sich wegen schöner Belaubung und hübscher Blumen zu Ziergewächsen. Am längsten bekannt und angebaut ist C. americanus *L.*, ein etwa 1 m hoher Strauch mit eiförmigen, zugespitzten, dreinervigen Blättern und weißen Blüten, welcher bei uns im Freien aushält. Seine Blätter werden getrocknet in Carolina als Thee verwendet, seine Wurzeln liefern eine nankinggelbe Farbe. Die meisten übrigen Arten können nur im temperierten Hause gezogen oder müssen wenigstens im Orangeriehause überwintert werden. Mehrere eignen sich vorzüglich zu Wintergärten, besonders C. Delilianus *Spach.* mit blaßblauen Blumen und C. azureus *Desf.* mit unterseits gelbrot-filzigen Blättern und dunkelblauen Blumen. Sie verlangen Heideerde und lassen sich durch Samen oder Pfropfen vermehren.

Ceará oder Ciará, Provinz Brasiliens, an dessen nordöstl. Küste, zählt auf 104250 qkm (1872) 721686 E. (689773 Freie und 31913 Sklaven). Sie zerfällt in drei natürliche Abteilungen: den Küstenrand (Beira mar), flach und meist sandig, nur stellenweise fruchtbar und bewaldet; die bergige Region (Montuoso), die Abhänge des innern Gebirges, sehr fruchtbar und gut bewaldet, namentlich für den Anbau des Kaffees geeignet, und das innere Hochland (Sertão), in der trockenen Jahreszeit ganz wasserlos, aber für Viehzucht nicht ungeeignet. Den Kern des Gebirgssystems bilden auf der Westgrenze die Serra Grande, die Serrania und die Serra Araripe, von welchen sich andere bis 1000 m hohe Züge, wie die Serra Boticario und Serra do Machado, ins Innere der Provinz hineinziehen. Das Klima ist sehr heiß, aber durch regelmäßige Seewinde gemildert und oft herrschen Regenmangel und Dürren (Seccas). Außer dem 600 km langen Jaguaribe sind nur noch Küstenflüsse vorhanden. In mineralischer Beziehung ist C. nicht so gesegnet wie andere Provinzen Brasiliens. Ackerbau wird in den durch die Flußüberschwemmungen bisweilen sehr befruchteten Campos getrieben. Der Mais gedeiht vortrefflich, ebenso Reis, Bohnen, Ananas und andere Früchte; für den Export baut man namentlich Baumwolle, Zuckerrohr und Kaffee; in größten Massen wächst die vielgenossene Wassermelone (Melancia). Von dem prachtvollen brasil. Baumwuchs besitzt C. nur einige wenige Palmengattungen, darunter die nützliche Carnahubapalme (Copernicia cerifera) in dichten Waldungen. Neben dem Ackerbau wird besonders in den Campos Rindvieh-, Ziegen- und Schafzucht betrieben, und man führt Fleisch und Häute aus. Die Einwohner sind wenig kultiviert, nicht ein Siebzigstel der freien Bewohner besucht die 251 Schulen. In der Provinz gibt es 7 Lateinschulen. Die einheimischen Indianerstämme sind Christen und gesittet.

Die Hauptstadt Nova Bragança de Ceará, eigentlich Fortaleza de Ceará, die älteste Stadt der Provinz, südöstlich von der Mündung des Flüßchens C., liegt in sandiger Ebene an einer offenen Bucht westlich von dem Vorgebirge Mocuripe, nach welchem dieselbe als Porto de Mocuripe bezeichnet wird. Der Hafen versandet immer mehr und ist nur eine offene Reede, die durch ein Korallenriff gedeckt wird. C., 1611 gegründet, ganz regelmäßig gebaut, verspricht ein Centralhandelsplatz für die Nordoststaaten Brasiliens zu werden, namentlich wenn die Baturité-Eisenbahn vollendet sein wird, von welcher 1874 die erste Sektion eröffnet wurde. Ausfuhrartikel sind Baumwolle (1874 85500 Ballen), Zucker (32300 Säcke), Kaffee (31800 Säcke), Kautschuk 2250 Ballen und 88000 Stück Häute. Die Stadt zählt 18000 E., ist Bischofssitz und gewährt vom Meere aus einen sehr hübschen Anblick. Ihren Mittelpunkt bildet ein stattliches Fort. Es fallen hier jährlich 1538 mm Regen.

Cebes (grch. Kebes) von Theben, ein Schüler des Sokrates, den Plato im «Phädon» unter denjenigen erwähnt, die beim Hinscheiden des Sokrates zugegen waren. Er schrieb drei philos. Gespräche: «Hebdome», «Phrynichos» und «Pinax» (d. i. das Gemälde). Unter dem letztern Titel ist als Werk des C. eine Schrift auf uns gekommen, welche ein allegorisches Gemälde des menschlichen Lebens enthält, mit der Tendenz, nachzuweisen, daß nur die wahre Bildung und der damit verbundene Besitz der Tugend glückselig mache. Die Echtheit der Schrift ist jedoch ohne Zweifel mit Recht bestritten worden; sie rührt wahrscheinlich von einem Stoiker gleiches Namens aus Kyzikos her, der im 2. Jahrh. lebte. Von den bedeutendern Ausgaben sind die von Schweighäuser (Straßb. 1806), Korais (zusammen mit Arrians «Handbuch», Par. 1826), Dübner (zusammen mit den Schriften von Marcus Antoninus, Arrians epiktetischen Schriften u. a., Par. 1841) und Drosihn (Lpz. 1871), unter den Schul-

ausgaben die von Thieme (2. Aufl. von Heindorf, Berl. 1810) und von Büchling (neu bearbeitet von Große, Meiß. 1813) hervorzuheben. Deutsche Übersetzungen lieferten Pfaff (Stuttg. 1827) und Conz (Stuttg. 1864). Vgl. Schaber, «Über das Gemälde des C.» (Konstanz 1862), Droſihn, «Die Zeit des Pinax» (Neustettin 1873).

Cecchi (Giammaria), ital. Lustspieldichter, geb. zu Florenz 14. April 1518, war Notar in seiner Vaterstadt, wo er am 28. Okt. 1587 starb. Er entwickelte auf dem Gebiete der Komödie eine außerordentliche Produktivität und fand allgemeinen Beifall. Von den 92 Stücken, welche er geschrieben, sind die meisten noch ungedruckt. Bei seinen Lebzeiten erschienen: «Il Servigiale» (Flor. 1561), «Commedie in prosa» (Vened. 1550), «Commedie in versi» (Flor. 1585). Eine Sammlung seiner «Commedie» erschien zu Mailand (2 Bde., 1850), eine andere gab Tortoli (Flor. 1855), die beste, 12 Stücke umfassend, Gaetano Milanesi (2 Bde., Flor. 1856) heraus.

Cech (Swatopluk), s. Čzech.

Cecil (William), Lord Burleigh oder Burghley, berühmter engl. Staatsmann, wurde 13. Sept. 1520 zu Bourne in der Grafschaft Lincoln geboren, studierte zu Cambridge und London die Rechte und trat noch unter Heinrich VIII. in den Staatsdienst. Nach dessen Tode erwarb er sich die Gunst des Protektors Somerset, besonders im schott. Feldzuge in dem Grade, daß dieser ihn zum Staatssekretär machte. Während der Protektor Okt. 1549 von Northumberland gestürzt und auf das Schafott gebracht wurde, gelang C., der anfangs in die Katastrophe verwickelt und in den Tower gesetzt war, nach drei Monaten die volle Aussöhnung mit dem neuen Gewalthaber, sodaß er nicht bloß die Freiheit, sondern auch sein Amt wiedererhielt. Als Northumberland den König Eduard VI. kurz vor dessen Tode (6. Juli 1553) zur Unterzeichnung einer Acte bewog, durch welche die beiden Schwestern des Königs, Maria und Elisabeth, zu Gunsten Johanna Greys von der Thronfolge ausgeschlossen werden sollten, willigte C. nur ein, seinen Namen als Zeuge darunter zu setzen, und dieser Umstand rettete ihm nach Marias Thronbesteigung Leben und Freiheit. Unter Elisabeth wurde er 1558 wieder zum Staatssekretär, später zum Großschatzmeister erhoben und genoß bis zu seinem Tode das unbedingte Vertrauen der Königin. Fortan ist sein Name unzertrennlich von allen Handlungen, welche den Namen der Königin unsterblich und England groß gemacht haben: die Befestigung der anglikan. Kirche, der segensvolle Einklang von Regierung und Parlament, die Unterdrückung des Katholizismus, der Kampf gegen die schott. Katholiken und die Hilfe an die Protestanten dieses Reichs, die Gefangennahme und Hinrichtung Maria Stuarts, die Unterstützung der Niederlande in ihrem Heldenkampfe gegen Philipp II. und das Eintreten gegen diesen für die eigene Existenz, die Vernichtung der Armada 1588 und der ruhmvolle Friedensschluß mit Spanien 1597, waren in gleichem Maße sein Werk wie das der Königin. Nicht lange nach jenem letzten Erfolge starb C., 4. Aug. 1598, nachdem er 40 Jahre der erste Minister Englands gewesen. Vgl. die von Nares herausgegebenen «Memoirs of the life and administration of William C., Lord Burghley» (3 Bde., Lond. 1828—32).

Cecina, ein ital. Fluß in Toscana, welcher am Nordabhange der Cornata di Gerfalco, in 812 m Höhe, bei Montieri in der Provinz Grosseto entspringt. Er fließt anfangs nach N., nimmt zahlreiche Nebenflüsse auf, wendet sich dann nach W., auf seinem rechten Ufer immer von der Bahn Cecina-Saline begleitet, und durchströmt ein an Mineralien und Salzquellen reiches Gebiet. Nach einem Laufe von 74 km fällt er beim Dorfe Fitto di Cecina ins Meer. Dieser blühende Ort von 1100 E., in jetzt reich bepflanzter Maremmengegend, ist eine ausgedehnte königl. Besitzung mit einem Schlosse am Meere, wo den Fluß eine lange Holzbrücke überspannt; 3 km entfernt liegen am Meere die C. genannten vier Hohöfen zum Schmelzen des Elbaerzes, zu welchen 3000 ha Wald gehören.

Cecora (spr. Zezóra), eine weite Ebene in Rumänien, 15 km von Jassy, am rechten Ufer des Pruth, berühmt durch die Schlacht, in welcher der Feldherr Zolkjewski mit dem ganzen poln. Heere nach tapferm Widerstande, 8. Okt. 1620, von den Türken niedergemacht und gefangen wurde.

Cecropia, Linnésche Pflanzengattung aus der Familie der Urticaceen. Ihre Arten, Bäume des tropischen Amerika, haben abwechselnd stehende, gestielte Blätter, in gebüschelte Ähren gruppierte, unansehnliche Blüten mit kreisel- oder glockenförmigem Perigon, und bringen vom Perigon umhüllte Achenen hervor. Bekannt ist im ganzen tropischen Amerika die mit schildförmigen Blättern versehene C. peltata *L.* (Trompetenbaum), deren Milchsaft Kautschuk liefert. Ihre knotigen Zweige sind zwischen den Knoten hohl (röhrig), ihre zusammenziehend schmeckende Rinde dient als Mittel gegen Durchfälle und ihr überaus poröses, leichtes Holz dient den Indianern zum Feueranmachen.

Cecrops (grch. Kekrops), der ältern Überlieferung nach der erdgeborene Urmensch Attikas, hernach bezeichnet als der älteste König in Attika, der da, wo später die Burg von Athen stand, die älteste Stadt, die von ihm den Namen Cecropia erhielt, gegründet haben soll. Erst spät wurde er zu einem Ägypter gemacht, der aus Sais eingewandert sein sollte. Dem Mythus zufolge war der attische C. halb Mensch und halb Schlange oder Drache. Auch auf Bildwerken finden sich Darstellungen des C. in dieser Gestalt.

Cedaar Bergen, engl. Cedar-Mountains, ein Gebirge in der brit. Kapkolonie, die Westgrenze der Karroo, im Schneeberg 2078 m hoch.

Cedar-Creek, Name von verschiedenen Ortschaften und Flüssen in den Vereinigten Staaten von Amerika. Im amerik. Bürgerkriege ist C., ein im westl. Teile der Grafschaft Shenandoah im Staate Virginien entspringender Nebenfluß des Shenandoah-River, durch den Überfall bekannt geworden, welchen die Konföderierten unter Early am 19. Okt. 1864 auf die Bundesarmee unter Wright und Emory machten. General Sheridan, welcher zu dieser Zeit einige Kilometer entfernt von C. in Winchester stand, eilte auf die Nachricht von dem Überfall nach C., stellte das Gefecht wieder her und erfocht schließlich einen glänzenden Sieg über Early, dessen Absicht, durch das Shenandoahthal in den Norden einzubrechen, dadurch vereitelt wurde.

Cedar-Falls, Stadt im County Black Hawk, im nordamerik. Unionsstaat Iowa, am rechten Ufer des Red Cedar, Eisenbahnknotenpunkt, Sitz eines Lehrerseminars (Iowa State Normal School), in welchem 1879 84 männliche und 153 weibliche Zöglinge unterrichtet wurden, zählt (1880) 3980 E.

Cedar-Mountain, im nordamerik. Staate Virginia, nördlich des Rapidan, wurde durch das Treffen vom 9. Aug. 1862 geschichtlich merkwürdig. Anfang August beschlossen die Konföderierten, nach Norden vorzurücken und Washington zu nehmen. Die Unionstruppen standen an den starken Abschnitten des Rapidan und Rappahannock, General Banks mit einem Armeekorps bei C. als äußerster rechter Flügel. Der konföderierte General Jackson rückte längs der Eisenbahn von Gordonville her vor, überschritt bei C. den Rapidan, griff das Korps des Generals Banks an und drängte dasselbe nach langem, sehr blutigem Kampfe zurück. General Jackson blieb zwei Tage in der Stellung von C. stehen, räumte dieselbe alsdann und ging wieder über den Rapidan zurück. Das Treffen von C. war strategisch ohne Folgen.

Cedar-Rapids, blühende Stadt und Eisenbahnknotenpunkt des County Linn im nordamerik. Unionsstaat Iowa, liegt am Cedar-River, nach dessen Fällen es benannt ist, und zählt (1880) 10104 E. C. wurde 1849 gegründet, treibt einen bedeutenden Getreidehandel, hat zahlreiche Fabriken und Werkstätten und gute Lehranstalten.

Cedent, einer der cediert, s. Cession.

Ceder., bei zoolog. Namen Abkürzung für Cederhjelm (russ. Entomolog).

Ceder (Cedrus *Loud.*) ist der Name verschiedener Bäume aus der Familie der Nadelhölzer, welche bei langsamem Wuchs mächtige Dimensionen und ein hohes Alter erreichen und ein harziges, rötliches, wohlriechendes Holz besitzen. Im engern Sinne bezeichnet man seit dem Altertume mit dem Namen C. bloß die durch Salomons Tempelbau berühmt gewordene C. vom Libanon (C. Libani *Loud.*). Linné zog dieselbe zur Gattung Pinus (P. Cedrus), Miller zur Gattung der Lärchen, Larix (L. Cedrus). In der That sind sowohl die libanotische C. als die atlantische (C. atlantica *Man.*) und die indische oder Deodaraceder (C. Deodara *Roxb.*) unserm Lärchenbaum nahe verwandt, unterscheiden sich jedoch von demselben durch ihre immergrüne Benadelung und die abweichende Zapfenbildung. Die C. sind mächtige Bäume von herrlichem Wuchs mit büschelförmig gestellten Nadeln, welche bei C. Libani und C. Deodara eine dunkelgrüne, bei C. atlantica eine silbergraue Farbe besitzen. Auch hat die indische C. viel schlankere Nadeln und viel dünnere, zierlichere Zweige als die libanotische. Letztere ist nicht bloß am Libanon heimisch, sondern findet sich auch im Taurusgebirge und am Atlas in Algerien und Marokko, und es ist wahrscheinlich, daß ehedem in ganz Nordafrika, Arabien, Syrien und Kleinasien Cedernwaldungen existiert haben. In Kleinasien und Syrien ist die C. großenteils ausgerottet. Das weite Land von Hiram, welches den Libanon umgibt und ehedem mit Cedernwald bedeckt gewesen sein soll, ist jetzt völlig baumlos, bis auf das nackte Gestein entblößt. Der heilige Salomonshain des Libanon im Grunde der großartigen, amphitheatralischen Alpenlandschaft nahe bei Ehden, über dem Dorfe Bscherra und nahe dem Ursprung des heiligen Flusses Kadische, besteht jedoch noch jetzt aus 3—400 Stämmen. In den Cedernwäldern des Taurus fand der Reisende Kotschy mächtige, bis 7 m im Umfang haltende Stämme. Die C. des Libanon erreicht 20—30 m Höhe und bildet eine mächtige, breitpyramidale Krone, deren Äste fast rechtwinkelig vom Stamm abstehen. Die Nadelbüschel stehen dicht um die Zweige und zwischen ihnen die schönen, dunkelbraunen, aufrechten Zapfen, welche aus breiten, dünnen, dicht aneinandergepreßten Schuppen zusammengesetzt sind. Sie enthalten gelbbraune, längliche Samen mit gleichlangem Flügel und erreichen eine Länge von 10 und eine Stärke von 8 cm.

Besonders berühmt waren schon seit alter Zeit das rötliche, harzreiche, wohlriechende Cedernholz, aus welchem König Salomon seinen Tempel erbauen ließ, und das Cedernharz, womit die Alten ihre Toten einbalsamierten. Das Holz galt für unzerstörbar, weshalb die Alten ihre Schriften in Behältnissen von Cedernholz aufbewahrten; auch bestrich man mit dem daraus bereiteten Cedernöl die Schriftrollen, um sie dauerhafter zu machen. Neuere Untersuchungen haben jedoch ergeben, daß die Alten sich zu den erwähnten Zwecken des Cypressenholzes und keineswegs des Cedernholzes bedient haben, denn letzteres ist nichts weniger als fest und dauerhaft, sondern leicht, weich und weißlich. Es hat zwar einen schwach balsamischen Geruch, enthält aber nur wenig Harz. Die Nadeln der C. schwitzen in ihrer Heimat einen süßen Stoff aus, das Cedern-Manna.

Die atlantische Ceder ist der Libanonceder so ähnlich, daß sie von manchen Botanikern bloß für eine Abart derselben gehalten wird. Sie unterscheidet sich jedoch von C. Libani durch steifere, stechende, spitze, meergrüne und silberglänzende Nadeln und durch mehr walzenförmige, am Scheitel abgeplattete Zapfen. Sie ist nicht bloß im Atlasgebirge und Nordafrika überhaupt verbreitet, sondern kommt auch im Orient, dort oft in Gesellschaft der Libanonceder (z. B. auf dem cilicischen Taurus) vor. Die indische oder Deodaraceder, ebenfalls ein mächtiger Baum, welcher bei den Hindus für heilig gilt, bildet im Himalajagebirge zwischen 1300 und 3700 m Höhe große Waldungen und ist die für die ind. Forstwirtschaft wichtigste Holzart. Die Deodara ist ein ungemein graziöser Baum, doch zarter als die Libanonceder. Dennoch hält sie in einem feuchten Klima gut aus und wird daher namentlich in England allgemein als Zierbaum kultiviert. Auch in Deutschland hat die Deodaraceder schon Eingang gefunden und ist z. B. im Elsaß als Parkbaum schon sehr verbreitet. Die übrigen Nadelholzbäume, welche in der Volkssprache den Namen C. führen, sind meist Arten aus der Abteilung der cypressenartigen Nadelhölzer. So belegen die Spanier mit dem Namen Cedro zwei zu dickstämmigen Bäumen heranwachsende Wachholderarten (Juniperus Oxycedrus *L.* und thurifera *L.*), während die Portugiesen und Andalusier die ind. Cypresse (Cupressus glauca *Lamk.*) so nennen (Cedro de Goa). Eine bei uns häufig als Zierbaum kultivierte nordamerik. Wachholderart (Juniperus virginiana *L.*) ist allgemein als rote oder virginische C., eine westindische (J. Bermudiana) als bermudische C. bekannt; die letztern beiden Arten liefern das rote Cedernholz des Handels, das zu Bleistifthülsen eine ausgedehnte Verwendung findet. Weiße C. nennt man den in Nordamerika wild wachsenden, kugelfrüchtigen Lebensbaum (Thuja occidentalis *L.*), mexikanische C. das in Mexiko heimische Taxodium distichum, welches auch bei uns angepflanzt wird. Endlich wird bisweilen der gemeine Lärchenbaum als europäische oder deutsche C.

bezeichnet. Als span. Cedernholz wird bisweilen fälschlich das Holz von Cedrela odorata *L.* bezeichnet, welches zur Fabrikation von Cigarrenkisten benutzt wird. (Vgl. Cedrela.)

Cedernholzöl, ein ätherisches Öl von dicklicher Konsistenz, wird durch Dampfdestillation des fein geraspelten Holzes von Juniperus virginiana, einer in Nordamerika wachsenden Ceder, gewonnen. In den Fabriken bedient man sich dazu vielfach der Abfälle dieses Holzes, welche sich bei der Bleistiftfabrikation ergeben. Es ist ein Gemenge zweier verschiedener Körper: Cedrēn, einem flüssigen Kohlenwasserstoff $C_{15}H_{24}$ und einem starren Teil, Cedernkampfer oder Cedernstearopten $C_{15}H_{26}O$. Beide lassen sich durch Abkühlen, wobei das Öl erstarrt, und Pressen voneinander trennen. Das C. findet Verwendung in der Parfümerie.

Cedieren (lat.), weichen, einem etwas abtreten, namentlich ein Forderungsrecht, s. Cession.

Cédille (frz.), ein Häkchen unter dem c (ç), um zu bezeichnen, daß es in Fällen, wo es eigentlich k lauten würde (vor a, o, u), wie s auszusprechen ist.

Cedo (lat.), ich weiche; C. majori, ich weiche dem Ältern, Mächtigern; C. nulli, »ich weiche keinem«; Name einer Pracht-Kegelschnecke.

Cedrat, s. Citronat.

Cedrēla *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Meliaceen, besteht aus großen Bäumen der Tropengegenden mit immergrünen, paarig gefiederten Blättern und traubig angeordneten Blüten, welche aus einem sehr kleinen, glockenförmigen Kelch und einer fünfblätterigen, weißen Blumenkrone zusammengesetzt sind. Die Frucht ist eine fünffächerige, mit fünf Klappen aufspringende, mehrsamige, holzige Kapsel. Berühmt ist C. odorata *L.*, ein südamerik. Baum, dessen aromatisch duftendes Holz sowohl zur Verfertigung der Piroguen (Indianerkähne) und anderer Fahrzeuge, als zu Möbeln benutzt wird, weil in dasselbe keine Würmer kommen. Die ausgedehnteste Verwendung findet jedoch das Holz bei der Fabrikation von Cigarrenkisten, die großenteils daraus hergestellt werden. Ähnliche Verwendung findet das Holz einiger anderer Arten, so z. B. von C. Toona *Roxb.*, C. angustifolia *DC.*, C. montana *Karst.* Die Rinde der auf Java wachsenden C. febrifuga *Blume* wird dort mit Erfolg gegen Wechselfieber, Diarrhöe und Katarrhe angewendet. Rinde, Blätter und Früchte aller Arten hauchen einen starken, an Asa foetida erinnernden Geruch aus, der sich auch dem Fleisch und Atem der Tiere, die davon fressen, mitteilt.

Cedreleen (Cedreleae), Unterabteilung der Familie der Meliaceen (s. d.).

Cedrium nannte Plinius (16, 21) das aus der Ceder ausschwitzende Harz. Andere Autoren belegten mit diesem Namen das Teerwasser, welches schon von den Ägyptern zum Einbalsamieren verwandt worden zu sein scheint; hiervon abgeleitet ist von Reichenbach der Name Cedriret, eine blaue, aus dem Holzteerwasser abscheidbare krystallisierte Substanz $C_{16}H_{16}O_6$, welche später als Coerulignon bezeichnet worden ist.

Cedrobalsam oder Karpathischer Terpentin, der Terpentin von Pinus Cembra *L.*; er ist farblos, klar, dünnflüssig, riecht und schmeckt nach Wachholder.

Cedronsamen, der Samen eines südamerik. Baumes Simaba Cedron, dessen sich die Indianer als Heilmittel gegen den Schlangenbiß und viele Krankheiten bedienen. Die mit Äther entfetteten Samen geben an Alkohol Cedrin ab, welches beim Verdunsten der Lösung in seideglänzenden, äußerst bitter schmeckenden, giftig wirkenden Krystallen erhalten werden kann.

Cedroöl, s. Citronenöl.

Cedrus, s. Ceder.

Cefalù, im Altertum Cephaloedium (auch Cephaloedis, Cephalodum und Cephaledum), im Mittelalter Cephaludium, Stadt, Bischofsitz und Hauptort eines Distrikts der Provinz Palermo, liegt in der Mitte der Nordküste Siciliens, auf dem Landwege 81 km im OSO. von Palermo, unter der steilen Wand eines 376 m hohen, weit ins Meer hinausragenden Vorgebirges, auf welchem die antike Stadt stand. Auf der höchsten Spitze des Kalkfelsens befinden sich außer den Trümmern eines Normannenschlosses noch Überreste eines polygonalen Baues aus vorröm. Zeit. Das jetzige C., eine normann. Gründung, ist ziemlich wohlgebaut und zählt (1881) 14173 E., welche Handel, Schiffahrt und Fischerei treiben. Der Hafen ist nur für eine kleine Anzahl Schiffe geräumig genug. Die von König Roger II. von Sicilien gegründete Domkirche ist mit antiken Säulen und mit den ältesten und vollkommensten sicil. Mosaiken aus dem 12. Jahrh. geschmückt. Auf dem Gipfel des Berges stehen die Reste der antiken Akropolis. Das alte Cephaloedium trat 396 v. Chr. in ein Freundschaftsbündnis mit Karthago, wurde dann von Dionysius I. erobert, 307 von Agathokles unterworfen. Die Araber belagerten es 837 vergeblich und eroberten es 858.

Ceglie del Campo (das alte Celia oder Caelianum), Flecken in der ital. Provinz Bari, 7 km südlich der Stadt Bari, mit (1881) 2754 E., welche guten Wein, Mandeln und Feigen gewinnen. Hier befinden sich die Reste der beiden berühmten Klöster Sant'Angelo und San-Nicola.

Ceglie Messapico, Stadt in der ital. Provinz Lecce, 47 km westlich von Brindisi, auf einem Hügel, hat (1881) 13865, als Gemeinde 14557 E., welche bedeutenden Handel mit ihrem berühmten Wein, ihren Früchten und ihrem Öl treiben.

Ceibawolle, s. unter Bombax.

Ceinture (frz.), Gürtel, Leibbinde, Einfassung, Säulenring.

Celakowsky (Ladislaus), s. Czelakowsky.

Celāno, Stadt in der ital. (neapolit.) Provinz Aquila (ehemals Abruzzo ulteriore II), jenseit der Nordseite des gleichnamigen Sees, dem Lacus Fucinus der Alten, 1223 von Kaiser Friedrich II. nach ihrem Abfall zerstört, zählt (1881) 7262, als Gemeinde 8314 E. Der 22 km lange und 10—15 km breite, ehemals viel umfänglichere See (in 614 m Höhe) ist nicht nur seines Fischreichtums, sondern auch wegen des 5,61 km langen Abzugskanals berühmt, den Kaiser Claudius von 44—54 n. Chr., um den häufigen Überschwemmungen vorzubauen und zugleich kultivierbares Land zu gewinnen, zwischen dem See und dem 24 m tiefer gelegenen Liris (Garigliano) anlegen ließ. Tacitus beschreibt das grandiose Fest, welches der Kaiser zur Feier des vollendeten Unternehmens gab, zu welchem 11 Jahre und 30000 Arbeiter erforderlich gewesen waren. Hadrian eröffnete den verstopften Kanal wieder; bald nachher versandete dieser aufs neue und ward erst 1854—62 durch den Fürsten Torlonia wiederhergestellt. Er ist jetzt 6300 m lang und durchbricht, fortwährend durch festes Gestein gehend, den ganzen

Monte-Salviano. Der großartige alte Bau ist noch gegenwärtig vollkommen kenntlich, besonders das 4,5 m hohe Eingangsthor.

Celāno (Thomas von), geistlicher Dichter im 13. Jahrh., war zu Celano geboren, 1221 Kustos der Minoritenkonvente zu Mainz, Worms und Köln, kehrte 1230 nach Italien zurück und starb um 1255. Er ist höchst wahrscheinlich der Dichter des »Dies irae« (s. d.); außerdem sollen noch von ihm herrühren: »Fregit victor virtualis« und »Sanctitatis nova signa«.

Celastrineen (Celastrineae), Pflanzenfamilie aus der Gruppe der Dikotyledonen; besteht aus Bäumen und Sträuchern, die über den ganzen Erdkreis mit Ausnahme der kältern Gegenden verbreitet sind. Sie haben meist lederartige, immer einfache, manchmal gelappte Blätter und gewöhnlich zwitterige Blüten, mit einem vier- bis fünfteiligen Kelch, vier bis fünf Blumenblättern, drei bis fünf Staubgefäßen, einen drei- bis fünffächerigen Fruchtknoten und einen Griffel. Die Frucht ist entweder eine Kapsel oder eine Beere, bisweilen auch eine Steinfrucht. Einige Arten der C. sind Kletterpflanzen.

Celastrus *L.*, Pflanzengattung aus der nach ihr benannten Familie der Celastrineen, besteht aus meist kletternden Sträuchern mit abwechselnden, ganzen, ganzrandigen oder gezähnten, immergrünen Blättern, welche vorzugsweise in der tropischen und subtropischen Zone beider Hemisphären, besonders aber auf den Bergen Indiens, Chinas und Japans und nur zum kleinsten Teile in der gemäßigten Zone wachsen. Ihre stets weißen Blüten stehen in achselständigen Trauben, Trugdolden und Rispen und sind meist klein. Sie besitzen einen kleinen, fünflappigen Kelch und fünf genagelte, sternförmig ausgebreitete Blumenblätter; ihre Frucht ist eine eckige, fleischige, zwei- bis dreifächerige und ebenso vielsamige Kapsel. Eine in Canada heimische Art, C. scandens *L.*, mit kletternden, schlingenden Stämmen und Ästen, wird bei uns, wo sie im Freien aushält, hin und wieder als Merkwürdigkeit angebaut, weil sie mit ihren schlingenden Stämmen einen eigenen Anblick gewährt. In ihrem Vaterlande umschlingt und erstickt sie durch ihre festen, zusammenschnürenden Umarmungen die dicksten Baumstämme. Ihre Rinde wirkt brechenerregend. Die Rinde von C. senegalensis *Lamk.* aus dem tropischen Afrika schmeckt bitter-zusammenziehend und wirkt purgierend. Die meisten Arten gedeihen in Deutschland nur im warmen oder temperierten Hause.

Celation (lat.), Verhehlung.

Celaya, Stadt im mexik. Bundesstaat Guanajuato am Rio-Grande de San-Jago, 2000 m hoch gelegen, mit schöner Kathedrale, 18 andern Kirchen, vielen freien Plätzen, worunter die Plaza mayor mit Parkanlagen, und 20000 E., welche Sattelzeug, Wollstoffe und Seife fabrizieren. Eine warme Quelle ist zu einem schönen Bade benutzt.

Celēbes, der Größe nach die dritte der sog. Großen Sunda-Inseln im Indischen Archipel, breitet sich, westlich durch die Straße von Mangkassar von Borneo, östlich durch die Molukkenstraße von den Molukkischen Inseln getrennt, nördlich von der Celebes- und südlich von der Floressee bespült, mit einem Areal von 178833 qkm zwischen 5° 45' südl. und 1° 45' nördl. Br. sowie zwischen 113° 10' und 116° 45' östl. L. (von Greenwich) aus. Die Insel erhält dadurch, daß an ihr, von einem fast quadratischen Mittelstücke, nach N., NO., SO. und S. sehr beträchtliche Halbinseln auslaufen, von denen die nördliche, S-förmig gekrümmte die längste, zugleich aber die schmalste ist und in dem Kap Nord endigt, eine sehr eigentümliche, vierarmige Gestalt. Durch die erwähnten Halbinseln werden drei große Baien, die von Tomini oder Gorontálo, die von Tolmóri, beide mit östlichem, sowie die von Boni mit südl. Eingange, gebildet. Die Küste ist sehr gegliedert, und unweit derselben liegen allenthalben zahlreiche größere und kleinere Inseln. C. wird sowohl in seinem Mittelstücke als auch in den Verlängerungen desselben von Gebirgsketten durchzogen, die in erstern ausgebreitete Flächen in sich schließen, in den Halbinseln aber, wo sie meistens einfach verlaufen, zu beiden Seiten von breiten Streifen trockenen, teils völlig ebenen, teils wellenförmigen Flachlandes eingefaßt werden. Einzelne Bergspitzen erheben sich bis über 3000 m Meereshöhe. Der Pik Bobokaraëng hat 3070, der Berg bei dem Kap Dondo 2810, der Pik von Tokala 2599 und der Klabat 2019 m Höhe. Die nördl. Halbinsel ist, namentlich in ihrem nördlichsten Teile, entschieden vulkanisch. Es kommen daselbst zahlreiche, teils ausgebrannte, teils noch Spuren von Thätigkeit zeigende Krater und Solfataren vor. Auch sind Erdbeben daselbst häufig. Während im nördl. Teile Eruptivgesteine, namentlich Basalt und Trachyt vorherrschen, finden sich in den Gebirgen des übrigen Teils am häufigsten Sandsteinformationen. Infolge der eigentümlichen Gestalt von C. sind die zahlreichen Flüsse daselbst nur von kurzem Laufe und, selbst die bedeutendsten von ihnen, nur wenige Kilometer oberhalb ihrer Mündung befahrbar. Wichtiger sind einige Landseen, wie der von Tondána in der nördlichen, der von Labaja in der südl. Halbinsel, der von Posso im centralen Hochlande u. a. Von Metallen finden sich auf C. Gold, vorzüglich in der Landschaft Gorontálo, wiewohl nur in geringer Menge, Kupfer, Eisen von vorzüglicher und Zinn von geringer Güte. Die Vegetation ist infolge der Gestalt und Bodenverhältnisse im allgemeinen nicht ganz so reich und üppig als die von Borneo und Sumatra, namentlich sind die Wälder von geringerer Ausbreitung und Dichtheit. Dagegen kommen auf C. weite, zu Weideplätzen von Pferden und Rindern geeignete Grasflächen häufig vor. Von nutzbaren Pflanzen sind das Bambusrohr, die Banane, die Sago-, Kokos-, Aren-, Areca- und Lontarpalme, die Mutterpflanzen des Benzoë und anderer Baumharze, Mimusops Elengi, von eigentlichen Kulturpflanzen Reis, Mais, Kaffee, Kakao, Indigo, Zuckerrohr, Tabak und der Muskatnußbaum zu erwähnen. Die Fauna von C. zeigt bereits eine große Annäherung an die der Molukken und Australiens. Alle größern Raubtiere aus dem Katzengeschlechte fehlen, von Pachydermen findet sich allein der Hirscheber, Sus babirussa. Von den beiden Affenarten ist eine, Cynocephalus maurus, an C. und der molukkischen Insel Batjan eigentümlich. Außerdem gibt es daselbst Hirsche, eine eigene Antilopenart, A. depressicornis, in der Landessprache Anoa, und von gezähmten Säugetieren Rinder, Büffel und Pferde, letztere von vorzüglicher Art. Am zahlreichsten sind auf C. die Handflügler vertreten; auch kommen daselbst Beuteltiere, Marsupialia, vor. Die Klasse der Vögel ist reich an schönen und eigentümlichen Arten, während das

Meer längs der Küste, namentlich aber innerhalb der Baien von Fischen, sog. Trepang liefernden Holothurien, Perlenmuscheln, Korallen und andern niedern Seetieren erfüllt ist. Von Amphibien sind die in den Flußmündungen häufigen Krokodile sowie Land- und Meerschildkröten zu nennen.

Die Bevölkerung von C. besteht hauptsächlich aus Alfuren oder Haraforas (s. d.), den ältesten Bewohnern, welche jetzt nur noch den mittlern Teil der Insel, die nördl. Halbinsel sowie das Innere der nordöstl. und südöstl. Halbinsel innehaben, von dort aber sowie aus der ganzen südl. Halbinsel schon in sehr alter Zeit durch malaiische Einwanderer aus Sumatra und Malakka verdrängt wurden. Die Alfuren stehen auf einer niedrigen Kulturstufe und es herrschen unter ihnen noch viele barbarische Gebräuche. Sie sind, mit Ausnahme der Bewohner der Landschaft Minahassa in der nördl. Halbinsel, unter welchen schon seit Jahren methodisch das prot. Christentum verbreitet wird, Heiden. Ihre Hauptbeschäftigung ist Ackerbau, Pferde- und Rindviehzucht. Die malaiischen Einwanderer, welche erst verhältnismäßig spät zum Islam übertraten, stifteten auf C. eine Menge kleiner, größere oder kleinere Bundesgenossenschaften bildender Küstenstaaten. In vielen derselben war die weibliche Erbfolge Gesetz oder bloß gestattet. Die wichtigsten dieser eingewanderten Malaien sind die Bugis (s. d.) und die Makassaren. Zwischen der Küstenbevölkerung malaiischer Abstammung leben die von letzterer kaum verschiedenen Orang Badjo oder Bjadjo, wahrscheinlich ebenfalls eingewanderte, aber Heiden gebliebene Malaien. Dieselben bringen fast ihr ganzes Leben als Fischer und Schiffer sogar mit Weib und Kind auf dem Meere zu. Die Zahl der Gesamtbevölkerung von C. läßt sich nicht mit Sicherheit angeben, dürfte aber noch nicht 1½ Mill. betragen. Die Portugiesen ließen sich zuerst 1512, später 1540 auf C. nieder. Ihnen folgten die Holländer durch Stiftungen von Handelsetablissements an der Tomóribai 1607 und einige Jahre später zu Mangkassar. Ihr erster fester Handelsvertrag mit dem Fürsten von Mangkassar ist aber erst von dem J. 1637. Wiederholte Kriege mit letzterm von 1660—69 führten zur Unterwerfung des Reiches Mangkassar durch die Holländer und zu gänzlicher Vertreibung der Portugiesen von C. Seitdem ist, namentlich infolge der Kriege der Niederländer mit verschiedenen Staaten auf C. in den J. 1819, 1824—25 und 1856, sowie ihrer beiden Expeditionen gegen Boni 1859, die ganze Insel teils unmittelbares, teils mittelbares Besitztum derselben geworden. Gegenwärtig besteht dieselbe aus drei in administrativer Hinsicht völlig voneinander getrennten Teilen: 1) dem Gouvernement «C. und Zugehörigkeiten», welches die ganze südl. Halbinsel, das Mittelstück bis zur Bai von Palos, die Westküste der nördl. Halbinsel bis Kap Kandi und die westl. Hälfte der südöstl. Halbinsel mit sieben Abteilungen und (1875) einer Bevölkerung von 1789 Europäern, 367066 Eingeborenen, 4750 Chinesen und 75 Arabern umfaßt; 2) der selbständigen Residentschaft Menádo, aus der Abteilung gleichen Namens, welche fast die ganze nördl. Halbinsel und die nördl. Hälfte der nordöstl. Halbinsel mit den Sangir- und Talautinseln mit einer Bevölkerung von 653 Europäern, 115258 Eingeborenen, 2061 Chinesen und 20 Arabern in sich schließt, und 3) der Abteilung Gorontálo mit einer Bevölkerung von 55 Europäern, 98703 Eingeborenen, 76 Chinesen und 36 Arabern. Hauptstädte und wichtigste Handelsplätze auf C. sind Mangkassar, Menádo und Kema. Wichtigste Ausfuhrartikel sind: Kaffee, Kokosöl, Kokosnüsse, Reis, Muskatnüsse, Kakao, Baumwolle und inländ. Kattunstoffe. Die Einfuhr besteht hauptsächlich in europ. Baumwollzeugen und den verschiedensten Gegenständen des europ. und chines. Luxus und Bedürfnisses. Vgl. Lahure, «Indes orientales. L'île de Célèbes» (Brüss. 1879).

Celebrieren (lat.), feiern, festlich begehen, preisen; Celebrant, ein die Messe lesender Priester; Celebration, Feier; Celebrität, Feierlichkeit, Berühmtheit, berühmte Person, berühmter (gefeierter) Name.

Celemin, ein früheres kleines span.-castil. Getreidemaß, bis zur Einführung des franz. metrischen Systems (gesetzlich mit 1859) üblich gewesen, $\frac{1}{12}$ der Fanega und = $4\frac{5}{8}$ l.

Celĕres (lat., d. h. Schnelle), im alten Rom zur Zeit der Könige der allgemeine Name für Patricier oder Ritter und insbesondere der 300 vornehmen Krieger, welche die berittene Leibwache der Könige bildeten. Errichtet wurde diese Schar nach der Sage von Romulus. Ihr Anführer hieß Tribunus Celerum und hatte bedeutende Rechte inne, namentlich das, die Komitien zu versammeln.

Celerieren (lat.), beschleunigen; Celerität, Geschwindigkeit.

Celieren (lat.), verbergen, verheimlichen.

Cella (lat.), Gemach, Kammer, daher das deutsche Zelle (besonders der dem Klosterbewohner angewiesene Privatraum). In der Baukunst (namentlich bei Tempelanlagen) wird unter C. der Raum verstanden, der, durch Wände von den übrigen Teilen des Tempels getrennt, im Mittelpunkte desselben errichtet wurde und zur Aufnahme des Götterbildes bestimmt war; er erhielt sein Licht von oben.

Cellamare (Antonio Giudice, Herzog von Giovenazza, Fürst von), bekannt durch seine Verschwörung gegen den Regenten von Frankreich, Herzog von Orléans, wurde 1657 zu Neapel geboren. Am Hofe Karls II. von Spanien erzogen, trat er in span. Dienste, begleitete 1702 Philipp V. nach Neapel, um dieses Königreich gegen die Kaiserlichen zu verteidigen, und erhielt nach der Schlacht bei Luzzara wegen seiner Tapferkeit den Grad eines Maréchal-de-Camp. Als solcher nahm er auch 1707 an der Belagerung von Gaëta teil, wo er in die Gefangenschaft der Kaiserlichen fiel. Nachdem er 1712 die Freiheit erlangt, erhob ihn Philipp V. zum Kabinettsminister und schickte ihn 1715 als außerordentlichen Gesandten an den franz. Hof. Hier machte sich C., auf Betrieb des span. Ministers Alberoni, zum Mittelpunkte einer Verschwörung, welche den Sturz des Herzogs von Orléans und die Erhebung Philipps V. von Spanien zum Regenten in Frankreich während der Minderjährigkeit Ludwigs XV. bezweckte. Das Komplott wurde jedoch entdeckt, C. Ende 1718 verhaftet und über die Grenze gebracht. Nach seiner Ankunft zu Madrid ernannte ihn Philipp V. zum Generalkapitän von Altcastilien und überhäufte ihn mit Gunstbezeigungen. C. starb zu Sevilla 16. Mai 1733. Vgl. Lemontey, «Histoire de la Régence, etc.» (2 Bde., Par. 1832); Martens, «Causes célèbres du droit des gens» (2. Aufl., Bd. 1, Lpz. 1858).

Cellarius hieß bei den alten Römern der Sklave, der mit der Verwaltung der Vorratskammern (cellae, später auch cellaria) beauftragt war.

Cellarius (Christoph), Gelehrter und Schulmann des 17. Jahrh., geb. 22. Nov. 1638 zu Schmalkalden, besuchte sieben Jahre hindurch die Universitäten Jena und Gießen und war zuerst seit 1667 an der Schule zu Weißenfels angestellt. Dann wurde er 1673 Rektor zu Weimar, 1676 zu Zeitz, 1688 zu Merseburg, endlich 1693 Professor der Beredsamkeit und Geschichte zu Halle, wo er 4. Juni 1707 starb. C. hat durch seine erfolgreiche Wirksamkeit an verschiedenen sächs. Schulen, durch seine akademische Thätigkeit, besonders aber durch seine Handausgaben der bekanntesten lat. Klassiker, sowie durch eine große Anzahl nützlicher Übungsbücher sich große Verdienste erworben. Auch war er der erste, der das Studium der Geographie nachdrücklich empfahl und zu beleben suchte. Von seinen Schriften sind die «Notitia orbis antiqui» (2 Bde., Lpz. 1701—6; neu herausg. von Schwarz, 2 Bde., Lpz. 1773) und «Orthographia latina» (neue Ausg. von Harleß, 2 Bde., Altenb. 1768) hervorzuheben. Seine «Dissertationes» gab Walch heraus (Lpz. 1712). Vgl. Jak. Burckhard, «De Cellarii orbitu» (Halle 1707).

Celle, freundlich gebaute Kreisstadt in der Landdrostei Lüneburg der preuß. Provinz Hannover, liegt in wasserreicher, mit Kiefernwäldern bedeckter Ebene, am Südrande der Lüneburger Heide an der hier schiffbar werdenden Aller, welche hier links die Fuse aufnimmt, und an der Staatsbahn Lehrte-Harburg und zählt mit den seit 1869 damit vereinigten Vorstädten Hehlen, Westercelle und Altencelle (1880) 18808 E., meist Protestanten, welche fünf Kirchen besitzen; die Katholiken und die Reformierten haben je eine Kirche, die Juden eine Synagoge. Eine Zierde der Stadt ist das Schloß (teils aus spätgot. Zeit, teils 1680 von Giacomo Bolognese im Renaissancestil aufgeführt), in welchem 1369—1705 die Herzöge von C. aus dem Hause Braunschweig residierten und 1775 die unglückliche Königin Karoline Mathilde (s. d.) von Dänemark starb. In der 1485 erbauten Schloßkapelle befindet sich ein von Marten de Voß (1560) herrührendes Altargemälde. In der alten Stadtkirche, an welcher 1611—21 der bekannte theol. Schriftsteller Joh. Arnd Generalsuperintendent war, befinden sich Denkmäler von acht Herzögen und die herzogl. Gruft, in welcher auch die Königin Karoline Mathilde und Sophia Dorothea («Prinzessin von Ahlden»), die 1694 geschiedene Gattin des hannov. Kurprinzen, spätern Königs Georg I. von England, beigesetzt ist. Am Marktplatz liegt das aus dem 14. Jahrh. stammende Rathaus. C. ist Sitz des Oberlandesgerichts für die Provinz Hannover, eines Amtsgerichts, eines Hauptzollamts, einer Königlichen Landwirtschafts-Gesellschaft, einer Kreishauptmannschaft und anderer Behörden. C. hat mehrere Bibliotheken, worunter die des Oberlandesgerichts und die Kirchen-Ministerialbibliothek, ein königl. Gymnasium, eine Realschule erster Ordnung, eine Handelslehranstalt, eine Hebammenschule, ein Waisenhaus, ein Werk- und ein Krankenhaus. In der Westerceller Vorstadt liegen das Zuchthaus sowie das ausgezeichnete königl. Landgestüt. Fabrikfleiß und Handel sind in C. in fortwährendem Zunehmen begriffen und haben die Stadt ziemlich wohlhabend gemacht. Zur Ausfuhr kommen besonders Wolle, Wachs, Honig, Getreide, Preißelbeeren, Holz und Holzsamen. Unter den Fabriketablissements sind je eins für Leim, Schirme, Seife, Öfen und Buchdruckerschwärze (von Hostmann) hervorzuheben, außerdem Wollgarnfärbereien, Tuchfabriken, Wachsbleichen, Tapeten-, Tabak- und Cigarrenfabriken, Branntweinbrennereien, Bierbrauereien, Gerbereien, Kunstgärtnereien und Baumschulen. In der Nähe von C., zu Lachendorf, liegt eine große Papierfabrik. C. ist der Geburtsort des großen Agronomen Thaer und des Dichters Ernst Schulze; ersterm wurde im Französischen Garten eine Gedenktafel und an der Trift 1873 auf Veranlassung der Königlichen Landwirtschaftlichen Gesellschaft ein von Hartzer aus C. in Berlin modelliertes Denkmal (Marmorstatue), letzterm auf dem städtischen Kirchhofe ein Denkstein errichtet. Im Französischen Garten befindet sich auch noch ein 1784 von der Landschaft errichtetes Marmordenkmal für die dän. Königin Karoline Mathilde. Haus und Garten Thaers, der die erste landwirtschaftliche Lehranstalt und Musterwirtschaft in Deutschland errichtete, liegen eine Viertelstunde von der Stadt entfernt. — Der Kreis Celle zählt auf 1876 qkm (1880) 69908 E.

Cellini (Benvenuto), berühmter ital. Goldarbeiter, Bildhauer, Erzgießer und Medailleur, geb. 1500 zu Florenz als Sohn des Baumeisters Giovanni C., erlernte die Goldschmiedekunst und trat dann bald in die Werkstatt des Firenzuola di Lombardia zu Rom, wo er einen ausgezeichneten Tafelaufsatz fertigte. Bald wurde sein Name bekannt, und viele treffliche Arbeiten sicherten ihm die Gunst hochgestellter Personen. Nächst der Goldschmiedekunst übte er frühzeitig das Stahlstempelschneiden sowie die Kunst des Emaillierens; auch in Nachahmung fremdartiger, besonders reich mit Gold und Edelsteinen ausgelegter türk. Waffen versuchte er sich mit vielem Glück. Im Mai 1527, bei der Erstürmung Roms durch die Truppen des Connétable von Bourbon, flüchtete er sich mit Papst Clemens VII. in die Engelsburg, ging dann nach Florenz und hierauf nach Mantua, wo er auf Bestellung des Herzogs mehrere Aufträge ausführte. Doch fand C. infolge seines prahlerischen und händelsüchtigen Wesens und seines ungeregelten Lebens nirgends Ruhe. Nachdem er abermals seine Vaterstadt besucht, kehrte er nach Rom zurück, wo er die Stelle eines Stempelschneiders bei der Münze erhielt. Nach dem Tode Clemens' VII. trat er in die Dienste Pauls III., begab sich aber bald nach Florenz, wo ihn Herzog Alexander Medici beschäftigte. Ein neuer Aufenthalt in Rom war ebensowenig von Dauer, und 1537 ging er nach Frankreich an den Hof Franz' I. Durch Krankheit zur Rückkehr nach Rom veranlaßt, saß er infolge falscher Anklagen längere Zeit in der Engelsburg, bis ihm der Kardinal von Este die Freiheit verschaffte. Einer Einladung Franz' I. folgend, begab sich C. nach Fontainebleau, wo er im Auftrag des Königs verschiedene, zum Teil im Louvre befindliche Arbeiten unternahm. Seiner Schilderung zufolge war die Feindschaft der Geliebten des Königs, der Herzogin von Étampes, der Grund zu seiner Rückkehr nach Florenz. Hier führte er, vom Herzog Cosimo I. Medici begünstigt, mehrere Werke in Metall und Marmor aus, unter anderm die berühmte Statue des Perseus, welche die Loggia de' Lanzi ziert, und einen Christus in der Kapelle des

Palastes Pitti. Auch lieferte er treffliche Stempel zu Münzen und Medaillen.

Unter den von ihm gearbeiteten Schmuckgegenständen ist besonders ein reichgeschmücktes Salzfaß in der kaiserl. Sammlung zu Wien hervorzuheben. (S. Tafel: Bildnerei VI, Fig. 1.) Dasselbe ist die am besten beglaubigte Goldschmiedarbeit, welche man von ihm kennt und besitzt. Für König Franz I. von Frankreich ausgeführt, kam sie als Geschenk von König Karl IX. bei dessen Vermählung mit einer österr. Erzherzogin an den Erzherzog Ferdinand und mit dessen «Ambraser Sammlung» ist sie nach Wien gelangt, wo sie sich gegenwärtig in der kaiserl. Schatzkammer befindet. Dieses Salzfaß ist ein Musterwerk für Benvenutos Vorzüge und Fehler. Es zeigt ihn als überaus geschickten Techniker, aber auch als manieriert in der Form wie affektiert im Gedanken, der für dieses Salzfaß, bei welchem die männliche Figur des Meeres das Salz, die weibliche Figur der Erde den Pfeffer repräsentiert, ganz wunderlich erscheint. Das Werk ist voll Allegorie und versteckter Gedanken, die ein anderer kaum wagen würde in das Werk hineinzudichten. Aber die Figuren, die größern wie die kleinern, sind bewundernswürdig wegen der schwierigen Kunst des Treibens ganz aus dem Runden, und ausgezeichnet ist das Email wegen des Feuers und der Leuchtkraft. Wie in diesen kleinen Figuren, so zeigt C. auch in seinem großen Hauptwerk, dem in Erz gegossenen Perseus in der Loggia de' Lanzi zu Florenz, daß er mit der formellen Seite seiner Kunst bereits stark auf dem Wege zum Barocken sich befindet. Der Perseus hat gesucht elegante Haltung und der figürliche und ornamentale Schmuck des Postaments ist nach Gegenständen wie Form bereits gleichfalls vom barocken Geschmack angekränkelt.

Dieser Fehler ungeachtet gilt C. heute für den ersten Meister in der Goldschmiedekunst, zu welchem Ruhme ihm aber mehr die eigene Ruhmredigkeit in seiner Selbstbiographie als seine Werke verholfen haben. Sein Name ist so groß, daß, wo heute etwas Gutes unbekannten Namens von Goldschmiedarbeiten des 16. oder gar des 17. Jahrh. auftaucht, es ihm zugeschrieben wird. Das alles ist ohne weiteres als falsch anzunehmen. Beglaubigt von seinen Werken ist nichts als das Salzfaß, der Perseus, die Büste des Großherzogs Cosmus und einige Medaillen. Von den ihm zugeschriebenen Goldschmiedarbeiten gehört ihm am ehesten noch ein reiches Silberkästchen an, das sich im Nationalmuseum zu Neapel befindet.

Daß C. ein vielseitig gewandter Künstler war, der nach allen Richtungen hin technisch seine Kunst verstand, zeigt sein «Trattato dell' Oreficeria», in dem er mit großer Klarheit, Präzision und Anschaulichkeit, und insofern mit Meisterschaft, alle Zweige seiner Kunst beschreibt. Und insofern, als jeder Feuergeist, der nicht ganz der Bildung ermangelt, gut und anziehend zu schreiben vermag, ist er auch als guter Schriftsteller zu bezeichnen. Seine Selbstbiographie, in welcher er, da er 58 J. alt war, sein an Abenteuern und phantastischen, merkwürdigen Begebenheiten überaus reiches Leben beschrieb, ist ein im höchsten Grade interessantes Buch. Die Handschrift dieses anziehenden Werks, in welchem er mit fast cynischer Unbefangenheit seine Fehler enthüllt, während er seine guten Eigenschaften und künstlerischen Fähigkeiten mit übermäßigem Selbstgefühl hervorhebt, und worin er die Personen, mit denen er in Verbindung gekommen, mit treffenden Zügen schildert, befindet sich in der Laurentianischen Bibliothek zu Florenz. C. starb 25., nach andern 13. Febr. 1571.

Die erste Ausgabe seiner Autobiographie, von A. Cocchi zu Neapel (angeblich Köln) 1728 nach einer allerdings ziemlich lückenhaften Handschrift besorgt, liegt der Übersetzung von Goethe (1803) zu Grunde. Außerdem gibt es franz., engl. und holländ. Übertragungen. Von dem Originalmanuskript besorgte Fr. Tassi einen genauen Abdruck (3 Bde., Flor. 1829), wiederholt in der Choulantschen Ausgabe der «Opere» (3 Bde., Lpz. 1833). G. Molini wie B. Bianchi gaben in Florenz 1832 und 1852 neu berichtigte Drucke heraus. Von C. Milanesi rührt die sorgfältige Ausgabe des «Trattato dell' Oreficeria» (Flor. 1856; deutsch von Brinckmann, Lpz. 1867) her.

Litteratur: C.s letzte Lebensjahre nach seinen Briefen und Aufzeichnungen beschrieb Reumont (in Raumers «Histor. Taschenbuch», Lpz. 1847, und in «Beiträge zur ital. Geschichte», Bd. 4, Berl. 1855), seine in Wien befindlichen Arbeiten J. Arneth («Die Cinquecento-Kameen und Arbeiten des C. im Münz- und Antikenkabinett zu Wien», Wien 1858), seine Medaillen Friedländer. Vgl. ferner Arneth, «Studien über C.» (Wien 1859). Über C. als Goldschmied vgl. Falke, «Benvenuto C.», in Teirich, «Blätter für Kunstgewerbe» (1873).

Celliōten (lat.), in der griech. Kirche eine Art Laienklosterbrüder, die in der Nähe der Klöster wohnen, deren Gottesdienste besuchen, aber freier als die Mönche leben.

Cello (ital.), s. Violoncello.

Cellula, s. Zelle.

Cellularpathologie nennt man diejenige neuere Richtung der allgemeinen Pathologie oder Lehre von der Krankheit, welche das Entstehen und Wesen der Krankheiten auf die Thätigkeit der kleinsten, dem bewaffneten Auge noch als Ganzes erkennbaren Teilchen des Organismus, der sog. Zellen (s. d.), zurückzuführen sucht. Schon im Altertum hat die Frage nach dem eigentlichen Sitz und Wesen der Krankheit die Ärzte lebhaft beschäftigt und zwei sich schroff gegenüberstehende und bis in die neuere Zeit sich erbittert bekämpfende Parteien hervorgerufen. Während die Anhänger der sog. Humoralpathologie, der ältesten und zugleich verbreitetsten Theorie, die Flüssigkeiten und Säfte (humores) des Körpers, insbesondere das Blut, als Ausgangspunkt, Sitz und Verbreitungsmittel der Krankheiten betrachteten, erkannten die Anhänger der Solidarpathologie nur den festen Teilen (solida) des Körpers, in erster Linie den Nerven (daher auch Neuropathologie genannt), einen Einfluß auf die Entstehung und Verbreitung der Krankheiten zu und sahen das Blut nur als eine für die Einwirkungen der Nerven besonders befähigte Flüssigkeit an. Allein seitdem Schwann (1838) und Schleiden (s. d.) die Zelle als die letzte organisierte Einheit des tierischen und pflanzlichen Lebens und als Ausgangs- und Mittelpunkt aller Lebenserscheinungen kennen gelehrt hatten, mußten durch diese größte Entdeckung der mikroskopischen Forschung die seitherigen Anschauungen über die krankhaften Vorgänge des Organismus eine vollkommene Änderung erfahren. Virchow insbesondere führte in

zahlreichen Journalaufsätzen und in seinem größern Werke («Die C. in ihrer Begründung auf physiol. und pathol. Gewebelehre», Berl. 1858; 4. Aufl. 1872) den Nachweis, daß die Zellen nicht bloß die eigentlichen Herde des Lebens, sondern deshalb auch der Krankheit, überhaupt die Träger jeder lebendigen Funktion sind. Gesundheit und Krankheit sind nicht mehr durch eine weite Kluft geschieden, sondern Äußerungen derselben, innerhalb der Zellen stattfindenden Lebenserscheinungen; es besteht durchaus kein besonderer Unterschied zwischen den Kräften und Stoffen, durch welche das gesunde und das kranke Leben geschieht, da hier wie dort dieselben physiol. Gesetze zur Geltung kommen; nur die Bedingungen, unter denen die Kräfte und Stoffe des Körpers wirksam werden, sind im gesunden und kranken Zustande verschieden. Auch unter den am meisten abweichenden pathol. Verhältnissen erzeugt der menschliche Leib keine chem. Verbindung, keine organische Form, kein zelliges Gebilde, das nicht in dem normalen Laufe des Lebens etwas Analoges hätte. Denn alle krankhaften Vorgänge beruhen auf Umbildungen oder Rückbildungen oder am unrechten Ort oder zur unrechten Zeit stattfindenden Wiederholungen typischer physiol. Gebilde, und zwar können diese Veränderungen nicht bloß einseitig vom Blut oder vom Nervensystem, sondern von allen Organen und Organgruppen ausgehen, in denen sich lebensfähige Zellen finden. Die cellulare Theorie Virchows, welche unstreitig einen wesentlichen Fortschritt der neuern wissenschaftlichen Medizin darstellt, gipfelt somit in dem Satze, daß die gesamte Pathologie auf physiol. Grundlagen ruht. (Vgl. den Artikel **Krankheit**.)

Celluloid, ein im J. 1869 von Hyatt in Newark im Staate Neujersey entdecktes Material, welches, nach mannigfacher Vervollkommnung der Herstellung, gegenwärtig einen wichtigen Platz in der Fabrikation zahlreicher Artikel einnimmt, die früher aus Horn, Hartgummi, Elfenbein, Korallen angefertigt wurden. Es besteht aus einem Gemenge oder einer Verbindung von Nitro-Cellulose und Kampfer. Die Fabrikation zerfällt in zwei Abschnitte, die Darstellung der Nitrocellulose und der Vereinigung derselben mit dem Kampfer. Von den verschiedenen Nitrocellulosen (s. **Schießbaumwolle**) ist nur die Form brauchbar, welche in Äther-Alkohol löslich ist und hiernach als Collodiumwolle bezeichnet wird. Als Rohmaterial für die Bereitung derselben läßt sich jede möglichst reine Cellulose verwenden, doch wählen die Fabrikanten dazu mit Vorliebe Papier und zwar möglichst feines Seidenpapier. Dasselbe wird in eigenen Maschinen zu kleinen Fetzen zerrissen, diese fallen in ein Gemisch von 5 Teilen konzentrierter Salpetersäure und 2 Teilen Schwefelsäure und werden, nachdem die Nitrierung erfolgt ist, mit Wasser bis zur Beseitigung jeder Spur von Säure gewaschen, worauf die Masse einem starken Druck ausgesetzt wird, um die Feuchtigkeit möglichst zu entfernen. Die Verbindung mit dem Kampfer wird auf verschiedene Weise bewirkt. Nach dem amerik. Verfahren wird die Nitrocellulose (2 Teile) noch naß mit dem Kampfer (1 Teil) durch Mahlen und Walzen innig gemischt, wobei zugleich die nötigen Farbstoffe, Zinkweiß, Zinnober u. dgl. zugesetzt werden, die gemischte Masse kommt nach dem Trocknen in Formen unter den Druck einer hydraulischen Presse und wird hierbei zugleich einer Temperatur von 130° C. ausgesetzt. Abweichend hiervon wird in europ. Fabriken gearbeitet. In der Fabrik von Magnus in Berlin wird die trockene Nitrocellulose mit ihrem doppelten Gewicht Äther übergossen und dann mit Kampfer in dem obigen Verhältnis vermischt. Unter häufigem Umrühren entsteht allmählich eine durchscheinende, gallertartige, klebrige Masse. Diese wird zwischen Walzen so lange bearbeitet, bis sie plastische Eigenschaften zeigt, und dann zu Platten ausgerollt, die der Luft ausgesetzt werden, bis sie einen gewissen Grad von Härte zeigen; dies geschieht um so rascher, je dünner sie gewalzt sind, bei einer Stärke von 10 mm sind 10 Tage dazu erforderlich. Die gehärteten Platten werden noch zwischen Zinkblechen, die mit erwärmten Eisenplatten abwechselnd geschichtet werden, in einer hydraulischen Presse starkem Druck ausgesetzt. Auch in der Fabrik zu Stains bei Paris befolgt man ein ähnliches Verfahren wie in Berlin, nur verwendet man dort statt des Äthers Holzgeist.

Das ungefärbte C. hat das Aussehen von blankem Horn, ist schwach durchscheinend und sehr elastisch, hart, fest, fast unzerbrechlich und läßt sich auf gleiche Weise wie Horn bearbeiten. Es riecht sehr schwach nach Kampfer. Beim Erwärmen in kochendem Wasser wird es plastisch und kann in jede beliebige Form gebracht werden, die erwärmten Stücke lassen sich durch Zusammendrücken vereinigen, oder mit Metallen verbinden. Beim Entzünden an einer offenen Flamme brennt C. mit rußender Flamme unter Verbreitung eines Geruchs nach Kampfer; bei Berührung mit einem glühenden Körper verglimmt es völlig ruhig. Obwohl es die Bestandteile der Schießbaumwolle enthält, so ist doch die Explosionsgefahr durch die Bereitung fast gänzlich beseitigt; auch der Übelstand, welcher dem C. noch anhaftet, seine Brennbarkeit, ist weit weniger gefährlich, als man gewöhnlich annimmt. Indes ist doch bei allen Gegenständen, die aus C. hergestellt sind, immerhin Vorsicht zu empfehlen. Die Verwendungen, welche das C. bereits gefunden hat, sind sehr mannigfach; Billardkugeln, Spielsachen, Messergriffe, Bürstenrücken, Kämme, künstliche Gebisse und unzählige Galanteriewaren werden daraus angefertigt, in neuester Zeit auch Clichés von Holzschnitten und Schriftsatz, ferner Wäschartikel, Kragen, Manschetten, die nach dem Gebrauch durch Eintauchen in und Waschen mit Wasser sofort gereinigt sind. Vgl. Böckmann, «Das Celluloid» (Wien 1880).

Cellulose ist ein organ. Körper ($C_6H_{10}O_5$) von gleicher prozentischer Zusammensetzung wie Stärkemehl, Dextrin, Inulin u. s. w.; derselbe wird von der pflanzlichen Zelle im jugendlichsten Zustande unmittelbar nach ihrer Entstehung, als eine feste Materie, die ihr als Hülle dient, abgesondert. Mit dem Wachsen und der weitern Ausbildung der Zelle wächst durch Intussusception die Zellmembran. Gleichzeitig mit der Vermehrung der C. lagern sich aber in der Membran und zwischen den Grenzen der benachbarten Zellen andere Körper ab, die als inkrustierende Materie, Intercellularsubstanz, Lignin, Holzstoff bezeichnet und chem. verschieden von der C. sind. Nur in seltenen Fällen bleibt die C. von diesen Verbindungen frei. Es ist daher nicht richtig, wie sich häufig angegeben findet, daß das Holz vorwiegend aus C. oder Holzfaser, wenn beide Worte als identisch betrachtet werden, bestehe. Im Gegenteil beträgt die Menge der C. im Holz, wie überhaupt in dem Pflanzengerüst, kaum mehr als die Hälfte des Gewichts derselben.

In chemischer Beziehung charakterisiert sich die C. durch völlige Unlöslichkeit in Wasser und den gewöhnlichen Lösungsmitteln und große Widerstandsfähigkeit gegen die Einwirkung von verdünnten Säuren und Alkalien. Hieraus hat man lange auf eine absolute Unverdaulichkeit der C. gefolgert, da man glaubte, bei dem Indifferentismus der C. gegen alle diese Lösungsmittel sei auch ihre Lösung im Organismus nicht möglich. Doch haben die Untersuchungen der neuern Agrikultur-Chemiker die Haltlosigkeit dieser Annahme auf das schlagendste erwiesen. Unsere sämtlichen Tiere, und auch die Menschen, verdauen von der C. der Nahrung einen sehr erheblichen Anteil.

Bei der Darstellung der C. geht man am besten von Materialien aus, die bereits durch eine vorhergehende technische Behandlung von dem größten Teil der die C. begleitenden fremden Körper befreit worden sind. Es eignet sich am besten dazu das reine weiße Filtrierpapier, dies wird möglichst zerfasert, mit verdünnter Schwefelsäure (2:100) anhaltend gekocht, mit Wasser bis zum Verschwinden der Säure gewaschen, mit verdünnter Kalilauge (2:100) gekocht, wieder mit Wasser gewaschen und dann noch nacheinander mit Alkohol und Äther ausgekocht. So dargestellt bildet die C. ein lockeres, schneeweißes Pulver oder mehr oder weniger lange Faserchen, die bei mikroskopischer Untersuchung noch deutlich die Struktur der Zellmembranen erkennen lassen. Derselben kommen folgende Eigenschaften zu. Bei kurzem Eintauchen in starke Schwefelsäure tritt eine Quellung ein und die gequollene Masse wird dann auf Zusatz von Jodlösung blau gefärbt, zeigt also in diesem Zustande ein Verhalten, welches dem des Stärkemehls gleich ist. Bringt man Papier in ein kaltes Gemisch von 100 Teilen konzentrierter Schwefelsäure und 27 Teilen Wasser und läßt es 1—2 Minuten darin verweilen, so erfolgt ebenfalls Quellung, die Fasern werden bis zur Strukturlosigkeit verändert, wäscht man dann die Säure mit Wasser aus, so trocknet das Papierblatt zu durchscheinendem, Wasser nicht mehr durchlassendem vegetabilischen Pergament oder Pergamentpapier (s. d.). Ebenso wie Schwefelsäure bringt eine konzentrierte Chlorzinklösung Quellung und Blaufärbung durch Jod hervor. Läßt man die Einwirkung der Schwefelsäure länger dauern und vermeidet man durch äußere Abkühlung jede Erwärmung, so löst sich die C. zu einer farblosen Flüssigkeit, Cellulose-Schwefelsäure; tritt dabei Erwärmung ein, so findet gänzliche Zerstörung der C. unter Abscheidung von schwarzer Kohle statt. Beim Kochen mit mäßig verdünnter Schwefelsäure (1:10) oder andern Säuren wird C. ebenfalls gelöst, die Flüssigkeit enthält alsdann Traubenzucker; man hat versucht, von dieser Reaktion Nutzen zu ziehen, indem man die Zucker enthaltende Flüssigkeit, nach dem Neutralisieren mit Kreide, in Gärung versetzt und Alkohol dabei gewonnen hat. Beim Behandeln mit konzentriertester Salpetersäure oder einem Gemisch von Salpetersäure und Schwefelsäure entsteht Salpetersäure-Cellulose, Nitro-Cellulose, Pyroxylin, der wesentliche Bestandteil der Schießbaumwolle. Alkalische Flüssigkeiten, die nicht zu verdünnt sind, rufen Quellung hervor, aus diesem Grunde lassen sich solche so schwer durch Papier filtrieren; die Quellung verstopft die Poren. Bei mäßigem Erhitzen mit Kalihydrat, oder besser mit einem Gemenge von Kali- und Natronhydrat, entsteht Oxalsäure, diese Säure wird jetzt fabrikmäßig auf diese Weise aus Holzsägespänen hergestellt. Konzentrierte Lösungen von Kupferoxyd-Ammoniak lösen reine C. leicht zu einer blauen Flüssigkeit, aus welcher auf Zusatz von Wasser oder beim Neutralisieren mit Säuren unveränderte, aber strukturlose C. abgeschieden wird. Die verschiedenen Formen, in denen die C. im Pflanzenreiche auftritt, verhalten sich gegen letzteres Reagens etwas verschieden, die einen werden leichter, andere schwer gelöst; zu den schwerlöslichen gehören die Zellmembranen der Markstrahlen des Holzes. Bei Erhitzung unter Luftabschluß wird C. zersetzt. Bei etwa 150° beginnt sie sich gelb zu färben, bei gesteigerter Temperatur wird sie braun, gibt zuerst Wasserdämpfe, dann saure, reizend riechende Dämpfe ab, schließlich bleibt schwarze Kohle zurück, während ein Destillat übergeht, welches sich in zwei Schichten, eine wässerige und eine schwarze ölige trennt. Erstere enthält Essigsäure, Methylalkohol u. a., letztere flüssige Kohlenwasserstoffe und eine Reihe von andern Verbindungen, Kreosot u. a. Die Fabrikation der Holzkohle, des Holzessigs, des Holzteers basiert auf dieser Zersetzung der C.

Technische Verwendung findet die C. in den verschiedensten Formen; die Gespinstfasern, Baumwolle, Lein, Hanf sind fast reine C., ebenso das daraus bereitete Papier. Die aus Holz dargestellte C. ist in neuerer Zeit ein wichtiges Rohmaterial für die Fabrikation besserer Papiere geworden, nachdem das auf mechan. Wege zerteilte Holz, der Holzstoff, sich nur für grobe Papierarten tauglich erwiesen hat. Zur Darstellung der Holzcelluloie sind vielfache Vorschriften gegeben worden, von denen sich aber nur eine als praktisch nutzbar erwiesen hat. Das zu kleinen Stücken zerschlagene Holz, vorzugsweise Nadelholz, wird mit Ätznatronlauge in geschlossenen eisernen Kesseln erhitzt, bis eine Dampfspannung von 10 Atmosphären erreicht ist. Dabei wird alles im Holz enthaltene Harz und die inkrustierende Materie gelöst, während die C. nicht oder nur wenig angegriffen wird. Zweckmäßig verbindet man dabei eine Anzahl von Kochapparaten so untereinander, daß die gebrauchte Lauge mit frischem Holz, dagegen die schon nahezu fertige C. mit frischer Lauge zusammengebracht werden kann. Die mit den löslichen Stoffen beladene Lauge wird endlich eingedampft und der Rückstand im Flammofen geglüht, um das Natron wiederzugewinnen. Das Holz braucht, nachdem es durch Waschen von der aufgesogenen Lauge befreit ist, nur noch im Holländer gemahlen, um dann als Halbzeug an Papierfabriken abgegeben zu werden.

Celosia, von Linné benannte Pflanzengattung aus der Familie der Amarantaceen. Ihre in den Tropengegenden, namentlich in Ostindien, wachsenden Arten sind meist Kräuter, selten Sträucher, mit abwechselnden, ganzen, kahlen Blättern und verschieden gruppierten kleinen Blüten, welche ein glänzendes, trockenhäutiges, meist schön gefärbtes Perigon besitzen, und deren jede von drei gefärbten, trockenhäutigen Deckblättchen umgeben ist. Zu dieser Gattung gehört die unter dem Namen Hahnenkamm bekannte und allgemein zur Zierde in vielen Varietäten und Spielarten kultivierte Topfpflanze, die in China einheimische *C. cristata L.*, bei welcher die bald rot, bald anders gefärbten Blüten durch Fasciation (s. d.) in hahnenkammartige, oft monströse Gruppen zusammengedrängt sind. Eine andere, einjährige Art, die in Ostindien

einheimische C. argentea *L.*, mit in Ähren gestellten silberweißen Blüten, wird auch häufig kultiviert. Beide sind ostind. Ursprungs und können auch im freien Lande als Sommergewächse gezogen werden. Man säet sie im April aus und versetzt die erhaltenen Pflanzen im Mai auf gut-, aber nicht frischgedüngten Boden oder in Töpfe. Von der in Abessinien und Nubien vorkommenden C. trigyna *L.* werden die Blätter und Blüten als Mittel gegen den Bandwurm benutzt.

Celsius, eine schwed. Gelehrtenfamilie, welcher mehrere berühmte Männer angehören. Magnus C., geb. 16. Jan. 1621 im Kirchspiel Alfta in Helsingland, gest. 5. Mai 1679 als Professor der Astronomie, machte sich als Entzifferer der Helsingrunen einen Namen. — Olof C., sein Sohn, geb. 19. Juli 1670, gest. 24. Juni 1756 als Professor der Theologie und Dompropst zu Upsala, begründete mit dem Erzbischof Benzelius und Rudbeck dem Jüngern die Societät der Wissenschaften in Upsala. Von seinen Kenntnissen in Botanik und orient. Sprachen zeugt sein «Hierobotanicon» (Ups. 1745—47). Auch war er der erste, der die Talente des jungen Linné erkannte, denselben in sein Haus aufnahm und auf alle Weise unterstützte. — Anders C., des letztern Neffe (Sohn von Nils C., geb. 15. April 1658 zu Upsala, gest. daselbst 21. März 1724 als Professor der Mathematik), geb. 27. Nov. 1701, wurde 1730 Professor der Astronomie in Upsala. Da es ihm aber daselbst an einer Sternwarte und an Instrumenten fehlte, ging er 1732 auf Reisen. Er hielt sich in Nürnberg bei Doppelmayr auf und gab daselbst «Observationes de lumine boreali» heraus, worin er sich gegen die Ansicht erklärte, daß das Nordlicht von dem Zodiakallicht herrühre. Hierauf besuchte er Italien, wo er in Rom die von Bianchini und Maraldi gezogene Mittagslinie in der Kartäuserkirche verbesserte. Hier beschäftigte er sich auch mit der Messung der Intensität des Lichts und bestimmte die wahre Größe des altröm. Fußes. Als er 1734 nach Paris kam, war Bouguer im Begriff, behufs einer Gradmessung in der Nähe des Äquators, nach Peru abzugehen. Dies gab C. Veranlassung, eine zweite ähnliche Gradmessung im hohen Norden vorzuschlagen, die bald darauf Maupertuis im Verein mit C. und mehrern andern in Lappland ausführte. Nach seiner Rückkehr nach Upsala schrieb er über Maupertuis' Meridiangrad die Schrift: «De observationibus pro figura telluris determinanda in Gallia habitis» (Ups. 1738). Hierauf beobachtete er zuerst die Polhöhe nach Horrebows Methode, und beschäftigte sich dann vorzüglich mit der Theorie der Jupitersatelliten. Auf seine Veranlassung ward 1740 die reich ausgestattete Sternwarte in Upsala errichtet. C. starb daselbst 25. April 1744. In den Denkschriften der Schwedischen Akademie sind sehr viele seiner Abhandlungen über Astronomie und Physik enthalten. Unter anderm arbeitete er für die Einführung des Gregorianischen Kalenders und war einer der ersten, welche die allgemeine Aufmerksamkeit auf die allmähliche Senkung des Meeresniveau an den nördlichen schwed. Küsten lenkten. Die von ihm (1742) vorgeschlagene Thermometerskala, in welcher der Zwischenraum zwischen den Temperaturen des Gefrierpunkts und des Siedepunkts des Wassers in 100 Teile geteilt ist, wird nach ihm die Celsiussche Skala, auch die 100teilige oder Centesimal-Skala genannt und mit C. bezeichnet. (S. Thermometer.) — Olof von C., Sohn des Dompropstes Olof C., geb. 4. Dez. 1716 zu Upsala, seit 1747 Professor der Geschichte zu Upsala, 1756 in den Adelstand erhoben, 1777 Bischof zu Lund und seit 1786 Mitglied der Schwedischen Akademie, gest. 15. Febr. 1794 zu Lund, war ein Polyhistor und besonders ausgezeichnet in der vaterländischen Geschichte. Er begründete 1742 die erste Litteraturzeitung in Schweden («Tidningar om de Lärdes arbeten») und schrieb eine «Svea-rikes kyrko-historia» (Bd. 1, Stockh. 1767), die Geschichte Gustavs I. (2 Bde., Stockh. 1746—53; 3. Aufl. 1792; deutsch, Kopenh. 1753) und Erichs XIV. (Stockh. 1774; deutsch von Möller, Flensb. 1777). Auch versuchte er sich als Dichter, zeigt aber durchweg Mangel an Phantasie; am meisten sind seine lat. Gedichte geschätzt. Auf den Reichstagen entfaltete er große Thätigkeit und war eine Hauptstütze der königl. Partei.

Celsus, einflußreicher eklektischer Philosoph, der die Grundsätze des Epikur mit der platonischen Philosophie zu verbinden suchte, schrieb nach 150 n. Chr. in seinem «Sermo verus» die erste durchgreifende Polemik gegen das Christentum, von welcher in der Gegenschrift des Origenes «Contra Celsum» (8 Bücher) ziemlich bedeutende Fragmente erhalten sind. Mit Witz und Schärfe greift er das Christentum an wegen seiner Unwissenschaftlichkeit, blinden Gläubigkeit und doch innern Parteizerrissenheit, wegen seiner anthropomorphistischen Sinnlichkeit und doch spiritualistischen Schwärmerei, wegen seines Schuldbewußtseins und doch übermächtigen Hochmuts, wegen seines Gott aufgedrungenen Zweckbegriffs für die Welt und des dennoch sofort hinzutretenden, die Gotteswelt als unvollkommen bezeichnenden Erlösungsbegriffs. Das Böse ist ihm, als aus der Hyle (s. d.) entsprungen, ewig und notwendig, die Sünde nie völlig, am wenigsten durch Stellvertretung zu tilgen. Dem christl. Dogma der Erlösung stellt er die Idee der ewigen Weltordnung, der Lehre von der Fleischwerdung Gottes die absolute Transscendenz desselben gegenüber. Die Gegenschrift des Origenes wurde 1481 in lat. Übersetzung von Christophorus Persona zu Rom, griechisch zuerst von Dav. Höschel (Augsb. 1605), vollständig von C. und C. V. Delarue (Par. 1733—59), zuletzt von C. H. E. Lommatzsch (Berl. 1831—47) herausgegeben. Vgl. Philippi, «De Celsi adversarii Christianorum philosophandi genere» (Berl. 1836); Keim, «Celsus' wahres Wort» (Zür. 1873).

Celsus (Aulus Cornelius), ein gelehrter Römer, der unter dem Kaiser Tiberius (und bis tief in Neros Zeit hinein) lebte und ein umfassendes encyklopäd. Wissen beherrschte. Von den Schriften, die er über Philosophie, Kunst der Beredsamkeit, Rechtskenntnis, Landwirtschaft, Kriegskunst und Medizin verfaßt und mit denen er nach des alten Cato Vorgang eine Encyklopädie des gesamten, vom Standpunkte des praktischen Römers aus nützlichen Wissens geliefert hat, sind jedoch nur die acht Bücher «De medicina» auf uns gekommen, zugleich das einzige mediz. Werk, das sich aus der bessern Zeit der röm. Litteratur erhalten hat. C. folgt in demselben meist den Griechen und ist nächst der Hippokratischen Sammlung und den Werken Galens eine Hauptquelle für die Kenntnis der Medizin des

Altertums. Das Werk enthält zuerst die Geschichte der Medizin bei den Griechen und behandelt in Buch 1 Diätetik und Prophylaktik, in Buch 2 allgemeine Pathologie und Therapie, in Buch 3 und 4 die besondern Krankheiten, in Buch 5 die Arzneimittellehre, in Buch 6 und 7 die chirurgischen Krankheiten und die chirurgische Therapie, in Buch 8 die Knochenkrankheiten. Die Darstellung ist klar und geschmackvoll, die Sprache korrekt und kernig, wenn auch nicht frei von Gräcismen. Kritische Ausgaben haben Targa (Padua 1769; 2 Bde., Straßb. 1806; Verona 1810; erweitert von de Renzi, 2 Bde., Neap. 1851—52) und Daremberg (Lpz. 1859), eine Handausgabe Ritter und Albers (Köln 1835) geliefert. Unter den deutschen Übertragungen sind die von Ritter (Stuttg. 1840) und Scheller (Braunschw. 1846), unter den ausländischen ist die von des Etangs (Par. 1846 u. 1860) zu nennen. Kissel in seiner Monographie über C. (Gieß. 1844) hat auch die Fragmente von dessen übrigen Schriften gesammelt. Vgl. noch Broca in «Conférences historiques» (Par. 1865).

Celsus (nach freilich sehr unsichern Münzen Titus Cornelius) war einer der vielen ephemeren Gegenkaiser, die in den Provinzen des Römischen Reichs gegen den Kaiser Gallienus aufstanden. Eine unzufriedene Partei in der Provinz Afrika stellte C., der früher Oberst gewesen, jetzt reicher Gutsbesitzer war, eine höchst imposante Erscheinung und ein Mann von strenger Rechtlichkeit, als Imperator von Afrika auf (etwa 262 n. Chr.). Bei der Abneigung der meisten Einwohner gegen den Aufstand scheiterte aber diese Bewegung vollständig. Angeblich schon nach sieben Tagen fand C. einen gewaltsamen Tod; seine Leiche wurde den Hunden vorgeworfen und sein Bild ans Kreuz geschlagen.

Celte, Werkzeuge vorgeschichtlicher Zeit, aus Bronze, deren Verfertigung von den Keltomanen früher den Kelten zugeschrieben wurde, nach welchen



Fig. 1. Fig. 2. Fig. 3. Fig. 4.

man sie daher benannte. Sie kommen übrigens, obschon seltener, auch in Eisen vor. Es gibt zwei



Fig. 5. Fig. 6. Fig. 7.

Formen: axtförmige, mit Tülle für den Stiel, sog. Hohlcelte (s. Fig. 1), und beil- oder meißelförmige Schaftcelte (im Dänischen Paalstave genannt, s. Fig. 2, 3, 4); diese, häufig mit umgebogenen Lappen am Schaftende, waren für einen gespaltenen Schaft, der übrigens bei beiden Arten in der Regel winkelförmig gestaltet war, bestimmt. Die Befestigung wird durch die Figuren 5, 6, 7 veranschaulicht. Besser werden diese oft schön verzierten Werkzeuge, die verschiedenen Zwecken dienten, Äxte, Beile und Meißel genannt. Sie kommen in den prähistor. Fundstätten von fast ganz Europa vor und werden aus Eisen noch heute in Sibirien und in einigen Gegenden Afrikas benutzt. Vgl. Lubbock, «Die vorgeschichtliche Zeit» (deutsch von A. Passow, 2 Bde., Jena 1874).

Celten, Völkerstamm, s. Kelten.

Celtes (Konrad), richtiger Celtis, einer der thätigsten Gelehrten, welche gegen das Ende des 15. Jahrh. das Studium der klassischen Litteratur in Deutschland verbreiteten, war zu Wipfeld bei Würzburg 1. Febr. 1459 geboren und hieß eigentlich Pickel (Meißel). C. wurde von einem Mönche im Lesen, Schreiben, Latein und Religion unterrichtet und ging hierauf nach Köln, wo er sich den Studien zuwendete. In Heidelberg bildete sich C. seit 1483 unter Rud. Agricola zum Philologen und lat. Dichter und trat dann als Privatlehrer auf den Universitäten zu Erfurt und Leipzig auf. In Leipzig kam er in Gunst bei dem Kurfürsten Friedrich dem Weisen, der ihn mit sich auf den Reichstag nach Nürnberg nahm, wo ihn Kaiser Friedrich III. mit eigener Hand zum Dichter krönte (1487). Hierauf weilte er noch kurze Zeit in Leipzig, lehrte dann in Rostock und unternahm um 1488 eine Reise nach Italien, wo er die berühmtesten Gelehrten hörte. Nach seiner Rückkehr durch Deutschland hielt er sich zwei Jahre in Krakau auf und machte von hier aus mehrere Ausflüge an die Ostsee. Von Krakau, wo er durch Albert Brutus mit der Astronomie und Astrologie bekannt geworden, ging er nach Prag, Nürnberg und Regensburg. Im J. 1492 erhielt er die Erlaubnis, auf der Universität zu Ingolstadt Rhetorik zu lehren. Seine Reiselust trieb ihn aber auch von hier bald wieder weg. Er ging nach Wien, dann nach Regensburg und 1493 über Heidelberg nach Mainz, von wo aus er wesentlichen Anteil an der Gründung der Rheinischen Gesellschaft nahm, die durch ihn bald großen Ruf erhielt. In Mainz blieb er bis 1494, wo er als ordentlicher Lehrer der schönen Wissenschaften nach Ingolstadt zurückberufen wurde. Erst 1497 fand er eine bleibende Stätte in Wien, indem ihn hier Kaiser Maximilian I. zum Lehrer der Dichtkunst und Beredsamkeit an der Universität ernannte. Er bereicherte die kaiserl. Bibliothek mit wertvollen griech. und lat. Werken, Himmelskugeln und Landkarten, betrieb die Veröffentlichung der Handschriften in den Klosterbibliotheken und suchte namentlich den Adel für die Wissenschaften zu gewinnen. Von 1498—99 unternahm er auf Kosten des Kaisers eine Reise durch Norddeutschland, die sich dann weiter bis nach dem skandinav. Norden erstreckte. Nach seiner Rückkehr wurde auf seinen Betrieb vom Kaiser unter dem 31. Okt. 1501 das Collegium poëtarum für Dichtkunst, Beredsamkeit und mathem. Wissenschaften gegründet und 1. Febr. 1502 eingeweiht, er selbst aber zum Vorsteher desselben ernannt. Seine übrigen Lebensjahre verlebte er in reger Thätigkeit; er veranstaltete die ersten theatralischen Vorstellungen bei Hofe, auch machte er noch mehrere Reisen. Auf

seiner letzten fand er im Kloster Tegernsee die alte röm. Reisekarte, welche er Konr. Peutinger (s. d.) schenkte. C. starb 4. Febr. 1508. Er hinterließ eine Geschichte und Beschreibung von Nürnberg, ein Gedicht über die Lage und Sitten Deutschlands, mehrere philos., rhetorische und biographische Werke und eine Menge Gedichte, in denen er sich als glücklichen Nachahmer des Tibull und Horaz zeigt. Auch hat er die erste Ausgabe der Werke der gandersheimer Nonne Roswitha veranstaltet, eine Publikation, die von Aschbach («Roswitha und Konrad C.», 2. Aufl., Wien 1868) mit Unrecht als eine Fälschung bezeichnet worden ist. Von andern Philologen seiner Zeit unterschied er sich dadurch, daß er das Studium der Sprachen nicht als Zweck, sondern nur als Hilfsmittel zum Ahbau der Realwissenschaften betrieb, unter denen er Geschichte, Statistik und Topographie besonders liebte. Vgl. Klüpfel, «De vita et scriptis Conr. C.» (herausg. von Zell, 2 Bde., Freiburg 1827); Aschbach, «Die frühern Wanderjahre des Konrad C.» (Wien 1869).

Celtidēen (Celtidēae), s. Urticaceen.

Celtis *L.*, Name einer schon den Alten bekannten Baumgattung aus der Familie der Celtideen, einer Unterabteilung der Urticaceen. Die Celtis-Arten haben abwechselnde, gestielte, ganze, gesägte, am Grunde schiefe und oben zugespitzte, rauhe Blätter, kleine, einzeln oder gebüschelt stehende Blüten mit fünf- oder sechsteiligem Perigon und tragen beerenförmige Steinfrüchte, deren fleischige Hülle eßbar ist, doch fade schmeckt. Es gibt gegen 50 Arten, die durch die Tropenzonen und den wärmern Teil der gemäßigten Zone zerstreut sind. Am bekanntesten und berühmtesten ist der in Südeuropa und Nordafrika wild wachsende, daselbst auch häufig angepflanzte C. australis *L.*, welcher Baum in Tirol, wo er noch gut gedeiht, Zürgelbaum genannt wird. In Spanien bedient man sich desselben allgemein zur Bepflanzung von terrassierten und bewässerten Abhängen, indem seine weit ausstreichenden Wurzeln das lose Gerölle und Erdreich befestigen, und pflanzt häufig Weinreben daneben, welche sich an den Stämmen empor und von Krone zu Krone schlingen. Sein schweres, festes, feinfaseriges Holz wird noch jetzt, wie ehedem in Alexandria, zur Verfertigung von Flöten benutzt, außerdem noch zur Herstellung von Bildhauerarbeiten, auch zu Peitschen, Spazierstöcken, Wagendeichseln u. s. w. verwendet. Im Altertum war dieser Baum unter dem Namen des libyschen Lotos berühmt. Er erreicht ein hohes Alter und dann riesige Dimensionen. Eine nordamerik. Art, C. occidentalis *L.*, der europäischen ziemlich ähnlich, aber aus einem kältern Klima stammend, sieht man nicht selten in Gärten und Parkanlagen; das Holz derselben wird zu ähnlichen Zwecken benutzt wie das von C. australis.

Celtomanen, s. Keltomanen.

Cembălo, der ältere ital. Name für Klavier, früher auch Clavicembalo geheißen. Das Wort bezeichnet den alten Kielflügel im Gegensatze zu dem modernen Pianoforteflügel. Der C. war das alte Konzertinstrument und wurde bei Aufführungen von dem Dirigenten zur Direktion wie auch besonders zur harmonischen Begleitung der Musik, namentlich des Gesanges, gebraucht. Der Spieler, welcher solche nicht in Noten aufgezeichnete Begleitungen auf Grund eines mehr oder weniger bezifferten Basses auszuführen hatte, hieß Cembalist. Zu derartigen Begleitungen eignete sich der C. bei seiner rhythmischen Kraft und seinem weittragenden, harfenartigen Klange besser als der moderne Flügel, welcher ihn in dieser Hinsicht nicht ersetzen kann. (S. u. Klavier und Pianoforte.)

Cembalo, genuesische Kolonie in der Krim, an der Stelle des heutigen Balaklawa (s. d.).

Cembălo (oder Cembal) **d'amour** hieß ein jetzt veraltetes, von dem berühmten Instrumentenmacher Gottfr. Silbermann in der ersten Hälfte des 18. Jahrh. erfundenes Klavier, welches durch einen sinnreichen Mechanismus dem Hauptübelstande des Cembalo, nämlich dem Mangel an Forte und Piano, abhelfen sollte. Es war also ein Mittelding zwischen dem alten Cembalo und dem neuen Pianoforte und wurde überflüssig, je mehr das letztere sich vervollkommnete.

Cement oder Cäment nennt man insbesondere hydraulische Mörtel (oder Wassermörtel), welche die Eigenschaft besitzen, unter dem Einflusse des Wassers zu einer steinharten Masse zu erhärten. Sie werden in der Regel dadurch hergestellt, daß man zu gewöhnlichem Kalk, wie er zur Herstellung von Luftmörtel Anwendung findet, gewisse thonhaltige Zuschläge gibt. In Bezug auf ihren Ursprung lassen sich dieselben einteilen 1) in natürliche C., welche, ohne daß sie gebrannt zu werden brauchen, in dem Zustande, wie sie sich in der Natur finden (sie sind dann durch vulkanische Wärme bereits gebrannt), zur Herstellung von hydraulischem Mörtel gebraucht werden können, und 2) in künstliche C., welche vorher durch Brennen aufgeschlossen werden müssen und dadurch erst in C. übergehen.

Zu den natürlichen C. gehören der Traß, die Puzzuolane und der Santorin. Der Traß (oder Duckstein), eine Art Trachyttuff, ist nichts anderes als zertrümmerter und zerriebener Bimsstein, welcher in bedeutenden Mengen im Brohl- und Nettethale, unfern Andernach am Rhein angetroffen wird. Die Puzzuolane oder Puzzuolanerde ist ein dem Traß verwandter Körper, welcher bei Puzzuoli unweit Neapel (Puteoli der Alten) vorkommt, sich aber auch in großen Massen an der südwestl. Seite der Apenninen findet. Der Santorin endlich ist ein von der griech. Insel Santorin (dem Eilande der heil. Irene) stammender, an der Küste von Dalmatien und in Venedig häufig zu Wasserbauten angewendeter natürlicher C., welcher mit dem Traß den vulkanischen Ursprung und das äußere Ansehen gemein hat. Im sog. Ries bei Nördlingen in Bayern finden sich ebenfalls traßartige Naturprodukte.

Das seltene Vorkommen und der hohe Preis der natürlichen C. gab die Veranlassung, daß man an ihre Stelle ein wohlfeileres Material, die künstlichen C., zu setzen suchte. So stellte Parker durch Brennen der Thonnieren an den Ufern der Themse einen C., den römischen C. (Roman-C.), dar, der gegenwärtig auch in Deutschland, z. B. von Leube in Ulm, von bester Qualität geliefert wird. Dazu taugliche Kalke enthalten 15—35 Proz. Thon, ihr Wert steigt mit der Höhe des Thongehalts. Beim Brennen des Roman-C. darf die Hitze nicht weiter gesteigert werden, als zur Austreibung der Kohlensäure erforderlich ist. Später entstand die Fabrikation von Portland-C., welcher zuerst 1824 von J. Aspdin in Leeds dargestellt wurde. Pasley, der als der eigentliche Gründer der in England so schwunghaft betriebenen Portland-Cementfabrikation zu betrachten ist, lehrte ihn durch

Brennen eines Gemisches von Flußthon (aus dem Medwayflusse) mit Kalkstein oder Kreide bereiten. Gegenwärtig stellt man auf ähnliche Weise aus dem Schlamme, der sich an den Mündungen großer Ströme absetzt und dort zu Deltabildungen Veranlassung gibt, ein dem Portland-C. ganz gleiches Material dar. Außerdem fabriziert man seit 1852 in mehrern Teilen Deutschlands nach dem Vorgange von Bleibtreu durch Mischen von Kreide und Thon, Formen der Mischung zu Ziegeln, Brennen und Zermahlen derselben einen C., der allen Anforderungen entspricht.

Bei der Fabrikation werden die Materialien in solchem Verhältnis gemischt, daß das Produkt nach dem Brennen einen Gehalt von 32 bis 35 Proz. Thonbestandteilen (Kieselsäure, Thonerde, Eisenoxyd) enthält. Die Kreide wird auf Naßmühlen möglichst fein gemahlen und geschlemmt, um sandige Teile auszusondern. Der Thon wird getrocknet und zwischen Walzen fein zerdrückt, worauf das trockene Thonpulver mit dem Kreidebrei vermischt und in Thonschneidemaschinen zum innigsten Gemenge verarbeitet wird, aus dem dann in Ziegelpressen Steine geformt werden. Diese werden an der Luft getrocknet und in Schachtöfen von 15 m Höhe bei 3 m Weite mit Coks geschichtet und hier gebrannt. Beim Brennen ist die Temperatur bis zur Weißglut zu steigern, die Masse muß gefrittet erscheinen und nach dem Erkalten eine graugrünliche Färbung zeigen und darf sich mit Wasser gemischt kaum noch erwärmen. Nicht genügend gebrannter Portland-C. sieht graugelblich aus, erhitzt sich mit Wasser stark und zerfällt. Andererseits darf die Erhitzung auch nicht zu weit getrieben werden, da sonst Schmelzung eintritt, wodurch das Produkt unbrauchbar wird. Bei normalem Betriebe dauert der Brand eines Ofens von obigen Dimensionen drei Tage, die nötige Zeit zum Abkühlen beträgt acht Tage. Der gebrannte C. wird zuerst in Brechmaschinen oder zwischen kannelierten Walzen zerkleinert und dann auf gewöhnlichen Mahlgängen so weit gemahlen, daß das Mehl beim Passieren eines Siebes von 900 Öffnungen pro Quadratcentimeter nicht mehr als 25 Proz. Rückstand darauf läßt. Vor der Verwendung wird der Portland-C. einige Zeit abgelagert, da durch das Ablagern die Natur des Produkts verbessert und der Wert desselben erhöht wird. Zur Darstellung von hydraulischem Mörtel benutzt man außer der obenerwähnten gebrannten Mischung von Kreide und Thon gewisse Mergel, wie sie z. B. zu Perlmoos bei Kufstein in Tirol sich finden, die Aschen von Steinkohle und Torf, manche Hohofenschlacken, Ziegelmehl, gepulverten Feuerstein, Chalcedon u. s. w.

Der beim Erhärten des Portland-C. stattfindende Vorgang ist trotz vielfacher darüber angestellter Untersuchungen noch nicht genügend aufgeklärt. Unzweifelhaft ist, daß beim Brennen des Gemisches von Thon und Kalk eine Aufschließung des Thons erfolgt und daß dabei ein Silikat von Thonerde und Kalk entsteht, welches die Eigenschaft hat, in Berührung mit Wasser dieses chemisch zu binden; wie aber die Erstarrung dieses neuen Körpers zu Stande kommt, auf welche Weise dieser verkittend auf zugesetzten Sand wirkt, bleibt vorläufig noch dunkel; keineswegs darf man dabei bloß chemische Prozesse annehmen, es spielen unzweifelhaft mechanische Vorgänge dabei eine wichtige Rolle. Die C. dienen nicht nur als Mörtel bei Wasser- und Landbauten, sondern auch zur Herstellung architektonischer Verzierungen und mit Sandgemenge zur Fabrikation von künstlichen Steinen, von Krystallisiergefäßen in chem. Fabriken, zu Reservoirs für Sole in den Salinen, Gär- und Lagerfässern für Wein, Behältern zur Aufbewahrung von Öl und den verschiedensten Flüssigkeiten u. s. w. Vgl. Michaelis, «Die hydraulischen Mörtel» (Lpz. 1869); P. Löff, «Bau von Cement-, Kalk- und Ziegelöfen» (Berl. 1870); Fr. Knapp über C. und Mörtel im «Amtlichen Bericht über die Wiener Weltausstellung» (Bd. 3, Abteil. 1, Braunschw. 1875).

Cementation nennt man in der Chemie, Metallurgie und Technologie einen metallurgischen Prozeß, bei welchem ein Metall von einer andern Substanz bedeckt wird, welche in die Oberfläche oder in die Masse desselben einzudringen bestimmt ist. Man bewirkt dies meist dadurch, daß man die aufeinandergeschichteten Materialien in feuerfesten Behältnissen (Cementierbüchsen) glüht. So verwandelt man z. B. Eisen in Stahl, indem man es unter einer Bedeckung von Kohlenpulver in irdenen Kästen (Cementierkästen) längere Zeit glüht, wobei die Kohle unter Umwandlung in Cyanverbindungen in das Innere des Eisens dringt. Um Kupfer oberflächlich in Messing zu verwandeln, erhitzt man in irdenen oder eisernen Röhren Kupferbleche oder Kupferstangen mit Zink, wodurch jene eine goldgelbe Farbe annehmen; die auf diese Weise durch C. dargestellte Legierung von Kupfer mit Zink dient zur Herstellung der sog. Leonischen Waren, die zu den wichtigsten Artikeln der nürnberg-fürther Industrie gehören. Oft bezeichnet man mit dem Namen C. einen Vorgang, welcher mit dem eben beschriebenen darin übereinstimmt, daß die Oberfläche eines Metalls verändert wird, obgleich die Ursache dieser Umwandlung sehr von der obigen abweicht. Legt man z. B. in Grubenwasser, das Kupfervitriol aufgelöst enthält, metallisches Eisen, so scheidet sich Kupfer aus dem Wasser an dem Eisen ab (Cementkupfer), während sich eine äquivalente Menge Eisen auflöst. Da die Ausscheidung des Kupfers so regelmäßig vor sich geht, daß das abgeschiedene Kupfer genau die Gestalt des eingelegten Eisens zeigt, so glaubte man in früherer Zeit, es sei das Eisen in Kupfer umgewandelt worden. Das Überkleiden von Wasserbehältern, Mauern u. s. w. mit Portland-Cement wird zuweilen auch C. genannt.

Cementierbüchsen, s. unter Cementation.

Cementierkästen, s. unter Cementation.

Cementkupfer, s. unter Cementation und Cementwässer.

Cementstahl, s. unter Stahl.

Cementstein ist die Bezeichnung für diejenigen natürlich vorkommenden Gemenge von Thon und Kalk, welche nach dem Brennen Cement liefern; hierher gehören die Thonnieren, welche sich an den Ufern der Themse finden (s. Cement), ähnliche Bildungen kommen bei Neustadt-Eberswalde, auf Rügen, bei Boulogne u. a. O. vor.

Cementwässer nennt man solche Grubenwässer, wie z. B. das des Rammelsbergs bei Goslar, oder durch Auslaugen von gerösteten oder verwitterten Erzen gewonnene Flüssigkeiten, welche gelöste Kupfersalze enthalten, aus denen durch Behandeln mit Eisen metallisches Kupfer (Cementkupfer) gewonnen werden kann.

Cenci (Beatrice), bekannt durch ihr tragisches Schicksal, die jüngere Tochter des reichen röm. Edelmanns Francesco Cenci und der Ersilia Santa-Croce, geb. zu Rom 12. Febr. 1577, würde als gewöhnliche Verbrecherin keine große Berühmtheit erlangt haben, hätte sich nicht die Dichtung mit ihr beschäftigt und von ihr ein Bild entworfen, welches mit dem historischen wenig Ähnlichkeit hat. Ihr Vater Francesco war ein leidenschaftlicher, ausschweifender Mann, gegen seine Familie von eiserner Strenge; seine Kinder traten in seine Bahn, sodaß Konflikte zwischen Vater und Kindern nicht selten vorkamen und letztere schließlich tödlichen Haß auf Francesco warfen. Dessen zweite Frau, Lucrezia Petroni, sein ältester Sohn Giacomo, ferner Beatrice, und von diesen verführt die jüngern Söhne Bernardo und Paolo, ließen Francesco in der Nacht vom 9. zum 10. Sept. 1598 in seinem Bette auf dem Schlosse Petrella im Königreich Neapel ermorden und den Leichnam durch eine Galerie herabstürzen, um glauben zu machen, der Ermordete sei zufällig verunglückt. Die Mordthat ward jedoch entdeckt, den Schuldigen der Prozeß gemacht, Lucrezia, Giacomo und Beatrice am 11. Sept. 1599 auf dem Platze vor der Engelsbrücke hingerichtet, Bernardo zu lebenslänglicher Galeerenstrafe verurteilt, dann aber am 20. März 1606 begnadigt und ein Teil der Güter ihm zurückgegeben. Paolo war kurz nach dem Vatermorde und vor Beginn des Prozesses gestorben. Beatrices Verteidiger, Prospero Farinacci, beschuldigte, um sie zu retten, den ermordeten Francesco des Versuchs der Blutschande. Obwohl die Beschuldigung jedes Grundes entbehrte, ist sie von der Nachwelt fast allgemein geglaubt und wiederholt worden, sodaß man die Mörder zu Märtyrern, den Ermordeten zu einem lasterhaften Unhold umstempelte. Guerrazzi hat die Geschichte Beatrices als Roman behandelt («Beatrice C., storia del secolo XVI», Mail. 1872); romanhaft sind aber auch die Darstellungen von Scolari («Beatrice C., causa celebre criminale del secolo XVI», Mail. 1856), De Stendhal («Les C.», Par. 1856), Dal Bono («Storia di Beatrice C. e de' suoi tempi», Neap. 1864), eines Ungenannten («Beatrice C. o il parricidio di Rocca Petrella», Mail. 1876) u. a. Eine zuverlässige, aktenmäßige Darstellung gab erst der röm. Archivist Bertolotti («Francesco C. e la sua famiglia», Flor. 1877; 2. Aufl. 1879).

Cendal, auch Sendal oder Zindal genannt, ein feines ind. Leinengewebe, eine Art Musselin oder Nesseltuch.

Cendré (frz.), aschfarbig.

Cendrillon (frz.), Aschenbrödel.

Ceneri oder Cenere, Bergstraße und Eisenbahnpaß im schweiz. Kanton Tessin. (S. Monte-Ceneri.)

Cenomänen, ein großes keltisches Volk, welches zur Zeit der Eroberung Galliens durch die Römer in dem Hügellande zwischen der untern Seine und Loire, mit der Stadt Suindinum (jetzt Le Mans), wohnte. Ein Teil der C. hatte sich bei der keltischen Überflutung von Oberitalien im Laufe des 5. Jahrh. v. Chr. in Gallia Transpadana bleibend festgesetzt und bewohnte das Gebiet am mittlern Laufe der Etsch, des Mincio und des Oglio, mit Orten wie Verona, Brixia und Bergomum.

Censieren (lat.), beurteilen, abschätzen, prüfen; namentlich amtlich (als Censor) über die Zulässigkeit einer Schrift zum Druck, eines Schauspiels zur Aufführung u. s. w. urteilen, s. Censur.

Censit (lat.), Zinspflichtiger, Zinsmann.

Censoren hießen im alten Rom diejenigen zwei Magistratspersonen, welche den Census, die Verzeichnung der Bürger und ihres Vermögens, desgleichen ihre Verteilung nach Bezirken und Vermögensklassen besorgten, weiterhin aber auch die Aufsicht über die Sitten führten und Bürger, die durch ihren Wandel Anstoß gegeben hatten, rügten und dem entsprechend in der Regel in ihren bürgerlichen Rechten und Ehren beschränkten. Den Schluß des Census bildete die feierliche Entsühnung des Volks, das Lustrum (s. d.). Außerdem hatten die C. die Staatsländereien, Zölle und andere Gefälle, Salinen und Bergwerke zu verpachten, öffentliche Bauten und Lieferungen für den Staat an den Mindestfordernden zu vergeben, die Ausführung solcher Kontrakte zu überwachen und für die Instandhaltung der bestehenden öffentlichen Bauten und Anlagen zu sorgen. Ihr Amt währte fast immer je anderthalb Jahre, doch konnte für die Ausführung der von ihnen verdungenen Arbeiten ihre Vollmacht verlängert werden. Da das Lustrum regelmäßig erst nach Ablauf von vier, hernach von fünf Jahren stattzufinden hatte, Termine, die noch zudem oft überschritten wurden, so folgten die Censorenpaare nicht wie die Konsuln ununterbrochen, sondern durch Zwischenzeiten getrennt aufeinander. Die Würde eines C. galt mit der Zeit, obschon streng genommen nicht bloß die Konsuln dem Range nach höher standen, für die ehrenvollste, wie sie denn auch schon früh regelmäßig erst nach dem Konsulat erreicht zu werden pflegte und im Unterschied von diesem zur Zeit der Republik nur einem einzigen zum zweitenmale verliehen worden ist. Die Censur ist 444 oder 443 v. Chr. im Zusammenhange mit der Einführung des Konsulartribunats von der konsularischen Amtsgewalt (nach Mommsen erst 435 v. Chr.) abgezweigt und als selbständiges Amt eingerichtet und zunächst den Patriciern vorbehalten, bald aber auch den Plebejern eröffnet worden. Nach Untergang der Republik erlosch die Censur allmählich, insoweit nicht die Kaiser ihre Funktionen, anfangs zum Teil noch unter dem Titel von C., ausübten. Vgl. de Boor, «Fasti censorii» (Berlin 1873).

Censorinus, ein röm. Grammatiker, verfaßte, außer andern verlorenen grammatischen Schriften, um 238 n. Chr. eine Abhandlung «De die natali», deren Stoff größtenteils, wenn auch in der Hauptsache nur mittelbar aus ältern Schriften, insbesondere Varros Werken herstammt. Die Schrift ist für die Kenntnis der Chronologie der Alten und der Fragen ihres Kalenders von Wert und bietet auch viele andere brauchbare Notizen. Die erste kritische Ausgabe besorgte O. Jahn (Berl. 1843), eine kleinere Hultsch (Lpz. 1867).

Censorisch, zur Würde, zum Amt eines Censors (s. d.) gehörig.

Censual (lat.), zur Steuer gehörig, steuerbar, zinspflichtig.

Censur (lat. censura) bedeutet zunächst Prüfung, Beurteilung, besonders eines Menschen und seiner Handlungsweise, und wird darum auch von dem Urteile einer Prüfungsbehörde über die Kenntnisse und Leistungen eines Examinierten, ingleichen als Bezeichnung für Kirchenstrafen gebraucht. Bei den Römern übten eigene Magistrate (Censoren) eine C. der Sitten aus. In den neuern Zeiten wird aber bei jenem Worte hauptsächlich an die Büchercensur gedacht, eine Einrichtung, welche mit der Erfindung der Buchdruckerkunst und aus Anlaß der

durch die letztere unterstützten kirchlichen Reformbewegungen begann. In Deutschland bestellte zuerst Kurfürst Berthold von Mainz 1486 eine C. in seiner Diöcese. Schon 1479 waren päpstl. Anordnungen wegen Überwachung der Buchdruckereien ergangen; 1496 verschärfte Alexander VI. die Verbote gegen das Lesen und Verbreiten ketzerischer Schriften; durch die Bulle Leos X. vom 15. Mai 1515 wurde den Bischöfen und Inquisitoren zur Pflicht gemacht, sämtliche Schriften noch vor dem Drucke durchzusehen und Ketzermeinungen zu unterdrücken; Kardinal Chieregati forderte auf dem Reichstage zu Nürnberg 1522, daß man alles ohne Erlaubnis Gedruckte wegnehme und verbrenne, ingleichen Drucker und Verbreiter zur Strafe ziehe, und der päpstl. Stuhl veranlaßte seitdem fortgesetzt Staatsmaßregeln in diesem Sinne. Hierher gehören die deutschen Reichsabschiede von 1524, 1530, 1541, 1548, 1567, der Reichsabschied zu Speier 1570 gegen die «schamlosen Schmähschriften, Bücher, Karten und Gemälde», vor allem aber die Polizeiordnung von 1577, nach welcher nichts im Drucke ausgehen sollte, was nicht vorher durch die ordentliche Obrigkeit eines jeden Ortes oder die dazu Verordneten besichtigt und der Lehre der christl. Kirche, desgleichen den aufgerichteten Reichsabschieden gemäß befunden, approbiert und zugelassen sei. Noch schärfere Maßregeln wußte die Hierarchie in den Niederlanden, Italien, Spanien und später in Frankreich durchzuführen. Das Tridentinische Konzil verbot wiederholt den Druck und das Lesen antikath. Schriften und begann den Index librorum prohibitorum (s. d.), dessen Fortsetzung seit 1563 der päpstl. Kurie verblieb. Noch gegenwärtig ist für die kath.-religiösen Schriften das geistliche Approbatur erforderlich. Bereits im 16. Jahrh. ward die C. auch polit. Zwecken dienstbar gemacht. Doch erhob sich bald in der öffentlichen Meinung ein Rückschlag gegen dieselbe, der allmählich, freilich zum Teil erst sehr spät, zu ihrer Aufhebung führte. In England erlosch die C. seit 1694. In Schweden wurde sie schon 1766 einmal abgeschafft, aber bald wieder erneuert und erst 1809 definitiv beseitigt. In Dänemark gab es eine eigentliche C. schon seit 1770 nicht mehr. In Frankreich ward sie durch die Konstitution von 1791 abgeschafft, 1805 wiederhergestellt, 1814 wieder aufgehoben, dann abwechselnd hergestellt und abgeschafft, bis sie seit 1827, wenigstens der Form nach, nicht wieder erschien. Sehr entschieden verwirft die C. die belgische Verfassung von 1831, Art. 18; ähnlich die norwegische Verfassung, §. 100. Im alten Deutschen Reiche bestand ein kaiserl. Bücherkommissariat in Frankfurt a. M., und die Kaiser gelobten in den Wahlkapitulationen die Handhabung der C.; allein die Schwäche der Centralgewalt machte diese C. ziemlich unwirksam. In den einzelnen deutschen Ländern bestand meist, obschon nicht überall, eine C., die aber in sehr verschiedenartiger Weise gehandhabt wurde. Erst der Bundesbeschluß vom 20. Sept. 1819 führte in ganz Deutschland für alle Schriften unter 20 Bogen eine vorgängige C. obligatorisch ein; das Jahr 1848 machte ihr indes in Deutschland gänzlich ein Ende. Nur in Rußland besteht sie noch in sehr ausgedehntem Maße. Vgl. Berner, «Lehrbuch des Deutschen Preßrechts» (Lpz. 1876). (S. Presse und Preßgesetzgebung.)

Censurae ecclesiasticae sind diejenigen kirchlichen Strafen, welche wegen Verletzung der äußern Rechtsordnung verhängt werden, lediglich die Besserung des Schuldigen zum Zweck haben und demnach bei Erreichung dieses Ziels wieder aufgehoben werden. Man teilt die C. in latae und ferendae sententiae, je nachdem der Schuldige durch Begehen des unter diese Strafe gestellten Delikts ohne weiteres sich die C. zuzieht, oder es noch eines erkennenden Richterspruchs bedarf. Zu den C. werden gerechnet: die große und kleine Exkommunikation, das Interdikt und die Suspension der Geistlichen. Die moderne Gesetzgebung Deutschlands hat in Preußen, Baden, Hessen, Sachsen den Gebrauch dieser Strafmittel beschränkt. Die censurae latae sententiae sind zuletzt durch die Konstitution Pius' IX. Apostolicae sedis im J. 1869 fixiert worden.

Census hieß bei den Römern die ursprünglich alle fünf Jahre durch die Konsuln, dann durch die Censoren (s. d.) vorzunehmende Schätzung der Bürger nach ihrem Vermögen. Eingeführt wurde der C. nach der Überlieferung durch den König Servius Tullius (s. d.), der, wie in ähnlicher Weise Solon für Athen, 577 v. Chr. die Anordnung getroffen haben soll, daß alle Bürger in der Stadt und auf dem Lande ihr Vermögen, die Anzahl ihrer Kinder, Sklaven u. s. w. eidlich angeben mußten, worauf unter Zugrundelegung dieser Angaben die Einreihung der Bürger in fünf Klassen, welche wieder in Centurien (s. d.) zerfielen, vor sich ging. In der Königszeit und in der ältern Zeit der Republik fand die Abschätzung ohne Zweifel nach Hufen Grundbesitzes statt. Erst später, nach Mommsen durch den Censor Appius Claudius, ward eine Berechnung des gesamten Vermögens in Geld zu Grunde gelegt und zwar in schweren Assen, die ein Pfund Erz in Münze darstellen sollten. Die überlieferten Summen müssen aber die des leichtern Asses sein, welches mit den silbernen Sesterzen und Denaren in ein solches Verhältnis gesetzt war, daß 10 Asse den Wert eines Denars hatten, 100000 also 10000 Denaren, etwa 7000 Mark. Die erste Klasse umfaßte nunmehr in 80 Centurien eben diejenigen, deren Vermögen wenigstens 100000 Asse betrug. Für die zweite, dritte und vierte Klasse mit je 20 Centurien wurden 75000, 50000, 25000, und für die fünfte mit 30 Centurien wurden 11000 Asse Vermögen erfordert. Nicht eine sechste Klasse, sondern nur eine Centurie unter den Klassen bildeten die vermögenslosen, nur als Personen gezählten Capite censi (s. d.). Nach der Klasseneinteilung ward die Kriegspflicht, die Steuer und die polit. Berechtigung der Bürger, namentlich bei Wahlen und Volksversammlungen (s. Comitien), geregelt.

Die Rücksicht auf das Vermögen bei Zuteilung von öffentlichen Rechten liegt auch dem C. im neuern Sinne zu Grunde. Man sagt nämlich, das Wahlrecht sei an einen C. gebunden, wenn zur Ausübung desselben die Nachweisung eines bestimmten Vermögens oder Einkommens, wie in England, oder was in Deutschland gewöhnlicher, die eines bestimmten Steuerbetrags oder des Minimums irgendeiner direkten Steuer erforderlich ist. Die Gerechtigkeit und Zweckmäßigkeit dieser Einrichtung ist vielfach angezweifelt worden, namentlich in Frankreich unter der Regierung Ludwig Philipps, wo erst ein Steuerbeitrag von wenigstens 200 Frs. die aktive, von 500 die passive Wahlfähigkeit verlieh, sodaß von 30 Mill. Franzosen nur 180000 zu den wirklichen Vollbürgern zählten. Allerdings ist das Interesse am Staate als Pflicht aller zugleich ein Recht aller, der Reichtum an sich aber keine

Bürgschaft besserer Einsicht und eines höhern Patriotismus. Gerade in Frankreich sprechen aber die Erfahrungen, welche man seit 1848 nach Aufhebung des C. mit dem allgemeinen Stimmrecht machte, für die Notwendigkeit, dem abhängigen, in seiner Verwilderung unberechenbaren Proletariat keinen direkten Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten zu verstatten. Die franz. Verfassung von 1875 hat zwar für die Abgeordnetenkammer das allgemeine Stimmrecht beibehalten, die Wirkungen desselben jedoch nicht bloß durch den Zusatz «nach Maßgabe des Wahlgesetzes», sondern auch durch die Einrichtung eines «Senats» neben dem Abgeordnetenhause abzuschwächen gesucht. Selbst in Nordamerika hat das allgemeine Stimmrecht nicht durchweg Anerkennung gefunden, indem wenigstens die Verfassungen einiger Staaten die Ausübung aller polit. Rechte von einem wenn auch sehr niedrigen C. abhängig machen. (S. Wahl.) Dagegen ist in der Verfassung des Deutschen Reichs, Art. 20 fg., und in dem Wahlgesetze dazu vom 31. Mai 1869 für den Deutschen Reichstag das allgemeine Stimmrecht ohne allen und jeden C. zur Anerkennung gelangt. Einige Ausgleichung liegt, abgesehen von der Stellung des Bundesrats, in dem zum aktiven und passiven Wahlrecht erforderlichen höhern Alter von 25 Jahren und in der Diätenlosigkeit der Abgeordneten. Eine Art von C. der Intelligenz ist im Wahlsystem von Stuart Mill enthalten.

In England und Nordamerika ist C. auch die offizielle Bezeichnung der alle 10 Jahre stattfindenden allgemeinen Volkszählung (s. d.).

Cent (mittellat. centa, centena, von centum, hundert). Nach der altgerman. Gerichtsverfassung war das Land in Gaue geteilt, von denen ein jeder wieder in kleinere Bezirke zerfiel, die, weil sie ursprünglich wohl 100 freie Familien umfaßt haben mochten, den Namen Centena, Vicaria oder Hundreda führten. Die fränk. Eroberung hat wie den Gauverband so auch den Hundertschaftsverband über Gallien gebracht. Während man bisher in Frankreich der Ansicht war, daß unter den Merovingern die Centena ein rein persönlicher Verband der eingewanderten fränk. Bevölkerung gewesen sei, der zu Ende des 6. Jahrh. durch die königl. Gesetzgebung aufgenommen wurde zur leichtern Verfolgung der Räuber und Diebe, und erst gegen Ende des 7. Jahrh. sich in einen örtlichen Verband verwandelte, haben die neuesten Forschungen Sohms über die fränk. Reichs- und Gerichtsverfassung gezeigt, daß die C. Chlotars und Childeberts sich in nichts von der der Karolingischen Periode unterscheidet. Es ist aus dem Gesetz vom J. 596 zu entnehmen, daß die (persönliche) C. Chlotars ihrer Zahl nach eine Zehntschaft, nicht Hundertschaft war und daß mit Beziehung auf den Centverband, das Centgebiet, eine Centschar (electi centenarii), eine trustis, zu bestimmten Zwecken ein für allemal ausgehoben wurde. Dem gesamten Gau stand ein Graf (Comes) als Stellvertreter des Königs, einer jeden Hundertschaft, nachdem der früher vom Volke gewählte Hundertschaftsvorsteher verschwunden, ein Centgraf (Centenarius, bisweilen auch Advocatus oder Vogt genannt) als Unterbeamter des Comes vor. Dieser unter gräfl. Kontrolle stehende, romanisch auch Vicarius genannte Beamte, der mit der richterlichen Exekution und Eintreibung der fiskalischen Gefälle als wirklicher Schultheiß betraut war, stand dem Grafen bei Gericht als Gehilfe zur Seite und konnte ihn als Richter vertreten. Als die alte Gauverfassung im 12. und 13. Jahrh. mit der Ausbildung der Landeshoheit verfiel und Landgerichte an die Stelle der Grafengerichte traten, blieben die Centgerichte zwar bestehen, erlitten aber, abgesehen davon, daß die Centenarii ihre Gewalt nur noch in der Eigenschaft landesherrlicher Beamten ausübten, mannigfache Beschränkungen. Denn einesteils wurden Vogteigerichte und Ämter von den Landesfürsten für ihre Kammergüter errichtet, andernteils entstanden die Guts- und Stadtgerichte, indem Prälaten und Ritter für die Hintersassen ihrer Güter, die Städte für ihre Bürger und Einwohner das gewöhnliche Gericht nicht anerkannten. In der Regel kam den Guts- und Stadtgerichten nur die niedere Gerichtsbarkeit zu, wie sie an den alten Centstellen verwaltet wurde, während die Strafrechtspflege in den schwersten Fällen (Blutbann, hohe C.) dem landesherrlichen Gericht verblieb. Weiterhin übertrugen die Landesherren die hohe C. auch den gewöhnlichen Centgerichten und selbst an die Vogtei- und Gutsgerichte, sodaß allmählich Centgerichtsbarkeit gleichbedeutend mit Kriminalgerichtsbarkeit wurde und ein zu deren Übung berechtigtes Gericht eine C. oder ein Centgericht hieß. Danach war Centherr der Besitzer eines Guts, welches auch mit der höhern Gerichtsbarkeit beliehen war, und Centrichter der, welcher dieselbe verwaltete. Vielfach hatten sich hierbei Personen, die wegen ihrer Güter peinliche Gerichte hätten besitzen sollen, durch Leistung von Centgefällen von dieser lästigen Pflicht befreit.

Cent (vom lat. centum), d. i. Hundertstel, kleine Rechnungs- und geprägte Münze in den Niederlanden und den Vereinigten Staaten von Amerika. In den Niederlanden ist der C. eine Kupfermünze, von welcher es auch halbe gibt; 100 Cents = 1 Gulden, daher 1 C. = $1\frac{7}{10}$ Pf. deutsche Reichswährung = $\frac{5}{6}$ Kreuzer österr. Silberwährung. In den Vereinigten Staaten von Amerika wird der C. seit 1873 aus Bronze geprägt (früher aus Kupfer); 100 Cents = 1 Doll., daher 1 C. = $4\frac{1}{5}$ Pf. deutsche Reichswährung = $2\frac{1}{10}$ Kreuzer österr. Silberwährung. Im größern Handelsverkehr teilen der bequemern Rechnung halber vielfach die Kaufleute Geldeinheiten in 100 Cents, welchen sonst diese Teilung fremd ist; so die in China ansässigen Europäer und Amerikaner den mexik. Silberpiaster oder sog. Dollar. Ebenso teilten bis zur Einführung der jetzigen Markwährung die größern Handels- und Wechselhäuser in Köln und einigen andern rhein. Orten in ihren Rechnungen den Thaler in 100 Cents, sodaß 1 Silbergroschen = $3\frac{1}{3}$ Cents, ein C. = $3\frac{3}{5}$ Pf. war. Oft brauchen in Mexiko, Mittel- und Südamerika die Fremden der Kürze wegen die Bezeichnung C. für Centavo oder Centésimo ($\frac{1}{100}$ Peso).

Cent (auch Centaine, grand cent, d. h. großes C.) heißt ein in mehrern nordwestlichen franz. Departements übliches altes großes Salzmaß von 100 Setiers = 336 l; an Gewicht war es je nach der Qualität des Salzes örtlich verschieden, an einigen Orten = 28,000, an andern = 26,000 kg. Grand cent (großes C.) hieß ein altfranz. Maß für Bauholz; 100 Balken machten 300 alte par. Kubikfuß = 10,2832 Stère oder Kubikmeter.

Cent, ein ehemals in Belgien gebräuchliches Feldmaß von 100 Quadratruten, $\frac{1}{16}$ des Bonnier, örtlich verschieden, von etwa $7\frac{5}{8}$ und $8\frac{7}{8}$ Ar.

Centaine, franz. Salzmaß, s. Cent.

Centaurēa *L.*, artenreiche Pflanzengattung aus der Familie der Compositae. Ihre über einen großen Teil der Erde verbreiteten, besonders aber in den an das Mittelländische Meer grenzenden Ländern häufigen Arten haben einen aus dachziegelförmigen Schuppen zusammengesetzten Hüllkelch, welcher einen Strahl röhrig-trichterförmiger, geschlechtsloser Randblüten und eine aus viel schmächtigern Zwitterblüten bestehende Scheibe enthält. Die Schuppen des Hüllkelchs sind an der Spitze meist mit einem trockenhäutigen, oft lang und zierlich gefransten Anhang versehen, seltener laufen sie in einen einfachen, gefiederten oder fingerförmig zerteilten Dorn aus. Die Blüten sind bei der Mehrzahl der Arten von pfirsich- oder purpurroter, bei vielen von gelber, bei wenigen von blauer Farbe. Zu letztern gehört die bekannte Kornblume (C. Cyanus *L.*), auch Cyane und Ziegenbein genannt. Ihre früher als Flores Cyani offizinellen Blumen enthalten einen blauen Farbstoff, Wachs, Schleim und Salze. Die rotblühenden Arten heißen Flockenblumen. Unter ihnen ist eine der häufigsten die Wiesenflockenblume, C. Jacea *L.*, deren Kraut und Blüten früher unter dem Namen Herba et flores Jaceae nigrae mediz. Anwendung fanden. Das Kraut der in Südeuropa auf Schutt vorkommenden, mit dornigem Hüllkelche versehenen, ebenfalls rotblühenden C. Calcitrapa *L.* wurde sonst gegen Wechselfieber angewendet. Auch die Blumen wirken fiebervertreibend und sind daher in manchen Ländern als Flores Cardui stellati offizinell. Verschiedene südeurop., asiat. und nordamerik. Arten werden als Zierpflanzen kultiviert.

Centauren heißen in der griech. Mythologie Dämonen, die ursprünglich in Wolken, in Waldbächen und Bergströmen, dann überhaupt in Wald und Gebirge hausen. Nach Pindar zeugte Irion mit der Nephele (der Wolke) den Kentauros und letzterer mit magnesischen Stuten auf dem Pelion die übrigen C. (Hippocentauren). Von ihren Kämpfen werden namentlich zwei erwähnt: der mit den Lapithen bei der Hochzeit des Peirithoos und der mit Herakles bei dem Centauren Pholos. Anfangs (z. B. nach Pausanias an der Lade des Kypselos) wurden sie mit einem menschlichen Oberkörper, dem ein Roßleib ohne Vorderfüße angewachsen war, dargestellt, während auf spätern Darstellungen der Körper von den Hüften ab in einen vierfüßigen Roßleib überging. Mit der Zeit wurden sie wegen ihrer Ähnlichkeit mit den Satyrn und ihrer Vorliebe für den Wein mit dem bacchischen Kultus in Verbindung gebracht; aber hier erscheinen sie nicht mehr in ihrer ursprünglichen Wildheit, sondern als gebändigt durch die Macht des Bacchus. Auch finden sich auf den Kunstdenkmälern männliche und weibliche C. Der Kampf der C. (Kentauromachie) mit den Lapithen war einer der beliebtesten Gegenstände der attischen Malerei und Skulptur. Zahlreiche Darstellungen von C. sind noch mehr oder weniger vollständig erhalten, wie die größtenteils nach London gebrachten Metopen vom Parthenon in Athen, die am Theseion in Athen, der Fries vom Apollotempel zu Bassä (s. d., jetzt in London), die hintere Giebelgruppe vom Zeustempel in Olympia.

Centavo oder Centésimo heißt in verschiedenen amerik. Ländern die kleine Rechnungsmünze zu $^1/_{100}$ Peso oder Piaster, so in Mexiko das $^1/_{100}$ des alten span. Piaster gleichen Peso, in mehrern südamerik. und in den mittelamerik. Republiken das $^1/_{100}$ ihres neuen Peso (in Peru des Sol), nämlich des teils goldenen, teils silbernen Fünffrankenstücks des franz. Münzfußes, sodaß daselbst 1 C. = 5 franz. Centimen ist, ferner im argentin. Staate Buenos-Ayres das $^1/_{100}$ des Peso der sehr entwerteten Papiergeldvaluta («Courant»), welcher letztere jetzt gesetzlich = $^1/_{25}$ span. Silberpiaster, sodaß sein C. = nur $^1/_{40}$ Pf. deutsche Reichswährung, desgleichen in Uruguay und auf der Insel Cuba $^1/_{100}$ des Peso der außerordentlich herabgewürdigten Papiergeldwährungen. In mehrern dieser Länder ist der C. auch als wirkliches Münzstück vorhanden, teils in Bronze, teils in Kupfer.

Centenarium (lat.), Fest des 100jährigen Bestehens, Säkular-Jubelfest.

Centenarius, Centgraf (s. unter Cent [Bezirk]); auch Hundertjähriger.

Centesimal (lat.), d. h. hundertteilig, ist der Beiname für alle Rechnungen, in welchen die Zahl Hundert als arithmet. Grundmaß besteht. So bezeichnet Centesimalskala diejenige Einteilung am Thermometer, bei welcher der Gefrierpunkt mit 0° und der Siedepunkt des reinen Wassers unter einem Atmosphärendruck von 760 mm mit 100 bezeichnet, also der zwischen beiden Punkten befindliche Teil der Thermometerskala (nach Celsius) in 100 gleiche Teile geteilt wird (s. unter Thermometer).

Centesimo, der 100. Teil der ital. Geldeinheit Lira, durch ein Bronzemünzstück vertreten, ganz dem franz. Centime gleich. Auch in der ital. Schweiz sagt man C. für Centime (in der deutschen Schweiz Rappen), und ebenso in Savoyen und im Bezirk von Nizza. Über den C. in amerik. Ländern s. unter Centavo.

Centgardes (Hundert Garden) war der Name einer franz. Gardetruppe und Palastwache zur Zeit der Könige Ludwig XI. bis Ludwig XV., sowie des Kaisers Napoleon III. Ludwig XI. errichtete 4. Sept. 1474 die Garde de son corps in Stärke von 100 Edelleuten, von denen jeder 2 Bogenschützen auf eigene Kosten unterhielt. Bald jedoch übernahm der König die Unterhaltung dieser 200 Archers und stellte dieselben als Pétite garde du roi für den innern Sicherheitsdienst im Palast zusammen, wogegen die 100 Edelleute ihm als Leibwache auf Reisen u. s. w. dienten und Cent lances des gentilhommes de l'hôtel du Roi, ordonnés pour la grande garde de son corps genannt wurden. Diese Cent grandes gardes bestanden ununterbrochen bis zum Jahre 1727 als Palastwache fort, in welchem Jahre Ludwig XV. dieselben auflöste. Erst Napoleon III. stellte die C. durch Erlaß vom 24. März 1854 wieder her und verstärkte diese Schwadron in den Jahren 1856 und 1857 bis auf 200 Mann. Nur aus stattlichen Mannschaften der Gardereiterei von erprobter Zuverlässigkeit wurde diese Truppe ergänzt; dieselben ritten edle Pferde großen Schlags, waren mit Gewehren und langen Degen, welche als Bajonett aufgepflanzt werden konnten, bewaffnet und trugen himmelblaue Koller, hohe Reiterstiefel, weiße, eng anliegende Beinkleider, Kürasse und Helme mit lang herabwallenden Roßschweifen. Die C. gingen mit dem Sturze der kaiserl. Regierung 1870 ein.

Centgraf, s. unter Cent (Bezirk).

Centi (aus dem lat. centum) bezeichnet im Beginn des Namens von Maßgrößen $^1/_{100}$ in der Nomenklatur des franz. metrischen Systems. Daher

ist Centimeter = $^1/_{100}$ m, Centiliter = $^1/_{100}$ l, Centigramm = $^1/_{100}$ g u. s. w.

Centifolie, eine Rosenart, deren Name eine Rose mit hundert, d. h. zahlreichen Blumenblättern bedeutet. In demselben Sinne sprechen die Griechen von einer 60blätterigen Rose. Die C. ist wahrscheinlich nicht die Centifolia der Alten, sondern eine erst später in der europ. Türkei oder in Frankreich aus der Essigrose (Rosa gallica) entstandene Kulturform. Sie ist durch folgende Merkmale gekennzeichnet: stärkere und schwächere Stacheln gemischt, die größern gekrümmt, die zartern mehr borstenartig, in balsamisches Harz absondernde Drüsen übergehend oder vielleicht selbst aus Drüsen abgeleitet, Blumen von mehr oder weniger kugeligem Bau. Frucht eirund, die Früchtchen im Kelchgrunde ungestielt. Gekreuzt mit andern Arten der Gattung Rosa hat die C. mehrere schöne und interessante Blendlinge erzeugt. Die wichtigern derselben sind folgende: die Provencer Rose (R. provincialis, franz. Rose de Provence, engl. Cabbage Rose), deren Blütenstiele mit drüsigen Borsten dicht besetzt sind. Abgesehen von zahlreichen Farbenvarietäten zählen zu ihr das Burgunderröschen (R. parvifolia) mit dunkeln, das Champagnerröschen (R. pulchella) mit hellroten, das Dijonröschen (R. divionensis) mit fast weißen Blumen. Ein anderer wichtiger Blendling ist die Moosrose (R. muscosa), bei welcher die Drüsenborsten des Blütenstiels, des Fruchtbechers und des Kelchs moosartig verbreitert sind. Auch von dieser Form befinden sich in den Gärten zahlreiche Varietäten. Man vermehrt die C. mit ihren Formen durch Ableger. (Vgl. Rose.)

Centigrad, in 100 Grade eingeteilt; auch substantivisch: Grad des Centesimalthermometers.

Centiloquium (lat.), Sammlung von 100 Sentenzen, prägnanten Aussprüchen, wie z. B. das C. des Hermes, 100 astrolog. Aphorismen in lat. Sprache von unbekanntem Verfasser, und das C. des Ptolemäus, ein ähnliches astrolog. Werk.

Centimanen (lat.), im Griechischen Hekatoncheiren, d. i. Hunderthändige, war ein Beiname der drei riesenhaften Söhne des Uranos und der Gäa: Kottos, Briareos oder Ägäon und Gyges. Mit 100 Händen und 50 Häuptern begabt, waren sie, nach Hesiod, ihrem eigenen Vater verhaßt, sodaß derselbe sie gleich nach der Geburt gefesselt in das Innere der Erde verschloß. Hier lebten sie in Trauer, bis Zeus, welchem Gäa durch die C. den Sieg über die Titanen verhieß, sie löste und an das Licht brachte. Nachdem sie sich mit Nektar und Ambrosia erquickt, traten sie mit in den Kampf, der schon 10 Jahre gewährt hatte, ohne zu einer Entscheidung geführt zu haben. Sie kämpften mit ungeheuern Felsstücken, deren sie mit jedem Wurfe 300 auf die Titanen schleuderten, welche endlich unterlagen und gefesselt in den Tartaros geworfen wurden. Vor den Thoren desselben wohnten sie fortan als Zeus' treue Wächter.

Centime, der 100. Teil der franz., belg. und schweiz. Geldeinheit, des Franken, und als solche im Werte von 0,81 oder ziemlich genau $^4/_5$ deutschen Pf. = $4^1/_{20}$ Kreuzer österr. Silberwährung. Der C. ist in Frankreich und der Schweiz ein Münzstück aus Bronze, in Belgien ein solches aus Kupfer. In Savoyen, im Bezirk von Nizza und in der ital. Schweiz sagt man dafür Centesimo, in der deutschen Schweiz Rappen.

Centimeter, franz. Centimètre, heißt im decimalen metrischen Maßsystem der 100. Teil eines Meters (s. d.) = 4,433 alten par. Linien.

Céntimo, kleine span. Rechnungsstufe und Bronzemünze, $^1/_{100}$ der Geldeinheit Peseta (daher auch céntimo de peseta genannt). Die Peseta entspricht seit 1871 in jeder Rücksicht dem franz. Franken, der C. dem franz. Centime (s. d.). Man hat aber den C. der verschiedenen Münzperioden wohl zu unterscheiden. Von Ausgang 1864 und bis Ende 1870 war der C. eine Kupfermünze von $^1/_{100}$ Escudo (céntimo de escudo) und daher an Geltung mehr als $2^1/_2$ jetzige Céntimos (de peseta). Von 1856 bis gegen Ende 1864 war er eine bloße Rechnungsmünze (als einzelnes Stück nicht ausgeprägt, während man Kupferstücke zu mehrfachen Céntimos hatte), und zwar $^1/_{100}$ des Real, im Werte von nur reichlich $^1/_5$ deutschen Pf. oder $^1/_{10}$ Kreuzer österr. Silberwährung.

Centinaio, Centinajo, die ital. Bezeichnung für das deutsche «Centner», für die betreffenden frühern großen Gewichte üblich gewesen. Auf den Ionischen Inseln nennt man C. (oder Talanto, d. i. Talent) das Gewicht von 100 ion. schweren Pfunden oder engl. Handelspfunden = 45,3593 kg.

Centiped (lat.), Hundertfüßer.

Cent-Jours (frz.), oder Hundert Tage, nennt man die letzte Herrschaftsepoche des Kaisers Napoleon I., von seiner Rückkehr von der Insel Elba bis zu seinem zweiten Sturze. Diese Epoche begreift die Zeit vom 20. März, wo Napoleon wieder in Paris einzog, bis zum 28. Juni 1815, wo Ludwig XVIII. von Cambrai aus die Regierung Frankreichs wieder antrat. (S. Frankreich, geschichtlich.)

Centlivre (Susanne), engl. Schauspieldichterin, geb. 1667 in Irland, kam früh nach London, wo sie vor ihrem 20. Jahre zweimal verheiratet war, ging später zur Bühne über und heiratete 1706 C., den Mundkoch der Königin Anna. Sie starb zu London 1. Dez. 1723. Abgesehen von einem Trauerspiele «The perjured husband» schrieb sie eine Anzahl Lustspiele, von denen «The Busy-body» (deutsch bearbeitet von Jünger in dem Stücke «Er mengt sich in alles»), «A bold stroke for a wife» und «The wonder, a woman keeps a secret!» sich auf dem Repertoire erhalten haben. Dieselben zeichnen sich mehr durch Lebhaftigkeit und Komik der Handlung, als durch Wahrheit der Charaktere aus; die Sprache ist oft sehr indecent. Sie sind gesammelt erschienen (3 Bde., Lond. 1761; neue Ausgabe, 3 Bde., Lond. 1874).

Centner (vom lat. Adjektivum centenarius, d. i. 100 enthaltend) heißt in Deutschland, Österreich-Ungarn, der Schweiz, Schweden, Norwegen und Dänemark das größte Handelsgewicht, welches, wie schon der Name besagt, dort gegenwärtig 100 Pfd. enthält und auch früher (in Deutschland und der Schweiz) entweder in 100 Pfd. oder wenigstens in eine sich von 100 wenig entfernende (in der Regel etwas größere) Zahl von Pfunden zerfiel. Der C. teilte sich von jeher in Österreich, Bayern, Schweden, Norwegen und Dänemark in 100 Pfd., während er bis auf das J. 1858 z. B. in Sachsen und Preußen 110, in Hamburg 112, in Bremen 116 Pfd. umfaßte. Zu dieser Verschiedenheit der Einteilung kam früher in Deutschland auch eine große Verschiedenheit in der Schwere des C., indem nicht nur ein jeder Staat, sondern auch fast jeder größere Handelsplatz seinen eigenen C. besaß. Nach Begründung

Artikel, die man unter C vermißt, sind unter K aufzusuchen.

des Zollvereins wurde von den Vereinsstaaten, wenn auch zunächst nur für die Zwecke der Zollerhebung, ein gleichartiges Gewicht, das sog. **Zollgewicht**, eingeführt, bei welchem der Zollcentner in 100 Pfd. (das Pfund zu 30 Lot) zerfiel und 50 franz. kg (das Zollpfund ½ kg) gleichgesetzt wurde. Rheinbayern, Baden, Hessen-Darmstadt und Nassau führten den Zollcentner auch als Landesgewicht ein. Ebenso wurde das Zollgewicht vom Deutschen Postverein und von den Eisenbahnen des Zollvereinsgebietes für die Frachten angenommen, dann im Febr. 1852 auch von Österreich als Zollgewicht eingeführt. Seit 1. Juli 1858 wurde dasselbe gesetzlich das allgemeine Landesgewicht für die damaligen Glieder des Deutschen Zollvereins, sowie auch das Handelsgewicht für die Freien Städte (zuletzt seit 1861 in Lübeck); in Bezug auf die Unterabteilung gelangte man indes damals nicht zu vollständiger Einheit. Nach Gründung des Norddeutschen Bundes wurde durch die Maß- und Gewichtsordnung vom 17. Aug. 1868 das metrische Gewicht zu dessen allgemeinem, und nach Errichtung des Deutschen Reichs durch dessen Verfassung mit 1872 zum allgemeinen deutschen Gewicht, der Centner von 100 Pfd. (50 kg) zum deutschen C. In der Schweiz ist der C. der deutsche und ebenso in Dänemark. In Österreich-Ungarn ist durch Gesetz vom 23. Juli 1871 das metrische Gewicht seit 1. Jan. 1876 gleichfalls für die gesamte Monarchie eingeführt. Auch in Schweden und Norwegen tritt mit dem J. 1883 das metrische Gewicht in ausschließliche Geltung; im Zoll-, Post- und Eisenbahnwesen ist es seit 1881 in Anwendung, seit dieser Zeit auch die Benutzung der neuen Größen gestattet. Bis dahin war in Schweden der C. von 100 Pfd. (Schalpfund) = 42½ kg oder 85 deutsche Pfd., in Norwegen der C. von 100 Pfd. = 49,84 kg oder 99,68 deutsche Pfd. (also fast dem deutschen C. gleich).

Cento (ital., spr. Tschento), Hundert.

Cento (lat.), eigentlich ein aus verschiedenartigen Stücken oder Lappen zusammengeflicktes Zeug, wurde auf solche Gedichte übertragen, die aus einzelnen Versen anderer Dichtungen mit verändertem Sinne zusammengeflickt waren. Diese Spielerei fand nach dem Verfalle der echten Poesie bei den Griechen Eingang, wie die von Teucher (Lpz. 1793) herausgegebenen «Homerocentones», d. h. aus Homerischen Versen zusammengestoppelte Gedichte beweisen. Noch mehr nahm sie überhand in der spätern röm. Zeit, wo vorzugsweise Virgil für diesen Zweck gemißbraucht wurde, wie dies in dem «Cento nuptialis» des Ausonius, ganz besonders aber in dem «Cento Virgilianus» der Proba Faltonia der Fall ist, der am Schluß des 4. Jahrh. verfertigt wurde und die biblische Geschichte zum Gegenstande hat. Letzterer wurde herausgegeben von Meibom (Helmst. 1597) und Kromayer (Halle 1719). Auch aus dem Mittelalter und der neuern Zeit sind zahlreiche Centonen vorhanden. So setzte ein Mönch in Tegernsee, Namens Metellus, im 12. Jahrh. aus Virgil und Horaz geistliche Lieder zusammen und auch später blieb Virgil die Hauptfundgrube für die Verfasser von Centonen. Eine Sammlung von Centonen nach Versen von Petrarca enthält das Werk «Petrarca spirituale» (Vened. 1536). Vgl. Borgen, «De centonibus homericis et virgilianis» (Kopenh. 1828); Hasenbalg, «De centonibus virgilianis» (Putbus 1846).

Cento, freundliche, wohlgebaute Stadt in der ital. Provinz Ferrara, Compartimento Emilia, 36 km im SW. von Ferrara, links am Reno und am Centokanale, mit (1881) 4975 (Gemeinde 19682) E. Die Umgegend ist fruchtbar und gut kultivierte Ebene. Unter den Gebäuden der Stadt zeichnet sich der ehemalige Palast der Grafen Chiavelli-Pannini aus. Diesen sowie die Kirchen der Stadt, und die Häuser Giampaolo, Majocchi, Provenzali und Tassinari schmücken Gemälde des hier 1590 geborenen Giovanni Francesco Barbieri genannt Guercino. Seine Marmorstatue von Galletti ist 1862 auf dem Hauptplatze errichtet worden. Die Stadt treibt lebhaften Handel mit Hanf. Unweit südöstlich von C., auf dem rechten Ufer des Reno, liegt die kleine Stadt **Pieve di Cento** mit der Wallfahrtskirche Sta.-Maria Assunta mit einer Himmelfahrt Mariä von Guido Reni über dem Hauptaltare. Der **Centokanal** beginnt 18 km im NW. von Bologna und wird bei San-Giovanni fahrbar, durchfließt C. und begleitet 9 km weit den Reno, um sich bei Ferrara mit dem Po di Volano zu vereinigen; seine Länge ist 55,5 km, und er kann Schiffe von 12000 kg Last tragen.

Centofanti (Silvestro), ital. Philolog, Philosoph und Litteraturhistoriker, geb. zu Pisa 8. Dez. 1794, studierte daselbst die Rechte und lebte später viele Jahre in Florenz, mit philol. und philos. Studien beschäftigt. Im J. 1841 als Professor der Geschichte der Philosophie an das Ateneo Pisano berufen, machte er großes Aufsehen durch seine Antrittsvorlesung, welche 1842 unter dem Titel «Prolusione alla storia de' sistemi di filosofia» im Druck erschien. Wegen seiner lebhaften Beteiligung an den revolutionären Bestrebungen wurde er 1849 abgesetzt und zum Inspektor der toscan. Bibliotheken ernannt. Im J. 1859 erhielt er seine Lehrstelle wieder, ward sodann zum Mitglied der Consulta di Stato ernannt, als Präsident der philol.-philos. Sektion des Istituto di Studii superiori nach Florenz berufen und von da wieder nach Pisa als Professor an der Universität versetzt. Zuletzt war er Rektor der dortigen Universität und Senator des Königreichs Italien. Er starb 6. Jan. 1880 in Pisa. Außer zahlreichen Arbeiten für gelehrte Zeitschriften veröffentlichte er: «Edipo Re» (Tragödie, Flor. 1829), «Preludio al corso di lezioni intorno a Dante Alighieri» (Flor. 1838), «Della vita e delle opere di Vittorio Alfieri» (Flor. 1842), «Sopra il diritto delle nazionalità» (Pisa 1848), «La Letteratura greca dalla sua origine sino alla caduta di Costantinopoli e studio sopra Pitagora» (Flor. 1870), C.s Hauptwerk. Nach seinem Tode erschien noch von ihm ein Band: «Vita poetica» (Flor. 1881). Verschiedene andere seiner Arbeiten sind noch ungedruckt.

Centorbi, s. Centuripe.

Central (lat.), den Mittelpunkt bildend, darauf bezüglich.

Centralamerika, **Centro-** oder **Mittelamerika** ist im geogr. Sinne der Teil des amerik. Festlandes, der zwischen 7 und 18° nördl. Br. oder, mit Einschluß der Halbinsel Yucatan, zwischen 7 und 21° 35′ nördl. Br. und 60—77° westl. L. (von Ferro) in Form einer großen, 2250 km südöstlich ausgestreckten Landenge die beiden großen Kontinentalmassen Nord- und Südamerika miteinander verbindet und zwischen diesen eine ebenso wichtige und selbständig charakterisierte kontinentale Brücke

bildet, wie im östlichern Halbkreise die Antillen eine insulare. Gleich einem gewaltigen Riesendamm scheidet C. den Großen und den Atlantischen Ocean voneinander, nur durch verhältnismäßig schmale Isthmen mit den Nachbarfestlanden verknüpft, im SO. durch den bis auf 45 km verengten Isthmus von Panama mit Südamerika, im NW. durch den 200—220 km breiten Isthmus von Tehuantepec mit Nordamerika. Im polit. Sinn versteht man unter C. nur denjenigen Teil dieses Länderraums, der zwischen Mexiko im N. und NW. und dem zu Columbia (Neugranada) gehörigen Staat Panama im SO. liegt und das Gebiet des ehemaligen Generalkapitanats Guatemala oder die daraus hervorgegangenen jetzigen fünf centroamerik. Republiken umfaßt, nämlich Guatemala, Honduras, San-Salvador, Nicaragua und Costa-Rica, mit Einschluß von Balize und der Mosquitoküste, dagegen mit Ausschluß nicht nur von Yucatan, sondern auch von Chiapas, das sich von Guatemala getrennt und an Mexiko angeschlossen hat.

Die **horizontale Gliederung** C.s ist keine besonders günstige. Auf der atlantischen Seite bildet die Halbinsel Yucatan ein weit vorspringendes und mit dem Kap Catoche auf 190 km der Insel Cuba genähertes Glied, und die Mosquitoküste tritt mit dem Kap Gracias à Dios als eine größere massenhafte Ausbiegung hervor; auch haben die Strömungen des Mexikanischen und Antillenmeers große Busen ausgewühlt, den Campeche-, Honduras- und Mosquitogolf; gleichwohl ist aber dies Gestade doch im allgemeinen nur ein sehr einförmiges. Gute Häfen bilden nur die Laguna de Terminos in der Südostecke des Campechegolfs, die Bai von Amatique im Hintergrunde des Golfs von Honduras, die kleine Bucht von Greytown oder San-Juan de Nicaragua an der Mündung des San-Juan, Limon in Costa-Rica und die Lagune von Chiriqui in Panama. Das felsige Südseegestade ist mannigfacher gegliedert als das atlantische, wenn auch nicht in allen seinen Teilen. Während die ganze Küste des Staates Guatemala keine einzige für den Seeverkehr brauchbare Bai besitzt, umschließen weiter östlich in den Staaten San-Salvador, Honduras, Nicaragua, Costa-Rica und Panama die Golfe von Fonseca, Papagayo, Nicoya, Dulce und Panama eine große Anzahl wenn auch nicht guter, doch brauchbarer Häfen und Ankerplätze.

Wie auf der ganzen Westseite Amerikas überhaupt, so bilden auch in C. die Cordilleras das mächtige Felsgerippe der Gebirgserfüllung, und zwar ein in sich mehrfach gegliedertes, durch seine Streichungslinie, seinen ganzen Bau und Naturcharakter sich von den angrenzenden Hochländern im SO. und NW. wesentlich unterscheidendes und von ihnen auch räumlich getrenntes Gebirgssystem. Das **Gebirgssystem von C.**, durch die Landengen und Gebirgslücken von Panama und Tehuantepec ebensowohl von der Isthmus-Cordillera im SO. wie vom mexik. Hochlande im NW. geschieden, hat im ganzen Nordwest-, teilweise sogar eine westl. Richtung. Seine größte Länge beträgt 1515 km, seine größte Breite, im mittlern Teile von Guatemala, mißt gegen 380 km. Die mittlere Breite ist 120—130 km, die mittlere Kammhöhe 1900 m, der höchste Gipfel 4400 m. Durch die von SO. nach NW. gerichtete Querspalte des San-Juanthals und Nicaraguasees, die von der Südsee nur ein schmaler, bis zu etwa 70—45 m herabsinkender Landrücken trennt, und durch die Einsenkung von Comayagua (70° westl. L.), die von der Mündung des Rio Ulua 270 km weit südwärts zur Bai von Fonseca reicht, wird das Ganze in drei verschiedene Glieder geteilt, die aber bei nur wenig abweichender Richtung der Erhebungsachse, ähnlichen Reliefformen und fast übereinstimmenden geol. und hypsometrischen Verhältnissen als zusammengehörig betrachtet werden müssen; es sind dies die drei Hochlandsgruppen von Veragua und Costa-Rica, von Nicaragua und Honduras, und von Guatemala. Der südwestl. Abfall der mittelamerik. Cordilleras, welche überall in einer Doppelkette mit parallelstreichenden kleinen lateralen Höhenrücken an den Rändern auftreten, ist schroffer als der nordöstliche. Die Plateaubildung ist höchst ausgezeichnet für das ganze Gebirgssystem, doch von den mexik. Hochebenen ganz verschieden und charakterisiert durch hohe Randketten sowie durch Querjöcher, welche, die Kammrichtung rechtwinkelig durchschneidend, die verschiedenen Plateaus abzweigen und dadurch den Binnenverkehr erschweren. Auch die Stufenform, welche die Mannigfaltigkeit der Klimate und Produkte bedingt, ist dem Gebirgssystem C.s in ausgezeichnetem Grade eigen; in besonderer Mannigfaltigkeit erscheint dieselbe an den südwestl. Terrassen und Plateaus von San-Salvador und Guatemala. Ebenso wichtig wie charakteristisch für die Cordilleras C.s sind die Vulkane, deren man 30, darunter 16 oder 18 thätige, zählt. Dieselben bilden eine gegen NW. gerichtete Reihe, die mit dem Irazu oder Vulkan von Cartago in Costa-Rica (10° 2′ nördl. Br.) beginnt, mit dem Vulkan von Soconusco (16° 2′ nördl. Br.) endet und mit den Krümmungen eine Länge von 1010 km hat. Sie sind zum Teil 3000—3700 m hoch und darüber; der höchste ist der Agua (s. d.), welcher 4119 m hoch, zugleich den Kulminationspunkt des Gebirgssystems bildet. Sie stehen teils am Südwestrande oder an den Vorstufen der Cordilleren, wie in Guatemala und San-Salvador, teils in der pacifischen Küstenebene, wie in Nicaragua und im nördl. Costa-Rica. In geognost. Beziehung ist C. noch wenig erforscht. Jedenfalls ist das Vorherrschen krystallinischer Gesteine plutonischen oder vulkanischen Ursprungs im Verhältnis zu den sedimentären neptunischen charakteristisch für das Land. Erdbeben und Vulkanausbrüche sind in C. häufige Erscheinungen, doch kommen sie nur selten mit heftig zerstörender Wirkung vor.

Die **Bewässerung** des Landes ist eine sehr reiche, doch wird durch die Erhebungsverhältnisse ein großer Unterschied zwischen den Flüssen der pacifischen und atlantischen Abdachung bewirkt. In Panama und Costa-Rica findet sich die Wasserscheide ziemlich in der Mitte des Landes und sind deshalb die hydrogr. Verhältnisse an beiden Gehängen des Gebirges und nach beiden Oceanküsten einander sehr ähnlich. In den nördlichen Teilen C.s hingegen streicht die Wasserscheide in der Nähe der Südseeküste. Es gehen daher dem Stillen Ocean nur Gewässer von sehr kurzem Laufe zu, während nach dem Atlantischen Ocean hin entwickeltere Stromsysteme sich zeigen, welche wertvolle Wasserstraßen bilden. Die bedeutendsten Flüsse der Südseeabdachung sind der Rio Lempa in San-Salvador und der in die Fonsecabai mündende Rio Choluteca oder Rio Grande de Tegucigalpa in Honduras, ersterer kaum 250, letzterer 220 km lang. Auf der atlantischen Abdachung gehören zu den bedeutendern

Flüssen: der in den Campechegolf mündende Usumasinta, der wichtigste Fluß von Guatemala; der Rio Hondo auf der Grenze von Yucatan und Britisch-Honduras; der Rio Mopan oder Balize in letzterm; ferner in Guatemala der Rio Dulce oder La Angostura, Abfluß des Sees Golfo-Dulce in die Bai von Amatique; der Rio Motagua; in Honduras der Rio Chamelico, der als Wasserweg wichtige Rio Ulua, der Rio Blanco, der Rio Roman oder Aguau mit dem goldführenden Mangualil, der Rio Negro (Rio Tinto oder Black-River, im Innern Poyas genannt), der Rio Patuca (im Innern Guayape), der 570 km lange Rio Wanks oder Segovia, der längste, wenn auch nicht der stärkste Fluß C.s; dann an der Mosquitoküste der Rio Escondido oder Bluefields-River; endlich in Nicaragua der Rio San-Juan, der Ausfluß des großen Sees von Nicaragua. Reicher als an großen Flüssen ist C. an Seen, die zum Teil für die Binnenschiffahrt von großer Wichtigkeit sind, und die überhaupt zu den interessantesten physischen Erscheinungen des Landes gehören. (Hierzu eine Karte: *Mexiko und Centralamerika*.)

Die *klimatischen Verhältnisse* C.s werden nächst der tropischen vorzugsweise auch durch die oceanische Lage bedingt und begünstigen die Entfaltung einer üppigen Vegetation sowie auch das Gedeihen des Menschen. Nur an der atlantischen Küste tritt zeitweilig das Gelbe Fieber auf, und bösartige Wechselfieber sind überall gewöhnlich. Deshalb ist auch hier die Bevölkerung dünn im Gegensatz zur Südseeküste, an welcher sich allenthalben größere Ortschaften und Städte mit beträchtlicherer Bevölkerung span. Abkunft finden. C. hat, wie alle tropischen Länder, eigentlich nur zwei Jahreszeiten, die Regenzeit (Winter) und die trockene Zeit (Sommer). Zwischen beiden bestehen Übergangsperioden von zwei bis drei Monaten; jedoch finden diese Wechsel nicht überall gleichzeitig statt. In den Zonen des Küstenlandes dauert die trockene Zeit während der drei Monate Februar, März und April, die Regenzeit während des Juli, August und September; im höhern Binnenlande beginnt die Regenzeit im Mai, erreicht aber ihre drei Monate anhaltende größte Intensität erst nach fünf bis sechs Wochen. Die Küstenzonen werden auch in der trockenen Jahreszeit durch starken Nachttau erquickt; den höhern Bergebenen fehlt derselbe ganz, daher ihnen jene Zeit das traurige Bild einer verdorrten und verbrannten Wüste verleiht. In Bezug auf Klima und Vegetation unterscheidet man in C. die drei Regionen der Tierra caliente, templada und fria, des heißen, gemäßigten und kühlen Landstrichs. In der Tierra caliente, zu welcher die niedrigen Küstenstriche an beiden Meeren und die wenig, höchstens bis zu 1060 m erhobenen Landstriche des Innern, insbesondere ganz San-Salvador und das Becken des Nicaraguasees gehören, entwickelt sich die Tropenwelt natürlich in üppiger Fülle und Pracht. Der Tierra templada, der Region zwischen 1060 und 1600 m Meereshöhe, gehören der größte Teil der ebenen Tafelländer (Mesas) von Guatemala, Honduras, dem Norden Nicaraguas und von Costa-Rica an, welche zusammen fast die Hälfte von ganz C. ausmachen. Es herrscht in diesen glücklichen Landstrichen ein gesundes Klima von ewiger Frühlingsmilde, in welchem neben den mehr nordischen Kulturgewächsen (Mais, der Hauptnahrungspflanze) in günstigen Lagen auch die Früchte der Tropen noch gedeihen. Die ausgedehntere Kultur der europ. Cerealien beginnt jedoch erst an der obern Grenze dieser Region und hat ihre Stelle vorzugsweise in den Tierras frias oder den über 2000 m gelegenen Strichen, die jedoch in C. von keiner großen Ausdehnung sind. Nur ein Teil von Guatemala, sowie einzelne kleinere Gebiete von Honduras und Costa-Rica können dazu gerechnet werden. Das Klima ist hier erfrischend, stärkend und gesund. Die kühlste Temperatur haben die Hochebenen (Los Altos) im nördl. Guatemala, wo zuweilen Schnee fällt, der jedoch bald wieder verschwindet. Die Vegetation in den feuchtern atlantischen Küstenebenen ist ungleich großartiger als an der trockenern Südseeseite. Die Bäume sind höher und dickstämmiger, die Urwälder geschlossener. Die kostbarsten Schmuck-, Nutz- und Farbehölzer, der Mahagonibaum und verschiedene Cedrelen, der Brasilholzbaum und die Sassaparille gedeihen im Osten reicher und schöner als im Westen.

Der *Produktenreichtum* C.s ist sehr bedeutend. Das *Pflanzenreich* bietet dem Handel Indigo, Vanille, Kakao, Kaffee, Baumwolle, Cochenille, Zucker, Tabak, viele Droguen und Arzneigewächse; Kokospalmen, Platanos, Orangen und viele andere Bäume liefern Früchte in reichlicher Fülle; Mais, Bergreis, Weizen, Bohnen, Linsen spenden volle Ernten, Manihot, Kartoffel, Igname, Batate, Goldapfel, Ananas schließen den Kreis der hauptsächlichsten Nahrungspflanzen. Die *Fauna* C.s ist eine reiche und mannigfaltige, aber keine charakteristische. Neben den eingeführten europ. Haustieren besitzt das Land zwar wilde Tiere genug, jedoch alle von weniger schädlichem Charakter. Von größern Raubtieren sind Jaguar und Cuguar oder Puma häufig. Tapire, Wildschweine und verschiedene Wildbretarten werden in den Savannen gejagt. Schlangenarten bewohnen den feuchten Schattenboden der Baumdickichte, und in den Gewässern des Landes hausen Kaimans, zuweilen von furchtbarer Größe. Die Produkte des *Mineralreichs* sind mannigfaltig und kostbar, ihre Ausbeutung jedoch bis jetzt noch sehr vernachlässigt. Gold findet sich sehr verbreitet, am meisten in Honduras und Nicaragua, Silber am reichlichsten in Honduras. Steinkohlen finden sich in verschiedenen Teilen des Landes, besonders im Thal des Rio Lempa und in San-Salvador, werden aber noch nirgends ausgebeutet. Die *Landwirtschaft* steht noch auf einer sehr niedrigen Stufe der Entwickelung. Der Indianer hegt keine landwirtschaftliche Industrie; er baut besonders Bohnen, Mais und Platano als hinreichende Subsistenzmittel mit leichter Mühe. Wichtiger ist der Ackerbau der Kreolen und Europäer; sie erzeugen nicht bloß den Landes-, sondern auch den Handelsbedarf. Die *Viehzucht* bildet in einzelnen Teilen, wie in Honduras und Nicaragua, noch den Hauptzweig der Landwirtschaft.

Die *Bevölkerung*, deren Zahl in neuerer Zeit auf 2830000 geschätzt wird, ist über den weiten Raum von 570000 qkm sehr spärlich verteilt und besteht aus Weißen (etwa 150000), die überwiegend span. Kreolen sind, aus Ladinos (ungefähr 1 Mill.) oder Mestizen der weißen und amerik. Rasse, aus Negern, Mulatten und Zambos (an 200000) und aus reinen Indianern. Letztere sind, bis auf 20000 Karaiben an der Nordküste von Honduras, sämtlich Nachkommen der von den span. Eroberern vorgefundenen Bevölkerung. Wie noch gegenwärtig, so bestanden die Indianer schon damals aus zwei ganz

verschiedenen Völkergruppen. Auf den Hochebenen des Innern und auf der Südseeabdachung fand man große und volkreiche Gemeinwesen, die in der Civilisation weit fortgeschritten waren. Auf der breitern und weniger gesunden atlantischen Abdachung des Landes und deren Küsten lebten schon damals nur rohe Stämme ohne feste Wohnsitze, ohne religiöse Entwickelung, ohne Spur sozialer und polit. Einrichtungen. Ihre Überreste sind die sog. Indios bravos der Ostküste. Die verbreitetsten Indianersprachen sind das Maya, das Quiche und das Cackchiquel nebst dem Nahuatl, einer Mundart des Aztekischen. Die großartigen Denkmäler altamerik. Civilisation, die sich bei Copan, Quirigua, Quezaltenango, Tikal und Dolores finden, stimmen in ihrem allgemeinen Charakter mit denen von Yucatan und Chiapas völlig überein.

Verkehr und Kultur. Die Grundlage der wirtschaftlichen Verhältnisse der Staaten C.s bildet die Landwirtschaft, an welche sich auch zunächst die noch auf einer sehr niedrigen Stufe stehende Industrie anschließt. Letztere beschränkt sich auf Zuckersiederei, Brennerei (aus Zucker), Chicabereitung und Cigarrenfabrikation; eigentliche Fabrikindustrie fehlt gänzlich. Dem Handelsverkehr sind in C. die Naturverhältnisse nicht recht günstig. Es fehlt dem Lande an großen Strömen, und der Anlage von Kunststraßen setzt die Terrainbildung große Schwierigkeiten entgegen. Die atlantische Küste, mit welcher C. auf Europa hingewiesen wird, hat auch Mangel an wirklich guten Häfen. Dadurch, daß die eigentliche Kulturregion überall der Südsee näher liegt und hier die bessern Häfen sich finden, ist das Land vorwiegend auf den Verkehr mit dem Großen Ocean und den Ostküsten Asiens hingewiesen und so verhältnismäßig sehr abgeschlossen. Seit der Eröffnung der Panamabahn und der regelmäßigen Dampfschiffverbindung zwischen Panama und den Südseehäfen einerseits, zwischen Colon und Europa andererseits, ist eine bemerkenswerte Umwandlung in den Handelsverbindungen C.s eingetreten, sodaß z. B. ein großer Teil seiner Hauptprodukte, Indigo und Cochenille, direkt über den Isthmus nach Europa geht und auf demselben Wege auch die meisten europ. Waren bezogen werden. In den ersten 25 Jahren nach den Unabhängigkeitskämpfen war die Einfuhr nach C. ein fast ausschließliches und sehr gewinnreiches Monopol Englands; in neuerer Zeit sind jedoch Nordamerikaner, Deutsche, Franzosen und Italiener mächtige Rivalen geworden. Aus Deutschland werden feine Tuche, Kasimire und Leinwand fast ausschließlich, Waffen, Messer-, Zünd- und Spielwaren großenteils, aber gewöhnlich unter fremden Etiketten eingeführt. — In Betreff der intellektuellen und sittlichen Kultur stehen die Staaten C.s noch bedeutend tiefer als selbst Mexiko. Die Weißen sind, wenn auch der Zahl nach gering, doch die herrschende Rasse, obgleich sich einzelne Mischlinge zu polit. Führern und selbst zur Oberherrschaft aufgeschwungen haben; auch ist der große Grundbesitz und der Großhandel noch fast ganz in ihren Händen. Die Indianer, die zahlreichste Rasse der Bevölkerung, sind durchgängig indolent, sorglos, im ganzen sanft, ruheliebende Ackerbauer und ländliche Arbeiter, ohne Interesse für polit. Angelegenheiten. Die Ladinos oder Mestizen dagegen, fast ausschließlich Handwerker und Gewerbtreibende, zeigen sich auf ihre polit. Rechte sehr eifersüchtig und nehmen an den polit. Angelegenheiten und der Verwaltung des Landes mindestens ebenso viel Anteil wie die Weißen. Die Zambos, weniger civilisiert, besitzen dagegen mehr Energie.

Die **Weltstellung** C.s beruht auf seiner geogr. Lage, welche dasselbe zum Hauptpassageland für den Verkehr zwischen zwei Oceanen macht. Schon in den ersten Zeiten nach der Entdeckung Amerikas wurde dies von den Spaniern erkannt, aber niemals von ihnen benutzt. Bedeutungsvoller mußte C. hervortreten, als die Vereinigten Staaten von Amerika durch die Erwerbung von Obercalifornien ihr Gebiet bis zur Südsee ausbreiteten. Seit dieser Zeit traten die alten, seit der Unabhängigkeit des span. Amerika namentlich in England, Frankreich und Nordamerika lebhafter verhandelten Projekte zur Herstellung von Verbindungswegen zwischen beiden Oceanen in ein ganz neues Stadium. Abgesehen von den Projekten eines interoceanischen Kanals über den Isthmus von Darien und eines solchen über den Isthmus von Panama (welcher durch Lesseps, den Erbauer des Suezkanals, neuerdings wieder ernstlich in Anregung gebracht worden ist), von der 1855 wirklich zur Ausführung gekommenen Eisenbahn über den Isthmus von Panama (s. d.) und von dem Projekt eines Kanals oder einer Eisenbahn auf dem Isthmus von Tehuantepec (s. d.), fallen nur drei bis vier der empfohlenen Linien auf das Gebiet der Staaten C.s selbst: 1) der Kanal von Nicaragua zwischen San-Juan del Norte und dem Hafen Brito in der Nacascolobai; 2) der von Belly vorgeschlagene Kanal, der ebenfalls den Rio San-Juan und den Nicaraguasee benutzen, aber aus diesem nach der Salinasbai in Costa-Rica führen soll; 3) die Honduras-Eisenbahn zwischen dem Port-Cortez (Puerto-Caballos) an der Nordküste von Honduras und der Fonsecabai der Südsee, eine gerade, gegen Süden durch die Einsenkung von Comayagua führende Linie, die durch ein gesundes, fruchtbares, produktenreiches und zu europ. Ansiedelung geeignetes Land geht und an ihren Endpunkten gute Häfen hat; 4) die Eisenbahn zwischen Limon nach Punta-Arenas in Costa-Rica, von welcher die Inlandstrecken von Cartago nach San-José und von hier nach Alajuela bereits im Betrieb sind.

Geschichte. Nach der Eroberung Mexikos sandte Cortez den Pedro Alvarado mit 400 Spaniern und 4000 Mann mexik. Hilfstruppen zur Besitznahme C.s aus. Letzterer bewerkstelligte dieselbe in den J. 1524—35, gründete Guatemala-Vieja und wurde erster Generalkapitän des neugebildeten Generalkapitanats Guatemala (s. d.). Drei Jahrhunderte lang blieb dieses dem Mutterlande treu, ohne von dort die Stützen eines industriösen und intellektuellen Lebens zu empfangen. Doch 1808 zeigte sich auch C. von den schon ringsum aufgebrausten Gärungen ergriffen, aber bei der Uneinigkeit der Stimmführer wurde die Insurrektion nach schwachem Kampfe unterdrückt. Doch das Feuer glimmte im Innern fort und brach immer von neuem aus. Die Unabhängigkeit C.s wurde 15. Sept. 1821 proklamiert und auf den 1. März 1822 ein Kongreß berufen. Doch noch ehe der Termin eingetreten, faßte man den Beschluß, die Unabhängigkeit aufzugeben und sich der mexik. Monarchie Iturbides zu unterwerfen. Der Widerspruch von San-Salvador und einigen Teilen von Honduras und Nicaragua führte indes einen zerrüttenden Bürgerkrieg herbei, in welchem Guatemala

unterlag. Der mexik. General Filisola kam nun Guatemala zu Hilfe; er rückte im Juni 1822 dort ein, marschierte sodann auf San-Salvador los und führte durch eine Konvention vom 10. Sept. die bedingungsweise Vereinigung mit Guatemala und beziehentlich mit Mexiko herbei.

Der im März 1823 erfolgende Sturz Iturbides änderte indes das Geschick C.s aufs neue, indem Filisola selbst die Unmöglichkeit einer Union mit Mexiko einsah und einen Kongreß zur selbständigen Konstituierung C.s berief. Dieser begann seine Arbeiten im Juni 1823 und veröffentlichte 1. Juli ein Dekret, welches die fünf Staaten Guatemala, San-Salvador, Honduras, Nicaragua und Costa-Rica als eine Republik der Vereinigten Staaten C.s proklamierte. Don Pedro Molina ward erster Präsident, der 1824 Don Manuel José Arco zum Nachfolger hatte. Der erste Kongreß 1825 und der zweite 1826 gingen ruhig vorüber; beide arbeiteten mit Ernst auf die Regulierung der innern Verhältnisse hin. Bald stießen jedoch die zwei Hauptelemente hart zusammen: das aristokratische, geführt von den reichern Familien, unterstützt vom Klerus und den Altspaniern, mit dem Hauptsitze zu Guatemala und dem Präsidenten Arco an der Spitze, und das demokratische Element mit dem Hauptsitze zu San-Salvador unter Leitung des Generals Morazan. Zwischen beiden Staaten kam es zu einem förmlichen Kriege, in welchem Guatemala durch Eroberung der Hauptstadt dem General Morazan 13. April 1829 unterlag. Don José Francesco wurde zum provisorischen Präsidenten der Bundesrepublik erwählt. Letzterer suchte durch Thätigkeit, Liberalismus und besondere Beförderung des Handels die unglücklichen Verhältnisse zu bessern; er besaß aber nicht Mittel genug, die innern Zerwürfnisse zu beschwichtigen, die mehr und mehr in einen Krieg der Stämme und Rassen ausarteten. Zur höchsten Steigerung der Verwirrung trug 1838 das Auftreten Carreras bei, eines halbblütigen Indianers, welcher an der Spitze von Ladinos und Indianerhorden bald Guatemala, bald San-Salvador mit Krieg überzog. Die Union löste sich 1839 förmlich auf, und die fünf Staaten entsagten unter Behauptung der Selbständigkeit dem Centralismus. Zu Anfang 1840 wurde durch Carreras Überrumpelung der Stadt Guatemala der Präsident Morazan zur Flucht genötigt, der nun seit 1842 von Costa-Rica aus sein System des Centralismus mit bewaffneter Hand durchzusetzen suchte. Er stand im Begriff, einen Einfall in Nicaragua zu unternehmen, als 11. Sept., dem Tage vor seinem Ausmarsch, die Bewohner von Costa-Rica selbst sich erhoben und ihn zwangen, sich mit dem Überreste seiner Truppen in San-José einzuschließen. Hierauf fielen alle Städte des Staats, mit Ausnahme Cartagos, von Morazan ab. Dieser floh 13. Sept. von San-José nach Cartago, wo er indes sogleich gefangen genommen, nach San-José zurückgebracht und hier 15. Sept. nebst dem General Villaseñor erschossen wurde. Zwar kam es 7. Okt. 1842 zu einem neuen Unionsvertrag zwischen den vier Staaten Guatemala, Honduras, Nicaragua und San-Salvador, allein infolge abermaliger Unruhen, welche Anfang Febr. 1845 in Guatemala und San-Salvador ausbrachen, wurde das lockere Band wieder gelöst. Seitdem bestehen in C. fünf unabhängige Staaten: Guatemala, San-Salvador, Nicaragua, Costa-Rica und Honduras. Auf Anregung des Staates Honduras suchte man später einen Kongreß aller fünf Staaten zusammenzubringen, um über die Wiedervereinigung zu verhandeln. Derselbe sollte sich 9. Jan. 1851 versammeln, wurde aber von Guatemala und Costa-Rica nicht beschickt, und es kam daher nur eine Art Föderation zwischen Honduras, San-Salvador und Nicaragua zu Stande, welche Guatemala mit Waffengewalt zum Beitritt zwingen wollte. Aber dieser Versuch endigte schmählich durch die Niederlage, welche Carrera 2. Febr. 1851 dem Heere der Verbündeten bei Arada beibrachte. Seitdem blieben alle Versuche zu einer neuen Föderation fruchtlos; der letzte wurde 17. Febr. 1872 zu Union in Salvador gemacht. Über die weitere Geschichte vgl. die Spezialartikel der einzelnen Staaten.

Litteratur. Außer den Reisewerken von Squier (s. d.) und den histor. Arbeiten von Brasseur de Bourbourg vgl. die Reiseberichte von Stephens (2 Bde., Lond. 1842), Dunlop (Lond. 1847), Baily, «Central America» (Lond. 1850; deutsch von Grimm, Berl. 1851); ferner Reichardt, «Centro-Amerika» (Braunschw. 1851); Morelet, «Voyage dans l'Amérique centrale» (2 Bde., Par. 1857; deutsch von Hertz, Jena 1872); Scherzer, «Wanderungen durch die mittelamerik. Freistaaten» (Braunschw. 1857); Fröbel, «Aus Amerika» (2 Bde., Lpz. 1857—58); derselbe, «Seven year's travel in Centro-America» (Lond. 1853); Marr, «Reise nach C.» (2 Bde., Hamb. 1863); J. W. Boddam Whetham, «Across Central-America» (Lond. 1877).

Centralasien ist gegenwärtig die geogr. Bezeichnung für den Länderkomplex im Innern von Asien, welcher zu ungefähren Grenzlinien hat im N. den 50.° nördl. Br., im NO. die Altaischen Gebirge, im O. den 110.° östl. L. (von Ferro), im S. die Gebirgszüge des Karakorum und Hindukusch, im SW. den Persischen Meerbusen, im W. das Kaspische Meer und den Uralfluß, also den südlichsten Teil von Sibirien, das gesamte Turkestan, Afghanistan, Balutschistan und den nördl. Teil von Persien umfaßt. K. Ritter nennt in seinem «Asien» Tibet, Ostturkestan und die Mongolei C. und unterscheidet diese kontinentalen Landschaften von den Gestadeländern. Nach von Richthofens Bezeichnung sind C. die Landschaften mit Becken, welche keinen Abfluß zum Meere haben, was also mit Ritter übereinkommt. A. von Humboldt behandelt als C. die Große und Kleine Bucharei und die sog. Freie Tatarei.

Russisch-Centralasien ist dagegen nach der jetzigen administrativen Einteilung des russ. Gebiets in Asien die polit. Bezeichnung für die Provinzen Akmolinsk, Semipalatinsk, Turgai, Uralsk, Semiretschensk, Syr-Darja, Sarefschan und die Gebiete Amu-Darja, Fergana, Transkaspisches Gebiet nebst dem bei Rußland gebliebenen Teile des Kuldschagebiets, zusammen 3017760 qkm mit (1879) 5036000 E. (1,7 E. auf 1 qkm).

Die Kämpfe der Russen mit den Steppenvölkern C.s begannen erst, nachdem Sibirien vollständig erobert war. Die seit dem Ende des 16. Jahrh. am Jaik (Ural) angesiedelten Kosaken hatten von dem als goldhaltig bezeichneten Lande Chowarezm oder Chiwa am Aralsee gehört und unternahmen dorthin Raubzüge, welche indessen sämtlich unglücklich verliefen. Zar Peter d. Gr. sendete 1717 ein Heer unter dem Fürsten Bekowitsch-Tscherkaski gegen Chiwa, welches siegreich in die Oase vordrang, aber durch Verrat überfallen und bis auf den letzten

Mann niedergemacht wurde. Die Chiwinzen beunruhigten seitdem die russ. Ansiedelungen am Ural und der Ostküste des Kaspisees beständig und beraubten häufig Karawanen, welche von Orenburg nach Turan und Turkestan zogen. Die erste aus Rußland nach Bokhara gesendete Karawane wurde 1824 von ihnen überfallen und viele russ. Unterthanen wurden aus den Grenzgebieten als Gefangene nach Chiwa geschleppt. Nikolaus I. entsendete deshalb 1839 den Generalgouverneur von Orenburg, General Perowski, mit 4500 Mann, 22 Geschützen und einem ungeheuern, allein 10000 Kamele enthaltenden Troß gegen Chiwa, doch fand dies Heer, dessen Ausrüstung 6½ Mill. Rub. gekostet hatte, durch Frost, Hunger und Krankheiten in der Steppe den Untergang, ohne mit dem Feinde in Berührung gekommen zu sein. Eine Wiederholung des Unternehmens unterblieb, da brit. Einfluß den Chan von Chiwa dazu bestimmte, Rußlands Forderungen zu erfüllen. Die Russen begannen nunmehr in der Kirgisensteppe eine Reihe von Forts und befestigten Posten anzulegen und erbauten 1847 Fort Nr. 1 an der Mündung des Syr-Darja in den Aralsee sowie einige Kriegsschiffe auf diesem See. Hierdurch fühlte sich Chiwa bedroht und der Chan suchte der weitern Ausdehnung des russ. Einflusses durch Anlegung eines Fort am Kuwan-Darja, einem Nebenflusse des Syr-Darja, Einhalt zu thun. Indessen unterwarf sich 1847 auch die große Horde der Kirgisen den Russen, welche ein Jahr zuvor in deren Gebiete die Festung Kopal erbaut hatten. Hierdurch wurde der Chan von Kokan veranlaßt, am untern Syr-Darja mehrere Forts anzulegen, von denen aus Einfälle in das russ. Grenzgebiet unternommen wurden. Die Russen eroberten 1850 die Festung Kosch-Kurgan und 1853 auch Ak-Metsched (das heutige Perowsk), nachdem ein im vorhergehenden Jahre gegen diese Festung unternommener Angriff abgewiesen worden war, sodaß sie vier feste Punkte am Syr-Darja besaßen. Zwei Versuche der Kokanzen, Perowsk wiederzugewinnen, wurden noch im J. 1853 zurückgeschlagen. Im J. 1855 drangen die Russen von Kopal aus über den Ili nach Süden vor und siedelten in den fruchtbaren Thälern bis zum Thian-schan hin Kosaken an. Zum Schutze dieser Besitzungen gegen die Kokanzen wurden die Festungen Wjernoje und Kostek erbaut. Im J. 1860 wurden diese Plätze von den Kokanzen angegriffen; doch schlug Oberst Zimmermann den Angriff zurück und erstürmte die Festungen Tokmak und Peschnek.

Durch diese Erfolge war das Selbstvertrauen der russ. Truppen bedeutend gestiegen; die meist nur aus einer mit Schießlöchern versehenen, von Türmen flankierten Mauer bestehenden Festungen waren in der Regel nach kurzer Beschießung gestürmt worden, und im offenen Felde hatte russ. Infanterie die irregulären Reiter sogar mit dem Bajonett angegriffen und in die Flucht geschlagen. Der Generalgouverneur von Orenburg, General Bezak, beschloß deshalb, das russ. Gebiet nach Süden hin auszudehnen. Im J. 1861 wurden am Syr-Darja die Festungen Dschulek und Jany-Kurgan den Kokanzen abgenommen und ein von 22000 Kokanzen gegen den Usun-Agatschlischen Posten (zwischen Wjernoje und Kostek) unternommener Angriff von der schwachen Besatzung (drei Kompagnien Infanterie, vier Ssotnien Kosaken, sechs Geschütze und zwei Raketengestelle) zurückgeschlagen. Dieser Mißerfolg benahm den Kokanzen den Mut zu fernern Angriffen, dagegen drangen die Russen 1864 am Syr-Darja mit der Absicht, sich des Chanats Kokan zu bemächtigen, vor. Oberst Tschernjajew nahm im Juli 1864 die Festung Aulije-Ata und Oberst Werowkine Turkestan-Hazret, sodann Tschemkent. Hiermit war ein fruchtbarer Landstrich, welcher den Truppen reichliche Verpflegung gewährte, gewonnen. Eine im Okt. 1864 von Tschernjajew versuchte Erstürmung von Taschkent schlug zwar fehl, doch wurden alle Versuche des Chans Alim-Kul, die festen Plätze zurückzugewinnen, zurückgeschlagen. Zu Anfang des J. 1865 wurde aus den eroberten Ländern am Syr-Darja der turkestan. Grenzbezirk gebildet und die Feste Nias-Beg am Tschirtschik von Tschernjajew besetzt, ebenso die Festung Tschinas zum Schutze gegen Bokhara, dessen Emir ein starkes Heer an der Grenze versammelte. Hierauf schritt man zum Angriff des wichtigen Handelsplatzes Taschkent (s. d.), schnitt der Stadt das Wasser ab, schlug mehrere Ausfälle der Besatzung zurück und nahm den Platz nach dreitägigem Straßenkampfe 28. Juni 1865 in Besitz, ohne sie jedoch zunächst dem russ. Reiche einzuverleiben. Alim-Kul war bei der Verteidigung gefallen und der Emir von Bokhara gedachte sich des Chanats Kokan zu bemächtigen und richtete an General Tschernjajew die Aufforderung, Taschkent zu räumen. Darauf hin rückten die Russen im Frühjahre 1866 im Thale des Syr-Darja weiter nach Süden hin vor und brachten 20. Mai dem bokhar. Heere bei Irdschar eine entscheidende Niederlage bei, stürmten 24. Mai die Festung Chodschent und besetzten im Oktober die bokhar. Festungen Ura-Tjube und Dschisak, welche die Pässe des Kaschgar-Dawan nach dem Sarefschanthale hin sperren.

Im Frühjahre 1867 fiel die letzte bokhar. Festung im Becken des Syr-Darja, Jany-Kurgan, in russ. Besitz, auch wurden zwei zur Wiedereroberung dieses Platzes vom Emir entsendete starke (45000 Mann) Heere zurückgeschlagen und mit dem Chan von Kokan Friede geschlossen. Nun wurde das im Thale des Syr eroberte Gebiet einschließlich der Stadt Taschkent dem russ. Reiche einverleibt und mit dem Semiretschenskgebiete zu einem neuen, von Orenburg unabhängigen Generalgouvernement Turkestan vereinigt, dessen obere Leitung dem Geniegeneral und Generaladjutant K. von Kauffmann (s. d.) übertragen wurde. Bei Taschkent, dem Sitze des Generalgouverneurs, wurde im Süden der Stadt eine starke, nach europ. Art befestigte Citadelle erbaut und gleichzeitig eine starke Truppenmacht dort versammelt. Da die Bokharen noch immer Streifzüge nach dem russ. Gebiete unternahmen, so wurde gegen Jahresschluß die Festung Udum genommen und im Frühjahre 1868 führte General von Kauffmann ein Heer in das Sarefschanthal, besiegte 13. Mai das bokhar. Heer vor den Thoren von Samarkand und besetzte am folgenden Tage diese wichtige Stadt ohne Schwertstreich. Der Emir sammelte ein neues Heer bei Katy-Kurgan und empfing Hilfstruppen von Scherisebs; doch schlug General von Kauffmann das Heer des Emirs 14. Juli entscheidend, bevor diese Verstärkung eingetroffen war. Samarkand hatte sich inzwischen empört und die schwache in der Citadelle zurückgelassene Besatzung unter Nasarow und von Stempel war nach achttägigem heldenmütigen Kampfe dem Erliegen nahe, als General von Kauffmann mit dem Hauptheere Entsatz brachte. Jetzt erst schloß der Emir Frieden, zahlte Kriegskosten, trat das von den Russen eroberte

Gebiet ab und verpflichtete sich, sein Land dem russ. Handel zu erschließen. Wie ein Keil erstreckte sich das russ. Gebiet zwischen dem Chanat Kokan, welchem nur das obere Thal des Syr-Darja verblieben war, und Bokhara hinein, und der Weg nach Afghanistan, der Vormauer Indiens, war durch die Erwerbung des Sarefschangebiets für russ. Heere beträchtlich abgekürzt.

Inzwischen hatten die Chiwinzen der Festsetzung der russ. Macht auf dem Ust-Urt zwischen dem Aral- und Kaspisee fortgesetzt Hindernisse bereitet und wiederholt Raubzüge in die Kirgisensteppe ausgeführt, russ. Posten niedergebrannt, ja sogar Orenburg bedroht. Man legte Forts an der untern Emba, auf der Halbinsel Mangischlak und an den Ausgängen des Ust-Urt an und sendete fliegende Kolonnen aus, ohne diesem Treiben dadurch ein Ende zu machen. Nur von einem Zuge nach Chiwa ließ sich durchgreifender Erfolg erwarten, und im Nov. 1872 beschloß die russ. Regierung, einen solchen zu unternehmen. Man faßte ein konzentrisches Vorgehen in drei Kolonnen ins Auge und traf, gewitzigt durch die frühern übeln Erfahrungen, sorgfältige Vorbereitungen für den Marsch durch die Wüste. General von Kauffmann wurde mit der obern Leitung betraut und führte 4500 Mann, 1400 Pferde und 29 Geschütze von Dschisak und Kasalinsk an die Ostgrenze von Chiwa, wo sich die turkestan. Kolonne bis Mitte März 1873 versammelte. General Werowkine rückte von Orenburg mit 2500 Mann, 900 Pferden und 6 Geschützen über den Embaposten nach dem Ust-Urt und dann längs des Westufers des Aralsees nach der Nordgrenze von Chiwa. Die kaukas. Kolonne von 3500 Mann, 800 Pferden und 20 Geschützen sollte teils von der Kinderlibucht her unter Oberst Lomakine sich mit der orenburgischen in der Nähe der Grenze Chiwas vereinigen, teils unter Oberst Markosow von Krasnowodsk her durch die Wüste direkt gegen die Oase vordringen. Die Abmarschzeiten waren derart bestimmt, daß alle drei Kolonnen um Mitte Mai die Oase erreichen konnten, weil nur im Frühjahr sich einiges Futter und Wasser für die Lasttiere in der Wüste findet. Die Truppen führten für 2½ Monate Verpflegung und doppelte Kriegschargierung auf Kamelen mit sich und legten unterwegs Depots an, deren Vorräte von rückwärts her zugeführt wurden. Auch die Ausrüstung der Truppen war sehr zweckmäßig und reichlich. Vor den Kolonnen zogen Kosakenabteilungen unter Generalstabsoffizieren zur Erkundigung des Wegs und der vorhandenen Brunnen. Die Chiwinzen verließen sich zunächst lediglich auf die Schrecken der Wüste, sandten jedoch zum Zeichen der Nachgiebigkeit ihre russ. Gefangenen nach Kasalinsk, als sie durch Kundschafter von dem konzentrischen Vormarsche der russ. Kolonnen erfuhren. General von Kauffmann ließ sich dadurch nicht aufhalten und der Chan bot nunmehr seine Truppen auf und sandte sie unter dem Kirgisen Sjadik an die bedrohte Grenze. Man verschüttete die Brunnen in der Wüste und führte die auf dem Amu-Darja vorhandenen Fahrzeuge fort, um den Übergang über den Strom der turkestan. Kolonne zu erschweren, auch sperrte man die wichtigsten Mündungsarme dieses Stroms durch Dämme gegen die Einfahrt russ. Schiffe der Aralflotte. Der Vormarsch der russ. Kolonnen fand wie beabsichtigt statt, und nur bei der Kolonne des Obersten Markosow blieben während der letzten Märsche Menschen, Pferde und Kamele massenhaft liegen. Die Kolonne mußte auf halbem Wege umkehren und nach Krasnowodsk zurück.

Die orenburg. Kolonne besetzte 8. Mai 1873 die Stadt Kungrad und vereinigte sich 12. Mai bei Chodschaili mit der von der Kinderlibucht abgerückten Kolonne, wobei ein Versuch der Chiwinzen, das Lager in der Nacht zu überfallen, zurückgewiesen wurde. Hiernach drang General Werowkine über Mangit, Kitai, Gürlen, Kitat und Koschkupyr (25. Mai) gegen die Stadt Chiwa vor, unter beständigem Kampfe gegen die Chiwinzen. Die turkestan. Kolonne unter General von Kauffmann hatte außerordentliche Schwierigkeiten zu überwinden und verlor viele Kamele, bevor sie den Amu-Darja erreichte, wo man sich in Besitz von vier großen Booten setzte. Die Kolonne marschierte von Schurachan auf dem rechten Ufer des Stroms bis unterhalb von Adamysch, beschoß ein auf dem jenseitigen Ufer befindliches feindliches Lager und ging vom 18. bis 22. Mai über den Strom. Am folgenden Tage wurde die Festung Hesarasp genommen, und hier erreichte den Obergeneral die erste Nachricht von General Werowkine. Dieser war 27. Mai im Lager bei Schatyr-tut von 3000 Chiwinzen mit außerordentlicher Energie angegriffen worden, hatte dieselben zurückgeschlagen und am folgenden Tage die Stadt Chiwa beschießen lassen, aus welcher der Chan geflüchtet war und General von Kauffmann seine völlige Unterwerfung hatte erklären lassen. In der Stadt herrschte die größte Verwirrung und die fanatisierte Besatzung begann am 29. Mai morgens das Feuer, worauf General Werowkine an der Westseite Bresche legen und die Stadt stürmen ließ. Um 2 Uhr nachmittags hielt der General seinen feierlichen Einzug in die eroberte Stadt und ließ die Citadelle besetzen, und am 2. Juni schloß Seid-Rachim-Chan mit General von Kauffmann Frieden, zahlte Kriegskosten und trat alles Gebiet auf dem rechten Ufer des Amu-Darja ab, willigte auch in die Abschaffung der Sklaverei. Der größte Teil des erworbenen Gebiets wurde dem Emir von Bokhara als Lohn für sein loyales Verhalten überwiesen, nur am Strome behielt Rußland ein kleines Stück Land unweit der Mündung und erbaute dort die Festung Petro-Alexandrowsk. Das russ. Heer blieb bis 12. Aug. in den Lagern stehen und unterwarf die noch zum Widerstande geneigten Janute-Turkmenen durch fliegende Kolonnen, welche hierbei sehr blutige Gefechte zu bestehen hatten. Am 12. Aug. traten die kaukas. und die orenburg. Kolonne, 5. Sept. die turkestanische den Rückmarsch an und trafen Mitte Oktober an den heimatlichen Grenzen ein; die Festung Petro-Alexandrowsk blieb stark besetzt.

Für die Wissenschaft hatte dieser Feldzug ebenfalls Erfolge, denn dem Heere waren Naturforscher und Topographen beigegeben und das Chanat Chiwa wurde vollständig vermessen. Der untere Lauf des Amu-Darja ist erforscht, neue Handelswege sind erschlossen worden. Im J. 1875 brach in Kokan eine Revolution aus, durch welche die russ. Gesandtschaft vertrieben wurde. Eine von Taschkent entsendete Kolonne bemächtigte sich 20. Febr. 1876 der Hauptstadt und durch Ukas vom 2. März wurde das bisher selbständige Chanat Kokan unter dem Namen Fergana eine russ. Provinz.

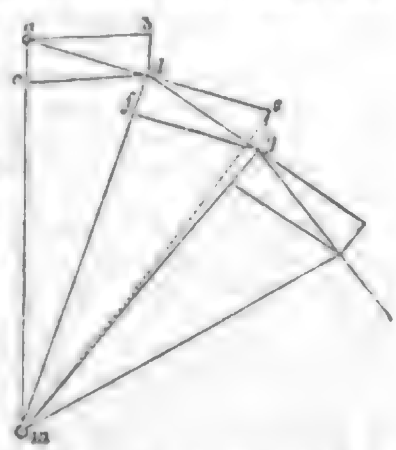
Auch im Thale des Ili hatte Rußland inzwischen Erwerbungen gemacht, welche indessen wieder aufgegeben worden sind. Der erfolgreiche Aufstand des

Artikel, die man unter C vermißt, sind unter K aufzusuchen.

Chans von Kaschgar, Jakub-Beg, hatte 1862—64 die chines. Behörden aus den Provinzen am Thian-schan vertrieben und die Russen besetzten von Wjernoje aus das Gebiet von Kuldscha (s. d.), im Juni 1871 und 4. Juli die Hauptstadt, während sich der Aufstand nach den westl. Provinzen des eigentlichen China hin ausbreitete; 1872 drang ein chines. Heer unter Tso-tsung-tang in Kan-su vor, nahm Nim-bi und Ujam-bu, blieb dann zwei Monate unthätig stehen und belagerte im September Si-ning, welches nach tapferm Widerstande erstürmt wurde. Dies Heer erhielt beständig Verstärkungen und warf schließlich bis zu Ende des J. 1879 den Aufstand allenthalben nieder. China verlangte nunmehr von der russ. Regierung die Räumung von Kuldscha, gab seiner Forderung durch ein bei Barkul und Kaschgar versammeltes Heer von 40000 Mann Nachdruck und übernahm im April 1882 wieder die Verwaltung des von den Russen auf Grund eines 21. Jan. 1881 zu Petersburg durch Marquis Tseng abgeschlossenen Vertrags zurückerworbenen Gebiets gegen Zahlung von 9 Mill. Taels (54 Mill. Mark) als Entschädigung für die dem russ. Schatze durch die 10jährige Besetzung und Verwaltung erwachsenen Kosten. Inzwischen war der südlichste Teil der russ. Besitzungen in C. fortgesetzt von den Tekke-Turkmenen, welche das Steppengebiet zwischen Chiwa und Persien bewohnen, beunruhigt worden. Dies Nomadenvolk, welches 50000 Reiter ins Feld zu stellen vermag, hatte im J. 1879 einer mit unzulänglichen Mitteln unter General Lazarew unternommenen Expedition erfolgreichen Widerstand geleistet und durch das Treffen von Geok-Tepe 9. Sept. 1879 die russ. Truppen zum Rückzuge nach dem Atrek genötigt, seitdem aber wiederholt Raubzüge gegen die russ. Ansiedelungen am Ostufer des Kaspisees unternommen.

Um diesem Zustande ein Ende zu machen, rüstete die russ. Regierung im folgenden Jahre eine größere Expedition unter General Skobelsew II. aus, welcher früher in Turkestan gedient hatte und mit den centralasiat. Verhältnissen in hohem Grade vertraut war. Als Hauptetappenlinie wählte man die Route Krasnowodsk, Michaelbai, Karü, Kasantschik nach Bami, als Nebenlinie den Atrek von Tschikischljar bis Bami. Auf beiden Linien wurden große Vorräte in befestigten Depots angehäuft, aus Orenburg wurden Kamele herangezogen und eine Eisenbahn von der Michaelbai aus über Molla-Karü bis nach Kysyl-Arwat erbaut. Im November begann der Transport der Truppen aus Kaukasien mittels der Dampfer der Kaspiseeflotte, welche 6 Infanterieregimenter, 2 Schwadronen Dragoner, 4 Kosakenregimenter, 75 Feld- und einige Flottillengeschütze nach Krasnowodsk und der Michaelbai schafften. Auch einige Genietruppen waren beigegeben, da man wußte, daß man die festen Plätze in der Steppe nur durch Belagerung würde bewältigen können. Auch von Petro-Alexandrowsk her trafen einige Kompagnien und Kosakensotnien zur Verstärkung ein. Am 6. Dez. nahmen die Tedinzen 2000 Kamele durch einen Handstreich fort, doch begann am 12. Dez. von Bami aus der Vormarsch gegen Geok-Tepe, welches am 14. Dez. erreicht wurde. Man richtete ein befestigtes Lager vor dem Platze ein und häufte dort große Vorräte an, vermochte die Festung jedoch nicht einzuschließen. Der Angriff wurde gegen den südl. Teil der Stadt gerichtet und regelrecht geführt, aber durch heroische Ausfälle der starken Besatzung, welche wiederholt bis in die Laufgräben eindrang, sehr verzögert. Erst 12. Jan. konnte die dritte Parallele erbaut werden und vom 17. Jan. 1881 ab konnte man nur noch mit der gedeckten Sappe vorgehen. Am folgenden Tage begann der Mineurangriff und 20. Jan. wurde eine Bresche gelegt und in den folgenden Tagen erweitert. Am 24. Jan. wurde die Festung durch drei Kolonnen nach heftiger Beschießung aus allem Geschütz erstürmt und der fliehende Feind durch die Kavallerie $1\frac{1}{2}$ Meilen weit verfolgt. Der Sturm kostete den Russen 398 Mann; die Besatzung wurde größtenteils niedergemacht, doch waren 5000 Reiter unter Führung des Tolma-Serdar bereits 13. Jan. abgezogen. Die Tekke-Turkmenen unterwarfen sich nach dem Verluste von Geok-Tepe der russ. Herrschaft, ihr Gebiet wurde mit dem Sakaspigebiete vereinigt und dem Generalgouverneur von Kaukasien unterstellt. Die Russen legten an der einzigen einigermaßen brauchbaren Verbindungslinie Forts an und verlängerten die von der Michaelbai ausgehende Eisenbahn bis nach Askabad, welches stark besetzt wurde. Am 10. Juni 1881 wurde sodann mit den die Oase von Merw bewohnenden Turkmenen zu Petersburg ein Vertrag geschlossen, durch welchen das ganze Turkmenengebiet die russ. Oberhoheit anerkennt. Die russ. Regierung hat sodann die Grenze gegen Persien vertragsmäßig festgestellt und mit der persischen Maßregeln vereinbart, durch welche der Verkauf von Waffen und Munition an die räuberischen Bewohner der Steppe verhindert werden soll. Vgl. «Die Krisis im Westen und Osten C.s» (in «Unsere Zeit», 1881, I u. II).

Centralbewegung nennt man die Bewegung eines Körpers, welcher einen festen oder auch beweglichen Mittelpunkt umkreist. Die Bewegung der Erde um die Sonne, des Mondes um die Erde sind Beispiele zur C. Die Bewegung eines Steins, der, an dem einen Ende einer Schnur befestigt, durch die Hand im Kreise herumgeschwungen, des Kranzes eines Schwungrades, welches um seine Achse umgedreht wird, ist gleichfalls eine C. Wenn der kreisende Körper mit seinem Umdrehungsmittelpunkt nicht durch einen festen Körper verbunden ist, wie z. B. die Erde, welche frei im Raume schwebend die Sonne umkreist, so muß eine in allen Punkten der Bahn gegen den Bewegungsmittelpunkt gerichtete Kraft, die Centripetalkraft, vorhanden sein, welche den kreisenden Körper beständig gegen den Anziehungsmittelpunkt hintreibt. Ferner muß auf den central bewegten Körper beim Beginn seiner Bewegung ein seitlicher Stoß ausgeübt worden sein. Aus der Kombination der Wirkungen dieser beiden Kräfte ergibt sich die C. wie folgt: Es sei (s. beistehende Figur) a c eine kontinuierliche Kraft, die den in a befindlichen Körper nach dem Centralpunkte m hinziehe. Dabei sei



angenommen, daß der Körper ursprünglich einen nach a b gerichteten Stoß erhalten habe. Um die Betrachtung zu vereinfachen, kann man sich auch

vorstellen, die kontinuierliche Centripetalkraft wirke stoßweise und wiederhole nach unendlich kleinen und gleichen Zeitteilchen ihre Wirkung. Sucht nun im ersten Zeitteilchen die Centripetalkraft den Körper von a bis c und der seitwärts gerichtete Stoß von a bis b zu bringen, so wird der Körper die Diagonale a d des Kräftenparallelogramms a b c d beschreiben. Im zweiten Zeitteilchen würde der Körper, vermöge der Trägheit, den Weg d e gleich a d zurücklegen, wenn ihn nicht die anziehende Kraft gleichzeitig von d nach f zu bringen suchte; er durchläuft daher den Weg d g u. s. w. Die Bahn würde daher eine gebrochene Linie vorstellen, welche jedoch in Wirklichkeit krummlinig ist, weil die anziehende Kraft nicht stoßweise, sondern stetig wirkt. Wenn die Centripetalkraft in einem bestimmten Moment zu wirken aufhörte, so würde der bis dahin in krummer Linie sich bewegende Körper, nach dem Gesetze der Trägheit, in tangentialer Richtung, also in gerader Linie sich fortbewegen und sich mithin vom Anziehungsmittelpunkte entfernen. Diese in jedem Punkte der Bahn längs der Tangente vermöge der Trägheit auftretende Bewegungsgröße, sowie auch die ursprünglich seitlich wirkende Stoßkraft, heißt **Tangentialkraft**. Die Form der Centralbahn hängt von dem gegenseitigen Verhältnis der Centripetal- und Tangentialkraft ab. Die C. entsteht also dadurch, daß die tangentiale, nur durch die Trägheit bedingte Bewegung sich für jedes Zeitteilchen mit der Centripetalkraft kombiniert und so den Körper, der stets tangential fortzufliegen strebt, wieder in die krumme Bahn zurückführt. Wenn der kreisende Körper nicht frei beweglich ist, sondern mit dem Centralpunkte seiner Bahn in fester Verbindung ist, wie z. B. ein mittels Schnur geschwungener Stein, ein an Speichen rasch rotierender Radkranz u. dgl. m., so tritt die Kohäsion dieser festen Verbindung an die Stelle der Centripetalkraft. Der im Kreise herumgeschwungene Stein strebt stets in tangentialer Richtung aus seiner krummlinigen Bahn fortzufliegen und wird daran nur durch die Festigkeit der Schnur gehindert, welche ihn kontinuierlich in die Kreisbahn zurückzieht. Infolge dessen erleidet aber die Schnur eine Spannung, welche gleich ist der Centripetalkraft, welche auf den Stein wirken müßte, wenn er ohne die Schnur frei um den festen Mittelpunkt kreisen sollte.

Die Kraft nun, mit welcher der im Kreise geschwungene, den Mittelpunkt fliehende Stein die Schnur spannt, nennt man **Centrifugalkraft** (s. d.). Diese ist an Größe gleich der Centripetalkraft, an Richtung jedoch derselben direkt entgegengesetzt. Die Gesetze über die Größe der Centrifugalkraft lassen sich experimentell nachweisen; sie gelten auch für die Größe der Centripetalkraft. Die Gesetze der C. wurden (1682) von Newton vollständig abgeleitet und dazu verwertet, um die Gesetze der Planetenbewegung theoretisch aufzufinden und aus den Keplerschen Erfahrungsgesetzen die Gesetze der allgemeinen Schwere oder Gravitation (s. d.) zu deduzieren. Hierbei leisteten Galileis Gesetze über die Schwere, Trägheit und den Wurf (1602) vorzügliche Dienste, indem sich ja der Wurf (s. d.) von der C. wesentlich nur dadurch unterscheidet, daß bei jenem die Richtungen der Schwerkraft an jedem Punkte der Bahn zueinander parallel bleiben, während sie bei der C. miteinander Winkel bilden, d. h. mit andern Worten, beim Wurfe verschwindet die Bahnlänge gegen den Erdhalbmesser, während bei der C. die Bahnlänge beträchtlich gegen den Radiusvector oder Leitstrahl, d. i. gegen den Abstand des bewegten Körpers vom Anziehungs- oder Centralpunkte, ist. Beim Wurfe ist die anziehende Kraft die irdische Schwere, während bei der C. die allgemeine Schwere oder Gravitation als Centripetalkraft auftritt.

Central City, Name von verschiedenen Ortschaften in den Vereinigten Staaten von Amerika. Hervorzuheben ist Central City im County Gilpin im Staate Colorado, ein 62 km im NNW. von Denver, an 2500 m über dem Meeresspiegel in einer reichen Goldregion gelegenes Gebirgsstädtchen von 2626 E.

Centralfeuer nahmen schon mehrere Pythagoräer in der Mitte des Weltgebäudes an; doch erst neuere Physiker erfanden den Namen. In frühern Zeiten glaubte man im C. den Ursprung der Vulkane und ähnlicher Erscheinungen zu finden. Als man aber später sich überzeugte, daß ein im Innern der Erde eingeschlossenes Feuer zu den Unmöglichkeiten gehöre, verstand man darunter die Gluthitze im Innern der Erde, wendet aber jetzt diese Bezeichnung nicht mehr an. Daß die Erde enorme Hitzegrade in ihrem Innern birgt, dafür sprechen folgende Umstände: 1) Die Temperatur der Erdrinde nimmt, so weit man bisjetzt in sie eingedrungen ist, fortwährend mit der Tiefe zu, und zwar, wie dies durch Beobachtungen in Bohrlöchern, artesischen Brunnen und Schächten bewiesen wurde, um etwa 1° C. auf je 30—40 m Tiefe. 2) Diese Temperaturzunahme findet auch in unerreichbaren Tiefen statt, was durch die heißen Quellen und die vulkanischen Laven bezeugt wird, die einem Niveau des Erdinnern entstammen, welches die entsprechenden Temperaturen besitzt. In großer Tiefe (etwa 3500 m) würde ein Bohrloch das Niveau des kochenden Wassers, in noch bedeutenderer Tiefe dasjenige der Schmelzflüssigkeit erreichen. Da dies von allen Punkten der Erdoberfläche aus geschehen würde, so ist unser Planet eine von einer Erstarrungskruste von unbekannter Dicke umgebene glühende Kugel. Vgl. Bischof, «Wärmelehre des Innern unsers Erdkörpers» (Lpz. 1837); Pfaff, «Allgemeine Geologie als exakte Wissenschaft» (Lpz. 1873).

Centralgewalt, in föderirten Staaten die oberste, allen Staaten gemeinsame Staatsbehörde. «Deutsche C.» hieß die 1848 von der Nationalversammlung in Frankfurt a. M. geschaffene Regierungsgewalt, welche bis zur Vollendung der Reichsverfassung die Exekutive des deutschen Staates ausüben sollte, aber nur bis zum Mai 1849 bestand; an ihrer Spitze stand der «Reichsverweser» Erzherzog Johann (s. unter **Deutschland**).

Centralheizung (frz. chauffage central, engl. central heating), s. unter **Heizung**.

Centralindien, eine der großen Abteilungen oder Provinzen der Präsidentschaft Bengalen von Britisch-Indien, nimmt den zwischen 22° 45′ bis 27° 50′ nördl. Br. und 74° 22′ bis 82° 30′ östl. L. von Greenwich gelegenen Raum mit 193850 qkm ein, nördlich von der Lieutenant-Gouverneurschaft der Nordwestprovinzen, östlich von der Division Tschota-Nagpur der Lieutenant-Gouverneurschaft Nieder-Bengalen, südlich von dem Chef-Kommissariat (Chief Commissionership) der Centralprovinzen und westlich von den Agentschaften Dholpur, Haraoti und Meywar der polit. Agentschaft Radschputana begrenzt. C. hat die Gestalt eines Dreiecks, dessen Hypotenuse im S. die Flüsse Narbada und Schon, dessen östl. Kathete das

Gangesthal, dessen westliche der Fluß Tschambal und die Kette der Tschitor-Hügel darstellen. Beinahe parallel mit der Narbada, nördlich von ihr im geringen Abstande, verläuft das Windhjagebirge, nach dem Thale derselben zu schroff überhängend. Dasselbe bildet die steile Begrenzung von C. gegen S., welches sich von ihm teils als wirkliches, mehr oder weniger weit ausgebreitetes, wiewohl nicht sehr hohes Tafelland, teils aber als mehr wellenförmiges, sich bald hebendes, bald senkendes, hin und wieder von Hügelketten unterbrochenes Land gegen N. nach dem Ganges zu hinerstreckt. Dasselbe wird von den Flüssen Tschambal, Sindh, Betowa, Ken und Schon bewässert, welche, sämtlich in nördl. Richtung strömend, sich entweder in die Dschamuna oder den Ganges ergießen. C. ist einem englischen polit. Agenten unterstellt und in administrativer Hinsicht in neun Unteragentschaften, nämlich die Residentschaft (Residency) Indore, die Agentschaften Gwalior, Bhopal, Bundelkhand, Bhagalkhand, West-Malwa, Bhowapur, Maunpur und Guna geteilt, enthält aber, einen kleinen, direkt unter der engl. Regierung stehenden Distrikt ausgenommen, ausschließlich den nach Umfang und Einwohnerzahl äußerst verschiedenen Landbesitz einer beträchtlichen Anzahl sich zu der engl. Regierung in sehr voneinander abweichenden Verhältnissen von Machtstellung, Vasallenschaft, Lehns- und Tributpflichtigkeit befindenden eingeborenen Fürsten. Die größern oder kleinern Reiche, Staaten oder bloße Ländereien derselben sind aber meistens, wenn auch der Name derselbe ist, nicht ganz kongruent mit den genannten Unteragentschaften von C., sondern in kleinere oder größere Stücke zerteilt, in mehrern derselben gelegen.

Die mächtigsten und wichtigsten unter diesen eingeborenen Fürsten sind folgende: 1) der Maharadschah Sindia von Gwalior (s. d.); 2) der Maharadschah Holkar von Indore (s. d.); 3) der Staat von Dhur, mit 5416 qkm Areal, einer Bevölkerung von 125000 Seelen und 43700 Pfd. St. Jahreseinkünften; 4) die Chefs der Dewas, mit 6670 qkm Areal, einer Bevölkerung von 122000 S. und 42500 Pfd. St. Einkünften im Jahre. Diese vier Herrscherfamilien sind Maharatten (s. d.); 5) Bhopal (s. d.), der wichtigste mohammed. Staat in C.; 6) der Nawab von Jawra, nach Bhopal der mächtigste mohammed. Staat in C., mit 2258 qkm, 85500 Seelen und 65524 Pfd. St. Revenuen; 7) eine beträchtliche Anzahl kleiner Radschputen-Chefs, die von den Maharatten, als diese im 18. Jahrh. ihre große welthistor. Rolle in C. zu spielen begannen, unterworfen und sich zinsbar gemacht waren, deren Verhältnisse aber, nach Unterdrückung der Macht der Maharatten durch die engl. Regierung 1818, von dieser, sowohl mit Bezug auf sie selbst als auf die frühern maharattischen Oberherren dieser kleinen Häuptlinge, neu geordnet und festgestellt wurden. Von ihnen befinden sich in West-Malwa 21, sog. Thakurs, welche an den Sindia oder an den Sindia und den Holkar zugleich, und 5, die auch an die Chefs der Dewas Tribut zahlen. Der wichtigste von ihnen ist der Thakur von Rutlam, dessen Areal 1300 qkm mit einer Bevölkerung von 94839 Seelen und einer Jahreseinnahme von 36406 Pfd. St. beträgt; 8) 14 Häuptlinge in Bhowapur oder der Agentschaft der Bhils, von denen 4 keinen Tribut zahlen, die übrigen aber an Sindia oder an den Chef von Dhur, oder an beide; 8 Häuptlinge zahlen an Gwalior, 9 gehören unter Manupur, 14 an Indore und 24 unter Bhopal und entrichten Tribut an den Holkar, an den Sindia, Dhur, Dewas oder Bhopal. Einige wenige stehen unmittelbar unter der engl. Regierung.

Alles in allem befinden sich 90 dieser kleinen, an Gwalior, Indore, Bhopal u. s. w. tributären Fürsten oder Häuptlinge in dem westl. Teile von C. In der östlichen, von den Agentschaften Bundelkhand und Bhagalkhand gebildeten Teile von C. sind von einer Anzahl von Vasallenstaaten der engl. Regierung die größten und mächtigsten, in Bundelkhand der Staat Orcha oder Tehri mit einem Areal von 5594 qkm, einer Bevölkerung von 154000 Seelen und einer Revenue von 60000 Pfd. St. Noch bedeutender als dieser Staat ist der des Maharadschah von Rewah in Bhagalkhand mit einem Areal von 33660 qkm, einer Bevölkerung von 1280000 Seelen und 260000 Pfd. St. Einkünften. Außer diesen beiden Vasallenstaaten sind noch zu erwähnen der des Radschah von Datteo mit 2124 qkm Areal und der des Radschah von Sumptur mit 450 qkm Areal und einer Bevölkerung von 10000 Seelen, sowie der des Maharadschah von Punar. Außer diesen liegen in der Agentschaft Bundelkhand noch 32 kleine, Tribut an England zahlende Vasallenstaaten mit einem Gesamtareal von 16500 qkm und einer Bevölkerung, die bei den einzelnen dieser kleinen Staaten von 2500—120000 Seelen abweicht. Acht dieser Häuptlinge stammen von Chattural, dem Gründer der Bandala-Herrschaft ab, und nur einer, der Nawab von Baoni, mit einem Areal von 330 qkm und 19000 Unterthanen, ist ein Mohammedaner. Die Gesamtbevölkerung von C. beläuft sich auf $6\frac{1}{2}$ Mill. Seelen. Mit Bezug auf die Erzeugnisse aus dem Pflanzenreiche stimmt C. im allgemeinen mit den Centralprovinzen überein. Die Fauna ist die spezifisch indische. Der Boden ist im allgemeinen fruchtbar, seine Kultur läßt aber in den meisten Gegenden noch viel zu wünschen und sein Ertrag ist noch lange nicht der, der er sein könnte. Besonders zu erwähnen ist die Anpflanzung des Mohn zum Zwecke der Gewinnung von Opium in mehrern Distrikten, wie namentlich in West-Malwa. Auch der Handelsverkehr ist verhältnismäßig noch unbedeutend. Von Eisenbahnen erstrecken sich die zwischen Agra und Bombay verlaufenden durch den westl. Teil und die zwischen Allahabad und Bombay durch den östlichsten Teil, die Agentschaft Bundelkhand. C. ist vor andern Provinzen der Sitz altind. Kultur gewesen. An dem Fürstenhofe zu Oujein lebte der Dichter der Sakuntalâ, Kalidasa, noch einige Jahrhunderte später errichtete der Astronom Jey-Sing sein Observatorium daselbst. Diese Kultur ist aber längst untergegangen und C. während der letzten Jahrhunderte der Schauplatz von Krieg und Verwüstung nach allen Richtungen gewesen. Hauptsächlich geschah dieses im 18. Jahrh. durch das Entstehen des Reichs der Maharatten und seine zunehmende Macht. Hierzu kamen noch die Raub- und Mordzüge der Pindarris. Der Krieg der Engländer gegen die letztern 1817 war ein Krieg der Ordnung gegen Unordnung und Anarchie. Unter diesen Verhältnissen wurde zu Ende des genannten Jahres Sir John Malcolm polit. Agent in C. Als dieser ausgezeichnete Staatsmann sein Amt antrat, war nicht ein einziger Distrikt dieser Provinz, in dem nicht Gesetz-

Artikel, die man unter C vermißt, sind unter K aufzusuchen.

losigkeit, Unsicherheit der Person und des Eigentums, Unruhe und Verwirrung herrschten. Im J. 1821 war nirgends mehr in C. ein Feind der öffentlichen Ruhe und Sicherheit anzutreffen.

Centralisation (lat.) heißt in polit. Hinsicht dasjenige System der Staatsverwaltung, bei welchem die einzelnen staatlichen Funktionen von einem Centralpunkte abhängen, von dort aus geleitet und bestimmt werden. Den Gegensatz bildet die Decentralisation, welche für die einzelnen Teile des Staatsganzen eine möglichst große Selbständigkeit in Anspruch nimmt. Jede staatliche Funktion kann in größerm oder geringerm Grade decentralisiert oder centralisiert sein: die Gesetzgebung, je nachdem innerhalb des Staates Verbände mit Autonomie bestehen oder nicht; die Rechtspflege, je nachdem besondere Gerichtshöfe für gewisse Klassen von Rechtsstreitigkeiten errichtet werden oder nicht, oder je nachdem die untern oder die mittlern Gerichte die letzte Instanz bilden oder der Rechtszug an ein höheres Gericht zulässig ist; die Verwaltung, je nachdem die Geschäfte an verschiedene Behörden verteilt und je nachdem sie von den Lokal- oder Bezirksbehörden definitiv erledigt werden. Regelmäßig bezieht man aber die Ausdrücke C. oder Decentralisation auf die Verwaltung, und zwar nicht auf sämtliche Zweige derselben, sondern auf die sog. innere Verwaltung.

Die C. tritt in Deutschland zuerst im Gegensatze zur feudalen Zersplitterung und ihren Nachwirkungen resp. Überresten zu Tage. Zu diesen gehört das sog. Provinzialsystem für die Landesverwaltung, nach welchem nicht nur jeder Teil des Gesamtgebietes sein eigenes öffentliches Recht und, wenn überhaupt, seine eigenen Landstände, sondern auch seine eigene am Sitze des Landesherrn centralisierte Verwaltung hatte und die Einheit des Ganzen nur in wenigen Fällen zur rechtlichen Geltung kam. Unter solchen Umständen konnte jener Partikularismus, der, auf die althergebrachte Selbständigkeit pochend, der organischen Verbindung zu und mit einem größern Ganzen widerstrebte, um so weniger ausbleiben, je häufiger und willkürlicher die Veränderungen in den Territorialbeständen waren, je weniger Einsicht und Bedürfnis größere staatliche Einheiten zu verlangen schienen und je gewaltthätiger oder ungeschickter die Centralisationstendenzen durchgeführt wurden. Es zeigt sich hier vollständig die Relativität des Begriffs der C. resp. Decentralisation sowohl nach sachlichem Inhalt als nach räumlicher Ausdehnung. Denn nach dem Provinzialsystem war die Verwaltung jedes einzelnen Landesteils für sich mehr centralisiert, als dies nach dem modernen Centralisationssystem mit dem sog. Realsystem der ganzen Staatsverwaltung möglich ist, während dem Lande, als einem staatlichen Ganzen gegenüber, das Provinzialsystem, trotz verschiedener im Interesse der Einheit allmählich durchgeführter Modifikationen, einen für die Dauer nicht haltbaren Grad der Decentralisation bezeichnet. Sowie nun infolge dessen die Einheit des Landes und seiner Verwaltung nach dem Realsystem, d. h. nach Centralisierung verschiedener Verwaltungsressorts, angestrebt und nach und nach durchgeführt wurde, so schien die Besorgnis vor den Feinden und Gegnern dieser Einheit die Vernichtung aller Selbständigkeit der Teile, von den Provinzen an, durch alle Arten von Lokalgemeinden hindurch, und bis zur individuellen Freiheit herab, wenigstens der Staatsverwaltung und ihren Organen gegenüber, zu fordern. Daraus ging der centralisierte Polizeistaat, die polizeiliche Kontrolle und Leitung des gesamten Lebens und, als der prägnanteste Ausdruck dieser Richtung, der absolute Fürstenstaat mit dem Prinzip «der Staat bin ich» samt seiner herrschenden Bureaukratie hervor. Bei der Stärke dieser Richtung, welche sich zu ihrer Rechtfertigung an die antike, namentlich röm. Staats- und Fürstenidee, sowie an die Autorität der Bibel und Kirche anlehnte, mußten die centralisationswidrigen Schöpfungen des Mittelalters entweder vollständig eingehen oder doch zur gänzlichen Ohnmacht abgeschwächt werden.

Die Beseitigung der feudalen Privilegien, die Aufhebung der Autonomie und Selbstverwaltung der Gemeinden und Korporationen, die Unterwerfung der grundherrlichen und ständischen Gewalten hielt gleichen Schritt mit der Ausbildung des modernen Staates. Je früher und energischer dieser staatliche Umwandlungsprozeß sich vollzog, desto straffer wurde die Staatsthätigkeit centralisiert; in Frankreich daher viel früher und in viel größerm Umfange als in Deutschland. Die Französische Revolution namentlich that sich durch rücksichtslose Beseitigung der noch vorhandenen Reste provinzialer und kommunaler Selbständigkeit und gutsherrlicher Verwaltungsbefugnisse hervor, und erst nach der völligen Durchführung des konstitutionellen Systems begann man in Frankreich ein Verständnis dafür zu gewinnen, daß eine zu weit getriebene Centralisation der Verwaltung Gefahren und Übelstände im Gefolge habe. Besonders aber war es das J. 1866, welches mit dem «Projet» oder «Manifeste de Nancy» auch eine große litterarische Bewegung in Frankreich hervorrief, an welcher sich eine Menge der bekanntesten Publizisten des Landes durch Schriften über C. oder Decentralisation beteiligten. Wenn man aber in Deutschland zunächst dem franz. Vorgange gefolgt war, so wurde doch hier die C. nicht annähernd so streng durchgeführt wie in Frankreich. Die Schwäche des Reichs und die Vielzahl der deutschen Territorien hatte in dieser Beziehung, neben manchen Nachteilen, auch ihre guten Seiten. An Stelle der in Deutschland nie ganz überhörten Proteste gegen die Übergriffe der C. trat allmählich eine Klärung der Meinungen, wonach man es zwar aufgab, auf früher überwundene Standpunkte zurückzukommen, aber doch auch, selbst von seiten der Fürsten und ihrer Regierungen, die Notwendigkeit einsah, statt des bisherigen Systems ein anderes einzuführen. Es galt demnach besonders: 1) die Absolutheit des fürstl. Willens in staatlichen Dingen, wenigstens in den wichtigsten, und die Unverantwortlichkeit der Beamten; 2) die unbegrenzte Kompetenz der Staatsverwaltung; 3) die ausschließliche Behandlung aller öffentlichen Angelegenheiten durch in jeder Beziehung abhängige Berufsbeamte; 4) die Schutzlosigkeit aller individuellen Freiheitsrechte und die Aufhebung aller korporativen, besonders gemeindlichen Selbständigkeit in einer die Kraft und Einheit des staatlichen Gesamtwesens nicht gefährdenden Weise zu beseitigen oder, wie man wohl auch sagte, mit Erhaltung der politischen C. administrativ zu decentralisieren.

Die namentlich seit dem Sturze Napoleons I. und der Gründung des Deutschen Bundes nicht ohne Einfluß franz. und engl. Muster eingeführten Repräsentativverfassungen mit verantwortlichen Ressortministern, die genaue Bestimmung der Grenzen der Staatsgewalt, insbesondere der administrativen,

gegenüber den polit. und bürgerlichen Freiheitsrechten, die Aufnahme des Laienelements in die berufsmäßigen Ämter der Staatsverwaltung und die Verpflichtung der letztern, überhaupt, soweit es die Einheit der Verwaltung gestattet, den berechtigten besondern Bedürfnissen innerhalb der allgemeinen Normen Rechnung zu tragen, die Schonung geschichtlich begründeter und noch lebensfähiger, nicht staatsgefährlicher Partikularitäten, die Überlassung der Autonomie an die Gemeinden in ihren rein lokalen Angelegenheiten, der Ausbau der ganzen Verwaltung des Staats auf den natürlichen Gliederungen des Territoriums und die Abwälzung einer größern Anzahl wichtiger Gegenstände zur Selbstverwaltung auf jene Gliederungen (vgl. die neuen Gemeinde-Armen-Schulgesetze, die preuß. Kreis- und Provinzialordnung u. s. w.), endlich die Überweisung der sog. administrativ-kontentiösen Sachen an besondere Verwaltungsgerichtshöfe: das waren die hauptsächlichsten Mittel, die nach und nach, bald in vollkommener, bald in minder vollkommener Form, die Übel eines unnatürlichen Centralisationssystems zu heben bestimmt erscheinen, ohne daß sie die Aufgabe haben können, eine die Einheit und Kraft des Staates beeinträchtigende Decentralisation zur Geltung kommen zu lassen. Die Hauptschwierigkeit liegt darin, diejenigen Angelegenheiten, welche eine selbständige und darum auch verschiedenartige Behandlung und Erledigung seitens lokaler Behörden vertragen, ohne daß dadurch die Einheit und Kraft des Staates gefährdet und allgemeine Interessen verletzt werden, herauszuheben und sie in geeigneter Weise zu amtlichen Geschäftskreisen zu verbinden. Hierbei ist übrigens vor der sehr gewöhnlichen Verwechselung der Begriffe Decentralisation und Selbstverwaltung zu warnen; die Durchführung der Selbstverwaltung pflegt zwar mit einer weitreichenden Decentralisation verbunden zu sein, die letztere läßt sich aber auch mittels staatlicher, mit Berufsbeamten besetzter Behörden erreichen. (S. auch Centralverwaltung und Gemeinde.)

Vgl. Gneist, «Verwaltung, Justiz und Selbstverwaltung u. s. w.» (Berl. 1869); derselbe, «Der Rechtsstaat» (Berl. 1872; 2. Aufl. 1879).

Centralismus (lat.), das System der Centralisation; Centralist, Anhänger des C.

Centralorgan heißt in der Physiologie jedes Organ des tierischen und menschlichen Körpers, welches die Funktionen anderer Organe reguliert und die letztern zu bestimmten wichtigen Lebensverrichtungen veranlaßt; in diesem Sinne gelten das Herz als C. für das Gefäßsystem, Gehirn und Rückenmark als C. für das Nervensystem.

Central Provinces, eine der Hauptabteilungen der Präsidentschaft Bengalen (s. d.) des Indo-Britischen Reichs. Dieselben, fast in der Mitte der vorderind. Halbinsel zwischen 17° 34′ und 24° 8′ nördl. Br. sowie 84° 30′ und 76° 40′ östl. L. (von Greenwich) gelegen, werden nordwestlich von der polit. Agentschaft Centralindien, nordöstlich von der Lieutenant-Gouverneurschaft der Untern Provinzen, östlich und südöstlich von der Präsidentschaft Madras, südlich und südwestlich von Haidarabad und westlich von Berar begrenzt. Sie enthalten ein Gesamtareal von 292769 qkm, von denen 218092 den Engländern unmittelbar unterworfen sind, 74677 aber einer Anzahl kleinerer Vasallenstaaten angehören. Bei diesem so beträchtlichen Flächeninhalte der C. ist ihre Bodenbeschaffenheit nicht allenthalben dieselbe. Den größten Teil des Areals nimmt wellenförmiges, sich mehr oder weniger hoch erhebendes, nicht selten plateauförmiges Hügelland ein. Aus wirklichem Gebirgslande bestehen die C. sowohl in ihrem nördlichsten, sich weit in die Provinz Centralindien einschiebenden Teile durch die sich daselbst ausbreitende östl. Fortsetzung der Windhjakette, die sog. Keimor Hills, als auch in ihren südlichsten und westlichsten Teilen, wo sich die westl. Stufen der östl. Ghats in sie hineinerstrecken. Auch werden die C. durch die halbbogenförmig von W. nach O. streichende Kette des Satpuragebirges in eine kleinere nördliche und ungleich größere südl. Hälfte geteilt. Das Satpuragebirge bildet mit der östl. Hälfte der Windhjakette ein breites, von dem, die Grenze zwischen den C. und Centralindien bildenden mittlern Teile der Narbada durchströmtes Thal. Die größte zusammenhängende Ausbreitung von Flachland in den C. ist die Ebene von Chatisgarh in ihrer östl. Hälfte. Diese Ebene wird nördlich von dem mittlern und obern Laufe des Mahanadi, dem Hauptstrome der C., umfaßt. Außerdem werden dieselben im Süden von dem Sibri, dem Indrawatti und der Waïn-Ganga, linken Nebenflüssen des Godawari, bewässert, während der untere Lauf des letztern einen Teil der Grenze zwischen den C. und Haidarabad, sein östlicher Arm, die Wardha, die Grenze zwischen den C. und Berar bildet. Die Narbada gehört nur mit ihrem obern Stromgebiete den C. an. Der in Kulturzustand befindliche Boden verhält sich zu dem Gesamtareal wie 1:3,76, der noch kulturfähige wie 1:3,411, der nicht kulturfähige wie 1:2,140. Diesen letztern Teil nehmen hauptsächlich undurchdringliche Wälder und von Tigern bevölkerte Dschungels ein. Die fruchtbarsten, am besten bebauten und zugleich am dichtesten bevölkerten Gegenden sind die südlich vom Satpuragebirge sowie die nördlich von dem Grenzflusse Wardha gelegenen, überhaupt die Flußgebiete, sowie auch die Ebene von Chatisgarh. Bodenerzeugnisse sind Baumwolle, Reis, Mais, Weizen, Zuckerrohr, Ölsamen, Farbestoffe, namentlich Saflor, Opium, verschiedene Baumharze, sowie Bau- und Nutzholz. Zahllose Bienenschwärme liefern Wachs in beträchtlicher Menge. In den nördl. Abhängen des Satpuragebirges finden sich Eisenerze und Steinkohlen. Das Klima ist heiß und im allgemeinen wenig gesund. Nur die höher gelegenen Gegenden machen hiervon Ausnahme.

Die Bevölkerung der C. belief sich beim Census von 1872 auf 10240539 Seelen, von denen 9066038 auf den unmittelbar unter der engl. Regierung stehenden Teil, 1174201 aber auf die zu den C. gehörenden Vasallenstaaten kamen. Im J. 1881 belief sich die Gesamtbevölkerung auf 11505149 E., wovon 5801794 männlichen, 5703355 weiblichen Geschlechts waren. Sie besteht hauptsächlich aus Gonds, welche vor der Stiftung des Reichs von Delhi in diesen Gegenden unter einheimischen Fürsten vier Staaten bildeten, sich später aber mit Radschputen vermischten; einzelnen Maharattenstämmen, wie die Kumbi; Hindus, wie die Kurmi, Katschi, Pomwar und Bagri, sowie auch aus Hindostan. Stämmen aus dem Dekkan. Die Zahl der Mohammedaner, Parsi, Perser und anderer Fremdlinge unter ihnen ist nur sehr gering. Herrschende Sprachen sind das Hindi im N. und O., im S. das Telagu, im W. das Maharattische, in den

abgelegenen Gegenden die Sprache der Gonds. Allgemeine Umgangssprache und jedem verständlich ist das Hindostani. Hauptbeschäftigungen der Bevölkerung sind Ackerbau und Rindviehzucht. Sie treibt verhältnismäßig wenig Handel und steht, was industrielle und technische Thätigkeit betrifft, auf einer sehr niedrigen Stufe. Die C. wurden erst bei Regierungsbeschluß vom 2. Nov. 1861 gebildet und bei Beschluß vom 30. April 1872 erweitert. Sie bestehen aus den Unterabteilungen, engl. Divisions, Chatisgarh mit drei, Dschabalpur, Nagpur und Narbada mit je fünf Distrikten und dem selbständigen Distrikt Ober-Godawari. Verwaltungschef der Provinz ist der zu Nagpur residierende Oberkommissar, engl. Chief Commissioner, während an der Spitze jeder Division Kommissare, engl. Commissioners, stehen und an der von Ober-Godawari ein deputierter Kommissar, engl. Deputy Commissioner, gestellt ist. Die zu den C. gehörenden 15 Vasallenstaaten sind: Kawarda, Sakti, Kanker, Khairagarh, Khondka, Nandgaon, Bamra, Karond oder Kalahandi, Patna, Raigarh-Bargarh, Nairakhol, Saranghar, Sonpur, sämtlich zu der Division Chatisgarh, sowie Makrai zu der Division Narbada gehörend, und Bastar. Hauptorte sind Nagpur, Sitz der höchsten Verwaltungsbehörden, mit 84 441, Dschabalpur (Jubbelpoore) mit 55 188 und Sangor mit 45 655 E. Den inländischen Verkehr, sowie den mit den benachbarten Provinzen und der Seeküste vermitteln teils Landwege in der Länge von 3345 km, teils die genannten, innerhalb der C. in der Gesamtlänge von 1693 km schiffbaren Flüsse, teils aber auch mit 378 km die Great-India-Peninsula-Eisenbahn, sich mit ihrem Hauptzweige von Bombay durch das Narbadathal nach Nordosten, mit einem Nebenzweige aber direkt nach Nagpur erstreckend. Die Ausfuhr der genannten rohen Bodenerzeugnisse geschieht aus dem westl. Teile der C. hauptsächlich nach Bombay, aus dem östl. Teile aber auf dem Mahanadi und Godawari nach den an den Mündungen derselben gelegenen Hafenorten.

Centralsonne nennt man denjenigen Fixstern, um welchen, nach der Annahme einiger Astronomen, die übrigen Fixsterne eines und desselben Fixsternsystems sich bewegen, ungefähr wie die Planeten um die Sonne. Schon in frühern Zeiten wurde die Vermutung aufgestellt, daß es für dasjenige Fixsternsystem, dem unsere Sonne angehört, einen gemeinschaftlichen Schwer- oder Centralpunkt gebe, der vielleicht im Sirius oder im Nebelfleck des Orion zu suchen sei. Hierbei waren aber noch zwei Fälle möglich: der Schwerpunkt könnte entweder leer oder mit Masse ausgefüllt sein. Eine genauere Untersuchung dieser schwierigen Frage hat zuerst J. H. Mädler (s. d.) vorgenommen. Auf Grund seiner mehrjährigen Berechnungen, die er in einem großen Werke: «Untersuchungen über Fixsternsysteme» (2 Bde., Mitau 1847—48) niedergelegt hat, verwirft er die Annahme eines zugleich an Masse überwiegenden und den allgemeinen Schwerpunkt ausfüllenden Centralkörpers und sucht den Schwerpunkt unsers Fixsternsystems in oder nahe bei dem Centrum der Plejadengruppe im Sternbild des Stiers. Diese bezeichnet er mithin als die Centralgruppe des gesamten Fixsternsystems bis in seine äußersten, durch die Milchstraße bezeichneten Grenzen hin, und Alcyone als denjenigen einzelnen Stern dieser Gruppe, der unter allen übrigen die meiste Wahrscheinlichkeit für sich habe, die wahre C. zu sein. Nimmt man mit Mädler die Parallaxe der Alcyone zu $^{65}/_{10000}$ einer Sekunde an, so würde ihre Entfernung von uns 31½ Mill. Halbmesser der Erdbahn betragen, sodaß das Licht etwa 500 Jahre brauchen würde, um von der Alcyone zur Erde zu gelangen. Die Umlaufszeit unsers Sonnensystems um den Centralpunkt berechnet Mädler auf etwa 20 Mill. Jahre. Mädler geht in seinen Schlüssen, durch welche er zu jenem Resultat gelangt, von den sog. eigenen Bewegungen der Fixsterne aus und glaubt nachgewiesen zu haben, daß diese mit zunehmender Entfernung von der Alcyone immer häufiger und schneller werden. Mehrere der angesehensten Astronomen haben indessen erhebliche Zweifel an der Richtigkeit von Mädlers Schlußfolgerungen geäußert, sodaß das Vorhandensein einer C. keineswegs als ausgemachte Thatsache gelten kann. Da diese Zweifel sich fast sämtlich darauf bezogen, daß die beigebrachten Thatsachen noch nicht zahlreich und allgemein genug seien, so hat Mädler 1857 (im 14. Bde. der dorpater «Beobachtungen») die Untersuchungen auf sämtliche Sterne des Bradley'schen Katalogs ausgedehnt, vermochte aber auch durch diese umfassende und in anderer Hinsicht so wertvolle Arbeit nicht die Zweifel der Astronomen an der Richtigkeit seiner Hypothese zu heben.

Centralstellung, in militärischer Beziehung, ist diejenige Stellung, welche bei vorherrschender Ungewißheit über die Angriffsrichtung des Feindes mit konzentrierter Macht auf einem Punkte (Centralpunkte) genommen wird, von dem aus man im Stande ist, sich nach allen Richtungen, in welchen der Feind zum Angriff vorschreiten kann, zu entwickeln. In der Regel wird man diesen Punkt nahe der Mitte des zu verteidigenden Terrainabschnitts und zugleich nahe an den Straßen, auf welchen der Feind aller Wahrscheinlichkeit nach mit seinem Hauptkorps vorrücken wird, zu suchen haben. Die erste Bedingung einer C. ist Freiheit der Bewegung nach allen bedrohten Punkten hin, und deshalb pflegt man vorzugsweise Straßenknoten zu wählen. Da die C. eine bloße konzentrierte Bereitschaftsstellung ist, aus welcher man dem Feinde entgegengehen will, so ist bei der Wahl derselben auf das Terrain nicht diejenige Rücksicht nötig, welche die Wahl einer Gefechtsstellung erheischt. Solche Stellungen sind besonders dann von Wichtigkeit, wenn ein langausgedehntes Hindernis, z. B. ein Flußlauf, verteidigt werden soll. Auch in der strategischen Defensive haben sie eine Bedeutung.

Centralverwaltung bildet den Gegensatz zur Lokalverwaltung. Die Führung der staatlichen Geschäfte muß lokalisiert, d. h. Ämtern mit räumlich begrenztem Wirkungskreise übertragen werden. Es ergibt sich dies teils aus der Natur dieser Geschäfte mit Notwendigkeit, teils ist es durch Rücksichten der Zweckmäßigkeit geboten. Diese Geschäftsverteilung und Lokalisierung der Verwaltung, die man wohl auch mit dem vieldeutigen Ausdruck Decentralisation bezeichnet, darf aber nicht die Einheit und Gleichmäßigkeit der Verwaltung stören oder aufheben, sondern es muß für Einrichtungen Sorge getragen werden, um in der Vielheit der Verwaltungsämter die Einheit der Grundsätze und des Verfahrens zu sichern. Dies geschieht zunächst durch Schaffung einer Centralbehörde, welche als oberste Instanz die Mittel- und Unterbehörden mit Anweisungen versieht und über Beschwerden gegen die

Artikel, die man unter C vermißt, sind unter K aufzusuchen.

JAPAN.



Zu den Artikeln: China, Korea und Japan

ihr untergebenen Behörden entscheidet. Sodann besteht unter den Geschäften eines und desselben Verwaltungszweigs insofern ein wichtiger Unterschied, als nicht alle Angelegenheiten die Verteilung an Lokalbehörden erfordern, sondern viele Geschäfte zweckmäßiger an einer einheitlichen Stelle vorgenommen werden. So kann z. B. bei der Post- und Telegraphenverwaltung zwar der Expeditionsdienst und der gesamte Verkehr mit dem Publikum seiner Natur nach gar nicht anders als von den lokalen Ämtern versehen werden, dagegen die Erörterung technischer Fragen, die Veranstaltung wissenschaftlicher Experimente, allgemeine statist. Feststellungen, die Regelung internationaler Beziehungen und viele andere Geschäfte werden von einer Behörde für den ganzen Bereich der Verwaltung vorzunehmen sein. In ähnlicher Weise gibt es bei der Eisenbahnverwaltung eine Masse von Geschäften, die nur in lokaler Verteilung vorgenommen werden können, und andere, wie z. B. die Feststellung der Tarife, Fahrpläne, Betriebseinrichtungen u. dgl., die von einer Centralstelle aus erledigt werden müssen. Dasselbe gilt von den meisten andern Verwaltungen. Hiernach besteht neben der Unterordnung der Lokalbehörden unter eine Centralbehörde als oberste Instanz eine Einteilung der amtlichen Geschäfte eines Ressorts in Angelegenheiten der C. und in solche der örtlichen Verwaltung. Äußerlich ist es gewöhnlich eine und dieselbe Behörde, welche beide Funktionen der C. zugleich zu erfüllen hat, der Sache nach sind aber regelmäßig verschiedene Abteilungen derselben oder wenigstens verschiedene Dezernenten für die Erledigung dieser an sich so verschiedenartigen Geschäfte bestimmt. Endlich bedarf es auch unter den Ressorts selbst einer Ausgleichung und Regulierung, damit nicht die Interessen eines Verwaltungszweigs auf Kosten anderer, ebenfalls berechtigter Interessen des Staates einseitig gefördert werden, und um Verschiedenheiten der Rechtsauffassung oder andere Kollisionen unter den Ressortchefs auszugleichen. In diesem Sinne kann man die C. des Staates der Ressortverwaltung gegenüberstellen; es handelt sich hierbei aber nicht um eine wirkliche Führung von Verwaltungsgeschäften, sondern immer nur um die Aufstellung oberster Verwaltungsgrundsätze. Das Organ hierfür ist entweder das «Staatsministerium», d. h. die zu einem Kollegium vereinigte Gesamtheit der Ressortchefs, oder ein den letztern übergeordneter «leitender» oder «Premier»-Minister, Staats- oder Reichskanzler u. dgl.

Centralzündung heißt diejenige Entzündungsweise der Pulverladung einer Feuerwaffe, bei welcher der Feuerstrahl in der Richtung der Seelenachse (daher auch axiale Zündung) in die Ladung eintritt. Speziell spricht man von solcher bei Patronen für Gewehre, wenn sich das Zündhütchen in der Mitte des Patronenbodens befindet, im Gegensatz zur Randzündung.

Centranthus *DC.*, d. h. Spornblume, Pflanzengattung aus der Familie der Valerianaceen. Man kennt nur wenige Arten, die sämtlich der Mediterranflora angehören. Es sind perennierende Kräuter oder Halbsträucher mit roten oder weißen Blüten, deren röhrenförmige fünfzackige Blumenkrone am Grunde in einen kurzen Sporn ausläuft; sie besitzen ein Staubgefäß und einen zwei- bis dreispaltigen Griffel. Die Blüten der Spornblumen sind in oft rispig gruppierte, zusammengesetzte, schirmförmige Trugdolden gestellt. Es gehören zu dieser Gattung zwei schöne, häufig als Sommergewächse im freien Lande gebaute Zierpflanzen: der längst bekannte, in ganz Südeuropa heimische C. ruber *DC.*, mit glänzend dunkelroten Blüten, und der erst 1837 in Spanien entdeckte C. macrosiphon *Boiss.*, mit dicken, hohlen Stengeln und rosenroten oder weißen Blüten.

Centre (frz.), Mittelpunkt, Centrum.

Centreville, ein Ortsname, der sich fast in allen Staaten der nordamerik. Union wiederfindet. Im amerik. Bürgerkriege ist der in Fairfax-County im Staate Virginien 43 km westlich von Washington gelegene Weiler C. durch die beiden an den Ufern des Flüßchens Bull-Run (s. d.) am 21. Juli 1861 und 29. und 30. Aug. 1862 geschlagenen, für den Norden unglücklichen Schlachten bekannt geworden. Der etwa 6 km von den Schlachtfeldern entfernte Ort diente als Stützpunkt der Bundesarmeen, auch wurde auf der über C. führenden Straße der Rückzug der geschlagenen Heere bewerkstelligt.

Centrieren (frz. centrer, engl. centering), den Mittelpunkt oder die Mittellinie eines Körpers bestimmen, wie dies bei der Herstellung von Maschinenteilen, beim Einsetzen von Zapfen, beim Bohren und Abdrehen des Arbeitsstücks erforderlich ist, s. unter Drehbank.

Centrifugal (lat.), den Mittelpunkt fliehend, vom Mittelpunkt abstrebend, im Gegensatz zu centripetal, den Mittelpunkt suchend, zum Mittelpunkt hinstrebend.

Centrifugalkraft (Schwungkraft, Fliehkraft) heißt bei der Centralbewegung (s. d.) die Gegenwirkung der Centripetalkraft; sie ist der letztern an Größe gleich, an Richtung aber entgegengesetzt. Die C. ist proportional der Masse des umkreisenden Körpers, ferner proportional dem Radius der beschriebenen Kreisbahn und umgekehrt proportional dem Quadrate der Umlaufszeit, d. h. wenn bei gleicher Umlaufszeit die Menge der Materie oder der Halbmesser der Bahn 2mal, 3mal, 4mal so groß ist, so ist auch die Schwungkraft 2mal, 3mal, 4mal so groß. Bei derselben Masse und gleichem Halbmesser der Bahn wächst dagegen die Schwungkraft im umgekehrten Verhältnis des Quadrats der Umlaufszeit, sie wird also 4mal, 9mal, 16mal größer, wenn die Umlaufszeit 2, 3, 4 ... mal kleiner wird.



Fig. 1.

Mit wachsender Geschwindigkeit des kreisenden Körpers nimmt also die Schwungkraft in weit rascherm Verhältnis zu.

Um die Gesetze der C. zu erläutern, benutzt man einen Apparat, der Centrifugalmaschine oder Schwungmaschine (s. vorstehende Fig. 1) heißt. Durch Umdrehung des größern Rades c wird die

Achse a in schnelle Rotation versetzt. An der Achse a befestigt man verschiedene Vorrichtungen, mittels welcher die obigen Gesetze der Fliehkraft nachgewiesen werden. Die Besprechung einiger derartiger Ansätze mag hier Platz finden. Um zu zeigen, wie die Schwerkraft von der Fliehkraft überwunden wird und wie die dichtern oder massigern Körper sich am weitesten von der Centralachse entfernen, dient ein eigentümlich ausgebauchtes Glasgefäß (Fig. 2), das etwas rotgefärbtes Wasser und Quecksilber enthält. Bei rascher Rotation dieses Gefäßes an der Achse a (Fig. 1) steigen beide Flüssigkeiten an den Wänden jenes Glasgefäßes aufwärts und bilden am Bauche desselben Ringe, wobei das Quecksilber, als die dichtere Flüssigkeit, am weitesten von



Fig. 2.

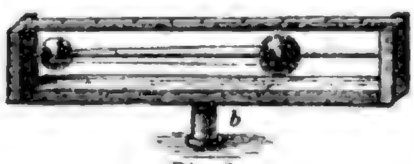


Fig. 3.

der Umdrehungsachse a abliegt. Wenn man an dem zweiten Ansatze (Fig. 3) die ungleich großen, mittels Schnüre verbundenen Holz-, Elfenbein- oder Metallkugeln so stellt, daß sich ihr Abstand von der Umdrehungsachse umgekehrt verhält wie ihre Massen, so halten sie sich bei ihrer schnellen Umdrehung das Gleichgewicht. Ist jedoch das Produkt aus Masse und Abstand der einen Kugel größer als jenes der andern, so fahren beide Kugeln längs des sie tragenden horizontalen Drahtes nach jener Seite hin, wo das größere Produkt statthatte. Hat man (Fig. 4) einen Achsenansatz mittels der Schwungmaschine in schnelle Rotation gebracht, wo infolge der sich entwickelnden Fliehkraft eine Messingkugel d nach außen hin sich zu entfernen sucht, so wird durch den Winkelhebel d b c ein Gewicht c gehoben. Wenn man dann die Umdrehungsgeschwindigkeit 2, 3 ... mal steigert, so läßt sich in dieser Weise ein 4, 9 ... mal größeres Gewicht heben. Endlich kann man noch zeigen, daß (Fig. 5) ein schnell rotierendes, aus federnden Metallstreifen bestehendes Kugelgerippe sich um so stärker an den Polen abplattet, je weiter sich vermöge der C. die Teilchen jener Federstreifen von der Umdrehungsachse entfernen. Dieser Ansatz dient zur Versinnlichung, wie die Abplattung der Erde eine Folge ihrer schnellen Achsendrehung sei.

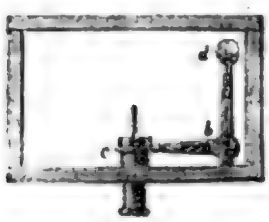


Fig. 4.



Fig. 5.

Außer den Experimenten mittels der Schwungmaschine kennt man auch die Fliehkraft aus dem gewöhnlichen Versuche, wonach ein Glas Wasser mittels eines geschwungenen Reifens schnell rotiert wird, ohne jenes Wasser zu verschütten, u. dgl. m. Ferner gehört hierher das Zerreißen äußerst schnell rotierender Schwungräder. Die Fliehkraft wird benutzt bei der Töpferscheibe, beim Centrifugalregulator an Dampfmaschinen, bei Centrifugalgebläsen, Centrifugalventilatoren, Centrifugaltrockenmaschinen, Centrifugalwasserhebemaschinen, Centrifugalsäemaschinen, Centrifugalrutschbahnen, bei den Kotwehren an Wagen u. s. w. Die C. wurde zuerst von Huyghens (1658) studiert.

Centrifugalmaschine, s. unter Centrifugalkraft.

Centrifugalpendel oder konisches Pendel nennt man ein solches, welches bei seiner Bewegung mit seinem Aufhängefaden die Oberfläche eines Kegels beschreibt, dessen Basis einen Kreis bildet. Um eine derartige Bewegung einzuleiten, erteilt man einem gewöhnlichen Pendel (s. d.), sobald es sich in seiner größten Ausweichung befindet, einen gehörig abgemessenen Seitenstoß, worauf dann der untere Punkt des Pendels einen Kreis um seine ursprüngliche Ruhelage, und der Aufhängefaden den zugehörigen Kegelmantel beschreibt. Die Bewegung des C.s ist eine gleichförmige; seine Umlaufszeit ist doppelt so groß als die Schwingungsdauer eines gewöhnlichen Pendels, dessen Länge gleich der Kegelhöhe ist. Da die Aufhängungsweise des C.s Schwierigkeiten bietet und es auch eines festen Standes und noch anderer Vorsichten bedarf, so wird das C. an Uhren selten angewendet, wohl aber an Rotationswerken (wie bei Chronographen, astron. Registrierapparaten, Drehlichtern an Leuchttürmen), um eine gleichförmige Bewegung zu erzielen.

Centrifugalpumpe (frz. pompe à force centrifuge, engl. centrifugal pump), s. unter Pumpe.

Centrifugalregulator, auch Schwungkugelregulator oder konisches Pendel, frz. régulateur à force centrifuge, engl. nach dem Erfinder Watt, governor of Watt, genannt, s. unter Regulatoren.

Centrifugalsichtmaschine (frz. bluterie à force centrifuge, engl. centrifugal silk flour dressing machine), s. unter Mehlfabrikation.

Centrifugaltrockenmaschine (frz. hydro-extracteur, engl. centrifugal drying-machine), s. unter Centrifugen.

Centrifugen sind Maschinen, bei welchen durch die Wirkung der Centrifugal- oder Fliehkraft die Entwässerung, resp. Trocknung verschiedenartiger Stoffe oder die Absonderung fester Körper von Flüssigkeiten erreicht wird und die für diese Zwecke in verschiedenen Industrien, besonders zum Trocknen der Garne und Gewebe in Wasch-, Appretur- und Bleichanstalten, zum Entwässern des Holzstoffs in der Papierfabrikation, zum Ausschleudern des Sirups in der Zuckerfabrikation, zum Entwässern der Stärkemasse in der Stärkefabrikation, ausgedehnte Verwendung finden. Die wirksamen Teile der C. bestehen in sehr schnell rotierenden Gefäßen mit durchlochten Wandungen, den sog. Centrifugenkörben, in welche die zu entwässernden Stoffe gebracht werden, worauf durch die rasche Drehung das Wasser durch die Löcher der Wandungen ausgeschleudert wird, während die festen Körper in den Gefäßen zurückgehalten werden. Der Antrieb der C. erfolgt durch Stirnräder oder konische Räder, durch Riemenbetrieb oder durch Friktionsscheiben, welche ihrerseits gleichfalls mittels Riemen in Bewegung gesetzt werden. Man

teilt die C. in solche mit horizontaler und solche mit vertikaler Achse. Die erstern sind weniger brauchbar, weil bei dieser Anordnung die zu entwässernde

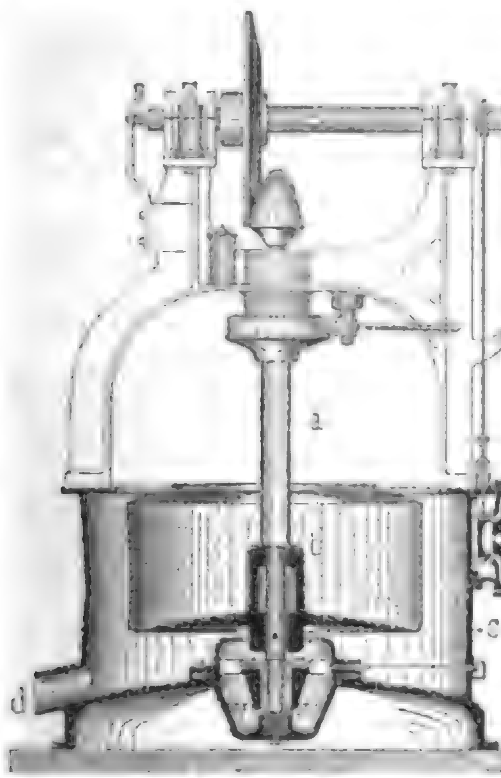


Fig. 1.

Masse sich nicht gleichmäßig an die Wandungen des gelochten Cylinders (Korbes) anlegt, was eine ungleichmäßige Trocknung sowie Unregelmäßigkeiten im Betrieb zur Folge hat. Die am meisten angewendeten C. mit vertikaler Achse zerfallen in solche, bei denen der Antrieb oberhalb des Korbes, solche, bei denen derselbe unterhalb des Korbes liegt, und solche mit kontinuierlichem Betrieb.

Eine Maschine der ersten Gattung ist in vorstehender Fig. 1 abgebildet. Auf der vertikalen Achse a ist der aus durchlochtem Kupferblech hergestellte Korb b befestigt, der von einem gußeisernen Gehäuse c umschlossen ist, durch welches die ausgeschleuderte Flüssigkeit zusammengehalten wird, um dann durch den Ausguß d abzufließen. Der Antrieb erfolgt hier, wie ersichtlich, durch konische Friktionsscheiben, welche durch eine kleine, an dem rotierenden Gehäuse befestigte Dampfmaschine in Umdrehung versetzt werden. Die Achse der C. geht im Fußlager auf Stahllinsen, wodurch ein stoßfreier und gleichmäßiger Gang erzielt wird. Eine C. mit Antrieb unterhalb des Korbes ist in Fig. 2 und 3 dargestellt. Diese Anordnung zeichnet sich vor der erstgenannten dadurch aus, daß die Korbachse bedeutend kürzer sein kann, was größere Stabilität und gleichmäßigern Gang der Maschine zur Folge hat. Die Korbachse C ist im Halslager durch sechs Gummipuffer a gehalten, wodurch Klemmungen im Lager vermieden werden; sie läuft auf einem stählernen Spurzapfen und trägt an ihrem untern Ende die Riemenscheibe B, die mittels eines geschränkten Riemens von der Riemenscheibe A aus angetrieben wird. Letztere

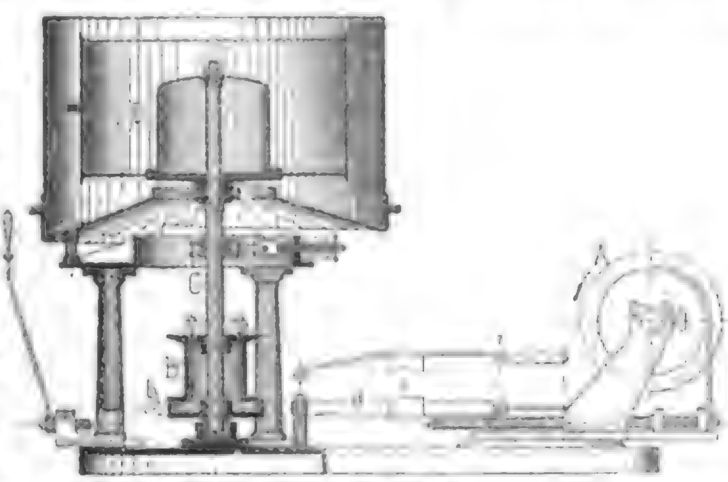


Fig. 2.

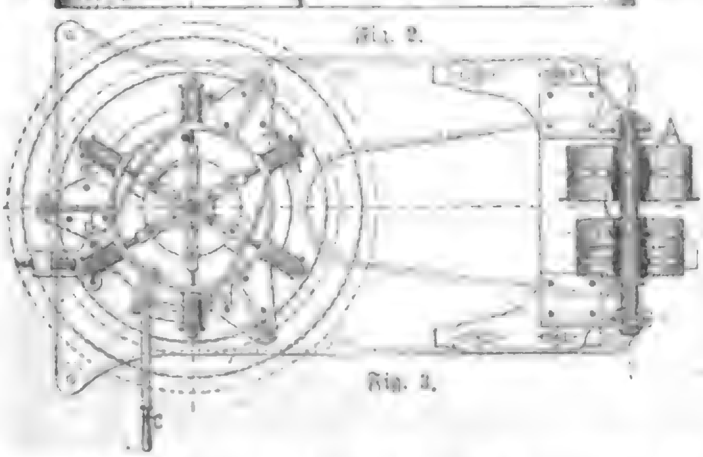


Fig. 3.

ist unten mit einem Bremsring versehen, um welchen sich die beiden Bremshebel d legen, die mit ihren Bremsbacken e mittels des Handhebels c fest gegen die Bremsscheibe zu pressen sind. Der Korb D ist je nach der Art der centrifugierenden Masse aus Stahl- oder Kupferblech hergestellt. Da die in einem Abstand von 20 mm angebrachten 5—6 mm großen Löcher der Korbwandung für viele Stoffe zu groß sind, legt man in diesem Fall an die innere Peripherie der Trommel ein aus zwei Hälften bestehendes entsprechend feines Metallsieb, das, wenn es nicht allein genügt, mit einem Filtertuch überspannt wird. Die in Fig. 2 und 3 dargestellte C. macht etwa 1200 Umdrehungen pro Minute und bearbeitet in 5—6 Minuten 100 kg. Bei den C. mit kontinuierlichem Betrieb erfolgt das Entleeren der ausgeschleuderten Körper selbstthätig durch einen Mechanismus, sodaß der Betrieb nicht unterbrochen zu werden braucht. Diese C., deren es eine ganze Reihe verschiedener Konstruktionen gibt, finden hauptsächlich in den Zuckerfabriken Verwendung.

Centripetal (lat.), den Mittelpunkt suchend, zum Mittelpunkt hinstrebend, im Gegensatz zu centrifugal (s. d.).

Centripetalkraft, s. unter Centralbewegung.

Centrisch, soviel wie Central (s. d.); centrisch nach der Ecke heißt ein Vieleck, um welches sich ein Kreis beschreiben läßt; centrisch nach den Seiten ein solches, welches um einen Kreis beschrieben ist.

Centrobarisch, soviel wie Barycentrisch (s. d.).

Centronen, ein kelt. Alpenvolk, westlich von den Salassern und der Kammhöhe der Grajischen Alpen auf gall. Gebiet an der obern Isère, durch deren Gebiet die Heerstraße aus der nordwestl. Ecke von Oberitalien nach den Sitzen der Allobroger und dem Rhôneabschnitt von Lugdunum (Lyon) sich zog.

Centrum (lat., d. i. Mittelpunkt) wird zunächst in der Mathematik und Physik, dann aber auch metaphorisch vielfach gebraucht. In der Geometrie ist C. derjenige Punkt einer Figur oder eines Körpers, welcher alle durch ihn gehenden, zwei Punkte des Umfangs oder der Oberfläche verbindenden geraden Linien halbiert, z. B. eines Kreises, eines Parallelogramms, einer Kugel, eines Parallelepipeds mit gleichen oder ungleichen Diametern. C. der Schwere oder Schwerpunkt (s. d.) heißt in der Physik der Punkt, durch dessen Unterstützung ein Körper verhindert wird zu fallen; C. der Bewegung dagegen der Punkt, um welchen sich ein Körper oder ein System von Körpern bewegt; C. des Stoßes endlich der Punkt, in welchem ein Körper einen andern treffen muß, um mit ganzer Kraft auf ihn zu wirken.

In der Kriegswissenschaft wird als C. die Mitte einer Schlachtlinie oder eines Treffens bezeichnet, im Gegensatz zu den beiden Flügeln. Bei größern Schlachtlinien ist das C. gewöhnlich der stärkste Teil derselben. Das C. zu durchbrechen gehört daher stets zu den wichtigsten Unternehmungen des angreifenden Teils, deren Gelingen in der Regel den vollständigen Sieg herbeiführt. In ältern Zeiten, wo die Lineartaktik noch herrschte und man von den Reserven keinen Gebrauch zu machen verstand, war das Durchbrechen des C. leichter als jetzt. Die neuere Schlachtordnung in mehrern Treffen hintereinander mit ihren ausgedehnten Schützenschwärmen hat das Durchbrechen der Mitte ungleich schwieriger gemacht; es gelingt nur noch bei Stellungen, die für die disponible Truppenmenge eine zu bedeutende Entwickelung besitzen. Das Durchbrechen des C. war ein Lieblingsmanöver Napoleons I.; am besten ist es ihm bei Austerlitz gelungen.

In der Politik versteht man unter C. diejenigen Mitglieder einer parlamentarischen Versammlung, welche nicht nur die mittlern Plätze des Verhandlungssaals, sondern in der Regel zugleich zwischen den beiden extremen Parteien, der Rechten und der Linken, eine mittlere polit. Stellung einnehmen. Zuweilen teilt sich das C. in zwei Gruppen, in ein rechtes und ein linkes C. In der Deutschen Nationalversammlung von 1848 gab es zuerst nur Ein C., den sog. Württemberger Hof (Zell, Cetto, Mittermaier, Kierulff u. s. w.), den man indes bisweilen wohl auch linkes C. nannte, wenn man das Casino, weil neben ihm noch eine Große Rechte stand, als rechtes C. betrachtete. Später spaltete sich vom Württemberger Hof nach rechts der Augsburger Hof (Biedermann, Riesser, W. Beseler, R. von Mohl u. a.), vom Casino nach links der Landsberg (von Buttel, W. Jordan, die beiden Löwe u. a.) ab, und von da an pflegte man wohl diese beiden letztern Parteien als rechtes, den Württemberger Hof als linkes C. zu bezeichnen. Eine ganz besonders wichtige Bedeutung hat der Ausdruck C. in der neuesten parlamentarischen Geschichte Deutschlands erhalten, indem sowohl im preuß. Abgeordnetenhause als im Deutschen Reichstage sich eine ultramontane kath. Partei konstituierte, welche nicht blos in den Fragen, welche das Verhältnis des Staats zur röm. Kirche berühren, das unbedingte Vorrecht der letztern vor dem erstern verfocht, sondern sich auch von eben diesem Standpunkte der Universalherrschaft Roms dem neuen Reiche, welches eine solche Herrschaft bei sich nicht anerkannte, grundsätzlich feindlich erwies, bis sie infolge des Rücktritts des preuß. Kultusministers Falk und der vom Fürsten Bismarck inaugurierten Schutzzollpolitik ihre strikt oppositionelle Haltung aufgab. Dieses ultramontane C. zählte im Reichstage von 1871 fg. einige 60, in dem von 1874 und den folgenden Reichstagen gegen 100 Mitglieder; seine Hauptführer waren die Gebrüder A. und P. Reichensperger, von Mallinckrodt (gest. 26. Mai 1874), Schorlemer-Alst und Windthorst(-Meppen), letzterer der unermüdlichste und gewandteste Sprecher der Partei.

Centrum (oder Spiegel) wird der Mittelpunkt einer Scheibe (beim Schießen) genannt, der gewöhnlich einen schwarzen Kreis vorstellt.

Centrumbohrer, s. unter Bohrer und Bohrmaschinen.

Centumviri waren die Mitglieder eines gegen Ende der römischen Republik entstandenen Gerichtshofs für Erbschaftsprozesse in Rom, dessen Besetzung normal aus hundert Männern (centum viri) bestand. Die Richter waren Bürger (Geschworene), je drei aus jeder der städtischen Tribus (s. d.), die alljährlich vom städtischen Prätor in einer Liste zusammengestellt wurden (wohl die älteste Geschworenenliste). Die Leitung des Prozesses hatten zuerst Quästorier (gewesene Quästoren), später ein besonderer Prätor in Gemeinsamkeit mit den decemviri (s. d.) litibus iudicandis; diese hatten also die Funktion unsers «Gerichts» gegenüber der «Geschworenenbank». Lange scheint dieser Gerichtshof in die Kaiserzeit hinein nicht bestanden zu haben.

Centunculus hieß bei den Römern der aus bunten Flecken zusammengesetzte Rock, welchen die Schauspieler in den Mimen trugen.

Centuplum (neulat.), das Hundertfache; centuplieren, verhundertfachen.

Centurie hieß bei den alten Römern im allgemeinen jede Abteilung von 100 Dingen oder Personen, wenn sie auch nicht immer genau aus 100 bestand, wie im Kriegswesen die Abteilung der Truppen, über die ein Befehlshaber, der den Namen Centurio führte, gesetzt war. Insbesondere wurde das gesamte röm. Volk bei der Einteilung desselben nach dem Vermögen, die Servius Tullius eingeführt haben soll, in 193 Ordnungen oder C. abgeteilt. Sämtliche Vermögende, und zwar anfangs ohne Zweifel nur die Grundeigentümer, wurden in fünf Klassen in 170 C. eingeteilt, nämlich in 85 Centuriae juniorum (die jüngere, zum eigentlichen Felddienst verpflichtete Mannschaft) und 85 Centuriae seniorum (ältere Männer vom 46. Jahre an, welche erforderlichenfalls zur Besatzung der Stadt verwendet wurden), wozu dann noch die Ritter in 18 C., ferner je zwei C. Schmiede und Zimmerleute, zwei C. Spielleute, endlich, wohl erst später, eine C. der Ärmern (Capite censi [s. d.]) kamen. Jede C. hatte in den danach abgeteilten Volksversammlungen, den Centuriatcomitien, eine Stimme. (S. Census und Comitien.) Um die Mitte des 3. Jahrh. v. Chr. wurde durch eine große Reform, durch welche die Einteilung des Volks in Klassen und C. mit der in 35 Tribus kombiniert wurde, die Zahl der C. nahezu verdoppelt. Es wurden nämlich aus jeder Tribus, entsprechend den fünf Klassen und der Einteilung in juniores und seniores, 10 C., also zusammen 350 C. gebildet, was mit den 18 Rittercenturien, den 4 C. der Gewerkleute und Musikanten und der C. der Capite censi eine Gesamtsumme von 373 C. ergibt.

Centurien (Magdeburger) heißt die erste große prot. Kirchengeschichte, weil der Stoff nach Jahrhunderten abgeteilt ist (daher ihre Verfasser «Centuriatoren»), Magdeburger, weil Magdeburg der Sitz der an ihr beschäftigten Gelehrten war. Der eigentliche Begründer des Werks und die Seele des Ganzen war Matthias Flacius (s. d.), die wichtigsten Mitarbeiter Joh. Wigand, Matth. Judex, Basilius Faber, Andr. Corvinus und Thom. Holthuter. Die Kosten trugen die evang. Fürsten. Das Werk sollte nachweisen, daß die Reformation keine Neuerung sei, sondern nur die Rückkehr zu der ursprünglichen Reinheit und Einfalt der apostolischen Zeit. In der sorgfältigen Benutzung des gedruckten und ungedruckten Materials ist für jene Zeit Bedeutendes geleistet. Die C. reichen bis 1300 und erschienen in 13 Foliobänden zu Basel (1560—74), die von Baumgarten und Semler besorgte neue Ausgabe (6 Bde., Nürnb. 1757—65) wurde nur bis 500 fortgeführt; einen Auszug besorgte Osiander (9 Bde., Tüb. 1592—1604). Ins Deutsche wurden die vier ersten C. übersetzt (2 Bde., Jena 1560—65). Zur Widerlegung schrieb Baronius (s. d.) seine «Annales ecclesiastici».

Centurio, s. unter Centurie.

Centuripe (bis vor kurzem Centorbi; im Altertum Centuripa), Stadt in der sicil. Provinz Catania, Bezirk Nicosia, 36 km im SO. von der letztern Stadt, 8 km nördlich von der Station Catenanuova der Eisenbahn Aragona-Caldare-Catania, liegt in 733 m Höhe auf dem schmalen Joch einer hohen, schwer zugänglichen Berggruppe, welche die Flüsse Simeto und Ciamosoro von der Basis des Ätna trennt. Tiefe Abgründe durchschneiden die Stadt, welche (1881) 8711, als Gemeinde 8897 E. zählt. Die zu C. gehörenden Felder liefern das beste Getreide Siciliens, sowie Pistazien, Süßholz, Gemüse; auch Soda und Schwefel, aus einer der Hauptgruben Siciliens, und endlich Marmor kommen in den Handel. C. wurde von den Siculern gegründet; Thucydides und Cicero erwähnen ihrer als einer großen und sehr reichen Stadt; 1233 wurde sie durch Kaiser Friedrich II. zerstört und ihre Bewohner nach Augusta verpflanzt, 1548 aber wieder aufgebaut. Von antiken Resten sind noch solche der mächtigen Stadtmauer, zahlreiche Fundamente und Cisternen, auch noch Säulenstücke vorhanden; der Palast des Corradini scheint der Rest eines röm. Tempels zu sein. Bei C. werden viele alte Vasen, Thonfiguren, Gemmen und Kameen, silberne und bronzene Münzen u. s. w. gefunden.

Centweight (abgekürzt: Cwt.) oder Hundredweight, auch Hundred (hundert), entspricht im brit. Reiche und in den Vereinigten Staaten von Amerika unserm «Centner». (S. Hundredweight.)

Cephaëlis, s. Ipecacuanha.

Cephal..., **Cephalo...** u. s. w., Artikel, die hier nicht zu finden sind, s. u. Kephal... u. s. w.

Cephalonia, neugrch. Kephalónia, jetzt offiziell wieder Kephallenias, bei den Alten Kephallenia, nächst Korfu die größte und volkreichste der Ionischen Inseln (s. d.) auf der Westseite Griechenlands, dem Eingange des Golfs von Patras gegenüber gelegen und im O. nur durch einen schmalen Sund, den Kanal von Guiscardo oder Viscardo, von Ithaka getrennt. Die Insel hat mehrere Baien und sichere Buchten, die treffliche Ankerplätze gewähren, und zählt auf 664 qkm (1879) 68321 E. C. ist fast durchweg mit Bergen, Hügeln und Hochflächen erfüllt. In der Mitte gestalten sich die Berge zu einer Kette, welche den höchsten Berg der Ionischen Inseln trägt, den 1620 m hohen Elatovuni (ital. Monte-Nero, bei den Alten Ainos). Der Fleiß der Einwohner hat selbst die steilen Bergabhänge, meist bis zu 650 m hinauf, durch Terrassenanlagen kultiviert. Doch liefert der Boden nicht das hinreichende Brotkorn, und auch die Viehzucht ist nicht bedeutend. Dagegen gedeihen alle mitteleurop. Obstarten und Gartenfrüchte, Südfrüchte, namentlich auch Oliven. Wein, besonders roter Muskateller, wird zur Genüge gewonnen, doch steht er dem von Zante an Güte nach. Auch baut man Baumwolle, zieht Seidenwürmer und Bienen und schlämmt viel Seesalz. Hauptstapelprodukte sind Olivenöl und Korinthen. Die Einwohner unterhalten zahlreiche eigene Schiffe und treiben beträchtlichen Handel. Die Insel bildet seit Jan. 1865 mit Ithaka und einigen kleinen Inselchen einen Nomos (783 qkm, [1879] 80543 E.) des Königreichs Griechenland. Die Hauptstadt ist Argostoli, am östl. Ufer der gleichnamigen Bai der Westküste gelegen, Sitz eines griech. Metropoliten mit dem Rang eines Erzbischofs, sowie der Verwaltungs- und Justizbehörden. Die Stadt hat ein Lyceum, ein kath. Franziskanerkloster, einen vortrefflichen Hafen, eine Bank und Werften und zählt 7871 (die Gemeinde 8816) E., die Baumwollweberei, Töpferei, Schiffbau und lebhaften Handel mit Korinthen, Wein, Maraschino, Wolle und Seide treiben. Von den drei andern Städten ist Lixuri, jetzt offiziell Lexurion, Sitz eines kath. Bischofs, hat ein Lyceum und zählt 5818 (Gemeinde 6237) E.

C. war in der heroischen Zeit der Griechen unter dem Namen Same oder Samos bekannt und gehörte damals zu dem Reiche des Odysseus. Seit histor. Zeit führte es nach seinen Bewohnern, dem Volksstamme der Kephallenes, den Namen Kephallenia und besaß als republikanische Tetrapolis die vier politisch selbständigen Städte Pale (Ruinen bei Lixuri), Krane oder Kranioi (4 km im O. von Argostoli), Same (an der jetzigen Bucht von Samos) und Pronnoi (im südöstl. Teil der Insel, zwischen den kleinen Buchten Limenia und Poros). Im Peloponnesischen Kriege mußte sich die Insel den Athenern ergeben; später gehörte sie dem Ätolischen Bunde an und unterwarf sich 189 v. Chr., mit Ausnahme der Stadt Same, die hartnäckigen Widerstand leistete, ohne Kampf den Römern, die sie für frei erklärten. Kaiser Hadrian schenkte sie aber den Athenern. Seit 395 n. Chr. gehörte sie zum Byzantinischen Reiche. Bei der Bildung des lat. Kaisertums 1204 fiel sie an Galus, Fürsten von Tarent, der sich 1215 in den Schutz Venedigs begab, bald nach 1225 nebst Ithaka und Zante durch Kauf an den Grafen Tochi von Neapel. Nachdem sich ihrer 1479 die Türken bemächtigt, wurde die Insel 24. Mai 1500 durch eine venet.-span. Flotte unter Benedetto Pesaro und Gonsalvo von Cordova erobert und blieb seit dem Frieden vom 14. Dez. 1502 im Besitz Venedigs bis zum Untergang dieser Republik. Seitdem teilte sie die Schicksale der übrigen Ionischen Inseln. Am 4. Febr. 1867 zerstörte ein Erdbeben die Städte Argostoli und Lixuri und mehr als 40 Dörfer der Insel. Vgl. Beeskow, «Die Insel C.» (Berl. 1860).

Cephalotaxus *Sieb. et Zucc.*, Pflanzengattung aus der Familie der Coniferen, deren wenige Arten Bäume oder Sträucher sind und in Japan und China vorkommen. Einige davon, wie C. Harringtonia *Forb.*, wird in Deutschland vielfach in Gärten als Zierstrauch gepflanzt, verlangt jedoch, wenigstens in Norddeutschland, im Winter Schutz.

Cephalus, s. Kephalos.

Cepheus, Sternbild in der Nähe des Nordpols zwischen 290° bis 100° Rektasz. und 55° bis 87° nördl. Deklination, enthält nach Heis 159 mit bloßem Auge sichtbare Sterne, darunter 8 von der 3. und 4. Größe. Eine durch α und β der Kassiopea (s. d.) gezogene und nahe viermal verlängerte Gerade trifft auf α Cephei, welcher mit β und γ ein großes gleichschenkeliges Dreieck bildet, in welchem der Winkel bei β nahe 180° ist. Eine Gerade durch α und β führt auf den Polarstern. Unter den mit bloßem Auge sichtbaren Sternen sind einige Doppelsterne. Durch seine intensiv rote Farbe ist μ Cephei (auch veränderlich) auffallend. δ Cephei ist einer der interessantesten Veränderlichen; seine Periode beträgt $5^d 8^h 47{,}7^m$; die Veränderlichkeit wurde schon 1784 von Goodricke entdeckt.

Cer, s. Cerium.

Ceram (Serang), die größte Insel des Archipels der Molukken (s. d.), liegt zwischen 127° 59′ und 130° 44′ östl. L. (von Greenwich), sowie zwischen 3° 20′ und 3° 40′ südl. Br. und besitzt 18198 qkm Flächeninhalt. C. wird in der Richtung seiner Längenachse, d. h. von W. nach O., von einer näher der Süd- als der Nordküste verlaufenden, nicht vulkanischen Gebirgskette durchzogen, aus welcher sich einzelne Spitzen bis zur Höhe von 2000—2600 m erheben. Die Insel ist außerordentlich fruchtbar, aber bisjetzt nur zum allerkleinsten Teile und bloß an der Küste in Kulturzustand gebracht, daher mit dichten Wäldern bedeckt, in denen sich die ganze Fülle und Pracht der tropischen Vegetation zeigt. Dieselben liefern eine Menge der vortrefflichsten Holzarten für die verschiedensten Zwecke. Sago- und Kokospalmen, sowie auch der Gewürznelkenbaum wachsen wild. Kulturpflanzen sind Reis, Tabak und Kakao. Von Tieren sind besonders die vielen und schönen Vögelarten, worunter ein Kasuar, und Insekten zu erwähnen. Größere Säugetiere, namentlich Affen, kommen daselbst nicht vor. Die Bevölkerung besteht aus Alfuren, welche von alters her prinzipmäßig von der niederländ. Regierung gezwungen wurden, ihre Wohnsitze nur längs der Küste zu nehmen. Dieselben stehen noch auf einer sehr niedrigen Kulturstufe, wiewohl sie teilweise Scheinchristen sind, und es ist den Bemühungen der niederländ. Regierung bisjetzt noch nicht gelungen, sie von barbarischen Gebräuchen, wie dem des Raubens von Köpfen u. a. m. gänzlich abstehen zu lassen. Jedes Dorf lebt unter seinem eigenen Stammeshaupte. Kriege der einzelnen Dörfer miteinander kommen häufig vor. Die Gesamtbevölkerung, worunter noch nicht 25 Europäer, beläuft sich auf höchstens 200000 Seelen. Nach dem Niederländisch-Ostindischen Regierungsalmanach für 1875 fehlt eine genaue Angabe hierüber. C. bildet jetzt zwei unter europ. Beamten stehende Abteilungen der niederländ. Residentschaft Amboina: Elpaputi an der Süd- und Sawaai an der Nordküste. In Sawaai, welches mitunter von Walfischfahrern besucht wird, befindet sich ein Blockhaus mit einer kleinen Garnison.

Cerophanien oder Cerophanien, ein aus dem Lateinischen und Griechischen zusammengesetztes Wort, bezeichnet durchscheinende Bilder aus Wachs, die auf folgende Art hergestellt werden. Um die Form anzufertigen, wird geschmolzenes und unter Zusatz von Terpentinöl beliebig gefärbtes Wachs in einer etwa 2 mm starken Schicht auf einer Glasplatte ausgebreitet. Mittels verschieden geformter Griffel aus Elfenbein oder Knochen wird sodann die Zeichnung in der Weise hervorgebracht, daß die lichten Teile derselben durch entsprechende Verdünnung der Wachsschicht erzeugt werden, während man die dunkelsten Schatten durch angemessene Verstärkung dieser Schicht erzielt, ohne daß hierbei die betreffenden Stellen undurchsichtig werden dürfen. Die so gebildete Wachstafel wird sodann mit einem Rande umgeben, innerhalb dessen ein Gipsbrei eingegossen wird; nachdem derselbe erstarrt und getrocknet, wird die Glasplatte abgehoben. Von der Gipstafel erhält man wiederum Wachsabgüsse, indem man sie mit einem Rande umgibt, mit Wasser tränkt und das mit Terpentinöl versetzte Wachs aufgießt. C. hießen auch Transparentmalereien auf Shirting mit Wachsfarben, welche für Fensterdekorationen und Rouleaux verwendet werden.

Cerasin ist der Hauptbestandteil des Kirschgummis und anderer Gummiarten, welche mit Wasser nicht eine Lösung bilden, sondern damit zu einer schleimigen fadenziehenden Masse aufquellen. Es ist ein saures Kalksalz der Metarabinsäure. (S. Arabin.)

Cerastium *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Caryophylleen, weil bei ihr die Frucht, eine vielsamige, mit Zähnen aufspringende Kapsel, die Form eines geraden oder gekrümmten Horns besitzt, woher auch der deutsche Name Hornkraut kommt, den man diesen meist unansehnlichen Kräutern gibt. Sie sind über die ganze Erde zerstreut und haben sämtlich weiße, fünfblätterige Blumenkronen von trichterförmiger Gestalt mit zweilappigen Blumenblättern, in gabelteilige Trugdolden oder Büschel gestellte Blüten, mit zehn Staubgefäßen und fünf Griffeln und gegenständige, ganzrandige Blätter. Eine der gemeinsten wildwachsenden Arten ist das im Mai blühende C. arvense *L.*, Ackerhornkraut, welches nicht allein an Ackerrändern und auf bebautem Boden als Unkraut vorkommt, sondern auch Mauern und Felsen mit seinen dichten, vielstengeligen Büscheln schmückt. Es eignet sich diese einheimische wie manche ausländische Art vorzüglich zur Ausschmückung künstlicher Felsenpartien in Gärten. Eine großblumige, südeurop. Art, C. tomentosum *L.*, mit schneeweißfilzigen Blättern und Stengeln, ist zu einer beliebten Zierpflanze geworden. Man verwendet sie vorzugsweise zu Einfassungen von Beeten. Sie gedeiht in allerlei Boden ohne besondere Pflege und läßt sich durch Zerteilung der Stöcke leicht vermehren.

Cerăsus (lat.), Kirschbaum.

Cerate nennt man in der Pharmacie durch Zusammenschmelzen von Wachs mit Fetten oder Harzen bereitete Präparate, welche je nach ihrer Konsistenz Verwendung als Pflaster oder Salben finden. Die Deutsche Pharmakopöe führt folgende Cerate: Ceratum Aeruginis, grünes Wachs; Ceratum Cetacei, Walratcerat; Ceratum Cetacei rubrum, rote Lippenpomade; Ceratum Myristicae, Muskatbalsam; Ceratum Resinae Pini, gelbes Cerat.

Ceration (lat.), Überzug eines Körpers mit Wachs; Umwandlung in eine wachsartige Masse durch Feuer oder Auflösung.

Ceratŏdus, ein zu den Doppelatmern (Dipnoi) gehöriger, von Forster neuerdings in Australien (Queensland) entdeckter großer Fisch, der bis 2 m Länge erreichen kann. Der Kopf und Körper sind mit sehr großen, abgerundeten, dünnen, mosaikartig zusammengesetzten Schuppen bedeckt, eine zusammenhängende Flosse umgibt den hintern Teil des Körpers. Die Brust und Bauchflossen sind in der Mitte beschuppt; ihr knorpeliges Skelett besteht aus einer vielgliederigen Mittelachse, von welcher seitlich gegliederte Strahlen abgehen. Die Nasenlöcher durchbohren die Oberlippe, wie bei allen Doppelatmern. Das Maul ist klein, oben und unten mit zwei schneidenden, aufrecht stehenden Zähnen und dahinter mit eigentümlich gekerbten, kammartigen Zahnplatten im Gaumen und Unterkiefer bewaffnet. Außer den wohlgebildeten Kiemen besitzt das Tier zum Unterschiede von den andern Doppelatmern nur eine einzige, sehr große, zellige Lunge, die sich mit einer kurzen Luftröhre in der obern Wand des Schlundes öffnet und der knorpeligen Wirbelsäule angeheftet ist. Das ganze Skelett besteht nur aus Knorpel. Der weite Darm hat eine außerordentlich ausgebildete Spiralklappe. Das Tier nährt sich von Vegetabilien, besonders Blättern von Wasserpflanzen, und verbringt die Trockenzeiten im Schlamme vergraben. Das Fleisch ist sehr geschätzt. Es ist das älteste Wirbeltier der Erde. Im Muschelkalk und Keuper der Trias finden sich Zähne, die bis auf geringe spezifische Abweichungen denen der lebenden Art gleichen, sodaß Krefft und Günther, welcher letztere eine Monographie bearbeitete, unbedenklich den von Agassiz den fossilen Zähnen beigelegten Gattungsnamen auch für die lebende Art benutzten.

Ceratonia *L.*, s. unter Johannisbrot.

Ceratophylleen (Ceratophylleae), Pflanzenfamilie aus der Gruppe der Dikotyledonen, die nur eine einzige Gattung mit wenigen Arten umfaßt. Es sind untergetauchte Süßwasserpflanzen, die fast über die ganze Erde verbreitet sind. Die hierher gehörige Gattung heißt Ceratophyllum und nach ihr ist die Familie benannt worden.

Cerbera *L.*, s. unter Ahovaibaum.

Cerbĕrus (grch. Kerberos) heißt der grausige Hund der Unterwelt, den Typhon mit der Echidna erzeugt hatte. Hesiod gibt ihm an einer Stelle nur einen, an einer andern Stelle 50 Köpfe. Auf ältern Vasenbildern wird er bald mit einem, bald mit zwei Köpfen abgebildet, oft auch mit einem Schlangenschweif und mit Schlangen, die ihm aus dem Leibe wachsen und sich als Band um seinen Hals ringeln. Auf spätern Vasenbildern und in andern Darstellungen, sowie bei den meisten Schriftstellern wird er als dreiköpfig geschildert. Er bewachte den Eingang des Hades und schmeichelte den Hereintretenden; wer aber zurück wollte, den ergriff und verschlang er. Hercules vermochte auch ihn zu bändigen und aus der Unterwelt heraufzuholen. — Durch Hevelius erhielt den Namen C. ein nördl. Sternbild neben der Hand des Hercules.

Cercarien, schmarotzende Saugwürmer, s. Distomen.

Cercina hieß im Altertum eine kleine Insel am Eingang der Kleinen Syrte an der nordafrik. Küste, bekannt als Aufenthalt des Marius im Winter 88—87 v. Chr., jetzt eine der Kerkenainseln, welche zu Tunesien gehören.

Cercis *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Leguminosen, von welcher man nur drei in Canada (C. canadensis *L.*), China (C. chinensis *L.*) und Südeuropa (C. Siliquastrum *L.*) vorkommende Arten kennt. Letztere, bei uns Judasbaum (weil der Sage nach sich Judas Ischarioth an einem solchen Baume aufgehängt haben soll) oder Judenbaum genannt, ist eine schöne Holzart, welche schon in Süd- und Westfrankreich zu einem stattlichen Baume mit umfangreicher Krone heranwächst, in Deutschland dagegen meist eine nur mittelmäßige Größe erreicht und einen geschützten Standort verlangt. Derselbe hat langgestielte, nierenförmige Blätter und entwickelt seine schön rosenroten gestielten Blüten mit krugförmigem Kelche in dichten Büscheln vor dem Laubausbruch. Die Frucht ist eine längliche, zusammengedrückte, vielsamige Hülse. Von C. Siliquastrum sowohl wie von C. canadensis wird das schön geaderte Holz vielfach in der Kunsttischlerei verwendet.

Cercle (frz.), Kreis, Zirkel; (geschlossene) vornehme Gesellschaft, speziell die Hofgesellschaft.

Cercottes, franz. Dorf, 6 km nördlich von Orléans an der Bahn nach Paris, wurde geschichtlich bekannt durch das am 4. Dez. 1870 dort stattfindende, heftige Rückzugsgefecht der Franzosen, welche im Abmarsche nach Orléans begriffen waren, gegen die 18. (preuß.) und 25. (hess.) Infanteriedivision.

Cerdagne (span. La Cerdaña), wasser- und wiesenreiche Thallandschaft des obern Segre in den Ostpyrenäen, im N. zum franz. Depart. Ostpyrenäen, im S. zu Catalonien (kleinern Teils zur Provinz Gerona, größtenteils zur Provinz Lerida) gehörig, mit der franz. Stadt Saillagouse und den span. Puigcerda und Llivia, welche letztere eine von franz. Gebiet umgebene span. Enklave bildet. Der Name rührt von dem alten iberischen Stamme der Ceretani her. C. hatte bis zum 9. Jahrh. eigene Grafen und wurde im 12. Jahrh. mit der Grafschaft Barcelona vereinigt. Das Klima dieser Hochthäler (1600 m) ist sehr streng, und die Winter dauern lange. Die Bewohner sprechen meistenteils catalonisch.

Cerealien (Gaben der Ceres) nennt man sämtliche Feldfrüchte. (S. Getreide.)

Cerealin, ein in den Samenschalen der Getreidekörner von Mège-Mouriès entdeckter Körper, welcher die Schwarzfärbung des aus nicht gesiebtem Mehl bereiteten Brotes bewirken soll.

Cerealis (Q. Petillius), s. Cerialis.

Cereawachs, s. Carnaubawachs.

Cerebellum (lat.), das Kleine Gehirn.

Cerebral, auf das Gehirn (cerebrum) bezüglich, mit ihm zusammenhängend; Cerebralaffektion, Gehirnleiden; Cerebraltumor, krankhafte Geschwulst des Gehirns.

Cerebralsystem heißt derjenige Teil des gesamten Nervensystems im tierischen Körper, welcher das Gehirn (cerebrum) und die von demselben ausgehenden oder in dasselbe sich versenkenden Nerven begreift, daher insbesondere auch alle die Nerven, welche zu den Sinneswerkzeugen gehen. Sonst rechnete man auch das Rückenmark und die von demselben abgehenden Nerven dazu, weil die willkürliche Bewegung von dem Gehirn aus durch das Rückenmark angeregt und geleitet wird. Allein

zweckmäßiger werden beide voneinander getrennt und der letztere Nervenkomplex Spinalsystem, beide zusammen Cerebrospinalsystem genannt. (S. Gehirn, Rückenmark, Nervensystem.)

Cerebrin, eine im Gehirn der Tiere vorkommende organische Substanz von sehr komplizierter Zusammensetzung und schwieriger Reindarstellung. Auf letztern Umstand ist es zurückzuführen, daß die einzelnen Forscher, welche sich mit diesem Gegenstande beschäftigten, unter gleichem Namen Produkte von sehr verschiedenen Eigenschaften beschrieben. Nach den neuesten Untersuchungen von Parcus (1881) erhält man das C. aus der mit Wasser von Blut befreiten und von Membranen gesonderten Gehirnsubstanz, indem man diese mit Barytwasser kocht, abfiltriert, den Rückstand mit heißem Wasser wäscht und ihn nach dem Trocknen mit absolutem Alkohol wiederholt auskocht. Die alkoholischen Extrakte lassen nach dem Erkalten unreines C. ausfallen. Um es zu reinigen, wird es zuerst mit Äther, worin es unlöslich ist, anhaltend extrahiert und dann aus Alkohol wiederholt umkrystallisiert. Das gereinigte C. stellt getrocknet einen schneeweißen Körper dar, der von kochendem Alkohol leicht aufgenommen, beim Erkalten der Lösung als krystallinisch erscheinendes Pulver abgeschieden wird, in warmem Aceton, Chloroform, Benzol, Eisessig löslich, aber in warmem und kaltem Äther unlöslich ist.

Cerebrospinal-Meningitis, s. Genickkrampf.

Cerebrum (lat.), Gehirn.

Ceremoniale Romanorum (lat.), Beschreibung des am päpstl. Hofe üblichen Ceremoniels, auf Befehl Innocenz' VIII. vom Ceremonienmeister August Patricius Piccolan verfaßt (herausg. von Marcellus, Vened. 1516).

Ceremonialgesetz, die Gesetze der Juden über die religiösen Ceremonien, Opfer, Gebete, Fasten u. s. w., schon im Mosaischen Gesetz enthalten, im Talmud bedeutend erweitert und umgestaltet.

Ceremonie (lat.) nennt man die Förmlichkeiten, sowohl beim Gottesdienste, als auch bei feierlichen Handlungen, namentlich der Souveräne und Staatsregierungen. Die darüber zusammengestellten Bestimmungen sind das Ceremoniel (s. d.). Die mit Ausführung und Aufrechterhaltung des Ceremoniels beauftragten Personen heißen Ceremonienmeister.

Ceremoniel (vom lat. ceremonia) heißt der Inbegriff von Gebräuchen, welche bei feierlichen Gelegenheiten des öffentlichen Lebens beobachtet werden. Verwandt damit ist die Etikette (s. d.). Das C. läßt sich einteilen in Staats- und Hofceremoniel und in völkerrechtliches, zwischen verschiedenen Staaten zu beobachtendes. Das erstere hängt von einem jeden Staate selbst ab; das letztere beruht auf dem Herkommen, wie das Salutieren zur See, oder auf gegenseitiger Vereinbarung zur Schlichtung von Streitigkeiten, z. B. über den Vorrang, die Titel in der Anrede. In monarchischen Staaten ist der Hof der Mittelpunkt, um welchen sich das öffentliche Leben bewegt, und es geht daher bei Staatsfeierlichkeiten, Krönungen, Huldigungen, Beleihungen, Vermählungen, Leichenbegängnissen, Audienzen u. s. w. die Anordnung von den obern Hofämtern, dem Marschall, Oberhofmeister oder Oberceremonienmeister aus. Die Grundlage des C. ist außer dem eigentlichen Zwecke der Haupthandlung die Ordnung der Personen oder die Theorie des Ehrenplatzes im Gehen, Stehen oder Sitzen. Zum völkerrechtlichen C. gehört die Rangordnung bei Zusammenkünften der Souveräne, bei feierlichen Audienzen der Gesandten, sowie der Schiffsgruß. Das Kanzleiceremoniel ist der Inbegriff der Regeln, welche bei den schriftlichen Erlassen sowohl im Lande zwischen den verschiedenen Behörden und gegen Privatpersonen, als zwischen verschiedenen Staaten beobachtet werden. An den europ. Höfen wurde das C. nach dem Beispiele des byzant. Hofs schon durch Karl d. Gr. üblich. Allgemeiner verbreitete es sich durch die Vermählung Kaiser Ottos II. mit der griech. Prinzessin Theophania, und immer höher ward es gesteigert unter der Regierung Kaiser Karls V. Seinen Kulminationspunkt erreichte es an den Höfen Philipps II. von Spanien und Ludwigs XIV. von Frankreich. Erst die neuere und neueste Zeit hat das alte, steife C. gemildert und statt der ältern, umständlichen Formen einfachere eingeführt. Auffällig war, daß Napoleon I. an seinem Hofe die frühere Strenge wiederherstellte. Ein ängstliches C. herrscht, dem Charakter des Orients gemäß, noch gegenwärtig an den morgenländ. Höfen; zum Äußersten jedoch ist es in China ausgebildet. Vgl. König, «Theatrum ceremoniale historico-politicum» (2 Bde., Lpz. 1719—20); Rousset, «Cérémonial diplomatique des cours de l'Europe» (3 Bde., Amsterd. 1739); Moser, «Deutsches Hofrecht» (2 Bde., Frankf. 1754), und die verschiedenen Werke über die Krönungen der letzten deutschen Kaiser, sowie Georgs IV. von England und Karls X. von Frankreich; ferner R. Graf Stillfried, «Ceremonialbuch für den königl. preuß. Hof» (Berl. 1877); von Malortie, «Der Hofmarschall» (2 Bde., Hannov. 1867).

Ceres, eine altitalische Göttin des Erdsegens, der Wortbedeutung nach die «Schaffende», wurde schon früh mit der griech. Demēter verschmolzen, einer der ältesten Göttinnen der Griechen. Demeter wurde, wie das auch ihr Name besagt, als mütterliche Erdgöttin, welche die Gaben des Feldes, namentlich das Getreide, aber auch andere Feldfrüchte spendet, verehrt. Unter den olympischen Göttern der Ilias hat sie keine Stelle gefunden, doch geschieht auch in den Homerischen Gedichten ihrer Gabe, der Feldfrüchte, und ihrer Vermählung auf dreimal geackertem Brachfelde mit Jasion Erwähnung. Unter den Grundbesitzern und Bauern war ihr Kult stets hoch angesehen, so namentlich in Attika. Sie galt auch als die Urheberin des Segens, den der Ackerbau im Gefolge hat, eines durch feste Wohnsitze und Gesetze geordneten Lebens, und zugleich ward sie insbesondere in den Thesmophorien von den Frauen als die Göttin gefeiert, von welcher man nicht nur die Fruchtbarkeit des Feldes, sondern auch Ehesegen erhoffte. In den Thesmophorien, wie überhaupt gewöhnlich, wurde Demeter im Verein mit Persephone (s. d.) verehrt, ihrer Tochter von Zeus oder Poseidon. Hauptsitze ihres Kults waren, außer Attika, Megara, Arkadien, Messenien, Hermione in Argolis, Thessalien, Kreta, die ion. Kolonien in Kleinasien, Knidos und Sicilien. Den Mittelpunkt ihres Sagenkreises und zugleich den Hauptinhalt der Mysterien, die vor allem zu Eleusis in Attika, ähnlich aber auch anderswo, namentlich zu Andania in Messenien, gefeiert wurden, bildete die Sage von der gewaltsamen Entführung ihrer Tochter Persephone (die auch Kora, «die Tochter», «das Mädchen» schlechtweg genannt wurde) durch Pluto, den Gott der Unterwelt, welcher, plötzlich

aus dem Erdboden emportauchend, das Mädchen, während es auf blühender Aue (nach der verbreitetsten Tradition bei Eleusis oder bei Enna in Sicilien, bei dem jetzigen Castro-Giovanni) mit seinen Gespielinnen Blumen pflückte, auf seinen Wagen gehoben und in sein dunkles Reich hinabgeführt haben sollte. Neun Tage lang irrte die Mutter jammernd und in Trauerkleidern auf der ganzen Erde umher, bis sie von dem allsehenden Helios über das Schicksal der Tochter Auskunft erhielt; da mied sie den Olymp und verbarg sich zürnend in eine Einöde oder in unscheinbarer Gestalt als Dienerin bei Menschen, sodaß die Erde keine Frucht mehr trug, bis durch Zeus bestimmt wurde, daß Persephone, die durch den Genuß einiger Kerne von einem Granatapfel bereits als Gemahlin Plutos der Unterwelt verfallen war, einen Teil des Jahres (Frühling und Sommer) auf die Oberwelt zur Mutter zurückkehren, den andern (die Wintermonate, während deren die Vegetation erstorben ist) bei dem Gemahl im Hades verweilen sollte. Als Liebling der Demeter und Vermittler ihrer Gaben für die Menschen wird von der Sage Triptolemos bezeichnet, nach einigen der Sohn des Königs Keleos von Eleusis, den die Göttin ausgesandt haben soll, um das Getreide und seine Kultur über die ganze Erde zu verbreiten. Vgl. Preller, «Demeter und Persephone» (Hamb. 1837); Förster, «Der Raub und die Rückkehr der Persephone» (Stuttg. 1874).

Die bildende Kunst stellt die Demeter in vollen und reifen Formen, als Matrone, reich bekleidet, das Hinterhaupt öfter mit einem Schleier bedeckt, bisweilen mit Ähren bekränzt und Ähren, oder Mohnstengel, oder Fackeln in den Händen haltend dar. Während die Kunst des 5. Jahrh. in Demeter noch mehr die hoheitsvolle und gütige Göttin als solche darstellte, drückte die jüngere Kunst in den Zügen derselben zugleich öfter auch den Schmerz der um die verlorene Tochter trauernden Mutter aus. Vgl. Overbeck, «Griech. Kunstmythologie» (Bd. 2, Tl. 3, Lpz. 1878, mit Atlas, Lfg. 4).

In Rom wurde ihr unter dem Namen der alteinheimischen C. im Verein mit Liber (Bacchus) und Libera (Persephone) schon 493 v. Chr. ein Tempel beim Circus maximus geweiht. Am 19. April wurde der Göttin zu Ehren ein Fest gefeiert, mit welchem später Festspiele verbunden wurden, die sich zuletzt auf die Tage vom 12. bis zum 19. April erstreckten. Von C., als der Göttin des Getreidebaues, stammt die Bezeichnung der Halmfrüchte als Cerealien. — C. ist auch der Name des 1. Asteroiden. (S. unter Planeten.)

Ceresin, s. Ozokerit.

Céret, Stadt mit Wällen und Türmen im franz. Depart. Ostpyrenäen, in dem ehemaligen Roussillon, 30 km südwestlich von Perpignan, am rechten Ufer des Tech, über den hier eine auf zwei Felsen ruhende Brücke von einem einzigen Bogen führt, dessen Höhe 29 m und dessen Öffnung 46 m mißt, ist der Hauptort eines Arrondissements, Sitz eines Tribunals erster Instanz und hat (1876) 3063, als Gemeinde 3629 E., deren Hauptnahrungszweige die Fabrikation von Korkpfropfen und Leder, sowie Handel mit Öl, Leder, geschätzten Kirschen und Nüssen, vielem Gips und Talk bilden. Am 20. April 1793 schlug Ricardos hier die Franzosen und 30. April 1794 Dugommier die Spanier unter dem Grafen de la Union bei dem 7,5 km nordöstlich gelegenen Marktflecken Boulou.

Cereus, Säulenkaktus, nannte der Engländer Haworth eine Pflanzengattung aus der Familie der Kakteen, von der etwa 200 Arten bekannt sind, die vorzugsweise im tropischen Südamerika vorkommen und lange, säulen- oder schlangenförmige, drei- bis vieleckige oder runde Stämme bilden und große, prachtvolle Blumen entwickeln. Unter allen Kaktusgewächsen ist die Form der Cereen die imposanteste, denn in ihrem Vaterlande Südamerika, wo sie besonders an der Westküste in wüsten, sandigen und felsigen Landstrichen vorkommen, wachsen dergleichen Cereen 5—6 m hoch und stehen in großen Gruppen beisammen, indem 10—12 Säulen aus einer Wurzel entspringen. Der von Engelmann in Californien entdeckte C. giganteus *Eng.* bildet sogar bis 10 m hohe Säulen. Die Blüten dieses Kaktus sind oft 18—20 cm lang und nicht selten in solcher Menge vorhanden, daß sie die Säulen über und über bedecken. Letztere enthalten einen centimeterdicken Holzcylinder, welcher wegen der leichten, dabei zähen und festen Beschaffenheit des Holzes in Südamerika in die Hochgebirge hinaufgeschafft wird, um zu Thürstöcken und Schwellen benutzt zu werden. Die Früchte derselben sehen im getrockneten Zustande wie Feigen aus und haben auch einen ähnlichen Geschmack. Viele Arten von C. werden in unsern Kaktushäusern sowie als Zimmerpflanzen kultiviert. Unter letztern ist namentlich der niedliche Peitschenkaktus (C. flagelliformis *Mill.*) zu erwähnen, welcher kleinfingerdicke, stachelige, schlaffe Stämme treibt, aus denen zahlreiche rosenrote Blüten hervorkommen und der fast ohne alle Pflege gedeiht. Unter den Gewächshauspflanzen sind der mit langen, silberweißen Haaren behängte Greisenkaktus (C. senilis) und der unter dem Namen Königin der Nacht berühmte großblumige Kaktus (C. grandiflorus *L.*) bemerkenswert. Letzterer hat sehr große, weiße, äußerlich orangegelbe, überaus wohlriechende Blumen, welche sich abends 7 Uhr öffnen, bis 3 Uhr morgens blühen und dann verwelken. Er wächst in Westindien und wird im tropischen Amerika häufig angebaut, weil man dort seinen scharfen Saft bei Wassersuchten und als wurmwidriges Mittel, äußerlich auch bei Rheumatismen zu Einreibungen und zum Blasenziehen anwendet.

Cerevis (lat. Cerevisia), Bier; auf Cerevis, burschikos: auf Ehrenwort. C. heißt auch eine kleine Studentenmütze ohne Schirm, auf deren Oberfläche der Verbindungszirkel eingestickt ist; Cerevisius, burschikos: der Bierheilige, Biergott.

Cerf (frz.), Hirsch; Mal de cerf, «Hirschkrankheit», Maulsperre; C. volant, Papierdrache.

Ceri, kleiner Ort in der ital. Provinz Rom, s. Cervetri.

Cerialis oder Cerealis (Q. Petillius), röm. Feldherr, befehligte 61 n. Chr. als Legat die 9. Legion in Britannien, wo er von den Britannen eine schwere Niederlage erlitt. Als Verwandter Vespasians stand er zur Zeit des Kampfes von dessen Parteigängern mit Vitellius auf seiten Vespasians. Nach dem Untergang des Vitellius zur Bekämpfung des Aufstandes der Bataver unter Claudius Civilis und der mit ihnen verbündeten andern german. und kelt. Völkerschaften an den Rhein geschickt, führte er diese Aufgabe mit großem Geschick aus. Nachdem ihm 70 v. Chr. das Konsulat übertragen worden war, ging er, wahrscheinlich als Statthalter, nach Britannien, wo er ebenfalls mit glänzendem

Erfolge kämpfte. Im J. 74 bekleidete er zum zweiten mal das Konsulat.

Cerignola (La), Stadt in der ital. Provinz Foggia (Capitanata), 37 km südöstlich von Foggia, in freundlicher Lage auf einer Anhöhe in 244 m Höhe, Station der Italienischen Südbahn, hat (1881) 24446 E., welche Mandeln und Baumwolle bauen. Hier siegten 28. April 1503 die Spanier unter dem Herzog Gonsalvo von Cordova über die Franzosen unter dem Herzog von Nemours, welcher fiel. In der Nähe, an dem westl. Ufer des Küstensees von Salpi, liegen die gleichnamigen Ruinen der alten apulischen Stadt Salapia, welche von den Römern wegen des den Karthagern geleisteten Vorschubs zerstört wurde.

Cerīgo, das alte Kythēra, jetzt wieder offiziell Kytherion, die südlichste der Jonischen Inseln, von deren Hauptreihe aber ganz abgesondert, vor der südöstl. Landspitze Lakoniens, dem stürmischen Kap Malia (Malēa), und am Eingange zum Griechischen Archipel gelegen. Die nördlichste Spitze der Insel, Kap Spathi (bei den Alten Platanistus), wird durch die 7 km breite Strada di Cervi von der noch mit dem lakonischen Festlande zusammenhängenden Halbinsel Elaphonisi (alt Onugnathos, «Eselskinnbacken») getrennt. Die Insel, welche jetzt eine Eparchie des griech. Nomos Argolis und Korinthia bildet, hat einen Flächeninhalt von 277 qkm bei einem ziemlich gerundeten Küstenumfange, welcher eine bergige, höhlenreiche Oberfläche mit felsigen Rändern umschließt. Wie bei den übrigen Jonischen Inseln bilden auch hier Getreide, Wein, Oliven, Südfrüchte, Schafe und Ziegen, Hasen, Kaninchen, Wachteln, berühmter Honig und die verschiedensten Seetiere die Hauptprodukte. Der durch die Lage der Insel, als eines Schlüssels zu zwei Meeren, besonders begünstigte Handel wird hauptsächlich mit den Erzeugnissen der starken Viehzucht und mit Rosinen betrieben. Die Bevölkerung betrug 1879 13259 Seelen und besteht meist aus Griechen. Kapsali, die Hauptstadt an der Südküste der Insel und Bischofssitz, zählt 1214 E. und hat eine Reede, mehrere Klöster und Kirchen. Südöstlich von C. liegt die kleine Insel Cerigotto, im Altertum Ägilēa oder Ägila genannt und als Zufluchtsort der Seeräuber früher berüchtigt, 10 km groß. Die antike Hauptstadt Kythera mit ihrem Hafenplatz Skandeia lag ungefähr in der Mitte der Ostküste der Insel. Als Kolonie der Phönizier bildete C. lange Zeit die natürliche Mittelstation zwischen deren Niederlassungen in den östl. und westl. Meeren und den Hauptplatz für die Fischerei der Purpurschnecken an der lakonischen Küste und für die Verarbeitung des Saftes derselben, weshalb sie auch die Purpurinsel hieß (Porphyrūsa oder Porphȳris). Auch war sie der Platz, wo der von Askalon stammende Kultus der syr. Astarte (s. d.) auf griech. Boden zuerst Wurzel schlug und von wo aus er sich als Dienst der Aphrodite-Urania oder Kythereia über alle Länder der Hellenen ausbreitete. Von den Phöniziern ging die Insel zunächst in den Besitz der Argiver über, wurde aber schon frühzeitig von den Spartanern, für die sie wegen ihrer Lage von der größten Wichtigkeit war, erobert, denen sie von den Athenern nur zeitweise entrissen wurde. Später kam sie unter die Herrschaft der Römer, dann den Byzantiner, fiel nachher an Venedig und teilte seit der Auflösung dieser Republik (1797) das Geschick der Jonischen Inseln (s. d.).

Cerin wurde früher die bei Bastnäs unfern Riddarhytta in Schweden vorkommende Varietät des Minerals Orthit (s. d.) genannt.

Cerin, Bestandteil des Bienenwachses, s. Cerotinsäure.

Cerinthe *Tourn.*, Wachskraut, Pflanzengattung aus der Familie der Borragineen, deren Arten vorzugsweise in Südeuropa und Nordafrika einheimisch sind. Sie haben saftige Stengel, ganzrandige, stengelumfassende Blätter, die mit weißen wachsartigen Wärzchen bedeckt sind, und in einseitige, beblätterte Wickeltrauben gestellte Blüten mit tief fünfteiligem Kelche, röhriger, im Schlunde nackter, gelber, oft gefleckter Blumenkrone und spießförmigen Staubbeuteln, fünf Staubgefäße und einen Griffel. Die Frucht besteht aus zwei eiförmigen, knochenharten, zwei einsamige Fächer enthaltenden Nüßchen. Die Wachskräuter bieten wegen ihrer blaugrünen, weißpunktierten Blätter und der gelben Blütentraube einen eigentümlichen Anblick dar und sind zugleich hübsche Pflanzen. Sie eignen sich daher, besonders die einjährigen südeurop. Arten C. maculata M. *Bieb.*, C. glabra *Mill.*, C. major *L.*, C. aspera *Roth.*, zu Sommerzierpflanzen des freien Landes, zumal da sie ohne alle Pflege gedeihen. Sie verlangen jedoch einen sandigen und kalkhaltigen Boden.

Cerinthus, der erste bekannte christl. Gnostiker, welcher den Übergang des Judenchristentums zum Gnostizismus bezeichnet. Er bildete die schon bei den Juden sich findende Lehre, daß die Weltschöpfung und Gesetzgebung nicht unmittelbar von Gott, sondern durch die Vermittelung von Engeln geschehen sei, auf eine den Monotheismus gefährdende Weise weiter aus, indem er, was nach jüd. Anschauung doch immer im Dienste des alleinigen Gottes geschehen sein sollte, der selbständigen Wirksamkeit beschränkter und untergeordneter Engelwesen zuschrieb. Daneben hielt er jedoch die judaistische Lehre von der Notwendigkeit der Beschneidung und Gesetzbeobachtung auch für die Christen und die sinnliche Hoffnung auf ein 1000jähriges Reich Christi auf Erden fest. Auch über die Person Christi lehrte er wie das ältere Judenchristentum, daß auf den Menschen Jesus der Heilige Geist (oder Ein heiliger Geist, d. h. ein Engelwesen) herabgekommen und mit ihm bis zur Kreuzigung verbunden geblieben sei. Die spätern Kirchenlehrer haben in die Lehre des C. vielfach die schon ausgebildetern Meinungen des Gnostizismus hineingetragen und dadurch das geschichtliche Verständnis seiner wirklichen Anschauungen erschwert. Mit der Person des C. hat sich die Sage vielfach beschäftigt und ihn bald zu einem Hauptgegner des Apostels Paulus und Wortführer des strengsten Judaismus in der apostolischen Zeit, bald zu einem Widersacher des Johannes gemacht, gegen welchen dieser sein Evangelium und seine Briefe, namentlich den ersten, geschrieben haben soll. Als gegen Ende des 2. Jahrh. der Chiliasmus (s. d.) in der Kirche zahlreiche Gegner fand, schrieben diese die Offenbarung Johannes dem C. zu, um den Montanisten, den eifrigsten Vorkämpfern des Chiliasmus in jener Zeit, die apostolische Autorität für ihre Lehre zu entziehen. Vgl. Lipsius, «Zur Quellenkritik des Epiphanios» (Wien 1865); Harnack, «Zur Quellenkritik der Geschichte des Gnostizismus» (Lpz. 1873).

Cerise (frz.), Kirsche, eine in der Färberei für Kirschrot übliche Bezeichnung.

Cerit, ein zu Riddarhytta in der Provinz Westmanland in Schweden vorkommendes Mineral. C. ist ein wasserhaltiges Ceriumsilicat mit wechselndem Gehalt an Lanthan und Didym, nebst etwas Eisenoxydul und Kalk. Es bildet kleine orthorhombische Krystalle, meist krystallinisch derb, feinkörnig, mit unebenem bis splitterigem Bruch. Härte 5,5, spezifisches Gewicht 4,8 bis 5,0.

Cerithienschichten werden gewisse sandige Kalke des Miocäns, also der jüngern Tertiärformation, wegen ihres Reichtums an Cerithium, einer Brackwasserschnecke, genannt.

Cerium, Cer, Cerer (chem. Zeichen oder Symbol Ce, Atomgewicht des zweiwertig angenommenen Metalls 92,5, wahrscheinlich richtiger ist es aber dreiwertig, mit dem Atomgewicht 138), ein 1803 gleichzeitig von Klaproth, Hisinger und Berzelius entdecktes Metall, das ursprünglich in dem seines hohen spezifischen Gewichts wegen ausgezeichneten Mineral Cerit (nach Ceres) erkannt, später auch in andern Mineralien, wie Gadolinit, Orthit, Euxenit, Pyrochlor, Monazit, Lanthanit, Yttrocerit, aufgefunden wurde. Mosander wies 1839 nach, daß der Cerit noch zwei andere metallische Elemente, die er Lanthan und Didym nannte, enthalte und daß der bis dahin für Ceroxydul gehaltene Körper ein Gemenge der Oxyde der genannten drei Elemente sei. Das C. unterscheidet sich von den beiden andern Elementen dadurch, daß die Lösungen seiner Verbindungen beim Kochen mit verdünnter Salpetersäure und Bleisuperoxyd sich orangegelb färben, was bei Verbindungen des Lanthans und Didyms nicht der Fall ist. Zur Darstellung wird feingepulverter und geschlemmter Cerit mit konzentrierter Schwefelsäure übergossen und bis zum Verdampfen der überschüssigen Säure erhitzt. Die trockene Masse wird mit Wasser ausgekocht, von Unlöslichem filtriert, die Lösung durch Eindampfen konzentriert und mit einer heißgesättigten Lösung von schwefelsaurem Kali versetzt, worauf beim Erkalten ein schwer lösliches Doppelsalz von Kalium-Cersulfat sich ausscheidet. Dieses wird durch Waschen mit einer kalten Lösung von schwefelsaurem Kali von fremden Salzen befreit, in siedendem Wasser gelöst und durch Kalihydrat Ceroxyd CeO oder Ce_2O_3 gefällt. Will man aus diesem das Metall gewinnen, so wird das Oxyd in Salzsäure gelöst, diese mit einer Mischung von Salmiak und Chlorkalium versetzt, zur Trockne verdampft, bis zur Verflüchtigung des Salmiaks erhitzt, worauf der Rückstand mit Natrium im Thontiegel geglüht wird. Durch Behandeln mit kaltem Wasser werden die Salze beseitigt, wobei das Metall in größern und kleinern grauen Kugeln zurückbleibt. Das Metall steht in der Farbe zwischen Eisen und Blei, spezifisches Gewicht 5,5, geschmeidig und schneidbar wie Blei. Oxydiert sich langsam an der Luft, entzündet sich beim Erhitzen, zersetzt Wasser in der Kälte langsam, rasch beim Erhitzen, löst sich leicht in Säuren, verbrennt beim Erhitzen in Chlor, Brom, Schwefeldampf. Die Verbindungen des C. haben bislang kein allgemeines Interesse.

Cernagóra (spr. Tschernagora), der slaw. Name von Montenegro (s. d.).

Cernierung (vom frz. cerner, umzingeln) oder Berennung heißt die enge Einschließung einer Festung, mit dem Zweck, ihr alle Verbindung mit außen, Zufuhr, Nachrichten u. s. w., abzuschneiden und sie durch Blockade (Metz 1870), Bombardement (Paris und andere franz. Festungen im Kriege von 1870 und 1871) oder förmlichen Angriff (Straßburg, Belfort u. a.) zur Übergabe zu zwingen. (S. Festungskrieg.)

Cernuschi (Enrico), Nationalökonom, geb. 1821 zu Mailand, bildete sich als Autodidakt, kämpfte 1848 zu Mailand auf den Barrikaden und war 1849 bei der Verteidigung Roms als Chef der Barrikadenkommission thätig. Nach dem Falle der röm. Republik saß er ein Jahr in Civita-Vecchia und in der Engelsburg gefangen, ging dann nach Paris, wo er von F. Arago beschäftigt wurde und später eine Stellung am Crédit Mobilier erhielt. Er erwarb sich hier ein bedeutendes Vermögen, wurde Teilhaber vieler industrieller Unternehmungen, trieb Exporthandel nach England mit eigenen Schiffen und schwang sich zu einem der drei Direktoren der Pariser Bank empor. Als Gegner des Sozialismus, den er im «Siècle» bekämpfte, kam C. 1871 durch die Kommunisten in Lebensgefahr. Später zog er sich von den Geschäften zurück, unternahm weite Reisen nach Asien, Nordamerika und Afrika, und brachte aus Japan eine reiche ethnogr. Sammlung mit, die zu den Sehenswürdigkeiten von Paris gehört. Von seinen Schriften sind zu erwähnen: «Mécanique de l'échange» (1855), «Réponse à une accusation portée par M. de Cavour» (1861), «Contre le billet de banque, dépositions et notes» (1866), «Illusions des sociétés coopératives» (1866). Neuerdings beschäftigt sich C. hauptsächlich mit der Währungsfrage, und zwar agitiert er eifrig für den Bimetallismus in den Schriften: «Or et argent» (1874), «La question monétaire en Allemagne» (1875), «Silver vindicated» (1876), «Monsieur Michel Chevalier et le bimétallisme» (1876), «La diplomatie monétaire en 1878» (1878), «Bimétallisme en Angleterre» (1879), «Le bi-métallisme à quinze et demi» (1881).

Cerographie (lat.-grch.), ein Verfahren, in Wachs zu gravieren und darin bestehend, daß man eine polierte Kupferplatte mit einer Wachsschicht überzieht und auf dieser Schicht eine Zeichnung ausführt oder auf dieselbe eine Photographie überträgt. Die Linien werden dann mit dem Stichel bis auf die Platte ausgeschnitten, etwaige Schrift mittels gewöhnlicher Typen eingeprägt und die Platte dann im galvanischen Bade reproduziert. Die C. wird vornehmlich in Amerika und zwar zur Herstellung von Landkarten und Plänen benutzt.

Ceropēgia, von Linné benannte Pflanzengattung aus der Familie der Asclepiadeen. Sie besteht aus Halbsträuchern und Stauden mit oft kletternden Stämmen und Ästen und knolligen Wurzeln, welche in Ostindien und dem tropischen Afrika wachsen, sich durch schöne Blumen auszeichnen und daher zu Gewächshauszierpflanzen sehr eignen. Die Ceropegien zerfallen in solche mit aufrecht wachsenden, blattlosen Stengeln und mit kletternden, beblätterten Stämmen. Letztere sind die schönsten. Sie haben gegen- oder quirlständige, mitunter eigentümlich (z. B. violett) gefärbte Blätter und in Bouquets oder Doldentrauben gestellte Blüten mit fünfteiligem Kelch, röhriger, am Grunde mehr oder weniger aufgeblasener Blumenkrone und gedoppelter, glocken- oder radförmiger, 5—15-lappiger Nebenkrone. Ihre Frucht ist eine gedoppelte Balgkapsel, deren zahlreiche Samen einen Haarschopf tragen. Die schönsten Arten sind: C. elegans *Wall.* mit weißer, violettgefleckter Blumenkrone,

C. stapeliaeformis *Haw.* und C. acuminata *Roxb.* mit purpurnen, C. bulbosa *Roxb.* mit violetten, und C. tuberosa *Roxb.* mit roten Blumen. Alle Arten sind Warmhauspflanzen, welche viel Licht, Heideerde, im Winter vorsichtige Bewässerung verlangen und durch Ableger vermehrt werden können.

Ceroplastik (lat.-grch.), Wachsbildnerei.

Cerotinsäure, Cerin, $C_{26}H_{51}$·COOH ist ein Bestandteil des Bienenwachses, den man erhält, wenn man Wachs mit starkem Alkohol auskocht und die heiße Lösung von dem ungelösten Rückstande abzieht. Der beim Erkalten der Flüssigkeit sich ausscheidende Niederschlag ist unreine C., die, um sie vollkommen rein zu haben, noch mehrere Male in siedendem Alkohol gelöst und umkrystallisiert wird. Die C. zeigt sich als weiße, krystallinische Substanz, die bei 78° C. schmilzt. Sie gehört zur Reihe der fetten Säuren. Die C. findet sich außer im Wachs der Bienen im Carnaubawachs (s. d.), ferner als Ceryläther im chines. Wachs und soll auch im Wiesenheu vorkommen.

Ceroxylon, s. Wachspalme.

Cerquetti (Alfonso), namhafter ital. Philolog, geb. 18. März 1830 zu Montecesaro in der Macerata, studierte Philologie und Philosophie und die Rechte, war dann 10 Jahre lang Privatlehrer, wurde 1860 Professor am Gymnasium zu Forli, 1861—77 Professor der ital. Sprache und Litteratur am Lyceum daselbst und ist seit 1877 Professor am Lyceum Campana zu Osimo. Am bekanntesten ist C.s Name durch den Preßprozeß geworden, den die florentiner Akademie der Crusca gegen ihn anstrengte. (Vgl. «La Crusca giudicata dal Tribunale di Milano. Causa Crusca-Cerquetti», Mail. 1878.) Aus der langen Reihe seiner Schriften verdienen Erwähnung: «Saggio di esercitazioni filologiche» (Bologna 1865), «Studj lessicografici e filologici» (Forli 1868), «Osservazioni sui modi scelti della lingua italiana» (Forli 1869), «Correzioni e giunte al vocabolario degli accademici della Crusca» (Tl. 1—4, Forli, Tur. u. Imola 1869—77), «Alcune voci mancanti a vocabularj» (Forli 1869), «Supplimento al vocabolario della lingua italiana» (Forli 1870), «Bibliografia e lessicografia» (Forli 1871), «Errori di lingua italiana che sono più in uso» (Bologna 1872), «Pietro Fanfani e le sue opere» (Flor. 1879).

Cerquozzi (Michel Angelo), trefflicher Maler der Römischen Schule, geb. zu Rom 1600 oder 1602, erhielt als Schlachtenmaler den Beinamen delle battaglie, sowie später, wegen der Darstellungen aus dem Leben der niedern Volksklassen (Bambocciaden), in welchen er den Peter van Laar nachahmte, den Beinamen delle bambocciate. Große Lebendigkeit und ein kräftiges Kolorit zeichnen seine Gemälde aus. Eins seiner berühmtesten Bilder, ehemals in der Galerie Spada zu Rom, stellt Masaniello unter einer Schar Lazzaroni dar. Andere Bilder von ihm befinden sich in Berlin und im Louvre zu Paris. C. starb zu Rom 1660.

Cerreto d'Esi, Flecken in der ital. Provinz Ancona, Bezirk Ancona, 68 km im WSW. von dieser Stadt, an dem zum Esino gehenden San-Angelo, mit 2140 E., Viehzucht und Weinbau.

Cerreto Sannita, Stadt der ital. Provinz Benevent, 30 km im NNW. von Benevent, auf einem Hügel zwischen den zum Volturno gehenden Flüssen Biferno und Cervillo, ist Sitz eines Bischofs und hat (1881) 5343 E., welche Wein und Tuch in den Handel bringen. Die fruchtbare hügelige Umgebung hat Wälder, gute Weiden, reiche Oliven- und Weinpflanzungen; man baut Maulbeeren, Lein, Hanf, Gemüse und Früchte, züchtet Rinder und Schafe, von denen gute Wolle und ausgezeichnete Käse gewonnen werden.

Cerretti (Luigi), ital. Dichter, geb. 1. Nov. 1738 zu Modena, wurde 1765 Professor der Beredsamkeit an der Universität daselbst, zur Revolutionszeit als Gesandter der Cisalpinischen Republik nach Parma, sodann als Studiendirektor nach Bologna gesandt und mußte 1799 nach Frankreich flüchten. Nach Wiederherstellung der Cisalpinischen Republik kehrte er nach Italien zurück und erhielt den Lehrstuhl der Beredsamkeit an der Universität zu Pavia, wo er 5. März 1808 starb. Seine Werke wurden sämtlich erst nach seinem Tode gedruckt: «Poesie e prose scelte» (herausg. von Pedroni, 2 Bde., Mail. 1812, und von Rosini, Pisa 1813), «Poesie scelte» (Mail. 1822), «Instituzioni di eloquenza» (2 Bde., Mail. 1811; neue Ausg. 1822), «Elogii di Giuliano Cassiani» (Mail. 1828), «Delle vicende del buon gusto in Italia» (Mail. 1832). Außerdem erschienen von ihm zwei Briefsammlungen (Mail. 1830 u. 1836).

Cerrito (Fanny, eigentlich Francesca), ausgezeichnete Tänzerin, geb. 21. März 1821 zu Neapel, wurde durch Itro und Paradice für den Tanz gebildet und trat, kaum 13 J. alt, mit dem größten Beifall auf dem San-Carlotheater zu Neapel in Solopartien auf. Später tanzte sie auf mehrern andern ital. Bühnen und begab sich dann nach Wien, wo sie auf zwei Jahre ein Engagement am Kärntnerthortheater einging. Auch in der Großen Oper zu Paris erntete sie rauschenden Beifall. Von 1840 bis 1845 trat Fanny C. zu London auf und seit 1845 gastierte sie mehrfach in Deutschland, sowie in Italien, London und Paris. Sie glänzte namentlich in der Darstellung des Naiven, Neckischen und Lieblichen. Vermählt war Fanny C. mit dem als Tänzer und Violinspieler ausgezeichneten Saint-Leon, welcher sie auf ihren Kunstreisen begleitete und gewöhnlich mit ihr zugleich auftrat, sich aber 1850 von ihr trennte. Bald darauf trat sie von der Bühne zurück.

Cerro (span.), Höhe, Berghöhe, daher in Spanien, Mittel- und Südamerika Namen mehrerer Berge, Pässe und hochliegender Orte.

Cerro, Stadt in der span. Provinz Huelva, an der Straße von Oyamonte nach Aracena, mit schöner Kirche, reichen Kupfergruben und (1877) 3780 E.

Cerro Gordo, Gebirgspaß in Mexiko, 64 km nordwestlich von Veracruz, auf dem Wege von Veracruz nach der Stadt Mexiko, bekannt durch den Sieg der Amerikaner unter General Scott über die Mexikaner 18. April 1847.

Cerro de Pasco, wichtige Bergwerksstadt der südamerik. Republik Peru und Hauptstadt des Depart. Junin, am nördl. Ende der Hochebene von Bombon, in 4352 m Meereshöhe gelegen. Die Stadt, in wüster, unfruchtbarer Gegend, verdankt ihre Entstehung der 1630 durch einen Indianer gemachten Entdeckung reicher Silberminen und führt ihren Namen von dem etwas südlicher gelegenen, früher von Bergleuten stark bevölkerten Städtchen Pasco, nach welchem auch der weiter im Norden sich erhebende Gebirgsknoten von Pasco genannt wird. C. ist sehr schlecht und unregelmäßig auf dem unebenen Terrain der Gruben selbst erbaut,

hat kein einziges öffentliches Gebäude von Bedeutung und zählt (1876) 6418 E., der Mehrzahl nach Indianer und Mestizen; doch gibt es auch Weiße, die als Kaufleute, Techniker, Schenkwirte u. s. w. hier ihren Erwerb suchen. Es ist eine Stadt der Teuerung, des wüstesten Lebens und des Hazardspiels, wie wenige andere auf Erden. Die Stadt besitzt ein Berg- und Handelsgericht. Die Münze ist seit 1845 geschlossen. Das rauhe Winterklima unterwirft jeden Fremden infolge der in so bedeutender Höhe gestörten Respiration anfangs der peinlichen Soroche oder Punakrankheit. Der Silberbergbau von C. liefert jetzt nicht mehr die enorme Ausbeute, die ihn zur Zeit der span. Herrschaft weltberühmt machte. Bis 1878 haben sie etwa 535 Mill. Doll. ergeben. Die Silbererze kommen hier auf zwei Hauptgängen vor, die fast unter dem Marktplatz der Stadt selbst kreuzen, und von denen nach allen Richtungen Erzadern auslaufen, sodaß der Boden wie von einem Silbernetz durchzogen erscheint.

Certaldo, Flecken in der ital. Provinz Florenz (in Toscana) am westl. Fuße eines Mergelhügels, dessen Höhe die alte Burg C. krönt, rechts an einem kleinen Zuflusse der zum Arno gehenden Elsa, an der Eisenbahn Empoli-Rom, zählt (1881) 2546, als Gemeinde 7779 E. Im alten Schlosse der Alberti wohnten die florentin. Vicarii. Besonders bemerkenswert ist jedoch das Wohnhaus des Boccaccio, welcher sich in seinen spätern Jahren auf diesen Stammsitz seiner Familie zurückzog und hier am 21. Dez. 1375 starb. Die Gräfin Carlotta Lenzoni-Medici ließ 1823 das Haus altertümlich herstellen und mit einer Sammlung seiner sämtlichen Werke in vielen Ausgaben versehen. Sein 1503 errichtetes Grabmal in der Kirche San-Michele e Giacomo ist nach 1783 zerstört worden; die Reste desselben befinden sich jetzt ebenfalls im Hause. Unweit entspringt die gasreiche Quelle Acqua di Luiano, welche wie kochend erscheint; außer einer großen Menge von Kohlensäure enthält sie Magnesia, Natron und Kochsalz.

Certāmen (lat.), Wettkampf, Streit.

Certepartie, ein Kontrakt im Seefrachtwesen, s. Chartepartie.

Certieren (lat.), wetteifern, wettstreiten. Beim Schulunterricht versteht man darunter speziell das Wettstreiten um den Platz in der Rangordnung der Klasse, den Wechsel in der Rangordnung je nach dem Ausfalle der Antworten.

Certifikat (frz. certificat, engl. certificate) heißt im allgemeinen jeder Schein, jede als Ausweis dienende schriftliche, besonders auch amtliche Versicherung. Im Zollwesen sind die Urspungs-Certifikate über die Herkunft von Waren wichtig. Bestehen nämlich zwischen verschiedenen Staaten oder Gebietsteilen Verträge über Verkehrserleichterungen und Zollbefreiungen zu Gunsten der aus dem betreffenden andern Staate oder Gebietsteile herstammenden Waren, so erfordert die Ausübung dieser Vergünstigung den amtlichen Nachweis, daß diejenigen Waren, für welche die Vergünstigung in Anspruch genommen wird, in dem betreffenden andern Staate u. s. w. erzeugt sind. Im deutschen Zollgebiete haben derartige Dokumente das Nettogewicht der Ware, die Zahl und Bezeichnung der Frachtstücke und die Art ihres zur Zollsicherung vorgenommenen Verschlusses anzugeben. Außerdem sind von Bedeutung die Ausgangs-Certifikate, wie sie im zollpflichtigen Warenverkehr auf fortlaufendes Conto (s. d.), sowie auf Meßconto (s. d.) vorkommen. Sollen nämlich zollpflichtige Waren, die auf fortlaufendes Conto abgelassen worden sind, nach dem Auslande oder nach andern Packhofsstädten versendet oder zur amtlichen Niederlage abgemeldet werden, so hat der Contoinhaber unter anderm über jede Warenpost ein C. unter seiner Handlungsunterschrift oder der Unterschrift des Prokuristen oder eines andern mit ausdrücklicher schriftlicher Vollmacht versehenen Bevollmächtigten und unter Beifügung des Handlungsstempels oder Handlungssiegels auszustellen. Dieses C. muß enthalten: das Folium, welches dem Contoinhaber in der Contobuchhalterei gegeben ist, die fortlaufende Nummer des bezüglichen Verkaufspostens, die Angabe der Warengattung nach Anleitung des Zolltarifs, des Nettogewichts, des Auslandes, aus welchem die Waren abstammen, die handelsüblichen Benennungen der Waren unter Angabe der Zahl der Stücke, der Dutzende, Grosse u. s. w., das Folium der Verkaufs-, Versand- u. s. w. Bücher, endlich die Versicherung an Eidesstatt, daß die gemachten Angaben richtig seien. Die C. sind nur vier Wochen, vom Tage ihrer Ausstellung an gerechnet, gültig und begründen keinen Anspruch auf Abschreibung vom Conto, wenn sie dem Abfertigungsamte nach dieser Frist vorgelegt werden. Fällt der Tag des Ablaufs der Gültigkeitsfrist auf einen Sonn- oder Feiertag, so dürfen dieselben auch am Tage darauf noch angenommen werden. Den C. sind die Deklarationen (s. d.) beizufügen, welche zum Zwecke der Ausgangsabfertigung abzugeben sind. Die Inhaber von Meßconten haben über jede von ihnen verkaufte zollpflichtige Warenpost zwei übereinstimmende C. unter der Handlungsunterschrift und Beifügung des Handlungssiegels auszustellen. Das eine Exemplar händigt der Verkäufer dem Käufer ein mit der Verpflichtung, die Ware danach binnen bestimmter Frist zur Ausgangsrevision zu stellen; das zweite Exemplar hat er an das Abfertigungsamt abzugeben. Solange letzteres nicht geschehen, kann die Ausgangsabfertigung des Käufers nicht erfolgen. Wie der Verkäufer sich dessen versichert, daß der Käufer die Ware mit dem ihm eingehändigten C. zur Ausgangsabfertigung gestellt, ist lediglich Sache beider Interessenten. Solange diese Gestellung nicht erfolgt ist, bleibt der Verkäufer als Inhaber des Meßcontos für den Eingangszoll haftbar.

Bei der Ausgabe von Wertpapieren hat die Benennung C. sehr verschiedenartige Verwendung gefunden. Bisweilen tragen ausgegebene Schuldscheine diese Bezeichnung; am gangbarsten aber ist die Beziehung des Wortes C. auf die Anlehen und Schulden solcher Staaten, welche das System der Einschreibungen in das große Buch der Staatsschuld (Rentensystem) angenommen haben. Die Gläubiger empfangen hier nicht eigentliche Schuldscheine, sondern es wird der Name eines jeden und der Betrag seiner Forderung öffentlich gebucht. Damit aber die Berechtigten solche Guthaben als überall brauchbare Werte benutzen können, erhält jeder auf Verlangen ein C. des Schatzamtes, worin selbiges die Einschreibung und deren Betrag zu Gunsten des Genannten bescheinigt. Er darf nun die Forderung im ganzen oder teilweise, jedoch nicht in gar zu geringen Bruchteilen, auf andere übertragen, und das Schatzamt verfährt mit Ab- und Zuschreibungen wie etwa eine Girobank, wobei ein

neues C. an der Stelle des frühern erteilt wird. Auswärtige Gläubiger, die nicht an dem Sitze der Verwaltung wohnen, sind freilich genötigt, wegen solcher Geschäfte entweder selbst hinzureisen und sich über ihre Person umständlich auszuweisen, oder mit dem Schatzamte durch einen Bevollmächtigten zu verkehren. Natürlich hemmen solche Umständlichkeiten den Verkehr in derartigen Werten, und es findet sich deshalb, z. B. in Rußland, zur Erleichterung des Umsatzes die Einrichtung, daß der Gläubiger, wenn er das C. über die ganze Summe im Schatzamte hinterlegt, bei letzterm um Ausfertigung von auf den Inhaber lautenden Teilscheinen einkommen darf, welche dann auch C. heißen, die Nummer des Originals tragen und sich privatim weiter begeben lassen. Gewöhnlich schlagen Bankiers diesen Weg ein, die dann auch die Coupons der von ihnen in Umlauf gesetzten C. einlösen und dafür die Zinsen des auf ihre Person lautenden Guthabens empfangen. Der Deponent des Hauptcertifikats kann hier nicht eher eine Abschreibung von seiner Forderung bei dem Schatzamte erwirken, als bis er einen Teilschein über den Betrag der verlangten Abschreibung beibringt. Er ist dann aber auch dem Inhaber, welcher den Anspruch auf seinen Namen gebucht wissen will, die entsprechende Mitwirkung schuldig.

Bisweilen bedeutet C. eine Interimsaktie (s. unter Aktie), oder auch eine schriftliche Zusage, daß der Inhaber dieses Scheins bei einer zweiten Ausgabe von Aktien hinsichtlich der Subskription auf eine bestimmte Anzahl den Vorzug haben solle. Wenn nämlich Aktienvereine ihr Unternehmen vergrößern und die dazu erforderlichen Mittel durch das Ausgeben von neuen Aktien aufbringen wollen, so behalten sie gewöhnlich ihren bisherigen Teilnehmern, den Inhabern der sog. Stammaktien, die Abnahme der zweiten Aktien (Enkel, Jungen) oder eines verhältnismäßigen Teils derselben vor. Wer dann Stammaktien bei der Verwaltung vorlegt, bekommt darüber ein auf den Inhaber lautendes C., welches nach der Zahl jener Aktien die Zahl der zu gewährenden Enkel (Jungen) bezeichnet. In dieser Art verwertete Stammaktien werden abgestempelt, um ihre abermalige Benutzung zur Erlangung gleicher Promessen zu hindern, das empfangene C. kann aber auch andern überlassen werden und bringt dann, wenn die Meinung über das Unternehmen sehr günstig ist, schon vor Eröffnung der eigentlichen Aktienzeichnung ein Aufgeld ein.

Im engl. Konkurswesen ist Certificate ein von den Kuratoren der Fallitmasse ausgestellter Schein über die vom Falliten bewirkte Auslieferung seines Aktivvermögens, infolge deren er des besondern Rechtsverfahrens wegen aller, vor seiner Insolvenz kontrahierten Schulden enthoben ist.

Certifikator (lat.), Certifikatsaussteller, Gewährsmann, Rückbürge.

Certifizieren (lat.), bescheinigen, beglaubigen.

Certioration (lat., eigentlich Vergewisserung) bedeutet in der Rechtssprache die Belehrung, welche eine Behörde über die rechtlichen Folgen eines beabsichtigten Rechtsaktes (z. B. eines verpflichtenden Vertrags, eines Verzichts) solchen Personen erteilt, bei welchen (z. B. Frauen) das Bewußtsein derselben nicht vorauszusetzen ist. Sie ist zuweilen gesetzlich vorgeschrieben und zur Gültigkeit des Rechtsaktes erforderlich.

Certōsa (ital.), soviel wie Kartause, s. Kartäuser.

Certosa di Pavia, eins der berühmtesten Klöster, liegt an der Oberitalienischen Eisenbahn, 8 km nördlich von Pavia und 28 km südlich von Mailand und wurde von Giovanni Galeazzo Visconti gegründet als Buße der Verbrechen, durch die er auf den Herzogssitz gelangte; der Grundstein wurde 8. Sept. 1396 gelegt. Nach Schinkels Urteil ist es mit seiner Frührenaissance-Façade und seinem roman.-got. Innern das schönste aller got. Bauwerke. Welcher Architekt den ersten Plan entworfen, ist unbekannt. Bereits 1398 zogen die Kartäusermönche ein und bald darauf starb der Herzog, große Summen zur Vollendung von Kirche und Kloster hinterlassend. Eingeweiht wurde die C. 3. Mai 1497, doch dauerte der Bau noch bis 1542 und im 17. Jahrh. wurden noch einige Anbauten gemacht. Die Einkünfte beliefen sich auf 1 Mill. Frs., als Kaiser Joseph II. 1782 das Kloster aufhob; 1843 wurde es den Mönchen wieder übergeben, ist aber jetzt ganz aufgehoben. Die Kirche, in Form eines dreischiffigen lat. Kreuzes, ist 77 m lang und 54 m breit und zeigt nur im Gewölbe, nicht in den Fenstern und Scheidbogen, den Spitzbogen. An der rechten Seite befinden sich sieben, an der linken sechs Kapellen, zwei an den Enden des Querschiffs, eine größere mit dem Hauptaltar am obern Ende des Hauptschiffs; eine großartige Kuppel wölbt sich über dem Centrum des Kreuzes. Die außerordentlich reiche und prachtvolle Façade, deren Entwurf von Ambrogio Borgognone (da Fossano) aus dem J. 1473 stammt, gehört zu den glänzendsten Werken der Frührenaissance. Ganz in weißem Marmor ausgeführt, ist sie überreich mit Skulpturen geschmückt, welche das Architektonische fast verdrängen. So zieren schon den Sockel Reliefs und Medaillons und sind die Mittelstützen der Fenster als reiche Kandelaber gestaltet. Denselben Überreichtum an Bildwerken, die sich alle, soweit sie noch das Gepräge des 15. Jahrh. tragen, durch jene der ganzen damaligen lombard. Kunst eigentümliche Zartheit, Grazie und sinnvolle Anmut auszeichnen, gewähren auch verschiedene Monumente im Innern der Kirche. Unter den vielen Bildhauern, die für die Ausschmückung der C. wirkten, befinden sich auch Andrea Fusina und Antonio Amadeo, der im Verein mit Giacomo della Porta und andern das Grabmal des Stifters ausführte. Die Wände der Kapelle, in welcher der außerordentlich prachtvolle Hauptaltar der besten Zeit (1510) steht, sind von Dan. Crespi 1630 al fresco ausgemalt. In der neuen Sakristei befindet sich eine Himmelfahrt Mariä von Andrea Solario; auch ziert die Kirche ein herrliches Altarblatt mit dem gekreuzigten Heiland von Ambrogio Borgognone (1490). Von Bedeutung sind ferner die Klosterräume; der große Kreuzgang mißt 125 und 102 m; seine 128 Arkaden (34 zu 28) ruhen auf Marmorsäulen; an den drei Seiten liegen die 24 Zellenhäuschen, je mit drei Zimmern und einem Gärtchen. Vgl. »Die C. bei Pavia« (20 photograph. Originalaufnahmen von A. Noack in Genua, Lpz. 1882).

Cerūmen (neulat.), Ohrenschmalz; ceruminös, voll Ohrenschmalz, diesem ähnlich.

Cerussa, s. Bleiweiß.

Cerussit oder Bleispat ist in der Natur vorkommendes kohlensaures Bleioxyd (Bleicarbonat), s. Weißbleierz; vgl. Blei (-Verbindungen 10).

Cerutti (Giuseppe Antonio Gioachimo), Publizist, namentlich bekannt durch seine Wirksamkeit

während der Französischen Revolution, geb. zu Turin 13. Juni 1738, trat in den Jesuitenorden und schrieb zunächst zwei Abhandlungen, von denen die eine über die Mittel handelte, die Zweikämpfe zu hindern, die andere sich über die Ursachen verbreitete, warum die neuen Republiken nicht den Glanz der alten erreicht haben. Ferner schrieb er eine «Apologie de l'institut des Jésuites» (1762). Er wurde dann Professor am Jesuitenkollegium zu Lyon und lebte nach der Aufhebung des Ordens meist auf dem Lande bei Nancy. Als die Revolution ausbrach, war er in Paris. Er schloß sich der Bewegung an und gab die einflußreiche Wochenschrift «La feuille villageoise» heraus. Außerdem veröffentlichte er mehrere Gelegenheitsschriften, namentlich das «Mémoire sur la nécessité des contributions patriotiques». Nach Mirabeaus Tode trat er in die Nationalversammlung. Er starb 2. Febr. 1792. Nach seinem Tode erschienen: «Les jardins de Betz» (Par. 1792), welche nicht ohne dichterischen Wert sind, und eine Auswahl seiner «Oeuvres diverses» (Par. 1793), die auch eine Dichtung über das Schachspiel enthalten.

Cervantes Saavedra (Miguel de), einer der größten span. Dichter, geb. zu Alcala de Henares Anfang Okt. 1547, erhielt den ersten Unterricht in seiner Vaterstadt, deren Hochschule er jedoch nicht besuchte, und begab sich um 1568 nach Madrid, um hier nach den Wünschen seiner altadeligen, aus Galicien stammenden, doch unbemittelten Eltern sich ein Brotstudium zu wählen. Aber ein unbesiegbarer Hang zog ihn zur Poesie hin, für die sein Lehrer, der berühmte Humanist Juan Lopez de Hoyos, ihn noch mehr entflammte; Elegien, Romanzen, Sonette und ein verlorener Schäferroman «Filena» waren seine ersten Erzeugnisse. Dürftigkeit zwang den 22jährigen Jüngling, sein Vaterland zu verlassen, um anderwärts seinen Unterhalt zu suchen. Er ging als Kämmerer des kunstliebenden Kardinals Giulio Aquaviva mit diesem nach Italien, zunächst nach Rom. Schon 1570 aber ließ er sich bei den span.-neapolit. Truppen anwerben und focht mit in dem Kriege der Heiligen Liga gegen die Türken und afrik. Korsaren. Mut und Heldensinn zeichneten ihn aus; in der Schlacht von Lepanto (7. Okt. 1571) erhielt er drei Schußwunden, deren eine ihm den linken Arm für immer lähmte. Vom Ende des J. 1573 bis zum Mai 1574 garnisonierte er in Sardinien, von wo er über Genua zu den Truppen des Juan d'Austria in der Lombardei stieß, mit denen er dann nach Sicilien zurückkehrte. In Neapel nahm er im Juni 1575 Urlaub, um nach siebenjähriger Abwesenheit in sein Vaterland heimzukehren. Auf der Heimreise aber wurde er nebst seinem Bruder und der gesamten Mannschaft seiner Galeere von dem Korsaren Arnaut Mami gefangen und in Algier als Sklave verkauft. Fast sechs Jahre verlebte er in Gefangenschaft, auf die er selbst in der berühmten Episode seines «Don Quixote»: «Der Gefangene», mehrmals anspielt und die er in dem «Leben von Algier» («El trato de Argel») dramatisch verwertete.

Die von seinen Biographen gegebenen Nachrichten von den Leiden und Verfolgungen, die er als Sklave zweier der grausamsten Herren, des griech. Renegaten Dali Mami und des Hassan-Pascha, erduldete und von den wiederholten, ebenso kühnen als abenteuerlichen Versuchen, sich und seine mitgefangenen Landsleute zu befreien, ja sogar Algier für seinen König zu erobern, sind zwar außerordentlich und romanhaft, doch außer allem Zweifel gestellt: die Originalakten einer über C.' Verhalten während seiner Gefangenschaft angestellten Untersuchung befinden sich noch heute im Archiv von Sevilla und geben Zeugnis von seiner Kühnheit und Standhaftigkeit, sowie von seinem christl. Heldenmut. Endlich kauften ihn 1580 seine Verwandten und Freunde los. Nachdem er zu Anfang des folgenden Jahres nach Spanien gelangt, trat er bald darauf wieder in sein Regiment ein, das sich damals bei dem Heere in Portugal befand, und machte mit diesem die Expeditionen gegen die Azorischen Inseln mit, welche Philipp II. den Gehorsam verweigerten (1581—83), wobei er sich abermals sehr auszeichnete. Gegen Ende des J. 1583 kehrte er dann für immer in sein Vaterland und in den Privatstand zurück. Von nun an lebte er den Musen in stiller Zurückgezogenheit. Reich ausgestattet mit unerschöpflicher Erfindungsgabe, der umfassendsten poetischen Phantasie, treffendem Witz und humorvoller Laune, mit einem gereiften, klaren, durchdringenden Verstande und einem Schatz praktischer Welt- und Menschenkenntnis, fand er in den Welten, die er schuf, Ersatz für die, welcher er sich entzog. Glücklich begann er seine neue Laufbahn mit dem seine Geliebte feiernden Schäferroman «Galatea» (1584), nach dessen Erscheinen er sich bald mit ebenderselben, Doña Catalina de Palacios Salazar y Vazmediana aus Esquivias, einem Dorfe nahe bei Madrid, vermählte. Da er nun auf einen größern Erwerb denken mußte, so widmete er seine poetische Thätigkeit der Bühne, die er schon als Knabe leidenschaftlich geliebt hatte, und lieferte in wenigen Jahren gegen 30 Dramen, die jedoch leider zum größten Teil verloren sind; nur «Das Leben in Algier» und die großartige Tragödie «Numancia» sind erhalten. Seiner Armut half er damit nicht auf, denn 1588—99 hielt er sich in Sevilla auf und lebte sehr eingeschränkt von dem kleinen Amte als Unterkommissar beim Lieferungswesen für die ind. Flotte, das ihn aber mit Land und Leuten in Spanien noch bekannter machte.

Wo C. in den J. 1599—1603 geweilt, ist unbekannt. Erst 1604 trat er wieder als Schriftsteller auf, und nun ganz in der Sphäre, die seinem Genius vollkommen angemessen war, mit dem «Don Quixote», einem der vollendetsten Romane, die es gibt, einem Buche für alle Völker und Zeiten, das seinen Dichterruhm für immer sichert. Wo er ihn geschrieben, ist mit Sicherheit nicht zu sagen: wahrscheinlich in der Mancha und in Gefangenschaft, und vielleicht in einem der Flecken Argamasilla oder Toboso. C. beabsichtigte unter anderm mit diesem Werke eine Reform des Geschmacks und der Denkart bei seinen Landsleuten; dem abenteuerlichen Heldengeiste mit seinen ebenso lächerlichen als übeln Folgen, deren Quellen die Ritterromane waren, wollte er, die Geißel der Satire in der Hand, ein Ende machen. Doch erschöpft diese besondere Absicht keineswegs den Ideenreichtum des «Don Quixote», in dem ein unsterblicher Repräsentant aller der Phantasten geschildert ist, die bei dem edelsten Enthusiasmus doch zu Narren werden. Der erste Teil erschien zu Madrid 1605 und wurde anfangs lau, bald aber mit dem höchsten Beifall aufgenommen, den später das ganze gebildete Europa mit Spanien teilte. Im «Don Quixote» zeigte es sich aber auch, von welchem echt poetischen Genius C. beseelt war, da der prosaische Zweck dieses Werks und die

einseitige satirische Richtung kein Hindernis wurden für die schönste allseitige poetische Entfaltung. Mit der dem Genie eigentümlichen Universalität hat er in dem scheinbar Lokalen und Temporären ein allgemein Menschliches und für alle Zeiten Gültiges darzustellen gewußt: die tiefe Lebensansicht, daß gerade die edelsten Naturen oft das Ideale auf die unpassendste Weise zu realisieren suchen, was dann der nüchternen Weltklugheit und dem gemeinen Menschenverstande als bloße Narrheit erscheint. Unter welchem Gesichtspunkte man das Werk betrachtet, so steht es als unübertroffenes Muster da. Schöne epische Entfaltung, reges Leben, Wahrheit der Charaktere, Fülle der Begebenheiten, Menge und Mannigfaltigkeit der anziehendsten Situationen, Kunst in ihrer Verkettung, Tiefe der Weltanschauung, klassische Vollendung des Ausdrucks sind die großen Vorzüge dieses Werks. Seinen Zweck erreichte C. fast vollständig, sofern nur wenige Ritterromane nach 1605 in Spanien noch ans Licht traten. Erst nach einer mehrjährigen Pause trat er mit neuen Produktionen hervor, indem er zuerst seine «Novellen» herausgab, «Novelas ejemplares» (1613), 11 an der Zahl, zu denen eine zwölfte, «Die angebliche Tante», erst in neuerer Zeit gefunden ward, dann die «Reise nach dem Parnaß» (1614) und 1615 acht neue Schauspiele und ebenso viele possenhafte Zwischenspiele. Die Schauspiele, im Nationalgeschmack, sind nur mittelmäßig, mit den kostbaren Perlen verglichen, die Lope de Vega damals ausstreute; die Zwischenspiele hingegen strotzen von Geist, Witz und Laune, doch wurden auch sie nur gleichgültig aufgenommen. Neid und Mißgunst wollten den unverantwortlich vernachlässigten Mann womöglich auch in litterarische Vergessenheit zurückdrängen, wozu die vergebens erwartete Fortsetzung des «Don Quixote» den Vorwand lieh. Irgend ein Litterat, dem Anschein nach ein Geistlicher aus Aragon, schrieb unter dem Pseudonym Alonso Fernandez de Avellaneda 1614 eine Fortsetzung des «Don Quixote» («Biblioteca de autores españoles», Bd. 17), voller Schmähungen gegen C. Dieser rächte sich auf eine glänzende Weise durch die Herausgabe des zweiten Teils seines «Don Quixote» (1615), der, trotzdem er in zahlreichen Widersprüchen die Nachteile einer mit der Abfassung sich erst entwickelnden Konzeption zeigt, mit Recht für noch vollendeter gehalten wird als der erste. In äußerster Dürftigkeit würde C. der Tod überrascht haben, hätte er nicht in seinen letzten Lebensjahren an dem Grafen von Lemos einen Gönner gefunden und von einem andern Gönner, dem Kardinal-Erzbischof von Toledo, eine kleine Pension bezogen. C. starb 23. April 1616 in Madrid, wo er in den letzten Jahren seines Lebens sich aufgehalten hatte. Erst nach seinem Tode (1617) erschien sein Roman: «Die Leiden des Persiles und der Sigismunda» (deutsch, 2 Bde., Lpz. 1837), der innerhalb zweier Jahre in acht Auflagen gedruckt wurde und somit unter C.' Werken unbegreiflicherweise den größten Erfolg erzielte.

Unter den Ausgaben des «Don Quixote» sind außer der Prachtausgabe (4 Bde., Madr. 1780) als die besten hervorzuheben die von Pellicer (9 Bde., Madr. 1798), von Navarrete (mit der dokumentierten Lebensgeschichte des C., 5 Bde., Madr. 1819), die mit dem vollständigsten Kommentar von Diego Clemencin (6 Bde., Madr. 1833—39), und als gute Handausgaben die zu Leipzig erschienenen (6 Bde., 1800—7; 2 Bde., 1860). Ein kritische Reproduktion der ersten Ausgabe veranstaltete Lopez Fabra: «Cervantes. Don Quijote de la Mancha. Primera edicion reproducida» (2 Bde., Barcel. 1872). Gesamtausgaben seiner Werke erschienen zu Madrid ohne die Komödien (16 Bde., 1803—5), ebenda ohne die «Reise nach dem Parnaß» (11 Bde., 1829) und zu Argamasilla (12 Bde. in 8. und 12., 1864). Ein Wiederabdruck sämtlicher Werke C.' ist auch in der madrider «Biblioteca de autores españoles» erschienen. Neu aufgefundene Manuskripte von C. veröffentlichte A. de Castro unter dem Titel: «Cervantes. Varias obras ineditas de C.» (Madr. 1874). Die erste deutsche Übersetzung des «Don Quixote» aus dem Spanischen erschien 1669 zu Frankfurt, blieb aber unvollendet; die erste vollständige zu Basel und Frankfurt (2 Bde., 1683). Unter den nachfolgenden sind zu erwähnen die von Bertuch (6 Bde., Lpz. 1780), von Tieck (4 Bde., Berl. 1799—1801; 3. Aufl., 2 Bde., 1852; mit Zeichnungen von Doré, Berl. 1875) und von Soltau (6 Bde., Königsb. 1800; 2. Aufl., 4 Bde., Lpz. 1837). Eine Übersetzung sämtlicher Romane und Novellen des C. wurde von Keller und Notter (10 Bde., Stuttg. 1840—42) besorgt.

Vgl. Chasles, «Michel de C., sa vie, son temps, son œuvre» (2. Aufl., Par. 1866), und E. Dorer, «C. und seine Werke nach deutschen Urteilen. Mit einem Anhange: Die Cervantes-Bibliographie» (Lpz. 1881). Sein Todestag, der 23. April, wird in fast allen größern Städten Spaniens alljährlich in festlicher Weise begangen.

Cervelatwurst, s. unter Wurst.

Cervena oder Krivina, bulgar. Dorf am Einfluß der Jantra in die Donau, in dessen Nähe die Türken am 7. Sept. 1810 eine empfindliche Niederlage durch die Russen unter General Kamenski erlitten. Der Seraskier Kuschanz-Ali und 10000 Türken fielen in der Schlacht oder während der Verfolgung, 6000 Gefangene gerieten in die Gewalt der Russen, welche außerdem 178 Fahnen und 14 Kanonen erbeuteten. Das russische, nur 23000 Mann starke Heer verlor nur 1500 Mann, obwohl dasselbe den in drei verschanzten Lagern stehenden Gegner angriff und der erste Angriff abgewiesen wurde. In der Nacht nach der Schlacht streckte Achmed-Pascha mit 4000 Türken die Waffen.

Červený (Václav František, d. i. Wenzel Franz), bedeutender Metall-Musikinstrumenten-Fabrikant, geb. 1819 zu Dubeč in Böhmen, eröffnete sein Geschäft 1842 in Königgrätz und erfand nach und nach folgende Instrumente: 1844 das Kornon, 1845 den Kontrabaß (welcher in den Instrumenten Helikon, Pelikon, Saxhorn-Contrabasse u. s. w. nachgeahmt wird), 1846 die Tonwechselmaschine (Transpositeur), 1848 den Phonikon, 1853 das Baroxyton, 1856 den Metallkontrafagott, 1859 das Obligatalthorn, 1867 das Turnerhorn, das k. k. Armeesignalhorn, das Jägerhorn, die Armeeposaune, 1873 das Primhorn, den Subkontrabaß, den Subkontrafagott und die Walzenmaschine, 1876 die Kornettinstrumente, das Kronprinz-Kornettquartett, die Votivtimpani (benannt nach der Votivkirche in Wien, welcher die ersten Exemplare geschenkt wurden), 1877 das Glockenaccordion, 1878 den Feuerruf- und Glockentriangel. Daneben verbesserte er das Euphonion, die Cylindermaschine, die russ. Signalhörner, Schraubentrommeln und die patentierte Walzenmaschine, und imitiert die türk. Cinellen und chines. Tam-Tams mit großem Erfolg. Als der erste österr. Fabrikant auf diesem Gebiet wurden seine

Leistungen auch auf den Weltausstellungen nach Verdienst anerkannt; er ist als ein Reformator des modernen Metallinstrumentenbau-Systems anzusehen. Die Firma «V. F. Červený u. Söhne» verbreitet massenhaft Instrumente in alle Teile der Welt. Eine Glockengießerei ist mit dem großartigen Etablissement verbunden.

Cervera, alte Stadt (Ciudad) der span. Provinz Lerida in Catalonien, liegt an der Straße und nahe der Eisenbahn von Lerida nach Barcelona, in einer öl-, wein- und getreidereichen Ebene auf einem Hügel, dessen Fuß der gleichnamige Zufluß des Segre bespült, und auf dessen Spitze ein Kastell steht. Die Stadt ist von Mauern mit sieben Thoren umgeben, hat sehr unebene Straßen, vier Plätze, eine große got. Pfarrkirche, fünf Klostergebäude und (1877) 3789 E. Die ehemalige Universität, welche 1717 von Philipp V. von Lerida hierher, in neuerer Zeit aber nach Barcelona verlegt wurde, war die einzige Cataloniens.

Cervera del Maëstre, Stadt in der span. Provinz Castellon de la Plana, am Seco de Benicarló, einem durch seine Überschwemmungen gefährlichen Strome, mit 2163 E., welche schönen Marmor brechen. Dabei liegen die Ruinen eines 1233 den Mauren abgenommenen Schlosses.

Cervera del Rio Alhama, Stadt in Altcastilien, Provinz Logroño, am linken Ufer des zum Ebro gehenden Alhama, zählt 4290 E.

Cervera del Rio Pisuerga, eine Stadt (Villa) der span. Provinz Palencia in Altcastilien, 110 km nördlich von Palencia, in einem hohen Thale des Cantabrischen Gebirges (Sierra del Brezo), rechts an der Pisuerga und dem Rabanal de la Fuente, zählt nur 1800 E., ist aber in neuerer Zeit wichtig geworden durch die in ihrem Bezirk aufgeschlossenen reichen Steinkohlenflötze, deren Gruben bei den Dörfern Orbó, Santillan, San-Cebrian de Mudá und San-Felices liegen.

Cervetri, kleiner Ort in der ital. Provinz Rom, Distrikt Civita-Vecchia, an der Stelle des alten Cäre. In früher Zeit hatten dort die Phönizier unter dem Namen Agylla (Rundstadt) eine Handelsniederlassung. Als hernach die Etrusker, nachdem sie das westl. Mittelitalien bis zum Ciminischen Wald unterworfen hatten und bis zum Tiber vorrückten, wurde auch Agylla etruskisch und bekam nun den Namen Cäre. Die Stadt spielte 537 v. Chr. in dem Kampfe der Etrusker gegen die Phokäer, welche sich in Corsica niedergelassen hatten, eine Hauptrolle. Doch stand sie im übrigen in freundschaftlichem Verkehr mit den Griechen, welche an der Küste zwei Niederlassungen errichteten, sowie mit Rom, dessen Heiligtümer aus Anlaß der Zerstörung Roms durch die Gallier dorthin geflüchtet wurden. Wenige Jahre darauf erlitt C. selbst einen schweren Schlag, von dem es sich nie wieder ganz erholte. Seine Hafenstadt Pyrgi wurde 385 v. Chr. von Dionys geplündert. Als hernach C. an den Fehden von Tarquinii und Falerii gegen Rom sich beteiligt hatte, wurde es 351 v. Chr. seiner polit. Selbständigkeit beraubt und in das röm. Gemeinwesen aufgenommen; es erhielt das röm. Bürgerrecht, aber ohne Stimmrecht, ohne aktives und passives Wahlrecht (civitas sine suffragio), als die erste Gemeinde dieser Art. Beim Beginn der Kaiserzeit war die Stadt tief herabgekommen; unter den Kaisern hob sie sich wieder. Im 13. Jahrh. verließen die Einwohner dieselbe und siedelten sich etwa 5 km davon im heutigen Ceri an, wo man lange die Stätte des alten Cäre vermutete, ein Teil aber kehrte später zurück nach dem alten Orte, der nunmehr zum Unterschied von dem neuen Ceri das alte Ceri (Cerveteri oder Cervetri) genannt wurde. Beide Ortschaften, namentlich die erstere, sind unbedeutend. Seit 1829 ist C. durch die Funde berühmt geworden, welche man wie bei andern etrusk. Städten in den bei Cäre gelegenen Gräbern gemacht hat (Skulpturen, Thonfiguren und Reliefs, Wandmalereien, Vasen und Geräte aus Thon, Eisen, Bronze, Silber und Goldschmuck), und von denen eins überdies als die Grabstätte von Tarquiniern bedeutsam ist. Seit 1840 wurden auch an der Stelle der alten Stadt selbst wertvolle Skulpturen gefunden. Vgl. Visconti, «Antichi monumenti di C.» (Rom 1836); Canina, «Cere antica» (Rom 1838) und in der «Etruria maritima» (Rom 1846).

Cervia, Stadt in der ital. Provinz Ravenna (Compartimento Emilia), 21 km im SO. von Ravenna, in den Lagunen, zählt 1500 E., ist Bischofssitz, hat eine schöne Kathedrale, ein elegantes Theater und wichtigen Handel mit Salz.

Cervical (lat.), den Nacken (Cervix) betreffend.

Cervola (Arnold von), Bandenführer im 14. Jahrh., der Erzpriester genannt, weil er den Nießbrauch von Kirchenpfründen hatte, diente erst Frankreich gegen die Engländer, zog seit 1365 bald brandschatzend mit einer Söldnerbande umher, namentlich im Elsaß, bald trat er in den Dienst verschiedener Fürsten. Er starb 1366.

Cervus (lat.), Hirsch; Cornu cervi, Hirschhorn.

Ces (ital. do bemolle; frz. ut-bémol; engl. c flat), in der Musik der um einen halben Ton erniedrigte Ton c; er wird durch c und ein vorgezeichnetes ♭ bezeichnet und ist bei Tastinstrumenten dem Tone h gleich.

Cesalpini (Andrea), latinisiert Cäsalpinus, ital. Philosoph, Botaniker und Physiolog, geb. 1519 zu Arezzo, studierte zu Pisa namentlich Medizin, aber auch Philosophie und Naturwissenschaften, und starb 23. Febr. 1603 als Leibarzt Clemens' VIII. zu Rom. Er schrieb: «De plantis libri XVI» (Flor. 1583), worin eine systematische Anordnung des Pflanzenreichs versucht wird; «Quaestionum medicorum libri II» (Vened. 1598), worin zuerst der Umlauf des Blutes beschrieben ist; «Quaestionum perpateticarum libri V» u. s. w.

Cesáre (Cavaliere Giuseppe di), ital. Historiker und Publizist, geb. 1783 zu Neapel, war daselbst Generalzolldirektor, nahm teil an den polit. Bewegungen des J. 1827, wurde infolge dessen seines Amtes entsetzt, war 1848 kurze Zeit Generalintendant von Bari und starb zu Neapel 15. April 1856. Er redigierte die Zeitschrift «Il Progresso», schrieb einen histor. Roman: «Arrigo di Abbate» und eine «Storia di Manfredi Re di Sicilia» (2 Bde., Neap. 1837), ein Werk von bleibendem Werte.

Cesarewitsch, s. Cäsarewitsch.

Cesári (Alessandro), berühmter Medailleur und Edelsteinschneider, blühte um 1550. Sein eigentlicher Name war Cesati und er selbst einer mailändischen Familie entsprossen. Seiner außerordentlichen Geschicklichkeit wegen, die ihn den besten griech. Meistern zur Seite stellt, erhielt er den Beinamen Greco. Unter den vielen Porträts vornehmer und hochgestellter Personen, die er durch seine Kunst verewigte, gilt der erhaben auf einen Karneol geschnittene Kopf König Heinrichs II. von

Frankreich für sein bedeutendstes Werk. Berühmt ist auch eine von ihm verfertigte Schaumünze auf Paul III. Er soll seine Arbeiten M. Lollius Alexander bezeichnet haben.

Cesāri (Antonio), ital. Schriftsteller, geb. zu Verona 16. Jan. 1760, widmete sich dem geistlichen Stande, trat in den Orden des heil. Philipp von Neri und widmete sich eifrig dem Studium der griech. und röm. Klassiker, der Litteratur des Mittelalters sowie der ältern Schriftsteller Italiens. C. starb als Mitglied fast aller Akademien und gelehrten Gesellschaften seines Vaterlandes 1. Okt. 1828 zu Ravenna. C. veranstaltete in Verbindung mit Lombardi, Vannetti und Zanotti eine mit 50000 meist alten Wörtern und Wendungen bereicherte Ausgabe des «Vocabolario della Crusca» (6 Bde., Verona 1806—9), durch welche Montis (s. d.) «Proposta» veranlaßt ward. Von seinen Übersetzungen werden besonders die des Terenz (2 Bde., Verona 1816) und die der Briefe des Cicero (10 Bde., Mail. 1826—31) geschätzt. Ausgaben besorgte C. von den «Vite de' Santi Padri» (4 Bde., Verona 1799), von Belcaris «La vita del B. Giovanni Colombini» (Verona 1817), den «Fioretti di S. Francesco» (Verona 1822), mehrern Werken von Jacopo Passavanti, Domenico Cavalca und andern ital. Schriftstellern. Außerdem schrieb er «Bellezze di Dante» (4 Bde., Vened. 1824—26 u. öfter), «Dissertazione sopra lo stato presente della lingua italiana» (Verona 1810; Mail. 1819), einen Dialog «Le grazie» (Verona 1813; Mail. 1819), «Lezioni storico-morali» (5 Bde., Mail. 1815—17), «Vita di Gesù Cristo» (5 Bde., Verona 1817), «Fiori di storia ecclesiastica» (3 Bde., Verona 1828), «Novelle» (Verona 1825) u. s. w. Lebensbeschreibungen C.s veröffentlichten Manuzzi (Flor. 1829), Bonfanti (Verona 1832), Villardi (Padua 1832) und Mordani (Ravenna 1842).

Cesāri (Giuseppe), genannt Josepin oder il Cavaliere d'Arpino, berühmter röm. Maler, geb. zu Rom 1570, beherrschte geraume Zeit hindurch die röm. Kunst und bildete eine zahlreiche Schule. Er war durch ein unleugbar großes künstlerisches Talent, durch eine lebhafte Einbildungskraft, ein blühendes Kolorit und durch eine bedeutende technische Fertigkeit ausgezeichnet; auch verirrte er sich weniger in die Untiefen des Manierismus als die meisten Zeitgenossen; aber ihm fehlte der Sinn für die reine Einfalt der Natur, für das Ebenmaß der Form und für die Würde des Stils. Er war die glanzvollste Erscheinung unter den Künstlern der Nachblüte, darum richteten sich gegen ihn vorzugsweise die reformatorischen Bestrebungen des Caravaggio, der Caracci und ihrer Anhänger, denen er samt seiner Schule auch endlich erlag. C. starb zu Rom 1640 oder 1642. Von ihm sind großartige Dekorationsmalereien, Wandbilder und Plafondfresken vorhanden, unter welchen namentlich die in San-Silvestro am Monte-cavallo in Rom hervorragen.

Cesarotti (Melchiore), ital. Dichter, geb. 15. Mai 1730 zu Padua, wurde Lehrer der Rhetorik an dem Seminar zu Padua, 1762 Hauslehrer in Venedig und kehrte 1768 als Professor der griech. und hebr. Sprache nach Padua zurück. Für das von ihm an Napoleon gerichtete Gedicht «Pronea» («Vorsehung», 1807) erhielt er von letzterm eine Pension. Er starb 4. Nov. 1808. Großen Beifall fand seine metrische Übersetzung des Ossian (2 Bde., Padua 1763; 4 Bde., Pisa 1817; 4 Bde., Mail. 1826—27), sowie die vom Original sehr abweichende Übersetzung von Homers Iliade (10 Bde., Padua 1786—94) und die der Biographien des Plutarch (2 Bde., Padua 1763). Sein bedeutendstes Werk ist der «Saggio sulla filosofia delle lingue» (Padua 1785; Pisa 1800), mit dem er dem Pedantismus der Crusca entgegenwirkte. Eine große Anzahl von Briefen, Gedichten u. dgl. finden sich in seinen «Opere scelte» (4 Bde., Mail. 1820). C. selbst begann eine Gesamtausgabe seiner Werke, die nach seinem Tode von Barbieri beendigt wurde (42 Bde., Pisa 1800—13). Von seinen Übersetzungen verdienen noch Erwähnung die des Demosthenes (6 Bde., Padua 1774—78) und Juvenal (Par. 1805). Lebensbeschreibungen C.s lieferten Barbieri («Memorie intorno all' abate C.») und G. A. M. als Einleitung vor der Auswahl von C.s Werken in der Sammlung der «Classici italiani del sec. XVIII» (Mail. 1818 fg.).

Ces-dur (ital. do bemolle maggiore; frz. ut-bémol majeur; engl. c flat major), die Dur-Tonart, bei welcher jeder Ton um einen halben Ton erniedrigt wird, also sieben ♭ vorgezeichnet sind. An Stelle derselben bedient man sich der gleichlautenden Tonart H-dur, weil diese bequemer (nur mit fünf ♯) zu bezeichnen ist. Die parallele Moll-Tonart ist As-moll. (S. unter Ton und Tonarten.)

Cesēna (im Altertum Caesena), regelmäßig gebaute und mit Säulengängen gezierte Stadt in der ital. Provinz Forlì, Compartimento Emilia, liegt am rechten Ufer des Flusses Savio, über den hier eine schöne unter Clemens VIII. aus Quadern von istrischem Marmor erbaute Brücke führt, am Fuße des Colle Garampi und an der Italienischen Südbahn Bologna-Rimini, ist Sitz des Präfekten der Provinz und eines Bischofs, hat eine schöne Kathedrale mit Marmorskulpturen des 15. und 16. Jahrh., ein Rathaus (Palazzo pubblico) mit einer kleinen Gemäldesammlung (worunter ein ausgezeichnetes Fresko des Francesco Francia) und der kolossalen Bildsäule des in C. geborenen Papstes Pius VI., welcher hier auch ein großes Hospital stiftete, und eine berühmte, 1452 von Domenico Malatesta Novello gegründete Bibliothek (die von Malatesta veranstalteten Abschriften antiker Klassiker liegen den Aldini-Ausgaben zu Grunde), und zählt (1881) 11435, als Gemeinde 38223 E., welche sich mit Wein-, Gemüse-, Hanf-, Seidenbau und Gewinnung und Raffinerie von Schwefel beschäftigen. Der Wein von C. war schon zur Römerzeit berühmt. Eine Viertelstunde von C. auf einem Hügel liegt die schöne Kirche Sta.-Maria del Monte, von Bramante umgebaut. C. ist einer der ältesten Bischofssitze in Italien. Im Mittelalter Freistaat und später nacheinander von den ghibellinischen Montefeltro und den guelfischen Malatesta beherrscht, 1. Febr. 1377 von dem Kardinal Robert von Genf (später Papst Clemens VII.) schrecklich verheert, wurde die Stadt zuletzt den Malatesta von Papst Alexander VI. entrissen, um sie seinem Sohne Cäsar Borgia zu geben. Bei Borgias Tode fiel sie an den Kirchenstaat. Außer Papst Pius VI. (Braschi, 1717) wurde auch dessen Nachfolger Pius VII. (Chiaramonti) 1742 hierselbst geboren. Am 30. März 1815 schlug hier Murat die Österreicher, und 20. Juni 1832 wurde C. durch die päpstl. Truppen heimgesucht.

Cesinge, s. Janus Pannonius.

Ces-moll (ital. do bemolle minore; frz. ut-bémol mineur; engl. c flat minor), eine Moll-Tonart, welche zehn ♭ (darunter drei doppelte ♭) nötig haben würde, aber nie im Gebrauch vorkommt; sie wird durch H-moll, welches nur zwei ♯ (fis und cis) vorgezeichnet hat, ersetzt.

Cesnola (Luigi Palma di, Graf), ital. Archäolog, geb. 29. Juli 1832 bei Turin, trat in die ital. Armee ein und 1860 in amerik. Dienste, wo er sich im Kriege gegen die Südstaaten auszeichnete. Seit 1869 ist er amerik. Konsul auf Cypern, wo er mit großem Erfolg archäol. Untersuchungen und Ausgrabungen vornahm. Seine Funde, Statuen, Figuren, Lampen, Vasen, Schmucksachen u. s. w. wurden 1872 in Neuyork als «Cesnola-Sammlung cyprischer Altertümer» aufgestellt. C. schrieb: «Cyprus, its ancient cities, tombs and temples» (Lond. 1877; deutsch, Jena 1879).

Céspedes (Pablo de), als Maler, Architekt, Bildhauer, Dichter und Gelehrter berühmt, wurde zu Cordova 1538 geboren und daselbst sowie seit 1556 auf der Universität von Alcala de Henares gebildet, wo er sich vorzüglich in den altklassischen und orient. Sprachen umfassende Kenntnisse erwarb. Nachher ging er nach Rom, wo er sich als Maler vorzüglich nach Michel Angelo und Zuccaro bildete und mehrere Freskogemälde und Bildhauerarbeiten verfertigte, die ihm Ruf erwarben. C. erhielt 1577 eine Pfründe an der Domkirche zu Cordova und lebte von nun an teils hier, teils in Sevilla. Er starb in seiner Vaterstadt 26. Juli 1608. C. zeichnet sich als Maler vorzüglich durch sein treffliches Kolorit und seine Meisterschaft in der Karnation und im Helldunkel aus. Es befinden sich Gemälde von ihm in Sevilla, Cordova und Madrid, unter welchen das letzte Abendmahl in der Domkirche von Cordova eins der berühmtesten ist. Er war das Haupt der damaligen Andalusischen Malerschule, und seine namhaftesten Schüler waren Juan Luis Zambrano, Antonio Mohedano, Juan de Peñalosa, Antonio de Contreras und Cristóval Vela. Nicht minder ist C. als Kunstschriftsteller und Dichter berühmt, obgleich sich von allen seinen Schriften nur Fragmente erhalten haben, die teils sein Freund und Bundesgenosse Francisco Pacheco in der «Arte de la pintura» (1649), teils Cean-Bermudez im Anhange zum fünften Bande seines «Diccionario histórico de los mas ilustres profesores de las bellas artes en España» (Madr. 1800) zuerst mitgeteilt hat.

Cessante causa cessat effectus, lat. Sprichwort, d. h. Beim Aufhören (Wegfall) der Ursache hört auch die Wirkung auf.

Cessart (Louis Alexandre de), einer der ausgezeichnetsten Ingenieure Frankreichs, geb. zu Paris 1719, widmete sich der militärischen Laufbahn, diente während der Kriege in Flandern in der Gendarmerie des königl. Hauses und zeichnete sich namentlich in den Schlachten von Fontenoy und Rocour aus. Nachdem er später den Militärdienst aufgegeben hatte, trat er in die École des ponts et chaussées und that sich durch seinen Fleiß sowie durch seine Kenntnisse so hervor, daß er schon 1751 zum Ingenieur der Generalität von Tours ernannt wurde. Im J. 1775 nach Rouen versetzt, wurde ihm 1781 die Leitung der Wasserbauten von Cherbourg, welche außerordentliche Schwierigkeiten darboten, anvertraut, doch fand deren Vollendung erst später statt. Er starb 1806. Sein Nachlaß wurde von Dubois d'Arneuville unter dem Titel «Description des travaux hydrauliques de C.» (2 Bde., Par. 1806—9) herausgegeben.

Cessation (lat.), das Zaudern, Zögern, der Wegfall; cessieren, aufhören, wegfallen; cessibel, abtretbar; Cessibilität, Abtretbarkeit.

Cessio bonorum, im röm. Recht eingeführt durch eine lex Julia de cessione bonorum (wahrscheinlich von Augustus), bedeutet die den Konkurs eröffnende Erklärung des Schuldners, sein Vermögen den Gläubigern zu ihrer Befriedigung abtreten zu wollen. Dadurch entging er den Folgen der Ehrlosigkeit (infamia) und der Schuldhaft, welche mit der andern Art der Konkurseröffnung, der den Gläubigern auf ihren Antrag gewährten obrigkeitlichen Einweisung in den Besitz des schuldnerischen Vermögens (missio in bona), verknüpft waren; auch gewann er gegenüber der spätern Geltendmachung der Forderungen das Beneficium competentiae (s. d.). Sie wurde darum nur dem schuldlos in Vermögensverfall geratenen Schuldner gestattet. Das moderne Konkursrecht kennt sie nicht. An ihre Stelle ist die Insolvenzanzeige des Gemeinschuldners getreten. Es bestimmt insbesondere die Konkursordnung für das Deutsche Reich, daß zum Antrag auf Eröffnung des Konkurses berechtigt sei auch der Gemeinschuldner selber (und jeder Konkursgläubiger). Vgl. Konkursordnung, §. 95, 96. (S. unter **Konkurs**.)

Cession (lat.) heißt in der Jurisprudenz die Abtretung einer Forderung an einen neuen Gläubiger (Cessionar), damit dieser sie für seine Rechnung statt des bisherigen Gläubigers (Cedenten) gegen den Schuldner (debitor cessus) geltend mache. Die Übertragung ist nicht bei allen Forderungen zulässig, nämlich nicht bei denjenigen, deren Erfüllung an einen andern Gläubiger als den bisherigen dem Sinn und Inhalt der Forderung widerstreiten würde; so ist der Alimentenanspruch, die Forderung aus der Injurie unübertragbar. Die C. erfolgt entweder auf Grund eines Vertrags zwischen Cedenten und Cessionar, wobei der Schuldner nicht zugezogen zu werden braucht, oder durch Richterspruch oder gemäß gesetzlicher Vorschrift. Das Verhältnis des Schuldners wird durch die C. nicht verändert; er behält gegen den Cessionar alle Einwendungen, welche er gegen den Cedenten hatte, und kann dem letztern sogar so lange, als ihm die C. nicht angezeigt ist (was daher stets anzuraten), gültige Zahlung leisten. Der Cedent haftet dem Cessionar, je nach dem Rechtsgrund der C., entweder nur dafür, daß die abgetretene Forderung wirklich vorhanden gewesen (für die Richtigkeit oder Verität), oder aber auch dafür, daß der Schuldner zahlungsfähig sei (für die Sicherheit oder Bonität). Der Cessionar erlangt alle Rechte und damit verbundenen Nebenrechte des Cedenten (z. B. aus Bürgschaften). Über die hier einschlägige Anastasiana lex s. diesen Artikel. Einige Arten der C. sind gemeiniglich verboten, z. B. die C. von Forderungen gegen den Mündel an den Vormund; dagegen ist das frühere Verbot der C. der im Prozeß befangenen Forderungen jetzt durch die Deutsche Civilprozeßordnung beseitigt. Vgl. Mühlenbruch, «Die Lehre von der C. der Forderungsrechte» (Greifsw. 1817; 3. Aufl. 1836); Delbrück, «Die Übernahme fremder Schulden» (Berl. 1853); Karsten, «Die fingierte C.» (Rostock 1874).

Cessionar (lat.), der, dem etwas cediert wird, s. unter Cession.

Cesti (Marc' Antonio), neben Cavalli der bedeutendste ital. Opernkomponist in der Mitte des 17. Jahrh., geb. zu Florenz um 1620, von Carissimi in Rom gebildet. Nachdem er verschiedene musikalisch-kirchliche Ämter in Italien bekleidet hatte, berief ihn Kaiser Leopold I. als Kapellmeister nach Wien. In Venedig, wo seine meisten Stücke zur Aufführung gelangten, soll er 1669 gestorben sein. Seine Oper «La Dori» (1661) war das berühmteste Werk ihrer Zeit.

Cestius (Pyramide des). Dieses bis auf die Gegenwart vollständig erhaltene röm. Grabmal aus der ersten Augusteischen Zeit lag ursprünglich frei an der Via Ostiensis und wurde erst durch Kaiser Aurelian in den Ring der Stadtmauer von Rom mitverbaut. Es zeichnet sich nicht nur seiner eigentümlichen Form wegen vor andern Gebäuden der Art aus, sondern ist auch durch die einst in demselben befindlichen Wandgemälde von Interesse; letztere sind jetzt fast ganz verschwunden, doch gibt es Abbildungen davon, z. B. von dem Archäologen Falconieri, der sie 1661 in Kupfer stechen ließ. Auf einer 84 cm hohen Unterlage von Travertinstein erhebt sich die aus Backsteinen aufgeführte und mit starken Platten von weißem Marmor bekleidete Pyramide in einer Höhe von 36,6 m. Die Spitze ward neuerdings restauriert, nachdem der Blitz dieselbe zerstört hatte. Auf der Ost- und Westseite befindet sich eine gleichlautende lat. Inschrift, welche den Namen dessen, dem das Grabmal errichtet wurde, folgendermaßen angibt: «C. Cestius (Sohn des Lucius, aus der poblilischen Tribus) Epulo, Prätor, Volkstribun, einer von den sieben Epulonen»; auf der östl. Seite ist darunter eine zweite Inschrift angebracht, aus der man entnimmt, daß das Grabmal in 330 Tagen nach testamentarischer Verfügung von dem Erben Pontius (Sohn des Publius, aus der claudischen Tribus) Mela und dem Freigelassenen Pothus errichtet ward. Im Innern befindet sich die geräumige Grabkammer (6 m lang, 5 m hoch, 4 m breit); ein fester Stucküberzug bedeckt die Wände, über denen sich ein Tonnengewölbe befindet. Decke und Wände waren mit Malereien geschmückt, welche weibliche Figuren darstellten. Wer dieser Gajus C. gewesen, dem das Grabmal angehört, ist nicht ganz sicher; vermutlich war er derselbe röm. Ritter und reiche Geschäftsmann, von dem Cicero in seiner Rede pro Flacco (13, 31) spricht, welcher eine bedeutende Summe zu einem derartigen Denkmale testamentarisch festsetzte. Die jetzt davorstehenden beiden Marmorsäulen wurden samt ihren Basen und zwei andern Vasen, von denen die eine einen kolossalen Fuß von Bronze (jetzt in der Bronzesammlung des Konservatoren-Palastes) trug, aus dem um die Pyramide angehäuften Schutt hervorgezogen. Papst Alexander VII. that 1663 zuerst etwas für die Erhaltung dieses Monuments; von ihm rührt auch der jetzige Eingang zur Grabkammer her. An der Pyramide befindet sich der Gottesacker der Protestanten. Der kleine ältere enthält das Grab des Malers Carstens; 1825 wurde der größere Platz daneben zum Friedhof bestimmt, wo unter andern Goethes Sohn (gest. 1830) und Shelley (gest. 1822) begraben sind. Vgl. «Beschreibung der Stadt Rom» von Platner, Bunsen u. a. (Bd. 3, Stuttg. 1842) und «Octavii Falconierii de pyramide C. Cestii Epulonis dissertatio» (in Grävius, «Thesaurus antiquitatum Romanorum», Bd. 4).

Cestoiden, s. unter Bandwurm.

Cestrum *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Solanaceen, deren Arten sämtlich im tropischen Amerika zu Hause sind und sich durch schöne, meist wohlriechende Blumen auszeichnen. Es sind Sträucher oder kleine Bäume mit abwechselnd gestellten, ganzrandigen Blättern, einzeln stehenden, gebüschelten, trauben- oder rispenförmig gruppierten Blüten, die aus einem fünfspaltigen, glockenförmigen Kelch und trichter- oder langröhrenförmiger Blumenkrone, fünf Staubgefäßen und einem Griffel bestehen. Die Früchte sind mehrsamige Beeren, die von dem vergrößerten Kelch umschlossen werden. Mit Ausnahme des peruanischen C. auriculatum *Hérit.* mit weißen, und des brasilianischen C. Parqui *Hérit.* mit blaßgelben Blumen, welche beiden Arten auch in Deutschland in milder Lage oder an geschütztem Standorte unter leichter Bedeckung im Freien aushalten, sind alle übrigen Arten Gewächs-, namentlich Warmhauspflanzen. Diese verlangen viel Licht und Luft, Orangerieboden und im Winter wenig Bewässerung. Sie lassen sich durch Ableger und Samen leicht vermehren. Die schönsten Arten sind das mexikanische C. roseum *Knth.* mit rosenroten und C. aurantiacum *Lindl.* aus Guatemala mit orangegelben Blumen.

Cestus (grch. κεστός, d. i. gestickt) hieß bei den Griechen und Römern ein Gürtel, welcher von den Frauen unmittelbar unter dem Busen getragen wurde. Er ist zu unterscheiden von der Zone (grch. ζώνη, lat. cingulum), dem Gürtel, mit welchem das Gewand um den Leib gegürtet wurde. Das bei den alten Erotikern oft erwähnte Brustband war dem in Form eines breitern Gurtes namentlich häufig bei Kunstdarstellungen kriegerischer Gestalten vorkommenden Zoster ähnlich. Bei den Griechen heißt das Brustband gewöhnlich στρόφιον, und das Wort κεστός wird erst später, nachdem Homer es noch in seiner ursprünglichen Bedeutung «gestickt» als Beiwort des Gürtels (ἱμάς) der Aphrodite gebraucht hatte, zur Bezeichnung des Gürtels selbst angewandt, von dem man meinte, daß er allen weiblichen Liebreiz verleihe. Daher sieht man auf antiken Kunstwerken Venus mit dem C. in der Hand und im Begriff ihn umzulegen dargestellt.

Cestus (lat.), Faustriemen, s. Cästus.

Cetacĕa, wasserbewohnende Säugetiere von Fischgestalt, s. Waltiere.

Cetacĕum und **Cetin**, s. Walrat.

Cetĕra (lat.), das übrige. **Et cetera**, gewöhnlich abgekürzt etc. «und das übrige», d. h. soviel wie: u. s. w. Auch substantiviert wird Et cetera gebraucht für etwas nicht Ausgesprochenes.

Ceterach, eine von Adanson benannte Farngattung. Die einzige Art derselben, C. officinarum *W.*, die in Südeuropa einheimisch ist, war früher offizinell; das Kraut derselben, Herba C., wurde gegen Milzkrankheiten angewendet.

Ceteris paribus (lat.), das übrige gleich gesetzt, unter übrigens gleichen Umständen.

Cetĕrum (lat.), übrigens; C. censeo Carthaginem esse delendam («übrigens bin ich der Meinung, daß Karthago zerstört werden muß»), stehender Schlußsatz der Senatsreden des ältern Cato, daher sprichwörtlich für etwas, worauf man als notwendig immer wieder zurückkommt. Citiert wird gewöhnlich in der abgekürzten Form C. censeo. Der Ausspruch findet sich bei keinem lat. Schriftsteller, sondern ist eine Übersetzung der Stelle Plu-

tarchs im »Cato major«, Kapitel 27: Δοκεῖ δέ μοι καὶ Καρχηδόνα μὴ εἶναι.

Cetewayo, König der Zulukaffern, s. Ketschwayo.

Cetina (Gutierre de), span. lyrischer Dichter, Zeitgenosse und Nachahmer des Garcilasso de la Vega, über den wenig Nachrichten überliefert und von dem wenige Werke erhalten sind: lauter kleinere lyrische Gedichte im Geschmack und in den Formen der von Boscan und Garcilasso gegründeten ital. Schule, Sonette, Canzonen, Madrigale, Episteln in Terzinen u. s. w. C. stammte aus Sevilla und muß zu Anfang des 16. Jahrh. geboren sein; er war Dichter und Kriegsmann, kämpfte bei Pavia, in Tunis und in Flandern, gewann sich durch seinen Mut und sein Dichtertalent die Zuneigung des Fürsten von Ascoli, dem er verschiedene Gedichte gewidmet und dessen Tod er besungen hat. Als dessen Schutz ihm fehlte, ging er, seiner Vaterstadt etwas entfremdet, nach Mexiko, wo ein Bruder von ihm eine höhere Stellung bekleidete, kehrte jedoch wieder nach Sevilla zurück, wo er um 1560 gestorben sein soll. Von seinen Gedichten waren nur wenige Proben veröffentlicht worden; erst 1854 wurden die erhaltenen durch Adolfo de Castro gesammelt und nach einem zeitgenössischen Manuskript in den 32. Band der »Biblioteca de autores españoles« aufgenommen; sie umfassen nur 43 Sonette, 4 Madrigale, 4 Canzonen, 2 Episteln, 1 Anakreontisches Lied und eine Oktave, glänzen jedoch sämtlich durch große Zartheit und ungeschminkte Anmut und Natürlichkeit. F. W. Hoffmann hat in seinen »Blüten span. Poesie« (Magdeb. 1856) einige kleine Perlen von C. übersetzt.

Cetinje, Hauptort und Residenz des Fürstentums Montenegro (s. d.), liegt 30 km im Osten der österr. Seestadt Cattaro in Dalmatien, etwa 970 m über dieser Stadt, von welcher eine steile Straße über das Gebirge führt, in einem von hohen und schroffen Felsgruppen umschlossenen Thale. Der Ort enthält außer einem Kloster den fürstl. Palast, das Regierungsgebäude und etwa 160 Häuser, darunter einen Gasthof, und zählt etwa 1400 E. Das 1478 gestiftete Kloster liegt am Fuße eines steilen Felsen, auf dem ein runder Turm emporragt. Es ist von den Türken 1683, 1714 und 1785 niedergebrannt, nach deren Abzug aber jedesmal, ziemlich treu der Urgestalt, wieder aufgebaut worden. In der Kirche ruhen die Gebeine des Wladika Peter I., den das Volk als Heiligen verehrt, sowie die des Fürsten Danilo I. und des Großwojwoden Mirko. Hier ist der Sitz des Metropoliten und des Archimandriten. Der fürstl. Palast ist ein im modernen Stil aufgeführtes einstöckiges Gebäude. C. hat ein Mädcheninstitut, ein Lehrerseminar, eine Staatsdruckerei, ein großes Spital, das in Friedenszeiten als Waffendepot und Werkstätte dient, ein Gefängnis, eine Patronenfabrik und außerhalb der Stadt, bei Bajce, ein Pulvermagazin.

Cetinsäure, von Berzelius beschrieben, ist später als identisch mit Palmitinsäure (s. d.) erkannt.

Cetraria Islandica, s. Isländisches Moos.

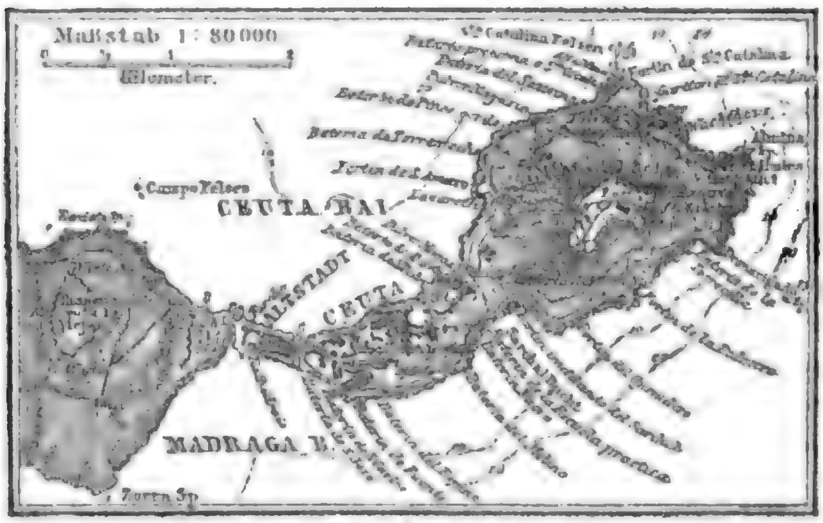
Cetrarin, s. unter Isländisches Moos.

Cette, Seestadt und Kriegsplatz ersten Ranges im franz. Depart. Hérault, im Arrondissement und 30 km südwestlich von Montpellier, Knotenpunkt der Südbahn und der Lyon-Mittelmeerbahn, auf der Landzunge zwischen dem Mittelmeer und dem schiffbaren Strandsee Thau (Etang de Thau, 18 km lang, 5—6 km breit, früher ein Meerbusen), in welchen der bei Toulouse beginnende Südkanal mündet, und zu beiden Seiten des durch die Landzunge ins Meer führenden Kanals von C., der die eigentliche Mündung des erstern bildet. Auch mit dem Rhône steht C. in Verbindung durch den Canal des Etangs und de Beaucaire. Die Stadt lehnt sich in einem Halbkreise an einen schroffen Kalkberg, auf welchem die Citadelle steht, und ist von den beiden rechtwinkelig sich kreuzenden Kanälen durchschnitten. Das sichere, jetzt sehr ausgetiefte, etwa 85 ha große Hafenbassin, das 400 Seeschiffe faßt, wird durch die Forts St.-Pierre und St.-Louis verteidigt und hat einen 32 m hohen Leuchtturm auf dem Molo St.-Louis und ein 14 m hohes Leuchtfeuer. Zum Schutz gegen das Meer und die Versandung des Hafens sind große Molen in die See hineingebaut, mit denen die Quais der Reede eine Länge von 7336 m haben. C. ist nach Marseille der bedeutendste franz. Hafen und das wichtigste Seehandels-Entrepôt am Mittelmeer, für Montpellier, den Südkanal und die Südbahn der Hauptstapelplatz und Ausfuhrort des Weins und der übrigen Produkte der nächsten Departements, aber der schmutzigste und unangenehmste Ort des südl. Frankreich. Es zählt (1881) 34537 E., ist der Sitz zahlreicher Konsulate, hat ein Handels- und ein Friedensgericht, ein Hauptzollbureau, Schiffswerfte für die Marine, eine Börse, Handelskammer (seit 1872), eine Hydrographische Schule, ein Kommunal-Collége, einen botan. Garten, ein Naturalienkabinett, ein Museum für Altertümer und ein Theater. Seine See- und Sandbäder werden jährlich von 3—4000 Badegästen besucht. Es steht in Dampfschiffverbindung mit Marseille, Nizza, Genua, Livorno, Barcelona, Valencia, Alicante, Cartagena, Almeria, Malaga, Cadiz, Algier, Oran, Rio de Janeiro, Bahia und Pernambuco. Die Industrie ist bedeutend, namentlich die Böttcherei und die Weinfabrikation. Neben der Präparation des Cettewein**s** wird sog. Madeirawein aus weißen Roussillonweinen, sowie alle Arten franz. und span. Weine und Branntweine verschnitten, vermengt und in ungeheuern Quantitäten fast nach allen Teilen der Welt, namentlich nach England, Holland und Rußland versandt. Die hiesigen Küfereien beschäftigen allein 2000 Arbeiter. Außerdem fabriziert man Liqueure, wohlriechende Wässer, Seifen, Korkpfropfen, Chemikalien u. s. w. Aus den bedeutenden Salzteichen der Umgegend fördert man jährlich 140000 Ctr. Baisalz. Auf den Werften sind 1200 Arbeiter thätig. Die Fischerei, besonders Thunfisch- und Sardinenfang, beschäftigt etwa 150 Schiffe auf dem Meere und 200 auf den Küstenseen. Auch rüstet man Fahrzeuge zum Stockfischfang bei Neufundland aus. Die Anstalten zum Trocknen und Salzen der Fische liefern jährlich 5 Mill. kg Kabeljau und 5—600000 kg Sardinen. Noch schwunghafter ist in C. der Handelsbetrieb. Im J. 1879 gingen aus 2568 Schiffe von 639371 t. Die Hauptartikel des Exports sind Wein und Branntwein, Salz, Weinstein, Grünspan, Pfropfen und Öl. Im J. 1879 wurden 306938 hl Wein und Sprit, 38477 t Salz, 50936 t Steinkohlen ausgeführt. Die Einfuhr umfaßt Kolonialwaren, Leder, Häute und Wolle vom La Plata, Mehl, Metalle, Stockfisch, Steinkohlen, Teer, Harz, Kork, Obst, span. Weine u. s. w. Der als Landmarke für die Seefahrer wichtige Berg von C., Mont St.-Clair, 180 m hoch, der große

Massen vorweltlicher Knochen enthält, hieß bei den Alten Mons Setius, und bereits im fränk. Zeitalter kommt hier ein Ort Sette vor. Die jetzige Stadt wurde jedoch erst 1666 nach Colberts Angaben unter Leitung des Ingenieurs Riquet, des Erbauers vom Canal du Midi, mit großen Kosten wegen des sehr morastigen Bodens angelegt.

Cettina, Fluß in Dalmatien, entsteht im Kreise Spalatro, macht bei Velica Gubowice einen 48 m hohen Wasserfall und mündet nach einem Lauf von 98 km bei Almissa ins Adriatische Meer.

Ceulen, Keulen oder Collen (Ludolf von), Mathematiker, geb. 28. Jan. 1540 zu Hildesheim, lebte nacheinander in Livland, Antwerpen, Breda, Amsterdam, Delft und Arnheim als Lehrer der Mathematik und wurde dann Professor der Kriegsbaukunst in Leiden, wo er 31. Dez. 1610 starb. Er berechnete das Verhältnis des Kreisumfangs zum Durchmesser mit großer Mühe bis auf 32 Decimalstellen. Die so gefundene Zahl 3,1415... ward nach ihm die Ludolfsche Zahl genannt. C. schrieb: «Van den Circkel» (Delft 1596), «De arithmetische en geometrische fondamenten» (Leid. 1616).



Topographische Lage von Ceuta.

Ceuta (spr. Sze-üta; maurisch Sebta), span. Stadt an der Nordküste Afrikas, in Marokko, auf einer gegen Ostnordosten in der Punta de la Almina auslaufenden Landzunge, am Fuße des mit einem Kastell gekrönten, 194 m hohen Berges Acho, Gibraltar südlich gegenüber gelegen, offiziell zur span. Provinz Cadiz gehörig. Die Stadt ist Sitz eines Bischofs und das bedeutendste der vier span. Presidios (Straf-Orte) an dieser Küste, von massenhaften Festungswerken umgeben. Sie hat reinliche Straßen zwischen grell weiß angestrichenen Häusern, eine geschmacklose Kathedrale, auf dem Hauptplatze eine Moschee, die man in eine Kirche verwandelt, einen kleinen und schlechten Hafen mit zwei Molen und (1877) 9703 E., ein Gemisch von Spaniern, Mauren, Negern, Mulatten und Juden. Der Berg von C. (Abyla) und der Gibraltarfelsen (Calpe) bildeten die Herkulessäulen der Alten. An dem Fuße jenes Berges lagen zwei röm. Kolonien, Ad-Septem-Fratres (Sieben Brüder) und Ad Abylam. Im 5. Jahrh. kommt C. unter dem Namen Septa oder Septum als Kastell vor, welches Justinian 534 den Vandalen entriß und neu befestigte. Es fiel nach mehrern Angriffen 618 an die Westgoten, mit deren Statthalter, dem Grafen Julian von C., der arab. Feldherr Musa den Vertrag zur Eroberung Spaniens schloß, die er 711 ausführte. Unter der arab. Herrschaft war der Ort eine industrielle Stadt, wo die erste Papierfabrik des Occidents von einem Araber und die erste Baumwollpflanzung angelegt wurde, hatte gewaltigen Handel und war Mittelpunkt der Wissenschaften und Künste. C. wurde 1081 von den Almoraviden, 1273 von den Moriniden und 21. Aug. 1415 von den Portugiesen unter König Juan I. und dem Infanten Heinrich dem Seefahrer erobert, damals die bedeutendste Stadt Mauretaniens und Hauptstapelplatz und Zollstätte. Mit Portugal gelangte C. 1580 an Philipp II. von Spanien und verfiel seit 1640. Vergebens wurde C. von seiten Marokkos 1694—1727 und unter der Führung des Renegaten Ripperda 1732 belagert. Am 23. März 1810 wurde die Stadt auf eine kurze Zeit den Engländern eingeräumt. Durch den Frieden von Tetuan 26. April 1860 wurde das zur Jurisdiktion C.s gehörige Gebiet bedeutend erweitert.

Ceva, Stadt in der ital. Provinz Coni (Compartimento Piemont), Distrikt Mondovi, 21 km im O. von diesem Orte, in 380 m Höhe, an dem Tanaro und der Cevetta und an der Bahnlinie Savona-Bra, hat (1881) 3226, als Gemeinde 5338 E., welche Seidenspinnerei und Weinbau treiben, Porzellan, Töpfe und Ziegel sowie Eisenwaren verfertigen und sehr geschätzten Käse (Rubiola) bereiten. Schon unter den Römern war Ceba durch seine Käse berühmt. Hauptort eines Marquisats unter der Familie Vasto, wurde es, an Piemont gekommen, im 16. und 17. Jahrh. von den Herzögen von Savoyen befestigt und von den Franzosen und Spaniern mehrmals belagert und erobert. Am 17. April 1796 nahm es Augereau samt dem Lager der Piemontesen ein, welche sich dann noch 19. April sehr tapfer unter General Colli schlugen. Vom 24. bis 31. Mai 1799 wurde C. von Grouchy gegen die Insurgenten vergeblich belagert, 1800 aber von den Franzosen eingenommen, welche das feste Schloß schleiften. Letzteres hatte öfters als Staatsgefängnis gedient, z. B. 1731 für die Gemahlin des Königs Victor Amadeus I., welche ihn verleitet hatte, die bereits niedergelegte Krone wieder annehmen zu wollen, und deshalb von seinem Nachfolger, der sich behauptete, eingekerkert wurde.

Ceva (Tommaso), ital. Mathematiker und Dichter, geb. zu Mailand 20. Dez. 1648, trat 1663 in den Jesuitenorden und lehrte in mehrern Kollegien desselben bis an seinen Tod, welcher 3. Febr. 1736 erfolgte. Sein lat. Gedicht «Puer Jesus» in neun Büchern, welches er selbst eher für ein komisches Heldengedicht als für ein wahres episches Gedicht angesehen wissen wollte, beweist, daß er nicht bloß Verskünstler, sondern wahrer Dichter war. Es wurde zuletzt von Brogner (Dillingen 1842) herausgegeben und unter andern von Müller (Magdeb. 1822) in das Deutsche übertragen. Durch seine Abhandlung «De natura gravium» (Mail. 1669) verbreitete er zuerst in Italien die Newtonsche Gravitationslehre. In seinen «Opuscula mathematica» (Mail. 1699) lieferte er mehrere Untersuchungen, z. B. über die Teilung des Winkels; auch erfand er

ein Instrument zur Trisektion des Winkels. Unter mehrern ital. geschriebenen Biographien ist die des ital. Dichters Lemene hervorzuheben.

Cevallos (Pedro), span. Minister, geb. 1761 zu Santander, studierte zu Valladolid und begann seine diplomatische Laufbahn als Gesandtschaftssekretär zu Lissabon. Hier vermählte er sich mit einer Nichte des Friedensfürsten und wurde dann Minister der auswärtigen Angelegenheiten, in welcher Stellung er, im Sinne Godoys, Versöhnung und Ausgleichung mit dem Papste und mit der span. Geistlichkeit herbeizuführen suchte. Als Napoleon begann, sich in die span. Angelegenheiten zu mischen, trat er auf die Seite des Prinzen von Asturien, auf den die Patrioten ihre Hoffnung setzten, war aber kurzsichtig genug, demselben zu der Reise nach Bayonne zu raten, als ob Napoleon die freundschaftlichsten Gesinnungen gegen den Prinzen hätte. Nachdem er kurze Zeit auf die Seite Joseph Bonapartes getreten war und das Ministerium des Auswärtigen in dem Kabinett Urquijo übernommen hatte, vereinigte er sich mit der span. Junta, in deren Angelegenheiten er nach London ging. Hier gab er 1808 seine berühmte Schrift über die Verhältnisse Spaniens, besonders über die Verhandlungen zu Bayonne heraus. Während der Dauer des span. Befreiungskriegs bekleidete C. die wichtigsten Stellen, und auch nach der Rückkehr Ferdinands VII. trat er 1814 in das von demselben berufene reaktionäre Ministerium. Doch verlor er bald die Gunst des Königs und ward erst als Gesandter nach Neapel, dann nach Wien geschickt, 1820 aber abberufen, worauf er sich in den Privatstand zurückzog. Die letzten Jahre lebte er in Sevilla, wo er 29. Mai 1838 starb.

Cevennen (im Altertum Mons Cebenna oder Gebenna, Cebennici Montes), der Hauptgebirgszug im südl. Frankreich, bildet mit seinen Fortsetzungen und Ausläufern die Wasserscheide zwischen dem Rhônesystem und dem der Garonne und füllt die Depart. Allier, Haute-Loire, Ardèche, Lozère, Gard, Aveyron, Tarn und Hérault. Das Kerngebirge liegt in den Depart. Lozère und Ardèche. Auf den C. im engern Sinne erhebt sich der 1567 m hohe granitische Mont-Aigoual und der Mont-Lozère 1702 m. An ihn stößt nordöstlich das Plateau von Gevaudan und Vivarais, mit den zwei hervorragendsten Spitzen Mézenc 1754 m und Gerbier de Jonc 1551 m. Die fast nördl. Fortsetzung bildet das Gebirge von Lyonnais, abgegrenzt durch den erzreichen Mont-Tarare im Westen von Lyon. Hier nun teilt sich der Zug in das östl. Mâcongebirge, welches bis an Châlon-sur-Saône herantritt, und in das westl. Gebirge von Charolais, dessen nördl. Ende der Canal du Centre schneidet; nördlich von diesem führt zunächst die Côte-d'Or bis zum Kanal von Burgund und Dijon die Höhenlinie weiter, der in ebenfalls nordöstl. Richtung das Plateau von Langres sich anschließt, bis etwa 48° 17′ nördl. Br. in den Monts-Faucilles eine fast südöstl. Wendung eintritt und dadurch eine Verbindung mit den Vogesen hergestellt wird. Alle Flüsse und Flüßchen, welche von der Ostseite dieses in seiner größten Ausdehnung vom Kern bis zum nordöstlichsten Punkt etwa 465 km langen Gebirgszugs herabkommen, gehören zum Saône- und Rhônegebiet. Zwischen ihm und dem westlichern Zuge, der sich auch in fast nördl. Richtung von dem Kerngebirge der C. ablöst, liegt das Thal der obern Loire. Dieser zweite Zug, zuerst als Forezgebirge mit dem Pierre-sur-haute (1640 m) auftretend, erreicht in den Magdalenenkuppen sein nördl. Ende; seine Länge beträgt etwa 180 km. Er wird durch das Thal des Allier von seinem nordwestl. Nachbarzuge geschieden, der als etwa 90 km langes, im Mittel 1300 m hohes Margeridegebirge an das Plateau von Auvergne (s. d.) sich anlehnt. Von diesem Zuge wendet sich ganz westlich die Aubrac-Kette mit einer Länge von 60 km. Die letztern Höhenzüge versorgen mit ihren Quellen die Flußgebiete des Lot und der Dordogne. Die südl. Fortsetzungen nun des Cevennenzugs bilden die Garriguesberge; die Montagnes de l'Espinouse, und endlich am Südende die Montagnes-noires bis 43° 14′ nördl. Br., wo der Canal du Midi die Scheidelinie gegen die Nordabhänge der Pyrenäen abgibt. Dieser südl. Teil wendet seine Hauptwassermassen dem Flußgebiete der Garonne, dem Tarn u. s. w. zu. Rechnet man seine Länge zu etwa 180 km, so ergibt sich für das ganze System der C. mit seinen natürlichen Ausläufern und Fortsetzungen eine Länge von 648 km. Bei dieser Ausdehnung ist eine große Klima- und Bodenverschiedenheit natürlich. Während die westl. Teile Wälder, Wiesen und Ackerfeld bieten, erzeugen die östlichen auf dürftigem, aber zum Teil sorgfältig kultiviertem Boden Olivenbäume, Wein, Maulbeer- und Kastanienbäume. In dem mittlern Teile des Gebirges beschäftigt sich eine sehr rege und thätige dichte Bevölkerung mit Obstbau und Seidenzucht. Die Masse des im Durchschnitt 975—1300 m hohen Gebirges besteht aus amphibolischen Gebirgsarten, Grauwacke und Kalkstein, mit übergelagerten tertiären Bildungen, die an mehrern Stellen durch vulkanische Gebirgsarten unterbrochen sind.

Schon im 12. Jahrh. bildeten sich unter dem Namen der Armen von Lyon, der Albigenser (s. d.), Waldenser (s. d.) u. s. w. in diesem Landstriche religiöse Sekten. Ungeachtet der gegen sie jahrhundertelang von den Päpsten angeordneten Kreuzzüge und Glaubensgerichte hatten sich zahlreiche Überreste derselben erhalten, welche, als die Reformation Eingang fand, bedeutenden Zuwachs erhielten und endlich durch das Edikt von Nantes gegen fernere Verfolgungen geschützt wurden. Als aber Ludwig XIV. 1685 dasselbe widerrief, begann gegen die prot. Bewohner der Cevennenländer eine Reihe der grausamsten Verfolgungen, besonders 1697 nach dem Ryswijker Frieden. Den Missionen wurden Dragoner beigegeben, um die Predigten der Mönche durch Waffengewalt zu unterstützen (*Dragonaden*), und die Steuereinnehmer angewiesen, alle des Protestantismus Verdächtigen vorzugsweise zur Abtragung der Gefälle anzuhalten. Man entriß Kinder gewaltsam den Eltern, um sie im kath. Glauben zu erziehen, brachte die Männer, welche in die Bethäuser gegangen, auf die Galeeren, die Weiber in die Kerker, die Prediger an den Galgen und zerstörte die Kirchen. Diese und andere Mißhandlungen erzeugten unter der Bevölkerung bald allgemeine Verzweiflung. Es standen Propheten und Prophetinnen auf, die das Landvolk fanatisierten. Die Verfolgten begannen den Gegenkampf mit Ermordung der Steuereinnehmer. Der Mord des Abbé du Chaila 1702, der an der Spitze jener Dragonaden stand, gab dann das Zeichen zum allgemeinen Aufstand. Man nannte die empörten Bauern *Camisarden*, vom Provinzial-

worte Camise, d. i. Hemd, Bluse. Ihre Anzahl und ihr Fanatismus nahmen immer mehr zu; Ludwigs Macht aber reichte um so weniger aus, als das Gebirge Zufluchtsörter genug darbot und seine Truppen jeden Augenblick in Gefahr kamen, abgeschnitten und überfallen oder von Kälte und Hunger aufgerieben zu werden. Mit jedem Tage stieg der Mut der Camisarden, zumal sich kühne Führer, unter ihnen vorzüglich Cavalier (s. d.), an ihre Spitze stellten. Am bedenklichsten wurde die Lage für Ludwig XIV., als der Spanische Erbfolgekrieg ihn nötigte, seine Kräfte anderwärts zu verwenden, und als Marlborough und der Herzog von Savoyen durch Versprechungen und kleine Unterstützungen die Camisarden noch mehr zum Widerstande anfeuerten. Dagegen erließ Papst Clemens XI. 1703 eine förmliche Aufforderung zum Kreuzzuge gegen sie. Dessenungeachtet schlugen die Camisarden die Truppen des 1703 mit 20000 Mann gegen sie gesendeten Marschalls Montrevel fast überall, und die furchtbaren Grausamkeiten des letztern fanatisierten sie nur noch mehr. Böses mit Bösem vergeltend, erwürgten auch sie in der Diöcese Nimes 84 Priester und brannten 200 Kirchen ab, nachdem man von ihnen mehr als 40000 gerädert, verbrannt und gehängt hatte. Endlich sendete Ludwig 1704 den Marschall Villars ab, um der gefährlichen Lage eine andere Wendung zu geben. Die Camisarden hatten nämlich im Sinne, sich mit dem Herzog von Savoyen in der Dauphiné zu vereinigen. Fast das ganze Land von der Küste bis auf den höchsten Kamm der Berge war in ihren Händen; mit den Einwohnern von Nimes, Montpellier, Orange, Uzès u. s. w. unterhielten sie Verbindungen, die ihnen Brot, Waffen und andere Bedürfnisse sicherten; auch Geschütz stand ihnen reichlich zu Gebote, da viele Glocken von ihnen dazu verwandt worden, und unter den Führern bethätigte sich Cavalier mehr und mehr als gewandter Feldherr. Die kath. Landleute wagten weder das Feld zu bestellen, noch Lebensmittel in die Städte zu bringen.

Auch Villars, der 21. April in Nimes ankam, vermochte nicht, die Insurgenten mit Waffengewalt zu unterwerfen, und schlug daher den Weg der Güte ein, erließ für alle, welche die Waffen niederlegen würden, eine allgemeine Amnestie und setzte selbst solche Gefangene, welche Treue gelobten, in Freiheit. In der That entwaffnete er auf diese Weise mehrere Gemeinden. Auf der andern Seite verkündete er gegen die Widerspenstigen die härtesten Strafandrohungen, und um diesen Nachdruck zu geben, durchzogen fliegende Kolonnen das Land. Alle, die denselben gewaffnet in die Hände fielen, sollten entweder auf der Stelle getötet oder in Alais, Nimes und St.-Hippolyte gehängt und gerädert werden. Durch dieses Doppelspiel brachte es Villars dahin, daß schon 10. Mai Cavalier einen Vergleich schloß. Die Bedingungen, unter welchen er Unterwerfung gelobte, waren Gewissensfreiheit und das Recht zu gottesdienstlichen Privatversammlungen außerhalb der Städte; Loslassung der Gefangenen; Zurückrufung der Verbannten; Wiedererstattung der eingezogenen Güter und Freiheiten. Am 22. traf die Bestätigung des Vergleichs von Paris ein. Indes nahm die Sache doch eine andere Wendung, besonders infolge der Thätigkeit holländ. Emissäre, welche Geld und Waffen brachten und die Unterstützung ihrer Republik versprachen. Die wilden Bauern, von ihren Unterbefehlshabern aufgereizt und von ihren Propheten begeistert, zogen sich unter Führung Rolands, welcher indessen bald den Tod fand, in die Waldungen zurück, indem sie erklärten: der König müsse das Edikt von Nantes wiederherstellen, außerdem sei für sie keine Sicherheit. Endlich gelang es Villars, auch diese zur Unterwerfung zu bringen. Viele von ihnen flüchteten und traten in piemont. Dienste, wo sie ein Regiment bildeten, das im span. Kriege verwendet und unter Cavaliers Anführung später im Treffen bei Almanza (25. April 1707) aufgerieben ward. Mit jener Unterwerfung war freilich noch nicht der ganze Aufstand erstickt. Noch ehe Villars ihn völlig stillen konnte, wurde er 1705 durch den Marschall von Berwick ersetzt, der die Häupter der Camisarden in Montpellier überfiel, sie verbrennen und rädern ließ und das Land grausam verwüstete. Hierdurch aufs Äußerste gebracht, erhoben sich die Camisarden mit schwärmerischer Begeisterung noch einmal. Allein sie waren zu schwach, um den Kampf mit Erfolg zu beendigen; teils starben sie mit den Waffen in der Hand, teils wanderten sie aus, teils unterwarfen sie sich. Der Kampf endete 1709 mit der gänzlichen Verwüstung der Provinz und mit der Vernichtung oder Vertreibung eines großen Teils ihrer Bewohner.

Vgl. «Histoire des Camisards» (2 Bde., Lond. 1744); Court de Gebelin, «Le patriote français et impartial» (2 Bde., Villefranche 1753); desselben «Histoire des troubles des Cevennes ou de la guerre des Camisards» (3 Bde., Villefranche 1760; neue Aufl. 1820); Schulz, «Geschichte der Camisarden» (Weim. 1790); Bray, «The revolt of the protestants of the Cevennes» (Lond. 1870).

Ceylon (pers. und arab. Sailan, in den altind. Heldengedichten Lanka, von den Griechen und Römern Taprobane genannt), eine vorderindische, von 5° 55′ bis 9° 51′ nördl. Br. und von 79° 41′ 40″ bis 81° 54′ 50″ östl. L. (von Greenwich) gelegene, sich von S. nach N. verschmälernde, eine birnenförmige Gestalt besitzende Insel. Ihre Länge von N. nach S. beträgt 437, ihre Breite von O. nach W. 221,80, ihr Umfang 1223,50 km, ihr Flächeninhalt mit den zu ihr gehörenden kleinern Inseln 63976 qkm. C. wird von dem Festlande durch die in ihrem nördl. Teile Palkstraße, in ihrem südlichen Golf von Manaar genannte Meerenge getrennt. Dieselbe ist an ihrer schmalsten Stelle nur 96,50 km breit. Mehrere größere und kleinere Inseln, wie Mannaram, Rameswaram, Shingle, Kurisandi u. a., einzelne Klippen, sowie eine Anzahl durch fortwährende Alluvion von der Koromandelküste stets an Größe zunehmender Sand- und Morastbänke stellen daselbst, in der sog. Adamsbrücke, eine scheinbare Verbindung von C. mit dem Kontinent dar. Die meisten der zwischen diesen Inseln und Bänken sich durchwindenden Wasserwege sind äußerst untief und nur von Booten befahrbar. In dem wichtigsten von ihnen, der Paumbenpassage, zwischen dem Festlande und der Insel Rameswaram, beträgt die Tiefe kaum 3 m. Der nördlichste Teil von C. besteht hauptsächlich aus Meeressand und Madreporenkalk, weiter südlich aus niedrigem, teilweise selbst sumpfigem Flachlande, aus welchem sich nur hin und wieder kurze und niedrige Hügel- und Bergketten erheben. Die südl. Hälfte der Insel enthält dagegen ein wirkliches, nur von einer bald breitern, bald schmälern, teilweise sumpfigen und längs der Küste häufige Lagunen bildenden Zone flachen

Landes umgebenes Gebirgsland. Dasselbe, mit etwa 90 Quadratmyriametern etwa den sechsten Teil des Gesamtareals einnehmend, besteht aus mehrern längern, parallel von N. nach S. und andern kürzern, von dem Mittelpunkt nach O. und W. streichenden Zügen. Dieses Gebirgsland enthält eine Anzahl engerer und weiterer Thäler sowie höherer und niedrigerer, Plateaux formender Bergrücken, zahlreiche Wasserfälle und ist überhaupt reich sowohl an wildromantischer als an mehr freundlicher und anmutiger Naturschönheit. Gegen hundert Bergspitzen erreichen die Meereshöhe von 910—2130 m, und diese werden noch von der Ebene von Neuera Ellia, 1892, dem Mammune Kulle, 2053, dem Adams-Pik, 2260, dem Totapella, 2352, dem Kirrigalpotta, 2380, und dem Pedrotallagalla, 2528 m hoch überragt. Vorherrschende Gebirgsarten sind hauptsächlich von mächtigen Quarzadern durchzogener, überall von Granit durchbrochener Gneis und Dolomit. Hin und wieder treten auch Eruptivgesteine, wie in der Nähe von Galle und Trincomali Basalt und bei Pethigallakanda eine sehr alte Lava, auf. Ein Zusammenhang des Gebirges auf C. in geolog. Beziehung mit den Gebirgen Vorderindiens, namentlich der Ghats, ist nicht nachweisbar, und die Insel verdankt ihr Entstehen einer besondern Erhebung, welche in ihrem westl. Teile in äußerst langsamer Weise noch gegenwärtig fortschreitet. Von den zahlreichen, häufig in Meereslagunen mündenden, meistens aber nicht weit aufwärts befahrbaren Flüssen ist die von ihrem Ursprunge unweit des Adams-Pik bis zu ihrer Mündung in der Nähe von Trincomali 225 km lange, fast den sechsten Teil von C. bewässernde Mahawillaganga der wichtigste. Andere sind der Kailani, welcher bei Colombo, die Kaluganga, welche bei Caltura, die Maha Oya, welche bei Negombo, und die Gindura, welche bei Galle sich in das Meer ergießt. Die Stelle der auf C. fehlenden Landseen nehmen die zahlreichen, teilweise sehr umfangreichen, während der Blüte des Buddhismus angelegten, jetzt größtenteils verfallenen Teiche ein, von denen die zu Prakrama, Minery, Kandelay und der sog. Giants-Tank die bemerkenswertesten.

Das **Klima** ist, wiewohl sehr heiß, doch, mit Hinblick auf die geogr. Lage von C., ein verhältnismäßig gesundes zu nennen. Am ungesundesten und am meisten fiebererzeugend sind die niedrigen, sumpfigen Küstengegenden und die Flußufer. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt zu Kandy 22,22, zu Colombo 27,78, zu Jaffna und Trincomali 32,22 bis 35,0 Centesimalgrade, während zu Neuera Ellia bei 1892 m Meereshöhe das Minimum der Tageswärme nicht selten auf 2,22 Centesimalgrade herabsinkt und es des Nachts mitunter daselbst friert. Da C. innerhalb der Region der Monsuns (s. d.) gelegen ist, so wehen daselbst von April bis September feste Südwest-, von November bis Februar feste Nordostwinde. Heftige Stürme sind selten. Dagegen regnet es häufig und viel, selbst während des Nordostmonsuns, der trockenen Jahreszeit, am meisten aber in den Monaten April bis Juni, September und Oktober. Heftige Gewitter sind häufig; Erdbeben dagegen äußerst selten. C. ist außerordentlich reich an Erzeugnissen aller drei Naturreiche. Von Metallen kommen daselbst Eisen von vorzüglicher Güte, Zinn, Mangan, Molybdän, Nickel, Kobalt, Arsenik, Wolfram, Tellurium und, wiewohl nur in geringer, den Betrieb nicht lohnender Menge, auch Gold vor, namentlich bei Gettyhedra und in dem Bett der Maha Oya und anderer Flüsse. Außerdem finden sich in C. schöne wasserhelle und rosenrote Bergkrystalle, Amethyste, rote und braune Granaten, engl. Cinnamon-Stones genannt, die sog. Katzenaugen, Adulare, Zirkone, Chiastolithe, Harmatome, schwarze Turmaline und von eigentlichen Edelsteinen Rubine, Saphire, Chrysoberylle, Topase und Spinelle, sowohl in sekundärer Ablagerung in Bänken verwitterten Gebirgsgesteins, namentlich des Dolomits, als auch, besonders die Rubine, in Flußbetten. Die Menge der jährlich in C. gewonnenen Edelsteine entzieht sich der Berechnung; man schätzt sie auf einen Wert von 10—12000 Pfd. St. Außerdem wird daselbst Kalisalpeter, längs der Küste Meeressalz, die Steinkohlen ersetzender Anthracit und, namentlich bei Morewa Korle, Graphit in Menge gewonnen. Die Flora von C. zeichnet sich durch Schönheit, üppige Fülle und Artenreichtum aus. Sie enthält gegen 2025 dikotyledonische, 614 monokotyledonische und 247 akotyledonische Pflanzen. Neben den Pflanzen des ind. Kontinents treten auf C. schon viele dem Indischen Archipel angehörende auf. Charakteristisch für C. ist, namentlich in den niedern Gegenden, der Reichtum an Palmen, von denen daselbst 15 Arten aus den Gattungen Areca, Caryota, Calamus, Borassus, Corypha, Phoenix und Cocos, die auf C. nicht einheimische, aber eingeführte und gegenwärtig in größter Menge angepflanzte Kokospalme, vorkommen. Von Ficus-Arten sind der den Buddhisten heilige Bobaum, F. religiosa, und der Kautschukbaum, F. elastica, erwähnenswert. Von höchster Schönheit und die ganze Pracht und Fülle der tropischen Vegetation entfaltend sind die noch immer sehr ausgebreiteten, sich bis hoch auf die Berge erstreckenden Wälder. Sie enthalten vortreffliche Holzarten für Häuser- und Schiffbau, sowie für feinere Tischlerarbeit, Rotang, Färbeholz u. s. w. Seiner Gewürze wegen ist C. schon seit ältester Zeit berühmt gewesen. Die wichtigsten sind Zimt, Kardamom, schwarzer und Betelpfeffer sowie der aus den Molukken eingeführte Muskatnußbaum. Andere wichtige Kulturpflanzen sind Reis, Zuckerrohr, Indigo, Tabak, Kaffee und neuerdings auch der Chinarindenbaum. Die in allen Tierklassen sehr artenreiche Fauna hat einen entschieden kontinental-ind. Charakter. Von Säugetieren kommen daselbst Affen, Bären (Prochilus labiatus), Panther, mehrere Viverrenarten, fliegende und andere Eichhörnchen, Stachelschweine, Ameisenfresser, Gaure (Bos Gaurus), Büffel, Moschustiere, mehrere Hirscharten, wilde Schweine, Hasen, zahlreiche Fledermäuse u. s. w. vor. Elefanten sind auf C. noch immer häufig, obwohl ihre Zahl infolge der gegen sie gerichteten Nachstellung mehr und mehr abnimmt. Die Klasse der Vögel ist in allen Unterabteilungen reich an schönen und interessanten Arten. Von Amphibien kommen in den Flüssen und Flußmündungen zwei Krokodilarten, 30 Schlangenarten, unter welchen drei giftige, und Schildkröten vor. Das Meer längs der Küste von C. enthält 5—600 Arten von Fischen, eine Menge von Avertebraten bis hinab zu Zoophyten und Korallengewächsen und in dem Golf von Manaar auch Perlenmuscheln, die Gegenstand gewerblicher Gewinnung sind und Perlen von reinstem Wasser liefern. Von den äußerst zahl- und artenreichen Insekten sind die schönen Käfer und Schmetterlinge, 2 m

lange Nester bauende Wespen und wilde, eine Menge Honig und Wachs bereitende Bienen erwähnenswert.

Die **Bevölkerung** belief sich 1879 auf 2558488 Seelen, darunter Singhalesen etwa 1450000, Tamulen 750000, Mohren, engl. Moormen, d. h. den Tamulen sprach- und stammverwandten, aber mohammed. Einwohnern aus dem Dekan 130000. Mit den Europäern und deren Abstammlingen gibt es auf C. 180000 Christen (100000 Singhalesen, 72000 Tamulen, einige wenige Neger, Veddahs und Rhodias), von denen etwa 40000 verschiedenen prot. Sekten, 140000 aber dem Katholizismus angehören, 1400000 Buddhisten, hauptsächlich Singhalesen, 700000 Anbeter von Hindugottheiten, hauptsächlich Tamulen, Veddas und Rhodias, 140000 Mohammedaner, hauptsächlich Mohren, Tamulen, Afghanen, Perser, Araber u. s. w. Herrschende Sprachen sind das Singhalesische und das Tamul. (S. **Indische Sprachen.**) Unter den Nachkommen der Portugiesen hat sich ein portug. Patois forterhalten, während das Holländische schon fast ganz ausgestorben ist und das Englische sich besonders in den Städten mehr und mehr ausbreitet. Obgleich der Buddhismus die Kasteneinteilung verwirft, so besteht dieselbe doch, gleichwie bei den brahmanistischen Tamulen, so auch bei den Singhalesen, obschon bei diesen in modifizierter Form. Die vornehmste Kaste bilden bei ihnen die Chalias oder Zimtrindenschäler, auf welche die Fischer folgen, unter denen sich zugleich die geschicktesten Zimmerleute befinden. Die unterste Kaste bilden die Jaggeris, welche aus dem Palmensafte Zucker, Jaggeri, und Branntwein, Todi, bereiten. Hauptbeschäftigungen der Bevölkerung sind der Acker- und Gartenbau, die Ochsenzucht, die Abfuhr der Produkte, namentlich des Kaffees aus dem Innern nach den Küstenorten, der Fischfang, die Küstenschiffahrt, das Auspressen von Kokosöl, das Weben von Kattunstoffen für inländischen Gebrauch, die Destillation von Arak und wohlriechenden Ölen, das Brennen von Ziegeln und Dachpfannen, die Töpferarbeit u. s. w. Viele finden auch in den Graphitgruben, bei der Perlenfischerei und dem Suchen nach Edelsteinen Beschäftigung. Wie in physischer so ist C. auch in kulturhistor. Hinsicht und zwar namentlich als einer der Hauptsitze des Buddhismus von hoher Bedeutung.

In administrativer Hinsicht wird C. jetzt in sechs Provinzen eingeteilt: die westliche, 8663 qkm mit (1871) 776930 E., die nordwestliche, 7265 qkm mit 276033 E., die südliche, 4991 qkm mit 399452 E., die östliche, 11771 qkm mit 118077 E., die nördliche, 15700 qkm mit 340169 E. und die centrale, 14941 qkm mit 494626 E. Die Provinzen sind wieder in Korles oder Grafschaften und diese wieder in Pattas oder Unterdistrikte geteilt. Die Provinzen werden durch engl. Gouvernementsagenten und deren Assistenten verwaltet, während die Steuererhebung und die polizeiliche Aufsicht über die eingeborene Bevölkerung eingeborenen Beamten anvertraut ist. An der Spitze des Ganzen steht der von der Königin ernannte Gouverneur mit einem legislativen und einem exekutiven Rate zu seiner Seite. Herrschendes Recht für Europäer sowohl als Eingeborene ist das altholländische. Nur für die Tamulen gilt ein eigener, Thesawalamy genannter Codex, und ebenso gilt auch zu Candy noch ein besonderes lokales Recht. Das engl. Recht findet nur bei Handels- und Schiffahrtsfragen Anwendung. Die Tortur und Sklaverei wurden auf C. sehr bald nach Besitznahme desselben durch die Engländer und 1859 auch die zu Candy gesetzlich herrschende Polygamie und Polyandrie abgeschafft. Die Armee besteht aus 2500 Mann, zur Hälfte Engländer, zur Hälfte Eingeborene, wozu noch eine Art von Miliz kommt. Das Unterrichtswesen hebt sich mehr und mehr. Über 20000 Kinder genießen in den Gouvernements- und Missionsschulen eine christl. Erziehung. Außerdem bestehen noch buddhistische Dorf- und Tempelschulen. Für die Bekehrung der Bevölkerung zum Christentum sind sowohl katholische, unter den Bischöfen von Torono und Ursula stehende, als auch prot., namentlich nordamerik. Missionare thätig. Große Fortschritte während der letzten Jahrzehnte zeigt der Acker- und Landbau und die hiermit verbundene Abnahme der Wälder, wiewohl sich die Bodenkultur erst über 675000 ha, also nicht ganz ein Zehntel des Gesamtareals erstreckt. Hiervon nehmen Reis, Mais, Hirse, andere Cerealien und verschiedene Leguminosen etwa 344000, Anpflanzungen von Kokos- und andern Palmen 117000, Kaffeeplantagen 138000 ha in Anspruch. Der Rest kommt auf die Kultur von Tabak, Baumwolle, Thee, Zucker, Cinchona, sowie auf die Frucht- und Gemüsegärten. Die Zimtkultur ist in steter Abnahme begriffen und dem Aufhören nahe. Keine Kultur hat auf C. während der letzten 40 Jahre eine so großartige Ausbreitung gefunden als die des Kaffees. Außer der 120,69 km langen Eisenbahn zwischen Colombo und Candy mit mehrern projektierten, schon in Bau befindlichen Seitenzweigen befinden sich auf C. 3846,26 km Fahrwege und verschiedene für Boote befahrbare Kanäle in der Gesamtlänge von 241,39 km. Alle Hauptorte sind durch Telegraphendrähte verbunden. Die Küstenschiffahrt ist nicht unbedeutend. Den Verkehr mit dem Auslande vermitteln hauptsächlich die zahlreichen Dampfschiffahrtslinien zwischen Europa, dem ganzen südöstl. Asien und Australien, deren wichtigster Knotenpunkt Point de Galle ist. Der Handel von C. belief sich 1874 auf 193,4 Mill. Mark, von denen auf die Ausfuhr 89,1, auf die Einfuhr 104,3 Mill. kamen. Gegenstände der letztern waren hauptsächlich Reis, Baumwollstoffe und alle Artikel des europ. Luxus und Bedürfnisses. Die Ausfuhr bestand in Kaffee, Zimt, Kokosöl, Kokosfasern, Graphit u. s. w. Die Staatseinnahmen betrugen 24,7, die Ausgaben 21,8, die Schuld 15,09 Mill. Mark. Wichtigste Städte auf C. sind: Colombo (s. d.), Sitz des Gouverneurs, mit 100238, Galle oder Point de Galle mit 47954, Candy (s. d.) mit 17406, Jaffna oder Dschafnapatam mit 34713, Trincomali mit 9807, Kornegalle mit 3682 und Matura mit 18636 E.

Geschichtliches. Obgleich C. schon in alter Zeit mit Vorderindien in enger Verbindung gestanden, sich auch schon früh auf einer verhältnismäßig hohen Kulturstufe befunden hat, so beginnt die Geschichte desselben doch erst 543 v. Chr., wo Widjogo, ein Königssohn aus dem nördl. Indien, C. eroberte und daselbst eine Dynastie gründete. Dieses Ereignis bildet zugleich den Anfang des großen, Mahawanso genannten, zwischen 459—477 n. Chr. begonnenen, später fortgesetzten und erst 1758 abgeschlossenen metrischen Geschichtswerks der Singhalesen. Dasselbe trägt seinen Namen von der ersten, von Widjogo gestifteten, Mahawanso, d. h. «große», genannten Dynastie 543—301 v. Chr.,

auf welche eine zweite, Saluwanso, d. h. «niedere Dynastie», bis 1153 n. Chr. folgte. Im ganzen haben auf C. von Widjogo bis Sri Wikromo Radscha Singha, dem letzten, 1815 von den Engländern abgesetzten Könige von Candy (s. d.), während 2358 Jahren 165 Fürsten über C. geherrscht. Das wichtigste und folgenreichste Ereignis in älterer Zeit war die Einführung des Buddhismus daselbst durch den Mönch Mahindo 307 n. Chr. unter dem Könige Tissu. Dem Buddhismus verdankt C. seine schönste Blüte, von der noch die vielen künstlichen Teiche, frühere Reservoirs für die Bewässerung der Felder, zahlreiche, teilweise in Felsen gehauene Tempelbauten, wie die von Alu Wihara, Dambulla u. a., die Ruinen der alten Hauptstädte Anaradhapura und Palanarua, viele kolossale Dagops, riesenhafte, aus Stein gehauene Buddhabilder, sowie auch zahlreiche histor. und andere Werke Zeugnis ablegen. Die Staatsverhältnisse waren durch Verweichlichung der Fürsten und des Volks, innere Kriege, wiederholte Einfälle der Malabaren u. s. w. bereits sehr zerrüttet, als zuerst die Portugiesen 1505 unter Lorenzo da Almeyda von Goa nach C. kamen, 1517 dorthin zurückkehrten und im folgenden Jahre unter Lopez Soarez da Albergaria ihre erste befestigte Niederlassung stifteten. Sie breiteten ihre Herrschaft über die Insel aus, und dieselbe hatte 140 Jahre gedauert, als 1658 die Holländer an ihre Stelle traten. Diese waren zuerst unter Joris van Spilbergen 1602 vor Batticaloa erschienen und hatten 1609 eine Niederlassung zu Cottiar gegründet, aus der sie aber von den Portugiesen vertrieben wurden. Im J. 1638 aber gelang es den Holländern unter Westerwold, den Portugiesen Batticaloa, im folgenden Jahre Trincomali und 1640 Negombo, Matura und Galle zu entreißen. Am 12. Mai 1658 mußten die Portugiesen ihre Hauptstadt Colombo und 1658 ihre letzte Besitzung auf C., das Fort zu Dschafnapatam, an sie übergeben. Die Herrschaft der Holländer über C. hatte 138 Jahre gedauert, als dieselbe ihnen von den Engländern entrissen wurde. Diese hatten schon 1782 unter Sir Hector Munroe den Holländern Trincomali abgenommen, mußten diesen Ort aber schon im folgenden Jahre denselben wieder zurückgeben. Im J. 1795 sandte der Gouverneur von Madras, Lord Herbert, eine Expedition unter James Stuart gegen die Holländer auf C. ab, der sich zuerst Trincomali, später Jaffna, Calpentyn, Negombo und 16. Febr. 1796 die Hauptstadt Colombo ergaben. Der Friede von Amiens 1802 sicherte den Engländern den Besitz von C., welches zuerst mit der Residentschaft Madras vereinigt gewesen, aber schon 1798 zu einer selbständigen Kolonie des Britischen Reichs erklärt worden war. Das Königreich Candy (s. d.) war ein Vasallentum der Niederländer gewesen, und dieses Verhältnis ging auf die Engländer über. Die Grausamkeit, das unzuverlässige und verräterische Betragen des letzten Beherrschers dieses Scheinreichs, Wikromo Radscha Singha, der 1798 den Thron bestiegen hatte, nötigte die Engländer, denselben 1815 mit Krieg zu überziehen, seine Hauptstadt zu besetzen, ihn selbst zum Gefangenen zu machen und sein Reich eingehen zu lassen. Im J. 1817 stand ein buddhistischer Priester als Kronprätendent auf und verursachte Unruhen, die erst im folgenden Jahre gedämpft wurden. Aufstände 1820 und 1831 wurden ohne Mühe unterdrückt. Wichtiger und gefährlicher, auch schwerer zu unterdrücken war der durch die strenge Verwaltung des Gouverneurs Lord Torrington 1848 veranlaßte buddhistische Aufstand. Seitdem ist die Ruhe von C. nicht mehr gestört worden und die Entwickelung hat nach allen Seiten überraschende Fortschritte machen können.

Litteratur. Allgemeine Werke über C. sind die von de Barros, de Couto, Rebeiro (engl. Übersetzung von Lee), Valentyn, Baldäus, Knox, Percival-Cordiner, Lord Valentia, Bertolacci, Marshall, Davy, Forbes, Bennet, Knighton, Pridham, Emerson Tennent (4. Aufl., Lond. 1860), Ranson-net-Villez (Braunschw. 1868), Ferguson, «Summary of information regarding C.» (Colombo 1866) und «Directory and handbook of C.» (Colombo 1881) u. a. m. Über die Naturgeschichte von C. schrieben Moon, Gardner, Thwaites, Kelaart, Hooker und Thomson, Templeton, Nietner, E. A. Layard, W. Ferguson, Boake, Steuart und Dixon («The rocks and minerals of C.», Colombo 1881); über buddhistische Litteratur Turnour, Casie Chitty, Gogerly, Hardy, Alwis, Fox, Callaway, Tolfrey, Upham u. a.; über tamulisches und mohammed. Recht Mutukistna; über die Sprache der Tamulen Winslow, Percival, Pope, Rhenius u. s. w.; über die der Singhalesen Clough, Carter, Lambrick, Chates, Jones, Nicholson u. a.

Cf. (Cfr.), Abkürzung für confer oder conferatur (lat.), d. h. man vergleiche.

Chabarowka, Hauptstadt des russ.-sibir. Küstengebiets, am Einfluß des Ussuri in den Amur, früher ein unbedeutendes Dorf, durch Ukas vom 10. Mai 1880 zur Stadt erhoben und zum Sitz des Gouverneurs des Küstengebiets bestimmt.

Chabas (François), Ägyptolog, geb. 2. Jan. 1817 zu Briançon, war für den Kaufmannsstand bestimmt, studierte daneben alte und neue Sprachen und wandte sich später dem Studium der ägypt. Hieroglyphen zu, in deren Entzifferung er einen neuen, kritischen Weg einschlug. C. ist Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften und Präsident des Departementalrats von Saône-Loire. Seit 1874 gibt er die Zeitschrift «L'Égyptologie» heraus. Außerdem veröffentlichte er: «Une inscription historique du règne de Seti I» (Châlon 1856), «Le papyrus magique Harris» (1861), «Mélanges égyptologiques» (3 Bde., 1862—73), «Recherches sur le nom égyptien de Thèbes» (1863), «Les papyrus hiératiques de Berlin» (1864), «Revue rétrospective à propos de la publication de la liste royale d'Abydos» (1865), «Voyage d'un Égyptien en Syrie, en Phénicie, en Palestine au quatorzième siècle avant notre ère» (1866), «Les pasteurs en Égypte» (1868) u. s. w.

Chabasit (von χαβάζιος, dem Namen eines Steins, welcher in den Orphischen Gedichten erwähnt wird), ein Glied der Mineralfamilie der Zeolithe, erscheint in Krystallen, welche nach der üblichen Auffassung Rhomboëder sind, mit häufiger Zwillingsdurchkreuzung und einer Flächenstreifung parallel den Polkanten; nach Beckes neuern Untersuchungen sollen jedoch die Krystalle nur scheinbare Rhomboëder und eigentümliche Sammelformen trilliner Individuen sein. Das Mineral ist glasglänzend, farblos oder weiß, bisweilen etwas rötlich, von Härte 4 bis 4,5 und Gewicht 2,1. Chemisch ist es ein wasserhaltiges (etwa 21 Proz.) Kalk-Thonerdesilikat mit kleiner Kalimenge, doch

lassen sich die zahlreich ausgeführten Analysen nur gezwungen auf eine einfache Formel zurückführen. Salzsäure bewirkt völlige Zersetzung unter Abscheidung von schleimigem Kieselpulver. Der C. findet sich in Blasenräumen von Basalten, Phonolithen, Melaphyren z. B. auf den Faröer, Island, in Schottland, bei Aussig, Oberstein, im Fassathal, auch in Drusen des harzer und bavenoer Granits, auf den Erzgängen von Andreasberg; als ganz jugendlicher Absatz aus Gewässern wurde er von Daubrée auf dem röm. Mauerwerke von Plombières und Luxieul entdeckt.

Chabaud-Latour (François Ernest Henri, Baron), franz. General und Minister, geb. 25. Jan. 1804 zu Nimes, trat 1820 in die Polytechnische Schule und aus dieser in das franz. Geniekorps über, in welchem er bereits 1827 Kapitän wurde. Er nahm 1830 an der Eroberung von Algerien teil und wurde dann bei der Befestigung von Paris verwendet. Als Stabsoffizier wurde er 1837—43 dem Herzog von Orléans überwiesen, dann 1845 zum Obersten, 1853 zum Brigadegeneral und vier Jahre später zum Divisionsgeneral befördert. Im Deutsch-Französischen Kriege von 1870—71 befehligte er die Genietruppen von Paris während der ganzen Verteidigung und empfing für diese Thätigkeit späterhin das Großkreuz der Ehrenlegion; 1873 war er einer der zur Aburteilung des Marschalls Bazaine berufenen Richter. Schon als Stabsoffizier hatte C. 1837—48 neben seiner Stellung als Ordonnanzoffizier des Herzogs von Orléans am parlamentarischen Leben thätig teilgenommen und als Mitglied der konservativen Partei unter der Julimonarchie stets für das Ministerium gestimmt. Unter der kaiserl. Regierung hielt er sich zwar vom Treiben der polit. Parteien vorsichtig zurück, wurde indessen Mitglied des Unterrichtsrats, sowie des Centralrats der reform. Kirche. Im Febr. 1871 wurde er als Vertreter des Gard-Departements in die Nationalversammlung gewählt und mehrmals zum Vizepräsidenten dieser Körperschaft erwählt; er gehörte dem rechten Centrum an und galt für einen eifrigen Anhänger der Orléans. Am 20. Juli 1874 wurde C. unter der Präsidentschaft des Marschalls Mac-Mahon Minister des Innern und behielt dieses Portefeuille bis zum 10. März 1875. Im Nov. 1877 wurde er zum Senator auf Lebenszeit ernannt.

Chaberts Öl (Oleum Chaberti) ein veraltetes Arzneimittel, früher zum Abtreiben des Bandwurms benutzt. Eine Mischung von 1 Teil Hirschhornöl und 2 Teilen Terpentinöl wird destilliert, bis 2 Teile übergegangen sind.

Chabir (arab.), Karawanenführer durch die Wüste.

Chablais (le), eine Landschaft in Savoyen, im N. vom Genfersee, im W. und O. von den schweiz. Kantonen Genf und Wallis, im S. von der Landschaft Faucigny begrenzt, war früher eine der acht Provinzen des Herzogtums Savoyen, bildet aber seit 1860 das Arrondissement Thonon des franz. Depart. Hoch-Savoyen mit 928 qkm Areal, 71 Gemeinden und (1876) 62608 E. meist kath. Konfession. Das C. ist ein fruchtbares Voralpenland, bewässert von der Dranse, die mit drei Quellflüssen aus den Thälern von Abondance, Le Biot und Bellevaux kommt und 4 km nordöstlich von Thonon in den Genfersee mündet. Durch den Süden der Landschaft ziehen sich von SW. nach NO. 1400—2400 m hohe, teils felsige, teils bewachsene Ketten, aus Kalksteinen und Schiefern des Jura und der Kreideformation bestehend (Les Voirons 1436 m, Billiat 1925 m, Dent d'Oche 2434 m, Cornettes de Bise 2439 m); nördlich lehnt sich an dieselben eine von einzelnen Hügelkämmen durchsetzte Hochebene, westlich von der Dranse etwa 500 m, östlich von derselben gegen 700 m hoch, die terrassenförmig zum Genfersee abfällt. Während der Süden ein Voralpenland mit ausgedehnten Alpweiden und Nadelwäldern ist, besitzt der Norden, besonders der Abfall gegen den See, ergiebige Kornfelder, Obstgärten, Weinberge und Kastanienwaldungen. Die bedeutendsten Wohnplätze sind die Hauptstadt **Thonon**, 435 m über dem Meere, 32 km nordöstlich von Genf am See gelegen, mit 5501 E., und der Badeort Evian (s. d.). Der wichtigste Verkehrsweg des C. ist die Eisenbahnlinie Genf-Annemasse-Thonon-Evian, welche zum Anschluß an die Ligne d'Italie dem südl. Seeufer entlang bis Bouveret im schweiz. Kanton Wallis fortgesetzt werden soll.

Chable, Dorf im schweiz. Kanton Wallis, s. unter Bagne.

Chablis, Städtchen des franz. Depart. Yonne in Niederburgund, am linken Ufer des Serein, 18 km östlich von Auxerre, zählt (1876) 2215 E., welche Tuch-, Zwieback- und Schaumweinfabriken, Weinbau und Weinhandel betreiben. Es ist der Hauptort eines berühmten Weinbezirks, dessen Weinberge eine Fläche von 12436 ha bedecken, von welchen jeder jährlich 40—50 hl Wein liefert.

Der **Chablis**, ein sehr geschätzter weißer Burgunder zweiten Ranges, hat fast vor allen Weinen derselben Gattung den Vorteil, daß er seine durchsichtige Weiße behält. Zugleich ist er geistig, aber nicht allzu berauschend, hat Körper, Feinheit und eine sehr angenehme Blume. Die gesuchtesten Lagen sind Clos-Valmur, Grenouille, Bosdésirs, Bougereau, Mont de Milieu. Seit längerer Zeit bereitet man auch moussierenden Chablis, der sehr angenehm, aber während der Moustille des ersten Jahres leicht berauschend ist.

Chabot (François), fanatischer Anhänger der Französischen Revolution, geb. 1759 zu St.-Geniez in Rouergue, trat jung in den Orden der Kapuziner. Beim Ausbruch der Revolution blieb er auch nach der Aufhebung der Klöster noch Geistlicher. Auf Empfehlung des Bischofs von Blois, Abbé Gregoire, dessen Vikar er war, wurde er im Depart. Loir-Cher zum Deputierten in die Nationalversammlung gewählt, wo er zu den rücksichtslosesten Eiferern gegen König, Minister und Gemäßigte gehörte. In der Nacht vom 9. Aug. 1792 predigte er im Faubourg St.-Antoine den Aufstand und insultierte den König, als dieser sich aus den Tuilerien zur Nationalversammlung geflüchtet hatte. Als Konventsmitglied fuhr er fort, den Tyrannenmord zu predigen, stimmte für den Tod des Königs und der Girondisten, schwärmte für eine Verteilung der Güter an die Proletarier und für die Feste zu Ehren der Vernunft; als Chaumette vorschlug, die Kirche Notre-Dame in einen Tempel der Vernunft zu verwandeln, war er es, der den Vorschlag durchsetzte. C. verheiratete sich mit einer jungen, schönen Österreicherin aus Brünn, deren Verwandte sich auf seine Kosten bereicherten. Beschuldigt, daß er sich durch die Verfälschung eines Gesetzes im Verein mit seinen Schwägern an dem Vermögen der ehemaligen Indischen Kompagnie habe vergreifen wollen, ward er gefangen gesetzt

und, da ihn Robespierre, dem er sich eng angeschlossen hatte, fallen ließ, nach einem vergeblichen Vergiftungsversuche 5. April 1794 hingerichtet.

Chabotte (frz. chabotte d'enclume, engl. anvil's bed), das dem Amboß der Hammerwerke zur Unterlage dienende, meist würfelförmige, seltener cylindrisch geformte gußeiserne Befestigungsstück, auf der obern Fläche mit einer Vertiefung versehen, in welcher der Amboß festgekeilt wird, während die C. selbst in einen hölzernen Klotz, den Chabottenstock, Amboßstock oder Hammerstock, eingelassen ist. (S. unter Dampfhammer und Hammer.)

Chabrias, berühmter athen. Feldherr, trat zuerst in dem Korinthischen Kriege als namhafter Truppenführer auf, mit Auszeichnung namentlich als Anführer der Flotte, 388 v. Chr. Als Pelopidas Ende 379 Theben vom spartan. Joche befreit und Athen 378 sich mit Theben gegen Sparta verbündet hatte, führte C. den Thebanern 5000 Mann Hilfstruppen zu und wehrte mit ihnen im Sommer 378 in der Nähe von Theben einen Angriff der schwerbewaffneten Fußtruppen des Agesilaos ab, indem er seinen Soldaten befahl, den Feind mit gefälltem Speer und auf das Knie gestütztem Schild zu empfangen. In dieser von ihm erfundenen Stellung ward C. selbst dargestellt, als ihm die Athener eine Bildsäule errichteten. (Lessing hat deshalb, obwohl mit Unrecht, die unter dem Namen des Borghesischen Fechters bekannte Statue für eine Abbildung des C. erklärt.) C. erfocht 9. Sept. 376 bei Naxos einen bedeutenden und für die Sicherung des neuen attischen Inselbundes entscheidenden Sieg über die Flotte der Spartaner. Als später die Athener von dem Bunde mit Theben zurücktraten und sich mit den Spartanern verbanden, schützte er 369 Korinth gegen Epaminondas, der die Stadt angreifen wollte. Mit Agesilaos zusammen war er 360 als Anführer der Flotte bei Tachos von Ägypten, der aufrührerische pers. Satrapen unterstützte. Beim Ausbruch des Bundesgenossenkriegs im Sommer 357 fiel C. gleich zu Anfang auf dem von ihm geführten Kriegsschiffe kämpfend bei dem Angriff auf Chios, das sich mit den Rhodiern, Byzantiern, Koern und König Maussollos von Karien gegen Athen verbunden hatte. Vgl. C. Rehdantz, «Vitae Iphicratis, Chabriae et Timothei» (Berl. 1845).

Chabrus, eine dem jüd. Jargon der Börsencoulisse entlehnte Bezeichnung für ein Konsortium von Finanzkräften zum Ankauf und zur Erwerbung von Gütern und Grundbesitz behufs Ausübung des mit dem Großgrundbesitze verbundenen Wahlrechts in der Kurie der Höchstbesteuerten für Landtag und Reichsrat in Österreich. Insbesondere gab es einen verfassungstreuen und einen feudalklerikalen C. in der Parlamentsperiode 1867—71 in Böhmen, wo die czech. Presse diese Bezeichnung erfunden und gebraucht hat.

Chabur, zwei Flüsse im türk. Asien; der eine, im Altertum Chaboras, bei Xenophon Araxes, entsteht im Vilajet Diarbekr und mündet bei Kerkesieh, dem alten Circesium, im Sandschak Aleppo links in den Euphrat; der andere entsteht aus drei Quellflüssen in Kurdistan und mündet bei Feschabur im Vilajet Mossul links in den Tigris.

Chacabuco, Stadt in der südamerik. Republik Chile, Provinz Santiago, 50 km nördlich von der gleichnamigen Hauptstadt der letztern, liegt in 709 m Höhe am Fuße isolierter, aus der Ebene aufsteigender Hügel am Flüßchen Mayo. Im J. 1818 besiegte hier der General San-Martin an der Spitze von ausgewanderten Chilenen und Hilfstruppen aus La Plata die Spanier, nachdem letztere durch den kühnen Marsch dieses Generals von Mendoza aus über die Cordillerenpässe von Uspallata überrascht worden waren.

Chacham (Weiser) bezeichnete im talmudischen Judentum das dem Range nach dritte Mitglied im Vorsitze des Synedrium; in neuerer Zeit und zumal bei Gemeinden span. Herkunft ist es gleichbedeutend mit Rabbiner.

Chachan, s. unter Chan.

Chachapoyas, Hauptstadt des Depart. Amazonas (s. d.) in Peru.

Chaco, großes Ebenengebiet im centralen Südamerika, s. Gran-Chaco.

Chaconne oder Ciaconne heißt ein früher in Italien, Spanien und Frankreich üblicher, jetzt veralteter Tanz, meist im Dreivierteltakt geschrieben und in einer Bewegung gleich der des alten Menuett, nur ein wenig langsamer. Die Melodien der C. zeichnen sich durch einen sehr fühlbaren Rhythmus aus, und man muß deshalb beim Vortrage genau Rücksicht nehmen auf die bestimmten wiederkehrenden Accente. Meistens besteht das Musikstück aus einem sehr kurzen Thema, das in allerhand Variationen und Verzierungen immer wiederkehrt; die Bässe bleiben sowie das Accompagnement vom Anfang bis ans Ende dieselben. In alten Opern oder Balletten erscheint die C. oft als Finalsatz, und zwar ganz in der angegebenen Form. Die C. stammt aus Spanien, und zwar aus dem Lande der Basken, in deren Sprache chocuna artig, niedlich bedeutet. Ursprünglich Volkstanz und vielleicht in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. aufgekommen, wurde die C. zur Zeit Ludwigs XIV. zum Kunsttanz umgewandelt; ihre Umbildung als eine Form der Kammermusik ist wahrscheinlich erst im 18. Jahrh. vollendet worden.

Chacornac (Jean), franz. Astronom, geb. 21. Juni 1823 zu Lyon, war erst Gehilfe an der Sternwarte zu Marseille, seit 1854 Astronom am Observatorium zu Paris, und starb 23. Sept. 1873 zu Villeurbane bei Lyon. Er gab heraus «Atlas écliptique» (Par. 1856), «Atlas des annales de l'observatoire impérial de Paris» (Par. 1860—63). C. ist der Entdecker der Asteroiden Phocäa, Polyhymnia, Circe, Leda, Lätitia und Elpis.

Chacun (frz.), jeder; C. (à oder auch a) son goût, jeder nach seinem Geschmack, jeder hat seinen (eigenen) Geschmack.

Chadidscha, die erste Frau des Propheten Mohammed, war die Tochter des Chuwailid ben-Asad und der Fâtima, der Tochter des Zâïda. Ihr erster Mann hieß Atik ben-Aïds. Nach dessen Tode verheiratete sie sich in zweiter Ehe mit Abû Hâla Hind ben-Zurâra, der ihr, wie es scheint, ein größeres Vermögen hinterließ, und geraume Zeit nach dessen Tode heiratete sie, nach der freilich sehr unsichern Angabe verschiedener Araber 40 Jahre alt (nach andern in ihrem 28. Lebensjahre, was aber ganz unwahrscheinlich ist), Mohammed, der erheblich jünger war als sie und damals in den dürftigsten Verhältnissen lebte. Er hatte bereits mehrere Jahre in ihren Diensten gestanden und sich ihr als kluger und treuer Geschäftsführer bewährt. Ihre 24 Jahre dauernde Ehe war die glücklichste. C. war nach allen Schilderungen eine sehr kluge, für das Wohl ihres

sie treu liebenden Mannes, dem sie mehrere Kinder gebar, mit fast mütterlicher Sorgfalt bekümmerte Frau. Sie gilt als die erste, welche an die göttliche Sendung des Propheten glaubte, und wird wohl deshalb von den Moslems «Mutter der Gläubigen» genannt. Sie starb 65 Jahre alt, drei Jahre vor der Flucht des Propheten von Mekka nach Medina, also 619 n. Chr.

Chafarinas, Inseln an der Nordküste Afrikas, [s. Presidios.

Chaffois, franz. Dorf westlich von Pontarlier, bei welchem die Vorhut der unter General von Manteuffel nach der schweizer Grenze vordringenden deutschen Südarmee 29. Jan. 1871 die Nachhut des abziehenden franz. Heeres unter General Clinchant angriff und schlug.

Chag Hammazoth (hebr.), Fest des ungesäuerten Brotes, s. unter Azymon.

Chagny, Stadt im franz. Depart. Saône-et-Loire, Arrondissement Châlon-sur-Saône, 17 km im NW. von dieser Stadt, an der Dheune und am Canal du Centre, in 213 m Höhe, an der Eisenbahn Paris-Lyon, von der hier zwei Zweigbahnen, nach Nevers und Moulins, abgehen. C. hat (1876) 3950, als Gemeinde 4173 E., welche geschätzten Wein ziehen und Eisengießerei, Glasfabrikation, Böttcherei und Fabrikation von Ackerbaumaschinen betreiben. Der Ort ist Niederlage für Eisenerze, Kohlen, Holz, Ziegel, Bausteine u. s. w.

Chagos-Inseln (Tschagos-Archipel), ein niedriger, felsiger Archipel von Koralleninseln mitten im Indischen Ocean, in 4° 44′ bis 7° 39′ südl. Br. und 88° 30′ bis 90° 30′ östl. L. (von Ferro), 450 km südlich von den Malediven. Ihr Areal wird auf 110 qkm berechnet. Die südlichste und größte, etwa 24 km lang und 5—6 km breit, ist Diego Garcia oder Chagos, ein steil über das Meer sich erhebender Korallenring oder Atoll, der eine Lagune von höchstens 1 km Breite umschließt; sie erhebt sich auf der Ostseite bis 70 oder 100 m und trägt Kokospalmen. Die Einfahrt liegt an der Nordwestseite; die Lagune ist reich an Fischen und Kokoskrabben; Trinkwasser findet sich im Kalk in einigen Fuß Tiefe. Die kleinern, ganz ähnlichen Inseln sind: Peros-Banhos, Salomon-Insel, Nelson-Insel, die Drei Brüder, Adler-Insel, Danger-Insel und Egmonts-Inseln. Die Portugiesen entdeckten diese damals unbewohnte Gruppe; 1786 gab der Engländer Blair den ersten wissenschaftlichen Bericht über dieselbe. Von Ile de France aus wurden 1791 Niederlassungen auf derselben gegründet, deren sich später die Briten bemächtigten, zu deren Besitzungen die Inseln jetzt gehören; sie sind Dependenz von Mauritius und hatten 1871 690 E., welche aus den Kokospalmen und den gesalzenen Fischen ihren Gewinn ziehen.

Chagres, Hafenplatz im Depart. Colon der zum Staatenbunde von Columbia gehörigen Republik Panama, 16 km im WSW. von Colon (s. d.), 75 km im NW. von Panama, rechts an der Mündung des Rio Chagres in das Antillenmeer, in einer übermäßig heißen und sehr ungesunden Gegend gelegen. Vor der Eröffnung der Panama-Eisenbahn (1855) eine Zeit lang ein Haupthafen an der Nordküste des Isthmus und von zahlreichen Dampf- und Segelschiffen besucht, ist der Ort seitdem vom Verkehr fast ganz verlassen und besteht nur aus elenden Hütten mit etwa 1000 E., meist Negern und Mischlingen. C. wurde 1671 von den Flibustiern unter Morgan und 1740 vom engl. Admiral Vernon eingenommen und zerstört.

Der Rio Chagres, welcher bei dem Projekt eines interoceanischen Kanals in Betracht gezogen und näher untersucht worden ist, entspringt an der südwestl. Abdachung der (nördl.) Küstencordillera von San-Blas, ist wasserreich, aber in seinem obern Laufe als Wasserstraße von geringer Bedeutung wegen zahlreicher Wasserfälle und stets heftiger Strömung, die bei seinen großen Anschwellungen in der Regenzeit, wo er bei Cruces mitunter bis auf 13 m über das gewöhnliche Niveau steigt, sogar die Beschiffung unmöglich macht. Von Cruces an bis zur Mündung kann der nur mit geringem Gefälle strömende Fluß regelmäßig mit großen Booten befahren werden und bildete vor der Ausführung der Eisenbahn bis hierher die große Straße durch den Isthmus, die von Cruces bis nach Panama zu Lande weiter ging. Doch können über 3,5 m tief gehende Schiffe wegen einer Reihe von Klippen nicht einlaufen, auch fehlt an der Mündung ein guter Hafenplatz. Die Eisenbahn folgt eine gute Strecke dem Thale des Flusses und überschreitet ihn bei der Station Barbacoas (fast in der Hälfte ihrer Erstreckung) mit der größten ihrer Eisenbrücken, die auf sechs Pfeilern mit je 150 m Spannweite ruht. Unter den sieben dem Kongreß für den Panamakanal vorgelegten Projekten sprachen sich das von Lull und Menocall, mit Nr. 5 bezeichnete, und das von Wyse und Reclus, mit Nr. 6 bezeichnete, für eine Benutzung des C. aus. Wyse gibt Nr. 6 den Vorzug. Danach beginnt der Kanal bei der Limonbai, unterhalb Colon, und folgt der Panama-Eisenbahn auf der Westseite, aufwärts im Chagresthale, kreuzt die Bahn nach der Ostseite bei San-Pablo; bei Matachin, südwestlich von Cruces, folgt er dem Obispo und der Eisenbahn auf deren Ostseite, tritt in die Sierra de Culebra durch einen Tunnel bei der Obispo-Station und kommt beim Rio Grande heraus oberhalb der Paraiso-Station, wo er wieder auf der Westseite der Bahn weiter läuft, und führt an die Panama-Reede bis zu der Inselgruppe Naos, Culebra u. s. w. Hindernisse sind die reißenden Wasser des obern C. und die Härte der Gesteine; dagegen führt der Kanal durch bewohntes Land, bleibt überall in der Nähe der Eisenbahn, geht über Städte, welche für Unterhalt sorgen können; bei der geringen Höhe der Wasserscheide von 86,9 m ist der kurze Tunnel schnell herzustellen. Die Konzession von der columbischen Regierung ist dafür bereits vorhanden.

Chagrin (frz.), nagender Kummer, Gram; chagrinant, kränkend, Kummer erregend; chagrinieren, kränken, betrüben.

Chagrin (frz. chagrin, engl. chagreen), vom türk. sagri, Pferderücken, weil zu der so bezeichneten Ledersorte die Rückenhaut der Pferde, Kamele, Esel, Maultiere u. s. w. benutzt wird, ein eigentümlich genarbtes, d. h. auf der Oberfläche mit feinen, dicht aneinander liegenden Erhöhungen und Vertiefungen versehenes, starkes, farbiges Leder, das, hauptsächlich zu Pferdezeug, Säbelscheiden, Futteralen, Bucheinbänden u. s. w. dienend, im Orient, in Astrachan, Konstantinopel und Bulgarien durch ein besonderes Verfahren (s. unter Leder) erzeugt, anderwärts meist durch entsprechende Granulierung mittels erhitzter, gravierter, kupferner Walzen oder Platten imitiert wird. — Als

wohlfeiler Ersatz des Chagrinleders wird namentlich zu Bucheinbänden das sog. **Chagrinpapier**, ein demselben im Aussehen ähnliches gepreßtes Papier (s. unter Papierfabrikation) benutzt. — **Chagrin** heißt auch ein sehr klein gemustertes Seidengewebe, das eine dem echten Chagrinleder ähnlich gestaltete Fläche zeigt.

Chagualgummi (Maguey-Gummi), eine aus Metarabinsäure bestehende, dem Tragant sehr ähnliche Gummiart, welche von einer in Südamerika wachsenden Puyaart stammt und von Chile in den Handel gebracht wird. Röhrenförmig, glashell bis topasfarbig, selten trübe bis undurchsichtig, von muscheligem Bruch. Quillt im Wasser, gibt aber nur wenig Lösliches an dieses ab; die unlösliche Masse ist dadurch charakterisiert und von allen andern Gummiarten verschieden, daß sie sich auf Zusatz von kohlensaurem Natron sofort citrongelb färbt.

Chaibar ist der Name eines Bezirks in Hidschâz, in welchem sich im 7. Jahrh. jüdische, wahrscheinlich damals schon ziemlich alte Niederlassungen befanden. R. Burton gibt die Lage als 80 engl. Meilen (= 128 km) nordnordöstlich von Medina entfernt an. Der (ursprünglich hebräische) Name bedeutet «Verbindung, Association», nicht Schloß oder Schlösser, wie die arab. Schriftsteller angeben, wenn es auch sicher ist, daß sich dort eine Anzahl (acht) von festen Schlössern befand, welche geeignet waren, die jüd. Ansiedler gegen die ihnen doch mehr oder weniger feindlich gesinnten Araber zu schützen. Gegen die sehr reiche jüd. Bevölkerung von C. unternahm Mohammed im ersten Monat des siebenten Jahres der Flucht (d. i. Mai 628) einen siegreichen Feldzug. Sechs der festen Schlösser wurden von den Arabern gestürmt, zwei öffneten nach tapferer Verteidigung ihre Thore unter der Bedingung freien Abzugs für ihre Mannschaft. Die Araber machten die reichste Beute, von der der größte Teil dem Propheten zufiel, der überdies noch für sich die im Schloß Kamûß mit erbeutete (noch nicht 17jährige) Jüdin Ssafija nahm, welche er, nachdem er sie zum Islam bekehrt hatte, heiratete, und welche eine zärtliche Gattin des Propheten wurde. Eine andere Jüdin, Namens Zainab, die einen ihrer Oheime bei der Eroberung C.s verloren hatte und die Ihrigen rächen wollte, reichte dem Propheten, den sie bewirtete, einen vergifteten Lammsbraten, von dem er zwar aß, aber den ersten Bissen wieder ausspie. Noch in seiner Sterbestunde soll er zur Schwester eines seiner Tischgenossen, welcher von diesem Braten gegessen hatte und sogleich infolge des Giftes starb, gesagt haben: «In dieser Stunde fühle ich, wie mir die Herzader von dem Bissen zerspringt, den ich mit deinem Bruder in C. genommen.»

Chaiber, Paß in Afghanistan, s. Khayberpässe.

Chaignet (Anthelme Edouard), franz. Philosoph und Philolog, geb. 9. Sept. 1819 zu Paris, wirkt seit 1839 als Professor der alten Litteratur an der Universität zu Poitiers. Er schrieb: «La vie de Socrate» (1869), «Pythagore et la philosophie pythagorienne» (2. Aufl., 2 Bde., 1875), «La philosophie de la science du langage» (1875), «La tragédie grecque» (1877).

Chailar, Nebenfluß des Argun (s. d.).

Chaine (frz.), im Militärwesen die durch Mannschaften, welche in gewissen Zwischenräumen voneinander aufgestellt werden, gebildete Kette; so spricht man von einer **Postenchaine**, welche die Feldwachen zur Sicherung lagernder Truppen gegen den Feind zu aussetzen, von einer **Schützenchaine**, die sich bei der geöffneten Ordnung im Gefecht zunächst des Feindes, vor den noch zusammengehaltenen Abteilungen befindet, von einer **ambulanten Chaine**, welche bei großen Leichenbegängnissen, feierlichen Aufzügen u. s. w. gebildet wird, um den Weg frei zu halten, wobei die betreffenden Mannschaften dem Zuge vorausgehen und ihn nach Maßgabe seines Vorrückens zu beiden Seiten begleiten.

Chair (engl.), Stuhl; C. (frz.), Fleisch.

Chaise (frz.), Sitz, Stuhl; **C. longue**, Sofa ohne Rücken- und mit nur einer Seitenlehne, um bequem liegen zu können; **C. percée**, Nachtstuhl; **C. à porteurs**, Sänfte, Portechaise. Auch bezeichnet **Chaise** (in dieser Bedeutung im Französischen veraltet) einen leichten Wagen für wenige Personen.

Chaise-Dieu (La), Dorf im franz. Depart. Ober-Loire, Arrondissement Brioude, 30 km im ONO. von diesem Orte, 1 km von der Quelle der zum Allier fließenden Senouire, in 1090 m Höhe, mit 1740 E., welche schwarze Spitzen fertigen. C. verdankt seinen Namen und sein Entstehen einer berühmten Abtei (Casa Dei), welche 1036 gegründet, 1378 befestigt, 1564 durch die Reformierten geplündert und 1640 durch Richelieu mit der Kongregation St.-Maur vereinigt wurde. Zu den Äbten derselben gehörte Papst Clemens VI., die Kardinäle Richelieu, Mazarin und Rohan; letzterer zog sich nach der Halsbandgeschichte hierher zurück. In der von Clemens VI. 1343 erbauten Kirche, einem großen und imposanten Bauwerke von 95 m Länge, befindet sich das Grab dieses Papstes, 144 herrlich geschnitzte Chorstühle und ein merkwürdiges Freskobild, den Totentanz darstellend. Reste eines Klosters und ein dicker befestigter Turm stammen aus dem 14. Jahrh.

Chaix d'Est-Ange (Gustave Louis Adolphe Victor Charles), ausgezeichneter franz. Advokat, geb. 11. April 1800 zu Rheims, begann, kaum 20 J. alt, die advokatorische Praxis in Paris und gelangte bald zu großem Ruf und Ansehen. Von den zahlreichen und berühmten Prozessen, die er führte, sind zu nennen: der Prozeß La Roncière; der Prozeß des Vatermörders Benoit; der Prozeß des jungen Donon Cadot, den er von der Anklage des Vatermordes rettete; der Prozeß Pescatore, u. s. w. C. gab 1857 die advokatorische Laufbahn auf, wurde zum Generalprokurator am kaiserl. Gerichtshofe zu Paris ernannt, bald darauf in den Staatsrat berufen und 1863 Vizepräsident desselben. Als Staatsmann spielte C. keine bedeutende Rolle, obwohl seine Vaterstadt ihn dreimal (1831, 1837 und 1844) zum Abgeordneten in die Deputiertenkammer wählte, wo er sich zu den Konservativen hielt. Nach der Abberufung von seinem Staatsanwaltsposten durch den Minister Delangle ernannte ihn ein kaiserl. Dekret 1861 zum Senator. C. starb 14. Dez. 1876 in Paris. Seine wichtigsten Gerichtsreden finden sich, außer in den Zeitschriften «La Gazette des Tribunaux» und «Le Droit», teilweise gesammelt in den «Annales du Barreau français».

Chaki nennen die Kalmücken der südl. und südwestl. Teile der Gouvernements Orenburg und Astrachan die Salzgründe, d. h. den in den heißen Sommern ausgetrockneten Boden der zahlreichen kleinen Salzseen, aus denen sie ihren Bedarf an Salz gewinnen.

Chalade (Défilé von), s. unter Argonnen.

Chaland (frz.), Kunde eines Kaufmanns, Abnehmer; Chalandise, Kundschaft.

Chálasis (grch.), Abspannung, Erschlaffung, Erweichung; chalastisch, erweichend, die Spannung lösend; Chalasticum, chalastisches Mittel.

Chalāzen (grch.), Hagelschnüre, in der vergleichenden Anatomie die beiden häutigen Bindegewebsstränge, durch welche der Eidotter durch das Eiweiß hindurch an den beiden Polen der harten Eischale befestigt ist; in der Botanik: die Hagelflecke oder Keimflecke der Samenkörner. Chalazion, in der Augenheilkunde das Hagelkorn, eine härtliche entzündliche Geschwulst im Lidknorpel; Chálazōsis, Bildung eines Hagelkorns. (S. Gerstenkorn.)

Chalcedōn, ein kieseliges Mineral von weißer, grauer, blauer, gelber und brauner Farbe, gewöhnlich durchscheinend, findet sich in nierenförmiger, traubiger, stalaktitischer Gestalt auf Gängen in Porphyr, Grünstein und in andern Felsarten, vorzüglich als Ausfüllungsmasse der Hohlräume verschiedener Felsarten, besonders in Basalt und Basaltmandelstein, bisweilen auch als Versteinerungsmittel von Seetieren, und ist wohl immer als eine Abscheidung aus wässeriger Lösung zu betrachten. Der C. soll seinen Namen von der gleichnamigen Stadt erhalten haben, in deren Nähe man ihn im Altertume fand; hauptsächlich aber bezogen ihn die Alten aus Ägypten und Arabien. Jetzt erhält man ihn aus Island, Sibirien, Siebenbürgen, woselbst der blaugefärbte gefunden wird, namentlich aus Südamerika, und benutzt ihn zu mancherlei Schmuck. Er besteht wesentlich aus Kieselsäure, wie der Quarz, und muß nach seinen optischen Eigenschaften als ein äußerst feinkörniges, krystallinisch-faseriges Aggregat höchst winziger Quarzpartikelchen angesehen werden. C. ist auch einer der Hauptbestandteile des Achats. Die Färbungen entstehen durch Beimischungen verschiedener Metalloxyde. Zu Oberstein an der Nahe und zu Idar werden die C. durch Kochen in Honig und darauf in Schwefelsäure schwärzlich gefärbt. Helle C. mit moos- oder baumförmigen, dendritischen Zeichnungen von schwarzem Manganoxyd heißen Mokkasteine oder Moosachate und kommen namentlich neuerdings aus Californien und Nevada in den Handel. Der Onyx, Sardonyx, Karneol, Heliotrop, Chrysopras und das Plasma sind gewissermaßen Varietäten des C. Enhydros nennt man Chalcedonmandeln, welche im Innern eine hauptsächlich aus Wasser (mit geringen Mengen gelöster Salze) bestehende Flüssigkeit und eine bewegliche Gasblase von atmosphärischer Luft enthalten; die im Altertum schon bekannten stammten von den Monti Berici bei Vicenza, in den letzten Jahren hat man sie vielfach in Uruguay gefunden.

Chalcēdon, eine von den Megarern um 685 v. Chr. unter dem Namen Procerastis gegründete Stadt in Bithynien, lag am Eingange in den Bosporus unweit Skutari, Konstantinopel gegenüber, an der Stelle des jetzigen Dorfes Kadikjöi. Schon seit 140 v. Chr., als ihre Bewohner nach Nikomedien übergesiedelt wurden, kam sie in Verfall. Im 3. Jahrh. wurde sie unter Gallienus von nordischen Völkern mehrmals erobert, von Justinian aber unter dem Namen Justinianea in ihrem vorigen Glanze wieder aufgebaut. Später durch die Osmanen von Grund aus zerstört, bezeichnen nur wenige Überreste ihre frühere Stelle. Unter den byzant. Kaisern war sie Hauptstadt der Provinz Pontica-Prima. In C. ward im Herbst 451 die vierte allgemeine Kirchenversammlung abgehalten. Dieselbe sollte die Beschlüsse der sog. Räubersynode zu Ephesus vom J. 449 reparieren, welche die Lehre des Eutyches (s. d.), daß alles Menschliche im göttlichen Wesen Christi aufgegangen und mit ihm zu Einer Natur geworden sei, sanktioniert hatte. Eutyches wurde abgesetzt und auf Grund eines Schreibens des röm. Bischofs Leo I. als kirchliche Lehre bestimmt: Christus ist Eine Person in zwei Naturen, ohne Vermischung und Verwandlung (gegen die Monophysiten), ohne Teilung und Trennung (gegen die Nestorianer), nach seiner Gottheit ewig vom Vater, nach seiner Menschheit zeitlich von der jungfräulichen Gottgebärerin. Außer dieser Glaubensformel wurden noch 30 Kirchengesetze (Canones) gegen Mißbräuche des Klerus gegeben, unter denen der 28. Kanon dem Patriarchen zu Konstantinopel gleiche Rechte und Vorzüge mit dem römischen und letzterm, wie schon früher der 3. Kanon des Konzils von 381, nur den Vorrang einräumte. Blutige Empörungen in Palästina und Ägypten waren die nächste Folge der chalcedonischen Beschlüsse gegen Dioskur und die Monophysiten, und erst nach hundertjährigen kirchlichen Händeln, unter denen die Monophysiten sich völlig von den Orthodoxen trennten, erhielt die chalcedonensische Glaubensformel das bleibende symbolische Ansehen, das sie noch jetzt in der kath., griech. und prot. Kirche behauptet.

Chalcha, Mongolenstamm im Norden der Wüste Gobi, s. unter Mongolen.

Chalcite oder Metallochalcite war früher eine häufige Bezeichnung für eine Klasse von Mineralien, welche aus Sauerstoffsalzen mit metallischen Radikalen bestehen, dabei aber niemals einen metallischen Habitus besitzen. Es gehören dahin z. B. der Eisenspat (Spateisenstein), der Manganspat, der Zinkspat (Galmei), der Wismutspat, der Cerussit (Bleicarbonat), der Calcdonit, der Selenbleispat, das Rotbleierz (Bleichromat), Gelbbleierz (Bleimolybdat), der Mimetesit und Pyromorphit (Bleiarseniat und Bleiphosphat) u. s. w. Viele davon finden als Erze für Eisen, Blei, Zink u. s. w. Verwendung.

Chaldäa hieß im Altertum eine Landschaft in Vorderasien, deren eigentliche ursprüngliche Ausdehnung jedoch nicht genau festzustellen ist. Im weitern Sinne findet sich C. in den meisten Schriften der Bibel und bei den ältesten griech.-röm. Schriftstellern gleichbedeutend mit Babylonien (s. d.) gebraucht; im engern Sinne versteht man darunter das Alluvialland des Euphrat, im Westen von der Arabischen Wüste begrenzt. Gewiß ist, daß die Assyrer in sehr früher Zeit unter dem Lande der Kaldi ganz Babylonien und namentlich dessen südl. Teil begriffen, während der mehr nördl. Teil mit Babylon selbst gewöhnlich das Land Accad genannt wird. Von diesem assyr. Worte Kaldi kommt auch die klassische Form Chaldaea, wogegen das Chasdim der Bibel von den uralten sumerischen nichtsemit. Worten chas di herrührt, welche wahrscheinlich nichts heißen als «die beiden Ströme».

Daß der Volksname Chaldäer von diesem Lande herrührt, ist nach den neuern Forschungen bei weitem wahrscheinlicher als die frühere, von vielen Gelehrten angenommene Hypothese, daß die Chaldäer ein den gegenwärtigen Kurden

(Karduchen der Alten) verwandter Volksstamm gewesen seien, welcher also arischen Ursprungs wäre. Auch der oft angeführte gemeinsame Ursprung der assyr. und babylon. Kulte mit dem altpersischen ist nach den Resultaten der Zend- und Keilschriftstudien mehr als ungewiß, obgleich in ziemlich früher Zeit manche Berührungen stattgefunden haben müssen. Daß ferner die Chaldäer wie die Perser ursprünglich den Namen Kephener getragen haben sollen, wie man behauptet hat, geht aus Herodot (VII, 61) nicht hervor. Daß dieser Stamm der Chaldäer im 7. Jahrh. in das Tiefland Babyloniens herabgestiegen, wie man häufig in exegetischen Büchern findet, beruht einzig und allein auf einer falschen Auslegung des Jesaias (23, 13). Selbst Diodor bezeugt ausdrücklich, daß die Chaldäer zu den ältesten Babyloniern gehörten, dann finden sich auch in den babylon. Königsreihen des Berosos, lange vor der Zeit der Semiramis (1356—1314) nach einer Dynastie von 86 Babyloniern, vor einer von 8 Medern und einer namenlosen von 11 ungenannten, 49 chaldäische Könige, die nach diesem Kanon von 2059—1601 v. Chr. zu setzen sind. Außerdem wird auch der in den assyr. Königslisten nicht vorkommende Phul von Berosos ein Chaldäer genannt. Später galt das Wort Chaldäer (schon im Propheten Daniel) für gleichbedeutend mit Astrolog wegen der in Babylon, Borsippa, Sippara und Orchoë blühenden astron. und natürlich auch astrol. Schulen. Ob und wie die chaldäische Astronomie mit der Sternkunde der Ägypter zusammenhängt, ist eine schwer zu entscheidende Frage, die im Altertum schon unlösbar schien. Für die Priorität der Ägypter als Erfinder der Astronomie sprechen Diodor, Diogenes Laertius, Manilius, Lactantius, Macrobius, Achilles Tatius; im entgegengesetzten Sinne Cicero, Josephus, Tatian, Proklos, Servius, Clemens von Alexandrien und namentlich Plinius (VII, 56), der den Assyrern auch den ewigen Gebrauch der Schrift zuspricht; Plato setzt beide Völker auf gleiche Linie. Vielen galt der Ägypter Thaut, andern, wie Semia, der babylon. Jupiter Belus als Erfinder der Astronomie. Von letzterm hatte die Wissenschaft die Kaste der Chaldäer geerbt, die nach Diodor (II, 29) ihre Philosophie und Astronomie von Vater auf Sohn überlieferten, obgleich sie auch Ausländer aufnahmen, wie z. B. Daniel. Ihre Hauptlehre war die von der Ewigkeit der Welt, ohne Schöpfung und ohne Untergang.

Die Chaldäer haben sich mehr als irgend ein anderes Volk mit den Beobachtungen der Gestirne beschäftigt, und zwar bedienten sie sich dazu bei Tage der Sonnenuhren und bei Nacht einer Art Wasseruhren. Auch hatten sie den Tag genau in 12 Stunden geteilt. Simplicius erzählt, nach Porphyrius, daß Kallisthenes, der Alexander d. Gr. auf seinen Zügen begleitete, eine Reihe von 31 000 Jahre hindurch in Babylon angestellten Beobachtungen zurückgebracht und dem Aristoteles mitgeteilt habe. Jedenfalls müssen sie jahrhundertelang Beobachtungen angestellt haben, um die Periode Saros (wahrscheinlich mit dem syr. Worte Sahro, Mond, zusammenhängend) zu finden, welche gewöhnlich die Chaldäische Periode, in neuern Zeiten auch die Halleysche Periode genannt wird und nach Suidas chaldäischen Ursprungs ist. Dieselbe umfaßt einen Zeitraum von $6585\frac{1}{3}$ Tagen oder von 18 Julianischen Jahren und 11 Tagen (zu $365\frac{1}{4}$ Tagen), in denen der Mond 223 synodische Umläufe zurücklegt. Da nach dieser oder 242 Drachenmonaten der Mond in Beziehung auf die Sonne, auf seine Knoten wieder dieselbe Lage hat wie im Anfange dieser Periode, so diente sie ihnen zur Zeitrechnung und zur Bestimmung der Finsternisse der Sonne und des Mondes, welche nach Verlauf dieser Zeit fast genau in derselben Ordnung wiederkehren. Geminus, der zur Zeit Sullas lebte, bezeichnet die ältesten Astronomen, d. i. die Chaldäer, als die Urheber der dreifachen Sarosperiode von 19656 Tagen. Noch wird den Chaldäern die Auffindung mehrerer anderer ähnlicher Perioden zugeschrieben, die aber weniger bemerkenswert sind. Wegen ihrer astron. Kenntnisse standen die Chaldäer sowohl während der Blüte als nach dem Verfall ihres Reichs in hohem Rufe, und selbst die Griechen in Alexandrien nahmen die ältern Beobachtungen nicht von den Ägyptern, sondern von den Chaldäern. Die ältesten wissenschaftlich von ihnen angestellten Beobachtungen sind nach Ptolemäus drei Beobachtungen von Mondfinsternissen aus den J. 721 (19. März) und 720 (9. März und 15. Sept.). Nach Diodor von Sicilien nahmen sie an, daß der Mond das uns nächste Gestirn sei, daß er sein Licht von der Sonne erhalte und daß die Finsternisse desselben von dem Schatten der Erde verursacht würden. Ob andere Angaben des Diodor, die Chaldäer hätten weder die Rundung der Erde noch die Ursache der Sonnenfinsternisse gekannt, gegründet sind, ist zweifelhaft. Nach Stobäus und Seneca hielten sie die Kometen für Planeten, die nur dann sichtbar würden, wenn sie der Erde in ihrem Laufe näher kämen. Nach dem arab. Astronomen Albategnius bestimmten sie die Länge des Sternjahres zu 365 Tagen 6 Stunden 11 Minuten. Auch könnte man glauben, daß sie bereits die Vorrückung der Nachtgleichen ahnten, was indes mit gewichtigen Gründen bestritten worden ist; daß sie aber die Wirkung derselben wahrgenommen haben, scheint man doch des großen Zeitumfangs ihrer Beobachtungen wegen annehmen zu können. Einer von ihren Astrologen, Osthanes, welcher im Gefolge des Xerxes war, soll die Astrologie nach Griechenland gebracht haben. Wie aus einer von Cicero überlieferten Nachricht hervorgeht, war zu Eudoros' Zeit (400 v. Chr.) die chaldäische Astrologie in Griechenland äußerst beliebt. Außerdem waren die Chaldäer namentlich stark im Deuten der Omina jeglicher Art; noch gibt es zahlreiche Keilinschriften, die in casuistischer Weise Mißgeburten, Opfer, Vogelflug, Hundebisse, Träume erklärten. Die chaldäische Astrologie breitete sich auch später, trotz der großen Verachtung, in die sie seit den Alexandrinern gefallen war, so aus, daß Chaldäer, Sterndeuter, Wahrsager und Betrüger beinahe gleichbedeutend waren und mehrere Kaiser die Chaldäer, als der Gesellschaft schädliche Glieder, durch strenge Edikte aus dem Reiche verbannten. Eine gewisse Herrschaft haben sogar allerlei, vielleicht von den Chaldäern ererbte, wenigstens nach ihnen benannte Zeichen in den dämonischen Beschwörungsformeln und Akten des Mittelalters ausgeübt. Von den Schriften der Chaldäer ist außer einzelnen Keilschriftdokumenten nichts auf uns gekommen. Heute versteht man unter dem Namen Chaldäer oder Kaldani die aus den Nestorianern hervorgegangenen röm.-kath. Christen Mesopotamiens.

Chaldäische Christen, s. unter Nestorianer.

Chaldäischer Sintflutbericht. Durch die Zeugnisse der alten Schriftsteller, wie Josephus,

Eusebius, Lucian u. a., war es längst bekannt, daß die Chaldäer wie die Juden, Perser, Inder, Chinesen, Griechen und fast alle Völkerschaften der Alten und Neuen Welt, die Sage von einer die ganze Erde umfassenden Flut gehabt hatten. Die von den genannten Schriftstellern aufbewahrten Fragmente des Berosus berichteten von dem letzten der zehn vorsintflutlichen Könige, Xisuthrus, der, von dem Kronos gewarnt, sich und die Seinen auf eine Arche gerettet habe und dann später, nach seiner Rettung, wegen seiner Frömmigkeit zu den Göttern steigend verschwunden sei. Die Ähnlichkeit dieser Sage mit dem mosaischen Sintflutbericht war schon seit langer Zeit bekannt und besprochen worden. In der neuesten Zeit hat 1872 der Engländer George Smith auf assyr. ninivitischen Keilschriftthontäfelchen einen zweiten, poetisch gehaltenen Bericht in assyr. Sprache entdeckt, der von dem durch die Griechen bekannten in manchen Punkten abweicht und nicht der historisch gehaltene ist, aus dem einst Berosus selbst schöpfte. Dieser Bericht findet sich als Episode in einem Epos, das den Helden Istubar verherrlicht, in welchem einige den Nimrod erkannt haben wollen. Dieses Istubar-Gedicht bestand aus 12 Tafeln, von denen aber nur ein kleiner Teil ziemlich unverstümmelt erhalten ist; die meisten, namentlich die ersten, sind bisjetzt nur in kümmerlichen Bruchstücken vorhanden. Der mächtige Held und Jäger Istubar erobert Reiche, erschlägt mit seinem Freunde, Heabani oder Belbirut gelesen, den Tyrannen Khumbaba, den Kombabus der Griechen, verschmäht die Liebe der Göttin Istar, wird mit einer Krankheit gestraft, zu deren Heilung er den König Adrahasis (Xisuthrus, aus Hasisu-adra gebildet) aus der Stadt Surippak aufsucht. Dieser erzählt ihm die Geschichte der Sintflut und seiner Errettung, die er dem Gott Hea verdankt, welcher ihm den Beschluß der Götter, die Menschen zu verderben, angekündigt und ihm geboten habe, ein Schiff zu bauen und auf diesem seine Familie, seine Diener und alle Tiere des Feldes zu bergen. Nach der Flut wurde Adrahasis fern an die Mündung der Ströme versetzt und genießt dort in der Versammlung der Götter eines ewigen Lebens. In manchen Einzelheiten erinnert diese Erzählung an die Sage Noahs, so namentlich findet sich auch hier die Aussendung von verschiedenen Vögeln, die Xisuthrus fliegen läßt, um zu ersehen, ob die Wasser gesunken seien. G. Smith veröffentlichte die Übersetzung dieses Textes in seinem Werke: «The Chaldaean account of Genesis» (Lond. 1876; deutsch von Delitzsch, Lpz. 1877). Eine weniger unvollkommene Übersetzung lieferte Oppert im «Appendice» zu Ledrains «Histoire d'Israël» (Bd. 1, Par. 1879); seither ist der Text durch neu aufgefundene Texte stellenweise vervollständigt worden.

Chaldäische Sprache in dem heutigen Sinne war nicht die Sprache der alten Chaldäer, deren Idiome erst durch die Entzifferung der Keilschriften bekannt geworden sind. Das eine hat seinen Platz als sechste unter den semit. Sprachen unter dem Namen des Assyrischen eingenommen; die richtigere Bezeichnung wäre akkadisch. Die andere ältere Ursprache, die Sprache der Wahrsager, Astrologen, Priester, früher fälschlich casdoskythisch, protochaldäisch, akkadisch, jetzt erst richtig sumerisch genannt, ist eine nichtsemitische, mehr einigen turanischen sich anschließende agglutinierende Sprache. Diese letztere ist die Sprache der Chaldäer, von der Jeremias und Daniel sprechen. Aus den in assyr. Sprache geschriebenen und fragmentarisch in den Königsannalen von Ninive erhaltenen Quellen schöpfte Berosus seine in griech. Sprache geschriebene, jetzt bis auf wenige Bruchstücke verlorene Geschichte. Die zahlreichen Texte der komplizierten Keilschriftgattung sind in assyr. Sprache geschrieben, die sicher noch im 2. Jahrh. v. Chr. lebende Sprache in Chaldäa war, wie es vollständig assyr. Keilschriften aus den Regierungen des Seleucus Philopator, Antiochus Epiphanes, Demetrius sowie aus der des Arsaciden Mithridates von 104 und 102 v. Chr. beweisen. Noch aus Domitians Zeit (81 n. Chr.) findet sich eine Keilinschrift. Neben dieser assyr. Sprache bestand als später ausgebildeter Volksdialekt das Ostaramäische oder, wie der heutige Sprachgebrauch es ungenauerweise nennt, das Chaldäische. Dieses Chaldäische oder Ostaramäische, dem Hebräischen nicht näher stehend als die assyr. Sprache der alten Chaldäer, nahmen die Juden nach ihrer Rückkehr aus dem babylon. Exil an und erhoben es sogar zur Schriftsprache, sodaß von der Zeit der Makkabäer ab das Hebräische ganz verdrängt und Gelehrtensprache wurde. Im Stammsitze der Sprache brachte die pers. und griech. Herrschaft einige pers. und griech. Wörter in das Chaldäische. Im babylon.-chaldäischen Dialekt, wie ihn die Juden als Schriftsprache ausgebildet haben, sind erhalten einige Abschnitte in den kanonischen Büchern Esra (Kap. 4, 8 bis 6, 18 und Kap. 7, 12–26) und Daniel (Kap. 2, 4 bis 7, 28), sowie eine Reihe von Übersetzungen und Paraphrasen alttestamentlicher Bücher, Targumin (s. d.), die aus sehr verschiedenen Zeitaltern herrühren und hinsichtlich ihres linguistischen und exegetischen Charakters sehr voneinander abweichen.

Die chaldäischen Originale vieler apokryphischen Bücher, die man nur aus griech. Übersetzungen kennt, sind verloren gegangen. Auch Josephus schrieb sein Werk über den jüd. Krieg zuerst in chaldäischer Sprache. Die Sprache des Talmud nennt man gewöhnlich auch chaldäisch; doch muß zwischen dem ältern Teile, der Mischna, und der jüngern Erklärung, der Gemara, wohl unterschieden werden. Jene ist in einem an das Hebräische sich anschließenden und nur durch einzelne chaldäische Formen entstellten Dialekt geschrieben. Die Diktion der Gemara trägt allerdings den grammatischen und lexikalischen Grundcharakter des Chaldäischen durchaus an sich, ist jedoch als ein sehr ausgeartetes Chaldäisch zu betrachten. Die besten Hilfsmittel zur Erlernung des Chaldäischen sind besonders die Grammatiken von Winer (Lpz. 1842), Fürst (Lpz. 1835), Petermann (Berl. 1841; 3. Aufl. 1872) und Bertheau (Gött. 1843), und das Wörterbuch «Aruch» von Nathan-bar-Jachiel aus Rom (gest. 1106), welches Landau unter dem Titel «Rabbinisch-aramäisch-deutsches Wörterbuch» (5 Bde., Prag 1819) herausgegeben und wonach hauptsächlich Joh. Buxtorf sein «Lexicon chaldaicum, talmudicum et rabbinicum» (Bas. 1639; neu herausg. von Fischer, Lpz. 1866—74) gearbeitet hat. Die Herrschaft der Araber, die 640 n. Chr. über Babylonien einbrach und Bagdad selbst zur Hauptstadt des Kalifats erhob, führte die alte Landessprache allmählich der Vernichtung entgegen, sodaß nur dort, wo sich christl. und jüd. Gemeinden unabhängig erhielten, wie in den Gebirgen Nordassyriens und dem nördl. Mesopotamien, eine Art Chaldäisch, freilich in sehr verderbter Form, noch jetzt gesprochen wird. Die als

chaldäisch bezeichneten Bücher der röm.-kath. Christen sind fast rein syrisch und unterscheiden sich nur durch die Aussprache von der westaramäischen Sprache.

Chaldron, früher auch Chaudron, sowie Chalder, ursprünglich ein großes brit. Trockenmaß von 4 Quarters, daher nach dem jetzigen System (seit 1826) = 1163,157 l. Steinkohle, wofür das C. jetzt allein in Anwendung, darf aber seit 1836 im brit. Reiche nur nach Gewicht verkauft werden, und dabei hat man zu unterscheiden das C. von London und das C. von Newcastle. Das London-C. begreift 24 Hundredweight (engl. Centner) oder 2688 engl. Handelspfund = 1219¼ kg, das Newcastle-C. 53 Hundredweight oder 5936 Pfd. = 2692½ kg. Im Großhandel verkauft man Steinkohle und Coks nicht nach dem C., sondern nach dem Ton von 20 Hundredweight. Vor 1836 wurden Steinkohle und Coks nach Raummaß verkauft. Das London- oder Winchester-C. von 36 Kohlen-Bushels war damals = 37⅛ Winchester-Bushels = 36 jetzige Imperial-Bushels, der Kohlen-Bushel dem letzterwähnten Bushel im wesentlichen gleich, das London-C. gestrichenes Maß = 1208,55 l; die Kohle wurde aber mit gehäuftem Maße gemessen, ergab somit nicht unbeträchtlich mehr Masse. In Newcastle war das Maß weit größer: 1 Newcastle-C. war = $2\frac{5}{24}$ London-C. oder 24 Newcastle-C. = 53 London-C., sodaß 1 Newcastle-C. = 79½ gehäufte Kohlen- oder Imperial-Bushels.

Chalet (frz.), Sennhütte, Schweizerhaus.

Chalfont St.-Giles, Dorf in der engl. Grafschaft Buckingham mit 1300 E. und dem Hause, in welchem Milton sein «Verlorenes Paradies» schrieb.

Châlid (ben-al-Walid), ein Zeitgenosse des Propheten Mohammed, wegen seiner Tapferkeit Saif-allâh (Schwert Gottes) genannt. Er gehörte zu dem Stamme Kuraisch und im Anfange zu den erbittertsten Gegnern der Anhänger des Propheten, denen er wiederholt im Kampfe bei Bedr, Ohod und am Graben vor Medina entgegentrat. Seine Geistesgegenwart und schnelle Entschlossenheit entschied die Niederlage der Anhänger des Propheten in der Schlacht bei Ohod, in welcher er, an der Spitze der kuraischitischen Reiterei stehend, die Moslems vollständig in die Flucht schlug. Er bekehrte sich erst im sechsten Jahre der Flucht zum Islam, wahrscheinlich infolge der Verheiratung Mohammeds mit seiner Tante Maimuna. Die in ihm vorgegangene Sinnesänderung war freilich wohl eine mehr äußerliche, wenngleich er der Sache des Propheten seit seiner Bekehrung mit ebenso großem Geschick und mit derselben Tapferkeit diente, mit der er sie vorher bekämpft hatte. Er half Mohammed bei der Eroberung von Mekka im achten Jahre der Flucht, er zerstörte den Tempel des Götzen al-Uzza in Nachla, unternahm den blutigen Feldzug gegen die Banû Dschadsima und die Banû Hârith und starb, zehn Jahre nach Mohammed, im J. 21 der Flucht (642 n. Chr.), unter dem Kalifat des Omar ben al-Chattâb, in Emessa, wo er auch begraben wurde. C. war ein echter Sohn seiner rohen Zeit, aber die großen Verdienste, welche er sich nicht nur zu Lebzeiten des Propheten, sondern auch unter seinen beiden Nachfolgern, Abu-Bekr und Omar, um die Erweiterung und Begründung des moslem. Reichs durch seine unvergleichliche Tapferkeit und sein hervorragendes Feldherrntalent erworben hat (er eroberte Irâk, Damaskus und drang bis Emessa [Chims] vor), rechtfertigen das große Ansehen, in dem er bei den Moslems jederzeit gestanden hat.

Chalif und **Chalifat,** s. Kalif.

Chalil, Stadt in Palästina, früher Hebron (s. d.).

Chalil (hebr.), althebr. Blasinstrument, von Luther Pfeife oder Flöte übersetzt, bestand aus Rohr, Holz oder Knochen und wurde am Laubhüttenfest beim Gottesdienst der Hebräer gebraucht, wo der Gesang Hallel darauf geblasen wurde.

Chalka (Khalcha), der bedeutendste Stamm der Mongolen (s. d.), im Norden der Wüste Gobi.

Chalkelephantin (grch.), aus Erz und Elfenbein bestehend.

Chalkidike nannten die Griechen die zwischen dem Thermäischen und dem Strymonischen Meerbusen nach Süden in das Thrazische Meer vortretende südl. Halbinsel Macedoniens, deren südlicherer Teil durch zwei tief ins Land eindringende Golfe (den Toronäischen und den Singitischen Meerbusen) in drei schmale, aber langgestreckte Halbinseln (Pallene, Sithonia und Akte) gespalten wird. Der Name C. stammt von den zahlreichen Pflanzstädten, welche seit dem 8. Jahrh. v. Chr. von Bewohnern verschiedener griech. Inseln, besonders von Euböa und Andros, unter der Führung der euböischen Stadt Chalkis (s. d.) auf der ursprünglich von thraz. Stämmen bewohnten Halbinsel angelegt worden waren. Die bedeutendste unter diesen Pflanzstädten war die etwas nordwestlich vom Toronäischen Golf gelegene Stadt Olynthos (s. d.), nach deren Zerstörung 347 v. Chr. die ganze C. eine macedon. Provinz wurde.

Chalkidios, neuplaton. Philosoph im 4. Jahrh. nach Christus, soll Archidiakonus in Karthago gewesen sein; er schrieb einen Kommentar zu Platos «Timäus» (gedruckt zuerst in Paris 1520, dann zu Leiden 1617; auch in Fabricius' Ausgabe des «Hippolyt», Hamb. 1716).

Chalkis, die bedeutendste unter den Städten der Insel Euböa (s. d.), lag und liegt noch jetzt in der Mitte der Westküste der Insel an dem schmalen Meeresund (Euripus), über welchen seit dem J. 410 v. Chr. eine die Stadt mit dem Festlande Böotiens verbindende steinerne Brücke führt. Ursprünglich wahrscheinlich eine Ansiedelung phöniz. Purpurfischer, hob sich C. frühzeitig durch Handel und Kolonisation und führte schon im 7. Jahrh. v. Chr. mit der Nachbarstadt Eretria (s. d.) um den Besitz des lelantischen Gefildes und um das Prinzipat über die Insel einen hartnäckigen und langwierigen Kampf, an welchem auch verschiedene andere griech. Staaten als Bundesgenossen der kämpfenden Parteien teilnahmen; er endete mit dem Siege der Chalkidier. Im J. 506 v. Chr. wurde C. von den Athenern unterworfen, welche die Ländereien des herrschenden Adels, der sog. Hippoboten, unter ihre Bürger verteilten. Nachdem der Versuch, welchen C. 446 v. Chr. im Verein mit den übrigen Städten der Insel machte, die Herrschaft Athens abzuschütteln, durch Perikles vereitelt worden war, blieb die Stadt tributpflichtiges Mitglied des athen. Seebundes bis zum J. 411, wo sie auf die Seite der Gegner Athens übertrat; doch schloß sie sich später (378) dem zweiten athen. Seebunde an und hielt im ganzen treu zu Athen bis zur Schlacht von Chaeronea (338 v. Chr.), infolge deren sie wie die ganze Insel unter die Botmäßigkeit der Macedonier kam. Für diese war sie sowohl als starke Festung wie als Handelsplatz von großer Bedeutung, und diese

Bedeutung hat sie auch zur Zeit der römischen wie der byzant. und venet. Herrschaft im wesentlichen bewahrt. Heutzutage ist C. ein Städtchen von (1879) 6877 E., Hauptort der Eparchie C. des Nomos Euböa im Königreich Hellas.

Chalkographie, eine aus dem Griechischen stammende, im Deutschen selten gebrauchte Benennung der Kupferstecherkunst (s. d.).

Chalkokondylas oder Chalkondylas (Demetrius), griech. Grammatiker, Schüler des Theodorus Gaza, geb. um 1424 (nach andern 1428) zu Athen, trat nach der Eroberung von Konstantinopel als Lehrer der griech. Sprache in Italien auf, und zwar zuerst zu Perugia, dann, von Lorenzo Medici begünstigt, neben Politianus zu Florenz, zuletzt zu Mailand, wo er 1511 starb. Er schrieb in altgriech. Sprache eine praktisch eingerichtete griech. Grammatik unter dem Titel «Erotemata» (Mail. 1493; dann Par. 1524 und Bas. 1546), erwarb sich aber ein noch größeres Verdienst dadurch, daß er zu Mailand die ersten Drucke des Homer (1488), Isokrates (1493) und Suidas (1499), die als typographische Meisterstücke gelten können, besorgte, obgleich er in der Textrecension mit einiger Willkür verfuhr. — Laonicus C., der ebenfalls um 1470 blühte, war Zeuge des Falles von Konstantinopel und flüchtete zu seinem schon in Italien ansässigen Bruder. Von ihm gibt es eine Geschichte der letzten Jahre des Byzantinischen Kaiserreichs von 1297—1462 (griechisch und lateinisch herausg. von Bekker im «Corpus scriptorum historiae Byzantinae», Bonn 1843).

Chalkos, altgriech. Münze, der achte Teil eines Obolos (s. d.).

Chalkotypie (grch.), Hochdruckätzung in Kupfer, eine Anwendung der Galvanoplastik zur Erzeugung von Reliefkupferplatten, welche bis zu einem gewissen Grade den Holzschnitt ersetzen sollen; doch hat diese Methode wegen der Schwierigkeit der Herstellung keine ausgedehnte Anwendung gefunden. Schon der Engländer Spencer machte in dieser Richtung Versuche. Er radierte eine Kupferplatte in Kupferstichmanier und ätzte sie schwach. Hierauf brachte er die vom Ätzgrund befreite rein gewaschene und mit Fließpapier gut abgetrocknete Platte in einen mit der Kupfervitriollösung gefüllten Apparat. Das Kupfer schlug sich in die eingeritzten und auf die erhabenen Stellen nieder, was dann eine freilich nur sehr seichte Reliefplatte gab. Heims in Berlin übertrug 1851 die mit einer von der Säure unangreifbaren Substanz ausgeführte Zeichnung auf die polierte Kupferplatte und ätzte die weiß erscheinen sollenden Stellen. Bei großen weißen Stellen, welche durch Ätzen nicht genügend vertieft werden konnten, half er mit dem Grabstichel nach. Es gab dies ein erhabenes Kupferbild in der Manier der jetzigen Zinkographie (s. d.).

Chalkoxylographie (grch.), eine von Sieglän der in Wien um 1837 erfundene Manier zur Herstellung von Druckplatten, welche sozusagen den Kupferstich mit der Xylographie verbindet und insbesondere Aquatintatöne wiedergibt. Zur praktischen Verwendung dürfte die C. kaum gekommen sein.

Challa ist der Name einer auf Grund von 4 Mos. 15, 17–21 an den Priester zu leistenden Abgabe von allem Gebackenen. Das Nähere bestimmt ein besonderer Traktat in der Mischna (erste Ordnung) und Maimonides' «Hilchot Bikkurim», Kap. 5 (lateinisch von G. Peringerus, Upsala 1694 u. 1695). Jetzt wird bei Juden ein beliebig kleiner Teil des Gebackenen als C. abgesondert und verbrannt.

Challamel (Augustin), franz. Schriftsteller, geb. 18. März 1818 zu Paris, studierte zuerst die Rechte, wurde 1838 Advokat, widmete sich aber später der Litteratur und wurde Bibliothekar an der Bibliothek Sainte-Geneviève. Unter seinen zahlreichen histor. Schriften sind erwähnenswert: «Histoire populaire de la France» (1851), «Histoire anecdotique de la Fronde» (1859), «Histoire du Piémont et de la maison de Savoie» (1860), «Mémoires du peuple français» (8 Bde., 1865—73).

Challans, Stadt im franz. Depart. Vendée, Arrondissement Sables d'Olonne, in sumpfiger Gegend, an der Eisenbahn von Nantes nach Coutras, zählt (1876) 1697, als Gemeinde 4782 E., welche Töpferei, Gipserei und Fischerei treiben. Hier unterlagen 12. April 1793 die Vendéer unter Charette den republikanischen Truppen.

Challemel-Lacour (Paul Amand), franz. Staatsmann, geb. in Avranches 19. Mai 1827, wurde 1849 Professor der Philosophie am Lyceum zu Pau, 1851 am Lyceum zu Limoges, wegen seiner republikanischen Gesinnung am 2. Dez. in Paris verhaftet, später aus Frankreich verbannt. Er wandte sich nach Belgien, machte Reisen nach Deutschland und Italien, wurde 1856 Professor der franz. Litteratur am Polytechnikum in Zürich, kehrte drei Jahre nachher infolge der Amnestie nach Frankreich zurück und hielt öffentliche Vorlesungen über schöne Kunst, die jedoch bald verboten wurden. Als Mitarbeiter oder Leiter litterarischer und polit. Revuen verschaffte er sich einen angesehenen Namen. Nach der Revolution vom 4. Sept. 1870 wurde er zum Präfekten des Rhônedepartements und zum außerordentlichen Kommissar ernannt; doch konnte er nicht verhindern, daß in Lyon eine Commune errichtet wurde, daß der dortige Gemeinderat alle Gewalt an sich riß, daß der Kommandant Arnaud ermordet und andere Gewaltthaten gegen die Anhänger der gestürzten Regierung ausgeübt wurden. Nach Abschluß des Waffenstillstandsvertrags gab er sein Entlassungsgesuch ein. Als Vertreter von Bouches-du-Rhône trat er 1872 in die Nationalversammlung, wo er seinen Sitz auf der äußersten Linken einnahm. Nebst Ranc und Allain-Targé war er einer der ersten Redacteure der «République française», welche die Politik Gambettas vertrat. Als intimer Freund desselben wurde er zum Botschafter in Bern und 1880 zum Botschafter in London ernannt. Außer zahlreichen Zeitungsartikeln über Litteratur, Theater, Politik veröffentlichte er: «La philosophie individualiste» (1864).

Challenge (engl., spr. Tschällendsch), Aufforderung, Herausforderung.

Chalmers (Alexander), engl. Schriftsteller, geb. 29. März 1759 zu Aberdeen, ging, nachdem er eine gute klassische Erziehung erhalten und Medizin studiert hatte, nach London, wo er für verschiedene Zeitschriften schrieb und zahlreiche engl. Klassiker herausgab, so die «British Essayists» (45 Bde.), «Works of the English Poets from Chaucer to Cowper» (21 Bde.), eine Ausgabe von Shakspeare (1809), die neunte Ausgabe von Boswells «Life of Johnson» u. a. Hauptsächlich verdankt er jedoch seinen Ruf dem «General biographical dictionary» (32 Bde., 1812—17), das allen spätern Arbeiten in diesem Fache als reiche Fundgrube gedient hat. C. starb zu London 10. Dez. 1834.

Artikel, die man unter C vermißt, sind unter K aufzusuchen.

Chalmers (George), engl. Schriftsteller, geb. 1742 zu Fochabers in der schott. Grafschaft Murray, studierte zu Aberdeen und Edinburgh Jurisprudenz, wanderte dann nach Baltimore in Maryland aus, wo er zehn Jahre lang als Rechtsanwalt praktizierte. Beim Ausbruche des Unabhängigkeitskampfes kehrte er nach England zurück, wo er eine Stelle im Handelsamt erhielt, die er bis zu seinem Tode, 31. Mai 1825, verwaltete. C. veröffentlichte: «Political annals of the united colonies from their settlement till 1763» (1780; neue Aufl., Boston 1845), «An estimate of the comparative strength of Great Britain» (1782; neue Aufl., 2 Bde., 1810) und Biographien von De Foe, Thomas Ruddiman (1794), Allan Ramsay, David Lindsay (3 Bde., 1806), James Stewart, Thomas Paine (unter dem Pseudonym Oldys) u. a. Auch trat er in mehrern Schriften («Apology for the believers of the Shakspeare-papers», 1797; «Supplementary apology», 1799; «Appendix», 1800) für den Shakspeare-Fälscher Ireland ein. Seine beiden Hauptwerke sind die auf vier Bände berechnete «Caledonia», eine topogr. und histor. Beschreibung Großbritanniens, von welcher er jedoch nur drei Bände vollendete (Lond. 1807—24), und «Life of Mary, queen of Scots» (2. Aufl., 3 Bde., 1822), worin er mit großem Eifer Partei für die Königin nahm.

Chalmers (Thomas), bedeutender engl. Theolog, Begründer der «Freien Kirche Schottlands», geb. 17. März 1780 zu Ost-Anstruther in der schott. Grafschaft Fife, studierte 1795—98 zu St.-Andrews Theologie, Mathematik, Chemie und Astronomie, über welche drei letztere Fächer er seit 1799 zu St.-Andrews und auch, nachdem er 1803 eine Pfarrstelle zu Kilmany erlangt hatte, Vorlesungen hielt. C. wurde 1814 Prediger zu Glasgow, 1824 Professor der Moralphilosophie zu Glasgow und 1828 Professor der Theologie zu Edinburgh, als welcher er 31. Mai 1847 starb.

Die theol. Werke C.' gehören vorwiegend dem Gebiete der Apologetik an; hervorzuheben sind: «Discourses on the christian revelation viewed in connection with the modern astronomy» (Edinb. 1817), «The evidence and authority of the christian revelation» (Edinb. 1817 u. öfter; deutsch von Ostern, Frankf. 1834), «Natural theology» (Edinb. 1823; deutsch in: «Die Natur, ihre Wunder und Geheimnisse, oder die Bridgewaterbücher», Bd. 9, Stuttg. 1838) u. a. Seine Hauptthätigkeit war jedoch praktischen Aufgaben zugewandt. Vor allem beschäftigte ihn der Plan, dem Pauperismus dadurch entgegenzuarbeiten, daß die staatliche Armenpflege durch die kirchliche ersetzt werde. Diese Bemühungen führten ihn auf nationalökonomische Studien. Als Früchte der letztern veröffentlichte er die Schriften: «The civil and christian economy of large towns» (3 Bde., Edinb. 1821), «The adaptation of external nature to the moral and intellectual condition of man» (2 Bde., Edinb. 1839), «Treatise on political economy in connexion with the moral prospects of society» (Edinb. 1832), «On the sufficiency of the parochial system without a poor-rate for the right management of the poor» (Edinb. 1841). In mehrern andern Schriften («On the use and abuse of literary and ecclesiastical endowments», Edinb. 1827, und «On the establishment and extension of national churches», Lond. 1838) wies C. auf die hohe Bedeutung der Landeskirchen hin. Daneben forderte er für die in Presbyterien und Synoden organisierte Kirche selbständige Verwaltung der innerkirchlichen Angelegenheiten. Je mehr nun unter C.' Einflusse das kirchliche Leben sich hob, desto schwerer empfand man es, daß die 1690 aufgehobenen Patronatsrechte 1712 durch weltliche Gewalt wiederhergestellt waren. Die Assembly vom J. 1834 forderte unter C.' Leitung für die Gemeinden das Recht des Vetos gegen die von den Patronen berufenen Geistlichen. Als die Gerichtshöfe für die Patrone entschieden und auch das Parlament keine Abhilfe schaffte, schieden am 18. Mai 1843 die Verteidiger der Kirchenfreiheit aus und bildeten, C. an der Spitze, die «Freie Kirche». Mit großer Opferfreudigkeit wurden die Mittel gespendet, mit Umsicht und Weisheit die neue Organisation getroffen. Erst 1875 jedoch legte das Parlament durch ein Gesetz die Pfarrwahlen in die Hand der Gemeinden. C.' sämtliche Werke gab sein Schwiegersohn W. Hanna in 34 Bänden heraus, darunter 9 Bände «Posthumous works» (Edinb. 1847—49). Derselbe schrieb: «Memoirs of the life and writings of C.» (4 Bde., Edinb. 1849—50).

Vgl. ferner Francis Wayland, «Memoir of the Christian Labors of Thomas C.» (Boston 1864); Ramsay, «Thomas C., a biographical sketch» (Lond. 1867); Dodds, «Thomas C., a biographical study» (Neuyork 1870). Über C.' reformatorische Thätigkeit vgl. Köstlin, «Die schott. Kirche» (Hamb. u. Gotha 1852); Sydow, «Beiträge zur Charakteristik der kirchlichen Dinge in Großbritannien» (Heft 1 u. 2, Potsd. 1844—45).

Chalon (frz. chalon, engl. shalloon), ein feines geköpertes Wollzeug, Futterzeug, nach der franz. Stadt Châlons genannt. (S. unter Rasch.)

Châlon-sur-Saône, Handels- und Fabrikstadt und Hauptort eines Arrondissements im franz. Depart. Saône-et-Loire, wichtiger Knotenpunkt der Paris-Lyoner Bahn, 58 km nördlich von Mâcon, in 178 m Höhe, in einer fruchtbaren Gegend Burgunds, an der Mündung des Centralkanals in die Saône. Diese günstige Lage bewirkt einen sehr belebten Speditions- und Transitohandel und Dampfschiffahrt nach Lyon. C. zählt (1876) 20895 E. und ist ein bedeutendes Entrepôt für Weine und Spirituosen, Essig, Getreide, Mehl, Holz und Holzkohlen, Eisen, Gips, Leder, Tuch, sog. Rouen-Kramwaren, Quincaillerie und Seilerhanf und treibt Eigenhandel mit Wein, Getreide, Gips und Fabrikaten. Außer bedeutenden Mühlen bestehen Fabriken in Öl, Borax, Weinstein, Glas-, Eisen- und Kupferwaren; ferner Destillationen, Zuckersiedereien, Ziegeleien, Brauereien, eine von Creuzot abhängige Eisengießerei, Maschinenfabrikation, chem. Fabriken, ein Schiffszimmerplatz u. s. w. C. ist mit Resten der alten Befestigungen und einer Mauer umgeben und hat vier Vorstädte, einen prachtvollen Quai am Flusse und schöne Promenaden. Die Stadt ist Sitz einer Bergbau-Inspektion für vier Departements, hat ein Tribunal erster Instanz, ein Handels- und zwei Friedensgerichte, eine Handelskammer, ein Kommunal-Collège, eine Zeichenschule, eine öffentliche Bibliothek von 22000 Bänden, ein Gemäldemuseum, Gesellschaften für Geschichte, Archäologie und Künste. Von röm. Altertümern ist noch manches vorhanden. — C., das Cabillonum im Lande der Äduer, wird schon von Cäsar erwähnt und war in der röm. Kaiserzeit eine ansehn-

liche Handelsstadt. Im 4. Jahrh. wurde hier ein Bistum gegründet, dessen Bischof später den Titel eines Grafen von C. und Barons von Salle führte, und das erst in der Revolutionszeit einging. Von den Burgundern kam C. 534 an die Franken und ward Residenz des ersten fränk. Königs von Burgund Guntram (gest. 592). Im 10. Jahrh. bildete es mit seinem Gebiete die burgund. Lehnsgrafschaft Châlonnais. Diese kam 1097 zur Hälfte an den Bischof von C. durch Kauf; die andere Hälfte war vom Grafen von Douzy geerbt worden und kam 1237 durch Tausch an das Herzogtum Burgund und mit diesem 1477 an die franz. Krone.

Chalonnes-sur-Loire, Stadt im franz. Depart. Maine-et-Loire, Arrondissement Angers, 25 km im SW. von Angers, am Zusammenflusse des Layon und des Louet genannten Armes der Loire und an der Eisenbahn Angers-Niort, Mittelpunkt des Kohlenbeckens der untern Loire, hat zwei roman. Kirchen, röm. Ruinen und Reste eines Schlosses aus dem 12. Jahrh., und zählt (1876) 2449, als Gemeinde 5530 E., welche Handel mit Getreide, Hülsenfrüchten, Liqueuren und Wein treiben.

Châlons-sur-Marne, Hauptstadt des franz. Depart. Marne, im östl. Teile der Champagne, 173 km östlich von Paris, an der Ostbahn, in 82 m Höhe, ist mit Mauern umgeben und von zwei Armen der Marne durchflossen, über welche 22 Brücken führen. Die Stadt zählt (1876) 20 236 E., hat zwar enge, aber doch ziemlich regelmäßig gebaute Straßen und besitzt mehrere ausgezeichnete Gebäude, wie die große, 1138 und 1230 abgebrannte, von Ludwig XIV. zum Teil, in ihrem Südportal erst 1850 wiederhergestellte Kathedrale (St.-Stephan) gemischten Stils mit einem roman. und einem got. Turm und Resten trefflicher Glasmalereien; die schöne Kirche Notre-Dame aus dem 12. und 13. Jahrh., die in der Revolutionszeit teilweise zerstört, aber geschmackvoll wiederhergestellt ist; das Stadthaus von 1771; die Präfektur (ehemals Hotel der Intendanz, ein schätzbares Archiv enthaltend), eine prot. Kirche, Synagoge u. a. C. ist der Sitz eines Bischofs, welcher vor der Revolution der zweite geistliche Graf und Pair des Reichs war, der Departementsbehörden, eines Tribunals erster Instanz, eines Handels- und eines Arbeiterschiedsgerichts sowie eines Gewerberats. Es befinden sich hier eine ausgezeichnete Gewerbeschule (im alten Seminargebäude) für 300 Zöglinge, die auf Staatskosten unterhalten werden, ein Kommunal-Collége (im ehemaligen Jesuitenhause), ein Großes und ein Kleines Priester-, sowie ein Lehrerseminar, eine Bibliothek von 25 000 Bänden, ein Naturalienkabinett, Gesellschaften für Ackerbau, Tierarzneikunde, Handel, Künste und Wissenschaften, ein Theater, ein Irrenhaus, ein Zellengefängnis u. s. w. Die schöne Promenade du Jard am Marnekanal enthält 36 Alleen mit 1800 uralten Ulmen; sie liegt im frühern Bett der Marne, welche 1776 abgeleitet wurde. Industriezweige sind hauptsächlich Gerberei, Fabrikation von Woll- und Baumwollzeugen, von Leinwand, Hanfleinwand und Gurten, von Strumpfwaren und Schuhmacherarbeiten, sowie die Produktion von Wein, Hanf, Spargel und Melonen. Der lebhafte Handel beschäftigt sich insbesondere mit dem Vertriebe von Champagnerwein, von dem jährlich im Durchschnitt 1 Mill. Flaschen ausgeführt werden. In der Vorstadt befinden sich im Etablissement Jacquesson zu dem Zwecke Kellereien von über 10 km Ausdehnung, die über 3 Mill. Flaschen fassen. Hieran schließt sich der Verkehr in Getreide, Mehl, Wolle, Hanf, Ölsaat, Samen, Holz, Gips und verschiedenen eigenen Fabrikaten. Es werden jährlich neun Märkte gehalten.

C. ist das alte Catalaunum oder Durocatalaunum im Lande der Catalauni, die zu Gallia Belgica gehörten. Im J. 273 n. Chr. schlug hier Aurelianus den Tetricus, 366 Jovinus die Alamannen. Auch fand in der Nähe auf den Catalaunischen Feldern (s. d.) 451 die große Niederlage Attilas statt, der die Stadt schonte, angeblich durch die Beredsamkeit ihres Bischofs St.-Alpinus bewogen. C. wurde 643 vom Grafen Herbert von Vermandois, 931 von Rudolf von Burgund, 947 von Robert von Vermandois erobert und verheert. Im J. 1147 predigte hier der heil. Bernhard den zweiten Kreuzzug. Im J. 1360 vereinigte König Johann die Grafschaft Châlons mit dem Königreiche; 1430 und 1434 schlug C. 8000 gegen die Stadt anrückende Engländer zurück. Heinrich IV. verlegte 1589 das Parlament von Paris nach C., welches 15. Juni 1591 die gegen Heinrich IV. gerichtete Exkommunikationsbulle Gregors XIV. öffentlich durch den Henker verbrennen ließ, sowie 1592 die Bulle Clemens' VIII. Am 4. Febr. 1814 eroberten die Preußen unter York die Vorstadt St.-Memmie gegen Macdonald und besetzten 5. Febr. nach dessen Abzug die Stadt selbst; 3. Juli 1815 wurde sie von Tschernytschew erobert und dabei General Rigault gefangen. Napoleon III. errichtete 1856 das berühmte Lager von C., 24 km im Nordosten der Stadt C., zwischen der Vesle und Suippes, als Übungslager für die franz. Truppen. Bei Ausbruch des Deutsch-Französischen Kriegs war dasselbe das Standquartier des 6. Armeekorps unter Marschall Canrobert, der zugleich den Auftrag zu schleunigster Organisierung der Mobilgarde erhielt. Nach den ersten Niederlagen der Franzosen und nachdem Canrobert mit seinen Truppen nach Metz abgegangen, zogen sich die Trümmer der Armee Mac-Mahons und des Korps de Faillys nach C. zurück, wo sich die Truppen unter dem Oberbefehle Mac-Mahons verstärkten und neu organisierten. In der Nacht vom 21. auf den 22. Aug. 1870 verließen dieselben jedoch das Lager, das sie teilweise verbrannten, und schon 22. Aug. wurde die Stadt C. von deutschen Truppen besetzt.

Chalosse, kleine franz. Landschaft der Gascogne, zwischen der Douze, dem Adour, der Gave de Pau und dem Béarn gelegen. Die bedeutendsten Ortschaften waren Aire, St.-Sever und Hagetmau. Hier wächst der Chalosse, ein guter Franzwein.

Chalotais (Louis René de Caradeuc de la), franz. Jurist, geb. 6. März 1701 zu Rennes, begann als Generalprokurator beim Parlament der Bretagne die Maßregeln gegen die Jesuiten durch die «Comptes-rendus des constitutions des Jésuites» von 1761 und 1762. Aus Rache dafür verwickelten ihn die Jesuiten in einen Prozeß als angeblichen Verfasser einer Schmähschrift gegen einen Minister, infolge dessen C. nach Saintes verbannt wurde. Die Akten des Prozesses wurden 1767 gedruckt. C. wurde 1775 in seine Stelle als Parlamentsrat wieder eingesetzt und starb 12. Juli 1785 in Rennes. Er schrieb «Essai d'éducation nationale» (1763; deutsch, Gött. 1771).

Chaly (frz. châly, engl. chaly), ein dem Wollmusselin (s. d.) ähnliches Gewebe, aber mit seidener Kette und Einschlag aus Kammgarn hergestellt.

Chalybäus (Heinr. Mor.), deutscher philos. Schriftsteller, geb. 3. Juli 1796 zu Pfaffroda im sächs. Erzgebirge, besuchte die Fürstenschule zu Meißen und widmete sich zu Leipzig erst dem Studium der Philologie, bald aber der Theologie und Philologie unter Krugs und Platners Leitung. Nachdem er zwei Jahre als Hauslehrer in Wien gelebt, erhielt er 1822 die Stelle eines Kollaborators an der Kreuzschule zu Dresden, die er 1825 mit einer Professur an der Fürstenschule zu Meißen vertauschte. Im Herbst 1828 übernahm C. die Leitung des gelehrten Unterrichtszweigs in der damaligen adeligen Militärakademie zu Dresden, nach deren Umgestaltung ihm wieder hinreichend Muße zur Wiederaufnahme seiner philos. Lieblingsstudien blieb. Aus Vorlesungen vor einem größern Publikum entstand sein erstes philos. Werk, die «Histor. Entwickelung der spekulativen Philosophie von Kant bis Hegel» (Dresd. 1836; 5. Aufl. 1860; engl. von Tulk, Lond. 1854), das 1839 seine Berufung zu einer Professur an die Universität zu Kiel veranlaßte. Einigen kleinern Arbeiten ließ er den «Entwurf eines Systems der Wissenschaften» (Kiel 1846), ferner sein eigentliches Hauptwerk, das «System der spekulativen Ethik» (2 Bde., Lpz. 1850) folgen. Letzterm schlossen sich noch «Philosophie und Christentum» (Kiel 1853) und die «Fundamentalphilosophie» (Kiel 1861) an. Nach dem schlesw.-holstein. Kriege mußte er als deutscher Patriot seine Professur aufgeben, erhielt dieselbe aber nach einiger Zeit wieder zurück. Er starb 22. Sept. 1862 auf einer Ferienreise zu Dresden. C. erwies sich in seinen Schriften als ein Denker, welcher, unter Bekämpfung der Hegelschen und Herbartschen Schule, beflissen war, einen eigentümlichen Theismus auf der Basis des sittlichen Bewußtseins zu begründen, wobei er gleich Kant und Fichte von einem Primat der praktischen Vernunft über die theoretische ausging und nicht den Gedanken oder Begriff, sondern den Willen und seine ethischen Triebfedern an die Spitze des Philosophierens stellte.

Chalyber hieß im Altertum eine Völkerschaft im östl. Kleinasien in der Gegend der Stadt Pharnakeia (die auch, wie eine andere westlicher gelegene Stadt, Kerasus hieß, das heutige Kirassun), an der Küste des Schwarzen Meers und in den längs dieser sich hinziehenden Gebirgen. Die C. lebten vom Fischfang und vom Ertrage ihrer Eisengruben, woran das Land auch jetzt noch reich ist. Das griech. Wort für Stahl (χάλυψ), das übrigens seiner Ableitung nach von Haus aus eine derartige Bedeutung hat, sollte von ihnen seinen Namen haben. In der Nähe der C. wohnten Chaldäer, welche von einigen Schriftstellern für dasselbe Volk unter einem abweichenden Namen erklärt werden.

Chalybographie (grch.), Kunst des Stahlstichs, Stahlstich.

Chalybs (grch., d. i. Stahl), hergeleitet von Chalybes, einer bergbaukundigen Bevölkerung der Ufer des Schwarzen Meeres. Die sog. Stahlpräparate des ältern Arzneischatzes hießen Chalybeata, so Tartarus chalybeatus, Eisenweinstein, Vinum chalybeatum, Stahlwein u. s. w.

Cham, Sohn Noahs, s. Ham.

Cham, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Oberpfalz, an der Mündung des Cham in den Regen und an der bayr. Staatsbahn Nürnberg-Furth, in rauher Lage 370 m über dem Meere, ist Sitz eines Amtsgerichts und eines Bezirksamts, zählt (1880) 3445 E., welche Brauereien unterhalten, Getreide-, Leinwand-, Garn- und Viehhandel treiben und die benachbarten Granitbrüche bearbeiten. C. ist der größte Stapelplatz Süddeutschlands für Bretter und Langholz. Die Markgrafen von C., auch Grafen von Vohburg und Markgrafen von Neumark und Eger, stammten aus dem Geschlecht der Herzöge von Bayern; nach dem Tod des letzten Markgrafen, Theobald IV., 1204, fiel C. an Bayern zurück. Vgl. Lukas, «Geschichte der Stadt und Pfarrei C.» (Landsh. 1862).

Cham, industrielles Dorf im schweiz. Kanton Zug, liegt 420 m über dem Meere, 4,5 km westnordwestlich von Zug in fruchtbarem, obst- und kornreichem Ufergelände des Zugersees beim Ausflusse der Lorze, ist Station der Nordostbahnlinie Zürich-Zug-Luzern, zählt (1880) 2965 E., worunter 254 Protestanten, und besitzt eine hübsche Kirche, ein altes schwerfälliges Schloß, eine Papierfabrik, einen Kupferhammer und eine große Fabrik kondensierter Milch.

Cham (Amédée de Noé, genannt), franz. Karikaturzeichner, geb. 26. Jan. 1819 zu Paris, Sohn des Grafen Noé. Er erhielt seinen ersten Unterricht bei Paul Delaroche, trat sodann in das Atelier von Charlet und entwickelte unter dem Einflusse des letztern sein Talent für groteske Zeichnung. Im J. 1842 erschienen von ihm die ersten Karikaturen unter dem Pseudonym «Cham». Seitdem lieferte er für Almanache, namentlich für den «Almanac prophétique», für das «Musée Philipon», vorzüglich aber für den «Charivari» eine Menge von komischen Zeichnungen, Skizzen und Scenen, die später meistens als Albums gesammelt wurden. C.s Karikaturen sind beißende und ergötzliche Satiren auf lächerliche Erscheinungen der Mode, Litteratur, Kunst und Gesellschaft. C. hat auch eine Anzahl Operntexte und Vaudevilles verfaßt. Er starb 5. Sept. 1879 zu Paris.

Chamade, vom ital. chiamata, d. i. Ruf oder Schrei, heißt ein gewisses Zeichen mit der Trommel, welches der Belagerte dem Belagerer gibt, um anzuzeigen, daß er zu kapitulieren wünsche, daher der Ausdruck: Chamade schlagen, für: Nachgiebigkeit zeigen. In neuerer Zeit steckt der Belagerte zu diesem Zweck eine weiße Fahne auf.

Chamaedorea *Willd.*, Pflanzengattung aus der Familie der Palmen, deren Arten kleine Bäume sind und in den Tropengegenden Amerikas wachsen. Sie haben fiederspaltige oder gefiederte Blätter und diöcische Blüten; die Frucht ist eine einsamige Beere. Von einer in Mexiko vorkommenden Art Ch. Tepilijote *Liebm.* werden die jungen Blüten als Gemüse unter dem Namen Tepilijote gegessen. Das Holz der Chamaedorea-Arten wird in Südamerika vielfach zu Bauwerken, zu Brücken u. s. w. verwendet. In Deutschland werden mehrere Arten, z. B. Ch. Schideana *Mart.* in Gewächshäusern als Zierpflanzen kultiviert.

Chamäleon ist der Name einer Gattung harmloser Eidechsen, welche im südl. Europa, in Afrika, auf den indischen und maskarenischen Inseln und in Australien vorkommt. Der Bau der cylindrischen, an der Spitze mit einem tellerförmigen Eindrucke versehenen Zunge, welche im Zustande der höchsten Streckung Körperlänge erreicht, nötigt für

diese Eidechsen zur Aufstellung einer eigenen Gruppe, **Wurmzüngler** (Vermilingues) genannt, welche außerdem durch hohe, dünne Beine, eigentümlich gebaute Kletterfüße, halbkugelförmige, von einem runden, in der Mitte geöffneten Augenlide bedeckte Augen und Greifschwanz sich auszeichnet und einen gewölbten, oft durch einen Hautkamm erhöhten Rücken besitzt. Die zu ihr gehörigen Tiere erreichen keine erhebliche Größe, sind träge, friedlich, leben auf Bäumen und nähren sich von Insekten, denen sie sich langsam schleichend nähern, um sie dann im Sitzen mittels der weit vorstreckbaren, blitzschnell hervorschnellenden, klebrigen Zunge zu erfassen. Sprichwörtlich sind die C. wegen ihres merkwürdigen Farbenwechsels, welcher von Hellgrün in Violett, von Strohgelb in Dunkelblau und Rußschwarz überspringen oder allmählich übergehen kann, bald den ganzen Körper, bald nur Teile desselben ergreift und sie den Alten als Symbole der Falschheit und Heuchelei erschienen ließ. Zorn, Furcht, Schreck, Schmerz, plötzliche Versetzung aus einer Temperatur in eine andere, Beleuchtung und Dunkel, Hunger und Durst äußern bei diesem Farbenwechsel Einfluß, der durch regelmäßige Abstufungen fortschreitet und, wie Milne-Edwards und Brücke nachgewiesen haben, dadurch bewirkt wird, daß teils in und sogar unter der Lederhaut und ferner unter der Oberhaut in dem sog. Schleimnetze zwei verschieden gefärbte Farbkörper (Pigmente) liegen, ein mehr helles, weißes oder gelbes Pigment und ein in verzweigten und kontraktilen Zellen abgelagertes dunkles, welche nach Umständen durcheinander durchscheinen oder auch allein für sich sichtbar werden können, sodaß hierdurch sowie durch das verschiedene Durchscheinen der Farbstoffe durch die trübe Oberhaut der Farbenwechsel des Tiers bewirkt wird. Im Zustande der Ruhe und des Wohlbehagens scheint Olivengrün morgens und abends, Braunschwarz mittags und Graulichweiß nachts die gewöhnliche Färbung des gemeinen C. zu sein. Das gewöhnliche C. (Ch. Africanus), welches schon in Spanien vorkommt, ist in Nordafrika sehr gewöhnlich und oft lebend nach dem Norden gebracht worden. Es wird sehr zahm und gedeiht besonders wohl in Gewächshäusern. In unserm Klima, wo es im Winter an Fliegen und ähnlichen Insekten fehlt, kann man es nur im Sommer erhalten. Es wird etwas über 30 cm lang, hat einen nach hinten vortretenden, dreiseitig pyramidalen Helm und ist gewöhnlich graugrün gefärbt. Das seltsame **Gabelchamäleon** (Ch. furcifer), dessen Schädel vorn in zwei schaufelartige Vorsprünge ausgezogen ist, lebt in Indien und den Sunda-Inseln bis Australien. Man kennt etwa ein Dutzend Arten.

Chamaeleon minerale, alte Bezeichnung für mangansaures Kali (s. **Mangan**), hergeleitet von dem Farbenwechsel, welchen die wässerige Lösung dieses Salzes zeigt; dieselbe ist anfangs grün, wird dann bläulichgrün, zuletzt rein rot, indem das Salz in übermangansaures Kali übergeht. In neuerer Zeit bezeichnet man die vielfach in der quantitativen Analyse benutzte Lösung von übermangansaurem Kali als Chamäleon.

Chamaerops nannte Linné eine Gattung kurzstämmiger oder fast stammloser Palmen, zu welcher die einzige in Europa wild wachsende Palme, die bei Nizza, auf Sicilien, Sardinien, in Italien und namentlich im südlichern Spanien und Portugal, außerhalb Europas auch in Nordafrika und dem Orient heimische **Zwergpalme** (Ch. humilis *L.*), der **Palmito** der Spanier gehört. Diese im Flachlande Andalusiens weite Strecken wüsten Landes als niedriges Gestrüpp bedeckende Palme hat fächerförmig-vielteilige, graugrüne, starre Blätter mit stacheligem, am Grunde in eine ringförmige, netzfaserige, den Stamm vollkommen umschließende Scheide übergehenden Stiel, zwischen deren Basen die kleinen, traubig verzweigten, aufrechten Kolben aus lederartigen Scheiden hervorkommen, die bald nur männliche oder weibliche, bald zugleich Zwitterblüten tragen. Die Blumen sind grünlichgelb, die länglichen, festen Beeren bräunlichgelb, ungenießbar. Die jungen, süßlich schmeckenden Herzblätter der Krone werden in Spanien und Italien roh oder als Gemüse oder Salat gegessen; aus den ältern, an der Sonne gebleichten Blättern verfertigen die Frauen Algarbiens und Mallorcas zierliche Blumen und Geflechte. Die Fasern der Blätter werden unter dem Namen vegetabilisches Roßhaar zur Herstellung von Geweben, Seilen u. s. w. verwendet. In der Regel ist diese Palme fast stammlos oder nur mit niederm Stamme versehen, selten (wie z. B. auf dem Gipfel des Gibraltarfelsens) sieht man Zwergpalmen mit 0,6 bis 1,2 m hohem Stamme; ja im botan. Garten zu Valencia steht eine prächtige Zwergpalme mit fast 6 m hohem Stamme und zierlicher Blätterkrone. In Deutschland wird die europ. Zwergpalme, welche im Orangeriehause überwintert werden kann, weniger häufig kultiviert als die nordamerikanische (Ch. Palmetto *Mich.*, Sabal Palmetto *Lodd.*) und die chinesische, Ch. excelsa *Thbg.*, deren Stamm 2,4 bis 3,7 m Höhe erreicht.

Chamäven, ein niederdeutsches Volk, welches, mit den Römern namentlich in der Zeit der Kaiser aus des Konstantius Chlorus Hause in steter Fehde, damals wesentlich in den Gegenden erscheint, die den spätern Gau «Hamaland» bildeten; von der Spaltung des Rheins die Yssel hinab bis Deventer, nordnordöstlich vom Niederrhein, zwischen den Tubanten und Chattuariern. Das Volk ging hernach in dem Frankenbunde auf.

Chambellan (frz.), Kammerherr; den Titel C. ordinaire du roi führte früher der Oberrichter von Paris.

Chamberlain (engl.), Kammerherr; Lord C. (Oberkammerherr), ein hoher Würdenträger in England, welcher dem königl. Hofstaat vorsteht.

Chamberlain (Joseph), engl. Staatsmann, geb. 1836 als Sohn eines Kaufmanns in London, trat, nachdem er in der University College School zu London seine Erziehung empfangen, in das Geschäft seines Vaters, der inzwischen nach Birmingham übergesiedelt war. Hier beteiligte C. sich während seiner Mußestunden in Versammlungen und Vereinen lebhaft an dem polit. Leben und gewann bald durch seine Beredsamkeit wie durch den Radikalismus seiner Grundsätze ein bedeutendes lokales Ansehen. Im J. 1868 wurde er zum Vorsitzenden der in Birmingham gegründeten National Education League gewählt, einer Gesellschaft, die für die Sache der Volkserziehung in England von entscheidendem Einfluß werden sollte, und während desselben Jahres erlangte er einen Sitz in dem Stadtrat. Nachdem 1870 die Erziehungsbill durch das Parlament gegangen war, wurde C. in den neuerrichteten Schulrat von Birmingham gewählt und 1873 zum Vorsitzenden dieser Behörde ernannt.

Seinen wachsenden Einfluß in den städtischen Angelegenheiten und seine Popularität in den großen nordischen Fabrikdistrikten, von denen Birmingham einer der Hauptmittelpunkte ist, bewiesen die Umstände, daß er bei den allgemeinen Neuwahlen von 1874 als gefährlicher Mitbewerber gegen Roebuck in Sheffield auftreten konnte und in drei aufeinander folgenden Jahren (1874—76) zum Bürgermeister von Birmingham ernannt wurde. Im Juni 1876, als eins der Parlamentsmitglieder für Birmingham sein Mandat niederlegte, wurde C. an dessen Stelle gewählt. Nach der gründlichen Vorschule, die er als praktischer Politiker durchgemacht hatte, fand er sich ohne Mühe auf dem parlamentarischen Schauplatz zurecht und machte durch die unzweifelhafte staatsmännische Begabung, die er mit seinen radikalen Überzeugungen vereinigte, einen so bedeutenden Eindruck, daß er nach dem Sturze Lord Beaconsfields, April 1880, in dem neugebildeten Ministerium Gladstones zum Präsidenten des Handelsamts mit einem Sitz im Kabinett ernannt wurde. Energie des Charakters, glänzendes Organisationstalent, ein weiter Gesichtskreis autodidaktischer Bildung, eine Redegabe, die Kraft und Klarheit verbindet, stete Schlagfertigkeit in der Debatte und ein großartiger Anhang unter den arbeitenden Klassen, die in ihm einen ihrer Hauptvertreter sehen, weisen C. eine hervorragende Stellung unter den jüngern engl. Staatsmännern aus der Schule Cobdens und Brights an. Außer in seinen Reden legte er seine polit. Ansichten in zahlreichen Beiträgen zu der «Fortnightly Review» während der Jahre 1873—76 nieder.

Chamberlain (Sir Neville Bowles), brit. General, geb. zu Rio de Janeiro 18. Jan. 1820, wo sein Vater brit. Generalkonsul war, trat 1836 in das ind. Heer, nahm 1838 als Offizier an dem Feldzuge in Afghanistan und der Besetzung von Kabul teil, wurde 1842 in die berittene Leibwache des Generalgouverneurs von Indien versetzt, im folgenden Jahre dem Generalstabe überwiesen und 1848 Adjutant des an Stelle von Lord Hardinge als Generalgouverneur nach Indien gesendeten Grafen Dalhousie. C. nahm im folgenden Jahre am zweiten Pendschab-Kriege als Kommandeur eines irregulären Kavallerieregiments teil, stieg bis 1857 zum Obersten auf und wurde im Mai dieses Jahres, als der Aufstand der Sipahis ausbrach, mit der wichtigen Stellung des Generaladjutanten des Heeres von Bengalen betraut. C. nahm an der Belagerung von Delhi, wo die Hauptmacht der Rebellen versammelt war, unter General Wilson teil und wurde gelegentlich eines Ausfalls der Besatzung am 18. Juli schwer verwundet. Im folgenden Jahre focht C. gegen die nach Nepaul gezogenen Trümmer der bei Lucknow zersprengten Sipahis und die dortigen Bergvölker, welche sich der Empörung angeschlossen hatten, und zeichnete sich hierbei mehrfach aus; 1872 wurde er Generallieutenant und 1875 Oberbefehlshaber des Heeres von Madras. Im J. 1878 sollte C. als brit. Gesandter nach Kabul entsendet werden, um am Hofe des Emirs Schir-Ali den russ. Einflüssen entgegenzuwirken; doch wurde er am 21. Sept. im Khaiber-Passe zurückgewiesen, worauf Großbritannien an Afghanistan den Krieg erklärte.

Chambers (Ephraim), engl. Schriftsteller, geb. 1680 zu Milton, gest. 15. Mai 1740 zu Canonbury-House bei Islington, war der erste Herausgeber eines encyklopäd. Wörterbuchs der Künste und Wissenschaften, das unter dem Titel «Cyclopaedia, or universal dictionary of arts and sciences» 1728 zu London in zwei Bänden erschien und für welches C. die meisten Artikel selbst schrieb.

Chambers (William), engl. Architekt, geb. um 1726 in Schweden, kam 1728 nach Ripon in Schweden, trat 1742 in die Dienste der Schwedisch-Ostindischen Kompagnie und kam dadurch nach China, wo er die einheimische Bau- und Gartenkunst studierte. Später wurde er Zeichenlehrer des engl. Kronprinzen Georg (spätern König Georg III.) und führte in England den chines. Gartenstil ein. Er starb als Generalkontrolleur der öffentlichen Bauten 8. März 1796. Sein berühmtestes Bauwerk ist das Somersethouse in London. Auch ist C. Verfasser einiger Schriften, wie «Dissertation on oriental gardening» (Lond. 1772; deutsch von Ewald, Gotha 1775).

Chambers (William und Robert), zwei als Verfasser, Herausgeber und Verleger gemeinnütziger Schriften verdiente Buchhändler in Edinburgh, wurden zu Peebles am Tweed, und zwar William am 16. April 1800, Robert 10. Juli 1802 geboren. Nach bestandener Lehrzeit eröffnete William 1819 in Edinburgh einen Bücherhandel für eigene Rechnung; Robert folgte ihm auf gleichem Wege, und als sie 1832 ihre bisher getrennten Unternehmungen vereinigten, zählten sie bereits zu den ersten Buchhändlern Edinburghs. Schon mehrere Jahre früher waren sie durch eigene litterarische Erzeugnisse bekannt geworden. Um 1821 begann William, der auch eine kleine Druckerei angelegt hatte, Flugblätter zu veröffentlichen, die zum Teil von ihm selbst, zum Teil von seinem Bruder verfaßt waren und 1822 als Zeitschrift unter dem Titel «Kaleidoscope» erschienen. Ein bedeutenderes Werk waren die von Robert gesammelten «Traditions of Edinburgh» (1824), die ihm die Freundschaft Sir Walter Scotts erwarben. Hierauf erschienen seine «Popular rhymes of Scotland» (1826), sein «Picture of Scotland» (2 Bde., 1827) und «Histories of the rebellions in Scotland, and life of James I.» (5 Bde., 1828—30), ein Buch, das histor. Wert mit dem Reiz romantischer Darstellung verbindet; ferner die «Biography of distinguished Scotsmen» (4 Bde., 1832) und «Scottish ballads and songs» (3 Bde.). William gab 1827 das «Book of Scotland» heraus, in welchem die dem Lande eigentümlichen öffentlichen Einrichtungen geschildert werden, und 1828 den «Gazetteer of Scotland», eine ebenso verdienstvolle als mühsame Arbeit. Im Febr. 1832 gründeten beide Brüder «Chambers's Edinburgh Journal», eine Zeitschrift zur Unterhaltung und Belehrung. Ferner veröffentlichten sie eine Reihe von wiederholt in neuen Auflagen erschienenen Sammelwerken: «Information for the people» (2 Bde., 1842); «Cyclopaedia of English literature» (2 Bde., 1843—44), eine mit vielem Fleiß zusammengestellte Übersicht der Entwickelung der engl. Sprache und Litteratur von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart; «Miscellany of useful and entertaining tracts» (20 Bde.); «Papers for the people» (12 Bde.); «Educational course» (150 Bde.), aus Lehrbüchern für den Elementarunterricht bestehend, worunter auch mehrere lat. Klassiker, von Zumpt in Berlin und dem Rektor der Hochschule in Edinburgh, Dr. Schmitz, bearbeitet; endlich «Chambers's Encyclopaedia» (10 Bde.,

1860—68; neue Aufl. 1874—79), eine Nachbildung des Brockhausschen «Conversations-Lexikon». Öftere von William C. nach dem Kontinent und nach Amerika unternommene Ausflüge beschrieb er in der «Tour in Holland and the Rhine countries» (1839), «Things as they are in America» (1854) und «American slavery and colour» (1857). Später veröffentlichte er die «History of Peeblesshire» (1864), «France, its history and revolutions» (1871) und «Ailie Gilroy, a Scottish story» (1872). Robert beschäftigte sich viel mit geolog. Studien, deren Resultate er in einem auf sorgfältige Beobachtungen gegründeten Werke: «On ancient sea-margins» (1848) niederlegte. Eine Reise nach den nordischen Gewässern gab zu den «Tracings of Iceland and the Faroe Islands» (1855) Anlaß, später kehrte er in den «Domestic annals of Scotland» (3 Bde., 1859—61) und dem «Book of days» (2 Bde., 1862—63) zu seinen frühern histor.-archäol. Untersuchungen zurück. Vortrefflich ist seine Biographie des Dichters R. Burns: «Life and works of Robert Burns» (4 Bde., Lond. 1857). Im J. 1863 wurde er zur Anerkennung seiner Verdienste von der Universität St.-Andrews zum Ehrendoktor der Rechte ernannt, eine Auszeichnung, welche 1872 auch William seitens der Universität Edinburgh zuteil wurde. William bekleidete außerdem zweimal das Amt des Lord Provost von Edinburgh (1865—69). Seiner Vaterstadt Peebles schenkte William C. 1859 ein schönes Gebäude mit einem Museum, Lesesälen und einer Bibliothek von 15000 Bänden. Der Landsitz Glenormiston in der Nähe von Peebles ist sein Eigentum. Nach dem am 17. März 1871 in St.-Andrews erfolgten Tode Roberts gab William «Memoir of Robert C., with autobiographic reminiscences» (1872) heraus. In neuester Zeit ließ C. auch die dem Verfall nahe Kathedrale St.-Giles zu Edinburgh auf eigene Kosten restaurieren.

Chambersburg, die schön gelegene Hauptstadt des County Franklin im nordamerik. Unionsstaat Pennsylvanien mit 7500 E., hat mehrere Kirchen, gute öffentliche Schulen, zahlreiche industrielle Etablissements, besonders Eisenhütten, Woll- und Baumwollspinnereien. C. wurde am 30. Juli 1864 bei einem Einfall der Konföderierten in Pennsylvanien von General Early eingeäschert.

Chambertin, berühmter Weinberg der Côte-d'Or in Oberburgund, bei dem 1600 E. zählenden Marktflecken Gevrey-Chambertin im franz. Depart. Côte-d'Or, 13 km südlich von Dijon, an der Lyoner Eisenbahn, gibt einem roten Burgunderwein erster Klasse den Namen. Auf einer Fläche von nur 25 ha liefert die Lage jährlich etwa 140 Stück Wein im Preise von 500—1500 Frs. Der eigentliche «Clos», der den edelsten C. erzeugt, umfaßt aber nur 4—5 ha Areal. Der C. gehört zu den besten Weinen, die überhaupt bekannt sind. Er verbindet mit schöner Farbe viel Würze, Mark, Feinheit, guten Geschmack und die angenehmste Blume, ist dabei mild und leicht und doch hinreichend stark und geistreich. Er wird erst im vierten Jahre gut, wenn er seine ausgezeichnete Blume zu entwickeln beginnt, und ist außerordentlich haltbar. Unter dem Namen C. bringt der Bezirk von Gevrey auch die sich ihm nähernden, aber geringern Weine von Clos de Bèze, de St.-Jacques, de la Chapelle, de Mazys, de Mazoyères in den Handel.

Chambéry, ital. Ciamberi, bis 1860 die Hauptstadt des Herzogtums, seitdem aber des franz. Depart. Savoyen, liegt 269 m über dem Meere, 9 km südlich vom Bourgetsee, in einer üppigen, rings von 500—1500 m hohen Bergen umschlossenen Thalebene an den Flüßchen Leysse und Albane und ist Sitz der Departementsbehörden, des Appellhofs für ganz Savoyen, eines Assisenhofs und eines Erzbischofs. Die Altstadt besteht großenteils aus engen, unregelmäßigen, zum Teil mit Arkaden versehenen Straßen. Im O. und N. ziehen sich um dieselbe breite, moderne, mit stattlichen Alleen besetzte Boulevards, in deren Mitte das große Brunnendenkmal des Generals de Boigne (gest. 1830) steht, welcher sein im Dienste des ostind. Radscha Scindia erworbenes Vermögen von etwa 15 Mill. Frs. seiner Vaterstadt vermacht hat. C. besitzt mehrere alte Kirchen, darunter die gotische, 1430 vollendete Kathedrale, die Kirche Notre-Dame, 1636 im dor. Stil erbaut, die Sainte-Chapelle mit Fresken und Glasmalereien und die Kirche der Vorstadt Lémenc, die älteste der ganzen Gegend. Das Schloß, 1232 auf einem die Stadt beherrschenden Hügel erbaut, mehrmals durch Feuersbrünste zerstört, 1803 umgebaut und erweitert, sodaß von der alten Residenz der Grafen und Herzöge von Savoyen nur noch zwei Türme übrigblieben, dient jetzt als Sitz des Präfekten, der Departementsbehörden und der Akademie von Savoyen. Von den andern öffentlichen Gebäuden sind zu nennen das Stadthaus, der Justizpalast mit einer kleinen Gemäldesammlung, das Theater, die Stadtbibliothek (mit 25000 Bänden) und die Markthalle. Außerdem besitzt C. mehrere Kasernen, sieben Klöster und mehrere Spitäler und Waisenhäuser. C. hat außer der Akademie von Savoyen ein Lyceum, ein theologisches und ein Lehrerseminar, eine Taubstummenlehranstalt und ein Irrenhaus, Gesellschaften für Ackerbau, Geschichte, Archäologie, Naturkunde, Medizin, eine archäol. Sammlung und einen botan. Garten mit einem naturhistor. Museum. Die Bevölkerung beläuft sich (1876) auf 16486 (als Gemeinde 18545) E. und entwickelt eine ziemlich bedeutende Fabrikthätigkeit. Man fabriziert berühmte Seidengaze, auch Spitzen, Taft, Tuch, Leder, Handschuhe; ferner besitzt die Stadt mehrere Kupfergießereien und treibt lebhaften Handel mit Getreide, Vieh, Rohseide, Wein u. s. w. Die besuchtesten Punkte der reizenden Umgebung sind der Landsitz «Les Charmettes», 2 km südlich von C. (wo J. J. Rousseau bei Frau von Warens wohnte), das Bad Challes, 6,5 km südöstlich von C., mit alkalischer, iod- und bromhaltiger Schwefelquelle, und die aussichtsreiche Dent de Nivolet (1556 m), 8 km nordöstlich von der Stadt.

Vom 11. bis 13. Jahrh. von selbständigen Grafen beherrscht, kam C. 1232 an Savoyen und war nun als Sitz der Grafen, von 1416 an der Herzöge des Landes lange Zeit Sitz eines reichen Hoflagers. Im J. 1792, zur Zeit der Französischen Revolution, wurden Stadt und Provinz C., nachdem sie vom 16. bis 18. Jahrh. schon mehrmals unter franz. Herrschaft gestanden, der Französischen Republik einverleibt, und die Stadt war nun bis 1815 Hauptort des Depart. Montblanc. Die Verträge von Wien und Paris brachten C. dem Hause Savoyen zurück, das 1860 infolge der Veränderungen in Italien die Stadt mit ganz Savoyen und Nizza wieder an Frankreich abtrat.

Chambon-Feugerolles (Le), Stadt im franz. Depart. Loire, Arrondissement St.-Etienne, 8 km im SW. von diesem, in 480 m Höhe, an der Ondaine und an der Eisenbahn St.-Etienne-Puy, zählt (1872) 3928, als Gemeinde 8314 E., welche in den Kohlenwerken, Schmieden und Stahlfabriken, Schlosserei und Quincaillerie, auch in Seidenhaspelei beschäftigt sind. — Das alte Schloß Feugerolles der ehemaligen Herrschaft ist restauriert.

Chambord, Dorf im franz. Depart. Loir-Cher, ist berühmt durch ein prächtiges Schloß, welches Franz I. 1523—33 im Renaissancestil erbauen ließ. Ludwig XIV. fügte eine großartige Treppe und Halle hinzu. Nachdem es der König Stanislaus Leszczynski, der Marschall von Sachsen, die Familie Polignac, der Marschall Berthier, Fürst von Wagram, abwechselnd zur Wohnung gehabt, wurde es 1821 vermittels der Subskription eines Legitimistenvereins angekauft und dem Herzog von Bordeaux zum Geschenk gemacht, der sich später danach Graf von C. nannte. Das Schloß hat vier runde Türme von 20 m Durchmesser und steht mitten in einem 5400 ha großen Park, an dem außerdem ein Dorf, einige Meiereien und 14 Teiche liegen.

Chambord (Henri Charles Ferdinand Marie Dieudonné von Artois, Herzog von Bordeaux, Graf von), Vertreter des ältern Hauses Bourbon (s. d.) und der Ansprüche desselben auf den Thron von Frankreich, der Enkel Karls X., der Sohn des 13. Febr. 1820 durch Louvel ermordeten Herzogs von Berri (s. d.) und der Prinzessin Karoline Ferdinandine Luise von Neapel, wurde 29. Sept. 1820 zu Paris geboren. Sein Vater, auf dem, bei der Kinderlosigkeit von dessen älterm Bruder, dem Dauphin, Herzog von Angoulême (s. d.), die Fortsetzung des Hauses beruhte, hatte bei seinem Tode nur eine Tochter hinterlassen. Um so erwünschter war es für die bourbonistische Partei, als die Witwe sieben Monate nach ihres Gemahls Tode noch einen Prinzen gebar. Derselbe erhielt den Titel Herzog von Bordeaux. Das Ministerium Richelieu wollte dem Prinzen, dem «Kinde von Frankreich», die Domäne Chambord im Namen der Nation ankaufen, mußte jedoch, da sich zahlreiche Stimmen erhoben, welche denselben als ein illegitimes oder untergeschobenes Kind bezeichneten, infolge des Widerspruchs der öffentlichen Meinung davon abstehen. Es bildete sich daher ein Verein von Legitimisten, der die Domäne erwarb und sie dem Prinzen am Tauftage (1. Mai 1821) schenkte. Als Karl X. in der Julirevolution von 1830 die Krone niederlegte, geschah dies zu Gunsten seines Enkels; zugleich verzichtete auch der Herzog von Angoulême auf sein Vorrecht zu Gunsten des Neffen. Die Errichtung des Bürgerkönigtums hatte die Verbannung der ältern Bourbonen zur Folge. C. wurde am Hofe seines Großvaters zu Prag, unter dem Einflusse des beschränkten Angoulême und dessen Gemahlin, in ultramontanen und absolutistischen Grundsätzen erzogen. Der Prinz, dessen Erziehung wesentlich Baron Damas leitete, erhielt auf Karls X. Betrieb zwei Jesuiten aus Rom zu Untererziehern, welche aber bald durch Militärs ersetzt wurden, erst durch den General d'Hautpoul, dann durch Latour-Maubourg. Infolge der Familienzwiste der verbannten Bourbonen wurde die Legitimistenpartei zerspalten und zunächst politisch ganz ohnmächtig. Karl X. nahm in einem Anfalle von Ehrgeiz seine Thronentsagung zurück und ließ sich von seinen nächsten Anhängern (Karlisten) königl. Ehren erweisen, während eine zweite Partei die Rechte Angoulêmes, eine dritte (Henriquinquisten) die des jungen Herzogs von Bordeaux oder Heinrichs V. verfocht.

Nach dem 1836 erfolgten Tode Karls X. ließ sich der Herzog von Angoulême von seinem Hofe als Ludwig XIX. huldigen, wogegen eine andere Fraktion den Herzog von Bordeaux zum König erklärte. Der Einfluß des Fürsten Metternich brachte eine Aussöhnung zwischen den Gliedern der Familie zu Stande, die seit 1838 zu Görz ihren gemeinsamen Aufenthalt nahm. Der Prinz folgte 1839 seiner Mutter nach Italien, wo ihn die kleinen Höfe, besonders aber Gregor XVI., mit großer Auszeichnung empfingen. In demselben Jahre fiel ihm durch den Tod des Herzogs von Blacas eine Erbschaft von mehr als 4 Mill. Thlrn. zu, sodaß er nun mit äußerm Glanze auftreten konnte. Bald belebte auch die europ. Verwickelung von 1840 die Partei des Prinzen mit kühnen Hoffnungen, die jedoch die Friedenspolitik Ludwig Philipps sehr schnell wieder zunichte machte. Kurz vor dem Ableben des Herzogs von Angoulême einigten sich 1843 die Häupter der verschiedenen legitimistischen Fraktionen zu einem gemeinsamen Huldigungsakte, zu welchem Zwecke der Herzog von Bordeaux nach England reiste. Diese sog. Pilgerfahrt nach Belgrave-Square führte zu keinem andern Resultat, als daß der Prinz erklärte, er wolle keine gewaltsame Bewegung in Frankreich hervorrufen, sondern erst dann persönlich auftreten, wenn sein Erscheinen eine Notwendigkeit sein werde. Am 16. Nov. 1846 vermählte er sich mit der Prinzessin Marie Therese Beatrix Gaëtana (geb. 14. Juli 1817), der reichen Schwester des Herzogs von Modena. Der Vereinigungspunkt der Familie ward hierauf die Herrschaft Frohsdorf (Froschdorf bei Wien), wo die Herzogin von Angoulême seit 1844 wohnte, und die nach deren Tode (1851) in den Besitz des Prinzen überging. Nach der franz. Revolution von 1848 entwickelte auch die Legitimistenpartei die größte Rührigkeit, gelangte auch zahlreich in die franz. Nationalversammlung, unterstützte aber vorderhand die Präsidentschaft Ludwig Bonapartes. Im Sommer 1849 erschien der Graf von C. zu Ems und im Aug. 1850 zu Wiesbaden, an welchen Orten sich um ihn die hervorragendsten seiner Anhänger versammelten, um gemeinsamen Rat wegen ihrer fernern polit. Bestrebungen zu halten. Eine förmliche Verschmelzung (Fusion) der altbourbonischen Partei mit den Orléanisten, auf welche die Politiker beider Parteien drangen, kam aber nicht zu Stande, und auch als sich 1853 einige Glieder der Familie Orléans geneigt zeigten, die Rechte C.s anzuerkennen, scheiterten die Unterhandlungen an der entschiedenen Weigerung der Herzogin von Orléans.

Nach dem Sturze des zweiten Kaiserreichs stand indes eine legitimistische Restauration in naher Aussicht, da die 8. Febr. 1871 stattgehabten Wahlen zur franz. Nationalversammlung eine überwiegend altbourbonische und orléanistische Majorität ergeben hatten. Die Prinzen des Hauses Orléans kehrten aus ihrer Verbannung nach Frankreich zurück, und C. bezog zu einem längern Aufenthalte sein Schloß Chambord; die Anhänger der beiden Linien des königl. Hauses von Frankreich traten in Unterhandlungen wegen der Fusion derselben. Da erließ C. 5. Juli 1871 ein Manifest, worin er die

franz. Trikolore zurückwies und erklärte, daß er an der Weißen Fahne Heinrichs IV. festhalten müsse. Mit dieser allgemein Anstoß erregenden Proklamation war die Fusion ebenso hinfällig geworden als die Aussichten auf eine Wiederherstellung der legitimen Monarchie. C. kehrte nach Frohsdorf zurück. Nach dem im Mai 1873 erfolgten Sturze des Präsidenten Thiers wurde der Versuch der Fusion wiederholt, indem der Graf von Paris 5. Aug. dem Grafen von C. auf Frohsdorf einen Besuch abstattete und demselben die Stellung als Chef der gesamten königl. Familie und als alleiniger Prätendent für den franz. Königsthron im Namen des orléanistischen Zweigs des Hauses zuerkannte. Die Vorbereitungen zur Einsetzung des Grafen von C. als König Heinrich V. gingen nun rasch und mit ziemlicher Aussicht auf Erfolg von statten. Nachdem dieser Erfolg bereits gesichert schien, veröffentlichte jedoch C. 27. Okt. 1873 ein Manifest, worin er eine bedingungslose Unterwerfung verlangte und sowohl in der Fahnenfrage wie in Bezug auf die Verfassung eine bindende Erklärung vorher abzugeben sich entschieden weigerte. Dadurch war auch der zweite Restaurationsversuch an dem Starrsinn C.s gescheitert. Ähnliche Manifeste wiederholten sich in den J. 1874 und 1877. Die legitimistische Partei hatte seitdem keine Erfolge mehr aufzuweisen, und die im Jan. und Febr. 1876 stattgefundenen Senatoren- und Deputiertenwahlen brachten ihr vollends eine empfindliche Niederlage. Bei den Abgeordnetenwahlen von 1877 und 1881 sank der Präsenzstand dieser Partei immer tiefer herab. Die Ehe des Grafen ist kinderlos geblieben.

Chambre (frz.), Kammer (auch Gesetzgebende Körperschaft), Zimmer; Gerichtshof; C. garnie, möbliertes Zimmer zum Vermieten; Chambregarnist, Bewohner eines solchen Zimmers.

Chambre ardente (frz.), d. i. Feuerkammer, wurde in Frankreich zu verschiedenen Zeiten ein außerordentlicher Gerichtshof genannt, der durch die Härte seiner Verdikte, meist des Feuertodes, berüchtigt war. So ließ um 1535 Franz I. ein Inquisitionstribunal errichten und in dem Parlament von Paris eine Chambre ardente als zweite Instanz des Tribunals. Beide sollten zur Ausrottung der Ketzer dienen. Das Tribunal, dessen Mitglieder der Papst ernannte, stellte durch seine Spione die Nachforschungen an und instruierte Prozesse, die Chambre ardente sprach das letzte Urteil und vollzog die Strafe. Um die Verbreitung der Ketzerei zu verhindern, überwachte man besonders die Bücher und die Schriftsteller; doch selbst die furchtbarsten Strafen, denen immer eine schreckliche Tortur voranging, vermochten nicht die Verbreitung der Reformation zu hindern. Unter Heinrich II. nahm die Thätigkeit der Chambre ardente einen neuen Aufschwung; bei dem Einzuge des Königs in Paris, 4. Juli 1547, wurden vor seinen Augen mehrere Ketzer verbrannt. Als die Chambre ardente in ihren harten Strafen etwas nachließ und deshalb einer Schonung, ja des Einverständnisses mit den Ketzern beschuldigt wurde, überbot sie sich, um den Vorwurf zu beseitigen, in den unerhörtesten Grausamkeiten, bis es endlich 1560 zum Religionskriege kam. Ludwig XIV. errichtete 1679 die Chambre ardente aufs neue, um die mancherlei Gerüchte von Vergiftungen, die bald nach dem Prozesse der Marquise de Brinvilliers in Umlauf kamen, zu untersuchen. Viele Personen ersten Ranges, wie der Marschall von Luxembourg und die Prinzessin Luise von Savoyen, kamen dabei in Untersuchung. Doch nur die vermeintliche Zauberin Voisin wurde 1680 hingerichtet, und damit fand die Thätigkeit der Chambre ardente ein Ende.

Chambre introuvable (frz.), «unfindbare Kammer», d. h. eine Kammer, wie sie sich sonst nicht wieder findet, nannte Ludwig XVIII. die 1815 zusammengetretene Deputiertenkammer wegen ihrer ultraroyalistischen Haltung. Später wurde der Ausdruck Spottname für jede Kammer, die monarchischer sein will als der Monarch.

Chambre syndicale nannten sich seit 1868 die franz. Gewerkvereine, s. unter Arbeiterbewegung.

Chambrière (frz.), Stubenmädchen.

Chamfort (Sebastian Roch Nicolas), franz. Schriftsteller, geb. 1740 bei Clermont (Auvergne), kam früh nach Paris, wo er für das «Journal encyclopédique» und das «Vocabulaire français» schrieb. Später war er einige Zeit Sekretär beim Prinzen Condé; 1781 wurde er Mitglied der Akademie. In der Revolution als Bibliothekar an der Nationalbibliothek angestellt, brachte ihn seine Opposition gegen die Schreckensherrschaft ins Gefängnis. Doch wurde er wieder frei, starb aber infolge seines Selbstmordversuchs 13. April 1794. Er schrieb Lustspiele («La jeune Indienne», «Le marchand de Smyrne»), Tragödien («Mustapha et Zeanir»), eine «Éloge de Molière» (1769) u. s. w.; seine «Pensées, maximes, anecdotes, dialogues» übersetzte St. Stamperl (2 Bde., Lpz. 1797). Gesamtausgaben von C.s Werken lieferten Ginguené (4 Bde., Par. 1795), Auguis (5 Bde., 1824) und Houssaye (1852).

Chamier (Daniel), einflußreicher Theolog der reform. Kirche Frankreichs, geb. 1565 zu Montélimar, studierte seit 1583 zu Genf Theologie und ward, nachdem er als Pfarrer in einigen andern Gemeinden des Languedoc gewirkt hatte, als Nachfolger seines Vaters nach Montélimar berufen. Er wurde 1596 von seiner Synode zur Nationalsynode von Saumur abgeordnet und nahm seitdem an allen wichtigen kirchlichen und kirchenpolit. Verhandlungen jener Zeit teil. Seinem Einfluß dankten es die Reformierten vorzüglich, daß das Edikt von Nantes (1598) ihnen nicht noch größere Beschränkungen auflegte; 1600 und 1601 hielt C. Disputationen mit den Jesuiten Cotton und Gaultier; 1601 nahm er teil an der Nationalsynode zu Gergeau und der Versammlung zu St.-Foy; 1603 präsidierte er der Generalsynode zu Gap. Im J. 1607 erlangte er von Heinrich IV. die Erlaubnis für die reform. Kirchen, eine Schule zu Montélimar zu begründen, welche er einige Jahre als Rektor leitete; 1612 präsidierte er der Nationalsynode zu Privas, welche eine Einigung der franz. Protestanten betrieb. Seit 1612 wirkte C. als Pfarrer und Professor an der Akademie zu Montauban, um deren Reorganisation er sich große Verdienste erwarb. Bei der Belagerung der Stadt durch königl. Truppen tötete ihn eine Kanonenkugel 17. Okt. 1621. Seine Schriften dienen fast alle der Polemik gegen die kath. Kirche. Wichtig sind: «La confusion des disputes papistes» (Genf 1600), «Panstratiae catholicae, sive controversiarum de religione adversus pontificios corpus tomis quattuor distributum» (herausg. von C.s Sohn, Adrian C., Genf 1626). Vgl. Read, «Daniel C.» (Par. 1858).

Chamier (Frederick), engl. Romanschriftsteller, geb. 1796 zu London, stammte aus einer ursprünglich franz. Familie, trat 1809 als Kadett in den Seedienst und zeichnete sich in dem amerik. Kriege aus. Er verließ 1833 den Marinedienst und übernahm einige Zeit darauf die Stelle eines Richters zu Watham-Hill in der Grafschaft Essex. Der Erfolg Marryats in den Darstellungen des Seelebens veranlaßte C., sich auf demselben Gebiete zu versuchen. Er that dies nicht ohne Glück, obgleich er weder die Erfindungsgabe noch den leichten Humor seines Vorbildes besitzt. Seine besten Romane sind: «Ben Brace, the last of Nelson's Agamemnons» (3 Bde., Lond. 1835) und «The Arethusa» (3 Bde., Lond. 1836). Außerdem veröffentlichte C. noch unter anderm die Romane: «Life of a sailor» (2. Aufl., 3 Bde., Lond. 1834), «Jack Adams» (3 Bde., Lond. 1838), «Tom Bowling» (3 Bde., Lond. 1839), «Trevor Hastings» (3 Bde., Lond. 1841), «Passion and principle» (3 Bde., Lond. 1842), und besorgte eine neue, bis zur Schlacht von Navarino fortgeführte Ausgabe von James' «Naval history of Great Britain» (6 Bde., Lond. 1837 u. 1861). Seine Romane sind auch ins Deutsche übersetzt worden. Als Augenzeuge der pariser Februartage schrieb C.: «Review of the French Revolution of 1848» (Lond. 1849). Im April 1856 wurde er als Postkapitän pensioniert. Er starb 1. Nov. 1870.

Chamisso (Adelbert von), eigentlich Louis Charles Adelaide de Chamisso de Boncourt, einer der bedeutendsten deutschen Lyriker, auch als Naturforscher bekannt, wurde 30. Jan. 1781 auf dem Schlosse zu Boncourt in der Champagne geboren. Er wanderte 1790 mit seinen Eltern aus, wurde 1796 Page bei der Gemahlin Friedrich Wilhelms II. von Preußen, in welcher Stellung er zugleich das Französische Gymnasium zu Berlin besuchte, 1798 Fähnrich und 1801 Lieutenant in einem berliner Regiment. Da sich durch den Feldzug von 1806 seine Dienstverhältnisse auflösten, reiste er als Kriegsgefangener auf Paß nach Frankreich, kehrte 1807 nach Berlin zurück, und ward 1808 aus dem Militärdienst entlassen. Anfang des J. 1810 reiste er aufs neue nach Frankreich. Von hier aus gelangte er in den Kreis der Frau von Staël in Genf und Coppet, wo er seine naturhistor. und medizin. Studien begann, welche er dann seit dem Herbst 1812 in Berlin fortsetzte. Er begleitete 1815—18 als Naturforscher Otto von Kotzebue auf der vom Grafen Romanzow veranstalteten Reise um die Welt. Nach seiner Rückkehr ließ er sich wiederum in Berlin nieder, wo er eine Anstellung am Botanischen Garten erhielt, zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften ernannt wurde und sich ein glückliches Familienleben schuf. Er starb daselbst 21. Aug. 1838. Schätzbare Beiträge zur Völker- und Länderkunde enthalten seine «Bemerkungen und Ansichten auf einer Entdeckungsreise unter Kotzebue» (3. Bd. von Kotzebues «Entdeckungsreise», Weim. 1821) und seine «Reise um die Welt», die zuerst in dem ersten und zweiten Teil seiner «Werke» erschien. Ferner veröffentlichte er eine «Übersicht der nutzbarsten und schädlichsten Gewächse, welche wild oder angebaut in Norddeutschland vorkommen» (Berl. 1827). Seine letzte wissenschaftliche Arbeit war die interessante Schrift: «Über die hawaiische Sprache» (Lpz. 1837). Einen weit ausgebreiteteren Ruf erwarb sich C. durch seine dichterischen Produktionen. Bereits 1804—6 gab er mit Varnhagen von Ense einen «Musenalmanach» heraus. Er schrieb 1813 das originelle Märchen «Peter Schlemihl», welches zuerst 1814 durch seinen Freund Fouqué in Druck erschien, in verschiedene Sprachen übersetzt und durch Cruikshank geistvoll illustriert wurde. Durch viele seiner Gedichte, Balladen und Romanzen geht ein düsterer und schmerzlicher Zug; das Wilde, Schroffe, Herbe und Herzerschütternde ist darin mit Vorliebe behandelt. Doch gelang ihm auch vorzüglich die dichterische Behandlung komischer und satirischer Stoffe. Manche seiner Balladen und Romanzen können als vollkommene Meisterstücke in ihrer Art bezeichnet werden. Nicht weniger zeichnen sich viele seiner Lieder durch Tiefe und Innigkeit des Gefühls aus. Wegen seiner Großartigkeit ist besonders das Gedicht «Salas y Gomez» hervorzuheben, in Terzinen geschrieben, welche C. meisterhaft zu handhaben verstand. Eine Sammlung der «Gedichte» erschien zuerst 1831 in Leipzig (21. Aufl., Berl. 1879; mit Biographie von Hesekiel und um 91 Gedichte vermehrt in der «Nationalbibliothek sämtlicher deutscher Klassiker», Berl. ohne Jahr; mit Zeichnungen von Schmitz, Thumann u. a., Berl. 1874). Seit 1832 redigierte C. mit G. Schwab und zuletzt mit F. von Gaudy den von A. Wendt gegründeten «Deutschen Musenalmanach». Seine «Werke» (herausg. von Hitzig, 6 Bde., Lpz. 1836—39; 6. Aufl., Berl. 1874) enthalten zugleich seine Biographie und seine Briefe. Eine Sammlung der «Werke» in 4 Bänden erschien 1879 in Berlin; eine illustrierte Ausgabe in 2 Bänden daselbst 1876. Vgl. Chabozy, «Über C.s Jugendleben» (Münch. 1879); K. Fulda, «C. und seine Zeit» (Lpz. 1881).

Chamois (frz.), Gemse; in der Färberei u. s. w. übliche Bezeichnung für gelbbraun.

Chamoisit, s. Chamosit.

Chamomilla, Kamille, s. Anthemis.

Chamonix oder Chamouny, ein Hochthal der Landschaft Faucigny im franz. Depart. Hochsavoyen, bewässert von der Arve (s. d.), ist vom Col de Balme (s. d.) bis zur Schlucht der Arve unterhalb Les Houches ungefähr 24 km lang, durchschnittlich 2 km breit und hat die Richtung von NO. nach SW. Rechts von den schroffen Felswänden der Kette der Aiguilles Rouges und des Brévent, links von den steilen Nadeln und den Firnkuppen des Montblanc-Massivs eingeschlossen, ist C. eins der imposantesten Thäler der Alpen und wird alljährlich von Tausenden von Touristen besucht. Die ausgezeichnetsten Punkte sind auf der rechten Thalseite die Flégère (1806 m) und der Mont-Brévent (2525 m), welche mit dem Col de Balme die lohnendste Aussicht auf das Thal und die Riesenkette des Montblanc gewähren; auf der linken Seite die Gletscher du Tour, d'Argentière, des Bossons und du Bois, letzterer mit dem aussichtsreichen Montanvert und der Quelle des Arveyron (s. d.); der obere Teil des Boisgletschers, das Eismeer (Mer de glace), wird von den Gletschern du Talèfre, de Léchaud und du Tacul gebildet; mitten in der Eiswüste des Talèfregletschers erhebt sich als Oase, mit spärlicher nordischer Begetation bekleidet, der Felskopf des Jardin oder Courtil (2787 m). Von den das Thal überragenden Hochgipfeln wird am häufigsten der höchste, der 4810 m hohe Montblanc bestiegen. Hauptort des Thals, welches ungefähr 4000 E. zählt, ist das Dorf C., auch nach dem 1090 hier gestifteten

Artikel, die man unter C vermißt, sind unter K aufzusuchen.

Benediktinerkloster Prieuré de C. genannt, 1050 m über dem Meere, 1855 zum Teil abgebrannt, ein stattlicher Ort, großenteils aus Gasthöfen bestehend, mit (1876) 491, als Gemeinde 2406 E. Haupterwerbszweige sind das Gasthofs- und das Führerwesen, welch letzteres einer vom Staate kontrollierten Ordnung unterworfen ist, der Handel mit den Mineralien der Montblancgruppe und mit dem trefflichen weißen Honig des Thals. Außer dem Hauptort und zahlreichen Weilern besitzt das Thal die Pfarrdörfer Argentière und Les Houches. Früher gemieden und mit seiner Umgebung unter dem Namen Les Monts Maudits verrufen, nur hier und da von den Bischöfen von Genf besucht, wurde das Thal, seit im J. 1741 die Engländer Wyndham und Pococke die landschaftliche Schönheit desselben kennen lernten, immer häufiger bereist und ist einer der beliebtesten Stationspunkte der Alpen geworden. Topographisch und naturhistorisch untersucht wurde es namentlich von Saussure (1760), Bourrit (1775), de Luc, Pictet u. s. w. Mit Genf ist C. durch eine treffliche Poststraße verbunden, welche in einer Länge von ungefähr 84 km über Salanches, Cluses und Bonneville dem Lauf der Arve folgt; eine Eisenbahn ist projektiert. Ins Wallis nach Martigny (Martinach) führt der Saumweg über den Col de Balme und der Fahrweg über die Tête Noire, nach SW. in das Thal des Bonnant (Val de Montjoie), der aussichtsreiche Col de Voza (1810 m). Von den zahlreichen beschwerlichen und gefährlichen Gletscherpässen, die von C. über das Montblanc-Massiv nach Courmayeur an der Dora und in das schweiz. Val Ferret führen, werden der Col du Géant (3415 m) und die Cols d'Argentière (3520 m) und du Tour am meisten begangen. Vgl. Venance Payot, «Guide itinéraire au Montblanc» (Genf 1869).

Chamos hieß der Nationalgott der Moabiter (s. d.), welchem sogar Menschenopfer, wenigstens in Kriegszeiten, dargebracht, und auch vom israel. König Salomo Höhen bei Jerusalem geweiht wurden. Gemäß der wahrscheinlichsten Bedeutung seines Namens ist er ein Gott der Zeit oder des Kriegs.

Chamosit (oder Chamoisit) ist ein grünlichschwarzes, fein oolithisches Eisenerz, welches aus platten und unregelmäßig gestalteten Körnchen besteht und, mit Kalkstein gemengt, eine stockartige Ablagerung im Kalkschiefer des Chamoson- (oder Chamoison-)Thals bei Ardon im Wallis bildet; nach der Analyse von Berthier wird es von Säuren unter Hinterlassung von Kieselsäuregallert leicht zersetzt und liefert als reine Substanz 14,3 Kieselsäure, 60,5 Eisenoxydul, 7,8 Thonerde, 17,4 Wasser.

Chamotte oder Scharmott heißt ein Gemenge von rohem, feuerfestem Thon mit gebranntem und zu gröblichem Pulver gepochtem Thon derselben Art oder pulverisierten Porzellankapselscherben. Man verfertigt daraus feuerfeste Steine zum Ofenbau, sog. Chamottesteine, zu deren Verbindung man Thonbrei, in möglichst dünner Schicht aufgestrichen, statt Mörtel gebraucht. Auch vortreffliche Schmelztiegel werden aus C. hergestellt. C. gebraucht man ferner vielfach in der Thonwarenfabrikation bei der Verarbeitung sehr fetter Thone, die beim Brennen zu starke Schwindung zeigen, als Zusatz, um den Thon magerer zu machen, so namentlich bei der Anfertigung von größern Wasserleitungsröhren und solcher Stücke, die im Feuer möglichst geringe Formveränderung zeigen dürfen.

Chamouny, s. Chamonix.

Champ (frz.), Feld; C. de bataille, Schlachtfeld; C. de fédération, Bundesfeld; C. de mai, Maifeld; C. de Mars, Marsfeld; C. de mars, Märzfeld (s. d.).

Champagne (Campania), ehemalige franz. Provinz, war nördlich von Lüttich und Luxemburg, östlich von Lothringen und der Franche Comté, südlich von Burgund, westlich von Orléanais, Isle de France und der Picardie begrenzt. Aus ihr wurden die Depart. Ardennen, Marne, Aube und Obermarne gebildet und einzelne Teile zu den Depart. Seine-Marne, Aisne, Maas und Yonne geschlagen. Die Provinz hatte zur Hauptstadt Troyes und mit der Principauté de Sedan ein Areal von 30745 qkm. Sie zerfiel in die obere und niedere C. und umfaßte das Rémois, Pertois, Retelois, Vallage, Bassigny, Senonais und die Brie champenoise. Der östl. Teil, im Bereiche des heutigen Depart. Marne und des nördl. Teils des Depart. Aube, bildet eine wellenförmige Ebene von 100—190 m Höhe, mit einem Boden, dessen kreidige Felsunterlage vielfältig zu Tage tritt und überall nur mit dünner Ackerkrume bedeckt ist. Nur spärliche Gehölze, Rebenpflanzungen, Getreidefelder und einzelne Weiler beleben das eintönige Bild der meist zu Viehtriften benutzten Flächen und haben den dürrsten und magersten Gegenden an der Marne und Aisne den Namen der Champagne Pouilleuse zugezogen. Angenehm kontrastiert mit der Öde der einförmigen Platten das Bild der östlich sanft und westlich schroff eingeschnittenen Thäler, wie das des ganzen westl. Teils. Hier in den Thalfurchen der Aisne, Marne, Aube und Seine, wie dort in den Gegenden westlich von Epernay, unterstützt eine dickere Humusrinde eine reichere Vegetation. Zahlreiche Gehölze, dichtgedrängte Ortschaften, lachende Getreidefluren, Wein- und Obstgärten schmücken die Landschaft, deren Reichtümer an köstlichstem Wein und den ausgezeichnetsten Flintensteinen einen Weltruf erlangt haben. Seit dem 11. Jahrh. hatte die C. eigene Grafen, die Vasallen der fränk. Krone waren. Durch die Vermählung König Philipps IV. mit Johanna, der Erbin des Königreichs Navarra, der C. und Brie, kam sie 1284 an Frankreich, worauf sie 1328 durch Philipp VI. diesem Reiche einverleibt wurde. Vgl. Arbois de Jubainville, «Histoire des ducs et des comtes de C.» (7 Bde., Par. 1859—69).

Champagne oder Champeigne heißt auch der östl. Teil der Touraine zwischen Cher und Indre, üppig fruchtbar an Weizen und Früchten; ferner ein Teil von Unterberri, wasserlos, wenig fruchtbar und schlecht bevölkert, ohne Städte, mit zahlreichen Schafherden; sodann ein großer Teil des Charente-Departements, der den besten Cognac der Welt erzeugt; die Große C. ist der gegen den Né geneigte Teil, die Kleine C. der gegen die Charente geneigte; in der erstern liegen die Cognacorte: Salles-de-Segonzac, Genté und Gimeux.

Champagner heißt der Wein der franz. Landschaft Champagne, welche sich über vier Departements: Ardennen, Aube, obere Marne und Marne, erstreckt. Man unterscheidet stillen und moussierenden C.; letzterer wird vorzugsweise unter dem Namen begriffen und ist der Weltwein ersten Ranges, welcher selbst von Nationen konsumiert wird, die sonst dem Weingenuß entsagen. Der C. wird vorzugsweise in dem Depart. Marne und zwar in

den Arrondissements Châlons, Epernay, Reims, St.-Menehould und Vitry in einem Jahresquantum von etwa 700000 hl produziert, wovon 180000 hl auf die Schaumweinfabrikation entfallen.

Der **moussierende** C. ist ein Kunstprodukt und bedarf einer eigentümlichen Herstellungsmethode. Vorausgehen muß eine sorgfältige Auswahl der Traubensorten (schwarzer Burgunder, Pineau, Müllertraube und weiße Champagnertraube) und zweckmäßige Rebenerziehung. Der von der Kelter fließende Most wird niemals rein verwendet, sondern es werden verschiedene Moste miteinander zur Erzielung einer geeigneten Cuvée gemischt, eine Operation, welche große Kenntnis erheischt, aber die Qualität des Produkts hauptsächlich bedingt. Nach dem Verstechen des Mostes kommt derselbe in die Gärmagazine, worin er bis zum Frühjahr bis zur beendigten Gärung und Klärung liegen bleibt. In diesem Stadium unterscheidet der Wein sich von den gewöhnlichen Jungweinen nicht. Um ihm die Eigenschaft der Schaumweine zu geben, muß eine neue Gärung erregt, zugleich aber das Entweichen der dabei gebildeten Kohlensäure verhindert werden. Da aber in dem vergorenen Wein kein Zucker, also kein gärungsfähiges Material mehr enthalten ist, so muß, um neue Gärung einleiten zu können, ein Zusatz von Zucker gegeben werden. Man löst daher in je 100 l Wein 2,5 bis 3 kg besten weißen Zucker, bei dessen Auswahl man sorgfältig darauf zu achten hat, daß derselbe bei der Fabrikation nicht gebläuet ist, weil das dazu verwandte Ultramarin den Geschmack des C. verderben würde. Der gezuckerte Wein wird nun auf Flaschen gezogen, die gut verkorkt und mit Bindfaden und Draht überbunden werden, um das Herausschleudern der Pfropfen zu verhüten. Angeregt durch Spuren von im Wein verbliebener Hefe, beginnt die Gärung bald, der Wein trübt sich durch Neubildung von Hefe. Die gebildete Kohlensäure bleibt, da sie nicht entweichen kann, im Wein gelöst und übt einen ihrer Spannung entsprechenden Druck auf die Innenwand der Flaschen aus. Der Höhepunkt der Gärung gab sich früher durch das dabei stattfindende Zerspringen der Flaschen kund, man betrachtete es dabei als ein günstiges Ergebnis, wenn nicht mehr als 20 Proz. sämtlicher Flaschen verloren gingen. Diese Verluste sind in neuerer Zeit ganz erheblich reduziert, seitdem auf die Fabrikation der Champagnerflaschen größere Aufmerksamkeit verwendet wird und namentlich seitdem dieselben in den Glasfabriken auf ihre Widerstandsfähigkeit bis zu einem Druck von 20 und 30 Atmosphären geprüft werden. Nach beendeter Gärung klärt sich der Wein, indem die Hefe sich am Bauch der Flasche abscheidet. Da der Wein in der Flasche, in welcher er entstanden ist, in den Konsum kommt, so muß die Hefe bis auf die letzte Spur durch eine langwierige und mühsame Operation entfernt werden; zu diesem Behufe werden die einzelnen Flaschen unter ganz leisem Rütteln schwach geneigt, so daß der Hals etwas abwärts gerichtet ist. Hierdurch schiebt sich die Hefe gegen den Hals hin. Nach zwölf bis vierzehn Tagen wird dasselbe wiederholt, aber der Flasche eine etwas stärkere Neigung gegeben. Dies wird so lange fortgesetzt, bis die Flaschen endlich auf dem Kopf, mit dem Halse senkrecht abwärts geneigt stehen und die Gesamtmenge der Hefe unmittelbar auf dem Kork liegt, während der Wein völlig blank ist. Dann erfolgt die eigentliche Fertigmachung. Jede Flasche wird wieder geöffnet (degorgement), sodaß der Niederschlag, welcher sich in ihrem Hals gesammelt hat, durch die Entwickelung der Kohlensäure herausgeschleudert wird; dann erfolgt das «Dosieren», der Zusatz einer Lösung von Zucker in starkem Wein oder Cognac, erforderlichenfalls auch eine Färbung, sodann die Nachfüllung mit undosiertem Wein und endlich die Schließung der Flaschenöffnung mittels eines gepreßten Korks, der mit Eisendraht und Bindfaden befestigt, mit Stanniol oder Pech überkleidet wird. Jeder Kork erhält einen Brand als Marke des Fabrikanten.

Der **echte Champagner mousseux** ist ein feuriger, leichter, äußerst angenehmer Süßwein mit großem Gehalt an Kohlensäure. Man unterscheidet nach dem letztern drei Sorten: Crémant, die leichteste, mehr Rahm als Schaum entwickelnd; dann Mousseux und Grand-Mousseux. Außerdem gibt man dem C. noch besondere Bezeichnungen, öfters auch nach der Farbe, für welche man gegenwärtig nur noch ein leichtes Rosa wählt. Die Fabrikation des C. beschäftigt eine größere Anzahl von Geschäftshäusern in Reims, Epernay, Ay, Mareuil, Châlons, Avize, deren Firmen zum Teil weltbekannt sind, wie Veuve Cliquot, Röderer, Duc de Montebello, Mumm, Jacquesson, Chanoine, Moet und Chandon, Heidsieck, Bruch Foucher, Sergent, Bumiller u. s. w. Der Liqueurzusatz, welchen der C. erhält, wechselt nach dem Geschmack der Konsumenten in den einzelnen Ländern. Er bestimmt, neben der Mousse (Bläschenwerfen, petillement, sparkling) den Geschmack und die Wirkung der einzelnen Sorten. Letztere ist in Bezug auf den menschlichen Organismus eine sehr anregende, belebende, aufheiternde, wie sie kein anderes Getränk äußert. Der C. wird daher nicht nur als die Krone des Weingenusses betrachtet, sondern leistet auch Dienste als wirksames diätetisches Mittel. Er muß, um zu voller Wirkung zu gelangen, kalt getrunken werden, frappiert, d. h. in Eis, aber nicht zum Übermaß, gekühlt.

In den Handel gelangt der C. in Körbe verpackt. Die Produktion desselben hat sich namentlich seit 1850 außerordentlich gehoben, nicht minder auch der Export. Dieser berechnet sich auf ungefähr 17 Mill. Flaschen jährlich, während der Lagerbestand in den Magazinen sich auf ungefähr 40 Mill. Flaschen beläuft. Frankreich konsumiert jährlich etwa 3000000, Großbritannien mit den Kolonien 2500000, Amerika 2100000, Rußland 1700000, Deutschland 1500000 Flaschen. Das Jahreserzeugnis wird auf 20 Mill. Flaschen geschätzt. Der moussierende C. ist erst in der Neuzeit in den Kreis der Weine eingetreten. Vor der Anwendung der Korke als Verschlußmittel war seine Fabrikation unmöglich und jene fällt zwischen die J. 1670—1715 als Erfindung des Dom Perignon, Pater-Kellermeisters der Abtei von Haut-Villers. Zum erstenmal öffentlich erwähnt wurde der C. im J. 1718 mit dem Bemerken, daß er jetzt seit 20 Jahren bekannt sei; er bekam das Prädikat «petillant» und die Volksnamen «Pfropfentreiber» oder «Teufelswein». Damals hielt man seine Bereitung für Zauberwerk und glaubte Arkana dazu notwendig.

Die Bereitung des Schaumweins beschränkt sich jetzt nicht mehr auf die Champagne, sie wird vielmehr mit größtem Erfolg auch in Deutschland, in

Würzburg, Ruppertsberg u. a. O. betrieben. Das deutsche Produkt wurde anfangs dadurch diskreditiert, daß man nicht das altbewährte Verfahren anwandte, sondern künstlich dargestellte Kohlensäure in einen mangelhaft dosierten Wein von mangelhafter Qualität pumpte. Seitdem man aber zur Bereitung nur gute Weine verwendet und die Kohlensäure im Weine selbst erzeugt, werden auch in Deutschland Schaumweine gewonnen, die den franz. Produkten wenig nachgeben.

Der «stille» Wein der Champagne (C. non mousseux) war schon im 14. Jahrh. ein hochbeliebter Trank. Er wird sowohl rot als weiß gekeltert, und seine edlern Sorten, wie der weiße Sillery sec non mousseux, sind sehr feine, trockene Weine von eigentümlichem Arom und Wohlgeschmack.

Die Rotweine der Champagne stehen im zweiten Range der Qualität; sie haben viel Feinheit, Delikatesse, Esprit und sind seidenartig (soyeux). Sie steigen rasch zu Kopf, aber ihre Wirkung zerstreut sich auch schnell wieder.

Vgl. Maumené, «Indications théoriques et pratiques sur le travail des vins mousseux» (2. Aufl., Par. 1873); Jaunay und Maumené, «Bereitung der künstlichen Weine und Champagnerfabrikation» (Quedlinb. 1859); Quarizius, «Die chemisch-künstliche Bereitung der moussierenden Weine, insbesondere des französischen C.» (2. Aufl., Weimar 1861); Tovey, «Champagne; its history, manufacture, properties» (London-Hotten 1870); Hamm, «Das Weinbuch» (2. Aufl., Lpz. 1874); Kerl und Stohmann [Muspratt], «Encyklopädisches Handbuch der Technischen Chemie» (3. Aufl., Braunschw. 1881, Bd. 7, Art. Wein).

Champagny (Franz, Graf de), franz. Schriftsteller, geb. 10. Sept. 1804 zu Wien, zweiter Sohn des Herzogs von Cadore, Ministers Napoleons I.; er beteiligte sich eifrig an der Redaction des «Ami de la religion» und des «Correspondant» und gehörte zu den Begründern der «Revue contemporaine». Sein wichtigstes Werk ist: «L'Histoire des Césars» (4 Bde., 1841—43; 2. Aufl. 1853), worauf «Les Antonins» (3 Bde., 1863; 2. Aufl. 1866) und «Les Césars du III^e siècle» (3 Bde., 1870) folgten; 1869 wurde er in die Französische Akademie gewählt. Er starb 4. Mai 1882.

Champagny (Jean Baptiste Nompère de), s. Cadore (Herzog von).

Champaigne (Philippe), ausgezeichneter franz. Maler, geb. 26. Mai 1602 zu Brüssel, kam 1621 nach Paris, wo er anfangs bei einem unbedeutenden Maler arbeitete, dann aber mit Poussin befreundet wurde, dessen Einfluß er viel verdankte. Beide arbeiteten eine Zeit lang unter Duchesne, der als Maler der Königin-Mutter, Maria von Medici, mit den Malereien des Palais Luxembourg beauftragt war. Der Beifall, den die Königin einigen Gemälden C.s schenkte, erregte Duchesnes Eifersucht, und C. fand sich dadurch bewogen, 1627 nach Brüssel zurückzukehren. Kaum aber war er daselbst angekommen, als er die Nachricht von Duchesnes Tode und eine Einladung, nach Frankreich zurückzukehren, erhielt. Die Königin-Mutter übertrug ihm nun die Leitung der Arbeiten im Luxembourg, wo er die Galerie des hommes illustres zu malen begann. Von seinen meisterhaften Porträts sind jenes des Colbert in Karlsruhe und das der Madame Arnould im Louvre die bedeutendsten. Daneben führte er eine Menge anderer Werke aus, unter denen die Kuppel der Sorbonne das wichtigste ist. Auf einer Reise malte er 1656 in Brüssel für den Erzherzog Leopold das Gemälde: Adam und Eva, den Tod Abels beweinend, jetzt im Belvedere zu Wien. Nach Paris zurückgekehrt, ward er Professor und später Direktor der Akademie. Bei herannahendem Alter zog er sich nach Port-Royal zurück, wo seine Tochter Nonne war, die ihm früher zu einem seiner herrlichsten Gemälde Anlaß gegeben. Das pariser Museum besitzt außer diesem Werke noch sechs andere von C., z. B. ein Abendmahl und eine Mater dolorosa. Obschon seine Werke mehr von Fleiß als von Genie Zeugnis ablegen, so gebührt ihm doch unter den Malern der Französischen Schule einer der ersten Plätze. Er starb zu Port-Royal 12. Aug. 1674.

Champeaubert, Dorf im franz. Depart. Marne, Arrondissement Epernay; hier siegte Napoleon I. über die Preußen und Russen 10. Febr. 1814.

Champfleury (Jules, Fleury-Husson genannt), franz. Schriftsteller, geb. 10. Sept. 1821 zu Laon, besuchte das dortige Collége, trat später in eine pariser Buchhandlung ein und wurde Mitarbeiter an den Zeitschriften «Le Corsaire» und «L'Artiste». In seiner Geschichte des «Chien Caillou» (1847) zeigte er sich als einen Vertreter der realistischen Schule, der er auch in seinen folgenden Erzählungen treu blieb. Von denselben sind zu nennen: «Les excentriques», «Les aventures de Mariette», «Contes vieux et nouveaux», «Les souffrances du professeur Delteil», «Les amis de la nature», «La succession Le Camus», «Monsieur Tringle», «Les oies de Noel», und besonders «Les bourgeois de Molinchart» (Par. 1854), ein satirisches Gemälde der kleinbürgerlichen Sitten in der Provinz. Außerdem veröffentlichte C. mehrere Pantomimen und eine Reihe biographischer, ästhetischer und kunsthistor. Werke; seine Schriften über die Geschichte der alten und neuern Karikatur erläutern eine bisher ungenügend berücksichtigte Seite der Kultur- und Kunstgeschichte: «Histoire de la caricature antique» (1865), «Histoire de la caricature moderne» (1865), «Histoire de la caricature au moyen-âge et sous la renaissance», «Histoire de la caricature sous la République, l'Empire et la Restauration», «Histoire des faïences patriotiques sous la révolution», «Histoire de l'imagerie populaire». Seit 1873 ist C. Konservator des Keramischen Museums der Porzellanmanufaktur in Sèvres bei Paris.

Champignon heißt der geschätzteste von den eßbaren Hutpilzen, welcher zur Gattung der Blätterpilze (s. Agaricus) gehört, im System den Namen Feldblätterpilz (Agaricus campestris) führt, sich vom Mai bis Oktober auf Brachäckern, Triften, Wiesen, an Waldrändern, in Obstgärten und Weinbergen durch ganz Europa findet und außerdem auch in Asien bis Japan, in der Berberei und Nordamerika wächst. Sein gewölbter, fleischiger, bis 10,5 cm breiter Hut ist trocken, weiß, auch gelblich oder mehr oder minder braun, oben seidenartig-glatt oder auch schuppig-zottig, doch nicht warzig, auf der Unterseite mit dichtstehenden, in der Jugend fleisch- oder rosenroten, später braunen Lamellen besetzt. Die Sporen sind purpurrot. Der 5 cm lange und 2,5 cm dicke Stiel (Strunk) ist dichtfleischig und nach oben mit einem weißen, mehr oder minder deutlichen Hautringe umgeben. Von Geschmack ist dieser Pilz, jedoch nur solange er jung

ist, angenehm gewürzhaft-süßlich und wird sowol frisch, verschieden zubereitet, genossen, als auch in Scheibchen getrocknet oder in anderer Weise konserviert zum Gebrauch aufbewahrt. Der C. wird des reichen Ertrags wegen öfter in Gewächshäusern oder in Kellern und andern dunkeln Räumen mit möglichst gleichmäßiger Temperatur in der durch beistehende Fig. 1 dargestellten Weise gezogen. Dazu

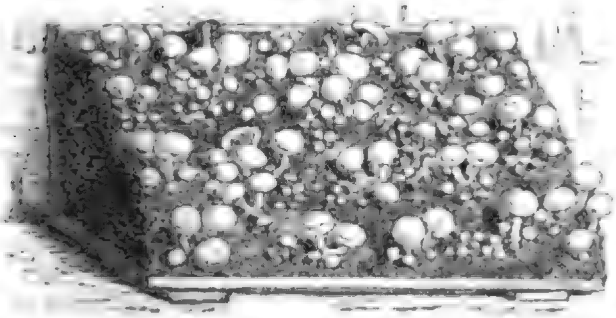


Fig. 1.

werden 0,9 bis 1,2 m tiefe und 1,2 bis 2 m breite Kästen mit halbgefaultem Pferdemist und Stroh abwechselnd angefüllt, und obenauf schüttet man 8—10 cm hoch feine Mistbeeterde, in welche man Stückchen von derjenigen Erde steckt, welche von Orten, wo die C. häufig wachsen, entnommen und mit dem zarten, schimmelartigen Mycelium (Schwammweiß) des C. durchzogen ist, auch zerschnittene Stücke des Huts oder die in der Küche beim Putzen der Pilze abgeschnittenen Lamellen. Diese Erde wird stets feucht und durch Schutzdecken, wenn nötig, warm gehalten. In der Umgegend von Paris wird die Champignonzucht von Gärtnern in geräumigen unterirdischen Räumen, meist alten Steinbrüchen, im großen betrieben. Die jetzt vielfach, hauptsächlich von Frankreich aus in den Handel kommende «Champignonbrut» ist nichts anderes als eine vom Mycelium des Pilzes durchzogene Erdmasse, die in Form von Ziegelsteinen gepreßt wird und so überall hin versendet werden



Fig. 2.

kann. Ein solcher «Champignonkeller» wird durch Fig. 2 dargestellt. Vgl. Lebl, «Die Champignonzucht» (Berl. 1879).

Champigny, Dorf mit 2813 E., etwa 8 km ostsüdöstlich von Paris, an der Marne gelegen, über welche hier eine Brücke führt, war mit seiner Umgegend 30. Nov. und 2. Dez. 1870 der Schauplatz lange dauernder und blutiger Gefechte. General Trochu, Gouverneur von Paris, hatte seit Mitte November und namentlich am 29. d. M. in verschiedener Richtung durch kleinere Ausfälle versucht, die Aufmerksamkeit der Deutschen von dem für einen großen Ausfall gewählten Abschnitt zwischen der Seine und dem linken Marne-Ufer abzulenken. Am 30. Nov. erfolgte dort unter Führung des Generals Ducrot ein energischer Vorstoß gegen die sächs. 24. Infanteriedivision und die württemb. Felddivision, welcher durch eine gegen das preuß. 6. Armeekorps, links der Seine, gerichtete Demonstration und starkes Geschützfeuer aus den Forts und Batterien der Ostfront unterstützt wurde. Der Angriff gegen das 6. Armeekorps wurde bald zurückgewiesen. Im Centrum drangen dagegen die franz. Truppen zunächst mit Erfolg gegen die schwachen deutschen Vortruppen vor, nahmen Villiers, Brie und Bonneuil in Besitz, mußten die genommenen Stellungen indes größtenteils wieder aufgeben, nachdem auf deutscher Seite die Reserven und eine vom 6. Armeekorps rechtzeitig gesandte Unterstützung in den Kampf eingetreten waren. Bei Brie und C. verblieben franz. Vortruppen. Namentlich bei Villiers und Noisy-le-Grand wurde bis zum völligen Eintritt der Dunkelheit mit großer Erbitterung gekämpft. Am 1. Dez. traf auf deutscher Seite das preuß. 2. Armeekorps zur Verstärkung ein, doch erfolgte kein Angriff, weshalb man den Tag zur Befestigung der deutschen Gefechtsstellung benutzen konnte. Am 2. Dez. früh 7 Uhr erfolgte deutscherseits der Angriff auf die Dörfer C. und Brie durch drei württemb., beziehungsweise drei sächs. Bataillone. Beide Orte wurden genommen, gingen indes alsbald wieder verloren, da französischerseits ein neuer Angriff mit sehr überlegenen Kräften, wirksam unterstützt vom Feuer der Forts und Batterien, erfolgte. An der Stellung Noisy-Villiers-Coeuilly brach sich die Kraft dieses Vorstoßes, und abermals wurde hier bis zur Dunkelheit gekämpft, wobei auch das preuß. 2. Armeekorps mit zur Verwendung kam. In der Nacht trafen weitere Verstärkungen auf deutscher Seite vom sächs. und preuß. 6. Armeekorps ein. Am 3. Dez. kam es indes nur noch zu kleinern Gefechten, da die franz. Armee, gedeckt vom Geschützfeuer der Forts, auf das rechte Marne-Ufer zurückging und die Brücken hinter sich abbrach. Die deutschen Vortruppen folgten und besetzten die früher innegehabte Vorpostenstellung. Der deutsche Verlust betrug an beiden Schlachttagen 220 Offiziere und 5082 Mann, der französische wird auf 10—12000 Mann geschätzt, mit Einschluß von 36 Offizieren und 1550 Mann, welche in deutsche Kriegsgefangenschaft gerieten.

Champion (frz.; ital. campione, romanisiert aus dem althochdeutschen kamfjo, mittelhochdeutsch kempfe, neuhochdeutsch Kämpe) hieß im frühern Mittelalter ein Kämpfer, der bei den gerichtlichen Zweikämpfen für eine bestimmte Belohnung die Stelle eines der Beteiligten vertrat. Frauen, Kinder, Greise und Schwache hatten das Recht, in allen Fällen, wo nicht über ein Majestätsverbrechen oder über Elternmord entschieden werden sollte, solche gemietete Kämpfer in die Schranken zu stellen. Die Champions gehörten gewöhnlich der niedrigsten Klasse an und galten als unehrenhaft. Sie mußten ein bestimmtes Kleid von Leder und bestimmte Waffen tragen, die ebenfalls für unehrenhaft galten. Sie durften nicht zu Pferde kämpfen

und erschienen mit verschnittenen Haaren und Nägeln in den Schranken. Schon zur Zeit Karls d. Gr. werden die Champions erwähnt, und Otto I. ließ sogar durch sie über die Regierungsfolge entscheiden. Später erhielt das Wort C. eine edlere Bedeutung, indem man damit einen Ritter bezeichnete, der für eine beleidigte Dame, für ein Kind oder für irgend einen Kampfunfähigen in die Schranken trat. In England ernannte man, wahrscheinlich zuerst unter Richard II., einen C. des Königs, der zu Pferde und bis an die Zähne bewaffnet zu Westminster bei jeder Krönung alle die zum Duell herausforderte, die den Fürsten nicht als den gesetzlichen Souverän der drei Reiche anerkennen würden. Endlich bezeichnete man als C. bei Turnieren auch den Ritter, der darauf zu achten hatte, daß die versammelten Damen von niemand beleidigt wurden.

Champion-Hill, Ort im nordamerik. Staate Mississippi, ist während des Bürgerkriegs durch die Schlacht am 16. Mai 1863 geschichtlich denkwürdig geworden. Der konföderierte General Pemberton war mit einem Armeekorps von Vicksburg abgerückt, um sich mit dem Heere Johnstons zu vereinigen und wenigstens die Garnison dieser Festung zu retten. General Grant trat diesem Vorhaben entgegen und rückte von Jackson her gegen Bakers Creek vor, während General Sherman mit einem starken Korps bei Jackson stehen blieb. Unweit von Raymond stießen die beiderseitigen Vortruppen aufeinander. Pemberton besetzte sogleich die günstige Verteidigungsstellung von C., wurde jedoch in dieser von Grant angegriffen und geschlagen. Die Konföderierten verloren hierbei 4000 Mann und 29 Geschütze; sie gingen zunächst nach dem Big Black und bald darauf nach Vicksburg zurück, nur die auf dem Rückzuge abgekommene Division Loring gelangte zu dem Heere Johnstons.

Championnet (Jean Etienne), franz. Obergeneral, geb. 1762 in Valence, der natürliche Sohn des Advokaten Legrand und einer Bäuerin, trat in die wallonischen (span.) Garden, wo er bei der Belagerung von Gibraltar diente, wurde 1791 zum Kommandanten eines Bataillons von franz. Freiwilligen erwählt und erhielt Ende 1793 eine Division in der Sambre- und Maasarmee, welche er in den folgenden Feldzügen, namentlich 1794 bei Fleurus, ruhmvoll führte. Nach dem Frieden stand er 1797 bei der Armee in Holland. Er wurde 1798 Oberbefehlshaber der Armee, welche die neue röm. Republik gegen Neapel schützen sollte. Anfangs durch das fünffach überlegene neapolit. Heer aus Rom vertrieben, schlug er die von General Mack befehligten Truppen im Dezember, eroberte Capua und erschien 23. Jan. 1799 vor Neapel, wo er nach einem blutigen Gefecht einrückte und die Republik verkündigte. Seine Maßregeln, den Räubereien der franz. Civilkommissarien mit Gewalt Einhalt zu thun, zogen ihm die Anklage wegen Amtsmißbrauchs beim Direktorium zu. Er wurde abgesetzt und gefangen gehalten, bis die Revolution vom 18. Juni 1799 ihn wieder befreite. C. wurde beauftragt, eine neue Armee der Alpen zu bilden, und brachte 30000 Mann zu Grenoble zusammen, an deren Spitze er im Sept. gegen Melas einige Vorteile errang. Nach dem Tode des Obergenerals Joubert übernahm er das Kommando der Armee in Italien, wurde aber von den Russen und Österreichern im Sept. 1799 bei Fossano und Savigliano geschlagen. Der Seuche, die sein Heer dann ergriffen, erlag auch C. zu Antibes 9. Jan. 1800. Vgl. Châteauneuf, «Vie de C.» (Par. 1806).

Champlain, ein langgestreckter, schmaler Binnensee der Nordamerikanischen Union zwischen 44° und 45° nördl. Br. und den Adirondacks und den Green Mountains gelegen, bildet größtenteils die Grenze zwischen dem Staate Vermont und Neuyork, während er mit seinen nördl. Enden in das Gebiet von Untercanada hineinreicht, ist 1982 qkm groß, von N. nach S. 200 km lang, von O. nach W. 0,4—24 km breit. Seine Hauptmasse bildet der nördl. Teil mit einer Tiefe von 90—180 m. Im S., wo er durch einen natürlichen Kanal in den südwestlich gelegenen, durch die Schönheit seiner Ufer an die schweizer Seen erinnernden Georgsee übergeht, zieht er sich in den Narrows zu einem engen Felsenbette zusammen, behält jedoch auch hier noch eine Tiefe von 30—45 m. Der See steht durch den seit 1820 eröffneten Nordkanal mit dem Flusse Hudson, durch den Westkanal mit dem Eriesee und durch seinen Abfluß, den Richelieu (welcher auch die Namen St.-John, Chambly und Sorel trägt), mit dem St. Lorenzstrom in Verbindung. Seine bedeutendsten Zuflüsse sind auf der Ostseite: der Missisque, Lamoille, Winooski und Otter; auf der Westseite: Au Sable, Saranack und Chazy. Von seinen 60 Inseln sind die größten: North- und South-Hero, La Motte und Pleasant, welche zu dem Gebiete von Vermont gehören. Die Ufer des fischreichen Sees sind besonders an der Westseite steil und felsig, wo die Adirondackgebirge nahe an ihn herantreten, während im O. die Grünen Berge von Vermont sanfter abfallen. Der C. bringt die darangrenzenden Staaten sowie Untercanada in eine lebhafte und vorteilhafte Verbindung; er trägt im Sommer große Fahrzeuge und friert im Winter so fest zu, daß er mit den schwersten Schlitten befahren werden kann. Die Schiffahrt beginnt gewöhnlich Anfang April und dauert bis in den Dezember hinein. Die mit Montreal und den großen östl. Städten durch Eisenbahnlinien verbundenen, anliegenden Ortschaften treiben meistens Handel, besonders Burlington und St.-Albans auf der Ostseite, Rouse's Point am nördl. Endpunkt des Sees und Plattsburgh auf der Westseite. Zwischen den Seen C. und Georg, nordwestlich von dem letztern, liegen die Ruinen des in den frühern Grenz- und franz.-engl. Kriegen bekannt gewordenen Forts Ticonderoga. Am 11. Sept. 1814 erfocht eine amerik. Flotte unter dem Kapitän Macdonaugh einen glänzenden Seesieg über die Engländer, als diese von Canada aus eine Invasion des Staates Neuyork versuchten, und es hierbei auf den Besitz des Sees ankam. Seinen Namen empfing der See von Samuel de Champlain, welcher ihn 1609 entdeckte.

Champlain (Samuel de), franz. Seefahrer, Gründer Quebecs und erster Gouverneur der franz. Kolonien in Canada, mit deren Anfängen seine Persönlichkeit auf das engste verknüpft ist, wurde 1567 zu Brouage, einem kleinen Seehafen am Golf von Biscaya, geboren und starb 25. Dez. 1635 in Quebec. Er hat mehrere Berichte über seine interessanten Reisen geschrieben. Vgl. Parkman, «Pioneers of France in the New World» (Boston 1875).

Champlitte, Stadt im franz. Departement der Obern Saône, Arrondissement Gray, 20 km im NNW. von Gray, rechts an dem zur Saône gehenden Salon, in 241 m Höhe, an der Eisenbahn Gray-Langres, zählt (1876) 2580 E. und war früher

befestigt. Das alte Schloß Toulongeon ist jetzt Stadthaus. Etwa 2 km im O. liegt das Dorf **Champlitte-la-Ville**, mit 200 E. und einer schönen Kirche aus dem 13. Jahrh.

Champmeslé (Marie de), geborene Desmares, franz. Schauspielerin, Geliebte Racines, geb. 1644 zu Rouen, spielte zuerst am Marais-Theater in Paris, dann im Hôtel de Bourgogne daselbst. Racine unterrichtete sie mit Erfolg in ihrer Kunst und knüpfte ein intimes Verhältnis mit ihr an. Sie starb, zurückgezogen von der Bühne, 15. März 1698 zu Auteuil. Seit 1667 war sie mit **Charles Chevillet de C.** (gest. 22. April 1701) verheiratet gewesen, einem Schauspieler, der auch mehrere Theaterstücke schrieb.

Champollion (Jean François), der Begründer der Ägyptologie, insbesondere der Hieroglyphenkunde, geb. 23. Dez. 1791 zu Figeac im franz. Depart. Lot, erhielt seine Bildung seit 1801 zu Grenoble bei seinem ältern Bruder, wo er schon mit besonderer Vorliebe das Studium der kopt. Sprache und des ägypt. Altertums betrieb. Im J. 1807 überreichte er der Akademie von Grenoble eine Arbeit über die ägypt. Städtenamen, welche er aus der kopt. Sprache zu erklären suchte. In demselben Jahre ging er nach Paris, um dort seine orient. Studien fortzusetzen, kehrte nach zwei Jahren wieder nach Grenoble zurück, wo er eine Professur an der dortigen Fakultät übernahm, wandte sich aber nach kurzer Wirksamkeit wiederum nach Paris, wo er sich fortan ausschließlich dem Studium des ägypt. Altertums widmete. Von 1824 bis 1826 hielt er sich zu diesem Zwecke in Italien, besonders zu Turin, dann in Florenz, Rom und Neapel auf. Nach seiner Rückkehr erhielt er die Aufsicht über die ägypt. Sammlungen des Musée Charles X zu Paris und schrieb seine «Notice descriptive des monuments du musée des antiquités égyptiennes» (Par. 1827). Im J. 1828 ward C. von Karl X. mit Zeichnern und Architekten in das Land seiner Forschungen gesandt, das er in Gemeinschaft mit der Expedition Rosellinis durchwanderte. Über den Verlauf dieser Reise berichten die «Lettres écrites d'Égypte et de Nubie» (Par. 1833; neue Ausg. 1867; deutsch, Quedlinb. 1835). Nach seiner Rückkehr erfolgte 1830 seine Aufnahme in die Akademie der Inschriften, und ein Jahr später, 18. März 1831, wurde für ihn der erste ägypt. Lehrstuhl am Collège de France gegründet. Doch starb er schon 4. März 1832 zu Paris. C.s Forschungen waren auf alle Zweige der ägypt. Altertumsforschung gerichtet. Sein Hauptverdienst besteht jedoch darin, daß er die von dem Engländer Young aufgestellte Hypothese über die Natur der Hieroglyphen einesteils berichtigte und ergänzte, andernteils für die Lesung der altägypt. Inschriften fruchtbar machte. (S. **Hieroglyphen**.) Seine ersten, aber bereits entscheidenden Entdeckungen legte er in der berühmten «Lettre à Monsieur Dacier» (Par. 1822) nieder. Dieser folgte 1824 die ausführliche Darlegung seines Systems in dem «Précis du système hiéroglyphique» (2 Bde., Par. 1824; 2. Aufl. 1828), während die Hauptwerke seiner Thätigkeit, die «Grammaire égyptienne» (Par. 1836—41) und das «Dictionnaire égyptien» (Par. 1842—44) erst nach seinem Tode durch seinen Bruder C.-Figeac veröffentlicht wurden. Von C.s übrigen Werken sind noch besonders hervorzuheben: «L'Égypte sous les Pharaons» (2 Bde., Par. 1814), welches jedoch nur die geogr. Beschreibung des Landes enthält; «De l'écriture hiératique des anciens Égyptiens» (Grenoble 1821, Fol.), jetzt, wie es scheint, in allen Bibliotheken außer in der großen von Paris, verschwunden; «Panthéon égyptien» mit den Zeichnungen von Dubois (Heft 1—15, Par. 1823—31), unvollendet geblieben; «Lettres à Monsieur le Duc de Blacas» (2 Tle., Par. 1824—26), in denen er den Grund zu den chronol. Bestimmungen der nach den Denkmälern rekonstruierten Dynastien des Manethôs legte; «Monuments de l'Égypte et de la Nubie» (4 Bde., Par. 1835—45, mit 400 Kupfern) nebst den dazugehörigen «Notices descriptives» (begonnen 1844, neuerdings wieder aufgenommen); «Mémoire sur les signes, employés par les anciens Égyptiens à la notation des divisions du temps» (Par. 1841).

Champollion-Figeac (Jean Jacques), angesehener franz. Altertumsforscher, Bruder des vorigen, geb. 5. Okt. 1778 zu Figeac, war anfangs Stadtbibliothekar zu Grenoble, dann Professor der griech. Litteratur und Dekan der philol. Fakultät daselbst. Als die letztere aufgehoben ward, ging er nach Paris, wo er 1828 die Stelle eines Konservators der Abteilung für die Handschriften der franz. Geschichte an der königl. Bibliothek erhielt und an der Neugestaltung der École des Chartes teilnahm, an der er zugleich eine Professur erhielt. Nach der Februarrevolution von 1848 wurde er seines Amtes entsetzt, aber 1849 von Ludwig Napoleon zum Bibliothekar in Fontainebleau ernannt. In seinen frühern Schriften erläuterte er vorzugsweise die Altertümer der Dauphiné. Angeregt durch den Vorgang seines Bruders, richtete er seine Studien auch auf Ägypten, beschränkte sich aber vorwiegend auf die Untersuchung der griech. Quellen. Es gehören hierher die «Annales des Lagides» (2 Bde., Par. 1819). Seit seiner Anstellung in Paris widmete er sich hauptsächlich dem Studium der ihm anvertrauten Urkunden und Quellenschriften zur Geschichte Frankreichs, von denen er eine große Anzahl in den «Documents inédits tirés des collections manuscrites de la bibliothèque royale» (4 Bde., Par. 1841—50) herausgab. Hieran reiht sich noch die wertvolle paläographische Arbeit «Chartes latines sur papyrus du VI^e siècle» (Par. 1837, Fol.). Zu Silvestres Prachtwerke, der «Paléographie universelle» (4 Bde., Par. 1839—41, mit 600 Kupfern, in Fol.; engl. von Madden, 2 Bde., Lond. 1850), lieferte C. den Text. C. starb 9. Mai 1867.

Champseix (Madame), geb. **Béra**, franz. Schriftstellerin, geb. 1829 zu Lusignan, Gemahlin eines Journalisten, der nach dem Staatsstreich 1851 verbannt wurde, später wieder zurückkehren durfte und 1861 starb. Während der Herrschaft der Commune arbeitete sie am Journal «La sociale»; nach der Unterdrückung des Aufstandes floh sie nach der Schweiz, wo sie sich auf dem Feste der Internationale zu Lausanne im Sept. 1871 als Rednerin durch die Verherrlichung der Commune bekannt machte. Unter ihren Romanen sind zu nennen: «Un mariage scandaleux» (1862), «Les deux filles de monsieur Plichon» (1864), «Une vieille fille» (1864), «Un divorce» (1866) u. s. w. Auch schrieb sie «Lettre d'une mère de famille au ministre de l'instruction publique» (1865) über Kindererziehung in Staatsanstalten.

Champs Élysées, s. unter **Elysee**.

Chamsin nennt man in Syrien einen erschlaffenden Südostwind, welcher die Übergangsperiode

vom Frühling zum Hochsommer kennzeichnet und den Mai häufig zum heißesten Monat des Jahres macht. Der C. tritt nur selten mit Lebhaftigkeit auf; gewöhnlich ist er ein mattes Säuseln, von Zeiten völliger Windstille unterbrochen. Der Vegetation schadet er, weil er das Niederfallen des nächtlichen Taues verhindert. Seinen Namen, welcher funfzig bedeutet, verdankt er dem Umstande, daß ihm insgemein eine Dauer von 50 Tagen zugeschrieben wird, nach welchem dann ein erfrischender West-, d. h. Seewind, den Hochsommer einführt.

Chan oder Han, im Orient Bezeichnung für große Gebäude, welche als Bazar, sowie zur Beherbergung der Karawanen und Reisenden dienen.

Chan (Khan), turan. Herrschertitel unbekannten Ursprungs, welcher unter den mittelasiat. Völkern türk., mongol. und uralofinn. Stammes schon vor ihrem Eintreten in die Weltgeschichte verbreitet war, den Römern aber durch die im 6. Jahrh. n. Chr. die Reichsgrenze beunruhigenden Avaren, Bulgaren und Chazaren zuerst bekannt wurde. Unter den Kulturvölkern des islamit. Orients brachten ihn erst die Mongolen im 13. Jahrh. zu allgemeiner Anerkennung, wie denn sämtliche mongol.-tatar. Fürsten von Dschingis-Chan bis auf den letzten Tatarenherrscher der Krim ihn geführt haben. Allerdings bedienten sich die Seldschuken seiner nicht, wohl aber die oghusischen Türken, d. h. die osman. Sultane, welche ihn noch jetzt führen. Die großen Mongolenherrscher nannten sich Ilchan, d. i. Großchan. Der Titel C. wird dem eigenen Namen des Besitzers angehängt und bildet mit demselben gleichsam ein Kompositum. In der Türkei darf nur der Sultan ihn führen; in Persien und bei den schiitischen Tataren dagegen bezeichnet er einfach einen Herrn von Rang wie das türk. Beg. Um den uralten iran. Begriff eines Oberkönigs, Malkân Malka, Schehinschah, wiederzugeben, bildeten die Turanier aus Chân Chakân, gleichsam Chan der Chane, welcher Ausdruck sich bei den byzant. Historikern als Chaganos wiedergegeben findet und bei den Türken in der großen Titulatur des Sultans als Synonym von Padischah, Kaiser, nicht fehlen darf. Das Femininum von C. ist Chanum, die Gebieterin, die gewöhnliche Bezeichnung der türk. Hausfrau. Die Herrschaft des ehemaligen C. der Krim findet sich hier und da als Chanat bezeichnet, jedoch ist dies eine europ. Bildung ohne orient. Grundlage.

Chanat, s. unter Chan.

Chance (frz., vom lat. Cadentia), Würfelspiel; der entscheidende Wurf; das aufs Spiel Gesetzte; verallgemeinert: Glücksfall; Möglichkeit des Gelingens oder Mißlingens.

Chancellier (frz.), Kanzler; vor der Revolution von 1789 in Frankreich Titel des Justizministers, des vornehmsten aller königl. Räte und Großsiegelbewahrers; in franz. Konsulaten der Siegelbewahrer, Registrator.

Chancellor (engl., spr. Tschänsel'r), Kanzler. In Großbritannien ist der First Lord of the treasury and C. of the exchequer (der erste Lord des Schatzes und Kanzler der Schatzkammer) der eigentliche Premierminister. Von ihm zu unterscheiden ist der Lord-Kanzler (Lord High C.) und Lord-Großsiegelbewahrer, der ebenfalls Mitglied des Kabinetts und zugleich Sprecher im Oberhause ist.

Chancellorsville, ein Gehöft, etwa 16 km südwestlich von Fredericksburg in Virginien in den Vereinigten Staaten, gab einer blutigen Schlacht den Namen, welche der Bundesgeneral Hooker vom 2. bis 4. Mai 1863 gegen den konföderierten General Lee verlor. Es war Hookers Absicht, den Feind in seiner linken Flanke zu umgehen und zu schlagen, und dann auf Richmond vorzumarschieren. Statt jedoch mit seiner überlegenen Artillerie aus der «Wildnis» auf das freie Gelände vorzugehen und Lees kleines Heer mit seinen 115000 Mann zu erdrücken, zog er sich nach C., einer freien Stelle im Walde, zurück. Lee griff nun am 2. Mai mit nur 15000 Mann die Wälder von C. an, während General Stonewall Jackson mit 66000 Mann die feindliche Stellung umging und gegen Abend deren rechten Flügel über den Haufen warf, wobei Jackson tödlich verwundet wurde. Am folgenden Tage wurde der Kampf fortgesetzt, und der konföderierte General Stuart übernahm das Kommando an Jacksons Stelle. Wenn es Lee am 3. auch nicht gelang, Hookers Centrum zu durchbrechen, so drängte er diesen doch an den Rappahannock zurück und griff 4. Mai sogar General Sedgwick an, der tags zuvor unterhalb Fredericksburg über den Rappahannock gegangen war und sich mit Hooker vereinigen sollte. Sedgwick wurde aus seiner kaum gewonnenen Stellung verdrängt und schließlich in die Flucht gejagt. Am 5. Mai zogen sich die Bundestruppen, ohne vom Feinde beunruhigt zu werden, wieder über den Fluß in ihre alten Quartiere zwischen Fredericksburg und Aquia-Creek zurück. Die Bundestruppen verloren insgesamt 17000 Mann und 120 Geschütze, die Konföderierten 18000 Mann und 7 Geschütze.

Nicht weit von C. und teilweise sogar auf dem alten Schlachtfelde lieferte 6. Mai 1864 General Grant demselben General Lee die erste Schlacht auf seinem Zuge nach Richmond, aus welcher auch diesmal Lee wieder als Sieger hervorging. Dieselbe hat aber in der Kriegsgeschichte den Namen der «Schlacht in der Wildnis» erhalten.

Chancre (frz.), Krebs; krebsartig sich ausbreitendes syphilitisches Geschwür, Schanker (s. d.).

Chandalas, eine der mannigfachen Benennungen für den Teil der eingeborenen Bevölkerung von Vorderindien, welcher, außerhalb des Instituts der Kasteneinteilung lebend, entweder durch Vermischung der drei höhern, sog. zweimal- oder wiedergeborenen Kasten von Manu unter sich, oder mit der zwar keiner dieser Kasten, aber den dem altind. Staatswesen angehörenden Sudras, oder aber von Abstammlingen von nicht arischen Urbewohnern entstanden ist. Auch wird das Wort Chandala, im Sanskrit K'an'dâla, obgleich es dieser Sprache ursprünglich nicht angehört, von einigen von dem von Ptolemäus erwähnten Volksstamme der Κάνδαλοι abgeleitet, welcher neben den Βίλλα, Φυλλῖται bei Ptolemäus an der Tapti lebte. Im allgemeinen bedeutet das Wort C. Leute, die für unrein gehalten werden und verachtete Beschäftigungen treiben. Mit den Parias (s. d.) sind die C. wesentlich keineswegs identisch, werden aber häufig mit ihnen vermengt.

Chandernagor, Tschandarnagar, franz. Stadt und Handelsniederlassung im Distrikte Hugli der indo-brit. Präsidentschaft Bengalen, 27 km oberhalb Kalkutta in anmutiger Gegend auf dem daselbst hohen rechten Ufer des Hugli gelegen. In gutem und selbst großartigem Stil erbaut, zeigt C. gegenwärtig allenthalben zunehmende Spuren des Verfalls. Nirgends herrscht Leben und Treiben,

und sowohl der schon angelegte Quai als die zu ihm hinführenden geraden, breiten, gut gepflasterten Straßen sind menschenleer. In der Nähe dieser franz. Stadt befindet sich die von Hindu bewohnte sog. Schwarze, mit einigen Tempeln und zu dem Hugli hinabführenden Treppen, Ghats. Das zu C. gehörende Territorium beträgt nur 9,4 qkm, die Gesamtbevölkerung (1877) 22539, von denen 231 Europäer und 73 gemischten Blutes. Unter dem franz. Gouverneur von Pondichéry stehend, befinden sich zu C. vier Beamte für die Verwaltung, Jurisdiktion und Polizei, ein Arzt, ein Geistlicher sowie zwei Offiziere der Landmacht. Die franz. Niederlassung zu C. bestand schon 1700 und erreichte bis 1757, wo sie den Engländern in die Hände fiel, ihre höchste Blüte. Im J. 1763 an Frankreich zurückgegeben, wurde sie 1793 aufs neue von den Engländern eingenommen und bis 1816 in Besitz gehalten.

Chandler (Richard), engl. Gelehrter und Archäolog, geb. 1738 zu Elson in Hampshire, studierte in Oxford, gab die von Arundell aufgefundenen Inschriften als «Marmora oxoniensia» (Lond. 1763) heraus, bereiste 1764—66 den Peloponnes, Jonien und Kleinasien und starb im Febr. 1810 als Rektor der Parochie Tilehurst in Berkshire. Er schrieb: «Travels in Asia minor» (Orf. 1775; deutsch von Voß und Boie, Lpz. 1776), «Travels in Greece» (Orf. 1776; deutsch 1777), «Antiquitates ionicae» (2 Bde., 1769—1802), «Inscriptiones antiquae» (2 Bde., 1774—76; deutsch 1776), «History of Ilium» (Lond. 1802).

Changarnier (Nicolas Anne Théodule), franz. General, geb. 26. April 1793 zu Autun im Depart. Saône-et-Loire, wurde in der Kriegsschule von St.-Cyr gebildet, verließ diese 1815 als Unterlieutenant und trat in die königl. Garde. C. ging 1830 als Lieutenant nach Algier, wo er 1836 bei dem ersten Feldzuge nach Konstantine Bataillonschef war und sich während der Rückzugsgefechte als Führer der Nachhut auszeichnete. Er stieg rasch zum Oberst, dann zum Brigadegeneral und Divisionsgeneral empor, befehligte in Algier, als daselbst im Febr. 1848 die Nachricht vom Sturz der königl. Regierung aus Frankreich anlangte, und übernahm aus den Händen des Herzogs von Aumale, damaligen Obergouverneurs der Kolonie, die provisorische Regierung von Algerien, in Abwesenheit Cavaignacs, der zu diesem Posten zunächst berufen war. Kurz darauf wurde er an Stelle Cavaignacs Obergouverneur, jedoch bald wieder abberufen, trat dann als Deputierter in die Nationalversammlung und wurde Oberbefehlshaber der Nationalgarde von Paris, im Dezember auch Kommandant der 1. Militärdivision (Paris). Dieser vielseitigen und schwierigen Thätigkeit unterzog er sich bis zur Mitte Mai 1849 und übernahm dieselbe auch nach den revolutionären Bewegungen Mitte Juni desselben Jahres aufs neue. Er war ein entschiedener Anhänger der Orléans und hatte durch einen energischen Tagesbefehl an die Armee von Paris sowohl die Nationalversammlung wie auch die hauptstädtische Bevölkerung gegen sich aufgebracht. Diese Verhältnisse erleichterten Ludwig Napoleon seine Beseitigung. Im Jan. 1851 wurde er sowohl des Kommandos der 1. Militärdivision wie des Oberbefehls über die Nationalgarde von Paris enthoben. Vom Depart. Somme in die Nationalversammlung gewählt, stimmte er gewöhnlich mit der Rechten. In der Nacht des Staatsstreichs, 2. Dez. 1851, wurde er auf Befehl Napoleons in seiner Wohnung festgenommen und durch Dekret vom 9. Jan. 1852 aus Frankreich verbannt. C. lebte zunächst zu Mecheln in Belgien, später, nach Erlaß der allgemeinen Amnestie, auf seinen Besitzungen im Depart. Saône-et-Loire. Obgleich ein Gegner des Kaiserreichs, bot er nach Ausbruch des Deutsch-Französischen Kriegs im Interesse des Vaterlandes seine Dienste der Regierung an. Er kam 8. Aug. 1870 nach Paris, gelangte aber dort zu keinem Ziele. Am 10. Aug. stellte er denselben Antrag in Metz direkt an den Kaiser und wurde, jedoch ohne Kommando, dem Hauptquartier der Rheinarmee zugeteilt. C. blieb fortan in Metz an der Seite Bazaines. Am 25. Okt. begab sich C. zufolge eines tags zuvor vom Kriegsrate gefaßten Beschlusses in das Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl nach Corny (südlich von Metz), um die Erlaubnis auszuwirken, daß die Rheinarmee das Lager bei Metz verlassen und, ohne zu kapitulieren, in Algerien oder im südl. Frankreich, gewissermaßen interniert, verbleiben dürfe. Seine Anträge wurden indes abgelehnt, weshalb er an den weitern Kapitulationsverhandlungen persönlich nicht mehr Anteil nahm. Nach Abschluß des Friedens wurde C. Mitglied der Nationalversammlung, wo er sich zum orléanistischen rechten Centrum hielt, nahm als Richter teil an dem zur Aburteilung mehrerer Generale eingesetzten Kriegsgericht, wurde in den Senat berufen und starb 14. Febr. 1877 zu Paris.

Change (frz.), Wechsel, Tausch, Wechselbank; bei der Parforcejagd: Fährtenwechsel. Derselbe kommt vor, wenn die Hunde statt der Fährte des lancierten Hirsches eine andere aufnehmen; in diesem Falle muß die Meute sogleich gestoppt und wieder auf die richtige Fährte gebracht werden. — Changeconto, im Buchhandel Conto über den Tausch von Verlagsartikeln.

Changeant (frz.), wechselnd, veränderlich; ein Kolorit, bei welchem Mitteltöne und Schatten keine naturgemäße, sondern eine willkürliche buntfarbige Abänderung der Grundfarbe sind.

Changeant (frz. taffetas changeant, étoffe glacée, engl. shot fabric), ein durch den Wechsel der Lichtwirkung in zwei Farben schillernder Stoff, bei welchem Kette und Einschlag von verschiedener Farbe sind, eigentlich aus Seide (Schillertaft), doch vielfach in Wolle nachgeahmt.

Changement (frz.), Vertauschung, Änderung, Wechsel; changieren, wechseln, verändern, sich verändern; im Buchhandel: Verlagsartikel tauschen.

Chanka (arab.), mohammedan. Kloster.

Chankendi («Dorf des Chan»), Ort in Kaukasien, Gouvernement Jelisabethpol, Kreis Schuscha, meist von Soldaten und Militärbeamten bewohnt. Dabei liegt ein großer Garten der ehemaligen Karabachschen Chane, in welchem jetzt ein großes Seidengeschäft eingerichtet ist.

Channing (William Ellery), der Hauptbegründer des amerikan. Unitarismus, geb. 7. April 1780 zu Newport, der Hauptstadt von Rhode-Island, studierte seit 1796 im Harvard-College in Cambridge bei Boston, war dann einige Jahre Hauslehrer zu Richmond in Virginien und ward 1803 Prediger einer kongregationalistischen Gemeinde in Boston. Hier wirkte C. bis zu seinem Tode, der auf einer Reise zu Bennington im Staate Vermont 2. Okt.

1842 erfolgte. Als das Wesentliche in der Religion erschien ihm der «moralische Enthusiasmus», während die Dogmen als unwesentlich beiseite gestellt wurden. Besonders anstößig erschien die Lehre von der Gottheit Jesu und die davon untrennbare Trinitätslehre. Deshalb hielt sich C., obgleich ihm jeder Dogmatismus, auch der unitarische, als Verkehrung der Religion erschien und er sich am liebsten als «liberalen Christen» bezeichnete, zur Gemeinschaft der Unitarier, welche durch seine Thätigkeit sich stark ausbreitete. In hingebender Arbeit im Dienste christlicher Liebe war C. unermüdlich für Aufhebung der Sklaverei, für Bekämpfung der Trunksucht, für Besserung der Verbrecher, für Bewahrung jugendlicher Fabrikarbeiter und andere Aufgaben sittlich bessernder und bewahrender Thätigkeit. Als Kanzelredner war C. hoch geehrt. Im J. 1880 veranstalteten die Unitarier Amerikas zu seinen Ehren eine große Säkularfeier. Die beste Ausgabe seiner Schriften erschien in Boston 1878. Ins Deutsche ist eine Auswahl derselben übersetzt von Sydow und Schulze (15 Bdchn., Berl. 1850—53). Über sein Leben vgl. «Memoir of William Ellery C. With extracts from his correspondence and manuscripts» (10. Aufl., 3 Bde., Boston 1874).

Chanpur, Stadt im indo-brit. Vasallenstaat Bahawalpur (s. d.).

Chanson (frz.) hieß sonst in Frankreich jedes singbare epische oder lyrische Gedicht. So waren in der ältern nordfranz. Poesie die Chansons de geste aus Volksliedern erwachsene größere epische Dichtungen (z. B. die Chanson de Roland), welche wenigstens in der Weise der Opernrecitative unter Instrumentenbegleitung von Spielleuten (Jongleurs) vorgetragen wurden. Vorzugsweise gilt C. jedoch von lyrischen Gedichten, die anfangs, vom 12. bis 13. Jahrh., von der Art der Canzone (s. d.) waren und nach eigens dazu komponierten Melodien vorgetragen wurden, später den Namen C. auch dann trugen, wenn sie überhaupt strophische Gliederung sowie singbare Form und heitern Inhalt hatten, mit Schlußreimen (refrains) versehen waren oder nicht. Die C. der letztern Art ist nationalfranzösisch und als Nationallied auch franz. Volkslied. Bis zum 16. Jahrh. hatte die volksmäßige, heitere oder ernste C. in Frankreich vorherrschend den Charakter des Liebesliedes. Später wurde diese Form gewählt, um das Volk zu erregen und seinen Gefühlen über öffentliche Personen und Begebenheiten, von welchen es Schaden oder Vorteil hatte, Sprache und Ton zu verleihen. Anekdoten und Vorfälle des Tags, Glückswechsel in Kriegs- und Friedensangelegenheiten, große Dinge von der scherzhaften Seite genommen fanden darin Rüge oder Lob, meistens Rüge. Zu den Zeiten der Ligue und Fronde war Paris und ganz Frankreich voll von solchen satirischen Liedern, die bei allem Wechsel der Parteien und bei aller Beschränkung der Preßfreiheit auch später nie ausgingen und handschriftlich oder durch den Druck Verbreitung fanden. Die Anfänge der Revolution wurden ebenso lustig in C. besungen als vorher die Freuden- und Leidensgeschichten unter dem Maitressenregiment. Als dann die Dinge eine blutige Wendung nahmen, kam der revolutionäre Geist auch im Volksgesange zum Durchbruch und ließ einige Lieder aufkommen, z. B. die «Carmagnole» und das «Ça ira», welche auf das Volk eine fanatisierende Wirkung ausübten, bis unter Napoleon I. die C. ihren alten Charakter fröhlicher Laune wieder annahm. Der tragische Sturz des Kaiserreichs und die darauf erfolgende kirchliche und polit. Restauration brachten in die Liedergattung einen sentimental-elegischen oder leidenschaftlich gereizten Ton, wie ihn Béranger anstimmte, dessen ungemein populäre C. mit dem tiefsten Haß gegen das alte Priester- und Königtum die glühendste Liebe des in der Revolution errungenen neuen Staatsrechts und Waffenruhms atmen. Bei seinen meist sozialistischen Schwärmereien zugethanen Nachfolgern, wie bei dem pariser Chansonnier Pierre Dupont, erhielt endlich die C. den Ausdruck eines düstern und erbitterten Demokratismus.

Chansonette (frz.), kleines Lied, meist von komischem oder frivolem Inhalt.

Chant (frz.), Gesang; C. du départ, ein von Marie Joseph Chénier 1794 gedichtetes, von Méhul komponiertes Kriegslied, welches nächst der Marseillaise die populärste Nationalhymne während der ersten Revolution war.

Chantage (frz.), eigentlich Fischfang, wobei großer Lärm gemacht wird, um die Fische in die Nähe zu treiben; dann Gelderpressungsversuch durch die Drohung, denjenigen, bei dem die Erpressung versucht wird, öffentlich bloßzustellen, falls er das Geld verweigert.

Chantal (Jeanne Françoise Frémiot de), Stifterin des Ordens der Heimsuchung, geb. 1572 zu Dijon, stiftete auf Anregung des heil. Franz von Sales 1610 den genannten Orden, der bei ihrem Tod, 1641, schon 87 Klöster zählte. Benedikt XIV. sprach C. selig, Clemens XII. heilig.

Chantant (frz.), singend, mit Gesang verbunden.

Chantelle, Stadt im franz. Depart. Allier, Arrondissement Gannat, 17 km nördlich von diesem Orte, auf einem 300 m hohen Hügel, an der zur Sioule gehenden Bouble, mit (1876) 2014 E., wird als Cantilia im 5. Jahrh. genannt und steht auch auf der Peutingerschen Karte. Im 5. Jahrh. ward es zerstört und dann etwas entfernt wieder aufgebaut; die ursprüngliche Stelle heißt noch jetzt C.-la-Vieille; die neue heißt später C.-le-Château nach einem bedeutenden Schlosse, das im 8. Jahrh. erwähnt wird und dessen Besitzer im 10. Jahrh. die Herren von Bourbon wurden, deren festester Platz es wurde. Nach der Konfiskation der Güter des Connétable de Bourbon ließ Franz I. das Schloß zerstören; noch stehen einige Ruinen desselben.

Chantenay, Stadt im franz. Depart. Untere Loire, Arrondissement Nantes, 4 km westlich von diesem, auf einer Höhe rechts an der Loire, an der Eisenbahn nach St.-Nazaire, zählt (1876) 8490, als Gemeinde 9953 E., welche Steinbrüche bearbeiten, Schiffe bauen, Eisen gießen und schmieden, Zucker raffinieren, Rüböl bereiten, Einsalzen besorgen, Firnis und Knochenkohle herstellen, Plüschfutter anfertigen u. s. w.

Chanterelle (frz.), die sog. Quinte der Violine.

Chanteur (frz.), der Sänger; Chanteuse, die Sängerin.

Chantilly, Stadt im franz. Depart. Oise, Arrondissement Senlis, in 40 m Höhe, an der Nonette und an der Eisenbahn Paris-Creil, 41 km nördlich von Paris, mit (1876) 3497 E. und Fabriken von Knöpfen und Nadeln für Nähmaschinen, Kunsttischlerei, Posamentierwarenfabriken, auch wichtigen Steinbrüchen, verdankt seinen Ruf und Anwachs den Herzögen von Montmorency und seit 1632 der Familie Condé. Die Prinzen dieses Hauses hatten hier

ihren Landsitz, eine prachtvolle und wahrhaft fürstl. Residenz mit allen Dingen, welche ein Königsschloß in der Hauptstadt nur immer aufweisen kann, Schauspielsaal, Bibliothek, Rüstkammer, Bäder, Naturalienkabinett, Marstall für 230 Pferde u. s. w. Ein von Armen der Nonette bewässerter geräumiger Park und ein wildreicher Wald von 2249 ha Fläche bildeten die angemessene Zubehör des Schlosses, das während der Revolution 1790 als Emigrantengut vom Staate eingezogen wurde und franz. Krondomänenbesitz blieb bis zur Restauration, wo die Familie Condé es wiedererlangte. Der Prinz von Condé und der Herzog von Bourbon ließen die während der Revolution zerstörten Schloßgebäude 1814 teilweise wieder aufrichten, und aus der reichen Erbschaft dieses letzten Sprößlings des Condéschen Hauses kam die Besitzung 1830 an den Herzog von Aumale, vierten Sohn Ludwig Philipps. Nach dem Dekret vom Jan. 1852, zufolge dessen kein Mitglied der Orléansschen Familie Grundstücke in Frankreich besitzen konnte, wurde das Schloß nebst allen Dependenzen öffentlich versteigert und Hrn. Bocher zugeschlagen, der jedoch bloß den Namen für den eigentlichen Käufer, den Herzog von Aumale, hergab. Seit 1872 ist es auch nominell wieder im Besitz des Herzogs von Aumale. Die Pferderennen in C., die jedes Jahr dreimal, im Mai, September und Oktober, auf der dortigen großen Wiese stattfinden, sind nicht mehr so besucht und glänzend, seitdem die Wettrennen im Boulogner Gehölz in Aufnahme kamen.

Chantilly-Spitzen, schwarze Spitzen, s. unter Spitzen.

Chantonnay, Marktflecken im franz. Depart. Vendée, Arrondissement Roche-sur-Yon, 31 km östlich von diesem Orte, 3 km vom Großen Lay, an der Eisenbahn Tours-Sables d'Olonne, zählt (1876) 1593, als Gemeinde 3508 E., welche in den umliegenden Steinkohlenlagern arbeiten. Hier schlugen im Juli 1793 die Republikaner die Vendéer, dagegen 5. Sept. 1793 die Vendéer den General Le Comte.

Chantrenne, franz. Gehöft südöstlich von Verneville, ist geschichtlich bekannt geworden durch die heftigen, sehr verlustreichen Kämpfe, welche 18. Aug. 1870 um dasselbe und in der Nähe seitens des preuß. 9. Armeekorps geliefert worden sind. (S. unter Gravelotte.)

Chantrey (Sir Francis), berühmter engl. Bildhauer, geb. zu Jordanthorpe in der Grafschaft Derby 7. April 1781, kam zuerst zu einem Gewürzkrämer in Sheffield, dann zum Holzschnitzer und Vergolder Ramsay in die Lehre. Bei diesem blieb er vier Jahre, worauf er nach London ging, um sich seinen Unterhalt mit Porträts in Miniatur und Kreide zu verdienen. Im J. 1804 stellte er die Büste seines Oheims Dan. Wale aus. Mehr Ruhm erwarb er sich mit der Büste des Philologen Horne Tooke, und als die Heirat mit der Tochter jenes Oheims, welche ihm einiges Vermögen zubrachte, ihn in den Stand setzte, ein Haus zu kaufen und eine Werkstatt einzurichten, wurde er bald mit Aufträgen überhäuft. Die Stadt London übertrug ihm nun die Ausführung des Standbildes Georgs III. Dann entwarf er die Zeichnung zu dem Denkmal Nelsons am Seeufer bei Yarmouth. Allein die Idee, das Bild desselben, mit dem Sterne auf der linken Brust, der des Nachts erleuchtet werden sollte, als Pharus, 43 m hoch, auf einem weit in die See hinausragenden Damme und auf einem Piedestal von den Vorderteilen der dem Feinde genommenen Schiffe aufzustellen, war zu riesenhaft, als daß sie hätte ausgeführt werden können. Sein gelungenstes Werk ist wohl die Gruppe der schlafenden Kinder in der Kathedrale zu Lichfield. Außerdem arbeitete er noch eine andere (sitzende) Idealfigur, die Resignation vorstellend. Im übrigen war sein Meißel der Porträtstatue und Büste, dann auch den Grabmonumenten gewidmet. Die Reiterstatue Georgs IV. in Bronze, die auf dem Trafalgarplatz in London aufgestellt ist, bewies jedoch, daß er keine Pferde darzustellen verstand, welcher Tadel auch sein letztes Werk, die kolossale Reiterstatue des Herzogs von Wellington, trifft, die überhaupt nicht zu seinen glücklichsten Schöpfungen gehört und nur im Modell von ihm beendet wurde. Die Statue wurde nach C.s Tode, der 25. Nov. 1841 erfolgte, von Weeks ausgeführt und 1844 enthüllt. Seit 1816 war C. Mitglied der londoner Akademie sowie derjenigen von Rom und Florenz; 1835 erhielt er die Ritterwürde. C.s Verdienst als Porträtbildner ist bedeutend; das Talent, zu individualisieren, besaß er in hohem Grade. Vgl. Jones, «Sir Francis C., recollections of his life, practice and opinions» (Lond. 1849); Holland, «Memorials of C.» (Lond. 1851).

Chanuka (Weihe) ist der Name des Festes, welches nach 1 Makkab. 4, 59 zur Erinnerung an die 164 v. Chr. stattgehabte Wiedereinweihung des jerusalemischen Tempels durch Juda Makkabäus, nachdem er von den Syrern entweiht worden, acht Tage lang vom 25. Kislar (Dez.) an noch jetzt bei den Juden gefeiert wird. Das denkwürdige Ereignis, an welches auch 2 Makkab. 1, 1–18 erinnert wird, wurde zunächst durch Anzünden von Lichtern im Tempel gefeiert, daher das Fest bei Josephus das Lichterfest heißt. Auf Grund einer spätern, im Megillat Taanit und im Talmud mitgeteilten Sage, daß man bei der Restauration des Tempels nur noch ein von den Syrern nicht entweihtes Ölkrüglein gefunden, dessen Inhalt wunderbarerweise acht Tage lang reichte, feiern die Juden jetzt das C., indem sie am ersten Abend ein Licht und an jedem folgenden eins mehr, bis zu acht anzünden. Einzelne für das Fest bestimmte liturgische Stücke haben auch Reminiscenzen an die Geschichte der Judith aufgenommen.

Chanykow (Nikolas von), russ. Orientalist und Reisender, geb. 24. Okt. 1819 im Gouvernement Kaluga, wurde erzogen im Lyceum von Zarskoje-Selo. Er nahm 1839—40 an dem Zug Perowskys nach Chiwa teil, bereiste 1841—42 die centralasiat. Steppen, war dann beim russ. Konsulat in Persien angestellt, das er nach verschiedenen Richtungen durchforschte. Er starb 15. Dez. 1878 in Rambouillet bei Paris. Er veröffentlichte 1843 in russ. Sprache eine Beschreibung des Chanats Bokhara (englisch von De Bode 1845), ferner: «Mémoire sur la partie méridionale de l'Asie centrale» (1861), «Étude sur l'instruction publique en Russie» (1865), «Mémoire sur l'Ethnographie du Perse» (1866).

Chanzy (Antoine Eugène Alfred), franz. General und Diplomat, geb. 18. März 1823 zu Nouart im Depart. Ardennen, trat 1841 in die Militärschule von St.-Cyr und diente dann in Afrika. Nachdem er 1859 am ital. Feldzuge teilgenommen und wegen seiner Thätigkeit in der Schlacht von Solferino zum Oberstlieutenant befördert worden war, kehrte er wieder nach Afrika zurück, wurde 1864 Oberst und 1868 Brigadegeneral. Im Deutsch-

Französischen Kriege von 1870 erhielt er erst im Oktober von Gambetta das Kommando einer Division und wurde 5. Dez. zum Oberbefehlshaber der Zweiten Loirearmee ernannt. Als solcher faßte er den Plan, das cernierte Paris zu entsetzen, focht 9. Nov. bei Coulmiers glücklich, wurde aber 2. Dez. bei Loigny, 7. bis 10. bei Beaugency, 15. Dez. bei Vendôme und entscheidend 10. bis 12. Jan. 1871 bei Le Mans geschlagen. Sein Heer suchte sich in eiliger Flucht auf zwei verschiedenen Straßen zu retten, und zwar nördlich nach Alençon und Marcon und westlich auf Laval, hart verfolgt durch die Generale Schmidt und Ranzau. Erst bei Rennes an der Sarthe, im Depart. Mayenne, fanden die Trümmer des geschlagenen Heeres einige Ruhe. Nur der bald folgende dreiwöchentliche Waffenstillstand, welchen die Kapitulation von Paris herbeiführte, schuf die Möglichkeit, dies aufgelöste Heer wenigstens etwas wieder zu ordnen. C. verlegte sein Hauptquartier nach Poitiers und wurde bald danach von der damaligen Regierung nach Paris zur Teilnahme an den auf Abschluß eines Präliminarfriedens abzielenden Vorberatungen geladen. Zum Mitglied der Nationalversammlung gewählt, siedelte er mit derselben Anfang März nach Versailles über und geriet 20. d. M. in die Gefangenschaft der Aufständischen in Paris, wurde jedoch 26. März seiner Haft entlassen und kehrte nach Versailles zurück, um seinen Platz in der Nationalversammlung wieder einzunehmen.

C. war entschieden derjenige franz. Heerführer, welcher verhältnismäßig die günstigsten Waffenerfolge während des letzten Kriegs mit neuformierten Truppen erreichte; er legte große Zähigkeit an den Tag, vereinigte Vorsicht mit Unternehmungslust, bewies richtiges militärisches Urteil und gediegene Erfahrung. Er veröffentlichte ein im ganzen maßvoll geschriebenes Werk über seine Kriegsthätigkeit: «La deuxième armée de la Loire» (Par. 1871; deutsch von Busse, Hannov. 1873). Von deutscher Seite enthalten einige, zuerst in den «Jahrbüchern für die deutsche Armee und Marine» veröffentlichte, von dem preuß. Generalstabs-Hauptmann Freiherrn von der Goltz auf Grund der Operationsakten des Oberkommandos der Zweiten Armee bearbeiteten Monographien das beste Material für eingehendes Studium der Operationen gegen die franz. Westarmee unter C. Über die Thätigkeit der Armee-Abteilung des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin erschien eine selbständige Darstellung.

C. gehört der republikanischen Partei an und besaß früher das unbedingte Vertrauen Gambettas. Er wurde im Juni 1873 zum kommandierenden General des 19. Armeekorps ernannt und mit dem Generalgouvernement in Algerien betraut, eine Auszeichnung, zu welcher seine anerkannte Tüchtigkeit für die Verwaltung wohl ebenso viel beigetragen hat als seine Popularität und polit. Parteistellung, welche seine Verwendung außerhalb des eigentlichen Frankreich der damaligen Regierung wünschenswert erscheinen ließen. Bei der Präsidentenwahl erhielt C. im Jan. 1879 ohne sein Wissen und Wollen 99 Stimmen, was den Präsidenten Grévy veranlaßte, ihn 13. Febr. 1880 der Stellung in Algerien zu entheben und weiter von Frankreich zu entfernen. C. ging als Botschafter nach Petersburg, legte diese Stellung jedoch nieder, als Gambetta 1881 an die Spitze des Ministeriums berufen wurde, und kehrte nach Frankreich zurück. Im J. 1882 wurde C. wieder in die aktive Generalität einrangiert und zum Mitgliede des Oberkriegsrats der Armee sowie der franz. Landesverteidigungskommission ernannt. Er gilt für denjenigen General, der die meiste Anwartschaft besitzt, im Falle eines großen Kriegs mit dem Oberbefehl über die Heere Frankreichs betraut zu werden.

Chaomantie (grch.), Wahrsagung aus Luft- und Wettererscheinungen.

Chaoner, der dritte der drei großen Stämme, aus denen in histor. Zeit sich das Volk des sog. Epirus zusammensetzte. Die Landschaft Chaonia umfaßte das Küstengebiet am Sund von Kerkyra von den Akrokeraunien (Kap Linguetta) bis zum Fluß Thyamis. (Vgl. Chonia.)

Chaos (grch.) ist eigentlich soviel wie gähnender Raum, hohler Abgrund, bezeichnet aber im Sinne der Alten nicht sowohl den leeren Raum, als die unermeßliche formlose Masse, die noch ungeformte Materie, aus welcher die Welt entstanden sein sollte. Nach Hesiod war zuerst das C., darauf entstand Gäa (die Erde) und Eros (die Liebe als die bildende und bewegende Kraft). Aus dem C. ging Erebos (der finstere Abgrund) hervor und Nyx, die Nacht, und diese zeugten miteinander den Äther und den Tag. In einer der Theogonien der Orphiker brachte Chronos (die Zeit) den Äther und das C. hervor. Dichter wie Ovid fassen es als verworrene Masse, die alles ungeschieden in sich enthielt, auf. In übertragener Bedeutung braucht man den Ausdruck C. von jeder ungeordneten, verworrenen Masse.

Chapala, ein etwa 3600 qkm großer, wundervoller See auf der Hochebene Mexikos, in den Staaten Xalisco und Michoacan, mit malerischem Wasserfalle; ihn durchfließt der bei Mexiko entspringende Rio Grande de Santiago oder de Lerma. Den fischreichen See umgeben rings steile, hohe und kahle Berge.

Chapeau (frz.), Hut; auch Herr im Gegensatz zur Dame, besonders im Tanze; C. bas, Arm-Klapphut, meist von schwarzem, seidenem Zeuge, ganz flach, sodaß er nicht auf den Kopf gesetzt, sondern nur unter dem Arm getragen werden konnte, später verdrängt durch den C. claque (richtiger C. à claque) oder nur Claque, ein dreieckiger, zusammendrückbarer Hut, welcher jetzt noch zum Galaanzug von Civilpersonen gehört. Außerdem nennt man C. claque auch den aus Tibetstoff gefertigten Gibushut (nach dem Erfinder Gibus in Paris genannt), welcher mit einem Mechanismus versehen ist, sodaß er sich zusammenklappen und durch einen Druck wieder ausspannen läßt. C. bas heißt auch: Hut ab! und: mit abgenommenem Hute.

Chapelain (Jean), franz. Dichter, geb. zu Paris 4. Dez. 1595, hatte ursprünglich Medizin studiert, wurde dann Erzieher der Söhne des Marquis de la Trousse und widmete sich seitdem dem Studium der Sprachen und der Dichtkunst. Durch eine Vorrede zu Marinis «Adone», der in Paris erschien, zog er zuerst die Aufmerksamkeit des Kardinals Richelieu auf sich. Er war eins der ersten Mitglieder der Akademie und um deren Einrichtung besonders verdient. Seine «Pucelle», bereits um 1630 begonnen, mithin einer der frühesten epischen Versuche der modernen franz. Litteratur, hatte durch ihre frühzeitige Ankündigung und durch die 20jährige Verzögerung ihres Erscheinens Erwartungen angeregt, denen sie bei ihrer endlichen Veröffentlichung (1656) nicht zu genügen vermochte. Zwar

verkaufte man in den ersten 18 Monaten sechs Ausgaben der erschienenen ersten 12 Bücher des Gedichts; aber bald wurde das Werk ein Gegenstand des Spottes und sank in Vergessenheit. Die Trockenheit der Erzählung, der Mangel jedes anziehenden Details, Trivialitäten des Ausdrucks, der Bilder und der Erfindung bei erkünsteltem Pathos vermochten niemand glauben zu machen, daß die «Pucelle» ein im Sinne der Alten korrektes Epos sei, wofür sie sich ausgab. C. starb 22. Febr. 1674. Die vollständigste Ausgabe seines Gedichts in 18 Büchern erschien zu Genf (1762).

Chapel-en-le-Frith, Stadt in der engl. Grafschaft Derby, 53 km im NNW. von Derby, an der Nordwest- und Midland-Eisenbahn, mit (1881) 10383 E., welche Kattun und Papier fabrizieren und Kalk brennen, Blei und Kohlen abbauen.

Chapelet (frz.), Rosenkranz als Gebetschnur.

Chapelgórris (span., Rotmützen), leichtbewaffnete, irreguläre baskische Truppen, die als Anhänger der Christinos gegen die Karlisten kämpften.

Chapelhill, Stadt im Staate Nordcarolina der Vereinigten Staaten von Amerika, Grafschaft Orange, am New-Hope, mit 3000 E., ist Sitz der 1788 gegründeten Universität von Nordcarolina mit einer Bibliothek von 14000 Bänden, chem. Laboratorium und einer Mineraliensammlung.

Chapelier (Isaac René Guy le), Mitglied der franz. Nationalversammlung von 1789, geb. zu Rennes 12. Juni 1754, Sohn eines Advokaten, trat in dieselbe Carriere ein und that sich schon 1787 in dem Kampfe der Regierung gegen die Parlamente als eifriger Anhänger der populären Partei hervor. Infolge davon als Repräsentant des dritten Standes von Rennes in die Generalstände gewählt, trat er nach deren Umwandlung zur Nationalversammlung als einer der beliebtesten und besten Redner und Führer der Bewegungspartei auf, erklärte sich gegen den Bankrott und betrieb die Errichtung der Nationalgarde. In der Nacht des 4. Aug. 1789 war er Präsident der Nationalversammlung. Später setzte er die Wahl der Richter durch das Volk, das geistige Eigentumsrecht der Autoren und andere Gesetze durch. Die wachsende Anarchie trieb ihn in konstitutionellere Bahnen zurück und machte ihn den Terroristen verhaßt, die ihn, als er es wagte, von England, wohin er sich begeben, zurückzukehren, vor das Revolutionstribunal und auf das Blutgerüst brachten (22. April 1794).

Chapelle (frz.), Kapelle.

Chapelle (La Chapelle-St.-Laurent), Marktflecken im franz. Depart. Deux-Sèvres, Arrondissement Parthenay, mit dem Château des Mottes, einem kelt. Tumulus, Fabriken für Tuch, Taft, Seidenhüte, Chemikalien u. s. w. und 1800 E.

Chapelle (Claude Emmanuel Lhuillier, genannt), franz. Dichter, war 1626 zu Chapelle-St.-Denis bei Paris geboren, nach welchem Ort er sich nannte, und Schüler Gassendis (s. d.). Er besaß die Freundschaft der ausgezeichnetsten seiner Zeitgenossen, wie Racines, Boileaus, Molières, Lafontaines u. a. Seine Schriften tragen durchweg das Gepräge seines Charakters: Munterkeit und Witz. In hohem Grade besaß er das Talent geistreicher Causerie. Er starb 12. Sept. 1686. Seine mit Bachaumont gemeinschaftlich geschriebene «Voyage en Provence et en Languedoc» (1663, neueste Aufl. 1874) ist in gefälliger Prosa geschrieben und mit Gedichten untermischt. Auch schrieb er viele gefällige Lieder, Sonette und Episteln. Seine «Oeuvres» erschienen öfters (z. B. Par. 1755) mit denen Bachaumonts zusammen.

Chaperon (frz.), eine Kopf und Hals bedeckende Kappe, die im Mittelalter von beiden Geschlechtern getragen wurde; C. rouge, Rotkäppchen. C. heißt auch eine ältere Person als Schutz und Geleit junger Damen; chaperonnieren, eine junge Dame als C. begleiten, bemuttern. — In der Baukunst ist C. die nach beiden Seiten abfallende Abdeckung einer Hof- oder Gartenmauer, deren First die Grenzlinie zwischen zwei nebeneinander liegenden Grundstücken bildet.

Chapetones (span.), die neu eingewanderten europ. Ansiedler in Südamerika im Gegensatz zu den in Amerika geborenen, von Europäern abstammenden Kreolen.

Chapitre (frz.), Kapitel; chapitrieren, abkanzeln, den Text lesen.

Chaplin (Charles), franz. Maler und Kupferstecher, geb. 8. Juni 1825 zu Andelys, war Schüler Drollings, malte anfangs Landschaften, ging aber dann zur Boudoirmalerei in der Weise Bouchers über. Zu seinen frühern Bildern gehören: Der heil. Sebastian, Dorfstraße in der Auvergne, Abend in der Heide, Der Morgen; zu den spätern: Diana, Die Seifenblasen, Das Kartenhaus, Die Lottospielerin, Geburt der Venus u. s. w., auch viele Porträts. Als Kupferstecher radierte er nach Rubens, Watteau, Vida und eigenen Kompositionen.

Chapman (George), engl. dramatischer Dichter und Übersetzer, geb. 1557 zu Hitching Hill in der engl. Grafschaft Hertford, studierte im Trinity College zu Oxford, lebte dann in London in freundschaftlichem Verkehr mit Shakspeare, Spenser, B. Jonson und andern zeitgenössischen Dichtern und starb 12. Mai 1634 zu London. Neuerdings ist die Vermutung aufgestellt worden, daß er in Deutschland gewesen sei, weil er in seinem Trauerspiel «Alphonsus, Emperor of Germany» (herausg. von Elze, Lpz. 1867) eine eingehende Kenntnis deutscher Sitten und der deutschen Sprache an den Tag legt. C. schrieb im ganzen 18 Dramen; seine Tragödien sind ungenießbare Schauerstücke, von seinen Lustspielen ist nur das im Verein mit B. Jonson und Marston geschriebene «Eastward Ho!» (1605) erwähnenswert, das die Verfasser wegen einer mißliebigen Anspielung auf die Schotten ins Gefängnis brachte, und welchem Hogarth die Idee zu seinem «Idle apprentice» entnahm. Eine Gesamtausgabe von C.s Dramen erschien zu London (3 Bde., 1873). Höher steht C. als der erste engl. Homerübersetzer und wird als solcher bis auf den heutigen Tag geschätzt (Ausgabe von Rev. R. Hooper, 1857—58). Eine Gesamtausgabe seiner Werke besorgte Richard Herne Shepherd (Lond. 1874).

Chapman (James), engl. Afrikareisender, kam um 1840 nach Natal, von wo er Handels- und Jagdreisen ins Innere unternahm. Er besuchte mehrmals den Ngamisee und ging 1855 von da nach der Walfischbai, dann 1860 von hier nach den Victoriafällen des Zambese und kam 1863 wieder nach der Walfischbai zurück. Er starb 6. Febr. 1872 zu Du Toits Pan in Neugriqualand. C. schrieb: «Travels in the interior of South-Africa» (2 Bde., Lond. 1868).

Chappe (frz. chape, engl. spun silk), Seidengarn, s. unter Seide.

Chappe (Claude), der Erfinder des franz. optischen Telegraphen, geb. zu Brûlon im franz. Depart.

Sarthe 1763, erregte schon in seiner Jugend durch einige Abhandlungen im «Journal de physique» Aufmerksamkeit. Bereits im Seminar zu Angers soll C. sich seinen ½ Stunde von ihm entfernt in einem Pensionat lebenden beiden Brüdern durch sichtbare Zeichen verständlich zu machen gesucht haben. Nach mehrern, zum Teil vergeblichen Versuchen erfand er, unterstützt von seinen Brüdern Abraham und Ignace, den nach ihm benannten optischen Telegraph (s. unter Telegraphie) und übergab 1792 der Nationalversammlung die Beschreibung desselben, worauf 1793 die Anlegung der ersten telegr. Linie zwischen Paris und Lille befohlen und 1794 fertig gestellt wurde, welcher bald viele andere von beträchtlicher Ausdehnung folgten, von vorwiegend militärischer Bedeutung. Der Kummer darüber, daß man ihm durch Hinweis auf ältere Versuche die Ehre seiner Erfindung streitig zu machen suchte, versenkte ihn in eine tiefe Melancholie, in welcher er 23. Jan. 1805 sich in einen Brunnen stürzte und so sein Leben selbst endete.

Sein Bruder, Ignace Urbain Jean C., geb. 1760 zu Rouen, der nach ihm Telegraphendirektor wurde, unter Villèles Ministerium 1823 zugleich mit seinem Bruder Pierre seinen Posten verlor und 26. Jan. 1829 in Paris starb, hat sich durch die «Histoire de la télégraphie» (2 Bde., Par. 1824) verdient gemacht. Die beiden andern Brüder, René und Abraham, standen 1823—30 an der Spitze der franz. Telegraphenverwaltung.

Chappe d'Auteroche (Jean), Astronom, Oheim der vorigen, geb. 2. März 1722 zu Mauriac in Auvergne, widmete sich ursprünglich dem geistlichen Stande, wendete sich aber dann vorzugsweise dem Studium der Astronomie zu. Als Mitglied der Akademie ward er beauftragt, 1761 zu Tobolsk den Durchgang der Venus durch die Sonne zu beobachten. Nach Paris zurückgekehrt, arbeitete er seine «Voyage en Sibérie fait en 1761» (2 Bde., Par. 1768, mit Atlas) aus, die viel Lehrreiches enthält. Einige ungünstige Bemerkungen über Rußland, welche darin vorkamen, wurden von der Kaiserin Katharina II. und Schuwalow in dem «Antidote ou examen du mauvais livre superbement imprimé, intitulé: Voyage de l'abbé C.» (2 Bde., Amsterd. 1771) in brüsker Weise beantwortet. Behufs einer ähnlichen Beobachtung unternahm C. 1769 auf Veranlassung der Akademie eine Reise nach Californien und starb zu San-Lucar 1. Aug. 1769. Seine «Voyage en Californie» (Par. 1772) wurde von C. F. Cassini herausgegeben.

Chaptal (Jean Antoine), Graf von Chanteloup und Pair, berühmter franz. Chemiker, geb. 5. Juni 1756 zu Nogaret im Depart. Lozère, lebte als praktischer Arzt und Lehrer der Chemie zu Montpellier, als die Revolution ausbrach, und zeichnete sich dort 1791 bei der Bestürmung der Citadelle durch Mut und Entschlossenheit aus. Als er 1793 zur Zeit, da es an Pulver mangelte, nach Paris berufen wurde, bewirkte er durch Thätigkeit und seine chem. Kenntnisse, daß die Fabrik zu Grenelle täglich 3500 Pfd. Pulver lieferte und so allem Pulvermangel abgeholfen war. Nachdem er 1794 nach Montpellier zurückgekehrt, erhielt er eine Verwaltungsstelle im Depart. Hérault und die für ihn daselbst errichtete Professur der Chemie. Er wurde 1798 Mitglied des Instituts, zeigte sich der Sache des 18. Brumaire sehr ergeben, worauf ihn 1799 der Erste Konsul zum Staatsrat und 1800 zum Minister des Innern ernannte. Weil er sich aber weigerte, in einem seiner Berichte zu erklären, daß der von Napoleon I. aus polit. und finanzwirtschaftlichen Gründen protegierte Rübenzucker besser sei als der aus Zuckerrohr, so fiel er 1804 in Ungnade; doch schon 1805 berief ihn der Kaiser zum Mitgliede des Erhaltungssenats. Während der Hundert Tage war er Staatsminister und Direktor des Handels und der Manufakturen. Nach der Restauration trat er in den Privatstand zurück; aber im März 1816 ernannte ihn Ludwig XVIII. zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften und 1819 zum Pair. Er starb zu Paris 30. Juli 1832. Seine Hauptschriften sind die «Chimie appliquée aux arts» (4 Bde., Par. 1807; deutsch von Hermbstädt, Berl. 1808), die «Chimie appliquée à l'agriculture» (2 Bde., Par. 1823; 2. Aufl. 1829) und «Le perfectionnement des arts chimiques en France» (Par. 1800).

Chaptalisieren heißt eine Methode der künstlichen Weinverbesserung nach ihrem Erfinder, dem franz. Chemiker Chaptal (s. d.). Sie besteht darin, daß man in solchen Jahren, wo die Traube nicht gehörig gereift ist und infolge dessen ein Übermaß von Säure besitzt und Mangel an Zucker hat, den Säuregehalt auf die richtige Menge reduziert und den fehlenden Zucker zusetzt. Ein normaler Traubenmost enthält im Liter 6 g Weinsäure und durchschnittlich 200 g Zucker. Wenn nun aus unreif gebliebenen Trauben gekelterter Most im Liter 9 g Säure und nur 150 g Zucker enthält, so wird daraus notwendigerweise nur ein saurer, nicht feuriger Wein werden können; bringt man aber Säure und Zucker in das richtige Verhältnis, so ist aus solchem Moste, wenn zwar kein hochfeiner, so doch ein sehr trinkbarer Wein zu machen. Dies kann so geschehen, daß man auf je 3 g Säure Überschuß 2 g auf das feinste gepulverten, staubfeinen Marmor zufügt und so viel Zucker in dem Moste löst, bis dieser an der Mostwage den gewünschten Gehalt zeigt. Das Marmorpulver ist kohlensaurer Kalk, dieser neutralisiert einen entsprechenden Anteil der vorhandenen Säure und wird dabei als gänzlich unlöslicher weinsaurer Kalk abgeschieden, sodaß von dem zugesetzten Material nichts in dem fertigen Wein zurückbleibt. Nach dem deutschen Nahrungsmittel-Verfälschungs-Gesetz ist zwar das C. nicht verboten, aber der so behandelte Wein darf nicht anders als mit der Bezeichnung «Chaptalisiert» oder «Kunstwein» in den Handel gebracht werden.

Chapu (Henri Michel Antoine), franz. Bildhauer, geb. 29. Sept. 1833 zu Mey im Depart. Seine-Marne, war Schüler von Pradier und Duret. Er wählte sich namentlich Gegenstände aus dem Gebiet der Allegorie und Mythologie, seit neuerer Zeit liefert er auch Porträtstatuen. Unter seinen Werken sind zu nennen: die Statue der Deklamation an der Façade der Neuen Oper zu Paris, die der Mechanik im Palast des Handelsgerichts daselbst, Hermes, die Jungfrau von Orléans (diese beiden im Luxembourg), die Statue der Jugend für das Denkmal des Malers Regnault, die 1880 in Sens errichtete Statue Jean Cousins u. a.

Chapultepec, Stadt im Staate Mexiko der gleichnamigen Republik, 5 km westlich von der Hauptstadt, war einst Residenz der alten Könige. Zu Ende des 17. Jahrh. ließ Vizekönig Galvez auf einem hohen Felsen ein seltsam aussehendes Schloß bauen, das jetzt als Militärschule benutzt wird. Von

hier geht eine der Wasserleitungen aus, welche die Hauptstadt versorgen. Der Ort zeichnet sich durch die Fülle seiner schönen Vegetation aus. Der Park am Fuße des Bergs ist dem botan. Garten von Mexiko überlassen; in ihm stehen drei Cypressenstämme (Cupressus disticha) von 9—13 m Umfang.

Char (frz.), Wagen; C. à bancs, offener, leichter Wagen mit mehrern Bänken in der Längsrichtung.

Chara *L.*, Algengattung aus der Familie der Characeen. Die Arten derselben, gegen 17, sind über die ganze Erde zerstreut, in Europa kommen gegen 12 vor. Es sind sämtlich Wasserpflanzen und zwar wachsen sie sowohl im süßen Wasser wie auch in salzigen Binnenseen. Diejenigen Arten, welche in Deutschland am häufigsten vorkommen, sind Ch. fragilis *Desv.* und Ch. foetida *A. Br.* In den salzigen Seen Deutschlands finden sich ebenfalls nicht selten die beiden Arten Ch. crinita *Wallr.* und Ch. ceratophylla *Wallr.* (Über die Form der Vegetations- und Fortpflanzungsorgane vgl. Algen 3. D.)

Characeen, s. unter Algen 3. D.

Character indelebilis (lat.) heißt in der kath. Kirche die den drei Sakramenten der Taufe, der Firmung und der Priesterweihe beigelegte Kraft, durch ihre Vollziehung an den Empfängern des Sakraments eine durch nichts wieder aufzuhebende («unzerstörbare») geistliche Wirkung hervorzubringen. Jene drei Sakramente können daher im Unterschiede von den vier andern nicht wiederholt werden.

Charade (frz.) oder Silbenrätsel nennt man ein Rätsel, dessen Gegenstand ein mehrsilbiges Wort ist, das man zu erraten aufgibt, indem man die einzelnen Silben als für sich bestehende Worte und dann das Ganze in der Art eines Rätsels umschreibt. Die verschiedenen Rätsel, welche eine C. enthält, sind womöglich in eine sinnreiche Beziehung zueinander und zu dem ganzen Worte zu bringen.

Charadsch, ein von sämtlichen mohammed. Nationen aufgenommenes arab. Wort, bedeutet im allgemeinen eine Staatssteuer, speziell aber im Türkischen die Dschisieh der islamit. Rechtssprache, d. h. die Kopfsteuer, zu deren Zahlung die Nichtmohammedaner bei ihrer Unterwerfung sich verpflichten mußten, um dem islamit. Gesetz gegenüber nicht vogelfrei dazustehen. Auch der Jahrestribut der zu der Pforte in Schutz- und Suzeränetätsverhältnis getretenen autonomen christl. Staaten, wie der Republik Ragusa und der Donaufürstentümer, wurde von den Türken C. genannt; vorzugsweise aber bezeichnete der Ausdruck immer die Abgabe, welche den innerhalb des osman. Gebiets lebenden Rajah, und zwar von Eintritt der Pubertät bis an den Tod, als Charadschi-Ra's, d. i. Kopfsteuer, auferlegt war. Die Zahlungspflichtigen zerfielen in drei Klassen: die Reichen, die Wohlhabenden und die Armen; erstere hatten in der Türkei ursprünglich den Wert von 4 kahiriner Kettenzechinen, die zweite Klasse von 2 und die dritte von 1 Zechine zu zahlen. Durch die Verschlechterung der türk. Münze, in welcher die Abgabe erhoben wurde, verringerte sich die daraus resultierende Staatseinnahme so bedeutend, daß wiederholt eine Erhöhung ihres Nennwertes vorgenommen wurde, ohne daß der ursprüngliche Betrag jemals überschritten oder nur erreicht worden wäre; zuletzt wurde sie unter Sultan Mahmud II. auf 60, 30 und 15 Piaster (10, 5, 2½ Mark) festgesetzt. Obwohl demnach der C., dessen Einhebung der islamit. Staat trotz der geringen Einträglichkeit als religiöse Pflicht betrachtete, durchaus nicht drückend für die Pflichtigen genannt werden kann, und obwohl die Pforte zur leichten Erledigung aller darauf bezüglichen Beschwerden einen besondern Oberbeamten, den Charadschtschi-Baschi, eingesetzt hatte, so blieb doch die Abgabe sowohl wegen ihres ursprünglichen Charakters wie auch wegen der Gewalt, welche den Charadschtschis, d. i. den Hebebeamten, meistens ungebildeten Türken, wider die Rajah eingeräumt werden mußte, in hohem Grade verhaßt, und häufige Vexationen von der einen, Defraudationssucht von der andern Seite brachte immer neue Erbitterung zuwege. Deshalb während des Krimkriegs von ihren mächtigen Verbündeten häufig um Abschaffung des C. angegangen, entschloß sich die Pforte nach vielem Widerstreben zu diesem Schritte, und somit erfolgte durch großherrl. Irade (Verordnung) vom 10. Mai 1855 die Aufhebung, welche nachher durch den Hatti-Humajun vom 18. Febr. 1856 bestätigt wurde.

Charakter (grch.) im allgemeinsten Sinne ist die Gesamtheit der Merkmale und Eigenschaften, wodurch sich etwas von andern Dingen unterscheidet. So nennt man logisch ein «charakteristisches Merkmal» dasjenige, woran man ein Objekt leicht erkennen kann, z. B. die Fähigkeit, blaues Lackmuspapier zu röten, bei allen chem. Säuren; so spricht man von dem C. einer Pflanze, eines Ereignisses, eines Zeitalters, eines Kunstwerks, einer Landschaft, von charakteristischen Handlungen, Äußerungen u. s. w. So allgemein genommen ist C. ziemlich gleichbedeutend mit Individualität oder Naturell. In der engern, psychol. und moralischen Bedeutung des Wortes jedoch erscheint der C. als die feste und mit bewußter Arbeit an sich selbst bestimmte Gestalt des Wollens. Das, was der Mensch bewußtvoll und beharrlich will, gibt ihm seinen C. Das Naturell steht daher oft genug im Kampfe mit dem C.; ein abgeschlossener C., der in sich selbst sicher ruht, ist nur möglich, wo das Naturell mit dem C. verschmilzt. Daher kann auch Charakterlosigkeit mit sehr kenntlicher Individualität vereinigt, ja jene kann selbst ein bezeichnender Zug von dieser sein. Darin jedoch, daß jemand überhaupt einen C. hat, liegt noch keine Bürgschaft für den sittlichen Wert dieses C., obgleich ohne C. die Moralität immer nur auf schwachen Füßen stehen wird. Der C. ist das, wozu sich der Mensch durch beharrlichen Willen selbst macht; und folglich kommt erst durch ihn im Menschen sowohl das Gute als auch das Böse zur vollen Ausbildung. Man sollte deshalb von angeborenem C. nur im Sinne der psychol. Individualität sprechen; für den C. im moralischen Sinne bringt der Mensch zwar die Anlagen und Veranlassungen in seiner Persönlichkeit mit auf die Welt, aber den wirklichen C. in diesem Sinne erwirbt er erst durch die bewußte Thätigkeit des sittlichen Wollens. Obgleich also der C. immer nur ein Resultat der Selbsterziehung des Menschen sein, nicht aber von außen angelehrt oder angebildet werden kann, so gehört es doch mit zu den Hauptaufgaben der Pädagogik, auf sittliche Charakterbildung hinzuwirken, weniger durch vieles Ermahnen und Zureden als durch aufmunterndes Beispiel, bildenden Umgang, kräftige Geistesnahrung und Einführung in Ideenkreise, welche geeignet sind, selbständige Entschlüsse zum Guten zu wecken, die Keime zu nützlichen Lebensplänen zur Reife zu bringen und das Niedrige und Gemeine in seiner Verächtlichkeit erscheinen zu lassen.

In den Künsten wird als charaktervoll oder charakteristisch die Auffassung und Darstellung des individuell Bestimmten und in sich Bedeutsamen verstanden im Gegensatze zum Idealen als der Emporhebung des Gemüts durch anschauliche Versinnlichung großer Ideen. So z. B. sind Shakspeares Dramen unübertroffene Muster von treffender und scharfer Charakteristik, wozu Schillers Dramen den Gegensatz einer mehr idealen Schöpfung bilden. Ähnlich steht die niederländ. Malerschule zur italienischen im Gegensatze der Charakteristik zum Ideal.

Endlich wird das Wort C. in seiner ursprünglichsten Bedeutung, wo es ein Eingeschnittenes oder Eingeprägtes bedeutet, für Schriftzeichen gebraucht, und es spielt diese Bezeichnung eine eigentümliche Rolle in der philos. Zeichensprache (lingua characteristica), mit der sich unter anderm auch Leibniz beschäftigt hat. Vgl. Trendelenburg, «Histor. Beiträge zur Philosophie» (Bd. 3, Berl. 1867).

Charakterrollen sind in der Schauspielkunst Rollen, deren vorherrschende Aufgabe in der durchgeführten Darstellung individueller Eigentümlichkeit besteht, im Gegensatz zu Rollen, die entweder bloß rhetorische Aufgaben darbieten oder nur die allgemeine Eigenheit ihrer Gattung zeigen. Es gibt daher C. in allen Fächern, in den jugendlichen wie in den ältesten, in denen, welche Lachen, wie in denen, welche Abscheu erregen sollen. Zu den jugendlichen C. gehört Hamlet, zu den ältern Philipp II., zu den gesetzten Bolingbroke. Kleinere C. fallen häufig in das Gebiet der «chargierten Rollen». Bei Dichtern von der höchsten Schöpfungskraft, wie Shakspeare, haben alle Gestalten so viel individuelles Leben, daß man versucht wird, die hervortretenden Gestalten sämtlich für C. zu erklären. Auch möchte man an die Schauspielkunst überhaupt die Forderung stellen, daß sie jeder Rolle ein individuelles Gepräge zu geben, sie als C. zu behandeln bemüht sein solle.

Charakterstücke heißen Dramen, bei denen der Charakter aus der Handlung sich entwickelt, während sonst die Handlung aus den Charakteren hervorgeht. Die Folge davon ist eine gewisse, der dramatischen Form sonst nicht eigene Breite. Daß sich die Fabel nach dem zu schildernden Charakter modeln muß, ist nötige Voraussetzung der C. Für heitere Stoffe eignet sich die Gattung am besten (Charakterlustspiel). «Der Geizige», «Der eingebildete Kranke», «Die Journalisten» u. s. w. sind C. auf dem Gebiete des Lustspiels, «Romeo und Julie», «Hamlet», «Richard III.» u. s. w. solche auf dem des Trauerspiels.

Charaktertänze, Tänze, die einer bestimmten Nation, einer bestimmten Zeit, einem bestimmten Stand eigentümlich angehören oder dieselben besonders kennzeichnen.

Charamur, der mittlere Teil des Amur (s. d.).

Charaschó (russ.), gut.

Charbonnerie, revolutionäre Verbindung, s. unter Carbonari.

Charcutier (frz.), Fleischhauer, Metzger; Charcuterie, Metzgerei.

Chard, Stadt in der engl. Grafschaft Somerset, 29 km südlich von Bridgewater, auf der Wasserscheide zwischen dem Kanal la Manche und dem Kanal von Bristol, zählt (1881) 2411 E., welche Seide und Tuch arbeiten.

Chardin (Jean), berühmter Reisender, geb. zu Paris 26. Nov. 1643, Sohn eines prot. Goldarbeiters und Juweliers, hatte noch nicht sein 21. Jahr erreicht, als ihn sein Vater nach Ostindien sendete, um dort Diamanten gegen andere Handelsartikel auszutauschen. Von hier ging er nach Ispahan, wo er vom Schah zum ersten Hofjuwelier ernannt wurde. Zweimal besuchte er die Ruinen von Persepolis. Nach einem sechsjährigen Aufenthalte in Ispahan ging er 1670 mit einer reichen Sammlung für Erd- und Altertumskunde nach Frankreich. Die Verfolgungen, denen er sich hier als Protestant ausgesetzt sah, veranlaßten ihn, zum zweiten mal nach Asien zu gehen. Mit neuen Sammlungen kehrte er 1681 nach Europa zurück, wurde von Karl II. zum Ritter geschlagen und später als bevollmächtigter Minister und Agent der Englisch-Ostindischen Kompagnie nach Holland geschickt. Er starb 26. Jan. 1713 in der Nähe von London. Die beste Ausgabe seiner wertvollen «Voyages en Perse et autres lieux de l'Orient» (Lond. 1686, mit Kupfern) besorgte Langlès (10 Bde., Par. 1811).

Chardon (frz.), Distel; Eisenstachel auf Gattern, Mauern u. s. w., um das Übersteigen zu verhindern.

Chärēmon, ein tragischer Dichter in Athen, verfaßte um die Mitte des 4. Jahrh. v. Chr. eine Anzahl Tragödien, von denen einige größere Fragmente erhalten sind. C. hatte, wie schon Aristoteles urteilte, einen sehr künstlich ausgebildeten Vortrag und seine Dramen waren mehr Lesedramen als zur Aufführung geeignet. Sie wurden zuletzt von Nauck in «Tragicorum Graecorum fragmenta» (Lpz. 1856) herausgegeben. Vgl. Bartsch, «De Chaeremone» (Mainz 1843).

C. hieß auch ein ägypt. Priester, der ein Anhänger der stoischen Philosophie geworden war und eine ägypt. Geschichte sowie eine Schrift über die Hieroglyphen verfaßte, in welcher er diese und die ägypt. Götter in der Weise der stoischen Philosophie auf Naturerscheinungen deutete. Er war einer der Lehrer Neros. Seine Fragmente stehen in Müllers «Fragmenta historicorum Graecorum» (Bd. 3, Par. 1869). Vgl. Zeller im «Hermes» (Bd. 11, 1876).

Charente, im Altertum Carantonus, ein bedeutender, 361 km langer, sehr fischreicher Küstenfluß der Westabdachung Frankreichs, entspringt in der 319 m hohen Vorterrasse von Limousin im Depart. Ober-Vienne, beim Dorfe Chéronnac, nähert sich auf 3 km der Vienne und mündet 15 km unterhalb Rochefort zwischen den Eilanden Aix und Ile-Madame, gegenüber der größern Insel Oléron. Die wichtigsten der zahlreichen Nebenflüsse sind rechts die Boutonne, links die Tardoire Bonnieure mit dem Bandiat, der Né und die Seugne. Flößbar wird die C. bei Civray. Die Schiffbarkeit beginnt 168 km von der Mündung bei Angoulême; Seeschiffe gehen 30 km weit bis Tonnay-Charente hinauf, wo eine der kühnsten Hängebrücken Frankreichs über den Fluß führt. Die Flut steigt gewöhnlich bis Saintes, und oberhalb dieser Stadt sind 27 Schleusen nötig, um die Schiffbarkeit zu unterhalten. Der Schiffsverkehr auf der C. ist bedeutend. Der Fluß gibt zwei Departements den Namen, welche, abgesehen vom Depart. Gironde, die ergiebigsten an Wein sind, der jedoch meist zur Fabrikation von Weingeist, Branntweinen (Cognac) und Liqueuren verbraucht wird.

Das Departement Charente ist aus dem ehemaligen Angoumois und einigen kleinern Gebieten von Limousin, Poitou und Saintonge gebildet. Es umfaßt 5942,38 qkm, wird von der

C., von deren Nebenflüssen Tardoire mit dem Bandiat und andern sowie von der Vienne und Dronne bewässert und von einem, zumal im Osten, hügeligen und bergigen Terrain erfüllt. Das Klima des Landes ist im allgemeinen mild, die Luft rein und gesund. Das Mineralreich liefert besonders Eisen. Laubholzwaldungen sind ziemlich zahlreich, Obstbäume seltener. Die Kastanie ersetzt nicht allein das Brot, sie dient auch zum Viehfutter. Sehr mittelmäßige Weine, sowohl rote als weiße, auf 1000 qkm angebaut, sind das vorzüglichste Erzeugnis des Bodens und gehören, in Branntwein (Cognac) verwandelt, zu den wichtigsten Ausfuhrartikeln. Der Ertrag an Getreide reicht für den Bedarf der Bevölkerung hin. Ein wichtiges Produkt sind die Trüffeln. Pferde und Rindvieh zieht man wenig, dagegen viele Maultiere und Esel, und Schafe in großer Menge, Schweine sogar zur Ausfuhr. Auf den künstlichen Wiesen werden über 30000 Stück Rindvieh gemästet, die man einführt, um sie wieder auszuführen. Von Wichtigkeit ist ferner die Geflügel- und Bienenzucht. Die Industrie beschränkt sich auf die Verarbeitung des Eisenerzes in Eisenhütten und Hohöfen (Kanonengießerei zu Ruelle mit 200 Arbeitern), auf berühmte Papierfabrikation, Fayence- und Töpferwarenfabrikation, Loh- und Weißgerberei, Korkpfropfenbereitung, einige Tuch- und Kattunfabrikation. Der Handel ist noch vorherrschend auf den Schiffsverkehr mit den Rohprodukten beschränkt. Das Departement zählt (1881) 367451 E. (gegen 373950 im J. 1876, Abnahme 1,7 Proz.), hat zur Hauptstadt Angoulême (s. d.) und zerfällt in die fünf Arrondissements Angoulême, Cognac, Ruffec, Barbezieux und Confolens, in 29 Kantone und 426 Gemeinden. Vgl. Joanne, «Géographie de la Charente» (Par. 1868); Lièvre, «Exploration archéologique du département de la Charente» (Angoulême 1881).

Das Departement Nieder-Charente (Charente-inférieure), aus dem frühern Aunis, dem größten Teile von Saintonge und einem kleinen von Poitou gebildet, stößt mit seinen teils sandigen, teils sumpfigen Niederungen an die flache, 99 km lange, sehr ausgezackte Küste, umfaßt mit den vorliegenden Inseln Ré, Oléron, Ile-Madame und Aix 6825,69 qkm und wird an den Grenzen von der Sèvre-Niortaise und Gironde, in der Mitte von der schiffbaren C., südlicher von dem 75 km langen, aber zuletzt ebenfalls schiffbaren Küstenflüßchen Seudre bewässert. Das Klima ist mild, nur in den sumpfigen Küstenniederungen im Sommer ungesund. Man baut Getreide auf einem Drittel der Fläche, Hanf, Flachs, Safran, Obst, besonders aber Wein auf 1270 qkm, betreibt gute Pferde-, Rindvieh- und Schafzucht, nicht unbedeutenden Fisch-, besonders Sardellen-, sowie auch Austernfang, ziemlich lebhafte Industrie, vornehmlich in Branntwein und Liqueuren, in Woll-, Baumwoll-, Glas- und Töpferwaren, und weitverzweigten Handel, der durch zahlreiche Reeden und Häfen von der Seeseite und durch Wasserstraßen, wie den Kanal von Niort, im Innern vorteilhaft unterstützt wird. Die Hauptausfuhrartikel sind Branntweine und Seesalz, welches aus den Salzmorästen in großer Menge gewonnen wird. Unter den 29 Häfen mit 800 Schiffen sind die bedeutendsten Rochefort (s. d.) für den Krieg und Handel, und bloß für den Handel La-Rochelle (s. d.), die Hauptstadt des Departements. Das Departement zählt (1881) 462659 E. (gegen 465628 im J. 1876, Abnahme 0,6 Proz.) und zerfällt in die 6 Arrondissements La-Rochelle, Rochefort, Marennes, Saintes, Jonzac und St.-Jean d'Angely, in 40 Kantone und 479 Gemeinden. Vgl. Joanne, «Géographie de la Charente-inférieure» (Par. 1877).

Charenton-le-Pont, Stadt im franz. Seine-Departement mit (1876) 8822 E., 2 km südöstlich von Paris, am Zusammenflusse der Seine und Marne und an der Eisenbahn Paris-Fontainebleau, ehemals berühmt durch den nach dem Plane des Jacques Debrosse hier errichteten prot. Tempel, wo die Reformierten ihre Kirchenkonzile hielten, und der 1686, nach der Zurücknahme des Edikts von Nantes, abgerissen wurde. Später wurde der Ort sehr bekannt durch das hier errichtete große Irrenhaus, 1847 neu eingerichtet, wo 3—400 Geisteskranke, bei denen noch Hoffnung zur Genesung ist, behandelt werden. Im Hofe des Irrenhauses steht seit 1862 eine Statue Esquirols.

Chares, athen. Feldherr, des Kleochares Sohn, einer der namhaftern Heerführer der Athener im 4. Jahrh. v. Chr., kämpfte in den vielen Kriegen, in welche die Athener seit 367 verwickelt waren, wiederholt mit Glück, namentlich auch 340 in dem athen.-byzant. Kriege gegen Philipp von Macedonien. Dagegen war er 338 in der Schlacht bei Chäronea, in welcher er einen Teil des athen. Heeres befehligte, der macedon. Taktik nicht gewachsen. C. zog sich 335 nach Sigeion am Hellespont zurück, kämpfte 333 für die Perser gegen Alexander d. Gr. im Ägäischen Meere und hielt mit 2000 Mann Mytilene, bis er 332 kapitulieren mußte. Im J. 324 war C. nicht mehr am Leben. Vgl. Cassianus, «De Charis rebus gestis et moribus» (Marb. 1849).

Chares von Lindos auf der Insel Rhodus, war ein Schüler des Bildhauers Lysippus und ist berühmt durch die um 290—280 v. Chr. aufgestellte kolossale Bronzestatue des Sonnengottes am Hafen der Stadt Rhodus, des sog. Kolosses (s. d.) von Rhodus. C. besaß eine genaue Kenntnis der Proportionen und eine große Meisterschaft in Behandlung der Formen des menschlichen Körpers und im Erzguß. Andererseits gereicht es ihm nicht zum Lobe, daß er in dem Streben nach Massenwirkung und Effekt in der Richtung seines Meisters weiter ging, wiewohl ihm hierin allerdings die Neigung seiner Landsleute entgegengekommen sein muß, da man auf der Insel Rhodus noch 100 andere, wenn auch kleinere Kolosse zählte. Er ist der erste bedeutende Meister in der in den letzten Jahrhunderten vor Christus in seiner Heimat zu großer Blüte gelangenden Kunst.

Charette (Athanase, Baron von), franz. Offizier, geb. 1828, trat in die päpstliche Armee, focht bei Castelfidardo mit, kehrte 1870 nach Frankreich zurück und bildete dort eine Freiwilligen-Legion, mußte aber, bei Loigny 2. Dez. schwer verwundet, sich über die Loire zurückziehen. Als starrer Legitimist lehnte er jede Wahl in die Nationalversammlung ab, zog sich ins Privatleben zurück und tritt nur bei Wallfahrten und legitimistischen Kundgebungen an die Öffentlichkeit.

Charette de la Contrie (François Athanase), der kühnste Anführer im Kriege der Vendéer gegen die Französische Republik, geb. zu Couffé bei Ancenis 21. April 1763, trat 1779 bei der Marine

ein und war 1789 Schiffslieutenant. Als Gegner der Revolution wanderte er 1790 nach Koblenz aus; aber Spielverluste veranlaßten ihn bald nach der Bretagne zurückzukehren, wo er zunächst Chef der Nationalgarde wurde und auf dem Schlosse Fonte-Clause bei Machecon in Poitou lebte. Um den Thron zu retten, ging er dann heimlich nach Paris, wo er 10. Aug. 1792 in große Gefahr geriet. In die Heimat zurückgekehrt, wurde C. von den Bauern des untern Poitou zu ihrem Führer gewählt, nahm zwar nur mit Widerstreben diese Würde an, suchte aber dann mit Eifer ein Heer zu organisieren. Nach wiederholten Niederlagen, die er durch den Konventsgeneral Boulard 1793 erlitt, von dem größten Teile seiner Truppen verlassen, führte er mit wenigen Getreuen einen wilden Angriff auf die Republikaner an der Brücke von St.-James aus, in der Nähe von St.-Colombin. Dieser verzweifelte Schritt glückte, und C. brachte es in kurzer Zeit dahin, daß die Royalisten Herren der ganzen untern Vendée wurden, worauf die Chefs der obern Bretagne, Cathelineau an ihrer Spitze, sich mit C. in Verbindung setzten. Als nach Cathelineaus Tode die Anführer der Vendéer nicht ihn, sondern Eblée zu ihrem Generalissimus wählten, verließ C. nach dem Siege Bonchamps über die Republikaner unter Kleber plötzlich die Armee und kehrte in das vom Feinde geräumte Gebiet zurück. Hier alsbald geschlagen, faßte er, als die sog. Glaubensarmee zu Mans und Chantonay eine völlige Niederlage erlitten, den Entschluß, die Trümmer dieses Heeres zu sammeln und sich so zum Generalissimus des Aufstandes zu machen, wurde hieran jedoch wesentlich durch die gegenseitige Eifersucht der Insurgentenführer gehindert. Nach fast gänzlicher Auflösung des Heeres verpflichtete sich C. 15. Febr. 1795, die Waffen niederzulegen, den Konvent anzuerkennen und sogar seine Hand zur Unterwerfung Stofflets zu bieten. Er begab sich nach Nantes, kehrte aber, vom General Hoche beleidigt, sogleich in sein Hauptquartier zurück und eröffnete die Feindseligkeiten aufs neue. Seiner kühnen Operationen ungeachtet neigte sich jedoch der Aufstand seinem Ende zu. Nach einem mörderischen Gefechte bei St.-Cyr 25. März 1796 floh C. in den Wald von Aizenay, von wo aus er einen Guerrillakrieg versuchte. Fast gänzlich verlassen, entfloh er noch in den Wald von Chabotière, wo man ihn verwundet liegen fand. Nach Nantes gebracht, wurde er hier 29. März 1796 erschossen. Vgl. Le Bouviers, «Vie du Général C.» (neue Aufl., Nantes 1823).

Charfreitag, s. Karfreitag.

Charge (frz., d. i. Last, Bürde, Auflage, dann Amt, Ehrenstelle) wird beim Militär jede mit Verantwortung verbundene Dienststelle genannt, sodaß alle über dem Gemeinen stehenden Grade hierzu gerechnet werden. Unterschieden wird die Offiziers- von der Unteroffizierscharge (in England commissioned und non commissioned officers), deren jede in mehrere Unterabteilungen, z. B. Generals-, Obersten-, Lieutenants- und Feldwebel-, Sergeanten-, Gefreitencharge u. s. w. zerfällt.

C. heißt auch ein Angriff mit der blanken Waffe, namentlich der Kavallerie; in diesem Sinne ist chargieren gleichbedeutend mit attackieren, sodaß Chargierschritt mit Sturmschritt synonym ist. Unter chargieren wird aber andererseits auch das Laden der Feuerwaffen verstanden; Chargiert! ist hiernach ein Kommandowort, welches das Laden und Feuern anordnet; Chargiergriffe sind die Handgriffe, welche hierbei nötig sind; Chargierlager heißt bei Lafetten schwerer Geschütze das Lager, in welchem die Rohre während des Schießens ruhen, während sie auf dem Marsche sich in dem Marschlager liegend befinden.

Mit Chargierung bezeichnet man einerseits die Gesamtheit aller zum Laden und Abfeuern gehörigen Verrichtungen, andererseits das Munitionsquantum, welches pro Mann und Geschütz in das Feld mitgeführt wird. Die nach den Erfahrungen festgesetzte Kriegschargierung beträgt etwa 200 Schuß pro Gewehr oder Geschütz, variiert aber in den verschiedenen Armeen und je nach dem besondern Kriegszwecke.

Charge ist ferner im Handel der franz. Name für Last. Die C. als Gewicht begriff früher in Frankreich 3 Quintaux oder 300 Pfd. = 146,85 kg.

Chargierte Rollen heißen in der Dramaturgie solche Rollen, welche der Dichter absichtlich übertrieben und mit einer gewissen Überladung gezeichnet hat, die also auch in derselben Weise vom Schauspieler dargestellt werden müssen.

Chargé d'Affaires (frz.), Geschäftsträger, ein Gesandter, welcher lediglich bei dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, nicht bei dem Souverän selbst beglaubigt ist. (S. unter Gesandte.)

Chargeh oder Khardgéh, vollständig Wäh-el-Chargeh, d. h. die äußere Oase, Trinythis oder Oasis major der Alten, eine der fünf ägypt. Oasen, liegt in 25½° nördl. Br. und 48⅓° östl. L. (von Ferro), drei bis vier Tagereisen westlich vom Nilthale bei Theben und von Girgeh entfernt. Die Südwestgrenze bildet der nubische Sandstein, welcher sich weit nach W. hin erstreckt; den Westrand der Oase macht der schroffe, zuweilen 300 m hohe, schluchtenreiche und zahlreiche Fossilien enthaltende Steilrand der aus Nummulitenkalk gebildeten, ungeheuern Libyschen Felswüste, an welcher dann sechs Tagereisen weiter im W. das Sandmeer sich ansetzt. Die Oase ist etwa 150 km lang von N. nach S. (34 Stunden), im Mittel 5 km breit und liegt mit den übrigen Oasen in einer mit dem Nilthale und dem Roten Meere ziemlich parallel gehenden Einsenkung, in 75 m Meereshöhe. In einer Menge von Dörfern wohnt eine Bevölkerung von 6340 Bewohnern, welche Reis und Weizen, Gerste, Durrha, Indigo, Baumwolle und Datteln bauen; hier wächst auch die Dumpalme und die Sennapflanze. Seit den Zeiten Psammetichs befand sich hier eine Kolonie von Samos, und der Bischof Nestorius wurde 435 hierher verbannt. In dem Orte el-Chargeh (5700 E.) stehen ein ansehnlicher Ammonstempel aus der pers. Zeit (des Darius) und andere Ruinen aus der Zeit der Ptolemäer und der Cäsaren.

Chargenpferde sind Pferde, welche in mehrern Armeen bestimmten Kategorien von Offizieren vom Staate zum Dienstgebrauch überlassen werden. In der deutschen Armee erhalten alle Lieutenants der Kavallerie und reitenden Artillerie C., welche nach fünfjährigem Gebrauche in das volle Eigentum der Betreffenden übergeben, während bis dahin der Staat sich ein gewisses Recht auf das Pferd vorbehält.

Chargieren (frz.), s. unter Charge.

Charibert, zwei Frankenkönige aus dem Merovingergeschlecht. C. I., einem Sohne Chlo-

thars I., fiel nach dem Tode des Vaters 561 das Gebiet von Paris zu. Er starb aber schon 567 kinderlos. — C. II., Sohn des 628 gestorbenen Chlothar II., wurde von seinem Bruder Dagobert I., der ihn anfangs verdrängen und das ganze Reich zusammenhalten wollte, mit Aquitanien und dem südl. Frankreich abgefunden, das er als König von Toulouse aus regierte, während seine Nachkommenschaft, welche mit Waifar im 8. Jahrh. erlosch, nur den Herzogstitel von Aquitanien führte. C. II. starb 631.

Charidēmus, einer der verwegensten griech. Söldnerführer in der Mitte des 4. Jahrh. v. Chr., stammte aus Oreos auf Euböa, trat zwischen 368 und 365 in die Dienste der Athener und 359 in die des Königs der thraz. Odrysen, Kersobleptes, unter dem er nun gegen Athen focht. Doch hatte er dabei so klug für den endlichen Ausgleich mit Athen gewirkt, daß er die Gunst des Volks behauptete und nachher noch wiederholt an die Spitze athen. Truppen gestellt wurde. Wegen seiner erbitterten Gegnerschaft gegen Macedonien forderte 335 Alexander d. Gr. seine Ausweisung aus Athen. C. flüchtete nun nach Persien an den Hof des Darius, der ihn jedoch, durch des C. herbe Kritik der pers. Truppen verletzt, töten ließ.

Charidschis, mohammed. Sekte, s. unter Mohammedanismus.

Charientismus (grch.), eine Redewendung, welche bezweckt, etwas Unangenehmes in angenehmen Worten zu sagen.

Charikles, Athener, Sohn des Apollodorus, führte 413 v. Chr. ein Geschwader und war seit 404 einer der einflußreichsten unter den Dreißig Tyrannen.

Charilāus, König von Sparta, war der nachgeborene Sohn des Spartanerkönigs Polydektes aus dem Hause der Prokliden. In seine Regierungszeit fällt die Reform der spartan. Verfassung, die des Lykurgos Namen trägt, dessen Neffe C. war. In Gemeinschaft mit seinem Mitkönige Archelaus eroberte C. die Stadt Ägis an der arkad. Grenze, verheerte das Gebiet der Argiver und unternahm einen Zug gegen die Tegeaten, der jedoch mißlang. C. wurde gefangen und von den Tegeaten nur gegen das Versprechen freigelassen, sie nie wieder zu bekriegen.

Charisi (Jehuda ben Salomo), der ausgezeichnetste hebr. Dichter des 13. Jahrh., wurde in Spanien geboren und starb vor dem J. 1235. Er hat einen besondern Ruf erlangt durch seine unter dem Titel «Tachkemoni» nach dem Vorbilde des Hariri (den er auch in das Hebräische übersetzte) verfaßten Makamen, in welchen C. eine bedeutende Sprachgewandtheit, dichterisches Talent und scharfe Beobachtungsgabe entwickelt. Für die Zustände seiner Glaubens- und Zeitgenossen, die er auf seinen Reisen kennen gelernt, sind sie von mannigfachem Interesse. Einzelne Teile daraus sind in verschiedenen Bearbeitungen erschienen; eine deutsche Übersetzung begann Kämpf (Berl. 1845); eine Textausgabe (nach den ältern, aber aus Handschriften zu ergänzenden Ausgaben von Konstantinopel 1578 und Amsterdam 1729) veranstaltete Stern (Wien 1854). Außerdem war C. ein gewandter Übersetzer aus dem Arabischen in das Hebräische. In dieser Beziehung sind seine Übersetzung des «More Nebuchim» des Maimonides (Lond. 1851—79) und eines kleinen Teils des Mischna-Kommentars desselben Autors zu erwähnen.

Charisius (Aurelius Arcadius), ein juristischer Schriftsteller zur Zeit Konstantins d. Gr., aus dessen Schriften Auszüge in den Pandekten stehen. — Flavius Sosipater C. verfaßte in der zweiten Hälfte des 4. Jahrh. n. Chr. eine unvollständig erhaltene «Ars grammatica» in fünf Büchern, welche hauptsächlich dadurch von Wert ist, daß C. anderweitig nicht überlieferte Stücke aus ältern Grammatikern, insbesondere aus Cominianus, Palämo und Julius Romanus ausgeschrieben hat. Herausgegeben wurde des C.' Grammatik von Pierius Cyminius (Neap. 1532), Fabricius (Bas. 1551) und in den «Grammatici latini» von Putsche, Lindemann und Keil (Bd. 1, Lpz. 1857).

Charisterium (lat., grch. Charisterion), milde Beisteuer, wie sie z. B. Bischöfe von Kirchen erheben.

Charisticum (lat., grch. Charistikon), Gegengeschenk.

Charitas oder Caritas (lat., ital. Carità), Liebe, besonders Mutterliebe, Mildthätigkeit (s. Charité); auch personifiziert als Gegenstand von Gemälden (s. Caritas); charitativ (als Adjektivum), mildthätig; Charitativ (als Substantivum), milde Gabe; Charitativsubsidien, außerordentliche Hilfsgelder, welche von der deutschen Reichsritterschaft an den Kaiser gezahlt wurden.

Charité (frz., d. h. christliche Nächstenliebe, Barmherzigkeit, dann auch Krankenhaus), gebildet von dem lat. caritas, mittellat. charitas. Mit letzterm Worte bezeichnete man schon im Mittelalter unter anderm auch solche Stiftungen, welche ein Werk der christl. Liebe waren, namentlich Krankenanstalten für Verarmte. Aus ähnlichem Grunde hießen auch Ordensleute von der Regel des heil. Augustin, welche von Jean de Dieu im 16. Jahrh. zur Wartung der Kranken angeordnet wurden, Chariten oder Charitatis fratres. Noch gegenwärtig führen den Namen C. manche öffentliche Krankenhäuser in Frankreich und nach diesem Vorbilde in Deutschland. Die berühmtesten Charités sind die von Paris und Berlin. Die letztere Anstalt, seit 1726 ihrer jetzigen Bestimmung gewidmet, gehört zu den großen öffentlichen Krankenhäusern Berlins und enthält die klinischen und pathol.-anatom. Lehranstalten der Universität. Sie kann 1400 Kranke aufnehmen.

Charité-sur-Loire (La), Stadt im franz. Depart. Nièvre, Arrondissement Cosne, 28 km im SSO. von diesem, rechts an der Loire, in 170 m Höhe, an der Eisenbahn Paris-Lyon, mit (1876) 4776, als Gemeinde 5086 E. Der Ort hat Hohöfen und Wollspinnerei und handelt mit Eisen, Holz und Kohlen. Die Kirche Ste.-Croix ist einer der merkwürdigsten Typen des roman. Stils; sie wurde 1106 geweiht und gehörte zu einer im 11. Jahrh. von Hugo von Cluny gegründeten Priorei Caritus, neben welcher die Stadt entstand.

Charitinnen, s. Grazien.

Chariton, auch Grand-Chariton genannt, Fluß in Nordamerika, entspringt im County Lucas des Unionsstaates Iowa, fließt zunächst in südöstl. Richtung, nachdem er jedoch in das Gebiet des Staates Missouri eingetreten ist, bis zu seiner Mündung in den Missouri direkt nach S. und nimmt an nennenswerten Nebenflüssen den East-Chariton und den Middle-Fork auf. Er ist 400 km lang und auf 80 km schiffbar.

Chariton aus Aphrodisias nennt sich der Verfasser eines Romans aus dem 4., 5. oder 6. Jahrh.

n. Chr., worin in einer verhältnismäßig guten Sprache und in einfacher Darstellung die Liebesabenteuer des Chäreas und der Kallirrhoë beschrieben werden. Man vermutet aber wohl mit Recht, der wahre Verfasser dieses Werks habe mit Rücksicht auf die Göttinnen der Anmut und Liebe, Charis und Aphrodite, seinen Namen und Geburtsort nur fingiert. Die erste Ausgabe besorgte mit einem gelehrten Kommentar d'Orville (3 Tle., Amsterd. 1750; verbesserter, mit der lat. Übersetzung von Reiske vermehrter Abdruck von Beck, Lpz. 1783); neuere Ausgaben lieferten in den «Scriptores erotici» Hirschig (Par. 1856) und Hercher (Bd. 2, Lpz. 1859), deutsche Übersetzungen Heyne (Lpz. 1753) und Schmieder (Lpz. 1807).

Charivari (mittellat. carivarium, im 14. Jahrh. charivalli, provençal. caravil), ein franz. Wort von unbekannter Abstammung, ist soviel wie Katzenmusik. Insbesondere versteht man darunter die Katzenmusik, welche in Frankreich bejahrten Witwen, die sich wieder verheiraten, dargebracht zu werden pflegte. In übertragener Bedeutung wurde das Wort als Titel einer 1832 zu Paris gegründeten satirischen Zeitung gebraucht. «Le Charivari» erlangte Berühmtheit durch die rücksichtslose Satire, mit welcher das Blatt die Deputierten, die Minister, sogar den König Ludwig Philipp angriff. In Spanien gebraucht man für C. in ersterer Bedeutung das Wort Concerrada, in England Roughmusic. Das deutsche Wort «Krawall» ist eine volkstümliche, bereits im 15. Jahrh. aufgekommene Verstümmelung von C.

Chárkow, Khárkow, Hauptstadt des europ.-russ. Gouvernements gleiches Namens (54494 qkm mit 11 Kreisen und 2027165 E.) in der slobodischen Ukraine, am Udy (einem rechten Nebenfluß des Donez), welcher hier den Lopan und die Charkowka aufnimmt und dadurch die Stadt in drei Teile teilt, dessen Stagnation aber die Luft im Sommer bisweilen sehr ungesund macht, und ist durch Eisenbahnen mit Jelisawetgrad, Kursk und Rostow verbunden. Die Stadt ist eine der schönsten Südrußlands und zählt (1879) 101175 E., darunter viele Adelige und reiche Kaufleute. Ein Teil trägt noch das Gepräge des Dorfs, aus welchem die Stadt 1650 durch den Kosakenhetman Chmelnizki entstanden ist; ein anderer hat lange, gerade und breite, aber ungepflasterte, bei nasser Witterung unwegsame Straßen mit hölzernen Giebelhäusern; ein dritter ist modern in europ. Weise gebaut, mit großen Plätzen und palastähnlichen Gebäuden. Der Ort ist Sitz eines Civilgouverneurs und des Erzbischofs von C. und Achtyrka und hat seit 1804 eine Universität, zu welcher eine Bibliothek, ein botan. Garten, ein Naturalien-, ein Münz- und ein physik. Kabinett gehören, zwei Gymnasien, eine Handelsschule, drei Banken, eine öffentliche, eine Handels- und eine Landesbank, ein Seminar, eine weltliche und eine geistliche Kreisschule, eine Pfarr- und eine Lancasterschule, ein adeliges Fräuleinstift, ein Waisenhaus, eine Kathedrale mit 95 m hohem Glockenturm, eine lutherische und 16 andere Kirchen, zwei Klöster, ein Theater und einen hübschen Stadtgarten. Es bestehen hier eine 1838 gegründete Wollhandelskompagnie und 62 Fabriken von Manufakturen mit einer jährlichen Produktion von 1766000 Rubel, darunter Wollwäschereien, Maschinenfabriken, Lichtfabriken, Färbereien, Lackierfabriken, Equipagenfabriken und Seifensiedereien. Bei weitem wichtiger ist der Zwischenhandel, den namentlich ein Woll-, drei Pferde- und drei Jahrmärkte fördern, von denen der kretschenskische (vom 6. bis 26. Jan. alten Stils) einen Umsatz von mehr als 5 Mill. Rubel hat. Die 14tägige Wintermesse beginnt mit dem großen Pferdemarkte, zu welchem bis 10000 Pferde gebracht werden. Zur eigentlichen Messe erscheinen Kaufleute aus allen Teilen des Reichs, daher die vielen Logierhäuser und großen Bazars der Stadt. Die Hauptgegenstände des Handels sind Wolle, Hornvieh, Getreide, Wein, Thee, Zucker u. s. w.

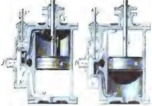
Charlatan, ein Marktschreier, Quacksalber, dann überhaupt jeder, der sich auf eine auffallende Weise den Schein von Kenntnissen oder Geschicklichkeiten zu geben sucht, die er nicht besitzt, ist abgeleitet vom ital. ciarlare, d. i. schwatzen. Charlatanismus oder Charlatanerie ist soviel wie Benehmen nach Art eines C., Quacksalberei, Marktschreierei. Der Charakter des Charlatanismus ändert sich mit dem Geiste der Zeit, z. B. der ärztliche tritt jetzt nicht mehr in Gestalt des Doktor Eisenbart auf, sondern in öffentlichen Danksagungen, in Zeitungsartikeln, in populär-mediz. Schriften, in angeblich neuen und unfehlbaren Kurmethoden u. dgl. Vgl. J. B. Mendes klassische Satire: «De charlataneria eruditorum» (Lpz. 1727), welche von Büschel in der Schrift «Über die Charlatanerie der Gelehrten seit Mencke» (Lpz. 1790) fortgesetzt wurde.

Charlemagne, franz. Name für Karl d. Gr.

Charlemont, ein Fort der Festung Givet im franz. Depart. Ardennen, s. Givet.

Charleroi, Stadt in der belg. Provinz Hennegau, an der schiffbaren Sambre, zwischen Mons und Namur und mit diesen sowie mit Brüssel durch Eisenbahnen verbunden, zählt 16500 E. Die erste Befestigung des Ortes, der ursprünglich Charnoy hieß, unternahmen 1666 die Spanier, die ihn auch nach ihrem König Karl II. benannten. Das Anrücken eines franz. Heeres 1667 hinderte sie, den Bau zu vollenden. Ludwig XIV. ließ denselben durch Vauban sogleich fortsetzen und vollenden. Hierauf wurde C. im Frieden zu Aachen 1668 an Frankreich abgetreten, in dem von Nimwegen 1678 an Spanien zurückgegeben, 1693 von den Franzosen unter Marschall Villeroi und 1697 wieder von den Spaniern erobert. Die Festung mußte 1746 sich an den Prinzen von Conti ergeben, fiel aber 1748 durch den Aachener Frieden an Österreich zurück. Während der Revolutionskriege wurde sie 1794 von den Franzosen viermal eingeschlossen und beschossen, jedoch dreimal entsetzt und erst, als die Besatzung auf einige Hundert zusammengeschmolzen war, 25. Juni durch Kapitulation genommen, worauf das Schleifen der Festungswerke erfolgte. Da der Feldzug von 1815 die Wichtigkeit dieses Punktes von neuem praktisch bewies, so ward die Festung wiederhergestellt, aber nach dem neu eingeführten belg. Landesverteidigungssystem (1859) gleich den übrigen Festungen der Südgrenze wieder abgerissen. Die Stadt ist der Sitz eines Gerichtshofs erster Instanz und besitzt ein königliches Gymnasium. C. ist der Mittelpunkt einer fortwährend sich entwickelnden Eisen- und Kohlenindustrie; der ganze Bezirk (er begreift 16 Ortschaften mit mehr als 5000 E.) ist übersäet mit Kohlengruben und Hüttenwerken aller Art: Hohöfen, Coksöfen, Schmelzhütten, Walzwerke, Glashütten, Eisenfabriken u. s. w.

. I.



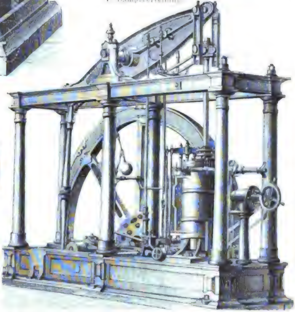
Dampfverteilung.



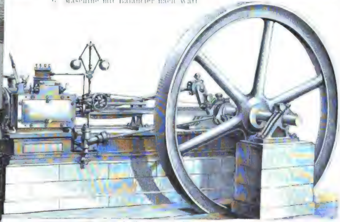
1. Rotiere…
v…



…nsator.



6. Maschine mit Balancier nach Watt.





7. Oscillie…

10. Einfache horizontale Maschine.

Brockhau…

Zu Artikel: Dampfmaschine.

Der Kanal von Charleroi, 1832 eröffnet, bildet von dieser Stadt aus eine für den Steinkohlentransport höchst bequeme Wasserstraße nach Brüssel, woselbst er in den Kanal von Willebroeck zwischen Brüssel und Antwerpen einmündet.

Charles (Jacques Alexandre César), berühmter franz. Physiker, geb. 12. Nov. 1746 zu Beaugency, widmete sich in seiner Jugend der Musik, der Malerei und mechan. Künsten und war dann längere Zeit im Finanzministerium angestellt. Der Ruf von Franklins Entdeckungen in der Lehre von der Elektricität veranlaßte ihn, sich der Physik zu widmen und in Paris Vorlesungen über die Experimentalphysik zu halten, die großen Beifall fanden. Besonders zeichnete er sich aus durch eine seltene Geschicklichkeit bei den schwierigsten Experimenten. Als Montgolfier seine ersten Versuche in der Luftschifferei machte, warf sich C. sogleich mit Eifer auf diesen in so hohem Grade interessanten Gegenstand. Er war der erste, der das Wasserstoffgas zur Füllung des Ballons (**Charlière**) benutzte. Den ersten so gefüllten Ballon ließ er 2. Aug. 1783 auf dem Marsfelde in Paris steigen. Mit Robert unternahm er dann 3. Dez. 1783 die erste größere Luftreise. Seit 1804 Mitglied, später auch Bibliothekar des Institut de France, starb er 7. April 1823.

Charles d'Orléans, franz. Dichter, s. unter [Orléans.

Charleston, die bedeutendste Stadt und Hafen des nordamerik. Staates Südcarolina, County C., an der Küste des Atlantischen Oceans, zwischen den Mündungen des Ashley- und des Cooperflusses, unter 32° 45' nördl. Br. gelegen, zählte 1880: 49984 E., darunter 27276 Schwarze und 3950 Fremdgeborene. Der Hafen ist geräumig und sicher; aber eine Barre am Eingange macht die Einfahrt beschwerlich. Er wird durch vier Forts verteidigt, von denen Fort Moultrie auf der Stelle steht, von wo aus 28. Juni 1776 die engl. Flotte unter Sir Peter Parker zurückgewiesen wurde. Die Ausfuhr besteht hauptsächlich aus den beiden Stapelartikeln Carolinas, Baumwolle und Reis. Die Stadt ist gut gebaut und war Hauptsitz der frühern südl. Aristokratie. C. hat zahlreiche Kirchen, acht öffentliche Schulen mit 5280 eingeschriebenen Schülern (1879), ein Lehrerseminar mit etwa 300 Zöglingen, ein 1789 gegründetes College of Charleston, ein mediz. College, mehrere Zeitungen und Banken, ein Zeughaus, ein Seearsenal, einen guten botan. Garten und prachtvolle Hotels. Die ersten Feindseligkeiten des amerik. Bürgerkriegs wurden von C. aus durch Beschießung des Fort Sumter eröffnet (13. April 1861). Seit dem Frühjahr 1863 streng blockiert und belagert, wurde die Stadt 18. Febr. 1865 von den Bundestruppen genommen, zu welchem Ereignisse der deutsche General Alexander von Schimmelfennig wesentlich beigetragen hatte. Nach Beendigung des Kriegs blühte ihr Handel wieder auf, wenn auch nicht in dem frühern glänzenden Verhältnisse. Als Baumwollmarkt sind C. nur Neuyork und Neuorleans überlegen. Im J. 1880 passierten 497107 Ballen Baumwolle die Stadt. Außer einer regen Küstenschiffahrt unterhält C. regelmäßigen Verkehr mit den Antillen, Südamerika und Europa. Seine Reeder besitzen 152 Schiffe mit einem Gehalte von 6006 t. Von C. führen die Savannah- und Charleston-, die Northeastern- von C. nach Florence und die Südcarolina-Eisenbahn nach Augusta in Georgia.

Charlestown, bis zum 1. Jan. 1874, wo es mit Boston (s. d.) vereinigt wurde, eine selbständige Stadt des County Middlesex im nordamerik. Unionsstaate Massachusetts, jetzt eine Vorstadt Bostons, mit welchem es durch drei feste Brücken verbunden ist, liegt auf einer 2 km langen Halbinsel zwischen dem Charles- und Mystic-River, durch erstern von Cambridge (s. d.) und dem eigentlichen Boston, durch letztern von Chelsea (s. d.) und East-Boston getrennt. Die Vorstadt hat zum größten Teil schöne regelmäßige Straßen und wird durch eine 8 km lange Leitung mit Wasser aus dem Mystic-Lake versorgt. Hervorragende Gebäude sind: das 1805 erbaute Staatsgefängnis, der 1798 angelegte Vereinigte-Staaten-Schiffsbauhof mit dem 1833 eröffneten, 164 m langen, 24 m breiten und 18 m tiefen Trockendock und das zum Gedächtnis an die Schlacht von Bunker-Hill (17. Juni 1775) 1843 am Jahrestage derselben eingeweihte Monument, das aus einem Granitobelisken, 67 m hoch, besteht. Durch genannte Schlacht wurde die 1628 gegründete Stadt ganz zerstört.

Charlestown, Städtchen des County Jefferson im Staate Westvirginien, 16 km südwestlich von Harpers-Ferry, in einer reichen und fruchtbaren Gegend gelegen, bekannt geworden durch die daselbst 2. Dez. 1859 erfolgte Hinrichtung des Abolitionisten John Brown (s. d.).

Charlestown, Hauptort der Insel Nevis (s. d.).

Charlet (Nicolas Toussaint), franz. Zeichner, geb. zu Paris 20. Dez. 1792, wurde 1813 Schreiber, verlor aber nach der Restauration wegen seiner bonapartistischen Gesinnung seine Stelle und trat, um sich als Maler auszubilden, 1817 in das Atelier des berühmten Schlachtenmalers Gros. Er begann mit Darstellungen aus dem Soldatenleben der Napoleonischen Zeit und schuf auf diesem Gebiete Gestalten von packender Wahrheit. Später zeichnete er eine große Anzahl von Figuren und Scenen aus den untern Volkskreisen, welche Kompositionen sich durch satirischen Witz und Natürlichkeit auszeichnen. Auch gelang es ihm, die Naivetät des Kindes in unübertrefflich humorvoller Weise zu charakterisieren. Nach der Julirevolution erhielt er 1831 das Ritterkreuz der Ehrenlegion, weil er mit Einsetzung seines Lebens mehrmals zur Unterdrückung von Emeuten in der Nationalgarde beigetragen, wo er 1834—40 Bataillonschef war. Im J. 1838 ernannte ihn die Regierung zum Zeichenlehrer an der Polytechnischen Schule. Während der letzten Jahre seines Lebens beschäftigten ihn die «Histoire de Valentin», eine Art Soldatenroman in lithographischen Abbildungen (52 Blätter, 1842), die 500 Zeichnungen für die bei Bourdin erschienene Prachtausgabe des «Mémorial de Ste.-Hélène», zahlreiche Versuche von Radierungen auf weichem Firnis, ein weitläufig angelegter Plan zu einer Sammlung militärischer Kostüme, auch eine große Menge Aquarelle. Er starb zu Paris 30. Okt. 1845. Seine besten Schüler sind Raffet und Hippolyte Bellangé. Der vollständige Druck seiner lithographierten und radierten Blätter beläuft sich auf 1089 Stücke. Vgl. Lacombe, «C., sa vie, ses lettres, suivi d'une description raisonnée de son œuvre lithographique» (Par. 1856).

Charleville, Stadt im franz. Depart. Ardennen, Mezières (s. d.) gegenüber.

Charlière, mit Wasserstoffgas gefüllter Luftballon, benannt nach dem Physiker Charles (s. d.).

Charlieu, Stadt im franz. Depart. Loire, Arrondissement Roanne, 20 km im NNO. von Roanne, an dem Sornin, der zur Loire fließt, in 330 m Höhe, zählt (1876) 3751, als Gemeinde 4139 E., welche Seiden- und Baumwollspinnerei und Weberei treiben, Kattune, Tricots, Weberschiffchen, Hüte und Leder fertigen. C. ist eine alte Stadt mit engen und düstern Gassen. Von der um 815 gegründeten Abtei C. (Carus locus, Karilocus) steht namentlich noch ein prächtiges roman. Kirchenthor. Sie gehörte seit dem 11. Jahrh. zu Cluny.

Charlotte, Name von verschiedenen Counties und Orten in den Vereinigten Staaten von Amerika. Hervorzuheben ist C., Eisenbahnknotenpunkt und Hauptstadt des County Mecklenburg im Staate Nordcarolina im Golddistrikte desselben am Sugar Creek, etwa 200 km westsüdwestlich von Raleigh gelegen, mit (1880) 7094 E., ist von schott.-irischen Presbyterianern gegründet und nach der Gemahlin Georgs III. C. genannt, deren Geburtsland Mecklenburg auch der Grafschaft die Bezeichnung gab. Der Bergbau der Umgegend ist in schwungvollem Betriebe. Vom J. 1838 bis 1873 befand sich sogar in C. eine Zweigmünze der Vereinigten Staaten, bei welcher während der Zeit ihres Bestehens im ganzen 5118644 Doll. Gold abgeliefert wurden. Die berühmte Mecklenburg-Unabhängigkeits-Erklärung vom 31. Mai 1775, die Vorläuferin der amerikanischen vom 3. Juli 1776, wurde von den Bewohnern der Grafschaft Mecklenburg in C. beraten, angenommen und veröffentlicht.

Charlotte (Elisabeth), Herzogin von Orléans, s. Elisabeth Charlotte.

Charlotte (Marie Amalie), Kaiserin von Mexiko, geb. zu Laeken bei Brüssel 7. Juni 1840 als die einzige Tochter des Königs Leopold I. von Belgien und der Prinzessin Luise von Orléans (ältester Tochter des Königs Ludwig Philipp von Frankreich), vermählte sich 27. Juli 1857 mit dem Erzherzog Maximilian von Österreich und folgte diesem, als er 1864 die mexik. Kaiserkrone annahm, nach Mexiko. Als die Situation sich dort nach dem Vertrag über den Abzug der franz. Truppen immer ungünstiger gestaltete und mehr und mehr einer Katastrophe näherte, suchte C. im Sommer 1866 persönlich sowohl in Paris bei Napoleon III. wie in Rom bei Pius IX. für die Sicherheit und den Thron ihres Gemahls zu wirken, aber vergeblich. Sie wurde aus Kummer geisteskrank, blieb dann noch mehrere Monate in Miramar und wurde im Juli 1867 nach Schloß Tervueren bei Brüssel gebracht, wo sie erst nach einiger Zeit das Schicksal ihres am 19. Juni 1867 in Queretaro erschossenen Gatten erfuhr. Sie lebte seitdem gänzlich zurückgezogen erst in Laeken, seit 1879 aber im Schloß Bouchoute bei Brüssel. (Vgl. Maximilian, Kaiser von Mexiko.)

Charlotte (Christine Sophie), Tochter des Herzogs Ludwig von Braunschweig-Wolfenbüttel, geb. 1684, vermählte sich 1711 mit dem Großfürsten Alexei Petrowitsch (s. d.), von dessen Roheit sie sehr viel zu leiden hatte. Sie starb 1715 aus Kummer. Ihr Sohn Peter bestieg nachmals als Peter II. den russ. Thron.

Charlottenbrunn, Marktflecken und klimatischer Kur- und Badeort im preuß. Regierungsbezirk Breslau, Kreis Waldenburg, 7,5 km im SO. von Waldenburg, 451 m über dem Meere, in einem durch bewaldete Bergzüge geschützten, sehr romantischen Thale an der Linie Kohlfurt-Glatz der Preußischen Staatsbahn gelegen, zählt 1231 E., welche Kattunweberei sowie nicht unbedeutenden Garn- und Leinwandhandel treiben. Das Wasser der Quellen, zwei erdig-alkalische Säuerlinge von 6° R., hat einen leicht adstringierenden Geschmack, ist leicht zu vertragen und wird deshalb reizbaren Personen empfohlen. Man benutzt es zu Bädern, Douchen und Trinkkuren. Auch wird es versandt.

Charlottenburg, Stadt und preuß. Residenz, bildet einen Kreis (21 qkm) des preuß. Regierungsbezirks Potsdam, liegt an der Spree unmittelbar westlich von Berlin, Centralstation der Berliner Stadtbahn, zählt (1880) 30483 meist evang. E. Die bedeutende Villenanlage West-End (über 120 Villen) schließt sich unmittelbar an die Stadt. Mit dem großartigen Vergnügungsetablissement Flora (vollendet 1873) ist ein Palmenhaus verbunden. Auch sind hier chem. Fabriken, ein metallurgisch chem. Hüttenwerk, Marmor-, Thonwaren- und Porzellanfabriken, Glasfabrik Albertinenhütte, Wachslichtfabrik, Färberei, Gasanstalt, Eisengießerei und Maschinenbauanstalt. Die Stadt ist der Sitz eines Amtsgerichts. Sie hat zwei evang. und eine kath. Kirche und ein Gymnasium; auch ist daselbst die Artillerie- und Ingenieurschule und die Polytechnische Hochschule, deren Eröffnung für 1883 projectiert ist. Besonders ist das die Grundlage der Stadt bildende königl. Lustschloß hervorzuheben, mit einem großen, schönen Garten und herrlicher Orangerie. Dasselbe ist wegen verschiedener Altertümer und Kunstwerke sehenswert. Im Park steht das 1810 von Gentz erbaute, 1843 von Schinkel erweiterte Mausoleum, in dessen unterm Gewölbe Friedrich Wilhelm III. und seine Gemahlin, die Königin Luise, ruhen, während der obere Raum die von Rauch meisterhaft ausgeführten Marmorbilder beider enthält. Auf dem Lützowplatze steht ein einfach-schönes Kriegerdenkmal. Park und Schloß verdanken ihre Entstehung der Königin Sophie Charlotte, der Gemahlin Friedrichs I. Der mittlere Teil des Hauptbaues, über dem jetzt die Kuppel steht, ist ein Werk Schlüters, vollendet 1699. Flügel und Kuppel wurden in den folgenden Jahren durch Cosander von Goethe angefügt, woran noch im Todesjahr der Königin 1705 gearbeitet wurde. In den J. 1709—12 folgte das Orangeriegebäude desselben Baumeisters, 1740—42 der sog. Friedrichsbau (rechter Flügel) von v. Knobelsdorf, 1788 das Schloßtheater (Ende des linken Flügels) von Langhans. Ein Haus an der Spreeseite erbaute Friedrich Wilhelm III., um hier mit seiner Gemahlin, der Königin Luise, in schlichter Einfachheit zu leben. Schloß und Park waren ein Lieblingsplatz derselben und bewahren ihren Namen in dem von ihr eingerichteten vor dem Schlosse befindlichen Platze. Das Schloß selbst hat bis 505 m Länge. Die Stadt wurde 1705 durch Friedrich I. zum Andenken an seine verstorbene Gemahlin gegründet. Im J. 1721 erhielt sie die Stadtgerechtigkeit. Zu C. gehört der eine Viertelstunde entfernte Spandauer Bock. Etwa 1¼ Stunde von C. liegt in ausgedehntem Walde das königl. Jagdschloß Grunewald, 1542 von Joachim II. gebaut.

Charlottenstraße, engl. Queen-Charlotte Sound, der nördl. Teil der Straße zwischen der Insel Vancouver und der Westküste von Britisch-Columbia in Nordamerika.

Charlottesville, Stadt im nordamerik. Unionsstaate Virginien im County Albemarle, 104 km

nordwestlich von Richmond, liegt an der Orange-Alexandria-Manassas und an der Chesapeake-Ohio-Eisenbahn und zählt (1880) 2676 E.; etwa 2 km von C. liegt die 1819 inkorporierte und 1824 eröffnete University of Virginia, eine Schöpfung Thomas Jeffersons, welcher mit ihr seinem Geburtsstaate die erste wirkliche Universität mit vollkommener Lehr- und Lernfreiheit schenkte. Im J. 1879 hatte sie 20 Lehrer, 363 Studierende und eine etwa 40000 Bände starke Bibliothek.

Charlottetown, Hauptstadt der Prince-Edwards-Insel (s. d.).

Charlottetown, Hauptstadt der Insel Dominica (s. d.).

Charme (frz.), Zauber, Reiz, Anmut; charmant, reizend, allerliebst; charmieren, bezaubern, reizen; kosen, schön thun.

Charmides, vornehmer Athener, Sohn des Glauko, Oheim des Philosophen Plato (der nach C. einen seiner Dialoge benannte), Vetter und Mündel des Kritias, fungierte während der Herrschaft der Dreißig Tyrannen in Athen (404/3 v. Chr.) als Mitglied der im Piräus eingesetzten Dekarchie. Er fiel mit Kritias 403 in einem Gefechte vor Munychia gegen die demokratischen Freischaren des Thrasybulos.

Charmoy (François Bernard), franz. Orientalist, geb. 14. Mai 1793 in Sulz, studierte zu Paris Jura und orient. Sprachen und wurde 1817 als Professor der pers. und türk. Sprachen am Institut pédagogique central nach Petersburg berufen. Wegen Kränklichkeit gab er 1835 seine Stellung auf und kehrte nach Frankreich zurück. Er starb Anfang 1869. C. schrieb viele Aufsätze in die Memoiren der petersburger Akademie über mongol. und russ. Geschichte. Außerdem veröffentlichte er «Chéref-Nameh ou fastes de la nation kourde» (Petersb. 1868).

Charnier, s. Scharnier.

Charolles, Stadt und Hauptort eines Arrondissements im franz. Depart. Saône-Loire, an dem Zusammenflusse der Semence und Arconce und an der Linie Mâcon-Paray le Monial der Südostbahn, 51 km im WNW. von Mâcon, in 302 m Höhe, in einer wald-, wiesen- und weinreichen Gegend, ist Sitz eines Tribunals erster Instanz und eines Handelsgerichts, hat eine Agrikulturgesellschaft, ein «katholisches» Collège und zählt (1876) 2969, als Gemeinde 3286 E., welche Wollspinnereien, Fayence-, Porzellan-, Hutfabriken, Töpfereien und Kalk- und Gipsöfen unterhalten und Handel mit dem Weine ihres Gebietes, mit Steinkohlen, Erbsen, Getreide, Holz und Mastvieh treiben. C. war die Hauptstadt der alten Grafschaft Charolais, welche 1390 an Burgund fiel, und nach der sich Karl der Kühne als Erbprinz Graf von C. nannte. Nach dessen Tode 1477 vereinigte sie Ludwig XI. mit Frankreich. Karl VIII. trat sie 1493 im Frieden zu Senlis nebst Artois und Franche-Comté an den röm. König Maximilian von Österreich ab. Im J. 1556 kam sie an die Krone Spanien, ward aber 1659 wieder mit Frankreich vereinigt. Das alte Schloß der Grafen mit zwei Türmen aus dem 14. Jahrh. ist jetzt Stadthaus.

Charon, nach der griech. Mythe der Sohn des Erebos und der Nyx, hatte die Verpflichtung, die Verstorbenen über die Flüsse der Unterwelt zu führen; für seine Mühe erhielt er ein Fährgeld, einen Obolos (ungefähr einen Groschen), den man deshalb den Toten in den Mund gab. Wie nach alter Anschauung diejenigen, die auf der Oberwelt keine Begräbnisstätte gefunden hatten, als Schatten an den Ufern des Acheron umherirren mußten, so glaubte man dann auch, daß die Toten, die keinen Obolos hätten, warten müßten, bis C. sich erweichen lasse, sie überzusetzen. C. wird dargestellt als ein Greis in der Exomis (dem kurzen, Arme und rechte Schulter freilassenden Gewande der Schiffer und Handwerker). Virgil schildert ihn als finstern Alten mit struppigem Barte und schmutziger Kleidung. Auf etrusk. Monumenten, wo C. oft als der rächende Vergelter von Übelthaten im Leben erscheint, führt er meist einen Hammer. Zuletzt wurde C. zu einem Repräsentanten der Unterwelt und des Todes überhaupt und lebt als solcher noch jetzt im Volksglauben der Neugriechen fort. Vgl. Krüger, «C. und Thanatos» (Charlottenb. 1866).

Charondas von Katana auf Sicilien, gab in der Mitte des 7. Jahrh. v. Chr. seiner Vaterstadt ein Gesetzbuch, welches nachher auch von den ionischen Städten Siciliens (Leontini, Naxos, Zankle, Himera) und von Rhegion in Italien übernommen wurde. Altertümliche Rauheit und Strenge, eine kräftige sittliche Tendenz und Schärfe der Distinktion galten für die Gesetzgebung des C. als charakteristisch. C. führte die Einsprache gegen die Zeugen als ein wichtiges Rechtsmittel in das griech. Prozeßverfahren ein.

Chäronēa, namhafte altgriech. Stadt im westlichsten Teile von Böotien, an der Grenze von Phokis, im Thale des Kephissos, ist berühmt durch den Sieg, welchen König Philipp von Macedonien auf der Ebene von C. über die Truppen der Athener, Thebaner und ihrer Verbündeten 338 v. Chr. erfocht, durch den Sieg Sullas über Mithridates 86 v. Chr., und als Vaterstadt des Plutarch (s. d.). Noch jetzt sind von der alten Stadt, auf deren Stelle ein Dorf Kapurna liegt, ansehnliche Überreste erhalten, namentlich auch von den Mauern der auf einem steilen Felshügel (Petrachos bei den Alten) gelegenen Akropolis und von dem Theater, dessen Steinsitze aus dem Felsen der Nordostseite dieses Hügels geschnitten sind. In der Nähe der alten Stadt stand ein kolossales Löwenbild aus grauem Marmor, das Denkmal für die im Kampfe gegen Philipp von Macedonien gefallenen Thebaner, das später in Stücke zerfallen ist und jetzt zum Teil im Britischen Museum sich befindet. Im J. 1880 wurden hier die Leichen der in der Schlacht 338 v. Chr. gefallenen Thebaner ausgegraben.

Chaerophyllum *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Umbelliferen, deren Arten in der nördlichen gemäßigten Zone ziemlich allgemein verbreitet sind. Die in Deutschland vorkommenden Arten werden Kälberkropf genannt. Sie haben doppelt und dreifach fiederteilige oder fiederschnittige Blätter, vielstrahlige, zusammengesetzte, ohne oder mit ein- bis zweiblätteriger, hinfälliger Haupthülle und vielblätterigen Nebenhüllen versehene weiße, seltener blaßrosenrote Blümchen und längliche, seitlich zusammengedrückte, undeutlich geschnäbelte, glatte Früchte. Die in Deutschland am häufigsten vorkommenden Arten sind: C. hirsutum *L.*, eine an Bächen und auf feuchten Wiesen häufig wachsende Pflanze mit unten rauhhaarigem Stengel, dreizählig fiederschnittigen Blättern und oft rosenroten, gewöhnlich weißen Blüten, ein gutes Futterkraut; C. temulum *L.*, ein auf Schutt, an Hecken, Mauern, unter Gebüsch wachsendes Kraut

mit schmächtiger Wurzel, dunkelrot geflecktem Stengel, doppelt fiederschnittigen, ziemlich breitgelappten Blättern und kleinen, weißen Dolden, welches für giftig gilt und häufig, wie auch die folgende Art, von Unkundigen für den gefleckten Schierling gehalten wird; C. bulbosum *L.*, eine stattliche, an Hecken und in Gebüschen auf fettem Boden wachsende Staude mit knolliger Wurzel, bis mannshohem, bläulich beduftetem und rotgeflecktem oder rotangelaufenem Stengel und in sehr feine lineale Zipfelchen zerschnittenen Blättern, deren Wurzel eßbar ist. Letztere Art ist seit einer Reihe von Jahren hauptsächlich im südöstl. Europa zu einer Kulturpflanze geworden. Sie liefert die beliebten Körbelrüben.

Charost (Armand Joseph de Béthune, Herzog von), ein Nachkomme Sullys, geb. zu Versailles 1. Juli 1728, ist durch seine philanthropische Thätigkeit bekannt. Er wurde Offizier, zeichnete sich im Siebenjährigen Kriege aus und machte sich durch die Fürsorge für seine Soldaten beliebt. Nach dem Ende des Kriegs verschaffte er einer großen Menge seiner Kampfgenossen auf seinen Gütern in der Bretagne Arbeit und Unterhalt. Schon 20 Jahre vor der Revolution hob er auf seinen Besitzungen einen großen Teil der Fronen auf. Um das Elend der niedern Klassen zu lindern, gründete er Almosenstiftungen auf den Dörfern, legte Apotheken und Hospitäler an, sorgte für Ärzte und Hebammen und richtete Brand- und Hagelassekuranzen ein. Als Militärgouverneur der Picardie suchte er auf alle Weise die Landwirtschaft zu heben. In der Nationalversammlung sprach er für eine gleichmäßige Verteilung der Steuern, und noch ehe das Dekret wegen freiwilliger Beisteuer zur Bewaffnung des Vaterlandes erschien, machte er der Nation ein großartiges Geschenk. Während der Schreckensherrschaft mußte er sechs Monate im Gefängnis zubringen, aus dem ihn erst die Revolution vom 9. Thermidor befreite. Hierauf zog er sich wieder auf sein Gut Maillant zurück und stiftete daselbst eine große Ackerbaugesellschaft. Im Depart. Cher führte er später den Lein-, Tabaks-, Krapp- und Rhabarberbau ein und verbesserte im ganzen südl. Frankreich Windmühlen, Schmieden und die Kultur der Wiesen. Nach dem 18. Brumaire wählte ihn ein Bezirk in Paris zum Maire. Er starb in Paris an den Pocken 27. Okt. 1800.

Charp., bei entomolog. Namen Abkürzung für Charpentier (Toussaint von).

Charpentier (François Philippe), ein durch zahlreiche Erfindungen bekannter franz. Mechaniker, geb. 3. Okt. 1734 zu Blois, erhielt in dem dortigen Jesuitenkollegium Unterricht und trat dann zu Paris bei einem Kupferstecher in die Lehre. Bald zeigte er in dieser Kunst eine große Fertigkeit und erfand mit Hilfe der Mechanik, die er ebenfalls eifrig trieb, die getuschte Manier im Kupferätzen. Er verkaufte dieses Geheimnis dem Grafen Caylus, und die Französische Akademie sprach ihm zugleich die Priorität der Erfindung gegen den Schweden Floding zu. Die ältesten Blätter der Tuschmanier, die C. selbst ausgeführt, sind: Perseus und Andromeda nach Vanloo; die Enthauptung des heil. Johannes nach Guercino; eine Spinnerin; ein Schäfer; eine Bettlerin; das ital. Konzert; das Kinderbacchanal nach Jan de Witt u. s. w. Der Hof verlieh ihm den Titel eines königl. Mechanikers und ließ ihm eine Werkstätte einrichten, wo er eine zum allgemeinen Gebrauch gelangte Feuerspritze, mehrere wichtige Maschinen in Bezug auf die Herstellung von Feuerwaffen, eine neue Art von Signallaternen und Leuchttürmen u. s. w. erfand. Während der Revolution erfand er eine Maschine, die viele Flintenläufe zugleich bohrte, desgleichen eine Metallschneidemaschine, und erhielt dafür von der Direktorialregierung 24000 Frs. nebst der Oberleitung des Atélier de Perfectionnement. Er starb zu Blois 22. Juli 1817.

Charpentier (Jean Jacques Beauvarlet), Orgelvirtuos, geb. 1730 zu Abbeville, war zu Paris Organist an der Kirche St.-Victor, dann an St.-Paul und starb daselbst im Mai 1794. Er hat viele Kompositionen für sein Instrument hinterlassen.

Charpentier (Joh. Friedr. Wilh. Toussaint von), ausgezeichneter sächs. Berg- und Hüttenmann, geb. zu Dresden 24. Juni 1738, studierte in Leipzig die Rechte und Mathematik, wurde 1767 Lehrer der Mathematik an der Bergakademie zu Freiberg, 1773 Bergkommissionsrat und Oberbergamtsassessor und 1784 Direktor des Alaunwerks zu Schwemsal im jetzigen preuß. Regierungsbezirk Merseburg. Im folgenden Jahre ging er nach Ungarn, um die neue Amalgamiermethode zu prüfen, und erhielt nach seiner Rückkehr den Auftrag, den Bau des großen Amalgamierwerks zu Freiberg nach seinem Plane zu leiten. Kaiser Joseph erhob ihn 1791 in den Reichsadelstand; 1800 wurde er Vize-, 1801 wirklicher Berghauptmann und starb 27. Juli 1805 zu Freiberg. C. hat sich um die wissenschaftliche Betreibung des Bergbaues sehr verdient gemacht, und mehrere Zweige des Grubenbetriebs und der Verwaltung verdanken ihm wesentliche Verbesserungen. Auch förderte er eifrig die geognostische Untersuchung des Landes unter der Leitung der Bergakademie. Neben seiner «Mineralog. Geographie der kursächs. Lande» (Lpz. 1778) verdienen die «Beobachtungen über die Lagerstätte der Erze» (Lpz. 1799) und die «Beiträge zur geognost. Kenntnis des Riesengebirges» (Lpz. 1804) Erwähnung.

Charpentier (Toussaint von), Berg- und Hüttenmann, Sohn des vorigen, geb. 22. Nov. 1779 zu Freiberg, besuchte die Bergakademie zu Freiberg, studierte dann seit 1797 zu Leipzig die Rechte und ging 1802 als Bergsekretär nach Preußen, wo er im Bergfache rasch emporstieg und 1810 Oberbergrat in Schlesien wurde. Im J. 1828 erfolgte seine Ernennung zum Vizeberghauptmann von Schlesien, 1830 die zum Berghauptmann und Direktor des westfäl. Bergamts in Dortmund, worauf er 1835 als Berghauptmann nach Schlesien zurückkehrte. Er starb 4. März 1847 zu Brieg. C. hat sich um die geognost. Durchforschung Schlesiens sowie um die Förderung des Berg- und Hüttenwesens in dieser preuß. Provinz die größten Verdienste erworben. Außer mehrern Schriften geognost. und bergwissenschaftlichen Inhalts lieferte er auch schätzbare Arbeiten über Entomologie. Dahin gehören besonders: «Horae entomologicae» (Bresl. 1825), «Libellulinae Europaeae» (Lpz. 1840), und «Orthoptera» (10 Hefte, Lpz. 1841—43). Auch machte er sich durch eine neue Ausgabe von Espers Werken: «Die europ. Schmetterlinge» (5 Tle. in 6 Bdn. nebst Suppl., Erlangen 1829—39) und «Die ausländischen Schmetterlinge» (10 Hefte, Erlangen 1830), verdient.

Charpentier (Marc Antoine), franz. Komponist, geb. 1634 zu Paris, ging mit 15 Jahren als

Maler nach Rom und wurde dort durch die Musik Carissimis für die Tonkunst gewonnen. Durch diesen gründlich gebildet, kehrte er nach Paris zurück und bekleidete verschiedene weltliche und geistliche Kapellmeisterstellen, schrieb außer Kirchenwerken auch eine Reihe von Opern, konnte aber trotz überlegener allgemeiner Bildung auf der Bühne gegen das Genie eines Lully nicht aufkommen. Immerhin war C. der bedeutendste Gegner und Rival Lullys. Er starb 1702.

Charpie (frz., Scharpie, Carbasa, Linteum carptum) nennt man die durch Zerzupfen der Leinwand gewonnenen Fäden, welche als Verbandmittel bei Wunden, Geschwüren, Eiterungen u. s. w. angewendet werden. Die C. hat den Zweck, wunde und empfindliche Teile zu bedecken und dieselben vor Druck zu bewahren, vertiefte Stellen auszufüllen, Höhlen und Wundgänge zu verstopfen, eiterige Absonderungen aufzunehmen, sowie flüssige Arzneistoffe, mit welchen sie durchtränkt wird, auf die kranken Teile zu übertragen. Der Wundarzt formt die C. beim Auflegen zu Bäuschchen, Ballen, Wieken, Tampons u. s. w. Bei dem großen Verbrauch dieses Materials ist man frühzeitig darauf verfallen, dasselbe mittels Maschinen herzustellen, teils aus alter Leinwand, teils aus Flachs selbst. Gegenwärtig ist jedoch die Anwendung der aus Leinwand bereiteten C. wesentlich eingeschränkt, da dieselbe nicht selten Infektionsstoffe enthält und dadurch Veranlassung zum Auftreten von Wundrosen, Wundfieber und andern Wundkrankheiten geben kann; man bedient sich deshalb an ihrer Stelle lieber der gereinigten, durch Kochen in Alkalien entfetteten Baumwolle (Charpiewatte, Bruns' Verbandwatte), der sog. englischen C. (Lint), eines gewebten filzigen Baumwollstoffs, ferner locker gewebter Baumwollzeuge (sog. Verbandmull oder hydrophiler Verbandstoff) oder der Jute (s. d.). Über ihre Anwendungsweise s. unter Wunde.

Charput, Hauptstadt des türk.-asiat. Mutessariflik Mamuret ül Aziz in Kurdistan, liegt 425 m höher als die es umgebende 1180 m hohe Hochebene, 30 km im NNO. der Tigrisquelle und 8 km im S. vom Murad-Su, dem südl. Hauptarm des Euphrat. Die Hochebene gehört zu den fruchtbarsten und bestkultivierten der ganzen asiat. Türkei, wo Wein vorzüglich gedeiht, auch Leinsaat und Baumwolle gewonnen werden. Zu C., das 16—20000 E. zählt, befindet sich eine amerik. Missionsstation. Dabei ist eine uralte Kirche und ein Jakobitenkloster mit merkwürdigen Bibelhandschriften. C. gehörte bis 1876 zum Vilajet Diarbekr.

Charque (span.), in der Sonne getrocknetes Rindfleisch.

Charras (Jean Baptiste Adolphe), ausgezeichneter franz. Militärschriftsteller, geb. 7. Jan. 1810 zu Pfalzburg in Lothringen, trat 1828 in die Polytechnische Schule, aus welcher er im April 1830 wegen revolutionärer Gesinnung relegiert wurde. In der Julirevolution organisierte er ein Freikorps und beteiligte sich bei der Stürmung der Schweizerkaserne. Dann trat er in die Artillerie- und Ingenieurschule zu Metz, wurde aber hier wegen Teilnahme an einer polit. Verbindung entlassen. Erst 1833 erfolgte seine Anstellung als Lieutenant in der Artillerie. Seiner republikanischen Gesinnung halber, die er in hervorragenden histor.-kritischen Artikeln im «National» aussprach, versetzte man ihn zur Armee nach Algerien, wo er 1841 Kommandant in Scherschell, 1842 in Maskara wurde. Bei Errichtung der Arabischen Büreaus wurde C. Chef eines solchen zu Maskara. Er zeichnete sich 1843 bei mehreren Gelegenheiten gegen Abd-el-Kader aus, wurde 1844 zum Bataillonschef beim 1. Regiment der Fremdenlegion ernannt, von welchem er 1846 zu der leichten afrik. Infanterie (Zephyrs) versetzt wurde, die aus ehemaligen Militärsträflingen bestand. Es gelang C., seine Truppe zu disciplinieren, sodaß diese bei der begonnenen Kolonisation 1847 treffliche Dienste leistete. C. war beim Ausbruch der Februarrevolution von 1848 gerade in Paris auf Urlaub, wo man ihn sogleich zum Sekretär in der Kommission der Nationalverteidigung und zum Oberstlieutenant ernannte, bald darauf, 7. April, zum Unterstaatssekretär des Kriegsministeriums, dessen Chef damals Arago war. Als solcher entfaltete er eine außerordentliche Energie, um die Armee kriegsbereit zu machen. Das Portefeuille des Kriegs, das man ihm antrug, schlug er jedoch aus und übernahm es nur interimistisch bis zur Ankunft Cavaignacs im Juni. Auch unter diesem, sowie unter dessen Nachfolger Lamoricière, blieb er Unterstaatssekretär und war Chef des Generalstabes bei der Niederwerfung des Juniaufstandes. In der Nationalversammlung, zu welcher er als Abgeordneter für das Depart. Puy-de-Dôme bereits im April gewählt worden, bekämpfte er die Wahl des Prinzen Ludwig Napoleon zum Präsidenten. Die neuentstandene röm. Republik trug ihm ihr Kriegsministerium und das Oberkommando ihrer Truppen an, und er hatte bereits zugesagt, als die Absendung eines franz. Korps nach Rom erfolgte. Auch in die Gesetzgebende Versammlung wurde C. 1849 gewählt, wo er ebenfalls als strenger Republikaner der Partei des Präsidenten entgegentrat. In der Nacht des Staatsstreichs 2. Dez. 1851 ließ Ludwig Napoleon auch ihn verhaften. C. wurde verbannt und nach Belgien transportiert, von wo er, im Aug. 1854 ausgewiesen, nach Holland ging. Hier schrieb er sein berühmtes Werk «Campagne de 1815. Waterloo» (2 Bde., Brüss. 1858; neuere Aufl., Par. 1869; deutsch, Dresd. 1858), in welchem er mit äußerster Schärfe alle Fehler Napoleons I. nachwies und sich als unversöhnlichen Feind des Bonapartismus bekundete. Später, nach seiner Verheiratung mit der Tochter eines elsäss. Fabrikanten in Thann, lebte er zu Basel in der Schweiz, wo er 23. Jan. 1865 starb. Er hinterließ eine beinahe vollendete Geschichte des Feldzugs von 1813, welche unter dem Titel «Histoire de la guerre de 1813» (Lpz. 1866; deutsch, 1867) veröffentlicht worden ist.

Charrières (Madame de Saint-Hyacinthe de), geborene Tuyll, als Schriftstellerin unter dem Namen Abbé de la Tour bekannt, geb. 1746 zu Utrecht, stammte aus einer reichen holländ. Familie und lebte in ihrer Jugend am Hofe des Erbstatthalters. Aus Neigung zu dem Lehrer ihres Bruders, einem armen Edelmanne, mit dem sie sich verheiratete, entsagte sie ihrer Stellung und Familie. Mit ihm zog sie sich auf ihr Landgut in der Nähe von Neuchâtel zurück, wo sie in glücklichen Verhältnissen lebte. Sie wandte sich später zur schönen Litteratur und wurde eine gefeierte Schriftstellerin. Durch die Französische Revolution verlor sie fast ihr ganzes Vermögen. Sie starb 27. Dez. 1805. Unter dem Namen de la Tour schrieb sie die Romane und Novellen «Les trois femmes»,

«Honorine d'Userche», «Sainte-Anne et les mines d'Yedbourg», «Sir Walter Finch et son fils Williams», welche Schriften zu Leipzig 1798 gesammelt erschienen. Ferner erschienen von ihr «Caliste, ou lettres de Lausanne» (1786), «Mistress Henley» und die Dramen «Le Toi et le Vous», «L'émigré», «L'enfant gâté» und «Comment le nomme-t-on?» Ihre Darstellung ist geistvoll und von sittlichem Ernste beseelt. Die meisten ihrer Schriften sind von Huber ins Deutsche übersetzt worden.

Charron (Pierre), franz. kath. Theolog, geb. 1541 zu Paris, studierte die Rechte zu Orléans und Bourges, praktizierte einige Jahre zu Paris als Parlamentsadvokat und wandte sich erst dann der Theologie zu. Als Kanzelredner gewann er rasch bedeutenden Ruf, wirkte an verschiedenen Orten Südfrankreichs und ward Hofprediger der Königin Margareta. In Bordeaux wurde er mit Montaigne befreundet. Im J. 1594 zum Generalvicar des Bischofs von Cahors ernannt, starb er 16. Nov. 1603. In dem «Traité des trois vérités» (anonym, Bordeaux 1594) sucht C. gegenüber den Atheisten nachzuweisen, daß es einen Gott und eine Religion gibt, gegenüber den Heiden, Juden und Mohammedanern, daß die christl. Religion die allein wahre ist, gegenüber den Ketzern, daß nur die kath. Kirche die seligmachende Wahrheit besitzt. Der «Traité de la sagesse» (Bordeaux 1601; beste Ausg. von Renouard, 4 Bde., Dijon 1801) entwickelt in der skeptischen Art Montaignes, daß der Mensch von sich aus zur wahren Erkenntnis Gottes und seiner selbst nicht kommen kann, daß alle Religionen den Anspruch erheben, auf Grund göttlicher Offenbarung die Wahrheit zu besitzen, sodaß es schwer ist, die wahre herauszufinden. Die Frömmigkeit muß daher in etwas Innerm bestehen, das sich äußert in freier, uneigennütziger Tugend. Wegen dieser Äußerungen wurde C. heftig angegriffen, besonders vom Jesuiten Garasse.

Charta (lat.), Papier, Urkunde; C. non erubescit, Papier errötet nicht (über eine Lüge), gebildet nach den Worten «Epistola non erubescit» («Ein Brief errötet nicht») in Ciceros «Epistolae ad familiares», 5, 12.

Bei den Römern hieß C. oder Chartula ursprünglich ein Blatt von der ägypt. Papyruspflanze und, weil diese als Schreibmaterial diente, überhaupt alles, worauf etwas geschrieben oder gezeichnet war, in welcher letztern Bedeutung das Wort auch im Deutschen gebraucht wird, z. B. Karte (Visiten-, Spiel-, Landkarte). Im Mittelalter bedeutet C. oder Diploma jede Urkunde, zuweilen im besondern Sinne eine solche, die wichtige Rechte und Freiheiten verbrieft, wie namentlich die berühmte Magna Charta (s. d.) der Engländer. In Rücksicht auf diese wie auf die Charte Constitutionnelle Ludwigs XVIII. von Frankreich bezeichnet man mit Charte die Verfassungsgrundgesetze, für welche in neuerer Zeit der Name Konstitution (s. d.) üblicher geworden ist. In Portugal finden sich sogar beide Worte als Losungen entgegengesetzter Parteien, indem die 1826 durch Dom Pedro verliehene Verfassung von der französischen den Namen Charte entlehnt hatte, während die Cortesverfassung von 1821 den Titel Konstitution führte. Die radikale Partei in England nannte ihr Programm «Volkscharte», daher der Ausdruck Chartisten. (S. Chartismus.)

Charta partita, eine im Mittelalter, besonders in England gebräuchliche Urkunde, als die Siegel noch selten waren. Jede Partei erhielt ein gleichlautendes Exemplar der Urkunde, sämtliche Exemplare aber waren ursprünglich auf ein Blatt geschrieben, an dessen oberstem Teil ein Wort oder ein Denkspruch stand. Beim Abschneiden der einzelnen Exemplare wurde auch das Wort oder der Spruch durchschnitten. Die Echtheit der Urkunde wurde dadurch bezeugt, daß bei späterer Ineinanderfügung der Teile auch die Teile des Worts oder Spruchs passen mußten.

Chartepartie, Certepartie (vom ital. carta partita, frz. charte-partie oder auch affrétement, sowie in den franz. Mittelmeerhäfen nolissement, weil dort der Frachtpreis nolis genannt wird, engl. charter party oder memorandum for charter) heißt im Seefrachtwesen der Vertrag, welcher über die Befrachtung eines ganzen Schiffs oder auch, was jedoch seltener der Fall ist, eines großen Teils desselben zwischen dem Eigentümer des Schiffs (dem Reeder) oder als dessen Vertreter dem Kapitän und dem Versender der Waren (dem Befrachter) abgeschlossen wird. In demselben werden hauptsächlich angegeben die Namen der Kontrahenten (immer auch der des Schiffers), Name, Gattung, Nationalität und Tonnengehalt des Schiffs, Ort der Ein- und Ausladung, Frachtpreis und Zeit der Ladung. Der Name (carta partita, d. i. geteilter Schein) stammt daher, daß man ehemals die Urkunde wellenförmig durchschnitt und jedem der beiden Kontrahenten bloß den einen Teil übergab, während dieselbe gegenwärtig in mindestens zwei Exemplaren ausgestellt wird.

Chartern (engl.), ein Schiff mieten.

Chartier (Alain), franz. Dichter, geb. um 1392 zu Bayeux, studierte und lebte danach in Paris, wurde zu diplomatischen Sendungen in Deutschland und England verwandt und galt noch im 16. Jahrh. als Begründer der franz. Beredsamkeit. Er starb nach 1449. Nächst lat. Briefen und Reden verfaßte er eine größere Anzahl allegorisierender lyrischer, auf der Idee des Frauendienstes beruhender, sowie didaktischer Gedichte und Prosaschriften in franz. Sprache, die in ihrem veralteten Stile den um den rednerisch wirksamen und gewählten Ausdruck bemühten Dichter und einen trefflichen Charakter erkennen lassen. Irrtümlich wird ihm ein Geschichtswerk über die Zeit Karls VII. öfter beigelegt. Eine Ausgabe der Werke des C. erschien 1617 zu Paris; eine Würdigung des Dichters bietet Delaunays «Étude sur C.» (Par. 1876) und Joret-Desclosières «Alain C., étude» (Par. 1877).

Chartismus, Bezeichnung für eine in England hervorgetretene soziale Bewegung. Dieselbe wurzelt in dem Widerstreit der Volksmassen gegen die Aristokratie des Grundbesitzes und des Kapitals, die durch gesellschaftlichen Einfluß und Wahlcensus über Gesetzgebung und Besteuerung entscheidet. Dieses Verhältnis erregte in England schon zur Zeit des nordamerik. Freiheitskriegs eine demokratische Bewegung, die rein polit. Natur war und zu einer Menge polit. Verbindungen führte. Der Kampf Englands gegen die Französische Revolution erdrückte zwar für einige Zeit den demokratischen Liberalismus, aber nach dem Frieden erwachte er nur um so kräftiger und nahm vom Mittelstande bald auch seinen Weg in das eigentliche Proletariat. Die zahlreiche Manufakturbevölkerung, durch ein engherziges Niederlassungsrecht und hohe Verbrauchssteuern beschwert, durch Han-

delskrisen in Not versetzt, von der Gesetzgebung vernachlässigt, sah bald in der Herstellung der Volksherrschaft die einzige Rettung aus sozialer Not. Bereits 1817 kam unter Leitung des Majors Cartwright eine Nationalpetition zu Stande, die allgemeines Stimmrecht verlangte und dem Unterhause mit 1700000 Unterschriften meist aus den arbeitenden Klassen übergeben wurde. Zwei Jahre nachher fand auf dem Peterloofelde bei Manchester eine große Versammlung der Fabrikbevölkerung statt, in der über Abschaffung der Getreidegesetze und über die Lage des Landes beraten werden sollte. Die Versammlung wurde indessen durch die bewaffnete Macht zerstreut, und die sog. sechs Gesetzesakte des Ministeriums Castlereagh unterdrückten für längere Zeit jede polit. Demonstration. Die Bewegung wurde jetzt durch Owen (s. d.) und die Verbreitung seiner Ideen sozialistisch. Statt der polit. Agitation begannen sich zahlreiche Arbeitervereine zu bilden zum gemeinsamen Widerstand gegen die Willkür der Fabrikherren und gegen die Herabsetzung des Arbeitslohns. In diesen Vereinen wurde 1834 eine allgemeine Arbeitseinstellung beschlossen, die indessen mit Verlusten für die Arbeiter und noch größerer Abhängigkeit endete. Infolge der Erbitterung über das neue Armengesetz kam 1835 eine polit. Verbindung unter dem Namen der Radical Association in London zu Stande; da aber in dieser mehr die Mittelklasse beteiligt war, so schlossen 1836 die arbeitenden Klassen unter dem Namen Working Men's Association eine polit. Verbindung, welche demnächst die Geburtsstätte des eigentlichen C. wurde. Lovett setzte die sechs Punkte der künftigen Volkscharte auf, und ein Meeting der arbeitenden Klassen faßte 6. Aug. 1838 zu Birmingham den Beschluß, auf Grund derselben eine Petition um die Volkscharte (the People's Charter) ans Unterhaus zu richten.

Die sechs Punkte waren: Allgemeines Stimmrecht (vom 21. Lebensjahr ab), Einführung der geheimen Abstimmung (ballot) bei den Wahlen, allgemeine jährliche Parlamente, Aufhebung des aktiven und passiven Wahlcensus, Einteilung des Landes in Wahlbezirke nach Kopfzahl und Besoldung der Volksvertreter. Bald darauf rief die Working Men's Association einen Chartistenausschuß nach London, der Anfang 1839 zusammentrat und sechs Monate hindurch beisammenblieb. Der Konvent zerfiel bald in Physical-Force- und Moral-Force-Männer; doch einigte man sich durch Abfassung der «Volkscharte», sowie über die Absendung von Agitatoren in die Provinzen. Diese Volkscharte bestand aus 39 Artikeln, die außer den sechs Punkten noch anderes forderten, wie Einführung der Einkommensteuer, Abschaffung der neuen Armengesetze, Verminderung der Steuern auf Lebensmittel u. s. w. Die Ablehnung der Petition im Unterhause mit 235 gegen 46 Stimmen, die Verhaftung mehrerer Chartisten, wie Lovetts, Collins', die Sprengung der Versammlungen durch die Polizei setzten bald die arbeitende Bevölkerung des Landes in Aufregung. Endlich brach 4. Nov. 1839 in Südwales der offene Aufstand aus. Unter Anführung von Frost, Williams und Jones überfielen 8000 Chartisten die Stadt Newport, wurden aber in die Flucht geschlagen. Die über die gefangenen Anführer verhängte Todesstrafe wurde in Deportation verwandelt. Die arbeitenden Klassen beschränkten sich nun zunächst auf Sammlungen für die Opfer ihrer Sache. Im J. 1840 traten jedoch wieder Abgeordnete aus den verschiedenen Landesteilen zu Manchester zusammen, die eine neue Association errichteten. Im Juni 1841 wurde eine mit 1300000 Unterschriften bedeckte Petition für die Einführung der «Volkscharte» überreicht, die aber ohne Erfolg blieb. Die Verbindung des C. mit den Tories zum Sturze des Whigministeriums war ihm ebensowenig vorteilhaft. Während der Bewegung für den Freihandel und die Aufhebung der Kornzölle trat der C. gänzlich in den Hintergrund.

Erst die Rückwirkung der franz. Februarrevolution von 1848 versetzte die Chartisten in neue Aufregung. Im März brachen bereits ernste Unruhen in London, Manchester, Edinburgh und besonders in Glasgow aus, wo einige tausend brotloser Arbeiter beträchtlichen Schaden am Eigentum verübten, die Waffenläden plünderten und die Republik hoch leben ließen. Bald darauf bereitete der in London versammelte Chartistenkonvent eine Monstreversammlung vor, welche trotz des Verbots der Regierung 10. April zu Stande kam. Infolge dieser Versammlung wurde abermals eine Riesenpetition für Einführung der Nationalcharte, angeblich mit 5760000 Unterschriften, dem Unterhause übergeben, von diesem jedoch mit übergroßer Mehrheit verworfen. Der schwunghafte Betrieb der Industrie und besonders die Aufhebung der Kornzölle, wodurch die Brotpreise beträchtlich vermindert wurden, haben seitdem der chartistischen Opposition einen großen Teil ihrer Heftigkeit genommen. Noch 1857 hielt man zwar ein großes Meeting in Rochdale über die verschiedenen Punkte der «Volkscharte», aber der Gedanke, sie anders als auf friedlichem Wege durchzusetzen, scheint aufgegeben. Inzwischen wurde die Abschaffung des passiven Wahlcensus 1858 vom Parlament angenommen. Die Ausdehnung der Wahlberechtigung wurde zum Gegenstand der Parteiprogramme der regierenden Klassen selbst, und führte in der neuen Reformbill von 1867 zum allgemeinen Hausstandsstimmrecht der städtischen Bevölkerung und (1872) zur Einführung des Ballot. Die Bestrebungen der arbeitenden Klassen verloren damit jene Konzentration in eine «Volkscharte», und drehen sich neuerdings um praktische Organisation zur Erhöhung der Arbeitslöhne, Verminderung der Arbeitsstunden, obligatorischen, unentgeltlichen Volksunterricht und eine Reihe praktischer Einrichtungen zur Verbesserung ihres häuslichen Lebens.

Vgl. Pauli, «Geschichte Englands seit den Friedensschlüssen von 1814 und 1815» (Bd. 1—3, Lpz. 1864—75); Carlyle, «On Chartism» (Lond. 1839).

Chartograph oder Kartograph (grch.), Landkartenzeichner.

Chartomantie oder Kartomantie, das Kartenschlagen, Wahrsagen aus Karten.

Charton (Edouard Thomas), franz. Schriftsteller, geb. 11. Mai 1807 zu Sens im Depart. Yonne, studierte die Rechte zu Paris, wurde nach der Februarrevolution von 1848 Generalsekretär im Ministerium des öffentlichen Unterrichts, und in demselben Jahre vom Depart. Yonne in die Konstituierende Versammlung gewählt; seit dem Staatsstreich vom 2. Dez. 1851 beschränkte er sich auf schriftstellerische Arbeiten. Im Febr. 1871 trat er als Abgeordneter des Depart. Yonne in die Nationalversammlung zu Bordeaux und Versailles; im Jan. 1878 wurde er von seinem Departement

zum Senator gewählt. Er ist seit 1876 Mitglied des Instituts (Akademie der moralischen Wissenschaften). C. begründete 1833 das «Magasin pittoresque», 1843 die «Illustration», 1860 «Le Tour du monde». Unter seinen Schriften sind hervorzuheben: «Dictionnaire des professions» (1842), «Les voyageurs anciens et modernes» (4 Bde., 1855—57), «Histoire de France depuis les temps les plus reculés» (in Gemeinschaft mit Bordier verfaßt, 2 Bde., 2. Aufl. 1863).

Chartophylax (grch.), Urkundenbewahrer.

Chartres, die altertümliche, größtenteils eng und winkelig gebaute Hauptstadt des franz. Depart. Eure-et-Loire sowie eines Arrondissements, im ehemaligen Orléannais, an der Linie Paris-Brest der Westbahn und an der Bahn Orléans-Dreux, die hier nach Brou und Auneau abzweigt, auf einem Hügel am linken Ufer der Eure, 88 km im SW. von Paris, in 107 m Höhe, in einer ausgezeichnet fruchtbaren und getreidereichen Gegend (Chartrain), ist der Sitz der Departementalbehörden, eines Bischofs und eines Handelsgerichts. In der got. Kathedrale (1190—1260), 131 m lang, 16,4 m breit, mit zwei Türmen, von denen der eine 115 m hoch aufsteigt, besitzt die Stadt die größte und eine der schönsten Kirchen Frankreichs. Die alten Festungswerke sind jetzt in Boulevards umgewandelt. Auf der Place des Epars steht ein Denkmal des zu C. geborenen Generals Marceau. C. hat (1876) 20468 E., ein Kommunal-Collège, zwei Normalschulen zur Bildung von Elementarlehrern und Lehrerinnen, eine Bibliothek von 50000 Bänden und 1100 Handschriften, ein naturhistor. Museum, ein Antiquitätenkabinett. Auch besteht eine Gesellschaft für Gartenbau und mehrere gelehrte Vereine. Unter den Hospitälern zeichnet sich die von dem Marquis von Aligre gestiftete und mit einem Fonds von 3 Mill. Frs. ausgestattete Versorgungsanstalt für Greise aus. Außer der gewöhnlichen Gewerbsproduktion fertigt man Leder, Bonneterie, wollene Wäsche mit der Nadel und bereitet berühmte Rebhuhnpasteten und Pfefferkuchen. Auch Eisen- und Kupferwaren, Pressen, Pumpen u. dgl. werden fabriziert und Loh- und Weißgerbereien unterhalten. Bedeutend ist auch der Handel mit den unter dem Namen Percherons bekannten Pferden, mit Vieh, Wolle und Getreide der Beauce, für den die Stadt den Mittelpunkt bildet. — C. war schon vor der Herrschaft der Römer bedeutend als Hauptort der Carnutes unter dem Namen Autricum. Später wurde es der Sitz eines Bischofs. Im Mittelalter war C. (in Urkunden dieser Zeit Carnutum oder Carnotum) Hauptort des Landstrichs Beauce und des Chartrain, und gab der Grafschaft Chartres den Namen. Letztere kam durch Kauf schon 1286 an die Krone Frankreich und wurde durch Franz I. 1528 zu einem Herzogtum umgewandelt, welches seit 1623 die Familie Orléans als Apanage besaß, weshalb auch der älteste Sohn des Herzogs von Orléans gewöhnlich den Titel eines Herzogs von C. führte. Jetzt trägt denselben der Prinz Robert von Orléans, zweiter Sohn des 13. Juli 1842 gestorbenen Herzogs Ferdinand von Orléans (s. d.). Im Deutsch-Französischen Kriege wurde C. 21. Okt. 1870 von deutschen Truppen (der 22. Division unter General Wittich) besetzt und blieb in den folgenden Kämpfen gegen die Loire-Armee ein wichtiger Stützpunkt für die Operationen der deutschen Heere.

Chartreuse, La Grande Chartreuse, die Große Kartause im Dauphiné, die Wiege des Kartäuserordens, ein großes, schönes Kloster, welches 1084 vom heil. Bruno nahe der von ihm bewohnten Einsiedelei gestiftet, 1793 aufgehoben, aber 1816 wieder eröffnet wurde. Die jetzigen Gebäude stammen aus dem J. 1676. Das Kloster liegt im franz. Depart. Isère, 22 km im Nordnordosten von Grenoble, in der Commune St.-Pierre de C. (1600 E.), in 977 m Höhe, am Fuße des 2033 m hohen Grand-Som und der Gebirgsgruppe La Chartreuse, die im Chamachaude 2087 m Höhe erreicht, in dem von Wald und steilen, himmelhohen Felsen umschlossenen, nur durch zwei Engpässe schwer zugänglichen Wiesenthale des aus zwei reißenden Gießbächen entstehenden Rhônezuflüßchens Guiers-Vif. Die weitläufigen, in einem einfachen Stil aufgeführten Klostergebäude sind von sechs Glockentürmen verschiedener Höhe überragt. Bemerkenswert sind: das breite, massive Eingangsportal, der viereckige Hof mit zwei von der Quelle des heil. Bruno gespeisten Bassins, die vier Fremdensäle, die nach dem Brande von 1474 wiederhergestellte Kirche, die Bibliothek von 6000, ehemals gegen 20000 Bänden, der große und hohe Kapitelsaal mit den Porträts der 50 ersten Ordensgenerale und 22 das Leben Brunos darstellenden Gemälden, deren Originale sich im Louvre zu Paris befinden, die sehr reiche Galerie des Cartes, das Große Kloster mit 130 Bogen und 80 Zellen zu beiden Seiten zweier 220 m langen Korridors, mit dem Kirchhof und der 1382 erbauten Totenkapelle. Bei C. steht in einem Tannenwalde die 1440 erbaute Kapelle Notre-Dame de Casalibus, und 200 Schritt höher, auf einem gewaltigen, steilen Felsblock, die Kapelle des heil. Bruno, 1640 erbaut und 1820 restauriert, angeblich auf der Stelle der ursprünglichen Einsiedelei des Heiligen. Die Anfertigung des berühmten Liqueurs Chartreuse bringt den Mönchen jährlich über ½ Mill. Frs. ein. Ehemals standen unter diesem Kloster 173 andere, darunter 5 Nonnenklöster; 70 lagen in Frankreich, jetzt noch 9 der überhaupt vorhandenen.

Chartularia (neulat.) oder Chartaria, auch Diplomataria, der Aufbewahrungsort für Urkunden, das Archiv, sodann die Kopialbücher der Klöster und Stifter, worin die Urkunden über Schenkungen, Käufe u. s. w. in Abschrift zusammengestellt sind. Die Anlegung solcher Chartularien, die für die Geschichtsforschung zum Teil von Wert sind, ward von den Päpsten schon vor dem 10. Jahrh. eingeschärft; fast jedes Kloster besaß dergleichen. Eine große Anzahl davon ist erhalten.

Chartum oder Khartum, Hauptstadt des ägypt. Sudan, in 335 m Meereshöhe, am Vereinigungspunkte des Weißen und des Blauen Nil, dicht am linken Ufer des letztern. Es ist eine Schöpfung Mehemed-Alis von Ägypten, der das elende Dörfchen C. seit 1823 zur Stadt ausbauen ließ und 1830 zum Sitz des Generalgouverneurs bestimmte. Der Ort blühte als der südlichste Hauptposten des ägypt. Handels in der afrik. Wildnis durch seine günstige Lage rasch auf; die Zahl der Bewohner wird auf 50000 geschätzt. Als Handelsstadt ist es an die Stelle des ältern Schendi getreten: zwar von Kordofan und Darfur nimmt der Verkehr mit Ägypten immer noch lieber den Weg über Dongola, aber für die südl. und östl. Länder ist C. der Hauptstapelplatz. Inmitten einer sterilen,

baum- und strauchlosen Sandebene gelegen und von einem Erdwall umgeben, bildet C. eine einförmige, schmutziggraue Masse von Häusern aus Luftziegeln, hat eine Hauptstraße und große (mit Weizen, Palmen, Citronbäumen u. s. w. bepflanzte) Gärten in seiner Mitte, und ist in der Regenzeit sehr schmutzig. Das Klima ist bei der großen Hitze (nachmittags durchschnittlich 31°, zuweilen über 37° R. im Schatten) und bei der ungemeinen Feuchtigkeit der Luft sehr erschlaffend und ungesund. Zahlloses Ungeziefer, Skorpione, Taranteln, Hornissen, Eidechsen und Vipern erfüllen jeden dunklern Fleck. Bemerkenswert sind zwei ganz nach europ. Art gebaute Regierungspaläste, die Moschee, ein Lazarett, eine Kaserne und ein Pulvermagazin, eine Missionsanstalt nebst Schule, eine kath. und eine kopt. Kirche. Der Markt oder Bazar ist reichlich versehen mit Lebensmitteln und Waren aller Art. Die Einwohner sind der Hauptmasse nach Nubier im weitern Sinn, daneben Ägypter, Abessinier, Juden, Neger u. s. w., daneben eine Garnison von etwa 1000 Mann, meist Schwarzen, ein ganzes Heer ägypt. Beamten. Auch europ. Kaufleute sind dort, wie auch die wichtigsten europ. Staaten durch Konsuln vertreten sind. Bis 1871 war es Sitz des ägypt. Generalgouverneurs für Nubien und Ostsudan; seither ist die administrative Einteilung dieser Länder etwas geändert, und hat das Gebiet von C., wie das von Dongola und Berber, Sennaar und Fassogl, Kordofan, Bahr-el-Abiad besondere Mudirs, d. h. Provinzialgouverneure. Mit Ägypten besteht Post- und Telegraphenverbindung. In neuerer Zeit war C. der Ausgangspunkt verschiedener Entdeckungs- und Eroberungsexpeditionen nach den südl. Nilländern, z. B. der Bakerschen. Auch die Mission hat sich dort festgesetzt, die katholische, zugleich Sitz des Bistums von Nigritien, entstand 1846 durch die Bemühung des österr. Marienvereins, die protestantische durch die Brüder von Crischona bei Basel. Die Industrie beschäftigt sich außer den unentbehrlichsten Handwerken fast nur mit Filigranarbeiten in Gold und Silber zu Armbändern, Ringen, Tassen u. s. w., die in ganz Ägypten wegen ihrer Zartheit und Eleganz berühmt sind. Die Haupteinfuhrartikel für den Sudan sind Gewehre, Pulver, Blei, Jagdrequisiten, Spirituosen, engl. Baumwollstoffe, Glasperlen aus Venedig und Böhmen. Die Ausfuhr besteht in Elfenbein und Nilpferdzähnen von den Ländern des Weißen Nil, dann Gummi, Sennesblättern und Tamarinden, Strauß- und Marabutfedern, Häuten u. s. w. Aber auch der Sklavenhandel, obwohl er gesetzlich verboten, hat in C. noch immer einen Hauptsitz, da die Sklavenjäger als Elfenbeinhändler noch oft von dort aus ihre Raubzüge organisieren.

Charwoche, s. Karwoche.

Charybdis, schon in der Odyssee die Personifikation eines gefährlichen Meerstrudels, war nach der, freilich nur von einem sehr späten Autor überlieferten Mythe eine Tochter des Poseidon und der Gäa. Man sucht diesen Strudel in einem Wirbel in der sicil. Meerenge unfern der Spitze des Hafendamms von Messina, welcher jetzt Garofalo heißt. Er war den unkundigen Schiffern, wie schon die Odyssee es schildert, ehemals um so gefährlicher, da sie sich in dem Bestreben, ihm zu entgehen, der Gefahr aussetzten, an den Felsen der Scylla (s. d.) Schiffbruch zu leiden. Bei ruhigem Meere, zumal wenn kein Südwind weht, fahren jetzt die Schiffer ohne Gefahr über die C. — Der sprichwörtlich gewordene Vers «Incidit in Scyllam qui vult vitare Charybdim» («Es stürzt in die Scylla, wer die C. vermeiden will») findet sich bei keinem klassischen Schriftsteller, sondern ist einem Verse aus der «Alexandreïs» des Philippe Gaulthier (um 1180 n. Chr.) nachgebildet. Dort lautet der Vers: «Incidis in Scyllam, cupiens vitare Charybdim» («Du stürzest in die Scylla, während du die C. zu vermeiden wünschest»).

Chasaren, ein südosteurop., wahrscheinlich finn.-türk. Stamm, der bei den griech. und lat. Schriftstellern des Mittelalters als Katziri, Akatziri, Akatiri erscheint. In dem Völkergedränge, besonders seit den bulgar. Wanderungen des 7. Jahrh., wurden sie weiter südlich in die Gebiete des Kaukasus vorgeschoben, wo sie den heraufdringenden Mohammedanern begegneten und mit diesen um den Besitz von Derbent, Georgien, Armenien und der nordwestpers. Grenzländer kämpften. Seit dem 8. Jahrh. befestigten sie gegen die tetraxitischen Goten ihre Macht in der Krim; ihre Fürsten (Chakane) traten vom Islam zum Judentum über. Ihr jüd. Glaube hat im 10. Jahrh. den mit Unrecht verdächtigten Briefwechsel des span. Juden Chisdai Ben-Isaak und des Chasarenkönigs Joseph Ben-Ahron veranlaßt (von Joh. Buxtorf mit dem Buch «Cosari» und neuerdings von Harkawy in Röttgers «Russ. Revue», 1875, herausgegeben).

Das Reich der C. erstreckte sich von der Emba zum Dnjepr und Bug; es reichte vom Kaspischen Meere, welches nach ihnen noch jetzt von den Arabern das Meer von Chasar (Bahr Khazar) heißt, dann vom Pontus und den südl. Abhängen des Kaukasus um Derbent, wo es an die mohammed. Besitzungen grenzte, bis zur mittlern Wolga, zum Quellgebiet des Donez und über Kiew hinaus zur Oka. Die Chasarenfürsten standen gewöhnlich in gutem Vernehmen mit dem Byzantinischen Reiche. Ihre alte Hauptstadt Balandshar (Belendsher), das jetzige Astrachan, lag unfern der Mündung der Wolga oder des Itil. Mit Hilfe byzant. Architekten wurde 835 eine neue Residenz erbaut, Sarkel oder Weißstadt (das Bielaweschie der Russen, d. i. Weißturm, in der Nähe der katschalinischen Kosakenstaniza) genannt, welche den C. in der Folgezeit, nachdem die Petschenegen von den Usen bereits über den Don gedrängt waren, als Grenzfestung gegen das erstere Volk diente, aber schon um 1300 in Trümmern lag. Mit den griech. Baumeistern kam auch wohl Konstantin aus Thessalonich, der sich später Cyrillus nannte, in das Land der C. und bekehrte das ganze Volk oder wenigstens einen Teil desselben zum Christentume. Swjatoslaw, der erste russ. Beherrscher mit slaw. Namen (965), besiegte die Wjätitschen, welche in den heutigen Kreisen Kaluga, Tula und Orel saßen und noch immer den C. Zins entrichteten, schlug dann diese selbst und eroberte ihre Festung Sarkel. Es scheint, daß die Russen damals alle chasar. Gebiete an dem östl. Gestade vom Asowschen Meere und von der Bucht von Taman eroberten. Nur in der Krim blieb noch ein Schatten der chasar. Macht, die später (1016) ebenfalls den vereinigten Kräften der Griechen und Russen unter Mstislaw von Tamatarcha, dem Sohne Wladimirs, unterlag. Ungenau kommt bei kirchlichen Schriftstellern der Name C. noch bis in die spätern Jahrhunderte des Mittelalters vor zur Bezeichnung der Bewohner

der Krim und der Anwohner des Kaspischen und des Schwarzen Meers; sicherer sind die Spuren, welche von der Chasarenherrschaft sich in einzelnen russ. Ortsnamen erhalten haben. Daß man in den Karäern Nachkommen des zum Mosaismus bekehrten Teils der C. finden dürfte, ist sehr zweifelhaft.

Vgl. Frähn, «Excerpta de Chasaris» (Petersb. 1821), und desselben «Ibn Foszlan» (Petersb. 1823); Neumann, «Die Völker des südl. Rußland» (Lpz. 1847); Cassel, «Magyar. Altertümer» (Berl. 1848); Chwolson, «Ibn Dasta» (in russ. Sprache, Petersb. 1869); Rösler, «Rumän. Studien» (Lpz. 1871); Dorn, «Caspia» (Petersb. 1875).

Chase (Salmon Portland), amerik. Politiker, geb. 13. Jan. 1808 zu Cornish im Staate Neuhampshire, erhielt seine erste Erziehung bei einem Onkel, dem Bischof Philander C. in Ohio, vollendete seine Ausbildung in seiner Heimat, graduierte 1826 im Dartmouth-College und ließ sich bald darauf als Privatlehrer in Washington nieder, wo er sich der besondern Gunst Henry Clays und des berühmten Juristen W. Wirt erfreute. Nachdem er sich bei letzterm als praktischer Jurist ausgebildet hatte, zog C. 1829 nach Cincinnati, wurde hier bald einer der gesuchtesten Advokaten und erwarb sich ein besonderes Verdienst durch Sammlung und Kommentierung der Statuten des Staates Ohio. Vielfach von den aus Kentucky und andern Grenzstaaten nach Ohio geflüchteten Sklaven als Verteidiger und Anwalt engagiert, widmete er der Frage, ob und wieweit die Bundeskonstitution die Schwarzen schütze, seine besondere Aufmerksamkeit und erlangte einen ausgebreiteten Ruf als einer der beredtesten Vorkämpfer für die freiheitliche Auslegung der Verfassung. C. war einer der ersten, welcher konstitutionell nachwies, daß die Sklaverei eine rein örtliche Angelegenheit sei und daß die Verfassung stets zu Gunsten der Freiheit interpretiert werden müsse. So wurde er einer der Begründer der spätern republikanischen Partei. Im J. 1851 als Vertreter dieser damals noch als ketzerisch geltenden Grundsätze zum Senator in Washington gewählt, zeichnete er sich hier besonders als Gegner der Nebraska-Bill und als warmer Anwalt der Heimstätte-Bill und Pacific-Eisenbahn aus. Er wurde 1855 zum ersten mal und 1857 zum zweiten mal zum Gouverneur des Staates Ohio gewählt. Lincoln ernannte ihn bei seinem Amtsantritt 4. März 1861 zum Finanzminister, von welcher Stellung C. 30. Juli 1864 zurücktrat. Seine Aufgabe war keine leichte, und er vermochte trotz allem guten Willen nicht, sie befriedigend zu lösen. Zunächst ging er zu einer Zeit, wo gute Dispositionen noch ausgereicht hätten, von der Gold- zur Papierwährung über, dann wirtschaftete er ohne Vorsicht und warf seine Anlehen im Augenblicke auf die Börse, wo der Markt nicht im Stande war, sie günstig aufzunehmen. Sobald er aber Geld besaß, wies er günstige europ. Angebote ab und vermehrte das unfundierte Papiergeld ganz unverhältnismäßig. Präsident Lincoln ernannte ihn Anfang Dez. 1864 zum obersten Richter (Chief Justice) des höchsten Gerichtshofs (Supreme Court) der Vereinigten Staaten, das höchste Amt auf Lebenszeit, das die Verfassung der Union kennt. Sein Versuch, bei der Präsidentenwahl von 1868 die Stimmen der Demokraten als ihr Kandidat zu erhalten, schlug fehl. Seitdem war C. politisch ohne Bedeutung. Er starb bei einem Besuche in der Stadt Neuyork 7. Mai 1873.

Chase (William), amerik. Maler, geb. 1849 zu Franklin Township in Indiana, besuchte 1869 die Akademie zu Neuyork und 1872 die zu München. Nachdem er noch ein Jahr zu Venedig verlebt, kehrte er 1878 nach Amerika zurück. C. ist hauptsächlich Porträt- und Genremaler. Zu seinen bekanntesten Bildern gehören: die Porträts der Kinder seines Lehrers Piloty, Die vornehme Witwe, Der zerbrochene Krug, Der Hofnarr u. s. w.

Chasidim (d. i. die Frommen) ist die Bezeichnung einer neuern jüd. Sekte, deren Ursprung auf Israel aus Mindziboz, gewöhnlich Baal-Schem (Wunderthäter), abgekürzt: Bescht (um 1750), zurückgeführt wird. Verzückungen und angebliche Visionen verschafften ihm den Ruf eines Wundermannes, eines Abgesandten Gottes, und führten ihm eine große Anzahl Anhänger zu. Gleich den ältern Kabbalisten trat er feindselig und spöttelnd gegen den Talmud auf, unterschied sich aber von ihnen dadurch, daß er nicht ein düsteres, ascetisches Leben, sondern im Gegenteil Fröhlichkeit und Lebensgenuß als Kriterien eines gottgefälligen Daseins bezeichnete. Das Gebet besonders müsse aus einer angeheiterten Stimmung hervorgehen. Eine solche pflegte dann auch auf eine ziemlich rohe Weise erzeugt zu werden, durch Genuß geistiger Getränke, Springen, Händeklatschen, Lärmen und Schreien, wozu noch Waschungen nach Weise der alten Essäer und eigentümliche Kleidung traten. Nach ihm fanden sich bald feinberechnende Köpfe, die sich den Anschein eines Verkehrs mit himmlischen Kräften gaben, Wunderkuren ausführten und durch ihre Anhänger die abenteuerlichsten Berichte über ihre Wunderkraft verbreiten ließen und die sich stets mehrende Zahl der Hilfesuchenden brandschatzten. Vergebens traten angesehene Rabbiner, wie Elia Wilna (gest. 1798), gegen die unjüd. Neuerungen, gegen die Verspottung des Talmud, gegen ihre blödsinnigen und ketzerischen Schriften auf. Noch in der Gegenwart treiben die Zaddikim oder Rebbes, wie sich diese angeblichen Gottesmänner nennen lassen, ihr sehr einträgliches, auf Aberglauben und Unbildung beruhendes Unwesen und bilden eins der wesentlichsten Hindernisse für die Verbreitung von Kultur bei den Juden Galiziens und Rußlands.

Chasköi, Flecken in der türk. Provinz Ostrumelien, an der Straße von Adrianopel nach Philippopel, mit 12000 E. und einem großen Jahrmarkt.

Chasles (Michel), namhafter franz. Mathematiker, geb. 15. Nov. 1793 zu Epernon, besuchte 1812—14 die Polytechnische Schule in Paris und lebte, mit mathem. Studien beschäftigt, 10 Jahre zu Chartres. Seit 1825 Professor in letzterer Stadt, erhielt er 1841 die Professur der Geodäsie und Maschinenlehre an der Polytechnischen Schule zu Paris und 1846 den eigens für ihn errichteten Lehrstuhl der höhern Geometrie an der Fakultät der Wissenschaften daselbst. Im J. 1839 wurde er korrespondierendes und 1851 ordentliches Mitglied des Instituts. Er starb 19. Dez. 1880 in Paris. C. ist der Begründer einer neuen mathem. Disciplin, der sog. neuern Geometrie (géométrie nouvelle), welche die schwierigsten geometr. Aufgaben ohne Hilfe der Algebra zu lösen sucht. Er schrieb: «Aperçu historique sur l'origine et le développement des méthodes en géométrie» (1837; deutsch von Sohnke,

Halle 1839), «Traité de géométrie supérieure» (1852; deutsch von Schnuse, Braunschw. 1856), «Traité des sections coniques» (Bd. 1, 1865), «Rapport sur les progrès de la géométrie» (1871). Kleinere Abhandlungen von ihm sind in Fachzeitschriften erschienen. Viel Aufsehen erregte seit 1867 ein Handschriftenstreit, veranlaßt durch Mitteilungen C.' über eine in seinem Besitz befindliche Sammlung von Briefen Galileis, Pascals und Newtons, aus denen hervorging, daß die Newton zugeschriebenen großen Entdeckungen Pascal angehören. C. hielt an der Authenticität dieser Handschriften fest, bis es 1869 klar wurde, daß dieselben gefälscht und der Besitzer das Opfer einer großartigen Mystifikation geworden sei. Mehrere Mitglieder der Französischen Akademie, wie Elie de Beaumont, Balard, Charles Dupin, hatten sich anfänglich ebenfalls zu Gunsten der Echtheit ausgesprochen. Vgl. «Der Neue Pitaval» (Neue Serie, Bd. 1, Lpz. 1871).

Chasles (Victor Euphémion Philarète), franz. Kritiker und Litterarhistoriker, geb. 8. Okt. 1798 zu Mainvilliers bei Chartres, lernte als Buchdrucker, war dann sieben Jahre in England in einer Buchdruckerei beschäftigt und kehrte hierauf nach Frankreich zurück, wo er das von der Französischen Akademie preisgekrönte «Tableau de la marche et des progrès de la langue et de la littérature française depuis le commencement du XVI^e^ siècle jusqu'en 1610» (1828) veröffentlichte. Außer mehrern Geschichtswerken über England verfaßte er ferner Romane, Novellen, Reisebilder, hauptsächlich aber pikant geschriebene Kritiken und Feuilletons. Er war Mitarbeiter des «Journal des Débats», der «Revue de Paris» und der «Revue des deux Mondes». Seine wichtigsten Aufsätze erschienen gesammelt unter dem Titel «Études de littérature comparée», später «Oeuvres» (1847—77); es sind «Études sur l'antiquité», «Études sur le moyen-âge», «Études sur le XVI^e siècle en France», «Études sur le XVIII^e siècle en Angleterre», «Voyages d'un critique à travers la vie et les livres», «La psychologie sociale des nouveaux peuples», «L'antiquité», «Mémoires» (2 Bde., 1876—78). Seit 1837 war C. Konservator an der Bibliothèque Mazarine und seit 1841 Professor der neuern Sprachen und Litteraturen am Collége de France. Er starb 18. Juli 1873 in Venedig.

Chasma (grch.), Kluft; das Gähnen; Chasmodie, Gähnsucht; chasmodisch, gähnsüchtig; Chasmus, das Gähnen, Gähnsucht.

Chasot (Isaac François Egmond de), preuß. Militär, geb. 18. Febr. 1716 zu Caen in der Normandie, trat in franz. Militärdienst, war 1734 Infanterielieutenant, flüchtete jedoch während des Rheinfeldzugs, um der Bestrafung wegen eines Zweikampfes zu entgehen, zum Prinzen Eugen von Savoyen, wo ihn der preuß. Kronprinz und nachmalige König Friedrich II. kennen lernte und nach Ruppin und Rheinsberg mit sich nahm. Bald nach der Thronbesteigung (Febr. 1741) wurde C. als Commandeur des Feldjägerkorps angestellt und im Mai desselben Jahres als Kapitän zum Regiment Bayreuth-Dragoner versetzt. An der Spitze von fünf Schwadronen dieses Regiments erwarb C. bei Hohenfriedberg 1745 den Orden pour le mérite, nahm 1752 den Abschied und wurde 1759 Stadtkommandant von Lübeck, wo er 24. Aug. 1797 als Generallieutenant starb. — Louis August Friedrich Adolf, Graf von C., Sohn des vorigen, geb. 10. Okt. 1763 zu Lübeck, war einer der Hauptförderer der gegen die Franzosenherrschaft gerichteten Bestrebungen in Norddeutschland, hatte zunächst in der preuß. Kavallerie gedient, dann den Abschied genommen, wurde 1804 als Flügeladjutant des Königs wieder angestellt und war 1809 Kommandant von Berlin, als Schill sein Regiment aus Berlin fortführte. C. wurde infolge dieses Ereignisses verabschiedet, trat 1812 in russ. Dienste, wurde mit der Organisation der Russisch-Deutschen Legion betraut, starb jedoch schon 18. Jan. 1813 zu Pleskow am Peipussee. Vgl. K. von Schlözer, «Chasot» (Berl. 1856); von Quistorp, «Die Russisch-Deutsche Legion» (Berl. 1860).

Chasse (frz.), Jagd.

Chassé (frz.), ein Tanzpas, mit dem man rechts oder links schreitet (s. Chassieren); C. croisé, gleichzeitiges Chassieren zweier Tanzpartner nach entgegengesetzter Richtung.

Chassé (Dav. Henri, Baron), niederländ. General, geb. zu Thiel in Geldern 18. März 1765, Sohn eines Majors in münsterschen Diensten, der als Protestant sein Vaterland verlassen hatte, trat schon 1775 als Kadett in niederländ. Kriegsdienste und war 1787 beim Ausbruch der holländ. Revolution Kapitän. Im J. 1793 trat er als Oberstlieutenant in franz. Dienste, kehrte dann 1795 unter Pichegru in sein Vaterland zurück, worauf er 1796 unter Daendels den Feldzug in Deutschland und 1799 den gegen die Expedition des Herzogs von York mitmachte. C. wurde 1803 Oberst und während des Feldzugs gegen Preußen 1806 Generalmajor. Im span. Kriege, wo er den Oberbefehl über die holländ. Truppen führte, zeichnete er sich bei Metos d'Jvoy und Talavera aus und erhielt nach der Schlacht bei Ocaña (1809) den Titel eines Barons und eine Domäne. Durch seine Thatkraft rettete er bei Col de Maja das in den Pyrenäen eingeschlossene Armeekorps des Generals Erlon. Wegen seiner Vorliebe für Bajonettattacken wurde er von Napoleon wie von seinen Untergebenen «général la baïonnette» genannt. In den Feldzügen von 1813 und 1814 befehligte er als Divisionsgeneral und wurde bei Bar-sur-Aube 27. Febr. 1814 schwer verwundet. Nach der Abdankung Napoleons kehrte er in sein Vaterland zurück und erhielt vom König Wilhelm die Anstellung als Generallieutenant, als welcher er in der Schlacht bei Waterloo tapfer kämpfte und eine engl. Batterie durch einen gegen die Alte Garde unternommenen Bajonettangriff rettete. Nach Ausbruch der belg. Revolution von 1830 zog sich C. als Kommandant von Antwerpen (s. d.) in die Citadelle und beschoß, als die Belgier sich derselben zu bemächtigen suchten, 27. Okt. 1830 mehrere Stunden lang die Stadt. Mit heroischer Entschlossenheit verteidigte er sodann vom 29. Nov. bis 23. Dez. 1832 die Citadelle gegen die Franzosen. Zur Belohnung ernannte ihn der König noch während der Belagerung zum General der Infanterie. Nach der Übergabe der Citadelle ward er als Geisel von den Franzosen nach St.-Omer abgeführt, von wo er nach dem Präliminarvertrage vom 12. Mai 1833 in sein Vaterland zurückkehrte. C. lebte fortan zurückgezogen auf seinem Stammsitze Thiel in Geldern und starb zu Breda 2. Mai 1849.

Chasseloup-Laubat (François, Marquis de), franz. Ingenieurgeneral, geb. zu St.-Sornin bei Marennes (im Depart. Charente-inférieure) 18. Aug.

1754, trat aus der Schule zu Mezières als Lieutenant 1776 in das Geniekorps. Beim Ausbruch der Revolution bereits Stabsoffizier, verteidigte er 1792 Montmédy, leitete 1794 vor Mastricht den Hauptangriff, 1795 vor Mainz alle Belagerungsarbeiten und war 1796 Chef des Genies bei der Armee in Italien unter Bonaparte, wo er mit der Belagerung von Mantua betraut und nach der Schlacht von Rivoli zum Brigadegeneral des Geniekorps ernannt wurde. Im J. 1799 wieder als Geniechef zur ital. Armee berufen, wurde er zum Divisionsgeneral und Generalinspecteur befördert, leitete 1806 die Belagerung von Kolberg ein und führte 1807 die von Danzig und Stralsund zu Ende. Während des Feldzugs von 1809 befand er sich wieder in Italien. Im Kriege von 1812 war er zum siebentenmal Chef des Geniewesens der Armee, nahm an allen Schlachten in Rußland sowie an dem Rückzuge teil und wurde im April 1813 in Rücksicht auf seine geschwächte Gesundheit zum Senator ernannt. Bei der Wiedereinsetzung der Bourbonen schloß er sich diesen an und lehnte 1815 die ihm von Napoleon gebotene Pairsstelle ab, weil er dem Könige den Eid der Treue geleistet. Nach den Hundert Tagen stimmte er in der Pairskammer gegen die Verurteilung des Marschalls Ney. Vom Könige zum Marquis erhoben, starb er zu Paris 10. Okt. 1833. Er schrieb «Essai sur quelques parties des fortifications et de l'artillerie» (Par. 1811; deutsch, Wien 1829). — Ein Sohn des vorigen, **Marquis Prudent von C.**, geb. 1802 zu Paris, diente zuerst im Generalstabe, ging sodann nach Afrika als Bataillonschef der Fremdenlegion, wurde Oberstlieutenant der Zuaven, Brigadegeneral (1848), Mitglied der Gesetzgebenden Nationalversammlung (1849), Divisionsgeneral (1853) und starb zu Paris 17. Dez. 1863. — Der Bruder des vorigen, **Marquis Justin Napoléon Prosper von C.**, geb. 29. März 1805 zu Alessandria (Piemont), studierte Jura in Paris und trat 1828 als Auditor in den Staatsrat. Er wurde 1830 Requêtenmeister, 1838 Staatsrat und in demselben Jahre Deputierter des Depart. Charente-inférieure, das ihn auch 1849 in die Gesetzgebende Nationalversammlung wählte, wo er der konservativen Partei angehörte. Vom April bis Okt. 1851 war er Marineminister. Nach dem Staatsstreiche vom 2. Dez. gelangte er als Regierungskandidat in den Gesetzgebenden Körper, war vom März 1859 bis Anfang 1867 Minister der Kolonien, wurde 1862 Senator und Juli 1869 Präsident des Staatsrats. Seit Febr. 1871 vertrat er abermals das Depart. Charente-inférieure in der Nationalversammlung und starb 30. März 1873 in Paris.

Chassen (vom franz. chasser), fortjagen.

Chassepotgewehr ist die am meisten gebräuchliche, vom Namen des Erfinders entnommene Benennung für das franz. Infanteriegewehr, Modell 1866. Trotzdem man sich in Frankreich dem Vorgange Preußens, welches schon 1841 ein Hinterladungsgewehr (Zündnadelgewehr) hatte, nicht anschloß, fanden bei der Schießschule von Vincennes doch häufig Prüfungen von Hinterladungsgewehren statt. Ein solches legte 1858 ein Arbeiter im Dépôt central de l'Artillerie zu Paris, **Antoine Chassepot** (geb. 1833) vor. Es war ein Hinterladungsgewehr mit Hahnzündung und einer aus einer Kautschukscheibe bestehenden, am Kopf des Verschlußcylinders angebrachten Liderung, welches von der unter Leitung des Oberstlieutenants Neßler stehenden Schießkommission in den folgenden Jahren weiter vervollkommnet und auch 1863 zur Prüfung an die Truppen ausgegeben wurde, ohne indes ein günstiges Ergebnis zu erlangen. Durch die Erfolge des preuß. Zündnadelgewehrs von 1864 aufmerksam gemacht, änderte man das C. jetzt in entsprechender Weise um; ein unglücklicher Zufall beim Schießen mit einem Gewehr ließ aber den Eifer bald wieder erkalten. An den weitern Versuchen (1865—66) scheint Chassepot selbst den thätigsten Anteil genommen zu haben, doch brachte erst die Schlacht von Königgrätz (Sadowa) die Sache zum Abschluß. Durch Dekret vom 30. Aug. 1866 wurde das C. zur franz. Ordonnanzwaffe erhoben und die Anfertigung so eifrig betrieben (unter vorherrschender Zuhilfenahme der in- und ausländischen Privatindustrie), daß 1868 bereits die ganze aktive Armee mit dem C. ausgerüstet war. Vgl. «Das C. und die Chassepot-Taktik der Franzosen» (Darmst. 1868).

Die hervorstechenden Vorzüge des C. vor dem preuß. Zündnadelgewehr beruhten auf dem kleinen Kaliber (11 mm), dem bessern Gasabschluß und der leichtern Handhabung. Die leichte Kavallerie erhielt den etwas kürzern Karabiner gleichen Modells. Die erste Feuerprobe bestand das C. bei Mentana 3. Nov. 1867 (gegen die Garibaldianer), doch wurden die reklamenhaften Lobpreisungen der franz. Blätter in militärischen Kreisen vielfach angezweifelt. Im Deutsch-Französischen Kriege von 1870—71 zeigte sich dann die Überlegenheit des C. über das preuß. Zündnadelgewehr in unwiderleglicher Weise, die sich namentlich in den Verlusten geltend machte, welche die Deutschen auf größere Entfernungen erlitten, wo sie mit ihrem kaum halb so weit tragenden Gewehr das Feuer zu erwidern außer Stande waren. Die mancherlei Mängel, die das C. in technischer Hinsicht zeigt, haben zu einer 1874 befohlenen Umänderung desselben geführt. Man hat die Metallpatrone angenommen und den Mechanismus nach dem System des Eskadronchefs Gras umgeformt, wodurch das Gewehr in seiner Leistungsfähigkeit erheblich gesteigert worden ist. Die große Zahl der 1870—71 seitens der Deutschen erbeuteten C. ist vorübergehend für die Bewaffnung der deutschen Kavallerie mit Chassepot-Karabinern verwertet worden, indem man die Gewehre um etwas verkürzte. (S. Handfeuerwaffen.)

Chasseral, ein Gipfel des Schweizer Jura, erhebt sich an der Grenze der Kantone Bern und Neuenburg, westlich vom Bielersee zu 1610 m Höhe über dem Meere. Der Berg bildet mit seinen Vorstufen einen langgestreckten von SW. nach NO. streichenden Rücken, zwischen dem Bielersee und dem Val St.-Imier, auf der Höhe mit Alpweiden, an den Abhängen mit Nadelwald bekleidet, aus Kalksteinen der mittlern und obern Juraformation bestehend. Nordöstlich setzt sich die Kette bis zur Klus der Schüß oberhalb Biel fort; ihre südwestl. Fortsetzung bildet der Chaumont (s. d.). Der oberste Gipfel, der als niedriger Felskamm aus den Alpweiden auftaucht, bietet eine der weitesten Fernsichten der Schweiz vom Montblanc bis zum Säntis. Ein kleines Bergwirtshaus, 1881 eröffnet, dient zur Aufnahme der zahlreichen Besucher, die vom St. Immerthale oder vom Bielersee her in etwa drei Stunden den Berg besteigen.

Chasseron, ein Gipfel des Schweizer Jura, erhebt sich westlich vom Neuenburgersee an der

Grenze der Kantone Neuenburg und Waadt zu 1611 m über dem Meere. Gesteinsart und Bergcharakter sind dieselben wie beim Chasseral (s. d.), die Aussicht dagegen nicht so ausgedehnt. Im SW. wird der C. von dem Passe von Ste.-Croix (1154 m) begrenzt, über welchen die Straße von Yverdon am Neuenburgersee in das Traversthal führt. Nach NO. entsendet der Berg seine Ausläufer Creux du Vent und Mont-Aubert (1342 m) bis zu der Klus, durch welche die Areuse aus dem Traversthal heraustritt, und dem Neuenburgersee.

Chasseurs à cheval werden in Frankreich diejenigen leichten Reiter genannt, welche den Chevaulégers (s. d.) oder Dragonern anderer Armeen zu vergleichen sind. Sie kommen zuerst 1741 vor, und zwar als Scharfschützen (Carabiniers) zu Pferde bei den sog. Legionen, Freikorps aus Infanterie und Kavallerie gemischt. Nach deren Auflösung 1776 erhielt jedes der 24 Dragonerregimenter eine Schwadron Chasseurs, welche vorzugsweise zum Vorpostendienst und zum zerstreuten Gefecht Verwendung finden sollten. Drei Jahre später wurden aus diesen Schwadronen 6 Chasseurregimenter formiert und diese 1788 auf 12 gebracht. Während des Revolutionskriegs zeichneten sich diese Regimenter rühmlichst aus und wurden deshalb vermehrt, unter Napoleon I. bis auf 34 Regimenter. Unter der Restauration wurde die Zahl dieser Truppen vermindert, auch bestimmte man sie für den Dienst der Linienreiterei und bewaffnete deshalb die mittlern Schwadronen jedes Regiments mit Lanzen. Dies bewährte sich indes nicht, weshalb man die mittlern Schwadronen aller Regimenter zusammenzog und daraus 6 Lancierregimenter formierte. Daneben blieben noch 6 Chasseurregimenter zu 4 Schwadronen bestehen. Im J. 1831 wurden für den Dienst in Afrika besondere Regimenter errichtet, mit arab. Pferden beritten gemacht und ihnen der Name **Chasseurs d'Afrique** gegeben. Deren gibt es jetzt 4, jedes zu 6 Schwadronen, während 20 Chasseurregimenter zu Pferde à 5 Schwadronen bestehen.

Chassieren (frz.), in der Tanzkunst: mit kurzen Schritten gleitend, sich in gerader Linie fortbewegen.

Chasteler (Joh. Gabr., Marquis von), von einer Seitenlinie des Hauses Lothringen abstammend, österr. Feldzeugmeister, geb. 22. Jan. 1763 auf Schloß Malbais bei Mons im Hennegau, erhielt seine Bildung auf der Akademie zu Metz, trat 1776 in österr. Kriegsdienste, besuchte 1778—80 die Ingenieurakademie in Wien, zeichnete sich im Türkenkriege 1789 unter Laudon aus und war 1790 als Oberstlieutenant der wallonischen Garde in den Niederlanden beschäftigt, wo er dem Kaiserhause bei den dortigen Unruhen wesentliche Dienste leistete. Im Kriege gegen Frankreich 1792 verteidigte er Namur tapfer und wurde hier gefangen, bald aber ausgewechselt. Er kämpfte 1793 in allen Schlachten und zeichnete sich besonders bei Wattignies aus, wo er schwer verwundet wurde. Im J. 1794 nahm er teil an den Belagerungen von Landrecies und Lüttich und verteidigte in mustergültiger Weise Mainz, wofür er zum Obersten im Generalstabe ernannt wurde. Von 1795 bis 1796 wurde er mit einer diplomatischen Mission nach Petersburg, bezüglich der dritten Teilung Polens, und nach dem Frieden von Campo-Formio mit der Übernahme der venet. Provinzen betraut. Im folgenden Kriege leistete er 1799 als Generalquartiermeister der Armee in Italien ausgezeichnete Dienste, wurde vor Tortona zum dreizehnten mal verwundet und konnte erst im folgenden Jahre eine Brigade in Tirol übernehmen, wo er mit Hormayr (s. d.) in Verbindung trat. Nach dem Frieden bewirkte er persönlich in Paris seine Streichung von der Emigrantenliste (als Belgier) und die Rückgabe seiner konfiszierten Güter, die ihm der Konsul Bonaparte leicht bewilligte. Er kämpfte 1805 ebenfalls in Tirol und Salzburg. Beim Ausbruch des Kriegs 1809 befehligte C. als Feldmarschalllieutenant das 8. Armeekorps unter dem Erzherzog Johann in Italien. Doch wurde er bald nach Tirol geschickt, wo er mit Hormayr die Seele der Erhebung wurde. C. griff die zehnfach überlegenen Franzosen und Bayern an, wurde aber 13. Mai bei Wörgl gänzlich geschlagen und zum Rückzuge durch Salzburg und Steiermark nach Ungarn genötigt, sodaß er an den folgenden kriegerischen Ereignissen keinen weitern Teil nahm. Nach dem Frieden von Wien wurde er Kommandant von Österreichisch-Schlesien; 1813 leitete er die Verteidigungsanstalten von Prag, nahm teil an den Schlachten von Dresden und Kulm und übernahm nach der Schlacht bei Leipzig das Kommando des Klenauschen Korps. Beim Wiener Kongreß war er mit seinem militärischen Rate nicht ohne Einfluß. Nach dem Frieden und der Herstellung des Lombardisch-Venetianischen Königreichs wurde C. Gouverneur von Venedig, für dessen Befestigung er unermüdlich gewirkt hat, und starb daselbst 10. Mai 1825.

Chastellain (Georges), franz. Geschichtschreiber und Dichter, geb. 1404 oder 1405 im Gebiete der belg. Stadt Aelst, wo seine Ahnen die Kastellanei verwalteten (daher der Name), trat nach vollendeten Studien in die Dienste des Herzogs Philipp des Guten von Burgund, dessen Vertrauen er gewann und auf dessen Befehl er viele Reisen nach Frankreich, der Bretagne, Burgund und dem Rhein ausführte. Im J. 1455 zog er sich mit dem Titel eines Historiographen (indiciarius) aus dem burgund. Dienste zurück und lebte zu Valenciennes, mit geschichtlichen und belletristischen Arbeiten beschäftigt. Karl der Kühne belohnte C. 2. Mai 1473 mit dem Ritterschlag. C. starb im Febr. oder März 1475. Als Geschichtschreiber zeichnet er sich durch Unparteilichkeit aus, als Dichter ist er weitschweifig und schwülstig. Sein Hauptwerk sind seine «Chroniques», nur lückenhaft überliefert; sie erstrecken sich von 1419 bis 1470 und wurden zuerst fragmentarisch 1825 und 1837 durch Buchon bekannt gemacht, zuletzt von Kervyn von Lettenhove mit den übrigen Schriften C.s herausgegeben (8 Bde., 1863—65). Von den übrigen Werken verdienen Erwähnung: «Exposition sur vérité mal prise» (Rechtfertigung gegen franz. Anschuldigungen), «Entrée du roy Louis XI en nouveau règne», «Dépréciation pour messire Pierre de Brezé», «Le temple de Boccace» (eine Trostschrift für Margarete von Anjou), «Les hauts faits du duc Philippe», «Advertissement au duc Charles», «Le livre de paix» (gelegentlich des Friedens von Péronne). Von den poetischen Schriften sind zu nennen: «L'oultré d'amour», «Epître à Charles VII», «Le thrône azuré» (für denselben König gedichtet), «Le mystère de la mort de Charles VII», «La complainte d'Hector», «Le miroir des nobles hommes de France», «Le mystère de la mort du duc Philippe», «Les douze dames de rhétorique», «La recollection des

merveilles» (eine Reimchronik), «Le Prince» (Satire gegen Ludwig XI.) u. a.

Chasuaren, ein niederdeutsches Volk (vielleicht mit den Chattuariern identisch), welches anscheinend zuerst östlich von den Brukterern, etwa im Hasegau wohnte, später aber bis zum Niederrhein vordrang und in dem Bunde der Franken aufging.

Chataigne, Landschaft in Frankreich, im alten Bourbonnais, zwischen Marche und Berri.

Chatamlicht, s. Chathamlicht.

Chatanga, Fluß im asiat.-russ. Gouvernement Jenisseisk, entspringt aus dem Chatangskoje-See, nimmt 157 km weit von seinem Ursprung einen Zufluß aus dem See Jessejskoje auf und ergießt sich nach einem Laufe von 623 km durch die Tundery bei Popigaiskoje in die Chatangabucht des Nördlichen Eismeers. Nebenflüsse der linken Seite sind die Cheta mit der Bojarka und die Nowaja. An der C. liegen die russ. Ansiedelungen Nachenowskoje, Krestowskoje, Chatangskoje, Ostrowskoje, Ljetowskoje und Rybinskoje.

Château (frz.), Schloß, Burg; Châteaux en Espagne, «span. Schlösser», d. h. Luftschlösser.

Châteaubriand (François René Auguste, Vicomte de), hervorragender franz. Schriftsteller und Staatsmann, geb. 14. Sept. 1768 zu St.-Malo, empfing seine Schulbildung auf dem Collége zu Rennes, trat 1786 als Unterlieutenant in den Militärdienst und wurde 1787 Kapitän. Leidenschaftlicher Bewunderer des amerik. Freistaates, bereiste er mit der Absicht, in die Polargegend vorzudringen, 1790 Nordamerika, kehrte aber, als er bei den Huronen aus einer engl. Zeitung die Flucht und Verhaftung Ludwigs XVI. erfahren, nach Frankreich zurück, vermählte sich in St.-Malo, ging nach Paris und focht dann unter der Fahne der Emigration. Bei der Belagerung von Thionville (Sept. 1792) verwundet und schwer erkrankt, begab er sich zunächst nach Jersey, dann nach England, wo er, von Hilfsmitteln entblößt, Übersetzungen für Buchhändler fertigte, franz. Sprachunterricht gab und seine erste polit. Schrift: «Essai sur les révolutions anciennes et modernes» (2 Bde., Lond. 1797), veröffentlichte, eine Kritik der Französischen Revolution und ihrer despotischen Tendenz von dem Standpunkte der Freigeisterei. Der Staatsstreich vom 18. Brumaire gestattete C. die Rückkehr nach Frankreich. Er wurde Mitarbeiter und Miteigentümer des Journals «Le Mercure de France», in welchem seine «Atala» (1801) erschien und seinen Weltruf auf der Stelle begründete. Der Roman «Atala» schildert die Schicksale einer jungen Indianerin; in dem folgenden, «René» (1802), der «franz. Werther» genannt, schildert sich der Dichter selbst, wie er, der Heimat den Rücken kehrend, in den Urwäldern Amerikas Ruhe und Frieden sucht. Im Zusammenhange mit diesen beiden Dichtungen erschienen später noch «Les Natchez», worin das Ende der Natchez, der Ureinwohner Louisianas, geschildert wird. Hierauf folgte im nächsten Jahre die Schrift «Génie du christianisme» (deutsch von Schneller; 2. Aufl., 2 Bde., Freiburg i. Br. 1856—57). Dies klassische Werk der erwachenden Romantik traf mit der Politik Bonapartes zusammen, der eben als Erster Konsul das Konkordat mit dem Papste abschloß und das wiederhergestellte kath. Priestertum als eine von den Grundlagen seiner Herrschaft nötig hatte. C. ward daher zum Gesandtschaftssekretär in Rom und bald darauf zum franz. Geschäftsträger bei der Republik Wallis ernannt. Nach der Hinrichtung des Herzogs von Enghien (März 1804) nahm C. jedoch seine Entlassung, lehnte beharrlich alle neuen Anerbietungen des Kaisers ab und machte 1806 eine Reise nach Jerusalem rund um das Mittelmeer. Die litterarische Frucht dieser Pilgerfahrt waren «Le dernier des Abencerrages» (1807), «Les Martyrs» (1809), eine religiöse Dichtung und Nachahmung Miltons, sowie das «Itinéraire de Paris à Jérusalem» (1811). Er hielt sich nun beiseite bis 1814, wo seine Flugschrift «De Bonaparte et des Bourbons» am Tage des Einzugs der verbündeten Heere in Paris erschien, außerordentliches Aufsehen erregte und C. sofort die Ernennung zum Gesandten in Stockholm eintrug. Bevor er auf seinen Posten abgehen konnte, erfolgte Napoleons Rückkehr von Elba, und C. begleitete Ludwig XVIII. nach Gent, von wo er nach der Schlacht von Waterloo mit dem geflüchteten Hofe zurückkehrte.

Als Staatsminister ohne Portefeuille und Pair von Frankreich wurde C. jetzt feuriger Partisan der äußersten Rechten, soweit es die Rache gegen die Anhänger der Republik und des Kaiserreichs galt, verband aber mit seinem Royalismus konstitutionelle Ideen, die ihn allmählich von seiner Partei entfernten. Seine Reden in der Pairskammer, die Schrift «De la monarchie selon la charte» (Par. 1818) hatten einen Anflug von Liberalismus, der ihm des Königs Ungnade und seine Streichung aus dem Verzeichnis der Staatsminister zuzog. C. stellte sich nunmehr auf die Seite der Opposition, kam aber bei Hofe bald wieder in Aufnahme und wurde 1822 zum Gesandten in Berlin, darauf in London, sodann zum Bevollmächtigten bei dem Kongreß in Verona und, nach seiner Rückkehr, zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt. Im J. 1824 verabschiedet, weil er die von seinem Kollegen Villèle beantragte Rentenherabsetzung in der Pairskammer nicht unterstützte, wandte er sich nun wieder auf Seite der Opposition und wurde einer der eifrigsten Mitarbeiter am «Journal des Débats». Unter Martignacs Ministerium versöhnte er sich von neuem mit der Regierung und ging als franz. Botschafter nach Rom, legte aber seine Stelle nieder, als Polignac ans Ruder kam. Nach den Julitagen sprach C. in der Pairskammer für die «angestammten Thronrechte» des Herzogs von Bordeaux und verweigerte Ludwig Philipp den Huldigungseid. Seine Reisen nach Prag, seine «Pilgerfahrten an den Hof der Verbannung» 1833 und 1834 waren die letzten hervorragenden Ereignisse seines polit. Lebens. Er starb 4. Juli 1848. Seine Leiche wurde nach St.-Malo gebracht und auf der dicht dabei liegenden kleinen Felseninsel Grand-Bey in der Gruft beigesetzt, die er sich lange vorher hatte zurichten lassen. Am 5. Sept. 1875 wurde daselbst ein Denkmal (von Millet) errichtet. Gleich nach seinem Tode erschienen seine Denkwürdigkeiten, zuerst als Feuilletons in der «Presse», dann gesammelt unter dem Titel «Mémoires d'outre-tombe» (12 Bde., Par. 1849—50). Von den zahlreichen Ausgaben seiner sämtlichen Werke ist besonders die von Sainte-Beuve (12 Bde., Par. 1859—60) hervorzuheben. Deutsch erschienen dieselben in verschiedenen Übersetzungen.

Vgl. Villemain, «C., sa vie, ses écrits, son influence littéraire et politique» (2 Bde., Par. 1858); Sainte-Beuve, «C., et son groupe littéraire sous l'Empire» (3 Bde., Par. 1866; 2. Aufl. 1873);

Carné, «Étude sur la vie et les ouvrages de C.» (Par. 1874).

Châteaubriant, Hauptstadt eines Arrondissements im franz. Depart. Niederloire, in der Bretagne, liegt links an der Chère, 64 km im NNO. von Nantes, Station der Linie Sablé-C. der Westbahn und der Linie Nantes-C. der Orléansbahn, und zählt (1876) 4082, als Gemeinde 5228 E. Die Stadt ist Sitz eines Tribunals erster Instanz, hat bedeutende Viehmärkte und Fabriken in Wollstoffen, Angelika-Konfekten, Töpferwaren, Gerbereien, wichtige Fabriken lackierter Leder, Eisengießereien, Maschinenfabriken; treibt auch Handel mit Steinkohlen, Getreide, Vieh, Talg, Leder. In der Nähe sind ansehnliche Waldungen und Eisengruben, sowie auf dem See Choiseul eine schwimmende Insel. — C. war ehemals eine Baronie (seit 1537 Grafschaft), gehörte mit seinem Schlosse (Castellum Brientii) eine Zeit lang dem Hause Laval, später dem Hause Bourbon-Condé. Ludwig IX. nahm 1235 die Festung C. und Ludwig XI. schleifte die Werke; 1524 baute Jean de Laval das Château auf, das vollständig erhalten ist. Am 27. Juni 1551 erließ hier König Heinrich II. sein Religionsedikt gegen die Reformierten.

Châteaubrun (Jean Baptiste Vivien de), franz. Dramatiker, geb. 1686 zu Angoulême, war im Dienst des Herzogs von Orléans. Um dessen Bigotterie nicht zu verletzen, wagte er nicht, mit seinen Dramen an die Öffentlichkeit zu treten. Erst nach dem Tode seines Herrn trat er 1754 mit den «Troyennes» hervor. C. starb als Mitglied der Akademie 16. Febr. 1775 zu Paris. Seine «Oeuvres choisies» erschienen 1814 zu Paris.

Château-Cambrésis, s. Câteau-Cambrésis.

Château-Chalon, Dorf im franz. Depart. Jura, Arrondissement Lons-le-Saunier, oberhalb rechts der zur Saône gehenden Seille, in 467 m Höhe, mit 570 E., welche Steinbrüche bearbeiten und Wein gewinnen. — Der Ort verdankt seinen Ursprung einer Frauenabtei des 7. Jahrh. (Balma), welche im Mittelalter ein adeliges Kapitel wurde, und ist die Wiege der Herrenfamilie von Châlon (Castrum Carnonis), einer der mächtigsten des Herzogtums Burgund bis zum 14. Jahrh.

Château-Chinon, Stadt im franz. Depart. Nièvre, Hauptort eines Arrondissements, 66 km östlich von Nevers, in 609 m Höhe auf einem Berge links von der obern Yonne gelegen, ist Sitz einer Unterpräfektur, eines Tribunals erster Instanz, eines Friedensgerichts, hat eine kleine Bibliothek und zählt (1876) 2668 E., welche Handel mit Wein, Holz, Vieh und Getreide treiben. — Das Schloß wurde im Mittelalter an der Stelle eines gallo-röm. castrum gebaut, die zum Herzogtum Burgund gehörige Stadt kam 1389 an die Grafen von Clermont; 1719 gab sie Victor Amadeus von Savoyen an Louis von Mascrani, welcher sie bis zur Revolution besaß.

Château d'If, s. unter Marseille.

Château du Loir, Stadt im franz. Depart. Sarthe, Arrondissement St.-Calais, 42 km im SW. von diesem Orte, unfern des rechten Loirufers, in 90 m Höhe, an der Eisenbahn Tours-Lemans, die hier nach St.-Calais abzweigt, zählt (1876) 2892 E., welche Leinwand und Holzschuhe fabrizieren, Gerbereien unterhalten und guten Weißwein bauen.

Château d'O, Schloß bei Argentan (s. d.) im franz. Depart. Orne.

Château d'Oex, deutsch Oesch, Hauptort des Bezirks Pays d'Enhaut im schweiz. Kanton Waadt, liegt in einem freundlichen, von bewaldeten und beweideten Voralpen umgebenen Thalkessel an der Saane und zählt (1880) 2771 meist reform. E., deren Haupterwerbsquelle die vorzüglich betriebene Alpwirtschaft ist. Die Gemeinde C. ist sehr ausgedehnt und besteht aus sieben Sektionen, von denen sechs zu beiden Seiten der Saane zerstreut sind, während die siebente das malerische Hochthal von Etivaz umfaßt und eine besondere Pfarrgemeinde bildet. Das eigentliche C., 994 m über dem Meere auf dem rechten Ufer der Saane gelegen, ist ein stattlicher, nach dem großen Brande von 1800 fast ganz aus Stein erbauter Flecken mit einer hochgelegenen Kirche, mehrern Gasthöfen und Pensionen und bedeutenden Viehmärkten. Die reine Bergluft und der anmutige voralpine Charakter des Hochthals haben C. zu einem beliebten Luftkurort gemacht. Mit dem bernischen und dem freiburg. Saanenlande ist der Ort durch die große, dem Lauf der Saane folgende Poststraße Saanen-Bulle verbunden. Südlich führt durch das Thal von Etivaz und über den Paß Les Mosses (1809 m) die 37,5 km lange Poststraße C.-Sepey-Aigle in das Ormontthal und ins Rhônethal hinab.

Château d'Oléron, Stadt auf der Insel Oléron (s. d.).

Châteaudun, Hauptstadt eines Arrondissements im franz. Depart. Eure-et-Loir, liegt 44 km im SSW. von Chartres und ebenso weit nordwestlich von Orléans, links am Loir und an der Linie Paris-Vendôme-Tours der Orléansbahn, hat ein Tribunal erster Instanz, ein Kommunal-Collége, eine öffentliche Bibliothek von 7000 Bänden, Fabrikation von Wolldecken und Hüten und zählt (1876) 6061, als Gemeinde 6694 E. Außer vielen ältern Wohnhäusern aus dem 14., 15. und 16. Jahrh. besitzt die Stadt ein wohlerhaltenes Schloß der Grafen von Dunois aus dem 12. Jahrh. Im frühern Mittelalter hieß C. Castrum Dunum. Während des Deutsch-Französischen Kriegs wurde bei C. von der 22. Division unter General Wittich der etwa 4000 Mann starke Feind angegriffen, geschlagen und unmittelbar darauf 18. Okt. 1870 die verbarrikadierte Stadt erstürmt.

Château-Gaillard, Burg bei Andelys (s. d.) im franz. Depart. Eure.

Châteaugiron, Marktflecken im franz. Depart. Ille-et-Vilaine, Arrondissement Rennes, 15 km im SO. von Rennes, an der zur Seiche (Vilaine) gehenden Yaigne, mit 1450 E. Von dem Donjon des ursprünglichen Schlosses (Castellum Girun) steht auf steilem Fels noch ein dicker Turm; die andern flankieren die rechte und linke Seite des Schlosses.

Château-Gontier, gutgebaute Handelsstadt und Hauptort eines Arrondissements im franz. Depart. Mayenne, im alten Anjou, rechts an der Mayenne, 29 km südlich von Laval, an der Eisenbahn Sablé-Châteaubriant, die hier nach Laval abzweigt, ist Sitz eines Tribunals erster Instanz und zählt (1876) 7218 E. Der Ort hat eine schöne got. Pfarrkirche, ein Schloß, öffentliche Bäder, Eisenquellen, bedeutende Weinniederlagen, Kommunalschulen, ein Departementsgefängnis und eine Ökonomische Gesellschaft. Die Bevölkerung betreibt Leinwand-, Wollzeug- und Lederfabrikation, Wollspinnerei und Töpferei und unterhält fünf Märkte. — Die Stadt entstand um ein 1037 gebautes Schloß.

Hier siegten die Vendéer unter Laroche über die Republikaner unter Westermann 27. Okt. 1793.

Château Lafitte, einer der besten roten Bordeauxweine (s. d.).

Château-Landon, Stadt im franz. Depart. Seine-et-Marne, Arrondissement Fontainebleau, 31 km südlich von diesem Orte, auf einem Hügel am Fusain, einem linken Nebenfluß des Loing, in 104 m Höhe, schön gelegen, zählt (1876) 1373, als Gemeinde 2724 E., welche berühmte Steinbrüche bearbeiten, und span. Weiß-, Papier- und Korbwaren fabrizieren. — Der Ort (im Mittelalter Castra Nantonense, Castellum Nantonis) war früher Hauptstadt des Gâtinais und hat daher eine schöne Kirche Notre-Dame aus dem 12. Jahrh., Turm und Ruinen einer Kirche Ste.-Ugala, Reste einer Abtei Sancti Severini, einen schönen Turm der Ste.-Agathe, ferner eines Schlosses des 13. Jahrh. und zahlreiche Häuser mit Schnitzwerk aus dem 15. und 17. Jahrh.

Châteaulin, Stadt im franz. Depart. Finistère, Hauptort eines Arrondissements, 28 km nördlich von Quimper, 54 km im SO. von Brest, links an der Aulne, an der Linie Savenay-Landerneau der Orléans-Eisenbahn, zählt (1876) 2211, als Gemeinde 3436 E., welche Lachsfischerei, Handel mit Vieh, Geflügel, Butter und Getreide treiben und die umliegenden Sandsteinbrüche bearbeiten. Der zu C. gehörige Seehafen ist Port-Launay. Das zu Ende des 10. Jahrh. von einem Grafen von Cornouailles gegründete Schloß Castellum Nini, welchem der Ort sein Entstehen verdankt, ist bis auf einen geringen Rest verschwunden.

Château-Margaux, ein Schloß bei dem an hübschen Villen reichen Dorfe Margaux im franz. Depart. Gironde, östlich von Castelnau de Medoc, am linken Ufer der Gironde, 22,5 km unterhalb Bordeaux ungesund gelegen, ist durch seine Weinberge berühmt, die den vorzüglichen Wein gleiches Namens erzeugen, welcher zu den vier Hochgewächsen oder grands crus des Bordelais gehört. C. war früher im Besitz des Bankier Aguado, der es 1836 vom Marquis de la Colonilla für 1300000 Frs. erkauft, nachdem dieser das Weingut 1802 für 651000 Frs. erworben hatte, und wurde 1874 vom Herzoge von Aumale für 5½ Mill. Frs. gekauft. Seine 80 ha Weinberge liefern einen jährlichen Durchschnittsertrag von 100—110 Tonnen im Preise von 7—9000 Frs. für die Tonne zu 1000 Flaschen.

Châteauneuf, Dorf im franz. Depart. Puy-de-Dôme, Arrondissement Riom, 21 km im NNW. von Manzat, an der Sioule, in 518 m Höhe, mit 910 E. Auf einer Strecke von 3 km entspringen hier, an der Grenze zwischen Granit und Porphyr, zahlreiche kalte und bis 33° C. warme Mineralquellen, gas-, eisen-, natron- und kalihaltige.

Châteauneuf-Calcernier oder Châteauneuf du Pape, Dorf im franz. Depart. Vaucluse, Arrondissement Orange, 12 km südlich von diesem, auf einem das Ufer des Rhône beherrschenden Hügel. Von dem Schlosse, der alten Sommerresidenz der Päpste im 14. Jahrh., stehen ansehnliche Ruinen. Hier wird berühmter Wein gewonnen.

Châteauneuf-sur-Charente, Stadt im franz. Depart. Charente, Arrondissement Cognac, 25 km im SO. von diesem, links der Charente, in 20 m Höhe, an der Eisenbahn Limoges-Angoulême-Saintes, von der hier die Lokalbahn nach Barbezieux abzweigt, zählt (1876) 2691, als Gemeinde 3774 E., welche Leinen- und Wollzeuge fabrizieren und Steinbrüche bearbeiten. Ehemals hieß der Ort Bardeville; seit das auf einer Flußinsel erbaute Schloß durch Feuer zerstört und dann auf einer nahen Höhe neu erbaut worden ist, hat er den neuen Namen erhalten. C. war lange Zeit einer der festen Plätze der Grafen von Angoulême.

Châteauneuf-sur-Loire, Stadt im franz. Depart. Loiret, Arrondissement Orléans, 26 km im OSO. von Orléans, an der Eisenbahn Orléans-Gien, rechts an der Loire, in 122 m Höhe, zählt (1876) 2799, als Gemeinde 3371 Einw., welche grobes Tuch arbeiten, Essig bereiten und Zucker raffinieren. — Die Stadt verdankt ihr Entstehen einem jetzt völlig zerstörten, von Philipp I. erbauten Schlosse, welches Philipp II. August, Ludwig IX. der Heilige und Philipp IV. der Schöne bewohnten. Später bewohnte es Valentine von Mailand, zuletzt der Herzog de la Veillière (Phélyppeaux) und der Herzog von Penthièvre. Im J. 1428 nahmen es die Engländer, 1429 entsetzte es die Jungfrau von Orléans, und 1592 nahm es La Châtre.

Châteauneuf-sur-Sarthe, Stadt im franz. Depart. Maine-et-Loire, Arrondissement Segré, 33 km östlich von Segré, rechts an der Sarthe, in 40 m Höhe, mit 1600 E. — Dieses historisch interessante Städtchen war im 9. Jahrh. die Residenz von Robert dem Starken, dem ältesten bekannten Ahnen von Hugo Capet; damals hieß der Ort Seronnes. Der Graf von Anjou, Geoffroy Plantagenet, erbaute 1131 das Schloß von Seronnes, und die Stadt wurde C. genannt. Vom Schlosse steht nur ein kühn gebauter Turm; die Kirche der Stadt trägt noch den Namen Seronnes.

Châteauneuf-en-Thymerais, Flecken im franz. Depart. Eure-et-Loir, im Arrondissement Dreux, 20 km im SW. von letzterer Stadt entfernt und an einem ansehnlichen Forste gelegen, mit 1500 E. Bei dem Orte lieferte 18. Nov. 1870 die 22. Division unter General von Tresckow den sich zurückziehenden Franzosen ein siegreiches Gefecht.

Châteauponsat (Château-Ponsac), Flecken im franz. Depart. Ober-Vienne, Arrondissement Bellac, 21 km östlich von Bellac, an der zur Creuse gehenden Gartempe und an der Eisenbahn Poitiers-Versac (der Orléansbahn), mit (1876) 777, als Gemeinde 3710 E. Der Ort hat drei roman. Kirchen, deren eine mit einer Krypta und reichen Reliquien versehen ist. Das Schloß stammt aus dem 18. Jahrh.

Château-Porcien, Stadt im franz. Depart. der Ardennen, Arrondissement Rethel, 12 km westlich von Rethel, rechts an der zur Oise gehenden Aisne, mit 1830 E., welche wichtige Spinnerei betreiben. Die Stadt beherrscht auf steilem Fels die Ruine eines im 15. Jahrh. gebauten Schlosses. — C. war das alte Castrum Portianum, von welchem man einige röm. Altertümer gefunden hat. In der Frankenzeit war es Hauptort des Pagus Porcensis, der sich bis an die Maas erstreckte, von Philipp IV. dem Schönen für Gaucher von Châtillon zur Grafschaft erhoben wurde und nacheinander den Herzögen von Orléans, der Familie Croy, der der Gonzaga von Mantua, für welche es Karl IX. 1561 zum Fürstentum machte, und endlich dem Kardinal Mazarin gehörte.

Château-Regnault, Dorf im franz. Depart. der Ardennen, Arrondissement Mézières, 4 km südlich von Monthermé, nahe dem linken Ufer der Maas, die sich durch tiefe Schlünde windet, an der

Eisenbahn Mézières-Namur, mit 1500 E. Ehemals war C. ein Fürstentum, von welchem 27 Dörfer abhingen; von einem im 13. Jahrh. erbauten und durch Richelieu zerstörten Schlosse sind noch einige Spuren vorhanden. Der sog. Maugistisch gilt für ein Druidendenkmal.

Château-Renard, Stadt im franz. Depart. Bouches-du-Rhône, Arrondissement Arles, 35 km im NO. von Arles, an einem Abzugskanal, wenig entfernt vom linken Ufer der Durance, malerisch in 44 m Höhe gelegen, mit (1876) 2055, als Gemeinde 5554 E., welche Maulbeerplantagen besitzen. Auf einem den Ort beherrschenden Hügel stehen noch zwei Türme von einem Schlosse der Grafen der Provence. — Château-Renard, Stadt im Depart. Loiret, Arrondissement Montargis, 16 km im SO. von diesem, an der zum Loing fließenden Ouanne und an der Eisenbahn Orléans-Châlons, zählt (1876) 1468, als Gemeinde 2583 E. Hier erbaute 961 Graf Reinard von Sens ein Schloß (Castrum Rainardi) auf einem Hügel, welches im 12. Jahrh. zur Herrschaft Courtenay gehörte, unter Philipp IV. dem Schönen königl. Besitz wurde, im 16. Jahrh. aber an die Herzöge von Orléans überging; es stehen davon Ruinen der Türme und eine jetzt wiederhergestellte Kirche.

Châteaurenault, Stadt im franz. Depart. Indre-et-Loire, Arrondissement Tours, 29 km im NO. von Tours, an der zur Cisse (Loire) gehenden Brenne und an der Eisenbahn Paris-Vendôme-Tours, zählt (1876) 3487, als Gemeinde 3831 E., welche Schuhmacherarbeiten liefern. Auf einem Hügel stehen die Ruinen eines Schlosses (Castrum Raginaldi), das zu Gunsten von Fr. Louis Rousselet de C., Marschall von Frankreich und Vizeadmiral der Levante (gest. 1716), zu einem herzoglichen erhoben wurde.

Châteauroux (im Mittelalter Castrum Radulphi), die eng und schlecht gebaute Hauptstadt des franz. Depart. Indre, im ehemaligen Herzogtum Berri, in einer großen Ebene links am Indre und an der Linie Paris-Orléans-Agen der Orléansbahn gelegen, 263 km von Paris. Der Ort zählt (1876) 16980, als Gemeinde 19442 E., ist Sitz der Departementsbehörden, eines Handels- und Friedensgerichts und hat vier Kirchen (darunter die sehenswerte St. Christophskirche), ein altes Schloß, ein bemerkenswertes Stadthaus und Tribunalgebäude, ein großes Gefängnis (ehedem ein Franziskanerkloster), ein Lyceum, ein Lehrerseminar, eine öffentliche Bibliothek von 6000 Bänden, eine Gesellschaft des Ackerbaues und der Künste und Wissenschaften und eine Statue des hier geborenen Generals Bertrand. Die Bevölkerung unterhält Fabriken in Tabak, Leder und in groben Tuchen, Wollspinnereien, Brauereien und Mühlen, betreibt auch lebhaften Handel mit Wolle, Getreide, Hammeln, Wein und Leder. Außer den Monatsmärkten werden noch sechs andere gehalten. C. ist 950 von Raoul de Déols gegründet, der ein auf einer Anhöhe am Ende der jetzigen Stadt gelegenes Schloß (Château-Raoul) erbaute, war bis 1623 Baronie der Chauvigny und wurde von Ludwig XIII. zu Gunsten Heinrichs II. von Bourbon zu einem Herzogtum erhoben. Ludwig XV. ernannte die Witwe des Marquis des Tournelles, Marie Anne, geb. Marquise von Mailly-Nesle und Nichte der Herzogin Mazarin, zur Herzogin von C., zur Palastdame der Königin und später zur Oberhofmeisterin des Dauphin. Sie starb 1744. Ihre Nachfolgerin in der Gunst des Königs war die Pompadour.

Château-Salins (deutsch bisweilen Salzburg), Kreishauptort im Bezirk Lothringen des Reichslandes Elsaß-Lothringen, an der kleinen Seille und der Straße von Metz nach Pfalzburg, 48 km südöstlich von Metz an der Eisenbahnlinie Saaralben-Chambrey gelegen, zählt (1880) 2174 fast ausschließlich kathol. E., ist Sitz einer Kreisdirektion und eines Amtsgerichts. Die Stadt C. hat ihren Namen von einer Salzgrube, welche im J. 1330 daselbst im Schlosse der Herzöge von Lothringen entdeckt wurde. Im J. 1826 wurde dieselbe aufgehoben und durch eine andere in Dieuze ersetzt. Den Raum der ehemaligen Saline zu C. nimmt gegenwärtig eine Glasfabrik ein. — Der Kreis Château-Salins zählt auf 972,43 qkm (1880) 50425 E. in 135 Gemeinden.

Château-Thierry, im Mittelalter Castrum Theoderici genannt, freundliche anmutige Stadt im franz. Depart. Aisne, in der Champagne, Hauptort eines Arrondissements, an der Ostbahn und am rechten Ufer der Marne amphiteatralisch auf einem Felsen in 77 m Höhe gelegen, ist Sitz eines Tribunals erster Instanz, hat eine altertümliche Kathedrale, ein Kommunal-Collége, ein Zellengefängnis, eine Statue des hier geborenen Lafontaine und die Ruinen eines vom Merowinger Theuderich IV. im 8. Jahrh. erbauten, später den Grafen von Vermandois gehörigen Schlosses. Der Ort zählt (1876) 5713, als Gemeinde 6902 E., welche Lohgerberei, Gips-, Fayence-, Leinwand- und Lederfabrikation, Baumwollspinnerei und Färberei, sowie ansehnlichen Handel mit Korn, Wein, Schafwolle, Hammeln, Hornvieh und Möbeln treiben. Auch sind hier zwei eisenhaltige Mineralquellen. Unter Karl VI. wurde C. zur Pairie, unter Karl IX. 1566 zum Herzogtum erhoben. Napoleon I. schlug hier 12. Febr. 1814 die Russen und Preußen unter Sacken.

Château-Ville-Vieille, Gemeinde im franz. Depart. der Obern Alpen, Arrondissement Briançon, 7 km im SW. von Aiguilles, an dem zur Durance gehenden Guil, in 1671 m Höhe, mit 1000 E. Sie besteht aus zwei Dörfern: Château-Queyras ist eine der malerischsten kleinen Festungen, wonach das Queyrasthal benannt ist, durch welches der Guil als wilder Gebirgsbach tobt. An den Fuß des Fort, das von einer Kompagnie Infanterie besetzt und durch Batterien in dem ausgehöhlten Fels verstärkt ist, schließt sich das Dorf. Das andere, Ville-Vieille, am Zusammenfluß des Guil und der Aigue-Blanche, hat eine Kirche aus dem 10. Jahrh.

Châtel (Abbé Ferdinand Toussaint François), franz. Kirchenreformator, geb. 9. Jan. 1795 zu Gannat im Depart. Allier, trat nach Beendigung seiner theol. Studien im großen Seminar von Clermont-Ferrand 1818 in den Priesterstand und wurde nacheinander Vikar an der Kathedrale von Moulins, Pfarrer von Monetay an der Loire und sodann Feldprediger der königl. Garde (1823). Schon damals machte er sich bekannt durch freisinnige Predigten und durch Abhandlungen in dem religiösen Oppositionsblatt «Le Réformateur, ou Écho de la religion et du siècle», aber erst nach der Julirevolution trat er mit dem Plan hervor, eine neue Kirche zu gründen. Im Jan. 1831, als die Zahl der Proselyten anwuchs, bildete sich in Paris eine Kirche, die abwechselnd Église française und Église unitaire française hieß und ihren Hauptsitz

nach verschiedenen Stadtvierteln verlegte. Ein angeblicher Würdenträger des Templerordens erteilte dem Abbé C., «in Gegenwart des versammelten Volks und Klerus», die bischöfl. Weihe, und der neue Prälat nannte sich «Primas von Gallien». Auch eine Hierarchie wurde eingesetzt und ein Glaubensbekenntnis abgefaßt. «Das Naturgesetz, das reine Naturgesetz, nichts als das Naturgesetz» sollte als Fundament des neuen Kultus gelten, der in Jesus Christus nur einen «außerordentlichen Menschen» ehrte, Beichte, Fasten, Keuschheitsgelübde verwarf und in der Liturgie die franz. Sprache für die lateinische einführte. Die neue Kirche zählte Anhänger in mehr als 30 Departements; aber bald entstanden Schismen. Ein hitziger Streit entspann sich zwischen C. und seinem ehemaligen Schüler, Abbé Auzou, der eine besondere, an die Lehren der Wessenbergschen Schule in Deutschland sich anschließende Sekte stiftete. Die franz.-kath. Kirche wurde von der Julireglerung lange in ruhigem Bestande gelassen und erst 1842 von Polizei wegen geschlossen. Die Februarrevolution ließ sie wiederaufleben. Aber 1850 verbot ein Polizeibeschluß zum zweiten mal die Ausübung des neuen Kultus, dessen Stifter, trotz dringender Mahnungen, nicht wie der Abbé Auzou in den Schos der alten Mutterkirche zurückkehrte, sondern als hartnäckiger Häresiarch zu Paris 13. Febr. 1857 starb. Er schrieb: «Profession de foi de l'Église catholique française» (Par. 1831), ein Seitenstück zu dem Glaubensbekenntnis des franz. Vikars in Rousseaus «Émile», sowie «Le code de l'humanité, ou l'humanité ramenée à la connaissance du vrai Dieu et au véritable socialisme» (Par. 1838), eine Art naturalistischer Dogmatik und Moral.

Châtelain, Burgvogt, Kastellan.

Châtelaine (frz.), Kastellanin; auch Gürtelkette mit daran hängenden Schlüsseln, Flacons, Medaillons u. s. w.

Châteldon, Stadt im franz. Depart. Puy-de-Dôme, Arrondissement Thiers, 20 km nördlich von Thiers, an dem zum Allier gehenden Bauziron, in 343 m Höhe, im Forezgebirge, am Fuße steiler Felsmassen, welche sich an die Kette der Bois-Noirs anschließen, mit 1900 E., hat ein altes, angeblich von Ludwig VI. dem Dicken gegründetes Schloß. In C. hat die Gesellschaft des Etablissement thermal zu Vichy zwei eisenhaltige Säuerlinge gepachtet. Von C., das früher Châtel-Odon hieß, hat sich die Messerschmiede-Industrie nach Thiers verpflanzt.

Châtelet, entstanden aus castellum, hieß in Frankreich zur Feudalzeit ein festes Ritterschloß und nachher das Gebäude, wo die königl. Richter ihre Gerichtssitzungen hielten und zugleich die gefangenen Verbrecher eingesperrt waren. In Paris gab es zwei alte Schlösser dieses Namens: das Große C., das Gerichtshaus, und das Kleine C., ein Staatsgefängnis, das einige Jahre früher als das erste abgerissen wurde. Auch bestand in Paris unter dem Namen C. ein Stadtamtsgericht (prévôté oder vicomté de Paris), das über Civil- und Kriminalsachen in erster Instanz entschied.

Châtelet, Stadt im Bezirk Charleroi der belg. Provinz Hennegau, an der Sambre und an der Eisenbahn von Charleroi nach Namur, 8 km im O. von Charleroi, mit (1879) 9624 E., bedeutenden Nagelschmieden, Hüttenbau und Steinbrüchen. Gegenüber und fast damit zusammenhängend liegt Châtelineau, Dorfgemeinde mit 8363 E., Kohlenbau, Hohöfen und Eisenfabriken. In der Nähe liegt das Dorf Presles, bei welchem 57 v. Chr. Cäsar die Nervier besiegte.

Châtelet-Lomont (Gabrielle Emilie, Marquise du), geborene Baronin Letonnelier de Breteuil, franz. Schriftstellerin, geb. 17. Dez. 1706, lernte die lat., engl. und ital. Sprache und heiratete in früher Jugend den Marquis du Châtelet. Am bekanntesten ist sie durch ihre intime Freundschaft mit Voltaire, mit dem sie mehrere Jahre auf dem Schlosse Cirey in der Champagne, in Paris und Lunéville lebte. Später trat sie unter andern in nähere Beziehungen zu dem Dichter Saint-Lambert. Sie starb zu Lunéville 10. Aug. 1749 an den Folgen einer Niederkunft. Ihre gelehrten Schriften mathem. und physik. Inhalts sind vergessen.

Châtelineau, belg. Dorf, s. unter Châtelet.

Châtellerault (im Mittelalter Castrum Heraldi, Castellum Airaldi), Hauptstadt eines Arrondissements im franz. Departement Vienne, in dem frühern Oberpoitou, an der Eisenbahn von Orléans nach Bordeaux und an der hier schiffbar werdenden Vienne, über welche eine 1565—1609 erbaute steinerne Brücke zur Vorstadt Châteauneuf führt, in einer sehr fruchtbaren Gegend, 32 km im NNO. von Poitiers, ist Sitz eines Tribunals erster Instanz, eines Friedens- und eines Handelsgerichts, hat mehrere durch ihre Bauart bemerkenswerte Kirchen, wie die 1863 restaurierte Kirche St.-Jacques und die Kirche St.-Jean Baptiste von 1496, ein Departementsgefängnis und eine Börse und zählt 15244 E. Dieselben verfertigen viel Eisen- und Stahlwaren, besonders Messer und Scheren, außerdem Spitzen, Leder, Kerzen, lithographische sowie Mühlsteine, Uhren, Quincaillerie- und Bijouteriewaren, falsche Diamanten, unterhalten Wachs- und Leinwandbleichen, Essigsiedereien und Mühlen, und treiben starken Handel mit Wein, Branntwein, Pflaumen, Spargel, Futtersamen, Mehl, Holz, Salz, Schiefer, Eisen- und Stahlwaren. Auch befindet sich hier eine große Waffenfabrik mit fünf Ateliers, die 1800 Arbeiter beschäftigen. C. bildete mit seinem Gebiete die Vizegrafschaft Châtelleraudois, deren Herren im 14. Jahrh. ausstarben, worauf sie nach und nach an verschiedene Häuser, zuletzt an das Haus Bourbon fiel. König Franz I. erhob sie zum Herzogtum für den Connétable Franz von Bourbon; dann wurde sie 1538 mit der Krone vereinigt, durch Heinrich III. aber verpfändet, sodaß sie wieder in Privatbesitz überging. Beim Ausbruch der Revolution besaß sie der Herzog de la Tremouille.

Châtel St.-Denis (deutsch Castels), Marktflecken, Hauptort des Bezirks Veveyse im schweiz. Kanton Freiburg, 814 m über dem Meere, 37 km südsüdwestlich von Freiburg malerisch am rechten Ufer der Veveyse gelegen, besitzt ein uraltes, angeblich schon 650 erbautes Schloß, eine schöne Kirche und eine Steinbrücke über die Veveyse und zählt (1880) 2342 meist kath. E., deren Haupterwerbsquellen der Ackerbau, die Alpenwirtschaft und der Holzhandel sind. Mit Bulle (20 km) und Vevey (15 km) ist der Ort durch eine 35 km lange Poststraße verbunden.

Chatham, Stadt und Parlamentsborough sowie Festung und größtes See-Arsenal des brit. Reichs, in der Grafschaft Kent, 49 km im OSO. von London, südlich an der breiten Mündung des Medway und 1 km nordöstlich von Rochester, sodaß

es oft nur als eine Vorstadt von letzterm betrachtet wird. Gegenüber liegt Strood. Der Medway hat genügende Tiefe für die größten Schiffe und die Flut steigt 4—6 m. Die Stadt selbst ist eng und schlecht gebaut, hat eine Mechanics-Institution, und zählt (1881) 26385 E., welche hauptsächlich auf den königl. Werften und im See-Arsenal beschäftigt sind. Diese See- und Kriegsetablissements liegen außerhalb der Stadt und heißen Brompton; sie sind mit mächtigen Festungswerken umgeben. Hier befinden sich fünf ungeheuere Flutdocks für die größten Kriegsschiffe, sechs Baubassins für solche, über 600 Arbeitshäuser am Dockyard, ein Mastenhaus, Sägemühlen, Schmieden für Anker von mehr als 10000 Pfd., eine großartige Seilerbahn für Kabels, Speicher für allen möglichen Schiffsbedarf, ein mächtiges Zeughaus, ein Artilleriepark, große Infanterie-, Marine- und Artilleriekasernen, ein ausgezeichnetes, 1828 erbautes Marinehospital, eine Ingenieurschule und eine Schule für Militärärzte. Die Seekriegsetablissements nebst ihren Befestigungen stammen ihrer ersten Anlage nach aus der Regierungszeit der Königin Elisabeth, wurden 1758 erweitert und sind jetzt in eine der stärksten und regelmäßigsten Festungen Englands verwandelt.

Chatham (William Pitt, Graf von), auch unter dem Namen Pitt der Ältere bekannt, einer der größten engl. Staatsmänner und Redner, war der Enkel Thomas Pitts, Gouverneurs von Madras, und 15. Nov. 1708 geboren. Er erhielt zu Eton und Oxford eine klassische Bildung und trat 1735 für den von seiner Familie abhängigen Flecken Old-Sarum ins Parlament. Seine Freunde hatten ihm bei seinem geringen Vermögen die Stelle eines Kornetts in der Garde verschafft, die er aber verlor, als er sich im Unterhause der Opposition gegen Walpole anschloß. Er erlangte im Parlament und im Volke bald ein solches Ansehen, daß es der Hof für geraten hielt, ihm ein Amt zu geben; er wurde 1746 Schatzmeister von Irland und bald darauf Geheimrat und Generalzahlmeister der Armee. In dieser Zeit setzte ihn die Herzogin von Marlborough, um den Patriotismus des kühnen Redners zu belohnen, zum Erben von 10000 Pfd. St. ein, wie ihm auch später ein ähnliches Vermächtnis aus gleichem Grunde zufiel. Beim Ausbruch des Siebenjährigen Kriegs ernannte ihn der König, dem Wunsche des Volks nachgebend, zum Staatssekretär. Pitt leitete nun den Krieg nach einem großartigen Plane ein, errichtete die Nationalmiliz und entwickelte alle Kräfte der brit. Seemacht, um eine Landung an den franz. Küsten zu bewerkstelligen. Weil ihm hierin der König entgegen war, legte er im April 1757 sein Amt nieder, erhielt es aber schon im Juni von neuem und wurde fortan die Seele des Kabinetts. Sein Hauptbestreben ging dahin, Frankreich zu schwächen. Er unterstützte deshalb Friedrich d. Gr. in Deutschland, eroberte durch Wolfe Canada und brachte die brit. Flotte auf einen solchen Höhepunkt, daß Frankreich bald auf allen Meeren geschlagen wurde und alle seine Kolonien einbüßte. Die Thronbesteigung Georgs III. (25. Okt. 1760) hemmte die weitern Pläne Pitts, die Tories gewannen Einfluß und gegen seinen Willen mußte er mit Choiseul (s. d.) den Frieden verhandeln. Doch machte er so wenig Zugeständnisse und erschwerte die Friedensverhandlungen so bedeutend, daß Choiseul selbst die Unterhandlungen aufgab.

Nachdem Pitt 5. Okt. 1761 das Ministerium an den toryistischen Bute (s. d.) hatte abtreten müssen, stellte er sich abermals an die Spitze der Opposition. Im Parlament ward allerdings sein Antrag für Fortsetzung des Kriegs verworfen; allein das Volk war um so mehr auf seiner Seite und schenkte ihm unbegrenztes Vertrauen, da es das Nationale und Weitgreifende seiner Politik in seinen feurigen Reden erkannte. Die Stadt London dankte ihm feierlich für seine Verwaltung und ließ ihm zu Ehren auf der Blackfriarsbrücke ein Denkmal errichten. Der König und der Hof, die Pitts Einfluß fürchteten, suchten mit ihm eine Versöhnung zu Stande zu bringen. Erst 1766 ließ er sich bewegen, wieder ins Ministerium zu treten; aber schon 1768 legte er sein Amt von neuem nieder, nachdem er inzwischen zum Grafen von C. erhoben worden war. Schon früher hatte er oft zu einer milden und gerechten Behandlung der amerik. Kolonien geraten; als 1775 der förmliche Krieg zwischen diesen und dem Mutterlande ausbrach, bot er seinen ganzen Einfluß und seine Beredsamkeit auf, um eine gütliche Ausgleichung herbeizuführen. Er verwarf den Krieg und die grausamen Mittel, mit welchen derselbe von der herrschenden Partei geführt wurde; er gab zu bedenken, daß die Amerikaner, indem sie sich einer willkürlichen Besteuerung widersetzt, nur das gethan, was Englands Väter mit gutem Rechte so oft ausgeübt hätten. Bald hatte er die für ihn traurige Genugthuung, daß die Niederlage der brit. Waffen bei Saratoga, 17. Okt. 1777, seine Ansichten rechtfertigte. Der Übermut des Ministeriums ging bei dieser Nachricht in kleinmütige Verzagtheit über, und als gar die Vereinigten Staaten einen Vertrag mit Frankreich abschlossen, gewann die Ansicht Eingang, daß man gegen günstige Handelsverbindungen mit den befreiten Kolonien Frieden machen müsse. C. war damals krank und konnte an den parlamentarischen Verhandlungen keinen Anteil nehmen. Als er aber von dem unter solchen Umständen schimpflichen Friedensprojekt hörte, erhob er sich und wankte (7. April 1778) mit bleichem und zornigem Gesicht in das Oberhaus, wo eben der Herzog von Richmond die Anerkennung der nordamerik. Kolonien als selbständige Staaten beantragte. In einer ergreifenden Rede stellte er seinem Vaterlande die Schmach und Feigheit dieses Schrittes vor; er erklärte, daß England hiermit im Begriffe stehe, einen Fußfall vor dem Throne der Bourbons zu thun, und daß jedes Ungemach einer solchen Erniedrigung vorzuziehen sei. Seine Rede bewirkte in der That die Umkehr der Gemüter aller Parteien und die Fortsetzung des Kriegs; allein er mußte diesen Sieg mit seinem Leben bezahlen. Denn als er auf die Einwände des Herzogs von Richmond antworten wollte, brach er zusammen und wurde ohnmächtig aus dem Saale getragen. Er starb 11. Mai 1778 auf seinem Landgute Hayes in Kent.

Das Parlament ließ ihn auf Staatskosten prächtig begraben, setzte seinem ältesten Sohne ein Jahrgeld von 4000 Pfd. St. aus und bezahlte auch seine Schulden aus dem öffentlichen Schatze; denn wiewohl er nie verschwenderisch gelebt hatte, starb er doch arm. C. war in jeder Hinsicht ein außerordentlicher Mann. Sein imponierendes und dabei gewandtes Wesen nahm für ihn im ersten Augenblick ein; sein rechtschaffener und unbestechlicher Charakter erzwangen ihm auch die Achtung seiner polit.

Feinde. Von seinen Reden haben sich nur wenige vollständig erhalten. John Almon veröffentlichte: «Anecdotes of William Pitt, Earl of C., and of the principal events of his time, with his speeches in Parliament» (4. Aufl., 3 Bde., Lond. 1810). Die «Chatham Papers» (4 Bde., Lond. 1838—40) sind wichtige Beiträge zur Geschichte seiner Zeit; auch hat man von ihm Briefe an seinen Neffen, den nachmaligen Lord Camelford (Lond. 1804). Vgl. F. Thackeray, «Life of C.» (2 Bde., Lond. 1827); Viel-Castel, «Essai sur les deux Pitt» (2 Bde., Par. 1846).

Über seinen ebenfalls berühmten Sohn, **Pitt der Jüngere** genannt, s. Pitt (William).

Chatham-Inseln oder der **Broughton-Archipel**, eine Inselgruppe der Südsee, 660 km im SO. von Neuseeland, zusammen 1626 qkm groß, mit (1881) 242 E., besteht aus der 1265 qkm großen Hauptinsel **Chatham** oder **Wairikaori** (unter 44° südl. Br. und 175° 20′ westl. L. von Greenwich) und mehrern kleinern Felseilanden, wie im SO. Pitt oder Rangihaute, und Cornwallis oder Rangiaura. Die Inseln gehören zur Kolonie Neuseeland. Entdeckt ward die Gruppe im Nov. 1781 durch den engl. Lieutenant Broughton vom Schiffe Chatham. Die Hauptinsel ist an den Küsten meist flach und felsig, im Innern bergig, im ganzen sehr fruchtbar, hat ein gesundes, angenehmes Klima, europ. Niederlassungen sowie eine Mission der berliner (Goßnerschen) Gesellschaft. Die Inselgruppe war von einer in Hamburg gebildeten Gesellschaft zur Kolonisierung durch deutsche Einwanderer unter deutscher Oberhoheit ersehen. Sie sollte die erste deutsche Kolonie jenseit des Meers und der erste Anhaltepunkt einer deutschen Marine werden. Allein da die brit. Regierung ihre Ansprüche auf die Gruppe nicht aufgeben, sondern nur eine Ansiedelung unter brit. Landeshoheit gestatten wollte, so zerschlug sich der Plan.

Chathamlicht, eine Vorrichtung zur Erzeugung von optischen Nachtsignalen, die von den Engländern zuerst im Kriege mit Abessinien angewandt worden ist. Sie besteht im wesentlichen in einer Spirituslampe, in deren Flamme mit einem Blasebalg ein Luftstrom getrieben wird, der dicht vor dem Eintritt in die Flamme durch einen mit feingepulverten brennbaren Körpern gefüllten Behälter passiert. Durch den Luftstrom wird eine genügende Menge des brennbaren Körpers fortgeführt, um die durch die Luft angefachte Flamme hell leuchtend zu machen. Je nach den Entfernungen, bis zu welchen die Signale wahrgenommen werden sollen, werden verschiedene Brennstoffe angewandt. Bei kurzen Strecken und heiterm Himmel ist sehr feingepulverte Holzkohle ausreichend; bei Entfernungen von 3 bis 6 engl. Meilen wird gepulvertes Harz verwendet, soll die Tragweite des Signallichts noch mehr verstärkt werden, so wird zu dem Harz noch Magnesiumpulver gefügt.

Chatib ist der von allen islamit. Sprachen aufgenommene arab. Titel eines zu den bevorzugtern Ulema zählenden mohammed. Kultusbeamten, welcher Freitags beim Mittagsgottesdienst in der Moschee von dem **Minber**, einer lediglich diesem Zweck dienenden Kanzel, herab vor der versammelten Gemeinde die **Chutbeh**, d. i. die Fürbitte für den Sultan, zu sprechen hat. Ein C. ist immer nur an einer Hauptmoschee, Dschami (gleichsam Kathedrale), angestellt, und nur in einer solchen findet sich ein Minber; letzteres nimmt ausnahmslos die Stelle zur Rechten des Mihrâb, d. i. der Gebetnische, den vornehmsten Platz des heiligen Raumes, ein. Der C. folgt in der islamit. Hierarchie unmittelbar auf den Scheich der Moschee; er hat also den Rang vor den Imamen. Seine Ernennung erfolgt durch ein Hattischerif des Sultans, während die übrigen Bediensteten der Moschee vom Scheich-ul-Islam, dem Groß-Mufti, ihre Bestallung erhalten. Da im Orient die Erwähnung in der Chutbeh von jeher als äußeres Zeichen der Souveränetät betrachtet wurde und also polit. Bedeutung hatte, so genießt der C. eines besondern Ansehens. In der Chutbeh selber, einem ziemlich langen, mit lauter Stimme vorzutragenden Gebet, werden vier Teile unterschieden; zunächst Lob Gottes (Hamdele), dann Segensspruch über den Propheten (Ssalwele), dann arab. Vorlesung aus den traditionellen Aussprüchen Mohammeds (Hadis), und endlich Fürbitte für den regierenden Sultan und seine Armee.

Châtillon-lès-Bagneux, Dorf im franz. Depart. Seine, Arrondissement Sceaux, auf einer 162 m hohen Anhöhe, mit (1876) 2080 E., gehörte während der Belagerung von Paris 1870—71 zum Cernierungsabschnitt des 2. bayr. Korps, welches hier am 13. Okt. 1870 einen Ausfall der Pariser zurückschlug.

Châtillon-sur-Indre, Stadt im franz. Depart. Indre, Arrondissement Châteauroux, am Indre und an der Eisenbahn Tours-Châteauroux, hat eine Kirche aus dem 11. Jahrh. mit alten Skulpturen und zählt (1876) 2123, als Gemeinde 3455 E., welche Glas- und Metallindustrie betreiben.

Châtillon-sur-Loire, Stadt im franz. Depart. Loiret, Arrondissement Gien, an der Eisenbahn Paris-Lyon, mit Marmorbrüchen und Gerbereien und (1876) 2214, als Gemeinde 3133 E.

Châtillon-sur-Seine, die Hauptstadt eines Arrondissements im Depart. Côte-d'Or (Burgund), im Mittelpunkte einer bergigen Landschaft an der obern Seine, an der Französischen Ostbahn und der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn, ist Sitz eines Tribunals erster Instanz und eines Handelsgerichts, hat ein Collége und eine öffentliche Bibliothek von 16000 Bänden. Die Stadt zählt (1876) 4994 E., welche Gerberei, Papierfabrikation und lebhaften Handel mit Getreide, Wein, Holz, Leder, Tuch, Leinwand, Eisen und Eisenwaren treiben, von deren Fabrikation in der nähern und fernern Umgebung C. der Mittelpunkt ist. Zu C. residierten mehrere Herzöge von Burgund, von deren Burg auf dem die Stadt beherrschenden Felsen gegenwärtig noch Trümmer vorhanden sind.

In neuerer Zeit ist die Stadt durch den vom 5. Febr. bis 19. März 1814 abgehaltenen **Congreß von Châtillon** historisch bekannt geworden, auf welchem sich die verbündeten Mächte, während ihre Heere auf dem franz. Boden siegreich vordrangen, noch einmal mit Napoleon I. in Unterhandlung über den Frieden und die Grenzen Frankreichs setzten. Von seiten Englands war der Minister Castlereagh, von Österreich Graf Stadion, von Preußen W. von Humboldt, von Rußland Graf Rasumowski abgesandt, und für Napoleon unterhandelte der Minister des Auswärtigen, General Caulaincourt, Herzog von Vicenza. Den Unterhandlungen dienten die 27. Nov. 1813 zu Frankfurt gemachten Vorschläge zur Grundlage. Napoleon forderte einen Waffenstillstand und erklärte sich bereit zur Auslieferung aller festen Plätze

in den von Frankreich abzutretenden Ländern. Die Verbündeten verlangten einen vorläufigen Friedensschluß und sicherten Frankreich unter der Bedingung die alten Grenzen zu, daß ihnen sechs der wichtigsten Grenzfestungen ausgeliefert würden. Caulaincourt hatte von Napoleon unbeschränkte Vollmacht erhalten, und der Friede würde vielleicht zu Stande gekommen sein, wenn nicht Napoleon, durch die anscheinend günstigen Erfolge seiner Waffen bewogen, die Vollmacht zurückgenommen und seine Bedingungen im Vertrauen auf sein erneutes Glück höher gespannt hätte. Infolge des Rückzugs des verbündeten Heers auf das rechte Seineufer trug Schwarzenberg 19. Febr. Napoleon einen Waffenstillstand an. Gleichzeitig wurde dem letztern durch einen Eilboten aus C. der von sämtlichen Bevollmächtigten der Verbündeten unterzeichnete Entwurf eines vorläufigen Friedens übersandt, welcher die Bedingung enthielt, daß Paris bis zum völligen Friedensschlusse von den Verbündeten besetzt werde. Diese Bedingung beleidigte den Stolz Napoleons so sehr, daß er alle Vorschläge verwarf, mit Österreich aber besondere Unterhandlungen anzuknüpfen versuchte. Nachdem diese Versuche gescheitert waren, gerieten die Verhandlungen zu C. völlig ins Stocken. Die Verbündeten bestimmten daher den 10. März als die letzte Frist, bis zu welcher Napoleon den Friedensentwurf entweder annehmen oder einen entsprechenden Gegenentwurf einreichen sollte, und als Caulaincourt die Unterhandlungen hinzuziehen suchte, bewilligte man noch eine Frist von fünf Tagen. Endlich, 15. März, wurde von Napoleon ein Friedensentwurf übergeben, nach welchem er auf Holland verzichtete, mit Ausschluß von Belgien nebst der Schelde und Nimwegen, dagegen Italien nebst Venedig als Königreich für Eugen Beauharnais und dessen Erben, das linke Rheinufer für Frankreich und Entschädigungen für seine Brüder und Verwandten verlangte. Mit der achten Konferenz am 19. März wurden darauf die Unterhandlungen zu C. abgebrochen. In einer am 25. März, während die Heere der Verbündeten schon auf dem Marsche nach Paris begriffen waren, zu Vitry gegebenen Erklärung rechtfertigten die letztern die Fortsetzung des Kriegs.

Im Deutsch-Französischen Kriege überfiel bei C. 19. Nov. 1870 eine Abteilung des Garibaldischen Korps unter Ricciotti Garibaldi die daselbst stehenden deutschen Truppen, meist Landwehr, die sich unter harten Verlusten auf Château-Villain im Depart. Obermarne zurückziehen mußten.

Châtillon-sur-Sèvre, Stadt im franz. Depart. Deux-Sèvres, Arrondissement Bressuire, am Ouin, einem rechten Nebenfluß des Sèvre, hat eine alte Abtei (jetzt Mairie), Burgruine, Fabriken in Leinwand, Flanell und Taschentüchern, Gerbereien und Viehhandel und zählt 1400 E. Hier siegten 5. Juli 1793 die Vendéer über die Republikaner und 10. Okt. 1793 die Republikaner über die Vendéer.

Chatillon (Rainald von), franz. Ritter, vermählte sich 1152 mit der Fürstin Konstantia von Antiochia, geriet aber 1160 in die Gefangenschaft der Seldschukken. Nach seiner Befreiung machte er Streifzüge bis nach Ägypten und fiel 5. Juli 1187 in der Schlacht bei Hittin gegen Saladin.

Chatouille, s. Schatulle.

Chatouillengüter, s. Schatullengüter.

Châtre (La), Stadt im franz. Depart. Indre, Arrondissement Châteauroux, 34 km im SO. von dieser Stadt, mit der sie durch eine Eisenbahn verbunden ist, auf einem Hügel am Indre, in 200 m Höhe, umgeben von Gärten und Wiesen, zählt (1876) 4364, als Gemeinde 4993 E., welche Wollstoffe fertigen und mit Leder, Pferden und Kastanien handeln. Der Ort hat ein Tribunal erster Instanz, ein Collége, eine Agrikulturkammer, eine alte roman. Kirche und Reste eines alten Schlosses, jetzt Gefängnis. C. war ein altes röm. Castrum, wurde aber im 11. Jahrh. Hauptort einer Herrschaft und Wiege einer erlauchten Familie.

Chatrian (Alexandre), s. Erdmann-Chatrian.

Chatsworth-House, Schloß bei Bakewell (s. d.).

Chattahoochee (spr. Tschättähutschi), ein Fluß Nordamerikas, entspringt nahe den Quellen des Savannah und Tennessee im Blue Ridge in der nordöstlichsten Ecke des Staates Georgia. Er ist etwa 880 km lang und für Dampfschiffe bis zu der vom Golf von Mexiko ungefähr 480 m entfernten Stadt Columbus schiffbar. In seinem obern Laufe fließt er in südwestl. Richtung, in seinem untern fast genau nach S. und bildet von dem Städtchen West-Point ab die Grenze zwischen Georgia einerseits und den Staaten Alabama und Florida andererseits. An der südwestlichsten Ecke Georgias vereinigt er sich mit dem Thronateeska oder Flint-River zu dem in den Mexikanischen Golf sich ergießenden Apalachicola.

Chattanooga, Stadt im Staate Tennessee mit (1880) 12892 E., links am Tennesseeflusse, nahe der Grenze von Georgia und nicht weit von Alabama, Knotenpunkt der von Memphis nach Knoxville und von Atlanta nach Charleston führenden Bahnen, wurde geschichtlich bekannt durch die entscheidende Schlacht, welche hier der Bundesgeneral Grant 22. bis 25. Nov. 1863 den Konföderierten unter Bragg lieferte. Für Grant, dessen Armee infolge der dem General Rosencranz bei Chickamauga (s. d.) 20. Sept. beigebrachten Niederlage in C. eingeschlossen war, handelte es sich darum, die den Platz vom Süden beherrschenden und senkrecht auf den Tennesseefluß laufenden Bergrücken Lookout-Mountain und Missionary-Ridge vom Feinde zu säubern und zu besetzen. Gelang dies nicht, so war Grant zur Räumung seiner Stellung und infolge dessen zur Aufgebung des östl. Tennessee gezwungen. Grant zog schnell die Korps von Hooker und Sherman an sich und trug am 25. Nov., so verstärkt, einen glänzenden Sieg davon, eroberte 42 Geschütze und machte zwischen 6000 und 7000 Gefangene. Die entscheidende, den Sieg bedingende That der Schlacht war die Einnahme des steilen, mit 20 Kanonen bepflanzten Missionary-Ridge, den der deutsche General August Willich mitten im heftigen Feuer und ohne Befehl mit seiner Brigade erstürmte. Tennessee ging durch diesen Sieg den Secessionisten verloren, und Grant bekam dadurch den Schlüssel zu den Wegen in die Hand, auf denen sein Nachfolger Sherman nach Atlanta und weiter in den Süden vordrang. Auch konnte infolge dieses Siegs der in Knoxville vom secessionistischen General Longstreet belagerte Burnside durch Sherman entsetzt werden. C. wurde in den Händen der Unionstruppen einer ihrer wichtigsten Depotplätze.

Chatten, deutscher Volksstamm, s. Katten.

Chatterton (Thomas), engl. Dichter, geb. 20. Nov. 1752 zu Bristol, war Schreiber bei einem Advokaten und erregte zuerst 1768 Aufsehen, als er bei Einweihung einer neuen Brücke über den Avon

in einem bristoler Blatte eine von ihm verfaßte, aber für alt ausgegebene Beschreibung der Einweihung der alten Brücke erscheinen ließ. Bald darauf ging er nach London, wo er bei einigen Buchhändlern Beschäftigung fand. Er schrieb für mehrere Tageblätter, geriet aber bald in die äußerste Not und vergiftete sich 25. Aug. 1770. Glänzende Phantasie, glückliche Erfindung und tiefes Gefühl charakterisieren C.s altertümlich gefärbte Dichtungen, welche er andern Verfassern (besonders Rowley) unterschob. Von denen, die er unter seinem Namen erscheinen ließ, sind die Satiren die besten. Auch seine prosaischen Aufsätze sind anziehend. Eine Sammlung seiner Gedichte wurde von Tyrwhitt (Lond. 1777) veranstaltet, eine vollständige Ausgabe seiner Werke von Southey und Cottle (3 Bde., Lond. 1803), zuletzt von Bohn (2 Bde., Lond. 1842). Sein Leben beschrieb J. Dix (Lond. 1837; 2. Aufl. 1851). Vgl. Wilson, «C. A biographical study» (Lond. 1869).

Chaucer (Geoffrey), «der Vater der engl. Poesie», wurde, wie neuere Forschung dargethan hat, zwischen 1340 und 1345 zu London geboren. Früher nahm man, nach der Grabschrift, 1328 als Geburtsjahr an. Allein diese wurde erst im 16. Jahrh. abgefaßt und widerspricht vielen Thatsachen aus C.s Leben. C. war der Sohn von John C., eines Bürgers und Weinhändlers zu London. Des Dichters Geburtshaus lag wohl in der Thames-Street zu London. Zuerst wird C.s 1357 gedacht im Haushaltungsbuche der Elisabeth, Gräfin von Ulster, und Gemahlin Lionels, eines Sohnes Eduards III., bei welcher C. Page war. Später findet sich in einer gerichtlichen Aussage vom Okt. 1386 die Bemerkung, C. sei damals 40 Jahre und darüber gewesen. Weiter gibt C. in dieser Aussage an, er habe seit 27 Jahren Waffen getragen. Da im Herbst 1359 Eduard III. in Frankreich einfiel und dabei auch Lionel war, so begleitete damals C. wohl letztern. C. geriet in Kriegsgefangenschaft und wurde im März 1360 vom Könige ausgelöst. Daß der Dichter studierte, läßt sich aus seiner Gelehrsamkeit wohl schließen, ob dies zu Cambridge oder Oxford geschah, bleibt unentschieden, da «The Court of Love», worin sich der Dichter als cambridger Student bezeichnet, wohl unecht ist. Im J. 1367 wurde C. vom Könige ein Jahresgehalt ausgesetzt und er darin als «Dilectus valetus» bezeichnet. Er war einer der «Valets of the king's chamber» und erhielt diese Stellung wohl gleich nach seiner Rückkehr aus dem Kriege. Im J. 1366 wird zuerst der Gemahlin des Dichters, Philippa, gedacht. Sie war Ehrendame der verstorbenen Königin gewesen und wurde nachher wahrscheinlich in den Hofstaat von Konstanze von Castilien, der zweiten Frau des Johann von Gaunt, aufgenommen. Daß Philippa Tochter des Sir Payne Roet gewesen sei, entbehrt jeden sichern Beweises. Philippas Schwester, die verwitwete Katharine Swynford, heiratete später, nach Konstanzens Tode, Johann von Gaunt, Herzog von Lancaster. Die erste Frau Johanns, Blanche, starb 1369 und auf ihren Tod schrieb C. «The Dethe of Blaunche the Duchesse». Wichtig für C.s dichterische Entwickelung ist, daß er 1372 eine Reise nach Italien machte, um mit andern zu Genua mit dem Dogen darüber zu verhandeln, wo die Genuesen in England am besten eine Faktorei anlegten. Ende 1372 reiste er ab und blieb ziemlich ein Jahr weg. Im J. 1374 wurde C. am Hafenzoll angestellt und zwar hatte er vorzugsweise Wolle, Häute und Leder zu überwachen.

In den nächsten Jahren führte C. noch mehrere polit. Aufträge aus, z. B. 1377 nach Flandern und nach Frankreich. Bald nachdem Richard II. König geworden, ging C. (1379) aufs neue nach Italien, nach Mailand, mit Aufträgen an den Herzog Bernardo Visconti. Im J. 1386 saß er im Parlament für die Grafschaft Kent. Damals brach der Unwille der Großen und des Volks gegen Richard II. los, und auch gegen Johann von Gaunt und alle seine Anhänger, darunter C., richtete sich der Unwille. C. wurde seines Amtes entsetzt und lebte einige Jahre sehr kümmerlich; auch starb 1387 seine Frau. Als 1389 Richard und die Partei des Johann von Gaunt wieder mehr Gewalt erhielt, wurde C. als Aufseher der öffentlichen Bauten u. s. w. zu Westminster, dann zu Windsor angestellt und in ähnlichen Stellungen verwendet. Im J. 1391 aber wurde er aus unbekannten Gründen dieser Ämter wieder entsetzt. Obgleich nachher der König den Dichter noch öfters unterstützte, geriet er immer mehr in Not, sodaß ihm fortwährend das Schuldgefängnis drohte. Als 1399 Heinrich IV., der Sohn des Johann von Gaunt, den Thron bestieg, sah C. bessere Tage. Er starb aber schon, wie seine Grabschrift besagt, 25. Okt. 1400, wahrscheinlich in dem Hause, welches im Garten der Marienkapelle zu Westminster in London stand und welches C. auf 53 Jahre gemietet hatte.

An die Unglücksjahre, die auf 1386 folgten, schlossen sich manche Sagen an, z. B. C. habe sich Aufständen in der City von London angeschlossen, sei gefangen gewesen u. s. w. Meist beruhen diese Annahmen auf Mißverständnis eines sicher nicht von C. geschriebenen Werks, des «Testament of Love».

C.s dichterisches Schaffen teilt man, nach ten Brink («Chaucer-Studien», Bd. 1, Münst. 1870), am besten in drei Abschnitte: 1) bis 1372 (Nachahmung der Franzosen); 2) 1372—84 (Nachahmung der Italiener); 3) 1384—1400 (freies Schaffen). In der ersten Periode entstanden: Die Übersetzung des «Romans von der Rose», «Auf den Tod der Herzogin Blaunche», «C.s A-B-C oder Gebet an Maria». In die zweite Periode gehören: das «Leben der Cäcilie» (später in die «Canterbury Tales» aufgenommen), «Versammlung der Vögel», «Palamon und Arcitas», «Troylus und Cryseide», die Übersetzung von des Boetius «Trostschrift»; dann, wenn echt, der «Liebeshof» und endlich das «Haus des Ruhmes». In die dritte Periode fallen: die «Legende von den guten Frauen», «Canterbury-Geschichten», die «Klage von Mars und Venus», kleinere Dichtungen und die «Abhandlung über das Astrolabium an seinen Sohn Lewis». Endlich die verlorenen Dichtungen: das «Buch vom Löwen» und «Origines über Magdalene». Die andern C. zugeschriebenen Gedichte haben sich als unecht erwiesen. C.s Meisterwerk sind die «Canterbury-Geschichten», ein Novellencyklus in zehn- oder achtsilbigen gereimten Versen. Sie zeichnen sich namentlich aus durch lebendige Darstellung, gelungene Charakterschilderungen und eine derbe, aber treffende Satire. Ihren Namen haben die «Canterbury Tales» daher, daß der Dichter seine Novellen einer Anzahl Pilgern aus den verschiedensten Ständen in den Mund legt, welche nach dem Grabe des heil. Thomas von Canterbury wallfahrten. Die Canterbury-Geschichten wurden schon 1475—80 von

Artikel, die man unter C vermißt, sind unter K aufzusuchen.

Caxton gedruckt, zwei Exemplare sind davon bekannt, eins davon ist im Britischen Museum. Im J. 1532 erschienen zuerst die gesammelten Werke im Drucke. Lange Zeit war die beste Ausgabe die von Tyrwhitt (5 Bde., 1775—78, seitdem oft aufgelegt). Dann erschienen die Ausgaben von Wright (3 Bde., Lond. 1847—51), von Morris (6 Bde., Lond., ohne Jahr) und 1868 Furnivalls «Six-text edition of C.'s Canterbury Tales». Übersetzungen der «Canterbury-Geschichten» lieferten Kannegießer, Fiedler und vor allen Hertzberg (Hildburgh. 1866).

Über C.s Leben schrieben Godwin: «History of the life and age of C.» (2 Bde., Lond. 1803); Todd, «Illustrations of the lives and writings of Gower and C.» (Lond. 1810); Nicolas, «Life of C.» (Lond. 1844); Kißner, «C. in seinen Beziehungen zur ital. Litteratur» (Bonn 1867); ten Brink, «Chaucer-Studien zur Geschichte seiner Entwickelung und zur Chronologie seiner Schriften» (Bd. 1, Münst. 1870). Seit 1868 besteht eine «Chaucer Society» zu London, welche sich die Erforschung und Veröffentlichung der Werke des Dichters zur Aufgabe gemacht hat.

Chaudes-Aigues, Chaudesaigues (Calentes Aquae der Römer), Städtchen und stark besuchter Badeort im Arrondissement St.-Flour des franz. Depart. Cantal in der Auvergne, am Fuße des Aubracgebirges, 58 km östlich von Aurillac, in 650 m Meereshöhe in der tiefen Thalschlucht des Baches Remontalou, der in die Truyère, einen Zufluß des Lot, sich ergießt, gelegen. Der Ort zählt 1200 E., welche Webereien, Gerbereien, Leimsiedereien und Färbereien unterhalten und beträchtlichen Handel mit Wachs und Zinndraht treiben. Die aus vulkanischen Felsen hervorbrechenden erdigalkalischen Thermalquellen haben 57 bis 81° C., die Par-Quelle ist die heißeste Frankreichs. Das Wasser wird zum Trinken, Baden und Douchen hauptsächlich gegen rheumatische Leiden gebraucht, von den Einwohnern außerdem in der Hauswirtschaft und im Winter sogar zum Heizen der zur ebenen Erde gelegenen Zimmer, zum Kochen und Waschen benutzt, indem die Quellen durch kleine Kanäle in alle Häuser geleitet worden sind. Jährlich kommen etwa 1000 Gäste zu diesem Badeorte. Von den 450 Häusern werden 360 durch die Quellen bis 26° warmgeheizt. Auch befindet sich ein künstlicher Brütofen im Orte. In der Nähe ist die kalte Eisenquelle Condamine, und bei dem Dorfe Sainte-Marie sind zwei eisenhaltige Natronsäuerlinge, deren Wasser viel versandt und besonders häufig in C. getrunken wird.

Chaudet (Antoine Denis), franz. Maler und Bildhauer, geb. zu Paris 31. März 1763, war ein Schüler von Stouf und trug bereits in seinem 21. Jahre den ersten Preis bei der Akademie davon. Hierauf ging er nach Rom, wo er als Bildhauer die Werke des klassischen Altertums sich zu Mustern nahm und zugleich im Verein mit Drouais Skizzen malte, die großes Talent bekundeten. Im J. 1789 kehrte er nach Paris zurück und wurde nun Mitglied der Akademie, bei der er später als Professor seine Kunst lehrte. Seine erste größere Arbeit war ein Basrelief unter dem Peristyl des Pantheon, einen sterbenden Krieger darstellend, den der Genius des Ruhms unterstützt. Sodann arbeitete er die Statue Napoleons I., welche im Saale des Gesetzgebenden Körpers aufgestellt wurde, das Basrelief, welches die Dichtkunst darstellt, im innern Hofe des Louvre; die Statue des Friedens für den Palast der Tuilerien; die des Cincinnatus für den Saal des Senats; die Büsten Sebastian Bourbons, Belisars, Malesherbes, Denons, Fourcroys, des Kardinals Maury, Sabatiers und Leroys. Zu seinen schönsten Werken gehört die Statue eines jungen Mädchens, welches über eine Sinnpflanze, die unter ihren Händen sich zusammenzieht, in Erstaunen und Nachsinnen gerät, und die des jungen Cyparissus. In Deutschland sind seine Werke selten. Der Graf Fries in Vöslau bei Wien besitzt die herrlichen Marmorbüsten seines Vorfahren Moritz und dessen Gemahlin Maria Theresia. C. starb zu Paris 19. April 1810.

Chaudière, Fluß in Canada, Provinz Quebec, kommt aus dem Meganticsee in der Nähe der Grenze der Vereinigten Staaten als ansehnlicher Strom, fließt nach NNW., dann durch ein goldführendes Terrain und mündet, 500 m breit, etwa 12 km oberhalb von Quebec in den Lorenzstrom. Kurz vor seiner Mündung macht er den 30 m hohen Chaudièrefall, einen der wasserreichsten und imposantesten in Amerika. Sein Lauf vom See hat 200 km Länge.

Chaudordy (Emile, Graf von), franz. Staatsmann, geb. um 1825, studierte an der Rechtsschule zu Paris und trat dann 1850 in den diplomatischen Dienst. Er wurde Attaché bei der franz. Gesandtschaft in Rom, wurde später andern Gesandtschaften beigegeben und unter dem Minister Drouyn de l'Huys Direktor im Ministerium des Auswärtigen, in welcher Stellung er auch unter dessen Nachfolgern bis zum Sturz des Kaiserreichs sich erhielt. Als nach der Revolution vom 4. Sept. 1870 Jules Favre die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten übernahm, wurde C., der schnell seine polit. Farbe gewechselt hatte, in seinem Posten bestätigt. Er siedelte Mitte Sept. 1870 mit der Delegation der neuen Regierung zuerst nach Tours und später, im Monat Jan. 1871, nach Bordeaux über, und zwar als Stellvertreter Jules Favres in der Verwaltung des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten. Der Name C. wurde erst in weitern Kreisen durch seine beiden Rundschreiben vom 10. Okt. 1870 an die europ. Kabinette bekannt, in welchen er, gegenüber den beiden Erlassen des Grafen Bismarck vom 13. und vom 16. Sept., das Recht Deutschlands, durch Annektierung von franz., ehemals zum Deutschen Reiche gehörigen Gebietsteilen seine Grenzen gegen eine erneuerte Invasion Frankreichs zu schützen, bestritt und nachzuweisen suchte, daß durch die Abtretung von Elsaß und Lothringen an Deutschland Frankreich zu einer Macht zweiten Ranges herabsinken würde. Zwei spätere Rundschreiben (vom Nov. 1870 und Jan. 1871) beschuldigten die Deutschen einer barbarischen Kriegführung und suchten die Anklagen Bismarcks gegen die franz. Gesetzwidrigkeiten und Brutalitäten zu entkräften. Sein Hauptstreben war, England zu einer diplomatischen Intervention zu bewegen. Diesem Zweck galten verschiedene seiner Noten. Odo Russell, dem diplomatischen Agenten im versailler Hauptquartier, schlug er im Dez. 1870 vor, dem Grafen Bismarck die Wahl zwischen folgenden drei Vorschlägen zu lassen: entweder Waffenstillstand mit der Bedingung der Verproviantierung der Hauptstadt, um eine Nationalversammlung zu wählen, oder Friedensschluß ohne Gebietsabtretung, oder Einberufung eines europ. Kongresses zur Erörterung der zwischen Frankreich und

Deutschland schwebenden Fragen. Als sich im März 1871 das Nationalverteidigungskomitee auflöste und Thiers an die Spitze der Verwaltung getreten war, fand C. zunächst keine Verwendung. Am 8. Febr. 1871 in die Nationalversammlung gewählt, hielt er sich zur konservativen Rechten, ohne eine parlamentarische Rolle zu spielen. Unter dem Ministerium Broglie wurde C. 5. Dez. 1873 zum Gesandten für die Schweiz ernannt und 3. Okt. 1874 zum Botschafter in Madrid. Unter dem Ministerium Dufaure 1876 als außerordentlicher Bevollmächtigter zur Konferenz von Konstantinopel abgesandt, machte er durch feindselige Kundgebungen gegen Deutschland von sich reden. Es war bezeichnend, daß Gambetta, als er 14. Nov. 1881 das Ministerium übernahm, C., an die Stelle des zurücktretenden Generals Chanzy, zum Botschafter in Petersburg ernannte. Bevor er aber diesen Posten antrat, wurde Gambetta (26. Jan. 1882) gestürzt. Das nachfolgende Ministerium Freycinet bestätigte die Ernennung C.s nicht, sondern ließ denselben auf seinem Posten in Madrid.

Chaudron, engl. Steinkohlenmaß, s. Chaldron.

Chauken, ein niederdeutsches Volk, welches die Römer, als sie seit 12 v. Chr. ihre Angriffe auf Niederdeutschland eröffneten, in den Marschländern zu beiden Seiten der Weser fanden, westwärts bis zur Jade, ostwärts bis gegen die Elbe hin ausgedehnt. Schon frühzeitig traten die C. auch als kühne Seefahrer, im 3. und 4. Jahrh. n. Chr. als gefürchtete Korsaren im Kanal und an den gallischen und brit. Küsten auf; ihr Name verschwindet später vor dem allgemeinen des Sachsenbundes.

Chauliac (Guy de), latinisiert Guido de Cauliaco, berühmter Chirurg des 14. Jahrh., geb. im südl. Frankreich, studierte in Montpellier und Bologna Medizin, war Arzt bei den in Avignon residierenden Päpsten Clemens VI., Innocenz VI. und Urban V., und schrieb um 1360 «Chirurgiae tractatus septem», das wichtigste chirurg. Werk des Mittelalters, das mehrere Jahrhunderte hindurch als Leitfaden der Chirurgie benutzt wurde.

Chaulieu (Guillaume Amfrye de), franz. Dichter, geb. 1693 zu Fontenay, erwarb sich die Gunst des Herzogs von Vendôme und dessen Bruders, des Großpriors von Malta, die ihm die Abtei von Aumale und andere Pfründen verschafften, wovon er jährlich 30000 Livres Einkünfte hatte. Er wohnte in der Residenz des Großpriors zu Paris, dem «Temple», und gehörte zu dem Kreise von Epikuräern und Schöngeistern, die sich dort versammelten. Sein Beiname «Anacréon du Temple» charakterisiert seine poetische Richtung. Er starb 27. Juni 1720. C.s Werke wurden am besten von Fouquet (2 Bde., Par. 1774) und Lémontey (Par. 1825) herausgegeben.

Chaumette (Pierre Gaspard), Fanatiker der Französischen Revolution, geb. 24. Mai 1763 zu Nevers, war der Sohn eines Schuhmachers. Er hatte wissenschaftliche Studien gemacht, war dann in Seedienste getreten und befand sich zur Zeit der Revolution zu Paris als Schreiber eines Advokaten. Hier wurde er Mitarbeiter an Prudhommes Zeitung «Les Révolutions de Paris» und trat in Verbindung mit Camille Desmoulins. Bei den Excessen und Greuelthaten vom Aug. und Sept. 1792 wirkte er in erster Linie mit. Sein Sansculottismus hatte ihm bereits ein solches Ansehen verschafft, daß er damals an Manuels Stelle zum Prokurator der Gemeinde von Paris ernannt wurde. Er nahm jetzt den Vornamen Anaxagoras an, weil, wie er erklärte, das ein Heiliger gewesen, der für seinen Republikanismus gehängt sei. Die Errichtung des Revolutionstribunals, die Bildung einer Revolutionsarmee, das Gesetz gegen die Verdächtigen, die Hinrichtung der Königin u. a. waren mit sein Werk. C. gehörte zur Partei der Hébertisten und betrieb vor andern die Einführung des Kultus der Vernunft. Nach dem ersten Feste dieser Göttin schlug C. dem Konvent vor, Notre-Dame in einen Tempel der Vernunft zu verwandeln, was auch durch Chabots Bemühungen erreicht wurde (Nov. 1793). Der Sturz Héberts durch Robespierre ward auch C. verderblich. Zwar rettete ihn zunächst seine Popularität bei der Commune, bald aber ward auch er verhaftet, der Verschwörung gegen den Konvent beschuldigt und 13. April 1794 hingerichtet.

Chaumière (frz.), Strohhütte, ländliche Hütte.

Chaumont, ein Bergrücken des Schweizer Jura, erhebt sich nördlich von Neuchâtel im schweiz. Kanton Neuenburg zu 1175 m Höhe über dem Meere und verlängert sich zwischen dem Val de Ruz und dem Ufergelände des Neuenburgersees nordöstlich bis zur berner Grenze, wo er sich mit der Montagne de Chuffort an den Chasseral (s. d.) anschließt. An den Flanken ist der Berg dicht bewaldet, auf der Höhe, welche ein Plateau von etwa 1000 m Meereshöhe bildet, mit prächtigen Alpweiden bedeckt. Die Aussicht, eine der schönsten der Schweiz, ist derjenigen von Chasseral ähnlich und umfaßt die schweiz. Hochebene, von den drei Seen des Seelandes (Neuenburger-, Bieler- und Murtensee) bis zum Kranze der Alpen (vom Montblanc bis zum Sentis). Von Neuchâtel wird der Berg, der auf der Höhe mehrere Landsitze und ein großes Kurhotel trägt, häufig auf Fußwegen oder auf gutem Fahrwege in 2—2½ Stunden bestiegen.

Chaumont-en-Bassigny, Hauptstadt des franz. Depart. Obermarne (Champagne), an der Ostbahn auf einer Anhöhe am Zusammenflusse der Suize und Marne gelegen, ist Sitz der Departementsbehörde, eines Tribunals erster Instanz, eines Assisenhofs, eines Handels- und Friedensgerichts und eines Oberbergamts für drei Departements, hat ein Lyceum, ein Lehrerseminar, eine öffentliche Bibliothek, ein Museum (mit einem Christuskopf von Dürer) und zählt (1876) 8791, als Gemeinde 9226 E. Erstaunlich ist der Eisenbahnviadukt von 600 m Länge, der auf 50 Bogen über das Thal der Suize führt. Außerdem sind beachtenswert die Kirche St.-Jean-Baptiste aus dem 13. Jahrh. mit weithin sichtbaren Türmen und schönen Seitenportalen, das Stadthaus, das neue Präfekturgebäude, der Justizpalast mit prachtvollem Audienzsaal und ein Hospital. Von dem Schlosse der ehemaligen Grafen von Champagne ist nur noch der Turm Hautefeuille aus dem 10. Jahrh. (im heutigen Justizpalast) erhalten. Die Bevölkerung fabriziert wollene Strumpfwaren, Wollzeuge, berühmte lederne Handschuhe, Zucker, Messerschmiedewaren und unterhält Wachsbleichen und Lohgerbereien, treibt auch Handel mit Korn, Holz, Häuten, Leder, Eisenwaren u. s. w.

Die Stadt ist historisch bekannt geworden durch den Vertrag von Chaumont, welchen 1. März 1814 die verbündeten Mächte Rußland, Preußen, Österreich und Großbritannien zur Bekämpfung Napoleons I. und Herstellung des Weltfriedens

untereinander schlossen, wobei sie sich, wie sich später offenbarte, auch schon zu bestimmten Schritten bei der spätern Gestaltung der europ. Verhältnisse verpflichteten. Die allgemeine Allianzakte spricht die Notwendigkeit eines Kampfes gegen Napoleon, im Falle er sich nicht zum Frieden bewegen lasse, aus und stellt die neue Ordnung der Dinge nach erlangtem Frieden unter die Garantie der vier Mächte. Das Offensiv- und Defensivbündnis gegen Napoleon I. wurde auf 10 Jahre geschlossen. Von seiten Österreichs unterzeichnete den Vertrag Fürst Metternich, für Großbritannien Lord Castlereagh, für Preußen Fürst Hardenberg und für Rußland Graf Nesselrode.

Chauny, Stadt im franz. Depart. Aisne, Arrondissement Laon, 35 km westlich von Laon, am rechten Ufer der Oise, wo dieselbe schiffbar wird, und am Seitenkanal der Oise, in 56 m Höhe, an der Eisenbahn von Paris nach Brüssel, zählt (1876) 9198 E. Die hiesige Glasmanufaktur ist von der zu St.-Gobain (wohin eine Zweigbahn von 15 km führt) abhängig. Die Bewohner treiben Leinwandfabrikation und Bleichen, Tricotfabriken, Eisen- und Kupfergießerei. Die Stadt hat sich im 11. Jahrh. um das den Grafen von Vermandois gehörige Schloß Calniacum gebildet.

Chausey- oder Chaussey-Inseln heißt eine Gruppe kleiner Felseninseln, welche zum franz. Depart. La Manche, Arrondissement Avranches, gehört, und 12 km im NW. von Granville, am Eingange der Bai des Mont-St.-Michel liegt. Die Große Insel hat etwa 17 km Länge, bei 8 km Breite, Ruinen einer alten, von Richard I. von der Normandie gegründeten Abtei und (1876) 130 E. Hier befinden sich Brüche ausgezeichneten Granits zum Straßenpflaster von Paris. Die Bewohner sammeln Seetang (Varech) und bereiten daraus durch Verbrennen Soda.

Chaussade (La), Eisenwerk bei Nevers (s. d.) im franz. Depart. Nièvre.

Chaussard (Pierre Jean Baptiste), durch seine Teilnahme an der Französischen Revolution wie als Dichter und juristischer Schriftsteller bekannt, geb. 8. Okt. 1766 zu Paris, war Advokat des Parlaments, und hatte sich schon in Poesie und Jurisprudenz litterarisch versucht, als die Revolution ausbrach und den abstrakten und phantastischen Geist des poetischen Gelehrten völlig gefangen nahm. Unter dem Namen Publicola förderte er ihre Ideen in Poesie und Prosa und nahm 1792 von dem Minister Lebrun eine Kommission nach Belgien an, um es zu revolutionieren und mit Frankreich zu vereinigen. Ersteres gelang ihm so gründlich, daß alle Ordnung, auch der Gehorsam gegen ihn aufhörte, und er selbst mit den franz. Offizieren, besonders Dumouriez, sich entzweite. Nach seiner Rückkehr aus Belgien wurde C. Sekretär der Mairie von Paris, dann des Wohlfahrtsausschusses und endlich Generalsekretär im Ministerium des öffentlichen Unterrichts, zog sich jedoch bald zurück, wurde Professor der schönen Wissenschaften zu Rouen, dann in Orléans, später aber in Nîmes und endlich an der Universität zu Paris. Die Restauration brachte ihn um seine Stellung. Er starb 9. Jan. 1823. Aus seinen zahlreichen Schriften sind hervorzuheben: «Théorie des lois criminelles» (1789), «De l'Allemagne et de la maison d'Autriche» (1792), ein Buch, das in der Revolution mehrmals neu gedruckt und unentgeltlich verteilt wurde; «Mémoires historiques et politiques sur la révolution de la Belgique» (1793), «De l'éducation des peuples» (1793), «Jeanne d'Arc, recueil historique et complet» (1806), «Les Anténors modernes, ou voyage de Christine et de Casimir en France sous Louis XIV» (1807). Andere seiner Werke handeln über das klassische Altertum. C.s beste Arbeit ist das Lehrgedicht «Épître sur quelque genre, dont Boileau n'a pas fait mention» (1811), das er umgearbeitet unter dem Titel «Poétique secondaire, ou essai didactique» (1817) erscheinen ließ.

Chausseen oder Kunststraßen, s. Straßen und Straßenbau.

Chaussette (frz.), Unterziehstrumpf, Socke.

Chaussey-Inseln, s. Chausey-Inseln.

Chaussure (frz.), Schuhzeug, Fußbekleidung.

Chautauqua, ein See im Mittelpunkt des gleichnamigen County im nordamerik. Unionsstaat Neuyork, ist 28 km lang, 2—5 km breit und liegt 394 m über dem Atlantischen Meere und 224 m über dem Eriesee, von dem er nur 10 km entfernt ist.

Chauveau-Lagarde (Claude François de), franz. Advokat, geb. 21. Jan. 1756 zu Chartres, bekannt als Verteidiger der Königin Marie Antoinette, Charlotte Cordays, Brissots u. a., wurde 1814 von Ludwig XVIII. geadelt und verteidigte während der Hundert Tage den General Bonnaire. C. wurde 1828 Rat am Kassationshofe und starb 28. Febr. 1841. Er schrieb: «Théorie des états généraux ou la France régénérée» (1789) und «Note historique sur le procès de Marie-Antoinette et de Madame Elisabeth» (1816).

Chauvelin (François Bernard, Marquis de), franz. Staatsmann, geb. 29. Nov. 1766 zu Paris als Sohn des in Krieg und Diplomatie vielerprobten Marschalls François Claude de C., schloß sich beim Ausbruch der Revolution der Bewegung an und ging als Attaché Talleyrands im Frühjahr 1792 nach England, um dies Reich zur Neutralität in dem ausbrechenden Kriege zu bestimmen. Er blieb dort nach dem Weggange Talleyrands als Vertreter der Republik, bis nach der Hinrichtung Ludwigs XVI. die engl. Regierung jede Verbindung mit dem revolutionären Staate abbrach. Hierauf mit einer Mission nach Florenz betraut, mußte C. infolge der engl. Drohungen gegen den Großherzog Toscana wieder verlassen, zog nach der Heimkehr den Argwohn der Terroristen auf sich, ward eingekerkert und erst durch die Revolution des 9. Thermidor wieder frei. Nach dem 18. Brumaire ward er eine Zeit lang Mitglied des Tribunals, hierauf Präfekt in Belgien, überhaupt eifriger und geschickter Beamter des Kaiserreichs. Als Napoleon Spanien erobert hatte, machte er C. zum Generalintendanten Cataloniens. Trotz seiner Dienste unter Bonaparte erhielt sich C. auch nach der Restauration dem polit. Leben. Seit 1817 war er mehrfach Mitglied der Deputiertenkammer. Im J. 1827 ins Privatleben zurückgetreten, lebte er meist auf seiner Besitzung Citeaux, dem alten Kloster des heil. Bernhard in Burgund, und starb 9. April 1832 in Paris.

Chauve-souris (frz.), eigentlich Fledermaus, dann eine Maske in Gestalt einer Fledermaus, Domino mit Kapuze.

Chauvin (Auguste), Historienmaler, geb. 1810 zu Lüttich, bildete sich unter Schadow in Düsseldorf zum Maler aus, wurde dann Lehrer an der Akademie zu Lüttich, später Direktor derselben. Von

seinem ganz im Geist der Schadow-Schulen gemalten Bildern sind die besten: Das Gebet des Moses, Ruhe auf der Flucht nach Aegypten, Hagar in der Wüste, Die Anbetung der Könige, Die drei Marien am Grabe, Die Belehrung des Saulus u. s. w.

Chauvinismus ist ein erst in neuerer Zeit in der franz. Sprache eingebürgertes Wort. Dasselbe ist abzuleiten von Chauvin, dem Namen einer in dem Lustspiel «La cocarde tricolore» von den Brüdern Théodore und Hippolyte Cognard auftretenden Person. Dieses Lustspiel wurde am 19. März 1831 zum ersten mal im Theater der Folies Dramatiques zu Paris aufgeführt; es spielt in Afrika und behandelt die Eroberung von Algier. Den Namen Chauvin führt ein junger Rekrut, der viel spricht, große Tapferkeit entwickelt und mehrere Couplets zu singen hat mit dem Refrain: «J'suis Français, j'suis Chauvin, J'tape sur le Bédouin». Doch haben die Brüder Cognard den Namen nicht erfunden, sondern (wie im pariser «Figaro» von 1882, Nr. 41, nachgewiesen wird) einer wirklichen Person entlehnt und zwar dem Nicolas Chauvin, einem abgedankten Napoleonischen Soldaten, welcher seinerzeit in Paris wegen seiner Schwärmerei für den Kaiser allgemein bekannt war. Infolge des obengenannten Lustspiels wurde der Ausdruck C. gebräuchlich zur Bezeichnung eines übertriebenen und säbelrasselnden Patriotismus.

Chaux de Fonds (La), großes, stadtartig gebautes Dorf, Hauptort des gleichnamigen Bezirks im schweiz. Kanton Neuenburg, liegt 992 m über dem Meere, 15 km nordwestlich von Neuchâtel unweit der franz. Grenze in einem einförmigen, rauhen Hochthale des Jura, umgeben von 1000—1300 m hohen, mit Nadelwald bedeckten Höhenzügen. Der Ort, den seine Bewohner mit Stolz «das große Dorf» nennen, ist regelmäßig angelegt mit breiten, geraden Straßen und steinernen, zum Teil sehr ansehnlichen Häusern, besitzt zwei Kirchen, ein monumentales Schulgebäude, ein Planetarium, ein Amts- und ein Stadthaus, ein Theater und ein Casino und zählt (1880) 22456 E., worunter 18727 Protestanten, 3077 Katholiken und 541 Israeliten. Nächst Locle (s. d.) ist C. der Hauptsitz der schweiz. Uhrmacherei und der mit derselben verbundenen Nebengewerbe, wie Gold-, Silber- und Bronzearbeiten, Emaillieren und Gravieren, Achat- und Krystallschleiferei, Bildschnitzerei, Malerei und Fabrikation mathem., physik. und musikalischer Instrumente. C. ist der Knotenpunkt dreier Bahnlinien, die dasselbe mit Neuchâtel, dem bernischen St. Immerthal und Biel und mit Locle verbinden; eine Fortsetzung der letztern Linie durch den Col des Roches nach Morteau und Besançon ist im Bau. Das Dorf, dessen Wachstum an dasjenige der neugegründeten Städte Nordamerikas und Australiens erinnert, verdankt seine Entstehung einem Jagdschlosse der Grafen von Valangin, um welches sich im Verlaufe der Zeit einige Hütten gruppierten. Im J. 1512 erhielt das Dörfchen, das erst sieben Häuser zählte, eine Kapelle. Am Ende des 17. Jahrh. wurde von Locle her die Uhrmacherei eingeführt und damit die Blüte des Ortes begründet. Im J. 1794 wurde der Ort fast gänzlich durch eine Feuersbrunst zerstört und darauf in Stein wieder aufgebaut. C. ist der Geburtsort des Malers Leopold Robert und der berühmten Mechaniker und Automatenverfertiger Droz.

Chavanne (Joseph), Reisender und geogr. Schriftsteller, geb. 7. Aug. 1846 zu Gratz, studierte in Prag und Gratz, bereiste 1867—69 die Vereinigten Staaten von Amerika, Westindien, Mexiko und Nordafrika, war dann an der Meteorologischen Reichsanstalt in Wien thätig und redigierte seit 1875 die «Mitteilungen der Geographischen Gesellschaft» in Wien. Außer Aufsätzen in Fachzeitschriften erschienen von ihm: «Die Temperaturverhältnisse von Österreich-Ungarn, dargestellt durch Isothermen» (Wien 1871), «Beiträge zur Klimatologie von Österreich-Ungarn» (Wien 1872), «Die Sahara» (Wien 1878), «Afghanistan» (Wien 1879), «Afrika im Lichte unserer Tage» (Wien 1881), «Die mittlere Höhe Afrikas» (Wien 1881). Auch besorgte C. die siebente Auflage von Balbis «Allgemeiner Erdbeschreibung» (Wien 1882 fg.) und lieferte mehrere Karten, unter denen die «Physik. Wandkarte von Afrika» (2. Aufl., Wien 1882) hervorzuheben ist.

Chaves, Stadt und Festung zweiter Klasse in der portug. Provinz Traz os Montes, Distrikt Villa Real, am linken Ufer des Támega, 365 m hoch auf einem Plateau gelegen, besitzt eine Kollegialkirche, ein Armenhaus, zwei Spitäler und zwei Klöster, zählt (1878) 6524 E. und war ehemals ein Hauptwaffenplatz Portugals, da sie nur 18 km von der span. Grenze entfernt ist. Die verfallenen Forts befinden sich zum Teil am andern Ufer des Flusses bei der Vorstadt Sta.-Maria-Magdalena, mit welcher C. durch eine prachtvolle alte, 154 m lange Römerbrücke von 12 (ehemals 18) Bogen verbunden ist. Neue Mauern und drei neue elegante Forts sind aufgeführt; das alte feste Schloß diente als Gouverneurswohnung. Bei C. sind Reste von alten Römerbädern, Caldas de C. genannt; die 50—56° C. warmen Quellen sind äußerst wasserreich und werden noch jetzt stark besucht. Die sog. Veiga von C. oder das bewässerte Thal ist wegen seiner Fruchtbarkeit in ganz Portugal berühmt.

Chawâridsch oder Chäridschis, mohammed. Sekte, s. unter Mohammedanismus.

Chawas (Kavas, türk.), eine irreguläre Truppe des türk. Heeres, welche durch freiwillige Werbung gebildet wird und als Gendarmerie zu Fuß dient.

Chayaver (Chaywurzel), die Wurzel der zur Familie der Rubiaceen gehörigen Oldenlandia umbellata *L.*, welche auf Koromandel und der Küste von Malabar angebaut wird und in geringen Mengen roten Farbstoff enthält, der sich gegen mit Öl gebeizte Baumwollzeuge ganz gleich verhält wie der des Krapps. Die damit auf Koromandel gefärbten Zeuge sind ebenso schön wie die türkischroten Stoffe.

Chaywurzel, s. Chayaver.

Chazal (Pierre Emanuel Felix, Baron), belg. General, geb. 1808 in Tarbes (im franz. Depart. Hautes-Pyrénées), wo sein Vater, der in der Revolution Konventsmitglied gewesen und später von Napoleon zum Baron ernannt worden war, die Stelle eines Präfekten bekleidete. Nach dem Sturze des Kaiserreichs zog sich die Familie nach Belgien zurück, und hier wurde C. für das Kaufmannsfach erzogen. Im J. 1830 leitete er ein Tuchgeschäft in Brüssel, wurde aber bald von der revolutionären Bewegung fortgerissen und plötzlich zum Generalintendanten der Armee emporgehoben. Fortgesetzte militärische Studien befähigten ihn, nach der definitiven Organisation des Heeres das Kommando eines Infanterieregiments zu übernehmen; 1842

wurde er Brigadegeneral, 1847 Divisionsgeneral und 1844 wurde ihm das große Indigenat gewährt. Am 12. Aug. 1847 trat er als Kriegsminister in das liberale Kabinett Frère-Rogier und verwaltete sein Amt mit bestem Erfolg, bis er 1850 infolge seiner Opposition gegen die Herabsetzung des Militärbudgets seine Dimission nahm. Bald darauf zog er sich infolge einer Herausforderung eines Deputierten eine Dienstsuspension auf einige Monate zu. Nachdem ihm 1859 aufs neue die Leitung des Kriegsministeriums anvertraut worden war, setzte er das neue Landesverteidigungssystem und die damit verbundene Neubefestigung Antwerpens bei den Kammern durch und verteidigte dieses Projekt standhaft und erfolgreich der stürmischen Opposition der Stadt Antwerpen gegenüber. Im Nov. 1866 gab er sein Portefeuille an General Goethals ab und wurde wieder Divisionär und Adjutant des Königs. Bei Beginn des Deutsch-Französischen Kriegs 1870 wurde ihm das Oberkommando der zwei zur Sicherung der belg. Neutralität mobil gemachten Armeekorps anvertraut. Im J. 1874, nach der Organisation der zwei großen Militärbezirke, wurde er an die Spitze des einen gestellt; Gesundheitsrücksichten nötigten ihn jedoch, die Entlassung aus dem aktiven Dienste nachzusuchen, worauf er zum Generaladjutanten des Königs ernannt wurde.

Chazor (Hazar, d. i. «Hof, Gehöfte»), ein häufig vorkommender Name von Ortschaften des alten Palästina. So war C. eine Stadt im israel. Stammgebiete Naphtali, Sitz eines altkananit. Königs Jabin, welchen Josua schlug und dessen Stadt er einnahm; wahrscheinlich auf dem heutigen Tell-Khureibeh gelegen, einem Hügel am Ostrande des Naphtaligebirges gegenüber dem Nordrande des Meromsees. Dieser Hügel beherrschte die militärisch wichtig gewordene Ebene südwestlich vom See Merom, das sog. «Blachfeld Hazar (Asor)» und den strategisch gleichfalls wichtigen Übergang über den Jordan unterhalb des Meromsees, die heutige Jakobsbrücke. — Drei weitere Städte Namens C. lagen im Südlande Judas; ein fünftes C. im Stammgebiete Benjamin, wahrscheinlich einerlei mit Baal-C., auf dem heutigen mit Ruinen bedeckten Hügel Tell-'Asûr, unweit nordöstlich von Bethel. — Die «Königreiche C.» (Jer. 49, 28) sind eine allgemeine Bezeichnung der ansässigen Araberstämme östlich von Palästina, deren jeder seinen eigenen König, d. i. Scheich, hatte.

Chebra kadischa (heiliger Verein), ein in den meisten jüd. Gemeinden bestehender Verein zur Vornahme der bei Beerdigungen üblichen Ritualien.

Checks oder Cheques (engl., herstammend von chequer, exchequer, Schatzamt) heißen in England und Nordamerika im allgemeinen die Geldanweisungen, die dort Wechselkraft besitzen; ganz besonders aber bezeichnet man mit diesem Namen die Anweisungen, welche jemand auf sein Guthaben bei einer ihm laufende Rechnung haltenden Bank oder einem Bankier ausstellt und welche Papiere speziell Bank Checks oder Bankers' Checks genannt werden. Die Anwendung der C. ist in den genannten beiden Ländern eine sehr allgemeine, auch in alltäglichen, nicht kaufmännischen Verhältnissen. Die Contocorrent-Kunden pflegen von der Bank ein sog. Checkbuch zu erhalten, welches aus numerierten Blanketts besteht, die bei Bedürfnis herausgeschnitten und ausgefüllt werden, sowie ein zweites Buch (slip book), in welchem über alle seine Einlagen quittiert wird, bei größerm Verkehr auch wohl ein Abrechnungsbuch (pass book), in welchem Leistung und Gegenleistung wie in einem kaufmännischen Hauptbuch verzeichnet werden. Der Check ist bei Vorzeigung zahlbar, enthält aber gewöhnlich nicht ausdrücklich diese gesetzlich feststehende Bedingung. Er lautet in jenen Staaten auf den Namen des Nehmers (Assignatars) mit dem Zusatze «or bearer» (oder Inhaber), und er wird durch diesen Zusatz ein an jeden Inhaber zahlbares Papier. Um in letzterer Rücksicht Schaden durch etwaiges Verlorengehen vorzubeugen, werden die C. gewöhnlich «gekreuzt» (crossed). Für dieses Kreuzen sind zwei Formen von verschiedener Wirkung im Gebrauch; es besteht dasselbe nämlich darin, daß der Nehmer (Assignatar) entweder 1) den Namen (die Firma) seines Bankiers oder auch nur die Worte «& Co.» querdurch schreibt, was zur Folge hat, daß der Check vom Assignaten (Bezogenen) nur an einen Bankier ausbezahlt werden darf, nicht aber notwendig an jenen genannten, oder 2) den Namen eines Bankiers querdurch schreibt und dazu denjenigen eines Kunden dieses Bankiers, an welchen der Check ausbezahlt werden soll, was die Wirkung hat, daß das Papier ausschließlich an den bezeichneten Bankier abgegeben werden darf, welcher die betreffende Summe dem genannten Kunden gutschreiben muß. Das Kreuzen hat speziell in London nicht bloß die gedachte Sicherstellung zum Zwecke, sondern auch die Auszahlung an das Clearinghouse (s. d.) und die Hinderung der Einforderung an der Kasse des Assignaten. Der Nehmer, welcher einen Check an Zahlungsstatt empfangen hat, ist verpflichtet, ihn aufs schleunigste zur Zahlung zu präsentieren, und zwar bis zum Comptoirschlusse des Assignaten am nächsten Tage; hat er ihn seinem Bankier gegeben, so liegt diesem die ebenerwähnte Verpflichtung ob. Die Vernachlässigung dieser Diligenz zieht den Verlust des Regreßrechts gegen den Aussteller nach sich. Im Nichtzahlungsfalle ist keine Protestierung nötig, da die C. zu den Inland Bills (inländ. Wechseln) zählen.

Den engl. und nordamerik. Bank Checks entsprechen die niederländ. Kassier Briefjes, für welche, wie für alle auf den Inhaber lautenden Anweisungen in den Niederlanden, der Aussteller allen Inhabern gegenüber, falls er ein Gelddepositum bei dem zur Zahlung Angewiesenen hat, nur zehn Tage nach dem Tage der Ausstellung, jeder Inhaber seinem Nachmann, welchem er das Papier in Zahlung gegeben, drei Tage nach dem Tage der Übergabe haftbar bleibt. Der Aussteller bleibt aber auch weiterhin verhaftet, wenn er nicht beweist, daß er innerhalb der gedachten zehn Tage dem Assignaten Deckung gemacht hat, die zur Verfügung des Inhabers stehen soll. Der Inhaber muß binnen drei Tagen nach dem Tage des Empfangs des Papiers Zahlung fordern und bei deren Nichtleistung innerhalb einer gleichen Zeitfrist das Papier seinem Vormann zur Einziehung präsentieren, bei Verlust des Regresses gegen diesen, jedoch vorbehaltlich des Rechts gegen den Aussteller; ist in dem Papier der Zahlungstag ausgedrückt, so beginnt jene Frist von drei Tagen erst am Tage nach dem Verfalltage. Diese niederländ. Papiere sind älterer Entstehung als die englischen C., deren Ursprung eben in den Niederlanden zu suchen ist. Durch Gesetz vom 14. Juni 1865 haben die C. auch in Frankreich als wechselkräftige Papiere Sanktion

gefunden, und es ist ihnen daselbst, gegen die sonstige Regel des Gesetzes, die Wechselkraft verliehen, wenn sie auch an den Inhaber lauten und am Platze der Ausstellung zahlbar sind, wie beides gewöhnlich der Fall ist; es bewirkt dort bei ihnen, wenn sie auf Namen gestellt sind, ausnahmsweise auch das Blanco-Indossament vollständige Eigentumsübertragung. In Belgien hat das Gesetz vom 20. Juni 1873 den C. Wechselkraft verliehen. Sie können hier auf Namen oder auf Inhaber lauten und auch durch Blanco-Indossament übertragen werden. Die Zahlung muß innerhalb dreier Tage mit Einschluß des Ausstellungstages gefordert werden, wenn das Papier am Zahlungsorte ausgestellt ist, und innerhalb sechs Tage, wenn es anderswo ausgestellt ist. In Ermangelung der Angabe eines Ausstellungsortes gilt als solcher der Zahlungsort. Die Versäumung jener Fristen hat den Verlust des Regreßrechts gegen die Indossanten zur Folge; dasselbe erlischt auch dem Aussteller gegenüber, wenn durch Handlungen des Bezogenen die Deckung nach Ablauf der gedachten Fristen verloren gegangen ist. Neuerdings und namentlich seit 1874 haben auch die russ. Banken das Checksystem in den verzinslichen laufenden Rechnungen angenommen.

In Deutschland und Österreich fängt der C. ebenfalls an, sich wieder einzubürgern. Namentlich wird dies durch den immer mehr sich entwickelnden Giroverkehr der Reichsbank mit seinen roten und weißen C. (s. Banken) begünstigt. Jedoch ist die rechtliche Stellung des C. in Deutschland unsicher, ebenso die Grenze, an welcher die Wechselstempelpflichtigkeit beginnt. Daher haben z. B. die weißen C. der Reichsbank die Form von Quittungen und besitzen keine Wechselkraft. Eine baldige reichsgesetzliche Regelung des Checkwesens mit Rücksicht auf die Bedürfnisse des modernen Geldverkehrs ist sehr zu wünschen. Die Handelskammern haben sich bereits eingehend mit einem bezüglichen Gesetzentwurf beschäftigt. Je mehr das Checksystem sich ausbildet, desto überflüssiger wird die Banknote; jenes repräsentiert eine höhere Entwickelungsstufe des Kreditwesens, und wie es sich zunächst im eigentlichen Geschäftsleben geltend macht (in Großbritannien und den Vereinigten Staaten von Amerika wird die große Mehrzahl der Transaktionen mit seiner Hilfe beglichen), so verbreitet es sich allmählich auch über die Schichten der wohlhabenden Konsumenten. Die sog. «certified Checks» der amerik. Banken sind durch einen Vermerk der Bank, bei der sie zahlbar sind, für «gut» erklärt (nicht eigentlich acceptiert) und es wird dadurch die Bank verpflichtet, der Aussteller aber lastfrei, sodaß diese C. einigermaßen den Charakter von Banknoten erhalten.

Vgl. Seyd, «The London Banking and the Bankers' Clearing House» (Lond. 1871; deutsch von Sjöström, Lpz. 1874); Rentzsch, «Handwörterbuch der Volkswirtschaftslehre» (Lpz. 1866); R. Hildebrand, «Das Chequesystem» (Jena 1867); R. Koch, «Über Giroverkehr und den Gebrauch von C. als Zahlungsmittel» (Berl. 1878).

Checks, die engl. Bezeichnung für leinwandartige, blau und weiß gewürfelte, zuweilen auch gestreifte Gewebe aus reinem Leinen oder Baumwolle oder auch aus Leinen und Baumwolle gemischt, die namentlich in England, Holland, Sachsen, Schlesien und Böhmen verfertigt und meist als Material für Matrosenkleidung (daher auch Matrosenleinen genannt) nach Nordamerika und Westindien exportiert werden.

Cheder (hebr., d. i. Zimmer), bei den Juden für Schulzimmer, (Privat-)Schule gebraucht.

Chedive (Khedive, Khidive, genau Khidiv) ist der offizielle Titel, welchen 1867 der Vizekönig von Ägypten auf Verlangen Ismail Paschas statt des bisherigen Vali (Statthalter) als Vasall der Pforte von dem Sultan Abd-ul-Asis zugestanden erhielt. C. ist ein parsisches Wort von zweifelhafter Etymologie, Großherr, Gewaltiger bedeutend.

Cheduba, Insel an der Küste von Aracan (s. d.).

Cheer (engl., spr. Tschihr), Freuden-, Jubel-, Hochruf.

Chef (frz.), Haupt, Oberhaupt; Anführer, Vorsteher.

Chef d'oeuvre (frz.), Hauptwerk, Meisterwerk.

Chefoo, s. Tschi-fu.

Cheilitis (grch.), Lippenentzündung; Cheiloplastik, Lippenbildung, chirurgische Operation, welche die Neubildung der durch Geschwüre oder Verletzungen verloren gegangenen Lippen bezweckt.

Cheiranthus *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Cruciferen, zu welcher nach Linné, außer einer Anzahl wilder Kräuter, nicht allein der Goldlack (C. Cheiri *L.*), sondern auch die Levkoje (C. annuus und incanus *L.*) gehören. Rob. Brown zog letztere jedoch zu Matthiola. (S. Levkoje.) Dieser Botaniker ließ bei C. bloß jene Arten, welche eine zusammengedrückte, vierkantige, an der Spitze zweizähnige Schote und zwei Drüsen zu beiden Seiten des Fruchtknotens haben. Dieselben wachsen vorzüglich in Südeuropa und in den Umgebungen des Mittelländischen Meers und sind Stauden oder Halbsträucher mit lanzettförmigen oder linealen, gezähnten oder ganzrandigen Blättern und gelben oder orangeroten, in lange Trauben gestellten Blüten. Die bekannteste Art, der Goldlack, eine überall kultivierte, auch mit gefüllten Blumen vorkommende Zierpflanze, findet sich schon in den Rheingegenden und im südl. Deutschland wild oder verwildert an Mauern, Ruinen, Felsen. Im nördl. Deutschland müssen die Lackstöcke im Orangeriehause oder Zimmer überwintert werden, da sie im Freien auch unter Bedeckung leicht erfrieren.

Cheiron, s. Chiron.

Cheiroptĕra (Cheiroptēren), s. Fledermäuse.

Cheirotonie (grch.), Abstimmung durch Handaufheben; in der griech. Kirche Priesterweihe.

Cheky, Chequi, Tscheki, Scheki, ist zunächst ein türk. Gold-, Silber-, Edelstein- und Medizinalgewicht von 100 Dirhem, Dramm oder Drachmen, mit der Litra des alten Kleinhandelsgewichts übereinstimmend = $\frac{1}{4}$ Oka = 320,25911 g oder 0,640518 deutsche Pfund = 1,141060 alte wiener Mark; in Basra (Bássora, im asiat.-türk. Vilajet Bagdad) aber hat das daselbst in 100 Miskál geteilte C. 150 Dirhem, wonach es dort das Anderthalbfache des vorgedachten C. ist. Dann war gesetzlich bis März 1874 und ist thatsächlich noch jetzt in der Türkei das C.: 1) ein Gewicht für Opium von 250 Dirhem oder $\frac{5}{8}$ Oken = $2\frac{1}{2}$ Gold-Cheky = 800,6478 g oder 1,601296 deutsche Pfund; 2) ein Gewicht für Kamelhaar von 800 Dirhem oder 2 Oken = 8 Gold-Cheky = 2,562073 kg oder 5,124146 deutsche Pfund.

Chelae (lat.), Scheren, besonders die Scheren der Krebse und Skorpionen; C. sive Ungulae Cancrorum, die Scheren des gemeinen Flußkrebses; sie waren früher offizinell; dieselben bestehen aus

kohlensaurem und phosphorsaurem Kalk und etwas organischer Substanz.

Chelard (Hippolyte André Jean Baptiste), franz. Komponist, geb. zu Paris 1. Febr. 1789 als der Sohn eines Klarinettisten an der Großen Oper, erhielt musikalischen Unterricht durch Fétis und trat 1803 ins Konservatorium, wo er Violine und später Harmonielehre und Komposition studierte. Im J. 1811 mit dem großen Kompositionspreise gekrönt, studierte er in Rom unter Baini und Zingarelli die Kirchenkomposition und bildete sich dann in Neapel unter Paisiello weiter. Durch dessen Vermittelung gelangte 1815 auch seine Buffaoper «La casa da vendere» auf die Bühne. Ende 1816 wieder nach Paris zurückgekehrt, trat er als Violinist in das Orchester der Großen Oper und komponierte die Oper «Macbeth» (Text von Rouget de Lisle), die, 1827 aufgeführt, wenig Erfolg hatte. C. brachte diese Oper, teilweise umgearbeitet und ins Deutsche übersetzt, 1828 in München auf die Bühne, wo das Werk vielen Beifall und dem Komponisten den Titel eines bayr. Hofkapellmeisters einbrachte. Hierauf ließ C. in Paris Anfang 1830 die komische Oper «La table et le logement» aufführen, wandte sich aber Ende 1830 wieder nach München, wo die Oper «Minuit» deutsch als «Mitternacht» 1831 mit einigem Erfolg auf die Bühne kam, ebenso 1832 die als «Der Student» umgearbeitete «La table et le logement». Im J. 1832 dirigierte er die Vorstellungen einer deutschen Operntruppe in London. Nachdem er Ende 1835 in München seine «Hermannsschlacht» (wohl seine beste Oper) aufgeführt, wurde er 1836 als Kapellmeister nach Weimar (als Nachfolger Hummels) berufen, wo er 12. Febr. 1861 starb. Gute Technik und Streben nach charakteristischem Ausdruck zeichnen C.s Arbeiten aus. Ihr Stil zeigt eine Mischung von franz. und deutschen Elementen.

Chelat, armenische Stadt, s. Athlat.

Chelczizky (czech. Chelčický, Peter), einer der hervorragendsten czech. Schriftsteller und Denker der hussitischen Periode, von dem aber außer seinen Schriften nur wenig bekannt ist. Seine Jugend fällt in die Zeit von Johannes Huß; 1419—20 war er in Prag, wo er im Gegensatze zu den Entscheidungen der prager Magister und Taboriten seine Stimme gegen die Anwendung jeglicher Gewalt in Glaubenssachen erhob. Darauf zog er sich in seinen Geburtsort Chelcziz, wo er wahrscheinlich ein Gut besaß, zurück und schrieb, obgleich Laie und ohne gelehrte Bildung (er soll nicht Lateinisch gekonnt haben), eine Reihe von Streitschriften (über das Abendmahl u. a.), Traktaten und Werken, wegen deren er sich schon 1443 auf dem Landtage zu Kutenberg zu verantworten hatte. Seine wichtigsten Werke sind die «Postille» (czech., geschrieben um 1435, herausg. 1522 u. öfter) und «Sit viry» («Netz des Glaubens», geschrieben um 1455, herausg. 1521), worin die radikale Seite des Hussitentums die weitgehendste Entwickelung findet, unter Verwerfung jeglicher staatlicher und kirchlicher Ordnung, daher auch Krieg (selbst jede Abwehr mit der Waffe), Todesstrafe u. a., als dem wahren Christentum zuwiderlaufend, das nur auf voller Gleichheit und Brüderlichkeit und der Liebe zu dem Nächsten beruhe, sowie von seinen Anhängern geduldiges Ertragen verlange. Nach der Niederlage der Taboriten fanden seine Lehren viele Anhänger und bildeten 1453 die Grundlage der Kunwalder Vereinigung, aus welcher die Böhmische Brüdergemeine hervorging. C. starb um 1460. Vgl. Ferd. Schulz, «Petr Chelčický» (czech., Prag 1882); Goll, «Quellen und Untersuchungen zur Geschichte der Böhmischen Brüder» (Bd. 2: «Peter C. und seine Lehre», Prag 1882).

Chelidonin, eine in farblosen glänzenden Tafeln oder Nadeln krystallisierende organische Base, welche 1834 von Godefroy im unreinen Zustande dargestellt, 1838 von Probst rein erhalten wurde. Sie kommt im Kraut und in den unreifen Samenkapseln, am reichlichsten in den Wurzeln von Chelidonium majus vor (s. Chelidonium).

Chelidonische Inseln, im Altertum fünf kleine, felsige Inseln im Mittelmeer, zwischen Rhodus, Cypern und dem Chelidonischen Vorgebirge (Chelidonium Promontorium) in Lycien, jetzt Schelidan Adassi im türk.-asiat. Vilajet Konia.

Chelidonisma (grch.), Schwalbenlied, Lied umziehender Kinder beim Frühlingsbeginn.

Chelidonium *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Papaveraceen; es ist nur eine Art bekannt, welche fiederlappige oder fiederteilige Blätter besitzt und sich durch die lange schotenförmige Kapsel von der eigentlichen Mohngattung (Papaver) unterscheidet, mit der sie sonst hinsichtlich des zweiblätterigen Kelchs, der kreuzförmigen Blumenkrone und der vielen Staubgefäße übereinstimmt. Es ist dies das Schöllkraut oder Schellkraut, auch Gilbkraut, Schwalbenkraut und Warzenkraut genannt, C. majus *L.*, eine in Deutschland und ganz Europa, ebenso im mittlern Asien auf Schutt, an Zäunen, Mauern u. s. w. häufig wachsende Pflanze. Alle ihre Teile enthalten einen scharfen, rotgelben Milchsaft, dessen sich das Volk zum Vertreiben der Warzen zu bedienen pflegt, und welcher in eigenen Gefäßen in strömender Bewegung sich befindet. Es ist darüber von den frühern Botanikern viel geschrieben und so diese gemeine Unkrautpflanze eine wissenschaftliche Celebrität geworden. Sie hat gelbe Blumen, welche nicht selten gefüllt (voll) vorkommen und zu end- und seitenständigen Dolden gruppiert sind. Die schmächtigen Schoten besitzen bis 2 Zoll Länge. Das Schöllkraut ist unter dem Namen Herba Chelidonii majoris, das daraus bereitete Extrakt als Extractum Chelidonii offizinell. Es wird frisch zu den Frühlingskräutersäften verwendet, welche man oft als blutreinigendes und verdauungbeförderndes Mittel verordnet. Beim Zerreiben riecht es widerlich scharf und schmeckt brennend. Der Saft gilt für ein Mittel gegen Sommersprossen und Hautausschläge. Die chem. Analyse hat im Schöllkraut verschiedene Salze und Gummi sowie mehrere eigentümliche Stoffe nachgewiesen: das Chelidonin (s. d.) oder Chelidin; das Chelidoxanthin, den gelben Farbstoff der Pflanze, welcher ebenfalls bitter schmeckt und auch in Krystallen erhalten werden kann; das außerdem auch in der Wurzel von Sanguinaria canadensis und Glaucium luteum sich findende Pyrrhopin, Chelerythrin, Sanguinarin oder Chelin, ebenfalls ein Alkaloid, welches hochrote Salze gibt; die Chelidonsäure, welche neben der Äpfel- und Bernsteinsäure im C. sich findet, in seidenglänzenden Nadeln krystallisiert und eine so starke Säure ist, daß sie Eisen und Zink unter Wasserstoffgasentwickelung löst. Von ihr erhält die Pflanze ihren brennend scharfen Geschmack. Mit der Wurzel, welche den rotgelben Saft in größter Menge

enthält, hat man gelb zu färben versucht, doch ist die Farbe nicht beständig.

Chelidromia (öfter aber fälschlich Chiliodromia geschrieben), der moderne Name der von den Alten Ikos genannten, zur Gruppe der nördl. Sporaden (s. d.) sowie zur Eparchie Skopelos des Nomos Euböa gehörigen Insel, die bei einem Umfang von 72 qkm aus einem von Südwest nach Nordost streichenden, teilweise mit Fichten bewaldeten Gebirgsrücken besteht, dessen höchste Erhebung 457 m beträgt. Im Altertum besaß die Insel zwei Städte, deren eine, wie die Insel selbst, den Namen Ikos trug; heutzutage hat sie nur ein kleines Dorf mit etwa 400 E.

Chelionarien, Nachtschmetterlinge, die auch unter dem Namen der Bären bekannt sind und durch fadenförmige oder an der Spitze stark angeschwollene Fühler, ziemlich lange Rollzunge, Nebenaugen und meist sehr lebhaft gefärbte, in der Ruhe dachförmig getragene Flügel sich auszeichnen. Alle Schmetterlinge dieser Familie stellen sich bei Berührung tot und lassen einen dicken, gelblichen, stinkenden Saft aus den Gelenken treten. Die Raupen sind sehr stark behaart (daher der Name Bären) und viele von ihnen überwintern; die Puppen ruhen in einem Gespinste über der Erde. Die Widderchen (Zygaena) mit meist stahlblauen Oberflügeln und roten Unterflügeln und verschieden gefärbten Flecken darauf und die meist am Tage fliegenden eigentlichen Bären gehören hierher. Unter letztern haben einige besondere Namen: der braune Bär (Arctia caja), der Purpurbär (Arctia purpurea), die Spanische Fahne (Callimorpha hera) u. s. w.

Chelius (Maximilian Joseph von), ausgezeichneter deutscher Chirurg, geb. 16. Jan. 1794 zu Mannheim, machte hier und in Heidelberg seine Studien und wurde bereits 1812 zum Doktor promoviert. Nachdem er sich in München und Landshut praktisch ausgebildet, übernahm er im Nov. 1813 die Stelle eines Hospitalarztes in Ingolstadt. Vom Typhus befallen, begab er sich zu seiner völligen Wiederherstellung nach München und folgte dann als Regimentsarzt den bad. Truppen nach Frankreich. Nach dem Frieden ging er nach Wien, wo er die Kliniken von Hildenbrand, Zang, Beer und Kern besuchte, und 1815 machte er den zweiten Feldzug gegen Frankreich mit. Nach seiner Rückkehr besuchte er Göttingen, dann Berlin und später Paris. Von Paris aus folgte er 1817 dem Rufe als außerord. Professor der Medizin nach Heidelberg, wo er 1819 eine ord. Professur erhielt. Er ward 1821 zum Hofrat, 1826 zum Geh. Hofrat, 1841 zum Geheimrat ernannt und 1865 in den erblichen Adelstand erhoben. Im Okt. 1864 legte er sein Lehramt nieder. Er starb 17. Aug. 1876 in Heidelberg. C. hat durch seine Vorlesungen und in der von ihm geleiteten chirurgisch-ophthalmiatrischen Klinik viele Wundärzte gebildet. Unter seinen wissenschaftlichen Arbeiten sind das in fast alle europ. Sprachen übersetzte «Handbuch der Chirurgie» (2 Bde.; 8. Aufl. 1857) und das auch französisch erschienene «Handbuch der Augenheilkunde» (Stuttg. 1844) als Hauptwerke hervorzuheben. Außerdem sind noch die Schriften: «Über die Heilung der Blasen-Scheidenfisteln durch Kauterisation» (Heidelb. 1845) und «Zur Lehre von den Staphylomen des Auges» (Heidelb. 1858) zu nennen.

Sein Sohn, Franz von C., geb. 6. Sept. 1822 zu Heidelberg, hat sich ebenfalls mit Erfolg der Chirurgie zugewendet und unter anderm die Schriften: «Über die Amputation am Fußgelenk» (Heidelb. 1846) und «Über das Staphylom der Hornhaut» (Heidelb. 1847) veröffentlicht. Derselbe war bis 1873 außerord. Professor an der Universität Heidelberg, gab bann aber diese Stellung auf und ließ sich zur Fortsetzung seines Berufs in Dresden nieder. Seit Jan. 1877 nach Heidelberg zurückgekehrt, ist C. sehr beschäftigt als Arzt und Operateur und leitet mit großem Erfolge eine Privatklinik für chirurgische und Frauenkrankheiten, in welcher die Pflege von Barmherzigen Schwestern, dem St. Vincentiusorden angehörig, besorgt wird.

Chelles, Flecken im Arrondissement Meaux des franz. Depart. Seine-Marne, an der Marne und der Linie Paris-Châlons der Ostbahn, 19 km östlich von Paris gelegen, mit (1876) 2351, als Gemeinde 2500 E., den Ruinen einer alten Abtei und einer alten Kirche. Hier fand während der Belagerung von Paris 21. Dez. 1870 ein längeres Gefecht statt. Die Franzosen machten unter General Trochu einen Ausfall und richteten auch ihren Angriff gegen den rechten Flügel des 12. (sächs.) Korps, der bei C. stand. Sie setzten sich vorübergehend in der sächs. Vorpostenstellung vor der Front in Ville-Evrard und Maison-Blanche, dem Mont-Avron gegenüber, fest, wurden aber nach heftigem Gefecht daraus vertrieben und zogen sich in der folgenden Nacht hinter ihre Forts zurück.

Chelm (spr. Cholm), Stadt im russ.-poln. Gouvernement Lublin, am Flusse Wkra, mit einem alten Schlosse und 5595 E., welche Handel mit Vieh und Getreide treiben. Hier wurden 6. Juni 1794 die Polen von den Russen geschlagen.

Chelmsford, Hauptstadt der engl. Grafschaft Essex, 46 km nordöstlich von London an der großen Ostbahn im Thale des hier schiffbaren Chelmer gelegen, mit (1881) 9885 E. Als Mittelpunkt eines großen Ackerbaudistrikts treibt C. besonders Korn- und Viehhandel und die mit diesen zusammenhängenden Gewerbe. Seine Korn- und Viehmärkte gehören zu den bedeutendsten der Grafschaft und zu den ansehnlichsten Gebäuden in C. zählt die 1856 für 10000 Pfd. St. errichtete Kornbörse. Die Stadt enthält acht Kirchen und Kapellen, eine von Eduard VI. gegründete Lateinschule, ein Museum, eine Bibliothek und ein stattliches Rathaus, in welchem die Assisen der Grafschaft Essex abgehalten werden. Seit 1863 besteht bei C. auch eine Rennbahn für jährliche Pferderennen.

Chelmsford (Frederick Thesiger, Lord), engl. Jurist und Staatsmann, war der Sohn Charles Thesigers, Pflanzers und Zolleinnehmers auf der Insel St.-Vincent, und wurde 15. Juli 1794 in London geboren. Dem Beispiele eines Onkels, Sir Frederick Thesigers, folgend, trat er in die Kriegsflotte und war als Midshipman zugegen bei dem Bombardement von Kopenhagen im J. 1807, sowie bei zahlreichen andern Seegefechten während der großen Kriege gegen Frankreich. Infolge der Zerstörung seiner väterlichen Besitzungen durch den vulkanischen Ausbruch des Mont-Souffrier, vertauschte er nach dem Frieden den Seedienst mit der Jurisprudenz und wurde 1828 an die Barre von Gray's Inn in London berufen. Nach einer sehr erfolgreichen advokatorischen Laufbahn 1834 zum King's Counsel befördert, erlangte er 1840 einen Parlamentssitz als konservativer Vertreter von Woodstock und wurde 1844, nachdem er von neuem

für Abingdon gewählt war, von Sir Robert Peel zum Solicitor-General, 1845 zum Attorney-General ernannt. Protektionistisch und hoch konservativ, trennte C. sich jedoch von Peel, als dieser die Kornzölle aufhob, und machte sich bei den Debatten über die Judenemancipation unter den heftigsten Gegnern dieser Maßregel bemerkbar. Bei der Bildung von Lord Derbys erstem Ministerium im J. 1852 erlangte er von neuem den Posten des Attorney-General, in dem zweiten Ministerium Derby 1858 endlich die Lord-Kanzlerwürde, worauf er seinen frühern Namen mit dem eines Lord C. vertauschte. Seine Amtsdauer war kurz, da das Ministerium schon im Juni 1859 gestürzt wurde; aber er kehrte noch einmal auf den Wollsack zurück während des dritten Ministeriums Derby im J. 1866. Bei der Bildung des Ministeriums Disraeli im Frühjahr 1868 legte er indes sein Amt nieder und zog sich ins Privatleben zurück. Er starb in London 5. Okt. 1878.

Als zweiter Lord C. folgte ihm sein Sohn **Frederick Augustus**, geb. 31. Mai 1827. Dieser trat in die Armee, diente mit Auszeichnung in Indien, stieg rasch zum Generalmajor auf und wurde 1878 zum Oberbefehlshaber der engl. Truppen in Südafrika ernannt. Hier erlitt beim Ausbruch des Kriegs gegen die Zulus ein Teil seiner Streitkräfte 22. Jan. 1879 die vernichtende Niederlage bei Isandlahna; auch hatte er das Mißgeschick, daß während seines Kommandos Prinz Louis Napoleon das Leben verlor. Überhaupt schien er, obgleich ein tüchtiger Divisionsgeneral, so wenig zum Oberbefehlshaber und zur Führung eines Kriegs geeignet, daß bald nach dem Kampfe von Isandlahna Sir Garnet Wolseley von England geschickt wurde, um ihn im Kommando abzulösen. Doch gelang es Lord C., noch ehe der Kommandowechsel erfolgte, die Zulus am 4. Juli bei Ulundi entscheidend zu schlagen, eine Wendung, welche das Ende des Kriegs herbeiführte. Nach seiner Rückkehr nach England versuchte Lord C. sowohl im Hause der Lords als in der Presse wiederholt eine Verteidigung seines Verfahrens beim Anfang des Zulukriegs, ohne indes das durch die Ereignisse begründete Urteil wesentlich zu erschüttern.

Chelōne, von Linné benannte Pflanzengattung aus der Familie der Scrophularineen, deren Arten, lauter ausdauernde Kräuter, in Nordamerika wachsen. Es sind meist schönblühende Gewächse mit gegenständigen Blättern und ährig oder rispig angeordneten Blüten, welche aus einem fünfteiligen, von Deckblättchen umgebenen Kelch, einer zweilippigen, bauchig aufgetriebenen Blumenkrone, vier fruchtbaren und einem unfruchtbaren Staubfaden bestehen. Die Frucht ist eine zweifächerige, vielsamige Kapsel. Sie sind, wie die meisten Arten der nahe verwandten Gattung Penstemon (s. d.), schöne und um so dankbarere Zierpflanzen, als sie fast ohne Pflege im Freien gedeihen und sich durch Zerteilung der Stöcke leicht vermehren lassen.

Chelōne (d. h. Schildkröte) war nach einer griech. Sage eine Nymphe, welche, als alle Gottheiten zur Hochzeit von Zeus und der Here (Jupiter und Juno) eingeladen wurden, allein verschmähte daran teilzunehmen. Dafür ward sie in eine Schildkröte verwandelt.

Chelonia, die Seeschildkröte.

Cheloniarien, s. Chelionarien.

Chelsea (spr. Tschelsi), jetzt eine Vorstadt Londons, am linken Ufer der Themse und ein Parlamentsbezirk, der zwei Abgeordnete wählt, mit (1881) 366516 E., war früher ein 10 km von London entferntes Dorf und der Wohnort mehrerer in der engl. Geschichte bekannter Personen, wie des Kanzlers Sir Thomas More und Sir Hans Sloanes, Gründers des Britischen Museums, während dem neuern C. besonders Thomas Carlyle Berühmtheit verliehen hat. Hier befindet sich das prachtvolle, 1682—90 nach Wrens Plan gebaute Invalidenhaus der brit. Landtruppen (Chelsea-Hospital), in welchem 500 Invaliden verpflegt und von wo aus 70000 auswärts wohnende unterstützt werden. Das Gebäude hat 242 m in der Länge und nimmt mit den dazugehörigen Anlagen einen Raum von 21 ha ein. Der Hauptsaal, 34 m lang und 9 m breit, ist mit den in den franz., amerik., chines. und ind. Kriegen eroberten Fahnen geschmückt. Ferner ist in C. das Royal-Military-Asylum, welches 1801 auf Anregung des Herzogs von York errichtet wurde, und in dem 1000 Waisen von Soldaten nach dem Bell-Lancasterschen System erzogen werden. Das Ormond-Institut ist zur Bildung junger Seeleute bestimmt, und eine bedeutende Wasserkunst versorgt von hier aus einen Teil der Hauptstadt mit Wasser. Endlich besitzt C. einen botan. Garten, der von Sir Hans Sloane angelegt und der londoner Apothekerinnung vermacht wurde, die ihrem Wohlthäter zu Ehren eine marmorne Statue in der Mitte des Gartens errichtet hat. Der Garten enthält mehr als 6000 offizinelle Pflanzen und zwei hochaufgeschossene, 1685 gepflanzte Cedern vom Libanon. In C. lagen auch die 1877 geschlossenen Cremorne-Gardens, früher einer der beliebtesten Vergnügungsorte des londoner Publikums. Der älteste Sohn des Grafen Cadogan, der in weiblicher Linie von Sloane abstammt, führt von C. den Titel eines Viscount.

Chelsea, Stadt im County Suffolk des nordamerik. Unionsstaats Massachusetts mit (1880) 21782 E., welche als Vorstadt von Boston (s. d.) angesehen werden kann, liegt am Mystic-River, der sie im Südwesten von Charlestown (s. d.) trennt und von der 1000 m langen Chelseabrücke überspannt ist. Mit Boston ist C. durch die Eastern Railroad, über Charlestown durch die Pferdebahn und durch die Winnisimmetfähre, die älteste, schon 1631 errichtete Fähre der Vereinigten Staaten, verbunden. C. hat schöne öffentliche Gebäude, darunter ein Rathaus, ein Marinehospital, Winnisimmethalle und eine Freimaurerloge, und ist in vier Distrikte eingeteilt. Die Stadt ist arm an industriellen Anlagen, da die Einwohner ihre Geschäfte meistens in Boston haben. Im J. 1867 ist C. mit den Wasserwerken Charlestowns in Verbindung gesetzt worden. C. wurde 1630 gegründet und 1738 mit Boston vereinigt.

Cheltenham, Parlamentsborough und besuchter Badeort in der engl. Grafschaft Gloucester, am Chelt und an der Eisenbahn Birmingham-Gloucester, 13 km im Ostnordosten von Gloucester, in einer fruchtbaren Ebene am westl. Fuße der Cotswoldhügel gelegen und durch dieselben gegen die Nordostwinde geschützt. Die Stadt ist ein freundlicher, regelmäßig und schön gebauter Ort neuern Ursprungs, war 1750 noch ein Dorf und zählte 1801 erst 3076, 1881 bereits 43972 E. C. hat ein Lehrerseminar, mehrere gut dotierte Schulen (darunter eins der besten Ladies' Colleges in England), eine Kunstschule, ein litterarisches Institut, eine

Gartenbaugesellschaft, ein Krankenhaus und zahlreiche milde Stiftungen. Als Brunnenort ist es mit den mannigfachsten Anstalten zum Vergnügen und zur Kur der Gäste versehen. Man hat geräumige und geschmackvolle Badehäuser, Salons, Promenaden, ein schönes Theater, und die Zahl der jährlichen Besucher beläuft sich auf mehrere Tausende. Die Mineralquellen (5—9° R.), welche Kochsalz, Schwefel, Eisen und Kalk enthalten, haben Ähnlichkeit mit den Quellen von Spaa; sie wurden 1716 entdeckt, aber erst 1738 zu Bädern eingerichtet. In große Aufnahme kamen sie, als sich 1788 König Georg III. mit seiner Familie hier aufhielt. Zum Behuf der Bäder wird das Mineralwasser auf 27—29° erwärmt. Meist kommen hier Abdominalstockungen (zumal die in den Tropengegenden verursachten), gichtische Dyspepsie, mit Verdauungsstörungen zusammenhängende Hautkrankheiten und Steinbeschwerden zur Behandlung.

Chelva, Stadt in der span. Provinz Valencia, 68 km im NW. von Valencia, an einem kleinen Zuflusse des Guadalaviar, mit Resten einer röm. Wasserleitung, zählt (1877) 4672 E., welche Seidenzucht, Oliven- und Weinbau treiben.

Chem., bei zoolog. Namen Abkürzung für Chemnitz (Johann Hieronymus).

Chem, altägypt. Gott, welcher zu Chemmis, dem heutigen Akhmim (s. d.) als Lokalgott verehrt wurde, ein meist ithyphallisch und mit zwei hohen Federn auf dem Kopfe dargestellter Gott, welcher von den Griechen mit dem Pan verglichen wurde. Verschieden davon ist der mendesische bocksgestaltete Pan, der von Herodot genannt wird. Von dem alten Tempel des C. zu Chemmis ist nichts mehr erhalten; doch findet sich in der östlich von Akhmim gelegenen Thalwand noch jetzt eine merkwürdige, von einem illegitimen Könige der 18. Manethonischen Dynastie, Ai, dem C. geweihte Felsengrotte.

Chemiatriker, s. Jatrochemiker.

Chemie ist derjenige Teil der Naturwissenschaften, welcher die Zusammensetzung und die Eigenschaften der Körper betrachtet. Alles, was einen Eindruck auf die Sinne macht, also alle die unendlich mannigfaltigen Gegenstände, welche die Welt bilden, nennt man Körper. Das, woraus die Körper bestehen, was also die Ursache ihrer Eigenschaften und der Eindrücke bildet, welche sie auf uns hervorbringen, nennt man Materie oder Stoff. Die Eigenschaften des Stoffs zu studieren, bildet die Aufgabe zweier Naturwissenschaften, der Physik und der C. Die Physik macht diejenigen Eigenschaften zur Aufgabe ihres Studiums, welche den Körpern gemeinsam sind, sowie diejenigen, welche mit den verschiedenen Arten der Bewegung zusammenhängen, die man als Gravitation, als Wärme, Licht, Magnetismus, Elektricität bezeichnet, ohne daß sie dabei die Verschiedenheiten des Stoffs und deren Ursachen in Betracht zieht. Die C. macht dagegen gerade die Verschiedenheit des Stoffs zum Gegenstande ihrer Forschung und Lehre. Diese beiden Aufgaben lassen sich nicht immer völlig getrennt verfolgen und Physik und C. haben deshalb viele Berührungspunkte.

Der Ursprung des Namens der C. hüllt sich in Dunkel. Einige leiten ihn von dem griech. Worte χυμός (Pflanzensaft), andere wol mit größerm Recht von Χημία, einem alten Namen Ägyptens, ab, da sich von diesem Lande aus chem. Geheimlehren in der nachklassischen Zeit verbreitet haben, die jahrhundertelang herrschten. Das klassische Altertum hat wohl Philosophen besessen, welche über das Wesen der Materie spekulierten, aber nicht experimentierten, und darum zu vagen und geringfügigen Vorstellungen über dieselbe gelangten. Die Bearbeitung der Materie war Sklaven überlassen und galt als unehrenhaft, und so konnte auch die Erkenntnis der Materie im klassischen Altertum nur geringe Fortschritte machen. In Ägypten führte der Durst nach Gold zu Versuchen, unechte Metalle in Gold zu verwandeln, zu dem Glauben und noch häufiger zu dem trügerischen Vorgeben, diese Kunst zu verstehen, und als Alchimie (s. d.) verbreiteten sich Geheimlehren über die Bereitung eines Elixirs (Magisterium, Stein der Weisen), welches unechte Metalle in Gold verwandeln und das Leben verlängern könne. Obgleich sich Spuren der Alchimie bis in die neuere Zeit erhalten haben, so nahm die C. doch mit dem 15. Jahrh. allmählich eine würdigere Gestalt an. Sie trat zunächst in den Dienst der Arzneiwissenschaft, und während die Alchimie besonders die Metalle und ihre Bearbeitung auf feurigem Wege verfolgte, beschäftigte sich die C. in ihrer nun folgenden Form (als Jatrochemie) besonders mit der Aufgabe, die Körper in Lösung zu bringen, um sie auf ihre Heilkräfte prüfen zu können, und gewann so mancherlei Kenntnisse von den Eigenschaften der Säuren, Alkalien und Salze. Erst mit dem 17. Jahrh. fing die C. an, eine selbständigere und wissenschaftlichere Gestalt anzunehmen. Robert Boyle, der erste Präsident der Royal Society in London, welcher in seinem «Sceptical chymist» (1661) dem Autoritätsglauben seiner Zeit zuerst auf das entschiedenste entgegentrat und durch die Logik seiner Beweise mancherlei alchimistische Irrlehren vernichtete, hatte auch schärfere Kenntnisse von den Erkennungszeichen verschiedener Substanzen und (was von besonderm Einfluß war) er lehrte Gase untersuchen und zog dadurch diese für die Kenntnis der Natur überaus wichtigen, bis dahin nicht gewürdigten Substanzen in den Kreis der chem. Forschung. Nicht viel später stellte Georg Ernst Stahl in Deutschland die erste chem. Theorie auf, die sog. Phlogistontheorie, welche trotz ihrer Irrtümlichkeit das Verdienst hatte, verschiedene chem. Erscheinungen unter einem Gesichtspunkte zu vereinigen, also wissenschaftlich zu verknüpfen. Mittlerweile mehrte sich die Kenntnis von den Gasen. Henry Cavendish wies das Wasserstoffgas als Bestandteil des Wassers nach. Jos. Black fand, daß Kohlensäure ein wesentlicher Teil der Pottasche und der Kreide sei, und Jos. Priestley entdeckte 1774 und nicht viel später auch Karl Wilh. Scheele das Sauerstoffgas. Diese Entdeckung wurde in Antoine Laurent Lavoisiers Händen zur Grundlage der wissenschaftlichen C. Dieser erkannte, daß Verbrennung die Vereinigung brennbarer Körper mit Sauerstoff sei und daß diese Körper bei ihrer Verbrennung um ebenso viel an Gewicht zunehmen, als sie Sauerstoff in sich aufnehmen. Er erkannte, daß bei keinem chem. Prozeß Materie verloren geht oder entsteht, und bewies also die Unzerstörbarkeit der Materie. Er gab den Begriffen «zusammengesetzte und einfache Körper» den scharf bestimmten Inhalt, welchen sie noch heute besitzen. Er setzte die Wage in ihre Rechte ein und machte die C. zu einer quantitativen, zu einer exakten Wissenschaft. Von da an mehrten sich die Fortschritte derselben in wunderbarer Weise. Was schon Wenzel geahnt,

bewiesen Richter und Proust: daß sich die Körper nur in bestimmten Gewichtsverhältnissen miteinander vereinigen. Dalton und Gay-Lussac erweiterten diese Beobachtungen und der erstere begründete darauf die Atomtheorie (s. unten), die Grundlage der theoretischen C. Zahlreiche neue Substanzen wurden entdeckt; nicht nur die Mineralwelt, auch die Pflanzen- und Tierwelt, die organische Natur ward der C. dienstpflichtig. Neue Theorien drängten und vervollkommneten einander.

Die **theoretische Grundlage** der C., wie sie aus den Entdeckungen der Genannten und ihrer Nachfolger hervorgegangen, gegenwärtig von der überwiegenden Mehrzahl der Chemiker angenommen wird, ist folgende. Die Körperwelt ist trotz ihrer unendlichen Mannigfaltigkeit aus einer beschränkten Zahl von Substanzen zusammengesetzt, in welche man dieselbe zerlegen kann. Substanzen, welche bisher durch kein Mittel in andere zerlegt werden können, werden mit dem Namen Elemente (s. d.) oder Grundstoffe bezeichnet; die Substanzen, welche aus der Verbindung von Elementen entstehen oder welche in Elemente zerlegt werden können, heißen zusammengesetzte Körper oder Verbindungen. Niemals kann man durch rein mechan. Mittel einen zusammengesetzten Körper in seine Grundstoffe zerlegen. Man mag Eisenoxyd, d. i. die Verbindung des Eisens mit Sauerstoff, noch so fein zerreiben, niemals wird man auf diese Weise daraus metallisches Eisen und Sauerstoff wiederherstellen können. In einzelnen, wenn auch seltenen Fällen genügt zu einer solchen Zerlegung die Zufuhr von Wärme. So kann durch Erhitzen das Silberoxyd in seine Bestandteile Silber und Sauerstoff zerlegt werden. So kann das Wasser durch die Hitze einer weißglühenden Platinkugel in Wasserstoff und Sauerstoff, seine Bestandteile, zerlegt werden. Leichter gelingt in vielen Fällen die Zerlegung einer Verbindung durch den galvanischen Strom. Wenn man die Pole einer galvanischen Batterie in Wasser taucht, so entwickelt sich am negativen Pol Wasserstoff, am positiven Pol Sauerstoff. Aber in den meisten Fällen hat man zur Zerlegung einer Verbindung zu solchen Substanzen seine Zuflucht genommen, welche zu einem ihrer Bestandteile eine vorwaltende Anziehung besitzen. Wenn man z. B. aus Eisenoxyd Eisen darstellen will, so glüht man das Eisenoxyd mit Kohle, weil die Kohle zu der Substanz, welche mit dem Eisen im Eisenoxyd verbunden ist, zum Sauerstoff, eine größere Anziehung besitzt als das Eisen. Der Sauerstoff verläßt darum das Eisen und tritt an die Kohle und verwandelt sie in Kohlensäure, während das Eisen aus seiner Verbindung entlassen wird. Die chem. Anziehungskraft der Elemente zueinander wird auch als chem. **Verwandtschaft** (s. **Affinität**) bezeichnet, und um anzudeuten, daß dieselbe von einem Element zu einem zweiten größer oder kleiner ist als zu einem dritten, daß sie also verschieden ist zwischen Elementen verschiedener Natur, hat man das Wort **Wahlverwandtschaft** erfunden. Die Verwandtschaft oder chem. Anziehung folgt nicht denselben Gesetzen wie die Gravitation oder physik. Anziehung der Körper, insofern sie nur auf die kleinsten Entfernungen wirkt. Körper müssen miteinander in unmittelbarer Berührung sein, um chemisch aufeinander zu wirken, am besten müssen sie sich also im gasförmigen oder flüssigen (geschmolzenen oder aufgelösten) Zustande befinden, damit sie sich vollständig mischen und ihre kleinsten Teile einander berühren können. Man hat dabei in der frei werdenden Wärme ein Maß der bei dieser Verbindung aufgewandten Energie oder der Größe der Verwandtschaft. Wenn sich eine bestimmte Menge Wasserstoff mit Sauerstoff zu Wasser verbindet, so wird eine bestimmte Menge Wärme frei und dieselbe Wärmemenge muß dem Wasser wieder zugeführt werden, um es aufs neue in Wasserstoff und Sauerstoff zu zerlegen.

Chemische Verbindungen können, wie bereits angedeutet, nur in ganz bestimmten Gewichts- oder Volummengen vor sich gehen. Ein Liter Sauerstoffgas verbindet sich mit 2 l Wasserstoffgas zu Wasser. Ist mehr als 1 l Sauerstoffgas vorhanden für 2 l Wasserstoffgas, so bleibt dieser Überschuß unverbunden zurück. Ein Liter Sauerstoff wiegt 16mal soviel als 1 l Wasserstoff. Setzt man das Gewicht von einer Raumeinheit, z. B. von 1 l Wasserstoffgas, als Gewichtseinheit fest, so kann man also sagen, daß 2 Gewichtsteile Wasserstoff sich mit 16 Gewichtsteilen Sauerstoff zu 18 Gewichtsteilen Wasser verbinden. Wie hier der Sauerstoff sich mit dem Wasserstoff nach ganz bestimmten Zahlenverhältnissen verbindet, so haben alle einzelnen Elemente gewisse Zahlen, welche die relativen Verhältnisse ausdrücken, in denen sie Verbindungen eingehen, und da man annehmen muß, daß bei chem. Verbindungen die kleinsten Teile der Elemente sich gegenseitig anziehen und miteinander verbinden, so kann man auch sagen, diese Gewichte sind den kleinsten Teilen der Elemente eigentümlich. Es sind die Gewichte der kleinsten Teile der Elemente. Man hat für die beiden Worte «kleinster Teil» ein einziges Wort in die C. eingeführt, nämlich **Atom**, d. h. Unteilbares, und man bezeichnet deshalb diese den Elementen eigentümlichen Zahlen, welche ausdrücken, in welchen Gewichtsverhältnissen sie sich miteinander verbinden, als ihre Atomgewichte.

Die folgende Liste gibt in alphabetischer Ordnung die bisjetzt festgestellten 63 Elemente und ihre Atomgewichte und die Zeichen (oder Symbole), deren man sich bedient, um ein Atom oder ein Atomgewichtsverhältnis dieser Elemente auszudrücken. Als Einheit ist den Atomgewichten das Gewicht einer Raumeinheit (eines Volum) Wasserstoff = 1 zu Grunde gelegt.

Namen der Elemente	Zeichen	Atomgewicht
Aluminium	Al	27,4
Antimon	Sb	122
Arsen	As	75
Barium	Ba	137
Beryllium	Be	9,4 ?
Blei	Pb	207
Bor	B	11
Brom	Br	80
Cadmium	Cd	112
Cäsium	Cs	133
Calcium	Ca	40
Cer	Ce	92 ?
Chlor	Cl	35,5
Chrom	Cr	52,2
Didym	Di	95 ?
Eisen	Fe	56
Erbium	Er	178 ?
Fluor	F (auch Fl)	19

Namen der Elemente	Zeichen	Atomgewicht
Gold	Au	197
Indium	In	113,4
Jod	I	127
Iridium	Ir	198
Kalium	K	39
Kobalt	Co	59
Kohlenstoff	C	12
Kupfer	Cu	63,4
Lanthan	La	92 ?
Lithium	Li	7
Magnesium	Mg	24
Mangan	Mn	55
Molybdän	Mo	96
Natrium	Na	23
Nickel	Ni	58
Niob	Nb	114,2
Osmium	Os	200
Palladium	Pd	106
Phosphor	P	31
Platin	Pt	198
Quecksilber	Hg	200
Rhodium	Rh	104
Rubidium	Rb	85,4
Ruthenium	Ru	104
Sauerstoff	O	16
Schwefel	S	32
Selen	Se	79
Silber	Ag	108
Silicium	Si	28
Stickstoff	N	14
Strontium	Sr	88
Tantal	Ta	182
Tellur	Te	128
Thallium	Tl	204
Thorium	Th	231 ?
Titan	Ti	50
Uran	Ur	180
Vanadium	V	51,3
Wasserstoff	H	1
Wismut	Bi	210
Wolfram	Wo	184
Yttrium	Y	88 ?
Zink	Zn	65
Zinn	Sn	118
Zirkonium	Zr	90

Um die Atomgewichte der Elemente zu finden, hat man durch sehr genaue Versuche festgestellt, in welchen Gewichtsmengen die Elemente sich miteinander vereinigen. Berzelius, Marignac, Erdmann, Marchand, Stas u. a. haben in dieser Richtung äußerst genaue Versuche angestellt. Mit Hilfe der so gewonnenen Zahlen und Zeichen drückt nun die C. in der kürzesten Weise eine Menge von Thatsachen aus; durch das Zeichen H_2O z. B. die folgenden: Eine Raumeinheit (d. h. 16 Gewichtseinheiten, also 1 Atom) Sauerstoffgas verbindet sich mit zwei Raumeinheiten (d. h. 2 Gewichtseinheiten, also 2 Atomen) Wasserstoffgas zu 18 Gewichtseinheiten Wasser. Für diese relative Menge Wasser, die aus der Verbindung von 2 Atomen Wasserstoff und 1 Atom Sauerstoff entsteht, war es nötig, ebenfalls ein Wort zu finden. Man wählte dafür das Wort Teilchen oder Molekül (s. d.), und bezeichnet damit die Menge einer Verbindung, die aus der Vereinigung der Atome ihrer Elemente hervorgeht, während man mit Atom die kleinste Menge eines Elements ausdrückt, das in Verbindungen eintritt. Manche Chemiker gebrauchen jedoch, nach dem Vorgange von Berzelius, das Wort Atom in einem weitern Sinne, indem sie damit nicht allein die kleinste Menge eines Elements, sondern auch die kleinste Menge von gewissen zusammengesetzten Körpern (Radikalen), die sich bei der Bildung von Verbindungen wie Elemente verhalten, bezeichnen.

Ein im J. 1811 von Avogadro aufgestelltes Gesetz macht es sehr wahrscheinlich, daß auch von den Elementen die kleinsten, im freien Zustande existierenden Mengen, ihre Moleküle, aus 2 Atomen zusammengesetzt, daß also ihre Molekulargewichte das Doppelte ihrer Atomgewichte sind. **Avogadros Gesetz** (s. d.) lautet: »In gleichen Volumen sämtlicher elementaren und zusammengesetzten Gase oder Dämpfe ist eine gleiche Anzahl von Molekülen enthalten.« Das Gewicht gleicher Volume, d. h. die spezifischen Gewichte oder die Volumgewichte sämtlicher elementaren und zusammengesetzten Körper im gasförmigen oder dampfförmigen Zustande verhalten sich also wie ihre Molekulargewichte; oder wenn man die Volumgewichte sämtlich auf das Gewicht von 1 Volum Wasserstoff als Einheit bezieht, wie man die Molekulargewichte auf das Gewicht von 2 Volum Wasserstoff als Einheit bezogen hat, so sind die Volumgewichte aller elementaren und zusammengesetzten Gase und Dämpfe gleich der Hälfte ihrer Molekulargewichte. Also das Volumgewicht des Wasserstoffs, des Sauerstoffs und des Wasserdampfs ist = 1, 16 und 9, das Molekulargewicht dieser Substanzen ist = 2, 32 und 18. Dies Gesetz gründet sich auf das gleiche Verhalten sämtlicher Gase und Dämpfe gegen Temperatur und Druck und hat später durch Clausius in neuen, der Wärmetheorie entnommenen Gründen eine fernere Stütze erhalten. Um die Molekulargewichte von Elementen und Verbindungen zu finden, bestimmt man deshalb das Volumgewicht ihrer Gase oder Dämpfe, und Avogadros Gesetz leidet daher nur bei denjenigen Verbindungen keine Anwendung, welche beim Erhitzen bis zum Übergang in den gasförmigen Zustand Zersetzungen erleiden. (S. **Dissociation.**) Indes sind nicht von allen Elementen flüchtige Verbindungen erhalten worden.

Für diejenigen Elemente, welche im gasförmigen Zustande nicht bekannt sind, ist ein anderes physik. Gesetz geeignet, die Atomgewichte zu kontrollieren. Es ist dies das von Dulong und Petit entdeckte Gesetz: daß die Atome sämtlicher festen und flüssigen Elemente durch dieselbe Wärmemenge auf die gleiche Temperatur erhitzt werden. Die Wärmemenge z. B., welche nötig ist, um 32 g Schwefel um einen Grad zu erwärmen, reicht demnach hin, um 207 g Blei, 108 g Silber, 197 g Gold u. s. w. um einen Grad zu erwärmen. Bestimmt man durch passende Methoden die Wärmemenge, welche nötig ist, um ein gewisses Gewicht eines festen oder flüssigen Elements um einen Grad zu erwärmen (spezifische Wärme), so kann man daraus also sein Atomgewicht berechnen. (S. **Wärme.**) Endlich steht auch, nach Mitscherlichs Entdeckung, die Krystallform der Elemente und ihrer Verbindungen in einer bestimmten Beziehung zu ihren Molekulargewichten und die Kenntnis der Krystallform kann deshalb für die Bestimmung dieses Wertes von Nutzen sein. (S. unter **Isomorphismus.**) Durch diese drei Gesetze sind die oben mitgeteilten Atomgewichte kontrolliert worden, mit Ausnahme der wenigen in der Tabelle mit einem Fragezeichen

versehenen Zahlen, für welche eine solche Kontrolle bisher noch fehlt. Die Lehre von den Atomgewichten hat man früher mehr als gegenwärtig auch als Stöchiometrie (s. d.) oder als Meßkunst chem. Elemente bezeichnet.

Die Elemente sind entweder Metalle, d. h. sie haben die Eigenschaften des Glanzes, der Leitungsfähigkeit für Wärme und Elektricität, die wir als metallische Eigenschaften bezeichnen, oder sie entbehren diese Eigenschaften ganz oder teilweise und heißen dann Metalloide. Die Metalloide bilden durch ihre Verbindung mit Sauerstoff und Wasserstoff vorzugsweise Säuren; die Metalle aber vorzugsweise Basen, d. h. Körper, welche sich mit Säuren zu Salzen umsetzen. Die Metalle scheiden sich bei der elektrischen Zersetzung der Verbindungen meist am elektronegativen Pol ab und werden deshalb, da sich ungleichwertige Elektricitäten anziehen, als elektropositiv bezeichnet; die Metalloide verhalten sich meist umgekehrt und sind daher vergleichsweise elektronegativ. Beide, sowohl Metalle wie Metalloide, zeigen ferner folgende sehr wichtige Verschiedenheiten, welche eine einfache Klassifikation der C. verstatten. Ihre Atome verbinden sich entweder mit 1 Atom Wasserstoff oder 1 Atom eines Elements, welches sich seinerseits mit 1 Atom Wasserstoff verbindet. Solche Elemente heißen einwertig (univalent). So verbindet sich 1 Atom Chlor Cl mit 1 Atom Wasserstoff H zu Salzsäure HCl, mit 1 Atom Natrium Na zu Kochsalz NaCl, und deshalb heißen Wasserstoff, Chlor, Natrium u. a. m. einwertige Elemente. Oder aber 1 Atom eines Elements verbindet sich mit mehr als 1 Atom Wasserstoff oder eines andern einwertigen Elements, und solche Elemente heißen mehrwertig (polyvalent). Ein Atom Sauerstoff O verbindet sich mit 2 Atomen Wasserstoff zu Wasser H_2O, 1 Atom Quecksilber Hg verbindet sich mit 2 Atomen Chlor Cl_2 zu Sublimat $HgCl_2$, und deshalb werden Sauerstoff, Quecksilber und viele andere Elemente, die sich ihnen in dieser Beziehung ähnlich verhalten, als zweiwertig (bivalent) bezeichnet. Ein Atom Stickstoff N verbindet sich mit 3 Atomen Wasserstoff zu Ammoniak NH_3 oder mit 4 Atomen Wasserstoff und 1 Atom Chlor zu Salmiak NH_4Cl. Stickstoff und die ihm analogen Elemente, z. B. Phosphor und Arsen, sind deshalb dreiwertig und fünfwertig (trivalent und pentavalent). Ein Atom Kohlenstoff C endlich verbindet sich mit 4 Atomen Wasserstoff zu Grubengas CH_4 und der Kohlenstoff repräsentiert deshalb die Klasse der vierwertigen (tetravalenten) Elemente. Nur von wenigen Elementen ist man genötigt, eine noch höhere Wertigkeit, z. B. die Sechswertigkeit (Hexavalenz), anzunehmen. Ein Atom Sauerstoff ist 2 Atomen Wasserstoff, 1 Atom Stickstoff ist 3 oder 5 Atomen Wasserstoff, 1 Atom Kohlenstoff ist 4 Atomen Wasserstoff gleichwertig oder äquivalent. Die vier Körper: Wasserstoff H_2, Wasser H_2O, Ammoniak H_3N und Grubengas H_4C repräsentieren demnach die hauptsächlichsten Klassen der chem. Verbindungen und man hat sie deshalb auch als die wichtigsten Typen der chem. Verbindungen bezeichnet.

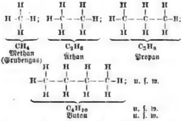
Die zusammengesetzten Körper der C. entstehen nur selten durch eine einfache Aneinanderlagerung einfacherer Körper: wie der Salmiak NH_4Cl, der durch Aneinanderlagerung von Ammoniak NH_3 und Salzsäure HCl entsteht. Die meisten Verbindungen werden durch Vertretung (Substitution), durch wechselseitige Zersetzung gebildet. Ein Molekül Wasserstoff H_2 und 1 Molekül Chlor Cl_2 zersetzen einander unter dem Einflusse des Lichts, indem 1 Atom Chlor 1 Atom Wasserstoff und indem umgekehrt 1 Atom Wasserstoff 1 Atom Chlor vertritt: wie es die Gleichung $H_2 + Cl_2 = HCl + HCl$ ausdrückt. In ähnlicher Weise vertritt Chlor im Wasser die Hälfte des Wasserstoffs und dieser Wasserstoff vertritt im Chlor die Hälfte des Chlors: $H_2O + Cl_2 = HOCl + HCl$, und es entsteht unterchlorige Säure und Chlorwasserstoffsäure. Wenn Elemente im Verhältnis ihrer Wertigkeiten (Valenzen) sich mit andern Elementen verbunden haben, so entstehen sog. gesättigte Verbindungen. Das Wasser H_2O ist also eine gesättigte Verbindung. Wenn einer gesättigten Verbindung 1 Atom entzogen wird, so bleibt ein ungesättigter Rest (oder Radikal, s. d.) übrig, der im freien Zustande nicht existieren kann, sondern sich mit einem andern ungesättigten Rest oder Element verbinden muß. Wenn man dem Wasser H_2O 1 Atom Wasserstoff entzieht, so bleibt der einwertige Rest HO (Hydroxyl), der im Ammoniak NH_3 oder im Grubengas CH_4 ein Wasserstoffatom ersetzen kann, sodaß Verbindungen NH_2OH (Hydroxylamin) und CH_3OH (Holzgeist) entstehen.

Die im Vorhergehenden mitgeteilten Anschauungen bilden die Grundlage der theoretischen C. Sie dienen dazu, die Entstehung der mannigfaltigen Körperwelt zu erklären und diese zahlreichen Körper zu ordnen, und auf ihrer Grundlage erhebt sich also das Lehrgebäude der heutigen C. Dasselbe wird in verschiedene Abteilungen geteilt: in die synthetische und die analytische, die mineralische und die organische, die reine und die angewandte C. Endlich muß ein Teil der Physik als physikalische C. dazugezählt werden. Die synthetische C. beschreibt die Eigenschaften der Elemente und ihrer Verbindungen und gibt an, wie die letztern aus den Elementen gebildet werden können. Daher ihr Name synthetische, d. h. zusammensetzende C. Ihr gehört die größere Anzahl der chem. Thatsachen an, welche durch neue Entdeckungen täglich vermehrt werden und an deren Auffindung eine sehr große Anzahl von Chemikern aller Zeiten teilhaben. Sie bildet den Lehrgegenstand, welcher als Experimentalchemie bekannt ist. Im Gegensatze zur synthetischen beschäftigt sich die analytische C. mit der Zerlegung der Verbindungen in ihre Bestandteile, entweder um durch bestimmte Erkennungszeichen (Reaktionen) zu erfahren, welche Bestandteile darin vorhanden sind (qualitative Analyse), oder um zu bestimmen, in welchen Gewichtsmengen diese Bestandteile darin vorkommen (quantitative Analyse). Über das Verfahren, durch welches diese beiden Zwecke erreicht werden, s. Analyse. Die analytische C. ist die praktische Grundlage der chem. Forschung und der erste und wesentlichste Unterrichtsgegenstand in den chem. Laboratorien.

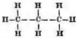
Von einem andern Gesichtspunkte ausgehend, wird die C. in die anorganische und die organische geteilt. Die anorganische C. umfaßt die Körper und Verbindungen, welche uns das Mineralreich liefert, oder die sich unmittelbar von diesen ableiten lassen, während die organische C. die

dem Pflanzen- und Tierreich entstammenden Produkte und deren Abkömmlinge umfaßt. Da nun die letztern sämtlich, ohne Ausnahme, Kohlenstoff enthalten, so hat man die organische C. auch als die der Kohlenstoffverbindungen definiert. Hiermit ist man aber entschieden zu weit gegangen, da es mehrere Kohlenstoffverbindungen gibt, die von allen organischen Körpern in ihren Eigenschaften so weit abstehen, daß sie sich nicht mit diesen gemeinsam behandeln lassen. Es wird jedem einleuchtend sein, daß der Marmor, der kohlensaure Kalk, also eine Kohlenstoffverbindung, in das Mineralreich gehört und nicht neben die organischen Körper gestellt werden kann.

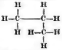
Man glaubte lange Zeit, daß die kohlenstoffhaltigen Verbindungen, welche die Tierwelt und die Pflanzenwelt produzieren, und die Verbindungen, welche aus ihnen durch chem. Mittel erhalten werden, nicht direkt aus den Elementen selbst zusammengesetzt werden können. Man glaubte, daß zur Herstellung der erstern die Organe des Tieres und der Pflanze und bestimmte Kräfte nötig seien, über deren Natur man sich keine Rechenschaft geben konnte und für die man den gemeinsamen Namen der **Lebenskraft** erfand. Diese Ansicht ist jetzt veraltet; der Name Lebenskraft ist aus wissenschaftlichen Arbeiten verschwunden. Als 1828 Friedr. Wöhler (s. d.) die Entdeckung machte, daß ein bisher nur als Produkt des Tierlebens bekannter Stoff, der Harnstoff, sich künstlich aus den Elementen bilden lasse, da eröffnete er eine neue Perspektive, und eine Reihe von nachfolgenden Entdeckungen vieler Chemiker führte zu der Erkenntnis, daß sich eine große Anzahl von sog. organischen Verbindungen synthetisch aus den Elementen gewinnen lasse. Ja wenn viele Produkte der organischen Natur auch jetzt noch nicht künstlich erhalten worden sind, so hat es die C. doch in einem Punkte der organischen Natur zuvorgethan. Die Anzahl der künstlich erhaltenen Kohlenstoffverbindungen übersteigt die Anzahl derjenigen, welche uns bisher die Tierwelt und die Pflanzenwelt direkt geliefert hat. Die Verbindungsfähigkeit des Kohlenstoffs ist so groß, daß derselbe mit einigen wenigen Elementen, namentlich mit Wasserstoff, Sauerstoff und Stickstoff (aber auch mit dem Schwefel, dem Phosphor und einigen Metallen), eine Anzahl von Verbindungen eingeht, welche bei weitem die Gesamtzahl derer übersteigt, welche wir von allen übrigen 62 Elementen darzustellen im Stande sind oder im Mineralreich aufgefunden haben. Der Grund dieser fast endlosen Anzahl seiner Verbindungen liegt in der Fähigkeit des Kohlenstoffs, sich mit sich selbst zu vereinigen. Fassen wir, um dies klar zu machen, nur einmal seine Verbindungen mit Wasserstoff ins Auge, so ergibt sich eine ungemein große Anzahl sog. Kohlenwasserstoffe, welche wir folgendermaßen ausdrücken können. Ein (vierwertiges) Kohlenstoffatom kann sich mit 4 Wasserstoffatomen zu dem Kohlenwasserstoff CH_4 verbinden. Es ist dies das sog. Grubengas oder Sumpfgas (auch Methan genannt), dessen Entzündung in Kohlenbergwerken die sog. schlagenden Wetter, vernichtende Explosionen, veranlaßt. Aber von den vier Anziehungskräften des Kohlenstoffs können auch eine oder mehrere verwendet werden, um fernere Kohlenstoffatome anzuziehen. So ergeben sich Reihen von Kohlenwasserstoffen wie die folgende:



die wir uns nicht nur bis ins Unendliche verlängert denken können, sondern die wir bis zum 16. Gliede, $C_{16}H_{34}$, auch wirklich kennen. Nimmt man eins dieser Glieder heraus, z. B. das Propan C_3H_8, so kann man aber seine Atome verschieden geordnet denken, nämlich einmal wie soeben geschehen ist:



und außerdem folgendermaßen:



Kennt man auch bislang diese beiden verschiedenen Propane noch nicht, so kann doch kein Zweifel darüber aufkommen, daß sie wirklich existieren, um so weniger, da bei dem nächsten Gliede solche Verbindungen vorkommen. Solche Körper, die dieselben Elemente in derselben Atomzahl, aber in verschiedener Anordnung enthalten, nennt die C. isomer (d. h. gleichteilig, s. **Isomere Körper**). Vom nächst höhern Kohlenwasserstoff C_5H_{12} kennt man bereits drei isomere, und so steigt die Anzahl der möglichen Isomeren rasch mit der Anzahl der Kohlenstoffatome, die in den Verbindungen enthalten sind. Diese Art der Betrachtung, welche die Atome scheinbar in der Ebene angeordnet denkt, kann als Projektion ihrer Lagerung im Raume angesehen werden. Will man hiervon absehen, so kann man das Methan CH_4 auch betrachten als Methylwasserstoff, eine Verbindung des Radikals CH_3 mit einem Wasserstoffatom. Im Methyl sind die Wasserstoffatome wieder vertretbar durch Radikale. Tritt z. B. ein zweites Radikal Methyl an die Stelle eines Wasserstoffatoms des Methyls im Sumpfgas, so entsteht ein methylierter Methylwasserstoff $\underbrace{CH_3\,CH_2}H$, d. i. Äthylwasserstoff oder Äthan $C_2H_5\,H$. Das Propan C_3H_8 kann dann aus dem Äthylwasserstoff dadurch hervorgehen, daß ein Atom Wasserstoff des Äthyls durch ein Methyl ersetzt ist, es ist dann also ein methyliertes Äthan, oder aber es kann ein zweites, von diesem verschiedenes Propan existieren, welches sich vom Methan dadurch herleitet, daß zwei Atome Wasserstoff des Methyls durch zwei Methyle ersetzt sind, dieses würde demnach ein zweifach methyliertes Sumpfgas $(CH_3)_2CH_2$ sein. In der obigen Reihe von Kohlenwasserstoffen ist angenommen, daß ein Kohlenstoffatom mit dem ihm benachbarten Kohlenstoffatom nur mittels je eines Anziehungspunktes (einer Wertigkeit) verbunden ist. Daneben können

Artikel, die man unter C vermißt, sind unter K aufzusuchen.

aber auch Verbindungen existieren, in welchen das Kohlenstoffatom mehr als eine Wertigkeit, etwa zwei oder drei verwendet, um mit dem benachbarten Kohlenstoffatom zusammenzutreten. So entstehen wasserstoffärmere Verbindungen; so kennen wir neben dem Kohlenwasserstoff C_2H_6 die Kohlenwasserstoffe C_2H_4 und C_2H_2, und ähnlich verhält es sich in erhöhtem Maße mit Verbindungen, welche drei und mehr Kohlenstoffatome besitzen. Tritt nun an die Stelle eines Wasserstoffatoms ein einwertiges Element oder eine einwertige Gruppe von Elementen ein, so entstehen aus der großen Anzahl von Kohlenwasserstoffen eine noch viel größere Anzahl komplizierterer Verbindungen, die zu ihnen in einem einfachen Verhältnisse stehen. Tritt 1 Atom Chlor an die Stelle von 1 Atom Wasserstoff, so entsteht aus den Kohlenwasserstoffen die große Klasse der Chloride. Tritt die Gruppe OH an die Stelle eines Atoms Wasserstoff, so entsteht aus den Kohlenwasserstoffen die große Klasse der Alkohole. Tritt die Gruppe NH_2 an die Stelle eines Atoms Wasserstoff, so entsteht die große Klasse der künstlichen Basen, deren folgenreiche Entdeckung vor allem A. W. Hofmann und Wurtz verdankt wird. Tritt im Grubengas CH_4 z. B. an die Stelle eines Atoms Wasserstoff die Gruppe OH ein, so entsteht daraus der Holzgeist oder Methylalkohol CH_3OH. Tritt im Benzol genannten Kohlenwasserstoff C_6H_6 an die Stelle eines Atoms Wasserstoff die Gruppe NH_2, so entsteht daraus eine Base, das Anilin $C_6H_5NH_2$, welche in der Industrie eine so bedeutende Rolle spielt. Die organische C., begründet im ersten Viertel des 19. Jahrh. durch Chevreul, Gay-Lussac, Berzelius, Liebig, Wöhler, Dumas u. a., hat seither eine große Anzahl von Köpfen beschäftigt und eine unerwartete Ausdehnung gewonnen. Mögen diese Beispiele genügen, um anzudeuten, auf welche Weise sie die Mannigfaltigkeit der Körperwelt verstehen gelernt und durch ihr scheinbares Labyrinth den Ariadnefaden gefunden hat.

Die bisher behandelten Zweige bilden das Gebiet der reinen C.; auch die physikalische C. ist derselben zuzuzählen, das Grenzgebiet der C. und Physik, welches die Gesetze studiert, die die Einwirkungen regieren, welche Wärme, Licht, Elektricität und andere sog. Naturkräfte auf die Zusammensetzung der Körper ausüben, ein Gebiet, welchem, um durch ein Beispiel seinen Wert zu bezeichnen, in neuerer Zeit vor allem Bunsen und Kirchhof die glänzende Entdeckung der Spektralanalyse (s. d.) abgewonnen haben.

Der reinen C. steht die angewandte C. gegenüber, d. h. die Anwendung der C. auf andere Zweige des Wissens und Könnens. So spricht man von einer physiologischen C., d. h. der Anwendung der C. auf die Physiologie, die Erkenntnis des tierischen und pflanzlichen Lebens im Zustande der Gesundheit, von einer pathologischen C., d. h. ihre Anwendung auf die Erkenntnis des Lebens im Zustande der Krankheit. Man bezeichnet mit mineralogischer, mit geologischer C. die Anwendungen der C. auf die Kenntnis der Mineralien und des Baues der Erde. Man nennt Agrikulturchemie (s. d.) die Anwendung der C. auf die Erkenntnis der Gesetze des Ackerbaues und verehrt mit Recht als den Schöpfer dieses einflußreichen Wissenszweigs Justus von Liebig, dem auch die Physiologie einen großen Teil ihrer chem. Grundlage verdankt. Die toxikologische C. lehrt die Gifte erkennen, die pharmaceutische C. lehrt Heilmittel bereiten. Die technische (oder technologische) C. mit ihren Unterabteilungen (Metallurgie, Farbenchemie, Gärungschemie u. s. w.) lehrt die Anwendungen der C. auf die Gewerbe. Ohne Zahl und unschätzbar sind die Anwendungen, welche chem. Lehren und häufig die dem praktischen Leben fernstehendsten chem. Entdeckungen auf die Gewerbe oder auf die Heilkunst gewonnen haben. Der Handel und der Ackerbau werden durch die Erkenntnis einer neuen chem. Thatsache häufig aus alten Bahnen geworfen und in neue Wege, in neue Länder gelenkt. Der Krappbau im südl. Frankreich, Rußland u. s. w. ist durch die Entdeckung des künstlichen Alizarins auf das schwerste geschädigt, aber große Industrien sind auf diese Entdeckung begründet worden, und welchen Einfluß die Industrie der Anilinfarben aller Schattierungen gewonnen hat, ist bekannt. So hat nach allen Richtungen hin die C. das Leben und seine Erkenntnis durchdrungen, und es sind daher in neuerer Zeit Chemische Laboratorien (s. d.) in großer Zahl und mit bedeutenden Kosten, besonders an den deutschen Universitäten und Polytechnischen Lehranstalten errichtet und bald mit Schülern gefüllt worden. Mit Recht erfreut die C. sich immer wachsender Teilnahme. Denn abgesehen von dem nationalökonomischen Vorteil, den sie als Grundlage der Industrie gewährt, teilt sie mit andern, weniger populären exakten Wissenschaften den pädagogischen Vorteil, dem Geiste jene männliche Vorsicht und Bescheidenheit mitzuteilen, welche, den eigenen Sinnen und fremder Autorität in gleicher Weise mißtrauend, nichts als wahr annimmt, was nicht aus dem läuternden Feuer immer wiederholter Beobachtung mit völlig und ungetrübter Sicherheit hervorgeht.

Litteratur. Kurze und umfangreiche Lehrbücher der C. gibt es in großer Zahl. Von kürzern sind hervorzuheben: Wöhler, «Grundriß der C.» (15. Aufl., Bd. 1, Lpz. 1873; 9. Aufl., Bd. 2, bearbeitet von Fittig, Lpz. 1874); Gorup-Besanez, «Lehrbuch der C.» (5. Aufl., Braunschw. 1876); Roscoe, «Kurzes Lehrbuch der C.» (deutsche Ausg. von Schorlemmer, 5. Aufl., Braunschw. 1875); Kolbe, «Kurzes Lehrbuch der anorganischen und organischen C.» (2 Bde., Braunschw. 1877—78); von ausführlichern besonders Gmelin-Krauts «Handbuch der C.» (6. Aufl., Heidelb. 1871—76); Watts, «A dictionary of chemistry» (Lond. 1864—74); Wurtz, «Dictionnaire de chimie» (Par. 1869—76); H. von Fehling, «Neues Handwörterbuch der C.» (Braunschw. 1871 fg.). Speziell der organischen C. gewidmet sind die größern Lehrbücher von Kolbe und von Meyer, Kekulé, Beilstein u. a. Als Einführung in die C. dient Hofmann, «Einleitung in die moderne C.» (5. Aufl., Braunschw. 1871). Werke über analytische C. enthält der Artikel Analyse (s. d.); über Gasanalyse vgl. R. Bunsen, «Gasometrische Methoden» (2. Aufl., Braunschw. 1877). Unter den zahlreichen chemisch-technologischen Werken ist besonders hervorzuheben: R. von Wagner, «Handbuch der chem. Technologie» (10. Aufl., Lpz. 1875); Knapp, «Lehrbuch der chem. Technologie» (Braunschw. 1865 fg.); Kerl und Stohmann, «Encyklopäd. Handbuch der technischen C.» (3. Aufl., auf Grundlage

von Muspratts theoretischer, praktischer und analytischer C., 7 Bde., Braunschw. 1874—80); Schödler, «Atlas der chem. Technik» (Lpz. 1873); Post, «Grundriß der chem. Technologie» (2 Bde., Berl. 1879); unter den Werken über die **Geschichte** der C. namentlich: Kopp, «Geschichte der C.» (4 Bde., Braunschw. 1843—47), und dessen «Die Entwickelung der C. in der neuern Zeit» (Münch. 1871); Wurtz, «Geschichte der chem. Theorien seit Lavoisier» (deutsch von Oppenheim, Berl. 1870); Ladenburg, «Vorträge über die Entwickelungsgeschichte der C.» (Braunschw. 1869).

Die wichtigsten **Zeitschriften** sind: Liebig und Wöhlers «Annalen der C. und Pharmacie» (Lpz.), Poggendorffs «Annalen der Physik und C.» (Lpz.), «Berichte der Deutschen Chemischen Gesellschaft» (Berl.), Arendts «Chem. Centralblatt» (Lpz.), Erdmanns (jetzt Kolbes) «Journal für praktische C.» (Lpz.), Fresenius' «Zeitschrift für analytische C.» (Wiesb.), Liebigs und Kopps (jetzt Naumanns) «Jahresbericht über die Fortschritte der C.» (Gießen), R. von Wagners «Jahresbericht über die Leistungen der chem. Technologie» (Lpz.), «The Journal of the Chemical Society» (Lond.), «Annales de chimie et de physique» (Par.), «Bulletin de la Société chimique» (Par.), «Gazzetta Chimica Italiana» (Palermo), «Journal der Russischen Chemischen Gesellschaft» (Petersb.).

Chemigraphie (grch.), Zeichnung auf chem. Wege, durch gasartige Niederschläge u. s. w. erzeugt.

Chemikalien, s. Chemische Präparate.

Chemillé, Stadt im franz. Depart. Maine-et-Loire, Arrondissement Cholet, 23 km im NO. von diesem Orte, in 87 m Höhe, an dem zum Layon (Loire) gehenden Hyrôme und an der Eisenbahn Angers-Niort, ein industriöser Ort von (1876) 3073 (Gemeinde 4291) E., mit Spinnereien, Fabriken von Wollstoffen, Kattun, Kerzen u. s. w. C. war schon im 11. Jahrh. vorhanden, und wurde 1655 zur Grafschaft erhoben.

Chemin (frz.), Weg; C. faisant, unterwegs.

Chemin oder Cours, die franz. Benennung für die Gesamtheit der Kettenfäden in der Breite des Musters, s. unter **Weberei**.

Cheminement (frz.), der Gang der sich einer Festung im Zickzack nähernden Laufgräben; cheminieren, im Zickzack vorrücken.

Chemische Formeln sind abgekürzte Bezeichnungen für die Zusammensetzung der chem. Verbindungen. Als Grundlage der Formeln dient das jedem einzelnen Element gegebene Zeichen (oder Symbol), welches aus den Anfangsbuchstaben des lat. Namens des betreffenden Elements gebildet ist. So steht H für Hydrogenium (d. i. Wasserstoff), O für Oxygenium (d. i. Sauerstoff), S für Sulfur (d. i. Schwefel), N für Nitrogenium (d. i. Stickstoff). Durch Annahme dieser Zeichen ist eine internationale, jedem Chemiker verständliche Schriftsprache geschaffen. (Vgl. Chemie, S. 225 fg.)

Man unterscheidet empirische und rationelle Formeln. Die empirischen Formeln geben an, welche Elemente und in welcher Atomzahl diese in die Verbindung eintreten, die rationellen Formeln sollen nachweisen, wie die Atome im Molekül der Verbindung gruppiert sind. Die erstern sind auf einfachste Weise aus der durch die Analyse ermittelten Zusammensetzung abzuleiten, die Aufstellung einer rationellen Formel erfordert dagegen genaue Kenntnis der Molekulargröße und ein eingehendes Studium aller Eigenschaften der Verbindung. Eine empirische Formel ist z. B. K_2SO_4 für schwefelsaures Kali oder Kaliumsulfat; diese sagt aus, daß in dem als schwefelsaures Kali bezeichneten Salze 2 Atome Kalium, 1 Atom Schwefel und 4 Atome Sauerstoff enthalten sind, oder, da die betreffenden Atomgewichte des Kaliums 39, des Schwefels 32 und des Sauerstoffs 16 sind, daß $2 \times 39 = 78$ Teile Kalium, 32 Teile Schwefel und $4 \times 16 = 64$ Teile Sauerstoff zusammen 174 Teile schwefelsaures Kali bilden. Es sei andererseits durch die chem. Analyse nachgewiesen, daß dieses Salz folgende prozentische Zusammensetzung habe:

Kalium	44,83
Schwefel	18,39
Sauerstoff	36,78

so findet man durch Division dieser Zahlen durch die betreffenden Atomgewichte die Verhältniszahlen, in welchen die Atome verbunden sind, also $\frac{44{,}83}{39} = 1{,}150$, ferner $\frac{18{,}39}{32} = 0{,}575$ und endlich $\frac{36{,}78}{16} = 2{,}3$. Die Zahlen 1,150 : 0,575 : 2,3 stehen aber im Verhältnis wie 2 : 1 : 4, folglich enthält das Salz 2 Atome Kalium, 1 Atom Schwefel und 4 Atome Sauerstoff. Die rationelle Formel für dasselbe Salz ist $SO_2(OK)_2$ oder $SO_2\left\{\begin{matrix}OK\\OK\end{matrix}\right.$. Diese Formel sagt aus: das schwefelsaure Kali leitet sich von der zweibasischen Schwefelsäure $SO_2(OH)_2$ dadurch ab, daß die beiden vertretbaren Wasserstoffatome der Schwefelsäure durch je ein Atom Kalium ersetzt sind; sie zeigt ferner, daß in dem Salz das zweiwertige Radikal der Schwefelsäure SO_2 mit zwei einwertigen Atomgruppen OK verbunden ist.

Die Kenntnis der rationellen Formeln ist von besonderer Wichtigkeit für die komplizierter zusammengesetzten organischen Verbindungen. Aus der Analyse einer Verbindung sei z. B. die empirische Formel $C_2H_4O_2$ abgeleitet, so können zwei Verbindungen von ganz wesentlich verschiedenen Eigenschaften der gleichen empirischen Formel entsprechen, und zwar die Essigsäure und der Ameisensäure-Methyläther; hat die weitere Untersuchung erwiesen, daß die Verbindung Essigsäure ist, so würde die empirische Formel sich in die rationelle Formel CH_3COOH, d. i. Methylcarbonsäure, auflösen; erweist die Verbindung sich aber als Ameisensäure-Methyläther, so würde dies durch die rationelle Formel $HCO(OCH_3)$ auszudrücken sein.

Bei vielen Körpern ist es noch nicht gelungen, die Größe des Molekulargewichts festzustellen. Für solche ist die Ableitung einer rationellen Formel nicht möglich. Z. B. die Körper, welche unter den Namen Stärkemehl, Cellulose, Inulin, Dextrin bekannt sind, sind sehr verschieden in allen ihren Eigenschaften, ihre Zusammensetzung führt aber in allen Fällen zu der einfachsten empirischen Formel $C_6H_{10}O_5$, mit demselben Recht kann man diese Formel aber auch schreiben $C_{12}H_{20}O_{10}$, oder auch $C_{18}H_{30}O_{15}$ u. s. w., bis die Größe des Molekulargewichts der einzelnen Körper gefunden, oder bis das weitere Studium der Eigenschaften derselben die Aufstellung rationeller Formeln zuläßt. Die gleiche empirische Formel kann daher den verschiedensten Körpern zukommen, während jeder Körper nur eine rationelle Formel haben kann.

Chemisches Laboratorium nennt man die Arbeitsstätte des Chemikers. Dasselbe dient entweder Lehr- oder Forschungs- oder aber Erwerbszwecken. In gerechter Würdigung des Einflusses, welchen die Chemie auf sämtliche Naturwissenschaften ausübt, sind gegenwärtig in Deutschland alle höhern Lehranstalten mit zum größten Teil mustergültig eingerichteten Laboratorien ausgestattet, welche die Aufgabe haben, die Lernenden in die Wissenschaft einzuführen und sie zu der Fähigkeit eigener Forschung auszubilden. Nachdem durch die Vorträge der theoretischen Chemie Kenntnis der chem. Grundgesetze und Kenntnis der allgemeinen Eigenschaften der Körper erworben ist, soll der Schüler im Laboratorium zunächst lernen mit chem. Körpern umzugehen, gewisse Fertigkeiten im Behandeln chem. Prozesse erwerben und chem. Denken sich zu eigen machen. Zweckmäßig bildet dabei die qualitative Analyse den Anfang, an richtig ausgewählten und systematisch aufeinander folgenden Gegenständen lernt dabei der Schüler die Eigenschaften aller häufiger oder seltener vorkommenden Elemente kennen und benutzt dieselben, um in unbekannten Verbindungen die darin enthaltenen Stoffe aufzufinden. Die qualitative Analyse bildet die Grundlage aller fernern Arbeiten im Laboratorium wie im praktischen Leben des Chemikers, es kann daher nicht zu viel Fleiß auf diese verwandt werden, und man hüte sich, einen Schüler zu andern Arbeiten übergehen zu lassen, solange er dieselbe nicht nach allen Richtungen hin vollständig beherrscht. Daran schließt sich die quantitative Analyse, welche man zweckmäßig an von den Schülern selbst dargestellten Präparaten von chem. Reinheit und genau bekannter Zusammensetzung ausführen läßt, um ihm selbst zu ermöglichen, die von ihm erlangten Resultate auf ihre Richtigkeit kontrollieren zu können. Dann kann zu einfachern eigenen Forschungen übergegangen werden. Hierbei ist es Aufgabe des Lehrers, den Studierenden auf den richtigen Weg zu leiten bei der Auswahl seines Themas, damit nicht der eigentliche Zweck: Ausbildung des Denkvermögens, verloren gehe. Das zu bearbeitende Thema soll vor allem der Fähigkeit des Schülers angepaßt sein; es sind Gebiete zu vermeiden, auf denen sichere Resultate nicht mit großer Wahrscheinlichkeit vorauszusehen sind, denn nichts ist entmutigender für den Schüler, als wenn er nach langem Bemühen eine Arbeit wieder aufzugeben hat, weil sie resultatlos bleiben und er sich sagen muß, daß seine Zeit vergeudet und wenig gelernt ist.

Außer den Laboratorien der öffentlichen Lehranstalten gibt es jetzt eine große Anzahl von Privatlaboratorien, deren Inhaber sich die Aufgabe stellen, gegen Entgelt chem. Untersuchungen der verschiedensten Art auszuführen, und vielfach von Gewerbtreibenden, Kaufleuten und Fabrikanten benutzt werden, um Auskunft über die verschiedensten Gegenstände des täglichen Lebens zu erhalten. Bei Benutzung derselben vergesse man nicht, daß die Ausführung einer chem. Untersuchung, wenn sie auf gewissenhafte Weise geschehen soll, eine meist nicht leichte Aufgabe ist, daß sie vielmehr eine Summe von Kenntnis, von Arbeitskraft, die Verwendung von kostbaren Apparaten und Utensilien erfordert. Man wende sich daher mit seinen Anliegen nur an solche Laboratorien, von denen man mit Sicherheit voraussetzen kann, daß die daraus hervorgehenden Angaben Vertrauen verdienen — es gibt auch Schwindellaboratorien! Mit zweckentsprechend eingerichteten Laboratorien sollten ferner alle Fabriken versehen sein, in denen chem. Prozesse zur Ausführung kommen. Es gibt viele solcher Fabriken, deren großartiger Betrieb auf rein empirischer Grundlage basiert ist. In diesen ereignet es sich nicht selten, daß bedeutende Summen vergeudet werden, die durch eine einfache chem. Untersuchung hätten erspart werden können.

Da die chemischen Laboratorien den verschiedensten Zwecken zu dienen haben, so müssen ihre Einrichtungen diesen Zwecken angepaßt sein; ein für Lehrzwecke dienendes Laboratorium bedarf einer ganz andern Ausrüstung als das einer Zuckerfabrik, dieses einer andern wie das einer Sodafabrik u. s. f. Es lassen sich daher in dieser Beziehung keine allgemein gültigen Normen aufstellen; dasjenige, was für das eine Laboratorium nötig ist, ist für ein anderes überflüssig. Ein mustergültig eingerichtetes Universitätslaboratorium ist das im J. 1868 von Kolbe in Leipzig errichtete, in welchem alle notwendigen Einrichtungen in zweckmäßigster Weise vereint sind und bei dessen Konstruktion keine Kosten gescheut wurden, durch welche Nützliches hätte geschaffen werden können, während andererseits aller unnötige Luxus vermieden ist. Die beistehende Fig. 1 stellt einen

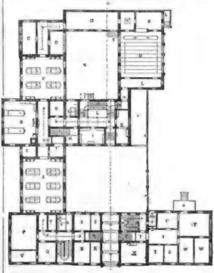


Fig. 1.

Grundriß des Erdgeschosses, umstehende Fig. 2 einen Grundriß des obern Stockwerks dar. Die Tafel »Chemisches Laboratorium« gibt in Fig. 1 eine Ansicht der Arbeitsplätze, in Fig. 2 eine perspektivische Ansicht eines der großen Arbeitssäle im obern Stockwerk. Im Grundriß des Erdgeschosses liegen zwei große Arbeitssäle für Anfänger A A′, B ist ein zu diesen gehörendes allgemeines Experimentierzimmer, C offene Halle mit Fensterverschluß, D offene Halle zum Arbeiten mit Chlor

und andern giftigen Gasen, E Raum zum Arbeiten mit Schwefelwasserstoff; letzteres Gas wird im Keller zubereitet und den einzelnen, mächtig ventilierten Kapellen durch eine Röhrenleitung zugeführt. F Arbeitszimmer der Assistenten, G Vorratskammer, H Kammer zur Aufbewahrung der

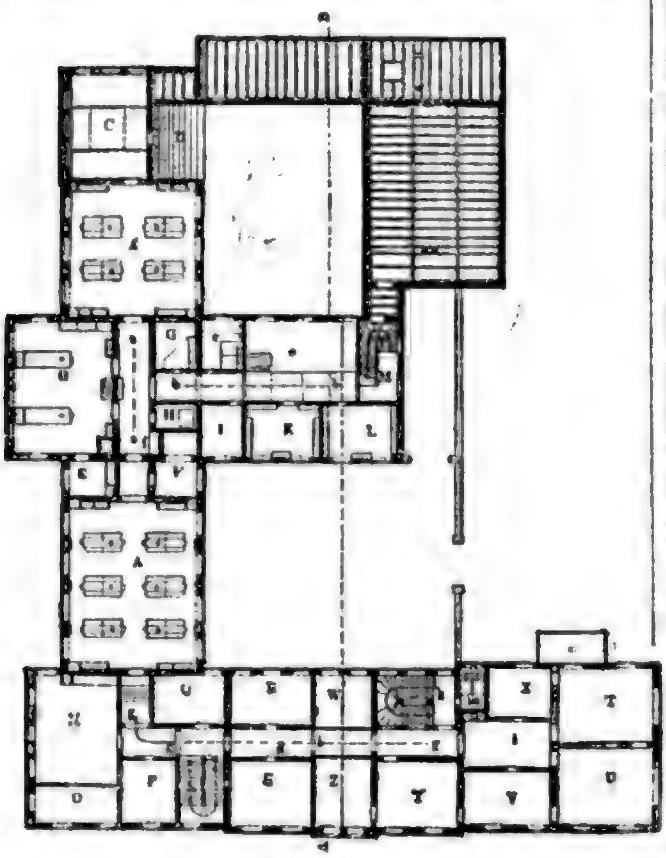


Fig. 2.

Reagentien, J Wagenzimmer, auch für mikroskopische Untersuchungen, Luftpumpen u. s. w., K Feuerraum mit Schmelzöfen u. dgl., L Garderobe für die Praktikanten des Laboratoriums, L' desgleichen für den großen Hörsaal M, N Vorbereitungszimmer für die in den Vorlesungen anzustellenden Experimente, N' Vorzimmer, O Saal für die Sammlungen, P kleineres Auditorium, QQ', RR', SS' Wohnungen für drei Assistenten, T dunkles Zimmer für Spektralanalyse, U V W X Y Z zur Wohnung des Direktors gehörige Räume.

Im obern Stockwerk (Fig. 2), dessen Räume für die Arbeiten der bereits weiter vorgeschrittenen Studierenden reserviert sind, sind A A' und B die Arbeitssäle, C offene Halle mit Fenstern versehen, D offener Dachraum zum Arbeiten im Sonnenlicht, E Schwefelwasserstoffraum, F Arbeitszimmer der Assistenten, G Raum zum Erhitzen von explodierbaren Röhren, H Reagenskammer, J Bibliothek, K Wagen und Luftpumpe, L Raum für Elementaranalysen, M Garderobe, N Privatlaboratorium des Direktors, O Zimmer für gerichtlich chem. Untersuchungen, P Geschäfts- und Sprechzimmer des Direktors, Q Raum für Spektralanalyse und Photometrie, R Zimmer für die Teilmaschine und andere feine Instrumente, S Zimmer für Gasanalyse. Die Räume T bis Z gehören zur Wohnung des Direktors.

Chemische Präparate, chemische Produkte (Produits chimiques) oder Chemikalien heißen im allgemeinen diejenigen Waren, die durch ein auf chemisch-technolog. Grundsätzen basiertes Verfahren dargestellt werden. Im strengen Sinne des Wortes sind daher z. B. auch Branntwein, Seife, Stearinkerzen, Rübenzucker und Leder chem. Präparate. Gewöhnlich nennt man aber diejenigen Produkte chem. Präparate oder Chemikalien, die in besondern chem. Fabriken erzeugt werden. Solche Produkte sind z. B. Schwefelsäure (Vitriolöl), Salpetersäure, Salzsäure, Soda, Chlorkalk, Alaun, die Mineralfarben (Berlinerblau, Chromgelb, Schweinfurtergrün, Zinnober, Bleiweiß), die Teerfarben (Anilinfarben, künstliches Alizarin), Blutlaugensalz, Phosphor, die organischen Basen (Chinin, Morphium), ferner Chloroform, Chloralhydrat u. s. w.

Chemische Prozesse sind die Vorgänge, welche bei der Bildung und Zersetzung chem. Verbindungen stattfinden. Sie vollziehen sich nicht allein in den Kolben und Retorten der Chemiker, es beruhen vielmehr die wichtigsten Vorgänge des Lebens, die der Gesamterhaltung der Natur, die des Werdens und des Vergehens auf chem. Prozessen. Der Sonnenstrahl, welcher die grüne Zelle des Blattes trifft, ruft einen chem. Prozeß hervor, indem er Kohlensäure und Wasser zersetzt und sie zu organischer Substanz umformt. Die Nahrung wird in ihrer Zubereitung durch chem. Prozesse umgewandelt und für die Ernährung tauglich gemacht; in den Körper gebracht, finden neue chem. Prozesse statt, durch welche ihre Bestandteile umgebildet und so verwandelt werden, daß sie zu Blutbestandteilen werden können. In allen Organen der Tiere wie der Pflanzen vollziehen sich chem. Prozesse, die das Wachstum, Vermehrung bedingen. Die Erhaltung der Wärme des Körpers ist auf einen ganz bestimmten chem. Prozeß zurückzuführen. Beim Tode beginnen neue chem. Prozesse, durch welche das Material, aus welchem der alte, unbrauchbar gewordene Körper zusammengesetzt ist, zu neuen Lebensfunktionen erweckt wird. Aber nicht immer vollziehen sich die chem. Prozesse so unmerkbar. Wenn wir den mächtig auflodernden Blitz, den betäubenden Donnerschlag einer Pulverexplosion wahrnehmen, wenn wir sehen, wie dabei Gebäude zusammenstürzen, Menschenleben zu Grunde gehen, so haben wir es wieder mit den Folgen eines chem. Prozesses zu thun: Salpeter, Schwefel und Kohle haben sich zu neuen Verbindungen vereinigt. Wenn in glühendem Flusse aus dem geöffneten Hohofen Hunderte von Centnern geschmolzenen Eisens herausfließen, so ist ein chem. Prozeß beendet, Eisenoxyd ist durch Kohle in Gußeisen und Kohlensäure verwandelt. Wenn Felsen allmählich zerbröckeln, wenn ihre Trümmer zu Staub zerfallen und zu fruchtbarer Ackererde werden, wiederum sind es chem. Prozesse, durch welche dies herbeigeführt ist, die Bestandteile des Gebirges sind neue Verbindungen eingegangen, durch welche der Zusammenhang der frühern gelockert ist. So gehen rings um uns her, wahrnehmbar und unserm Auge verborgen, die mannigfachsten chem. Prozesse ununterbrochen und in steter Reihenfolge vor sich, Leben und Sterben ist der Kreislauf eines großen chem. Prozesses.

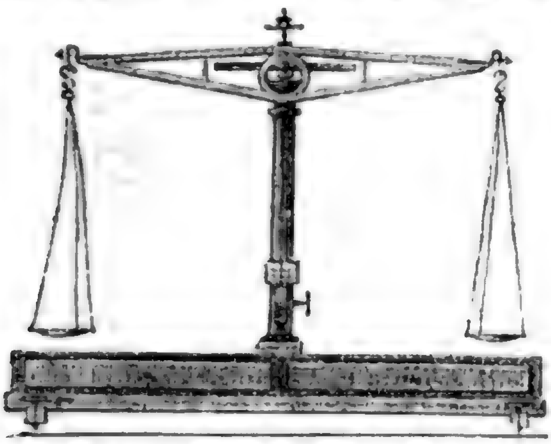
Chemische Symbole, s. Chemische Zeichen.

Chemische Tinte, s. Tinte.

Chemische Verbindungen, s. unter Chemie.

Chemische Wage (Präcisionswage), eine zweiarmige Wage, welche durch genaue zweckmäßige Konstruktion und sorgfältige Ausführung Wägun-

gen von solcher Feinheit gestattet, wie sie für chem. Analysen erforderlich ist, d. h. die Wage muß bei einer Belastung von höchstens 200—300 g ein Übergewicht von einem Bruchteil eines Milligramms noch mit Sicherheit erkennen lassen. Um eine solche Empfindlichkeit der Wage zu erreichen, muß ihr Balken möglichst lang und leicht sein. Derselbe ist daher nicht massiv, sondern durchbrochen (s. beistehende Figur), damit er bei möglichst geringem



Gewicht doch die nötige Stärke besitze. Die mittlere aus Stahl verfertigte Schneide ruht auf einer Unterlage von Achat, von welcher sie der Schonung wegen, durch Drehung am untern Knopf der Säule, abgehoben wird, solange die Wage nicht gebraucht wird. Der eine Wagearm ist von der mittlern Schneide an bis zum Aufhängepunkt der entsprechenden Wagschale in zehn gleiche Teile geteilt, die, von der Mitte an gezählt, mit 1, 2, 3 u. s. w. bezeichnet sind. Wird ein aus Draht gebogenes Häkchen, welches 1 cg schwer ist, in den Punkten 1, 2, 3 u. s. w. aufgehängt, so bringt es dieselbe Wirkung hervor, als ob man ein Gewicht von 1, 2, 3 u. s. w. mg in die Wagschale der gleichen Seite gelegt hätte. Diese von Berzelius erdachte Wägmethode gestattet mittels zehnfach größerer, nicht so leicht verwerfbarer und besser herstellbarer Gewichtchen kleinere und dennoch genaue Wägungen zu machen.

Eine Wage ist auch um so empfindlicher, je näher der Schwerpunkt des Wagebalkens unter dem mittlern Drehpunkt liegt. Um nun die Lage dieses Schwerpunktes regulieren zu können, ist in der vertikalen Mittellinie der mittlern Schneide eine feine Schraubenspindel angebracht, mittels deren man ein kleines Metallgewicht nach Belieben höher oder tiefer stellen kann. Ferner ist in der Mitte des Wagebalkens ein meist nach unten gerichteter Zeiger angebracht, welcher die Beobachtung des Ausschlags erleichtert. Erst durch Einführung dieser Wage ist die Chemie zur exakten Wissenschaft geworden.

Chemische Zeichen (Chemische Symbole). Die früher in der Chemie und Pharmacie, besonders für die Metalle gebräuchlichen Zeichen, welche teils aus der Alchimie, teils aus der Astronomie entlehnt waren, und von denen ☉ (Sol) für Gold, ☽ (Luna) für Silber, ♀ (Venus) für Kupfer, ♂ (Mars) für Eisen, ☿ (Mercurius) für Quecksilber, ♄ (Saturnus) für Blei, ♃ (Jupiter) für Zinn, sowie ⊖ für Salz, ⌽ für Salpeter, ▽ für Wasser, △ für Feuer, 🜃 für Erde, ♎ für sublimieren, ♎ für präzipitieren, ♌ für destillieren am häufigsten vorkamen, sind in neuerer Zeit gänzlich außer Gebrauch gekommen und durch einfache Abbreviaturen des lat. Namens der Elemente, wie Al für Aluminium, Au (Aurum) für Gold, O (Oxygenium) für Sauerstoff, Pb (Plumbum) für Blei u. s. w. ersetzt worden. (S. unter Chemie, S. 225 fg.)

Chemise (frz.), Hemd; in der Fortifikation Rasenbekleidung einer Brustwehr, Mauermantel eines Festungswalles.

Chemisette (frz.), Vorhemd, Kragen.

Chemismus, chem. Verhältnis, Erscheinung, Vorgang; eine naturphilos. Theorie, welche die Bildung und Forterhaltung der Natur durch einen chem. Prozeß zu erklären sucht.

Chemitypie ist von ihrem Erfinder C. Piil, einem Dänen, die Kunst genannt worden, vermittelst welcher durch ein chem. Verfahren Hochdruckplatten zum Abdruck von Illustrationen in der Buchdruckerpresse hergestellt werden. Das Verfahren ist im wesentlichen folgendes: Auf einer blankpolierten Platte von reinem Zink wird in gewöhnlicher Weise durch Gravierung und Ätzung eine vertiefte Zeichnung ausgeführt, welche einen Abdruck in der Kupferdruckerpresse geben würde. Diese Zeichnung wird durch Einlöten eines leichtflüssigen Metalls (7 Teile Wismut, 16 Teile Zinn, 13 Teile Blei) ausgefüllt und letzteres dann wieder genau bis auf die Oberfläche der Zinkplatte weggeschliffen, sodaß nur die vertieften Züge ausgefüllt bleiben. Wenn man sodann mit einer Säure ätzt, welche nur das Zink, jedoch nicht jenes ausfüllende Metall angreift, so bleibt dieses als Relief stehen, welches auf das genaueste die vorher vertieften Züge in hochstehenden Linien wiedergibt, sodaß die Platte nun in derselben Weise wie ein Holzschnitt sich behandeln läßt. In der Konkurrenz mit dem Holzschnitte ist die C. nur auf dem Felde der Kartographie Sieger geblieben. Kein Verfahren eignet sich besser zur Herstellung von Karten für die Buchdruckerpresse; es wird von den geogr. Anstalten von Justus Perthes in Gotha, Jßleib u. Rietzschel in Gera u. a. mit großem Erfolge benutzt und der Zinkhochätzung vorgezogen. Ihre sonstigen Erzeugnisse tragen zu sehr den Stempel der Abstammung an sich, d. h. sie stehen einer Radierung in Kupfer weit näher als dem Holzschnitte. Am wenigsten konnte sie den Charakter des Kräftigen und Markigen, welchen der Holzschnitt so unvergleichlich auszudrücken im Stande ist, erreichen. Dagegen ist es ein Vorteil dieser Kunst, daß die vom Künstler gemachte Radierung völlig getreu im Relief wiedergegeben wird, während beim Holzschnitte die Vollkommenheit der auf den Block gezeichneten Komposition durch die Hand des weniger geschickten Holzschneiders Schaden leiden kann. Nachdem Piil seine Erfindung 1843—46 in beschränktem Maße in Kopenhagen zur Anwendung gebracht, betrieb er dieselbe in ausgedehnterer Weise in Leipzig 1846—49 in Verbindung mit dem Buchhändler Friedlein, bis er 1850 eine Anstellung bei der Staatsdruckerei in Wien erhielt und später nach seiner Vaterstadt zurückkehrte. Jetzt wird die C. zur Herstellung von Abbildungen in viel geringerm Maße verwendet als die Zinkhochätzung.

Chemmis, altägypt. Stadt, s. Achmim.

Chemnitz, erste Fabrikstadt Sachsens und eine der bedeutendsten Deutschlands im Regierungsbezirk Zwickau, am gleichnamigen Flüßchen und am Nordabhange des Erzgebirges in einem weiten Thale gelegen, in 305 m Höhe, ist Sitz einer Amtshauptmannschaft, eines Land- und eines Amtsgerichts, einer Handels- und Gewerbekammer, eines

Hauptsteueramts und anderer Verwaltungsbehörden und zählt (1880) 95123 E. in 2959 Gebäuden (1801 erst 10835 und 1861 schon 45532). C. hat fünf prot. Kirchen, darunter die an Stelle einer ältern romanischen Kirche erbaute Jakobikirche vom J. 1389 und die 1520 in spätgot. Stil vollendete Schloßkirche, ein früheres Benediktinerkloster, eine kath. Kirche, eine höhere Knaben-, zwei höhere Mädchenschulen, sechs größere Bezirksschulen neben einigen kleinern Volksschulen, eine Realschule erster Ordnung, ein Gymnasium, eine höhere städtische Webschule und eine Fachschule für Weber, eine Handelslehranstalt, eine Königliche höhere Gewerbeschule mit Baugewerken-, Werkmeisterschule und Gewerbzeichenschule, eine Fachschule für Schneider, eine für Maler, eine vom Handwerkerverein gegründete Sonntagsschule, jetzt gewerbliche Fortbildungsschule mit Abteilung für Mädchen, endlich eine landwirtschaftliche Schule. Unter den Gebäuden sind hervorzuheben: das altertümliche Rathaus, die Post, das Theater, die Börse, das Hospital St. Georg, das Gebäude der technischen Staatslehranstalten, das Gymnasium und die im großartigen Maßstabe angelegten Justizgebäude. Den Geldmarkt vertreten zwei größere Bankhäuser, die Chemnitzer Stadtbank mit einem Umsatze (1880) von 160 bis (1879) 166,5 Mill. Mark, der Chemnitzer Bankverein, die Filialen der Reichsbank, der Sächsischen und Geraischen Bank, der Vorschußverein (dessen Umsatz 1874 die Höhe von 23 Mill. Mark erreichte, 1881 jedoch nur 2,5 Mill. Mark betrug) und der Landwirtschaftliche Kreditverein. Eine Aktienbäckerei, zwei größere Konsumvereine und eine Schuhmacher-Rohstoff-Association erzielen einen sich stetig steigernden Umsatz. Der weitausgedehnte Centralbahnhof mit den Centralwerkstätten der Sächsischen Staatsbahnen nimmt die Linien Würschnitz-C., Annaberg-C., Zwickau-C., Aue-Adorf-C., Hof-Reichenbach-C., Leipzig-C. (direkt), Riesa-C., Roßwein-Hainichen-C., Dresden-Freiberg-C., Komotau-C. und Limbach-C. auf. C. besitzt verschiedene Armenanstalten, eine größere Anzahl Unterstützungsvereine und Wohlthätigkeitsanstalten, darunter den Verein zu Rat und That, die Kleinkinderbewahranstalt mit vier Stationen, den Albertzweigverein; ferner die Sparkasse, 15 Sparvereine, mehrere Konsumvereine, eine Leihanstalt, zwei städtische Gasanstalten mit einer Jahresproduktion (1881—82) von 3400000 cbm und seit neuerer Zeit eine Wasserleitung, ein Statistisches Büreau, eine Stadtbibliothek u. s. w. Unter den über 100 wissenschaftl. und industriellen Vereinen, 1878 mit 21075 Mitgliedern, zeichnet sich der 1829 gegründete Handwerkerverein, der gegenwärtig 1400 Mitglieder zählt, aus; ferner sind die beiden Pädagogischen Vereine, der Kaufmännische Verein, die Börse, die Naturwissenschaftliche Gesellschaft, der Technikerverein, der Turnverein, der Landwirtschaftliche Kreisverein im Erzgebirge und die Kunsthütte in erster Linie zu nennen; letztere, im Besitz eines eigenen Hauses, hat seit 1862 eine permanente Ausstellung ins Leben gerufen. An Aktiengesellschaften bestehen eine für Spinnerei, eine Lagerbierbrauerei, eine für Brotbäckerei, zwei Baugesellschaften, eine für Edelfischzucht, 7 Maschinenfabriken für Werkzeug, Spinn- und Dampfmaschinen, Lokomotivenbau u. s. w., eine für Färberei und Appretur, eine Webstuhlfabrik; die Centralherberge, die C.-Würschnitzer Eisenbahngesellschaft, die chemnitzer Straßenbahn u. a. m.

Das schnelle Aufblühen der Stadt C. basiert auf dem Erwerb durch die Großindustrie und den fabrikmäßigen Betrieb einzelner Gewerbe; 85 Webwarenfabrikgeschäfte liefern jede Gattung wollener, halbwollener und halbseidener Möbel- und Kleiderstoffe, wollener und halbwollener Damaste, Regenschirm- und andere Stoffe, die nach allen Ländern Europas und in den übrigen Weltteilen reichlichen Absatz finden. Von hoher Bedeutung ist die Strumpf- und Handschuhfabrikation, die durch 80 Firmen vertreten ist, im Stadtbezirke vorzugsweise in geschlossenen Etablissements mit den neuesten Maschinen und Einrichtungen betrieben wird, in der stark bevölkerten Umgegend dagegen ausschließlich die Hausindustrie bildet. Zur Weberei gehören 7, zur Wirkerei 10 Appreturanstalten. Die Zahl der Cartonnagenfabrikanten ist bis zum Jahre 1881 auf 41 gewachsen. Die Etablissements für Zeugdruckerei, welche früher in C. einen Hauptfabrikationszweig bildete, haben zwar eine Abnahme erfahren, um so blühender vertreten dagegen 43 größere und kleinere Firmen die Färberei von seidenen, wollenen, halbwollenen und baumwollenen Garnen und Stoffen, sowie den Druck von Shawls, Cachenez, Kravatten und andern Waren. Die in der Stadt und Umgegend bestehenden 78 Baumwollspinnereien mit 456000 Spindeln konkurrieren mit dem Auslande durch feinere Garne. Die Kammgarnspinnerei ist durch drei, die Floretseidenspinnerei durch zwei Etablissements vertreten. Der Maschinenbau und die mit demselben in mehr oder weniger Berührung stehenden Industriezweige erfreuen sich von Jahr zu Jahr eines immer größern Aufschwungs. In 70 Maschinenfabriken, unter welchen die Sächsische Maschinenfabrik (vormals R. Hartmann), die Chemnitzer Werkzeugmaschinenfabrik (vormals Joh. Zimmermann), die Dampf- und Spinnereimaschinenfabrik, die Sächsische Webstuhlfabrik, die Maschinenfabrik Germania und andere ein bedeutendes Renommee in ganz Europa erworben haben, werden bei günstigem Geschäftsgange gegen 10000 Arbeiter beschäftigt. Neben Lokomotiven und Dampfkesseln werden alle Arten Werkzeugmaschinen, sowie Maschinen für Baumwoll- und Flachsspinnerei, für Brauerei, Bergwerks- und Hüttenbetrieb, mechan. Webstühle, Spul-, Stick- und Nähmaschinen, bis zur kleinsten Hilfsmaschine fabriziert. Hierzu kommen weiter noch 20 Eisengießereien. Die Zahl der vorhandenen Dampfmaschinen belief sich 1879—80 auf 322 mit über 4101 Pferdestärken und 327 zugehörige Dampfkessel. Außer verschiedenen andern Fabriken bestehen in C. und nächster Umgegend 9 chem. Fabriken, 15 Ziegeleien, 5 Bierbrauereien und 9 Buchdruckereien. C. hat 36 Möbel- und 75 Kleidermagazine, welche letztere insbesondere der Gewerbefreiheit ihren Aufschwung verdanken. Während vor dem Deutsch-Französischen Kriege der Exporthandel von C. vielfach über Paris ging, hat er sich jetzt in erfreulicher Weise mehr direkte Verbindungen mit überseeischen Handelshäusern angebahnt. Der Export nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika betrug 1881 im chemnitzer Consulatsbezirke 41300000 Mark. In den J. 1871 und 1872 wurde auch in C. eine große Zahl Aktienunternehmungen gegründet, von denen einige inzwischen wieder liquidiert haben. Gegenwärtig (1880) beträgt die Zahl der im chemnitzer Handelskammerbezirke bestehenden Aktiengesellschaften 54 mit einem Stammkapital von 57 Mill. Mark.

Ursprünglich eine Niederlassung der Sorbenwenden, wurde C. im 10. Jahrh. von König Heinrich I. im Kriege gegen die Sorben durch eine Burgwarte befestigt. Durch Kaiser Otto I. erhielt es 938 die erste christl. Kirche, durch Lothar II. im Anfange des 12. Jahrh. Stadtgerechtigkeit, und unter Kaiser Rudolf von Habsburg erhob es sich zur Reichsstadt. Wie die unter den Sorben einheimische Leinweberei Veranlassung zur Erbauung des Ortes gegeben hatte, weil sich die Gegend zur Anlage großer Bleichen eignete, so wurde auch das fernere Erstehen und Erblühen der Stadt lediglich und unausgesetzt durch gewerbliche Thätigkeit beschafft und erhalten. Neben dem genannten Industriezweige und einer ausgedehnten, durch Regierungsmonopole geschützten Bleicherei erreichte das Tuchmachergewerbe bald einen für damalige Zeiten großartigen Umfang, und als die Stadt 1485 bei der Teilung Sachsens an die Ernestinische Linie kam, war sie eine der blühendsten im Meißnerlande. Auch hier wurde 1539 durch Heinrich den Frommen die Reformation eingeführt und 1546 das reiche, bei der Stadt befindliche, von Lothar 1125 begründete Benediktinerkloster (Schloßchemnitz) aufgehoben. Die Drangsale des Dreißigjährigen Kriegs zerstörten die Stadt 1633—36 fast gänzlich. Die Erwerbsquellen des Friedens waren versiegt, und erst in der letzten Hälfte des 17. Jahrh. erhob sich die Baumwollweberei als ein neuer Nahrungszweig, welcher 1739 schon 2000 Stühle beschäftigte und 20 Jahre später alle deutschen Konsumtionsplätze mit rohen Kattunen versorgte. C. wurde 1765 Sitz der in den umliegenden Dörfern verbreiteten Strumpfwirkerei. Schlüssel aus Hamburg legte hier 1770 die erste sächs. Zeugdruckerei an. Die engl. Piquéweberei wurde 1775, die engl. Handspinnmaschine 1790 durch Forkel und Irmscher, die Baumwollmaschinenspinnerei nach Arkwrightschem System 1799 durch Wöhler und Whitfield eingeführt. Alle diese Gewerbe erhoben C. während der Kontinentalsperre zur höchsten Stufe seines Flors, der aber nach dem Pariser Frieden unter der unglücklichen Handelspolitik des Landes gänzlich herabkam, bis 1833 durch den Beitritt Sachsens zum Zollverein auch für C. eine neue Entwickelungsepoche eintrat. Vgl. Flinzer, «Mitteilungen des Statistischen Büreau der Stadt C.» (Chemnitz 1873 fg.); «Mitteilungen des Vereins für Chemnitzer Geschichte» (Bd. 1, Chemnitz 1876).

Chemnitz (Joh. Hieronymus), Zoolog, geb. 10. Okt. 1730 in Magdeburg, war Geistlicher und starb 18. Okt. 1800 in Kopenhagen. Er schrieb die Fortsetzung von Martinis «Neues systematisches Conchylienkabinett» (11 Bde., Nürnb. 1769—95).

Chemnitz (Martin), einflußreicher luth. Theolog des 16. Jahrh., geb. 9. Nov. 1522 zu Treuenbrietzen in der Mark Brandenburg, erhielt zu Magdeburg seine Schulbildung und studierte zu Frankfurt a. O. und zu Wittenberg, mußte aber seine Studien mehrfach unterbrechen, um als Lehrer zu Kalbe a. S. und zu Wriezen die nötigen Mittel zu erwerben. Er studierte Mathematik und Astronomie, ward zu Königsberg Rektor der Domschule, 1548 Magister und 1550 Bibliothekar des Herzogs Albrecht. Jetzt erst wandte sich C. der Theologie zu; das Auftreten Osianders verleidete ihm Königsberg, er begab sich wieder (1553) nach Wittenberg, wo er Tischgenosse und eifriger Zuhörer Melanchthons wurde. Im J. 1554 begann er Vorlesungen zu halten über Melanchthons «Loci communes», woraus sein dogmatisches Hauptwerk hervorging, die «Loci theologici» (herausg. von Polykarp Leyser, Frankf. 1591). Im J. 1554 siedelte C. nach Braunschweig über, zunächst als Koadjutor des Superintendenten Mörlin, seit 1567 als Superintendent. Hier entfaltete C. eine reiche Thätigkeit als Prediger und Haupt der braunschw. Kirche und als Teilnehmer an den wichtigsten theol. und kirchlichen Verhandlungen jener Zeit. In letztern zeigte sich C. immer mehr als Anhänger der exklusiv luth. Lehrweise und entschiedener Gegner der mildern Melanchthonischen Richtung. Gegen die Melanchthonisch-Calvinische Auffassung des Abendmahls richtete er die Schriften: «Vera et sana doctrina de praesentia corporis et sanguinis Christi in coena Domini» (Lpz. 1560) und «Repetitio sanae doctrinae de vera praesentia corporis et sanguinis Christi in coena» (Lpz. 1561; deutsch von Zanger). Mit Jakob Andreä zusammen ordnete C. nach dem Regierungsantritt des Herzogs Julius das Kirchenwesen des Herzogtums Braunschweig-Wolfenbüttel und entwarf als Lehrordnung das «Corpus doctrinae Julium» (1569). Für die prot. Kirche in Preußen entwarf er zusammen mit Mörlin das «Corpus doctrinae Prutenicum» (1566). In einem Gutachten über den «Wittenberger Katechismus» (1571) wandte er sich gegen den Kryptocalvinismus. Mit Jak. Andreä war er dann eifrig bemüht um Abfassung und Einführung der Konkordienformel. Die immer weiter sich ausdehnende Wirksamkeit der Jesuiten veranlaßte ihn, die gefährlichen Grundsätze derselben aufzudecken und zu bekämpfen in der Schrift: «Theologiae Jesuitarum praecipua capita» (Lpz. 1562). Als von kath. Seite mehrere Verteidigungen der Jesuiten erschienen, sah sich C. veranlaßt, seine Polemik gegen die Lehre der kath. Kirche selbst und zwar gegen die Beschlüsse des Tridentiner Konzils zu richten. So entstand sein gelehrtes Werk «Examen concilii Tridentini» (4 Bde., Lpz. 1865—73; neue Ausg., Frankf. 1707). Er starb zu Braunschweig, nachdem er 1584 sein Amt niedergelegt, 8. April 1586. Die von ihm angefangene «Harmonia evangelistarum» wurde von Leyser und Joh. Gerhard vollendet. Vgl. Lentz, «Dr. Martin Kemnitz. Ein Lebensbild aus dem 16. Jahrh.» (Gotha 1866); Hachfeld, «Martin C. nach seinem Leben und Wirken» (Lpz. 1867).

Sein Sohn, Martin C., geb. 15. Okt. 1561, wurde 1593 Rat des Herzogs Bogislav XIII. von Pommern, 1618 Geheimrat und Kanzler des Herzogs Friedrich von Holstein-Gottorp und starb zu Schleswig 26. Aug. 1627. — Bogislav Philipp von C., einer der fünf Söhne des Letztgenannten, geb. zu Stettin 9. Mai 1605, trat in holländ., dann in schwed. Kriegsdienste, ward auf Empfehlung des Kanzlers Oxenstjerna von der Königin Christina von Schweden zum Rat und Historiographen ernannt, 1648 in den Adelstand erhoben und starb auf seinem Gute zu Hallstad in Schweden 17. Mai 1678. Er ist der Verfasser der unter dem Namen Hippolytus a Lapide erschienenen merkwürdigen Schrift «De ratione status in imperio nostro Romano-Germanico etc.» (1640; 2. Aufl., Freystadt 1647), in welcher die kaiserl. Gerechtsame in ihre Grenzen zurückgewiesen und eine freiere Behandlung des Staatsrechts angebahnt wurde. Auch schrieb C. «Der königl. schwedische

in Deutschland geführte Krieg» (nach der Handschrift herausg., 6 Bde., Stockh. 1855—59).

Chemnitz (Matthäus Friedr.), der Dichter des Liedes «Schleswig-Holstein meerumschlungen», geb. 10. Juni 1815 in Darmstadt, studierte in Kiel Jura und wurde 1840 Advokat in Schleswig. Das genannte Lied, welches 1848—49 und wieder 1863—64 in ganz Deutschland viel gesungen wurde, erschien 1844 in den «Itzehoer Nachrichten»; es wurde von Bellmann komponiert und auf dem Sängerfest zu Schleswig 14. Juli 1844 zum ersten mal vorgetragen. C. mußte nach 1849 seine Heimat verlassen, wurde 1851 Sekretär bei der Maindampfschiffahrt in Würzburg, kehrte 1864 nach Holstein zurück und starb 15. März 1870 in Altona.

Chemnitzer (Iwan Iwanowitsch), russ. Fabeldichter, geb. 1745 in Enotajewsk (Gouvernement Astrachan), stammte von deutschen, angeblich aus Chemnitz in Sachsen eingewanderten Eltern und begann auf des Vaters Wunsch, der Militärarzt war, Medizin zu studieren, konnte aber seinen Widerwillen gegen die Anatomie nicht überwinden und nahm deshalb 1757 Kriegsdienste, aus welchen er nach mehrern Feldzügen 1769 als Lieutenant austrat. Da es ihm an allen Subsistenzmitteln fehlte, war er froh, endlich beim Berg-Kadettenkorps angestellt zu werden. Mit einem seiner Gönner besuchte er 1776 Deutschland, Frankreich und Holland. Hierauf wurde er Hüttenverwalter, mußte aber 1781 sein Amt aufgeben, weil sein Gönner aus dem Dienste getreten war. Um sich und einer alten Mutter den Unterhalt zu sichern, nahm er das ihm angebotene Amt eines Generalkonsuls in Smyrna an, wo er jedoch bald in unheilbare Melancholie verfiel. Er starb 20. März 1784. C. war es, der zu einer Zeit, in welcher der franz. Pseudoklassizismus in Rußland die unumschränkteste Herrschaft übte, der russ. Fabel zuerst den nationalen und zeitgemäßen Charakter verlieh, wodurch sich später die Krylowschen Fabeln auszeichneten. Ein fast kindlicher Charakter, in dem Geist mit Herzensgüte gepaart war, machte ihn Lafontaine ähnlich, von dem er auch manches entlehnt hat, namentlich aber übersetzte er aus Gellert. Seine Fabeln erschienen während seines Lebens anonym (1778—81) und kamen erst 1799 unter seinem Namen heraus. Die besten Ausgaben sind die von Ponomarew (3 Hefte mit Biographie, Mosk. 1836), von Smirdin (Petersb. 1847) und besonders die neueste: «C.s Schriften und Briefwechsel» (herausg. von J. Grot, Petersb. 1873).

Chemsin, s. Chamsin.

Chenavard (Paul), franz. Historienmaler, geb. 9. Dez. 1808 zu Lyon, war Schüler von Hersent, Delacroix und Ingres und bereiste dann Italien. Nach der Februarrevolution erhielt C. den Auftrag, für das Pantheon in 50 großen Gemälden die wichtigsten Momente der Welt- und Kulturgeschichte darzustellen. Als 20 Kartons fertig waren, wurde das Pantheon dem Gottesdienst zurückgegeben; die Kartons, wie: Sintflut, Tod Zoroasters, Trojanischer Krieg, Übergang über den Rubicon, Zeitalter Ludwigs XIV. u. s. w., zeugen von großartiger Auffassung, Klarheit der Darstellung und Verständnis des Geistes der Geschichte. Unter seinen andern Gemälden sind hervorzuheben: Tod des Cato, Tod des Brutus, La divina tragedia.

Chenciny, Stadt im europ.-russ. (poln.) Gouvernement Kielce, an der von Kielce nach Krakau führenden Chaussee, hat ein Schloß, zwei kath. Kirchen, zwei Schulen, eine Synagoge, ein Hospital und 5532 E., worunter viele Juden. In der Umgegend sind Blei- und Silbergruben, auch Marmorbrüche.

Chénebier, franz. Dorf westlich von Belfort, wurde geschichtlich bekannt durch die Kämpfe vom 16. und 17. Jan. 1871, als das franz. Heer unter General Bourbaki in der Schlacht an der Lisaine (s. d.) den rechten Flügel des unter General von Werder zum Schutze der Belagerung von Belfort aufgestellten Heeres zu umgehen versuchte und sich zeitweise dieses wichtigen Punktes bemächtigte. Als die Deutschen schließlich wieder in sicherm Besitze von C. waren, trat das franz. Heer den Rückzug nach der schweizer Grenze an.

Chêne-le-Populeux (Défilé von), s. unter Argonnen.

Chenery (Thomas), engl. Orientalist, wurde 1826 in Bridgetown auf der Insel Barbadoes geboren, studierte in Cambridge Jurisprudenz und widmete sich anfangs der advokatorischen Praxis. Nachdem er sich aber durch einige tüchtige Leistungen auf dem Gebiete der orient., namentlich arab. Litteratur hervorgethan hatte, erhielt er im J. 1868 die von Lord Almoner gegründete Professur des Arabischen in Oxford. Im J. 1870 wurde er in die Kommission berufen, deren Mitglieder die Revision der Übersetzung des Alten Testaments zu besorgen hatten. C. ist außerdem Ehrensekretär der Asiatischen Gesellschaft zu London. Seine Hauptschriften sind: eine mit sachlichen Noten versehene Übersetzung der Makamen des Hariri («The assemblies of Al-Hareeree», Lond. 1867), «Vorlesungen über die arab. Sprache» (1869) und die Ausgabe der von Jehuda Charisi unter dem Titel «Machbereth Ithiël» verfaßten kunstvollen hebr. Übersetzung der Makamen des Hariri nach den Handschriften der Bodleyana in Oxford («Macberoth Ithiel» (Lond. 1872). Seit 1876 ist C., welcher auch Schriften mehr nationalökonomischen Inhalts (z. B. «Suggestions for a railway route to India», Lond. 1869) veröffentlicht hat, einer der Hauptredakteure der «Times».

Chénier (Marie Joseph de), franz. Dichter, geb. 28. Aug. 1764 zu Konstantinopel, wo sein Vater, der als histor. Schriftsteller bekannte Louis de C., damals Generalkonsul war, nahm Anteil am Nationalkonvent und an allen gesetzgebenden Versammlungen bis 1804 und beschäftigte sich in denselben besonders mit öffentlichen Unterrichtsangelegenheiten. Er wurde zum Mitglied des Nationalinstituts ernannt, dessen Stiftung er eifrigst befördert hatte, und nachher Oberaufseher des allgemeinen Unterrichtswesens, mußte aber seine Stelle aufgeben, als sich Napoleon zum Kaiser krönen ließ. Er starb 10. Jan. 1811. Eine Ausgabe seiner sämtlichen Werke erschien (Par. 1826) in 8 Bänden. C. ist der Hauptdramatiker der Revolution. Seine Tragödien, wie «Charles IX» (1789 bis 1798 häufig aufgeführt), «La mort de Calas» (1791), Caïus Gracchus» (1792), «Fénélon» (1793), «Timoléon» (1794), «Philippe II», «Tibère» (sein bestes Trauerspiel), «Brutus et Cassius», haben die Tendenz, die willkürliche Staatsgewalt und die geistliche Tyrannei zu bekämpfen. Außerdem schrieb er Episteln (wie «La Calomnie»), patriotische Hymnen und Lieder, wie «Le chant du départ», von Méhul in Musik gesetzt, und «Veillons

au salut de l'Empire», und ein «Tableau historique des progrès de la littérature française depuis 1789» (6. Aufl., Par. 1834).

Chénier (Marie André de), franz. Dichter, des vorigen ältester Bruder, geb. zu Konstantinopel 29. Okt. 1762, nahm zuerst Militärdienste, wurde dann Attaché der franz. Gesandtschaft in London, zog sich aber 1790 vom öffentlichen Leben zurück. Weil er es gewagt hatte, öffentlich gegen den revolutionären Geist sich auszusprechen, wurde er in Paris verhaftet, vom Revolutionstribunal zum Tode verurteilt und 25. Juli 1794 hingerichtet. Seine 1819 zum ersten mal von de Latouche gesammelten und herausgegebenen Werke (namentlich «Elegien», «Idyllen» und «Jamben») fanden ungemeinen Anklang und übten nachhaltigen Einfluß auf die Dichter der romantischen Schule aus. Sein Name bleibt vorzüglich in Verbindung mit seinen «Elegien» (meistens von 1785—87, vor seinem Aufenthalt in England), seinen «Idyllen» und seinen «Jamben». Die neueste und beste Ausgabe seiner Werke besorgte sein Neffe Gabriel de C.: «Oeuvres poétiques d'André de C.», mit Einleitung und Anmerkungen (3 Bde., Par. 1874); Becq de Fouquières gab heraus: «Oeuvres en prose d'André de C.» (Par. 1872), «Poésies d'André C., édition critique» (1862, zuletzt 1872), «Documents nouveaux sur André C.» (Par. 1875) und «Lettres sur André C.» (1881).

Chenille (vom frz. chenille, d. i. Raupe), ein seiner haarigen Beschaffenheit wegen so benanntes Fabrikat, welches, früher als Putzartikel sehr beliebt, in der neuesten Zeit jedoch mehr und mehr außer Gebrauch gekommen ist. Die Herstellung der C., welche noch in den vierziger Jahren einen selbständigen Fabrikbetrieb bildete, beginnt mit dem Weben eines 8—15 cm breiten taftartigen Bandes, in dessen Kette vier bis sechs einfache Seidenfäden mit zwei bis zwölf Leinenzwirnfäden abwechseln, während der Einschlag ganz aus mehrfädiger Seide besteht. Nachdem das Band mittels einer Schere oder auch einer mechan. Vorrichtung (s. Chenilleschneidemaschine) der Länge nach mitten zwischen den Zwirnfäden hindurch in Streifen zerschnitten ist, werden die an beiden Rändern liegenden Zwirnfäden ausgezogen, und es wird jedes dieser schmalen ausgefaserten Bändchen auf einem Drehrade schraubenförmig um sich selbst gewunden, wodurch es die Form einer rings mit feinen Härchen besetzten Schnur annimmt und so im Aussehen einer behaarten Raupe ähnlich wird. Nach einem andern Verfahren wird das Band ohne Zwirnfäden hergestellt, indem der sonst von diesen eingenommene Raum beim Einziehen der Kette auf dem Webstuhle leer bleibt. Als wohlfeiler Ersatz der echten C. wird öfters das Chenillengewebe mit baumwollener Kette oder selbst ganz aus Baumwolle hergestellt, doch vermögen selbstverständlich derartige Fabrikate die Schönheit der seidenen C. nicht zu erreichen. Auch sind für diesen Fabrikationszweig besondere Maschinen konstruiert worden, mit deren Hilfe das eigentliche Weben umgangen und das Fabrikat aus nur zwei Seiden- oder Baumwollfäden und einem in dichten Schraubenwindungen dazwischengelegten Seidenfaden gebildet wird, wonach dieser sofort durchschnitten und das Ganze gedreht wird. C. wird zu allerlei Besatz, Fransen, Bändern, einer Art Spitzen (Chenilleborden), Haarnetzen, Stickereien u. s. w., ferner zu Galanteriearbeiten, zum Broschieren von Atlas, sowie als Einschlag für abgepaßte Gewebe (Chenillestoffe), Schärpen, Shawls u. s. w., auch zur Erzeugung farbiger Muster, ja selbst zum Weben ganzer Tücher verwendet, welche Stoffe den Eindruck beidrechter Samtgewebe machen.

Chenilleschneidemaschine, eine mechan. Vorrichtung, welche zum Zerschneiden des bandartigen Chenillegewebes (s. Chenille) in einzelne Streifen dient. Bei der dargestellten Maschine, von welcher Fig. 1 die Seiten-, Fig. 2 die Vorderansicht gibt, sind zwischen den Wänden b und b' in Stahlspitzen die Wellen e und g gelagert, auf denen je zwölf kreisförmige Messer verschiebbar sind, um in beliebiger Entfernung voneinander befestigt werden zu können; hinter diesen scherenartig wirkenden Messern sind zwei mit Gummi überzogene Walzen, einesteils zum Festhalten des Chenillebandes, andernteils zum Hinwegziehen desselben nach erfolgtem Schnitt, angebracht. Um die Maschine zu benutzen, wird, nachdem die Schraube r gelöst ist, die obere Messerwelle herausgenommen, das Chenilleband in die Bahn m gelegt und durch Auflegen einer Platte

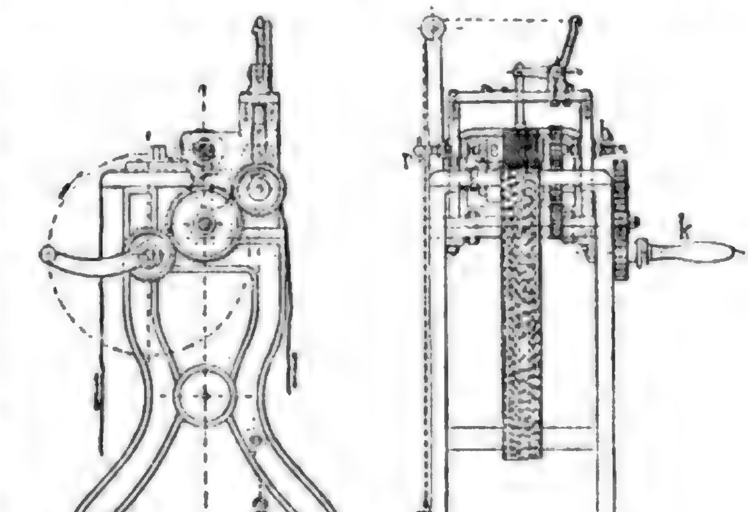


Fig. 1. Fig. 2.

beschwert. Sobald die Kettenfäden des Bandes zwischen die Messer der untern Welle gebracht und von den Walzen gefaßt sind, wird die erstere Welle wieder eingelegt und die Maschine durch Drehen der Kurbel k in Gang gesetzt.

Chenillestoffe, s. unter Chenille.

Chenilleteppiche, eine Art Teppiche, welche, abweichend von der gewöhnlichen Art der Teppichweberei, in folgender Weise hergestellt werden. Zunächst wird ein glattes Gewebe verfertigt, dessen Kette aus einzelnen flüchtig verteilten Gruppen leinener oder baumwollener Fäden besteht, während der sehr dichte Einschlag in den durch das Muster bestimmten Farben aus Kammgarn hergestellt ist. Indem man dieses Gewebe zwischen je zwei Kettenfädengruppen der Länge nach durchschneidet und die so erhaltenen Streifen auf einem rotierenden Haken zusammendreht, bilden

sich behaarte Schnürchen, deren feine Kette, durch den stärkern Einschlag verdeckt, diesem nur zum Halte dient und die in ihrer Färbung das beabsichtigte Muster darstellen. Diese Schnürchen werden in das eigentliche Teppichgewebe, dessen Kette aus Leinengarn besteht, eingeschossen und dem Muster entsprechend sorgfältig aneinandergepaßt, worauf durch Ausbürsten der Chenillefäden auf beiden Seiten ein regelmäßiger Samtflor erzeugt wird. Durch dazwischen eingetragene leinene Grundschußfäden erhält der Stoff Konsistenz und Festigkeit. Da sämtliche bei der Vorarbeit gleichzeitig erhaltenen Chenillefäden dieselbe Musterung zeigen, muß zu ihrer vollständigen Verarbeitung die gleiche Anzahl Teppiche von einerlei Muster fabriziert werden, wenn sich nicht innerhalb des Musters derselbe Faden mehrfach wiederholt. Der Mannigfaltigkeit der Nuancierung ist bei dieser Methode volle Freiheit gelassen, da die Zahl der Farben außerordentlich vermehrt und der Zeichnung jeder beliebige Grad der Feinheit gegeben werden kann.

Chenopodiaceen (Chenopodiaceae), Pflanzenfamilie aus der Gruppe der Dikotyledonen, deren Arten, gegen 500, über die ganze Erde zerstreut sind; die meisten derselben wachsen in der gemäßigten Zone, eine geringere Anzahl ist in den Tropengegenden und in der kalten Zone einheimisch. Es sind meist einjährige oder perennierende Kräuter oder Sträucher, seltener kleine Bäume mit zwitterigen polygamischen oder eingeschlechtlichen Blüten; dieselben besitzen ein einfaches meist drei- bis fünflappiges Perianthium und die Anzahl der Staubgefäße ist gewöhnlich dieselbe wie die der Lappen des Perianths. Die Ausbildung des Gynäceums und der Frucht ist in den einzelnen Gattungen sehr verschieden.

Chenopodium, d. h. Gänsefuß, nannte Linné eine Pflanzengattung aus der nach ihr benannten Familie der Chenopodiaceen, die aus Kräutern mit abwechselnden, gestielten Blättern und kleinen, unscheinbaren, meist grünlichen, in Knäuel, Ähren, Rispen, Trugdolden u. s. w. gruppierten Blüten besteht. Letztere sind bald alle zwitterlich, bald unter die Zwitterblüten eingeschlechtige gemischt; jede besitzt ein fünfteiliges Perigon, welches später in vertrocknetem Zustande die kleine, häutige, einsamige Frucht umhüllt. Die Arten dieser Gattung sind zwar über einen großen Teil der Erde verbreitet, kommen jedoch vorzüglich in Europa und Asien vor. Sie wachsen als Unkräuter auf fettem oder salzhaltigem Boden, auf Schutt, an Wegen, Düngerstätten, Mauern, Hecken und werden in Deutschland der Mehrzahl nach Melde genannt. Doch belegt man mit diesem Namen auch die Gattung Atriplex (s. d.). Die gemeinsten einheimischen Arten sind C. album *L.* mit weißlich bestäubten, dicklichen, eiförmigen, grobgezähnten Blättern, C. viride *L.* mit grünen, länglichen Blättern, C. polyspermum *L.* mit dünnen, grünen, kahlen, ganzrandigen Blättern und verzweigten Blütenähren u. s. w. Von diesen, sowie einigen andern Arten werden die jungen Triebe vielfach als Gemüse gegessen. Weniger verbreitet, doch stellenweise gemein ist die Stinkmelde, C. Vulvaria *L.*, mit niederliegendem Stengel und rhombisch-eiförmigen, dicklichen, weißgrau bestäubten Blättern, welche nach faulen Heringen riecht und einen ekelhaft salzigen Geschmack besitzt. Eine südamerik. Art, C. Quinoa *L.*, die Reismelde, wird in den Anden von Chile als Mehlfrucht gebaut, indem ihre Samenkörner sehr mehlreich sind und wie Hirse zubereitet gegessen werden können. Diese unserm C. album sehr ähnliche, doch durch weiße Samen von demselben (C. album hat glänzendschwarze) verschiedene Art ist auch in Deutschland versuchsweise angebaut worden. Das in Mexiko heimische, in Südeuropa häufig verwildert vorkommende C. ambrosioides *L.* mit lanzettförmigen, entfernt gezähnten, unterseits drüsigen Blättern ist sehr wohlriechend und war ehedem unter dem Namen Herba Botryos mexicanae als magenstärkendes Mittel offizinell. Das in Pennsylvanien wachsende C. anthelminticum *L.* ist bei den Völkern der Vereinigten Staaten als wurmwidriges Mittel beliebt. Der bei so vielen Chenopodien vorkommende pulverige, sich feucht anfühlende Überzug besteht aus mikroskopischen Wachskügelchen.

Chenu (Jean Charles), hervorragender franz. Naturforscher und Militärarzt, geb. 30. Aug. 1808 zu Metz, trat, nachdem er in Paris Medizin studiert, 1829 in das Sanitätskorps, machte den Krimkrieg und die Belagerung von Sewastopol mit und versah lange Zeit die Funktionen des Bibliothekars der Schule der Militärmedizin und Pharmacie von Val de Grace. Man verdankt ihm eine große Zahl wissenschaftlicher Publikationen, namentlich auch die «Illustrations conchiliologiques» (Par. 1847). Das Hauptwerk seines Lebens aber ist die 1850—58 in 22 Bänden unter Mitwirkung verschiedener Mitarbeiter erschienene «Encyclopédie d'histoire naturelle». Von seinen Schriften über Militärsanitätswesen sind zu nennen: «Rapport au conseil de santé des armées sur les résultats du service médico-chirurgical aux ambulances de Crimée et aux hôpitaux militaires français en Turquie pendant la campagne d'Orient en 1854—56» (Par. 1865), «Recrutement de l'armée et population de la France» (Par. 1867), «Statistique médico-chirurgicale de la campagne d'Italie en 1859 et 1860» (Par. 1869), «De la mortalité dans l'armée et des moyens d'économiser la vie humaine; extraits des statistiques médico-chirurgicales des campagnes de Crimée en 1854—56 et d'Italie en 1859» (Par. 1870), «Aperçu historique, statistique et clinique sur le service des ambulances et des hôpitaux de la société française de secours aux blessés des armées de terre et de mer pendant la guerre de 1870—71» (Par. 1874), «Aperçu sur les expéditions de Chine, de Cochinchine, de Syrie et de Mexique» (Par. 1877). Im Dez. 1868 aus dem Militärdienst ausgeschieden, organisierte er während des Deutsch-Französischen Kriegs die Ambulancen der Presse in Paris und leitete sie; er starb 12. Nov. 1879 im Invalidenhotel zu Paris.

Cheops heißt bei Herodot der ägypt. König, welcher die größte Pyramide erbaute. Die Monumente lehren, daß er Chufu hieß, später Schufu ausgesprochen, von Manethos in seiner ägypt. Geschichte zu Suphis gräcisiert. Es war der zweite König der vierten Dynastie und lebte gegen 3000 v. Chr. Seine Pyramide war ursprünglich 146,5 m hoch, höher als das straßburger Münster, und an der Basis 233 m breit, das größte Bauwerk der Erde. Sie bildet den Mittelpunkt einer großen Totenstadt, in welcher die vornehme Welt seiner und der nächstfolgenden Zeit begraben war, und welche uns das älteste reiche Feld ägypt. Darstel-

lungen erschlossen hat. Sein Name steht auf den in der Pyramide verbauten Quadern von den Steinmetzen aufgeschrieben. Von den drei kleinen Pyramiden an der Ostseite der großen soll nach Herodot die mittelste der Tochter des C. von ihren Liebhabern erbaut worden sein, eine Legende, deren Erfindung ohne Zweifel erst in die 26. Dynastie, nicht lange vor Herodot, gehört.

Chepera, ägypt. Gott, s. unter Scarabäus.

Chepewyans, der bedeutendste der zu den sog. Athapaskischen Völkern (s. d.) gehörenden nordamerik. Indianerstämme.

Chephren, hieroglyphisch Chafra, bei Herodot der ägypt. König, welcher, als Nachfolger des Cheops (s. d.), die zweitgrößte Pyramide erbaute. Diese steht südwestlich von der größten. Sie erreichte 138,5 m in der Höhe, und war 216 m breit. Ein großer Aufweg, der zu ihrem Tempel aus der Ebene führte, war bereits vor der 26. Dynastie von elementaren Kräften weggerissen worden und hat nur eine Schlucht zurückgelassen. Links an ihrem Fuße steht noch die kolossale aus dem Felsen gehauene Sphinx, welche ursprünglich ein Bild des C. als Kopf trug, später aber als Gott Harmachis verehrt wurde. Der König soll nach Manethôs 66 Jahre regiert haben.

Chepstow, Stadt in der engl. Grafschaft Monmouth, am Wye, 3 km oberhalb von dessen Mündung in den Severn, hat einen Hafen und zählt (1881) 3585 E., die Schiffbau und Handel mit Holz, Eisen und Kohlen treiben. Über den Wye führt hier eine 182 m lange Eisenbahnbrücke.

Cher, linker Nebenfluß der Loire, entspringt beim Dorfe Cher oder Chard des franz. Depart. Creuse in der Auvergne, in 717 m Höhe, und mündet nach einer Stromentwickelung von 345 km nahe unterhalb Tours. Schiffbar ist er von St.-Aignan an, doch wenig über 75 km weit. Aber er steht mit der Loire durch zwei künstliche Wasserstraßen in Verbindung, durch den Kanal von Montluçon, welcher, 65 km lang, von Montluçon längs des C. bis St.-Amand und weiter führt, und den Berrikanal, der bei Selles aus dem C., 158 km lang, über Vierzon, Bourges zum Seitenkanal (Canal latéral à la Loire) geht, den er unfern Jouet, unterhalb Nevers, erreicht. Die größten Zuflüsse des C. sind: links die Tardes und der Fouzon, rechts die Yèvre mit dem Amon und die Sauldre.

Das Departement Cher, nach dem Flusse benannt, genau das mittelste von Frankreich, hauptsächlich aus dem frühern Oberberri und einem kleinern Teile von Bourbonnais bestehend, bildet eine wellenförmige Ebene, die von einigen waldreichen Hügeln durchzogen wird, großenteils fruchtbar an Getreide, Obst, Wein, Hanf und Flachs, zum Teil aber auch sandig und mit Heidekraut bedeckt ist und ein mildes, angenehmes Klima hat. Ackerbau und Viehzucht wird nur mit geringer Thätigkeit und Umsicht getrieben; am wichtigsten ist noch die Schaf-, Geflügel- und Bienenzucht; auch wird Wein ausgeführt. Die Fischerei gibt einen reichen Ertrag von Lachsforellen, Karpfen u. s. w.; die Waldungen (zusammen 1250 qkm) gewähren ziemlich viel Holz und die zahlreichen Gruben viel gutes Eisen, 500000 t ($^1/_8$ der franz. Produktion), Ocher und Porzellanthon. Auch bricht man vorzügliche Flintensteine. Lebhafte Industrie zeigen die zahlreichen Eisenwerke und Hohöfen, viele Salpetersiedereien, Glashütten, Pottaschefabriken, Ocherschlemmereien, Porzellanfabriken und Gerbereien. Der Handel, gefördert durch die Loire und Kanäle, ist beträchtlich, besonders in Getreide, Eisen, Holz. Das Departement ist 7199,34 qkm groß, zählt (1881) 351008 E. (gegen 345613 im J. 1876 Zunahme 1,5 Proz.) und zerfällt in die drei Arrondissements Bourges, St.-Amand und Sancerre, in 29 Kantone und 291 Gemeinden. Hauptstadt ist Bourges. Vgl. Joanne, «Géographie du département du C.» (Par. 1881).

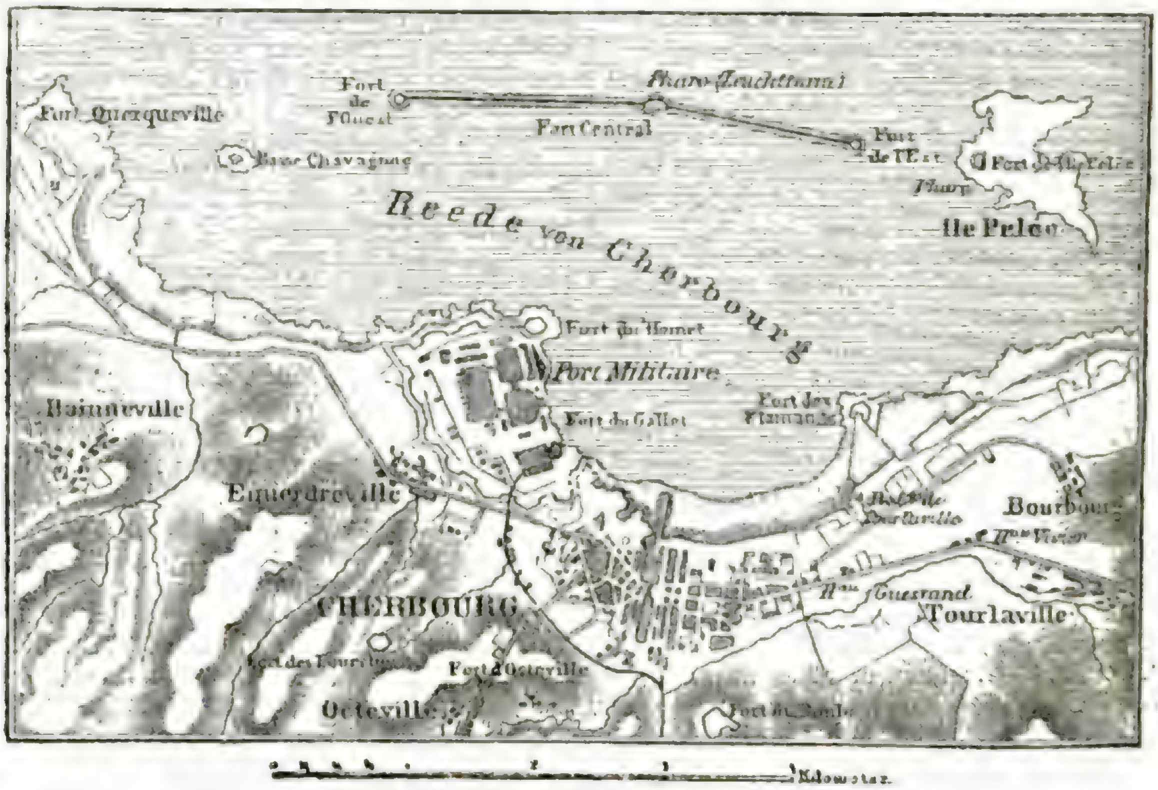
Cherasco, Stadt in der ital. Provinz Cuneo, 2 km vom Zusammenfluß der Stura mit dem Tanaro, an der Bahn Savona-Bra, 34 km nördlich von Mondovi, zählt (1881) 3341, als Gemeinde 9360 E. Bemerkenswert sind die schöne, zu Anfang des 18. Jahrh. vollendete Kuppelkirche Madonna del Popolo und zwei in großartigem Stil erbaute Triumphbogen. — C. war bereits zur Zeit der Römer eine bekannte Stadt und im Mittelalter eine der besten Festungen Norditaliens. Die Werke wurden jedoch 1801 von den Franzosen geschleift. Im J. 1631 wurde zu C. der Friede unterzeichnet, welcher den mantuanischen Erbfolgekrieg zwischen Österreich und Frankreich beendigte.

Cheraskow (Michail Matwéjewitsch), epischer Dichter Rußlands, geb. 25. Okt. 1733, lebte vorzugsweise in Moskau, woselbst er an der Universität verschiedene Chargen bekleidete, zuletzt (1778—1801) die eines Kurators. Er war von lebhaftem Eifer für die Förderung der vaterländischen Litteratur beseelt, seine eigenen Heldengedichte «Rossiada» (1786), eine histor. Darstellung der Eroberung Kasans, und «Wladimir» (1789), welches die Bekehrung Rußlands zum Gegenstande hat, sind jedoch ohne poetischen Wert und wurden bald vergessen. Seine übrigen Werke, Tragödien, novellenartige Dichtungen in prosaischer Form, Fabeln u. s. w. sind ebenfalls vergessen. Einzelnes aus seinen Werken («Tworenija», 12 Bde., Mosk. 1796) ist ins Französische, das Gedicht «Die Schlacht von Tschesme» ins Deutsche (Petersb. 1773) übersetzt worden. C. starb in Moskau 9. Okt. 1806. Eine Biographie C.s findet sich im «Russ. Archiv» (1873).

Cherbourg (Coriallum, Caesaris burguo), erster Kriegshafen Frankreichs und Handelshafen, Hauptstadt des ersten Seebezirks und eines Arrondissements im franz. Depart. La Manche, liegt an der Mündung der Divette, im Hintergrunde einer nahezu kreisförmigen, 8 km breiten Bucht, welche die in den Kanal vorspringende normann. Halbinsel Cotentin (die nordwestlichste Spitze Frankreichs), 22 km östlich vom Kap La Hague, bildet, und ist durch die 371 km lange Hauptlinie der Westbahn mit Paris verbunden. Die Entfernung von dem engl. Kriegshafen Portsmouth beträgt 135 km. Die Stadt, gut, aber altertümlich gebaut und mit reizenden Spaziergängen versehen, ist Sitz eines Tribunals erster Instanz, eines Handels- und Marinegerichts, einer Artilleriedirektion, und hat ein Kriegsarsenal, ein schönes Civilhospital, ein neues Marinehospital, eine Börse, eine Handelskammer, ein Kommunal-Collége, eine Hydrographische Schule, eine Stadtbibliothek nebst Antiquitäten- und Naturalienkabinett, eine Bibliothek von 13000 Bänden, eine Gemäldesammlung (Musée Henri), eine Acker- und Gartenbaugesellschaft, ein Theater und Seebäder. Vor dem Stadthause steht eine bronzene Reiterstatue Napoleons I. (seit 1857) und ein kleiner Obelisk zu Ehren des Herzogs von Berri (seit 1817). C. zählt (1881) 35333 E. Seine

Industrie umfaßt alle Gewerbe, welche die Arbeiten im Arsenal und in den Werften bedingen, außerdem Fabrikation von Chemikalien, gedruckten Kattunen, Strümpfen, Blonden, sodann Spinnerei, Gerberei, starke Fischerei und Ausrüstung zum Stockfischfang. Der Handel liefert England und dessen Kanalinseln Eier, Geflügel und Vieh, bringt gesalzenes Fleisch und Provisionen für die Kolonien zur Ausfuhr, außerdem Seegras, Soda und Salz, wogegen die Einfuhr hauptsächlich aus Holz, Eisen, Hanf, Flachs, Erdpech und Kolonialwaren besteht.

Der an der Mündung der Divette gelegene Handelshafen faßt 240 Schiffe und besteht außer dem Vorhafen aus einem Bassin von 408 m Länge und 127 m Breite, mit einer 20 m breiten Schleuse, welche zur Ebbezeit das Wasser innenhält. Der Vorhafen hat granitene Molen von 600 m Länge. Weit größere Bedeutung hat C. durch seinen Kriegshafen erlangt, ein Prachtwerk der Hydrotechnik und einer der größten und stärksten, die es gibt. Ludwig XIV. ließ den Bau 1686 durch Vauban beginnen; Napoleon I. gab die frühern Wasserbauwerke auf, in deren Schutze bei günstigem Winde nur etwa 40 Linienschiffe sicher ankern konnten, und dekretierte als Erster Konsul 15. April 1803 den Bau des Kriegshafens an der Westseite der Bucht von C., getrennt von der Stadt. Denselben sollten drei gesonderte Bassins bilden, ein Vorhafen, ein Flutbassin und ein Hinterhafen, der erste zum Ein- und Auslaufen, der zweite zur Aufnahme der ausgerüsteten Fahrzeuge, der dritte zur Ausrüstung derselben. Nach diesem Prinzip ist seitdem streng verfahren und der Plan des Oheims von Napoleon III. in seiner ganzen Großartigkeit vollendet worden. Zunächst wurde das Bassin des Vorhafens aus dem Felsboden gesprengt und 27. Aug. 1813 in Gegenwart der Kaiserin Marie Luise inauguriert. Dieser Vorhafen ist 222 m lang, 136 m breit. Die Tiefe beträgt 9,5 m unter der niedrigsten Ebbe und 19 m unter dem Niveau des Arsenals. Der Eingang von der Reede zum Vorhafen ist, durch keine Schleuse geschlossen, 64 m breit, hat jedoch bei niedrigster Ebbe nur 4,87 m Wasser. Es können deshalb die großen Schiffe nur zur Zeit der Flut ein- und auslaufen. Nach Vollendung des Vorhafens schritt man zur Herstellung des Flutbassins (Bassin à flot) im Norden desselben durch Aussprengung eines Docks, das 25. Aug. 1829 vollendet wurde. Es hat die Gestalt eines Rechtecks von 291 m Länge und 217 m Breite und gleiche Tiefe wie der Vorhafen, mit dem es durch eine Schleuse von 13 m Breite in Verbindung steht. Das Bassin Napoleon III., im Westen der beiden andern, 28. Juni 1836 in Angriff genommen und 7. Aug. 1858 von Napoleon III. in Gegenwart der Königin Victoria von England eingeweiht, ist größer und nur wenig tiefer als jedes der beiden andern Bassins, 420 m lang, 200 m breit. Es steht mit beiden durch Schleusen in Verbindung und kann 14 Linienschiffe aufnehmen, während in allen drei Bassins (22 ha Fläche) 40 Linienschiffe Platz finden. Außerdem vermögen aber noch 30 Linienschiffe auf der durch einen 3780 m langen Damm geschützten Reede unter allen Wetterverhältnissen sicher zu ankern. Zwei breite Einfahrten führen im Westen (2300 m) und Osten (1000 m) zur Reede. Die drei Bassins, namentlich der Hinterhafen, sind von allen möglichen Etablissements, Werkstätten, Docks u. s. w. umgeben, die zum Neubau, zur Ausrüstung und Verproviantierung von Kriegsschiffen jeden Ranges notwendig. Das Arsenal hat fast die Form eines Rechtecks von 755 m Länge und 565 m Breite und bedeckt 1416 ha.



Topographische Lage von Cherbourg.

Hafen und Stadt sind außerordentlich stark befestigt. Fort Homet und Fort von Point de Flamands beherrschen die Reede und den Hafeneingang, und eine Kette von zahlreichen Forts und Redouten, auf den Spitzen des den Hafen und die Stadt im Halbkreise umgebenden Höhenzugs errichtet, bilden eine äußere Verteidigungslinie nach

der Landseite, nur 1130 m von der Küste entfernt, sodaß auch diese die Reede, im Fall eines Angriffs von der Seeseite, beschießen können. Die großartigsten Verteidigungswerke der Reede und des Hafens liegen jedoch auf dem 1784—1853 errichteten Damm. Derselbe besteht aus ins Meer versenkten Felsmassen von 200 m Breite, erhebt sich bis an die Meeresfläche in schräger Fläche und hat oben eine bis 60 m breite Plattform, auf welcher die große Seemauer steht. Er ist an der Krone 9 m dick und 9,28 m über dem Niveau des Tiefwassers hoch und hat 66820000 Frs. gekostet. Der Damm trägt drei mit den schwersten Geschützen bewaffnete Forts (Central, Musoir-Ouest und Musoir-Est) und zwischen diesen fortlaufende Reihen von Batterien. Das Fort du Musoir de l'Est und die stark befestigte Insel Pelée verteidigen den östl. Eingang zur Reede; der westl. Eingang wird durch das in der Mitte auf einer Klippe errichtete Fort, Basse Chavagnac, verteidigt. C.s Reede hat fünf Leuchtfeuer (auf den drei Forts des Wellenbrechers, der Insel Pellé und auf Fort Querquille im Westen), von denen drei auf 16 km Entfernung sichtbar sind. Im April 1882 beschloß die franz. Regierung, die Hafenanlagen von C. durch ein neues, in Felsen auszusprengendes, zur Aufnahme der größten Panzerschiffe geeignetes Bassin, dessen Herstellung auf 40 Mill. Frs. veranschlagt ist, zu erweitern.

C. war ursprünglich ein festes Schloß; 1066 wird ein Graf Gerbert von C. im Heere Wilhelms des Eroberers bei Hastings genannt. König Philipp August von Frankreich erteilte dem «Hafenort» C. das Recht des Handels nach Irland; 1295 nahmen ihn die Engländer; 1298 wurde der bereits zur Stadt entwickelte Ort von den Franzosen wieder eingenommen, im Juli 1346 von den Engländern geplündert, die hier eine franz. Flotte verbrannten; 1378 warfen die Engländer eine angreifende franz. Armee zurück. Im 14. und 15. Jahrh. war es ein gewöhnlicher Landungsort der Engländer und wurde mehrmals von diesen und den Franzosen belagert. C. kapitulierte 29. Sept. 1418 an den Herzog von Gloucester und 12. Aug. 1450 nach 40tägiger Belagerung an die Franzosen, denen es fortan verblieb. Von Karl VII. stärker befestigt, erhielt die Stadt von Ludwig XI., Franz II. und Heinrich IV verschiedene Privilegien. Im Aug. 1758 landete die engl. Flotte unter Howe, zerstörte sämtliche Festungswerke und plünderte die Stadt; 13. April 1814 landete hier der Herzog von Berri und 16. Aug. 1830 schiffte sich hier der Exkönig Karl X. nach England ein.

Cherbuliez, eine einflußreiche Familie zu Genf, deren Glieder sich durch ihre wissenschaftliche und litterarische Thätigkeit auch im Auslande einen ehrenvollen Ruf begründet haben. — Abraham C., welcher als Buchhändler zu Genf sein Geschäft zu dem bedeutendsten der Stadt erhob, hatte drei Söhne. Der älteste Sohn, André C., geb. 1795, lebte nach Beendigung seiner theol. Studien bis 1825 als Hauslehrer erst bei einer engl. Familie meist in Italien, dann bei dem Fürsten Dolgoruki in Paris. Nach Genf zurückgekehrt, widmete er sich einige Zeit dem Predigeramte, bis er 1832 die Direktion der ersten Klasse des Collège und 1840 die Professur der lat. Litteratur an der genfer Hochschule erhielt, welche er nach der Revolution 1846 mit der der alten Litteratur vertauschte. Er starb zu Genf 14. Juni 1874. Von seinen Schriften haben «De libro Job» (Genf 1829), «Essai sur la satire latine» (Genf 1829) und «La ville de Smyrne et son orateur Aristide» (Genf 1863) wissenschaftlichen Wert. Sein Sohn ist Victor C. (s. d.). — Sein Bruder, Antoine Elisée C., geb. 29. Juli 1797, habilitierte sich 1826 zu Genf und erhielt später an der dortigen Hochschule eine Professur der Rechte und der polit. Ökonomie. Er nahm thätigen Anteil an der Regierung seiner Vaterstadt und machte sich teils als Redacteur einiger einflußreicher Zeitschriften, teils durch jurist., polit. und nationalökonomische Werke bekannt. Zu letztern gehören vor allem «L'utilitaire» (3 Bde., Genf 1828—30), worin er die Ansichten Benthams und Dumonts verteidigte und modifizierte; ferner «Richesse et pauvreté» (Par. 1841), «Théorie des garanties constitutionnelles» (2 Bde., Par. 1838) und «De la démocratie en Suisse» (2 Bde, 1843). Infolge der Revolution von 1846 mit seinen polit. Freunden von den öffentlichen Angelegenheiten seines Kantons ausgeschlossen, legte er seine Professur nieder und wandte sich nach Paris, wo er vielfach journalistisch thätig war und gegen die Sozialisten, besonders gegen Proudhon, schrieb. Nachdem er 1853 nach der Schweiz zurückgekehrt, lehrte er an der Akademie zu Lausanne, bis er später als Professor der polit. Ökonomie an das Polytechnikum nach Zürich berufen ward. Die Ergebnisse seiner staats- und volkswirtschaftlichen Studien hat C. seitdem im «Précis de la science économique» (2 Bde., Par. 1862) zusammengefaßt. Er starb 14. März 1869 in Zürich. — Der dritte Bruder, Joel C., geb. 1806, übernahm das väterliche Geschäft und beteiligte sich vor 1846 thätig an der Regierung des Kantons. Von 1848 bis 1853 war er einer der Hauptredacteure der «Bibliothèque universelle». In einer Art von Roman: «Le lendemain du dernier jour d'un condamné» (Par. 1829), versuchte er eine Parodie und Kritik von Victor Hugos Buch gegen die Todesstrafe. Außerdem redigierte er zwei konservative Blätter und schrieb Artikel über genfer Zustände in die «Revue des deux Mondes», die Veranlassung zu einer lebhaften Polemik wurden. Er starb 8. Nov. 1870 in Genf. — Adrienne C., die jüngste Schwester, geb. 1804, übertrug in Verbindung mit Joel C. eine Auswahl von Zschokkes Erzählungen (12 Bde., Par. 1830—32), sowie mehreres von H. von Kleist (3 Bde., Par. 1832) in das Französische. — Die älteste Schwester, Madame Tourte-C., geb. 1793, gest. 1863, verfaßte einige sehr ansprechende Erzählungen, von denen «Annette Gervais» in das Holländische und Deutsche (Hamb. 1843) überging, sowie einige Romane, unter denen «Le journal d'Amélie» der gelesenste ist.

Cherbuliez (Victor), franz. Schriftsteller, geb. im Juli 1829 zu Genf, Sohn André C.', besuchte das dortige Gymnasium, studierte in Genf Mathematik, in Paris Sanskrit, in Bonn klassische Philologie, in Berlin Philosophie und war dann bis 1864 Lehrer in Genf. Infolge seiner Schrift «A propos d'un cheval, causeries athéniennes» (1860; 2. Aufl. unter dem Titel «Un cheval de Phidias» 1864; deutsch, Jena 1861), worin er geistvolle Betrachtungen über das Wesen der bildenden Kunst anstellt, wurde C. in die Redaction der «Revue des deux Mondes» berufen, für welche Zeitschrift er mehrere geistvolle, wiewohl zum Teil in einem manierierten Stil geschriebene Romane verfaßte.

Von denselben sind hervorzuheben: «Le comte Kostia» (1862; deutsch, Jena 1864), «Le prince Vitale. Essai et récit à propos de la folie du Tasse» (1864), «Paule Meré» (1865), «Le roman d'une honnête femme» (1866; deutsch unter dem Titel «Isabelle», Berl. 1867), «Prosper Randoce» (1867), «Le grand-œuvre; entretiens sous un châtaignier» (1868), «L'aventure de Ladislas Bolski» (1870; deutsch, Wien 1871), «La revanche de Joseph Noirel» (1872), «Meta Holdenis» (1873), «Miss Rovel» (1875), «Le fiancé de M^{elle} Saint-Maur» (1876), «Samuel Brohl et C^{ie}» (1877), «L'idée de Jean Têterol» (1878), «Amours fragiles» (1880), «Noirs et rouges» (1881). Außerdem veröffentlichte C. «Études de littérature et d'art» (1872), «L'Allemagne politique après la paix de Prague» (1870; deutsch, Bern 1870), «Hommes et choses d'Allemagne» (1877), «L'Espagne politique» (1874). Auch ist C. der Verfasser der in der «Revue des deux Mondes» unter dem Namen G. Valbert erscheinenden, auf die ausländische Litteratur und Politik bezüglichen Artikel. Zwei seiner Romane hat C., aber mit wenig Erfolg, dramatisch bearbeitet: «Samuel Brohl et C^{ie}» und «L'aventure de Ladislas Bolski». Seit 1882 ist er Mitglied der Akademie in Frankreich.

Cherem (hebr.), Bann, Bannfluch, s. unter Anathema.

Cherif Pascha, ägypt. Minister, s. Scherif Pascha.

Cherokees oder Cherokesen, in ihrer eigenen Sprache Tselake, die verhältnismäßig civilisiertesten unter allen nordamerik. Indianern, sind ein mit den Creeks in naher Verbindung stehender und wie diese zur Apalachischen Gruppe gehöriger Stamm. Ihre frühern Wohnorte bis zum J. 1830 waren die Staaten Alabama, Georgia, Mississippi, Tennessee und der westl. Teil von Florida, und es umfaßte ihr Land ein Areal von etwa 275000 qkm. Vorher schieden sie sich streng, auch sprachlich, in die bergbewohnenden Ottare und in die Ayrate der Thäler. Sie waren von Anfang an für die engl. Niederlassungen günstig gestimmt, wurden aber bald von diesen in Kriege verwickelt, die 1761 mit ihrer Unterwerfung endeten. Als 1829 zwischen ihnen und dem Staate Georgia Streitigkeiten ausbrachen, beschloß die Bundesregierung, die C. nach Arkansas zu versetzen. Nachdem man sie umsonst durch Bestechung ihrer Häuptlinge zum Verkauf ihrer Ländereien zu bewegen versucht, kam 1835 ein teilweiser Vertrag mit ungefähr 600 von ihnen zu Stande, gegen den 15000 C. aufs feierlichste protestierten. Dessenungeachtet erklärte der Kongreß 14. März 1836 den Traktat als einen Akt der Nation. Zwei Jahre später zwang General Scott an der Spitze von 2000 Mann die C. zur Auswanderung nach dem Indianergebiete, westlich von Arkansas. Der ihnen angewiesene Bezirk im Norden und Osten des Indianergebietes enthält zwischen dem 36. und 38. Breitengrade 39715 qkm, auf welchen 1853 19367 Seelen lebten. Das Land ist fruchtbar und eignet sich besonders für Ackerbau und Baumwollkultur. Die C. haben jetzt eine Schriftsprache und überhaupt nicht unbedeutende Fortschritte in der Civilisation gemacht. Sie haben feste Wohnsitze gegründet und treiben verschiedene Handwerke neben Ackerbau und Viehzucht. Georg Gueß (Sequoyah), ein Cherokese, bildete 1826 auf Grund verschiedener den Büchern der Europäer entnommener Zeichen ein Silbenalphabet, mittels dessen es ihm gelang, seine Landsleute schreiben zu lehren; ja sie haben sich sogar eine polit. Organisation gegeben, die den Einrichtungen und der Verfassung der nordamerik. Staaten nachgebildet ist. Sie leben in gutangelegten Dörfern, haben geschriebene Gesetze, eine Druckerei, Zeitung, Übersetzung des Neuen Testaments und Gesangbücher. Im J. 1876 zählten sie nur noch 17517 Köpfe. Die Vereinigten Staaten zahlen ihnen jährlich die Zinsen von dem ihnen 1835 als Übersiedelungspreis angewiesenen und jetzt 1580975 Doll. betragenden Kapital. Bisjetzt haben die C. ihr Land noch zu erhalten gewußt, obgleich schon zweimal im Kongreß der Versuch gemacht ward, es unter dem Namen Oklahoma in ein Territory zu verwandeln.

Cherronesos, s. Chersonesus.

Cherryinsel, s. Bäreninsel.

Chersiphron, von Knossos auf Kreta, wird als der erste Baumeister des berühmten Tempels der Artemis (Diana) zu Ephesos (s. d.) genannt, dessen Bau im 7. Jahrh. v. Chr. von ihm begonnen wurde und 120 Jahre gewährt haben soll, und der 356 v. Chr. von Herostratos (s. d.) angezündet ward.

Cherso, österr. Insel im Quarnerobusen des Adriatischen Meeres, zur Markgrafschaft Istrien, Bezirkshauptmannschaft Lussin, gehörig, 68 km lang und bis 2 km breit, vom Festlande durch den Farasinakanal, von der Insel Veglia im O. durch den Mazzokanal getrennt. Sie ist 399 qkm groß, und zählt (1881) 9558 E. Die Insel ist ein schmaler Rundrücken, auf welchem sich der Syß 638 und der Chelm 483 m hoch erheben. Der nördl. Teil ist gut bewaldet. Der Hauptort ist die Stadt Cherso mit 4670, als Gemeinde 7910 E., an der Westküste. Sie hat mehrere Kirchen und Klöster und einen Hafen, und treibt Fischfang, Schiffahrt und Handel mit Wein und Südfrüchten. An derselben Küste liegt der Marktflecken Ossero mit 284 E., ein ehemaliger Bischofssitz mit schöner Domkirche. Hoch über dem in 12 m Höhe gelegenen Süßwassersee Vrana steht in 190 m Höhe das Gasthaus Vrana.

Cherson, Gouvernement in Südrußland, welches im W. an Bessarabien und Podolien, im N. an Kiew und Pultawa, im O. an Jekaterinoslaw und Taurien, im S. an das Schwarze Meer grenzt und den größern Teil von Neuserbien und die westl. Nogay- oder Oczakowsche Steppe begreift, hat einen Flächeninhalt von 71282,8 qkm und (1879) 1765302 E. Das Land ist größtenteils eine trockene, einförmige, gegen N. sich allmählich erhebende Steppe mit fetten Weiden und von mehrern Gewässern und Schluchten durchschnitten. An der Küste ist der Boden dürr und mager, überall mit Eisenteilen geschwängert und, weil sehr viele Salzpflanzen auf ihm wachsen, vorzüglich zur Schafzucht geeignet. Im Innern zeigt sich aber das Land fruchtbar und wird von hohem Gras und aromatischen Kräutern bedeckt. Waldungen sind nicht vorhanden. Das Klima ist gemäßigt, aber nicht beständig. Die Hitze steigt im Sommer bis zu + 30° R. im Schatten, die Kälte im Winter bisweilen bis zu — 28° R. Seit die Russen sich des Landes bemächtigt, wurde vorher das öde und beinahe unbewohnte Land teils durch deutsche, teils durch bulgar. Kolonisten angebaut und bevölkert. Gegenwärtig werden alle Getreidearten gewonnen; auch hat man bei Odessa Versuche mit der Baumwollstaude gemacht, die jedoch kein befriedigendes Resultat geliefert haben. Gemüse, Obst, Melonen

gedeihen in Menge und vorzüglicher Güte, und Maulbeer-, Pfirsich- und Aprikosenbäume kommen gut fort. Die bedeutendsten Flüsse sind der Dnjepr und der Dnjestr; jener nimmt den Ingulets und Bug auf, welche, wie die beiden Hauptflüsse, zur Herbeiführung des mangelnden Holzes, zur Belebung eines wichtigen Handels und zur Ausfuhr des Getreides dienen. Die reichen Weiden ernähren eine große Menge Pferde, Rindvieh und Büffel; sehr wichtig ist die Zucht des Schafs, besonders des breitschwänzigen. Auch Jagd und Fischfang bieten einen wichtigen Nahrungs- und Erwerbszweig dar. Von Bedeutung ist der ausländische Handel; Hauptgegenstände desselben sind Holz, Schaffelle, Talg, Kaviar, Fische, Hornvieh, Pferde, Schafe, Tabak und Getreide. Die Bewohner sind Groß- und Kleinrussen, Kosaken, Polen, Serbier, Bulgaren, Moldauer, Griechen, Armenier, Deutsche und Osmanen. C. ward zum Teil erst 1792 im Frieden zu Jassy von der Pforte an Rußland abgetreten und zerfällt jetzt in sieben Kreise: C., Aleksandria, Jelissawetgrad, Ananjew, Odessa, Tiraspol und Nikolaew.

Die befestigte Hauptstadt Cherson liegt am rechten Ufer des Liman des Dnjepr und hat 128079 E. Die vier Hauptteile der Stadt bilden: die Festung mit einer Kirche, der Münze, dem Zeughause und einer Stückgießerei; die Seemagazine und Schiffswerfte; die griech. Vorstadt mit einem Kaufhofe und die Soldatenvorstadt. Die Stadt besitzt zehn Kirchen, ein Gymnasium, ein Seminar, eine Schiffahrts-, eine Kreis- und zwei Pfarrschulen, ein Observatorium, 11 Wollwäschereien, 10 Talgschmelzereien, Sägemühlen und andere Fabriken mit einer jährlichen Produktion von 212000 Rubeln. Der Hafen zu C., mit einer gut eingerichteten Quarantäneanstalt, war früher der Hauptkriegshafen für die Flotte des Schwarzen Meers, ist aber jetzt verschlämmt. Jährlich laufen daselbst gegen 400 griech. platte Fahrzeuge ein. Die Ausfuhr an Bauholz, Woll- und Holzwaren beläuft sich auf weit über 1 Mill. S.-Rubel. Die Stadt ward erst 1778 angelegt und nach dem altgriechischen C. in der Krim benannt. Als 1787 Joseph II. und Katharina II. in C. zusammentrafen, wurde hier unter den glänzendsten Festen ein Bund gegen die Pforte geschlossen. In der Nähe von C. sind die Gräber von Potemkin und Howard. Im Kreise C. liegt oberhalb der Stadt am Dnjepr die Landstadt Berislaw oder Borislaw mit 8078 E., in deren Nähe in den J. 1804 und 1805 die deutschen Kolonien Klosterdorf, Mühlhausen, Schlangendorf und Altschweden am Dnjepr angelegt wurden.

Chersonesos (alte Stadt), s. u. Sewastopol.

Chersonēsus oder Cherronēsos, das griech. Wort für «Halbinsel» überhaupt, ist eine in der geogr. Nomenklatur der Alten häufige Benennung für Halbinseln, Landspitzen und einzelne Städte. Die bekanntesten und bedeutendsten sind die Chersonesus Thracica, die lange gegen Südwesten gestreckte, schmale Halbinsel zwischen dem Thrazischen Meere und dem Hellespont, welche bei der Stadt Kardia durch einen etwa 7 km breiten Isthmus, der im Altertum durch eine Quermauer abgeschlossen war, mit dem Festlande Thraziens zusammenhängt (die jetzige Halbinsel der Dardanellen oder von Gallipolis), und die Chersonesus Taurica oder Scythica, die von Norden her in den Pontus Euxinus (das Schwarze Meer) vortretende, im Osten von der Maiotis (dem Asowschen Meere) bespülte Halbinsel, welche die alten Geographen nach Größe und Gestalt mit dem Peloponnes verglichen (die jetzige Halbinsel Krim). Der eine besondere Halbinsel bildende östlichste Teil dieser Halbinsel, welcher die Maiotis gegen Süden abschließt, das Gebiet der Stadt Pantikapäon (jetzt Kertsch), führte den Sondernamen Chersonēsus Tracheia; die südwestl. Spitze, mit der (auch Cherronesos genannten) Stadt Herakleа (in der Gegend des jetzigen Sewastopol) wurde die Herakleotische Chersonesus genannt (vgl. über diese P. Becker, «Die Herakleotische Halbinsel in archäol. Beziehung», Lpz. 1856). Die lange und schmale Landzunge Kariens, auf welcher die Stadt Knidos lag, wurde die Bubassische oder Knidische Chersonesus, die jetzige jütische Halbinsel die Kimbrische Chersonesus, die jetzige Halbinsel Malakka in Hinterindien die Chryse Chersonesus (lat. Chersonesus aurea) genannt.

Außerdem führten mehrere Städte und zahlreiche Küstenvorsprünge in verschiedenen Teilen Griechenlands den Namen C. ohne weitern Zusatz.

Cherub (hebr.), in der Mehrheit Cherubim, ist der Name eines geflügelten Wundertiers mit menschlichem Antlitz, welches der Hebraismus fast immer in Verbindung mit Jahve und als Träger seiner Gegenwart darstellt. Der Cherubim gedenkt das Alte Testament zuerst als Wächter des Paradieses, wo sie mit flammendem Schwert dem aus dem Garten Gottes, d. h. aus der unmittelbaren Nähe Gottes vertriebenen Menschenpaare die Rückkehr wehrten. Im Allerheiligsten der Stiftshütte und später in dem des Tempels waren sie, aus getriebenem Metall gearbeitet, über der Kaporeth, d. i. dem goldenen Deckel der Bundeslade, so angebracht, daß sie aus ihr zu steigen schienen. Auch fanden sich Cherubimfiguren in die Zeuge des Allerheiligsten eingewirkt. Wie sie hier als Sinnbilder der über der Bundeslade schwebenden göttlichen Gegenwart, der Schechina, erscheinen, so heißt es auch sonst von Jahve, daß er über den Cherubim throne, oder daß er im Gewitter auf den Cherubim einherfahre wie auf Windesfittichen. Als Träger des Thronwagens Gottes oder als dessen geflügeltes Gespann erscheinen sie auch in den Visionen des Propheten Ezechiel. Hier haben sie die Gestalt eines Menschen, dessen Kopf außer dem menschlichen Angesicht noch das eines Löwen, eines Stiers und eines Adlers besitzt. Sie sind mit vier Flügeln versehen, von denen zwei, wagerecht ausgespannt, den Wagen Jahves tragen und zum Fliegen dienen, während die beiden andern den Körper decken; unter den Flügeln befinden sich die Hände, neben ihnen Doppelräder, und ihr ganzer Leib, Hände, Flügel und Räder, ist mit unzähligen Augen übersäet. Der von den Cherubim getragene Thronwagen erscheint als eine große Krystallfläche gleich dem Himmelszelt, darunter die Räder und die wagerecht ausgespannten Fittiche der Tiere. Etwas anders ist die Schilderung in der Offenbarung des Johannes. Hier umstehen vier Cherubim, ganz mit Augen bedeckt, ein jeder mit sechs Flügeln versehen, den Thron Jahves; von ihnen hat der erste das Gesicht eines Menschen, der andere das eines Löwen, der dritte das eines Stiers und der vierte das eines Adlers, was sehr frühzeitig Veranlassung zu den vier symbolischen Bildern der Evangelisten gab, indem man dem Matthäus den Menschen, dem

Markus den Löwen, dem Lukas den Stier und dem Johannes den Adler beigesellte.

Der jüd.-hellen. Philosoph Philo, welcher ein eigenes Werk über die Cherubim schrieb, glaubte in ihnen eine Allegorie der Himmelskörper zu finden; andere jüd. Gelehrte und die meisten christl. Kirchenväter sahen in ihnen Engel, die Dionysius Areopagita in seiner «Hierarchia coelestis» zu einer besondern Klasse der ersten Hierarchie machte. Für Engel wurden die Cherubim auch von den meisten Theologen gehalten, bis J. D. Michaelis dieselben für eine poetische Fiktion erklärte und Herder in seinem «Geist der hebr. Poesie» sie als allegorische Gestalten religiöser Phantasie mit den goldbewachenden Greifen und andern tierischen Wundergestalten verglich. Die neuere buchstabengläubige Schriftauslegung behauptet wieder die «objektive Realität» der Cherubim als höherer, Gott zunächststehender Geister. Die wissenschaftliche Theologie dagegen hält an der durch Michaelis und Herder angebahnten Auslegung fest. Der ursprünglich pers. Name K'rûb bedeutet soviel wie «Greif», bezeichnet also den Wundervogel Greif, auf welchem der griech. Gott Okeanos durch die Lüfte fährt, ganz in gleicher Weise, wie der indische Vischnu auf dem hellstrahlenden Vogel Garuda reitet, welcher unter dem Namen Harud (neben Marud) wieder als mohammed. Engel erscheint. Zudem werden die Greife, welche in den asiat. Sagen den Hort des Goldes auf dem Götterberg (Meru) im hohen Norden, wie die Cherubim den Lebensbaum des Paradieses, hüten, von den Griechen gleichfalls als gefiederte Wesen mit Löwenklauen, Flügeln, Adlerschnäbeln und flammenden Augen beschrieben. Die Mischung menschlicher und verschiedener tierischer Gestalten zur Symbolisierung der Vereinigung verschiedenartiger Eigenschaften ist überhaupt in der orient. Mythologie heimisch; insbesondere sind Mensch, Löwe, Stier und Adler als religiöse Typen auf assyr. Monumenten gefunden worden.

Cherubini (Maria Luigi Carlo Zenobio Salvatore), einer der hervorragendsten neuern Komponisten, geb. zu Florenz 14. Sept. 1760, hatte, nachdem er von seinem Vater (Musiklehrer und Accompagnateur am Pergola-Theater) den ersten musikalischen Unterricht erhalten, Bartolomeo Felici und dessen Sohn Alessandro, sowie Pietro Bizarri und Giuseppe Castrucci zu Lehrern in verschiedenen Zweigen der Tonkunst. Schon von seinem 13. Jahre an lenkte er durch kirchliche und weltliche Kompositionen die öffentliche Aufmerksamkeit auf sich, und Ende 1777 wandte er sich, mit einem Jahrgeld vom Großherzog Leopold II. von Toscana versehen, behufs höherer Ausbildung noch an Sarti in Bologna. Mit Eifer und Beharrlichkeit arbeitete er unter den Augen dieses Meisters, auch als dieser 1779 als Domkapellmeister nach Mailand ging, bis ins Jahr 1780, wo er seine erste Oper «Quinto Fabio» zu Alessandria auf die Bühne brachte. Dieser folgten bis 1784 noch sechs bis sieben andere für verschiedene ital. Theater. Sodann begab er sich, nun schon ein berühmter Komponist, nach London, wo er 1785 und 1786 die Opern «La finta principessa» und «Giulio Sabino» lieferte. Seit 1786 wurde Paris C.s zweite Heimat, von wo aus er 1787 abermals nach London und dann nach Turin ging, in letzterer Stadt seine «Ifigenia in Aulide» mit großem Erfolg auf die Bühne bringend. Seine erste franz. Oper, «Démophoon» (1788), machte kein großes Glück. Von 1789 bis 1792 war er bei der neuerrichteten Italienischen Oper als musikalischer Regisseur und als Komponist beschäftigt; 1795 wurde er einer der Inspektoren des Konservatoriums. Im J. 1791 ließ er die «Lodoiska» zur Aufführung gelangen, welche Oper nicht nur ungemeinen Beifall fand, sondern auch eine gänzliche Umwandlung seines dramatischen Stils bekundete. Dieser neue Stil äußerte zugleich so mächtige Wirkungen, daß fast alle bessern damaligen franz. Opernkomponisten der neuen Weise nachstrebten. C. selbst veröffentlichte, auf der eingeschlagenen Bahn fortschreitend, an bedeutenden dramatischen Werken 1795 «Elisa, ou le mont St.-Bernard», 1797 «Médée» (eine seiner großartigsten Opern), 1798 «L'hôtellerie portugaise», 1799 «La punition», 1800 «Les deux journées» («Wasserträger», seine populärste Oper), 1803 «Anacréon, ou l'amour fugitif», 1804 das große Ballet «Achille à Scyros». Nach Wien berufen, ging dort Anfang 1806 seine Oper «Faniska» in Scene, welche mehr die Bewunderung der Kenner als die Gunst des Publikums erhielt. In die folgenden Jahre fallen die Opern «Pimmaglione» (1809), «Le Crescendo» (1810) und «Les Abencérages» (1813). So hochgeehrt auch sein Name in der Musikwelt war, blieb doch die äußere Lage C.s eine wenig glänzende, da seine Inspektorstelle am Konservatorium nur gering dotiert war und er noch dazu wegen freimütiger Äußerungen dem Kaiser Napoleon I. gegenüber sich dessen Ungnade zugezogen hatte. Infolge seiner gedrückten Lage verließ er sogar 1808 Paris und lebte einige Zeit in Zurückgezogenheit beim Prinzen von Chimay. Hier widmete er sich vorzugsweise der Kirchenmusik, der er von nun an seinen Hauptruhm verdanken sollte. Nach der Restauration der Bourbons verbesserte sich allmählich seine Stellung; er wurde 1816 Surintendant der Königlichen Kapelle, für die er eine große Anzahl von kirchlichen Tonstücken schrieb, darunter die prächtigen Messen und das herrliche Requiem in C-moll. In demselben Jahre erfolgte auch seine Ernennung zum Kompositionsprofessor am Konservatorium, und 1822 erhielt er das Direktoriat dieses Instituts, das er zu einer Musteranstalt für ganz Europa erhob. Für dasselbe schrieb er ausgezeichnete Gesangübungen und ein weitverbreitetes Lehrbuch des Kontrapunktes. Auf der Bühne hatte er sich seit 1813 nur in einigen, in Gemeinschaft mit andern komponierten Gelegenheitsopern («Bayard», «Blanche de Provence») vernehmen lassen. Im J. 1833 kam «Ali-Baba» auf die Bühne der Großen Oper, sein letztes dramatisches Werk. Er starb 15. März 1842 in Paris.

C. schloß sich namentlich seit der «Lodoiska» mit Bewußtsein den Bestrebungen der Deutschen Schule an, und ist in seiner Totalität kaum mehr den ital. Tonsetzern beizuzählen. Der üppig-weichen Melodik seiner Landsleute abgeneigt, wendete er sich der reichern harmonischen und thematischen Entwickelung sowie der bedeutsamern Charakterisierung der großen Meister der Wiener Schule zu. Unterstützt wurde er dabei durch seine tiefe und umfassende musikalische Bildung und den hohen Adel seiner Gesinnung. Vgl. Bellasis, «C. Memorials illustrative of his life» (Lond. 1874).

Cheruel (Pierre Adolphe), franz. Historiker, geb. 17. Jan. 1809 zu Rouen, studierte auf der Pariser Normalschule, wurde dann Lehrer der Geschichte in Rouen, 1849 an der Normalschule, 1866

Generalinspektor des öffentlichen Unterrichts und Rektor der Akademie in Straßburg und bekleidete später das Rektorat in Poitiers (bis 1874). C. veröffentlichte: «Histoire de Rouen sous la domination anglaise» (1840), «Histoire de la commune de Rouen» (2 Bde., 1844), «De l'administration de Louis XIV (1661—72) d'après les mémoires inédits d'Olivier d'Ormesson» (1849), «Histoire de l'administration monarchique en France depuis l'avénement de Philippe Auguste jusqu'à la mort de Louis XIV» (2 Bde., 1855), «Dictionnaire historique des institutions, mœurs et coutumes de la France» (2 Bde., 1855), «Marie Stuart et Catherine de Médicis» (1856), «Mémoires sur la vie publique et privée de Fouquet» (2 Bde., 1862), «Histoire de France sous la minorité de Louis XIV» (4 Bde., 1879—80), «Histoire de France sous le ministère Mazarin» (Bd. 1, 1881). Auch gab C. mehrere wertvolle Texte aus dem 17. Jahrh. heraus, wie «Journal d'Olivier Lefèvre d'Ormesson» (2 Bde., 1860—62), «Mémoires de Mademoiselle de Montpensier» und «Mémoires du duc de Saint-Simon» (20 Bde., 1856–58).

Cherusker, ein deutscher Volksstamm, dessen Cäsar zuerst gedenkt. Der Wald Bacenis (wahrscheinlich der westl. Teil des Thüringerwaldes), welcher sie nach seiner Angabe von den Sueven schied, bildete ihre südl. Grenze; gegen NO. wohnten sie bis über die Aller gegen die Elbe hin, wo die Longobarden ihre Nachbarn waren; gegen NW. wurden sie durch die Angrivarier an der Weser von den Chauken geschieden; im SW., wo sie abwärts von der Diemel eine Strecke Land auf dem linken Weserufer innehatten, trafen sie mit den Chamavern und Katten zusammen. Der erste Römer, der ihr Gebiet durchzog, war Nero Claudius Drusus, als er im J. 9 v. Chr. bis an die Elbe vordrang. Die Abhängigkeit von den Römern, in die sie hierauf zu treten anfingen, ward durch Arminius oder Hermann (s. d.) vernichtet, der sich mit den Katten, Marsen und Bructerern verband und am Teutoburger Walde die röm. Legionen unter Quinctilius Varus im J. 9 n. Chr. vertilgte. Germanicus benutzte im J. 15 die Streitigkeiten zwischen Hermann und dessen Schwiegervater Segest zu einem Einfall in den westl. Teil des Landes der C. Er wiederholte ihn im folgenden Jahre, und diesmal ward Hermann an der Weser auf dem Felde Idistavisus geschlagen; doch ging Germanicus, ohne seinen Sieg zu verfolgen, wieder zurück. Bei dem Kriege, der im J. 17 zwischen Hermann und Marbod ausbrach, trennten sich die Longobarden und Semnonen von dem Bunde der Markomannen und schlossen sich an die C. an, welche unter Hermanns Anführung siegten. Nach des letztern Ermordung entstanden innere Kämpfe bei den C.; endlich ward, unter der Regierung des Kaisers Claudius, Italicus, der Sohn von Hermanns Bruder Flavius, durch Gesandte der C. aus Rom, wo er lebte, geholt, um die Fürstenwürde zu übernehmen, die er jedoch nur durch die Hilfe der Longobarden behaupten konnte. Tacitus berichtet, daß die C. durch lange Ruhe träge und unkriegerisch geworden und daß zu seiner Zeit die Katten ihnen überlegen gewesen seien. Eine wichtige Rolle haben sie jedenfalls seitdem nicht mehr gespielt. Sie gingen im 3. Jahrh. in dem neu sich bildenden Stamme der Sachsen auf; nur noch Anfang des 4. Jahrh. werden sie einmal unter den Völkern, die sich gegen Konstantin verbündeten, und gegen Ende desselben Jahrhunderts von dem Dichter Claudian erwähnt.

Chesapeakebai, ein wichtiger Busen des Atlantischen Meers, an der Ostküste der Vereinigten Staaten von Amerika, erstreckt sich von N. nach S. (von 36° 45′ bis 39° 36′) mit einer Länge von 320, einer Breite von 6—60 km, einem Flächeninhalt von 6390 qkm, und wird in seinem obern, schmälern Teile von Maryland, im untern, breitern von Virginia eingeschlossen. Die Mündung des Busens bilden die beiden, zu dem letztern Staate gehörigen, einander gegenüberliegenden Kap Henry und Kap Charles. Die Ufer sind sehr unregelmäßig und von vielen Baien, von denen einige ganz vortreffliche Häfen (besonders Baltimore an der Mündung des Patapsco) bilden, durchschnitten, auf der Ostseite sehr flach und sumpfig, daher im Sommer ungesund, auf der Westseite nur wenig höher. Bedeutende Flüsse strömen der Bai zu: am Nordende aus Pennsylvanien der Susquehannah, im W. aus Maryland der Patapsco und der Potomac, aus Virginien der Rappahannock, der York- und James-River, im O. aus Maryland Elk und Chester. An dieser Seite liegen auch verschiedene fruchtbare Inseln. Die durchgängig bedeutende Tiefe der Bai macht sie zur Schiffahrt sehr geeignet; sie ist darum auch durch verschiedene, sehr großartige Kanäle mit andern Wassergebieten verbunden worden.

Cheshire, abgekürzt Ches, Grafschaft im westl. England, auch wohl nach der Hauptstadt Chester (s. d.) benannt, grenzt im N. an Lancashire, im O. an Derby und Stafford, im S. an Shrop, im W. an Wales und die Irische See und zählt auf 2855 qkm (1881) die starke Bevölkerung von 643 237 E., sodaß deren 225 auf 1 qkm kommen. Etwa vier Fünftel des Areals bestehen aus einer allmählich bis gegen 60 m ansteigenden Ebene. Die Ostgrenze bildet ein Höhenzug mit dem Axe Edge von 518 m Höhe, und hier kommen auch einige Torfmoore vor. Im westl. Teile liegen die Bedforton-Hills, der steile, isolierte Fels, auf welchem 104 m hoch das Bustonschloß steht, und der sog. Delamere-Forest, ein wüster Sandstrich mit Heidekraut bewachsen. Mit Ausnahme des östl. Teils, wo die Kohle auftritt, bilden die Oberfläche der Grafschaft Keuper und bunter Sandstein. Die Hauptflüsse Mersey (an der Nordgrenze) und Dee erweitern sich an ihren Mündungen und bilden Halbinseln; der wichtigste Nebenfluß des erstern ist der Weaver. C. hat nur wenig Wald, aber die zahlreichen Bäume, welche in den Hecken stehen, geben ihm ein bewaldetes Ansehen. Boden und Klima machen das Land besonders für den Graswuchs geeignet. Daher ist Viehzucht Hauptgegenstand der Landwirtschaft und der Cheshire- oder Chesterkäse, von dem jährlich 11 000 t produziert und große Mengen ausgeführt werden, seit alter Zeit berühmt durch die ganze Welt. Von großer Wichtigkeit sind außerdem der Bergbau, der Salzgewinn (aus Steinsalzlagern und Quellen im Thale des Weaver) und die Fabrikindustrie, namentlich die Baumwoll- und Wollfabriken. Nächst diesen sind wichtig die Hut- und Maschinenfabriken, die Nagelschmieden, Kupferwerke und der Schiffbau. Hauptsitze der Industrie sind Chester, Birkenhead, Macclesfield, Congleton, Stockport und Stalybridge; Northwich ist der alte Hauptsitz des Salinenbetriebs und des Salzhandels. C. führt den Titel einer Pfalzgrafschaft (County Palatine of Chester). Die Pfalzgrafen

hatten in alter Zeit eine sehr unabhängige Stellung. Der letzte war Simon von Montfort, Graf von Leicester. Nach seinem Sturze 1265 kam das Land an die Krone, deren Erbe seitdem den Titel eines Grafen von C. führt. Vgl. Murray, «Handbook for Shropshire and Cheshire» (Lond. 1880).

Cheshunt, Stadt in der engl. Grafschaft Hertford, 22,5 km nördl. von London, nahe dem zur Themse fließenden Lea, unweit der Eastern-Counties- und der Great-Northern-Bahn, zählt (1881) 7736 E.

Chesnelong (Pierre Charles), franz. Parteiführer, geb. 14. April 1820 zu Orthez, war Kaufmann und wurde 1860 Maire von Orthez, sowie 1865 und 1869 als offizieller Kandidat im Depart. Niederpyrenäen in den Gesetzgebenden Körper gewählt. Seit Jan. 1872 Mitglied der Nationalversammlung, schloß er sich der äußersten Rechten an, wurde Führer der Legitimisten und hatte im Okt. 1873 eine Zusammenkunft mit dem Grafen Chambord, bei welcher eine Restauration der Bourbons beraten wurde. Später stellte sich C. zugleich an die Spitze der klerikalen Agitationen, ward Präsident der kath. Vereine, betrieb die Gründung kath. Universitäten u. s. w. In die Deputiertenkammer wurde C. seit 1876 nicht wiedergewählt, dagegen wurde er 1876 unabsetzbares Mitglied des Senats.

Chesney (Francis Rawdon), engl. General und Reisender, geb. 1789 zu Ballyrea in Irland, besuchte die Artillerieakademie zu Woolwich, kämpfte in den großen Kriegen jener Zeit und avancierte 1815 zum Hauptmann. Nachdem er einen längern Urlaub erhalten, besuchte er 1827 die Schlachtfelder Friedrichs d. Gr. und Napoleons I. in Deutschland, Frankreich und Italien. Bald nach dem Ausbruch des russ.-türk. Kriegs von 1828—29 ging er nach Konstantinopel, um der türk. Regierung seine Dienste anzubieten, kam jedoch zu spät, da der Friede von Adrianopel dem Kriege unerwartet rasch ein Ende machte. Die Ereignisse dieser Jahre hatten indes die Frage einer direktern Verbindung zwischen England und Indien angeregt, und C. bereiste von Konstantinopel aus Kleinasien, Griechenland und Ägypten, um an Ort und Stelle Thatsachen in Bezug auf die Bedingungen der Ausführbarkeit eines solchen Unternehmens zu sammeln. Während der J. 1831—32 ergänzte er diese Untersuchungen durch Forschungen in dem Stromgebiet des Euphrat, den er von Annah bis zum Persischen Meerbusen befuhr. Nach England zurückgekehrt, legte C. der engl. Regierung seinen «Report on the navigation of the Euphrates» (Lond. 1833) vor. Infolge davon wurden ihm 1834 zwei Dampfschiffe und ein Ingenieurkorps zur Verfügung gestellt, mit dem er 1835—37 den ganzen Lauf des Euphrat, von der Quelle bis zur Mündung erforschte. Sein Bericht über diese Expedition, der erst 13 Jahre später unter dem Titel «The expedition for the survey of the rivers Euphrates and Tigris in 1835—37» (2 Bde., Lond. 1850; neue Ausg., Lond. 1868) veröffentlicht wurde, lautete günstig, doch geschah nichts, demselben praktischen Nachdruck zu geben, da die Eröffnung der sog. Überland-Route durch Ägypten den Zweck einer nähern Verbindung zwischen England und Indien wesentlich erfüllte. C. trat nun wieder in den aktiven Militärdienst, diente in Indien, wo er zum Oberst aufrückte, und befehligte 1843—47 als Brigadegeneral die Artillerie in China. Nach seiner Rückkehr nach Europa erschienen von ihm «Observations on the reconstruction of the Royal Regiment of Artillery» (Lond. 1819) und bei Gelegenheit des Krimkriegs «The Russo-Turkish campaigns of 1828—29, with a view of the present state of affairs in the East» (3. Aufl., Lond. 1854). Er bereiste 1856 im Auftrage Lord Palmerstons noch einmal das Euphratthal, um über den beabsichtigten, aber nicht ausgeführten Bau einer Eisenbahn durch dasselbe sein Gutachten abzugeben. Seine Ansichten über das bald darauf erörterte und gelöste Problem einer telegr. Verbindung mit Indien teilte C. in der Schrift «Telegraphic communication with India» (Lond. 1859) mit. Er starb 30. Jan. 1872.

Charles C., Sohn des vorigen, engl. Brevet-Colonel und Kommandeur der Genietruppen im Mutterlande, bedeutender Militärschriftsteller, trat 1845 in das brit. Ingenieurkorps und wurde Lehrer der Kriegsgeschichte an der Generalstabsschule. Seine unter dem Titel «Waterloo Lectures» 1870 erschienenen Vorlesungen erregten großes Aufsehen, da sie die Entscheidung der Schlacht von Waterloo dem Eingreifen des Blücherschen Heeres beimessen, entgegen der bisher in England allgemein herrschenden Meinung. Seine in «Modern military biography» veröffentlichten Essays enthalten eine Reihe geistreicher und gründlicher Arbeiten, unter andern über die Tai-ping-Revolution in China.

Chessy-les-Mines, Dorf im franz. Depart. Rhône, Arrondissement Villefranche, 6 km im SO. von Bois-d'Oingt, nahe der zur Saône gehenden Azergues, mit 1050 E., welche die dort geförderten schönen Kupfererze ausschmelzen.

Chester, Hauptort der engl. Grafschaft Cheshire, Municipalstadt, Parlamentsborough und als Bischofssitz City, 288 km im NW. von London und 25 km im SSO. von Liverpool, ein Knotenpunkt mehrerer Eisenbahnen, am felsigen Nordufer des zweifach überbrückten Dee gelegen, ist eine der ältesten Städte Englands. Im Altertum hieß sie Deva oder Deunama und Cestria und war die Hauptstadt der Cornavier; unter den Römern bildete sie das Castrum der Legio XX Victrix, mit sehr dicken Mauern umgeben, die als das einzige Überbleibsel alter Befestigungsart in England merkwürdig sind. Später war sie unter dem Namen Caer-Legion oder Caer-Leon Hauptstadt des wälischen Königreichs Gwynedh bis zur Eroberung durch König Egbert 835, worauf der Ort angelsächs. Laegceaster (lat. Cestria) genannt wurde und jahrhundertelang die Hauptfeste gegen Wales blieb. Noch jetzt tritt die Gestalt des altröm. Castrums in ihren äußern und innern Grundzügen deutlich hervor. Im 9. Jahrh. kam sie an die Sachsen; nachdem die Dänen sie verbrannt, erholte sie sich erst unter ihrem ersten Grafen, dem Neffen Wilhelms des Eroberers, Hugo Lupus. Seit Heinrich III. führten die ältesten Söhne des Herrschers den Titel Grafen von C.

Die alten Ringmauern aus rotem Sandstein umgürten mit ihren unregelmäßigen Ausbiegungen ein längliches Viereck von 2360 m Umfang; auf denselben führt ein 1,5 bis 2 m breiter Spaziergang mit Brustwehr und Geländern rings um die Stadt. Diese selbst wird von zwei Hauptstraßen unter rechten Winkeln durchschnitten und zerfällt in kleine Vierecke. Da die Hauptlagerstraßen so tief, als ein Stockwerk hoch zu sein pflegt, in die Felsplatte, auf welcher die Stadt ruht, eingehauen waren, so trat beim Erbauen der Häuser längs derselben das seltsame Verhältnis ein, daß man im

ersten Stock 2 m über dem Fahrwege eine Galerie für Fußgänger offen lassen mußte. So entstanden die berühmten Chester-Rows, eine Art Laubengänge oder Arkaden auf beiden Seiten jeder Straße, durch das obere, wieder vorspringende Stockwerk gedeckt und durch Säulen gestützt, bald hoch, bald niedrig, bald auf-, bald abwärts steigend und nicht selten durch kleine Nebengassen unterbrochen, an deren Ecken Treppen als Eingangspunkte angebracht sind. Aus der Galerie gelangt man in die Häuser und Kaufläden, welche dicht nebeneinander die langen Zeilen füllen. Unter den 15 Kirchen und Kapellen der Stadt ist die Kathedrale bemerkenswert, ein großes got. Gebäude, reich an Sehenswürdigkeiten, wie den Schrein der heil. Werburgh, das angebliche Grab des deutschen Kaisers Heinrich IV. u. s. w. Neben ihr steht in Ruinen die Werburghs-Abtei, vor 700 Jahren eine der reichsten Englands, benannt nach der Tochter eines angelsächs. Königs von Mercia, welche bis zur Zeit der Reformation die Schutzpatronin der Stadt war. Die Stelle des alten Schlosses, das teilweise aus der Zeit Wilhelms des Eroberers stammte, nimmt ein neues Prachtgebäude im griech. Stile ein mit den grafschaftlichen und städtischen Ämtern. Die Stadt zählt (1881) 36788 E. und besitzt eine Lateinschule, ein Lehrerseminar, ein Handwerkerinstitut mit Museum, eine Bibliothek, eine Irrenanstalt u. s. w. Die Bevölkerung beschäftigt sich mit Schiffbau, liefert Blei, Tabak, Seife, chem. Produkte u. s. w. und treibt nicht unbedeutende Schiffahrt sowie Ausfuhrhandel, namentlich auch mit dem sog. Chesterkäse, für welchen hier jährlich acht Märkte gehalten werden, sowie im Juli und Oktober Messen für Manchestergüter, Birminghamwaren, Yorkshiretücher und irische Leinwand. Die Stadt liegt 11 km oberhalb der Stelle, wo der Dee sich zu einer kleinen Bai erweitert. Der ehemals berühmte Hafen ist durch die allmähliche Versandung des Dee für größere Schiffe unbrauchbar geworden, wodurch, wie durch das Aufblühen von Liverpool, der Handel von C. sank. In neuern Zeiten wurde ein Kanal (New Channel) gegraben, auf dem mit der Flut Schiffe von 300 t bis an die Quais gelangen können. Auch steht C. mit Liverpool und mit Shrop und Montgomery durch Binnenkanäle in Verbindung und hat einen bedeutenden Verkehr durch seine Lage an der großen Nordwest-Eisenbahn. Der Handel der Stadt beschränkt sich meist auf Irland und die Küsten. Etwa 5 km im Süden, am Dee, liegt mitten in einem herrlichen Park Eaton-Hall. (Vgl. auch Cheshire.)

Chester, die älteste Stadt des nordamerik. Unionsstaates Pennsylvanien in der Grafschaft Delaware, wurde 1643 von Schweden gegründet und Upland genannt. Es liegt am Delawarefluß, an der Philadelphia-Wilmington-Eisenbahn, 10 engl. Meilen südwestlich von Philadelphia, und zählt (1880) 14996 E. Das Erziehungswesen ist vorzüglich. Es existierten 1879 40 Gebäude, die zu öffentlichen Schulzwecken benutzt wurden. Auch befindet sich in C. eine 1862 begründete Militärakademie. Im J. 1682 tagte in C. unter Penns Regierung die provisorische Gesetzgebende Versammlung.

Chesterfield, engl. Stadt in Derbyshire, 34 km nördlich von Derby, in 90 m Höhe, am Rother, der zum Don (Humber) fließt, und einem Kanal zum Trent, an der Eisenbahn London-Sheffield, mit (1881) 12221 E. In der Umgegend befinden sich Eisen-, Blei- und Kohlengruben, in welchen an 6000 Arbeiter beschäftigt sind. Außerdem treiben die Bewohner Fabrikation von Seiden- und Baumwollstoffen, Bonneterie, Passementrie, Töpferei, Maschinenbau. — Der 1772 angelegte, 16 km lange Chesterfield-Kanal führt von C. nach Stockwith und durch einen 2606 m langen Tunnel.

Chesterfield (Phil. Dormer Stanhope, Graf von), engl. Staatsmann, Parlamentsredner und Schriftsteller, geb. 22. Sept. 1694 zu London, studierte zu Cambridge, besuchte 1714 das Festland und wurde nach Georgs I. Thronbesteigung Kammerjunker bei dem Prinzen von Wales und Parlamentsmitglied, obgleich er das gesetzliche Alter noch nicht völlig erreicht hatte. Doch begann er erst nach seinem Eintritt ins Oberhaus, 1726, sich ernstlich mit der Politik zu beschäftigen. Im J. 1728 mit einer außerordentlichen Gesandtschaft nach Holland beauftragt, gelang es ihm, das Kurfürstentum Hannover vor drohendem Kriege zu sichern. Zur Belohnung empfing er den Hosenbandorden und die Stelle als Oberhofmeister Georgs II. Später wurde er Vizekönig von Irland und 1747 Staatssekretär, zog sich aber schon 1748 von den Geschäften zurück. Sein schriftstellerisches Talent bewies er besonders durch seine «Letters to his son» (2 Bde., Lond. 1774; deutsch, 6 Bde., Lpz. 1774—77), welche sowohl wegen ihres weltmännischen Tones, als auch wegen ihrer laxen Moral großes Aufsehen erregten. C.s (illegitimer) Sohn wurde auf dem Kontinent erzogen, und C. war bestrebt, ihn durch seine Briefe zum Muster eines Welt- und Staatsmanns heranzubilden. Dieser Sohn starb 1768 als Gesandter in Dresden, C. selbst 24. März 1773. Von seinen Schriften sind noch zu erwähnen «Miscellaneous works» (2 Bde., Lond. 1777; 4 Bde., 1779; deutsch, 3 Bde., Lpz. 1778—80) und «Posthumous pieces» (Lond. 1778). Ausgaben seiner Briefe und vermischten Schriften besorgten Lord Mahon (5 Bde., Lond. 1845—53) und Carey (2 Bde., Lond. 1871).

Chesterkäse, s. unter Chester (in England) und Cheshire.

Chester-Rows, s. unter Chester (in England).

Chetib (hebr.), bei den Masoreten die falsche Lesart des Textes in der hebr. Bibel, im Gegensatz zu Keri, der richtigen, am Rand bemerkten Lesart.

Chetubim (hebr.), soviel wie Hagiographa (s. d.).

Chev., bei zool. Namen Abkürzung für Chevrolat (Entomolog in Paris).

Chevaleresk (frz.), ritterlich.

Chevalerie (frz.), Ritterschaft, Rittertum, Ritterlichkeit.

Chevalet (frz.), Folterbank; Geigensteg; Staffelei, Arbeitsgestell u. s. w.

Chevalier (frz.), Ritter; C. d'honneur, Hofcavalier, Ehrenbegleiter einer fürstl. Person; C. d'industrie, Industrieritter, Glücksritter; C. sans peur et sans reproche, Ritter ohne Furcht und Tadel, Ehrentitel mehrerer Ritter des Mittelalters, z. B. Bertrands de Guesclin, Louis de Tremouille, Bayards u. s. w.; C. d'or, Goldmünze mit dem Kreuz der Malteserritter.

Chevalier (Michel), bedeutender franz. Nationalökonom, geb. 13. Jan. 1806 zu Limoges, ältester Sohn eines dortigen Kaufmanns, trat 1824 in die Polytechnische Schule und wurde kurz vor der Julirevolution als Ingenieur im Nord-Departement angestellt. Für die Theorien der Saint-Simonistischen Schule eingenommen, schrieb er für den

«Organisateur» einige Artikel und erhielt hierauf die Leitung des «Globe», welches Journal die Saint-Simonisten angekauft hatten und zum Organ der neuen sozialen Doktrinen machen wollten. Während zwei Jahren entwickelte hier C. die verschiedenartigsten Fähigkeiten: gründliche, positive Kenntnisse, rastlosen Arbeitsfleiß und leidenschaftlichen Stil. Beim Ausbruche des Schismas zwischen Bazard und Enfantin folgte er letzterm nach Ménilmontant und nahm Anteil an der Ausarbeitung des «Livre nouveau», des zukünftigen Evangeliums Saint-Simonistischer Lehre. Als die Regierung 1832 dem excentrischen Auftreten der neuen Kirche ein Ende machen zu müssen glaubte, wurde auch C. zu einjähriger Haft verurteilt. Noch vor Ablauf seiner Strafzeit wurde er indes von dem Minister Thiers nach den Vereinigten Staaten gesendet, um das dortige Kanal- und Eisenbahnwesen zu studieren. In dieser Stellung schrieb er für das «Journal des Debats» aus den verschiedenen Städten, die er bereiste, eine Reihenfolge von Briefen, die großes Aufsehen erregten und später vermehrt unter dem Titel «Lettres sur l'Amérique du Nord» (2 Bde., Par. 1836; 4. Aufl. 1842; deutsch, 4 Bde., Lpz. 1837) im besondern Abdruck erschienen. Nach der Rückkehr von einer Sendung nach England, um über die dort ausgebrochene Handelskrise (1837) zu berichten, veröffentlichte er das Werk «Des intérêts matériels en France, travaux publics, routes, canaux, chemins de fer» (Par. 1838; 7. Aufl. 1843; deutsch von Lindner, Stuttg. 1838), ein wahres Programm materieller Verbesserungen.

Nacheinander zum Ritter der Ehrenlegion (1836), Staatsrat in außerordentlichem Dienst (1838), Professor der Nationalökonomie am Collège de France (1840), Oberingenieur des Bergbaues (1841) ernannt, wurde er auch 1845 von den Wählern des Depart. Aveyron in die Kammer abgeordnet, wo er mit der jeden polit. Fortschritt abwehrenden Majorität stimmte, während er im «Journal des Débats» den volkswirtschaftlichen Ideen der freisinnigsten Art das Wort redete. Nach der Februarrevolution von 1848 bekämpfte er die sozialistischen Theorien von Louis Blanc und verteidigte in seinen «Lettres sur l'organisation du travail» (1848) das von den herrschenden Schulen des Tags so heftig angegriffene System der alten Nationalökonomie. Infolge des Staatsstreichs vom 2. Dez. 1851 wurde C. Staatsrat in ordentlichem Dienste und 1860 Senator. Seitdem that er sich durch seine praktische handelspolit. Thätigkeit im Sinne des Freihandels hervor. Besonders zu erwähnen ist seine Mitwirkung bei dem Französisch-Englischen Handelsvertrage im J. 1860, den er mit Cobden, als dem Vertreter Englands, vorbereitete, sowie seine offizielle Thätigkeit bei den Weltausstellungen zu London (1862) und zu Paris (1867). Bei der Weltausstellung zu London war er Präsident der internationalen Jury, 1867 leitete er die Veröffentlichung der Berichte über die Ausstellung zu Paris. Dieselben sind in einem umfangreichen Werke erschienen und mit einer Einleitung von C. versehen («Exposition universelle de 1867 à Paris. Rapports du Jury international», 13 Bde., Par. 1868). Die Einleitung wurde von J. E. Horn ins Deutsche übertragen unter dem Titel «Die Weltindustrie in der zweiten Hälfte des 19. Jahrh.» (Lpz. 1869). Es ist darin eine geistvolle Zusammenstellung des in den 13 Bänden gesammelten Materials gegeben, nebst allgemeinern wirtschaftlichen Betrachtungen. Außer den genannten Schriften hat man von ihm: «Cours d'économie politique» (3 Bde., Par. 1842—50; neue Auflage des dritten Bandes unter dem Spezialtitel «La monnaie», Par. 1866), «Essais de politique industrielle» (Par. 1843), «Examen du système protecteur» (Par. 1851). Ferner hat er zahlreiche Aufsätze im «Journal des Économistes», in der «Revue des deux Mondes» und andern Zeitschriften veröffentlicht. C. starb 28. Nov. 1879 in Montpellier.

Chevalier (Sulpice Paul), franz. Zeichner, s. Gavarni.

Chevalier d'Eon, Günstling Ludwigs XV., s. Eon de Beaumont.

Chevallier (Jean Baptiste Alphonse), franz. Pharmaceut und Chemiker, geb. 19. Juli 1793 in Langres, wurde Apotheker in Paris, dann Professor der Chemie an der École de pharmacie, 1824 Mitglied der Akademie der Medizin, und starb 30. Nov. 1879 zu Paris. Er schrieb zahlreiche Abhandlungen pharmaceutischen und hygieinischen Inhalts. Bei der Herausgabe seiner Werke hat er sich meist mit andern verbunden, so mit Payen, Richard, Mèze, Henry, Guillemin. Allein verfaßte er das «Dictionnaire des altérations et falsifications des substances alimentaires, médicamenteuses et commerciales» (2 Bde., Par. 1852; 3. Aufl. 1858; in deutscher Bearbeitung von Westrumb, Götting. 1857). Dieses Werk wurde der Vorläufer vieler Bücher ähnlichen Inhalts. Auch redigierte C. seit 1825 das «Journal de chimie médicale».

Chevallier (Temple), engl. Astronom, geb. 19. Okt. 1794, war zuerst Fellow des Pembroke-College zu Cambridge, dann Tutor des St.-Catherine's College daselbst und 1835 Professor der Mathematik und Astronomie in Durham. Hier begründete er 1840 ein Observatorium, dem er bis 1871 als Direktor vorstand. Darauf zog er sich nach Harrow Weald bei London zurück, wo er 4. Nov. 1873 starb. C. war der erste, welcher in England eine Reihenfolge regelmäßiger Beobachtungen der Sonnenflecke unternahm, die wichtige Resultate ergaben.

Chevandier de Valdrôme (Jean Pierre Napoléon Eugène), franz. Politiker, geb. 17. Aug. 1810, besuchte die Centralschule für Künste und Manufakturen und stieg in kurzer Zeit zum Direktor der großen Spiegelmanufaktur zu Cirey-les-Forges nahe bei Saarburg auf. In den J. 1859, 1863 und 1869 von dem dritten Wahlkreise des Depart. Meurthe in den Gesetzgebenden Körper gewählt, gehörte er zu den gemäßigt liberalen Bonapartisten der Kammer. Am 2. Jan. 1870 wurde er von Ollivier in dessen neugebildetes Ministerium gerufen und ihm das Portefeuille der öffentlichen Arbeiten anvertraut; mit dem Falle dieses Ministeriums, nach den ersten Niederlagen der franz. Armee im Aug. 1870, verschwand auch C. vom polit. Schauplatze, auf dem er nur eine sehr passive Rolle gespielt hatte. Er starb zu Paris 2. Dez. 1878.

Chevaulégers, «leichte Pferde», hieß ursprünglich eine Kompagnie leichter Reiter der Maison du roi (Haustruppen) der Könige von Frankreich, von Heinrich IV. errichtet als Cheveaux-légers de la garde du roi. Sie war 240 Mann stark, hatte ihren Rang nach den Gardes-du-Corps und Gendarmes und bestand, wie diese, aus Edelleuten. Im J. 1660 wurden zwei Kompagnien Cheveaux-légers de la reine errichtet, bis 1690 noch zehn

andere; sie wurden jedoch sämtlich wieder aufgelöst. Nach der Ordonnanz von 1776 sollte jedes Kavallerieregiment aus fünf Schwadronen, darunter eine C., bestehen. Die fünften Schwadronen der 24 Reiterregimenter wurden 1779 in 6 Regimenter C. zusammengezogen und die C. der Garde aufgelöst. In Österreich waren schon 1767 einige Dragonerregimenter in C. verwandelt worden. Während der Napoleonischen Zeit gaben auch die größern Rheinbundsfürsten ihren leichten Reitern den franz. Namen, unter welchem sie sich in den Kriegen vielfach ausgezeichnet haben, weshalb derselbe als ruhmvolle Erinnerung noch jetzt zur Bezeichnung von sechs bayr. Regimentern, welche im übrigen nach Ersatz, Ausrüstung und Bewaffnung den Dragonern des deutschen Heeres entsprechen, beibehalten worden ist. In den Armeen der europ. Großmächte findet er sich nicht mehr. — In der 1871 bis Ende 1875 zu Versailles tagenden franz. Nationalversammlung wurde für eine Parteigruppe der Rechten die Benennung C. sprachgebräuchlich.

Chèvecier (frz.), in der kath. Kirche der oberste Domherr, welcher den Kirchenornat verwahrt und für die Wachslichter sorgt.

Chevelure (frz.), Kopfhaar, Haarwuchs.

Chevet (frz.), Kopfkissen; Geschützunterlage, Richtkeil.

Cheville (Pas-de-), ein Paß der Berner Alpen an der Grenze der schweiz. Kantone Waadt und Wallis. Der Weg über den Paß, teils Fahr-, teils Saumweg, steigt von Bex (435 m) ostnordöstlich durch das wald- und weidereiche Thal des Avançon über Gryon (1107 m) und Anzeindaz (1896 m) zu der aussichtsreichen Paßhöhe (2049 m) hinan, deren trümmerbesätes Plateau nördlich von den Steilwänden der Diablerets (3246 m), südlich von den Felsköpfen der Kette des Grand-Moeveran (3061 m) überragt wird, senkt sich dann rasch zu dem kleinen, 1749 durch einen Bergsturz der Diablerets entstandenen See von Derborence (1432 m), erreicht durch ein Trümmermeer das Val-de-Triqueut und zieht sich auf der linken Seite desselben hoch über der schäumenden Lizerne meist durch Wald zum Rhônethal hinab, welches er bei Conthey (509 m), 5 km westlich von Sitten erreicht. Von Bex bis Conthey erfordert der Paß einen Marsch von 10—11 Stunden.

Chevilly, franz. Dorf im Depart. Loiret, südlich von Artenay, wurde durch die Kämpfe am 3. Dez. 1870 (Schlacht bei Orléans) geschichtlich bekannt. Die deutschen Truppen drangen unter Prinz Friedrich Karl von Preußen auf den von Norden her durch den Wald von Orléans nach der Stadt Orléans führenden Straßen vor. Unter den Augen des franz. Obergenerals Aurelle de Paladines wurden die Divisionen des 15. franz. Korps bei Artenay von dem 9. preuß. Armeekorps unter General von Manstein angegriffen, nach C. zurückgedrängt und unterwegs von der Artillerie der von Anneux und Poupry fechtend vordringenden Divisionen der Generale von Wittich und von Tresckow heftig beschossen, worauf die Deutschen Schloß und Dorf C. erstürmten.

Cheviot-Gebirge, ein kurzer Höhenzug vulkanischer Gesteine, welcher in der Richtung von WSW. nach ONO., im NO. des Solway-Busens, zwischen Northumberland und Roxburghshire England von Schottland trennt. Er erreicht nach O. hin im Cheviot-Pik 823 m Höhe; seine welligen Flächen sind ganz mit Weiden bedeckt, welche eine berühmte Rasse von Schafen nähren. An den SW. schließen sich die **Uplands** mit dem etwa 500 m hohen Ettrick-Pen, 688 m, Wisp-Hill, Peel-Fell, und zwischen den obern Thälern des Clyde und Tweed die Lowther- oder Louther-Hills, wo der 835 m hohe Broad-Law der höchste Punkt Südschottlands ist. Der Hartfell am obern Ende des Tweedthales ist 801 m hoch.

Chèvre (frz.), Ziege; **Poil de chèvre** («Ziegenwolle»), Zeug, dessen Einschlag ursprünglich aus Kammwolle und dessen Kette aus Baumwolle besteht, in das aber auch Wolle oder Seide eingewirkt zu werden pflegt.

Chevreau (frz.), Zicklein, Böcklein, Ziegenlamm.

Chevreau (Henri), bonapartistischer Staatsmann, geb. 23. Okt. 1823 in der Vorstadt Belleville von Paris, machte 1841—42 eine Reise durch Italien, Griechenland, Ägypten und Syrien, als deren Frucht er einen Band Gedichte «Les Voyageuses» (Par. 1844) veröffentlichte. Als eifriger Bonapartist wurde C. unter der Präsidentschaft Ludwig Napoleons zum Präfekten des Depart. Ardèche ernannt. Er unterstützte den Staatsstreich vom 2. Dez., wurde dann in das Generalsekretariat des Ministeriums des Innern, des Ackerbaues und des Handels als Bureaudirektor berufen, erhielt 1864 die Präfektur des Rhônedepartements und wurde 1865 zum Senator ernannt. Das Ministerium Ollivier ernannte ihn 1870 an Haußmanns Stelle zum Seinepräfekten. Nach dem Sturze dieses Ministeriums wurde C., unter Beibehaltung seines Postens als Seinepräfekt, in das letzte bonapartistische Ministerium als Minister des Innern berufen. Die Ereignisse des 4. Sept. enthoben ihn seiner Stellung; er zog sich ins Privatleben zurück.

Chèvremont, Ruinen eines von Notger, Bischof von Lüttich, 980 zerstörten Schlosses, auf einem Felsen an der Vesdre in der Nähe von Lüttich. An der Stelle des Schlosses, dessen Zerstörung der Volkssage mehrfachen Stoff geliefert, steht eine als Wallfahrtsort vielbesuchte Marienkapelle.

Chevreul (Michel Eugène), ausgezeichneter franz. Chemiker, geb. 31. Aug. 1786 zu Angers im Depart. Maine-Loire, widmete sich, auf dem Lyceum seiner Vaterstadt vorbereitet, in Paris dem Studium der Chemie mit solchem Erfolge, daß ihn der damalige Professor der Chemie an der Sorbonne Vauquelin schon 1809 zum Gehilfen im Lehramt ernannte. In der Folge bekleidete er von 1813—30 die Stelle eines Professors der physik. Wissenschaften am Lycée Charlemagne. Im J. 1820 wurde er zum Examinator an der Polytechnischen Schule und 1824 zum Direktor der Färberei in der Manufaktur der Gobelins ernannt. Diese letzte Stelle veranlaßte ihn, sorgfältige Untersuchungen über die Farben anzustellen, die er seit 1826 in einer Reihe von «Mémoires» der Akademie der Wissenschaften vorlegte. Schon vorher hatte sich C. in der gelehrten Welt namentlich durch seine «Recherches chimiques sur les corps gras d'origine animale» (Par. 1823), die «Considérations générales sur l'analyse organique et sur ses applications» (Par. 1824; deutsch von Trommsdorff, Gotha 1826) und eine Reihe sehr gediegener Aufsätze in den «Annales de chimie» bekannt gemacht. Auch rühren von ihm alle auf Chemie bezüglichen Artikel des «Dictionnaire des sciences naturelles» her. C. wurde 1826 Mitglied der Akademie und 1830 Professor der angewandten Chemie

am Naturhistorischen Museum. Im Febr. 1879 trat er in den Ruhestand.

Außer einer großen Anzahl von Abhandlungen und Notizen, die C. seit 1820 in das «Journal des Savants» und die «Comptes rendus de l'Académie des Sciences» lieferte, sind von seinen Arbeiten noch besonders hervorzuheben: «Leçons de la chimie appliquée à la teinture» (2 Bde., Par. 1831), «De la loi du contraste simultané des couleurs et de l'assortiment des objets coloriés» (Straßb. und Par. 1839) und die «Théorie des effets optiques que présentent les étoffes de soie» (Lyon 1846). In späterer Zeit nahm die Qualität seiner Arbeiten bedeutend ab; eine seiner letzten Untersuchungen betrifft die Zusammensetzung der Gallerte. Unter der Herrschaft der Commune rettete er das Institut der Gobelins vor der Verbrennung. Eine größere wissenschaftliche Arbeit über eine neue organische Säure (L'acide avique) trägt den Titel: «Distractions d'un membre de l'Institut de France, lorsque le roi de Prusse Guillaume I assiégait Paris» (Par. 1871).

Chevreuse, Stadt im franz. Depart. Seine-et-Oise, Arrondissement Rambouillet, 19 km im ONO. von diesem Orte, an der zur Orge (Seine) gehenden Yvette, mit einem alten Schloß, Porzellanfabrik und Glashütte, zählt 1900 E. — Die Baronie Chevreuse wurde 1545 zu einem Herzogtum, 1612 zu einer Pairie erhoben und 1692 von Ludwig XIV. gegen die Grafschaft Montfort l'Amaury eingetauscht.

Chevreuse (Marie von Rohan, Herzogin von C.), geb. 1600, heiratete mit 17 Jahren den Connétable von Luynes und, nach vier Jahren verwitwet, den Herzog von C. Besonders seit der zweiten Heirat stürzte sie sich in das Gewühl der Intriguen und Verschwörungen, von denen die polit. Welt Frankreichs in jener Zeit erfüllt war und wofür die Herzogin alle Gaben des Geistes und der Schönheit wie alle Unruhe der Leidenschaft und des Ehrgeizes besaß. Richelieu hatte kaum einen gefährlichern Gegner als diese rastlos gegen ihn agitierende Frau. Dennoch gelang es ihm, auch sie zu beseitigen; sie entfloh nach England und blieb hier in der Verbannung bis zum Tode Ludwigs XIII. Unter der Regentschaft der Königin-Witwe, Anna von Österreich, kehrte sie alsbald nach Frankreich zurück, in der, wie es anfangs schien, begründeten Hoffnung, ihre Faktion zur Herrschaft zu bringen. Aber die Königin wandte sich, entgegen ihrer frühern Haltung, nach einem kurzen Triumph der reaktionären Partei, dem Kardinal Mazarin und dadurch wieder dem System Richelieus zu, und die Herzogin von C. sah sich von neuem beiseite geschoben. Erst 1650, mit der Erhebung der Fronde, kam sie aus ihrer Zurückgezogenheit hervor, um nun eine der ersten Persönlichkeiten in den Kämpfen der nächsten Jahre zu werden. Nach der Verbannung Mazarins und der Rückkehr Condés (18. Febr. 1651) trat sie mit diesem in enge Verbindung, aber die Zersetzung der Partei und die Niederlagen des Prinzen, besonders nach Übertritt Turennes zur Partei Mazarins und des Königs, machten auch für sie den Widerstand aussichtslos und ließ sie Unterwerfung und Versöhnung suchen. Sie starb 1679.

Chevron (frz.) heißt die besonders im franz. Heere gebräuchliche Dienstauszeichnung in Form von auf die Ärmel aufgenähten winkelförmigen Tressen. Die Zahl dieser Chevrons bezeichnet Rang und Dienstalter der Mannschaften. Veteranen und wegen hohen Dienstalters zu Unteroffizieren beförderte Soldaten heißen deshalb Chevronnés. — In der Heraldik bedeutet C. einen Sparren im Wappen.

Chevrotieren (frz.), Bocksprünge machen, beim Singen meckern.

Cheyenne, Hauptstadt des nordamerik. Territoriums Wyoming in dessen südöstlichster Ecke im County Laramie, 1843 m über dem Meeresspiegel, auf einer breiten, offenen Ebene an der Union-Pacific-Eisenbahn, 2016 km östlich von Sacramento im Staate Californien und 825 km westlich von Omaha im Staate Nebraska gelegen, wurde 1867, als der Bau der Union-Pacific-Bahn bis hierher gediehen war, gegründet und hatte in den ersten Jahren seines Bestehens eine fluktuierende Bevölkerung, die sich 1880 auf 3456 E. belief, nachdem sie bereits einmal die Höhe von 6000 erreicht hatte. Die Denver-Pacific-Eisenbahn verbindet C. mit dem 170 km südlich im Staate Colorado gelegenen Denver. Etwa 4 km nordwestlich von C. liegt das Fort D. A. Russell. Handel und Industrie sind nicht besonders lebhaft.

Chézy (Antoine Léonard de), franz. Orientalist, geb. zu Neuilly 15. Jan. 1773, war ein Zögling der Polytechnischen Schule, studierte dann das Arabische und Persische unter Sacy und Langlès, wurde 1798 im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten angestellt und sollte Bonaparte nach Ägypten begleiten, erkrankte aber in Toulon und mußte zurückbleiben. Seit 1799 Konservator der orient. Handschriften an der Nationalbibliothek, widmete er sich als der erste in Frankreich dem Studium der altind. Sprache und Litteratur und übernahm 1815 den Lehrstuhl der Sanskritsprache, den Ludwig XVIII. für ihn am Collége de France geschaffen hatte. Er starb zu Paris 31. Aug. 1832 an der Cholera. Litterarisch machte er sich zuerst durch eine freie franz. Übertragung des pers. Gedichts «Medschnun und Leila» bekannt, die von Hartmann (2 Bde., Amsterd. 1807) ins Deutsche übersetzt ward. Aus der Sanskritlitteratur gab er unter anderm die «Sakuntala» (Par. 1830) des Kalidasa sowie das «Amarusatakam» (unter dem Pseudonym Apudy, Par. 1831) und einige Episoden aus dem «Mahabharata» und «Ramayana» im Original mit Übersetzung und Anmerkungen heraus.

Seine Gattin, Wilhelmine Christiane von C., geborene von Klencke, eine Enkelin der Karschin (s. d.), war zu Berlin 26. Jan. 1783 geboren und heiratete in ihrem 16. Jahre einen Herrn von Hastfer, von dem sie jedoch im folgenden Jahre wieder geschieden wurde. Im J. 1802 ging sie nach Paris und heiratete hier 1805 C., den sie in Friedr. von Schlegels Hause kennen gelernt hatte, trennte sich jedoch 1810 von ihm und begab sich wieder nach Deutschland, wo sie sich litterarischen Arbeiten widmete und an dem Fürsten von Dalberg einen Protektor fand. Der Befreiungskrieg von 1813 entflammte sie zu hingebendem Eifer für die Pflege verwundeter vaterländischer Krieger. Abwechselnd lebte sie seitdem in Heidelberg, Berlin, Dresden, Wien, München, Paris und Genf und starb fast erblindet in letzterer Stadt 28. Febr. 1856. Als der romantischen Schule angehörig erweist sie sich in ihren «Gedichten» (2 Bde., Aschaffenb. 1812), den «Herzenstönen auf Pilgerwegen» (Sulzb. 1833) und dem Rittergedicht «Die drei weißen Rosen» (in der «Urania», Jahrg. 1821). Von ihren Romanen

waren «Emmas Prüfungen» (Heidelb. 1817) der beliebteste. Ferner erschienen von ihr: «Neue auserlesene Schriften der Enkelin der Karschin» (2 Abteil., Heidelb. 1817), «Erzählungen und Novellen» (2 Bde., Lpz. 1822), «Stundenblumen» (4 Bdchn., Wien 1824—27). Unter dem Namen Helmina schrieb sie «Leben und romantische Dichtungen der Tochter der Karschin (verheiratete von Klencke), ein Denkmal kindlicher Liebe» (Frankf. 1805). Am bekanntesten wurde sie durch ihren von K. M. von Weber komponierten Operntext «Euryanthe» (Wien 1824). Nach ihrem Tode gab Bertha Borngräber ihre Memoiren unter dem Titel «Unvergessenes» (2 Bde., Lpz. 1858) heraus.

Einer ihrer Söhne, Wilhelm von C., geb. 21. März 1806 zu Paris, studierte seit 1829 zu München die Rechte, wandte sich aber bald ganz der Schriftstellerei zu. Er lebte erst einige Jahre zu Baden-Baden, seit 1847 zu Freiburg i. Br., dann zu Köln, seit 1850 zu Wien und schrieb eine Reihe von Erzählungen, wie «Der fahrende Schüler» (1835), «Der fromme Jude» (1845), «Das große Malefizbuch» (1847), «Der letzte Janitschar» (1853) u. s. w. Von seinen übrigen Schriften, unter denen auch einige heraldische, sind noch die «Erinnerungen» aus seinem Leben (2 Bde., Schaffh. 1863—64) zu nennen. Er starb zu Wien 13. März 1865.

Chiabrera (Gabriello), ital. Dichter, geb. zu Savona 8. Juni 1552, erhielt im jesuitischen Kollegium zu Rom seine Ausbildung, trat dann in die Dienste des Kardinals Cornaro, mußte aber, weil er im Duell einen röm. Edelmann getötet, aus Rom flüchten und begab sich nach seiner Vaterstadt zurück. Er starb 14. Okt. 1637, als erster Dichter seiner Zeit geehrt und geschätzt von allen Fürsten und Großen Italiens. Doch entbehren seine Nachahmungen des Pindar und Anakreon des wahren poetischen Gehalts. Seine fünf epischen Gedichte («Il Foresto», «La Gotiade», «La Firenze», «L'Amadeide» und «Il Ruggiero») sowie seine zahlreichen dramatischen Arbeiten sind längst vergessen. Eine (nicht vollständige) Ausgabe seiner «Opere» erschien zu Venedig (5 Bde., 1747); eine Auswahl des Besten aus denselben hat Polidori («Poesie liriche, sermoni e poemetti di Gabriello C., Flor. 1865), eine andere Francesia («Poesie liriche, sermoni e poemetti, scelti ed annotati», Tur. 1873) besorgt.

Chiaje, bei zoolog. Namen für Steffano delle Chiaje, geb. 1794, gest. 1860 als Professor der Anatomie zu Neapel.

Chialli (Vicenzo), ital. Maler, geb. in Città di Castello 27. Juli 1787, trat, nachdem er anfangs Handwerker gewesen und dann bei einem mittelmäßigen Maler begonnen hatte, 1804 in die Schule Camuccinis in Rom, wo er sich 18 Jahre aufhielt. Er schlug in seinen Kompositionen eine eigentümliche Richtung ein, indem er in denselben architektonisch-perspektivische Ansichten mit geschichtlicher und kulturhistor. Scenerie und Staffage verband, wozu er die Motive teils aus den klassischen, teils aus den mittelalterlichen Bauformen entlehnte. Dabei verstand er es, im Kostüm, in der Wahl eingefügter Porträtköpfe, endlich nicht minder durch Licht- und Schatteneffekte seine Ensembles zu charakterisieren und ihnen Stimmung zu verleihen, wie dies besonders seine zahlreichen Klosterbilder beweisen. Die vorzüglichsten sind im Palazzo Pitti, ein Kirchhof und eine Messe, aus den J. 1823 und 1824. In spätern Jahren versah C. den Posten eines Direktors der Akademie in Cortona, wo er 4. Sept. 1840 starb.

Chiamata (ital., spr. Kjamāta), Hervorruf im Theater; ein auf etwas hinweisendes Schrift- oder Druckzeichen; in der Fechtkunst eine verstellte Blöße, um den Gegner zu einem unvorsichtigen Hieb zu verlocken.

Chiana (im Altertum Clanis), Fluß in Italien (Toscana und Umbrien), entsteht aus einer lange versumpften, jetzt trocken gelegten Senkung zwischen Arno und Tiber und sendet seine Wasser beiden Flüssen zu. Im Altertum ergoß er sich nur in den Tiber, bis durch die 1551 begonnenen großen Abdämmungsarbeiten das Chianathal entsumpft und der Fluß in zwei Arme geteilt wurde: der eine, großenteils kanalisiert, ergießt sich nach N. in den Arno, 11 km im NW. von Arezzo; der andere nach S. und vereinigt sich bei Orvieto mit der Paglia, die selbst zum Tiber geht. Erstere heißt die toscan. Chiana oder der Canale Maëstro; letztere, meist in der Provinz Perugia, die römische. Die Scheidestelle hat 250 m Meereshöhe. Dadurch ist dieses Thal (Val di Chiana) die fruchtbarste Gegend vielleicht ganz Italiens geworden, ein wahrer Garten, dessen Bevölkerung sich auf mehr als 100000 Seelen erhoben hat. Die großen Güter erzeugen in Fülle Weizen und Mais, Hanf und Gartenfrüchte; Maulbeerbäume ermöglichen die Seidenzucht. Unter den köstlichen Weinsorten ist der Montepulciano einer der beliebtesten aller Weine Italiens.

Chianciano, Flecken in der ital. Provinz Siena, Bezirk Montepulciano, 8 km im SO. von diesem Orte, im Chianathale, in 458 m Höhe, an der Eisenbahn Empoli-Chiusi, zählt (1881) 1231, als Gemeinde 2592 E., welche Seidenzucht treiben. Die Berge der Umgegend bedecken Kastanienwälder. In 2 km Entfernung entspringen aus dem Travertin reiche Mineralquellen, 29—43° C. warm; dabei auch eine besuchte Badequelle, die Bagni di Sta.-Agnese.

Chianti, eine Gegend in Toscana, Provinz Siena, zwischen den Quellen der Ambra, Arbi, des Ombrone und der Greve und umzogen von den Bergen, welche auf der Ostseite das obere Arnothal einschließen. Dieses ehemals ganz mit Wald bedeckte Gebiet ist jetzt großenteils kultiviert und seine ausgedehnten Weinberge liefern ausgezeichneten Wein, der zu den besten in Toscana gehört.

Chiápas, Las Chiápas, der südlichste Staat von Mexiko, grenzt im N. an Tabasco, im NO. an Yucatan, im O. und SO. an Guatemala, im S. an den Golf von Tehuantepec, im W. an Oaxaca und Veracruz und hat ein Areal von 43930 qkm mit (1880) 219735 E. Das Land gehörte unter der span. Herrschaft zum Generalkapitanat Guatemala, von welchem es mit Tuxtla und Soconusco zusammen eine eigene Intendanz bildete. Nach der Revolution schlossen C. und Tuxtla als ein eigener Staat sich der mexik. Föderation an, die schmale, durch ihren trefflichen Kakao berühmte Küstenprovinz Soconusco aber an die Republik von Centralamerika, bei welcher sie bis 1854 blieb, wo Guatemala alle seine Ansprüche auf Soconusco (6300 qkm mit 20000 E.) an Mexiko gegen eine Entschädigungssumme von 420000 Pesos abtrat. Das Land ist wenig bekannt, die Oberfläche größtenteils gebirgig. — Das Plateau von Chiápas, eine Fortsetzung der Hochebene von Guatemala, ist minder hoch als diese und übersteigt nur selten die Meereshöhe von 1000 m. Das südwestl. Randgebirge des Plateau

trägt mehrere hohe Kuppen, meist ausgebrannte Vulkane, wie den Soconusco, die beiden Vulkane von Amilpas, den Sapotitlan u. a. Diesem Gebirge parallel durchschneiden noch zwei Ketten das Land, in welchem eine der höchsten Spitzen, der Hueitepec im O. von San-Cristobal, 2667 m hoch ist. Sie schließen die fruchtbarsten Thäler mit dem herrlichsten Klima ein und bilden das Paradies des Landes. C. ist reich an Flüssen, die ihm aber fast alle nur mit ihrem obern Laufe angehören und durch Tabasco sich in den Golf ergießen. Der bedeutendste darunter ist der Rio Chiápas oder Rio Tabasco, welcher in Centralamerika in den Bergen von Cuchumatanes entspringt und bis tief in das Innere hinein für Boote schiffbar ist, jedoch an einigen Stellen Katarakten bildet; ferner sein Nebenfluß, der Utsumasinta und der Teapa. Das Klima gilt im ganzen für gesund und sagt im Hochlande auch dem Anbau europ. Gartenfrüchte zu. Der größere Teil des Landes ist noch mit üppigen Urwäldern bedeckt, der Ackerbau wenig entwickelt und auf den Selbstbedarf an Mais, Kakao, etwas Zucker, Weizen und Gartenfrüchte beschränkt. Tabak gedeiht in vorzüglicher Qualität. Ebenso unbedeutend wie der Landbau sind die Viehzucht und die Industrie. Nutzbare Mineralien und edle Metalle sind zwar vorhanden, aber Bergbau wird gegenwärtig gar nicht betrieben. Der Handel beschränkt sich bei dem Mangel fahrbarer Wege auf die Einfuhr weniger europ. Waren, welche meist über Guatemala eingeschmuggelt werden, und auf geringe Ausfuhr von Tabak, Indigo, Brot, Mehl, Käse, Früchten und Gemüsen, einigen Geweben und Matten, verschiedenen Harzen, Gummiarten und Holz. Die Einwohner bestehen größtenteils aus Mestizen und Indianern. Diese gehören im Osten zu den Mayas, im übrigen Lande zu den aztekischen Stämmen; sie sind teils angesiedelt, teils frei. Sie sprechen hauptsächlich vier Sprachen: Zoqui, Tzendal, Tzotzil, Nahuatl oder mexikanisch, und außerdem Maya, Lacandon, Chañabal, Chol, Quiché, Mam, Chiapanec. C. ist reich an großartigen Ruinen und Teocallis aus der Zeit vor der span. Eroberung. (S. Palenque.)

Die älteste Stadt des Landes ist Chiápa de los Indios, am Rio Tabasco, 1527 erbaut und von etwa 1600 Indianern bewohnt. — Die Hauptstadt ist San-Christobal de los Llanos oder Ciudad de las Casas, zu Ehren des berühmten Las Casas (s. d.), des ersten Bischofs des 1538 errichteten Bistums von C., früher auch Ciudad real genannt. Sie liegt östlich von Chiápa, etwa 870 km im OSO. von Mexiko, in einer schönen, fruchtbaren Ebene und wurde 1528 von Diego de Mazariegos an Stelle der alten Hauptstadt Zacatlan angelegt. Die Stadt, regelmäßig gebaut, hat einige ansehnliche öffentliche Gebäude und zählt 8500 E. Sie ist der Sitz der obersten Regierungsbehörden und des Bischofs von C., hat eine Kathedrale, mehrere Klöster, eine höhere Schule (Seminario conciliar), jetzt Universität genannt, und ein Hospital.

Chiaramonte, Stadt in der ital. Provinz Siracusa auf Sicilien, Bezirk Modica, 24 km im N. von Modica, auf einem eine herrliche Aussicht bietenden Berge, in höchst fruchtbarer Umgebung, mit (1881) 9364, als Gemeinde 9770 E.

Chiaramonti, Familienname des Papstes Pius VII.; danach ist benannt das Museo C., eine besondere Abteilung der Sammlung von antiken Marmorwerken im Vatikan zu Rom.

Chiāri, Stadt in der oberital. Provinz Brescia, liegt 29 km im W. von Brescia, 4 km östlich des Oglio, an der Eisenbahn von Brescia nach Mailand, ist Hauptort eines Kreises und zählt (1881) 5999, als Gemeinde 10414 E., welche Seidenspinnerei, Seidenweberei und Gerberei treiben. Bis zu Anfang des 19. Jahrh. war die Stadt mit Mauern und Gräben umgeben. Unter den 15 Kirchen ist die 1431—80 erbaute Pfarrkirche hervorzuheben. Das mit Maulbeerbäumen bedeckte Terrain gibt reiche Kornernten. Bei C. wurden 1. Sept. 1701 die Franzosen und Spanier unter Marschall Villeroi von den Österreichern unter Prinz Eugen von Savoyen geschlagen.

Chiāri (Pietro), ital. Lustspieldichter und Romanschriftsteller, geb. 1700 in Brescia, trat nach Beendigung seiner Studien in den Jesuitenorden, ward aber bald Weltgeistlicher und ließ sich mit dem Titel eines Hofdichters des Herzogs von Modena in Venedig nieder, wo er binnen etwa 12 Jahren mehr als 60 Komödien auf das Theater brachte. Auch schrieb C. vier Tragödien, die aber keinen günstigen Erfolg hatten. Im hohen Alter ging er wieder nach Brescia, wo er 1788 starb. Außer diesen dramatischen Arbeiten (gesammelt in den «Commedie», 10 Bde., Vened. 1756, und Bologna 1759—62, wozu noch «Nuova raccolta di commedie», Vened. 1762, und «Tragedie», Bologna 1792, gehören) veröffentlichte er noch mehrere Romane sowie einige philos. Schriften, wie «L'uomo» (Vened. 1755).

Chiarini (Giuseppe), ital. Dichter, geb. 5. Aug. 1833 zu Arezzo, wurde 1860 Sekretär im Unterrichtsministerium und ist seit 1867 Inspektor des Lyceums in Livorno. C. begann seine schriftstellerische Thätigkeit als Publizist, indem er in Turin die «Rivista italiana» und nach Übersiedelung der Regierung nach Florenz daselbst das «Ateneo Italiano» redigierte. Er gab Leopardis «Operette morali» (2 Bde., Livorno 1869—70) und die «Legenda e vita di San Guglielmo d'Oringa» (Livorno 1870) heraus und übersetzte aus dem Deutschen außer vielen kleinern Gedichten Heines «Atta Troll» (2. Aufl., Bologna 1879). Von selbständigen Arbeiten C.s sind zu nennen: «Poesie» (Livorno 1874), «In Memoriam» (zwei Gesänge, Imola 1875), «Elogio di Pio IX» (Brescia 1878), «I critici italiani e la metrica delle Odi barbare» (eine Verteidigung Carduccis, Bologna 1879), «Modeste armonia d'una cetra cristiana» (Brescia 1879), «Lacrymae» (Bologna 1879; 2. Aufl. 1880).

Chiaroscuro (ital.), s. Clairobscur.

Chiasmus, chiastische Stellung, die kreuzweise Stellung nach der Gestalt des griech. Buchstaben X (Chi), besonders die Anordnung zweier Paare von Satzgliedern nach dem Schema a b b a, durch die das gegensätzliche Verhältnis der korrespondierenden Glieder auch äußerlich markiert wird; z. B.: «Er war der Guten Hort, der Schrecken aller Bösen.»

Chiastolith ist eine eigentümliche Abart des Andalusits; das Mineral bildet fast rechtwinkelig rhombische, langsäulenförmige Krystalle, welche gewöhnlich in schwarzem Thonschiefer eingewachsen sind und in ihrem Innern eine längs der Achse verlaufende dünnprismatische Einlagerung von schwarzer kohliger Materie enthalten, welche gegen die lichtgrauliche und -gelbliche Krystallmasse scharf absticht; häufig ziehen auch noch längs der vertikalen Krystallkanten schwarze Ablagerungen einher, welche mit der centralen Substanz durch diagonale Lamellen

verbunden sind, sodaß auf dem Querbruche der Säulen eine schwarze Zeichnung entsteht, welche an den griech. Buchstaben X erinnert (daher der Name). Wie der Andalusit besteht der C. aus dem Thonerdesilicat Al^2SiO^5, doch hat sich infolge beginnender Zersetzung oft schon ein kleiner Wassergehalt eingestellt. Der C. findet sich in den Thonschiefern immer nur da, wo dieselben von inselähnlichen Granitmassivs durchbrochen sind, und solche chiastolithführenden Schiefer bilden einen peripherischen Hof, eine metamorphische Zone zunächst um den Granit, indem sie nach außen allmählich in gewöhnliche Thonschiefer übergehen; so zu Gefrees im Fichtelgebirge, bei Strehla in Sachsen, ausgezeichnet in der Bretagne, den Pyrenäen, dem span. Galicien, auch vielerorts in Nordamerika, wo fingerlange und -dicke Chiastolithe vorkommen.

Chiaus, s. Tschiaus.

Chiavāri, Hafenstadt in der ital. Provinz Genua, unweit der Mündung der Sturla in den Busen von Rapallo und an der Eisenbahn Pisa-Genua, 32 km im OSO. von Genua, ist Hauptort eines Kreises (1881 mit 110802 E.) und zählt (1881) 7659, als Gemeinde 11940 E. Die Stadt ist wohlgebaut und besitzt vier sehr ansehnliche Kirchen, worunter die größte, schönste und an künstlichem Schmuck reichste die der Virgine dell' Orto, sowie mehrere Paläste. Außer dem Küstenhandel und der Fischerei (Sardinen und Forellen) bilden Fabriken für Seidenwaren, Spitzen, berühmte Sessel u. s. w. nebst einem blühenden Gewerbsbetrieb der mannigfachsten Art die Haupterwerbsquellen der Bewohner. Die freundlichen, trefflich angebauten und sehr bewohnten Umgebungen der Stadt liefern Wein, Orangen, Kastanien und Öl in Fülle für die Ausfuhr. Die bekannten Käse von C. werden im bergigen Innern des Landes, meist auf früher parmesan. Gebiete, bereitet und gelangen nur von C. aus in den Handel. Die Geschichte des Ortes ist stets mit der von Genua verknüpft gewesen.

Chiavenna (Clavenna, deutsch Cleven, Cläven oder Clefen), altes, malerisches Städtchen in der ital. Provinz Sondrio (Lombardei), liegt 317 m über dem Meere in einem tiefeingeschnittenen, von 2400–3000 m hohen Felsgebirgen umschlossenen Thale am linken Ufer der Maira (Mera) und zählt (1881) 2848, als Gemeinde 4292 E., deren Haupterwerbsquellen die Seidenzucht, -Spinnerei und -Weberei, der Handel mit Früchten und den vorzüglichen Rotweinen des Veltlin und die Bierbrauerei sind. Von den sechs Kirchen ist San-Lorenzo die bemerkenswerteste. Der besuchteste Punkt der sehr romantischen Umgebung ist der Schloßberg mit dem Parke Paradiso und den Trümmern der alten Burg C. und des unvollendeten Palastes der Bündnerfamilie von Salis. Etwa 4 km östlich von C., im Bergell, bezeichnet ein Trümmerwall, mit Kastanienwald bestanden, die Lage des 1618 durch einen Bergsturz verschütteten Fleckens Piuro oder Plurs. An der Vereinigung der Thäler San-Giacomo und Bergell, der Splügenstraße und der Malojastraße gelegen gehört C. zu den wichtigern Alpenschlüsseln. Auch ist eine Eisenbahn nach Colico projektiert. Stadt und Landschaft C. hatten früher eigene, vom Kaiser ernannte Grafen, kamen später unter die Herzöge von Mailand und wurden 1512 von Maximilian Sforza an Graubünden abgetreten, das die Herrschaft über C., Bormio und Veltlin bis 1797 behauptete. Hierauf mit der Cisalpinischen Republik, dann mit dem Königreich Italien vereinigt, gelangte C. 1815 an Österreich und 1859 durch den Frieden von Villafranca an Italien.

Chiaves (Desiderato), ital. Dichter und Staatsmann, geb. 2. Okt. 1825 zu Turin, studierte die Rechte und nahm am öffentlichen Leben seines Vaterlandes lebhaften Anteil. Er ward 1848 als außerordentlicher Regierungskommissar nach dem Canavese gesandt, 1856 ins Parlament gewählt und war Dez. 1865 bis Juni 1866 im Ministerium La Marmora-Lanza Minister des Innern. Im J. 1870 wurde er zum Vizepräsidenten der Kammer gewählt. Seinen Ruf als Dichter verdankt er vorzüglich den kleinen Lustspielen, welche er unter dem Titel «Ricreazioni filodrammatiche» (Tur. 1876) veröffentlichte. Außerdem schrieb er: «Il giudice del fatto» (Tur. 1843), «Il giudice mal giudicato» (Tur. 1879), «Il re» (Tur. 1881).

Chic (frz.), «Schick», Geschick, Fertigkeit; die rechte Art des Benehmens, Auftretens, Aussehens, namentlich in Bezug auf die Anforderungen der gesellschaftlichen Formen und der Mode; in der Malerei effektvolle Darstellung mit sicherer Hand.

Chicago, Stadt in der nordamerik. Union, im Staate Illinois, County Cook, im südwestl. Ende des Michigansees unter 41° 50′ 1″ nördl. Br. gelegen. Bis 1833 bestand daselbst nur ein Fort. Doch schon 1840 hatte C. 4853, 1850 bereits 29963, 1860: 112172, 1870: 298977 und 1880 sogar 503185 E., davon 298326 Eingeborene und 204859 Fremdgeborene. Binnen wenigen Jahren ist C. die bedeutendste Stadt in Illinois, ja des Nordwestens und die viertgrößte der Union überhaupt geworden, sodaß es als Handelsmetropole nur hinter Neuyork zurücksteht. C. hat eine ungemein günstige Lage am See, steht durch Wasserstraßen und Eisenbahnen mit der ganzen Union und allen Landungsplätzen an den Seen in Verbindung und ist durch einen Kanal mit dem Illinoisflusse, somit in ununterbrochener Wasserstraße mit St. Louis und Neuorleans, durch den Welland- und Erie-Kanal mit Neuyork verbunden. Es münden hier fünf Haupteisenbahnen aus dem Osten, sechs aus dem Westen, und drei aus dem Süden. Täglich gehen von dort ab und kommen dort an etwa 350 Züge. Der Handel besteht vorzugsweise in landwirtschaftlichen Produkten, namentlich Getreide, Butter, Häuten, Speck, Schmalz, Holz und Vieh, die aus dem Innern des Staates und dem ganzen Nordwesten dahin gelangen. Das Wachsen desselben in seinen einzelnen Zweigen in den Jahren 1860—80 veranschaulicht die folgende Tabelle. Es wurden in C. nach auswärts verladen: An

		1860	1870	1880
Mehl	Fässer	698 132	1 705 977	2 862 737
Weizen	Bushel	12 402 197	16 432 585	22 796 288
Mais	»	13 700 113	17 777 377	93 572 934
Hafer	»	1 091 698	8 507 735	20 649 427
Gerste	»	267 449	2 581 692	3 110 985
Rindvieh	Stück	97 474	391 709	886 614
Schweinen	»	227 164	1 095 671	1 428 184
Schinken	Fässer	91 721	165 855	367 324
eingemachtem Rindfleisch	Packen	85 563	65 369	117 203
anderm eingemachten Fleisch	Pfund	15 935 243	112 433 163	958 036 113
Schmalz	»	10 325 019	43 292 249	333 539 138
Butter	»	—	6 493 143	59 970 601
Wolle	»	839 269	15 826 536	38 537 104
Häuten	»	14 836 514	27 245 846	76 299 285
Sämereien	»	6 055 563	6 287 615	195 616 050
Blei	»	8 392 066	7 855 471	25 537 400
Bauholz	Fuß	225 372 340	583 490 643	925 682 345
Salz	Fässer	172 963	571 013	1 062 028

Was den Getreidehandel noch insbesondere betrifft, so kamen allein im J. 1880 3506530 Fässer Mehl, 31142410 Bushel Weizen, 100824942 Bushel Mais, 24600880 Bushel Hafer, 2125233 Bushel Roggen und 5979978 Bushel Gerste in C. an. Die Quantitäten, um welche diese Zahlen von denen der angeführten Tabelle differieren, wurden mithin in der Stadt konsumiert oder in anderer Gestalt wieder ausgeführt. C. hat die größten Schweineschlächtereien der Welt. Für die Schweine und das Rindvieh, welche alljährlich zugeführt werden, besteht seit dem 25. Dez. 1865 ein riesiger Centralmarkt (Great Union Stock Yards), der 140 ha einnimmt und dessen erste Anlage 1675000 Doll. gekostet hat. Er hat Platz für 21000 Stück Rindvieh, 75000 Schweine, 22000 Schafe und 200 Pferde. Im J. 1879 wurden hier 1215732 Stück Rindvieh, 6418330 Schweine, 325119 Schafe und 10473 Pferde aufgenommen, welche zusammen einen Wert von 114795834 Doll. repräsentierten. Der Verkehr auf den Wasserstraßen, an denen C. liegt, ist ein sehr bedeutender. Am 1. Jan. 1880 gehörten der Stadt 364 Fahrzeuge mit einem Gehalt von 67988 t. Im J. 1879 landeten und klarierten 12014 Schiffe mit einem Gehalt von 3870300 t.

Mit dem Handel in gleichem Schritt entwickelt sich das Bankwesen und die Industrie. Von besonderer Bedeutung sind die Eisengießereien, Brauereien, Brennereien, Leder-, Hut-, Zucker-, Tabak-, Wagen-, Ackergeräte-, Schuh- und Stiefelfabriken. Die Zahl solcher und ähnlicher industrieller Etablissements belief sich am 31. Mai 1880 auf 3752, welche einen Gewinn von 72597989 Doll. abwarfen, durchschnittlich 89742 Arbeiter beschäftigten und diesen 37615381 Doll. Lohn zahlten. Das zu ihrem Betriebe in Anspruch genommene Kapital betrug 80692102 Doll., der Wert des verarbeiteten Materials 180807706 Doll., der der Produktion 253405695 Doll. Der Reichtum der Stadt tritt in den zahlreichen kostbaren Neubauten zu Tage; die 3,2 km lange Wabash-Avenue und die ebenso lang am Michigansee sich hinziehende prächtige Michigan-Avenue wetteifern in der Eleganz ihrer Häuser mit Philadelphia, Neuyork und Washington. Um gutes Trinkwasser zu beschaffen, hat man 1864—66 mit einem Kostenaufwande von 5225000 Doll. einen Aquädukt 3 km weit unter dem Michigansee hinausgebaut, dessen quellenreines Wasser nunmehr in alle Stadtteile geleitet ist. Die Maschinen können täglich 72 Mill. Gallonen Wasser pumpen und der Tunnel kann täglich 57 Mill. verteilen. Unter dem Chicagoflusse ist der für Wagen benutzbare, über 300 m lange Washington-Straßentunnel gebaut worden; für den Neubau von Kirchen, Schulen, die Anlage von Parks und Boulevards werden bedeutende Summen aufgewendet. C. zählte am Tage vor dem großen Feuer im ganzen 156 Kirchen und kirchliche Gebäude. Außer zahlreichen Privatschulen hatte die Stadt im J. 1879: 74 öffentliche Schulgebäude, in denen 56000 Schüler von 838 Lehrern (darunter 796 Lehrerinnen) unterrichtet wurden. Die Gesamtausgaben für diese Schulen beliefen sich auf 491840 Doll., die Einnahmen auf 663714 Doll. Außerdem ist C. der Sitz der University of C. mit 18 Lehrern und 94 Zöglingen, von 6 medizinischen Lehranstalten mit zusammen 77 Lehrern und 849 Studierenden und einer Rechtsschule mit 6 Lehrern und 101 Studenten (1879). Die Presse C.s ist sehr bedeutend und die einflußreichste im ganzen Westen. Es erscheinen etwa 80 Zeitungen und Zeitschriften, darunter tonangebende Blätter wie die «Tribune», «Evening Journal», «Times», «Interocean» und die deutsche «Illinois-Staatszeitung», die überhaupt eine der bestredigierten deutschen Zeitungen der Vereinigten Staaten ist. Die fundierte Schuld der Stadt betrug 1880: 12794271 Doll., das gesamte Vermögen derselben wurde im J. 1879 zum Zwecke der Besteuerung auf 117970035 Doll. veranlagt, davon 93063553 Doll. Grundeigentum und 24906482 Doll. bewegliches Vermögen. In Wirklichkeit stellen sich jedoch diese Summen ungleich höher.

Vom 8. bis zum 10. Okt. 1871 wurde C. von einer furchtbaren Feuersbrunst verheert, welche mehr als ein Drittel der Stadt in Asche legte, 17450 Häuser zerstörte, darunter die Post, das Gerichtsgebäude, das Zollhaus, 32 Hotels, die Gasanstalt, 3 Eisenbahnhöfe, 9 Zeitungsbüreaus, 10 Theater, 41 Kirchen, alle Banken (mit Ausnahme einer einzigen) und 5 Getreidespeicher mit 1642000 Bushel Korn. Der Wert der zerstörten Häuser wurde auf 50 Mill. Doll., der Wert des sonstigen Eigentums und namentlich der Waren auf 140 Mill. Doll. berechnet, wovon kaum die Hälfte versichert war; 98500 Personen wurden obdachlos und 200 kamen im Feuer um. Die zur Milderung der Leiden der Betroffenen gesammelten Summen beliefen sich im ganzen auf 7 Mill. Doll. Die Stadt wurde bald, dank der Energie und dem Mute ihrer Bürger, ganz wieder aufgebaut, ja sie erstand schöner, solider und mächtiger aus den Ruinen, als sie vorher war. Am 14. Juli 1874 wurde C. abermals von einer großen Feuersbrunst heimgesucht. Der Schaden wurde auf 5 Mill. Doll. geschätzt. Vgl. Seeger und Schläger, «Entwickelung, Zerstörung und Wiederaufbau von C.» (Chicago 1872).

Chicane, s. Chikane.

Chicarot (Carajuru, Curuguru) ist die Benennung einer roten Farbe, welche die Indianer am Rio Meta und Orinoco aus den Blättern der daselbst wachsenden Bignonia Chica *Humb.* bereiten und mit welcher sie sich die Haut färben, um der Einwirkung der Sonnenstrahlen besser widerstehen zu können. Das C. hat eine schön zinnoberrote Farbe und harzige Beschaffenheit, wird beim Reiben grün metallglänzend, ist aber durch Wärme nicht schmelzbar. Es löst sich in Weingeist auf und dient in Amerika zum Rot- und Gelbfärben von Seide, Wolle und Baumwolle. Vgl. M. P. Schützenberger, «Die Farbstoffe» (Bd. 2, Berl. 1870).

Chicha (span., spr. tschitscha), in Südamerika Bezeichnung für die aus Pflanzen (Mais, Reis, Palmenfrüchten u. s. w.) durch Gärung gewonnenen berauschenden Getränke.

Chichen-Itza, eine der 54 Ruinenstädte in der merik. Provinz Yucatan, westsüdwestlich bei Valladolid. Die Hauptgebäude sind ein Tempel mit Basreliefs, das Gymnasium genannte Haus, in dem ein ganz mit Skulpturen bedecktes Zimmer gut erhalten ist, das sog. Haus der Nonnen u. s. w.

Chichester (lat. Cissae castrum), Municipalstadt, Parlamentsborough und, als Bischofssitz, City in der engl. Grafschaft Sussex, deren Hauptstadt sie früher war, liegt in einer Ebene zwischen den Hügeln der Southdowns, am Lavant, unweit der Südküste, an der Südküsten-Eisenbahn, 23 km

im ONO. von Portsmouth und 126 km im SO. von London, und ist ein freundlicher, gutgebauter, früher ummauerter Ort. Die Stadt hat vier Hauptstraßen, die im Centrum zusammenstoßen, eine großartige, 1187—1336 im got.-sächs. Stil errichtete Kathedrale St. Peter (nächst der von York die größte Kirche Englands, 127 m lang, die einzige fünfschiffige Englands, mit sehr schönen Fenstern und interessanten Monumenten), außerdem sechs andere Kirchen und etliche Bethäuser, ein prächtiges Kreuz der zierlichsten Steinflechterei auf der Mitte des Marktes, ein theol. und ein Lehrerseminar, eine Lateinschule und ein litterarisch-wissenschaftliches Institut nebst Museum. C. zählt (1881) 8092 E., die Handel mit landwirtschaftlichen Produkten unterhalten, welchen Portsmouth und der den Arun mit dem Chichesterhafen verbindende Arundelkanal begünstigen. Etwa 5 km entfernt befindet sich Goodwood-Park mit dem prachtvollen Schloß des Herzogs von Richmond. Die Stadt liegt auf der Stelle der röm. Station Regnum im Gebiete der Regni, wurde im 5. Jahrh. von Ella zerstört, aber von dessen Sohn Cissa, König von Sussex, wieder aufgebaut und nach ihm Cissanceaster genannt. Während der Heptarchie war dies ein bedeutender Ort, sank aber später mehr und mehr, bis es unter Wilhelm dem Eroberer 1070 anstatt des südlicher gelegenen Selsea, gegenwärtig ein Dorf, Bischofssitz ward.

Chickahomini, ein Nebenfluß des James-River im nordamerik. Staate Virginien, welcher wegen seiner sumpfigen, dicht bewachsenen Ufer ein starkes militärisches Bewegungshindernis bildet und von drei Eisenbahnen überbrückt ist. Auf dem nördl. Ufer des C. rückte General MacClellan mit einem Teile des zwischen dem York-River und James-River gelandeten Unionsheeres nach der Einnahme von Yorktown und Williamsburg im Frühjahr 1862 vor und ließ die Verbindung mit den auf dem südl. Ufer verbliebenen Truppen durch Kriegsbrücken herstellen. Diese Brücken wurden indessen durch den infolge gewaltiger Regengüsse angeschwollenen Fluß zerstört oder doch zeitweilig unbenutzbar gemacht. Der konföderierte General Johnston griff deshalb die an der Straße nach Williamsburg stehenden Korps des Unionsheeres 31. Mai 1862 nachdrücklich an und wurde schwer verwundet. Sein Heer erneuerte am folgenden Tage den Angriff bei Seven Pines, vermochte jedoch keinen Erfolg zu erreichen, da inzwischen die Unionstruppen durch das gegen Abend und in der Nacht über den C. gegangene Korps des Generals Summers verstärkt worden waren. Nun übernahm General Lee den Oberbefehl über das konföderierte Heer in Virginien und entsendete den General Jackson nach dem Shenandoahthale, während MacClellan einen Monat lang unthätig am C. stehen blieb und dort Befestigungen und Brücken herstellen ließ, indessen die konföderierte Kavallerie unter General Stuart durch kühne Streifzüge in seinem Rücken Schrecken verbreitete und sogar den Sitz der Regierung in Washington bedrohte. Schließlich beschloß MacClellan, die Stellung am C. zu räumen und dafür den James-River zu besetzen; doch ließ General Lee drei seiner Divisionen auf das nördl. Ufer des C. übergehen und griff mit denselben 25. Mai Mechanicsville an, bevor sein Gegner abgezogen war. General MacClellan suchte sich zu halten und seinen Train auf das linke Ufer des C. in Sicherheit zu bringen. Am 26. Mai wurden mehrere Korps des Unionsheeres mit 9000 Mann Verlust von den Konföderierten unter Lee, zu denen an diesem Tage General Jackson gestoßen war, zurückgeworfen, und erst die Nacht machte dem Kampfe ein Ende. MacClellan setzte in den folgenden Tagen unter beständigem Gefecht den Rückzug nach dem James-River fort.

Chickamauga, ein kleiner Nebenfluß des Tennessee im nordamerik. Staate Tennessee, welcher geschichtlich durch die Schlacht am 19. und 20. Sept. 1863 bekannt geworden ist. General Rosecrans hatte im Sommer 1863 das konföderierte Heer unter General Bragg durch geschickte Manöver zum Rückzuge veranlaßt und das befestigte Chattanooga (s. d.) 9. Sept. besetzt. General Bragg kehrte jedoch bald mit Verstärkungen zurück, besetzte die südlich und östlich von Chattanooga liegenden Höhen und schlug die unvorsichtig vorgegangenen Unionstruppen mit Verlust von 12000 Mann und 36 Geschützen bei C. 19. und 20. Sept. 1863. Nur der Heldenmut des Generals Thomas und die überlegene Wirkung ihrer starken Artillerie rettete die Unionstruppen vor völliger Vernichtung und ermöglichte es, dieselben nach dem befestigten Chattanooga zurückzuführen. Auch die Konföderierten hatten bei C. gegen 10000 Mann verloren. Infolge der Schlacht beim C. wurde der Oberbefehl über das Unionsheer in Tennessee dem General Ulysses Grant übertragen.

Chickasaws, s. Chikkasahs.

Chiclana de la Frontera, Stadt in der span. Provinz Cadiz, 22 km im SSO. von Cadiz, am Lirio, welcher sich im S. der Insel Leon in die Meerenge Santi-Petri ergießt, mit (1877) 11627 E. Der Ort hat einen berühmten Stierkampfplatz. Die meisten Häuser sind von Gärten umgeben; die Umgegend erzeugt guten Wein. Bei der Stadt entspringen zu Bädern eingerichtete kalte Schwefelquellen, der Paso de Braque und die Fuente Amarga.

Chiddekel (Hiddekel), nach 1 Mos. 2, 14 einer der Hauptströme des Paradieses, wahrscheinlich der heutige Tigris.

Chidr (oder Chidhr, von den Persern und Türken Chisr ausgesprochen, d. i. der Grüne, der Junge) ist eine durchaus mythische, proteusartige Persönlichkeit, die bald als Zeitgenosse des Feridun, bald als Begleiter Alexanders d. Gr. erwähnt wird. Nach einigen Angaben ist er der Genius des Frühlings, zugleich Schutzgeist und Geleiter der Sterblichen auf dem Pfade der Tugend, oder Vermittler himmlischer Offenbarung, Führer der Seelen in das Land der Seligen und Hüter der Quelle des Lebens im Lande der Finsternis; nach den Angaben anderer ist er ein Geist, der zuerst mit der Seele des Propheten Pinehas vereint war und nach dessen Tode sich vermöge der Metempsychose mit der Seele des Propheten Elias, dann verschiedener anderer weiser Männer, zuletzt mit der Seele des Ritters St. Georg, der den Lindwurm erstach, vereinte. Er gilt ferner als Schutzgottheit der Schiffer. Im Koran wird C. zwar nicht erwähnt, aber die Kommentatoren kombinieren ihn gewöhnlich mit dem Propheten Elias. Woher der Mythus von diesem «Ewig jungen», wie ihn Rückert in seinem schönen Gedicht «Chidder» nennt, stammt, läßt sich bei der großen Verbreitung desselben schwer bestimmen. Wie es scheint, ist er nicht auf semit. Boden erwachsen, obwohl der Name so, wie er überliefert ist, ganz unleugbar semitisch (arabisch) ist.

Chief (engl., spr. tschīf), soviel wie Chef (s. d.); Lord C. Justice, der Vorsitzende des obersten Gerichtshofs in England, der Lord Oberrichter.

Chiclaf-Kesaw, s. unter Kassiber.

Chiemsee oder das Bayrische Meer, der größte See Bayerns, auf der Hochebene zwischen dem Inn und der Salzach, am Fuß der Alpen, 512 m über dem Meere gelegen, ist 18 km lang, 11 km breit, bis 140 m tief und 193 qkm groß. Außer der Prien und Roth nimmt er im S. die Große oder Kitzbühler Achen auf, und im N. fließt aus ihm die Alz zum Inn ab. Das sumpfige Nordgestade und die vielen nordwestlich in geringer Entfernung gelegenen kleinern Seebecken deuten auf einst größern Umfang. Im ganzen sind die unmittelbaren Ufer des Sees flach und einförmig, im O. und W. gut bebaut, im N. und S. bewaldet; in weiterer Entfernung bilden die Bayrischen und Salzburger Alpen einen schönen Hintergrund der Landschaft. Das südl. und westl. Ufer umschlingt die München-Salzburger Eisenbahn, und ein Dampfschiff befährt den See, zu dessen Besuch die Eisenbahnstation Prien den bequemsten Absteigpunkt bietet. Der See hat hellgrünes Wasser, zeigt sich oft sehr stürmisch und ist berühmt wegen seines Reichtums an Fischen, vortrefflichen Forellen, Lachsen, Hechten und Karpfen. Die Hauptzierde des Sees sind seine schon von den Römern bewohnten drei reizenden Inseln, die am Eingang eines südwestl. Busens liegen, mit zusammen 380 E. Herrenwörth oder Herrenchiemsee, die größte, hat 11 km im Umfang und enthält einen mit Damwild bevölkerten Hochwald sowie eine ehemalige Mönchsabtei, deren schloßartige Kloster- und Wirtschaftsgebäude nebst Brauerei, guter Verpflegung und hübschen Gartenanlagen zu längerm Aufenthalt geeignet sind. Seit 1873 ist die Insel, deren herrliche Waldungen von der Gefahr völliger Ausrodung bedroht waren, Eigentum des Königs Ludwig II. von Bayern, der hier mit großem Aufwande ein umfangreiches und prächtiges Schloß erbauen ließ. Die kleinere Insel Frauenwörth oder Frauenchiemsee hat ein wiederhergestelltes Nonnenkloster, ein Fischerdörfchen, ein besuchtes Gasthaus, früher ein ganz besonders beliebter Aufenthalt von Malern, die hier in Wort und Bild ein launiges Album gestiftet haben, und mehrere einfache Landhäuser von münchener Einwohnern. Die dritte oder Krautinsel, die kleinste, war ehemals der Küchengarten für beide Klöster, ist unbewohnt, aber mit Gemüse- und Kornfeldern bebaut. Beide Klöster sind von Herzog Tassilo gestiftet: Frauenchiemsee 766, Herrenchiemsee 776 als Abtei der Augustiner-Chorherren. Letzteres war zugleich Bistum, seit 1218 reichsfrei, aber später unter das Erzstift Salzburg gestellt.

Chienti, kleiner Fluß Mittelitaliens, der sich in das Adriatische Meer ergießt; sein Lauf gehört ganz der Provinz Macerata an. Er entspringt bei Serravalle im Apennin, südlich vom Monte-Pennino, und fließt nach O. über Tolentino, berührt Macerata und mündet bei Civitanuova, etwa 40 km im SSO. von Ancona, nach einem Laufe von 75 km.

Chiëri, uralte Stadt in der ital. Provinz und dem Kreise Turin, 14 km im SO. von Turin, durch eine Zweigbahn nach Trofarello mit der Bahn Turin-Alessandria verbunden, ist Sitz eines Gerichtshofs und zählt (1881) 9494, als Gemeinde 12888 E. Von drei Seiten wird der Ort von fruchtbaren Hügeln eingeschlossen, auf welchen sich noch im Mittelalter viele kleine Städte und Schlösser erhoben. Ein Arm des Tepice teilt C. in zwei Hälften. An zum Teil prächtig gebauten Kirchen (Sta.-Maria della Scala, vom J. 1405, ist das größte got. Gebäude Piemonts), Klöstern, Wohlthätigkeits- und Bildungsanstalten ist die Stadt sehr reich. Seit 1813 besitzt C. ein Theater. In und um C. sind bedeutende Leinwebereien und Seide- und Baumwollspinnereien. — Zur Zeit des Römerreichs hieß die Stadt Carea. Im 9. und 10. Jahrh. unter Oberherrschaft der Bischöfe von Turin, konstituierte sie sich im 11. Jahrh. als unabhängige Republik, die aber später (1155) von Friedrich Barbarossa bekämpft und aufs neue der geistlichen Herrschaft unterworfen wurde. In den folgenden Jahrhunderten wechselte C. häufig die Herrschaft, war in vielfache Kriege verwickelt und wurde 1551 von den Franzosen verwüstet. Emanuel Philibert, Herzog von Savoyen, brachte C. dauernd in den Besitz seines Hauses; Victor Emanuel erhob es zum Fürstentum. Vgl. Cibrario, »Delle storie di C.« (2 Bde., Tur. 1827; 3. Aufl. 1855).

Chiers, Fluß im nordöstl. Teile Frankreichs, entspringt 3 km oberhalb Arlons, in Belgisch-Luxemburg, und wird hier, wo man deutsch spricht, Korn genannt. Nach 20 km südl. Laufes tritt er in Frankreich ein, 6 km von Longwy, durchfließt die Depart. Meurthe und Mosel, Maas und Ardennen, wo er in 160 m Höhe bei Carignan, 7 km oberhalb Sedan, in die Maas mündet, nach einem Laufe von 112 km, deren letzte 10 fahrbar sind.

Chiëse, Nebenfluß des Oglio (s. d.).

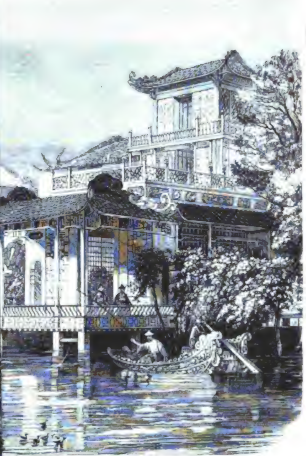
Chiëti oder Civita di Chieti, schön gelegene und gutgebaute Hauptstadt der ital. Provinz C. (auch Abruzzo citeriore genannt, 3092,3 qkm mit [1881] 343972 E.), unfern des Flusses Pescara (Aternus), auf einer 283 m hohen Anhöhe, von welcher man eine herrliche Aussicht auf das 13 km davon entfernte Adriatische Meer genießt, und an der Bahn Pescara-Aquila, Sitz eines Erzbischofs und des Präfekten, hat 10 Kirchen, darunter eine prächtige got. Kathedrale, 12 Klöster und 4 Konservatorien, ein hübsches Theater, ein Gymnasium und ein Seminar und zählt (1881) 12273, als Gemeinde 21835 E., welche sich mit Tuchweberei beschäftigen, Öl, Wein, Getreide und Seide bauen und Handel mit den Produkten des Landes treiben. — Im Altertum hieß C. Teate Marrucinorum und war eine der bedeutendsten festen Städte dieses sabellischen Stammes. Sie nahm an dem letzten samnitischen Kriege gegen die Römer teil und fiel 305 v. Chr. in deren Hände. Nach dem Sturze des Römischen Reichs geriet sie zuerst in die Gewalt der Goten, dann der Longobarden. Von Pipin dem Kurzen zerstört, wurde sie von den Normannen wieder aufgebaut, die sie zur Hauptstadt der Abruzzen machten, und mit Neapel vereinigt. Hier stiftete 1524 der heil. Gaëtano von Theate den Orden der Theatiner (s. d.).

Chièvres, Stadt im Bezirk Ath der belg. Provinz Hennegau, an der Dendre, 21 km nordöstlich von Mons, an der Zweigbahn Ath-St.-Ghislain, mit 3408 E., einem schönen got. Schloß, Korn- und Viehhandel. C. war früher Sitz einer dem Grafen von Egmont gehörigen Herrschaft.

Chiffon (frz.), Lumpen, Lappen; weiblicher Putz, Flitter, Staat; Chiffonnier, Lumpensammler;

R.





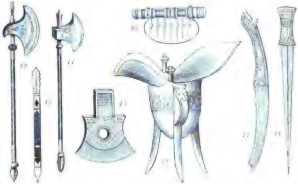
2. Haus eines Kaufmanns in der Nähe von Kanton.



7. Kaiserin (



10. Gelehrter

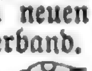
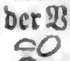


18. Waffen. 19. Vase aus der Dynastie Tscheu (1123–255 v. Chr.).

Zu Artikel: China

Chiffonnière, Lumpensammlerin; auch Kommode, Kästchen für Putzgegenstände; **chiffonnieren**, zerknittern, zerknüllen.

Chiffrier- und Dechiffrierkunst ist die Fertigkeit, den logischen Begriff eines Wortes oder Satzes mittels willkürlich gewählter Buchstaben, Zahlen und Zeichen in der Weise graphisch darzustellen, daß das logische Verständnis für jeden dritten Uneingeweihten, mindestens nicht ohne längere und schwierigere Untersuchung und Enträtselung (Dechiffrierung), versagt bleibt. Obschon diese Kunst geschichtlich nachweisbar bis in das graueste Altertum zurückzuführen und in ihrer Ursprünglichkeit nur die mehr oder minder gelungene Bild- oder Begriffsschrift ist, und die daraus allmählich entwickelten allgemeinen phonetischen Lautzeichen oder Buchstaben nichts anderes sind als der Anfangslaut des im Bilde dargestellten (ideographischen) Begriffsgegenstandes, so ist doch dieser Hauptgrundzug der Chiffrierkunst besonders durch den mittelalterlichen Scholastizismus, namentlich seit Trittheim, Agrippa von Nettesheim und dem noch spätern Athanasius Kircher, gänzlich verblichen und in keiner unserer europ. Buchstabenschriften wiederzuerkennen, während er in der chines. Schrift wie in der auch noch heute angewandten hebr. Quadratschrift in alter Ursprünglichkeit sich erhalten hat und seit dem wiedergewonnenen Verständnis der Hieroglyphen uns in ganzer Originalität vor Augen tritt. So ist nun die Chiffrierkunst der absoluten Willkür subjektiver Auffassung preisgegeben worden und damit einer wüsten und verfahrenen Methodik und Litteratur verfallen, daß sogar die optische und akustische Telegraphie in der ungeheuerlichsten Ausdehnung (wie z. B. in F. B. Friderici, «Cryptographia», Hamb. 1685) zur Chiffrierkunst gezogen, mit seltsamen Kunststücken versetzt und zur leeren Spielerei ausgeartet ist.

Schon in der aus Silben und Begriffszeichen bestehenden ältesten, anarischen, Keilschrift ist erkennbar, daß sie einer frühern Bilderschrift entlehnt war, bis sie in ein regelmäßiges, arisches, Alphabet zusammengefaßt wurde. Auch aus den ursprünglichen ideographischen Hieroglyphen bildete sich dadurch ein allgemeines phonetisches Alphabet, daß man die Anfangsbuchstaben der ideologischen Hieroglyphen zu neuen Laut- und Wortbegriffen miteinander verband. Nimmt man beispielsweise die Hieroglyphe  in roher Zeichnung, so findet sich zunächst ein Mund, **Sch**na, ferner in diesem Munde eine Sonne **R**ē, und unter beiden eine Sphinx, **T**sünkö. So hat man die drei Anfangsbuchstaben Sch R T, mit Hinzufügung der Vokallaute Oü-Schi-Rē-T, = Osiris. Ferner: , zuerst ein Mond Joh, dann ein Ei, Söoühi, und wieder die Sphinx wie oben, also J-S-eeT = Isis. In gleicher Weise ist das Altsemitische aus den ideographischen Zeichen in das allgemeine phonetische Alphabet übergegangen, wie das altsemitische (phönizische) ≮, oder ≠, oder umgekehrt ∀, altgriechisch ᗅ, lateinisch A (in assyr. Keilschrift  a la ap, als Name eines Ideogramms für einen stiergestaltigen Dämon) und noch in der heutigen hebr. Quadratschrift א erkennbar in der Bedeutung Stierkopf, Stier, Erster, Fürst. In entsprechender Weise wie bei den Hieroglyphen hat auch die hebr. Sprache viele «Rosche-tebot» (Kopfbuchstaben) zusammengesetzt und phonetisch belebt, wovon manche sogar in die Volkssprache übergegangen sind, z. B. rat = Reichsthaler, pag = poln. Groschen u. s. w.

Forscht man, mit Übergehung der wesentlich durch die fast zahllosen kabbalistischen Buchstaben- und Zahlentranspositionen und Kombinationen geförderten und endlich auch in die tollste Zaubermystik und Gaunersprache hineingeratenen wirren Formen, nach einer ältesten chiffrierten Urkunde, so führt uns die Tradition als ältesten Nachweis das Mene mene tekel upharsin des Propheten Daniel (Kap. 5, 25) entgegen, welches die Weisen des Königs Balsazar nicht entziffern konnten, weil sie die angeblich in syr. Buchstaben erschienene Inschrift nicht, wie Daniel that, von rechts begonnen von oben nach unten lasen, wie die Buchstaben abweichend verstellt gewesen sein sollen.

Die in der Diplomatie verwendete Chiffrierkunst sieht jetzt ab von den vielen willkürlichen Künsteleien und Besonderheiten und bedient sich gewöhnlich der vollkommen ausreichenden Buchstabenschrift nach folgender Chiffriertabelle:

*	a	b	c	d	e	f	g	h	i	k	l	m	n	o	p	q	r	s	t	u	v	w	x	y	z
a	b	c	d	e	f	g	h	i	k	l	m	n	o	p	q	r	s	t	u	v	w	x	y	z	a
b	c	d	e	f	g	h	i	k	l	m	n	o	p	q	r	s	t	u	v	w	x	y	z	a	b
c	d	e	f	g	h	i	k	l	m	n	o	p	q	r	s	t	u	v	w	x	y	z	a	b	c
d	e	f	g	h	i	k	l	m	n	o	p	q	r	s	t	u	v	w	x	y	z	a	b	c	d
e	f	g	h	i	k	l	m	n	o	p	q	r	s	t	u	v	w	x	y	z	a	b	c	d	e
f	g	h	i	k	l	m	n	o	p	q	r	s	t	u	v	w	x	y	z	a	b	c	d	e	f
g	h	i	k	l	m	n	o	p	q	r	s	t	u	v	w	x	y	z	a	b	c	d	e	f	g
h	i	k	l	m	n	o	p	q	r	s	t	u	v	w	x	y	z	a	b	c	d	e	f	g	h
i	k	l	m	n	o	p	q	r	s	t	u	v	w	x	y	z	a	b	c	d	e	f	g	h	i
k	l	m	n	o	p	q	r	s	t	u	v	w	x	y	z	a	b	c	d	e	f	g	h	i	k
l	m	n	o	p	q	r	s	t	u	v	w	x	y	z	a	b	c	d	e	f	g	h	i	k	l
m	n	o	p	q	r	s	t	u	v	w	x	y	z	a	b	c	d	e	f	g	h	i	k	l	m
n	o	p	q	r	s	t	u	v	w	x	y	z	a	b	c	d	e	f	g	h	i	k	l	m	n
o	p	q	r	s	t	u	v	w	x	y	z	a	b	c	d	e	f	g	h	i	k	l	m	n	o
p	q	r	s	t	u	v	w	x	y	z	a	b	c	d	e	f	g	h	i	k	l	m	n	o	p
q	r	s	t	u	v	w	x	y	z	a	b	c	d	e	f	g	h	i	k	l	m	n	o	p	q
r	s	t	u	v	w	x	y	z	a	b	c	d	e	f	g	h	i	k	l	m	n	o	p	q	r
s	t	u	v	w	x	y	z	a	b	c	d	e	f	g	h	i	k	l	m	n	o	p	q	r	s
t	u	v	w	x	y	z	a	b	c	d	e	f	g	h	i	k	l	m	n	o	p	q	r	s	t
u	v	w	x	y	z	a	b	c	d	e	f	g	h	i	k	l	m	n	o	p	q	r	s	t	u
v	w	x	y	z	a	b	c	d	e	f	g	h	i	k	l	m	n	o	p	q	r	s	t	u	v
w	x	y	z	a	b	c	d	e	f	g	h	i	k	l	m	n	o	p	q	r	s	t	u	v	w
x	y	z	a	b	c	d	e	f	g	h	i	k	l	m	n	o	p	q	r	s	t	u	v	w	x
y	z	a	b	c	d	e	f	g	h	i	k	l	m	n	o	p	q	r	s	t	u	v	w	x	y
z	a	b	c	d	e	f	g	h	i	k	l	m	n	o	p	q	r	s	t	u	v	w	x	y	z

Die erste horizontale «**Sprachlinie**» (Cursivschrift) ist für die «Klarschrift», d. h. für den grammatisch korrekten Wortlaut mit der logischen Bedeutung bestimmt. Die linksseitige erste vertikale «**Wahllinie**» zeigt die veränderte Reihenfolge des Alphabets an, mit welcher das Alphabet der Sprachlinie beliebig verwechselt werden kann.

Gewöhnlich werden sämtliche Buchstaben klein chiffriert; die Lesezeichen fallen weg; die Umlaute und Doppelkonsonanten werden getrennt, also a e, o e, u e, s z, t z; das i vertritt auch das konsonantische j. Meistens werden die Wörter nicht voneinander durch Zwischenräume geschieden, sondern alle Buchstaben in fortlaufender Reihe hintereinander gesetzt. Chiffriert man ganz mit Zahlenchiffren, so wird zur Vervollständigung der 25 Buchstabenzeichen nach 9 oder 0 noch ein Zeichen an die Zahlchiffre angefügt, z. B. 1', 2' u. s. w. oder auch noch 1'', 2'' u. s. w. oder 1^b, 2^b u. s. w. Die Zahlen werden dann in der willkürlich gewählten Reihenfolge nach ihrer Buchstabengeltung angewandt.

Will man nun beispielsweise in Chiffren schreiben: «Der Reichskanzler ist heute Nachmittag 5 Uhr nach Varzin gereist» und wählt man dazu den

Chiffre o, nach welchem a = p, b = q, c = r u. s. w. gilt, so muß die Depesche so gefaßt werden:

stf ftxrwgypboztf xgh wtiht bprwaxhhpv 5(uitbu) iwf bprw kpfoxb vtftxgh.

Oder auf dem Chiffre o, gedrängt, mit Worttrennung durch Striche:

ghu|uhmflvndqcohu|mvw|lhxwh|qdflpmwwdk|5(i xhqi)xlu|qdfl|yducmy|khuhmvw|.

Oder endlich auf dem Chiffre b, ohne Wortabteilung:

efssfkditlboamfsktuifvufobdinkuubhgvfogvisobdiwbsakohfsfktu.

Die Dechiffrierung, d. h. die Auswechselung der einzelnen Buchstaben des Wahlalphabets mit den über ihnen stehenden Buchstaben des Sprachalphabets, ist sehr leicht, sobald man den Wahlbuchstaben (den «Schlüssel») kennt. Mit Hilfe der Chiffriertabelle kann man sogar aus einer fremden unbekannten Sprache genau dechiffrieren. Sehr interessant und den Verstand schärfend, wenn auch Geduld, Aufmerksamkeit und Zeit erfordernd, ist aber das Dechiffrieren ohne Schlüssel, den man erst selbst aus dem mehr oder minder häufigen Vorkommen der einzelnen Buchstaben oder Chiffren suchen muß. Am besten verfährt man, wenn man den ganzen Chiffre etwas entfernt voneinander zum Einschalten oder Überschreiben für die Klarschrift abschreibt und am Ende jeder Zeile die am meisten vorkommenden Chiffren der Zahl nach notiert. Es wird sich sofort ein vorwiegend häufiger Chiffre auszeichnen, der e ist; dann folgt n, i, s, t, h, a, r, d, u. Merkt man sich dazu die im Deutschen verhältnismäßig wenigen zwei-, drei- und vierbuchstabigen Wörter, so kann man, namentlich wenn die Wörter gehörig getrennt voneinander stehen, mit Sicherheit auf ein bestimmtes Wort schließen und die dasselbe bildenden Buchstaben in Klarschrift über alle gleichen Chiffren der ganzen Schrift hinschreiben. Eine gute Vorübung für das Chiffrieren ist überhaupt das aufmerksame Aufzählen, Notieren und Vergleichen der verschiedenen Buchstaben in den Druckzeilen irgend eines Buchs allgemeinen Inhalts. Die besondern Spezialitäten und Kunststücke beim Chiffrieren, wie z. B. ein + am Schlusse, oder die Einklammerung eines Satzes in Parenthesen ( ) als Bezeichnung des Gegentheils, oder die Anwendung zweier oder mehrerer Buchstaben zu Anfang oder am Schluß einer Zeile als non-valeurs u. dgl., sind in den Augen eines nur einigermaßen geübten Dechiffreurs schon ins Triviale geraten und kommen immer mehr in Wegfall.

Die Litteratur der Geheimschriften ist überaus reichhaltig geworden und hat seit dem Mittelalter der subjektiven mystischen Vertiefung, der Zaubermystik mit ihren Amuletten, Zauberzeichen und Kreisen schlimmen Vorschub geleistet, wie den Aberglauben und die Volksentsittlichung sehr gefördert, auch in den Zauberbüchern, der Blumensprache, Chiromantie, dem Kartenlegen und den Punktierbüchern u. s. w. noch immer eine höchst nachteilige Litteratur aufzuweisen. Das entschieden tüchtigste und beste Werk über die Chiffrierkunst ist das von Kasiski, «Die Geheimschriften und die Dechiffrierkunst. Mit besonderer Berücksichtigung der deutschen und franz. Sprache» (Berl. 1863). Eine populäre kleine Schrift hat Avé-Lallemant herausgegeben unter dem Titel: «Die Geheimschreibekunst in ihrer Anwendung auf die Reichspostkarten» (Leipz. 1875).

Über Chiffre als Handzeichen oder Namenszug s. unter Monogramm.

Chigi (spr. Kidschi), röm. Fürstengeschlecht, das aus Siena stammt. Agostino C. war der eifrigste Gönner Rafaels, der für ihn in seinem Gartenhause, der nachmaligen Farnesina, die Galatea und die Fabel der Psyche malte, und förderte andere berühmte Künstler der Zeit, darunter seine Landsleute Baldassarre Peruzzi und Soddoma, von denen der erstere die Farnesina baute, der andere sie durch treffliche Fresken schmückte. Er starb in Rom 1520. Vgl. G. Cugnoni, «Agostino C. il Magnifico» (Rom 1881). Die Familie gelangte in Rom um 1655 zu neuem Glanze durch Fabio C., der als Alexander VII. den päpstl. Stuhl bestieg. Das Fürstentum Campagnano in der röm. Campagna und das Herzogtum Ariccia wurden den C. zuteil, deren röm. Palast, am Corso und Piazza Colonna gelegen, zu den ansehnlichsten der Stadt gehört. In Sta.-Maria della Pace und Sta.-Maria del Popolo besitzen sie schöne Kapellen, jene durch Rafaels Wandgemälde der Sibyllen, diese durch die nach desselben Künstlers Zeichnungen ausgeführten Musive der Kuppel, den Planetenkreis darstellend, bemerkenswert. Neuerdings haben die C. durch Erbschaft den Namen der Albani, der Familie Papst Clemens' XI., dem ihrigen beigefügt. Sie bekleiden die Würde von Erbmarschällen des Konklave. — Das gegenwärtige Haupt der Familie ist Don Mario Fürst Chigi-Albani, Marschall der röm. Kirche und Hüter des Konklave, geb. 1. Nov. 1832, seit 1. Sept. 1857 vermählt mit Donna Antoinette, Tochter des Fürsten von Sayn-Wittgenstein-Ludwigsburg. Sein Oheim, Don Flavio, Fürst C., geb. 31. Mai 1810, bis 1848 Offizier in der päpstl. Nobelgarde, trat dann in den geistlichen Stand, wurde, als Erzbischof von Mira in partibus, Nuntius in München, hierauf in Paris, wo er den päpstl. Stuhl unter schwierigen Verhältnissen mit Umsicht vertrat, bis er 20. Dez. 1873 zum Kardinal ernannt wurde. Seitdem lebt er zu Rom. In Siena besteht die Familie Chigi-Zondadari, welcher in der mediceischen Zeit das Marquisat San-Quirico gehörte.

Chignon (frz.), eigentlich Genick, Nacken, dann das in einen beutelähnlichen Wulst zusammengeschlungene und auf dem Scheitel durch einen Kamm befestigte Haar des Hinterkopfes. Diese Haartracht, schon bei den alten Griechen vorkommend, kehrt namentlich in der neuern Zeit häufig wieder. Sie wurde bei der gepuderten Frisur der Frauen im 18. Jahrh. fast allgemein angewendet, gehört noch heute zu vielen weiblichen Nationaltrachten und war auch neuerdings wiederum von Paris aus eine Zeit lang allgemein in die Mode gekommen. In der Regel besteht der C. zum größten Teil aus falschen Haaren.

Chihuáhua, d. h. Wasserlauf, einer der nordöstl. Staaten der Föderativrepublik Mexiko, grenzt im N. und NO. an die nordamerik. Staaten (Neumexiko und Texas), im O. und SO. an Cohahuila, im S. an Durango, im W. an Sinaloa und Sonora und hat, nachdem 1848 die jenseit des Rio Grande del Norte gelegenen Landesteile (61 190 qkm) an die Vereinigten Staaten abgetreten worden, ein Areal von 228 946 qkm mit der geringen Bevölkerung (1880) von 180 760 E., ohne die auf 180 000 geschätzten wilden Indianer: die Tarahumaras im Westen und die Conchos (Cibolos u. s. w.)

im Osten. Der östl. Teil des Landes, die nördl. Fortsetzung der merik. Hochebene, ist ein gegen 1400 m hohes, im allgemeinen gegen O. abfallendes, einförmiges Tafelland, bestehend aus breiten, welligen und waldlosen Flächen, mit wenigem Strauchwerk und kurzem Grase bedeckt, selten von einzelnen Ketten und Bergen um 450 m überhöht, vielfach von Cañons durchfurcht. In einer merkwürdigen Längs-Depression, dem sog. Bolson (d. i. Börse) von Mapimi, ergießt sich der ansehnliche Rio de Nazas in 1150 m Höhe in den Tlahuabita oder Kaiman-Lagune genannten See; in diesen Einöden halten sich hauptsächlich die räuberischen Apachen auf. Nach W. hin werden die Berge höher, wohlbewässerte Flächen wechseln mit den Bergzügen und Gruppen einer gutbewaldeten Mittelgebirgslandschaft, der Vorstufe zu dem eigentlichen Gebirgsland von C., der sog. Sierra Madre oder dem bis zu 2400 m aufsteigenden westl. Gebirgsgürtel des merik. Tafellandes. C. ist reich an Flüssen, welche teils, wie der Rio Fuerte, Mayo und Jaqui, westwärts in den Californischen Golf abfließen, teils sich gegen NO. und O. wenden und hier, außer dem 560 km langen Rio Conchos, der den Rio Grande erreicht, sich in größere oder kleinere Steppenseen verlieren. Letztere wechseln außerordentlich an Umfang in den verschiedenen Jahreszeiten, haben brackisches Wasser und ihre Umgebungen sind mit Soda geschwängert. In dem Gebirge kommen starke Kontraste von Sommerhitze und Winterkälte vor. Im übrigen Lande ist das Klima im allgemeinen mild und gesund, auf den Hochebenen durch Beständigkeit und Trockenheit ausgezeichnet, die nur durch die Regenzeit im Juli und August unterbrochen wird. C. ist weit mehr zur Viehzucht als zum Ackerbau geeignet, doch hat es hinreichend urbaren Boden in seinen Gebirgsthälern und längs der Wasserläufe der Ebenen. Man baut Mais, Weizen, Hülsenfrüchte sowie alle Arten Garten- und Baumfrüchte der gemäßigten Zone. Auch der Anbau der Baumwolle ist im Süden mit Erfolg versucht und bei El Paso am Rio Grande, dem nördlichsten bewohnten Orte von Meriko, in 1090 m über dem Meere, gibt es Weingärten, die den vorzüglichen Pasowein liefern. Der Viehstand ist sehr bedeutend, obgleich er durch die Räubereien der Indianer sich jährlich verringert. Sehr reich ist C. an Erzen, namentlich an Silber und Kupfer, wozu auch noch Gold, Eisen, Zinn u. s. w. kommen. Der Bergbau ist daher der Hauptzweig der Industrie. Die seit mehrern Jahrhunderten bearbeiteten Silberminen des Landes gehören zu den reichsten Merikos. Von den ehemals vorhandenen 80 Gruben, meist am Ostfuß der Sierra Madre gelegen, sind jedoch jetzt die meisten verlassen, und nur die von Batopilas, Jesus Maria, El Paral und Sta.-Eulalia sind noch bedeutend, nachdem jede bereits Millionen von Dollars in Gold und Silber geliefert hat. Von den Einwohnern C.s sind nur ein kleiner Teil Weiße; die Mehrzahl besteht aus seßhaften Indianern und Mestizen, der Rest aus noch uncivilisierten Indianern. Die civilisierten Indianer C.s, die friedlichen Tarahumares oder Tarumares, bewohnen einen Teil des Berglandes im W. der Hauptstadt, namentlich das Hochthal des Rio Papigóchie. Die uncivilisierten Indianer (besonders die Apachen und Comanchen) sind alle vorzügliche Reiter, schwärmen größtenteils rastlos umher und leben von Jagd und Plünderung der Ansiedelungen.

Die Hauptstadt Chihuáhua, am gleichnamigen Flüßchen, in 1451 m Höhe, wurde 1691 gegründet und soll im 18. Jahrh., wo sie die Residenz des Generalkapitäns der Provincias internas war und der Bergbau von Sta.-Eulalia noch in Blüte stand, 70000 E. gehabt haben, deren Zahl (1880) nur noch 12116 beträgt. Sie ist eine Gartenstadt, eine Oase in der Wüste, mit Rosen und Orangenwäldern, regelmäßig gebaut, hat breite, reinliche Straßen, gute, geräumige Wohnhäuser, eine Münze, einen schönen öffentlichen Platz nebst Fontäne, einen schönen Aquädukt, sieben Kirchen und Klöster und mehrere ansehnliche öffentliche Gebäude. Die imposante, im Innern reich ausgeschmückte Pfarrkirche, 1717—89 erbaut, gehört zu den schönsten Kirchen Merikos. Bemerkenswert ist das ehemalige Jesuitenkollegium mit seiner großen, aber unvollendet gebliebenen Kirche San-Felipe, von welcher ein einfaches Monument zum Andenken der hier von den Spaniern erschossenen ersten Insurgentenchefs Hidalgo, Allende und Jimenez steht. C. hat auch ein stattliches Regierungsgebäude, eine Münze, ein Hospital, eine großartige Wasserleitung und schöne Promenaden (Alaméda).

Chijs (Peter Otto van der), niederländ. Numismatiker, geb. 22. Aug. 1802 in Delft, bezog 1820 die Akademie zu Delft und widmete sich dann zu Leiden dem Studium der Rechte. Im J. 1825 löste er die von der Universität Gent ausgeschriebene Preisfrage: «De M. Tullii Ciceronis aequo vel iniquo de Graecis judicio», im folgenden Jahre eine landwirtschaftliche, welche die gröninger Universität gestellt hatte, übernahm die Redaction des Journals «De Vriend des Vaterlands» und erhielt bald darauf die Stelle eines Amanuensis am Antiquitätenkabinett zu Leiden. Er gab 1828 eine große und sorgfältig gearbeitete Karte zu Alexanders d. Gr. Feldzügen heraus. Nachdem er 1829 eine größere Arbeit über die alten, mittelalterlichen und neuen Münzen veröffentlicht und 1833 eine numismatische Zeitschrift gegründet hatte, von der 1838—43 zwei Bände erschienen, erhielt er mit dem Titel als Professor die Direktion des mit der Universität verbundenen Münzkabinetts. Seine Lösung einer Preisaufgabe, welche eine Abbildung und Beschreibung der niederländ. Münzen von den ältesten Zeiten an bis zur Befreiung Gents (1576) verlangte, wurde 1846 mit der großen goldenen Medaille gekrönt. Er begann 1851 die Herausgabe einer vollständigen Umarbeitung seiner Preisschrift, die 1866 vollendet wurde. Das Münzkabinett der Universität wurde durch seine Bemühungen vielfach bereichert. C. starb 4. Nov. 1867.

Chikane ist das böswillig einem andern bei Ausführung eines Geschäfts bereitete Hindernis. Im Prozeß ist C. (calumnia) insbesondere die bewußt unwahre Behauptung, der bewußt ungerechtfertigte Antrag. Der Calumnieneid des frühern gemeinen Civilprozeßrechts, d. h. die eidliche Versicherung der Partei, nicht chikanös zu handeln, ist in die neuern Civilprozeßordnungen nicht aufgenommen worden, insbesondere nicht in die Civilprozeßordnung für das Deutsche Reich. Schutzmittel gegen C. sind die Prozeßkosten (die der unterliegenden Partei zur Last fallen, aber auch ganz oder teilweise der obsiegenden Partei auferlegt werden können, welche die Verzögerung des Prozesses verschuldet hat), gegen chikanöse Prozeßverschleppung insbesondere die Befugnis des Gerichts

zur Zurückweisung verzögerlicher Verteidigungsmittel, die der Beklagte früher hätte geltend machen können (vgl. Civilprozeßordnung für das Deutsche Reich, §§. 252, 502) und zur Verhängung der im Gerichtskostengesetz, §. 48, bestimmten Prozeßstrafe. Als wirksam gegen C. erweist sich auch die Öffentlichkeit und Mündlichkeit des Verfahrens insofern, als gar mancher sich öffentlich vor Gericht zu sagen scheut, was er zu schreiben sich nicht scheuen würde.

Chikkasahs, Chickasaws oder Chicachas, ein Stamm der Appalachen-Indianer, der ehemals im Quellengebiete der zwei westlichsten Arme des Mobileflusses in Alabama wohnte, dessen schwache Überreste sich 1837 mit den Choctaws zu einer Nation verbanden und mit diesen nach dem Südwesten des Indianerterritoriums zogen.

Chilat, richtiger Chyl'at, bedeutet im Arabischen zunächst allgemein ein Kleidungsstück, dann aber speziell das von einem Souverän verliehene Ehrenkleid; in dieser letztern Bedeutung ist das Wort zu den Persern, Türken und andern islamitischen Völkern übergegangen. Die Verleihung des Ehrenkleides als Zeichen höchsten Wohlgefallens ist im Orient uralt; sie findet sich schon im Buche Esther, wo dem Mardochai königl. Gewänder angelegt werden, und hat fortbestanden, bis im 19. Jahrh. in Persien und der Türkei die europ. Form der Huldbezeigung durch Verleihung von Ordensdekorationen eingeführt wurde. In der Türkei wurden vom Glück begünstigte Krieger und Staatsmänner, Überbringer froher Botschaft, dann aber höhere Beamten bei Beförderungen oder nur Postenwechsel mit dem C. bevorzugt. Dasselbe bestand in einem kostbaren Pelz und Seidenkaftan; bisweilen wurde auch ein reichverzierter Säbel und ein edles Pferd hinzugefügt. Aus dem Worte Chyl'at, nach vulgär arab. Aussprache Chal'a, ist unser Gala entstanden.

Child (Sir Josiah), engl. Kaufmann, geb. 1630, schwang sich aus ärmlichen Verhältnissen durch kaufmännische Fähigkeiten rasch zu Reichtum empor. Er wurde Mitglied des Komitees der Ost-india-Company und brachte bald die Leitung der Geschäfte der Ostindischen Handelsgesellschaft fast ausschließlich in seine Hände. Früher der Whigpartei angehörend, trat er, nachdem er 1678 Baronet und Gouverneur der Ostindischen Kompagnie geworden war, zu den Tories über und wurde durch reiche Geschenke am Hofe Karls II. und Jakobs II. fast allmächtig. Erst nach der Thronbesteigung Wilhelms III. sank sein Einfluß, er verlor seine Gouverneursstelle und starb 1699. C. schrieb «Brief observations concerning trade and the interest of money» (Lond. 1668) und «A new discourse of trade» (1690).

Child (Lydia Maria, geborene Francis), nordamerik. Schriftstellerin, geb. zu Medford im Staate Massachusetts 11. Febr. 1802, genoß zuerst den gewöhnlichen Unterricht der öffentlichen Schulen und studierte später mit ihrem Bruder, Dr. Convers Francis, einem Freunde Theodore Parkers. Von 1825 bis 1828 stand sie einer Privatschule in Watertown vor. Im J. 1828 vermählte sie sich mit dem Rechtsanwalt David Lee C. in Boston. Ihr erstes Werk: «Hobomok, an Indian Story», erschien 1824. Ihren Ruf begründete sie durch die im Jahre darauf erschienene Novelle «The rebels, a tale of the revolution». Seitdem veröffentlichte sie zahlreiche Bücher teils belletristischen, teils pädagogischen und wissenschaftlichen Inhalts. Einen besonders hervorragenden Platz nehmen jedoch ihre Schriften gegen die Sklaverei ein. Sie gehörte zu den eifrigsten Abolitionisten und identifizierte sich in Boston mit dieser Bewegung von ihren ersten Anfängen an. Ihr «Appeel in behalf of that class of Americans called Africans» war eins der ersten im Sinne der Abolitionisten geschriebenen Bücher, und obwohl sie mit ihm einen großen Teil ihrer Popularität einbüßte, fuhr sie dennoch fort, in der rastlosesten Weise mit der Feder gegen die Knechtschaft der Schwarzen zu agitieren. Von 1841 bis 1843 führte sie sogar die Redaction des «National anti-slavery Standard», in welchem sie «Letters from New-York» veröffentlichte, die ungemeines Aufsehen erregten. Im J. 1859 nahm sie großen Anteil an dem Schicksal des unglücklichen John Brown (s. d.). Eine Korrespondenz, die sie mit ihm und über ihn führte, wurde als Flugblatt gedruckt und erlebte eine Auflage von 300 000 Exemplaren. Im J. 1867 gab sie «A romance of the republic» heraus. Von ihren sonstigen Werken ist noch die «History of the condition of women in all ages and nations» (1845) und «The progress of religious ideas through successive ages» (3 Bde., 1869) hervorzuheben. Sie starb 20. Okt. 1880 zu Wayland im Staate Massachusetts.

Childebert, drei Frankenkönige aus dem Geschlecht der Merovinger. — C. I. erhielt nach seines Vaters Chlodwig Tode 511 das Reich von Paris, welches er nach dem Tode des Bruders Chlodomir von Orléans, der 524 im Kampfe gegen Burgund umkam, durch einen Anteil an dessen Hinterlassenschaft, und dann nach der in Gemeinschaft mit seinem Bruder Chlothar I. von Soissons und seinem Neffen Theudebert I. von Austrasien unternommenen Eroberung von Burgund 534 und der Provence 536 noch durch Teile dieser Länder vergrößerte. Ein Feldzug gegen Saragossa 542 verlief resultatlos. Da er 558 ohne Söhne zu hinterlassen starb, ging das Erbe auf Chlothar I. über, der sich schon vorher der Hinterlassenschaft Theudeberts bemächtigt hatte. — C. II., geb. 570, Enkel Chlothars I. und Sohn Siegberts I. von Austrasien und der westgot. Brunehilde (s. d.). Als Siegbert I. durch Anstiften der neustrischen Königin Fredegunde 575 den Tod fand, wurde C. durch einen Getreuen gerettet. Großjährig geworden 585, stürzte auch er sich in den Familienzwist und suchte den kleinen Sohn Fredegundes, Chlothar II., seines Reichs zu berauben, wurde aber von der tapfern Frau besiegt und starb 596. — C. III., Sohn Theuderichs III., als König 695—711 ohne Bedeutung, weil die Macht schon auf den karolingischen Majordomus Pipin den Mittlern (von Heristal) übergegangen war.

Childerich, drei Frankenkönige aus dem Geschlecht der Merovinger. C. I., Sohn des Merowig, war König eines Teils der salischen Franken etwa seit 457. Der Sage nach wurde er am Anfange seiner Regierung zeitweise vertrieben. Zurückberufen erscheint er seit 463 als Freund der Römer, welche sich noch um Soissons und Paris hielten, und unterstützte sie im Kampfe gegen Westgoten, Alamannen und die vom Meere her angreifenden Sachsen. Seine eigene Herrschaft aber hat sich, als er 481 starb, wohl kaum über die Somme erstreckt. Auf dem von ihm begründeten freundlichen Verhältnisse zu Römern und Christen baute sein Sohn Chlodwig (s. d.) das große Reich der Franken

auf. Vgl. Junghans, «Geschichte der fränk. Könige C. und Chlodowech» (Gött. 1857). Im J. 1653 wurde C.s Grab in Tournai entdeckt. Man fand in demselben unter anderm seinen Siegelring und viele goldene Bienen, mit welchen wohl sein Mantel besetzt gewesen war. In Nachahmung C.s nahm auch Napoleon I. solche zu Emblemen seines Kaisertums. Vgl. Chiflet, «Anastasis Childerici I.» (Antw. 1655); Cochet, «Tombeau de Childeric» (Par. 1859). — C. II., Sohn Chlodwigs II. und Bruder Chlothars III., der ihm 660 Austrasien überließ. Nach dem Tode des letztern 670 vereinigte er das ganze Frankenreich, wurde aber schon 673 ermordet. — C. III. soll Mönch unter dem Namen Daniel gewesen sein, bevor ihn Karlmann und Pipin, die Söhne Karl Martells, März 743 auf den Thron erhoben, weil sie des königl. Namens gegen ihre Gegner bedurften. Er führte ein bloßes Schattendasein und die Thronbesteigung Pipins selbst 752 brachte ihn (und seine Kinder) wiederum ins Kloster. Mit ihm endete das Königshaus der Merovinger.

Childers (Hugh), engl. Staatsmann, Sohn eines Geistlichen, geb. 25. Juni 1827 in London, wurde auf der Schule in Cheam vorgebildet und vollendete seine Studien im Trinity College zu Cambridge. Unmittelbar nachdem er die Universität verlassen (1850), verheiratete er sich und machte eine Hochzeitsreise nach Australien, wo er in der neugeschaffenen Regierung der Kolonie Victoria als Bevollmächtigter für Handel und Zollangelegenheiten eine Anstellung fand und auch als Abgeordneter der gesetzgebenden Versammlung thätig war. Im J. 1857 kehrte er als Generalagent der Kolonie Victoria nach England zurück und bewarb sich 1859 ohne Erfolg um einen der Parlamentssitze für Pontefrakt, reichte jedoch nach dem Abschluß des Wahlkampfes eine Petition beim Parlament ein, welche die Annullierung der Wahl seines Gegners bewirkte, und wurde dann für Pontefrakt gewählt, das er seitdem ohne Unterbrechung im liberalen Sinne vertreten hat. Nachdem er seine parlamentarische Befähigung als Vorsitzender des Parlaments-Komitees über Transportation und als Mitglied der Spezialkommission über Zwangsarbeiten bewiesen hatte, wurde C. 1864 in Lord Palmerstons Ministerium zuerst als Lord der Admiralität, dann 1865 als Finanzsekretär der Schatzkammer angestellt. Diesen Posten verlor er nach dem Fall des Ministeriums Russell-Gladstone im Juli 1866, kehrte aber bei der Bildung des Ministeriums Gladstone im Dez. 1868 als erster Lord der Admiralität ins Amt zurück. Während der Verwaltung dieses Postens führte C. in der unbehilflichen Maschinerie des Marineministeriums eine Anzahl wichtiger Reformen durch, welche den Zweck hatten, sowohl die Geschäftsführung zu vereinfachen, als der vielfach geteilten Verantwortlichkeit für die getroffenen Maßregeln einen mehr persönlichen Charakter zu verleihen. Aus Gesundheitsrücksichten gezwungen, sein Amt im März 1871 niederzulegen, nahm er später auf kurze Zeit seine Agentur für die Kolonie Victoria von neuem auf und bekleidete dann vom Aug. 1872 den bequemen Posten des Kanzlers des Herzogtums Lancaster, entsagte diesem jedoch, als im Aug. 1873 eine Rekonstruktion des Kabinetts Gladstone notwendig wurde. Bei der Bildung des zweiten Kabinetts Gladstone im April 1880 fiel C. das Kriegsministerium zu, in dem er seine wohlbekannte Energie und Organisationsgabe 1882 bei der Ausrüstung der Expedition nach Ägypten bewährte.

Childers (Robert Cäsar), verdienstvoller Kenner der Palisprache, geb. 1838, erhielt 1860 eine Civilanstellung auf Ceylon, mußte aber schon 1864 aus Gesundheitsrücksichten nach England zurückkehren. Hier setzte er das bereits auf Ceylon angefangene Studium des Pali fort und machte sich durch verschiedene, auf den Buddhismus bezügliche Abhandlungen bekannt. Im J. 1872 wurde er Unterbibliothekar an der India Office Library und im folgenden Jahre erster Professor für Pali und buddhistische Litteratur am University College in London, starb aber schon 28. Juli 1876. Sein Hauptwerk ist das «Dictionary of the Pali language» (Lond. 1875).

Chile oder Chili, Republik an der Westküste Südamerikas, ehemals eine span. Generalkapitanie, grenzt im N. mit dem Wüstenplateau von Atacama an Bolivia, im O. mit dem Hauptkamm der Andenkette an Argentina und Patagonien, im S. und W. an die Südsee und erstreckt sich, soweit ihr Gebiet unter Provinzialverwaltung steht, nach Beilegung der Grenzstreitigkeiten mit Bolivia (10. Aug. 1866) vom 24.° südl. Br. bis zur Südküste der Insel Chiloë 43½° südl. Br., also von N. gegen S. über 2160 km weit, während die Breite nirgends über 210, gewöhnlich nur über 140, an einzelnen Stellen nur 110 km beträgt. Außerdem besitzt die Republik C. seit 1852 am Südende des Kontinents die Kolonie Magallanes. Der früher von C. geltend gemachte Anspruch auf die ganze Küste bis zum Kap Hoorn mit allen derselben vorliegenden Inseln und auf Patagonien ist durch ein am 21. Juli 1881 mit der Argentinischen Konföderation (s. d.) abgeschlossenes Übereinkommen definitiv geregelt worden. Die Ostgrenze bildet, in Meridianrichtung, der Hauptkamm der Andes, die Fortsetzung der Cordillera de la Cuesta in Peru und Bolivia. Das ganze Gebiet der Republik umfaßt jetzt ein Areal von 537187 qkm, wovon 321462 auf das eigentliche C., 121387 auf das westl. und südl. Küstenland Patagoniens, 12200 auf den Chonos-Archipel, 29440 auf die Inseln der patagon. Westküste und 52698 auf den chilen. Anteil von Feuerland und andere Inseln der Magellansstraße kommen.

Gebirge. Im nördlichsten Teile bis 27° südl. Br. zeigen die Andes noch denselben Charakter wie in Bolivia, ein breites Hochland, vielfach zerrissen mit aufgesetzten gewaltigen Vulkanen, wie der Volcan de Llullaillaco (über 6000 m), und der Volcan de Copiapó (6000 m). Von da ab aber ziehen die Andes als ein gewaltiger ununterbrochener Kamm bis zum 35.°, selten unter 4000 m herabsinkend; zwischen 28½ und 32° südl. Br. als westl. Randgebirge eines nicht mehr zu C. gehörigen Plateau. Unter den Hauptgipfeln dieses Abschnitts sind zu nennen: Campo de Arroyo 5216 m, Cerro del Cobre 5584, Cerro del Mercedario 6800, Cerro de Aconcagua 6834, Juncal 5942, Tupungato 6178, Volcan de San-José 6096, Volcan de Maipo 5384, Volcan de Tinguiririca 4478 m; die Pässe dieses Teils sind: Quebrada de la Barranca Blanca 4462 m hoch, Come Caballo 4350, Portillo de Peña Negra 4078, Portillo de las Vacas Hetadas, Portillo del Azufre 3645, Portillo de Valle Hermoso 3837, der Cumbre oder Uspallatapaß 3900 m hoch, von denen namentlich der letzte einen ziemlich lebhaften Verkehr mit Argentina vermittelt. Mit dem nur noch 2500 m hohen Planchonpasse sinkt sowohl

die Kamm- wie die Gipfelhöhe bedeutend und es treten vielfach die größern Gipfel aus dem Kamm heraus, wie der Descabezado 3888 m, Volcan de Chillan 2880, Cerro del Pilque 3372, Volcan de Osorno 2260 m. Neben dem letztern erhebt sich im Kamme selbst der Tronador 3000 m und zwischen beiden führt der niedrigste bekannte Paß der Andes, der nur 900 m hohe Perez-Rosales-Paß. Von da ab treten die Andes unmittelbar ans Meer mit Gipfeln von mehr als 2000 m. Soweit die Andes das chilen. Gebiet begrenzen, zeigen sie eine großartige Schnee- und Gletscherbedeckung, namentlich im Süden. Nur in der Provinz Atacama fehlt eine solche, da die Schneegrenze bei der großen Trockenheit erheblich über 5000 m liegt. Parallel mit den Andes wird C. von der Cordillera de la Costa durchzogen, welche fast überall unmittelbar ins Meer abfällt. In der Provinz Santiago steigt sie bis zu 2280 m auf, sonst aber bleibt sie meist zwischen 3—500 m. Zwischen den Andes und dieser Küstenkette liegt das chilen. Längenthal, welches, abgesehen von den quer durchsetzenden Flußthälern, eine regelmäßige Senkung nach Süden zeigt, um am 42. Parallel unter dem Meere zu versinken. Durch eine nur stellenweise deutlich hervortretende dritte Parallelkette, Cordillera Intermedia, zerfällt das Thal in zwei Teile. Nördlich vom 33.° südl. Br. ist die Küstenkette nur noch stellenweise angedeutet, die Provinz Aconcagua und Coquimbo werden fast bis zur Küste von Querriegeln der Andes durchzogen, wenngleich in den obern Flußthälern immer wieder die Meridianrichtung vorwiegt. In der Provinz Atacama liegt der Andeskette ein Plateau vor, des vom Meere aus sich bald zu 5—700 m erhebt und dann allmählich bis 3000 m ansteigt, von einzelnen Höhenzügen und flachen Thalsenkungen unterbrochen.

Die geognostische Beschaffenheit C.s entspricht genau seiner senkrechten Gliederung. Die Küstenkette besteht hauptsächlich aus granitischen Gesteinen, während die Andeskette aus geschichteten, teilweise metamorphischen Gesteinen zusammengesetzt ist. Die dazwischenliegende Ebene zeigt Schuttmassen und jüngere Sedimente. Außerordentlich reich ist C. an vulkanischen Gesteinen, die noch fortwährend neugebildet werden; an solchen Vulkanen, die in histor. Zeit noch thätig waren, zählt C. in seinem bewohnten Teile neun, von denen drei (der von Antuco, Villarica, Osorno) noch jetzt arbeiten. In dem wenig bekannten Teile der Andes, südlich vom 42.°, finden sich aber noch mehrere; ebenso gibt es zahlreiche Solfataren. Am lebhaftesten äußert sich die vulkanische Thätigkeit in den Erdbeben, deren in Coquimbo jährlich im Durchschnitt 44 gezählt worden sind; nach Süden nehmen sie an Häufigkeit ab. Die verheerendsten Wirkungen hatten im 19. Jahrh. die von 1835 und 1868. Das Flußnetz C.s ist wenig entwickelt, da die Nähe der kontinentalen Wasserscheide am Meere nur kurze Flußläufe gestattet. Alle bedeutendern Flüsse entspringen auf den Andes, ihr oberer Lauf liegt oft in tiefeingeschnittenen Querthälern derselben (Cajones), und sie durchbrechen die Küstenkette in malerischen, schroffen Querspalten. Die südlichen sind wasserreich, oft schiffbar für eine Strecke; im Norden erreichen sie z. B. kaum das Meer; ein Teil ihres Wassers wird ihnen zur Befruchtung des Landes entzogen. Der bedeutendste ist der Biobio 370 km lang. In seinem südl. Teile ist C. auch reich an Landseen, welche den Westabhang der Andes begleiten; der wichtigste ist der Lago de Llanquihue (800 qkm). Kleinere Hochgebirgsseen liegen in den Andes, einige in der Küstenkette, und im Norden ist der Salzsumpf Salina de Punta-Negra.

Das Klima von C. ist bei der großen Längenausdehnung des Landes und der unregelmäßigen Oberfläche desselben natürlich sehr verschieden. Die Nähe der mit ewigem Schnee bedeckten Cordillera auf der einen, des Oceans auf der andern Seite machen es im ganzen sehr mild und gleichmäßig. Schnee fällt niemals in den Küstengegenden, und selbst am Fuße der Cordillera widersteht das in dem sog. Winter zur Nachtzeit gebildete Eis nicht der Morgensonne. Besonders gleichmäßig ist das Klima der Küste, während im Innern größere Unterschiede der Temperatur vorkommen. In Santiago ist die mittlere Jahreswärme 15° R. (Januar 23,6, Juli 9,6), und die Schwankungen zwischen Tag und Nacht betragen oft 14°. Weiter nach Süden nimmt die Sommerwärme bedeutend ab, während der Winter fast gleich bleibt; erst südlich von Chiloë bleibt der Schnee im Winter wochenlang liegen. Die bedeutendsten Gegensätze zeigt C. in Bezug auf die Regenverteilung. Während in Atacama Regen fast unerhört ist und man in Coquimbo nur auf etwa drei Regentage im Jahre rechnen kann, sodaß Ackerbau nur durch künstliche Bewässerung ermöglicht wird, trifft man in den mittlern Provinzen etwa 57 Regentage, und zwar fast nur während der Wintermonate; das übrige Jahr hindurch ist die Luft sehr rein und klar. Die südl. Provinzen liegen ganz in der Region der vorherrschenden Westwinde und zeigen deswegen eine Regenmenge, die außerhalb der Tropen selten ist. Die vorherrschenden Windrichtungen sind, der Gestaltung des Landes entsprechend, Nord und Süd; Stürme sind nicht selten, namentlich richten im Winter Nord- und Nordweststürme an den Küsten großen Schaden an. Die in den Andes hausenden Stürme sind von einer furchtbaren Heftigkeit.

Naturprodukte. Die Vegetation C.s zeigt die Eigentümlichkeit, daß bei dem Wassermangel der nördl. Provinzen die Anzahl der Arten mit wachsender Breite eher zu- als abnimmt; den größten Reichtum zeigt sie in den südlich gelegenen Provinzen. Die wenigen Pflanzen im Norden schließen sich noch an die der angrenzenden Tropenzone an, namentlich die zahlreichen Kaktusarten in Atacama; an bewässerten Stellen gedeiht der Pisang. In den mittlern Provinzen erwacht nach Beendigung der Winterregen eine ungemein reiche Vegetation, die in sechs Wochen ihren Höhepunkt erreicht, um dann in kurzer Zeit in der Dürre des Sommers unterzugehen. Es besteht hier ein Gegensatz zwischen der Küste und dem Innern insofern, als in der erstern jene Kulturpflanzen fehlen, welche zum Reifen ihrer Früchte größerer Sommerwärme bedürfen, wie Wein, Pfirsich, Orange u. s. w., in diesem dagegen solche, welche gegen Winterfröste empfindlich sind, wie Kastanien u. a. Zu den Baumarten des mittlern C. gehören eine Palmenart (Micrococos chilensis) und einige Myrtus- und Fagusarten; zusammenhängende Wälder sind hier selten. Weiter südlich jedoch, etwa mit dem 35.° südl. Br., beginnt die Waldregion und erreicht in Valdivia, Llanquihuë und Chiloë eine außerhalb der Tropen unbekannte Fülle. Die einheimische

Tierwelt C.s ist nicht reich. An Säugetieren sind wichtig: das Huanaco, Vicuña, die Nager Viscacha und Chinchilla, die Raubtiere Puma und einige Fuchsarten, eine Seekatze (Mustela felina) und einige Gürteltiere in den Andes. Unter den Vögeln sind am häufigsten der Kondor und mehrere andere Geier, Papageien, Kolibris und auf den Gewässern des Südens zahlreiche Wasser- und Sumpfvögel, wie Cygnus nigricollis, viele Enten, Störche und Flamingos. Giftige Reptilien und Insekten scheinen ganz zu fehlen. Seinen Wohlstand verdankte C. früher dem Kupfer und dem Silber, erst in neuerer Zeit hat der Ackerbau sich zu einer ebenbürtigen Stellung aufgeschwungen. Die Kupferindustrie gehört vorzugsweise den Provinzen Coquimbo und Atacama (Copiapó) an, wo jährlich neue Minen entdeckt und eröffnet werden, sodaß man hier wenigstens zehn Kupfer- auf eine Silbermine rechnet. Kupferschmelzen sind zahlreich an der Küste beider Provinzen, die größte von allen zu Caldera. Das Kupfer wird teils im Lande selbst für den Zweck der Ausfuhr verkauft, teils auf Rechnung der Besitzer von Minen und Schmelzen versendet, in der Regel nach England, vorzüglich nach Swansea. Im J. 1874 betrug die gesamte Kupferausfuhr 46978466 kg Feinkupfer. Alle Silberminen liegen in einem schmalen Gürtel zwischen 26⅓ und 34° südl. Br., in der den Westfuß der Anden begleitenden Thalsenkung. Doch zieht das Land aus seinen Silberschätzen nicht den Nutzen, den sie ihm gewähren könnten, da die Rentabilität der Gruben durch verschiedene Umstände behindert wird, besonders durch die hohen Arbeitslöhne, da alle Lebensbedürfnisse von außen hergeführt werden müssen. Viele Silbergruben hat man in Verfall geraten oder ganz eingehen lassen, wie in der Provinz Coquimbo, wo sich der Unternehmungsgeist ausschließlich den Kupfergruben zugewendet hat. Dennoch belief sich die Ausfuhr von Silber in Barren 1874 auf 31574 kg (fein), abgesehen von 85748 Säcken Silbererzen mit 47877 kg Feinsilber, welche nach Valparaiso verschifft wurden für die Münze der Hauptstadt. Gold wird jetzt nur noch sehr wenig gewonnen, während zur Zeit der span. Herrschaft das Gold der einzige Gegenstand des Bergbaues war. Kohlenlager finden sich an verschiedenen Stellen der Küste, auch auf Chiloë; die bedeutendsten sind in der Provinz Concepcion; anfangs fanden sich nur Braunkohlen, die für das Schmelzen der Kupfererze nicht geeignet waren. Neuerdings hat aber auch die Steinkohlengewinnung größere Ausdehnung gewonnen, sodaß z. B. für den Hüttenbetrieb in Caldera 1874 16255 t chilen. Steinkohlen eingeführt wurden, neben 26217 t englischer, von denen aber ein bedeutender Teil für den Verbrauch der Postdampfer bestimmt war. Andere Mineralien, die ausgenutzt werden, sind Borax und Salpeter; auch Eisen, Kobalt, Nickel, Arsenik sind vorhanden, aber ohne Wichtigkeit. Die Küstenkette enthält Gips. Ausgezeichnetes Kochsalz liefern die Salzsümpfe von Atacama, und die Schluchten der Cordillere des Checo (25° südl. Br.) enthalten bedeutende Glaubersalzlager. Ausgeführt wurden 1879 Bergwerkserzeugnisse im Wert von 115 Mill. Mark, darunter für 66 Mill. Kupfer, für 10 Mill. Silber und für 19 Mill. Salpeter. Unter den Mineralquellen sind am besuchtesten die bis 48° R. heißen Schwefelthermen von Chillan in 2217 m Höhe. Die Landwirtschaft in der südl. Hälfte des Landes beruht fast ausschließlich auf europ. Pflanzen und Tieren. Der Hauptgegenstand des Ackerbaues ist Weizen, dessen Erzeugung namentlich durch die Entdeckung der californ. Goldlager einen außerordentlichen Aufschwung nahm, da in diesem Lande der Ackerbau erst nach mehrern Jahren seinen Bedarf erzeugte. Von jeher war das südliche C. die Kornkammer für Peru und Bolivia sowie für die nördl. Bergwerksprovinzen. Jetzt tritt sogar C. mit seinem Getreide auf dem europ. Markte auf. Im J. 1874 gingen von den im ganzen ausgeführten 214000 t Weizen 150000 nach Nordeuropa. Sonstige Kulturpflanzen sind Hülsenfrüchte, Kartoffeln, Hanf, Luzerne (als Viehfutter) und Tabak; unter den Obstsorten: Äpfel, Pfirsiche, Walnüsse, Weintrauben, Erdbeeren und weiter nördlich Mandeln und Feigen. In den südlicher gelegenen Provinzen tritt bei der übermäßigen Feuchtigkeit des Klimas der Ackerbau zurück gegen die Ausbeutung der natürlichen Schätze, namentlich des Holzes, und gegen die Viehzucht; doch leidet diese unter der Unsicherheit des Besitztums. Die meisten Ebenen haben sehr gute Weiden und begünstigen also die Viehzucht, welche sehr im Großen betrieben wird. Namentlich die Rindviehzucht gewinnt mehr und mehr an Ausdehnung und liefert bedeutende Erzeugnisse für die Ausfuhr, unter anderm viel Käse. Neben dem Rindvieh zeichnet sich das Schaf aus, welches einen reichen Ertrag an Wolle (besonders Vicuña) liefert. Außerdem wird noch Pferde-, Schweine-, Ziegen- und Eselzucht betrieben. Man exportiert Pökelfleisch und Charqui oder gedörrtes Fleisch, Wurst, Schinken, Butter und Käse, Ziegen-, Schaf- und Chinchillafelle. Auch die Bienenzucht liefert schon eine namhafte Ausfuhr von Honig und Wachs. Der Wert der ausgeführten Produkte des Ackerbaues und der Viehzucht belief sich 1879 auf 51 Mill. Mark.

Bewohner. Die Zahl der Einwohner belief sich nach dem Census von 1865 auf 1819223, nach dem von 1875 auf 2068447 und wurde für 1879 auf 2420500 angegeben. Die durch den Teilvertrag mit Argentina 1881 erworbenen Gebiete von Patagonien und Feuerland sind unbewohnt. Die Dichtigkeit der Bevölkerung ist gering, am stärksten in den mittlern Provinzen; doch besitzt C. im Durchschnitt die dichteste Bevölkerung unter den Staaten Südamerikas. Die Bevölkerung ist vorwiegend europ. Abstammung, etwas über ein Viertel von rein span. Abkunft, die übrigen gemischten Blutes. Die Zahl der fremden, nicht durch Geburt dem Staate angehörigen Bewohner belief sich 1875 auf 26635, darunter 4678 Deutsche. Indianer gibt es etwa 50000. Im Süden des Biobio sind viele Indianer unterworfen, die als Ackerleute Dienste thun oder auch als Inquilinos oder Pächter auf den Haciendas (großen Gütern) dieser Gegend leben. Die Unabhängigkeit der überdies mehr und mehr aussterbenden Araucos (s. d.) geht zu Ende. Bei der europ. Bevölkerung C.s sind Erziehung und geselliger Ton weit entwickelter als irgendwo im span. Amerika. Eine gewisse Vaterlandsliebe, Ernst, Unternehmungsgeist und Lernbegierde beseelt alle Stände, sodaß C. unter allen südamerik. Staaten am meisten zu einer stabilen polit. Ordnung gelangte.

Industrie und Handel. Der Wohlstand des Landes ist in stetem Wachsen begriffen. Die Gewerbthätigkeit ist zwar noch untergeordnet, doch erzeugt sie schon viele Ausfuhrartikel, wie Seife, Bier,

Sprit, Branntwein, Möbel und Schuhe; ferner finden sich im Süden eine Menge von Sägemühlen; dagegen ist der Handel von großer Bedeutung. Unter den Häfen ist Caldera der Hauptausfuhrort für das Kupfer und Silber des Landes. Als der Mittelpunkt des ganzen Handels gilt Valparaiso (s. d.), dessen Hafen auch nach Eröffnung der Panama-Eisenbahn der wichtigste Seeplatz der ganzen Westküste Südamerikas geblieben und in sehr lebhaftem Verkehr nicht nur mit der Küste sowie mit Argentina, Brasilien und Europa, sondern auch mit den engl. Kolonien in Australien, mit Polynesien und China steht. Die Gesamteinfuhr belief sich 1879 auf 113970000, die Ausfuhr auf 170632000 Mark. Die Hauptverkehrsländer sind England und Frankreich mit ihren Kolonien, Nordamerika, Deutschland, Bolivia, Peru und Argentina. Hauptgegenstände der Einfuhr sind Nahrungsmittel, Gewebe, Rohstoffe, Kleider, Maschinen u. s. w. Die Anzahl der einlaufenden Schiffe belief sich 1879 auf 5369 mit 3461107 t, darunter 2930 Dampfer; ab gingen 5420 Schiffe mit 3399425 t, darunter 2896 Dampfer. Die Handelsmarine C.s selbst zählte (außer vielen kleinern Fahrzeugen) 1880 nur 49 Schiffe von 10618 t, worunter 12 Dampfer. Der Transport wird hauptsächlich durch die regelmäßigen Dampferlinien besorgt, deren es jetzt drei gibt, zwei englische und eine deutsche (Kosmos von Hamburg). Die Pacific Steam Navigation Company macht wöchentlich vier Fahrten. Der auswärtige Handel zu Lande ist durch die Unwegsamkeit der Anden sehr erschwert, nicht weniger der Binnenhandel durch die geringe Schiffbarkeit der Flüsse, die Eigentümlichkeit der Terrainbildung und den Mangel an Straßen. Im Eisenbahnbau ist C. den übrigen südamerik. Staaten vorangegangen; die 1851 eröffnete Bahn Caldera-Copiapó war die erste dieses Festlandes. Im Betriebe waren 1880 bereits 1689 km, nämlich 951 km Staats- und 738 km Privatbahnen. Die Länge der Telegraphenlinien betrug 8366 km. Seit 1. April 1881 gehört C. zum Weltpostverein.

Verfassung und Verwaltung. An der Spitze des Staats steht nach der Verfassung vom 25. Mai 1833 mit exekutiver Gewalt der auf fünf Jahre gewählte Präsident, dem seine Würde auch für die nächsten fünf Jahre wieder übertragen werden kann, dann aber nicht weiter; ihm zur Seite wirkt ein Kabinettsministerium von 4 und ein Staatsrat von 13 Mitgliedern, die der Präsident erwählt und entläßt. Die gesetzgebende Gewalt hat der Nationalkongreß, bestehend aus dem Senat von 37 auf sechs Jahre gewählten Mitgliedern, von denen ein Drittel alle drei Jahre ausscheidet, und der Kammer der Deputierten (einer von je 20000 E.) mit dreijähriger Amtsdauer. Eingeteilt wird C. in 17 Provinzen (Atacama, Coquimbo, Aconcagua, Valparaiso, Santiago, Colchagua, Curico, Talca, Linares, Maule, Nuble, Concepcion, Biobio, Arauco, Valdivia, Llanquihue und Chiloë) und zwei Territorien (Angol und Magallanes). An der Spitze jeder Provinz steht ein vom Präsidenten ernannter Gouverneur (Intendente), ein Militärbefehlshaber und ein Steuerbeamter. Die Provinzen zerfallen in Departamentos. Die Richter werden auf Lebenszeit gewählt und sind unabsetzbar. Es bestehen ein oberster Gerichtshof zu Santiago und drei Appellationshöfe zu Santiago, Concepcion und Serena. Sitz der Regierung ist die Hauptstadt Santiago (s. d.). In kirchlichen Angelegenheiten bildet C. ein Erzbistum, welches in die vier Bistümer Serena (de Coquimbo), Santiago, Concepcion und Ancud zerfällt. Die Staatseinnahmen erreichten nach der Abrechnung für 1879 einen Wert von 132619604 Mark, die Ausgaben 114498372 Mark; die Staatsschuld betrug Ende 1879: 110848192 Mark innere und 139480000 Mark äußere, davon im ganzen 140 Mill. Mark Eisenbahnschuld. Für die Erziehung und den öffentlichen Unterricht ist von seiten der Regierung in neuerer Zeit sehr viel geschehen. Es gibt ein Lehrer- und ein Lehrerinnenseminar. Von den Akademien oder Kollegien gehören 14 dem Staate, 20 den Städten, 25 Privaten. In der Hauptstadt Santiago befindet sich die Universität, zu welcher eine Vorbereitungsanstalt mit etwa 700 Zöglingen gehört, eine Seeakademie, eine Ackerbauschule, ein Conciliar-Seminario (Collegio und theol. Seminar), eine Sternwarte, eine Nationalbibliothek und andere Sammlungen. Ein Staatsgefängnis befindet sich in der Hauptstadt und an der Magellansstraße eine Strafkolonie. Um dem Lande mehr Menschenkraft zuzuführen, hat die Regierung auf alle Weise die Einwanderung begünstigt und durch das Gesetz vom 18. Nov. 1845 den Fremden, welche sich in den südl. Teilen ansiedeln wollen, bedeutende Vorteile gewährt. Namentlich ist das Toleranzgesetz vom Juli 1865 von Wichtigkeit, welches die freie Ausübung jeder Religion und die Gründung von Schulen für Nichtkatholiken gestattet. Zum Kriegsdienste ist jeder Chilene verpflichtet, mit Ausnahme der Geistlichen und aller derjenigen, die richterliche oder Ehrenämter bekleiden. Die Armee zählte 1880 an regulären Truppen nur 3516 Mann, an Nationalgarde 6119 Mann. Infolge des Krieges mit den Republiken Peru und Bolivia seit 1879 sind die Truppen auf den Kriegsfuß versetzt und in drei Divisionen von 10000, 8000 und 2000 Mann geteilt; sodaß die Armee 1881 mit Einschluß der Nationalgarde 50000 Mann zählt. Die Kriegsmarine bestand 1880 aus 2 Panzerfregatten, 4 Korvetten, 1 Galeote, 1 Dampfer, 3 Pontons und 12 Transportschiffen mit 55 Kanonen, 1320 Marinesoldaten und 12216 Matrosen. Das Wappen der Republik ist ein quergeteilter Schild, oben blau, unten rot, mit einem fünfeckigen silbernen Stern in der Mitte. Die Flagge hat zwei gleich große Horizontalstreifen; der obere ist geteilt und zeigt im ersten Drittel am Flaggenstock einem fünfeckigen weißen Stern in Blau, die übrigen zwei Drittel sind weiß; der untere Streifen ist ganz rot.

Geschichte. Schon die peruan. Inkas hatten es versucht, sich zu Gebietern von C. zu machen, ohne jedoch die Bewohner seiner südl. Hälfte besiegen zu können. Diego Almagro (s. d.) drang zuerst 1535 von Peru her in die Provinz Coquimbo ein. Spanier siedelten sich an, unterwarfen mit geringer Mühe die Nordprovinzen, drangen seit 1550 unter Pedro Valdivia bis an den Biobio vor, mußten aber endlich den aufgestandenen Araucos weichen, und haben bis zum Ende ihrer Herrschaft sich damit begnügen müssen, jenen Fluß als natürliche Grenze zu behaupten. C. bildete eine span. Generalkapitanie. Angeregt durch das Beispiel von Buenos-Ayres, fühlten auch die höhern Klassen seit 1809 Neigung, sich unabhängig von Spanien zu machen. Nach der 18. Juli 1810 auf Befehl der span. Cortes erfolgten Absetzung des Generalkapitäns

Carrasco trat in Santiago eine Junta zusammen, welche 18. Sept. den Marquis de la Plata, einen Chilenen, zum Präsidenten wählte. Ein Versuch des span. Obersten Figuerra, die Regierung zu stürzen, 1. April 1811, mißlang, kostete aber das erste Blut und brachte die Revolution zum Ausbruch. Noch hatte der 9. Sept. 1811 zum ersten mal zusammengetretene Kongreß im Namen Spaniens gehandelt, als die drei Brüder José Miguel, Juan José und Luis Carrera, junge Leute von guter Familie, aber sehr schlechter Erziehung, sich im Sept. 1812 des Befehls bemächtigten, den Kongreß vertrieben und in der Absicht, ein eigenes Reich für sich zu begründen, Unabhängigkeit proklamierten. Abascal, Vizekönig von Peru, sendete im Juni 1813 den General Pareja von Lima nach Südchile, der jedoch, von José Miguel Carrera geschlagen, sich bei Chillan verschanzte. Die Junta, müde der Tyrannei der Carrera, setzte den genannten ältern Bruder 24. Nov. 1813 ab und ernannte Bernardo O'Higgins zum Anführer, der ungeachtet seiner Talente nicht vermochte, das stärkere span. Heer unter Gainza an der Eroberung der Stadt Talca zu hindern. Eine neue Revolution beseitigte die Junta und legte die Diktatur in die Hände des geachteten Obersten Lastra, der durch den Traktat vom 5. Mai 1814 die konstitutionelle Regierung Spaniens anerkannte und C. ihr unterordnete, aber Widerstand durch die Carrera erfuhr. Der Bürgerkrieg brach aus und bahnte den von Peru unter General Osorio angekommenen Truppen den Weg. O'Higgins wurde bei Rancagua 2. Okt. 1814 geschlagen, entkam aber mit vielen Truppen über die Anden nach Mendoza. Buenos-Ayres erkannte die ihm von C. aus drohende Gefahr und unterstützte die ausgewanderten Chilenen, die unter General San Martin in Verbindung mit Truppen der Platastaaten zu einem Heere sich organisierten. Es gelang diesem Anführer, im Febr. 1817 die Spanier zu täuschen und mit 4000 Mann durch einen der kühnsten Märsche neuerer Zeiten innerhalb acht Tagen einen Weg von 370—450 km über die ganz unbewohnten 4000 m hohen Cordilleren zurückzulegen. Die am Fuße des Gebirges unter Maroto zusammengezogenen Spanier erlitten 12. Febr. unfern Chacabuco eine entschiedene Niederlage und überließen die Hauptstadt den Siegern, die im April den General O'Higgins zum Oberdirektor des Staats wählten. Osorio schlug zwar 19. März 1818 die Patrioten bei Cancharayada, verlor aber die Schlacht von Maypu 5. April. Diese befreite das eigentliche C. für immer von den Spaniern. Lord Cochrane nahm als Admiral der Republik im Jan. 1820 Valdivia, General Freyre 1826 die Insel Chiloë, die letzten Punkte, in welchen sich span. Garnisonen noch behauptet hatten.

Bürgerliche Unruhen waren auch in C. die nächsten Folgen der Befreiung vom span. Joche. Schon 28. Jan. 1823 setzte eine Partei den Oberdirektor ab. General Freyre übernahm die Regierung, sah sich aber ebenfalls verdrängt. Er ergriff mit seinen Anhängern die Waffen, wurde jedoch im Juli 1828 unfern Santiago geschlagen und dann verwiesen. An die Stelle der ersten Konstitution von 1824 trat 6. Aug. 1828 eine zweite. Auf Freyre folgte der General Pinto und 5. April 1831 der Präsident Prieto, der im Innern die Ruhe herstellte und, von tüchtigen Ministern unterstützt, manche sehr nützliche Einrichtungen traf. Eine von Peru her angezettelte Verschwörung wurde 1837 nach vielem Blutvergießen unterdrückt. Dieser Vorgang und die zunehmende Macht des bolivian. Präsidenten Santa-Cruz, der sich Perus bemächtigt hatte und C. bedrohte, veranlaßten 17. Mai 1837 die Kriegserklärung C.s. Der Kampf dauerte bis zum März 1839 und endete mit der Verbannung des Generals Santa-Cruz. C. hatte außerordentliche Anstrengungen gemacht und war sowohl zu Lande wie zur See als achtungswerte Kriegsmacht erschienen, geriet jedoch durch diesen Krieg in Schulden. Dafür nahm indes das Nationalgefühl und die Energie des Volks einen nachhaltigen Aufschwung und der Staat gelangte, wenigstens gegenüber den andern südamerik. Republiken, zu Macht und Blüte. Durch einen Vertrag mit Spanien vom 25. April 1844 wurde C. als unabhängiger Freistaat von letzterm vollständig anerkannt. Durch günstige Handelsverträge, wie 1844 mit Spanien und mit Neugranada, 1847 mit Belgien und mit Frankreich, 1848 mit Peru, hob C. seinen Handelsverkehr mit den übrigen Staaten Amerikas und denen Europas.

Im Innern wurde die Ruhe lange nicht gestört. Im J. 1841 bestieg General Bulnes, der sich in den peruan. Kriegen hervorgethan, den Präsidentenstuhl. Obgleich sich derselbe nur langsam und zögernd zu Reformen entschloß, so berief man ihn doch 1846 abermals zur höchsten Stelle. Sein Nachfolger wurde 18. Sept. 1851 Manuel Montt, der Kandidat der demokratischen Partei. Gegen dessen Wahl veranlaßte zwar der General de la Cruz eine bewaffnete Auflehnung der Radikalen, doch ging dieselbe durch das entschiedene Auftreten der Regierung und der von Bulnes befehligten Regierungstruppen ohne Erfolg und großes Blutvergießen vorüber, sodaß Anfang 1852 wiederum vollkommene Ruhe und Ordnung im Lande herrschten. Die zehnjährige konservative Verwaltung des Präsidenten Bulnes hatte gute Früchte getragen. Die Finanzlage war eine befriedigende geworden, der fortwährend im Steigen begriffene Handel hatte neben dem Abschlusse von vorteilhaften Verträgen durch eine freiere Zollgesetzgebung Förderung erhalten, und durch Begünstigung der Einwanderung, besonders aus Deutschland, waren frische Arbeitskräfte herbeigezogen worden. Am 2. Jan. 1852 ward die erste Eisenbahn zwischen Copiapó und Caldera dem Verkehr übergeben. Unter der Verwaltung Montts, den man 18. Okt. 1856 ebenfalls zum zweiten mal zum Präsidenten wählte, erhielt C. ein Civilgesetzbuch, Handelsgerichte, Gemeindeverwaltung, Disconto- und Depositenbank (in Valparaiso), eine Hypothekenvorschußkasse, Umwandlung des Zehnten in eine Grundsteuer für Kirche und Schule. Mit Großbritannien wurde 30. Nov. 1856 auf Grundlage gegenseitiger Handelsfreiheit ein Handels- und Schiffahrtsvertrag abgeschlossen. Von den Wirren in den übrigen südamerik. Staaten hielt sich Montts Regierung fern, solange sie die Interessen C.s nicht berührten. In den Streitigkeiten zwischen Peru, Bolivia und Ecuador bot er seine Vermittelung an; auch arbeitete er mit allem Eifer auf einen völkerrechtlichen Bund der südamerik. Staaten zum Schutz und Trutz bei Angriffen auf ihre Selbständigkeit hin. Ackerbau, Bergbau, Handel und Schiffahrt nahmen in erfreulicher Weise zu. Ein Aufstand, der im März 1859 ausbrach, wurde durch den entscheidenden Sieg der Regierungstruppen unter General Vidaurri Leal

über die Aufständischen unter Gollo 29. April bei Serena niedergeschlagen.

An Montts Stelle trat 18. Sept. 1861 José Joaquin Perez an die Spitze der Regierung. Unter ihm wurde C. in einen Krieg mit Spanien verwickelt, das 1864 mit Peru in Konflikt geraten war. In diesen Händeln hatte sich C. nach Ansicht der span. Regierung ein völkerrechtswidriges Benehmen zu Schulden kommen lassen. Nach Abbruch des diplomatischen Verkehrs erschien deshalb 17. Sept. 1865 ein span. Geschwader unter Admiral Pareja vor Valparaiso und erklärte am 25. den Krieg. Pareja entleibte sich bald, weil die chilen. Korvette Esmeralda 26. Nov. ein span. Kanonenboot genommen hatte; sein Nachfolger, Admiral Mendez Nunez, blockierte aber die Häfen Valparaiso und Caldera und bombardierte 31. März 1866 die Stadt Valparaiso. Inzwischen hatten Peru, Ecuador und Bolivia für C. Partei ergriffen und gegen Spanien den Krieg erklärt. Infolge dessen verließ das span. Geschwader 14. April 1866 Valparaiso, um Callao, jedoch ohne Erfolg, anzugreifen. Damit hatten die Feindseligkeiten ein Ende, aber erst im Juli 1869 wurde durch Vermittelung der Vereinigten Staaten, unter Festsetzung eines Schadenersatzes für das Bombardement von Valparaiso, ein Waffenstillstand auf zwei Jahre geschlossen und derselbe 12. April 1871 auf drei Jahre erneuert unter gleichzeitiger Eröffnung der Friedensverhandlungen in Washington. Von geringerer Bedeutung, aber von nachteiligem Einfluß auf die Entwickelung der südl. Provinzen waren die Einfälle der Araucaner, welche unter ihrem Häuptling Quilapan die Gegenden am Biobio und Renaico verwüsteten, zwar 1868—69 wiederholt geschlagen wurden, auch 22. Jan. 1870 am Rio Tolten einen förmlichen Frieden schlossen, aber schon im Februar desselben Jahres von neuem eine feindselige Haltung annahmen, nachdem ein franz. Abenteurer sich zum zweiten mal als König Orélie Antoine I. an ihre Spitze gestellt hatte. (S. Araucos.) Auf den Präsidenten Perez folgte 18. Sept. 1871 Federigo Errazuriz. Unter diesem brach 1874 zwischen Regierung und Bischöfen ein Konflikt aus, da drei der letztern einen Hirtenbrief veröffentlichten, in welchem der Präsident, das Ministerium, viele Senatoren und Abgeordnete exkommuniziert wurden, weil sie an der Abfassung derjenigen Paragraphen des Strafgesetzbuchs, welche die Veröffentlichung der zur Empörung aufreizenden päpstl. Bullen verboten, teilgenommen hatten. Die Mehrheit des Kongresses suchte auf dem Wege der Gesetzgebung die Macht der Geistlichkeit einzuschränken. Am 4. Aug. 1876 wurde Anibal Pinto zum Präsidenten auf fünf Jahre gewählt. Ihm folgte 18. Sept. 1881 Domingo Santa-Maria.

Im J. 1879 brach gegen Peru und Bolivia Krieg aus, veranlaßt durch die mangelhafte Festlegung der polit. Grenzen jener Länder und den durch die Auffindung großer Guanomassen und Salpeterlager plötzlich gestiegenen Wert des streitigen Grenzgebietes im nördl. Teile der Wüste Atacama zwischen dem 23. und 24. Breitengrade. Zwar war die Ausbeutung der dortigen Naturschätze zwischen C. und Bolivia vertragsmäßig geregelt, doch wollte Bolivia durch Monopolisierung des Guano- und Salpeterhandels seine üble Finanzlage verbessern, sicherte sich schon 1873 durch einen geheimen Vertrag die Hilfe Perus und legte zu Anfang 1878 entgegen einem 1874 mit C. geschlossenen Vertrage einen so hohen Ausfuhrzoll auf Salpeter, daß die im streitigen Gebiete entstandene blühende chilen. Salpeterindustrie vernichtet werden mußte. C. protestierte vergeblich gegen diesen offenen Vertragsbruch, und Bolivia wollte schließlich die großen chilen. Salpeteranlagen für rückständige Zölle versteigern. An demselben Tage (14. Febr. 1879), an welchem diese Versteigerung vor sich gehen sollte, landeten zwei chilen. Panzer- und einige Holzschiffe ungefähr 1000 Mann bei Antofagasta und besetzten demnächst die Salpeteranlagen sowie die Hafenplätze Mejillones, Cobija und Tocopilla. Hierauf begann man in C. und Bolivia zu rüsten, während Peru zunächst zu vermitteln versuchte, die von C. verlangte Neutralitätserklärung und Einstellung seiner Rüstungen jedoch ablehnte, worauf C. am 4. April auch an Peru den Krieg erklärte. Die erste Kriegsthätigkeit fiel den beiderseitigen Flotten zu, weil die Landheere in der wasserlosen Wüste nur mit Unterstützung der Flotte verpflegt werden konnten und in allen drei Ländern so wenig Waffen vorhanden waren, daß die Heere nur mittels Zufuhr auswärtigen Kriegsmaterials ausgerüstet werden konnten. C. stellte zunächst 20000 Mann unter General Aretega, der später durch Erasmo Escala ersetzt wurde, ins Feld, Peru sandte 10000 Mann unter General Buendia nach Arica und Iquique, und hielt 6000 Mann marschbereit bei Lima als Reserve zurück. Bolivia sandte unter Befehl seines Präsidenten Daza 10000 Mann über Taina nach Arica, die dort erst Waffen und Ausrüstung erhalten sollten. Prado, der Präsident von Peru, übernahm den Oberbefehl über die verbündeten Heere.

Zu Anfang April war die chilen. Flotte schlagfertig an der peruan. Küste und durch viele armierte Postdampfer verstärkt; doch besaßen die meisten Schiffe wenig Fahrgeschwindigkeit. Die beiden peruan. Panzerschiffe waren noch in der Ausrüstung begriffen, und wahrscheinlich hätte ein Angriff auf Callao damals die Vernichtung der Flotte Perus zur Folge gehabt. Die chilen. Flotte unter Admiral Williams Robelledo blockierte zunächst die peruan. Küste bis Mollendo und schloß namentlich Iquique vollständig vom Meere ab, um diesen Sammelplatz des feindlichen Heeres, dessen Hinterland völlig wüst ist, durch Mangel an Verpflegung zur Übergabe zu zwingen. Außerdem zerstörten die Chilenen das unterseeische Kabel, welches längs der Küste nach Lima führt, und die Anlagen für die Ausfuhr von Guano und Salpeter. Am 13. April fand unweit der Mündung der Loa das erste, für C. glücklich verlaufende Seegefecht statt, und 17. Mai ging das chilen. Panzergeschwader von Iquique nach Callao und ließ nur zwei schwache Holzschiffe zurück, traf jedoch erst 21. Mai dort ein, während inzwischen der Präsident Prado mit den peruan. Panzerschiffen und einer reich ausgerüsteten, 1500 Mann Landtruppen führenden Transportflotte von Callao nach Iquique gelaufen war und eins der dort belassenen beiden chilen. Blockadeschiffe durch seine Panzerschiffe nach heroischem Widerstande vernichtet hatte. Das Holzschiff Esmeralda wurde vom Widder Huascar dreimal gerammt, die Maschine arbeitete nicht mehr, doch feuerte das Schiff noch im Sinken und versank unter schallendem Viva Chile! mit der ganzen Besatzung, von der nur 40 Mann aufgefischt wurden, und wehender Flagge in die Tiefe. Die chilen.

Flotte nahm 30. Mai die Blockade von Iquique, welches inzwischen verproviantiert worden war, wieder auf, doch hatten sich die peruan. Truppen bereits in Arica ausgeschifft. Das stärkste peruan. Panzerschiff, die Independencia, war Wrack geworden und C. dadurch auf See zu entscheidender Überlegenheit gelangt. Der schwach gepanzerte, sehr schnelle Widder Huascar unter Admiral Grau hatte fast allein den Kampf gegen die chilen. Schiffe zu führen, zerstörte viele Transportschiffe, sowie die Ladebrücken in fast allen nordchilen. Häfen und bedrohte beständig die Verbindung des chilen. Heeres mit Valparaiso. Dies Schiff richtete außerordentlich viel Schaden an und entging geschickt seinen überlegenen Gegnern; es nötigte die chilen. Flotte, deren Schiffe großentheils reparaturbedürftig geworden waren, gegen Ende Juli zur Aufhebung der Blockade von Iquique, worauf die peruan. Armee und große Vorräte nach diesem Platze über See transportiert wurden und mit den sich bei Arica sammelnden Truppen Bolivias in Verbindung traten. Am 28. Aug. bestand der Huascar in der Bucht von Antofagasta einen ernstern Kampf gegen die dortigen Batterien und zwei Schiffe.

Die beiderseitigen Heere waren durch die Wüste voneinander getrennt und mußten diesen Ereignissen vorläufig unthätig zusehen; denn keine Partei wagte den Vormarsch durch die Wüste anzutreten, bevor sie der Unterstützung durch die Flotte sicher sein könne. Man verstärkte die besetzten Stellungen durch Befestigungen, sammelte Vorräte und bildete die Truppen für taktische Zwecke aus. Die verfallenen Werke von Valparaiso und Callao wurden ausgebessert und mit schwerem Geschütz bewaffnet, auch errichtete man in Peru wie in C. Nationalgarden für die Verteidigung der abgelegenern Küstenplätze. Die chilen. Truppen nahmen bis zum Oktober zwei Straßenknoten, Calama und Santa-Barbara am Rio Loa, den Bolivianern ab und standen mit 20000 Mann bei Antofagasta unter General Erasmo Escala, sowie mit 8000 Mann bei Santiago und Valparaiso; die Flotte war wieder in Stand gesetzt und dem Admiral Galvarino Riveros unterstellt. Von den Truppen der Verbündeten befanden sich 12000 Mann in Arica, 8000 in Iquique, 1500 Mann in Pisagua und 6000 Mann bei Callao und Lima.

Am 8. Okt. 1879 fand in der Nähe von Punta Angamos ein Seegefecht zwischen dem von einer Kreuzung gegen Transportschiffe zurückkehrenden Widder Huascar und zwei starken chilen. Panzerschiffen statt; der Huascar wurde nach tapferm Widerstande und nachdem sein Kommandant Admiral Grau gefallen war, von den Chilenen genommen, nach Valparaiso gebracht und dort repariert, womit C. zur unbestrittenen Herrschaft auf der See gelangt war. Nun konnte auch das Landheer größere Operationen unternehmen. Zunächst wurde 2. Nov. Pisagua von der Flotte beschossen und dort, sowie in der südlich gelegenen Bucht von Junin 9000 Mann gelandet. Man ließ in Pisagua Besatzung und rückte mit 7000 Mann unter Erasmo Escala längs der Eisenbahn gegen Iquique vor, um sich dieses wichtigen Platzes und der in der Umgegend befindlichen großen Salpeterlager zu bemächtigen. Das bei Iquique stehende verbündete Heer hatte nach dem Verluste von Pisagua und der Seeverbindung nur noch durch die Wüste nach Tarapaca den Rückzug offen und versuchte zunächst, sich Pisaguas von Arica her zu bemächtigen. Dieser Versuch schlug indessen fehl. Der Präsident Prado sandte nunmehr den General Buendia mit 8800 Mann Verbündeten dem chilen. Heere entgegen, und am 9. Nov. 1879 trafen bei Agua Santa die beiderseitigen Vortruppen aufeinander, wobei sich die chilen. Kavallerie rühmlichst hervorthat. Am 19. Nov. griff General Buendia, dessen Truppen gänzlich erschöpft waren, das bei San-Francisco (Dolores) in befestigter Stellung stehende chilen. Heer in der Front an, wurde mit außerordentlichem Verluste zurückgeschlagen und von den Chilenen bis nach Tarapaca am Fuße der Cordilleren verfolgt. Das peruan. Heer wurde fast gänzlich vernichtet, die Chilenen erbeuteten das Zeltlager und 13 Geschütze und hatten nur 1000 Mann Verlust. Nach diesem Siege rückte General Escala weiter gegen Iquique vor, und von der Loa her näherte sich dieser Stadt die Hauptmacht der Chilenen und traf 21. Nov. vor derselben ein, worauf die dort und im südl. Peru stehenden Truppen der Verbündeten nach Tarapaca abzogen, um sich mit den bei Arica stehenden zu vereinigen, und die chilen. Flotte Iquique in Besitz nahm. General Escala sandte 2000 Mann mit 4 Geschützen, zu denen noch 400 Mann von Iquique her stießen, gegen Tarapaca, welche sich 27. Nov. nach langem Kampfe der Stadt bemächtigten. Hiermit war die ganze Provinz Tarapaca in den Besitz der Chilenen gelangt, welche sogleich die Ausbeutung der großen, auf 8 Milliarden Mark gewerteten Salpeterlager ins Werk setzten. Die Mißerfolge des Heeres und der Flotte hatten die Bevölkerung von Peru und Bolivia derart erbittert, daß Anzeichen einer Revolution bemerkbar wurden und die Präsidenten es für geraten hielten, nach den Hauptstädten zurückzukehren. Doch empörten sich in beiden Ländern die Truppen und setzten die Präsidenten ab. In Bolivia übernahm General Campero die Regierung, ohne daß es zu Blutvergießen gekommen wäre; in Peru dagegen ging der Regierungswechsel erst nach heftigem Kampfe vor sich, nachdem Präsident Prado 18. Dez. 1879 heimlich das Land verlassen und sich nach Panama begeben hatte. Der Kriegsminister La Cotera versuchte, in Lima den Militäraufstand zu unterdrücken, doch zogen sich die nach heftigem Straßenkampfe aus der Stadt vertriebenen Meuterer nach Callao zurück und kehrten, durch die dortigen Truppen verstärkt, unter Führung Piérolas nach Lima zurück. Die Truppen La Coteras traten hierauf zu Piérola über, und dieser wurde in Lima zum Präsidenten ausgerufen und verkündete den Krieg aufs Messer. Piérola hat es verstanden, die Bevölkerung im Zaume zu halten und das Heer wieder schlagfertig zu machen trotz fortgesetzter Siege der Chilenen; er brachte die Mittel zur Kriegführung auf und verhinderte, freilich gewaltsam, die völlige Entwertung des Papiergeldes und das allzuhohe Steigen der Lebensmittelpreise in dem von aller Zufuhr abgeschnittenen Lande. Diese Energie brachte jedoch Peru an den Rand des Abgrundes, da es nicht gelang, militärische Erfolge zu erreichen.

C. ergänzte zunächst das Heer und dessen Ausrüstung, die großenteils aus Europa beschafft werden mußte, verstärkte die Flotte durch armierte Handelsdampfer, beunruhigte die Küsten, zerstörte an denselben alles Staatseigentum und blockierte vom 10. April 1880 ab Callao, den Hafen von Lima. Chilen. Kreuzer streiften bis Panama und

nahmen für Peru bestimmte Transportschiffe fort. Das bei Arica stehende Heer der Verbündeten litt infolge der Blockade bereits Mangel an Bekleidung und Muniton, und gegen dieses richteten sich die Operationen der Chilenen. Arica war stark befestigt und gegen Angriffe von der Seeseite durch hochgelegene Forts geschützt; man beschloß deshalb, weiter nördlich an Land zu gehen, und schiffte 24. Febr. 1880 bei Ilo 18000 Mann und 24 Geschütze unter Befehl des Generals Escala aus. Das gelandete Heer wurde erst nach einem Monat operationsfähig, da der gesamte Troß und alle Vorräte auf dem Seewege herangeschafft werden mußten. Das verbündete Heer, welches seit Prados Abreise Admiral Montero befehligte, ging mit der Hauptmacht von Arica nach Tacna und schob 4000 Mann nach Moquegua vor, welches mit Ilo durch eine Bahn verbunden ist, um die Chilenen zunächst zu einer Diversion gegen die letztgenannte Stadt zu nötigen. Am 20. März erschien auch wirklich eine chilen. Division vor Maquegua und nahm die Stadt fast ohne Kampf; die Besatzung zog sich in die starke Stellung von Los Angeles zurück, wurde jedoch 22. März in dieser angegriffen und in die Flucht geschlagen. Hierauf rückten drei chilen. Infanteriedivisionen nebst der gesamten Kavallerie in der Wüste gegen Süden vor, während die 4. Division, die Artillerie und der sehr zahlreiche Troß in Ilo eingeschifft und 2. Mai bei Ite und Puerto de Samo an Land gesetzt wurden. Hierauf vereinigten sich die getrennten Heerteile 10. Mai bei Buena vista am Rio Sama und blieben dort zwei Wochen stehen, da die sehr unruhige See das Ausschiffen der Vorräte verzögerte. Das verbündete Heer stand noch immer in der stark befestigten Stellung auf dem Alto de Tacna und verhielt sich völlig unthätig, dasselbe war 12000 Mann und 24 Geschütze stark. Am 25. Mai traf das chilen. Heer in Stärke von 13372 Mann und 50 Geschützen vor der Stellung ein, stieg am folgenden Tage von den zerklüfteten Höhen in die sandige Ebene hinab und griff den linken, von den Bolivianern unter Cumacho besetzten Flügel an. Ein Angriff wurde abgeschlagen, doch ein zweiter gelang, und in wilder Flucht flohen die Verbündeten nach Pachia; die Chilenen gewannen 15 Geschütze und 5000 Gewehre, ihr Verlust betrug 2128, der der Verbündeten 4500 Mann (einschließlich 2500 Gefangene). General Escala sendete nach diesem Siege eine Division zur Belagerung von Arica und besetzte Tacna. Am 6. Juni ließ General Baquedano die Forts von Arica aus Feldgeschützen und durch die Panzerflotte beschießen und erstürmte am Vormittage des folgenden Tags die Forts mit 2500 Mann, wobei die Sturmkolonnen wie die Besatzung starke Verluste, namentlich durch auffliegende Minen erlitten. Die Stadt Arica wurde geplündert und zum Teil verbrannt, und auch die reiche Provinz Moquegua befand sich nun im Besitze der Chilenen. Die Trümmer des Heeres der Verbündeten sammelten sich bei Arequipa und versuchten vergeblich, sich einzelner Teile des verlorenen Gebietes wieder zu bemächtigen. Inzwischen hatte die chilen. Flotte einen Torpedoangriff gegen die im Hafen von Callao liegenden Schiffe unternommen, der jedoch erfolglos blieb, und am 10. Mai auch den Hafen von Ancon blockiert, womit Lima gänzlich von der See abgeschnitten wurde.

Am 22. April und 10. Mai bombardierte die Flotte Callao aus großer Entfernung und ohne viel Schaden anzurichten, worauf die Bevölkerung, welche anfänglich nach Lima geflüchtet war, zu der Stärke der Verteidigungswerke Vertrauen faßte und zurückkehrte. Die Peruaner versuchten mehrfach Torpedoangriffe gegen die vor Callao kreuzenden Schiffe, doch scheiterten dieselben an der Wachsamkeit der Chilenen; dagegen wurden mit List zwei wirkliche Erfolge mit Seeminen erzielt. Man ließ Fahrzeuge treiben, die mit Früchten beladen waren und die darunter liegende Mine selbstthätig entzündeten, wenn die Früchte entfernt wurden. Am 3. Juli wurde ein chilen. Schiff vor Callao durch ein derartiges Minenfahrzeug, welches man aufgefischt und an Bord genommen hatte, zerstört, ebenso am 12. Sept. 1880 vor Chancay.

Die Vereinigten Staaten von Amerika versuchten, den Frieden zu vermitteln; doch wollte sich das gänzlich zahlungsunfähige Peru nicht zu einer Gebietsabtretung verstehen, sondern nur zum Ersatz der Kriegskosten verpflichten, und C. mußte notgedrungen den Krieg weiter fortsetzen. Man beschloß, nunmehr die feindliche Hauptstadt direkt anzugreifen. Zunächst brachte man das Heer auf die ansehnliche Stärke von 30000 Mann und sammelte außerdem noch eine Reserve von 10000 Mann an, auch gelang es, die nötigen Vorräte an Kriegsbedarf bei Arica anzuhäufen, sodaß man im Nov. 1880 die Operationen beginnen konnte, nachdem vorher ein kleines Geschwader unter Kapitän Lynch die wohlhabenden Plätze an der Küste des nördl. Peru gebrandschatzt und mit vollendeter Kunst ausgeraubt hatte. Geld, Waren und bewegliches Staatseigentum wurde im Werte von 50 Mill. Mark fortgeführt, Gebäude, Eisenbahnen, Brücken u. s. w. zerstört, während Piérola die gesamte männliche Bevölkerung Perus vom 17. bis zum 60. Jahre zu den Waffen rief und gegen 54000 Mann bei Lima zusammenbrachte, für welche es indes an Waffen (namentlich Geschütz) fehlte. Man legte viele Befestigungen zum Schutze der Hauptstadt an; doch war der militärische Wert des peruan. Volksheeres, welches diese verteidigen sollte, sehr gering im Vergleiche zu dem der chilen. Truppen. Am 13. Nov. 1880 gingen 10000 Chilenen von Arica in See und landeten 20. Nov. bei Pisco südlich von Callao; wenige Tage später wurde die Hauptmasse des Heeres (gegen 20000 Mann) nördlich von Callao ausgeschifft, erstürmte nach heftigem Kampfe Lurin, besiegte das peruan. Heer 12. Jan. bei Chorillos und 15. Jan. bei Miraflores, und besetzte, ohne weitern Widerstand zu finden, 17. Jan. 1881 Lima und 18. Jan. Callao.

Die Chilenen hatten in den beiden letzten Schlachten 5443 Mann verloren und 222 Kanonen, 19 Mitrailleusen und 15000 Gewehre erbeutet. Sie waren Herren des feindlichen Landes und fanden nirgends mehr bewaffneten Widerstand. Dank der friedlichen Vermittelung der Regierung der Vereinigten Staaten von Amerika gewährte im Mai 1882 die chilen. Regierung den Peruanern folgende Friedensbedingungen: 1) Abtretung alles Landes im Süden der Quebrada Camerones (d. i. die an Salpeterlagern reiche Provinz Tarapaca mit Iquique und Pisagua); 2) Besetzung der Bezirke von Arica und Tacna durch chilen. Truppen auf die Dauer von zehn Jahren, innerhalb welcher Peru 20 Mill. Dollars an C. zu zahlen oder nach Ablauf der Frist die genannten Gebiete an C. abzutreten hat; 3) Verzicht, jemals in Arica Festungs-

werke anzulegen, falls die ad 2 genannte Zahlung an C. geleistet und das Gebiet an Peru zurückgegeben worden ist; 4) Besetzung der Lobos-Inseln durch chilen. Truppen, solange dort Guano gefunden wird, und Teilung des Ertrags dieser Inseln zwischen C. und den Staatsgläubigern Perus. Die zweite Bestimmung liefert für geraume Zeit Arica, den Haupt-Einfuhrhafen Bolivias, und die Erträge der dortigen Zölle den Chilenen aus. C. verdankte die großen Erfolge dieses sog. Salpeterkriegs der militärischen Tüchtigkeit seiner Truppen, und im Volke hat sich hierdurch die Überzeugung Bahn gebrochen, daß man fortan dem Heerwesen größte Sorgfalt widmen müsse, um bei fernern kriegerischen Verwickelungen mit südamerik. Staaten des Erfolgs von vornherein sicher zu sein.

Litteratur. Außer den Reisebeschreibungen von Hall, Miers, Pöppig, d'Orbigny, Vibra, Tschudi u. s. w. vgl. besonders: Wappäus, «Handbuch der Geographie und Statistik des ehemaligen span. Mittel- und Südamerika» (Lpz. 1863—70); Y. Perez Rosales, «Essai sur le Chili» (Hamb. 1857); Molina, «Geschichte der Eroberung von C.» (deutsch, Lpz. 1791); derselbe, «Geographical, natural and civil history of C.» (2 Bde., Middletown 1808); Gay, «Historia fisica y politica de C.» (Bd. 1—18, Par. 1844—61), nebst Atlas (17 Blatt, Par. 1854); Gilliß, «Report of the U.-S. naval astronomical expedition» (6 Bde., Washingt. 1855—58); «Coleccion de historiadores de C. y documentos relativos a la historia nacional» (6 Bde., Santiago 1861—65); Kahl, «Reisen durch C. und die westl. Provinzen Argentiniens» (Berl. 1866); T. Tonck, «C. in der Gegenwart. In einem Vortrage geschildert» (Berl. 1870); Dingman, «Ten Years in South-America. Notes of travel in Peru, Bolivia, Chile» (Montreal 1876); N. Nelson Boyd, «Chili, Sketches of Chili and the Chilians during the war 1879—80» (Lond. 1881); Löffler, «Der chilenisch-peru-bolivianische Krieg» (in «Unsere Zeit», 1881, I). Gute Beiträge zur Kenntnis C.s und seiner Bewohner enthalten die seit 1843 erscheinenden «Annales» der Universität zu Santiago.

Chiler-Baschi, s. Kiler-Baschi.

Chiliade oder Chilias (grch.), eine Zahl oder Reihe von Tausend (z. B. Jahren, ein Jahrtausend).

Chiliarch (grch.), Befehlshaber über 1000 Mann, Oberst.

Chiliasmus (grch.) heißt der Glaube an ein 1000 Jahre dauerndes Reich der Frommen auf Erden voll überschwenglicher Herrlichkeit, welches Christus nach seiner sichtbaren Wiederkunft stiften werde. Die Wurzel dieses Glaubens ist die jüd. Messiashoffnung, welche in der Erwartung einer auf wunderbare Weise durch einen davidischen König herbeizuführenden Weltherrschaft ihren Mittelpunkt hatte. Diese Hoffnung ging zu den ältesten Christen über. Dieselben dachten sich ebenfalls das Reich des vom Himmel her wiederkehrenden Christus als ein irdisches Reich, also trotz seines sittlich-religiösen Gehalts doch in mehr oder minder sinnlichen Formen. Paulus unterschied die vollendete Gottesherrschaft, welche nach Überwindung aller Feinde Gottes eintreten sollte, von einer Zeit der Herrschaft des wiedergekehrten Christus, welche der Überwindung jener Feinde gewidmet sein sollte (1 Kor. 15, 22—28). Die Offenbarung des Johannes bestimmte diese Zwischenperiode auf 1000 Jahre, und schilderte sie als eine Zeit irdischer Glückseligkeit der bei Christi Wiederkunft teils überlebenden, teils von den Toten erweckten Gläubigen (Kap. 20, 2 fg.). Der C. war in den beiden ersten Jahrhunderten der christl. Kirche, namentlich in judenchristl. Kreisen, allgemeiner Glaube, welcher nach Mitte des 2. Jahrh., als die urchristl. Erwartung teils zu erlöschen, teils unter dem Einflusse griech. Philosophie vergeistigt zu werden begann, noch einmal im Montanismus (s. d.) zu glühender Hoffnung angefacht ward. Auf der Offenbarung des Johannes beruht die Erwartung, daß der Wiederkunft Christi eine Zeit gesteigerter Drangsal und die Erscheinung des Antichrists (s. d.) vorhergehen, dann aber der Messias erscheinen, den Satan auf 1000 Jahre fesseln, das röm. Heidenreich stürzen und die Weltherrschaft der Gläubigen beginnen werde. Nach Ablauf dieser 1000 Jahre sollte Satan auf kurze Zeit abermals loskommen, aber alsbald besiegt werden und nach der zweiten Auferstehung und dem Endgericht die ewige Seligkeit der Frommen in dem auf die Erde herabgestiegenen himmlischen Jerusalem anheben. Selbst sinnliche Hoffnungen der krassesten Art fehlten nicht. Ein Kirchenlehrer des 2. Jahrh. versichert, es aus des Johannes eigenem Munde gehört zu haben, daß im Messiasreiche ungeheuere Kornähren und ungeheuere Weinstöcke mit einer Fruchtbarkeit ohnegleichen wachsen und den Frommen ihre Früchte ohne Mühe zum Genusse entgegenbringen würden. Die ältern Kirchenlehrer deuteten auch die Schöpfungsgeschichte chiliastisch: das 1000jährige Reich fanden sie angedeutet in dem siebenten Tage, «da Gott ruhete». Weil 1000 Jahre nach Ps. 90, 4 vor Gott wie ein Tag sind, so schloß man auf eine 6000jährige Weltdauer, auf welche dann der große Sabbat oder der siebente Welttag, das Messiasreich, folgen werde. Die Zeit seines Eintritts ward von den ältesten Christen täglich und stündlich erwartet: die Apostel hofften die Wiederkunft Christi noch zu erleben, und als gegen Mitte des 2. Jahrh. diese Hoffnung weiter in die Ferne zurücktrat, kündigten neue Propheten das 1000jährige Reich aufs neue in unmittelbarer Nähe an (so die angeblichen Prophetenbücher des Hermas und des Elxai, die Weissagungen des Montanus und der Prophetinnen Maximilla und Priscilla), und selbst im Namen der heidnischen Sibylle wurden Weissagungen in Umlauf gesetzt voll der glühendsten Hoffnungen auf die baldige Zukunft des Messiasreichs. Als auch diese Erwartung getäuscht ward, beraumte man die Zeit auf 365, 500, späterhin 1000 Jahre nach Christi erstem Erscheinen an.

Die chiliastische Hoffnung ist zu keiner Zeit völlig aus der Kirche geschwunden, obwohl ihr schon seit der Mitte des 2. Jahrh. eine geistigere Auffassung der künftigen Dinge gegenübertrat. Während die «rechtgläubigsten» Kirchenlehrer des 2. Jahrh., Papias, Justin, Irenäus, Hippolyt, Tertullian Chiliasten waren, traten ihnen zuerst die Gnostiker mit ihrer Lehre von einer nur geistigen Fortdauer, danach gleichzeitig die idealistische Alexandrinische Schule und der nüchterne röm. Klerus entgegen. Aber so wenig es dem röm. Presbyter Cajus gelang, die chiliastische Hoffnung als Ketzerei des Cerinthus (s. d.) zu verdächtigen, so wenig konnte in Alexandria Origenes mit seinen idealen Ausdeutungen der Verheißungen und der gelehrte Bischof Dionysius (gest. 266) mit seinen Beschwichtigungsversuchen durchdringen. Seit dem 4. Jahrh. wurde

jedoch bei den Orientalen die geistigere Auslegung der Offenbarung des Johannes ziemlich allgemein. Im Abendlande teilten noch Commodian (um 250) und Lactantius (um 320) die sinnliche Hoffnung der alten Kirche. Erst seit das Christentum Staatsreligion geworden war, brauchte man das «Reich Gottes auf Erden» nicht mehr in der Zukunft zu suchen. Dennoch tauchte die chiliastische Hoffnung in Zeiten großer äußerer Bedrängnis von Zeit zu Zeit wieder auf, wie ums J. 1000 n. Chr., wo man dem Jüngsten Tage entgegensah; danach riefen die Kreuzzüge, die Kämpfe der Hierarchie mit dem Kaisertum, der Sittenverfall des Klerus, der Schwarze Tod u. s. w. ähnliche Erwartungen hervor. Gegen Ende des 12. Jahrh. verkündigte Joachim von Floris (gest. um 1201) im Gegensatze zur verweltlichten Kirche ein «ewiges Evangelium», und bei verschiedenen, von der Priesterkirche verfolgten Parteien regte sich die Hoffnung auf ein nahe bevorstehendes Zeitalter des Geistes. Schon im Mittelalter hatte man sich gewöhnt, aus der Offenbarung des Johannes die ganze Kirchengeschichte herauszulesen. Die Reformatoren sahen im Papsttum den geweissagten Antichrist und verkündigten seinen baldigen Sturz. Aber als die «Schwarmgeister» oder Wiedertäufer das Reich Christi in irdischer Herrlichkeit aufrichten wollten, ward der C. von der Augsburgischen, ebenso wie von der Helvetischen Konfession verworfen, weil das 1000jährige Reich nicht in der Zukunft, sondern in der Vergangenheit liege. Dafür fand der C. um so eifrigere Pflege bei theosophischen Schwärmern, an denen das 17. Jahrh. reich war. Während der Religionskriege in Frankreich und Deutschland, der Revolutionsstürme in England suchten die Verfolgten Trost in chiliastischen Träumen. Die Böhmischen und Mährischen Brüder, die Camisarden in den Cevennen und eine Menge kleinerer mystischer und theosophischer Parteien, wie die Weigelianer und Rosenkreuzer in Deutschland, die Labadisten in den Niederlanden u. s. w. malten sich je nach ihrem besondern Geschmack auch die Herrlichkeiten des 1000jährigen Reichs aus, und in England suchten sogar gelehrte Naturforscher, wie Thomas Burnet und William Whiston, den C. geologisch zu rechtfertigen. Im luth. Deutschland verkündigte der (1692 abgesetzte) Prediger Wilh. Petersen den Anbruch eines fünften Weltreichs, und Swedenborg (s. d.) wendete Bilder der Apokalypse an, um die einstige Verklärung der Sinnenwelt zu schildern. Die bis in die Mitte des 18. Jahrh. sehr beliebte Beschäftigung mit Grübeleien über die prophetischen Bücher der Bibel, besonders über die Apokalypse, unterhielt namentlich in pietistischen Kreisen den Geschmack an chiliastischen Vorstellungen. Aber erst mit Joh. Albr. Bengel (s. d.) und seinen Schülern eroberte sich der C. gewissermaßen Bürgerrecht in der luth. Kirche. Bengel berechnete die Zeit, in der das Reich Christi anbrechen werde, auf das J. 1836. Unter seinen Schülern war Christ. Aug. Crusius der bedeutendste. Mit ähnlichen Weissagungen unterhielten Lavater und Jung-Stilling eine auserwählte Gemeinde von Gläubigen bis ins 19. Jahrh. hinein, und der schwäb. Theosoph Oetinger ersann eine eigene Theorie von der «Leiblichkeit» als dem «Ende der Wege Gottes». Später haben Hofmann, Delitzsch und Kurtz unter den Lutheranern, Peter Lange, Ebrard, Auberlen u. a. unter den Reformierten «auf Grund der Schrift», Rothe im Zusammenhange mit andern theosophischen Ideen einen zum Teil bis ins kleinste Detail hinein ausgemalten C. vertreten. Eine württemb. Sekte mahnte im Anschluß an chiliastische Vorstellungen alle Kinder Gottes zum Auszuge nach Jerusalem, um dort ein auserwähltes Gottesvolk zu sammeln, als Mittelpunkt der künftigen Messiasgemeinde auf Erden. Die Mormonen aber legten als die «Heiligen der letzten Tage» am Salzsee in Neucalifornien den Grund zu dem neuen Zion, von wo die Wiederverklärung der Natur zur verlorenen Paradiesesunschuld erfolgen soll. (S. **Antichrist** und **Apokalyptiker**.) Vgl. Corrodi, «Kritische Geschichte des C.» (2. Aufl., 4 Bde., Zür. 1794).

Chiliodromia, s. **Chelidromia**.

Chilisalpeter, **Perusalpeter**, **Natronsalpeter** oder **kubischer Salpeter**, ist natürliches salpetersaures Natron. In den dem Stillen Meere zugekehrten Küstenstrichen Perus, auf der Grenze von Bolivia und Chile, im Distrikt Atacama, finden sich in einer Erstreckung von mehr als 45 km Ablagerungen von salpetersaurem Natron, in einer sonst unfruchtbaren Ebene unter einer Thonschicht liegend. In den Gruben sieht man diese Schichten, welche aus hartem, trockenem, fast reinem Salz bestehen, fast unmittelbar unter der Oberfläche liegen. Häufig auch bildet der C. den Hauptgemengteil einer sandigen Ablagerung, aus der man durch Auslaugen das rohe Salz gewinnt. Das Salz, so wie es im Handel vorkommt, ist eine fast weiße, schwach bräunlich gefärbte, aus Krystallkörnern bestehende, feuchte Masse, welche 94—96 Proz. reines salpetersaures Natron und außerdem kleine Mengen von Kochsalz und Jodverbindungen enthält. In feuchter Lage zieht der C. Wasser an, weshalb derselbe zur Schießpulverfabrikation nicht angewendet werden kann. Dagegen ist er ein wertvolles Material zur Bereitung des Sprengpulvers, der Salpetersäure und des gewöhnlichen (Kali-) Salpeters; in den Schwefelsäurefabriken dient er, um die zur Oxydation der schwefligen Säure nötigen Salpetergase zu liefern; die bedeutendste Verwendung findet er aber in der Landwirtschaft als Düngemittel. Die Ausfuhr an C. betrug 1870 2943403 Ctr., 1872 4202000 Ctr., 1873 6263767 Ctr., 1874 5160210 Ctr. Seit dem 1. Sept. 1873 besteht in Peru das Salpetermonopol, dessen Verwaltung für jeden Centner Salpeter netto bei 95 Proz. Gehalt 2 Soles 40 Centavos zahlt.

Chillan, Hauptstadt der chilen. Provinz Nuble, 7 km vom Nubleflusse entfernt, in 160 m Höhe, in weiter fruchtbarer Ebene, durch Eisenbahnen mit Santiago und dem Hafen Talcahuano verbunden, zählt (1875) 19044 E. und war ehedem der Mittelpunkt der Missionsthätigkeit der Jesuiten. Als das 3 km nördlicher gelegene C. viejo 1835 durch ein Erdbeben in Trümmer fiel, wurde das jetzige C. nuovo aufgebaut. In 75 km östl. Entfernung liegen in den waldigen Andes in 1864 m Höhe die 35—60° C. warmen Quellen der **Baños de Chillan**, überaus wirksam und mit Badeeinrichtungen versehen, in höchst romantischer Gegend; 60 km von C. im OSO. erhebt sich in 36¾° südl. Br. der 2879 m hohe Vulkan **Nevado de Chillan**, welcher 1861—65 seinen letzten Ausbruch gehabt hat.

Chillicothe, Stadt im County Roß im nordamerik. Unionsstaat Ohio, auf dem rechten Ufer des Scioto, inmitten einer reichen, vorzüglich angebauten Gegend, 154 km nordöstlich von Cincinnati,

wird von der Marietta-Cincinnati-Eisenbahn und dem Ohio-Erie-Kanal berührt, hat schöne breite Straßen, gute Schulen, zahlreiche öffentliche Gebäude, darunter viele Kirchen und Banken, und ein großes Wasserwerk, und zählt (1880) 10938 E. Die Stadt wurde 1796 gegründet.

Chillon, Schloß im Kanton Waadt, zwischen Villeneuve und Montreux, am östl. Ende des Genfer Sees, 375 m über dem Meere, ist auf einem bis zur Oberfläche des hier an 160 m tiefen Sees emporragenden Felsen gebaut und mit dem 20 m entfernten Ufer durch eine Brücke verbunden. Es besteht gegenwärtig aus mehrern unregelmäßigen Gebäuden mit einem viereckigen Turme in der Mitte und macht sich durch seine weißen Mauern weithin bemerkbar. Seine Gewölbe sind in den Felsen unter dem Seespiegel eingehauen. Die Zeit der Gründung des Schlosses, das in Urkunden des 12. Jahrh. erwähnt wird, kennt man nicht genau. Peter von Savoyen, genannt le petit Charlemagne, machte es 1248 zur Feste. Am 29. März 1536 wurde es schon nach zweitägiger Belagerung durch die Berner erobert, die hier beträchtliche Reichtümer fanden. Von nun an landvogtlicher Sitz, ward es 1733 in ein Staatsgefängnis verwandelt. Seit 1798 diente es teils als Zeughaus, teils als Strafanstalt. Unter den angesehenen Gefangenen, welche durch die Eroberung der Berner zur Freiheit gelangten, befand sich auch François von Bonnivard (s. d.). Vgl. Vulliemin, «C., étude historique» (Lausanne 1851).

Chilluk-Kesaw, s. unter Kassiber.

Chiloé, südlichste Provinz der Republik Chile an der Westküste Südamerikas, ist seit 1861 auf die Hauptinsel C., den Chonos-Archipel und die der Insel östlich gegenüberliegende Westküste Patagoniens bis zum Kamme der Cordillera beschränkt und erstreckt sich von 41½ bis etwa 47° südl. Br. Das Areal beträgt 10000 qkm, die Einwohnerzahl (1878) 67440, welche fast ausschließlich auf C. und den benachbarten Inseln leben. Von Wichtigkeit ist die Provinz wegen ihres großen Reichtums an Nutzholz in den ausgedehnten Urwaldungen.

Die Insel Chiloé wird im N. durch den schmalen Kanal von Chacao, welcher aus der Südsee in den Golf von Ancud führt, im O. durch diesen und seine südl. Fortsetzung, die Corcovadobai, vom Festlande getrennt und enthält die Depart. Ancud und Castro, 1876 mit 52725 E. Sie ist hügelig, im Alto de Cucao bis 800 m hoch und fast ganz mit undurchdringlichem Urwald bedeckt, der manche schöne immergrüne Baumart sowie baumartige Gräser aufzuweisen hat. Die kultivierten Strecken erinnern an die wildern Gegenden Englands und liegen fast durchweg auf der Ostseite der Insel, die, von tiefen Buchten durchschnitten, eine Anzahl vortrefflicher kleinerer Häfen darbietet, wie Chacao, Dalcahue, Castro, Chonchi u. s. w., während die felsige Westküste durch ihre Klippen und Brandungen unzugänglich ist. Das dritte Depart. Quinchao umfaßt einen großen Teil der etwa 120 Inseln des C.-Archipels. Südlich davon liegen die Chonos-Inseln (s. d.). Das Klima ist oceanisch, feucht (es fallen jährlich 1320 mm Regen), aber mild, gleichförmig und gesund, frei von epidemischen Krankheiten. Kartoffeln, Kohl und Gemüse gedeihen vortrefflich. Man baut Weizen, Gerste, Hafer, Hülsenfrüchte, Lein und Hanf. Der Viehstand, besonders an Schafen, ist nicht unbedeutend. Fisch- und Austernfang, Ackerbau, Holzarbeit und Schiffbau bilden die Hauptbeschäftigung der Bewohner. Sehr bedeutend ist auch die Schiffahrt. Zur Ausfuhr kommen hauptsächlich Holz in Balken, Bohlen und Brettern, welche nach dem übrigen Chile und bis Peru gehen. — Entdeckt wurde die Insel und ihr ganzer Archipel 1558 von Garcia de Mendoza. Die Spanier waren von 1565 an in ruhigem Besitz des Archipels, bis zu Anfang des 19. Jahrh. unter den Inselbewohnern ein Aufstand ausbrach, der jedoch durch span. Waffen sehr bald gedämpft wurde. Als die Spanier nach der Schlacht am Maypu 1818 Chile verließen, setzten sie sich auf C. fest, das sie aber 1826 ebenfalls aufgeben mußten. Seitdem gehört C. zum Staate Chile.

Die 1768 gegründete Hauptstadt Ancud oder San-Carlos de Ancud, zugleich Bischofssitz, an der Nordküste am Kanal von Chacao, hat eine höhere und eine Schiffahrtsschule, ein Seminar und einen guten Hafen und zählt (1875) 4366 E.

Chilon (griech. Cheilon), einer der sog. Sieben Weisen Griechenlands, stammte aus Lakedämon, wo er Ephorus war und die Macht dieses Amts bedeutend gesteigert hat. Von ihm sollen namentlich die Aussprüche «Γνῶθι σεαυτόν» (lat. «Nosce te ipsum», «Erkenne dich selbst») und «Μηδὲν ἄγαν» («In nichts zu viel», von Terenz: «Andria», I, 1, 34, übersetzt durch «Ne quid nimis»), welche sich als Inschriften am Apollotempel in Delphi fanden, herrühren. Von andern wird der erste Ausspruch dem Thales, der zweite dem Solon zugeschrieben. Eine Sammlung der ihm zugeschriebenen Sentenzen findet sich in Orellis «Opuscula Graecorum veterum sententiosa et moralia» (2 Bde., Lpz. 1819—21) und in Mullachs «Fragmenta philosophorum Graecorum» (Bd. 1, Par. 1860).

Chilperich, zwei Frankenkönige aus dem Geschlecht der Merovinger. C. I., Sohn Chlothars I., war seit 561 König der Franken von Neustrien. Dadurch, daß er 568 seine zweite Frau, die westgot. Prinzessin Galswinth, die Schwester der mit seinem Bruder Sigbert I. von Austrasien vermählten Brunhild, ermorden ließ und die Anstifterin des Mordes Fredegund heiratete, wurde er der Urheber des entsetzlichen Familienzwistes, welcher das Haus der Merovinger aufrieb und die Königsmacht in die Hand der Großen, besonders des Majordomus, brachte. Er selbst wurde 584 aus unbekannter Veranlassung ermordet. — C. II., unbekannter Herkunft, von den neustrischen Großen 715 gegen den Majordomus Karl Martell als König aufgestellt, fiel in dessen Gewalt und starb 720.

Chilternhills, eine Kreide-Hügelkette mit steilem Rande gegen NW., im südl. England, welche vom linken Ufer der Themse durch den südl. Teil von Oxfordshire und dann durch die Counties Buckingham und Hertford zieht, und in Buckinghamshire im 273 m hohen Wendover ihre größte Höhe erreicht; ihre Breite beträgt 25—30 km. Ehedem bedeckte dichter Wald diese Höhen, voller Räuber und wilder Tiere. Die weitere nordöstl. Fortsetzung des Zugs bilden die Ost-Anglianhöhen.

Chimära, Hafen im türk. Sandschak Delfino (s. d.).

Chimära (grch. χίμαιρα), ein fabelhaftes, feuerschnaubendes Ungeheuer, war nach Homer von göttlichem Geschlecht, vorn Löwe, in der Mitte Ziege, hinten Drache; nach Hesiod war sie eine Tochter des Typhon und der Echidna, und mit drei Köpfen

versehen, einem Löwen-, Ziegen- und Drachenkopf. In den Kunstdarstellungen der C., worunter ein Thonrelief aus Melos und eine etrusk. Bronze-C. aus Arretium, jetzt in Florenz, hervorragen, hat die C. die Gestalt eines Löwen, aus dessen Leib sich Kopf und Hals einer Ziege erhebt, während der Schwanz in einen Schlangenkopf endet. Die C. wurde von Amisodaros, dem König von Lycien, groß gezogen, von Bellerophon (s. d.) getötet. Ihrer Grundbedeutung nach ist die C. wohl eine Personifikation der Wetterwolke, aus der die Blitze hervorsprühen, wurde aber hernach, insbesondere in Lycien, wo vulkanische Kräfte im Altertum mehr als jetzt thätig waren, ein Sinnbild feuerspeienden Bodens. In übertragener Bedeutung versteht man unter Chimäre überhaupt ein Unding, Hirngespinst, Ausgeburt der Phantasie.

Chimay, ein in der belg. Provinz Hennegau gelegenes, 1486 von Kaiser Maximilian zu Gunsten Karls von Croy errichtetes Fürstentum mit einer Hauptstadt gleiches Namens. Karls Tochter, Anna, brachte es durch Heirat an die Hauptlinie Croy. Vom Hause Croy vererbte es sich 1686 an das Geschlecht der Grafen von Boussu und nach dem Erlöschen desselben, in der Person des Fürsten Phil. Gabriel Moritz, 1804 an die noch blühende franz. Familie Riquet (s. d.) de Caraman. — François Joseph Philippe de Riquet, Graf Caraman, Fürst von C., geb. 21. Nov. 1771, der Neffe und erste Erbe des letzten Fürsten von C. aus dem Hause Boussu, war ein Sohn des Grafen Victor Maurice de Riquet de Caraman. Letzterer hatte sich 1750 mit der Prinzessin Marie Anne de C. vermählt und starb 24. Jan. 1807 zu Paris. Der Sohn und nachmalige Fürst von C. stand beim Ausbruch der Französischen Revolution als Offizier in einem Dragonerregiment und mußte als Anhänger der Bourbons nebst seinen Brüdern Frankreich verlassen. Nach der Restauration wurde er Ludwigsritter, Oberst der Kavallerie und Lieutenant der königl. Wolfsjägerei. Von dem Depart. Ardennen wurde er 1815 in die Deputiertenkammer gewählt, wo er mit der Opposition stimmte, weshalb man ihn nicht wiederwählte. Seitdem lebte er meist in den Niederlanden, wo er das Indigenat erwarb. Hier ernannte ihn der König 1820 zum Mitglied der Ersten Kammer der Generalstaaten. Obgleich bereits seit 1804 Besitzer der Chimayschen Domänen, wurde sein Fürstentitel erst 1824 vom König der Niederlande bestätigt. Der Fürst C. starb 2. März 1843. — Seine Gemahlin war Thérèse, die durch Schönheit ausgezeichnete Tochter des span. Ministers Cabarrus (s. d.). Dieselbe wurde 31. Juli 1773 zu Saragossa geboren und gegen ihren Willen mit dem Parlamentsrat de Fontenay vermählt, dem sie nach Paris folgte, wo sie sich als eifrige Anhängerin der Revolution bewies und 1793 von ihrem emigrierten Gemahl trennen ließ. In Bordeaux, wohin sie sich zur größern Sicherheit vor der Schreckensregierung begab, lernte sie den Konventsdeputierten Tallien (s. d.) kennen, der sich in sie verliebte und unter ihrem Einflusse die blutigen Dekrete des Konvents weniger streng ausführte. Als Tallien deshalb sich in Paris verantworten mußte, wurde auch seine Geliebte dahin ins Gefängnis abgeführt, von dem aus sie das Schafott besteigen sollte. Der Sturz Robespierres rettete ihr das Leben, worauf sie sich mit Tallien verheiratete. Später lebte sie in freundlichem Umgange mit Josephine Beauharnais, Barras, Hoche und Bonaparte. Als Tallien diesem letztern nach Ägypten folgte, ließ sie sich von ihrem Gemahl scheiden. Durch Frau von Staël lernte sie den Fürsten von C. kennen, der sich 1805 mit ihr vermählte. Sie starb zu Brüssel 15. Jan. 1835.

Joseph de Riquet, Fürst von Caraman und C., ihr ältester Sohn, geb. 20. Aug. 1808, war 1839—41 belg. Gesandter im Haag, dann ein Jahr lang Gouverneur der belg. Provinz Luxemburg und von 1846 bis 1847 Gesandter am röm. und an den übrigen ital. Höfen. Im J. 1843 wurde er in die belg. Zweite Kammer gewählt, wo er sich zur kath. Partei hielt. Nachdem er 1856 sein Mandat niedergelegt, lebte er vorzugsweise in Paris, woselbst er mehrere diplomatische Aufträge ausführte. Aus seiner Ehe mit Emilie Pélagrat entsprangen zwei Söhne, von denen der ältere, Joseph, geb. 9. Okt. 1836, längere Zeit Gesandtschaftssekretär in Paris war und während des kath. Ministeriums 1870—78 als Gouverneur von Hennegau fungierte; der jüngere, Eugen, geb. 8. Jan. 1843, war einige Zeit Mitglied des Provinzialrats von Hennegau. Die einzige Tochter Valentine, geb. 1839, wurde 1861 an den Fürsten Paul von Bauffremont verheiratet, von diesem 1875 in Frankreich gerichtlich getrennt, nach Erlangung des sachsen-altenburg. Indigenats in Altenburg geschieden und 24. Okt. desselben Jahres mit dem Fürsten Georg Bibesco vermählt. Letztere Ehe wurde im März 1876 vom Gerichtshof in Paris als Bigamie für nichtig erklärt. Der Prozeß kam indes Ende 1879 vor dem Tribunal von Charleroi, als dem zuständigen Gerichtshof der Familie C., aufs neue zur Verhandlung und dieses entschied 3. Jan. 1880 endgültig dahin, daß die Ehe der Prinzessin mit dem Fürsten Bibesco gültig sei, wies den Fürsten Bauffremont mit seinen Ansprüchen ab und verurteilte ihn zu 15 000 Frs. Schadenersatz an die Prinzessin, sowie in die Kosten (ungefähr 900 000 Frs.). Ein Neffe des Fürsten Joseph, Alphonse, geb. 20. Febr. 1844, ist liberales Mitglied der belg. Kammer der Abgeordneten. Der Fürstentitel vererbt sich nur auf den Erstgeborenen, der ihn jedoch schon zu Lebzeiten des Vaters nebenbei zu führen befugt ist; alle männlichen Nachkommen sind Fürsten von Caraman, die weiblichen Gräfinnen von Caraman.

Chimay, Stadt im Bezirk Thuin der belg. Provinz Hennegau, 58 km südöstlich von Mons, in waldiger Gegend, an der Eisenbahn Hastière-Anor, die umfangreichste Gemeinde des Landes (5171 ha), mit 3156 E., hat ein schönes Schloß mit Park des fürstl. Hauses und ein Denkmal zu Ehren des franz. Geschichtschreibers und Dichters Froissart.

Chimborasso, genauer Chimborazo, einer der höchsten Piks der südamerik. Cordilleras (s. d.) im Staate Ecuador, den man lange Zeit für den höchsten Berg Amerikas, ja bis 1817 sogar der Erde gehalten hat, erhebt sich nach Pentland 6530 m über das Meer und 3720 m über die hohe Thalebene von Quito als ein freistehender trachytischer Glockenberg. Seine Bildung, ohne eine Spur von Krater, verrät frühere vulkanische Thätigkeit, und mit der obersten Region von 1600 m ragt er in die Sphäre ewigen Eises. Er wurde 1745 von Condamine bis auf 5100 m, von Humboldt mit Bonpland 23. Juni 1802 bis auf 5759 m und von dem Franzosen Boussingault mit dem Engländer Hall 15. und 16. Dez. 1831 bis zu 6004 m erstiegen. Der

Franzose Jules Remy kam 1856 bis nahe an den Gipfel, Dr. Stübel im Juni 1872 bis 5810 m. Der Engländer Whymper endlich erstieg ihn 1880 zweimal (im Januar und Juli) völlig; nach ihm ist die höchste Spitze 6697 m hoch.

Nach diesem Berge ist die im SO. desselben gelegene **Provinz Chimborazo** der Republik Ecuador benannt, welche den südl. Teil der Hochebene von Tacunga und die Cordillera im W. derselben bis zum Kamm der Gebirgskette, sowie den östl. Zug mit seinen Vorbergen umfaßt und auf 14360 qkm (1875) 128310 E. (ohne die Indianerhorden) zählt. Dieselben beschäftigen sich vornehmlich mit Ackerbau und Viehzucht und liefern auch ziemlich viel wollene und baumwollene Waren, welche besonders geschätzt werden. Auch ist die Provinz reich an verschiedenen Mineralprodukten, besonders an Alaun und Schwefel, der im Kanton Alausi ganz rein in ganzen Hügeln vorkommt und auch exportiert wird. — Die Hauptstadt der Provinz ist **Cajabamba**, mit 16000 E., 2890 m über dem Meere.

Chimonanthus, d. h. Winterblume, nannte Lindley einen zur Familie der Calycantheen gehörenden Strauch, welcher in Japan wächst und schmutzigweiße, inwendig rötliche und wohlriechende (daher C. fragans *Lindl.*) Blüten trägt, weil er im Winter (vom Dezember bis März) blüht. Er wird bis 3 m hoch, hat gegenständige, lanzettförmige, unterseits glänzende Blätter und einzelnstehende Blüten mit vielteiligem Perigon, dessen äußere Zipfel deckblattartig, die innern blumenblattartig sind. Besonders schön ist die Varietät grandiflorus, welche große, fast sternförmige, gelbe, purpurgefleckte Blumen besitzt. Dieser hübsche Strauch gedeiht in Deutschland in geschützter Lage im freien Lande, verlangt jedoch Heideboden. Seine Vermehrung ist schwierig, da er nur selten die Samen reift und die Absenker häufig eingehen. Die jungen Pflanzen müssen wenigstens zwei Jahre im Orangeriehause bleiben, bevor sie ins freie Land versetzt werden können.

China, Name des uralten Kulturstaats im östl. Asien. Die Chinesen nennen ihr Land **Tschung-kue**, d. h. Reich der Mitte, oder Thai-tshing-kue, Reich der großen Reinen. Der Name wechselt mit jeder Dynastie (seit der jetzigen Dynastie Tshing, d. h. die Reine). Weniger übliche Benennungen sind Tschung-hua, Blume der Mitte und Thien-hia, Himmels Unterlage, d. h. Weltriese. Die griech. Geographen, denen von C. nur wenig bekannt war, nannten das Land Serica, seine Bewohner Serer, wie z. B. Dionysius Periegetes. Marco Polo nannte (1297) es Cathai, nach den Khitans, einem zu jener Zeit in den nördl. Provinzen von C. ansässigen turan. Völkerstamme. Dieser Name wurde in Europa der allgemein gebräuchliche und erst seit dem Auffinden des Seewegs nach Ostindien durch den Namen C. verdrängt. Von Tshin, einer Landschaft der chines. Provinz Schen-si, abgeleitet, sind die Namen Sin und Tschina schon sehr früh über das westl. Asien in Europa eingedrungen. Nur die Russen nennen C. noch jetzt Kitai.

Geographische Verhältnisse. Das Chinesische Reich in seinem ganzen Umfange oder im weitern Sinne ist nach dem Russischen und Britischen das größte der Erde, da dasselbe einen Flächeninhalt von 11813750 qkm besitzt, von denen 4024690 auf das eigentliche C. oder C. im engern Sinne, 7789060 aber auf die außerhalb der Grenzen desselben gelegenen, erst später erworbenen Besitzungen kommen. Hierzu gehören die Mandschurei (s. d.), die Mongolei (s. d.), Tibet (s. d.), die Dsongarei (s. d.) und Ostturkestan, das frühere Kaschgarien. Korea (s. d.) ist ein Vasallenstaat, dagegen gehören Cochinchina (s. d.) und die Liu-kiu-Inseln (s. d.) nicht mit zu dem Chinesischen Reiche, obgleich ihre Beherrscher zu dem Kaiser von C. früher (mehr dem Namen nach als in Wirklichkeit) in einem losen Verhältnisse der Vasallenschaft standen. Das Chinesische Reich in weiterm Umfange wird gegenwärtig nördlich von Sibirien sowie von dem Flusse Amur, nordöstlich von dem Flusse Ussuri und dem Seedistrikt des russ. Amurlandes (s. d.), östlich vom Japanischen Meere, den Meerbusen von Liao-tung (Liaotong) und Pe-tschi-li, dem Gelben Meere und der chines. Ostsee, südöstlich von der chines. Südsee, südlich von Annam, Birma, dem Gebiete der Katschin, der brit.-ind. Provinz Assam, von Bhutan und Nepal, westlich von einem Teile der brit.-ind. Provinz Pandschab, von Kaschmir, Westturkestan und Russisch-Centralasien begrenzt. Das Chinesische Reich in dieser weitern Umfassung erstreckt sich von 19° 15′ bis 50° 30′ nördl. Br. und von 78° 45′ bis 181° 18′ östl. L. (von Greenwich).

Das **eigentliche** C. oder C. im engern Sinne, mit Inbegriff der Inseln Hai-nan und Formosa, ist zwischen 19° 15′ und 41° 42′ nördl. Br., sowie zwischen 97° 24′ und 122° 24′ östl. L. (von Greenwich) gelegen. Seine Grenzen sind gegen N. die Chinesische Mauer, durch welche es von dem südöstl. Teile der Mandschurei und der Mongolei getrennt wird, sowie der südöstlichste Teil der Wüste Gobi; gegen W. die Dsongarei, Ostturkestan, Tibet und das Gebiet der Kantschin; gegen S. Birma und Annam. Seine südöstl. und östl., vom Meere gebildete Begrenzung bis zum Golf von Liao-tung trifft mit der von C. im weitern Sinne zusammen. Dieser Küstenstrich ist in seiner ganzen Ausdehnung auffallend stark gegliedert. Durch zahlreiche größere und kleinere Meerbusen, Einbuchten und Baien, deren beträchtlichste der Golf von Liao-tung und der von Petschi-li im N. sind, sowie durch eine Menge von Flußmündungen wird eine Unzahl vortrefflicher, meistens durch vorliegende Inseln und Felsen wohlgeschützter Häfen und Ankerplätze gebildet, welche für die Schiffahrt von größtem Nutzen sind. Die von dem Alpengebirge im O. von Tibet gebildete Grenze ist, in geogr. Hinsicht, die merkwürdigste, da C. als Abflachung dieses Gebirges nach NO., O. und SO. erscheint, auch die hauptsächlichsten, dieses Land durchziehenden und die Gebiete seiner bedeutendsten Ströme trennenden Gebirgsketten ihren Ursprung von demselben nehmen. An das östl. Ende des nördl. Grenzgebirges von Tibet, schließt sich als dessen Fortsetzung das von den Mongolen Külkün, von den Chinesen aber Kuen-leu genannte Gebirge an. Von diesem verläuft eine, den mongol. Namen Bain-kara führende Kette zuerst in südöstlicher, später in nordöstlicher und endlich, unter dem Namen Pe-ling, d. h. nördliche Kette, in östl. Richtung bis zu ihrem Ende in der Provinz Ho-nan. Durch sie wird das Stromgebiet des Hoang-ho von dem des Yang-tsy-kiang getrennt. Eine zweite, von der Ausbreitung des Külkün nach S. und SO. entspringende Kette verläuft zuerst unter dem Namen Yün-ling nach S., nimmt Anteil an der Bildung des Alpenlandes, welches östlich von dem Himalaja

die Krümmung des Brahmaputra von dem Kin-scha oder obern Laufe des Yang-tsy-kiang trennt, breitet sich hierauf in der chines. Provinz Yun-nan aus, macht alsdann, sich wieder verschmälernd, einen Bogen nach NO., um endlich, unter dem Namen Nan-ling, d. h. südl. Kette, in östl. Richtung zu verlaufen. Die Nan-ling-Kette bildet die Wasserscheide zwischen dem ganzen mittlern Laufe des Yang-tsy-kiang und den zahlreichen, teils von ihrem südl. Abhange, teils von den Bergen in Yun-nan entspringenden und sich in südl. oder südöstl. Richtung zu ihren Mündungen an der Küste der Provinzen Kuang-tung und Fu-kien begebenden Flüssen, von denen der Tschu-kiang oder Perlenfluß der bedeutendste. Außer den genannten Gebirgsketten, von denen C. von seiner Grenze gegen Tibet bis beinahe zur Meeresküste, d. h. von W. nach O. und SO., in drei große, sich in der genannten Richtung mehr und mehr senkende, zugleich aber immer flacher und breiter werdende Flußthäler geteilt wird, ist noch einer dritten, Nan Schan, d. h. Südberg genannten zu erwähnen, die mit ihrem westl. Teile die Landschaft Külä-Nor (Kokonor) gegen N. begrenzt, weiter östlich eine Strecke lang innerhalb der Chinesischen Mauer, zwischen dieser und dem Hoang-ho verläuft, hierauf den letztern auf dessen linkem Ufer begleitet, um endlich mit dem aus der Wüste Gobi heraustretenden Gebirgszuge Ala Schan zu verschmelzen. Dieselbe bildet einen Teil der Nordgrenze.

Nach dem Grade seiner **Erhebung** über das Meeresniveau zerfällt das eigentliche C. in wirkliches Alpenland, in Gebirgsland von mittlerer Höhe und in höher oder niedriger gelegenes Flachland. Ungefähr zwei Dritteile des Gesamtareals, gegen 2680000 qkm, sind gebirgig. Alpenländer mit Gletscherbildung und zahlreichen mit ewigem Schnee bedeckten Berggipfeln sind die westl. Provinzen Schen-si, Schan-si, Ssy-tschuan und Yun-nan, während die südlich von der Nan-ling-Kette gelegene Provinz Kuang-si, die Küstenprovinzen Kuang-tung, Fu-kien und Tsche-kiang, sowie die Provinzen Kueï-tscheu, Hu-nan und Kiang-si im N. des Nan-ling größtenteils Gebirgsländer ohne alpinen Charakter sind. Flacheres Land (etwa 550000 qkm) findet sich vorzugsweise in den mittlern und niedrigen Alluvialebenen, in den untern **Gebieten der großen Ströme**. Von letztern sind der Hoang-ho (s. d.) oder Gelbe Fluß und der Yang-tsy-kiang (s. d.), d. h. Sohn des Oceans, die beiden Hauptadern des eigentlichen C.; beide verlaufen im allgemeinen parallel mit den ihre Thäler begrenzenden Gebirgsketten Pe-ling und Nan-ling von W. nach O., d. h. von der Grenze gegen Tibet und Nordbirma nach dem Gelben Meere. Der drittgrößte, diesen beiden an Länge und Wassergehalt bei weitem nachstehende Strom ist der in Yun-nan entspringende und in östl. Richtung seiner Mündung in der Bocca-Tigris (s. d.) zuströmende Tschu-kiang. Unter den sehr zahlreichen Küstenflüssen ist der in den Meerbusen von Pe-tschi-li mündende Peï-ho, an welchem Peking, die Hauptstadt des Reichs, liegt, vorzugsweise erwähnenswert. Auch an Landseen, teilweise mit salzigem Wasser, ist C. besonders reich und fast jede Provinz besitzt einen oder mehrere derselben. Zu den umfangreichsten gehören der Tung-ting-hu, 6050 qkm, der Po-yang, 2235 qkm, und der Thai-hu, 2185 qkm. Sie liegen unweit des Yang-tsy-kiang auf dessen rechtem Ufer und stehen mit ihm, der Thai-hu durch den Großen Kanal, in Verbindung. Sowohl die Notwendigkeit, den Ackerbau stets in Übereinstimmung mit dem Bedürfnisse der immer zunehmenden Bevölkerung zu halten, zu welchem Zwecke weite Strecken des trockensten und unfruchtbarsten Bodens in Kulturland umgeschaffen werden mußten, als auch die Absicht, hierdurch die Verwüstungen der Flußgegenden durch Überschwemmung zu verhüten, und endlich das sich steigernde Verlangen nach einer Verbindung der entferntesten Provinzen miteinander, wozu Wasserwege am geeignetsten erschienen, hat die Bevölkerung schon seit ältester Zeit zu der Anlage zahlloser, längerer und kürzerer, alle niedrig gelegenen Gegenden nach allen Richtungen hin durchschneidender Kanäle veranlaßt. Der bedeutendste und wichtigste ist der sich längs der Küste durch 10 Breitengrade, von Peking bis Ning-po erstreckende, den Peï-ho mit dem Hoang-ho und Yang-tsy-kiang in Verbindung setzende, 8—10 m tiefe, 25—30 m breite, an den größern Städten Häfen bildende, von Steindämmen eingefaßte Kaiser- oder Große Kanal, der unter Chublai, dem ersten Kaiser der mongol. Dynastie Yuan (gest. 1298), begonnen, aber erst unter dessen Nachfolger 1344 beendet wurde. (Hierzu Karte: **China, Korea und Japan.**)

Das **Klima** von C. ist sehr verschieden und wird sowohl durch die Ausbreitung des Landes über 25 Längengrade und seine Erstreckung von dem 40. Breitengrade bis zwischen die Wendekreise, als auch durch die große Verschiedenheit bedingt, welche die einzelnen Provinzen hinsichtlich ihrer Bodenerhebung zeigen. Im allgemeinen ist das Klima von C. ein kontinentales, durch die östl. Lage dieses Landes stark beeinflußt. Dasselbe charakterisiert sich durch heiße Sommer und kalte Winter. Diese Erscheinung zeigt sich ebensowohl in den nördlichsten als in den südlichsten Gegenden des Reichs. In Peking (39° 54′ nördl. Br., 116° 33′ östl. L. von Greenwich) beträgt, bei einer mittlern Jahrestemperatur von 11,6° C., die mittlere Temperatur des Winters — 4,2, die des Sommers + 25,4°; in Kanton (23° 8′ nördl. Br., 113° 20′ östl. L. von Greenwich) steigt das Thermometer, bei einer mittlern Jahrestemperatur von 21,2° C., während der heißesten Monate auf 28,5°, sinkt aber während der kältesten auf 13,7°. Die Temperatur von Peking kann als die des nördlichsten, die von Kanton als die des südlichsten Teils des eigentlichen C. betrachtet werden. Die Zunahme der Wärme bis zu der subtropischen und tropischen steht in einem geraden Verhältnisse zu der Abnahme der geogr. Breite, insoweit nicht eine beträchtliche Bodenerhebung, wie in Yun-nan und den Grenzprovinzen gegen Tibet, hierauf einen modifizierenden Einfluß ausübt. In den südlichsten, innerhalb der Tropen gelegenen Provinzen bestehen nur zwei Jahreszeiten, die trockene, von Oktober bis April, unter dem Herrschen der Nordostmonsuns, und die nasse oder Regenzeit, während welcher Südwestwinde die herrschenden sind, von April bis Oktober. Der zwischen dem Wendekreise und dem 30. Parallelkreise gelegene subtropische Strich Landes, wo der Wechsel der trockenen und nassen Jahreszeit sich zweimal im Jahre wiederholt, bildet den Übergang von den tropischen Witterungsverhältnissen zu denen der nördlichern Gegenden. Auch in diesen fällt häufig Regen, welcher im Sommer zur Abkühlung der Temperatur beiträgt. Die Nord- und Nordostwinde zeichnen sich durch Trockenheit und Kälte aus.

Zu erwähnen sind auch die besonders von August bis Oktober auf dem Chinesischen und Gelben Meere vorkommenden Drehstürme oder Cyklone, chines. Thai-fung, deren verderbenbringende Gewalt sich oft weit in das Land hinein erstreckt.

In Bezug auf die geologischen Verhältnisse C.s bieten nur wenig andere Länder eine ähnliche Mannigfaltigkeit dar. Man darf behaupten, daß es kaum eine Formation von dem ältesten plutonischen Eruptivgesteine bis zu der allerjüngsten alluvialen Fluß- und Meeresablagerung gibt, welche nicht in dem einen oder andern Teile dieses Landes vertreten wäre. Daher ist auch die Menge der einzelnen, daselbst vorkommenden Mineralien eine außerordentlich große. Gold wird in großer Menge durch Auswaschen des Sandes vieler Flüsse, besonders in den Provinzen Yun-nan und Ssy-tschuan gewonnen. Besonders goldhaltig ist der Yang-tsykiang in seinem obern Laufe. Silber von vorzüglicher Reinheit ist sowohl in den genannten Provinzen als in einigen andern, wie z. B. Kuei-tscheu und Kuang-tung, Gegenstand bergmännischer Gewinnung. Eisen findet sich in sehr vielen Gegenden in größter Menge, minder häufig Kupfer, Zinn, Blei und Quecksilber. Von andern Mineralien sind zahlreiche Arten von Granit, Porphyr und Marmor, ferner Jaspisarten, Achate, Bergkrystalle, Amethyste, Chalcedon, Opale, Lasurstein, Türkise, Bildstein, Speckstein, sog. edle Serpentine oder Ophite (chines. Yu), von eigentlichen Edelsteinen Rubine, Saphire und Topase zu erwähnen. Alaun- und Porzellanerde, letztere von vorzüglichster Art, kommen häufig vor; noch häufiger ausgebreitete Steinkohlenlager, welche schon seit sehr alter Zeit das Brennmaterial für ökonomische und technische Zwecke liefern. Steinsalzflöze sind häufig und liefern mittels der in und durch sie bis zur Tiefe von 5—600 m hinabgeführten Brunnen nach Art der artesischen die Sole für das aus dieser zu siedende Kochsalz. Diese Salzbrunnen sind am häufigsten in den Provinzen Yun-nan, Ssy-tschouan, Kuang-si und Schan-si. In Ssy-tschouan gibt es auf einem Raume von 2200—2500 qkm gegen 20000 solcher Salzbrunnen. Aus vielen dieser Bohrlöcher entströmt zugleich mit der Sole brennbares Gas, aus andern allein das letztere. Diese werden Hotsing, d. h. Feuerbrunnen, genannt. Das entzündbare Gas, welches durch Bambusröhren nach jeder beliebigen Stelle hingeleitet werden kann, dient zu vielen Zwecken, namentlich auch zu dem Kochen des Salzes. Wirkliche, noch thätige Vulkane dürften in dem eigentlichen C. nicht bestehen. Dagegen gibt es in mehrern Provinzen, namentlich aber in Schan-si, eine Anzahl von Bergen, Ho-schan, d. h. Feuerberge, genannt, denen aus natürlichen Spalten, wahrscheinlich infolge brennender Kohlenflöze, Wärme und von Zeit zu Zeit Flammen entströmen.

Die Flora von C. ist in Übereinstimmung mit der großen Verschiedenheit der klimatischen Verhältnisse eine sehr mannigfaltige. In den südlichsten Provinzen ist sie eine tropische, der hinterindischen verwandte, mit Kokos- und Sagopalmen, Bananen, der Pfefferranke, Pandanusarten u. s. w.; weiter nordwärts eine subtropische, zugleich Palmen (Chamaerops excelsa) und prachtvolle Coniferen, wie Cuninghamia Sinensis, Salisburia adianthifolia u. a. enthaltende; noch weiter nördlich (33—40°) die der wärmern gemäßigten Zone mit einer beträchtlichen Anzahl den mitteleuropäischen identischer oder denselben doch analoger Arten, während sie in den westl. Grenzprovinzen von C. einen entschieden alpinen Charakter trägt. Im allgemeinen zeichnet sich die chines. Flora im ganzen durch eine auffallende Menge schönblühender Gewächse sowie durch einen verhältnismäßig größern Reichtum an Gattungen als an Arten aus. Eigentliche Kulturpflanzen sind Reis, Weizen, Mais, Hirse, Zuckerrohr, Tabak, Baumwolle, Indigo, Arum esculentum, Arachis hypogaea, Mohrrüben, Rettiche, verschiedene Kohlarten, Bohnen, hauptsächlich aus der Gattung Dolichos, sowie zahlreiche andere, mit europ. Arten übereinstimmende Gemüse. Auch die für den innern Bedarf wie als Ausfuhrartikel so überaus wichtige Theepflanze (s. d.) gehört hierher. Für die Ernährung der Seidenraupen wird der weiße Maulbeerbaum, für die Bereitung des Papiers der Papiermaulbeerbaum, für die Gewinnung von Pflanzenwachs Stillinga sebifera, für die Bereitung des Lackfirnisses Rhus succedanea in großer Menge angepflanzt. Von den vortrefflichsten, die ausgebreitetste Anwendung findenden Arten des Bambusrohrs kommen ganze Wälder vor. Außerdem sind der Kampferbaum, die Ricinus- und Sesampflanze, der Ingwer und von Fruchtbäumen eine Anzahl von Citrusarten, Cydonia Japonica, Diospyrus Kaki, Eryobotrya Japonica, der Granatbaum, Psidium pyriferum, sowie die Aprikosen-, Äpfel-, Birnen- und Pflaumenbäume zu erwähnen.

Die Fauna des eigentlichen C. ist ungleich ärmer an Gattungen und Arten. Auch sie ist sehr gemischt, da sie Arten der gemäßigten und der heißen Zone in sich schließt. In den Provinzen Kuang-si und Kuang-tung kommt noch eine Affenart und in Yun-nan das einhornige Rhinoceros und, wiewohl selten, eine kleine Varietät des Elefanten, mitunter auch der Königstiger vor, während die Vögel, Amphibien und Insekten daselbst meistens in tropischen Arten bestehen. In den Bergwäldern der Westprovinzen gibt es Bären, Moschustiere, Steinböcke, wilde Hunde und Katzen. Antilopen, Hirsche, Rehe, Luchse, Dachse, Marder, Wiesel u. s. w. haben eine weitere Verbreitung, finden sich aber vorzugsweise in den mittlern und nördl. Provinzen. Die meisten derselben sowie zahlreiche Arten von Strich-, Zug- und Strandvögeln, ebenso die Enten, Gänse, Schwäne, Pelikane und andere Wasservögel, von denen die vielen Landseen in den mittlern Provinzen belebt werden, sind mit ähnlichen Arten des mittlern Europa entweder identisch oder ihnen doch sehr nahestehend. Eigentümlich an C. ist der Goldfasan (Phasianus torquatus). Die Meeresküste gleichwie auch alle Flüsse und Landseen sind außerordentlich fischreich. Auch zwischen den Süßwasserfischen daselbst und den europäischen zeigt sich eine große Analogie. Von den Insekten ist die Seidenraupe vorzugsweise erwähnenswert. Die Zahl der Haustiere ist nur eine geringe. Der Büffel, zur Bebauung der Reisfelder dienend, nimmt die erste Stelle unter ihnen ein. Die in C. gezüchteten Pferde sind klein und häßlich, werden auch hauptsächlich nur als Lasttiere gebraucht. Die für die Kavallerie dienenden werden jetzt meistens aus der Mongolei und wurden früher aus der Dsongarei und Ostturkestan eingeführt. Kamele werden fast nur in den nördl. Provinzen für den Gütertransport durch die Wüste Gobi gehalten.

Die Bevölkerung des ganzen Chinesischen Reichs wird jetzt auf 410 Mill. geschätzt, von denen

etwa 380 Mill. auf das eigentliche C., 30 Mill. auf die tributären und Vasallenstaaten kommen. Die letzte Zählung (1812) ergab 361221900 Seelen für das gesamte Chinesische Reich; 1844 wurde die Zahl von Gützlaff auf 367632907 geschätzt. Die eigentlichen Chinesen, der merkwürdigste Zweig der mongol., turan. Völkerfamilie, sind nicht ursprüngliche Bewohner dieses Landes, sondern in vorhistor. Zeit, von ihrem frühern Wohnsitze in Innerasien, wahrscheinlich der Umgegend des Kükü-Nor (mongol. blauer See), dem obern Laufe des Hoang-ho folgend, in dasselbe eingewandert, um sich zuerst in der Provinz Schen-si niederzulassen. Die frühere Bevölkerung gehörte, wie man vermuten darf, ebenfalls der mongol. Völkerfamilie an, war aber wahrscheinlich wenig zahlreich und ging in dem Maße, als die Einwanderer an Zahl, Macht und Bildung zunahmen, bis zu gänzlicher Verschmelzung in denselben auf. Gleiches geschah auch mit türk. Volksstämmen, welche seit ältester Zeit häufig die nördl. Grenzen überschritten und sich vorübergehend zu Gebietern entweder bloß einzelner Landesteile oder des ganzen Reichs machten. Infolge hiervon ist die Bevölkerung des eigentlichen C. trotz ihrer ungeheuern Menge eine, mit Beziehung auf physische Bildung, Sprache, geistige Anlagen und Charakter, auffallend gleichartige. Nur in den abgelegensten Gebirgs- und Waldgegenden von Ssy-tschuan und Yun-nan haben sich, in den Si-fan, Lolo und Miao-ssy genannten Stämmen, fragmentarische, stets kleiner werdende Überreste der Urbevölkerung erhalten. Der Unterschied zwischen diesen Volksstämmen und den Chinesen wird aber nicht sowohl durch Eigentümlichkeiten des physischen Charakters als durch die Verschiedenheit ihrer Kultur und Lebensweise bedingt. In der Körperbildung der Chinesen zeigt sich der Typus der mongol. Rasse Blumenbachs besonders stark ausgesprochen. Die vorherrschende Schädelform ist die brachycephalische, die Form des Gesichts infolge der sehr entwickelten, stark hervortretenden Wangenbeine, der Breite und Flachheit der Nasenknochen und des hinzukommenden, nicht unbedeutenden Prognathismus, eine quadratische. Dessenungeachtet finden sich bei jugendlichen Personen, namentlich Frauen, häufig sehr angenehme und anziehende Gesichtsbildungen. Die Haare sind schwarz und glatt; der Bartwuchs ist im allgemeinen schwach; die Augen, fast immer mit dunkler Pupille, erscheinen infolge einer eigentümlichen Faltenbildung des obern Augenlides enggeschlitzt und schiefstehend. Die Hautfarbe zeigt alle Schattierungen von dem zarten, gelblichen Weiß der vornehmen Frauen bis zu dem gesättigten, bräunlichen Gelb der Fischer und Ackerbauer in den südl. Küstenprovinzen. An Größe den Südeuropäern gleichstehend, werden sie sowohl von diesen wie überhaupt von den arischen Volksstämmen an Schönheit des Körperbaues übertroffen. Bei beiden Geschlechtern entwickelt sich häufig frühzeitige Fettleibigkeit. Hände und Füße sind meistens auffallend klein und wohlgebildet.

Was den Charakter und die geistigen Anlagen der Chinesen betrifft, so sind ihre Arbeitslust, Geduld, Ausdauer, Sparsamkeit, Mäßigkeit, ihre zufriedene, gleichmäßige Sinnesart, ihre Vaterlandsliebe, ihre Verehrung der Eltern, ihre Lernbegierde und, bis zu einem gewissen Grade, auch ihre Anhänglichkeit an dem Althergebrachten zu rühmen. Zu ihren Charakterfehlern gehören Geldsucht und ein häufig die unerlaubtesten Mittel nicht scheuendes Streben nach Gewinn, Egoismus und hieraus entspringende, nicht selten bis zu Härte und Grausamkeit sich steigernde Gleichgültigkeit gegen das Unglück anderer, insofern solches nicht die nächsten Glieder der Familie betrifft, Unzuverlässigkeit, Falschheit und Treulosigkeit. Spielsucht ist in allen Volksklassen, das Laster der Völlerei dagegen nur in den reichern und vornehmern vorherrschend; ebenso kommen auch hauptsächlich nur bei letztern geschlechtliche Ausschweifungen, namentlich die unnatürlicher Art, vor. Der Mut der Chinesen ist wesentlich negativer Art. Sie sind todesverachtend, ziehen aber vor, durch Selbstmord anstatt im Kampf auf Leben und Tod von Feindeshand zu fallen. Große Selbstüberschätzung, übertriebener Nationalhochmut und blinde Verachtung des Auslandes gehören ebenfalls zu den in C. allgemein verbreiteten Charakterfehlern. Das Laster des Opiumrauchens ist nicht sowohl unter der Masse der Bevölkerung als vorzugsweise und mehr allgemein unter den Bewohnern der Küstenprovinzen verbreitet. Ihrer geistigen Anlage nach nehmen die Chinesen eine sehr hervorragende Stelle ein. Was Verstand, Nachdenken, Klugheit, Scharfsinn, Fassungsvermögen und Gedächtnis betrifft, stehen sie den in dieser Beziehung am meisten begabten europ. Nationen vollkommen gleich. Die Phantasie dagegen tritt wenigstens heutzutage bei ihnen weit in den Hintergrund, während man doch viele lyrische Erzeugnisse aus der Vorzeit dieses Volks mit Recht bewundert. Diese Eigentümlichkeit hat die Chinesen zu dem besonnenen, praktisch tüchtigen, realistisch gesinnten, nüchternen und prosaischen, für Idealismus unzugänglichen Volke gemacht, als welches sie jetzt erscheinen. Sie haben deshalb auch in keinen andern exakten Wissenschaften solche Fortschritte gemacht als in der mathematischen, und sind daher, als gute Rechner, vorzügliche Kaufleute und nicht nur für den Klein- und Detailhandel, sondern auch für die Leitung der großartigsten Geschäfte ganz besonders befähigt.

Regierungsform, Staatsverhältnisse und innere Zustände. Das eigentliche C. wird, seitdem die gegenwärtige Dynastie 1644 zur Herrschaft gelangte, außer den beiden, in administrativer Beziehung isolierten kaiserl. Residenzstädten Peking und Mukden (außerhalb der Chinesischen Mauer gelegen) und den zu ihnen gehörenden Territorien, in 18 Provinzen eingeteilt, während es unter der vorher lebenden Dynastie Ming nur 15 zählte. Die 18 Provinzen, welche wieder in 182 Bezirke, chines. Fu, 134 Kreise, chines. Tschou, und 1281 Distrikte, chines. Hien, zerfallen, zu denen noch 32 selbständige Unterbezirke, chines. Thing-tchi, sowie 12 innerhalb anderer Provinzen gelegene, aber den Behörden der Provinz Tschi-li untergeordnete Unterbezirke und 68 solcher Kreise, chines. Tschi-li, kommen, in der Reihenfolge, wie sie der kaiserl. Staatsalmanach des Jahres 1844 aufgibt, sind: Tchi-li oder Pe-tchi-li, Kiang-su, Ngan-hoeï, Schan-si, Schan-tung, Ho-nan, Schen-si, Kan-su, Tsche-kiang, Kiang-si, Hu-pe, Hu-nan, Ssy-tschuan, Fu-kien, Kuang-tung, Kuang-si, Yun-nan, Kouei-tscheu. In jeder der Abteilungen und Unterabteilungen dieser 18 Provinzen befindet sich ein befestigter, den Namen des betreffenden Verwaltungsdistrikts tragender Hauptort, in welchem die zu ersterm gehörenden höchsten Civil- und Mili-

tärbeamten ihren Wohnsitz haben. Es gibt infolge hiervon in C. 1709 mit Festungsmauern, Türmen und Gräben versehene Verwaltungshauptstädte, von denen 182 auf ebenso viel Bezirke, Fu, 134 auf ebenso viel Kreise, Tcheu, 1281 auf ebenso viel Distrikte, Hien, 32 auf eine gleiche Anzahl von selbständigen Unterbezirken, Thüng-tchi, und 68 auf ebenso viele Tschi-lis kommen. Die Staatsverfassung von C. ist, sowohl ihrer Grundidee als ihrer Form nach, seit den allerältesten Zeiten stets dieselbe geblieben und hat alle Stürme und Ungewitter, von denen das Reich während der Jahrtausende seines Bestehens betroffen wurde, unverändert überdauert. Diese Grundidee aber ist die, daß die Regierung des Volks wegen da sei. Schon dem Kaiser Hoang-ti, gegen 2600 Jahre vor unserer Zeitrechnung, werden Auslassungen in diesem Sinne zugeschrieben. Alle Schriftsteller über Regentenpflichten, Volksrecht und Staatswissenschaften im allgemeinen, deren Anzahl in C. seit den ältesten Zeiten eine sehr große gewesen ist, gleichwie auch die großen Philosophen Lao-tsy (543 v. Chr.), Khung-tsy (Confucius, 551—479 v. Chr.) und deren sämtliche, äußerst zahlreiche Kommentatoren haben an dem Grundgedanken, daß das Volk über dem Fürsten stehe, festgehalten und denselben zu formulieren gesucht. Das Regentenamt ist nach ihnen ein hohes, heiliges und das erhabenste, welches von einem Menschen bekleidet werden kann, es darf aber nur zum Wohle des Volks verwaltet werden. Der Fürst tritt seine Regierung infolge einer ihm von dem Himmel, der Gottheit in abstracto, gewordenen unmittelbaren Rufung, nicht zum Zwecke eigenen Wohls, sondern zu dem seines Volks an. Er ist dem Himmel für letzteres verantwortlich. Das Glück des Volks wird als unzertrennbar von dem Wohle des Fürsten gedacht. Tschu-hi, ein berühmter, im 12. Jahrh. n. Chr. lebender Philosoph, stellt in seinem Kommentar zu dem Ta-hio, dem ersten der vier kanonischen, Sy-schu (die vier Bücher) genannten Bücher, welches über die Kunst, ein Volk weise zu regieren, handelt, sogar die Lehre auf, «daß ein Fürst, der seine Regentenpflichten nicht treu erfülle, keine Ansprüche auf die Achtung und den Gehorsam seines Volks habe, sondern so schnell wie möglich entfernt werden müsse, um einem bessern Fürsten Platz zu machen, da das Wohl aller nicht hinter dem eines Einzelnen zurückstehen dürfe». Dieser Kommentar von Tschu-hi wird aber noch jetzt in allen höhern Lehranstalten gebraucht. In der großen, auf Befehl und unter Aufsicht des Kaisers Khang-hi, 1662—1723, herausgegebenen histor. Encyklopädie wird der Grundsatz, daß das Volk den ersten und vornehmsten Teil des Staats bilde, gleichfalls ausgesprochen, indem es daselbst heißt: «der Sohn des Himmels», d. h. der Kaiser, «ist für das Wohl und in dem Interesse des Reichs, dieses nicht für das Wohl und in dem Interesse des Souveräns da». Die Regierung eines Reichs, in welchem die hier mitgeteilten, die Souveränetät des Volks in sich schließenden Grundsätze seit Jahrtausenden so oft von den Fürsten selbst ausgesprochen, von den Philosophen und Schriftstellern über Staatswissenschaft aber so unzählige male formuliert und erläutert wurden, daß sie völlig Volksüberzeugung geworden sind und die Geltung eines Dogma erlangt haben, kann daher unmöglich eine despotische Monarchie nach Art der meisten mohammed. Staaten des Orients sein. Die Verfassung von C. ist nämlich die einer, wenn auch nicht durch konstitutionelle Volksvertretung im Geiste der gegenwärtigen europ. Völker, doch durch verschiedene althergebrachte und für den Regenten unantastbare Einrichtungen beschränkten Monarchie.

An der Spitze der Staatsverwaltung steht der Kaiser, gewöhnlich Thien-tsy, d. h. Sohn des Himmels, aber auch Hoang-ti, der Hocherhabene, genannt. Er ist mit der höchsten Autorität über alle weltlichen und geistlichen Angelegenheiten des Reichs bekleidet. Dem Scheine nach ist er Alleinherrscher in vollster Wortbedeutung, faktisch aber wird seine Machtvollkommenheit durch die höchsten Reichsbehörden wesentlich beschränkt. Die Person des Kaisers ist geheiligt und unverletzlich, seine Minister aber sind verantwortlich. Er allein gebraucht Kleider von gelber, d. h. der vornehmsten Farbe. Sowohl die legislative als die exekutorische Macht werden von ihm ausgeübt, obschon, was die Gesetzgebung betrifft, erst auf die hierzu von den Ministern auf ihre Verantwortung, durch Vorstellungen an ihn genommene Initiative. Alle Proklamationen, Edikte, Regierungsbeschlüsse u. s. w., durch Beratung der Minister mit dem Kaiser entstanden, tragen indessen bloß den Namen des letztern und erlangen durch Veröffentlichung in dem täglich zu Peking erscheinenden und von hier aus nach allen Teilen des Reichs versandten Staatsblatte Gesetzeskraft. Die Thronfolge findet in C. nicht nach dem Rechte der Erstgeburt statt, sondern jeder Kaiser bestimmt noch vor seinem Ableben von seinen Söhnen oder, wenn solche nicht vorhanden sind, von seinen nächsten männlichen Verwandten denjenigen zu seinem Nachfolger, der ihm als der Würdigste und Geeignetste hierfür erscheint. Der Kaiser genießt in seiner doppelten Eigenschaft als Sohn des Himmels und als Vater des Reichs eine außerordentliche, fast an Anbetung grenzende Verehrung, ist aber fortwährend einem sehr strengen, sich auf alle Einzelheiten des täglichen Lebens erstreckenden Ceremoniell unterworfen und hierdurch in seinen Handlungen und Bewegungen sehr gebunden. Die dem Kaiser zur Seite stehenden höchsten Reichsbehörden sind: 1) Das Ministerium des kaiserl. Hauses, chines. Tsung-jin-fü, unter welchem die sämtlichen Mitglieder der kaiserl. Familie mit Bezug auf Apanagierung, Jurisdiktion und polizeiliche Beaufsichtigung, sowie auch, als höchste Belohnung für besondere Verdienste um den Staat oder die Wissenschaft, sieben Klassen hierdurch ausgezeichneter und privilegierter Personen ressortieren. 2) Der Ministerrat oder das Große Sekretariat, chines. Nei-ko. Dasselbe besteht aus sechs hohen Würdenträgern, je drei mandschuischer und chines. Abstammung. Die vier obersten Mitglieder führen den Titel wirkliche, die beiden andern assistierende Mitglieder. Dem Großen Sekretariat liegt es ob, über die Verwaltungsformen des Landes zu beraten, die kaiserl. Willensäußerungen zu proklamieren, die Staatsgesetze zu regeln und in der ganzen Regierung dem Kaiser zur Seite zu stehen. Doch hat diese Behörde in neuester Zeit viel von ihrer polit. Bedeutung verloren. 3) Das Staatssekretariat (Schün-tschi-schu), zusammengesetzt aus kaiserl. Prinzen, Mitgliedern des Großen Sekretariats, Präsidenten der Ministerien und den Chefs sonstiger Verwaltungen in der Hauptstadt und ist eine dem Kaiser zur Seite stehende Versammlung von Vertrauensmännern, welche kaiserl.

Erlasse und Entscheidungen zu redigieren hat. Außer diesen höchsten Reichsbehörden bestehen, denselben untergeordnet, noch sechs Ressortministerien, chines. Lo-pü, nämlich: 1) das des Personals der Staatsbeamten für alle Zweige der Provinzialverwaltung, chines. Li-pu; 2) das der Finanzen, chines. Hu-pu; 3) das des Ritus und der Ceremonien, chines. Li-pu; 4) das des Kriegs, chines. Ping-pu; 5) das der Justiz, chines. Hing-pu, und 6) das der öffentlichen Bauten, chines. Kung-pu. Jedes dieser Ministerien besteht aus 2 Präsidenten, 4 Vizepräsidenten und 24 Räten, je zur Hälfte Mandschu und Chinesen, und ist innerhalb seines Ressorts von den andern unabhängig. Die Chefs derselben sind zugleich Mitglieder des Staatssekretariats, treten auch mitunter, wenn es allgemeine, in das Bereich sämtlicher Ministerien fallende Landesangelegenheiten betrifft, auf Befehl des Kaisers zu gemeinschaftlicher Beratung zusammen. Auch gibt es besondere hochgestellte, Ko-tau oder Ko-li genannte, ihrer Stellung wegen sehr gefürchtete Beamte, denen es obliegt, den Sitzungen der Minister und ihrer Räte schweigend beizuwohnen. Diese Ko-tau sind verpflichtet, selbst dem Kaiser Vorstellungen zu machen, wenn derselbe in seiner Regierungsweise oder häuslichem Leben von den alten Gesetzen und Gewohnheiten des Reichs abweichen sollte. Andere Behörden sind noch: das Ministerium für die Verwaltung der unterthänigen Landschaften, das Censoramt, die Akademie und die Pekinger Militärkommandantur, welche zugleich als Polizeipräsidium fungiert. Für die Verwaltung der auswärtigen Angelegenheiten wurde erst 1860 eine Behörde eingesetzt, Tsung-li-Yamên, welche meist aus Präsidenten der exekutiven Departements besteht.

Unter dem Ministerium des Kriegs, Ping-pu, steht, in vier Hauptabteilungen, das ganze Personal und Material der Land- und Seemacht. Die kaiserl. **Flotte** bildet die drei Geschwader von Kanton, Futschéu und Shanghai und zählt 2 Fregatten, 1 Korvette, 47 Kanonenboote, 2 Dampfschaluppen, 3 Transportschiffe und 1 Dampfboot, zusammen 56 Schiffe mit 283 Kanonen. Die **Armee** besteht aus den 24 alten Bannern der kaiserl. Garde und der Provinzialarmee. (S. **Bannertruppen**.) Die kaiserl. Garde hat nur die Residenzen zu schützen und die kaiserl. Familie auf den Reisen zu eskortieren. Die Provinzialarmee oder Armee der Grünen Fahne (Lü-ying) ist die stärkste und zerfällt in 18 Armeekorps; sie besteht aus 7157 Offizieren und 651677 Mann. Indessen beabsichtigt die chines. Regierung die Armee von Grund aus zu reorganisieren.

Die **öffentliche Rechtspflege** wird rasch und unparteiisch ausgeübt. In bürgerlichen Streitigkeiten gibt es keine langen Prozesse. Das Institut der Advokaten ist unbekannt, die Richter erhalten eine feste Besoldung und sind nicht auf Sporteln hingewiesen, sodaß die Rechtspflege völlig unentgeltlich geschieht und auch dem Ärmsten zugänglich ist. Dieselbe ist aber nicht von der Verwaltung getrennt und Beamte der Administration besorgen zugleich die Jurisdiktion. Gerichtshöfe niedrigsten Ranges, unsern Friedensgerichten entsprechend und oft nur aus einer Person bestehend, finden sich selbst in kleinern Ortschaften und der Ortsvorsteher ist zugleich der Richter. In allen Rechtssachen ist die Berufung auf höhere Instanzen zulässig, aber diejenigen, welche aus bloßer Prozeßsucht diesen Weg mit ungerechten, augenscheinlich nicht zu gewinnenden Sachen verfolgen, werden bestraft. Mit Bezug auf Kriminalfälle, namentlich wo es sich um Todesurteile handelt, verfährt die chines. Justiz mit größter Vorsicht, und die Sache geht, bevor das Endurteil gefällt wird, durch fünf bis sechs einander untergeordnete Gerichte. In letzter Instanz treten die Mitglieder des Justizministeriums mit zwei andern höchsten Behörden, nämlich dem «Hofe der kaiserl. Censoren oder Großuntersuchungsrichtern, Tu-tscha-yuen», und dem «Hohen Kassationshofe, Ta-li-ssy», zusammen, um einen Gerichtshof zu konstituieren, der «Hof der drei Justizgewalten, San-fa-ssy» genannt und durch den der betreffende Fall, in Gegenwart des Anklägers und des Angeklagten, aufs neue instruiert wird, um das frühere Urteil zu konfirmieren oder zu verwerfen. Mit Ausnahme einzelner, nicht für Aufschub geeigneter Fälle, werden alle von den verschiedenen Gerichtshöfen ausgesprochenen Todesurteile nur einmal im Jahre, an einem vom Kaiser hierzu bestimmten Tage, im ganzen Reiche zugleich vollzogen. Bevor solches aber geschieht und die Urteile dem Kaiser zur Unterzeichnung vorgelegt werden, gelangen sie noch einmal zur Revision an ein höchstes aus neun Mitgliedern bestehendes Tribunal, nämlich aus je einem Mitgliede des Justizministeriums und der fünf übrigen Ressortministerien, des Hofs der kaiserl. Censoren, des Hohen Kassationshofs und des Hofs der Referendare bei dem Geheimen Rate. Alle Gerichtsverhandlungen geschehen schriftlich. Das jetzt geltende Strafgesetzbuch Thai-tshing-liu-li, 1810 von G. Th. Staunton aus dem Chinesischen in das Englische und 1812 von F. Renouard de Sainte-Croix aus dem Englischen in das Französische übertragen, findet sich in C. in jedermanns Händen. Dasselbe enthält in 436 Titeln nicht nur alle eigentlichen Strafgesetze, sondern auch zahlreiche polizeiliche und andere sich auf das häusliche und Familienleben, die genaue Inachtnahme der althergebrachten Sitten und Gebräuche, die im Umgange mit andern zu beobachtende Etikette und ähnliche Verhältnisse beziehende Bestimmungen.

Außer den sechs Ressortministerien und den zwischen ihnen und dem Kaiser stehenden oben genannten höchsten Reichsbehörden, gibt es in Peking noch verschiedene andere, den letztern mehr koordinierte als untergeordnete, minder umfangreiche Behörden. Hiervon sind die wichtigsten: 1) Das allein aus Mandschu und Mongolen bestehende Bureau für die fremden Kolonien, chines. Li-fan-yuen. 2) Der Hof der kaiserl. Censoren (s. oben) bestimmt, eine Kontrolle über die sittliche sowohl als die amtliche Führung aller Staatsbeamten zu halten und, wo solches notthut, sie zu korrigieren. 3) Der Hof der Referendare bei dem Geheimen Rate, Thung-tsching-ssy, dessen Hauptgeschäft die Empfangnahme und erste Prüfung aller von Beamten des Civil- und Militärdienstes an den Kaiser gerichteten Vorstellungen, Bittschriften u. s. w. ist. 4) Der Hohe Appellhof, Ta-li-ssy. 5) Die kaiserl. Akademie der Wissenschaften, Han-lin-yuen, deren Geschäft in der Redaction aller die Reichsgeschichte und Landeslitteratur betreffenden Dokumente besteht. 6) Die kaiserl. Bibliothek. 7) Das Bureau der Geschichtschreiber des Hofs, Khi-kiu-tschu-kuan. 8) Das Bureau der Geschichtschreiber des Reichs, Kue-ssy-kuan, beide in enger Beziehung zu der

Akademie der Wissenschaften stehend. 9) Die Intendantur der Opfer, Tai-tschang-ssy, speziell mit den Details der Vorbereitung und Leitung der Opferceremonien beauftragt. 10) Das kaiserl. astronomische Observatorium, Khin-thien-kien, sowie mehrere andere von minderer Wichtigkeit. Alle Würdenträger, im allgemeinen Kuan genannt, zerfallen in neun Klassen, von denen eine jede wieder aus einer obern und einer untern Abteilung besteht, sodaß im ganzen 18 Abstufungen gebildet werden. Die neun Klassen unterscheiden sich durch die Farbe und das Material der Knöpfe auf ihren Mützen. Die Abscheidung zwischen ihnen ist eine sehr scharfe und tritt in der großen Ehrerbietung, welche jede niedrigere Klasse schon gegen die nächsthöhere an den Tag legt, deutlich hervor. Diese Klasseneinteilung der Staatsbeamten bezweckt indessen nur eine persönliche Auszeichnung und ist von dem Amte, welches dieselben bekleiden, unabhängig. Es können nämlich Kuan der höhern Klassen verhältnismäßig niedrige Ämter bekleiden und umgekehrt solche aus niedrigen Klassen zu hohen Ämtern befördert werden, ohne darum aus ihrer Klasse zu scheiden. Die Verleihung dieser Auszeichnung hängt allein von der Gnade des Kaisers ab, von welchem nicht selten, als Strafe für Pflichtversäumnisse geringerer Art, die Degradation eines Beamten in eine, einen oder auch mehrere Grade niedrigere Rangklasse verfügt wird. Die Kuan des Civildienstes haben vor denen derselben Rangklasse des Militärdienstes den Vorrang.

Über den Stand der **Finanzen** fehlen zuverlässige Nachrichten. Nur die Einnahmen der Zollbehörden in den dem fremden Handel geöffneten Häfen sind bekannt; dieselben beliefen sich 1879 auf 13531670 Taels (zu 6 Mark). Auch der Betrag der innern Schulden ist nicht bekannt. Die erste äußere Anleihe machte die chines. Regierung 1874 im Betrage von 627675 Pfd. St. Das **Staatswappen**, zugleich Symbol der kaiserl. Familie, ist ein Drache mit fünf Klauen.

Der Name **Mandarinen**, womit man in Europa die chines. Staatsbeamten belegt, ist eine portug. Entstellung des Sanskritwortes Mantrin (Ratgeber, Minister), welches portug. Seefahrer bei den Malaien (wo es auch eingebürgertes Fremdwort) kennen gelernt. Die Zulassung zu dem Beamtenstand und die Beförderung in demselben wird hauptsächlich durch Kenntnisse und Wissenschaft bedingt. Aus diesem Grunde nimmt der öffentliche Unterricht eine sehr hervorragende Stelle in dem chines. Staatswesen ein. In jeder Provinz ist ein von dem Gouverneur derselben unabhängiger Generalstudiendirektor angestellt, unter dessen Ressort alle in der betreffenden Provinz sich befindenden Gouvernements-Lehranstalten mit dem zu ihnen gehörenden Personal der Lehrer und Schüler gehören. Diese Lehranstalten zerfallen in Bezirks-, Kreis-, Distrikts- und Unterdistriktsschulen, deren Gesamtzahl im ganzen Reiche 3022 beträgt, mit einem Personal von 3049 Kuan als Aufsichtsbeamten, ungefähr 8000 Lehrern und gegen 50000 Schülern. Außer diesen Staatsschulen befinden sich allenthalben, selbst in kleinsten Flecken und Dörfern entweder von der Kommune unterhaltene Volksschulen, oder es wird durch Privatlehrer Elementarunterricht erteilt. Es gibt kaum ein anderes Land, wo besser als in C. für den ersten Unterricht der Kinder, selbst der aus den ärmsten und niedrigsten Familien gesorgt wäre. Daher kommt es auch, daß die Prozentzahl derer, die lesen, schreiben und rechnen können, daselbst größer ist als selbst in Deutschland. Nach genossenem Elementarunterricht gehen diejenigen, welche nach einer höhern Geistesbildung und durch diese bedingte spätere Anstellung im Staatsdienst streben, in die allen, ohne Unterschied des Ranges und Reichtums, zugänglichen Gouvernementsschulen über. Die Versetzung von den Distrikts- in die Kreis- und von diesen in die Bezirksschulen, sowie die aus den untern Klassen jeder dieser Schulen in die höhern geschieht nur infolge von Prüfungen, welche mit großer Sorgfalt und Unparteilichkeit unter der Aufsicht der vornehmsten örtlichen Beamten stattfinden. Nachdem die Schüler der Staatsunterrichtsanstalten die Bezirks-(Fu-)Schulen absolviert haben, müssen sie, um die Befähigung zu allen, selbst den höchsten Staatsämtern zu erlangen, nach vorhergegangenen Vorprüfungen drei Staatsexamina bestehen. Diejenigen, welche die erste Vorprüfung bestanden haben, besitzen noch keinen Rang. Nach bestandenem ersten Examen erhalten sie den Grad eines Siu-tshai, welcher dem eines Baccalaureus entspricht, nach bestandenem zweiten aber den eines Kiu-shin oder Magisters, der zu der Bekleidung von Staatsämtern, selbst sehr hohen, wie z. B. der Generalgouverneurschaft der Provinzen u. s. w. befähigt. Das erste und zweite Examen werden alljährlich von besondern, von Peking nach den Provinzen entsandten Examinatoren in den verschiedenen Bezirkshauptstädten abgenommen, zu welchem Zwecke sich in jeder der letztern ein besonderer Examinationspalast befindet. Das dritte Examen dagegen findet nur alle drei Jahre einmal und zwar zu Peking unter dem Vorsitze des Kaisers statt. Dasselbe ist ein vergleichendes und erlangen von 5—6000 sich zu diesem Examen Anmeldenden jedesmal nur 270 den höchsten, mit dem europ. Doktortitel zu vergleichenden, die Befähigung zu den allerhöchsten Staatsämtern bedingenden Rang eines Tsin-ssy, d. h. Staatsperson. Die drei vorzüglichsten einer jeden Promotion erhalten den Titel Thientszy-men-schin, d. h. Schüler des Himmelssohnes, die zehn auf sie folgenden den Titel Han-lin, d. h. gelehrter Doktor. Allen wird große und allgemeine Verehrung bewiesen.

Was die **innern Zustände** und Verhältnisse der Bevölkerung des eigentlichen C. betrifft, so zerfällt dieselbe in drei Abteilungen, nämlich 1) die ehrenwerte, chines. Liang, 2) die wertlose, chines. Tsien, zu welcher die Bedienten, Sträflinge, die öffentlichen Mädchen, die Schauspieler, Musikanten, Sänger und Sängerinnen, Tänzer und Tänzerinnen gehören, und 3) die Klasse der Heimatlosen, chines. Man, welche alle umfaßt, die keinen festen Wohnsitz haben, sondern hauptsächlich in Wirtshäusern leben und von einer Provinz in die andere ziehen. Die Klasse der Liang, die Hauptmasse der Bevölkerung, besteht aus dem Adel, chines. Tsu, den Ackerbauern, chines. Nung, den Kauf- und Handelsleuten, chines. Tsang, und den Handwerkern, chines. Kung. Der Adel ist entweder erblich oder persönlich; zum erblichen gehören 1) alle Mitglieder der kaiserl. Familie, nach dem Grade ihrer Verwandtschaft mit dem Souverän in zwölf einander untergeordnete, durch die Farbe ihrer Kleider und Leibgürtel unterschiedene Rangklassen zerfallend, und 2) eine nicht große Anzahl Personen, die durch

besondere Gunst des Kaisers oder zur Belohnung ausgezeichneter, entweder von ihnen selbst oder ihren Vorfahren dem Staate erwiesener Dienste, wie z. B. die Nachkommen des Confucius, in den Erbadel aufgenommen wurden. Diese Art des Erbadels zerfällt in fünf, schon aus dem J. 1120 vor unserer Zeitrechnung herstammende Rangklassen, welche gewissermaßen den engl. Herzögen, Marquis, Earls, Viscounts und Baronen entsprechen, aber in 19 Abstufungen geteilt sind. Zu diesen kamen später noch vier Klassen von Rittern mit acht Unterabteilungen hinzu. Persönlichen Adel haben alle Staatsbeamte, selbst nach ihrer Entlassung aus dem Dienste, wenn diese eine ehrenvolle war; eine Anzahl Personen, die nicht genug Kenntnisse besitzen, um die die Zulassung zu dem Staatsdienste bedingenden Examina zu bestehen, sich aber auf andere Weise verdienstlich gemacht haben, und endlich alle Studierende auf den Gouvernements-Lehranstalten, welche sich bereit erklären, sich den vorgeschriebenen Prüfungen unterwerfen zu wollen, nach zurückgelegtem 16. Lebensjahre. Auf den Adel folgt auf der sozialen Rangleiter die äußerst zahlreiche Klasse der Landbauer. Dieselbe hat in C. seit den alterältesten Zeiten stets in großem Ansehen gestanden, und nirgends ist die hohe Wichtigkeit des Landbaues als des Hauptfaktors der Nationalwohlfahrt so früh und so allgemein erkannt worden als in diesem Lande. Hierauf bezieht sich auch der uralte bedeutungsvolle Gebrauch, daß der Kaiser alljährlich in den ersten Tagen des dritten Monats, umgeben von sämtlichen Reichsgroßen, eigenhändig ein Stück Land umpflügen muß. Auch findet zu Ehren des Ackerbaues alljährlich im ganzen Reiche ein Fest statt. Den dritten Stand bilden die Kauf- und Handelsleute aller Art, sowie alle diejenigen, welche mit dem Handel in einiger Beziehung stehen, wie die Schiffer u. s. w. Bei der großen Vorliebe der Chinesen für den Handel und ihrer besondern Befähigung für alle mit demselben verbundene Geschäftsthätigkeit ist die Zahl der Kaufleute unter ihnen außerordentlich groß. Zu dieser rechnen nicht bloß zahlreiche Großhändler, die mit fürstl. Luxus in Palästen wohnen, deren jährlicher Umsatz sich auf viele Millionen beläuft und von denen ganze Schiffe mit Thee und Seidenstoffen befrachtet oder Karawanen von Hunderten mit Thee beladener Kamele nach der russ.-chines. Grenzhandelsstadt Kiachta gesandt werden, sondern auch Anfänger mit einem äußerst geringen, kaum nennenswerten Kapital, welches sie aber so schnell umzusetzen und zu vergrößern verstehen, daß sie, bei größter Mäßigkeit und äußerster Beschränkung der eigenen Bedürfnisse, sehr bald im Stande sind, ihr Geschäft immer mehr auszubreiten und auf diese Weise endlich zu Wohlhabenheit und Reichtum zu gelangen. Der vierte Stand wird von den Künstlern und Handwerkern gebildet, deren Anzahl bei der hohen und fast allseitigen Entwickelung, zu welcher der Kunstfleiß und die Industrie in C. gelangt sind, ebenfalls eine sehr große ist. Sehr würde man irren, wollte man die Bevölkerung C.s im allgemeinen eine sklavisch unterdrückte nennen. Der gemeine Mann, vorausgesetzt, daß er den allgemein bekannten Landesgesetzen und den Gesetzeskraft besitzenden Gewohnheiten und Gebräuchen gemäß handelt sowie seine Steuern bezahlt, erfreut sich selbst einer beträchtlichen sozialen Freiheit. So z. B. haben fast alle kleinern Kommunen, namentlich die Dörfer, das Recht, ihre Beamten selbst zu ernennen, und sind nicht verpflichtet, hierzu auf den Gouvernementsschulen gebildete und examinierte Staatsdiener zu wählen. Man kann selbst sagen, daß der Druck der chines. Staatsmaschine weniger gegen den gemeinen Mann als gegen ihre eigenen Vertreter, das Korps der Beamten und Staatsdiener gerichtet ist. Was am meisten auf der großen Masse der Bevölkerung lastet, ist die infolge ihrer ungeheuern, täglich anwachsenden Menge stets zunehmende Schwierigkeit des Broterwerbs, ungeachtet die Chinesen, was Fleiß, Arbeitslust und Mäßigkeit betrifft, von keinem andern Volke der Erde übertroffen werden. Durch diesen Umstand wurden sie schon während der letzten Jahrhunderte genötigt, sich in sehr beträchtlicher Anzahl in den an C. angrenzenden hinterind. Ländern, auf den Philippinen, den Molukken und Sunda-Inseln sowie auch auf Ceylon und in den meisten vorderind. Küstenorten niederzulassen, und sind sie in neuerer Zeit zu noch ungleich massenhaftern Auswanderungen nach Californien, Australien und teilweise auch Brasilien veranlaßt worden. Grobe Verbrechen und Missethaten kommen in C. im Verhältnisse zu seiner Bevölkerung nicht häufig und, je entfernter von den großen Handelsstädten der Meeresküste, um so seltener vor. Die Sicherheit der Person und des Eigentums läßt, besonders im Innern und auf dem Lande, wenig zu wünschen übrig. In den großen See- und Handelsstädten, wo Raub und Mord weniger selten sind, wacht eine gut organisierte Polizei über die öffentliche Sicherheit.

Kulturzustand. Die so hoch entwickelte, alle Lebens- und Staatsverhältnisse durchdringende Civilisation der Chinesen ist eine Erscheinung einzig und ohnegleichen in der Geschichte der Menschheit. Dieselbe ist nämlich nicht nur uralt, indem sie, was die Zeit ihres Entstehens betrifft, kaum der altägyptischen nachsteht, sondern auch, als Ganzes betrachtet, höchst eigentümlich, von der aller übrigen sowohl lebenden als längst schon wieder verschwundenen Kulturvölker durchaus abweichend, und hat diese Eigentümlichkeit, welche ihr schon bei ihrem ersten Ursprunge verliehen wurde und zu der in erster Stelle die starrste Unveränderlichkeit und ein wunderbares Widerstandsvermögen gegen fremde, verändernde und umgestaltende Einflüsse zu rechnen sind, sich durch mehr als fünf Jahrtausende zu bewahren gewußt, ohne deshalb in der Gegenwart verbraucht und nicht mehr lebenskräftig zu erscheinen. Diese Civilisation aber, die sich im Laufe der Zeit über einen großen Teil von Asien ausbreitete und jetzt Hunderte von Millionen Menschen umfaßt, ist eine durchaus einheimische, von den Chinesen ohne irgendeine Übertragung oder Beihilfe von einem andern Volke selbst erzeugte und großgezogene. Die Kultur der Chinesen in ihrem ganzen Umfange zeigt eine merkwürdige geistige Verwandtschaft mit der monosyllabischen Sprache und der ideographischen Schrift derselben, ist aber nicht, wie häufig angenommen wird, eine Folge dieser letztern, sondern Sprache, Schrift und Kultur wurden durch eine sehr merkwürdige, man könnte fast sagen spezifische Eigentümlichkeit in der ursprünglichen Geistesanlage dieses Volks bedingt. Man darf annehmen, daß die Staatsverfassung des Chinesischen Reichs, wie wenig der damalige Umfang desselben auch seinem gegenwärtigen gleichsam,

Artikel, die man unter C vermißt, sind unter K aufzusuchen.

schon zur Zeit, wo die erste historisch begründete Dynastie, die der Hia, zur Regierung gelangte, (2207 v. Chr.) in allen Hauptpunkten ihre jetzige Gestalt gewann, und daß schon damals der chines. Civilisation jene festen und unveränderlichen Formen vorgezeichnet wurden, innerhalb welcher sie ihre spätere, ebenso mannigfaltige als eigentümliche Entwickelung erreicht hat. Eine Anzahl noch heute bestehender Gesetze und Staatseinrichtungen, sowie viele der wichtigsten Erfindungen sind nämlich noch älter als die Stiftung der genannten Dynastie und werden ihr vorhergegangenen, halb mythischen Herrschern, hauptsächlich dem Fu-hi, 3468 v. Chr., und dem Hoang-ti, 2698 v. Chr., zugeschrieben. Der erstere wird als Erfinder der ursprünglich aus unmittelbaren Bildern und ideographischen Zeichen bestehenden, später durch die Hinzufügung phonetischer Zeichen bereicherten Schrift der Chinesen genannt. (S. Chinesische Sprache, Schrift und Litteratur.) Diese Schriftzeichen wurden ursprünglich und bis zu der Erfindung des Papiers in Stücke von Bambusrohr und nach der Meinung einiger auch in die Blätter der Fächerpalme, Borassus flabelliformis, chines. Pei-to, nach der noch jetzt in Tibet, Hinterindien und auf den ind. Inseln gebräuchlichen Weise mit eisernen Griffeln eingeritzt. Vor der Erfindung der Schrift sollen die Chinesen sich ähnlicher Knotenschnüre, wie die Spanier sie unter dem Namen Quippos bei den Bewohnern Perus fanden, zur Aufbewahrung geschichtlicher Ereignisse bedient haben. Dem Fu-hi werden auch die Einsetzung der Ehe und verschiedene dieselbe betreffende, bis heute geltende Gesetzesbestimmungen zugeschrieben. Eine noch hervorragendere Stelle unter den Gründern der chines. Civilisation in ältester Zeit nimmt Hoang-ti ein. Von ihm rühren, der Überlieferung nach, die Einführung des Dezimalmaßes, die Zeitrechnung, namentlich die großen oder 60jährigen Jahrescyklen, die erste Einteilung des Reichs in zehn Provinzen mit zehnteiligen Unterabteilungen, das noch jetzt bestehende Tribunal für die Abfassung der Reichsgeschichte, der erste geordnete Gottesdienst und eine Anzahl anderer wichtiger Staatseinrichtungen und Erfindungen her, während seine Gemahlin Loui-tsen die Zucht der Seidenwürmer und das Weben ihres Gespinstes zum Zwecke von Kleidungsstücken erfunden haben soll. Auch fällt in das Zeitalter von Hoang-ti die erste Entdeckung der Polarität des Magnets, obgleich erst viel später, 1108 v. Chr., Gebrauch für die Schiffahrt von demselben gemacht wurde. Von Hoang-ti wurden auch zuerst Kleider von gelber Farbe getragen, die noch jetzt ein Prärogativ der höchsten Herrscherwürde bilden, ihrem ersten Träger aber seinen posthumen Namen Hoang-ti, d. h. Gelber Herrscher, verliehen haben.

Die Nachfolger jener alten Herrscher waren fast stets auch deren Nachfolger in ihrer Sorge für die materielle und intellektuelle Entwickelung der Bevölkerung, haben hierbei aber an der Art und Weise, in welcher diese Bestrebungen ihrer frühesten Vorgänger stattfanden, immer unwandelbar festgehalten. Hierdurch ist in C. im Laufe der Jahrtausende die hergebrachte Form völlig zur Herrschaft über das geistige Leben gelangt und hat, das spezifische Chinesentum erzeugend, in sehr eigentümlicher Weise hemmend auf die freiere intellektuelle Entwickelung eingewirkt, und zwar um so mehr, als die Chinesen ihrer ursprünglichen psychischen Anlage nach mehr realistisch als idealistisch gesinnt sind und die Phantasie unter ihren Geisteskräften eine vergleichsweise untergeordnete Stellung einnimmt. Sie haben außer den schon genannten eine Menge der wichtigsten Erfindungen gemacht, wie z. B. die Buchdruckkunst mit stereotypen Holzplatten nach Stanislas Julien zwischen 581—593 n. Chr., die mit gravierten Steinplatten um 904, die mit beweglichen Lettern von gehärtetem Thon zwischen 1041 und 1049. Sie kannten schon 400 Jahre vor unserer Zeitrechnung das Schießpulver; sie verstehen seit länger als zwei Jahrtausenden aus dem Bambusrohr, aus der Rinde des Papiermaulbeerbaums, Broussonetia papyrifera, chines. Tschu, der Rinde von Hibiscus Rosa Sinensis, chines. Fu-yung, und andern Pflanzenstoffen eine Menge der vorzüglichsten, für die verschiedensten Zwecke brauchbaren, teilweise das Leder ersetzenden Papiersorten zu bereiten; sie wußten schon vor unserer Zeitrechnung außerordentlich feine und schön gefärbte Seidenstoffe darzustellen; sie haben wahrscheinlich schon zu Anfang des 7. Jahrh. n. Chr. das Porzellan entdeckt und sind unübertroffene Meister in der Bereitung desselben; verstanden schon in ältester Zeit die Bearbeitung der Metalle, der edeln wie der unedeln, und verfertigten bereits vor mehr als drei Jahrtausenden eherne und bronzene Gefäße, namentlich künstlich gravierte und ciselierte Vasen, von denen eine Anzahl, deren Schönheit mit der griechischer und etruskischer wetteifern kann, noch jetzt im kaiserl. Museum zu Peking aufbewahrt wird; sie wissen die verschiedenartigsten Gegenstände von Holz, Leder u. s. w. mit reichen Vergoldungen und den schönsten, dauerhaftesten Lackfarben zu überziehen und die künstlichsten Schnitzwerke aus Elfenbein, Holz und Speckstein, auch außerdem noch eine zahllose Menge verschiedenartigster Gegenstände der Kunstindustrie in höchster Zierlichkeit und Vollendung darzustellen, aber man darf dessenungeachtet behaupten, daß bisjetzt selten oder nie ein wirkliches Kunstwerk von höherer idealistischer Auffassung aus ihren Händen hervorgegangen ist. An ihren Malereien bewundert man die Feinheit in der Darstellung der Details und die glänzende Farbenpracht, vermißt Korrektheit der Zeichnung, den Schatten und die Perspektive. Ihre Skulptur zeigt aber, namentlich in der Darstellung des menschlichen Körpers, eine unschöne, grotesk realistische, das ästhetische Gefühl beleidigende Auffassung. Höher und großartiger erscheint hin und wieder ihre Architektur, namentlich in verschiedenen, dem öffentlichen Nutzen gewidmeten Bauwerken, wie z. B. in den Brücken, in den Deichen und Hafendämmen, teilweise selbst in der großen Mauer u. s. w. Einen ungleich weniger günstigen Eindruck machen die Tempel, Paläste und andere umfangreichere öffentliche und Privatgebäude mit ihren eigentümlich gebogenen Dächern, deren Giebelecken lang hervorgezogen und nicht selten mit phantastischem, reich vergoldetem oder lackiertem Bildhauwerk verziert sind. Am auffallendsten erscheinen dieselben an den mehreckigen, aus fünf, sieben, neun und selbst mehr Etagen bestehenden Türmen, deren Modelle übrigens wie manches andere Architektonische, mit dem Buddhaglauben aus Indien gekommen sind. Jede Etage ist nämlich von der höhern durch ein Dach getrennt, von dessen Giebelspitzen häufig Glocken herabhängen. Die Wohnungen der Reichen sowie die Paläste der Großen, selbst die des Kaisers nicht

ausgenommen, bestehen hauptsächlich aus einer größern oder geringern Anzahl einstöckiger, Höfe, Gärten, kunstreiche Wasserpartien u. s. w. einschließender, durch Galerien miteinander verbundener Gebäude. Die innere Einrichtung zeigt keinen geringern Luxus und bietet kaum weniger Bequemlichkeiten jeder Art als die reicher und fürstlicher europ. Wohnungen.

Auch in der überaus reichen, ebenso uralten als vielseitigen **Litteratur** der Chinesen (s. **Chinesische Sprache, Schrift und Litteratur**), namentlich in ihren didaktischen Poesien, in ihren zahllosen Dramen und Romanen tritt der Mangel des Idealismus in solchem Maße hervor, daß dieselben, wie interessant in ethnologischer und wie wichtig in litterarhistor. Beziehung sie auch erscheinen mögen, dem europ. Leser doch nie einen ähnlichen reinen Kunstgenuß verschaffen können, wie z. B. das altind. Epos und Drama. Zugleich haben die den typischen Charakter der chines. Kultur bedingende Unveränderlichkeit und das starre Festhalten am Alten einen geisttötenden Scholastizismus erzeugt. Diejenigen Schriftsteller der Chinesen, welche als klassische gelten, lebten schon Jahrhunderte vor Christus, und die allergenaueste Bekanntschaft mit ihnen ist die erste Bedingung für einen jeden Gelehrten und bildet den einzigen Weg zu allen hohen und höchsten Staatsämtern. Noch immer aber erscheinen Kommentare zu diesen Schriften und zu den schon vorhandenen ältern Kommentaren wieder neue. Nur einer Abteilung der Litteratur der Chinesen, nämlich ihren außerordentlich zahlreichen histor., geogr., ethnogr. und encyklopäd. Werken hat der Mangel an Idealismus und der nüchtern prosaische, allein auf das Thatsächliche gerichtete Sinn dieses Volks zum Vorteil gereicht. Die **Zeitrechnung** und das Kalenderwesen wurden schon, der Überlieferung nach von Hoang-ti, in der ersten Hälfte des dritten Jahrtausends vor Christus eingeführt und sind wohlgeordnet. Erstere beruht auf der Ausgleichung des Mondjahres mit dem Laufe der Sonne durch einen Schaltmonat, wobei man früher den Tag der Sommersonnenwende, seit 206 v. Chr. aber die Mitte des Wassermanns als Frühlingsanfang zum Ausgangspunkte nahm. Das gewöhnliche Jahr, mit dem Tage beginnend, an welchem die Sonne in das Zeichen der Fische tritt, hat 354 oder 355 Tage und zerfällt in 12 stets mit dem Tage des Neumondes anfangende Monate. Infolge hiervon wird alle fünf Jahre ein überschüssiger Monat erhalten, in welchem die Sonne in kein neues Zeichen des Tierkreises tritt. Dieser Monat wird der Schaltmonat und erhält den Namen des vorhergehenden mit dem Zusatze Dschün. Das Schaltjahr enthält also 383 oder 384 Tage. Außer diesem fünfjährigen Cyklus haben sie, durch Kombination desselben mit der Zwölfzahl der Monate, einen 60jährigen Cyklus, der bis auf Hoang-ti zurückberechnet worden ist und 2697 v. Chr. seinen Anfang nimmt. Jeder dieser Cyklen sowie jedes einzelne Jahr derselben trägt einen bestimmten Namen. Das Jahr 1882 christl. Zeitrechnung ist das 19. des 77. chines. Cyklus. In ganz alter Zeit bedienten sich die Chinesen auch noch eines durch Ausgleichung des Mond- mit dem Sonnenjahre gebildeten 19jährigen Cyklus. Der Monat wird teils halbiert, teils in Dekaden eingeteilt. Der Tag zerfällt in 12 Doppelstunden, chines. Schi, welche von 11 Uhr abends gezählt werden. Im ganzen bietet das chines. System der Zeitrechnung, ungeachtet es so kompliziert ist, doch große Sicherheit. Vgl. Ideler, «Über die Zeitrechnung der Chinesen» (Berl. 1839), und Biot, «Études sur l'astronomie indienne et chinoise» (Par. 1862). Bei ihren Rechnungen, selbst den kompliziertesten, bedienen sich die Chinesen des bei allen mongol. Völkern und teilweise selbst bei den Russen gebräuchlichen Rechenbretts, chines. San-pu, welches wahrscheinlich auf die Knotenschnüre zurückzuführen ist, deren die Chinesen sich vor Erfindung ihrer Schrift bedient haben sollen.

Alle **Familienverhältnisse** sowie die **Verhältnisse des sozialen und staatlichen Lebens** in C. bewegen sich noch gegenwärtig in den starren, unveränderlichen Formen, welche vielleicht Jahrtausende v. Chr. für dieselben festgesetzt wurden. Diesem Formzwange ist jeder Chinese, er sei Kaiser oder Mann des Volks, von seiner Geburt bis zu seinem Tode unterworfen. Für die Aufrechthaltung und pünktliche Inachtnahme des von den ältesten Vorfahren überkommenen Ceremoniells bei allen Ereignissen des privaten und öffentlichen Lebens sorgen das Ministerium des Ritus in Peking und dessen zahlreiche Delegierten in den Provinzen mit größter Wachsamkeit. Die Feststellung der Ehe als Staatsinstitut soll schon von Fu-hi, dem ersten Herrscher der halbmythischen Periode, herrühren, und ihm werden auch mehrere, die Ehe betreffende, noch jetzt in voller Kraft bestehende Gesetzesbestimmungen, wie z. B. die, daß kein Mann eine Frau gleichen Familiennamens heiraten darf, zugeschrieben. Die Ehe trägt in C. einen ernsten, strengen Charakter und die Frau ist ihrem Manne zu Unterwürfigkeit, Treue und Gehorsam verpflichtet, aber keineswegs die recht- und schutzlose Sklavin desselben, wie in Europa häufig geglaubt wird, sondern ihre Stellung innerhalb des häuslichen Wirkens und Lebens ist eine gesicherte und gesetzlich festgestellte. Die Kinder beweisen ihren Müttern dieselbe Liebe, Verehrung und denselben Gehorsam wie ihren Vätern. Das Eheverhältnis ist das monogamische, jedoch steht dem Manne frei, wenn seine Frau während einer Reihe von Jahren unfruchtbar, eine oder mehrere Nebenfrauen zu nehmen, welche aber der eigentlichen Frau untergeordnet sind. Die Zahl der Nebenfrauen des Kaisers war häufig eine sehr große. Zu ihrer Bedienung und Bewachung werden in der Haushaltung des Kaisers, aber ausschließlich nur dort, Eunuchen verwandt, welche zuerst 781 v. Chr. unter Yewang in Gebrauch kamen und seitdem fortwährend, nur ab und zu zeitweilig unterdrückt, eine sehr wichtige und einflußreiche Rolle gespielt, selbst bei Staatsumwälzungen thätig gewesen. Der zuerst 934 n. Chr. aufgekommene Gebrauch, die Füße der Kinder weiblichen Geschlechts durch feste Einwickelungen am Wachstum zu verhindern, ist keineswegs allgemein und kommt nur in den reichsten und vornehmsten Familien vor. Die Mandschu haben diesen Gebrauch niemals angenommen. Das Töten und Aussetzen von Kindern weiblichen Geschlechts soll besonders in den großen Seestädten des Südens öfter vorkommen, jedoch nur, wenn die Eltern zu arm sind, um eine größere Anzahl Kinder zu ernähren.

Was die **religiösen Verhältnisse** der Chinesen betrifft, so bestand ihre älteste und ursprüngliche

Religion in einem Naturkultus, in welchem der Himmel, chines. Thian oder Thiän, als Sitz der Gottheit in abstracto, mit letzterer identifiziert wurde und die Himmelskörper, die Elemente, sowie alle heil- oder verderbenstiftenden Naturkräfte, in denen nach chines. Anschauung die Gottheit sich bloß kundgibt oder die unmittelbare Ausflüsse derselben sind, Gegenstände der Anbetung bildeten. Dieser Naturkultus, zu dem, außer den Chinesen, sich auch alle übrigen Völker des mittlern und östl. Asien bekannten, bis sie entweder zu dem Buddhismus oder dem Islam übertraten, wurde nach der Überlieferung zuerst von dem halbmythischen Fu-hi zur Reichsreligion erhoben und in bestimmte Formen gebracht, welche sich großenteils bis in die Gegenwart erhalten haben. Der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele und an ein Leben nach dem Tode fand in dieser ältesten Religion der Chinesen wenig Raum, wogegen aber schon frühzeitig die göttliche Verehrung und Anbetung der Seelen der Vorfahren und anderer um den Staat und das Gemeinwohl verdienstlicher Personen hinzutraten. Neben dieser Religion entstanden im 6. Jahrh. v. Chr. fast gleichzeitig: die Lehre vom Tao, deren vielfach mißverstandener Stifter unter dem Beinamen Lao-tsſy (s. d.) von seinen vorgeblichen Anhängern vergöttert worden ist, und die Moralphilosophie des Khung-tsſy, in europäisierter Form Confucius (s. d.). Der Buddhismus (s. d.), im J. 65 n. Chr. unter der Regierung des Kaisers Ming-ti zuerst in C. eingeführt, verbreitete sich bald, besonders unter den niedern Volksklassen, wurde aber, anstatt umgestaltend auf die Denkweise des Volks einzuwirken, durch das spezifisch-chines. Element selbst einigermaßen umgestaltet.

Das Christentum gelangte zuerst im 12. Jahrh. nach C. Im J. 1307 ernannte Papst Clemens V. einen Erzbischof für die christl. Gemeinde in Peking, die aber nur bis 1369 bestand. Die eigentliche Verbreitung des Christentums in C. beginnt erst im 16. Jahrh., nachdem die Portugiesen den Seeweg nach Indien um das Vorgebirge der Guten Hoffnung aufgefunden hatten und 1519 nach Macao gekommen waren. Im J. 1552 kam der berühmte Jesuit Franziskus Xaverius nach C., starb aber schon im Winter 1553, ohne selbst den ersten Grund zu der christl. Mission gelegt zu haben. Ihm folgten 1571 M. Ruggieri und bald nachher M. Ricci, ebenfalls der Gesellschaft Jesu angehörend, als eigentliche Gründer des röm.-kath. Christentums in C., sowie bis in die zweite Hälfte des 18. Jahrh. eine große Anzahl anderer Jesuiten, unter denen sich viele durch Gelehrsamkeit ausgezeichnete Männer befanden, welche durch zahlreiche schätzbare Schriften nicht nur Land und Volk, sondern auch Sprache und Litteratur der Chinesen in Europa zuerst näher bekannt machten. Die große Klugheit, mit welcher die Jesuiten in C. auftraten, die Gewandtheit, mit der sie den christl. Begriff von Gott der Anschauung der Chinesen von der Gottheit in abstracto, nämlich ihrem mit ihr selbst identifizierten Sitze, dem Himmel, chines. Thiän, anzupassen verstanden, die Duldsamkeit, welche sie gegen verschiedene altherkömmliche Gebräuche, wie z. B. die göttliche Verehrung der Vorfahren und des Confucius, bewiesen, die Pracht des in seiner äußern Form mit der des Buddhismus einigermaßen übereinstimmenden röm.-kath. Kultus u. s. w. verschafften dem Christentum zunehmende Verbreitung unter dem Volke, während eine Anzahl der Missionare sich in Peking und selbst an dem Hofe des Kaisers durch ihr mathem. und astron. Wissen, ihre Erfahrenheit in der Mechanik und sogar, wie z. B. Vater Schall aus Köln, durch Geschicktheit in der Stückgießerei sich beliebt zu machen wußten und großes Ansehen erlangten. Die Erfolge der Jesuiten in C. erregten aber die Eifersucht anderer geistlicher Orden, namentlich der Franziskaner und Dominikaner. Diese traten bei Papst Clemens XI. als Kläger gegen die Jesuiten auf, sowohl wegen ihrer Lehre als ihres Wandels. Der Papst sandte den Legaten Tournon nach C., um daselbst die Handelsweise der Jesuiten zu untersuchen, den chines. Christen aber alle Teilnahme an den einheimischen, altherkömmlichen Ceremonien streng zu untersagen. Der Kaiser Khang-hi, der in dem Auftreten des päpstl. Legaten einen Eingriff in seine Rechte sah, nahm sich der Jesuiten an und verbannte alle andern Missionare sowie auch Tournon aus seinem Reiche. Der letztere, gegen den auch die portug. Behörden zu Macao Partei nahmen, starb daselbst 1710 im Gefängnisse. Die Sendung eines zweiten Legaten, des Patriarchen Mezzabarba, 1720 nach C., um den Kaiser für die Ansichten des Papstes hinsichtlich der Nichtbefolgung der Ceremonien durch die chines. Christen zu gewinnen, war erfolglos, und wurde dem Legaten auch nicht verstattet, als Vorstand der Mission in C. zu bleiben. Yung-tsching, der Nachfolger von Khang-hi, erklärte sich gegen das Missionswesen im allgemeinen, und von nun an trat eine Verfolgung des Christentums in C. ein, in welcher nur von Zeit zu Zeit Remissionen stattfanden. Fast vollständig vernichtet ward die kath. Mission, als 1805 eine Karte der Provinz Schan-tang, welche man zur Schlichtung eines bischöfl. Streites nach Rom schicken wollte, von den chines. Behörden mit Beschlag belegt wurde. Nun erfolgten die härtesten Verfolgungen der Christen, welche 1815 selbst zu der Enthauptung des Bischofs Dufresne führten. Nachteilig auf das Missionswesen, welches, aller Verfolgungen ungeachtet, wenn auch nur im geheimen, fortbestand, wirkte auch der erste Krieg der Engländer mit C. (1840—42) ein. Erst der Vertrag von Tien-tsin zwischen England und C., sowie der von Tien-tsin zwischen Frankreich und C., resp. vom 26. und 27. Juni 1858, sowie die nachträgliche Konvention zu Peking, zu ersterm vom 24., zu letzterm vom 25. Okt. 1860, haben in dem Zustande des Missionswesens sowie in dem des Christentums in C. überhaupt eine sehr wesentliche Verbesserung bewirkt. Die Angehörigen aller christl. Glaubensgenossenschaften genießen nämlich gegenwärtig vollkommene Sicherheit für ihre Person wie für ihr Eigentum und freie Ausübung ihrer Religion, und muß auch den in das Innere des Landes reisenden Missionaren, wenn sie mit regelmäßigen Pässen versehen sind, wirksamer Schutz verliehen werden. Ebenso dürfen die chines. Behörden niemand in dem Rechte hindern, die christl. Religion anzunehmen und auszuüben, noch auch deshalb Strafen verhängen. Ungeachtet dieser Traktatsbestimmungen gab der Haß der Bevölkerung gegen die Europäer und die Erbitterung der Gelehrten, besonders der Verehrer von Confucius, gegen die Missionare auch noch später Veranlassung zu blutigen Auftritten. Zu Anfang des J. 1870 wurden einige franz. Missionare und chines. Christen zu Tu-fang in der Provinz Sse-tschouan und 21. Juni desselben Jahres

zu Tien-tsin 16 Franzosen, unter denen der franz. Generalkonsul Fontanier, 9 franz. Barmherzige Schwestern, 3 Russen und 40 chines. Katholiken ermordet. Die Gesamtzahl der kath. Chinesen im ganzen Reiche wird von einigen auf eine halbe, von andern auf eine, von noch andern auf mehr als 2 Mill. geschätzt. Die bedeutendsten christl. Gemeinden bestehen in den Provinzen Sse-tschouan, Kiang-si, Ngan-hoei und Tchi-li. Über 500 europ. Missionare, von denen drei Vierteile Franzosen, und 160—200 chines. Priester üben gegenwärtig die Seelsorge über dieselben aus. In jeder Provinz befindet sich ein Generalvikariat, nur in Sse-tschouan und Tchi-li gibt es deren drei. Jedes Vikariat ist nach der Anzahl der betreffenden Gemeinden in mehr oder weniger Distrikte geteilt. Ungleich jünger und weniger erfolgreich als die kath., ist die evang. Mission in C., die erst zu Anfang des 19. Jahrh. begann. Sie wird hauptsächlich von Nordamerikanern und Engländern betrieben. Die Zahl sämtlicher evang. Christen in C. dürfte sich auf höchstens 80—100000 belaufen. Der Islam verbreitete sich schon in den ersten Jahrhunderten nach Mohammed nach C. und wurde wahrscheinlich zuerst durch arab. Seefahrer eingeführt. Im 14. Jahrh. bestand zu Kanton schon eine Moschee. Auch von Ostturkestan aus wurde, und zwar wahrscheinlich schon vor Anfang des 12. Jahrh., der Islam nach C. verbreitet. Auch das Judentum ist vom Westen aus in C. eingewandert, und man hat daselbst sogar die verlorenen zehn Stämme gesucht und finden wollen. Hauptsitz des Mosaismus in C. ist Khai-fong, die Hauptstadt der Provinz Ho-nan. Die Überlieferungen der jüd. Gemeinde daselbst, welche aber mehr und mehr mit dem Chinesentum verschmilzt, reichen bis in das 10. Jahrh. v. Chr. zurück.

Der **Handel** C.s mit dem Auslande ist in stetem Zunehmen begriffen. Im J. 1874 bewegte sich derselbe um die Summe von 976 Mill. (deutsche Reichs-) Mark, von denen 474 Mill. auf die Einfuhr und 502 Mill. auf die Ausfuhr kamen. Dem fremden Handel sind 19 Häfen geöffnet: Kanton, Tien-tsin, Futschau, Hankau, Shanghai, Ningpo, Takau-Taiwan, Tschinkiang, Tamsui, Amoy, Wantschau, Niutschuang, Kiukiang, Wuhu, Tschifu, Itschang, Swatau, Kiungtschau und Pakhoi. Im J. 1880 betrug der Wert der Einfuhr 477346581, der der Ausfuhr 468859193 Mark. Die Hauptartikel der Einfuhr bestanden in: Opium für 194716900 Mark, Baumwollwaren für 140765660 Mark, Wollwaren für 34982200 Mark, Metalle für 24555580 Mark, Wichtigste Ausfuhrartikel waren: Schwarzer Thee für 176379980, Grüner Thee für 25259920, Ziegelthee für 12834640, rohe Seide und Seidenwaren für 179582620, Zucker für 19649280 Mark. Weniger wichtige Artikel der Ausfuhr aus C. sind: Kampfer, Porzellan, verlackte Gegenstände, Papier, Perlmutter, Reis, Baumwolle, einige baumwollene Stoffe, Zinn, Blei und Eisen. Die Goldeinfuhr wurde 1867 auf 329580000 Mark, die Ausfuhr von Gold auf 311700000 Mark geschätzt. Von den 22970 Schiffen mit 15874352 t Gehalt, welche 1880 in chines. Häfen ein- und ausliefen, waren 12397 englische mit 9606156 t Gehalt, 1070 amerikanische mit 287369 t, 1501 deutsche mit 632044 t, 128 französische mit 150207 t, 201 japanesische mit 167902 t. Die erste Eisenbahn C.s, von Shanghai nach Wusung, wurde 30. Juni 1876 eröffnet, mußte aber 1877 wieder abgebrochen werden. Die chines. Staatspost gehört zum Ressort des Kriegsministeriums und zerfällt in die gewöhnliche oder Botenpost und in die Eilpost. Botenpostämter gibt es nur im eigentlichen C., an Zahl gegen 8000. Die Eilpost umfaßt das ganze chines. Reich; die Zahl der Eilpostämter beträgt etwa 2040. An Telegraphenlinien bestehen die 13. Juli 1874 eröffnete von Futschau nach dem Pagoda-Ankerplatz (19,3 km), die 10 km lange vom Palais des Vizekönigs zu Futschau nach dem Arsenal, 1877 hergestellt, die vom Palais des Generalgouverneurs in Tien-tsin nach dem Arsenal (10 km) und eine Linie auf Formosa zwischen Tamsui und Taiwanfu. Außerdem gibt es noch unterseeische Telegraphenleitungen an den Küsten im Besitz fremder Gesellschaften.

Die **Geschichte** von C. zerfällt in eine gänzlich mythische, eine halbmythische und eine historische, sich aus dunkeln und traditionellen Anfängen zu stets zunehmender Helle, Klarheit und Zuverlässigkeit entwickelnde Periode. Die erste, von einigen überspannten Philosophen nach mehr oder weniger Millionen Jahren berechnete Periode beginnt mit dem Aufhören des Chaos und der Scheidung des Flüssigen von dem Festen. Die halbmythische Periode umfaßt die Regierungen von fünf Wahlfürsten, unter denen Funhi, Schin-nung, und Hoang-ti, als erste Grundleger des Staatswesens gelten. Durch Yao (2356—2254 v. Chr.), unter dem 2297 eine der Sündflut der Semiten entsprechende Überströmung C.s stattgefunden haben soll, und seinen Mitregenten und spätern Nachfolger Schun (gest. 2205 v. Chr.) geht diese Periode in die wirklich historische, mit der Dynastie Hia (Hja) beginnende über. Auch der Schu-king oder das von Confucius im 6. Jahrh. zusammengestellte, teilweise erhaltene «Buch der Annalen», das älteste Geschichtswerk der Chinesen, beginnt mit dieser Dynastie, während die halbmythischen fünf Herrscher in demselben zwar genannt, nicht aber als wirkliche histor. Personen festgestellt werden. Im ganzen, die gegenwärtige Dynastie mitgerechnet, haben in C. 22 derselben bestanden, deren Wechsel durch wenigstens ebenso viele Staatsumwälzunzen veranlaßt wurde. Unter den Hia (Hja) (2205—1766) schritt die soziale und polit. Entwickelung des Reichs immer weiter. Der letzte dieses Hauses, ein schwacher, zugleich aber grausamer und wollüstiger Fürst, wurde von Tsching-tang vertrieben und dieser gelangte als Stifter der Dynastie Schang (1766—1123 v. Chr.) auf den Thron. Unter ihr (1562—1548 v. Chr.) begannen die für C. so verhängnisvollen Einbrüche nördl. Völkerschaften. Der letzte des Hauses Schang (1154—1123), grausam und wollüstig, kam bei einer Empörung um, an deren Spitze Wu-wang, der Sohn von Wen-wang, einem wegen seiner Tugenden und Gelehrsamkeit berühmten westl. Vasallenfürsten, stand. Wu-wang wurde Stifter der Dynastie Tschen (1123—255 v. Chr.) und hat durch seinen Eifer für die Gesittung seines Volks einen noch jetzt gefeierten Namen erlangt. Unter einem seiner spätern Nachfolger, Ling-wang (570—543), wurde (551) Confucius geboren. Unter dessen Nachfolger, King-wang (543—518), fällt die Wirksamkeit sowohl von Confucius als auch von Lao-kiun (s. d.). Unter der Regierung von Hien-wang (367—319 v. Chr.) lebte und lehrte der berühmte Meng tsy oder Mencius, dessen Name sich dem von Confucius anreiht.

Schon seit 720 v. Chr. hatten verschiedene der Vasallenfürsten angefangen, sich von der einheitlichen

Artikel, die man unter C vermißt, sind unter K aufzusuchen.

Staatsgewalt zu emanzipieren, wodurch innerhalb des Reichsgebietes eine Anzahl kleiner, unabhängiger Staaten entstand, welche fortwährend nach Vergrößerung strebten und sich wechselsweise bekriegten. Vergebens suchte der Stifter der vierten Dynastie Tsin (255—206 v. Chr.) das Reich wieder zur Einheit zurückzuführen. Dieses gelang erst seinem vierten Nachfolger, Tsin-Schi-Hoang-ti (221—210 v. Chr.). Derselbe, ebenso unternehmend und thatkräftig als grausam und autokratisch gesinnt, unterwarf die selbständig gewordenen kleinen Staaten und dehnte zugleich auch das Reich über seine frühern Grenzen aus. Er ist nach einigen der erste Erbauer, nach andern bloß der Vollender der Chinesischen Mauer. Seine im höchsten Grade absolutistisch-despotische, mit dem von Confucius genau formalisierten Verhältnisse zwischen Fürst und Volk in Widerspruch stehende Regierungsweise ward Ursache einer starken Opposition seitens der Gelehrten, namentlich aber der Anhänger von Confucius, infolge dessen er 460 Gelehrte lebendig verbrennen ließ und die Vernichtung aller Bücher im ganzen Reiche, in erster Stelle aber der von Confucius befahl. Hierdurch ging auch ein großer Teil des Schu-king verloren. Dem Namen dieses Fürsten heftet sich deshalb bis auf den heutigen Tag in C. ein Fluch an. Von ihm wurde zuerst der Titel Hoang-ti, d. h. höchster Herrscher, angenommen, während seine Vorgänger sich mit dem Titel Wang, d. h. König, begnügt hatten. Unter seinem ihm unähnlichen Sohne, Eulh-Schi-Hoang-ti, der bei Gelegenheit eines Aufruhrs durch eigene Hand um das Leben kam (207 v. Chr.), und dessen Nachfolger, der schon im folgenden Jahre entthront ward, zerfiel das Reich wieder in Einzelstaaten, welche indessen von Lieu-pang, einem der besten Fürsten und zugleich einem der berühmtesten Helden der Chinesen (gest. 195), dem Stifter der Dynastie Han (206 v. Chr. bis 263 n. Chr.), wieder vereinigt wurden. Letztere teilte sich später in die Si-Han oder westliche und die Tong-Han oder östl. Dynastie. Die erste herrschte bis 24, die letztere bis 220 n. Chr. Die Dynastie Han zählt eine Reihe ausgezeichneter Herrscher, welche sowohl dem Reiche eine große Ausbreitung nach Westen gaben, wie z. B. unter dem Kaiser Ho-ti der Tong-Han von 89—106 n. Chr., Pan-tsiao, der berühmteste aller chines. Feldherren, bis zu dem östl. Ufer des Kaspischen Meers vordrang (95 n. Chr.), als auch auf alle Weise den Verlust herzustellen suchten, den die Wissenschaften durch die Vernichtung der Bücher unter Schi-Hoang-ti erlitten hatten. Namentlich wurden auch die Schriften von Confucius, welche der Zerstörung entgangen waren, soviel wie möglich wieder ergänzt und gelangten die Verdienste dieses Staatsphilosophen jetzt zu voller, allgemeiner Anerkennung. Auch besuchten 147 n. Chr. zuerst die Araber chines. Häfen und es fanden 138—161 n. Chr. selbst Beziehungen mit den Römern, statt, indem Gesandte des Kaisers Antoninus Pius nach C. kamen und sich ein nicht unbedeutender Handelsverkehr zwischen beiden Völkern entwickelte. Unter dem Kaiser Ming-ti (56—75 n. Chr.) fing der Buddhismus an, sich in C. zu verbreiten. Unter Hien-ti (220 n. Chr.) war C. in drei verschiedene Reiche zerfallen, welche aber 280 n. Chr. durch Wu-ti, den spätern Stifter der Dynastie Tsin, welche von 265—420 regierte, wieder vereinigt wurden. Hierauf folgte, mit Wu-ti, früher Liéu-ju genannt, einem Manne, der sich durch kriegerische und andere Verdienste aus den niedrigsten Verhältnissen zu den höchsten Ehrenstellen emporgeschwungen hatte, die Dynastie Song von 420—479 n. Chr. Die Nachfolger von Wu-ti waren ohne Herrschertalent, sodaß die Tataren immer gefährlicher für C. wurden und zuletzt die nördl. Grenzen desselben überschritten, um daselbst 586 ein eigenes Reich zu stiften.

So gab es in C. zwei Reiche, ein nördliches und ein südliches. Im südl. Reiche regierten hintereinander, außer den schon erwähnten Dynastien Tsin und Song, die südl. Tsi bis 502, die Liang (Ljang) bis 537 und die Tschin bis 589. Im nördl. Reiche herrschte die Dynastie Weï von 386—550 in drei Linien; später, zum Teil nebeneinander, die Dynastien der Pe-tsi, d. h. nördlichen Tsi, von 550—577 und der Hu-tschéu, d. h. spätere Tscheu, von 557—581. In diesem nördl. Reiche trat Yan-kien, Fürst von Sai auf, entthronte die Dynastie Héu-tschéu und stiftete die Dynastie Sui. Dann eroberte er auch das südl. Reich, entthronte die Dynastie Tschin und vereinigte hierdurch wieder die beiden getrennten Teile C.s. Aber schon sein zweiter Nachfolger Kong-ti wurde 617 von Li-juen, dem Stifter der Dynastie Thang, 618—907, vertrieben. Von den Herrschern dieser Dynastie geschah viel, sowohl für die Volksbildung und alle innern Verhältnisse, als auch für die Vergrößerung des Reichs und die Sicherstellung seiner Grenzen, sodaß C. sich unter ihnen, namentlich unter Thai-tsong, einem der größten Fürsten, welche dieses Land jemals beherrscht haben (626—648), einer großen Macht und Blüte erfreute. Tschao-siuen-ti, der letzte Fürst dieser Dynastie, wurde von Tschu-wan, dem Stifter der Dynastie Heu-liang, 907 abgesetzt. Sowohl diese als die folgenden Dynastien Héu-tang (923), Héu-tsin (936), Héu-han (947), Héu-tschéu (950) waren von sehr kurzer Dauer. C. war in dieser Zeit Schauplatz innerer, stets zunehmender Verwirrungen und die nördlichen tatar. Grenzvölker gewannen eine wachsende, immer verderblicher werdende Einwirkung auf die innern Verhältnisse. Fast jede Provinz hatte ihre eigenen, unabhängigen Regenten. Da erwählten die Chinesen 990 Tschao-kuang-jin, einen würdigen und verdienstlichen Mann, zum Kaiser. Derselbe ward Stifter der zweiten Dynastie Song, welche bis 1279 regierte. Auch seine ersten Nachfolger waren nicht ohne Verdienste, aber das Reich litt immer mehr durch Einfälle der Tataren. Unter Tschin-tsong (998—1023) waren die Chinesen gezwungen den Liao- oder Kitan-Tataren Tribut zu zahlen. Hoei-tsong stürzte zwar 1101 das Reich der Liao mit Hülfe der Njutschi-Tataren, aber nun gründeten diese die Dynastie Kin. Im J. 1125 wiederholten aber andere Tatarenstämme ihre Einfälle in C. und rissen die Provinzen Pe-tschi-li und Schen-si an sich. Kao-tsang (1127—63) regierte nur als tributärer Fürst über die südl. Provinzen. Um sich dieses Jochs zu entledigen, schloß der Kaiser Ning-tsong ein Bündnis mit Tschingis-Chan, dem die Niutschi unterlagen. Nun aber kehrten die Mongolen selbst ihre Waffen gegen C., überstiegen 1209 die große Mauer und bemächtigten sich 1215 Pekings.

Nach dem Tode des letzten Kaisers Ti-ping (1279—80) machte sich Chublai-Chan, in der chines. Regentenliste Schi-tsu, d. h. Dynastie-Stifter genannt, ein Enkel von Tschingis, zum Beherrscher von C. und stiftete die mongolische, Yuan (Yuän) genannte

Dynastie, welche bis 1368 regierte. Chublai, gest. 1295, eine durchaus großartig angelegte, aber als Gründer einer nicht nationalen Dynastie von den Chinesen lange nicht nach Wert geschätzte Persönlichkeit, besaß die ausgezeichnetsten Herrschertalente und war ein ebenso guter Soldat und Feldherr als Staatsmann und Organisator. Hochgebildet und von seltener Freisinnigkeit, namentlich mit Bezug auf Religion, wußte er einen jeden nach seinen persönlichen Verdiensten zu schätzen, gleichgültig ob derselbe sich zu dem Buddhismus, dem Islam oder dem Christentum bekannte, da er selbst einen Standpunkt außerhalb aller in seinem Reiche herrschenden Religionssysteme eingenommen hatte. Von der märchenhaften Pracht und Herrlichkeit seines Hofhalts zu Canbaluc hat Marco Polo (s. d.) ein farbenreiches Gemälde hinterlassen. Chublai führte Kriege mit Kambodscha, Cochinchina und Siam, war aber nur in letzterm nicht ganz unglücklich. Seine Unternehmungen zur Unterwerfung von Formosa, den Liu-kius und Javas, sowie die beiden 1274 und 1281 gegen Japan scheiterten vollkommen. Auch unter seinen Nachfolgern waren einige ausgezeichnete Fürsten. Aber schon nach dem Tode seines Enkels und Nachfolgers Timur-Chan, chines. Tsching-tsoung, 1308, entstanden Spaltungen in der Herrscherfamilie, welche zu innern Kriegen führten und die Macht dieser Dynastie schwächten. Hierzu kam der stets zunehmende nationale Haß der Chinesen gegen dieselbe. Infolge hiervon erhoben sich die letztern endlich mit Tschu-juen-tschang, einem mit großer Klugheit, Energie und Tapferkeit begabten Manne von niedrigster Herkunft, an ihrer Spitze, um den letzten Mongolenkaiser zu entthronen. Dieser, Tohoan-Timur-Chan, von den Chinesen Schun-ti genannt (1333—68), entfloh nach der Mongolei, wo er zwei Jahre später starb. Sein Sohn Bisurdas wurde Stifter des Reichs der Chalkas-Mongolen. Hierauf wurde Tschu-juen-tschang, zum Kaiser gewählt, Gründer der Dynastie Ming (1368—1644) und regierte mit großer Auszeichnung, unter dem Namen Hung-wo bis 1399. Ihm folgten 16, meistens einsichtsvolle und wohlgesinnte, sowohl für die gedeihliche Entwickelung der innern Zustände, wie für die Sicherheit der Grenzen besorgte Fürsten. Unter dieser Dynastie traten die Chinesen auch zuerst in eine dauernde Verbindung mit den westl. Völkern, und 1544 gründeten die Portugiesen, welche schon 1519 nach C. gekommen waren, ihre noch jetzt bestehende Niederlassung zu Macao. Ihnen folgten später die Spanier und 1604 die Holländer, ohne aber damals schon Zulassung zu finden. Auch wurde unter dieser Dynastie der Grund zur röm.-kath. Mission gelegt.

Unter dem Kaiser Schin-tsong (1573—1619) fing ein bis dahin kaum gekannter turan. Volksstamm, nämlich der der jetzigen **Mandschu**, welcher durch Aufnahme der Reste der Niutschi, Khitans und anderer schon wieder aus der Weltgeschichte ausgetretener tatar. Stämme in sich allmählich zu einiger Macht gelangt war, zuerst an, den Chinesen gefährlich zu werden. Schin-tsong erlaubte ihnen, sich in der Provinz Liao-tung niederzulassen. Als die Chinesen sie später hieraus wieder vertreiben wollten, widersetzten sie sich nicht nur, sondern machten sich selbst zu Herren von Liao-tung, und ihr Anführer Tai-tsu (d. h. großer Stammherr) nahm den Kaisertitel an. Dieser setzte bis zu seinem Tode den Krieg mit den Nachfolgern von Schin-tsong, Kuang-tsong und Hi-tsong fort. Ihm folgte 1627 sein Sohn Tai-tsung. Als dieser starb, wählten die Mandschu keinen neuen Fürsten und auch der Krieg mit C. hörte auf. Dort aber entstand ein innerer Krieg durch die Empörung von Li-tse-tsching gegen den Kaiser Hoaï-tsung (regierte von 1628—44), infolge dessen sich letzterer selbst entleibte. Die Gegenpartei des Li-tse-tsching rief nun die Mandschu zu Hülfe und diese eroberten Peking und machten sich unter Schun-tschi (1644—47) zu Herren des Reichs. Schun-tschi ward Stifter der noch herrschenden Dynastie Tshing oder Thai-Tshing. Unter ihm knüpften die Russen Handelsbeziehungen mit C. an und die Mission der Jesuiten gewann eine immer größere Ausbreitung. Ihm folgte 1662 sein Sohn Khang-hi, ein ausgezeichneter Fürst, der sich die Mongolen, Tibet und Formosa unterwarf, auch viele Verbesserungen im Innern traf. Ein Krieg von 1684—89 mit den Russen wegen Grenzstreitigkeiten führte zu einem für beide Teile vorteilhaften Frieden. Khang-hi duldete nicht nur die röm.-kath. Mission, sondern war auch ein besonderer Freund und Begünstiger der Jesuiten, die ihn selbst in Mathematik und Astronomie unterwiesen. In den letzten Jahren seiner Regierung errichteten die Engländer und Franzosen Handelsfaktoreien in Kanton. Sein Sohn, Yong-tschi, regierte von 1722—35, zeigte sich als Feind des Christentums und es fand seit 1724 die Verfolgung desselben statt. Ihm folgte, von 1736—96, Khian-(Khjän)long, einer der bedeutendsten Fürsten, welche jemals über C. geherrscht haben. Ein Mann von hoher Bildung, denn ebenso wie früher die Mongolen, hatten auch die Mandschu sich sehr bald nach ihrer Invasion in C. die Geistes- und soziale Kultur dieses Landes zu eigen gemacht, beschäftigte er sich mit histor. und philos. Studien und Poesie. Die in Peking erschienene Sammlung seiner Poesien umfaßt 24 Bände. Auch verdankt man ihm eine Geschichte der Dynastie Ming und, unter dem Titel Yu-tchi-kang-kian, in mehr als 100 Bänden, die Beschreibungen und Abbildungen chines. Monumente und Kunstwerke. Ferner ließ er eine Auswahl der vorzüglichsten Werke der chines. Litteratur zusammenstellen, die auf 180000 Bände berechnet wurde, die mandschu-chines. Wörterbücher verbessern, eine Generalkarte C.s und andere allgemein nützliche Werke herausgeben. Er besaß große Staatsklugheit, zeigte aber, bei vielem Gerechtigkeitsgefühl, häufig eine an Grausamkeit grenzende Strenge. Durch Eroberung von Ostturkestan und der Dsongarei breitete er sein Reich weit nach Westen aus, unterwarf sich Tibet vollends, führte aber 1768 und 1770 unglückliche Kriege mit den Birmanen. Die Grenz- und Handelsverhältnisse mit Rußland wurden unter ihm neu geordnet und verbessert. Eine Gesandtschaft der Engländer an ihn unter Lord Macartney 1793 war für die von denselben hiervon gehoffte Erweiterung ihrer Handelsbeziehungen mit C. erfolglos. Dem Christentume stand er aus polit. Gründen ebenso feindlich gegenüber als sein Vater. Namentlich fand von 1746—73 eine harte Verfolgung sowohl der chines. Christen als der europ. Missionare in C. statt. In seinem 85. Lebensjahre (1796) legte Kien-long die Regierung nieder und starb drei Jahre später in Zurückgezogenheit.

Ihm folgte 1796—1820 sein Sohn Kia-king, ein träger, weichlicher, argwöhnischer und grausamer Fürst. Seine Regierung war für das chines. Reich

unglücklich. Zuerst brach der schon unter Khien-long entstandene und nur teilweise unterdrückte Aufstand der Miao-tsy in den Provinzen Kuei-tscheou und Yun-nan mit vermehrter Heftigkeit aus. Es gelang Kia-king indessen, dieses Gebirgsvolk hauptsächlich durch große, an die Häuptlinge desselben gespendete Geldsummen bald wieder zur Ruhe zurückzuführen. Ungleich nachteiliger für die Bevölkerung und schwieriger zu unterdrücken war eine von einer weit verbreiteten, schon unter Kien-long entstandenen und von diesem hart verfolgten geheimen Gesellschaft, die der Weißen Wasserlilie, chines. Pe-lian-kiao, deren Chef sich San-hoang oder dreifacher Kaiser nannte, zum Zweck der Vertreibung der Mandschu-Dynastie aus C. angestiftete Empörung, welche sich von der Provinz Schan-tung sehr bald nach drei benachbarten Provinzen verbreitete und einen achtjährigen Bürgerkrieg verursachte. An diesen reihte sich das Unheil an, welches eine wohlorganisierte, allmählich bis gegen 70000 Mann herangewachsene Menge chines. Seeräuber mit gegen 800 Dschonken und 1000 Booten der Küstenschiffahrt und der Strandbevölkerung zufügte. Die Kriegsmarine war zu schwach hiergegen, sodaß die Regierung endlich genötigt war, die einflußreichsten Chefs der Seeräuber durch große Geldopfer für sich zu gewinnen. Erst 1810 hörte die Unsicherheit der chines. Küsten wieder auf. Auch fanden verschiedene Anschläge gegen die Person von Kia-king statt. Da der Kaiser die kath. Priester für Verbündete der geheimen Gesellschaften hielt, so wurde ihnen der Aufenthalt in den Provinzen bei Todesstrafe untersagt und nur wenigen verstattet, in ihrer Eigenschaft von Hofastronomen und Redacteuren des Staats- und Regierungskalenders in Peking zu verbleiben. Auch litt C., während Kia-king regierte, nicht selten durch Hungersnot, Mißwachs, Überschwemmungen u. s. w. Das Volk erkannte hierin den Zorn der Gottheit über die schlechte Regierung seines Fürsten und seine Erbitterung gegen denselben wurde immer allgemeiner und heftiger. Hierzu kam, daß seine schonungslose Grausamkeit ihn für seine nächste Umgebung ebenso gehaßt als gefürchtet machte. Man vermutete daher, als Kia-king 2. Sept. 1820 auf einer Jagd in der Tatarei starb, daß sein Tod kein natürlicher gewesen sei.

Ihm folgte bis 1850 sein, als Kaiser Tao-Kuang, d. h. Glanz der Vernunft genannter, 1784 geborener zweiter Sohn Mian-ning, ein wohlgesinnter, gerechter und tugendhafter, aber für die schwierigen und verwickelten Verhältnisse während seiner Regierung nicht berechneter Fürst. Ebenfalls dem Christentum abhold, verbannte er 1828 die als Hofastronomen in Peking angestellten Missionare. In demselben Jahre unterdrückte sein Feldherr Tschang-ling einen Aufstand der mohammed. Bevölkerung von Ostturkestan. Das wichtigste Ereignis während seiner Regierung war der Krieg mit den Engländern 1840—42. Die Englisch-Ostindische Kompagnie, zu deren Monopolen der Handel mit C. gehörte, hatte schon seit 1720 mit diesem in anhaltenden Beziehungen gestanden und hiervon große, stets wachsende Vorteile gezogen. Sitz des durch eine privilegierte chines. Handelsgesellschaft, die sog. Hong, vermittelten Handelsverkehrs war seit 1757 Kanton, wo später auch Frankreich, Österreich, Holland und Dänemark Handelsfaktoreien errichteten. Die Stellung der Europäer in C. war wenig geehrt, mit manchen Kränkungen ihres Selbstgefühls und sogar gewissen drückenden Beschränkungen ihrer persönlichen Freiheit verbunden, sodaß nur die Aussicht auf den Gewinn dieselbe erträglich machte. Die beiden Gesandtschaften der Engländer an den Hof zu Peking, unter Lord Macartney (1793) und Lord Amherst (1810), blieben ohne Erfolg, mit Bezug sowohl auf die freiere Stellung der Engländer in C. als auch auf die Ausbreitung ihres Handels mit diesem Lande. Am 24. April 1834 hörte das Monopol der Englisch-Ostindischen Kompagnie auf, auch der Handel mit C. wurde frei und Lord Napier durch Parlamentsakte vom 28. Aug. 1833 nach Kanton geschickt, um als Superintendent des chines.-engl. Handels alle Verhältnisse der Engländer in Kanton zu ordnen und zugleich die Gerichtsbarkeit über letztere auszuüben. Die chines. Regierung widersetzte sich der einseitigen Anstellung eines fremden Beamten mit solcher Machtvollkommenheit, und es traten, durch das taktlose, zuerst schroffe und gebieterische, später allzu nachgiebige Auftreten von Lord Napier mit veranlaßt, Mißverhältnisse ein, welche endlich zu dem Abbrechen alles Handelsverkehrs mit den Engländern seitens der Chinesen führten. Der Nachfolger von Napier, Francis Davis (1834), wurde von den chines. Behörden ebenfalls nicht anerkannt, aber der Handelsverkehr stellte sich wieder her. Davis' Nachfolger aber, G. B. Robinson und Kapitän Elliot, schadeten wieder durch ihr den Verhältnissen nicht angemessenes, ungleichmäßiges Benehmen ihrer Sache in hohem Grade.

Der wichtigste und vorteilhafteste Artikel der engl. Einfuhr in C. war schon seit lange das Opium, eins der Hauptprodukte des engl. Indien, dessen Gebrauch, in der Form des Rauchens, bei der chines. Bevölkerung, namentlich der Küstenprovinzen, immer allgemeiner geworden war. Alle schon seit dem 18. Jahrh. von der chines. Regierung wiederholt genommenen Maßregeln zur Bekämpfung dieser, der Bevölkerung in jeder Hinsicht schädlichen Konsumtion hatten nur dazu gedient, einen immer großartiger werdenden Schmuggelhandel zu erzeugen, dem gegenüber die chines. Hafen- und Zollbeamten häufig nur allzu sehr die Augen schlossen. Die Einfuhr von Opium in C. längs diesem heimlichen Wege hatte sich von 9535 Kisten im J. 1827—28 auf 26818 Kisten, zum Werte von über 25 Mill. Reichsmark, im J. 1835—36 vermehrt. Die Engländer deckten hierdurch nicht allein den Saldo ihrer Ausfuhr, sondern zogen auch noch große Summen baren Geldes aus dem Lande. Da beschloß der Kaiser Tao-kuang, dem Opiumhandel mit einem mal ein Ende zu machen, und der nach Kanton gesandte Gouverneur Lin forderte 13. März 1839 die Auslieferung alles in den engl. Schiffen und Magazinen befindlichen Opiums. Kapitän Elliot, sich nicht zu helfen wissend, veranlaßte die engl. Kaufleute, diesem Verlangen zu entsprechen, indem er sie zur Entschädigung an die engl. Regierung verwies. Über 20000 Kisten mit Opium im Werte von 4 Mill. Pfd. St. wurden ausgeliefert und verbrannt. Hierzu kam ein Streit zwischen Engländern und Chinesen, worin einer der letztern getötet wurde, die Engländer aber den Schuldigen nicht ausliefern wollten. Das Verbot sowol in Macao als in Kanton, den Engländern Lebensmittel zu verkaufen, war die Folge. Die letztern verließen hierauf (Aug. 1839) Macao und begaben sich auf ihre Schiffe vor Hongkong. Neue

Streitigkeiten mit der Bevölkerung veranlaßten den Gouverneur Lin, dieselbe zur Vernichtung der Engländer aufzufordern. Die Chinesen nahmen die Initiative zu offener Feindlichkeit, indem sie Elliot und die letzten Engländer von Macao vertrieben und der chines. Admiral Kuang mit 29 Kriegsdschonken die engl. Flotte angriff, aber mit Verlust zurückgeschlagen ward. Der Versuch, 28. Febr. 1840 des Nachts, dieselbe mittels Brandern zu vernichten, mißlang völlig. Nun erklärte England den Krieg. Admiral Elliot kam 28. Juni vor Kanton mit der Flotte an und blockierte mit einem Teil seiner Schiffe den Tigrisfluß, während er sich mit dem andern (5. und 6. Juli) der Insel Tschu-san bemächtigte, deren Hauptstadt Ting-hai besetzte, Amoy zerstörte und sich darauf nach der Mündung des Pei-ho begab, um dem Kaiser die Depeschen der engl. Regierung zuzustellen, deren Annahme der Gouverneur Lin in Kanton verweigert hatte. Der Kaiser zeigte sich zum Frieden bereit und versprach einen Kommissarius für die Abschließung desselben nach Kanton zu senden, wenn die engl. Flotte sich dorthin zurückzöge. Hierauf ging der Admiral ein. Auch der kaiserl. Kommissar Ki-schan kam 29. Nov. 1840 daselbst an und die Unterhandlungen begannen, wurden aber von den Chinesen in die Länge gezogen. Infolge hiervon nahm Kommodore Bremer, der Nachfolger Elliots, 9. Jan. 1841 die Forts an der Bocca-Tigris (s. d.) und fügte den Chinesen großen Nachteil zu. Hierauf ward 20. Jan. ein Präliminarvertrag abgeschlossen, wonach der Hafen von Kanton wieder geöffnet, den Engländern Hongkong abgetreten, ihnen 6 Mill. Doll. Entschädigung gezahlt, und eine Regulierung der Verhältnisse zwischen C. und England auf dem Fuß völliger Gleichheit geschehen sollte. Die engl. Flotte begab sich nach Hongkong.

Als die chines. Regierung 24. Febr. diesen Präliminarvertrag noch nicht gebilligt hatte, begannen 25. Febr. die Feindseligkeiten aufs neue. Die Engländer nahmen wieder die Forts an der Bocca-Tigris, zerstörten die chines. Dschonken, rückten 18. März nach Kanton vor und besetzten die Vorstädte und europ. Faktoreien. Nun baten die Chinesen um einen Waffenstillstand, der ihnen auch gewährt wurde, unter der Bedingung, daß der Handel wieder geöffnet und den Europäern Schutz verliehen werden solle. Die chines. Regierung aber, es mit dem Frieden nicht aufrichtig meinend, zog ein beträchtliches Heer zusammen. Infolge dessen rückte Sir Hugh Gough, Befehlshaber der engl. Landmacht, aufs neue gegen Kanton vor, schlug 25. März das mehr als 50000 Mann starke chines. Heer und wollte auch schon die Stadt bestürmen, während die Flotte die Forts nahm und die Dschonken verbrannte, als der chines. Minister Hu Friedensanträge machte und der frühere Vertrag auch wirklich mit einigen, sich auf die Entfernung der chines. Landmacht und die Zurückgabe der Forts an die Chinesen beziehenden Modifikationen 27. Mai zu Stande kam. Die Engländer hatten schon 5. Juni die 6 Mill. Doll. Kriegsentschädigung erhalten und zogen sich nach Hongkong zurück. Aber dessenungeachtet meinten es die Chinesen mit dem Frieden nicht ernstlich, und England beschloß, mit noch größerer Energie gegen sie aufzutreten. Sir Hugh Gough verblieb in seiner Stellung, aber Sir Henry Pottinger wurde zum Bevollmächtigten der Königin und Superintendenten des Handels, Admiral Parker zum Befehlshaber der Flotte ernannt. Am 21. Juni verließ die engl. Flotte Hongkong, eroberte zuerst Amoy, besetzte die gegenüberliegende Insel Kuang-su, nahm 30. Sept. Tschu-san, 10. Okt. Tschin-hao, zwei Tage später Ning-po und 18. Mai 1842 Tscha-pu, gelangte 13. Juni an die Mündung des Yang-tsy-kiang, vernichtete am folgenden Tage an der Mündung des Wu-song in denselben eine starke, mit 250 Geschützen besetzte Sperrung des Flusses und nahm 19. Juni Schanghai. Stärkern Widerstand bot die von Tataren verteidigte Stadt Tschin-kiang-fu an der Kreuzungsstelle des Kaiserkanals mit dem Yang-tsy-kiang. Als die Expedition 5. Aug. vor Nanking gelangte, bot die chines. Regierung die Hand zum Frieden. Die 15. Aug. 1842 begonnenen Unterhandlungen führten schon 26. d. M. zu einem Friedensschlusse, der den Engländern außer Kanton die Häfen Amoy, Fu-tscheu-fu, Ning-po und Schanghai öffnete, ihnen Hongkong überließ und Regulierung der Zölle, Zulassung von Konsuln in den fünf Häfen, Behandlung auf gleichem Fuß mit den Chinesen und 20 Mill. Doll. Kriegsentschädigung sicherte. Dieser Vertrag wurde vom Kaiser vollzogen. Die Bezahlung der Entschädigung fand noch vor Ablauf des festgesetzten Termins statt, und die Engländer verließen alle von ihnen besetzten Punkte. Auf ernstliches Andringen erreichten die Nordamerikaner, daß die chines. Regierung mit ihnen 3. Juli 1844 einen ähnlichen Handelsvertrag schloß; 24. Okt. ward auch ein Handels- und Freundschaftstraktat mit Frankreich geschlossen und 25. Aug. 1845 ratifiziert. Dieser bezog sich weniger auf die Verhältnisse des Handels als auf die der Religion, indem er die Gründung von Kirchen und Schulen in den fünf Hafenorten sowie freie Religionsausübung der eingeborenen Christen garantierte.

Der Kaiser Tao-kuang starb 24. Febr. 1850 und ihm folgte sein vierter Sohn, als Kaiser Hien-fong, d. h. Segensfülle, genannt. Die Regierung desselben war noch bewegter als die seines Vaters, denn in sie fiel nicht nur ein zweiter, für C. höchst nachteiliger Krieg mit europ. Mächten, sondern auch die durch die halb polit., halb religiöse Verbindung der Thai-ping eingeleitete Revolution, welche das Reich in seinen innersten Fugen erschütterte und die Existenz der herrschenden Dynastie mit großer, sehr nahetretender Gefahr bedrohte. Aus den Überresten der Weißen Wasserrose, chines. Pa-lian-kao, der Verbrüderung der himmlischen Vernunft, chines. Thian-li, und anderer geheimer Genossenschaften hatte sich durch Verschmelzung ineinander und Aufnahme zahlreicher neuer Elemente der weitverbreitete sog. Dreifaltigkeitsbund herausgebildet, dessen Haupttendenz in dem Sturze der Mandschu-Dynastie bestand, während von mehrern seiner Bestandteile zugleich eine sozialistisch-demokratische Reform der Staatsverhältnisse angestrebt wurde. Eine Fraktion nannte sich ganz offen Ming-jin, d. h. Leute oder Anhänger der von den Mandschu gestürzten Dynastie Ming, und sogar Land- und Seeräuber gaben sich für Feinde und Bekämpfer der Mandschu aus. Der Friedensschluß mit den Engländern zu Nanking 1842 und die auf denselben folgenden Traktate mit Frankreich und Nordamerika hatte alle Anhänger des spezifischen Chinesentums bei ihrem Haß gegen die Ausländer noch mehr gegen die herrschende Dynastie erbittert. Mit den Genossen des Dreifal-

tigkeitsbundes vereinigten sich nun die Thai-ping, d. h. allgemeine Gleichheit, unter ihrem Anführer Hung-siu-tsuen, einem frühern, 1813 von armen Eltern auf dem Lande geborenen Dorfschullehrer. Zu Religionsschwärmerei und theosophischen Grübeleien hinneigend, auch unvollkommen mit dem Christentum bekannt, glaubte dieser sich zu der Stiftung einer neuen Sekte berufen. Er suchte sich zuerst dem Christentum zu nähern, verlangte auch 1847 in Kanton getauft zu werden, ward aber als noch nicht reif hierfür zurückgewiesen. Dieser Umstand und die schnelle Zunahme seiner Anhänger veranlaßte ihn, eine neue Religion zu stiften. Sein erstes Auftreten bestand in der Zerstörung von Tempeln und Götzenbildern. Seine Lehre war ein phantastisches Gemisch christlicher, buddhistischer und ihm selbst angehörender Religionsbegriffe. Seine Anhänger mußten sich einer strengen Disciplin, größter Mäßigkeit in allen erlaubten Genüssen unterwerfen und dem Genuß geistiger Getränke und dem Rauchen von Opium entsagen.

Die Zahl der Thai-ping wuchs von allen Seiten so schnell an, daß sie die gegen sie ausgesandten kaiserl. Truppen zurückwarfen und schon Aug. 1851 Yun-nan erobern konnten. Im September desselben Jahres ließ sich Hung-siu-tsuen zum Kaiser ausrufen, sich selbst Thien-tsy, d. h. Himmelssohn, oder Tien-wang, d. h. Himmelskönig, seine Dynastie aber Thai-ping nennend. Im Frühjahr 1852 unternahm er einen Eroberungszug gegen Norden und eroberte Jo-schan am Yang-tsy-kiang, infolge dessen ein großer Teil dieses Flusses in seine Macht kam. Von nun an waren die Thai-ping anhaltend siegreich, und das barbarische Auftreten der gegen sie abgesandten kaiserl. Truppen gegenüber der Bevölkerung trug dazu bei, dieselbe immer mehr gegen die Regierung zu erbittern und hierdurch den Aufstand auszubreiten. Mehrere Provinzen, namentlich Ho-nan, empörten sich völlig. Die Thai-ping zogen 19. Febr. 1853 in das eroberte Nanking ein, erschlugen die ganze tatar. Garnison mit Frauen und Kindern, über 20000 Personen, und machten die Stadt unter dem Namen Thien-king, d. h. Residenz des Himmels, zum Hauptort ihrer Theokratie, nachdem alles, was an die andern Religionen und die herrschende Dynastie erinnern konnte, zerstört worden war. Hierbei ging auch der weltberühmte Porzellanturm zu Grunde. Die Zahl der Rebellen betrug damals schon über 80000, und Hung-siu-tsuen hätte bei der ihm günstigen Stimmung der Bevölkerung und im Besitze von Nanking die von ihm angestrebte Revolution vielleicht durchführen können, wäre er klüger und wirklich ein Reorganisator gewesen. Er beschränkte sich aber bloß auf die Befestigung von Nanking sowie der Nachbarstädte Yang-tscheu und Tsin-kiang sowie auf verwüstende Kriegszüge. Im Sommer 1853 wurden von ihm zwei neugebildete kaiserl. Armeen geschlagen und auch Jang-siu-tschien (?), einer seiner Feldherren, wurde in den westl. Provinzen anfangs vom Glück begünstigt. Ihre erste Niederlage erlitten die Thai-ping vor Khai-fong. Hierauf belagerten sie, nach einem Zuge durch Schan-si und Pe-tschi-li, 30. Okt. 1853 Tien-tsin, den Hafen von Peking, mußten sich aber zurückziehen. Im April 1854 errangen sie am Großen Kanal wieder einen Sieg über die Regierungstruppen, wurden aber hierauf bei Tong-tschong, westlich von Peking, vollständig geschlagen und mußten sich über den Hoang-ho zurückziehen. Von nun an wurde der Krieg immer verwüstender, indem beide Teile im Lande umherzogen und die Bevölkerung plünderten, mordeten und brandschatzten. Endlich aber wurden die Regierungstruppen siegreicher, und den Thai-ping blieb nur noch Nanking. Die Kaiserlichen mußten sich begnügen, die Zufuhr nach dieser Stadt möglichst abzuschneiden. Erst 1860 gingen die Aufrührer wieder zu der Offensive über. Sie belagerten im März die starkbefestigte, den Handel zwischen Nord- und Südchina vermittelnde Stadt Hang-tscheu, wurden aber zurückgetrieben. Dagegen nahmen sie Ende Mai Su-tscheu, 9. Dez. 1861 Ning-po ein und begannen Anfang Jan. 1862 die Belagerung von Schanghai. Die Belagerung Nankings durch die Kaiserlichen war noch immer erfolglos geblieben.

Durch die Einnahme von Ning-po und den Angriff auf Schanghai, den Mittelpunkt des chines.-europ. Handels, seitens der Tai-ping, wurden die Interessen der Engländer und Franzosen, mit welchen beiden Staaten die chines. Regierung Okt. 1860, nach einem mehrjährigen, weiter unten zu behandelnden Kriege, neue Verträge geschlossen hatte, unmittelbar bedroht. Beide Mächte leisteten deshalb der chines. Regierung Hilfe, und ein franz.-engl. Truppenkorps vertrieb im April und Mai 1862 die Thai-ping aus der Umgegend von Ning-po und Schanghai. Zugleich wurden unter engl. und franz. Offiziere chines. Truppenabteilungen gestellt, während der engl. Kapitän Osborne ein chines. Kriegsgeschwader für den Dienst auf den Flüssen organisierte. Das franz.-chines. Korps unter Le Brethon (gest. Jan. 1863), hierauf unter Tardif de Moidrey (gest. 16. Febr. 1863) und endlich unter d'Aiguebelle eroberte von Ning-po aus Febr. 1863 Schao-hing und 31. März 1864 Hang-tscheu, die Hauptstadt der Provinz Tsche-kiang, während die kaiserl. Truppen die letzte Position der Thai-ping daselbst, Hu-tscheu, einnahmen. Der Befehlshaber der engl.-chines.-Legion, Major Gordon, seit 25. Mai 1863, hatte währenddessen von Schanghai aus in der Provinz Kiang-si nach dem Yang-tse-kiang hin operiert und 2. Mai 1863 Tai-tsang, 26. Mai Kwin-san und 3. Dez. Su-tscheu eingenommen. Im Mai 1864 fiel Tschang-tscheu in seine Gewalt, sodaß die Thai-ping jetzt nur noch auf Nanking beschränkt waren, welches von den Kaiserlichen belagert war, und sich diesen nach tapferer Gegenwehr 19. Juli übergeben mußte. Vor der Übergabe hatte sich Thien-wang, zuletzt der Trägheit und Wollust verfallen, mit seinen Weibern und Schätzen selbst verbrannt. Mit ihm und dem Falle von Nanking war die Sache der Thai-ping eine verlorene, obschon ihre Überreste, zuerst zerstreute, im Lande umherziehende Räuberbanden sich gegen Ende 1864 wieder vereinigten und 1865 in den Provinzen Fu-kien, Tsche-kiang und Kiang-su aufs neue zu solcher Macht gelangten, daß ihre endliche Unterdrückung der Regierung noch viele Mühe kostete. Die engl.-chines. und franz.-chines. Hilfkorps waren schon im Laufe 1864 wieder aufgehoben worden.

Der schon erwähnte, zugleich mit dem Aufstande der Thai-ping stattfindende Krieg C.s mit England und Frankreich wurde hauptsächlich durch folgende Umstände veranlaßt. Wie bündig die mit beiden Staaten resp. 26. Aug. 1842 und 24. Okt. 1844 geschlossenen Traktate auch waren, so zeigte die Regierung des Kaisers Hien-fong doch nicht das Bestreben, denselben gewissenhaft nachzukommen.

Diese Traktate widerstritten sowohl dem Gefühl der Bevölkerung im allgemeinen als auch dem persönlichen des reaktionär gesinnten Kaisers. Die Abneigung der Chinesen gegen die Ausländer sprach sich immer unverhohlener aus, sodaß die letztern sich auf den Ausbruch eines neuen Kriegs vorbereitet halten konnten. Frankreich, welches die Protektion der kath. Mission in C. auf sich genommen hatte, wurde durch die grausame Ermordung eines kath. Missionars (Juni 1856) zuerst beleidigt. Die Engländer aber erfuhren kurz darauf eine große Kränkung ihres Nationalgefühls darin, daß der Vizekönig von Kanton, Je, ein chines. Fahrzeug, die Lorcha Arrow, welches früher engl. Schiffspapiere und die engl. Flagge geführt hatte, 8. Okt. 1856 im Hafen von Kanton mit Beschlag belegte und 12 Matrosen, als der Piraterei verdächtig, ins Gefängnis bringen ließ. Als er den Engländern hierfür nicht die von ihnen verlangte Genugthuung gewährte, besetzte der engl. Kontreadmiral Seymour die Forts an der Bocca-Tigris und beschoß 28. und 29. Okt. sowie 1., 3. und 14. Nov. Kanton, auf welches 20. Nov. auch ein Angriff durch nordamerik. Kriegsschiffe geschah. Der franz. Bevollmächtigte trachtete vergebens, Je zur Nachgiebigkeit zu bewegen und ihn daran zu hindern, die Bevölkerung gegen die Europäer aufzuhetzen und Preise auf deren Köpfe zu stellen. Wegen ungenügender Streitkräfte in C. mußte es bis nach Ankunft sehr beträchtlicher Verstärkungen aus Europa bei dieser Aktion der Flotte unter Seymour bleiben. Die engl. Regierung beschloß den Krieg mit C. und sandte eine bedeutende Seemacht und Landarmee dorthin, denen Lord Elgin als Regierungskommissar mit unbeschränkter Vollmacht beigefügt wurde.

Frankreich trat als Bundesgenosse von England in diesem Kriege auf, ernannte Baron Gros zu seinem Bevollmächtigten in C. und sandte unter Admiral Rigault de Genouilly eine bedeutende Schiffsmacht dahin ab, der später ungefähr 1500 Mann Infanterie folgten. Nordamerika und Rußland beteiligten sich bloß durch Bevollmächtigte. Infolge verschiedener Umstände standen die engl. Streitkräfte aber erst im Okt. 1857 völlig zur Verfügung. Am 12. Dez. stellten die Alliierten dem Vizekönige Je das Ultimatum. Dieser aber, in der richtigen Voraussetzung, daß der erste Angriff auf Kanton gerichtet sein werde, zugleich aber der Meinung, daß er mit dem ihm zu Gebote stehenden Heere von mehr als 30000 Mann die wenig mehr als 6000 Mann zählende Armee der Verbündeten ohne Mühe besiegen werde, verwarf dasselbe 15. Dez. Nun besetzten die Alliierten die Insel Ho-nan gegenüber von Kanton und forderten, wiewohl vergebens, 24. Dez. Je noch einmal auf, bis 26. Dez. seine Armee Kanton räumen zu lassen. Am 28. Dez. früh morgens beschossen die Kriegsschiffe Kanton, welches an verschiedenen Stellen in Brand geriet, sodaß die Einwohner flüchteten. Tags darauf wurden die Forts genommen und drangen die Alliierten stürmender Hand in das Innere der Stadt. Am 5. Jan. 1858 fand die Gefangennahme des Vizekönigs, des Vizegouverneurs Pi-kuei und des Befehlshabers der tatar. Truppen, Mu, statt. Ersterer wurde als Kriegsgefangener nach Kalkutta gesandt, während die andern 9. Jan. wieder in die Verwaltung ihrer frühern Ämter unter Aufsicht der Bevollmächtigten der Alliierten eingesetzt wurden.

Die jetzt eintretenden diplomatischen Verhandlungen hatten nur einen langsamen Fortgang. Lord Elgin, Baron Gros, denen sich Admiral Putjatin, Gesandter Rußlands, und Reed, Gesandter Nordamerikas, anschlossen, forderten deshalb von Schanghai aus die chines. Regierung kategorisch auf, die bestimmtesten Garantien für den internationalen Verkehr, den Schutz der christl. Missionare und die Zulassung der Gesandten nach Peking zu geben. Man erwarte bis 31. März Bevollmächtigte für die Abschließung des Traktats. Die Antworten aus Peking waren ausweichend. Die engl.-franz. Flotte erschien daher vor dem Pei-ho und vernichtete zuerst 20. Mai mehrere kleinere Festungswerke daselbst, später das Fort Ta-ku. Von hier fuhr eine Flotille von Kanonenbooten den Pei-ho hinauf und erreichte 26. Mai Tien-tsin, den Hafen von Peking. Jetzt erst kamen die Friedensunterhandlungen vom 7. bis 27. Juni 1858 zum Abschluß. Tien-tsin wurde ebenfalls zum Freihafen erklärt. An Kriegskosten forderte England 8, Frankreich 4 Mill. Doll. In besondern und wichtigen Fällen sollten Gesandte der europ. Staaten das Recht haben, in Peking zu erscheinen und zu wohnen. Am 4. Juli 1858 traf die Bestätigung der Verträge durch den Kaiser in Tien-tsin ein. Rußland hatte fast gleichzeitig einen Separattraktat über die Abtretung des chinesischen, auf dem linken Amurufer gelegenen Territoriums Amurland (s. d.) mit C. geschlossen.

Auch jetzt noch suchte die chines. Regierung die Regulierung der Verträge nicht nur zu umgehen, zu erschweren und in die Länge zu ziehen, sondern bereitete sich sogar auf einen neuen Krieg vor. Am 21. Juni 1859 wurde die engl.-franz. Flotte von den Forts am Pei-ho beschossen. Da beschlossen England und Frankreich, den Krieg bis zu völliger und nachwirkender Demütigung der chines. Regierung fortzusetzen. Schon im Mai 1860 befanden sich unter General Grant in und bei Kanton 18000 Mann engl. und engl.-ind. Truppen, während die Flotte nebst den Transportschiffen aus fast 200 Fahrzeugen bestand. Die franz. Streitkräfte, 9000 Mann unter General Cousin-Montauban und 39 Kriegsschiffe unter Vizeadmiral Charner, versammelten sich in Schanghai. Die Oberleitung führten wieder Lord Elgin und Baron Gros. Ein am 21. April 1860, unter Gewährung einer Bedenkzeit von 30 Tagen, der chines. Regierung zugestelltes Ultimatum, worin die vollständige Erfüllung des letzten Vertrags, die dauernde Residenz der europ. Gesandten in Peking, die Erstattung der neuerdings verursachten Kriegskosten und Entschuldigung wegen der am Pei-ho gegen die Schiffe der Alliierten verübten Feindlichkeiten verlangt wurde, verwarf die Regierung des Kaisers. Infolge dessen begab sich die engl.-franz. Flotte nach der Mündung des Pei-ho und entschiffte 11. Aug. bei Pe-tang 18000 engl. und 7500 franz. Landungstruppen. Am 12. Aug. wurde Sin-ho, tags darauf Tang-ku genommen, 19. Aug. der Pei-ho überschritten und 21. Aug. die Forts von Ta-ku erstürmt. Am 31. Aug. machte die chines. Regierung den Versuch, neue Unterhandlungen anzuknüpfen, augenscheinlich aber nur um Zeit zu gewinnen, worauf vom 8. Sept. ab 6000 Mann engl. und 5000 Mann franz. Truppen nach Peking vorrückten. Aufs neue trugen die Chinesen den Alliierten Friedensunterhandlungen an, aber die letztern erklärten, daß dieselben nur in

Tung-tschan, 8 km von Peking, stattfinden könnten. Dort begannen dieselben 14. Sept. auch wirklich. Die Generalbevollmächtigten der Alliierten sollten daselbst eintreffen. Aber 18. Sept. wurde das franz.-engl. Hauptkorps in der Stärke von 6200 Mann Infanterie und 600 Mann Kavallerie mit 20 Geschützen von 10000 Mann chines. Infanterie und ebenso vieler Kavallerie mit 100 Geschützen bei Toan-lia-wan, 3,25 km von Tung-tschan, unerwartet angegriffen. Die Alliierten erfochten aber mit einem Verluste von 15 Todten und 61 Verwundeten einen vollkommenen Sieg. Von den an den Unterhandlungen zu Tung-tschan beteiligten Offizieren und Beamten fielen aber 39 in die Hände der Chinesen und wurden nach Peking geschafft. Vergebens verlangte Lord Elgin ihre Wiederauslieferung. Am 21. Sept. wurde die chines. Armee noch einmal mit einem Verluste von 2 Todten und 49 Verwundeten seitens der Alliierten in die Flucht geschlagen.

Die Friedensanträge durch den Bruder des Kaisers, den Prinzen Kong, 22. und 23. Sept., führten zu keinem Resultat, und die verbündete Armee rückte gegen Peking vor; 7. Okt. fiel der prachtvolle kaiserl. Sommerpalast mit allen in ihm befindlichen Kunstwerken und Kostbarkeiten aller Art den Verbündeten in die Hände und wurde von den Franzosen drei Tage lang ausgeplündert, während die Engländer sich dieses Vandalismus enthielten. Am 9. Okt. rückten die Feinde gegen Peking selbst vor und am 13. wurde ihnen ein Stadtthor geöffnet. Am 16. Okt. erhielten sie 19 der zu Tung-tschan gefangenen Engländer und Franzosen zurück. Die übrigen waren von den Chinesen ermordet oder an Mißhandlungen umgekommen. Infolge dessen verschärften Lord Elgin und Baron Gros die frühern Friedensbedingungen. Diese waren: die Erledigung der Traktate von Tien-tsin bis zum 23. Okt., Zahlung von je 16 Mill. Doll. an die engl. und franz. Regierung, sowie Zahlung bis zum 23. Okt. von resp. 600000 und 400000 Doll. an die Angehörigen der umgekommenen Gefangenen und die Besetzung von Tien-tsin bis zur Bezahlung der Kriegsentschädigungen. Am 18. und 19. Okt. hieß Lord Elgin, zur Strafe dafür, daß der Kaiser die Mißhandlung der Gefangenen zugelassen hatte, den Palast Yuen-ming-yuen bis auf den Grund verbrennen. Die Ratifikation der Verträge mit Lord Elgin und Baron Gros fand 24. und 26. Okt. 1860 statt. Der Kaiser bestätigte sie zu Dschehol (Je-ho) 2. Nov., wonach 10. Nov. die europ. Truppen Peking wieder verließen. Im März 1861 nahmen der engl. und franz. Gesandte ihren Wohnsitz in Peking und im Juli desselben Jahres folgte ihnen der nordamerikanische.

Am 21. Aug. 1861 starb der Kaiser Hien-fong zu Dschehol in der Mandschurei und ihm folgte sein 27. April 1856 geborener Sohn als Kaiser Tsung-tschi genannt, unter Vormundschaft zuerst von acht hohen Staatsbeamten, später unter der seiner Mutter und der ältesten Gemahlin seines Vaters, während sein Oheim, Prinz Kong, als Haupt der kaiserl. Familie an die Spitze der Regierung trat. Einsichtsvoll, wohlgesinnt und energisch, trachtete derselbe dem Nationalhaß der Chinesen gegen die Ausländer nach Kräften entgegenzuwirken. Er schloß mit allen europ. Mächten Handelsverträge und diplomatische Verbindungen, nämlich 2. Sept. 1861 zu Tien-tsin durch Graf Eulenburg mit Preußen und dem Zollvereine, dessen Ratifikationen 14. Jan. 1863 zu Schang-hai ausgewechselt wurden und der 1866 auf den Norddeutschen Bund und 1871 auf das Deutsche Reich überging; 1862 aber Handelsverträge mit Spanien, Belgien, Portugal und 1863 mit Dänemark. Wie schon früher die Vertreter von England, Frankreich und Nordamerika, nahmen nun auch die von Rußland, Spanien, Deutschland, Österreich und Italien ihre Residenz in Peking.

Aber auch nach dem Friedensschlusse mit England und Frankreich war der chines. Regierung keine Ruhe gegönnt. Der Aufstand der Thai-ping wurde zwar schon 1865 unterdrückt, aber ihm folgte nicht lange nachher der Aufstand der Nien-fei, d. h. nördl. Rebellen, in einigen Provinzen, namentlich in Schan-tong. Sie bemächtigten sich 1868 selbst Ning-po und konnten erst 1870 völlig unterdrückt werden. Weit wichtiger war der Aufstand in der Provinz Yun-nan. Die zahlreichen Mohammedaner daselbst hatten während des Aufstandes der Thai-ping übertriebene Anforderungen gemacht und die chines. Ortsbehörden geglaubt, diese aufrührerische Bewegung gleich von vornherein durch blutige Strenge unterdrücken zu müssen. Der Gouverneur der Stadt Ho-kin ließ die dortigen Mohammedaner überfallen und gegen tausend derselben erschlagen. Ähnliches geschah an andern Orten. Infolge hiervon schlossen sich unter Tu-uen-si, einem Schriftgelehrten aus Mong-hoa, die Mohammedaner fester zusammen und rückten im April 1857 gegen Tali-fu, die zweite Stadt von Yun-nan, vor. Die Besatzung ergab sich ohne Widerstand, und die chines. Beamten entflohen oder wurden ermordet. Von hier aus unterwarf sich Tu-uen-si allmählich das ganze westl. Yun-nan, nahm 1867 den Titel Uen-soai, d. h. König Soliman (?), an, eroberte 1868 selbst die Hauptstadt Yun-nan-fu und stiftete ein selbständiges Staatswesen von etwa 165188 qkm Flächeninhalt mit gegen 4 Mill. E., an dessen Spitze er sich stellte, mit einem Staatsrate von acht Beamten zu seiner Seite. Die Zahl der Mohammedaner, welche sich selbst Pan-si nennen, von den Chinesen aber Kuei-tsy (Teufelssöhne) genannt werden, beträgt höchstens einige Hunderttausende. Bisjetzt hat C. diesen verlorenen Teil Yun-nans noch nicht wiedergewinnen können. Wie der südwestl. Teil von Yun-nan ging auch der größte Teil der Dsongarei, chines. Thian-Schan-Pelu, und von Ostturkestan, chines. Thian-Schan-Nanlu, ebenfalls durch Aufstände der mohammed. Bevölkerung daselbst, etwa 1540000 qkm mit einer Bevölkerung von mehr als 1 Mill. Seelen, dem Chinesischen Reiche verloren. Im J. 1862 entstand nämlich, unabhängig von dem der Pan-si, in dem westlichsten Teile der Provinz Schen-si der Aufstand des mohammed. Stammes der Dungenen, chines. Hoei-hoei oder Chui-chui, und verbreitete sich bald, die Dimensionen eines Religions- oder Rassenkampfes annehmend, über Kan-su nach der Dsongarei. Im Sommer 1864 eroberten die Dungenen die große Stadt Urumtschi daselbst, wobei 130000 Menschen umkamen; im August desselben Jahres auch Kuldscha und 15. und 16. Jan. 1865 Tarbagatai oder Tschugutschak. Von Urumtschi verbreitete sich der Aufstand auch gegen Süden. Die Dungenen bemächtigten sich noch 1864 der Städte Kuldscha, Chamil, Aksu und Yarkand, sodaß bald nachher fast das ganze Ostturkestan für C. verloren war.

Der Haß der chines. Bevölkerung gegen die Europäer, namentlich gegen die christl. Missionare, gab nicht selten zu blutigen Auftritten Veranlassung und erforderte ein energisches, drohendes Auftreten der westl. Mächte. Ein engl. Geschwader erschien im Nov. 1868 vor Nanking, um Genugthuung für die den Missionaren zu Hong-kong zugefügten Beleidigungen zu erzwingen, und 25. Dez. desselben Jahres beschossen engl. Schiffe selbst Tai-wan-fu auf Formosa, wo engl. Unterthanen beleidigt waren. Anfang 1870 wurden einige Missionare und chines. Christen und 21. Juni desselben Jahres, wie schon oben mitgeteilt, zu Tien-tsin 16 Franzosen, 9 franz. Barmherzige Schwestern, 3 Russen und 40 chines. Christen ermordet. Prinz Kong, gegen welchen selbst sich der Volkshaß richtete, wie er denn auch vom 31. März bis 7. Nov. 1865 seines Amtes entsetzt war, hielt sich an die geschlossenen Verträge und schloß selbst neue, 2. Nov. 1865 zu Peking mit Belgien, im Sept. 1867 mit Spanien und 1868 durch eine chines. Gesandtschaft, an deren Spitze der Nordamerikaner Anson Burlingame stand, mit den Vereinigten Staaten, England, Frankreich, dem Norddeutschen Bunde und Rußland. Diese neuen Verträge, beruhend auf dem Prinzip vollständigster Reciprocität, Religionsfreiheit und Nichtintervention, enthielten zugleich Ermäßigung der Transitzölle, Eröffnung noch zweier Häfen, Wu-hu am Yang-tsy-kiang und Wentschan in der Provinz Tschekiang, die Ausbeutung von Kohlenbergwerken durch engl. Maschinen, die Verminderung einiger Abgaben, das Recht der Schiffahrt auf den Binnengewässern, das Recht der Fremden, Reisen in C. machen und sich zeitweilig an jedem Orte aufhalten zu dürfen u. a. m. Im J. 1868 wurde auch der Hafen Tschao-tscheu-fu dem auswärtigen Verkehre offen gestellt. Am 28. Febr. letztgenannten Jahres genehmigte die Regierung, durch den Einfluß des Prinzen Kong dazu bewogen, selbst die Stiftung einer Art Polytechnischen Instituts zu Peking mit deutschen und franz. Lehrern, sowie die von Telegraphenverbindungen mit Rußland und Indien. Im Febr. 1873 übernahm der junge Kaiser Tsung-tschi selbst die Regierung, starb aber schon 12. Jan. 1875 im Alter von kaum 19 J. Sein Nachfolger wurde ein 1872 geborener Prinz unter dem Namen Kuang-su. Im J. 1874 drohte der Ausbruch eines Kriegs zwischen C. und Japan wegen Beleidigungen, welche Schiffen und Unterthanen letztgenannter Macht auf Formosa 1873 zugefügt waren. Aber noch zur zwölften Stunde fand eine friedliche Ausgleichung statt. Ebenso wurde auch ein Zerwürfnis zwischen der chines. Regierung und England wegen der zu gebenden Genugthuung für den Überfall, dem die Expedition unter dem Obersten Horace Brown auf ihrem Zuge von Birma nach Yun-nan zu Mauwin auf chines. Grundgebiete zu Anfang 1875 bloßgestellt gewesen und bei welchem der engl. Ingenieur Margary ermordet worden war, zuletzt noch, Ende 1875, als der engl. Gesandte Wade schon Peking verlassen hatte und ein Krieg unvermeidlich schien, gütlich beigelegt. Im Febr. 1876 verlangte die Regierung des Deutschen Reichs von C. Genugthuung für einen auf das die deutsche Flagge führende Küstenfahrzeug Anna gemachten räuberischen Anfall und zog dann vor Hongkong eine Flotille zusammen. Darauf hin erfolgte im Mai 1876 die Absetzung der schuldigen Beamten, sowie die Hinrichtung zweier Rädelsführer der Räuber. Im Vertrag von Tschi-fu (17. Sept. 1876) versprach C. den Ausländern den Schutz der Regierung bei Reisen im Innern.

Im Frühjahr 1876 begannen die Chinesen endlich, den Aufstand in der Djongarei und Kaschgarien mit größerer Energie zu bekämpfen. Urumtsi wurde 28. Aug. 1876, Jarkand 21. Dez. 1877, Kaschgar 26. Dez. 1877 genommen. (S. Djongarei und Kaschgar.) Im J. 1880 hatte es den Anschein, als werde es zu einem Kriege zwischen C. mit Rußland kommen. Die zu dieser Besorgnis, namentlich für die europ. Handelswelt in C. Anlaß gebenden Verwickelungen zwischen beiden Mächten hatten ihren Ursprung in dem Abfall der Djongarei, chines. Thian-Schan-Pe-lu, und Ostturkestan, chines. Thian-Schan-Nan-lu, von C. 1864 und 1865. Während des Abfalls dieser Provinzen wurde der chines. Regierung von seiten Rußlands das Anerbieten gemacht, für C. die Provinz Ili zeitweilig zu besetzen, um dieselbe später, nach Herstellung der Ruhe daselbst, an C. zurückzugeben. Die Russen hatten nämlich in den J. 1864—66 glückliche Kriege gegen die Chanate Chokand und Chiwa geführt und aus Teilen von ihnen 1867 das neue russ. Generalgouvernement «Russisch-Turkestan» mit der Hauptstadt Taschkend gebildet, dem später, 1873, der auf dem rechten Ufer des Chokand-Flusses gelegene Teil des Chanats Chiwa und 1876, als Gebiet Ferghana, der Rest des frühern Chanats Chokand hinzugefügt wurden. Für die Aufrechterhaltung in diesen fast ausschließlich mohammed. Ländern aber war Ruhe in dem nördlich von ihnen gelegenen, von C. abgefallenen Ili in hohem Grade notwendig. Aus diesem Grunde, wahrscheinlich aber auch mit Nebengedanken an noch weiterer Ausbreitung ihres Grundgebietes in Innerasien, geschah von den Russen das erwähnte Anerbieten. Die Chinesen gingen hierauf ein und es kam zwischen ihnen und den Russen eine Übereinkunft zu Stande, infolge deren die letztern 4. Juli 1871 in die Hauptstadt Kuldscha einrückten und auch ohne große Mühe die Ruhe in Ili wiederherstellten. Als aber hiernach die Chinesen Ili wieder in eigene Verwaltung nehmen wollten, verweigerten die Russen nicht nur die Zurückgabe dieser Provinz, sondern fügten sie sogar als «Kuldschagebiet» ihrem Generalgouvernement «Russisch-Turkestan» hinzu. Alles Andringen der Chinesen darauf, daß den Bestimmungen der erwähnten Übereinkunft russischerseits genügt werde, blieb fruchtlos. Hierüber gingen Jahre hin, bis endlich zu Anfang 1880 zwischen der russ. Regierung und dem chines. Gesandten in Petersburg, Tschung-Hau, ein Vertrag geschlossen wurde, daß C. gegen die Zahlung von 5 Mill. Rubel an Rußland den östlichsten, kleinern Teil von Kuldscha zurückerhalten solle. Diese Übereinkunft wurde aber von der Regierung in Peking nicht anerkannt, Tschung-Hau zurückberufen, in Untersuchung gestellt und wegen Übertretung seiner Vollmacht und als Landesverräter zum Tode verurteilt. Dieses Urteil wurde aber nicht vollzogen, weil in C. alle Todesurteile an ein und demselben Tage, den der Kaiser bestimmt, gewöhnlich bald nach Beginn eines neuen Jahres, im ganzen Reiche zugleich vollstreckt werden. Später, nach einem Telegramm aus Peking vom 22. Juni 1880, wurde er, wie es hieß aus Rücksicht gegen Rußland, welches man nicht zu verletzen und mit dem man in

freundschaftlich-nachbarschaftlichen Beziehungen zu bleiben wünschte, unerwartet begnadigt. Die diplomatischen Verhandlungen beider Staaten miteinander blieben auch fortbestehen, wurden fortan aber durch den chines. Gesandten in London, Tseng, geleitet. Beide Staaten bereiteten sich indessen auf einen Krieg miteinander vor, die Russen vorzugsweise zu einem Angriffe auf C. von der Seeseite, zu welchem Zwecke, vielleicht hauptsächlich nur um C. zu intimidiren, zu Wladiwostock, dem Hauptort der sog. «Küstenprovinz», dem 1858 von C. an Rußland abgetretenen Amurlande, unter dem Marineminister Vizeadmiral Lessowski eine bedeutende Seemacht zusammengezogen wurde. Die chines. Regierung that aber keinen Abstand von ihren Forderungen, zu einem Kriege kam es auch nicht und die Verhandlungen zwischen den Regierungen zu Peking und Petersburg hatten Fortgang. Ihren Abschluß fand diese Angelegenheit endlich darin, daß am 22. März 1882 zu Kuldscha das Protokoll, durch welches das Kuldscha-Gebiet von Rußland an C. zurückgegeben wird, durch die Bevollmächtigten beider Staaten unterzeichnet wurde. Zum Schlusse ist über die Beziehungen C.s zu dem Auslande in letzter Zeit noch zu bemerken, daß der 1868 zwischen C. und Nordamerika abgeschlossene, sog. Burlingame-Traktat ganz neuerdings eine wesentliche Modifikation erlitten hat. Am 28. April 1882 wurde nämlich von beiden Häusern des Kongresses der Vereinigten Staaten beschlossen und von dem Präsidenten Arthur sanktioniert, daß die Zulassung von Chinesen daselbst während der nächsten zehn Jahre nicht stattfinden solle. Wachsende Erbitterung über die Zunahme der Chinesen auf dem Territorium der Vereinigten Staaten namentlich bei der europ. Bevölkerung Californiens veranlaßten diese Maßregel, welche schon vor Jahren unter dem Präsidenten Hayes wiederholt beantragt, von diesem aber immer von der Hand gewiesen wurde.

Die Litteratur über C. ist seit der ersten, 1477 erschienenen, in Nürnberg herausgegebenen deutschen Übersetzung der Reisen von Marco Polo außerordentlich reich. Hervorzuheben sind von den über Land und Volk im allgemeinen handelnden Werken und Reisebeschreibungen namentlich: J. B. du Halde, «Description géographique, chronologique, politique et physique de l'empire de la Chine etc.» (4 Bde., Haag 1737); Sonnerat, «Voyage aux Indes orientales et à la Chine depuis 1774 jusqu'en 1781 etc.» (2 Bde., Par. 1782); G. Staunton, «An authentic account of an embassy from the King of Great-Britain to the Emperor of China etc. from the papers of the Earl of Macartney» (2 Bde., Lond. 1797; deutsch von Sprengel, 2 Bde., Halle 1798); «Voyage de l'ambassade de la compagnie des Indes orientales hollandaises vers l'empereur de la Chine, dans les années 1794 et 1795. Tiré du journal d'André Everart van Braam Houkgeest et publié en français par L. E. Moreau de Saint-Méry» (2 Bde., Philadelphia 1797); John Barrow, «Travels in China etc.» (Lond. 1805); H. Ellis, «Journal of the proceedings of the late embassy to C.» (Lond. 1817); Grossier, «De la Chine ou description générale de cet empire» (7 Bde., Par. 1818); «Narration of a journey in the interior of C. in 1816 and 1817, containing an account of the embassy of Lord Amherst to the court of Pekin. By Cl.» (Lond. 1818); Ch. Gützlaff, «Journal of three voyages along the coast of C. in 1831—33» (Lond. 1834); J. F. Davis, «La Chine etc., traduit de l'anglais par A. Pichard» (2 Bde., Par. 1837); Pauthier, «Chine moderne, description historique, géographique et littéraire» (2 Bde., Par. 1844—53); J. F. Davis, «C. during the war and since the peace» (2 Bde., Lond. 1853); Rennie, «Narrative of the British Embassy to C.» (Lond. 1865); Hippisley, «China. A geographical, statistical and political sketch» (Schanghai 1876); Piton, «La Chine, sa religion, ses mœurs, ses missions» (Genf 1880); Playfair, «Cities and towns of C.» (Lond. 1880); Eden, «C., historical and descriptive» (2. Aufl., Lond. 1880); Douglas, «China» (Lond. 1882) und besonders Richthofen, «C., Ergebnisse eigener Reisen und darauf gegründeter Studien» (Bd. 1—2, Berl. 1877—82). Ferner die Reiseberichte von Haußmann (3 Bde., Par. 1847—48), Huc und Gabet (2 Bde., Par. 1850), Forbes (Lond. 1853), Jurien de la Gravière (2 Bde., Par. 1854), Oliphant (2 Bde., Lond. 1860), Taylor (Neuyork 1861), Blakiston (Lond. 1862), Fortune (Lond. 1864), Pjassetzij (1880), Clark (1880), Hughes (1881), des Grafen Bela Széchényi (herausg. von Kreitner, Wien 1881) u. a. Wichtig sind auch die Berichte über die preuß. Expedition nach Ostasien, namentlich außer dem offiziellen Werke (Berl. 1864 fg.) Werner, «Expedition nach C., Japan und Siam» (2. Aufl., Lpz. 1873). Über die Kulturverhältnisse C.s geben interessante Aufschlüsse besonders die «Arbeiten der russ. Gesandtschaft zu Peking» (2 Bde., Berl. 1858), ferner die Werke von: Langdon (1842), Allom (1845); Williams, «The Middle Kingdom» (2 Bde., Neuyork 1848; deutsch von Collmann, 2 Bde., Kassel 1852—53); Sirr (1849), Milne (1857), Scarth (1860), Roy (1862), Edkins (1863) und andern, sowie Plath, «Die Landwirtschaft der Chinesen u. s. w.» (Münch. 1874); Gray, «C., a history of the laws, manners and customs of the people» (Lond. 1878); Katscher, «Bilder aus dem chines. Leben» (Lpz. 1881); Martin, «The Chinese, their education, philosophy and letters» (Lond. 1881). Über den Handel C.s vgl. «China. Handelsstatistik der Vertragshäfen für die Periode 1863—72» (Wien 1872). Speziell mit Bezug auf die Geschichte C.s sind zu nennen: Grosier, «Histoire générale de la Chine» (12 Bde., Par. 1783); Gützlaff, «Geschichte des Chinesischen Reichs» (herausg. von Neumann, Stuttg. 1847); Käuffer, «Geschichte von Ostasien» (3 Bde., Lpz. 1858—60); Neumann, «Geschichte des engl.-chines. Kriegs» (2. Aufl., Lpz. 1855); derselbe, «Ostasiat. Geschichte vom ersten chines. Kriege bis zu den Verträgen» (Lpz. 1861); Gützlaff, «Life of Tao-Kwang» (Lond. 1851; deutsch, Lpz. 1852); Strauß, «La Chine, son histoire, ses ressources» (Par. 1874); Cordier, «Bibliotheca sinica, dictionnaire bibliographique des ouvrages relatifs à l'empire chinois» (2 Bde., Par. 1881). Über die Thai-ping-Revolution handeln mehr speziell die Werke von Callery und Yvan (Lond. 1854), Meadows (Lond. 1856; deutsch von Neumark, Berl. 1857), Sykes (Lond. 1863), Brine (Lond. 1862). Der Krieg von 1857—60 mit England und Frankreich ist von Bazancourt (2 Bde., Par. 1861—64), de Montrecy (2 Bde., Par. 1861), Wolseley (Lond. 1862), Pallu (Par. 1863), Rennie (Lond. 1864) u. a. beschrieben. Übersichtliche Darstellungen jener

Revolution und dieses Krieges finden sich in «Die Gegenwart» (Bd. 8, Lpz. 1852) und in «Unsere Zeit» (Bd. 1, Lpz. 1856; Bd. 8, 1864).

China (spr. Tscheine), engl. Bezeichnung für Porzellan; China-Clay, Porzellanerde; China-wares, Porzellanwaren.

Chinabasen, die in den Chinarinden enthaltenen Alkaloide oder organischen Basen, denen diese Rinden ihre heilkräftige Wirkung verdanken; unter denselben steht obenan das Chinin (s. d.); neben diesem kommen aber noch eine Reihe von andern Basen vor, die man mit dem Chinin unter dem Namen der C. zusammenfaßt. Es sind dies: das Cinchonin, Cinchonidin, Conchinin, Chinicin, Chinamin, Paricin, Cinchonicin und außerdem noch verschiedene andere, die bislang nicht krystallisiert und wahrscheinlich auch nicht im Zustande chem. Reinheit erhalten worden sind. Die Basen finden sich in größerer oder geringerer Menge in den einzelnen Sorten der Rinden, auch wechselt der Gehalt derselben Rindensorte je nach dem Standort und Witterungseinflüssen. Die Basen kommen nicht im freien Zustande, sondern mit Chinasäure, Chinagerbsäure, Oxalsäure und andern Säuren verbunden und mit einem Farbstoff, Chinarot, begleitet vor.

Chinabaum, Chinarindenbaum. Die Fieber-, Peruvianische oder Chinarinde (Cortex Chinae, cortex peruvianus) kommt von verschiedenen Bäumen der im äquatorialen Südamerika heimischen Gattung Cinchona, welcher Name ihr von Linné zur Erinnerung an die Gemahlin eines Vizekönigs von Peru, Grafen von Chinchon, deren Heilung von einem bösartigen Wechselfieber durch die Rinde diese zuerst berühmt gemacht hatte, gegeben wurde. Die Gattung Cinchona gehört in die Familie der Rubiaceen, wo sie mit andern ihr verwandten eine eigene Abteilung, die Cinchoneen, bildet. Ihre Arten sind stattliche, bisweilen riesige Bäume, manche jedoch auch Sträucher, sämtlich aber mit prachtvoller immergrüner Belaubung. Sie haben gegenständige, ganze und ganzrandige Blätter, gestielte, meist in zusammengesetzte, gabelteilige Trugdolden gruppierte Blüten mit unterständigem fünfspaltigen Kelche, trichterförmiger, fünfteiliger, an den Lappen bärtig behaarter Blumenkrone und zweifächerige, mit zahlreichen geflügelten Samen gefüllte Kapseln. Sie wachsen in den ungeheuern Waldungen, welche die Abhänge der Andeskette bedecken, vom westl. Venezuela bis zum nördl. Bolivia, oder zwischen dem 10.° nördl. und dem 19.° südl. Br., woselbst sie zwischen 1200 und 3200 m Höhe teils vereinzelt, teils forst- und bestandweise auftreten und einen sehr charakteristischen Bestandteil in der Vegetation jenes weiten Bezirks bilden, weshalb A. von Humboldt denselben das Reich der Cinchoneen genannt hat. Die Kenntnis von diesen Bäumen ist noch sehr mangelhaft; nur von wenigen der zahlreichen in den Handel kommenden Rindensorten weiß man, von welcher Cinchonaart sie abstammen. Das Sammeln der Rinden ist mit großen Schwierigkeiten verbunden und wird von eigenen, darin geübten und von Kindheit auf daran gewöhnten Leuten betrieben, welche Cascarilleros, d. h. Rindensammler, heißen, ein Name, der auch den mit Chinarinden handelnden Personen gegeben zu werden pflegt. In Columbia sammelt man die Rinden zu jeder, in Peru und Bolivia nur in der trockenen Jahreszeit. Man fällt die Bäume dicht an der Wurzel, zieht die Rinde in Streifen ab und trocknet sie an der Sonne oder über Feuer in eigens dazu konstruierten Schuppen. Die abgeschälten dünnen Rinden rollen sich an der Sonne zusammen; die dickern werden nur kurze Zeit der Sonne ausgesetzt, dann flach ausgebreitet, in Haufen kreuzweise übereinander geschichtet und mit Steinen beschwert. Ein Baum von 20 m Höhe und 1,2 m Durchmesser liefert etwa 10 Ctr. trockene Rinde. In den Städten werden die getrockneten Rinden sortiert, verpackt und dann nach den Hafenplätzen versendet. Man verpackt sie in Massen von etwa 150 Pfd. in Säcken von Wollzeug oder Wachstuch, in Kisten, Trommeln oder «Seronen» von Büffelfellen, die mit der Haarseite nach innen gekehrt sind. In neuerer Zeit hat man das schädliche Gewinnungsverfahren der Rinde, nämlich die Fällung der Bäume, durch rationell betriebene Abrindung der Bäume ersetzt und den C. mit Erfolg in Ostindien, auf Ceylon, Java, Borneo, in Neusüdwales, Algerien angepflanzt.

Unter den überaus zahlreichen, mit den verschiedensten Namen belegten Sorten von Chinarinde, welche in den Handel gelangt, unterscheidet man in Deutschland pharmakognostisch drei Hauptsorten: braune (cortex Chinae fuscus), gelbe (cort. Ch. flavus) und rote (cort. Ch. ruber). Die wichtigsten Sorten der braunen China, welche in federkiel- bis fingerdicken Röhren von graubrauner, runzeliger, längs- und querrissiger Außenfläche in den Handel kommt, aus Rinden jüngerer Bäume oder Äste besteht und immer viel Cinchonin enthält, sind: die Huanoco-China von C. micrantha *Rz. Pav.*, subcordata, suberosa und umbellulifera *Pav.*; die Loxa-China von C. Condaminea *Humb.*, macrocalyx, conglomerata, heterophylla, microphylla *Pav.* und vielen andern; die blasse Jaën- oder Ten-China von C. viridiflora *Pav* u. a. Zur gelben China gehört die berühmteste Sorte, die Königs-China (cort. Ch. regius), welche aus Röhren, mit spröder, dunkelfarbiger, tiefrissiger Borke oder aus flachen, zimmtfarbenen, von der Borke befreiten Rindenstücken besteht und besonders reich an Chinin ist. Sie kommt unter verschiedenen Sorten vor, von denen die Calisaya-China von C. Calisaya *Wedd.* in Südperu und Bolivia für die beste gilt. Außer der Königschina gehören zu der gelben die Cusco-China von C. pubescens *Wedd.*, die gelbe faserige oder Bogota-China, auch Pitaya-China genannt, von C. lancifolia *Mut.* und C. Pitayensis *Wedd.* in Columbia u. a. m. Die roten Chinarinden, welche aus Rinden von stärkern Stämmen und Ästen bestehen, eine vorherrschend rotbraune Farbe und einen sehr bittern und herben Geschmack besitzen, auch mehr Chinin als Cinchonin enthalten, stammen zum Teil von C. succirubra *Pav.*

Die chem. Untersuchung hat in den Chinarinden verschiedene Alkaloide, China-Alkaloide oder Chinabasen (s. d.), nachgewiesen, die alle mehr oder weniger fiebervertreibend wirken. Außerdem hat man in den Chinarinden drei Säuren aufgefunden: die Chinasäure, in den Rinden mit den Basen oder mit Kalk verbunden, krystallisiert in kleinen, rhombischen Prismen und besitzt einen stark sauern Geschmack ohne alle Bitterkeit; sie bedingt die saure Reaktion der Auszüge, ihre Menge beträgt 5–9 Proz.; sie findet sich jedoch nicht nur in der China-

rinde, sondern auch im Kaffee, in Eriken und Aquifoliaceen; die **Chinagerbsäure**, in reinem Zustande eine hellgelbe Masse, welche sich im Wasser zu einer hellgelben, zusammenziehend schmeckenden Flüssigkeit auflöst, die an der Luft Sauerstoff absorbiert und endlich beim Verdunsten in der Wärme eine unlösliche, chokoladenbraune Substanz absetzt, das **Chinarot**, von dem die Rinden 2½ Proz. und mehr enthalten; die **Chinovasäure** (**Chinovabitter**, **Chinovin**), im trockenen Zustande eine gummiartige, beim Zerreiben ein weißes Pulver gebende Masse, welche intensiv bitter schmeckt, nur schwach-saure Eigenschaften besitzt und nach einigen mit der Chiococcasäure (s. Chiococca) identisch sein soll.

Die Anwendung der China als Heil-, besonders fiebervertreibendes Mittel ist in Südamerika jedenfalls uralt, denn Quina oder China bedeutete in der Sprache der Inkas eine fiebervertreibende, Quina-Quina (woher die franz. Benennung Quinquina) eine besonders heilkräftige Rinde. In Europa, und zwar in Spanien, wurde sie erst nach der Heilung der Gräfin von Chinchon 1639 bekannt, und zwar unter dem Namen Gräfinpulver (pulvis comitissae). Später ward das Rindenpulver, welches man anfänglich allein anwendete, Jesuitenpulver genannt, weil die Jesuiten es zuerst nach Spanien gebracht hatten, und, nachdem es durch den Kardinal Juan de Lugo nach Rom gekommen war, Kardinalpulver. In England wurde die China 1671 durch einen gewissen Talbot eingeführt, welcher sie an Ludwig XIV. als Geheimmittel verkauft haben soll. Die Chinarinden, als Arznei betrachtet, sind das kräftigste von allen gewürzhaft-bittern und zusammenziehenden, sog. tonischen Mitteln. Die zusammenziehende und fäulniswidrige Wirkung beruht auf ihrem Gehalt an Chinagerbsäure, während ihre spezifisch fiebervertreibende Kraft, welche sie gegen Wechselfieber und andere Fieber zeigt, sowie zum Teil ihre stärkende Eigenschaft, derentwegen sie bei durch Krankheit, namentlich infolge von Blut- und Säfteverlust (z. B. Typhus), Blutarmut und Bleichsucht entkräfteten Personen mit oft so großem Erfolge angewendet wird, den Chinabasen zukommt. Eine üble Nebeneigenschaft dieses kräftigen Heilmittels ist, daß es bei fortgesetztem Gebrauch die Verdauung stört und Übelkeit und Magendrücken veranlaßt. Jedoch bewirken dies die Alkaloide weniger als die Rinde in Substanz. Deshalb war die Entdeckung des heilkräftigsten Alkaloids, des Chinins (s. d.), für Fälle, wo die Rinde in Substanz in großen Gaben gegeben werden mußte (bei allen Wechselfiebern), von außerordentlicher Wichtigkeit. Äußerlich wurde früher die China bei bösartigen Geschwüren, bei brandigen Wunden u. s. w. vielfach angewendet. Auch bereitet man aus der Chinarinde verschiedene Extrakte, Essenzen, Tinkturen u. s. w.

Zu den Surrogaten der Chinarinde, die sich indessen in den meisten Fällen nicht bewährt haben, gehören in erster Reihe: die unechten Chinarinden, welche der Mehrzahl nach von verschiedenen tropischen Bäumen aus der Familie der Rubiaceen abstammen, z. B. die **Para-China** von einer in Brasilien wachsenden Ladenbergia, die China alba granatensis von Ladenbergia macrocarpa *Klotsch.*, die China nova von Ladenbergia oblongifolia *Karst.*, die China rubra brasiliensis von Ladenbergia Riedeliana *Kl.*, die China caribaea oder jamaicensis von Exostemma caribaeum *W.*, die China St.-Luciae von Exostemma floribundum *W.* auf den Antillen u. a. m. Alle diese unechten Chinarinden ermangeln der in den echten vorkommenden Basen, haben meist einen stärkern, widerlich bittern und kaum gewürzhaften Geschmack und vermögen die echte Chinarinde ebenso wenig zu ersetzen als mehrere andere, besonders während der Napoleonischen Kontinentalsperre empfohlene Surrogate, wie z. B. die Weiden-, Kastanien-, Eichenrinde und deren charakteristische Bestandteile (Salicin, Quercin u. s. w.). Gleiches gilt von den als Surrogat für das Chinin vorgeschlagenen Alkaloiden, nämlich dem Ilicin, Phloridzin, Aricin, Buchsin u. a. m. Vgl. J. Wiesner, »Die Rohstoffe des Pflanzenreichs« (Lpz. 1873).

Chinage (frz.), das Herstellen geflammter Stoffe. (S. Chinierte Stoffe.)

Chinagras, auch Chinesisches Gras, Chinesischer Hanf, in England China-grass, Cloth-grass, in Frankreich nach dem chines. Tschu-ma Chuma oder auch nach der englischen Bezeichnung China-grass genannt, die Bastfaser von Urtica (Boehmeria) nivea, welche vielfach mit der nach dem Malaiischen Rameh oder Ramie genannten, sonst auch unter zahlreichen andern Namen (s. Rameh) vorkommenden Faser von Urtica (Boehmeria) tenacissima und andern, namentlich süd- und ostasiat. Nesselarten verwechselt wird. Die durch ihre Festigkeit und Geschmeidigkeit sowie durch ihre außerordentliche Länge (bis 22 cm) ausgezeichnete Chinagrasfaser, in den feinsten Varietäten von blendender Weiße und seidenartig glänzend, von größerm Durchmesser als die Flachsfaser, der sie im übrigen ähnlich ist, wird in ihrer Heimat, dem Süden von Asien, Indien mit den umliegenden Inseln und China, zu einem der europ. Leinwand ähnlichen, aber eigentümlich durchscheinenden Gewebe, im Englischen Grass-cloth (Grasleinen) genannt, außerdem zu dauerhaften Seilerwaren verarbeitet.

In den Stammländern der Pflanze, in China wenigstens, findet ein eigentlicher Spinnprozeß nicht statt, sondern es werden die durch mühsames Spalten mit den Fingern und darauf folgendes Hecheln gewonnenen Fasern mit den Enden aneinander gestückt und durch Rollen unter der Hand vereinigt, weshalb der entstehende Faden nicht rund wie andere Garne, sondern platt wie ein sehr schmales Bändchen erscheint. In England, wo dieses Material erst durch die londoner Weltausstellung von 1851 weitern Kreisen bekannt wurde, werden die zur Verarbeitung dahin verschifften rohen Stengel einer Reihe von Manipulationen unterworfen, die im wesentlichen mit der Behandlungsweise des Flachses übereinstimmen. Während früher nach dem mittels alkalischer Substanzen vorgenommenen Rösten das Brechen und Schwingen mittels der für den Flachs gebräuchlichen Apparate erfolgte, hat man in neuerer Zeit besondere, den Eigenschaften des Materials besser entsprechende Vorbereitungsmaschinen konstruiert. Die gleichfalls mit Hilfe von Maschinen gehechelte Faser sowie das abfallende Werg wird in der Art des Flachses versponnen und, meist mit Baumwolle gemischt, zu Garnen und Zeugen von großer Haltbarkeit verwendet, die einen so starken Glanz wie außer der Seide kein anderer Stoff zeigen und die Farben ziemlich gut annehmen. Der Verbreitung der Chinagrasfabrikate ist namentlich die durch den amerik. Bürgerkrieg

veranlaßte Unterbrechung der Baumwolleinfuhr förderlich gewesen. Auf der pariser Weltausstellung von 1867 trat diese Industrie bereits in quantitativer wie qualitativer Hinsicht als sehr bedeutend auf und seitdem ist dieselbe sowohl hinsichtlich der Vervollkommnung der Arbeitsweise als in der Ausdehnung der Verwendung in stetem Fortschritt begriffen. Der Hauptsitz der Fabrikation ist noch jetzt England und Schottland, doch wird sie in den letzten Jahren auch anderwärts, namentlich in Frankreich, in dessen südl. Gegenden mit dem Anbau von Urtica nivea befriedigende Resultate erzielt worden sind, mit zunehmendem Erfolg betrieben.

Chinarinde, s. unter Chinabaum.

Chinasäure $C_6H_7(OH)_4COOH$, eine in allen Chinarinden, im Kraute der Heidelbeeren, in den Kaffeebohnen und vielleicht in manchen andern Pflanzen vorkommende Säure. In den Chinarinden ist sie meist an Kalk, zum Teil auch an Alkaloide gebunden. Man erhält sie, indem man Chinarinden einige Tage mit kaltem Wasser maceriert, abpreßt, die Flüssigkeit mit Kalkmilch versetzt, wodurch manche Unreinigkeiten gefällt werden, filtriert und zur Extraktkonsistenz verdampft. Nach mehrtägigem Stehen scheiden sich dabei Krystalle von chinasaurem Kalk aus, die durch Pressen von der Mutterlauge befreit und so oft, unter Anwendung von Knochenkohle, umkrystallisiert werden, bis sie farblos sind. Von diesem reinen Kalksalz werden 6,2 Teile in Wasser gelöst, mit 1 Teil Schwefelsäure vermischt, vom Gips filtriert, darauf mit Alkohol versetzt, um den Rest des gelösten Gipses zu fällen, und das Filtrat verdunstet. Die Säure schießt aus der genügend konzentrierten Lösung bei längerm Stehen in schön ausgebildeten Krystallen, welche ein Molekül Wasser enthalten, an. Sie löst sich in 2,5 Teilen kalten Wassers, noch leichter in heißem, sehr schwer in Alkohol, nicht in Äther, schmilzt bei 155° unter Verlust ihres Krystallwassers, bei 200—225° geht sie in das Anhydrid $C_7H_{10}O_5$ über, bei 280° beginnt sie zu kochen und liefert dann als Zersetzungsprodukte: Hydrochinon, Benzoesäure, salicylige Säure, Phenol und Benzol, nebst Kohlenoxyd und Wasserdampf, während eine kohlige Masse zurückbleibt. Ihre Lösungen drehen die Ebene des polarisierten Lichtstrahls nach links. Bei der Destillation mit Braunstein und Schwefelsäure liefert sie Chinon. Die Salze der C. sind meist gut krystallisierbar.

Chinasilber (frz. argenture électrique, engl. electro-plated), auch Perusilber oder, nach der in dieser Fabrikation bedeutendsten pariser Firma, Christofle (s. d.), nennt man die auf galvanischem Wege erzeugte Versilberung neusilberartiger Gegenstände (Tafelgeräte, Leuchter, Lampenfüße u. s. w.), deren Herstellung außer in Paris namentlich in Wien, Berlin und Leipzig einen selbständigen Industriezweig bildet. (S. Alfénide.)

Chinawurzel, Podenwurzel, Rhizoma Chinae, Radix Chinae nodosae, ist das Rhizom von Smilax China *L.*, welche in China, Cochinchina und Japan vorkommt. Sie wurde 1535 von Portugiesen als Heilmittel nach Europa gebracht, war bis 1882 noch offizinell, wurde aber nur noch sehr selten verwandt und daher in der 2. Auflage der Pharmacopoea Germanica gestrichen.

Chincha-Inseln, drei durch ihren Reichtum an Guano (s. d.) berühmte Inseln an der Südseeküste der südamerik. Republik Peru, vor der Piscobai, gegenüber dem reichen Thale von Chincha: Isla del Norte, Isla del Medio und Isla del Sur genannt, welche zusammen nur eine Fläche von 1620 ha besitzen. Ihre höchsten Teile erheben sich 60 m. Ladeplätze für Schiffe finden sich an diesen Inseln wegen der vielen sie umgebenden Klippen nur an einigen Stellen. Die Eilande sind felsig, aus verwittertem Gneis bestehend, dürr, ohne Spur von Vegetation, ohne Wasser und erscheinen durch die zahllosen Höhlen, Löcher und Bogen sowie durch die Menge Pinguins und anderer Seevögel, die sich auf ihnen fortwährend aufhalten, außerordentlich wild. Der Wert des Guanos war schon den alten Peruanern bekannt, und die Inkas erließen bereits vor Jahrhunderten ein Gesetz zum Schutze jener Vögel, um eine Erschöpfung des Vorrats zu hindern. Aber erst seit einigen Jahrzehnten begann die Ausfuhr dieses kostbaren Düngers ins Ausland, indem zuerst 1840 ein peruan. Handelshaus eine Sendung davon nach England machte. Der gute Erfolg des Geschäfts veranlaßte hierauf die Regierung Perus, den Export zu ihrem Monopol zu erklären. Im J. 1857 wurden bereits 490657 t ausgeführt, zu deren Versendung 620 Schiffe dienten. Bis Ende 1867 betrug die Gesamtausfuhr des Guano 7175194 t im Werte von 218693625 Doll., sodaß der Wert dieses Exports den aller übrigen Ausfuhrartikel Perus zusammengenommen bei weitem überstieg. Über die Quantität des auf den Inseln noch vorrätigen Guanos wurden schon 1860 Untersuchungen angestellt, welche ein Ausreichen auf viele Jahre in Aussicht stellten. Doch hat sich dieses Ergebnis als falsch erwiesen und die Inseln waren schon 1874 fast erschöpft und haben damit ihre Wichtigkeit verloren. Man hat sich daher nach andern Guanolagern umgesehen und solche an mehrern Punkten der peruan. und bolivian. Küste, wie auf den Lobos-, Macabi- und Guanape-Inseln aufgefunden. Infolge von Streitigkeiten mit der peruan. Regierung wegen an baskischen Einwanderern verübter Gewaltthätigkeiten besetzte 14. April 1864 ein span. Geschwader unter Contreadmiral Pinzon die Inseln mit der Erklärung, dieselben so lange als Pfand behalten zu wollen, bis die Peruaner der von Spanien an sie gerichteten Forderung um Genugthuung nachgeben würden. Doch wurde die Angelegenheit durch Vertrag im J. 1865 ausgeglichen.

Chinchilla de Monte Aragon, Stadt in der span. Provinz Albacete, 20 km im SO. dieses Ortes, an der Eisenbahn Madrid-Alicante, die hier nach Cartagena abzweigt, auf einem Hügel, an einem zum Júcar gehenden Gewässer, hat eine schöne Hauptkirche, Ruinen eines Schlosses, Marmor- und Gipsbrüche und zählt (1877) 6080 E., die Töpferei und Wollweberei treiben. Zahlreiche Grotten im Hügel von C. sind bewohnt.

Chinchilla, ein früher selten, jetzt häufiger vorkommendes, seidenweiches, graues Pelzwerk mit dunklern Streifen, das aus Südamerika, besonders Peru und Chile, und zwar von zwei Arten von Nagetieren stammt, welche die Gattung Wollmaus (Eriomys) bilden, rattenartige Geschöpfe mit dickem Kopf, großen, runden Ohren und buschigem Schwanze, welche auf den nackten Felshöhen der Cordilleren ähnlich wie unsere Murmeltiere in Höhlen leben. Die größere Art mit gröberm, weniger wertvollem Pelze, die eigentliche C. (E. Chinchilla), wird bis zu 30 cm lang, der Schwanz

20 cm; die kleinere Wollmaus (E. lanigera) erreicht höchstens 26 cm Körperlänge und der Schwanz 13 cm. Die schönen Tiere sind äußerst lebhaft, klettern vortrefflich und lassen sich leicht zähmen. Im ganzen werden etwa 100000 Felle jährlich nach Europa gebracht. Die abgeschorene Wolle wird zu feinen Geweben im Lande verarbeitet. Das Fleisch soll dem der Hasen gleichen.

Chinchina, die Chinarinde.

Chiné (frz.), bunt (geflammt) gewebt. (S. Chinierte Stoffe.)

Chine (engl., spr. Tschein, vom angelsächs. cinan, d. i. gähnen), Schlucht, besonders auf der Isle of Wight, z. B. Shanklin Chine, Blackgang Chine.

Chinesen-Frage und **Chinesen-Bill,** s. unter Californien.

Chinesisches Feuer, bei den Chinesen gebräuchliche Mischungen, zu Feuerwerken und als Schießpulver gebraucht. Die Mischungen sind dem europ. Schießpulver ähnlich und von diesem in neuester Zeit verdrängt worden. — Bisweilen wird auch das Bengalische Feuer (s. d.) als Chinesisches Feuer bezeichnet.

Chinesisches Gras, s. Chinagras.

Chinesisches Grün (Chinagrün, Lakao), ein aus China kommender grüner Farbstoff, der namentlich in der Seidenfärberei Verwendung gefunden hat. Über die in China übliche Bereitungsart ist, trotz mannigfacher Publikationen, wenig bekannt, und das, was darüber bekannt geworden ist, ist ziemlich unverständlich. Das zu seiner Darstellung dienende Rohmaterial ist angeblich die Rinde von Rhamnus utilis und Rhamnus chlorophorus; aus derselben wird durch anhaltendes Kochen ein Dekokt bereitet, welches nach dem Abseihen mit etwas Soda versetzt wird. In die so erhaltene bläuliche Flüssigkeit werden baumwollene Gewebe eingetaucht und dann auf dem Rasen dem Sonnenschein ausgesetzt, wobei aber darauf achtzugeben ist, daß das Licht weder zu intensiv noch auch zu gering ist, weil in beiden Fällen die Operation mißlingt. Auf der dem Licht zugekehrten Seite des Gewebes entwickelt sich nach kurzer Zeit die grüne Farbe, worauf dasselbe Zeug wieder in die Brühe getaucht, von neuem belichtet und damit 10—15mal fortgefahren wird, bis der richtige Farbenton erzielt ist. Die so mit Farbstoff beladenen Gewebe werden an andere Fabrikanten abgegeben. Diese kochen die grünen Gewebe in Wasser, bis der Farbstoff sich löst, die Lösung wird dann zur Sirupskonsistenz verdampft, auf Papierblätter gestrichen und an der Luft langsam getrocknet. Nach Untersuchungen verschiedener Chemiker ist das Chinesische Grün ein Farblack, dessen Gehalt an unverbrennlichen Stoffen ein Viertel bis nahezu zur Hälfte seines Gewichts ausmacht. Der organische Bestandteil, Lokain genannt, läßt sich mit einer Lösung von kohlensaurem Ammoniak extrahieren und bleibt beim Verdunsten derselben zurück. Er scheint ein Glukosid zu sein, da er beim Behandeln mit Säuren einen Zucker abspalten läßt.

Chinesischer Hanf, s. Chinagras.

Chinesische Mauer (chines. Wen-li-tschang-tsching, d. i. Mauer von 10000 Li) heißt die berühmte, in der That nur ungefähr 5000 Li oder 2450 km lange, zum Schutze des eigentlichen China gegen die Einfälle nördl. Barbaren bestimmte Schutzwehr, das größte Bauwerk der Erde. Hinsichtlich ihres Ursprungs schwebt selbst bei chines. Geschichtschreibern noch ein gewisses Dunkel. Nach einigen wurde sie von dem Stifter der Dynastie Tsin, dem Kaiser Tsin-tschi-hoang-ti (regierte 237—221 v. Chr.), neu erbaut, nach andern aber erweiterte und verbesserte derselbe sie nur. Marco Polo (s. d.) erwähnt ihrer nicht. Sie nimmt ihren Anfang im südwestl. Teile der Wüste Gobi, nördlich vom Nan-Schan-Gebirge unweit des Passes Kiay-u, verläuft von hier in südöstl. Richtung bis zum Hoang-ho, begleitet denselben, sich nach Norden wendend, zuerst auf dem rechten, dann auf seinem linken Ufer, überschreitet den Fluß, bildet die südl. Grenze des Landes der Ordos, überschreitet den Hoang-ho zum zweitenmal, um in die Provinz Schan-si einzutreten, spaltet sich hierauf in zwei sich später wieder vereinigende Arme und erstreckt sich durch die Provinz Pe-tschi-li, um in dem Golf von Liao-tong zu enden. Dieses östl. Ende, nördlich von Peking, besteht aus ungeheuern, der Sage nach auf mit Eisen gefüllten und hierauf versenkten Schiffsrumpfen ruhenden Granitblöcken. Der westl. Teil der Mauer ist mit großer Sorgfalt, in der Provinz Schan-si dagegen viel nachlässiger und stellenweise nur aus Erde errichtet. Ihre Bauart ist im allgemeinen die der Mauer von Peking und anderer befestigter Städte, doch ungleich großartiger. Mit Einschluß der 1,5 m hohen, sich von der 5 m hohen Plattform erhebenden Brustwehr beträgt die ganze Höhe der Mauer 16,5 m, während sie an ihrem untern Teile 8, an ihrem obern 5 m dick ist. Sie besteht aus zwei Lagen von Mauersteinen, von denen jede $^{2}/_{3}$ m dick und deren Zwischenraum mit Erde, Rollsteinen u. s. w. angefüllt ist. Bis zu 2 m Höhe sind die äußern Teile von behauenem Granit. Zu der Plattform gelangt man durch so bequeme Treppen, daß man sie hinaufreiten kann. In Zwischenräumen von 66,5 m befinden sich längs der Mauer Türme, die unten einen Umfang von 48, an der Plattform aber von 36 m besitzen und meistens aus zwei Stockwerken bestehen. Die Hauptthore der Mauer sind bloß auf der chines. Seite befestigt und durch große flankierende Türme geschützt. Wo die Beschaffenheit des Bodens den Angriff leicht macht, ist die Mauer zweifach, dreifach, ja so oft aufgeführt, als die Umstände es nötig machen. Über die Ströme erstreckt sie sich auf Bogen aus dem festesten Mauerwerk und windet sich über Abgründe und Bergrücken, keine Ungleichheit des Terrains scheuend. An einer Stelle erreicht sie sogar die Höhe von 1700 m über dem Meere. Der Nutzen, den die Mauer dem Chinesischen Reiche gewährte, war immer ein sehr geringer. Seitdem die Mandschu Herren von China geworden sind, ist sie völlig überflüssig. Es geschieht daher schon seit längerer Zeit so gut wie nichts für ihren Unterhalt und sie ist teilweise schon sehr verfallen und verfällt immer mehr.

Chinesisches Meer, ein nicht von allen Schriftstellern über Erdkunde in gleicher Ausdehnung aufgefaßter geogr. Begriff. Einige verstehen unter diesem Namen nicht nur die nördlichere, östlich von Korea, der großen japan. Insel Kiu-siu und dem Archipel der Liu-kiu begrenzte, westlich die Küste von China bespülende Meeresausbreitung bis zum Wendekreise des Krebses, sondern zugleich auch noch das weite Meeresbecken südlich von letzterm, dessen Grenzen gegen O. die Batan-Inseln, Luzón, Mindoro, Paláuan und Borneo, gegen S. Borneo und Banka, gegen W. Sumatra, die Malaiische Halbinsel und Cochinchina, gegen N. aber die Südküste

Chinas von dem Meerbusen von Tungking bis zur Insel Formosa und der nach ihr genannten Straße bilden. Letztere stellt die Verbindung beider Hälften dieses Chinesischen Meers in weitester Umfassung dar. Andere Geographen dagegen schränken den Namen des Chinesischen Meers auf das hier umschriebene Meeresbecken ein und nennen die See, von welcher China nördlich von dem Wendekreise des Krebses bespült wird, bis hinauf zu den Busen von Liao-tong und Pe-tschi-li Gelbes Meer. Die chines. Geographen kennen den Ausdruck Chinesisches Meer nicht, sondern teilen das Meer längs ihrer Küste in drei Teile ein, nämlich: das Gelbe Meer, chines. Wang-hai, von dem Golf von Liao-tong bis etwa zum 32.° nördl. Br.; das Östliche Meer, chines. Tung-hai, von 32° nördl. Br. bis zum nördl. Wendekreise, und das Südliche Meer, chines. Nan-hai, von dem Wendekreise bis zum Busen von Tungking. [(-Verbindungen).

Chinesisch Rot ist Zinnober, s. Quecksilber

Chinesischer Speckstein, s. Agalmatolith.

Chinesische Sprache, Schrift und Litteratur. Die chinesische Sprache ist die wichtigste und verbreitetste der in Ostasien heimischen sog. einsilbigen Sprachen, in denen ein jedes Wort formell Wurzel bleibt und einen oder mehrere in sich vollendete Begriffe ausdrückt, wenn auch im Laufe der Zeit einzelne Wörter ihre individuelle Bedeutung zum Teil verloren haben und zu bloßer Bezeichnung grammatischer Verhältnisse (als Partikeln) verwendet werden. Eine Formenlehre ist nicht vorhanden; man erkennt das grammatische Verhältnis der Wörter an ihrer Stellung im Satze und, wo es nötig scheint, an gewissen, immer getrennt bleibenden Partikeln. Ihre Rangordnung ist überaus folgerecht; doch gestattet man Poeten auch in China manche Abweichung von diesem Grundsatze, und in Büchertiteln setzt der Chinese sich zuweilen ganz darüber hinweg. Der ältere Sprachstil läßt öfter Partikeln aus, und man erkennt dann fast nur aus der Stellung der Wörter zueinander deren Beziehungen. Der neuere Stil, der die Sprache des gewöhnlichen Lebens möglichst treu wiedergibt, gebraucht solche «Sprachhilfen» viel häufiger; ebenso hat er eine Menge zusammengesetzter Ausdrücke, welche dem ältern Stil großenteils fremd sind. Die Gesamtzahl der Grundwörter beträgt höchstens 487, wenigstens in der gebildeten Umgangssprache (kuan-hua), welche die in Dialekten (besonders in denen Südchinas) noch vorhandenen Schlußlaute p, t, k und m abgelegt hat und überhaupt von konsonantischen Endungen nur noch n und ng aufweist. Mit Hilfe der südchines. Volkssprachen allein läßt sich die Verwandtschaft vieler dieser Grundwörter mit solchen der tatar. Sprachenklasse und selbst des arischen Gebietes darthun; ersteres hat Schott an verschiedenen Stellen seiner «Altaischen Studien» (Berl. 1860—72) unternommen, letzteres G. Schlegel in seinem Werke «Sinico-Aryaca» (Batavia 1872). Nach und nach stellte sich das Bedürfnis heraus, den kleinen Wortvorrat teils durch verschiedenartige Stimmbiegungen (sog. Accente), teils durch einfachste Zusammensetzung zu vermehren; so steigerte sich die Zahl jener auf etwa 1500, die Zahl dieser aber ins Unbestimmbare. Lautwandel beim Zusammensprechen gewisser Grundwörter findet selten statt und ist nur örtlichen Vorkommens. Das Lautsystem ist besonders reich an Sibilanten; zu diesen gehört auch h vor i (nach europ. Schreibung), welches dem ś der Polen gleichlautet, sonst ist h in den meisten Gegenden nicht einfacher Hauch, sondern unser tief gutturales ch. Das r der Chinesen ist palatinal und in dumpfer vokalischer Hülle, stellt aber für sich schon ein ganzes bedeutsames Grundwort dar.

Für die eigentliche Litteratursprache war von den Chinesen selbst schon lexikalisch (nicht grammatisch, da die ganze Grammatik auf Rangordnung der Wörter sich beschränkt und von dieser angenommen wird, daß jeder Chinese sie kenne) vorgearbeitet. Die Bedeutungen der «Partikeln» sind aber im Wörterbuche aufgeführt. Unter den zahlreichen ältern und neuern Grammatiken sind besonders hervorzuheben die von Marshman (Serampore 1814), von Prémare (lat., Malakka 1831; engl. von Bridgman, Kanton 1847), von Rémusat (Par. 1822; 2. Aufl. von de Rosny, 1858), Gonçalvez (Macao 1829), Medhurst (Batavia 1842), Summers (Lond. 1863), wozu noch die deutschen Arbeiten von Endlicher («Anfangsgründe der chines. Grammatik, Wien 1845), Schott («Chines. Sprachlehre», Berl. 1857; «Über chines. Verskunst», Berl. 1857; «Zur chines. Sprachlehre», Berl. 1868) und G. von der Gabelentz («Chines. Grammatik», Lpz. 1881) kommen. Vgl. auch Grube, «Die sprachgeschichtliche Stellung des Chinesischen» (Lpz. 1881). An Wörterbüchern sind zu erwähnen das «Dictionnaire de la langue chinoise» vom Missionar Basilius de Glemona, herausgegeben von Deguignes dem Jüngern (Par. 1813), nebst Klaproths «Supplément» (Par. 1819), welches aber Fragment geblieben und außerdem, eine Anzahl der «Notitia linguae sinicae» Prémares wörtlich entlehnter Artikel abgerechnet, fast wertlos ist; Morrisons «Dictionary» (6 Bde., Macao 1815—22); Gonçalvez' «Diccionario china-portuguez» (2 Bde., Macao 1833), desselben «Diccionario portuguez-china» (Macao 1831) und «Lexicon magnum latino-sinicum» (Macao 1841); Medhursts «Chinese and English dictionary» (2 Bde., Batavia 1842) nebst dessen «English and Chinese dictionary» (2 Bde., Shanghai 1847—48); Wells Williams, «A tonic dictionary of the Chinese language» (Kanton 1856) und dessen weit ausführlicheres «Syllabic dictionary of the Chinese language» (Shanghai 1874). Der Stil der gebildeten Umgangssprache (den man mit ihrem lautlichen Charakter nicht verwechseln darf) ist speziell dargelegt von Morrison (Serampore 1814), Rochet (Par. 1846), besonders aber das von Bazin («Grammaire mandarine», Par. 1856), Edkins («Grammar of the Chinese colloquial», Shanghai 1857) und Medhurst («Chinese dialogues», neue Aufl., Shanghai 1861). Die eigentliche Heimat der Kuan-hua im Gegensatze zu den zahlreichen Dialekten ist das nördl. und mittlere China. Mehrere der sog. Dialekte verdienen eher selbständige Schwestern jener zu heißen. Unter ihnen sind der von Kanton, von Fukien und von Shanghai bis jetzt am besten bekannt. Vgl. Morrisons «Vokabular der Kantonsprache» (Macao 1828), Medhursts «Wörterbuch der von Fu-Kian» (Hokkeen, Macao 1832—39), Bridgmans «Chrestomathie im Kanton-Dialekte» (Macao 1841), Eitels «Chinese dictionary in the Cantonese dialect» (Lond. und Hongkong 1877). Über den Dialekt von Shanghai gibt Summers Auskunft in der Einleitung zu seiner Übersetzung des Evangelisten Johannes in denselben (Lond. 1853).

Die chinesische Schrift drückt im allgemeinen nicht den Laut der Wörter aus, sondern gibt jedes Wort in einem besondern, die Sache oder den Begriff darstellenden Zeichen (Charakter); es müßte daher in dieser Schrift ebenso viele verschiedene Zeichen oder Charaktere (Sinogramme) geben, als es Wörter in der gesprochenen Sprache gibt. Da aber viele dem Laute nach gleiche Wörter verschiedene Begriffe bezeichnen, in der Schrift jedoch jeder Begriff selbständigen Ausdruck hat, so ist die Masse der gepinselten Wörter vielleicht zehnmal größer als die der artikulierten. Ihrem Ursprunge nach ist die chinesische eine einfache Bilderschrift, der eine begrenzte Zahl symbolischer und konventioneller Zeichen hinzugefügt wird; eine Verbindung solcher Bilder und Symbole mit Hinweisung auf den Laut bildet aber die Hauptmasse der chines. Charaktere, welche deshalb aus Bild und Ton zusammengesetzte Charaktere genannt werden. Die Chinesen haben nämlich das Wort nie in seine Elemente aufgelöst, um so zu der vollendetsten Gattung der Schrift, nämlich der Buchstabenschrift, zu gelangen. Die einheimischen Sprachgelehrten teilen ihre Charaktere in sechs Klassen ein; die erste Klasse umfaßt reine Bilder sinnlicher Objekte, z. B. Sonne, Mond, Berg, Baum u. s. w. Die zweite Klasse enthält solche Charaktere, die durch Zusammenstellung von zwei oder mehrern einfachen Bildern entstehen und in dieser Vereinigung auf eine mehr oder weniger geistreiche Art den Begriff ausdrücken; so gibt z. B. das Bild der Sonne vereinigt mit dem Bilde des Mondes den Begriff Licht, Mund und Vogel den Begriff Gesang u. s. w. Die dritte Klasse bilden diejenigen Charaktere, welche gewisse Verhältnisse der Stellung andeuten, z. B. oben, unten, die Zahlwörter u. s. w. Die vierte Klasse besteht aus Charakteren, die, je nachdem man sie umgekehrt schreibt, auch eine entgegengesetzte Bedeutung erlangen, z. B. rechts, links, stehend, liegend, oben, unten u. s. w. Die Charaktere der fünften Klasse heißen entlehnte; um nämlich abstrakte Ideen auszudrücken oder die Thätigkeit des Geistes zu bezeichnen, hat man die Bedeutung der einfachen oder zusammengesetzten Charaktere, welche sinnliche Gegenstände malen, auf verwandte geistige übertragen, z. B. das Bild Herz auch Geist bezeichnen lassen u. s. w. Die der sechsten Klasse heißen tonmalende, d. h. aus Bild und Ton zusammengesetzte Charaktere. Eine gewisse Anzahl Charaktere, deren Aussprache als allgemein bekannt vorausgesetzt werden konnte, wurden als rein phonetische Zeichen angewendet, ohne alle Beziehung auf ihre Bedeutung, und mit diesem phonetischen Werte neben die Bilder gesetzt; daraus entstehen nun Zusammensetzungen, die zugleich das Bild des Gegenstandes und seinen Laut bezeichnen; so bedeutet z. B. ein Charakter, der li ausgesprochen wird, wenn er allein gebraucht wird, eine chines. Meile, zu dem Bilde des Fisches hinzugefügt, bildet er den Namen des Fisches li, d. h. einer Gattung des *Karpfens*. Fast alle Namen der Pflanzen, Bäume, Fische, Vögel, Tiere und viele andere Gegenstände, deren rein bildliche Darstellung unmöglich gewesen wäre, werden durch dergleichen gemischte Sinogramme bezeichnet. Auf diese Weise entsteht ein ungeheurer Schatz von Sinogrammen (die jetzt gebräuchlichen Wörterbücher zählen deren gegen 40000 auf), die jedoch weder alle in allgemein anerkanntem Gebrauch, noch auch für den gewöhnlichen Bedarf in Rede und Schrift nötig sind. Die Schriften des Confucius und seiner Schüler enthalten nicht mehr als 2500 verschiedene Charaktere; die Kenntnis von etwa 5000 reicht aus, um alles zu verstehen, was die chines. Litteratur im Gebiete der Geschichte und Philosophie aufzuweisen hat. Zum bequemern Anordnen der Charaktere in Wörterbüchern hat man eine Anzahl derselben, bald mehr bald weniger, jetzt gewöhnlich bloß 214, ausgewählt, die man (nicht «Schlüssel», sondern) «Klassenhäupter» (pu-theu) nennt; diese nehmen in zusammengesetzten Schriftzeichen, die man ihnen nach der Zahl ihrer Striche unterordnet, eine gewöhnlich ausgezeichnete und folgerecht behauptete Stelle ein. Die Form der chines. Charaktere hat sich im Laufe der Zeit nach Maßgabe des Stoffs, auf dem man, und des Instruments, mit dem man schrieb, vielfach verändert. Die Chinesen haben paläographische Untersuchungen mit Vorliebe betrieben, und es fehlt nicht an Materialien, ihre Charaktere bis in das graueste Altertum durch alle Veränderungen hindurch zu verfolgen. Eine Übersicht der verschiedenen ältern Formen einzelner chines. Charaktere gab Hager im «Monument de Yü» (Par. 1802) und genauer Klaproth in der Abhandlung «Die Inschrift des Yü» (Berl. 1806). Für den Gebrauch des gewöhnlichen Lebens entstanden verschiedene Arten von Cursivschrift, die sich zum Teil nach Japan verbreiteten und von Saint-Aulaire und Grönceveldt im «Manual of Chinese running handwriting» (Amsterd. 1861) dargestellt wurden.

Die chinesische Litteratur ist in ihren meisten Zweigen eine der selbständigsten, die es gibt. Dabei ist sie unstreitig die umfangreichste, in geogr., ethnogr. und geschichtlicher Beziehung auch die wichtigste des ganzen Morgenlandes. Ohne alle Unterbrechung läßt sich dieselbe bis ein halbes Jahrtausend vor Christi Geburt zurückverfolgen. Der Bücherdruck ward in China 860 Jahre früher erfunden als in Europa, nämlich unter den Sui 593 n. Chr. Er verbreitete sich unter den Thang (618—904) und gelangte zur Vollkommenheit unter den Sung (960—1278). Zwischen 1041—49 ward von einem Schmied der Druck mit beweglichen Typen (wörtlich «lebendigen Tafeln», hŏ pan) aus feiner Thonerde erfunden. Doch scheint derselbe damals nicht in Aufnahme gekommen zu sein. Das gewöhnliche Vervielfältigungsmittel in China ist der Holztafeldruck, der 1205 in Japan eingeführt wurde und sich auch nach Tibet und Hinterindien verbreitete. Der Kaiser Khang-hi ließ zwar auf Veranlassung der Missionare kupferne Typen gießen und auch ein großes encyklopäd. Werk von 5000 Bänden mit denselben drucken, doch wurden dieselben bald darauf wieder eingeschmolzen. Mit andern beweglichen Typen, die Khjan-long 1777 herstellen ließ, wurde in Peking bis auf die neuere Zeit herab gedruckt. Die erwähnten Holztafeln (viereckig, 1,5 cm dick und zwei chines. Druckseiten enthaltend) sind aus Kirsch-, Birn- oder Brustbeerbaumholz. Die Blätter werden mit der Bürste abgedruckt. Ein geschickter Arbeiter zieht deren täglich 2000 ab. Die Bücherpreise sind in China weit billiger als in Deutschland; nur auf Staatskosten gedruckte Werke sind selten und teuer. Das Papier ward 95 n. Chr. erfunden. Man fertigt es aus verschiedenen Stoffen, besonders aus Bambus und der innern Rinde des Papiermaulbeerbaums, auch aus Baumwoll- und Seidenfasern. Vorher schrieb man auf Holztafeln oder Zeug. Viele Bücher werden auf

Subskription gedruckt, andere auf Kosten der Buchhändler, deren es in allen bedeutendern Städten gibt. Ein Hauptplatz für Buchdruck und Buchhandel war bisher Su-tschen. Große Bibliotheken finden sich überall im Reiche, besonders in Peking und Nanking; jeder Gebildete besitzt eine mehr oder minder umfangreiche Büchersammlung. Die Zahl der vorhandenen Bücher ist unberechenbar. Der gedruckte Katalog der Bibliothek des Kaisers Khjan-long besteht aus 122 Bänden, und eine Auswahl der klassischen Litteratur Chinas, mit Kommentaren und Scholien, die auf Befehl desselben Kaisers veranstaltet wurde, sollte 163000 Bände umfassen, von denen bis 1818 wirklich 78731 erschienen.

Die Chinesen selbst ordnen ihren Bücherschatz unter vier Gruppen: die kanonische, die historische, die belehrende und die schöngeistige Litteratur. In den fünf kanonischen oder klassischen Büchern, King genannt, sind die ältesten Denkmäler der chines. Poesie, Geschichte, Philosophie und Gesetzgebung enthalten, von denen einzelne Fragmente vielleicht mit zu den ältesten schriftlichen Denkmälern der Menschheit im allgemeinen gehören. Aus verschiedenen Quellen trug sie Confucius (s. d.) oder Khong-fu-tsze im 6. Jahrh. v. Chr. zusammen, und in dieser Redaction sind sie mit ziemlicher Treue überliefert worden. Die einzelnen King sind: 1) «Y-king», oder das Buch der Verwandlungen; es ist dies ursprünglich eine Sammlung von achtmal acht Figuren, aus geraden und gebrochenen Linien zusammengesetzt, welche Kua heißen und symbolisch die Elemente u. s. w. bezeichnen sollen, aber schon dem grauesten Altertume ein unauflösliches Rätsel waren. Der älteste Versuch, diesen Figuren eine bestimmte Deutung zu geben, ist von dem Kaiser Wen-wang und dessen Sohne Tschéu-kong aus dem 12. Jahrh. v. Chr., woran sich der moralisch-polit. Kommentar des Confucius anschließt (lat. von Regis, herausg. von Mohl, 2 Bde., Stuttg. 1832). 2) «Schu-king», oder das Buch der Annalen, welches sich nur teilweise erhalten hat und jetzt bloß aus Bruchstücken aus der Geschichte der drei ersten Dynastien besteht (franz. von Gaubil, Par. 1770, und in Pauthiers «Livres sacrés de l'Orient», Par. 1841; chines. und engl. von Medhurst, Shanghai 1846). 3) «Schi-king», oder das Buch der Lieder, eine Sammlung von Gesängen, Hymnen und einfachen Volksliedern, die einen großen Reichtum tiefen Gefühls verraten (lat. von Lacharme, herausg. von Mohl, Stuttg. 1830; nach Lacharme deutsch bearbeitet von Rückert, Altona 1833, viel treuer aber und nach dem Original von V. von Strauß, Heidelb. 1880). 4) «Tschün-tshiéu», eine Geschichte der Vasallenreiche unter den Tscheu, die mit dem J. 770 v. Chr. beginnt und von Confucius bis auf seine Zeit herabgeführt wurde. 5) «Li-ki», das Buch der Ceremonien oder der Sittenspiegel, welches eine bis in die kleinsten Einzelheiten des Lebens sich erstreckende Sammlung von Gesetzen und Vorschriften enthält (franz. von Callery, Turin 1853) und durch sein Ansehen andere ältere Werke dieser Art verdrängte, so besonders das «Tschéu-li» (franz. von Biot, 3 Bde., Par. 1851), welches, gewiß mit Unrecht, dem Tschéu-kong im 12. Jahrh. v. Chr. zugeschrieben wird. Den King an Wert und Bedeutung zunächst stehen die «Sze-schu» oder «Vier Bücher», welche, von Confucius' Schülern verfaßt, als die zuverlässigste Quelle dieser für das ganze geistige und polit. Leben der Chinesen so wichtigen philos. Schule betrachtet werden müssen. Die einzelnen Werke heißen: 1) «Ta-hjo», die große Lehre, oder die Kunst, die Völker weise zu regieren, wovon Confucius selbst den ersten Abschnitt schrieb; die übrigen, welche gleichsam einen Kommentar zu dem Text bilden, sind von seinem Schüler Tseng-tsze verfaßt. 2) «Tschong-yong», die unveränderliche Mitte, von Tsze-sze, dem Enkel des Weisen, worin besonders die Lehre ausgeführt wird, alle Extreme im Leben zu vermeiden mittels der Wissenschaft und Tugend. 3) «Lün-yü», die Gespräche, enthaltend vereinzelte Aussprüche und kurze Unterredungen des Confucius mit seinen Schülern, nach des Lehrers Tode von zweien seiner Schüler niedergeschrieben. 4) Die Schriften des Meng-tsze (von den Jesuiten latinisiert zu Mencius), des bedeutendsten mittelbaren Schülers des Confucius, der um 350 v. Chr. lebte, ebenfalls Erörterungen über moralische und polit. Gegenstände enthaltend und meist in dialogischer Form und blühendem Stil verfaßt. Diese vier Werke, die man gewöhnlich die Schriften des Confucius nennt, sind oft zusammen übersetzt worden, lat. von Intorcetta (Par. 1687) und Noel (Prag 1711), engl. von Collie (Malakka 1828), desgleichen von Legge (in dessen «Chinese classics», Hongkong 1862). Eine selbständige franz. Übersetzung des zweiten (von A. Rémusat) erschien 1817, und eine desgleichen lat. des vierten (von St.-Julien) 1824 zu Paris u. s. w. An diese kanonischen Bücher schließt sich eine unendliche Menge von Scholien, Kommentaren, Paraphrasen u. s. w. an. Zu den heiligen Urkunden der chines. Staatsreligion wird auch noch das «Hjao-king» gerechnet, welches in einem Dialog zwischen Confucius und dessen Schüler Tseng-tsze die kindlichen Pflichten behandelt und für dessen Verfasser der letztere gilt.

Die fünf King und vier Schu, welche um ihrer kanonischen und reichsgeschichtlichen Bedeutung willen auch in das Mandschu übertragen worden sind (vgl. Sse-schu, Schu-king und Schi-king in mandschuischer Übersetzung mit einem Mandschu-Deutschen Wörterbuche, herausg. von Gabelentz, Lpz. 1864), lassen bereits in ihrem Inhalt und Charakter die Richtungen erkennen, welche die chines. Litteratur seitdem verfolgt hat: Poesie, Geschichte, besonders aber Moral und Politik. Die beiden letztern Gebiete in engster Verbindung miteinander bilden den Inhalt einer reich entwickelten praktisch-philos. Litteratur. Besonders geht die ganze ältere an Confucius sich lehnende Schule kaum auf theoretische Erörterung zurück, zumal sie durch die Gunst der Kaiser eine entschieden praktische Bedeutung gewann und ihr System seit den Zeiten der Thang als Reichsreligion in die Staatsprüfungen aufgenommen worden ist. Ein eigentümliches spekulatives Leben ward in dieser Schule mit Anfang des 12. Jahrh. durch den großen Gelehrten Tschu-hi (geb. 1129 in der Provinz Kiang-nan, gest. 1200) wachgerufen, der über jede Lebensrichtung schrieb und jeder eine Stelle im System anwies. Damit fixierte er die chines. Gedankenwelt für manches Jahrhundert. Über Confucius ging er mit den naturphilos. Betrachtungen in seinem «Sing-li», d. i. «Naturgesetz», wesentlich hinaus, in welchem er, die metaphysischen Anschauungen der King schematisierend und weiter führend, zu einem unpersönlichen Urwesen gelangt, das sich als ewige Ordnung offenbart. Tief in das Volk hinein arbeitete

sich sein System besonders durch die für den Jugendunterricht bestimmte kleine, reich mit Sittensprüchen ausgestattete Encyklopädie «Sjao-hio». Ein kleines Buch aus dem 13. Jahrh., das «San-tsze-king», d. i. Dreiwörter-Kanon (russ. von dem Mönche Jakinf, mit lithographiertem Texte, Petersb. 1829; lat. und franz. von Julien, Par. 1863—64), welches noch jetzt fast von jedem Chinesen auswendig gelernt wird, zeichnet dem Lernenden in gereimten Strophen von je drei Worten seine ganze Bildung in dieser Richtung vor, kann aber ohne Kommentar nur unvollkommen verstanden werden. Erst in neuester Zeit hat Tschu-hi an Ansehen und Einfluß verloren.

Fast gleichzeitig mit Confucius lebte Li Pe-jang, gewöhnlich Lao-tsze (s. d.) genannt, welcher in seinen Forschungen noch unbetretene Wege ging. In dem ihm zugeschriebenen «Tao-te-king» (chines. und franz. von Julien, Par. 1841; deutsch von R. von Plaenckner, Lpz. 1870, und V. von Strauß, Lpz. 1870), dessen rätselhafter Charakter später Veranlassung zu den willkürlichsten Spekulationen gab, stellte er das Prinzip des Tao, der Urvernunft, schöpferisch hin und suchte auf diese Weise auch die Ethik metaphysisch zu begründen. Der berühmteste unter den Anhängern seiner Lehre ist Tschuang-tsze, ein Zeitgenosse des Kaisers Hjen-wang (368—334 v. Chr.), der zu den vorzüglichsten Schriftstellern des alten China zählt und das berühmte, vielfach kommentierte «Nan-hoa-king» verfaßte. Als später die Tao-tsze zu einer Sekte wurden, nahmen ihre Lehre und Litteratur einen kleinlich positiven, Tschuang-tszes und Lao-tszes Anschauungen widersprechenden Charakter an. Am bekanntesten aus der ziemlich reichen Litteratur der Tao-tsze ist bis jetzt das «Kan-ing-p'ian», in welchem der Mensch über seine Pflichten, sowie über die von ihm seitens seiner himmlischen Lebenswächter zu gewärtigenden Belohnungen und Strafen belehrt wird (franz. von Julien, Par. 1835; von de Rosny, Par. 1856). Sehr reich ist auch die buddhistische Litteratur in chines. Sprache. Es sind nicht nur schon frühzeitig alle heiligen Bücher oder Sutras und viele andere ind. buddhistische Werke, Kommentare u. s. w. unmittelbar aus dem Sanskrit ins Chinesische übertragen worden, sondern es wurden von chines. Buddhisten auch viele selbständige Schriften verfaßt, unter denen die über die Geschichte der Schicksale des Buddhismus in China und andern Ländern, die encyklopädischen Darstellungen des Wissenswürdigsten aus und über die Lehre des Buddha, sowie namentlich die Reiseberichte chines. Mönche und Wallfahrer über Indien und die Nachbarländer wertvoll sind. Um das J. 540 n. Chr. konnte ein chines. Kaiser bereits eine einheimische buddhistische Bibliothek von 5400 Bänden zusammenstellen. Viel Anziehendes haben auch die volkstümlichen Apologien des Buddhismus, deren Verfasser teils Geistliche (Mönche), teils fromme Laien sind. Vgl. Schott, «Über den Buddhismus in Hochasien und in China» (Berl. 1844); derselbe, «Zur Litteratur des chines. Buddhismus» (Berl. 1873); Wassiljew, «Der Buddhismus, seine Dogmen, Geschichte und Litteratur» (Bd. 1, Petersb. 1860). Eine Art Vernunftreligion, die von jeder Offenbarung absieht, versuchte Sun-te-tschao aufzustellen in seinem Werke «Sing-li tschin tshjuan», d. i. wahre Erklärung der Naturgesetze. Um dem Buddhismus und den Fortschritten des Christentums zu steuern und die alte polit. Moral in volkstümlichem Gewande wieder zu beleben, schrieb Kaiser Yung-tsching (1723—35) Ausarbeitungen zu einer Anzahl Thesen seines Vorgängers Khang-hi (1662—1722), die er «Umfassende Auslegung heiliger Aussprüche» («Sching yu kuang hjun») betitelte. Dieses auch die «Lehre von 10000 Worten» betitelte Buch ist den nichtchines. Unterthanen des großen Reichs in Übersetzungen zugänglich gemacht; eine Probe der mongol. Version hat Kowalewski in seine mongol. Chrestomathie (Bd. 1, Kasan 1836) aufgenommen. Das Ganze hat Milne nach dem chines. Text mit der Überschrift «The sacred edict» ins Englische übertragen (Lond. 1817). Dem Strafrecht ist eine sehr sorgfältige Bearbeitung zuteil geworden. Schon unter der unmittelbaren Einwirkung der Schule des Confucius waren Sammlungen gesetzlicher Bestimmungen entstanden. Nachdem die Ming-Dynastie 1587 eine Art Staatshandbuch hatte drucken lassen, in welchem die Gerechtsame des Kaisers und seiner Behörden dargestellt waren, verfaßte man das seit 1646 bis ins 19. Jahrh. immer erweiterte und neu aufgelegte «Thai-Tshing lju-li» (d. i. Gesetze der großen Tshing; nicht ganz vollständig englisch von Staunton, Lond. 1810), dessen einzelne Bestimmungen jedoch teilweise schon aus sehr früher Zeit stammen.

Den wertvollsten Teil der chines. Litteratur bilden die histor. und geogr. Werke, die zu einer gründlichen Kenntnis von Ost- und Hochasien ganz unentbehrlich sind. Zu einer kartogr. Aufnahme des Reichs gelangte man allerdings erst spät und nur unter fremder Beihilfe, wie unter der mongol. Dynastie im 14. Jahrh. durch Mohammedaner, unter Kaiser Kang-hi 1707—17 durch die Jesuiten; allein Beschreibungen Chinas und bisweilen auch der Nachbarländer sind schon sehr früh versucht worden. Bereits um Christi Geburt unter der Han-Dynastie entstand eine hydrogr. Beschreibung Chinas; aus dem Anfange des 9. Jahrh. wird eine «Beschreibung aller Provinzen» mit Karten angeführt. Das bedeutendste Werk dieser Art ist jedoch das 1744 mit Benutzung der vorausgegangenen Aufnahmen gedruckte «Thai-Tshing i thong tschi», d. i. «Umfassende Beschreibung der Großen Tshing» (wie die heutige Dynastie sich nennt), statt des Reichs derselben, in 108 Bänden. Daneben gehen sehr zahlreiche offizielle Beschreibungen einzelner Provinzen und Kreise sowie topogr. Arbeiten über einzelne Städte und Lokalitäten her. Da die Namen der Städte unter den verschiedenen Dynastien oft gewechselt haben, so bedarf man besonderer Nachweisungen, um in dieser oft verwirrenden Synonymik sich zurechtzufinden. Vgl. Biot, «Dictionnaire des noms anciens et modernes des villes et arrondissements de la Chine» (Par. 1842). Auch die dem chines. Kaiser zinsbaren Länder, wie Tibet, das östl. Turkestan, die Liu-kiu-Inseln u. s. w. sind fleißig und sorgfältig beschrieben worden. Hieran reiht sich eine Art statist. Arbeiten, die im allgemeinen auf finanziellen und polizeilichen Grundlagen erwachsen sind. Mancherlei der Art bieten die Encyklopädien, wie z. B. die Ma-tuan-lins. Vgl. «Documents statistiques officiels sur l'empire de la Chine», herausg. von Pauthier (Par. 1841), der aber als Übersetzer sehr unzuverlässig ist. Unter der Ming-Dynastie wurde das «Ming-i-thong-tschi», eine allgemeine Beschreibung des Ming-Reichs, zusammengestellt. Einen besonders wertvollen Bestandteil der geograph. Litteratur bilden die Reisewerke buddhistischer Pilger. Aus dem

Anfange des 5. Jahrh. rührt «Fu kuĕ ki» (d. i. «Beschreibung von Buddhaländern») des Fa-hian (franz. von Rémusat, Par. 1836) her, der (seit 399) 40 Jahre lang ganz Indien, Ceylon und Java bereiste. Zwei Jahrhunderte später folgte das wichtigste derartige Werk, das «Si-yu-ki» (d. i. «Kunde der westl. Länder», franz. von Julien, 2 Bde., Par. 1857—58) von Hiuen-tshang, der 629—645 ebenfalls Indien durchwanderte. Sein Leben und seine Reisen beschrieben seine Schüler Hoei-li und Yen-tshong (franz. von Julien, Par. 1853).

Ebenso wenig wie die geographische hat sich auch die historische Litteratur zu großen, allgemeinen Gesichtspunkten erhoben. Die Anfänge derselben liegen im «Schu-king» und Confucius' Bearbeitung desselben vor. Den chines. Überlieferungen aus dem Altertum des Reichs fehlt der epische Reiz, das seelische Interesse an der Geschichtschreibung; die Hauptsache des Historikers ist das chronologisch geordnete und gesicherte Registrieren. Um 100 v. Chr. veranlaßte der Kaiser Wu-ti aus der Han-Dynastie seinen Reichshistoriographen Sze-ma-tan zur Abfassung einer kritischen Universalgeschichte des Reichs. Dessen Sohn Sszema-tshian führte den Entwurf seines Vaters im «Sze-ki» (d. i. geschichtliche Denkwürdigkeiten) aus, das, mit der Urzeit beginnend, bis 122 v. Chr. reicht und Musterwerk der chines. Historiographie geworden ist. Man hat an dasselbe später alle amtlichen Dynastiegeschichten gereiht und der ganzen Sammlung dieser Reichsannalen den gemeinsamen Titel «Njan-sze-sze» (d. i. die 24 Sze) verliehen. Die ganze Reihenfolge bis zum Untergange der Ming (1643) umfaßt 3705 Bände. Eine chronol. Darstellung der Reichsgeschichte verfaßte auch der bereits genannte Philosoph und Polyhistor Tschu-hi, die von Mailla («Histoire générale de la Chine», 12 Bde., Par. 1777—83) auszugsweise französisch bearbeitet ward. Denkwürdigkeiten der gegenwärtigen Mandschu-Dynastie sind, vorbehaltlich der offiziellen Gesamtgeschichte, die immer erst nach dem Erlöschen eines Kaiserhauses veröffentlicht werden darf, bis 1820 im Druck erschienen. In neuester Zeit soll die chines. Geschichtschreibung von kritischem Geist ergriffen sein, wie er sich in Untersuchungen über die kanonischen King und in paläogr. Forschungen bekundet. Zahlreich ist auch die biogr. Litteratur der Chinesen, welche die Persönlichkeiten nach einzelnen Zeiträumen, Provinzen und Städten, oder Lebensrichtungen behandelt.

Eine ausgedehnte philol. Litteratur war durch die Art der chines. Sprache und Schrift gegeben und mehr als bei irgendeiner andern Nationalität die unvermeidliche Begleiterin jeder andern litterarischen Thätigkeit. Es kam vor allem darauf an, Ordnung in den Schatz der Wortzeichen zu bringen. Den ersten Versuch dieser Art machte Hju-schin um 100 n. Chr., der eine Anordnung nach 540 Wurzeln auf Grund der damals gebräuchlichen, der ursprünglichen Bilderschrift noch näher stehenden Tschuan-Schrift befolgte. Alle spätern Arbeiten dieser Art sind aber durch die beiden großen Wörterbücher des Kaisers Khang-hi überholt und geradezu überflüssig gemacht worden. Diese sind: das «Khang-hi-tsze-tian» in 32 oder 40 Teilen (zuerst gedruckt 1716), welchem das im 17. Jahrh. von Tschang-oll-kong verfaßte, zuerst nach 214 Radikalen angeordnete, große begriffliche Schärfe bekundende Wörterbuch «Tsching-tsze-thong» zu Grunde liegt, und das «Pei-wen-yun-fu», eine möglichst vollständige Kompilation aus allen vorhandenen guten tonischen Wörterbüchern, die zuerst 1711 in 131 Bänden erschien und später noch ein Supplement von 106 Büchern erhielt. In dieses Riesenwerk sind auch die meisten sog. Komposita, d. h. durch mehrere Charaktere umschriebenen Begriffe, aufgenommen. Unter den für Unterrichtszwecke veranstalteten Vokabularien ist eins der merkwürdigsten das einen durchgehenden Reim festhaltende «Tshjian-tsze-wen», welches 1000 verschiedene Schriftzeichen zum Memorieren zusammenstellt. Sog. Sprachlehren des Mandschuischen und Mongolischen sind nur lexikalisch geordnete Zusätze zur Wurzel, welche in diesen Sprachen wortbildend oder Beziehungen ausdrückend gebraucht werden, mit chines. Dolmetschung.

Denkmäler der Poesie der Chinesen liegen aus fast allen Zeitaltern vor, wenn auch in Europa nur erst verhältnismäßig Weniges bekannt geworden ist. Die älteste Sammlung von Liedern ist das obenerwähnte «Schi-king». Der größte Teil derselben betrifft die Dynastie der Tscheu, einige jedoch gehen bis auf die ältesten Zeiten der Dynastie Schang (seit 1766 v. Chr.) zurück, ohne daß ihr Alter sich verdächtigen ließe. Die ganze Sammlung zerfällt in vier Bücher, von denen das erste eigentliche Volkslieder, das zweite und dritte Festlieder, das vierte Totenlieder enthält. Die Form der Lieder ist sehr einfach. Sie bestehen aus Strophen von mehrern, an Silbenzahl ziemlich gleichen, gewöhnlich gereimten Zeilen; in der Regel ist an eine einfache Naturanschauung eine Allegorie geknüpft. Der dichterische Wert der einzelnen Stücke ist ungleich; an Zartheit und Unmittelbarkeit der Empfindung übertreffen viele derselben alle spätere Poesie. Es findet sich wenig eigentlich Religiöses; sehr viele Lieder handeln von Kaiser und Staat, meist voll Pietät, aber zum Teil auch politisch widersetzlich und zuweilen voll sozialistischer Bitterkeit. Auch an frischen Kriegs- und Jägerliedern fehlt es nicht. Das Leben der Natur und das des Gemüts werden sinnig behandelt und Motive der Liebe mit tiefer Empfindung aufgefaßt. Zwischen der echten Ursprünglichkeit dieser Poesie und der nüchternen, erzwungenen Kunst späterer Zeiten gähnt eine breite Kluft. Die einfache Kunst des Reims, wie sie die alte, mehr volkstümliche Dichtung zeigt, genügte nicht mehr; man begann die Reime in den einzelnen Strophen mannigfach zu kreuzen, welche Tendenz übrigens schon in mancher Ode des «Schi-king» vorwaltete. Die Verszeilen haben jetzt gewöhnlich eine Länge von fünf oder sieben Silben mit der Cäsur; unter den Thang hat sich aber ein Gesetz der «Harmonie» (jün) ausgebildet, vermöge dessen gewisse Silben der einen Zeile zu andern in der andern in einem ganz bestimmten Betonungsverhältnisse stehen müssen. Der Sinn darf aus der einen Verszeile nicht in die folgende übergreifen. In ihren Motiven geht die Dichtung im engern Sinne nicht über eine lehrhafte, beschreibende, elegische oder spöttische Lyrik hinaus. Die bemerkenswertesten Lyriker gehören der Epoche der Thang an. (Vgl. d'Hervey Saint-Denis, «Poésies de l'époque des Thang, traduites du chinois», Par. 1862.) Als Meister unter denselben gelten im 8. Jahrh. Thu-fu und Li-thai-pe, wozu noch aus dem 9. Jahrh. Wang-wei kommt. Diese großen Lyriker haben seitdem den poetischen Geschmack in der chines.

Kunstdichtung bestimmt. Vgl. Davis: «The poetry of the Chinese» (Lond. 1870).

Kulturhistorisch wichtiger sind die Romane der Chinesen. Die meisten derselben zerfallen nach Schott in drei Klassen: historische, phantastische und bürgerliche. Am meisten geschätzt von erstern sind «San-kuo-tschi», d. i. Geschichte der drei Reiche, eine romanhafte Geschichte Chinas, als es 200 n. Chr. in drei Königreiche zerfiel (franz. von Pavie, 2 Bde., Par. 1845), und «Schui-hu-tschuan», eine sehr umständliche Erzählung von Räubern und Abenteurern, welche zur Zeit der Dynastie Song im 10. Jahrh. die Seeküsten der Provinz Kiang-nan beunruhigten, fast ohne histor. Hintergrund. Das erstere Werk ist dem reifen Alter, das andere der Jugend angemessener gedichtet. Beide stammen aus den Zeiten der mongol. Herrschaft. Der phantastische Roman zeigt eine Geisterwelt im Verkehr mit sich selbst und in Einwirkung auf menschliche Schicksale. Hierhin gehört unter andern das «Pe-sche-tsing-ki» (franz. von Julien als «Blanche et bleue, ou les deux couleuvres-fées», Par. 1834). Der bürgerliche oder Familienroman, ungleich objektiver gehalten als die übrigen, bietet ein sehr treues Bild der Licht- und Schattenseiten des chines. Charakters, des öffentlichen wie des häuslichen Lebens dieser Nation. Dahin gehören: «Hao-kieu-tschuan», die Erzählung von der vollkommenen Frau (engl. von Davis, Lond. 1829; franz. von Guillard d'Arcy, Par. 1842), «Yu-kiao-li», die beiden Basen (wörtlich die Schönen Yu und Li; franz. von Rémusat, 4 Bde., Par. 1826; deutsch, Stuttg. 1827; mit Erläuterungen von Julien, 2 Bde., Par. 1864), und «Ping-schan-ling-jen», die beiden gelehrten Mädchen (franz. von Julien, 2 Bde., Par. 1860). Poetisch bedeutender und oft von überraschender Anmut sind die kleinern Erzählungen und Novellen, darunter vieles in dem Sammelwerke «Kin-ku-khi-kuan», d. i. Schauplatz merkwürdiger Begebenheiten aus alter und neuer Zeit, und «Long-tu-kong-ngan», d. i. Sammlung berühmter Rechtsfälle. Aus diesen und andern Quellen haben Davis («Chinese novels», Lond. 1816), Pavie («Choix de contes et nouvelles», Par. 1839), Thoms, Prémare, Julien u. a. mancherlei übersetzt. Halb lyrisch und halb episch kann man gewisse spießbürgerliche Novelletten in Versen nennen; hierher gehört z. B. das «Hoa-tsjen-ki», d. h. die «Erzählung von den Visitenkarten», durch Thoms unter dem Titel «Chinese courtship in Verse» (1824) übersetzt. Eine große Anzahl von Fabeln, Märchen und Legenden, die großenteils mit dem Buddhismus aus Indien nach China gelangten, hat Julien in «Les Avadanas: Contes et apologues indiens» (3 Bde., Par. 1859) zusammengestellt.

Wie das Zeitalter der Thang die bedeutendsten Lyriker, so hat das der Yuan (Mongolen) die meisten und vorzüglichsten Bühnendichter hervorgebracht. Die Anfänge des Dramas wie die des Romans verlieren sich im Dunkeln. Es gab zwar schon unter den beiden vorangehenden Dynastien Bühnenstücke, doch wahrscheinlich noch keine von ernsterer Gattung. Die ersten Lustspiele in regelrechter Form sollen unter den Song verfaßt worden sein. Seit den Zeiten der Yuan ist die dramatische Poesie der Chinesen in zahlreichen Erzeugnissen von dem ergreifendsten Trauerspiele bis herab zur gemeinsten Posse vertreten. Alle Dramen, welche in der berühmten Sammlung «Yuan-sin-pe-tschong», d. i. die hundert Stücke aus der Dynastie der Mongolen (wörtlich der Yuan-Leute; vollständig analysiert und teilweise übersetzt von Bazin in «Le siècle des Youen», 2 Bde., Par. 1850—54), enthalten sind, tragen in Bezug auf Entwickelung der Fabel, Ökonomie des Plans, Anordnung der Scenen dasselbe Gepräge; alle Unterschiede beruhen nur auf der Wahl der Stoffe. Den ersten Rang unter denselben behaupten unbedingt die histor. Dramen, und unter diesen wiederum «La chute des feuilles du U-thong» und «La mort de Tong-tcho». Nächstdem sind Komödien zu nennen, in welchen Tao-sze (d. i. Lehrer oder Anhänger des Tao) oder auch Buddhisten eine meist lächerliche Rolle spielen. Einige Dichter haben sich auch im Charakterstück versucht; am zahlreichsten vertreten sind jedoch die Intriguenstücke, in denen gewöhnlich Buhlerinnen auftreten. Unter den dramatischen Dichtern der Chinesen steht Tsching-te-hoei zwar in Bezug auf Plan und Erfindung dem Kuan-han-king, dem Pe-schin-fu, dem Ma-tschi-juan u. a. nach, in Bezug auf Stil aber ist er jedenfalls der vorzüglichste unter den Dramatikern aus dem Zeitalter der Yuan. Von einzelnen Dramen, die durch Übersetzung zugänglich geworden, sind zu nennen: «Lao-seng-eul, or an heir in his old age», von Davis (Lond. 1817), «Han-koung-tsew, or the sorrows of Han», von Davis (Lond. 1829), «Hoei-lan-ki, ou l'histoire du cercle de craie», von Julien (Lond. 1832), «Tchao-chi-kou-eul, ou l'orphelin de la Chine», von Julien (Par. 1834), «Le Pi-pa-ki, ou histoire du luth», von Bazin (Par. 1841), u. s. w.

Neben dieser massenhaften moralisch- und praktisch-philos., histor., philol. und poetischen Litteratur besitzen die Chinesen auch einen unübersehbaren Schatz von Werken über Medizin, Naturgeschichte, Astronomie, Uranographie, Geometrie, Ackerbau, Kriegskunst, Musik, Malerei und alle Zweige der Technik und Mechanik. Sie besitzen vorzügliche, in Europa meist in Auszügen von Julien und andern bekannt gewordene Arbeiten über die Kultur des Maulbeerbaums und der Seidenzucht, über Porzellanmanufaktur u. s. w. Eine Art Encyklopädie der Naturbeschreibung und Materia medica ist das «Pen-tshao-kang-mu» in 40 Bänden von Li-schi-tschin, mit Abbildungen, das öfter auf kaiserl. Kosten gedruckt worden ist. (Vgl. die Einleitung zu Schotts «Skizze einer Topographie der Produkte Chinas» in den «Abhandlungen der berliner Akademie der Wissenschaften», Berl. 1844.) Die Zahl der allgemeinen Encyklopädien, zum Teil von kolossalem Umfange, ist ebenfalls sehr bedeutend. Hierher gehört besonders Ma-tuan-lins (1300 n. Chr.) «Wen-hjan-thong-khao» (d. i. genaue Untersuchung der alten Denkmäler) in 24 Abteilungen, eine unerschöpfliche Fundgrube des besten Materials zur gründlichen Kenntnis des Chinesischen Reichs und der benachbarten Völker von den ältesten Zeiten an nach allen Richtungen des Lebens hin. Auch über die Geschichte ihrer eigenen Litteratur besitzen die Chinesen einige mehr oder minder umfangreiche Werke mit kurzer Beurteilung der Schriftsteller. Endlich verdienen auch Werke sehr gemischten Inhalts Erwähnung, die mehr zu Befriedigung vielseitiger Neugier als zu tieferer Belehrung geschrieben scheinen (Schott: «Über ein chines. Mengwerk», Berl. 1881). Die bedeutendsten Sammlungen chines. Bücher im Abendlande befinden sich zu London, Paris, Petersburg und Berlin. Schott

verfaßte den «Entwurf einer Beschreibung der chines. Litteratur» (Berl. 1854), worin man auch Berichtigungen zu seinem bereits im J. 1840 erschienenen Verzeichnis chines. Bücher der berliner Bibliothek findet.

Chinesische Tinte, s. Tusche.

Chinesisches Wachs oder chinesischer Talg, ein Produkt des Talgbaums, Stillinga sebifera, welcher in China teils wild wächst, teils kultiviert wird. Er gedeiht ebenso gut im Alluvium des Flachlandes, wie auf dem Boden des Granitgebirges, man hat ihn daher mit Erfolg in die verschiedensten Gegenden, nach Florida, Carolina, nach Brasilien, Ostindien und nach Algier verpflanzt. Die im November oder Dezember gesammelten, haselnußgroßen, schwarzen Samen sind von einer harten, weißen Wachsschicht umhüllt. Um diese zu gewinnen, werden die Samen in Mörsern zerstampft, um die Fruchthüllen entfernen zu können, darauf mittels Wasserdampf erwärmt und heiß gepreßt, wobei das Wachs im halbgeschmolzenen Zustande abfließt. Nach dem Erkalten wird es umgeschmolzen, um es von beigemengten Samenteilen zu befreien, und dann in Blöcke von 40—50 kg Gewicht gegossen, in welcher Form es in den Handel kommt. Das Chinesische Wachs ist hart, außen rötlich gefärbt, die innere Masse matt weiß, geruch- und geschmacklos, schmilzt bei 40°. Nach Untersuchungen von Brodie wird es von wässerigen Alkalien wenig angegriffen, beim Schmelzen mit Kalihydrat liefert es Cerotinsäure $C_{27}H_{54}O_2$ und Cerylalkohol oder Cerotin $C_{27}H_{56}O$, seine Hauptmasse besteht daher aus Cerotinsäure-Ceryläther. Da letzterer aber im reinen Zustande erst bei 82° schmilzt, so muß in dem Chinesischen Wachs ein anderer Körper enthalten sein, welcher erheblich erniedrigend auf den Schmelzpunkt wirkt, und es ist daher wahrscheinlich, daß man es im Chinesischen Wachs mit einem Gemenge eines vegetabilischen Wachses und Talges zu thun habe.

Chinidin nennt man ein im Handel vorkommendes unreines Präparat, welches als Nebenprodukt bei der Chininfabrikation gewonnen wird und hauptsächlich aus Cinchonidin besteht. Pharmaceutisch darf dasselbe nicht verwandt werden.

Chinierte Stoffe (frz. étoffes chinées, engl. clouded materials), aus verschiedenem Material leinwandartig gewebte Stoffe, deren geflammte Muster auf mehrerlei Art hergestellt sein können. Bei den eigentlichen chinierten Stoffen sind größere isolierte Flammen, vielmehr länglich geformte Flecke mit schwach abgegrenzten, gleichsam verwaschenen Enden, dadurch erzeugt, daß die gescherte Kette vor dem Aufbäumen (s. Weberei) stellenweise gefärbt, oder, wenn es sich um die Erzeugung regelmäßiger Figuren (Blumen, Rosetten u. s. w.) handelt, nach dem Aufbäumen mittels hölzerner Formen, ähnlich denjenigen für den Kattundruck, mit den entsprechenden Farben bedruckt, auch wohl mittels Schablonen bemalt wird. Bei den chinierten Stoffen im weitern Sinn werden feingeflammte (melierte) Muster gewöhnlich in der Art hergestellt, daß entweder jeder Kettenfaden aus zwei verschiedenfarbigen Fäden mit schwacher Drehung gezwirnt, als Einschlag dagegen ein einfacher Faden von einer dritten Farbe verwendet, oder umgekehrt ein einfarbiger Kettenfaden mit zwei lose gezwirnten, verschiedenfarbigen Einschlagfäden verarbeitet wird.

Chinin, organische Base von der Zusammensetzung $C_{20}H_{42}N_2O_2$, das wirksamste Alkaloid der Chinabasen (s. d.), der wertbestimmende Bestandteil der Chinarinden. Das C. wurde 1820 von Pelletier und Caventou entdeckt, seine Zusammensetzung wurde von Liebig festgestellt. In der Rinde findet sich das C. von einer Menge von fremden Körpern begleitet, welche im Artikel Chinabasen benannt sind; von diesen ist es bei seiner Gewinnung zu trennen. Die Fabrikation des C. wird auf verschiedene Weise ausgeführt; die zweckentsprechendste dürfte die folgende sein. Die gemahlenen Rinden werden wiederholt mit sehr verdünnter Salzsäure ausgekocht, nach jeder Kochung wird filtriert und das ungelöst Gebliebene abgepreßt. Um hierbei nicht allzu verdünnte Flüssigkeit zu erhalten, verwendet man die letzten Abkochungen zum Extrahieren von frischem Material. Aus der sauren Lösung werden die sämtlichen Basen zusammen durch Kalk, den man in Form von Kalkmilch bis zur stark alkalischen Reaktion zufügt, gefällt, während die in den Rinden enthaltenen Säuren als Kalksalze in Lösung bleiben. Der Niederschlag wird abfiltriert, gepreßt, getrocknet und der Rückstand mit kochendem Benzin oder Petroleumäther extrahiert, wodurch die Basen gelöst werden. Diese Lösung wird anhaltend mit verdünnter Schwefelsäure geschüttelt, wodurch die Basen in schwefelsaure Salze verwandelt und in wässerige Lösung übergeführt werden. Dabei ist die Menge der Schwefelsäure so zu regulieren, daß neutral reagierende Salze gebildet werden, weil nur in dieser Form das C. von den übrigen Basen zu trennen ist. Um dies sicher zu erreichen, schüttelt man zunächst die Benzinlösung mit einer zur Aufnahme der Gesamtmenge der Basen unzureichenden Menge von Schwefelsäure und verarbeitet diese Lösung für sich weiter; zur Gewinnung des Restes der noch im Benzin enthaltenen Basen wird zum zweiten mal mit einem Überschuß von Säure geschüttelt und die dabei erhaltene saure Lösung dient dann bei der nächsten Operation zum ersten Ausschütteln des Benzins. Die neutral reagierende Lösung enthält nun alle Basen als schwefelsaure Salze und von diesen ist das schwefelsaure C. das am schwersten lösliche, welche Eigenschaft zur Trennung von den andern Salzen benutzt wird. Die Lösung der Salze wird in mit Dampf geheizten Kesseln so weit verdampft, bis eine Probe die Krystallisationsfähigkeit zeigt. Beim Erkalten erstarrt das Ganze zu einem aus Krystallnadeln gebildeten, von Mutterlauge durchtränkten Brei.

Die Krystalle bestehen vorzugsweise aus schwefelsaurem C., verunreinigt durch Cinchoninsalz, während die Salze der andern Basen in der Mutterlauge verbleiben und durch Waschen mit wenig kaltem Wasser und Abpressen entfernt werden. Das rohe schwefelsaure C. wird nun mehrere male aus heißem Wasser umkrystallisiert, was sehr leicht erfolgt, da das Salz in heißem Wasser sehr leicht, in kaltem schwer löslich ist; die Reinigung wird so lange fortgesetzt, bis man schließlich ein Salz von blendender Weiße erhält. Der größte Teil des C. wird in dieser Form, als schwefelsaures Salz in den Handel gebracht. Will man daraus reines C. darstellen, so übergießt man das Salz mit 30 Teilen kaltem Wasser, tropft vorsichtig, unter beständigem Umrühren, verdünnte Schwefelsäure zu, bis gerade Lösung erfolgt ist, und fügt dann Ammoniak zu, wodurch das reine C. als weißer Niederschlag fällt.

Dieser wird auf einem Filter gesammelt, mit möglichst wenig kaltem Wasser gewaschen, abgepreßt und bei gewöhnlicher Temperatur getrocknet.

Seit längerer Zeit sind die Bemühungen der Chemiker darauf gerichtet gewesen, die Produktion dieses so wichtigen Körpers auf künstliche Weise, durch Synthese, zu ermöglichen. Gelänge dies, so würde damit eine Entdeckung von größter Wichtigkeit gemacht sein. Angeblich ist E. A. Maumené in neuester Zeit so glücklich gewesen, dieses von so vielen angestrebte Ziel zu erreichen; er hat der pariser Akademie ein versiegeltes Paket übergeben („Compt. rend.“, XCIV, 968), welches die Beschreibung seiner Darstellungsmethode enthalten soll.

Das aus seinen Lösungen gefällte C. bildet anfangs eine käsige Masse, die sich aber beim Verweilen in der Flüssigkeit bald in mikroskopische Krystalle, welche 3 Moleküle Wasser enthalten, umwandelt. Die Krystalle schmelzen bei 57°, geben dabei Wasser ab, werden fest und schmelzen dann wieder bei 176°. Das krystallisierte C. löst sich in 1400 Teilen kaltem Wasser und in 770 Teilen heißem. Es ist nicht ganz leicht löslich in Alkohol und Äther, am leichtesten löst es sich in Chloroform, auch in Schwefelkohlenstoff. Die Lösungen sind charakterisiert durch einen intensiv rein bittern Geschmack, sie reagieren alkalisch und haben die Eigenschaft, die Ebene des polarisierten Lichtstrahls stark nach links abzulenken. Die Lösungen der meisten Salze des C. zeigen schön blaue Fluoreszenz. Saure Lösungen, mit Chlorwasser vermischt und dann mit überschüssigem Ammoniak versetzt, geben eine intensiv grüne Färbung. (S. **Chiningrün**.)

Das C. verbindet sich mit fast allen Säuren zu meist wohl krystallisierten Salzen und zwar 1) zu neutralen Salzen, in denen 1 Molekül C. mit 1 Molekül einer einbasischen oder 2 Moleküle C. mit 1 Molekül einer zweibasischen Säure enthalten sind; 2) zu sauren Salzen, Verbindungen von 1 Molekül C. mit 2 Molekülen einbasischer oder von 1 Molekül C. mit 1 Molekül zweibasischer Säuren, und 3) zu übersauren Salzen oder Verbindungen von saurem Salz mit der doppelten Menge von Säure. Ferner gehen viele Chininsalze Doppelverbindungen mit andern Salzen ein.

Von den zahlreichen **Chininverbindungen** sind folgende in die Deutsche Pharmakopöe aufgenommen worden:

1) **Neutrales Chininsulfat**, Chininum sulfuricum $(C_{20}H_{42}N_2O_2)_2\ H_2SO_4 + 7H_2O$. Die Darstellung ist oben bei der Gewinnung des C. aus den Chinarinden beschrieben. Ein schneeigweißes, aus seidenglänzenden, biegsamen, sehr lockern Nadeln bestehendes Salz, löst sich in 25—30 Teilen kochendem und in 750—800 Teilen kaltem Wasser, wenig löslich in Äther, unlöslich in Chloroform, die Lösungen fluoreszieren schön, sie reagieren neutral. Beim Liegen an der Luft gibt es einen Teil, bei 120° den Rest des Krystallwassers ab.

2) **Saures Chininsulfat**, Chininum bisulfuricum $C_{20}H_{42}N_2O_2\ H_2SO_4 + 7H_2O$. Neutrales Sulfat wird mit 5 Teilen lauwarmem Wasser übergossen und vorsichtig so viel verdünnte Schwefelsäure zugefügt, bis gerade Lösung erfolgt ist. Die Flüssigkeit überläßt man einem mäßig warmen Orte, wo ihre Temperatur nicht über 50° steigen kann, der langsamen Verdunstung und läßt sie, sobald sich Zeichen der Krystallisation zeigen, erkalten, wobei das Salz in weißen, prismatischen, glänzenden Krystallen anschießt. Es löst sich schon in 8—10 Teilen Wasser und in 2 Teilen Weingeist.

3) **Chlorwasserstoffsaures oder salzsaures Chinin**, Chininum hydrochloricum s. muriaticum $C_{20}H_{42}N_2O_2\ HCl$, wird durch Zersetzung von neutralem Sulfat mit Chlorbaryum dargestellt. In 100 Teilen siedendem Wasser löst man 3 Teile Chlorbaryum und fügt 11 Teile Chininsulfat hinzu. Die Zersetzung erfolgt momentan, der gebildete schwefelsaure Baryt setzt sich rasch am Boden des Gefäßes ab, die davon abfiltrierte Lösung des Chininsalzes krystallisiert beim Erkalten. Wenn das angewandte Chininsulfat nicht feucht war, so wird bei genauer Innehaltung obiger Verhältnisse eine vollständige Zersetzung des Chlorbaryums eingetreten und ein minimaler Überschuß von Chininsulfat vorhanden sein, der aber nicht zu beanstanden ist; dagegen darf kein unzersetztes Chlorbaryum verbleiben und es ist die Lösung, ehe man sie erkalten läßt, auf die Anwesenheit von löslichem Barytsalz zu prüfen; sollte eine solche sich ergeben, so ist eine geringe Menge Chininsulfat zuzufügen, bis dies in geringem Überschuß verbleibt. Die vom chlorwasserstoffsauren C. abgegossene Mutterlauge wird bei niedriger Temperatur verdunstet und liefert dann bis zum letzten Tropfen Krystalle. Die Krystalle sind weiß und seidenglänzend, löslich in 20 Teilen kaltem Wasser, löslicher in Weingeist.

4) **Chininvaleriat oder Baldriansaures Chinin**, Chininum valerianicum, Formel: $C_{20}H_{42}N_2O_2 \cdot C_5H_{10}O_2 + H_2O$. Frisch gefälltes, noch feuchtes C. wird in Alkohol verteilt und mit Valeriansäure versetzt, bis die Flüssigkeit gerade neutral, oder ganz schwach sauer reagiert. Man läßt bei sehr niederer Temperatur verdunsten und erhält alsdann das Salz in schönen Krystallen. Hier, wie bei der Darstellung aller Chininsalze, ist darauf hinzuweisen, daß die Verdunstung immer nur bei möglichst niedern Temperaturen, die 50° nicht übersteigen sollten, zu geschehen hat, weil bei höhern Wärmegraden sehr leicht eine Umsetzung der Salze in harzige Produkte erfolgt.

5) **Chinintannat, Gerbsaures Chinin**, Chininum tannicum. Darzustellen nach der Vorschrift der Pharmakopöe: 1 Teil Chininsulfat, unter Zusatz der erforderlichen Menge von verdünnter Schwefelsäure in 30 Teilen Wasser gelöst, wird mit einer Lösung von 3 Teilen Gerbsäure, in 30 Teilen kaltem Wasser gelöst, gemischt. Der entstandene Niederschlag wird zuerst durch Decantation von dem größten Teil der Flüssigkeit befreit, dann auf dem Filter gesammelt, mit wenig Wasser gewaschen und bei ganz gelinder Wärme getrocknet.

6) **Chinineisencitrat, Citronsaures Eisenchinin**, Chininum ferro-citricum. 6 Teile Citronensäure werden in 300 Teilen Wasser gelöst und 3 Teile reine Eisenfeile hinzugefügt. Die Flüssigkeit läßt man im offenen Gefäß so lange an einem mäßig warmen Orte stehen, bis der zuerst sich bildende weiße Niederschlag von citronsaurem Eisenoxydul sich gelöst hat. Dann wird filtriert, zu der nur lauwarmen Lösung 1 Teil C. gefügt, im Wasserbade zur Sirupskonsistenz verdampft und die Lösung auf erwärmten Glastafeln am lauwarmen Orte ausgetrocknet. Nach beendigtem Trocknen löst sich das Salz, ein Gemenge von Eisenoxydul-, Eisenoxyd- und Chinincitrat, in glänzenden, durchscheinenden, rotbraunen Blättchen von dem Glase ab.

Als **Arzneimittel** ist das C. von unschätzbarem Werte. Die schon seit Jahrhunderten bekannte spezifische Wirkung der Chinarinde gegen die Wechselfieber gründet sich wesentlich auf dieses Alkaloid, welches schon in geringen Mengen hemmend auf die Keimung und Vermehrung jener niedrigsten mikroskopischen Organismen einwirkt, welche als die Träger der Infektionskrankheiten zu betrachten sind; nach neuern Beobachtungen aus tropischen Sumpfgegenden vermag der tägliche Gebrauch mäßiger Chiningaben auch prophylaktisch die Empfänglichkeit des Körpers für das Malariagift bedeutend herabzusetzen. Auch in andern fieberhaften Krankheiten führt das C., wenn es in hinreichend großen Dosen von mehrern Grammen gereicht wird, durch direkte Verminderung der Wärmeproduktion einen raschen und beträchtlichen Fieberabfall herbei und findet deshalb neuerdings bei Typhus, Kindbettfieber, Lungenentzündung und andern schweren Fiebern neben kalten Bädern die ausgedehnteste Anwendung. In großen Dosen erregt es Schwindel, Herzklopfen, Ohrensausen, Schwerhörigkeit und einen rauschähnlichen Zustand (sog. Chininrausch); die Arbeiter in Chininfabriken leiden häufig an Anschwellungen der Augenlider und Lippen, an Hautausschlägen u. dgl. Auf den Stoffwechsel wirkt das C. nach den Untersuchungen von Binz, Unruh und Kerner insofern alterierend ein, als durch den länger fortgesetzten Gebrauch kleiner Gaben eine deutliche Verminderung des Eiweißumsatzes im Körper und damit bei geschwächten Personen eine Förderung des Kräfte- und Ernährungszustandes stattfindet, weshalb es bei Schwächezuständen der verschiedensten Art, bei Verdauungsstörungen, Blutarmut und Nervenleiden, zumeist in Verbindung mit Eisenpräparaten, mit größtem Vorteil benutzt wird. Der jährliche Chininbedarf ist infolge dessen ein ganz außerordentlich großer; im J. 1878 wurde er nach dem Handelsbericht von Gehe in Dresden auf etwa 100000 kg geschätzt. Vgl. Binz, »Das C. nach den neuern pharmakologischen Arbeiten« (Berl. 1875).

Chiningrün, Thalleiochin, Dalleochin, ein von Horaz Köchlin dargestellter grüner Farbstoff, dessen alkoholische, mit Wasser verdünnte Lösung zum Färben von Seide und Wolle direkt benutzt werden kann, zum Färben mit Baumwolle ist diese durch Tränken mit oder Aufdrucken von Eiweiß zu animalisieren. Der Farbstoff wird dargestellt, indem 10 g Chininsulfat in 1 l Wasser gelöst und mit 128 cbcm Chlorkalklösung versetzt, worauf 32 cbcm Salzsäure und dann sofort 192 cbcm Ammoniak zugefügt werden. Die Mischung wird auf 25° C erwärmt, wobei sich das Produkt als harzige, grün schimmernde Masse abscheidet. Es ist unlöslich in Wasser, Benzin, Terpentinöl, Schwefelkohlenstoff und Äther, aber löslich in Alkohol, Holzgeist und Glycerin.

Chininsulfat, s. unter Chinin (»Verbindungen 1 u. 2).

Chinintannat, s. unter Chinin (»Verbindungen 5).

Chininvaleriat, s. unter Chinin (»Verbindungen 4).

Chino (span., spr. Tschino), eigentlich Chinese, in Südamerika Bezeichnung eines Abkömmlings von einem Neger und einer Indianerin.

Chinoidin, ein pharmaceutisches Präparat, welches als Nebenprodukt bei der Bereitung des Chinins gewonnen wird, indem man die Mutterlauge, aus welcher das rohe Chininsulfat krystallisiert ist, heiß mit Natronlauge versetzt, um alle darin enthaltenen Chininbasen abzuscheiden. Es ist demnach das C. ein Gemenge der verschiedensten Körper in wechselndem Verhältnis. In der Wärme schmelzen die Basen zu einer harzigen Masse zusammen, die zu Stangen gerollt das Chinoidinum crudum des Handels liefert. Wird dies in verdünnter Säure gelöst, filtriert und von neuem gefällt, so erhält man das Chinoidinum depuratum. Braune, oder schwarzbraune, spröde, harzartige Masse von muscheligem, glänzendem Bruch, von sehr bitterm Geschmack, in Wasser wenig löslich, leicht in Alkohol und in verdünnten Säuren löslich.

Chinois (frz.), nennt man kleine candierte Pomeranzen, welche in Italien zubereitet werden.

Chinolin C_9H_7N, eine organische, tertiäre Aminbase, welche durch trockene Destillation von Chinin oder Cinchonin mit Kalihydrat erhalten wird. Sie hat dieselbe Zusammensetzung wie das von Runge aus dem Steinkohlenteer abgeschiedene Leukolin, ist aber mit diesem nicht identisch, und unterscheidet sich vom Leukolin namentlich dadurch, daß es bei geeigneter Behandlung einen schönen blauen Farbstoff, Chinolin-Jodcyanin $C_{28}H_{35}N_2J$, liefert, welchen das Leukolin nicht gibt. Das Jodcyanin, welches in der Färberei Verwendung findet, wird dargestellt, indem rohes C. mit der anderthalbfachen Menge Jodamyl 10 Minuten lang erhitzt, dann mit der sechsfachen Menge Wasser 10 Minuten lang gekocht wird. Die filtrierte Lösung wird wieder zum Sieden gebracht, mit kleinen Anteilen Kalihydrat nach und nach versetzt und längere Zeit gekocht, worauf sich das Jodcyanin beim Erkalten als harzige Masse abscheidet, die nach dem Lösen in Alkohol krystallisiert zu erhalten ist.

Chinon (im Mittelalter Caino), Hauptstadt eines Arrondissements im franz. Depart. Indre-et-Loire (Touraine), an der Vienne, 15 km von deren Mündung in die Loire und an der Vendéebahn, zählt (1876) 4536, als Gemeinde 6301 E. und hat ein Tribunal erster Instanz, ein Kommunal-Collége, eine Ackerbaugesellschaft, eine Bibliothek u. s. w. Das Denkmal des hier geborenen Rabelais wurde 2. Juli 1882 enthüllt. Die Bevölkerung baut Getreide, guten Wein und viel Obst, besonders Pflaumen, und treibt einen bedeutenden Handel mit getrockneten Früchten, namentlich mit Pflaumen (prunets de Tours), Wein, Honig und Wachs. Die Stadt war ehemals befestigt. Von den 900 m langen, vom 11. bis 15. Jahrh. errichteten Festungswerken sind nur noch Ruinen übrig. Von dem Turm, in welchem Jacques Molay, der letzte Hochmeister der Templer, gefangen saß, und in welchem 24. Febr. 1429 Jeanne d'Arc zum ersten mal dem Könige Karl VII. vorgestellt ward, hat man eine schöne Aussicht auf die Umgegend. In einem nahen Walde traf 1481 Ludwig XI., der in C. viele seiner Feinde eingekerkert hatte, der Schlag.

Chinone nennt man in der organischen Chemie Körper, welche sich von den Kohlenwasserstoffen der aromatischen Reihe dadurch ableiten, daß an die Stelle von 2 Atomen Wasserstoff 2 Sauerstoffatome treten, so ist das gewöhnliche C. $C_6H_4O_2$ auf ein Benzol C_6H_6 zu beziehen, in dem 2 Wasserstoffatome durch je 1 Sauerstoffatom ersetzt sind. Da aber 2 Sauerstoffatome zusammen vierwertig sind, so nimmt man an, daß die beiden Atome untereinander zu einer zweiwertig wirkenden Atomgruppe

—O=O— verbunden sind und daß diese Atomgruppe dann substituierend wirkt. Durch entstehenden Wasserstoff oder durch reduzierend wirkende Körper wird die doppelte Bindung der beiden Sauerstoffatome aufgehoben und die Sauerstoffgruppe in zwei Hydroxyle OH verwandelt, wodurch die C. in Hydrochinone übergeführt werden. So verwandelt sich das gewöhnliche Chinon $C_6H_4O_2$ durch Aufnahme von zwei Wasserstoffatomen in Hydrochinon $C_6H_4(OH)_2$. Allgemeineres Interesse haben die C. dadurch gewonnen, daß sie bei der künstlichen Darstellung mancher Farbstoffe eine wichtige Rolle spielen. (S. Alizarin.)

Chinovasäure $C_{24}H_{38}O_4$, eine organische Säure, welche in der javan. Chinarinde vorkommt und außerdem in der Tormentillwurzel aufgefunden ist. Allgemeineres Interesse besitzt dieselbe nicht.

Chiny, Stadt im Bezirk Virton der belg. Provinz Luxemburg, an der Semois, 40 km westlich von Arlon, mit 1025 E. Vom 10. Jahrh. ab war C. Sitz einer gleichnamigen Grafschaft, die 1364 von Herzog Wenceslaus von Luxemburg durch Kauf erworben und seinen Staaten einverleibt wurde. Bei C. beginnt der über 2000 ha umfassende Wald von C., der wildreichste Belgiens. In der Nähe sind die Ruinen der 1793 von den Franzosen zerstörten Benediktinerabtei Orval, einst eine der umfangreichsten (1041 ha) und mächtigsten der Christenheit.

Chiococca *L.*, Schneebeere, Pflanzengattung aus der Familie der Rubiaceen. Ihre Arten, die sämtlich im tropischen Südamerika vorkommen, haben zum Teil kletternde Stämme und Äste, gegenständige, glatte, mit breiten Deckblättern versehene, spitzentragende Blätter, in achselständige Trauben oder Rispen gestellte Blüten mit unterständigem Fruchtknoten, fünfzähnigem Kelch und trichterförmiger, fünflappiger Blumenkrone. Die Frucht ist eine vom Kelche gekrönte schneeweiße Beere. Zwei Arten, C. racemosa *Jacq.* von Jamaica, mit anfangs weißen und geruchlosen, später gelben und wohlriechenden, in Trauben geordneten Blüten, und C. anguifuga *Mart.* aus Brasilien, mit weißen, in Rispen gestellten Blüten, waren früher offizinell. Sie liefern die westind. und brasil. Caïncawurzel (s. d.), in deren Rinde ein eigentümlicher Körper, die Caïncasäure, sich findet, die bei Behandlung mit Salzsäure Chiococcasäure gibt.

Chioggia (spr. Kiōdscha) oder Chiozza, Hafenstadt in der ital. Provinz Venedig, am Adriatischen Meere, nahe der Mündung der Etsch und Brenta, auf der Insel gleiches Namens, am Südende der Lagunen von Venedig, auf Pfählen gebaut, steht durch eine steinerne, 235 m lange Brücke von 43 Bogen mit dem Festlande (Lido Brondolo) in Verbindung. Der Kanal Lombardo umzieht die Stadt, und der Kanal della Vena teilt sie in zwei, durch neun Brücken verbundene Hälften. Der Hafen, dessen Eingang die Forts San-Felice und Caroman beschützen, ist gut; die Vorstädte werden durch Batterien geschützt, sodaß die Stadt als einer der festesten Punkte der Lagunen gilt. Sie zählt (1881) 20224, als Gemeinde 28015 E. und ist Sitz des Distriktskommissariats, einer Prätur und eines Bischofs. C. hat eine schöne Kathedrale, 1633 von Longhena gebaut, ein theol. Seminar und ein Gymnasium, Schiffswerften u. s. w. Hier werden auch viele Seile, Taue u. s. w. für die Marine verfertigt. Außerdem treiben die Bewohner Handel mit oberital. und deutschen Waren, sowie Fischerei. Bei ungünstiger See nehmen die Dampfer zwischen Triest und Venedig hier hindurch ihren Kurs. Die Insel wurde 1379 von den Genuesen erobert und zwei Jahre darauf an Venedig abgetreten.

Chion aus Herallea am Pontus Euxinus, war ein Schüler Platos, und tötete an der Spitze einer Verschwörung einen andern Platoniker Klearch, der sich zum Tyrannen in seiner Vaterstadt gemacht hatte, fand aber dabei selbst den Tod, ohne die Tyrannei zu stürzen, welche der Bruder des Klearch als Vormund von dessen minderjährigen Söhnen fortsetzte. Unter dem Namen des C. sind 17 Briefe überliefert, die aber von einem spätern Verfasser herrühren. Sie sind von Orelli zusammen mit dem Geschichtschreiber Herakleas Memnon (Lpz. 1816) und von Hercher in den «Epistolographi Graeci» (Par. 1873) herausgegeben.

Chionanthus, d. h. Schneeblume, nannte Linné eine Pflanzengattung aus der Familie der Oleaceen, deren Arten Bäume oder Sträucher sind, die in Nordamerika und im nördl. Teile von China vorkommen. Sie haben gegenständige, ganze und ganzrandige Blätter und weiße, in einfachen oder zusammengesetzten Trauben stehende Blüten mit kurzem, vierteiligem Kelch und kurzröhriger, in vier verlängert-lineale Zipfel zerspaltener Blumenkrone. Die Frucht ist eine meist einsamige ovale Steinfrucht. Eine amerik. Art, die C. virginica *L.*, ist ein beliebter Zierstrauch geworden. Derselbe wird bis 4 m hoch, hat eiförmige oder länglich-lanzettförmige Blätter und end- und achselständige Trauben langgestielter Blüten. Er hält im Freien aus und bietet zur Blütezeit einen prächtigen Anblick dar. Der Strauch gedeiht am besten auf einem leichten, tiefgründigen Boden und läßt sich durch Samen vermehren, welche jedoch erst im zweiten Jahre nach der Aussaat keimen. Man kann ihn auch auf Eschen, besonders auf die Blumenesche pfropfen. Die Rinde der Wurzel dieses Strauchs wird in Amerika als Mittel gegen Wechselfieber gebraucht.

Chionides wird neben Magnes von Aristoteles als der älteste attische Komödiendichter bezeichnet. Er war jünger als Epicharmus (s. d.) und dichtete seine Komödien wohl gegen die Mitte des 5. Jahrh. v. Chr. Von ihm ist nichts überliefert; die ihm zugeschriebenen Fragmente rühren nicht von ihm her.

Chios, von den Türken Saki-Adassi, d. h. Mastixinsel, genannt, noch bis 1881, wo sie durch eine Reihe von Erdbeben vollständig ruiniert wurde, eine der schönsten und fruchtbarsten unter den der Pforte gehörigen griech. Inseln im Ägäischen Meere, an der Westküste Kleinasiens, zwischen Lesbos und Samos gelegen. Die Insel, ein Teil des Vilajets Dschesair, hat einen Flächeninhalt von 826,7 qkm. Der nördlichere Teil wird fast ganz von steilen und jetzt meist kahlen Kalksteingebirgen eingenommen, unter denen das Pelinnäon (jetzt schlechtweg «Oros», d. i. Berg, genannt) das höchste ist (1261 m); der südlichere Teil hat niedrigere Berge, die teils angebaut, teils mit immergrünem Strauchwerk bedeckt sind. Die einzige größere Ebene in der Mitte der Ostküste um die Hauptstadt herum erscheint wie ein großer Wald von Orangen- und Citronenbäumen mit vielen Landhäusern der Bewohner der Stadt. Eigentliche Flüsse hat C. nicht, sondern nur eine Anzahl Bäche. Im Altertum war die Insel durch außerordentliche Fruchtbarkeit des Bodens, besonders durch ihren Wein und ihre Feigen berühmt, daher

man mit einem chiischen Leben und mit chiischen Tafeln den Begriff der Schwelgerei verband. Noch gegenwärtig werden Wein, Öl, Baumwolle, Feigen und vorzüglich Mastix (im südwestl. Teile der Insel, wo die sog. Mastixdörfer liegen), sowie Südfrüchte gebaut. Auch wird Käse, Wolle und Seide gewonnen. Man fertigt Seiden- und Baumwollwaren, und der Handel mit diesen sowie mit eingemachten Früchten, Konfitüren, mit Getreide, Vieh und Salz ist beträchtlich. Die Zahl der Einwohner beläuft sich auf ungefähr 36000, darunter etwa 2500 Türken und 1000 kath. Italiener; die übrigen Griechen. Die Hauptstadt C., ehemals bisweilen auch Kastro genannt, auf der Ostküste gelegen, vor dem Erdbeben 1881 mit 13000 E., ist Sitz eines Aga und eines griech. Erzbischofs, wird durch ein Kastell geschützt und hat einen mit zwei Leuchttürmen versehenen Hafen.

Die alte Geschichte der Insel knüpft sich an die Ionier, die hier nach der dor. Wanderung festen Fuß faßten. Seit Cyrus (etwa seit 540 v. Chr.) wurde die Insel den Persern unterthänig. Nach den Perserkriegen schloß sie sich dem unter Athens Hegemonie gegründeten Bunde an, fiel im Peloponnesischen Kriege (412 v. Chr.) wieder von Athen ab, trat dann wieder im J. 378 v. Chr. dem neuen athenischen Seebunde bei, entzog sich aber durch den sog. Bundesgenossenkrieg (357—355 v. Chr.) wieder dem Einflusse Athens, und teilte nachher unter Alexander d. Gr. und den Diadochen die Schicksale der übrigen griech. Städte und Inseln Kleinasiens. In C. wurde zuerst durch Melas eine angesehene Schule der Marmorbildnerei gegründet, die sich vier Generationen hindurch bis auf Bupalos und Athenis erhielt. Die epische Dichtung wurde in C., welches zu den sieben Städten zählte, die sich als den Geburtsort Homers ausgaben, durch die Schule der Homeriden, die den Homer als ihren Stifter und Ahnherrn verehrte, gepflegt. In späterer Zeit hat Ion von C. als Elegiker, Dithyrambiker und Tragiker, Theopompos als Historiker sich berühmt gemacht. Als ein Teil des Pergamenischen Reichs kam C. 133 v. Chr. an die Römer, gehörte zu der Provinz Asia, seit Diocletian zu der Inselprovinz. Seitdem blieb es im Besitze der byzant. Kaiser, bis endlich 1346 die genuesische Handelskompagnie Maona die Insel eroberte und kolonisierte. Unter dem Schutze der Republik Genua behauptete nachher seit 1362 die neue Aktiengesellschaft der Giustiniani die Insel bis 1566, wo die Türken auch C. eroberten. Unter der türk. Herrschaft genossen die meist griech. Bewohner große Vorrechte. Sie standen zwar unter einem vom Kapudan-Pascha eingesetzten türk. Aga, hatten aber sonst ihre selbstgewählten Behörden, besaßen eine im ganzen Orient berühmte Schule und genossen das Recht, auf ihren Türmen Glocken zu haben und läuten zu dürfen. C. war das gewöhnliche Standquartier der zwischen Konstantinopel, Syrien und Alexandria segelnden Schiffe, und die Einkünfte der Insel bildeten ein Privateigentum der Damen des Harems des Padischah. Dieser Blüte der Insel, die damals 130000 E. zählte, wurde ein Ende gemacht im neugriech. Unabhängigkeitskriege im J. 1822, wo die Türken die von Samos aus insurgierte Insel durch Mord, Raub und Brand auf das furchtbarste heimsuchten. Die Insel hatte sich später wieder erholt und zählte gegen 70000 E. Vom 3. bis 11. April 1881 wurde sie indes durch wiederholte Erdbeben vollständig ruiniert; im Jan. 1882 erneuerten sich die Erdbeben, wenn auch weniger stark. Vgl. G. von Eckenbrecher, »Die Insel C.« (Berl. 1845).

Chipolin (frz.), gefirnißter Wasserfarbenanstrich, der den Holzarbeiten porzellanartiges Ansehen gibt.

Chippenham, engl. Stadt in Wiltshire, 48 km im NNW. von Salisbury und 35 km östlich von Bristol, am Avon, über den eine Brücke von 21 Bogen führt, an einem Kanal und an der Great-Western-Bahn, hat eine Kirche mit alten Denkmälern, eisenhaltige Quellen, Tuchfabriken, Seidenspinnereien, Gerbereien und zählt (1881) 1352, als Parlamentsborough 4495 E.

Chippewa, ein Fluß in Wisconsin, von den Indianern Ojibway oder Ojibbeway genannt, entspringt im nördl. Teile des Staats, fließt in südwestl. Richtung durch ein mit dichten Fichtenwäldern besetztes Gebiet und mündet nach einem Lauf von etwa 380 km beim Pepinsee 136 km unterhalb St.-Paul in den Mississippi. Seine Zuflüsse sind von O. her der Manidowish und Jellow, vom W. her der Red-Cedar-River.

Chippewa, Städtchen von etwa 1800 E. in der Provinz Ontario, Dominion of Canada, in der Grafschaft Welland am Zusammenfluß des C. und des Niagara gelegen, bekannt durch den am 5. Juli 1814 von den Amerikanern unter Brown über die Engländer unter Riall erfochtenen Sieg.

Chippewa-Falls, Stadt des County Chippewa am gleichnamigen Flusse im nordamerik. Unionsstaate Wisconsin, 300 km nordwestlich von Madison gelegen, ist in vier Distrikte geteilt und zählt (1880) 3982 E., darunter viele Deutsche.

Chippewas, richtiger Ojibways (Odschibwe), ein nordamerik., der Civilisation durchaus unzugänglicher Indianerstamm, der zu der Völkergruppe der nördl. Algonkins (s. d.) gehört und seine Sitze im Becken des Superiorsees, teils in den Vereinigten Staaten (Wisconsin, Iowa), teils in den angrenzenden Gegenden Canadas und des brit. Amerika vom östl. Ende des Obersees bis zum Red-River des Winipegsees hat. Man schätzt den Stamm auf 10000 Seelen. Den letzten Rest ihres Landes verkauften sie 1854 und 1855 an die Vereinigten Staaten; es enthält die besten Mineralländereien von Michigan, Wisconsin und Minnesota. — Nicht mit den C. zu verwechseln sind die Chepewyans, welche zu den Athapaskischen Völkern (s. d.) gehören.

Chipping-Barnet, Stadt in der engl. Grafschaft Hertford. (S. Barnet.)

Chipping-Norton, Stadt in England, Oxfordshire, 29 km im NW. von Oxford, an einem kleinen Zuflusse der Themse und an der Great-Western-Bahn, mit (1881) 4167 E., welche Wollmanufakturen unterhalten, hauptsächlich aber Ackerbau treiben.

Chipping-Wycombe, Stadt in England, Buckinghamshire, an dem zur Themse gehenden Wycombe, 40 km im WNW. von London, an der Great-Western-Bahn, hat (1881) 10618 E., welche Möbel und Papier fabrizieren. In der Nähe befinden sich altröm. Ruinen.

Chiquimula, Hauptstadt eines Departements in der mittelamerik. Republik Guatemala, 250 km im ONO. von Guatemala, am rechten Ufer des zum Motagua fließenden Hualan, hat eine schöne, große Kirche und auf dem davorliegenden Platze einen Springbrunnen und zählt (1880) 3744 E. Von dem nahegelegenen Alt-Chiquimula sieht man nur noch die Ruinen einer großen Kirche; wiederholte Erdbeben haben die Stadt zu Grunde gerichtet.

Chiquinquirá, Stadt in Boyacá (s. d.), einem der Vereinigten Staaten von Columbia.

Chiquitos, ein südamerik. Indianerstamm, im SO. von Bolivia, südlich vom Chaco und östlich vom Paraguay, der ihr Land von Westbrasilien trennt. Der Name C. ist den Eingeborenen unbekannt; er wurde ihnen von den Spaniern gegeben (im Spanischen bedeutet C. einen ganz kleinen Menschen), da die Hütten der C. mit so kleinen Thüren versehen waren, daß man auf Händen und Füßen hineinkriechen mußte, und man daraus fälschlich auf die kleine Statur der Bewohner schloß. Gegenwärtig sind die C. ein halbcivilisierter Stamm, der durchgehends zur kath. Religion sich bekennt und seine Kultur den in zehn Missionen angesiedelten span. Geistlichen zu verdanken hat. Man schätzt ihre Zahl auf ungefähr 14500 Individuen. Die Sprache der C., deren Grammatik als 6. Band der «Bibliothèque linguistique Américaine» von L. Adam und Henry herausgegeben wurde, steht unter den südamerik. Sprachen isoliert da. Vgl. D'Orbigny, «L'homme Américain» (2 Bde., Par. 1839); F. Müller, «Grundriß der Sprachwissenschaft» (Bd. 2, Abteil. 1, Wien 1882).

Chiquitos (Llanos de), s. u. Gran-Chaco (El-).

Chir... (vom grch. χείρ, Hand), als Vorsilbe häufig bei zusammengesetzten Wörtern, deren Bedeutung in irgend einer Beziehung zur Hand steht.

Chirăgon (grch., wörtlich Handführer), ein Instrument, um Blindgewordenen, welche vor der Erblindung des Schreibens kundig waren, das Innehalten der Zeilen zu erleichtern. Dasselbe besteht aus einer Art Rahmen, der an dem Handgelenk befestigt wird. Während die freie Bewegung der Hand von links nach rechts unbehindert ist, wird durch Vorstecken eines Schiebers in seitlich angebrachte Ausschnitte die Bewegung der Hand von oben nach unten und somit das Ansetzen einer neuen Zeile in bestimmter Entfernung geregelt. Vom engl. Patentamt wurde das C. einem Lehrer in Blackheath, Namens William Stidolph, 1831 patentiert.

Chirăgra (grch.) heißt die Gicht (s. d.) in den Händen. Sie raubt nach und nach denselben ihre Gelenkigkeit, macht die Finger krumm, ungestaltet und endlich unbeweglich, indem sie um die Fingergelenke Ablagerungen von harnsauren Salzen in Form von Knoten anhäuft. Nur selten werden die Hände schon bei dem ersten Gichtanfall vom C. befallen; meist kommt es erst nach längerm Bestand desselben zu bleibenden Verunstaltungen und Funktionsstörungen der Finger- und Handgelenke.

Chirimoya, Baumfrucht, s. unter Anona.

Chiriqui, das westlichste Departement des columbischen Staates Panama auf dem Isthmus zwischen dem Karaibischen Meere und dem Großen Ocean, hat ein Areal von 17000 qkm und zählt (1870) 36783 E. Es ist eine der herrlichsten Landschaften Amerikas, an Mannigfaltigkeit der Oberflächenplastik, Fruchtbarkeit des Bodens und Pracht der Vegetation kaum von einer andern Tropengegend übertroffen, und überdies durch seine wundervollen Naturhäfen und als Transitland von handelspolit. und nationalökonomischer Bedeutung. Die an der Nordküste liegende Chiriquibai ist eigentlich nur eine durch eine Reihe von Inseln vom Meere fast abgeschlossene Küstenlagune, durch drei Straßen zugänglich. Der für den interoceanischen Verkehr überaus günstigen Gliederung des Küstensaums entspricht nicht das plastische Relief, welches dem Durchstich eines Kanals und selbst dem Bau einer Eisenbahn größere Hindernisse darbietet als die Isthmen von Choco, Darien, Panama und Nicaragua. Die Cordillera von Chiriqui, eine südöstl. Fortsetzung der Hauptcordillera von Costa-Rica, bildet ein alpines Gebirge, mit Steilabfall gegen Norden, mittlerer Kammhöhe von 1800—1900 und einzelnen Gipfeln bis zu 2800 m, während die tiefsten Depressionen nicht unter 900 m heruntergehen. Unter den mit der Hauptkette verbundenen vulkanischen Bergen sind auf der Nordseite der Volcan mit 2900 m, auf der Südseite der Volcan de Chiriqui mit 3433 m. C. ist eins der wasserreichsten Länder der Erde, obschon es keine großen schiffbaren Ströme hat. Das Klima ist heiß, aber im Innern gesund. Die Luft ist auf der atlantischen Seite immer feucht und warm, auf der Südseite fünf Monate lang trocken; daher dort üppigerer Baumwuchs als hier. Über sieben Achtel des Landes sind mit einer dicken Schicht Dammerde und meist von üppiger Waldvegetation bedeckt. Für die Kolonisation eignet sich am besten die etwa 30 km breite Savannenzone der Südseite. Flora und Fauna sind im ganzen die von Centralamerika. Für Zuckerrohr und Tabak sind Boden und Klima ausgezeichnet; Kakao gedeiht nur auf der Nordseite in feinster Sorte. An nutzbaren Mineralien scheint C., mit Ausnahme der 1843 an der Nord- und 1858 an der Südseite entdeckten ausgedehnten Steinkohlenlager, ärmer zu sein als das übrige Panama. Die Hauptstadt David, 13 km von der Südsee in schöner und fruchtbarer Ebene am Rio David gelegen, meist aus Holz erbaut, hat ein freundliches Ansehen und zählt 7906 E. Die Hauptbeschäftigung der Bevölkerung ist Viehzucht, Acker-, besonders Tabaksbau, sowie lebhafter Handel, welcher Reis, Kaffee, Sassaparille, Perlen, Häute, Schildpatt, gedörrtes Fleisch und etwas Gold zur Ausfuhr bringt. Als Ausfuhrhafen dient Alanje oder Santiago de Alanje, auch Riochico genannt, am Rio Chico, mit 4982 E. Vgl. Wagner, «Die Provinz C.», in Petermanns «Mitteilungen u. s. w.» (Gotha 1863).

Chirisis (grch.) oder Chirismus, die Behandlung mit der Hand, namentlich die magnetische Manipulation.

Chirnside, schott. Dorf in der Grafschaft Berwick, 13 km im WNW. von Berwick, links von der zum Tweed gehenden Whiteadder, neben den Bergen von Lammermoor, mit 1415 E., welche in Leinen- und Papierfabrikation beschäftigt sind, ist bekannt als Geburtsort David Humes.

Chirognomie, s. unter Chiromantie.

Chirogrammatomantie (grch.), Handschriftendeutung, heißt die Kunst, aus der Handschrift eines Menschen dessen Charakter, Neigungen, Eigenschaften und Fähigkeiten zu erkennen. Der C. nahe verwandt ist die Graphologie (s. d.). Chirogrammatist, ein Handschriftendeuter.

Chirogrăphum (grch., d. h. «Handschrift»), Chirograph, ist juristisch soviel als Urkunde über obligatorische Rechtsgeschäfte, insbesondere Schuldschein. Chirographarisch ist daher das, was auf handschriftlichen Versicherungen beruht. Chirographarier oder chirographarische Gläubiger heißen solche, deren Forderungen sich auf eine Handschrift, einen Schuldschein, Wechsel u. s. w. gründen gegenüber den hypothekarisch versicherten Gläubigern, ein Unterschied, welcher im frühern Konkursverfahren von Bedeutung war.

Chirologie (grch.), Hände-, Fingersprache; Chirolog, einer, der sich auf C. versteht.

Chiromantie (grch.), die Kunst, aus den Zeichen und Linien der Hand wahrzusagen. Die sich auf eine Tradition aus dem Altertum stützende mittelalterliche Scholastik stellte den Grundsatz auf, daß die von der Gottheit ursprünglich in die Hand jedes Menschen gezeichneten Züge und Linien dessen individuellen Gehalt, Tugenden, Neigungen und Leidenschaften ausdrückten und die Andeutung seiner künftigen Schicksale enthielten. Ungeachtet der Chiromant Agrippa von Nettesheim eine Anzahl seiner chiromantischen Vorgänger anführt, wie Hermes, Alchindus, Pythagoras, Pharaotes, Galen, Avicenna, Rasis, Palämon u. s. w., ja sogar auch L. Sulla und Cäsar zu Chiromanten macht und sich dann selbst in die wirre Menge seiner zeitgenössischen Kunstkollegen verliert, welche wieder die Autoritäten fast zahlloser Nachfolger wurden, so ist doch keineswegs eine besondere Kenntnis und Pflege der C. im Altertum nachzuweisen, noch auch überhaupt eine bestimmte Grundlage dafür zu finden. Selbst das Wort C. wird vergeblich in der alten Latinität gesucht. Erst im Mittelalter erfuhr die C. ihre Ausbildung und erhielt sich lange Zeit in großem Ansehen, bis sie allmählich zu einer bloßen gesellschaftlichen Spielerei herabsank.

Der Anblick der innern Fläche der menschlichen Hand bietet mehrere scharf markierte Linien dar, welche durch den Druck der Fleischmuskeln der beweglichen Hand entstehen und bei dem gewöhnlichen ruhigen Gebrauch der Hand sich wenig oder gar nicht verändern, wohl aber je nach der Hantierung oder Verwendung der Hände in der Zeichnung verändert erscheinen können, sodaß man daraus wohl auf die Beschäftigung, durchaus aber nicht auf den Charakter und die Zukunft des Menschen schließen kann. Die chiromantische Doktrin hat jedoch eine so große Menge willkürlicher Linien aufgestellt, daß eine danach gezeichnete schematische Hand mit den zahlreichen wirren Linien bei weitem mehr einer rohen Tättowierung gleicht als einer gesunden unverkrüppelten Hand. Es ist erklärlich, daß aus diesen willkürlichen und verwirrten Zeichnungen die abgeschmacktesten Dinge zum Vorschein kommen mußten. So stellt der Chiromant Joh. Prätorius (gest. 1680), welcher als hauptsächlichste Autorität in der C. angesehen wurde, fest, daß man Kindern unter vier bis sechs Jahren nicht auf die Hand sehen dürfe, ohne dem Kinde zu schaden, daß die Kunst bei Männern nur im Frühling und Sommer, Sonntags oder Donnerstags und nur aus der rechten Hand, bei Frauen aber nur im Herbst oder Winter, am Freitag und nur aus der linken Hand mit Erfolg geübt werden könne, daß für das gefahrlose Reiten der Doppelriemen des Zaums durchaus zwischen den kleinen Finger der linken Hand zu fassen und dazu der Daumenballen mit der Lebenslinie auf den Sattel gedrückt werden müsse, sodaß der Daumen nach rechts stehe u. s. w. Auch eine biblische Grundlage fehlte der C. nicht, und zwar war dies die falsch gedeutete Stelle Hiob 37, 7, welche auch von Luther nicht klar verständlich übersetzt wurde. («Alle Menschen hat Gott in der Hand, als verschlossen, daß die Leute lernen, was er thun kann.»)

Aus der höchst umfangreichen Litteratur über C. sind hervorzuheben: Joh. von Hagen (Joh. ab Indagine), «Introductiones apotelesmaticae in Chyromantiam, Physiognomiam, Astrologiam naturalem» (mit Abbildungen, 1522), «C. Nun volget hernach von der kunst Ciromantia» (mit Holzschnitten, Straßb. 1637), «Chiromantie universelle, representée en plusieurs certaines de figures» (Par. 1682), «Anleitung zu den curiösen Wissenschaften, nemlich der Physiognomia, Chiromantia, Astrologia, Geomantia» (mit vielen Kupfern, Frankf. 1717).

Nicht, wie oft geschieht, mit der C. zu verwechseln ist die Chirognomie, welche auf der Fläche der Hand die Zeichen der physischen Begierden und bis auf einen gewissen Grad die Intensität der geistigen Anlagen, welche diese Begierden bestimmen, erkennen will. Vgl. d'Arpentigny, «Die Chirognomie u. s. w.» (deutsch von Schraishuon, Stuttg. 1846).

Chiron (grch. Cheiron), einer der Centauren, Sohn des Kronos und der Philyra, welche jener in der Gestalt eines Rosses umarmte, ward so Roßmensch, gleich den andern Centauren (s. d.). Aber im Gegensatze zu diesen, deren Wildheit besonders im Zustande der Trunkenheit hervorgehoben wird, war C., der bei Homer der gerechteste der Centauren heißt, ausgezeichnet durch große Weisheit und tiefe Kenntnisse, namentlich in der Arzneikunde, sowie durch seinen freundlichen, hilfreichen Sinn. Er war Lehrer des Asklepios, Jason, Achilles u. a., Lehrer und Freund des Peleus, den er aus den Händen der Centauren errettete, dem er zum Besitz der Thetis verhalf und die wunderbare Lanze schenkte, mit der später Peleus' Sohn Achilles den Telephos verwundete und heilte. Beim Kampfe des Herakles mit den Centauren ward er von jenem mit einem giftigen Pfeile verwundet. Da die Wunde unheilbar war, verzichtete er zu Gunsten des Prometheus auf die Unsterblichkeit. Zeus versetzte ihn unter die Sterne. Seine Gemahlin war Nais oder Chariklo. Unter dem Namen des C. befand sich in den dem Hesiod beigelegten Gedichten eine Sammlung von Weisheitssprüchen, mit denen C. den jungen Achilles unterwiesen haben sollte. Die erhaltenen Fragmente dieser Sprüche stehen in den Ausgaben Hesiods und in Kinkels «Epicorum Graecorum fragmenta» (Lpz. 1877).

Chironomie (grch.), Lehre von der mimischen Bewegung (den Gesten) der Hände; sie bildet einen Teil der Orchestik (Tanzkunst).

Chiroplast (grch.) oder Handbildner nannte der londoner Musiklehrer Logier eine Vorrichtung, um beim Klavierspielen das Handgelenk nicht sinken zu lassen. Später wurde der C. von Stöpel, Kalkbrenner, Bohrer, Seeber u. a. vereinfacht oder verbessert und taucht immer in neuer Gestalt wieder auf; derselbe kann nur in einzelnen Fällen nützlich sein, ist dagegen für den allgemeinen Gebrauch ein pädagogisches Hilfsmittel von zweifelhaftem Wert.

Chiroplastik (grch.), die Kunst, aus knetbaren Massen, wie Thon, Wachs u. dgl., Bildwerke zu formen.

Chiropteren (Chiroptera, d. i. Handflügler), s. Fledermäuse.

Chirotheken (grch.), eine Art Handschuhe; sie finden sich schon im Altertum bei den westasiat. Völkern, von kostbarem Pelzwerk bei den Persern, den Griechen und den Römern (digitalia). Im Mittelalter waren sie bei den meisten Kulturvölkern im Gebrauch. Die C. unter den noch erhaltenen Krönungsinsignien der deutschen Kaiser sind aus einem dichten, rotpurpurfarbenen Seidenzendel zusammengenäht, außerhalb reich mit Laubzieraten in Gold- und Perlstickerei nebst kleinen emaillierten Goldblechen, innerhalb aber mit Goldzieraten in roman.

Stile bedeckt. Als Teile des geistlichen Ornats gehören die C. ausschließlich der abendländischen Kirche an und erscheinen als bischöfl. Würdenzeichen hier bereits im 6. Jahrh. Sie waren nicht gestrickt oder gewebt, sondern aus einem kostbaren Stoffe geschnitten und genäht, sowie mit Stickereien und sonst reich verziert. (S. beistehende Abbildungen.) In neuerer Zeit werden sie einfacher angefertigt; nur ein schweres, meistens über Pappendeckel gesticktes Kreuz ist ihnen als unterscheidendes Merkmal verblieben.



Chirotherienfährten nennt man die fünfzehigen Fußstapfen eines riesenhaften, sonst unbekannten Froschsauriers, welche die Schichtflächen des obern Buntsandsteins von Hildburghausen, Coburg, Würzburg u. a. O. bedecken.

Chirothesie (grch.), Heilung durch Handauflegen.

Chirrheuma (grch.), Rheumatismus der Hand.

Chirurg (grch.), Wundarzt, s. unter *Chirurgie*.

Chirurgie (grch.) nennt man ursprünglich die Kunst, äußere Schäden vorzugsweise durch äußere, mit der Hand applizierbare Mittel zu heilen. Da nun als äußere Schäden besonders die Wunden im weitern Sinne betrachtet wurden, so erhielt dieser Teil der Heilkunst auch den Namen *Wundarzneikunst*. Eine strenge Sonderung derselben von der sog. innern Medizin, die sich mit Heilung der innern Krankheiten vorzugsweise durch Arzneimittel und Diät beschäftigt, ist weder wissenschaftlich noch praktisch durchführbar. Arzt und *Chirurg* sollten immer möglichst in einer Person vereinigt sein, und waren es auch wohl in den ältesten Zeiten, z. B. bei den Indern und Arabern, sowie bei den Griechen. Der Mangel an ausreichenden anatom. Kenntnissen gestattete den Ärzten des Altertums keine bedeutenden äußern Eingriffe in den Organismus, obschon es auch damals einzelne Operateure gegeben hat. Erst als mit Aristoteles das anatom. Studium aufzuleben begann, das in Alexandria seine Blüte erreichte, wurde die C. kühner. Man suchte nun immer häufiger durch absichtlich mit kunstgerecht geführtem Messer gemachte Schnitte, welche selbst tief in das Innere drangen, sowie durch Maschinen und Verbände aller Art den Kranken von den verschiedensten Leiden zu befreien. Nicht alle Ärzte hatten aber dazu Geschick, und so zerfiel das Heilpersonal in Therapeuten (Ärzte) und Chirurgen, ohne daß jedoch eine strenge Absonderung dieser Heilgebiete erfolgte. Die C., deren Name sich mit jener Trennung fand, wurde, wie die Anatomie, auf die sie sich vorzugsweise stützt, namentlich in der zu Alexandria blühenden Gelehrtenschule mit Enthusiasmus gepflegt. Indes blieb keine der Schriften, worin Philoxenos, Gorgias, Sostratos, Heron, Apollonios, Ammonios, Tryphon, Meges, Antyllos, Philagrios u. s. w. ihre Erfahrungen niederlegten, erhalten, sondern nur Bruchstücke und Auszüge, wie sie Celsus, Galenus, Aëtius, Paul von Ägina und Oribasius mitgeteilt haben. Die Römer scheinen trotz ihrer Kriege sich wenig um die Ausbildung der C. verdient gemacht zu haben. Archagatus, welcher die griech. Kunst nach Rom brachte, verdiente sich bloß den Namen eines Carnifex (Schinder), und nur Celsus dürfte etwas mehr als bloßer Kompilator gewesen sein. Bei den Arabern widerstrebten Neigung und Religionsansichten der operativen C. Gering ist daher auch der Gewinn, welchen die C. aus den Schriften der arab. Ärzte ziehen kann, wenn das ihnen von den Griechen Überlieferte abgerechnet wird. Doch wurden sie die Mittelspersonen, welche, wie die geistige Bildung überhaupt, so auch die medizinisch-chirurgische dem in tiefen geistigen Schlummer versunkenen Europa überbrachten.

Während des Mittelalters versank die C. wieder gänzlich in ihre Kindheitsperiode. Nur wenige Mönche und Juden, welche die einzigen Förderer der Medizin jener Zeit waren, und einzelne herumziehende Zahnbrecher, Steinschneider, Bruchschneider, Staroperateure u. dgl. wagten bedeutendere operative Eingriffe. Geringere Operationen, wie Schröpfen und Aderlassen, übten die Bader und Bartscherer, die als die Handlanger der Ärzte betrachtet wurden. Allmählich suchten sich jedoch diese Handlanger als praktische Chirurgen zu emanzipieren. Bereits 1271 wurde das Kollegium der Chirurgen zu Paris gegründet, welches durch den Eintritt Lanfranchis (1295) eine festere Stütze erhielt und von da an Frankreich den Ruhm sicherte, das Vaterland der neuern C. zu sein. Die Einführung der Feuerwaffen mußte natürlich der Behandlung der Wunden eine andere Richtung geben. Noch mehr aber förderte das erwachte Studium der Zergliederungskunst die Ausbildung der C. im allgemeinen, zumal da die praktische Seite der Anatomie, die Sektionen und das Präparieren der Leichname, allein den Chirurgen zufiel. In Frankreich glänzen als ältere Vertreter der C. die Namen Guy von Chauliac (um 1350), Paré (1509—90), Guillemeau (1550—1612), Garengeot (1688—1759), de la Motte (1655—1703), Morand (1697—1773), Quesnay (1694—1774), Louis (1723—92), J. L. Petit, Ledran u. s. w. Das äußere Ansehen der Chirurgen wie die Wissenschaft selbst förderte wesentlich die Stiftung der Académie de Chirurgie durch die Bemühungen des unermüdlichen de la Peyronie 1731. Desault (1744—95) endlich wurde der Schöpfer der chirurg. Anatomie, der Begründer der wissenschaftlichen Höhe der C., die sie im 19. Jahrh. erlangte. Die fortwährenden Kriege seit der Revolution trugen wesentlich zur Entwickelung der C. bei, die schließlich auch die innere Heilkunde im Erfolge überflügelte. Sabatier, Percy, Boyer, Delpech, Larrey, vor allen Dupuytren sind in Frankreich die gefeierten Namen der neuern Zeit. In Italien, der Wiege der modernen Wissenschaften, vermochte die C. nicht mit den Bestrebungen der Franzosen Schritt zu halten. Doch sind auch hier gefeierte Namen zu nennen, wie Saliceto (1470), Cerlata (1480), im 16. Jahrh. Vigo, Benivieni, Maggi, de Romanis, Ferri, Vido Vidius, della Croce, Tagliacozza und besonders Fabricius ab Aquapendente. Namentlich im 17. Jahrh. war der Anteil der Italiener an der Ausbildung der C. gering, bedeutend dagegen im 18. Jahrh., wo Molinelli (1702—64), die beiden Nannoni in Florenz, Palluci, Bertrandi (1723—65), Flajani in Rom (1741—1808), Paletta in Mai-

land (1790), Assalini (1792), Vacca Berlinghieri, vor allen aber der um die Hernien und Aneurismen hochverdiente Scarpa (1750—1824) sich auch einen Namen jenseit der Alpen erwarben. In England wurde erst spät ein wissenschaftliches Interesse für die C. rege, aber bald auch das Versäumte nachgeholt. Die Reihe der trefflichen Chirurgen eröffnete hier im 18. Jahrh. Cheselden (1688—1752), dem sein Schüler Sharp, ferner Monro, Pott, William und John Hunter, Benj. Bell, Alanson, Keate, Pearson, Earle, Abernethy, Latta u. a. folgten. Im 19. Jahrh. glänzen die Namen Home, Lawrence, Hey, Ch. Bell, Hodgson, Travers, Howship, Sam. Cooper und vor allen Astley Cooper (s. d.), welche sämtlich in der Anatomie ein sicheres Fundament suchten und fanden.

Der Anteil, welchen Schweden und Dänemark an der Entwickelung der C. nahmen, ging im allgemeinen aus den Verdiensten Acrels und Callisens hervor. Rußland verdankt bisjetzt fast alles den Bemühungen deutscher Gelehrten. Umfangreicher ist die Geschichte der C. in Holland, wo im 17. Jahrh. Barbette, Palfyn, van der Wyl, Blancaard, Solingen, van Horne und Nuck durch Schrift und That sie zu fördern suchten. Im 18. Jahrh. zeichneten sich nach van Geßcher besonders Camper, Sandifort, Bonn u. a. aus. In Deutschland blieb die Ausbildung der C. länger als in den andern Ländern zurück. Nur Bruchschneider, Zahnbrecher und Starstecher durchzogen das Reich, sodaß bis in die neuere Zeit hinein eine Art Verruf auf dem chirurg. Zweige der Heilkunde lastete. Sehr wenige Ärzte ließen sich herab, mit dem Messer, den Bandagen und Maschinen eine genaue Bekanntschaft zu machen. Solche Leitsterne waren zuerst Hieron. Brunswig, Paracelsus, Gersdorf, besonders aber Fabricius Hildanus und Purmann. Der erste Universitätslehrer, welcher C. vortrug, war Lorenz Heister (1683—1758) in Altdorf und Helmstedt, zu dem sich dann Zach. Platner und Günz in Leipzig, Mauchart in Tübingen, Kaltschmidt in Jena, Siebold in Würzburg und der große A. G. Richter in Göttingen gesellten. Indessen vermochten sie selten einen Arzt so für die Kunst zu gewinnen, daß er sie praktisch geübt hätte; auch war damals auf den deutschen Universitäten die C. eigentlich nur geduldet. Seit dem Siebenjährigen Kriege empfand man in Preußen und Österreich das Bedürfnis, wenigstens bessere Militärchirurgen auszubilden, und es geschah dies hier durch Brambilla, Hunczovsky und Plenck, dort durch Eller, Scharschmidt, Henkel, Bilguer, Schmucker, Theden und Mursinna. Indessen führten auch diese Militärchirurgen immer noch den Namen Feldscherer. Erst in den Freiheitskriegen warf die C. in Deutschland vollständig ihre Fesseln ab, indem sich die wissenschaftlich gebildeten Ärzte der chirurg. Kunst nun widmeten. Blut- und Messerscheu wurden überwunden und gingen bald sogar bei manchem in das Gegenteil über.

Seit den Napoleonischen Kriegen schließt sich in Frankreich an Dupuytren eine Reihe bedeutender Chirurgen, darunter Lisfranc, Guérin, Sédillot, Malgaigne, Roux, Velpeau, Nélatan, Chassaignac. In England entfaltete sich seit Astley Cooper die C. unter der Pflege von Liston, Fergusson, Guthrie, Davies, Erichsen u. a. In Deutschland entwickelte sich nach den Freiheitskriegen die C. hauptsächlich durch Rust (1774—1840), Gräfe (1787—1840), Fricke, Walther (1782—1849), Wattmann, C. J. M. Langenbeck, Chelius, Textor, Blasius u. a. Durch die Wirksamkeit dieser und anderer Männer als klinische Lehrer bildete sich namentlich eine große Anzahl tüchtiger Schüler. Viele der letztern schlugen bald selbständige Wege ein und förderten vorzugsweise bestimmte Felder in der chirurg. Kunst. So erweiterte der erfindungs- und erfahrungsreiche Dieffenbach das Gebiet der Operationslehre, und Männer wie Stromeyer, B. Langenbeck, Heyfelder, Schuh, Bruns, Ried, Wernher, Bardeleben, Roser schlossen sich ihm an. Sie förderten die C. zunächst dadurch, daß sie ihr mehr und mehr die Anatomie als Grundlage anwiesen (die **anatomische C.**), dann daß sie immer mehr neue mechan. Kräfte und Werkzeuge in Anwendung brachten. Hatte man einerseits zahlreichere Operationsmethoden ersonnen, so war man doch auch andererseits bestrebt, die Grenzen des operativen Eingriffs möglichst einzuschränken. Insbesondere wiesen Stromeyer und dessen Anhänger darauf hin, daß man sich hüten müsse, einer schon bestehenden Verletzung durch operatives Eingreifen eine neue hinzuzufügen, namentlich da, wo die Natur selbst noch Hilfe schaffen kann. Der humane Sinn der Neuzeit machte sich in der C. vor allem in dem Bestreben geltend, Mittel aufzusuchen, durch welche der Verlust von Gliedern in vielen Fällen vermieden werden kann, wo man früher amputierte. Man nennt diese chirurg. Kunst, Gliedmaßen zu erhalten, die **konservative C.** Beispielsweise zeigten Textor und Stromeyer, daß es sehr häufig gelinge, kranke Knochen nur durch Resektion (s. d.) zu entfernen, wo man es bisher für nötig hielt, das ganze Glied abzunehmen. Während der operativen C. der Neuzeit fort und fort Bereicherungen zuflossen, wurde für sie die Einführung der schmerzstillenden Mittel durch Entdeckung der Wirkung der Schwefeläther- und Chloroformeinatmungen wahrhaft epochemachend. (S. **Anästhesieren.**) Der humane Fortschritt unserer Zeit zeigte sich auch darin, daß man auf Grund der Erfahrungen, welche in den neuern Feldzügen und Kämpfen hinsichtlich der ärztlichen Verpflegung der Verwundeten gemacht waren, daran ging, einen Teil des ausgedehnten Gebiets der **Militärchirurgie**, nämlich die Einrichtung des Sanitätswesens der Heere, zeitgemäß zu reformieren. Diese Bestrebungen fanden ihren Ausdruck in den Beratungen eines internationalen Kongresses, welcher auf Anregung Dunants und Appias im Okt. 1863 zu Genf zusammentrat, um neue Hilfsmittel für Verwundete anzugeben, wo der bisher eingeführte Sanitätsdienst der Armeen nicht ausreichte. (S. **Genfer Konvention.**)

Von besonderer Wichtigkeit sind die Neuerungen, welche der amerik. Bürgerkrieg in der Art und Beschaffenheit der Krankenhäuser angebahnt hat. Schon lange hatte man bemerkt, daß die Sterblichkeit der Verwundeten selbst in anscheinend gut eingerichteten Anstalten größer war, als man sie nach der Beschaffenheit der Verletzungen erwarten sollte. Besonders galt dies von Schußverletzungen, sodaß im 15. und 16. Jahrh. lange Zeit allgemein angenommen wurde, daß bei der Schußverletzung, abgesehen von der mechan. Zerreißung und Zertrümmerung der organischen Teile, gleichzeitig eine Vergiftung, wie man meinte durch das Pulver, und eine Verbrennung durch die Kugel, von der man fälschlich voraussetzte, daß sie nahezu glühend in den Körper einschlage, einträte. Diese Annahmen sind längst

aufgegeben, aber die Thatsache, daß Schußverletzte, in größerer Anzahl in Hospitälern angehäuft, eine außerordentlich ungünstige Mortalitätsziffer ergeben, blieb, nur ihre Erklärung hat sich verändert. Die jetzt herrschende Ansicht geht dahin, daß diese Sterblichkeit bedingt ist durch Schädlichkeiten, die sich in größern Anstalten entwickeln, anhäufen, der Luft mitteilen, und die dann teils durch Einatmen, teils durch das Eindringen in offene Wunden sich den Bewohnern solcher Anstalten mitteilen. Zu den Krankheiten, die auf diese Art hervorgerufen werden, rechnet man die Art des Eiterungsfiebers, welche den Namen Pyämie (s. d.) erhalten hat, den Hospitalbrand, die purulente Infiltration (Pirogow), das wandernde Rotlauf der Verwundeten u. s. w.; man bezeichnet deshalb diese Krankheiten wohl auch als accidentelle Wundkrankheiten, d. h. als solche, welche zufällig zu einer Wunde hinzutreten können, dann erst auch den Tod herbeiführen, der von der Wunde an sich nicht zu erwarten gewesen wäre.

Die Quelle der Schädlichkeiten, welche diesen Krankheiten zu Grunde liegen, sucht man allgemein in den Zersetzungsprozessen organischer Substanzen, vor allem der Wundsekrete. Diese Zersetzungsprozesse werden nach den Untersuchungen Pasteurs u. a. durch mikroskopische Pilze angeregt, deren Keime namentlich aus der Luft zu den organischen Stoffen (Wundsekreten) gelangen und von den ausgetrockneten zersetzten Substanzen aus wieder in die Luft übergehen, sodaß sie als feinster Staub in der Luft suspendiert, vermöge ihrer giftigen Eigenschaften je nach ihrer spezifischen Natur diese oder jene accidentelle Wundkrankheit hervorzurufen im Stande sind. Vorkehrungen, welche die Luft in den mit Verwundeten belegten Räumen von den Emanationen organischer Substanzen möglichst rein zu erhalten im Stande sind, werden daher das Auftreten der accidentellen Wundkrankheiten wenn nicht ganz verhindern, so doch auf ein ganz geringes Maß zurückführen. Obwohl diese Thatsache schon lange allgemein bekannt war und obwohl man schon lange durch verschiedenartige Ventilationssysteme, durch zweckmäßige Einrichtung der Aborte, durch Feststellung eines reichlichen Raumquantums für jeden einzelnen Kranken, die für Heilung von Wunden und sonstigen Krankheiten (da bei allen Krankheiten die Reinheit der Luft eine wichtige Rolle spielt) günstigsten Bedingungen herbeizuführen bemüht war, so haben diese Bemühungen doch erst im amerik. Bürgerkriege im großen und ganzen eine feste Gestalt gewonnen: in den sog. Barackenspitälern. (S. Baracke und Barackensystem.)

Neben diesen Bestrebungen, den Ablauf schwerer Wunden durch zweckmäßige Einrichtung der Hospitäler günstig zu gestalten, ging eine andere Reihe von Versuchen, welche die Wunde selbst zum Objekt ihres Angriffs machte. Sind von zersetzten organischen Stoffen stammende mikroskopische Pilze an einer Verderbnis der Wunden schuld, so muß es nützlich sein, diesen ganz und gar den Zutritt zur Wunde zu verwehren, oder dieselben, wenn sie bereits in die Wunde eingedrungen, zu zerstören. Dies sind die Voraussetzungen dieser neuen Versuche, aus denen die durch Joseph Lister (s. d.), eingeführte Methode der antiseptischen Wundbehandlung hervorgegangen ist, welche in England sowohl als namentlich in Deutschland mit dem größten Erfolge die ausgedehnteste Anwendung gefunden hat.

Von technischen Fortschritten der neuesten Zeit sind namentlich hervorzuheben die Entwickelung der Laryngoskopie und Laryngochirurgie, d. i. die Erkenntnis der Kehlkopfkrankheiten mit Hilfe des Kehlkopfspiegels (Garcia, Czermak) und deren operative Behandlung unter Leitung des Spiegels (Türck, von Bruns u. a.); die Galvanokaustik (Middeldorpf), welche darin besteht, daß man mit galvanisch glühend gemachten Instrumenten von Platina Operationen auf unblutige Weise ausübt; die Ovariotomie, d. h. die Ausrottung entarteter Eierstöcke, eine Operation, die zuerst in England zur technischen Ausbildung und allgemeinen Anwendung gelangte (Spencer Wells), jetzt aber auch allgemein auf dem Kontinent geübt ist. Die plastische C. wurde durch verschiedene Methoden bereichert, namentlich von Simon, Thiersch und Reverdin. Die Technik der Militärchirurgie, in Bezug auf Verband und Operationen, hat besonders in Deutschland namhafte Vertreter, wie Stromeyer, Langenbeck, Esmarch, Fischer, Neudörfer u. a. Die operative Technik im allgemeinen erfuhr eine sehr wesentliche Verbesserung durch das von Esmarch eingeführte Verfahren zur Herstellung einer künstlichen Blutleere an den Teilen, an welchen zu operieren ist. (S. Blutarmut.) Unter den vielen bedeutenden Chirurgen der Neuzeit, denen die C. wichtige Arbeiten verdankt, sind außer den schon genannten noch anzuführen: Billroth, R. Volkmann, Wilms, Pitha, Uhde, Linhart, Passavant, Port, Heine, Heineke, Thiersch, B. Schmidt, Wagner, Hüter, Braune, Lücke, Socin, Rose, Bergmann, Czerny, Koenig, Kocher, Schönborn, Trendelenburg, Bose, Schede u. a.; in Sachen des Militärsanitätswesens Löffler, Roth u. s. w., ganz abgesehen von den engl., amerik., franz., ital. und russ. Chirurgen.

Das Gebiet der C. ist schwer zu begrenzen. Es charakterisiert sich hauptsächlich dadurch, daß es durch mechanisch wirkende Mittel Heilung herbeizuführen sucht. Diese mechanisch wirkenden Mittel sind teils Manipulationen, teils Apparate und Verbände, teils operative Eingriffe. Manipulationen (Manualoperationen) werden z. B. bei der Einrichtung von Brüchen und Verrenkungen, bei der Beseitigung von Gelenksteifigkeiten angewandt. Von Apparaten und Verbänden macht die C. noch häufiger Gebrauch, und zwar um die Teile gehörig zu lagern, zu schützen, zu bedecken, zu vereinigen, sie unbeweglich festzustellen, sie einem dauernden Zug auszusetzen u. s. w. Die Lehre von den Verbänden und Bandagen nennt man Desmologie. Endlich sucht die C. noch durch operative Eingriffe zu heilen, bei welchen sie unter die Körperoberfläche eindringt, um die Teile zu trennen oder zu vereinigen, sowie das Krankhafte zu zerstören. Zu diesen Operationen braucht man meist Instrumente (Messer, Scheren, Zangen, Sägen u. s. w.), daher nennt man sie auch Instrumentaloperationen. Bei den meisten dieser Eingriffe fließt Blut, weshalb man sie auch als blutige Operationen bezeichnet. Von diesen Operationen handelt die Operationslehre (Akiurgie), zu der auch die Instrumentenlehre (Akologie) gehört. Das Gebiet der C. umfaßt also alle diejenigen Krankheiten, welche einer mechan. Behandlung zugänglich sind. In neuester Zeit hat jedoch auch die innere Medizin, z. B. bei Magenkrankheiten, von mechan. Mitteln vielfach Gebrauch gemacht Die C. beschäftigt sich namentlich mit den Wunden (Entzündungen, Eiterungen, Wundkrankheiten, Wund- und Eiterfiebern), den Geschwüren, dem

Brande, den Geschwülsten, den Verkrümmungen und Verwachsungen, den Knochen-, Gelenk-, Gefäß- und Muskelkrankheiten, den Krankheiten der Mund-, Rachen- und Nasenhöhle, des Kehlkopfes, der Schilddrüse, des Mastdarms, der Harn- und Geschlechtsorgane. Einzelne Gebiete der C. haben sich in neuester Zeit als Spezialfächer abgetrennt; so die Augen- und Ohrenheilkunde, die Gynäkologie. Die **Operationslehre** handelt von den kleinern Operationen (dem Schnitt, der Naht, dem Abbinden, Schröpfen, Aderlassen, Blutegelsetzen, der Kauterisation, Akupunktur, Transfusion, dem Impfen u. s. w.) und von größern (Amputationen, Exartikulationen, Resektionen, Exstirpationen u. s. w.). Diejenigen Operationen, durch welche durch Mangel oder Zerstörung von Teilen mißgestaltete Organe des menschlichen Körpers mittels Verpflanzung organischer Substanz an die defekte Stelle wiederhergestellt werden, behandelt die **plastische C.** oder **Anaplastik**. Zu dieser gehört beispielsweise die Lippenbildung oder **Chiloplastik**, die Augenlidbildung oder **Blepharoplastik**, die Nasenbildung oder die Kunst, verstümmelte Nasen wiederherzustellen (**Rhinoplastik**).

Litteratur. Sprengel, «Geschichte der C.» (2 Bde., Halle 1805—19); Bernstein, «Geschichte der C.» (2 Bde., Lpz. 1822—23); Gründer, «Geschichte der C.» (Bresl. 1859); Häser, «Histor. Entwickelung der C. und des chirurgischen Standes» (in Pitha und Billroths «Handbuch der allgemeinen und speziellen C.», Bd. 1, Erlangen 1865, und in Billroth und Lückes «Deutsche C.», Lfg. 1, Stuttg. 1879); Wernher, «Handbuch der allgemeinen und speziellen C.» (4 Bde., Gießen 1846—57); Emmert, «Lehrbuch der C.» (2. Aufl., 4 Bde., Stuttg. 1850—67); Stromeyer, «Handbuch der C.» (2 Bde., Freiburg i. B. 1844—68); Pitha und Billroth, «Handbuch der allgemeinen und speziellen C.» (Stuttg. 1865—81); Hüter, «Die allgemeine C.» (Lpz. 1873); Bardeleben, «Lehrbuch der C. und Operationslehre» (8. Aufl., 3 Bde., Berl. 1879—81); Roser, «Handbuch der anatomischen C.» (7. Aufl., Tübing. 1875); Billroth, «Die allgemeine chirurg. Pathologie und Therapie» (10. Aufl., von v. Winiwarter, Berl. 1882); König, «Lehrbuch der speziellen C.» (3. Aufl., Berl. 1881); Albert, «Lehrbuch der C. und Operationslehre» (2. Aufl., 4 Bde., Wien 1881); Billroth und Lücke, «Deutsche C.» (19 Lfgn., Stuttg. 1879—82); Hueter, «Grundriß der C.» (2 Bde., Lpz. 1880—82).

Chiselhurst, Dorf in der engl. Grafschaft Kent, an der Südostbahn, 15 km südöstlich von London, war von 1870—80 Wohnsitz der Familie Napoleons III., welche mietweise das **Camden-House**, ein altmodisches Gebäude von sehr mäßigem Umfange mit einem kleinen Park, bewohnte. Dasselbe hat seinen Namen von dem ehemaligen Besitzer, dem berühmten Altertums- und Geschichtsforscher William Camden, der dort seine Annalen der Regierung Elisabeths verfaßte. Später gehörte es der Familie Pratt. Die Kaiserin Eugenie bezog Camden-House nebst dem kaiserl. Prinzen bereits 22. Sept. 1870; nach dem Präliminarfrieden von Versailles (26. Febr. 1871) kam auch der aus seiner Gefangenschaft auf Wilhelmshöhe entlassene Exkaiser Napoleon nach C., wo er 9. Jan. 1873 starb und in der kath. St. Marienkirche beigesetzt, später aber in eine von seiner Witwe erbaute Nebenkapelle gebracht wurde. Da die Exkaiserin Eugenie ihren Wohnsitz in C. behielt, so blieb dasselbe noch immer der Mittelpunkt bonapartistischer Zusammenkünfte. Dort fand 16. März 1874 die feierliche Mündigkeitserklärung des Prinzen Louis Napoleon statt. Von C. brach der Prinz 27. Febr. 1879 zu seiner verhängnisvollen Fahrt nach dem Zululande auf; die nach England zurückgebrachte Leiche desselben wurde 12. Juli 1879 an der Seite Napoleons III. bestattet. Die Exkaiserin verließ C. 1880 und bezog ein neues Landhaus in der Nähe von Farnborough, in dessen Park sie ein prächtiges Mausoleum als Grabstätte der kaiserl. Familie errichten ließ.

Chiswick, engl. Dorf und Parlamentsflecken in der Grafschaft Middlesex, mit (1881) 15975 E., 7⅖ km westlich von Hyde Park Corner in London, an einer Zweiglinie der Südwestbahn, in einer schön bewaldeten, gartenartig angebauten Ebene an der Themse gelegen. Merkwürdig ist die alte Pfarrkirche, auf deren Gottesacker Hogarth begraben liegt und auch Ugo Foscolo begraben lag, bis 1871 seine Reste nach Florenz übergeführt wurden, obgleich sein Grabmal auf dem Kirchhofe von C. noch immer seine erste Ruhestätte bezeichnet. Unter vielen schönen Landhäusern der Umgegend ist vor allem merkwürdig das dem Herzog von Devonshire gehörige **Chiswick-House**, mit reichen Kunstsammlungen und prachtvollem Park und Garten. Hier starben die Staatsmänner Charles Fox (1806) und George Canning (1827), denen Chiswick-House während ihrer letzten Krankheit von den liberalen Herzögen von Devonshire zur Verfügung gestellt wurde. Die Bevölkerung lebt besonders von dem sehr einträglichen Gemüsehandel nach der Hauptstadt.

Chitin $C_9H_{15}NO_6$, ein die Hauptmasse der Flügeldecken der Käfer, sowie der Gehäuse der Krebse bildender Stoff; derselbe wird rein erhalten, indem man z. B. die Schalen von Krebsen zuerst in verdünnter Salzsäure maceriert, dann nacheinander mit verdünnten Alkalien, Wasser, Alkohol und Äther auskocht. Das C. behält dabei die Form der angewandten Substanz. Es löst sich nur in konzentrierten Säuren. Die Lösung in Schwefelsäure, mit reichlichen Mengen von Wasser verdünnt und anhaltend gekocht, liefert Traubenzucker. Es zeigt demnach das C. viele Analogien mit der pflanzlichen Cellulose, von der es aber durch seine Zusammensetzung weit verschieden ist.

Chitōn hieß bei den alten Griechen das von Männern und Frauen unmittelbar am Körper getragene Unterkleid. Man hat den dorischen und ionischen C. zu unterscheiden. Ersterer, ursprünglich ein kurzes wollenes Hemd ohne Ärmel, ward als der einfachere und zweckmäßigere allmählich die fast allgemein übliche Tracht der griech. Männer. Es galt für ein Kennzeichen des Freien, ihn über beide Schultern zu tragen, während der C. der Sklaven und Handarbeiter (grch. Exomis) nur ein Armloch für den linken Arm hatte und den rechten Arm mit der rechten Schulter und einem Teile der Brust ganz frei ließ. So trägt ihn auch Hephaistos als Schmied. Der C. der dor. Frauen war ein einfaches, wollenes Hemd, wahrscheinlich aus einem länglich viereckigen Stück Zeug bestehend, welches ein Armloch für den einen Arm hatte: es wurde um den Körper gelegt und die beiden obern Ecken der offenen Seite wurden auf der Schulter des andern Arms mit einer Spange oder einem Knopf zusammengeheftet (s. nachstehende Fig. 1); die offene Seite wurde unten entweder zusammengesteckt oder auch zusammengenäht;

Artikel, die man unter C vermißt, sind unter K aufzusuchen.

die Hüften wurde der C. durch ein Band oder einen Gurt zusammengehalten. Die dor. Jungfrauen trugen diesen C. ohne weiteres Obergewand und oft so kurz, daß er über den Knien endigte (s. Fig. 2). Der ion. Stamm dagegen, namentlich die Athener, trug einen längern C., auch von Leinen. Als Männertracht galt dieser lange C. noch zur Zeit der Perserkriege; zur Zeit des Peloponnesischen Kriegs jedoch trugen die Athener den dorischen C. Der C. der ion. Frauen, der immer denselben Charakter bewahrte, war ein weites und daher faltenreiches, bis auf die Füße herabreichendes Hemd mit ebenfalls weiten, bald längern, bald kürzern Ärmeln, linnen oder von ähnlichem Zeuge, übrigens von gleicher Art der Anlage und der Heftung. Da er über der Achsel zusammengeheftet wurde und dadurch die beiden Teile, welche Brust und Rücken decken sollten, viel zu lang wurden, entstand ein Überschlag, der wie zwei Tücher über Brust und Rücken

Chitōne oder Chitonia, ein Beiname der Artemis, von dem geschürzten Chiton (s. d.), in welchem sie als Jägerin dargestellt wurde.

Chittack, Tschittack oder Chhatank ist in der brit.-ostind. Provinz Bengalen 1) ein kleines Feldmaß von 20 Gandehs oder Quadrat-Haths = 45 engl. Quadratfuß oder 4,1809 qm; 2) ein kleines Handelsgewicht und als solches zweierlei: a) bei dem gesetzlichen oder dem neuen Bazargewicht 5 Tolas oder 900 engl. Troygrän = 58,319 g, b) bei dem meist noch üblichen Faktoreigewicht = 52,919 g.

Chittim (bei Luther Kithim, bei Homer Keteer oder Ketier) ist der biblische Name der Bewohner Cyperns, hergeleitet von der alten phöniz. Kolonialstadt Kition (Kittion, Citium, an der Südostküste dieser Insel), welche eine Hauptstation für die phöniz. Seefahrer war. 1 Mos. 10, 4 wird C. ein Sohn Javans und somit ein Enkel Japhets genannt. In späterer Zeit wurde die Bezeichnung



Fig. 1.



Fig. 2.

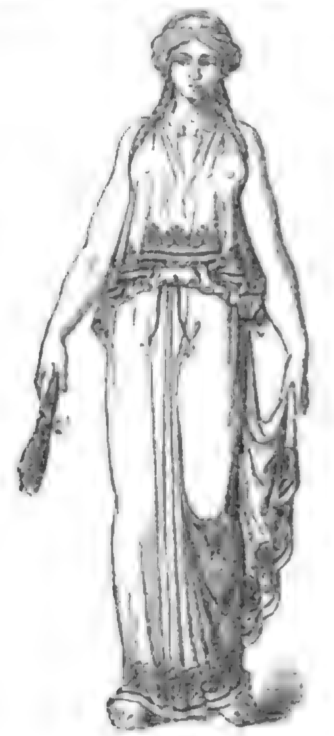


Fig. 3.

in verschiedener Länge, gewöhnlich bis gegen die Hüften, zuweilen noch tiefer herabhing. Auf diesen Überschlag bezieht man den Ausdruck Diploïs oder Diploïdion. Die Ärmel erschienen völlig geschlossen; oft aber wurden sie von der Achsel an oberhalb aufgeschlitzt und durch Spangen zusammengeheftet, sodaß man durch den Schlitz den Arm sehen konnte. Da dieser C. weit länger war als der Körper, den er bekleiden sollte, so wurde er durch den Gürtel so weit heraufgezogen, daß er nur bis zu den Füßen reichte. Der dadurch unter der Brust oder tiefer (je nachdem der Gürtel angelegt war) entstehende Schurz oder Überhang (Kolpos) bildete dann mit dem Saume des obenerwähnten Überschlags (der Diploïs) eine parallele Linie (s. Fig. 3). Wenn auch die weiße Farbe für die Gewänder im allgemeinen die vorherrschende war, so trugen doch namentlich die Frauen sehr häufig dunkelfarbige C., putzsüchtige auch wohl safranfarbige, und schmückten sie außerdem durch horizontale Verbrämungen, vertikale Streifen, frei über das Gewand zerstreute oder sonst angebrachte Stickereien, endlich durch regelmäßige Muster.

C. im weitern Sinne nicht nur auf andere Inseln des östl. Mittelmeers, sondern auch auf die meisten Küstenländer dieses Meers, vor allem auf Macedonien (1 Makk. 1, 1 und 8, 5) und (Dan. 11, 30) sogar auf Italien ausgedehnt.

Chiusa heißt im Italienischen soviel wie Engpaß oder Klause (Klus, Cluse), so die berühmte Etschklause, C. dell' Adige, bei Verona (s. Berner Klause), und ist der Name mehrerer an Engpässen gelegenen ital. Ortschaften. Wichtig sind besonders: Chiusa di Pesio, Stadt in der ital. Provinz und dem Kreise Cuneo, mit (1881) 6576 E., altem Schloß, bedeutender Seidenmanufaktur, Spiegelfabrikation und Weinkultur; dann Chiusa San Michele (die alten Chiuse Longobarde, die Pforten der Lombardei, 581 zum Schutz gegen die Franken befestigt), Flecken in der ital. Provinz Turin, Kreis Susa, an der Dora Riparia und der Mont-Cenislinie, mit 1135 E., am Fuße des Berges Pichiriano, auf welchem sich die berühmte Benediktinerabtei San-Michele della C. erhebt; Chiusa Sclafani, Stadt in der ital. Provinz Palermo auf Sicilien,

Artikel, die man unter C vermißt, sind unter K aufzusuchen.

Kreis Corleone, mit 7129 E.; endlich das venet. Dorf Chiusa, mit 1185 E., in der Provinz Udine, Distrikt Moggio, am Südostfuße der Carnischen Alpen im Val de Ferro, an der Fella und der Eisenbahn Villach-Ponteba-Udine.

Chiusi, Stadt in der ital. Provinz Siena, auf einem Hügel im Thale der Chiana gelegen, unweit des gleichnamigen Sees, an der Bahn Asciano-Grosseto, zählt (1881) 1824, als Gemeinde 5017 E. Im Altertum unter dem Namen Clusium (der ursprüngliche Name war Camars oder Camers) eine der 12 etrusk. Republiken, gelangte der Ort als die Residenz Porsennas zu geschichtlicher Berühmtheit. Später war die Stadt eine der treuesten Verbündeten der Römer und rief, als sie 391 die Gallier belagerten, deren Hilfe an. Durch die thätige Teilnahme der röm. Gesandten an der Verteidigung der Stadt gegen Brennus gab C. die Veranlassung zu dem ersten röm.-gallischen Kriege. Noch während der röm. Kaiserzeit war C. eine nicht unbedeutende Stadt; doch nach dem Einbruch der Barbaren verfiel die Stadt gänzlich; das ganze Chianathal wurde entvölkert und zu dem verpesteten Pfuhl, als welchen es Dante beschreibt. Seit der Entsumpfung und Regulierung der Chiana hob sich mit der ganzen Gegend auch C. zu neuer Blüte. Vor allem aber ist die Stadt durch die seit 1826 gemachten Ausgrabungen bemerkenswert, die eine reiche Ausbeute an etrusk. Altertümern ergeben haben. Das Museo Civico in C., das den größten Teil der frühern Paolozzischen Sammlung enthält, ist damit gefüllt; eine andere, früher in C. befindliche Sammlung, die Casuccinische, ist jetzt in Palermo. In Cetona, unweit C., ist die zahlreiche Sammlung Terrosi zu erwähnen; außerdem finden sich viele bei den chiusiner Ausgrabungen gefundene Gegenstände in der Galleria degli Uffizi in Florenz vereinigt. Fast alle Antiquitäten stammen aus den Grotten, die den alten Etruskern als Grabstätten dienten. Es sind zumeist schwarze Thongefäße, zum Teil mit Figuren in Basrelief geziert, die nicht im Feuer gehärtet, sondern einfach an der Sonne getrocknet zu sein scheinen. Die Felsengräber von C. sind nach Art der übrigen etrusk. Gräber angelegt und nicht selten mit Wandmalereien geschmückt; eins der interessantesten ist die sog. Tomba della scimia mit Darstellungen gymnastischer Spiele. In großer Anzahl werden in der Nähe von C. die sog. Käfersteine gefunden, d. h. aus Karneol oder andern harten Steinen gefertigte Käfer, oft mit eingravierten Figuren, deren sich die Etrusker als Schmuck bedienten.

Chivasso, Stadt in der ital. Provinz Turin, 22 km im NO. von Turin, am linken Ufer des Po, an der Eisenbahn Turin-Verona, die hier nach Ivrea abzweigt, zählt (1881) 4375, als Gemeinde 9930 E., welche Korn- und Viehhandel treiben. C. war einst Residenz der Herzöge von Montferrat und eine starke Festung, welche 1804 von den Franzosen geschleift wurde.

Chiwa (Khiwa) oder Urgendsch, Chanat in Turkestan, jetzt nur noch 57 800 qkm umfassend. Es grenzt im O. an Bokhara und an das russ. Amu-Darjagebiet; nach dem Frieden mit Rußland vom 25. Aug. 1873 bildet der Amu-Darja die Grenze zwischen beiden Reichen von Kukertli an bis zu dem Punkte, wo der westlichste Arm des Flusses das Hauptbett verläßt; dann läuft die Grenze dem westlichsten Arme entlang bis zum Aralsee. Dann bildet der Aralsee bis zum Vorgebirge Urgu die Nordgrenze; die Westgrenze läuft von da längs dem Fuße des Ust-Urtplateau am sog. alten Bett des Amu hin; als Südgrenze läßt sich etwa der Parallel von 40° 20′ annehmen. Der größte Teil des Gebiets besteht aus Sandwüsten; fruchtbar und bevölkert ist nur ein Teil des Thales des Amu-Darja. Soweit die Bewässerung reicht, erzeugt das Land reichlich Getreide, Reis, Seide, Baumwolle, Sesam, Lein, Obst, Wein und Melonen. Die Viehzucht ist außer der Schaf- und Kamelzucht nicht bedeutend. Die Einwohner, auf 700000 geschätzt, bestehen in Sarten oder Tadschiks, den eigentlichen Bewohnern des Landes; aus Usbeken, den spätern Eroberern; aus Turkmanen und aus von der Sklaverei befreiten Persern. Juden, Afghanen und Tataren sind selten. Die Usbeken beschäftigen sich mit Ackerbau und Jagd und stellen das Hauptkontingent zum Heere des Chans; die Sarten haben fast den ganzen Handel in Händen. Der Handel ist, seit 1873 der Sklavenhandel durch den russ. Feldzug unterdrückt wurde, unbedeutend und konzentriert sich hauptsächlich um Neu-Urgendsch, 30 km nordöstlich von der Stadt C. Auch die Industrie ist unbedeutend und beschränkt sich fast ganz auf Atlas-, Samt- und Seidenweberei. Die Bewohner sind, mit Ausnahme der Juden, alle sunnitische Mohammedaner und stehen in Bezug auf Kultur und Moral auf sehr niedriger Stufe. Die Regierung des Chans ist erblich und despotisch und nur durch den Friedensvertrag mit Rußland 1873 insoweit beschränkt, als der Chan keine direkten Beziehungen zu den Souveränen und benachbarten Chanen unterhalten und keine Handels- und andere Verträge ohne Genehmigung Rußlands schließen darf. Ebenso ist den Russen volle Handelsfreiheit gewährt.

Die Hauptstadt Chiwa ist ein elender schmutziger Ort im südwestl. Teile der eigentlichen Oase, am untern Laufe des Kanals Polwan-Ata gelegen, hat 1200 Lehmhütten mit flachen Dächern und etwa 5000 E. In der Mitte der Stadt erhebt sich auf einer Anhöhe, von einer Mauer umgeben, die Citadelle; hier liegen die Wohnungen des Chans und der Großen des Chanats, die bedeutendsten der 17 Moscheen und 22 geistlichen Schulen C.s und drei Bazars. Der schönste Bau ist die Moschee Polwan-Ata aus gebrannten Ziegeln; ihre mit goldenem Knopfe gekrönte Kuppel bedacht vier gewölbte Räume, in denen sich die Gräber der Heiligen und verschiedener Chane des Reichs befinden. Unter den Schulen ragt die Medresse Mad-Emin neben dem Palast des Chans hervor, ein großes Gebäude mit stattlichen Façaden.

C. ist das Vaterland der alten, schon von Herodot erwähnten Chorasmier; im Mittelalter stand es unter dem Namen Kharism oder Khowaresmien bis ins 12. Jahrh. unter der Herrschaft der seldschuk. Türken, von denen sich der Statthalter Atsis unabhängig machte. Der letzte seiner Nachfolger war Dschelal-ed-din-Mankberni, ein Freund der Wissenschaften und Begründer einer neuen Zeitrechnung, der um 1220 gegen die Mongolen fiel. Auch Timur verwüstete das Land 1372 und 1379. Später kam das Land unter die Herrschaft der Usbeken (s. d.), die das neue Chanat von C. gründeten. Die jetzige Dynastie der Usbekenchane stammt von Muhammed Rachim (1802—25); diesem folgten Alla-Kuli-Chan (1825—42), Mu-

hammed Emin (1842—55) und Seid Muhammed Rachim-Chan (seit 1855). Schon Peter d. Gr. hatte 1717 einen Kriegszug zur Eroberung C.s unternommen, der völlig mißglückte. Seitdem führten die Chane von C. gegen die russ. Karawanen einen Raubkrieg, der viele russ. Gefangene in die Sklaverei der Chiwesen führte. Um diese zu befreien, unternahmen die Russen Nov. 1839 einen Kriegszug, der aber an den Hindernissen des Klimas und des Bodens völlig scheiterte. Erfolgreicher war der Feldzug, welchen die Russen unter Generaladjutant von Kauffmann (s. d.) März 1873 begannen. Von Taschkend aus rückte das Heer 16. März an den Sir-Darja und langte nach äußerst beschwerlichen Märschen 10. Juni vor der Stadt C. an, die sich nach kurzem Bombardement ergab und 11. Juni von den Russen besetzt wurde. Durch den Friedensvertrag vom 25. Aug. 1873, der den Chan thatsächlich zu einem Vasallen Rußlands machte, trat C. alles Land rechts am Amu-Darja ab, gab den Russen vollkommene Handelsfreiheit und bestätigte die bereits 25. Juli dekretierte Abschaffung des Sklavenhandels. (S. unter Centralasien.)

Litteratur. Lerch, «C., seine histor. und geogr. Verhältnisse» (Petersb. 1873); Stumm, «Aus C. Berichte» (Berl. 1873); Schmidt, «Die Expedition gegen C. im J. 1873» (Petersb. 1874); Ker, «On the road to C.» (Lond. 1874); Mac Gahan, «Campaigning on the Oxus and the fall of C.» (Lond. 1874); Stumm, «Der russ. Feldzug nach C.» (Bd. 1, Berl. 1875).

Chize (Kiseh, türk.), Beutel (s. d.) Goldes.

Chizerots und **Burins** bilden einen jener eigentümlichen Volksstämme in Frankreich, welche isoliert und von ihren Nachbarn verachtet und gehaßt dastehen. (S. Cagots.) Sie wohnen im Arrondissement Bourg-en-Bresse des franz. Depart. Ain und haben namentlich hier die Gemeinden Sermoyer, Arbigny, Boz und Ozan in dem reichsten Distrikte der Bresse inne. Der Sage nach stammen sie von den Sarazenen ab. Obgleich sie arbeitsam und wohlhabend sind, werden sie doch von ihren Nachbarn, namentlich den Bauern, tief verachtet und aufs äußerste gehaßt. Sie gelten für habsüchtig und boshaft und sind seit undenklicher Zeit Feldarbeiter, Ochsenhändler, Fleischer u. s. w. Vgl. Michel, «Histoire des races maudites de la France et de l'Espagne» (2 Bde., Par. 1847; deutsch von Stricker, 2 Bde., Frankf. 1850).

Chladni (Ernst Florens Friedr.), berühmt durch seine epochemachenden Entdeckungen und Erfindungen auf dem Gebiete der Akustik (s. d.), sowie durch seine bahnbrechenden Ansichten über Feuermeteore, geb. zu Wittenberg 30. Nov. 1756, war der Sohn des Professors der Rechte Chladenius, besuchte die Fürstenschule zu Grimma (1770—74), studierte hierauf zu Wittenberg und Leipzig die Rechte, gab jedoch nach dem Tode seines Vaters die Rechtswissenschaft auf und widmete sich ganz den physik. Studien, namentlich der Theorie des Klanges. Mathematik und Physik, auf die Tonkunst angewendet, setzten ihn in den Stand, für Theorie und Ausübung der letztern neue Bahnen zu brechen. Er ward der Erfinder des Euphons (1790) und des Clavicylinders (1800). Teils um diese Erfindungen bekannt zu machen, teils um seine Entdeckungen in der Akustik, namentlich in Hinsicht der Klangfiguren (s. d.), mehr zu erweitern, bereiste er besonders seit 1802 zehn Jahre lang Deutschland, Holland, Frankreich, Italien, Rußland und Dänemark. Seine Vorlesungen über Akustik fanden überall allgemeinen Beifall. C. starb zu Breslau 4. April 1827. Seine akustischen Hauptschriften sind: «Entdeckungen über die Theorie des Klanges» (Lpz. 1787), «Akustik» (Lpz. 1802; 2. Aufl. 1830), von welcher Schrift er selbst eine franz. Ausgabe: «Traité d'acoustique» (Par. 1809) besorgte; «Neue Beiträge zur Akustik» (Lpz. 1817), «Beiträge zur praktischen Akustik und zur Lehre vom Instrumentenbau» (Lpz. 1821). Auch über die sog. Boliden oder feurigen Meteore stellte er genaue Untersuchungen an. So suchte er in seinen Abhandlungen: «Über den Ursprung der von Pallas gefundenen und anderer ihr ähnlicher Eisenmassen» (Riga 1794) und «Über Feuermeteore» (Wien 1819) darzuthun, daß die Stein- oder Eisenmassen, die auf die Erde herabgefallen, etwas derselben Fremdartiges seien. Vgl. Bernhardt, «Dr. Ernst C., der Akustiker» (Wittenb. 1856); Melde, «C.s Leben und Wirken» (Marburg 1866).

Chladnische Klangfiguren, s. Klangfiguren.

Chlamys, ein mantelartiges Oberkleid der alten Griechen, welches ursprünglich den Macedoniern und Thessaliern eigentümlich war, aber frühzeitig über fast alle griech. Landschaften sich verbreitete und besonders von den Jünglingen (Epheben), aber auch von den Männern beim Reiten, auf Reisen, auf der Jagd und im Kriege getragen wurde. Es war ein unten abgerundetes Stück Zeug, das über die linke Schulter geworfen und auf der rechten Schulter vermittelst einer Spange zusammengeheftet wurde. Namentlich bei raschen Bewegungen verschob sich die C. leicht so, daß die Spange vorn am Halse saß und das Gewand lose über den Rücken herabhing. (S. Tafel: Bildnerei III, Fig. 11.)

Chlapowski (Desiderius), poln. General, geb. 1788 im Palatinat Posen, trat 1807 in poln. Dienst. Napoleon I. machte ihn zu seinem Ordonnanzoffizier und beförderte ihn zum Stabsoffizier in der franz. Gardekavallerie, doch schied C. schon 1813 aus dem Dienste, weil er sich zurückgesetzt glaubte. Im J. 1830 schloß sich C. dem poln. Aufstande an, trat zunächst als Oberst an die Spitze eines Regiments, führte dann eine nach Litauen entsendete Brigade, gelangte 31. Mai bis vor Wilna, fand die Stadt jedoch in gutem Verteidigungszustande und stand deshalb vom Angriffe ab. C. führte seine Brigade nach Kitowiszki und erhielt dort durch den Fürsten Oginski und andere Parteigänger Verstärkungen zugeführt, welche seine Abteilung bis auf 5000 Mann brachten; doch leistete er wenig, da er sich dem Oberbefehlshaber Gielgud nicht unterordnen mochte und alles allein zu erreichen gedachte. Die Schlacht bei Wilna machte 1830 dem Aufstande in Litauen ein Ende, und C. trat als Stabschef in das Oberkommando Gielguds ein. Auch in dieser Stellung vermochte er nichts zu leisten; das poln. Heer wurde bei Grochow 25. Febr. 1831 von den Russen geschlagen und in drei Abteilungen auseinander gesprengt. C. führte eine dieser Abteilungen und überschritt mit 250 Offizieren und 2361 Mann 1. Juli 1831 bei Gudauen die preuß. Grenze. C. wurde längere Zeit hindurch in Haft gehalten und außerdem zur Zahlung einer bedeutenden Geldsumme verurteilt, ging nach seiner Freilassung nach Frankreich

und veröffentlichte 1832 zu Paris seine «Lettres sur les événements militaires en Pologne et en Lithuanie». Später lebte er auf seinen Gütern im Großherzogtum Posen und starb dort 27. März 1879 zu Zureni.

Chliasma (grch.), ein warmer erweichender [Umschlag.

Chloanthit (Weißnickelkies und Arsennickelkies zum Teil) wurde von Breithaupt ein reguläres, und zwar parallelflächig-hemiëdrisches, zinnweißes Erz genannt, welches selten in Krystallen (Oktaëder, Hexaëder, Rhombendodekaëder, Pentagondodekaëder), meist als feinkörniges oder stengeliges Aggregat erscheint, von Härte 5,5 und dem Gewicht 6,6; es läuft bald grau und schwärzlich an, oder überzieht sich mit grüner Nickelblüte (daher der Name, von χλοανθής, grün ausschlagend). Chemisch besteht das Mineral aus Doppelarsennickel, $NiAs_2$, mit 71,8 Arsen und 28,2 Nickel, wobei statt des Nickels bisweilen etwas Eisen oder Kobalt zugegen ist. Es findet sich auf Gängen und Lagern zu Schneeberg, Joachimsthal, Großcamsdorf, Riechelsdorf, Dobschau in Ungarn, Allemont in der Dauphiné und wird mit zur Darstellung von Nickel und arseniger Säure benutzt. Zu dem C. gehört ohne Zweifel auch mancher sog. Speiskobalt.

Chloasma (grch.), Laub- oder Leberfleck.

Chlodio, König bei den salischen Franken in der ersten Hälfte des 5. Jahrh. Seine Hauptstadt soll Dispargum (vielleicht Duisborch in Brabant) gewesen sein. Zu seinem Geschlecht gehörte Meroweh, der Vater Childerichs I. und durch ihn der Ahnherr des Königshauses der Merovinger.

Chlodomer, ein Merovinger, Sohn Chlodwigs I. und der Burgunderin Chlothilde, geb. 495 und getauft, als der Vater noch Heide war. Bei der Erbteilung mit seinen Brüdern (511) erhielt er den Teil Neustriens mit Orléans. Er wurde im Kampfe gegen die Burgunder gefangen und 524 getötet, sein Reich aber nach Ermordung seiner Söhne durch seine Brüder geteilt.

Chlodwig I. oder Chlodowech I., d. i. Ludwig (frz. Clovis), König der Franken, aus dem Geschlecht der Merovinger, geb. 465, folgte 481 seinem Vater Childerich als König eines Teils der salischen Franken, welche das nördl. Gallien bis gegen die Ardennen und die Somme im Süden und Tournai als Hauptstadt innehatten. Mit Ragnachar, einem andern fränk. Fürsten, dessen Sitz Cambrai war, verbunden, bekriegte er 486 den Syagrius, der nach dem Tode seines tapfern Vaters Ägidius den Teil Galliens, welcher allein noch in der Gewalt der Römer war, zwischen der Somme und Loire, beherrschte. Syagrius, bei Soissons geschlagen, floh nach Toulouse zu dem König der Westgoten, Alarich II., ward aber an C. ausgeliefert und von diesem getötet. Den Sitz seiner Herrschaft, die nun bis zur Loire reichte, verlegte C. nach Soissons und von da 508 nach Paris. Sehr früh schloß sich ihm auch der große Stamm der chattischen Franken (Hessen) an. Er vermählte sich 493 mit Chlothilde, einer Nichte des burgund. Königs Gundobad, die ihn für den christl. Glauben zu gewinnen suchte. In der Schlacht gegen die Alamannen (496), gegen die C. dem König der ripuarischen Franken, Siegbert, zu Hilfe gezogen war, hart bedrängt, gelobte er, Christ zu werden, wenn er siege. Die Alamannen (s. d.) wurden geschlagen und unterworfen, und noch 496, am Weihnachtstage, wurde C. von Remigius, Bischof zu Rheims, getauft und mit dem heiligen Öl, das der Legende nach eine weiße Taube in einem Fläschchen brachte, gesalbt. Mit ihm nahmen mehrere tausend Franken das Christentum an. Anastasius, der damalige Papst, begrüßte ihn, weil er nicht, wie die übrigen Könige der Germanen, dem arianischen, sondern dem kath. Glauben folgte, als den allerchristlichsten König. Die Bewohner von Armorica erkannten seine Oberherrschaft 497 an. Bald darauf, um 500, zog C. gegen Gundobad, den burgund. König, zu Felde, nachdem er den Bruder desselben, Godegisel, zum Verrat gewonnen hatte. Godegisels Abfall in der Schlacht bei Dijon entschied den Sieg für C. Gundobad floh nach Avignon, wo ihn C. vergeblich belagerte und ihm gegen Tribut den Frieden bewilligte. Überall kam dem orthodoxen König der Haß der kath. Bevölkerung gegen die arianischen Herren entgegen; diese Verhältnisse führten auch zum Kriege gegen den König der Westgoten, Alarich, zu welchem Zwecke sich Gundobad und Siegbert mit C. verbanden. Bei Vouglé unweit Poitiers kam es 507 zur Schlacht. C. siegte, nachdem er den König Alarich selbst getötet hatte, und drang bis Bordeaux und Toulouse vor, wo er sich des königl. Schatzes bemächtigte und seinen Sohn Theodorich zurückließ. Er selbst ging über Tours nach Paris zurück, um sich von den Gelübden, die er vor dem Kriege gethan hatte, zu lösen. Unterwegs trafen ihn die Gesandten des byzant. Kaisers Anastasius, die ihm die Ehrenzeichen des Konsulats überbrachten. An der weitern Eroberung des westgot. Landes in Gallien wurde sein Sohn durch das Heer gehindert, welches Theodorich, der große König der Ostgoten, der vorher vergeblich den Frieden hatte vermitteln wollen, sendete. Die Belagerung von Arles ward aufgegeben; doch blieb den Franken das eroberte Aquitanien und Toulouse.

Die Vereinigung aller Franken unter seine Herrschaft war C.s Ziel; er erreichte es durch grausame Hinterlist. Gegen den Ripuarier Siegbert, seinen alten Bundesgenossen, hetzte er dessen Sohn Chloderich auf, der den Vater erschlug. Darauf ließ C. den Chloderich selbst meuchlings ermorden und ward nun von den Ripuariern in der Volksversammlung bei Köln nach deutscher Sitte auf den Schild gehoben, unter lautem Zuruf umhergetragen und so als König anerkannt. Einen andern fränk. Fürsten, Chararich, nebst dessen Sohn, die er durch List in seine Gewalt gebracht, ließ er zu Geistlichen weihen, dann aber töten. Noch mehrere Fürsten und Verwandte wurden auf ähnliche Weise aus dem Wege geräumt. C. starb zu Paris 511 und ward in der Kirche, die er den heiligen Aposteln zu Ehren nach dem westgot. Kriege erbaut hatte, die aber nachher der heil. Genoveva gewidmet wurde, begraben. Sein Reich teilten seine vier Söhne, Theodorich, Chlodomir, Childebert und Chlothar, unter sich. Noch im letzten Jahre seiner Regierung war zu Orléans auf seine Verordnung das erste Konzilium der Bischöfe im Fränkischen Reiche gehalten worden, das als die erste Grundlage der Gallikanischen Kirche gilt. Vgl. Junghans, «Geschichte der fränk. Könige Childerich und C., kritisch untersucht» (Gött. 1857). — C. II., der Sohn Dagoberts I., regierte 638—656 über die Franken.

Chloë, die Keimende oder Grünende, ist ein Beiname der Demeter (Ceres), als Beschützerin der

keimenden Saat. Unter diesem Beinamen hatte sie einen Tempel in Athen. Ihr zu Ehren wurde das Frühlingsfest Chloeia am 6. des Monats Thargelion begangen, einem Tage, der gewöhnlich in unsern Mai fiel.

Chlopicki (Joseph), einer der ausgezeichnetsten poln. Generale und Diktator im Königreich Polen während der Revolution von 1830, geb. in Galizien 24. März 1771, stammte aus einer adeligen Familie, trat 1787 in Kriegsdienste, zeichnete sich 1794 im Treffen bei Raclawice aus und wurde Adjutant beim General Rymkiewicz. Nach der Erstürmung von Praga (1794) folgte C. 1797 dem Aufrufe des Generals Dombrowski zur Errichtung eines poln. Korps für franz. Dienste und kämpfte in dieser Stellung ruhmvoll während des Kriegs von 1799—1801 in Italien. Als 1806 Dombrowski die Polen zur Unterstützung Napoleons zu den Waffen rief, folgte auch C. dem Rufe, ward Oberst und zeichnete sich 1807 bei Eylau und Friedland aus. Dann zog er nach Spanien, wo er von 1808 bis 1811 einen glänzenden Anteil am Kriege nahm (seit 1809 als Brigadegeneral), bis gegen Ende 1811 Napoleon die Polen zur Teilnahme am Feldzuge gegen Rußland zurückrief. C. focht bei Smolensk und wurde in der Schlacht an der Moskwa schwer verwundet. Nach seiner Herstellung folgte er zunächst wieder Napoleon, nahm aber infolge einer Zurücksetzung seinen Abschied und lebte zu Paris, als die Verbündeten einzogen. Er kehrte 1814 nach Polen zurück und ward vom Kaiser Alexander zum Divisionsgeneral ernannt. Der Großfürst Konstantin beleidigte ihn jedoch bei einer Heerschau, und er nahm deshalb wieder den Abschied. Als zu Warschau die Revolution in der Nacht vom 29. zum 30. Nov. 1830 zum Ausbruch kam, hielt er sich zunächst zurück, trat indes später dem Administrationsrate bei und übernahm 5. Dez. auf dem Marsfelde die Diktatur. Sein Hauptbestreben ging dahin, der Anarchie, deren Keime er schon in der Provisorischen Regierung erblickte, entgegenzuwirken und eine Vermittelung mit dem Kaiser herbeizuführen auf der Basis sicherer Garantie für Beobachtung der Konstitution. Seine Strenge fand jedoch bald lauten Tadel, und da er seinen Zweifel am Siege der Revolution kaum verhehlte, so beschloß der Patriotische Verein, ihn zur Rechenschaft zu ziehen. Dies bewog C., am 23. Jan. 1831 die Diktatur niederzulegen. Um aber seine vaterländische Gesinnung desto unzweideutiger zu beweisen, trat er zu Anfang Februar als Soldat in die Reihen der Kämpfer. In der mörderischen Schlacht bei Wawre am 19., bei Grochow am 20. Febr. unterstützte er den Befehlshaber durch seine Kriegserfahrung und feuerte das Heer durch sein Beispiel zur Tapferkeit an. Bei dem berühmten Kampfe um das Erlenwäldchen wurde er durch eine Granate schwer verwundet und mußte vom Schlachtfelde weggetragen werden. Zur Wiederherstellung seiner Gesundheit ging er 10. März nach Krakau, wo er in Zurückgezogenheit lebte und 30. Sept. 1854 starb.

Chlor (Chlorine, oxydierte, oxygenierte, dephlogistisierte Salzsäure, chem. Zeichen Cl, Atomgewicht=35,5), ein zu den Halogenen oder Salzbildern gerechnetes Element. Es wurde 1774 von Scheele entdeckt und nach damaliger Anschauung für von Phlogiston befreite Salzsäure betrachtet; Humphry Davy wies ihm 1810 seine Stellung unter den Elementen zu. Im freien Zustande kommt C. in der Natur niemals vor, dagegen in größter Menge mit Metallen verbunden, so namentlich als Chlornatrium im Steinsalz, im Meereswasser, in größerer oder geringerer Menge in allen Wasserläufen und Quellen, in allen Ackererden, in allen Pflanzen und Tieren; ferner als Chlorkalium im Sylvin, im Carnallit und in andern Salzmineralien. Man stellt das C. stets dar durch Oxydation der Chlorwasserstoffsäure oder Salzsäure:

$$2HCl + O = 2Cl + H_2O.$$

Dieser Prozeß ist jedoch direkt nicht durchführbar, sondern nur durch Vermittelung eines andern Körpers, welcher als Überträger des Sauerstoffs an die Chlorwasserstoffsäure betrachtet werden kann. Als solchen benutzt man meist das Mangansuperoxyd oder den Braunstein MnO_2. Übergießt man Mangansuperoxyd mit konzentrierter Salzsäure und erwärmt, so verbindet der Sauerstoff desselben sich mit dem Wasserstoff der Chlorwasserstoffsäure und die eine Hälfte des vorhandenen C. tritt in freier Form auf, während die andere Hälfte mit dem Mangan zu Manganchlorür verbunden bleibt:

$$MnO_2 + 4HCl =$$
$$MnCl_2 + 2Cl + H_2O.$$

Das so entstandene Manganchlorür kann bei geeigneter Behandlung wieder in Mangansuperoxyd verwandelt werden (Weldons Verfahren, s. **Chlorkalk**) und es ist daher das Mangan nur als Träger des Sauerstoffs zu bezeichnen. Auf gleiche Weise wie Mangansuperoxyd verhalten sich viele andere hochoxydierte Körper, so Bleisuperoxyd, Kobaltoxyd, Chromsäure, Salpetersäure. Im chem. Laboratorium, wie in der Technik benutzt man fast ausschließlich den Braunstein zur Entwickelung des C. Bei der Darstellung im Kleinen füllt man einen Glaskolben bis zum Halse mit erbsengroßen Körnern von Braunstein, gießt so viel konzentrierte Salzsäure hinzu, daß der freie Raum des Kolbens nur etwa zur Hälfte davon erfüllt ist, und erwärmt sehr gelinde. Das entweichende Chlorgas wird durch ein Glasrohr zunächst in eine Waschflasche geleitet, um es möglichst von abgedunsteter Salzsäure zu befreien, und dann im pneumatischen Apparat über warmem Wasser gesammelt; über Quecksilber kann man es nicht auffangen, da es sich mit diesem chemisch verbindet. Will man das Gas ganz rein haben, so ist es, nachdem es in Wasser gewaschen ist, noch durch ein mit Braunstein gefülltes, zum schwachen Glühen erhitztes Rohr zu leiten, da es nur auf diese Weise gelingt, die letzten Reste von Salzsäure zu entfernen. Das C. ist ein Gas von grüngelber Farbe, von heftig reizendem, erstickendem Geruch, vor der Einatmung desselben ist dringend zu warnen, da es die zerstörendsten Wirkungen auf die Lungen ausübt; sein spezifisches Gewicht ist 2,45. Durch Kälte oder starken Druck läßt sich C. zu einer grüngelben Flüssigkeit verdichten, welche bei $-33,6°$ C. siedet und bei $-90°$ noch nicht fest wird. Es ist in Wasser löslich, am reichlichsten bei einer Temperatur von $+10°$ C.; die gesättigt wässerige Lösung ist das **Chlorwasser**, Aqua chlorata der Pharmakopöe; bei höhern Temperaturen ist es erheblich weniger löslich. Das Chlorwasser ist an einem kühlen Orte im Dunkeln aufzubewahren, da es sich im Lichte unter Bildung von Salzsäure zersetzt.

Das C. hat eine außerordentlich große Affinität zu allen andern Elementen; bei gewöhnlicher

Temperatur verbindet es sich unter Feuererscheinung mit Antimon, Phosphor, Bor, Silicium, Kalium, Zink und Zinn, wenn diese in fein verteiltem Zustande in das Gas gebracht werden, andere Metalle, wie Kupfer, verbrennen, wenn sie warm in C. eingeführt werden. Gleiche Volume C. und Wasserstoff, im Dunkeln gemischt, bleiben unverändert, sobald aber ein Sonnenstrahl oder unter Umständen schon zerstreutes Tageslicht das Gemisch trifft, entsteht heftige, gefährliche Explosion unter Bildung von Chlorwasserstoff. Eine Mischung von Kohlenwasserstoffgas und C. verbrennt beim Entzünden unter Bildung einer schwarzen Rauchwolke von abgeschiedenem Kohlenstoff, ebenso verbrennt eine entzündete Kerze in Chlorgas unter Bildung von Ruß, indem der Wasserstoff sich mit C. verbindet und Kohlenstoff frei wird. Wegen seiner großen Affinität zum Wasserstoff kann C. bei Gegenwart von Wasser als starkes Oxydationsmittel wirken, indem der Sauerstoff des Wassers dabei auf den oxydierbaren Körper übertragen wird, z. B.:

$$H_2SO_3 + H_2O + 2Cl = H_2SO_4 + 2HCl.$$

Alle Brom-, Jod-, Schwefelverbindungen der Metalle werden von C. teils schon bei gewöhnlicher Temperatur, teils beim Erhitzen zersetzt. Mit einzelnen organischen Körpern vereint sich C. direkt, meist erfolgt die Einwirkung so, daß ein Chlormolekül dabei in Reaktion tritt, wobei ein Chloratom sich mit einem Wasserstoffatom vereint, dieses der Verbindung entziehend, während das zweite Chloratom an dessen Stelle tritt, wodurch eine Menge von Chlorsubstitutionsprodukten gebildet werden können. Die Zerstörung von Farbstoffen, der das C. seine Verwendung zum Bleichen vegetabilischer Stoffe verdankt, ist teils auf Oxydations-, teils auf Substitutionsvorgänge zurückzuführen. C. ist endlich allem pflanzlichen, wie tierischen Leben feindlich; es vernichtet Ansteckungsstoffe, soweit sie organischen Ursprungs sind, und wird daher als eins der wirksamsten Desinfektionsmittel gebraucht.

In den Verbindungen wirkt C. als einwertiges Element. Von diesen sind nachstehend nur die mit nicht metallischen Elementen berücksichtigt, soweit sie allgemeines Interesse haben, während die metallischen Chlorverbindungen, die Chloride und Chlorüre, sich bei den einzelnen Metallen finden.

1) Chlorhydrat $Cl_2\ 10H_2O$ bildet sich in Form von kleinen Krystallen, wenn Chlorwasser bis zum Gefrierpunkt abgekühlt wird.

2) Chlorsäuren. C. vereint sich in mehrern Verhältnissen mit Sauerstoff, resp. Hydroxylgruppen und bildet folgende Säuren:

Unterchlorige Säure	$Cl \cdot OH$,	als Anhydrid Cl_2O
Chlorige Säure	$ClO \cdot OH$,	als Anhydrid Cl_2O_3
Unterchlorsäure,	nur als Anhydrid bekannt	Cl_2O_4
Chlorsäure	$ClO_2 \cdot OH$,	als Anhydrid Cl_2O_5
Überchlorsäure	$ClO_3 \cdot OH$,	als Anhydrid Cl_2O_7.

a) Unterchlorige Säure, Monoxychlorsäure, entsteht als rötlichgelbes gasiges Anhydrid, wenn C. über Quecksilberoxyd geleitet wird, beim Abkühlen auf — 20° C. zur blutroten Flüssigkeit kondensierbar. Das Hydrat bildet sich neben unlöslichem Quecksilberoxychlorid, wenn man Quecksilberoxyd mit Wasser und Chlorgas zusammenschüttelt, bei gelindem Erwärmen destilliert dann wässerige unterchlorige Säure als gelbe bis orangenrote Flüssigkeit. Unterchlorigsaure Salze oder Hypochlorite bilden sich neben Chlormetallen, beim Einleiten von C. in verdünnte, kalt gehaltene Lösungen von manchen Metalloxydhydraten, z. B.:

$$2\,KOH + 2\,Cl = KOCl + KCl.$$

Andere Metalloxydhydrate geben neben Chlormetall freie unterchlorige Säure z. B.:

$$Zn(OH)_2 + 4\,Cl = 2\,(HOCl) + ZnCl_2.$$

Die unterchlorige Säure hat im freien Zustande die gleiche bleichende Wirkung wie das freie C.; ihre Salze zerfallen leicht und liefern dabei C., solche Lösungen sind seit der Entdeckung des C. als Bleichflüssigkeiten verwandt, so das Eau de Labaraque, Eau de Javelle, Javellsche Lauge, eine mit Chlorgas gesättigte Lösung von kohlensaurem Natron. Ob der Chlorkalk zu den unterchlorigsauren Salzen zu rechnen sei, ist mehrfach bezweifelt.

b) Chlorige Säure, Dioxychlorsäure, leicht explodierbares Gas, welches sich bei niederer Temperatur zur rotbraunen Flüssigkeit verdichtet. Wird erhalten, indem 3 Teile chlorsaures Kali mit 12 Teilen arseniger Säure gemischt und mit einer Mischung von 18 Teilen Salpetersäure (1,38 spezifisches Gewicht) und 24 Teilen Wasser sehr gelinde und vorsichtig erwärmt werden. Das Gas löst sich leicht in Wasser, die wässerige Säure bildet mit Basen Salze, welche als Chlorite bezeichnet werden.

c) Unterchlorsäure, sehr gefährliche, äußerst leicht explodierbare Substanz, rotbraunes Gas, welches sich beim Übergießen von chlorsaurem Kali mit konzentrierter Schwefelsäure bildet.

d) Chlorsäure, nur als Hydrat in wässerigen Lösungen und in Salzen, Chloraten, bekannt, letztere entstehen neben Chloriden beim Einleiten von Chlorgas in heiße Alkalihydratlösung:

$$6\,KOH + 6\,Cl = KO \cdot O_2Cl + 5\,KCl.$$

Von den Salzen findet das chlorsaure Kali (s. d.) vielfach Verwendung.

e) Überchlorsäure. Erhitzt man chlorsaures Kali bei möglichst niederer Temperatur bis zum Schmelzen, und erhält es bei dieser Temperatur, bis es eine teigige Konsistenz annimmt, so tritt Zersetzung derart ein, daß ein Teil des darin enthaltenen Sauerstoffs frei wird, ein anderer Teil zur höhern Oxydation des Chlorats verwendet wird, wodurch überchlorsaures Kali oder Perchlorat gebildet wird, während zugleich Chlorkalium entsteht:

$$2\,(KO \cdot O_2Cl) = KO \cdot O_3Cl + KCl + 2O.$$

Aus dem Gemenge von Perchlorat und Chlorkalium läßt sich das erste Salz durch Lösen in Wasser und Krystallisieren leicht rein darstellen. Erhitzt man 1 Teil des reinen Salzes mit 4 Teilen konzentrierter Schwefelsäure, so destilliert das Säurehydrat als ölige Flüssigkeit, welche beim Vermischen mit wenig Wasser sich in Krystalle von der Zusammensetzung $ClO_3 \cdot OH + H_2O$ verwandelt.

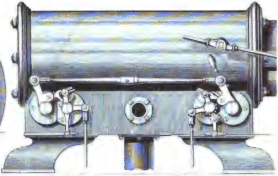
3) Chlorwasserstoff, Salzsäure HCl. C. und Wasserstoff verbinden sich unter Explosion im Sonnenlicht, beim Annähern einer Flamme oder beim Erwärmen, zu farblosem, saurem, in Wasser leicht löslichem Gase. (S. Salzsäure.)

4) Chlorstickstoff NCl_3, äußerst gefährliche, mit größter Gewalt explodierende Substanz, bildet sich, wenn Chlorgas mit Salmiaklösung zusammengebracht wird, als gelbe ölige Tropfen.

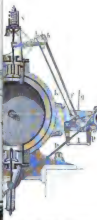
Chloräl und Chloralhydrat. Beim Studium der bei der Einwirkung von Chlor auf Alkohol sich vollziehenden Prozesse entdeckte Liebig 1832 einen öligen Körper und dessen krystallisierbare Verbindung mit Wasser; erstern nannte er Chloral, letztere Chloralhydrat. Beide wurden von

II.

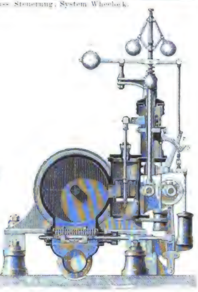




3. Corliss-Steuerung, System Wheelock.



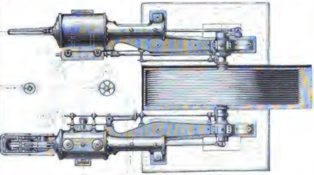
1.



erung, System Sulzer.



6. Ventilsteuerung, System Nolet.



10. Compound-Dampfmaschine von Collmann.

Dumas weiter studiert und ihre Zusammensetzung ermittelt. Die des Chlorals ist C_2HCl_3O oder $CCl_3 \cdot CHO$, die des Chloralhydrats $C_2HCl_3O \cdot H_2O$ oder $CCl_3 \cdot CH(OH)_2$. Diese Verbindungen hatten lange Zeit ausschließlich wissenschaftliches Interesse, bis 1869 Liebreich die Entdeckung machte, daß wir in ihnen ein Arzneimittel von allergrößter Wichtigkeit besitzen, indem dem Chloralhydrat die Eigenschaft zukommt, im Organismus, in kleinen Dosen genommen, ungemein beruhigend zu wirken und in etwas größern Dosen Schlaf zu bringen, ohne dabei die störenden Nebenwirkungen des Opiums und seiner Präparate zu haben. Seitdem ist dieser früher kaum gekannte Körper zu einem Gegenstande der Industrie geworden und wird gegenwärtig täglich in großen Quantitäten dargestellt. Bei der Fabrikation wird reines, d. h. gewaschenes und mittels Schwefelsäure getrocknetes Chlorgas in rektifizierten Alkohol von 96—97° Tr. so lange eingeleitet, bis dasselbe unabsorbiert durch die Flüssigkeit geht. Unter massenhafter Entwickelung von Chlorwasserstoffsäure und unter Bildung anderer Nebenprodukte ist schließlich der Alkohol in Chloral-Alkoholat verwandelt, wozu beim Arbeiten mit größern Mengen von Alkohol ein während 10—12 Tagen ununterbrochenes Einleiten von Chlor erforderlich ist. Das Chloral-Alkoholat wird nun in einen Destillierapparat mit Rückflußkühler gebracht, mit konzentrierter Schwefelsäure versetzt und zunächst anhaltend erwärmt, wobei noch viel Chlorwasserstoffsäure, die in der Flüssigkeit gelöst war, entweicht, während das durch die Schwefelsäure abgeschiedene Chloral in den Apparat zurückfließt. Ist alle Salzsäure entfernt, so wird der Dampf in einen gewöhnlichen Kühler geleitet und bei der Destillation des Chlorals die Wärme so reguliert, daß die Temperatur der Flüssigkeit 100° C. nie übersteigt, hierbei geht die Gesamtmenge des Chlorals über, während andere Produkte der Chlorierung als Destillationsrückstand verbleiben. Das so gewonnene Chloral wird, um geringe Mengen von noch vorhandener Säure zu entfernen, mit gepulverter Kreide geschüttelt und rektifiziert. Das Chloral ist eine farblose Flüssigkeit, von eigentümlich scharfem, durchdringendem Geruch, kratzendem Geschmack, siedet bei 94° C., spezifisches Gewicht 1,502, mischbar und löslich in Wasser, Alkohol, Petroleumäther, Terpentinöl, Schwefelkohlenstoff, fetten Ölen. Mischt man 1 Molekül oder 100 Teile Chloral mit 1 Molekül oder 12,2 Teilen Wasser durch kräftiges Schütteln, so tritt anfangs deutliche Wärmeentwickelung ein, beim Erkalten erstarrt das Ganze zu festem Chloralhydrat. Gießt man die Mischung vor dem Erstarren in flache Schalen, so bildet das Chloralhydrat nach dem Erkalten Platten, die zerschlagen in den Handel gebracht werden. Die Erstarrung des Chloralhydrats ist immer mit Krystallisation verbunden, welche beginnt, sobald die Temperatur der Flüssigkeit etwa 35° C. beträgt. Beachtet man diesen Zeitpunkt und gießt man den flüssig gebliebenen Anteil ab, sobald sich eine hinreichend starke Krystallschicht gebildet hat, so gelingt es, schön ausgebildete Krystalle zu erhalten. Das Chloralhydrat schmilzt zwischen 56 und 58° C., bei höherer Temperatur spaltet es sich in Chloral und Wasser, welche zusammen bei 94° übergehen.

In der Medizin wird das Chloralhydrat seiner beruhigenden und schlafmachenden Wirkung wegen bei nervösen Aufregungszuständen, Geisteskrankheiten, bei Säuferdelirien, Eklampsie und Tetanus sowie gegen habituelle Schlaflosigkeit vielfach mit bestem Erfolge benutzt; gewöhnlich genügen 1,5 bis 3 g, um einen tiefen, anscheinend normalen, von keinerlei Beschwerden gefolgten Schlaf zu erzeugen. Fortgesetzter und unmäßiger Chloralgenuß kann jedoch zu **chronischer Chloralvergiftung** führen, welche sich durch Verdauungsstörungen, Gelenkschmerzen, Atemnot und zunehmende Körper- und Geistesschwäche kundgibt, weshalb vor der mißbräuchlichen Anwendung des Chloralhydrats zu Schlummertränken, welche namentlich in England und Nordamerika beliebt ist, nicht eindringlich genug gewarnt werden kann. Vgl. O. Liebreich, «Das Cloralhydrat, ein neues Hypnotikum und Anästhetikum» (3. Aufl., Berl. 1871).

Chlor-Aluminium oder Aluminiumchlorid, s. unter Aluminium (-Verbindungen).

Chlor-Ammonium, s. unter Ammonium (-Verbindungen).

Chloranthaceen (Chloranthacēae), Pflanzenfamilie aus der Gruppe der Dikotyledonen, deren Arten vorzugsweise in den Tropengegenden Asiens und Amerikas vorkommen. Es sind Kräuter, Sträucher oder Bäume mit eingeschlechtlichen Blüten und kleinen rundlichen, fleischigen Steinfrüchten.

Chloranthus *Sw.*, Pflanzengattung aus der nach ihr benannten Familie der Chloranthaceen, deren Arten im tropischen Asien vorkommen. Es sind Sträucher oder perennierende Kräuter mit eingeschlechtlichen unscheinlichen Blüten. Von einer in Java einheimischen Art, der Ch. officinalis *Bl.*, wird die Rinde der Wurzel gegen bösartige Wechselfieber angewendet.

Chlor-Antimon, s. unter Antimon (-Verbindungen).

Chlorate heißen die Salze der Chlorsäure, s. unter Chlor (-Verbindungen, 2 d).

Chloräthyl C_2H_5Cl entsteht als ein bei gewöhnlicher Temperatur gasförmiger Körper beim Erwärmen von Alkohol mit Salzsäure. Zu seiner Darstellung mischt man gleiche Teile Alkohol und Salzsäure und erwärmt sie zum Sieden. Die dabei entwickelten Dämpfe leitet man durch eine halb mit Wasser gefüllte Flasche, um mitgerissene Dämpfe von Salzsäure und Alkohol zu absorbieren, und läßt das Gas dann in eine mit einer Kältemischung umgebene Vorlage treten, wo es sich zur Flüssigkeit verdichtet. Diese siedet bereits bei 12° C. und kann daher nur in hermetisch verschlossenen Gefäßen aufbewahrt werden. Das C. ist ein Bestandteil des sog. Salzäthers, Spiritus Aetheris chlorati, Spiritus Salis dulcis, versüßter Salzgeist der Pharmakopöe. Zur Darstellung desselben bringt man ein Gemisch von 4 Teilen Alkohol und 1 Teil Salzsäure mit 0,5 Teilen Braunstein in einen Destillierapparat, läßt 24 Stunden unter mehrfachem Umrühren stehen und erwärmt, am besten durch in einen Mantel einströmenden Dampf, wobei die Destillation alsbald beginnt. Die Destillation wird unterbrochen, wenn eine Probe des Übergehenden sich nicht mehr entzünden läßt. Das Destillat, welches immer mehr oder weniger freie Säure enthält, wird mit Kalkmilch geschüttelt und rektifiziert. Es bildet dann eine angenehm riechende, farblose, neutral reagierende Flüssigkeit von 0,838 bis 0,842 spezifischem Gewicht und besteht aus einer alkoholischen Lösung von C., vermengt mit einer ganzen Reihe von andern Produkten, welche bei der Einwirkung von Chlor auf Alkohol entstehen, als Chloral, Chloracetyl u. a.

Chlorbaryum, s. unter Baryum (-Verbindungen, 6).

Chlorblei, s. unter Blei (-Verbindungen, 7).

Chlorcadmium, s. unter Cadmium (-Verbindungen, 4).

Chlorhydrat, s. u. Chlor (-Verbindungen, 1).

Chloride nennt man im allgemeinen die Chlorverbindungen der Metalle oder organischen Radikale. Bei solchen Chlormetallen, welche zwei C. haben, bezeichnet man die mit dem geringsten Chlorgehalt als Chlorüre, die mit dem höchsten als C. (S. unter Chlormetalle.)

Chlorige Säure, s. unter Chlor (-Verbindungen, 2 b).

Chlorimetrie, s. Chlorometrie.

Chloris, Gattin des Zephyros, ist bei den Griechen die Göttin der Blumen, die Flora der Römer. — C. hieß auch die Tochter des Königs Amphion von Orchomenos, die Gemahlin des Neleus, sowie nach argivischer Sage eine (öfters mit jener verwechselte) Tochter der Niobe und des thebanischen Amphion, die ursprünglich Meliböa hieß. Sie blieb allein übrig, als die Kinder der Niobe getötet wurden; doch wurde sie vor Schreck so bleich, daß man sie C. (d. h. die Bleiche) nannte.

Chlorit ist ein glimmerähnliches, hexagonal krystallisierendes Mineral von gewöhnlich schmutziggrüner Farbe, welches in tafelförmigen, oft kamm- oder wulstförmig gruppierten Krystallen, auch in blätterigen und schuppigen Massen erscheint. Es ist sehr vollkommen basisch spaltbar, in dünnen Blättchen biegsam, aber nicht elastisch, so weich und milde, daß es sich mit dem Fingernagel ritzen läßt. Dünne Lamellen erweisen sich optisch einachsig, oder auch zweiachsig mit sehr geringem Neigungswinkel der Achsen. Konzentrierte Schwefelsäure zersetzt das feine Pulver. Chemisch besteht der C. aus etwa 26 Proz. Kieselsäure, 20 Proz. Thonerde, 42 Proz. Magnesia und Eisenoxydul und 12 Proz. Wasser. Feine staubförmige Schuppen von C. sind oft in andern Mineralien, z. B. wasserhellen Bergkrystallen, eingewachsen oder auf der Oberfläche anderer, z. B. Feldspate, aufgestreut. Der C. ist sehr häufig und bildet bisweilen als vorwaltender Gemengteil ein Gestein, welches man Chloritschiefer (s. d.) nennt. Eine Anzahl ähnlicher Mineralien hat man zu der Chloritgruppe vereinigt, zu welcher außer dem eigentlichen C. noch der Pennin, Leuchtenbergit, Kämmererit, Klinochlor, Ripidolith, Pyknotrop, Delessit, Thuringit u. a. gehören. Diese Glieder der Chloritgruppe stehen sowohl ihrer äußern Erscheinung, als ihrer chem. Konstitution und der Weise ihres Auftretens nach zwischen den Glimmern und Talken; von den erstern sind sie durch den großen Wassergehalt und das Fehlen des Kalis, von letztern durch den Gehalt an Thonerde unterschieden.

Chlorite heißen die Verbindungen der chlorigen Säure, s. unter Chlor (-Verbindungen, 2 b).

Chloritschiefer, ein schieferiges Gestein, welches vorherrschend, zuweilen sogar ganz aus dem Mineral Chlorit (s. d.) besteht. Der meiste C. enthält, mit dem Chlorit verbunden, auch etwas Quarz oder Feldspat als wesentlichen Gemengteil, außerdem aber gewöhnlich sehr viele accessorische Mineralbeimengungen, z. B. Magneteisenerz, Eisenkies, Granat, Talk, Kalkspat, Dolomitspat, Strahlstein, Turmalin u. s. w.; mikroskopisch finden sich darin häufig noch Epidot, Titanit, Enstatit, Titaneisen, Apatit. Gewisse Varietäten des C. (z. B. von Dissentis in Graubünden, Chiavenna in Oberitalien) werden wegen ihrer großen Feuerbeständigkeit und leichten Schneidbarkeit zu Ofenplatten, Töpfen u. s. w. verarbeitet; diese hat man Topfstein, Lavezstein, Giltstein, Pierre ollaire, genannt. In den Schweizer, Salzburger und Tiroler Alpen, im Ural, in den Staaten Vermont und Massachusetts tritt der C. besonders häufig auf, überall als ein Glied der krystallinischen Schieferformation, schichtweise verbunden, mit Gneisen, mehr noch mit Glimmerschiefern und Phylliten.

Chlorkalischwefel nennt man eine Mischung von chlorsaurem Kali mit Schwefel, welche in der Feuerwerkerei zur Verwendung kommt.

Chlorkalium oder Kaliumchlorid, s. unter Kalium (-Verbindungen).

Chlorkalk (Bleichkalk, Bleichpulver, Calcaria chlorata), eine Verbindung von Chlor mit Kalkhydrat von ungewisser chem. Konstitution. Scheele, der Entdecker des Chlors, erkannte bereits die bleichende Wirkung, welche dasselbe auf Pflanzenfarben ausübt, die technische Verwendbarkeit dieser Eigenschaft wurde 1785 von Berthollet gezeigt, welcher für diesen Zweck Chlorwasser anwandte. Da aber das Wasser nur eine verhältnismäßig geringe Menge von Chlor aufnimmt, so sah man sich bald nach einem andern Absorptionsmittel um, durch welches es zu ermöglichen sein würde, eine größere Menge von Chlor in ein kleineres Volum zu bringen, um so ein versandfähiges Präparat darstellen zu können und nicht mehr den Konsum von der Stelle der Produktion abhängig sein zu lassen. Als solches wurde schon 1789 eine Lösung von kohlensaurem Kali angewandt, die unter Bildung von unterchlorigsaurem Salz (s. Chlor, -Verbindungen, 2 a) das Vielfache an Chlor im Vergleich zum Wasser aufzunehmen vermag; die mit Chlor gesättigte Flüssigkeit bildete lange unter dem Namen Javellsche Lauge einen nicht unbedeutenden Handelsartikel. Von größter Tragweite wurde bald darauf die Entdeckung Tennants, daß das Chlor sich in großen Mengen an Kalkhydrat binden lasse und damit ein an wirksamem Chlor reiches, trockenes Pulver bilde. Hiermit (Tennants engl. Patent ist vom 30. April 1799 datiert) war der Grundstein zu einem der wichtigsten Zweige der chem. Großindustrie gelegt, die sich von kleinen Anfängen so entwickelt hat, daß die heutige Produktion an C. allein in England mehr als 100000 t jährlich beträgt.

C. entsteht immer, wenn Chlor mit Kalkhydrat zusammentrifft, und es läßt sich der dabei stattfindende Prozeß auf einfachste Weise durch folgende Gleichung ausdrücken:

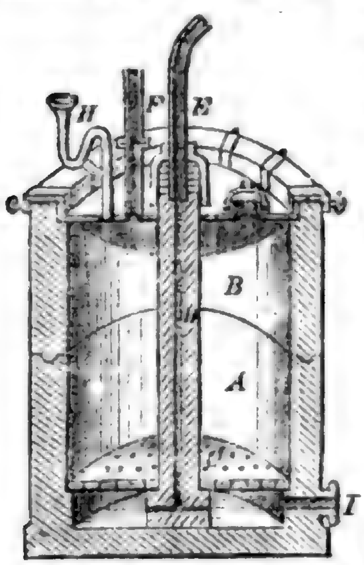
$$Ca(OH)_2 + 2Cl = CaOCl_2 + H_2O.$$

Über die chem. Konstitution der Verbindung $CaOCl_2 \cdot H_2O$ sind sehr verschiedene Ansichten aufgestellt worden, während manche Thatsachen dafür sprechen, sie als ein Gemenge von unterchlorigsaurem Kalk und Chlorcalcium zu betrachten, wonach dem C. die Formel $Ca(ClO)_2 \cdot CaCl_2 \cdot 2H_2O$ zukäme, so ist diese Konstitution aus andern Gründen doch anzufechten. Es ist jedoch hier nicht am Orte, auf die weitläuftige, diesen Gegenstand betreffende Polemik weiter einzugehen.

Mit ganz vereinzelten Ausnahmen wird das zur Chlorkalkbereitung erforderliche Chlor stets durch Einwirkung von Salzsäure auf Mangansuperoxyd, Braunstein, entwickelt, wie im Artikel Chlor beschrieben, nur kommen wegen der Massenproduktion

selbstverständlich andere Apparate in Verwendung und es ist hier die Qualität des Rohstoffs, insbesondere die des Braunsteins, in Betracht zu ziehen. Der Braunstein besteht nur selten, fast nie, aus reinem Mangansuperoxyd, sondern enthält, neben wechselnden Mengen von diesem, vielfache Verunreinigungen, Quarz, Eisenoxyd, kohlensaure Erden, Manganoxyd, Manganoxyduloxyd, chem. gebundenes Wasser u. a. Alle diese Substanzen vermindern den Wert des Braunsteins, jedoch in sehr verschiedenem Grade, Quarz und ähnliche in Säuren unlösliche Körper sind Ballast, die übrigen sind noch nachteiliger, da sie unnütz Säure konsumieren. Beim Ankauf des Braunsteins ist daher immer sein wirklicher, durch den Prozentgehalt an Mangansuperoxyd bedingter Wert durch Analyse zu ermitteln. Zur Entwickelung des Chlors verwendet man in allen größern Fabriken jetzt nur noch aus Sandstein angefertigte Apparate. Der dazu zu verwendende Sandstein muß möglichst dicht und feinkörnig, frei von Poren sein, darf an Säure, selbst bei langer Digestion, nur kleine Mengen von Substanz abgeben und muß bei anhaltendem Kochen mit Salzsäure fest und unverändert bleiben, wenn die Apparate nicht nach kurzer Zeit zu Grunde gehen sollen.

Bei der **Konstruktion der Apparate** wählt man Formen und Größenverhältnisse so, daß eine Zusammenfügung aus vielen Stücken möglichst vermieden wird. Eine Form, welche sich im praktischen Betriebe sehr gut bewährt hat, ist in beistehender Figur dargestellt. Hier bildet der Apparat einen cylindrischen, aus zwei Stücken A und B zusammengesetzten Behälter mit einem aus zwei Sandsteinplatten gefertigten Seihboden C, in der Mitte steht ein aus einem Stück gebohrtes Rohr D. Bei Abmessungen von 1 m lichter Breite und 2 m Höhe sind die dazu erforderlichen Steinblöcke unschwer zu beschaffen. Die einzige Fuge, welche hier vorhanden ist, wird gedichtet, indem vor dem Aufsetzen des Oberteils die in den untern Teil eingearbeitete Nut mit einem Kitt von Teer und Thon ausgestrichen wird. Der obere Verschluß wird durch eine starke Bleiplatte gebildet, welche an den aufwärts gerichteten Rändern mit Teerkitt gedichtet und mit eisernen Klammern befestigt wird. Beim Betriebe wird der Apparat etwa zur Hälfte mit grobstückigem Braunstein gefüllt und durch das Trichterrohr H 5—600 kg Salzsäure zugefügt. Die Entwickelung des Chlors beginnt bereits in der Kälte, das Gas entweicht durch das Rohr F und wird in den Absorptionsapparat geleitet. Wenn die freiwillige Entwickelung nachläßt, so erwärmt man die Flüssigkeit, indem man Dampf durch die Röhren E D einbläst, wobei aber die Zuströmung des Dampfes so zu regulieren ist, daß die Anwärmung ganz allmählich erfolgt, weil sonst viel freie Chlorwasserstoffsäure mit dem Chlor abdunsten würde. Nach beendigter Zersetzung der Salzsäure läßt man die Manganlauge durch die Öffnung I, welche während des Betriebes mit einem Holzpflock verschlossen ist, ablaufen, ersetzt den verbrauchten Braunstein und kann dann den Apparat von neuem benutzen. In andern Fabriken gibt man den Apparaten die Form von viereckigen Kasten und wählt diese namentlich bei sehr großer Produktion. Die einzelnen Steinplatten werden mit Feder und Nut versehen und die Fugen durch eingelegte dicke Kautschukbänder gedichtet. Teils durch das auf den Kautschuk wirkende Gewicht der Steine, teils durch festes Anziehen von eisernen, um den Apparat gelegten Bändern wird dabei eine feste Dichtung erzielt, welche der Einwirkung der Säure und des Chlors längere Zeit hindurch Widerstand leistet.



Das zur Absorption des Chlors bestimmte Kalkhydrat ist aus einem möglichst reinen gebrannten Kalk darzustellen, da nur aus solchem ein weißer, den Anforderungen des Handels entsprechender C. zu gewinnen ist. Das Kalkhydrat muß staubig trocken sein und es darf daher beim Löschen des Kalks nicht mehr Wasser zugefügt werden, als gerade zur Bildung von trockenem Hydrat erforderlich ist. Dies wird dann in einem rotierenden Cylindersiebe von gröbern Teilen sorgfältig befreit und muß unbedingt so lange liegen bleiben, bis es vollständig abgekühlt ist. Die Umwandlung des Kalkhydrats in C. erfolgt in eigenen Absorptionsapparaten, Räumen, in denen das Kalkhydrat in einer Schicht von etwa 15 cm Höhe gleichmäßig ausgebreitet und in welche das aus dem Entwickler kommende Chlorgas eingeleitet wird. Diese Räume oder Kammern werden zweckmäßig aus Mauerwerk so aufgeführt, daß ihre Seitenwände hoch genug sind, um einem Manne zu gestatten, in etwas gebückter Stellung darin zu verweilen, die Decke wird als ganz flaches Gewölbe konstruiert, nach dem Austrocknen werden Wände und Decke mit Teer gestrichen, um den Mörtel vor der Zerstörung durch das Chlor zu schützen; der Fußboden besteht aus geschliffenen Fliesen, die mit Cement gedichtet, ohne Fugen aneinanderstoßen. Auf 100 kg zu verarbeitendes Kalkhydrat bedarf man einer Grundfläche von 5—6 qm in den Kammern. In manchen Fabriken konstruiert man die Kammern ganz von Blei; in engl. Fabriken sind die bleiernen Kammern nicht selten unter freiem Himmel, ohne jede Überdachung aufgestellt. Jede Kammer sollte durch einen verschließbaren Abzug mit einem gut ziehenden Schornstein in Verbindung stehen, um eine kräftige Ventilation derselben vornehmen zu können. Man leitet den Betrieb am besten so, daß die Kammern zeitig morgens mit Kalkhydrat beschickt werden, sobald dies geschehen ist, wird die Chlorentwickelung in Gang gesetzt und bis abends beendet. Die Kammer bleibt dann verschlossen nachts stehen, bis etwa zwei Stunden vor Beginn der Tagesarbeit, um welche Zeit die Thür geöffnet und die Ventilation eingeleitet wird. Morgens wird der fertige C. rasch aus der Kammer in einen Vorraum geschafft, wo er mindestens 24 Stunden bis zur völligen Abkühlung liegen bleibt, ehe er verpackt wird. Die geleerte Kammer wird sofort mit frischem Kalkhydrat beschickt. Bei Anwendung von Bleikammern läßt man den C. in diesen erkalten und nimmt auch die Verpackung, nach guter Durchlüftung derselben, darin vor.

Bei der Absorption des Chlors durch das Kalkhydrat verlaufen neben der Bildung des C. noch sekundäre Prozesse. Das Chlorgas enthält immer mehr oder weniger Salzsäure, diese verbindet sich direkt mit dem Kalkhydrat zu Chlorcalcium, zersetzt aber auch bereits gebildeten C. wieder unter Entbindung von Chlor; ferner wird bei der chem. Reaktion so viel Wärme frei, daß die Masse sich auf etwa 50° C. erhitzt, durch die Temperatursteigerung wird der Prozeß dahin abgeändert, daß sich, wenn die Wärme eine gewisse Grenze überschreitet, statt der bleichenden Verbindung chlorsaurer Kalk bildet. Da weder Chlorcalcium, noch chlorsaurer Kalk bleichende Eigenschaften haben, so ist die Bildung derselben soweit wie möglich zu verhüten. Dies geschieht, indem man die Chlorentwickelung bei möglichst niederer Temperatur und mit großem Überschuß an Braunstein vornimmt und die Gasleitung so anlegt, daß der Salzsäure Gelegenheit zur Verdichtung und zum Rückfluß in den Entwickler gegeben wird. Einer zu weit gehenden Temperatursteigerung kann dadurch vorgebeugt werden, daß zunächst das Kalkhydrat ganz erkaltet in die Kammer kommt und ferner durch genügend große, Wärme ableitende Bodenfläche; die Monate der kältern Jahreszeit sind aus diesem Grunde den Fabrikanten weit günstiger als die Sommerzeit.

Wegen der Anwesenheit des Chlorcalcium und des chlorsauren Kalks ist der Wert des C. nicht proportional der Gesamtmenge des darin enthaltenen Chlors, sondern wird bedingt durch die Menge des in der bleichenden Verbindung enthaltenen sog. wirksamen Chlors, dessen Menge bei guter Ware etwa 35 Proz. beträgt und durch analytische Untersuchung (s. Chlorometrie) festzustellen ist.

Von den zahlreichen Verbesserungen, welche in der Chlorkalkfabrikation im Laufe der Jahre aufgetaucht sind, haben sich nur wenige bewährt. Von diesen ist zunächst eines Verfahrens zu erwähnen, welches vor einigen Jahren das größte Aufsehen erregte und eine vollständige Umwälzung in der ganzen Fabrikationsweise hervorzurufen schien. Es ist die von Deacon eingeführte Methode, welche bezweckt, das Salzsäuregas im erhitzten Zustande durch den Sauerstoff der Luft zu oxydieren und direkt Chlor daraus freizumachen. Die dazu erforderlichen Vorrichtungen machten durch die Kompliziertheit der Anlage allerdings sehr erhebliche Kosten, deren Aufwand in der Erwartung des glänzenden Erfolgs von manchen Fabrikanten nicht gescheut wurde. Die Ausführung dieses Verfahrens machte anfangs jedoch so große Schwierigkeiten, daß es von mehrern Fabrikanten wieder aufgegeben ist. Neuerdings hat man jedoch diese Schwierigkeiten zu überwinden gelernt und arbeitet in chem. Fabriken in Widnes in Lancashire mit günstigstem Erfolge nach demselben, das so gewonnene Chlor teils zur Chlorkalkfabrikation, teils zur Darstellung von chlorsaurem Kali benutzend. Fast gleichzeitig mit Deacon führte Weldon ein Verfahren ein, welches bezweckt, das in den aus dem Entwickler abfließenden Manganlaugen enthaltene Manganchlorür nicht, wie es bislang geschah, verloren gehen zu lassen, sondern es immer wieder von neuem in Mangansuperoxyd, oder in eine diesem ähnliche Verbindung, überzuführen, und so dasselbe Material in beständigem Kreislauf in der Fabrikation zu erhalten. Das Wesentliche dieses Verfahrens besteht in Folgendem: Die Manganlauge wird zunächst durch Zusatz von kohlensaurem Kalk neutralisiert, wodurch noch vorhandene freie Salzsäure gebunden und Eisenchlorid in unlösliches Eisenoxydhydrat verwandelt wird. Die geklärte Flüssigkeit wird mit so viel Kalkmilch versetzt, als erforderlich ist, um alles Manganchlorür in Manganoxydulhydrat zu verwandeln, und zugleich wird durch ein Gebläse ein starker Luftstrom in die Flüssigkeit getrieben, gleichzeitig läßt man dann noch weiter Kalkmilch zufließen. Unter Aufnahme des Sauerstoffs der Luft entsteht hier eine Verbindung, die der Zusammensetzung $MnCaO_3$ entspricht, und läßt man schließlich auf diese, unter ständigem Einblasen von Luft, Manganchlorür wirken, so geht sie über in die Verbindung Mn_2CaO_5, die dem Mangansuperoxyd sehr nahe steht. Diese Verbindung bildet einen schwarzen Niederschlag, der sich bei einiger Ruhe in der Flüssigkeit zu Boden senkt. Die Chlorcalcium enthaltende Flüssigkeit wird als wertlos beseitigt, der schwarze Schlamm fließt in die Chlorentwickler, wo er bei seiner feinen Verteilung die Salzsäure sehr leicht zersetzt und das Chlor bei geringster Erwärmung abgibt. Dieses Verfahren der Regeneration des Braunsteins, wenig kostspielig in der Anlage und in der Ausführung leicht zu überwachen, hat sich im Großbetriebe vollständig bewährt und ist gegenwärtig in den meisten Fabriken eingeführt.

Vgl. Kerl und Stohmann [Muspratt], «Encyklopädisches Handbuch der Technischen Chemie» (3. Aufl., Bd. 2, Artikel «Chlorkalk», Braunschw. 1875), und Lunge, «Handbuch der Sodaindustrie» (2 Bde., Braunschw. 1879).

Chlormetalle nennt man die Verbindungen der Metalle mit Chlor. Chlor verbindet sich mit allen metallischen Elementen teils direkt, teils durch Wechselwirkung ihrer Oxydhydrate oder Oxyde mit Salzsäure. Solche Metalle, welche mehrere Oxydationsstufen haben, bilden dem entsprechende Chlorverbindungen, so entspricht z. B. dem Eisenoxydul FeO eine Chlorverbindung $FeCl_2$, dem Eisenoxyd Fe_2O_3 die Chlorverbindung Fe_2Cl_6 u. s. w. Die den Oxydulen analogen C. bezeichnet man nach Berzelius' Vorgang als Chlorüre, die den Oxyden entsprechenden als Chloride. Die bei weitem meisten C. sind in Wasser lösliche, gut krystallisierbare, manche zerfließliche Salze. Schwer löslich ist das Chlorblei, unlöslich das Chlorsilber, das Quecksilberchlorür, das Antimonoxychlorür u. a.

Chlornatrium oder Natriumchlorid ist das gewöhnliche Kochsalz, s. Salz (vgl. Natrium).

Chloroform, Trichlormethan, Methinchlorid, Formylchlorid $CHCl_3$, von Liebig 1831 und fast gleichzeitig von Soubeiran entdeckt, 1847 von Simpson in Edinburgh als wirksamstes und gefahrlosestes Anästhetikum (s. Anästhesieren) angewandt. Zur Darstellung werden 100 kg Chlorkalk (mit einem Gehalt von 28 Proz. wirksamem Chlor) in einem Destillierapparat mit 400 l Wasser angerührt und mit $12^1/_2$ kg reinstem, völlig fuselfreiem, rektifiziertem Alkohol vermischt. Die Flüssigkeit bleibt zweckmäßig über Nacht stehen und wird am folgenden Tage ganz gelinde erwärmt. Alsbald beginnt eine lebhafte Reaktion, wobei Gase in reichlicher Menge entweichen. In diesem Stadium ist sofort die Erhitzung zu unterbrechen; die bei der Zersetzung frei werdende Wärme genügt, um die Destillation des sich bildenden C. fast zu Ende zu führen; nur zuletzt ist ein kurzes Erwärmen bis zum Sieden nötig. Das C. destilliert zugleich mit Wasserdämpfen und mit unzersetztem Alkohol, begleitet von nicht

verdichtbarem Gase, Kohlensäure. Da das C. an sich sehr flüchtig und außerdem in dem permanenten Gase leicht abdunstet, so ist eine sehr sorgfältige Kühlung erforderlich, zweckmäßig wendet man zum Auffangen des Destillats eine mit dem Kühlrohr luftdicht verbundene tubulierte Vorlage an, von deren Tubulus ein zweimal gebogenes Rohr in eine große mit Wasser gefüllte Flasche reicht. Die durch das Wasser streichenden Gase geben hier noch eine nicht ganz unbedeutende Menge C. ab. Nach beendigter Destillation finden sich in den Vorlagen zwei Flüssigkeiten, eine dichte schwere, das rohe C., und über demselben wässeriger Alkohol. Beide werden getrennt, die alkoholische wird bei der nächsten Operation wieder der Mischung beigefügt und das rohe C. weiter gereinigt. Es wird zunächst mit verdünnter Sodalösung durchschüttelt, um Reste von Alkohol fortzunehmen und zugleich freie Säure, welche vorhanden sein kann, zu binden. Hierauf wird es anhaltend mit konzentrierter Schwefelsäure geschüttelt und mit der Säure bei ganz gelinder Wärme rektifiziert. Wird eine Probe der rektifizierten Flüssigkeit beim Schütteln mit konzentrierter Schwefelsäure noch im mindesten gefärbt, so ist dieselbe Behandlung zu wiederholen, bis das C. mit Schwefelsäure farblos bleibt.

Das C. ist eine wasserhelle, schwere, aber sehr bewegliche, stark lichtbrechende Flüssigkeit von 1,492—1,498 spezifischem Gewicht, von angenehmem, süßlichem Geruch und Geschmack, siedet bei 60,8° C., in Wasser schwer, in Alkohol und Äther in jedem Verhältnis löslich. Unter dem Einfluß des Lichts wird das C. unter Freiwerden von Chlorwasserstoffsäure zersetzt und dies wird begünstigt durch Gegenwart von Wasser, wenn letzteres auch nur spurenweis vorhanden ist; das C. ist daher in ganz trockenen Gefäßen am dunkeln Ort aufzubewahren. Bei seiner Verwendung als Anästhetikum ist chem. Reinheit unbedingtes Erfordernis, namentlich ist darauf zu achten, daß das C. keine Säure und keine fremden Körper enthalte, letztere, welche im C. vorkommen können, rühren zumeist von der Verwendung eines nicht genügend gereinigten, fuselhaltigen Alkohols bei der Darstellung her; sie geben sich durch einen unangenehmen Geruch zu erkennen, welcher bemerkbar wird, wenn man einige Tropfen des C. in einem Glase abdunsten läßt und dann hineinriecht. Jedes C., welches nicht beim Verdunsten den ganz reinen Geruch zeigt, ist unbedingt für ärztliche Zwecke zu verwerfen. Um C. von besonderer Reinheit zu erhalten, hat man es durch Zersetzung von Chloralhydrat mit Alkalihydrat dargestellt. Allein diese kostspielige Bereitungsmethode ist völlig nutzlos, da man aus Alkohol bei richtiger Behandlung ein ebenso gutes Produkt erzielt. C. ist ein Lösungsmittel für Harze, Kampfer, Guttapercha, Kautschuk, Alkaloide, Jod, Brom u. s. w. Letztere entzieht es sogar ihren wässerigen Lösungen und wird daher in der chem. Analyse zur Erkennung und Nachweisung derselben benutzt.

Chlorometrie oder **Chlorimetrie**, eine chem.-analytische Operation, welche die Ermittelung des Gehaltes an wirksamem Chlor im Bleichkalk (s. **Chlorkalk**) bezweckt. Von den verschiedenen zu diesem Zwecke angegebenen Methoden ist die von Penot-Mohr am meisten zu empfehlen, da sie leicht ausführbar ist und absolut exakte Resultate gibt. Sie beruht darauf, daß arsenige Säure in alkalischer Lösung von dem wirksamen Chlor des Bleichkalks in Arsensäure verwandelt wird, hierbei entsprechen 4,95 g arseniger Säure 3,55 g Chlor. Zur Ausführung gebraucht man zwei titrierte Flüssigkeiten: 1) 4,95 g chemisch reine arsenige Säure werden unter Zusatz von 15 g doppelt kohlensaurem Natron unter Erwärmen in Wasser gelöst und die Lösung nach dem Abkühlen bis zum Volum von 1 l verdünnt; 2) 12,7 g chemisch reines trockenes Jod wird unter Zusatz von 18 g Jodkalium zum Volum von 1 l gelöst. Von dem zu untersuchenden Bleichkalk wägt man 3,55 g ab, verteilt denselben in Wasser, was am zweckmäßigsten durch Schütteln mit kleinen Quarzkörnern, Granaten oder dergleichen in einer starkwandigen Flasche geschieht. Die trübe Lösung spült man in eine Maßflasche und verdünnt bis zum Volum von 500 ccm. Hiervon mißt man den zehnten Teil, also 50 ccm mit einer Pipette ab, läßt in ein Kölbchen fließen und fügt 40 ccm der Arsenigsäurelösung zu. Ein Verbrauch von 40 ccm Arsenlösung würde unter diesen Umständen einem Gehalt von 40 Proz. wirksamem Chlor entsprechen, da aber kein Bleichkalk des Handels einen so hohen Gehalt besitzt, so hat man einen Überschuß von Arsen und hat die Größe dieses Überschusses zu ermitteln. Hierzu dient die Jodlösung. Zu der Mischung der Chlorkalk- und Arsenlösung fügt man einige Tropfen verdünnten Stärkekleister und läßt unter beständigem Umschwenken aus einer Bürette so lange Jodlösung zufließen, bis die Flüssigkeit sich blau färbt. Die Zahl der verbrauchten Kubikcentimeter Jodlösung von 40, oder der Zahl der zugesetzten Kubikcentimeter Arsenlösung, abgezogen, gibt unmittelbar den Gehalt des Bleichkalks an wirksamem Chlor in Prozenten.

Chlorophan nennt man diejenigen Varietäten des Flußspats, welche beim Erwärmen Phosphoreszenz zeigen; dazu gehören namentlich gewisse grüngefärbte Vorkommnisse, auch der rötlich-violette Flußspat von Nertschinsk, der dann im Dunkeln mit schönem, grünem Licht phosphoresziert.

Chlorophyceen, s. Algen 3.

Chlorophyll nennt man denjenigen Farbstoff, welcher die grüne Farbe der Pflanzen bedingt. Das C. ist stets an das Protoplasma gebunden, und zwar findet es sich in den allermeisten Fällen, bei höhern Pflanzen ausschließlich, im Inhalte der Zellen auf einzelne bestimmt differenzierte Teilchen des Protoplasmas beschränkt, die in der Form von mehr oder weniger abgerundeten Körnern in dem Protoplasmaschlauche liegen; bei einigen Algen ist die Form der vom C. tingierten Plasmakörper eine andere, es ist hier der Farbstoff an schraubenlinig gewundene Bänder, an sternförmige oder plattenförmige Plasmamassen gebunden, auch kommt es bei den Schwärmsporen einiger Algen vor, daß die ganze nackte Zelle vom C. tingiert ist, mit Ausnahme einer kleinen Partie, an der die Wimpern ansitzen. Bei sämtlichen Pflanzen, die C. besitzen, findet das Ergrünen der Protoplasmakörperchen, wie viele Versuche gelehrt haben, nur bei Beleuchtung statt, und zwar sind alle Strahlen, besonders aber die stärker brechbaren des Spektrums, im Stande, ein Ergrünen hervorzurufen.

Ebenso wie die Beleuchtung, ist auch das Vorhandensein von Eisen im Erdboden oder in den Nährstofflösungen, in denen Pflanzen kultiviert werden sollen, unbedingt erforderlich; bei mangelnder Beleuchtung bleiben die Pflanzen gelb, sie etiolieren (s. d.); bei diesem Vorgange werden

zwar auch bestimmt differenzierte Plasmakörperchen gebildet, aber dieselben sind nicht grün, sondern durch einen dem C. jedenfalls nahestehenden Farbstoff, das sog. Etiolin (s. d.), gelb gefärbt. Beim Mangel von Eisen unterbleibt nicht nur die Chlorophyllbildung, sondern auch die Differenzierung der Plasmakörperchen, die Pflanzen nehmen eine weiße Farbe an, es tritt der Zustand der Chlorose oder Bleichsucht ein. Über die chem. Natur des C. sind zwar zahlreiche Untersuchungen gemacht worden; doch haben dieselben bisher noch nicht zu verwertbaren Ergebnissen geführt. Nur so viel steht fest, daß die Chlorophyllkörper nicht bloß einen, sondern höchst wahrscheinlich mehrere Farbstoffe enthalten. Man kann den grünen Farbstoff extrahieren, am besten in der Weise, daß man grüne Blätter mit Alkohol oder Äther behandelt; man erhält dadurch eine schöne, bei durchfallendem Lichte tiefgrüne, bei auffallendem Lichte dunkelrot aussehende Lösung. Vgl. Sachße, «Chemie und Physiologie der Farbstoffe, Kohlehydrate u. s. w.» (Lpz. 1877).

Ebenso wenig wie über die chem. Natur des C. ist auch über die physiol. Eigenschaften desselben etwas Genaueres bekannt. Es ist zwar schon im 18. Jahrh. unzweifelhaft festgestellt worden, daß nur solche Pflanzen, welche C. führen, im Stande sind, aus Kohlensäure und Wasser organische Substanzen zu bilden, aber es ist bis auf den heutigen Tag noch eine vielbesprochene Streitfrage, welche Rolle das C. bei dieser Kohlenassimilation, wie man jenen Prozeß nennt, spielt. Ob der grüne Farbstoff oder ob das von demselben tingierte Plasma die Kohlenstoffassimilation bewirkt, kann mit Sicherheit bis jetzt nicht angegeben werden. Früher nahm man ziemlich allgemein an, daß in dem grünen Farbstoff und nicht im Plasma die Zersetzung der Kohlensäure vor sich gehe, oder man hielt überhaupt das C., also den Farbstoff, und die von ihm tingierten Plasmakörper nicht genau auseinander; in der neuesten Zeit ist jedoch die Frage nach der Bedeutung des C. für die Assimilation wieder in den Vordergrund getreten, da durch Untersuchungen von Pringsheim sich als höchst wahrscheinlich herausgestellt hat, daß das Protoplasma der Träger der Assimilation sei und der grüne Farbstoff nur als ein Schutzmittel gegen allzu lebhafte Atmung, d. h. Verbrennung organischer Substanz betrachtet werden müsse. Das C. würde dabei diejenigen Strahlen, welche die Atmung beschleunigen, absorbieren. Pringsheim nimmt an, daß bei Abwesenheit von C. die Atmung mehr Stoffe verbraucht, als die Assimilation liefern kann, und daß infolge dessen fortwährend Kohlensäure, als Produkt der Atmung, abgegeben werde, während bei Vorhandensein von C. die Atmung durch Absorption gewisser Strahlen bedeutend herabgesetzt und infolge dessen fortwährend Kohlensäure zersetzt und Sauerstoff ausgeschieden werde. (S. die Artikel Atmung und Assimilation.)

Diese Hypothese Pringsheims wird durch die Thatsache unterstützt, daß das Spektrum des C. nicht etwa eine Absorption der gelben, also der für die Assimilation wichtigsten Strahlen, sondern der violetten und eines Teils der roten Strahlen zeigt. Gerade die gelben Strahlen, unter deren Einwirkung die Assimilation am lebhaftesten vor sich geht, werden ungehindert durch den Farbstoff hindurchgelassen, können also auch keine Veränderung des Farbstoffs hervorbringen, während diejenigen Strahlen, die nur eine ganz schwache Assimilationsthätigkeit bewirken, meist absorbiert werden. Obwohl die Untersuchungen Pringsheims es sehr wahrscheinlich gemacht haben, daß das C. gewissermaßen die Bedeutung eines vor schädlicher Beleuchtung schützenden Schirms besitze, so ist doch die Frage noch nicht als definitiv entschieden zu betrachten, da über den Einfluß des Lichts auf den Atmungsprozeß noch zu wenig bekannt ist.

Chlorophyllophyceen, s. Algen 3.

Chlorose (Chlorōsis), s. Bleichsucht.

Chlorosporeen, s. Algen 3.

Chlorräucherung nennt man die Verbreitung von Chlorgas zur Zerstörung von schädlichen oder übelriechenden Stoffen, die in der Atmosphäre verbreitet sind. Chlor ist eins der wirksamsten Desinfektionsmittel und wird daher vorteilhaft zur Entgiftung der Atmosphäre solcher Räume verwandt, in welchen Ansteckungsstoffe sich angehäuft haben. Sollen C. sich in dieser Beziehung wirksam erweisen, so genügt es aber nicht, wie es vielfach geschieht, ein weniges, eine nur eben riechbare Menge von Chlor in der Luft zu verbreiten, es muß vielmehr so viel Chlor der Luft beigemischt werden, daß der Aufenthalt in dem Raume für Menschen unmöglich ist und es muß die Durchräucherung lange, 24 Stunden lang fortgesetzt werden. Geschieht dies nicht, so ist auf einen Erfolg nicht zu rechnen. Man führt die C. am besten so aus, daß man auf flache Teller oder Schalen ein paar Pfund Braunstein verteilt, diese mit der fünffachen Menge starker Salzsäure übergießt und sie 24 Stunden lang in dem Raume stehen läßt. Daß während dieser Zeit Thüren und Fenster sorgfältig verschlossen gehalten werden müssen, ist selbstverständlich, und dennoch werden oft C. bei geöffneten Fenstern vorgenommen! Statt der Mischung von Braunstein und Salzsäure kann man Chlorkalk und Salz- oder Schwefelsäure anwenden, doch ist dies weniger empfehlenswert, weil diese zwar rasch eine große Menge von Chlor entwickeln, aber nicht nachhaltig sind. Essig zur Zersetzung des Chlorkalks anzuwenden, wie von manchen Seiten empfohlen, ist durchaus unzweckmäßig, da eine Mischung von Essig und Chlorkalk ganz andere Produkte, aber kein Chlor gibt.

Chlorsäure, s. unter Chlor (: Verbindungen, 2).

Chlorsaures Kali, Kaliumchlorat, Kali chloricum $KClO_3$, entsteht beim Einleiten von Chlorgas in heiße wässerige Lösung von Kalihydrat nach folgender Gleichung:

$$6\,KOH + 6\,Cl = KClO_3 + 5\,KCl + 3\,H_2O.$$

Hierbei wird nur der sechste Teil des angewandten Kalihydrats in Form von chlorsaurem Kali zugute gemacht, während fünf Sechstel davon in das verhältnismäßig geringwertige Chlorkalium verwandelt werden. Um die hierdurch entstehenden Verluste zu vermeiden, verwendet man in der Technik zur Bildung der Chlorsäure nicht Kalihydrat, sondern das weit billigere Kalkhydrat und zersetzt nachher den chlorsauren Kalk durch Chlorkalium. Bei der Darstellung im großen verwendet man zur Bildung des chlorsauren Kalks große geschlossene eiserne, mit Rührwerk versehene Behälter, welche zu etwa zwei Drittel mit Kalkmilch gefüllt werden. Das Chlorgas wird in großen Apparaten (s. Chlorkalk) entwickelt und durch Röhrenleitungen, die aber nicht in die Flüssigkeit eintauchen, in den obern Teil des

Absorptionsapparates geleitet, wo es durch die mittels des Rührwerks in steter kräftiger Bewegung erhaltene Kalkmilch rasch absorbiert wird. Zur Beförderung der Reaktion bläst man anfangs Wasserdampf in die Kalkmilch, bis diese eine Temperatur von 50—60° C. erlangt hat, eine weitere Erwärmung ist nicht nötig, da der Prozeß, wenn einmal eingeleitet, unter Wärmeentwickelung stattfindet. Gegen Ende der Operation erfolgt die Bindung des Chlors langsam; um hier kein Chlor zu verlieren und auch um durch dasselbe nicht belästigt zu werden, verbindet man stets mindestens zwei, häufig aber auch mehrere Absorptionsapparate so untereinander, daß das in dem ersten nicht aufgenommene Gas in einen zweiten und eventuell von hier in den dritten Apparat strömen kann. Die beendigte Umwandlung erkennt man daran, daß der größere Teil des Kalkhydrats gelöst ist. Das Chlorgas strömt dann direkt in den zweiten Apparat, die Flüssigkeit des ersten wird in ein Klärreservoir abgelassen, um die Reste des Kalkhydrats sich absetzen zu lassen, worauf die klare Flüssigkeit, deren Volum vorher genau ermittelt ist, in eisernen Pfannen verdampft wird. In einer Probe der Lösung ermittelt man gleichzeitig auf analytischem Wege den Gehalt an chlorsaurem Kalk und fügt eine diesem äquivalente Menge von Chlorkalium zu der kochenden Lösung. Das Chlorkalium setzt sich mit dem chlorsauren Kalk um und bildet chlorsaures Kali und Chlorcalcium, beide Salze sind durch Krystallisation leicht voneinander zu trennen. Die Lauge wird je nach der Jahreszeit bis 38 oder 40° B. verdampft und wird dann in Krystallisierbehälter abgelassen, in welchen sie 12—14 Tage verbleibt, um dem chlorsauren Kali Zeit zu geben, möglichst vollkommen zu krystallisieren. Die von den Krystallen abgezogene Mutterlauge enthält das Chlorcalcium, aber auch außerdem noch chlorsaures Kali, doch ist dieser Anteil nicht zugute zu machen. Die Krystalle werden durch Waschen mit Wasser möglichst von anhängender Mutterlauge befreit, die dabei abfallenden Waschflüssigkeiten kommen mit der Rohlauge zur Verdampfung, die gewaschenen Krystalle werden in heißem Wasser gelöst und umkrystallisiert, nötigenfalls wird dies noch einmal wiederholt, bis das Salz frei von Chlorcalcium ist. Das chlorsaure Kali kommt teils in Form von schönen, farblosen, rhombischen Krystallen, die durch Absieben von den kleinern getrennt sind, teils als Mehl, hergestellt durch Mahlen der kleinen Krystalle zwischen französischen Mühlsteinen, in den Handel.

Das chlorsaure Kali findet mannigfache Verwendung. In der Medizin dient es als Heilmittel gegen Mund- und Magenkatarrhe, gegen Mundfäule, Skorbut, Speichelfluß und diphtheritische Prozesse, doch ist es innerlich nur mit Vorsicht und nur auf ärztliche Verordnung anzuwenden, da es in größern Mengen, namentlich bei Kindern, giftig wirken kann; in der Technik benutzt man es als Zündmasse in der Feuerwerkerei, zu gewissen Arten von Sprengpulvern, zur Fabrikation von übermangansaurem Kali, als Oxydationsmittel in der Färberei, hier namentlich bei der Erzeugung von Anilinschwarz, im Laboratorium dient es zur Entwickelung von Sauerstoff, sowie als Oxydations- und Chlorierungsmittel. Bei mancher Verwendung, wie bei der Anfertigung von Feuerwerkssätzen ist Vorsicht geboten, da Mischungen von chlorsaurem Kali und Schwefel oder Schwefelantimon durch leisen Druck oder Stoß explodieren. Der größte Teil des chlorsauren Kalis wird in engl. Fabriken dargestellt (etwa 1300000 kg jährlich), franz. Fabriken liefern etwa 330000 kg, in Deutschland ist der Betrieb der meisten Fabriken wieder eingestellt.

Chlorsilber, s. Hornsilber.

Chlorstickstoff, s. unter Chlor (Verbindungen, 4).

Chlorüre, s. unter Chlormetalle. (Vgl. Chloride.)

Chlorwasserstoff oder Chlorwasserstoffsäure, s. Salzsäure.

Chlorwasserstoffsäure, s. Salzsäure.

Chlothar, mehrere Könige der Franken aus dem Geschlechte der Merovinger. — C. I., Sohn des merovingischen Frankenkönigs Chlodwig I. und der Burgunderin Chlothilde, geb. 497, erhielt bei der Teilung des Frankenreichs nach dem Tode Chlodwigs 511 ein Stück von Neustrien mit Soissons. Dieses Königreich vergrößerte er durch die in Gemeinschaft mit seinen Brüdern unternommene Eroberung von Burgund 534 und Provence 536. Das allmähliche Wegsterben der Brüder und zum Teil die Beseitigung ihrer Kinder brachte bis 558 die Anteile derselben in seine Hand, sodaß das Reich des Vaters wieder vereinigt wurde, nachdem es inzwischen außer durch die genannten Länder auch noch durch Thüringen vergrößert worden war. Doch wurde es bei seinem Tode 561 wieder unter seine Söhne Siegbert I. (Austrasien), Chilperich I. (Soissons), Charibert I. (Paris) und Guntram (Burgund) geteilt. Seine zweite Gemahlin ward 538 die heil. Radegund, Tochter des letzten thüringer Königs Berthar; 544 ging sie nach Poitiers ins Kloster. — C. II., Sohn des fränk. Königs Chilperich I. von Soissons und der Westgotin Fredegunde, geb. 584 im Todesjahre des Vaters, daher unter der Leitung der Mutter, welche sich und das Recht des Sohnes gewaltthätig, aber tapfer gegen die Angriffe der haßerfüllten Brunehilde von Austrasien verteidigte und 597 im Vollbesitze der Macht starb. Der Kampf der beiden merovingischen Linien endete erst 613, als die Großen Austrasiens, der unaufhörlichen Kriege überdrüssig, auf einem Feldzuge Brunehildens gegen C. zu diesem übergingen und sie in dessen Gewalt gaben. Er ließ die Greisin zu Tode schleifen und ihre Urenkel, in deren Namen sie zuletzt Austrasien und Burgund zu regieren versucht hatte, umbringen. So wurde das Frankenreich zum zweitenmal vereinigt und ist es auch ferner in der Regel geblieben, nur daß die Könige, wie es C. II. zuerst 622 mit seinem Sohne Dagobert I. that, schon bei Lebzeiten öfters den ältesten Söhnen Austrasien zuwiesen. — C. III., König des gesamten Frankenreichs 656 als Sohn Chlodwigs II. und der angelsächs. Sklavin Balthilde, trat 660 Austrasien seinem jungen Bruder Childerich II. ab und starb 670.

Chlum, Dorf bei Königgrätz in Böhmen, am Abhange einer einzelnen steil aufragenden Bergkuppe gelegen, wurde in der Schlacht bei Königgrätz (s. d.) 3. Juli 1866 zum Schlüsselpunkte der österr. Stellung und war demgemäß durch Feldwerke und Verteidigungseinrichtung der Umfassung nach Möglichkeit verstärkt, aber nur mit ungenügender Besatzung versehen. In der Nähe hatte Benedek während der Frontalschlacht gegen die Erste und Elbarmee der Preußen einen Teil seiner Reserven aufgestellt; als jedoch der Kronprinz von Preußen mit der Zweiten Armee in der rechten Flanke der Österreicher erschien, richtete die Vorhut

der 1. Gardedivision unter Hiller von Gärtringen ihren Angriff auf C., nahm das Dorf im ersten Anlaufe mit geringem Verlust und behauptete es sodann erfolgreich gegen mehrere mit großer Übermacht von Benedek ausgeführte Sturmangriffe so lange, bis genügende Verstärkungen vom Gardekorps und 1. Armeekorps eintrafen. Damit war die Schlacht siegreich entschieden. General Hiller von Gärtringen hatte während des letzten Angriffs des Feindes den Tod gefunden.

Chlumetz, Stadt in der böhm. Bezirkshauptmannschaft Neubidschow, an der Cydlina und an der Linie Großwossek-Parschnitz der Österreichischen Nordwestbahn, die hier nach Mittelwalde abzweigt, ist Sitz eines Bezirksgerichts, hat ein Schloß der Grafen Kinsky, eine Brauerei und eine Zuckerfabrik und zählt (1880) 3924 E. In der Nähe sind große, fischreiche Teiche und ein Mineralbad.

Chlumetz, Dorf in der böhm. Bezirkshauptmannschaft und im Gerichtsbezirk Wittingau, an der Franz-Josephsbahn, mit 1789 E., welche Bergbau auf Eisenstein treiben, eine Spiritusbrennerei, Nägelfabriken und eine Glashütte unterhalten. In der Nähe ist das große Eisenwerk Josephsthal.

Chlumetzky (Joh., Ritter von), österr. Staatsmann, geb. 23. März 1834 in Zara, besuchte das Gymnasium in Brünn, und trat, nach Absolvierung der juristischen Studien an der wiener Universität, in den Staatsdienst, in welchem er rasch zum Staatsanwalt-Substituten in Brünn aufrückte. Im J. 1865 vom mähr. Großgrundbesitz in den mähr. Landtag gewählt, schloß er sich hier der verfassungstreuen Centrumspartei an, resignierte 1867 auf den Staatsdienst, als ihn der Justizminister zu einer Änderung seiner polit. Haltung bewegen wollte, wurde dann in den Landesausschuß von Mähren gewählt, in welchem er einen maßgebenden Einfluß auf die Landesadministration gewann. Als erster Statthaltereirat 1868 wieder in den Staatsdienst berufen, resignierte er unter Potockis Regierung von neuem auf denselben und wurde hierauf vom mähr. Landtag in den Reichsrat entsandt, wo er mit Lasser die Führung der gemäßigten (Großgrundbesitzer-)Gruppe der Linken übernahm. Bei der Bildung des Kabinetts Auersperg erhielt C. 25. Nov. 1871 die Leitung des Ackerbauministeriums, und nach dem Rücktritt des Dr. Banhans die des Handelsministeriums (Mai 1875). In seiner erstern Stellung reorganisierte er die Administration der Staatsdomänen und Staatsbergwerke sowie das forstwirtschaftliche Unterrichtswesen und gründete die Hochschule für Landeskultur. Als Handelsminister schuf er in dem Eisenbahngarantiegesetze die Grundlage für das unter seinem Nachfolger zur Durchführung gekommene Projekt der Verstaatlichung der Eisenbahnen, brachte, nachdem die Zollvertragsverhandlungen mit Deutschland gescheitert waren, Juni 1878 den autonomen Zolltarif zu Stande und schloß auf dieser Basis einen Zollvertrag mit Italien ab. Infolge der für die Verfassungspartei ungünstig ausgefallenen Wahlen dimissionierte C. im Aug. 1879 und wurde Okt. 1880 von der Stadt Brünn in das Abgeordnetenhaus gewählt, wo er als Vorstandsmitglied des Klubs der vereinigten Linken einer der maßgebenden Führer derselben ist.

Chmel (Joseph), deutscher Geschichtsforscher, geb. 16. März 1798 zu Olmütz, trat in seinem 18. J. in das Chorherrenstift St. Florian, wo er nach einigen Jahren Stiftsbibliothekar wurde. Auf Stiftskosten hielt sich C. 1830—33 in Wien auf, wo er an der k. k. Hofbibliothek und im Geh. Haus-, Hof- und Staatsarchive zuerst die Quellen zu einer «Geschichte Kaiser Friedrichs IV.» (2 Bde., Hamb. 1840—43) und dann überhaupt zur Geschichte Österreichs im Mittelalter sammelte. Im J. 1834 ward C. als zweiter Archivar bei dem genannten Archiv angestellt, hierauf 1840 zum ersten Archivar, und 1846, bei der damaligen Reorganisation des Haus-, Hof- und Staatsarchivs, zum Vizedirektor desselben mit Titel und Charakter eines k. k. Regierungsrats ernannt. Er starb zu Wien 28. Nov. 1858. Unter seinen Schriften sind von besonderer Bedeutung: «Die Handschriften der k. k. Hofbibliothek zu Wien, im Interesse der Geschichte verzeichnet und excerpiert» (2 Bde., Wien 1840—41), «Materialien zur österr. Geschichte» (Bd. 1 u. 2, in 5 Tln., Wien 1832—40), «Regesta chronologico-diplomatica Ruperti, regis Romanorum» (Frankf. 1834), «Regesta chronologico-diplomatica Friderici III., Romanorum imperatoris» (2 Tle., Wien 1838—40), «Der österr. Geschichtsforscher» (Bd. 1—3, Wien 1838—42). Die «Aktenstücke zur Geschichte Kroatiens und Slawoniens in den J. 1526 und 1527» (Wien 1846) und «Herbersteins Gesandtschaftsreise nach Spanien 1519» (Wien 1846) bilden zugleich den 1. und 2. Band des «Habsburgischen Archiv».

Chmelnik, Stadt im nördl. Teile des europ.-russ. Gouvernements Podolien, am Bug, in einer an kleinen Seen reichen, fruchtbaren Ebene, hat drei Kirchen, eine Schule, eine jüd. Gebetschule und 7787 E., die sich hauptsächlich mit dem Ackerbau beschäftigen.

Chmelnizki oder eigentlich Chmjelnicki (Bogdan), der Urheber des Kosakenaufstandes gegen Polen, geb. 1593, der Sohn eines poln. Edelmanns, Michael C., in der Ukraine, eignete sich im Jesuitenkollegium in Jaroslaw einige Bildung an, und trat früh in das poln. Heer. Bei Cecora gefangen, mußte er zwei Jahre in türk. Gefangenschaft zubringen. Er zeichnete sich schon früh durch Mut und Tapferkeit unter den Kosaken so aus, daß diese ihn nach ihrer Niederlage bei Kumejki 1638 an den poln. König Wladislaw IV. mit der Erklärung entsandten, daß sie sich der Herrschaft der Polen von neuem unterwürfen, worauf ihm das ansehnliche Amt eines Sekretärs der saporoger Kosaken übertragen wurde. Aber persönlich durch Gewaltthätigkeit eines poln. Starosten gereizt und um seinem Ehrgeize zu genügen, regte er die Kosaken zum Kampfe auf. Es gelang ihm, das ganze den Polen unterworfene Kosakenland in Aufstand zu versetzen und ein großes Heer zusammenzubringen. Zugleich verband er sich mit dem Chan der Tataren, Islam-Gerai, besiegte die Polen in den großen Schlachten an den Gelben Gewässern, bei Korsun, wo er den poln. Hetman Potocki selbst gefangen nahm, und bei Pilawce, verheerte mit seinen Scharen ganz Volhynien, Podolien und Rotreußen, drang bis Lemberg und Zamosc vor, verübte überall die ärgsten Greuelthaten und zog zuletzt mit unermeßlicher Beute in die Ukraine zurück. Nach Wladislaws IV. Tode (1648) bot der König Johann Kasimir, an allem Widerstande gegen C. verzweifelnd, diesem selbst die Würde eines Hetmans der Kosaken unter poln. Oberhoheit an, doch erlangten die Kosaken in den Unterhandlungen die

ersehnten Freiheiten nicht und es kam zu neuen Kämpfen. Als endlich das Kosakenheer bei Beresteczko von den Polen besiegt wurde, unterwarf sich 1654 C. mit sämtlichen Kosaken dem russ. Zaren Alexej Michailowitsch. Hieraus entspann sich ein Krieg zwischen den Russen und Polen, während dessen C. 25. Aug. 1657 starb. Im Frieden zu Andrussow 1667 mußte darauf Smolensk, Kiew und die ganze Ukraine jenseit des Dnjepr von Polen förmlich an Rußland abgetreten werden. Vgl. Kostomarow, «Bogdan C.» (2 Bde., Petersb. 1859). Im J. 1873 wurde C., dem «Befreier Südrußlands», eine großartige Reiterstatue auf dem Sophienplatze in Kiew errichtet. — Auch C.s Sohn, Georg C., war Hetman der Kosaken, er suchte neue Vereinigung mit Polen, doch konnte er sich nur kurze Zeit behaupten.

Chmelnizkij (Nikolai Iwanowitsch), russ. Lustspieldichter, geb. 11. Aug. 1789, war der Sohn eines im Gouvernement Smolensk begüterten Edelmanns. Nach Beendigung seiner Erziehung diente er kurze Zeit im Heere, trat dann in den Civildienst, nahm aber an dem Kriege gegen Napoleon I. erst als Adjutant Kutusows, dann Oppermanns teil. Nach Beendigung des Kriegs (1815) wurde er zum Chef der Kanzlei des Generalgouverneurs Miloradowitsch und 1829 zum Civilgouverneur von Smolensk ernannt. Er erwirkte vom Kaiser die Bewilligung von 1 Mill. Rubel zur Wiederherstellung dieser vom Kriege so hart mitgenommenen Stadt, die nun unter seiner Leitung sich glänzend aus der Asche erhob und auch einen bedeutenden innern Aufschwung nahm. Nach Archangel 1837 als Gouverneur versetzt, gab er ein Jahr später diesen Posten wegen zerrütteter Gesundheit wieder auf. Er wandte sich nun nach Petersburg, wo er 20. Sept. 1845 starb. Als Lustspieldichter bildete er sich nach Regnard und Molière, dessen «Tartufe» und «Schule der Frauen» er ins Russische übersetzte. Auch seine andern Stücke, die sich in der Natürlichkeit der Anlage, Leichtigkeit in der Ausführung und eine edle Ausdrucksweise empfehlen, sind zum großen Teil nach dem Französischen bearbeitet. Die bedeutendsten sind: «Govorún» («Der Schwätzer»), «Vozdúšnyje Zámki» («Die Luftschlösser»), «Njerešitelnyj» («Der Unschlüssige»), «Karantín» («Die Quarantäne»), «Aktéry méždu sobóju» («Die Schauspieler untereinander»), «Rússkij Faust» («Der russ. Faust»), «Cárskoje slóvo» («Das Zarenwort»), eine histor. Komödie, die sehr beliebt ward und häufig über die Bühne ging; «Sinówij Bogdán Chmělnickij, ili prisojedinénije Malorossiji» («Zenobius Bogdan Chmelnizkij, oder die Einverleibung Kleinrußlands»), ein histor. Drama. C.s sämtliche Werke erschienen zu Petersburg (3 Bde., 1849). Eine Biographie C.s, von Savinow, findet sich in der Zeitschrift «Ssemejnyj Krug» (1859).

Chmjelow, Stadt im Kreise Romny des europ.-russ. Gouvernements Poltawa, an dem Flüßchen Chmjelewka mit drei Jahrmärkten und 1175 E., die sich hauptsächlich mit dem Ackerbau beschäftigen.

Chnodomar, Häuptling oder König der Alamannen, überzog, vom Kaiser Constantius II. während dessen Kriege gegen den Usurpator Magnentius aufgestachelt, seit 352 n. Chr. einen großen Teil Galliens mit Krieg, verfeindete sich jedoch mit Julian (Ende 355 in Gallien als Cäsar) und wurde bei Straßburg 357 gänzlich geschlagen und gefangen genommen. Julian schickte ihn an Kaiser Constantius II. nach Rom, wo C. an Heimweh starb.

Choanen (grch.), Choanae narium, die beiden hintern, durch das Pflugscharbein voneinander getrennten Öffnungen der Nasengänge, durch welche die Nasenhöhle frei mit der Rachenhöhle kommuniziert. Durch die C. kann herabfließender Nasenschleim ungehindert in den Rachen gelangen und von hier vermittelst Räusperns durch die Mundhöhle nach außen entfernt werden, wohingegen beim Schlucken der Zugang zu den C. durch Anlegen des Gaumensegels an die hintere Rachenwand abgesperrt und so der Übertritt des Bissens in die Nasenhöhle verhindert wird. Bei heftigem Nasenbluten ist man gezwungen, die beiden C. wie die vordern Nasenöffnungen mit Wattetampons zu verschließen (sog. Tamponade der Nasenhöhle), um das Aufhören der Blutung herbeizuführen.

Choba (bei Luther Hoba), ein alter Ort in Syrien, «links», d. i. nördlich von Damaskus, bis wohin Abraham die verbündeten Ostkönige zur Befreiung seines Neffen Lot verfolgt haben soll (1 Mos. 14, 15), und wo zur Zeit des Kirchenhistoristers Eusebius Ebioniten (s. d.) gewohnt haben sollen, ist wahrscheinlich identisch mit der in neuester Zeit nachgewiesenen Ortschaft gleichen Namens etwa 60 km nördlich von Damaskus.

Chocolade, s. Chokolade.

Choctaw (Chactaw, Chacta), richtiger Tschachta, ein mit den Chikkasahs (s. d.) und den Creeks (s. d.) sprachlich verwandter Indianerstamm, zur sog. appalachischen Völkerfamilie gehörig. Die C. wohnten um den 33. und 34.° nördl. Br., im Norden von Mobile, vom Lande der Chikkasahs durch Berge und Wälder getrennt. Die franz. Kolonisten in Louisiana bedienten sich der Sprache der C. im Verkehr mit den verschiedenen Indianerstämmen, da sie von diesen allgemein verstanden wurde. Jetzt sind die C. in schwachen Überresten im sog. Indianergebiete angesiedelt, nur wenige Familien finden sich noch in der alten Heimat. Über die Sprache der C. vgl. F. Müller, «Grundriß der Sprachwissenschaft» (Bd. 2, Wien 1880).

Choczim, befestigte Kreisstadt im russ. Gouvernement Bessarabien, s. Chotin.

Chodawendikjar oder Chudawendigiar, türk. Vilajet in Kleinasien, der nordwestlichste Teil der Halbinsel, umfaßt Teile des alten Phrygiens, Bithyniens und Mysiens, zählt auf 74792 qkm etwa 950000 E. und zerfällt in die Sandschaks Brussa, Karassi, Karahissar Ssahib und Kiutahia.

Chodkjewicz (Alexander, Graf von), russ. General und poln. Dichter, schloß sich 1812 dem Aufstande der Polen gegen Rußland an und wurde 1825 wegen Teilnahme an der Militärverschwörung gegen Kaiser Nikolaus nach Sibirien verbannt. Er schrieb die beiden Tragödien «Cato» und «Virginie».

Chodkjewicz (Jan Karol), poln. Feldherr, geb. 1560, stammte aus einem angesehenen Geschlechte in Litauen. Sein Vater war Kastellan von Wilna und Gouverneur von Livland. C. besuchte die Jesuitenakademie zu Wilna, bereiste dann Italien, Spanien, Frankreich, die Niederlande, England und Deutschland und kämpfte im span. Heere gegen Holland. Nach seiner Rückkehr nahm er unter der Anführung Zamojskis und Zolkjewskis an den Feldzügen nach der Walachei und gegen die aufrührerischen Kosaken teil. Zamojski überließ ihm 1602 den Oberbefehl über das poln. Heer in Livland

und die Fortsetzung des Kriegs gegen die Schweden. C. siegte bei Dorpat und Weissenstein, wofür er Großhetman von Litauen wurde, und schlug 1605 mit geringer Mannschaft den König Karl IX. bei Kirchholm aufs Haupt. Doch hinderte ihn der traurige Zustand Polens, den Sieg zu benutzen. Als das Heer, dem der rückständige Sold nicht bezahlt wurde, ihn verließ, setzte er aus eigenen Mitteln eine Zeit lang den Krieg fort. Nachdem er mit den Schweden 1611 einen Waffenstillstand geschlossen, ward er von Sigismund III. zur Fortsetzung des Kriegs mit Rußland berufen, den die Polen zur Unterstützung des falschen Demetrius begonnen hatten, und der für sie, obgleich sie Moskau besetzt hielten, eine üble Wendung zu nehmen begann. Vergebens suchte C. die Mannszucht herzustellen; er mußte Moskau verlassen und zog in Rußland umher. Nach manchem Kampfe und vielen Mühseligkeiten erlangte er 1618 im Vertrage von Dywilin freien Rückzug nach Polen. Darauf übernahm C., nachdem Zolkjewski 1620 bei Cecora gefallen war, den Oberbefehl gegen die Türken und schlug bei Chocim sein Lager auf, starb aber mitten unter glücklichen Kämpfen 1621 daselbst. Er war ein ebenso tapferer und besonnener Führer, wie entschiedener Aristokrat, der aller Zügellosigkeit im Lande und Heere mit Energie entgegentrat. Sein Leben hat Naruszewicz beschrieben (neue Aufl., 2 Bde., Lpz. 1837).

Chodowiecki (Daniel Nikolaus), hervorragender deutscher Maler und Kupferstecher, geb. 16. Okt. 1726 zu Danzig, erhielt von seinem Vater, einem Kornhändler, die erste Anleitung im Zeichnen. Nach des Vaters Tode (1740) kam er als Lehrling in eine Spezereihandlung seiner Vaterstadt, 1743 in das Geschäft seines Oheims Ayrer nach Berlin, in welchem er auch nach Vollendung seiner Lehrzeit bis 1754 verblieb. Jede freie Stunde benutzte C. zum Zeichnen nach der Natur oder zum Kopieren von Kupferstichen. Nachdem er die Handlung verlassen, fing er an, selbständig zu arbeiten, übte sich im Malen und fertigte namentlich Miniaturbilder für Dosen. In Rodes Akademie vervollkommnete er sich im Naturzeichnen und in der Ölmalerei, bis er 1756 seine ersten Versuche im Radieren machte. C. zeichnete und stach zunächst Figuren aus dem Volksleben (Würfelspieler, Bettelbuben, Soldatenweiber, russ. Gefangene u. s. w.), sowie verschiedene Blätter zur Zeitgeschichte (z. B. die Apotheose Friedrichs II.), welche die Aufmerksamkeit des preuß. Königs erregten. In diese Zeit fällt auch der Abschied des Calas von seiner Familie, ein Ölbild, das er 1767 in der Größe des Originals zweimal in Kupfer stach, und mit welchem er seinen Ruf begründete. Die Akademie der Künste wählte ihn 1764 zum Rektor, 1788 zum Vizedirektor und 1797 zum wirklichen Direktor. Er starb 7. Febr. 1801.

C. war sehr arbeitsam und bis kurz vor seinem Tode unermüdlich thätig. Für den «Genealog. Kalender» lieferte er nicht weniger als 1275 Darstellungen auf 178 Platten. Außerdem hat er zu 235 Werken die Kupfer gezeichnet und gestochen. Im ganzen hat der Künstler den Stich zu 2025 Darstellungen auf 978 Platten besorgt. Hierzu kommen noch an 2000 Zeichnungen, die er zu Romanen, Schauspielen, Gedichten als Titelkupfer und Vignetten oder als Illustrationen zu Basedows «Elementarwerk», Salzmanns «Elementarbuch» und Lavaters «Physiognomische Fragmente» fertigte. Mehrere von seinen Blättern sind sehr selten, besonders (nach Engelmann) 1, 2, 3, 4, 11, 16, 20, 22, 23, 47, 48 (1. Pl.), 53, 55, 55a, 98, 139, 180 und 950, darunter auch die, welche sog. Einfälle (Croquis) enthalten, kleine geistvolle, in den Plattenrand als flüchtige Gedanken leicht radierte Figuren, die der Künstler nach wenigen Abdrücken ausschleifen ließ. C. wußte auf einem kleinen Raume seinen charakteristischen und geistvollen Figuren eine solche psychol. Wahrheit zu geben, daß er als ein in seiner Art noch unübertroffener Sitten- und Seelenmaler zu bezeichnen ist. Von seinen Ölbildern sind noch das Blindekuhspiel und der Hahnenschlag im berliner, und der Ruheplatz im Tiergarten im leipziger Museum zu nennen. Eine vollständige Sammlung seiner Blätter mit allen Seltenheiten und in allen Abdrücken besitzen die Erben des Buchhändlers Dr. W. Engelmann in Leipzig, der auch ein erschöpfendes Verzeichnis («C.s sämtliche Kupferstiche», Lpz. 1857; Nachtrag 1860) herausgegeben hat.

Gottfried C., jüngerer Bruder des vorigen, geb. 11. Juli 1728, gest. 1781, radierte mehreres teils nach eigener, teils nach des Bruders Erfindung und malte vorzüglich Jagdstücke und kleinere Landschaften. — Wilhelm C., der Sohn von Daniel C., geb. 1765, arbeitete als Kupferstecher in Berlin mit großem Erfolge in des Vaters Manier, starb aber schon 26. Okt. 1805.

Chodschent (nicht Kodschent), Kreisstadt im Gebiete Syr-Darja der russ.-asiat. Provinz Turkestan, unter 41° 17′ nördl. Br. und 87° 20′ östl. L., am linken Ufer des schiffbaren Syr-Darja und an der Poststraße nach Taschkent, 25 km im SSO. von dieser Stadt gelegen, hat eine griech. Kirche, 215 Moscheen, eine Knaben- und eine Mädchenschule, 7 russische und über 600 orient. Kaufläden, zwei große Marktplätze und 32500 E., Sarten, Tadschiks und Usbeken, die sich mit Acker- und Obstbau beschäftigen, Gerbereien, Ölmühlen, Seifensiedereien, Talglichtfabriken, Webereien und Färbereien unterhalten.

Chodziesen, der frühere Name der Stadt Kolmar (s. d.) in Posen.

Chodzko, eine von dem altlitauischen Geschlechte Borejko abstammende poln. Familie, der mehrere Schriftsteller angehören. — Ignacy C., geb. 15. Jan. 1795 auf einem Gute bei Wilna, studierte 1811 in Wilna, ward Doktor der Philosophie und übernahm dann sein väterliches Gut. Er wurde Mitglied der Archäologischen Kommission zu Wilna und der Wissenschaftlichen Sozietät zu Krakau und 1828 zum Kämmerer seines Kreises gewählt. Durch eine Reihe von Erzählungen, in denen er in lebensvoller, anschaulicher Weise mit sittlichem Ernste und voller Humor den litauischen Adel des 18. Jahrh. in seinem häuslichen und bürgerlichen Leben schildert, hat er sich zu einem der beliebtesten Schriftsteller seines Volks erhoben. Dahin gehören: «Obrazy litewskie» (13 Bde., Wilna 1840—62), «Podania litewskie» (4 Serien, Wilna 1852—58). Er starb 1. Aug. 1861. — Alexander C., des vorigen Vetter, geb. 11. Juli 1804 in Krzywicze, gehörte auf der Universität Wilna zu den vertrautesten Freunden des Dichters Mickiewicz, trat dann in das Orientalische Institut des Ministeriums des Auswärtigen in Petersburg und gab dort 1829 einen Band «Poezye» heraus (neue Ausg., Posen 1833), in welchem neben Gedichten im Geschmack der poln.-romantischen Schule treffliche Übersetzungen

arab. und pers. Gedichte enthalten sind. Nachdem er 1829—41 russ. Konsul in der pers. Stadt Rescht am Kaspischen Meere gewesen, wandte er sich ganz dem Studium der orient. und altslaw. Litteratur und Geschichte zu, ging nach Paris und wurde daselbst 1857 als Mickiewicz' Nachfolger Professor der slaw. Litteratur am Collège de France. Er schrieb «Le Ghilan ou les marais caspiens» (Par. 1839), gab eine «Grammaire persane» (Par. 1852) und eine «Grammaire paléoslave suivie des textes paléoslaves» (Par. 1869) heraus und übersetzte altslaw. Legenden: «Légendes slaves du moyen âge 1169—1237» (Par. 1859). Nach einem pers. Manuskript übersetzte er fünf Dramen: «Théâtre persan, choix de téaziés ou drames» (Par. 1878), welche für die Kunde der religiösen und poetischen Entwickelung des pers. Volks von Interesse sind. — **Leonard Jakob C.**, geb. 6. Nov. 1800 in Oborek in der Wojwodschaft Wilna, war auf der Schule zu Malodeczno ein vertrauter Freund von Thomas Zan, dann auf der Universität zu Wilna Lelewels Schüler. Im J. 1819 begleitete er den Fürsten Michael Oginski auf dessen Reisen durch Rußland, Deutschland, England und Frankreich, verblieb darauf in Paris und beschäftigte sich eifrigst mit Sammlung von Materialien zur Geschichte Polens. Im J. 1830 nahm er an der Julirevolution so regen Anteil, daß ihn Lafayette zu seinem Adjutanten ernannte. Nach dem Ausbruche der poln. Revolution ward er Bevollmächtigter der poln. Nationalregierung und trat dann in das Komitee der Emigrierten. Als Ergebnisse seiner Forschungen erschienen: «Observations sur la Pologne et les Polonais, pour servir d'introduction aux mémoires de Michel Oginski» (Par. 1827), «Histoire des légions polonaises en Italie» (2 Tle., Par. 1829), «Histoire de la Lithuanie» (Par. 1831), «Histoire de Pologne» (Par. 1863), «Histoire de la Turquie 545 à 1856» (Par. 1856), «La Pologne historique, littéraire, monumentale et pittoresque» (2 Bde., Par. 1835—37; 8. Aufl. 1854—57). Dann redigierte er eine Sammlung von Abhandlungen mehrerer Verfasser unter dem Titel: «La Pologne illustrée» (Par. 1839) und veröffentlichte unter dem Namen Comte d'Angeberg ein «Recueil des traités, conventions et actes diplomatiques concernant la Pologne 1762—1862» (Par. 1862). Auch erschienen von ihm ein Atlas über die Teilungen Polens und mehrere treffliche Karten zur Geschichte seines Vaterlandes. Er starb 12. März 1871 in Poitiers.

Choi, Stadt in der pers. Provinz Aserbeidschan, am Kotur und an der Karawanenstraße nach Erzerum, der Hauptort des pers. Armenien, in fruchtbarer Gegend, zählt 20000 E.

Choiseul-Amboise (Étienne François, Herzog von), franz. Staatsmann unter Ludwig XV., geb. 28. Juni 1719, wurde in einem Jesuitenkollegium erzogen und trat dann in den Militärdienst. In dem Österreichischen Erbfolgekriege focht er als Graf von Stainville 1742 tapfer bei Prag, wurde Chef eines Regiments und trat nach seiner Rückkehr an den franz. Hof in die engste Verbindung mit der Marquise von Pompadour, was ihm die rascheste Carrière sicherte. Schon 1748 wurde er Generallieutenant und 10 Jahre nachher zur Würde seiner Vorfahren, zum Herzog von Choiseul, erhoben. Durch Verschwendung finanziell ruiniert, heiratete er die Tochter eines reichen Kaufmanns. Seine diplomatische Laufbahn begann 1756, wo er als Gesandter an den röm. Hof ging. Schon wenige Monate nachher wurde er abberufen, um in Wien den Abbé Bernis, der das Ministerium des Auswärtigen übernahm, abzulösen, und folgte diesem im Nov. 1758 als Minister selbst. Die kriegerischen Unternehmungen Frankreichs gegen Preußen und England endigten allen militärischen und diplomatischen Anstrengungen C.s zum Trotz für Frankreich unglücklich. Vergebens war es, daß er 1761 das Ministerium des Kriegs selbst übernahm, den Bund mit Österreich fester knüpfte und Spanien im bourbonischen Hausvertrage an die franz. Politik fesselte. Es blieb ihm nur übrig, die Wunden, welche der Kampf dem Staate geschlagen, zu heilen. Hierin entwickelte er seit dem Pariser Frieden (1763) eine sehr energische Thätigkeit. Es gelang ihm, die Flotte neu zu schaffen, Handel und Industrie emporzubringen. Domingo, Martinique, Guadeloupe wurden unter seiner Regierung für das Mutterland von ungeahnter Bedeutung. Den Glanz der franz. Waffen suchte C. dadurch herzustellen, daß er Militärschulen anlegte, das Artillerie- und Geniewesen ausbildete und die Armee nach den Grundsätzen Friedrichs II. reformierte. Dabei unterließ er nicht, den Einfluß Frankreichs in der europ. Politik aufrecht zu erhalten. So unterstützte er die poln. Konföderation, verwickelte Rußland in den Krieg mit der Pforte und erwarb Corsica trotz Englands Eifersucht der franz. Krone. Am bekanntesten ist C. durch das Edikt geworden, das 1764 die Jesuiten von Frankreich ausschloß. Bis zum Tode seiner Gönnerin, der Pompadour, gelang es ihm, seiner zahlreichen Feinde Herr zu werden; als aber die Gräfin Dubarry mit seinen Neidern, dem Herzog von Aiguillon, Abbé Terray und dem Kanzler Maupeou, sich alliiert hatte, ward er gestürzt. Er dankte 1770 ab und lebte auf seinem Landsitz Chanteloup, um so mehr von Popularität umgeben, je verhaßter seine Gegner im Ministerium wurden. Ludwig XVI. rief ihn 1774 nach seiner Thronbesteigung wieder an den Hof, ohne ihm jedoch ein Ministerium zu geben. C. starb 7. Mai 1785. Vgl. Kurd von Schlözer, «C. und seine Zeit» (Berl. 1848); «L'Ambassade de C. à Vienne en 1757 et 1758» (Par. 1872).

Choiseul-Gouffier (Marie Gabriel Auguste Florens, Graf von), franz. Diplomat und Altertumsforscher, aus einem andern Hauptzweige des berühmten Geschlechts, geb. 27. Sept. 1752, reiste 1776 nach Griechenland und legte die Resultate seiner Reise in der «Voyage pittoresque de la Grèce» (1782) nieder, die mit großem Beifall aufgenommen wurde und ihm 1784 die Aufnahme in die Akademie der Wissenschaften verschaffte. Später zum franz. Gesandten in Konstantinopel ernannt, betrachtete er sich auch nach dem Sturze der Bourbons als deren Vertreter und schickte seine Noten an die in Deutschland lebenden Brüder Ludwigs XVI. Die republikanische Armee am Rhein fing diese Korrespondenz auf, und der Konvent beschloß im Okt. 1792, ihn in Konstantinopel verhaften und nach Frankreich abführen zu lassen. C. entkam indes nach Rußland an den Hof Katharinas II. und wurde später von Paul I. zum Staatsrat und Direktor der Kunstakademie sowie zum kaiserl. Bibliothekar ernannt. C. kehrte 1802 wieder nach Frankreich zurück, wo er in das Nationalinstitut aufgenommen wurde und die Fortsetzung seiner

Reisebeschreibung erscheinen ließ. Nach der Restauration ward er Pair von Frankreich und Mitglied des Kabinettsrats. In den Schriften der Akademie finden sich mehrere seiner Arbeiten. So suchte er unter anderm in einer Abhandlung die Ansichten F. A. Wolfs über die Entstehung der Homerischen Bücher zu widerlegen. Seine Sammlung von Altertümern war sehr bedeutend und wurde von Ludwig XVIII. angekauft und mit dem Museum im Louvre vereinigt. C. starb 20. Juni 1817 zu Aachen. Eine neue Ausgabe seiner «Voyage pittoresque» besorgten Müller und Hase (4 Bde., Par. 1841).

Choiseul-Praslin, franz. Herzöge, s. Praslin.

Choisy-le-Roi, Stadt im franz. Seine-Departement, an der Eisenbahn Paris-Orléans, 11 km südlich von Paris gelegen, ein schön gebauter, mit vielen Landhäusern, öffentlichen Vergnügungslokalen und Fabriken (Porzellan und Glas, Tuch und Filz, Chemikalien) ausgestatteter Vorort der Hauptstadt, mit (1876) 5821 E. Auf dem Kirchhofe von C. befindet sich das am 23. Juli 1882 errichtete Grabdenkmal (Bronzestatue von Leopold Steiner) Rouget de l'Isles, des Dichters und Komponisten der Marseillaise, welcher dort 1832 starb.

C. wurde im Deutsch-Französischen Kriege durch mehrere Ausfallgefechte der Besatzung von Paris geschichtlich bekannt. In der zweiten Woche nach der Einschließung von Paris, 30. Sept. 1870, griff der franz. General Vinoy das von Truppen des preuß. 6. Armeekorps besetzte C. wiederholt an, wurde jedoch mit namhaftem Verlust zurückgeschlagen. Als Vorbereitung zu dem großen, in südöstl. Richtung geplanten und durch die Schlacht von Champigny (s. d.) am 30. Nov. und 2. Dez. 1870 zurückgewiesenen Durchbruchsversuche der Armee von Paris, fanden am 27., 28. und 29. Nov. kleinere Ausfälle gegen die inzwischen stark verschanzte Stellung des preuß. 6. Armeekorps bei C. statt, um die Aufmerksamkeit der Einschließungstruppen mehr auf den Raum links der Seine hin- und von dem Gelände zwischen dem linken Marne- und rechten Seineufer abzulenken. Auch am Morgen des 30. Nov. fand ein kleines Gefecht in derselben Absicht bei C. statt. Alle diese Angriffe wurden zurückgeschlagen; doch gelangten die Franzosen in der Nacht vom 28. zum 29. Nov. in den zeitweiligen Besitz des Bahnhofs von C.

Chok (frz.) nennt man den gewaltsamen Zusammenstoß zweier Reiterabteilungen. Nicht jede Attacke, welche die Kavallerie gegen die feindliche Reiterei unternimmt, führt zum C., oftmals wird er durch das Verhalten des Gegners auf irgend eine Weise vereitelt, dann kann nur von einem Angriff, einer Attacke gesprochen werden. In früherer Zeit pflegte die Kavallerie den Anprall des Feindes stehenden Fußes mit Pistolen- und Karabinerfeuer zu empfangen, heute gilt es als Regel, daß jeder Kavallerieattacke durch einen Gegenangriff begegnet werden muß.

Chokand, Chanat (jetzt russ. Gebiet) in Centralasien, s. Khokand.

Chokolade, ein aus gerösteten Früchten des Kakaobaums dargestelltes Luxusnahrungsmittel, welches in Mexiko seit ältesten Zeiten genossen und von dort 1520 durch die Spanier nach Europa gekommen ist. Von Spanien verbreitete sich der Gebrauch der C. bald nach allen Ländern. Die Zubereitung derselben wurde namentlich in Frankreich vielfach verbessert und bis in die neueste Zeit haben die franz. Fabriken durch die vorzügliche Qualität ihres Produkts den Weltmarkt beherrscht, doch wird ihnen gegenwärtig von manchen deutschen Fabriken erhebliche Konkurrenz gemacht. Die Qualität der C. wird teils durch die Zubereitung, vorzugsweise aber durch die Auswahl des Rohmaterials bedingt, da die verschiedenen Sorten der Kakaobohnen sich durch höhern oder geringern Gehalt an Aroma und Feinheit des Geschmacks wesentlich unterscheiden. Die Kakaobohnen von Puerto Caballo, Caracas und Maracaibo werden am höchsten geschätzt und stehen daher hoch im Preise, sodaß sie nur zu der feinsten C. verwendbar sind. Außer der C. werden aus den Kakaobohnen noch drei andere Präparate hergestellt, der Kakao, der entölte Kakao und der Kakaothee (s. unter Kakao). Die Fabrikation besteht in Folgendem:

Die Kakaobohnen werden auf ganz ähnliche Weise wie der Kaffee einer schwachen Röstung unterworfen, dann in einer eigenen Maschine zu kleinen Stückchen zerbrochen und durch Gebläsewind von den zertrümmerten leichten Schalen, die das Rohmaterial für den Kakaothee liefern, befreit. Der gebrochene Kakao wird auf Kollergängen oder sonstigen Mahlvorrichtungen zunächst gröblich zerkleinert und zugleich mäßig erwärmt, wobei das Fett, welches etwa die Hälfte des Gewichts der Bohnen ausmacht, schmilzt und dadurch dem Ganzen eine breiige Konsistenz gibt. In diesem Zustande kommt die Masse in die Schleifmaschine, welche aus mehreren, sich mit verschiedener Geschwindigkeit drehenden eisernen oder granitenen Walzen besteht, hier wird sie so lange bearbeitet, bis sie vollständig homogen geworden und die Konsistenz von Schweineschmalz angenommen hat. Bis zu diesem Zeitpunkt ist die Fabrikation der drei Kakaopräparate gleich. Soll die Kakaomasse in C. umgewandelt werden, so wird sie in einer Mischmaschine mit ihrem gleichen Gewicht fein gepulvertem Zucker und dem nötigen Gewürz, Vanille oder Zimt versetzt, um dann von neuem wieder geschliffen zu werden, bis alles auf das innigste gemischt ist. Die Mengen der Gewürze müssen nach deren Qualität und nach dem Geschmack der Konsumenten bemessen werden, statt der im Gehalt an Aroma so wechselnden Vanille verwendet man neuerdings meist künstliches Vanillin (s. d.), womit man den Geschmack des Fabrikats viel sicherer regeln kann als mit der natürlichen Vanille. Die sog. Gesundheitschokoladen erhalten keinen Zusatz von Gewürz. Die fertig zubereitete Chokoladenmasse wird endlich noch in einer Maschine stark komprimiert, um eingeschlossene Luftbläschen herauszutreiben, und wird aus dieser in Form eines runden, weichen Stranges herausgepreßt, welcher in Stücke von dem erforderlichen Gewicht zerteilt wird, die dann in Formen von verzinntem Blech gestrichen werden, in denen die C. beim Erkalten zu festen Massen erstarrt.

Für die Herstellung des Kakaos wird die Kakaomasse ganz auf gleiche Weise fertig gemacht. Zur Fabrikation des entölten Kakao wird die noch warme Masse in Tücher geschlagen und zwischen gewärmten Eisenblechen in einer hydraulischen Presse einem möglichst starken Druck ausgesetzt, wobei das Fett, die Kakaobutter, abfließt. Die dabei zurückbleibenden Preßkuchen werden zerstampft und zu Pulver gemahlen. Das des Fettes beraubte Kakaopulver hat den Übelstand, daß es mit heißem Wasser übergossen nicht wie die C. eine gleichmäßige Emul-

sion bildet, sondern sich leicht aus der Flüssigkeit absetzt und diese als eine trübe Brühe mit reichlichem Bodensatz zurückläßt. Diese unangenehme Eigenschaft wird ihm aber benommen, wenn man beim Mahlen eine ganz geringe Menge kohlensaures Kali, dessen Anwesenheit durch den Geschmack nicht wahrgenommen werden kann und auf keine Weise gesundheitsschädlich wirkt, zusetzt. Der so präparierte Kakao führt im Handel den Namen löslicher oder holländischer Kakao.

Auf der Tafel: Chokoladenfabrikation zeigt Fig. 9 eine zum Rösten der Kakaobohnen dienende Maschine von einfacher Konstruktion, während Fig. 7 eine Dampf-Röstmaschine für den gleichen Zweck darstellt. Bei letzterer wird der Kakao entweder durch den abgehenden oder durch direkten Dampf geröstet, welche Methode den Vorzug hat, daß bei durchaus gleichmäßiger Wirkung das Verbrennen von Kakaobohnen ausgeschlossen ist. Bei der erstern Konstruktion werden die Bohnen in eine um ihre horizontale Achse rotierende Blechtrommel gebracht, die in der gleichen Weise wie ein Kaffeebrenner über dem Feuer gelagert ist; bei der Dampf-Röstmaschine kommen die Bohnen in einen Behälter, dessen doppelter Boden mit Dampf geheizt wird, und in welchem sie durch mehrere an einer vertikalen Welle befestigte Arme in beständiger Bewegung erhalten werden. Das Zerkleinern der gerösteten Kakaobohnen erfolgt auf besondern Brechmaschinen, die mit einer Reinigungsvorrichtung versehen sind, in welcher durch starken Luftzug die Schalen von den Kernen getrennt werden. Ein Stampfwerk, wie ein solches in Fig. 8 dargestellt ist, dient zum Zerkleinern der Kerne, sowie der zu verwendenden Gewürze. Wie die Abbildung zeigt, besteht diese Maschine aus zwei Töpfen zur Aufnahme des Kakaos, resp. der Gewürze, in welchen je zwei Stempel sich auf- und abbewegen. Eine besondere Vorrichtung bewirkt, daß die Töpfe bei jedem Aufgang der Stempel um etwa 2 cm um ihre Achse gedreht werden, wodurch eine gründlichere Zerkleinerung erreicht wird. Die von der Schale befreiten Kakaobohnen können auch sogleich auf einem sog. Melangeur zerkleinert werden. Eine derartige Maschine ist durch Fig. 2 veranschaulicht. Dieselbe ist mit zwei an den Armen einer vertikalen Welle befestigten Läufern von Granit ausgestattet. Der untere Teil der Maschine wird mit Dampf geheizt; durch zwei Wendemesser wird die zu bearbeitende Masse immer wieder unter die Läufersteine befördert. Während bei dieser Maschine der Bodenstein festliegt, zeigt Fig. 5 einen mit Dampf zu heizenden Melangeur, bei welchem der gleichfalls aus Granit bestehende Bodenstein in rotierende Bewegung versetzt wird, während die Läufersteine sowie die Wendemesser feststehen. Eine Maschine, welche zum Schleifen sowohl der gemahlenen Kakaobohnen als der Chokoladenmasse benutzt wird, ist in Fig. 3 abgebildet. Die wirksamen Teile derselben sind aus Granit hergestellte und fein polierte Walzen, deren eine außer ihrer Umdrehung eine hin- und hergehende Bewegung in der Richtung ihrer Längenachse hat; außerdem arbeiten diese Walzen, um ein kräftiges Reiben zu erzielen, mit ungleicher Geschwindigkeit. Der Kakao, resp. die C. wird dann in den oberhalb der Walzen befindlichen Trichter gebracht, sodaß die eine der Walzen die Masse berührt und bei ihrer Drehung dieselbe allmählich zerreibt.

Nachdem die mit Zucker und eventuell mit Gewürzen gemischte Kakaomasse im Melangeur genügend bearbeitet ist und die gehörige Konsistenz gewonnen hat, bringt man dieselbe in die in Fig. 6 abgebildete Maschine, in welcher das Auspressen der Luft bewirkt wird. Auf der horizontal gelagerten Welle dieser Maschine ist eine Schnecke befestigt, welche die durch den obern Trichter eingebrachte Chokoladenmasse komprimiert und durch eine seitliche Öffnung in Gestalt eines weichen, runden Strangs herauspreßt. Auf einem kleinen Gestell sind Marken angebracht, die je nach der Länge des Strangs dessen Gewicht anzeigen, wonach man mit dem an der Öffnung befindlichen drehbaren Messer die herausquellende Masse in beliebig große bestimmte Quantitäten abteilen kann. Sobald die C. in die betreffenden Formen gebracht ist, setzt man die letztern auf einen Klopftisch (Fig. 1), dem mittels Excenters eine rüttelnde Bewegung erteilt wird, wodurch sich die Masse gleichmäßig in die Formen absetzt. Fig. 4 zeigt eine Presse zum Auspressen der Kakaobutter, die mit Dampfheizung versehen und für Handbetrieb eingerichtet ist, indem man mittels eines langen Hebelarms auf eine Schraube wirkt, wodurch ein Mann im Stande ist, einen Druck von etwa 35000 kg auszuüben.

Cholagōga (grch.), gallabführende Mittel.

Cholalsäure, s. Cholsäure.

Cholämie, s. Gelbsucht.

Cholecystītis, Gallenblasenentzündung.

Cholein, Gallenstoff.

Choleinsäure, s. Taurocholsäure.

Cholelith, Gallenstein.

Cholelithiăsis oder Cholelithiōse, Gallensteinkrankheit.

Cholemesie, Gallenerbrechen.

Cholepoēsis, Gallenbereitung.

Cholepyra, Gallenfieber.

Cholera (nach gewöhnlicher Annahme von dem griech. Worte χολή, Galle, nach andern von dem hebr. Worte Chole ra, die böse Krankheit) bezeichnet überhaupt ein massenhaftes, rasch eintretendes Erbrechen und Laxieren, einen Brechdurchfall. Dieser häufig vorkommende Zustand beruht auf sehr verschiedenen, die Magen- und Darmschleimhäute reizenden oder entzündenden oder die Nerven dieser Unterleibsorgane sonst erregenden Ursachen (Vergiftungen, Genuß unverdaulicher oder verdorbener Speisen und Getränke, Verletzung gewisser Nervenpartien u. s. w.). In den heißen Sommermonaten namentlich kommen solche Zustände alljährlich vor, die man unter Brechruhr, Sommer- oder Europäischer C. (Cholera nostras), begreift und die nur ausnahmsweise so heftig wird, daß überreiche weiße, reiswasserähnliche Entleerungen nach oben und unten mit Blauwerden und allgemeiner Kälte der Haut, Einfallen des Gesichts, Wadenkrämpfen, Unfühlbarwerden des Pulses und Heiserkeit der Stimme sich zeigen. Diese Symptome, welche meistens rasch vorübergehen und sehr selten zum Tode führen, kommen aber regelmäßig auch bei jener Form der C. vor, welche man die Asiatische (auch epidemische, wandernde, indische u. s. w.) nennt, die gleichzeitig oft sehr viele Menschen in einem Orte ergreift und so gefährlich ist, daß in der Regel mehr als die Hälfte der davon Ergriffenen daran stirbt.

Der Verlauf der Asiatischen oder epidemischen C. ist in der Regel folgender: Meist gehen tagelang Abgeschlagenheit, Verdauungsstörungen,

namentlich schmerzlose wässerige Durchfälle (Cholerine) voraus; oft fehlen aber auch solche Vorboten, sodaß das Übel gleichsam blitzschnell befällt. Plötzlich, meist in der Nacht, treten stürmische und zahlreiche Ausleerungen ein, welche nur im Anfange noch aus gefärbtem Darminhalt, bald aber aus einer eigentümlichen reiswasserähnlichen, alkalischen, zahllose Epithelzellen des Dünndarms sowie Fetttröpfchen, Blutkörperchen, Tripelphosphatkrystalle und verschiedene Pilzformen enthaltenden Flüssigkeit bestehen. Dazu gesellt sich reichliches Erbrechen, durch welches zuerst Mageninhalt und Galle, später aber gleichfalls eine reiswasserähnliche Flüssigkeit entleert wird. Bei der sog. Trockenen C. (Cholera sicca), einer besonders gefährlichen Form, die aber selten auftritt, fehlen die reiswasserähnlichen Ausleerungen gänzlich, weil der zeitig gelähmte Darmkanal die in ihm ausgeschwitzten Stoffe nicht auszutreiben vermag. Mit dem Eintritt der wässerigen Ausleerungen stellt sich ein quälender Durst, sowie ein beträchtliches Sinken der Eigenwärme und des Pulses ein, der Herzschlag wird matt, die Glieder, Nase und Ohren werden blau und leichenkalt, das Gesicht ist verfallen, die Augen tiefliegend, die Stimme wird heiser und klanglos, die Harnentleerung hört auf, es stellen sich schmerzhafte Krämpfe in den Waden und Füßen ein u. s. w. Endlich verschwinden, zuweilen unter Nachlaß der Ausleerungen, der Puls, der Herzstoß, sogar die Herztöne gänzlich und der Tod erfolgt gewöhnlich unter den Zeichen eines allgemeinen Blutstandes und einer Nervenlähmung (Asphyktische C.). Im glücklichen Falle aber kommen nach und nach die Körperwärme, der Puls und Herzschlag sowie die Harnentleerung wieder, Schlaf und Kräfte kehren zurück, die Stuhlgänge werden wieder gallenhaltig und fäculent u. s. w. Oft aber tritt in diesem Zeitabschnitt (der Reaktionsperiode) eine eigentümliche Fieberkrankheit ein, welche dem Typhus ähnlich verläuft, das sog. Choleratyphoid, das bisweilen wochenlang dauert und die Befallenen oft noch hinwegrafft.

Die Leichenöffnung der an der C. Gestorbenen zeigt zwei Haupterscheinungen: einen heftigen, mit massenhafter Ausschwitzung verbundenen Darmkatarrh und eine beträchtliche Eindickung der gesamten Blutmasse mit ihren beiderseitigen Folgen. Im Darmrohr, zum Teil auch im Magen, findet man eine reichliche reiswasserähnliche Flüssigkeit, welche aus massenhaft ausgeschwitztem Blutwasser und zahllosen abgestoßenen Darmepithelien besteht. Die Darmschleimhaut selbst ist entzündet, zum Teil blutig unterlaufen und stellenweise ihrer schützenden Decke beraubt; ihre Zotten und Drüschen, oft auch die Gekrösdrüsen, sind angeschwollen und hervorragend. Das Blut ist dunkelblaurot, mehr oder weniger eingedickt, in den höhern Graden daher teer- oder pechartig zähe. Es zeigt sich im Herzen angehäuft, fehlt hingegen in den Haargefäßen, sodaß das Zellgewebe, die Muskeln und andere Teile blutarm, trocken, zähe und unelastisch, die Haut grau und runzelig, die serösen Häute klebrig gefunden werden. Fast konstant sind die Nieren verändert und zeigen bei schweren Fällen die eigentümliche, unter dem Namen Eiweißniere bekannte Entartung, welche sich auch bei Lebzeiten durch Eiweißgehalt des Harns und Zurückhaltung des Harnstoffs im Blute kundgibt. Nach alledem scheint somit der wesentlichste Teil der Krankheit die übermäßige Ausschwitzung von Wasser aus den Blutgefäßen in die Höhle des Darmkanals zu sein, durch welche das Epithel der Darmschleimhaut ganz ebenso abgehoben und schließlich abgestoßen wird, wie bei einer Verbrennung der äußern Haut die Oberhaut ebenfalls durch die aus dem Blute ausgeschwitzte Flüssigkeit abgelöst und zu einer Blase emporgehoben wird. Durch den raschen und übermäßigen Wasserverlust wird das Blut dickflüssig, bewegt sich langsamer und vermag nicht mehr die feinen Haargefäße zu durchdringen. Daher stockt der Atmungsprozeß in der Lunge, es tritt Atemnot und Beängstigung wie beim Ersticken ein. Das Gehirn wird infolge der mangelhaften Blutcirkulation nicht gehörig ernährt, daher die Hirnsymptome. Da das eingedickte Blut an Masse sehr beträchtlich abgenommen hat, so fehlt allen Teilen der Haut ihre sonstige Fülle. Dazu kommt, daß alle noch sonst in den Geweben vorhandene Flüssigkeit von dem Blute begierig eingesogen wird, sodaß die Haut förmlich einschrumpft und eintrocknet. Die blaue Farbe des Blutes erklärt sich aus der mangelhaften Atmung, denn nur der beim Atmen aufgenommene Sauerstoff färbt das Blut hellrot. Kurz, fast alle Symptome der Krankheit erklären sich ziemlich zwanglos durch die übermäßige Ausschwitzung von Flüssigkeit aus den Blutgefäßen der Darmschleimhaut.

Was die Entstehung und Verbreitungsweise der Asiatischen C. anbetrifft, so ist dieselbe seit Jahrtausenden in gewissen Teilen Ostindiens (Niederbengalen, Malwa, Malabarküste) heimisch. Schon die Portugiesen haben nach Entdeckung des Seewegs um das Kap der Guten Hoffnung Ende des 15. Jahrh. bei ihrer ersten Niederlassung in Goa die Krankheit dort angetroffen, ja sie wird in den Sanskritschriften (Susruta) mit allen Symptomen deutlich schon einige tausend Jahre vor Christus beschrieben und als großes Sterben, mahâmâri (lat. magna mors), bezeichnet. Die wesentlichsten Benennungen in den Sanskritschriften dafür sind vishûjika (Brechen und Abweichen, Brechruhr wie im Deutschen), alasikâ (Krämpfe, welche Ermattung und Starre herbeiführen), vilambikâ (Zusammenbruch, collapsus). Im Maharattischen heißt die C. mordeshin, auch modshi, eigentlich môdashi, was auch Zusammenbruch ausdrückt. Franz. Schriftsteller haben dieses maharattische Wort in mort de chien, Hundetod, verkehrt. Gleichwie die gesamte Symptomengruppe der C. durch gewisse mineralische und organische Stoffe (z. B. weißen Arsenik und giftige Schwämme) hervorgerufen wird, so nimmt man an, daß auch die Asiatische C. durch einen spezifischen Infektionsstoff (wahrscheinlich einen niedrigen Organismus, Spaltpilz u. dgl.) hervorgerufen werde, den man aber bis jetzt noch nicht kennt, auf dessen Existenz man aber aus den Wirkungen, die er hervorbringt, schließt. Dieser Infektionsstoff ist ursprünglich ein Produkt des Bodens und des Klimas von Indien; aber obschon vom Boden Indiens stammend, ist er doch auch in andere Länder und Weltteile durch den menschlichen Verkehr verbreitbar (verschleppbar), wo er sich so lange erhalten und vermehren kann, als er gewisse örtliche Bedingungen vorfindet, deren er auch in seiner ursprünglichen Heimat bedarf. Die Eigenschaft der C., in ihrer Verbreitung zugleich vom Verkehr und von örtlichen Ursachen (vom Boden und Drainageverhältnissen) abhängig zu sein, hat lange zu keinen richtigen Anschauungen über die Verbrei-

tungsart derselben gelangen lassen. Anfangs faßte man die doppelte Abhängigkeit vom Verkehr und von der Örtlichkeit den herrschenden Schulansichten entsprechend als etwas Gegensätzliches auf und dachte, daß die C. entweder vom Menschen, namentlich von Cholerakranken verbreitet werde, und dann sei sie eine ansteckende, kontagiose Krankheit, oder daß sie vom Boden stamme, und dann sei sie eine miasmatische Krankheit. Erst die Untersuchungen Pettenkofers haben 1854 darauf hingewiesen, daß beides notwendig zusammengehören könnte, und sich nicht zu widersprechen brauchte. Auf diesem Grundgedanken, Cholerakeim und Choleralokalität beide zusammen als wesentlich zu betrachten und gesondert zu behandeln, ist die neuere Lehre von der Verbreitungsart der C. entstanden.

Selbst in Indien sind es nur wenige Bezirke, in welchen die C. ständig, endemisch vorkommt, und auch in diesen gibt es Zeiten, wo sie schlummert, wo nur sehr vereinzelte und wenige Cholerafälle vorkommen, denen dann wieder Zeiten folgen, wo sie häufig, epidemisch, vorkommen. Außerhalb der endemischen Bezirke scheint der Keim nach einiger Zeit, in ein bis zwei Jahren immer wieder abzusterben, und die epidemische C. bedarf zu ihrem Wiedererscheinen neuer Einschleppung. Daß das wenigstens in Europa der Fall ist, spricht sich jedesmal sehr deutlich im Fortschreiten der Epidemien von Osten nach Westen oder von Meeresküsten ins Innere aus. Ein schlagender Beweis für das Absterben des Keims nach einer abgelaufenen Epidemie und für die Notwendigkeit einer neuen Einschleppung ist das zeitliche Auftreten der Epidemien auf den Inseln Malta und Gozo im Mittelländischen Meere, welche seit 1835 bereits siebenmal von C. heimgesucht waren. Die beiden Inseln liegen sich sehr nahe, haben ganz gleichen Boden und gleiches Klima, und haben sich auch jedesmal gleich empfänglich für die Krankheit erwiesen, Gozo verhältnismäßig sogar noch etwas mehr als Malta; sie unterscheiden sich nur dadurch, daß Malta infolge seiner ausgezeichneten Häfen einen großen direkten Verkehr mit allen Ländern hat, während Gozo in Ermangelung jedes Hafens, ja selbst einer größern Bucht, mit der ganzen übrigen Welt nur über Malta verkehrt. So oft nun Malta eine Cholera-Epidemie hatte, kam sie auch nach Gozo, aber jedesmal drei bis vier Wochen später als nach Malta, was sich nur mit der Annahme verträgt, daß der Cholerakeim in Gozo nicht schon etwa von vorausgegangenen Epidemien her schlummernd vorhanden war, sondern jederzeit erst aus Malta wiedergebracht werden mußte, denn sonst hätte die C. auf Gozo hier und da gleichzeitig, manchmal sogar früher als in Malta auftreten müssen. Es ist beachtenswert, daß die Asiatische C. schon seit Jahrtausenden in Indien vorkommt, jedenfalls so alt ist wie die ind. Kultur, daß sie aber doch erst im 19. Jahrh. so um sich zu greifen und zu wandern anfing. Diese Thatsache hängt ohne Zweifel mit der Steigerung und namentlich mit der Beschleunigung des Verkehrs in und außer Indien zusammen. Das Erscheinen des ersten Dampfschiffs in den ind. Gewässern fällt in das J. 1826, das Erscheinen der C. in Europa ins J. 1831.

Neben dem Verkehr macht sich sowohl in Indien als außerhalb Indiens auch der Einfluß des Bodens und der Jahreszeiten sehr deutlich bemerkbar. Es gibt Orte, welche sich bei jeder Gelegenheit als sehr empfänglich für C. erweisen, und andere, welche ihr auffallend und andauernd Widerstand leisten, wenn die Krankheit aus benachbarten, epidemisch ergriffenen Orten auch mehrfach und wiederholt eingeschleppt wird. Unter den nichtempfänglichen (immunen) Orten in Europa ist eins der merkwürdigsten Beispiele die große Fabrik- und Handelsstadt Lyon in Südfrankreich, durch welche sich ununterbrochen der lebhafteste Verkehr zwischen zwei Hauptsitzen der C., zwischen Marseille und Paris, zieht. Selbst 1849, wo ein Aufstand war und Lyon von Regimentern, welche aus Marseille und Paris die C. mitgebracht hatten, belagert, erobert und besetzt wurde, ging die Krankheit nicht auf die Bevölkerung der Stadt über.

Orte in Gebirgen und Gebirgsthälern werden viel weniger und seltener ergriffen, als in der Ebene, aber auch da kommen ausgedehnte, oft von sehr armer Bevölkerung bewohnte Distrikte vor, welche verschont bleiben, so oft die C. in ihrer Umgebung herrscht, z. B. die Moor- und Malariadistrikte an der Donau in Bayern und zwischen Spree und Röder in Sachsen. Sehr häufig wird beobachtet, daß ein und derselbe Ort Teile hat, welche ebenso regelmäßig von C. stark zu leiden haben, als andere Teile des nämlichen Ortes ebenso regelmäßig verschont bleiben. Die örtliche Immunität kann zweierlei Ursachen haben: Bodenbeschaffenheit und Grundwasserverhältnisse. Orte oder Ortsteile, welche auf Alluvialboden, in Mulden oder an steilen Abhängen liegen, zeigen sich für Cholera-Epidemien viel empfänglicher, als Orte, welche auf einem für Wasser und Luft undurchdringlichen Boden, z. B. auf kompakten Felsen oder auf der Höhe zwischen zwei Mulden, auf einem Kamme liegen, wenn dieser auch nicht aus Felsen, sondern aus porösem Boden besteht. Im erstern Falle ist die Bodenbeschaffenheit, im zweiten die Drainage entscheidend.

Wenn man das gruppenweise Auftreten von Ortsepidemien in einem größern Umkreise, in einem ganzen Lande verfolgt, so findet man, daß sich dieselben nicht nach Landstraßen, Eisenbahn- und Schiffahrtslinien aneinanderreihen, sondern daß sie sich nach den natürlichen Drainage-Gebieten, nach Flußgebieten hauptsächlich gruppieren. Da man gegen den Einfluß des porösen Bodens und seiner wechselnden Durchfeuchtung (des Grundwassers) immer das Vorkommen von Cholera-Epidemien auf Malta und auf dem Felsen von Gibraltar geltend machen wollte, reiste Pettenkofer (1868) eigens dahin und fand, daß die Stadt Gibraltar nicht auf einem kompakten Felsen, sondern auf einer Böschung von roter Erde liegt, welche sich an den sehr zerklüfteten steilen Felsen lehnt und sehr viel Wasser schluckt und zurückhält, sodaß in der Stadt mehr als 100 gegrabene Brunnen sind, deren Spiegel viel höher als der Meeresspiegel ist. Der Felsen von Malta saugt wie ein Schwamm Flüssigkeit an, ist so weich, daß er mit der Säge und dem Messer geschnitten wird, und so porös, wie der Sand von Berlin, dem nur der Zusammenhang fehlt, um malteser Felsen zu sein.

Die Cholera-Epidemien kommen und gehen in ihrer Heimat sowohl als auch außerhalb derselben sehr regelmäßig mit den Jahreszeiten. Unter den verschiedenen Einflüssen der Jahreszeit macht sich aber nicht Wärme und Kälte als das Entscheidende geltend, denn sonst könnte die C. nicht vom Indischen

bis zum Eismeer, von Kalkutta bis Archangel vorkommen, sondern es sind die Regen- und die davon abhängenden Grundwasserverhältnisse. In Niederbengalen (Kalkutta), wo während der Regenzeit vom Mai bis Oktober etwa 150 cm Regen fallen, trifft das Maximum der C. regelmäßig auf den April, das Minimum auf den August. Beide Monate haben gleiche mittlere Temperatur, aber der April ist der Gipfel der heißen trockenen und der August der heißen nassen Jahreszeit. Im Nordwesten Indiens, im Pendschab (Lahore), herrscht fast dieselbe Hitze wie in Bengalen, da fallen aber in der gleichen Regenzeit nur etwa 50 cm Regen. Während in Niederbengalen die C. immer zugegen ist, bleibt das Pendschab oft viele Jahre hintereinander von Cholera-Epidemien frei, und wenn sie auftreten, zeigen sie sich da hauptsächlich während der Regenzeit. Es scheint daher gerade ein gewisser Wassergehalt des Bodens und eine gewisse Schwankung erforderlich zu sein. Auch bei den Epidemien in Europa tritt der Einfluß gewisser Monate und Zeiten sehr deutlich hervor: da sind Sommer- und Herbst-Epidemien die Regel, Winter-Epidemien die Ausnahme und der Frühling (März, April und Mai) bleiben immer fast ganz frei.

Das Vorkommen der C. auf Schiffen und die allerdings nur äußerst selten vorkommenden Schiffsepidemien schienen lange ein Beweis gegen die Abhängigkeit von Boden und Grundwasser für die C. zu sein, bis es zum Gegenstand eingehender Untersuchungen gemacht wurde. Es ergab sich, daß auch auf Schiffen die C. stets von einem Infektionsstoffe abgeleitet werden muß, der nicht von den Personen ausgeht, welche auf dem Schiffe erkranken, sondern vom Lande stammt. In Indien wurden nähere Untersuchungen über das Vorkommen der C. auf Schiffen angestellt. Man benutzte dazu wesentlich die starke Auswanderung von Kulis, welche seit einer Reihe von Jahren auf zwei Linien erfolgte: auf der Linie Kalkutta-Mauritius mit 105382 Personen und auf der Linie Kalkutta-Amerika mit 72681 Personen. Bryden faßt seine Erfahrungen in den Worten zusammen: «Man beobachtet, daß die Mannschaft auf Schiffen, wenn sie von verschiedenen Orten auf dem Lande herstammt, keine Gemeinschaft des Erkrankens zeigt, indem sich die C. auf diejenigen beschränkt, welche aus einem bestimmten Quartiere eingeschifft sind.» Es kommt auf den Truppentransportschiffen oft vor, daß einmal nur Matrosen erkranken und die Soldaten frei bleiben, das andere mal umgekehrt, ja daß von verschiedenen Truppenteilen aus verschiedenen Quartieren auf dem Schiffe nur ein Teil von C. befallen wird, die andern trotz innigster Berührung mit den Kranken ganz frei davon bleiben.

Eine fernere Eigentümlichkeit der C., welche sie jedoch mit allen epidemischen Krankheiten teilt, ist die ungleiche Empfänglichkeit der Individuen (individuelle Disposition) dafür, sodaß bei gleicher Infektionsgelegenheit die einen schwer, die andern leicht, die Mehrzahl gar nicht erkranken. Schwächliche und schlecht genährte Personen, deren Organe sehr wasserhaltig sind, haben die größte Disposition, an C. zu erkranken. Ebenso wird die Disposition durch alle Umstände gesteigert, welche auch sonst einem Individuum Diarrhöe verursachen. Sehr konstant verschieden ist die Disposition in verschiedenen Altersklassen. Das Alter von 6—20 Jahren wird am wenigsten ergriffen; bei jeder Epidemie überrascht die verhältnismäßig geringe Zahl von Todesfällen unter der schulpflichtigen Jugend. Vom 40. Jahre an steigt die Disposition. Genauere Untersuchungen haben ergeben, daß diese Unterschiede weniger in einer absoluten Unempfänglichkeit, als in den höhern und niedrigern Graden der Erkrankung bestehen. Dem epidemischen Einflusse ausgesetzt erkranken ziemlich gleich viel, etwa die Hälfte, aber die einen nur an leichten Diarrhöen, welche in der Regel keine weitere Beachtung finden und nicht gezählt werden, die andern an den schweren Formen, welche so häufig zum Tode führen.

Als Hauptfaktoren der Choleraverbreitung kann man demnach drei betrachten: 1) den Verkehr mit Cholera-Orten, welcher den spezifischen Infektionsstoff (Cholerakeim) verbreitet, 2) die individuelle Disposition, 3) die lokale (örtliche und zeitliche) Disposition, und man kann in diesen drei Richtungen auf Mittel denken, der Ausbreitung der Krankheit entgegenzuarbeiten. Um der Verbreitung des spezifischen Keims entgegenzuwirken, müßte man den Keim selbst kennen oder doch genau wissen, wo er bei der Verbreitung seinen Sitz hat. Die Partei der Kontagionisten, welche die C. als eine von der Lokalität unabhängige Krankheit erklären und den menschlichen Organismus und namentlich den der Cholerakranken als Entwickelungsherd betrachten, nehmen den Sitz in den Ausleerungen der Kranken oder selbst auch der Gesunden, welche aus Cholera-Orten kommen, an und glauben durch Isolierung der Kranken von den Gesunden und durch Desinfektion aller Exkremente und sonstigen Abgänge von Cholerakranken prophylaktisch wirken zu können. Die Einrichtungen der Kordons, der Quarantänen und die verschiedenen Desinfektionsmaßregeln beruhen darauf. Der Erfolg hat aber bisher die Richtigkeit ihrer Voraussetzungen nicht bestätigt. Die Kordons wurden beim ersten Auftreten der C. in Europa in den dreißiger Jahren des 19. Jahrh. vielfach angewandt, aber als ganz nutzlos für immer aufgegeben. Auch die Quarantänen für den Schiffsverkehr haben nichts bezweckt. Man könnte denken, die Erfolglosigkeit rühre von mangelhaften Einrichtungen her, aber niemand kann angeben, wie man einen Kordon besser machen könne, als den zwischen Preußen und Rußland 1832, oder eine Quarantäne besser, als die in Malta 1865 war. Namentlich letztere war so gut eingerichtet und so rechtzeitig in Thätigkeit gesetzt, als man nur wünschen konnte; zudem war der durch sie zu beherrschende und zu schützende Punkt so isoliert und klein, wie es bei einer Landquarantäne oder einem Kordon gar nie denkbar ist: und doch entwickelte sich die C. 1865 auf der ganzen Insel genau so, wie sonst ohne Quarantäne auch. Während der Cholera-Epidemie in München von 1873/74 wurde auf Isolierung der Kranken und auf die Desinfektion aller Aborte, namentlich beim Militär in den Kasernen, die größte Sorgfalt verwendet. Als man aber zuletzt die Resultate beim Militär, wo Isolierung und Desinfektion in der denkbar besten Weise durchgeführt waren, mit dem Resultate beim Civil, wo sehr viel nicht oder höchst mangelhaft geschah, verglich, zeigte sich nicht der geringste Unterschied zu Gunsten des Militärs. Da München, welches bereits zweimal (1836 und 1854) kurz dauernde Epidemien hatte, diesmal einen 10 Monate umfassenden, in zwei Teile, in eine Sommer- und in eine Winterepidemie geteilten Verlauf der Krankheit

hatte, und die Desinfektion in allen Häusern während der Sommerepidemie bloß angeraten, aber nicht obligatorisch geboten war, hingegen allgemeine Zwangsdesinfektion in der ganzen Stadt während der Winterepidemie polizeilich angeordnet und überwacht war, so bot sich eine gute Gelegenheit zum Vergleich. Die Epidemie, bei welcher gleich anfangs allgemeine Zwangsdesinfektion angeordnet wurde, die Winterepidemie, dauerte viel länger, und forderte viel mehr Menschenopfer, als die vorausgegangene Sommerepidemie. Auch die Isolierung der Kranken von den Gesunden hatte nicht den geringsten Einfluß auf den Verlauf der Epidemie, und es zeigte sich nur in vielen Thatsachen, daß die Infektion nicht vom Cholerakranken, sondern hauptsächlich von der krankmachenden Cholera-Lokalität ausstrahlte. Wo die Resultate besser scheinen, wo angegeben wird, daß ein Land oder eine Stadt durch Kordons, Quarantänen oder Desinfektionen vor C. bewahrt worden sei, fehlt jeder Nachweis, daß dies nicht durch den Mangel der örtlichen oder zeitlichen lokalen Dispositionen bewirkt worden sei, welcher Mangel alle diese kostspieligen Maßregeln überflüssig macht. Dieselben Belege für die Erfolglosigkeit aller auf kontagionistischer Grundlage ruhenden Maßregeln ergeben sich auch aus den offiziellen Berichten des Medizinalreferenten der ind. Regierung, Dr. James Cuningham, seit 1871, sowie aus den Untersuchungen von Dr. Bryden und Douglas Cunningham und Timothy Lewis. Aus den vielen gründlichen Untersuchungen der beiden letztern geht namentlich auch hervor, daß die Lokalisierung des Cholerakeims in den Exrementen, welche vielfach angenommen wird, auf keinerlei Art nachweisbar ist.

Einer der wesentlichsten ätiolog. Faktoren ist erfahrungsgemäß die Verunreinigung des Bodens durch die Abfälle des menschlichen Haushalts. Regelrechte Kanalisation und reichliche Versorgung mit reinem Wasser, Entfernung aller Senk- oder Versitzgruben, überhaupt aller Gelegenheiten, welche den Boden unserer Wohnstätten bisher allgemein mit allzu reichlicher Nahrung für das organische Leben in ihm versehen haben, Beseitigung der Stauungen für den Abfluß des Wassers auf der Oberfläche und unter derselben, wodurch zeitweise so große Schwankungen im Feuchtigkeitsgehalte des Bodens eintreten: das sind die Mittel gegen die Cholera-Epidemien. Daß dieselben wirklich gegen Cholera-Epidemien helfen, davon liegt der Beweis in den Städten vor, welche in neuerer Zeit viel in dieser Richtung gethan haben, und in ihrem Verhalten zu Cholerazeiten jetzt im Vergleich gegen früher. Die geringe Ausdehnung und die geringe Intensität der C. in England 1866, die Nichtbeteiligung Englands an den spätern Cholera-Epidemien des benachbarten Kontinents gegenüber den zahlreichen und heftigen Epidemien, welche England in den dreißiger, vierziger und funfziger Jahren hatte, sind ein Beweis, daß man praktisch auf dem rechten Wege ist. Auch deutsche Städte können bereits zum Beweise herangezogen werden. So oft im Regierungsbezirk Danzig überhaupt die Bedingungen zu Cholera-Epidemien gegeben waren, war die Stadt Danzig ein Hauptsitz der Krankheit, und 1873 war die C. im Regierungsbezirke so heftig wie sonst, ja sie rückte bis vor die Thore der Stadt in die Dörfer Heubude und Strohteich, aber in der Stadt Danzig selbst ging es diesmal mit etwa 100 Fällen ab, von denen die Mehrzahl, namentlich lokal gehäuftere Erkrankungen, fast ausschließlich auf Häuser trafen, welche ihr altes Senkgrubensystem noch beibehalten hatten.

Hinsichtlich der **Prophylaxis** der C. ist schon oben bemerkt, daß alle bisher ergriffenen **internationalen** Schutzmaßregeln, insbesondere die verschiedensten und energischsten Absperrungsversuche durch Militärkordons, Quarantäne u. s. w., die Einschleppung und Verbreitung der C. nicht haben hindern können, da eine absolute Absperrung bei den jetzigen Verkehrsverhältnissen unmöglich erscheint, eine nichtabsolute aber völlig nutzlos und illusorisch ist, weil der spezifische Krankheitskeim durch den unvermeidlichen persönlichen und sachlichen Verkehr doch importiert wird, und sich auf dazu disponiertem sog. **siechhaftem** Boden vermehrt. Gleichwohl ist es geboten, zu Cholerazeiten den Verkehr mit infizierten Orten, den Zusammenfluß größerer Menschenmassen bei Volksfesten, Jahrmärkten, Wallfahrten, Prozessionen u. s. w. nach Kräften zu verhindern; ebenso müssen größere Truppenbewegungen, wenn nicht taktische Gründe im Kriege dazu zwingen, ganz unterbleiben.

Was die **individuellen Vorsichtsmaßregeln** anlangt, so kann sich der einzelne sehr wohl vor der Krankheit schützen, wenn er beim ersten im Orte eintretenden und wirklich konstatierten Cholerafall sofort in eine entfernte gesunde Gegend reist und nicht eher wieder heimkehrt, als bis die Krankheit völlig erloschen; reist er jedoch zu spät ab, so kann er schon den Cholerakeim in sich aufgenommen haben; kehrt er zu früh zurück, so scheint er, vielleicht durch die umgeänderte Lebensweise, sogar empfänglicher für das Choleragift geworden zu sein. Für diejenigen, welche den infizierten Ort nicht verlassen können oder mögen, verdient die strengste Beobachtung von Mäßigkeit und Vorsicht jeder Art, insbesondere durch Vermeiden von Erkältungen, Diätfehlern und allen Excessen, das meiste Vertrauen. In keiner Weise ändere man seine gewohnte Lebensweise, wenn sie sonst normal und vernünftig ist. Abgesehen davon, daß man jede unnütze Berührung mit Kranken meiden und sich nicht mutwillig durch Benutzung fremder Aborte der Gefahr einer Ansteckung aussetzen soll, vermeide man sorgfältig alles, was erfahrungsgemäß leicht dünnen Stuhlgang bewirkt, zumal schwer verdauliche Speisen sowie saftreiche, durch ihren Wasserreichtum leicht Durchfall erregende Früchte (Pflaumen, Gurken, Melonen). Als Getränk wähle man ein Glas guten Rotwein, Rum oder kräftiges, nicht junges Bier; schlechtes Bier dagegen ist sehr schädlich. Weiterhin ist Warmhalten der Füße und des Leibes durch Flanell und wollene Leibbinden dringend anzuraten. Auch beim leichtesten und anscheinend unverdächtigsten Durchfall schicke man sofort zum Arzte, weil sich eine leichte Diarrhöe leicht in eine Choleradiarrhöe mit nachfolgendem Anfall umwandelt, lege sich zu Bett, trinke einige Tassen heißen schwarzen Kaffee oder Pfefferminzthee und nehme von den «Choleratropfen», die man sich im voraus von seinem Arzte verschreiben lassen muß. Die Behandlung der wirklich ausgebrochenen Krankheit selbst darf indes unbedingt nur Sache des Arztes sein.

Cholerine (grch.-franz.), die bei Cholera-Epidemien vorkommenden leichtern Anfälle dieser Krankheit; s. unter Cholera.

Cholerisch nannten die Alten dasjenige Temperament (s. d.), bei welchem ihrer Ansicht nach die Galle (χολή) überwog. Im allgemeinen bezeichnet man jetzt als cholerisches (warmblütiges, feuriges) Temperament diejenige Geistes- und Körpereigentümlichkeit, bei welcher Energie (Thatkraft, Ausdauer, Entschlossenheit, Muskelstärke und straffe Körperhaltung), mit leichter Erregbarkeit, aber Stärke und Nachhaltigkeit der Erregungen (Reizbarkeit, Ruhm- und Ehrbegierde u. s. w.) gepaart, in hohem Grade vorhanden ist. Am ausgeprägtesten findet es sich beim männlichen Geschlecht, im mittlern Lebensalter sowie in südl. Gegenden, unter Europäern bei Italienern, Spaniern und Corsen.

Cholestearin, Gallenfett.

Cholesteatōm (grch.) oder Perlgeschwulst, eine meist erbsengroße, ziemlich harte und langsam wachsende Geschwulst dicht unter der Haut, welche aus einer dünnen Kapsel und einem weißen, stearin- oder walratähnlich glänzenden Inhalt (Fett und Cholestearinkrystallen) besteht und zu den gutartigen Geschwülsten gehört. Am zweckmäßigsten wird das C. mit dem Messer entfernt.

Cholesterin, Cholestearin oder Gallenfett $C_{26}H_{44}O$. Ein im Tier- und Pflanzenreich weit verbreiteter, aber in normalen Organismen immer nur in geringen Mengen auftretender Körper, ist zuerst in den Gallensteinen aufgefunden und hat daher seinen Namen erhalten. Neuere Untersuchungen haben nachgewiesen, daß das C. in gar keiner Beziehung zu den Fetten steht, es scheint ein Spaltungsprodukt der Eiweißkörper zu sein. Man erhält es am leichtesten aus menschlichen Gallensteinen, die häufig fast ganz daraus bestehen. Diese werden zerkleinert, mit starkem Alkohol gekocht, siedendheiß filtriert, worauf das C. in charakteristischen, tafelförmigen Krystallen beim Erkalten sich ausscheidet. Beim Krystallisieren aus weingeistiger oder ätherischer Lösung enthält es stets 1 Molekül Krystallwasser, aus Petroläther und Chloroform krystallisiert es wasserfrei. In Wasser ist es unlöslich, leicht löslich aber in Alkohol, Äther, Chloroform, Schwefelkohlenstoff. Die Konstitution des C. ist noch nicht bekannt, doch sprechen viele Thatsachen dafür, daß es ein Alkohol sei. Charakteristisch für das C. ist sein Verhalten gegen Schwefelsäure, namentlich in seiner Lösung in Chloroform; schüttelt man eine solche mit ihrem gleichen Volum konzentrierter Schwefelsäure, so wird sie schnell blutrot, kirschrot bis purpur, die von der Säure getrennte rote Chloroformlösung färbt sich dann blau, grün, endlich gelb; die Schwefelsäure zeigt schöne grüne Fluorescenz.

Cholet, Stadt im franz. Depart. Maine-et-Loire, Hauptort eines Arrondissements, 60 km im SW. von Angers, an der zur Sèvre-Nantaise gehenden Moine und an der Eisenbahn Angers-Niort, ist Sitz einer Unterpräfektur, hat ein Collège, ein Handelsgericht, und zählt (1876) 12335, als Gemeinde 14288 E., welche Fabriken für Taschentücher, Leinen- und Baumwollzeuge, Batiste, Flanells u. s. w. unterhalten. Auch treibt die Stadt starken Handel mit Holz, Getreide und Vieh. C. brannte im Vendéekriege zweimal ab.

Choliambus («Hinkiambus») ist ein iambischer Trimeter, der statt des letzten Jambus einen Trochäus hat, z. B.

Der Choliam | be scheint ein Vers | für Kunstrichter.

Der C. ist von Hipponax oder von Ananios erfunden. Er eignet sich besonders zu Versen, die eine komische Wirkung bezwecken.

Cholin, veralteter Name für Neurin (s. d.).

Cholm, Kreisstadt im europ.-russ. Gouvernement Pskow, am Flusse Lowat, mit zwei Kirchen, einer Kreis- und einer Pfarrschule, 40 Kaufläden, einem Hafen, einer Borstenfabrik, drei Lohgerbereien und 5502 E., die einen nicht unbedeutenden Handel mit Getreide, Flachs und Holz mit Petersburg treiben. — Der Kreis Cholm bildet eine niedrige, tiefliegende Gegend, die einen lehmigen mit Sand vermischten Boden hat und daher zum Ackerbau wenig geeignet ist. Die Hauptbeschäftigung der Einwohner ist der Fischfang.

Cholmogory, Kreisstadt im europ.-russ. Gouvernement Archangelsk, links an der Dwina, hat eine Kirche, eine Kreisschule, Gerbereien und 1156 E., die einen nicht unbedeutenden Handel mit Hornvieh treiben. Die Kühe, die von Peter d. Gr. aus Holland und England hier eingeführt wurden, sind in ganz Rußland ihres großen Milchreichtums wegen gesucht. C. bestand schon im 13. Jahrh. Historisch merkwürdig ist C. dadurch, daß die zeitweilige Regentin Rußlands Anna Leopoldowna mit ihrem Gemahl, dem Prinzen Anton Ulrich, und ihren Kindern hier 37 Jahre in der Verbannung lebten (1744—81). — Der Kreis Cholmogory, der ein Areal von 16537 Q.-Wersten umfaßt, ist eine sumpfige, stellenweise mit Wäldern bedeckte Ebene, die reich an guten Wiesen ist, woher auch die Viehzucht hier in besonderer Blüte steht.

Cholos nennt man in Peru die Mestizen oder Mischlinge von Weißen und Indianern, die dort meist die größern Dörfer und Provinzialstädte bewohnen. Auch heißt so ein Indianerstamm im Staate Panama an der Südküste des Golfs von Darien, der seine Wohnungen am Wasser auf Pfählen 2—3 m über dem Boden zu bauen pflegt.

Cholsäure oder Cholalsäure $C_{24}H_{40}O_5$ kommt gepaart mit Glykocholl und Taurocholl als Glykochollsäure (s. d.) und Taurochollsäure (s. d.) in der Galle aller Wirbeltiere vor. Zur Darstellung der C. kocht man eine Lösung von krystallisierter Galle (s. d.) unter Zusatz von Kalihydrat 24—36 Stunden lang, unter stetem Ersatz des verdunstenden Wassers, so lange, bis kein Ammoniakgeruch mehr wahrnehmbar ist. Beim Erkalten scheidet sich dann cholsaures Kali als krystallinische oder harzige Masse ab, die von der anhängenden Flüssigkeit befreit, in Wasser gelöst und durch Salzsäure zersetzt wird, wobei die C. als weiße harzige Masse, die bald hart und zerreiblich wird, sich ausscheidet. Durch Umkrystallisieren aus Alkohol oder Äther-Alkohol wird sie rein erhalten. Die gefällte amorphe C. ist in Wasser kaum löslich, leicht löslich in Alkohol, am leichtesten löslich in Äther. Läßt man sie aus heißem Weingeist krystallisieren, so erhält man sie in glasglänzenden Tetraëdern oder Oktaëdern von der Zusammensetzung $2(C_{24}H_{40}O_5)5H_2O$. Von den Salzen der C. bildet das Baryumsalz seidenglänzende Krusten, in 30 Teilen kaltem und 23 Teilen kochendem Wasser, leichter in Weingeist löslich. Die C. sowie die Lösungen ihrer Salze lenken die Polarisationsebene nach rechts ab. Wird die tetraëdrische Säure auf 100° erhitzt, so gibt sie ihr Krystallwasser ab, erwärmt man dann vorsichtig weiter, so schmilzt sie, wird bei 300° dickflüssig und hat dabei 2 Moleküle Wasser abgegeben. Das dabei

zurückbleibende Anhydrid $C_{24}H_{36}O_2$ ist Dyslysin genannt, es geht durch Aufnahme von Wasser leicht wieder in C. über.

Cholui, Marktflecken im Kreise Wjasniki des russ. Gouvernements Wladimir, im N. der Straße von Moskau nach Nischnij-Nowgorod, zählt etwa 3000 E. und ist bekannt durch seine vier großen Jahrmärkte, sowie durch die seit alter Zeit hier und in der Umgegend betriebenen Heiligenbildermalerei.

Cholúla, Stadt im Staat Puebla der Föderativrepublik Mexiko, 25 km im WNW. von der Stadt Puebla, 2105 m über dem Meere gelegen, von Agavenpflanzungen umgeben, zählt nur noch etwa 6000 E., während sie zur Zeit der Eroberung durch die Spanier eine der blühendsten Ortschaften war. Nach Cortez' eigener Angabe, der sie Churultecal nennt, enthielt sie über 400 Tempel, 20000 Häuser innerhalb ihrer Ringmauern und ebenso viele außerhalb derselben; die Berichte Las Casas' geben ihr noch 150000 E. Die Stadt stammt aus der Zeit vor der aztekischen Herrschaft, vielleicht war sie schon von den Ulmeken gegründet. Auch behauptete sie vermöge ihrer republikanischen Verfassung bis zu einer sehr späten Zeit ihre Unabhängigkeit von den Azteken, welche die Cholulaner nie wirklich unterjochen konnten. C. war der große Stapelplatz für den Handel des Tafellandes von Anahuac. Die Einwohner, an Bildung und Kunstfertigkeit ihren tlascalanischen und aztekischen Nachbarn weit überlegen, zeichneten sich ganz besonders in Metallarbeiten, in Bereitung von Tuchen aus Baumwolle und Agave und in äußerst feinen und zierlichen Töpferwaren aus. Gleich berühmt war C. durch die an diese Stadt sich knüpfenden religiösen Sagen. Zu Ehren des Quetzalcoatl, eines Gottes, der nach der Mythe die Cholulaner zur Zeit der Tolteken mit einer bessern Regierungsform und einer geistigern Religion bekannt machte, wurde jener ungeheure Teocalli (s. d.) errichtet, welcher, nach A. von Humboldts Untersuchung, bei einer senkrechten Höhe von 62 m und einer Basis von 428 m Breite, das riesenhafteste architektonische Monument Neuspaniens bildet. Noch jetzt zeugen der Umfang und die zahlreichen breiten und fast regelmäßigen Straßen C.s von der einstigen Größe. Die noch immer wie zu den Zeiten der Azteken bewässerten Umgebungen von C. liefern ergiebige Ernten an Weizen und Mais. Die Plattform jenes großen Bauwerks, zu welcher 120 Stufen führen, ist 0,4 ha groß; von ihr hat man eine prachtvolle Aussicht auf die Vulkane von Puebla, auf den Pik von Orizaba u. s. w.; sie trägt in der Mitte eine von Cypressen umgebene Kirche, Nuestra Señora de los Remedios. Auch hat C. noch eine jetzt im Verfall begriffene, wahrscheinlich schon von Cortez erbaute Kirche, San-Francisco, von einer eigentümlichen Bauart.

Chômer (Hômer), eigentlich: «Haufe», ist — neben Kôr, Côr — der Name des größten Getreidemaßes der alten Hebräer, etwa unserm «Scheffel» oder «Malter» entsprechend. Der C., nach welchem auch das Flüssigkeitsmaß normiert wurde, enthielt 10 Epha («Maß») oder Bath («Eimer»), das seinerseits wieder in 3 Sea und 10 Omer (Gômer) zerfiel und nach der irrigen Auffassung der Septuaginta durch den jüdischen Geschichtschreiber Josephus u. a. einem attischen Metretes (= 39,38 l) gleichgesetzt ward, sodaß demgemäß der C. = 393,8 l entsprechen würde. Viel wahrscheinlicher jedoch ist nach den Angaben der Rabbinen der Epha-Bath nur auf 20,1215 l zu berechnen und also der C. = 201,215 l zu setzen.

Chomjaków (Alexéi Stepanowitsch), einer der hervorragendsten russ. Schriftsteller der neuern Zeit, Mitbegründer und der hauptsächlichste Theoretiker der sog. slawophilen Richtung in Rußland. Er ward 13. Mai 1804 in Moskau geboren, erhielt im väterlichen Hause eine sorgfältige Erziehung, die ihm zugleich panslawistische Neigungen einflößte. Von 1822 bis 1825 diente er in der reitenden Garde, nahm seinen Abschied und bereiste Westeuropa. Nach der Rückkehr trat er wieder in Dienst und machte den türk. Feldzug 1828—29 mit, verließ darauf aber die militärische Laufbahn gänzlich und lebte fortan als Privatmann teils in Moskau, teils auf seinen Gütern. Seit 1858 war er Präsident der Moskauer Gesellschaft der russ. Litteraturfreunde und starb 5. Okt. 1860. C.s litterarische Thätigkeit war sehr ausgedehnt und mannigfaltig. Außer zwei Tragödien: «Jermak» (1832 erschienen) und «Dimitrij Samosvanec» (1833), verfaßte er lyrische Gedichte («Stichotvorenija», Mosk. 1844; neue Ausg. 1861); sehr zahlreich sind seine Artikel und Abhandlungen histor., polit., philos. und theol. Inhalts in den Zeitschriften «Moskvitjanin» und «Russkaja Besěda», dem Organ der russ. Slawophilen; hier wie in andern periodischen Schriften trat er als eifriger Vorkämpfer panslawistischer Ideen auf (dahin gehört auch sein «Sendschreiben an die Serben aus Moskau», Lpz. 1860, in russ. und serb. Sprache), wie er auch in seinen Poesien die Verbrüderung der slaw. Stämme feierte (das erste und bekannteste Gedicht dieser Richtung ist «Orel» [«Der Adler»] vom J. 1832), zur Befreiung von westeurop. Einfluß anzuregen suchte und eine eigentümlich slaw. Civilisation gegenüber der absterbenden des Westens als Ideal hinstellte. Da dieser Gegensatz hauptsächlich in dem religiös-dogmatischen Unterschiede der griech.-slaw. (orthodoxen) und der roman.-german. (kath.-prot.) Welt seinen Grund haben sollte, so gab C. hierüber eine Reihe histor.-theol. Abhandlungen in französischer («Quelques mots sur les Communions occidentales. Par un Chrétien orthodoxe», Lpz. 1855; «Encore quelques mots etc.», Lpz. 1858; beides deutsch unter dem Titel «Einige Worte eines orthodoxen Christen über die abendländischen Glaubensbekenntnisse», 3 Abteil., Bautzen 1856—59) und engl. Sprache heraus, die erst später von J. Samarin, der C. geradezu einen «Kirchenlehrer» nennt, auch russisch herausgegeben wurden in des letztern «Gesammelten Werken» («Sobranie sočinenij», Bd. 2: «Sočinenija bogoslovskija» [«Theol. Werke»], Prag 1867). Der erste, dritte und vierte Band dieser Werke erschienen seit 1861 in Moskau.

Chondrin oder Knorpelleim nennt man den bei anhaltendem Kochen von Knorpelsubstanz mit Wasser sich bildenden Leim (s. Leim), der in chem. Beziehung einige Verschiedenheit von dem Knochenleim zeigt. Die Grundsubstanz der Gewebe, aus welcher das C. hervorgeht, heißt Chondrigen.

Chondrologie (grch.) Knorpellehre, s. unter Osteologie.

Chondrōm (grch.), Knorpelgeschwulst; Chondrōse, Knorpelbildung, Verknorpelung.

Chonia, im Altertum Name einer Landschaft in Unteritalien. Sie war genannt nach dem illyrischen Volksstamme der Choner oder Chaoner (s. d.), welche auch im Osten des Adriatischen Meers in einer

von ihnen C. benannten Landschaft ansässig waren. Die gesamte südwestl. Hälfte von Unteritalien war von illyrischen Stämmen bewohnt, die Choner saßen an der Ostküste derselben, von der Griechenstadt Kroton bis Siris. Die Landschaft wurde frühzeitig auch von griech. Einwanderern mit Niederlassungen besetzt und hellenisiert, worauf dann für das gesamte Gebiet der Name Großgriechenland aufkam.

Choniates, ursprünglich Niketas Akominatos, byzantinischer Geschichtschreiber aus Chonä (Kolossä) in Phrygien, der jüngere Bruder des berühmten Erzbischofs Michael Akominatos von Athen, war seit der Zeit des Kaisers Manuel I. Komnenos am Hofe zu Konstantinopel in verschiedenen hohen Ämtern thätig, folgte 1204 nach der Eroberung der Hauptstadt durch die Lateiner des vierten Kreuzzugs Theodor I Laskaris nach Nicäa und starb dort um 1215. Er schrieb eine byzantin. Geschichte in 21 Büchern von 1118 bis 1206, welche namentlich auch für die Geschichte der lat. Eroberung Konstantinopels 1204 sehr wertvoll ist. Sie erschien zuerst (mit lat. Übersetzung) im Drucke durch Wolf (Basel 1557); dann in Genf (1593) und in der pariser (1647), venetianer (1729) und bonner (1835) Sammlung der Byzantiner.

Chonos- oder Guaytecas-Inseln, ein zur chilenischen Provinz Chiloë gehöriger Archipel, reicht von dieser Insel bis zur Halbinsel Taytao und besteht aus mehr als 1000 größern und kleinern Felseninseln an der Westseite Patagoniens. Insgesamt haben sie 12196,4 qkm, die größte, Magdalena, 2225,37 qkm. Es sind wildstarrende, Schneegipfel tragende Berginseln, überreich an Holz, Fischen und Phoken, bewohnt von 7—800 Indianern. Diese Reste der ursprünglichen Chonos leben vom Fischfange. Die Ortschaften bestehen aus unregelmäßig gestellten Holzhäusern. Die Westseite bildet Glimmerschiefer, die Ostseite vulkanisches Gestein. Die Wälder reichen bis an das Meer. Das Klima ähnelt mehr dem von Feuerland, als dem von Chiloë. Üppig wächst überall im Sandboden die wilde Kartoffel, hier Aquina genannt.

Chons, Chunsu, ein ägypt. Gott, Sohn des Ammon und der Mut, daher wie diese vornehmlich in Theben verehrt. Er ist zunächst Mondgott und wird meist mit der Mondscheibe auf dem Kopfe dargestellt, in Mumienform mit der Prinzenlocke. Als Mondgott wird er nicht selten mit Thoth identifiziert. Als Sohn des Ammon-Ra oder des Ra ist er aber auch mit einem Sperberkopf abgebildet und dem Sonnensohne Schu gleichgestellt.

Chontales, ein Departement der Republik Nicaragua, östlich von den Seen von Nicaragua und Managua, 19671 qkm groß, ist von Honduras durch den Distrikt Segovia getrennt und zeichnet sich durch seinen Reichtum an edeln Metallen aus, namentlich Gold und Silber, welche in den Alto Grande genannten Bergen der Cordilleren gefunden werden. Die bedeutendsten, früher von den Spaniern, jetzt von den eingeborenen Indianern bearbeiteten Minen liegen in Libertad, 60 km östlich vom Nordende des Sees Nicaragua, und an den Flüssen Mica und Bola, Zweigen des Blewfields. Fast die gesamte civilisierte Bevölkerung, etwa 24000 Seelen, wohnt in der Nähe des Sees, um den Hauptort San-Sebastian de Acoyapa und um Juigalpa; nur einige Tausend in den genannten Goldgegenden. Die gewöhnlich Popoluca genannten Chontales-Indianer sind fast ganz ausgestorben.

Choper, linker Nebenfluß des Don, entspringt in dem Gouvernement Pensa, westlich von der Stadt dieses Namens, tritt bald darauf in das Gouvernement Saratow, durchströmt in südwestl. Richtung dasselbe (82 km), tritt bei Gubari in das Gouvernement Woronesch, wendet sich dann plötzlich nach Westen bis zur Stadt Nowochopersk, tritt 17 km im SO. von Nowochopersk in das Land der Donischen Kosaken, schlägt jetzt die Richtung nach Süden ein und ergießt sich nach einem Gesamtlaufe von 167 km in den Don. Die Ufer des Flusses sind stellenweise sumpfig. Am C. liegen die Städte Balaschow und Nowochopersk.

Chopersk, Stadt in Rußland, s. Nowochopersk.

Choperskische Steppe, fruchtbarer, wellenförmiger Landstrich an beiden Ufern des Flusses Choper, zwischen den Ortschaften Nowochopersk und Borissoglebsk, reich an Getreide und kräftigem Vieh.

Chopin (Frédéric François), ausgezeichneter Pianist und Komponist, geb. 1. März 1809 zu Zelazowa-Wola bei Warschau, stammte aus einer wenig bemittelten Familie franz. Herkunft. Er erhielt im Alter von neun Jahren Klavierunterricht durch den Böhmen Zywny, und seine Fortschritte machten den Fürsten Radziwill auf ihn aufmerksam, welcher für seine Ausbildung Sorge trug. Mit 16 Jahren studierte er unter Elsner (Direktor des warschauer Konservatoriums) die Komposition, machte sodann einige Reisen nach Deutschland und trat 1829 in Wien öffentlich auf. Nach längerm Aufenthalt daselbst begab er sich 1831 nach Paris, wo er von seinen emigrierten Landsleuten eifrig unterstützt wurde. Von Paris aus verbreitete sich nun sein Ruf in alle Länder. Schon 1837 zeigten sich indes bei dem Künstler Symptome eines Brustleidens, welches, nachdem er trotz Kränklichkeit im Frühling 1848 noch eine Konzertreise nach London unternommen, 17. Okt. 1849 seinen Tod herbeiführte. Das Klavierspiel C.s war ausgezeichnet durch Feinheit und Grazie des Vortrags, in Verbindung mit einer Technik von höchster Vollendung. Bezüglich des Klaviersatzes in seinen Werken ist er entschieden schöpferisch zu nennen. Seine Art der Figuration beruht auf ganz anderm Grund und System als bei der durch Hummel, Moscheles und Kalkbrenner zum Abschluß gelangten wiener Schule des Klavierspiels. Namentlich sind es seine «Etuden», in welchen er die Eigentümlichkeit seiner Leistungen dargelegt hat. Der Zauber, welchen seine Kompositionen ausüben, hat hauptsächlich seinen Grund in der glücklichen Mischung des romantischen und national-poln. Elements. Doch möchten kaum alle, besonders in seinen letzten Werken vorkommenden Bizarrerien und Extravaganzen aus diesen beiden Elementen, sondern vielmehr aus der ungesunden Atmosphäre der damaligen franz. Romantik zu erklären sein. Am ungezwungensten und frischesten spricht sich sein Naturell in den Stücken kleinerer Form (den Mazurken, Walzern, Notturnen, Polonaisen und Impromptus) aus, wie denn auch die überwiegende Zahl seiner Kompositionen in dergleichen Stücken besteht. In den größern Werken (den Konzerten, einem Trio, den Sonaten, Balladen u. s. w.) ist er öfter unebenmäßig weitschweifig und läßt die eigentlich tiefere musikalische Bildung vermissen. Die Werke kleinern Umfangs schrieb er hauptsächlich in seiner Jugend, und es ist bei seiner eigenartigen Entwickelung erklärlich, daß er über das bis zum 25. Jahre Geleistete später nicht

hinauskam. Sein Leben beschrieb Schucht (Lpz. 1880), F. Liszt französisch (3. Aufl., Lpz. 1882; deutsch von La Mara, Lpz. 1880) und gründlicher Karasowski (3. Aufl., Dresd. 1881).

Chopine (frz.) oder Setier, das deutsche »Schoppen« und aus diesem abgeleitet, altfranzösisches Flüssigkeitsmaß, die Hälfte der pariser Pinte und = 23,475 alte pariser Kubikzoll = 0,46566 l. Ferner wird der C. als ein älteres Flüssigkeitsmaß der belg. Stadt Namur angegeben und als solches = 17,883 alte pariser Kubikzoll = 0,3547 l.

Choquettes (frz.) nennt man Cocons, d. i. Puppen, resp. Gespinste von kranken Seidenraupen. (S. unter Seide.)

Choquieren (frz.), anstoßen, verstoßen (besonders gegen den Anstand, die gute Sitte), beleidigen, misfallen; choquant, anstößig, beleidigend.

Chor (griech. χορός, lat. chorus) hieß bei den Alten eine Vereinigung von Männern oder Frauen, Jünglingen oder Mädchen, welche unter Musikbegleitung entweder mit tanzartigen Bewegungen ein Lied, zumeist zu Ehren einer Gottheit, vortrugen oder einen Reigentanz ohne Gesang aufführten; auch wurden gemeinschaftlich wirkende Musiker mit diesem Namen bezeichnet. Durch die Tanzbewegungen wurde auch die rhythmische Form der dazugehörigen Gesänge, namentlich ihre Gliederung in Strophe (eigentlich Wendung) und Antistrophe (Gegenwendung), zu denen durch den Dichter Stesichorus noch eine Epodos (Nach- oder Abgesang) hinzukam, bestimmt. Ihre bedeutendste Entwickelung fand die zuerst von den Doriern ausgebildete chorische Poesie im Dienste des Dionysos (Bacchus), dem zu Ehren von den aus 50 Mitgliedern bestehenden cyklischen Chören (so genannt, weil sie sich im Kreise um den Altar des Gottes herum bewegten) Dithyramben, Lieder voll hohen Schwunges in freien, kühnen Rhythmen, welche hauptsächlich die Sagen von den Thaten und Leiden dieses Gottes behandelten, vorgetragen wurden. Allmählich fing man an, auch andere Stoffe der Götter- und Heldensage für solche Dichtungen zu verwerten, und um eine freiere Entwickelung des Stoffs zu ermöglichen, stellte man dem C. einen einzelnen gegenüber, der bald in längerer Erzählung, bald im Wechselgespräch mit dem Chorführer sich bethätigte. So entstand aus dem Dithyrambus das Drama, speziell die Tragödie, die bald, wenigstens in Athen, zu einem Hauptmoment der großen Dionysosfeste wurde und schon wegen dieses ihres religiösen Hintergrundes den C. neben den Schauspielern nicht aufgeben konnte; derselbe bestand in der Tragödie und im Satyrdrama in der ältern Zeit aus 12, seit Sophokles regelmäßig aus 15 Personen. Diese waren in Athen Bürger, welche unter Leitung eines Chorführers (Koryphäos) von einem Lehrer, meist dem Dichter des Stücks selbst, in welchem sie auftreten sollten, eingeübt und während dieser Zeit von einem reichen Bürger, der dies (die sog. Choregie) als Ehrenleistung an den Staat (Leiturgie) auf sich nahm, dem Choregen, verköstigt und mit der für ihre Rolle nötigen Kleidung und Masken versehen wurden. Das Lokal, in dem diese Einübung der Chöre stattfand, wurde Choregeion oder Choragеion (latinisiert Choragium) genannt.

In die Handlung des Stücks griff der C., wenigstens in der Blütezeit der griech. Tragödie, nicht unmittelbar ein, wie denn auch seine Stelle nicht bei den Schauspielern auf der Bühne, sondern unterhalb derselben, in der sog. Orchestra, war; aber er begleitete die Handlung mit lebendiger Teilnahme, knüpfte Reflexionen allgemeinern, besonders religiösen Inhalts an dieselbe an und repräsentierte in der Hauptsache die öffentliche Meinung, die Volksstimme gegenüber den Handlungen und den Schicksalen der Träger der dramatischen Handlung. Auch die Komödie, die ebenfalls aus bacchischen Festgesängen, besonders bei der volkstümlichen Feier der Weinlese, hervorgegangen ist, hatte in der ältern Zeit ihren aus 24 Mitgliedern bestehenden C., dessen Lieder aber meist in loserm Zusammenhange mit der Handlung des Stücks standen als bei der Tragödie. Die jüngere attische Komödie hat den C. ganz aufgegeben, worin ihr die römische gefolgt ist, während die Tragödie bis in die späteste Zeit denselben, wenn auch zuletzt als bloße Äußerlichkeit, festgehalten hat. Die antiken Chorlieder, die der Tragödie sowohl und das Satyrdrama als die der Komödie, zeigen eine große Mannigfaltigkeit der rhythmischen Form, mit welcher die musikalische Begleitung in engem Zusammenhange stand. Dieselben wurden im wesentlichen gesungen, sei es vom gesamten C., sei es von einzelnen Abteilungen desselben (Halbchören u. s. w.); einige Partien jedoch, namentlich die im anapästischen Versmaße, scheinen vom Chorführer in ähnlicher Weise wie das moderne Recitativ vorgetragen worden zu sein. Wenn der C. am Dialog sich beteiligte, so sprach der Chorführer in seinem Namen. Die klassische franz. Tragödie hat in der Rolle des Vertrauten eine Art Ersatz für den antiken C. zu schaffen gesucht. Schillers Versuch, den antiken C., den er als notwendig für den ideellen Charakter der Tragödie und als den rein poetischen Ausdruck des reflektierenden Elements derselben betrachtet, wieder ins Leben zu rufen (»Braut von Messina«), ist nicht gelungen, weil im modernen Leben die äußern Bedingungen für die Existenz des C. fehlen.

Chor (chorus) heißt in der modernen Musik zunächst eine Vereinigung von Sängern oder auch Musikern zum gemeinschaftlichen Vortrage irgend eines Musikstücks, daher die Namen Sängerchor, Musikchor. Der Sängerchor ist ein gemischter oder vollständiger, wenn die vier menschlichen Hauptstimmen: Sopran, Alt, Tenor, Baß, in ihm vertreten sind. Den Gegensatz dazu bilden die Frauen- und Männerchöre. Musikchor nennt man vorzugsweise eine Gesellschaft von Blasinstrumenten, z. B. Militärmusikchöre, die je nach ihrer Besetzung in Oboisten-, Trompeter- oder Hornistenchöre zerfallen. Das Wort C. bedeutet, daß jede Stimme von Sängern oder Spielern mehrfach besetzt ist; eine einfache Besetzung dagegen heißt Quartett, Quintett, Terzett u. s. w. Von den Ausführenden ist der Name auf den Ort der Ausführung übertragen, den man besonders früher als »das Chor« (namentlich in den Kirchen als »das Orgelchor«) bezeichnete. Besonders aber bedeutet der Name C. das durch einen solchen Verein von Stimmen vorgetragene Gesangstück. Die vorhandenen Kompositionen dieser Art sind außerordentlich reichhaltig und mannigfaltig; von den einfach harmonischen vierstimmigen Stücken bis zu den kunstvollsten Stimmengeweben enthalten sie das Großartigste und Machtvollste, was die Musik geschaffen hat. Der C. ist seinem Sinne nach der Vertreter der Gesamtheit, was durch die vorhandenen Kompositionen in allen Graden und Schattierungen ausgedrückt ist: Halb-,

Doppel-, drei- oder vierfache Chöre u. s. w. Der C. gedieh bereits im 15. und 16. Jahrh. zu einer hohen Vollendung, besonders als unbegleiteter Gesang in der Kirche (a capella-Chor), bis er in Händels Oratorien seinen Kulminationspunkt erreichte. — Bei gemischten Orgelstimmen (Mixtur, Kornett) heißen C. die zu einer Taste gehörenden Pfeifen; denn jeder Ton eines solchen Registers wird nie durch einen einfachen, sondern je nach der getroffenen Bestimmung durch eine Anzahl von drei, vier oder mehr Intervallen intoniert. Auch die zwei, drei oder vier Saiten, welche auf dem Pianoforte für einen Ton aufgezogen und somit gleichmäßig gestimmt werden, heißen C., und man spricht deshalb von einem zwei-, drei- oder mehrchörigen Bezuge des Pianoforte.

Chor, in der Kirchenbaukunst, heißt im Gegensatze zum Langhause derjenige Teil eines Kirchengebäudes, in welchem der Hauptaltar steht und der für die Priester bestimmt, während das Langhaus, meist aus mehrern Schiffen bestehend, den Laien, der Gemeinde, eingeräumt ist. Beide Hauptteile eines Kirchengebäudes sind im Innern durch den Triumphbogen und auch äußerlich deutlich geschieden. Das C. liegt, einem alten Kultusgesetze gemäß, stets gegen Osten; Ausnahmen von dieser Regel sind sehr selten, und dann durch besondere lokale Verhältnisse bedingt. Es ist gewöhnlich um einige Stufen über das Langhaus erhöht, heißt daher oft auch «hohes C.». Unter ihm befindet sich in ältern Kirchen sehr oft die dem Totendienst gewidmete Krypta. Das C. ist der wichtigste Teil eines Kirchengebäudes und als solcher stets auch am reichsten geschmückt. Besondere Sorgfalt verwendete man auf das C. zur Zeit der Herrschaft des got. Stils. Bei Klosterkirchen hat wegen der zahlreichen Mönche das C. oft eine im Verhältnis zum Langhause sehr bedeutende Größe. In späterer Zeit nannte man C. wohl auch die in das Langhaus hineingebauten Emporen mit Sitzplätzen, für einen Teil der Gemeinde, oder zur Aufnahme der Orgel, der Sänger, oder in Frauenklöstern zum Aufenthalt für die Nonnen. Im letztern Falle heißen sie Orgelchor, Sängerchor, Nonnenchor.

Chor, eigentlich Corps, Abteilung des Weberkamms (Weberblattes), um das Einziehen der Kette zu erleichtern. (S. Weberei.)

Chora, Hauptort der griech. Insel Amorgos (s. d.).

Chora oder Hora, Stadt auf der türk.-asiat. Insel Samos, mit (1875) 1433 E. Etwa 3 km entfernt liegen an der Küste die Ruinen des alten Samos; die Mauern, mit viereckigen Türmen, bezeichnen einen Umfang von nahe 10 km; auch die Akropolis ist noch vorhanden, sowie Reste von Tempeln, einem Theater und zwei schönen Molen, nebst einer Säule vom berühmten Here-Tempel aus vorgriechischer Zeit. Der alte Hafen Tigani heißt jetzt Tiganion.

Choräg (grch.), bei den alten Griechen ein Bürger, der alles zu besorgen hatte, was der Chor zur Aufführung brauchte (s. Chor). — Choragische Monumente, Säulen oder kleine Gebäude, welche zu Ehren eines Siegers bei den dramatischen Aufführungen zu Athen errichtet wurden; so die noch erhaltenen Monumente des Lysikrates (Laterne des Demosthenes) und des Thrasyllos.

Choragium, s. unter Chor.

Choral bedeutet eine kirchliche Melodie, welche von mehrern einstimmig gesungen wird. Der Name entstand in der kirchlichen Musik des Mittelalters und bezeichnete als musica choralis den einfachen, durch Papst Gregor d. Gr. gestalteten Gesang der liturgischen Stücke im Gegensatze zur musica figuralis oder einem kunstvollen Tonsatze für mehrere Stimmen. Die alten Melodien, welche zur mittelalterlichen Choralmusik gehören, zwar nicht taktlos, aber doch taktfrei gehalten, sind rhythmisch und namentlich melodisch oft von großer Schönheit. Sie wurden von der kirchlichen Figuralmusik als Grundmelodien oder Themen verarbeitet und heißen als solche cantus firmus. Eine besondere, von der mittelalterlich kirchlichen Weise abweichende Ausbildung und abgeschlossene liedartige Gestalt erhielt der C. in der luth. Kirche. Luther sammelte alle Hauptmelodien der alten Kirche von dem sog. Ambrosianischen Lobgesange aus dem 4. Jahrh. an bis auf seine Zeit, vermehrte sie durch herrliche eigene Erzeugnisse und regte seine Freunde, Dichter wie Musiker, zu gleichen Thaten an. Bald entstanden ganze Sammlungen (von denen diejenigen, welche die Melodien enthalten, Choralbücher genannt werden) und wuchsen nach und nach zu Tausenden an. Luthers bahnbrechende That hatte in kirchlicher wie in musikalischer Hinsicht gleich große Folgen. Der Choralgesang verlieh dem Gottesdienste seiner Anhänger eine feste Gestalt und auszeichnende Eigentümlichkeit; die spätern ähnlichen Erzeugnisse der Reformierten, der Anglikaner und selbst der Katholiken waren nur eine mehr oder weniger modifizierte Nachahmung der luth. Vorbilder. Hinsichtlich der Kunstmusik wurde der C. im Bereiche der luth. oder evang. Kirche so herrschend, daß die Geschichte eines Hauptzweigs der deutschen Musik, welchem die größten Meister angehören, als harmonische Ausgestaltung dieser schönen Kirchenmelodien betrachtet werden kann. Was man heute C. nennt, bezieht sich denn auch vorzugsweise auf die Kirchenlieder der Lutheraner und deutet sowohl die Eigentümlichkeit wie auch eine gewisse Beschränktheit der prot. Kirchenmusik an. Die ursprüngliche Bedeutung des Wortes C., als Bezeichnung des vom Chor Gesungenen, hat sich noch im Englischen erhalten. Ein Chorgesangverein heißt in England Choral Society, und Beethovens 9. Symphonie wird wegen der Beteiligung des Gesanges dort Choral Sinfony genannt.

Chorasân, d. h. Land der Sonne, Osten, im weitern Sinne nimmt den anbaufähigen Landstrich ein, der sich zwischen den Steppen des Tieflandes Turan und der Salzwüste im Innern des Hochlandes Iran von Afghanistan im O. bis zu den pers. Provinzen Masen-Deran und Irak-Adschmi im W. hinzieht. Dieser Landstrich wird von einem Gebirgszuge gebildet, der, auf der Südseite sanfter und weniger tief nach der Salzwüste des Innern von Iran, auf der Nordseite aber steiler ins Tiefland von Turan abfallend und die natürliche Grenzmark zwischen diesen beiden geogr. Gesamtländern bildend, in der Richtung von W. nach O. das Elbursgebirge, dessen niedrigere, aber breitere Fortsetzung er ist, mit dem Paropamisus (jetzt Ghuristân, d. h. Bergland) verbindet. Das Klima von C. ist durchweg im Sommer sehr heiß und bei der Höhe des Niveau des Landes im Winter ziemlich kalt, der Boden aber nur da fruchtbar, wo er durch Kanäle bewässert werden kann. C. bildet kein polit. Ganzes mehr. Der kleinere östl. Teil gehört unter dem Namen Herat (s. d.) zu Afghanistan; der größere

westl. Teil bildet unter seinem alten Namen die nordöstlichste Provinz des Persischen Reichs, ein starkes Drittel desselben, mit 322118 qkm und 843000 E. Zum bei weitem größten Teile besteht sie aus der unbewohnbaren großen Salzwüste Lût und andern unbewohnbaren Länderstrecken, zwischen denen einzelne Oasen liegen. Die Produkte dieser Provinz sind hauptsächlich Getreide, Obst, Wein, Arzneikräuter und Seide. Auch züchtet man ansehnliche Heerden von Kamelen, Pferden und feinwolligen Schafen. Die Einwohner sind dem größern Teile nach Tadschiks. Außer diesen wird das Land von nomadischen Stämmen arab., türk., kurd. und afghan. Ursprungs bewohnt, welche neben der Viehzucht hauptsächlich vom Raube leben. Der Gewerbfleiß der Einwohner ist unbedeutend, doch bestehen Webereien von Teppichen, Shawls, Kameltuch und berühmte Waffenfabriken. Dagegen blüht der Karawanenhandel. Die Hauptstadt sowie zugleich Centralpunkt der Industrie und des Handels von C. ist Meschhed (s. d.). Westlich davon liegt das einst berühmte und wegen der benachbarten Türkisgruben bekannte Nischapur, näher im Nordwesten die Trümmerhaufen der alten Hauptstadt Thûs, mit dem Grabmal Firdusis.

C. besteht aus den alten iranischen Landschaften, Parthien im engern Sinne, Margiane und Areia, bildete einen Teil des Persischen Reichs, mit dem es an Alexander d. Gr. und von diesem an die Seleuciden kam. Im 3. Jahrh. v. Chr. fiel sein östl. Teil unter die Herrschaft der griech. Könige von Baktrien, nach deren und der Seleuciden Sturze es einen Teil des Parthischen Reichs unter den Arsaciden, dann des Persischen Reichs unter den Sassaniden bildete. Mit der Eroberung des letztern durch die Kalifen 646 fiel es unter die Herrschaft dieser, unter der es bis 820 blieb, wo der Statthalter Tahir sich unabhängig machte. Im Anfange des 11. Jahrh. kam es mit dem Sturze der Samaniden unter die Ghasneviden. Doch schon 1037 setzten sich die Seldschuken in dem westl. Teil fest, bis 1117 Sandschar, der seldschuk. Herrscher von ganz Persien, ganz C. mit seiner Monarchie vereinigte. Im J. 1220 kam es durch den Dschingis-Chan unter die Herrschaft der Mongolen. Nach Tamerlans Tode war es der Mittelpunkt der Macht seines Sohnes Schah-Rokh, unter dessen langer Regierung C. eines seltenen Glücks genoß. Der Usbekenhäuptling Schaibek-Chan verjagte 1507 die Nachfolger Schah-Rokhs, mußte aber nach langen Kämpfen C. an den Schah von Persien, Ismael Sofi, abtreten, wodurch es wieder eine Provinz dieses Reichs wurde, bei dem es verblieb, mit Ausnahme Herats, das seit 1716 der Zankapfel zwischen Persern und Afghanen wurde und am Ende im Besitz der letztern blieb. Vgl. MacGregor, «Narrative of a journey through the province of C.» (2 Bde., Lond. 1879).

Chorazin wird (Matth. 11, 21) als eine der galiläischen Städte erwähnt, über welche Jesus sein Wehe gerufen hat. Gemäß der Zusammenstellung derselben mit Kapernaum ist sie in der Landschaft Genezareth, nach der Angabe des Hieronymus zwei röm. Meilen von Kapernaum, am wahrscheinlichsten nach neuesten Nachweisungen in den Ruinen von Khirbet Kerâzeh zu suchen.

Chorbischöfe (episcopi ruris, chorepiscopi) heißen in der alten Kirche des Orients die Bischöfe der Landgemeinden, die nach älterer Anschauung gleiche Rechte mit den Stadtbischöfen besaßen. Allmählich gerieten sie von den letztern in Abhängigkeit und wurden seit dem Konzil von Laodicea um 360 abgeschafft. An ihrer Stelle traten sog. Periodeuten (Reiseprediger) oder Visitatoren. Im fränk. Reiche finden sich seit dem 8. Jahrh. unter demselben Namen höher gestellte Geistliche als Gehilfen der Bischöfe bei der Mission und in der Verwaltung ihres Amts; dieselben haben aber mit den frühern Landbischöfen nichts gemein. Ihre steigende Macht erregte allmählich die Eifersucht der Bischöfe und im 10. Jahrh. wurde dieses Amt völlig abgeschafft.

Chorda tympăni (lat.) oder Paukensaite, ein feiner, aus dem siebenten Gehirnnerven (Nervus facialis) entstammender Nervenzweig, der quer durch die Paukenhöhle und über das Trommelfell hinwegläuft, durch die sog. Glasersche Spalte die Paukenhöhle verläßt, sich mit dem Zungennerv des dritten Astes des dreigeteilten Gehirnnerven vereinigt und mit diesem im Unterkieferganglion und in der Zunge verzweigt. Seine Reizung bewirkt Blutüberfüllung der Unterkieferspeicheldrüse mit nachfolgender reichlicher Speichelabsonderung.

Chorde (grch.-lat.), Darmsaite, Saite (musikalischer Instrumente), Sehne (s. d.) in anatom. und mathem. Sinne.

Chordienst oder Choramt bezeichnet in der röm.-kath. Kirche einen Teil des kanonisch geregelten Gesang- und Gebetdienstes der Geistlichen und Mönche. Die jüd. Gebetsstunden, welche dreimal täglich (9 und 12 Uhr vormittags, 3 Uhr nachmittags) gehalten wurden, kamen auch zu den Christen herüber und wurden anfangs von allen Gläubigen beobachtet. Seit dem 4. Jahrh. kam für die Mönche ein dreimaliges nächtliches Gebet (Nocturnen) hinzu. So entwickelten sich allmählich die sog. horae canonicae oder die zu festbestimmten Stunden des Tages und der Nacht abzuhaltenden gemeinsamen Gebete und Gesänge, zu denen außer den Mönchen und Nonnen auch die Kanoniker verpflichtet wurden. Die zu sprechenden Gebete wurden kirchlich festgestellt. Den übrigen, in höhern Weihen stehenden Geistlichen wurde verstattet, dieselben privatim zu sprechen (recitatio), ja sogar wenigstens teilweise im voraus (anticipando) abzuthun. (S. Brevier.)

Chordomĕter (grch.), Instrument, mit welchem die Stärke der Saiten gemessen wird, um den Bezug eines Saiteninstruments in völlig richtiger Stärke zu erhalten.

Chorēa (grch.), Tanzkrankheit, soviel wie Veitstanz (s. d.). Auch versteht man darunter gewisse psychische, in das Bereich der Geisteskrankheiten gehörende Exaltationszustände, welche sich durch Tanzlust und tanzähnliche Bewegungen kundgeben. Das bekannteste Beispiel hierfür bietet die im 11., 13. und 14. Jahrh. epidemisch grassierende Tanzwut, bei welcher Tausende in religiöser Schwärmerei und Wahnsinn so lange tanzten, bis ihnen Schaum aus dem Munde quoll, Zuckungen sich einstellten und der Unterleib unförmlich aufschwoll, welch letztern Zufall man durch Binden und Bearbeiten desselben mit Faustschlägen und Fußtritten behob. Hierher gehören auch der sog. Taranteltanz der Apulier, die religiösen Tänze der Derwische, sowie der sog. Schüttlersekten in Nordamerika. Vgl. Hecker, «Die Tanzwut, eine Volkskrankheit im Mittelalter» (Berl. 1832).

Choregeion und **Choregie**, s. unter Chor.

Choreographie oder Choregraphie (grch. die Tanzkunst) ist die Kunst, den Tanz und die Tanzschritte aufzuzeichnen und über oder unter jede Note der Melodie die Bewegungen und Pas des Tanzes zu schreiben. Die Erfindung dieser Kunst, die schon im Altertum bekannt gewesen sein soll, dann aber verloren gegangen ist, wird gewöhnlich Thoinot Arbeau, Domherrn von Langres, zugeschrieben, der 1588 ein Werk unter dem Titel «Orchesographie» herausgab. Doch geht aus einem weit früher geschriebenen Manuskript: «Le livre des basses danses», welches aus dem Besitz Margaretens von Österreich, Herzogin von Savoyen und Tochter Philipps des Schönen, in die Bibliothek de Bourgogne zu Brüssel übergegangen ist, hervor, daß diese Kunst schon vollständig bekannt und Arbeau sich einer seiner Zeit geläufigen Art und Weise bediente, die Tänze aufzuschreiben. Beauchamps vervollkommnete die Kunst der Tanzfixierung durch die Erfindung einer Reihenfolge von Zeichen, die selbständig und nur mit Hinweisung auf die Takte der Musik den Tanz darstellten. Vgl. Feuillet, «Chorégraphie ou l'art d'écrire la danse par caractères, figures et signes demonstratifs» (Par. 1700; deutsch in Tauberts «Rechtschaffenem Tanzmeister», Lpz. 1717); Saint-Léon, «Sténochorégraphie ou art d'écrire promptement la danse» (Par. 1852).

Choreomanie (grch.), Tanzwut.

Chorepiscopi (lat.), s. Chorbischöfe.

Chorēus (grch.), Versfuß, s. Trochäus.

Choreutik (grch.), Tanzkunst; Choreut oder Choret, Tänzer, auch soviel wie Chorist; choreutisch, auf C. bezüglich.

Chorgestühl heißt die an den Wänden aufgestellte doppelte, oft vierfache, zusammenhängende Reihe von Stühlen, auf welchen während des Gottesdienstes die Domherren, Chorherren oder Mönche ihre Plätze haben. Es ist stets von Holz, meist mit Baldachinen überdeckt und wurde im spätern Mittelalter und im Zeitalter der Renaissance oft sehr reich geschmückt. Berühmt ist das C. im Münster zu Ulm und das im Dom zu Erfurt.

Chorhemd, s. Albe.

Chorherren, s. Stift.

Choriambus heißt der aus einem Choreus oder Trochäus (— ◡) und einem Jambus (◡ —) zusammengesetzte Versfuß (— ◡ ◡ —, z. B. wonneberauscht). Die Alten wendeten den C. gewöhnlich nur in Verbindung mit andern Rhythmen an. Gehäufte C. geben wegen ihres raschen Tempos und wegen des Zusammenschlagens der betonten Silben den Versen einen stürmischen, leidenschaftlichen Charakter.

Chörilus (grch. Choirilos), Name mehrerer griech. Dichter, von denen C. aus Samos (ungefähr 470—400 v. Chr.), angeblich ein entflohener Sklave und ein jüngerer Zeitgenosse und Freund des Herodot, der bekannteste ist. Er verfaßte unter dem Titel «Persica» oder «Persels» ein größeres Gedicht, das den Sieg der Athener über Xerxes behandelte, und schuf so das erste Epos, das die gleichzeitige Geschichte zum Vorwurf nahm. Es gebrach demselben zwar an einfacher Größe, wurde aber doch seines Inhalts wegen in Athen, namentlich auch in den Schulen gelesen. Später war C. im Gefolge Lysanders, dessen Thaten er verherrlichen sollte, zuletzt bei dem macedon. Könige Archelaos. Von seinem Epos sind nur noch wenige Bruchstücke vorhanden, welche zuerst Näke (Lpz. 1817; Nachträge, Bonn 1827 u. 1838, und in den «Opuscula», Bd. 1, 1842), dann Dübner (zusammen mit andern Epen, Par. 1840) und Kinkel in den «Epicorum Graecorum fragmenta» (Bd. 1, Lpz. 1877) herausgaben.

Ein älterer C. gehörte neben Pratinas und Phrynichos zu den ältesten dramatischen Dichtern Athens im Ausgang des 6. und Anfang des 5. Jahrh. v. Chr. Er war berühmt als Dichter von Satyrspielen. Die wenigen erhaltenen Reste seiner Dichtungen sind abgedruckt in Naucks «Tragicorum Graecorum fragmenta» (Lpz. 1856). Ein jüngerer C. aus Jasos in Karien, der für seine mittelmäßigen Verse von Alexander d. Gr. aufs glänzendste belohnt worden sein soll, ist durch Horaz bekannt, der ihn zweimal in ironischer Weise erwähnt.

Chorin, ehemaliges Cistercienserkloster in der preuß. Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Potsdam, Kreis Angermünde, 12 km im SW. von dieser Stadt, jetzt eine Oberförsterei im forstfiskalischen Gutsbezirk Lieve, 8 Häuser mit 101 Bewohnern. Etwa 4 km südlich liegt der Bahnhof C. der Berlin-Stettiner Eisenbahn. Markgraf Albrecht II. hatte 1231 in dem wend. Flecken Bardzin neben der Burg Oderberg ein Kriegerhospital gegründet; 1264 ward dieses Stift nach einer Insel im Porsteinsee, dem Päligwerder, übertragen, zu einer Abtei des Cistercienserordens umgewandelt und dem See der Name Mariensee gegeben. Im J. 1270 wurde die Abtei von dem Werder an ihre jetzige Stätte, am Südende des Sees, verlegt. Hier wurden bestattet Johann I., die Prinzen seiner Linie: Johann und Otto IV. mit dem Pfeile (der Minnesänger), Konrad I., Hermann und Waldemar d. Gr. Von dem im reinsten frühgot. Stile gebauten Kloster steht dessen 75 m lange Kirche, einst eine dreischiffige Säulenhalle, jetzt frei. Im J. 1543 wurde das Kloster säkularisiert.

Chorioïdea (grch.), die Aderhaut des Auges; Chorioïdeitis, Entzündung der Aderhaut.

Chorion (grch.; lat. Corium), Haut, Leder; in der Anatomie der Überzug der Leibesfrucht, mit Ausschluß der innersten oder Schafhaut.

Chorizema *Labill.*, Pflanzengattung aus der Familie der Leguminosen. Man kennt gegen 15 Arten, die sämtlich in Australien wachsen. Es sind Sträucher oder Halbsträucher mit einfachen alternierenden Blättern mit orangefarbenen oder roten Blüten. Einige Arten werden in Deutschland als Ziersträucher kultiviert, sie müssen im Winter in das Kalthaus gestellt werden.

Chorizonten (grch., «Sonderer»), altgriech. Kritiker, welche die für die Alexandrinische Bibliothek bestimmten Bücher auf ihre Echtheit zu prüfen hatten; auch hießen so diejenigen Kritiker des Homer (s. d.), welche für Ilias und Odyssee verschiedene Verfasser annahmen.

Chörlein heißen in Süddeutschland die aus den Façaden der Häuser herausgebauten Erker, welche einen abgeschlossenen Sitzplatz im Zimmer mit Aussicht auf die Straße, meist nach drei Seiten hin, bilden. Sie erhielten diesen Namen, weil ihre Form ursprünglich aus den kleinen Chören der Hauskapellen sich herausgebildet hat. Am berühmtesten ist das reichgeschmückte C. vom Pfarrhofe von St. Sebaldus zu Nürnberg. Eine Sammlung von Abbildungen solcher C. in Nürnberg hat Mayer herausgegeben.

Chorley, Stadt in der engl. Grafschaft Lancaster, 45 km südlich von diesem Orte, am Chor nahe seiner Mündung in den Yarrow und am Kanal Leeds-Liverpool, an den nördl. Abhängen der Moor-

laindo, mit (1881) 19472 E., welche Kohlen- und Bleibergwerke bearbeiten, Mühlsteine brechen, Spinnereien, Fabriken von Musselin, Kalikos, Indiennes, von Waggons und Maschinen, sowie Gießereien, Brauereien und chem. Fabriken unterhalten.

Chorographie (grch.) heißt die Beschreibung einer einzelnen Gegend, im Gegensatz einerseits zur allgemeinen Geographie oder Erdbeschreibung, andererseits zur Topographie oder Ortsbeschreibung. Sie bildet den Anfang aller geographischen Wissenschaft und bietet beim Schulunterricht eine wesentliche Grundlage für die allgemeine Erdkunde. Chorographische Karten sind Karten von einzelnen Distrikten, z. B. Departements, Regierungsbezirken, Kreisen u. s. w., bei deren Anfertigung ein Maßstab von $^1/_{200000}$ genügend erscheint.

Chorol, Kreisstadt im russ. Gouvernement Poltawa, rechts am Flusse Chorol, zählt 5501 E., von denen sich der größte Teil mit Ackerbau beschäftigt. Von Handwerken wird vorzugsweise das Schuhmacher- und Gerberhandwerk betrieben. Die vier Jahrmärkte haben nur lokale Bedeutung. — Der Kreis Chorol hat einen sehr fruchtbaren Boden.

Chorologie (grch.), von neuern Gelehrten (Pokorny) eingeführte Bezeichnung für die Pflanzen- und Tiergeographie.

Chorometrie, Feldmeßkunst.

Choron (Alexandre Etienne), franz. Musiktheoretiker, geb. 21. Okt. 1772 zu Caen, ging erst mit 25 Jahren zur Musik über, nachdem er vorher sprachliche und mathem. Studien getrieben hatte, bethätigte sich nur vorübergehend an der praktischen Musik und widmete seine unermüdliche Thätigkeit fast ausschließlich der Abfassung von Lehrwerken sowie der Leitung musikalischer Institute. Seine Hauptwerke sind die noch jetzt wertvollen, nach unterrichtlichen Zwecken geordneten Beispielsammlungen: «Principes de composition des écoles d'Italie» (6 Bde., Par. 1808; 2. Aufl. 1816), und «Manuel complet de musique vocale et instrumentale, ou encyclopédie musicale» (8 Bde., Par. 1836—38). Er starb in Paris 29. Juni 1834.

Chorremabad (arab. Felek-el-Aflât), Stadt in der pers. Provinz Luristan, an dem zum Kercha fließenden Flusse C., am südwestl. Fuße des Bachtiarigebirges, Sefid-Kuh genannt, in 1240 m Höhe, mit 5000 E. An den mit Gärten bedeckten Ufern des Flusses liegen die Trümmer einer alten Stadt; auf dem isoliert danebenstehenden Berge liegt ein geschmackvoll gebauter Palast des Statthalters von Kurdistan, der zu Kirmanschahan residiert.

Chorsabad, s. Khorsabad.

Chorschranken heißt in der kirchlichen Baukunst der niedrige balustradenartige Abschluß des Chors vom Langhause, an welchen die Laien bei dem Abendmahl herantreten und welchen sie nur bei der Beichte überschreiten dürfen. Sie sind von Stein, Holz, Eisen, Messing u. s. w. und wurden in späterer Zeit oft auch als kunstreiche Gitter gebildet.

Chorstörer (turbatores chori), im Mittelalter in einigen Mönchsklöstern angestellte Individuen, welche den Chorgesang an feierlichen Stellen durch Geschrei unterbrechen mußten. Der Ursprung und Zweck dieser sonderbaren Einrichtung ist nicht bekannt.

Chortatzis (Georg), griech. Dichter aus Kreta, lebte wahrscheinlich um 1650. Sein Drama «Eropsile» ist das erste in neugriech. Sprache gedichtete Drama.

Chortizy (Chortiz), eine Insel auf dem Dnjepr, oberhalb der Kreisstadt Alexandrowsk im europ.-russ. Gouvernement Jekaterinoslaw. Im 17. Jahrh. war C. der Aufenthaltsort der saporoger Kosaken, die von hier aus ihre Streifzüge den Dnjepr hinunter bis in das Schwarze Meer machten und zu ihrer Sicherheit auf dem Nordende der Insel Schanzen angelegt hatten, deren Kanonen das gegenüberliegende nahe Ufer bestrichen. Nach den Statuten der Saporoger durfte kein Weib die Insel betreten. Als 1775 die saporoger Kosakenverbindung aufgehoben wurde, siedelten sich Mennoniten aus der Umgegend von Danzig auf der Insel an und gründeten hier die Kolonie Chortiz, die etwa 800 E. zählt und unter der Verwaltung eines Oberschulzen steht. Außer mit Ackerbau beschäftigen sich die Kolonisten mit der Zucht der Seidenraupe. Auf der Südspitze der Insel liegen die Ruinen eines Palastes, den Potemkin erbaut hatte, welchem von der Kaiserin Katharina II. die Insel C. geschenkt war.

Chorton oder Orgelton ist der Name derjenigen Stimmung, welche früher für die Orgeln gebräuchlich war und sich insofern vom Kammer- oder Orchesterton unterschied, als sie um einen ganzen Ton höher war als der letztgenannte. Ganz alte Orgeln waren sogar in dem sog. Kornettton gestimmt, welcher eine kleine Terz höher stand als der Kammerton. Zu Anfang des 18. Jahrh. bestand der Unterschied zwischen C. und Kammerton noch allgemein; nach und nach fiel derselbe weg, und jetzt baut man nur noch Orgeln im Kammerton, wobei indes zu beachten ist, daß die jetzige Stimmung hinsichtlich der Höhe etwa die Mitte hält zwischen dem alten Chor- und Kammerton. Der Grund dieser verschiedenen Art zu stimmen lag besonders darin, daß man für die Kirche einen hellen, starktönenden Ton erzielen wollte, während für die Kammermusik im Hause der durch die tiefere Stimmung weicher gewordene Ton beliebt war.

Chorwaten, s. Chrowaten.

Chorzelle, Flecken im russ.-poln. Gouvernement Plock, unweit der preuß. Grenze, an dem Flüßchen Orzyc, 124 km von Plock, hat eine kath. Kirche, eine Synagoge, Bierbrauereien und 2840 E., darunter mehr als die Hälfte Juden. Die Einwohner beschäftigen sich vorzugsweise mit Ackerbau. Die Kaufleute treiben Getreidehandel mit Preußen. In C. befindet sich der erste Kordon der Grenzwache.

Chorzow, Dorf in der preuß. Provinz Schlesien, Regierungsbezirk Oppeln, Kreis Kattowitz, Station der Rechte-Oder-Ufer-Eisenbahn, 4 km im SO. von Beuthen, 6 km von der poln. Grenze, dicht neben Königshütte, zählt (1880) 4225 E., welche die umliegenden Steinkohlen- und Eisengruben ausbeuten. Dabei liegt der Redernberg mit einem Denkmale des Grafen Redern, des Begründers des oberschles. Steinkohlenbergbaues (seit 1781).

Chosáa (d. h. Trennung) ist der Name eines der bedeutendern arab. Stämme, der zu dem großen Stamme der Azd gehörte, so genannt, weil er sich (im Anfang des 3. Jahrh. n. Chr.) bei der Auswanderung aus Südarabien von seinen Stammesgenossen trennte und in die Gegend von Mekka zog, während die andern sich nach Syrien wandten. Die C. setzten sich nach Vertreibung der Dschorhomiden in Mekka fest, wo sie das Aufsichtsrecht und die Schlüsselgewalt über das Centralheiligtum der Araber, die Kaába, bis um 440 n. Chr. innehatten, in welcher Zeit diese Gewalt durch Kussai ben Kiláb an die Koraischiten überging. Noch zur Zeit Mohammeds,

der seiner Abstammung nach zu den Koraischiten gehörte, dauerte die oft zu blutigen Kämpfen führende Feindschaft zwischen beiden Stämmen fort, und erst nachdem der Islam zur wirklichen Herrschaft gelangt war und eine Einigkeit der arab. Stämme zuwege gebracht hatte, wurde Friede zwischen ihnen.

Choschen, das viereckige Schildchen, welches der jüd. Hohepriester beim Eingang in das Allerheiligste auf der Brust trug. (S. Hoher Priester.)

Choschod, ein Stamm der Kalmücken (s. d.).

Chosroes I., Name des 25. Arsaciden (s. d.).

Chotbah, s. unter Chatib.

Chotek, ein altes adeliges, in Böhmen und Österreich verbreitetes Geschlecht, das 1556 in den Freiherrenstand, 13. Mai 1723 in den böhm. Grafenstand und 4. Okt. 1745 in den deutschen Reichsgrafenstand erhoben ward. Dem Geschlecht gehören an: Graf Johann Karl C., geb. 28. Okt. 1705. Derselbe widmete sich dem Kriegsdienste, wurde aber meist zu diplomatischen Sendungen und Regierungsgeschäften verwendet. Er ward 1744 Feldmarschall-lieutenant, Geheimrat und Landesadministrator von Bayern, 1762 Feldzeugmeister und erhielt 1765 für seine Familie erblich das Erbland-Thürhüteramt in Niederösterreich. Er starb 8. Nov. 1787. — Sein Neffe, Johann Rudolf, Graf C. von Chotkowa und Wognin, geb. 17. Mai 1748, ward durch Kaiser Joseph 1770 zum niederösterr. Regierungsrat, 1776 zum Hofrat bei der vereinigten Hofkanzlei, kurze Zeit nachher zum Kanzler derselben berufen. Nach Leopolds II. Regierungsantritt wurde ihm die Leitung der neu errichteten Finanzhofstelle übertragen. Er nahm 1793 seine Entlassung, ward aber 1802 zum Staatsminister und Oberstburggrafen von Böhmen erhoben, in welcher Stellung er für Hebung der Industrie des Landes segensreich wirkte. Von 1805—9 Mitglied des Konferenzministeriums und nach dem Frieden Präses der normalen Hofkommission, starb er 26. Aug. 1824 zu Wien. — Sein Sohn, Graf Karl von C., geb. 23. Juli 1783, studierte die Rechte in Wien und Prag, trat 1803 in den Staatsdienst, erhielt 1809 die Stelle als Gubernialrat in Brünn, 1812 die als Kreishauptmann zu Prerau in Mähren und ward nachher zur Organisierung des nachmaligen triester Kreisamts nach Triest berufen. Nach der Besiegung Murats wurde er 1815 Generalgouverneur des Königreichs Neapel, nach seiner Rückkehr nach Triest 1816 Hofrat bei der dortigen Regierung, deren gesamte Leitung er dann bis zum Juli 1818 führte. In letzterm Jahre erfolgte sodann seine Ernennung zum Geheimrat und Vizepräsidenten in Tirol, ein Jahr später zum Gouverneur von Tirol und Vorarlberg. Im J. 1825 berief ihn der Kaiser als Hofkanzler und Präsident der Studienhofkommission nach Wien, und im Herbst 1826 erhielt er die oberste Verwaltung des Königreichs Böhmen, um das er sich die glänzendsten Verdienste erworben hat. Nachdem er 1843 sein 40jähriges Dienstjubiläum begangen, legte er Ende Juli desselben Jahres seine Stelle als Oberstburggraf nieder. Er starb 28. Dez. 1868. Vgl. Wolf, «Graf Karl C. Ein Lebensbild» (Prag 1869). — Von seinen beiden Söhnen war der jüngere, Graf Bohuslaw von C., geb. 4. Juli 1829, Legationsrat bei der österr. Gesandtschaft zu Berlin, wurde 1867 Gesandter zu Stuttgart, 1870 in Petersburg und ist seit 1873 als Gesandter in Brüssel beglaubigt. — Jetziges Haupt der Familie ist Graf Rudolf, geb. 23. Juni 1832, Mitglied des Herrenhauses.

Chotieborsch (böhm. Chotěboř), Stadt im östl. Böhmen an der österr. Nordwestbahn (Linie Deutschbrod-Pardubitz), mit (1881) 3923 E. czech. Nationalität, deren Erwerb zumeist in der Feldwirtschaft besteht. Die Stadt ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft. Ihr herrschaftliches Gebiet war bis um die Mitte des 15. Jahrh. böhm. Krongut und empfing vom König Johann dem Luxemburger besondere Freiheiten. Von 1450 bis 1634 saßen auf dem Schlosse zu C. die Herren von Lipa, dann die von Riesenburg, zuletzt die Freiherren Dobřensky, denen es noch heute gehört. Es ist eins der größten Schlösser in Böhmen, mehrmals erneuert und von einem großen Park umgeben. Die früher bedeutende Industrie des Dorfs (in Glas, Wollzeug und Leder) hat in neuerer Zeit einen Rückgang erlitten.

Chotin oder Choczim, Kreisstadt im russ. Gouvernement Bessarabien, am rechten Ufer des Dnjestr, südlich dem podol. Kamenez gegenüber gelegen und nur 6½ km von der österr. Grenze entfernt, war eine der wichtigsten russ. Festungen, zählt 19 782 E. und hat eine armen., eine röm.-kath., drei griech.-kath. Kirchen, eine Synagoge, eine Kreisschule, Leder- und Lichterfabriken. Die Gründung der Stadt wird einem gewissen Kotison im 8. Jahrh. zugeschrieben. Zur Zeit der Genuesenherrschaft war C. befestigt und wurde später ein wichtiger Handelspunkt für die Städte der Moldau. Bei C. siegten die Polen 1621 unter Wladislaw IV. und 1673 unter Johann Sobieski über die Türken. Im 18. Jahrh. ging C. aus einer Hand in die andere über; bald wurde es von den Polen, bald von den ukrain. Kosaken, bald von den Türken eingenommen, bis sich endlich 1711 die Türken in demselben festsetzten und den Ort 1718 durch franz. Ingenieure stärker befestigen ließen. Im Kriege Rußlands mit der Türkei wurde C. einigemal von den russ. Heeren eingenommen; 1769 schlug hier der Fürst Galizyn die Türken; 1788 kapitulierte die Festung an die russ. und österr. Armee, wurde aber wieder abgetreten. C. wurde 1800 von dem russ. General Essen eingenommen und kam endlich 1812 im Frieden zu Bukarest mit Bessarabien an Rußland. Im J. 1856 wurden die Festungswerke geschleift.

Chotusitz, Marktflecken im Bezirk Czaslau in Böhmen, mit (1881) 1589 E. czech. Zunge, deren Erwerb im Ackerbau besteht. Vor den Hussitenkriegen gehörte C. der benachbarten Cistercienserabtei Sedletz, die von Ziska bis auf den Grund zerstört wurde. Im ersten Schlesischen Kriege wurde C. bekannt durch den Sieg, welchen König Friedrich II. von Preußen hier 17. Mai 1742 über die Österreicher unter dem Prinzen Karl von Lothringen erfocht. Auch in dieser Schlacht siegte, wie bei Mollwitz, hauptsächlich die Infanterie. Der Brennpunkt des Kampfes war bei dem Dorfe C., wo die Österreicher schon Vorteile errungen hatten, als der König ihren linken Flügel schlug und gegen die Mitte drängte. Dadurch wurde der Sieg herbeigeführt. Seitdem hat Friedrich II. den «umfassenden» Angriff (s. u. Angriff) fast in allen Schlachten angewendet. Die Folge des Siegs bei C. war der Friede von Breslau (11. Juni 1742), durch den Schlesien mit Ausnahme von Teschen, Troppau und Jägerndorf an Preußen abgetreten wurde.

Chouans nannte man in der ersten Französischen Revolution die Royalisten auf dem rechten Ufer der untern Loire, im Gegensatze zu den «Vendéern» auf dem linken Stromufer. Der Name selbst wurde

wahrscheinlich von Jean Chouan, einem der Anführer, hergenommen. Der erste Versuch, die anfänglich aus Schmugglern und Abenteurern zusammengesetzten Banden unter eine polit. Fahne zu reihen, geschah 1792 durch den Obersten Marquis de la Roairie. Gegen Ende 1793 unternahm es Jean Cottereau, gewöhnlich Chouan genannt, der Sohn eines Schmieds, in den Wäldern von Pertre und Fougères einen Insurrektionshaufen, die sog. **Chouannerie**, zu bilden, um den gleichen Zweck mit den schon neun Monate kämpfenden Insurgenten der Vendée zu verfolgen. Während die Vendéer bei Savenay 18. Dez. fast aufgerieben wurden, entwickelte sich die Chouannerie in der Bretagne, Normandie und Maine bis in die Nähe von Paris. Der Konvent sendete den General Beaufort gegen die Chouannerie, und dieser hob zu Anfang 1794 auf der Straße von Laval einen Insurgentenhaufen auf und sprengte bei Granville die erste geordnete Streitmacht der C. unter Marquis Puisaye, der von den königl. Prinzen mit der Leitung des Aufstandes beauftragt war, auseinander. Puisaye entkam, mußte aber seine Papiere im Stiche lassen, unter welchen man die Korrespondenz mit den Engländern, den Organisationsplan und ein Civil- und Militärgesetzbuch fand. Im Febr. 1794 überwältigte Beaufort auch in der Gegend von Lagravelle die Bande Chouans, welcher fiel. Kurze Zeit darauf versammelte Puisaye seine Banden im Walde von Rennes und wollte von da aus das in dieser Stadt liegende Hauptquartier der republikanischen Armee aufheben; nur sein Zögern verhinderte die Ausführung des kühnen Anschlags. Der Wohlfahrtsausschuß aber erklärte hierauf den ganzen Westen in Belagerungszustand und übertrug dem General Hoche das Oberkommando über vier daselbst befindliche Armeekorps. Puisaye war einer solchen Macht nicht gewachsen und ging nach England, um Pitt zu wirksamerer Unterstützung und die Emigranten zur Teilnahme an der Insurrektion zu vermögen. Er gab das Kommando über die Banden einstweilen an den kühnen Abenteurer Désoteux, genannt Cormatin, welcher den Krieg nach Willkür fortsetzte. Der Konvent trat mit diesem sowie mit Charette in Unterhandlung, und Cormatin unterzeichnete 9. April 1795 zu Mabilais einen Vertrag, nach welchem die C. ihre Waffen niederlegen und die Republik anerkennen sollten. Cormatin zog in Rennes ein, wurde aber von dem General Hoche infolge von Reibungen zwischen den C. und den Republikanern verhaftet.

Bei dem Wiederausbruche der Feindseligkeiten traten unter den C. besonders Georges Cadoudal und Scépeaux als Anführer auf, welche einen neuen Geist in die Banden brachten. Doch wurden die C. von der Übermacht erdrückt und waren fast aufgerieben, als endlich Puisaye mit der großen Expedition von Engländern und Emigranten an der franz. Küste erschien. Nach der 27. Juni 1795 zu Quiberon bewirkten Landung eilten die C. in Masse herbei. Cadoudal und Puisaye wollten mit ihren Banden vordringen und die ganze Bretagne insurgieren; allein die zaghaften Emigranten gaben dies nicht zu, stellten die C. unter Offiziere der Emigration, steckten sie in engl. Uniformen und zwangen sie, an der Befestigung des genommenen Forts Penthièvre zu arbeiten. Diese Maßregeln, an denen das ganze Unternehmen scheiterte, erbitterten die Banden. Als sich die engl. Flotte entfernt hatte und der Graf Artois sich nicht, wie er versprochen, an die Spitze der Insurrektion stellte, verloren die C. vollends den Mut; ihre tüchtigsten Anführer, Tinteniac, Scépeaux, Tête-Carrée, Palierne, wurden wiederholt geschlagen und der Aufstand auf allen Punkten niedergeworfen. Noch schlimmer wurde die Lage der C., als Hoche die Vendée unterworfen hatte und nun alle Streitkräfte auf das rechte Ufer der Loire ziehen konnte. Scépeaux mußte die Waffen strecken, dann unterwarf sich Georges Cadoudal; Frotté, von der Mannschaft verlassen, floh nach England; Vieuville, Sérent und andere Anführer waren gefallen; Puisaye vermochte kaum durch Flucht nach Amerika der Anklage seiner Genossen zu entgehen. Die Chouannerie war vernichtet. Als aber 1799 die Republik in Italien Verluste erlitt, erhoben sich plötzlich unter Cadoudal die C. aufs neue; doch brachte der 18. Brumaire die Erhebung zum Stillstand. Bonaparte schickte den General Brune mit einer Verstärkung von 30 000 Mann an die Loire. Die Haufen wurden allmählich zerstreut und die Anführer ließen sich in die allgemeine Amnestie einschließen. In den J. 1814 und 1815 brach die Chouannerie nochmals auf beiden Ufern der Loire aus. Die Banden waren gut bewaffnet und unter tüchtige Führer verteilt, darunter Coislin, Andigné, Ambrugeac, Courson und Sol de Grissolles. Die Schlacht bei Waterloo machte diesem Aufstande ein Ende.

Choulant (Ludw.), ein besonders um die Geschichte der Medizin verdienter Arzt, geb. 12. Nov. 1791 zu Dresden, lernte seit 1807 als Apotheker, widmete sich hierauf seit 1811 erst zu Dresden, dann zu Leipzig mediz. Studien, ging 1817 nach Altenburg, um den Hofrat Pierer bei seinen litterarischen Unternehmungen zu unterstützen und als Arzt zu praktizieren. Im J. 1821 folgte er dem Rufe als Arzt des königl. Krankenstifts in Friedrichstadt nach Dresden, wo er seit 1822 auch Vorlesungen an der mediz.-chirurg. Akademie hielt und 1823 die erledigte Professur der theoretischen Heilkunde übernahm, die er 1828 mit der der praktischen Heilkunde und der Direktion der therapeutischen Klinik vertauschte. Seit 1842 Direktor der Akademie, erhielt er 1844 die Stelle eines Medizinalreferenten im Ministerium des Innern, wurde Geh. Medizinalrat und starb 18. Juli 1861. In Altenburg war C. Mitredacteur des Piererschen «Mediz. Realwörterbuch» und der «Allgemeinen mediz. Annalen». Unter seinen spätern selbständigen Arbeiten sind zunächst zu nennen: «Anleitung zur ärztlichen Rezeptierkunst» (2. Aufl., Lpz. 1834), «Anleitung zur ärztlichen Praxis» (Lpz. 1836) und vor allem das «Lehrbuch der speziellen Pathologie und Therapie des Menschen» (Lpz. 1831; 5. Aufl., bearbeitet von Richter, Lpz. 1852—53). Von bleibendem Werte sind C.s Beiträge zur Geschichte der mediz. Wissenschaften. Außer zahlreichen Ausgaben älterer mediz. Werke gehören hierher besonders die «Tafeln zur Geschichte der Medizin» (Lpz. 1822), «Handbuch der Bücherkunde für ältere Medizin» (2. Aufl., Lpz. 1841), «Bibliotheca medico-historica» (Lpz. 1841), «Geschichte und Bibliographie der anatom. Abbildungen» (Lpz. 1852), «Die Anfänge wissenschaftlicher Naturgeschichte» (Dresd. 1856), «Graphische Incunabeln für Naturgeschichte und Medizin» (Lpz. 1858). Auch besorgte C. eine neue Ausgabe der «Opere» des Benvenuto Cellini (3 Bde., Lpz. 1833—35).

Artikel, die man unter C vermißt, sind unter K aufzusuchen.

Choulant (Ludw. Theod.), Architekt und Maler, geb. zu Dresden 18. Juli 1827, Sohn des vorigen, besuchte das Polytechnikum und später die Akademie zu Dresden, wo er sich besonders unter Semper in der Architektur ausbildete. Nachdem er 1850—51 Italien bereist, leitete er den Bau des Museums und der kathol. Kirche in der Neustadt zu Dresden und führte nach eigenen Entwürfen den Bau der Kapelle der Diakonissinnen sowie den einiger Villen und Wohnhäuser daselbst aus. Daneben schuf er viele Aquarelle (wie: Eingang des Dogenpalastes in Venedig, im leipziger Museum) und Ölgemälde (Engelsburg in Rom, in der dresdener Galerie). Auf wiederholten Reisen nach Italien zog ihn namentlich Venedig an, wie er auch die meisten Blätter zu Bruckmanns Prachtwerk über Venedig lieferte. Unter seinen andern Bildern sind hervorzuheben: Die fünf Lunettenbilder im Vestibül des neuen dresdener Hoftheaters, Scenen aus Opern darstellend; die Wandbilder im Wappensaal der Albrechtsburg zu Meißen; der Canale grande zu Venedig und eine Ansicht von Verona.

Chow, Tschoh, ein ideelles Gewicht oder vielmehr ein dem Gewicht entnommener Maßstab für den Preis der Perlen in den britisch-ostind. Provinzen Bombay und Madras. Die Einheit des wirklichen Perlengewichts in Bombay ist das Tank = 72 engl. Troygrän oder 4,6655 g. Das Quantum in ideellen C. von 4 Vierteln (Quarters) zu 25 Docras zu 16 Buddams ergibt sich, wenn man die Zahl des Gewichts in Tanks mit sich selbst multipliziert und das Produkt durch 330 dividiert. In Madras ist die Einheit des wirklichen Perlengewichts das Mangelin = 6 engl. Troygrän oder 0,3888 g (= $^1/_{12}$ Tank von Bombay). Das Quantum des ideellen C. zu 64 Teilen resultiert, wenn man die Zahl des Gewichts in Mangelins mit sich selbst multipliziert, vom Produkt $^3/_4$ nimmt und die so erhaltene Zahl durch die Anzahl der Perlen dividiert.

Chowan, Fluß im nordöstl. Teile des nordamerik. Unionsstaates Nordcarolina, entsteht aus dem Zusammenflusse des im Südosten Virginiens entspringenden Nottaway und Meherrin und fließt in südöstl. Richtung in den Albemarlesund (s. d.). Er ist auf 120 km schiffbar.

Chr. (XP., gewöhnlich mit ☧ bezeichnet), Abbreviatur für Christus, findet sich in den Fahnen, Münzen, Kronen, Gerätschaften u. s. w. von Konstantin d. Gr. und dessen Söhnen, sowie auf Kirchthüren, Waffen, Bischofsgewändern u. s. w.

Chrematistik nennt Aristoteles die Tauschwirtschaft, den Erwerb im Verkehr im Gegensatze zu der Produktion der notwendigen Güter durch den Konsumenten selbst. Er unterscheidet weiter eine berechtigte C., die er als ökonomische bezeichnet, und eine unedle (Metabletik oder Kapelik), von denen die erstere in der Produktion von Gütern für den Verkauf, die andere aber in einem bloßen, mehr oder weniger wucherischen Zwischenhandel, namentlich in dem Geldwucher besteht.

Chrematologie (grch.), Lehre vom Geld; Chrematonomie, Lehre von der Anwendung des Geldes; Chrematopöie, Gelderwerb.

Chresmologie (grch.), Wahrsagung; Chresmolog, Orakeldeuter, Wahrsager.

Chrestomathie (grch., eigentlich das Erlernen brauchbarer, nützlicher, zu einer Wissenschaft gehöriger Dinge), eine Sammlung oder Auswahl des Besten und Mustergültigen, insbesondere für Unterrichtszwecke Brauchbarsten, aus litterarischen, besonders Prosawerken, während man den verwandten Namen Anthologie (s. d.) mehr nur von einer Auswahl poetischer Stücke gebraucht. Von besonderer Wichtigkeit aus dem Altertum ist ein derartiges Werk, welches der Grammatiker Proklos im 2. Jahrh. n. Chr. verfaßt hat, weil Auszüge daraus auf uns gekommen sind, welche einen hohen Wert für die griech. Litteraturgeschichte haben. (S. Cyklische Dichter.) Seit dem Wiederaufleben der Wissenschaften wurden aus den gelesensten griech. und lat. Autoren, namentlich aus Herodot, Thucydides, Cicero, Livius, Horaz, Ovid u. a. für die Jugend geeignete Auszüge unter dem Namen C. veranstaltet; in neuester Zeit ist aber auf den Rat angesehener Schulmänner der Gebrauch derselben auf den Gelehrtenschulen sehr beschränkt worden.

Chrestus, ein Jude in Rom zur Zeit des Kaisers Claudius, der seine Landsleute zu wiederholten Unruhen aufregte. Der Name ist unrichtig auf Christus bezogen worden.

Chrétien de Troies, der berühmteste altfranz. Dichter, wurde zwischen 1140 und 1150 wahrscheinlich zu Troyes in der Champagne geboren, erhielt eine gelehrte Bildung und lebte längere Zeit als Hofdichter bei Philipp von Elsaß, Grafen von Flandern und Vermandois (1168—91). Er starb wahrscheinlich vor 1191. C. war als Lyriker einer der ersten unter den nordfranz. Kunstdichtern (Trouvères), welche sich nach provençal. Mustern bildeten. Sein Ruhm und sein Einfluß auf die Entwickelung der nordfranz. Poesie beruhen jedoch auf seinen epischen Dichtungen, besonders auf seinen «Contes» aus dem Sagenkreise von Artus und der Tafelrunde, welche allerwärts, namentlich in Deutschland, Bearbeiter und Nachahmer fanden. Seine Bearbeitung der Tristansage im Epos «Del roi Marc et d'Ysalt la blonde», eine seiner frühesten Dichtungen, ist verloren. Erhalten haben sich «Li Contes d'Erec» (herausg. von Bekker in Haupts «Zeitschrift für deutsches Altertum», Bd. 10, Lpz. 1855), worin er den Stoff zu Hartmanns von Aue «Erec» geboten hat; «Li Contes de Cliget» (noch nicht herausgegeben); «Li Romans del Chevalier de la Charrete» (beendet von Godefroy de Laigny), zur Sage von Lancelot gehörig und von Jondbloet (Haag 1850) veröffentlicht; «Li Romans dou Chevalier au Lyon» (herausg. von Holland; 2. Aufl., Hannov. 1880), ebenfalls durch Hartmann von Aue im «Iwein» auf deutschen Boden verpflanzt; endlich das bedeutendste, von Wolfram von Eschenbach für seinen Parzival benutzte Werk C.s: «Li Contes del Graal» oder der Roman von Perceval, der mit den Fortsetzungen von Gautier de Doulens, Manessier und Gerbert in vielen Handschriften erhalten und von Potvin (3 Bde., Mons 1865) herausgegeben worden ist. Den Stoff zu diesen Dichtungen boten C. durch bretonische Spielleute verbreitete Erzählungen von den Rittern des Artushofs dar, die man aber aus dem von Chrétien bereits beeinflußten walisischen «Mabinogion» nicht kennen lernt. Die Graldichtung beruht ohne Zweifel, wie der von Walter Map, dem Archidiakonus von Oxford, verfaßte Prosa-Roman: «Les diverses quêtes du St-Graal» (herausg. von Hucher, Par. 1877—78), auf Roberts de Boron Gedicht von Perceval, das nur in einer altfranz. Prosabearbeitung (herausg. von Hucher) erhalten ist und den dritten Teil einer umfangreichen Graldichtung bildete deren von Joseph

Artikel, die man unter C vermißt, sind unter K aufzusuchen.

von Arimathia handelnder Anfang allein noch vorliegt (herausg. von Michel, Par. 1841). Vgl. hierüber Birch-Hirschfeld, «Die Sage vom Gral» (Lpz. 1877). C. verhielt sich jedoch schöpferisch frei diesen Quellen gegenüber. Einer Legende entnahm C. den Stoff zu dem «Contes del Roi Guillaume d'Engleterre» (herausg. von Michel in den «Chroniques anglonormandes», Bd. 3, Rouen 1840), wovon Keller in den «Altfranz. Sagen» (Tüb. 1839) eine deutsche Bearbeitung gegeben hat. Auf letzterer beruht O. Schönhuths «Historie von König Wilhelm und seinen Söhnen» (Reutl. 1852). Nicht nur in stofflicher, sondern auch in formeller Hinsicht ist C. der erste unter den nordfranz. Trouvères; seine Sprache und sein Versbau wurden von seinen Fachgenossen als Muster aufgestellt, Episoden, Motive, Situationen, Charaktere und Wendungen wurden von Dichtern des Artussagenkreises und von Verfassern von Abenteuerromanen ihm bis ans Ende des 13. Jahrh. entlehnt; er darf als Begründer des höfischen Erzählerstils des Mittelalters betrachtet werden. Vgl. Holland, «Chrestien von Troies. Eine litteraturgeschichtliche Untersuchung» (Tüb. 1854); Potvin, «Bibliographie de C.» (Brüss. 1863).

Chrie (grch., d. h. Sentenz, Gemeinplatz), in der alten Rhetorik eine bestimmte Form der Bearbeitung eines Themas, die häufig als Schulübung aufgegeben wurde. Die gewöhnlichste Art der C. war die aphthonianische, so genannt nach ihrem Urheber Aphthonius (s. d.). Ihr Thema mußte eine Sentenz oder auch eine Handlung eines bekannten Mannes sein. Ihre Teile waren 1) nach Vorausschickung einer kurzen laudatio (rühmende Besprechung) der Person, auf welche sich die C. bezieht, die propositio (Darlegung des Themas), 2) die aetiologia (Begründung desselben), 3—5) contrarium, simile und exemplum (Erläuterung desselben durch das Gegenteil, durch Gleichnisse und Beispiele), 6) testimonium und conclusio (Zeugnisse und Schluß).

Chriemhild, die hervorragendste Frauengestalt der deutschen Heldensage. (S. Kriemhild.)

Chrisam, s. Chrisma.

Chrisma (grch.) heißt das heilige Salböl, das in der christl. Kirche zuerst bei der Taufe, dann auch bei der Priesterweihe, später noch bei andern Sakramenten und sakramentalischen Handlungen in Anwendung kam. Die Salbung kommt schon im Alten Testament bei der Priester- und Königsweihe vor. In der christl. Kirche tritt sie zuerst auf bei den Ebioniten und Gnostikern, seit Ende des 2. Jahrh. als allgemeiner Brauch der kath. Kirche namentlich bei der Taufe, aber auch bei Krankenheilungen in Verbindung mit der schon früher üblichen Handauflegung. Beide Handlungen waren ursprünglich Symbole der Geistesmitteilung, wurden aber frühzeitig als geheimnisvolle Mittel gedacht, durch welche der Heilige Geist thatsächlich von dem einen auf den andern herübergeleitet werde. Seit dem Ende des 2. Jahrh. erfolgte die Salbung immer ausschließlicher durch die Bischöfe als spezifische Träger des Heiligen Geistes. Ursprünglich bestand das C. aus reinem Olivenöl, und noch gegenwärtig gebrauchen die griech. und röm.-kath. Kirche bei der Taufe und der letzten Ölung nur solches. Schon früh jedoch wurde es mit Balsam und andern aromatischen Stoffen versetzt und wird in dieser Form zur Firmung, Priesterweihe, Konsekration der Altäre und Kirchen u. s. w. im griech. und röm. Kultus angewendet. Bei den Katholiken weiht alljährlich am Grünen Donnerstage der Bischof das C. für die ganze Diöcese, bei den Griechen dagegen weihen es die Patriarchen. Die Bezeichnung mit dem C. geschieht in Kreuzesform.

Chrismageld (Chrismales denarii), das Geld, welches die Priester dem Bischof für das Chrisma entrichten.

Chrismale heißt in der kath. Kirche ein weißes Tuch, welches den zu Salbenden um die Stirn gebunden wird, damit das Salböl (s. Chrisma) nicht herabfließen kann.

Chrismarium (lat.), Gefäß für das Chrisma; dann Reliquienkästchen; auch der Ort, wo die Firmelung vollzogen wird.

Chrismon, auch Crismon, ein eigentümliches Zeichen, welches bis ins 13. Jahrh. am Anfange königl. und kaiserl. Urkunden, in ältern Zeiten auch noch vor den Unterschriften des Königs und des Kanzlers zu stehen und ursprünglich aus tironianischen Noten (s. d.) gebildet zu werden pflegte, welche eine Anrufung Christi enthalten. Als die Kenntnis dieser Noten schwand, wurde das Zeichen durch willkürliche Schnörkel gebildet; aber allmählich trat in demselben in Erinnerung an seine Bedeutung als Grundform ein C hervor, das zuweilen auch durch die griech. Buchstaben XP vom Namen Christus oder, besonders in Spanien und Sicilien, durch ein einfaches Kreuz ersetzt wurde.

Christ (Jos. Ant.), berühmter Schauspieler, geb. in Wien 1744, sollte in einem Jesuiteninstitut erzogen werden, entfloh jedoch und machte als Husar einen Teil des Siebenjährigen Kriegs mit. Nachher (1765) trat er unter dem Namen Puitangi bei der Jlgenerschen Truppe in Salzburg auf, dann in Klagenfurt, wo er sich zum Tänzer ausbildete, in Wien, Prag, Braunschweig und seit 1774 unter Döbbelin in Dresden. Seitdem spielte er in Berlin, 1778 zu Hamburg und 1779 unter Bondini zu Dresden. Im J. 1783 ging er auf ein Jahr nach Petersburg, blieb hierauf gegen sechs Jahre in Riga, vier Jahre in Mainz, bis er 1793 bei der Secondaschen Gesellschaft eintrat, bei welcher er 1815 sein 50jähriges Jubiläum feierte. C. starb zu Dresden 25. März 1823. Alle vorzüglichen Eigenschaften der ältern deutschen Schauspielerschule vereinigten sich in ihm: Natürlichkeit des Spiels, treffliche Mimik, gediegener Vortrag und geistiges Erfassen der Rolle. Die Charaktere, welche Grazie und gesellschaftliche Gewandtheit erfordern, gelangen ihm am besten. — Seine Tochter zweiter Ehe, Friederike Antonie Josephine C., verehelichte Schirmer, geb. 1785, war als Darstellerin für muntere und sentimentale Partien, später für Anstandsdamen und Mütter eine Zierde des Hoftheaters zu Dresden, wo sie 31. März 1833 starb.

Christ (Wilh. von), namhafter Philolog, geb. 2. Aug. 1831 zu Geisenheim im Rheingau, erhielt seine Gymnasialbildung in Wiesbaden und Hadamar, studierte 1850—53 in München und Berlin klassische Philologie und vergleichende Sprachwissenschaft, war dann einige Jahre Gymnasiallehrer an dem Maximilians-Gymnasium in München, bis er 1860 als Professor der klassischen Philologie an die Universität München berufen wurde. Auch ist C. Vorstand des philol. Seminars, Konservator des königl. Antiquariums und ständiges Mitglied des obersten Schulrats. Durch Verleihung des Verdienstordens der bayr. Krone besitzt er seit 1876 den

persönlichen Adel. Die größern Werke C.s sind: «Grundzüge der griech. Lautlehre» (Lpz. 1859), «Anthologia graeca carminum christianorum» (gemeinsam mit Paranikas, Lpz. 1871), «Metrik der Griechen und Römer» (2. Aufl., Lpz. 1879); in der «Bibliotheca Teubneriana» erschienen von ihm die kritischen Ausgaben des Pindar (1869) und der «Poetik» des Aristoteles (1878), auch an der großen kritischen Ausgabe des Cicero von Halm und Baiter beteiligte er sich durch Bearbeitung der Bücher «De divinatione» und «De fato» (Zür. 1861). Außerdem lieferte er eine große Reihe von Beiträgen zu den «Abhandlungen der bayr. Akademie der Wissenschaften».

Christburg, Stadt in der preuß. Provinz Westpreußen, Regierungsbezirk Marienwerder, Kreis Stuhm, 25 km östlich von diesem Ort, an der zum Frischen Haff gehenden Sorge, mit (1880) 3284 meist prot. E. Die Burg, 1248 von den Rittern unweit einer zerstörten heidnischen angelegt (Vertrag 1249 mit den aufständischen Preußen), war Sitz des Ordenstrappiers und der Schauplatz vieler Kämpfe. Die Stadt wurde 1267 gegründet.

Christchurch (spr. Kreisttschörtsch), Stadt in der engl. Grafschaft Hants, am Zusammenflusse des Avon und Stour, 1 km oberhalb der Mündung des erstern in den Kanal, hat eine große 1861 restaurierte got. Kirche aus der Zeit Wilhelms des Roten und eine lat. Schule und zählt (1881) 28537 E., welche Fabrikation von Uhrwerken und Ketten und Lachsfischerei treiben. Dabei sind die Seebäder Mudeford und Bournemouth.

Christchurch, Stadt auf Neuseeland, Südinsel, früher Hauptstadt der Provinz Canterbury, jetzt der Grafschaft Selwyn, in einer Ebene nördlich von der Bankshalbinsel, an einem Arme des Flusses Opawaha, Knotenpunkt der neuseeländ. Eisenbahnen, hat schöne Gebäude, blühende Manufakturen und Handel und zählt (1881) 15214, mit den Vorstädten 30970 E. Die schöne Kathedrale wurde nach dem Plane von Gilbert Scott gebaut; der Grundstein wurde 16. Dez. 1864 gelegt, die Einweihung erfolgte 1. Nov. 1881. Der Hafen der Stadt ist **Lyttelton** mit 4127 E., mit dem C. durch eine Eisenbahn verbunden ist. C. wurde 1850 gegründet.

Christdorn, s. Ilex.

Christen (Ada), Pseudonym für Christine, geborene Friederik, verwitwete von Neupauer, vermählte von Breder, Dichterin, geb. 6. März 1844 zu Wien, widmete sich mit 15 Jahren der Bühne und lebte dann in Wien als Schriftstellerin und Gattin eines Industriellen. In ihren «Liedern einer Verlorenen» (1868) vertritt sie die Emancipation der Frauen. Später folgten die Gedichtsammlungen «Aus der Asche» (1870) und «Schatten» (1873), das Drama «Faustina» (1871), der Roman «Ella» (1873), die Erzählungen «Am Wege» (1873), «Aus dem Leben» (1876) und «Aus der Tiefe» (1878).

Christen (Adolf), Conversationsschauspieler und Schriftsteller, geb. 7. Aug. 1811 zu Berlin, debutierte 1830 auf dem Theater zu Wittenberg. Nach Engagements in Wittenberg, Aachen, Baden-Baden und Wiesbaden wurde C. 1842 Mitglied des Hoftheaters zu München, an dem er bis 1875 (in welchem Jahre er pensioniert wurde) wirkte. C. war ein trefflicher Bonvivant und gleich tüchtig in jugendlichen Chargen wie als Charakterkomiker. Zu seinen besten Leistungen gehörten Aragon («Eingebildeter Kranke»), Wirth («Minna von Barnhelm»), Zinnburg («Bekenntnisse»), Mück («Kaudels Gardinenpredigten»), Carlos («Clavigo») u. s. w. Auf litterarischem Gebiete hat sich C. nicht ohne Erfolg als Dramatiker und Humorist versucht. Seit 1876 ist C. Gatte seiner Schülerin Klara Ziegler (s. d.).

Christen (Jos.), Bildhauer, geb. 1769 zu Buochs in Unterwalden, lernte seit 1785 in Luzern Zeichnen, wandte sich aber bald der Plastik zu, bildete sich 1788—89 unter Trippel in Rom und ließ sich später in Basel nieder, wo er 1838 starb. Seine Hauptwerke sind: die Statue Nikolaus von der Flue, das Denkmal Eschers von Berg aus Zürich, Medoro und Angelika, die Büsten Geßners, Hans von Hallwyls, Pestalozzis und Pfeffels, letztere beide in der Glyptothek zu München.

Christentum ist im geschichtlichen Sinne des Wortes diejenige Religion, welche in Jesus von Nazareth den Christus (s. d.), d. h. den Gesalbten Gottes erkennt. Da auch die Juden einen «Christus» (Messias) erwarteten, so beruht der ursprüngliche Unterschied des C. vom Judentume zunächst in der Anerkennung oder Nichtanerkennung Jesu als des den «Vätern» verheißenen Messias. Dagegen ist der Name «Christen» oder «Christianer» für die Bekenner Jesu ebensowenig von den Christen selbst als von den Juden aufgebracht worden, sondern kam zunächst in heidnischen Kreisen, nach der Angabe der Apostelgeschichte bei den Griechen in Antiochia, jedenfalls in Syrien oder Kleinasien, in Umlauf, bis er von den Bekennern Jesu als Ehrenname aufgenommen wurde. Von den Juden wurden die stammverwandten Christen lange Zeit nur als «Nazaräer» oder «Minäer» (d. h. Ketzer) bezeichnet, die Heidenchristen galten ihnen einfach als «Heiden». Die röm. Obrigkeit behandelte die Christen bis ins 2. Jahrh. hinein nur als innerjüd. Sekte. Indessen war der Gegensatz der Christen zu den Juden gleich von vornherein noch ein unendlich größerer als der, daß jene in Jesu den gekommenen Messias sahen, während diese noch einen künftigen Messias glaubten erwarten zu müssen. Obgleich in seiner ursprünglichen Gestalt und auch für das Bewußtsein seiner ersten Bekenner nur die «Erfüllung von Gesetz und Propheten» und daher, wenn nicht ausschließlich, doch vorzugsweise für das Volk Israel bestimmt, trug die Botschaft von Jesu dem Christus von Anfang an eine die Schranken des Judentums mit Notwendigkeit durchbrechende geistige Macht in sich, und es sammelten sich schon ein Menschenalter nach Jesu Kreuzestod seine Bekenner fast ausschließlich aus der Masse der Heiden. Der neue durch Jesus selbst in den alten Messiasglauben hineingelegte religiöse Gehalt führte mit der Zeit von selbst dazu, «die alten Schläuche zu zerreißen». Während die «Judenchristen» sich nach wie vor an das Gesetz Israels gebunden erachteten, zog Paulus zuerst aus dem «Ärgernis des Kreuzes» (Gal. 5, 11) die Konsequenz, daß durch den Sühntod des Messias das Gesetz aufgehoben und die Scheidewand zwischen Juden und Heiden niedergerissen sei. Ungeachtet der unerschütterten Anerkennung der alttestamentlichen Offenbarung als der Vorbereitung der mit Christus gekommenen Erfüllung trat das C. immer bestimmter als eine selbständige Religion sowohl dem Judentum als dem Heidentum gegenüber und stellte sich als die höhere Einheit dar, in welche beide vorchristl. Religionsformen aufzugehen bestimmt waren. Dem Heidentum stand das C. von vornherein vermöge seines ihm mit dem

Judentum gemeinsamen Glaubens an den Einen Gott gegensätzlich gegenüber. Aber schon um die Mitte des 2. Jahrh. konnten philosophisch gebildete Christen sich der Anerkennung nicht entziehen, daß auch im Heidentum auf Christus vorbereitende Elemente und eine Wirksamkeit desselben göttlichen Prinzips, welches im C. zur vollen Wirklichkeit gekommen sei, vorhanden waren. Die neuere Philosophie der Geschichte hat diesen Sachverhalt geradezu dahin bestimmen wollen, daß das C. als das Gesamtprodukt sowohl des jüd. als des heidnischen Geistes zu der Zeit, als beide über sich selbst als gleicherweise einseitig hinausstrebten, zu begreifen sei: eine Ansicht, an welcher jedenfalls das Richtige ist, daß das C. bei seinem Eintritt in die Geschichte auch die heidnische Welt zu seiner Aufnahme vorbereitet fand und selbst auch in dem Maße, als es von der jüd. Hülle sich löste, heidnische Bildungselemente in sich aufnahm.

Das eigentümliche Wesen des C. ist aber nicht aus einem bloßen Verschmelzungsprozesse von Judentum und Heidentum, sondern nur aus der geschichtlichen Persönlichkeit dessen, der ihm den Ursprung gab, und aus der Bedeutung, welche diese Person von Anfang an für das Glaubensleben ihrer Bekenner hatte, zu erklären. Es ist eine geschichtliche Thatsache, daß (abgesehen vom Buddhismus) nur das C. der Persönlichkeit seines Stifters eine centrale Stellung in dem religiösen Bewußtsein seiner Bekenner eingeräumt und die Frage nach der Bedeutung dieser Person zu der eigentlich religiösen Kardinalfrage erhoben hat, während weder das Judentum noch irgend eine andere außerchristl. Religion über die Persönlichkeit des Religionsstifters selbst eine eigene Lehre aufstellt, geschweige diese Lehre zur Haupt- und Grundlehre des gemeinsamen «Glaubens» erhebt. Daß diese fundamentale Bedeutung der Person Jesu für seine Bekenner nicht gleich von Anfang an von allen christl. Parteien mit gleicher Entschiedenheit hervorgehoben wurde, kann die Wichtigkeit dieser Thatsache um so weniger abschwächen, als es ganz in der Natur der Sache liegt, daß ein neues Prinzip nicht gleich von vornherein in seiner ganzen Tragweite erkannt wird. Ebensowenig kann für die geschichtliche Würdigung des C. die moderne Anschauungsweise zunächst in Betracht kommen, welche zwischen Idee und Geschichte sorgfältig zu scheiden und das bleibende Wesen des C. auch abgesehen von der Person seines Stifters zu ermitteln sucht. Denn was auch Berechtigtes an diesen Versuchen sei, die Thatsache bleibt jedenfalls stehen, daß die christl. Religion als solche von dieser eigentümlichen Beziehung der Idee auf die Geschichte und die geschichtliche Persönlichkeit Jesu ihren eigentümlichen Charakter erhalten hat. Alles, was die christl. Frömmigkeit einerseits von der Offenbarung des göttlichen Willens, andererseits von der Vollendung alles religiösen Lebens im C. auszusagen sich gedrungen fühlt, hat sie von vornherein in ihrer Vorstellung von der Person Christi niedergelegt. Die im C. einfach die «Vollendung des Gesetzes und der Propheten» sahen, betrachteten Christum als den «Sohn Gottes» im Sinne der jüd. Messiasidee, also als eine wesentlich menschliche, aber mit dem Geiste Gottes gesalbte Persönlichkeit, als den vollkommenen Gerechten, den «Knecht Gottes» und den Propheten der Wahrheit; die es mit Paulus als einen neuen Gottesbund mit den Menschen, als eine Botschaft von der sündenvergebenden Gnade und der Befreiung vom Gesetzesfluche betrachteten, erkannten in ihm das persönliche Abbild des himmlischen Vaters, den «Sohn Gottes» vom Himmel her, der die Menschen durch seinen Kreuzestod von den Sünden befreit, mit dem Vater versöhnt und aus dem Stande der Knechtschaft zur Freiheit der Kinder Gottes erhoben habe. Je tiefer man sich des C. als der schlechthin vollkommenen Offenbarung Gottes bewußt wurde, desto unabweisbarer suchte die Frömmigkeit ihren höchsten Ausdruck in der Lehre von der wesentlichen Gottheit Christi zu gewinnen und diese nach allen Beziehungen hin zu festen dogmatischen Vorstellungsformen auszuprägen, doch ohne daß man dabei auf die wahre Menschheit Christi verzichten wollte.

Als Voraussetzung aber für die Vorstellungen sämtlicher christl. Parteien von der Person Jesu Christi galt der Glaube an die schlechthin übernatürliche Entstehung des C. So bildete sich schon in den ersten fünf Jahrhunderten seit Christus diejenige dogmatische Form des C. heraus, welche noch heute der orthodoxen Lehre aller christl. Hauptkonfessionen zu Grunde liegt. Nicht infolge einer äußern Nötigung durch die im Neuen Testament, der christl. Religionsurkunde, niedergelegten Lehren von Christus (obwohl dieselben schon vom 2. Jahrh. an als Hauptbeweismittel benutzt wurden), noch weniger infolge des Eindringens griech. Philosophie (obwohl auch diese auf die theol. Ausbildung der Lehren von Einfluß war), sondern vermöge einer innern Nötigung des christl. Bewußtseins selbst und durch Reflexion über die ihm zu Grunde liegenden «Geschichtsthatsachen» hat sich das Dogma von der Gottheit Christi in der Gestalt, die ihm zuletzt die Kirchenversammlung zu Chalcedon (451) gegeben hat, entwickelt. Der dogmatische Begriff vom C. ist seitdem in der Hauptsache unverändert geblieben. Hiernach ist dasselbe die durch die Gottesoffenbarung im Alten Testament vorbereitete, von den Propheten geweissagte, von den Aposteln Jesu Christi aller Welt gepredigte Botschaft, daß Jesus Christus des ewigen Vaters ewiger Sohn, wahrhaftiger Gott und seit seiner irdischen Geburt auch wahrhaftiger Mensch, vom Himmel auf die Erde herabgestiegen ist, um durch sein Leiden und Sterben die sündige Menschheit mit dem Vater zu versöhnen, nach vollbrachtem Werk aber von den Toten wieder auferstanden und leiblich gen Himmel gefahren ist, um von dort aus zur Rechten des Vaters seine Gläubigen und die ganze Welt zu regieren. Die Reformation hat an diesen dogmatischen Begriffen so wenig etwas geändert, daß sie sich vielmehr ausdrücklich auf den Boden der alten Glaubensbekenntnisse stellte und das überlieferte Dogma sogar nach mehrern Beziehungen hin noch bestimmter auszubilden suchte. Erst unter dem allmählich erstarkenden Einflusse einer von den kirchlichen Formen sich emancipierenden weltlichen Bildung ist zuerst im 18. Jahrh. eine mächtige Opposition gegen die überlieferten Lehren von der Gottheit Christi erwacht. Wie das Aufklärungszeitalter überhaupt das geschichtliche C. auf eine allgemeine Vernunftreligion zurückzuführen suchte, so bekämpfte es auch die kirchlichen Vorstellungen von Christi Person, welche der sog. Supranaturalismus immer schwächer und kleinmütiger verteidigte. Die neuere Philosophie seit Kant war hierauf bestrebt, den «übernatürlichen» Ursprung des C. immer konsequenter auf die Gesetze aller geschichtlichen Entwickelung zurückzuführen,

konnte daher auch für die Person seines Stifters keine andere als eine wahrhaft menschliche Auffassung gelten lassen. Um so eifriger hat sie dagegen sich bemüht, die allgemeinen Wahrheiten festzustellen, welche dem religiösen Bewußtsein zuerst in und an der Person Jesu aufgegangen und durch ausschließliche Übertragung auf diese Person dem christl. Glauben zuerst anschaulich geworden seien. Am geistvollsten hat die Hegelsche Schule dies ausgeführt, indem sie die Lehren von der Dreieinigkeit, der Menschwerdung Gottes, von der Erniedrigung und der Erhöhung des Gottmenschen, seinem Tode und seiner Auferstehung, sowie von dem durch ihn vollbrachten Versöhnungswerke als tiefsinnige Symbole des ewigen Verhältnisses Gottes zu den Menschen, seiner Selbstoffenbarung im Menschengeiste und der Erhebung des Menschen zur bewußten Einheit mit seinem ewigen göttlichen Wesen erkannte.

Je mehr aber durch die spekulative Idealisierung des Dogmas nicht nur dieses selbst in seinem ursprünglichen Sinne verändert, sondern auch die geschichtliche Bedeutung des C. und seines Stifters verflüchtigt wurde, desto mehr regte sich das Bedürfnis, dieses selbst in seinem ursprünglichen geschichtlichen Wesen nicht minder als wie in seinem bleibenden religiösen Gehalte wiederzuerkennen. Seit Schleiermacher, im Gegensatze sowohl gegen die ältere Orthodoxie als gegen neuere Theorien, das Wesen des C. nicht als Lehre, sondern als ein neues göttliches Leben, Jesu Person als den urbildlichen Träger und Begründer dieses Lebens betrachten gelehrt hatte, hat die freiere Theologie des 19. Jahrh. immer angestrengtere Versuche gemacht, die eigentümliche Bedeutung von Jesu Person nicht sowohl in irgend welchen dogmatischen oder spekulativen Theorien über ihn, als vielmehr in der Einzigartigkeit seiner sittlich-religiösen Persönlichkeit zu erkennen, und Idee und Geschichte dadurch zu versöhnen, daß sie in der Person Jesu Christi die thatsächliche Verkörperung und lebenskräftige Verwirklichung des vollkommenen religiösen Verhältnisses sah, welches das eigentümliche Wesen des C. ausmache. Als eigentümlichen Gehalt dieses religiösen Verhältnisses aber hat sie das in der Person Jesu Christi verkörperte Bewußtsein der Sohnschaft bei Gott betrachtet. Durch diese Auffassung ist es ihr möglich geworden, der Forderung echt geschichtlichen, also menschlich wahren Verständnisses des C. und der Person Jesu Christi gerecht zu werden, ohne doch das eigentümlich christl. Bewußtsein selbst zu verleugnen. Wie sie aber der supranaturalistischen Betrachtungsweise gegenüber die geschichtliche geltend machte, so suchte sie auch den kirchlich-dogmatischen Begriff des C. durch den sittlich-religiösen zu ersetzen, und in ihm die denkbar höchste Form des religiös-sittlichen Lebens der Menschheit nachzuweisen, in welche alle andern aufzugehen die Bestimmung hätten. Mit der in der Aufklärungszeit aufgebrachten Unterscheidung einer Religion Christi und einer Dogmatik von Christus hat diese Auffassung allerdings das gemein, daß auch sie das eigentümliche Wesen des C. nicht in dem Dogma über Christus als solchen, auch nicht ohne weiteres, wie Schleiermacher wollte, in einem unmittelbaren «persönlichen Verhältnisse» zu Christus, sondern in «der Religion, welche Christus hatte», oder in dem von Christus selbst verkündigten neuen göttlichen Leben als einer die ganze Welt und Menschheit umgestaltenden und erneuernden Macht findet. Aber sie unterscheidet sich von jener ältern, bekanntlich auch von Lessing vertretenen Meinung wesentlich dadurch, daß sie in Christus nicht bloß den weisen Lehrer der reinen Moralreligion, sondern einerseits die persönliche Offenbarung der auf die Gründung des Gottesreichs hin gerichteten erlösenden und versöhnenden Liebe Gottes, andererseits den persönlichen Quellpunkt des vollkommenen gottgeeinten Lebens der Menschheit, durch beides aber zugleich den Begründer der allumfassenden religiösen und sittlichen Gemeinschaft (des Gottesreichs) sieht. Wenn dieser neuern Auffassung des C. gegenüber der kirchlich-dogmatische Begriff sich namentlich in der Gegenwart wieder mit erneuter Entschiedenheit geltend macht, so sieht sich die wissenschaftliche Theologie nur immer entschiedener zur rein geschichtlichen Erforschung des ursprünglichen C. genötigt, als welche allein eine zuverlässige Grundlage auch für die theol. Würdigung des bleibenden Gehalts der christl. Religion zu bieten vermöge. Hieraus erklärt sich die hohe Bedeutung der in neuerer Zeit mit so gründlicher Gelehrsamkeit und eindringendem Scharfsinn geführten histor.-kritischen Untersuchungen über das Urchristentum und das geschichtliche Lebensbild Jesu Christi. Da diese Geschichtsforschung jedoch dem äußerlichen Supranaturalismus, der in unserer modernen Bildung ohnehin keine Wurzeln mehr hat, nur entschieden gegenübertreten kann, so ist der Abscheu, mit welchem ihre Resultate von den Anhängern des orthodoxen C. zurückgewiesen werden, nur allzu natürlich. Für die unbefangene Betrachtung aber kann darüber kein Zweifel bestehen, daß sich bereits jetzt infolge jener geschichtlichen Arbeiten das ursprüngliche Wesen des C., wie es zuerst in Jesu Person, danach in der Urgeschichte seiner Gemeinde sich verwirklicht hat, ungleich reiner und treuer erkennen läßt, als dies noch zur Zeit des ältern Rationalismus möglich war, und daß diese Forschung, weit entfernt, die Kluft zwischen Idee und Geschichte immer weiter aufzureißen, schon jetzt dazu geführt hat, den eigentlichen Lebensmittelpunkt der christl. Religion immer entschiedener in der Persönlichkeit Jesu selbst oder in dem in ihm offenbarten gotteinigen Leben zu erkennen. (S. Jesus.)

Auf Grund dieser Forschungen kann die heutige Wissenschaft das geschichtliche Wesen des C. freilich nicht in einer dogmatischen Lehre über seine schlechthin übernatürliche Entstehung, auch nicht in einem bestimmten Dogma über Christi Person und Werk samt allem, was sich für die ältere Anschauung um dieses Dogma herumlegte, sondern nur in dem wesentlich neuen religiösen Verhältnisse der Menschheit zu Gott finden, welches von Jesus von Nazareth als Ausdruck des göttlichen Willens verkündet und in seiner Person grundlegend verwirklicht worden ist. Dieses eigentümliche Wesen des C., in welchem zugleich sein wesentlicher Unterschied von Judentum und Heidentum und seine Bedeutung als der schlechthin vollkommenen Religion liegt, ist zusammengefaßt in dem Begriffe der vollkommenen Erlösungs- oder Versöhnungsreligion. Der alttestamentliche Gottesbegriff ist zu der Idee des «himmlischen Vaters» gesteigert, die jüd. Äußerlichkeit des Verhältnisses Gottes zur Welt ebenso wie die pantheistische Verendlichung Gottes im Heidentume überwunden durch die Auffassung Gottes als der allumfassenden Liebe oder als des schlechthin vollkommenen, von der Welt und Menschheit

schlechthin unterschiedenen, aber zugleich ihr allgegenwärtig innewohnenden, im sittlich-religiösen Bewußtsein und Leben des Menschen sich unmittelbar offenbarenden und alle Empfänglichen zu seiner Gemeinschaft, dem höchsten Heile heranziehenden Geistes. Wie aber in diesem Gottesbegriffe ebensowohl alle Herabziehung des absoluten Geistes in das Naturleben, wie alle falsche Transscendenz überwunden ist, so ist auch das religiöse Verhältnis des Menschen zu Gott ebensowohl über die heidnische Naturreligion als über die jüd. Gesetzesreligion hinausgehoben. Das Verhältnis zum himmlischen Vater ist kein Knechtschafts-, sondern ein Kindschaftsverhältnis, ein innerliches Erfülltsein des Gemüts mit der göttlichen Liebe, in welcher sich der Mensch seiner Einheit mit Gott und des Seins Gottes in ihm, oder seiner absoluten Versöhnung bewußt wird. Wie aber dieses Verhältnis ein rein ethisches ist, welches alle Unterschiede der Abstammung und der Geburt, alles Gewichtlegen auf äußere Vorzüge und Vorrechte ausschließt, so kann es auch durch kein äußeres Verdienst oder Werk, überhaupt durch keine Erfüllung äußerer Bedingungen zu Stande kommen, sondern nur dadurch, daß sich der Mensch rein empfänglich verhält zu der göttlichen Liebe, in selbstverleugnender Entäußerung alles eigenen Willens vertrauensvoll an die göttliche Führung sich hingibt und, durch die innerlich erfahrene göttliche Liebe zu freier Gegenliebe getrieben, in der sittlichen Gemeinschaft, in welcher er steht, den ewigen Liebeszweck Gottes zu verwirklichen trachtet, also auch in allen seinen besondern sittlichen Pflichten ebenso viele Aufgaben des höchsten Willens an ihn sieht, die er in der Kraft jener Liebe freudig erfüllt. Die unerlaßliche Bedingung aber für den Eintritt in die neue Gottesgemeinschaft oder ins «Gottesreich» ist die Demut, als das tiefste Gefühl der eigenen sittlichen Ohnmacht und Hilfsbedürftigkeit, welches im Bewußtsein persönlicher sittlicher Verschuldung sich zur Buße oder zu dem reumütigen Eingeständnisse der eigenen Sünde sich gestaltet. Durch diesen rein sittlichen Charakter ist zugleich der universelle Charakter der christl. Religion als einer für alle Menschen und alle Völker bestimmten bezeichnet, welche allen menschlichen Lebenslagen und Lebensbedürfnissen gleicherweise entspricht und darum auch schlechthin geeignet ist, die bleibende Grundlage und das zureichende Prinzip alles sittlichen Strebens und Arbeitens in der Gemeinschaft zu bilden. In dieser rein sittlichen Würdigung des Menschen als solchen in seiner Beziehung zu Gott lag zugleich die geistige Zauberkraft dieser Religion, durch welche sie in den Stand gesetzt wurde, nicht allein alle Armen, Gedrückten und Hilfsbedürftigen unter Juden und Heiden um ihr Banner zu scharen, sondern im höchsten Sinne des Wortes die Religion der Menschheit zu werden und alles Menschliche wahrhaft sich anzueignen und zu durchdringen. Dennoch aber ist damit das Geheimnis ihres Ursprungs ebensowenig wie ihre siegreiche Überwindung jüd. und heidnischen Wesens schon völlig erklärt. Nicht als die, wenn auch noch so vollkommene Lehre von dem wahren religiösen Verhältnisse des Menschen zu Gott, sondern als geschichtliche Offenbarung einer neuen göttlichen Lebensmacht, als ein sittlich erneuendes und befreiendes Lebensprinzip, welches von innen heraus alle sittlichen Lebensverhältnisse umgestaltete, ist das C. in die Welt getreten.

Dies aber war es von Haus aus nur als eine geschichtliche Offenbarung des göttlichen Liebewillens in der Person seines Stifters, oder vermöge der geschichtlichen Verwirklichung der vollkommenen Gemeinschaft Gottes und des Menschen in Jesus von Nazareth. Die sittlich-religiöse Erneuerung der Menschheit in ihm und durch ihn, die Stiftung vollendeter religiöser Gemeinschaft durch den Gekreuzigten, dies ist die Haupt- und Grundthatsache geworden, welche durch das ganze Evangelium von Jesus dem Christ sich hindurchzieht und auch in den Mythen und Sagen über ihn als in anschaulichen Symbolen ihren Ausdruck findet. Der Glaube an die Offenbarung der erlösenden und versöhnenden Gottesliebe in Christi Person hat die christl. Kirche begründet und ihr binnen drei Jahrhunderten den Sieg über die ganze civilisierte Welt und Menschheit ermöglicht. Wenn auch das Erlösende in Jesus dem Christ nicht die Person als solche, sondern das in dieser Person offenbarte und durch sie geweckte und gekräftigte gotteinige Leben ist, so liegt es doch eben in der Natur des religiösen Lebens begründet, daß es nur von einem persönlichen Mittelpunkte aus die Personen innerlich erneuern und zu einem lebendigen Gemeinwesen vereinigen kann. Deshalb hat der Glaube an Jesus den Christ allerdings im C. eine grundlegende Bedeutung und wird dieselbe behalten, auch wenn längst das Dogma über Christus ebenso wie die einzelnen über ihn berichteten Geschichtsthatsachen der freiesten kritischen Prüfung anheimgegeben sein werden.

Es lag in der Natur dieses neuen religiös-sittlichen Prinzips begründet, daß es zuerst nur in der Form eines selbständigen religiösen Gemeinwesens Wurzeln fassen konnte. Von einer «Stiftung» der christl. «Kirche» durch Jesus kann aber nur sehr bedingterweise gesprochen werden. Das, was er als nahe herbeigekommen verkündigte, war vielmehr das «göttliche Reich» oder das «Himmelreich». In diesen der jüd. Zukunftshoffnung entlehnten Ausdruck hat er, ohne die volkstümliche Hülle dieser Hoffnung zu zerbrechen, doch zugleich einen ungleich tiefern Gehalt hineingelegt, den Gedanken der höchsten allumfassenden Gemeinschaft, welche alle sittlichen Güter und Lebensgebiete in das eine, allein der Idee entsprechende religiöse Verhältnis setzt, Herstellung der vollkommenen Gottesgemeinschaft als lebendiger Grundlage und höchster Norm auch für alle sittliche Menschengemeinschaft. Dennoch konnte die Idee dieses Gottesreichs zunächst nur in Form einer besondern Religionsgemeinschaft verwirklicht werden, und es war nur die innere Notwendigkeit der Sache selbst, daß die ersten Christen zur lebendigen Vertiefung in die höchste religiöse Idee sich von aller Zerstreuung durch die «Welthändel» und weltlichen Beschäftigungen zurückziehen mußten. Darum ist die «Weltflucht» allerdings die Signatur des geschichtlichen C. in seiner ältesten Gestalt. Aber wie schon Christus selbst in den großen Gleichnisreden über das göttliche Reich deutlich eine noch weit umfassendere Aufgabe desselben gezeichnet hatte, so war es eben die unbedingte Allgemeingültigkeit des christl. Prinzips selbst, welche es immer mehr dazu drängen mußte, aus der verborgenen Stille des Privatlebens und der engsten Kreise frommer Gemeinschaft herauszutreten und alle menschlichen Lebensverhältnisse mit dem neuen Geiste zu durchdringen. Schon nach drei Jahrhunderten begann das C.

seine civilisatorische Aufgabe in der Welt zu erfüllen. Es ist eine Geschichtsthatsache, die kein Kulturhistoriker verkennen kann, daß die geistige und sittliche Umgestaltung des Völkerlebens im Gefolge des Evangeliums Jesu Christi einhergeschritten ist, und daß noch heute die christl. Welt und Menschheit die Wiege aller durch wissenschaftliche und humanitäre Kultur bedingten Fortschritte in Kunst und Wissenschaft, im bürgerlichen, polit. und häuslichen Leben ist, während die alten Kulturvölker des Heidentums entweder untergegangen oder zu trägem Stillstand verurteilt sind. Daß das C. diese seine welterneuernde Mission zunächst nur in kirchlich-dogmatischer Fassung übte, war ebenso geschichtlich begründet, als es eine Notwendigkeit für die heutige Menschheit ist, Kirche und C. sorgfältig zu scheiden, und jene nur als die allerdings niemals entbehrliche Pflanzstätte des spezifisch-religiösen Lebens zu betrachten, welches als das lebendige Prinzip in alle sittlichen Lebensverhältnisse überzugehen die Bestimmung hat, doch ohne daß diese darum selbst in kirchliche Formen gegossen würden. Die Zeit einer kirchlichen Universalmonarchie als alleiniger Trägerin des christl. Geistes ist ebenso vorüber wie die Zeit eines dogmatisch beengten Lehrkirchentums oder einer exklusiv religiösen, die ganze Fülle sittlicher Lebensgebiete und Kulturinteressen als profane, unheilige Welt von sich ausstoßenden Praxis. Sowohl die hierarchisch gegliederte Theokratie des mittelalterlichen Katholizismus als der luth. Dogmatismus und pietistische Praktizismus haben ihre geschichtliche Aufgabe erfüllt, und derselbe christl. Geist, welcher jene Formen sich schuf, sucht sich heute in der ganzen Breite des sittlichen Menschen- und Völkerlebens eine neue Stätte seiner welterneuernden und weltversöhnenden Wirksamkeit. Daß das spezifisch-kirchliche, dogmatisch und pietistisch gerichtete C. dieses noch immer verkennt, ist ein Haupthindernis für die Neubelebung des in weiten Kreisen erstorbenen christl. Bewußtseins in den christl. Völkern und für eine endliche tiefere und nachhaltigere Versöhnung christl. Glaubenslebens mit weltlicher Bildung und Wissenschaft. Wenn freilich die Frage «Sind wir noch Christen?» gerade von namhaften Vorkämpfern unserer modernen Kultur nicht bloß zweifelnd aufgeworfen, sondern entschlossen verneint wird, so begreift sich dies eigentlich nur auf einem Standpunkte, der das religiöse Prinzip des C. oder sein bleibendes Wesen beharrlich mit seiner geschichtlichen Urgestalt identifiziert. Daß die urchristl. Vorstellungswelt ebenso wie die urchristl. Weltflucht zeitgeschichtlich bedingt war und darum freilich unter ganz anders gewordenen intellektuellen und sittlichen Bildungsvoraussetzungen unmöglich festgehalten werden kann, ist allerdings klar. In diesem Sinne aber hätte es schon zu der Zeit, in welcher das C. Weltreligion wurde, gar keine wirklichen Christen mehr gegeben. Sieht man aber auf das der ganzen geschichtlichen Entwickelung christl. Lehre und Sitte zu Grunde liegende religiöse Prinzip, so wird man die Frage schuldig bleiben müssen, ob es denn ein höheres und vollkommeneres religiöses Prinzip als eben das in der Person Jesu Christi geschichtlich verwirklichte zu geben vermöge, oder ob ein solches gar unter denen, die zwar noch Religion zu haben behaupten, aber den Christennamen zurückweisen, thatsächlich zu finden sei. — Über die verschiedenen geschichtlichen Formen des C. und der christl. Kirche vgl. die besondern Artikel.

Litteratur: Châteaubriand, «Le genie du Christianisme» (1802; deutsch v. Schneller, 2. Aufl., 2 Bde., Freib. i. Br. 1856—57); Feuerbach, «Das Wesen des C.» (Lpz. 1841); Ullmann, «Das Wesen des C.» (Hamb. 1845; 5. Aufl. 1865); Bruch, «Das Wesen des C.» (in Schenkels «Allgemeine kirchliche Zeitschrift», 1867); Schenkel, «C. und Kirche im Einklang mit der Kulturentwickelung» (Wiesb. 1869).

Die gegenwärtige Zahl aller Christen der Erde beträgt ungefähr 400 Mill., denen 5—6 Mill. Juden, 170 Mill. Mohammedaner, 730 Mill. Verehrer des Brahma und Buddha und 100 Mill. andere Heiden gegenüberstehen.

Christentumsgesellschaft (deutsche), religiöser Verein der evang. Kirche, gestiftet 1780 durch Johann Urlsperger (gest. 1. Dez. 1806) in Basel zur Vereinigung aller bibelgläubigen Christen durch Zusammenkünfte und durch umfassende Korrespondenz. Als Organ der Gesellschaft erschienen seit 1784 die monatlichen «Sammlungen für Liebhaber christl. Wahrheit». Im Lauf der Zeit löste sich der Verein in viele selbständige Gesellschaften auf, wie die Baseler Bibelgesellschaft (1804), die evang. Missionsgesellschaft daselbst (1816), die Anstalt in Beuggen zur Bildung von Armenschullehrern und zur Rettung verwahrloster Kinder (1820) u. s. w.

Christenverfolgungen haben namentlich in den drei ersten Jahrhunderten des Bestehens der christl. Kirche stattgefunden. Wie das Christentum sich zuerst innerlich mit dem Judentume auseinanderzusetzen hatte, so gingen auch die ersten C. von den Juden aus. Als nach der Kreuzigung Jesu sich die Gläubigen allmählich wieder in Jerusalem gesammelt hatten, kam es zuerst hier zu vereinzelten Gewaltmaßregeln der jüd. Obrigkeit gegen die «Sekte der Nazaräer». Den ersten Anlaß scheint jedoch nicht die Predigt von dem Gekreuzigten überhaupt, sondern die Geltendmachung freierer Grundsätze über die Gesetzesbeobachtung und die Verwerfung des Tempelkultus durch griechisch gebildete Juden, wie Stephanus, geboten zu haben. Zu noch größerm Anstoß mußte dem Judentume das Evangelium des Paulus von der Abschaffung des Gesetzes im Christentume und von der Gleichberechtigung der Heiden mit den Juden gereichen, wogegen sich umgekehrt in der Urgemeinde zu Jerusalem eine Reaktion zu Gunsten des jüdisch gesetzlichen Geistes vollzog. Während daher der Haß der Juden gegen die gesetzesfreie Heidenpredigt in immer neuen Ausbrüchen sich Luft machte, scheint das am Gesetze festhaltende Judenchristentum bis in die Zeiten des ersten jüd. Kriegs Duldung genossen zu haben. Die Hinrichtung des ältern Jakobus durch Herodes Antipas (44 n. Chr.) und die Steinigung Jakobus' des Gerechten durch den Hohenpriester Ananus (62) stehen als vereinzelte Fälle da, deren nähere Veranlassung im Dunkeln liegt. Erst seit der Zerstörung Jerusalems (70), besonders aber seit dem Aufstande unter Bar-Cochba (133), von welchem die jüd. Christen sich ausschlossen, steigerte sich der Haß der ungläubigen Juden gegen ihre der nationalen Sache entfremdeten Stammesgenossen zu einem leidenschaftlichen, aber mit dem Sturze Bar-Cochbas schnell vorübergehenden Terrorismus. Die röm. Staatsgewalt nahm von den Christen anfangs wenig Notiz, da sie als jüd. Sekte gesetzliche Duldung genossen, aber freilich auch die auf den Juden lastende Verachtung teilten. Die Christenschlächterei unter Nero (64)

scheint sich nicht über Rom hinaus erstreckt zu haben, trägt auch noch nicht den Charakter einer eigentlichen Religionsverfolgung. Der grausame Tyrann wollte nur für den ihm von der Volksmeinung zugeschobenen Brand der Stadt Rom diejenigen büßen lassen, welche, als von allen verachtet und gehaßt, für jeder Schandthat fähig galten. Wohl aber zeigt sich schon in dem damaligen Volksurteil über die Christen, was dieselben vom röm. Staat überhaupt zu erwarten hatten, und ebenso tritt der Abscheu der christl. Welt vor dem heidnischen Rom hervor in der Schilderung des Apokalyptikers Johannes von der großen Babel, dem vom Blute heiliger Märtyrer triefenden Weibe. Nero galt seitdem in den Augen der Christen als der Antichrist, welcher zum entsetzlichen Kriege gegen das Gottesvolk wiederkehren werde, das Römische Reich als das Reich der Dämonen, mit welchem man alle Beziehungen, soweit möglich, selbst im bürgerlichen Leben um so gründlicher abbrechen müsse, da in nächster Zukunft die Vernichtung der Römerherrschaft durch den wiederkehrenden Christus und die Gründung des Messiasreichs bevorstehe. Dafür ersann der heidnische Volkshaß schmachvolle Gerüchte über geheime Schandthaten der Christen, wie sie zum Teil auch über die Juden in Umlauf waren, und machte sich oft genug in fanatischen Ausbrüchen Luft. Dagegen nahm die röm. Staatsgewalt als solche von den Christen noch wenig Notiz. Noch unter Domitian (81—96), welchen die Sage die zweite C. verhängen läßt, kam es höchstens zu vereinzelten Todesurteilen in Rom, aus nicht ganz klar zu ermittelnden Beweggründen, und zu Nachforschungen nach den Nachkommen der Davidschen Familie, von deren Unschädlichkeit sich der Kaiser jedoch bald überzeugte.

Einem förmlichen strafgerichtlichen Verfahren gegen die Christen wegen staatsgefährlicher Verbindungen begegnet man erst unter Trajan (98—117), von welchem der Statthalter Plinius von Bithynien sich Verhaltungsbefehle erbat. Nach der Weisung des Kaisers sollten anonyme Denunciationen nicht berücksichtigt, überwiesene und Geständige aber mit dem Tode bestraft werden. Dies blieb auch für die folgenden Kaiserregierungen feststehende Norm. Seitdem die Zahl der Christen sich dermaßen vermehrt hatte, daß an manchen Orten schon die Tempel zu veröden begannen, mußte die Staatsgewalt auf diejenigen ein wachsames Auge richten, welche ungescheut den nahen Untergang des Römischen Reichs und die Errichtung einer neuen Ordnung der Dinge verkündigten, in welcher sie die Herrschenden sein und alle Heiden vertilgt werden sollten. Die weitverzweigte geheime Verbindung der Christen konnte jetzt nicht mehr als jüd. Sekte Duldung beanspruchen: sie erschien nicht bloß der herrschenden Staatsreligion, sondern der röm. Staatsordnung selbst gefährlich. Die angeblichen Edikte Hadrians (117—138) und des Antoninus Pius (138—160) zu Gunsten der Christen sind christl. Fiktionen. Vielmehr standen die trajanischen Gesetze nach wie vor in ungebrochener Geltung. Doch hatten die Christen unter diesen beiden Kaisern sowie in der ersten Zeit Marc Aurels (160—180) verhältnismäßig Ruhe. Erst in den letzten Regierungsjahren dieses Kaisers kam es gleichzeitig in den verschiedensten Teilen des Reichs, in Gallien, Griechenland und im Orient, zu einem Verfolgungssturm, wie ihn die Christen bis dahin noch nicht erlebt hatten. Den Anlaß dazu bot wohl die polit. Notlage des Reichs, in der man den Zorn der Götter über die Verbreitung des Christentums zu erkennen glaubte. Während der Kaiser der aufgeregten Volksstimmung durch neue strengere Christenedikte entgegenkam, bemühte sich andererseits die christl. Apologetik, den Kaiser für die «neue Philosophie» günstig zu stimmen. Fast gleichzeitig erhoben Melito, Athenagoras, Miltiades, Apollinaris u. a. ihre Stimme zu Gunsten ihrer bedrängten Glaubensgenossen. Ausführliche Berichte aus jener Zeit haben wir namentlich über die C. zu Lyon und Vienne. Marc Aurels Nachfolger, Commodus (180—192), kehrte zu der mildern Praxis des trajanischen Anklageverfahrens zurück. Seitdem hatten die Christen verhältnismäßig Ruhe, bis der anfangs duldsamere Kaiser Septimius Severus (193—211) durch sein 202 erlassenes Verbot des Übertritts zum Judentum oder Christentum das Signal zu einer, wie es scheint, über verschiedene Teile des Reichs ausgedehnten Verfolgung gab. Doch war die Todesstrafe auch damals nicht die Regel, häufiger kamen, wie es scheint, Verbannungen und Deportationen zur Zwangsarbeit in den kaiserl. Bergwerken vor. In vielen Fällen erfolgte die Hinrichtung nur infolge des glühenden Verlangens nach dem Märtyrertode, während freilich die meisten schon damals durch die Flucht oder scheinbare Nachgiebigkeit, einzelne auch durch offenen Abfall sich zu retten suchten. Schon unter Severus bereitete sich indes ein Umschwung in der Stellung des röm. Staats zum Christentume vor. Der religiöse Synkretismus, dem die ausländischen Kaiser, namentlich Heliogabalus (218—222) und Alexander Severus (222—235), ergeben waren, gewährte auch dem Christengotte eine Stelle in dem heidnischen Pantheon. Der Christenhaß des Kaisers Maximus (235—238), mehr noch die durch öffentliche Unglücksfälle gesteigerte Volksleidenschaft gab den Anstoß zu einigen vorübergehenden, aber harten Drangsalen der Christen in einigen Provinzen. Dagegen trat unter seinen Nachfolgern, unter denen einer, Philippus (244—249), der Sage nach sogar Christ geworden sein soll, eine längere Ruhe ein.

Die Periode der allgemeinen C. beginnt erst unter dem kräftigen Kaiser Decius (249—251), der zuerst nach langer Zerrüttung eine feste staatliche Ordnung wiederherstellte. Um die alte röm. Staatsreligion, auf welcher ihm auch die polit. Wohlfahrt zu ruhen schien, aufs neue zu befestigen, begann er gegen das Christentum einen Kampf auf Leben und Tod. Decius leitete die Verfolgungen selbst; kaiserl. Edikte bedrohten die säumigen Statthalter mit harten Strafen. Die gegen die Christen angewendeten Zwangsmittel schritten stufenweise bis zum Äußersten fort. In Rom, Alexandria, Karthago, Pontus scheint die Verfolgung am ärgsten getobt zu haben; vornehmlich war es auf die Bischöfe abgesehen. Die Zahl der Opfer war diesmal weit bedeutender als in den frühern Verfolgungen. Nach dem Tode des Decius ließen die Verfolgungen nach, wurden aber von dem anfangs günstiger gestimmten Valerian (253—260) noch einmal erneuert. Doch bestrafte man fast nur Bischöfe und Gemeindevorsteher mit dem Tode. Der hierauf folgenden langjährigen, nur durch Kaiser Aurelian (275) vorübergehend unterbrochenen Ruhe wurde durch die Edikte Diocletians (284—305) ein Ende gemacht. Nachdem dieser Kaiser neun Jahre hindurch den

Christen unbedenklich den Zutritt zu den höchsten Ehrenstellen bei Hofe und im Heere gestattet hatte, begann 303 die letzte, aber furchtbarste Verfolgung. Nur wider Willen hatte Diocletian zu einer Maßregel seine Zustimmung gegeben, die von der Konsequenz seiner eigenen Staatsprinzipien allerdings gefordert war, aber bei der Menge und dem Ansehen der Christen die kaum hergestellte Ordnung im Staate aufs äußerste erschüttern mußte. Den Anlaß gab der Fanatismus seines Mitkaisers Galerius, der nur von der Ausrottung der Christen die erneute Gunst der zürnenden Götter und den Sieg der röm. Waffen erwartete. Dunkle Gerüchte über eine Verschwörung der Christen zum Sturze der heidnischen Herrscher, welche Galerius und der Statthalter Hierokles von Bithynien benutzten, mögen für Diocletian selbst den Ausschlag gegeben haben. Drei Edikte gegen die christl. Religion und die Vorsteher christl. Gemeinden folgten 303 rasch aufeinander; ein viertes ward 304 gegen die Christen überhaupt erlassen. Die steigende Strenge scheint dem Diocletian Schritt für Schritt abgedrungen worden zu sein. Im ganzen Römischen Reich wurden die christl. Kirchen zerstört, die heiligen Bücher weggenommen und verbrannt, die gottesdienstlichen Versammlungen verboten: Verlust aller Ehrenämter, Beraubung des Vermögens, Gefängnis und zuletzt der Tod drohte allen, die sich nicht bequemen wollten, den Göttern zu opfern. Die Leidenschaften des heidnischen Volks und die Willkür der Statthalter steigerten in vielen Gegenden die Härte der Verfolgungen zu unmenschlicher Grausamkeit. Die Zahl der Opfer war wenigstens in der ersten Zeit an manchen Orten äußerst bedeutend. Dennoch erwiesen sich alle Versuche, das Christentum auszurotten, als vergeblich. Noch zu Ende des J. 304 hob Diocletian die Todesstrafe wieder auf, und seit 305 war die Verfolgung im Abendlande völlig erloschen. Im östl. Teile des Reichs setzten Galerius und Maximin auch nach der Abdankung Diocletians das Unterdrückungssystem mehrere Jahre ununterbrochen fort: das Resultat war nur die Einsicht in die Unmöglichkeit, das Begonnene durchzuführen. Galerius selbst erkannte endlich die Notwendigkeit, mit den Christen Frieden zu schließen, durch die Zurücknahme seiner Verfolgungsedikte an (310). Dem ersten Toleranzedikt folgten 312 und 313 ein zweites und drittes, von Konstantin und Licinius. Das Toleranzedikt von Mailand (313) gewährte den Christen volle Freiheit der Religionsübung, die geraubten Kirchen und Güter wurden zurückerstattet. Konstantin nahm immer offener für die Christen Partei und bereitete durch eine Reihe von Maßregeln die förmliche Erhebung des Christentums zur Staatsreligion vor. Seitdem erfuhren die Christen nur noch außerhalb des Römischen Reichs, z. B. 343 und 414 in Persien und 437 mit wenigen Unterbrechungen bis zum Anfang des 6. Jahrh. im afrik. Reiche der Vandalen, ferner unter german. Völkerschaften in den ersten Zeiten der christl. Mission, neue Verfolgungen, denn die erneuerten Plackereien des Licinius seit 315 stellten doch das mailänder Edikt nicht in Frage und der Versuch des Kaisers Julian (361—363) zur Wiederherstellung des Heidentums kann nicht als eigentliche C. betrachtet werden. Dagegen arbeiteten seit der Entstehung des Islam die Kalifen in Asien und Afrika auf die Vertilgung des Christentums hin und schonten nur einzelne schismatische Parteien, die noch jetzt unter dem Schutze der Mohammedaner freie Religionsübung genießen. Heftige Verfolgungen haben auch die Christengemeinden in Japan (s. d.), namentlich seit 1616, in China (s. d.) um 1750, 1815 und 1839, in Cochinchina und Tonkin besonders 1837—39 und anderwärts zu erdulden gehabt. Am grimmigsten aber haben die Christen um des Glaubens willen einander selbst verfolgt. (S. Inquisition.)

Litteratur. Overbeck, «Studien zur Geschichte der alten Kirche» (Schloßchemnitz 1875); Aubé, «Histoire des persécutions de l'Église» (2 Tle., Par. 1875—78); derselbe, «Les Chrétiens dans l'empire Romain de la fin des Antonins» (1881); Wieseler, «Die Christenverfolgungen der Cäsaren» (Gütersloh 1878); Keim, «Aus dem Urchristentum» (Bd. 1, Zür. 1878); derselbe, «Rom und das Christentum» (Berl. 1881). Außerdem zahlreiche Abhandlungen von Franz Görres in den «Jahrbüchern für protest. Theologie» und der «Zeitschrift für wissenschaftliche Theologie».

Christian I., Stifter des oldenburg. Hauses in Dänemark, geb. 1426 als Sohn Dietrichs des Glücklichen von Oldenburg und Neffe des Herzogs Adolf von Schleswig-Holstein, ward nach dem Tode Christophs III. 1448 zum König von Dänemark gewählt. Im J. 1450 gelang es ihm auch Norwegens Krone zu gewinnen; in Schweden, wo er seit 1457 herrschte, vermochte er dagegen nicht festen Fuß zu fassen und in der Schlacht am Brunkeberge bei Stockholm erfochten die Schweden unter Sten Sture 1470 ihre Unabhängigkeit. Die Schlacht war von so entscheidendem Einfluß, daß in den nächsten 25 Jahren die Dänen es nicht wagten, den Eroberungskrieg zu erneuern. Nach Herzog Adolfs Tode wurde C. 1460 auch zum Herzog von Schleswig und Grafen von Holstein gewählt. C. starb 22. Mai 1481. In C.s Regierungszeit fällt die Gründung der Universität zu Kopenhagen (1. Juni 1479).

Christian II., König von Dänemark und Norwegen, Herzog von Schleswig-Holstein, Sohn des Königs Johann, geb. zu Nyborg auf Fünen 2. Juli 1481, regierte seit 1501 als Statthalter in Norwegen und folgte nach dem Tode des Vaters, 20. Febr. 1513, als Herrscher durch Wahl der Stände in Dänemark und Norwegen und der einen Hälfte von Schleswig-Holstein, während die andere Hälfte sein Oheim, Herzog Friedrich, beherrschte. Schon als Prinz hatte C. in Bergen einen Liebeshandel mit der schönen Holländerin Dyveke (s. d.) angeknüpft, deren Mutter, Sigbrit Willums von Amsterdam, die einflußreichste Ratgeberin des jungen Königs wurde. Er vermählte sich 1515 mit der Niederländerin Elisabeth (Isabella), der Schwester Kaiser Karls V. C. hatte es sich zur Aufgabe gesetzt, den unterdrückten Bürger- und Bauernstand zu heben und eine selbständige Handels- und Gewerbthätigkeit zu begründen. Dadurch kam er zunächst in Konflikt mit den deutschen Hansestädten, welche bis dahin unter dem Schutze ausgedehnter Privilegien fast ausschließlich den skandinav. Norden mit den Produkten ihrer Industrie versorgt und den Ausfuhr- und Zwischenhandel daselbst monopolisiert hatten. Aber auch der dän. Adel fand sich durch die Reformen in seinen Vorrechten und materiellen Interessen bedroht.

In Schweden war C. 1497 zum Thronfolger gewählt worden, aber 1501 hatten die Schweden sich wieder von der Union mit Dänemark und Norwegen

losgesagt und die Regierung einem Reichsverweser aus dem Geschlecht der Sture übertragen. Nach mehrern mißlungenen Expeditionen unterwarf C. 1520 ganz Schweden. Aber unmittelbar nach der Huldigung hielt C. ein furchtbares Gericht über die vornehmsten Männer Schwedens (Stockholmer Blutbad vom 8. bis 10. Nov. 1520). Die Folge war ein neuer Aufstand unter Führung des Gustav Wasa (s. d.), welcher mit der definitiven Losreißung Schwedens von der Kalmarischen Union endigte. Nun erklärten auch die Hansestädte, voran Lübeck und Danzig, den Krieg, der Adel in Jütland empörte sich und bot dem Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein die dän. Krone an. C. floh im April 1523 mit seiner Familie und seinen Schätzen von Kopenhagen nach den Niederlanden, während sein ganzes Reich binnen wenigen Wochen dem neuen König Friedrich I. (gest. 1533) huldigte. Die Restaurationsversuche C.s blieben erfolglos. Ein Heer, das er noch 1523 in Deutschland werben ließ, lief bald wieder wegen Geldmangels auseinander. Bei einem zweiten Versuch auf Norwegen (1531) ward er selbst gefangen. Zwar kämpfte in dem Kriege, der nach dem Tode Friedrichs I. über Dänemark hereinbrach (der sog. Grafenfehde, 1534—36), nochmals eine Partei für die Wiedereinsetzung C.s, aber sie unterlag, und der König blieb bis an seinen Tod in Gefangenschaft. Er ward zuerst auf dem Schloß Sonderburg auf Alsen im Gewahrsam gehalten, wo man ihn mit grausamer Strenge behandelte, erst seit 1550 in milderer Haft auf dem Schloß Kallundborg auf Seeland, wo er 4. Febr. 1559 starb. C. hinterließ keine männliche Nachkommenschaft. Von seinen beiden Töchtern ward Dorothea an den Kurfürsten Friedrich II. von der Pfalz, Christine erst mit Franz Sforza, dann mit Herzog Franz von Lothringen verheiratet.

Christian III., König von Dänemark und Norwegen, folgte 1533 seinem Vater Friedrich I., mußte aber einen mehrjährigen Kampf um den Thron, die sog. «Grafenfehde» (nach dem Führer der Gegenpartei, dem Grafen Christoph von Oldenburg, genannt) bestehen. Erst 1536 waren seine Gegner, darunter namentlich auch der lübecker Bürgermeister Wullenwever, niedergeworfen. Damit war der Einfluß der Hansa auf Dänemark für immer beseitigt. Unter C. wurde die Reformation in Dänemark und Norwegen eingeführt. Letzteres verlor seine Selbständigkeit und blieb seitdem (bis 1814) eine Provinz der dän. Monarchie. Im J. 1544 teilte C. Schleswig mit seinen beiden Brüdern, 1548 wurde er vom Kaiser Karl V. mit Holstein nebst Dithmarschen belehnt. C. starb 1. Jan. 1559.

Christian IV., König von Dänemark und Norwegen, Herzog von Schleswig-Holstein, geb. 22. April 1577 zu Frederiksborg auf Seeland, bestieg nach dem Tode seines Vaters, des Königs Friedrich II., 14. April 1588 durch Wahl der Stände den Thron. Anfangs unter Vormundschaft gestellt, wurde er erst 1593 in den Herzogtümern, 1596 in den Königreichen für volljährig erklärt und übernahm nun selbst die Regierung, welche er bis an seinen Tod, der 9. März 1648 zu Kopenhagen erfolgte, führte. Unter allen Königen aus dem oldenb. Stamm ist C. der volkstümlichste. Das beliebte dän. Volkslied «König C. stand am hohen Mast» verherrlicht seinen Heldenmut in der Seeschlacht auf der Kolberger Heide (vor dem Kieler Hafen, 11. Juli 1644). Tapfer und unternehmungslustig, führte er doch seine auswärtige Politik mit wenig Glück. Nur sein erster Krieg gegen Schweden 1611—13 endigte mit einem vorteilhaften Frieden, während dagegen sowohl seine Teilnahme am Dreißigjährigen Kriege (bis zum Lübecker Frieden 1629) wie auch sein zweiter schwed. Krieg (1643—45) unglücklich verliefen. Namentlich brachte seine Politik für Schleswig-Holstein und Jütland schwere Leidensjahre, und endlich mußte der Brömsebroer Friede 1645 mit schweren Opfern und Abtretungen in den überfundischen Landen erkauft werden. Diese Kriege gaben überdies mehrfachen Anlaß zu Mißtrauen und Hader zwischen dem Könige und seinem Mitregenten in Schleswig-Holstein, Herzog Friedrich III. von Gottorp, woraus allmählich eine vollständige Entfremdung und bittere Feindschaft zwischen der königlichen und der Gottorpischen Linie erwuchs, die später wiederholte Bürgerkriege in den Herzogtümern veranlaßte. In der innern Verwaltung war der König in Dänemark durch seine Wahlkapitulation und den Reichsrat äußerst beschränkt. So scheiterte z. B. sein Versuch zur Aufhebung der Leibeigenschaft des Bauernstandes 1634 an dem Widerstande des Adels. Dagegen setzte er manche Reformen in der Gesetzgebung und Verwaltung durch, that auch manches für die Entwickelung von Handel und Industrie, und erwarb Trankebar, die erste dän. Kolonie in Ostindien. In Schleswig-Holstein achtete er im ganzen die ständischen Rechte; doch wurde zu seiner Zeit und mit seiner Genehmigung von dem gottorper Herzog das ständische Wahlrecht in dessen Staaten abgeschafft und dafür (1608) die Primogenitur eingeführt (in dem königl. Anteile erst 1650). Auch vereinigte er (1640) nach dem Aussterben des schauenb. Grafenhauses dessen Anteil, die Herrschaft Pinneberg, mit dem übrigen Holstein. Außerdem begründete C. 1617—20 die Stadt Glückstadt an der Elbe und erhob sie bald darauf zur Hauptstadt des königl. Anteils von Holstein, welcher danach lange Zeit in der Reichsmatrikel «Holstein-Glückstadt» (im Gegensatz zum herzogl. Anteil Holstein-Gottorp) benannt wurde. Vgl. «Christian IV. von Dänemark» (nach dem Dänischen von Jenssen-Tusch, 3 Bde., Hannov. 1864).

Christian V., König von Dänemark und Norwegen (1670—99), geb. 15. April 1646, ein Sohn Friedrichs III., war gleich diesem und mehrern seiner Nachfolger mehr Deutscher als Däne nach Bildung und Gesinnung. Als erster König seit Einführung des Erbkönigtums (1660) lag es ihm am Herzen, den alten dän. Adel zu schwächen; zu diesem Zwecke errichtete er neue, reich privilegierte Grafschaften und Baronien, die großenteils in deutsche Hände gelangten. Auch stiftete er den Danebrog- und den Elefantenorden. Seiner Regierung gehört die Veröffentlichung des ersten dän. Landesgesetzes (1683), das auch in Norwegen geltend ward; auch erwarb Dänemark 1672 seine westind. Kolonien. Der Krieg mit Schweden (1675—79), sowie der Versuch, Holstein-Gottorp zu bezwingen, mißlangen gänzlich, wie denn auch seit dem Sturze des Großkanzlers Graf Griffenfeldt (1676), der 20 Jahre schuldlos in schwerer Gefangenschaft gehalten wurde, sowohl die Verhältnisse im Innern als auch die Beziehungen zum Auslande sich verschlimmerten. C. starb 25. Aug. 1699.

Christian VI., König von Dänemark und Norwegen (1730—46), Sohn Friedrichs IV., geb. 30. Nov. 1699, war ein Anhänger des Pietismus

und führte denselben auch am Hofe und im ganzen Lande ein. Er wurde beherrscht von seiner stolzen und prachtliebenden Gemahlin, Sophie Magdalene von Brandenburg-Kulmbach, welche einen großen Teil der Staatseinkünfte auf großartige Prachtbauten (Schloß Christiansborg, Hirschholm u. a.) verwandte. Verdienste erwarb er sich durch Maßregeln zur Förderung von Handel und Gewerbe, Hebung der Flotte und Verbesserung des gesamten Unterrichtswesens. C. starb 6. Aug. 1746.

Christian VII., König von Dänemark und Norwegen, Herzog von Schleswig-Holstein, geb. zu Kopenhagen 29. Jan. 1749 aus der ersten Ehe König Friedrichs V., folgte seinem Vater 14. Jan. 1766 und vermählte sich 8. Nov. 1766 mit der Prinzessin Karoline Mathilde (s. d.) von England. Bald nach seinem Regierungsantritt zeigten sich schon bei ihm die ersten Spuren einer Geistesverwirrung, welche, durch frühe maßlose Ausschweifungen hervorgerufen, sich schnell verschlimmerte und ihn vollständig regierungsunfähig machte. Die Regierungsgewalt wurde in solcher Lage ein Spielball der Parteien. Zunächst erfolgte 1770 der Sturz des Grafen Johann Hartwig Ernst von Bernstorff (s. d.) und der andern alten Minister Friedrichs V., welche C. anfangs beibehalten hatte. Dafür erlangte der königl. Leibarzt Struensee (s. d.), begünstigt von der Königin, den entscheidenden Einfluß und ward bald zum Geh. Kabinettsminister und Grafen ernannt. Struensee begann in der Weise des damaligen aufgeklärten Despotismus zu reformieren und verletzte dadurch rücksichtslos sowohl die bestehenden Interessen wie auch das Nationalgefühl des dän. Volk. Des Königs Stiefmutter, Juliane Marie von Braunschweig, und sein Stiefbruder, Erbprinz Friedrich (geb. 1753, gest. 1805), benutzten den Haß gegen den Günstling, um Anhänger zu werben und eine Palastrevolution vorzubereiten. Am 17. Jan. 1772 ward Struensee gestürzt und verhaftet, zugleich mit ihm die Königin Karoline Mathilde, und gegen beide auf haltlose Vorwände hin eine Untersuchung wegen Ehebruchs eingeleitet, welche mit der Hinrichtung Struensees und der Ehescheidung der Königin (1772) endigte. Seitdem führten die Königin-Witwe und der Erbprinz, unter Beirat des Ministers Ove Höegh-Guldberg, 12 Jahre lang das Staatsruder. In dieser Periode vollzog sich die vollständige Wiedervereinigung Schleswig-Holsteins unter der königl. Linie, indem der gottorpische Anteil 1773 gegen die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst eingetauscht wurde und die letzte apanagierte Nebenlinie, Schleswig-Holstein-Glücksburg, 1779 erlosch. Im J. 1784 trat jedoch abermals eine Palastrevolution ein. Wenige Tage nach seiner Konfirmation verdrängte der Kronprinz Friedrich VI. (s. d.) 14. April 1784 den Oheim und die Stiefgroßmutter und übernahm selbst die Regierung. Der schwachsinnige C. starb 13. März 1808 zu Rendsburg, wohin man ihn das Jahr zuvor, beim Ausbruch des Kriegs mit England, der Sicherheit halber gebracht hatte.

Christian VIII., König von Dänemark, Herzog von Schleswig-Holstein und Lauenburg, der älteste Sohn des Erbprinzen Friedrich, des Stiefbruders Christians VII., wurde 18. Sept. 1786 zu Kopenhagen geboren. Aus seiner ersten Ehe (1806) mit der Prinzessin Charlotte von Mecklenburg-Schwerin, welche 1809 wegen Ehebruchs von ihm geschieden ward, hatte er einen einzigen Sohn, Friedrich VII. (s. d.); seine zweite Ehe (1815) mit Prinzessin Karoline Amalie von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg blieb kinderlos. Prinz C. war gerade Statthalter in Norwegen, als König Friedrich VI. im Kieler Frieden 14. Jan. 1814 dieses Reich an Schweden abtreten mußte. Der Prinz machte jedoch den Versuch, sich selbst im Besitz von Norwegen zu behaupten. Nachdem er unter allgemeiner Zustimmung 25. Febr. zu Christiania als Regent proklamiert worden war, berief er eine Reichsversammlung, welche 10. April auf dem Gute Eidsvold zusammentrat, eine Verfassung vereinbarte und 17. Mai den Prinzen zum Erbkönig von Norwegen wählte. Doch war dieses Königtum von keinem Bestand. Während eine engl. Flotte die Küste blockierte, griff ein schwed. Heer von der Landseite an, und bald sah sich C. gezwungen, einen Waffenstillstand (14. Aug.) einzugehen, demgemäß er der norweg. Krone entsagen mußte. Am 10. Okt. stellte er sodann dem Storthing die betreffende Urkunde zu und kehrte nach Dänemark zurück. Hier lebte er ein Vierteljahrhundert ohne polit. Einfluß, bis er durch den Tod Friedrichs VI. 3. Dez. 1839 auf den Thron gelangte. Wenn C. auch am Absolutismus festhielt, so bahnte er doch sofort Reformen in Gesetzgebung und Verwaltung an und suchte besonders die zerrütteten Finanzen zu heben. Als seine eigentliche Lebensaufgabe sah er es an, die Verbindung zwischen dem Königreich und den Herzogtümern enger zu knüpfen, und so einen wirklichen «dän. Gesamtstaat» zu schaffen.

Da des Königs einziger Bruder, der Erbprinz Friedrich Ferdinand (geb. 1792, gest. 1863) und sein eigener Sohn, Friedrich VII., keine Aussicht auf Nachkommenschaft hatten und nach deren Absterben dem bestehenden Recht zufolge im Königreich der Weiberstamm des Königshauses, in den Herzogtümern aber der Mannsstamm der sog. jüngern königl. Linie succedieren mußte, war C. sowohl auf diplomatischem wie auf publizistischem Wege bemüht, diese Rechtsordnung umzustürzen, und erließ zu diesem Zwecke den Offenen Brief vom 8. Juli 1846, in welchem er den Entschluß aussprach, die dän. Erbfolge auch in den Herzogtümern durchzuführen, die entgegenstehenden Hindernisse zu beseitigen und auf diese Weise die Integrität des dän. Gesamtstaats vollständig sicherzustellen. Die Stände der Herzogtümer und die Agnaten protestierten unter dem Beifall Deutschlands, und auch der Deutsche Bund wahrte durch Beschluß vom 17. Sept. 1846 die bestehenden Rechte. Der König erließ hierauf eine Bekanntmachung vom 18. Sept. 1846, welche beruhigen sollte, aber der Gedanke der Integrität war darin festgehalten, sodaß die Publikation weder das Vertrauen noch den innern Frieden wiederherstellen konnte. König C. entschloß sich nun zu einem letzten Versuch, indem er durch eine konstitutionelle Verfassung die Herzogtümer mit dem Königreich zu verschmelzen gedachte. Mitten in den Vorarbeiten dazu ereilte ihn jedoch der Tod 20. Jan. 1848.

Christian IX., König von Dänemark, geb. 8. April 1818 auf Schloß Luisenlund bei Schleswig, der vierte Sohn des 1831 verstorbenen Herzogs Friedrich Wilhelm Paul Leopold von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg (früher Beck), vermählte sich 26. Mai 1842 zu Kopenhagen mit der Prinzessin Luise, der dritten Tochter des Landgrafen Wilhelm von Hessen-Kassel und der Prinzessin Luise Charlotte von Dänemark (gest. 1864),

Schwester König Christians VIII. Infolge dieser Heirat schlug der Prinz seinen Wohnsitz in Kopenhagen auf und ließ sich vollständig von dän. Einflüssen leiten. Demgemäß schloß er sich auch bei Gelegenheit des Offenen Briefs 1846 von dem Protest der Agnaten aus, und während der Kriegsjahre 1848—50 war er der einzige Prinz des Gesamthauses Schleswig-Holstein, welcher in dän. Kriegsdiensten blieb. So kam es, daß die dän. Regierung beschloß, ihm beim Aussterben des dän. Königshauses die Nachfolge zu verschaffen. Er ward zuerst im Warschauer Protokoll vom 5. Juni 1851 und dann im Londoner Traktat vom 8. Mai 1852 als Thronfolger in der gesamten dän. Monarchie designiert und, nach Verzicht der näher berechtigten Agnaten und nach Vereinbarung mit dem Reichstage, durch das Thronfolgegesetz vom 31. Juli 1853 als Thronfolger und Prinz von Dänemark eingesetzt. In den Herzogtümern Schleswig-Holstein und Lauenburg publizierte man dieses Thronfolgegesetz zwar gleichfalls, aber es wurde hier wegen mangelnder Zustimmung der Agnaten, der Stände und des Deutschen Bundes nicht rechtsgültig. Dennoch trat C. IX. nach dem Tode Königs Friedrich VII. (s. d.) 15. Nov. 1863 die faktische Regierung in der gesamten Monarchie an, und seine erste Regierungshandlung war, daß er unter dem Drucke der kopenhagener Bevölkerung 18. Nov. eine neue Verfassung genehmigte, welche das Herzogtum Schleswig vollständig mit dem Königreich verschmelzen sollte.

Aber bereits 16. Nov. hatte der nächstberechtigte Agnat, Erbprinz Friedrich von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, seinen Regierungsantritt als Herzog Friedrich VIII. von Schleswig-Holstein erklärt, und sein Recht wurde von der weit überwiegenden Mehrheit der Bevölkerung anerkannt. Bald darauf schritt der Deutsche Bund ein, indem die bereits 1. Okt. 1863 beschlossene Bundesexekution gegen Dänemark vollstreckt ward und sächs.-hannov. Truppen 24. bis 31. Dez. 1863 die Herzogtümer Holstein und Lauenburg besetzten. Sodann forderten die deutschen Großmächte, Österreich und Preußen, die sofortige Rücknahme der Verfassung vom 18. Nov., und als diese verweigert ward, überschritten ihre Truppen 1. Febr. 1864 die Eider und eroberten das Herzogtum Schleswig und die ganze dän. Provinz Jütland. Im Februar, nach der Räumung des Danewerks, kam es in Kopenhagen zu Aufstandsversuchen. Doch bald legte sich die Mißstimmung, und als nach dem fruchtlosen Ausgange der Londoner Conferenz (April bis Juni) die letzte Hoffnung auf auswärtige Hilfe schwand, konnte der König an die Stelle des bisherigen nationalliberalen (eiderdänischen) Ministeriums ungehindert 11. Juli ein konservatives Kabinett berufen, welches seine Wirksamkeit mit der Bitte um Frieden begann. In den Präliminarien zu Wien 1. Aug. und dem Friedensvertrage vom 30. Okt. 1864 entsagte C. den Herzogtümern Schleswig-Holstein und Lauenburg, sodaß seine Herrschaft auf das eigentliche Königreich Dänemark beschränkt blieb, dessen Südgrenze gleichzeitig durch Austausch von Enclaven, Inseln u. s. w. neu reguliert wurde. Aus der Ehe C.s gingen drei Söhne und drei Töchter hervor: 1) Kronprinz Friedrich, geb. 3. Juni 1843; 2) Prinzessin Alexandra, geb. 1. Dez. 1844, vermählt 10. März 1863 mit dem Prinzen von Wales, dem engl. Thronfolger; 3) Prinz Georg, geb. 24. Dez. 1845, welcher, nachdem er 6. Juni 1863 den griech. Thron bestiegen, 12. Sept. desselben Jahres eine Akte unterzeichnete, wonach sein jüngerer Bruder Waldemar und dessen Descendenz ihm selbst und seiner Descendenz in der Erbfolge auf dem dän. Thron vorangehen sollen; 4) Prinzessin Dagmar, geb. 26. Nov. 1847, vermählt 9. Nov. 1866 mit dem russ. Thronfolger Alexander Alexandrowitsch, dem spätern Kaiser Alexander III.; 5) Prinzessin Thyra, geb. 29. Sept. 1853, vermählt 21. Dez. 1878 mit Ernst August, Herzog von Cumberland; 6) Prinz Waldemar, geb. 27. Okt. 1858. Vgl. Barfod, «Kong Kristian den Niendes rejeringdagbogs» (Kopenh. 1869).

Christian I., Kurfürst von Sachsen, geb. 29. Okt. 1560, folgte als einzig überlebender von zehn Söhnen seinem Vater August I. 1588 in der Regierung. Schwach an Körper und Charakter, aber von milder Gesinnung, abgewandt von der Starrheit des schroffen Luthertums, überließ er sich der Leitung seines Kanzlers Nikolaus Crell (s. d.), der die Herrschaft der orthodoxen Partei beseitigte, das Land von der österr. Gefolgschaft loslöste und Fühlung mit den reform. Glaubensgenossen, besonders dem Pfalzgrafen Joh. Kasimir, suchte. In diesem Sinne erneuerte C. 1587 das Erbbündnis mit Hessen und Brandenburg, nahm Teil an der Unterstützung der Hugenotten und seit 1590 an der Begründung eines deutschen Protestantenbundes gegen die kath. Partei im Reiche, starb aber schon 25. Sept. 1591, nachdem er seinen Körper durch Unmäßigkeit zerruttet hatte. C. ist der Erbauer der Festung auf dem Königstein, und war überhaupt ein baulustiger, prachtliebender Fürst. Seine Gemahlin (seit 1582) Sophie von Brandenburg gebar ihm drei Söhne und zwei Töchter, deren eine, Sophie, Herzog Franz von Pommern heiratete, während die andere, Dorothea, Äbtissin von Quedlinburg wurde.

Christian II., Kurfürst von Sachsen, Sohn des vorigen, geb. 23. Sept. 1583, dem Vater, außer in der Leidenschaft für Jagd- und Tafelfreuden, sehr unähnlich, von muskulösem Gliederbau, ungebildet, roh und von andern abhängig auch dann, als er der Vormundschaft entwachsen war, führte, geleitet von seiner Mutter und seinem Vormund, Herzog Friedrich Wilhelm von Sachsen-Altenburg, den Staat wieder in die starren Fesseln des Luthertums und der Abhängigkeit von der österr. Politik zurück. Der Antritt seiner eigenen Regierung ward bezeichnet durch die Hinrichtung des Kanzlers Crell (1601), die Einführung des Religionseides auf die Konkordienformel und andere reaktionäre Maßregeln. Mit Brandenburg unterstützte er Kaiser Rudolf gegen Matthias und trug dazu bei, daß den Böhmen der Majestätsbrief bewilligt wurde, erntete aber doch nicht den Dank, den er dafür vom Hause Habsburg in der Unterstützung seiner kleve-jülichschen Erbansprüche erwartet hatte. Er starb kinderlos 23. Juli 1611 an den Folgen eines kalten Trunkes, ein verschuldetes Land hinterlassend. Seine Gemahlin war Hedwig von Dänemark.

Christian I., Fürst von Anhalt, geb. 11. Mai 1568 zu Bernburg, einer der hervorragendsten deutschen Fürsten seiner Zeit, kam 14jährig an den Hof Kaiser Rudolfs, um alsbald an einer Gesandtschaft desselben nach Konstantinopel teilzunehmen. Nach der Heimkehr lebte er meist an dem kursächsischen Hof, unternahm 1588 eine Reise nach Italien und zog 1591 als Führer eines deutschen Hilfsheeres zu König Heinrich von Navarra in den Kampf

gegen die Liguisten. Dieser Zug, der freilich keine großen Waffenerfolge brachte, war doch für C.s Leben entscheidend, indem er zum Calvinismus übertrat, sein ganzes Haus zu demselben Schritte bewog und fortan die Seele aller reformierten, gegen Habsburg und die kath. Reaktion gerichteten Bestrebungen wurde. Schon 1592 war er Führer des prot. Heeres in der Straßburger Bischofsfehde. Nach einigen Jahren ruhigen Lebens in der Heimat gewann ihn 1595 Friedrich IV. von der Pfalz zum Statthalter der Oberpfalz und seit diesem Jahre, wo er auch die Gräfin Anna von Bentheim heiratete, trat er von neuem in die große Politik ein, die in der pfälzischen Kanzlei einen ihrer Brennpunkte besaß. Er blieb in der Oberpfalz, auch nachdem ihm 1603 durch eine neue Teilung der anhalt. Lande Bernburg zufiel. (S. unter Anhalt.) Im Sommer 1606 ging er als Gesandter des Kurfürsten nach Paris, um persönlich über die Union der prot. Fürsten zu verhandeln, zu der Heinrich IV. in Bundesgenossenschaft treten wollte. Aber erst nach dem Bruch zwischen Kaiser Rudolf und seinem Bruder Matthias und nach der Vergewaltigung Donauwörths durch Max I. von Bayern kam es, vor allem wieder durch C., 15. Mai 1608 in Ahausen bei Nördlingen zu dem Abschluß des Bündnisses. Unermüdlich arbeitete nun C., die Partei für den großen Kampf zu mehren und zu stählen. Im J. 1609 trat er vor Kaiser Rudolf als Gesandter der Union mit drohendem Nachdruck auf, 1610 übernahm er in dem jülich-kleveschen Konflikt den Oberbefehl über das Unionsheer, fand jedoch nach der Ermordung Heinrichs IV. keine Gelegenheit mehr zu kriegerischem Auftreten. Erst der böhm. Krieg brachte die Entscheidung, wie für die Kurpfalz, so auch für C. Er führte das Heer, das am Weißen Berge bei Prag geschlagen wurde, ward Jan. 1621 mit dem Kurfürsten vom Kaiser geächtet, floh nach Schweden, dann nach Dänemark, wo er in Flensburg ein Asyl fand, bis er 1624 die Gnade des Kaisers erlangte. Seitdem lebte er zurückgezogen in Bernburg, unermüdlich bestrebt, die Leiden des Kriegs für sein Land zu mildern. Er starb 17. April 1630. Von seinen 16 Kindern überlebten ihn nur 3 Söhne und 2 Töchter. Vgl. Krebs, «C. von Anhalt und die kurpfälzische Politik» (Lpz. 1872).

Christian II., Fürst von Anhalt, Sohn und Nachfolger des vorigen, geb. zu Amberg im Aug. 1599, ward, nachdem er schon in savoyischen Diensten das Waffenhandwerk gegen die Spanier erprobt hatte, durch die Schlacht am Weißen Berge, wo er als Führer zweier Reiterregimenter tapfer kämpfend verwundet und gefangen wurde, in das Schicksal seines Vaters verflochten. In Wien, wohin man ihn brachte, gelang es ihm, die Gunst des Kaisers zu erwerben, der ihn bald der Freiheit zurückgab. C. machte hierauf Reisen durch Deutschland, Italien, Frankreich, die Niederlande, und kehrte erst 1630 zu längerm Aufenthalt in sein Stammland zurück. Die folgenden Jahre brachten über sein Fürstentum durch das Eintreten der Schweden in den großen Kampf alle Greuel der Verwüstung, die C. vergebens durch eine nach beiden Seiten vermittelnde Haltung abzuwehren suchte. Mehr als einmal war das Leben C.s und seiner Familie selbst bedroht. Er starb 21. Sept. 1656.

Christian der Jüngere, Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel, geb. 10. (20.) Sept. 1599 als dritter Sohn des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig-Wolfenbüttel, erhielt eine gute Erziehung und wurde 1616 zum Administrator des Stifts Halberstadt gewählt. Nachdem er unter Moritz von Oranien gegen die Spanier gekämpft, kam er nach der Schlacht am Weißen Berge dem vertriebenen Kurfürsten Friedrich von der Pfalz zu Hilfe, namentlich bewogen durch die schöne Kurfürstin Elisabeth, Tochter Jakobs I. von England. Er steckte deren Handschuh auf seinen Hut und schwur, diesen nicht abzulegen, bis er Friedrich wieder auf den böhm. Thron gesetzt. Mit einem geworbenen Heer plünderte er 1621 am Main und in Westfalen die kath. Kirchen und Klöster und ließ aus dem erbeuteten Silber Münzen schlagen mit der Inschrift «Gottes Freund, der Pfaffen Feind». Von Tilly 20. Juni 1621 bei Höchst geschlagen, schlug er sich mit Mansfeld zu Moritz von Oranien durch, besiegte 29. Aug. 1622 die Spanier bei Fleurus, wobei er den linken Arm verlor, und entsetzte Bergen op Zoom. Hierauf wandte er sich wieder nach Paderborn und Hildesheim, zog sich aber bei Tillys Annäherung wieder nach Westfalen zurück, wurde jedoch von diesem eingeholt und 26. Juli (6. Aug.) 1623 bei Stadtlohn an der Berkel geschlagen. Er entkam wieder zu Moritz von Oranien, reiste dann nach England, um Jakob I. zur Unterstützung seines Schwiegersohns zu bewegen, und trat dann in die Dienste Christians IV. von Dänemark. Nachdem er 1625 noch Tilly zur Aufhebung der Belagerung von Nordheim gezwungen, starb er, von Wunden und übertriebenen Anstrengungen erschöpft, 6. (16.) Juni 1626 zu Wolfenbüttel.

Christian (Karl August Friedrich), Herzog von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, der älteste Sohn des Herzogs Friedrich Christian (gest. 1814) und der Prinzessin Luise Auguste von Dänemark (gest. 1843), Tochter Christians VII., ward 19. Juli 1798 geboren. Nach einer tüchtigen Vorbildung besuchte er 1817—19 die Hochschulen zu Genf und Heidelberg, bildete sich auf Reisen und übernahm dann die Bewirtschaftung seiner Stammgüter auf Alsen und im Sundewitt mit den Schlössern Augustenburg und Gravenstein. Seit Einführung der Provinzialstände (1834) führte er auch persönlich die ihm verliehene erbliche Virilstimme in der schlesw. Ständeversammlung, und zwar immer in einer sehr konservativen Richtung. Sonst nahm er keine dienstliche Stellung ein, während sein jüngerer Bruder, Friedrich August Emil (geb. 23. Aug. 1800, gewöhnlich nach seinem Gute in Schleswig der «Prinz von Noer» genannt, gest. 2. Juli 1865 zu Beirut in Syrien), 1842—46 als Statthalter und kommandierender General in Schleswig-Holstein thätig war. Am 18. Sept. 1820 hatte sich der Herzog mit der Gräfin Luise Sophie von Danneskjold-Samsö vermählt, welcher Ehe die Prinzen Friedrich (geb. 6. Juli 1829) und Christian (geb. 22. Jan. 1831) sowie drei Töchter entsprangen. Durch seine Geburt Chef des ältern (Augustenburgischen) Zweigs der sog. jüngern königl. Linie des oldenburgischen Fürstenhauses, war Herzog C. nächstberechtigter Agnat und Erbe in den Herzogtümern Schleswig-Holstein, sobald, wie vorauszusehen, der Mannsstamm des regierenden dän. Königshauses erlosch. Aber König Christian VIII. faßte den Plan einer kognatischen Erbfolge, und als der Prinz auf denselben nicht eingehen wollte, kam es zu einem Bruch zwischen beiden.

Der Offene Brief vom 8. Juli 1846 (s. unter Christian VIII.) führte endlich zur vollständigen Feindschaft. Der Herzog erhob schon 30. Juli feierlich Protest gegen solches Vorgehen von seiten des Königs, während der Prinz von Noer seine Ämter niederlegte, und die andern Agnaten folgten diesem Beispiel. In der nächsten schlesw. Ständesitzung stellte Herzog C. den Antrag auf eine gemeinschaftliche Verfassung für Schleswig-Holstein, dem die Versammlung zustimmte. Da sich die Regierung weigerte, einen solchen Beschluß auch nur entgegenzunehmen, erklärte der Herzog 4. Dez. 1846 seinen Austritt. Seine Güter wurden von der dän. Regierung nicht nur mit Beschlag belegt, sondern auch förmlich ausgeplündert. Während des Kriegs gegen Dänemark stand die ganze augustenburgische Familie auf schlesw.-holstein. Seite. Der Prinz von Noer war 1848 Mitglied der Provisorischen Regierung der Herzogtümer und kommandierender General, während die jungen Prinzen im Heere dienten. Nur Herzog C. selbst nahm auch damals keine amtliche Stellung ein, sondern wirkte nur in gelegentlichen Missionen und im Ständesaal. Nach der Restauration der dän. Herrschaft 1851—52 wurden die Prinzen von der sog. Amnestie ausgeschlossen, und die ganze Familie ward aus der dän. Monarchie verbannt. Die herzogl. Stammgüter blieben unter Sequester. In Veranlassung der Verhandlungen, welche dem Londoner Traktat vom 8. Mai 1852 vorangingen, vollzog jedoch Herzog C. 30. Dez. 1852 eine Akte, wodurch er seine Stammgüter gegen eine Kaufsumme von 2250000 preuß. Thlr. der dän. Regierung überließ, und in eben dieser Akte ward eine Klausel eingeschoben, wodurch er «für sich und seine Familie» versprechen mußte, der neuen Erbfolgeordnung in der dän. Monarchie auf keine Weise entgegentreten zu wollen. Diese Erklärung hatte indes für die andern Familienglieder keine bindende Kraft, daher der Prinz von Noer durch Protest vom 24. März 1853, der Erbprinz Friedrich durch Protest vom 15. Jan. 1859 sein Erbrecht wahrte. Nach dem Verkauf seiner Stammgüter erwarb Herzog C. die Herrschaft Primkenau in Niederschlesien und wohnte seitdem abwechselnd dort und in Gotha. Auch nach dem Tode des Königs Friedrich VII. von Dänemark kehrte er nicht wieder auf den polit. Schauplatz zurück, sondern entsagte durch den Verzicht vom 16. Nov. 1863 und den erweiterten Verzicht vom 25. Dez. 1863 der Erbfolge in Schleswig-Holstein vollständig, indem er seinem Sohne, dem Erbprinzen Friedrich (s. d.), die Geltendmachung der Rechte seines Hauses überließ. Er starb 11. März 1869 zu Primkenau.

Christian, Markgraf von Bayreuth, geb. 1581 als Sohn des Kurfürsten Johann Georg von Brandenburg, wurde 1603 Markgraf von Bayreuth, war eifriger Anhänger Gustav Adolfs, trat aber 1635 dem Prager Frieden bei. Nach dem Westfäl. Frieden erwarb er sich Verdienste um die Hebung des Wohlstandes seines Landes. Er starb 30. Mai 1655.

Christian Ernst, Markgraf von Kulmbach, geb. 27. Juli 1644, Vetter und Mündel des Großen Kurfürsten, der ihn an seinem Hofe erziehen ließ, 1657 nach Straßburg auf die Universität und danach auf Reisen sandte. Als C. 1661 die Regierung in Bayreuth antrat, eiferte er als Regent und Soldat dem Großen Kurfürsten nach. Kreisoberst des fränk. Kreises (seit 1664) und an der Spitze einer für sein Ländchen bedeutenden Waffenmacht, verschaffte er sich in dem franz. Kriege, in den er schon 1672 als erster Bundesgenosse Brandenburgs eintrat, ein bedeutendes Ansehen, sodaß ihm Kaiser Leopold März 1676 den Rang eines Feldmarschalllieutenants und bald darauf das Kommando der gesamten Reichsarmee übertrug. Im J. 1683 beteiligte er sich an der Befreiung Wiens von den Türken. Spätere Kriegsthaten im zweiten und dritten Koalitionskriege gegen Ludwig XIV., besonders 1707 die Verteidigung der Stollenhofer Linien, verliefen unglücklich, sodaß C. nach dieser letzten Niederlage den Oberbefehl der Reichsarmee niederlegte und nach Erlangen zurückkehrte, wo er 10. März 1712 starb. Seine Administration zeigt ähnliche Züge wie die des Großen Kurfürsten und der meisten prot. Reichsfürsten. Er belebte gleichfalls den Gewerbfleiß des Landes durch Hereinziehung der Réfugiés, denen er einen neuen Stadtteil in Erlangen baute, verlegte dorthin seine Residenz und legte durch Stiftung der Ritterakademie den Grund zu der erlanger Universität.

Christian, erster Bischof von Preußen; ein Mönch unbekannter Herkunft (angeblich aus Oliva), dem es gelungen war, bei dem Volke der (Alt-)Preußen einige Bekehrungen zu machen und der darauf hin von Innocenz III. 1215 zu ihrem Bischofe geweiht wurde. Aber die Bekehrten fielen wieder ab, die Güter, die C. durch Schenkung erworben hatte, gingen verloren, und da die von poln. und deutschen Kreuzfahrern gebrachte Hilfe unzureichend war, schloß C. mit dem vom Herzoge Konrad von Masovien herbeigerufenen und im Kulmerlande ausgestatteten Deutschen Orden einen Vertrag über die gewaltsame Unterwerfung der Preußen und über die Teilung des Landes. Da der Orden Erfolg hatte, wegen seiner Mühen aber sich nicht mit dem geringern Anteile begnügen wollte, kam es zu langen Streitigkeiten mit C., der inzwischen mehrere Jahre in preuß. Gefangenschaft gewesen war. Beide Teile riefen den Papst an, der nun Preußen in vier Bistümer teilen ließ und in jedem dem Orden zwei, dem Bischof ein Drittel des Bodens zuwies (1243). C. sollte sich eins dieser Bistümer wählen, sträubte sich aber gegen diesen ihm ungünstigen Ausgang und starb um 1245. Vgl. Ewald, «Die Eroberung Preußens durch die Deutschen» (2 Bde., Halle 1872—75).

Christian Wilhelm, Administrator des Erzstiftes Magdeburg, geb. 28. Aug. 1587 als Sohn des damaligen Administrators Joachim Friedrich, wurde 1598, als der Vater Johann Georg in der brandenb. Kurwürde nachfolgte, selbst Administrator, mußte aber für die Zeit seiner Unmündigkeit die Regierung dem Domkapitel überlassen und war später viele Jahre bemüht, durch Verhandlungen, Intriguen, List und Gewalt sich des Stiftes zu bemächtigen. Dies Streben verwickelte ihn in die Wechselfälle des Dreißigjährigen Kriegs. Im J. 1625 schloß er sich Christian IV. von Dänemark als Generalobersten des sächs. Kreises an und wurde von ihm zum Generallieutenant ernannt. Er kämpfte mit Mansfeld gegen Wallenstein unglücklich an der Dessauer Brücke, versuchte vergeblich, durch Handstreich Magdeburg zu nehmen, ward von Wallenstein in die Neumark gedrängt und geschlagen, ging nach Dänemark, von da nach Holland, Frankreich, Italien, Siebenbürgen, endlich zu Gustav Adolf nach Schweden. Mittlerweile hatte das magdeburger Domkapitel ihn seiner Würde entsetzt und

den Koadjutor August von Sachsen als Nachfolger postuliert, den aber der Kaiser nach dem Restitutionsedikt 1629 kassierte, um seinem Sohn das Erzstift zu verschaffen. Dies führte zu einer Blockade Magdeburgs durch Wallenstein und nach dessen Abzug zu einer Revolution, durch welche die populäre und evang. Partei in der Stadt die Oberhand behielt. C. suchte die neue Lage zu seinem Vorteil zu benutzen. Im Auftrage Gustav Adolfs trat er, nachdem er sich heimlich eingeschlichen, 1. Aug. 1630 in Magdeburg auf, bewog die Bürgerschaft zur teilweisen Anerkennung seiner Ansprüche und leitete mit dem schwed. Obersten Dietrich von Falkenberg die Verteidigung der Stadt gegen Tilly. Bei der Eroberung in Gefangenschaft geraten, trat er unter jesuitischem Einfluß zum Katholizismus über und erhielt durch den Prager Frieden eine Rente von 12000 Thlrn. aus den stiftischen Gütern, wofür ihm im Westfälischen Frieden die Ämter Loburg und Zinna abgetreten wurden. Er starb 1. Jan. 1665.

Christian I., Erzbischof von Mainz, vielleicht aus dem Geschlecht der Grafen von Buch, war erst Propst in Merseburg und wurde 1162 von Kaiser Friedrich I. zum Reichskanzler ernannt. Er begleitete den Kaiser 1163 nach Italien, wo er mit Entschiedenheit das Ansehen desselben gegen den Papst verteidigte. Im Sept. 1165 wurde C. zum Erzbischof von Mainz erwählt und im März 1167 geweiht. Als Anführer des kaiserl. Heeres in Italien besiegte er 29. Mai 1167 die Römer bei Tusculum vollständig, belagerte 1173 Ancona und unterhandelte nach der Niederlage bei Legnano den Frieden von Venedig mit Alexander III., der ihn nun als Erzbischof anerkannte. Nachdem er noch 1183 die Römer zur Aufhebung der Belagerung von Tusculum gezwungen, starb er daselbst am Fieber 25. Aug. 1183. Vgl. Varrentrapp, «Erzbischof C. I. von Mainz» (Berl. 1867).

Christian-Connexion, s. unter Baptisten.

Christiania, Hauptstadt von Norwegen, s. Kristiania.

Christianiafjord, s. unter Kristiania.

Christianissimus (Superlativ von Christianus), der Allerchristlichste, Titel der Könige von Frankreich seit Chlodwig (s. d.).

Christiansamt in Norwegen, s. Kristiansamt.

Christiansdor, ehemalige dän. Goldmünze (Pistole), kam zuerst im J. 1775 auf, und zwar wurden 35 Stück aus der rauhen Mark von 21⅔ Karat geprägt. Gewöhnlich galten sie ungefähr 26 Mark dän. Courant. Seit 1827 wurden auch doppelte C. geprägt, welche, wie die einfachen, mit Einführung des neuen dän. Münzsystems 1874 verschwanden.

Christiansfeld, Brüdergemeine und Stadt im Kreise Hadersleben der preuß. Provinz Schleswig-Holstein, 11 km von der Stadt Hadersleben, in hügeliger und waldreicher Gegend, ein regelmäßig gebauter Ort, der 1773 auf dem Vorwerke Tyrstruphof angelegt ward und 1880 in 60 Häusern 604 E. zählte. Der Ort, aus zwei parallelen Straßen bestehend, mit der Kirche in der Mitte auf einem grünen Platze, erhält durch seine Sauberkeit und seine wohlgebauten Häuser ein freundliches Ansehen. Die Ordnung der Brüdergemeine wird streng innegehalten. Die Industrie des Ortes liefert Seife, Lichte, Leder, Tabak und Cigarren. Auch bestehen daselbst zwei deutsche Erziehungsinstitute, eins für Knaben und eins für Mädchen.

Christiansö, früher Ertholmene (d. i. Erbseninseln), eine 18 km nordöstlich von der dän. Insel Bornholm liegende und in administrativer Hinsicht dazu gehörige Gruppe von drei kleinen Felseilanden: Christiansholm, Frederiksholm und Gräsholm. Ursprünglich war C. nur der Name einer Festung, die 1684 auf Christiansholm und Frederiksholm erbaut wurde, als Staatsgefängnis diente, aber 1855 aufgegeben ward. Auf dem höchsten Turme derselben befindet sich ein 29 m hoher Leuchtturm mit Blickfeuer. Sonst stehen auf Christiansholm noch die Kirche, die Schule und das Proviantmagazin, auf Frederiksholm einige Kasernen und das frühere Gefängnisgebäude. Zwischen beiden Inseln liegt der kleine, aber gute Hafen, der als Nothafen von Wichtigkeit ist. Die 450 Bewohner finden ihren Erwerb im Lotsendienste, Verproviantieren der in den gefährlichen Hafen einlaufenden Schiffe, Fischerei und Einsammlung von Eiderdunen. In den Felsenklüften entspringen reiche, nie versiegende Quellen; in den Gärten gedeihen Küchengewächse, Wein und edleres Obst. Die Insel Gräsholm ist ohne Vegetation und wird nur von zahlreichen Eidergänsen bewohnt.

Christianssand, s. Kristianssand.

Christianssund, Stadt in Norwegen, s. unter Kristianssand.

Christianstad, s. Kristianstad.

Christianstadt, Stadt in der preuß. Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Frankfurt, Kreis Sorau, am Bober, der schles. Stadt Naumburg gegenüber, 18 km im NNO. von Sorau, mit (1880) 1537 fast ausschließlich prot. E.

Christianstaed, Hauptstadt des dän. Westindien, an der Nordküste der Insel Ste.-Croix, hübsch gebaut, mit sicherm Hafen, drei Forts, einer Sternwarte und 5000 E.

Christine, Königin von Schweden, geb. 8. (18.) Dez. 1626, die Tochter Gustav Adolfs und der Prinzessin Marie Eleonore von Brandenburg, erhielt nach dem Willen ihres Vaters als künftige Thronerbin eine mehr männliche als weibliche Erziehung. Nach seinem Tode gaben die Reichsstände der sechsjährigen Königin die fünf höchsten Kronbeamten zu Vormündern, indem sie diese zugleich mit der Landesverwaltung beauftragten. Ausgestattet mit einer lebhaften Einbildungskraft und einem außerordentlichen Gedächtnis, machte sie die schnellsten Fortschritte; sie wurde vertraut mit den alten Sprachen, mit Geschichte, Geographie und Politik; daneben war sie in allen körperlichen Übungen geschickt. An ihrem 18. Geburtstage übernahm sie selbst die Regierung. Sie endigte den 1643 mit Dänemark begonnenen Krieg und erhielt durch den Vertrag zu Brömsebro 1645 mehrere Provinzen. Sodann beschleunigte sie gegen Oxenstjernas Meinung die Wiederherstellung der Ruhe in Deutschland und war hierauf mit Erfolg bemüht, den Handel zu heben und die Wissenschaften zu fördern. Unter den Fürsten, die sich um ihre Hand bewarben, zeichnete sich vor allen ihr Vetter, Karl Gustav von Pfalz-Zweibrücken, aus. Obschon sie seinen Antrag, wie alle übrigen Bewerbungen um ihre Hand, ablehnte, bewog sie doch 1649 die Reichsstände, ihn zu ihrem Nachfolger zu bestimmen, worauf sie sich 1650 mit großer Pracht krönen ließ. Seitdem veränderte sich ihr Benehmen auf eine auffallende Weise; sie vernachlässigte ihre alten Minister und hörte auf den Rat

ehrgeiziger Lieblinge, wie Tott, de la Gardie, Pimentelli u. a. Als infolge dessen Unzufriedenheit im Lande entstand, erklärte die Königin, die Regierung niederlegen zu wollen. Doch brachte sie Oxenstjerna wieder von diesem Entschlusse ab.

Seitdem leitete C. die Regierung wieder mit mehr Energie. Dabei beschäftigte sie sich eifrig mit den Wissenschaften, kaufte Gemälde, Münzen, Handschriften, Bücher, unterhielt mit vielen Gelehrten Briefwechsel und berief Descartes, Grotius, Salmasius, Bochart, Vossius, Meibom u. a. nach Stockholm, wo die Königin mit ihnen in vielfache Verbindung trat. Das steigende Mißvergnügen des Volks rief jedoch bald von neuem bei ihr den Entschluß hervor, der Krone zu entsagen. Im J. 1654 versammelte sie die Reichsstände zu Upsala und legte vor diesen (6. Juni) die Zeichen der königl. Würde ab, um sie dem Prinzen Karl Gustav zu übergeben. Sie behielt sich ein bestimmtes Einkommen, völlige Unabhängigkeit ihrer Person und die höchste Gewalt über alle diejenigen vor, die zu ihrem Hofstaate gehörten. Schon den folgenden Tag reiste sie ab und ging über Dänemark und Hamburg nach Brüssel, wo sie feierlich einzog und einige Zeit lebte. Hier trat sie insgeheim und nachher zu Innsbruck öffentlich zur kath. Religion über. Von Innsbruck reiste sie nach Rom, wo sie in Amazonenkleidung zu Pferde mit vielem Glanze einzog. Bei der Firmung durch Papst Alexander VII. fügte sie ihrem Namen noch den Namen Alessandra bei. Im J. 1656 ging sie nach Frankreich, wo sie zu Fontainebleau, Compiègne und Paris verweilte. Sie wollte die Vermittlerin zwischen Frankreich und Spanien werden; allein Mazarin lehnte diese Vermittelung ab und wußte ihre Abreise zu beschleunigen. Ihr zweiter Aufenthalt in Frankreich im folgenden Jahre war besonders deshalb merkwürdig, weil sie hier im königl. Schlosse zu Fontainebleau 10. Nov. 1657 in Gegenwart des Paters Lebel nach abgehaltenem Gerichte ihren Oberstallmeister, Marquis Monaldeschi (s. d.), hinrichten ließ, der ihr ganzes Vertrauen besessen hatte, jetzt aber des Hochverrats von ihr beschuldigt wurde. Der franz. Hof gab ihr sein Mißfallen zu erkennen, und es vergingen zwei Monate, ehe sie es wagen durfte, sich in Paris öffentlich zu zeigen. Nachdem sie 1658 nach Rom zurückgekehrt, geriet sie in arge Geldverlegenheit, weshalb Papst Alexander VII. ihr eine Pension von 12000 Scudi gewährte. Nach dem Tode Karl Gustavs (1660) unternahm die Königin eine Reise nach Schweden. Da der Kronprinz noch sehr jung und kränklich war, erklärte sie, im Falle seines Todes den Thron in Anspruch nehmen zu wollen, wurde jedoch genötigt, eine förmliche Entsagungsakte zu unterzeichnen. Infolge dessen verließ sie Stockholm, kehrte zwar 1667 nach Schweden zurück, ging aber, ohne die Hauptstadt erreicht zu haben, nach Hamburg, als sie hörte, daß man ihr die öffentliche Ausübung ihrer Religion nicht zugestehen werde. Im folgenden Jahre bewarb sie sich um die poln. Krone, aber ohne Erfolg. Endlich kehrte sie nach Italien zurück, wo sie den Rest ihrer Tage zu Rom in Beschäftigung mit Künsten und Wissenschaften verlebte. Sie stiftete eine Akademie, brachte kostbare Sammlungen von Handschriften, Münzen und Gemälden zusammen und starb 19. April 1689. C. ward in der Peterskirche beigesetzt, und der Papst ließ ihr ein Denkmal errichten. Zum Haupterben setzte sie den Kardinal Azolini, ihren Intendanten, ein. Ihre Bibliothek kaufte Papst Alexander VIII., die Gemälde und Antiken Odescalchi, der Neffe Innocenz' XI., und einen andern Teil ihrer Gemälde 1722 der Herzog von Orléans. Sie hat auch einige kleine Werke hinterlassen, die meist in Arckenholz' «Memoiren der Königin C.» (deutsch, 4 Bde., Berl. 1751—60) enthalten sind. Die Echtheit der 1762 unter ihrem Namen erschienenen Briefe ist nicht erwiesen. Vgl. Grauert, «C., Königin von Schweden, und ihr Hof» (2 Bde., Bonn 1837—42); Woodhead, «Memoir of C. Queen of Sweden» (2 Bde., Lond. 1863).

Christine, Königin-Regentin von Spanien, s. Maria Christina.

Christine de Pisan, franz. Schriftstellerin, die erste von der Feder lebende Frau in Frankreich, Tochter des Astrologen Thomas de Pisan am Hofe Karls V. von Frankreich, geb. 1363, gest. nach 1431, verfaßte nach dem Tode ihres Gatten, Etienne Castel, namentlich zahlreiche didaktische Dichtungen und Schriften moralisch-polit. Inhalts in franz. Sprache, die ihr die Gunst des franz. Hofs und hohes Ansehen bei den Zeitgenossen erwarben; wichtig ist auch ihre Geschichte der Zeit Karls V.: «Gestes et bonnes mœurs de Charles V», im Auftrage Philipps des Guten verfaßt (herausg. zuletzt im 2. Bande von Michaud und Poujoulats «Collection de mémoires»). Ihre Dichtung auf die Jungfrau von Orléans gab Jubinel (Par. 1838) heraus, von dem umfangreichen «Chemin de longue étude» besorgte die erste Ausgabe Püschel (Berl. 1881); mit Auszügen aus andern Werken ist versehen Thomassys «Essai sur les écrits politiques de C. de Pisan» (Par. 1838).

Christinehamn, s. Kristinehamn.

Christinos hießen in Spanien während der Regentschaft der Königin Maria Christina (s. d.), der Witwe Ferdinands VII. und Mutter der Königin Isabella II., die Anhänger derselben, welche zugleich liberale Grundsätze verfochten. Dieser Partei gegenüber standen die Karlisten, die Anhänger des Don Carlos (s. d.).

Christliche oder **Kirchliche Archäologie,** s. unter Archäologie.

Christliche Kunst. Gleichzeitig mit der Erhebung des Christentums zur Staatsreligion durch Konstantin d. Gr. fällt der Beginn einer selbständigen christl. Kunst, deren Geburtsstätte Rom war. Das Christentum schuf jedoch ursprünglich keine neuen Formen, bildete keine eigene künstlerische Sprache für seine Bedürfnisse aus. Die Kunst des Altertums, wenn auch verfallen und entartet, war noch mächtig und bedeutend genug, um bestimmend auf die Folgezeit zu wirken. Der antike Tempel zeigte sich jedoch für die Bedürfnisse des neuen Kultus nicht geeignet und wurde nur in den seltensten Fällen adoptiert. Er ist im Sinne des Heidentums Wohnhaus der Gottheit, während das Christentum ein Bethaus der Gemeinde, das folgerichtig viel bedeutendere Räumlichkeiten haben muß, beansprucht. Mit der Innerlichkeit des neuen Kultus hängt es zusammen, daß das christl. Gotteshaus das Bestreben hat, weit emporzuragen über den Boden der Erde, auf welchem sie fußt, und sich dem Himmel entgegen zu erheben, wo der Christ seinen Gott sucht. Zuerst begann das Christentum seinen Zwecken die röm. Markt- und Gerichtshalle, die Basilika (s. d.), anzupassen, indes

nicht ohne durchgreifende Umgestaltungen. Die christl. Basilika verbreitete sich dann nicht nur über das Abendland, sondern faßte auch im Osten des röm. Weltreichs Fuß (Kirche von Bethlehem). Allmählich ward hier aber eine andere Bauweise die herrschende: der kuppelgekrönte Centralbau, der ebenfalls dem weström. Boden entstammte und dort gleichzeitig mit der Basilika auftritt. Seine edelsten Beispiele weist er in Ravenna auf, erscheint vereinfacht dann in den Taufkirchen (Baptisterien), findet jedoch seine weitere Ausbildung im Orient als byzant. Stil. Die Byzantinische Kunst (s. d.) erhielt sich bis zur Eroberung des Byzantinischen Reichs durch die Türken (1453), beherrscht aber heute noch Rußland und andere slaw. Gebiete. Im Abendlande findet die altchristl. Epoche unter der Regierungszeit Karls d. Gr. ihren Abschluß, dessen kaiserl. Palastkapelle (jetzt Münster) zu Aachen noch in jene gehört. Es beginnt nun eine neue Epoche, die romanische, deren Prinzip freilich erst im Anfange des 11. Jahrh. wirklich durchdringt, wenngleich ihre Anfänge z. B. schon bei dem Neubau des Klosters von St. Gallen (im 9. Jahrh.), von dem sich ein Plan erhalten hat, sichtbar sind. Die german. Völker, vom Geiste roman. Kultur getränkt, sind nunmehr Träger der Kunst geworden. Die einzelnen Teile, welche, bei der Basilika nur lose aneinander gefügt waren, werden jetzt zu einem wohlgegliederten organischen Ganzen; die Reste antiker Formgesetze werden allmählich abgestreift. Durchgeführte Wölbung, namentlich in dem von der roman. Kunst besonders angewendeten Kreuzgewölbe, wird Hauptelement des Baues. Wie die Wölbung, weist auch der Turmbau gegen oben, der jetzt erst mit dem ganzen Gebäude in organischen Zusammenhang tritt. Während indes die roman. Kunst in voller Blüte steht, tritt die eigentümliche Erscheinung ein, daß ein neues Stilprinzip, das gotische, und zwar zuerst gegen die Mitte des 12. Jahrh. im nordöstl. Frankreich aufkommt und jene völlig verdrängt. An die konstruktiven Tendenzen des roman. Stils knüpft der gotische allerdings an, aber das Ideal, welches ihm innewohnt, ist ein durchaus verschiedenes. Nicht mehr als feste Masse gründet sich das Bauwerk auf den Boden, sondern in zahllose Einzelglieder wird es aufgelöst, die unaufhaltsam und unendlich emporstreben, während der Spitzbogen, der von beiden Seiten anstrebt, ohne in sich selbst zurückzukehren, diesem Prinzip auf das trefflichste dient.

Auch in den übrigen bildenden Künsten läßt das Christentum ein der Antike vollständig entgegengesetztes Prinzip zur Geltung kommen. Verklärung der schönen Natur konnte sein künstlerisches Ziel nicht sein, denn es stand ja der Natur feindlich gegenüber, sah dieselbe als einen Abfall vom Göttlichen an; von einer durch Schönheit geadelten Sinnlichkeit wußte seine spiritualistische Lehre nichts. Die Naturauffassung der christl. Kunst blieb daher unvollkommen; ihr höchstes Ziel war, das Individuum in seinem tiefinnersten Seelenleben aufzufassen. Aus diesem Grunde gelangt die Malerei weit mehr als die Plastik, mochte diese auch noch so großartig und mannigfaltig thätig sein, zur Entfaltung. Die allerverschiedensten Techniken müssen dem kirchlichen Bedürfnisse dienen; je kostbarer das Material, desto würdiger scheint es für den erhabenen Zweck. Nicht nur in Erz, Stein und Holz, auch in Gold und Silber arbeitet die Bildnerei, und einen Hauptzweig ihrer Thätigkeit bildet die Elfenbeinschnitzerei (in Buchdeckeln, Diptychen u. s. w.). Für malerische Darstellungen werden ursprünglich die Mosaiken mit Vorliebe gewählt, die auf prächtigem Goldgrunde die Wände der Basiliken schmücken. In roman. Zeit tritt die Wandmalerei an die Stelle, während allmählich sich auch die Tafelmalerei entwickelt; in der got. Kunst steht die Glasmalerei im Vordergrunde. Daneben blühen Emailmalerei, Teppichstickerei und Weberei, besonders aber die Miniaturmalerei in Büchern. Die altchristl. Kunst, deren erste Proben sich in den Katakomben finden, ist wesentlich symbolisch; sie gibt kein Abbild, nur ein Symbol der heiligen Personen, drückt Christus durch einen Fisch oder einen Weinstock, die Kirche durch ein Schiff aus, stellt Gleichnisse, wie das vom guten Hirten, dar, nimmt Stoffe aus dem Alten Testament als Vorbedeutungen der Heilsgeschichte. So ist ihr z. B. die Geschichte des Propheten Jonas ein Hinweis auf des Heilands Tod und Auferstehung. Allmählich wird ihre Darstellung mehr histor. Art und erstreckt sich auf die drei göttlichen Personen, die Heilige Jungfrau, die Erzväter, Propheten und Apostel, die ganze Geschichte von Sündenfall und Erlösung, Christi Wirken auf Erden und vieles Legendarische. An den Kirchenportalen und später an den Flügelaltären werden ganze Epopöen der christl. Heilslehre aufgebaut.

Eine neue Blüte bricht für die bildenden Künste im 15. und 16. Jahrh. an. Hier aber tritt an die Stelle der spezifisch christlichen die moderne Weltanschauung mit ihrer natur- und lebensfrohen Realität. Mag auch ein Fiesole und Perugino fleckenlose Seelenreinheit und schwärmerische Hingebung an das Göttliche schöner ausdrücken, als es zuvor geschehen, mögen im Norden die van Eyck und ihre Nachfolger sich in wahrer Begeisterung und gläubiger Innigkeit das Heilige nahe bringen, indem sie es mitten auf den Boden der Welt stellen, die sie umgibt, so ist es mit der eigentlichen christl. Kunst doch bald vorbei. Das christlich-religiöse Element findet zwar auch noch seine Stätte in der Kunst, aber es ist nicht mehr das allein herrschende. Die jetzt anbrechende, auf das Studium der Antike begründete Renaissancekunst, mag sie auch einen Petersdom schaffen, ist wesentlich profan. In Rafaels Schöpfungen zeigt sich bereits das Religiöse nicht sowohl spezifisch christlich als vielmehr allgemein kirchlich aufgefaßt, und bei den Darstellungen heiliger Gegenstände tritt, namentlich in den Cartons aus der Apostelgeschichte, das eigentlich histor. Interesse immer entschiedener in den Vordergrund. Der Protestantismus, obschon nur die schweiz. Reformatoren, keineswegs aber Luther, die Kunst aus der Kirche verbannen wollen, bleibt in seiner fernern Entwickelung künstlerisch vollkommen unproduktiv. Im Bereiche der kath. Kirche kam es dagegen wieder zu einer Neubelebung der kirchlichen Kunst im Zeitalter der Gegenreformation. Auch der im 19. Jahrh. eingetretene Aufschwung der christl. Kunst, in der Architektur durch die Neugotik, in der Malerei durch die Nazarener, ist entschieden kath. Charakters. Glaubten doch Overbeck, Phil. Veit und W. Schadow zum Katholizismus übertreten zu müssen, um religiös schaffen zu können. Nur Cor-

nelius, von Hause aus Katholik, ist kein so einseitiger Eiferer wie jene Konvertiten, und namentlich in seinen Kompositionen für die berliner Friedhofshalle waltet mehr ein allgemein theologischer als ein engherzig konfessioneller Geist. Unter den religiösen Malern der neuesten Zeit stehen Führich in Wien (gest. 1876) und in Düsseldorf Ernst Deger, gleichfalls Katholik, obenan. Im Gebiete der Skulptur hat die jüngste Zeit in Rietschels Pietà (Sanssouci) ein großartiges Werk von echt christl. Charakter hervorgebracht. Mittelalterliche Holzschnitzerei für kirchliche Zwecke ist durch Jos. Knabl in München auf das glücklichste erneuert worden.

Christlich-soziale Partei, eine im J. 1878 vom Hofprediger Stöcker in Berlin gegründete Partei. Im Dez. 1876 traten einige Männer, welche politisch der konservativen, kirchlich der orthodoxen, wirtschaftlich der agrarischen, schutzzöllnerischen oder zünftlerischen Richtung angehörten, zur Gründung eines «Vereins für Sozialreform» zusammen, der den «Staatssozialist» schuf, um in dieser Wochenschrift durch öffentliche Erörterungen ein sozialreformatorisches, zur wirksamen Bekämpfung der Sozialdemokratie geeignetes Programm «abzuklären». Der Verein wie sein Organ erreichten den gewünschten Zweck nicht, sondern siechten nur mehrere Jahre hin, um dann ganz zu verschwinden, wohl aber gelang es einem der Gründer, dem Hofprediger Stöcker in Berlin, schon im Jan. 1878 die öffentliche Aufmerksamkeit dadurch in meist sympathischer Weise zu erregen, daß er den sozialdemokratischen Agitatoren, wie namentlich dem wüsten Most, in ihren Versammlungen kräftig entgegentrat. Ermutigt durch vielseitigen Beifall, entschloß sich der orthodoxe und rednerisch begabte Geistliche sofort, eine «christlich-soziale» Arbeiterpartei zu gründen, welche zwar in geistigem Zusammenhange mit dem «Verein für Sozialreform» bleiben, aber sich doch darin von demselben unterscheiden sollte, daß sie sich auf ein abgeschlossenes Programm stellte. Dieses Programm zerfiel in einen allgemeinen und einen besondern Teil. Der letztere stellte aus den konservativen, liberalen und sozialistischen Programmen eine Reihe sozialpolitischer Forderungen zusammen: Gründung obligatorischer Fachgenossenschaften, Regelung des Lehrlingswesens, gewerbliche Schiedsgerichte, obligatorische Witwen- und Waisen-, Invaliden- und Altersversorgungskassen, ferner Normalarbeitstag, Fabrikgesetze, Wiederherstellung der Wuchergesetze, progressive Einkommen- und Erbschaftssteuern u. s. w. Im allgemeinen Teile des Programms wurde dagegen als Kennzeichen der christlich-sozialen Partei «der christl. Glaube und die Liebe zu König und Vaterland» angegeben. Dieses Programm erregte nicht nur heftigen Widerspruch von liberaler Seite, sondern auch die schwersten Bedenken konservativer Sozialpolitiker, denen Goltz, Scheel, Laveleye u. a. lebhaften Ausdruck gaben; ja selbst der preuß. Oberkirchenrat richtete einen Erlaß an die evang. Geistlichkeit, in welchem er sie dringend vor der Beteiligung an diesen Agitationen warnte. Stöcker aber ließ sich durch nichts beirren, sondern bemühte sich, auf der Grundlage seines Programms die Arbeiter zu sammeln. Nach dem Erlaß des Sozialistengesetzes im Herbst 1878 wurde der ursprüngliche Zweck der christlich-sozialen Agitation, die Bekämpfung der Sozialdemokratie, teilweise hinfällig. Indessen Stöcker richtete ihre Spitze nunmehr gegen die liberale Weltanschauung, welche er in heftiger Weise bekämpfte. Trotzdem wurde sein Treiben in den Kreisen der Konservativen und der Regierung nach wie vor vielfach mißtrauisch betrachtet und die christlich-soziale Partei würde vielleicht auf ein weiteres Dasein haben verzichten müssen, wenn nicht ihr Führer unter Benutzung gewisser Mißstimmungen des öffentlichen Lebens in Berlin sich im Herbst von 1879 auf die antisemitische Agitation geworfen hätte. Zwar wurde Stöcker dadurch in eine Reihe persönlicher Fehden verwickelt, doch aber entwickelte er dadurch die christlich-soziale Partei zu einer gewissen Blüte. Freilich brachte sie es in der Judenfrage zu keinem klaren Programm; vielmehr behandelte Stöcker dieselbe bunt durcheinander bald als religiöse, bald als sozial-wirtschaftliche, bald als Rassenfrage. Ebenso fehlt es der christlich-sozialen Partei an einer gegliederten und greifbaren Organisation. Ihren Umfang gab Stöcker 1882 auf 3—4000 wirkliche Mitglieder an; Arbeiter finden sich darunter nicht oder nur in ganz verschwindender Anzahl. Unter den 18 Vorstandsmitgliedern ist kein einziger Arbeiter und nur ein Handwerksmeister; die übrigen sind Beamte, Fabrikanten oder Geistliche.

Christmas (engl., spr. krißmes, «Christmesse), eigentlich der Christtag (C.-day, 25. Dez.), dann die ganze Weihnachtszeit, die ehemals in England bis zum 2. Febr. währte und jetzt mit dem twelfth-day, d. h. «zwölften Tag» (6. Jan.) endigt.

Christmesse (Christmette), in der kath. Kirche der Gottesdienst am frühen Morgen des Weihnachtstags.

Christnacht, in der kath. Kirche die vor dem Weihnachtsfeste mit Andachtsübungen gefeierte Vigilie.

Christodōrus, ein spätgriech. Dichter, der aus Koptus in Ägypten stammte und unter dem byzant. Kaiser Anastasius I. (491—518 n. Chr.) blühte. Man kennt von ihm zwei Epigramme und ein Gedicht in 416 Versen, welches die Statuen in dem mit dem Zeuxipposbade in Konstantinopel verbundenen Museum beschreibt. C.' Gedichte sind aufgenommen in die Griechische Anthologie (s. d.).

Christodūlos (grch.), der Autorname des byzant. Kaisers Johannes V. Kantakuzenos.

Christofali, der Erfinder des Pianoforte, s. Cristofori.

Christofle (Charles), hervorragender franz. Industrieller, geb. zu Paris 1805, gest. daselbst 16. Dez. 1863, war anfänglich Leiter eines Gold- und Silberwarengeschäfts, begründete aber seinen eigentlichen Ruf seit etwa 1842 durch die von ihm zu Paris und Karlsruhe unter der Firma Christofle u. Komp. errichteten Etablissements, welche sich um die Anwendung der Galvanotechnik und namentlich der galvanischen Vergoldung und Versilberung im höchsten Grade verdient gemacht haben. C. lieferte nicht nur Gegenstände aller Art für den täglichen Gebrauch, sondern auch plastische Werke von hohem künstlerischen Werte. Die von seinem Etablissement in Paris auf den internationalen Industrieausstellungen zu London (1851 und 1862), zu Paris (1855 und 1867) und zu Wien (1873) ausgestellten Gegenstände der Kunstindustrie, namentlich der Kunstbronzen und emaillierten Metallarbeiten sind weltbekannt und gehörten zu den größten Zierden jener Ausstellungen. Besonders populär wurde der Name C.s durch das sog. Christofle-Metall oder Alfénide (s. d.).

Christolatrie (grch.), Christusverehrung mit Hintansetzung der Verehrung Gottes.

Christŏlogie (grch.) heißt in der christl. Dogmatik die Lehre von Christus. Über den geschichtlichen Entwickelungsgang dieser Lehre s. Christentum und Christus.

Christoph (der Heilige), s. Christophŏrus.

Christoph ist der Name von drei Königen von Dänemark. — C. I. (1252—59) folgte seinem Bruder Abel auf dem Thron. Seine Regierung war von heftigen Kämpfen mit dem Klerus ausgefüllt, an dessen Spitze der Erzbischof von Lund, Jakob Erlandson, stand, der zuletzt gefangen genommen ward. C. starb 29. Mai 1259 an Gift, das ihn der Dompropst Arnfast bei Erteilung des Abendmahls beigebracht haben soll. — C. II., sein Enkel, mußte bei seinem Regierungsantritt (1319) die erste Wahlkapitulation («Haandfæstning») unterzeichnen. Als er sich an dieselbe nicht band, wurde 1326 an seiner Stelle der Neffe des mächtigen Herzogs Gerhard von Holstein, Herzog Waldemar, zum König gewählt, der bis 1330 regierte, worauf C. wieder zur Regierung kam. C. starb 2. Aug. 1332. — C. III. (von Bayern, als König von Schweden C. I.), ein Neffe des Unionskönigs Erich von Pommern, ward von den aufständigen Großen Dänemarks herbeigerufen (1439) und ohne große Schwierigkeiten in den drei nördl. Reichen anerkannt, die der Regierung Erichs überdrüssig waren. In Dänemark wütete während seiner Zeit ein Bauernaufstand, nach dessen Beseitigung der Bauernstand in völlige Leibeigenschaft kam. Kopenhagen ward seit C. die Hauptstadt Dänemarks (statt Roeskilde). In Schweden ward unter C. das erste allgemeine Landesgesetz 1442 angenommen, das in hauptsächlichen Teilen bis 1736 in Gültigkeit blieb. Die auswärtige Politik C.s war wesentlich auf die Beschränkung der hanseatischen Macht gerichtet; statt ihrer begünstigte er den Handel der niederl. Städte. C. starb 6. Jan. 1448.

Christoph der Kämpfer, Herzog von Bayern, der Sohn Albrechts III., geb. 6. Jan. 1449, erhob, als seinem Bruder Albrecht IV. (s. d.) durch das Abkommen von 1467 und den Verzicht des ältern Bruders Sigismund die Alleinherrschaft zugefallen war, Ansprüche auf Teilnahme an der Regierung und suchte sie mit Gewalt geltend zu machen. Er sammelte die Unzufriedenen im Straubinger Lande zu einem Bunde, der den Namen «Gesellschaft der Völker des Einhorns» führte. Doch Albrecht überfiel unvermutet die Ritter des Bundes und vermochte C. 1469, gegen jährlich zu zahlende 3000 Fl., seinen Anteil an der Herrschaft auf fünf Jahre ihm zu überlassen. Neuer Verdacht aber, den C. durch drohende Reden gab, bewog den Bruder, ihn 1471 im Bade greifen und in die Altfeste München gefangen setzen zu lassen, aus welcher er erst nach 19 Monaten auf Verwenden des Kaisers entlassen wurde. Nachdem er eine neue Empörung gegen seinen Bruder versucht, einigte er sich 1475 mit demselben zu einem Vertrage, nach welchem Albrecht wieder auf 10 Jahre die Alleinherrschaft erhielt, ihm selbst aber Schloß und Stadt Landsberg, das Schloß Paal und die Stadt Weilheim übergeben wurden. In demselben J. 1475 besiegte er auf der durch ihre Pracht bekannten Hochzeit des Herzogs Georg von Bayern-Landshut im Zweikampfe einen riesenhaften poln. Ritter, den Wojwoden von Lublin, der die ganze dort versammelte deutsche Ritterschaft gehöhnt hatte. Dann zog er auf Abenteuer aus, zeichnete sich besonders im ungar. Heere durch seine Stärke und Tapferkeit aus, aber die ihm zugewiesenen Landesteile, der Erpressungen müde, wandten sich an seinen Bruder Albrecht. Es kam zum Kriege, in dem C. unterlag und 1485 auf die Mitregierung verzichtete. Albrecht übernahm seine Schulden, und nun zog er nach Flandern und 1490 mit Kaiser Maximilian nach Ungarn. Heimgekehrt schloß er sich wieder dem Aufstande des Löwlerbundes gegen seinen Bruder an, verstand sich aber endlich zu einem Vertrage und zog mit Herzog Friedrich von Sachsen nach Palästina. In Venedig vermachte er seinem Bruder seinen Anteil am bayr. Herzogtum, und auf der Heimkehr von Jerusalem endete er sein unruhiges Leben im Aug. 1493 auf der Insel Rhodus. Vgl. Trautmann, «Die Abenteuer Herzogs C. von Bayern» (2 Bde., Frankf. a. M. 1856).

Christoph, Herzog von Württemberg, der einzige Sohn Ulrichs von Württemberg und der bayr. Prinzessin Sabina, wurde 12. Mai 1515 geboren. Sein Vater, infolge rücksichtsloser Gewaltthätigkeit 1519 in Krieg mit dem Schwäbischen Bund geraten und aus seinem Lande vertrieben, sah sich genötigt, seine Kinder, C. und dessen Schwester Anna, dem Schutze der tübinger Besatzung anzuvertrauen. Als diese sich ergeben mußte, kamen die fürstl. Kinder in die Gewalt der Feinde. Während der Verhandlungen, durch welche C.s Mutter ihm das Land zu erhalten suchte, machte Herzog Ulrich einen Einfall in dasselbe, und nach dessen Vertreibung kam es an den neugewählten König Karl V. C., noch nicht fünf Jahre alt, wurde nach Innsbruck gebracht und wuchs unter der Leitung König Ferdinands auf, dem sein Bruder Karl V. Württemberg übergeben hatte. Im J. 1530 wurde er zum Reichstag nach Augsburg beschieden und Karl ausgeliefert, der ihn in sein Gefolge aufnahm. Jetzt verschaffte er sich die erste Kunde von seinen Ansprüchen an das Land, erhob 1532 mit Erfolg Einsprache gegen die Übergabe der Reichsfahne im Türkenkriege an den österr. Statthalter von Württemberg, und als er nun dem Kaiser nach Spanien folgten sollte, wo er Verbannung oder erzwungenen Eintritt in den geistlichen Stand befürchtete, entfloh er mit Hilfe seines Lehrers Tiffernus und fand eine Zuflucht in Landshut bei seinem Oheim Ludwig von Bayern. Nun setzte er sich in Verbindung mit seinem Vater und erhob nachdrücklich die Forderung der Rückgabe von Württemberg, zunächst für sich auf Einräumung der ihm zugesagten Ämter Tübingen und Neifen. Viele Fürsten, namentlich auch Franz I. von Frankreich, verwendeten sich für ihn, doch verlief der schwäb. Bundestag im Dez. 1533 zu Augsburg noch erfolglos. Als 1534 nach der Auflösung des Schwäbischen Bundes Herzog Ulrich mit Hilfe des Landgrafen Philipp durch den Sieg bei Laufen 13. Mai und durch den Vertrag von Kaden 29. Juni den Besitz seines Herzogstums als Afterlehn von Österreich gewann, begab sich C. zu seinem Vater; allein Mißhelligkeiten mit diesem führten ihn bald in die Dienste des Königs von Frankreich.

Nach acht Jahren rief ihn Herzog Ulrich von dort zurück, übergab ihm die Statthalterschaft von Mömpelgard und vermählte ihn 1544 mit der Prinzessin Anna Maria von Ansbach. Unterdessen hatte der alte Herzog 1546 am Schmalkaldischen Kriege gegen Karl V. teilgenommen, nach dessen

unglücklichem Ausgange das Herzogtum selbst als verwirktes österr. Afterlehn von Karl V. in Anspruch genommen wurde. Schon war der Prozeß eingeleitet und C. abermals in Gefahr, Württemberg zu verlieren, als sein Vater 6. Nov. 1550 starb. Sogleich ergriff C. die Zügel der Regierung, und obgleich Karl V. selbst ihn gegen seinen Bruder Ferdinand begünstigte, so dauerte doch der Prozeß fort, bis endlich die Sache nach des Kurfürsten von Sachsen Sieg über den Kaiser durch den Passauer Vertrag ihre Erledigung fand. Zufolge dessen erhielt C. gegen Anerkennung der Afterlehnsherrschaft Österreichs und Zahlung einer Vertragssumme von 250000 Fl. das Land Württemberg für sich und seine männlichen Erben. Er rief sofort die Stände zusammen, bestätigte den Tübinger Vertrag in seinem ganzen Umfange, ordnete das Schuldenwesen, begründete eine geregelte Justizpflege durch sein «Württembergisches Landrecht» und seine Landesordnung und verbesserte die Landesverwaltung durch viele treffliche Maßregeln. Bei seiner umfassenden Thätigkeit für das Wohl seines Herzogtums verlor er aber das gesamte deutsche Vaterland und die Angelegenheiten der prot. Kirche nicht aus den Augen. Gleich anfangs ward die schon von seinem Vater eingeführte, aber in der letzten Zeit durch das Interim bedrängte luth. Lehre von ihm wiederhergestellt. Bei Einziehung der geistlichen Güter seines Landes verordnete er ihre ausschließliche Verwendung für die Bedürfnisse der Kirche und für andere wohlthätige Zwecke. Demgemäß stiftete er die württemb. Klosterschulen zur Bildung junger Geistlicher und das theol. Seminar zu Tübingen; auch wurde die Universität neu eingerichtet und der Volksunterricht geregelt und verbessert. Er ließ eine Kirchenordnung verfassen, ordnete Kirchenvisitationen an und führte die Kirchenkonvente, eine Art Sittengericht, in jeder Gemeinde ein. C. starb 28. Dez. 1568. Seine Linie erlosch mit seinem jüngern Sohne Ludwig.

Vgl. Pfister, «Herzog C., aus größtenteils ungedruckten Quellen» (Tüb. 1819); Kugler, «Herzog C.» (2 Bde., Stuttg. 1869—72).

Christoph, Graf von Oldenburg, geb. 1502, wurde als jüngerer Sohn des Grafen Johann XIV. von Oldenburg dem geistlichen Stande anvertraut, erhielt 1509 und 1516 Präbenden in Bremen und Köln, an welchem letztern Orte er sich 1517—24 in der Umgebung Hermanns von Wied meistens aufhielt, erwarb dann eine Domherrnstelle in Köln und die Propstei St. Stephan in Bremen, ließ sich aber durch seine geistlichen Würden nicht von einer durchaus kriegerischen Laufbahn abhalten. Im J. 1525 kämpfte er an der Seite Philipps von Hessen, an dessen Hof er längere Zeit lebte, bei Frankenhausen gegen Münzer, 1528 trat er neben Philipp in den Packschen Händeln hervor. Frühzeitig bekannte er sich, durch Landgraf Philipp gewonnen, zum Protestantismus, an dem er stets eifrig festhielt. Seine hervorragendste Thätigkeit entwickelte er in dem unter dem Namen der Grafenfehde berühmten lübisch-dänischen Kriege 1531—37. Mit Wullenwever und seinem Vetter, dem vertriebenen König Christian II. von Dänemark, verbündet, eroberte er als Führer des lübischen Heeres fast ganz Holstein, landete auf Seeland, nahm die Insel mit der Hauptstadt und ließ sich Juli 1534 als Gubernator des dänischen Reichs huldigen. Nachdem aber Herzog Christian von Holstein als Christian III. zum Gegenkönig ausgerufen war, wandte sich das Kriegsglück: die Cimbrische Halbinsel und Lübeck wurde von diesem zum Frieden gezwungen und C. mußte nach tapferster Gegenwehr das ausgehungerte Kopenhagen übergeben. In den spätern Jahren lebte C. meist auf dem Familiensitz zu Rastede, ein eifriger Freund und Beschützer der evang. Lehre und ihrer Bekenner, auch ein unterrichteter Förderer der humanistischen Studien. Doch hinderte ihn das nicht, auch jetzt noch den politischen Händeln der Zeit seine Aufmerksamkeit zuzuwenden. So zog er mit seinem Bruder Anton gegen Delmenhorst, zerfiel dann aber mit demselben. Mit Herzog Heinrich dem Jüngern von Braunschweig blieb er in Verbindung, auch als dieser der heftigste Gegner des Schmalkaldischen Bundes wurde. Im Jan. 1546 ward von der Kurie über ihn und andere evang. Domherren von Köln die Suspension verhängt. Im Sommer 1546 war er im Begriff, einen neuen Kriegszug nach Dänemark im Namen des auf die dänische Krone und die Befreiung des gefangenen Christian II. spekulierenden Kurfürsten Friedrich von der Pfalz zu unternehmen, als der Schmalkaldische Krieg ausbrach und ihn bewog, in dem prot. Heere Dienst zu suchen. So kämpfte er als Oberst 1546 an der Donau gegen Karl V. und schlug mit Albrecht von Mansfeld vereinigt den kaiserlich gesinnten Erich von Braunschweig 23. Mai 1547 auf dem Kröpelsberge bei Drakenborg an der Weser so entscheidend, daß der Kaiser dadurch abgehalten wurde, seinen Siegeszug in den Nordwesten des Reichs fortzusetzen. Später lebte C. wieder meist in Rastede. Er starb 4. Aug. 1566. Ein natürlicher Sohn von ihm wurde legitimiert. C.s Name haftet heute noch an mehrern großen mildthätigen Stiftungen. Vgl. von Alten, «Graf C. von Oldenburg und die Grafenfehde» (Hamb. 1833).

Christoph (Sankt), Saint-Christopher oder Saint-Kitts, zum brit. Generalgouvernement der Leward-Inseln gehörige, nordwestlich von Antigua gelegene Insel der Kleinen Antillen, 176 qkm groß, unterm 17.° nördl. Br. und 45.° westl. L. Der Südosten besteht aus Kalkformation; der Nordwesten wird von einer rauhen vulkanischen Bergkette durchzogen. Der Boden der Insel ist mit vulkanischer Asche tief überschüttet. Der höchste Berg, ein erloschener Vulkan, ist der 1130 m hohe Mount-Misery. Das Klima zeigt sich gesund, die mittlere Temperatur ist 26° C.; nur richten wilde Stürme bisweilen große Verwüstungen an. Die Plantagenwirtschaft auf Zucker, Kaffee und Baumwolle wirft reichen Gewinn ab. Im J. 1871 zählte sie mit Anguilla 28169 E., darunter nur 2000 Weiße. Die Einfuhr belief sich 1879 auf 177000, die Ausfuhr auf 176000 Pfd. St., die Einnahme 1879 auf 33000, die Ausgabe auf 29000, die Schuld auf 4000 Pfd. St. Die Hauptartikel der Ausfuhr waren Zucker, Rum, Melasse, Kaffee und Indigo. Die Handelsstadt Basse-Terre (s. d.) ist Sitz eines dem Gouverneur von Antigua untergeordneten Untergouverneurs. Außerdem sind bemerkenswert Sandy-Point Village mit 2000 E. und die Bergfestung Brimstone-Hill; die beiden letztern haben offene Reeden. Die Brüdergemeine hat hier vier Stationen.

Die Insel wurde 1493 von Columbus entdeckt, von dem sie den Namen San-Christoval erhielt. Ein normann. Edelmann Enambuc landete hier

1625 mit 30 Mann und begründete eine Tabakspflanzung, die erste eigentliche franz. Kolonie in Westindien. Bei seinem Tode hinterließ er 1636 das Gouvernement dem tapfern du Halde, dem jedoch schon 1638 Poincy folgte. Nach der Kriegserklärung Englands gegen Frankreich 1666 wechselte der Besitz der Insel oft, bis sie die Franzosen durch den Ryswijker Frieden wiedererlangten. Doch die Kolonie sank immer tiefer und war zu schwach, den Angriffen während des Spanischen Erbfolgekriegs zu widerstehen. Sie ward 1713 an England abgetreten, unter dessen Schutze sie sich, ungeachtet ungünstiger Naturereignisse, abermals emporhob. Im Jan. 1782 von dem franz. Admiral Grasse überfallen, mußte sie sich den Franzosen ergeben, die sie nun bis 1784, wo sie an die Engländer zurückfiel, hart bedrängten. Unglücksfälle sowie die Occupation durch den franz. Admiral Missiessy im März 1805 störten zwar die Insel noch wiederholt; doch hat sie seitdem allmählich ihre bedeutenden innern Kräfte entfaltet.

Christophanie (grch.), Erscheinung Christi.

Christophŏrus (d. h. einer, der Christus trägt) ist ein, in der röm.-kath. am 25. Juli, in der griech.-kath. Kirche am 9. Mai, gefeierter Heiliger. Die Berichte über sein Leben sind durchaus sagenhaft. Nach den ältern Quellen lebte er zu Samos in Lycien, bekehrte viele Heiden zum Christentum und erlitt den Märtyrertod unter dem Kaiser Decius (oder dem König Dagnus). Nach einer aus dem Mittelalter stammenden «Passio» war C. hundsköpfig und von riesiger Größe (12 Ellen). Dadurch, daß er einen dürren Stab über Nacht Blätter und Früchte hatte treiben lassen, bekehrte er 18000 Bewohner der Stadt Samos. Vom König Dagnus ins Gefängnis geworfen, bekehrte er die beiden, zu seiner Verführung abgesandten Weiber Nicaea und Aquilina, darauf während seiner Martern noch viele Tausende. Vergeblich auf einem glühenden Rost gebraten, sollte er durch Pfeilschüsse getötet werden, aber starke Winde wehten die Pfeile nach rechts und links auseinander. In anmutigerer Gestalt erscheint die Legende, versetzt mit Zügen der altgermanischen Mythologie. Danach wollte C. im Gefühl seiner Kraft nur dem Mächtigsten dienen und schloß sich deshalb einem gewaltigen Fürsten an. Dieser aber fürchtete den Teufel, und C. ging zu dem über, aber auch der Teufel fürchtete sich vor einem Christusbilde. Daran erkannte C. Christum als den Mächtigsten. Er wollte sich taufen lassen, verschmähte aber die vorgeschriebenen Bußübungen, und erhielt deshalb den Auftrag, Pilger auf seinen Schultern durch einen Strom zu tragen, der keine Brücke hatte. Einst trug er ein Kind über den Strom; es war der Herr selbst, der ihn im Strom untertauchte, dadurch taufte und ihm den Namen «Christusträger» beilegte. Diese verschiedenen Züge sind kritiklos ineinander gearbeitet in der «Legenda aurea» des Jakob de Voragine (gest. 1298). Die christl. Kunst pflegt den Heiligen darzustellen, wie er, das Christuskind auf den Schultern tragend, ein Wasser durchwatet, in der Hand einen grünenden Stab, besonders als Schutzwächter in den Vorhallen der Kirchen. Gegen die Reformationszeit hin treten Brüderschaften des heil. C. auf zur Verpflegung und Führung von Wanderern. Auch wunderkräftiger Reliquien des heil. C. geschieht Erwähnung; sein Haupt wurde 1204 bei der Eroberung Konstantinopels durch die Lateiner dort aufgefunden und nach Frankreich geschafft; sein Schenkel wurde bis 1453 in Konstantinopel aufbewahrt.

Christophorus, Papst von Nov. 903 bis Juni 904. Wie er sich mit Gewalt des päpstl. Stuhls bemächtigte und seinen Vorgänger Leo V. in den Kerker sperrte, so ward er selbst wieder durch Sergius III. gestürzt, zuerst in ein Kloster, dann aber ins Gefängnis geschickt.

Christophskraut, s. Actaea.

Christopūlos (Athanas), neugriech. Dichter, geb. 1772 zu Kastoria in Macedonien, erhielt seine Schulbildung zu Bukarest, studierte zu Pest und Padua Medizin, dann die Rechte, wurde hierauf Erzieher der Kinder des Fürsten Murusi zu Bukarest und später Richter in Jassy. Er begleitete sodann Murusi, war in der Folge Richter in Bukarest, wo er mit der Abfassung eines allgemeinen Gesetzbuchs für die Walachei betraut wurde. Nachdem er hierauf in der Moldau mehrere öffentliche Ämter bekleidet, lebte er seit 1833 in Griechenland, kehrte aber 1836 nach der Walachei zurück, wo er 29. Jan. 1847 starb. C.s litterarische Thätigkeit war eine sehr mannigfaltige. Außer einem histor.-polit. Werke: «Πολιτικὰ παράλληλα» (Athen 1833) schrieb er eine «Grammatik der gemeingriech. Sprache» (Wien 1804), ferner Dramen (z. B. «Ἀχιλλεύς»), übersetzte die Iliade und die «Oden» der Sappho in neugriech. Verse, namentlich aber verfaßte er lyrische Gedichte, teils Liebeslieder (Ἐρωτικά), darunter C.' bestes Gedicht: «Amors Selbstverteidigung», teils Weinlieder (Βακχικά), wobei er sich Anakreon zum Muster nahm. Diese Lieder (2 Bde., Wien 1833, Par. 1841 und 1864, ins Deutsche übersetzt von Boltz, Lpz. 1881) begründeten seinen dichterischen Ruhm unter den Griechen. Eine Reihe wissenschaftlicher Arbeiten wurde nach seinem Tode als «Ἑλληνικὰ ἀρχαιολογήματα» (Athen 1853) mit einer Biographie von C. veröffentlicht.

Christpalmöl, Oleum palmae Christi, veralteter Name für Ricinusöl (s. d.).

Christus ist der Beiname Jesu von Nazareth, des Stifters der christl. Religion. Das Wort ist ein griechisches (ὁ χριστός), welches einen Gesalbten bedeutet, und die Übersetzung des hebr. Messias. Gesalbte des Herrn heißen im Alten Testamente die Könige, weil sie durch priesterliche Salbung geweiht wurden. Die Juden erwarteten aber, daß Gott einen König aus Davids Geschlecht werde hervorgehen lassen, der die alte Herrlichkeit des Davidischen Throns wiederherstellen und von Zion aus alle Völker der Erde dem auserwählten Gottesvolke unterwerfen werde. Indem nun Jesus von Nazareth sich als dieser erwartete Messias oder C. zu erkennen gab, so verband man den Namen C. als Namen der ihm von den Gläubigen beigelegten Würde mit dem Namen Jesus. Nach Jesu Tode aber wurde C. allmählich zum Personennamen, und schon in den neutestamentlichen Briefen findet sich der Ausdruck Jesus C. als Bezeichnung der Persönlichkeit Jesu. Da die Überzeugung, daß Jesus von Nazareth der Christ sei, die Grundlage der neuen religiösen Gemeinschaft ward, so nannten sich die Verehrer Jesu seit dem 2. Jahrh. mit dem ursprünglich von Heiden ausgegangenen Namen Christianer. Wie aber Jesus selbst, indem er sich als Messias bezeichnete, zugleich die Idee des messianischen Königtums und Reichs vertieft und vergeistigt und auf ein wesentlich sittlich-religiöses

Verhältnis zurückgeführt hatte, so erhielt auch das Wort «Christus» im Munde der christl. Gemeinden eine weit tiefere Bedeutung als bei den Juden.

Die kirchlichen Vorstellungen von der Person Christi sind schon in den fünf ersten Jahrhunderten in der Hauptsache zu einer Art von Abschluß gekommen. Die Geschichte dieser Vorstellungen prägt sich namentlich in den verschiedenen Bedeutungen aus, in welchen der Jesu von Anfang an beigelegte Name «Sohn Gottes» genommen wurde: Jesus selbst hat das Wort im rein religiösen Sinne gebraucht oder hat wenigstens diesen rein religiösen Sinn in die jüd. Vorstellung des «Gottessohns» als des messianischen Königs hineingelegt. Das ursprüngliche Judenchristentum sah in dem «Sohne Gottes» zugleich den «Sohn Davids», einen natürlich erzeugten Menschen aus Davids Geschlecht, aber bei der Taufe durch Johannes mit dem Heiligen Geiste erfüllt, in dessen Kraft er als der verheißene, vollkommene Prophet der Wahrheit das neue, vollkommene Gesetz des Messiasreichs verkündigte. Früh gesellte sich hierzu die Vorstellung von seiner übernatürlichen Geburt aus der Jungfrau. Erschien so der Heilige Geist als das ihn beseelende göttliche Lebensprinzip, so blieb doch die wesentliche Menschheit Christi die feststehende Grundanschauung des Judenchristentums. Auch die künstlichern Theorien von einer Präexistenz des wahren Propheten, der schon in den Patriarchen und Mose erschienen sei, bis er in Jesu von Nazareth «seine Ruhe fand», oder von einem Engel oder Erzengel, der mit dem Menschen Jesus während seines Erdendaseins sich verbunden habe, beruhen auf derselben Voraussetzung, welche das Judenchristentum nicht aufgeben konnte, ohne seine Grundlehre, die Einheit Gottes, zu verletzen. Dagegen war das Heidenchristentum von Anfang an in der Richtung auf Anerkennung der wesentlichen Gottheit Christi begriffen. Schon Paulus sah in dem «Sohne Gottes» vor allem den Auferstandenen und zum Himmel Erhöhten und gelangte von dem Anschauungsbilde des «pneumatischen Herrn der Herrlichkeit» zu der Annahme seiner Präexistenz. Dieser präexistente Sohn Gottes sei im Fleische erschienen, um als der zweite Adam der Anfänger der neuen geistigen Schöpfung zu werden, durch seinen Kreuzestod den Gesetzesfluch zu vernichten und in dem neuen geistigen Israel die Scheidewand zwischen Heiden und Juden niederzureißen. Die jüngern Paulinischen Briefe legten ihm Prädikate bei, welche weit über die wesentliche Menschheit hinauswiesen. Indem sie das Erlösungswerk auf Erden als universelle Versöhnung, als Unterwerfung aller Geistesmächte unter die Herrschaft Christi faßten, stellten sie ihn an die Spitze der gesamten Schöpfung und ließen diese selbst erst durch seine Vermittelung hervorgehen. In der Folgezeit sind in der Heidenkirche zwei Hauptrichtungen zu unterscheiden. Während die einen in C. ohne weiteres den im Fleische erschienenen, dem Leiden und Sterben unterworfenen Gott, oder dieselbe Person wie den Vater im Himmel verehrten, versuchten andere einen schon durch die alexandrinisch-jüd. Religionsphilosophie angebahnten Mittelweg, um die wesentliche Gottheit Christi mit seinem persönlichen Unterschiede vom Vater zu vereinigen. Dies geschah durch die Vorstellung, daß das göttliche Offenbarungsprinzip oder das göttliche «Wort» (der göttliche «Logos»), das von Anfang an bei Gott war, um Zwecke der Weltschöpfung als besondere göttliche Persönlichkeit hervorgegangen und in dem Menschen Jesus von Nazareth Fleisch geworden sei. Diese schon von hellenisierenden Kirchenlehrern des 2. Jahrh. entwickelte und besonders durch das Johannes-Evangelium empfohlene Lehre wurde von den röm. Bischöfen noch im 3. Jahrh. als «Zweigötterei» verdammt, gewann aber immer allgemeiner in der Kirche die Oberhand. Die alexandrinischen Lehrer bildeten sie weiter aus zur Annahme eines ewigen Hervorgehens des Wortes aus Gott oder einer ewigen Zeugung des Sohnes durch den Vater.

Die Konsequenz davon war die von Athanasius (s. d.) behauptete volle Wesensgleichheit des Sohnes mit dem Vater, die von der Kirchenversammlung zu Nicäa (325) beschlossen und auf der Kirchenversammlung zu Konstantinopel (381) bestätigt wurde. Die Gegenlehre des Arius, daß der Sohn nur das ersterschaffene Geschöpf und als solches freilich nicht Gott, aber der vorweltliche Vermittler der Schöpfung und der Erlösung sei, unterlag nach harten Kämpfen in der Reichskirche, um noch eine Zeit lang bei den neubekehrten Germanen eine Zufluchtsstätte zu finden. Die weitern kirchlichen Streitigkeiten bezogen sich nur auf das Verhältnis dieser zweiten göttlichen Persönlichkeit zu der Menschheit in C. Während die Alexandrinische Schule nur von einer Erscheinung der ewigen Logospersönlichkeit in menschlicher Daseinsform oder von einer Hinzunahme menschlicher Eigenschaften zu der Einheit einer gottmenschlichen Natur sprach, lehrten die Antiochener ein Einwohnen des göttlichen Logos in dem Menschen Jesus. Letztere Lehre, welche die Einheit der Person Christi zu zerreißen drohte, ward zu Ephesos (431), die entgegengesetzte Lehre von einer Vermischung göttlicher und menschlicher Natur zu Chalcedon (451) verdammt. Die seitdem kirchlich feststehende Lehre war die, daß in der einen Person Jesu Christi seit der Menschwerdung zwei vollständige, ungetrennte und unvermischte Naturen, die göttliche des ewigen Sohnes und eine menschliche, miteinander verbunden seien.

Die spätern Streitigkeiten über Christi Person vom 5. bis 8. Jahrh. gingen nur aus dem Streben hervor, das Verhältnis seiner Gottheit, die das eigentliche Subjekt blieb, und der angenommenen Menschheit näher zu bestimmen, wobei freilich die Unvereinbarkeit der äußerlich aneinandergereihten Bestimmungen nur immer von neuen Seiten her zu Tage trat. Noch in der Reformationszeit wiederholte sich in dem Lehrstreite zwischen Lutheranern und Reformierten über Christi Person der alte Gegensatz zwischen Alexandrinern und Antiochenern in subtilerer Weise. Die luth. Dogmatik bildete, obwohl uneins in sich selbst, die Lehre von der Mitteilung göttlicher Eigenschaften an die menschliche Natur in C., vor allem der Allgegenwart und der «Majestät», in der feinsten und künstlichsten Weise aus, und die neueste Orthodoxie ist nur darüber noch im Ungewissen, ob man auch von einer Mitteilung menschlicher Eigenschaften an die göttliche Natur reden dürfe oder nicht. Dagegen haben schon in der Reformationszeit die Socinianer, danach die Deisten und Rationalisten die Gottheit Christi bestritten, und letztere fanden das Göttliche in ihm nur in seiner «Weisheit und Tugend». Der Versuch der Hegelschen Schule, die Menschwerdung Gottes als tiefe spekulative Wahrheit zu begründen, schien nur zu einer Menschwerdung Gottes in der

Gattung zu führen, und endete in Strauß mit dem Eingeständnisse, daß die göttliche «Idee» niemals ihre Fülle über ein einziges Individuum ausschütte, um gegen die andern zu geizen. Schleiermacher setzte das «Sein Gottes in C.» in die schlechthinnige Kräftigkeit seines Gottesbewußtseins oder in seine religiös-sittliche Urbildlichkeit, wurde aber ebenfalls von Strauß bekämpft, und in der spekulativen, von Hegel und Schleiermacher ausgegangenen Theologie wurde über die Möglichkeit der Annahme eines schlechthin unsündlichen Menschen gestritten. Die freiere Theologie der Gegenwart hat mit völliger Zurückstellung der alten Schulmetaphysik das Göttliche, dessen Offenbarung in C. der christl. Glaube festhalten muß, nur als den höchsten Ausdruck des in der Menschheit überhaupt sich entwickelnden göttlichen Lebens, oder der vollkommenen Gottesgemeinschaft, also als die religiöse Vollendung des menschlichen Bewußtseins und Lebens überhaupt gefaßt. Unter Festhaltung der wesentlich menschlichen Persönlichkeit Christi pflegt neuerdings die Ritschlsche Schule seine «Gottheit» von neuem zu betonen, versteht aber darunter nur die Offenbarung des auf die Gründung des Gottesreichs hin gerichteten Willens Gottes in Christi Person und Werk. (S. **Christentum** und **Jesus**.)

Vgl. Baur, «Die christl. Lehre von der Dreieinigkeit und der Menschwerdung Gottes» (3 Bde., Tüb. 1841—43); Dorner, «Entwickelungsgeschichte der Lehre von der Person Christi» (2. Aufl., 2 Bde., Berl. 1851—53); H. Schultz, «Die Lehre von der Gottheit Christi» (Gotha 1881).

Christus-Akazie, s. unter **Gleditschia**.

Christusbilder werden in den zwei ersten Jahrhunderten n. Chr. nicht erwähnt. Das bekannte Monogramm Christi ☧, künstlerische Symbole, wie das Lamm, der Weinstock, der Fisch, dessen griech. Bezeichnung (ἰχθύς) die Anfangsbuchstaben zu dem die göttliche Sendung bezeichnenden Satze (Ἰησοῦς Χριστὸς Θεοῦ Υἱὸς Σωτήρ) hergab, genügten in der ältesten Zeit, bei der Scheu vor dem Bilderwesen der Heiden, statt der Darstellung Christi im Bilde. Von diesen einfachen Zeichen ging man zu Gleichnisfiguren über, und so ward der Heiland unzähligemal als guter Hirt inmitten seiner Schafe, mit einer Hirtenflöte, das verlorene Schaf suchend oder das wiedergefundene auf den Schultern tragend, abgebildet. Gewöhnlich erscheint er hierbei als idealer Jüngling, dem widdertragenden Hermes der antiken Kunst ähnlich, oder als Orpheus, zuweilen als bärtiger Mann nach dem Vorbilde des Äskulap oder des Zeus Sarapis.

Vielleicht schon zu den Zeiten Konstantins findet der Übergang aus dem Symbolischen ins Historische statt, und man bildete nun den Erlöser inmitten seiner Jünger oder in der Vollziehung irgend einer Handlung göttlicher Allmacht ab. Erst etwas später, doch noch im 4. Jahrh., kommt derjenige porträtartige Christustypus zum Vorschein, welcher sich dann das ganze Mittelalter hindurch mit wenigen Veränderungen gehalten hat. Schon um die Mitte des 2. Jahrh. stellten die Karpokratianer, eine halbchristl. Sekte, das Bild Christi neben denen des Platon, Pythagoras, Aristoteles auf; von ihnen kam es um 230 in die Hauskapelle des Kaisers Alexander Severus, wo es neben den Bildern des Abraham, Orpheus, Apollonius von Tyana seinen Platz fand. Zu Anfang des 4. Jahrh., wo nicht schon früher, zeigte man in der frühzeitig zum Christentum bekehrten Stadt Edessa in Syrien ein wunderthätiges Christusbild, an welches sich später verschiedene Legenden knüpften. Dahin gehören die Sagen von einer Abbildung des Angesichts Jesu, die, in ein Tuch abgedruckt, der König Abgar (s. d.) von Edessa besessen haben soll, und von einem ähnlichen Abdrucke im Schweißtuche der heil. Veronika. Nach einer andern Sage soll der Evangelist Lukas ein oder mehrere Bildnisse Jesu verfertigt haben, von denen eins im 5. Jahrh. nach Konstantinopel kam. Auch Erz- und Schnitzbilder Jesu wurden seit dem 4. Jahrh. gezeigt, so das angeblich von der blutflüssigen Frau errichtete Standbild in Edessa und andere Bilder in Holz oder Stein, die von Nikodemus herrühren sollten. Ein uraltes, vielleicht dem 3. Jahrh. angehörendes Mosaik im Museo cristiano des Vatikans gibt einen Begriff davon, wie sich die Heiden Christus vorstellten. Es ist ein bärtiger Philosophen-Profilkopf. Ein apokrypher Brief, den Lentulus, der Vorgänger des Pilatus, an den röm. Senat geschrieben haben soll, schreibt C. eine männlich-schöne Gestalt und Gesichtsbildung zu. Ähnlich ist die Beschreibung, welche um die Mitte des 8. Jahrh. Johannes von Damaskus nach alten Schriftstellern abgefaßt haben will. Christus sei hiernach von stattlichem Wuchs gewesen, mit zusammengewachsenen Augenbrauen, schönen Augen, regelmäßiger Nase, lockigem Haupthaar, mit schwarzem Bart und weizengelber Gesichtsfarbe, ähnlich wie seine Mutter u. s. w. Zu den ältesten porträtartigen Darstellungen gehören ferner zwei gemalte Brustbilder in den Calixtinischen und in den Pontianischen Katakomben bei Rom, die in Aringhis «Roma subterranea nova» abgebildet sind. Christus erscheint hier mit ovalem Antlitz, gerader Nase, gewölbten Augenbrauen und hoher Stirn.

Zu den schönsten Christusköpfen der reifen Kunst gehört der aus dem Abendmahl von Leonardo da Vinci und der von Rafael in der Grablegung aus der letzten Zeit seines Aufenthalts in Rom, in der deutschen Kunst Dürers herrliches Christushaupt mit der Dornenkrone. Tizian ist mehrfach ausgezeichnet in der Darstellung von Christusköpfen, wie z. B. dem herrlichen Kopfe auf dem Zinsgroschen in der dresdener Galerie. Unter den Spätern zeichnen sich Guido Reni und Lodovico Carracci durch charaktervolle Christusköpfe aus.

Unter den Schöpfungen der Plastik ragt Brunelleschis berühmtes Kruzifix in Sta.-Maria-Novella zu Florenz und Michel Angelos Pietàgruppe durch die ergreifenden Christusköpfe hervor, von den Neuern sind in dieser Hinsicht Thorwaldsen, Dannecker und Rietschel zu erwähnen.

Vgl. Grimm, «Die Sage vom Ursprung der C.» (Berl. 1843); Glückselig, «Christus-Archäologie» (Prag 1862); Wessely, «Ikonographie Gottes und der Heiligen» (Lpz. 1874); Dietrichson, «Christusbilledet» (Kopenh. 1880).

Christusorden, ein päpstl. und portug., ursprünglich geistlicher Ritterorden. Als 1312 der Templerorden aufgehoben wurde, wirkte der König Dionysius von Portugal dahin, daß dieser Orden auf der Pyrenäischen Halbinsel fortbestehe. Papst Johann XXII. bewilligte auch die Wiederherstellung des Ordens in Portugal (1319). In der Bestätigungsbulle befahl der Papst, daß der Orden die Regel des heil. Benedikt und die Satzungen der Cistercienser beobachte, beanspruchte auch für sich das Recht, Ordensritter zu ernennen. Die Macht

des Ordens stieg allmählich so hoch, daß auf Betreiben König Johanns III. der Papst Hadrian VI. 1550 das Großmeistertum desselben für immer mit der Krone verband. Seit 1789 bestehen drei Klassen: Großkreuze, Kommandeure und Ritter. Das Ordenszeichen, ein längliches rotes Kreuz mit weißem Kreuz in der Mitte, wird von den Großkreuzen an einer dreifachen goldenen Kette, von den Kommandeuren an einem roten Bande um den Hals, von den Rittern im Knopfloch getragen. Hierzu kommt bei den obern Klassen ein silberner Stern auf der linken Seite der Brust, in dessen Mitte das Ordenskreuz und darüber ein rotes brennendes Herz sich befindet. Der päpstliche C. ist ein kath. Verdienstorden für Civil und Militär und besteht nur aus einer Klasse, wird jedoch selten verliehen; das Ordenskreuz wird an rotem Bande um den Hals getragen.

Christwurz oder Weihnachtsrose, s. Helleborus.

Chrobaten, s. Chrowaten.

Chrodegang, Bischof von Metz 742—766, trug zur Wiederherstellung von Zucht und Sitte bei dem verwilderten fränk. Klerus wesentlich dadurch bei, daß er, wie einst schon Augustinus versucht hatte, um 760 zunächst für die Geistlichen seiner Kirche eine bestimmte Lebensregel oder Kanon (daher die, welche ihr folgten, Kanonici genannt wurden) aufstellte. Diese Regel verpflichtete zum Zusammenwohnen in Einem Hause (domus, Dom; monasterium, Münster), zum gemeinschaftlichen Speisen und Schlafen, zum vereinten Beten und Singen in gewissen, selbst nächtlichen Stunden (horae canonicae) und zu bestimmten Versammlungen, die von dem darin vorgelesenen Kapitel der Heiligen Schrift Capitula genannt wurden. Auch drang die Regel auf ein wenigstens zweimaliges Predigen in jedem Monat. Übrigens forderte sie keineswegs eigentliche Gelübde und duldete deshalb auch eigenen Besitz. Nach C.s Tode (6. März 766) wurde diese Regel zuerst von Karl d. Gr. 789, dann von Ludwig dem Frommen auf der Synode zu Aachen 816 bestätigt und allmählich fast in allen Städten des Fränkischen Reichs eingeführt. Außerdem wirkte C. in derselben Richtung wie Bonifacius, nämlich zur Wiederherstellung der Verbindung des Fränkischen Reichs mit Rom. Als Stephan II. von den Longobarden hart bedrängt wurde, geleitete C. ihn nach Gallien, war auch bei der Krönung Pipins zugegen und erhielt vom Papst die Würde und Befugnis eines Erzbischofs.

Chrom (chem. Zeichen oder Symbol Cr, Atomgewicht = 52,2) ein von Vauquelin 1797 entdecktes Metall, welches im freien Zustande nie in der Natur vorkommt und auch nur spärlich in seinen Verbindungen verbreitet ist. Es findet sich im Chromit oder Chromeisenstein, ferner im Rotbleierz, spurenweise in manchen Eisensteinen, in Meteoreisen und in gefärbten Mineralien, die ihm dann ihre Färbung verdanken, so der Smaragd, Spinell, Serpentin. Zur Darstellung des C. erhitzt man Chromchlorid in Natriumdampf oder schmilzt 1 Teil Chromchlorid mit 2 Teilen Chlorkalium-Chlornatrium und 2 Teilen Zink beim Siedepunkt des Zinkes, beim Erkalten findet sich ein Regulus von Zink, in welchem das C. eingebettet ist und aus welchem es durch Lösen des Zinks in verdünnter Salpetersäure isoliert wird. Das so gewonnene C. bildet mikroskopisch kleine zinnweiße Oktaëder von 6,81 spezifischem Gewicht, hart wie Korund, schwerer schmelzbar als Platin, wird beim Glühen an der Luft langsam oxydiert; beim Schmelzen mit Salpeter wird es in chromsaures Kali verwandelt; verglimmt in Chlorgas zu Chromchlorid. Das C. wird von Salzsäure und warmer verdünnter Schwefelsäure leicht gelöst, ist dagegen in Salpetersäure unlöslich.

In seinen Verbindungen zeigt das C. Ähnlichkeiten mit Aluminium und wirkt ebenso wie dieses vierwertig; unter denselben sind hervorzuheben:

1) Chromoxyd Cr_2O_3 wird erhalten durch Reduktion der Chromsäure, zur technischen Darstellung mischt man 6 Teile feingepulvertes rotes chromsaures Kali mit 1 Teil Schwefelblumen und erhitzt gelinde im eisernen Tiegel, es bildet sich dabei Chromoxyd und schwefelsaures Kali:

$$K_2Cr_2O_7 + S = Cr_2O_3 + K_2SO_4.$$

Nach dem Erkalten wird die Masse mit Wasser ausgekocht, um das Kalisalz zu lösen, und das grüne Chromoxyd gewaschen. In dieser Form wird es als Chromgrün in der Porzellanmalerei gebraucht. Oder man glüht chromsaures Quecksilberoxydul, wobei unter Verflüchtigung des Quecksilbers Chromoxyd zurückbleibt. Oder man erhitzt dichromsaures Ammoniak gelinde, wobei das Salz unter Erglimmen und starkem Aufblähen das Chromoxyd in einer Form zurückläßt, die dem grünen Thee ähnlich ist. Nach einer dieser Methoden dargestellt, ist das Chromoxyd amorph, es läßt sich jedoch auch krystallisiert erhalten. Das geglühte Oxyd ist in Säuren sehr schwer löslich, es löst sich in schmelzendem saurem schwefelsaurem Natron, durch Schmelzen mit Salpeter verwandelt es sich in chromsaures Salz. Schmelzendem Glase, auch schmelzendem Borax erteilt es eine schöne grüne Farbe und wird deshalb in der Glas- und Porzellanmalerei verwendet. 2) Chromoxydhydrat $Cr_2(OH)_6$ entsteht beim Vermischen von Lösungen von Chromoxydsalzen mit Ammoniak als graugrüner Niederschlag, der nach dem Waschen und Trocknen bei 100° obiger Zusammensetzung entspricht, bei stärkerm Erhitzen verliert er Wasser und geht bei schwacher Glühhitze unter Feuererscheinung in Chromoxyd über. Fällt man Chromoxydsalze mit Alkalihydrat, so entsteht Chromoxydhydrat, welches sich im Überschuß zu einer grüngefärbten Flüssigkeit löst. Dieses Alkalichromoxyd ist jedoch wenig beständig, beim Kochen der Lösung scheidet sich daraus Chromoxydhydrat ab. Das Chromoxydhydrat ist in Säuren leicht löslich und bildet damit Chromoxydsalze. Ein Anhydrohydrat von der Zusammensetzung $Cr_2O(OH)_4$ ist unter dem Namen Guignetsgrün eine schön grüne Malerfarbe. Dieselbe wird erhalten, indem dichromsaures Kali mit Borsäure zusammengeschmolzen wird, wobei borsaures Chromoxyd und borsaures Kali entsteht, wird dieses mit Wasser ausgekocht, so wird das erstere Salz unter Abgabe der Borsäure zersetzt und in Oxydhydrat verwandelt.

3) Chromoxydsalze treten in zwei verschiedenen Modifikationen auf. In der einen sind sie grün gefärbt, ihre Lösungen hinterlassen beim Verdampfen grüne, nicht krystallisierbare Rückstände, in der andern sind sie rot bis violett, ihre Lösungen krystallisieren leicht. Primär entstehen immer die Salze der grünen Modifikation, dieselben gehen bei längerm Stehen der Lösung freiwillig in die violette über und letztere werden durch Kochen wieder in grüne Salze verwandelt. Wodurch diese Unter-

schiede bedingt sind, ist nicht bekannt. Von den Salzen hat nur eins allgemeineres Interesse, nämlich:

4) **Chromalaun** $Cr_2(SO_4)_3 \cdot K_2SO_4 + 24H_2O$, ein Alaun (s. d.), in welchem das Aluminium durch Chrom ersetzt ist, entsteht, indem eine gesättigte Lösung von 2 Teilen dichromsaurem Kali mit 3 Teilen konzentrierter Schwefelsäure gemischt und in die heiße Lösung so lange Alkohol getropft wird, bis die Flüssigkeit rein dunkelgrün gefärbt erscheint. Der Alkohol wird dabei durch die Chromsäure zu Aldehyd und Essigsäure oxydiert, das entstandene Chromoxyd verbindet sich mit der Schwefelsäure und dem Kali zu grünem Chromoxyd-Kali, dessen Lösung nach kürzerer oder längerer Zeit violetten Chromalaun auskrystallisieren läßt. Chromalaun wird vielfach als Nebenprodukt bei Oxydation organischer Körper durch Chromsäure, so bei Darstellung verschiedener Farbstoffe, gewonnen und findet Verwendung in der Färberei als Beize und zum Gerben.

5) **Chromsäure** CrO_3. Die Chromsäure ist im freien Zustande nur als Anhydrid bekannt, da die Hydrate sich bei der Abscheidung aus den Salzen sofort unter Abgabe von Wasser zersetzen. Die Chromsäure erhält man, indem man Wasser von 50° mit dichromsaurem Kali sättigt und zu 1 l dieser Lösung vorsichtig $1\frac{1}{2}$ l konzentrierte Schwefelsäure gießt, wobei die Mischung sich sehr stark erhitzt; bei dem Erkalten bildet sich eine reichliche Krystallisation von Chromsäure, die man auf einem mit Glaswolle lose verstopften Trichter sammelt, um die Mutterlauge mittels einer Saugvorrichtung möglichst vollkommen abzusaugen. Durch Umkrystallisieren aus warmem Wasser und wiederholtes Absaugen sind die Krystalle zu reinigen. Die Chromsäure bildet prachtvoll rubinrote Krystalle, die in Wasser sehr leicht löslich sind und an feuchter Luft zu einer braunen Flüssigkeit zerfließen. Die Chromsäure gehört zu den stärksten Oxydationsmitteln, sie zersetzt fast alle organischen Verbindungen, zerstört z. B. Papier; tropft man Alkohol auf Chromsäure, so findet so lebhafte Oxydation statt, daß derselbe sich entflammt. Die Chromsäure findet vielfach Verwendung zur Oxydation organischer Verbindungen, z. B. bei der Umwandlung von Anthracen in Anthrachinon zum Zweck der Darstellung von Alizarin (s. d.). Doch braucht man hierfür die Chromsäure meist nicht in reiner Form darzustellen, sondern kann sich dabei der Mischung von dichromsaurem Kali und Schwefelsäure bedienen.

6) **Chromsaure Salze oder Chromate.** Es existieren zwei Reihen von chromsauren Salzen, von denen die eine auf das normale Hydrat der Chromsäure $CrO_2(OH)_2$, die andere auf ein Anhydrohydrat $Cr_2O_5(OH)_2$ zu beziehen ist; die erstere bezeichnet man als **Monochromsäure** und deren Salze als **Monochromate**, die andere als **Dichromsäure** und deren Salze als **Dichromate**. Obgleich beides zweibasische Säuren sind, so gibt doch keine derselben saure, sondern nur neutrale Salze; die Salze der Monochromsäure gehen auf Zusatz einer Säure in dichromsaure Salze über und die letztern werden durch Basen in monochromsaure Salze verwandelt.

7) **Monochromsaures Kali, neutrales oder gelbes chromsaures Kali** $CrO_2(OK)_2$ oder K_2CrO_4 wird erhalten, indem man dichromsaures Kali siedendheiß in Wasser löst und so lange kohlensaures Kali zufügt, als noch Aufbrausen erfolgt und bis die Flüssigkeit schwach alkalisch reagiert. Nach dem Erkalten scheidet sich das Salz in kleinen citrongelben Krystallen ab, welche mit dem schwefelsauren Kali isomorph sind.

8) **Dichromsaures Kali, saures oder rotes chromsaures Kali** $Cr_2O_5(OK)_2$ oder $K_2Cr_2O_7$. Dieses Salz, welches den Ausgangspunkt für die Darstellung fast aller Chromverbindungen ist, wird im größten Maßstabe aus dem natürlich vorkommenden Chromit oder Chromeisenstein, einer Verbindung von Chromoxyd und Eisenoxydul, bereitet. Der Chromit wird zunächst auf das feinste gepulvert, dann im Verhältnis von 18 Teilen mit einer Mischung von 28 Teilen zu Brei gelöschtem Kalk und 9 Teilen gereinigter Pottasche innig gemengt, das Ganze getrocknet und dann im Flammofen einem oxydierenden Rösten bei heller Rotglut unterzogen. Das Eisenoxydul des Chromits verwandelt sich dabei in Eisenoxyd, das Chromoxyd geht in Chromsäure über, die sich mit dem Kali und mit Kalk zu Monochromat verbindet. Nach dem Erkalten wird die Masse gepulvert und in Auslaugeapparaten mit einer Lösung von schwefelsaurem Kali übergossen, wodurch der chromsaure Kalk in chromsaures Kali und schwer löslichen schwefelsauren Kalk zersetzt wird. Durch methodische Auslaugung erhält man so einerseits eine gesättigte Lösung von Kaliumchromat und andererseits erschöpfte Rückstände. Erstere wird, nachdem sie durch Absetzen völlig geklärt ist, mit so viel Schwefelsäure versetzt, wie zur Umwandlung des Monochromats in Dichromat erforderlich ist, worauf nach dem Erkalten eine reichliche Krystallisation erfolgt. Die Krystalle werden von der Mutterlauge getrennt und durch Umkrystallisieren gereinigt. Die Mutterlauge der ersten Krystallisation, welche neben Dichromat reichliche Mengen von schwefelsaurem Kali enthält, wird zur Zersetzung des chromsauren Kalks beim Auslaugen des Röstguts verwandt. Das dichromsaure Kali krystallisiert in großen rhombischen Tafeln, es löst sich in 10 Teilen kaltem, viel leichter in heißem Wasser, es läßt sich ohne Veränderung zum Schmelzen erhitzen. Das rote Salz findet zahlreiche technische Anwendungen; so dient es in der Färberei und in dem Zeugdruck zur Erzeugung von Chromgelb und Chromorange, mit Blauholz zu Chromschwarz, zum Bleichen von Palmöl und ähnlichen Fetten, zur Herstellung der Zündmassen gewisser Zündrequisiten, in der Teerfarbenfabrikation zur Erzeugung von Anilinviolett, Anilingrün und von künstlichem Alizarin, in der Fabrikation gelber und roter Mineralfarben u. s. w. Eine Mischung von rotem chromsaurem Kali und Leim (**Chromleim**) dem Lichte ausgesetzt, wird derart verändert, daß die vom Lichte getroffenen Stellen in Wasser unlöslich geworden sind; von dieser Eigenschaft des Chromleims macht man in der Photographie (nach dem von Talbot eingeführten Verfahren) Gebrauch. Die Produktion des Dichromats beschränkt sich auf wenige Fabriken, von denen die von J. White in Glasgow die älteste und bedeutendste ist; die Gesamtmenge des jährlich dargestellten Produkts beträgt etwa 3000 t.

9) **Monochromsaures Blei** $PbCrO_4$ entsteht als schön gelber Niederschlag beim Vermischen der Lösung eines Bleisalzes mit einem chromsauren Salz oder bei der Digestion von unlöslichem schwefelsaurem Blei mit einer Lösung von dichromsaurem Kali, auf Zusatz von wenig Alkalihydrat färbt es sich rot, im Überschuß von Alkali löslich. Wird als

vielfach verwendete Malerfarbe, **Chromgelb**, fabrikmäßig dargestellt, z. B. nach einer alten bewährten Vorschrift folgendermaßen: 10 Teile Bleizucker in 10 Teilen heißem Wasser gelöst, die Lösung mit 10 Teilen kaltem Wasser versetzt; ferner 2 Teile dichromsaures Kali in 10 Teilen heißem Wasser gelöst, mit 1—2 Teilen konzentrierter Schwefelsäure gemischt, mit 10 Teilen kaltem Wasser verdünnt; sind beide Lösungen vollkommen erkaltet, so gießt man die Chromatlösung unter starkem Umrühren in die Bleilösung. Durch Zusatz weißer Farben, Bleisulfat, Barytweiß u. s. w. kann man jede beliebige Abtönung vom hellsten bis zum reinen Schwefelgelb herstellen.

10) **Basisch monochromsaures Blei** $PbCrO_4 \cdot PbO$ entsteht als schön rot gefärbte Verbindung, wenn man auf das Vorige so viel Alkalihydrat einwirken läßt, wie erforderlich ist, um die Hälfte der darin enthaltenen Chromsäure zu binden, oder wenn man ein basisches Bleisalz mit Chromatlösung mischt. Als Malerfarbe führt dieser Körper die Namen **Chromrot** oder **Chromzinnober**. Zur Darstellung wird folgende Methode empfohlen: 100 Teile Bleiglätte mit 10 Teilen Kochsalz gemischt und mit Wasser zum Brei angerührt bleibt so lange stehen, bis das Ganze eine weiße Masse bildet, zu dieser wird eine Lösung von dichromsaurem Kali gefügt, bis zur roten Färbung, worauf das Ganze 24 Stunden ruhig stehen bleibt und dann durch Waschen von löslichem Salz befreit wird. Das Rot fällt nur dann schön und dem Zinnober gleich aus, wenn der Substanz unmittelbar nach ihrer Bildung völlige Ruhe gegönnt wird, wobei Krystallisation eintritt, die Intensität der Farbe ist von der Größe der Krystalle bedingt; wird die Krystallisation gestört, oder werden die Krystalle zertrümmert, so lassen sich Farbenabstufungen vom Zinnober bis zur Mennigfarbe erhalten. Versetzt man die Bleisalzlösungen bei der Darstellung des Chromgelb mit mehr oder weniger Alkali, so erhält man Gemische der beiden Salze von Orangefarbe, die das **Chromorange** der Maler bilden.

11) **Chromchlorid** Cr_2Cl_6 wird auf dieselbe Weise dargestellt wie das Aluminiumchlorid (s. d.), mit dem Unterschiede, daß man Chromoxyd statt der Thonerde verwendet, bildet prachtvoll pfirsichblütenfarbige, glänzende, glimmerartige Blättchen, in Wasser unlöslich. Diese der violetten Modifikation der Chromsalze entsprechende Verbindung wird, wenn sie, in Wasser suspendiert, mit einer Spur von Zinnchlorür versetzt wird, unter Wärmeentwickelung in die leicht lösliche grüne Modifikation übergeführt; letztere entsteht auch beim Lösen von Chromoxydhydrat in Salzsäure.

Chroma (grch.), Farbe.

Chromagenesie (grch.), soviel wie Chroogenesie, Farbenerzeugung.

Chromalaun, schwefelsaures Chromoxydkali, s. unter **Chrom** (-Verbindungen, 4).

Chromamēter (grch.), Werkzeug zum Stimmen des Pianoforte.

Chromāt, Bezeichnung für die Salze der Chromsäure, wobei zu unterscheiden ist zwischen **Monochromat** und **Dichromat**; s. unter **Chrom** (-Verbindungen, 6).

Chromatik (grch.), s. **Farbenlehre**.

Chromātisch (grch.), d. i. farbig, ist in der **Musik** der Gegensatz von diatonisch und bedeutet jetzt eine ausschließlich in Halbtönen (z. B. c, cis, d, dis, e, f, fis u. s. w.) fortschreitende Tonreihe, sowie jede einzelne halbtönige Fortschreitung, sofern sie nicht in der natürlichen (diatonischen) Tonleiter begründet ist. Letztere besteht aus 7 Tönen, die chromatische Tonleiter aus 12. In der griech. Musik, aus welcher der Begriff des Chromatischen stammt, umfaßte dieselbe nur eine Tonreihe von vier Stufen (Tetrachord), die den Umfang einer Quarte hatte. Zwei chromatische Tetrachorde, die zusammen eine Oktave ausmachen, wären nach unserer Weise etwa so zu schreiben: e, f, fis, a; h, c, cis, e. Bei dieser Fortschreitung wurde also der Ganzton (f-g, g-a u. s. w.) vollständig vermieden, dagegen das Intervall der kleinen Terz oder übermäßigen Sekunde gebraucht, und hierin besteht die Eigentümlichkeit der griech. Chromatik. (S. **Enharmonisch**.) Über den Unterschied zwischen chromatischen und diatonischen Halbtönen in der modernen Musik s. **Diatonisch**.

In der **Optik** bezeichnet man dagegen mit **chromatischer Aberration** oder Abweichung eine bei Linsen vorkommende Randfärbung der durch letztere erzeugten Bilder, wodurch diese an Reinheit und Schärfe verlieren, mithin fehlerhaft werden. Dies kommt daher, weil Strahlen von verschiedener Farbe verschieden stark gebrochen werden, wodurch die entstehenden Bilder farbige Ränder erhalten. Letztere müssen nach Möglichkeit weggeschafft werden, wenn die Linsen taugen sollen. Linsenkombinationen, bei denen die chromatische Abweichung vermieden ist, heißen achromatisch (s. d.).

Chromatoaccordeon, Lehre, Lehrbuch von dem Zusammenstimmen der Farben.

Chromatologie (grch.), Farbenlehre.

Chromatophoren (grch., «Farbenträger», Farbstoffzellen) nennt man bei vielen Tieren vorkommende, mit Farbstoffen verschiedener Art gefüllte Zellen, welche sich vor den gewöhnlichen Farb- oder Pigmentzellen dadurch auszeichnen, daß durch ihre abwechselnden, unter dem Einflusse des Nervensystems stehenden Zusammenziehungen und Ausdehnungen Veränderungen der Färbung, Farbenspiele, erzeugt werden.

Chromatopseudoblepsie (grch.), das Falschsehen in Betreff der Farben, Farbenblindheit (s. d.).

Chromatoskōp, s. unter **Kaleidoskop**.

Chromatotechnik (grch.), technische Färberei.

Chromatrōp (grch.) nennt man einen Apparat, welcher es gestattet, auf einer weißen Fläche (Wand) prächtige Farbenverwandlungen von Figuren, Rosetten, Sternen u. s. w. hervorzubringen. Es geschieht dies durch eine einfache Vorrichtung, welche gewöhnlich mit einer durch Hydrooxygengaslicht beleuchteten Laterna-magica verbunden wird. Wenn die Flamme des sog. Knallgases (eines Gemenges aus Sauerstoff und Wasserstoff) auf ein Stück Kalk geleitet wird, so entsteht ein sehr intensives Licht (Drummondsches oder Siderallicht). Dieses Licht läßt man nun auf zwei mit farbigen Zeichnungen versehene und um ein und dieselbe Achse drehbare runde Glasscheiben fallen und fängt das von einer Linse gebildete gefärbte Bild dieser Scheiben mittels einer weißen Fläche, Ebene, gewöhnlich mittels einer gespannten weißen Leinwand auf. Werden die beiden Scheiben in entgegengesetzter Richtung oder mit verschiedener Geschwindigkeit in derselben Richtung gedreht, so entstehen die mannigfaltigsten Farbenverwandlungen auf der Wand, weil immer andere farbige Teile der Scheiben sich decken. Die Schönheit

und der Glanz der Erscheinung hängt von der Schönheit und Durchsichtigkeit der Farben und der Stärke der Beleuchtung ab; die Mannigfaltigkeit des Wechsels wird durch Einsetzung neuer Scheiben vermehrt.

Chrombronze hat man eine krystallinische Modifikation des Chromoxyds genannt, welche in Form von farbenspielenden Flittern erhalten wird, wenn man rotes chromsaures Kali mit seinem gleichen Gewicht Kochsalz gemengt einer heftigen Glühhitze aussetzt und die Schmelze mit Wasser auszieht.

Chromchlorid, s. unter Chrom (=Verbindungen, 11).

Chromeisenstein (Chromeisenerz, Chromit), ein dem Magneteisen ähnliches Erz, welches wie dieses ein Glied der Mineralfamilie der Spinelle bildet; es erscheint nur selten krystallisiert in regulären Oktaëdern, meist als unregelmäßige Körner und körnige Aggregate, von Härte 5,5 und Gewicht 4,5, halbmetallisch glänzend bis fettglänzend, bräunlichschwarz und in dickern Körnern undurchsichtig, doch in ganz dünnen Schichten rotgelb und bräunlich durchscheinend, ohne Einwirkung auf Magnet, unschmelzbar; Säuren sind fast ohne Wirkung. Mit Salpeter geschmolzen gibt der C. im Wasser eine gelbe Solution, welche die Reaktionen der Chromsäure zeigt. In chem. Hinsicht ist der C., wie alle Mineralien der Spinellgruppe, eine Verbindung von 1 Molekül Monoxyd mit 1 Molekül Sesquioxyd, $RO + R_2O_3$; das erstere besteht wesentlich aus Eisenoxydul und etwas Magnesia (auch wohl etwas Chromoxydul), das Sesquioxyd hauptsächlich aus Chromoxyd und Thonerde. Die Lagerstätten des C. finden sich namentlich mit Serpentinen verknüpft, in welchen auch häufig feine Körnchen des Erzes zugegen sind, so bei Grochau und Silberberg in Schlesien, Kraubal in Steiermark, Eibenthal in der österr. Militärgrenze, Röraas in Norwegen, Gassin im franz. Depart. Var, auf der Shetlandsinsel Unst, im Ural u. s. w. Der C. ist ein wichtiges Material für die Darstellung der Chromfarben, indem zuerst durch Schmelzen mit Salpeter chromsaures Kali und aus diesem das Chromgrün und Chromgelb bereitet werden kann.

Chromgelb ist monochromsaures Blei, s. unter Chrom (=Verbindungen, 9).

Chromgrün ist Chromoxyd, s. unter Chrom (=Verbindungen, 1).

Chromleder, ein mit Anwendung von Chromoxydsalzen als Gerbstoff hergestelltes Leder. (S. unter Leder.)

Chromleim, eine Mischung von chromsaurem Kali und Leim, s. unter Chrom (=Verbindungen, 8).

Chromocker, ein grasgrünes, apfelgrünes bis zeisiggrünes mattes Mineral von unebenem und erdigem Bruch, welches ein wasserhaltiges Thonerdesilicat mit 2—10 Proz. Chromoxydgehalt darstellt und als kleinnierenförmige Überzüge und als Ausfüllung oder Anflug von Klüften in den Porphyren von Halle an der Saale und Waldenburg in Schlesien, auch bei Creuzot in einem Konglomerat und als Begleiter des Chromeisensteins z. B. auf der Shetlandsinsel Unst vorkommt.

Chromogene oder Farbenerzeuger nennt man solche Stoffe, welche selbst farblos sind, aber durch Einwirkung von Luft oder durch einen Gärungsprozeß in Farbstoffe verwandelt werden. Die C. sind in der Natur ungemein verbreitet, fast jeder Pflanzensaft, welcher im unveränderten Zustand farblos ist, dunkelt nach kurzer Berührung mit der Luft. Auf solcher Umwandlung eines C. beruht die Gewinnung des Indigos aus der Indigpflanze.

Chromolithographie (grch.), auf dem Wege der Lithographie und des Steindrucks hergestellter Farbendruck (s. u. Farbendruck und Steindruck).

Chromopapierfabrikation (Buntpapierfabrikation), s. unter Papier.

Chromophotographie (grch.), farbige Photographie.

Chromopsie, Chromatopsie (grch.), s. Farbensehen.

Chromorange ist eine Mischung von Chromgelb und Chromrot, s. unter Chrom (=Verbindungen, 10).

Chromosphäre (grch.), s. Corona, Protuberanzen und Sonne.

Chromotypie oder Chromotypographie (grch.) heißt ein von Hochdruckplatten auf der Buchdruckpresse hergestellter Farbendruck (s. d.).

Chromoxyd, Chromoxydhydrat u. **Chromoxydsalze,** s. unter Chrom (=Verbindungen 1, 2 und 3).

Chromoxylographie (grch.), die Herstellung der zu einem Farbendruck erforderlichen Farbenplatten mittels des Holzschnitts.

Chromrot ist basisch monochromsaures Blei, s. unter Chrom (=Verbindungen, 10).

Chromsäure und **Chromsaure Salze,** s. unter Chrom (=Verbindungen, 5 und 6).

Chromsaures Kali, gelbes, ist monochromsaures Kali, s. unter Chrom (=Verbindungen, 7); rotes, ist bichromsaures Kali, s. unter Chrom (=Verbindungen, 8).

Chromschwarz nennt man die mit Hilfe von chromsaurem Kali auf Baumwolle oder Wolle erzeugte schwarze Farbe. Z. B. 5 kg Baumwollgarn werden in einer siedenden Flotte von 400 g Blauholzextrakt so lange geschwenkt, bis die Baumwolle völlig durchtränkt ist, und dann in ein Bad von 50 g rotem chromsaurem Kali und 50 g Kupfervitriol bis zur Entwickelung der schwarzen Farbe gebracht.

Chromverbindungen, s. unter Chrom.

Chromzinnober ist basisch monochromsaures Blei, s. unter Chrom (=Verbindungen, 10).

Chronicon Gotwicense, das Werk des gelehrten Abts Gottfried Bessel von Göttweih in Niederösterreich, der eine umfassende Geschichte seines Klosters zu schreiben beabsichtigte, aber vorerst in einem einleitenden Bande eine Reihe grundlegender Fragen erörtern zu müssen glaubte, über welche er dann nicht mehr hinausgekommen ist. Dieser dicke Band, 1732 zu Tegernsee gedruckt und mit zahlreichen Kupfertafeln ausgestattet, behandelt in Nachahmung der franz. Benediktiner und besonders Mabillons, aber mit vorwiegend aus Deutschland selbst zusammengebrachten Materialien nach der Reihe Handschriftenlehre, Urkundenlehre, königl. Pfalzen und Gaugeographie Deutschlands und enthält eine bedeutende, noch immer nicht genügend ausgebeutete Fülle antiquarischer Gelehrsamkeit.

Chronicon Montis sereni, ein Quellenwerk für die Geschichte des Klosters auf dem Petersberg (s. d.).

Chronik (vom grch. χρόνος, d. i. Zeit) heißt soviel als Zeit- oder Geschichtsbuch. Die C. kann die Geschichte der Welt im allgemeinen, oder im besondern die eines Landes, Volks und seiner Fürsten oder eines Ortes behandeln; mit den Annalen (s. d.) ursprünglich gleichbedeutend, wird nach heutigem Sprachgebrauche der Name auf solche Werke beschränkt, in denen die geschichtlichen Ereignisse

ausführlich und in einem gewissen innern Zusammenhange erzählt werden. Man unterscheidet davon einerseits die kürzern, nur chronologisch berichtenden, oft gleichzeitig niedergeschriebenen Annalen, und andererseits die pragmatische Geschichtschreibung. Vorzüglich auf Werke des spätern Mittelalters und der nächstfolgenden Jahrhunderte wird der Name angewandt, und man versteht unter »Chronikenstil« ihre nüchterne, aber oft durch treffende Ausdrücke und eigentümliche Darstellungsweise ansprechende Schreibart. Die älteste Weltchronik (bis 325) ist von Eusebius in griech. Sprache verfaßt, von Hieronymus übersetzt und fortgesetzt. Hierauf beruhen alle Weltchroniken des Mittelalters, welche für uns erst da wertvoll werden, wo der Verfasser sich der Geschichte seiner eigenen Zeit nähert. Im 13. Jahrh. beginnt man auch in den Volkssprachen, neben dem Lateinischen, C. zu schreiben, gereimte sowohl wie prosaische, und neben den allgemeinen werden Ortschroniken vorzüglich im 16. und 17. Jahrh. häufig. Sie enthalten oft sehr wertvollen Stoff, sind aber meist ganz kritiklos und füllen die ältere Zeit gern mit Fabeln aus.

Chronik (Bücher der) werden nach dem Vorgange des Hieronymus die beiden jüngsten Geschichtsbücher des Alten Testaments genannt, welche in der Septuaginta, im Hinblick auf das teils wirkliche, teils angebliche Ergänzungsverhältnis zu den ältern Büchern Samuelis und der Könige, mit dem Namen der Paralipomena, d. i. Supplemente, bezeichnet sind. Nach der innern Anlage bilden sie nur Ein Buch, zerfallen aber in fünf Teile: 1) 1 Chron. 1—9, Geschlechtsregister; 2) Kap. 10—29, die Geschichte Davids, zum Teil ganz gleichlautend mit den Büchern Samuelis; 3) 2 Chron. 1—9, die Geschichte Salomos; 4) Kap. 10—28, die Geschichte des Reichs Juda während des ihm gegenüberstehenden Reichs Israel; 5) Kap. 29—36, die Geschichte des Reichs Juda nach dem Untergange Israels bis zum Ende des Exils. Schon der letztere Umstand weist dem Buche eine späte Entstehung zu. Weitere Spuren spätern Ursprungs sind die bis weit über die Rückkehr aus dem Exil (538) heruntergeführte Genealogie 1 Chron. 3, 19—24, die Rechnung nach pers. Münze, der Charakter der Rechtschreibung und Sprache sowie der mythologische, die Thatsachen parteiisch oft entstellende levitische Geist des Buchs. Nach dem allen kann die C., wenn der Hauptsache nach auch im 5. Jahrh. geschrieben, doch nicht vor dem 4. Jahrh. v. Chr. zu ihrer endgültigen Gestalt zusammengestellt worden sein, was auch durch den Umstand bestätigt wird, daß sie nur noch in dem Anhang des in der Hauptsache bereits abgeschlossenen jüd. Kanon Aufnahme finden konnte. Der histor. Wert des Buchs wird durch seine priesterliche Parteilichkeit, teilweisen Ungenauigkeiten und Mißverständnisse, sowie durch seine Übertreibungen gegenüber den Büchern Samuelis und den in den drei letzten Abschnitten vielleicht mitbenutzten Büchern der Könige sehr beeinträchtigt, und liegt nicht sowohl in den wenigen glaubwürdigen Nachrichten über die Königszeit, die es aus jetzt verlorenen Quellen schöpft, als darin, daß es in seiner ganzen Auffassung der Vergangenheit ein treues Spiegelbild der in äußerm Formelwesen, abenteuerlicher Wundersucht und priesterlicher Engherzigkeit versunkenen Zeit ist, in welcher der unbekannte Verfasser der Hauptquelle desselben, vielleicht der Priester und Schriftgelehrte Esra (s. d.) geschrieben hat. Der Zweck des Buchs ist, durch die hierfür zurechtgeschnittene Geschichte des davidisch-theokratischen Reichs nachzuweisen, wie der levitisch-priesterliche Gottesdienst von jeher durch alle frommen Könige aufrecht erhalten und das Bleiben oder Nichtbleiben bei demselben die Bedingung des Glücks oder Unglücks im Volke Israel gewesen sei. Vgl. Bertheau, »Die Bücher der C.« (Lpz. 1873).

Chronisch (grch.), bezeichnet soviel als längere Zeit anhaltend, langwierig; daher chronische Krankheiten die langwierigen Krankheiten, im Gegensatze der sog. akuten, hitzigen, schnell und meistens mit Fieber verlaufenden. (S. u. Krankheit.)

Chronodistichon, s. unter Chronogramm.

Chronogramm (grch.), ein lat. Satz, in welchem die darin vorkommenden röm. Zahlbuchstaben die Jahreszahl derjenigen Begebenheit ausmachen, auf welche sich die Worte beziehen. Gewöhnlich wählt man dazu einen Vers (Hexameter), der dann Chronostichon oder Eteostichon, und ist es ein Distichon, Chronodistichon heißt. Das Chronodistichon auf den Hubertusburger Frieden von 1763:

Aspera beLLa sILent: reDIIt bona gratIa paCIs;
O sI parta foret seMper In orbe qVIes;

enthält ein M = 1000, ein D = 500, ein C = 100, drei L = 150, ein V = 5 und acht I = 8, was die Jahreszahl 1763 gibt.

Chronograph, s. Chronoskop.

Chronologie (grch.) oder Zeitkunde ist, im weitern Sinne des Wortes genommen, die Wissenschaft, die Zeit zu messen und einzuteilen. Vom chronol. Standpunkte aus betrachtet, ist die Zeit die Reihenfolge der in regelmäßigen und bestimmten Zwischenräumen wiederkehrenden Erscheinungen, welche durch die Bewegung der Erde um sich selbst, des Mondes um die Erde und der Erde um die Sonne hervorgerufen werden und sich in dem Wechsel von Tag und Nacht, in dem Verschwinden und Wiedersichtbarwerden, Ab- und Zunehmen des Mondes und in dem Wechsel und der regelmäßigen Wiederkehr der Jahreszeiten kundgeben. Die C. wird eingeteilt a) in die mathematische oder astronomische und b) in die historische oder technische C. Die mathematische oder astronomische C. ist die Grundlage der technischen C. und umfaßt die Kenntnis der Bewegung der Himmelskörper sowie der Einwirkung dieser Bewegung auf die Bestimmung und Vergleichung der Zeiteinheiten; die historische oder technische C. dagegen lehrt, wie bei den verschiedenen Kulturvölkern die Zeit für das bürgerliche Leben eingeteilt wurde und noch eingeteilt wird, und wie die bei diesen Völkern vorgekommenen wichtigen Ereignisse der Zeit nach zueinander in ein richtiges Verhältnis zu bringen sind. Hiernach hat es die technische C. ausschließlich mit der Vergangenheit zu thun; während die astronomische C. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in den Bereich ihrer Forschungen zieht und insbesondere dadurch, daß sie, mit Rücksicht auf die Umlaufszeit des Mondes um die Erde und der Erde um die Sonne, nicht bloß den Eintritt der verschiedenen Mondphasen für jeden der zwölf Monate des Jahres, sondern auch den Eintritt der Jahreswenden zum voraus berechnet, die nötigen Materialien zur Bestimmung des Osterfestes und der nach diesem sich richtenden übrigen beweglichen Feste Fastnacht, Pfingsten, Trinitatis u. s. w. liefert. Bei der von den Christen angenommenen Sitte, die Jahrzahlen von der Geburt Christi an mit 1 anhebend,

vorwärts und rückwärts zu zählen, hat die technische C. bei Einreihung wichtiger Zeitereignisse in die Geschichte für die vorchristliche Periode andere Maßnahmen ins Auge zu fassen, als für die nachchristliche. Als Hauptregel gilt für beide Perioden: daß angenommen wird, der erst 45 v. Chr. ins Leben getretene Julianische Kalender, dessen Herrschaft bei den Katholiken 1583, bei den Protestanten 1700 n. Chr. zu Ende ging, sei schon vor seinem Einführungstermine (45 v. Chr.) und also in den ältesten Zeiten in Kraft gewesen.

Handelt es sich nun darum, ein Ereignis aus der vorchristl. Periode, dessen Zeit sich nach der Zeitrechnung eines der alten, untergegangenen Kulturvölker angegeben findet, auf den Julianischen Kalender und unsere Jahreszählung umzusetzen: so ist nötig, daß der technische Chronolog sowohl das Wesen des Julianischen Kalenders, als auch das Wesen des fremden Kalenders, dem die umzusetzende Zeitangabe angehört, genau kennt; daß er weiß, wie das untergegangene Kulturvolk sein Jahr einteilte, welche Länge das Jahr hatte, in welche Jahreszeit dessen Anfang fiel, wie man in Urkunden und auf Denkmälern datierte und die Jahresfolge zu bezeichnen pflegte. Handelt es sich um die Reduktion einer Zeitangabe, die in die Zeit nach Christo fällt, aber einer schon in der vorchristl. Periode entstandenen und in Gebrauch gewesenen Zeitrechnung entstammt, so darf nicht unberücksichtigt gelassen werden, daß zufolge einer auf der Kirchenversammlung zu Nicäa (325 n. Chr.) gemachten Wahrnehmung die dort versammelten Kirchenfürsten den Beschluß faßten, die Frühlingswende im Julianischen Kalender, welche Cäsar ursprünglich auf den 25. März gesetzt hatte, die aber von da an zurückgegangen war, auf dem damaligen Standpunkte, den 22. März festzuhalten, was freilich, wie sich später zeigte, nicht möglich war, da im Julianischen Kalender das Jahr zu 365¼ Tagen, also um 11 Min. 48 Sek. höher berechnet ist, als das wirkliche Sonnenjahr beträgt.

Unsere jetzige, bei allen christlichen Völkern übliche Datierungsweise verdankt ihre Entstehung der Reformation; vor dieser bediente man sich, namentlich in Deutschland, beim Datieren des sog. Heiligenkalenders, der im 11. Jahrh. zuerst in den Niederlanden durch die Mönche in Gebrauch kam und sich bald über die ganze christl. Welt verbreitete. Da jeder Tag im Jahre einem oder mehrern Heiligen geweiht ist, so benutzte man diesen Umstand in der Weise, daß man z. B. sagte: «es geschah am Tage Petri und Pauli», ohne hinzuzufügen, daß dieser Tag der 29. Juni sei. Auch sagte man wohl: «es geschah am Mittwoch vor (oder nach) Pfingsten im Jahre des Herrn 1436», und nahm dabei an, daß jeder wissen müsse, wann 1436 das Pfingstfest gefallen sei. In lateinisch abgefaßten Urkunden und Schriften bediente man sich in der Regel der eigentümlichen und verwickelten Datierungsweise der Römer; war jedoch der Verfasser der Schrift mit dem röm. Kalender nicht vertraut, so nahm er zum Heiligenkalender seine Zuflucht oder datierte, wie es jetzt geschieht, kurzweg: «Datum et actum VI^{to} Sept. anno Domini 1378.» Mit dem Heiligenkalender ist nicht der, ebenfalls im Mittelalter eine Zeit lang gebräuchlich gewesene Kirchenkalender zu verwechseln, der vorzugsweise zum Gebrauche der Geistlichkeit, der kirchlichen Feste wegen, bestimmt war. Er unterschied sich von dem gewöhnlichen Kalender nur dadurch, daß er das Jahr (sog. Kirchenjahr) mit dem 1. Advent anheben ließ. Von besonderm Interesse für das Studium der C. ist der röm. Kalender, wie er von Julius Cäsar eingeführt wurde (daher Julianischer Kalender genannt), weil sich die Christen seiner von jeher bedienten, weil ferner aus ihm unser jetziger, nach dem Sonnenlaufe streng geregelter Kalender (der sog. Gregorianische) hervorgegangen ist, endlich weil er, wie erwähnt, für die Geschichte der ganzen vorchristl. Periode zur Grundlage genommen worden ist. Neben ihm kommen für das Altertum hauptsächlich in Betracht: die Kalender der Ägypter, der Griechen und Hebräer.

Man darf mit Sicherheit annehmen, daß in den ältesten Zeiten alle Völker, also auch die ebengenannten, nur nach Mondjahren von 354 Tagen rechneten, bis sich das Bedürfnis herausstellte, dieses Jahr mit dem Sonnenlaufe auszugleichen oder ganz aufzugeben und an dessen Stelle ein Sonnenjahr anzunehmen. Man darf dieses daraus schließen, daß man bei allen Völkern die Einteilung des Jahres in 12 Monate findet, da jedes Sonnenjahr 12 volle Mondumläufe, nach denen man sich zunächst richtete, mit 11 Tagen und nicht ganz 6 Stunden Überschuß umfaßt. Von den genannten alten Kulturvölkern behielten die Griechen, die Hebräer und, wie es scheint, die meisten asiat. Völker das Mondjahr bei und glichen es nur mit der Sonne aus; die Ägypter dagegen und nach deren Beispiel (45 v. Chr.) die Römer führten, und zwar erstere sehr früh, das Sonnenjahr ein; doch war die Berechnung der Länge des Sonnenjahrs bei beiden verschieden. (S. Ära, Cyklus, Jahr, Kalender, Ostern u. s. w.)

Um die C. im allgemeinen machten sich im 16. und 17. Jahrh. besonders verdient: Scaliger, Calvisius, Petavius, Bunting («Chronologia catholica», Magdeb. 1608) u. a. Von den neuern Chronologen, welche die ganze Wissenschaft ins Auge gefaßt und bearbeitet haben, sind vorzüglich zu nennen: Ideler («Handbuch der C.», 2 Bde., Berl. 1825—26, und «Lehrbuch der C.», Berl. 1831), Matzka («Die C. in ihrem ganzen Umfange», Wien 1844). Zum Verständnis der schwierigen C. des Mittelalters dienen: Haltaus («Calendarium medii aevi», Lpz. 1729; deutsch mit Berichtigungen, Erlangen 1797), Pilgram («Calendarium chronologicum», Wien 1781), Helwig («Zeitrechnung zur Erörterung der Daten in Urkunden», Wien 1787), Weidenbach («Calendarium historico-christianum», Regensb. 1855), A. von Eck («Universalkalender», Berl. 1865), Grotefend («Handbuch der histor. C. des deutschen Mittelalters», Hannov. 1872).

Das umfassendste Werk zur Bestimmung der Zeit einer der Periode nach Christo angehörenden Thatsache ist: «L'art de vérifier les dates etc.», begonnen von d'Antine, Clemencet und Durand, fortgesetzt von Clement, Saint-Allais u. a. bis 1828 und zuletzt herausgegeben von Courcelles (19 Bde., Par. 1821—24). Unter den vielen neuern Werken über die C. der alten Völker sind neben denen von Seyffarth, Gumprecht, Gutschmid u. a. zu erwähnen: a) in Bezug auf die C. der Ägypter die Werke und Abhandlungen von Lepsius, Brugsch, Dümichen u. s. w.; die Abhandlung: «Altägypt. Kalenderstudien» von A. Faselius (Straßb. u. Lond. 1873); b) in Bezug auf die griechische C.: Redlich, «Der Astronom Meton und sein Cyklus» (Hamb. 1854); Clinton, «Fasti hellenici» (Oxf. 1841); Boeckh, «Zur Geschichte der Mondcyklen der Hellenen» (Lpz. 1855) und dessen «Epigraphisch-chronol. Studien»

(Lpz. 1857); A. Mommsen, «Beiträge zur griech. Zeitrechnung» (Lpz. 1856); c) in Bezug auf das Kalenderwesen der Römer: A. Mommsen, «Röm. Daten» (Parchim 1856) und dessen «Zweiter Beitrag zur Zeitrechnung der Griechen und Römer» (Lpz. 1859); Th. Mommsen, «Die römische C. bis auf Cäsar» (2. Aufl., Lpz. 1859). Wüstenfeld hat vergleichende Tabellen der mohammed. und christl. Zeitrechnung zusammengestellt (Lpz. 1854).

Chronométer (grch.) oder Zeitmesser würde man nach dem Wortsinne jede Uhr nennen können; dem hergebrachten Sprachgebrauche nach gebraucht man aber den Namen insbesondere für solche Uhren, deren Einrichtung eine vollkommene Regelmäßigkeit des Ganges auch unter wechselnden äußern Einflüssen ermöglicht. Die C. werden daher besonders von Astronomen, Physikern und Seefahrern gebraucht. Für letztere sind sie als Mittel zur Ortsbestimmung auf offener See unentbehrlich. Selbst bei den besten C. ist aber in den meisten Fällen eine Abhängigkeit des Ganges von der Temperatur vorhanden. Die Ermittelung dieser Abhängigkeit ist von größter Wichtigkeit, wenn es auf Ortsbestimmungen in verschiedenen Zonen der Erde ankommt, und bei allen seefahrenden Nationen sind daher Institute eingerichtet, welchen die Untersuchung der C. in dieser Richtung obliegt. Man unterscheidet die C. (welche jederzeit Federuhren mit Unruhe sind) gewöhnlich in Boxchronometer, die größern, in einer Kapsel aufzubewahrenden, und in Taschenchronometer, die kleinern, die wie eine Taschenuhr getragen werden können.

Chronoskop und **Chronograph** nennt man Instrumente, welche zur Messung sehr kleiner Zeiträume dienen, in welchen eine mit dem Auge nicht festzuhaltende Erscheinung vor sich geht, z. B. derjenigen Zeit, welche eine Geschütz- oder Gewehrkugel zum Durchlaufen einer gewissen Strecke (von 25—50 m Länge) gebraucht. Gewöhnlich ist dabei Elektricität oder Elektromagnetismus in Anwendung gebracht. Eins der ersten Instrumente dieser Art war dasjenige von Wheatstone (1845), welches jedoch erst von Hipp brauchbar gemacht wurde (1848). Es besteht aus einem Uhrwerk, welches Tausendstel einer Sekunde angibt, indem der eine Zeiger vor einem Zifferblatte, welches in 100 Teile geteilt ist, in einer Sekunde zehnmal umläuft. Es ist nur die Vorrichtung getroffen, daß dieser Zeiger zu Anfang der zu messenden Zeit in das Gangwerk eingeschaltet und zu Ende der Zeit wieder ausgeschaltet wird, sodaß man nachträglich die Zahl der durchlaufenen Teile ablesen kann. Dieser Lauf des Zeigers wird dadurch bewirkt, daß beim Austritt der Kugel aus dem Laufe die Leitung eines galvanischen Stroms, welcher einen Elektromagnet erzeugt, durch Zerreißen eines Drahtes unterbrochen wird. Hierdurch verliert der Elektromagnet die Kraft einen Anker anzuziehen. Sobald dies der Fall ist, kann auch der Anker jenen Zeiger nicht mehr hemmen, wodurch dieser in Umlauf gerät. Sobald jedoch, bei der Ankunft der Kugel an die Scheibe, durch den auf die Scheibe ausgeübten Druck ein neuer metallischer Kontakt hergestellt und dadurch der Strom wieder geschlossen wird, entsteht wieder jener Elektromagnet, welcher den Zeiger durch Anziehung des Ankers abermals hemmt. Bei andern Instrumenten werden (nach einem von Young [1804] zuerst angegebenen und von Constantinoff [1843] elektrisch verwerteten Prinzip) auf einer sich schnell bewegenden Platte oder auf einem sich schnell drehenden Cylinder Marken gemacht, was durch Überspringen von elektrischen Funken oder durch momentanes Andrücken einer elektromagnetisch beherrschten Spitze geschehen kann; aus dem Abstande der Marken wird dann die Zeit bestimmt. Hierzu muß man die gleichförmige Geschwindigkeit der Platte oder des Cylinders kennen, oder man läßt auch eine schwingende Stimmgabel während der ganzen zu messenden Zeit eine wellenförmige Spur auf der Platte oder dem Cylinder beschreiben, sodaß man nur die Anzahl der zwischen den Marken befindlichen Wellen abzulesen braucht. Die zeitmessende Strecke kann auch zwischen elektromagnetisch gegebenen Marken an einem fallenden Pendel (Navez 1852) oder an einem fallenden Stabe (Leboulengé 1864) liegen. Der Chronograph von Leboulengé wird jetzt zur Messung von Geschoßgeschwindigkeiten allgemein gebraucht. Der Fallraum, welchen der fallende Stab in der Zeit beschreibt, in der das Geschoß die zu Grunde gelegte Weglänge (50 m) zurücklegt, wird mit Hilfe des Elektromagnetismus bestimmt und daraus die Fallzeit entnommen, welche selber wieder mit der Flugzeit des Geschosses übereinstimmt. Die Genauigkeit der Bestimmung ist außerordentlich.

Chronostichon, s. unter Chronogramm.

Chroococcaceen, s. unter Algen.

Chroogenesie (grch.), Farbenbildung; Chroognosie oder Chroologie, Farbenlehre.

Chroolepus *Agdh.*, Algengattung aus der Gruppe der Chlorophyceen. Es sind kleine fadenförmige Algen, die in der feuchten Luft auf Gesteinen, Baumrinden u. s. w. wachsen und deren Zellinhalt durch einen roten Farbstoff gefärbt ist. In vielen Gebirgen Deutschlands kommt eine Art vor, die stark nach Veilchen riecht, sie bildet rote Anflüge auf Steinen, die deshalb Veilchensteine (s. d.) heißen.

Chrowaten, Chrobaten oder Chorwaten, slaw. Volk, das aus Böhmen nach Dalmatien gezogen war und sich um 620 ins Innere des Landes verbreitete, die heutigen Kroaten. (S. Kroatien.)

Chrudim, Hauptstadt der gleichnamigen böhm. Bezirkshauptmannschaft, am Flusse Chrudimka und an der Zweigbahn Deutschbrod-Pardubitz der Nordwestbahn, Sitz einer Finanzbezirksdirektion, eines Kreis- und Bezirksgerichts, hat fünf Kirchen und ein Kapuzinerkloster, ein Oberrealgymnasium, eine Ackerbau-, Handels- und Gewerbeschule, ein Theater, eine Zucker-, Spiritus- und Maschinenfabrik, Bierbrauereien und viele Mühlenwerke, hält bedeutende Roßmärkte ab und zählt 11886 E. (1881).

Chrupsie (Chroopsie), s. Farbensehen.

Chrysalis (Plur. Chrysaliden), s. Puppe.

Chrysaminsäure $C_{14}H_4(NO_2)_4O_4$ oder auch $C_{14}H_2(NO_2)_4(OH)_2O_2$, eine organische Säure, die bei der Einwirkung konzentrierter Salpetersäure auf Aloëharz entsteht (s. unter Aloë [Drogue]). Die C. findet Verwendung in der Färberei für Wolle, Seide, Baumwolle und Leinen. Für diese Zwecke wird sie dargestellt, indem man 1 kg Aloë in Stücken mit 8 kg Salpetersäure von 1,33 spezifischem Gewicht im Wasserbade erwärmt, bis keine roten Dämpfe mehr abgegeben werden, den Rückstand mit 1 kg Salpetersäure versetzt und dann in Wasser gießt, wobei die C. als gelber, in Wasser unlöslicher Niederschlag sich abscheidet. Auch das Natronsalz der C. wird zum Färben benutzt.

Chrysander (Franz Karl Friedr.), deutscher Musikgelehrter, geb. 8. Juli 1826 zu Lübtheen in Mecklenburg-Schwerin als der Sohn eines Müllers, ging, nachdem er zuerst im Schulamt thätig gewesen war, zur Musikwissenschaft über, in welcher er namentlich das histor. Fach durch Arbeiten, die sämtlich auf eigenen Forschungen beruhen, bereichert hat. Seine erste Schrift handelt «Über die Molltonarten in den Volksgesängen und über das Oratorium» (Schwer. 1853); jedoch beginnt seine eigentliche Arbeit auf diesem Felde erst mit der im Verein mit Gervinus, Dehn, Hauptmann und Breitkopf u. Härtel 1856 zu Stande gebrachten Gründung der Deutschen Händel-Gesellschaft zur Publikation der vollständigen Werke Händels, welche seit 1858 bereits gegen 80 Foliobände herausgegeben hat und die gesamte Ausgabe mit 100 Bänden beendet haben wird. Diese Werke hat C. aus den fast ausschließlich in England befindlichen Quellen hergestellt (mit erstmaliger Benutzung der bis dahin verschollen gewesenen Händelschen Handexemplare) und läßt sie unter seinen Augen in einer in seinem Hause zu Bergedorf bei Hamburg (wo er seit 1866 lebt) eingerichteten Offizin für Notenstich und Druck herstellen. Dieser Ausgabe, welche unter den zahlreichen Editionen Händelscher Werke die allein vollständige und zuverlässige ist, zur Seite geht eine Biographie Händels (2 Bde. und Bd. 3 erste Hälfte, Lpz. 1858—67), die zum erstenmal des Meisters Leben und Kunst nach den Quellen in einer allseitig vortrefflichen Weise darstellt. Zahlreiche kleinere Arbeiten von C. sind vereinigt in seinen «Jahrbüchern für musikalische Wissenschaft» (2 Bde., Lpz. 1863) und in der leipziger «Allgemeinen musikalischen Zeitung», die er 1868—71 redigierte und deren Redaction er von 1875 bis 1882 wieder geführt hat. Neben seinen musikalischen Beschäftigungen pflegt er mit großem Erfolge den Garten-, Wein- und Obstbau.

Chrysanthĕmum *L.*, d. h. Goldblume, ist der Name einer Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, welche sich durch dachziegelige Hülle, einen gewölbten Blütenboden ohne Deckblättchen zwischen den Blüten, weibliche zungenförmige (einlippige) Randblüten und flügellose, selten geflügelte, meist ringsum längsgestreifte Früchte auszeichnet, die entweder ganz kronenlos sind, oder ein mehr oder minder deutliches trockenhäutiges Krönchen tragen. Die hierher gehörigen Pflanzen sind einjährig, oder ausdauernd, selten strauchartig, und sämtlich mit beblättertem Stengel versehen. Sie sind vorzugsweise einheimisch in Europa, in den Gebirgsgegenden Nord- und Mittelasiens und in Nordamerika, seltener in Nordafrika. Es gehört zu dieser Gattung eine große Zahl von Arten, welche in mehrere Gruppen oder Untergattungen, wie Leucanthĕmum, Pyrĕthrum und Pinardia, zerfallen, die von manchen Botanikern als eigene Gattungen betrachtet werden. Aus der ersten Untergattung ist die bekannteste Art die gemeine Wucherblume (C. Leucanthemum *L.*), auch große Masliebe, große Gänseblume oder Orakelblume genannt, mit großen weißen Strahl- und gelben Scheibenblüten, welche sich durch ganz Europa auf Äckern, Wiesen und waldigen Grasplätzen häufig findet und zu dem bekannten Liebesorakelspiel dient. In Gärten wird öfters die in die zweite Untergattung gehörige einjährige gekielte Wucherblume (C. carinatum *Schousb.*) mit weißen Strahl- und schwarzroten Scheibenblumen und gekielten Hüllblättern kultiviert. Sie stammt aus Marokko. Zu derselben Gruppe gehört die gemeine gelbe Ackerwucherblume (C. segetum *L.*) mit goldgelben Strahl- und Scheibenblüten, ein in manchen Gegenden überaus häufiges, höchst lästiges und schwer ausrottbares Unkraut, welches aber auch als Zierpflanze kultiviert wird. Desgleichen ist die einjährige kronenförmige Wucherblume (C. coronarium *L.*), eine zur dritten Untergattung gehörige, in Südeuropa und Nordafrika heimische Art, mit gelben oder weißlichgelben, selten fast ganz weißen Randblumen, eine gemeine Zierpflanze unserer Gärten geworden, welche daselbst ohne besondere Pflege gedeiht und oft verwildert als Unkraut vorkommt. Besonders aber ist die strauchartige chinesische Wucherblume (C. Sinense *L.*) mit gefüllten Blüten in Gärten bei uns sehr beliebt und auch in ihrer Heimat, in Japan und China, vielfach als Zierpflanze angepflanzt. Ihre Blütezeit fällt in den Spätherbst. Die Blumen sind dunkel-purpurrot, lila, rosenrot, weiß, gelb oder orangefarben, auch zweifarbig. Dabei sind bald nur die Randblüten zungenförmig, bald auch die Scheibenblüten zum Teil oder sämtlich in zungenförmige umgewandelt, deren Zunge flach oder zusammengerollt ist; oder auch die Blüten sind zur Hälfte oder alle röhrenförmig, mit kurzen oder verlängerten Röhren, weshalb die Pflanze bei uns oft mit dem Namen Röhrenaster bezeichnet wird. Von dieser Pflanze gibt es zahllose Varietäten, welche nach der Form, Farbe u. s. w. der Blüten in mehrere Abteilungen zerfallen. Von der ebenfalls kultivierten indischen Wucherblume (C. Indicum *L.*) unterscheidet sie sich fast nur durch zwei- bis dreimal so große Blütenköpfe, indem ihre Randblüten viel länger als die Hülldecke des Blütenkopfes sind, während die Randblüten der ind. Wucherblume wenig länger als die Hülldecke sind und die (auch gefüllten) Blütenköpfe kaum 2,5 cm im Durchmesser haben. Beide Arten gehören zur zweiten Untergattung. Sie sind prächtige Zierpflanzen, welche vom Herbst an den ganzen Winter hindurch blühen und sich deshalb zu Zimmerzierpflanzen, Ausschmückung von Orangerichäusern und namentlich Wintergärten ungemein eignen. In geschützter Lage halten sie selbst in Deutschland in nicht zu kalten Wintern im Freien aus; besser ist es jedoch, sie im Kalthaus oder im Zimmer zu überwintern. Manche Sorten lassen sich leicht zu kleinen Bäumchen ziehen, die dann mit ihren zierlich gelappten Blättern und schön gefärbten Blumen, die mitunter 8 cm Durchmesser erreichen, einen herrlichen Anblick gewähren. Sie lassen sich durch Ableger leicht vermehren.

Chrysaor (grch.), «Goldschwert», sprang nach der griech. Sage nebst dem Pegasos aus dem Stumpfe der von Perseus enthaupteten Gorgo Medusa hervor, mit welcher Poseidon auf blumiger Wiese Umgang gepflogen hatte. Nach der ursprünglichen Naturanschauung der Griechen ist C. der Blitz, der aus der Gewitterwolke hervorgeht.

Chryseïs, Tochter des Chryses, des Apollopriesters zu Chryse, wurde, als Achilles die Städte in jener Gegend eingenommen und zerstört hatte, gleich Briseïs Kriegsgefangene des Achilles und fiel bei Teilung der Beute dem Agamemnon zu. Durch Apollos Rache genötigt, der seinem Priester beistand, mußte Agamemnon die C. dem Vater zurückgeben und nahm dafür dem Achilles die Briseïs weg.

Chryselephantin (grch.) nennt man Statuen, bei denen die Gewänder von Gold, der Körper, soweit er von der Gewandung nicht bedeckt ist, von Elfenbein gefertigt ist. (S. Akrolithen.)

Chrysen $C_{18}H_{12}$, ein Kohlenwasserstoff der Reihe Benzol, Naphthalin, Anthracen, C., findet sich unter den am höchsten siedenden Produkten der Teerdestillation und geht zuletzt, nachdem das Anthracen abdestilliert ist, als gelbe zähe, fast pulverige Masse über. Die Masse wird durch Auskochen mit Äther, dann durch Umkrystallisieren aus Eisessig von fremden Stoffen befreit. Unlöslich in fast allen Lösungsmitteln, löst sich C. bei Siedhitze in schwerem Steinkohlenteeröl, in Eisessig und Terpentinöl, woraus es beim Erkalten sich in gelben Krystallschuppen abscheidet. Die gelbe Färbung ist jedoch nicht dem C. eigen, sondern wird durch einen fremden, ihm hartnäckig anhängenden Körper bedingt. Es schmilzt zwischen 240 und 250° und kocht beim Siedepunkt des Schwefels. Versetzt man seine Lösung in Eisessig mit Chromsäure, so wird es in Chrysochinon $C_{18}H_{10}O_2$ verwandelt, welches beim Verdünnen der Flüssigkeit mit Wasser als orangeroter Niederschlag gefällt wird und nach dem Lösen in siedendem Alkohol in gelbroten Prismen krystallisiert.

Chrysippus (grch. Chrysippos), berühmter stoischer Philosoph, 282—209 v. Chr., der bedeutendste Systematiker dieser Schule, stammte aus Soli, nach andern aus Tarsos in Cilicien. Erst nach dem Verluste seines Vermögens soll er nach Athen gekommen sein und dort sich der Philosophie gewidmet haben. Er hörte hier den Stoiker Kleanthes, vielleicht auch Zenon und die Lehrer der Akademie, Arkesilaos und Lakydes, und lernte so die Einwürfe der Skeptiker gegen die stoische Lehre kennen. Hierdurch ward er um so mehr befähigt, die Verteidigung derselben zu übernehmen, wobei er großen Scharfsinn und ausgezeichnetes Talent im Disputieren bekundete. Letzteres bewährte er vorzüglich in der Logik oder Dialektik. In der Ausführung der einzelnen Teile der Philosophie verfolgte er die von Zenon und Kleanthes eingeschlagene Richtung. Die Logik ist ihm zugleich Erkenntnistheorie; sie bezieht sich auf die Fähigkeit, das Wahre und Falsche zu unterscheiden, welche die Seele, die ursprünglich als eine leere Tafel zu betrachten sei, durch Auffassung und Bearbeitung der sinnlichen Wahrnehmungen entwickelt. In der Physik, als der Wissenschaft von der Natur und der ihr inwohnenden Gottheit, stellte er diese als thätiges Prinzip der leidenden Materie entgegen. Gott ist ihm die lebendige Weltseele, die Natur der Dinge, das Schicksal oder der notwendige Kausalzusammenhang und die Vorsehung. In der Ethik, als dem von ihm genauer behandelten dritten Teile seiner Philosophie, machte er die Übereinstimmung des Lebens mit der vernünftigen Natur zum Grundsatze. C. soll über 700 Schriften, wahrscheinlich nur kleinere Abhandlungen, verfaßt haben, von denen jedoch nur wenige Bruchstücke übrig sind. Vgl. Petersen, «Philosophiae Chrysippeae fundamenta» (Altona u. Hamb. 1827).

Chryso... (grch.), in Zusammensetzungen: Gold...

Chrysoaspiden (grch., d. i. die Goldbeschildeten), s. unter Argyraspiden.

Chrysobalaneen (Chrysobalaneae), Unterabteilung der Familie der Rosaceen (s. d.).

Chrysobalănus *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Rosaceen, Abteilung der Chrysobalaneen, d. h. Goldeichel. Ihre Arten sind Sträucher oder kleine Bäume, die im tropischen Afrika und Amerika einheimisch sind, sie haben abwechselnde, einfache ganzrandige lederartige Blätter, in Trauben oder Rispen gestellte weiße Blüten mit glockig-fünfspaltigem Kelch und fünfblätteriger, unregelmäßiger Blumenkrone, die samt den zahlreichen Staubgefäßen im Schlunde des Kelchs eingefügt ist, und Steinfrüchte mit fleischiger oder faseriger Außenhülle und einsamigem, fünfeckigem Steinkern. Am längsten bekannt ist der in Südamerika heimische C. Icaco *L.*, dessen Frucht unter dem Namen Icacopflaume oder Kokospflaume in seinem Vaterlande gegessen, auch als abstringierendes Mittel medizinisch angewendet wird, ein Strauch mit rundlichen, ausgerandeten Blättern und weißen Blüten, der bei uns nur im Warmhause gedeiht.

Chrysoberyll heißt ein dem rhombischen System angehöriger, kurz und breit säulenförmig oder dick tafelartig krystallisierter Edelstein, dessen Farbe aus Grünlichweiß in Spargelgrün oder Olivengrün übergeht und der zuweilen einen bläulichen wogenden Lichtschein zeigt. Er besteht aus 80 Proz. Thonerde und 20 Proz. Beryllerde, $BeAl_2O_4$, ist glasglänzend, von muscheligem Bruch und seine Härte steht zwischen der des Topas und des Korund. Er findet sich in Brasilien, Ceylon, Pegu, Sibirien, Nordamerika, und zwar meist als lose Körner und Geschiebe im Flußsande, auch eingewachsen im Gneis zu Marschendorf in Mähren und Haddam in Connecticut. Der größte Stein dieser Art, welcher ein Gewicht von 8 kg hat, befindet sich in Rio de Janeiro. Der C. wird zu Schmucksachen, besonders Ringsteinen, verwendet. Eine besondere Abart ist der Alexandrit (s. d.).

Chrysographie (grch.), die Kunst, mit Gold zu schreiben oder zu malen, wurde besonders von den Byzantinern geübt, welche in wichtigen Büchern und Urkunden nicht nur einzelne Buchstaben mit Goldplättchen belegten, sondern ganze Schriften, namentlich religiösen Inhalts (Codices aurei), mit einer Goldtinktur, oft auf rotem Pergament, schrieben.

Chrysokeras (grch., Goldenes Horn), Vorgebirge bei Konstantinopel, auf welchem Byzanz lag.

Chrysolith, auch Peridot genannt, ein Mineral, welches in rhombischen Krystallen, in derben Massen und eingesprengt vorkommt, eine pistazien- und olivengrüne Farbe hat und durchsichtig bis durchscheinend ist. Es besteht aus Kieselsäure, Magnesia und Eisenoxydul, einer isomorphen Mischung des normalen Magnesiasilikats Mg_2SiO_4 mit dem Eisenoxydulsilikat Fe_2SiO_4, und findet sich im Basalt, basaltischen Laven, meteorischen Massen und in Geschieben im Sandlande. Der C. hat einen glasartigen Glanz, muscheligen Bruch, wenig Feuer und eine geringe Härte (6,5 bis 7), sodaß seine Politur leicht leidet, weshalb er als Edelstein nicht besonders geschätzt ist; bei den Alten jedoch stand er in größerm Ansehen. Man gebraucht ihn mit Goldfolie zum Besetzen von Halsketten u. s. w. Die edlern und klarern Varietäten werden in Kleinasien, Ägypten und Brasilien namentlich als lose Krystalle und Körner gefunden. Eine unedle Abart des C. ist der als Gemengteil für den Basalt außerordentlich charakteristische, auch in Meteoreisenmassen vorkommende Olivin. Eine sehr eisenreiche Art vom Kaiserstuhl hat man Hyalosiderit genannt.

Chrysolōras (Manuel), ein vornehmer Grieche aus Konstantinopel, geboren um die Mitte des

14. Jahrh., ist als der erste anzusehen, der die griech. Litteratur nach Italien verpflanzte. Der Kaiser Manuel Paläologos schickte ihn um 1391 nach Italien und England, um Hilfe gegen den türk. Sultan Bajazet I. zu suchen. Er wurde dadurch bekannt in Italien, verließ 1397 sein von den Türken bedrängtes Vaterland, ohne jedoch die Verbindung mit seinem Kaiser aufzugeben, und folgte dem Rufe als Lehrer der griech. Litteratur nach Florenz, wo er eine große Anzahl Schüler um sich sammelte. Aus seiner Schule gingen Leonardo Bruni, Poggius, Franz Philelphus (dieser ein Schwiegersohn des Johannes C.), Guarinus von Verona u. a. hervor. Seit 1400 wirkte er zu Mailand, dann in Pavia, Venedig, zuletzt in Rom. Der Papst Gregor XII. bediente sich seiner auch bei der beabsichtigten Vereinigung der röm. und griech. Kirche. C. ging 1413 mit Johann XXIII. zu der Kirchenversammlung nach Konstanz, wo er 1415 starb. Außer mehrern theol. Schriften schrieb er «Erotemata», die Anfangsgründe der griech. Sprache (Vened. 1484; zuletzt Berl. 1584). — Seines Bruders Sohn, Johannes C., folgte ihm nach Italien und starb um 1462.

Chrysomallos (grch.), «goldwollig», war ein Beiname des Widders mit dem Goldenen Vlies, dem der Zug der Argonauten (s. d.) galt.

Chrysomanie (grch.), Goldgier.

Chrysomorphisch (grch.), goldgestaltig, goldartig, golddähnlich.

Chrysophänsäure, s. unter Rhabarber.

Chrysophyllum *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Sapotaceen. Man kennt gegen 60 Arten, die sämtlich Bäume sind und vorzugsweise in den Tropengegenden Amerikas, seltener im tropischen Asien oder Afrika vorkommen. Sie haben lederartige Blätter und kleine in Büscheln stehende Blüten, die aus einem meist fünfteiligen Kelch, einer fünfspaltigen röhrigen oder glockenförmigen Blumenkrone, fünf Staubgefäßen, einem Griffel und einem gewöhnlich fünffächerigen Fruchtknoten bestehen. Die Frucht ist eine fleischige oder lederartige Beere. Von der brasilianischen Art C. Buranhem *Ried.* findet die Rinde als Cortex Monesiae medizinische Anwendung, dieselbe enthält einen eigentümlichen Stoff, das Monesin, das jedenfalls mit dem Saponin (s. d.) identisch ist; die Monesiarinde wird vorzüglich gegen Magenkrankheiten, Verdauungsstörungen u. dgl. angewendet. Von einer westindischen Art, die daselbst auch kultiviert wird, C. Cainito *L.* werden die Früchte, die ein süßes, weiches Fleisch haben, in Westindien allgemein gegessen; dieselben sind so groß wie die Äpfel und heißen Sternäpfel. Dasselbe gilt von den in Westindien und im tropischen Südamerika einheimischen Arten C. monopyrenum *Lw.*, C. argenteum *Jacq.*, pomiforme *Bert.*, macrophyllum *Mart.*, glabrum *Jacq.* u. a. Von C. glabrum wird das sehr dauerhafte und feste Holz vielfach als Nutzholz verwendet und gewöhnlich als ind. Eisenholz bezeichnet. Die in Jamaica einheimische Art C. monopyrenum liefert die daselbst unter dem Namen «Damascener Pflaumen» beliebten Früchte.

Chrysopräs (grch., von χρυσός, Gold, und πράσιος, lauchgrün) ist eine durch Nickeloxyd grüngefärbte, sehr politurfähige Abart des Chalcedon (s. d.), welche sich als Platten und Knollen im zersetzten Serpentin zu Kosemitz und Baumgarten in Schlesien findet und vielfach zu Schmuck verarbeitet wird. Seine Farbe ist meist apfelgrün, verbleicht aber nicht nur, wenn das Mineral der Hitze ausgesetzt wird, sondern sogar allmählich durch Luft und Sonne. Sie zu erhalten, verwahrt man den C. an dunkeln Orten zwischen feuchter Baumwolle; bei dem verblaßten Stein kann man die Farbe wiederherstellen, wenn man denselben eine Zeit lang in die feuchte Erde vergräbt. Fast meterlange Tischplatten von C. befinden sich im königl. Schloß zu Potsdam, aus der Zeit Friedrichs d. Gr. stammend, welcher diesen schles. Stein insbesondere liebte und auch Sanssouci damit ausschmückte.

Chrysor, ein phöniz. Heros und Erfinder, als Gott unter dem Namen Diamichios verehrt.

Chrysorin, eine von P. Rauchenberger in München 1832 dargestellte Legierung von ⅔ Kupfer und ⅓ Zink, kommt im Aussehen dem Wertgold sehr ähnlich und wird zu Luxusartikeln, Uhrgehäusen u. dgl. verarbeitet, läßt sich gut vergolden. Zur Darstellung schmilzt man die Hälfte des Zinks mit dem Kupfer unter einer Boraxdecke bei möglichst niederer Temperatur ein und setzt dann zu dem geschmolzenen Metall den Rest des Zinks in kleinen Stücken unter beständigem Umrühren.

Chrysorrhoas, d. i. goldströmend (wegen der großen Fruchtbarkeit seiner Ufer), oder Amana, d. i. der immerfließende, jetzt Nahr-Bärada, d. i. der kalte, ist der nördlich von dem kleinern Parpar, jetzt Nahr-el-Awadsch, in Syrien die Hauptstadt Damaskus durchfließende, aus dem Antilibanon (Dschebel-es-Scherki) herkommende Strom, welchem die fruchtbare Ebene El-Ghutah wesentlich ihre schöne Vegetation verdankt. Behufs der Bewässerung wird ihm so viel Wasser entzogen, daß er im Sommer kaum bis zu dem im Osten gelegenen, ausgedehnten Sumpf Bahr-el-Ateibeh gelangt.

Chrysos (grch.), Gold.

Chrysosplēnium, d. h. Goldmilz (Milzkraut), nannte Linné eine Pflanzengattung aus der Familie der Saxifrageen. Die Arten dieser Gattung wachsen an feuchten Orten in Europa, im mittlern Asien und auch in den außertropischen Gegenden Amerikas. Die in Deutschland am häufigsten vorkommende Art ist C. alternifolium *L.* mit goldgelb gefärbten Blüten und Hüllblättern. Diese sowohl als die zweite, seltener vorkommende Art, C. oppositifolium *L.*, ist eine saftvolle, zerbrechliche, niedrige Pflanze mit nierenförmigen, gekerbten Blättern, deren oberste an den Ästen der Trugdolde befindliche goldgelb sind, und kleinen Blüten aus einem vier- bis fünfspaltigen Perigon mit acht bis zehn kurzen Staubgefäßen und einem halbunterständigen Fruchtknoten, aus dem sich eine verkehrt herzförmige, zweihörnige, zweiklappige, vielsamige Kapsel entwickelt. Das Milzkraut, auch Gold-Steinbrech und Steinkresse genannt, wächst an Ufern von Bächen, feuchten Plätzen u. s. w. allenthalben in Deutschland, oft in dichtem Rasen, und ist mit seinen goldgelben Trugdolden im ersten Frühling eine Zierde der Bachufer u. s. w. Von beiden war früher das Kraut offizinell.

Chrysostomus, s. Dio.

Chrysostŏmus (Johs.), Patriarch von Konstantinopel und einer der angesehensten Väter der alten Kirche, C., d. h. Goldmund genannt, wegen seiner hinreißenden Beredsamkeit. (Der Name findet sich zuerst bei Isidor von Sevilla, gest. 636.) Im J. 347 zu Antiochien geboren als Sohn des Secundus, der magister militum orientis war, wurde C. durch seine fromme Mutter Anthusa im

christl. Glauben fest gegründet, von dem berühmten heidnischen Rhetor Libanius unterrichtet, und wandte sich von der Thätigkeit eines Sachwalters bald der Beschäftigung mit der christl. Lehre zu. Der Bischof Meletius von Antiochien taufte ihn in seinem 23. Lebensjahre und weihte ihn zum Vorleser. Der ihm zugedachten bischöflichen Würde entzog er sich und wußte seinen Freund Basilius zur Übernahme derselben zu bestimmen. Aus den bei diesem Anlaß zwischen beiden geführten Gesprächen ging des C.' berühmte Schrift «Über das Priestertum» hervor. Nach dem Tode seiner Mutter begab sich C. 374 zu den Einsiedlern in den Bergen bei Antiochien und widmete sich sechs Jahre lang dem beschaulichen Leben. In dieser Zeit entstanden die drei Bücher «Gegen die Feinde der Beförderer des Mönchtums» und die Abhandlung «Daß das Mönchtum höher und glückseliger sei als der Besitz der kaiserl. Würde». Krankheit zwang C. das Einsiedlerleben aufzugeben; er kehrte 381 nach Antiochien zurück, wurde Diakon und 386 Presbyter.

Von da an begann seine ausgedehnte und tiefgreifende Wirksamkeit als Prediger. Im J. 398 wurde C. durch Theophilus von Alexandria zum Patriarchen von Konstantinopel geweiht. Die Strenge, mit welcher er hier dem sittlichen Verderben entgegentrat, machte ihm manche Geistliche und vor allem die sittenlose Kaiserin Eudokia zu Feinden. Dies benutzte sein Nebenbuhler Theophilus von Alexandria, den C. durch Aufnahme der von ihm vertriebenen origenistisch gesinnten Mönche der Nitrischen Wüste gereizt hatte. Theophilus kam nach Konstantinopel und hielt mit den Gegnern des C. 401 auf dem kaiserl. Landgut «Zur Eiche» (ad quercum) bei Chalcedon eine Synode, die ihn seines Amtes entsetzte. Kaiser Arkadius gab den Wünschen seiner Gemahlin nach und sandte C. in die Verbannung nach Bithynien. Das Volk ward dadurch beunruhigt, zumal man ein Erdbeben in der folgenden Nacht als Strafe des Himmels deutete. C. wurde schleunig zurückberufen, vom Volk mit Jubel empfangen und in sein Amt wieder eingesetzt. Als einige Monate später Eudokia ihre silberne Bildsäule aufrichten ließ, sprach C. gegen die abgöttischen Ehrenbezeigungen, mit welchen dieselbe eingeweiht wurde, und erregte dadurch den Haß der Kaiserin. Eine Synode seiner Gegner sprach die Absetzung über ihn aus, weil er, obgleich von einer Synode abgesetzt, sein Amt wieder angetreten hatte, ohne von einer andern Synode wieder eingesetzt zu sein. C. ward zum zweiten mal in die Verbannung geschickt nach Kukusus in Kleinarmenien. Daß Innocenz I. sich für ihn verwandte, hatte nur zur Folge, daß er nach Pityus in Kolchis gebracht ward. Unterwegs jedoch starb er an den Strapazen der Reise in einer Kapelle bei Komana 14. Sept. 407. Theodosius II. ließ 438 seine Gebeine nach Konstantinopel bringen und in der Apostelkirche feierlich beisetzen; später kamen sie nach Rom in die Kirche des Vatikan. Sein Gedächtnis feiert die griech. Kirche am 13. Nov., die römische am 27. Jan.

Die Bedeutung des C. liegt ganz besonders darin, daß er zu einer Zeit, in welcher über dem Eifer für die Reinheit der Lehre die sittliche Reinheit des Lebens vielfach vernachlässigt ward, diese mit der ganzen Energie seines festen Charakters forderte. Überall betont er daher die ethische Seite des Christentums. Als Dogmatiker hat C. geringe Bedeutung und vertritt mit der ganzen griech. Kirche die Freiheit des menschlichen Willens. Als Exeget huldigt er den Grundsätzen der grammatisch-histor. Schriftauslegung der Antiochenischen Schule. Als Kanzelredner ist er der bedeutendste des christl. Altertums. Erhalten sind gegen 1000 seiner Reden, teils fortlaufende Erklärungen biblischer Bücher, teils Predigten über einzelne biblische Geschichten, teils Belehrungen über einzelne Punkte des christl. Glaubens und Lebens, teils Gelegenheitspredigten. Seine Werke wurden herausgegeben von Savilius (8 Bde., Eton 1613), von Fronto Ducäus (12 Bde., Par. 1609—36), von Montfaucon (13 Bde., Par. 1718—38); einzeln erschienen «De sacerdotio» (herausg. von Bengel, 1725; Stereotypausg. 1825; deutsch von Beda Weber, Innsbr. 1833), eine Auswahl aus den Homilien von Matthäi (Meißen 1792, Lpz. 1807), von Burrmeister (Gött. 1816), in deutscher Übersetzung von Cramer (10 Bde., Lpz. 1748—51) und von Lutz (2. Aufl., Tüb. 1853). Vgl. Neander, «Der heil. Johannes C.» (3. Aufl., 2 Bde., Berl. 1848); Böhringer, «Die Kirche Christi und ihre Zeugen» (2. Aufl., 9 Bde., Stuttg. 1876); Förster, «C. in seinem Verhältnis zur Antiochenischen Schule» (Gotha 1869); Thierry, «C. et l'impératrice Eudoxie» (2. Aufl., Par. 1874).

Chrysotil, Mineral, s. unter Asbest.

Chrzanow (spr. Hschánov), Stadt im ehemaligen Krakauer Kreise von Galizien, an der Eisenbahn Wien-Krakau, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft, welche die Gerichtsbezirke C. und Krzeszowice umfaßt, mit (1881) 7023 E., die ihren Erwerb im Feldbau und im Betriebe von Bergwerken suchen. Das Gutsgebiet war einst Besitz der Fürsten von Teschen. Wichtig sind die Blei-, Zinn- und Galmeigruben in der nächsten Umgebung, deren Produkte einen bedeutenden Handelszweig bilden.

Chrzanowski (spr. Hschanóvski, Adalbert), poln., dann piemont. General, geb. 1788 in der Wojwodschaft Krakau, erhielt seine militärische Bildung zu Warschau und machte als Ingenieuroffizier die Feldzüge von 1812 und 1813 mit. Am Kriege gegen die Türken 1829 nahm er als Hauptmann im russ. Generalstabe teil und leistete gute Dienste bei Varna. Er beteiligte sich bei der poln. Revolution von 1830, obwohl er dieselbe für aussichtslos hielt, und bemächtigte sich im Jan. 1831 der Festung Modlin, wurde von Chlopicki zum zweiten Kommandanten dieser Festung und bald darauf von Skrzynecki zum Chef des Generalstabes ernannt. Gegen General Rüdiger erfocht er den Sieg von Minsk 14. Juli 1831. C. wurde hierauf zum Divisionsgeneral und von Dembinski zum Befehlshaber der Reiterei, sowie von Krukowiecki zum Gouverneur von Warschau ernannt; doch lenkte er durch sein Verhalten den Russen gegenüber den Verdacht der demokratischen Partei auf sich. Man gab ihm den unglücklichen Ausfall der Verteidigung der Hauptstadt schuld, weil er die Beteiligung der Nationalgarden am Kampfe verhindert hatte. Der Argwohn gegen ihn steigerte sich, da er nach dem Einzuge der Russen unangefochten in Warschau blieb. Einige Zeit darauf ging C. mit russ. Passe nach Paris, angeblich um seine Landsleute zur Rückkehr nach Polen zu bewegen, trat dann wieder in russ. Dienste und nahm als Oberst seinen Abschied. Er war gänzlich in Vergessenheit gefallen, als im Frühjahr 1819 seine Berufung zur Reorganisation des piemont. Heers nach Turin erfolgte, wohin auch noch andere poln. Offiziere abgingen. Obwohl C. nur den

Rang eines Generallieutenants bekleidete, auch seine Stellung zu dem gleichfalls am Kriege teilnehmenden Könige eine unbestimmte blieb, war er doch der eigentlich verantwortliche Obergeneral im verhängnisvollen fünftägigen Feldzuge von 1849, der über das Schicksal Sardiniens und der ganzen Halbinsel entschied. Ihm wesentlich ist daher der Verlust der Schlacht bei Novara (23. März) zuzuschreiben. Nach dem Feldzuge vom König Victor Emanuel entlassen, blieb er bis zum Mai 1850 in Sardinien und übergab dem Ministerium einen Rechenschaftsbericht. Er ging sodann nach Frankreich, von da nach Nordamerika, wo er in Louisiana lebte, kehrte aber später nach Frankreich zurück und starb 5. März 1861 in Paris.

Chthonios (grch.), d. h. irdisch, unterirdisch, ist ein Beiname der in und unter der Erde mächtigen Gottheiten.

Chuapá (auch Choapa oder Illapel), Fluß in Chile, entspringt am 6798 m hohen Cerro de Mercedario in den Cordilleren, bildet die Grenze zwischen den Provinzen Coquimbo und Aconcagua und mündet nach einem Lauf von 193 km in den Stillen Ocean.

Chubbschloß, s. unter Schloß.

Chudavendigiar, Vilajet in der asiat. Türkei, s. Chodawendikjar.

Chulm, eine turanische Landschaft, seit 1850 von Afghanistan abhängig, liegt zwischen Balch und Kundus, und war ehedem ein selbständiges Chanat mit 300000 E. — Der Fluß Chulm entspringt etwa 80 km im N. von Bamian am 3100 m hohen Harakotal-Passe des Kara-Kuh-Gebirges und tritt durch eine Schlucht aus den Bergen in die Ebene, in welcher er durch abgeleitete Bewässerungskanäle verzehrt wird, ehe er im N. den Amu-Darja erreicht. Vor der Schlucht liegt der Hauptort Taschkurgan, d. h. Stein-Fort, 7 km östlich von den Ruinen des alten großen Chulm oder Tschulam, eine regelmäßig angelegte, von Kanälen durchzogene Stadt mit 10000 E. und reich gefüllten Bazars, von trefflich gepflegten Obst- und Blumengärten, sowie von Maulbeerpflanzungen umgeben.

Chulos (span.), bei Stiergefechten die den Stier umschwärmenden Burschen.

Chunsu, ägypt. Gott, s. Chons.

Chuquisaca (spr. Tschukisaka), ehemals Charcas oder La Plata, jetzt meist Sucre genannt, die Hauptstadt der südamerik. Republik Bolivia, links oberhalb des Cachimayo, 2694 m über dem Meere, sehr schön in einer mit Hügeln umgebenen und vor den Winden geschützten Hochebene gelegen, auf welcher es fast von März bis September regnet, ist der Sitz der Regierung und des Erzbischofs und zählt (1865) 26661 E., meist das Quechua sprechende Indianer. Die Stadt hat gutgebaute, von Gärten umgebene Häuser, viele Springbrunnen, 1 Kathedrale und 26 andere, zum Teil schöne Kirchen, 1 Palast, die 1845 reformierte St. Xaviers-Universität, 1 Kollegium, das St. Christophs-Seminar, hübsches Theater, 1 Bergakademie, 1 Hospital ꝛc. Schöne Villen liegen in der Umgebung, besonders längs des Cachimayo. — C. wurde 1536 von Pedro Anzures, einem Kapitän Pizarros, an der Stelle von Choque-Chaka (d. h. Brücke von Gold), einer alten Stadt der Peruaner, gegründet und später La Plata genannt, nach den benachbarten reichen Silberminen von Porco. Sie war seit ihrer Gründung Hauptstadt der Provinz Charcas, welche Bolivia, Argentina, Paraguay und Uruguay umfaßte. Zu C. erfolgte 6. Aug. 1825 die Unabhängigkeitserklärung und 25. Mai 1826 die Eröffnung des konstituierenden Kongresses. — Die Provinz Chuquisaca zählte 1865 auf 188535 qkm 219788 E.

Chur (ital. Coira, roman. Cuera, frz. Coire), Hauptstadt des schweiz. Kantons Graubünden, liegt 599 m über dem Meere, dem Calanda gegenüber, auf der rechten Seite des Rheinthals an der Plessur, da, wo diese zwischen den bewaldeten Höhen des Pizokel und des Mittenbergs aus dem Schanfiggthal heraustritt, um sich 2⅓ km weiter unten in den Rhein zu ergießen. Die Stadt ist unregelmäßig gebaut mit engen Gassen und hochgiebeligen Häusern. Östlich über derselben liegt der burgartige bischöfliche Hof, einst ein röm. Standlager, seit dem 5. Jahrh. Sitz der Bischöfe von C. Hier befindet sich die Kathedrale oder Unser-Frauenkirche, ein roman. Bau, größtenteils aus dem 12. Jahrh. stammend, mit uralter Krypte, zahlreichen Grabmälern, wertvollen Gemälden von A. Dürer, H. Holbein, L. Cranach u. a. und vielen andern Kunstwerken und Altertümern. Das bischöfl. Schloß neben dem Dom, ein Renaissancebau des 17. Jahrh., an den Römerturm Marsöl angebaut, in dem der schott. König St. Lucius 176 den Märtyrertod erlitten haben soll, enthält den Pfalzgerichtssaal, die bischöfl. Kanzlei, das Archiv mit wertvollen Urkunden und im Marsöl die uralte bischöfl. Kapelle. Die übrigen Gebäude des Hofs sind meist erst nach dem großen Brande von 1811 erbaut worden. Östlich hinter dem Dom liegen Kirche und Priesterseminar St. Luci und das Kantonsschulgebäude. In der Stadt selbst sind zu erwähnen die prot. Kirchen St. Martin und St. Regula, das Regierungsgebäude, das altertümliche Rathaus mit Glasmalereien aus dem 16. Jahrh., das Postgebäude, das Zeughaus, das Rhätische Museum mit histor.-antiquarischen und naturwissenschaftlichen Sammlungen und der Kantonsbibliothek, das Gebäude der Bank für Graubünden und die Villa Planta. Von höhern Unterrichtsanstalten besitzt die Stadt ein kath. Priester- und ein paritätisches Lehrerseminar und eine paritätische Kantonsschule. Von wissenschaftlichen Vereinen sind zu nennen die Naturforschende und die Geschichtsforschende Gesellschaft. Einen großen Teil ihres Wohlstandes verdankt die Stadt, bei ihrer Lage an der großen Straße aus Deutschland über den Splügen nach Italien und als Kopfstation der Linie Rorschach-Chur der Vereinigten Schweizerbahnen, dem sehr lebhaften Speditionsgeschäft. Auch der Touristenverkehr bildet neben Wein-, Obst- und Ackerbau und verschiedenen Gewerben eine nicht unwichtige Erwerbsquelle der (1880) 8889 E., von denen 6440 der reform., 2431 der kath. und 18 andern Konfessionen angehören. Zu den bemerkenswertesten Punkten der sehr malerischen Umgebung gehören das vielbesuchte Lürlebad 1½ km nordöstlich, der Rosenhügel ½ km westlich der Stadt und das in der Schlucht der Rabiusa 829 m über dem Meere, 4 km südlich von C. gelegene Bad Passugg mit kräftigen Eisen- und Natronsäuerlingen. C. ist röm. Ursprungs und erscheint seit dem 5. Jahrh. in der Geschichte als Curia Rhaetorum. Schon 452 war die Stadt Bischofssitz und stand während des Mittelalters unter der Herrschaft der Bischöfe, bis sie 1464 von Kaiser Friedrich IV. reichsstädtische Freiheiten erhielt. Schon seit 1396

Artikel, die man unter C vermißt, sind unter K aufzusuchen.

dem Gotteshausbunde angehörig, trat C. 1498 mit demselben in einen Schutzvertrag mit der Eidgenossenschaft ein. Im J. 1523 führte die Stadt die Reformation bei sich ein.

Church (engl., spr. Tschörtsch), Kirche; High C., Broad C., Low C., s. unter Anglikanische Kirche.

Church (Frederick Edwin), amerik. Landschaftsmaler, geb. 4. Mai 1826 zu Hartford im Staate Connecticut, ist ein Schüler von Thomas Cole und machte sich zuerst einen Namen durch seine Bilder von den Catskillgebirgen und einigen neuengl. Scenerien. Im J. 1853 ging er nach Südamerika, besuchte Columbia und Ecuador, wo er verschiedene Berglandschaften malte, die durch Wärme des Tons und prächtige Farben die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zogen; 1857 unternahm er eine zweite Reise nach Südamerika. Seine diesmalige Ausbeute bestand in den großen Bildern Heart of the Andes, Cotopaxi und On the Cordilleras. Im J. 1858 malte er sein bedeutendstes Bild: Die Niagarafälle von der Canadischen Seite, nahe dem Table Rock aus gesehen. C. unternahm dann Reisen nach Jamaica, wo er die tropische Landschaft zu seiner Spezialität machte, und bald darauf nach Europa und Palästina. Die Bilder Damaskus, Jerusalem und das Parthenon sind die bedeutendsten Früchte dieser Reisen. Nach seiner Rückkehr ließ sich C. bei Hudson am Hudson nieder, hat aber auch ein Atelier in der Stadt Neuyork.

Churchill oder Englisch-River, Fluß im brit. Nordamerika, entspringt unter dem Namen Beaver-River (Biberfluß) im westl. Binnenlande, fließt durch den See Methy, dann als Missinnippi in nordöstl. Richtung durch die Seen Buffalo, Lacrosse und South-Indian-Lake, nimmt hierauf den Namen C. an und mündet nach einem Lauf von über 1000 km bei dem Fort C., einen Hafen bildend, in die Hudsonsbai.

Churchill (Charles), engl. Satiriker, geb. zu London im Febr. 1731, besuchte kurze Zeit die Universität Cambridge und erhielt dann eine geringe Pfarre in Essex. Nach dem Tode seines Vaters (1758) folgte er demselben in dem Amte eines Predigers an der St.-Johnskirche zu Westminster, welches er aber seines anstößigen Lebenswandels halber bald wieder niederlegen mußte. Als Satiriker machte er sich zuerst bekannt durch seine «Rosciad» (erste anonyme Ausgabe 1761), eine Satire auf die Schauspieler jener Zeit. Die Angriffe, welche diese Schrift erfuhr, beantwortete er in einer «Apology», worin die Journalisten, die Schauspieler und namentlich Garrick verspottet werden. Wegen seiner leichtfertigen Sitten suchte er sich in einem Briefe an Lloyd, «The Night», zu rechtfertigen, gleichzeitig erschien der erste Gesang seines Gedichts «The Ghost», das gegen Johnson gerichtet war. Mehr Aufsehen erregte «The prophecy of famine, a Scotch pastoral», ein schwungvoll geschriebenes Werk voller Ausfälle gegen die Schotten. C. starb 4. Nov. 1764 auf einer Reise nach Boulogne. Seine Werke erschienen zu London (3 Bde., 1774); auch wurden seine poetischen Schriften besonders gesammelt (2 Bde., Lond. 1804; neue Aufl., Edinb. 1855, und von Bell, 2 Bde., Lond. 1871).

Churfirsten, auch Kuhfirsten, eine Bergkette der Thuralpen (s. Alpen) im schweiz. Kanton St. Gallen. Die eigentlichen C. bilden einen 12 km langen, etwa 2000 m hohen, scharf ausgezackten Kamm, der aus Kalkgesteinen der mittlern Jura- und der Kreideformation besteht, von W. nach O. verläuft, südlich mit schroffen Felswänden zum Walensee und nördlich allmählich mit beweideten und bewachsenen dachförmigen Rücken zum Toggenburg abfällt. Von W. nach O. trägt der Kamm die Gipfel Leistkamm (2100 m), Tisch (2172 m), Scheere (2194 m), Wart (2025 m), Selun (2207 m), Frümsel (2266 m), Brisi (2279 m), Zustoll (2235 m), Scheibenstoll (2303 m), Hinterruck (2293 m) und Kaiserruck (2204 m). Bisweilen wird, wohl der früher beliebten Schreibweise Kurfürsten zuliebe, der Name C. auf die sieben letzten dieser Gipfel beschränkt. Im weitesten Sinne wird zur Kette der C. auch die südöstlich anschließende Gruppe des Faulfirsts (2413 m) und des Alvier (2363 m) gerechnet, die sich zwischen dem Rhein und dem Unterlauf der Seez erhebt und bei Sargans mit dem eisenreichen Gonzen, 1833 m, endet. Alle diese Gipfel sind, zum Teil allerdings nicht leicht, zugänglich; am häufigsten bestiegen werden der Leistkamm, der Selun, der Hinterruck und der Alvier, der dicht unter der Spitze eine Schutzhütte trägt. Leicht gangbare Pässe haben die eigentlichen C. nur an den Enden der Kette aufzuweisen. Im W. verbindet der Paßweg über das Loch (1558 m) Wesen am Walensee mit dem Toggenburg, im O. der Weg über die Hohe Niederen (1840 m) Walenstab mit dem Rheinthal. Durch die Lücken zwischen den Köpfen und Stöcken des Kammes selbst führen nur rauhe, zum Teil schwierige Kletterpfade, von denen derjenige durch die Gacht westlich vom Tisch am besten gangbar ist.

Churfürsten, s. Kurfürsten.

Churros (span.), die span. Schafe mit ganz grober Wolle.

Churwelsch, das in einigen Teilen Graubündens gesprochene Idiom der roman. Sprachen, s. unter Romanisch.

Chusistan oder Arabistan, pers. Provinz, grenzt im N. an Luristan, im NO. an Irak-Adschmi, im O. an Farsistan, im S. an den Persischen Golf und im W. an die asiat. Türkei. Der Westen des Landes ist eine weite Ebene, im Winter sumpfig, im Sommer dürr, durchströmt vom Kercha und Karun, der Osten ist hügelig und erhebt sich zu einer steilen Sandsteinkette. Das Land, 101481 qkm groß, ist sehr schwach bevölkert, namentlich seit 1873 Hungersnot und Pest hier furchtbar wüteten. C. ist das alte Susiana oder Kissia, mit der Hauptstadt Susa (s. d.). Jetzt sind die bedeutendsten Städte Disful und Schuschter.

Chutbeh, s. unter Chatib.

Chwalisen, im 9. und 10. Jahrh. Anwohner der Westseite des Kaspischen Meeres, am Einfluß der Wolga; daher Chwalisisches Meer soviel wie Kaspisches Meer.

Chwalynsk, Kreisstadt im europ.-russ. Gouvernement Saratow, am rechten Ufer der Wolga, 225 km im NO. von Saratow gelegen, hat 7 Kirchen, eine Kreis- und eine Pfarrschule, Lohgerbereien, Seifensiedereien, eine Bierbrauerei, Ölmühle, eine Salpeterfabrik, einen Hafen, zwei Jahrmärkte und 15630 E., die bedeutenden Handel mit Weizen, Talg, Salz, Holz und Äpfeln treiben. C. war früher ein Dorf Namens Sosnowo, das 1780 zur Kreisstadt erhoben wurde. Im Kreise C. leben außer Russen viele Tataren, Mordwinen und Tschuwaschen. Die Hauptbeschäftigung der Bewohner besteht in Ackerbau, Viehzucht (besonders Schafzucht) und Fischfang.

Chwolson (Daniel), namhafter Altertumsforscher, geb. 10. Dez. 1820 in Wilna, von jüd. Abkunft, genoß in seiner Jugend Unterricht in den talmudischen Wissenschaften, erlernte dann die deutsche Sprache und begab sich, nachdem er als Autodidakt mit dem Lateinischen und Griechischen sich bekannt gemacht hatte, 1840 nach Breslau, wo er sich dem Studium der orient. Sprachen widmete; 1847 ging er nach Wien, um die dortigen orient. Handschriften zu benutzen, und wandte sich 1850 nach Petersburg, wo er an einigen Akademikern Förderer seiner orient. Studien fand und es ihm durch deren Vermittelung gelang, sein nach verschiedenen Seiten hin bahnbrechendes Werk: «Die Ssabier und der Ssabismus» (2 Bde., Petersb. 1856) durch die dortige Akademie veröffentlicht zu sehen. Diesem Werke folgte die (gleichfalls durch die kaiserl. Akademie in deren Memoiren veröffentlichte) Schrift: «Über die Überreste der altbabylon. Litteratur in arab. Übersetzungen» (Petersb. 1859) und die Abhandlung «Über Tammûz und die Menschenverehrung bei den alten Babyloniern» (Petersb. 1860). C. erhielt 1855, zum Christentum übergetreten, eine Anstellung als ord. Professor der orient. Fakultät an der Universität und 1858 als Professor der hebr. Sprache und biblischen Archäologie an der russ. Geistlichen Akademie zu Petersburg und hat sich namentlich um die wissenschaftliche Erkenntnis des semit. Altertums, die semit. Epigraphik und die semit. Religionsgeschichte Verdienste erworben. Von seinen Schriften sind noch hervorzuheben: «Über einige mittelalterliche Beschuldigungen gegen die Juden» (russisch, Petersb. 1861), «Achtzehn hebr. Grabschriften aus der Krim» (Petersb. 1865), «Nachrichten über Chazaren, Burtassen, Bulgaren u. s. w. des Ibn-Dasta» (russisch, Petersb. 1867), «Die semit. Völker» (Berl. 1872), «Das letzte Abendmahl und der Todestag Christi» (russisch, Petersb. 1875—78; 2. Aufl. 1880), «Corpus inscriptionum hebraicarum» (Petersb. 1882), enthaltend hebr. Inschriften in Quadratschrift von der ältesten Zeit an und Schriftproben aus hebr. Bibelhandschriften vom 9. bis 15. Jahrh.

Chwostow (Dimitrij Iwanowitsch, Graf), russ. Staatsmann und Dichter, geb. 19. Juli 1757 in Petersburg, studierte in Moskau, trat 1772 in die kaiserl. Garde, kämpfte 1788—89 gegen die Türken, 1794—95 gegen die Polen, trat aber dann aus dem Militärdienst aus. Er wurde 1797 Oberprokurator im Senat, 1798 Mitglied des Heiligen Synod, 1799 Geheimrat und Mitglied des Reichsrats und starb 3. Nov. 1835 zu Petersburg. Als Dichter ist C. hauptsächlich durch seine Oden hervorragend, außerdem schrieb er Lustspiele und lyrische Gedichte. Eine Gesamtausgabe seiner Werke besorgte er selbst (4 Bde., Petersb. 1817).

Chylifikation oder Chylopoiēsis, die Milchsaftbereitung im Dünndarm.

Chylurie heißt eine eigentümliche, besonders in einigen tropischen Gegenden, doch auch in Europa beobachtete Krankheit, bei welcher der Harn infolge eines enormen Gehalts an Fett, welches in feinster Verteilung dem Nierensekret beigemischt ist, täuschend das Aussehen von Milch erhält; dabei werden die Kranken auffallend bleich, mager und kraftlos. Von Zeit zu Zeit nimmt der Harn wieder seine normale Beschaffenheit an und die Kranken fangen an sich zu erholen. So kann der Wechsel in ihrem Befinden jahrelang fortdauern, bevor sie an Erschöpfung zu Grunde gehen. Über die Grundursache dieser merkwürdigen Krankheit ist noch nichts Sicheres ermittelt; doch muß man annehmen, daß es sich hierbei um abnorme Kommunikationen des Lymph- und Chylussystems mit den harntreibenden Organen handelt, welche den Übertritt von Chylus (s. d.) in den Urin und damit das Krankheitsbild der C. zur Folge haben.

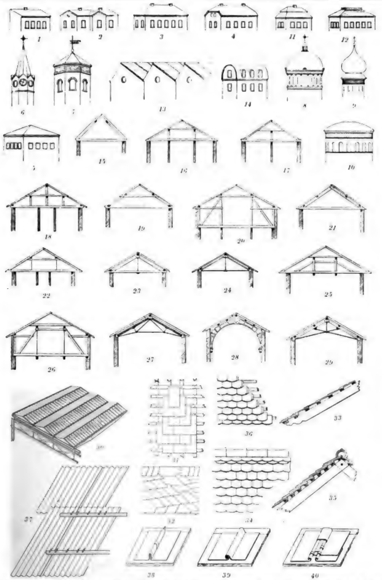
Chylus (grch.), Milchsaft oder Nahrungssaft, ist die während der Dünndarmverdauung aus dem Speisebrei (s. Chymus) durch endosmotische Vorgänge bereitete weißliche, milchähnliche Flüssigkeit von schwach alkalischer Reaktion, die in das Blut durch die eigens für sie bestimmten Gefäße, die Milch- oder Chylusgefäße des Dünndarms, übergeht. Unstreitig stellt dieses Chylusgefäßsystem eine der wichtigsten Quellen für die beständige Erneuerung und Ersetzung des Blutes dar, indem es diesem hauptsächlich die Fette, Eiweißkörper und eine Reihe wichtiger Salze zuführt. Von der Lymphe (s. d.), mit welcher er sehr große Ähnlichkeit hat, unterscheidet sich der C. hauptsächlich durch seinen enormen Fettgehalt während der Verdauung, der ihm seine Undurchsichtigkeit und sein milchweißes Aussehen verleiht; nach fettfreier (pflanzlicher) Nahrung ist der C. klar und durchsichtig wie die Lymphe, ebenso im nüchternen Zustande (Darmlymphe). Man unterscheidet an ihm eine klare farblose Flüssigkeit (Plasma) und in dieser suspendiert rundliche, feinkörnige, den weißen Blutkörperchen ähnliche Zellen, die sog. Chyluskörperchen, sowie zahllose, außerordentlich feine, von einer zarten Eiweißhülle umgebene Fetttröpfchen; seine chem. Hauptbestandteile sind mehrere Eiweißkörper (Faserstoff, Caseïn, Globulin), Fette, Zucker, Harnstoff und verschiedene Salze.

Die Chylus- oder Milchsaftgefäße, die von Aselli 1622 entdeckt wurden, nehmen ihren Anfang in den Darmzotten, bilden innerhalb des Dünndarms ein vielfach verzweigtes Röhrensystem, durchsetzen die zahlreichen Lymphdrüsen des Gekröses, welche dem C. seine geformten Elemente beimengen, und münden sodann wie alle Lymphgefäße in den federkielstarken Milchbrustgang (Ductus thoracicus), welcher im Innern der Brusthöhle längs der Wirbelsäule verläuft und seinen Inhalt in die linke Schlüsselbeinblutader, somit kurz vor dem Eintritt des Blutes in das Herz, ergießt. Die Bewegung des C. zum Blute hin geschieht wegen des bedeutenden Widerstandes in den Lymphdrüsen nur langsam und unter geringem Druck; als bewegende Kräfte dienen in erster Linie die Kontraktionen der Darmzotten, weiterhin alle jene Momente, welche für die Bewegung der Lymphe überhaupt in Betracht kommen. (S. Lymphe, Verdauung.)

Chymifikation (grch.-lat.) oder Chymōsis (grch.), Bildung des Speisebreies, s. u. Chymus.

Chymus (grch.), Speisebrei, heißt die breiähnliche, sauer reagierende, in den verschiedenen Stadien der Lösung, Quellung und Maceration befindliche Speisemasse, welche während der Verdauung den Inhalt des Magens bildet. Bei der Untersuchung ergibt sich der C. als ein Gemisch von gelösten und ungelösten, chemisch veränderten und unveränderten Nahrungsstoffen; die anorganischen Salze und Zucker sind aufgelöst, das Stärkemehl zum großen Teil in Zucker verwandelt; das genossene Fett ist durch die im Magen herrschende Temperatur (38—40° C.) verflüssigt und dem C. in einzelnen großen Tropfen beigemengt. Dagegen

DACH.



1. Pultdach. 2. Satteldach (mit Giebeln). 3. Walmdach. 4. Halber Walm. 5. Zeltdach (quadratisch). 6. Helm. 7. Zeltdach (polygonal). 8. Kuppeldach. 9. 10. Dachhaube. 11. Mansarde. 12. Terrassen- oder Plattformdach. 13. Sheddach. 14. Bohlendach. 15. Dach mit Windrispe. 16. Doppeltstehender Dachstuhl. 17. Einfachstehender Dachstuhl. 18. Dreifachstehender Dachstuhl. 19. Liegender Dachstuhl. 20. Pfettendach mit stehendem Dachstuhl und versenktem Gebälke. 21. Reines Pfettendach. 22. Pfettendach mit stehendem Stuhl. 23. 24. Pfettendach mit einfachem Hängewerk in Holz- und Eisenkonstruktion. 25. Kehlbalkenstuhldach mit doppeltem Hänge- und Sprengwerk. 26. Kehlbalkendach mit doppeltem Hänge- und Sprengwerk, mit Eisenkonstruktion und versenktem Gebälke. 27. Dach in Eisenkonstruktion (sog. Polonceau). 28. Dachkonstruktion in Gußeisen. 29. Pfettendach mit Eisenkonstruktion (deutsches System). 30. Dach in Eisen und Glas. 31. Schieferdachung (englisch, doppelt). 32. Schieferdach (deutsch). 33. 34. Ziegeldach, einfach. 35. 36. Ziegeldach, doppelt. 37. Wellblechdachung. 38. 39. 40. Zinkbedachung mit Falzen, Rollen und Deckblechen.

sind die Cellulosemembranen und Pflanzenfasern, das Chlorophyll, die elastischen Fasern und Epithelien unverändert, das Bindegewebe zum Teil gelöst, zum Teil nur aufgequollen. Die Muskelbündel des Fleisches sind in ihre Formelemente, in Fasern und Querscheiben zerfallen, geronnenes Eiweiß und Fibrin meist vollkommen gelöst und teils in die in verdünnten Säuren lösliche Modifikation (Syntonin und Paralbumin), teils in Peptone (s. d.) übergeführt. Die Milch gerinnt, sowie sie in den Magen gelangt, und der gebildete Käseklumpen wird dann langsam vom Magensaft aufgelöst. Neben den so veränderten Nahrungsstoffen enthält der C. stets einige Gase, besonders Kohlensäure, Stickstoff und Sauerstoff, welche zum großen Teil aus der mit dem Speichel verschluckten atmosphärischen Luft stammen.

Ist der C. durch den Pförtner des Magens in den Zwölffingerdarm übergetreten, so erfährt er durch die Einwirkung der alkalischen Galle, des Bauchspeichels und des in den Drüsen der Darmschleimhaut abgesonderten Darmsaftes eine Reihe weiterer chem. Veränderungen, infolge deren ein großer Teil seiner Bestandteile, namentlich Eiweiß, Faserstoff, Käsestoff und Fette von den Zotten der Darmschleimhaut aufgesaugt und in den Chylus (s. d.) übergeführt werden. Der Rest des Speisebreies nimmt, je näher er dem Dickdarm kommt, immer mehr die konsistente Beschaffenheit und den eigentümlichen Geruch des Kotes an. (S. unter Verdauung.)

Chymifikation oder **Chymōsis** ist die Bildung des Speisebreies im Magen aus den genossenen Nahrungsstoffen.

Chyträus (David), einflußreicher luth. Theolog der zweiten Hälfte des 16. Jahrh., geb. 26. Febr. 1531 zu Ingelfingen in Schwaben, bezog sehr früh die Universität Tübingen, kam als 15jähriger Magister nach Wittenberg, wo er an Melanchthon sich anschloß und seit 1548 über Rhetorik, Astronomie und Melanchthons «Loci communes» Vorlesungen hielt. Im J. 1551 ward C. Professor der Theologie zu Rostock und bekämpfte sowohl hier wie als Teilnehmer an den wichtigsten kirchlichen Verhandlungen jener Zeit im Interesse des strengen Luthertums die mildere Melanchthonsche Richtung. In diesem Sinne war er auch an der Abfassung und Einführung der Konkordienformel (s. d.) beteiligt. Verdient machte sich C. durch die ihm von Kaiser Maximilian II. übertragene Organisation der evang. Kirche Österreichs und Steiermarks. Er starb 25. Juni 1600. Außer seinen theol. Schriften verdienen Erwähnung sein «Chronicon Saxoniae ab a. 1500 ad a. 1595» (Lpz. 1595) und die «Historia confessionis Augustanae» (Frankf. 1578). Vgl. Krabbe, «David C.» (Rostock 1870).

Chyträus (Nathan), Bruder des vorigen, Philolog und lat. Dichter, geb. 15. März 1543 zu Menzingen, studierte zu Rostock, wo er 1564 Professor der lat. Sprache, später auch Professor der Dichtkunst, 1580 Rektor der Stadtschule wurde. Als Rektor des Gymnasiums kam er 1593 nach Bremen, wo er 25. Febr. 1598 starb. Er schrieb «Poëmatum omnium libri XVII» (Rostock 1579), «Fastorum ecclesiae christianae libri XII» (Hannov. 1584).

Ciaconne (ital. ciacona), Tanz, s. Chaconne.

Cialdini (Enrico), Herzog von Gaëta, ital. General und Diplomat, geb. 10. Aug. 1811 zu Castelvetro (Modena), besuchte eine Jesuitenschule und studierte dann zu Parma Philosophie und Medizin. C. nahm 1831 an dem Aufstande in der Romagna unter General Zacchi teil und flüchtete dann nach Paris, wo er von der geringen Unterstützung der franz. Regierung lebte und dabei bei Dupuytren, Lisfranc und Rostan Klinik hörte. Auch übersetzte er die Werke Voltaires, J. J. Rousseaus und Velpeaus ins Italienische. Ende 1832 trat er in die Oporto-Legion Dom Pedros und avancierte zum Corporal, Sergeant und Unterlieutenant. Nach diesem Feldzuge ging C. 1835 mit der Legion nach Spanien, um gegen Don Carlos zu kämpfen. Er that sich hier auch wieder so hervor, daß ihn General Durando zu seinem Adjutanten ernannte. Nach der Niederlage der Karlisten ward die Oporto-Legion aufgelöst und C. von der Regierung der Königin mit Belassung seines Grades als Oberstlieutenant bei der Gendarmerie angestellt. Beim Ausbruche der lombard. Revolution 1848 war C. in Paris, um die dortige Organisation der Gendarmerie kennen zu lernen. Alsbald folgte er dem Rufe der provisorischen Regierung in Mailand, focht unter General Ferrari im Venetianischen, wurde zum Obersten ernannt und fiel nach der Schlacht von Vicenza schwer verwundet in die Hände der Österreicher. Geheilt und aus der Gefangenschaft entlassen, trat er in die piemont. Armee und organisierte das «Regiment der Herzogtümer», das aus 3000 Freiwilligen aus den Herzogtümern bestand. An der Spitze desselben focht er 1849 gegen Radetzky bei Novara. Als Militär hochgeachtet, erhielt er 1855 in der piemont. Krimexpedition als Oberst die Führung einer Brigade, mit welcher er an der Tschernaja kämpfte. Nach seiner Rückkehr ernannte ihn der König zum Generalmajor, Flügeladjutanten und Generalinspektor der Bersaglieri. An der Spitze einer Division begann C. den Feldzug von 1859 und focht namentlich bei Palestro mit Auszeichnung, was ihm die Beförderung zum Generallieutenant und den Auftrag zur Besetzung der Romagna eintrug. Es folgte 1860 der Einmarsch der Piemontesen in den Kirchenstaat, wo C. 18. Sept 1860 die päpstlichen Truppen unter Lamoricière bei Castelfidardo (s. d.) schlug und dann im neapolit. Feldzuge eine hervorragende Rolle spielte. Bei der Belagerung von Gaëta, welches er 13. Febr. 1861 zur Kapitulation zwang (wofür er später den Titel «Herzog von Gaëta» empfing), bediente er sich zuerst der von Cavalli erfundenen gezogenen Geschütze. Im J. 1866 befehligte C. einen Heeresteil auf dem rechten Ufer des Po, entwickelte jedoch keine besondere Thätigkeit und geriet deshalb 1868 in eine erbitterte litterarische Fehde mit General La Marmora. Auch auf polit. Gebiete war C. vielfach thätig; er wurde 1876 Botschafter in Paris, mußte jedoch 1881 von diesem Posten zurücktreten, da sein Verhalten in der tunesischen Frage in Italien allgemeine Mißbilligung gefunden hatte.

Ciampi (Ignazio), ital. Dichter und Historiker, geb. 31. Juli 1824 zu Rom, studierte im Collegio Romano und auf der röm. Universität, lebte dann in Rom als Rechtsanwalt, ward Mitglied des röm. Staatsrats, 1874 Professor der neuern Geschichte an der Universität zu Rom. Er starb daselbst Ende Jan. 1880. Unter seinen dichterischen Arbeiten sind hervorzuheben: «Imitazione delle poesie russe di Alessandro Pouschine» (1855), die Novelle «Serena» (1857), «Poesie varie» (1857), die epische Dichtung «Stella» (1858), «Nuove poesie» (1861);

unter seinen litteraturhistor. Schriften: «Le rappresentazioni sacre del medio evo considerate nella parte comica» (1865), «La commedia italiana del cinquecento» (1867). Von seinen histor. Arbeiten sind zu nennen: «La Città Etrusca» (1866), «I Cassiodori nel V e nel VI secolo» (1876), «La fine di Donna Olimpia Pamfili e le sue memorie in Roma» (1877), «Innocenzo X Pamfili e la sua corte. Storia di Roma dal 1644 al 1655» (1878), «Vita di Paolo Mercuri incisore» (2. Aufl., 1879), «Della vita e delle opere di Pietro Della Valle il Pellegrino» (1880). Nach seinem Tode hat P. E. Castagnola C.s Hauptwerk zu veröffentlichen begonnen: «Storia moderna dalla scoperta dell' America alla pace di Westfalia» (Bd. 1, Imola 1881).

Ciampi (Sebastiano), ital. Schriftsteller, geb. 30. Okt. 1769 zu Pistoja, erhielt 1793 die Priesterweihe und studierte dann zu Pisa die Rechte. Nachdem er einige Jahre als Erzieher zu Venedig gelebt, übernahm er 1803 eine Professur zu Pisa und folgte 1818 einem Rufe als Professor der altklassischen Litteratur an die Universität Warschau, kehrte jedoch 1822 nach Italien zurück. Er lebte dann meist in der Nähe von Florenz und starb 14. Dez. 1847. Zu seinen tüchtigsten Arbeiten gehören «Memorie della vita di Messer Cino da Pistoia» (Pisa 1808), welcher eine Ausgabe von dessen «Poesie» (Pisa 1813; neue Aufl. 1826) folgte; ferner «Notizie del Canonico Sozomeno» (Pisa 1810), «Memorie di Scipione Carteromaco» (Pisa 1811), «Memorie di Niccolo Forteguerri» (Pisa 1813), «De usu linguae Italicae saltem a saeculo quinto» (Pisa 1817). Seine «Monumenti di un manuscritto autografo di Giov. Boccaccio da Certaldo» (Flor. 1827; 2. Aufl. 1830) enthalten reiches Material zur Geschichte Boccaccios, Petrarcas, Zanobis da Strada und ihrer Zeitgenossen. Mit den «Notizie inedite della Sagrestia Pistoiese de' belli arredi e del Camposanto Pisano» (Pisa 1810) zeigte er zuerst den rechten Weg zur urkundlichen Behandlung der Kunstgeschichte. Von seinen Arbeiten im Fache der alten Litteratur sind die Übersetzung des Pausanias (6 Bde., Mail. 1826—43) und die von ihm vermehrte Ausgabe von Adrianis Übertragung der «Opusculi morali» des Plutarch (6 Bde., Mail. 1819—21) zu nennen. Der lat. Litteratur des Mittelalters gehören an: «Gesta Caroli M. ad Carcassonam et Narbonam» (Flor. 1823) und «Turpinus de vita Caroli M. et Rolandi» (Flor. 1822). Unter den Früchten seines Sammeleifers für die Geschichte Polens ist, außer der Ausgabe der Briefe Sobieskis (Flor. 1830) und einigen kleinern Arbeiten, die reichhaltige «Bibliografia critica delle antiche reciproche corrispondenze dell' Italia colla Russia, Polonia etc.» (3 Bde., Flor. 1834—43) hervorzuheben.

Ciarà, Provinz Brasiliens, s. Ceará.

Ciarla (Raffaello), ital. Majolikamaler des 16. Jahrh. Die von ihm dekorierten Gefäße gehören zu derjenigen Kategorie, welche unter dem Namen Urbinatischer, auch Rafaelischer Gefäße bekannt sind, weil der Sage nach Rafael in seiner Jugend Töpfe bemalt haben sollte, während in Wahrheit das Vorkommen Rafaelischer Motive im Sinne der Loggien des Vatikans auf zeitgenössischen Majoliken sich einfach aus der Ausbeutung der monumentalen durch die gewerbliche Kunst erklärt. So hatte schon C.s Lehrer Orazio Fontana gewirkt, und C. folgte nach. Seine Blüte fällt um 1550 zu Urbino, wo ihn Herzog Guidobaldo beschäftigte. Auch für Philipp II. von Spanien war er thätig.

Cibalä (Cibalis), im Altertum Stadt in Pannonien, in der Nähe des heutigen Essek, bekannt als Geburtsort des Kaisers Valentinian I. und durch den Sieg Konstantins über Licinius 315 v. Chr.

Cibarien (lat.), Eßwaren.

Cibber (Colley), engl. Lustspieldichter und Schauspieler, geb. 6. Nov. 1671 zu London, war der Sohn des Holsteiners Cajus Gabriel C., der unter Cromwell nach England kam und sich als Bildhauer einen Namen machte. Der junge C. diente bei der Vertreibung des Hauses Stuart unter dem Grafen von Devonshire und ging dann zur Bühne, wo er anfangs wenig Beifall fand, bis sein Talent für die Rollen der Gecken (fops) glänzend hervortrat. Sein erstes Lustspiel, «Love's last shift», erschien 1695. Dramatischen Ruf erwarb er sich hauptsächlich durch «The careless husband», ein Stück, welches ein treues Gemälde der Sitten und Lächerlichkeiten der Zeit liefert. Sein Lustspiel «The non-juror», eine Nachahmung des «Tartuffe» (1717), war gegen die Jakobiten gerichtet und zog ihm viele Angriffe zu. Noch mehr Feinde machte er sich als Mitdirektor des Drurylane-Theaters und als Hofdichter, wozu er 1730 erhoben wurde; Pope machte ihn zum Helden seiner Dunciade. Als er 1740 das Theater verließ, gab er eine freimütig geschriebene «Apologie seines Lebens» (neue Aufl., Lond. 1822) heraus. Er starb 12. Dez. 1757. Eine Ausgabe seiner dramatischen Werke erschien in fünf Bänden (Lond. 1777). — Sein Sohn, Theophilus C., geb. 26. Nov. 1703, widmete sich ebenfalls dem Theater. Er ist litterarisch bekannt durch die «Lives of the poets of Great-Britain and Ireland to the time of Dean Swift» (5 Bde., Lond. 1753). Das Werk soll indes von dem Schotten Rob. Shiels herrühren, der die Erlaubnis, C.s Namen davorzusetzen, um 10 Guineen von ihm erkaufte, als C. schuldenhalber in der Kingsbench saß. C. ertrank im Okt. 1758 bei einer Überfahrt nach Dublin. — Seine zweite Gattin, Susanna Maria C., geb. 1714, die Schwester des berühmten Komponisten Arne, ausgezeichnet durch Schönheit und Talent, war eine der besten Sängerinnen und Schauspielerinnen des engl. Theaters. Nachdem sie sich früh schon von C. getrennt, starb sie 30. Jan. 1766.

Cibeben, s. unter Rosinen.

Ciborium heißt ursprünglich das Fruchtgehäuse der ägypt. Bohne (Colocasia), welches bei den alten Ägyptern zum Trinkgeschirr benutzt wurde. Dann führte ein in derselben Form gearbeitetes Trinkgeschirr von Metall sowohl bei den Griechen wie bei den Römern diesen Namen. Später erhielt die Bezeichnung eine ausgedehntere Bedeutung. C. wurde der auf vier, selten auf sechs oder mehr Säulen ruhende Altarüberbau (Baldachin) genannt, welcher durch Vorhänge umhüllt werden konnte, sodaß sich das heilige Mysterium profanen Augen entzog. Im spätern Mittelalter kam er außer Gebrauch, doch haben sich noch manche Beispiele desselben, unter andern in St. Stephan zu Wien und im Dom zu Regensburg (s. Tafel: Altäre, Fig. 18), besonders aber in Italien, erhalten. Auch hieß mitunter so das Tabernakel (s. d.) oder Sakramentshäuschen, welches in der got. Zeit neben dem Altar für den Speisekelch mit der Eucharistie errichtet

wurde. Vielleicht noch früher wurde mit demselben Namen der letztere selbst bezeichnet. Er enthält in der kath. Kirche die konsekrierten Hostien. Die Form des Gefäßes, das früher aus Bronze, später aus häufig vergoldetem Silber bestand, ging aus der ursprünglichen Kelchgestalt oft in die einer Taube über, welche, von Bronze und mit Email und auch wohl mit edeln Steinen verziert, an Ketten unter dem Gewölbe des Altarüberbaues hing. Die got. Zeit adoptierte wieder den Kelch, den sie mit einem Deckel versah, liebte aber auch für das C. die Formen eines zierlichen Türmchens oder einer runden Kapsel mit Ständer und Fuß. Die Spitze bildet jedesmal ein Kreuz oder Kruzifix. Bei ärmern Kirchenstiftungen können auch bloß gläserne Ciborien gebraucht werden. Die Konsekration derselben erfolgt durch den Bischof. Früher ließ man bei denselben stets Kerzen oder Lampen brennen, jetzt indessen findet dieses nur in Kirchen statt, wo die Stiftung eines ewigen Lichts besteht.

Cibotium, s. unter Agnus Scythicus.

Cibrario (Giovanni Antonio Luigi, Graf), ital. Geschichtsforscher und Staatsmann, geb. 23. Febr. 1802 zu Turin, studierte daselbst die Rechte und Geschichte, trat 1824 in den sardin. Staatsdienst und erwarb sich bereits durch seine ersten Schriften, wie «Notizie sulla storia dei principi di Savoia» (Tur. 1825), «Delle storie di Chieri libri IV» (2 Bde., Tur. 1827; 2. Aufl. 1830), «Notizie di Paolo Simone de' Balbi» (Tur. 1826), einen geachteten Namen. König Karl Albert beauftragte ihn wiederholt mit diplomatischen Missionen, so in Angelegenheiten Sardiniens mit der Schweiz und Frankreich (1832), mit Österreich (1833) u. s. w. Am 7. Aug. 1848 ergriff er als königl. Kommissar von der Stadt und Provinz Venedig im Namen Karl Alberts Besitz. Noch in demselben Jahre wurde er zum sardin. Senator ernannt. Als sich Karl Albert in freiwillige Verbannung nach Oporto zurückgezogen hatte, wurde C. im April 1849 vom Senat an den König abgeordnet. C. beschrieb seinen 35tägigen Aufenthalt zu Oporto bei Karl Albert in der Schrift: «Ricordi di una missione in Portogallo al re Carlo Alberto» (Tur. 1850; 3. Aufl. 1861). Unter der Regierung Victor Emanuels übernahm er im Kabinett d'Azeglios vom 21. Mai 1852 das Ministerium der Finanzen, welches er 4. Nov. desselben Jahres mit dem des öffentlichen Unterrichts vertauschte. Letzteres Portefeuille behielt er, bis er 31. Mai 1855 das des Auswärtigen übernahm, welches er im folgenden Jahre an Cavour abtrat. Er starb 1. Okt. 1870 zu Salo in der Provinz Brescia. C.s Ruf als Geschichtschreiber gründet sich vor allem auf die Werke: «Storia della monarchia di Savoia» (Bd. 1—3, Tur. 1840—47), «Origine e progresso delle istituzioni della monarchia di Savoia» (2 Bde., Tur. 1854—55; 2. Aufl., Flor. 1869) und «Della economia politica del Medio Evo» (2 Bde., Tur. 1839; 5. Aufl. 1861). Hieran reiht sich die «Storia di Torino» (2 Bde., Tur. 1847), die «Cronaca d'Usseglio» (Tur. 1851; 3. Aufl. 1862) und die «Storia e descrizione della Real Badia d'Altacomba» (Tur. 1844; 3. Aufl. 1855). Zahlreiche kleinere geschichtliche Arbeiten hat er selbst in «Opuscoli storici e letterarii» (Mail. 1835), «Opuscoli» (Tur. 1841), «Studi storici» (2 Bde., Tur. 1851), «Operette e frammenti storici» (Flor. 1856) und «Operette varie» (Tur. 1860) zusammengestellt. Sein letztes umfassendes Werk war: «Della schiavitù e del servaggio e specialmente dei servi agricoltori» (2 Bde., Mail. 1868—69). Auch als belletristischer Schriftsteller, besonders im Fache der Novelle, hat sich C. versucht und eine Reihe älterer und neuerer ital. Litteraturwerke herausgegeben.

Cibus (lat.), Speise.

Cicca *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Euphorbiaceen. Die wenigen Arten derselben sind in den Tropengegenden der Alten und Neuen Welt einheimisch. Es sind Bäume oder Sträucher mit unscheinlichen monocischen Blüten. Die Frucht ist eine fleischige Kapsel. Von der in Ostindien einheimischen Art C. nodiflora *Lam.* ebenso von der in Cochinchina wachsenden C. racemosa *Lour.* werden die säuerlich-süßen Früchte roh oder auf verschiedene Weise zubereitet gegessen.

Cicci (Maria Luigia), ital. Dichterin, geb. 14. Nov. 1760 zu Pisa, war Mitglied der arkadischen Zweiggesellschaft in Pisa sowie der Intronati in Siena und starb 8. März 1794. Ein Bändchen ihrer Gedichte, dem eine Lobrede auf ihr Leben von Anguillesi vorangestellt ist, gab ihr Bruder nach ihrem Tode (Parma 1796) heraus.

Cicer *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Leguminosen, deren wenige in den Umgebungen des Mittelländischen Meers und in Asien heimische Arten eine blasenförmige, dünnhäutige, zweisamige Hülse, einzeln in den Blattwinkeln auf langen Stielen befindliche Blüten und unpaarig gefiederte Blätter haben. Die bekannteste Art ist C. arietinum *L.*, die Kichererbse, auch Kicherling, Kicher- und Kaffee-Erbse genannt, eine einjährige, in Südeuropa und im Orient auf Feldern als Unkraut wild vorkommende Pflanze, welche über und über mit klebrigen, scharf sauer schmeckenden Haaren bedeckt ist, blaßgelbe Blumen hervorbringt und wegen ihrer zuckererbsengroßen, nahrhaften und gekocht angenehm schmeckenden Samen in vielen Gegenden, besonders aber in Spanien, dort im größten Maßstabe, kultiviert wird. Der saure Geschmack der Haare rührt von Oxalsäure her, die Samen erinnern ihrer Form nach an einen Widderkopf. Sie sind reich an Kleber und Stärkemehl und werden wie Erbsen zubereitet. Sie bilden in Spanien, wo sie Garbanzos heißen, das tägliche Gericht der niedern und mittlern, zum Teil selbst der höhern Volksklassen. Auch in ganz Nordafrika bis Ägypten wird die Pflanze kultiviert. Sie verlangt zu ihrem Gedeihen anhaltende Wärme und einen warmen, kalkhaltigen Boden, weshalb sie sich für den Süden Europas sehr eignet. Man kennt Abarten mit violetten Blumen und schwarzen Samen, lilafarbenen oder weißen Blumen und gelben Samen. In Deutschland gedeiht die schwarzsamige Varietät am besten.

Cicero (Marcus Tullius), der bedeutendste röm. Redner und Stilist, geb. 3. Jan. 106 v. Chr. auf dem väterlichen Gute bei Arpinum, einer Stadt in Latium, als älterer Sohn des Marcus Tullius C., eines wohlhabenden röm. Ritters, der in ländlicher Zurückgezogenheit sich mit den Wissenschaften beschäftigte. Der Vater zog bald mit ihm und seinem jüngern Bruder Quintus, der bessern Ausbildung der Söhne wegen, nach Rom, wo Marcus durch seine Lernbegierde und Fähigkeiten sich hervorthat und die Brüder auch bei den ersten damaligen Rednern, Crassus und Antonius, mit denen die Familie

wie mit andern angesehenen und vornehmen Männern in Beziehung stand, Zutritt erhielten. Von seinem 17. Jahre an widmete er sich unter der Leitung des berühmten Rechtsgelehrten Quintus Mucius Scävola, der den Beinamen «der Augur» führte, dem Studium des Rechts, diente im 18. Lebensjahre im Bundesgenossenkriege, kehrte aber bald zu Beredsamkeit und Recht, worin ihn nach dem Tode des Scävola (um 88) dessen gleichnamiger, noch berühmterer Neffe (mit dem Beinamen «der Pontifex») unterrichtete, und daneben auch zu philos. Studien zurück, wobei er besonders den Unterricht des Akademikers Philon benutzte. Er war Zeuge der Grausamkeiten des Marius und Cinna und der Ächtungen des Sulla. Um diese Zeit trat er, ungefähr 25 Jahre alt, zuerst vor Gericht auf, zuerst in einigen Civilprozessen, dann in einer Kriminalsache, indem er die Verteidigung des auf Vatermord angeklagten Sextus Roscius aus Ameria mit Mut und Erfolg führte. Zur Stärkung seiner Gesundheit und weitern Ausbildung unternahm er im J. 79 eine Reise zunächst nach Athen, wo er sechs Monate lang die angesehensten Philosophen, wie den Akademiker Antiochus und die Epikureer Phädros und Zenon, auch den Rhetor Demetrios hörte; dann nach Kleinasien und Rhodos, wo er hauptsächlich den Unterricht des Rhetors Apollonius Molon und des Stoikers Poseidonius genoß. Nach zwei Jahren kehrte er nach Rom zurück und verheiratete sich mit der Terentia. Er trat jetzt öfter als Anwalt auf, und im J. 76 wurde ihm einstimmig die Quästur übertragen. Diese verwaltete er im J. 75 in Sicilien, zu einer Zeit, als in Rom eine große Teuerung herrschte; es gelang ihm, von dort eine große Menge Getreide nach der Hauptstadt zu schaffen, doch ohne die Sicilier sich zu entfremden.

Nach der Rückkehr nach Rom führte er zahlreiche Prozesse und bewarb sich im J. 70 um die kurulische Ädilität. Damals führte er auch mit glänzendem Erfolge im Auftrage der Provinz Sicilien die Anklage wegen Erpressung gegen den von mehrern einflußreichen Staatsmännern unterstützten, vom Redner Hortensius verteidigten Prätor C. Verres. Dieser ging ins Exil, ohne das Ende des Prozesses abzuwarten. Da C. während desselben nur eine kurze einleitende Rede (die erste «Verrinische»), eine ausführliche aber noch gar nicht gehalten hatte, so veröffentlichte er nachträglich eine solche, die berühmte große zweite «Verrinische Rede», schriftlich. Als Ädil erwarb er sich, ungeachtet sein Vermögen nur mäßig war, durch weise Freigebigkeit die Gunst des Volks, das ihm für das J. 66 wiederum einstimmig die Prätur übertrug, die er in anerkennenswerter Weise führte. Bald darauf begann er seine Vorbereitungen für die Bewerbung um das Konsulat, wofür er sich besonders die Unterstützung des Pompejus zu gewinnen suchte. Er sprach damals für den Antrag des Manilius, dem Pompejus zu seinem Oberbefehl über die Meere und Küsten die Führung des Kriegs in Asien mit weitgehenden Vollmachten zu übertragen. Trotz der Intriguen mehrerer seiner Mitbewerber, besonders des Catilina (s. d.), wurde er zum ersten Konsul für das J. 63, zu seinem Kollegen allerdings sein Gegner Antonius ernannt. Damit beginnt die glänzendste Epoche seines polit. Lebens. Er erwarb sich zunächst ein Verdienst um die konservative Partei und Pompejus durch Bekämpfung des maßlosen Gesetzesvorschlags des Tribunen Servilius, «für Ankauf und Verteilung von Ländereien in Italien Decemvirn mit den ausgedehntesten Vollmachten auf fünf Jahre einzusetzen». Den Hauptglanz aber verlieh seinem Konsulat die Thatsache, daß es ihm gelang, die Verschwörung Catilinas zu vereiteln, nach dessen Fall ihn die ersten Männer der Nobilität als den Retter des Vaterlandes begrüßten. Doch ein ihm abgeneigter Tribun erlaubte ihm nicht, die bei der öffentlichen Niederlegung des Amts gewöhnliche Rede an das Volk zu halten und darin eine Art Rechenschaft von seiner Verwaltung abzulegen, worauf C. den üblichen Eid, daß er die Gesetze beobachtet habe, durch die Worte ersetzte: «Ich schwöre, daß ich die Republik gerettet habe.» Die von Cäsar wiederholt angebotene Verständigung lehnte er ab, und Pompejus war ein unzuverlässiger Gönner. C. sah allmählich sein Ansehen sinken und sogar seine Sicherheit bedroht. Um ihn zu stürzen, brachte Clodius, der nach Aufgebung seines ererbten patricischen Adels sich zum Volkstribun hatte wählen lassen, ein Gesetz ein, das die Strafe der Landesverweisung auf die Hinrichtung eines Bürgers ohne Urteil und Recht setzte. Der dadurch wegen der Hinrichtung der Catilinarier bedrohte Konsular legte Trauerkleider an, und gleich ihm thaten dies nicht bloß viele Ritter, sondern auch die Mehrzahl der Senatoren. Aber bei den Machthabern fand C. keinen Schutz gegen Clodius, und so wählte er 58 v. Chr. eine freiwillige Verbannung, die aber Clodius nachträglich auch noch über ihn persönlich durch einen eigenen Volksbeschluß aussprechen ließ, durchirrte Italien und nahm endlich seine Zuflucht nach Thessalonich zum Quästor C. Placius. Clodius ließ indes durch seine Banden C.s Haus auf dem Palatin niederbrennen, seine Landhäuser plündern und hiernach auf einem Teil der Stelle seines Hauses einen Tempel der Freiheit erbauen. Selbst C.s Gattin und Kinder waren Mißhandlungen ausgesetzt.

Während den Verbannten sein Schicksal fast zur Verzweiflung brachte, bereitete sich zu Rom eine Änderung zu seinen Gunsten vor. Pompejus ermunterte C.s Freunde, seine Zurückberufung zu bewirken, und, nachdem bereits im J. 58 mehrfach Schritte zu diesem Zwecke gethan waren, stellte der neue Konsul P. Cornelius Lentulus Spinther, im Einverständnis mit den meisten Tribunen, besonders P. Sestius und T. Annius Milo, einen bezüglichen Antrag, und Anfang August 57 wurde C.s Zurückberufung von der Volksversammlung beschlossen. Am gleichen Tage fuhr C. von Dyrrhachium nach Brundisium und kam, von den ital. Städten freudig begrüßt, Anfang September nach Rom zurück, wo sein Einzug einem Triumphe glich. Auch wurde ihm für sein niedergerissenes Haus und die verwüsteten Villen eine Geldentschädigung zuerkannt und er erreichte namentlich durch die eine der Reden «post reditum» (nach der Rückkehr), die er «de domo sua» (über sein Haus) vor den Pontifices hielt, daß die Weihung des Tempels auf seinem Hausplatze für ungültig erklärt und der Wiederaufbau gestattet wurde. Allein trotzdem war C.s Glanzzeit vorbei. Eingeschüchtert, wie er war, schwankte er unsicher zwischen der Partei der Optimaten, Pompejus und Cäsar hin und her, bald mehr im Vordergrund des polit. Lebens, bald als Redner vor den Gerichten thätig (namentlich für Sestius, Cälius, Balbus, Plancius), bald zurückgezogen von den Geschäften rhetorische und staatsphilosophische oder staatsrechtliche, zuletzt andere

philos. Schriften verfassend. Im J. 53 v. Chr. trat er in das vornehme Kollegium der Augurn ein. Der Tod des Clodius, welcher von Milo getötet wurde (52), befreite ihn von seinem gefährlichsten Gegner; er verteidigte den Mörder, der sein Freund und Rächer war, doch ohne Erfolg. Im J. 51 wurde C. vom Senat wider Wunsch und Neigung infolge eines neuern Gesetzes zum Statthalter von Cilicien ernannt. Die drohende Gefahr eines Kriegs mit den Parthern verzog sich; doch unternahm er einen Kriegszug gegen räuberische Gebirgsvölker auf dem Amanus und ward von den Soldaten mit dem Titel Imperator begrüßt; doch die Ehre des Triumphs erlangte er nicht. Er erwarb auf seinem Posten, ohne indessen das Land auszusaugen, bedeutende Geldsummen. Als er Anfang des J. 49 nach Rom zurückkehrte, war die Feindschaft zwischen Cäsar und Pompejus schon zum offenen Ausbruch gekommen. Unentschlossen, welcher Partei er folgen solle, machte C. vergebliche Versuche, die beiden Gegner zu versöhnen, schloß sich dann zunächst dem Pompejus an, doch ohne die Beziehungen zu Cäsar abzubrechen, und konnte sich anfangs nicht entschließen, Pompejus nach Griechenland zu folgen, sondern blieb in Italien, wo er in Formiä eine Zusammenkunft mit Cäsar hatte. Da diese kein befriedigendes Resultat ergab, ging er nunmehr in das Lager des Pompejus, das jetzt der Vereinigungspunkt aller Führer der Optimatenpartei war. Nach der pharsalischen Schlacht und des Pompejus Flucht weigerte er sich, in Corcyra den Oberbefehl, den ihm als dem höher stehenden Offizier Cato in seinem unzeitigen Festhalten an den Formen der Republik übertragen wollte, zu übernehmen und begab sich mit Erlaubnis Cäsars nach Italien zurück, welches Cäsars Stellvertreter Antonius verwaltete. C. beschäftigte sich nun ganz mit der Litteratur und Philosophie. Er schied sich Ende des J. 46 von seiner Gemahlin Terentia und heiratete dann eine schöne und reiche Erbin, Publilia, deren Vormund er war, von der er sich aber noch vor Ablauf eines Jahres ebenfalls trennte. Sein Bestreben im polit. Leben ging für jetzt nur dahin, so gut als möglich sich in das neue Verhältnis zu Cäsar zu finden. Er verfaßte sogar eine Lobschrift auf Cato, die Cäsar auch selbst mit seinem «Anticato» beantwortete, und war dann namentlich bemüht, Parteigenossen der Gnade Cäsars zu empfehlen.

Die Ermordung des Diktators, an der er unbeteiligt war, die er aber, nachdem sie geschehen, als eine Rettung des Staats laut pries, eröffnete dem Redner eine neue Laufbahn; er hoffte seinen großen polit. Einfluß wiederzugewinnen. Aber bald sah er sich enttäuscht: Antonius trat an Cäsars Stelle. Auch in diesem unruhvollen Jahre fand er so, aufs Land zurückgezogen, Muße für gelehrte Beschäftigungen und vollendete unter anderm ein Werk «De gloria» (über den Ruhm), das noch im 14. Jahrh. vorhanden gewesen ist. Er entschloß sich, da er sich in Rom nicht mehr sicher fühlte, nach Griechenland zu gehen, kehrte aber bald nach Rom zurück und verfaßte jene berühmten 14 Reden gegen Antonius, die er nach dem Vorbilde des Demosthenes «Philippicae» nannte, von denen aber wenigstens die zweite, die heftigste unter allen, nicht wirklich gehalten worden ist. Aus Haß gegen Antonius glaubte er den jungen Octavius begünstigen zu müssen, den er als Werkzeug gegen jenen gebrauchen zu können hoffte; er veranlaßte daher den Senat, diesem zugleich mit den beiden Konsuln Hirtius und Pansa die Führung des Kriegs gegen Antonius zu übertragen. Als aber nach dem Siege über Antonius bei Mutina und nach dem Tode der beiden Konsuln Octavius die Maske der Ergebenheit gegen den Senat abgeworfen und mit Hilfe seiner Legionen sich des Konsulats bemächtigt hatte und mit Antonius und Lepidus ein Bündnis schloß, sank die Macht des Senats und des Redners vor den Waffen der Triumvirn, und C. selbst stürzte plötzlich von der Höhe der Macht und des Einflusses, auf der er eben noch zu stehen geglaubt hatte, ins Verderben. In Tusculum, wohin er sich mit seinem Bruder und Neffen zurückgezogen, erfuhr er, daß sein Name, nach des Antonius Verlangen, auf der Achtungsliste stehe. Er begab sich an die Meeresküste und schiffte sich ein; aber seine Unentschlossenheit trieb ihn ein zweites mal ans Land zurück, wo er nun in seinem Landhause bei Formiä verweilen wollte. Seine Sklaven ließen jedoch dies nicht zu und versuchten, ihn in einer Sänfte durch einen dichten Wald nach dem Meere hin zu tragen; aber bald wurden sie von den Mördern erreicht. C. begriff, daß sein Tod jetzt unvermeidlich sei, verbot den Seinigen allen Widerstand, ließ die Sänfte niedersetzen, zog den Vorhang zurück und streckte sein Haupt dem Herennius entgegen. «Heran, Veteran», soll er gesagt haben, «und wenn du dieses wenigstens recht verstehst, haue zu!» So starb C. 7. Dez. 43 v. Chr. in einem Alter von beinahe 64 Jahren. Seinen Kopf und seine Hände ließ Antonius auf derselben Rednerbühne befestigen, von welcher herab der Redner, wie Livius sagt, eine Beredsamkeit hatte hören lassen, die nie eine menschliche Stimme wieder erreicht hat. «Über den Tod der übrigen Patrioten», sagt ein fast gleichzeitiger Geschichtschreiber, «klagte man nur in einzelnen Familien; C.s Tod verursachte eine allgemeine Trauer.» C. hinterließ, da seine von ihm zärtlich geliebte Tochter **Tullia** (zuerst an C. Piso Frugi, nach dessen frühem Tode an Furius Crassipes, und als sie von diesem geschieden war, an P. Cornelius Dolabella verheiratet, aber auch von diesem schließlich wieder geschieden) vor ihm gestorben war, nur einen Sohn, **Marcus Tullius C.**, der anfangs mit dem Vater geächtet, später von Octavian im J. 30 v. Chr. zum Konsul-Suffectus, hierauf zum Statthalter von Syrien ernannt wurde.

C.s persönlicher Charakter, für dessen Kenntnis sein zum Teil erhaltener Briefwechsel (16 Bücher Briefe an verschiedene Freunde und Bekannte, 16 Bücher Briefe an T. Pomponius Atticus, 3 Bücher Briefe an seinen Bruder Quintus; die Echtheit der 2 Bücher an M. Brutus, namentlich die des zweiten, wird bestritten) die Hauptquelle ist, zeigt manche achtungswerte und liebenswürdige Seiten. Er besaß ein warmes Herz für seine Angehörigen und Freunde, große Gutherzigkeit und einen rastlosen Eifer für seine eigene Ausbildung wie überhaupt für alles, was er einmal unternommen hatte; auch durch Sittenreinheit überragte er die meisten seiner Zeitgenossen. Aber mit diesen guten Eigenschaften waren bedeutende Schwächen verbunden, wie Unentschlossenheit, Mangel an persönlichem Mut und charaktervoller Konsequenz, sowie maßlose Eitelkeit und Selbstüberschätzung, die in all seinem Thun und Reden hervortritt. Während er daher als Staatsmann nicht hochzustellen ist, nimmt er ohne Frage den ersten Platz unter seinen Zeitgenossen

auf dem Felde der Litteratur, vor allem der Beredsamkeit ein. Schon von Natur reich begabt für die rednerische Laufbahn durch große Beweglichkeit des Geistes, lebhafte Einbildungskraft, schlagfertigen Witz und ungewöhnliches Formtalent, bildete er sich durch unermüdliches Studium zum ersten Meister der röm. Redekunst aus. Das beste Zeugnis dafür geben die noch erhaltenen Reden, 57 an Zahl, wozu Bruchstücke von 20 verlorenen Reden kommen.

Ausgaben sämtlicher Reden C.s mit Kommentar lieferten Manutius (Vened. 1546) und Lambinus (Vened. 1570); eine Ausgabe mit den Anmerkungen mehrerer Gelehrten erschien zu Amsterdam (1695—99), eine mit kritischen und erklärenden Anmerkungen von Klotz (Lpz. 1835—39). Von den vielen Ausgaben mehrerer Reden sind hervorzuheben die Auswahl von Madvig (4. Aufl., Kopenh. 1858), die des Waisenhauses zu Halle (20. Aufl., von Heine, 1870), die von Eberhard und Hirschfelder (2. Aufl., Lpz. 1879); ferner die Ausgabe einiger Reden mit lat. Kommentarien von Halm und Jordan (Lpz. 1845 fg.), die von Halm mit erklärenden Anmerkungen (Lpz. 1850 fg., in wiederholten Auflagen erschienen), endlich die in der Teubnerschen Sammlung von erklärenden Schulausgaben erschienene Auswahl, besorgt von Köpke, Richter, Koch, Fleckeisen, Eberhard (Lpz. 1856 fg., zum Teil in 2. u. 3. Aufl.). Außerdem ist die Rede «pro Sextio Roscio Amerino» namentlich auch von Osenbrüggen (Braunschw. 1844), Goßrau (Quedlinb. 1853) und Landgraf (Erlangen 1882) bearbeitet, die «Verrinischen Reden» von Zumpt (Berl. 1831) und Long (2. Aufl., Lond. 1862), die drei Reden «de lege agraria» gegen den Antrag des Servilius und die ebenfalls noch während seines Konsulats von C. gehaltene «pro Murena» von Zumpt (Berl. 1859 u. 1861), die Rede, die er ein Jahr darauf für den Dichter Archias hielt, von Hülsemann (1800), Stürenburg u. a. ediert. Die Reden «post reditum», von denen die dritte auch jetzt meist als unecht gilt, sind (sämtlich als unecht) herausgegeben von Wolff (Berl. 1801), die «pro Plancio» von Wunder (Lpz. 1830), die «pro Milone» von Osenbrüggen (2. Aufl. von Wirz, Hamb. 1872) und J. und A. Wagener (2. Aufl., Mons 1876), die «Philippischen» endlich namentlich noch von Wernsdorf (Lpz. 1821—22) und King (2. Ausg., Oxf. 1877). Zu einzelnen Reden gibt es Kommentare von Asconius (s. d.) und außerdem zu einer größern Anzahl Reden Scholien (herausg. von Orelli in der Gesamtausgabe C.s). Merguet hat ein Lexikon zu den Reden C.s (Jena 1873 fg.) begonnen. Nächst den Reden sind C.s theoretische rhetorische Schriften zu nennen; so die Jugendarbeit «De inventione» (von der Erfindung; herausg. von Weidner, Berl. 1878), die drei Bücher vom Redner («De oratore»; herausg. von Ellendt, Königsb. 1840, Bake, Amsterd. 1863, Piderit, 5. Aufl., von Adler, Lpz. 1878, und Sorof, Berl. 1875), der Dialog «Brutus de claris oratoribus» (herausg. von Jahn, 3. Aufl., Berl. 1865; 4. Aufl., von Eberhard, 1877), der «Orator» (herausg. von Ellendt, Königsb. 1825 u. 1844, Jahn, 3. Aufl., Berl. 1869, Piderit, 2. Aufl. 1876), und einige kleinere.

Sehr fruchtbar war C. auch auf dem Gebiete der philos. Schriftstellerei, obwohl es ihm nicht nur an philos. Geiste, sondern auch an dem richtigen Verständnis für die Philosopheme der Griechen fehlte. Doch gebührt ihm das Verdienst, viel zur Popularisierung der griech. Philosophie unter seinen Landsleuten beigetragen zu haben. Hierher gehören die Schriften über den Staat («De republica»; herausg. aus einem Palimpsest [s. d.], soweit erhalten zuerst von Mai, Rom 1822, zuletzt [in Separatausgabe] von Osann, Gött. 1847), von den Gesetzen («De legibus»; herausg. von Bake, Leid. 1842, und von Vahlen, 1871; erklärt von Du Mesnil, Lpz. 1879), vom höchsten Gut und Übel («De finibus bonorum et malorum»; herausg. von Madvig, Kopenh. 1839, 1869 u. 1876), Akademische Untersuchungen («Academica»; herausg. von Reid, Lond. 1874), Tusculanische Untersuchungen («Tusculanae disputationes»; herausg. von Kühner, 5. Aufl., Hannov. 1874, Tischer u. Sorof, 7. Aufl., Berl. 1878, und von Heine, 3. Aufl., 1881), von der Natur der Götter («De natura deorum»; herausg. von Schömann, 4. Aufl., Berl. 1876), von der Zeichendeutung («De divinatione»), von den Pflichten («De officiis»; herausg. von Heine, 5. Aufl., Berl. 1878), und die kleinern: «Paradoxa», «Cato major, seu de senectute» (herausg. von Sommerbrodt, 8. Aufl., Berl. 1877, Lahmeyer, 4. Aufl., Berl. 1877), «De fato» und «Laelius, seu de amicitia» (herausg. von Seyffert, 2. Aufl., von Müller, Lpz. 1876, Nauck, 8. Aufl., Berl. 1879, Reid, Cambridge 1879). Die Briefe sind neuerdings von Wesenberg (Lpz. 1872 fg.) und von Tyrrell (bisjetzt Bd. 1, Dublin 1879) herausgegeben; eine Auswahl von Hofmann (Bd. 1, 4. Aufl., Berl. 1880; Bd. 2, von Andersen, 1878) und von Frey (2. Aufl., Lpz. 1873). Endlich hat sich C. auch, freilich mit wenig Glück, in der Poesie versucht, wovon nur einige größere Fragmente, Stücke seiner Übersetzung des astron. Gedichts des Aratus («Aratea») noch vorhanden sind. Die besten neuern Gesamtausgaben der Werke C.s sind die von Orelli, neu bearbeitet und vielfach berichtigt von Baiter und Halm (Zür. 1845 fg.), und die von Baiter und Kayser (Lpz. 1861—69); endlich eine neueste, von Müller (Lpz. 1878 fg.) begonnen. Deutsche Übertragungen der sämtlichen Werke C.s sind zu Stuttgart zum Teil in wiederholten Auflagen, die eine seit 1827, eine zweite ebendaselbst 1859 fg., erschienen. Die beiden Briefsammlungen C.s an Atticus und seinen Bruder Quintus wurden namentlich von Wieland (fortgesetzt von Gräter, 7 Bde., Zür. 1808—21; neue Aufl. 1842), die Bücher «Von den Pflichten» von Garve (4 Bde., Bresl. 1783; 6. Aufl. 1819) übertragen.

Aus dem Altertum ist eine ausführliche Lebensbeschreibung des C. von Plutarch vorhanden. Auch von seiner persönlichen Erscheinung ist man durch erhaltene Büsten, namentlich die treffliche Büste in Madrid, nach der Inschrift aus seinem 64., also letzten Lebensjahre, wohl unterrichtet. Von neuern Historikern hat über C. am eingehendsten gehandelt Drumann in der «Geschichte Roms» (6 Bde., Königsb. 1834—44); kürzer, aber mit noch schrofferm Urteil, Mommsen im dritten Bande seiner «Röm. Geschichte». Außerdem vgl. Forsyth, «Life of C.» (2 Bde., Lond. 1864); Gerlach, «Marcus Tullius C. Redner, Staatsmann und Schriftsteller» (Bas. 1864); Boissier, «Cicéron et ses amis» (Par. 1866; 4. Aufl. 1874; deutsch, Lpz. 1870); Messina, «Apologia di C. contro Mommsen» (Neapel 1878).

Cicero, Name einer Schriftgattung von 12 typographischen Punkten Kegelstärke. Mit einer Schrift in dieser Größe sollen zuerst Ciceros Briefe von Sweynheym und Pannartz (Rom 1467) gedruckt worden sein, woher ihre Bezeichnung stammt.

Cicerōne, in Italien, besonders in Rom, die allgemeine Bezeichnung der Fremdenführer. Das Wort ist wohl abgeleitet von Cicero, dem berühmten Redner, und enthält somit eine Anspielung auf die Redseligkeit dieser Führer.

Cicetér, Stadt in der engl. Grafschaft Gloucester, s. Cirencester.

Cichorie (Cichorium *L.*) heißt eine der Familie der Kompositen angehörige Pflanzengattung, welche europäische und in den Ländern am Mittelmeere einheimische Kräuter umfaßt, mit doppelter Hülldecke, einer äußern etwa fünfblätterigen und einer innern acht- bis zehnblätterigen, mit lauter zungenförmigen, meist blauen Blumen und gleichförmigen, schnabellosen Früchten, die eine aus Spreuborsten bestehende kurze Fruchtkrone tragen. Überall in ganz Europa, an Wegen, Ackerrändern und auf Grasplätzen wächst die gemeine C. (C. Intybus *L.*) oder Wegwart, auch Sonnenwirbel, wild, welche eine lange, möhrenartige, außen schmutzig- oder bräunlichgelbe und innen weiße Wurzel besitzt und meist blaue (selten blaßrote oder weiße) Blumen trägt, und deren blütenständige Blätter auf breiterm, etwas umfassendem Grunde lanzettlich sind. Wegen ihrer Wurzel, welche das hauptsächlichste Kaffeesurrogat abgibt, und aus der in den Cichorienfabriken der sog. Cichorienkaffee (s. unter Cichorienfabrikation) bereitet wird, findet ein ausgebreiteter Anbau dieser Pflanze statt. Besonders ist dieser Anbau ausgedehnt im Magdeburgischen, in Thüringen, Böhmen, Österreich, Mähren und in der Mark. Der Anbau der C. bedeckte im J. 1880 in Deutschland 11078 ha, wovon 5800 ha auf die Provinz Sachsen kommen; davon wurden geerntet 4787000 Ctr. grüne Wurzeln, welche auf 150 Darren zu 1318600 Ctr. gedarrter C. verarbeitet wurden. Es wurden davon im Inlande verwendet 1100000 Ctr. im Werte von 8 Mill. Mark und ausgeführt 242978 Ctr. zu 2 Mill. Mark.

Die C. verlangt einen reichen, lockern, leichten Boden mit tiefer Ackerkrume; frische Düngung verträgt sie dagegen nicht. Ihre Aussaat geschieht im April und Anfang Mai; die Ernte erfolgt im September und Oktober. Früher war der Handel mit Cichorienkaffee weit ausgebreiteter als jetzt, da viele andere wohlfeile Kaffeesurrogate seinen Gebrauch eingeschränkt haben. Die Blätter der C. geben ein gutes Viehfutter ab; ja in England baut man die C. bloß zur Fettweide für Hammel.

Einige Kulturformen der C. haben für den Gemüsegarten eine gewisse Bedeutung erlangt, indem die im Lande erzogenen Wurzeln einer Art von Treibkultur unterworfen werden und in den Blättern einen angenehm-bitterlich schmeckenden Salat liefern. Die in Frankreich hierfür benutzte Form ist der Kapuzinerbart (Barbe de Capucins). Man säet den Samen von April bis Juni in Reihen, die 60 cm voneinander entfernt sind, bringt die Pflanzen nach und nach auf einen Abstand von 20 cm, nimmt die Wurzeln auf, wenn die Frostzeit herankommt, und bewahrt sie in einer Grube auf, um sie für das einzuschlagende Treibverfahren zur Hand zu haben. Für die Treiberei bereitet man in einem vollkommen dunklen und frostsichern Keller vor der Mauer ein Beet aus frischem Pferdedünger, stellt die von den Blättern befreiten Wurzeln, wenn dieses eine Wärme von 15° C. erhalten hat, bündelweise in dichten Reihen darauf, und überspritzt sie häufig mit lauwarmem Wasser, bis die Blätter erscheinen. Diese sind wegen Mangels an Licht farblos (gebleicht) und von zartester Beschaffenheit und werden nach zwei bis drei Wochen, wenn sie 10 cm lang geworden sind, zum Verbrauch abgenommen. In den pariser Gemüsehallen werden während der Wintersaison Tag für Tag sehr bedeutende Mengen dieses Salats verkauft.

Wo diese Kultur in Deutschland vorkommt, begnügt man sich damit, die Wurzeln in einem gegen das Eindringen des Frostes geschützten Keller bündelweise in Sand einzuschlagen, aber ohne Anwendung von fermentierendem Dünger, bei welchem Verfahren sich die Blätter um einige Wochen später entwickeln. Hierbei verdient folgendes Verfahren den Vorzug. Man ordnet die von ihren Blättern befreiten Wurzeln kreisförmig und so, daß der obere, dickere Teil nach außen zu liegen kommt, und bedeckt sie mit etwas Sand. Hierüber kommt eine zweite Schicht, die etwas eingerückt und wieder mit Sand bedeckt wird, und so weiter, sodaß zuletzt ein abgestumpft-kegelförmiger Haufen entsteht.

In Belgien wird für Speisezwecke eine andere, großwurzelige Form der C., die sog. Brüsseler (Witloof), mit großer Vorliebe angebaut. Hier pflanzt man Ende Oktober oder noch später die in oben angegebener Weise erzogenen Wurzeln, nachdem man die Blätter etwa 5 cm über dem Wurzelhalse abgeschnitten und die längern Wurzeln so weit gekürzt hat, daß sie alle von nahezu gleicher Länge sind, mit guter, durchgesiebter Erde in einen 50 cm tiefen und etwa 1,20 m breiten Graben mit einem Abstande von nur 3 cm unter sich und bedeckt sie 20 cm hoch mit derselben Erde. Dieses Beet teilt man in mehrere Partien, um eine nach der andern zu treiben. Zu diesem Behufe führt man eine 60 cm hohe, bei zunehmender Kälte auf 1 m zu erhöhende Schicht frischen Pferdedüngers über die zu treibende Partie und kann nach etwa vier Wochen sehr zarte, blaßgelbe, zu einem Kopfe geschlossene Blätter schneiden, welche als Gemüse oder Salat zubereitet, ein angenehmes Gericht geben. Beide, sowohl der Kapuzinerbart als der Brüsseler Witloof, verdienen auch in Deutschland mehr Beachtung, als man ihnen bisher geschenkt hat. — Eine andere Art dieser Pflanzengattung ist die Endivien-Cichorie oder Endivie (s. d.).

Cichorienfabrikation (frz. fabrication de chicorée, engl. succory-manufacturing), die Verarbeitung der als Ersatz oder Zusatz des Kaffees verwendeten Wurzel von Cichorium Intybus (s. unter Cichorie), mit deren Verfahrungsweisen im allgemeinen die Fabrikation der übrigen wurzelartigen Kaffeesurrogate übereinstimmt. Die C., welche, obwohl das Material derselben so wenig als irgend einer der für den gleichen Zweck benutzten Stoffe von den Eigenschaften des echten Kaffees, insbesondere von der nervenerregenden Wirkung desselben besitzt, infolge des reichlichen Vorkommens und leichten Anbaues der Pflanze und der hierdurch bedingten Wohlfeilheit eine größere Ausdehnung als die Fabrikation aller andern Kaffeesurrogate erlangt hat, zerfällt der Reihenfolge nach in die Operationen des Reinigens, Zerkleinerns, Röstens, Mahlens, Dämpfens und Verpackens. Zunächst werden die Wurzeln von der anhaftenden Erde befreit (eine Arbeit, die aufs Sorgfältigste vorgenommen werden muß, da andernfalls nicht nur das Röstprodukt einen unangenehmen Beigeschmack erhalten, sondern auch die Messer der Schneidvor-

richtung bald verdorben werden würden) und hier auf die grünen Teile durch Abhacken mit Messern beseitigt. Während dieser erste Reinigungsprozeß durch Handarbeit erfolgt, wird der zweite mittels der sog. Waschtrommel ausgeführt, deren Böden aus Holz hergestellt sind und deren Mantelfläche aus Eisenschienen besteht, durch deren Zwischenräume das zur Reinigung dienende Wasser in das Innere der Trommel eindringt. Von der auf der Trommelachse befestigten Riemenscheibe wird dem Apparat eine langsam rotierende Bewegung erteilt. Durch den Füllrumpf werden die Wurzeln ins Innere der Trommel geworfen, um gereinigt aus derselben herauszufallen. Die Trommel liegt in einem Kasten, der so weit mit Wasser gefüllt ist, daß sie etwa bis zu einem Drittel in dasselbe eintaucht; durch ein am Boden des Kastens angebrachtes Rohr kann das benutzte Waschwasser abgelassen werden. Damit sich die Wurzeln beständig durcheinander bewegen und sich so gegenseitig reiben, ist die Trommelachse etwas geneigt, zu dem gleichen Zweck ist im Innern der Trommel eine flache Eisenschiene derart befestigt, daß sie am Umfang derselben zwei Schraubenwindungen bildet. Durch ein endloses Tuch werden die gewaschenen Wurzeln der Schneidvorrichtung zugeführt, die ähnlich einer Häcksellade oder besser einer Rübenschneidmaschine konstruiert ist. Die zur sofortigen Verarbeitung kommenden Wurzeln können unmittelbar hierauf dem Rösten unterworfen werden; dagegen muß dem für längere Aufbewahrung bestimmten Material mittels besonderer Trockenapparate die Feuchtigkeit möglichst vollständig entzogen werden.

Das Rösten der Wurzeln (der wichtigste Teil der betreffenden Fabrikation) muß mit größter Vorsicht vorgenommen werden, damit das Fabrikat möglichst die Färbung des echten Kaffees erreicht. Zweckmäßiger als das primitive Verfahren mittels cylindrisch zusammengebogener Bleche ist die Anwendung eines Apparats, der im wesentlichen aus einem von starkem Eisenblech gefertigten Cylinder besteht, der seiner Länge nach in zwei Hälften geschnitten ist, die, genau aufeinander passend, durch Scharniere und Riegel derart verbunden sind, daß der Cylinder sich leicht öffnen und schließen läßt. An der obern Cylinderhälfte ist eine Art Flintenlauf befestigt, der zum Abzug der beim Rösten entwickelten Dämpfe dient; mittels zweier an jeder Seite an den Enden der untern Hälfte angebrachten Stifte wird der Cylinder in den entsprechend konstruierten Ofen eingelegt. In der Mitte des Cylinders liegt eine außen mit Kurbel versehene Achse, an welcher zwei die Mantelfläche des Cylinders nahezu berührende, schwachgekrümmte Flügel aus Blech angebracht sind, die das zu röstende Material fortwährend durcheinander werfen und mischen. Durch die Umdrehung der Kurbel wird während des Röstens der Inhalt des Cylinders beständig gewendet, sodaß eine gleichmäßige Erhitzung stattfindet; die sich entwickelnden Dämpfe nehmen ihren Weg durch das flintenlaufartige Rohr, um mit den Verbrennungsprodukten durch den Schornstein zu entweichen. Um das Röstprodukt in ein Pulver von der Feinheit des gemahlenen Kaffees zu verwandeln, werden entweder gewöhnliche Mühlen oder solche angewendet, deren vertikal stehende Steine sich um sich selbst drehen und zugleich, ähnlich den Rädern eines Wagens, um eine vertikale Achse im Kreise herumlaufen; außer diesen sind je nach den Betriebsverhältnissen sog. Glockenmühlen oder auch Stampfwerke in Gebrauch. Die von den Zerkleinerungsapparaten kommende Masse bildet ein staubfeines, trockenes Pulver von schwachem Geruch; um aus diesem die im Handel verlangte feuchte, aneinander haftende Masse von einiger Konsistenz und kräftigem Geruch herzustellen, wird das geröstete und gemahlene Material mit Wasserdampf gesättigt. Diese Operation wird meist in besondern Kammern (Dampfkammern) vorgenommen, in welchen das Pulver auf passenden Unterlagen aus Zinkblech ausgebreitet, die übereinander liegend auf Gestellen angebracht sind, den Dämpfen des in einem Kessel im Kochen erhaltenen Wassers ausgesetzt wird.

Wo als Motor der Arbeitsmaschinen eine Dampfmaschine dient, kann hierfür entweder ein Teil des direkten Dampfes oder auch der abgehende Dampf benutzt werden. Bis zum Verpacken wird das fertige Fabrikat in Kästen mit gut schließendem Deckel, die zum Schutz gegen das Austrocknen innen und außen mit Papier ausgeklebt sind, aufbewahrt. Die für den Verkauf der Cichorie gebräuchliche cylinderförmige Verpackung wird schnell, gleichmäßig und wohlfeil durch Maschinenarbeit hergestellt. Ein sehr leistungsfähiger Apparat dieser Art besteht aus einem hohlen Holzcylinder, dessen Durchmesser und Länge dem Durchmesser und der Länge der zu füllenden Papierhülsen entspricht. Über demselben hängt an einer Führung ein massiver Holzcylinder, dessen Durchmesser so groß ist, daß er in die Höhlung der zu füllenden Hülse paßt, und an dessen obern Teil ein Gewicht angebracht ist. Durch einen Fußtritt, der an einer über Rollen laufenden Schnur befestigt ist, kann der Vollcylinder gehoben oder gesenkt werden. Der den Apparat bedienende Arbeiter hat neben sich zwei Gefäße, von denen das eine die zu füllenden Hülsen, das andere fertige Cichorie enthält. Nachdem er eine Hülse in den Hohlcylinder eingesetzt hat, füllt er ein Blechmaß von genau bestimmtem Rauminhalt mit Cichorie, um dieselbe mittels eines Trichters in die Höhlung der Hülse zu gießen. Indem er sodann den in die Höhlung passenden Vollcylinder herabfallen läßt, wird der Inhalt der Hülse bis zu einem gewissen Grad zusammengepreßt, sodaß ein cylindrisches Päckchen von bestimmter Länge entsteht, welches nun als fertiggestellter Verkaufsartikel in den Handel gebracht wird.

Im Handel werden verschiedene Sorten von Cichorie unterschieden; die feinste derselben wird aus reiner Cichorienwurzel angefertigt, die ordinären Sorten erhalten einen mehr oder weniger großen Zusatz von gerösteten Zuckerrüben.

Der Hauptplatz der Cichorien- und Kaffee-Surrogat-Fabrikation ist in Magdeburg. Die Zahl der Fabriken im Deutschen Reich ist 123, in Europa 451. Die Ausfuhr 1880 aus Deutschland von Cichorienfabrikaten betrug 178382 Ctr. im Werte von 2500000 Mark. Die frische Cichorienwurzel enthält gegen 75 Proz. Wasser und 25 Proz. Nährstoffe, hauptsächlich Levulin und Pflanzenschleim in Verbindung mit einem rein schmeckenden aromatischen Bitterstoff, einem Glykosied. Durch das Darren und Rösten wird das Wasser herausgetrieben und die stickstofffreien Stoffe werden mehr oder weniger in Zucker verwandelt, während das Glykosied unverändert bleibt, sodaß ein reines Cichorienmehl 60—80 Proz. löslicher stickstofffreier

Stoffe enthalten muß. Das Getränk aus reiner Cichorie ist nicht unangenehm von Geschmack und Geruch und wirkt anregend auf die Verdauungsorgane, ohne dagegen die nervenerregenden Eigenschaften des Kaffees zu haben.

Die Cichorienindustrie ist von großer Bedeutung für Deutschland, weil, abgesehen von den darin entwickelten Werten, durch den Anbau der Cichorie die Tiefkultur des Bodens bedingt wird, die Cichorie in der Fruchtfolge die Nematode des Zuckerrübenbodens vernichtet und anstatt daß Millionen von Mark für Kaffee in das Ausland gehen, diese, unter Schaffung von Arbeit für Tausende von Händen, dem eigenen Lande erhält.

Neuerdings wendet man der Cichorie, infolge der eingehenden Untersuchungen der Firma Dommerich u. Comp. in Buckau-Magdeburg, eine wachsende Aufmerksamkeit zu, weil ihr hoher Gehalt an Stärke und Zuckerstoffen eine Verwertung zur Spiritusbrennerei wahrscheinlich macht, sowie außerdem die chem. Zusammensetzung der gedarrten und gerösteten Cichorie jener der Gerste so ähnlich ist, daß mittels des gleichzeitig vorhandenen Bitterstoffs die Möglichkeit gegeben ist, durch Gärung ein Getränk zu erzeugen, welches allen Anforderungen eines guten Bieres genügen dürfte und dabei volkswirtschaftlich eine außerordentliche Ersparnis bedingen würde.

Cicisbēo oder Cavaliere servente hieß in Italien seit dem 16. Jahrh. der erklärte Begleiter und Gesellschafter einer verheirateten Dame. Der gute Ton in den höhern Ständen Italiens wollte sonst, daß der Ehemann von dem Tage der Hochzeit, oder (an andern Orten) nach dem ersten Jahre der Ehe, oder vom Tage der ersten Niederkunft seiner Frau an nur in seinem Hause mit dieser umgehe. In Gesellschaften, zu öffentlichen Lustbarkeiten begleitete sie der C., der seiner Gebieterin am Morgen beim Putztische aufwartete, um für den ganzen Tag sich die Befehle von ihr geben zu lassen. Diese Sitte, die ohne Einschränkung galt und durch deren Hintansetzung sich ein Mann lächerlich machte, verschwand allmählich seit dem Anfange des 19. Jahrh., namentlich durch das Eindringen französischer Geselligkeit.

Cicogna (Emanuele Antonio), ital. Historiker und Archäolog, geb. zu Venedig 17. Jan. 1789, studierte im adeligen Kollegium zu Udine die Rechte und bekleidete dann im Staatsdienste mehrere hervorragende Stellungen zu Venedig. Seinen Ruf verdankt er vorzüglich seinem umfassenden Werke «Delle inscrizioni Veneziane» (6 Bde., Vened. 1824—53). Von seinen übrigen Arbeiten sind zu erwähnen: «Di Stefano Piazzone da Asola» (Vened. 1840), «Della famiglia Marcello (Vened. 1841), «Intorno alla veneta patrizia famiglia Foscolo» (Vened. 1842), «Saggio di bibliografia Veneziana» (Vened. 1847), «Vita e scritti di G. Rossi» (Vened. 1852), «Origine della confraternita di San Giovanni Evangelista» (Vened. 1855), «Giovanni Muslero da Ottinga» (Vened. 1858). C. starb 22. Febr. 1868 zu Venedig.

Cicognāra (Leopoldo, Graf), ital. Kunsthistoriker, geb. zu Ferrara 17. Nov. 1767, studierte auf der Universität zu Modena und auf der Akademie von San-Luca, ging dann nach Neapel und Sicilien und gab in Palermo das Gedicht «Le ore del giorno» heraus. Seit etwa 1795 lebte C. in Modena, war dann nacheinander Gesandter der Cisalpinischen Republik in Turin, Mitglied der in Lyon tagenden Verfassungskommission, endlich Staatsrat. Im J. 1808 wurde er Präsident der Akademie der schönen Künste in Venedig, in welcher Stelle ihn die österr. Regierung bestätigte, und sammelte auf Reisen in England, Holland, Frankreich und Deutschland viele seltene Werke zur Kunstgeschichte, Kupferstiche, Niellen. Nachdem er die Akademiedirektion abgegeben, lebte er in Venedig, Rom, Florenz u. s. w. und starb 5. März 1834. Sein Hauptwerk ist die «Storia della scultura dal suo risorgimento in Italia» (3 Bde., Vened. 1813—18, mit 181 Kupfern; 2. Aufl., 9 Bde., Prato 1823), ein Buch, welches durch Fülle des Stoffs und sorgfältige Form, teilweise auch durch kritische Forschung seinen Wert behauptet. Außerdem sind zu erwähnen: «Memorie storiche dei letterati ed artisti Ferraresi» (Ferrara 1811), «Le fabbriche più cospicue di Venezia» (2 Bde., Vened. 1820), «Memorie spettanti alla storia della calcografia» (Prato 1831), deren Wert durch Aufnahme mancher unechten Nielle leidet. Sein «Catalogo ragionato dei libri d'arti e d'antichità posseduti dal conte C.» (2 Bde., Pisa 1821), das Verzeichnis seiner von Leo XII. für die Vatikanische Bibliothek angekauften Büchersammlung, enthält treffliche bibliogr. Notizen.

Cicōni (Teobaldo), ital. Lustspieldichter, geb. 20. Dez. 1824 zu San-Daniele bei Udine, studierte zu Padua und nahm 1848 an den nationalen Kämpfen in Toscana, Rom und Venedig teil. Nach der Unterdrückung der Bewegung widmete er sich ganz der Poesie und Journalistik. Den ersten Erfolg errang er mit dem Lustspiel «Le pecorelle smarrite» (1857), welchem die Komödien «Il troppo tardi», «I Garibaldini», «Le mosche bianche», «La rivincita», «La statua di carne» und «La figlia unica» folgten, welche alle großen Beifall fanden. C. starb 27. April 1863 zu Mailand.

Ciconia (lat.), Storch.

Cicūta, s. unter Schierling.

Cid Campeadór, der berühmteste Castilier, «el mas famoso castellano», wie sein Volk ihn nennt, ein in Geschichten, Sagen und Liedern gefeierter Nationalheld der Spanier. Erst in neuerer Zeit ist es hauptsächlich durch die Forschungen Dozys («Recherches sur l'histoire politique et littéraire de l'Espagne pendant le moyen-âge», Leid. 1849), sowie durch die Benutzung neu aufgefundener, fast gleichzeitiger arab. Quellen gelungen, das Thatsächliche in dem Leben und Charakter des Helden von dem Sagenhaften auszuscheiden. Hiernach stammt der Cid, eigentlich Rodrigo, Ruy Dias (Roderich, Diegos Sohn), wahrscheinlich aus der Familie Lain Calvos, eines der beiden berühmten, von den Castiliern gewählten Schiedsrichter zur Zeit Froilas II.; jedenfalls ist er der Sohn eines castil. Magnaten (Rico ome). Sein Name erscheint zuerst in einem Dokument aus der Zeit Ferdinands I. von Leon (1064). Durch seine Thaten machte er sich unter dessen Sohne, Sancho II. von Castilien, bekannt, der ihm die Führung des königl. Banners und den Befehl über sein Heer übertrug (1067). In der Bruderschlacht von Llantada (1068) war es eine List Roderichs, die Sancho II. den Sieg über seinen Bruder Alfons VI. von Leon verschaffte, infolge dessen Alfons zu dem Maurenkönig von Toledo flüchten mußte. Schon damals scheint Roderich den Beinamen Campeador (Vorkämpfer) erhalten zu haben, der, gleichbedeutend mit dem arab.

Albarraz, einen Herausforderer zum Einzelkampf vor der Schlacht bezeichnet. Als nach dem Meuchelmorde Sanchos durch Bellido Dolfos bei der Belagerung Zamoras Alfons von den Leonesern und Castiliern zurückgerufen und als König anerkannt wurde (1072), sollte dieser sich vorher durch einen Eid von dem Verdachte reinigen, an dem Morde seines Bruders teilgehabt zu haben. Keiner der Großen wagte es aber, ihm diesen Eid abzunehmen. Da soll der Campeador den Mut gehabt haben, den König sogar zweimal diesen Reinigungseid hersagen zu lassen. Hieraus entsprang wohl die Abneigung des Königs gegen Roderich, die jener jedoch anfänglich so seiner Politik unterordnete, daß er selbst die Vermählung seiner Base, Jimena, Tochter Diegos, Grafen von Oviedo und Herzogs von Asturien, mit Roderich zugab. Bald aber ließ sich der König herbei, den Anklagen persönlicher Feinde Roderichs, unter denen Garcia Ordoñez, Graf von Nájera, die Hauptrolle spielte, Gehör zu geben, und verbannte ihn um 1081. Roderich begab sich nach Saragossa zu den maurischen Königen aus dem Stamme der Beni-Hud, denen er in ihren Fehden gegen Moslems und Christen diente. Um diese Zeit mag er auch von den Moslems die Beinamen Cid, d. i. Herr (vom arab. Sid), und Eltâghijet, d. i. der Tyrann, erhalten haben. Er schlug wiederholt den König von Aragonien und den Grafen von Barcelona und nahm den letztern, Berenguer Ramon II., sogar gefangen.

Zweimal kehrte der C. nach Castilien zurück und versöhnte sich mit seinem König. Die Versöhnung war aber immer nur von kurzer Dauer, und der C. sah sich von neuem verbannt. Endlich bot sich ihm 1094 eine Gelegenheit dar, eine feste unabhängige Stellung zu erwerben. Seine Aufmerksamkeit wurde nämlich auf Valencia gelenkt, das, von Parteiungen der maurischen Beherrscher zerrissen, die ihn wechselsweise gegeneinander zu Hilfe riefen, eine willkommene Beute darbot. Als Rächer des ermordeten Emir Jahia Alkadir an dem verräterischen Kadi Ibn-Dschahhâf eilte der C. herbei. Nach einer hartnäckigen Belagerung zwang er durch Tapferkeit und List die ausgehungerten Valencianer zur Übergabe der Stadt im Mai 1094. Fünf Jahre behauptete er sich als Herr von Valencia gegen das ganze Heer der andrängenden Morabiten und eroberte dazu noch Almenara und Murviedro (1098). Als er aber erfuhr, daß sein Verwandter und Kampfgenosse Alvar Fañez bei Cuenca von den Morabiten besiegt und auch das Heer, das er diesem zu Hilfe gesendet, bei Alcira geschlagen und zersprengt worden sei, starb er, wie es heißt, aus Gram über diese Nachricht im Juli 1099. Doch hielt sich seine Gemahlin Jimena noch länger als zwei Jahre in Valencia, welches sie erst im Mai 1102 räumte, nachdem der zu Hilfe gerufene König Alfons selbst erklärt, daß die Stadt nicht länger zu halten sei. Jimena starb 1104 und wurde an der Seite ihres Gemahls, dessen Leiche sie mit sich geführt, in dem Kloster San-Pedro de Cardeña begraben. Der C. hatte einen Sohn, Diego Rodriguez, der in einem Gefechte bei Consuegra von den Mauren getötet wurde. Auch hinterließ er zwei Töchter, Christina, vermählt mit dem Infanten Ramiro von Navarra, und Maria, die Gemahlin Ramon Berenguers III., Grafen von Barcelona. Durch diese wurde der C. der Ahnherr der span. Königsgeschlechter.

Schon in diesen historisch beglaubigten Thatsachen und Charakterzügen des C. liegen die Elemente und Gründe, weshalb er in Sagen und Liedern als volkstümlicher Held und Träger des castil. Nationalcharakters besungen, andererseits aber auch als Ahnherr der Könige in Gedichten gefeiert wurde. Wie frühzeitig dies geschah, beweist das Zeugnis des Biographen Alfons' VII. (gest. 1157), der, fast gleichzeitig mit diesem, schon von «Roderich, dem stets Mio Cid genannten und als unbesiegbar besungenen» spricht. Ferner bekundet dies ein vielleicht bald nach C.s Tode zu seinen Ehren verfaßtes lat. Gedicht, von dem ein Fragment neuerlich aufgefunden worden, sowie ein bruchstückweise in einer Reimchronik erhaltenes, wahrscheinlich aus dem 13. Jahrh. stammendes und auf noch ältere Volkslieder gegründetes Heldenlied (Cantar de gesta) vom C. (herausg. zuerst von Francisque Michel im 116. Bande der «Wiener Jahrbücher für Litteratur», später von Duran im «Romancero general», Madr. 1851), in welchem der C. als Nationalheld und «Sohn seiner Werke» in all seiner trotzigen Unabhängigkeit erscheint, während er schon in dem der Mitte des 12. oder doch gewiß dem Anfange des 13. Jahrh. angehörigen sog. «Poema del Cid», das als das älteste Denkmal der castil. Nationallitteratur gilt, vorzugsweise wegen seiner großmütigen Treue gegen den König und als Ahnherr der Könige von Spanien gefeiert wird. Dieses Gedicht wurde zuerst von Sanchez herausgegeben in der «Coleccion de poesias castellanas anteriores al siglo XV.» (Madr. 1779; neue Aufl. von Ochoa, Par. 1842), dann von Schubert (Altenb. 1804), von Damas-Hinard (Par. 1858) und später in den «Poetas castellanos anteriores al siglo XV.» (Bd. 57 der «Biblioteca de autores españoles», Madr. 1864) von Janer. Von Wolf ward es metrisch ins Deutsche übersetzt (Jena 1850); am besten neuerdings von Karl Vollmöller nach der einzigen erhaltenen madr. Handschrift (Halle 1879); von Monseignat (Par. 1853) und Damas-Hinard ins Französische (Par. 1853). Noch mehr stellt die von König Alfons X. von Castilien selbst verfaßte «Cronica general», deren vierter Teil zur Hälfte der Geschichte des C. gewidmet ist, diesen nun schon zum Nationalhelden gewordenen Ahnherrn vom königl. Standpunkte dar. Dieser Richtung folgte auch die noch mehr historisch gehaltene und noch früher (nach Dozy um 1170) abgefaßte lat. Chronik vom C., bekannt unter dem Titel: «Gesta Roderici Campidocti» oder «Historia Leonesa» (nach ihrem Fundorte, dem Kloster San-Isidro zu Leon). Auch die noch dem 13. Jahrh. zugeschriebene «Genealogia del Cid Ruy Diaz» hat, wie schon ihr Titel sagt, den C. ausschließend als Ahnherrn der königl. Geschlechter zum Gegenstand. Schon zu Alfons' X. Zeiten war indes in die Sage vom C. ein neues Element eingetreten, indem die Mönche des Klosters von San-Pedro de Cardeña, stolz darauf, die Leiche des Nationalhelden und königl. Ahnherrn und die seiner Gemahlin in ihren Mauern zu besitzen, ihm den Heiligenschein eines Wunderthäters zu geben suchten, sodaß noch Philipp II. den C. wegen der durch seinen Leichnam bewirkten Wunder wirklich heilig sprechen lassen wollte. Dieses legendenartige Element erscheint vorzüglich in der sog. «Cronica particular del Cid», einem damit ausgeschmückten Auszuge aus der «Cronica general», von einem Mönche jenes Klosters wahr-

scheinlich erst im 15. Jahrh. abgefaßt und noch willkürlicher überarbeitet von dem Abt desselben, Juan Lopez de Velorado (zuerst Burgos 1512; neu herausg. von Huber, Marb. 1844, und wieder abgedruckt nach der Ausgabe von Burgos 1593 in Madrid 1876). Ein viel trockenerer Auszug der «Cronica general» ist die kleine Cid-Chronik, die in Sevilla (1498), dann öfters erschien.

Die Grundlage des Sagenhaften in allen diesen Gedichten und Chroniken bildeten die Volkslieder (cantares), auf deren früheres Vorhandensein man freilich nur teils aus der Natur der Sache, teils aus den ausdrücklichen Zeugnissen der Chroniken, teils aus den in ihnen und in den Gedichten noch deutlich davon erhaltenen Spuren schließen kann. Diese alten Volkslieder gingen verloren, aber sie lebten verjüngt fort in den allerdings erst seit dem 16. Jahrh. aufgezeichneten Romanzen. In denselben findet man teils die köstlichsten Reliquien der alten reinen Volkssage, teils aber auch bloß gereimte Stellen aus den Chroniken oder moderne Paraphrasen oder Variationen, die oft ganz im Komödienstil des 16. und 17. Jahrh. gehalten sind. Demnach erscheint der C. in den Romanzen, je nach ihrem Ursprunge, noch als echter Volksheld, als der Repräsentant der beiden im Mittelalter vom Königtum unabhängigsten Stände Castiliens, der Ricahombria und des Bauernstandes, und selbst dem Könige gegenüber auf seine Unabhängigkeit trotzig pochend. Oder er tritt andererseits, wenn die Romanzen den Chroniken entnommen, als ein treuer Vasall des Königs auf, der trotz wiederholter Verbannung seinen natürlichen Herrn mit Großmut überhäuft, der dessen Befehle so sehr ehrt, daß er gegen seine Überzeugung die eigenen Töchter mit verhaßten Dienern des Königs vermählt, dafür aber auch durch die endliche Verbindung mit königl. Blute reich belohnt wird. Auch erscheint in den Romanzen, besonders denen von seinen letzten Tagen, seinem Testament, Tod, Begräbnis und seiner Leiche, das legendenartige Element der spätern Chroniken. In den jüngsten Romanzen endlich wird der «zur guten Stunde Geborene» zum Hofcavalier, der kein größeres Glück kennt, als seinem Könige zu gefallen. Seine Vermählung mit Jimenen ist hier das Resultat einer ganz komödienartigen Liebesintrigue; der alte rauhe C. ist ein ganz geschmeidiger Galan, das treue, unterwürfige Weib Jimene eine etwas prüde und eifersüchtige Dama geworden. Diese Cid-Romanzen sind in fliegenden Blättern und in allgemeinen Romanzensammlungen erhalten worden, wie die ältesten und echtesten in der «Silva de varios romances» von 1550, im «Cancionero de romances» und danach in der «Primavera y flor de Rom.» (herausg. von Wolf und Hofmann, Berl. 1856); die nach den Chroniken gemachten in Sepulvedas «Romancero» (1551); die kunstmäßigen im «Romancero general» (1604). Ferner wurden sie aufbewahrt in speziell dem Sagenkreise vom C. gewidmeten Sammlungen, wie in der von Escobar (Alcalá 1612 u. öfter; vermehrt herausg. von Keller, 2 Bde., Stuttg. 1840; vollständiger in Durans «Romancero general», 2. Aufl., Tl. 1, Madr. 1849, in Ochoas «Romancero del Cid», Par. 1870, und auf 205 Nummern gebracht im «Romancero del Cid», herausg. von Karoline Michaelis, Lpz. 1871). Die erste nennenswerte deutsche Bearbeitung davon gab Herder in seinem «Cid» (Tüb. 1806; neue Ausg. von Julian Schmidt und Karoline Michaelis, Lpz. 1868); vgl. auch R. Köhler, «Herders Cid und seine franz. Quelle» (Lpz. 1867), und Voegelin, «Herders Cid, die franz. und die span. Quelle» (Heilbronn 1879). Neuere deutsche Übersetzungen lieferten Duttenhofer (neue Aufl., Berl. 1853), Regis (Stuttg. 1842) und Eitner (Hildburgh. 1871). Nach den Romanzen dichtete eine schulgerechte Epopöe in 32 Gesängen und in Oktaven Diego Jimenez de Ayllon (Antwerp. 1568 und Alcalá 1579). Natürlich wurde auch von den Dramatikern der C. häufig zum Gegenstande gewählt, wie von Vega, Guillen de Castro u. s. w. Nach des letztern «Mocedades del Cid» (herausg. von W. Foerster, Bonn 1878) ist Corneilles «Cid» bearbeitet. Wieder aus diesen Comedias werden noch jetzt sog. «Pasos» als Straßenromanzen des Volks verkauft, in dessen Andenken der alte Nationalheld noch als der reinste Ausdruck und das Ideal des span. Volksgeistes fortlebt. Histor. Monographien über den C. haben außer Dozy in neuerer Zeit geliefert der Portugiese Jos. Pereira Bayam, die Spanier Risco, Quintana und Malo de Molina (Madr. 1857), der Engländer Southey und unter den Deutschen J. von Müller (1806) und Huber (Brem. 1829), der alle seine Vorgänger übertraf und auch noch neben Dozy einen ehrenvollen Platz behauptet. Eine ziemlich vollständige Zusammenstellung besonders franz. Forschungsresultate enthält Willemaers, «Le Cid. Son histoire, sa légende, ses poètes» (Brüss. 1873).

Cider heißt ein aus dem Safte von Äpfeln oder Birnen gewonnenes weinähnliches Getränk, welches auch Apfelwein, Obstwein, Obstmost, Birnmost, im Süden schlechtweg Most genannt wird und in vielen Gegenden Europas das allgemeine Getränk abgibt. Den besten und weingeistreichsten C. liefern die Äpfelarten: Winterborsdorfer, Reinette, Goldpepping, Madapfel, Paradiesapfel, Weinapfel, Tellerapfel, Edelkönig, Herbststettiner, kleiner Ciderapfel und Gravensteiner. Von Birnen sind die Champagner-Mostbirne, Weinbirne, Zuckerbirne u. s. w. am tauglichsten zur Ciderbereitung. Das Obst wird in eigentümlichen Trögen oder Obstmühlen zu einer Maische zermalmt und diese auf der Kelter ausgepreßt. Der Saft wird dann in Fässer gebracht und der Gärung unterworfen. Ein Zusatz von gutem Wein veredelt das Produkt; dagegen sind alle übrigen Zuthaten zu verwerfen. Sobald der Most im Fasse hell geworden, wird er abgezogen und wie Traubenwein behandelt. Der C. ist zur Essiggärung geneigt; er darf deshalb nur sparsam abgelassen werden, erfordert reine Fässer, stetes Nachfüllen und gute Keller. Am angenehmsten schmeckt der C., solange er noch Kohlensäure entwickelt. Später vermehrt sich zwar sein Weingeistgehalt, aber er schreitet zurück, wird bitter, herb und zuletzt sauer. Der C. kann durch geeignete Behandlung des Mostes auch moussierend dargestellt werden. Der C. ist bei mäßigem Genusse gesund und als tägliches Getränk bei weitem dem Branntwein, auch schlechtgebrautem Biere vorzuziehen. Am vortrefflichsten wird er aus Äpfeln in der Normandie bereitet. Nächstdem produzieren der Kanton Thurgau in der Schweiz und Oberösterreich den meisten C. In Deutschland ist der Apfelwein Hauptgetränk in der Gegend von Frankfurt a. M., in der Wetterau, in Franken. Das südl. und westl. England erzeugt viele Obstweine, welche dort unter dem Namen British wines im

Handel sind. Soll der C. in Essig verwandelt werden, so wird er ebenso behandelt, wie zu demselben Zwecke Wein. Solcher Obstessig ist fast ebenso gut als der echte Weinessig. Der oberösterr. Birnenmost wird aus der Mostbirne, Pichlerbirne, Wallerbirne, Lautschbirne und Krautbirne gewonnen. Vgl. Schlipf, «Ratschläge zur zweckmäßigen Bereitung des Obstmostes» (2. Aufl., Stuttg. 1860); Lucas, «Der C. oder Obstwein» (Ravensburg 1869); Gräger, «Die Obstweinkunde» (Weim. 1872).

Ci-devant (frz.), ehemals, gewesen, weiland; Cidevants (les ci-devant) hießen spottweise die durch die franz. Revolution von 1789 ihrer Vorrechte beraubten adeligen und fürstl. Personen.

Ciechanow (Zjechanow), Kreisstadt im europ.-ruff. (poln.) Gouvernement Plock, 146 km im NO. von Plock am Flusse Lydynia und an der Eisenbahn Kowel-Mlawa, mit 5531 E., von denen mehr als die Hälfte Juden sind. C. hat zwei kath. Kirchen, eine Synagoge, zwei Elementarschulen, Bierbrauereien, Ölmühlen, Gerbereien, eine Wassermühle und Windmühlen. Der Handel der Stadt ist von keiner Bedeutung. C. ist eine sehr alte Stadt, die schon 1065 existierte und 1207 bei der Teilung des Reichs an den Masowezkischen Fürsten Konrad kam; 1267 wurde die Stadt und ihre Umgebung von den Preußen und Litauern verwüstet. Im 15. Jahrh. gehörte C. dem plockischen Fürsten Janus, der hier ein Schloß erbaute, dessen Ruinen am Flusse Lydynia noch sichtbar sind und in dessen Nähe eine ungeheuere Schanze liegt, die von den Schweden aufgeworfen sein soll. Dann wurde C. Apanage der Königin Bona, die 1526 sich in dem hiesigen Schlosse aufhielt. Zu dieser Zeit wurden hier Landtage und städtische Versammlungen abgehalten. Die Stadt hatte ihren eigenen Kastellan und schickte zwei Deputierte auf den Landtag. Im J. 1662 wurde C. durch eine Feuersbrunst eingeäschert, weshalb der König Sigismund III. die Stadt von allen Abgaben befreite.

Ciechanowiec (Zechanowez), Flecken im Masowezkischen Kreise des russ.-poln. Gouvernements Lomza am Flusse Nurzec, 10,5 km von der Mündung desselben in den Bug und 142 km im NO. von Warschau, durch den Nurzec in zwei Teile geteilt, von denen der größere, Stary C. genannt, auf dem linken Ufer des Flusses, der kleinere, Nowy C. mit 1042 E., auf dem rechten Ufer liegt. Stary C. hat 3420 E., worunter 2457 Juden, eine im 14. Jahrh. erbaute kath. Kirche, eine prot. Kirche, eine griech.-orthodoxe Kirche, eine Synagoge, drei jüd. Gebethäuser, drei kath. Kapellen, ein Hospital, eine prot. Schule, eine Elementarschule für Katholiken und viele Tuchfabriken. Bemerkenswert sind die Ruinen eines alten Schlosses, welches früher mit Gräben, Wällen und Bastionen umgeben war, und die kolossale steinerne Statue des heil. Florian, ein Werk des Bildhauers Jakob Tatarkewicz, eines Schülers Thorwaldsens.

Cieco da Ferrara, ital. Dichter, stammte nach den einen aus der Familie Bello, nach den andern aus derjenigen der Conosciuti, lebte in Mantua und in Ferrara und starb um das J. 1500. Um 1495 verfaßte er ein episches Gedicht in 45 Gesängen: «Libro d'arme e d'amore, nomato Mambriano», das erst nach seinem Tode (Ferrara 1509) von einem Verwandten, Eliseo Conosciuti, herausgegeben, im Anfange des 16. Jahrh. mehrmals gedruckt wurde (letzte Ausg., Vened. 1549), dann aber in Vergessenheit geriet. Auch schrieb er: «Torneamento fatto in Bologna l'anno 1470 per ordine di Giovanni II. Bentivoglio» (Bologna 1471).

Cienfuegos (Nicasio Alvarez de), span. Dichter, geb. zu Madrid 14. Dez. 1764, studierte zu Salamanca, als dort die in der neuern span. Poesie Epoche machende Dichterschule durch Cadalso und Melendez Valdes gegründet wurde. Besonders der letztere ist als sein Lehrer und Vorbild anzusehen. C., in dem sich frühzeitig eine große Neigung und bedeutende Anlage zur Poesie entwickelte, schloß sich mit Leidenschaft diesem Dichterbunde an. Hierauf lebte er einige Zeit in Madrid, aber ganz zurückgezogen, nur seinen Studien, deren erste Früchte seine streng klassischen, nach franz. und griech. Mustern gebildeten Dramen sind. Seinen litterarischen Ruf begründete er durch die Herausgabe seiner Gedichte 1798. Bald darauf vertraute ihm die Regierung die Redaction der Zeitschriften «La Gaceta» und «El Mercurio» an, und wenige Jahre danach wurde er in dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten angestellt. In dieser Stellung befand er sich, als der Unabhängigkeitskrieg ausbrach und Madrid von den Franzosen besetzt wurde. Nachdem er schon wegen eines gegen Napoleon gerichteten Artikels in der von ihm censierten «Gaceta de Madrid» harten Tadel von Murat erfahren, wurde er wegen Teilnahme an dem Volksaufstande vom 2. Mai 1808 gegen die franz. Besatzung in Madrid zum Tode verurteilt, jedoch auf Verwenden seiner Freunde nur nach Frankreich deportiert, wo er bald nach seiner Ankunft in Orthez im Juli 1809 starb. C. war Mitglied der königl. span. Akademie, in die er wegen seiner Tragödie «Pitaco» gelangte. Außer dieser und den erwähnten Gedichten schrieb er noch die Tragödien «Idomeneo», «Zoraida», «La Condesa de Castilla» und die Komödie «Die großmütigen Schwestern» (deutsch in Melforts «Spanischen Bühnenstücken», Bd. 2, 1839). Die Tragödien sind, obwohl dem Vorurteil seiner Zeit gemäß in enge und strenge Formen gebunden, frei von aller Pedanterie, voll mächtiger und ergreifender Leidenschaft. Seine Gedichte sind auch lebendig und warm empfunden, manchmal jedoch, wo der Dichter philosophische Probleme zu lösen versucht, etwas dunkel und geziert. C. selbst besorgte bei seinen Lebzeiten eine Ausgabe seiner Werke («Obras», 2 Bde., Madr. 1798); die beste und vollständigste erschien 1816 (2 Bde., Madr.). Seine Gedichte sind in die «Biblioteca de autores españoles» (Bd. 67) aufgenommen worden. Die «Zoraida», seine beste dramatische Leistung, steht in Ochoas «Tesoro del Teatro Español» (Bd. 5, Par.).

Cieszanow, Marktflecken in der Nähe von Jaroslaw im nördl. Galizien, mit (1881) 2804 E. teils polnischer, teils ruthenischer Nationalität, deren Haupterwerb in Feldwirtschaft besteht, ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und hat eine katholische und eine griech. Kirche. Der Verkehr wird durch eine Bezirksstraße gefördert, die zum Stationsplatze Jaroslaw der Karl-Ludwigsbahn führt.

Cieza, Stadt in der span. Provinz Murcia, Hauptort eines Distrikts, 50 km im NW. von Murcia, am linken Ufer der Segura, im Val de Ricote, an der Eisenbahn Madrid-Cartagena, mit (1877) 10910 E. In der Nähe stehen auf einem Berge die Ruinen einer röm. Festung.

Cigala (Lanfranc), Troubadour aus Genua, der aber trotz seiner ital. Heimat wie mehrere seiner

Landsleute provençalisch dichtete. Er war 1243 Richter und 1248 Konsul in Genua. Seine Lieder beziehen sich zum Teil auf den ersten Kreuzzug Ludwigs IX., zu dessen Lobe er auch ein besonderes Sirventes gedichtet hat. In einem andern Liede bekämpft er die «dunkle Rede» gegenüber der klaren und gefälligen.

Cigarren (von dem span. Worte cigarros, wie ursprünglich eine Tabakssorte auf Cuba hieß) sind dünne aus Tabak gewickelte Rollen, welche aus Tabaksblättern, die von den stärkern Rippen befreit sind, bereitet und durch ein darum gewundenes unten zugedrehtes Deckblatt verbunden werden. Das Nähere über die Fabrikation, den Konsum und die Statistik s. unter Tabak.

Cigarretten (Papiercigarren) sind Cigarren, aus einem Röllchen feinen Papiers bestehend, welches mit feingeschnittenem türk., griech., russ. oder anderm Tabak gefüllt ist. (S. unter Tabak.)

Cignāni (Carlo), Maler der Bologneser Schule, der Sohn eines Edelmanns und zu Bologna 1628 geboren, war der letzte der Caraccisten, der die übrigen weit überlebte, daher ihm alles Ansehen der Meisterschaft blieb. Dieses wuchs noch mehr, als eine Kunstschule in Bologna gestiftet und er zum lebenslänglichen Haupte derselben ernannt wurde. Er lernte zuerst bei Francesco Albani und studierte dann die Werke von Tizian, Guido Reni, den Caracci und Correggio. Hierauf verweilte er drei Jahre in Rom und malte dort drei große Bilder für die Peterskirche und Sta.-Maria della Valle. Nach Bologna zurückgekehrt, begann er zugleich mit seinem Freunde Pasinelli zu lehren und zu arbeiten. Seine schönsten Freskoarbeiten befinden sich zu St. Michael in Bosco in Bologna und im Saale des Farneseschen Palastes. Zu Parma malte er in den herzogl. Gartengebäuden mehreres, wobei er den Werken Agostino Caraccis mit Glück nacheiferte. In seiner Himmelfahrt Mariä zu Forli hat er den schönen Michael von Guido in der Kuppel zu Ravenna und einige andere Ideen dieses Meisters nachgeahmt; außerdem aber ist er allenthalben in der Zeichnung der Nacheiferer Correggios. Er bringt nicht so oft Verkürzungen an wie die Lombarden, und seine Umrisse und Gewänder zeigen Anmut der Linien. Sein Pinsel ist kräftig und sein Kolorit lebhaft, besonders gelungen in weiblichen und Kinderfiguren. Papst Clemens XI., der Herzog Ranuccio Farnese, für welchen seine berühmte Himmelfahrt Marias entstand, und andere ital. Fürsten überhäuften ihn fortwährend mit Ehrenbezeigungen. Als er die Kuppel der Madonna del Fuoco in Forli malte, folgte ihm freiwillig die Akademie dahin nach. Er arbeitete 20 Jahre an diesem Werke, zuweilen nach Ravenna zurückkehrend, um Guidos Kuppel zu Rate zu ziehen. Er starb zu Forli, nach andern in Bologna, 1719. Seine Werke wurden mehrfach gestochen. — Zu seinen Schülern gehörten auch sein Sohn, Felice, Graf von C., geb. 1660, gest. 1724, und sein Enkel, Paolo, Graf von C., geb. 1709, gest. 1764. Eine Biographie C.s schrieb Zanetti (Rom 1722).

Cignarōli (Giambettino), verdienter Maler der Schule von Verona, war daselbst 1706 geboren und genoß bei Valestra, auch bei Santo Prunati den ersten Unterricht, worauf er in Venedig seine Studien vervollkommnete, doch widmete er seine reife Kunst fast durchaus seiner Vaterstadt. Man sieht seine Werke häufig in den Städten Venetiens und der Lombardei, in Venedig, Verona, Parma u. s. w. Stets erweist er sich dabei als ein eleganter, geschmackvoller Meister im Sinne seiner Zeit; Fresken sind seltener anzutreffen als Staffeleibilder. Er ist der Gründer der Malerakademie von Verona, für welche er viel gethan hat, und hinterließ wertvolle histor. Arbeiten über die Künstler seiner Heimat, welche in den «Serie di pittori Veronesi» hinterlegt sind. C. starb 1770.

Cigōli (Lodovico Cardi da), einer der bedeutendsten Maler der spätflorentinischen Schule, wurde 1559 im Schlosse Cigoli in Toscana geboren und nahm sich als Künstler hauptsächlich Correggio und dessen Nachahmer Baroccio zum Vorbilde. Seinen naturgemäßen Darstellungen, bei denen ihm große anatom. Kenntnisse zu statten kamen, wußte er durch Anmut der Körperbildungen und ein schönes warmes Kolorit Reiz zu verleihen, wogegen sein Ausdruck sich oft ins Weichliche und Übertriebene verliert. Von Clemens VII. nach Rom gerufen, malte er dort in der Peterskirche sein größtes Werk, die Geschichte des geheilten Lahmen. Besonders reich an Gemälden von seiner Hand ist Toscana. Als eins seiner bedeutendsten Werke ist hier die Marter des heil. Stephan zu nennen, welches Bild er 1587 für die Nonnen zu Monte-Domini ausführte und das sich jetzt in den Uffizien zu Florenz befindet. Ein anderes vorzügliches Gemälde, der alte Tobias, der den Engel beschenken will, ist aus Malmaison in die Eremitage nach Petersburg gekommen. Im Louvre befindet sich ein schönes Bildchen der Flucht nach Ägypten. Andere gute Bilder, unter ihnen das beste Exemplar des oft von ihm gemalten heil. Franciscus, befinden sich im Palast Pitti. An der Vergrößerung dieses Palastes hat C. auch als Architekt gearbeitet, in welcher Eigenschaft er überhaupt unter der Regierung Cosmos II. vielfach beschäftigt war. So sind in Florenz die Loggia der Tornaquinci, der Hof des Palastes Strozzi, der Palast Ranuccini nach seinen Zeichnungen erbaut. Man erkennt in denselben den Nachahmer Michel Angelos. Seinen Unterricht in der Baukunst erhielt er von B. Buontalenti. Er schrieb auch eine Abhandlung über die Säulenordnungen. Die besten Stiche nach ihm sind von Dorigny, Fra Lorencini und Cecchini. C. starb 1613 zu Rom, wo er im Auftrage Pauls V. auch Entwürfe für einzelne Teile von St. Peter geschaffen hatte.

Cikade, Singcikade oder Zirpe (Cicada) ist der Name einer Insektengattung aus der Abteilung der gleichflügeligen Halbflügler oder Schnabelkerfe (Hemiptera s. Rhynchota), mit vier häutigen, ziemlich steifen, durchscheinenden, dachähnlich liegenden Flügeln, sehr kurzen, zwischen den weit vorstehenden Augen eingefügten, drei- bis sechsgliederigen Fühlern und drei Nebenaugen. Die C. haben einen plumpen Leib, sehr breiten und wenig langen Kopf, weit über den Körper vorragende Flügel. Sie durchlaufen nur eine unvollkommene Verwandlung, da die Larven, welche sich unter der Erde verbergen, sich nicht verpuppen, sondern zur gefräßigen Nymphe werden. Die C. finden sich in den wärmern Gegenden, fehlen nicht ganz im mittlern Europa, leben auf Bäumen und legen mittels einer Legesäge die Eier in Baumrinden. Schon seit den ältesten Zeiten sind sie durch ihren sog. Gesang bekannt, welcher in einem zirpenden, oft

sehr scharfen und unermüdlich wiederholten Tone besteht. Das sog. Stimmorgan findet sich indes nur bei den Männchen, liegt an der Bauchseite unter einem Paar breiter Platten und besteht aus kleinen Höhlen, in deren Tiefe eine vielgefaltete Haut als Trommelhaut den Ton hervorbringt, indem diese durch ein sehniges Muskelbündel stark angespannt wird und beim Nachlassen des Muskelbündels wieder zurückschnellt. Die bekannteste und berühmteste Art ist die Eschen-Singcikade oder Manna-Cikade (C. Orni), welche im ganzen südl. Europa, der Schweiz und in Deutschland bis nach Franken und Thüringen hin vorkommt. Die Heuschrecken-Singcikade (C. septendecim) in Nordamerika soll nur alle 17 Jahre erscheinen, und ihr Larvenzustand soll 16 Jahre dauern. Die eigentlichen C. gelten als Typus einer großen Familie, zu welcher als Untergruppen die Leuchtzirpen (Fulgorina) mit aufgeblasener Stirn, wozu der sog. Laternenträger gehört, die Buckelzirpen (Membracina) mit aufgewulstetem Halsschilde und die vollkommen lautlosen, kein Stimmorgan besitzenden Kleinzirpen (Cicadellina) gerechnet werden. Zu letztern gehört die in Deutschland gemeine Schaumcikade (Cercopis spumaria), deren Larven den sog. Kuckucksspeichel hervorbringen.

Cilento, Gebirgslandschaft an der Küste der ital. Provinz Salerno, zwischen den Flüssen Sele und Alento, sehr reich an trefflichem Wein. Darin liegt das Dorf C. mit 700 E.

Ciliar (vom lat. cilium), die Wimpern betreffend.

Cilicien, Landschaft im südl. Kleinasien, grenzte im N. an Kappadocien, im O. an Syrien, im S. an das Mittelmeer, im W. an Pamphylien und Pisidien und zerfiel in das westliche oder gebirgige und rauhe C., das heutige Sandschak Itsch-Ili im Vilajet Adana, und in den östlichen oder ebenen und fruchtbaren Teil, jetzt das Sandschak Adana. Das ganze Land war außer von der See her hauptsächlich nur durch drei schon im Altertum berühmte Bergpässe des Taurus zugänglich, durch die vorzugsweise so genannten Cilicischen Pässe (Pylae Ciliciae, jetzt Gülek Boghaz, d. i. Enges Thor, genannt), zwischen Tyana und Tarsus, durch welche Alexander aus Kappadocien eindrang, durch die Amanischen am Gebirge Amanus, durch welche Darius zog, und durch die Syrischen, die durch zwei Mauern verengt waren, und durch welche Alexander nach dem Siege bei Issus nach Syrien eindrang. Schon Xenophon bezeichnet die Cilicischen Pässe als den einzigen, für ein Heer brauchbaren Zugang nach C. von Norden her. Ibrahim Pascha ließ dieselben nach der Eroberung Syriens durch acht Batterien befestigen; doch wurden diese Werke 1840 wieder zerstört. Die Cilicier selbst standen bei den Griechen in einem sehr übeln Rufe. Sie waren weithin gefürchtet und berüchtigt wegen ihrer Seeräuberei, die erst durch Pompejus gebrochen wurde. Nachdem zuerst selbständige einheimische Fürsten, die nicht sowohl den Namen als den Titel Syennesis geführt zu haben scheinen, in C. geherrscht hatten, kam das Land unter pers. Hoheit, anfangs noch unter seinen eigenen Fürsten, später unter Statthaltern, hierauf, nach Alexanders Siege bei Issus (333 v. Chr.), unter macedonische, dann unter syr. Herrschaft und wurde sodann eine röm. Provinz, die unter andern auch Cicero verwaltet hat. Vgl. Preuß, «De Cilicia Romanorum provincia» (Königsb. 1859), und Hartung, «De Ciliciae Romanorum provinciae origine etc.» (Halle 1869).

Cilicium (lat.), bei den alten Römern eine grobe Decke aus cilic. Ziegenhaaren; in der kath. Kirche das härene Bußgewand der Einsiedler und Büßer, in Klöstern strenger Observanz der auf bloßem Leibe getragene Bußgürtel von Draht mit nach innen gekehrten Spitzen.

Cilien, s. Wimpern.

Cilli (Bergland von), s. unter Alpen (I, 467).

Cilli (slowen. Celje), Stadt im südl. Teile des österr. Kronlandes Steiermark, am linken Ufer der Sann und an der Südbahn gelegen, zählt (1881) 5393 E. Unter den Kirchen sind hervorzuheben die hübsche alte got. Abtei- und Stadtpfarrkirche St. Daniel, welche vor Anfang des 15. Jahrh. erbaut wurde, mit einer schönen got. Kapelle, einem der merkwürdigsten Bauüberreste des Mittelalters, sowie die sog. deutsche Kirche in roman. Stile, ehemals dem nun aufgehobenen Minoritenkloster gehörig. Beide Kirchen haben schöne, erst in der jüngsten Zeit ausgebaute Türme. An die Zeit der cillier Grafenherrschaft erinnern: die untere Burg, gegenwärtig Kaserne, und die Ruinen des Schlosses Ober-Cilli auf dem südöstlich von der Stadt gelegenen bewaldeten Schloßberge. Reste alter Türme und Mauern um die Stadt sind noch zu sehen. Von den übrigen Gebäuden sind dasjenige des Kreisgerichts und das der Bezirkshauptmannschaft, das Rathaus und das ansehnliche Bahnhofsgebäude sowie die Grafei erwähnenswert. C. ist der Sitz der erwähnten Gerichtsbehörde, der Bezirkshauptmannschaft und eines Revierbergamts, besitzt ein Unter- und Obergymnasium, sowie eine Bürger-, Volks- und Mädchenschule. Eine kleine Protestantengemeinde hat in der Stadt ihr eigenes zierliches Kirchlein nebst Friedhof. Zahlreiche Römersteine, welche in die Gebäude eingemauert sind, sowie ein massiv in Stein ausgeführter, noch jetzt als Kloake benutzter Kanal unter der Stadt erinnern an die Römerzeit. Die Bevölkerung C.s ist, obgleich das flache Land ringsum von Slowenen bewohnt ist, der Sprache nach meist deutsch; sie treibt Handel mit Holz, Leder, Getreide und Kohlen aus der an diesem Mineral reichen Umgebung. Die Stadt hat eine durch landschaftliche Schönheiten ausgezeichnete Lage und ein sehr mildes Klima. Außer dem Schloßberge erheben sich östlich der malerische Josefiberg mit einem Lazaristenkloster und westlich der Nikolaiberg mit Weingärten und einer uralten kleinen Kirche. Auf dem rechten Ufer der Sann am Fuße des letztgenannten Bergs wurde in neuerer Zeit ein schöner Stadtpark angelegt. In der neuesten Zeit ist C. auch als Kurort in Aufschwung gekommen. Die Flußbäder in der zur Sommerszeit beinahe lauwarmen Sann üben eine sehr heilkräftige Wirkung und eine Reihe von Badeanstalten ist an beiden Ufern des Flusses errichtet, auch finden sich alljährlich immer mehr Kurgäste und Familien ein, welche C. als Sommerfrische benutzen. Von industriellen Anstalten ist nur die seit 1875 bestehende k. k. Zinkhütte erwähnenswert. Aus dem wald- und bergreichen Gebiete des obern Sannthals wird mit Flößen Bauholz auf der Sann, die sich bei Steinbrück in die Save ergießt, bis zum Schwarzen Meere befördert.

C. hatte zur Römerzeit viel größere Bedeutung als heute. Der Ursprung der Stadt wird sogar

bis zur Keltenzeit zurückgeführt. Plinius der Ältere erwähnt schon Celejas, 33 v. Chr. gelangte die Stadt unter röm. Herrschaft und erhielt den Namen Claudia Celeja von Kaiser Claudius, der sie kolonisierte. Sie ward Sitz des Militärgouverneurs von Mittel-Noricum und ein Municipium. Das Christentum fand später Eingang und unter Konstantin d. Gr. ward C. der Kirchenprovinz Aquileja einverleibt. Einen neuen Aufschwung nahm die Stadt unter dem berühmten Geschlechte der Grafen von C., welche ihren Ursprung von Friedrich von Saneck nahmen, der 1341 zum Grafen von C. erhoben wurde. Unter diesen cillier Grafen waren Hermann I. (gest. 1385), vermählt mit der Tochter des Königs Stephan I. von Bosnien, Friedrich II., Hermann III. (gest. 1426) und Ulrich II. (gest. 1456) besonders mächtig; Barbara, die Tochter Hermanns II., war die Gemahlin Kaiser Sigismunds und die Großmutter des ungar. Königs Ladislaus Posthumus. Das mächtige Geschlecht erlosch mit Ulrich II., der am 9. Nov. 1456 in Belgrad ermordet wurde. Die Grafschaft Cilli fiel sodann an Friedrich IV. von Österreich unter dem Namen der Windischen Mark. Im 16. Jahrh. hatte die Stadt von Bauernaufständen zu leiden, nach der Reformation fand der Protestantismus viel Verbreitung. Brände und Überschwemmungen verzeichnet die Chronik von C. zahlreich. — Die Bezirkshauptmannschaft Cilli umfaßt auf einem Flächeninhalt von 2005 qkm 6 Gerichtsbezirke, 38 Gemeinden und (1881) 124133 Bewohner. Vgl. Thalherr, «Fremdenführer von C. und Umgebung» (Cilli 1875); Hoisel, «C. und dessen Sannbäder» (Wien 1877).

Cilnier, vornehmes altetrusk. Geschlecht in Arretium, dem die Fürsten (Lucumonen) der Stadt angehörten. Sein berühmtester Sprosse ist G. Cilnius Mäcenas.

Cima (spr. Tschima, ital., der Gipfel) ist die Bezeichnung zahlreicher Berge im ital. Sprachgebiet der Alpen, wie C. di Gelas (3190 m) in den Meeralpen, C. di Jazi (3818 m) in den Penninischen oder Walliser Alpen, C. di Castello (3402 m) in den Südrhätischen Alpen, C. di Nardis (3561 m) in der Adamellogruppe, C. d'Asta (2802 m), C. di Lagorei u. a. in den Südtiroler Alpen, C. Dodici (2333 m), C. di Pasta u. s. w. in den Lessinischen Alpen. Auch im Apennin werden einzelne Berge C. genannt, wie C. della Lamata in den Abruzzen.

Cima (Giovanni Battista), berühmter ital. Maler, nach seinem Geburtsort da Conegliano genannt, wurde 1460 geboren und war noch 1517 künstlerisch thätig. Seine Vorbilder sind die Vivarini und Giovanni Bellini, dessen milde Lieblichkeit er erreicht. Seine Kompositionen sind von reizender Naivetät, dabei aber so ernst, daß kaum ein anderer Venetianer wieder so gut den kirchlichen Geist in seinen Malereien wiederzugeben wußte. Die Werke C.s sind leicht erkennbar an den Fernsichten auf die Gebirge seiner vaterstädtischen Gegend, die er so oft als möglich anzubringen suchte. Eins seiner berühmtesten Bilder ist Maria mit dem Kinde, von Johannes dem Täufer, der heil. Katharina und andern Heiligen umgeben, auf einem Throne sitzend, an dessen Fuße ein Engel die Geige spielt. Es befindet sich im Louvre zu Paris. Ein ähnliches Gemälde von dem Meister befindet sich auch in der Kirche Sta.-Maria dell' Orto zu Venedig, das sich durch seine treffliche Perspektive und das Hervortreten der Figuren auszeichnet. Die dresdener Galerie besitzt einen schönen, durch Ernst der Auffassung ausgezeichneten Christus. — C. hatte einen Sohn Carlo, dessen Werke von denen des Vaters schwer zu unterscheiden sind.

Cima do Douro, Weinbezirk in Portugal, s. unter Alto-Douro.

Cimabue (Giovanni), geb. 1240 zu Florenz, aus der edeln Familie der Cimabue-Gualtieri, gilt als einer derjenigen, welche die Malerei nach ihrem langen Verfalle in den frühern Jahrhunderten des Mittelalters aus den schematischen Fesseln des Ostens allmählich gelöst haben. Damals ward in Italien die Kunst der Malerei fast nur von Byzantinern ausgeübt, die bloß ein altüberliefertes schematisches Formengesetz kannten und wenig Anspruch auf eigene geistvolle Erfindung wie auf naturgemäße Darstellung machten. Schon hatten sich indes einige ital. Maler in dieser byzant. Darstellungsweise hervorgethan. Auch C. machte bei byzant. Meistern, die damals in Toscana thätig waren, seine Schule und nahm ebenfalls jene konventionelle Manier der Darstellung auf. Bald aber fühlte sein Talent das Großartige, das der alten Tradition zum Grunde lag, heraus, und innerhalb der einfachen Typen, die ihm vorlagen, entwickelte er eine bis dahin noch unbekannte Milde und eine größere Geschmeidigkeit des Stils. Zugleich wußte er seinen Darstellungen die Andeutung eines individuellen Lebensgefühls, eines natürlichen Affekts zu geben. Man hat von seiner Hand in Florenz zwei merkwürdige große Madonnenbilder. In dem einen, in der Akademie, erscheint das byzant. Element noch überwiegend; in dem andern, in Sta.-Maria-Novella, entwickelt sich aber bereits die Selbständigkeit seines Geistes. Noch bedeutender, besonders in Rücksicht des dramatischen Effekts, sind die großen, bereits sehr verdorbenen Wandmalereien in der Oberkirche San-Francisco zu Assisi. C. starb wahrscheinlich 1302. Giotto (s. d.), der wiederum eine neue Entwickelung der ital. Malerei begründete, war sein Schüler.

Cimarosa (Domenico), einer der bedeutendsten und fruchtbarsten ital. Opernkomponisten, wurde 17. Dez. 1749 zu Aversa in der ital. Provinz Caserta als der Sohn eines Maurers geboren und kam als Waise früh nach Neapel in die Armenschule der Minoriten. Hier wurde der Organist des Ordens, Pater Palcano, auf seine musikalischen Anlagen aufmerksam, unterrichtete ihn und bewirkte 1761 seine Aufnahme in das Konservatorium Sta.-Maria di Loreto, wo er von Manna, Fenaroli und Sacchini 11 Jahre lang unterwiesen wurde, besonders aber dem Rat und Beispiel Piccinis folgte, der damals alle Theater beherrschte. In dessen Weise schrieb er seine erste Oper «Le stravaganze del conte», die 1772 in Neapel gegeben wurde, und viele andere, die sowohl in der ernst-heitern Gattung wie im Melodienreichtum mit Piccini glücklich wetteiferten und C.s Ruhm begründeten. «L'Italiana in Londra» und «L'Impresario in angustie» sind die bekanntesten derselben. Im J. 1787 wurde er von der Kaiserin Katharina II. von Rußland nach Petersburg berufen, wo er viele Werke komponierte und ebenso hochgeehrt wurde wie sein Vorgänger Paisiello. Des Klimas wegen verließ er Rußland und wandte sich zunächst nach Wien, wo er 1792 mit seinem Meisterwerke «Il matrimonio segreto» («Die heimliche Ehe») einen Erfolg

erzielte, wie er selten gewonnen wird; Kaiser Leopold war bei der ersten Vorstellung so begeistert davon, daß er die Oper an demselben Abend sofort wiederholen ließ. Das Werk, welches in Italien fast noch enthusiastischer aufgenommen wurde, wird auch als ein Meisterstück der Opera buffa bei seinem Melodienreichtum, Feuer, Humor und lebendig dramatischen Inhalt niemals veralten. Bis dahin hatte C. bereits etwa 70 Opern geschrieben. In den nächsten Jahren lebte er in Italien, beschäftigte sich aber nicht bloß mit der Komposition für dortige Theater, sondern beteiligte sich 1798 auch an dem Aufstande in Neapel, wurde verhaftet, zum Tode verurteilt, jedoch von König Ferdinand begnadigt. Er wandte sich nach Venedig, und während er dort an der Komposition der Oper »Artemisia« arbeitete, starb er 11. Jan. 1801 an einer Unterleibsentzündung. Der unerwartet eintretende Tod veranlaßte das grundlose Gerücht, daß er als Revolutionär von seiten der Regierung vergiftet worden sei. Neben seinen 76 Opern fällt das, was er an Kirchenmusiken und kleinern Gesangstücken geschrieben hat, wenig ins Gewicht.

Cimbel (Cymbal), eine kleine Orgelpfeife von scharfem Klang.

Cimbelstern, ein beliebtes Schaustück in ältern Orgeln, war ein außen sichtbarer Stern mit kleinen Glocken, deren Geklingel zu Weihnacht und bei andern Gelegenheiten die Festfreude erhöhte.

Cimbern oder Kimbrer, ein Volk german. Stammes, welches von seinem alten Sitze an der Nordsee (auf der Cimbrischen Halbinsel und an der westl. Ostsee) her durch Germanien in die Keltenländer an der mittlern Donau, zunächst wohl nach dem Lande der Bojer in Böhmen, dann nach dem der Skordisker in Serbien und Bosnien gezogen war, zuerst 113 v. Chr. in den östl. Alpen, in dem Lande der Taurisker, als neuer furchtbarer Feind der Römer erschien und bei Noreja, unweit St. Veit nördlich von Klagenfurt, im heutigen Kärnten, den Konsul Gnäus Papirius Carbo schlug. Die C. drangen jedoch nicht, wie die Römer besorgten, in Italien ein, sondern zogen westwärts durch Helvetien nach dem südl. Gallien, wo sie sich zuerst wieder 109 v. Chr. den Römern zeigten. Sie baten den röm. Senat um Überlassung von Ländereien, was ihnen aber abgeschlagen ward. Unter ihrem König Bojorix besiegten sie nun im Gebiete der Allobrogen den röm. Konsul Marcus Junius Silanus. Der Konsul Lucius Cassius Longinus fiel 107 (bei Agen an der Garonne) in einer Schlacht gegen die helvet. Tiguriner und Tougener, die sich, wie es scheint, damals noch nicht den C. angeschlossen hatten. Die furchtbarste Niederlage aber erlitten die Römer durch die C. 6. Okt. 105 bei Arausio (jetzt Orange) unweit des Rhône, wo drei Heere unter dem Konsul Gnäus Mallius Maximus, dem Prokonsul Quintus Servilius Cäpio und dem Konsular Marcus Aurelius Scaurus von ihnen vernichtet wurden. Doch auch jetzt drangen die C. nicht nach Italien vor. Sie wandten sich vielmehr westwärts über die Pyrenäen nach Spanien, von wo sie, 103 v. Chr., von den tapfern Keltiberern zurückgeschlagen, wiederum nach Gallien zurückkehrten, dessen atlantische Hälfte sie zunächst überfluteten. Sie drangen nordwärts bis zur Seine vor, wo sie endlich von seiten der Eidgenossenschaft der Belger ernstlichen Widerstand fanden. Die letztern vermochten sie auch nicht zu überwältigen, als sie durch die Tiguriner und Tougener, sowie durch die indes von der Ostsee her in Gallien eingedrungenen stammverwandten Teutonen (s. d.) unter deren König Teutobod verstärkt worden waren. Die Führer dieser german. und kelt. Scharen beschlossen daher, jetzt vereinigt nach Italien vorzudringen.

Die Römer hatten indes dem Marius (s. d.) den Oberbefehl im südl. Gallien übertragen (104 v. Chr.), von welchem sie allein noch die Rettung von Feinden hofften, deren Körpergröße, Stärke, kühne Tapferkeit und eigentümliche Kampfesweise ihnen von Anfang an Schrecken eingeflößt hatten. Das nach Süden vorrückende Heer der Barbaren hatte sich jedoch bald wieder in zwei Scharen gespalten. Die eine, gebildet durch die C. mit den Tigurinern, sollte, über den Rhein zurückkehrend, durch die schon im J. 113 erkundeten Pässe der Ostalpen, der andere Heerhaufe, bestehend aus den Teutonen, den Tougenern und der bereits aus der Schlacht bei Arausio bewährten kelt. Kernschar der Ambronen, durch das röm. Gallien und die westl. Alpenpässe nach Italien eindringen. Diese zweite Abteilung überschritt im Sommer 102 v. Chr. den Rhône und zog am linken Ufer desselben herab; aber Marius erwartete sie jetzt in einem festen Lager an der Einmündung der Isère in den Rhône und bot drei Tage lang ihrem Anstürmen Trotz. Nach harten Verlusten gaben sie die Eroberung des röm. Lagers auf und zogen weiter nach Italien. Marius folgte ihnen nun mit seinem Heere, bis es bei Aquä Sextiä (Aix) zur Schlacht kam, in welcher die Scharen der Teutonen vernichtet wurden. Nachdem Marius durch diesen Schlag das röm. Gallien vor den Teutonen sichergestellt, eilte er dem Konsul Quintus Lutatius Catulus zu Hilfe, der indessen an der Etsch (unterhalb Trient) durch die von den Tiroler Alpen herabsteigenden Scharen der C. und ihrer Bundesgenossen hart bedrängt war und sich vor denselben zuletzt im Sommer 102 selbst auf das rechte Ufer des Po hatte zurückziehen müssen. Die C. überwinterten in den Landschaften nördlich vom Po. Im Sommer 101 überschritt jedoch das jetzt vereinigte und bis auf 50000 Mann gebrachte röm. Heer unter Marius und Catulus wiederum den Strom und zog gegen die C. Unterhalb Vercellä unweit der Mündung der Sesia in den Po stießen beide Heere aufeinander, und auf den »Raudischen Feldern« wurde 30. Juli 101 v. Chr. die Schlacht geliefert, die mit dem Untergange der C. endete. Das Fußvolk derselben kämpfte am Gürtel durch lange Ketten verbunden; ihre Reiter, 15000 an der Zahl, waren mit Helm, Schild, Panzer und Speer wohlgerüstet. Nach dem Verlust der Schlacht töteten die Weiber in der Wagenburg sich selbst und die Ihrigen. Es sollen 140000 C. in der Schlacht gefallen sein; die Zahl der Gefangenen wird auf 60000 angegeben. Die C. und Teutonen waren mit Weib und Kind, Hab und Gut ausgezogen, um sich eine neue Heimat zu gründen; doch hatten wohl keinesfalls die gesamten Völker bis auf den letzten Mann ihre alten Wohnsitze verlassen. Die dort zurückgebliebenen Teile beider Völkerschaften wurden ein Jahrhundert später den Römern bekannt.

Die Teutonen wohnten ursprünglich an der Ostsee im nordöstl. Deutschland, wo schon früher Pytheas, der Zeitgenosse Alexanders d. Gr., ihrer bei Gelegenheit des Bernsteinhandels gedenkt. Den Namen der C. (ursprünglich Chempho, d. i. Kämpfer) trug zu der Zeit des Tacitus eine an

Zahl zwar kleine, aber berühmte Völkerschaft, von welcher Gesandte an Augustus kamen. Dieselbe wohnte im äußersten Norden Germaniens, am Ocean, nach Plinius und Ptolemäus auf der Nordspitze des nach ihr benannten Cimbrischen Chersonesus, in dem heutigen Jütland. Über die Abstammung ist viel gefabelt worden. Griech. Schriftsteller verbanden die C. ohne allen Grund mit den Kimmeriern. Sallust nennt sie Gallier. Dem Cäsar dagegen wie dem Tacitus und Plutarch galten sie für Germanen, und von den meisten neuern Forschern ist ihre deutsche Abstammung auch festgehalten worden. Bei den Teutonen ist diese, wie schon der Name bezeugt, nicht zu bezweifeln. Aus 6000 Mann des großen gemischten Heeres, das im J. 102 gegen Italien zog und diese kleine Abteilung zur Hut der Beute an der Sambre zurückgelassen hatte, erwuchs später das Volk der Aduatuler.

Vgl. Pallmann, «Die C. und Teutonen» (Berl. 1870); Roy de Bellogoët, «Ethnographie gauloise, ou mémoires critiques sur l'origine et la parenté des Cimoneriens, des Cimbres etc.» (2. Aufl., revidiert von Maury, 2 Tle., Par. 1875).

Cimēlien (vom grch. κειμήλιον), Kostbarkeiten, Kleinodien, dann besonders der Kirchenschatz; daher Cimeliarch, der Schatzmeister der Kirchen und Klöster.

Ciment, s. Cement.

Cimex (lat.), die Wanze.

Cimiez oder Cimiès, ein Franziskanerkloster, 4 km nordöstlich von Nizza, 1543 errichtet, mit Kirche und Campo santo. Dabei sind Ruinen der röm. Stadt Cemenelium, namentlich eines Amphitheaters von 65 m Länge und 54 m Breite.

Cimino (Monte-) oder Monte di Viterbo oder Soriano, bei den Römern Ciminus, ein mit Tuffschichten bedeckter, 1072 m hoher Trachytberg in der ital. Provinz Rom, Distrikt Viterbo, mit berühmten Waldungen, gewährt von der Paßhöhe der Straße von Viterbo nach Rom (800 m) eine herrliche Aussicht. Nahe dabei liegt der Lago di Vico, im Altertum Lacus Ciminus, ein kleiner, 1488 m breiter und 4460 m langer Kratersee, umringt von stiller, dichter, farbenreicher Waldung und ernsten Bergen. Die Gruppe der erloschenen Ciminischen Vulkane ist unter den verschiedenen Gruppen dieser Art, welche den Apennin auf seiner Westseite begleiten, die zweite, indem sie zwischen der nördlichern von Radicofani und der südlichern der Albaner Berge, bei Rom, liegt.

Cimmerier, s. Kimmerier.

Cimolit, eine graulichweiße oder rötliche, stark an der Zunge klebende Thonart, welche von ihrem Fundorte, der Insel Argentiera, dem Cimolus der Alten, den Namen trägt, wird in Griechenland seit uralter Zeit wie Seife zum Waschen und zum Reinigen wollener Zeuge und zum Ausziehen von Fettflecken (wie bei uns der Bolus) gebraucht.

Cimon (grch. Kimon), einer der ausgezeichnetsten athen. Feldherren, geb. etwa 507 v. Chr., stammte aus dem alten Adelsgeschlechte der Philaiden und war ein Sohn des Miltiades und der Hegesipyle, einer Tochter des thraz. Fürsten Oloros. Als sein Vater, der Sieger von Marathon, gestorben war (489 v. Chr.), ohne daß er die Buße, zu welcher er nach seiner erfolglosen Raubfahrt gegen Paros verurteilt worden, zu bezahlen vermocht hatte, ging die Atimie, d. h. der Verlust der bürgerlichen Rechte, welche in Athen die Staatsschuldner traf, auf den Sohn über. Erst als der reiche Kallias aus Liebe zu der schönen Elpinike, der Halbschwester C.s, die Strafe bezahlte, trat C. wieder in den Vollgenuß der bürgerlichen Rechte ein. Er war einer der ersten, welche dem Rate des Themistokles, die Stadt Athen dem heranziehenden Heere des Xerxes preiszugeben und auf den Schiffen das Heil zu suchen, zustimmten (480 v. Chr.), focht ruhmvoll in der Schlacht bei Salamis und erhielt, als die Athener in Verbindung mit den übrigen Griechen den Seekrieg gegen die Perser fortsetzten, 477 zugleich mit Aristides den Oberbefehl über das athen. Geschwader. Zunächst kämpfte er glücklich in Thrazien, eroberte das noch von den Persern besetzte Eion an der Mündung des Strymon 476, später auch die Insel Skyros. Nach Entfernung des Themistokles (471 v. Chr.) stand er an der Spitze des Staats und betrieb dauernd die Fortführung des Kriegs gegen die Perser. Er schlug 466 die Perser zugleich zur See und zu Lande an der Mündung des Flusses Eurymedon in Pamphylien. Thatsächlich war auf lange Zeit die griech. Küste Kleinasiens von den Persern befreit. Den Thrazischen Chersones eroberte C. für seine Vaterstadt. Die durch seine Siege gewonnene Beute und den wiederhergestellten Reichtum seiner Familie verwendete C. mit großartiger Freigebigkeit zur Verschönerung Athens, und zur Unterstützung seiner ärmern Mitbürger. Sein Hauptbestreben ging jetzt dahin, zwischen den Athenern und Lacedämoniern ein gutes Einverständnis zu erhalten. Als 465 v. Chr. die Thasier sich in offenem Kampfe gegen Athen und den 476 gegründeten Delischen Bund erhoben hatten, unterwarf er sie nach mehr als zweijährigem Kriege. Aber kaum war er im März 462 als Sieger zurückgekehrt, als die Führer der inzwischen, im Gegensatze zu C.s mehr konservativer Art, neu entwickelten jüngern demokratischen Richtung ihn anklagten, daß er sich durch Geschenke des Königs von Macedonien habe abhalten lassen, demselben einen Teil seiner Staaten zu entreißen; doch das Volksgericht sprach ihn frei. Als hierauf die Spartaner, welche die aufständischen Heloten und Messenier in Ithome belagerten, in Athen um Hilfe baten, setzte C. es durch, daß ihnen ein athen. Hilfskorps von 4000 Schwerbewaffneten unter seiner eigenen Führung zugesandt wurde. Allein der Umstand, daß die Spartaner diese Hilfstruppen bald wieder unter nichtigen Vorwänden zurückschickten, erregte beim athen. Volke heftigen Unwillen gegen C. und gab den Gegnern desselben gewonnenes Spiel. Während C. 461 sich auf einem Feldzuge gegen die Perser befand, gelang es den Führern der Demokratie, Ephialtes und Perikles, das Bollwerk der Konservativen, den Areopag, seiner polit. Macht zu entkleiden. Umsonst trat C. 460 gegen diese Veränderung auf. Erst nach fünfjähriger Verbannung wurde er (454) auf den Antrag des Perikles selbst zurückberufen. Es gelang ihm 451, den damals wütenden Krieg mit Sparta durch einen fünfjährigen Waffenstillstand zu beenden, und 449 führte er eine Flotte der Athener und ihrer Bundesgenossen nach der wieder von den Persern besetzten Insel Cypern und belagerte nach einigen glücklichen Gefechten mit dem Feinde die Stadt Kition, starb aber bei dieser Belagerung. Aus dem Altertum ist eine Lebensbeschreibung des C. von Plutarch (vgl. Rühl, «Quellen Plutarchs im Leben C.s», Marb. 1867) und eine kürzere von Cornelius Nepos aufbehalten worden. Vgl. Lucas,

»Versuch einer Charakteristik C.s« (Hirschb. 1835); Vischer, »Cimon« (Bas. 1847).

Cimone (Monte), Berg in den Apenninen, in der ital. Provinz Modena, am Beginne der etrusk. Apenninen, 2168 m hoch, besteht größtenteils aus Grauwacke.

Cinäde (grch.), soviel wie Päderast; Cinädismus, Päderastie; auch unzüchtige Rede.

Cinalóa (auch Sinalóa), auch Land von Ostimure genannt, ein Staat in Mexiko, am Californischen Meerbusen, zwischen 22° 30′ und 27° 30′ nördl. Br. gelegen, hat ein Areal von 67152 qkm und zählt (1880) 178527 E. C. ist im N. von Sonora, im O. von Durango und Chihuahua, im S. durch den Fluß Cañas oder Bayóna gegen Xalisco begrenzt und wird in seinem östl. Teile von den mexik. Cordilleren durchzogen. Der westl. Teil ist, wie das gegenüberliegende Alt- oder Niedercalifornien, eine wenig fruchtbare Ebene, und der dürre Sandboden bedeckt sich nur in der Regenzeit mit Grün. In der Mitte der Landschaft zeigt sich jedoch der Boden fruchtbar. Außer dem genannten Rio de las Cañas sind noch der Rio de Culiacán und der Rio del Fuerte bemerkenswert. Das Klima ist angenehm und mild, nur an der Küste in der Regenzeit zum Teil ungesund; die Vegetation an den günstigen Stellen bedeutend und reich an allen Feld- und Gartenfrüchten, an Zucker, Tabak, Baumwolle, Feigen, Granatäpfeln u. s. w. Die Waldungen liefern Farbe- und Bauhölzer sowie mancherlei Harze und Droguen. Die Hauptbeschäftigung der Einwohner besteht in Viehzucht und in dem durch den Reichtum der Gebirge sehr begünstigten, aber nicht ordentlich betriebenen Bergbau. Haupthafen ist Mazatlan (s. d.). Die Hauptstadt, 1532 auf der Stelle der alten Aztekenstadt Hueicolhuacan gegründet, ist das alte Culiacán am gleichnamigen Flusse mit etwa 7878 E. Sie ist regelmäßig gebaut, Sitz des Bischofs und der Regierungs- und Departementsbehörden und hat eine kürzlich restaurierte alte Kathedrale, ein neues, prachtvolles Seminar und eine mit den neuesten Maschinen ausgestattete Münze. Die früher sehr betriebsame Stadt Cinalóa am gleichnamigen Flusse ist im Sinken begriffen und hat nur noch 3000 E. C. wurde schon im 16. Jahrh. kolonisiert. Unter der span. Herrschaft gehörte es mit Sonora und Ostimure als Intendanz Sonora zum Gouvernement Chihuahua und nahm 1824 als Mitglied des Mexikanischen Bundes den Namen Estado interior del occidente an; doch wurde C. durch Beschluß des Generalkongresses vom 13. Okt. 1830 als selbständiger Staat anerkannt.

Cinca, Fluß in Spanien, Provinz Huesca, entspringt in den mittlern Pyrenäen aus einem kleinen See am Fuße der Tres Sorores, welche die Franzosen Taillon, Cylindre de Marboré und Tours du Marboré nennen. Nachdem er einen mehr als 800 m hohen Wasserfall gemacht hat, fließt er in den Cirkus von Bielsa, und durcheilt dann die Gradillas de Bielsa genannten Schluchten. Darauf nimmt er links den aus dem Gistauthale kommenden Cinquetta auf; dann bei Ainsa den rechts aus dem Brotothale kommenden Ara, und endlich links den ihn fast an Größe gleichenden Esera. Nach einem Lauf von 180 km ergießt sich der C. unterhalb Fraga in den Segre, nachdem er noch rechts den Alcanadre aufgenommen. Die reichlichen Wasser des C. speisen den wichtigen Bewässerungskanal von Tamarite.

Cinchóna, s. Chinabaum.

Cinchonin $C_{20}H_{24}N_2O$, ein das Chinin (s. d.) regelmäßig begleitendes Alkaloid der Chinarinden. Wird als Nebenprodukt der Chininfabrikation gewonnen, indem man die Mutterlauge vom rohen schwefelsauren Chinin mit Natron fällt und die ausgeschiedene harzige Masse in möglichst wenig siedendem Alkohol löst und krystallisieren läßt. Die von der Mutterlauge befreiten Krystalle werden in verdünnter Schwefelsäure gelöst, das schwefelsaure Salz wird durch Umkrystallisieren gereinigt.

Cincinnati, eine der bedeutendsten und schönsten Städte der Nordamerikanischen Union im Staate und am Flusse Ohio im County Hamilton unter 39° 6′ nördl. Br., bei den Amerikanern »die Königin des Westens« und weniger hochtönend wegen seiner großen Schweineschlächtereien früher auch »Porkopolis« genannt. Der Gründer war ein Richter Symmes, der 1787 eine Strecke Landes an der damals bloß von Indianern bewohnten Stätte kaufte, im Jahre darauf die ersten Niederlassungen auf demselben begründete und sie nach dem am Ende des Revolutionskriegs von Offizieren gestifteten Orden der Cincinnati C. nannte. Am Ende des 18. Jahrh. hatte C. erst 750, 1810: 2540, 1820: 9602, 1830: 24851, 1840: 46338, 1850: 115436, 1860: 161044, 1870: 216239 und 1880: 255139 E., davon 183480 Inländer und 71659 Ausländer. Bis etwa 1860 war C. die größte Stadt und der bedeutendste Handelsplatz des ganzen Westens. Von da ab ist es allerdings von Chicago und St.-Louis überholt worden, weil damals das westlich des Mississippi gelegene Gebiet mächtig in die Kulturentwickelung des Landes eintrat. Nichtsdestoweniger ist C.s Bedeutung für das Ohio- und Mississippithal eine große. Es ist seiner Einwohnerzahl nach die achtgrößte Stadt in den Vereinigten Staaten. Seine Lage ist außerordentlich schön. Die das Ufer des Ohioflusses begleitenden Hügel ziehen sich in einem Halbkreise zurück, und in der dadurch entstehenden Thalschlucht breitet sich die Stadt aus, rings von bewaldeten und rebenbepflanzten Höhen umschlossen. Unter den Einwohnern sind fast ein Viertel geborene Deutsche; aus Handwerkern, Kaufleuten und Fabrikanten bestehend, haben sie wesentlich zu dem raschen Aufblühen der Stadt beigetragen und wohnen hauptsächlich nördlich vom Miamikanal »überm Rheine«, wo sich auch die größten Bierbrauereien befinden. Die Verkehrsmittel C.s sind sehr bedeutend. Seine Flußdampfschiffahrt wird nur von der von St.-Louis übertroffen. Sie erstreckt sich vorzugsweise auf Pittsburgh, Louisville, St.-Louis und Neuorleans; 1879 langten 3163 Dampfschiffe in C. an und 3167 gingen ab. Jedoch ist die Flußdampfschiffahrt in der neuesten Zeit etwas zurückgegangen, da hier wie überall in den Vereinigten Staaten die steigende Entwickelung der Eisenbahnen den Handel und Verkehr an sich reißen. So stellte sich die Ankunftszahl von Dampfern in C. im J. 1850 auf 3653, die Abgangszahl auf 3586, 1860 auf 2985, resp. 2875, 1870 auf 2712, resp. 2726. Mitten in die Stadt hinein zieht sich der Miamikanal, dessen Anlage 7454727 Doll. gekostet hat und der, in C. beginnend, nach einer Längenerstreckung von 465 km bei Toledo sich in den Eriesee ergießt. Dreizehn Haupteisenbahnen verbinden C. mit dem Osten, Westen, Süden und Norden des Staats vermöge ihrer Verzweigung, und in 28 Stunden gelangt man von C. nach Neuyork. Täglich kommen und gehen etwa 125 Passagier- und 150 Frachtzüge.

Diese Verkehrsmittel C.s sind durch seinen Handel und seine Industrie bedingt. Während die jährliche Einfuhr und Ausfuhr vom 1. Sept. 1854 bis 31. Aug. 1855 sich auf 67501341 Doll., resp. 38777394 Doll. belief, betrug sie in derselben Zeit von 1871 bis 1872: 317646608, resp. 200607040 und in dem mit dem 31. Aug. 1880 endenden Jahre 256137902, beziehungsweise 253827267 Doll., von welch letztern 45537667 Doll. auf den Export mittels des Flusses, 207765789 auf den durch die Eisenbahnen und 523811 auf den durch den Kanal entfielen. Im J. 1879 bestanden in C. 5493 industrielle Etablissements, in denen ein Kapital von 60523350 Doll. angelegt war, und welche 74798 Arbeiter beschäftigten. Der Wert der von diesen Etablissements in Anspruch genommenen Grundstücke belief sich auf 48111870, der Wert der Produktion auf 148957280 Doll. Am bedeutendsten sind die Brennereien, die Kleider-, Möbel-, Tabak-, Licht-, Seifen-, Lebensmittel-, Schuh- und Stiefelfabriken. Von solchen waren allein 1934 vorhanden, die zusammen 33894 Arbeiter beschäftigten. Das in ihnen angelegte Kapital betrug 24558650 Doll., während sich der Wert ihrer Produktion allein auf 73514610 Doll. stellte. Sehr bedeutend ist C. als Viehmarkt, obwohl ihm seine Überlegenheit als solcher in neuester Zeit von Chicago genommen ist. Im J. 1879 kamen 976741 Schweine im Werte von 10980011 Doll. an und 245773 Stück im Werte von 2629771 Doll. wurden nach auswärts verladen. Der Einfuhrwert von Waren, die aus der Schweineschlächterei gewonnen wurden, stellte sich auf 2234408, der Ausfuhrwert auf 9059298 Doll. In demselben Zeitraum kamen 229451 Stück Rindvieh und 525554 Schafe im Werte von 12996617 Doll. an und 105485, beziehungsweise 400697 im Werte von 8965495 Doll. wurden verladen. Auch als hervorragender Getreidemarkt ist C. zu nennen. Im J. 1880 wurden 771900, beziehungsweise 563564 Fässer Mehl, 5744246, bezw. 1730282 Bushel Mais, 1534401, bezw. 354287 Bushel Hafer, 1555107, bezw. 159769 Bushel Gerste und 578925, bezw. 307471 Bushel Roggen ein-, resp. ausgeführt. Im Pferdehandel behauptet C. die erste Stelle in der Union.

Wie in den meisten amerik. Städten, durchschneiden sich auch in C. die Straßen rechtwinkelig. An freien Plätzen ist es arm; dagegen hat es einige sehr schöne Parks. C. besitzt 175 Kirchen und Bethäuser für alle möglichen Bekenntnisse, wovon 38 röm.-katholische. Die öffentlichen Schulen sind sehr gut. Sie wurden 1879 von 31943 Schülern besucht, während die gesamte Schulbevölkerung 52575 betrug. Es existierten 45 öffentliche Schulen, in denen 121 Lehrer und 485 Lehrerinnen unterrichteten. Die Einnahmen für das öffentliche Schulwesen betrugen 697780, die Ausgaben 699780 Doll. Außerdem hatte C. im J. 1879 ein jüd. und ein kath. höheres Lehrinstitut, die im J. 1870 gegründete University of C. mit 20 Lehrern und 469 Studierenden, zwei theol. Seminare, sieben mediz. Institute mit zusammen 81 Lehrern und 1094 Studierenden, eine Rechtsschule und verschiedene andere Anstalten. An Gesellschaften, Wohlthätigkeitsanstalten und Vereinen aller Art ist die Stadt gleichfalls reich. Endlich sind noch zu erwähnen die zahlreichen Bibel-, Missionsgesellschaften und öffentlichen Bibliotheken, eine histor. Gesellschaft, eine für Homöopathie, eine Handelskammer, Spitäler, ein Irrenhaus, ein mechan. Institut und eine kaufmännische Gesellschaft mit einer der besten Bibliotheken im Westen der Vereinigten Staaten. Die Stadt unterhält mehrere Theater, besitzt eine große Musikhalle und einen zoologischen Garten. Ein Kunstmuseum ist im Bau begriffen. Im J. 1881 betrug die fundierte und schwebende Schuld der Stadt 24628337 Doll. Die wohlhabendern Bewohner C.s besitzen vielfach Landhäuser auf den zu beiden Seiten der Stadt aufsteigenden Hügeln des Ohio und haben diese teilweise in prachtvolle Parks und Villenanlagen umgewandelt.

Cincinnātus (Lucius Quinctius), ein Muster altröm. Tugend und Sitteneinfalt und ein Vorkämpfer für die Vorrechte der Patricier gegen die Plebejer, wurde 460 v. Chr. an Stelle des bei der Erstürmung des Kapitols, dessen sich der Sabiner Appius Herdonius bemächtigt hatte, gefallenen Valerius zum Konsul erwählt und erwies sich als einen entschiedenen und thatkräftigen Gegner der plebejischen Tribunen. Im J. 458 ward C., als der Konsul Lucius Minucius von den Äquern geschlagen und in seinem eigenen Lager eingeschlossen worden war, zum Diktator ernannt; die Boten, die ihm die Nachricht brachten, trafen ihn, als er eben auf seinem kleinen Gute von nur vier Jugera selbst den Pflug führte. Er nahm die Würde an und rettete den bedrängten Konsul. Die Sage erzählt noch, daß er alle Waffenfähige, jeden mit zwölf Schanzpfählen versehen, aus Rom im schnellsten Marsch gegen die Äquer geführt und diese selbst während der Nacht umlagert habe. Am Morgen hätten sich die Äquer, die nun von zwei röm. Heeren, dem von ihnen eingeschlossenen und dem sie selbst einschließenden, sich angegriffen sahen, ergeben. C. habe dann sein Heer mit reicher Beute beladen nach Rom im Triumph eingeführt, er selbst aber schon am 16. Tage seine Diktatur niedergelegt und sei auf sein Gut zurückgekehrt. Er hatte nur noch zuvor die Abhaltung der Comitien sichern wollen, in welchen der einstige Tribun Volscius wegen falschen Zeugnisses gegen des C. Sohn, Cäso Quinctius, der vier Jahre zuvor wegen gemeingefährlicher Äußerungen gegen die Plebejer angeklagt und zum Exil genötigt worden war, verurteilt und vertrieben wurde. Nach einer freilich ganz unverbürgten Erzählung ward endlich C. 439 als 80jähriger Greis noch einmal zum Diktator gewählt, da Spurius Mälius, ein reicher Plebejer, der bei Hungersnot Getreide an die Plebejer verteilt hatte, beschuldigt ward, daß er nach der Königswürde strebe. Servilius Ahala, des Diktators Magister Equitum, forderte den Mälius vor des C. Tribunal und erschlug ihn, da er sich weigerte, ihm zu folgen. C. billigte die That, ließ das Vermögen des Mälius konfiszieren, worauf das vorhandene Getreide um einen ganz geringen Preis unter das Volk verteilt wurde, und sein Haus dem Boden gleich machen, wovon angeblich ein Ort am Fuße des Kapitols den Namen Äquimelium erhielt.

Cincinnatusorden, ein 1783 in den Vereinigten Staaten von Nordamerika gestifteter Orden für amerik. Offiziere und franz. Marineoffiziere, welche an dem Unabhängigkeitskriege teilgenommen hatten. Die Dekoration bestand in einem auf einem Lorbeerzweige sitzenden silbernen Adler, auf dessen Brust ein ovaler Schild ruht, welcher den Cincinnatus hinter dem Pfluge gehend und von einer strahlenden Sonne beschienen zeigt und die Umschrift trägt: «Omnia vincit servans rempublicam.»

Ein gleicher Schild auf der Rückseite des Adlers zeigt den Cincinnatus, von zwei Römern vom Pfluge abberufen, und die Umschrift: «Virt. praem. soc. Cin. inst. 1783.» Hinter den Flügeln des Adlers gehen zwei Lorbeerzweige hervor, welche sich oben vereinigen und an einem blauen, weißgeränderten Bande hängen, an welchem der Orden im Knopfloche getragen wurde.

Cincius (Lucius C. Alimentus), röm. Historiker, befehligte als Prätor und Proprätor 210—208 v. Chr. unter dem Konsul M. Valerius Laevinus in Sicilien und in Unteritalien und befand sich später eine Zeit lang in Hannibals Gefangenschaft. Er schrieb wie sein älterer Zeitgenosse M. Fabius Pictor röm. Annalen in griech. Sprache. — Ein anderer Lucius C. verfaßte zu der Zeit des Augustus mehrere grammatische, antiquarische, staatsrechtliche und jurist. Schriften («de verbis priscis», «de fastis», «de comitiis», «de consulum potestate», «de officio juris consulti» u. s. w. Er wird auch als Verfasser von Annalen genannt, welche jedoch vielleicht nur eine Überarbeitung der Annalen des Lucius C. Alimentus waren. Die Fragmente dieser Annalen sind zuletzt von Peter in «Historicorum Romanor. reliquiae» (Bd. 1, Lpz. 1870) veröffentlicht, die der antiquarischen und jurist. Schriften von Huschke in «Jurisprudentia antejustinianae quae supersunt» (4. Aufl., Lpz. 1879). Vgl. Hertz, «De Luciis Cinciis» (Berl. 1842); Plüß, «De Cinciis» (Bonn 1865).

Cinders (engl., spr. Sind'rs), die bei großen Feuerungen durch den Rost gefallenen Kohlen, welche nach dem Ablöschen mit Wasser ein den Coks ähnliches, brauchbares Brennmaterial abgeben, wenn sie nicht allzusehr mit Asche und Schlacken durchmischt sind.

Cineas (grch. Kineas), der Unterhändler des Pyrrhus mit den Römern, wurde in Thessalien geboren und begab sich als Jüngling nach Athen, um daselbst Demosthenes zu hören. Darauf trat er in die Dienste des epirot. Königs Pyrrhus, dem er durch seine Geschicklichkeit als Unterhändler in hohem Grade nützlich wurde. Vergebens redete er den König von dem Feldzuge nach Italien ab, zu dem die Tarentiner ihn aufgefordert hatten. Pyrrhus sandte C. selbst, dem Milon mit 3000 Mann auf dem Fuße folgte, nach Tarent voraus (im Herbst 281 v. Chr.). Nach dem Siege am Flusse Siris (im Sommer 280) über den röm. Konsul Lävinus entschloß sich Pyrrhus, den Römern Frieden anzubieten. C. ward nach Rom gesandt, und hier entwickelte er alle diplomatischen Künste, um den Senat für die Anträge des Königs zu gewinnen, die für den Augenblick sehr annehmbar erschienen. Der Senat schwankte, bis die Rede des greisen, erblindeten Censoriers Appius Claudius die Ablehnung entschied. C., der während seines Aufenthalts in Rom die Verfassung und den Charakter der Römer gründlich kennen gelernt hatte, kehrte unverrichteter Sache zu Pyrrhus zurück und entwarf ihm ein glänzendes Bild von Roms Macht und Bedeutung. Als später der Konsul Fabricius 278 dem König das Anerbieten eines Verräters meldete oder ihm diesen selbst zurückschickte, der sich erbot, den König zu vergiften, sandte Pyrrhus durch C. die röm. Kriegsgefangenen ohne Lösegeld zurück, indem er ihn zugleich mit neuen Friedensunterhandlungen beauftragte, die aber ebenfalls ohne das gewünschte Resultat blieben. Ehe Pyrrhus 278 nach Sicilien übersetzte, wurde C. abgeschickt, um mit den Städten auf dieser Insel zu unterhandeln. C. starb wahrscheinlich während des sicil. Zugs.

Cinellen, Schlaginstrument, s. Becken.

Cinerāria *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, sie heißt deshalb so, Aschenkraut, Aschenpflanze, weil bei vielen ihrer Arten die Blätter auf einer oder beiden Seiten mit einem aschgrauen Filz bekleidet sind. Es wurden unter diesem Namen sehr verschiedene, wenn auch verwandte Pflanzen vereinigt, welche die neuere Systematik größtenteils zu der Gattung Senecio (s. d.) rechnet. Die zahllosen Ab- und Spielarten von Cinerarien, welche gegenwärtig vorzugsweise als Topfzierpflanzen gezogen werden, sind nämlich Bastarde, welche die Gärtner durch Kreuzung der genannten Agathaea, die ursprünglich eine dunkelpurpurrote Scheibe und himmelblaue Strahlblüten besitzt, mit verschiedenen kapländischen Cinerarien (z. B. C. hybrida *W.*, C. cruenta *Curt.*, C. populifolia *L.* u. a.) und durch Kreuzlagen der entstandenen Hybriden oder von Varietäten erhalten haben. Diese bekanntlich mit Blumen von allen Farben vorkommenden Cinerarien gehören zu den Modezierpflanzen der Gegenwart und sind bekanntlich vorzugsweise Zierpflanzen des Frühjahrs. Um bis zum Herbst starke buschige Pflanzen, welche im nächsten Jahre frühzeitig blühen, zu erziehen, säet man die Samen im März in Töpfe und stellt diese in ein Warmhaus oder ein lauwarmes Mistbeet. Die jungen Pflanzen werden bis zum September wiederholt versetzt, fleißig begossen (bisweilen mit Kuhdünger- oder Guanowasser) und, um schnelles Austrocknen der Erde, welche am besten aus guter Mistbeeterde mit Hornspänen vermengt besteht, zu verhüten, die Töpfe in groben Kiessand versenkt. Die größten Feinde der Cinerarien sind die Blattläuse, weshalb diese sofort beseitigt werden müssen.

Cinerarien (lat.), Aschenkrüge, die Gefäße, in denen die Alten die Asche der verbrannten Leichname aufbewahrten. In der kath. Kirche heißen C. die Behältnisse, in denen die Asche der Heiligen aufbewahrt wird.

Cineration, veralteter Ausdruck für Veraschen, Einäscherung; cinereszieren, zu Asche werden.

Cineres clavellati, veralteter Name für Pottasche.

Cingŏli, Stadt in der ital. Provinz Macerata, liegt auf einem Plateau, welches die Gewässer der Potenza von denen des Esino scheidet, die beide sich in das Adriatische Meer ergießen, und zählt (1881) 1566, als Gemeinde 12136 E., welche besonders mit Holz und Kohlen handeln. C. ist das alte Cingulum, welches von Labienus angelegt und von Cäsar befestigt wurde.

Cingŭlum (lat.) heißt eine weiße seidene oder baumwollene Schnur mit Quasten an den Enden, die dazu dient, das Unterkleid der kath. Priester, die Alba, zu gürten und, falls dieselbe zu lang sein sollte, in die Höhe zu schürzen. Sie wird einfach vorn zugebunden. Auch über den geistlichen Leibrock (Talar) trägt der kath. Klerus ein C., das in einem breiten, schärpenartigen, an der Hüfte zusammengesteckten Bande besteht, dessen Enden an der Seite herabfallen. Dieses C. ist in der Regel schwarz und ebenfalls von Seide oder Wolle.

Cingŭlum militare (lat.), Kriegsgürtel, der in der röm. Zeit mit zu der Rüstung gehörte, zeigt sich auf einem Grabsteine des Publius Flavolejus, Soldaten der 14. Legion, wo außer den mit Schnallen

geschlossenen Gurtriemen des Schwertes und Dolches noch ein dritter zusammengeschlungener Gürtel zu bemerken ist, welcher die Tunika umschließt und zugleich eine Platte von Leder oder Blech zum Schutze des Unterleibes zu befestigen bestimmt ist, welche mit dem Ledergehänge in Verbindung steht, das in sechs Streifen, mit vielen Metallknöpfen beschlagen, bis zu den Knien herabfällt. Solche Gürtel waren entweder, nach Gräberfunden, von Bronzeblech, oder, wie Skulpturen zeigen, von Leder mit Metall beschlagen. Vgl. Lindenschmit, «Die Altertümer unserer heidnischen Vorzeit» (Heft 9, Mainz 1879). Cingulum militare wird zur Zeit Justinians auch überhaupt als Bezeichnung des Soldatenstandes gebraucht, wie im Mittelalter zur Bezeichnung der Ritterwürde. In der Merovingerzeit pflegten, nach Gregor von Tours, die Großen kostbare Wehrgehänge, das Cingulum militare, als Ehrengeschenke zu verleihen, und ferner wird erzählt, daß während der Regierung Ludwigs des Frommen die Bischöfe und Geistlichen endlich (um 817) anfingen, das mit Gold und Edelsteinen besetzte Cingulum militare, sowie die kostbaren Gewänder und Stiefel mit Sporen abzulegen.

Cinis (lat.), Asche.

Cinisi, Stadt in der ital. Provinz Palermo auf Sicilien, 34 km im NW. von der Hauptstadt, nahe am Busen von Castellamare, an der Eisenbahn Palermo-Trapani, zählt (1881) 5474 E., welche vortrefflichen Wein bauen.

Cinna (Lucius Cornelius), ein Römer aus patricischem Geschlecht, war, nachdem er die Prätur bekleidet, Legat im Bundesgenossenkriege und wurde mit Sullas Bewilligung, obwohl er zur Gegenpartei gehörte, für das J. 87 mit Gnäus Octavius zum Konsul gewählt, wobei er eidlich geloben mußte, nichts gegen die von Sulla nach des Marius (s. d.) Vertreibung getroffenen Einrichtungen zu unternehmen. Sobald er aber sein Amt angetreten, ließ er durch einen Tribun den Sulla anklagen; dieser stellte sich jedoch nicht und zog ungehindert in den Mithridatischen Krieg ab. Darauf brachte C. die Rückberufung der Verbannten, d. h. vor allem des Marius in Vorschlag, sowie das Gesetz, das schon im vorigen Jahre von dem Tribun Sulpicius durchgebracht, aber für ungültig erklärt worden war, dahin gehend, die Bundesgenossen, die das Bürgerrecht erlangt hatten, und die Freigelassenen nicht mehr in besondern Tribus und zuletzt stimmen zu lassen, sondern sie unter die alten Tribus zu verteilen. Die Partei des Senats unter der Führung des Gnäus Octavius widersetzte sich, und es kam auf dem Forum zum blutigen Gefecht, worauf C. aus der Stadt vertrieben und dann vom Senat abgesetzt wurde. Die Neubürger und die Truppen des Appius Claudius, die Nola belagerten, fielen aber C. zu, und so brachte er ein starkes Heer, nach Vellejus sogar 30 freilich großenteils aus Rekruten bestehende Legionen zusammen, rief Marius und die übrigen Verbannten zurück und belagerte mit Marius, Sertorius und Gnäus Papirius Carbo Rom. Die Stadt ward ihnen, nachdem der früher an C.s Stelle erwählte Konsul Merula hatte abdanken müssen, übergeben, und auf Veranlassung des Marius wurde nun in Rom ein Blutbad angerichtet, das fünf Tage dauerte. Mit Marius erklärte sich C. ohne Wahl zum Konsul für das J. 86 und nahm sich, als jener gestorben war, den Lucius Valerius Flaccus, für das J. 85 den Gnäus Papirius Carbo zum Kollegen. Beide behielten das Konsulat im J. 84. Auf die Nachricht, daß Sulla aus Asien zurückkehre, schickte der Senat an diesen Gesandte, und die Konsuln rüsteten sich gegen ihn. Als aber C. dem Sulla nach Griechenland entgegenziehen wollte, weigerten sich seine Soldaten, ihm zu folgen, und ermordeten ihn in einem Aufstande.

Sein Sohn, **Lucius Cornelius C.**, schloß sich als Jüngling dem Konsul Marcus Lepidus an bei dessen Versuche, im J. 78 die Sullanischen Verfassungsänderungen wieder umzustürzen, flüchtete, als das Unternehmen mißlungen war, im folgenden Jahre zu Sertorius nach Spanien, erhielt jedoch später die Erlaubnis zur Rückkehr und ward im J. 44 Prätor. An der Verschwörung gegen Cäsar nahm er keinen Teil, billigte aber dessen Ermordung laut vor dem Volke, das, deshalb auf ihn erbittert, beim Leichenbegängnis den Tribun Gajus Helvius C., den es mit ihm verwechselte, zerriß.

Gnäus Cornelius C., der Sohn des vorigen von dessen Gemahlin Pompeja, des Pompejus Tochter, focht bei Actium gegen Octavian. Dieser verzieh ihm nicht nur diesmal, sondern auch später als Kaiser, als C. eine Verschwörung gegen ihn gestiftet hatte, und gab ihm sogar für das J. 5 n. Chr. mit Valerius Messala das Konsulat, worauf ihm C. bis zu seinem Tode treu ergeben blieb.

Cinnamodendron, s. Zimt.

Cinnamomum, Zimtbaum, eine von Blume benannte Pflanzengattung aus der Familie der Laurineen. Die Arten derselben, deren man gegen 50 kennt, sind Bäume oder Sträucher, die vorzugsweise in den Tropengegenden Asiens wachsen. Die Blüten bestehen aus einem lederartigen, sechsspaltigen Perigon, welches später die Frucht, eine Beere, becherförmig stützt, und zwölf in vier Reihen geordneten Staubgefäßen, von denen die der drei äußern Reihen, neun, vollkommen, die drei innersten unvollkommen sind und die vollkommenen vierfächerige Beutel haben, und einem freien Fruchtknoten mit einem einfachen Griffel. Die Cinnamomumarten haben immergrüne, lederartige, schöne Blätter und rispig angeordnete Blüten. Die wichtigsten Arten sind: C. ceylanicum *Breyn.*, ein in Ceylon einheimischer und in Ostindien, Brasilien und Westindien häufig kultivierter Baum von 7—10 m Höhe, mit vierkantigen Zweigen und dreinervigen, unterseits netzaderigen Blättern, dessen Rinde den echten Zimt liefert, und C. Cassia *Bl.*, ein in China und Cochinchina wild wachsender, übrigens auch noch besonders kultivierter Baum mit länglichen, dreinervigen, unterseits bogig geaderten Blättern, von dem die Zimtcassia, auch Kanel genannt, abstammt. Dagegen kommt die Holzcassia (Cassia lignea), auch Malabar-Cassia genannt, von einer in Malabar, Penang und Silhet einheimischen Varietät von C. ceylanicum. Diese an Güte dem echten Zimt weit nachstehende Sorte kommt in harten, dicken Rindenstücken in den Handel, welche noch mit der korkigen Rinde versehen zu sein pflegen. Auch die auf dem ind. Festlande, in Westindien und Brasilien kultivierten Zimtbäume liefern schlechtere Rindensorten als der Baum von Ceylon. Der in Cochinchina einheimische und in China häufig kultivierte Baum C. Lourieri *Nees*, liefert die Zimtblüten (s. d.) oder Zimtnägelein.

Cinnamus (Johannes), namhafter byzant. Historiker in der zweiten Hälfte des 12. Jahrh., Zeitgenosse des Kaisers Manuel I. Komnenos, schrieb

im chronolog. Anschluß an die «Alexias» der Prinzessin Anna Komnena, eine «Epitome rerum ab Joanne et Manuelo Comnenis gestorum», d. i. die Geschichte der Zeit 1118—76, in sechs Büchern (herausgeg. von Meineke, Bonn 1836). Vgl. Conz, «De Liceta et Cinnamo byzant. historicis» (Tüb. 1818) und Kap-Herr, «Die abendländ. Politik Kaiser Manuels I.» (Straßb. 1881).

Cino da Pistoja, ital. Rechtsgelehrter und Dichter, geb. 1270 zu Pistoja, stammte aus der Familie Sinibaldi, studierte in Padua und Bologna und verwaltete darauf das Richteramt zu Pistoja bis 1307, wo er mit der Partei der Weißen, welcher er angehörte, verbannt wurde. Er ging zu einem Freunde an der Grenze der Lombardei, Filippo Vergiulesi, und verliebte sich in dessen Tochter Selvaggia, die aber noch in demselben Jahre starb. Von 1309 bis 1311 hielt er sich in Frankreich auf. Mit dem Heere Kaiser Heinrichs VII. kam er dann nach Rom, und später war er einige Zeit in Neapel angestellt. Erst seit 1312 begann er sich wissenschaftlich zu beschäftigen. Er arbeitete einen Kommentar über den Codex Justinians, den er 1314 beendete, wurde in demselben Jahre Doktor der Rechte zu Bologna und lehrte nun zu Treviso, seit 1323 zu Perugia und seit 1334 zu Florenz. C. starb zu Pistoja 24. Dez. 1336. Dante, der ihn häufig nennt und rühmt, war sein Freund. Als Dichter bildet er den Übergang zu Petrarca, welcher für seinen Schüler gilt. Sein Kommentar wurde seit 1483 mehrmals gedruckt. Die vollständigste Ausgabe seiner «Poesie», deren Hauptgegenstand seine Geliebte Selvaggia ist, besorgte Ciampi (Pisa 1813; nachgedruckt, Pistoja 1826), der auch eine Lebensbeschreibung des Dichters (Pisa 1808; 3. Ausg. 1826) verfaßte. C.s «Rime» wurden von Carducci (Flor. 1864) herausgegeben.

Cinq Codes, s. unter Code Napoléon.

Cinq-Mars (Henri Coiffier de Ruzé, Marquis de), Günstling Ludwigs XIII. von Frankreich, bekannt durch sein Komplott gegen Richelieu, war der zweite Sohn des Marquis von Effiat, Marschalls von Frankreich, und wurde 1620 geboren. Richelieu (s. d.) brachte den 18jährigen C. an den Hof, um ihn zum Freund des Königs zu machen, diesen aber dadurch selbst um so besser zu beherrschen. C. wußte durch Gewandtheit und Liebenswürdigkeit die volle Gunst des Königs zu gewinnen, der ihn alsbald mit den hohen Hofämtern ausstattete, suchte dann aber den Minister selbst zu stürzen. Es war das letzte der Komplotte, die Richelieus Bahn durchkreuzten; Gaston von Orléans (s. d.) und der jüngere de Thou (s. d.), in gewissem Grade der König selbst waren darin verwickelt, der Vertrag mit Spanien 1. März 1642 ein erster glücklicher Schlag gegen den Kardinal. Dieser beobachtete von Narbonne aus die Intrigue seit ihrem Erstehen; es gelang ihm, den König von den Verschwörern abzubringen und die Verhaftung C.' und de Thous zu bewirken. Man führte die Unglücklichen nach Lyon, wo sie in Gegenwart Richelieus und auf das Geständnis des feigen Herzogs von Orléans verurteilt und 12. Sept. 1642 enthauptet wurden. Das Schicksal des jungen C., der bei Hofe den Namen Monsieur le Grand führte, erregte große Teilnahme und ist wiederholt der Gegenstand poetischer Behandlung gewesen, so in dem Roman A. de Vignys: «C., ou une conjuration sous Louis XIII» (2 Bde., Par. 1826 u. öfter; zuletzt 1882).

Cinquecento (ital., d. i. eigentlich fünfhundert, dann im gewöhnlichen Sprachgebrauch eine Abkürzung für die Jahrzahl 1500) nennen die Italiener in der Geschichte zunächst ihrer nationalen Kunst, dann aber auch ihrer poetischen Litteratur, den Stil des 16. Jahrh., welcher sich durch die Wiederbelebung der Antike in allen Sphären des künstlerischen und litterarischen Lebens entwickelte und ebendeshalb auch gewöhnlich als Renaissance (s. d.) bezeichnet wird. Die Schöpfer und Träger dieses neuen Stils, sowohl in Bezug auf die bildenden Künste (Michel Angelo, Rafael, Correggio, Tizian, Leonardo da Vinci, Benvenuto Cellini) als auf die poetische Litteratur (Ariost und Tasso), werden daher häufig auch Cinquecentisten genannt. (S. unter Italienische Kunst und Italienische Litteratur.)

Cinque Ports oder die Fünfhäfen hießen seit Wilhelm dem Eroberer die fünf auf der engl. Küste von Kent und Sussex gegen Frankreich zu liegenden Häfen Dover, Sandwich, Romney, Hythe und Hastings, die vor allen andern das Reich vor Landungen sichern sollten und von denen Dover der bedeutendste ist. Zu diesen kamen später noch Winchelsea und Rye, sodaß es eigentlich sieben solcher Häfen gab, von welchen mehrere kleinere, wie Pevensey, Folkestone, Deal u. a., abhängig waren. König Johann, der zur Wiedereroberung der Normandie eine Flotte brauchte, bewilligte den Bewohnern jener Städte viele Freiheiten, gegen die Verpflichtung, während eines Zeitraums von 40 Tagen in jedem Jahre 80 Schiffe auf ihre Kosten zu unterhalten. Der Befehlshaber des Schlosses zu Dover war zugleich Aufseher der Fünfhäfen unter dem Titel Lord Warden of the Cinque Ports und besaß Admiralitäts-Jurisdiktion mit einem Gehalt von 3000 Pfd. St. Die meisten jener Häfen sind gegenwärtig dergestalt verschlammt, daß sie zur Landung oder zur Unterhaltung bedeutender Kriegsflotten nicht mehr taugen; die alten Vorrechte sind ihnen aber teilweise verblieben. Dahin gehört unter anderm, daß die Abgeordneten dieser Städte bei den Krönungen der Könige von England den Baldachin tragen, der nach Beendigung der Feierlichkeit ihr Eigentum wird. Früher wählte jede derselben, so unbedeutend einige auch sind, zwei Abgeordnete in das Parlament; die Reform-Bill von 1832 jedoch hat Romney und Winchelsea das Wahlrecht genommen, Hythe und Rye aber wählen jede nur noch einen Repräsentanten. Auch das Amt des Lord Warden of the Cinque Ports besteht noch als Sinecure und wird gewöhnlich einem begünstigten Hof- oder Staatsmanne zuteil. Wellington erhielt dasselbe 1829, überließ aber die Einkünfte davon, die nur noch 1025 Pfd. St. betrugen, dem Schatze. Sein Nachfolger war der Prinz Albert, nach dessen Ableben es an Lord Palmerston verliehen wurde. Der gegenwärtige Lord-Warden ist Earl Granville. Die Amtswohnung des Lord-Warden ist das in der Nähe von Dover gelegene Walmer-Castle.

Cintra, kleine, aber schön und malerisch gelegene Stadt (Villa) in dem portug. Distrikt Lissabon, 27 km im Westnordwesten von Lissabon, am Abhange der Serra de C., hat (1878) 4751 E. und ein altes maurisches Schloß, Sommerresidenz des Hofs, mit herrlichen Fontänen. Die Umgegend zieren Landhäuser und Gärten, die schönsten den Engländern gehörig; eine entzückende Aussicht, das

«glorious Eden» Lord Byrons, auf dieselbe und das Meer genießt man auf den granitenen, 529 m hohen Berggipfeln. Auf dem nördlichen, dem Cruz Alta, stehen die Ruinen eines maurischen Schlosses und einer Moschee, auf dem südlichen das auf Kosten des Königs Ferdinand (von Coburg) in maurisch-got. Stil erbaute, an Kunstschätzen reiche Castilho da Penha de Cintra an der Stelle des ehemaligen, 1503 gegründeten Hieronymitenklosters da Penha, das, aus Granit aufgeführt, fremden Pilgern als Hospiz diente. Der Ort liefert ausgezeichneten Wein und blauen Marmor. In der Nähe befindet sich auch das sog. Korkkloster (da Cortiça) Sta.-Cruz, eine Kapuzinereinsiedelei, die ihren Namen von den Korkplatten trägt, womit die Wände der in den Felsen gehauenen Zellen bedeckt sind, um die Feuchtigkeit abzuhalten. König Ferdinand hat in C. einen großen forstbotan. Garten gegründet, in welchem angeblich 3—400 ausländische Holzarten kultiviert werden. Geschichtlich merkwürdig ist C. durch die hier 30. Aug. 1808 zwischen den Engländern unter Dalrymple und den Franzosen unter Junot abgeschlossene Konvention, zufolge deren die Franzosen Portugal räumen sollten.

Cion (grch. κίων), das Zäpfchen; Cionis oder Cionitis, Zäpfchenbräune.

Ciotat, La (provençalisch Cioutat, d. h. die Stadt), Stadt im franz. Depart. Bouches-du-Rhône, Arrondissement Marseille, am Mittelmeere gelegen und durch Eisenbahn mit Marseille und Toulon verbunden, zählt (1876) 8104, als Gemeinde 10058 E. Der Hafen wird durch das Kap Bec de l'Aigle und die Insel Verte geschützt, nimmt 150 Schiffe von 300 t auf und hat zwei Leuchtfeuer. Die Promenade de la Tasse längs des Meers bietet eine schöne Aussicht. Es war ehedem wichtig für den Levantehandel und als Zufluchtsort der Protestanten. Die Landschaft ist reich an trefflichem Muskatwein und an Öl- und Orangenbäumen. Die Bewohner sind teils auf den Werften beschäftigt, teils in den Werkstätten der Messageries nationales (3000 Arbeiter) mit der Herstellung der Dampfmaschinen und der Anfertigung der Schiffe selbst, teils mit dem Brechen von Pflastersteinen und mit Korallen- und Sardinenfischerei und Küstenhandel. C. ist das alte Portus Cytharistae.

Cipipamehl oder Moussache nennt man im franz. Guaiana ein aus der Manihotwurzel bereitetes Stärkmehl, vgl. Manihot.

Cipollin ist eine Marmorart, ein krystallinisch-körniger Kalkstein mit Einmengungen von silberweißem oder rötlichem Glimmer oder Talk, wodurch geschliffene Platten ein besonders schönes Ansehen erhalten. Man findet ihn als geschichtete Einlagerungen in krystallinischen Schiefern z. B. bei Zaunhaus unweit Altenberg in Sachsen und im Pentelikongebirge in Griechenland.

Cippus (lat., d. h. Pfahl, Säule), bei den Römern eine kleine, gewöhnlich viereckige Säule mit oder ohne Basis und Bekrönung, die häufig mit einer Inschrift versehen wurde. Der C. diente namentlich auch als Grenzstein, kommt aber am häufigsten als Grabstein vor, in welchem Falle er mit Reliefs verziert zu sein pflegte.

Cipriāni (Giambattista), Maler und Kupferstecher, geb. 1732 zu Florenz, kam, um sich in seiner Kunst auszubilden, in seinem 19. Jahre nach Rom, wo er sich Correggio zu seinem Vorbilde wählte. Bald erwarben ihm seine Arbeiten einen glänzenden Ruf. Durch einige Engländer, die sich in Rom aufhielten, veranlaßt, ging er 1754 nach London und ward dort eins der ersten Mitglieder der 1769 gestifteten königl. Akademie. Er starb daselbst 1785. Seine Arbeiten erfreuten sich in England großen Beifalls. Seine Zeichnung ist korrekt, seine Köpfe haben Anmut und Lieblichkeit, sein Kolorit ist harmonisch. Zu Ariostos «Orlando furioso» lieferte er eine Reihe kleiner Kupfer, worin sich die ganze Anmut seines Talents spiegelt. Im Yorkhouse zu London versuchte er sich auch als Freskomaler.

Cirage (frz.), das Wächsen, Überziehen mit Wachs, die Wachsfarbe; auch Camaïeu-Malerei in Gelb.

Circa (lat., meist abgekürzt ca., eigentlich «um», «herum»), bei Zahlangaben: ungefähr, etwa, gegen.

Circars oder die fünf nördlichen Circars, der veraltete und offiziell außer Gebrauch gekommene Name für einen Teil der Präsidentschaft Madras in Britisch-Ostindien. Die C. umfaßten das zwischen 15° 40′ und 20° 17′ nördl. Br., sowie zwischen 79° 12′ und 85° 20′ östl. L. von Greenwich gelegene Raumesgebiet. Die fünf Circars waren Tschicacole, Radschahmandri, Ellora, Kothapilli und Gunturu. Sie sind, bis auf den Namen, aus der gegenwärtigen polit. Einteilung der Präsidentschaft Madras in 20 Distrikte und 6 Vasallenstaaten eingeborener Fürsten verschwunden. Die Circars waren 1753 von den Franzosen in Besitz genommen, wurden ihnen aber 1759 von den Engländern unter Clive wieder entrissen.

Circassien, Landstrich am Kaukasus, begreift die Große und Kleine Kabarda, die Länder der Abchasen (s. d.) sowie der Tscherkessen (s. d.) und nimmt den ganzen Nordabhang des Kaukasus bis zum Gebiet der Lesghier (s. d.) im O., dem Kuban und mittlern Terek im N. sowie den Südabhang bis nach Mingrelien im SO. ein, während das Schwarze Meer die Westgrenze bespült. Den Namen, welcher sich im spätern Mittelalter im Abendlande bildete, hat das Land von den Tscherkessen, als dem wichtigsten der in demselben seßhaften Völker.

Circassienne, auch Circaß, wahrscheinlich nach Circassien, dem Land der Tscherkessen, genannt, aber zuerst in England verfertigt, ein dem Kasimir ähnlicher, tuchartiger, jedoch weniger dicht gewebter und weniger stark gewalkter Stoff, welcher daher den vierbindigen Köper deutlich erkennen läßt und entweder aus reiner Wolle (feinem Streichgarn) oder baumwollener Kette und wollenem Einschlag sowohl einfarbig als meliert hergestellt wird.

Circatores (lat., auch Circitores oder Circuitores), Klosteraufseher, welche bei Nacht und Tag in jede Zelle treten durften und Ungebühren dem Abt oder Prior anzeigten; auch soviel wie Visitatores, Klostergeistliche, denen die Inspizierung sämtlicher Klöster ihres Ordens übertragen war.

Circe (grch. Kirke), nach der Odyssee eine Tochter des Helios und der Perse, einer Tochter des Okeanos, Schwester des Äetes, wohnte in einem Palast, den gebändigte Löwen und Wölfe umschweiften, auf der Ääischen Insel (νῆσος Αἰαίη, s. Aa), welche sich der Dichter im fernen Westen dachte und die man in dem Circejischen Vorgebirge (jetzt Circello) suchte, das früher eine Insel gewesen sein sollte. Die zaubermächtige Göttin beschäftigte sich gleich menschlichen Frauen mit Weben, wobei sie sich mit Gesang ergötzte; vier Nymphen waren ihre Dienerinnen. Sie

verwandelte die nach ihrer Insel verschlagenen Gefährten des Odysseus in Schweine, wurde aber von diesem, der von Hermes unterstützt war, überwunden. (S. unter Odysseus.) — Circe heißt auch ein Asteroid. (S. unter Planeten.)

Circello (Monte-), richtiger Vorgebirge Circeo oder Monte-San-Felice, ein 520 m hoher, 18 km im Westen von Terracina, an der Westküste Mittelitaliens am Südende der Pontinischen Sümpfe gelegener, ins Meer vorspringender Berg, ist die Homerische Insel der Circe. In der flachen Mulde oben auf der Bergmasse liegt der kleine Ort San-Felice, wo noch jetzt die Zauberin Circe eine ganz allgemein bekannte Göttin ist, die in Circeji, von welchem südlich vom Orte noch Ruinen vorhanden sind, noch lange verehrt worden ist. Unweit am Strande liegt zwischen andern Grotten die Stalaktitenhöhle Grotta della Maga oder delle Capre, auch in der Nähe antiker Gräber. Auf dem Höhepunkte, dem Monte di Torre vecchia, mit schöner Aussicht, finden sich Reste eines Circetempels und schöne cyklopische Mauern. Der Boden ist höchst fruchtbar und berühmt durch seine Feigen, trefflichen roten Wein und den ungewöhnlich großen Salat. Die Myrte, von Griechenland hierher gebracht, hat sich von hier über ganz Italien verbreitet. Die prächtige Vegetation besteht ferner in alten Eichen, Mastixbäumen, Citronen und Orangen, Agaven und Aloë, wildem Apfel, Manna-Eichen, Korkeichen, Johannisbrotbaum, Cistrosen, Zwergpalmen, mächtigen Buchs- und Lorbeerbäumen u. s. w.

Circensische Spiele (ludi circenses), so genannt von dem Cirkus (s. d.), in welchem sie abgehalten wurden, sind schon früh in Rom begangen worden. Dergleichen Spiele waren mit religiösen Festen verbunden, wie denn der Raub der Sabinerinnen nach der Sage bei Spielen erfolgte, die Romulus an dem Feste des Gottes Consus veranstaltet hatte. Aber früh wurden auch schon eigene Spielfesttage, zunächst freilich nur außerordentlicherweise zu Ehren von Jupiter, Juno und Minerva, begangen. Und nachdem man diese Spiele (vielleicht 366 v. Chr. zum ersten mal) auch als jährliche Spiele zu feiern angefangen hatte, die dann gewöhnlich ludi Romani (magni) genannt wurden, während jene in der Regel schlechtweg ludi magni (votivi) hießen, so wurden bald nicht nur die ludi Romani an immer mehr Tagen gefeiert (zuletzt vom 4. bis 19. Sept.), sondern auch immer neue Spiele eingeführt und an einer ebenfalls steigenden Zahl von Tagen abgehalten; so nacheinander die ludi plebei (zuletzt vom 4. bis 17. Nov.), die ludi Ceriales (12. bis 19. April), die ludi Apollinares (6. bis 13. Juli), die Megalesia (zu Ehren der Göttermutter, 4. bis 10. April) u. a., während auch die außerordentlichen Spiele sich vermehrten und ausdehnten. Dabei wuchs mit der Ausdehnung auch die Pracht und der Glanz derselben und gleichzeitig die Vorliebe des Volks für sie, dessen Verlangen nach «panem et Circenses» (Brot und Circensischen Spielen) sprichwörtlich geworden ist. (Vgl. Juvenal in seiner 10. Satire, Vers 81.)

Wiewohl von den vielen Festspieltagen der größte Teil derselben von ludi scenici (Schauspielen) und nicht von ludi circenses eingenommen war, so galten doch die Tage, an welchen die letztern stattfanden, für die Hauptfesttage. Dieselben wurden gewöhnlich durch eine feierliche Prozession (pompa) eingeleitet, welche der die Spiele leitende Beamte, und zwar, wenigstens dann, wenn es ein Konsul oder Prätor war, auf einem Wagen (jener wohl auf dem Vier-, dieser sicher auf einem Zweigespann) stehend in einem Aufzuge gleich dem eines Triumphators führte. Die Prozession zog unter Musikbegleitung und Weihrauchdämpfen vom Kapitol über das Forum nach dem Cirkus und in diesem noch die Rennbahn entlang. In derselben wurden die Attribute und Bilder der Götter, in der Kaiserzeit auch die von Mitgliedern der kaiserl. Familie, zunächst die der vergötterten, teils auf Bahren und Thronen getragen, teils auf kostbaren Wagen, welche Pferde, Maultiere, Elefanten zogen, gefahren. Zahlreiche Priesterschaften und religiöse Korporationen geleiteten sie. Voraus zogen Scharen von Knaben zu Fuß und zu Pferd, die zum Wettfahren bestimmten Wagen, die an den Spielen sich beteiligenden Faustkämpfer, Ringer, Läufer, ferner tanzende Knaben und Männer, begleitet von Musikern. Für die ganze Dauer der Spiele war alles aufs peinlichste vorgeschrieben; der geringste Verstoß machte die Feier ungültig und eine Wiederholung notwendig. Claudius beschränkte die letztere auf einen Tag, um eine allzu lange Ausdehnung der Spiele zu verhindern. Auf den Festzug folgte ein Opfer, dann begannen die Spiele. Diese bestanden hauptsächlich in Wettrennen zu Wagen. Dabei waren die Wettfahrer in vier Parteien geteilt. Seit Nero wurden, wie es scheint, regelmäßig 24 Fahrten an einem Tage gemacht, von denen jede aus sieben Umläufen bestand, die zusammen über 8 km Wegs betrugen. Die Wagen waren gewöhnlich Zwei- oder Vier-, seltener Dreigespanne. Außer den Wagenrennen fanden auch Wettrennen von Reitern statt; ferner zeigten sich früher gewöhnlich, später, seit es für andere Wettkämpfe eigene Stadien gab, seltener Faustkämpfer, Läufer, Ringer. Dazu kamen militärische Schauspiele und Scheingefechte, in der republikanischen Zeit von jungen Bürgern aufgeführt, in der Kaiserzeit von militärischen Abteilungen; insbesondere aber erschien in glänzendem Aufzuge die Ritterschaft, und zeigten sich in dem von Sulla, Cäsar und Augustus wieder aufgebrachten, nach den julischen Kaisern aber wohl bald wieder abgekommenen sog. Trojaspiel Knaben aus vornehmen Häusern. Auch Tierhetzen fanden zur Zeit der Republik meist im Cirkus statt; in der Kaiserzeit wurden diese aber gewöhnlich im Amphitheater abgehalten, gleich den Gladiatorenspielen, die aber auch zur Zeit der Republik gewöhnlich nicht im Cirkus, sondern auf dem Forum stattfanden.

Vgl. Friedländer im «Handbuch der röm. Altertümer» von Becker und Marquardt (2. Aufl., Bd. 4, Lpz. 1878) und in den «Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms» (3. Aufl., Bd. 2, Lpz. 1874). Es sind auch noch viele Darstellungen von Cirkusspielen in Mosaiken und Reliefen erhalten geblieben. Vgl. darüber Hübner in den «Annali» des Archäologischen Instituts (Bd. 35, Rom 1863) und Zangemeister, ebendaselbst (Bd. 42, Rom 1870).

Circiter (lat.), soviel wie circa (s. d.).

Circitores, s. Circatores.

Circitōres (circumitores, circuitores) hießen im alten Rom die Sklaven, welche als Wächter in Gärten und Fluren, bei Wasserleitungen u. dgl. die Runde zu machen hatten. Ebenso hießen auch beim Militär die Mannschaften, welche im Lager nachts die Wachen zu besichtigen hatten.

Circleville, Fabrik- und Hauptstadt des County Pickaway im nordamerik. Unionsstaat Ohio auf dem linken Ufer des Scioto, 40 km südlich von Columbus und 32 km nördlich von Chillicothe inmitten eines reichen Ackerbaudistrikts gelegen, zählt (1880) 8000 E. Die Cincinnati- und Muskingum-Valley-Eisenbahn und der Ohiokanal berühren C., letztere passiert hier auf einem großartigen Aquädukt den Scioto. Der Handel ist lebhaft.

Circuit (spr. Sörrkjitt; vom lat. circuitus) nennt man die Rundreisen der engl. Richter zur Abhaltung der großen Gerichtstage mit Zuziehung von Geschworenen in bürgerlichen und Strafsachen. Diese Gerichtstage werden gewöhnlich im Frühjahr und im Spätsommer abgehalten, nach Bedürfnis aber auch öfter. C. bedeutet ebenso auch den Bezirk, in welchem die Rundreisen abgehalten werden. Unter Heinrich II. wurde England zu diesem Zwecke in sechs große Bezirke geteilt, welche im ganzen unverändert bisjetzt fortbestehen. Wales ist in neuerer Zeit ebenfalls hinzugetreten. In gleichem Sinne bestehen C.s auch in Schottland und Irland, sowie in Nordamerika. Notwendig werden Einrichtungen der Art überall da, wo ein einziger Gerichtshof eine Rechtsprechung mit Geschworenen in einem großen Gebiet zu handhaben hat. (Über die Circuit Courts in den Vereinigten Staaten s. unter Courts.)

Circuitores (lat.), s. Circitores.

Circulator (lat.) oder Circitor, in der kath. Kirche derjenige Geistliche, welcher die Kirchen zu visitieren hat, jetzt Ruraldekan; in der prot. Kirche soviel wie Kircheninspektor.

Circulus (lat.), Kreis; C. aequinoctialis, Äquator; C. horarius, Stundenkreis; C. in demonstrando, in probando, oder C. vitiosus, Trugschluß, wobei man sich durch eine Petitio principii (s. d.) im Kreise bewegt; C. major und minor, der große und kleine Kreislauf des Blutes; C. meridionalis, Mittagskreis; C. tropicus, Wendekreis; C. vitiosus, Kettenschluß (s. Sorites).

Circum (lat.), um, herum; Zusammensetzungen mit andern Worten, s. Cirkum...

Circumcelliones, s. unter Agonistiker.

Circumcisio, s. Beschneidung.

Cirencester (ursprünglich gespr. Sseirĕnssĕstr), gewöhnlich Ci-cester oder Ciceter (spr. Ssissitĕr), Marktstadt und Parlamentsborough in der engl. Grafschaft Gloucester, liegt in angenehmer Gegend am Flusse Churn (einem der beiden Quellflüsse der Themse), 28 km im Südosten von Gloucester. Die Reste der alten Ringmauern zeigen, daß C. früher einen größern Umfang gehabt haben muß. Unter den Gebäuden zeichnet sich die prächtige, im 15. Jahrh. erbaute St. Johanniskirche aus. C. hat eine Latein-, eine Ackerbau- und andere Schulen, eine Bibliothek, ein Museum, ein Kranken- und Versorgungshaus und zählt (1881) 7703 E., welche sich mit Lederbearbeitung und der Verfertigung von irdenen und Eisenwaren beschäftigen; die Wollmanufaktur hat etwas nachgelassen, aber die Wollmärkte gehören zu den bedeutendsten in England. Ein Arm des Thames-and-Severn-Kanals geht bis zum Orte und befördert einigen Handel. In der Nähe befinden sich verschiedene schöne Parks, besonders der Oakleypark, ein Sitz des Lord Bathurst. — C. ist sehr alt. Hier lag die röm. Station Corinium oder Durocornovium, wie denn auch noch viele röm. Altertümer, selbst ein Amphitheater gefunden werden und die Spuren der hier früher zusammenstoßenden Römerstraßen noch erkennbar sind. Die Sachsen entrissen 577 den Ort den Dobunen, deren Hauptstadt er war; Kanut hielt 1020 hier eine große Versammlung ab. Die Stadt war unter Heinrich IV. und Karl I. ein Tummelplatz der Aufrührer.

Cirey-sur-Blaise oder Cirey-le-Château, Dorf im Depart. der Obermarne, Arrondissement Vassy, an der Blaise mit 600 E. Der Ort hat Hohöfen. Das Schloß ist berühmt durch Voltaires häufigen Aufenthalt 1733—49 daselbst.

Cirey-les-Forges, Flecken im franz. Depart. Meurthe und Mosel, Arrondissement Lunéville, 36 km im O. von Lunéville und 23 km im SW. von Saarburg, in 307 m Höhe, an der zur Meurthe gehenden Vezouse, in einem Thale der Vogesen, an der Eisenbahn Avricourt-C., hat eine große Glasfabrik und Schneidemühlen und zählt (1876) 2435 E.

Ciriacy (Ludw. Friedr. von), preuß. Militärschriftsteller, geb. 13. Jan. 1786 zu Potsdam und im preuß. Kadettenkorps erzogen, trat 1801 als Junker in die preuß. Infanterie, nahm an den Feldzügen 1806—7 teil, besuchte sodann die Allgemeine Kriegsschule zu Berlin und wurde 1813 bei Großgörschen schwer verwundet, aber geheilt. C. kehrte zum Heere zurück, wurde im Sept. 1813 als Generalstabsoffizier der Brigade Klüx zugeteilt und 1815 in gleicher Stellung zur Brigade Tippelskirch des Armeekorps Pirch I. versetzt, mit welcher er an dem Belagerungskriege im nördl. Frankreich teilnahm. Die damals gesammelten Erfahrungen veröffentlichte C. in seinem ersten Werke «Geschichte des Belagerungskriegs von 1815» (Berl. 1819), welchem 1820 die «Chronol. Übersicht der Geschichte des preuß. Heeres», 1824 eine militärische Beschreibung der Türkei, 1828 die «Betrachtungen über die möglichen Operationen bei einem Kriege gegen die Türkei» folgten. C. schrieb außerdem viel für militärische und andere Zeitschriften, war ein sehr fleißiger Mitarbeiter an der «Handbibliothek für Offiziere» und begründete im Verein mit Blesson und Decker in Berlin die «Zeitschrift für Kunst, Wissenschaft und Geschichte des Kriegs». Diese rege und vielseitige militärwissenschaftliche Thätigkeit veranlaßte C.s Berufung an die Allgemeine Kriegsschule als deren Direktionsmitglied; in dieser Stellung starb C. 12. Aug. 1829 zu Berlin.

Ciris (lat.), ein mövenartiger Seevogel, in welchen nach der Sage, wie sie von den alexandrinischen Dichtern ausgebildet wurde, Scylla, die Tochter des Nisos (s. d.), verwandelt wurde. Ausführliche Darstellungen der Sage finden sich in Ovids «Metamorphosen» und in einem eigenen kleinen, dem Virgil (s. d.) mit Unrecht beigelegten, aber doch noch der Zeit des Augustus angehörigen Gedicht, das diesen Namen trägt.

Cirkuition (lat.), Redeumschweif, Umschreibung.

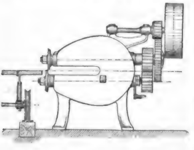
Cirkular (lat.), kreisförmig, sich im Kreise bewegend, umlaufend; als Hauptwort soviel wie Umlaufrundschreiben (Cirkularschreiben), eine gleichlautende Zuschrift an mehrere, welche entweder nur in einem Exemplar der Reihe nach, oder, durch Druck u. s. w. vervielfältigt, allen Beteiligten in einem besondern Exemplar zugeschickt wird.

Cirkularnote, ein Schriftstück, welches bei wichtigen polit. Vorgängen eine Regierung ihren Gesandten und eventuell den Regierungen, mit denen sie im diplomatischen Verkehr steht, zugehen läßt, um ihre Ansichten und Beschließungen in Betreff einer schwebenden Frage kundzugeben.

Artikel, die man unter C vermißt, sind unter K aufzusuchen.

Cirkularsäge, Kreissäge oder Drehsäge (frz. scie circulaire, scie rotative, engl. circular saw, turning-saw), s. unter Säge.

Cirkularschere (frz. cisaille circulaire, engl. circular shears), eine Vorrichtung mit zwei rotierenden kreisrunden Messern, welche gestattet, dünnere Bleche (bis 5 mm) in beliebig lange Streifen zu schneiden. Wie die beistehende Figur zeigt, befindet



sich vor der Schere ein auf gehobelten, prismatisch gestalteten Schienen beweglicher Tischwagen, auf welchen das zu schneidende Blech gelegt und mittels einer Zange festgehalten wird. Beim Schneiden fährt man den Wagen vor der Schere her und erhält so Blechstreifen, die der Länge der Tafel entsprechen und von gleichmäßiger Breite sind. Will man mit dieser Schere runde Böden schneiden, so wird ein Bügelständer mit zwei Gegenspitzen an der Maschine befestigt, in welchem Fall dieselbe ähnlich wie die Kreisschere wirkt. (S. Blechbearbeitungsmaschinen und Fig. 3 der dazu gehörigen Tafel.)

Cirkulation, gänzlich veralteter Ausdruck für eine chem. Operation, die man gegenwärtig als Kohobation (s. d.) bezeichnet.

Cirkulieren (lat.), in Umlauf sein, die Runde machen.

Cirkumcentrisch (lat.), um einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt gelegen.

Cirkumcision, s. Beschneidung.

Cirkumferenz (lat.), Umkreis, Umfang.

Cirkumflex (lat., «herumgebogen»), in der griech. Grammatik das gewundene Tonzeichen (῀), das nur über einer von Natur langen und zwar letzten oder vorletzten Silbe stehen kann; es ist entstanden aus der Verbindung von Acut (´ Zeichen des Hochtons) und Gravis (` Zeichen des Tieftons). Im Französischen steht der C. (ˆ) in Silben, die durch Kontraktion entstanden sind (z. B. remercîment aus remerciement), oder in denen ein Konsonant, namentlich ein s ausgefallen ist (z. B. croître aus croistre). Außerdem in dû (von devoir) zur Unterscheidung von du (aus de le) und in sûr (sicher) zur Unterscheidung von sur (auf). Fälschlich steht er in apparaître und apparaît (altfranz. apparoir, appert). (S. Accent.)

Cirkumfluenz (lat.), Umfließung, Umflutung.

Cirkumgyration (lat.-grch.), Umkreisung; Drehkrankheit, Schwindel.

Cirkumincession (lat.), in der kirchlichen Lehre von der Dreieinigkeit das Bestehen der drei göttlichen Personen ineinander.

Cirkumjacent (lat.), umliegend.

Cirkumlokution (lat.), Umschreibung, Paraphrase.

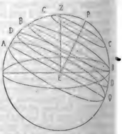
Cirkumluvion (lat.), Überschwemmung, Umwässerung.

Cirkummeridianhöhen eines Sterns nennt man die der Kulmination nahe vorausgehenden oder folgenden Höhen desselben über dem Horizont. Sie werden zur Bestimmung der geogr. Breite beobachtet, wenn das Instrument nicht in einer bestimmten Ebene (z. B. im Meridian) fest aufgestellt ist.

Cirkumnavigation (lat.), Umschiffung; cirkumnavigabel, umschiffbar.

Cirkumpolarsterne nennt man diejenigen Sterne, welche für einen Beobachtungsort nicht untergehen. Alle Sterne bewegen sich auf Parallelkreisen, Kreisen, die dem Äquator parallel sind. Wenn nun der Himmelspol nicht mit dem Zenith des Beobachtungsortes zusammenfällt, so ist auch der Äquator gegen den Horizont geneigt und zwar ist der Neigungswinkel so groß, wie der Winkelabstand des Pols vom Zenith. Alle Sterne, deren Parallelkreise vom Äquator nach dem Pol zu weiter entfernt sind, als dieser Winkel beträgt, gehen für den betreffenden Beobachtungsort nicht unter. Unter dem Nordpol der Erde, wo Zenith und nördl. Himmelspol zusammenfallen, sind alle Sterne, deren Parallelkreise nördlich vom Äquator liegen, C.; unter dem Äquator, wo die Himmelspole im Horizont liegen, der Winkelabstand vom Pol zum Zenith also 90° beträgt, gibt es keine C.; in Leipzig, wo die Entfernung des Nordpols vom Zenith 38° 40′ ist, sind alle Sterne, deren nördl. Deklination (Abstand vom Äquator) größer als 38° 40′ ist, C. Die C. passieren zweimal im Laufe eines Tags die Ebene des Meridians, einmal wenn sie ihren höchsten Stand über dem Horizont erreichen, in oberer Kulmination, einmal wenn sie ihren niedrigsten Stand erreichen, in unterer Kulmination. Die Beobachtung der C. ist in vieler Beziehung für die Astronomie von großem Vorteil, so zur Bestimmung der Refraktion, der geogr. Breite, der Aufstellungsfehler der astron. Instrumente u. dgl. m.

In der beistehenden Figur bezeichnet HR den Horizont, Z das Zenith, AQ den Äquator, P den Nordpol, BR, CC, DD Parallelkreise, welche im Laufe eines Tages von Fixsternen beschrieben werden. Alle Sterne, deren Parallelkreise dem Nordpol näher sind als der Kreis BR, dessen Abstand vom Äquator BA = AH = ZP, gehen nicht mehr unter und sind C.



Cirkumskribieren (lat.), umschreiben, paraphrasieren.

Cirkumskript (lat.), umschrieben, umgrenzt; cirkumskripte Geschwulst, deutlich begrenzte, im Gegensatz zu diffuser, verschwommener Geschwulst.

Cirkumskription (lat.), Umschreibung, Paraphrase, Umgrenzung.

Cirkumskriptionsbullen sind päpstl. Erlasse, welche die äußern kirchlichen Einrichtungen der bischöfl. Diöcesen normieren und namentlich die Grenzen derselben feststellen (circumscribere). Si[…]

haben den Charakter eines Kirchengesetzes, da sie aber auch von den Regierungen als Gesetze publiziert worden sind, gleichzeitig den eines Staatsgesetzes. Ihrer jurist. Natur nach sind sie wie die Konkordate (s. d.) zu beurteilen, denn wie diese sind sie aus staatlichen Verhandlungen mit der Kurie hervorgegangen und Ergebnisse eines Vertrags. Für Deutschland sind folgende C. erlassen worden: De salute animarum (Preußen) vom 16. Juli 1821, Impensa Romanorum Pontificum (Hannover) vom 26. März 1824, Provida sollersque vom 16. Aug. 1821 und Ad dominici regis custodiam vom 11. April 1827 (oberrhein. Kirchenprovinz, d. h. Württemberg, Baden, die beiden Hessen, Nassau, Hohenzollern und Frankfurt a. M.), abgedruckt unter anderm bei Nuß, «Conventiones inter s. sedem et civilem potestatem» (Mainz 1870).

Cirkumspektion (lat.), Umsicht, Vorsicht, Behutsamkeit; cirkumspizieren, allseitig beschauen, betrachten, erwägen.

Cirkumstanz (lat. circumstantia), Umstand, Bewandtnis; cirkumstantiell, von den Umständen abhängig; cirkumstantiieren, mit allen Umständen darstellen, detaillieren.

Cirkumvallationslinien legte beim ältern Festungsangriff der Belagerer in seinem Rücken an, um sich gegen die Unternehmungen einer Entsatzarmee zu decken, während sog. Contravallationslinien seine Einschließung gegen die Angriffe der Festungsbesatzung sicherten. Wenn auch nicht im Sinne zusammenhängender Linien, so doch im Sinne der heutigen Feldbefestigungsweise haben beide Angriffe noch immer Bedeutung.

Cirkumvenieren (lat.), umgeben, umringen; umgehen, hintergehen; Cirkumvention, Umgehung, Hintergehung.

Cirkumversion (lat.), Umdrehung.

Cirkumvolution (lat.), Umwickelung, Umwälzung; Windung, z. B. des Gehirns.

Cirkus hieß bei den alten Römern die große, länglichrunde Rennbahn für Roß und Wagen, in welcher die Wettrennen, die davon so genannten Circenses (s. Circensische Spiele) gehalten wurden. Die älteste und größte Anlage dieser Art war der C. Maximus, welcher in der Niederung zwischen dem Palatinischen und Aventinischen Hügel von den Königen angelegt, später besonders von Julius Cäsar sehr erweitert wurde. Nach dem großen Brande führte Nero einen Neubau auf, und einen abermaligen begann Domitian und vollendete Trajan. Die letzten Rennen in demselben fanden 549 n. Chr. statt. Der C. Maximus bestand aus einer geebneten Fläche, die von drei Stockwerke hohen, auf gewölbtem Mauerwerke ruhenden Galerien umgeben war, welche die stufenweise erhöhten, anfänglich nach den 30 Curien abgeteilten Sitze der Zuschauer bildeten und nach außen mit Bogenstellungen und Säulen verziert waren. Das unterste Stockwerk war durch ein Geländer geschützt. Zu größerer Sicherheit ließ Cäsar noch einen Kanal davor graben, welcher Euripus hieß, etwa 3 m tief und ebenso breit war, und sich um die beiden Lang- und die eine, halbkreisförmige Schmalseite herumzog, den aber schon Nero, um Raum zu gewinnen, wieder zuschütten ließ. An der andern Schmalseite lagen die Wagen- und Pferdeschuppen (carceres), die auf ein Zeichen mit dem weißen Tuche durch eine mechan. Vorrichtung zugleich aufsprangen und die darin zum Ablauf aufgestellten Wagen herausließen; sie waren überwölbt und an beiden Ecken mit turmartigen Oberbauen versehen, daher sie auch oppidum (Stadt) genannt wurden. Auf dem längern Durchmesser des mit Sand bestreuten Platzes (arena), auf welchem die Spiele gehalten wurden, erhob sich eine niedrige Mauer (spina), oder Mauern, die Wasserbecken umgaben, an deren Enden sich je drei Säulen auf einem Fußgestelle (metae) befanden, um welche die Kämpfer siebenmal umlenken mußten, ehe der Preis bestimmt wurde. Mitten auf der spina errichtete Augustus einen aus Ägypten gebrachten Obelisk, einen zweiten noch im 4. Jahrh. Konstantius; außerdem war sie reich mit Statuen, Säulen, kleinen Heiligtümern u. s. w. verziert. Auch waren darauf Säulenstellungen angebracht, die je sieben Delphine oder sieben Eier trugen, mittels welcher die Umläufe gezählt wurden. Dionys von Halikarnaß gibt die Länge des C. Maximus auf 3⅓ Stadien (650 m) und die Breite auf 4 Plethren (ungefähr 125 m) an. Zur Zeit des Vespasian faßte er, nach Plinius, 250000 Zuschauer; im 4. Jahrh. war die Zahl der Sitzplätze auf 385000 angewachsen. Äußerlich war der C. von Arkaden umgeben, wo sich viele Wahrsager, Freudenmädchen u. dgl. aufhielten, wie denn auch viele Kramläden in diesen Arkaden und um sie herum errichtet waren. Gegenwärtig ist dieser Prachtbau bis auf wenige ganz geringe Überreste verschwunden. Vgl. über Darstellungen des C. Maximus auf Münzen Friedländer, «Über einige röm. Medaillons» (Berl. 1873). Nach dem C. Maximus war der älteste der C. Flaminius in der zehnten Region nahe dem rechten Tiberufer, dessen Gründung auf den Censor Gajus Flaminius zurückgeführt wird, worin einst Augustus dem Volke ein seltenes Schauspiel gab, indem er ihn mit Wasser füllen und mit 36 Krokodilen besetzen ließ, die hier erlegt wurden. Der C. Neronis (Vaticanus) ist besonders durch die dort von Nero gegen die Christen verübten Grausamkeiten berühmt; der gewöhnlich C. des Caracalla genannte, aber erst von Maxentius erbaute C. ist wichtig, weil sich beträchtliche Ruinen davon außerhalb der Porta San-Sebastiano erhalten haben. In späterer Zeit finden sich in mehrern Städten Italiens für das dort früher mehr beliebte und verbreitete Ballspiel allerlei cirkusartige räumliche Einrichtungen, wie z. B. in Perugia. In Spanien besitzt jede bedeutendere Provinzialstadt dergleichen für die Stiergefechte (s. d.). Gegenwärtig pflegt man auch die größern Rundbaue zu Darstellungen für Reitkünstler u. s. w. als C. zu bezeichnen.

Cirò, Flecken in der ital. Provinz Catanzaro, 32 km nördlich von Cotrone, 5 km vom Jonischen Meere auf einem Hügel an der Eisenbahn Taranto-Reggio, hat ein Seminar und zählt (1881) 4189, als Gemeinde 6002 E., welche Sardellenfang und Seidenspinnerei treiben. Der Ort wurde 1832 durch Erdbeben teilweise zerstört.

Cirrhipēden, Rankenfüßer (Cirrhipedia), heißt eine eigentümliche Ordnung festsitzender, meist hermaphroditischer Krustentiere ohne Fühler und mit zu Ranken umgewandelten Füßen. Ehe man die Entwickelung dieser Tiere kannte, hielt man sie für Mollusken wegen der Schalen, welche die meisten besitzen. Die dem Ei entschlüpfenden Jungen haben einen ungegliederten Leib, bauchständigen

Mund, der in einen geraden, hinten zwischen zwei Spitzen mündenden Darm übergeht, ein einfaches, meist rotes Stirnauge und drei Paar gegliederter Anhänge, von welchen die vordern als Fühler, die mittlern und hintern, die mit Ruderborsten versehen und zweispaltig sind, als Schwimmorgane dienen. Diese Grundform der Jungen, die man Nauplius genannt hat, haben die C. mit den Krebsflöhen (Cyclops) und vielen andern Krustentieren gemein. Der Nauplius der C. unterscheidet sich durch zwei seitliche Spitzen des Rückenschildes und geht später in eine andere Larvenform über, die eine zweiklappige Schale besitzt und den Muschelkrebsen (Cypris) ähnlich ist. Sodann setzt sich das Tier fest an unterseeische Körper oder auch schmarotzend an andere Tiere. Die Schmarotzer verlieren jede Spur von Bewegungsorganen; bei den andern werden dieselben in zweispaltige Ranken verwandelt. Fühler, Augen u. s. w. gehen immer zu Grunde. Bei den Schmarotzern schwinden selbst die Verdauungswerkzeuge und werden durch Röhren ersetzt, welche die Organe des Wohntiers umspinnen; bei den andern bleibt ein kaum bewaffneter Mund mit Darmkanal. Man unterscheidet die Seepocken (Balanida) auf Felsen oder der Haut großer Tiere (z. B. Walfische) aufsitzend, mit einer becherförmigen, meist aus sechs Hauptstücken bestehenden schweren Kalkschale; die Entenmuscheln (Lepadida) mit zweiklappiger, aus mehrern Stücken zusammengesetzter Schale, welche mittels eines lederartigen Stiels festsitzen; die Bauchkrebse (Abdominalia) ohne Schale, welche sich in Muschelschalen einbohren; endlich die Wurzelkrebse (Rhizocephala), die auf andern Krustern schmarotzen und deren Körper in einen Geschlechtssack umgewandelt ist, aus welchem die den Darm der Wohntiere umspinnenden Röhren hervorgehen. Vgl. Darwin, «Monograph of pedunculated and sessile Cirrhipedia» (2 Bde., Lond. 1851—53).

Cirrhōse (grch.), in der pathol. Anatomie Verhärtung und Verschrumpfung eines Organs infolge einer schleichenden parenchymatösen Entzündung, wobei sich auf oder in demselben rundliche harte Körnchen oder Knötchen bilden. Am häufigsten ist die C. der Leber (sog. Schuhzweckenleber oder Säuferleber) und die C. der Nieren (sog. Schrumpfnieren).

Cirriform (lat.), rankenförmig.

Cirrus oder Federwolke ist eine der drei Hauptformen der Wolken (s. d.) in der Klassifizierung der letztern durch Luke Howard. Die Cirri erscheinen als sehr zarte, locken- oder federartige weiße Streifen am blauen Himmel; nur bei feuchtem Wetter fließen die Cirri etwas ineinander und die Streifen erscheinen dann weniger deutlich voneinander geschieden. Da die Cirri auf hohen Bergen ebenso wie im Thale aussehen, so gestattet schon dies einen Schluß auf ihre bedeutende Höhe; nach Messungen von Kämtz erreicht ihre Höhe 6000 m, nach andern noch weit darüber. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Cirri nicht aus Nebelbläschen, sondern aus Schneenädelchen bestehen. Die Bildung der Cirri erfolgt vermutlich dadurch, daß ein warmer Wind in einen obern kalten Wind eindringt.

Cirsium *L.*, Kratzdistel, Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen. Sie unterscheidet sich von der ihr zunächststehenden Gattung Carduus dadurch, daß die Haare ihrer Samenkrone (des Pappus der Achenen) federig sind. Sie besteht aus teils dornigen, teils fast oder ganz dornenlosen Kräutern, welche, wenn sie neben- oder untereinander wachsen, sehr leicht Bastarde infolge natürlicher Kreuzung erzeugen. Die bekannteste der sehr zahlreichen, namentlich in der gemäßigten Zone der Alten Welt verbreiteten Arten ist die Ackerdistel (C. arvense *Lam.*), ein überaus lästiges Unkraut. Ferner sind häufig vorkommende Arten das überaus dornige C. lanceolatum *Scop.*, mit purpurnen Blüten, überall auf Schutt wachsend; das in Sümpfen, auf feuchten Wiesen u. s. w. sich findende C. palustre *Scop.*, welches bisweilen mannshoch wird, zwar zahlreiche, aber kurze, schwache Dornen hat und an seinen kleinen, rispig gruppierten, rotblühenden Blütenkörbchen leicht zu erkennen ist, und die Gemüsedistel, C. oleraceum *Scop.*, gemein auf feuchten Wiesen, ein saftiges, breitblätteriges, fast dornenloses Kraut mit von gelblichgrünen, dünnhäutigen Hüllblättern umgebenen Blütenköpfen und weißlichen Blüten, ein gutes Milchfutter. Eine in Deutschland hin und wieder, in Südeuropa dagegen ziemlich häufig vorkommende, auf Kalkboden wachsende Art, die Wolldistel (C. eriophorum *Scop.*), welche Mannshöhe erreicht und große kugelrunde Köpfe mit in Spinnwebwolle eingehüllten Stachelschuppen und purpurnen Blüten trägt, verdient in Parkanlagen als Dekorationspflanze auf Rasenplätzen kultiviert zu werden. Die Arten der Gattung C. werden neuerdings zur Gattung Cnicus (s. d.) gerechnet.

Cirsocele (grch.), Krampfaderbruch.

Cirta, das heutige Konstantine (s. d.).

Cis, eine lat. Präposition, bezeichnet soviel als diesseit und wird häufig Eigennamen von Meeren, Bergen und Flüssen vorgesetzt: wie: Cisrhenanisch, d. i. diesseit des Rhein; Cisalpinisch, diesseit der Alpen; Cisleithanisch, diesseit der Leitha; Cispadanisch, diesseit des Po.

Cis (ital. do diesis, frz. ut dièse; engl. c sharp), in der Musik der nächste oberhalb C liegende halbe Ton; er wird durch c und ein vorgezeichnetes ♯ bezeichnet und ist von Des nur enharmonisch verschieden.

Cisa, suev. Göttin, deren Fest jährlich am 28. Sept. gefeiert wurde. Ihr Tempel stand bei Augsburg, welche Stadt nach der Göttin ursprünglich Cisäris oder Cisara geheißen haben soll.

Cisalien (frz. cisailles) nennt man in der Münzkunde die beim Prägen verunglückten, nicht geratenen Münzen, die aber trotzdem aus Versehen in Cirkulation gekommen sind.

Cisalpinische Republik hieß der am 28. Juni 1797 vom General Bonaparte proklamierte, aus den Cis- und Transpadanischen Republiken gebildete, von Österreich im Frieden zu Campo-Formio als unabhängig anerkannte Staat in Italien. Derselbe umfaßte die österr. Lombardei mit dem Gebiete von Mantua, die venet. Besitzungen Bergamo, Brescia und Crema, Verona und Rovigo, sodann infolge der Verschmelzung mit der Cispadanischen Republik (s. d.) das Herzogtum Modena, die Fürstentümer Massa und Carrara und die drei Legationen Bologna, Ferrara, Mesola nebst der Romagna. Schon 22. Okt. desselben Jahres wurde noch vom Kanton Graubünden hinzugefügt das Veltlin, Worms (Bormio) und Cläven (Chiavenna), sodaß die Republik, in 10 Departements eingeteilt, 42450 qkm mit 3500000 E. enthielt. Mailand war der Sitz der Regierung oder des Direktoriums,

Artikel, die man unter C vermißt, sind unter K aufzusuchen.

der Gesetzgebenden Versammlung, eines aus 80 Mitgliedern gebildeten Rats der Alten und eines Großen Rats, der 160 Glieder zählte. Die Armee bestand aus 20000 Mann französischer, aber im Solde der Republik stehender Truppen. Noch fester verband sich die Republik im März 1798 mit Frankreich durch einen Defensiv-, Offensiv- und Handelstraktat. Im J. 1799 wurde sie infolge der Siege der Russen und Österreicher aufgelöst, jedoch nach dem Siege bei Marengo von Bonaparte wiederhergestellt. Zugleich empfing sie eine neue Verfassung, indem ein Rat (Consulta) von 50 Mitgliedern und eine vollziehende Behörde (Governo) von 9 Mitgliedern eingesetzt wurden. Am 6. Sept. wurde ihr noch das novaresische und tortonesische Gebiet hinzugefügt; auch ward sie von Österreich im Frieden zu Lunéville aufs neue anerkannt. Am 25. Jan. 1802 nahm sie den Namen Italienische Republik an, wählte Bonaparte zu ihrem Präsidenten und Franz Melzi d'Erile zum Vizepräsidenten, und wurde nun in 13 Departements geteilt. Am 17. März 1805 erschien vor Napoleon eine Deputation der Republik und trug ihm den Titel eines Königs von Italien an. Seitdem bildete sie bis 1814 das Königreich Italien.

Cis-dur (ital. do diesis maggiore, frz. ut dièse majeur, engl. c sharp major), die Dur-Tonart, bei welcher jeder Ton um einen halben Ton erhöht, also 7 ♯ vorgezeichnet sind. An Stelle derselben bedient man sich meist der entsprechenden Tonart Des-dur, weil diese bequemer (nur mit 5 ♭) zu bezeichnen ist; die parallele Moll-Tonart würde Ais-moll sein. (S. unter Ton und Tonarten.)

Ciseleur, s. Ciselieren.

Ciselieren (frz. ciseler, repousser, engl. engraving, carving, chasing), vom franz. ciseau oder ciselet, Meißel, daher eigentlich: mit dem Meißel zierlich bearbeiten, bezeichnet einerseits die Gesamtheit der Vollendungsarbeiten, welche an Gußstücken (Eisen- und Bronzeguß) vorgenommen werden, um die Feinheiten der Zeichnung, sei es durch Meißel, Schaber, Grabstichel, Bunzen oder Feilen auszuführen, während andererseits diese Bezeichnung im engern Sinn für die mit Hammer oder Bunzen (s. d.) ausgeführte Arbeit des Treibens gebraucht wird, wie sie zur Herstellung erhabener Figuren in Blech, namentlich Gold- und Silberblech, Anwendung findet. Beide Arten des C.s werden von besondern Arbeitern, Ciseleuren, besorgt. Da der figurale Guß auch bei der sorgfältigsten Ausführung die Details der Formen niemals in der Reinheit und Schärfe wiederzugeben vermag, die vom fertigen Kunstguß gefordert wird, bedarf derselbe einer nachträglichen Überarbeitung der Oberfläche. Durch Feile, Schaber und Meißel wird die ganze Fläche geebnet und von Gußnähten u. s. w. befreit; mittels Stichel und Bunzen erfolgt sodann das Einschneiden vertiefter Linien und Figuren, wobei der Gebrauch dieser Werkzeuge mit der Anwendung derselben beim Gravieren (s. d.) übereinstimmt.

Beim Ciselieren im engern Sinn, zur Herstellung getriebener Arbeit (einer Operation, welche neben mechanischer Fertigkeit auch künstlerischen Geschmack und eine gründliche Kenntnis aller Forderungen der Zeichenkunst und Plastik verlangt) werden, in ähnlicher Weise, wie man beim gewöhnlichen Treiben (s. unter Blechbearbeitungsmaschinen) durch Hammer und Amboß eine Hohlform erhält, mit Bunzen und Bunzenhammer auf einer vollkommen ebenen, dünnen Blechplatte Eindrücke hervorgebracht, die auf der entgegengesetzten Fläche als Erhöhungen (Reliefsfiguren) hervortreten. Der wesentlichste Unterschied beider Arten des Treibens besteht darin, daß, während der Bunzen, dessen Form entsprechend dem beabsichtigten Dessin gewählt sein muß, genau an der zu bearbeitenden Stelle aufgesetzt und mittels des Bunzenhammers angetrieben wird, das Treiben mit dem Hammer eine so exakte Wirkung nicht zuläßt, daher nicht so schöne figurale Effekte liefern kann. Um aus einer Blechplatte erhabene Figuren zu treiben, wird dieselbe durch Glühen möglichst weich und dehnbar gemacht, worauf mittels einer stählernen Spitze auf der einen Fläche die Zeichnung nicht bloß dem Umriß nach, sondern mit Angabe aller Einzelheiten entworfen wird. Sollen einzelne Teile derselben besonders stark hervortreten, so werden sie auf den bei der gewöhnlichen Arbeit des Treibens gebräuchlichen Treibstöckchen (einer Art kleiner Amboße von verschiedener Form, die, in den Schraubstock gespannt, namentlich zum Treiben von Laubwerk aus Blech dienen) mittels zweckmäßig geformter Hämmer aus dem Groben gebildet; die Vollendung derselben sowie das Treiben aller feinern Teile wird jedoch ausschließlich mittels Bunzen bewirkt.

Cisio-Janus, eine Sammlung von Gedächtnisversen für die Feste des christl. Jahres, nach den Anfangsworten benannt, die sich auf das Fest der circumcisio Christi am 1. Jan. beziehen.

Cisium (lat.), bei den alten Römern ein leichter, zweiräderiger, unbedeckter, von Maultieren gezogener Reisewagen.

Ciskaukasien, s. unter Kaukasus.

Cisleithanien oder Cisleithanischer Teil (die Reichshälfte diesseit der Leitha, des teilweisen Grenzflusses zwischen Österreich und Ungarn) ist der seit dem Ausgleich von 1867 im Gegensatz zu Transleithanien (Transleithanischer Teil oder Länder der Ungarischen Krone) zwar nicht offiziell, aber doch sonst allgemein gebräuchlich gewordene Gesamtname der im österr. Reichsrate vertretenen Kronländer der Österreichisch-Ungarischen Monarchie (s. d.). C. umfaßt die ehemals zum Deutschen Bunde gehörigen Kronländer: Österreich unter der Ens und ob der Ens, Salzburg, Steiermark, Kärnten, Krain, Österreichisch-Illyrisches Küstenland, Tirol mit Vorarlberg, Böhmen, Mähren und Schlesien und außerdem noch Galizien, die Bukowina und Dalmatien, insgesamt 300208,67 qkm mit (1880) 22144244 E.

Cismar, ehemals Cycismore, Dorf in der preuß. Provinz Schleswig-Holstein, Kreis Oldenburg, 4 km von der Ostsee, an dem jetzt ausgetrockneten Klostersee, ist Sitz des Landratsamts für den Kreis Oldenburg und zählt 120, die ausgedehnte Landgemeinde 560 E. Die Gebäude des früher sehr reichen, 1245 gegründeten Benediktiner-Mönchsklosters dienen jetzt als Amtshaus.

Cis-moll (ital. do diesis minore, frz. ut dièse mineur, engl. c sharp minor), die Moll-Tonart, bei welcher f, c, g und d um einen halben Ton erhöht werden, also 4 ♯ vorgezeichnet sind; die parallele Dur-Tonart ist E-dur (S. unter Ton und Tonarten.)

Cispadanische Republik hieß der Staat, der 20. Sept. 1796 nach der Schlacht von Lodi nebst der Transpadanischen Republik von Bonaparte

gebildet wurde und anfangs aus Modena, Reggio, Ferrara und Bologna bestand. Die Republik erhielt eine Konstitution nach Art der französischen; die vollziehende Behörde bildete ein Direktorium von drei Mitgliedern. Neben dem Direktorium standen ein Großer Rat von 60 und ein Rat der Alten von 30 Mitgliedern. Das ganze Gebiet war in 10 Departements geteilt und hatte ungefähr 1000000 E. Die Behörden wurden 29. April 1797 unter großem Jubel des Volks eingesetzt; allein infolge der Agitation der demokratischen Partei erklärten sich Modena und Reggio schon im Mai für die Cisalpinische Republik (s. d.). Zur Ausgleichung versprach Bonaparte der Cispadanischen Republik die im Frieden zu Tolentino 19. Febr. 1797 vom Papste abgetretene Delegation der Romagna und das Gebiet Mesola und suspendierte zugleich bis zur Einteilung dieser Provinz in Departements die Sitzungen des Rats. Da aber die Romagna ebenfalls in die Cisalpinische Republik zu treten verlangte, so mußte auch Bologna und Ferrara auf Selbständigkeit verzichten und sich im Juli 1797 mit der Cisalpinischen Republik vereinigen.

Cisrhenanische Republik, ein Staat, der nur dem Namen nach bestanden hat. Als nämlich 1797 infolge der Operationen der franz. Armee auf dem linken Rheinufer die deutschen Regierungen aufgelöst wurden, traten mehrere deutsche Städte, wie Köln, Bonn, Aachen, zusammen, um nach dem Beispiel der ital. Staaten eine Republik zu bilden. Dieselbe nahm im Sept. 1797 den Namen Cisrhenanische Republik an und stellte sich unter den Schutz der Französischen. Allein schon im Frieden zu Campo-Formio (17. Okt. 1797) willigte Österreich insgeheim in die Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich, sodaß die Organisation der neuen Republik gar nicht zu Stande kam.

Cissampelos *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Menispermaceen. Die Arten derselben wachsen hauptsächlich in den Tropengegenden Amerikas und Afrikas; eine Art kommt jedoch auch in den übrigen Tropengegenden vor. Es sind sämtlich kraut- oder holzartige Schlingpflanzen mit diöcischen, unscheinlichen, meist in Trauben oder Doldentrauben stehenden Blüten; die Frucht ist eine fast kugelige Steinfrucht. Die bekannteste Art ist die sowohl in Ostindien wie im tropischen Amerika vorkommende C. Pareira *L.*, die Wurzel derselben enthält Pelosin; die sog. Pareirawurzel, welche früher offizinell war, sollte von C. Pareira stammen, doch ist dies nach neuern Untersuchungen nicht der Fall; die unter jenem Namen bekannte Wurzel stammt von der ebenfalls zu den Menispermaceen gehörenden und in den Tropengegenden Amerikas einheimischen Botryopsis platyphylla *St. Hil.*

Cissey (Ernst Louis Octave Courtot de), franz. Divisionsgeneral und Staatsmann, wurde 23. Dez. 1811 zu Paris geboren und erhielt seine militärische Ausbildung 1830—32 erst auf der Militärschule zu St.-Cyr und dann in der Generalstabsschule. Nachdem C. 1835 zum Lieutenant ernannt ward, ging er nach Algerien und zeichnete sich in dem Kriege gegen die Kabylen mehrfach aus, insbesondere beim Sturm auf Konstantine und in der Schlacht von Isly. Im Orientkriege wurde er wegen seiner in der Schlacht bei Inkjerman 1854 bewiesenen Tapferkeit zum Brigadegeneral ernannt und erhielt 1863 als Divisionsgeneral das Kommando der 16. Division in Rennes. Im Deutsch-Französischen Kriege von 1870 befehligte C. die 1. Division des 4. Armeekorps, beteiligte sich an den Kämpfen um Metz 14., 16. und 18. Aug. und bei Noisseville (31. Aug.) und geriet durch die Kapitulation von Metz 28. Okt. in deutsche Kriegsgefangenschaft. Während dieser Zeit starb seine in Frankreich zurückgebliebene Gattin. Nach Abschluß der Friedenspräliminarien nach Frankreich zurückgekehrt, erhielt er ein Kommando in der Armee von Versailles, leitete die Angriffe gegen die Südfront von Paris, drang 22. Mai 1871 zuerst in die Stadt ein, bemächtigte sich rasch des ganzen linken Seineufers und wurde nach Unterdrückung des Commune-Aufstandes zum Kommandeur des 2. Armeekorps ernannt. Bereits bei den Wahlen vom 8. Febr. 1871 in die Nationalversammlung gewählt, erhielt C. von dem Chef der Exekutivgewalt, Thiers, 5. Juni das Kriegsministerium übertragen. In dieser Stellung hatte C. hervorragenden Anteil an der Reorganisation der franz. Armee. Nach dem durch legitimistisch-orleanistische Umtriebe herbeigeführten Sturze Thiers' 24. Mai 1873 trat C. zurück, erhielt jedoch bei der neuen Einteilung der franz. Armee in 18 Korps den Oberbefehl über das 9. in Tours. Nachdem auch das Ministerium Broglie 22. Mai 1874 gestürzt worden war, beauftragte ihn der Präsident der Republik, Marschall Mac-Mahon, mit der Neubildung des Ministeriums, in welchem C. den Vorsitz und das Portefeuille des Kriegs erhielt. Als, durch die parlamentarische Krisis veranlaßt, Mac-Mahon 10. März 1875 dem bisherigen Präsidenten der Nationalversammlung, Buffet, den Vorsitz des Conseils übertrug, behielt C. das Kriegsministerium, ebenso zunächst, als nach dem republikanischen Ausfall der Wahlen im Febr. 1876 Dufaure vom Marschall-Präsidenten den Auftrag zur Bildung eines neuen Ministeriums erhielt; doch trat C., welcher im Dez. 1875 zum lebenslänglichen Senator gewählt worden war, bald zurück und übernahm das Generalkommando des 11. Armeekorps in Nantes. Wegen der ihn stark bloßstellenden Enthüllungen des Prozesses gegen den Oberstlieutenant Jung vom Kriegsministerium wurde C. 1880 aus der aktiven Generalität entlassen und trat dann in den Ruhestand, obgleich die Parlamentskommission, welche zur Untersuchung der gegen ihn erhobenen, auf Landesverrat und Erpressung gerichteten Beschuldigungen eingesetzt war, ihn freigesprochen hatte und dies Urteil im April 1881 von der Kammer bestätigt worden war. Nach längern Leiden starb C. am 15. Juni 1882 zu Paris.

Cissoïde, eine krumme Linie der dritten Ordnung, hat ihren Namen von ihrer Ähnlichkeit mit einem Epheublatte, und soll von dem griech. Geometer Diokles im 2. Jahrh. v. Chr. erfunden worden sein. Newton hat eine Methode angegeben, um die C., die mittels eines Kreises aus einzelnen Punkten konstruiert werden kann, organisch (instrumental), d. i. durch Bewegung eines rechten Winkels zu beschreiben.

Cissus *L.*, eine Gattung kletternder Sträucher aus der Familie der Ampelideen, deren Arten in den Tropenländern heimisch sind und dort in Wäldern als sog. Lianen auftreten. Sie haben abwechselnd gestellte Blätter, den Blättern gegenüberstehende Wickelranken und blattwinkelständige, unscheinbare Blüten mit kleinem Kelch, vierblätteriger Blumenkrone und einem kurzen Griffel, aus denen sich kleine ein- bis viersamige Beeren entwickeln.

Mehrere Arten besitzen schön, manche sogar prachtvoll gefärbte Blätter, weshalb dieselben zu beliebten Blattdekorationspflanzen der Warmhäuser geworden sind. Die bisjetzt bekannt gewordene schönste Art ist C. discolor *Blume* aus Java. Sie hat dunkelrote Zweige, rosenrote Ranken und herzförmig-längliche, lang zugespitzte, gesägte Blätter, welche unterseits purpurrot, oberseits samtartig dunkelgrün und hier mit weißen Flecken und violettpurpurrotem Rande geziert sind. Schöne Arten sind auch C. antarctica *Vent.* aus Australien und C. vitiginea *L.* aus Ostindien. Aus den Beeren der C. antarctica wird im südl. Australien ein weinartiges Getränk, der sog. «Känguruwein», hergestellt. Die Arten der Gattung C. werden neuerdings zur Gattung Vitis (s. d.) gerechnet.

Ciste (lat., d. i. Kiste, Kästchen) wird eine Art von meist cylinderförmigen Kästchen oder Büchsen aus Bronzeblech genannt, die man besonders in Präneste, dann auch in den Gräbern Etruriens findet. Gewöhnlich enthalten sie Bade- und Toilettengerät, das man den Verstorbenen mit ins Grab zu geben pflegte. Auf dem Deckel dieser Gefäße stehen Figuren als Griff, Tierklauen bilden die Füße; auch ist sowohl die C. selbst wie der Deckel gewöhnlich mit gravierten Zeichnungen versehen, welche Scenen athletischer Kraft und Geschicklichkeit, vorwiegend aber Frauenscenen darstellen, in denen es sich um den Preis der Schönheit handelt. Es kommen auch C. vor, bei welchen die bildliche Darstellung nicht graviert, sondern aus dem Metallblech getrieben ist. Die auf dem Deckel als Griff angebrachten Figuren wie die Füße der C. sind regelmäßig gegossen und ziemlich roher, lokaler Fabrik, während das Gefäß selber mit seinen Verzierungen und figürlichen Darstellungen oft nach griech. Vorbildern von bessern, meist lokalen Künstlern gearbeitet ist. Das interessanteste und schönste Exemplar, das von C. auf unsere Zeit gekommen, ist die von ihrem Entdecker so genannte Ficoronische C. der Kircherschen Sammlung im Collegio romano. Die rings um den Körper derselben eingegrabene Darstellung der Argonautensage kann zu dem Schönsten und Bedeutendsten von antiker Linearkomposition gerechnet werden. Über die Ficoronische C., welche auch E. Braun in neun großen, von Wiesner gestochenen Blättern mit Erläuterungen herausgab (Lpz. 1848), vgl. Marchi, «La cista atletica del museo Kircheriano» (Rom 1848, mit Atlas), und O. Jahn, «Die Ficoronische Cista» (Lpz. 1852).

Eine andere Art von etruskischen C. sind die Aschencisten, quadratische Graburnen aus Stein oder gebrannter Erde mit Deckeln, auf denen die Gestalt des Verstorbenen liegend dargestellt ist. Dieselben gehören mit geringen Ausnahmen der handwerksmäßigen Technik einer spätern Zeit an und sind stets Produkte etruskischer Kunstfertigkeit. Die in polychromem Relief, mitunter auch nur in Farben auf der Graburne selber ausgeführten Darstellungen sind von der mannigfaltigsten Art, teils aus den Sagenkreisen, teils Scenen aus dem Leben, Bilder des Todes und des jenseitigen Lebens u. dgl. Die etrusk. Aschenurnen sind zuletzt und am besten herausgegeben von H. Brunn, «I rilievi delle urne etrusche» (Bd. 1, Rom 1870).

Cisteaux oder Citeaux, deutsch Cisterz, Dorf im franz. Depart. Côte-d'Or, Arrondissement Beaune, Kanton Nuits, Gemeinde St.-Nicolas-lès-Citeaux, 9 km östlich von Beaune am Vouge, mit 500 E. Der Ort entstand neben einer berühmten Abtei, welche 1098 der Herzog Eudes I. von Burgund und der Abt Robert von Molesme gründeten. Unter dieser Abtei standen 1800 Mönchs- und 1400 Frauenklöster in ganz Europa und Palästina. Die ersten Herzöge von Burgund haben sämtlich ihre Gräber in der Abteikirche, der reichsten und ausgedehntesten in der ganzen Provinz; erst in der Revolution wurde dieselbe zerstört. Die Gebäude der Abtei, welche eine Zeit lang Ch. Fourier zu dem Versuche eines Phalansteriums gedient haben und alle wieder aufgebaut sind, dienen jetzt 500 zu einer Ackerbaukolonie vereinigten Gefangenen als Wohnplatz. Nahe liegt der berühmte größte Weinberg Burgunds, Clos-Vougeot.

Cistercienser, geistlicher Orden, ein Zweig des Benediktinerordens, erhielt seinen Namen von dem Stammkloster Cistercium (Citeaux) bei Dijon in der Diöcese Châlons, welches der heilige Robert (1024—1110) 1098 gründete. Aus einem vornehmen Geschlechte der Champagne stammend, trat Robert früh in den Benediktinerorden, versuchte als Prior von Montier-la-Celle und als Abt von St. Michael zu Tonnere vergeblich, die frühere Strenge wiederherzustellen, und ließ sich deshalb mit 20 Gleichgesinnten an dem wüsten Orte Citeaux nieder, um hier ein Mönchsleben nach strengster Regel zu begründen. Paschalis II. bestätigte das Kloster 1100. Anfangs hielt die Strenge der Regel vom Eintritt zurück, nachdem aber im J. 1113 der heil. Bernhard (s. d.) mit 30 Genossen in den Orden eingetreten war, dehnte derselbe sich rasch aus und besaß um 1200 bereits gegen 2000 Klöster in Frankreich, Deutschland, England, Skandinavien, Spanien, Italien und Ungarn. Bernhard heißt deshalb öfter der zweite Stifter des Ordens, und die C., besonders in Frankreich, Bernhardiner. Im J. 1119 wurden in der sog. «Urkunde der Liebe» (charta caritatis) die Grundzüge der Verfassung des Ordens festgestellt und von Innocenz III. bestätigt. Der Abt von Citeaux war danach das Haupt des Ordens und mußte jährlich selbst oder durch einen Abt sämtliche Klöster des Ordens visitieren. Ihm standen zur Seite die Äbte der ältesten vier Töchterklöster, Clairvaux (seit 1113), Laferté (seit 1115), Pontigny (seit 1114) und Morimond (seit 1115). Diese leiteten die Angelegenheiten des Ordens unter unmittelbarer Aufsicht des Papstes. Über ihnen stand das alljährlich zu Citeaux zusammentretende Generalkapitel, zu dem die nähern Äbte alljährlich, die entferntern in bestimmten Zwischenräumen sich einfinden mußten. Um die Mitte des 13. Jahrh. begann der Verfall der C. teils durch Nachlassen von der strengen Regel, teils durch innere Zwistigkeiten. Reformen wurden vergeblich versucht von Clemens IV. in der Bulle Clementina (1265), von Benedikt XII. in der Bulle Benedictina; es bildeten sich selbständige Kongregationen und seit 1615 zerfielen die französischen C. in solche der strengen und der laxen Observanz. In ihrer Blütezeit übertrafen die C. alle andern Orden an Ansehen, Einfluß und Reichtum. Von ihnen sind ausgegangen die Ritterorden von Calatrava, Alcantara, Montesa und Alfama in Spanien, die Barfüßer oder Feuillants und die Trappisten. In Deutschland war das älteste Cistercienserkloster zu Altcampen, seit 1122, und das berühmteste zu Altenzelle (s. d.) seit 1175. Schon vor der Reformation gingen viele Klöster ein, die meisten in der Französischen

Revolution. Gegenwärtig hat der Orden die meisten Mitglieder in Österreich, außerdem einige in Italien, Belgien, Polen und der Schweiz. Die Tracht der C. besteht in einem weißen Gewand mit schwarzem Skapulier, schwarzer Kapuze und schwarzem wollenen Gürtel.

In Frankreich gibt es Cistercienserinnen, die auch Bernhardinerinnen genannt werden. Stephan Harding stiftete das erste Kloster derselben 1120 zu Tart in der Diöcese Langres; ihre Zahl stieg auf 6000. Aus ihnen gingen hervor 1588 die Feuillantinnen in Frankreich, 1599 die Kongregation der span. Rekollekten, 1622 die Kongregation der göttlichen Vorsehung und des heil. Bernhard in Frankreich und Savoyen, 1653 die Töchter des kostbaren Blutes unsers Herrn Jesu Christi, die Nonnen von Port-Royal u. a. Gegenwärtig sind sie für Frankreich und Deutschland aufgehoben. Vgl. Winter, «Die C. des nordöstl. Deutschland» (3 Bde., Gotha 1868—71); Janauschek, «Origenes Cisterciensium» (Bd. 1, Wien 1877).

Cisterna, Flecken in der ital. Provinz Rom, Distrikt Velletri, 18 km südöstl. von Velletri am Anfange der Pontinischen Sümpfe, zählt (1881) 3096 E. und ist wahrscheinlich das alte Tres Tabernä. Einst war C. ein Markgrafentitel der Caetani, welche hier eine Burg erbauten.

Cisterne, s. unter Brunnen.

Cisternino, Stadt in der ital. Provinz Bari, Bezirk Bari delle Puglie, 74 km im SO. von Bari, auf der Grenze gegen die Provinz Lecce, zählt (1881) 3199, als Gemeinde 6049 E.

Cistineen (Cistinĕae), Pflanzenfamilie aus der Gruppe der Dikotyledonen. Die meisten Arten derselben wachsen in den Mediterranländern, einige in Nordamerika und im mittlern Asien. Es sind krautartige Gewächse, Sträucher oder Halbsträucher mit einfachen ganzrandigen Blättern und regelmäßigen meist zwitterigen Blüten, die einen drei- bis fünfblätterigen Kelch, fünf Blumenblätter, sehr viele Staubgefäße und einen dreispaltigen oder mit drei Narben versehenen Griffel besitzen.

Cistophŏrus, Cistophŏre, altgriech. Silbermünze zu vier Drachmen (Tetradrachme). Sie führt ihren Namen von dem auf der einen Seite aufgeprägten Kasten, aus dem eine Schlange sich erhebt und welcher das Behältnis vorstellt, worin die Mysterien des Bacchus enthalten waren, das bei der öffentlichen Bacchusfeier herumgetragen wurde. Das Ganze ist mit einem Kranze von Epheu und Weinbeeren umgeben. Auf der andern Seite ist der abgekürzte Name der Stadt, die sie geprägt, angegeben. Der C. war eine sehr beliebte Münze und wurde in vielen Städten namentlich Kleinasiens und auf der Insel Kreta geprägt.

Cistrose (Cistus *L.*) ist der Name einer Pflanzengattung aus der nach ihr benannten Familie der Cistineen. Die zu ihr gehörigen Pflanzen sind Sträucher oder Halbsträucher mit gegenständigen, ganzen Blättern ohne Nebenblätter, und mit meist ansehnlichen, jedoch sehr vergänglichen roten, lilaroten oder weißen, öfter zweifarbigen Blumen. Der Kelch ist fünfblätterig. Die fünf Blumenblätter stehen nebst den zahlreichen freien Staubgefäßen auf dem Blütenboden. Der Fruchtknoten trägt nur einen, zuweilen sehr kurzen Griffel mit plattköpfiger Narbe, und die Kapsel ist fünf- bis zehnfächerig. Mehrere Arten dieser Gattung schwitzen an den Zweigen ein zähes, wohlriechendes Harz aus, welches gesammelt wird und unter dem Namen Ladanumharz (Resina oder Gummi Ladanum) im Handel ist, aber jetzt nur noch zum Räuchern verwendet wird. Besonders liefern die kretische C. (C. Creticus *L.*), die cyprische C. (C. Cyprius *Lam.*) und die Ladanum-C. (C. ladaniferus *L.*), welche sämtlich in Südeuropa und im Orient einheimisch sind, letztere namentlich in Spanien und Portugal, wo sie ganze Quadratkilometer fast allein bedeckt (z. B. in der Sierra Morena), das genannte Harz. Sonst soll es von den Haaren und dem Barte der Ziegen, welche unter solchen C. weideten, durch Auskämmen gewonnen worden sein. Jetzt wird es mittels lederner, über die Sträucher gezogener Riemen gesammelt, oder durch Abschaben der Zweige oder Auskochen gewonnen. Es ist jedoch das im Handel vorkommende Harz häufig verfälscht oder gar bloßes Kunstprodukt. Einige andere Arten der C., wie die in Spanien einheimische lorbeerblätterige C. (C. laurifolius *L.*) und andere, werden als Zierpflanzen gezogen, gedeihen aber in Deutschland nur im Orangeriehause.

Citadelle (vom ital. cittadella, Städtchen, feste Burg) heißt ein in die Umwallung einer Festung aufgenommenes, im übrigen zur selbständigen Verteidigung eingerichtetes geschlossenes Werk, welches zugleich nach dem Innern der Festung Front macht. Um in dieser Richtung ein freies Schußfeld zu gewähren, sind die innern Linien von der Stadt durch einen freien Raum von ungefähr 600 Schritt Breite getrennt, den man die Esplanade nennt. C. liegen gewöhnlich auf erhöhten Punkten, sodaß sie die anliegenden Werke beherrschen, und womöglich so, daß ihre äußern Fronten unangreifbar sind. In der C. hat man ein Werk, das der Belagerer erst nach Wegnahme der übrigen Festung förmlich anzugreifen vermag, wohin sich also die Besatzung nach Räumung der letztern zurückzuziehen im Stande ist. Man beherrscht zugleich die Stadt, was namentlich gegenüber einer unzuverlässigen Bevölkerung von Wert ist (Fort Winiary bei Posen). In der Gegenwart, die den Schwerpunkt der Verteidigung in das Vorterrain und die Außenforts legt, sind C. nur noch von untergeordneter Bedeutung, um so mehr, da sie dem heutigen Geschützfeuer gegenüber bis zu dem Moment, wo sie in Kraft treten, nicht hinreichend intakt zu erhalten sind (Straßburg 1870).

Citadine (frz.), früher eine Art einspänniger Fiaker in Paris.

Citat (lat. citatum, von citare, aufrufen) nennt man die unveränderte Anführung der Worte eines Schriftstellers, wobei die bestimmte Stelle der Werke, der die Worte entnommen sind, mit angegeben sein kann oder auch nicht. Oft versteht man unter C. auch nur die bloße Verweisung auf eine bestimmte Stelle eines Werks, ohne daß die dort stehenden Worte mit angeführt werden. Im erstern Falle wird das C. in der Regel im Druck durch besondere Zeichen (meist « ») hervorgehoben. (S. Anführungszeichen.) Sprichwörtlich gewordene C. nennt man «Geflügelte Worte» (s. d.).

Citation (neulat.), die Aufforderung vor Gericht zu erscheinen, soviel wie Ladung (s. d.).

Citato loco (lat.), an der angeführten Stelle, meist abgekürzt: c. l. oder l. c. (a. a. O.).

Cité (frz.; engl. city, ital. città; aus dem lat. civitas) heißt überhaupt Stadt, bezeichnet aber in gewissen Städten, zumal in Paris und London, den ältesten Teil der Stadt, die Altstadt mit der

Kathedralkirche, die ehedem die ganze Stadt bildete. In London ist die City der Kern der ins Ungeheure angewachsenen Hauptstadt, der Sitz aller großen Handelsgeschäfte und der städtischen Verwaltung. In Paris hat das Inselchen in der Seine, welches man die C. nennt, seine gewerbliche Wichtigkeit längst verloren und außer den Gerichtshöfen, dem Oberpolizeiamt und der Spitalverwaltung nichts von Centralbedeutung behalten.

Citerior (lat.), im Altertum Beiname von Ländern, die in Bezug auf Rom diesseit eines Gebirges (z. B. der Alpen, wie Gallia citerior soviel wie Gallia cisalpina) oder eines Flusses (z. B. des Iberus, wie Hispania citerior) lagen.

Citharexylon *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Verbenaceen. Die Arten derselben sind Bäume oder Sträucher, die in den wärmern Gegenden Südamerikas vorkommen. Sie haben kleine, meist weiße und in Trauben stehende Blüten, mit vier Staubgefäßen und einem Griffel. Von einer westind. Art, dem C. quadrangulare *Jacq.*, stammt das unter dem Namen weißes Eisenholz in den Handel kommende Holz, das vielfach zur Verfertigung musikalischer Instrumente verwendet wird, daher auch der lat. Name, der sich mit Geigenholz oder Zitherholz übersetzen läßt.

Citharöde (grch.) oder Citharist, Zitherspieler; Citharödik, die Kunst des Zitherspielens.

Citisus, Pflanzengattung, s. Cytisus.

Cito (lat.), eilig; citissime, aufs eiligste.

Citoyen (frz.) hieß anfangs der stimm- oder wahlfähige Bewohner der Cité (s. d.), der Stadtbürger, und unter der konstitutionellen Monarchie in Frankreich jeder Staatsbürger. In der Revolution befahl man 1792 durch Dekrete, sich im gewöhnlichen Umgange nicht mehr der aristokratischen Anrede Monsieur und Madame zu bedienen, sondern dafür die demokratischen Worte C. und Citoyenne zu gebrauchen. Eine Zeit lang wurden diese Bezeichnungen allgemein herrschend; mit dem Niedergange des revolutionären Eifers griff man jedoch im gewöhnlichen Leben wieder auf die alten Anreden zurück. Unter dem Direktorium blieb jene befohlene Anrede nur noch bei öffentlichen Verhandlungen und in amtlichen Kreisen ausschließend im Gebrauch. Im offiziellen Titularwesen erhielt sich der C. bis zum Konsulat und verschwand dann bei dem Eintritt des Kaiserreichs. Auch in der Revolution von 1848 wurde die Anrede C. in amtlichen Aktenstücken und Klubdebatten wieder aufgebracht, kam aber bald wieder außer Gebrauch.

Citra (Porron, Mitadella), span. Hohlmaß, $^1/_{32}$ des Barrilon oder $^1/_{128}$ der Carga = 0,912 l.

Citraga ist der Name eines aus seltsamen, durcheinander verschlungenen Zügen bestehenden Zeichens, welches die Inder auf Brust und Stirn tragen, um die religiöse Sekte, zu der sie sich bekennen, und ob sie Vishnu, Shiwa oder eine andere Gottheit vorzugsweise verehren, auch äußerlich kundzugeben. Die C. wird einem jeden Novizen unter Hersagung gewisser Gebetsformeln auf die genannten Teile gemalt. Die Farbe, bei den verschiedenen Sekten mehr oder weniger verschieden, besteht hauptsächlich aus fein zerriebenem Saidelholze mit Beimengung von Kuhmist und einigen andern Substanzen.

Citräte heißen die Salze der Citronensäure.

Citridinsäure, s. Aconitsäure.

Citrin, s. unter Bergkrystall.

Citronāt heißt im Handel die candierte unreife, daher grüne Schale der großen, süßen und genießbaren Frucht einer Abart des Citronenbaums (Citrus medica), der Citronate oder Cedrate, welche durch eine besonders dicke, fleischige Schale ausgezeichnet ist. Gutes C. muß hornartig durchscheinend, trocken, auf der einen Seite grün, auf der andern von Zucker weiß sein und darf keine schwarzen Flecke haben. Sehr häufig befindet sich das C. in zerlassenem Zucker und heißt dann vorzugsweise Succade, wiewohl man häufig auch das trockene oder candierte mit diesem Namen belegt. Es kommt von Italien (Genua, Messina) und Spanien (Malaga) aus in den Handel, wird jedoch auch in Deutschland in großem Maßstabe dargestellt. Die in Salzwasser konservierten Schalen werden zuerst mit Kalkwasser, dann mit reinem Wasser vollständig ausgewässert, gereinigt und candiert. C. wird besonders zu Konditorwaren und feinem Backwerk verwendet. Man benutzt dazu auch die candierten Schalen der wirklichen Citrone. Die Schalen gewisser Orangen oder Pomeranzen kommen ebenfalls aus Italien in den Handel.

Citrone (fructus Citri der Pharmakopöe) ist die Frucht des Citronenbaums, Citrus medica *L.*, welcher wahrscheinlich im tropischen Asien seine Heimat hat, seit Jahrhunderten aber bereits auch in Südeuropa, namentlich in Italien (hier seit mehr als 1800 Jahren), Sicilien, Spanien und Portugal, jetzt auch in den wärmern Ländern aller übrigen Erdteile in großem Maßstabe in vielen Varietäten und Sorten angebaut wird; man unterscheidet mehrere Abarten, die zum großen Teil jedenfalls als durch Kultur entstandene Varietäten aufzufassen sind. (S. hierüber Citrus.) Er ist ein überaus stattlicher Baum von 10—18 m Höhe, mit glattem, schön graubraunem Stamme und vielfach verzweigter, reich belaubter, doch ziemlich unregelmäßiger Krone. Seine Blätter sind länglich, beiderseits zugespitzt, gekerbt, mit durchscheinenden Öldrüsen bestreut und mit einem ungeflügelten Stiele versehen. Die einzeln oder traubig am Ende der Zweige stehenden Blüten haben einen niedrigen, fast schüsselförmigen Kelch, welcher, wie auch die Außenfläche der Blumenblätter, purpurfarben zu sein pflegt. Die längliche, an beiden Enden mit einer Zuspitzung versehene Frucht, welche über 9 cm Länge erreicht und 10—15 Fächer enthält, besitzt eine gelbe (citronengelbe), dünne, glatte, mit zahlreichen Ölbehältern versehene Schale von aromatischem Geruch und gewürzhaft bitterm Geschmack, unter welcher eine weiße, schwammig-lederartige, fast geruch- und geschmacklose Schicht liegt, und einen sehr sauern, stark zusammenziehend schmeckenden Saft. In Südeuropa werden diese Früchte Limonen genannt, der engl. Name der C. ist lemon. Die zur Ausfuhr bestimmten werden vor ihrer vollkommenen Reife abgenommen, mit Seiden- oder Löschpapier, wohl auch mit Werg umwickelt, in Kisten oder in Fässer verpackt und so versandt. Der Citronenbaum blüht fast das ganze Jahr hindurch, sodaß man bei ihm oft Blüten, grüne und gelbe Früchte beisammen findet. In Südeuropa wird die erste Ernte oder Schnitt von Ende Juli bis Mitte September, die zweite im November, die dritte im Januar gemacht. Nach Deutschland kommen die meisten C. aus Sicilien (Messina), vom Gardasee (Gardeser), von Genua und den neapolit. Küstengegenden, aus Malaga in Spanien, aus der

Lombardei, von Roveredo in Südtirol, aus Nizza, Triest, Fiume u. s. w. Sicilien allein versendet jährlich an 30000 Kisten à 440 Stück. Im allgemeinen sind die dünnschaligen am saftigsten und am meisten geschätzt, doch sind sie meist weniger haltbar als die dickschaligen.

Citronellaöl und **Citronengrasöl** (Lemongrasöl), zwei einander äußerst ähnliche, vielleicht identische ätherische Öle, welche in Indien und Ceylon das eine durch Destillation von Andropogon Nardus, das andere von Andropogon citratum gewonnen wird. Äußerst wohlriechend und daher in der Parfümerie vielfach verwendet. Das C. wird vielfach zum Verfälschen von Geranium- und Rosenöl benutzt und wird unter dem Namen Idris Jaghi als türkische Geraniumessenz von Konstantinopel in den Handel gebracht.

Citronenfalter (Rhodocera rhamni), ein zu der Familie der Weißlinge (Pierida) gehöriger Tagsschmetterling, dessen befruchtetes Weibchen überwintert und deshalb im Frühjahre mit den ersten warmen Tagen erscheint. Das Männchen ist hochgelb, das Weibchen blaßgelb. Die grünen Raupen leben auf dem Kreuzdorn.

Citronenöl, Cedroöl, Oleum Citri, das in der Fruchtschale der Citrone in großen Öldrüsen aufgespeicherte ätherische Öl, dem die Citrone ihr Aroma und ihren Geruch verdankt. Dasselbe wird vorzugsweise im südl. Italien gewonnen, indem die reifen Früchte in einem Blechtrichter, dessen Seitenwände reibeisenartig aufgehauen sind, rasch im Kreise umherbewegt werden, wobei sie unter Zerreißung der Schale entschält werden. Die geschälten Früchte dienen zur Gewinnung des Citronensaftes. Die zerrissene Schalenmasse liefert beim Auspressen das Öl als eine dicklich schleimige, emulsionsähnliche Flüssigkeit, aus der sich das Öl beim Stehen an der Oberfläche abscheidet, dasselbe wird in dieser Form gewöhnlich in den Handel gebracht, dann aber durch Dampfdestillation rektifiziert. Das C. ist gelb gefärbt, nach der Rektifikation farblos, von angenehmem, aromatischem Geruch, starkem Lichtbrechungsvermögen, lenkt die Ebene des polarisierten Lichtstrahls nach rechts ab. Es hat gleiche Zusammensetzung wie das Terpentinöl $C_{10}H_{16}$. Der Luft und dem Licht ausgesetzt färbt es sich dunkelgelb, wird dickflüssig, sauer und scheidet festen Citronenkampfer oder Citropten $C_{10}H_{18}O_5$ ab. Salzsäuregas absorbiert es in reichlicher Menge und geht damit eine krystallierte Verbindung $C_{10}H_{16}\cdot 2HCl$ ein. Es findet Verwendung namentlich in der Parfümerie, in der Pharmacie dient es als Geschmackskorrigens. Der Citronenzucker oder Citronen-Ölzucker der Apotheken, Elaeosaccharum Citri, wird durch Verreibung des Öls mit Zucker (ein Tropfen auf 2 g) dargestellt.

Citronensaft. Der durch Auspressen aus den, behufs der Ölgewinnung entschälten Citronen gewonnene Saft wird im südl. Italien, auf Sicilien, Jamaica, in aus Blei angefertigten Kesseln aufgekocht, geklärt und in stark geschwefelten Fässern exportiert. Der von Jamaica kommende Saft ist am reinsten und konzentriertesten, der von Palermo gilt im Handel als der schlechteste. Er ist in diesem Zustande das Rohmaterial für die Bereitung der Citronensäure, kann auch für alle sonstigen Zwecke, denen die Citronensäure dient, verwendet werden, z. B. als antiskorbutisches Mittel auf Seereisen, in der Kattundruckerei u. s. w. Zum medizinischen Gebrauch ist jedoch die reine Säure vorzuziehen, da der Saft, in angebrochenen Gefäßen aufbewahrt, durch Schimmel- und Pilzvegetationen leicht verdirbt.

Citronensäure, Citronsäure, Oxyallyltricarbonsäure, Formel: $C_6H_8O_7 + H_2O$ oder $C_3H_4(OH)(COOH)_3 + H_2O$. Diese im Pflanzenreich sehr verbreitete Säure ist 1784 von Scheele entdeckt, später von Berzelius und namentlich von Liebig näher studiert. Sie findet sich am reichlichsten im Saft der Citronen, außerdem in Kronsbeeren, Preißelbeeren, Himbeeren, Stachelbeeren, Johannisbeeren u. v. a. Zur Darstellung wird Citronensaft (s. d.) in mit Blei ausgeschlagenen Bottichen durch Dampf zum Sieden erhitzt, siedendheiß mit Schlemmkreide neutralisiert, wobei sich der bei Siedhitze unlösliche citronensaure Kalk abscheidet. Letzterer wird durch Dekantation oder Filtration von der Flüssigkeit getrennt, mit siedendem Wasser gewaschen und dann mit so viel Schwefelsäure versetzt, als zur Bindung des Kalks erforderlich ist. Die hierzu erforderliche Menge berechnet man nach dem zur Neutralisation verwandten Quantum von Kreide und setzt dabei einen kleinen Überschuß von Schwefelsäure zu, weil sonst leicht etwas saurer citronensaurer Kalk unzersetzt bleibt, der die unangenehme Eigenschaft hat, die Krystallisation der C. ungemein zu erschweren. Die Lösung der C. trennt man durch Filtration von dem schwefelsauren Kalk, wäscht letztern mit Wasser und verdampft die Lösung der C. in bleiernen Pfannen mittels Dampfheizung bis zur Konsistenz eines dünnen Sirups. Die genügend konzentrierte Flüssigkeit läßt man in bleiernen cylindrischen Behältern von 75 cm Durchmesser und 90 cm Höhe krystallisieren, wozu durchschnittlich vier Tage erforderlich sind. Die von den Krystallen getrennte Flüssigkeit wird wieder verdampft so oft, als sie noch Krystalle liefert, die letzte, schwarz gewordene Mutterlauge wird wieder mit Kreide neutralisiert und der dabei gewonnene citronensaure Kalk durch Waschen gereinigt. Die Krystalle der C. müssen mehrfach umkrystallisiert werden, um sie ganz farblos zu erhalten, die gesättigten, heißen Lösungen filtriert man dabei, um sie zu entfärben, durch mit Salzsäure entkalkte Knochenkohle, die sich in einem Leinenfilter in einem bleiernen Trichter befindet.

Die C. krystallisiert in rhombischen Prismen von angenehm reinsaurem Geschmack, ist in der Kälte in zwei Drittel, bei Siedhitze in der Hälfte ihres Gewichts Wasser löslich, schwer in Alkohol, in Äther unlöslich. Bei 50° beginnt sie zu verwittern, schmilzt bei 100° in ihrem Krystallwasser, wird bei 150° wasserfrei. Steigert man die Temperatur etwas höher, so verwandelt sie sich in Aconitsäure (s. d.) und bei weiterm Erhitzen destilliert Itaconsäure und Citraconsäure. Die C. hat viele Ähnlichkeit mit der Weinsäure, unterscheidet sich aber von dieser durch folgende Merkmale: Beim Verkohlen der C. ist nicht ein Geruch nach verbrennendem Zucker wahrnehmbar; ihre Lösung bleibt beim Neutralisieren mit Kalkwasser in der Kälte klar, erst beim Sieden entsteht Abscheidung von citronsaurem Kalk; Lösungen neutraler citronsaurer Alkalien geben nicht in der Kälte, nur bei Siedhitze mit Chlorcalcium einen Niederschlag; das saure citronsaure Kali ist leicht löslich; C. ist optisch inaktiv.

Die C. ist eine Tricarbonsäure, also dreibasisch und gibt dem entsprechend drei Reihen von Salzen, die jedoch wenig allgemeineres Interesse haben.

Von demselben sind in die Deutsche Pharmakopöe aufgenommen: Citronensaures Eisenoxyd, Ferrum citricum oxydatum, eine Lösung von C. wird mit frischgefälltem und noch feuchtem Eisenoxydhydrat digeriert, bis von letzterm nichts mehr aufgenommen wird, filtriert, im Wasserbade zum Sirup verdampft und dann bei mäßiger Wärme auf Glastafeln eingetrocknet. Das Präparat erscheint als durchscheinende, rote Plättchen, die in kaltem Wasser löslich sind. Citronensaures Eisenoxyd-Ammonium, Ferrum citricum ammoniatum. Eine Lösung von 2 Teilen C. in 8 Teilen Wasser mit Eisenoxydhydrat gesättigt, wie bei dem vorigen Präparat, ferner wird 1 Teil C. mit Ammoniak bis zur alkalischen Reaktion versetzt, beide Lösungen gemischt und eingetrocknet. Das Präparat ist im Äußern dem vorigen ähnlich. Citronensaures Eisen-Chinin, s. unter Chinin. Die Magnesia citrica effervescenz der Pharmakopöe ist eine dem Brausepulver ähnliche Mischung von C., kohlensaurem Magnesia, doppelt kohlensaurem Natron und Zucker.

Die C. findet vielfache Verwendung: zur Bereitung erfrischender Getränke 4—6 g nebst Zucker in 1 l Wasser gelöst, als Heilmittel, namentlich gegen Skorbut; ferner in der Kattundruckerei, wo sie entweder auf das Zeug gedruckt wird, um die bedruckten Stellen vor Annahme gewisser Farben zu bewahren, oder zur Erhöhung mancher Farben dient.

Citronenzucker (Elaeosaccharum Citri), s. unter Citronenöl.

Citrullus *Schrad.*, Pflanzengattung aus der Familie der Cucurbitaceen. Es gibt nur wenige Arten, die in den Mediterranländern und im tropischen Asien einheimisch sind. Es sind perennierende, niederliegende, krautartige Pflanzen mit monöcischen gelben Blüten; sie haben einen fünfspaltigen röhrigen bis glockenförmigen Kelch, eine fünflappige rad- oder glockenförmige Blumenkrone; die männlichen besitzen drei Staubgefäße, die weiblichen einen kurzen mit drei Narben versehenen Griffel und einen unterständigen Fruchtknoten. Zwei Arten werden in Südeuropa vielfach kultiviert, es sind dies die C. vulgaris *Schrad.* und C. Colocynthis *Schrad.*, Cucumis Colocynthis *L.* Die erstere liefert die sog. Wassermelonen (s. Melone), die letztere die sog. Koloquinten oder Koloquinten-Äpfel (s. unter Koloquinten).

Citrus *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Rubiaceen. Man kennt davon fünf Arten, welche jedenfalls im tropischen Asien einheimisch sind, durch Kultur aber über alle wärmern Gegenden verbreitet wurden, weshalb es auch eine große Anzahl durch die Kultur entstandene Varietäten gibt. Sie haben abwechselnde, lederartige, immergrüne, von Öldrüsen strotzende, ganze, am Grunde gegliederte Blätter und verschiedenartig angeordnete Blüten mit krugförmigem, meist fünfzähnigem Kelch, fünf- bis achtblätteriger, weißer Blumenkrone, deren Blätter ebenfalls Öldrüsen enthalten, 20—60 in mehrere Bündel verwachsenen Staubgefäßen und einem einzigen freien Fruchtknoten, welcher einen säulenförmigen Griffel mit halbkugeliger Narbe trägt und sich in eine meist große, beerenartige Frucht umgestaltet (Orangenfrucht), die von einer äußerlich meist gelben und fleischigen, von Öldrüsen wimmelnden, nach innen zu lederartigen oder pelzigen, zähen Schale umgeben ist und inwendig 6—12 mit großen, spindelförmigen Saftzellen erfüllte Fächer enthält, in denen meist mehrere Samen liegen. Letztere enthalten mehrere Keime, weshalb aus jedem einzelnen Samenkorn beim Keimen gleichzeitig mehrere Pflänzchen hervorwachsen. Die Orangenbäume sind im wärmern Asien einheimisch und mehrere dort seit undenklichen Zeiten kultiviert worden, weshalb bei diesen die ursprüngliche Heimat mit Sicherheit nicht ermittelt werden kann.

Die wichtigsten Kulturarten sind: 1) C. Aurantium *L.*, der Orangenbaum im engern Sinne, welcher geflügelte Blattstiele und kugelige Früchte hat. Varietäten dieser Art sind der gemeine oder bittere Pomeranzenbaum, C. Aur. vulgaris *Risso* (C. Bigaradia *Duham.*), der Apfelsinenbaum, C. Aur. Sinense *Risso* (C. dulcis *Lk.*) und der Pompelmus- oder Adamsapfelbaum, C. Aur. decumana (C. decumana *L.*). Von jeder dieser drei Varietäten gibt es eine große Anzahl von Spielarten und Sorten mit Früchten von sehr verschiedener Form, Größe, Farbe und verschiedenem Wert und Geschmack. (Näheres unter Orange.) 2) C. medica *L.*, der Citronenbaum, durch ungeflügelte Blattstiele und längliche, eine Spitze tragende Früchte von voriger Art unterschieden. Zu dieser Spezies gehören als Abarten: der eigentliche Citronen- oder Limonenbaum, C. Limonium *Risso* (C. medica var. Limonium), der Citronenbaum, C. medica *Risso* (C. medica *L.* var. Cedra), der Limettenbaum, C. Limetta *Risso* (C. medica var. Limetta), und der Bergamottenbaum, C. Bergamia *Risso* (C. Aurantium var. Bergamia), welcher von manchen auch zu C. Aurantium gerechnet wird. Auch von diesen Varietäten kennt man zahlreiche Sorten und Formen. Diese Orangeriebäume werden auch bei uns als Zierbäume vielfach kultiviert, und verdienen dies im hohen Grade, da sie wegen ihrer immergrünen Belaubung, ihrer wohlriechenden Blüten und Blätter und ihrer goldenen Früchte zu den schönsten Zierden des Pflanzenreichs gehören. Sie müssen aber in der kältern gemäßigten Zone im Kalthaus (nach ihnen auch Orangeriehaus genannt) oder im Zimmer überwintert werden. Die Orangeriebäume schlagen die Wurzeln meist sehr oberflächlich in der Erde, weshalb man sie nicht zu tief in den Boden setzen darf. Sie lassen sich leicht durch Samen vermehren, haben aber einen sehr langsamen Wuchs, weshalb sie auch ein sehr hohes Alter erreichen. (Das Nähere über ihre Kultur s. Orangerie.) Außer den Varietäten der genannten beiden Arten werden verschiedene andere zur Zierde kultiviert, z. B. C. japonica *Thbg.* aus Japan, ein Strauch mit dornigen Zweigen, ovalen Blättern, geflügelten Blattstielen und kirschengroßen Früchten, C. nobilis *Lour.* aus China, ein dornenloser Baum mit starkriechenden lanzettförmigen Blättern, ungeflügelten Stielen und kugeligen, dunkelorangeroten, sehr wohlschmeckenden Früchten (nach andern bloß eine Abart der Apfelsine), C. angulata *Willd.* aus Amboina, ein Baum mit ovalen, spitzen Blättern, ungeflügelten Stielen und ovalen Früchten von der Größe einer kleinen Haselnuß, u. s. w.

Città (ital.), Stadt, in Zusammensetzungen oft auch Cività, Anfang vieler ital. Städtenamen.

Cittadella, Distriktshauptstadt in der ital. Provinz Padua, 30 km im NNW. von Padua, an der Brentalla, welche ein östl. Arm der Brenta ist, Knotenpunkt der Eisenbahnen Vicenza-Treviso und Padua-Bassano, hat einen botan. Garten und eine

schöne Hauptkirche und zählt (1881) 3881, als Gemeinde 9087 E., welche mit Woll- und Baumwollmanufaktur beschäftigt sind. Die Stadt wurde 1220 als Grenzfeste gegen Treviso angelegt und ist noch mit Mauern, Türmen und Graben umgeben.

Città della Pieve, Stadt in der ital. Provinz Perugia, Bezirk Orvieto, 42 km im NNW. von Orvieto, nahe dem linken Ufer der Chiana, die zum Tiber geht, im S. des Trasimenischen Sees, auf einem Hügel, zwischen Gärten, Oliven- und Weinpflanzungen, ist Sitz eines Bischofs und zählt (1881) 2258, als Gemeinde 7315 E. Die Stadt ist der Geburtsort des Pietro Perugino (1446—1524), von dem eins seiner größten Bilder sich hier befindet.

Città di Castello, Stadt in der ital. Provinz und im Kreise Perugia, links am Tiber gelegen, unfern vom Apennin, mit (1881) 5433, als Gemeinde 24002 E., ist Sitz eines Bischofs. Bei dem Orte, der lebhaften Handel treibt und Seidenspinnereien und Nägelfabrikation hat, entspringen mineralische Quellen. In der angeblich von Bramante entworfenen Kathedrale befinden sich bedeutende Gemälde einheimischer Künstler, ebenso in den fünf andern Kirchen, wie in den Palästen Manzini, Vescovile, Vitelli. C. ist das alte Tifernum Tiberinum, welches Totilas zerstörte und welches im 6. Jahrh. vom Bischof Florido wiederhergestellt wurde; es ist als diejenige Stadt Italiens bekannt, welche 1499 die erste Bestellung bei Rafael machte.

Cittaducale, Hauptstadt eines Kreises in der ital. Provinz Aquila, 43 km im WNW. von Aquila, am Fuße des Terminillo und an dem Velino, der in die zum Tiber fließende Nera geht, mit Kathedrale und Hospiz, zählt (1881) 1862, als Gemeinde 4098 E. Auf der Piazza steht ein außerordentlich schöner got. Brunnen. Etwa 6 km entfernt thalaufwärts entspringen bei dem kleinen See Pozzo di Latignano die Sauer- und Schwefelwasser der Bagni di Paternò. Dabei sind Trümmer von Cutiliä, wo 79 Vespasian starb. Der Ort lag an der Stelle des uralten Cotylia, das für den Mittelpunkt Italiens galt und schon in den ältesten Zeiten berühmt war, weil sich hier infolge eines Orakelspruchs aus Dodona die Pelasger niedergelassen und mit den Urbewohnern vereinigt haben sollten.

Città Leonina, ein Stadtteil Roms, s. Leoninische Stadt.

Città nova, Stadt in der ital. Provinz Reggio-Calabria, Bezirk Palmi, 24 km im O. von Palmi, mit (1881) 11648 E., entstand aus den Ruinen des 1783 durch Erdbeben zerstörten Casalnuovo und erhielt 1852 den jetzigen Namen.

Cittanuova, Stadt in der österr. Markgrafschaft Istrien, Bezirkshauptmannschaft Parenzo, liegt sehr ungesund auf einer Landzunge an der Mündung des Quieto in das Meer, ist Bischofssitz, hat eine Kathedrale, drei Kirchen, einen Hafen und zählt (1880) 1577 E., meist Fischer.

Città Sant-Angelo oder Civitá Sant-Angelo, Stadt in der ital. Provinz Teramo. (S. unter Angelo [Sant-].)

Città Vecchia oder Citta notabile, Festung auf der brit. Insel Malta, 16 km im SW. von La Valetta, auf einem Hügel, fast mitten in der Insel, mit 6000 E. Die Sarazenen nannten sie Medina, d. h. die Stadt, die Aragonesen Notabile; es war die Hauptstadt von Malta, bis der Großmeister Lavalette den Sitz der Regierung nach der von ihm gegründeten Stadt verlegte, hat eine große und schöne Kathedrale, von welcher man die ganze Insel überblickt. Unter derselben befindet sich eine kleine Höhle, in welcher die Sage den Apostel Paulus drei Monate nach seinem Schiffbruche verleben läßt. Die Statue desselben sowie die des Grafen Robert von der Normandie, welcher die Sarazenen aus Malta vertrieben hat, stehen in der Kathedrale. Die Stadt besitzt außerdem mehrere Kirchen und Klöster, und in der Umgegend finden sich viele in den Fels gehauene Grottenkirchen, mehrere mit weiten Räumen.

Città Vecchia, Stadt auf der Nordwestküste der dalmatin. Insel Lesina, zählt (1880) 3789, als Gemeinde 4487 E., meist Fischer und Schiffer. In der Umgegend finden sich röm. und griech. Altertümer.

City (engl.), s. Cité.

City Point, eine Ortschaft am James-River, im County Prince George des nordamerik. Unionsstaats Virginien gelegen, 54 km südöstlich von Richmond und 16 km nordöstlich von Petersburg, mit welchem es durch eine Eisenbahn verbunden ist, spielte während des letzten Bürgerkriegs in den Operationen der Unionstruppen als deren Stützpunkt gegen Virginien und den Süden eine bedeutende Rolle und bildete noch am Schlusse des Kriegs eine wichtige Operationsbasis der Grantschen Armee.

City-Wells, Municipalstadt in der engl. Grafschaft Somerset (s. d.).

Ciudad (aus dem lat. civitas) heißt in Spanien und den durch die Spanier kolonisierten Ländern eine Stadt ersten Ranges, die, im Unterschied von der Villa (s. d.), ihre eigene Gerichtsbarkeit hat.

Ciudad Bolivar, s. Angostura.

Ciudad de la Asuncion, Hauptstadt des Staates Nueva Esparta in der südamerik. Republik Venezuela, in einer fruchtbaren Ebene auf der Insel Margarita. Die gut gebaute Stadt, welche (1873) 2758 E. zählt, hat ein College und eine Steuermannsschule.

Ciudad de las Casas, Hauptstadt des merik. Staates Chiápas (s. d.).

Ciudad de Oropesa, der alte Name für Cochabamba (s. d.).

Ciudad de la Plata, d. h. Silberstadt, der alte span. Name für Chuquisaca (s. d.).

Ciudad del Principe oder Puerto-Principe (s. d.), Departementshauptstadt auf Cuba.

Ciudad de los Reyes ist die älteste Benennung für Lima (s. d.).

Ciudad de Victoria, s. Durango.

Ciudad-Guerrero, Stadt in Merико, s. Tirtla.

Ciudad-Morelos, ehemals Cuautla Amilpas, Stadt im Staate Morelos der Föderativrepublik Merико, 130 km südöstlich von Cuernava, ein gut gebauter Ort im gleichnamigen Thale, in welchem auch Zucker gebaut wird, benannt nach dem Insurgentenchef Morelos, der sich hier tapfer verteidigte.

Ciudad-Real, Hauptstadt der span. Provinz gleiches Namens, der frühern Mancha (s. d.), in Neucastilien, liegt, regelmäßig gebaut und mit Mauern umgeben, in einer fruchtbaren, bebauten, von Getreide, Wein, Öl, Sumach, Kapern, Gemüse und Getreidefrüchte reichen Ebene zwischen dem Guadiana und dessen Zufluß Jabalon, in 650 m Höhe, ist Sitz eines Bischofs, hat mehrere Kirchen, Hospitäler und Klostergebäude, ein Instituto, einen Stiergefechtscirkus und zählt mit Einschluß des Stadtgebietes 13589 E., welche Woll- und Zeugweberei, Öl- und Mehlfabrikation treiben,

Leder und Handschuhe fertigen. Von der größten Bedeutung aber durch ganz Spanien sind die Esel- und Maultiermärkte, welche hier abgehalten werden. Die Stadt ist der Knotenpunkt der Straßen nach Madrid, Toledo, Almaden und Albacete und Station der Eisenbahn von Manzanares (Madrid) nach Badajoz (Lissabon).

Die span. Provinz Ciudad-Real zählt auf 20305 qkm (1877) 260641 E. Bei C. schlugen 27. März 1809 die Franzosen unter Sébastiani die Spanier unter Urbino.

Ciudad-Real in Mexiko, s. unter Chiapas.

Ciudad-Rodrigo, span. Grenzfestung gegen Portugal in der Provinz Salamanca, im ehemaligen Königreich Leon, 27 km von der Grenze Portugals entfernt, auf steilem Fels, mit 6858 E., an der großen Straße von Salamanca nach Coria-Alcantara, von alten Mauern umgeben und mit einem wohlerhaltenen, von Heinrich von Translamare erbauten Schlosse, ist Sitz eines Bischofs, hat ein Kollegium, ein bischöfl. Seminar, sieben Pfarrkirchen, neun Klöster und nicht unbedeutende Fabriken in Wollzeugen, Leder und Leinwand, besonders aber in Seife, die unter dem Namen Jabon de piedra weit versendet wird. Auch treibt der Ort nicht unbedeutenden Handel mit Landesprodukten. Auf dem schönen Marktplatze stehen drei röm. Säulen mit Inschriften. Außer der modernen Wasserleitung sind noch in der Nähe die Reste eines röm. Aquädukts vorhanden. Im Nordosten breitet sich in einem Halbkreise die Vorstadt San-Francisco aus. Die Festung wurde im Anfange des 13. Jahrh. von Ferdinand II. angelegt und besteht aus einem Hauptwalle mit Graben und Außenwerken. C. wurde im Spanischen Erbfolgekriege 30. Mai 1706 von den Engländern erobert, aber schon 4. Okt. 1707 von den Franzosen unter Bay wiedergenommen. Die Festung ergab sich im Halbinselkriege 10. Juli 1810 nach tapferer Verteidigung durch Hervasti an Masséna. Dieser mußte sie bei dem Rückzuge der Franzosen aus Spanien ihrem Schicksal überlassen, worauf sie durch die Briten unter Crawfurd 8. Jan. 1812 eingeschlossen und in der Nacht vom 19. zum 20. Jan. von Wellington erstürmt wurde. Die span. Cortes erhoben Wellington zum Herzog von C. und Granden erster Klasse.

Ciudad-Victoria, ehemals Nuevo Santander, Hauptstadt des mexik. Staates Tamaulipas, in der Nähe des Flusses Santander gelegen, der durch eine Barre gesperrt ist, hat 8000 E., ist 1748 angelegt und ziemlich gut gebaut.

Ciudad-Vieja oder Almalonga, Indianerdorf in der centralamerik. Republik Guatemala, Depart. Zacatapequez, zwischen den Vulkanen del Antigua und del Fuego, ungefähr 10 km im SW. von La Antigua, mit (1880) 2901 E., erbaut auf den Trümmern der alten Hauptstadt, welche der Eroberer des Landes, Pedro de Alvarado, 1524 am Jacobitage gegründet hat und welche 11. Sept. 1541 durch einen Wasserausbruch des Vulkans del Agua (s. d.) gänzlich zerstört wurde. Von der alten Stadt stehen nur noch die Mauern der Hauptkirche und die jetzige Pfarrkirche, sehr groß und mit einem reich geschmückten Altar versehen.

Ciudadela, Ciudad auf der Insel Menorca (s. d.).

Civeaux oder Civaux, Dorf im franz. Depart. Vienne, Arrondissement Montmorillon, am rechten Ufer der Vienne, zählt 1015 E. und hat Reste einer Befestigung aus dem 12. Jahrh. und eine zum Teil aus dem 10. Jahrh. stammende Kirche. Hier soll 507 Chlodwig die Westgoten besiegt haben.

Civet (frz.), Hasenpfeffer, -klein, -schwarz.

Civiale (Jean), berühmter franz. Arzt, der Erfinder der Lithotritie oder der Zermalmung des Blasensteins im Innern des menschlichen Körpers, geb. im Juli 1792 zu Thiezac im franz. Depart. Cantal, studierte in Paris Medizin und widmete sich seit 1817 unter Leitung Dupuytrens am Hôtel-Dieu besonders dem Studium der Krankheiten der Urinwege. Seinen Ruf begründete er durch die Erfindung der Lithotritie. Nach zahlreichen Versuchen an Leichnamen, den Blasenstein durch mechan. Zerkleinerung zu zerstören und auszuführen, gelang ihm 1824 die erste Operation dieser Art an einem Lebenden. Seitdem heilte C. in solcher Weise eine große Anzahl von Steinkranken, und seine Methode kam allmählich überall mit Erfolg zur Anwendung. C. ward 1847 zum Mitglied der Akademie der Wissenschaften erwählt. Er starb zu Paris 13. Juni 1867.

Von den ziemlich zahlreichen Schriften C.s sind besonders hervorzuheben: «De la lithotritie» (Par. 1827; 2. Aufl. 1848; deutsch von Remer, Bresl. 1827), «Parallèle des divers moyens de traiter les calculeux» (Par. 1836; deutsch von Gräfe, Berl. 1837), «Traité pratique sur les maladies des organes genito-urinaires» (3 Bde., Par. 1837—40; 3. Aufl. 1858—60; deutsch von Frankenberg und Landmann, Lpz. 1843), «De l'urétrotomie» (Par. 1849), «Résultats cliniques de la lithotritie pendant les années 1860—64» (Par. 1865).

Cividale del Friuli, Stadt in Venetien und Hauptort des gleichnamigen Distrikts in der ital. Provinz Udine, 17 km im ONO. von Udine, an dem zum Isonzo gehenden Torrente Natisone, ist mit Mauern umgeben und besitzt eine Brücke aus dem 15. Jahrh. und eine schöne Kathedrale aus dem 8. Jahrh. mit einer herrlichen Façade von Pietro Lombardo und wertvollen Fresken. C. ist der Sitz des Distriktskommissariats, einer Prätur, eines Kollegialkapitels, hat ein Museum für Altertümer und ein Archiv mit schätzenswerten alten Manuskripten (Codex der Evangelien aus dem 5. Jahrh.) und zählt (1881) 3791, als Gemeinde 8205 E., die Kattun- und Leinweberei treiben.

Civil (lat.), bürgerlich; höflich, gesittet; mäßig, billig; als Substantiv: das C., die Gesamtheit der Civilisten, d. h. der Angehörigen des Bürgerstandes, im Gegensatz zum Militär; auch die bürgerliche Kleidung im Gegensatz zur Uniform.

Civilehe ist die Bezeichnung für eine Ehe, welche ohne Beteiligung der Kirche unter staatlicher Autorität geschlossen wird. Der richtigere Name würde «Civiltrauung» sein, da der Ehe durch ihre Eingehungsform kein besonderer Charakter rechtlich aufgedrückt wird. Die Entstehung der Civiltrauung fällt in die neuere Zeit. Freilich sind während des Mittelalters vielfach Ehen ohne Mitwirkung der Kirche geschlossen worden, und diese selbst bezeichnete bis zum Konzil von Trient (1545—63) die kirchliche Eheschließung zwar als erwünscht, aber als rechtlich unwesentlich; der Staat nahm indessen ein Gesetzgebungsrecht über die Ehen prinzipiell noch nicht in Anspruch. Er war daher auch nicht in der Lage, die Bedingungen ihrer Schließung fixieren oder diese gar in einer staatsbehördlichen Mitwirkung feststellen zu können. Prinzipiell möglich wurde vielmehr die C. erst mit der Reformation, nachdem die prot. Kirche den Sakramentsbegriff der Ehe geleugnet,

Artikel, die man unter C vermißt, sind unter K aufzusuchen.

diese für ein «weltlich Ding» erklärt und somit der staatlichen Gesetzgebungsgewalt unterworfen hatte. Dennoch wurde die Konsequenz der Civiltrauung nicht gezogen. Denn es mußte unthunlich erscheinen in einer Zeit, wo schon alles Frühere in Frage gestellt war, auch noch an einer Sitte zu rühren, welche zwar allmählich, aber doch sicher im Volksbewußtsein Wurzeln geschlagen hatte. Es fehlten auch alle und jede Organe, die man für bürgerliche Eheschließungen hätte verwenden können. Wo vielmehr die Civiltrauung in der Folgezeit eingeführt wurde, sind fast regelmäßig praktische Beweggründe die treibenden gewesen, und das hat auch zu verschiedenen Gestaltungen der Civiltrauung Veranlassung gegeben. Der Civiltrauung hat wie der kirchlichen Trauung ein Aufgebot vorherzugehen. (S. **Aufgebot**, bürgerliches.)

Zuerst findet sie sich in Holland, und zwar als ein Produkt der Toleranz. Während nämlich bisher die Dissidenten und Katholiken genötigt gewesen waren, ihre Ehen durch reform. Geistliche trauen zu lassen, führten die Staaten der Provinzen Holland und Westriesland die C. ein, und zwar in der Gestalt, daß diese Trauungsform für die Dissidenten und Katholiken als obligatorische hingestellt wurde, für die Reformierten als fakultative, von welcher sie nach Belieben anstatt der kirchlichen Gebrauch machen durften. Die Eheordnung, welche die Generalstaaten 18. März 1656 erließen, dehnte dies Recht auf die ganzen Niederlande aus. Umgekehrt hat die praktische Rücksicht auf die Protestanten in dem kath. Frankreich zur Civiltrauung geführt. Durch Edikt vom 28. Nov. 1787 sprach Ludwig XVI. die Duldung der Protestanten aus, gestattete ihnen die freie Ausübung von Handel und Gewerbe und erklärte, daß sie ihre Ehen entweder vor dem königl. Richter oder dem kath. Pfarrer zu schließen hätten. Auf prinzipiellen Motiven beruht dagegen die Einführung der Civiltrauung in England, und zwar geschah dieselbe von einem streng kirchlichen Standpunkt aus. Um die Geistlichen ganz und gar von weltlichen Verhältnissen abzuziehen, um die Vermischung des Geistlichen und Staatlichen im Interesse des erstern zu beseitigen, führte die Commonwealth 1653 die Civiltrauung als alleinige Eheschließungsform für England ein und dehnte die Kraft des Gesetzes demnächst auf Irland und Schottland aus. Allein schon mit der Restauration wurde das alte Eheschließungsrecht wiederhergestellt, und dieses blieb in Geltung bis 1836, wo erst wieder aus praktischen Gründen, um für Katholiken und Dissenters eine der Toleranz entsprechende Eheschließungsform zu finden, die **fakultative** C. eingeführt und gleichzeitig damit eine Neuordnung des Registerwesens verbunden wurde. Ebenso ist die **obligatorische** C. der Französischen Revolution (20. Sept. 1792) auf prinzipielle Gründe zurückzuführen. Und zwar zeigte sich dabei vor allen wirksam die Erwägung, daß, da eine Gleichheit der Bürger vor dem Gesetz existiere, eine besondere Eheschließungsform für die Protestanten damit unvereinbarlich erscheine. Andererseits aber war die französische C. ein Resultat theologischer, spezifisch kath. Theorien, welche bei dem Ehesakrament einen contractus naturalis und sacramentalis schieden, den erstern der Kompetenz des Staats zuerteilten und diese in der Festsetzung der Civiltrauung zum Ausdruck gebracht wissen wollten. Das Gesetz der Revolution ist wesentlich übergegangen in den 2. Titel des Code civil, ist in dieser Gestalt in Frankreich noch jetzt in Kraft und hat Geltung gefunden überall, wo das franz. Recht überhaupt rezipiert wurde, d. h. in Belgien, Rheinpreußen, -Baiern, -Hessen, Birkenfeld, Meisenheim, dem Kanton Genf und den Donaufürstentümern. Bestimmend eingewirkt hat es auf die Gesetzgebung des Königreichs der Niederlande, wo das Bürgerliche Gesetzbuch von 1833 die in der Revolutionszeit eingeführte obligatorische C. beibehalten hat, und auf Italien, wo die obligatorische C. 1. Jan. 1866 in Kraft getreten ist. Andererseits ist in einigen, namentlich deutschen Gebieten das franz. Civileherecht nach den Freiheitskriegen teils wesentlich umgestaltet, teils ganz beseitigt worden.

Hatte bis zum 19. Jahrh. Deutschland an der bisher geschilderten Bewegung nur einen untergeordneten Anteil genommen, so änderte sich das seit 1848. Die von der Deutschen Konstituierenden Nationalversammlung angenommenen Grundrechte ordneten obligatorische C. an. Auch hier war lediglich eine prinzipielle Auffassung wirksam. Es galt die Kirche vom Staate zu trennen, und es war demnach selbstverständlich, daß, da die Ehe ein bürgerliches Rechtsverhältnis ist, diese der staatlichen Ordnung unterstellt werden mußte. Eine dauernde Einwirkung haben indessen die «Grundrechte» nur auf Frankfurt a. M. ausgeübt, wo 19. Nov. 1850 die obligatorische C. gesetzlich eingeführt wurde, während die dem Einflusse der Grundrechte entstammenden Bestimmungen der Verfassungen von Preußen, Schwarzburg-Sondershausen, Waldeck, Mecklenburg, Oldenburg u. s. w. teils in der Periode der Reaktion beseitigt wurden, teils keine Ausführung erhielten. Vielmehr gestaltete sich die Rechtsentwickelung in Deutschland folgendermaßen. Fakultative C. wurde eingeführt in Oldenburg (31. Mai 1855) und Hamburg (1. Juli 1861); die C. für Personen, welche die kirchliche Trauung nicht erlangen konnten: in Anhalt-Dessau-Köthen (18. Nov. 1851); Württemberg (1. Mai 1855); Baden (3. Okt. 1860). In dem zuletzt genannten Staate wurde aber durch Gesetz vom 5. Jan. 1870 die obligatorische C. eingeführt. Die C. für Dissidenten: in Preußen (30. März 1847, für Juden 23. Juli 1847), doch wurde hier obligatorische C. eingeführt durch Gesetz vom 9. März 1874; Anhalt-Bernburg (13. Febr. 1851); Lübeck (27. April 1852); Hessen-Kassel (13. April 1853); Coburg-Gotha (2. Juli 1863); Nassau (19. Juli 1863); Sachsen-Weimar (10. Febr. 1864); Bayern (2. Mai 1868); Königreich Sachsen (20. Juni 1870); Reuß jüngere Linie (19. Okt. 1872). Endlich gehört hierher auch Österreich (9. April 1870). Für Ehen zwischen Juden und Christen: Braunschweig (23. Mai 1848); Hessen-Homburg (21. Juni 1848). Den Abschluß hat die deutsche Entwickelung gefunden durch das Reichsgesetz über die Beurkundung des Personenstandes und die Eheschließung vom 6. Febr. 1875, durch welches im ganzen Deutschen Reiche seit dem 1. Jan. 1876 die obligatorische C. geltend geworden ist. Die C. wurde ferner eingeführt in der Schweiz, den skandinav. Staaten, Dänemark, den Donaufürstentümern, Mexiko, teilweise in den span. Staaten Südamerikas und während der Republik in Spanien, wo sie indessen wieder aufgehoben worden ist. (Vgl. Ehe.)

Vgl. Friedberg, «Das Recht der Eheschließung in seiner geschichtlichen Entwickelung» (Lpz. 1865); derselbe, «Die Geschichte der C.» (Berl. 1877); der-

selbe, «Verlobung und Trauung» (Lpz. 1876); Huyssen, «Die C. vom kirchlichen und kirchenrechtlichen Standpunkt aus beleuchtet und verteidigt» (Köln 1874); Hinschius, «Das deutsche Reichsgesetz über die Beurkundung des Personenstandes» (Berl. 1875); Glisson, «Le mariage civil et le divorce dans l'antiquité et dans les principales législations modernes de l'Europe» (2. Aufl., Par. 1880).

Civiletat, der Teil des Budgets, der die Etats für sämtliche Zweige der Verwaltung, mit Ausnahme des Militäretats und der Civilliste (s. d.), umfaßt.

Civilgericht ist die zur Ausübung der Gerichtsbarkeit in Civilsachen eingesetzte Behörde. (S. Gericht.)

Civilgerichtsbarkeit ist die Gerichtsbarkeit (das Recht und die Pflicht zur Gewährung des prozessualischen Rechtsschutzes) in Civilsachen. (S. Gerichtsbarkeit.)

Civilgesetzbuch (Bürgerliches Gesetzbuch), s. unter Civilrecht.

Civilingenieur nennt man, im Gegensatz zu den Militäringenieuren, Techniker, welche Anlagen von Strom- und Seebauten, Kanälen, Straßen, Eisenbahnen, Maschinenetablissements aller Art u. s. w. leiten, s. unter Ingenieur.

Civilis (Claudius), der deutsche Führer der Bataver in dem Kriege gegen die Römer 69 und 70 n. Chr., ein Mann fürstl. Abkunft aus dem seit 13 v. Chr. mit den Römern verbündeten rhein. Volke der Bataver und unter Nero Befehlshaber in röm. Diensten, war durch die Hinrichtung seines Bruders auf Befehl des zu Köln kommandierenden niedergerman. Legaten Fontejus Capito (67 n. Chr.) und mehrfache persönliche Unbill zu solcher Erbitterung gegen die Römer gestachelt worden, daß er den kühnen Plan faßte, die röm. Macht am Rhein zu vernichten. Als infolge des Anfang 69 n. Chr. ausgebrochenen Vitellianischen Thronkriegs die röm. Rheinlande von zuverlässigen röm. Truppen stark entblößt waren, deckte er, durch weitreichende Verbindungen in den röm. Truppenteilen und bei den Auxiliartruppen am Rhein gefördert, für längere Zeit seine Abfallspläne mit dem Vorgeben, er kämpfe für Vespasian und gegen die Vitellianer. Es wurde ihm nicht schwer, die Bataver und andere deutsche benachbarte Stämme gegen Rom in Waffen zu bringen. Die röm., damals in Masse mit kelt. und german. Rekruten gefüllten Heerhaufen konnten bei dem allgemeinen Abfall der batav. und kelt. Auxiliarregimenter das Feld nicht halten. C. konnte schon im Herbst 69 die Hauptfestung Vetera (Xanten) belagern, und als Anfang 70 n. Chr. auf die Kunde von Vitellius' Tode und dem Brande des Capitols das ganze nordöstl. Gallien bis zur Grenze der Römer von Rom abfiel, gingen auch die Rheinfestungen und die röm. Truppen zu C. und den Kelten über. Bald darauf wurde jedoch von dem röm. Feldherrn Petillius Cerialis, der aus Italien heranrückte, Trier erobert und bei dieser Stadt C. aufs Haupt geschlagen. Nach einer neuen Schlacht bei Vetera drang Cerialis in das Land der Bataver selbst ein, und im Herbst des J. 70 n. Chr. kam der Friede zu Stande, welcher dem C. Amnestie gewährte und das alte Bündnis zwischen Rom und den Batavern herstellte.

Civilisation (vom lat. civis, der Bürger), derjenige Zustand der menschlichen Gesellschaft, in welchem dieselbe den Zustand der Wildheit überwunden hat und zu einem geordneten bürgerlichen Zusammenleben vorgeschritten ist, und somit die Vorbedingung jeder höhern Kultur. (S. Kulturgeschichte.)

Civilisten, s. unter Civil und Civilrecht.

Civilität (lat.), Anstand, Höflichkeit.

Civilliste ist die Bezeichnung für denjenigen Teil der Staatsausgaben, welcher in monarchischen Staaten für den Unterhalt des Fürsten und seines Hofhaltes bestimmt wird. Die C. hängt mit dem Übergange vom feudalen und patrimonialen in den modernen Staat zusammen. Wichtig dabei war zunächst die Thatsache der Verminderung der fürstl. Hausgüter infolge schlechter Verwaltung und zunehmendem Luxus, entscheidend aber vornehmlich die sich immer mehr steigernden Bedürfnisse des in fortschreitender Entwickelung befindlichen Staats, die Notwendigkeit eines eigenen, einheitlichen, wohlgeordneten und kontrollierten Staatshaushalts und die wesentlich veränderte polit. Stellung der Dynastien. C. nannte man zuerst in England eine Liste der Bedürfnisse des Königs für seine eigene Person, seinen Hofstaat, die Civilverwaltung und Aufrechthaltung der öffentlichen Sicherheit (im Gegensatz zu den Ausgaben für das Heer), zu deren Befriedigung das Parlament dem Könige ein bestimmtes Pauschquantum, selbst auch C. genannt, bewilligte und welches aus den erblichen Revenuen der Krone und aus zeitweise oder auf Lebenszeit bewilligten Steuern gebildet war. Nachdem schon Georg III. lediglich «zur Bestreitung des Haushalts und Aufrechthaltung des Glanzes und der Würde der Krone» eine bestimmte Summe als C. angenommen, Wilhelm IV. aber überhaupt alle polit. Lasten von der C. ausgeschieden hatte, entstand erst unter Victoria die reine C. im Sinne eines lediglich dem Aufwande des Königs und seines Hofstaats gewidmeten Budgetpostens, nachdem das Parlament auch den Unterhalt der selbständigen Glieder des königl. Hauses besonders übernommen hatte. Von England ging der Name C. in das Staatsrecht aller monarchischen Staaten, selbst nichtkonstitutioneller, über. In Preußen spricht man indes offiziell nicht von einer C., sondern von einer «Rente des Kronfideikommißfonds» und von einem «Zuschuß» zu derselben, welcher letztere allein im Budget erscheint. So wenig der Monarch als ein Beamter im gewöhnlichen, technischen Sinne des Wortes erscheint, ebenso wenig kann die C. als eine Besoldung erachtet werden. Da, wo das Hausgut einer Dynastie ganz oder teilweise Staatsgut geworden, ist die C. wenigstens zum Teil auch als eine Folge der fiskalischen Bereicherung des Staats anzusehen, was z. B. im Falle einer Mediatisierung des regierenden Hauses oder des Aussterbens successionsfähiger Nachkommenschaft in demselben wohl in Anschlag kommen müßte. Vgl. die staatsrechtlichen Werke von Zachariä, Mohl, Zöpfl und Rönne.

Civiloquium (lat.), Bürger- und Bauersprache; das Vorlesen der Rechte und Pflichten der Bürger.

Civilprozeß ist das Verfahren zur Verwirklichung privater Rechte durch die Staatsgewalt. Unsere Rechtsordnung nämlich gestattet nicht die angriffsweise Selbsthilfe; wer in seinem privaten Rechte sich verletzt glaubt, ist auf die Hilfe der staatlichen Organe angewiesen. Die Verwirklichung eines behaupteten privaten Rechts nun durch die staatlichen Organe setzt der Regel nach voraus seine Feststellung durch richterliches Urteil. Die Grundlage der richterlichen Entscheidung aber sind die Behauptungen und Beweise der Parteien. Danach ist der

C. eine Reihenfolge von Handlungen (lat. processus, gleich Fortgang), ein Verfahren, welches logisch in drei Abschnitte sich gliedert, das Stadium der Stoffsammlung, d. h. der Behauptungen und Beweise der Parteien, der richterlichen Entscheidung, der Zwangsvollstreckung oder Exekution. In einem engern Sinne begreift man auch unter C. nur das auf richterliche Entscheidung über ein geltend gemachtes Privatrecht angelegte Verfahren, mit Ausschluß also der Exekution.

Das Verfahren zur Verwirklichung privater Rechte ist selbst durch das Recht geordnet, durch das *Civilprozeßrecht*, welches, da es Beziehungen der einzelnen zur Staatsgewalt regelt, ein Teil des öffentlichen Rechts und «formelles» Recht ist im Verhältnis zum Privat- oder Civilrecht (als «materiellem» Recht), da es der Verwirklichung desselben zu dienen bestimmt ist. Es ist darum eben der C. ein Rechtsverhältnis zwischen zwei Parteien (nämlich dem Kläger, demjenigen, welcher durch Klage seinen privatrechtlichen Anspruch geltend macht, und dem Beklagten, gegen welchen dieser Anspruch sich richtet) und dem Gericht, dem staatlichen, die Rechtshilfe gewährenden Organ.

Gegenstand des C., *Civilprozeßsache*, ist ein privates Recht. Dieses strebt mittels des Prozesses danach, sich zu verwirklichen, sich Geltung zu verschaffen gegenüber einem ihm entgegenstehenden Verhalten des Beklagten. In dieser Funktion nennt man es Anspruch; der Kläger beansprucht als solcher etwas von dem Beklagten, verlangt etwas von ihm auf Grund seines privaten Rechts. Es gestattet aber unser geltendes Recht auch Klagen bloß zum Zwecke richterlicher Feststellung, sog. Feststellungsklagen (s. d.; vgl. Civilprozeßordnung für das Deutsche Reich, §. 231). Private Rechte aber unterliegen den Verfügungen der daran beteiligten Privatpersonen; über den Gegenstand des C. haben also die Parteien die Verfügungsgewalt. Im C. gilt daher das Dispositionsprinzip, die sog. Verhandlungsmaxime, während der Strafprozeß beherrscht wird durch das Offizialprinzip, da sein Gegenstand Recht und Pflicht des Staats zu strafen ist. (S. *Verhandlungsmaxime*.) Nicht aber können die Parteien durch ihre Vereinbarung das Verfahren willkürlich gestalten; Konventionalprozeß ist unstatthaft. Unter sich stehen die beiden Parteien rechtlich einander gleich. Der Richter hat vor seiner Entscheidung beide gleichmäßig zu hören. Es gilt der Grundsatz des wechselseitigen Gehörs.

Die historisch gegebenen Prozeßsysteme sind höchst verschiedenartig gestaltet, namentlich in Bezug auf das Stadium der Behauptungen und Beweise. Es können insbesondere Behauptungen und Beweise miteinander verbunden oder zwei gesonderten Prozeßabschnitten zugewiesen, es können gleichartige Rechtsbehelfe (z. B. Einreden, Beweisantretungen) gleichzeitig vorzubringen, sog. Eventualmaxime (s. d.), oder unbeschränkt bis zum Schlusse des Prozesses zulässig, es kann die Form der prozessualen Handlungen die mündliche oder die schriftliche sein u. s. w. Der jetzige deutsche C. ist ein mündliches Verfahren, hat das Prinzip der Beweisverbindung und hat die frühere gemeinrechtliche Eventualmaxime aufgegeben. (S. *Klage*, *Beweis*.)

Der Gang des Verfahrens im allgemeinen ist nach der Civilprozeßordnung für das Deutsche Reich der folgende. Das Verfahren wird eingeleitet durch die Erhebung der Klage; daran schließt sich ein vorbereitender Schriftenwechsel, vorgeschrieben für das landgerichtliche, zugelassen für das amtsgerichtliche Verfahren; der Schwerpunkt des Verfahrens liegt in der mündlichen Verhandlung; sie ist Verhandlung vor Einlassung in die Hauptsache, Verhandlung über die Voraussetzungen des Prozesses oder Verhandlung über den Streitgegenstand selber, «Verhandlung zur Hauptsache»; sie umfaßt die Behauptungen der Parteien und ihre Beweisantretungen; dazwischen erfolgt nach Bedürfnis Beweisaufnahme — sofern sie ein besonderes Verfahren erfordert, durch Beweisbeschluß angeordnet; Endurteil ergeht, wenn der Prozeß zur Endentscheidung reif ist.

Arten des C. sind der ordentliche und der summarische Prozeß; im *ordentlichen* Prozeß können die Parteien ihre Rechtsbehelfe uneingeschränkt zur Geltung bringen; im *summarischen* Prozeß dagegen sind sie zu schleuniger Beweisführung genötigt und werden also mit solchen Angriffs- und Verteidigungsmitteln nicht gehört, welche sie nicht mit Beweismitteln der geforderten Qualität unverzüglich beweisen können. Unter den Begriff des summarischen Prozesses fallen der Urkunden- und Wechselprozeß, der Arrestprozeß, das Verfahren bei einstweiligen Verfügungen. (S. die betreffenden Artikel.) Die Civilprozeßordnung für das Deutsche Reich statuiert als verschiedene Prozeßarten ferner das amtsgerichtliche und das landgerichtliche Verfahren; das landgerichtliche ist Anwaltsprozeß, das amtsgerichtliche Parteiprozeß (s. *Anwaltsprozeß*); vom landgerichtlichen unterscheidet sich das amtsgerichtliche Verfahren außerdem durch etwas vereinfachte Formen und eine ausgedehntere richterliche Prozeßleitung. Eine besondere Art des Verfahrens ist auch das Mahnverfahren (s. d.). Besondere Vorschriften gelten endlich für das Verfahren in Ehesachen.

Der frühere gemeine deutsche C., welcher das einheimische mittelalterliche Verfahren verdrängt hatte, war ausländischen Ursprungs. Er war eine Fortbildung des roman. (römisch-kanonischen) C., dessen Rezeption im 16. Jahrh. als vollendet erscheint. Dieser war im Laufe des Mittelalters auf Grund röm. und kanon. Rechtsquellen in Italien durch Doktrin und Praxis entwickelt worden. In Deutschland wurde er fortgebildet durch Gewohnheitsrecht und durch den Einfluß der Reichsgesetzgebung. In mancher Beziehung eigentümlich entwickelte sich der sächsische C.; er hat auch die Entwickelung des gemeinen C. bedeutend beeinflußt. Mißbräuchliche Praxis machte den gemeinen C. zu einem höchst langsamen, schwerfälligen Verfahren. Durch partikulare Gesetzgebungen wurde er immer mehr verdrängt. Die ältern allerdings sind im wesentlichen nur Codifikationen des gemeinen Civilprozeßrechts gewesen, die neuern sind reformatorisch. Eigentümlich ward der preußische C. gestaltet durch die Allgemeine Gerichtsordnung für die preuß. Staaten von 1793 und die Verordnungen von 1833 und 1846. In einigen deutschen Territorien galt der Code de procédure civile (von 1806), auf welchem auch die bayr. Civilprozeßordnung von 1869 beruhte. Auf gemeinrechtlicher Grundlage hatten endlich einige partikulare Civilprozeßordnungen ein zweckmäßigeres, ein freieres und rascheres mündliches Verfahren geschaffen. Unter diesen letztern ist von besonderer Bedeutung und von dem größten Einfluß auf die Civilprozeßordnung für das Deutsche Reich die hannöv. Civilprozeßordnung (von 1850) gewesen. Das Streben nach einem einheitlichen deutschen Rechte

auch auf dem Gebiete des C. führte zu dem Bundesbeschlusse von 1862, durch welchen in Hannover eine Kommission zur Beratung einer Civilprozeßordnung eingesetzt wurde; das Resultat ihrer Beratung war der sog. Hannöversche Entwurf einer allgemeinen Civilprozeßordnung für die Deutschen Bundesstaaten (Hannov. 1866), welchem die hannöv. Prozeßordnung zu Grunde liegt. In Preußen, welches, wie auch einige Kleinstaaten, sich an der hannöv. Kommission nicht beteiligt hatte, war inzwischen der Entwurf einer preuß. Civilprozeßordnung ausgearbeitet worden (Berl. 1864). Beide Entwürfe wurden nicht Gesetz. Die Verfassung des Norddeutschen Bundes bestimmte, daß der Gesetzgebung des Bundes unterliegen solle auch das gerichtliche Verfahren. Auf Grund dieser Bestimmung wurde bereits durch Bundesbeschluß von 1867 eine Kommission zur Beratung einer Civilprozeßordnung eingesetzt. Der von ihr im Anschluß an den hannöv. unter Berücksichtigung des preuß. Entwurfs beratene sog. Norddeutsche Entwurf wurde nach Begründung des Deutschen Reichs, in dessen Verfassung die erwähnte Bestimmung der Norddeutschen Bundesverfassung übergegangen war, einer gründlichen Umarbeitung unterzogen. Der 1871 erschienene Entwurf einer Deutschen Civilprozeßordnung bildet, noch mehrfach überarbeitet, die unmittelbare Grundlage der «Civilprozeßordnung für das Deutsche Reich», welche, 18. Nov. 1876 vom Reichstage fast einstimmig angenommen und nach Zustimmung des Bundesrats unterm 30. Jan. 1877 nebst dem Einführungsgesetze vom Kaiser durch Unterschrift vollzogen, 1. Okt. 1879 in Kraft getreten ist als ein Glied der sog. Reichs-Justizgesetzgebung.

Civilrecht oder bürgerliches Recht wird in verschiedenen Bedeutungen, je nach den Gegensätzen anderer Teile des Rechts, gebraucht. Bei dem Wiederbeginn einer wissenschaftlichen Behandlung des röm. Rechts und bei der Ausbreitung seiner Geltung in Europa seit dem 11. Jahrh. war das C. als Gegensatz zu dem kanonischen, statutarischen und Lehnrecht aufgefaßt, also hier ziemlich soviel als röm. Recht. Daher hießen Civilisten die Lehrer des röm. Rechts, im hauptsächlichen Gegensatz zu den Kanonisten, wie später zu den Germanisten. In neuerer Zeit, wo die ausschließliche Geltung des röm. Rechts in Europa durch vielfache Codifikationen oder sonstige legislatorische Thätigkeit beschränkt wurde, hat man den Ausdruck C. mehr und mehr für identisch mit dem bürgerlichen oder Privatrecht genommen. In diesem Sinne spricht man von Civilgesetzbüchern, z. B. den Allgemeinen bürgerlichen Gesetzbüchern in Österreich und Sachsen, dem Code civil in Frankreich u. s. w. Hier umfaßt dieser Teil des Rechts alles, was das Mein und Dein der Staatsangehörigen angeht. Im Gegensatze zum Staats- oder öffentlichen Rechte wird jedoch der Ausdruck C. gewöhnlich durch Privatrecht ersetzt. Um so häufiger ist noch die Gegenüberstellung des Strafrechts (s. d.), namentlich wenn von der Rechtspflege die Rede ist.

Die polit. Einheit des Deutschen Reichs hat auch dazu geführt, die Einheit auf dem Gebiete des bürgerlichen oder Privatrechts als ein erreichbares Ziel zu verfolgen. Durch das Reichsgesetz vom 20. Dez. 1873 ist die frühere auf einzelne Gebiete beschränkte Kompetenz der Reichsgesetzgebung auf das gesamte bürgerliche Recht ausgedehnt worden. Hierauf beschloß der Bundesrat, die Aufgabe nicht durch Einzelgesetzgebung, sondern durch eine umfassende Codifikation zu lösen. Nach Einholung eines Gutachtens seitens hervorragender Juristen wurde durch Bundesratsbeschluß vom 22. Juni 1874 eine Kommission von 11 Mitgliedern ernannt und ihr die Ausarbeitung des Entwurfs eines Civilgesetzbuchs für das Deutsche Reich übertragen. Präsident der Kommission ist der frühere Reichs-Oberhandelsgerichts-Präsident Heinr. Eduard Pape. Ihr Sitz ist in Berlin. Der Entwurf wird in fünf Abteilungen redigiert: der allgemeine Teil vom bad. Ministerialrat Gebhard, das Sachenrecht vom preuß. Kammergerichtsrat Johow, das Obligationenrecht vom württemberg. Oberlandesgerichtsvizepräsidenten von Kübel, das Familienrecht vom preuß. Appellationsgerichtsrat Planck, das Erbrecht vom bayr. Ministerialrat Schmitt. Die Fertigstellung des Entwurfs soll im J. 1883 erfolgen.

Civilstand (État civil), ein aus Frankreich herübergekommener Ausdruck, bedeutet den Inbegriff derjenigen persönlichen Verhältnisse, deren Gewißheit für den Staat sowohl als für den einzelnen von Wichtigkeit ist, wie die Geburt, die Ehe, der Tod eines Bürgers. Die Einrichtung eigener Civilstandsregister hing mit der Einführung der Civilehe und mit dem Bestreben zusammen, der Geistlichkeit Geschäfte abzunehmen, die man für weltliche ansehen muß. Nachdem die franz. Konstitution vom 14. Sept. 1791 die Ehe für einen Contrat social erklärt hatte, führte die Loi qui détermine le mode de constater l'état civil des citoyens vom 20. Sept. 1792 die Civilstandsregister ein, was beides in dem am 11. März 1803 dekretierten zweiten Teile des ersten Buchs des Code civil beibehalten wurde. Durch die Aufnahme des Code Napoléon oder wenigstens der Civilehe hat dieses System ganz oder teilweise auch anderwärts Eingang gefunden. In Betreff der speziellen Ausführung sind dann meistens die Vorschriften zum Muster genommen, welche der Code civil im zweiten Titel des ersten Buchs enthält. Seit 1. Jan. 1876 gilt für Deutschland das Reichsgesetz über die Beurkundung des Personenstandes und die Eheschließung vom 6. Febr. 1875. (S. unter Civilehe.) Nach §. 15 dieses Gesetzes beweisen die ordnungsmäßig geführten Standesregister (§§. 12—14 dieses Gesetzes) diejenigen Thatsachen, zu deren Beurkundung sie bestimmt und welche in ihnen eingetragen sind, bis der Nachweis der Fälschung, der unrichtigen Eintragung oder der Unrichtigkeit der Anzeigen und Feststellungen, auf Grund deren die Eintragung stattgefunden hat, erbracht ist. Die Veränderung oder Unterdrückung des Personenstandes (Familienstandes, état civil) eines andern bedroht §. 169 des Reichs-Strafgesetzbuchs.

Civiltrauung, s. Civilehe.

Civis (lat.), Bürger; C. academicus, akademischer Bürger, s. unter Akademisch.

Civismus (lat.), Bürgertugend, Gemeinsinn.

Cività (ital.), Stadt, s. auch Città.

Cività-Castellana, Stadt in der ital. Provinz Rom, Kreis Viterbo, unweit der Treja und am Rio Maggiore, auf einem Berge malerisch gelegen, an der Straße von Rom nach Umbrien, auf drei Seiten vom Flusse umgeben, auf der vierten von der von Papst Alexander VI. erbauten Citadelle, zählt (1881) 4251, als Gemeinde 4466 E. und ist Sitz eines Bischofs. Der Dom, seit 1210 erbaut, hat schöne Mosaiken und eine sehr merkwürdige Krypta

mit trefflichen Altarskulpturen aus dem 15. Jahrh. Die schöne Brücke mit doppelten Arkaden, welche über einen Felsenspalt führt, 50 m über dem Thalgrunde, wurde 1712 von dem Kardinal Imperiali erbaut. In der Nähe finden sich die Reste der alten Etruskerstadt Falerii (s. d.).

Cività di Chieti, s. Chieti.

Cività di Penne, Stadt in Italien, s. Penne.

Civitali (Matteo), ital. Bildhauer des Quattrocento, dessen hervorragendsten Meistern, wie Rovizzano, Desiderio da Settignano und Benedetto da Majano, er sich nähert; der Zweitgenannte wird direkt als sein Lehrmeister bezeichnet. Auch Mino da Fiesole scheint auf ihn eingewirkt zu haben. C. ist um 1435 in Lucca geboren, für welchen Ort er auch besonders thätig war. Hier gehören das Monument des Pietro da Noceto vom J. 1472, der Altar des Regolo und die Sakramentskapelle zu seinen erhabensten Werken, Skulpturen von höchstem Adel der Form und tiefempfundener Andachtsstimmung. C. starb 1501.

Civitanova-Marche, Stadt in der ital. Provinz Macerata, 27 km östlich von Macerata und 3 km vom Adriatischen Meere, zählt (1881) 1899, als Gemeinde 9539 E. Zur Commune gehört am Meere das Dorf Porto di Civitanova, etwas nördlich von der Chientimündung, an der Eisenbahn Bologna-Foggia, mit Werften und Küstenschiffahrt.

Civitanova del Sannio, Flecken in der ital. Provinz Campobasso, 17 km östlich von Isernia, am rechten Ufer des Trigno, mit 3027 E.

Civitas hieß bei den alten Römern zunächst das Bürgerrecht, d. h. der Inbegriff der Rechte eines freien Mitglieds des röm. Volks (civis) mit den entsprechenden Pflichten, im Gegensatz zu dem in Rom verweilenden Mitgliede eines fremden Volks (peregrinus) einerseits, den unfreien Angehörigen des röm. Volks (servi) andererseits. Der vollberechtigte Bürger besaß als solcher namentlich das jus commercii, conubii und suffragii, d. h. das Recht, volles Eigentum zu haben, zu erwerben und zu veräußern, beziehentlich vor den Gerichten zu vertreten, das Recht, eine vollgültige Ehe eingehen zu können, und das Stimmrecht in den Volksversammlungen, womit das aktive, das sog. jus honorum, und das passive Wahlrecht verbunden war. Dazu kam noch als ein gemeinsames Recht aller Bürger namentlich das jus provocationis, d. h. das Recht der Berufung von Erkenntnissen der Magistrate zu Leibes- und Lebensstrafen an das Volk. Doch konnte man auch Bürger sein, ohne alle die genannten Rechte zu besitzen.

Ursprünglich waren nur die Patricier (s. d.) Bürger, die Plebejer (s. d.) besaßen anfangs nur das jus commercii. Durch die Verfassung des Servius Tullius der röm. Staatsordnung einverleibt, kamen sie auch von da ab erst allmählich in den Besitz aller Rechte von Bürgern und nach Jahrhunderten erst in den vollen Besitz der polit. Rechte. Endlich gab es neben den Plebejern noch stets Bürger, welche die polit. Rechte gar nicht oder nur in beschränktem Maße besaßen. Es waren das namentlich die nicht grundbesitzenden Bürger, bis an Stelle der Schätzung nach dem Grundbesitz (nach Mommsen durch den Censor Appius Claudius) die durch das Vermögen trat, ferner die vom Censor unter die sog. aerarii Versetzten, welche nicht nach ihrem Vermögen in den Klassen, sondern nach willkürlicher Schätzung steuerten, und die Freigelassenen sowie (bis zu einem gewissen Grade) selbst die Söhne von solchen. Außerdem lieferten aber die Hauptmasse der Bürger ohne polit. Rechte diejenigen Municipien (s. d.), welchen nicht das volle, sondern das Bürgerrecht sine suffragio, d. h. ohne Stimmrecht (und damit ohne aktives und passives Wahlrecht), verliehen war. Man erwarb nämlich das Bürgerrecht durch Geburt, durch Freilassung von seiten eines röm. Bürgers oder durch Verleihung ursprünglich von seiten des Königs oder höchsten Magistrats, später der comitia tributa, zuletzt von seiten der Kaiser. Ob das Bürgerrecht ein volles oder ein begrenztes sein sollte, wurde bei der Verleihung unmittelbar ausgesprochen; durch Freilassung sowie durch Geburt von Freigelassenen wurde ein mehr oder weniger beschränktes Bürgerrecht erworben. Verloren wurde dasselbe entweder durch «capitis deminutio maxima» zusammen mit der Freiheit oder durch «capitis deminutio media», durch freiwilliges oder als Strafe auferlegtes Exil. Mit der Zeit wurde das röm. Bürgerrecht weitern Kreisen verliehen. Zuerst besaßen es nur die Patricier, dann auch die Plebejer, später erhielten es auch, abgesehen von den Kolonien röm. Bürger, welche anfangs nur in Italien, später auch in den Provinzen angelegt wurden, einzelne benachbarte Städte, hernach auch entferntere, sodann alle Italiker, hierauf einzelne wie ganze Städte in den Provinzen, endlich wurde dasselbe durch Caracalla auf alle freien Einwohner des Römischen Reichs ausgedehnt. Vgl. Zumpt, «Studia Romana» (Berl. 1859); Villatte, «De propagatione civitatis Romanae» (Bonn 1870); Lange, «Röm. Altertümer» (Bd. 1, 3. Aufl., Berl. 1876); Madvig, «Verfassung und Verwaltung des röm. Staats» (Bd. 1, Lpz. 1881).

Zweitens hieß C. aber auch die Gesamtheit der Mitglieder einer polit. Gemeinschaft, mochte diese, was namentlich bei den Griechen gewöhnlich der Fall war und auch für Rom jahrhundertelang galt, aus einer Hauptstadt mit deren Gebiet bestehen oder auch eine in einer Landschaft ohne solche Hauptstadt wohnende Völkerschaft sein. — Unter libera civitas verstand man ursprünglich einen souveränen Staat. Als aber die röm. Herrschaft sich über die ganze Alte Welt auszudehnen begann, gab es außer ganz entlegenen Reichen, wie z. B. dem Parthischen, keinen Rom gegenüber in Wahrheit souveränen Staat. Man unterschied damals: 1) Civitates foederatae. Mochte das Bündnis ein aequum foedus oder ein auf ungleiche Bedingungen geschlossenes sein, so enthielt es immer die Anerkennung der Selbständigkeit der Stadt neben Rom, war von beiden Teilen genehmigt, beschworen und durch eine Urkunde beglaubigt, in Erz gegraben, in einem Exemplar auf dem röm. Kapitol, in einem zweiten in der betreffenden Stadt aufgestellt. Aufgehoben wurde es nur im Kriegsfalle, in der Kaiserzeit zuweilen auch durch einseitige Regierungsmaßregel. Die Souveränetät der Civitates foederatae war insofern beschränkt, als ihnen eine auswärtige Politik untersagt war, sonst aber in Bezug auf Exil- und Münzrecht anerkannt. In innern Angelegenheiten waren sie von Einwirkung röm. Behörden eximiert, ihre Gerichtsbarkeit erstreckte sich, wenigstens in Civilsachen, auch auf die sich innerhalb ihrer Grenzen aufhaltenden Römer und sie waren von Steuern an Rom frei, nur den ausdrücklich festgesetzten Leistungen unterworfen. 2) Civitates sine foedere immunes

et liberae. Die rechtliche Stellung dieser beruhte meist als Gnadengeschenk auf einem Gesetze oder Senatsconsult, konnte durch ein solches also ebenso wieder aufgehoben werden, im übrigen aber besaßen sie ähnliche Befugnisse wie jene. Es wurde ihnen allerdings eine Verfassung gegeben, aber unter Anlehnung an die früher bei ihnen bestehenden Einrichtungen, soweit sich dieselben mit röm. Grundsätzen vertrugen, und auf Grund dieser Verfassung verwalteten sie ihre Kommunalangelegenheiten unabhängig von dem Statthalter, hatten namentlich eigene Gerichtsbarkeit über Bürger wie über die domizilierten Römer, eigene Finanzverwaltung, Freiheit von röm. Besatzung, Eigentum am Boden, das Recht der Erhebung von Land- und Seezöllen, doch so, daß die Römer davon freiblieben, Münz- und Exilrecht. Vgl. Kuhn, «Die städtische und bürgerliche Verfassung des Römischen Reichs» (2 Bde., Lpz. 1864—65); Marquardt (und Mommsen), «Handbuch der röm. Staatsaltertümer» (Bd. 4: «Röm. Staatsverwaltung», 2. Aufl., Lpz. 1881).

Civita Vecchia (in Malta), s. Citta-Vecchia.

Civitavecchia, Festung und Freihafen der ital. Provinz Rom, liegt in ungesunder, kahler und öder Gegend an der Küste des Toscanischen Meers und an der Bahn Florenz-Livorno-Rom, 71 km im Nordwesten von Rom. Der Hafen, zugleich Kriegs- und Handelshafen, 5—6 m tief und 87 ha groß, ward durch Trajan von zwei halbkreisförmigen Molen hergestellt, 170 und 250 m lang, während ein dritter, der ihnen gegenüberliegt, zwei Hafeneingänge bildet, die mit Leuchttürmen versehen sind. Der Plan der Citadelle rührt von Michel Angelo her, der der Bastionen und Mauern von A. San-Gallo und der des Arsenals von Bernini. Die Stadt ist Sitz eines Bischofs, hat ein Theater, einen Bagno für 1200 Sträflinge, ansehnliche Schiffswerfte und Magazine. Die Zahl der Einwohner beläuft sich (1881) auf 11 980, welche sich hauptsächlich mit Handel beschäftigen. Die Dampfschiffe, welche regelmäßig von Marseille und Livorno nach Neapel fahren, legen hier an. Trinkwasser erhält die Stadt durch eine schöne, 29 km lange Wasserleitung. — C. hieß zu den Zeiten der röm. Republik Centumcellae, nach den vielen kleinen Bassins für Barken, die einen Hundertzellenhafen bildeten; später zu Ehren Trajans, der die Stadt vergrößert und zum Teil neu aufgebaut hatte, auch Portus-Trajani. Unter Justinian war C. ein Zankapfel zwischen Griechen und Goten; von Totilas genommen, ward es 553 von Narses wiedererobert. Oft geplündert und zerstört, erhob es sich stets aus den Trümmern; 828 zerstörten es die Sarazenen, 854 wurde es wieder aufgebaut. Von Urban VIII. befestigt, erhielt es durch Innocenz XII. 1696 die Rechte eines Freihafens. C. wurde 26. April 1849 von den Franzosen besetzt. Nach Abzug der franz. Occupationstruppen (seit 30. Juli 1870) ward die Festung von Truppen des Papstes besetzt; dieselbe öffnete 16. Sept. 1870 dem ital. General Bixio die Thore.

Civitella del Tronto, Stadt in der ital. Provinz und im Bezirk Teramo, 17 km im N. von diesem Orte, auf steilem Fels hoch über dem rechten Ufer des zum Meere gehenden Salinello, 8 km südlich vom Tronto, zählt (1881) 800, als Gemeinde 7706 E. Die Citadelle der Stadt hielt sich nach Eroberung Neapels durch Garibaldi noch längere Zeit, bis sie sich 20. März 1861 den Italienern ergab.

Civray oder Sivrai, Stadt im franz. Depart. Vienne, Arrondissementshauptort, am rechten Ufer der Charente, in 144 m Höhe, an der Eisenbahn Paris-Bordeaux, hat eine Unterpräfektur, ein Tribunal erster Instanz und ein Kommunal-Collège und zählt (1876) 2279 E., welche Wollstoff fertigen und mit Korn und berühmten Kastanien handeln. Die Kirche St.-Nicolas, mit merkwürdigen Skulpturen außen und interessanten Gemälden aus dem 16. Jahrh. im Innern, stammt aus dem 12. Jahrh. Ursprünglich hieß der Ort Severiacum; er gehörte eine Zeit lang der Familie Brienne, dann der Luise von Savoyen und wurde 1373 von Du Guesclin genommen. In der Umgegend finden sich kelt. Dolmen und Grotten.

C. l., Abkürzung für Citato loco (s. d.).

Cl, chem. Zeichen oder Symbol für Chlor.

Clabaud (frz.), kläffender Jagdhund; Clabaudage oder Clabauderie, Gekläff, Kläfferei; Clabaudeur, Kläffer, Schreier; clabaudieren, kläffen, lärmen. Vgl. Klabautermann.

Clackmannan, die kleinste Grafschaft in Südschottland von nur 129 qkm mit (1881) 25 677 E., liegt zwischen dem Forth und der Grafschaft Perth und hat einen fruchtbaren und weidereichen Boden, der von den Flüssen Forth und dem von O. nach W. hindurchfließenden Devon bewässert wird. Das Thal des Devon ist berühmt wegen seiner romantischen Schönheiten und der zahlreichen Wasserfälle, namentlich des Caldron-Linn, etwa 15 km oberhalb des Dorfes Dollar. Im Norden des letztern Flusses zieht sich die Ochillkette hin, mit dem höchsten Punkte Ben-Cleugh von 719 m Höhe. 59 Proz. des Areals sind angebaut und die Abhänge der Berge haben gute Weiden. Ackerbau und Viehzucht bilden die Haupterwerbsquellen; auch ist die Wollfabrikation und der Ertrag der Steinbrüche, Kohlengruben und Eisenwerke erwähnenswert.

Die Hauptstadt Clackmannan, in einer reizenden Gegend, ist eine einzige ungepflasterte Straße und hat 4425 E., die Kohlen- und Eisenbergbau sowie Handel mit Steinkohlen treiben, welche in der Nähe gegraben und im Hafen Clackmann-Pow verschifft werden, auch wollene Shawls und Tartans fabrizieren. Auf dem Gipfel eines Hügels in der Nähe erhebt sich ein 24 m hoher Turm (Clackmannan Tower), in welchem man früher Schwert und Helm Robert Bruces verwahrte. In der Grafschaft C. liegen ferner die großen Eisenwerke Devon-Iron-Works, die vom König David gestiftete Abtei Cambuskennet und das romantische Thal von Tillycoultry. Außerdem ist die Hafenstadt Alloa (s. d.) zu erwähnen, die größte der Grafschaft.

Cladel (Léon), franz. Romanschriftsteller, geb. 13. März 1835 zu Montauban, studierte in Toulouse die Rechte, war dann in Paris bei einem Sachwalter thätig, widmete sich aber bald ausschließlich litterarischer Thätigkeit. Sein erster Roman «Les martyrs ridicules» (1862) spielt in den untern Kreisen des pariser Litteratenlebens. In der Mehrzahl seiner fernern Novellen und Romane schildert er die Natur und die Sitten seiner Heimat. C. ist ein Vertreter der realistischen Schule; sein Stil ist lebendig, wenn auch etwas rauh und eckig. Sein Roman «Pierre Patient», welchen die in Frankfurt erscheinende «Europe» veröffentlichte, zog diesem Blatte das Verbot in Frankreich zu. Die im «Événement» publizierte Novelle «Une maudite» (1876) zog C. wegen ihres anstößigen Inhalts eine

Haft von vier Wochen zu. Von seinen Werken sind außerdem hervorzuheben: «Le Bouscassiè» (1869), «La fête votive de Saint-Bartholomée Porte-Glaive»(1872), «Les Va-Nu-Pieds»(1873; 2. Aufl. 1881), «L'Homme de la Croix-aux-Bœufs»(1878), «Petits Cahiers», «Ompdrailles le Tombeau-des-Lutteurs», «Bonshommes» (1879), «Par-Devant Notaire», «Six morceaux de littérature», «Crête-Rouge» (1880) u. s. w.

Cladium *P. Br.*, Pflanzengattung aus der Familie der Cyperaceen. Die Arten derselben sind hohe grasartige Gewächse, vorzugsweise in Australien einheimisch; nur eine Art findet sich in Europa und Amerika, es ist dies C. Mariscus *R. Br.* Sie hat breit-linealische Blätter, die an einem stielrunden hohlen Stengel sitzen, die Blüten stehen in end- und achselständigen Spirren; sie wächst in Seen und zwar befindet sich der kriechende Wurzelstock gewöhnlich in einer Tiefe von $\frac{1}{2}$—1 m. In den Seen Norddeutschlands kommt diese Pflanze häufig vor und bildet oft große Inseln; die einzelnen Stengel ragen oft bis 1 m über der Wasserfläche empor. Man benutzt die Stengel im trockenen Zustande bisweilen als Material zum Dachdecken.

Cladōnia, Astflechte, nannte Hoffmann eine Gattung von Strauchflechten mit krustenförmigem Lager und ästigen, hohlen, inwendig vollkommen kahlen Stengeln (Fruchtstielen), deren oberste Verzweigungen die kleinen, köpfchenförmigen, meist braun-, seltener rotgefärbten Früchte tragen. Die bekannteste der sehr zahlreichen Arten dieser Flechtengattung ist das sog. Renntiermoos, auch Renntierflechte und Hungermoos genannt (C. rangiferina *Hoffm.*), welches in fast ganz Europa, namentlich aber im nördlichen, auf trockenem Heideboden häufig wächst, im Norden weite Strecken für sich allein überzieht und dort das Hauptnahrungsmittel der Renntiere bildet. Es wird bis 13 cm hoch, ist in trockenem Zustande hell weißgrau und zerbrechlich, im feuchten grünlich- oder bräunlichweiß, weich und biegsam und enthält gleich dem Isländischen Moos viel Stärkemehl, weshalb dasselbe ebenfalls von den Bewohnern der arktischen Zone (z. B. in Lapp- und Finland) in Jahren der Teuerung zur Brotbereitung benutzt wird. In neuerer Zeit verwendet man die Renntierflechte in Schweden zur Alkoholbereitung, da sich die Cellulose derselben durch Behandlung mit verdünnten Säuren leicht in Zucker überführen läßt.

Cladosporium nennt man in der Botanik eine Anzahl von Pilzformen, die aus einem dunkelgefärbten Mycelium bestehen, das von einzelnen Fäden kettenförmig längliche, mit mehrern Querscheidewänden versehene ebenfalls dunkelgefärbte Sporen abschnürt. Es sind solche Mycelien die Conidienzustände gewisser Pilzformen, die zu den Gattungen Pleospora und Fumago gehören. (S. die betreffenden Artikel und vgl. Rußtau.)

Claim (engl.), Anspruch, Reklamation.

Clain, Fluß im franz. Depart. Vienne, entspringt im NW. von Confolens (Depart. Charente) und fließt nach einem Lauf von 125 km bei Port-de-Senon in die Vienne.

Clairac, Stadt im franz. Depart. Lot-et-Garonne, Arrondissement Marmande, 25 km im SO. von diesem Orte, am rechten Ufer des Lot, eine sehr reiche Stadt in fruchtbarer Umgegend, zählt (1876) 2388, als Gemeinde 4156 E., welche Hutmachereien und Gerbereien unterhalten, Pflaumenhandel treiben und geschätzten Wein (Vins pourris) bauen. Der Ort bildete sich im 8. Jahrh. um eine Abtei und ward seit 1527 die Wiege des Protestantismus in der Guyenne.

Clairault (Alexis Claude), franz. Mathematiker, geb. 13. Mai 1713 zu Paris, wurde mit 18 Jahren auf Grund seiner Schrift «Recherches sur les courbes à double courbure» (Par. 1731) Mitglied der Akademie. Mit Maupertuis nahm er 1736 die Meridianmessung in Lappland vor; ferner berechnete er die Bahn des Kometen von 1758 und erwarb sich namentlich Verdienste um die Theorie des Mondes. Er starb zu Paris, wo er als Privatgelehrter gelebt, 17. Mai 1765. Unter seinen Schriften sind noch hervorzuheben: «Théorie de la figure de la terre» (Par. 1743), «Théorie de la lune» (Par. 1752) und «Recherches sur les comètes des années 1531 etc.» (Par. 1760).

Clairet, blaßroter Wein, s. unter Claret.

Clairette (frz.), leichter südfranz. Weißwein, s. unter Claret.

Clairfayt, österr. General, s. unter Clerfayt.

Clairobscur (ital. chiaroscuro) oder Helldunkel nennt man in der Malerei und der vervielfältigenden Kunst ein beabsichtigtes Zusammenwirken von Licht und Schatten im Bilde, wodurch an den Grenzen ihres Überganges ein reizvolles Spiel der Kontraste hervorgerufen wird. Man kann daher vom C. in einzelnen Partien des Gemäldes sprechen, es kann aber auch die ganze Komposition in diesen gedämpften, zwielichtartigen Ton der Beleuchtung gesetzt sein, welcher dem Dargestellten eine magische Wirkung verleiht. Das Helldunkel, das der Lichtwirkung in der Natur seine Gesetze abzulauschen strebt, haucht einem Bilde erst das rechte Leben ein; es gibt der Darstellung im einzelnen Rundung und Freiheit, im ganzen Ordnung und Zusammenhang. Schon in der altdeutschen Schule sind einige Meister (z. B. Baldung Grien) dem Reizvollen dieser Darstellungsweise auf die Spur gekommen, zum ersten male großartig wurde sie von Rafael in seiner Befreiung des heil. Petrus zur Geltung gebracht. Als die größten Meister in der Anwendung desselben sind Correggio und Rembrandt zu nennen. Wegen der Bestrebung nach malerischer Wirkung wird auch der Holzschnitt mit mehrern Tonplatten zum Übereinanderdrucken C. genannt. Die frühesten Proben dieser Gattung sind die beiden Blätter von Lukas Cranach, die den heil. Christoph und Venus mit Amor vorstellen und die Jahreszahl 1506 haben. In Italien wurde diese Art Holzschnitt im 16. Jahrh. vorzüglich von Hugo da Carpi, Antonio da Trento, Andrea Andreani u. a. geübt. Unter den Niederländern zeichnete sich Abraham Bloemaert aus. Er radierte, um freie Büstenzeichnungen nachzuahmen, die Umrisse in Kupfer und schnitt die Schatten in eine oder zwei Holztafeln.

Clairon, berühmte franz. Schauspielerin, hieß eigentlich Claire Josephe Hippolyte Legris de la Tude und war 1723 unweit Condé in Flandern geboren, kam jedoch frühzeitig nach Paris, wo sie schon in ihrem 13. Jahre auf dem ital. Theater auftrat. Da sie aber hier keinen Erfolg hatte, ging sie in die Provinz und versuchte sich in Rouen und andern Städten auch als Tänzerin und Sängerin, bis sie im März 1743 ein Engagement bei der pariser Oper erlangte. Im September desselben Jahres wurde sie an dem Théâtre français angestellt. Als

sie hier zum erstenmal (19. Sept.) als Phädra auftrat, feierte sie einen vollständigen Triumph. Zwar fand die Schauspielerin Dumesnil, in deren Rollenfach sie wetteifernd eintrat, noch fortwährend Auszeichnung; doch trug Voltaires Lob vor allem dazu bei, daß der Name C.s bald jeden ihrer Vorgängerinnen verdunkelte. Sie war 22 Jahre lang der Liebling des Publikums gewesen, als ihre Weigerung, mit einem anrüchigen Schauspieler Namens Dubois aufzutreten, sie nebst Lekain und andern ihrer bisherigen Kollegen plötzlich im April 1765 ins Gefängnis brachte. C. erlangte zwar bald die Freiheit zurück, gab aber nun ihre Künstlerlaufbahn für immer auf. Noch im Alter von 50 J. ging sie eine Liaison mit dem 12 Jahre jüngern Markgrafen von Ansbach ein, dem sie auch an dessen Hof nach Ansbach folgte. Erst 1791 kehrte sie wieder nach Paris zurück und starb daselbst 18. Jan. 1803. Sie veröffentlichte «Mémoires d'Hippolyte C. et réflexions sur la déclamation théâtrale» (Par. 1799; neue Aufl., mit Biographie von Andrieux, 1822; neue Ausg. 1847).

Clairv., Abkürzung bei zool. Namen für J. de Clairville, Entomolog im Anfang des 19. Jahrh.

Clairvaux, Dorf im franz. Depart. Aube, im Arrondissement und 17 km im SO. von Bar-sur-Aube am linken Ufer der Aube und an der Französischen Ostbahn, mit 1950 E., ist bekannt durch seine alte, ehemals hochberühmte Cistercienserabtei, gestiftet vom heil. Bernhard (s. d.), der hier, nachdem er ihr seit 1115 als erster Abt vorgestanden, in der Kirche sein Begräbnis fand. Er nannte die Gründung in dem öden, dicht bewaldeten und versumpften, daher ungesunden Aube-Thale Absynth-Thal; nachdem die Mönche dasselbe durch Kultur des Bodens gesund gemacht hatten, wurde es Clara vallis genannt. Die alte Besitzung von 2 km Umfang barg bis 700 Mönche. Der sehr geräumige Keller ist vollkommen erhalten. Später entstand neben dem alten ein neues prächtiges Kloster mit einer Kirche, die als Meisterstück der Baukunst galt. Die alten Mauern haben fast 2 km Länge. Die Abtei, welche zuletzt 120000 Livres Einkünfte hatte, ging in der ersten Revolution ein, und ihre weitläufigen Gebäude werden seitdem als Centralzucht- und Arbeitshaus benutzt, in welchem durchschnittlich 1500 Männer und 500 junge Gefangene beschäftigt werden. Das Dorf, welches sich daneben gebildet, nährt sich vom Ackerbau und durch die Forsten.

Clairville (Louis François), eigentlich **Nicolaie**, franz. Dramatiker, geb. 28. Jan. 1811 zu Lyon, schrieb mehr als 220 Possen und Operettenlibrettos, die durch ihren gefälligen und witzigen Stil, ihre scharf pointierten Couplets und ihre schlüpfrigen Zweideutigkeiten auf das pariser Publikum eine große Anziehungskraft ausüben. Zu denselben gehören: «Margot» (1837), «Les Hures graves» (1843), eine Parodie auf Victor Hugos «Bourgraves», «Satan ou le diable à Paris» (1844), «Ceutil Bernard» (1846), «Roger Bontemps», «La poule aux œufs d'or» und «La propriété c'est le vol» (1848), «L'exposition des produits de la République» und «Les représentants en vacances» (1849), «Les tentations d'Antoinette» (1850), «Les coulisses de la vie» (1852), «Les trois gamins» (1854), «Le cotillon» (1862), «Les Parisiens à Londres» (1866), «Quinze heures de fiacre» (1867). Auch schrieb C. die Textbücher zu Offenbachs «Daphnis et Chloé», Lecoqs «Fille de Madame Angot» ꝛc. Er starb 7. Febr. 1879 in Paris.

Clairvoyance, s. Somnambulismus.

Claix, Flecken im franz. Depart. Isère, Arrondissement Grenoble, 8 km nördlich von Vif, nahe am linken Ufer des Drac, mit 1740 E. Über den Drac führt eine 1611 von Lesdiguières gebaute schöne Brücke von einem Bogen, der 46 m Spannung und 16 m Höhe hat; daneben ist eine neue gebaut von 52 m Spannung, das größte Bauwerk dieser Art in Frankreich. Der Ort hat Eisenwerke, Papier-, Ziegel- und Cementfabrikation.

Clajus (Joh.), der Ältere, eigentlich **Klai**, geb. 24. Juni 1535 zu Herzberg in Kursachsen, besuchte die Fürstenschule Grimma und die Universität Leipzig, war von 1560 bis 1568 an der Schule zu Goldberg in Schlesien als Lehrer der Ton- und Dichtkunst und des Griechischen angestellt, dann kurze Zeit Rektor zu Frankenstein in Schlesien, studierte hierauf in Wittenberg Theologie, wurde 1570 als Rektor nach Nordhausen und 1573 als Prediger nach Bendeleben bei Weißensee in Thüringen berufen, wo er 11. April 1592 starb. Unter seinen zahlreichen Schriften befinden sich acht Bücher deutscher und sechs Bücher lat. Gedichte, eine Ausgabe von Luthers Kleinem Katechismus in deutscher, lat., griech. und hebr. Sprache, und besonders eine «Grammatica Germanicae linguae» (Lpz. 1578), eine der frühesten Arbeiten auf diesem Gebiete, an welcher C. zwanzig Jahre lang mit hingebendem Fleiße thätig gewesen war. C. wendet darin die Formen der lat. Grammatik auf die deutsche Sprache an. Vgl. Perschmann, «Johann C.' des Ältern Leben und Schriften» (Nordh. 1874).

Johann C., der Jüngere, geb. 1616 zu Meißen, wurde in Wittenberg als Student der Theologie zum Dichter gekrönt und ging 1644 nach Nürnberg, wo er 1647 Lehrer an der Schule zu St. Sebaldus wurde. Seit 1650 Prediger in Kitzingen, starb er daselbst 1656. C. war neben Birken und Harsdörfer eins der Häupter der Nürnberger Dichterschule. Gemeinschaftlich mit letzterm gründete er die unter dem Namen Pegnitzorden (s. d.) bekannte Dichtergesellschaft und verfaßte das «Pegnesische Schäfergedicht» (Nürnb. 1644). Von seinen geistlichen Liedern haben sich einige bis auf neuere Zeit herab in Gesangbüchern erhalten. Besonders bemerkenswert sind seine sog. «geistlichen Trauer- und Freudenspiele», wie «Die Auferstehung Jesu Christi» und «Die Höllen- und Himmelfahrt Jesu Christi nebst darauf erfolgter sichtbarer Ausgießung des Heiligen Geistes», «Herodes der Kindermörder», «Der leidende Christus», «Engel- und Drachenstreit», «Freudengedicht der seligmachenden Geburt Jesu Christi» u. s. w. Eine Auswahl der Gedichte des C. findet sich in W. Müllers «Bibliothek deutscher Dichter» (Bd. 9, Lpz. 1826).

Clam (lat.), heimlich; C., **vi aut precario**, heimlich, gewaltsam oder bittweise (jurist. Formel).

Clam, die amerik. Venusmuschel, welche den Indianern als Geld und Schmuck dient.

Clam, ein gräfl., in Böhmen und Oberösterreich begütertes Geschlecht, hieß früher Perger von Höchenperg, nach der Stammburg Höchenperg in Kärnten, von wo es jedoch im 14. Jahrh. vertrieben wurde. Christoph Perger kaufte 1524 die Burg und Herrschaft C. nahe bei Grein an der Donau (im österr. Untermühlviertel), die seitdem auch bei dem Hause, das sich danach benannte, verblieben ist. Das Geschlecht wurde 1655 in den Reichsfreiherrenstand, 1759 in den erbländischen österr. Grafenstand

erhoben und blüht gegenwärtig in zwei Hauptlinien, C.-Martinicz und C.-Gallas.

Ahnherr der Grafen von C.-Martinicz ist Johann Gottlieb von C., dessen Sohn, Graf Karl von C. (geb. 1759, gest. 26. Sept. 1826), infolge seiner Vermählung mit der Erbtochter des gräfl. Geschlechts Martinicz 2. Nov. 1792 Namen und Wappen desselben annahm. Der ältere Sohn des Grafen Karl war Graf Karl Joseph Nepomuk Gabriel von C.-Martinicz, geb. 23. Mai 1792 in Prag. Derselbe studierte die Rechte und trat 1809 in das Freikorps des Grafen Kinsky ein. Er war in den Feldzügen von 1812—14 dem Fürsten Schwarzenberg als Flügeladjutant zugeteilt und begleitete später Napoleon mit Koller nach Elba. Sodann wurde er zu den Verhandlungen des Wiener Kongresses gezogen und erwarb sich bei diplomatischen Sendungen nach Petersburg die Gunst des Kaisers Alexander, sowie später die des Kaisers Nikolaus. Im J. 1830 zum Generalmajor und Hofkriegsrat ernannt, erhielt er 1831 wichtige polit. Sendungen nach Mailand, Olmütz und andern Orten, später an den preuß. Hof, wo er mit Erfolg die Metternichsche Reaktionspolitik gegen die Freiheitsregungen in Deutschland zu befestigen wußte. Kaiser Ferdinand ernannte ihn 1835 zum Generaladjutanten, 1836 zum Geheimrat und Chef der Militärsektion im höchsten Staatsrate, 1837 zum Feldmarschalllieutenant mit Beibehaltung der Dienstleistungen um die Person des Kaisers und im Staatsrate. C. war ein schroffer Gegner des Konstitutionalismus und strebte die Wiederherstellung der aristokratischen Vorrechte an. Er starb 29. Jan. 1840. Von seinen beiden Söhnen ist der ältere, Heinrich Jaroslaw, Graf von C.-Martinicz, Führer der böhm. Feudalpartei. Er wurde 15. Juni 1826 zu St. Georgen in Ungarn geboren, studierte die Rechte und begann 1848 unter dem Grafen Stadion seine amtliche Laufbahn, ward 1853 Statthaltereirat in Ofen, 1856 Landespräsident in Westgalizien, trat aber 1859 aus dem Staatsdienste und wurde 1860 in den «verstärkten» Reichsrat berufen, an dessen Arbeiten er einen hervorragenden Anteil nahm. Er war Berichterstatter der Majorität, und seine Anschauungen über die Reorganisierung der Monarchie gingen in das Oktoberdiplom von 1860 über. Dem Oktoberdiplom folgten jedoch das Ministerium Schmerling und das Februarpatent von 1861, wodurch sich der Graf in die Opposition gedrängt sah und nun im Abgeordnetenhause des nunmehrigen Reichsrats einer der Führer der feudalen Partei wurde. Eine persönliche Angelegenheit veranlaßte ihn 1862 aus dem Reichsrat auszutreten und seine polit. Thätigkeit auf den böhm. Landtag zu beschränken. Seither war er einer der Führer der slawisch-feudalklerikalen Partei und einer der Urheber der «Abstinenz»-Politik der Czechen, welche diese erst 1879 aufgaben. In den Landtag und Reichsrat zurückgekehrt, wurde C. wieder an die Spitze der Partei gestellt und fungierte seitdem als Generalreferent des Budgets. — Sein jüngerer Bruder Richard, geb. 12. März 1832, diente in der Armee bis 1865, nahm dann seinen Abschied und zog sich auf sein Gut zurück. Im J. 1879 wurde auch er vom böhm. Großgrundbesitze in den Reichsrat entsendet.

Die jüngere der beiden blühenden Hauptlinien, die Linie C.-Gallas, wurde vom Grafen C., einem Bruder des Ahnherrn der Grafen C.-Martinicz, begründet. Sein Sohn, Graf Christian Philipp von C., welchem 1757 die umfangreichen Besitzungen des letzten Grafen von Gallas zufielen, nahm den Namen C.-Gallas an. Er hinterließ das Erbe seinem Sohne, dem Grafen Christian Christoph von C.-Gallas, geb. 1. Sept. 1771, der als k. k. Geheimrat und Oberst-Erblandmarschall des Königreichs Böhmen 21. Aug. 1838 starb. Dessen Sohn ist Graf Eduard von Clam-Gallas (s. d.).

Clam-Gallas (Eduard, Graf von), österr. General, der einzige Sohn des Grafen Christian Christoph von C., geb. zu Prag 14. März 1805, trat 1823 in die österr. Armee und war 1846 bereits Generalmajor. Im Kriege von 1848 führte er in Italien eine Brigade mit Auszeichnung bei Sta.-Lucia, Montanara und Vicenza; nach der Schlacht von Novara als Feldmarschalllieutenant zur ungar. Armee versetzt, befehligte er das siebenbürg. Armeekorps, mit welchem er die Verbindung mit den Russen unter Lüders herstellte und den ungar. General Bem bei Sepsi, St. György und Kason-Ujfalu schlug. Bei der Reorganisation der Armee erhielt er das 1. Armeekorps in Böhmen, wo er bis 1866 als Landeskommandierender blieb. Im J. 1859 kämpfte C. an der Spitze seines Korps bei Magenta und Solferino auf dem rechten Flügel der Armee und wurde nach dem Frieden zum General der Kavallerie befördert, sowie 1861 zum lebenslänglichen Mitgliede des Herrenhauses ernannt. Im Kriege von 1866 erhielt er von dem Oberfeldherrn Benedek Auftrag, mit seinem Korps die sächs.-schles. Grenze zu decken. Hier stieß die sächs. Armee unter dem Kronprinzen Albert zu ihm. Nach den unglücklichen Gefechten bei Hünerwasser und Podol, bei Münchengrätz und Gitschin wurde C. seines Kommandos enthoben und in kriegsgerichtliche Untersuchung gezogen, jedoch freigesprochen; auch hat er sich selbst in einer scharf gehaltenen Veröffentlichung verteidigt. Durch Erlaß vom 23. Okt. 1866 wurde C. auf seine Bitte verabschiedet. Er ist als Eigentümer der einstmaligen Wallensteinschen Herrschaft Friedland und Reichenberg einer der reichsten Großgrundbesitzer in Böhmen. Seine Gemahlin Clothilde, geb. Gräfin von Dietrichstein und vermählt 28. April 1850, ist Erbherrin der vormals fürstl. Dietrichsteinschen Herrschaften. C. zählt zu dem konservativen, deutschen und verfassungstreuen Adel.

Clamart, Dorf südlich von den pariser Forts Issy und Vanves, diese überhöhend auf dem von Sceaux nach Sèvres streichenden Höhenzuge gelegen, mit (1876) 3640 E., wurde während der Einschließung von Paris 1870/71 häufig genannt. Gleich bei Beginn der Einschließung 19. Sept. 1870 von den Deutschen besetzt, wurden auf den Höhen von C. die zur Beschießung der westl. Forts der Südfront und des südwestl. Teils der Stadt bestimmten Belagerungsbatterien erbaut, welche der Verteidigung so lästig wurden, daß dieselbe zweimal (13. Okt. 1870 und 10. Jan. 1871) größere Ausfälle gegen die deutschen Einschließungslinien bei C. unternahm, allerdings ohne Erfolg. Jetzt liegen die Höhen von C. innerhalb des neuen Fortsgürtels der pariser Befestigung.

Clamecy, Stadt im franz. Depart. Nièvre, Arrondissements- und Kantonshauptstadt, am Abhange des 275 m hohen Bergs Beaumont, in 146 m Höhe und 73 km im NO. von Nevers, an der Mündung des Beuvron in die Yonne, am Kanal von

Nivernais und an der Eisenbahn Auxerre-Nevers, die hier nach Cercy-la-Tour abzweigt, ist ein alter, schlecht gebauter Ort, mit steilen, gewundenen Gassen, Sitz einer Unterpräfektur, eines Tribunals erster Instanz und eines Handelstribunals, hat eine schöne Kirche und eine Bibliothek und zählt (1876) 4663, als Gemeinde 5432 E., welche Papier und Leder fabrizieren und Handel mit Holz und Kohlen treiben. In der Vorstadt Pantenor, jetzt Bethlehem genannt, gab es vor der Revolution ein 1222 von Wilhelm IV., Grafen von Nevers, nach der Rückkehr von seinem Kreuzzuge gegründetes Bistum in partibus. Der Bischof in partibus residiert jetzt in der Abtei St.-Maurice-d'Agaune im Valois, und die Kirche dient nicht mehr dem Kultus; sie ist ein interessantes Bauwerk aus dem 13. Jahrh.

Clamor (lat.), Geschrei; C. bellicus, Kriegsgeschrei.

Clan (kelt.) bedeutet eigentlich Kinder, Nachkommen, Familie, in den schottischen Hochlanden soviel wie Stamm. Die Mitglieder eines C. glaubten von demselben Ahnherrn abzustammen wie ihr Häuptling, dessen Gewalt über sie daher eher patriarchalischer als obrigkeitlicher Art war. Indem sie den Häuptling als den Ältesten der Familie betrachteten, dienten sie ihm nicht nur mit der Treue von Lehnsmännern, sondern auch mit der Liebe von Blutsverwandten. Nach der Rebellion von 1745 wurde die Clanverfassung von der engl. Regierung aufgehoben, und es ist jetzt wenig mehr von diesem Verhältnis übriggeblieben. Berühmte C. waren die der Campbells, Camerons, M'Donalds, M'Kenzies, M'Intoshs, M'Gregors. Vgl. Johnston und Robertson, «The historical geography of the Clans of Scotland» (Lond. 1872).

Clandestinus (lat.), heimlich, versteckt; clandestina possessio, Besitz durch heimliche Anmaßung; clandestina sponsalia, heimliches Eheversprechen u. s. w.

Clanship (engl.), von Clan (s. d.), soviel wie Kastengeist oder esprit de corps in tadelndem Sinne.

Clanwilliam, Distrikt in der Nordwestprovinz der brit. Kapkolonie, zählt (1875) auf 14177 qkm 8785 E., worunter 3018 Weiße. Der Hauptort C., am Olifant-River, zählt 746 E.

Clapperton (Hugh), brit. Afrikareisender, geb. 1788 zu Annan in der schott. Grafschaft Dumfries, kam, 13 J. alt, auf ein Handelsschiff, mit welchem er mehrere Reisen von Liverpool nach Nordamerika machte, nahm dann Dienste auf der königl. Flotte und wurde 1806 zum Seekadett befördert. Er machte eine Fahrt nach Ostindien und ging auf dem Linienschiff Asia unter Admiral Cochrane im Febr. 1814 nach Nordamerika. Bald nachher kam er auf die Flotte, die auf den canadischen Seen gegen die Vereinigten Staaten errichtet war, stieg zum Lieutenant empor und erhielt das Kommando eines Schoners auf dem Eriesee. Er kehrte 1817 nach England zurück und lernte in Edinburgh Oudney kennen, der im Auftrage der Afrikanischen Gesellschaft nach Afrika gehen sollte. Er wirkte sich die Erlaubnis aus, denselben begleiten zu dürfen, und beiden schloß sich Lieutenant Denham an. Nach kurzem Aufenthalt in Tripolis brachen die Reisenden im Febr. 1822 nach Bornu auf, wo Denham sich von seinen Gefährten trennte, um Bagirmi und Mandara (Adamaua) zu bereisen. C. untersuchte mit Oudney den See Tschad und drang, nachdem sein Begleiter unterwegs gestorben, westlich bis Sokoto vor. Da es ihm aber nicht gestattet wurde, seine Reise weiter westlich fortzusetzen, trat er den Rückweg an und kam wieder mit Denham zusammen, mit dem er 1825 nach England zurückkehrte. Das Ergebnis ihrer Reise war für die Kunde Afrikas von großem Wert; aber die Lösung des großen geogr. Rätsels über den Lauf des Niger erschien wenig gefördert. C. wurde zum Kapitän ernannt, und der Minister Lord Bathurst gab ihm den Auftrag, eine neue Reise nach der Bucht von Benin zu unternehmen, um von dort nach Sokoto und Bornu vorzudringen und den Lauf des Niger zu erforschen. C. verließ England im Aug. 1825 in Gesellschaft des Kapitäns Pearce und der Ärzte Dickson und Morrison. Seine Begleiter, die nach der Landung auf der afrik. Küste sich von ihm trennten, um andern Richtungen zu folgen, fanden ihren Tod; C. aber kam in Begleitung seines treuen Dieners Richard Lander nach Sokoto. Doch fand er den Sultan Bello nicht geneigt, ihm die Reise nach Bornu zu erlauben. Die getäuschte Hoffnung und die Beschwerden der Reise griffen seine Gesundheit so an, daß er erkrankte und 13. April 1827 unweit Sokoto starb. C. war der erste Europäer, der von der Bucht Benin aus weit ins Innere Afrikas vordrang und den Lauf des Niger durch eine große Landstrecke verfolgte. Ohne wissenschaftliche Bildung, aber ein verständiger und unbefangener Beobachter, hat er die Erdkunde bedeutend erweitert. Die Berichte über seine erste (Lond. 1826) und zweite Reise (Lond. 1829; deutsch, Weim. 1830) gab Barrow heraus. Ergänzungen zur letztern enthalten Landers «Records of C.'s last expedition to Africa» (2 Bde., Lond. 1829—30).

Claque (von claquer, klatschen), franz. Coulissenausdruck für eine Truppe von Klatschern, Claqueurs, die dafür bezahlt werden, Dramatiker oder Schauspieler und manchmal beide zugleich zu applaudieren. Die C. bestand anfangs nur aus solchen, die freien Eintritt hatten und sich dafür verpflichtet hielten, jede Kraftstelle, wenn sie auch noch so abgeschmackt war, zu beklatschen. Im J. 1820 wurde dieses Unwesen zuerst in Paris von einem gewissen Sauton systematisch organisiert und unter dem Titel Assurance des succès dramatiques zu einem sehr einträglichen Gewerbe gemacht. In Paris nennt man die Claqueurs nach ihrem gewöhnlichen Platze unter dem Kronleuchter «Kronleuchter-Ritter» (chevaliers du lustre), und unterscheidet Tapageurs, die eigentlichen Klatscher, Connaisseurs, die beifällige Bemerkungen abgeben, Rieurs, die zum Lachen, Pleureurs, die zum Weinen animieren, Bisseurs, Dacaporufer, Chatouilleurs, die vor der Vorstellung und in den Zwischenakten Stimmung machen, und Chauffeurs, die in Cafés und auf der Straße wirken. Auch in England und Deutschland hat das Unwesen der C. Wurzel gefaßt und wuchert, von Schauspielern und Theatervorständen benutzt, fort zur Verfälschung des öffentlichen Urteils und Verderbnis der dramatischen Kunst.

Clara, Heilige, Stifterin des Ordens der Clarissinnen (s. d.).

Clara voce (lat.), mit heller, lauter Stimme.

Clare, Grafschaft in der irländ. Provinz Munster, mit 3350,65 qkm und (1881) 141210 E. (gegen 286394 E. von 1841 Abnahme um 50 Proz.), bildet eine Halbinsel, welche sich an das Südostende von Galway anschließt und vom Ocean und dem Shannon umschlossen wird, welcher letztere es von

Tipperary, Limerick und Kerry scheidet. Sie ist ihrer Oberfläche nach bergig (im Slieve-Bernagh 532 m hoch), in der Mitte vom Thale des Fergus und der Clew-Bai durchschnitten, vor welcher die Insel Clare liegt, hat jedoch viele weidereiche und zur Viehzucht sehr geeignete Thäler und stellenweise auch guten Ackerbau, der besonders Hafer und Kartoffeln, auch einigen Weizen abwirft. Außer einiger Linnenfabrikation beschäftigt sich die Bevölkerung noch mit Lachs- und Heringsfang an der Mündung des Shannon (ersterer besonders in Killaloe). Vorhanden sind Blei, Silber, Zink und Schwefelkies; Eisen- und Manganerz kommen vor, auch bricht man Schiefer, Fliesensteine und schönen schwarzen Marmor. Die Hauptstadt der Grafschaft ist Ennis (s. d.). — Clare heißt noch jetzt ein verfallener Flecken mit 875 E. an der Mündung des Fergus in den Shannon, ehemals die Hauptstadt, 3 km im S. von Ennis, nach welchem die ganze Grafschaft benannt worden ist, der die Ruinen einer Abtei hat, und dessen altes Schloß als Kaserne dient. Es ist der Ausfuhrhafen für Getreide und Mehl.

Clare, sehr alte, vielleicht schon von den Römern, sicher schon von den Sachsen befestigte Marktstadt am Stour in der engl. Grafschaft Suffolk, mit einer Schloßruine, einer Kornbörse und 1660 E. Von diesem Orte führt die herzogl. Familie von Newcastle den Titel Marquis von C.

Clare (John), engl. Naturdichter, geb. 13. Juli 1793 bei Helpstone in Northamptonshire, war der Sohn eines armen Tagelöhners. Thomsons «Seasons» weckten zuerst den poetischen Sinn des 13jährigen Knaben und begeisterten ihn zu seinem ersten Gedichte «The morning walk», dem er bald das Gegenstück «The evening walk» folgen ließ. Lange blieb sein Talent unbemerkt; endlich ermunterte ihn der Buchhändler Drury zu Stamford, eine Sammlung seiner «Poems descriptive of rural life and scenery» (Lond. 1820) zu veranstalten, die, einfach, ansprechend durch Wahrheit und Innigkeit und voll origineller Bilder, viel Beifall fanden. Berühmt wurde namentlich das ergreifende Gedicht «Address to plenty in winter». Eine neue Sammlung von Gedichten erschien unter dem Titel «The village minstrel, and other poems» (2 Bde., Lond. 1821). Der Ertrag dieser Schriften und die Unterstützung einiger Litteraturfreunde setzten ihn in den Stand, sich in Helpstone häuslich niederzulassen, die Geliebte seiner Jugend zu heiraten und seinen bejahrten Ältern ein behagliches Dasein zu sichern. Er fuhr dabei fort, für Zeitschriften poetische Beiträge zu liefern (gesammelt in «The rural Muse», Lond. 1836). Durch unglückliche Spekulationen verarmte er jedoch und versank in Schwermut. Er starb im Irrenhause 19. Mai 1864. Vgl. Martin, «The life of John C.» (Lond. 1865); Cherry, «Life and remains of John C.» (Lond. 1873).

Claremont, Lustschloß in der Nähe von Windsor, in der Grafschaft Surrey, nahe bei Esher, von einer gräfl. Familie dieses Namens erbaut, wurde 1816 nach der Verheiratung der damaligen Thronerbin von England, der Prinzessin Charlotte von Wales, mit dem Prinzen Leopold von Sachsen-Coburg zum Wohnsitz des jungen Ehepaars bestimmt und, als die Prinzessin im Nov. 1817 starb, dem Witwer mit einer Apanage von 50000 Pfd. St. als lebenslängliches Eigentum zugesichert. Der Prinz residierte in C. bis zu seiner Erwählung zum König der Belgier im Juli 1831, seit welcher Zeit er sich nur bei seinen gelegentlichen Besuchen in England hier aufhielt. Nach der Februarrevolution von 1848 stellte er das Schloß seinem Schwiegervater, dem Exkönig Ludwig Philipp, zur Disposition, welcher es bis zu seinem 26. Aug. 1850 daselbst erfolgten Tode bewohnte.

Clarenbach (Adolf), nebst Peter Fliesteden (s. d.) der erste evang. Märtyrer am Niederrhein, gegen 1500 auf dem Bauernhofe zum Busche bei Lennep im Herzogtum Berg geboren, studierte zu Münster und Köln, ward hier 1517 Magister und wirkte seit 1523 in Münster, Wesel, Osnabrück, Buderich und andern Orten für die evang. Wahrheit. Am 3. April 1528 ward er gefangen gesetzt und nach langer Gefangenschaft mit Fliesteden zugleich 28. Sept. 1529 zu Köln verbrannt. Vgl. Natorp, «A. Clarenbach und die evang. Diaspora am Rhein» (Barmen 1879).

Clarence, ital. Chiarenza, griech. Klarenza, auch Glarentsa, Seestadt an der Westküste des griech. Peloponnes, in der Nomarchie Achaja und Elis, 80 km im SW. von Patras und 40 km im NW. von Pyrgos, bei dem Westkap des Peloponnes, Kap Klarenza, am Klarenza-Busen, ein ärmlicher, verkommener Ort in fruchtbarer Landschaft, der aber ehemals berühmt war. Zur Zeit der Frankenherrschaft bis zum Einfall der Türken war es eine der wichtigsten Städte Moreas, deren Maße, Gewichte und Münzen bei den Kaufleuten in Brindisi, Neapel, Theben, Cypern und Alexandria wohl bekannt waren. Der Titel eines Herzogs von Klarentza kam den ältesten Söhnen der Fürsten von Achaja zu; durch Mathilde von Hennegau, die Enkelin Wilhelms von Hardouin, kam er an die ihr verwandte Philippine von Hennegau, Eduards III. Gemahlin, und so an Lyonel, den Sohn der Philippine und Eduards III.; seitdem hat dieser Titel: Duke of Clarence, immer den jüngern Prinzen der engl. Königsfamilie gehört.

Clarence (Herzöge von), s. u. Plantagenet.

Clarence-Straße, Meerenge im Nordwesten von Australien, führt an der Südspitze der Insel Melville von der Harafura-See in den Vandiemens-Golf.

Clarencieux, in England der zweite Wappenherold, Wappenkönig, weil die Herzöge von Clarence ehemals die Geschäfte desselben besorgten.

Clarendon (Edward Hyde, Graf von), Großkanzler von England, geb. zu Dinton in Wiltshire 18. Febr. 1609, studierte zu Oxford, praktizierte hierauf als Rechtsgelehrter in London und wurde 1640 ins Parlament gewählt, wo er zum Sturze Straffords (s. d.) beitrug, dann aber einlenkte und beim Ausbruch des Bürgerkriegs ganz auf des Königs Seite trat. Er wurde Kanzler der Schatzkammer und Mitglied des Geheimrats, begleitete 1644 den Prinzen von Wales (nachmals Karl II.) nach der Insel Jersey, blieb daselbst, als jener nach Frankreich reiste, zwei Jahre und begann damals seine Geschichte der großen Revolution. Auch verfaßte er zu Jersey die verschiedenen Schriften, die im Namen des Königs zur Beantwortung der Manifeste des Parlaments erschienen. Nach Karls I. Hinrichtung suchte er vergebens den franz. und span. Hof zur Unterstützung des jungen Königs zu gewinnen, der ihn in Anerkennung seines Eifers 1657 zum Großkanzler von England ernannte. Nach Cromwells Tode trug C. am meisten zu dem glücklichen Ausgange der Unterhandlungen bei,

durch welche Karl II. auf den Thron gelangte. Er erhielt dafür 1661 den Titel eines Grafen von C. und war eine Zeit lang führender Minister. Während er aber durch seinen Widerstand gegen den in das Parlament gebrachten Antrag auf Gewissensfreiheit und durch seine Anhänglichkeit an die Staatskirche alle Dissenters gegen sich aufregte, zog er sich auch das Mißfallen des Königs zu, der durch jene Maßregel den Katholiken Erleichterungen zu verschaffen hoffte. Noch mehr sank sein Einfluß beim Könige, als er gegen dessen Willkür und Verschwendung auftrat. Das geringe Glück, womit der Krieg gegen Holland geführt wurde, der Verkauf Dünkirchens und andere Ereignisse erweckten zugleich die öffentliche Unzufriedenheit. C. wurde 1667 seiner Ämter entlassen und eine Klage auf Hochverrat gegen ihn erhoben. Als er sich dem Urteil durch die Flucht entzog, wurde diese in Verbannung verwandelt und seine Rechtfertigungsschrift durch Henkershand verbrannt. Er lebte dann sechs Jahre abwechselnd zu Montpellier, Moulins und Rouen, wo er 9. Dez. 1674 starb. Sein Leichnam wurde später nach England gebracht und in der Westminster-Abtei beigesetzt. Unter seinen Schriften ist die «History of the rebellion and civil wars in England» (3 Bde., Orf. 1702; am vollständigsten 7 Bde., Orf. 1849) die bemerkenswerteste. Dieses Werk ergänzen «The history of the civil war in Ireland» (Lond. 1721) und «C.'s state papers» (Orf. 1767—86). Vgl. Lister, «Life and administration of C.» (3 Bde., Lond. 1838). — Seine Tochter, **Anna Hyde**, vermählte sich im Nov. 1659 mit dem Herzog von York, nachmaligem König Jakob II., und wurde die Mutter zweier engl. Königinnen, Maria II. und Anna.

Clarendon (George William Frederick Villiers, Graf von), engl. Staatsmann, war der Enkel Thomas Villiers', eines Sohnes des Grafen von Jersey, der sich 1752 mit der Erbin des letzten Grafen von C. aus der Familie Hyde vermählte und daher 1756 zum Baron Hyde und 1776 zum Grafen von C. erhoben wurde. Er war 12. Jan. 1800 geboren, studierte in Cambridge, widmete sich der diplomatischen Laufbahn und erhielt im Aug. 1833 den zu jener Zeit besonders wichtigen Gesandtenposten in Madrid, wo er bald großen Einfluß erwarb, den er dazu verwandte, die Regierung Spaniens auf konstitutionellen Grundlagen zu ordnen. Überhaupt handelte er im Geiste der liberalen auswärtigen Politik Lord Palmerstons. Durch den Tod seines kinderlosen Oheims (22. Dez. 1838) erbte er, da sein Vater, George Villiers, schon 1827 gestorben war, den Titel eines Grafen von C. und kehrte, um seinen Sitz im Oberhause einzunehmen, nach England zurück, wo er im Mai 1839 zum Großsiegelbewahrer ernannt wurde, mit welchem Amte er seit Okt. 1840 auch das des Kanzlers des Herzogtums Lancaster verband. Im Sept. 1841 löste sich jedoch das Whigministerium auf, und C. war von nun an ein thätiges Mitglied der Opposition, bis zum Sturze des Ministeriums Peel im Juni 1846. In dem dann folgenden Ministerium Russell übernahm er zuerst das Handelsministerium, hierauf, nach dem Tode Lord Besboroughs im Juni 1847, das ebenso wichtige als schwierige Amt des Lord-Lieutenants von Irland. Dieses Land befand sich damals, nach den Wehen der großen Hungersnot, in einem höchst unruhigen Zustande, und der revolutionäre Geist, der sich im Frühjahr 1848 ganz Europas bemächtigte, äußerte sich auch dort in so bedenklicher Weise, daß C. um ausgedehntere Vollmachten nachsuchen mußte. Durch Parlamentsbeschluß ward er zur Aufhebung der Habeas-Corpus-Akte autorisiert, die er durch Proklamation vom 31. Juli für 15 Grafschaften aussprach. Unterdessen hatte Smith O'Brien offen die Fahne des Aufruhrs erhoben, wurde aber nebst seinen Gefährten Meagher, O'Donoghue und Leyne in den ersten Tagen des August ergriffen und gefangen nach Dublin gebracht. So war durch die energischen Maßregeln C.s die Ruhe in kurzem überall wiederhergestellt. Seine Verwaltung Irlands dauerte bis März 1852, wo er sich nach dem Antritt des Toryministeriums zurückzog.

Schon im Febr. 1853 wurde er jedoch in dem Ministerium Aberdeen zum Posten des Staatssekretärs für auswärtige Angelegenheiten berufen. In dieser Eigenschaft leitete er die diplomatischen Verhandlungen mit Frankreich, Österreich, Sardinien und der Türkei zur Zeit des Orientkriegs und blieb nach dem Sturze Aberdeens auch unter Palmerston im Amt. Als erster Bevollmächtigter Englands erschien er auf dem Kongreß zu Paris und schloß den Frieden vom 31. März 1856, der den Eroberungsgelüsten Rußlands einen Riegel vorschob und die Integrität der Türkei vorläufig sicherte. Trotz der erfolgreichen Thätigkeit C.s machte man ihm jedoch den Vorwurf allzu großer Sympathie für Frankreich, und der Eifer, mit dem er die nach dem Attentat auf Ludwig Napoleon eingebrachte Konspirations-Bill verteidigte, that ihm in der öffentlichen Meinung vielen Schaden. In den Sturz des Ministeriums Palmerston, Febr. 1858, verwickelt, ward er nach der Rekonstituierung desselben im folgenden Jahre nicht wieder angestellt. Erst im März 1864 erhielt er von neuem einen Sitz im Kabinett als Kanzler des Herzogtums Lancaster, ging bald darauf mit einer geheimen Mission zu Ludwig Napoleon nach Vichy und nahm dann als zweiter Bevollmächtigter Englands an den zu London gehaltenen Konferenzen über die Dänische Frage teil. Als nach Lord Palmerstons Tode Graf Russell, der das Auswärtige Amt verwaltet hatte, zum Premierminister ernannt wurde (Okt. 1865), übernahm C. von neuem das Staatssekretariat für die auswärtigen Angelegenheiten. Im Juni 1866 trat er mit seinen Kollegen, die in den Reformdebatten eine Niederlage erlitten, ab und verweigerte den Eintritt in das Kabinett Derbys. Nach dem Sturze des Ministeriums Disraeli (Dez. 1868) kehrte er jedoch in dem Ministerium Gladstone wieder an seinen Posten als Staatssekretär für das Äußere zurück. Er bemühte sich, mit Rußland zu einer Übereinkunft zu gelangen, wonach England und Rußland gewisse Ländermassen zwischen ihren asiatischen Besitzungen für neutral erklären sollten; Rußland ging jedoch nicht darauf ein. Auf den angeblichen Wunsch des Kaisers Napoleon betrieb er 1870 geheime Verhandlungen mit Preußen, welche eine gleichzeitige Verminderung der stehenden Heere in Preußen und Frankreich zum Zwecke hatten. C. starb wahrscheinlich an geistiger Überanstrengung 27. Juni 1870 in London. Als Diplomat war C. wegen seines offenen Charakters und wegen seiner reichen Erfahrung allgemein geschätzt. — In der Grafenwürde folgte ihm sein ältester Sohn, **Edward Hyde Villiers, Lord Hyde**, geb. 4. Febr. 1846.

Clarendon-Castle, königl. engl. Palast bei Salisbury, jetzt in Ruinen, bekannt durch die «Constitution of Clarendon», worin Heinrich II. 1164 das Verhältnis des Klerus zur Regierung regelte.

Clareni fratres (Clareniner) ist der Name einer Partei der Franziskaner (s. d.). Angelo di Cordona stiftete am Bach Clarene in der Mark Ancona eine Kongregation von Minoriten strenger Observanz, welche 1302 kirchliche Anerkennung erhielt, sich der Aufsicht der Ordensobern entzog und den Bischöfen unterstellte.

Clarens, Dorf der Gemeinde Châtelard-Montreux im Distrikt Vevey des schweiz. Kantons Waadt, 380 m über dem Meere, am Genfersee herrlich gelegen, von Weinbergen umgeben, berühmt durch Rousseaus «Nouvelle Héloïse». Die Umgegend von C. ist von Schlössern, Villen und Pensionen übersät; das milde Klima und die geschützte Lage machen C. wie seine Nachbarorte Vernex, Veytaux, Montreux u. s. w. zu einem der beliebtesten klimatischen Kurorte, namentlich als Winterstation für Brustleidende. Das Dorf ist Station der Westbahnlinie Genf-Lausanne-Martigny-Brig und der Dampfbootlinie Genf-Ouchy-Villeneuve. Vgl. Rey, «Genève et les rives du Lac Léman» (Par. 1868); Rambert, «Montreux» (Neuchâtel 1877).

Claret wird in Großbritannien aller Bordeauxwein (s. d.) genannt. Die Etymologie dieser Benennung ist dunkel. Im Französischen versteht man unter «Clairet» einen hellroten Wein, Bleichart oder Schiller, oder auch, nach früherm Brauche, einen angesetzten Kräuterwein, Würzwein, unter «Clairette» aber einen leichten Weißwein. Beide Bezeichnungen passen aber nicht auf den dunkelroten Bordeauxwein. Daher wird der Name C. auch abgeleitet von dem Weinhandelsplatze Clairac am Lot in der Gascogne, welcher früher viele Weine nach England verschiffte, oder von der Clairette-Traube, welche den Rotwein Picardan liefert. Wahrscheinlich stammt er aber weder von beiden, noch von «clair» hell, sondern es ist der alte franz. Name «Claré» oder «Clairet» als der eines künstlichen Würzweins von den Briten auf das ihn ersetzende Produkt übertragen worden.

Claretie (Jules), eigentlich Arsène Arnaud, franz. Schriftsteller, geb. 3. Dez. 1840 zu Limoges, besuchte das Lycée Bonaparte zu Paris und war dann als Theaterkritiker, Feuilletonist und Romanschriftsteller thätig. Von C.s Romanen, auf denen hauptsächlich sein Ruf beruht, sind namentlich hervorzuheben: «Une drôlesse» (1862), «Piérille» (1863), «Les ornières de la vie» und «Les victimes de Paris» (1864), «L'Assassin» (auch unter dem Titel «Robert Burat», 1866), sein bester Roman, «Mademoiselle Cachemire» (1867), «Madeleine Bertin» (1868), «Les Muscadins» (2 Bde., 1874), «Le train n° 17» (1877), «La maison vide» (1878), «Le troisième dessous» (1879), «La maîtresse» (1880). Der Geschichtschreibung und Publizistik gehören an: «Les derniers montagnards» (1867), «Histoire de la révolution de 1870—71» (2. Aufl., 5 Bde., 1875—76), «La France envahie» (1871), «Le champ de bataille de Sedan» (1871), «Paris assiégé» (1871), «Les Prussiens chez eux» (1872), «Cinq ans après, L'Alsace et la Lorraine depuis l'annexion» (1876), welche letztern Arbeiten in tendenziös deutschfeindlichem Sinne geschrieben sind. Außerdem schrieb C. mehrere histor. Dramen, welche aber wenig Beifall fanden.

Clari (Giovanni Carlo Maria), ital. Komponist, geb. zu Pisa 1669, wurde von Colonna in Bologna gebildet und wandte sich, seinem großen Lehrer folgend, der ernstern Richtung der Musik zu. Seine Psalmen, Messen und sonstigen Kirchenwerke gehören zu den besten und kunstreichsten Kompositionen jener Zeit. Besondern Ruhm erlangte er als Madrigalkomponist. Die 1720 im Druck erschienenen Stücke dieser Art (Kammerduette und Terzette), besonders aber die spätern Sammlungen von 1740 und 1743 sichern ihm in diesem Fache unter seinen Zeitgenossen den ersten Platz. Er war Kapellmeister in Pistoja und erreichte ein hohes Alter, doch ist sein Todesjahr unbekannt.

Clarifizieren (lat.), klären (Flüssigkeiten), läutern; erklären, erläutern; Clarifikation, Abklären von Flüssigkeiten, Erläuterung u. s. w.

Clarigation (lat.), bei den alten Römern die der Kriegserklärung vorangehende Zurückforderung des Geraubten oder Genugthuungsforderung; dann überhaupt öffentliche Bekanntmachung.

Clarinette, s. Klarinette.

Clarino (ital.), eine Trompete älterer Konstruktion von hellem, durchdringendem Klange, die deshalb in Blasechören hauptsächlich zur Führung der Melodie und in Chorsätzen mit Orchester zur Erhöhung des Glanzes gebraucht wurde. — In der Orgel bedeutet C. dem entsprechend ein vierfüßiges, d. h. hohes Trompetenregister.

Clarissinnen (Ordo sanctae Clarae), ein weiblicher Orden, der neben den Minoriten und Tertiariern als zweiter Orden des heil. Franziskus (s. d.) aufgeführt wird. Stifterin und erste Oberin desselben war die fromme Clara Sciffi, geb. 1193 zu Assisi im Kirchenstaate. Dieselbe entfloh, als sie sich verheiraten sollte, 18. März 1212 dem väterlichen Hause und fand Zuflucht in dem benachbarten Kloster Portiuncula, wo der heil. Franziskus mit seinen Anhängern lebte. Unter dem Einflusse des letztern nahm sie das Bußgewand, entsagte gänzlich der Welt und stiftete im Kloster zu St. Damian neben Portiuncula einen Verein gleichgesinnter Frauen, aus denen in kurzem der Orden der C. (auch Damianistinnen genannt) hervorging. Clara selbst stand unter den schwersten Kasteiungen diesem Kloster vor bis zu ihrem Ende, 11. Aug. 1253 (Gedächtnistag 12. Aug.). Ihre Heiligsprechung erfolgte 1255 durch Papst Alexander IV. Wiewohl die Grundsätze des Ordens äußerst streng waren, breitete er sich doch schnell in Italien, Frankreich, Spanien und Deutschland aus. Nach der Regel, die der heil. Franziskus 1224 dem Orden gab, stand letzterer unter der Oberaufsicht der Minoriten und erhielt nur vorübergehend 1263 einen eigenen Protektor. Milderungen der Regel schon durch Bonaventura, mehr noch durch Urban IV., riefen Spaltungen hervor. Die an der ursprünglichen Regel Festhaltenden, die von dem Rechte, Eigentum zu besitzen, nichts wissen wollten, nannten sich, im Gegensatze zu den minder strengen Urbanistinnen, vorzugsweise C. oder auch Niedere Frauen oder Orden der Demut Unserer Lieben Frauen. Aus der Neigung zu noch größerer Strenge ging der Orden der Schwestern des Ave Maria in Frankreich hervor, bis zuletzt in Italien 1631 C. strengster Observanz und 1676 die Clarissen-Einsiedlerinnen des St. Peter von Alcantara auftauchten. Das erste deutsche Kloster des Clarissinnenordens war das 1231 zu Prag gestiftete,

das reichste und besuchteste das zu Neapel. Im ganzen besaß der Orden 2000 Klöster und noch nach der Reformation deren 900 allein in Europa. Die noch jetzt in Italien, Belgien, Österreich und Amerika bestehenden sind als Erziehungsanstalten von wohlthätigem Einflusse. Die Kleidung der C. ist das graue Gewand der Minoriten.

Clarität (lat.), Klarheit, Deutlichkeit, Berühmtheit.

Clark (James), engl. Arzt, geb. im Dez. 1788 zu Cullen, studierte in Edinburgh Medizin, ließ sich zuerst in Edinburgh nieder, wurde dann Arzt am St. Georgs-Hospital in London, 1837 Leibarzt der Königin und Baronet und starb 29. Juni 1870. Er schrieb «The influence of climate in the prevention and cure of chronic diseases» (Lond. 1829; deutsch, Weimar 1830); «On pulmonary consumtion» (1835; deutsch von Vetter, Lpz. 1836).

Clarke (Edward Daniel), Reisender und Schriftsteller, geb. zu Willington in Essex 5. Juni 1769, studierte seit 1785 in Cambridge und bereiste 1790 Wales, Irland und das westl. England, zwei Jahre darauf als Begleiter eines jungen Edelmanns Frankreich, Deutschland, die Schweiz, Italien und Holland, 1797 Schottland, die Hochlande und die Hebriden bis St.-Kilda und ging 1799 nach Dänemark, von wo er Norwegen, Schweden, Lappland, Finland, Rußland, das Land der Donischen Kosaken und das am Kuban, die Tatarei, die Krim und Konstantinopel besuchte. Nachher ging er nach dem Orient, durchwanderte Kleinasien, Syrien, Ägypten und Griechenland und kehrte erst 1802 nach England zurück. C. hielt 1807 in Cambridge Vorlesungen über Mineralogie und wurde dann Professor dieser Wissenschaft daselbst. Seine chem. Versuche führten ihn auf die Erfindung des Glaslötrohrs. Nachdem er vorher Thrazien und Macedonien besucht, veranlaßten ihn seine mineralog. Studien, denen er sich seit 1812 ganz widmete, zu einer Reise durch die Bulgarei und Walachei nach Ungarn. Der Bibliothek in Cambridge, deren Vorstand er 1817 wurde, schenkte er viele auf seinen Reisen gesammelte Marmor, besonders die kolossale Statue der eleusinischen Ceres, über welche er 1803 eine Abhandlung schrieb. Auch verdankt ihm England den Besitz des merkwürdigen Sarkophags mit der Inschrift in drei Sprachen, den er fälschlich für das Grabmal Alexanders erklärte («The tomb of Alexander, a dissertation on the sarcophagus brought from Alexandria, and now in the British Museum», Lond. 1805). Eine vollständige Ausgabe seiner mit großem Beifall aufgenommenen «Travels in various countries of Europe, Asia and Africa» erschien in 11 Bänden (Lond. 1816—24). Seine griech. und orient. Manuskripte, unter denen der berühmte von C. auf der Insel Patmos entdeckte Codex des Plato sich befindet, kaufte die Universität Oxford. C. starb 9. März 1822.

Clarke (Henri Jacques Guillaume), Graf von Hüneburg und Herzog von Feltre, Marschall von Frankreich, geb. 17. Okt. 1765 zu Landrecis im Hennegau, stammte aus einer adeligen Familie Irlands und verlor seinen Vater, welcher franz. Oberst war, frühzeitig. Als Waise kam er 1781 in die Militärschule zu Paris, trat 1782 in die Kavallerie, nahm aber 1790 den Abschied als Kapitän, um bei der franz. Gesandtschaft in England einzutreten. Nach baldiger Rückkehr nahm er aufs neue Militärdienste, war 1792 schon Oberstlieutenant und zeichnete sich im Gefechte bei Horchheim unweit Landau 1793 aus, sodaß er von den Volksrepräsentanten auf dem Schlachtfelde zum Brigadegeneral erhoben wurde. Darauf befehligte er die Vorhut der Rheinarmee und wurde Stabschef bei derselben, sah sich jedoch bald als Adeliger abgesetzt, seiner Güter im Elsaß verlustig erklärt, endlich sogar eingesperrt. Nach erlangter Freiheit stellte ihn Carnot als Chef des Topographischen Bureau an. Im Dez. 1795 wurde C. zum Divisionsgeneral erhoben und mit geheimen Aufträgen nach Wien gesandt. Der Weg dahin war ihm durch Italien vorgeschrieben, um zugleich den Obergeneral Bonaparte zu beobachten. C. verständigte sich mit Bonaparte und ließ sich für dessen Pläne gebrauchen. Als nach dem 18. Fructidor Carnot die Flucht ergriff, rief man auch C. zurück; allein Bonaparte behielt ihn bis nach der Unterzeichnung des Friedens von Campo-Formio bei sich. Nach seiner Rückkehr und Bonapartes Abreise nach Ägypten lebte er zurückgezogen, bis man ihn zur Abschließung eines Bündnisses mit dem Könige von Sardinien verwendete. Im Sept. 1800 sandte ihn Bonaparte nach Lunéville, um die Friedensunterhandlungen einzuleiten. Hierauf war er drei Jahre hindurch Gesandter am Hofe des Königs von Etrurien und wurde dann Staatsrat und Kabinettssekretär des Kaisers für das See- und Kriegswesen. Im Feldzuge gegen Österreich von 1805 übertrug ihm der Kaiser das Gouvernement von Wien, und 1806 war C. Gouverneur von Erfurt, dann von Berlin. Seine Verwaltung war hart und grausam. Im J. 1807 kehrte er nach Paris zurück und wurde Kriegsminister. Nach dem verunglückten Unternehmen der Engländer gegen Vliessingen 1809 erhob ihn der Kaiser zum Herzog von Feltre wie schon früher (1808) zum Grafen von Hüneburg. Trotzdem stimmte C., noch ehe Napoleon zu Fontainebleau abgedankt hatte, schon für dessen Absetzung. Er wurde von Ludwig XVIII. zum Pair ernannt, erhielt aber keine Anstellung bis zur Landung Napoleons bei Cannes, wo er an Soults Stelle das Kriegsministerium übernahm. C. flüchtete mit dem König nach Gent und erhielt eine Sendung an den Prinz-Regenten von England. Ende 1815 erhielt er das Kriegsministerium an der Stelle Saint-Cyrs von neuem, mußte es aber 1817 an Saint-Cyr zurückgeben, und wurde nun zum Marschall und zum Gouverneur der 15. Militärdivision ernannt. C. starb 28. Okt. 1818.

Clarke (Hyde), engl. Ingenieur, Sprachforscher und Ethnolog, geb. 1815 zu London, wo er 1836 als Civilarbeiter angestellt wurde. Später wirkte er als Cotton Councillor und Commissioner in der Türkei, war dann korrespondierender Sekretär für Nordasien an der Anthropological Society und später Sekretär für vergleichende Philologie an der Ethnological Society. Er starb 22. Dez. 1878. Unter seinen Werken sind zu nennen: «Theory of railway-investment» (1846), Engineering of Holland» (1849), «A grammar of the english tongue» (1853), «Dictionary of the english language, as spoken and written» (1855), «Colonization, defence and railways in our Indian empire» (1857), «Handbook for comparative philology» (1859), «Memoir on the comparative grammar of Egyptian, Coptic and Ude» (1873) u. s. w.

Clarke (James Freeman), amerik. Theolog, zur Sekte der Unitarier gehörig, geb. 4. April 1810 zu Hanover in New-Hampshire, studierte am

Harvard College und war dann zuerst zu Louisville in Kentucky, seit 1840 zu Boston als Prediger der Unitariergemeinde thätig. C. ist einer der freisinnigsten Theologen Nordamerikas. Er schrieb: «Christian doctrine of forgiveness» (Bost. 1852), «Christian doctrine of prayer» (1854), «Orthodoxy, its truths and errors» (1856), «Steps of belief» (1870), «Ten great religions» (1871), «Common sense in religion» (1873), «Essentials and non-essentials of religion» (1878).

Clarke (Mary Cowden), engl. Shakspeare-Forscherin, älteste Tochter des bekannten Musikers Vincent Novello, geb. zu London 22. Juni 1809, verheiratete sich 1828 mit dem Schriftsteller Charles Cowden C., mit dem sie lange in Italien lebte. Sie schrieb unter anderm: «The girlhood of Shakespeares heroines» (1850), «Proverbs from Shakespeare» (1849), «The adventures of Kit Bam, mariner» (1848), «The iron cousin» (1852), «World-noted women» (Neuyork 1858). Am meisten hat sie sich verdient gemacht durch ihre «Complete concordance to Shakespeare» (1846), ein für jeden Shakspeare-Forscher unentbehrliches Buch. In Gemeinschaft mit ihrem Gatten veranstaltete sie auch (1869) eine Ausgabe Shakspeares.

Clarke (Samuel), engl. Philosoph, geb. zu Norwich 11. Okt. 1675, wurde auf der Universität zu Cambridge gebildet und trieb neben der Philosophie auch theol. und philol. Studien. Nachdem er einige Zeit bei dem Bischof von Norwich Kaplan gewesen, wurde er Kaplan der Königin Anna, 1709 Pfarrer von St.-James. Durch sein Werk über die Lehre von der Dreieinigkeit (1712), in welchem er leugnete, daß sie der ersten Kirche angehöre, zog er sich viele Unannehmlichkeiten zu. Übrigens aber kämpfte C. sehr rüstig gegen die Freidenker seiner Zeit wie gegen Dodwell, dem er die Unsterblichkeit der Seele aus dem Begriffe eines immateriellen Wesens zu demonstrieren suchte. C. starb 17. Mai 1729. Unter seinen Schriften ist die berühmteste die «Demonstration of the being and attributes of God» (2 Bde., Lond. 1705—6), mit der dem Inhalte nach seine «Verity and certitude of natural and revealed religion» (Lond. 1705) zusammenhängt. Auf Veranlassung der zu Leibniz' Ansichten sich hinneigenden Prinzessin von Wales geriet er mit diesem in einen lebhaften Briefwechsel über Raum und Zeit und deren Beziehung auf Gott, über moralische Freiheit u. s. w. Die Dokumente über diesen Streit sind gesammelt in der «Collection of papers, which passed between Leibnitz and C. in the years 1715 and 1716» (Lond. 1717, auch franz., Amsterd. 1719). Die Moral suchte er auf ein eigenes Prinzip zu gründen: auf die Schicklichkeit der Dinge (fitness of things) oder das von Gott ewig bestimmte Verhältnis derselben. Geschätzt ist seine Ausgabe des Cäsar (Lond. 1712); die des Homer (5 Bde., Lond. 1729—46) wurde erst von seinem Sohne, Samuel C., vollendet. Eine Sammlung seiner philos. Werke erschien zu London (4 Bde., 1738—42). Vgl. Zimmermann, «Samuel C.s Leben und Lehre» (Wien 1870).

Clarke's Fork oder Clarke's River, ein Nebenfluß des Columbia, welcher im Territorium Montana aus der Vereinigung des Bitter-Root und Flathead-River entsteht. Ersterer entspringt im Big-Holegebirge im südwestl. Teil von Montana, fließt zunächst nach N., dann, nachdem er den Hellgate vom O. her in sich aufgenommen hat, nach NW. und endlich bis zu seiner Vereinigung mit dem Flathead nach O. Dieser entspringt in den Felsengebirgen in Britisch-Nordamerika, etwa unter 49° 30′ nördl. Br., fließt zunächst in südl. Richtung durch den See gleichen Namens, nimmt vom O. her den Jocko-River auf und wendet sich von da ab nach W. bis zu seinem unter 47° 21′ nördl. Br. und 114° 38′ westlich (von Greenwich) erfolgenden Zusammenfluß mit dem Bitter Root. Der auf diese Weise gebildete Strom fließt nunmehr unter dem Namen Clarke's Fork oder Clarke's River in nordwestl. Richtung durch Montana und Idaho. Hier tritt er in einen 52 Meilen langen und 16—24 km breiten See, den Pend d'Oreille oder Kalispelm, fließt, nach seinem Austritt aus demselben, den von N. kommenden Vermillion aufnehmend, im allgemeinen nach W., bis er das Territorium Washington erreicht hat. Von da ab wendet er sich, dessen nordöstlichste Ecke durchlaufend, gegen N. und ergießt sich, einen Bogen nach W. machend und dabei auf eine kurze Strecke das Gebiet von Britisch-Nordamerika durchfließend, unter 48° 50′ nördl. Br. und 117° 45′ westl. L. (von Greenwich) in Britisch-Columbia in den Columbia. Die Gesamtlänge des Clarke's Fork, einschließlich des Flathead oder Bitter-Root, welche fast gleich groß sind, beträgt etwa 1000 km.

Clarkia *Purch.*, Pflanzengattung aus der Familie der Onagrarieen, deren Arten, einjährige Kräuter, im westl. Nordamerika einheimisch sind. Sie haben zahlreiche, große, lebhaft gefärbte Blüten mit einem röhrenförmigen auf dem vierfächerigen Fruchtknoten sitzenden Kelch, vier Blumenblättern, acht Staubgefäßen und einem fadenförmigen Griffel. Wegen der schönen Blüten werden einige Arten in Deutschland als Zierpflanzen kultiviert, so z. B. die C. elegans *Dougl.* mit blauroten Blüten.

Clarus (lat.), klar, hell, glänzend, berühmt; clarum ingenium, heller Kopf.

Clary und Aldringen, ein in Österreich, besonders in Böhmen, ansässiges fürstl. Haus, welches ursprünglich aus Toscana stammt und mit Bernhard von C. 1363 von Kaiser Karl IV. das Indigenat in Böhmen erhielt. Franz von C. wurde, nachdem er in Böhmen ansehnliche Güter erworben, 23. März 1641 von Ferdinand III. in den Reichsfreiherrenstand erhoben. Sein Sohn, Hieronymus von C., geb. 19. Nov. 1671, vermählte sich mit Anna, der Schwester des Reichsgrafen und berühmten kaiserl. Feldherrn von Aldringer (s. d.), und erbte so nicht nur das Aldringensche Wappen, das er 1635 mit dem Claryschen vereinigte, sondern auch die Herrschaft Teplitz. Auch erhielt er 23. Jan. 1666 die böhm. Grafenwürde. Sein Sohn, Johann Markus Georg von C., seit 16. Juni 1680 Reichsgraf, war k. k. Geheimrat, viele Jahre Gesandter am kursächs. Hofe und starb 4. April 1700, vier Söhne hinterlassend. Der älteste derselben, Graf Franz Karl von C., starb 20. Jan. 1751, nachdem er das Seniorat Teplitz 1750 in ein Majorat verwandelt hatte. Letzteres erbte sein dritter Sohn, Graf Franz Wenzel von C., geb. 8. März 1706, Wirkl. Geheimrat und Oberst-hof- und Landjägermeister, gest. 21. Juni 1788, welcher 2. Febr. 1767 von Kaiser Joseph II. in den Reichsfürstenstand nach dem Rechte der Erstgeburt erhoben ward. Ein Enkel, Fürst Karl Joseph von C., geb. 12. Dez. 1777 zu Wien, folgte 1826 seinem Vater als Stan-

desherr und starb 31. Mai 1831. Seine Besitzungen, zu denen außer der Fideikommißherrschaft Teplitz (88 qkm mit 15000 E.) noch die Schutzstadt Graupen und die Herrschaft Binsdorf gehören, erbte sein Sohn Fürst **Edmund Moritz von C.**, geb. 3. Febr. 1813, vermählt 5. Dez. 1841 mit einer Tochter des österr. Staatsministers Grafen Fiquelmont, Witwer 14. Febr. 1878, das gegenwärtige Haupt der Familie und erbliches Mitglied des Herrenhauses, wiederholt vom verfassungstreuen Großgrundbesitz in den böhm. Landtag gewählt. Die in ihren männlichen Gliedern mit dem Grafen **Karl Franz von C.**, geb. 19. Jan. 1774, gest. 29. Juli 1840, erloschene gräfl. Linie **C.-Aldringen** zu Dobrczan begründete Graf **Johann Georg Rafael von C.**, der zweite Sohn des Grafen Joh. Markus Georg von C. Aus derselben ist namentlich Graf **Leopold Kaspar von C.**, geb. 2. Jan. 1726, bekannt, welcher 1780—96 Präsident der obersten Justizstelle sowie auch Staats- und Konferenzminister war und 23. Nov. 1800 als Präsident der Gesetzgebungskommission starb.

Clasen (Karl), Historienmaler der Düsseldorfer Schule, geb. 1812 zu Düsseldorf, besuchte das dortige Gymnasium, bis er sich 1829 der Malerei zuwandte und in die Akademie eintrat. Er führte sich zuerst 1839 durch ein größeres Bild: Die Flucht nach Ägypten, in die Öffentlichkeit ein. Die biblische Geschichte ist auch sein hauptsächlichstes Darstellungsgebiet geblieben, und selbst seine profangeschichtlichen Arbeiten lehnen sich gern an Religiöses an, wie sein Graf Rudolf von Habsburg (1840), Papst Sixtus und der Diakon Laurentius (1842) zeigen. Altarbilder hat C. für die Kirchen von Rellinghausen, Büderich (drei), Bochum, Gladbeck, Kalau und Bleesen ausgeführt. Unter seinen zahlreichen Kartons für Glasmalerei sind hervorzuheben: ein Cyklus von 28 Kompositionen, darstellend die Geschichte des Heiligen Grabes und des Leidensweges Jesu für die Fenster der Heiligengrabkirche in St.-Omer und die Verkündigung des Dogmas der unbefleckten Empfängnis Marias durch Pius IX. für die Fenster des aachener Doms. Für die nun aufgelöste Sammlung düsseldorfer Bilder des Herrn Böcker in Neuyork lieferte er die Versöhnung der verstoßenen Königin Katharina von England mit dem Kardinal Wolsey im Kloster zu Leicester. Zu seinen spätern Bildern gehört die Entdeckung der aachener Quelle durch Kaiser Karls Roß. Für die Ausstellung in Düsseldorf 1867 malte er die treffliche Allegorie der Borussia. Ein schlichtes Anschmiegen an die Natur, wohlstudierte Zeichnung des Nackten und der Gewandung und gewissenhafte Ausführung charakterisieren seine Arbeiten.

Clasen (Lorenz), Vetter des vorigen, 14. Dez. 1812 in Düsseldorf geboren, bildete sich in gleicher Weise als Historienmaler aus. Neben seiner künstlerischen Thätigkeit war C. auch vielfach als Kunstkritiker thätig. Eine kleine Broschüre: «Des Kunstfreundes Reiseabenteuer» (1847), enthält treffende ästhetische Bemerkungen. In den J. 1848 und 1849 führte er die Redaction der «Düsseldorfer Monatshefte», siedelte aber 1854 nach Leipzig über, wo er die Fortsetzung des Faberschen «Conversations-Lexikon für bildende Kunst» in die Hand nahm und außerdem für Illustrationszwecke manches zeichnete. Bei der Konkurrenz für die Ausschmückung des großen Saales im Rathause zu Elberfeld mit Fresken gehörte C. zu den Siegern und malte den allegorischen Schluß des Frieses, die Segnungen des Gewerbfleißes (1844). Unter seinen Ölbildern sind die bedeutendsten: die Bischöfe von Köln und Mainz dringen bei Konrad II. auf Scheidung von seiner Gemahlin Gisela, Kaiser Konrad II., gemalt für den Kaisersaal (Römer) zu Frankfurt a. M., ein Cyklus von sechs Bildern aus der Geschichte des Hauses der von Brandt und von Watzdorf (gemalt 1865—66, auf Schloß Wiesenburg befindlich), Bilder in den Kirchen zu Borna und Regis und die Germania auf der Wacht am Rhein (im Rathause zu Krefeld).

Clasp (engl.) heißt eine metallene, mit dem Namen einer Hauptschlacht oder einer Festung oder mit der Jahreszahl eines bestimmten Feldzugs bezeichnete Spange, welche den Teilnehmern an der betreffenden Schlacht, Belagerung oder Verteidigung beziehungsweise des Feldzugs besonders verliehen und auf dem Bande des für den Krieg, in welchem die Schlacht u. s. w. vorfiel, gestifteten Ehrenzeichens getragen wird. Diese Art, die an hervorragenden Kriegsereignissen beteiligt gewesenen Militärpersonen äußerlich auszuzeichnen, wurde zuerst im brit. Heere angewendet.

Classe, Classensteuer u. s. w., s. Klasse u. s. w.

Classen (Johs.), Philolog, geb. 21. Nov. 1805 zu Hamburg, besuchte das Johanneum und das akademische Gymnasium daselbst, studierte seit 1825 zuerst in Leipzig, dann in Bonn Philologie, habilitierte sich 1829 in Bonn und 1831 in Kiel, wo er zugleich, wie schon seit 1827 in Bonn, als Erzieher von Markus Niebuhr thätig war. Im J. 1832 wurde er Alumnen-Inspektor am Joachimsthalschen Gymnasium zu Berlin, 1833 Professor am Katharineum zu Lübeck, 1853 Direktor des Gymnasiums in Frankfurt a. M., 1864 des Johanneums in Hamburg; 1874 trat er in den Ruhestand. C. schrieb: «De grammaticae graecae primordiis» (Bonn 1829), Biographien von Friedr. Jacob, Direktor des Katharineums in Lübeck (Jena 1855), und von Jakob Micyllus, Rektor zu Frankfurt und Professor zu Heidelberg (Frankf. a. M. 1859), ferner: «Die ehemalige Handelsakademie des Professor J. G. Büsch und die Zukunft des akademischen Gymnasiums in Hamburg» (Hamb. 1865), «Beobachtungen über den homerischen Sprachgebrauch» (Frankf. a. M. 1867), «Herodotus. Lebensabriß» (2. Aufl., Jena 1876), «Barthold Georg Niebuhr. Eine Gedächtnisschrift zu seinem 100jährigen Geburtstage» (Gotha 1876). Sein Hauptwerk ist die Ausgabe des Thucydides (Berl. 1862 fg.), von welcher einzelne Bände in mehrern Auflagen erschienen sind. Auch besorgte er seit 1847 die fernere Herausgabe der griech. und lat. Elementarbücher von Friedr. Jacobs.

Classicus (Julius), ein Häuptling der Treverer, welcher lange Zeit in röm. Diensten eine Auxiliarkohorte seines Stammes am Rhein befehligt hatte, dann aber zu Anfang des J. 70 n. Chr., durch den Bataver Civilis (s. d.) angeregt, sich mit seinem Landsmann Julius Tutor und dem Lingonen Julius Sabinus zum Abfall von Rom und zur Gründung eines gallischen Reichs verband. Es gelang ihnen auch, die Stämme des nordöstl. Gallien bis zur Grenze der Remer zum Abfall zu bringen. Aber bereits nach wenigen Monaten wurde der Aufstand durch den röm. Feldherrn Petillius Cerialis unterdrückt, welcher Trier eroberte und bei dieser Stadt das kelt.-german. Heer des Civilis und des Classicus aufs Haupt schlug.

Artikel, die man unter C vermißt, sind unter K aufzusuchen.

Classiker, s. Klassiker.

Classis (lat.), Abteilung, Klasse, Heer, Flotte.

Classis hieß der von Augustus neben dem Handelshafen Ravennas (s. d.) angelegte Kriegshafen, wo eine röm. Flotte (classis) ihre Station hatte.

Classisch, s. unter Klassiker.

Clathrus *L.*, Pilzgattung aus der Familie der Gasteromyceten. Die Arten derselben sind dadurch charakterisiert, daß die innere Peridie gitterförmig ausgebildet ist und sich beim Zerplatzen der äußern bedeutend ausdehnt, dabei die im Innern enthaltene Sporenmasse in Form eines schmierigen Breies ausfließen läßt. Eine Art kommt in Süddeutschland ziemlich häufig vor, es ist dies C. cancellatus *L.* Die äußere Peridie ist bei dieser Art weiß, die innere scharlachrot und erlangt einen Durchmesser von 5—7 cm, der ausfließende Sporenbrei hat einen ekelhaften, aasartigen Geruch.

Claude (Jean), bedeutender Theolog der reform. Kirche Frankreichs, geb. 1619 zu La Sauvetat im südl. Frankreich, studierte zu Montauban und ward 1654 Pfarrer zu Nîmes; doch wurde ihm von der Regierung verboten zu predigen, nachdem er als Präsident der Synode zu Nîmes 1661 die vorgeschlagene Union mit den Katholiken bekämpft hatte. Dasselbe widerfuhr ihm nach einigen Jahren zu Montauban. Er begab sich nach Paris und schrieb hier «Réponse aux deux traités intitulés: La perpétuité de la foi de l'église touchant l'Eucharistie» (Charenton 1665), eine Widerlegung des Traktats der Jansenisten Pierre Nicole und Antoine Arnauld (s. d.), worin sie zu erweisen suchten, daß die kath. Lehre von der Transsubstantiation (s. d.) von den Aposteln her in der Kirche herrsche. Gegen die Verteidigung der Messe durch den Jesuiten Nouet und den Jansenisten Arnauld schrieb C. «Traité de l'Eucharistie contenant une réponse au livre du P. Nouet» (Amsterd. 1668) und «Réponse au livre de M. Arnauld» (Rouen 1670), und gegen Nicoles Angriffe auf die Calvinisten «La défense de la réformation» (Rouen 1673, Par. 1844). Von der Gemeinde Charenton bei Paris ward C. 1666 zum Pfarrer gewählt, mußte aber nach der Aufhebung des Edikts von Nantes 1685 Frankreich verlassen und begab sich nach dem Haag, wo sein Sohn Pfarrer war. Hier schrieb er «Plaintes des protestants cruellement opprimés dans le royaume de France» (Köln 1686 u. öfter). C. starb 13. Jan. 1687. Sein Sohn gab noch heraus: «Oeuvres posthumes de Jean C.» (5 Bde., Amsterd. 1688). Vgl. de Ladevèze, «Abrégé de la vie de M. C.» (Amsterd. 1687).

Claude Lorrain, eigentlich Claude Gellée, berühmter franz. Landschaftsmaler und Kupferätzer, geb. 1600 in dem lothring. Schlosse Chamagne (Vogesendepartement), stammte von armen Eltern und kam im 12. Jahre nach Freiburg zu seinem Bruder, einem Holzschneider, von dem er die Anfangsgründe der Zeichenkunst lernte. Ein Verwandter, Spitzenhändler, nahm ihn mit nach Italien, wo der damals in Neapel ansässige deutsche Landschaftsmaler Gottfr. Wals aus Köln sein Lehrmeister in der Architektur, Perspektive und Landschaftsmalerei wurde. Er begab sich von hier nach Rom zu Agostino Tassi, bei dem er bis 1625 blieb, und kehrte sodann in sein Vaterland zurück, von wo er wieder nach Rom ging, um sich 1627 für immer dort niederzulassen. Viel beschäftigt von den Päpsten Urban VIII., Alexander VII. und Clemens IX. und vielen weltlichen Fürsten und reichen Privatpersonen, lebte C. zu Rom in großem Wohlstande, und starb daselbst 21. Nov. 1682. Die großen Galerien in Italien, Frankreich, England, Spanien und Deutschland besitzen von ihm Werke. Vier seiner vorzüglichsten Gemälde, die vier Landschaften, von Haldenwang als Morgen, Mittag, Abend und Dämmerung in Kupfer gestochen, befinden sich jetzt in der kaiserl. Galerie zu Petersburg. Sein vorzüglichstes Werk, auf welches er selbst den meisten Wert legte, ist die Abbildung eines Wäldchens der Villa Madama. Bei der großen Nachfrage nach seinen Bildern und den teuern Preisen, die er forderte, fehlte es nicht an Kopien und Nachahmungen, die unter seinem Namen gingen, und mit denen schon bei seinen Lebzeiten ein einträglicher Handel getrieben wurde. Um diesen Unterschleif hintertreiben und darlegen zu können, was von ihm herrühre, sammelte C. die Skizzen seiner Gemälde oder leichte Sepiakopien nach denselben in ein Buch, welches er sein «Buch der Wahrheit» (Liber veritatis) nannte. Dieser kostbare Schatz ist in den Besitz des Herzogs von Devonshire in England gekommen; John Boydell gab die Sammlung faksimiliert heraus (Lond. 1774—77). Von C.s Zeichnungen befinden sich die meisten im Britischen Museum.

Bei ungemeinem Reichtum der Erfindung, kraft dessen er in den Gegenständen einen beständigen Wechsel anzubringen wußte, übte C. ein ernstes und tiefes Studium. In der Wahrheit, womit er die Wirkung der Sonne zu den verschiedenen Stunden des Tags auszudrücken wußte, steht ihm nur Poussin zur Seite, der ihn in Schönheit der landschaftlichen Massen und ihrer Anordnung noch übertrifft, ohne ihm jedoch in dem unvergleichlichen Duft der Fernen und der Wärme des Kolorits gleichzukommen. Alle seine Nebenbuhler aber übertraf C. darin, daß er den dunkelbeschatteten Stellen seiner Gemälde eine tauige Feuchtigkeit zu leihen wußte, die nicht wenig zu der reizvoll duftigen Frische beitrug, welche in seinen Bildern herrscht. Am liebsten malte er unbegrenzte Aussichten, in deren Ferne das Auge sich verliert. Er pflegte seine Landschaften mit großartiger Prachtarchitektur auszustatten und zum Schauplatz eines mythischen oder histor. Gegenstandes zu machen. Man hat von C. auch etliche 40 Radierungen, die mit geistreicher, aber etwas schwerfälliger Nadel ausgeführt sind, und von welchen die ersten Abdrücke im Kunsthandel außerordentlich teuer bezahlt werden. Sie beweisen, daß C. im Figurenzeichnen höchst geschickt war; wenn er die Figurenstaffage seiner Landschaften manchmal von Lauri, Allegrini u. a. verfertigen ließ, so geschah dies nach damals gebräuchlicher Art. Eine beträchtliche Anzahl seiner Bilder (425) ist im achten und neunten Bande des «Catalogue raisonné» von John Smith beschrieben. Heliogravierte Nachbildungen seiner radierten Blätter liefert das Werk: «Eauxfortes de C. le L., reproduites et publiées par Amand-Durand» (mit erläuterndem Text von G. Duplessis, Par. 1875).

Claude os, apĕri oculos, lat. Sprichwort: «Schließe den Mund und halte die Augen offen», d. h. sieh und schweige.

Claudia (Claude de France), Gemahlin Franz' I. von Frankreich, geb. 14. Okt. 1499 als älteste Tochter Ludwigs XII. und Annas von Bretagne, ward als die reichste Erbin Europas (die Eltern schenkten

ihr mit andern Besitztiteln die Bretagne und Mailand) längere Zeit von dem jungen Karl von Österreich, dem spätern Kaiser Karl V., umworben, aber trotz der diesem günstigen Bestrebungen ihrer Mutter von ihrem Vater mit Franz von Valois, Grafen von Angoulême, schon 1506 verlobt und Mai 1514 vermählt. Nach Ludwigs XII. Tod bestieg ihr Gemahl den Thron. Die Ehe an der Seite des lasterhaften Königs war für C. eine traurige. Sie starb 20. Juli 1524, wie es heißt vergiftet durch die Folgen der Ausschweifungen des Königs, nachdem sie ihm drei Söhne, deren zweiter ihm als Heinrich II. nachfolgte, geboren hatte.

Claudianum (senatus consultum C.), ein auf Antrag des Kaisers Claudius im J. 52 n. Chr. gefaßter Senatsbeschluß über den Stand der Kinder, die aus dem ehelichen Zusammenleben (Contubernium [s. d.]) von Freien und Sklaven hervorgingen. Das C. setzte insbesondere fest, daß, wenn eine Freie mit einem Sklaven ohne Wissen von dessen Herrn eine solche Ehe eingegangen war und wider dessen Willen darin verblieb, nicht bloß die Kinder Sklaven desselben werden sollten, was auch der Fall war, wenn der Herr seine Zustimmung gab, sondern daß auch die Mutter mit ihrem Vermögen dem Herrn gehören sollte.

Claudianus (Claudius), der letzte heidnische röm. Dichter von größerer Bedeutung, im 4. Jahrh. n. Chr., war zu Alexandria geboren und kam 395 nach Rom, wo er am Hofe des Kaisers lebte und namentlich an Stilicho einen Gönner fand. Er gelangte hierauf zu ansehnlichen Ämtern und selbst zu der hohen Würde eines röm. Patricius. Von seinem Standbild auf dem Forum Trajans in Rom ist die Inschrift noch heute erhalten. Sein Geburtsjahr sowie die Zeit seines Todes sind unbekannt; wahrscheinlich hat er den Fall Stilichos (408) nicht überlebt. C. war der bedeutendste Dichter seiner Zeit. Erhalten sind von ihm Idyllen, eine Anzahl Epigramme, Episteln, ferner eine Reihe von Dichtungen panegyrischen Inhalts (auf Honorius, Stilicho und dessen Gattin Serena u. a.), aber auch Spottgedichte auf Rufinus und Eutropius, die Günstlinge des Kaisers Arcadius. Sein Hauptwerk ist das Epos «Der Raub der Proserpina» in drei Büchern. Von der «Gigantomachie» des C. sind nur 129 Verse erhalten. Von den andern Gedichten verdient sein Hochzeitsgedicht auf die Vermählung des Honorius mit Maria, der Tochter Stilichos, nebst dem Anhange meisterhafter Fescenninen genannt zu werden. C. bekundet als Dichter schöpferische Kraft, fruchtbare Phantasie und Sinn für künstlerische Form. Dem Studium der großen Dichter des goldenen Zeitalters verdankt er die Leichtigkeit und Korrektheit der Diktion und den wohlklingenden Versbau; doch vermochte auch er sich im allgemeinen nicht über den gesunkenen Geschmack seiner Zeit zu erheben. Die übermäßige Fülle des rhetorischen und mytholog. Schmuckwerks und die häufige Anwendung pathetischer Mittel stehen im Mißverhältnis zu der Nüchternheit der von ihm behandelten Gegenstände. Von C.' griechischen Dichtungen sind nur einige Epigramme auf uns gekommen, wenn nicht diese nebst einem Stück einer griech. «Gigantomachie» nicht von diesem, sondern von einem jüngern C., vielleicht einem Sohne des ältern herrühren. Mehrere Stücke in den Ausgaben und Handschriften, darunter einige christl. Inhalts, sind sicher unecht. Im Mittelalter wurde C. bewundert, vielfach nachgeahmt und fleißig abgeschrieben, wodurch freilich der Text, besonders in den histor. Gedichten, stark gelitten hat. In neuerer Zeit war das Interesse für den Dichter erkaltet, und seit den Ausgaben von Heinsius (Leid. 1650, 1665), Burmann (Amsterd. 1760) und Geßner (Lpz. 1759) nur sehr wenig für die Kritik und Erklärung desselben geleistet worden. Neuerdings hat Jeep eine kritische Ausgabe aller Gedichte (2 Bde., Lpz. 1876—79) geliefert. Übersetzt sind die Dichtungen des C. von Wedekind (Darmst. 1868). Vgl. Rosa, «Claudio Claudiano» (Ancona 1873); Hodgkin, «The last of the Roman poets» (Newcastle 1875).

Claudianus Mamertus, christl. Dichter und Philosoph des 5. Jahrh., war der jüngere Bruder des heil. Mamertus, Bischofs von Vienne, der ihn zum Priester weihte und als Gehilfen in der Verwaltung seines Bistums verwandte. Durch eifriges Studium der griech. und lat. Schriftsteller geschult, widmete er sich besonders der Regelung der Liturgie und dem Unterricht des Klerus. Unter seinen philos. Schriften ist die bekannteste «De statu animae» (herausg. von P. Mosellanus, Bas. 1520; mit Noten von C. Barth, Zwickau 1655). Sie widerlegt in drei Büchern die vom Bischof Faustus von Riez in einer Flugschrift ausgesprochene Behauptung, die Seele sei, wie alles Erschaffene, körperlich. Von C.' Briefen sind nur zwei erhalten, an Sidonius Apollinaris und an den Rhetor Sapandus zu Vienne. Betreffs der Gedichte, welche C. zugeschrieben werden, sind die Meinungen über Echtheit oder Unechtheit noch sehr geteilt; doch dürfte von ihm herrühren der Hymnus «Pange lingua gloriosi etc.»

Claudicat (lat.), es hinkt; omne simile c., jeder Vergleich hinkt; Claudikation, das Hinken, die Mangelhaftigkeit.

Claudius oder, wie der Name später auch geschrieben wurde, Clodius ist der Name eines röm. Geschlechts, welches angeblich 504 v. Chr. (wahrscheinlich schon früher) unter Attus Clausus aus dem Sabinerlande in Rom einwanderte und unter die patricischen Geschlechter aufgenommen ward, nachdem Attus Clausus seinen Namen in Appius Claudius (s. d.) verwandelt hatte. Ein anderes berühmtes Mitglied des Geschlechts ist Appius C. Cäcus (der Blinde), Censor von 312—311 v. Chr. Appius, der nach Mommsen zuerst die Censussätze, nach welchen die Bürger in die Klassen verteilt wurden, statt in Morgen Grundbesitz in Geld ansetzte, erwarb sich um die untern Volksklassen Verdienste durch Verteilung der Freigelassenen und der nicht grundbesitzenden, freigeborenen Bürger (humiles) in alle Tribus und Klassen, sowie durch Aufnahme von Söhnen (oder Enkeln) von Freigelassenen in den Senat. Er machte auch durch Anlegung der Appischen Straße und Wasserleitung den Anfang mit den großartigen gemeinnützigen Bauten Roms. In hohem Alter erblindet, machte er sich noch hoch verdient um den Staat, als er den Senat, der bereits den von Cineas, dem Gesandten des Pyrrhus, angebotenen Frieden anzunehmen geneigt war, durch eine berühmt gewordene, zu Ciceros Zeit noch erhaltene Rede bewog, die Räumung Italiens zur unerläßlichen Bedingung zu machen. Von zweien seiner Söhne leiteten sich die zwei bekanntesten Zweige der Claudischen Familie ab, in deren einem, zu welchem Publius Clodius

gehört, der Beiname Pulcher gewöhnlich war, während der andere den Beinamen Nero führte. Zu diesem gehörten unter andern die Drusus und die Kaiser Tiberius und C. Unter den plebejischen Familien des Claudischen Geschlechts ragt die den Namen Marcellus (s. d.) führende hervor. Vgl. Mommsen, «Die patricischen Claudier» in den «Röm. Forschungen» (Bd. 1, Berl. 1864).

Claudius (Marcus Aurelius Goticus), röm. Kaiser, hatte sich als Feldherr ausgezeichnet und ward, nachdem Gallienus 268 ermordet worden war, zum Kaiser erwählt. Er begann die Ordnung in dem gänzlich zerrütteten Reiche herzustellen und es gegen die Einfälle der Barbaren zu sichern. Die Alamannen, die von Rhätien her nach Italien eindrangen, schlug er nach einer freilich bestrittenen Nachricht am Lacus Benacus (Gardasee) zurück und erwarb sich den Beinamen Germanicus; die Goten, welche Thrazien, Macedonien und die Küsten Griechenlands verwüsteten, 269 in einer großen Schlacht bei Naissos in Obermösien, die ihm den Beinamen Goticus eintrug. Er starb kurz darauf zu Sirmium an einer Seuche 270. Sein Nachfolger war Aurelianus (s. d.).

Claudius (Tiberius C. Nero Germanicus, als röm. Kaiser Tiberius C. Cäsar Augustus Germanicus genannt), der jüngste Sohn des Nero C. Drusus, des Stiefsohns des Augustus, war zu Lyon im J. 10 v. Chr. geboren. Von Natur kränklich und von schwachem Charakter, ward er auch in der Erziehung vernachlässigt und wuchs unter Frauen und Freigelassenen auf. Daß er für halb schwachsinnig und daher für unschädlich galt, rettete ihm beim Regierungsantritt Caligulas das Leben. C. beschäftigte sich eifrig mit den Wissenschaften, besonders mit der Geschichte, und mehrere umfängliche lat. und griech. Werke, unter anderm über die Begebenheiten seit Herstellung des Friedens, d. h. seit dem Ende der Bürgerkriege, über die Tyrrhener, über die Karthager, die er verfaßte, die aber sämtlich verloren gegangen sind, zeugten zwar von Gelehrsamkeit, aber dabei von Mangel an einem klaren und durchgebildeten Geist. Bei Caligulas Ermordung 41 n. Chr. hatte er sich aus Furcht in einem Winkel des Palastes versteckt. Die Prätorianer zogen ihn hervor und riefen ihn zum Kaiser aus; der Senat, der einige Tage an die Herstellung der Republik gedacht hatte, war genötigt, ihn anzuerkennen. Durch reichliche Beschenkung der Gardetruppen, denen er seine Erhebung verdankte, gab C. das erste Beispiel einer verderblichen Sitte. C.' Milde, seine Achtung vor dem Senat und den Magistraten, sowie der von ihm gezeigte Eifer schienen eine gute Regierung zu versprechen.

Als jedoch im J. 42 eine Verschwörung gegen sein Leben entdeckt worden, überließ er sich gänzlich der Leitung seiner Gemahlin, der berüchtigten Messalina (s. d.), und seiner Günstlinge unter den Freigelassenen, insbesondere des Callistus, Pallas und Narcissus, die nun nach Willkür ihrer Grausamkeit und Habgier frönten. C. selbst verfiel zwar einer wachsenden Unmäßigkeit im Essen und Trinken, blieb aber auch als Kaiser seinen gelehrten Arbeiten getreu und widmete sich dabei aufs unermüdlichste, aber in verworrener, kleinlicher, zum Teil ganz verkehrter Weise den Staatsgeschäften, insbesondere der Rechtspflege. Doch läßt sich nicht verkennen, daß trotzdem unter C. und zum Teil auf seinen besondern Antrieb eine Reihe trefflicher Maßregeln getroffen worden ist: dahin gehört die humane Bestimmung, daß der kranke Sklave, den der Herr verstoße, frei sein solle; die Beschränkung der maßlosen Wiederholungen der Festspiele je auf einen Tag; die Rückgabe der Verwaltung des Staatsschatzes an die Quästoren; die Festsetzung eines Maximums für die Honorare der Sachwalter und insbesondere die Ausdehnung des Bürgerrechts, die Verleihung des vollen Bürgerrechts (mit der Berechtigung zum Eintritt in den Senat) an Gemeinden außerhalb Italiens, speziell an die Äduer, worüber nicht bloß Tacitus, sondern auch der Rest einer Bronzetafel in Lyon Auskunft gibt, welche einen Teil der von C. im J. 48 im Senat aus diesem Anlaß gehaltenen Rede aufbewahrt hat. Ungeheuere Summen verwandte er auf Bauten. Berühmt sind ein großer Aquädukt (Aqua Claudia), der Emissar zur Ableitung des Fucinersees (Lago di Celano), an welchem 11 Jahre hindurch 30000 Menschen arbeiteten, freilich ohne daß der Zweck wirklich erreicht wurde, und die Anlage des Hafens von Ostia. Die röm. Heere waren unter seiner Regierung siegreich. Mauretanien ward zur röm. Provinz gemacht; die Eroberung Britanniens, wohin C. selbst sich einmal begab, begann; in Deutschland machte Gajus Domitius Corbulo Fortschritte, auch im Orient wurden Erfolge errungen, die jedoch wieder an die Perser verloren gingen. Agrippina (s. d.), die sich ihm nach Messalinas Hinrichtung, wozu Narcissus im Namen, aber ohne Wissen des Kaisers den Befehl erteilt hatte, im J. 49 als Gemahlin aufdrang, war ebenso lasterhaft, aber noch grausamer als jene. Durch sie ward C. im J. 54 vergiftet, weil sie fürchtete, C. werde ihrem Sohne Nero (s. d.) die Nachfolge in der Herrschaft zu Gunsten seines Sohnes Britannicus entziehen, und ihr drohe das Schicksal Messalinas. C.' Vergötterung gab dem Philosophen Seneca Anlaß zu der Schmähschrift «Apocolocyntosis». Vgl. Lehmann, «Claudius» (Gotha 1858).

Claudius (Matthias), Asmus oder der Wandsbecker Bote genannt, Dichter und Schriftsteller, geb. 2. Jan. 1740 zu Reinfeld im Holsteinischen, studierte seit 1759 zu Jena, wurde 1764 Sekretär eines Grafen Holstein in Kopenhagen, 1768 Mitarbeiter an einer hamburger Zeitung und siedelte 1770 nach dem benachbarten Wandsbeck über als Mitredacteur der von Bode gegründeten Zeitung «Der Wandsbecker Bote» (seit 1773 «Der deutsche Bote»). Nachdem er 1775 von dieser bald darauf eingehenden Zeitung zurückgetreten war, ging er 1776 als Oberlandkommissar nach Darmstadt, kehrte aber schon im folgenden Jahre nach Wandsbeck zurück. Hier blieb er auch wohnen, als er 1788 zum ersten Revisor der Schleswig-Holsteinischen Bank in Altona ernannt wurde. Zuletzt lebte er bei seinem Schwiegersohn Friedrich Perthes in Hamburg, wo er 21. Jan. 1815 starb. C. ist einer der originellsten deutschen Schriftsteller. Seine Schriften zeichnen sich aus durch kräftigen Humor, schlichte Innigkeit und Treuherzigkeit. Für die Erweckung eines nationaldeutschen Sinnes hat C. viel gethan, namentlich durch seine Lieder, unter denen manche, wie «Stimmt an mit hellem hohen Klang», «Bekränzt mit Laub den lieben vollen Becher», «Der Mond ist aufgegangen», «War einst ein Riese Goliath», zu Volksliedern geworden sind. Gegen Ende seines Lebens gewann eine Neigung zur Mystik mehr und mehr in ihm die Oberhand. Seine Werke,

welche in bunter Reihe Gedichte und prosaische Aufsätze enthalten, die zum großen Teil ursprünglich in Zeitschriften, namentlich in dem «Wandsbecker Boten», zuerst veröffentlicht waren, erschienen unter dem Titel «Asmus omnia sua secum portans, oder Sämtliche Werke des Wandsbecker Boten» (8 Bde., Hamb. 1775—1812; 11. Aufl., 2 Bde., herausgegeben von Redlich, Gotha 1882). Auswahlen aus seinen Werken gaben Trompetter (Gütersloh 1882) und Gerok (Gotha 1882). Vgl. Herbst, «Matthias C., der Wandsbecker Bote» (Gotha 1857; 4. Aufl. 1878); Kahle, «Claudius und Hebel» (Berl. 1864); Mönckeberg, «Matthias C.» (Hamb. 1869); Röseler, «Matthias C. und sein Humor» (Berl. 1873); Redlich, «Ungedruckte Jugendbriefe des Wandsbecker Boten» (Hamb. 1881).

Claudius von Turin, aufgeklärter Theolog des 9. Jahrh., von Geburt Spanier, Schüler des Felix von Urgellis, zuerst Lehrer an der Hofschule Ludwigs des Frommen, ward um 820 Bischof von Turin mit dem Auftrag, den dort eingerissenen Aberglauben, vor allem den Bilderdienst auszurotten. Er unterzog sich dieser Aufgabe mit großem Eifer, und wurde durch sein Drängen auf persönliche Gemeinschaft des Christen mit Gott dahin geführt, die röm. Lehre von der Verdienstlichkeit der guten Werke, der Fürbitte der Heiligen, der besondern Heiligkeit des Mönchslebens und der Autorität des Papstes zu bestreiten. Deswegen von seinem Freunde, dem Abt Theodemir, vor Ketzereien gewarnt, schrieb er zu seiner Verteidigung: «Apologeticum atque rescriptum adversus Theutmirum abbatem» (828). Außerdem verfaßte C. Kommentare zu fast allen biblischen Büchern. Es sind dies bloße Catenen aus den Schriften des Hieronymus, Augustin, Hilarius, Beda u. a. Von sämtlichen Schriften des C. sind nur unbedeutende Bruchstücke auf uns gekommen. C. starb 839. Vgl. Reuter, «Geschichte der religiösen Aufklärung im Mittelalter» (Bd. 1, Berl. 1875).

Clauren (H.), Pseudonym, s. Heun (Karl Gottlob Samuel).

Claus (Karl Friedr. Wilh.), Zoolog, geb. 2. Jan. 1835 zu Kassel, besuchte das dortige Gymnasium, studierte seit 1854 in Marburg Naturwissenschaften, dann in Gießen unter Leuckart speziell Zoologie, habilitierte sich 1858 in Marburg, 1859 in Würzburg als Docent der Zoologie, wurde 1860 daselbst außerord. Professor, 1863 ord. Professor in Marburg, 1870 in Göttingen und 1873 in Wien. Die Untersuchungen von C. beziehen sich auf verschiedene Gebiete der wirbellosen Tiere, insbesondere auf Krustaceen und Cölenteraten, und sind teils in Fachzeitschriften, teils in selbständigen Werken niedergelegt. Von den letztern sind hervorzuheben: «Die frei lebenden Copepoden» (Lpz. 1863), «Untersuchungen zur Erforschung der genealog. Grundlage des Krustaceensystems» (Wien 1876), «Grundzüge der Zoologie» (zum wissenschaftlichen Gebrauche, 4. Aufl., 2 Bde., Marb. 1879 fg.; zum Gebrauche an Universitäten, 3. Aufl., Marb. 1876) und «Kleines Lehrbuch der Zoologie» (Marb. 1880). Auch gibt C. die «Arbeiten aus dem zoolog. Institut der Universität Wien und der zoolog. Station in Triest» (Wien 1878 fg.) heraus. C. gehört zu den eifrigsten Vertretern des Darwinismus, bekämpft aber entschieden die extreme, durch Haeckel vertretene Richtung desselben.

Clausel (Bertrand, Graf), gewöhnlich fälschlich Clauzel geschrieben, franz. Marschall, geboren 12. Dez. 1772 zu Mirepoix im Depart. Ariège, ward 1791 Offizier, nahm im folgenden Jahre den Abschied und wurde Kapitän in der Nationallegion der Pyrenäen, wo er als Adjutant des Generals Perignon 1794 und 1795 die Feldzüge in den Pyrenäen mitmachte. C. wurde 1798 Stabschef der ital. Armee und befehligte bereits 1799 in Italien eine Brigade. Mit Leclerc ging er 1801 nach San-Domingo, nahm Port de Paix und Fort Dauphin, kehrte 1802 nach Frankreich zurück, wurde 1804 Divisionsgeneral bei der Nordarmee und zeichnete sich dann 1809 in Illyrien aus. Am ruhmvollsten jedoch kämpfte er seit 1810 in Spanien, wo er 1812 den Oberbefehl über die Armee von Nordspanien erhielt. Mit großer Umsicht deckte er nach der Schlacht von Vittoria den Rückzug bis Pamplona, wo er unter Soults Befehle trat. Schon vorher hatte er bei der Belagerung von Astorga und im Gefechte bei Sobral glänzende Beweise seiner Tapferkeit und Umsicht geliefert, und im März 1813 übernahm er an Stelle Caffarellis das Kommando in Navarra gegen Mina. Ludwig XVIII. ernannte ihn 1814 zum Generalinspektor der Infanterie. Dennoch erklärte sich C. bei Napoleons Rückkehr sogleich für diesen und leistete den wiederkehrenden Bourbons den kräftigsten Widerstand. Die Ordonnanz vom 24. Juli 1815 erklärte auch ihn für einen Verräter an König und Vaterland. Er floh nach Nordamerika, wo er bei Mobile eine Pflanzung anlegte und eine Rechtfertigung seines polit. Lebens herausgab, kehrte aber amnestiert 1820 nach Frankreich zurück, um eine Zurücknahme des kriegsgerichtlichen Spruchs, der ihn 1816 in contumaciam zum Tode verurteilt hatte, zu bewirken, was ihm auch gelang. Nach der Julirevolution erhielt er 2. Sept. 1830 für Bourmont das Kommando von Algier, wo er im November von Medeah aus den siegreichen Zug über den Atlas unternahm, wofür er 1831 zum Marschall erhoben wurde. Mißverständnisse mit dem Kriegsminister veranlaßten Anfang 1831 seine Zurückberufung nach Frankreich, wo er, zum Deputierten erwählt, in der Kammer zur Opposition gehörte und für die Kolonisation Algeriens auftrat. Als 1835 diese endlich beschlossen war, wurde C. abermals zum Generalgouverneur in Algier ernannt, jedoch 1837 wieder abberufen, obgleich er gegen Abd-el-Kader in den Expeditionen gegen Maskara und Tlemsen, sowie im Nov. 1836 gegen Konstantine ziemlich erfolgreich operiert hatte. Als Deputierter seit 1838 wiedererwählt, blieb er der Opposition treu. Er starb auf seinem Schlosse Secourieu bei Toulouse 21. April 1842. Sein Verhalten 1815 und seine Verwaltung in Algier hat er in der Broschüre «Explication du Maréchal C.» (Par. 1837) verteidigt.

Clausen (Henrik Nikolai), berühmter dän. Theolog, wurde 22. April 1793 zu Maribo auf der Insel Laaland geboren, wo sein Vater, Henrik Georg C. (geb. 12. März 1759, gest. 25. Febr. 1840), später als Stiftspropst in Seeland und als Hauptprediger an der Frauenkirche in Kopenhagen einer der beliebtesten Kanzelredner der Hauptstadt und Herausgeber mehrerer sehr geschätzter Predigtsammlungen, damals Pfarrer war. Nach Beendigung seiner theol. Studien brachte der junge C. die J. 1818—20 in Deutschland, Frankreich und Italien zu. Unter anderm blieb er einen Winter in Berlin, um Schleiermacher zu hören, der auf seine theol. Richtung bleibenden Einfluß gewann.

Nach seiner Rückkehr wurde er 1821 an der kopenhagener Universität als Lector, im Jahre darauf als Professor der Theologie angestellt. Den konstitutionellen Bestrebungen schloß er sich schon vor 1834 offen an und blieb auch unter der Regierung Christians VIII., seit 1840 als Mitglied und (1842—46) als Präsident der Provinzialstände zu Roeskilde, mutiger Vertreter derselben. Unmittelbar nach dem Tode Christians VIII. machte er mit seinem Freunde Schouw in der Schrift «Ved Thronstiftet» (1848) Vorschläge zur Herstellung einer konstitutionellen Verfassung. Bald darauf wurde er zum Mitglied der Konstituierenden Versammlung erwählt und nach dem Sturze des Casino-Ministeriums im Nov. 1848 als Minister ohne Portefeuille in den Geheimen Staatsrat berufen, dem er bis Juli 1851 angehörte. Im J. 1876 legte er seine Professur an der Universität zu Kopenhagen nieder und starb daselbst 28. März 1877. Unter seinen wissenschaftlichen Leistungen sind, außer den exegetischen Arbeiten über die synoptischen Evangelien (5 Hefte, Kopenh. 1847—50), dem Evangelium des Johannes (Kopenh. 1855) und dem Römerbrief (Kopenh. 1863), vor allem hervorzuheben: «Katholicismens og Protestantismens Kirkeforfatning, Läre og Ritus» (Kopenh. 1825; deutsch von Fries, Neust. a. O. 1828—29), «Foredrag over Reformationen» (Kopenh. 1836; deutsch von Jenssen, Lpz. 1837), «Det Nye Testaments Hermeneutik» (Kopenh. 1840; deutsch von Schmidt-Phiseldeck, Lpz. 1841), «Udvikling af de christelige Hovedlärdomme» (Kopenh. 1844; 2. Aufl. 1845), «Den Augsburgske Confession oversat og belyst ved historisk-dogmatisk Udvikling» (Kopenh. 1851), «Christelig Troeslære» (Kopenh. 1853) und ganz besonders «Det evangeliske Kirkelivs Nutid og Fremtid» (Kopenh. 1859; neue Aufl. 1878). Auch war er seit 1833 Herausgeber der «Tidsskrift for udenlandsk theologisk Litteratur». Als Vertreter einer freiern theol. Richtung trat C. mehrfach in Polemik mit Grundtvig und dessen Anhängern, namentlich in den Schriften: «Skriftordet og det levende Ord» (1863), «Om den Grundtvigianske Præstefrihed» (1864), «De kirkelige Individer og det kirkelige Samfund» (1867) und «Grundtvigianismen som Lærerelning og som Livsretning» (1869). Nach seinem Tode erschienen C.s Memoiren unter dem Titel «Optegnelser om min Lernets og min Tids Historie» (1877).

Clausen (Thomas), Astronom, geb. 16. Jan. 1801 zu Nübel in Schleswig, bildete sich auf dem Lande unter Leitung des Pastors Holst in Schnabeck (Amt Sonderburg) zum tüchtigen Mathematiker aus und publizierte im J. 1823 seine erste größere Arbeit: «Berechnung der Sternbedeckungen vom Monde zur Bestimmung der geographischen Länge» in den «Astronomischen Nachrichten». In demselben Jahre folgte eine zweite mathem. Arbeit. Er siedelte nun nach Altona über, wo er an der unter Schumachers Leitung stehenden Sternwarte beobachtend und rechnend thätig war und zahlreiche Abhandlungen über die verschiedensten Gegenstände aus der Mathematik, Optik und Astronomie veröffentlichte. Von hier ging er nach München in das optische Institut von Utzschneider, kehrte indessen nach einigen Jahren als Observator an die altonaer Sternwarte zurück. Er veröffentlichte 1840 eine sehr bedeutende Abhandlung über den merkwürdigen Kometen des J. 1770, für welche ihm der Preis von der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften in Kopenhagen zuteil wurde. Im J. 1842 wurde er unter Mädler Observator an der Sternwarte in Dorpat, 1866 der Nachfolger Mädlers im Direktorat derselben, welche Stellung er bis zu seiner Pensionierung 1872 bekleidete. Die größte Bedeutung hat C. als rechnender Astronom gefunden und namentlich beschäftigte er sich viel mit der Bearbeitung von Kometenbahnen. Die bekannte Ludolphsche Zahl π berechnete er bis auf 250 Dezimalstellen.

Clausewitz (Karl von), einer der ausgezeichnetsten Militärschriftsteller, der durch seine Schriften eine gänzliche Umgestaltung der Theorie des Kriegs bewirkt hat, geb. 1. Juni 1780 in Burg, wo der Vater Steuerbeamter war, stammte aus einer poln. Familie, die am Ende des 17. Jahrh. nach Deutschland, Holstein und Dänemark zog, und genoß nur eine mangelhafte wissenschaftliche Erziehung. Er trat 1792 als Junker beim Infanterieregiment Prinz Ferdinand in Neu-Ruppin ein und wohnte 1793 und 1794 den Feldzügen am Rheine bei. Bei der Belagerung von Mainz wurde er Offizier. Erst in der berliner «Akademie für junge Offiziere», die er 1801—3 besuchte, wurde ihm die Gelegenheit, sich wissenschaftlich zu bilden. Seine natürlichen Anlagen und die Beharrlichkeit seines Strebens zogen hier sehr bald die Aufmerksamkeit Scharnhorsts auf C., welcher bald dessen liebster Schüler wurde. C. war Autodidakt im besten Sinne, dabei ein Mann von sittlichem Ernst, scharfem Verstande, großer Arbeitskraft und edler Gesinnung. In dem Feldzuge von 1806 begleitete C. den Prinzen August als Adjutant und wurde mit diesem als Gefangener zuerst nach Berlin, dann nach Nancy abgeführt, später aber in der Schweiz interniert. Nach dem Frieden diente er bis 1812 als Major im Generalstabe und arbeitete seit 1809 im Kriegsministerium unter Scharnhorst, dessen Ideen für Errichtung der spätern Landwehr auch ihn beschäftigten. Außerdem gab er 1810—12 dem Kronprinzen von Preußen und dem Prinzen Friedrich der Niederlande Unterricht in den Kriegswissenschaften. C. heiratete 1810 die Gräfin Marie von Brühl; die Ehe blieb kinderlos. Zu Berlin hörte C. bald nach dem Frieden Philosophie bei Prof. Kiesetter (Kantianer), von dessen dialektischer Methode sich Spuren in der Gedankenentwickelung seiner theoretischen Werke finden.

Beim Ausbruche des russ. Kriegs nahm C., wie viele preuß. Offiziere, seinen Abschied, trat in russ. Dienste, war zuerst Adjutant des Generals Phull, dann Quartiermeister des Generals Pahlen bei Witebsk und Smolensk und wurde von Kaluga aus zur Wittgensteinschen Armee versetzt. Er begründete sein Wirken und Wollen in einer Denkschrift über die Gefahren des Bündnisses mit Frankreich, welche zur Veröffentlichung bestimmt war, aber erst in Pertz' «Leben Gneisenaus» (Bd. 3) abgedruckt worden ist. Als York, auf dem Rückzuge vom Macdonaldschen Korps getrennt, zu Unterhandlungen bewogen wurde, wurde C. von Diebitsch mit deren Führung beauftragt und half die Konvention von Tauroggen abschließen. Sodann bearbeitete er den Entwurf zur Bildung der ostpreuß. Landwehr im Sinne Scharnhorsts. Am Feldzug von 1813 nahm er als Chef des Generalstabes in Wallmodens Korps teil, leitete das Treffen an der Göhrde und schrieb während des Waffenstillstandes auf Gneisenaus Veranlassung die «Übersicht des Feldzugs von 1813 bis zum

Waffenstillstande» (Lpz. 1814), welche mit großem Beifall aufgenommen und lange Gneisenau zugeschrieben wurde. C. wurde erst 1814 nach dem Frieden im preuß. Heere wieder angestellt und war 1815 Chef des Generalstabes des 3. Armeekorps unter Thielemann. In dieser Stellung blieb er auch nach dem Frieden in Koblenz bis 1818, wo er zum Generalmajor und Direktor der Allgemeinen Kriegsschule ernannt wurde. Nachdem er im Frühjahr 1830 Inspekteur der zweiten Artillerieinspektion zu Breslau und 1831 bei der Aufstellung einer preuß. Armee an der poln. Grenze Chef des Generalstabes des Feldmarschalls Gneisenau, zuerst in Berlin, dann in Posen, geworden war, starb er 16. Nov. 1831 zu Breslau an der Cholera.

Unter den (auf seinen Wunsch) erst nach seinem Tode erschienenen, von seiner Witwe mit Unterstützung des Grafen Gröben, des Majors O'Etzel u. a. herausgegebenen «Hinterlassenen Werken über Krieg und Kriegführung» (10 Bde., Berl. 1832—37; 1881 in zwei Ausgaben neu aufgelegt) verdienen der rühmlichsten Erwähnung das Werk «Vom Kriege», «Der Feldzug von 1796 in Italien», die biographische Skizze «Über das Leben und den Charakter von Scharnhorst» und «Der Feldzug von 1815». Besonders glänzend ist seine kritische Behandlung der Kriegsgeschichte; seine Lehre beseelte das deutsche Offizierkorps in den Kriegen von 1864, 1866 und 1870.

Vgl. F. von Meerheimb, «Karl von C.» (Berl. 1875); Schwartz, «Leben des Generals Karl von C.» (2 Bde., Berl. 1878).

Clausius (Rudolf Jul. Emanuel), namhafter Physiker, geb. 2. Jan. 1822 zu Köslin in Pommern, studierte seit 1840 zu Berlin, wo er sich auch als Privatdocent habilitierte. Gleichzeitig übernahm er die Stelle eines Lehrers der Physik an der Artillerieschule daselbst. Im J. 1855 wurde er als Professor der Physik an das Eidgenössische Polytechnikum nach Zürich berufen und erhielt bald auch eine ord. Professur an der dortigen Universität. Im J. 1867 folgte er einem Rufe nach Würzburg und 1869 einem solchen nach Bonn. Seine wissenschaftliche Thätigkeit wandte sich vorzugsweise der Wärmelehre zu, um deren Fortbildung er sich namhafte Verdienste erwarb. Behufs Zurückführung des Fundamentalgesetzes der Wärme auf mechan. Prinzipien führte C. eine neue Größe, das Virial, ein, welche für alle stationären Bewegungen, seien es die großen Bewegungen der Planeten oder die kleinen Bewegungen der Atome, eine einfache Beziehung zwischen der mittlern lebendigen Kraft der Bewegung und den wirksamen Kräften gibt. Außer einer Reihe von Abhandlungen, welche zuerst in Poggendorffs «Annalen» und später besonders (2 Bde., Braunschw. 1864; 2. Aufl. 1876) erschienen, schrieb C. noch: «Über das Wesen der Wärme, verglichen mit Licht und Schall» (Zür. 1857), «Die Potentialfunktion und das Potential» (Lpz. 1859; 3. Aufl. 1877).

Clauson-Kaas (eigentlich Clauson von Kaas, A.), geboren zu Altona, war dän. Kavallerieoffizier, nahm 1864 als Rittmeister seinen Abschied und widmete sich dem Erziehungswesen. Die Verhältnisse seiner Garnisonstadt hatten ihn den Unterricht seiner Kinder selbst zu leiten genötigt; dabei war er auf den Gedanken gekommen, mit der Ausbildung des Geistes auch die der Hand zu verbinden. Seine Bestrebungen galten zunächst dem Hause und führten zur Gründung der Hausfleißvereine. Aus diesen gingen die Arbeitsschulen (s. d.) hervor, welche C. mit der Lernschule zu verbinden bemüht war. Vgl. C.' Schrift «Über Arbeitsschulen und Förderung des Hausfleißes» (Heft 1, Brem. 1881).

Clauß-Szarvády (Wilhelmine), ausgezeichnete Pianistin, geb. 13. Dez. 1834 zu Prag, wurde durch Proksch im Klavierspiel unterrichtet und unternahm 1849 eine Kunstreise durch Deutschland und Österreich, auf welcher sie großen Beifall erntete. Seit 1852 ließ sie sich in Paris nieder, machte von hier aus noch eine Kunstreise, auf welcher sie auch London besuchte, und vermählte sich 1855 mit dem ungar. Schriftsteller Friedr. Szarvady (s. d.). In Paris ist sie namentlich für Verbreitung klassischer Musik mit Erfolg thätig.

Clausthal, Bergstadt im Kreise Zellerfeld der preuß. Landdrostei Hildesheim und Hauptort des ehemals hannov. Harzes, liegt nebst der nur durch den Zellbach von ihr getrennten Bergstadt Zellerfeld auf einem Plateau des nordwestl. Teils jenes Gebirges, ungefähr 560 m über dem Meere, an der Staatsbahn C. (Zellerfeld)-Grauhof. Von den beiden Städten hatte erstere 1880 mit Zubehör 9006, letztere 4391 E., welche fast allein vom Berg- und Hüttenwesen leben, da das Klima Ackerbau (die Kartoffel ausgenommen) nicht gestattet. C. ist Sitz des Oberbergamts, Zellerfeld derjenige des Amts. Es befindet sich hier ein Gymnasium, eine vereinigte Bergakademie und Bergschule mit reichen mineralog. und Modellsammlungen, eine herrschaftliche Maschinenwerkstätte (Centralschmiede), ein magnetisches Observatorium und Fabriken für Zündhölzer, Cigarren und Strickwaren. Die frühere Münze ist seit 1848 nach Hannover verlegt. Der oberharzische Bergbau gehört nach Alter und Umfang der Gruben und Werke zu den großartigsten in Deutschland. Nach dem Erliegen des ältern, schon erheblichen Bergbaues durch die Pest um 1350 suchten Herzog Heinrich der Jüngere von Braunschweig in der Umgegend von Grund und Wildemann, die Grafen von Hohnstein in der Gegend von St. Andreasberg durch erteilte Bergfreiheiten wieder Bergarbeiter nach dem Harze zu ziehen (um 1520). In den J. 1554 und 1593 wurden schon Bergordnungen erteilt. Seit 1620 etwa sind die clausthaler Gruben die wichtigsten. In hoher Blüte waren dieselben um 1730, wo die Gruben Dorothea und Carolina auf ihrer Höhe standen. Bei der mit der Tiefe und Erschöpfung einzelner Gruben wachsenden Schwierigkeit des Bergbaues wurden schon früher viele Gruben von den Gewerken aufgelassen und gingen in die Hände der Regierung über. Am 1. Juli 1866 hörte jedoch das gewerkschaftliche Verhältnis ganz auf, und alle Gruben wurden königlich und gewähren seitdem die zu den königl. Berginspektionen C. und Silbernaal gehörigen Gruben reiche Überschüsse. Die Kurinhaber sind im Wege der Ablösung abgefunden. Aus den gewonnenen Erzen wird Silber (etwa 50000 Zollpfund jährlich), Blei (190000 Ctr.), Kupfer (1200 Ctr.), Schwefelsäure, Arsenik u. s. w. auf vier Silberhütten erzeugt. Auf der Clausthaler (ehemals Frankenscharner) Hütte wird nur Werkblei dargestellt, die verkäuflichen Produkte jedoch von der Lautenthaler Hütte, woselbst auch eine Goldscheideanstalt im Betriebe steht, geliefert. Bei dem geringen Quantum Erze, welches der St. Andreasberger

Bergbau bietet, werden auf dortiger Hütte, ebenso auch auf der Altenauer Hütte, überseeische Erze verschmolzen und daraus jährlich etwa 50—200 Pfd. Gold und 60000 Pfd. Silber gewonnen. Auf letzterer Hütte werden außerdem 24—30000 Ctr. Kupfervitriol dargestellt. Die Schächte der Gruben sind bis über 700 m niedergebracht. Die Gesenke der Gruben Samson bei St. Andreasberg (790 m) und Herzog Georg Wilhelm bei C. (750 m) gehören zu den tiefsten Punkten, in denen überhaupt Bergbau betrieben wird. Zum Betriebe dienen bedeutende Wasserleitungen (bei C. und Zellerfeld allein 70 Teiche und Grabenleitungen von etwa 200 km Gesamtlänge). Etwa 390 m unter der Erdoberfläche dient eine etwa 6600 m lange Wasserstraße zum Transport der Erze. Da der 1799 vollendete Georgs-Stollen nicht mehr genügte, wurde 1851 ein bei Gittelde ausmündender neuer Stollen, der Ernst-August-Stollen, in Angriff genommen, der in seiner Haupttour 22. Juni 1864 vollendet wurde, mit seinen Schachtquerschlägen und Verflügelungen 25915 m lang sein wird und ein Meisterstück der bergmännischen, insonders markscheiderischen Technik ist. Die vorzüglichen Eisenerze werden teils auf der fiskalischen Eisenhütte, Rotehütte bei Elbingerode, woselbst hauptsächlich schweres Gußwerk, Hartguß und Stabeisen verfertigt wird, verschmolzen, teils von westfäl. Hütten verwendet. Die fiskalische Eisenhütte zu Lerbach liefert Gußwaren für die oberharzer Werke und Kunstgußwaren, insonders Öfen und Poterin. Die etwa 58000 ha großen königl. preuß. Harzforsten liefern jährlich nahezu 200000 cbm Holz und daraus einen Gelderlös von mindestens 3 Mill. Mark. Bergbau, Hüttenwesen und Forstbetrieb beschäftigen am Harze 8—9000 ständige Arbeiter, vom 12jährigen Knaben (dem Pocharbeiter) an. Von vielem volkswirtschaftlichen Interesse sind die zur Unterstützung der Arbeiter dienenden Einrichtungen, wie Kornmagazin, Knappschaftskasse für Kranke, Invaliden, Witwen und Waisen u. s. w. Die frühern Privilegien, Freiheit von allen Steuern, vom Militärdienste u. dgl. sind ganz aufgehoben. — Der Kreis Zellerfeld umfaßt 809,65 qkm mit (1880) 43591 E.

Claustrum (lat.), Verschluß, Kloster.

Clausŭla (lat.), Vorbehalt, s. Klausel.

Clausūra (lat.), Absperrung, s. Klausur; C. nigromantica, nach Theophrastus Paracelsus eine der fünf Arten der Nekromantie, zufolge deren in den menschlichen Körper ohne äußerliche Verletzung etwas Widernatürliches eingebracht und ebenso aus demselben entfernt werden kann.

Clauzel, s. Clausel.

Clavaria *L.*, Pilzgattung aus der Gruppe der Hymenomyceten; eigentümlich gestaltete Pilze, die meist auf der Erde wachsen. Der Fruchtkörper derselben ist fleischig und oft vielfach strauchartig oder hirschgeweihartig verzweigt, das Hymenium (Hautschicht) überzieht die ganze Oberfläche des Fruchtkörpers gleichmäßig. Man kennt in Deutschland ungefähr 50 Arten, von denen die meisten eßbar sind. Die wichtigsten der letztern sind: Roter Hirschschwamm oder Bärentatze, Gelber Hirschschwamm oder Ziegenbart, Korallenschwamm, goldgelber Keulenschwamm. (S. die betreffenden Artikel.)

Clavecin, s. Pianoforte.

Cläven, s. Chiavenna.

Claverhouse (John Graham von), Feldherr der Stuarts, s. unter Graham.

Claviatur, von Clavis (s. d.), heißen auf Klavier und Orgel die Tasten, mit welchen diese Instrumente gespielt werden. Die Orgel hat eine C. für die Hände und eine andere für die Füße; erstere heißt deshalb Manual, letztere Pedal. Von diesem Tastenwerk hat das Klavier (s. d.) seinen Namen.

Clavicembălo, s. unter Pianoforte.

Claviceps, s. Mutterkorn.

Clavichord, s. unter Pianoforte.

Clavicula (lat.), eigentlich kleiner Schlüssel, dann Schlüsselbein, auch ein Buch mit Erläuterungen. C. Salomonis, nach den Kabbalisten ein Werk des Königs Salomo, worin Beschwörung der Geister u. dgl. gelehrt wird.

Clavicular (lat.), das Schlüsselbein betreffend.

Claviculārius (mittellat.), jemand, der die Schlüssel zu etwas führt, z. B. der Schatzmeister der Kirche, ferner Petrus als Inhaber der Himmelsschlüssel.

Clavier, s. Pianoforte.

Claviger, in der Bedeutung Schlüsselträger (von clavis, Schlüssel, und gerere, tragen), hieß Janus (s. d.) als Gott der Thüren; in der Bedeutung Keulenträger (von clava und gerere) war es ein Beiname des Hercules.

Clavījo y Fajardo (José), freisinniger span. Schriftsteller und Gelehrter, war um 1730 auf den Canarischen Inseln geboren. Er kam frühzeitig nach Madrid, wo er seit 1762 das Journal «El Pensador» herausgab und bald zu Ansehen gelangte, sodaß er die Stelle eines Direktors der Kronarchive erhielt. Inzwischen war C. in nähere Beziehungen zu einer Schwester des franz. Schriftstellers Beaumarchais, Mademoiselle Caron, getreten, hielt aber dieser das gegebene Eheversprechen nicht. Beaumarchais, der 1764 selbst in Madrid erschien, forderte von C., als dem Verführer seiner Schwester, Satisfaktion und nötigte ihm ein schriftliches Bekenntnis ab, auf Grund dessen er C.s Amtsentsetzung erlangte. Doch 1773 ward derselbe wieder mit der Redaction des «Mercurio historico y politico» beauftragt, die er bis zu seinem Tode führte. Er starb 1806 zu Madrid. C. besaß ausgebreitete naturwissenschaftliche Kenntnisse, und seine vortreffliche Übertragung von Buffons «Histoire naturelle» (12 Bde., Madr. 1785—90) verschaffte ihm die Stellung eines Vizedirektors der naturhistor. Sammlungen zu Madrid. Ein Mann von hellem Verstande und mildem Charakter, glich C. nicht im entferntesten dem Bilde, welches Beaumarchais in seinem «Mémoire» von 1774 und in seinem Drama «Eugénie» von ihm entworfen und das Goethe noch in demselben Jahre seinem Trauerspiele «Clavigo» zu Grunde legte.

Clavis (lat., d. h. Schlüssel), Mehrzahl Claves, hießen zuerst die Tasten der Orgel, weil sie dem Winde den Weg zur Pfeife öffnen, später auch die Tasten der Klaviere und ähnlicher Instrumente. Von dem Gebrauche, auf die Orgeltasten die Namen der Töne zu schreiben, ging der Name C. auf die Tonbuchstaben selbst über. Als im 11. Jahrh. die Buchstabennotierung durch das Liniensystem abgekürzt wurde, sofern nur noch einige Buchstaben als Merkzeichen vor die Linien gezeichnet wurden (Claves signatae), behielten diese Buchstaben speziell den Namen C. (S. Notenschlüssel.) In der Orgel heißt auch die Stange, mittels deren ein Balg aufgezogen (getreten) wird, C. Auch die «Klappen» der Blasinstrumente sind der Etymologie

nach Claves (frz. clefs). Ferner wird C. gebraucht als Titel lexikographischer Werke zur Erläuterung griech. und röm. Schriftsteller, sowie des Alten und Neuen Testaments, z. B. Ernestis «Clavis Ciceroniana» (Lpz. 1739; 6. Aufl. 1813), Patriks «Clavis Homerica» (Lond. 1658; zuletzt Edinb. 1811), Wahls «Clavis Novi Testamenti» (3. Aufl., Lpz. 1843) u. a.

Clavus (lat.) hieß der purpurne Streifen, der bei den röm. Senatoren und Rittern, bei jenen breiter, bei diesen schmäler, an der Tunika (s. d.) vorn in der Mitte vom obern bis zum untern Saume hinablief. Ursprünglich trugen wahrscheinlich nur die hohen Magistratspersonen, welchen die mit dem Purpurstreifen geschmückte Toga (s. d.) zukam, zugleich unter derselben eine solche Tunika. Später wurde nach Niederlegung des Amts die Toga prätexta abgelegt, die Tunika aber beibehalten, und diese wurde mit der Zeit überhaupt Auszeichnung der Senatoren, die großenteils gewesene Magistratspersonen waren. Noch später, als sich ein eigener Ritterstand ausgebildet hatte, erhielten auch die Ritter den C., jedoch nicht den breiten, sondern einen oder zwei schmälere Streifen.

Clay (Cassius Marcellus), amerik. Politiker, Neffe von Henry C. und Sohn des Generals Green C., wurde 19. Okt. 1810 in der Grafschaft Madison in Kentucky geboren, widmete sich der Advokatur und trat in der Gesetzgebung seines Heimatsstaates als entschiedener Gegner der Sklaverei auf. Namentlich kämpfte er von 1845 an kühn und herausfordernd in seinem in Lexington begründeten Wochenblatte «The true American» für die Abschaffung der Sklaverei, mußte deshalb vor der Wut des von den Sklavenhaltern aufgehetzten Pöbels flüchten, kehrte aber, trotzdem daß hier sein Leben bedroht war und seine Pressen zerstört wurden, von Cincinnati erst nach Covington und dann nach Louisville in Kentucky zurück. C. machte dann als Kapitän den merik. Krieg mit, wurde gefangen und ließ sich nach seiner Auswechselung im Herbst 1847 wieder in seiner Heimat nieder. Von jetzt an trat er aufs neue in Reden und Schrift gegen die Sklaverei auf und förderte von 1856 an die Sache der neugebildeten republikanischen Partei. Präsident Lincoln ernannte ihn 1861 zum Gesandten in Rußland, nach seiner Rückkehr im Frühjahr 1862 zum Generalmajor in der Freiwilligenarmee und sandte ihn 1863 nach C.s Resignation als solcher wieder als Gesandten nach Rußland, wo er bis 1869 blieb. Bei der Präsidentenwahl von 1872 begünstigte C. die Wahl von Horace Greeley, der 1848 einen Band seiner Reden herausgegeben hatte.

Clay (Henry), einer der ausgezeichnetsten amerik. Staatsmänner, wurde 12. April 1777 in Hanover-County in Virginien geboren, verlor noch als Kind seinen Vater, der ein armer Prediger war, und erhielt nun als Waise bei einem Advokaten eine notdürftige Erziehung. Im Alter von 19 J. widmete er sich dem Studium der Rechte, und ein Jahr später fing er schon die Rechtspraxis an. Bald nachher ging er nach Kentucky und ließ sich in Lexington nieder. Hier erwarb er sich solchen Einfluß, daß er 1803 als Repräsentant in die Gesetzgebende Versammlung und 1806 auf ein Jahr als Senator in den Kongreß nach Washington gewählt wurde. Nach seiner Rückkehr versah er in der Gesetzgebenden Versammlung von Kentucky zwei Jahre das Amt des Sprechers. Im J. 1809 wurde C. zum zweiten mal auf zwei Jahre als Senator nach Washington gesandt, 1811 als Repräsentant in den Kongreß gewählt und mit großer Mehrheit zum Sprecher ernannt und 1814 als einer der Kommissare zur Abschließung des Friedens nach Gent geschickt, von wo aus er sich mit seinen Kollegen, Adams und Gallatin, nach London begab. Nach seiner Rückkehr trat er wieder in den Kongreß, wo er mit unermüdlichem Eifer für die Unabhängigkeit der südamerik. Kolonien kämpfte und den Kongreß zu der Erklärung bewog, daß er jede Einmischung der europ. Großmächte in die innern Angelegenheiten Südamerikas als eine Kriegserklärung gegen die Vereinigten Staaten ansehen würde. Ebenso setzte er das berühmte Missouri-Kompromiß durch, das bei Gelegenheit der Aufnahme Missouris in die Union bestimmte, daß die Sklaverei fortan nur im Süden des 36. Breitengrades erlaubt sei. Bei der Präsidentenwahl von 1824 trat er mit Crawford, Adams und Jackson als Kandidat auf. Da keiner der Kandidaten gewählt war, ging die Wahl ans Haus, und hier setzte C.s Einfluß die Wahl von John Q. Adams durch. Dieser übertrug ihm nun das Staatssekretariat (Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten). Als 1829 Jackson auf den Präsidentenstuhl kam, wurde C. als Senator des Staates Kentucky in den Kongreß gewählt, wo er anfangs mit Dan. Webster, später mit John C. Calhoun als Führer der Opposition auftrat.

C. war eifriger Anhänger des Systems der hohen Eingangszölle zum Schutze amerik. Manufakturen; auch wurde er der Vorkämpfer der von Jackson heftig angegriffenen Nationalbank, kurz einer der Gründer der Whigpartei. Bei der Präsidentenwahl von 1836 war C. der von den Whigs aufgestellte Kandidat, unterlag jedoch gegen den Demokraten Van Buren. Hierdurch entmutigt, ließ ihn seine Partei 1840 im Stich und wandte ihre Stimmen dem General Harrison zu. Nach dem Tode Harrisons kehrten zwar die Whigs zur Fahne C.s zurück, aber dessenungeachtet erhielt der demokratische Kandidat Polk bei der Wahl von 1844 die Majorität, und C. zog sich, wegen seiner Opposition gegen die Annexion von Texas und gegen den merik. Krieg abermals als Präsidentschaftskandidat unterliegend, für längere Zeit von dem polit. Schauplatze auf sein Landgut Ashland zurück. Als 1849 ein Konflikt zwischen dem Norden und Süden über die Bestimmung des durch den merik. Krieg erworbenen Ländergebiets hereinzubrechen drohte, ließ sich C. wieder von Kentucky in den Senat wählen, um hier als Friedensstifter aufzutreten. Er brachte im Laufe der Sitzung das bekannte Kompromiß zu Stande, wonach der Süden als Gegengabe für geringe Zugeständnisse das berüchtigte Jagdgesetz gegen flüchtige Sklaven erhielt. C. starb 29. Juni 1852 in Washington. Er war ein edler Charakter, ein tüchtiger Parteiführer, der sich stets an die bessern Impulse der Massen wandte, aber in solchen Lagen zu nachgiebig und weich, wo nur die rücksichtsloseste Energie durchdringen konnte. C.s Biographie schrieb Colton (2 Bde., Neuyork 1845), welcher auch dessen Reden und Briefwechsel (6 Bde., Neuyork 1857; neue Aufl. 1864) herausgab.

Clay Croß, Stadt in der engl. Grafschaft Derby, 8 km im S. von Chesterfield, an der Derby-

bahn. Die 4800 Bewohner arbeiten Bonneterie und fördern Steinkohlen.

Claye Souilly, Flecken im franz. Depart. Seine-et-Marne, Arrondissement Meaux, 15 km westlich von diesem Orte, am Ourcqkanale und an der zur Marne rechts gehenden Beuvronne, zählt 1685 E., welche bunten Kattun, Bürsten, Handschuhe und Wagen fabrizieren. C. war während der Cernierung von Paris 1870—71 ein wichtiger Etappenplatz für die deutsche Armee.

Clayton (John Middleton), amerik. Staatsmann, geb. 24. Juli 1796 in der Grafschaft Sussex im Staate Delaware, trat, im Yale College zum Advokaten ausgebildet, früh in die Politik ein und wurde 1829 Vereinigte-Staaten-Senator. Im J. 1835 als Whig wiedergewählt, legte er seine Stelle 1837 nieder und wurde für die nächsten drei Jahre der vorsitzende Richter des höchsten Gerichtshofs seines Staates. Von 1845 bis 1849 trat er wieder in den Senat und erhielt im letztgenannten Jahre von dem Präsidenten Taylor bei dessen Amtsantritt das Sekretariat des Auswärtigen, welches er bis zum Tode des letztern (Juli 1850) bekleidete. Nach seinem Rücktritt wurde C. wieder Mitglied des Senats, welchem er bis zu seinem Tode angehörte. Als Staatssekretär schloß C. mit England 18. April 1850 den **Clayton-Bulwer-Vertrag**, welcher die Neutralität der über den Isthmus von Panama, Nicaragua und andere centralamerik. Straßen zu erbauenden interoceanischen Kanäle sicherte und sie unter den gemeinschaftlichen Schutz der Vereinigten Staaten und Englands stellte. Nach seinem Rücktritt vom Staatssekretariat wurde C. wieder Senator. Er starb zu Dover im Staate Delaware 9. Nov. 1856.

Clear, die südlichste Insel Irlands, Provinz Munster, Grafschaft Cork, deren Südspitze, Kap Clear, eine Masse starrer Felsklippen ist. Zwischen Kap Clear und Mizen Head liegen zwei oder drei natürliche Häfen, welche große Schiffe aufnehmen können, aber nur von Fischerbooten besucht werden.

Clearing-House (Liquidations- oder Kompensationsbureau) ist eine Anstalt, welche die regelmäßige und möglichst zweckmäßige Ausgleichung der Forderungen vermittelt, welche mehrere Banken oder Bankiers gegenseitig voneinander einzuziehen haben. Das erste C. entstand um das J. 1775 als reines Privatunternehmen einer Anzahl von londoner Citybankiers; seine Bedeutung wuchs mehr und mehr in dem Maße, wie sich die Anwendung des Check (s. d.) in England verallgemeinerte, und gegenwärtig bildet es den Centralpunkt des ganzen engl. Geldverkehrs. Die Zahl der beteiligten Bankhäuser wechselte mit der Zeit in ziemlich weiten Grenzen; nachdem 1854 die großen londoner Joint-Stock-Banken zugelassen worden, erscheinen überhaupt nur die größten Bankunternehmungen der City als unmittelbare Teilnehmer, deren Zahl gegenwärtig nur 26 beträgt. Die Bank von England hat sich, jedoch in besonderer Stellung, der großartigen Organisation erst 1864 angeschlossen; die Banken des londoner Westend, sowie die Masse der kleinen Bankhäuser stehen außerhalb derselben, aber alle Banken der Hauptstadt nicht nur, sondern auch der Provinz, stehen mit irgend einer der am C. beteiligten Citybanken in der Art in Verbindung, daß letztere für jene als Agentur die Ausgleichung ihrer Checks übernimmt. Außer den Checks sind auch die von den Banken acceptierten, sowie die von ihren Kunden bei ihnen zahlbar gemachten Wechsel Gegenstände der Liquidation. Es finden gegenwärtig im londoner C. täglich drei Abrechnungen statt, von denen die in die Mittagszeit fallende sich mit dem aus der Provinz gekommenen Material befaßt.

Das technische Verfahren ist wesentlich folgendes. Für jede Bank wird auf eine Liste nebeneinander gestellt, was sie von jeder der übrigen zu empfangen oder zu fordern hat. Dann wird die Differenz der sämtlichen Aktiv- und Passivposten gebildet, und es ist klar, daß für die Gesamtheit der Banken die Summe der so entstehenden positiven Saldi gleich der der negativen sein muß. Hat nun eine Bank einen Saldo herauszuzahlen, so weist sie die Bank von England (bei der jede Bank und das C. selbst ein Conto hat) durch einen Check an, die betreffende Summe auf das Conto des C. zu übertragen, und der Vertreter des C. läßt dann aus den ihm überwiesenen Beträgen derjenigen Banken, welche einen Aktivsaldo haben, in ihrem Conto bei der Centralbank den Überschuß ihrer Forderungen über ihre Schulden gutschreiben. Die Mitwirkung von barem Gelde oder Banknoten ist also bei dieser Methode überhaupt nicht mehr erforderlich, während vor dem Beitritt der Bank von England die Zahlung der Differenzen noch in Noten erfolgte. Es werden im londoner C. in der neuern Zeit jährlich 5—6000 Mill. Pfd. St. ausgeglichen. In dem (am 30. April endigenden) Rechnungsjahre 1867/68 erreichte die Geschäftsziffer erst 3257 Mill. Pfd. St., sie stieg dann stetig, bis sie 1874/75 ein Maximum mit 6013 Mill. Pfd. St. erreichte, ging dann 1876/77 bis 4873 Mill. Pfd. St. zurück und hob sich 1880/81 wieder auf 5910 Mill. Pfd. St. Die engl. Provinzialbanken stehen nicht nur mit dem londoner C. durch die Vermittelung der direkt beteiligten Banken in Verbindung, sondern sie haben auch in mehreren Städten, z. B. in Manchester und Liverpool, lokale C. gegründet.

Noch großartiger als in England, jedoch in mehr decentralisierter Gestalt, ist das Liquidationssystem in den Vereinigten Staaten von Amerika entwickelt, wo gegenwärtig in 24 Städten Abrechnungshäuser bestehen. Am bedeutendsten ist das C. von Neuyork, 1853 gegründet, an dem im J. 1881 60 Banken beteiligt waren. Die Summe der durch dasselbe vermittelten Ausgleichungen betrug in dem Finanzjahre 1854 (endend am 1. Okt.) erst 5750 Mill. Doll., stieg 1869 auf 37407 Mill. Doll., war 1876 auf 19875 Mill. Doll. gesunken, hob sich dann aber wieder und erreichte 1881 die enorme Höhe von 48566 Mill. Doll. Von dieser Summe wurden 1776 Mill. Doll., also $3\frac{1}{2}$ Proz., in Bar oder Noten bezahlt. Auf dem europ. Kontinent ist das Liquidationssystem zur Zeit noch wenig entwickelt. Der 1864 gegründete wiener Saldierungsverein weist nur eine jährliche Geschäftsziffer von 5—600 Mill. Fl. auf. In Berlin führte der Kassenverein das Abrechnungsverfahren im Anschluß an den Giroverkehr mit verhältnismäßig großem Erfolge ein, und gegenwärtig steht zu erwarten, daß das Girosystem der Reichsbank sich immer mehr zu einem den deutschen Verhältnissen entsprechenden Ersatze des englischen C. ausbilden werde. In Paris haben 18 Banken ein C. unter dem Namen

«Chambre des compensations» gegründet, dessen Thätigkeit aber ebenfalls noch in bescheidenen Grenzen bleibt. Das System der Abrechnung und Ausgleichung ist natürlich auf alle Arten von Verbindlichkeiten innerhalb eines bestimmten Kreises von Personen oder Unternehmungen anwendbar. So wurde schon 1850 in London ein Railway-C. als centrale Abrechnungsstelle für die Eisenbahnen gegründet, und 1871 wurden ähnliche Organisationen in Österreich und Deutschland («Generalsaldierungsstelle») geschaffen. In neuester Zeit wird dasselbe Prinzip auch auf die Abwickelung der Lieferungsgeschäfte in Effekten angewendet. So entstand 1874 in London ein Stock-Exchange-C., in Wien wird das sog. «Arrangement» der Börsengeschäfte durch den Giro- und Kassenverein vermittelt, und auch in Berlin ist jetzt eine Art von Effekten-C. eingerichtet worden. Auch für das Lieferungsgeschäft in Waren hat man ein ähnliches Abrechnungssystem organisiert, so namentlich in Liverpool im Baumwollhandel.

Vgl. Seyd, «The London banking and bankers C. system» (Lond. 1871; deutsch von Sjöström, Lpz. 1874); R. Hildebrand, «Das Chequesystem u. s. w.» (Jena 1867); W. Stanley Jevons, «Geld und Geldverkehr» (Lpz. 1876).

Clebsch (Rud. Friedr. Alfr.), Mathematiker, geb. 14. Jan. 1833 zu Königsberg in Preußen, studierte daselbst Mathematik und Physik, war dann in Berlin als Lehrer an verschiedenen Schulen thätig und habilitierte sich 1858 an der Universität für mathem. Physik. Im Herbst desselben Jahres folgte C. einem Rufe als Professor der analytischen Mechanik an die Polytechnische Schule in Karlsruhe. Im J. 1863 wurde er ord. Professor in Gießen, 1868 in Göttingen und starb an letzterm Orte 7. Nov. 1872. Eine große Anzahl Abhandlungen von C. sind in Fachzeitschriften zerstreut. Von besondern Werken sind zu nennen: «Theorie der Elasticität fester Körper» (Lpz. 1863), «Theorie der Abelschen Funktionen» (mit Gordan, Lpz. 1866) und «Theorie der binären algebraischen Formen» (Lpz. 1872). Vgl. «Alfred C. Versuch einer Darlegung und Würdigung seiner wissenschaftlichen Leistungen» (Lpz. 1873).

Cleckheaton oder Cladheaton, eine Stadt im West-Riding der engl. Grafschaft York, 8 km im SSO. von Bradford, mit (1881) 10653 E., welche Fabriken für Krempeln, Tuch, Zeuge und Spinnmaschinen unterhalten.

Cleehills, Bergzug in der engl. Grafschaft Shrop (Salop), südlich vom Fluß Teme, westlich vom Corve, östlich vom Rea, zwei linken Nebenflüssen des Teme, begrenzt. Im NO. von Ludlow, in Shropshire, erhebt er sich mitten in einer breiten Hochebene bis 550 m und gehört der Formation der Steinkohle an.

Clefen, s. Chiavenna.

Clemangis (Mathieu Nicolas de), franz. Theolog, geb. um 1360 zu Clamangis bei Châlons in der Champagne, erhielt seine Ausbildung zu Paris unter Peter d'Ailly und Johann Gerson, ward 1391 Baccalaureus der Theologie und 1393 Rektor an der Universität zu Paris. Als solcher überreichte er 30. Juni 1394 dem Könige eine sehr freimütige Denkschrift über die Mittel, dem Kirchenschisma ein Ende zu machen. Benedikt XIII. machte C. zu seinem Sekretär; als aber der Papst den König Karl VI. bannte, floh C. nach der Abtei Vallombrosa in Toscana. Später kehrte er nach Paris zurück, wo er um 1434 starb. C. bekämpfte in seinen Schriften die Scholastik, die Sittenlosigkeit der Geistlichen und den Luxus. Ob aber die Schrift «Liber de corrupto statu ecclesiae» (1414) von ihm ist, wird sehr bestritten. Seine Werke wurden, freilich unvollständig und inkorrekt, von Lydius (1613) herausgegeben. Vgl. Münz, «Nicolas C., sa vie et ses écrits» (1846).

Clemătis *L.*, Waldrebe, Pflanzengattung aus der Familie der Ranunculaceen. Die zu ihr gehörigen Pflanzen sind Kräuter oder Sträucher mit kletternden, selten aufrechten Stengeln, gegenständigen Blättern, einzelnen oder trugdoldig angeordneten Blüten und vier- bis sechsblätteriger Blütenhülle (Perigon). Die zahlreichen Staubgefäße stehen auf dem Blütenboden, und die Schließfrüchte sind durch den lederig-bärtigen, selten nackten Griffel geschwänzt. Mehrere der zahlreichen, über die ganze Erde zerstreuten Arten werden in Gärten gezogen. Die als Zierpflanzen beliebtesten Arten sind: C. Viticella *L.*, ein südeurop. Kletterstrauch mit einzelnstehenden, langgestielten Blüten und blauvioletten, kreuzförmigen Blumen, der häufig zu Lauben und Wandbekleidungen benutzt wird und in Gärten in vielen Varietäten vorkommt. C. Viorna *L.*, ein Kletterstrauch aus Nordamerika, mit violetten oder purpurnen, ebenfalls einzelnstehenden Blumen, der zu demselben Zweck dient. C. erecta *All.*, steife Waldrebe, ist eine südeurop. aufrechte Staude mit rispig angeordneten weißen, sechsblätterigen Blumen; welche häufig als Zierpflanze des freien Landes kultiviert wird. C. integrifolia *L.*, eine in Ungarn wachsende aufrechte Staude mit ovalen, ganzrandigen Blättern und großen, einzelnstehenden, langgestielten, kreuzförmigen, violettblauen Blumen, wird ebenfalls sehr häufig kultiviert. C. Vitalba *L.*, ein in Mittel- und Südeuropa in Hecken wildwachsender Kletterstrauch mit gefiederten Blättern und weißen, trugdoldig gruppierten Blumen, wird namentlich im Norden zur Bekleidung von Wänden und zu Lauben benutzt. Unter den nur im Gewächshause gedeihenden Arten ist die prächtigste die in Japan heimische C. lanuginosa *Lindl.* Sie hat große, eiförmige, spitze, am Grunde etwas herzförmige Blätter, schlingende Stämme und Äste und einzelnstehende, sechsblätterige, bis 16 cm im Durchmesser haltende azurblaue Blumen. Andere schöne Arten sind C. patens, der Gärtner, mit ebenfalls violetten Blumen; C. Helena, eine schneeweiße Abart derselben, mit gelben Staubgefäßen; C. Louise, eine andere Abart, schneeweiß mit blauen Staubgefäßen, alle aus Japan. Durch Kreuzungen dieser und anderer japan. Arten untereinander oder mit C. Viticella sind auch mehrere sehr schöne Sorten entstanden, welche von den Gärtnern mit besondern Namen belegt werden. Alle Arten verlangen einen guten Boden und regelmäßige tägliche Anfeuchtung desselben. Die Sträucher lassen sich durch Ableger und Stecklinge, die Stauden durch Zerteilung der Wurzelstöcke, alle auch durch Samen vermehren.

Clémenceau (Eugène), franz. radikaler Politiker, geb. 28. Sept. 1841 zu Mouilleron-en-Pareds im Depart. Vendée, besuchte das Gymnasium zu Nantes, studierte seit 1865 in Paris Medizin und ließ sich dann daselbst im 18. Arrondissement als Arzt nieder. Nach dem 4. Sept. 1870 wurde er zum Maire seines Arrondissements ernannt und

im Febr. 1871 vom Depart. Seine in die Kammer gewählt, wo er gegen die Friedenspräliminarien stimmte. Während der Commune versuchte er die schwierige Rolle eines Vermittlers zwischen dem pariser Stadthause und der versailler Regierung zu spielen, kam aber 18. März 1871 zu spät, um die Generale Lecomte und Clément Thomas vom Erschießungstode zu retten. Er legte hierauf seine Stelle als Maire und sein Mandat als Deputierter nieder und widmete seine Thätigkeit dem Gemeinderate von Paris, dessen Präsident er 1875 ward. Bei den Februarwahlen von 1876 wurde C. wieder in die Deputiertenkammer gewählt als Vertreter des 18. Arrondissements von Paris und schloß sich der äußersten Linken an; bald wußte er sich durch seine glänzende Rednergabe zum Führer seiner Partei aufzuschwingen. C. gehörte dann zu dem Ausschuß der Achtzehn, welchen die Fraktionen der Linken beauftragten, den Widerstand der republikanischen Partei gegen das mit einem Staatsstreiche drohende Ministerium zu leiten; im März 1879 beantragte C. die Versetzung des Fourtou-Broglieschen Ministeriums in Anklagestand. Später befürwortete er eifrig die allgemeine Amnestie der Communards und beantragte am 5. März 1881 nach der Diskussion über die Waffenlieferungen von seiten Frankreichs an Griechenland in der Kammer eine Tagesordnung, die das Bedauern ausdrückte, daß die Thaten des Ferryschen Ministeriums nicht mit seinen Worten zusammenstimmten; der Antrag wurde jedoch verworfen. Bei den Wahlen des 21. Aug. 1881 wurde C. von drei Bezirken in die Kammer gewählt; er entschied sich für den zweiten Wahlkreis von Montmartre und begründete dann die Zeitung «La Justice», das Organ der äußersten Linken.

Clemens ist der Name von 17 Päpsten, von welchen 3 als schismatische in der röm. Kirche nicht gezählt werden.

Clemens I., s. Clemens Romanus.

Clemens II., 24. Dez. 1046 bis 9. Okt. 1047, vorher Suidgar, Bischof von Bamberg, wurde von König Heinrich III. auf den päpstl. Stuhl erhoben, starb jedoch zu früh, als daß er eine Reform hätte durchführen können.

Clemens (III.), vorher Guibert, Erzbischof von Ravenna, von Heinrich IV. 1080 als Gegenpapst Gregors VII. erwählt, behauptete sich unter Victor III. und Urban II., bis er, von einem Kreuzheer aus Rom vertrieben, 1100 in Ravenna starb.

Clemens III., 1187—91, früher Paulus, Kardinalbischof von Präneste, erwarb die weltliche Herrschaft über Rom zurück, bewog Friedrich Barbarossa, Philipp August und Richard Löwenherz zum Kreuzzuge und erregte von neuem den Kampf gegen die Hohenstaufen, indem er Sicilien dem Bastard Tancred verlieh, statt dem erbberechtigten Heinrich VI.

Clemens IV., 1265—68, vorher Guy-Foulques, ein geborener Franzose, königl. Rat, dann Erzbischof von Narbonne und Kardinalbischof von Sabina, belehnte, um die Hohenstaufen zu stürzen, Karl von Anjou mit Neapel und that Konradin 1267 in den Bann.

Clemens V. (Bertrand d'Agoust), Papst von 1305 bis 1314, ein geborener Franzose, seit 1295 Bischof von Comminges und seit 1299 Erzbischof von Bordeaux, galt anfangs als Anhänger Bonifacius' VIII. und Gegner Philipps des Schönen von Frankreich, verkaufte sich aber ganz an dessen Interesse, um nur Papst zu werden. Am 5. Juni 1305 gewählt, kam er gar nicht nach Italien, sondern verlegte 1309 die päpstl. Residenz nach Avignon (s. d.). Einem geheimen Vertrage gemäß sprach er den König von Frankreich und seine Diener vom Banne los, den Bonifaz VIII. über sie verhängt hatte, erklärte die Strafbullen des letztern gegen Frankreich für ungültig, gab dem König den geistlichen Zehnten in Frankreich auf fünf Jahre und machte die Günstlinge desselben zu Kardinälen; dagegen vereitelte er den Plan Philipps, seinem Bruder Karl von Valois die deutsche Krone aufzusetzen. Von Philipp gedrängt, hob er durch eine Bulle vom 6. Mai 1312 den Templerorden auf. Von dem König Robert von Neapel, der von dem Papste das Land zu Lehn trug, unterstützt, demütigte er 1313 Venedig, das er wegen Besitznahme von Ferrara 1309 mit dem Bann und weltlicher Acht belegt hatte. Als Kaiser Heinrich VII. auf seinem Römerzuge 1311 die kaiserl. Rechte ansprach und dem König Robert Neapel streitig machte, nahm C. seinen Vasallen durch drohende Bullen in Schutz und exkommunizierte die Bundesgenossen des Kaisers. Nach dem Tode Heinrichs VII. (1313) ernannte er den König Robert 1314 zum röm. Senator und Reichsverweser in Italien; er starb mitten in seinen Plänen zur Unterjochung Italiens 20. April 1314 zu Roquemaure in Languedoc. Simonie, Habsucht und Unzucht herrschten an seinem Hofe. Die auf seine Anordnung zusammengestellten, die Reform des Klerus bezweckenden Kirchengesetze sind unter dem Namen Clementinen (s. d.) bekannt. Vgl. Wenk, «C. V. und Heinrich VII. (Halle 1882).

Clemens VI., 1342—52, früher Peter Roger, Bischof von Arras und königl. Rat, nahm seine Residenz zu Avignon, setzte den Kampf gegen den deutschen König Ludwig IV. fort, indem er veranlaßte, daß auf der Versammlung zu Rense 1346 Karl IV. von Böhmen zum Gegenkönig erhoben ward. Er stürzte den Volkstribun Cola di Rienzi (s. d.) zu Rom, verlieh der Königin Johanna von Sicilien, obgleich dieselbe des Gattenmordes verdächtig war, die Krone und kaufte von ihr die Grafschaft Avignon.

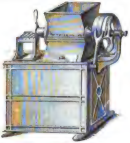
Clemens (VII.), schismatischer Papst zu Avignon 1378—94, geborener Graf von Gent, vorher Bischof von Cambrai, dann Kardinal, ist wegen seiner Gelderpressungen berüchtigt.

Clemens (VIII.), früher Ägidius Nuñoz, Kanonikus zu Barcelona, wurde 1424, nach dem Tode Benedicts XIII., von drei Kardinälen zum Papst erwählt, mußte aber 1429 auf einem Konzil zu Tortosa entsagen.

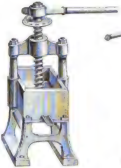
Clemens VII., 1523—34, Julius von Medici, zuvor Erzbischof von Florenz, war vor allem bemüht, mit Hilfe Frankreichs die Macht der span.-österr. Monarchie zu brechen, um Italiens Selbständigkeit zu bewahren. Er spielt deshalb in den Kämpfen Karls V. und Franz' I. eine stets wechselnde Rolle und sah dabei der immer weitern Ausbreitung des Protestantismus und dem Abfall Englands 1534 unthätig zu.

Clemens VIII. (Hippolyt Aldobrandini), Papst von 1592—1605, geb. 1536, seit 1585 Kardinal, gelangte durch einstimmige Wahl des Kardinalkollegiums 30. Jan. 1592 auf den päpstl. Thron. In Frankreich stellte sich C. auf die Seite der Ligue;

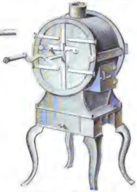
CHOKOLADENFABRIKATION.



6. Maschine zum Auspressen der Luft.



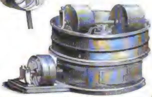
4. Presse.



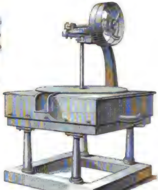
9. Einfache Röstmaschine.



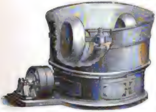
1. Klopftisch.



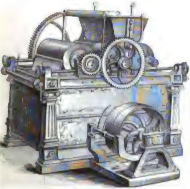
5. Melangeur mit rotierendem Bodenstein.



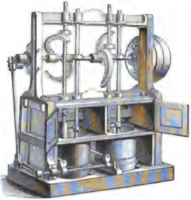
7. Dampf-Röstmaschine.



2. Melangeur mit festem Bodenstein.



3. Schleif- oder Reibmaschine.



8. Stampfwerk.

nachdem jedoch Heinrich IV. 1593 zum Katholizismus übergetreten war, absolvierte er ihn 1595 und blieb seitdem mit ihm in gutem Einvernehmen. Er vermittelte 1598 den Frieden zu Vervins zwischen Frankreich und Spanien und verhütete, indem er das Edikt von Nantes mit Stillschweigen überging und in die Scheidung Heinrichs IV. von Margarete willigte, den Ausbruch eines neuen Kriegs zwischen diesen Mächten. Das Herzogtum Ferrara zog er nach dem Erlöschen des Hauptstammes der Este 1598 als erledigtes Lehn ein. In dem Streit, der zwischen Dominikanern und Jesuiten über das Verhältnis von Gnade und Freiheit des Willens ausbrach, vermied er eine Entscheidung, um keinen der mächtigen Orden zu verletzen. Ohne Grund kamen die Jesuiten in Verdacht, seinen Tod, 5. März 1605, veranlaßt zu haben. Sein Versuch, eine Union der Thomaschristen in Indien herzustellen, mißlang ihm gänzlich. Von der Vulgata besorgte er 1592 eine zweite verbesserte Ausgabe, die nach ihm Clementina genannt wird.

Clemens IX., 1667—69, Julius Rospigliosi, früher Nuntius in Spanien, dann Kardinalsekretär Alexanders VII., stellte zwar die Verfolgung der Jansenisten ein (der sog. Clementinische Friede), verbot aber doch die von ihnen besorgte Bibelübersetzung von Mons.

Clemens X., 1670—76, Emilio Altieri, zeigte sich als schon betagter Mann kraft- und thatenlos.

Clemens XI., 1700—21, Giovanni Francesco Albani, seit 1690 Kardinal, erhob Protest gegen die Erhebung Preußens zum Königtum, stand im Spanischen Erbfolgekrieg auf der Seite Frankreichs, ward aber 1709 zur Anerkennung des österr. Prätendenten Karls III. gezwungen. Von den Jesuiten beherrscht, erließ er gegen die Jansenisten (s. d.) die Bulle «Vineam Domini» (1705) und «Unigenitus» (1713). Seine Werke (2 Bde., Frankf. 1729) enthalten Bullen, Reden und Briefe.

Clemens XII., 1730—40, Lorenzo Corsini, seit 1706 Kardinal, versuchte vergeblich, den Kirchenstaat durch Annexion von Pavia und Piacenza oder von S.-Marino zu erweitern und die deutschen Protestanten durch das Versprechen des ungeschmälerten Besitzes der säkularisierten Kirchengüter wieder für Rom zu gewinnen.

Clemens XIII., 1758—69, Carlo Rezzonico, seit 1737 Kardinal, ganz unter dem Einflusse des Staatssekretärs Torreggiani, mußte die Verbannung der Jesuiten aus Portugal, Frankreich und Spanien und den Angriff des Nikolaus von Hontheim (s. d.) auf die päpstl. Hierarchie erleben.

Clemens XIV. (Giovanni Vincenzo Antonio, dann Lorenzo Ganganelli), Papst von 1769 bis 1774, geb. zu San-Arcangelo bei Rimini 31. Okt. 1705 als Sohn eines Arztes, trat im Alter von 18 J. in den Minoritenorden und studierte Philosophie und Theologie, die er dann mit Erfolg lehrte, ward Konsultor der Inquisition und 1759 Kardinal. Nach dem Tode C.' XIII. dauerte das Konklave drei Monate, bis 19. Mai 1769 Ganganelli gewählt ward. Seine Abneigung gegen die Jesuiten war bekannt; dennoch zögerte er mehrere Jahre mit ihrer Auflösung, um durch diplomatische Unterhandlungen mit den Höfen möglichst große Zugeständnisse dafür einzutauschen. Erst am 16. Aug. 1773 veröffentlichte er das Breve «Dominus ac redemtor noster», welches die Gesellschaft Jesu aus «Rücksichten für den Frieden der Kirche, aber für alle Zeiten» aufhob. Von diesem Augenblick an war sein Leben ein von Furcht geängstigtes, und allmählich schwanden seine Kräfte. Er starb an skorbutischen Übeln 22. Sept. 1774. Die Vermutung, daß er vergiftet worden, obgleich C. selbst daran geglaubt zu haben scheint, ist grundlos. Sein Monument in der Kirche der Apostel zu Rom führte Canova nach Volpatos Angabe aus. C. zeichnete sich durch Freisinnigkeit, Staatsklugheit, gründliche Gelehrsamkeit und milden Charakter rühmlich aus. Er beförderte Künste und Wissenschaften, unter anderm auch durch die Stiftung des Clementinischen Museums, das, durch Pius VI. und Pius VII. bereichert, zur schönsten Zierde des Vatican wurde. An Schriften hat C. nichts hinterlassen als Briefe und Sendschreiben. Die von Caraccioli (s. d.) herausgegebenen Briefe (deutsch, 5 Bde., Lpz. 1777—80) vermengen Wahres mit Falschem, ebenso die «Nouvelles lettres intéressantes du pape C. XIV» (3 Bde., Par. 1776 u. öfter; deutsch, Lpz. 1790). Vgl. Caraccioli, «La vie du pape C. XIV» (Par. 1775; deutsch, Frankf. 1776); Reumont, «Ganganelli, Papst C. XIV., seine Briefe, seine Zeit» (Berl. 1847); Theiner, «Geschichte des Pontifikats C.' XIV.» (2 Bde., Lpz. 1853), worauf Streitschriften von Crétineau-Joly u. a. folgten. Die Schrift von Latouche, «C. XIV et Carlo Bertinazzi, correspondance inédite» (Par. 1827), ist eine sinnreiche, anziehend geschriebene Fiktion.

Clemens von Alexandria (Titus Flavius C. Alexandrinus), Vorsteher der Katechetenschule in Alexandria und einer der bedeutendsten Kirchenlehrer, ward wahrscheinlich zu Athen etwa um 160 geboren, erwarb sich in Schulen und auf ausgedehnten Reisen eine umfassende Kenntnis der griech. Poesie und Philosophie, fand jedoch erst dann Befriedigung, als Pantänus ihn für das Christentum gewann. Als dessen Nachfolger ward C. etwa 190 Leiter der Katechetenschule, später auch Presbyter. Während der Verfolgung des Septimius Severus (202) ging C. nach Palästina und starb um 220. Sein Hauptstreben ging dahin, die «falsche Gnosis» zu überwinden durch Aufstellung einer kirchlichen Gnosis. Daher stellte auch C. dem Glauben als der niedern Stufe das Wissen als die höhere entgegen; er unterscheidet vier Stufen: das bloße histor. Wissen um die kirchliche Lehre, die vertrauensvolle Annahme derselben im Glauben, das sittlich gute Leben, die Einsicht in den Inhalt der Lehre, welche zum Schauen Gottes und zur Erkenntnis aller Dinge hinführt. Im Unterschied von den Häretikern aber behauptet C., daß Glaube und Wissen denselben Inhalt haben, nämlich die Lehre der Kirche, und daß auch der Glauben schon zum Heil genügte. Von seinen vollständig erhaltenen Schriften ist die «Exhortatio ad gentes» eine Ermahnung an die Griechen, das Christentum anzunehmen, der «Paedagogus» ein Abriß der christl. Moral, die «Stromata» (d. h. bunt gewirkte Teppiche), eine Darstellung der wichtigsten Glaubenslehren, untermischt mit verwandten Aussprüchen griech. Dichter und Philosophen. Die «Hypotyposeis», Glossen zur Heiligen Schrift, sind bis auf eine verstümmelte Auslegung der kath. Briefe verloren gegangen. Dagegen ist von C. noch eine Homilie über Matth. 19, 13 erhalten. Ausgaben seiner Werke veranstalteten Sylburg (Heidelb. 1592), Potter (Oxf. 1715), Kloß (4 Bde., Lpz. 1831—34), Dindorf (4 Bde., Oxf. 1868—69).

Vgl. Eylert, «C. von Alexandrien als Philosoph und Dichter» (Berl. 1832); Böhringer, «Die Kirche Christi und ihre Zeugen» (Bd. 1, 2. Aufl., Stuttg. 1873); Merk, «C. Alexandrinus in seiner Abhängigkeit von der griech. Philosophie» (Lpz. 1879).

Clemens Romanus, einer der Apostolischen Väter, war der Sage nach der erste oder dritte Bischof von Rom nach dem Apostel Petrus. In der Überlieferung des 2. Jahrh. spielt derselbe als Schüler des Petrus und als Mittelsmann zwischen Judenchristentum und Heidenchristentum eine hervorragende Rolle. Zuverlässiges über seine Person ist nicht bekannt. Ob der im Briefe an die Philipper 4, 3 als Mitarbeiter des Paulus erwähnte C. derselbe ist, wie schon ältere Kirchenlehrer annahmen, muß ebenso zweifelhaft bleiben als die allerdings durch manches empfohlene Identität des röm. Gemeindehauptes mit dem wegen Hinneigung zum Christentume hingerichteten Vetter Domitians, dem Konsular Flavius Clemens. In letzterm Falle würde sein Tod etwa ins J. 96 n. Chr. fallen. Die spätere Sage weiß dagegen von seiner Verbannung in den Thrazischen Chersones und seinem Märtyrertode 102 n. Chr. zu erzählen. Die zahlreiche, dem C. zugeschriebene Litteratur zerfällt in einen heidenchristlichen und einen judenchristl. Zweig. Zu dem erstern gehört namentlich der ihm zugeschriebene, jetzt vollständig wieder aufgefundene Brief an die Korinther, ein nach den meisten ums J. 94, nach andern erst um 120 verfaßtes röm. Gemeindeschreiben zum Zwecke der Herstellung kirchlicher Ordnung in der von Parteien zerrissenen korinth. Gemeinde. Der Grundcharakter der Theologie in diesem Schreiben ist ein abgefärbter und stark ins Gesetzliche hinüberspielender Paulinismus. Der sog. «zweite Brief» des C. ist, wie sich seit der Wiederauffindung des vollständigen Textes ergeben hat, überhaupt kein Brief, sondern eine in der zweiten Hälfte des 2. Jahrh. verfaßte Homilie, welche gewiß nicht von C. geschrieben worden ist.

Zu den judenchristlichen Schriften, welche seinen Namen tragen, gehören außer den Apostolischen Konstitutionen (s. d.) besonders die sog. Clementinischen Rekognitionen und Homilien. Dieselben sind eine doppelte Überarbeitung einer ältern judenchristl. Schrift und gehören zu den wichtigsten Denkmälern des essenischen Judenchristentums im 2. Jahrh. Petrus erscheint darin als der eigentliche Heidenapostel, während Paulus unter der Maske des Magiers Simon als falscher Apostel bestritten wird. Christus wird darin aufgefaßt als der wahre Prophet, der schon in den Erzvätern erschienen ist, das Christentum als das wahre Judentum, die Heidenchristen nur als Proselyten des Thores, wogegen der Opferkultus und ein großer Teil des Alten Testaments als Verfälschung verworfen und ein streng ascetisches Leben empfohlen wird. Die Clementinische Überarbeitung kleidet diese Streitunterredungen des Petrus mit Simon in eine Art von Familienroman, als dessen Held der von Petrus bekehrte römische C. erscheint. Außerdem existieren unter dem Namen des C. in syr. Sprache noch zwei Briefe an die Jungfrauen, ein frühestens aus dem 3. Jahrh. stammendes Machwerk. Am besten sind die beiden Briefe des C. von Lightfoot (Lond. u. Cambridge 1869; dazu ein Appendix, Lond. 1877), Hilgenfeld («Novum Testamentum extra canonem receptum», Fascikel 1, Lpz. 1866; 2. Aufl., Lpz. 1876), Bryennios (Konstantinopel 1875), Harnack und Gebhardt (2. Aufl., Lpz. 1876), Funk (Tüb. 1881) herausgegeben worden. Die syr. Briefe sind mit lat. Übersetzung von Beelen (Löwen 1856) und (nur lateinisch) von Funk (Tüb. 1881), die Rekognitionen (in der allein erhaltenen lat. Übersetzung des Rufinus) von Gersdorf (Lpz. 1838), die Homilien von Schwegler (Stuttg. 1847), vollständig von Dressel (Gött. 1853) und Lagarde (Lpz. 1865) herausgegeben. Vgl. Lipsius, «De Clementis Romani epistola ad Corinthios priore» (Lpz. 1855), und über die Homilien und Rekognitionen Baurs «Gnosis» (Tüb. 1835) und die Schriften von Schliemann (1844), Hilgenfeld (1848) und Uhlhorn (1854).

Clemens Joseph, Herzog zu Bayern und Kurfürst von Köln, geb. 5. Dez. 1671, Sohn des Kurfürsten Ferdinand Maria, ward 1684 Bischof von Freisingen und 1688, trotz seiner Jugend, Kurfürst von Köln. Er stellte sich im Spanischen Erbfolgekriege auf die Seite seines Bruders, des Kurfürsten Max Emanuel, floh nach der Schlacht bei Höchstädt nach Frankreich, wurde aber 1714 restituiert und starb 1723.

Clemens August, Kurfürst von Köln, geb. 1700, Sohn des bayr. Kurfürsten Max Emanuel, Neffe und Nachfolger seines Oheims Clemens Joseph auf dem kölner Erzstuhl, erwarb, nachdem er in Rom seine Studien vollendet hatte, im Alter von 19—28 J. nacheinander die Stifter Paderborn, Münster, Köln (1723), Hildesheim und Osnabrück, ferner die Dompropstei in Lüttich und die Großmeisterwürde des Deutschen Ordens, mithin den größten Territorialbesitz im nordwestl. Deutschland und eine von den großen Mächten viel umworbene, in der allgemeinen Politik nicht unbedeutende Macht, die er meist dem Interesse des bayr. Hauses dienstbar machte. So schloß er sich seinem Bruder Karl Albert (s. d.) 1. Sept. 1726 in dem Schutzbündnis mit Österreich an und folgte diesem, als Bayern wieder in die franz. Politik einlenkte. In dem Polnischen Erbfolgekriege standen beide Brüder auf der Seite Frankreichs, auch nachdem Österreich im März 1734 das Reich zur Kriegserklärung gegen Ludwig XV. vermocht hatte. Als 1740 der bayr. Kurfürst unter dem Namen Karl VII. die kaiserl. Krone unter franz. und preuß. Protektion annahm, trat C. bei der Wahl und im Kriege für ihn ein, bis ihn die drohende Nähe der engl.-österr. Armee, zu der noch hess. und hannov. Kontingente stießen, zu einem Neutralitätsvertrage zwang, der später sogar in Bundesgenossenschaft verwandelt wurde. So kam C. 1744 dahin, den Franzosen im Verein mit den engl.-deutschen Truppen den Durchzug nach Hannover zu versperren. Als nach dem Tode Karls VII. (20. Jan. 1745) Bayern mit Österreich Frieden machte, gab auch C. Franz I. seine Kurstimme zur röm. Kaiserwürde. Bald aber ließ er sich wieder durch die franz. Einflüsterungen und Geldversprechungen gewinnen und verharrte bis zum Frieden von Aachen (1748) in einer Frankreich wohlwollenden Neutralität. Die Umwandlung der allgemeinen Lage durch die Abwendung Maria Theresias von England und ihren Übertritt zur franz. Allianz führte auch C. zu dem neuen Bündnis und zur Teilnahme an dem Siebenjährigen Kriege und dadurch zur gänzlichen Verarmung seines Staats und Landes, in dem die franz. Generale

wie die Herren schalteten. Um dem Elend aus dem Wege zu gehen, hatte sich C. auf den Weg nach München gemacht, als ihn 6. Febr. 1761 in Ehrenbreitstein ein Herzschlag tötete. Eine Reihe von Bauwerken in den Stiftlanden, das bonner Residenzschloß (jetzt Universität), das er fertig baute, das Koblenzer Thor in Bonn, das poppelsdorfer Schloß erinnern noch heute an das Wirken des prachtliebenden geistlichen Herrn.

Clemens Wenzeslaus, letzter Kurfürst von Trier, geb. 28. Sept. 1739, aus dem sächs. Kurhause, trat 1760 in österr. Kriegsdienste, beteiligte sich als Generallieutenant an der Schlacht bei Torgau, trat aber Mai 1761 in die geistliche Carrière ein und erhielt 1763 die Stifter Freising und Regensburg, 1768 Trier, 1765 die Koadjutorei im Bistum Augsburg, 1770 die in der Propstei Ellwangen, welche Stifter später ihm selbst übertragen wurden. Indem C. die geistliche Regierung in Trier dem freisinnigen Weihbischof Hontheim, in Augsburg dem kurialistischen Exjesuiten Beck überließ, wandte er selbst, meist in Koblenz und Ehrenbreitstein residierend, seine Fürsorge der weltlichen Verwaltung des Kurstifts zu, die er im humanen, landesväterlichen Sinne durch Reformen des Schulwesens, besonders der Universität in Trier, Landesmelioration, einsichtige Hebung des Handels und der Industrie förderte. Nachdem er, wenigstens für die augsburger Diöcese, anfangs der antiröm. Politik Kaiser Josephs Opposition gemacht hatte, trat er später auf dessen Seite und versuchte kirchliche Reformen im Sinne der herrschenden Aufklärung, ward aber durch den Ausbruch der Französischen Revolution bald in eine andere Richtung gedrängt. Als Beschützer der franz. Emigrierten zog er 1794 die Invasion der franz. republikanischen Heere in das Land, verlor durch den Frieden von Lunéville und das franz.-röm. Konkordat 1801 die linksrhein. Teile des Stiftes und die erzbischöfl. Würde, 1803 durch den Reichsdeputationshauptschluß auch die rechtsrhein. Reste des Kurlandes sowie Augsburg und Ellwangen. Im Genuß einer Pension von 100000 Fl. lebte er noch neun Jahre. Er starb zu Oberndorf im Allgäu 27. Juli 1812. C. war ein begabter Fürst, ein wohlwollender, edler, weiser, nur etwas weicher Charakter, als leidenschaftlicher Musikfreund ein besonderer Gönner aller Musiker und musikalischer Bestrebungen. Er ist der Erbauer des kurfürstl. Schlosses in Koblenz.

Clemens (Samuel Langhorne), nordamerik. humoristischer Schriftsteller, bekannt unter seinem Schriftstellernamen Mark Twain, geboren 30. Nov. 1835 in Florida im Staate Missouri, wurde schon jung Buchdrucker und arbeitete als solcher zuerst in Hannibal in Missouri, dann in St.-Louis, Cincinnati, Philadelphia und Neuyork. Als sein Plan, nach Brasilien als Kaufmann zu gehen, vereitelt war, wurde er Pilot auf dem Mississippi und fuhr als solcher jahrelang zwischen St.-Louis und Neuorleans. Im J. 1861 begleitete er seinen Bruder, der Sekretär des Territoriums Nevada geworden war, als Privatsekretär dahin, ging dann in die Silberminen, arbeitete dort aber ohne Erfolg, schrieb für Zeitungen und wurde von 1862 bis 1865 Redacteur des «Enterprise» in Virginia-City. Von hier ging er nach San-Francisco, wo er als Reporter für verschiedene Blätter thätig war, besuchte 1866 die Sandwich-Inseln, über welche er nach seiner Rückkehr Vorlesungen in den Pacific-Staaten hielt. Im J. 1867 machte C. auf dem Dampfer Quaker-City mit mehrern hundert Personen eine Vergnügungsfahrt ins Mittelmeer bis nach Ägypten und Palästina, die er in dem Buche «Innocents abroad» und der Fortsetzung «The new pilgrim's progress» mit großem Humor beschrieb. Von ersterm Buche wurden innerhalb drei Jahren 125000 Exemplare verkauft. Später veröffentlichte er als Gegenstück dazu «The Innocents at home», welches mit Recht weniger Beifall fand. Im Osten sich niederlassend, übernahm C. zunächst die Redaction einer Zeitung in Buffalo, hielt Vorlesungen und besuchte 1872 und 1873 England. Später ließ er sich in Hartford in Connecticut nieder. Außer den genannten Büchern veröffentlichte er noch: «The celebrated Jumping Frog and other sketches» (Neuyork 1867), «Roughing it» (Hartford 1872), von welch letzterm Werke in neun Monaten 91000 Exemplare verkauft wurden, «The Adventures of Tom Sawyer» (eine Knabengeschichte, 1876), «A Tramp abroad» (1880), «The stolen white elephant etc.» (1882) u. a. Seine Schriften sind größtenteils ins Deutsche übersetzt worden. — «Mark Twain» heißt unter den Bootsleuten des Mississippi soviel als: zwei Faden tief; der Name ist eine Erinnerung an die Lotsenzeit des Humoristen.

Clement (Charles), franz. Kunsthistoriker, geb. 1821 zu Rouen, lebt, nachdem er kurze Zeit stellvertretender Konservator des Musée Napoléon III. gewesen, ganz seinen Studien, deren Ergebnisse er meist in Zeitschriften veröffentlichte. Außerdem schrieb er: «Michel Ange, Léonard de Vinci, Raphaël» (5. Aufl. 1881; deutsch von Claus, Lpz. 1870), «Géricault» (3. Aufl. 1879), «Prud'hon» (1872), «Léopold Robert» (1874), «Artistes anciens et modernes» (1876), «Charles Gleyre» (1877).

Clement (Jacques), der Mörder König Heinrichs III. von Frankreich, geb. um 1565 im Dorfe Sorbon im Sprengel des Erzbistums Reims, war unlängst in den Orden der Dominikaner getreten, als der Fanatismus der kath. Ligue ihn auf den Gedanken brachte, den König, welcher den Hugenotten zuneigte, zu ermorden. Durch seinen Prior Bourgoing und, wie behauptet wird, durch die Herzogin von Montpensier, die Schwester des auf Veranlassung des Königs ermordeten Herzogs Heinrich von Guise, fanatisiert, begab C. sich 31. Juli 1589 von Paris in das feindliche Lager nach St.-Cloud, wo der König sich aufhielt. Am folgenden Morgen, als der Überbringer wichtiger Nachrichten von Paris vor Heinrich III. geführt, durchbohrte C. denselben mit einem in Gift getauchten Messer, während dieser den ihm dargereichten Brief las. Diener, die auf des Königs Geschrei herbeieilten, erstachen sogleich den Mörder. C.s Leichnam ward auf einer Schleife zum Richtplatz geschleppt, von vier Pferden zerrissen und dann verbrannt.

Clement (Jean Pierre), franz. Historiker und Nationalökonom, geb. 2. Juni 1809 zu Draguignan, gest. als Mitglied des Institut de France 8. Nov. 1870 zu Paris. Er schrieb: «Histoire de la vie et de l'administration de Colbert» (Par. 1846; neue Ausg. 1874), «Le gouvernement de Louis XIV» (Par. 1848), «Jacques Cœur et Charles VII» (2 Bde., Par. 1853), «L'histoire du système protecteur en France depuis Colbert jusqu'à la révolution de 1848» (Par. 1854), «Portraits historiques» (Par. 1854), «Lettres, instructions et mémoires de Colbert» (7 Bde., Par. 1863—73) u. s. w.

Clement (Knut Jungbohn), Historiker, geb. 4. Dez. 1803 auf der nordfries. Insel Amrum, studierte in Kopenhagen und Kiel Philosophie, Geschichte und Sprachwissenschaften, bereiste dann Großbritannien, Frankreich, Holland und Deutschland und war 1841—48 Privatdocent in Kiel. Er schrieb: «Die nordgerman. Welt und ihre geschichtlichen Anfänge» (Kopenh. 1840), «Notwendige Materialien zur gründlichen Nachweisung des Ursprungs dän. Orden und Staatssymbole» (Kopenh. 1840), «Die Lex Salica» (Mannh. 1843), «Die Lebens- und Leidensgeschichte der Friesen» (Kiel 1848). Die schlesw.-holstein. Sache vertritt er in: «Das wahre Verhältnis der südjütländ. Nationalität und Sprache» (Hamb. 1849), «Schleswig, das urheimische Volk des nichtdän. Volks der Friesen und Angeln» (Hamb. 1861), «Die dän. Schriftsprache und die nordschlesw. Volkssprache» (Hamb. 1869).

Clementi (Muzio), einer der hervorragendsten Klavierspieler und Komponisten für das Klavier, geb. in Rom 1752 als Sohn eines Gold- und Silberarbeiters, der das früh sich offenbarende Talent des Knaben sorglich pflegte. Kapellmeister Buroni, Organist Cordicelli und der als Contrapunktist hochgeachtete Carpini waren seine Lehrer; dem letzten verdankt er die Einführung in die wahre Fugenkunst, deren Beherrschung ihm vollkommener gelang als irgend einem seiner Zeitgenossen. Im 12. Jahre schrieb er eine mit großem Beifall aufgeführte Messe und zeichnete sich schon mit 14 Jahren durch sein Klavierspiel so aus, daß ein engl. Kunstfreund, Beckford, ihn mit nach England nahm. Bei demselben blieb C. vier Jahre, hauptsächlich in Beckfords Landsitz in Dorsetshire, und hier bildete er sich lediglich durch energische Privatstudien zu dem großen Meister aus, der bald alle seine Konkurrenten überflügeln sollte. In London hörte er nicht nur die besten Spieler seiner Zeit, sondern hier lernte er zugleich die gesamte außerital. Klavierlitteratur kennen, namentlich auch die ältern Klassiker, wie Händel, die seine harmonische Vertiefung und kontrapunktische Gewandtheit förderten. Diese Bildungselemente erzeugten in C. einen Stil, welcher die Vorzüge der verschiedenen Nationen in sich vereinigte, wie es bei keinem andern Klavierkomponisten in dem Grade der Fall war. Schon mit 18 Jahren schrieb C. ein Sonatenwerk, welches die Grundlage für die Form der modernen Klaviersonate mit sicherer Hand zeichnete. Seit 1770 lebte er in London als Virtuos und Klavierlehrer, zuletzt (1777—80) auch als Cembalist oder Dirigent an der dortigen ital. Oper. Seine erste große Kunstreise unternahm C. 1780 nach Paris und von da im Sommer 1781 nach Wien, wo er in einem Virtuosenwettstreit mit Mozart sich diesem ebenbürtig erwies. Nach England zurückgekehrt, wirkte er beständig in den Konzerten des Adels mit und blieb, einen Besuch in Paris 1785 abgerechnet, bis 1802 ununterbrochen in England. An dem Musikverlag und der Pianofortefabrik von Longman u. Broderiep war C. seit längerer Zeit beteiligt; als die Geschäfte des Hauses schlecht gingen, übernahm er zum Teil selber die Leitung. Nachdem dennoch der Bankrott eintrat, errichtete C. mit Collard sofort ein ähnliches Geschäft, welches unter Collards Namen noch besteht. Die Verbesserungsversuche im Pianofortebau und namentlich die Zurichtung von verkäuflichen Verlagswerken aller Art nahmen C. jahrelang fast ausschließlich in Anspruch. Im J. 1802 machte er sich hiervon vorläufig frei und trat mit seinem Schüler Field seine dritte und größte Kunstreise an. Paris, Wien, Petersburg, Berlin, Dresden, die Schweiz und Italien wurden besucht. Nachdem Field in Petersburg seßhaft geworden war, schlossen sich Zeuner, Ludw. Berger und Al. Klengel dem Meister an; auch Moscheles und Kalkbrenner gehören zu denen, welche damals Unterricht von ihm empfingen. In Berlin verheiratete er sich, verlor aber seine Frau vor Jahresfrist durch den Tod. Erst 1810 kehrte C. von dieser langen Wanderung nach London zurück, wo er sich 1811 nochmals verheiratete. Mit Ausnahme eines Winteraufenthalts in Leipzig 1820—21, wo er zwei Orchestersymphonien aufführte, blieb er in England und lebte als begüterter Mann meistens auf seinem Landsitze Evesham bei London. Hier starb er 10. März 1832, bis an sein Ende volle künstlerische und körperliche Frische sich bewahrend. C. ist als der Begründer des gesamten modernen Klavierspiels anzusehen; in seinen Kompositionen und Lehrwerken hat er demselben die Höhenrichtung vorgezeichnet. Dieselben sind von unvergänglicher Bedeutung und gehören insgesamt zu den klassischen Werken der Klavierlitteratur, namentlich seine 60 Klaviersonaten und der gediegene «Gradus ad Parnassum».

Clementia (lat.), Gnade, Milde; Name einer allegorischen Gottheit, deren Kultus besonders in der Zeit der röm. Kaiser, welche selbst mit C. tua angeredet wurden, aufkam; sie erscheint auf Münzen als jugendliches Weib mit Diadem und Öl- oder Lorbeerkranz.

Clementinen heißt der Teil des «Corpus juris canonici», welcher die vom Papst Clemens V. veranstaltete Sammlung der Schlüsse des Konzils von Vienne (1311) nebst einer Anzahl seiner eigenen Dekretalen enthält. Die C. sind nach der Ordnung der offiziellen Sammlungen der frühern Päpste in fünf Bücher eingeteilt. Publiziert wurden sie im Konsistorium der Kardinäle durch Clemens V. 1314, und auch an die franz. Universitäten versendet. Noch einmal publizierte sie 1317 Johann XXII. durch Zusendung an Universitäten, ohne indessen den Text Clemens' V. zu verändern. Die neueste Ausgabe besorgte Friedberg im zweiten Bande seines «Corpus juris canonici» (Lpz. 1881). — C. oder Clementinische Rekognitionen und Homilien, s. unter Clemens Romanus.

Cleome *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Capparideen. Die Arten derselben, Halbsträucher oder einjährige Kräuter, sind in den wärmern Gegenden über die ganze Erde verbreitet, vorzugsweise aber in Amerika und in Arabien einheimisch. Sie haben einfache oder drei- bis siebenzählige Blätter und gelbe oder purpurrote, meist in Trauben stehende Blüten mit einem vierspaltigen Kelch, vier Blumenblättern, sechs Staubgefäßen, einem Griffel und einem Fruchtknoten. Die Frucht ist eine einfächerige Kapsel mit vielen Samen. Von einigen Arten werden die Samen als Senf benutzt, so von der in Kleinasien einheimischen C. ornithopodioides *L.*, bekannt unter dem Namen levantinischer Senf. Von einigen andern wird das Kraut als Gemüse gegessen, so von C. dodecandra *DC.* und C. viscosa *DC.*, die beide in Ostindien wachsen.

Clepsydra, Wasseruhr der alten Griechen und Römer, s. unter Uhren.

Clerc (frz.; engl. Clerk, vom lat. Clericus) ist ursprünglich soviel wie Geistlicher. Da jedoch im Mittelalter nicht nur gelehrtes Wissen, sondern auch die Schreibkunst fast ausschließlich bei der Geistlichkeit zu finden war, erhielt das Wort allmählich die Bedeutung von Gelehrter oder Schreiber. In England wurden die niedern Stellen in den Gerichten anfangs mit Geistlichen niedern Ranges besetzt, und noch gegenwärtig werden dort Gerichtsschreiber sowie alle Bureaubeamten öffentlicher Behörden und der Anwälte, sowie Buchhalter, Comptoir- und Handlungsgehilfen (Commis) u. dgl. unter dem Namen Clerks zusammengefaßt, ebenso in den Vereinigten Staaten. Auch in Frankreich war im Mittelalter C. gleichbedeutend mit Gelehrter. Später bediente man sich des Wortes C. vorzugsweise zur Bezeichnung teils subalterner Geistlichen, teils solcher Laien, welche sich dem Berufe eines Avoué, Huissier oder Notars widmeten. Nach der franz. Gesetzgebung muß jeder, der die genannten Funktionen bekleiden will, vorher eine mehrjährige Lehrzeit, die Cléricature heißt, zu seiner praktischen Ausbildung bestehen. So müssen Kandidaten für ein Notariat sechs Jahre, zukünftige Avoués (s. Rechtsanwalt), nach zurückgelegtem Studium auf einer Rechtsschule, fünf Jahre lang als C. bei einem Notar oder Avoué gearbeitet haben. Auch in Belgien und Holland ist das Wort C. für gewisse Beamte in Gebrauch. Pas de clerc ist soviel wie Faux pas, Mißgriff.

Clerc (Johannes, lat. Clericus), reformierter Theolog, geb. am 19. März 1657 zu Genf, machte hier seine philos. und theol. Studien, begab sich darauf nach Grenoble, Saumur, Paris und London, trat dann zu den Arminianern über und wurde 1684 zu Amsterdam Professor der Philosophie, später der Kirchengeschichte. Im J. 1728 raubte ein Schlagfluß ihm die Sprache; er starb am 8. Jan. 1736. Von seinen zahlreichen Werken ist das wichtigste die Ausgabe der apostolischen Väter von Cotelerius (2 Bde., Amsterd. 1698; 2. Aufl. 1714). Außerdem verdienen Erwähnung die Streitschriften gegen Bayle und Richard Simon, die Kommentare zum Alten Testament, die «Harmonia evangelica» und eine Reihe dogmatischer Abhandlungen (Amsterd. 1699).

Clerck, bei zoolog. Namen, bezeichnet Karl Clerck (schwed. Entomolog), einen Schüler Linnés; er veröffentlichte «Aranei Suecici» (Stockh. 1757) und «Icones insectorum rariorum» (Stockh. 1759).

Clerfayt (François Sébast. Charles Jos. de Croix, Graf von), österr. Feldmarschall, geb. 14. Okt. 1733 im Schlosse Bruille im Hennegau, trat 1749 in österr. Dienst und zeichnete sich im Siebenjährigen Kriege so aus, daß er als einer der ersten den 1757 gestifteten Maria-Theresia-Orden erhielt und beim Abschluß des Friedens bereits Oberst war. Bei dem Aufstande in den Niederlanden 1787 verwarf er alle Anerbieten, wodurch man ihn zum Abfall von Joseph II. zu verleiten suchte. Als Feldmarschalllieutenant focht er ausgezeichnet 1788 und 1789 gegen die Türken und wurde 1790 zum Feldzeugmeister ernannt. Er kommandierte im Banat ein selbständiges Armeekorps und schlug die Türken bei Mehadia, befehligte 1791 in der Walachei und siegte bei Selya und Kalafat. Im franz. Revolutionskriege befehligte er 1792 das zur Armee des Herzogs von Braunschweig gestoßene österr. Hilfskorps, mit dem er 15. Sept. die Franzosen bei Croix-aux-Bois schlug. Nach dem Rückzuge des Herzogs aus der Champagne zog er sich nach Belgien zurück, wo er nach der Niederlage des Herzogs von Sachsen-Teschen bei Jemappes sich mit diesem vereinigte, dann mit dem Herzog von Sachsen-Coburg, der hierauf den Oberbefehl übernommen, die Franzosen 1. März 1793 bei Aldenhoven schlug, hierauf Mastricht entsetzte, 18. März die Schlacht bei Neerwinden entschied und 11. Sept. Quesnoy eroberte, 15. und 16. Okt. aber bei Wattignies geschlagen wurde. Im J. 1794 ward ihm die Verteidigung von Westflandern übertragen. Hier wurde er 29. April bei Moucron von Pichegru geschlagen und zog sich dann nach dem Gefechte von Tourcoing in eine feste Stellung bei Thiel zurück. Als er diese verließ, wurde er 13. Juni von neuem bei Hooglede geschlagen. Nach dem Abgang des Herzogs von Sachsen-Coburg übernahm er Anfang Juli den Oberbefehl über das österr. Heer, sah sich aber genötigt, 5. und 6. Okt. bei Bonn über den Rhein zurückzugehen. Er erhielt 1795 den Feldmarschallstab und den Oberbefehl der kaiserl. Heere am Rhein, in welcher Stelle er Jourdan 11. Okt. bei Höchst schlug, Mainz durch Erstürmung der für unüberwindlich gehaltenen franz. Verschanzungen 29. Okt. entsetzte und 21. Dez. einen vorteilhaften Waffenstillstand mit der Französischen Republik abschloß. Wegen dieses Abschlusses geriet er in Zerwürfnis mit dem Minister Thugut, welcher ihn veranlaßte, den Abschied zu nehmen. C. kehrte Anfang 1796 nach Wien zurück. Doch erhielt er den Oberbefehl nicht wieder, weil er sich mit Thugut nicht verständigen konnte. Er trat darauf in den Hofkriegsrat, starb aber schon 19. Juli 1798 zu Wien.

Clergé (frz.; engl. Clergy), Geistlichkeit.

Clerica (lat.), Tonsur der Geistlichen.

Clericis laicos heißt nach ihren Anfangsworten eine päpstl. Bulle, welche Bonifacius VIII. (s. d.) am 25. Febr. 1296 erließ. Dadurch veranlaßt, daß Philipp IV. der Schöne von Frankreich und Eduard I. von England, um für ihre Kriege Geld zu erhalten, die Kirchengüter mit Steuern belegten, erklärt die Bulle, daß die Laien stets Feinde des Klerus seien, und bedroht alle Fürsten mit dem Banne, welche ohne Einwilligung des Papstes von den Geistlichen Steuern einziehen. Als Philipp darauf die Ausfuhr alles gemünzten und ungemünzten Silbers, also auch die Übersendung aller in die päpstl. Kasse fließenden Gelder verbot, erklärte Bonifacius, die Bulle komme nicht zur Anwendung, wenn der Klerus freiwillig der Krone ein Geschenk mache, beziehe sich auch nicht auf Fälle der Not; dann würde auch der Papst bereit sein, die Güter der Kirche dem Besten des franz. Staates zu opfern. Aufgehoben wurde die Bulle durch Clemens V. im J. 1311.

Clericus (lat.), kath. Geistlicher; C. clericum non decimat, ein Geistlicher nimmt von einem andern keinen Zehnten, sprichwörtlich soviel wie: eine Krähe hackt der andern nicht die Augen aus.

Clerk, s. Clerc.

Clerkenwell, ein Stadtteil Londons auf dem linken Themseufer zwischen Islington und Hatton Garden, der Uhrmacher- und Metallarbeiterdistrikt.

Clermont-en-Argonne, Stadt im franz. Depart. Maas (Lothringen), Arrondissement Verdun, unweit des linken Ufers der Aire, in 295 m Höhe, 27 km im WSW. von Verdun, nahe am Argonner Walde, an der Ostbahn, hat 1303 E., welche haupt-

sächlich phosphorsauren Kalk und Bausteine brechen und damit Handel treiben. — Der Ort war ehemals die feste Hauptstadt der alten Grafschaft Clermontois, welche 1564 der Bischof von Verdun und dann die Herzöge von Bar besaßen. Durch den Pyrenäenvertrag 1659 an Frankreich abgetreten, gab Ludwig XIV. sie an das Haus Condé, dem sie bis zur Revolution gehörte; 1654 wurden die Festungswerke abgetragen.

Clermont-en-Beauvaisis oder C. de l'Oise, Hauptstadt eines Arrondissements des franz. Depart. Oise, liegt rechts von der Brèche und an der Französischen Nordbahn, 26 km im OSO. von Beauvais und 66 km im N. von Paris, in 118 m Höhe auf einem Hügel, und zählt (1876) 6101 E., welche Leinweberei, Strumpfwirkerei, Buntpapierfabrikation, Lein- und Viehhandel treiben. C. hat einen Gerichtshof, ein Spital für Geisteskranke, ein Kommunal-Collége, eine Bibliothek von 15000 Bänden und eine landwirtschaftliche Kammer. Das alte Schloß aus Karls des Kahlen Zeit, von dem auch noch der 30 m hohe Donjon vorhanden, ist in ein Zuchthaus für 1000 Frauen verwandelt. Eine wichtige Maison de Santé, in welchem 1200 Kranke Unterkunft finden können, ist 1821 gegründet. — C. ist ein altes gallorömisches Castrum; 1054 wurde daraus eine Grafschaft. Im J. 1218 zog die Krone das Lehn ein, und Ludwig IX. gab es seinem vierten Sohne, Robert von C.; später gehörte es den Condés.

Clermont-Ferrand, auch blos C. genannt (das Nemossus oder Augustonemetum [später Arverni] der Römer, im Lande der Arverni), altertümlich gebaute Hauptstadt des franz. Depart. Puy-de-Dôme, an der Paris-Lyoner Eisenbahn und am Eingange eines halbkreisförmigen Thals im O. des Puy-de-Dôme herrlich auf einer 50 m hohen Anhöhe (407 m Meereshöhe) zwischen den Bächen Tiretaine und Artier, die zum Allier gehen, mit 24 km Umfang, gelegen, wird seit 1731 durch die Orte C. und Montferrand gebildet, welche, 2 km voneinander entfernt, durch Alleen verbunden sind. C. hat aus dunkler Lava erbaute Häuser, mehrere ausgezeichnete Gebäude, wie die 1248 im got. Stil begonnene, erst in neuester Zeit vollendete Kathedrale mit 22 Kapellen und zwei 80 m hohen Türmen, die Getreide- und die Leinwandhalle, das Theater, das Hôtel-Dieu u. a. Die Straßen sind meist eng und gewunden, auch steil. Auf dem schönen Jaude-Platz steht die Statue von Desaix. Die Stadt ist der Sitz der Departementalbehörden, eines Tribunals erster Instanz, eines Handelsgerichts und eines Bischofs. Sie hat eine Académie-Universitaire für sechs Departements, ein Lyceum, eine Vorbereitungsschule für Medizin und Pharmacie, eine Entbindungsschule, ein Lehrer- und ein theol. Seminar, desgleichen Zeichen- und Handwerksschulen, geolog., botan. und andere Lehranstalten. Außerdem befindet sich hier eine Akademie der Wissenschaften und schönen Künste, sowie eine Gesellschaft des Ackerbaus, der Medizin, ein Mineralienkabinett, ein Altertumsmuseum, ein botanischer Garten und eine öffentliche Bibliothek von 45000 Bänden, mit einer Statue von Pascal und einer Büste von Delille. Die Zahl der Bewohner beläuft sich 1881 auf 43187, welche Fabriken in chem. Produkten, ital. Pasten, Gries, eingemachten Früchten, Eichelkaffee, Strohhüten, Lichtern, Baumwollgarn, Tafelleinen, tierischen Ölen, Tauwerk, Nägeln, Maschinen unterhalten und einen sehr beträchtlichen Handel mit Landesprodukten und Spedition zwischen Bordeaux, Paris, Lyon und dem südl. Frankreich treiben. Auch bereitet man in C. Aprikosen- und Cässispasteten, welche wegen ihrer Güte weithin versandt werden. Außerdem befinden sich daselbst zwei Mineralquellen (darunter der berühmte inkrustierende Eisensäuerling von St.-Allyre), 18° C. warm, welche als Bäder benutzt werden, wie denn die ganze Umgegend reich an Mineralwässern ist.

Zahlreiche röm. Altertümer, namentlich eine Wasserleitung, zeugt von dem röm. Ursprunge der Stadt. Im 9. Jahrh. von den Normannen zerstört, wurde sie wieder aufgebaut und erhielt den Namen Clarus mons, wurde befestigt und 1220 zur Kommune gemacht. Im Mittelalter wurden in C., welches der Sitz des Grafen gleiches Namens oder der von Auvergne und eins der ältesten Bistümer Frankreichs war, mehrere Kirchenversammlungen, Generalstaaten und feierliche Assisen gehalten. Die merkwürdigste war das Konzil im J. 1095, auf welchem durch Papst Urban II. der erste Kreuzzug zu Stande gebracht wurde.

Clermont de l'Hérault oder C.-de-Lodève, Stadt im franz. Depart. Hérault, Arrondissement Lodève, auf einem Hügel, mit altem Schlosse, in 103 m Höhe, an dessen Fuße der Bach Rhonel fließt (zu der in den Hérault sich ergießenden Lergue gehend), und an der Südbahn, hat ein Kommunal-Collége, ein Handelsgericht, Fabrikation von Militärtuch, Levantetuch, Teppichen, Hüten, Grünspan, Lichtern und Seidenspinnereien, Branntwein- und Ziegelbrennerei, Bienenzucht, Gerbereien und Färbereien und zählt (1876) 5964 E.

Clermont-Tonnerre, ein altadeliges franz. Geschlecht, dessen Stammsitz Clermont in der Gegend von Grenoble liegt. Die Barone von C. waren die mächtigsten Herren in der Dauphiné, und bereits 1572 ward die Baronie zum Pairie-Herzogtum erhoben. Das Geschlecht trennte sich in verschiedene Seitenlinien, von denen vier bis in die neuere Zeit fortblühten: 1) die herzogl. Linie; 2) die Linie der Marquis von C., die sich 1521 absonderte und jetzt in zwei Ästen besteht; 3) die des Marquis C.-Montoison, von der die letzte Erbtochter den Erben des herzogl. Hauses heiratete, aber 1847 starb; 4) die des Marquis von C.-Mont-Saint-Jean. Dem Geschlecht gehören namentlich an:

Stanislaus, Graf von C., der Sohn des Marschalls C., wurde im J. 1747 geboren. Derselbe war beim Ausbruch der Revolution Oberst, trat 1789 als Abgesandter des Adels in die Generalstände, stimmte für die Vereinigung der drei Stände und machte dann in der Nationalversammlung seine Grundsätze für die konstitutionelle Monarchie mit einer Freimütigkeit geltend, welche sowohl bei der aristokratischen Partei wie bei den Beförderern und Anhängern der Republik Anstoß erregte. In der Nachtsitzung des 4. Aug. 1789 riß auch ihn der allgemeine Taumel dazu hin, die Abschaffung der Privilegien zu votieren, später aber stimmte er für die Bildung zweier Kammern, das königl. Veto und alle Prärogativen der konstitutionellen Krone. Um den Republikanern, besonders den Jakobinern entgegenzutreten, gründete er mit Malouet den monarchischen Klub, der bald wieder aufgelöst werden mußte, und gab das «Journal des impartiaux» heraus, das ebenso wenig Fortgang hatte. Im Juni 1791 wurde er angeklagt, dem Könige zur Flucht behilflich gewesen zu sein, und

hätte sich die Nationalversammlung seiner nicht angenommen, so wäre er schon damals vom Pöbel ermordet worden. Während der Vorgänge vom 10. Aug. 1792 drang ein wütender Haufe in seine Wohnung, angeblich um verborgene Waffen aufzufinden, und als man keine fand, schleppte man ihn vor die Sektion. Da auch diese keinen Grund zur Anklage gegen ihn fand und ihn entließ, so wurde er ohne weiteres vom Pöbel angegriffen, durch einen Schuß verwundet und in dem Hause der Gräfin Brissac, in das er geflohen, vollends erwürgt. Eine Sammlung seiner polit. Schriften (4 Bde.) erschien 1791. Mit ihm erlosch der gräfl. Zweig des Hauses.

Aimé Marie Gaspard, Herzog von C., Generallieutenant, Pair von Frankreich, Marine- und Kriegsminister, wurde zu Paris am 27. Nov. 1779 geboren, trat 1799 in die Polytechnische Schule, machte die Feldzüge in Italien, Deutschland und Spanien mit und war Kapitän, als er 1808 Adjutant des Königs Joseph von Neapel wurde, in dessen Diensten er fortan blieb. Nach 1814 trat er mit dem Range eines Obersten in die franz. Armee zurück und erhielt durch die Hofgunst die Beförderung zum Maréchal-de-Camp. Nach der zweiten Rückkehr des Königs wurde er zum Pair ernannt und Kommandeur der Gardekavallerie. Er unterstützte die Reaktion und erhielt, als Villèle Präsident des Conseils wurde, im Dez. 1820 das Amt des Marineministers und den Grad eines Generallieutenants. Er versuchte die verfallene Seemacht Frankreichs zu heben, wirkte auch seit 1823, wo er das Ministerium der Marine mit dem des Kriegs vertauschte, mit Energie für die Reorganisation des Heers. Unter ihm wurde das alte Material der Artillerie durch ein besseres ersetzt, der Generalstab reorganisiert und die Kavallerieschule zu Saumur nach neuem Plane hergestellt. Nach der Julirevolution von 1830 weigerte er sich, der neuen Regierung den Eid zu leisten, und trat ins Privatleben zurück. Er starb 8. Jan. 1865 auf seinem Schlosse Glisolles. Der älteste seiner drei Söhne, Gaspard Louis Aimé, Herzog von C., wurde 15. März 1812 geboren.

Clerodendron, d. h. Priesterbaum, nannte Linné eine Gattung tropischer Bäume und Sträucher aus der Familie der Verbenaceen, welche gegenständige oder zu drei stehende Blätter und in dreifach gabelteilige, achselständige Trugdolden oder endständige Rispen gruppierte Blüten besitzt, die aus einem glocken-, selten röhrenförmigen, oft fünfkantigen Kelche und einer trichter- oder fast präsentiertellerförmigen Blumenkrone mit fünflappigem Saume bestehen. Aus dem vierfächerigen Fruchtknoten entsteht eine vom Kelch eingeschlossene, zwei- bis vierknopfige Steinfrucht. Die Arten dieser Gattung sind schönblumige Gewächse, gedeihen aber in Deutschland fast alle nur im Warmhause, manche verlangen sogar eine anhaltende, sehr bedeutende Wärme. Sie werden durch Stecklinge vermehrt. Eine der schönsten Arten ist C. grandiflorum *Schauer*, ein Halbstrauch mit quirlständigen, lederartigen, länglichen Blättern und großen, gelben, in langgestielte, endständige Trugdolden gestellten Blumen. Sehr häufig kultiviert wird auch wegen seines Wohlgeruchs C. fragrans *Vent.*

Clerval, Dorf bei Baume-les-Dames im franz. Departement Doubs, an der Linie Belfort-Dijon der Eisenbahn Paris-Lyon, 49 km im NO. von Besançon gelegen, wurde während des Deutsch-Französischen Kriegs durch zwei Gefechte (12. Nov. 1870 und 3. Jan. 1871) geschichtlich genannt.

Cléry-sur-Loire, Stadt im franz. Depart. Loiret, Arrondissement Orléans, 15 km im SW. von Orléans, in 96 m Höhe, nahe dem linken Ufer der Loire, mit 1225, als Gemeinde 2882 E. In der schönen Notre-Dame-Kirche, die vielfach von den wallfahrtenden Valois besucht wurde, wollte Ludwig XI., der die jetzige Kirche erbauen ließ, begraben sein. An Stelle des von den Calvinisten zerstörten Grabes steht ein Kenotaph.

Cles, Marktflecken in Südtirol, Hauptort des Nonsberges, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und eines Bezirksgerichts, hat ein Franziskanerkloster und eine Schnitzereischule und zählt (1880) 2716, als Gemeinde 3352 E. Unterhalb des Col Pez am Wege nach Fondo liegt das noch wohlerhaltene Schloß C. aus dem 16. Jahrh.

Clesinger (Jean Baptiste Auguste), franz. Bildhauer, geb. in Besançon 22. Sept. 1814, ging 1830 nach Rom, wo er, auf Verwendung seines Gönners, des Kardinals von Rohan, zu Thorwaldsen in die Lehre kam. Er trat in den pariser Kunstausstellungen zuerst mit Porträtbüsten auf und erregte 1847 Aufsehen mit der sehr lebendig, aber nicht anmutig bewegten Marmorstatue einer nackten jungen Frau, die von einer Schlange gebissen wird. Er modellierte 1848 eine kolossale Büste der Freiheit und eine Statue der Fraternitas im größten Maßstabe für das Fest der Eintracht am 14. Mai auf dem Marsfelde. Im J. 1856 sah man von seiner Hand im Hofe des Louvre das Modell einer Reiterstatue Franz' I., welche so heftigen Tadel fand, daß sie weggebracht werden mußte. Schwer gekränkt, begab sich der Künstler nach Rom, wo er als Bildhauer weiter arbeitete und auch Versuche in der Malerei machte. Von neuern Arbeiten C.s sind zu nennen: Kleopatra vor Cäsar (1869), Ariadne auf dem Tiger, Entführung der Europa (letztere auf der wiener Weltausstellung von 1873). Hier hatte er auch eine von ihm gefertigte Reiterstatue des Kaisers Franz Joseph von Österreich ausgestellt. Auf der Ausstellung von 1878 befanden sich von ihm unter anderm eine Entführung der Dejanira durch den Centauren Nessus und eine Befreiung der Andromeda durch Perseus.

Clesse (Antoine), belg. Dichter, geb. im Haag 30. Mai 1816, lebt in Mons als Waffenschmied und hat sich durch seine von Patriotismus und einer gesunden Moral beseelten Gedichte (Gesamtausgabe 1866) den Namen des Chansonnier des belg. Volks erworben. Mehrere seiner Lieder, so «La bière», «Une immortelle» und «Le nom de famille», sind klassisch geworden. Des letztern Refrain hat Berühmtheit erlangt: «Sachez-le bien: Flamands, Wallons, Ce ne sont là que des prénoms; Belge est notre nom de famille, de famille!»

Clethra *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Erikaceen, deren Arten, Bäume oder Sträucher, größtenteils in den wärmern Gegenden Amerikas einheimisch sind; einige Arten wachsen auf den Inseln des Malaiischen Archipels und eine gehört der Flora von Madeira an. Sie haben abwechselnde, lederartige, ganze Blätter und in endständige Trauben gestellte Blüten mit einem fünfteiligen Kelch und tief fünfteiliger oder fast fünfblätteriger, weißer Blumenkrone; die Frucht ist eine vom Kelch umhüllte, dreifächerige, mit drei Klappen aufsprin-

gende, vielsamige Kapsel. Die in Madeira vorkommende C. arborea *Ait.*, ein bis 3 m hohes Bäumchen mit brauner Rinde, länglich-lanzettförmigen Blättern und rispig angeordneten, behaarten Blütentrauben, ist ein schönes Ziergewächs, welches jedoch entweder im Orangeriehause überwintert oder im Herbst gut verpackt werden muß. Das Holz derselben ist sehr fest und wird vielfach zur Herstellung von Spazierstöcken, Bergstöcken u. s. w. verwendet. Keinen Schutz im freien Lande bedürfen in nicht zu rauher Lage C. alnifolia *L.* aus Nordamerika, mit verkehrt-eiförmigen, keiligen Blättern und einfachen Blütentrauben, C. tomentosa *Lamk.* aus Virginien, mit ebenso geformten, aber unterseits weißfilzigen Blättern, C. paniculata *Ait.* aus Carolina, mit keilig-lanzettförmigen Blättern und rispenförmig gruppierten Blütentrauben, u. a. m. C. tinifolia *Sw.* aus Jamaica, C. ferruginea *Rz. Pav.* aus Peru und C. mexicana *DC.* können nur im warmen oder temperierten Hause kultiviert werden. Die Arten des freien Landes verdienen mehr, als es geschieht, angebaut zu werden, da sie spät und lange blühen, angenehm duftende Blumen und schönes Laub besitzen. C. arborea als Zwergstrauch erzogen, wo sie dann sehr reichlich zu blühen pflegt, ist ein sehr hübsches Topfgewächs. Alle Arten lassen sich durch Stecklinge vermehren.

Cletus, röm. Bischof, identisch mit Anakletus (s. d.).

Cleveland, ursprünglich Cleaveland, nach Cincinnati die bedeutendste Stadt im nordamerik. Staate Ohio, im County Cuyahoga, deren Hauptstadt sie ist, an einer Bucht des Eriesees unter 41° 30′ nördl. Br. gelegen, wurde 1796 von Ansiedlern aus Connecticut angelegt. Ihre Entfaltung begann jedoch erst, als die Kanäle den Verkehr vermittelten und die Dampfverbindungen zu Wasser und zu Lande sich entwickelten. Im J. 1820 hatte C. erst 150 E., 1850 bereits 17034, 1870: 92829 und 1880 endlich 160146 E., darunter 59409 Fremdgeborene. Im letztgenannten Jahre stellte sich die fundierte und schwebende Schuld der Stadt auf 4076946 Doll. Seitdem der Nordosten der Vereinigten Staaten mit einem dichten Eisenbahnnetz überzogen ist, bildet C. einen der Hauptknotenpunkte an den Seen. Zum größten Teil auf einem über den Erie sich erhebenden bewaldeten Hügelrücken erbaut, gewährt die Stadt eine überaus malerische Aussicht auf den See und das im weiten Halbkreis sich ausbreitende Gestade. C. hat über 100 Kirchen und Bethäuser für alle Konfessionen und Sekten. Wie alle Städte des Nordens besitzt es eine bedeutend entwickelte Presse. Für das Schulwesen ist gut gesorgt. Bei den öffentlichen Schulen waren im J. 1879: 22104 Schüler eingeschrieben, von denen 6500 Deutsch lernten. Es waren 32 Lehrer und 353 Lehrerinnen an ihnen thätig. Es existierten 115 öffentliche Schulgebäude; die Schuleinnahmen beliefen sich auf 387707, die Ausgaben auf 254669 Doll. Außerdem gab es damals vier höhere, den deutschen Realschulen entsprechende Lehrinstitute, ein Lehrerseminar, zwei mediz. Anstalten mit zusammen 208 Studenten und 24 Lehrern und eine Rechtsschule. C.s Wasserwerke sind sehr bedeutend und großartig; seine Industrie in Maschinen, Eisenwerken und Ackerbauwerkzeugen hebt sich bei der Nähe von ergiebigen Kohlenbergwerken täglich mehr und prägt seinen neuengl. Ursprung immer entschiedener aus, der sich auch in seinem geistigen Auftreten nicht verleugnet. In dem mit dem 1. Juli 1880 endenden Jahre waren in C. 1033 industrielle Etablissements in Betrieb, welche mit einem Kapital von zusammen 18134789 Doll. arbeiteten und 21499 Arbeiter beschäftigten. Der Wert der Produktion belief sich in demselben Jahre auf 47352208 Doll. Auf dem schönsten öffentlichen Platze C.s, dem Monumentalpark, ist dem Commodore Perry, der nicht weit von hier auf dem Eriesee 1814 die Engländer besiegte, 1860 ein Denkmal errichtet. Die auf der Höhe am See sich entlang ziehende prächtige Euclid-Avenue ist der Wohnort der vornehmen Welt von C.

Cleven, s. Chiavenna.

Clew-Bai, ein 24 km tiefer, 13 km breiter Küsteneinschnitt an der Westseite Irlands, Provinz Connaught, Grafschaft Mayo. Auf der am Eingange gelegenen Insel Clare steht ein Leuchtturm; im Hintergrunde der Bai liegen gegen 300 fruchtbare und bebaute Inselchen. Die Nordküste der Bai ist sehr unregelmäßig gebildet. Im S. der C. erhebt sich der 765 m hohe Croagh Patrick, eine isolierte Granitmasse der Muihco-Berge.

Clianthus *Soland.*, Pflanzengattung aus der Familie der Leguminosen. Man kennt nur zwei Arten, von denen die eine in Neuseeland, die andere in Australien einheimisch ist. Es sind Halbsträucher oder krautartige Pflanzen mit unpaarig gefiederten und mit Nebenblättern versehenen Blättern und großen roten Blüten, die meist in Trauben gestellt sind. In Deutschland wird die eine Art C. puniceus *Soland.* vielfach ihrer schönen Blüten halber kultiviert; sie ist eine Kalthauspflanze.

Clias (Pholion Heinr.), Turnlehrer, geb. 1782 zu Boston, war seit 1806 an verschiedenen Orten in den Niederlanden, Deutschland und der Schweiz als Turnlehrer thätig, wurde 1814 Offizier in der berner Artillerie, ging 1817 nach Paris, später nach England, wo er Oberaufseher über die Leibesübungen der Land- und Seetruppen wurde. Durch den unglücklichen Fall eines Schülers schwer verletzt, mußte C. diese Stelle aufgeben, lebte seit 1827 in der Schweiz, seit 1841 in Besançon, dann in Paris, wo er die Stelle eines Oberaufsehers über den Turnunterricht der Elementarschulen erhielt. Im J. 1848 ließ er sich in Solothurn nieder, später in Coppet bei Genf, wo er 4. Nov. 1854 starb. C. schrieb «Anfangsgründe der Gymnastik oder Turnkunst» (Bern 1817), welcher Schrift Guths Muths' «Gymnastik für die Jugend» zu Grunde liegt; ferner «Kallisthenie, oder Übungen zur Schönheit und Kraft für Mädchen» (Bern 1829), «Gymnastical exercises», «Somascetique naturelle» (1842) u. s. w.

Cliché, s. unter Clichieren.

Clichieren oder Abklatschen nennt man ein Verfahren, dessen man sich in früherer Zeit vor Erfindung der Stereotypie ausschließlich bediente, um die in Holz oder Metall geschnittenen Abbildungen, Vignetten oder größern Buchstaben, die zum Abdruck auf der Buchdruckerpresse dienen sollen, durch Guß zu vervielfältigen. Zu diesem Zwecke wurde, wenn nicht, wie bei Druckschriften, bereits eine vertiefte Kupfermatrize vorhanden war, zuerst eine Matrize von dem Original hergestellt. Dies geschah folgendermaßen: In ein durch Aufbiegen der Ränder aus Papier oder Pappe improvisiertes flaches Kästchen wurde leichtflüssiges Schriftmetall gegossen und in dies, während es sich in einem fast breiartigen Zustand vor dem Stadium des Erstarrens

befand, das an einem Holzstäbchen befestigte Original kräftig mit der Hand eingedrückt. War das Original in hartem Metall geschnitten, konnte man es auch vertieft in das weichere Metall hineinschlagen. Mit der so erhaltenen vertieften, also auch verkehrt stehenden Kopie wurde nun, nachdem sie sorgfältig mit Bolus- oder Graphitstaub eingerieben war, in derselben Weise wie mit dem Original verfahren; man drückte sie in die flüssige Masse ein und gewann ein erhaben und richtig stehendes Cliché (einen Abklatsch) vom Original, das, auf Holz genagelt oder mit Blei bis zur Höhe der gewöhnlichen Schrift ausgegossen, nun mit dieser zusammen in der Buchdruckerpresse gedruckt werden konnte. In dieser oder ähnlicher primitiver Weise, in der sich übrigens nach einiger Übung recht gute Kopien gewinnen ließen, mochten wohl auch die ersten Schriften Gutenbergs zu Wege gebracht sein. Die Clichiermaschine gewährt in dem Verfahren eine Erleichterung; sie besteht in einem Fall- oder Schlagwerk. Die an dem Fallklotz befestigte Mater fällt, durch Gewicht oder Federkraft getrieben, in einen Behälter mit flüssiger Masse. In dieser Weise wird größere Kraft und Sicherheit erzielt als durch den Druck mit der Hand. Durch die Erfindung der Stereotypie (s. d.) und der Galvanoplastik (s. d.) ist das C. für Abbildungen fast gegenstandlos geworden; ebenso hat die Möglichkeit, jetzt auf der Schriftgießmaschine selbst ziemlich große Titelschriften zu gießen, die Verwendung der Clichiermaschine in der Schriftgießerei (s. d.) sehr beschränkt. Die Bezeichnung Cliché ist in der Geschäftssprache jedoch geblieben, sowohl für solche Kopien, die man mittels der Stereotypie herstellt (Bleiclichés), als auch für solche, die auf galvanischem Wege gewonnen werden (galvanische Clichés, Galvanos). Für Abbildungen, die auf gute Ausführung Anspruch machen, ist letztere Methode, wenn auch die kostspieligere, jetzt die bei weitem gebräuchlichste, weil durch sie die Originale am wenigsten geschädigt und letztere am besten in allen Zartheiten wiedergegeben werden, und weil die galvanischen Clichés eine bei weitem größere Zahl von Abdrücken aushalten als die Bleiclichés. In neuester Zeit ist auch die Herstellung von Clichés aus Celluloid, eine Erfindung von Jannin in Paris, eingeführt.

Clichy en l'Aunoy, Dorf im franz. Depart. Seine-Oise, Arrondissement Pontoise, im Walde von Bondy, 14 km im SO. von Gonesse, war ein wichtiger Punkt bei der Cernierung von Paris 1870—71.

Clichy-la-Garenne, Flecken im franz. Seinedepart., Arrondissement St.-Denis, 2 km im NO. von Neuilly, in der neuen pariser Banlieue, am rechten Seineufer, an der Eisenbahn Paris-Versailles (Ligne de la rive droite), mit zahlreichen Fabriken für Chemikalien, Öl, Tauwerk u. s. w. und (1876) 17354 E., entstanden aus einem alten Dorfe, wo die Merovinger eine Hofburg Clipiacus hatten und Dagobert I. sich gewöhnlich aufhielt. Auch wurde hier 636 ein Konzil gehalten. Die Kirche wurde 1630 vom heil. Vincent von Paul gebaut. C. war 1795—97 der Sitz des unter dem Namen «Société de Clichy» bekannten Klubs, der, aus ehemaligen Emigrierten und erklärten Royalisten gebildet, auf alle Weise die Rückkehr der alten Monarchie herbeizuführen suchte, bis der Staatsstreich vom 4. Sept. 1797 ihm ein gewaltsames Ende machte und seine bedeutendsten Mitglieder nach Cayenne brachte.

Clientel (von cluere [κλύειν], hören) hieß bei den Römern das Schutzverhältnis, in welchem ein Geringerer (Client) zu einem Mächtigern (Patron) stand. Das Institut der C. war nicht bloß auf Rom beschränkt, sondern fand sich auch in andern ital. Gemeinden vor, und in Griechenland sind die thessalischen Penesten, die spartanischen Heloten mit den Clienten zu vergleichen. Der Ursprung der C. ist vermutlich überall in den Beziehungen zu suchen, in welche altansässige Volksstämme zu siegreichen Einwanderern traten. Forterhalten ward das Verhältnis durch seine Erblichkeit, aber auch dadurch, daß teils Freigelassene notwendig in die C. traten, teils Freigeborene sich freiwillig derselben unterwarfen. Der Client gehörte zum Geschlecht (der gens) seines Patrons, führte dessen Geschlechtsnamen (nomen gentile) und hatte teil an den Opfern und dem Grabmal der Gens. Polit. Rechte durfte er anfangs und solange die alte Geschlechterverfassung bestand (s. Comitien), nicht ausüben; erst die sog. Servianische Verfassungsreform gewährte den Clienten durch ihre Aufnahme in die Centurien (s. d.) das eigentliche Bürgerrecht. Vom Patron hatte der Client Ackerland in widerruflichem Besitz, von jenem ward seine Sache vor Gericht geführt (daher die Anwendung der Ausdrücke Patron und Client auf den Rechtsanwalt und den, für welchen er handelt); dagegen war der Client zu Beihilfen bei der Ausstattung von Töchtern des Patrons, bei dessen Lösung aus der Gefangenschaft, bei der Bezahlung von Bußen und andern Unkosten, in ältester Zeit auch zum Kriegsdienste für den Patron verpflichtet. Patron und Client sollten nicht als Zeugen und Kläger gegeneinander auftreten, nicht Trug und Feindschaft üben. Vergehen des Clienten gegen den Patron wurden als Perduellio (Verbrechen an denen, gegen welche man besondere Pflichten zu erfüllen) angesehen. Allmählich schwand die strenge Abhängigkeit der Clienten. Gegen das Ende der Republik hatte sich die C. in eine Art Pietätsverhältnis verwandelt, und nicht bloß einzelne, sondern Kolonien, Municipien, ganze Völkerschaften begaben sich in die C. angesehener Römer. Erst in der spätern Kaiserzeit verlor sich die Bedeutung des Instituts.

Clifden, Hafenstadt in der irischen Provinz Connaught, Grafschaft Galway, 68 km im WNW. von Galway, an der Bai von Ardbear, mit 1300 E., welche Heringe und Getreide ausführen. In der Nähe befindet sich ein schöner Wasserfall und in 3 km Entfernung steht am Nordufer der Bai ein außerordentlich schön gelegenes Schloß. C. wurde erst 1812 gegründet.

Clifford, eine der ältesten und weitverzweigtesten Familien in England. Als Stifter des Hauses wird Walter, der Sohn eines normann. Barons, Richard Fitz-Ponce, genannt, der unter Heinrich II. die Burg C. in Herefordshire als Besitztum erhielt und den Namen davon annahm. Seine Tochter Rosamunde war die in vielen Balladen gefeierte Geliebte Heinrichs II., der, um sie vor seiner Gemahlin Eleonore zu verbergen, das Labyrinth in Woodstock gebaut haben soll. Als aber Heinrich II. nach der Normandie gezogen war, drang Eleonore in das Schloß Woodstock ein und ließ Rosamunde 1171 durch Gift töten. Ein Nachkomme Walters, Robert, war der erste, der seit 1299 als Lord de C. im Oberhause saß, er wurde 25. Juni 1314 in der Schlacht von Bannockburn getötet. Der achte

Lord, **Thomas**, und der neunte, **John**, waren eifrige Anhänger des Hauses Lancaster in den Kriegen der Roten und Weißen Rose. Jener fiel 22. Mai 1454 in der Schlacht von St.-Albans, dieser 29. Jan. 1460 bei Towton, drei Monate, nachdem er den jungen Grafen von Rutland, Sohn des Herzogs von York und Bruder Eduards IV., umgebracht hatte. Der Enkel Johns, **Henry**, ward 1523 zum Grafen von Cumberland ernannt. — **George C.**, Graf von Cumberland, der Enkel des ersten Grafen, geb. 1558 zu Brougham-Castle in Westmoreland, studierte zu Cambridge Mathematik und kam dann an den Hof, wo er die Gunst der Königin Elisabeth erwarb. Er schiffte sich 1586 auf einer kleinen, von ihm selbst ausgerüsteten Escadre ein, um einen Angriff auf die Azoren zu unternehmen. Die Expedition fiel jedoch nicht glücklich aus, C. verlor durch einen unbesonnenen Angriff auf Terceira viel Mannschaft, die überdies noch durch Hunger und ansteckende Krankheiten decimiert wurde, sodaß die Schiffe 1589 kaum nach England zurückgebracht werden konnten. Ebenso fruchtlos war ein Kaperzug, den er gegen die Spanier und Portugiesen in den westind. Gewässern unternahm. C. starb 30. Okt. 1605. Mit seinem Neffen **Henry** erlosch 1643 der Titel eines Grafen von Cumberland. Die Baronie C. mit der Peerswürde ging jedoch an die weibl. Linie über und gelangte so an die Familie Southwell. — Der Mannsstamm des Hauses blüht noch in dem Peersgeschlecht der **C. von Chudleigh**, welches seinen Ursprung von Louis, einem jüngern Sohn des vierten Lords, ableitet. Es wurde durch den Ritter **Thomas C.**, geb. 1. Aug. 1630, emporgebracht, der durch seine polit. Intriguen unter König Karl II. (s. **Cabal**) berühmt ist und unter diesem Monarchen nacheinander die Ämter eines Kontrolleurs des königl. Haushalts, Staatssekretärs und Großschatzmeisters bekleidete. C. ward 22. April 1672 als Baron C. von Chudleigh in den Peersstand erhoben und starb 1673. Die Familie ist katholisch und der letztverstorbene Lord C., **Hugh Charles**, geb. 22. Mai 1790, war mit einer Tochter des Thomas Weld von Lulworth-Castle vermählt, der sich nach dem Tode seiner Frau zum Priester weihen ließ und 1830 Kardinal wurde. Ihm folgte 1858 in der Pairie der achte Lord C., **Charles Hugh**, geb. 27. Juli 1819, und diesem 1880 der gegenwärtige neunte Lord C., **Henry Hugh**, geb. 1851.

Clifton, Badeort bei **Bristol** (s. d.).

Clinchant (Justin), franz. Divisionsgeneral, wurde 24. Dez. 1820 zu Thiaucourt bei Metz geboren, trat mit 19 Jahren in die Militärschule von St.-Cyr und aus dieser 1. Okt. 1841 als Unterlieutenant in das 9. Linienregiment, in welchem er 12. März 1851 zum Kapitän befördert wurde. Von 1847 bis 1852 nahm er an den Kämpfen in Algerien teil, wurde dann in das 5. Jägerbataillon versetzt, welches bei Ausbruch des Orientkriegs 1854 der Division Forey zugeteilt wurde. C. focht an der Alma und bei Inkerman, nahm an dem vergeblichen Versuche, den Malakow zu erstürmen, 18. Juni 1855 teil, wurde Bataillonskommandeur im 79. Linienregiment und bald darauf Kommandeur des 4. Jägerbataillons, an dessen Spitze er sich 8. Sept. 1855 bei der Erstürmung des Malakow auszeichnete. Nach der Heimkehr übernahm C. den Befehl über die Gardejäger und führte dieselben 1859 im ital. Feldzuge, aus welchem er als Oberstlieutenant des 98. Linienregiments zurückkehrte. Im Aug. 1862 wurde C. Oberst des 1. Zuavenregiments, nahm mit diesem an dem Feldzuge in Mexiko teil und gab viele Beweise seiner Tapferkeit und Umsicht, welche ihm das Kommandeurkreuz der Ehrenlegion eintrugen. Er wurde Brigadegeneral und kehrte im Stabe des Marschalls Bazaine gegen Ende März 1867 nach Frankreich zurück, wo er den Befehl über eine Infanteriebrigade der Armee von Paris übernahm. Bei Ausbruch des Kriegs gegen Deutschland erhielt C. eine Brigade des 3. Armeekorps (Bazaine) und führte diese mit anerkanntem Geschick in den Kämpfen vor Metz, entzog sich nach der Kapitulation der Kriegsgefangenschaft und stellte sich der Regierung der nationalen Verteidigung zur Verfügung. Man gab ihm den Rang eines Divisionsgenerals und den Befehl über das neuformierte 20. Armeekorps der Ostarmee (Bourbaki), mit welchem er an den Kämpfen bei Villersexel und an der Lisaine teilnahm. Am 30. Jan. 1871 übernahm C. an Stelle Bourbakis den Oberbefehl und war genötigt, mit dem schweiz. General Herzog einen Vertrag über die Internierung des Heeres in der Schweiz abzuschließen. Nach Abschluß des Präliminarfriedens kehrte C. nach Frankreich zurück und übernahm den Befehl über die bei Cambrai versammelten Truppen, welche als 5. Armeekorps der Armee von Versailles an den Kämpfen gegen die Commune von Paris teilnahmen. C. wurde sodann Mitglied der Landesverteidigungskommission, erhielt den Befehl über das 1. Armeekorps in Lille und dann kurze Zeit über das 6. Armeekorps in Châlons-sur-Marne; am 17. Juni 1879 wurde ihm das Militärgouvernement von Paris anvertraut. In dieser wichtigen Stellung ereilte ihn 20. März 1881 nach schwerer Krankheit der Tod; seine Bestattung auf dem Père-Lachaise fand auf Staatskosten statt, und sein Verlust wurde im Volke wie im Heere tief betrauert, da man große Hoffnungen auf die in 16 Feldzügen bewährte Tüchtigkeit dieses Generals gesetzt hatte.

Clinch-River, ein in den Bergen des südwestl. Virginien entspringender Fluß, fließt in südwestl. Richtung durch den nordamerik. Unionsstaat Tennessee und bildet bei Kingston nach einem Laufe von etwa 320 km mit dem Holston den Tennessee. Er ist auf 160 km nur für kleine Fahrzeuge schiffbar.

Clinici (lat.), eigentlich bettlägerige Kranke, hießen in der ersten christl. Zeit in Rom Christen, welche auf dem Krankenbett bei Todesgefahr durch Besprengen mit Wasser getauft worden waren.

Clinicum (lat.), s. **Klinik**.

Clinton, Stadt im gleichnamigen County des nordamerik. Unionsstaats **Iowa**, auf dem rechten Ufer des Mississippi, welcher hier von einer über 1200 m langen Brücke überspannt ist, deren Bau 600000 Doll. gekostet hat, liegt an der Chicago- und Northwestern-Eisenbahn und zählte 1870 6129, 1880 etwa 9000 E. C. wurde 1855 gegründet, hat gute öffentliche Schulen und zahlreiche Fabriken, unter denen die bedeutenden Sägemühlen und die Werkstätten der Chicago-Northwestern-Eisenbahn hervorzuheben sind.

Clinton, Stadt im County Worcester des Staats Massachusetts, am Nashua-River und an der Nashua-Worcester-Eisenbahn gelegen, hat große Fabriken und zählt (1880) 8030 E.

Clinton (Henry Fiennes), Graf von Lincoln, Herzog von Newcastle (s. d.).

Clinton (Sir Henry), brit. Feldherr im nordamerik. Freiheitskriege, ein Enkel des Grafen von Lincoln, geb. um 1738, war im Siebenjährigen Kriege Adjutant des Herzogs von Braunschweig. Er wurde 1758 Hauptmann und 1775 als Generalmajor nach den brit. Kolonien in Nordamerika gesandt. Sein erstes Auftreten daselbst war erfolgreich; er schlug nach der Schlacht bei Bunkershill 1776 die Amerikaner in mehrern Gefechten auf Long-Island, beschoß Charleston, nahm im September Neuyork weg, stürmte im Okt. 1777 die Forts Montgomery und Clinton am Hudson und wurde im Juni 1778 an Howes Stelle zum Oberbefehlshaber der Armee ernannt. Bei der Annäherung Washingtons mußte er Philadelphia den amerik. Truppen überlassen, bewerkstelligte jedoch mit großer Geschicklichkeit seinen Rückzug durch Jersey und versammelte sein Heer bei Neuyork. In Charleston, das er im Mai 1780 nahm, verübte er die greulichsten Metzeleien und ließ Frauen und Greise erschießen. Im folgenden Jahre versuchte er die Franzosen, die unter Lafayette Rhode-Island besetzt hielten, anzugreifen; allein Washington setzte seinem Vordringen ein Ziel. Im J. 1781 segelte er mit 7000 Mann von Neuyork ab, um Lord Cornwallis in Yorktown zu entsetzen, erfuhr jedoch unterwegs dessen Kapitulation und kehrte zurück. C. wurde 1782 nach England zurückberufen, erhielt dann das Gouvernement von Limerick, trat nachher ins Parlament und starb als Gouverneur von Gibraltar 24. Dez. 1795. Er veröffentlichte «Erzählungen über seine Führung in Amerika» (Lond. 1782), «Bemerkungen über Cornwallis' Antwort» (Lond. 1783), «Bemerkungen über die Geschichte des amerik. Kriegs von Stedman» (Lond. 1784).

Clintongruppe, eine Unterabteilung der nordamerik. Obersilurformation.

Clio, Muse, s. Klio.

Clio, eine Gattung der nackten Flügelfüßer (Pteropoden), die einen spindelförmigen Körper und einen deutlich davon abgesetzten Kopf besitzt. An dem verengten Halse sitzen seitlich die beiden Flügelflossen und in der Mitte dazwischen ein gekrümmter, zipfelförmiger Anhang, der das Rudiment eines Kriechfußes zu sein scheint. Die 1—3 cm lange C. borealis findet sich in ungeheuern Schwärmen im Eismeere und bildet eine Hauptnahrung der Walfische.

Clippers (engl.), s. Klipperschiffe.

Clique, s. unter Partei.

Clissa (slaw. Kliš), Dorf mit einem Kastell im Bezirke Spalato in Dalmatien. Das Dorf, 11 km von Spalato und 6 km von Salona entfernt, liegt schon ziemlich hoch an der Lehne des Gebirges, welches hier von einer 1849 neu hergestellten Straße überschritten wird, und zählt (1880) 1248, als Gemeinde 3423 E., deren Erwerb im Wein- und Ölbau besteht. Das Kastell (Fortezza de Clissa) beherrscht durch seine Lage auf einem vorspringenden Felskamm sowohl das Uferland als den Paß Clapavizza, der zwischen dem Mossor und der Kabana über die Gebirgskette nach Sign und weiter führt. Der Ausblick vom Kastell gegen Spalato und das Meer hin ist prachtvoll, der Aufenthalt oben während der Bora unleidlich. Durch die Franzosen und später durch die Österreicher wurden die Festungswerke vielfach verbessert. C. steht an der Stelle des von Ptolemäus genannten Andetrium (auch Andretium, Mandertium), mit dessen Einnahme Tiberius die Eroberung Dalmatiens vollendete. Im J. 1389 wurde es von Bosniern genommen, 1494 fiel es in die Hand der Venetianer, die es aber nach vielen Opfern zuerst von dem mit den Uskoken verbündeten Freibeuter Peter Crusich, dann von den Türken zurückerobern mußten. Im J. 1813 wurde die von den Franzosen besetzte Festung von einer Abteilung Kroaten, welche die Engländer bei Spalato ausgeschifft hatten und denen sich Dalmatiner anschlossen, längere Zeit belagert und zur Kapitulation gezwungen. Seitdem ist C. österr. Besitz.

Clisson, Stadt im franz. Depart. Untere Loire, Arrondissement Nantes, 24 km im SO. von Nantes, in 55 m Höhe am Zusammenflusse der Grande-Moine und der Sèvre-Nantaise und an der Eisenbahn Nantes-Roche-sur-Yon, zählt (1876) 2241, als Gemeinde 2826 E., welche Woll- und Baumwollspinnerei, Leinen-, Tücher und Papierfabrikation treiben. Die 1793 von den Vendéern gänzlich verbrannte Stadt ist 1800—5 ganz im ital. Stile wieder aufgebaut. Dabei stehen die Ruinen eines berühmten Schlosses des Connétable Olivier. Die höchst malerischen Umgebungen haben dem Orte den Namen des franz. Tivoli verschafft.

Clitheroe, Stadt in der engl. Grafschaft Lancaster, 34 km im SO. dieses Ortes, am linken Ufer des Ribble und am Fuße des 610 m hohen Pendle-Hill, von wo eine Eisenbahn nach Liverpool geht, hat sehr bedeutende Fabrikation von Baumwollwaren und Maschinenweberei (2214 Baumwollarbeiter), einen besuchten Gesundbrunnen und zählt (1881) 10177, als Parlamentsborough 14463 E.

Clitoria *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Leguminosen. Die Arten derselben, die in den wärmern Gegenden der ganzen Erde vorkommen, sind Sträucher oder Kräuter teils mit aufrechtem, teils mit windendem Stengel. Sie haben gefiederte, meist mit Nebenblättern versehene Blätter und große, lebhaft gefärbte Blüten. Einige Arten werden wegen ihrer schönen Blüten als Ziersträucher kultiviert, so z. B. C. Ternatea *L.* Die blauen Blüten derselben dienen in Ostindien zum Färben von Speisen und Getränken, die jungen Blättchen werden daselbst auch als Gemüse gegessen.

Clitumnus (jetzt Clitunno) hieß im Altertum ein in einem Briefe des Plinius geschilderter Fluß, der am Fuße eines von Cypressen beschatteten Berges aus einer krystallklaren Quelle entspringt und, nachdem er sich mit der Tinia (jetzt Timia) vereinigt, südlich von Perusia in den Tiber mündet. Am C. lag ein Heiligtum des Gottes Clitumnus, dessen Tempel von Kapellen anderer Götter, namentlich denen benachbarter Quellen umgeben war.

Clive (Robert, Lord), der Begründer der brit. Macht in Ostindien, wurde 29. Sept. 1725 auf dem Gute Styche in Shropshire geboren und kam 1743 als Schreiber in die Kanzlei der Ostindischen Kompagnie. In Madras vertauschte er die Feder mit dem Degen und wurde während der Belagerung von Pondichéry 1744 zum Fähnrich, nach der Einnahme des Fort Devicotta 1748 zum Zahlmeister ernannt. Er nahm 1751 die Stadt Arcot und schlug wiederholt, unter anderm bei Kondscheveram und Kaselong, mit geringen Streitkräften die überlegenen Feinde. Von einem heftigen Nervenfieber befallen, das ihn in eine düstere Stimmung versetzte, die ihn nie wieder verließ, kehrte er 1752 nach England zurück, wo er zum Oberstlieutenant und zum Befehlshaber des Fort St. Georg ernannt wurde. Er traf 1755 wieder in Ostindien ein, wo er die

maharattischen Raubstaaten züchtigte. Diese und andere Waffenthaten, welche die Fortschritte der Engländer in Ostindien bekundeten, erregten besonders das Mißfallen des vom Mogul fast unabhängigen Nabob von Bengalen, Suradscha-Daula, welcher die brit. Niederlassungen in Bengalen überfiel, Kalkutta plünderte und gegen die Engländer furchtbare Grausamkeiten übte. Mit einer kleinen Flotte und 1900 Mann wurde C. an die Mündung des Ganges geschickt, um von da aus die bengal. Macht zu zügeln. Während er 1757 Kalkutta besetzte, näherte sich der Nabob an der Spitze von 50000 Mann und einer zahlreichen Artillerie, wurde aber durch das entschlossene Benehmen C.s zu einem Frieden bestimmt, in welchem er Kalkutta den Engländern überließ und überdies noch einen Landstrich von Bengalen abtrat. Als C. sich demnächst anschickte, die Franzosen von den Ufern des Ganges zu vertreiben, rüstete sich Suradscha-Daula insgeheim von neuem, um die Engländer mit Hilfe der Franzosen zu bewältigen. Nachdem aber C. einen Verwandten und General desselben, Mir-Dschaffier, durch große Versprechungen gewonnen, griff er an der Spitze von 1000 Europäern, 2000 Sipoys und 8 Haubitzen 26. Juni 1757 bei Plassy die aus 20000 Reitern und 40000 Mann Infanterie bestehende und mit 53 Kanonen versehene Armee des Nabob an und schlug dieselbe vollständig. Er besetzte die Hauptstadt Murschidabad und ließ Mir-Dschaffier zum Nabob von Bengalen ausrufen; Suradscha-Daula wurde auf der Flucht ermordet.

Dieser Sieg begründete die brit. Macht in Ostindien. Mir-Dschaffier mußte für seine Erhebung der Kompagnie ungeheuere Entschädigungssummen zahlen. C. allein erhielt 256000 Pfd. St., außerdem den Titel eines Edeln des Mogulreichs und infolge dieser Würde ein Lehn, das ihm jährlich mehr als 30000 Pfd. St. einbrachte. Es gelang ihm, den Einfluß der Franzosen vollständig zu brechen. Im J. 1760 nach England zurückgekehrt, wurde C. von Volk und Regierung mit Auszeichnung empfangen und 1762 zur Würde eines Peers von Irland mit dem Titel Baron C. von Plassy erhoben. Als drei Jahre später die Unruhen in Ostindien von neuem ausbrachen, begab er sich als Chef der Armee und oberster Gouverneur aller engl. Besitzungen 1764 abermals nach Kalkutta. Bei seiner Ankunft war der Nabob von Aud, der erbittertste Feind der Engländer, schon geschlagen; auch hatte der Mogul, der als Prätendent bei dem Nabob von Aud sich aufhielt, bereits den Schutz der brit. Waffen angerufen. C. benutzte diesen Umstand, sich 1765 von dem Mogul im Vertrage von Allahabad zum Lehnsträger der Provinzen Bengalen, Bahar und Orissa erheben zu lassen, und gewann hiermit der Kompagnie gegen Zahlung einer Pension die Herrschaft über Länderstriche von mehr als 15 Mill. Bewohnern. Schon 1767 legte er indes aus Gesundheitsrücksichten sein Amt nieder und kehrte nach Europa zurück. Der König verlieh ihm den Bathorden; das Parlament aber erhob gegen ihn die Beschuldigung des Mißbrauchs seiner Gewalt in Ostindien, und auf Antrag Burgoynes wurde er 1772 in Untersuchung gezogen. Er verteidigte sich so gut, daß der Antrag vom Parlament nicht nur verworfen, sondern auch anerkannt wurde, daß er dem Vaterlande große Dienste geleistet habe. Allein die Ungerechtigkeiten, zu denen er in Ostindien im Interesse der Kompagnie seine Hand bot, lassen sich trotzdem nicht ableugnen. C. hatte sich in Ostindien ein ungeheueres Vermögen erworben, dem die Kompagnie noch eine Pension von 10000 Pfd. St. hinzufügte. Obwohl im Besitz unermeßlicher Güter, ward er des Genusses derselben nicht froh, und machte 29. Nov. 1774 durch einen Pistolenschuß seinem thatenreichen Leben ein Ende. Vgl. die Biographien C.s von Carfaccioli (Lond. 1775), Malcolm (3 Bde., Lond. 1836) und Gleig (Lond. 1848). Auch Macaulay hat C.s Leben in einem ausgezeichneten Essay («Lord C. and letters and diary of Madame d'Arblay», Lpz. 1858) behandelt.

Clodia, eine der drei Schwestern des Publius Clodius Pulcher (s. d.), war durch Schönheit ausgezeichnet, aber durch ihre Sittenlosigkeit berüchtigt, wegen deren sie den Spottnamen Quadrantaria (von quadrans, einem Viertel-As), der sie den gemeinen Dirnen gleichstellte, erhielt. Ihren Gemahl, Quintus Metellus Celer, der im J. 60 v. Chr. Konsul war und das Jahr darauf starb, soll sie vergiftet haben. Als sie ihren Liebhaber, den Marcus Cälius Rufus, aus Rache, weil er sie verlassen hatte, anklagen ließ, er habe sie zu vergiften versucht, verteidigte Cicero diesen in einer noch erhaltenen Rede, worin er die C. aufs heftigste angriff. Man vermutet, daß C. die von Catullus geliebte und in seinen Gedichten gefeierte Lesbia ist.

Clodius, röm. Geschlecht, s. Claudius.

Clodius Pulcher (Publius), aus dem patricischen Geschlecht der Claudier, spielte bei den innern Unruhen, welche dem Sturz des röm. Freistaats vorangingen, eine bedeutende Rolle. Sein aufrührerischer und gewaltthätiger Sinn zeigte sich schon bei dem Beginn seiner öffentlichen Laufbahn, als er im Mithridatischen Kriege die Soldaten seines Schwagers Lucullus gegen ihren Feldherrn aufwiegelte. Er begab sich hierauf nach Cilicien. Vom dortigen Statthalter, der ebenfalls sein Schwager war, zum Befehlshaber einer Flotte ernannt, geriet er in die Gewalt von Seeräubern. Als diese ihn aus Furcht vor Pompejus freigelassen hatten, ging er nach Syrien. Auch hier erregte er Unruhen und hätte dabei sein Leben beinahe eingebüßt. In Rom klagte er im J. 65 v. Chr. den Catilina wegen Erpressungen an, ließ sich aber von ihm bestechen und bereicherte sich selbst im folgenden Jahre in Gallien auf die unrechtmäßigste Weise. In Catilinas Verschwörung war er nicht verwickelt. Mit Cicero verfeindete er sich im J. 61. Als die vornehmsten Frauen im J. 62 das Fest der Bona Dea im Hause des damaligen Prätors Julius Cäsar feierten, mit dessen Gemahlin Pompeja C. in sträflichem Verhältnis stand, hatte er sich bei dieser Feier, bei welcher die Gegenwart von Männern verpönt war, als Frau verkleidet eingeschlichen, war entdeckt worden, aber entflohen. Cäsar trennte sich hierauf von Pompeja, mochte aber nicht als Ankläger gegen C. auftreten; doch setzte der Senat es durch, daß dieser im J. 61 wegen Verletzung der Religion öffentlich belangt ward. Cicero, von C. gereizt, sprach und zeugte gegen ihn; aber trotzdem ward C. freigesprochen, und ging nun als Quästor nach Sicilien. Um Tribun zu werden, mußte er in den plebejischen Stand eintreten, und dies geschah im J. 59 mit Unterstützung Cäsars, der damals auch Konsul war, in seiner Eigenschaft als Pontifex Maximus. So erhielt er für das J. 58 das Tribunat. Durch Gesetze über Herstellung der der Form nach sakralen, in Wirklichkeit zu polit.

Agitationen mißbrauchten Vereine (Kollegien), Beschränkung des censorischen Rügerechts und des Einflusses der Auspizien und anderer Bestimmungen religiöser Art auf die Abhaltung der Volksversammlungen verstärkte er seine Agitationsmittel und außerdem sicherte er sich noch mehr durch ein anderes Gesetz, das unentgeltliche Verteilung von Getreide an das Volk anordnete, die Gunst des letztern, worauf es ihm schon im April gelang, Cicero (s. d.) ins Exil zu treiben; das Haus desselben auf dem Palatin wurde von den Banden des C. niedergebrannt, seine Villen verwüstet. Durch die Entfernung Ciceros ebensowohl als durch die Catos hatte C. den Triumvirn einen Dienst geleistet; er verfeindete sich aber gleich darauf auch mit Pompejus, den er dann durch ein fingiertes oder wirkliches Attentat auf sein Leben einschüchterte und durch seine Banden hinderte, auf dem Forum oder im Senat zu erscheinen, ja eine Zeit lang geradezu in seinem Hause belagern ließ. Gleich zu Anfang des J. 57 trug der Konsul Lentulus Spinther im Senat auf die Rückberufung Ciceros an. Aber obgleich nun auch die meisten neuen Tribunen für Cicero waren, so gelang es doch C., die Ausführung der Sache längere Zeit zu verhindern; seine bewaffneten Banden und die der Gegner, namentlich des Tribuns T. Annius Milo, bekämpften sich in der Stadt selbst, und erst im August konnte durch die Comitien Ciceros Rückkehr beschlossen werden. Im J. 53 begann der Straßenkampf mit erneuter Heftigkeit. Die Anhänger des C. und des Milo bekämpften sich fortwährend, sodaß die Haltung von Wahlcomitien unmöglich ward. Das J. 52 begann, ohne daß Rom Konsuln oder Prätoren hatte. Am 19. Jan. begegnete C. auf der Appischen Straße unweit Bovillä dem Milo und zwischen den Gefolgen beider entstand sofort Streit. Im Verlaufe desselben ward C. ermordet. Sein Leichnam ward nach Rom gebracht. Dort trug ihn zuletzt das Volk in die hostilische Kurie und verbrannte ihn hier, wobei die Kurie und die nahegelegene Basilika Porcia in Feuer aufgingen.

Clodius (Christian Aug.), Philosoph und Dichter, geb. 1738 zu Annaberg in Sachsen, studierte in Leipzig Theologie, wurde 1760 außerord., 1764 ord. Professor der Philosophie daselbst, erhielt 1782 den Lehrstuhl der Dichtkunst und Beredsamkeit und starb 30. Nov. 1784. Seine Dichtungen, darunter das Lustspiel «Medon, oder die Rache des Weisen», sind platt und nüchtern. Goethe hat ihn als Gelegenheitsdichter in dem im siebenten Buche von «Dichtung und Wahrheit» mitgeteilten Gedichte an den Kuchenbäcker Händel in Leipzig parodiert. Seine «Versuche aus der Litteratur und Moral» (4 Stücke, Lpz. 1767—69), «Neue vermischte Schriften» (6 Bde., Lpz. 1780—87) enthalten sowohl Dichtungen als Abhandlungen und Aufsätze.

Seine Gattin, Julie Friederike Henriette, geborene Stölzel, geb. zu Altenburg 1755, gest. zu Dresden 3. März 1805, schrieb zu dem letzten Teile der «Schriften» ihres Mannes eine «Nachricht von dessen Lebensumständen» und verfaßte den Roman «Eduard Montrefeuil» (Lpz. 1806).

Christian August Heinrich C., Sohn der vorigen, geb. zu Altenburg 21. Sept. 1772, seit 1800 außerord. und seit 1811 ord. Professor der praktischen Philosophie zu Leipzig, gest. daselbst 30. März 1836, hat als Philosoph, Dichter und Kritiker manches Verdienstliche geleistet. Von seinen Werken sind zu nennen: «Gedichte» (Lpz. 1794), «Fedor, oder der Mensch unter Bürgern» (2 Bde., Lpz. 1805), «Entwurf einer systematischen Poetik» (2 Bde., Lpz. 1804), «Grundriß der allgemeinen Religionslehre» (Lpz. 1808) und «Von Gott in der Natur, in der Menschengeschichte und im Bewußtsein» (4 Bde., Lpz. 1818—22). Auch bearbeitete er Lafontaines «Fabeln» (2 Bde., Lpz. 1803) und gab eine Auswahl aus Klopstocks Nachlaß (2 Bde., Lpz. 1821) heraus. Sein philos. Standpunkt war dem von F. H. Jacobi verwandt. Nach seinem Tode erschien noch ein allegorisches Gedicht: «Eros und Psyche» (mit einem Vorworte von Crusius, Lpz. 1839).

Clodt von Jürgensburg (Peter Karlowitsch, Baron), vorzüglicher russ. Bildhauer, geb. 29. Mai 1805, stammte aus einer altadeligen Familie Estlands. Für den Militärdienst bestimmt, trat er in die Artillerieschule in Petersburg und wurde Offizier, nahm aber bald seinen Abschied, um ganz seiner Neigung zur Kunst folgen zu können. C. wurde demnach Schüler der petersburger Kunstakademie und widmete sich eifrig dem Studium des Pferdes. Erst schnitzte er Pferde in Holz, dann modellierte er sie. Als sein erstes Hauptwerk sind die Rosse der Quadriga auf der 1838 errichteten Triumphpforte in Petersburg zu nennen. Später schuf er vier kolossale bronzene Gruppen von Rossebändigern, welche die Anitschkowbrücke auf dem Newski-Prospekt in Petersburg zieren. Zwei davon ließ der Kaiser Nikolaus für den König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen wiederholen, der sie vor dem Schlosse zu Berlin auf der neuen Terrasse nach dem Lustgarten aufstellen ließ und die C.s Ruhm begründeten. Von C. ist auch die kolossale Bronzebüste des Kosakenhetmans Grafen Platow in Nowitscherkask. Eine seiner letzten Arbeiten war die über 9 m hohe, 7. Juli 1859 in Petersburg enthüllte Reiterstatue des Kaisers Nikolaus, welche ein nicht ganz glückliches Pendant zur Reiterstatue Peter d. Gr. von Falconet bildet. C. starb hochgeehrt als Professor der petersburger Akademie 8. Nov. 1867 auf dem Gute Chalala in Finland.

Unter seinen Söhnen zeichnet sich Michael Petrowitsch, Baron C., russ. Genremaler, aus, geb. 1839 zu Petersburg. Derselbe besuchte die dortige Akademie, wo er 1861 den ersten Preis erhielt und sich nachher in seinem Fache noch sehr vervollkommnete. Unter seinen in Rußland beliebten Bildern werden hervorgehoben: Die Tauffeierlichkeit in Rußland, das Gebet vor der Taufe und das Nähzimmer im Franziskanerkloster. Ein Verwandter des letztern ist der russ. Landschaftsmaler Michael Konstantinowitsch, Baron C., geb. 1836 in Petersburg, auf der dortigen Akademie gebildet und seit 1861 Professor daselbst. Unter seinen Gemälden zeichnen sich wegen ihrer gerühmten Lichtwirkungen aus: Rückkehr vom Feld, Viehherde in der Steppe und Eine Straße im Herbstregen.

Clogher, alte Stadt in der irischen Provinz Ulster, Grafschaft Tyrone, 25 km im SSO. von Omagh, an dem zum Neaghsee gehenden Blackwater, war ehemals Bischofssitz, ist jetzt sehr herabgekommen und zählt nur noch 250 E. Die Kathedrale und der bischöfl. Palast sind noch vorhanden. — Clogher, ein irisches Vorgebirge an der Ostküste (Grafschaft Louth, Provinz Leinster) bei der Mündung des Boyne, wo 1798 die franz. Expedition landete, und ein unweit desselben gelegenes Dorf in der Grafschaft Louth, mit besuchtem Seebad.

Clölia ist in der sagenhaften ältesten Geschichte Roms der Name einer edeln röm. Jungfrau, die mit andern Jungfrauen und Knaben dem König Porsenna als Geisel übergeben wurde. Sie täuschte die Wachen und schwamm den übrigen Mädchen voran über den Tiber und alle entkamen glücklich zu den Ihrigen. Die Römer schickten sie jedoch auf Porsennas Verlangen zurück. Dieser aber, über den Mut der Jungfrau von Bewunderung erfüllt, gab die C. frei und erteilte ihr auch die Erlaubnis, einen Teil der Geiseln mit sich zu nehmen, worauf sie die Minderjährigen auswählte. Eine Statue auf der Sacra via, welche eine zu Pferde sitzende Frau darstellte, sollte ihr zu Ehren errichtet sein.

Clonakilty, Stadt in der irischen Provinz Munster, Grafschaft Cork, 42 km im SW. von Cork, an der Mündung des Foilgah in die sandige und gefährliche Bai von C., mit 3568 E., welche Getreide, Salz, Leinen und Garn in den Handel bringen.

Clonmel, im Shannonthale gelegene Municipalstadt und Parlamentsborough der irischen Grafschaft Tipperary, Provinz Munster, am linken Ufer des schiffbaren Suir, über welchen hier drei steinerne Brücken nach dem jenseitigen kleinern und zur Grafschaft Waterford gehörigen Teile der Stadt führen, und an der Eisenbahn Waterford-Limerick, 218 km im SSW. von Dublin, hat mehrere schöne öffentliche Gebäude, eine Kirche und zehn Kapellen, einen Gerichtshof, ein Arbeits- und Irrenhaus, eine Kaserne, ein Institut der Christlichen Brüder, ein Handwerkerinstitut, und zählt 10112 E., welche große Getreidemühlen, Brauereien und Brennereien unterhalten, wichtigen Handel mit Butter und Korn nach London und Liverpool betreiben und besuchte Märkte unterhalten. Der Fluß liefert viele schöne Lachse. C. war früher Festung, deren Werke durch Cromwell nach harter Belagerung 1650 geschleift wurden, und hat sich seitdem noch nicht wieder erholt. Hier wurde 1713 Lawrence Sterne geboren.

Clontarf, Stadt in der irischen Provinz Leinster, Grafschaft Dublin, 5 km im ONO. der Hauptstadt am nördl. Ufer der Dublin-Bai, an der Drogheda-Bahn, ist ein sehr besuchtes Seebad mit einem Schlosse und vielen Landhäusern, dessen 3440 E. Fischerei treiben. Das Schloß, im normann. Stile, an der Stelle gebaut, wo ehedem ein Sitz der Tempelherren war, ist Sitz der Vernons. Hier wurden 1014 die Dänen von den Iren besiegt.

Cloots (Joh. Baptista, Baron von), einer der seltsamsten Schwärmer während der Französischen Revolution, geb. 24. Juni 1755 in der Nähe von Kleve, erhielt in Paris von seinem 11. Jahre an seine Erziehung. Durch eifriges Studium der Alten, und besonders Rousseaus, erhitzte er seine Phantasie dermaßen, daß er sich die Mission erteilte, die Demokratie von Sparta und Athen im Universum zu verbreiten; zu diesem Zwecke bereiste er unter dem Namen Anacharsis einen großen Teil Europas, indem er allenthalben für seine philanthropischen Plane große Summen verschwendete. Die Vereinigung aller Völker und Menschen in eine allgemeine Familie wurde dabei mehr und mehr das letzte Ziel seiner kosmopolitischen Bestrebungen. In der Französischen Revolution erblickte er endlich die Erfüllung dieser Wünsche. Er kehrte nach Paris zurück, nannte sich den Redner des menschlichen Geschlechts, petitionierte oft bei der Nationalversammlung und erschien 19. Juni 1790 an der Spitze einer Anzahl pariser Gamins und Dienstleuten, die in den Phantasiekostümen verschiedener zahmer und wilder, lebender und vergangener Völker die Abgeordneten des Erdkreises vorstellten, vor den Schranken der Versammlung, um derselben eine Dankadresse für ihre Erhebung gegen die Tyrannen der Welt zu überreichen und die Aufnahme aller zu Paris befindlichen Fremden in die franz. Gemeinschaft zu erbitten. Nach dem 10. Aug. 1792 machte er der Nationalversammlung den Vorschlag, ein preuß. Korps unter dem Namen der Vandalischen Legion zu bilden, und steuerte 12000 Frs. zur Verteidigung gegen die Invasion bei. Dafür wählte ihn Sept. 1792 das Oise-Departement in den Konvent, wo er sehr bald eine radikale Reform in Politik und Religion beantragte und nicht müde wurde, die Versammlung durch seine Anträge zu belästigen. Wie das Königtum, so haßte er das Christentum; er erklärte sich als einen persönlichen Feind des Stifters desselben und predigte, als ein Anhänger des Kultus der Vernunft, den entschiedensten Materialismus. Bei der Verurteilung Ludwigs XVI. stimmte er «im Namen des menschlichen Geschlechts» für den Tod und verdammte nebenbei den König von Preußen. Später wurde er auf Betrieb Robespierres aus dem Klub der Jakobiner als ein Reicher und Aristokrat ausgeschlossen, in die Anklage gegen die Hébertisten verwickelt, mit den übrigen zum Tode verurteilt und 24. März 1794 hingerichtet. C. hörte sein Todesurteil mit großer Ruhe an, tröstete seine Schicksalsgenossen und predigte seinem Freund Hébert noch auf der Fahrt zur Richtstätte den Materialismus. Er hinterließ eine Menge Schriften, die sämtlich den extravagantesten Charakter tragen und von denen ihrer Absonderlichkeit wegen nur etwa: «Certitude des preuves du Mohammédisme» (Lond. 1780), «L'orateur du genre humain, ou dépêches du Prussien Cloots au Prussien Herzberg» (1791) und «Base constitutionnelle de la république du genre humain» (1793) zu nennen sind. Vgl. Avenel, «Anacharsis C.» (Par. 1865).

Closener (Fritsche [Friedrich]), in der zweiten Hälfte des 14. Jahrh. Priester an der Katharinenkapelle des straßburger Münsters, verfaßte außer andern Werken eine Chronik Straßburgs in deutscher Sprache, indem er an Auszüge und Übersetzungen älterer Werke, auch über Papst- und Kaisergeschichte, Berichte über Ereignisse in Straßburg und seine dortigen Erlebnisse anknüpfte. Die Zwiste der Bürger unter sich und mit der Geistlichkeit, Judenverfolgungen, Geißlerfahrten, die große Bauthätigkeit der damaligen Zeit, Krieg und Frieden, der Handelsverkehr der reichen Stadt und das Schwanken der Preise, alle diese Dinge in schmuckloser Form erzählt, geben ein farbenreiches Bild des bürgerlichen Lebens des 14. Jahrh. Das am 8. Juli 1362, als Straßburg von einem Erdbeben heimgesucht wurde, beendete Werk ist am besten von Hegel herausgegeben in den «Chroniken der deutschen Städte» (Bd. 8, Lpz. 1870).

Closet, s. Abort.

Clos Vougeot, d. h. «eingezäunter Weinberg Vougeot», ist der ausgedehnteste (60 ha) und wertvollste unter den Weinbergen Burgunds, und befindet sich in der Nähe von Citeaux, im Depart. Côte-d'Or, Arrondissement Beaune, zwischen Dijon und Nuits. Der Weinberg liegt 5,5 km im SSO. von Chambertin, westlich dicht neben dem von Romanée Conti, nur durch die Eisenbahn davon getrennt. Der Wein nähert sich dem Chambertin

im allgemeinen, ist aber noch geistiger. Die höher gelegenen Gärten geben besonders zarte, feine Weine; die niedrig und an der Straße gelegenen viel geringere Sorten.

Clot (Antoine), bekannt unter dem Namen Clot-Bei, der Begründer des Medizinalwesens in Ägypten, geb. 5. Nov. 1793 zu Grenoble, studierte Medizin in Montpellier, ließ sich dann als Arzt in Marseille nieder und wurde 1820 zum Chirurgen am dortigen Hôtel-Dieu ernannt. Im J. 1822 ging er nach Ägypten und errichtete hier im Auftrage von Mehemed-Ali zu Kairo den Gesundheitsrat des Heers sowie, behufs Bildung junger heimischer Ärzte, zu Abu-Zabel, einem Dorfe, 22 km nördlich von Kairo, eine mediz. Lehranstalt mit einem ausgezeichneten Krankenhause; ferner schuf er eine Schule zur Erlernung der franz. Sprache, eine Apotheker- und Veterinärschule, später auch ein Hebammeninstitut. Im J. 1832 vom Vizekönig zum Bei ernannt, ordnete er in der Folge den Sanitätsdienst der ägypt. Marine und richtete einen Sanitätsrat für Schiffsärzte ein. Im J. 1836 wurde er Generalstabsarzt der Armeen und Chef des gesamten Medizinalwesens mit dem Range eines Generals. C. nahm seinen Wohnsitz in Kairo, wohin auch 1837 die Unterrichtsanstalten verlegt wurden. Nach dem Tode Mehemed-Alis verließ C. 1849 Ägypten und ließ sich zu Marseille nieder, wo er Ende Sept. 1868 starb. Seine kostbare ägypt. Sammlung trat er 1852 dem Staate ab. Unter seinen Schriften sind hervorzuheben: «Relation des épidémies de cholera morbus qui ont régné à l'Héggiaz, à Suez et en Égypte» (Marf. 1832), «De la peste observée en Égypte» (Par. 1840), «Aperçu général sur l'Égypte» (2 Bde., Par. 1840), «Coup d'œil sur la peste et les quarantaines» (Par. 1851), «Méhémet-Ali, Vice-roi d'Égypte» (Marf. 1862), «De l'ophthalmie, du trichiasis, de l'entropion et de la cataracte observés en Égypte» (Par. 1864).

Clôture (frz., eigentlich Einschließung, Umzäunung), in der parlamentarischen Sprache Schluß der Debatte. Clôturiers wurden nach der Restauration von 1815 in der franz. Kammer die Ultraroyalisten genannt, weil sie, wenn liberale Redner auftraten, immer sofort auf Schluß der Debatte antrugen.

Cloué (Georges Charles), franz. Admiral, geb. 20. Aug. 1817, trat 1832 in den Marinedienst, wurde 1839 Fähnrich zur See, 1846 Schiffslieutenant, 1855 Fregattenkapitän, 1862 Linienschiffskapitän und zweiter Kommandant des franz. Geschwaders in den amerik. Gewässern, 1867 Kontreadmiral und Chef des Stabes der ersten Seepräfektur in Cherbourg, dann Gouverneur der Insel Martinique. C. wurde 1874 zum Vizeadmiral befördert und nach Frankreich zurückberufen, wo er die Seepräfektur Cherbourg übernahm; 1878 befehligte er das Übungsgeschwader des Atlantischen Meeres und wurde sodann Direktor des hydrographischen Amtes. Vom 22. Sept. 1880 bis 31. Jan. 1882 war er im Kabinett Ferry franz. Marine- und Kolonialminister. Auch litterarisch ist C. thätig gewesen; derselbe schrieb unter anderm «Renseignements hydrographiques sur la mer d'Azof» (Par. 1856) und «Pilote de Terre-Neuve» (2 Bde., Par. 1870).

Clouet (Albert), Kupferstecher, geb. zu Antwerpen, war größtenteils in Rom, wo er auch unter Bloemaert seine Ausbildung erhalten hatte, beschäftigt. Seine Stiche sind meist nach Gemälden Pietros da Cortona und anderer effektvoller ital. Meister entworfen. Er starb 1687 in seiner Heimat.

Clouet (François), franz. Maler, wie sein Vater Jean C. gewöhnlich Janet genannt, folgte wahrscheinlich letzterm 1545 in der Eigenschaft als «paintre ordinaire du roy» bei Franz I. und bekleidete diese Stelle auch unter den Königen Franz II. und Karl IX. Er starb vermutlich 1572. In Howard-Castle, dem Landsitze des Lord Carlisle, befindet sich von ihm ein vortreffliches, lebensgroßes Bildnis der Katharina von Medici mit ihren Kindern. Die kaiserl. Galerie zu Wien besitzt von ihm das Bild Karls IX. in ganzer Figur, welches diesen Fürsten in reicher und prächtiger Kleidung darstellt, die Ambraser Sammlung ein sehr feines Brustbild desselben Fürsten. Eine Wiederholung des erstern befindet sich im Louvre, wo überhaupt mehrere seiner kleinen saubern Porträts, meist von Personen des damaligen franz. Hofs, aufbewahrt werden. Von seinen zahlreichen Zeichnungen in schwarzer und roter Kreide befinden sich 88 in Howard-Castle, andere einzelne in verschiedenen Sammlungen Europas. Der Stil Janets ist wesentlich niederländisch; seine feine und wahre Auffassung erinnert teilweise an Holbein, obwohl er weder dessen Tiefe noch dessen naturwahres Kolorit und solide Impastierung erreicht.

Clouet (Peter), Kupferstecher, geb. zu Antwerpen 1606, war fast ausschließlich für die Vervielfältigung der Werke des Rubens, van Dycks und ihrer Schule thätig. Er machte viele Reisen und starb in Antwerpen 1677. Sein Michael im Kampfe mit dem Drachen, nach Rubens, sowie eine Madonna nach van Dyck gehören zu seinen besten Arbeiten.

Clove, ein altes brit. Gewicht für Wolle, die Hälfte des Stone (Stein) und 7 engl. Handelspfund begreifend = $3^7/_{10}$ oder 3,175 kg.

Clovio (Giulio), genannt Macedo, berühmter Miniaturmaler des 16. Jahrh., welcher diese mittelalterliche Kunst im neuen Stil der Renaissance einer brillanten Nachblüte zuführte, geb. 1498, gest. 1578 zu Rom, kam im 18. Lebensjahre aus seinem Geburtsdörfchen Grizana in Kroatien nach Mantua, um von theol. Studien zur Malerei überzugehen. Der Kardinal Grimani und Giulio Romano, bei dem er arbeitete, erkannten sein Talent für die Miniaturmalerei, der er sich fortan widmete. Bei der Plünderung Roms (1527), wohin er ein Jahr vorher gegangen war, geriet er in Haft und dann durch ein Gelübde ins Kloster nach Mantua. Nach dreijährigem Aufenthalt ließ er sich jedoch vom geistlichen Stande entbinden und trat wieder als Künstler in die Dienste des Kardinals Grimani, der sich jetzt in Perugia aufhielt. Sein Ruhm wuchs fortwährend, und Kardinal Farnese rief ihn 1540 nach Rom. Das Hauptwerk C.s für diesen war ein prachtvolles Muttergottesbüchlein, an dem er neun Jahre lang arbeitete, und wozu Benv. Cellini den kostbaren, reichen Einband machte. Jetzt befindet sich dieses Kunstwerk in der Bibliothek des Museo Nazionale in Neapel. Alle Fürsten begehrten nun C.s Arbeiten. Herzog Cosmo I. rief ihn an seinen Hof in Florenz. Für Philipp II. von Spanien malte er Bilder aus der Geschichte seines Vaters, Karl V. (jetzt im Britischen Museum zu London), für Johann III. von Portugal ein Psalmenbuch. Außerdem stattete er Dantes «Göttliche Komödie»

(in der Bibliothek des Vatikan), das «Leben des Francesco Maria von Montefeltro» und andere Manuskripte mit Bildern aus, sowie viele Choral-, Meß- und Gebetbücher, die noch heute in verschiedenen Bibliotheken verwahrt werden. Der ornamentistische Teil seiner Bilder ist voll reicher Phantasie, die eigene Komposition der Pracht der Verzierungen untergeordnet, die Ausführung bis ins Detail vollendet. Sein Selbstporträt befindet sich in der Ambraser Sammlung zu Wien.

Clovis (frz.), soviel wie Chlodwig (s. d.).

Clown (spr. Claun, d. h. Tölpel, Rüpel), die lustige Person der engl. Bühne, verwandt mit dem deutschen Hanswurst und dem span. Gracioso, kam im Anfang des 16. Jahrh. auf und improvisierte zuerst seine Rollen. Er fehlte selbst in der Tragödie nicht; Shakspeare macht häufig Gebrauch von ihm. Später verschwand er aus den ernsten Stücken und wurde endlich auf die Pantomime und den Kunstreitercirkus beschränkt. Namentlich erscheint der C. noch in den Weihnachtspantomimen des Drurylane- und Coventgarden-Theaters in London, in welchem letztern besondere Berühmtheit als C. in neuerer Zeit Joe (Joseph) Grimaldi erlangte, dessen Leben von Dickens beschrieben wurde.

Cloyne, sehr alte irische Stadt der Provinz Munster, Grafschaft Cork, 24 km ostsüdöstlich von Cork, mit 1200 E., war Hauptort eines ehemaligen Bistums, das auf Cork übergegangen ist, und besitzt noch eine merkwürdige Kathedrale. Neben der Kirche steht ein 30 m hoher runder Turm.

Clugny, s. Cluny.

Cluniacenser, s. unter Cluny.

Cluny, ehemals auch Clugny, Stadt im franz. Depart. Saône-Loire, Arrondissement Macon, an der Grosne und an der Eisenbahn Macon-Paray, zählt (1876) 4007, als Gemeinde 4540 E. und ist berühmt geworden durch sein Benediktinerkloster. Vom Herzog Wilhelm dem Frommen von Aquitanien im J. 910 gestiftet, um bei dem allgemeinen Verfall der Klosterzucht ein Muster der Strenge und Ordnung zu sein, hat es lange Zeit die Führung gehabt in dem großen Kampfe für Reorganisation des Mönchtums und Unabhängigkeit der Kirche von der Staatsgewalt. Der erste Abt Berno, aus einem alten burgund. Grafengeschlecht stammend, war, ehe er nach C. kam, Abt des Benediktinerklosters Beaume in der Diöcese Dijon und führte die Regel des heil. Benedikt in voller Strenge ein. Der zweite Abt Odo (927—941) verschärfte dieselbe noch durch mancherlei Zusätze (die sog. Consuetudines Cluniacenses).

Von C. aus wurden neun Klöster begründet, alte reformiert und bald entstand die Kongregation von C. oder der Orden der Cluniacenser, d. h. eine Vereinigung von zahlreichen Klöstern, welche sich unter dem Abt von C. als ihrem Oberhaupt und unter der dortigen Regel verbanden. Im 12. Jahrh. zählte man deren in Frankreich, Italien, Spanien, England, Deutschland und Polen über 2000. Die Ordnungen von C., zuerst im 12. Jahrh. gesammelt vom Mönch Bernhard, vervollständigt durch Petrus Venerabilis, befreiten es von der bischöfl. Gewalt und stellten es unmittelbar unter Rom. Der Abt von C. hatte fast unbeschränkte Gewalt über alle untergebenen Klöster. Das Leben der Brüder war genau geregelt, wechselnd zwischen Arbeit und geistlichen Übungen; lästig war besonders das Gebot des Schweigens. Die Ordenstracht war schwarz. Die Päpste statteten C. reich mit Privilegien aus und fanden hier wiederum die kräftigste Unterstützung im Kampfe gegen das Kaisertum. Aus dem Orden gingen bald nacheinander drei Päpste hervor. Gregor VII., Urban II. und Paschalis II. Je mehr aber die Unabhängigkeit und der Reichtum von C. zunahm, desto mehr bedurfte es selbst wieder einer Reform. Vergebens suchten die Äbte Hugo V. 1204 und Heinrich I. 1308 eine solche durchzuführen. Als 1528 der Kardinal Johann von Lothringen zum Abt gewählt wurde, geriet der Orden vollständig in Abhängigkeit von den Guisen. Spätere Reformversuche führten nur zu endlosen Streitigkeiten. Aufgehoben wurde die Abtei 1790. Von der prächtigen Kirche stehen nur noch Ruinen, die übrigen Gebäude werden anderweitig verwendet. Gegen Ende des 15. Jahrh. ließen sich die Äbte von C. zu Paris einen Palast, das Hôtel de Cluny, erbauen, welcher 1833 von Du-Sommerard (s. d.) zur Aufstellung seiner ungemein reichen Sammlung von mittelalterlichen Kunstgegenständen erworben ward, 1842 aber mit letztern an den Staat überging.

Vgl. Champly, «Histoire de l'abbaye de C.» (Macon 1866); Pelargus, «Geschichte der Abtei C.» (Tüb. 1858); Greeven, «Die Wirksamkeit der Cluniacenser» (Wesel 1870).

Cluse (ital. chiusa, deutsch Klause oder Klus), franz. Bezeichnung für einen Engpaß. (S. Klause.)

Cluse (La), Ort zwischen Pontarlier und der Grenze der Schweiz, im franz. Depart. Doubs, wo sich die von Pontarlier nach der Schweiz führende Straße gabelt und durch zwei ziemlich starke Forts gesperrt ist. Als die in der Schlacht an der Lisaine (s. d.) geschlagene franz. Armee unter Bourbaki durch die Operationen der unter General von Manteuffel in Eilmärschen herangekommenen deutschen Südarmee gegen die Grenze der Schweiz gedrängt wurde, versuchte die 3. Division des 18. franz. Armeekorps am 1. Febr. 1871 bei C. unter Mitwirkung der mit schwerem Geschütze bewaffneten Forts dem Vormarsche der deutschen Vorhut (preuß. 7. Infanteriebrigade unter General Du-Trossel) Einhalt zu thun, um den ruhigen Abzug des franz. Heeres über die Grenze zu ermöglichen. Man verzichtete deutscherseits darauf, sich der Stellung mittels frontalen, voraussichtlich sehr verlustreichen Angriffs zu bemächtigen, sondern ließ die zu beiden Seiten der Straße hinführenden Gebirgshänge durch Infanterie besetzen, welche sodann allmählich vordrang und nach Einbruch der Nacht die Straßengabelung besetzte. Hiernach überschritt auch die franz. Nachhut die neutrale Grenze, jenseit deren die franz. Truppen entwaffnet und interniert wurden.

Cluseret (Gustave Paul), franz. Offizier und Mitglied der Commune, geb. 13. Juni 1823 zu Paris, wurde seit 1841 auf der Militärschule zu St.-Cyr erzogen und 1843 Unterlieutenant, trat bei der Revolution von 1848 als Kapitän in die Mobilgarde ein und wurde 1855 Kapitän im 8. Jägerregiment. Da er in dieser Stellung mazzinistischen Grundsätzen ergeben war, nahm er 1858 seinen Abschied und machte unter Garibaldi als Oberst den Zug nach Sicilien und Neapel mit. Mit demselben Grade fand er 1861 eine Anstellung in der Armee der Vereinigten Staaten und nahm im Bürgerkriege an den Operationen in Westvirginien teil. Später der Armee des Generals Fremont zugeteilt, wurde er 14. Okt. 1862 Brigade-

general. Nach Beendigung des Kriegs gab C. in Neuyork eine Wochenschrift unter dem Titel «New Nation» heraus, welche darauf berechnet war, Fremonts Wahl zum Präsidenten zu empfehlen. Als dieser 1864 seine Bewerbung aufgab, ging das Journal ein, und C. hielt Vorträge über Strategie. Seit 1867 weilte C. wieder in Frankreich, schrieb für sozialistische Blätter, ging auch einmal als Agent der Internationale nach Neuyork und stand mit Varlin und Bakunin in naher Verbindung.

Nachdem im Sept. 1870 die Republik erklärt worden war, traf C. in Lyon ein, wo man ihm die Formierung eines Bataillons Freischützen übertrug. C. versuchte dort, eine Republik nach den Prinzipien des J. 1793 und eine Konföderation der südl. Provinzen Frankreichs unter dem Namen einer Liga des Südens ins Werk zu setzen. Am 28. Sept. 1870 drang er an der Spitze seines Bataillons ins Stadthaus, verhaftete den Maire, den Präfekten und den Divisionsgeneral und ließ durch Acclamation erklären, daß «die öffentliche Gewalt fortan dem Komitee des öffentlichen Wohls», welches aus den Häuptern der verschiedenen sozialistischen Sekten zusammengesetzt war, angehören solle; sich selbst ließ er zum Chef der nationalen Verteidigung von Lyon ernennen. Die Nationalgarde warf jedoch die Emeute nieder und nahm mehrere Rädelsführer gefangen, doch C. gelang es, zu entkommen. Er wandte sich nach Marseille und suchte seine Umtriebe fortzusetzen. Doch scheiterten dieselben an der energischen Haltung des Präfekten Esquiros, und C. floh nach Genf. Kaum jedoch war Paris Jan. 1871 wieder zugänglich geworden, als er ungesäumt dorthin eilte. Die sozialistische Revolution, die sich 18. März 1871 zum Meister von Paris machte und dort die Commune erklärte, brachte C. in den Vordergrund der Ereignisse. Ein Dekret des Exekutivausschusses des sog. föderalistischen Centralkomitee von Paris ernannte ihn 4. April desselben Jahres zum Chef der Verwaltung des Kriegs. Als solcher entwickelte C. eine rege Thätigkeit; besonders bemühte er sich, die militärische Brauchbarkeit der aufständischen National- und Mobilgarden zu heben. Aber schon 30. April wurde er seiner Stellung enthoben, verhaftet, nach dem Gefängnis Mazas gebracht und wegen Verrats und Unfähigkeit in Anklagezustand versetzt; sein Stabschef Rossel wurde sein Nachfolger im Amte. Da C. keiner Schuld überführt werden konnte, so wurde er wenige Tage vor der Erstürmung von Paris durch die Regierungstruppen in Freiheit gesetzt. Er entfloh hierauf nach England und von dort nach Mexiko. Das Kriegsgericht zu Versailles verurteilte ihn im Herbst 1872 in contumaciam zum Tode. C. hat auch einige militär-polit. Schriften veröffentlicht.

Cluses, ein Städtchen mit 1813 E., im Kreise Bonneville des franz. Depart. Hochsavoyen, liegt 485 m über dem Meere, 42 km südöstlich von Genf, am Fuße des Chevran (1228 m), auf dem rechten Ufer der Arve, welche hier aus der Felsenge von Magland in ihre breite untere Thalstufe heraustritt. Der Ort, nach dem Brande von 1844 neu aufgebaut, besitzt eine Kirche aus dem 16. Jahrh., eine Steinbrücke über die Arve, eine Uhrmacherschule und mehrere Uhrenfabriken und ist von hübschen Platanenalleen umgeben.

Clusia *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Guttiferen. Ihre Arten sind Bäume oder Sträucher, die größtenteils in den Tropengegenden Amerikas vorkommen; sie haben lederartige Blätter und meist einzelnstehende diöcische oder polygamische Blüten mit vier- bis achtblätterigem, gefärbtem Kelch, vier- bis achtblätteriger Blumenkrone, einer unbestimmten Anzahl von Staubgefäßen und einem Stempel, aus dessen Fruchtknoten eine lederartige, fünf- bis funfzehnfächerige, mit ebenso viel Klappen sich öffnende Kapsel hervorgeht, die eine Menge kleiner, schleimiger Samen einschließt. Es sind schönblühende Gewächse mit gelben, rosenroten, purpurfarbenen oder weißen Blumen, können aber in Deutschland nur im Warmhause kultiviert werden. Diese Bäume enthalten einen zähen, klebrigen und balsamischen Saft. Ihre klebrigen Samen bleiben beim Herabfallen oft am Stamm des Baums haften und keimen, wenn sie zufällig in eine Rindenspalte gelangt sind. Gelangt eine der Wurzeln der jungen Pflanze in den Boden, so wächst dieselbe, scheinbar mit dem Mutterstamm innig verbunden und aus ihm hervorkommend, weiter. — C. rosea *L.*, ein Baum Westindiens und Südamerikas, schwitzt aus seiner Rinde ein Gummiharz in so großer Menge aus, daß dasselbe zum Kalfatern der Schiffe benutzt werden kann. — C. flava *L.* in Westindien liefert das Hog-Gummi oder Schweinsgummi, welches dort als Wundmittel und Substitut des Copaivabalsams dient. Sein Name beruht darauf, daß die Schweine, wenn sie verwundet sind, sich angeblich an dem Stamme dieses Baums so lange reiben sollen, bis das Gummi aus der Rinde fließt.

Clusium, im Altertum eine der 12 etrusk. Republiken, das jetzige Chiusi (s. d.).

Clusius, Arzt und Botaniker, s. Lecluse (Charles de).

Clusone (deutsch Klausen), Bezirkshauptstadt in der ital. Provinz Bergamo, 38 km im NO. von Bergamo, am rechten Ufer des zur Adda gehenden Serio (Val Seriana), in 649 m Höhe, ein hübscher, gewerbfleißiger Ort, der auch röm. Altertümer aufzuweisen hat, da es eine röm. Kolonie (Clausonium) gewesen ist, zählt (1881) 3877 E., welche Tuch und Eisenwaren fertigen, in Kupfer- und Vitriolwerken arbeiten und Handel treiben.

Cluver (Phil.), berühmter Geograph und Altertumsforscher, geb. zu Danzig 1580, studierte erst zu Leiden die Rechte, widmete sich aber bald ausschließlich der Geschichte und Erdkunde. Er trat hierauf in österr. Kriegsdienste, machte dann Reisen durch England, Schottland, Frankreich, Deutschland und Italien, und ließ sich endlich in Leiden nieder, wo er litterarisch thätig war und 1623 starb. C. hat große Verdienste um die alte und neue Erdkunde, und seine Reisen sowie seine vielseitigen Sprachkenntnisse gaben ihm Gelegenheit, viele Irrtümer seiner Vorgänger zu verbessern. Die erst nach seinem Tode erschienene «Introductio in universam geographiam tam veterem quam novam» (Leid. 1629 u. öfter; am vollständigsten von Bruzen de la Martinière, Amsterd. 1729; deutsch 1733) ist als der erste gelungene Versuch einer systematischen Behandlung der Geographie nach ihrem ganzen histor.-polit. Umfange zu betrachten. Ebenso sind seine, mit großer Sorgfalt bearbeiteten antiquar. Beschreibungen von Italien (herausg. von Daniel Heinsius, 2 Bde., Leid. 1623) und von Sicilien, Sardinien und Corsica (Leid. 1619, auch Wolfenb. 1659), sowie seine «Germania antiqua» (Leid. 1616 u. 1631) sehr wertvoll.

Clwyd oder Vorid, Fluß in der Grafschaft Denbigh in Nordwales, entspringt 10 km im SW. von Ruthin, fließt nach NW. zur Seite der niedrigen Schieferberge von Denbigh und fällt nach einem Lauf von 60 km bei Rhyl in die Irische See.

Clyde (spr. Kleid), der bedeutendste Fluß an der Westküste Schottlands, entspringt in 425 m Höhe am Queensberry-Hill, 7 km im SO. von Elvanfoot, fließt bei Lanark, Hamilton, Glasgow, Renfrew und Dumbarton vorüber und ergießt sich nach einem Laufe von 157 km durch den breiten Clydebusen beim Schlosse von Dumbarton in die Irische See. Anfangs fließt er parallel mit dem Tweed in einem der öden Thäler der Lowland-Hills und kommt dort dem Tweed sehr nahe; dann wendet er sich nach NW. und macht bei Lanark, beim Austritt aus den Bergen in die Ebene, eine Reihe von berühmten Wasserfällen, unter denen der von Stonebyre 25 m hoch ist; er fällt auf dieser Strecke um 65 m. Nach einem kurzen Laufe zwischen gut gepflügten Feldern und Gärten geht er in den bevölkertsten Teil der Kohlenregion, wo diese das Centrum der schott. Eisenindustrie bildet. Bei Glasgow ist seine Breite 125 m und seine Tiefe bei Hochwasser 6 m. Das Ästuar des C. beginnt bei Bowling. Die Ufer bieten eine ununterbrochene Scene der höchsten Thätigkeit, denn der gesamte Schiffbau Schottlands ist hier konzentriert. Zwischen Greenock und Helensburg hat der Fluß 6,5 km Breite. Darauf wendet sich das Ästuar nach S. bis zur Insel Cumbrae, wo der eigentliche Firth of C. beginnt. Von Bowling geht der Kanal zum Forth nach O. ab. Das Stromgebiet des C. ist 4092 qkm groß.

Clyde (Colin Campbell, Lord), brit. Feldherr, s. Campbell.

Clydesdale, schott. Grafschaft, s. Lanark.

Clymĕne, in der griech. Mythologie die Tochter des Oceanus und der Thetys, Gemahlin des Japetus, Mutter des Atlas, Prometheus u. a. — C. ist auch der Name eines Asteroiden, s. u. Planeten.

Clytia, in der griech. Mythologie Geliebte Apollos, die sich, von Apollo verlassen, zu Tode grämte und nach Ovids «Metamorphosen» in eine Blume verwandelt wurde. — C. ist auch der Name eines Asteroiden, s. unter Planeten.

Cm ist die offizielle Abkürzung für Centimeter.

Cmm ist die offizielle Abkürzung für Kubikmillimeter.

C-moll (ital. ut minore; frz. ut mineur; engl. c minor), die Moll-Tonart, bei der h, e und a um einen halben Ton erniedrigt werden, also drei b vorgezeichnet sind; die parallele Dur-Tonart ist Es-dur; s. unter Ton und Tonarten.

Cn., Abkürzung des röm. Vornamens Gnäus, s. unter Cajus.

Cneorum *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Simarubeen. Man kennt nur zwei Arten derselben, die in den Mediterranländern, hauptsächlich in Spanien und auf den Canarischen Inseln vorkommen. Es sind kleine Sträucher mit lederartigen, meist spatelförmigen Blättern und zwitterigen Blüten, die aus drei bis vier Kelchblättern, drei bis vier Blumenblättern, drei bis vier Staubgefäßen und einem kurzen Griffel bestehen. Von der in Spanien einheimischen Art C. tricoccum *L.* werden die Blätter und Beeren als Abführmittel benutzt; von der auf den Canarischen Inseln wachsenden C. pulverulentum *Vent.* wird daselbst die Rinde als Surrogat der Chinarinde gebraucht.

Cnicus *Vaill.*, Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen. Man rechnete gewöhnlich nur eine einzige Art hierher, C. benedictus *L.*, das Benediktenkraut (s. d.), neuerdings werden jedoch sämtliche Arten der Gattung Cirsium (s. d.) zur Gattung C. gezählt.

Cnidus, Stadt der kleinasiat. Dorier, s. Knidos.

Co, chem. Zeichen oder Symbol für Kobalt.

Co., Abkürzung für Kompagnie im kaufmännischen Sinne.

Co., engl. und amerik. Abkürzung für County.

Coa, Fluß in Portugal, Provinz Beira Alta, Distrikt Guarda, entspringt in 1148 m Höhe an einem Berge in der Nähe der span. Grenze und umfließt den Nordfuß der 1056 m hohen Serra de las Mesas. Bei Sabugal, wo er unter einer, aus der Zeit des Königs Diniz stammenden Brücke hindurchfließt, wendet er sich nach N., fließt eine Strecke rechts von den Höhen, auf welchen die Festung Almeida steht, und ergießt sich in den Douro bei Fozcoa, d. h. Coa-Mündung, 8—9 km südl. von Torre de Moncorvo. Die Ufer sind steiler Fels. Sein Lauf hat gegen 150 km; in ihm leben ausgezeichnete Alsen und Lampreten. An den Ufern fanden im Juli 1810 wiederholt ernste Gefechte zwischen den Engländern und den Truppen des Generals Ney statt.

Coacervatio (lat.), Anhäufung; in der Rhetorik die Häufung der Beweise statt der Durchführung der einzelnen.

Coahuila (verdorbener Name aus Cauvuga), auch Cohahuila geschrieben, ein Staat von Mexiko, grenzt im N. und NO. an den Rio Grande del Norte, der das Land von Texas scheidet, im O. an Nuevo-Leon und Tamaulipas, im S. an San Luis Potosi und Zacatecas, im W. an Durango und Chihuahua und hat incl. des Territoriums de Sierra Mojada ein Areal von 152517 qkm. Das Gebiet gehört ganz dem obern Abfall des mexik. Tafellandes an. Der O. ist noch ziemlich gebirgig; der N. verflacht sich allmählich gegen den Rio Grande hin, und auf seiner welligen Oberfläche wechseln dichte Waldungen mit grasreichen Ebenen und fruchtbaren Thälern. Der NW. gehört dem Bolson de Mapimi an, einer ausgedehnten, zum Teil noch von unbezwungenen Indianern durchstreiften Depression des Plateaus, das 1157 m über dem Meere liegt, auch nach Chihuahua hinüberreicht und von dessen verschiedenen Seen mehrere zu C. gerechnet werden, wie die Laguna del Muerto und die Laguna de Parras im S. von dem Centralbecken de Bolson, die Laguna de Tlahualila (Caymansee), die in der trockenen Zeit fast wasserlos ist, während zu andern Zeiten ihre Wasserfläche von N. gegen S. sich über 125 km ausdehnt. Der Bolson de Mapimi wird im W., S. und O. von nicht hohen, aber steilen und oft durch Schluchtenthäler (Cañons) von der Hochebene getrennten Kalksteinzügen eingefaßt, die reich an Silber-, Kupfer- und Bleilagern sind, die man gegenwärtig nur hier und da, wie im N., bei San-Fernando de Rosas, oberflächlich ausbeutet. Die bedeutendern Flüsse von C. ergießen sich sämtlich in den Grenzstrom Rio Grande; so der etwa 300 km lange Rio Salado mit einem Nebenflusse, dem Rio Sabinas, im S. der Pesquerto. Das Klima von C. ist im allgemeinen gemäßigt und gesund, doch zeigen sich die Winter verhältnismäßig kalt, und im Sommer wehen zuweilen erstickend heiße Winde. Die Bevölkerung des Landes wurde 1880 auf 104131 Seelen

angegeben. Der Haupterwerbszweig ist die Viehzucht, doch eignen sich Boden und Klima vielfach auch zum Anbau von Weizen, Mais und Hülsenfrüchten, sowie der europ. Garten- und Baumfrüchte. Im SW. wird, besonders um Las Parras, Weinbau mit Erfolg getrieben. Seit der Abtrennung von Texas, das früher zu C. gehörte, ist die Kultur und der Bergbau mehr und mehr herabgesunken. Reine Indianer gibt es nur wenig. Als die Spanier das Land in Besitz nahmen, gehörte es hauptsächlich drei Indianerstämmen: den Coahuiltecs, den Tobosos und den Irritilas, welche in mehr als 150 Unterabteilungen zerfielen. Namen und Sprachen derselben sind gänzlich erloschen.

Die Hauptstadt des Landes, Saltillo oder Leona Vicario, im S. und nahe der Grenze von Nuevo-Leon, 1598 m über dem Meere in einer wenig fruchtbaren Gegend gelegen, ist regelmäßig und gut gebaut, hat eine Pfarr- und vier andere Kirchen und auf dem Hauptplatze ein großes Reservoir, durch welches der Ort mit Wasser versorgt wird. Die Stadt zählt (1880) 11340 E. In ihrer Umgebung wird noch die Agave (s. d.) zur Pulquebereitung angebaut. Etwa 11 km südlich davon findet sich das Schlachtfeld von Buena-Vista, wo General Taylor 22. und 23. Febr. 1847 die Mexikaner unter Santa-Anna schlug, und etwa 300 km nördlich liegt in dem durch Berg und Thal am meisten zerschnittenen und fruchtbarsten Teile Monclova oder Coahuila, eine Stadt von 4236 E., früher der Hauptort des Landes. In der Nähe, bei San-Buonaventura, baut man im großen die seidenartige Baumwolle von langem Stapel. Die immer wiederkehrenden Einfälle der wilden Indianerhorden stören indes jeden höhern Aufschwung der Kultur.

Coaks, eine früher gebräuchliche Schreibweise für Cols (s. d.).

Coalbrookdale und **Coalport**, zwei dicht beisammen gelegene Dörfer in der engl. Grafschaft Salop, 7 km im S. von Wellington, malerisch an der Severn gelegen und Station der Great-Western-Bahn, mit 1575 E. Über die Severn wurde 4 km von hier 1779 die erste Gußeisenbrücke von 32,5 m Spannung gebaut. Der Ort hat Eisenwerkstätten, Kohlenerzeugung und Ziegelfabrikation. In dem schmalen, tiefen, malerischen Felsenpasse von C. durchschneidet das Severnbett ein Kohlenfeld, worauf der Manufakturdistrikt der Grafschaft gegründet, welches sich aber schnell erschöpft. Auch ausgedehnte Eisenwerke (1083 Arbeiter) und Petroleumquellen sind vorhanden. Ehe man für die Industrie Eisenschienen gelegt, gab es hier schon seit dem 17. Jahrh. Holzbahnen.

Coalport, s. Coalbrookdale.

Coanza, Fluß in Afrika, s. Quanza.

Coast-Range oder Coast-Mountains, ein Gebirge des nordamerik. Unionsstaats Californien, welches sich bei einer Breite von 50—60 km in zahlreichen, durch fruchtbare Thäler voneinander getrennten Zügen von 42° nördl. Br. in seinen Ausläufern südlich bis in die Halbinsel von Californien hineinerstreckt, fortwährend mit der Küste des Stillen Meeres parallel laufend. Unter 38° nördl. Br. ist das steile und felsige Gebirge durch die Bai von San-Francisco und San-Pablo in zwei Teile geteilt, von denen der nördliche mit Wald und Gesträuch bedeckt ist, während der südlichere fast gänzlich nackt ist und nur die dem Meere zunächst gelegenen Höhen bewaldet sind. Die Hauptgebirgsrücken des C. sind vom N. angefangen der Trinity-Range, die Sierra del Monte-Diabolo und der San-Bernardino-Range. Die wichtigern Pässe liegen im südl. Teile des Gebirges. Zu nennen sind unter ihnen der Livermore, San-Lorenzo, Canada de los Uvas, Turners oder San-Francisquito, San-Gorgonio, Warrens und der Coloradopaß. Die höchsten Berge sind, ebenfalls vom N. angefangen: der Mount-Yalloballey (2400 m), Mount-St.-Johns (2400 m), Mount-Ripley (2300 m), Mount-St.-Helena (1100 m), Monte-Diabolo (1183 m), Mount-San-Bernardino (3500 m), Mount-San-Gorgonio (2100 m) hoch. — Coast-Range heißt auch ein im Staate Oregon im nordwestl. Teil desselben zwischen 44 und 46° nördl. Br. von N. nach S. dicht an der Küste des Stillen Oceans mit dieser und dem Cascade-Range parallel laufender Gebirgszug, welcher mit jenem im S. durch die Calapooya-Mountains verbunden wird.

Coaetanĕus (lat.), Altersgenosse, Zeitgenosse.

Coatbridge, Stadt in der schott. Grafschaft Lanark, 30 km im NNW. von Lanark, 16 km im O. von Glasgow, am Monklandkanal. Die 15800 E. sind hauptsächlich in Eisenindustrie beschäftigt.

Coati, Rüssel- oder Nasenbär (Nasua), heißen südamerik., zur Gruppe der Kleinbären gehörende Raubtiere von der Größe eines kleinen Fuchses, die meist gesellig in den Urwäldern leben, vortrefflich klettern, lustig spielen, und sich von Früchten und kleinen Tieren nähren. Sie zeichnen sich durch die sehr lange, spitz ausgezogene Schnauze und den langen geringelten Schwanz besonders aus. Die Augen sind groß, listig, die Ohren kurz, rund, die Beine niedrig mit breiten Tatzen, welche mit der ganzen Sohle auftreten und mit sehr scharfen Krallen an den fünf fast verwachsenen Zehen bewaffnet sind. Das Gebiß ist bärenartig, die Eckzähne aber ganz besonders scharf und schneidig an den Kanten. Die C. werden des schönen Pelzes und des zarten Fleisches wegen viel gejagt. In den zoolog. Gärten werden sie häufig gehalten und ergötzen besonders durch ihre unversöhnliche Feindschaft gegen die Affen. Sie lassen sich zwar zähmen, bleiben aber eigensinnig und werden wenig zutraulich. Man kennt drei verschiedene Arten. (S. Tafel: Bären, Fig. 7.)

Coating, vom engl. coat, Rock (frz. frise, engl. coating), soviel wie Fries, Flaus (s. d.).

Coazze, Flecken in der ital. Provinz Turin, Bezirk Susa, 25 km im OSO. von Susa, am Zusammenflusse von Sangone und Sangonetto, zählt (1881) 1480, als Gemeinde 4021 E., welche Leinen, Küchengeräte und Quincaillerien fertigen.

Cobaea, von Cavanilles zur Erinnerung an den span. Botaniker Cobo benannte Pflanzengattung aus der Familie der Polemoniaceen, besteht aus schönblühenden Kletterpflanzen (Sträuchern und Stauden) mit abwechselnden, fiederschnittigen, in eine Ranke auslaufenden Blättern und gestielten, einzeln in den Blattwinkeln stehenden Blüten, welche einen weiten, glockenförmigen, fünfspaltigen, an den Kanten geflügelten, blattartigen Kelch, eine große, glockenförmige Blumenkrone, fünf Staubgefäße und einen Griffel besitzen. Die Frucht ist eine lederartige, dreiklappige Kapsel mit vielen zweireihig angeordneten, zusammengedrückten und geflügelten Samen. Die Arten dieser Gattung sind in Mexiko einheimisch und deshalb in Deutschland Pflanzen des temperierten Hauses. Doch gedeihen sie, im Februar ins Mistbeet gesäet, dann in Töpfe und

im Mai ins freie Land verpflanzt, als Sommergewächse auch ganz gut, erfrieren aber dann im Herbst. Die schönste und häufig zu Wandbekleidungen benutzte Art ist C. scandens *Cav.*, mit 6—9 cm langen, purpurroten Blumen.

Cobaltum, s. Arsen und Kobalt.

Cobán, Stadt in der mittelamerik. Republik Guatemala, Hauptort des Depart. Vera-Paz, etwa 200 km nördlich von Guatemala, am rechten Ufer des zum Polochic fließenden Cojabon, zählt (1880) 4919 E., fast sämtlich Kekchi-Indianer. C. ist eine sehr freundliche und eine der gewerbthätigsten und gesittetsten Indianerortschaften, zugleich Mittelpunkt eines der Kaffeedistrikte.

Cobbe oder Köbe, früher Kobeyh geschrieben, war ehemals der Fascher, d. h. der Hauptort im Staate Dar-För, in 14° 11′ nördl. Br. und 45° 48′ östl. L., eine Tagereise nordwestlich von Tendelti; es liegt in weiter Ebene und führt ansehnlichen Handel meist durch fremde Handelsleute. Ein sehr großer Teil der Straußenfedern kommt aus C.

Cobbett (William), engl. Publizist, geb. 9. März 1762 zu Farnham in der engl. Grafschaft Surrey, ging 1783 als Schreiber zu einem Sachwalter in London, ließ sich 1784 als Soldat anwerben, mußte 1785 mit seinem Regiment nach Neuschottland gehen und blieb daselbst, bis er 1791 als Sergeant seinen Abschied nahm. Nach einem kurzen Aufenthalt in Paris ging er 1792 nach Philadelphia, wo er unter dem Namen Peter Porcupine (Stachelschwein) Flugschriften herausgab, bald nachher Buchhändler wurde und eine Zeitung unter dem Titel «The Porcupine» erscheinen ließ. Er vertrat eifrig die Sache Englands und schrieb gegen den franz. Einfluß, der damals in den Vereinigten Staaten vorherrschend war. Wegen einer Schmähschrift zu hoher Geldbuße verurteilt, verließ er Amerika und kam 1801 nach England zurück, wo er «The works of Peter Porcupine» (12 Bde., Lond. 1801) herausgab, eine Auswahl von Aufsätzen aus seiner Zeitschrift. Seine Wochenschrift «Weekly Political Register», die er 1803 begann und die bis zu seinem Tode fortdauerte, ist für die Zeitgeschichte von Wert und durch geistreiche Polemik anziehend. Seine Briefe über den Vertrag von Amiens machten großes Aufsehen. Im J. 1810 wurde er wegen eines Artikels über die Prügelstrafe in der engl. Armee zu zweijährigem Gefängnis und 1000 Pfd. St. Geldbuße verurteilt, gab dann die Zeitung «Two Penny Trash» heraus, welche ihm aufs neue polit. Verfolgungen zuzog, sodaß er 1817 wieder nach Amerika ging. Nach einem Jahre kehrte er nach England zurück und beschäftigte sich seitdem viel mit der Landwirtschaft; besonders suchte er den Anbau des Mais in England zu fördern. Seine «Engl. Sprachlehre», merkwürdig durch die beißende Satire gegen das Königtum in den Beispielen, wurde von Pleßner für Deutsche bearbeitet (2. Aufl. von Kaltschmidt, Lpz. 1839). Zu erwähnen sind noch seine «Rural rides in the counties of Surrey, Kent, Sussex, Hampshire» (Lond. 1830) und die von ihm herausgegebenen «Collection of state trials» (3 Bde., Lond. 1809—10) und «Parliamentary debates» (20 Bde., Lond. 1803—11). Als die Parlamentsreform in Vorschlag kam, trat er für dieselbe auf und brachte es dahin, daß er 1832 für Oldham in das Unterhaus gewählt wurde, wo er sich aber wenig bemerklich machte. C. starb 18. Juni 1835 auf seinem Landgute bei Farnham in Surrey. Seine gesammelten «Political works» wurden von seinem Sohne, John Morgan C., Parlamentsmitglied für Oldham, herausgegeben (2. Aufl., 9 Bde., Lond. 1848). Sein Leben beschrieb John Watson (Lond. 1870).

Cobbold (Richard), engl. Geistlicher und Schriftsteller, geb. 1797 in Suffolk, studierte zu Cambridge, ward 1826 Rektor zu Wortham, später Dechant in Hartismere, zog sich 1869 ins Privatleben zurück und starb 5. Jan. 1877. C. schrieb Romane und Novellen von streng moralischer und religiöser Tendenz, wie: «The history of Margaret Catchpole» (2 Bde., 1845), «Mary Ann Wellington» (3 Bde., 1846), «Zenon» (3 Bde., 1847) u. s. w.

Cobden (Richard), der berühmteste Vertreter der Freihandelslehre, ward 3. Juni 1804 zu Dunford bei Midhurst in Sussex geboren. Sein Vater gehörte zur Klasse der kleinen Eigentümer, die ihr Land selbst bebauen und die heute in England fast ganz verschwunden sind, da die Tendenz, den Grundbesitz in wenigen Händen zu konzentrieren, immer mehr überhand genommen hat. Auch C.s Vater wurde das Opfer dieser Richtung; er verlor seine kleine Habe und hinterließ eine Familie von neun Kindern in äußerster Dürftigkeit. So mußte der junge C. in seiner Kindheit die Schafe hüten und erhielt keinen andern Unterricht als Lesen, Schreiben und Rechnen; höhere Bildung gab er sich erst in spätern Jahren durch eigene Anstrengung. In Manchester gelang es ihm, eine Fabrik zu errichten, deren Erzeugnisse in Farbe und Zeichnung den in London produzierten Kattunen gleichkamen, und als er 1835 die polit. Laufbahn betrat, zählte er bereits zu den geachtetsten Manufakturisten jener Stadt. Öftere Ausflüge nach Frankreich, Belgien und der Schweiz hatten seine Anschauungen erweitert, und eine von ihm veröffentlichte, gegen Urquhart gerichtete Broschüre gab ihm zuerst Gelegenheit, die Theorie zu entwickeln, welche mit einigen Modifikationen seine ganze spätere Anschauungsweise geregelt hat. C. sprach sich für ein System des Friedens aus, machte die Prätensionen der Diplomatie lächerlich, verwarf den alten Lehrsatz von dem Gleichgewicht der Macht und behauptete, daß die Mission Englands darin bestehe, seine Handelsverbindungen und seinen moralischen Einfluß über die ganze Welt auszudehnen, ohne mit jemand Krieg zu führen. Diese Schrift und eine zweite in demselben Geiste erregten in Manchester Aufsehen und erwarben dem Verfasser Einfluß bei der industriellen Aristokratie Lancashires. Obgleich Manchester die erste Fabrikstadt in England war, befand es sich damals noch unter der Jurisdiktion eines aristokratischen Grundherrn, der die municipale Verwaltung nach Gutdünken anordnete und die Lokalsteuern ausschrieb. In Verbindung mit einigen gleichgesinnten Freunden brachte es C. dahin, daß die Macht des Lord of the Manor einem Gemeinderat Platz machte, in welchen er selbst als Alderman gewählt wurde. Kurz darauf ward er Präsident der Handelskammer, und sein Ansehen wuchs mit jedem Tage. Unterdessen hatte C. auf einer Reise nach den Vereinigten Staaten die dortigen Zustände in ökonomischer und industrieller Beziehung studiert, besuchte dann Ägypten, die Türkei und Griechenland und 1838 Deutschland. Hier faßte er die erste Idee eines Vereins zum Schutze der Interessen des Mittelstandes gegen die Übergriffe der Aristokratie, welche zur Gründung der Anti-Corn-Law-League (s. d.) führte.

Artikel, die man unter C vermißt, sind unter K aufzusuchen.

C. widmete sich mit aller Kraft seines Geistes und seiner unermüdlichen Ausdauer der Organisation dieser Gesellschaft, die übrigens nicht nur die Aufhebung der Kornzölle verlangte, sondern allgemein das Freihandelsprinzip vertrat; doch gelang es ihm erst 1841, für Stockport ins Unterhaus gewählt zu werden. Fünf Sessionen hindurch dauerte der Kampf gegen das Monopol der Grundbesitzer, der auf beiden Seiten mit leidenschaftlicher Hitze geführt wurde, bis endlich die Freihandelspartei im Juni 1816 den Sieg davontrug. C.s dankbare Mitbürger brachten eine Summe von 75000 Pfd. St. zusammen, um ihn für die Opfer an Zeit und Geld zu entschädigen, welche ihn die Verfechtung ihrer Interessen gekostet hatte. Eine Stelle in dem neugebildeten Wigh-Ministerium ablehnend, unternahm jetzt C., um sich von seinen langjährigen Strapazen zu erholen, eine Reise durch Europa. Er besuchte Frankreich, Spanien und Italien, dann Deutschland, Rußland, Schweden. Überall fand er eine ausgezeichnete Aufnahme; sogar in Moskau wurden ihm Ovationen zuteil. In Madrid erhielt er die Nachricht, daß das West-Riding von Yorkshire ihn mit 38000 Stimmen zu seinem Vertreter im Parlament ernannt habe. Unter seiner Mitwirkung erfolgte 1849 die Aufhebung der Navigationsakte, eine natürliche Consequenz des Freihandelsprinzips, die aber von seiten der Schiffsreeder den heftigsten Widerstand erfuhr. An die Stelle der League war die Financial-Reform-Association getreten, welche sich später mit der Wahlreform-Association vereinigte, und die Bestrebungen C.s waren von nun an besonders auf die Einführung zweckmäßiger Ersparungen in der Staatsverwaltung und auf die Ausdehnung des parlamentarischen Stimmrechts gerichtet. Zugleich zeigte sich C. als ein eifriger Beförderer der Friedensgesellschaften, an deren Versammlungen (unter andern in Frankfurt 1850) er sich fleißig beteiligte und deren Lehren er mit aller Macht seiner Rede unterstützte. In diesem Geiste widersetzte er sich auch beharrlich der Einmischungspolitik Lord Palmerstons, suchte 1853 den Bruch mit Rußland zu verhüten und erklärte sich mit solcher Entschiedenheit gegen den Krieg, daß seine Popularität einen ernstlichen Stoß erhielt. Ein von ihm bei Gelegenheit der Zerwürfnisse mit China beantragtes Mißtrauensvotum gegen das Ministerium ging 3. März 1857 mit einer Majorität von 16 Stimmen durch; als aber infolge dessen das Parlament aufgelöst wurde, unterlag C. bei der Neuwahl dem Kandidaten der Kriegspartei. C. unternahm hierauf eine neue Reise nach Amerika. Noch während seiner Abwesenheit wählte ihn die Stadt Rochdale im April 1859 zu ihrem Abgeordneten, und als bald nachher Palmerston abermals ans Ruder trat, wurde C. zum Handelsminister mit einem Sitz im Kabinett ernannt. Beides lehnte er ab, da er sich nicht an eine Partei binden wollte; dagegen übernahm er den Auftrag, einen Handelsvertrag mit Frankreich abzuschließen, der 23. Jan. 1860 wirklich zu Stande kam und für die engl. Industrie die ersprießlichsten Folgen hatte. Seitdem nahm er wieder im Parlament dieselbe unabhängige Stellung ein, die er sein ganzes Leben hindurch bewahrt hat. Unter den von ihm im Interesse des Friedens und des ruhigen Fortschritts veröffentlichten Flugschriften verdient «The three panics» (Lond. 1862) Erwähnung, in welcher er die Invasionsfurcht der Engländer und die dadurch hervorgerufenen großen Kriegsrüstungen verspottete.

Seit Abschluß des Handelsvertrags mit Frankreich nahm C. keinen hervorragenden Anteil an den polit. Ereignissen. Es war die Zeit des zweiten Ministeriums Lord Palmerstons, der seinen ganzen Einfluß benutzte, der durch Bright betriebenen Agitation für eine neue Parlamentsreform zu steuern und überhaupt an den bestehenden Zuständen so wenig als möglich zu ändern. Am bemerkenswertesten war während jener Jahre C.s entschiedene Parteinahme für die amerik. Nordstaaten in ihrem Kampfe gegen die Südstaaten, eine Haltung, die ihn und seine Anhänger vor der großen Menge der engl. Politiker rühmlich auszeichnete. Hinsichtlich des Deutsch-Dänischen Kriegs sprach er sich nicht mit gleicher Entschiedenheit aus; doch sein schärfster Tadel traf die zweideutige Interventionspolitik, durch welche England damals so viel von seinem moralischen Gewicht einbüßte. Das Resultat dieser Politik war ihm ein neuer Beweis für seine Lehre von der Notwendigkeit der Nichtintervention. In diesem Sinne äußerte er sich auch noch bei seinem letzten öffentlichen Auftreten vor seinen Wählern in Rochdale im Herbst 1864. Ein Brustübel, an dem er lange gelitten, hatte inzwischen bedenkliche Fortschritte gemacht, sodaß die Ärzte ihm die Teilnahme an den Parlamentsverhandlungen von 1865 untersagten. Der Wunsch, an den Debatten über die Befestigung der canadischen Grenze im Sinne der Freundschaft und des Friedens mit Amerika teilzunehmen, trieb ihn jedoch von seinem Landsitze bei Dunford nach London. Kaum dort angelangt, wurde er durch einen heftigen Anfall von Asthma von neuem ergriffen und starb 2. April 1865.

Zu C.s Andenken ward, unter Beteiligung der hervorragendsten Mitglieder der liberalen Partei, der Cobden-Klub gegründet, welcher bei einem jährlich im Juli zu Greenwich stattfindenden Festessen C.s Andenken feiert und mehrere volkswirtschaftliche Schriften veröffentlicht hat. C.s Witwe veranlaßte die Herausgabe einer Sammlung seiner politischen Schriften: «The political writings of Richard C.» (2 Bde., Lond. 1867); seine Freunde John Bright und Thorold Rogers veröffentlichten «C.'s speeches on questions of public policy» (2 Bde., Lond. 1870).

Vgl. von Holtzendorff, «Richard C.» (3. Aufl., Berl. 1874); «Richard C. Sein Leben und Wirken» (Brem. 1876); Mrs. Salis-Schwabe, «Richard C., Notes sur ses voyages, correspondances etc.» (Par. 1879); John Morley, «The life of Richard C.» (2 Bde., Lond. 1881).

Cobenzl (Ludw., Graf von), österr. Staatsmann, geb. 21. Nov. 1753 zu Brüssel, ein Sohn des bevollmächtigten Ministers in den österr. Niederlanden Joh. Karl Philipp von C. (geb. 21. Juli 1712, gest. 20. Jan. 1770 zu Brüssel), trat 1772 in den österr. Staatsdienst, wurde 1774 Gesandter in Kopenhagen, 1777 in Berlin und 1779 in Petersburg, wo er bis 1797 blieb und zu dem vertrauten Kreise der Kaiserin Katharina II. gehörte. Im Sept. 1795 schloß er für Österreich das Bündnis gegen Frankreich mit England und Rußland, unterhandelte 1797 mit Bonaparte zu Udine und unterzeichnete 17. Okt. den Frieden von Campo-Formio. Darauf wohnte er dem Kongreß in Rastatt bei, kehrte alsdann nach Petersburg zurück, schloß 1801 den Frieden zu Lunéville und wurde hierauf zum Staats-

kanzler und dirigierenden Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt. Im Nov. 1805 begleitete er den Hof nach Olmütz. Nach dem Frieden zu Preßburg legte er seine Stelle nieder und starb zu Wien 22. Febr. 1809. Er war ein entschiedener Vertreter der absolutistischen Regierungsweise und ein unermüdlicher Bekämpfer der Französischen Revolution. — Sein Vetter, **Johann Philipp, Graf von C.**, der letzte dieses Geschlechts, geb. zu Laibach 28. Mai 1741, studierte in Wien und Salzburg und war zuerst in Brüssel angestellt. Er wurde 1767 als Staatsrat nach Wien berufen, wo er besonders für die Umgestaltung des Mautwesens thätig war, begleitete 1777 den Kaiser Joseph II. nach Frankreich und war bei den Friedensunterhandlungen zu Teschen 1779 bevollmächtigter Minister. Hierauf wurde er zum Vize-Hof- und Staatskanzler ernannt, was er bis zu Kaunitz' Tode blieb. Während der Unruhen in Brabant begab er sich dahin, um Unterhandlungen zu eröffnen; allein die Stände nötigten ihn, sich nach Luxemburg zurückzuziehen. Er lebte sodann auf seinen Gütern, ging nach dem Frieden von Lunéville als außerordentlicher Botschafter nach Paris und hielt sich seit 1805 in Wien auf, wo er 30. Aug. 1810 starb. Vgl. A. von Vivenot, «Die Politik des österr. Vizestaatskanzlers Graf Philipp von C. unter Kaiser Franz II.» (Wien 1874).

Cobequid-Hills, Höhenzug in der brit.-nordamerik. Kolonie Neuschottland, beginnt am Nordostende der Fundybai, wo die Grafschaft Cumberland mit dem Kap Chiegnecto nach W. vortritt und so die Chiegnectobai und die Minenbai, deren östliches Ende Cobequidbai heißt, voneinander trennt, und erreicht 240—300 m. Er besteht aus Granit und Porphyr, die auf Rotliegendem lagern, hat auch an der Minenbai und der Nordseite reiche Steinkohlenlager und Eisenerze und ist mit Urwald bedeckt.

Cobet (Carel Gabriel), niederländ. Philolog und Kritiker, geb. um 1813 in Paris, wo sein Vater während der Einverleibung Hollands in das franz. Kaiserreich Beamter war. Nach der Befreiung Hollands kehrte letzterer wieder nach dem Haag zurück, wo der junge C. die Lateinische Schule besuchte. Von 1831 bis 1840 studierte letzterer in Leiden, machte dann auf Staatskosten eine wissenschaftliche Reise nach Italien und wurde 1847 Professor in Leiden. C. beschäftigte sich hauptsächlich mit dem Studium der griech. Schriftsteller, besonders der Attiker. Große Verdienste erwarb er sich um die griech. Metrik, deren wissenschaftliche Systematisierung ihm viel verdankt. Seine hauptsächlichsten Schriften sind: «Prosopographia Xenophontea» (Leid. 1836), «Observationes criticae in Platonis Comici reliquias» (Amsterd. 1840), «Oratio de arte interpretandi grammatices et critices fundamenta innixa primario philologi officio» (Leid. 1847), «Praefatio lectionum de historia vetere» (Leid. 1853), «Variae lectiones quibus continentur observationes criticae in scriptores graecos» (Leid. 1854; neue Ausg. 1872), «Novae lectiones quibus continentur observationes criticae in scriptores graecos» (Leid. 1858), «Orationes et fragmenta Lysiae» (Amsterd. 1863), «Miscellanea philologica et critica» (in der neuen Folge der «Mnemosyne», Leid. 1873) u. s. w. Außerdem hat er einige griech. Schriftsteller für den Schulgebrauch herausgegeben, wie auch die Didotsche Ausgabe des Diogenes Laertius besorgt.

Cobham, Dorf in der engl. Grafschaft Kent, 7 km im SO. von Gravesend, mit etwa 1000 E. Das Schloß Cobham-Hall, ehemals im Besitz der Cobhams, ging 1714 durch Heirat an die Grafen von Darnley über. Die beiden Flügel stammen aus dem 16. Jahrh., der Mittelbau ist ein Werk von Inigo Jones. Der prunkvollste Raum ist der Konzertsaal, der wertvollste die Gemäldegalerie. Daran schließt sich ein schöner Park.

Cobija, Provinz in der südamerik. Republik Bolivia, s. Atacama (in Bolivia). Die Hafenstadt Cobija (Puerto la Mar) in der bolivian. Provinz Atacama ist der einzige Seehafen Bolivias, liegt an einer kleinen Bai des Stillen Oceans und zählt etwa 2000 E. Die Stadt leidet Mangel an Trinkwasser; der Handel ist unbedeutend, da die Umgebung weit landeinwärts eine Wüste ist.

Cobla (provençal.), Strophe in der provençal. Lyrik.

Cobourg, Stadt in der brit.-amerik. Kolonie Canada, Provinz Ontario, Grafschaft Northumberland, am Nordufer des Ontariosees, 11,2 km östlich von Port-Hope, hat sieben Kirchen, zwei Banken und drei wöchentliche Zeitungen und zählt (1881) 4957 E. Nördlich daneben liegt das Victoria-College, eine Universität mit 150 Studenten, einem Museum u. s. w. Die Stadt liegt in fruchtbarem Ackerlande und verschifft nach den Vereinigten Staaten Holz, Eisenerz und Getreide. Täglich gehen Dampfer nach Charlotte in Neuyork.

Cobra de capello, der portugies. Name der Brillenschlange (s. d.).

Coburg oder Koburg, Hauptstadt des gleichnamigen Herzogtums und abwechselnd mit Gotha die Residenz des Herzogs von Sachsen-Coburg-Gotha und Sitz der obersten Landesbehörde, liegt am Südabhange des Thüringerwaldes, im Thale der Itz und an der Werrabahn, in 50° 15′ nördl. Br. und 28° 38′ östl. L., 291 m hoch, in anmutiger Gegend und zählt (1880) 15 791 E. (worunter 500 Katholiken und 100 Juden). Die innere Stadt ist größtenteils alt, aber reinlich und freundlich gehalten und vielfach erneuert; die äußern Stadtteile, meist erst in der neuesten Zeit entstanden, zeigen zahlreiche hübsche Villen. Unter den sechs Kirchen zeichnet sich die St. Moritzkirche mit einem 102 m hohen Turme und dem Epitaphium Herzogs Johann Friedrich des Mittlern aus. Das herzogl. Residenzschloß (die Ehrenburg) mit der schönen Hofkirche wurde unter Herzog Ernst I. erneuert. Unter den übrigen Gebäuden sind besonders hervorzuheben: das Ministerialgebäude, das Regierungsgebäude, das Zeughaus mit einer ansehnlichen öffentlichen Bibliothek, das Rathaus, das herzogl. Hoftheater, die Villa (cottage) des Herzogs im herzogl. Park, das Palais des Herzogs von Edinburgh, das neue Post- und Telegraphengebäude, die Reitbahn, das Landkrankenhaus, das herzogl. Mausoleum und das Grabmal des Herzogs Franz (gest. 1806) im herzogl. Hofgarten. Auf dem Marktplatze steht die Statue des Prinzen Albert, Gemahls der Königin Victoria von England, vor dem Schlosse die des Herzogs Ernst I. Von höhern Bildungsanstalten hat C. ein Gymnasium (Casimirianum), eine Realschule (Ernestinum), ein Schullehrerseminar (Ernst-Albert-Seminar) und eine höhere Töchterschule (Alexandrinenschule). Dazu kommen eine Baugewerkschule, eine Sonntagsschule und eine Taubstummenanstalt. Außer den Regierungsbehörden haben zu C. noch ein Amtsgericht mit Straf- und Handelskammer und ein Landratsamt ihren Sitz.

Die sehr gewerbthätige Bevölkerung treibt die Baugewerke (vier Dampfschneidesägen), Weberei, Korbwarenfabrikation ꝛc. und unterhält Fabriken für Woll- und Baumwollwaren, Porzellan, Möbel, Wagen ꝛc. Die Brauereien liefern ein gutes Bier auch für den Export. C. wird wegen seiner reizenden Umgebung vielfach von Vergnügungsreisenden besucht. In der Nähe der Stadt liegt malerisch, auf einem kegelförmigen, 464 m hohen Berge die alte, geschichtlich denkwürdige Feste Coburg, die 1057 zuerst urkundlich erwähnt wird und bis 1547 Residenzschloß der Grafen von Henneberg und der Herzöge von Sachsen war. Vorübergehend wurde sie bis in die Mitte des 19. Jahrh. als Zuchthaus und Irrenanstalt verwendet, ist aber seit 1838 im ursprünglichen Stil prächtig ausgebaut. In dem sog. Fürstenbau befinden sich reiche Waffensammlungen, ein sehr wertvolles Kupferstichkabinett sowie andere Sehenswürdigkeiten, darunter die 1530 von Luther bewohnten Zimmer; ferner ist in einem Gebäude des zweiten Festungshofs eine sehr große zoolog. Sammlung aufgestellt. In der Nähe C.s liegen die herzogl. Lustschlösser Kallenberg und Rosenau, sowie das Pfarrdorf Neuses, bekannt als langjähriger Wohnsitz F. Rückerts, der dort auch begraben liegt. Vgl. Wittmann, «Stadt und Feste C. nebst Umgegend» (Cob. 1882).

Das Herzogtum Coburg, der südliche (kleinere) Teil des Herzogtums Sachsen-Coburg-Gotha (s. d.), umfaßt 562,3 qkm mit (1880) 56 728 E. und bildet in administrativer Beziehung mit dem inmitten bayr. Gebiets gelegenen Gerichtsamt Königsberg einen Landratsamtsbezirk. Die Rechtspflege wird durch fünf Amtsgerichte (Coburg, Königsberg, Neustadt, Rodach und Sonnefeld) bewirkt; dieselben bilden mit Sachsen-Meiningen und den preuß. Amtsgerichten Schleusingen und Suhl den Bezirk des Landgerichts zu Meiningen; das Oberlandesgericht für das Herzogtum C. befindet sich zu Jena. Außer der Hauptstadt begreift das Herzogtum noch die Städte Neustadt an der Haide mit 3812 E. und starker Spielwarenfabrikation, Rodach an der Rodach mit 1789 E. und Königsberg (Geburtsstadt des Astronomen Johs. Müller, genannt Regiomontanus) mit 949 E. und einer Schloßruine.

Coburg-Kohary, s. Kohary.

Coburg, Halbinsel an der Nordküste Australiens, am Eingange zum Vandiemensgolfe, östlich von der Melvilleinsel, die durch die Dundasstraße von ihr getrennt ist, mit den schönen Häfen Raffles, namentlich aber Essington.

Coburger (Ant.), Buchhändler, s. Koburger.

Coca, Benennung der Blätter eines in Peru wachsenden Baumes, des Erythroxylon Coca *Lamk.*, welche von den dortigen Eingeborenen ähnlich wie der Betel gekaut werden, teils um einen angenehmen Geschmack und einen wohlriechenden Atem zu haben, teils um sich zu stärken. Der Genuß der Cocablätter soll nämlich das Nervensystem so aufregen, daß der Mensch tagelang bei anhaltender Arbeit keiner weitern Nahrung bedarf. Ebendeshalb ist aber das Cocakauen für die Lunge nachteilig, und dasselbe bringt schließlich eine allgemeine Erschlaffung des Nerven- und Muskelsystems hervor. Wer sich aber einmal an den Genuß der C. gewöhnt hat, kann denselben nicht mehr entbehren. Deshalb ist der Cocabaum in Peru zu einer wichtigen Kulturpflanze geworden, welche in den Anden jenes Landes in großem Maßstabe gebaut wird. Er hat schuppige Zweige, eiförmige, netzaderige Blätter und gestielte, zu zwei bis drei an den Seiten der Zweige beisammenstehende Blüten. Seine Blätter, für sich allein gekaut, schmecken fade, erhalten aber durch einen kleinen Zusatz von Citronensaft einen angenehm süßen Geschmack. Die Peruaner führen die C. und den Citronensaft stets bei sich. In Südamerika werden die Blätter gegen Asthma, Verdauungsschwäche und Hypochondrie angewendet. In den europ. Arzneischatz ist die C. noch nicht aufgenommen worden; dagegen hat sich neuerdings der Charlatanismus und die Spekulation auch dieser Pflanze bemächtigt und die Blätter zu Geheimmitteln gegen Nervenleiden und andere Schwächezustände benutzt. In den Blättern findet sich ein krystallisierbarer Körper, das Cocaïn, welches jedenfalls das wirkende Princip derselben ist. — Coca wird in Paraguay auch der Baum genannt, welcher den Paraguaythee (s. d.) liefert. (S. Erythroxylon.)

Coca, span. Stadt in Altcastilien, Provinz Segovia, Distrikt Sta.-Maria la Real, am Zusammenflusse des Voltoya und der Eresma, die mittels der Adaja zum Duero geht, hat 780 E. In der Kirche befinden sich schöne Marmorgräber. Die Ruinen eines Schlosses stammen aus dem 15. Jahrh.; in demselben hat Prinz Philipp Wilhelm von Oranien 28 Jahre gefangen gesessen.

Cocagna, ein früher in Neapel jährlich an den vier letzten Sonntagen des Karnevals veranstaltetes Volksfest; die Hauptbelustigung dabei bestand darin, daß ein pyramidenförmiges Gerüst, dessen Seiten mit Fett beschmiert waren, erklettert wurde, um die auf den Spitzen des Gerüstes aufgehängten Eßwaren zu erlangen. Das Fest trug den Charakter der bei Thronbesteigungen und Geburtstagen gebräuchlichen Congiarien der röm. Kaiserzeit, an welchen Öl, Wein, Salz, später Fleisch und Kleider, besonders aber bares Geld unter das Volk verteilt wurden. Daher Pays de Cocagne, Schlaraffenland.

Cocceji (Heinr., Freiherr von), ein namhafter deutscher Rechtsgelehrter, geb. 25. März 1644 zu Bremen, studierte von 1667 an zu Leiden und 1670 in England, wurde 1672 zu Heidelberg und 1688 zu Utrecht Professor der Rechte, dann 1690 Ordinarius der Juristenfakultät zu Frankfurt a. O. Mit Beibehaltung seiner Stelle begab er sich 1702 wegen der oranischen Erbfolgesache nach dem Haag. Nach seiner Rückkehr wurde er Geheimrat und 1713 in den Reichsfreiherrenstand erhoben. Er starb 18. Aug. 1719. Als Rechtsgelehrter war C. das Orakel vieler Höfe, und sein Lehrgebäude des deutschen Staatsrechts («Juris publici prudentia», Frankf. 1695 u. öfter) war beinahe das allgemeine akademische Lehrbuch für diese Wissenschaft. Gleichen Beifall fand die «Autonomia juris gentium» (Frankf. 1718). Nach seinem Tode erschienen seine Dissertationen unter dem Titel «Exercitationes curiosae» (2 Bde., Lemgo 1722) und «Dissertationes varii argumenti» (2 Bde., Lemgo 1727); seine «Consilia et deductiones» (2 Bde., Lemgo 1725—28) und der «Grotius illustratus, seu commentarii ad Grotii de jure belli ac pacis libros III» (4 Bde., Bresl. 1744—52).

Sein jüngster Sohn, Samuel, Freiherr von C., geb. 20. Okt. 1679 zu Heidelberg, ward 1702 zu Frankfurt a. O. ord. Professor, kam 1704 als Regierungsrat nach Halberstadt und wurde 1710

Direktor der dasigen Regierung. Im folgenden Jahre ward er nach Wetzlar zur Reichskammergerichts-Visitation berufen und hierauf zum Geh. Justiz- und Oberappellationsrat ernannt. Sodann kam er 1714 als Geh. Justizrat nach Berlin und wurde daselbst 1723 Kammergerichtspräsident, 1727 Staats- und Kriegsminister, 1730 Chef aller geistlichen Sachen und Kurator aller königl. Universitäten, 1731 Oberappellationsgerichts-Präsident, 1738 erster Chef der Justiz in allen preuß. Landen, 1747 Großkanzler. Er starb 4. Okt. 1755. Ein gründlicher Gelehrter und trefflicher Beamter, machte er sich durch die Verbesserung der Rechtspflege in den preuß. Staaten außerordentlich verdient. Seine umgearbeitete Gerichtsordnung, «Projekt des Codicis Fridericiani Pomeranici» vom 6. Juli 1747 und «Projekt des Codicis Fridericiani Marchici», vom 3. April 1748, zeichnete sich für ihre Zeit sehr aus, bis sie 1780 durch die neue preuß. Gerichtsordnung verdrängt wurde. Weniger bedeutend war der Anfang eines bürgerlichen Gesetzbuchs, das «Projekt des Corporis juris Fridericiani» (Berl. 1849—52). Unter seinen übrigen Schriften ist sein «Jus civile controversum» hervorzuheben, welches zuletzt von Emminghaus herausgegeben wurde (2 Bde., Lpz. 1791—98). Zu seines Vaters Werke «Grotius illustratus», dessen Herausgabe er besorgte, schrieb er eine Einleitung, die auch einzeln unter dem Titel «Novum systema jurisprudentiae naturalis et Romanae» erschienen ist. Vgl. Trendelenburg, «Friedrich d. Gr. und sein Großkanzler Samuel von C.» (Berl. 1863).

Coccejus (Jan), eigentlich Koch, bedeutender Theolog der reform. Kirche Hollands, geb. 9. Aug. 1603 zu Bremen, wo sein Vater, Timann Koch, Stadtsekretär war, studierte zuerst auf der reform. Akademie zu Bremen, erlernte zu Hamburg von einem Juden die morgenländischen Sprachen und begab sich alsdann nach Francker, wo Amesius im Geiste praktischer Frömmigkeit Dogmatik und Moral lehrte und Amama eine streng grammatische Exegese vertrat. Im J. 1629 ward C. Professor der biblischen Philologie an der Akademie zu Bremen, 1636 an der Universität zu Franeker, 1650 Professor der Dogmatik zu Leiden, wo er 5. Nov. 1669 starb. Seine Bedeutung liegt darin, daß er im Gegensatz zu der seit der Synode zu Dordrecht in der reform. Theologie immer mehr zunehmenden Scholastik eine streng biblische Richtung begründete. Für die Auslegung der Schrift gilt ihm deshalb nicht das kirchliche System als Norm, sondern jede Stelle muß ihrem Wortlaute und Zusammenhange nach erklärt werden. Diesem Streben dient das «Lexicon et commentarius sermonis Hebraici et Chaldaici Veteris Testamenti» (Leid. 1669; verbessert herausg. von Mai, Leid. 1714, und von Schulz, 2 Bde., Lpz. 1777; 2. Aufl. 1796). Für die Glaubenslehre soll die Schrift unmittelbare Quelle und Norm sein, wie die «Summa doctrinae de foedere et testamentis Dei» (Leid. 1648; 2. Aufl. 1653) ausführt. Indem C. im Geiste des Pietismus auf lebendige Frömmigkeit drang, trat er dem starren Orthodoxismus, geführt von Gisbert Voëtius und Desmarets, scharf entgegen, und bald spaltete sich die reform. Kirche Hollands in die beiden feindlichen Lager der Coccejaner und Voëtianer. Zu dem theol. Zwist kam noch ein politischer, indem die Voëtianer sich der oranischen Partei anschlossen, die Coccejaner der aristokratisch-republikanischen. C.' Werke sind gesammelt herausgegeben von seinem Sohne Johann Heinrich C. (8 Bde., Amsterd. 1673—75; 10 Bde., 1701). Dazu kamen die «Opera anecdota» (2 Bde., Amsterd. 1706).

Cocchi (Gioachino), ital. Opernkomponist, geb. 1720 zu Padua, war 1757—73 in London thätig und siedelte dann nach Venedig über, wo er Kapellmeister am Konservatorium wurde und 1804 starb. Seine Hauptwerke sind: «Arminio», «La clemenza di Tito», «La mascherata», «Tito Manlio» u. s. w.

Coccia (Carlo), ital. Komponist, geb. 14. April 1789 zu Neapel, bildete sich auf dem Konservatorium daselbst, wurde 1823 Musikdirektor des königl. Theaters in London, 1836 Domkapellmeister in Novara, 1843 Direktor an der musikalischen Akademie zu Turin, und starb 13. April 1873 in Novara. C. war ein sehr fruchtbarer Komponist; er schrieb 25 Messen, mehrere Kantaten und gegen 60 Opern, von denen aber keine einen dauernden Erfolg errang.

Coccinelle (Coccinella) oder Marienkäfer heißt eine Gattung kleiner, oben halbkugelig gewölbter, unten platter, auf Pflanzen lebender, roter oder gelber und schwarzpunktierter Käfer, die nur drei Glieder an den Fußwurzeln, kurze, elfgliederige Fühler und große viergliederige, beilförmig endende Unterkiefer besitzen. Sie bilden die Gruppe der Dreizeher (Trimera). Die bekannteste Art ist die siebenpunktige C. (C. septempunctata) oder der Siebenpunkt, mit sieben schwarzen Punkten auf den roten Flügeln, der, wie auch die andern Arten, bei Gefahr aus dem Rücken des Körpers einen braunen Saft hervortreten läßt, welcher nach Opium riecht, und der deshalb für ein Mittel gegen Zahnweh gilt. Die mit sechs langen Füßen versehenen, oft warzigen Larven finden sich ebenso häufig auf Pflanzen, wo sie, wie die Käfer selbst, von Blattläusen leben. Da sie erstaunliche Mengen derselben vertilgen, so gehören diese kleinen Käfer, die überwintern, zu den sehr nützlichen Tieren.

Coccionella, s. Cochenille.

Coccius (Ernst Adolf), namhafter Augenarzt, geb. 19. Sept. 1825 zu Knauthain bei Leipzig, studierte auf den Universitäten zu Leipzig und Prag Medizin, praktizierte dann ein Jahr als Arzt in seinem Heimatsorte und wurde 1849 Hausarzt an der Augenheilanstalt zu Leipzig. Im J. 1851 habilitierte er sich als Docent für Augenheilkunde an der Universität, an welcher er 1858 eine außerord. Professur für Medizin erhielt. Nachdem er 1857 seiner Stellung an der Augenheilanstalt entsagt, begründete er eine eigene Augenklinik für Kranke und zum Unterricht, der er bis 1867 vorstand. In letzterm Jahre ward er ord. Professor und Nachfolger Ruetes als Direktor der Augenheilanstalt; 1870 erhielt er den Titel eines Geh. Medizinalrats. Von seinen wissenschaftlichen Arbeiten sind hervorzuheben: «Die Ernährungsweise der Hornhaut und die serumführenden Gefäße im menschlichen Auge» (Lpz. 1852), «Ueber die Anwendung des Augenspiegels nebst Angabe eines neuen Instruments» (Lpz. 1853), «Ueber die Neubildung von Glashäuten im Auge» (Lpz. 1858), «Ueber Glaucom, Entzündung und die Autopsie mit dem Augenspiegel» (Lpz. 1859), «Ueber das Gewebe und die Entzündung des menschlichen Glaskörpers» (Lpz. 1860), «Der Mechanismus der Accommodation des menschlichen Auges nach Beobachtungen im Leben» (Lpz. 1868), «De instrumentis quibus in operationibus ocularriis palpebrae fixae

tenentur» (Lpz. 1869), «Die Heilanstalt für arme Augenkranke zu Leipzig zur Zeit ihres 50jährigen Bestehens» (Lpz. 1870), «Über die Behandlung der Augenverletzungen» (Lpz. 1871), «De morbis oculi humani, qui e variolis exorti sunt» (Lpz. 1871), «Über Ophthalmometrie und Spannungsmessung am kranken Auge» (Lpz. 1872), «Über die Diagnose des Sehpurpurs im Leben» (Lpz. 1877).

Coccolŏba *L.*, Seetraube, Pflanzengattung aus der Familie der Polygonaceen, aus Bäumen und Sträuchern der Tropengegenden Amerikas bestehend, welche schöne, große, abwechselnde Blätter und den Blättern gegenüberstehende, lange Blütenähren oder Trauben haben. Jede Blüte besteht aus einem fünfteiligen, gefärbten, nach der Blütezeit sich vergrößernden Perigon, acht paarweise gestellten Staubgefäßen und einem Stempel, aus dessen Fruchtknoten eine von dem fleischig gewordenen Perigon umschlossene und deshalb beerenartig erscheinende, dreikantige Nuß hervorgeht. Die Coccoloben sind schöne Blattpflanzen, gedeihen aber nur im Warmhause. Sie verlangen einen lockern, nahrhaften Boden, während des Sommers reichliche Bewässerung und lassen sich durch Samen, die man freilich aus ihrem Vaterlande beziehen muß, leicht vermehren. Eine der schönsten Arten, zugleich eine vielfach nutzbare Pflanze, ist C. uvifera *L.* aus Westindien und Südamerika, mit glänzenden, stachelspitzigen Blättern, weißen, wohlriechenden Blumen in langen, endständigen Trauben und traubig angeordneten, rötlichen, erbsengroßen Früchten. Ihre angenehm sauer schmeckenden Beeren werden in Südamerika mit Zucker gegessen; auch bereitet man aus ihnen erfrischende Getränke. Das schwere, geaderte Holz wird zu feinen Möbeln und Gerätschaften benutzt, und aus ihm durch Kochen eine rote Farbe gewonnen. Die Rinde schmeckt sehr bitter und zusammenziehend. Sie liefert das westind. Kino. (S. Kino.)

Cocculin, veraltet für Pikrotoxin (s. d.).

Coccŭlus, eine von Decandolle aufgestellte Pflanzengattung aus der Familie der Menispermaceen, besteht aus zwei-, selten einhäusigen Sträuchern und Stauden des tropischen Asien und Afrika, mit aufrechten oder schlingenden Stämmen, abwechselnden, einfachen Blättern und achselständigen Ähren oder Trauben. Kelch und Blumenkrone sind gewöhnlich drei-, selten sechsblätterig. Die männlichen Blüten haben sechs, den Blumenblättern gegenüberstehende Staubgefäße, die weiblichen drei bis sechs Fruchtknoten, aus denen ebenso viele einsamige Steinfrüchte von schiefnierenförmiger Gestalt hervorgehen. Diese Gattung enthält mehrere Arznei- und Giftpflanzen. Die wichtigsten sind: C. palmatus *Wallich*, eine perennierende, an der Küste von Mozambique wild wachsende, selbst aber auch häufig auf Isle de France, den Sechellen und in Ostindien kultivierte Pflanze mit handförmig-fünfteiligen, am Grunde herzförmigen, scharfen Blättern, welche die Kolumbowurzel (s. d.) liefert, und C. suberosus *DC.* (Menispermum Cocculus *L.*), ein in Malabar, auf Ceylon, Java und Amboina einheimischer Schlingstrauch mit ziemlich lederartigen, eiförmigen Blättern, von dem die giftigen Kokkelskörner (s. d.) abstammen.

Cocentáyna oder Cocentaina, Stadt in der span. Provinz Alicante, Bezirkshauptort, im N. von Alcoy, am nordöstl. Fuße der Mariola malerisch gelegen, mit (1877) 7926 E., welche Tuchweberei treiben. Herrliches Gartenland umgibt die Stadt, welche gute Häuser, schöne Kirchen, ein Schloß der Herzöge von Medinaceli und Reste röm. Bauten hat.

Cochabamba, Hauptstadt des gleichnamigen Departements und Bischofssitz in der südamerik. Republik Bolivia, 220 km im NW. von Chuquisaca, in 17° 21′ nördl. Br. und 68° 12′ westl. L., in 2559 m Meereshöhe, in einer weiten, fruchtbaren Thalebene mit angenehmem Klima, am Rio de la Rocha, der sich in der Nähe mit dem in den Rio Guapay fließenden Tombarada vereinigt und, wie dieser selbst, zeitweise fast wasserlos ist. Die Stadt hat einstöckige, von Gärten umgebene Häuser, ein Gymnasium und 15 Kirchen, darunter vier an dem Hauptplatze in der Mitte, an welchem auch das Regierungsgebäude (Cabildo) steht. Obschon C. im Unabhängigkeitskriege viel gelitten, gelangte es zu neuer Blüte und zählte 1865 44908 E. Nächst La Paz ist es der volkreichste Ort Bolivias. Seine bedeutende Industrie erstreckt sich auf Fabrikation von Woll- und Baumwollzeugen, Leder, Sätteln, Stärke, Seife und Töpferwaren. Auch wird starker Getreidebau und lebhafter Handel getrieben. — C. wurde 1565 gegründet unter dem Namen Ciudad de Oropesa, der aber dem indianischen C. weichen mußte. Seine Frauen haben sich 1815 im Revolutionskriege durch Heldenmut ausgezeichnet, indem sie bewaffnet des Nachts das span. Lager angriffen und überwältigten, wobei viele der Heldinnen umkamen. Als die Spanier 1818 das Land wieder besetzten, wurden noch mehrere Teilnehmerinnen hingerichtet.

Das Departement Cochabamba zählte 1865 auf 69854 qkm 379783 E. und zerfällt in die sechs Provinzen: C., Cliza, Tapacari, Mizque, Arque und Ayopaya.

Cochem, Stadt an der Mosel, s. Kochem.

Cochem (Pater Martin von), geb. um 1630 im Trierschen, gest. 1712, ein Kapuzinermönch, Verfasser vieler Erbauungsschriften, welche neuerdings wieder neu aufgelegt wurden. Dahin gehören: «Leben und Leiden unsers Herrn Jesu Christi und seiner glorwürdigsten Mutter Mariä» (4. Aufl., Mainz 1875), «Meßbuch» (6. Aufl., Köln 1879), «Der große Myrrhengarten des bittern Leidens» (Augsb. 1692; 26. Aufl., Paderb. 1878), «Goldener Himmelsschlüssel» (Augsb. 1696; neueste Aufl., Mainz 1881) u. s. w.

Cochenille (Coccionella), eine Art der Schildläuse, bekannt durch ihren schönroten Farbestoff, den Karmin (s. d.). Die Schildläuse (Coccus) bilden unter den wanzenartigen Insekten, Halbflüglern oder Schnabelkerfen eine eigene Familie, in der die kleinen Männchen meist geflügelt sind, die Weibchen dagegen platt, flügellos, mit kaum sichtbarer Gliederung und Füßen erscheinen. Mit ihrem langen Schnabel stechen sich die Weibchen in das Pflanzengewebe ein, aus dem sie die Säfte saugen. Sie legen ihre Eier unter sich, sterben dann und bilden mit dem schildförmigen Körper eine schützende Decke darüber. Bei der echten C. oder der Nopalschildlaus (C. cacti), die schon lange als ausgezeichneter Farbestoff bekannt war, ehe man ihre tierische Natur erkannte, haben die Männchen zehngliederige Fühler und lange Schwanzborsten am Hinterleibe, die Weibchen, die grau und geringelt sind, sehr kurze Schwanzborsten und eine Art Filz auf dem Körper. Sie leben auf den Kaktusblättern und vermehren sich so rasch, daß fünf Generationen im Jahre aufeinander folgen können. Man züchtet

Artikel, die man unter C vermißt, sind unter K aufzusuchen.

sie in besondern Pflanzungen in Mexiko, Centralamerika, Algerien, am Kap der Guten Hoffnung, von wo sich die Zucht nach dem südl. Europa verbreitet hat, ohne jedoch daselbst Wurzel zu fassen. Ein Hektar Landes, mit Kaktus bepflanzt, kann 400 kg (auf 1 kg gehen 140000 getrocknete Tierchen) liefern. Die Pflege derselben, das Übersetzen der eben ausgekrochenen, noch beweglichen Larven auf andere Pflanzen erfordern viele Sorgfalt und Spezialkenntnis. Sind die Weibchen, die man fast allein benutzt, ausgewachsen, so sammelt man sie und tötet sie durch heiße Wasserdämpfe oder durch die Hitze eines Backofens. Die beste Sorte ist die **Mestica**, die vorzüglich in Honduras an den kultivierten Kakteen gesammelt wird. Eine geringere Art, die **Waldcochenille** (C. silvestris), hat dichtern Filz und geringere Größe, auch weniger Farbestoff. Eine ähnliche Art, die **Lackschildlaus** (C. lacca), wird in Ostindien auf dem Feigenbaume gezüchtet und liefert unter Mitwirkung des Milchsaftes der Bäume den rotgefärbten Stocklack, aus dem man einesteils einen roten Färbelack, den **Lac-Dye**, andernteils den Schellack gewinnt. Früher namentlich, wo die roten Farbestoffe seltener waren als jetzt, benutzte man auch eine in Deutschland an den Wurzeln des Knöterichs lebende, etwas verschiedene Schildlaus, das sog. **Johannisblut** oder die **polnische C.** (C. polonicus). Ebenso gehört hierher die Kermesschildlaus. (S. **Kermes**.) Man wendet die C. in der Färberei der Seide und Kammwolle zu schönem und haltbarem Rot und in der Farbenfabrikation zur Herstellung von Karmin und Karminlack, zuweilen auch zu roter Tinte an. Seit Einführung des Fuchsins, des Corallins, Safranins, Magdalarots und Eosins in die Färberei hat der Verbrauch an C. sehr abgenommen.

Cochenill-Opuntie oder **Nopalpflanze**, s. unter **Opuntia**.

Cochery (Louis Adolphe), franz. Minister der Posten und Telegraphen, geb. 26. April 1819 zu Paris, studierte die Rechte, wurde Advokat und war nach der Februarrevolution von 1848 einige Zeit Kabinettschef des Justizministers. Später widmete er sich der Journalistik, gab den «Avenir national» heraus und gründete 1868 im Depart. Loiret das Blatt «L'Indépendant de Montargis». Bei den allgemeinen Wahlen vom Mai 1869 wurde er von einem Wahlbezirke des Depart. Loiret in den Gesetzgebenden Körper gewählt, schloß sich hier dem linken Centrum an, interpellierte im Juli 1870 die Regierung in Betreff der Kandidatur des Prinzen von Hohenzollern und erklärte sich gegen den Krieg. Nach dem 4. Sept. 1870 wurde er Generalkommissar der nationalen Verteidigung im Depart. Loiret, wohnte den Kämpfen bei Orléans bei und war bei den Unterhandlungen wegen eines Waffenstillstands in Versailles zugegen. Er wurde 1871 vom Depart. Loiret in die Nationalversammlung und später in die Deputiertenkammer gewählt, gehörte zuerst zum linken Centrum, ging aber allmählich zu der republikanischen Linken über. Nach der Bildung des Ministeriums Dufaure (Nov. 1877) wurde er zum Unterstaatssekretär der Finanzen und 1. März 1878 zum Minister der Posten und Telegraphen ernannt, eine Stelle, die er wegen seiner bedeutenden Leistungen auch in den nachfolgenden Kabinetten behauptete. C. ist Präsident des Generalrats des Depart. Loiret.

Cochin, Cotschin (ind. Kathschi), befestigte Handelsstadt und Seehafen im Distrikte Malabar der indo-brit. Präsidentschaft Madras, an dem nördl. Ende einer langen und schmalen, eine Meeresbucht von beträchtlichem Umfange und großer Tiefe seewärts begrenzenden Landzunge gelegen. Obgleich der Eingang in dieses Haff durch vor demselben liegende Sand- und Morastbänke für tiefgehende Schiffe beträchtlich erschwert wird, diese auch während des Südwestmonsuns daselbst nicht ganz sicher liegen, so ist dasselbe doch von größter Wichtigkeit, weil C. der einzige Ort der Westküste südlich von Bombay ist, wo große Seeschiffe, ja selbst Kriegsfregatten gebaut werden können, wofür die Wälder der westl. Ghats das vortrefflichste Material, namentlich Teakholz, liefern. C. kam durch Albuquerque, der daselbst 1503 die erste europ. Niederlassung in Indien gründete, in den Besitz von Portugal und gelangte bald durch beträchtlichen Handel mit den Nachbarländern und Europa zu großer Blüte. Diese nahm noch zu unter den Holländern, die C. 1663 den Portugiesen entrissen hatten. Sie legten breite und gerade Straßen an, verbesserten und erweiterten die schon von ihren Vorgängern stammenden Festungswerke und erhoben die Stadt zum Mittelpunkte eines sehr großartigen, alle Naturprodukte sowohl als die Erzeugnisse der Kunst und Industrie von Europa und Asien umfassenden Handelsverkehrs. Im J. 1796 wurde C. von den Engländern erobert, welche 1806 alle Festungswerke und andern öffentlichen Gebäude in die Luft sprengten, wobei durch die Heftigkeit der Explosionen auch die meisten Wohnhäuser einstürzten. C. wurde infolge dessen von allen wohlhabenden Bewohnern verlassen und verfiel in jeder Hinsicht. In diesem Zustande wurde es an die Holländer zurückgegeben, die es bis 1824 behielten, wo es durch Tauschvertrag für immer an England gelangte. Erst seit dieser Zeit hat C. angefangen, sich wieder zu erholen, ist aber noch lange nicht zu seinem frühern Glanze und Reichtum zurückgekehrt. Die während der holländ. Herrschaft sehr zahlreiche, außer den Europäern aus allen handeltreibenden Völkern Asiens zusammengesetzte Bevölkerung beträgt (1875) 13775. Handel, Schiffahrt, Schiffbau und Fischfang bilden die Hauptbeschäftigung. Unter der Bevölkerung befinden sich viele Abstammlinge von Portugiesen und Holländern, welche verarmt und, was die erstern betrifft, auch in intellektueller und sittlicher Beziehung gänzlich heruntergekommen sind. Auch lebt dort eine Anzahl von indischen, sog. schwarzen, und von europäischen, sog. weißen oder schönen Juden.

Der indo-brit. **Vasallenstaat Cochin**, an dem Meere, nördlich von dem Distrikte Malabar gelegen, südlich von dem Vasallenstaate Trawancore begrenzt, zählt auf 3525 qkm (1875) 601114 E. (meist Hindu). Hauptstadt ist **Tripontary**, 11 km von der Stadt C. entfernt. Das Land, früher an Hyder-Ali von Mysore zinsbar, wurde 1792 und 1809 Vasallenstaat der Englisch-Ostindischen Kompagnie und befindet sich seit 1839 in zunehmendem Aufblühen.

Cochin (Charles Nicolas), franz. Kupferstecher, geb. 1688 in Paris, trieb bis in sein 21. Jahr die Malerei, was ihm sehr zu statten kam, als er sich hierauf der Kupferstechkunst widmete. Er wurde 1731 Mitglied der Akademie und starb 1754. Seine geistvollen und korrekten Blätter sind nach frühern und zeitgenössischen Originalen gearbeitet. — Sein Sohn, **Charles Nicolas C.**, geb. zu Paris 22. Febr. 1715, lernte unter Jean Restout und übertraf

seinen Vater als Künstler bei weitem. Nachdem er eine Reise nach Italien gemacht, wurde er Mitglied der Akademie, Inspektor des königl. Kabinetts der Handzeichnungen, Hofzeichner und Hofkupferstecher. Er starb in Paris 29. April 1790. Von seinen hinterlassenen Kupferstichen sind seine geätzten Blätter die vorzüglichsten. Die Sammlung seiner Werke enthält über 1500 Stück, darunter 112 Medaillenbildnisse der berühmtesten franz. Gelehrten und Künstler seiner Zeit, die fast alle seine Freunde waren. Seine Titelkupfer, Anfangs- und Schlußvignetten sind ihrer saubern, gefälligen und geschmackvollen Ausführung wegen sehr geschätzt. Vorzüglichen Wert haben seine Prospekte von 16 franz. Seehäfen. Seine Komposition ist im allgemeinen reich, zart und anmutig. Die Resultate seines Aufenthalts in Italien legte er in dem Werke «Voyage d'Italie, ou recueil de notes sur les ouvrages de peinture et de sculpture qu'on voit dans les principales villes d'Italie» (3 Bde., Par. 1758) nieder. Mit Gravelot gab er «Iconologie par figures, ou traité complet des allégories, emblêmes etc.» (4 Bde., Par.) heraus.

Cochinchina (chines. Ko-tschin-tsching), häufig in weiterm Sinne als gleichbedeutend mit Annam (s. d.) gebraucht, obgleich es streng genommen nur die östliche, sich zwischen 10½ und 17½° nördl. Br. längs dem Meere erstreckende, von den Annamiten Dang-trong genannte Provinz dieses Reichs bezeichnet, ist in der Zusammensetzung Nieder-C. (La basse Cochinchine) Name der erst in neuerer Zeit von Frankreich erworbenen Besitzungen in Hinterindien. Letztere, westlich vom Golf von Siam, nordwestlich von Kambodscha, nordöstlich von Annam, südöstlich von dem Chinesischen Meere begrenzt und gegen Süden in dem Kap Camao genannten Vorgebirge spitz auslaufend, bestehen hauptsächlich aus der früher zu Kambodscha gehörenden, den südöstlichsten Teil dieses Reichs bildenden, aber seit 1689 nach und nach von Annam eroberten, das untere Stromgebiet und die Mündungen des Me-khong-Flusses umfassenden Landschaft Saigon. Über die Geschichte des Erwerbes von diesem Gebiete durch Frankreich s. Annam.

Das französische Cochinchina besteht, bei einem Gesamtareal von 59458 qkm, seinem größten Teile nach aus flachem, niedrig gelegenem, sehr reich bewässertem Alluviallande. Nur in seinem nördlichern, an Annam angrenzenden Teile, in den sich die untersten Stufen der, letzteres Reich in der Richtung seiner Längsachse durchziehenden granitischen Gebirgskette hineinerstrecken, nimmt der Boden mehr und mehr den Charakter eines Hügel- und niedrigen Gebirgslandes an. Hier befindet sich auch der 5—600 m hohe Ba-dinh oder Dienbau, der höchste Berg von Nieder-C.

Der Me-khong-Strom teilt sich in Kambodscha in drei Arme: einen nördlichen, der zur Zeit des Hochwassers (April bis November) seinen Überfluß in den Bien-ho oder Großen See abführt, und zwei südliche, die als Vorderer und Hinterer Fluß (Tien-giang und Han-giang) in geringer Entfernung voneinander durch C. dem Meere zufließen und dort mit sechs großen und verschiedenen kleinern Armen münden. Während diese Arme des Me-khong die Kolonie in eine nordöstl. und eine südwestl. Hälfte scheiden, wird die nordöstliche von vier andern starken, aber nur kurzen Flüssen durchzogen, dem Donnaï oder Fluß von Bien-hoa, dem Fluß von Saigon, dem Großen und dem Kleinen Vaïco, die sich vereint durch den Loirap und eine andere große Mündung beim Kap St.-Jacques ins Meer ergießen. Alle diese Flüsse sind bedeutend genug, um tiefgehende Schiffe zu tragen, doch ist ihr Eingang in der Regel durch Sand- und Morastbänke versperrt, auf denen nicht mehr als 3—4 m Wasser steht. Unter den Me-khong-Armen ist der nach Mitho führende Kua-daï der günstigste, da seine Mündung Schiffen bis zu 5 m Tiefgang die Einfahrt gestattet. Ihm ist aber der Loirap mit dem in ihn mündenden Flusse von Saigon bedeutend überlegen, da seine Tiefe selbst bei Ebbe überall bis nach Saigon hinauf, wo er noch eine Breite von 400 m hat, für Dreidecker genügt. Eine Menge kleinerer Flüsse und zahllose natürliche Kanäle, welche die Ströme untereinander und mit dem Golf von Siam im Westen verbinden, vervollständigen das hydrogr. Netz und bedingen durch die Bewässerung sowie durch den Absatz von Schlamm während des Hochwassers eine große Fruchtbarkeit des Bodens, der hier hauptsächlich zur Reiskultur verwendet wird und bedeutende Überschüsse von diesem für Südasien wichtigsten Nahrungsmittel zur Ausfuhr liefert. Aber auch das höher gelegene Land im Norden der Kolonie besitzt einen sehr fruchtbaren, für den Anbau von Indigo, Tabak, Baumwolle, Sesam, Hanf, allerlei Gemüse, Erdnüssen (Arachis hypogaea), Zuckerrohr, Betelpfeffer, Mais, Maulbeerbäumen u. s. w. geeigneten Boden. Zum Teil hat dasselbe auch noch Wälder, in denen, unter andern für die verschiedensten technischen Zwecke geschickten Holzarten, auch das sog. Adlerholz (s. unter Aquilaria) vorkommt, welches seines Wohlgeruchs wegen einen wichtigen Ausfuhrartikel nach den meisten ostasiat. Ländern bildet. (Vgl. Karte: Hinterindien und Indischer Archipel.)

Das Klima ist, wie das aller niedrig gelegenen feuchten Tropenländer, für noch nicht acclimatisierte Europäer wenig gesund. Unter 8½ bis 11½° nördl. Br. und im Gebiete der Monsune gelegen, hat das Land während des regenbringenden Südwestmonsuns (Mai bis Oktober) eine wenig variierende Temperatur von 16—24° R., zur Zeit des trockenen Nordostmonsuns aber (Oktober bis April) steigt sie am Tage bisweilen auf 28° und fällt des Nachts auf 13½°. Am stärksten ist die Hitze im Monat Februar und im Anfang des März.

Die Bevölkerung des französischen C. belief sich 1878 auf 1592202, der Mehrzahl nach Annamiten (1409835); hierauf folgen der Zahl nach 105577 Kambodschaner, 45911 Chinesen, 9410 Malaien; Europäer gab es 1143, Malabaren 600, Tagalen 65. Die Zahl der eingeborenen kath. Christen betrug 55600. Die Mission von C. hat ihren Sitz zu Saigon und besteht aus einem Bischof, 48 franz. Missionaren, 26 eingeborenen Priestern, 15 Katecheten und 75 eingeborenen Lehrern und Lehrerinnen; sie zählt 35 Parochien mit 158 Kirchen und Kapellen, die allerdings meist Strohhütten sind. Ein großes Seminar befindet sich zu Saigon, ein kleines zu Cainhun, Provinz Vinh-long, eine Katechetenschule zu Tandinh (bei Saigon). Außerdem bestehen 4 Klöster und 62 Primärschulen, die von 3377 Schülern besucht werden. Eingeteilt wird das Land in 4 Provinzen: Saigon, Mitho, Vinh-long und Bassac, die in 19 Arrondissements zerfallen. Zu Nieder-C. gehört auch noch die etwa 150 km

von der Küste entfernte, bei dem Friedensvertrage vom 5. Juni 1862 von Annam an Frankreich abgetretene Insel Pulo-Condor. Die selbständige Gemeindeverwaltung, welche die Franzosen vorfanden, ließen sie größtenteils bestehen, nur wird die höchste Ortsobrigkeit (annamitisch Xa) jetzt vom Gouverneur ernannt; die Provinzialverwaltung und Justizpflege wurden dagegen wesentlich umgestaltet. Die unter dem Marineministerium stehende Kolonialregierung besteht aus dem Gouverneur und einem Rate, zu welchem der Militärkommandant, der Chef der Verwaltung und der Direktor des Innern gehören. Die Verwaltung der Provinzen und ihrer Unterabteilungen liegt in den Händen von sog. Inspecteurs des affaires indigènes, deren Chef der Direktor des Innern ist. Wie unter ihrer frühern Herrschaft sind auch jetzt die Eingebornen militärpflichtig, aber es wird nur eine kleine Anzahl nach franz. Muster eingekleidet und bewaffnet, die meisten stellt man in die Milizen ein, denen man ihre frühere Organisation und Bewaffnung gelassen hat und die von den Gemeinden unterhalten werden. Der Sitz des Gouverneurs und der Oberbehörden ist Saigon, das seit der Occupation durch die Franzosen zu einer wichtigen Flottenstation geworden und durch Dampfschiffahrtslinien mit Nordamerika, Europa, Australien, allen ind. Häfen, China, Japan und den Philippinen verbunden ist. Bedeutende Neubauten, namentlich eines Marinearsenals, die Anlage von Docks u. s. w., haben die erforderlichen Räumlichkeiten geschafft, und gehoben durch einen lebhaften, zum großen Teil in deutschen Händen befindlichen Handelsverkehr bietet Saigon den franz. Kriegsschiffen in den ostasiat. Gewässern den vortrefflichsten Stützpunkt. Infolge seiner Annexion von Nieder-C. wußte Frankreich sich auch das Protektorat über Kambodscha (s. d.) und hierdurch freien Zugang in das Innere von Hinterindien mittels des Me-khong-Flusses zu erwerben.

Litteratur. Vgl. Veuillot, «La Cochinchine et la Tonquin» (Par. 1859); Cortambert und de Rosny, «Tableau de la Cochinchine» (Par. 1863); Aubaret, «Histoire de la Basse-Cochinchine» (Par. 1867); Pallu, «Histoire de l'expédition de Cochinchine en 1864» (Par. 1864); Taillefer, «La Cochinchine, ce qu'elle est, ce qu'elle sera. Deux ans de séjour dans ce pays, de 1853 à 1855» (Périgueux 1865); Prudhomme, «Souvenirs de l'expédition de Cochinchine, 1861—62» (Par. 1865); Lemire, «Cochinchine française et royaume de Cambodge» (Par. 1869); Ridmers, «Die franz. Flottenstation Saigon» (Geestem. 1871); «Deutschlands Interessen in Ostasien» (Berl. 1871); Bouillevaux, «L'Annam et le Cambodge» (Par. 1875); «Annuaire des marées de la Basse-Cochinchine et du Tongkin pour l'an 1882» (Par. 1881); Favre, «La Cochinchine française en 1881» (Par. 1881).

Cochlaeus (Johs.), eigentlich Dobenek, bisweilen nach seinem Geburtsorte Wendelstinus genannt, einer der heftigsten Gegner Luthers, war 1479 zu Wendelstein in Franken geboren, studierte zu Köln, ward 1510 Leiter der Schule bei St. Lorenz zu Nürnberg, wo er die humanistischen Studien sehr förderte, begleitete 1515 die Neffen Wilibald Pirkheimers nach Italien und ward 1520 Dechant an der Frauenkirche zu Frankfurt a. M. Von hier erschien er auf dem Reichstage zu Worms, 1520, und forderte Luther auf zu einer Disputation; später schrieb er sehr heftige polemische Schriften gegen Luther, worauf dieser jedoch nur anfangs antwortete, «Wider den gewappneten Mann C.» (1523). Nach mancherlei Irrfahrten ward C. 1528 Sekretär beim Herzog Georg von Sachsen und nahm als solcher auf dem Reichstage zu Augsburg an der Abfassung der Konfutation teil. Im J. 1539 ward C. Kanonikus zu Breslau, war 1540 auf dem Hagenauer Konvent, 1546 auf dem Regensburger Religionsgespräch zugegen, lebte alsdann in Eichstätt, Ingolstadt und Mainz seiner schriftstellerischen Thätigkeit und starb 10. Jan. 1552 zu Breslau. Von den polemischen Schriften, welche durch vielseitige Gelehrsamkeit und spitzfindige Dialektik glänzen und in maßlos heftiger Sprache geschrieben sind, hat namentlich Bedeutung die «Historia de actis et scriptis Luthericis 1517—47» (Mainz 1549 u. öfter). Hier wird der Versuch gemacht, die ganze Kirchenspaltung aus der Eifersucht des Dominikaner- und Augustinerordens abzuleiten. Von den histor. Arbeiten haben Wert die «Historiae Hussitarum libri XII» (Mainz 1549). Vgl. Otto, «Johann C., der Humanist» (Bresl. 1874).

Cochlearia *L.*, Löffelkraut, Pflanzengattung aus der Familie der Cruciferen, aus europ. und asiat. Kräutern bestehend, deren Blüten einen am Grunde gleichartigen, d. h. nicht sackigen Kelch, weiße Blumenkrone und aufgeblasene Schötchen mit sehr konvexen Klappen haben, auf deren Scheidewand der beim Aufspringen der Frucht nicht verletzt werdende Griffel stehen bleibt. Zur Gattung C. gehören zwei wichtige Arznei- und Kulturpflanzen, das gemeine Löffelkraut und der Meerrettich.

Das gemeine Löffelkraut (C. officinalis *L.*), eine zweijährige, im nördl. Europa am Meeresstrande wild wachsende Pflanze, hat eine lange, dünne, spindelförmige Wurzel, einen bis 30 cm hohen, verzweigten Stengel, dessen Äste in lange Blüten- und Fruchttrauben endigen, gebüschelte, langgestielte, herzförmig-rundliche, ganzrandige oder buchtig gezähnte Wurzel- und sitzende, pfeilförmig-stengelumfassende, grob und ungleich gezähnte Stengelblätter und netzaderige Schötchen mit rotbraunen Samen. Die junge Pflanze ist kahl, fett, zerbrechlich und enthält in allen Teilen ein noch wenig untersuchtes scharfes schwefelhaltiges Öl von eigentümlichem Geschmack, welches große Ähnlichkeit mit demjenigen des Senfs hat und mit Ammonial eine krystallisierbare Verbindung gibt. Das frische Löffelkraut ist das wichtigste Heilmittel gegen den Skorbut der Seeleute. Deshalb wird dasselbe in den Küstengegenden und auch im Innern viel angebaut. Man gibt es den Kranken frisch (Herba Cochleariae recens) auf Butterbrot oder als Salat, oder auch den ausgepreßten Saft mit Wein, aromatischem Wasser, Fleischbrühe. Äußerlich hat man das Löffelkraut auch bei skorbutischen Geschwüren, innerlich bei Magenrheumatismus, schleimigem Asthma und beginnender Wassersucht angewendet. Das Löffelkraut gedeiht nur in einem lockern, fetten Boden und muß womöglich im Sommer oder Spätherbst gesäet werden, da der Same 6—8 Wochen im Boden liegt, ehe er keimt.

Der Meerrettich (C. Armoracia *L.*), in Österreich und wohl auch anderwärts Kren oder Krän genannt, ist in Rußland und der Türkei heimisch, findet sich aber auch nicht selten verwildert an Flußufern unter Weidengebüsch in fast ganz Europa. Sein straff-aufrechter, bis 60 cm Höhe erreichender Stengel ist oben in viele lange, schmächtige Blüten-

trauben tragende, rispig gruppierte Äste geteilt. Die grundständigen, langgestielten Blätter haben eine bis 30 cm lange Platte von keilförmig-länglicher Gestalt mit unregelmäßig buchtig gekerbtem Rande. Die Stengelblätter sind viel kleiner, kurzgestielt oder sitzend, die untern fiederspaltig, die obern unzerteilt, eilänglich bis lineal, die Blüten klein, die Schötchen birnförmig. Die wilde und verwilderte Pflanze hat einen dünnen, holzigen, die kultivierte Pflanze dagegen einen dicken, walzigen, bis 60 cm langen, unten in mehrere Äste geteilten, oben mehrköpfigen, außen braunen, innen schneeweißen Wurzelstock. Man benutzt denselben teils als Zuthat zu Speisen in Form von Gemüse (zerrieben und mit Milch oder Fleischbrühe gekocht), Saucen oder als Salat, teils zu mediz. Zwecken, und zwar innerlich als harntreibendes Mittel bei Verschleimung der Urinwege, Steinbeschwerden, Schwerharnen, bei Wassersucht, Rheumatismus und Gicht, äußerlich als Hautreiz, indem man den geriebenen Meerrettich mit Essig anrührt, wohl auch Senfmehl daruntermengt. Solche Meerrettichteige wirken rascher und kräftiger als Senfteige. Auch zu ableitenden Fußbädern wird der Meerrettich angewendet. Die mediz. Wirkung des Meerrettichs beruht auf einem in der Wurzel enthaltenen, mit dem Senföl fast übereinstimmenden ätherischen Öl, welches beim Zerreiben der frischen Wurzel überaus reizend auf die Nasenschleimhaut und die Thränendrüsen wirkt, Niesen und Thränen hervorbringt und bei längerer Einwirkung sogar Entzündung der Augen, Nase und des Gaumes veranlassen kann. Der Meerrettich verlangt zu seinem Gedeihen einen feuchten, tiefgründigen, lockern, nahrhaften Boden; doch darf dieser nicht frisch gedüngt sein. Einmal angebaut, läßt sich die Pflanze kaum mehr ausrotten, da selbst der dünnste Zweig des Wurzelstocks auszuschlagen vermag. Man vermehrt daher auch den Meerrettich einfach dadurch, daß man von den «Stangen», d. h. Hauptwurzelstöcken, welche man den Winter über im Keller aufbewahrt, die Wurzeln abbricht und selbige im Frühlinge in Abständen von 60 cm voneinander schräg in die Erde steckt.

Cochlearium (lat.), bei den alten Römern das Behältnis zum Mästen der als Leckerbissen beliebten Schnecken.

Cochlospermum *Kth.*, Pflanzengattung aus der Familie der Bixineen, deren Arten, meist Bäume oder Sträucher, vorzugsweise in den Tropengegenden Asiens und Australiens wachsen. Sie haben handförmig geteilte Blätter und zwitterige, ansehnliche gelbe Blüten, die meist in Trauben stehen und fünf Kelchblätter, fünf Blumenblätter, zahlreiche Staubgefäße und einen Griffel besitzen; die Frucht ist eine Kapsel, die Samen haben lange Wollhaare. Aus den Stämmen einer in Ostindien einheimischen Art, C. Gossypium *DC.*, wird eine geringere Sorte von Tragantgummi, das sog. Kutera oder Kutira-Gummi, gewonnen, auch wird von dieser Art die Samenwolle, welche rotgefärbt ist, technisch zum Polstern u. dgl. verwendet. Von einer andern Art, welche in Senegambien einheimisch ist, C. tinctorium *A. Rich.*, dient die Wurzel zum Gelbfärben.

Cochon (frz.), Schwein, unsauberer Mensch; Cochonnerie, Unflätigkeit.

Cochrane (Thomas), Graf von Dundonald, ausgezeichneter brit. Seemann, geb. 14. Dez. 1775, war der älteste Sohn des als Chemiker verdienstvollen Archibald C., Grafen von Dundonald, und wurde von seinem Oheim, dem Admiral Sir Alexander C., der 1814 Washington nahm und verwüstete, erzogen. Im Seekriege gegen Frankreich ward Thomas C. bald als einer der tüchtigsten Offiziere anerkannt und erhielt 1806 das Kommando einer Fregatte. In demselben Jahre nahm er ein Küstenfort bei Barcelona, und 1809 trug er hauptsächlich zur Zerstörung eines Teils der franz. Flotte am Ausfluß der Charente im Golf von Biscaya bei. Später in das Unterhaus gewählt, hielt er sich zu den Radikalen und bekämpfte die Politik Castlereaghs. Im Febr. 1814 beschuldigt, die Nachricht von Napoleons Abdankung verbreitet zu haben, um Staatspapiere mit Vorteil zu verkaufen, wurde C. von dem Börsenkomitee gerichtlich verfolgt und zur Prangerstrafe, einjährigem Gefängnis und 1000 Pfd. St. Geldstrafe verurteilt, darauf durch Stimmenmehrheit aus dem Hause der Gemeinen ausgeschlossen, aus dem Bathorden gestoßen und aus der Liste der Seekapitäne gestrichen. Der Pranger ward ihm erlassen, die Geldbuße bezahlten seine Freunde, und die öffentliche Meinung war so wenig gegen ihn, daß die Wähler von Westminster ihn sogleich zu ihrem Repräsentanten wählten. Nach einjähriger Haft trat er wieder im Parlament als Gegner des Ministeriums auf. Er wandte sich sodann ins Ausland und befehligte 1818 mit entschiedenem Erfolge die Seemacht von Chile, von 1822 an die von Brasilien. Wegen der Verdienste, die er sich in dieser Stellung erwarb, wurde er 1823 vom Kaiser Dom Pedro I. zum Marquis von Maranhão erhoben. Nach dem Frieden zwischen Portugal und Brasilien nahm er in Brasilien seine Entlassung und begab sich 1827 nach Griechenland, wo er zum Oberbefehlshaber der Seemacht ernannt wurde. Er unterdrückte die Seeräuberei in den griech. Gewässern, verlor aber durch sein willkürliches Benehmen Ansehen und Einfluß, sodaß er Anfang 1828 nach England zurückkehrte, ohne von der griech. Regierung Urlaub erhalten zu haben. Bald darauf erschien er an Bord des in England erbauten Dampfschiffs Hellas abermals in Griechenland, wurde indes von dem Präsidenten Kapodistrias aus dem griech. Dienste entlassen. Er wandte sich nun wieder nach England, wo er nach dem Tode seines Vaters 1. Juli 1831 dessen Titel erbte und durch die Gunst Wilhelms IV. im Mai 1832 mit dem Range eines Kontreadmirals wieder in die brit. Marine aufgenommen wurde. Er stieg 1842 zum Vizeadmiral, erhielt 1847 das Großkreuz des Bathordens und ward bald darauf Höchstkommandierender der in den westind. und nordamerik. Gewässern stationierten Flotte, von wo er 1851 mit dem Range als Admiral der blauen Flagge zurückkehrte. Die Frucht seines dortigen Aufenthalts waren die «Notes on the mineralogy, government and condition of the British West-India Islands» (Lond. 1851). Nachdem er noch 1854 zum Rear-Admiral von Großbritannien erhoben worden, starb er zu Kensington 31. Okt. 1860. Über sein ruhm- und wechselvolles Leben hat er selbst in «Narrative of services in the liberation of Chili, Peru and Brazil» (2 Bde., Lond. 1859) und in der «Autobiography of a seaman» (2 Bde., Lond. 1860) berichtet.

John Dundas C., engl. Entdeckungsreisender, gleichfalls ein Neffe des Admirals Sir Alexander C., trat früh in den Seedienst und zeichnete sich

während des Kriegs gegen Frankreich in Westindien aus. Nach dem Frieden durchreiste er zu Fuß Frankreich, Spanien und Portugal und erbot sich 1820 zur Unternehmung einer Entdeckungsreise nach Afrika. Da die brit. Admiralität seinen Plan nicht begünstigte, ging er in der Absicht, das Polarmeer zu erreichen, nach Petersburg, reiste zu Fuß durch Sibirien nach Kamtschatka, kehrte aber 1823 nach Europa zurück, als er sich von der Unmöglichkeit überzeugt hatte, seinen Plan auszuführen. Diese merkwürdige Reise beschrieb er in «Narrative of a pedestrian journey through Russia» (Lond. 1824; deutsch, Wien 1825). Nach seiner Rückkehr begab er sich nach Amerika und starb 12. Aug. 1825 zu Valencia in Columbia, als er eben in Begriff stand, Südamerika zu Fuß zu durchwandern.

Sir Thomas John C., Sohn des Admirals Sir Alexander C., geb. 1789, widmete sich dem Seedienste, ward 1806 Kapitän und nahm unter seinem Vater an dem amerik. Kriege mit Auszeichnung teil. Er bekleidete dann mehrere Jahre den Posten eines Gouverneurs von Neufundland. Im J. 1837 für Ipswich ins Parlament gewählt, stimmte er mit Sir Robert Peel und der konservativen Partei. Im J. 1841 wurde er Kontreadmiral und 1844 Oberbefehlshaber der Flottille in Ostindien. Hier unternahm er 1845 eine glückliche Expedition gegen die Seeräuber des Indischen Archipels und bemächtigte sich auf einem zweiten Zuge 1846 der Hauptstadt des Sultans von Borneo. Er erhielt dafür im Okt. 1847 das Kommandeurkreuz des Bathordens, stieg 1850 zum Vizeadmiral, 1856 zum Admiral und 1865 zum Flottenadmiral von Großbritannien auf. C. starb 18. Okt. 1872 auf der Insel Wight im 84. Lebensjahre.

Alexander Dundas Baillie C., ältester Sohn des vorigen, geb. im Nov. 1816, trat 1841 für Bridport ins Unterhaus, wo er die auswärtige Politik Lord Palmerstons mit Heftigkeit angriff und die österr. und neapolit. Regierung gegen die Angriffe der liberalen Partei in Schutz nahm. Auch in seinem Werke «Young Italy» (Lond. 1850) zeigte er sich als eifriger konservativer Parteimann. Nachdem er bei den Wahlen von 1852 durchgefallen, gelang es ihm erst 1859, für Honiton wieder ins Parlament gewählt zu werden. Diesen Ort vertrat er bis 1868, als er bei den allgemeinen Wahlen von neuem seinen Parlamentssitz verlor. Er kehrte jedoch 1870 als konservativer Vertreter der Insel Wight wieder ins Unterhaus zurück und behauptete, ohne hervorragenden Anteil an den Verhandlungen zu nehmen, seinen Sitz bis zu den allgemeinen Wahlen von 1880. Seine Romane «Lucille Belmont» und «Ernest Vane» sind schwache Nachahmungen Bulwers; dagegen enthält das von ihm herausgegebene «Young artist's life» (Lond. 1864) anziehende Bemerkungen über Kunst und Künstlerleben. Außerdem erschienen von ihm: «Historic pictures» (2 Bde., Lond. 1865) und «Francis I. and other historic studies» (2 Bde., Lond. 1870).

Cockburn, eine der canad. Inseln an der Nordseite des Huronsees, am Westende der Großen Manitoulin-Insel; sie wird wohl auch Klein- oder Mittel-Manitoulin-Insel genannt. Von ersterer trennt sie die Mississaguistraße, während an ihrer Nordwestseite der False-Detour-Kanal sie von der Insel Drummond oder Westmanitoulin scheidet, welche aber schon zum Staate Michigan gehört.

Cocker, Fluß in der engl. Grafschaft Cumberland, entspringt bei Black-Lead-Mines und fällt bei Cockermouth in den Derwent.

Cockerill (John), ein Hauptförderer der modernen Industrie, geb. 3. Aug. 1790, war der jüngste der drei Söhne eines Maschinenbauers in Haslington in Lancastershire. Sein Vater ließ ihn, als er 1797 mit den ältern Söhnen nach Schweden und von da nach Verviers (Belgien) ging, um für ein dortiges Haus Spinnmaschinen zu bauen, in den Händen von Verwandten zurück, die den Knaben schlecht behandelten, nahm ihn aber nach fünf Jahren zu sich nach Verviers und beschäftigte ihn in seinem Fache. Der älteste Bruder, William, hatte in Frankreich eine Spinnerei angelegt, welche abbrannte, worauf er in Guben (Niederlausitz) eine bedeutende Fabrik anlegte. Die beiden andern Brüder, James und John, etablierte der Vater 1807 in Lüttich, woselbst er eine Maschinenfabrik eingerichtet hatte. Von jetzt an entwickelte John eine ihm ganz eigentümliche Thätigkeit und Umsicht in immer steigendem Maße, besonders nachdem der Vater sich 1814 ganz von den Geschäften zurückgezogen hatte. Der Centralpunkt der vielfachen und höchst verschiedenen Etablissements, die John C. in den verschiedensten Gegenden anlegte, blieb jedoch die ungeheuere Anstalt von Seraing (s. d.) bei Lüttich, deren erste Anlage, die wohl 16 Mill. Frs. kostete, in das J. 1816 fällt. Dieses Etablissement, welches zur Zeit seiner Blüte die Ausdehnung einer kleinen Stadt hatte, über 2500 Arbeiter beschäftigte, wöchentlich 70000 Frs. Arbeitslöhne zahlte und 15 Mill. Frs. Bruttoeinnahme hatte, in jeder Woche durchschnittlich 80000 t Eisen verarbeitete und die motorische Kraft von 22 Dampfmaschinen mit nahezu 1000 Pferdestärken verwendete, war zunächst auf eine Kombination von Kohlenwerken, Eisengießereien und Maschinenbauwerkstätten, besonders für Dampfkessel, Dampfcylinder und gröbere Maschinen, berechnet; im Laufe der Jahre wurden mit demselben große Stabeisen-, Schienen- und Blechwalzwerke verbunden.

Dieses Etablissement (jetzt Aktiengesellschaft) ist stets als ein Muster großartiger, übersichtlicher, vollkommen ineinandergreifender Einrichtungen betrachtet worden. Bewundernswerter noch als die im ungeheuersten Maßstabe ausgeführten Baulichkeiten und Hilfsmaschinen aller Art war und ist noch jetzt die bis ins kleinste gehende Ordnung und Regelmäßigkeit des Betriebs, ein treues Abbild des Genies ihres Begründers. John C. hatte anfänglich in allen seinen Unternehmungen entschiedenes Glück und erwarb sich ausgezeichnete Dirigenten für seine verschiedenen Etablissements. In Herbeischaffung der großartigen Kapitalien, welche zur Anlage so ausgedehnter Etablissements erforderlich waren, und als Mitbegründer der Belgischen Bank entwickelte John C. ein solches finanzielles Talent, daß er thatsächlich an die Spitze der belg. Industrie trat. James hatte 1825 seinen Anteil ganz an den König der Niederlande abgetreten, der sonach C.s Kompagnon wurde und in den nächsten Jahren C.s Pläne kräftig unterstützte. So entstanden in Lüttich, außer der Maschinenfabrik, eine Baumwollspinnerei, eine mechan. Weberei und eine Kammgarnspinnerei, in Ardennes bei Namur eine Maschinenpapierfabrik und Kattunweberei, in Namur eine Baumwollspinnerei, bei Charleroi mehrere Hohöfen, in Spaa eine Krempelfabrik und

Baumwollspinnerei, an verschiedenen Orten Belgiens Dampfmühlen und Flachsspinnereien, in Jemappes und Val St.-Lambert Eisengießereien und Glashütten, in Aachen, Verviers, Val-Benoit, Decazeville und Bezèche, sowie in Petersburg Maschinenfabriken, in St.-Denis eine Kammgarnspinnerei, in Verviers und Aachen Merinowebereien und Kattundruckereien, in Stollberg bei Aachen ein Zinkwerk, in Kottbus eine Streichgarnspinnerei, zu Przedborz in Polen eine Tuchfabrik, in Barcelona gleichfalls eine Tuchfabrik, in andern Teilen Spaniens Eisenwerke, in Surinam, wo C. auch Plantagen besaß, Depots von Zuckermühlen und Dampfmaschinen, im ganzen über 60 Etablissements.

Ein so glänzendes Zeugnis auch diese Ausbreitung für die Universalität seines Genies gab, so lag doch darin auch der Grund zum Sturze des kühnen und rastlosen Unternehmers. Die durch die belg. Revolution von 1830 veranlaßte Geschäftsstockung ging für die Unternehmungen C.s ohne nachhaltige üble Folgen vorüber. Im J. 1833 wurde er, nachdem der König der Niederlande seinen Anteil an Belgien abgetreten hatte, alleiniger Besitzer des Etablissements von Seraing und es gelang ihm, sein eminentes industrielles Talent immer vielseitiger zur Geltung zu bringen. Durch die kriegerische Situation Belgiens 1838 wurde jedoch das Vertrauen zu seinen Unternehmungen erschüttert, und ein noch empfindlicherer Schlag traf ihn, als in demselben Jahre die Belgische Bank ihre Zahlungen einstellte. Durch finanzielle Verlegenheiten sah er sich Anfang 1839 gezwungen, ein Liquidationsverfahren einzuleiten, und obwohl nach der hierbei bekannt gemachten Bilanz die Aktiva noch 26 Mill. Frs. gegen 18 Mill. der Passiva betrugen, ordnete er an, daß alle seine Besitzungen mit Ausnahme der Etablissements von Seraing und Lüttich, allmählich zur Deckung seiner Verbindlichkeiten veräußert wurden. Bald darauf ging der rastlose C. auf Veranlassung der russ. Regierung nach Rußland, um dort neue Etablissements zu errichten. Er starb aber schon 19. Juni 1840, als er auf der Rückreise in Warschau angelangt war.

Cockermouth, Stadt in der engl. Grafschaft Cumberland, an der Mündung des Cocker in den Derwent, 40 km südwestlich von Carlisle, zählt (1881) 5354 E., welche Gerbereien, Hutfabriken, Woll- und Baumwollfabrikation und Bonneterie betreiben. Das in der Nähe stehende, 1568 geschleifte Schloß ist Ruine. C. ist einer von den Orten, welche nach der Entdeckung von Steinkohlenlagern und Eisenerzen an der Seeküste sich an der Westseite der Cumbrischen Gebirge gebildet haben und sich durch den Bergbau erhalten.

Cocket (engl.), Zoll-, Steuer-, Passagierschein.

Cockisien, niederländ. Maler, s. Coxis.

Cockney, ein bereits im 12. Jahrh. gebräuchlicher Spitzname der niedern Mittelklassen von London, verdankt seinen Ursprung wahrscheinlich dem Land of Cockeign, pays de Cocagne (s. Cocagna) oder Schlaraffenlande, mit welchem London wegen des schon im Mittelalter dort herrschenden Luxus verglichen wurde. Der «König von C.» war eine von den Figuren, welche in den am Childermas Day (Fest der unschuldigen Kindlein) aufgeführten Spielen vorkamen. Als Kennzeichen der C. werden gewisse Eigentümlichkeiten der Aussprache, namentlich die fehlende Aspiration des h bei Wortanfängen, die falsche Anwendung des h und des r und die Verwechselung des v und w, betrachtet.

Cocodès (frz., ein als Masculinum zu Cocotte neugebildetes Wort), Liebhaber einer Cocotte, pariser Lebemann.

Cocon (frz. cocon, engl. cocoon, verkleinert vom franz. coque, Eierschale, Gehäuse, ursprünglich vom lat. concha, Muschel), die Puppe oder das Gespinst der Seidenraupe, s. unter Seide.

Cocotte (frz., in der Kindersprache «Hühnchen»), gleichbedeutend mit Lorette (s. d.).

Cocu (frz.), Hahnrei.

Cod. = Codex; Codd. = Codices.

Coda (ital.), Schwanz, wird in der ital. Metrik die Terzine (oder auch mehrere) genannt, welche man zuweilen, besonders in scherzhaften Dichtungen, dem regelmäßigen Sonett beifügt. Der erste siebensilbige Vers der C. reimt mit dem letzten Verse des Sonetts; die beiden andern elfsilbigen Verse reimen unter sich. — In der Musik ist C. der Anhangssatz, welcher einem aus sich wiederholenden Teilen bestehenden Musikstück angehängt wird, um ihm Schluß und Rundung zu verleihen.

Code (frz.), Gesetzbuch, s. Code Napoléon.

Codeïn $C_{18}H_{21}NO_3$ eine Opiumbase, 1832 von Robiquet entdeckt. Bei der Fabrikation des Morphins (s. d.) erhält man als erstes Produkt eine Krystallisation der chlorwasserstoffsauren Salze des Morphins, Pseudomorphins und des C. Aus der Lösung dieser Salze fällt man Morphin und Pseudomorphin durch Zusatz von Ammoniak, verdampft und läßt dann das chlorwasserstoffsaure C. krystallisieren, befreit es durch Waschen von anhängendem Salmiak, fällt C. mit Kalihydrat und reinigt dasselbe durch Umkrystallisieren aus Äther. Aus der ätherischen Lösung erhält man es in kleinen, wasserfreien, stark glänzenden Krystallen, bei 150° schmelzbar; aus Wasser oder wasserhaltigem Äther krystallisiert es in rhombischen Oktaëdern mit 1 Molekül Krystallwasser, welches bei 120° entweicht. Löslich in 80 Teilen Wasser, leicht löslich in Chloroform, Äther, Alkohol, Amylalkohol, unlöslich in Petroleumäther, in Ammoniak löslich. Die Lösungen lenken den polarisierten Lichtstrahl stark nach links ab. C. ist eine starke Base, bläuet Lackmus, zersetzt die meisten Metallsalzlösungen, auch Ammoniaksalze, kann daher durch Ammoniak nicht aus seinen Salzen abgeschieden werden. Charakteristisch für C. ist folgende Reaktion: Es löst sich farblos in konzentrierter Schwefelsäure, die Lösung färbt sich auf Zusatz einer Spur von Eisenchlorid blau. Seine Wirkung auf den Organismus ist der des Morphins analog, nur wirkt es milder und ohne die lästigen Nebenerscheinungen, welche Morphin verursacht.

Codemo (Luigia), ital. Dichterin, geb. 5. Sept. 1828 zu Treviso, war von 1838 bis 1850 mit ihren Eltern auf Reisen, heiratete 1851 den Ritter Karl von Gerstenbrand in Venedig und begann 1856 mit den «Memorie di un contadino» ihre außerordentlich fruchtbare schriftstellerische Thätigkeit, welche sie seitdem unablässig fortgesetzt hat. Von ihren Schriften, die sich durchgängig auf dem Gebiete des Volks- und Familienlebens bewegen, sind hervorzuheben: «Berta» (Vened. 1858), «Miserie e splendori della povera gente» (3. Aufl., Roveredo 1865), «L'ultima Delmosti» (Vened. 1867), «Una donna di cuore» (Vened. 1869), «Scene e descrizioni» (Vened. 1871), «Chioggia e Schio» (Vened. 1872), «La rivoluzione in casa» (2. Aufl., Vened. 1872), «Memorie di un contadino» (2. Aufl., Vened. 1874), «I nuovi ricchi» (Treviso 1876), «Andrea» (2. Aufl., Treviso 1877),

«Pagine famigliari» (2. Aufl., Treviso 1878), «Scene marinare» (Treviso 1879), «Svago e buona scuola» (Treviso 1880), «Le Zattere» (Treviso 1881), «Racconti, scene, bozzetti e produzioni drammatiche» (2 Bde., Treviso 1882).

Code Napoléon ist die allgemeine Bezeichnung für die unter der Regierung Napoleons I. eingeführten fünf franz. Gesetzbücher, vorzugsweise die des Code civil. Bis an das Ende des 18. Jahrh. entbehrte Frankreich der Rechtseinheit. Es zerfiel in Länder des geschriebenen (röm.) und des mehr german. Gewohnheitsrechts (pays du droit écrit, du droit coutumier). Zu jenen gehörte der Süden, zu diesen der nördl. und westl. Teil; für beide Lande waren nur die königl. Ordonnanzen gemeinschaftlich. Nachdem schon die Konstitution von 1791 das Bedürfnis eines Civilgesetzbuchs für das ganze Reich festgestellt und Cambacérès 1793 und 1794 bei dem Konvent, 1796 bei dem Rate der Fünfhundert bezügliche Entwürfe eingebracht hatte, nahm sich die Konsularregierung mittels Beschlusses vom 18. Juli 1800 der Sache an und ließ die ausgezeichnetsten Juristen (besonders Tronchet, Portalis, Bigot de Préameneu, Maleville, nachträglich noch Berlier und Treilhard) sich an der Arbeit beteiligen. Ein erster Entwurf gelangte bereits im Jan. 1801 an die obern Gerichtshöfe und sodann, nach Berücksichtigung ihrer Vorschläge, an die Abteilung für Gesetzgebung im Staatsrate. Hier entstand der zweite Entwurf, welcher im gesamten Staatsrat unter dem Vorsitz der beiden Konsuln, Bonaparte und Cambacérès, geprüft, abermals umgearbeitet, 1802 in dieser dritten Redaction dem Tribunate vorgelegt und nach lebhaften Verhandlungen in einer vierten Redaction vom Gesetzgebenden Körper genehmigt ward. Die Publikation als Code civil des Français in 3 Büchern mit 36 Titeln und 2281 Artikeln erfolgte 21. März 1804. Nach der Errichtung des Kaisertums änderte das Gesetz vom 3. Sept. 1807 den Titel in Code Napoléon um, wofür wieder seit der Restauration Code civil zu sagen war. Das zweite Kaiserreich stellte den Namen Code Napoléon wieder her. Die Republik von 1870 verwandelte ihn jedoch abermals in Code civil.

Das Gesetzbuch beginnt mit allgemeinen Vorschriften über die Bekanntmachung, die Wirkung und Anwendung der Gesetze und behandelt sodann das gesamte Privatrecht unter selbständiger Verwendung des röm. Rechts sowie der bisher gültig gewesenen Gewohnheiten und königl. Erlasse, welche noch als raison écrite zur Erklärung benutzt werden können. Es zerfällt in drei Bücher. Das erste Buch handelt des personnes (Personen- und Familienrecht), das zweite des biens et des différentes modifications de la propriété (Einteilung der Sachen, Eigentum, Personal- und Prädialservituten, das dritte des différentes manières dont on acquiert la propriété (Erbfolge, Schenkungen unter Lebenden und Testamente, Obligationen, Sicherungsmittel, Verjährung). Zu rühmen ist besonders das Geschick in der Wahl von kurzen, scharfgefaßten Sätzen, aus denen sich die für den Gebrauch erforderliche Menge von Bestimmungen sicher entwickeln läßt. Die franz. Eroberungen verpflanzten den Code in viele andere Länder, und er gilt seitdem in den bayr., hess. und preuß. Rheinprovinzen, Baden (seit 1810), Belgien (in der Ausgabe vom J. 1807; viele Änderungen im Hypothekenrecht), im Herzogtum Warschau seit 1808, in Holland seit 1809 (neue Redaction 1838), Rumänien seit 1865 u. s. w. In Italien war seine Geltung noch vor der Errichtung des neuen Königreichs für Neapel und Sardinien wiederhergestellt worden. Desgleichen liegt er den Civilgesetzbüchern mehrerer Schweizerkantone, Italiens (1866), der Argentinischen Republik (seit 1. Jan. 1871), Mexikos (seit 1. März 1871), Ägyptens (seit 1875) und einiger nordamerik. Staaten zu Grunde. Er ist ins Englische übersetzt von Bryan Barrett (Lond. 1811), lateinisch als «Codex Gallorum civilis e patrio in latinum sermonem translatus studio B. Gibault» (Par. 1806; sogar in Verse von D. Ex-législateur, Par. 1811).

An den Code civil schließen sich an: der Code de procédure civile von 1806, die Civilprozeßordnung (hauptsächlich beruhend auf der Ordonnance von 1667), welche in den deutschen Rheinprovinzen bis 1879 galt; der Code de commerce von 1807, das Handelsgesetzbuch; der Code d'instruction criminelle von 1808, die Strafprozeßordnung, und der Code pénal von 1810, das Strafgesetzbuch. Diese bilden mit dem Code civil die sog. Cinq codes (deutsch von Cramer; zuletzt Köln 1851). Eine gute Ausgabe ist Roger und Sorel, «Codes et lois usuelles» (neue Ausg., enthaltend die Gesetzgebung bis 1882, Par. 1882). Gute Kommentare: Demolombe, «Cours de Code civil» (seit 1845; 4. Aufl. 1869 fg.); Marcadé und P. Pont, «Explication théoretique et pratique du Code Napoléon» (7. Ausg. 1873); Mourlon, «Répétitions écrites sur le Code Napoléon» (11. Ausg. von Demangeat, 1877—78). Über Napoleon als Gesetzgeber vgl. Pérouse, «Napoléon I^er^ et les lois civiles du consulat et de l'empire» (Par. 1866); Laurent, «Principes de droit civil» (3. Ausg., 33 Bde., Brüss. u. Par. 1869 fg.). Wichtig sind ferner: «Concordance entre les Codes civils étrangers et le Code Napoléon par Anthoine de Saint-Joseph» (2. Ausg. 1856); Huc, «Le Code civil italien et le Code Napoléon» (Par. 1868).

Von den den Code Napoléon abändernden Gesetzen sind hervorzuheben: das Gesetz vom 8. Mai 1816 über Abschaffung des divorce, vom 14. Juli 1819 über Abschaffung des droit d'aubaine, vom 17. Mai 1826 über Substitutionen, vom 31. Mai 1854 über Abschaffung des bürgerlichen Todes, vom 23. März 1855 über die Transskription, vom 22. Juli 1867 über Aufhebung der Schuldhaft; für den Civilprozeß das Gesetz vom 25. Mai 1838 über die Friedensrichter, vom 2. Juni 1841 über Versteigerung von Immobilien, vom 21. Mai 1858 und 22. Mai 1871 über Immobilienpfändung, vom 3. Mai und 2. Juni 1862 über Fristen; für das Handelsrecht die Gesetze vom 19. Juli 1793, 3. Aug. 1844, 8. April 1854, 16. Mai und 14. Juli 1866 über Urheberrecht, vom 5. Juli 1844, 31. Mai 1856, 23. Mai 1868 und 29. März 1872 über Erfindungspatente, vom 23. Juni 1857, 26. Juli 1858 und 26. Nov. 1873 über Fabrikzeichen, vom 20. Febr. 1810 und 1. Juni 1853 über Gewerbegerichte (conseils de prud'hommes), vom 3. März 1840, 17. Okt. 1870, 21. Dez. 1871 über Handelsgerichte, vom 14. Juni 1865 über chèques, vom 24. Juli 1867 über Gesellschaften, vom 15. Juni 1872 über verlorene Inhaberpapiere. Für das Strafrecht sind wichtig die Gesetze vom 28. April

1832 (Revision), 8. bis 16. Juni 1850 und 25. März 1873 über Deportation, vom 3. Juli 1852 und 7. Sept. 1870 über Rehabilitation, vom 4. April 1855 und 14. Juli 1865 über Untersuchungshaft, vom 13. Mai 1863 über Rückfall, vom 20. Mai 1863 über handhafte That, vom 27. Juni 1866 über im Auslande begangene Verbrechen, vom 29. Juni 1867 über Revision, vom 15. April 1871 über Preßdelikte, vom 21. Nov. 1872 und 31. Juli 1875 über die Jury und vom 5. Juni 1875 über Gefängniswesen. Den Napoleonischen Codes folgte 1827 der Code forestier, die Strafgesetze für die Armee vom 9. Juni 1857 und 18. Mai 1875, sowie für die Marine vom 4. Juni 1858.

Über den Geist des Code Napoléon vgl. Lassaulx, «Des caractères distinctifs du Code Napoléon» (1811; deutsch von Wolters, Hamb. 1811); Seidensticker, «Einleitung in den Codex Napoleon» (Tüb. 1808). Über die Vorschläge zur Revision vgl. Acollas, «Nécessité de refondre l'ensemble de nos Codes» (2. Aufl., Par. 1866); Duvergier, «Observations» (Par. 1867); Rousset, «Science nouvelle des lois» (Par. 1871).

Codex (lat., ursprünglich caudex, d. i. der Stamm), bei den Römern ein aus mehrern hölzernen oder elfenbeinernen Tafeln bestehendes Buch. Auf diesen Tafeln war die Schrift entweder eingeschnitten oder, wenn dieselben mit Farbe bestrichen waren, mit anderer Farbe beschrieben, oder, wenn sie mit Wachs überzogen waren, mit einem Griffel eingeritzt. Später übertrug man die Bezeichnung auf die aus Pergament oder Papier bestehenden Bücher.

In der Rechtssprache gebraucht man den Ausdruck zur Bezeichnung einer Sammlung von Gesetzen. Ein solcher C. führt dann einen den Gesetzgeber oder den Inhalt bezeichnenden Zusatz, wie C. Theodosianus und Justinianeus, C. juris gentium u. s. w. (S. Codifikation.)

Codia (grch.), Mohnköpfe.

Codices rescripti oder palimpsesti heißen solche Handschriften, besonders von Pergament, bei welchen man eine ältere Schrift durch Abwaschen oder Abkratzen mehr oder minder gründlich beseitigt hat, um das Schreibmaterial nochmals verwenden zu können. (S. Palimpseste.)

Codicill (Diminutivum von Codex) hieß bei den Römern die kleinere Wachstafel zum Schreiben, wie man sie für Briefe, Gedichtsentwürfe, Geschäftsrechnungen, Diplome und letztwillige Verfügungen in Gebrauch nahm. In der letzterwähnten Verwendung existiert der Begriff noch im heutigen jurist. Sprachgebrauch als technischer. Es bedeutet hier die weniger feierliche letztwillige Verfügung, gegenüber dem Testament, in welcher zwar keine Erbeinsetzung verfügt werden kann, aber andere Bestimmungen, wie Vermächtnisse, gültig getroffen werden können. Der C. kann als Zusatz zu einem Testament (sei er in demselben bestätigt oder nicht, codicilli confirmati, non confirmati), aber auch ohne ein solches errichtet werden (Intestatcodicill). Da Testamente oft wegen eines Fehlers in der Form angefochten werden oder der eingesetzte Erbe die Erbschaft nicht annimmt, so ist es ratsam, einem jeden Testament die sog. Codicillarklausel hinzuzufügen, daß es, wenn auch nicht als Testament, doch als C. oder wie sonst immer möglich gelten solle. Partikularrechtlich bezeichnet man als «Testamentszettel» der Form nach erleichterte C., die codicillarische Zusätze zu einem Testament enthalten. Dem franz. Rechte sind C. fremd, bekannt dagegen dem preuß., österr. und sächs. Rechte.

Codifikation (vom lat. codex) nennt man die mehr oder minder vollständige, von der gesetzgebenden Gewalt ausgehende Zusammenstellung der für eine bestimmte Rechtsabteilung gültigen Vorschriften in einem systematisch geordneten Gesetzgebungswerke. Wenn hierbei die bestehenden Gesetze, Verordnungen und Gewohnheiten im wesentlichen wieder vorgeführt und nur veraltete Bestimmungen ausgeschieden, Meinungsverschiedenheiten beseitigt oder sich vorfindende Lücken im Geiste des bisherigen Rechts ausgefüllt werden, so nennt man dieses Verfahren neuerdings wohl auch Inkorporation, während man dagegen unter C. im engern Sinne eine umfassende Erneuerung des betreffenden Gesetzgebungszweigs sowohl in der Form als rücksichtlich bisheriger Grundsätze versteht. So vollzieht z. B. der bayr. Codex Maximilianeus von 1756 nur eine Inkorporation des bereits gültigen Rechts, während im Code Napoléon das franz. Civilrecht, im Allgemeinen Deutschen Handelsgesetzbuche das Handelsrecht kodifiziert ist. Nachdem die schon von Pompejus und Julius Cäsar gehegten Pläne einer C., man kann vielleicht sagen glücklicherweise, gescheitert, war es Justinian vorbehalten, in den das jetzige Corpus juris civilis (s. d.) bildenden Sammlungen zum ersten mal die schwere Aufgabe einer C. des bestehenden geltenden Rechts so glücklich zu lösen, daß dieses von den Formalitäten des frühern spezifisch röm. Civilrechts befreite Recht als Weltrecht von dem maßgebendsten Einflusse für die Rechtsgeschichte aller civilisierten Völker werden konnte. Die Rezeption dieses röm. Rechts in Deutschland hinderte nicht, daß, wie man dieselbe durchaus nicht allseitig als eine wesentliche Verbesserung und Wohlthat freudig begrüßt hatte, schon im 15. und 16. Jahrh. von Männern, wie Bebel, Ulrich Zasius und Oldendorp, eine allgemeine Reichsgesetzgebung, die an die Stelle des vielfach unanwendbaren Justinianischen Rechts treten sollte, angestrebt wurde, welchem Wunsche später Leibniz in gediegenster Weise Ausdruck verlieh. Als die ersten Anfänge einer C. für einzelne kleine Territorien können die Reformationen von Nürnberg, Worms, Frankfurt, das Landrecht für Baden von 1511, für Bayern von 1516, für Tirol die Landesordnung von 1526, das Württembergische Landrecht von 1555, das Jus Culmense revisum von 1594 u. s. w. gelten; eine wirkliche C. auf strafrechtlichem Gebiete stellt dagegen die Carolina (s. d.) von 1532 dar, wie auf civilprozessualischem die Prozeß- und Gerichtsordnung Kurfürst Johann Georgs I. für Sachsen von 1622.

Mit dem Ende des 18. Jahrh. beginnt infolge des immer mehr sich lockernden Reichsverbandes die Zeit der großen territorialen C.: es gehören hierher der Codex juris Bavarici criminalis von 1751, judiciarius von 1753, Codex Maximilianeus von 1756, die Theresiana von 1769, die Josephina von 1788 und das nach den gründlichsten, sorgsamsten Vorarbeiten erlassene Preußische Landrecht von 1794, welches in einem nicht immer tadelfreien, dennoch für die damalige Zeit großartigen, systematischen Aufbau Privat- wie öffentliches Recht vereinte. Diesem Vorgange folgte in Beschränkung auf Civilrecht das Österreichische bürgerliche Gesetzbuch von 1811, während Frankreich seine Codes in den J. 1804—10 erhielt. Als nach den Befreiungskriegen der nationale Geist in Deutschland ein

Deutsches allgemeines Gesetzbuch forderte, entspann sich zwischen den Koryphäen der Juristenwelt ein litterarischer Streit, der von den segensreichsten Folgen für die Erfassung des Wesens und des Entstehens des Rechts, der Bedeutung des aus dem Volksgeiste allmählich geschaffenen Rechts, der berechtigten Forderungen des Volks gegenüber der Gesetzgebung und der Rechtspflege, sowie vieler der wichtigsten Fragen der Gesetzgebungspolitik begleitet war. Auf der einen Seite forderte Thibaut in seiner kleinen Schrift: «Über die Notwendigkeit eines allgemeinen bürgerlichen Rechts für Deutschland» (Heidelb. 1814; 3. Aufl. 1840), eine C. und hielt sie für möglich, während Savigny in seiner berühmten Schrift: «Vom Beruf unserer Zeit für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft» (Heidelb. 1815; 3. Aufl. 1840), ablehnend darauf antwortete. Bei dem durchschlagenden Erfolge der Savignyschen Schrift blieben vorderhand die Codifikationspläne unausgeführt, wenigstens für das Civilrecht. Dringenden Bedürfnissen des Verkehrslebens nachkommend, schuf der Deutsche Bund wenigstens für Wechselrecht 1848, für Handelsrecht 1861 ein Allgemeines deutsches Recht und gab sich Sachsen 1863 ein seit 1865 geltendes Bürgerliches Gesetzbuch, woneben, abgesehen von Nachbildungen des Code Napoléon, von außerdeutschen Gesetzen die Gesetzbücher von Solothurn (erlassen 1841—47) und Zürich (erlassen 1854 und 1855), sowie das schweiz. Bundesgesetz über das Obligationenrecht vom 14. Juni 1881 als bedeutendere gesetzgeberische Arbeiten zu nennen sind. Mit vollem Recht wendete der Norddeutsche Bund seine Aufmerksamkeit zuerst auf einheitliche Gestaltung des Strafrechts und wurde das erlassene Strafgesetzbuch vom 31. Mai 1870 mit 1. Jan. 1872 Reichs-Strafgesetzbuch. Die früher beschränktere Kompetenz der Reichsgesetzgebung ist durch Reichsgesetz vom 20. Dez. 1873 auf das gesamte bürgerliche Recht, das Strafrecht und das gerichtliche Verfahren ausgedehnt worden. Demgemäß sind folgende Gesetzbücher zu Stande gekommen: die Civilprozeßordnung für das Deutsche Reich vom 30. Jan. 1877, das Gerichtsverfassungsgesetz vom 27. Jan. 1877, die Konkursordnung vom 10. Febr. 1877, die Strafprozeßordnung vom 1. Febr. 1877. In ihrer Gesamtheit bezeichnet man diese Gesetze als Reichs-Justizgesetze. Dieselben sind am 1. Okt. 1879 in Kraft getreten. Mit dem Entwurfe eines Civilgesetzbuchs für das Deutsche Reich ist eine Kommission von 11 Mitgliedern, welche ihren Sitz in Berlin hat, seit 1874 beschäftigt. (S. unter Civilrecht.) Derjenige Staat, der am wenigsten C. einzelner Rechtsgebiete aufzuweisen hat, ist England; doch hat man auch hier, trotz der jahrhundertelangen Anstrengungen bedeutender Männer, wie Bacon, Hale, Young, Barrington, Romilly, Mackintosh, Bentham, Brougham, sich nur zu sog. Konsolidationen gewisser Rechtsmaterien (z. B. im Strafrechte Consolidation Acts von 1861, für den Civilprozeß Common Law Procedure Acts von 1852, 1854, 1860, für die Gerichtsverfassung The supreme court of Judicature Acts 1873—76) verstanden. Neuerdings beabsichtigt man auch die C. des Kriminalrechts. Ein Entwurf (Criminal Code Bill) wurde 1880 veröffentlicht. Eine Konsolidation in größerm Maßstabe unternahmen seit 1873 die Vereinigten Staaten von Amerika für das Bundesrecht.

Litteratur. Sintenis, «Zur Frage von den Civilgesetzbüchern» (Lpz. 1853); Danz, «Die Wirkung der Codifikationsformen auf das materielle Recht» (Lpz. 1861); Röllner, «Die deutschen Juristen und die deutsche volkstümliche Gesetzgebung seit 1848» (Kassel 1854); Gaupp, «Über die Zukunft des deutschen Rechts» (Bresl. 1847); Geib, «Die Reform des deutschen Rechtslebens» (Lpz. 1848); Christ, «Die Verwirklichung der deutschen Nationalgesetzgebung» (Stuttg. 1850); Bornemann, «Die Rechtsentwickelung in Deutschland und deren Zukunft» (Berl. 1856); Trieps, «Über Nationalität und Einheit des bürgerlichen Rechts» (Hamb. 1860); Kitka, «Über das Verfahren bei Abfassung der Gesetzbücher» (Brünn 1838); R. von Mohl, «Staatsrecht, Völkerrecht und Politik» (Bd. 1, Tüb. 1860); Rousset, «Science nouvelle des lois» (Par. 1871); Goldschmidt, «Die Notwendigkeit eines Deutschen Civilgesetzbuchs» (Lpz. 1872); Siebenhaar, «Ideen über die Abfassung eines Deutschen bürgerlichen Gesetzbuchs» (Dresd. 1874); Friedr. Mommsen, «Entwurf eines deutschen Reichsgesetzes über das Erbrecht nebst Motiven» (Braunschw. 1876).

Cod liver oil (Codöl), engl. Bezeichnung für Leberthran (s. d.).

Cod. Ms., Abkürzung für Codex manuscriptus, Handschrift.

Codo, ein älteres span.-castil. Längenmaß, die Hälfte der Vara = $1^1/_2$ Fuß = $0{,}41795$ m. Von diesem C. war zu unterscheiden der in den Arsenalen dienende größere Codo de ribera (Küstencodo) von 2 Fuß = $0{,}55727$ m. 3 Codos de ribera = 4 gewöhnliche C. (S. Côvado und Cubit.)

Codogno, Stadt in der ital. Provinz Mailand, Bezirk Lodi, 23 km im SO. von Lodi, auf der Halbinsel zwischen Adda und Po gelegen, und an den Eisenbahnen Mailand-Piacenza und Brescia-Pavia, zählt (1881) als Gemeinde 11444 E., ist gut gebaut und hat schöne Kirchen und Paläste, ein elegantes Theater, schöne Plätze und eine angenehme Promenade. Dieser thätige Ort ist der Mittelpunkt der großen Käsefabrikation der wiesenreichen Provinz Lodi, deren Produkt den Namen Parmesan- (weil von Parma in den Handel gebracht) oder Lodigiankäse führt. Die vorhandenen casari können 4—8000 Käse fassen, und sie versenden jährlich für 2 Mill. Frs. von ihren 210 Sorten Käse. Hier befinden sich mit Dampf getriebene Seidenfilanden, Gerbereien, Hut-, Leinen- und Majolikafabriken u. s. w.

Codöl, s. Cod liver oil.

Codrington (Sir Edward), brit. Admiral, geb. 1770, aus einem alten Geschlechte, trat schon 1783 als Midshipman in den Seedienst und zeichnete sich in dem Treffen vom 1. Juni 1794 als Lieutenant unter dem Admiral Howe aus, auf dessen Flaggenschiff er focht. Als Kapitän befehligte er in der Schlacht von Trafalgar das Linienschiff Orion. C. war 1809 bei dem Angriff auf Vliessingen unter Admiral Gardner und half später Cadiz verteidigen. Seit 1814 Kontreadmiral, diente er unter dem Admiral Sir Alex. Cochrane in Amerika und wurde 1825 Vizeadmiral. Bald nachher erhielt er den Befehl über die Flotte im Mittelländischen Meer, die bestimmt war, die türk. Seemacht zu beobachten. Im Verein mit dem franz. Geschwader unter Admiral Rigny nötigte C. den Befehlshaber der ägypt.-türk. Kriegsmacht in Morea, Ibrahim-Pascha, 25. Sept. 1827 zu einem Waffenstillstand, nach dessen Bedingungen sämtliche Land- und Seetruppen im Hafen von Navarin (s. d.) sich der Feindseligkeiten enthalten sollten. Ibrahim verletzte

den Waffenstillstand, während er zugleich die grausamsten Verheerungen in Morea anrichten ließ. Nachdem auch das russ. Geschwader unter dem Admiral Heyden erschienen war, übernahm C. als der älteste Admiral den Oberbefehl über die verbündeten Flotten. In Schlachtordnung wollte man in den Hafen von Navarin einlaufen, um Ibrahim zur Beobachtung des Waffenstillstandes zu zwingen und die osman. Seemacht zur Abfahrt nach Ägypten und den Dardanellen zu bewegen. Als indes die vereinigte Flotte 20. Okt. dem Hafen sich näherte, eröffneten die Türken das Feuer, und bald erfolgte ein allgemeiner Kampf, welcher in drei Stunden den größten Teil der türk.-ägypt. Flotte vernichtete. C. stand während der mörderischen Schlacht auf dem Verdeck seines Admiralschiffs und leitete besonnen die Bewegungen der Schiffe in dem engen Raume des Hafens. Frankreich und Rußland dankten dem Sieger durch ehrenvolle Auszeichnungen, das engl. Volk pries seinen Heldenmut; aber während der König ihm das Großkreuz des Bathordens schickte, wurden in die Thronrede Worte eingeflochten, die einen versteckten Tadel der Unternehmung enthielten. Im Juli 1828 erschien C. mit mehrern Schiffen vor Alexandria und zwang den Vizekönig von Ägypten Morea zu räumen. C. hatte schon Beweise von der Ungunst des Tory-Ministeriums erhalten, als er die Anzeige empfing, der König habe ihm einen Nachfolger gegeben. Er legte 22. Aug. 1828 den Oberbefehl nieder und kehrte nach England zurück. Die Vermutung, daß C. vor der Schlacht bei Navarin außer seiner amtlichen Instruktion noch eine geheime von dem damaligen Großadmiral, Herzog von Clarence, nachherigem Könige Wilhelm IV., empfangen habe, wurde durch die spätern Ereignisse bestätigt. Als der Herzog zum Throne gelangt war, fand C. auch in seinem Vaterlande die volle Anerkennung, welche er früher bei einem Besuche in Paris und Petersburg durch die ehrenvollste Aufnahme erhalten hatte. C. befehligte 1831 die vor Lissabon kreuzende Flotte. Von 1832 bis 1840 vertrat er die Stadt Devonport im Parlament, wo er mit den Whigs stimmte, war hierauf Oberbefehlshaber in Portsmouth und wurde 1846 von der Königin Victoria zum Kammerherrn ernannt. Er starb als Admiral der roten Flagge 28. April 1851 zu Eaton-Square. Vgl. Lady Bourchier, «Sir Edward C. Memoir. Selections from his public and private correspondence» (2 Bde., Lond. 1873).

Sein ältester Sohn, Sir William John C., geb. 1800, trat jung als Fähnrich beim Garderegiment Coldstream ein, rückte 1836 zum Oberstlieutenant und 1846 zum Obersten auf. Beim Ausbruch des Orientkriegs begleitete er sein Regiment nach der Türkei und führte, seit 20. Juni 1854 Generalmajor, eine Brigade der leichten Division, mit der er an den Schlachten von der Alma und bei Inkjerman teilnahm. Im Juni 1855 ward er Divisionskommandeur und leitete den verunglückten Angriff auf den Redan. Nach dem Rücktritt des Generals Simpson zum Oberbefehlshaber der engl. Armee in der Krim mit Generallieutenantsrang erhoben, wurde er durch den bald darauf geschlossenen Waffenstillstand verhindert, diese damals stark angefochtene Wahl durch militärische Erfolge zu rechtfertigen. Nach England zurückgekehrt, trat er 1857 für Greenwich ins Parlament, legte aber 1859 sein Mandat nieder, um das Amt eines Gouverneurs von Gibraltar zu übernehmen. In dieser Stellung blieb er bis 1865. Seit 27. Juli 1863 ist C. wirklicher General.

Codrington-College, Erziehungsanstalt auf der Insel Barbadoes (s. d.).

Coehoorn (Menno van), ausgezeichneter niederländ. Ingenieur, ein Zeitgenosse und Gegner Vaubans, geb. 1641 auf einem Landhause bei Leeuwarden in Friesland, erhielt durch seinen Vater, welcher Kapitän der Infanterie war, den ersten Unterricht in den Kriegswissenschaften und zeigte schon damals besondere Neigung zur Festungsbaukunst. Er vollendete seine Bildung auf der hohen Schule zu Franeker und ward schon in seinem 16. Jahre Hauptmann in niederländ. Diensten. Als solcher nahm er 1673 an der Verteidigung von Mastricht teil und wurde bei der Belagerung von Grave 1673 durch Anwendung der von ihm erfundenen und nach ihm benannten kleinen Mörser berühmt. Wegen ausgezeichneten Benehmens in der Schlacht von Senef (1674) wurde er Oberst, 1688 Brigadier und zeichnete sich bei Fleurus und der Verteidigung von Namur (gegen Vauban) aus. Nach dem Frieden von Nimwegen 1679 erhielt er den Auftrag, Coevorden, mit Beibehaltung seiner fünfeckigen Form, durch Außenwerke zu verstärken. Der gleiche Auftrag an einen andern Ingenieur, Louis Paan, gab Gelegenheit zu einem Streite, infolge dessen C. seine Grundsätze des Festungsbaues auf eine lichtvolle Weise in den Werken «Versterkinge des vijfhoeks met alle sijne buijtenwerken» (Leeuwarden 1682) und «Nieuwe vestingbouw» (Leeuwarden 1685; neue Aufl. 1702; franz., Haag 1741; deutsch, Düsseld. 1709) entwickelte. Sein System fand besonders in Deutschland vielen Beifall. C. leitete 1694 die Belagerung von Huy, worauf er 1695 Namur wieder eroberte. Zum Generallieutenant und Generalinspektor der niederländ. Festungen ernannt, sorgte er nach dem Frieden von Ryswijk für deren Verstärkung. Beim Ausbruch des Spanischen Erbfolgekriegs führte er ein Korps von 10000 Mann, eroberte 1702 das Fort Donatus und leitete unter dem Prinzen von Nassau-Saarbrücken die Belagerung von Venloo sowie von Roermonde, das sich durch C.s Anstalten schon am siebenten Tage ergab. Hierauf ward das lütticher Schloß, ferner Kaiserswerth und 1703 Bonn, hauptsächlich durch die Anwendung der Mörser, genommen. Nachdem C. mit Sparre und Tilly die Franzosen aus den Verschanzungen bei Stekene getrieben, eroberte er Huy und Limburg. Er hatte von Marlborough die Einladung erhalten, nach dem Haag zu kommen, um den Plan zum neuen Feldzuge zu verabreden, als er 17. März 1704 starb. C. ward zu Wijkel in Friesland beerdigt, wo seine Kinder ihm ein prächtiges Denkmal errichteten. Sein Leben hat sein Sohn Gosewijn Theodor van C. (neu herausg. von Sypestein, Leeuwarden 1860) beschrieben.

Die **Coehoornsche Befestigungsmanier,** eine Verbesserung der niederländischen, welche die bastionäre Konstruktion mit dem Tenaillen- und Kaponnièrenbau verschmilzt, ist von dem Erfinder in drei verschiedenen Systemen dargestellt worden, welche alle auf den sehr wenig über dem Wasserspiegel erhabenen Boden Hollands berechnet sind, und von denen hauptsächlich das erste System bei den Befestigungen von Nimwegen, Breda, Namur, Bergen-op-Zoom und Mannheim in Anwendung gebracht wurde. Der Hauptwall der Coehoornschen

Befestigungsmanier ist verhältnismäßig niedrig, mit einer gemauerten Escarpe, welche aber durch die vorliegenden Werke dem direkten Feuer des Feindes entzogen wird. Die Bastionen, deren er sechs bis acht hat, sind voll und geräumig und haben lange Flanken und kurze Facen; eine Faussebraie (falsa bracca, falsche Hülle oder Hose), durch einen trockenen Graben vom Hauptwall getrennt, umschließt diesen und die Ravelins. Der Hauptgraben und Ravelingraben sind Wassergräben; die Couvrefacen sind so schmal, daß der Feind nach ihrer Eroberung sich nicht auf ihnen festsetzen kann. Der Gedeckte Weg ist geräumig, mit großen Waffenplätzen und hat, wie die Ravelins, gemauerte Reduits und Traversen. Die Sohlen der trockenen Gräben sowie der Gedeckte Weg gehen bis auf den Wasserspiegel, sodaß der Belagerer auf ihnen sich nicht einschneiden kann, sondern das Material zu seiner Deckung herbeischleppen muß; sie werden außerdem durch Grabenkaponnièren und Rückengalerien durch Gewehrfeuer verteidigt. Vor dem Schulterpunkt der Bastion liegt auf der Faussebraie ein mit einigen Kanonenscharten versehenes gemauertes Orillon, welches den Faussebraiegraben vor den Bastionsfacen bestreicht. Die Flankierung ist allenthalben trefflich angeordnet, und durch die breiten trockenen Gräben und den geräumigen Gedeckten Weg die Offensive gegen den Belagerer erleichtert. Die sparsame Anwendung von Mauerwerk verringert die Kosten des Baues ungemein, was bei einem mit Festungen übersäeten Lande, wie Holland, von großer Wichtigkeit war. Ein Hauptfehler der Manier, der jedoch in jener Zeit, wo das Wurffeuer noch auf ziemlich niedriger Stufe stand, sich von geringerm Belang zeigte, ist die unzulängliche Deckung gegen Wurffeuer. Vgl. Zastrow, «Geschichte der beständigen Befestigung» (3. Aufl., Lpz. 1854).

Coel, Stadt in Ostindien, s. Aligarh.

Coelemans (Jacob), niederländ. Stecher, geb. zu Antwerpen 1670, ging aus der Schule des C. Vermeulen hervor und arbeitetete zuerst in seiner Heimat. Dann erhielt der Künstler aber seitens des Kunstliebhabers Boyer d'Aiguilles einen Ruf nach Aix, um die Schätze seiner Galerie im Stich zu vervielfältigen. Das Werk, schon früher vollendet, kam erst 1744 heraus, besteht aus 118 Blättern und enthält unter anderm Stiche nach Le Sueur, Benedetto Castiglione, Veronese, Guido Reni, Puget de Marseille u. s. w. Seine Stichelführung ist nicht angenehm, sondern hart und unkoloristisch. Er starb zu Aix um 1734.

Coelho (Francisco Adolpho), bedeutender port. Sprachgelehrter, geb. zu Coimbra 1847, bekleidet seit 1878 den Lehrstuhl für vergleichende Sprachforschung an der Hochschule von Lissabon. Er ist der erste Portugiese, der sich die im Auslande gewonnenen Errungenschaften der Sprachwissenschaft vollständig angeeignet hat und die strengste Methode auf die Erforschung seiner Heimat anwendet, was Sprache, Dialekte, Ethnographie, Onomastikon u. s. w. anbetrifft. Abgesehen von einer Fülle von trefflichen Aufsätzen, die er in verschiedenen portug., franz. und deutschen Zeitschriften veröffentlicht hat, sowie einer Reihe polemischer und kritischer Broschüren, sind seine wichtigsten Werke folgende: «A lingua portugueza» (Coimbra 1868), «Origem da lingua portugueza» (Lissab. 1870), «Theoria da Conjugação em latim e portuguez» (Lissab. 1871), «Questões da lingua portugueza» (Porto 1874), «A lingua portugueza: noções de glottologia geral e especial portugueza» (Porto 1881), «Os dialectos romanicos ou neo-latinos na Africa» (Lissab. 1881). Außerdem gab er seit 1875, unter der Mitwirkung von Theophilo Braga und Joaquim de Vasconcellos die Zeitschrift «Bibliographia Critica de Historia e Litteratura» heraus und veröffentlicht seit 1880 eine «Revista d'Ethnologia e de Glottologia» (Lissab.). Portugal verdankt ihm ferner die erste Sammlung echt volkstümlicher portug. Märchen: «Contos populares portuguezes» (Lissab. 1879).

Coello (Alonso Sanchez), span. Maler des 16. Jahrh., von hervorragender Bedeutung sowohl als Porträtist wie als Historien- und religiöser Maler. Zu Benisayro bei Valencia um 1500 geboren, gehört er nach seiner künstlerischen Ausbildung Italien an, wo er, vorzugsweise in Rom, längere Zeit verweilte. Nach seiner Rückkehr in die Heimat ernannte ihn König Philipp II. zum Hofmaler, sein Tod erfolgte in Madrid 1590. C. verbindet mit dem Formenadel ital. Schule ein gewisses Element feierlicher Ruhe und Strenge, welches seinem nationalen Wesen entspringt. Seine Zeichnung ist korrekt, sein Kolorit etwas dunkel. Als Porträtist ist er am bedeutendsten, wie dies namentlich die Porträts des Don Carlos und der Donna Isabella in der madrider Galerie beweisen. Im Escurial, in San-Geronimo zu Madrid befinden sich Altarblätter von seiner Hand. Unter C.s Schülern nimmt Juan Pantoja de la Cruz, ebenfalls ein ausgezeichneter Porträtmaler, den ersten Rang ein.

Coello (Claudio), span. Historienmaler, welcher die einheimische Schule beschließt, geb. in Madrid 1621, wo er 1693 starb. Er malte viele Altarbilder in den hervorragendsten Städten des Landes, mußte aber dem Sterne Giordanos weichen, der damals aus Italien berufen ward, eine Kränkung, die den Tod des Künstlers veranlaßt haben soll.

Coërcibel (neulat.) bezeichnet in der Physik diejenige Eigenschaft der Gase, vermöge der sie sich, bei genügender Erkaltung und hinreichender Zusammendrückung, zu einer tropfbaren Flüssigkeit verdichten oder kondensieren lassen. Man weiß heutzutage durch Experimente, daß alle Gase coërcibel sind, wenn nur ein hinreichender Grad in ihrer Erkaltung und Zusammenpressung hervorgebracht wird. Allein bis noch vor kurzem (1877) teilte man die Gase in coërcible, welche sich zu einer tropfbaren Flüssigkeit kondensieren ließen, und in permanente, welche unter allen Umständen ihre Gasform behalten. Zu den erstern zählte man Cyan, schweflige Säure, Chlor, Ammoniak, Salzsäure, Kohlensäure, salpetrige Säure und Stickstoffoxydul. Zu den letztern gehörten: Stickoxyd, Kohlenoxyd, Sauerstoff, Stickstoff, atmosphärische Luft und Wasserstoff. Allein seit es den Experimentatoren L. Cailletet (Paris) und R. Pictet (Genf) durch ihre epochemachenden Versuche gelungen ist (1877—78), alle noch für permanent gehaltenen Gase mittels tiefer Erkaltungen und hohen Drucks zu verflüssigen, gibt es nur noch coërcible Gase. Dagegen hat es eine Zeit gegeben (vor 1823), wo alle Gase für permanent galten. Man unterschied damals die Dünste von den Gasen, indem man nur jene für kondensierbar hielt, die letztern nicht. Als später (1823) Davy und Faraday, und nach diesen auch andere (Thilovier

und Natterer, «Verflüssigung der Kohlensäure und des Stickstoffoxyduls», 1844) die oben als coërcibel angeführten Gase verflüssigten, entstand der Unterschied zwischen den coërcibeln und permanenten Gasen, welcher seit 1877 wieder aufgehört hat. Gegenwärtig erscheinen eigentlich Dünste und Gase als wissenschaftlich identisch, indem sie sich nur durch den Grad der Temperatur und des Drucks, bei dem ihre tropfbare Verflüssigung eintritt, voneinander unterscheiden. Im gewöhnlichen Leben bezeichnet man jedoch noch immer, wie früher, sehr leicht kondensierbare, gasförmige Stoffe als Dünste, die schwierig tropfbar zu machenden, ausdehnbar flüssigen Stoffe dagegen als Gase. (S. Dunst, Dampf, Gas und Wärme.) Über die Kondensierung der ehemaligen permanenten Gase vgl. Pictet, «Mémoire sur la liquéfaction de l'oxigène» (Genf 1878) und Cailletet in den Schriften der pariser Akademie (1877—78).

Coërcitivkraft heißt der Widerstand, welchen Stahl, Eisen, Nickel, Kobalt u. a. m. einer Änderung ihres jeweiligen magnetischen oder unmagnetischen Zustandes entgegensetzen. Je größer die C. einer Materie ist, desto schwieriger wird der betreffende Körper magnetisch oder unmagnetisch, so z. B. nimmt ein Stahlstab den Magnetismus schwer an, behält ihn aber auch dann um so länger, weil seine C. groß ist; dagegen ist die C. des reinen oder weichen Eisens gering, weshalb dieses den Magnetismus leicht annimmt, aber ebenso leicht losläßt. Mit dem Steigen der Temperatur eines Körpers nimmt seine C. ab. (S. unter Magnetismus.)

Cœur (frz.), Herz; eine Farbe in der franz. Spielkarte, welche durch ein rotes Herz bezeichnet wird; C. de lion, Löwenherz, Beiname des Königs Richard I. von England; de bon c., von Herzen gern; Sacré c., «heiliges Herz», Name von Wohlthätigkeitsanstalten.

Coeur (Jacques), berühmter Kaufmann, Münz- und Schatzmeister Karls VII. von Frankreich, geb. um 1400, erwarb sich von Montpellier aus durch geschickte Spekulationen im Levantehandel, den er auf Reisen persönlich anknüpfte und in Konkurrenz mit den ital. Republiken zuerst nach Frankreich zog, ungeheuere Reichtümer, erweckte dadurch die Aufmerksamkeit des Königs, ward von diesem der Münze und bald der ganzen Finanzverwaltung vorgesetzt, häufte nun Schätze und die größten Ehren für sich auf und leistete König und Staat in dem Befreiungskriege gegen die Engländer durch die Einrichtung moderner Verwaltungsformen, statistischer Erhebungen zur Steuerabschätzung, Münzreformen u. s. w. ausgezeichnete Dienste. Im J. 1440 erhob ihn der König in den Adelstand; seit 1444 präsidierte er den Ständen von Languedoc, 1446 ging er als Gesandter nach Genua, 1447 in derselben Eigenschaft nach Rom. Sein Bruder ward Bischof von Luçon, sein Sohn Erzbischof von Bourges. Er hatte Herrschaften und Güter in allen Provinzen und herrliche Schlösser, noch jetzt schöne Denkmäler der franz. Renaissance, in den Hauptstädten des Landes, besonders Montpellier, Bourges und Paris. Aber seine Reichtümer und Würden schufen ihm Neider unter seinen kaufmännischen Konkurrenten wie in der polit. Welt, und es gelang diesen, ihn Juli 1451 zu stürzen. Ihm ward der Prozeß gemacht, und da die Ankläger zugleich seine Richter waren, war sein Los von Anfang an entschieden: vor die Qualen der Tortur gestellt, bekannte er Verbrechen, die er nie begangen hatte, und ward seiner Besitzungen, die für den König sein Hauptverbrechen waren, beraubt, in dem Kloster der Cordeliers von Beaucaire interniert. Hier gelang es aber seinen Freunden, ihn zu befreien. Er ging nach Rom, erhielt bei dem ihm gnädig gesinnten Papst Nikolaus V. freundliche Aufnahme, sammelte die Trümmer seines Vermögens und ging 1456 als Generalkapitän der Kirche im Auftrage des Papstes Calixtus III. mit einer Flotte in die Levante, um den von den Türken bedrängten griech. Inseln Hilfe zu bringen. Hier starb er in Chios 25. Nov. 1456. Seine Familie ward nach längern Verhandlungen von der Krone wieder begnadigt. Vgl. Clément, «Jacques C. et Charles VII» (4. Aufl., Par. 1874).

Coffea, s. Kaffee.

Coffeïn, s. Caffeïn.

Coffinhal (Jean Baptiste), franz. Revolutionär, geb. zu Aurignac 1754, verließ nach dem Ausbruch der Revolution, der er sich mit Leidenschaft ergab, seinen ärztlichen Beruf und erhielt in Paris eine Stelle als Prokurator am Gerichtshof des Châtelet, 1792 aber den Vizevorsitz im Revolutionstribunal, wo er durch blutdürstigen Fanatismus in zahlreichen Justizmorden Robespierres Gunst vor andern gewann. Diesem hing er bis zur Katastrophe unverbrüchlich an. Vergebens suchte er Robespierre noch am 8. Thermidor zu bestimmen, die Rettung durch Verhaftung der Wohlfahrts- und Sicherheitsausschüsse zu wagen. Indem dieser zögerte, zog er das Verhängnis über die Partei herab. C. gelang es, sich von dem Rathause aus mit dem Säbel Bahn zu brechen und ein Versteck zu erreichen, wo er unverfolgt blieb. Aber der Hunger zwang ihn hier fort, er vertraute sich einem Bekannten an, und dieser verriet ihn. C. endigte daher, wie die Häupter seiner Partei, 1794 unter der Guillotine.

Coffrage (frz.), Ausschalung, Verzimmerung eines Minenganges.

Cogalniceanu (Michael), rumän. Staatsmann und Historiker, geb. 1806, ward sehr jung auf den unter Joh. Stourdza neu begründeten Lehrstuhl der Geschichte zu Jassy berufen und ging 1834 nach Deutschland, wo er besonders zu Berlin lebte und eine «Histoire de la Valachie et de la Moldavie» (Berl. 1837) veröffentlichte. In seine Heimat zurückgekehrt, begründete C. mit dem Dichter Alecsandri und mit Negruzzi 1840 die «Dacia litteraria», eine Revue wissenschaftlichen und belletristischen Inhalts; auch wirkte er mit für Begründung des Nationaltheaters und gab unter dem Titel «Archiva romanesca» (1841) eine Sammlung von geschichtlichen Dokumenten und unter dem Titel «Letopisitz» eine Sammlung rumän. Chroniken (3 Bde., Jassy 1845—52; 2. Aufl., Bukar. 1872) heraus. Seinen polit. Einfluß verdankt C. der Unionspartei, deren thätigstes Mitglied er selber war. Das in Gemeinschaft mit Konst. Hormuzachi und A. Panu gegründete unionistische Organ «Steua Dunärei» übte großen Einfluß auf die öffentliche Meinung beider Länder aus. Seit der Wahl Cusas zum Fürsten der vereinigten Fürstentümer Moldau und Walachei (Jan. 1855) war C. an allen wichtigen Staatsakten beteiligt. Als Kultusminister gründete er die Universität Jassy. Als Ministerpräsident setzte er den Staatsstreich vom 14. Mai 1864 ins Werk. Zunächst schritt er nun zur Aufhebung der Robotpflicht

und Einführung eines Kommunalgesetzes. Diesen folgten unter anderm die Einrichtung von Departementalräten, die Promulgierung eines einheitlichen Civil- und Kriminalgesetzes sowie eines Unterrichtsgesetzes. Die zum Teil infolge dieser allzu hastig bewerkstelligten Reformen entstandene Unzufriedenheit nötigte C. zum Rücktritt. Unter dem Fürsten Karl bekleidete er von Nov. 1868 bis 24. Jan. 1870 wieder das Ministerium des Innern, gehörte während des konservativen Ministeriums Lascar Catargi (1871—76) zur liberalen Opposition und als 1876 die Liberalen zur Regierung kamen, war er längere Zeit Minister des Äußern und des Innern, ohne jedoch den frühern Einfluß zu besitzen. Nach kurzem Aufenthalt in Paris als rumän. Gesandter entbrannte in der Deputiertenkammer zwischen ihm und seinem frühern Kollegen aus dem liberalen Ministerium Bratianu eine heftige Fehde, vornehmlich wegen der Donaufrage, in der C. sich dem russ. Standpunkt zuneigte, jedenfalls gegen die österr. Ansprüche agitierte.

Coge intrāre (lat.) oder **Compelle intrare**, d. h. «nötige (sie), hereinzukommen», der aus der mißdeuteten Bibelstelle Luk. 14, 23 hergeleitete Grundsatz, womit die Anwendung von Gewalt behufs Veranlassung zum Beitritt zu einer Religionsgesellschaft gerechtfertigt wird.

Cogels (Jos. Karl), ausgezeichneter Landschaftsmaler, geb. zu Brüssel 1785, sollte sich ursprünglich dem Staatsdienste widmen, besiegte endlich die Hemmnisse, die seiner Neigung zur Kunst bereitet wurden, und besuchte 1802 die Akademie zu Düsseldorf. C. kehrte 1805 nach Belgien zurück und ward Mitglied der Akademie von Gent. Nachdem er zweimal Paris besucht hatte, kam er 1810 nach München und blieb daselbst. Er wurde 1824 Ehrenmitglied der dortigen Akademie und starb 31. Mai 1831 zu Leitheim unfern Donauwörth. Seine Landschaften zeichnen sich durch lebendige Naturauffassung aus und tragen den Charakter der Gegenden seines Vaterlandes; seine Behandlung ist leicht und geistvoll. Besonders wirken seine Gemälde durch überraschende Luft- und Lichteffekte.

Coggeshall, Stadt in der engl. Grafschaft Essex, 21 km im NO. von Chelmsford, links an dem ins Meer gehenden Blackwater, zählt (1881) 4162 E., die Seidenspinnerei und Weberei treiben. Dabei liegen die Ruinen einer Cistercienserabtei und eine Brücke, beides aus dem 12. Jahrh.

Coghetti (Franz), ital. Maler, geb. 4. Okt. 1804 in Bergamo, erhielt daselbst Unterricht durch Diotti und machte dann zu Rom unter Camuccini zwei Jahre hindurch fleißige Studien, besonders an den Werken Rafaels. Seine eigenen Produktionen erfreuten sich alsbald einer glänzenden Aufnahme. Zwei Altarbilder, Mariä Opferung und Mariä Himmelfahrt, die er für seine Vaterstadt malte, erwarben ihm die Gunst Morlachis, der ihm die Ausmalung seiner Schloßkapelle und der großen Kuppel der Kathedrale übertrug. Als er mit diesen Arbeiten fertig geworden und wieder nach Rom zurückgekehrt war, malte er einen Salon der Villa Torlonia mit den Heldenthaten Alexanders aus. Der Fürst Torlonia war mit dieser Arbeit so zufrieden, daß er ihm auch die Ausschmückung seiner Villa in Castel-Gandolfo und seines Palastes in Rom auftrug; in ersterer kam der Triumph des Bacchus, eine Amazonenschlacht und die vier Elemente zur Darstellung, im zweiten die Fabel von Amor und Psyche und die großartige Komposition: Der Parnaß aller berühmten Männer. Zu den Hauptwerken des Künstlers gehören die Fresken der Basilika von Savona; die Kartons dazu werden als stilvolle und vollendete Zeichnungen geschätzt. In Öl führte C. noch ferner aus ein Altarbild für die Kathedrale von Porto-Maurizio, eine Himmelfahrt Christi; ein zweites Altarbild, die Verurteilung des heil. Stephanus, brachte ihm den Titel eines Ritters des Sankt Gregor-Ordens ein. C. starb 23. April 1875. Er gehörte der strengen klassischen Kunstrichtung an, die, von dem Studium der alten Meister ausgehend, durch edle Zeichnung und feine Idealisierung die ital. Kunst zu ihrer alten Höhe zu erheben suchte. Er und sein Fachgenosse Podesti standen an der Spitze einer Schule, aus welcher namhafte Maler hervorgegangen sind, die aber neuestens in der Produktion Italiens dem ausgeprägtesten Naturalismus das Feld räumen mußte.

Cogito, ergo sum (lat.), d. h. «ich denke, also bin ich», der Hauptgrundsatz des Descartes (s. d.), den er als die unmittelbar gewisseste Wahrheit an die Spitze seines philos. Systems stellte.

Cognac, altertümliche und enggebaute Stadt im franz. Departement Charente und am linken Ufer der Charente, an der Charentebahn, 51 km westlich von Angoulême, Hauptort eines Arrondissements, im ehemaligen Angoumois, in einer anmutigen Gegend gelegen, hat ein Tribunal erster Instanz, ein Handelsgericht, ein Kommunal-Collége, ein Gefängnis, ein Hospiz, ein Wohlthätigkeitsbureau und ein altes, jetzt als Branntweinmagazin benutztes Schloß, in welchem Franz I. 12. Sept. 1494 geboren wurde, dem hier 1864 eine eherne Reiterstatue errichtet wurde, und zählt (1876) 13 811, als Gemeinde 14 900 E., welche Eisenhämmer und Hohöfen unterhalten, den berühmten Franzbranntwein produzieren, der im Handel Cognac (s. d.) heißt, Getreide- und Weinbau und sehr bedeutenden Handel mit Cerealien, Vieh, Trüffeln und besonders mit Weingeist und Branntwein treiben, wofür die Stadt der Hauptstapelplatz der Charente-Departements ist. — C., im Mittelalter Coniacus, dann Coignac genannt, hatte früher eigene Herren und wurde zu Saintonge gerechnet. Im 12. Jahrh. kam es als eigene Grafschaft an die Grafen von Angoumois, 1515 an die Krone. Am 22. Mai 1526 schloß hier Franz I. mit Heinrich VIII. von England, dem Papste, Venedig und Mailand ein Bündnis, die Heilige Ligue, gegen Kaiser Karl V. C. wurde 1562 von den Hugenotten erobert, 1569 von dem Herzog von Anjou und 1651 vom Prinzen von Condé vergeblich belagert.

Cognac oder **Franzbranntwein** heißt der nach der Stadt Cognac (s. d.) benannte, aus Wein destillierte franz. Branntwein, welcher in Frankreich selbst ausschließlich Trois-six (nach den Alkoholprozenten) und Eau de vie genannt wird. Der C. ist einer der feinsten und gehaltreichsten Branntweine mit edlerm Aroma als der Rum. Seinen Geschmack und seine Blume verdankt er dem mit überdestillierenden ätherischen Weinöl, welches mit Essigäther in dem gewonnenen Alkohol aufgelöst enthalten ist. Dargestellt wird der C. aus den leichten, nicht haltbaren Brennweinen (Vins de chaudière). Nicht zu verwechseln mit dem echten Weinbranntwein ist der Tresterbranntwein aus Trub und Kelterrückständen, der viel herber und weniger angenehm schmeckt und bedeutend unter dem Preise

des C. steht. Der C. wird, wie edler Wein, mit dem Alter stets feiner und milder, sodaß er zuletzt fast wie ein überaus edler, durchgeistigter Wein schmeckt. Vielfach ahmt man den C. auch nach, meistens aus Kornbranntwein mit einem Zusatz von Cognacöl (s. d.). Frankreich ist das einzige Land, welches den C. im großen erzeugt und damit einen bedeutenden Handel treibt. In den letzten Jahren ist die Fabrikation des C. infolge der durch die Reblaus in den franz. Weingärten angerichteten Verwüstungen bedeutend zurückgegangen und dadurch sind die Preise für feinen, milden C. so gestiegen, daß sie denen der feinsten Weine gleichkommen oder sie übertreffen. Der bei weitem größte Teil des jetzt im Handel befindlichen C. ist ein schlechtes Kunstprodukt, welches mit echtem C. kaum entfernte Ähnlichkeit hat.

Cognacöl, echtes, s. Drusenöl.

Cognacöl, künstliches (Cognacessenz, Cognacäther), wird in großen Mengen zur Fabrikation des Cognacs aus Kokosöl dargestellt. Die Kokosseife wird in warmem Wasser geschmolzen, mit verdünnter Schwefelsäure zersetzt, wobei die Fettsäuren, Palmitinsäure, Caprinsäure, Capronsäure u. a. geschmolzen als ölige Schicht sich abscheiden; diese werden von der wässerigen Lösung getrennt, gewaschen, in starkem Alkohol gelöst und Salzsäuregas eingeleitet, solange dieses noch gebunden wird. Die Flüssigkeit wird durch Waschen mit Wasser von anhängender Säure befreit und bildet alsdann ein Gemenge der Äthyläther der vorhandenen organischen Säuren, sie erteilt in geringen Mengen verdünntem Weingeist zugesetzt diesem einen an Cognac erinnernden Geruch und Geschmack.

Cogniard (Hippolyte und Théodore), zwei Brüder und franz. Vaudevilleschreiber, ersterer geb. 20. Nov. 1807, letzterer geb. 30. April 1806, gest. 14. Mai 1872, waren Theaterdirektoren in Paris und entwickelten eine erstaunliche Thätigkeit in der Fertigung von Dramen, die freilich keinen bleibenden Wert haben. Am meisten Erfolg hatte seinerzeit das Zauberstück «La biche au bois».

Cogniet (Léon), franz. Maler der Neuzeit, geb. zu Paris 29. Aug. 1794. Seine Jugend fiel in die Epoche der klassizistischen Reformen der Davidschen Richtung, deren Geist auch C.s Streben beeinflußte. Er machte seine Studien zu Rom an der Akademie sowie unter der Leitung Guérins. Doch zeigte sich alsbald schon bei den frühern Leistungen C.s eine Tendenz, welche mit dem kühlen Wesen jener akademischen Kunstweise nicht vollkommen übereinstimmt. Namentlich verstand es der Künstler schon damals durch schärfere Charakteristik sowie durch das Betonen des psychol. Moments zu pointieren und seine Gestalten dadurch über die Schablone des rein Akademischen zu erheben. Dies tritt namentlich zu Tage in seinen Werken: Marius auf den Trümmern Karthagos, welches Gemälde 1824 vollendet wurde, und das gleichzeitige: Der Mord der unschuldigen Kinder. Allmählich begann sich C. romantischen Stoffen zuzuneigen, welche Richtung z. B. an den drei Jahre später entstandenen Heiligenbildern in der Madeleine- und andern pariser Kirchen sichtlich wurde. Den Gipfelpunkt erreichte diese Schwenkung nach der Seite der Romantik mit einem 1831 geschaffenen Gemälde nach Walter Scotts «Ivanhoe». Durch seine meisterhaften Porträts mit ihrer feinen, vornehmen Charakterisierung lenkte C. von dieser Richtung wieder ab, wenn auch der Auszug der pariser Nationalgarde von 1792, 1836 gemalt für Versailles, nochmals die heftigste Bewegung und stürmisches Leben ausspricht. Den vollkommen geklärten Künstler auf der höchsten Stufe seines Schaffens zeigte dann sein berühmtes Bild: Tintoretto an der Leiche seiner Tochter (1843), ein Meisterwerk an vornehmer Ruhe und wahrhaft monumentaler Großartigkeit, ausgezeichnet besonders durch die tiefverstandene Charakterisierung und psychol. Schilderung. Neben seinen Staffeleibildern hat C. auch Deckenmalereien geschaffen, so im Louvre die Darstellung Napoleons unter den Gelehrten der ägypt. Expedition. Er starb zu Paris 20. Nov. 1880.

Cognitio (lat.) ist die Ermittelung eines Thatbestandes durch mündliches, rechtliches Gehör beider Parteien vor der entscheidenden richterlichen Obrigkeit (vgl. Causae cognitio). Im röm. Prozeß hatte C. die Bedeutung eines besondern, zuerst außerordentlichen, später zur Regel gewordenen Verfahrens, bei welchem der Staatsbeamte (Magistratus, s. d.) den Rechtsfall selbst untersuchte und entschied. Die Regel war nämlich zuerst Teilung der richterlichen Funktion zwischen dem Staatsbeamten und einem Privatmann als Geschworenen, indem der Beamte den Prozeß nur instruierte, das Ergebnis der Ermittelung in ein Schriftstück (formula) so zusammenfaßte, daß der Geschworene nur den Beklagten zu verurteilen oder freizusprechen hatte, und die Entscheidung den Geschworenen überwies. Dieses Verfahren kam im Laufe der Zeit für einzelne Fälle ab, wo die C. an seine Stelle trat, in der Kaiserzeit verschwand es dann mit der Änderung der Gerichtsverfassung gänzlich.

Cognitor (lat.), ein Terminus des röm. Civilprozesses, bezeichnet den Bevollmächtigten einer Prozeßpartei, welcher von dieser durch unbedingte, mündliche, förmliche Ernennung bei dem Gegner als Vertreter des Ernennenden in einem speziell designierten Prozeß beglaubigt wird. Gegensatz hierzu ist der Prokurator, welcher ohne derartige solenne Accreditierung beim Gegner zum General- oder Spezialbevollmächtigten in Prozessen bestellt ist. (S. unter Stellvertretung.)

Cognomen (lat.), Beiname, s. unter Name.

Cogoleto, Dorf in der ital. Provinz Genua, Bezirk Savona, 20 km im ONO. von Savona, am Busen von Genua und an der Corniche-Bahn, zählt (1881) 2494 E., meist Schiffer und Fischer. Man zeigt hier das angebliche Geburtshaus des Columbus.

Cogswell (Joseph Green), amerik. Gelehrter, geb. 27. Sept. 1796 zu Ipswich in Massachusetts, setzte, nachdem er Harvard-College besucht hatte, 1816 mit seinen Freunden Edward Everett und Georg Ticknor in Göttingen seine Studien fort und bereiste mehrere Jahre lang Europa. Nach seiner Rückkehr wurde er 1820 Professor der Mineralogie und Geologie, sowie Bibliothekar in Harvard, legte aber 1823 seine Stellen nieder, um in Gemeinschaft mit Bancroft die Round Hill-Schule in Northampton zu gründen. Er stand derselben erst fünf Jahre in Gemeinschaft mit Bancroft und dann fünf Jahre allein vor, errichtete dann eine ähnliche Schule zu Raleigh in Nordcarolina und zog 1839 nach Neuyork, wo er mit J. J. Astor bekannt wurde, der ihm in der Folge die Vorbereitungen und Ausführung der Bibliothek übertrug, welche Astor der Stadt Neuyork schenkte. Zu diesem Zweck machte C. drei Reisen nach Europa, kaufte namentlich in

Deutschland und Paris wertvolle Bücher an und trat auch an die Spitze der 1854 eröffneten gemeinnützigen Anstalt, der er bis 1860 vorstand. Zwei Jahre später zog er nach Cambridge, wo er 26. Nov. 1871 starb.

Cohahuila, s. Coahuila.

Cohen (Emil), namhafter Mineralog und Geolog, geb. 12. Okt. 1842 zu Aakjaer unweit Horsens in Jütland, besuchte das Gymnasium in Altona, die Universitäten zu Berlin und Heidelberg, wo er 1867 Assistent am mineralog. Institut wurde und sich 1871 habilitierte, bei welcher Gelegenheit er eine ausgezeichnete Schrift über die zur Dyas gehörigen Gesteine des südl. Odenwaldes verfaßte, welche namentlich über die mikroskopische Struktur der Felsitporphyre sehr viele wichtige Beobachtungen enthält. Vom April 1872 bis Okt. 1873 führte er eine Reise nach Südafrika aus, welche ihn nach den Diamantfeldern, den Goldfeldern in Transvaal und nach der Ostküste zwischen Lydenburg und Delagoa-Bai führte; aus letzterer Gegend veröffentlichte er eine Routenskizze und ein geolog. Profil. Im Jan. 1878 wurde C. nach Straßburg berufen als außerord. Professor für Petrographie, Direktor des petrograph. Instituts und geschäftsführendes Mitglied der Kommission für geolog. Landesuntersuchung von Elsaß-Lothringen. C. hat sich namentlich um die Kenntnis der mikroskopischen Struktur und Zusammensetzung der Felsarten verdient gemacht; unter vielen kleinern Abhandlungen sei nur diejenige über die basischen Glaslaven des Australischen Archipels hervorgehoben. Mit Benecke zusammen veröffentlichte er die «Geognost. Beschreibung der Umgegend von Heidelberg» (3 Hefte, Straßb. 1879—81). Von großer Bedeutung ist die von ihm herausgegebene «Sammlung von Mikrophotographien zur Veranschaulichung der mikroskopischen Struktur von Mineralien und Gesteinen» (Stuttg. 1881 fg.), das erste Unternehmen dieser Art, welches dem Studium außerordentlich nützlich und in Auswahl und Ausführung tadellos ist.

Cohēres (lat.), Miterbe.

Cohn (Ferd.), namhafter Botaniker, geb. zu Breslau 24. Jan. 1828, verließ Ostern 1844 das Gymnasium zu St. Maria Magdalena, um in Breslau und seit 1846 in Berlin Naturwissenschaften und insbesondere Botanik zu studieren. Michaelis 1850 habilitierte sich C. als Privatdocent der Botanik an der Universität Breslau und wurde 1859 zum außerord., 1872 zum ord. Professor daselbst ernannt. Im J. 1866 begründete er das Pflanzenphysiologische Institut der breslauer Universität. C. gehört zu der botan. Schule, welche unter der Anregung von Schleidens «Grundzügen der wissenschaftlichen Botanik» in dem Studium der Pflanzenzelle und deren Entwickelungsgeschichte den Schlüssel für die wissenschaftliche Erkenntnis der gesamten Pflanzen suchen; seine Arbeiten beziehen sich insbesondere auf die einfachsten mikroskopischen Pflanzen, welche dem Grenzgebiete zwischen Tier- und Pflanzenreich angehören. Dahin gehören: «Zur Naturgeschichte des Protococcus pluvialis» (Bonn 1851) und «Untersuchungen über die Entwickelungsgeschichte der mikroskopischen Algen und Pilze» (Bonn 1854). C. veröffentlichte 1872—75 «Neue Untersuchungen über Bacterien»; seine Forschungen haben für die Systematik und Biologie dieser kleinsten lebenden Wesen, deren Bedeutung als Fermentpflanzen, Erreger der Fäulnis und gewisser Gärungen, Erzeuger von merkwürdigen Farbestoffen und Träger des Ansteckungsstoffs in epidemischen Krankheiten in den Vordergrund getreten ist, eine wissenschaftliche Basis gegeben. Die Arbeiten von C. sind hauptsächlich in den «Nova acta Academiae Carolinae Leopoldinae naturae curiosorum», in den botan. Fachjournalen, sowie in den Berichten der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur erschienen, deren botan. Sektion er seit 1856 leitet; auch in der «Zeitschrift für wissenschaftliche Zoologie» von Siebold und Koelliker hat derselbe Untersuchungen über Organisation und Fortpflanzung von Infusorien und Rädertieren veröffentlicht. C. ist Herausgeber der «Beiträge zur Biologie der Pflanzen», die seit 1875 in Breslau erscheinen.

Cohnheim (Jul. Friedr.), namhafter Patholog, geb. 20. Juli 1839 zu Demmin in Pommern, besuchte zuerst die höhere Bürgerschule in seiner Vaterstadt, absolvierte dann das Gymnasium zu Prenzlau und studierte seit 1856 in Berlin, Würzburg, Greifswald und Prag Medizin. Von 1862 bis 1863 fungierte er als praktischer Arzt zu Berlin, wurde unter Virchow 1864 Assistent am Pathologischen Institut des berliner Chariteekrankenhauses und 1868 als ord. Professor für allgemeine Pathologie und pathol. Anatomie nach Kiel berufen. Michaelis 1872 siedelte er in gleicher Eigenschaft nach Breslau über, folgte aber Ostern 1878 einem Rufe als Professor der allgemeinen Pathologie und Direktor des Pathologischen Instituts nach Leipzig. C.s wissenschaftliche Arbeiten bewegen sich im wesentlichen auf den Gebieten der normalen und pathol. Anatomie und Histologie, insbesondere der experimentellen Pathologie. Sein Hauptverdienst besteht in dem experimentellen Nachweis, daß bei jeder Entzündung (s. d.) der größte Teil der Eiterkörperchen aus den durch die Blutgefäßwandungen ausgetretenen weißen Blutkörperchen besteht, nicht, wie man bis dahin annahm, durch Zellteilung aus den Bindegewebskörperchen hervorgeht, daß sonach ohne Blutgefäße keine Entzündung denkbar ist, eine Entdeckung, welche für die gesamte Medizin eine außerordentliche Bedeutung gewonnen hat. Außer zahlreichen, zumeist in Virchows «Archiv für pathol. Anatomie» veröffentlichten Journalartikeln schrieb C.: «Untersuchungen über die embolischen Prozesse» (Berl. 1872), «Neue Untersuchungen über die Entzündung» (Berl. 1873), «Die Tuberkulose vom Standpunkte der Infektionslehre» (2. Aufl., Lpz. 1881), «Vorlesungen über allgemeine Pathologie» (2 Bde., Berl. 1877—80; 2. Aufl. 1882).

Coiffeur (frz.), weiblich: Coiffeuse, Haarschneider, Haarkräusler, soviel wie Friseur, Friseuse; c o i f f i e r e n, frisieren; C o i f f u r e, Haarputz.

Coignet (Jules Louis Philippe), franz. Landschaftsmaler, geb. zu Paris 2. Dez. 1798, bildete sein Talent vorzugsweise durch ausgedehnte Reisen, auf welchen er außer Italien, wo seine ersten Studien begannen, auch Frankreich und Algier, dann den Orient, besonders Ägypten und Syrien durchwanderte. Diese Fahrten dauerten bis in die Mitte der vierziger Jahre und boten ihm überreichen Stoff für seine Landschaftsbilder, welche er sowohl in Öl als Aquarell ausführte. Auch dem Zeichnen mit Stift und Pastell wendete C. seine Aufmerksamkeit zu, er edierte mehrere, in Lithographie ausgeführte Publikationen dieses Genres, so den «Cours complet de paysages» und die «Vues pittoresques de l'Italie» (Par. 1825). Ohne Klassizist im Land-

schaftssache zu sein, strebt C. doch nach edelm Linienfluß und idealerer Gesamterscheinung, sein Kolorit ist kräftig und harmonisch. In Deutschland kommen Werke C.s selten vor, die münchener Pinakothek besitzt das Ölgemälde: Tempel von Pästum. Der Künstler starb 1. April 1860.

Coimbatūr (Koimbatur) oder Coimbatore, Hauptort des gleichnamigen Distrikts der Präsidentschaft Madras in Britisch-Ostindien, ist 11° nördl. Br. und 77° 1′ östl. L. von Greenwich, 450 m über der See auf dem linken Ufer des Nojel, eines rechten Nebenflusses des Kaweri, unweit des Fußes des Nalagirigebirges in einer trockenen, wohlbebauten, vorzüglich gesunden Gegend gelegen. Allein das Trinkwasser, welches aus künstlichen Brunnen erhalten wird, ist minder gut und meistens brackisch. C. ist gut gebaut, mit breiten, luftigen, sehr reinlichen Straßen und zählt (1871) 35310 E. Der von Engländern bewohnte Teil liegt außerhalb der Stadt, so auch ein Kantonnement für Seapoys. C. besitzt mehrere gute europ. Schulen und auch solche für Eingeborene, außerdem ein Distriktsgefängnis, für 275 Gefangene berechnet, im südöstl. Teile der Stadt. An ihrer Südseite befindet sich ein künstlicher Teich, etwa 5 km lang, der während der Regenzeit zu einem See von großer Ausdehnung anschwillt. Die Eisenbahn von Madras nach Bepur an der Westküste dieser Präsidentschaft führt an C. vorbei. — Der Distrikt Coimbatur, südlich von dem zu Madras gehörenden Distrikte Madura und dem Vasallenstaat Trawancore, östlich von den Distrikten Tirutschinapalli und Salem, nördlich von den Divisionen Nandidrug und Aschtagram der Provinz Mysore und westlich vom Vasallenstaat Cochin, den zu Madras gehörenden Distrikten Malabar, Nilgiri und der Division Aschtagram der Provinz Mysore begrenzt, hat 19248 qkm Flächeninhalt mit 1763274 E.

Coïmbra (Conembrica bei den Alten), Hauptstadt des gleichnamigen Distrikts in der portug. Provinz Beira, teils auf einem steilen Felsen, teils in der Tiefe am nördl. Ufer des schiffbaren Mondego, über den eine schöne Steinbrücke führt, 217 km von Lissabon, an der Eisenbahn Lissabon-Oporto, überaus malerisch gelegen, von Wein-, Öl- und Citronengärten umgeben, hat acht Pfarrkirchen und zählt (1878) 13369 E. Die Stadt zerfällt in Ober- und Unterstadt, in letzterer wohnen die Studenten und Professoren; beide Abteilungen sind verbunden durch die Minervatreppe und durch zwei schöne, sich hinaufwindende Chausseen, die auf dem Universitätsplateau enden. Die Stadt ist Sitz eines Bischofs, eines Schulkollegiums und eines königl. Kollegiums der Künste. Sehenswert ist eine Wasserleitung von 20 Bogen. Die Einwohner treiben Leinweberei und Töpferei und verfertigen sehr gesuchte Hornarbeiten, leben aber größtenteils von der Universität, der einzigen in Portugal, welche, 1290 zu Lissabon gestiftet, 1308 hierher verlegt wurde. Im J. 1338 wurde sie wieder nach Lissabon, 1537 wieder nach C. verlegt. Sie ist seit 1816 in fünf Fakultäten geteilt, nämlich in die theologische, juristische, medizinische, philosophische und mathematische, und wird von gegen 850 Studenten und 600 Lyceumschülern besucht. Zur Universität gehören eine Sternwarte, ein chem. Laboratorium, ein Museum mit einem anatom. Theater und wertvollen anatom., naturgeschichtlichen und ethnogr. Sammlungen, eine Bibliothek und botan. Gärten, welche vor der Stadt an den terrassierten Abhängen eines schönen Thals angelegt sind und zugleich als öffentliche Promenaden dienen. Unter den Gebäuden zeichnen sich die Kathedrale und das ehemalige Augustinerkloster zu Sta.-Cruz mit schöner Rotunde, einem Park und Aquädukt, ferner das geistliche Seminar mit prächtiger Kirche und das chirurg. Hospital aus. Am Mondego liegt das schöne Kloster Sta.-Clara, ein großes, massives Gebäude, in welchem seine Stifterin Isabella, Gemahlin des Königs Dionys, die 1336 starb, begraben liegt und Ines de Castro (s. d.), deren Thränengarten (Quinta das lagrimas) man noch zeigt, ermordet wurde. Auf dem großen Vorplatze des Clarenklosters wird jährlich ein dreitägiger Markt gehalten. C. ist wegen seines milden Klimas berühmt und in der Meteorologie bekannt als einer der regenreichsten Orte Europas (2,8 m im Jahre). In der Nähe von C. wurde 1810 eine Abteilung des franz. Heers unter Masséna durch die Engländer gefangen genommen. Am 7. Juli 1846 brach ein miguelistischer Aufstand hier aus, der 4. Jan. 1847 den Einzug des Herzogs von Saldanha nach dessen Siege bei Torres-Vedras zur Folge hatte. — Der Distrikt Coïmbra umfaßt 3883 qkm mit (1878) 292037 E.

Coin, Stadt in der span. Provinz Malaga, 32 km im WSW. von Malaga, rechts von dem zum Guadalhorce gehenden Seco, am Nordfuße der Sierra de Mijas, freundlich und reizend, von Orangenhainen und prächtigen Villen umgeben, gelegen, mit (1877) 10065 E. In der Nähe befinden sich Marmorbrüche.

Coïon, Coujon, auch Couyon (frz.), Kujon, niederträchtiger Kerl, Schelm; Coïonnerie (Kujonnerie), schnöde, schimpfliche Behandlung, Bubenstreich; coujonnieren, hudeln, foppen, schnöde behandeln.

Coir nennt man die Fasern aus den Früchten der Kokospalme, die vielfach technische Verwendung finden, da sie sich durch große Festigkeit und Widerstandsfähigkeit gegen Witterungseinflüsse auszeichnen.

Coïtus (lat.), Beischlaf; C. anticipatus, Beischlaf vor der Ehe; C. damnatus oder illicitus, Blutschande.

Coix *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Gramineen, zeichnet sich vor allen übrigen Gräsergattungen durch große, kugelrunde, steinharte Scheinfrüchte aus, die dadurch entstehen, daß die gemeinschaftliche Hülle, welche die am Grunde des Blütenstandes zu drei beisammenstehenden Ährchen umgibt, von denen das mittelste eine weibliche und eine geschlechtslose, die beiden seitlichen nur eine geschlechtslose Blüte enthalten, sich in eine kugelige, steinharte Schale verwandelt. Die männlichen, von den umschalten Ährchen entfernt stehenden Blütenstände bestehen aus sechsreihig angeordneten, zweiblütigen Ährchen. Alle Arten dieser merkwürdigen Gattung wachsen zwischen den Wendekreisen, jedoch kommt die am längsten bekannte und eigentümlichste, das in Gärten häufig angebaute Thränengras (C. Lacryma *L.*), ein einjähriges Gras mit markigem Stengel, ziemlich breiten Blättern und porzellanartig glänzenden Scheinfrüchten, im südl. Europa auch verwildert vor.

Coke (Sir Edward), Oberrichter der King's-Bench unter Jakob I. und einer der ausgezeichnetsten engl. Rechtsgelehrten, geb. 1. Febr. 1552 zu Mileham in Norfolk, that sich, nachdem er bis

1578 im Inner-Temple (zu London) studiert hatte, bald als Advokat hervor. Die Städte Norwich und Coventry ernannten ihn zu ihrem Recorder (Syndikus), und einige Zeit darauf trat er als Abgeordneter für die Grafschaft Norfolk ins Parlament. Hier erwählte man ihn 1593 zum Sprecher. In demselben Jahre ernannte ihn Elisabeth zum Solicitor- und 1594 zum Attorney-General. Nach der Thronbesteigung Jakobs I. 1603 leitete er als öffentlicher Ankläger den Prozeß gegen Sir Walter Raleigh (s. d.). Als Lohn für seinen Eifer im königl. Dienst erhielt er 1606 den Posten eines Oberrichters der Common Pleas, 1613 aber wurde er Oberrichter der King's-Bench und Mitglied des Geheimen Rats; doch fiel er bald in Ungnade und verlor 1616 sein Amt als Oberrichter. Von dieser Zeit an gehörte er im Unterhause zu den Hauptverteidigern der parlamentarischen Rechte gegen die Krone und erstieg die Höhe des Einflusses, als er die Petition of Rights (s. d.) gegen das Willkürregiment Buckinghams einbrachte. C. starb 3. Sept. 1634. Als jurist. Autorität steht C.s Name in England sehr hoch; seine »Institutes« (4 Tle., Lond. 1628—44) und »Reports« (in zahlreichen Auflagen) bilden mit die Grundlagen des engl. Rechts. Vgl. Johnson, »Life of C.« (2 Bde., Lond. 1845).

Coke (Thomas William, Graf von Leicester), namhafter engl. Landwirt, war der Sohn des Wenman Roberts, der als Erbe seines mütterlichen Oheims Thomas C., Grafen von Leicester, dessen Namen annahm. Am 4. Mai 1752 geboren, wurde er schon 1774 Parlamentsmitglied für Norfolk, welche Grafschaft er als Mitglied der liberalen Partei seitdem fast ohne Unterbrechung bis 1832 vertrat. Nachdem er 1837 als Graf Leicester von Holkham zur Peerage erhoben worden war, starb er 30. Juni 1842. In Deutschland ist C. wohlbekannt aus Thaers »Einleitung zur Kenntnis der engl. Landwirtschaft«. Durch seine Musterwirtschaft zu Holkham in Norfolk erwarb er sich große Verdienste um die Einführung einer verbesserten Viehzucht und auf wissenschaftlichen Prinzipien beruhenden Bodenbearbeitung. Er brachte im Verlauf von 36 Jahren den Reinertrag seiner Güter von 7000 auf 90000 Pfd. St. Auch führte er den sog. norfolker Fruchtwechsel in vier Feldern zuerst in seiner ganzen Ausdehnung durch und brachte den Mais- und Turnipsbau in England in Aufnahme. Vgl. Rigby, »Holkham, its agriculture etc.« (Lond. 1821).

Coks (Kohks, Kokes, Koks, Coaks; engl. coke oder coak), von dem nicht gebräuchlichen Singular Cok, sind die durch Verkohlung oder Vercokung der Steinkohle dargestellten Kohlen, die man außerdem auch bei der Bereitung des Steinkohlengases als Nebenprodukt (**Gaskoks**) erhält. Das Vercoken, früher häufig, obgleich mit Unrecht, das Abschwefeln genannt, hat den Zweck, 1) den Kohlenstoffgehalt zu vergrößern, um mit den C. eine höhere Temperatur als mit den Steinkohlen erzielen zu können; 2) die während des Brennens, namentlich für Haushaltungszwecke, unangenehm riechenden Bestandteile zu entfernen; 3) den Steinkohlen die Eigenschaft zu benehmen, in der Hitze zusammenzubacken, wodurch besonders bei ihrer Anwendung in Eisenhohöfen die Gebläseluft durchzudringen verhindert ist; 4) einen Teil des Schwefels des in den Steinkohlen stets enthaltenen Schwefelkieses zu entfernen. Vor dem Vercoken der Steinkohlen ist häufig eine nasse Aufbereitung der Kohlen erforderlich, um die denselben anhängenden Gänge und Gesteine soweit als thunlich zu entfernen. Das Vercoken der Steinkohlen geschieht wie die Holzverkohlung in Meilern, Haufen, Öfen und Retorten. Im letztern Falle beabsichtigt man, die sich entwickelnden Produkte (Leuchtgas, Ammoniakwasser, Kohlenteer, aus welchem Benzol, Carbolsäure, Naphthalin, Anthracen u. s. w. abgeschieden werden) aufzufangen; die C. bilden dann nur ein Nebenprodukt der Fabrikation. Seitdem die C. ein überaus bedeutungsvolles Brennmaterial für die Metallurgie, für den Eisenbahnbetrieb und für häusliche Zwecke geworden sind, nimmt man das Vercoken der Steinkohlen fast durchweg in besondern Öfen (**Coksöfen**) vor, unter denen die von Gebrüder Appolt und die von Coppée konstruierten gegenwärtig die gebräuchlichsten sind.

Die **Darstellung** der C. geschieht in sehr vielen Fällen auf den Kohlengruben und ermöglicht dann häufig eine lohnende Verwertung selbst solcher Kohlen, die, wegen ihrer äußern Beschaffenheit oder wegen Verunreinigung mit Kiesen und Schiefern, sonst als wertlose Massen auf die Halde zu stürzen sein würden. Durch Aufbereitungsarbeiten lassen sich solche Kohlen von ihren Beimengungen so weit befreien, daß die daraus dargestellten C. ein vortreffliches Brennmaterial darstellen. Fast staubförmige Kohlenkleine, die für sich in keiner Feuerung zu verwerten sein würden, werden durch die Vercokung zu dichten festen Massen umgewandelt. Nicht alle Steinkohlen eignen sich gleich gut für die Vercokung. Weder die jüngsten, den Übergang zu den Braunkohlen bildenden Steinkohlen, noch die ältesten Steinkohlen liefern gute C. Nur backende Kohlen lassen sich mit Vorteil zur Bereitung der C. verwenden, und auch unter den backenden sind diejenigen vorzuziehen, welche in der Hitze gerade erweichen, ohne dabei zu schmelzen, weil diese die dichtesten, festesten C. liefern, während jene lockere, aufgeblähte C. geben, die wegen mangelnder Festigkeit dem Drucke der im Hohofen auf ihnen lastenden Beschickung nicht zu widerstehen vermögen und dabei durch ihr Zerbröckeln Störungen im Betriebe verursachen können.

Die C. bilden eine gleichartige, metallisch glänzende, eisengraue, dichte und feste Masse, die schwer zu zerbrechen und zu zerdrücken ist und keine allzu großen Blasenräume enthalten darf. Wegen ihrer Dichte und des Mangels an brennbaren Gasen ist die Brennbarkeit der C. so gering, daß sie zu ihrer Entzündung starke Glühhitze und zum Fortbrennen einen kräftigen Zug, in der Metallurgie einen gepreßten Luftstrom, wie ihn das Gebläse liefert, verlangen. Gute C. sollen nicht über 5 Proz. Asche und möglichst wenig Schwefel enthalten. 100 kg Steinkohlen geben durchschnittlich 75 kg C., 1 kg C. liefert über 7 kg Dampf. Die aus Braunkohle dargestellten C. (s. **Grude**) haben nur einen sehr untergeordneten Wert. Die in der Natur sich findenden Anthracite (s. d.) sind als von der Natur gebildete C. anzusehen.

Cokstürme sind Kondensationsapparate, welche gegenwärtig allgemein in den Sodafabriken angewendet werden, um die bei der Zersetzung des Kochsalzes entweichende Salzsäure zu verdichten. Sie werden aus Sandsteinplatten, unter Dichtung der Fugen mittels Zwischenlagen von Gummistreifen, bis zur Höhe von 20 m aufgebaut und mit

dichten Coks gefüllt. An ihrer Basis tritt das vorher in langen Röhrenleitungen abgekühlte Salzsäuregas ein, während oben ein Wasserstrom zugeführt wird. Das Wasser wird durch die Coksfüllung über eine sehr große Fläche verteilt und bietet so der Salzsäure die günstigsten Bedingungen der Absorption, sodaß bei richtigem Betriebe unten kontinuierlich eine konzentrierte wässerige Salzsäure abläuft, während die oben durch einen Schornstein angesogenen Gase fast gänzlich von Säure befreit sind. Durch Anwendung der C. lassen sich die auf die Vegetation so nachteilig wirkenden Säuredämpfe der chem. Fabriken völlig unschädlich machen. Sie haben die früher zur Verdichtung der Salzsäure verwendeten Flaschenbatterien gänzlich verdrängt.

Col., offizielle Abkürzung für den nordamerik. Staat Colorado.

Col nennt man besonders im franz. Teile der Alpen einen Einschnitt des Gebirgskammes, durch welchen ein Paß gebildet wird. In den Pyrenäen dient dafür gewöhnlich der Ausdruck Port, span. Puerto, in den deutschen Alpen Joch und Furke, Lücke, Scharte u. s. w., in den italienischen Colle, Forcella, Bocchetta etc. Zu den bekanntesten C. der Alpen, deren es sehr viele gibt, gehören: der durch Gletscher unwegsam gemachte C. du Géant (am Montblanc), 3412 m hoch; der C. de Balme (s. d.); der C. de St.-Théodul oder das Matterjoch, 3322 m hoch; der C. de Fenêtre, 2786 m hoch; der C. di Tenda (oder di Corno), 1873 m hoch, welcher die Grenzscheide zwischen den Meeralpen und den Apenninen bildet; seit 1881 wird durch denselben ein etwa 300 m langer Tunnel zur Beschleunigung des Verkehrs zwischen Coni und Nizza erbaut.

Cola (ital.), Abkürzung des Namens Nicolò.

Cola (lat.), auf Rezepten: seihe durch.

Cola *Schott.*, Pflanzengattung aus der Familie der Sterculiaceen, deren wenige Arten im tropischen Afrika einheimisch vorkommen. Es sind Bäume mit ungeteilten oder gelappten Blättern und eingeschlechtlichen oder polygamischen Blüten mit fünfspaltigem Perigon und 10—12 zu einer Röhre verwachsenen Staubfäden. Die Früchte einiger Arten (Colanüsse), hauptsächlich die der C. acuminata *Schott.*, die fast die Form einer Kastanie besitzen, werden in Centralafrika von den Negern als Münze benutzt; auch finden sie ähnliche Verwendung wie die Betelnüsse, indem sie von den Eingeborenen gekaut werden. Aus den gerösteten Samen läßt sich ein kaffeeähnliches Getränk herstellen.

Colani (Timothée), einer der namhaftesten Führer der liberalen Partei (nouvelle école) innerhalb des Protestantismus in Frankreich, geb. 1824 zu Lemé (Depart. Aisne), wo sein aus dem Engadin stammender Vater Pastor war, brachte seine Jugend zum Teil in der franz. Schweiz und in Deutschland zu. Sodann vollendete er seine Studien an der theol. Fakultät zu Straßburg und wirkte daselbst als Prediger. Im J. 1847 verlieh ihm jene Fakultät den Preis für eine Abhandlung über das «Leben Jesu» von Strauß. Seit 1850 gab C. eine Reihe von Jahren hindurch in Gemeinschaft mit dem gelehrten Professor Reuß zu Straßburg die «Revue de théologie et de philosophie chrétienne» heraus, die er seit 1858 als «Nouvelle Revue de théologie» fortsetzte. Die Zeitschrift, welche die angesehensten liberalen prot. Theologen Frankreichs zu Mitarbeitern zählte, hatte für dieses Land eine ähnliche Bedeutung wie seinerzeit die Baur-Zellerschen «Jahrbücher» für Deutschland. C. selbst hat in das Journal eine Reihe schätzenswerter, meist histor.-theol. Abhandlungen geliefert, unter denen namentlich eine gründliche und geistvolle Besprechung von Renans «Leben Jesu» Aufsehen machte. Als Prediger zeichnet sich C. durch reiche Fülle der Ideen und das überall hindurchblickende Streben aus, mit Zurückstellung des Dogma vielmehr die ethische Seite des Christentums hervorzuheben. Unter seinen gedruckten Predigten ist namentlich die Sammlung «Sermons prêchés à Strasbourg» (Straßb. 1857; deutsch von Richard, Dresd. 1858) zu nennen, welche die Aufmerksamkeit der liberalen deutschen Theologie zuerst auf ihn gelenkt hat; unter seinen sonstigen Schriften namentlich das Werk «Jésus-Christ et les croyances messianiques de son temps» (2. Aufl., Straßb. 1864). Im J. 1861 begründete er die Union protestante libérale, eine Vereinigung der kirchlich-liberalen Partei im Elsaß. Die theol. Fakultät zu Straßburg übertrug ihm 1864 die Professur der praktischen Theologie, obschon die Orthodoxen durch ihre Agitation diese Wahl zu hindern suchten. Infolge der Kriegsereignisse von 1870 legte C. sein Amt nieder und kehrte nach Frankreich zurück, wo er sich auf der im Juni und Juli 1872 zu Paris tagenden Generalsynode der franz. reformierten Kirche als bedeutendsten Führer der freiern Richtung bethätigte.

Colanüsse, s. unter Cola.

Colatio, s. Kolieren.

Colatorium (neulat.), Seihetuch, Filter; nach früherer physiol. Ansicht ein Absonderungsorgan, wodurch Flüssigkeiten filtriert werden, z. B. Harn in den Nieren.

Colatür, s. unter Kolieren.

Colban (Adolfine Marie, geborene Schmidt), norweg. Romanschriftstellerin, geb. zu Christiania 18. Dez. 1814, seit 1850 Witwe des Professors C., lebte lange abwechselnd in Paris und Norwegen; später ließ sie sich in Rom nieder. Ihre Schriften zeichnen sich aus durch eine reizvolle Mischung von franz. Esprit und gesunder Lebensanschauung. Hervorzuheben sind: «Tre Noveller» (1873), «Tre nye Noveller» (1875), «Jeg lever» (1877), «En gammel Jomfru» (1879), «Cleopatra» (1880), «Thyra» (1881).

Colbert (Jean Baptiste), Ludwigs XIV. größter Minister, wurde als der Sohn eines reichen Kaufmanns 29. Aug. 1619 zu Reims geboren. Er erhielt eine tüchtige Bildung und erwarb sich auf einer Reise durch die Hauptstädte des Landes umfassende Kenntnisse im Fache der Industrie und des Handels. Vom Staatssekretär Le Tellier 1648 angestellt, entfaltete er so große Fähigkeiten im Verwaltungsfache, daß ihn sein Chef dem ersten Minister, Mazarin, empfahl. Dieser erkannte bald das große Talent C.s und fesselte ihn an seine Person, übertrug ihm die wichtigsten administrativen Geschäfte und erhob ihn 1654 vom Finanzintendanten zum Staatsrat und Sekretär der Königin. Als Mazarin, der seinen Schützling dringend empfahl, 1661 starb und Ludwig XIV. selbst die Zügel der Regierung ergriff, kam C. unter dem Titel eines Generalkontrolleurs der Finanzen an die Spitze der Verwaltung und eröffnete alsbald die Periode der großen Reformen. Zuvörderst errichtete er einen Finanzrat, um sich eine Übersicht zu verschaffen, und eine Justizkammer, um die Pächter und treulosen Beamten zu überwachen. Er führte

eine gleichmäßigere Besteuerung und eine einfachere Erhebung der Steuern ein, beschränkte das Heer der Beamten und Pensionäre, setzte zur Erleichterung des Schatzes die Renten herab, verminderte aber auch die Steuern selbst und erließ die Rückstände bis zum J. 1656. Für jede Ausgabe wurde zugleich ein bestimmter Fonds angewiesen und die Domänen für die Krone zurückgenommen.

Auf dieser Grundlage entfaltete nun C. seine schöpferische Thätigkeit und sein eigenes staatsökonomisches System. Durch Unterstützung aus Staatsmitteln belebte er in allen Provinzen die Industrie; überall entstanden Fabriken und Manufakturen, deren Existenz er durch mäßige Schutzzölle sicherte. Zugleich wurde der Handel, als der Hebel des Gewerbfleißes, nach allen Seiten befördert. C. ließ das Straßenwesen verbessern und gleichmäßig über das ganze Reich organisieren; er baute den Kanal von Languedoc und entwarf den Bau anderer. Auf seine Veranlassung wurden Marseille und Dünkirchen zu Freihäfen erhoben, Ausfuhrprämien und Assekuranzkammern gestiftet, Handelsgesetze gegeben und 1664 für Ost- und Westindien zum Teil aus Staatsmitteln zwei große Handelsgesellschaften errichtet. In demselben Jahre übernahm er das Direktorium des Handels und Fabrikwesens sowie der Staatsbauten. Das franz. Seewesen und die Kolonialangelegenheiten lagen nicht minder danieder, und C. mußte mit anfangs geringen Mitteln und unter großen Schwierigkeiten auch hier eine neue Schöpfung beginnen. Die Kolonien in Canada, Martinique und auf San-Domingo wurden neu organisiert, zu Cayenne und Madagaskar neue Niederlassungen gegründet. In den Häfen fand er eine vernachlässigte, zum Teil verfaulte Flotte vor. Er kaufte deshalb zunächst im Auslande mehrere Kriegsschiffe, brachte es aber bald dahin, daß in Frankreich selbst die besten Fahrzeuge gebaut wurden. Der Hafen zu Rochefort wurde neu geschaffen, zu Brest, Toulon, Dünkirchen und Havre große Seearsenale errichtet. Schon 1662 war unter seiner Leitung die Flotte auf 60 Linienschiffe und 40 Fregatten gestiegen; 20 Jahre später besaß Frankreich 193 Kriegsfahrzeuge und war siegreich zu Wasser wie zu Lande, nachdem C. von 1669 an das Marineministerium selbst übernommen hatte. Unter ihm wurde ein vollständiger Marine-Codex, ein Handelsrecht, auch der sog. Code noir für die Kolonien abgefaßt und die bürgerliche und peinliche Gesetzgebung verbessert.

Mit gleichem Glücke und Eifer, wie er die materielle Blüte Frankreichs förderte, wußte er auf die Hebung von Kunst und Wissenschaft einzuwirken In seinem Hause wurde 1663 die Akademie der Inschriften gegründet, drei Jahre später die Akademie der Wissenschaften und 1671 die Bauakademie. Er vergrößerte die königl. Bibliothek, den botan. Garten, baute und dotierte die Sternwarte, begründete die Vermessungen des Landes und schickte Gelehrte, namentlich auch Naturforscher auf Reisen. Der Malerakademie gab er eine neue Einrichtung und wurde der Gründer der Schule zu Rom. Man kann in der That sagen, daß für Frankreich durch die Schöpfungen C.s eine neue Epoche begann, und daß die kontinentalen Monarchien seinem System bewundernd nachgeeifert haben. Unter seiner Verwaltung steigerten sich die Staatseinnahmen bis zu 116 Mill. Dennoch vernichteten die Kriege die Früchte seiner Arbeit, und er hatte das Schicksal, noch selbst die Unvereinbarkeit des polit. Systems Ludwigs mit seinem ökonomischen zu erleben. Als er 6. Sept. 1683 starb, war das Volk durch neue Steuern auf die Lebensmittel so erbittert, daß es den Leichenzug angriff, um an dem Toten, der im Leben allezeit hingebend dem Staatswohl gedient hatte, Rache zu nehmen. Auf Anordnung Napoleons III. unternahm Clement die Herausgabe der «Lettres, instructions et mémoires de C.» (Bd. 1—7, Par. 1862—73). Vgl. Gourdault, «C., ministre de Louis XIV» (Tours 1870); Clement, «Histoire de C. et de son administration» (2 Bde., Par. 1874).

Colbertismus nennt man häufig das handelspolit. System, das Colbert (s. d.) zwar keineswegs erfunden, aber doch zuerst planmäßig und methodisch in der franz. Gesetzgebung zu verwirklichen gesucht hat. Dasselbe fällt, was die Beschützung der einheimischen Industrie durch Zölle und das Streben nach einer durch Edelmetall auszugleichenden günstigen nationalen Handelsbilanz betrifft, einfach mit dem Merkantilsystem (s. d.) zusammen; doch charakterisierte sich Colberts Handelspolitik auch noch durch das Bestreben, dem Handel im Inlande durch Wegräumung der Binnenzölle einen möglichst weiten und freien Spielraum zu gewähren und auch den Zwischenhandel durch Erleichterung des Niederlageverkehrs und der Durchfuhr zu begünstigen.

Colchagua, Provinz der Republik Chile in Südamerika, 9829 qkm groß, mit (1878) 153657 E., in zwei Departements geteilt. Im N. scheidet der Cachapoal und Rapel sie von der Provinz Santiago. Von zahlreichen Bächen durchflossen, welche alle im Hochsommer während der Schneeschmelze in den Cordilleren zu furchtbar reißenden Strömen werden, bietet das Land eine unvergleichliche Fruchtbarkeit: die Bohne lohnt im ungünstigsten Falle 80fach, der Mais stets mehr als 100fach; Weizen und Gerste indes geben nur das 10. bis 40. Korn. Überall gewahrt man herrliche Weiden und Palmenwälder. Goldwäschen und Kupfergruben sind vorhanden, Seesalz wird gewonnen; der Reichtum an Vieh ist sehr groß. Hauptstadt ist San-Fernando.

Colchester, Municipalstadt und Parlamentsborough, früher Hauptstadt der engl. Grafschaft Essex, 80 km im Nordosten von London, an der Eisenbahn London-Norwich und an den von dem schiffbaren Colne aufsteigenden Höhen, 11 km vom Meere, schön gelegen, hat zehn Kirchen und neun Kapellen, eine Kornbörse mit prächtiger Säulenhalle, ein Rathaus, ein Theater, eine Lateinschule, verschiedene litterarische und wissenschaftliche Vereine, ein Handwerkerinstitut und ein Asyl für Blödsinnige. Die Stadt zählt (1881) 28395 E., welche Dampf- und andere Maschinen, Seide und Samt, Konfektionen, Eisen- und Messingwaren, Bier und Essig, Segel und Seilerwaren fabrizieren und mittels ihres guten, für Schiffe von 150 t zugänglichen Hafens (zu welchem 313 Schiffe mit 15722 t der Stadt gehören) Schiffahrt sowie Fischfang, ganz besonders aber Handel mit Korn und Vieh treiben. Im J. 1874 gingen aus und ein: 1955 Schiffe von 106000 t. Vorzüglich ist C. durch seine Austern berühmt, die hier und an andern Teilen der Nordseeküste gefangen und an den Ästuarien der Flüsse in sog. Beeten gezüchtet werden, namentlich im Pyfleet-Channel an der Colnemündung. Die Stadt hat noch Überreste ihrer alten Ringmauern, Ruinen eines Schlosses sowie einer Abtei aus der Zeit

Wilhelms des Eroberers. In ihr und ihrer Umgebung hat man röm. Altertümer gefunden. Eine der Hauptmerkwürdigkeiten ist das Thor einer von Endo Dapifer, einem Beamten Wilhelms des Eroberers, gegründeten Abtei, demselben, welcher das feste Schloß baute, von dem noch Donjon und einige Trümmer vorhanden sind. Drei Kirchen gehören noch dem 14. Jahrh. und mehrere Wohnhäuser dem 15. Jahrh. an. — C. ist eine der ältesten und merkwürdigsten Städte Englands. Hier fuhr der berühmte Bretone Cymbalid mit seinen Söhnen Guiderinds und Caractacus fort, trotz der röm. Eroberungen, zu regieren, bis er endlich durch den Kaiser Claudius entthront ward. In C., das im 3. Jahrh. Residenz des Konstantius Chlorus geworden war, wurde Konstantin d. Gr. geboren. Unter den Angelsachsen erscheint der Ort unter dem Namen Colneceaster als Hauptstadt des Königreichs Essex. In C. ließen sich, als Herzog Alba in den Niederlanden wütete, flüchtige Flamländer nieder und gründeten die ersten Manufakturen. Im Kampfe des Langen Parlaments gegen Karl I. wurde die Stadt, die den Anhängern des Königs als Zufluchtsort diente, von den Parlamentstruppen nach langer Belagerung 1648 erobert.

Colchester (Charles Abbot, Lord), bekannt als Sprecher des engl. Unterhauses, geb. 14. Okt. 1757 zu Abingdon, besuchte die Schule zu Westminster, bezog 1775 die Universität zu Oxford und begab sich dann zur Vollendung seiner Studien nach Genf, wo er mit Johannes von Müller in freundschaftliche Verhältnisse trat. Er erlangte 1795 einen Sitz im Unterhause, 1801 das Amt eines Obersekretärs für Irland und wurde 1802 zum Sprecher des Unterhauses erwählt. Als 1805 die Opposition die Anklage des ersten Lords der Admiralität, Melville (Dundas), einbrachte und die Stimmen gleich waren, entschied er durch die seinige für die Anklage Melvilles, worauf dessen Sache vor das Oberhaus gebracht wurde. Infolge seiner geschwächten Augen mußte Abbot 1817 das Amt eines Sprechers niederlegen und wurde nun mit dem Titel eines Baron C. zum Peer des Reichs erhoben. Er starb in London 8. Mai 1829. Vgl. «Diary and correspondence of Lord C.» (Lond. 1861).

Charles Abbot, zweiter Lord C., Sohn des vorigen, geb. 12. März 1798, empfing seine Erziehung in der Westminsterschule und im königl. Marinekollegium und trat 1811 in den Seedienst. Er wohnte der Belagerung von Cadiz bei, begleitete 1816 Lord Amherst auf seiner Gesandtschaftsreise nach China und stieg 1826 zum Postkapitän, 1854 zum Kontreadmiral und 1860 zum Vizeadmiral auf. In dem kurzen Ministerium Lord Derbys 1852 bekleidete er die Ämter eines Vizepräsidenten des Handelsamts und Generalzahlmeisters, 1858 wurde er in dem neuen Ministerium Derby Generalpostmeister. In dieser Stellung erwarb er sich Verdienste durch den Abschluß von Postkonventionen mit dem Auslande. Mit dem Sturze dieses Ministeriums im Juni 1859 erreichte seine amtliche Thätigkeit ihr Ende. C. starb zu London 18. Okt. 1867.

Colchicin $C_{17}H_{19}NO_5$ ist der von Pelletier und Caventou entdeckte Giftstoff der Herbstzeitlose (Colchicum autumnale). Das C. findet sich in allen Teilen der Pflanze, am reichlichsten jedoch im Samen. Aus diesem erhält man es durch Extraktion mit Alkohol, das Extrakt wird bis zur Entfernung des Alkohols verdampft, der wässerige Rückstand wird mit kohlensaurem Kali versetzt, wobei unreines C. gefällt wird. Dieses wird in verdünnter Säure gelöst, vom Harz und Fett abfiltriert und von neuem mit kohlensaurem Kali gefällt. Das C. bildet so ein amorphes, gelblich-weißes Pulver, ist geruchlos, von intensiv bitterm Geschmack. Leicht löslich in Wasser, Alkohol, Chloroform, Benzol, läßt es sich den wässerigen Lösungen durch Ausschütteln mit Chloroform entziehen. Es hat sehr schwach basische Eigenschaften; seine Salze sind kaum bekannt und sind ungemein leicht zersetzbar. Zum Nachweise des C. schüttelt man die Lösungen mit Chloroform aus, läßt das Chloroform verdampfen und versetzt die eine Hälfte des Rückstandes mit konzentrierter Salpetersäure, die andere mit Schwefelsäure. Bei Gegenwart von C. wird die Probe durch Salpetersäure violett oder blauviolett, durch Schwefelsäure gelbbraun gefärbt. Die bisweilen aufgestellte Behauptung, daß das C. als Hopfensurrogat in der Bierbrauerei Verwendung finde, ist nicht erwiesen.

Colchicum, Pflanzengattung aus der Familie der Melanthaceen, besteht aus Zwiebelgewächsen mit dichter, knolliger, von brauner Schale umhüllter Zwiebel, aus welcher unmittelbar die mit einem langröhrigen, sechsspaltigen Perigon versehenen Blumen und die Blätter hervorkommen, und zwar entweder gleichzeitig oder die Blumen vor den Blättern. Der unter der Erde befindliche Fruchtknoten trägt drei sehr lange Griffel. Aus ihm entwickelt sich eine dreifächerige, vielsamige Kapsel, welche dicht über dem Boden, von den Blättern umhüllt, erscheint. Die sechs Staubgefäße, an denen die Arten dieser Gattung sofort von den ihnen ähnlichen Krokusarten unterschieden werden können, sind im Schlunde des trichter- oder keulenförmigen Perigons eingefügt. Die gemeinste von den in Europa, Asien und Nordafrika wachsenden Arten ist die Zeitlose oder Herbstzeitlose (C. autumnale L.), welche im September und Oktober feuchte Wiesen mit ihren nackten, blaß rosen- oder lilafarbenen Blumen oft in großer Menge ziert. In Gärten hat man auch eine weißblühende Varietät. Die Zeitlose besitzt eine tief im Boden steckende, eiförmige, 2,5 bis 5 cm lange Zwiebel und bringt die tulpenartigen Blätter mit der grünen, einer Tulpenknospe gleichenden Kapsel erst im folgenden Frühlinge hervor. Sowohl die inwendig weiße, sehr stärkemehlreiche Zwiebel als der dunkelbraune, runzelige Same sind giftig, letzterer aber auch zugleich offizinell. Aus dem offizinellen Samen (Semen Colchici), welcher einen in der ganzen Pflanze vorhandenen, sehr bitter schmeckenden, in farblosen Prismen krystallisierenden Stoff, das Colchicin (s. d.) in größter Menge enthält, werden Zeitlosentinktur (Tinctura Colchici) und Zeitlosenwein (Vinum Colchici) bereitet und diese Präparate gegen Asthma, Rheumatismus, Gicht, Podagra, innere Entzündungen, akute Wassersucht u. s. w. innerlich angewendet. Die Zwiebeln (Bulbi oder Radices Colchici) waren früher ebenfalls offizinell. Vergiftungen mit C. kommen namentlich bei Kindern vor, welche mit den Kapseln spielen und die Samen essen. Milchende Kühe geben, wenn sie die Blumen oder Blätter gefressen haben, eine mit Blut vermengte Milch. In neuerer Zeit haben bisweilen gewissenlose Bierbrauer die Samen der Pflanze als Surrogat des

Hopfens benutzt; dergleichen Bier ist selbstverständlich der Gesundheit höchst nachteilig.

Colcothar, veralteter Name für das bei der Vitrioldestillation zurückbleibende Eisenoxyd, gleichbedeutend mit Caput mortuum (s. d.).

Cold cream (engl., spr. kohld krihm, d. h. kalter Rahm) heißt eine ursprünglich in England angewendete Salbe, welche wegen ihres Wohlgeruchs und ihrer Reinheit als Hautverschönerungsmittel beliebt geworden ist. Sie wird nach verschiedenen Rezepten bereitet, z. B. durch Zusammenreiben von 1 Teil geschmolzenem Wachs und 2 Teilen Walrat mit 8 Teilen Mandelöl und 6 Teilen Rosenwasser; oder aus 3 Teilen Walrat, 1—1½ Teilen weißem Wachs, 12 Teilen Mandelöl, 10 Teilen Rosenwasser, 8 Teilen Glycerin und ein wenig Rosenöl.

Coldingham, Dorf in der schott. Grafschaft Berwick, 16 km im NW. von Berwick und 4 km im NW. von Eyemouth, an der nordbrit. Bahn, mit 650 E. und Ruinen des ältesten schott. Klosters, auf der Landspitze St.-Abb's Head.

Cold Spring, Dorf im nordamerik. Staate Neuyork, am Hudson, Westpoint gegenüber mit 3000 E. und einer Geschützgießerei.

Coldstream, Dorf in der schott. Grafschaft Berwick, links am Tweed, mit Wollspinnerei- und Gerbereibetrieb, sowie Lachsfang. In den letzten Monaten des J. 1659 befand sich hier der General Monk, bevor er 1. Jan. 1660 über den Tweed ging mit dem Plane, das Königtum der Stuarts wiederherzustellen. Von dem durch Monk hier errichteten Reiterregiment stammt der Name der Coldstream-Guards (s. d.).

Coldstream-Guards, der Name eines engl. Garde-Grenadierregiments. Bei der Wiederherstellung der engl. Monarchie im J. 1660 löste König Karl II. das gesamte Heer mit Ausnahme des 1656 errichteten Reiterregiments des Generals Monk, welches vorzügliche Dienste geleistet hatte, auf und errichtete zunächst ein neues Reiterregiment (die jetzigen Horse-Guards), sowie im J. 1661 vier Fußregimenter, deren eins das Coldstream-regiment of Foot-Guards ist, welches zwar älter ist als die Grenadier-Guards, aber bereits in der Precedence von Karl II. dem letztgenannten an Rang nachgestellt wurde. Die C. sind zwei Bataillone mit zusammen 69 Offizieren, 128 Unteroffizieren und 1500 Grenadieren stark, tragen scharlachrote Röcke mit weißen Litzen, dunkelblaue Beinkleider, dazu schwarze Bärenmützen mit rotem Busch; ihre Fahnen führen die Inschrift «Lincelles, Egypt, Talavera, Barrosa, Peninsula, Waterloo, Alma, Inkerman, Sevastopol». Ein Bataillon des Regiments der C. nahm unter General Wolseley an dem Feldzuge in Ägypten teil. Vgl. M'Kinnon, «Origin and services of the C.» (Lond. 1833).

Colebrooke (Henry Thomas), einer der gründlichsten Kenner der altind. Sprache und Litteratur, geb. 15. Juni 1765, kam frühzeitig nach Indien, war zuerst Richter zu Mirzapor und später brit. Resident am Hofe von Berar, kehrte 1816 nach Europa zurück und schenkte seine reiche Sammlung ind. Handschriften der Ostindischen Kompagnie. C. starb in London als Präsident der Asiatischen Gesellschaft 10. März 1837. Unter seinen zahlreichen Arbeiten sind zu erwähnen die Abhandlungen in den «Asiatic researches» über einzelne Gegenstände der ind. Litteratur und Geschichte, die später in den «Miscellaneous essays» (2 Bde., Lond. 1837; neuere Aufl. 1873, mit der Biographie C.s) gesammelt erschienen. Mehrere alte ind. Rechtsbücher hat er in Übersetzungen herausgegeben, wie «A digest of Hindoo law on contracts and successions» (4 Bde., Kalkutta 1797), «Translation of two treatises on the Hindoo law of inheritance» (Kalkutta 1810). Auch leitete er die Herausgabe der Originale, wie z. B. des «Mitâksharâdharmaçâstra» (Kalkutta 1813), des «Dayabhâga» (Kalkutta 1814). Ferner verdankt man ihm die Herausgabe der grammatischen Sätze des Panini (Kalkutta 1809) und des Wörterbuchs des Hemacandra «Abhidhânacintâmani» (Kalkutta 1807), sowie des «Amarakoça» mit engl. Übersetzung (Serampore 1808), ferner eine «Grammar of the Sanscrit language» (Bd. 1, Kalkutta 1805). Durch die Übersetzungen indischer mathem. Werke in der «Algebra of the Hindu» (Lond. 1817) hat er die Geschichte der Mathematik mehrfach bereichert. Die philos. Systeme der Indier untersuchte er in den Abhandlungen «On the philosophy of the Hindus», in den «Transactions» der londoner Asiatischen Gesellschaft u. s. w. Seine Abhandlung «On the sacred books of the Hindoos» ward von Poley (Lpz. 1847) in das Deutsche übersetzt. Vgl. T. E. Colebrooke, «Life of Henry Thomas C.» (Lond. 1873).

Colenso (John William), Bischof von Natal, geb. 1814 in Cornwall, studierte in Cambridge, wo er 1836 promovierte, ward 1838 Hilfslehrer zu Harrow, 1842 Tutor in Cambridge, in welcher Stellung er vielgebrauchte Lehrbücher der Algebra und Arithmetik schrieb. Seit 1846 Pfarrer von Forncett St.-Mary in Norfolk, zeichnete C. sich als eifriger Seelsorger aus und ließ seine «Village sermons» (Lond. 1853) erscheinen. Im J. 1853 ging er als Bischof von Natal nach Südafrika und beschrieb die ersten Eindrücke seiner dortigen Wirksamkeit in dem interessanten Werk «Ten weeks in Natal» (Lond. 1855). Er widmete sich der Civilisierung und Bekehrung der Eingeborenen mit großem Eifer und studierte die Sprache der Zulu mit solchem Erfolg, daß er bald eine Grammatik und ein Wörterbuch derselben anfertigte, sowie das «Prayer-book» und Teile der Bibel in sie übersetzte. Bei den Vertretern der engl. Hochkirche erregte C. Anstoß, weil er in einem Schreiben an den Erzbischof von Canterbury (1860) erklärte, die Forderung, daß die bisher in Polygamie lebenden Kaffern bei der Taufe alle Frauen bis auf eine verstoßen, sei weder mit dem Neuen Testament noch mit den Gebräuchen des christlichen Altertums vereinbar, weil er in der Schrift: «St.-Paul's Epistle to the Romans, newly translated» (Lond. 1861), die Ewigkeit der Höllenstrafen leugnete und die Hoffnung aussprach, auch die Heiden würden selig werden, und weil er in dem Werk: «The Pentateuch and the Book of Joshua, critically examined» (2 Bde., Lond. 1862; neue Aufl., 5 Bde. 1863—71), die unbedingte Glaubwürdigkeit der Mosaischen Geschichtserzählung bestritt. C. wurde zur Verantwortung nach England geladen, 40 Bischöfe forderten, er solle sein Amt niederlegen. Der Bischof der Kapstadt sprach die Absetzung über ihn aus; C. appellierte jedoch an das Privy Council der Königin, wurde hier freigesprochen und behauptet seine Stellung in Natal nach wie vor.

Cölenteraten hat man einen großen Kreis wirbelloser Tiere genannt, bei welchen die einzelnen Körperteile meist strahlig um eine centrale Achse

verteilt und außerdem die Verdauungsorgane so angeordnet sind, daß von einer verdauenden Centralhöhle (Magen) unmittelbar Kanäle ausgehen, welche sich im ganzen Körper verteilen und den Nahrungssaft nach allen Seiten hinführen. Die Grundform dieser Tiere ist ein aus zwei Zellenlagen, einer äußern, Ectoderm, und einer innern, Entoderm, bestehender Sack mit einer vordern Einfuhröffnung, dem Munde. Von dieser Grundform aus entwickeln sich die einzelnen, mehr oder minder strahlig gebauten Typen, die meist nach den Grundzahlen vier oder sechs ausgebildet sind. Bei den C. im weitesten Sinne findet sich die Ausbildung von Kolonien, Stöcken oder Cormen, in welchen die einzelnen Individuen noch miteinander durch das ernährende Röhrensystem (Gastrovascularsystem) zusammenhängen, in hohem Grade entwickelt, nicht minder die Arbeitsteilung oft so weit gediehen, daß diese Kolonien aus verschiedenartigen Individuen zusammengesetzt sind (Nährtiere, Geschlechtstiere u. s. w.), welche den Kolonien gegenüber dieselben Funktionen übernehmen, wie die einzelnen Organe gegenüber den zusammengesetzten Organismen. Ebenso ist die Fortpflanzungsweise sehr vielgestaltig, teils geschlechtlich, teils ungeschlechtlich und häufig verwickelt, sodaß verschiedene, aufeinander folgende und auseinander hervorgehende Individuen erst den Kreis der Art zusammensetzen (Generationswechsel). Man zählt jetzt zu den C. zweifellos die verschiedenen Acalephen (s. d.), d. h. Rippenquallen (Ctenophora), Schirmquallen (Medusae), Quallenpolypen (Hydrozoa), Röhrenquallen (Siphonophora), Korallenpolypen (Anthozoa). Ob auch die Schwämme (Spongia) als niederste Form beigesellt werden sollen, ist eine noch nicht vollständig gelöste Streitfrage.

Coleōne (Bartolommeo), einer der hervorragendsten ital. Condottieri (s. d.) des 15. Jahrh., wurde 1400 auf dem Schlosse Solza geboren und begann seine militärische Laufbahn zu Neapel unter den damals berühmtesten Feldherren Sforza und Braccio da Montone. Nachdem er in die Dienste der Venetianischen Republik getreten, kämpfte er zuerst unter Carmagnola gegen Filippo Maria Visconti, dann als Befehlshaber gegen Nicolo Piccinino. Um dem von den Mailändern belagerten Brescia Hilfe zu bringen, ließ C. eine große Anzahl von Galeeren von Venedig über Land nach dem Gardasee transportieren. Während eines Waffenstillstandes zwischen Mailand und Venedig trat er jedoch mit 500 Waffengenossen in die Dienste des Herzogs von Mailand über, der ihn zum Kampf gegen seinen eigenen Eidam Sforza und gegen die Venetianer schickte. Aber bald erwachte gegen C. Argwohn, sodaß er 1446 verhaftet und zu Monza ins Gefängnis geworfen wurde, aus welchem er erst befreit ward, als nach dem Aussterben der Visconti 1447 die Mailänder eine Republik proklamierten und C. zum Oberbefehlshaber ihrer Armee wählten. In dieser Stellung besiegte er 1447 ein franz. Heer, das unter dem Herzog von Orléans zur Eroberung Mailands erschienen war. Nachdem er nochmals in venet. Dienst getreten und in neue Händel verwickelt war, zog er sich mit Titel und Sold eines Generalissimus der Venetianer auf sein Schloß Malpaga im Bergamaskischen zurück. Noch einmal unternahm er im J. 1467 auf eigene Hand, aber unter venet. Konnivenz einen ruhmlosen Feldzug gegen Florenz und Piero de Medici, in Gemeinschaft mit dessen Gegnern. Er starb 4. Nov. 1475. Einen Teil seines Vermögens erhielt die Republik zur Gründung wohlthätiger Anstalten. Seine Reiterstatue, von Andrea Verrocchio, steht in Venedig neben der Kirche San-Giovanni e Paolo. Seine prachtvolle, dem Dom zu Bergamo angebaute Familienkapelle enthält sein und seiner Tochter Denkmal.

Coleoptĕren (Coleoptĕra), Scheidenflügler oder Deckflügler, werden die Käfer genannt, weil deren vorderes Flügelpaar von einem härtern, meist hornartigen Gewebe ist, nur die Decke oder Scheide der eigentlichen Flügel ausmacht und deshalb mit dem Namen der Flügeldecken belegt wird. Selten sind diese Flügeldecken weich, fast häutig, oder so kurz, daß sie den Hinterleib nicht ganz decken, wie bei dem Maiwurm (Meloë). Diese Flügel können sich vom Körper nur im rechten Winkel entfernen und schlagen im Fluge nicht, sondern bleiben während desselben nur in dieser Richtung ausgebreitet. Nur wenige Käfer breiten diese Flügeldecken beim Fluge nicht aus; bei einigen Käfergattungen sind sie längs der Mittellinie verwachsen, und es fehlen dann die Hinterflügel oder es können dieselben seitlich darunter hervorgebreitet werden. Selten sind sie nur angedeutet oder beinahe fehlend, wie beim Weibchen des Johanniswürmchens. Diese Flügeldecken tragen auch den Farbenschmuck, der viele Käfer auszeichnet, und die Beschaffenheit ihrer Oberfläche sowie diejenige des Kopfes und des Brustschildes bietet gute Kennzeichen zum Unterscheiden der Käferarten. Unter den Flügeldecken liegt das hintere Flügelpaar, welches die eigentlichen Flügel ausmacht. Diese sind häutig, geadert, länger als die Flügeldecken, im Zustande der Ruhe vom Außenrande mittels eines Gelenks nach innen zurückgeschlagen und außerdem der Länge nach gefaltet, sodaß sie nur einen verhältnismäßig kleinen Raum in der Ruhe einnehmen. Der Kopf der Käfer ist frei beweglich, trägt zusammengesetzte, oft ausgerandete oder geteilte Augen, die bei manchen unterirdischen Gattungen fehlen, keine Nebenaugen, meist elfgliederige Fühler von sehr verschiedener Form und beißende Mundteile mit Kiefer- und Lippentastern. Der erste Brustring (prothorax) ist frei und meist stark entwickelt, oft mit Dornen bewaffnet; die mit Krallen bewaffneten und oft verschieden gestalteten Füße haben meist fünf, seltener vier oder drei Glieder an der Fußwurzel (tarsus). Die Verwandlung ist vollkommen; die mit einem hornigen Kopf, drei Fußpaaren versehenen oder ganz fußlosen Larven leben meist verborgen in Erde, Pflanzen u. s. w. und sind gewöhnlich farblos; die ruhenden Puppen lassen alle Gliedmaßen frei sehen. Die meisten Käfer sind der menschlichen Ökonomie schädlich; nur unter den fleischfressenden gibt es einige Arten, welche durch Zerstörung anderer Insekten, Schnecken und Würmer nützlich werden. Für die Einteilung der etwa 80000 Arten zählenden Ordnung der Käfer sind die Zahl der Fußglieder, die Bildung der Fühler und der Mundteile maßgebend. Man unterscheidet gewöhnlich vier Hauptgruppen: Fünfzeher (Pentamera) mit fünf Tarsalgliedern, wozu die meisten Sippen gehören; Verschiedenzeher (Heteromera) mit fünf Tarsalgliedern an den vordern, vier an den beiden hinteren Fußpaaren (Schwarzkäfer, span. Fliegen u. s. w.); Vierzeher (Tetramera) mit vier Tarsalgliedern, wozu namentlich die Rüssel-, Borken-, Bock- und Blattkäfer gehören, und endlich die nur aus den

Marienkäfern bestehende Gruppe der Dreizeher (Trimera) mit drei Tarsalgliedern.

Coleraine, Municipalstadt in der irländ. Grafschaft Londonderry (s. d.)

Coleridge (Samuel Taylor), engl. Dichter und Philosoph, geb. 20. Okt. 1772 zu Ottery-St.-Mary in Devonshire, wo sein Vater Geistlicher war, erhielt seine Erziehung in der Christ-Hospital-Schule in London und studierte dann 1791—93 in Cambridge. Wegen seiner radikalen Gesinnungen den Universitätsbehörden mißliebig geworden, verließ er die Hochschule, wurde Soldat, kehrte jedoch bald wieder zu seiner Familie zurück, schrieb ein Drama: «The fall of Robespierre» (Lond. 1794), und hielt in Bristol Vorlesungen über das Heil, das der Menschheit durch den Republikanismus bevorstehe. Durch seine «Conciones ad populum, or Addresses to the people» (Lond. 1795) entzückte er die bristoler Jugend; seine Freiheitszeitung «The Watchman» (Lond. 1796) fand weniger Anklang. Verzweifelnd an der Alten Welt, wollte er mit seinen Freunden Southey und Lovell nach Amerika auswandern, um das ihnen vorschwebende Ideal durch Gründung eines Staates Pantisokratie, d. h. Gleichheit aller, zu verwirklichen; allein vor der Auswanderung lernten sie drei schöne Schwestern kennen, die sie heirateten. C. ließ sich in der Nähe von Bridgewater nieder, wo er mit Wordsworth einen Freundschaftsbund stiftete. Von den Brüdern Wedgewood unterstützt, reiste er 1797—99 in Deutschland, machte hier die Bekanntschaft Tiecks und hörte in Göttingen Blumenbach und Eichhorn. Bei seiner Rückkehr nach England zeigte er sich in seinen polit. Gesinnungen völlig umgewandelt. Er schrieb die leitenden Artikel für die ministerielle «Morning Post», nachher für den litterarischen und polit. Teil des ministeriellen Journals «The Courier», und blieb fortan ein eifriger Konservativer. Er ging 1804 als Sekretär des Gouverneurs Sir Alex. Ball nach Malta, kehrte aber schon ein Jahr später ohne feste Anstellung zurück. C. starb zu Highgate 25. Juli 1834.

C. war ein großer Verehrer Schillers und Goethes und nahe befreundet mit den Koryphäen der deutschen Romantik; auch wirkte er mit den Dichtern der Seeschule an der Reform der engl. Poesie und führte zugleich, im Gegensatz zu der Nützlichkeitsphilosophie Benthams, die Denkweise der deutschen Idealphilosophen in England ein. Sein schauerlich schönes Gedicht «Christabel» (Lond. 1816), blieb Fragment; seine Ballade «Rhyme of the ancient mariner» (deutsch von Freiligrath) gilt als Meisterstück. Seine berühmte Übersetzung von Schillers «Wallenstein» (2 Tle., Lond. 1800) befindet sich in seinen «Poetical works» (3 Bde., Lond. 1829; neue Aufl. 1864). C. schrieb ferner: «The statesman's manual, a lay sermon» (Lond. 1816); «Aids to reflection» (Lond. 1825); «On the constitution of church and state» (Lond. 1830); «The friend» (3 Bde., Lond. 1844), eine Reihe von Aufsätzen über Politik, Moral und Religion; «Theory of life» (Lond. 1849). Eine Art Selbstbiographie ist die «Biographia literaria» (2 Bde., Lond. 1817; 2. Aufl., 3 Bde., Lond. 1838—53). «Memoirs of Samuel Taylor C.» gab Gillman (2 Bde., Lond. 1838), «Literary remains of C.» sein Neffe, Henry C. (4 Bde., Lond. 1836—39), heraus; auch seine Tischgespräche («Table talk») sind gesammelt worden. Eine Gesamtausgabe seiner Werke veranstaltete W. T. Shedd (9 Bde., Neuyork 1853—54).

Hartley C., Sohn des vorigen, geb. 19. Sept. 1796, gest. 6. Jan. 1849 zu Rydal in Westmoreland, hat sich ebenfalls als Dichter einen Namen gemacht. Außerdem erschienen von ihm in Prosa: «Biographia borealis, or lives of distinguished northmen» (Lond. 1833) und «The worthies of Yorkshire and Lancashire» (Lond. 1836). Eine Ausgabe seiner «Essays and marginalia» (2 Bde., Lond. 1851), sowie seiner «Poems» (2 Bde., Lond. 1851) wurde von seinem Bruder Derwent C. veranstaltet. Letzterer (geb. zu Keswick 14. Sept. 1800) ist Präbendar an der Paulskirche in London, hat an der Herausgabe der Werke seines Vaters teilgenommen und neben mehrern theol. Schriften auch eine Lebensbeschreibung des Dichters Praed (als Einleitung zu dessen «Poetical works», 2 Bde., Lond. 1864) geliefert.

Colērus (Joh.), der erste unter den deutschen Schriftstellern, welche der Landwirtschaft eine neue Richtung gaben, wurde gegen Ende des 16. Jahrh. zu Goldberg in Schlesien geboren. Er studierte in Rostock, wo sein Vater Superintendent war, wurde später Prediger in der Mark und starb zu Parchim im Mecklenburgischen 23. Okt. 1639. Während sein Vorgänger Konrad von Heresbach noch ganz an den Regeln der röm. «Scriptores rei rusticae» festhält, trat C. schon selbständig auf und gab Ratschläge aus der eigenen Erfahrung, von welchen viele in die sog. Hausväterlitteratur übertragen worden sind. Seine Hauptschriften, welche heute nur noch histor. Wert haben, sind: «Calendarium perpetuum et sex libri oeconomici» (3. Aufl., Wittenb. 1684) und «Oeconomia ruralis et domestica» (6 Bde., Wittenb. 1591—1601), beide zusammen 1609 unter dem Titel «Haushaltungsbuch» (neue Aufl., Wittenb. 1682) erschienen.

Colesberg, Division der Nordostprovinz der brit. Kapkolonie in Südafrika, 14923 qkm groß mit (1875) 10368 E., worunter 4521 Weiße und 2168 Hottentotten, der beste Wolldistrikt der Kolonie. Der Hauptort C. liegt 20 km südl. vom Oranje-River, hat eine holländ.-reformierte Kirche, eine engl.-episkopal. Kapelle, eine Wesleyanische Missionskirche, eine Bank und 1312 E.

Cölestin (von coelestis, himmelblau) ist ein im rhombischen System als säulenförmige und tafelförmige Individuen krystallisierendes, mit Schwerspat und Anglesit isomorphes Mineral, bestehend aus schwefelsaurem Strontian, $SrSO_4$. Seine Färbung ist in der Regel weiß oder blau; es findet sich krystallisiert, faserig oder feinkörnig bis dicht. Seine Härte ist ungefähr die des Kalkspats, sein spezifisches Gewicht schwankt zwischen 3,9 und 4, von Säuren wird es nur wenig angegriffen. Man findet den C. ganz besonders schön bei Girgenti auf Sicilien, zu Pschow unweit Ratibor, zu Jühnde bei Göttingen, auf der Strontianinsel, im Huronsee, in Kalkgebirgen, auch auf Erzgängen bei Herrengrund in Ungarn; dünne, faserige Zwischenlager von blauer Färbung bildet er z. B. im Muschelkalk bei Dornburg unweit Jena. Man benutzt denselben zur Darstellung der Strontianerde (s. d.) und verschiedener Strontiansalze.

Cölestin ist der Name von fünf Päpsten. **C. I.**, der Heilige, Sept. 422 bis 26. Juli 432, ein Römer von Geburt, war besonders darauf bedacht, die Jurisdiktion des Römischen Reichs über die ganze christl. Kirche zur Anerkennung zu bringen. In Nordafrika fanden diese Ansprüche entschiedene

Zurückweisung, in den Nestorianischen Streitigkeiten dagegen gelang es ihm, seinen Einfluß zur Geltung zu bringen. Für Christianisierung Schottlands und Englands wirkte C. durch Aussendung des Palladius und später des Patricius. Sein Gedächtnistag ist der 6. April. — C. II., 26. Sept. 1143 bis 8. März 1144, hob das Interdikt wieder auf, welches sein Vorgänger Innocenz II. über alle Orte ausgesprochen hatte, wo Ludwig VII. von Frankreich sich aufhalten würde. — C. III., der erste Papst aus dem Geschlechte der Orsini, ward als 85jähriger Greis am 30. März 1191 gewählt und starb 6. Jan. 1198. Nach längerm Zögern mußte er Heinrich VI. und seine Gemahlin Konstantia in der Peterskirche krönen und vermochte seinen Siegeslauf nicht aufzuhalten. — C. IV., ein Mailänder aus dem Geschlechte der Castiglione, als Nachfolger Gregors IX. am 26. Okt. 1241 gewählt, starb schon vor Empfang der Weihe am 17. Nov. — C. V., ein 80jähriger Einsiedler Petrus von Murrhone (unweit Sulmona in den Abruzzen) und Stifter des Ordens der Cölestiner (s. d.), ward nach mehrjähriger Vakanz des päpstlichen Stuhls unter dem Einfluß Karls von Anjou am 5. Juli 1294 gewählt, legte aber aus Sehnsucht nach der stillen Mönchszelle schon am 13. Dez. 1294 sein Amt wieder nieder. Sein Nachfolger, Bonifacius VIII., aus Besorgnis, daß seine Gegner die Entsagung für ungültig erklären würden, hielt ihn auf dem Felsenschlosse Fumone bei Anagni in enger Haft, bis er am 19. Mai 1296 starb. Clemens V. sprach ihn heilig; der 19. Mai ist sein Gedächtnistag.

Cölestiner nannte sich der von dem Anachoreten Peter de Murrhone um 1254 gestiftete, von Urban IV. 1264 und 1274 bestätigte Mönchsorden der Einsiedler des heil. Damianus, als der Stifter desselben unter dem Namen Cölestin V. (s. d.) 1294 den päpstl. Stuhl bestiegen hatte. Die C., welche als eine Unterabteilung der Benediktiner angesehen werden, folgten der Regel des heil. Benedikt, trugen weiße Kleidung mit schwarzen Kapuzen und Skapulieren und widmeten sich ganz dem beschaulichen Leben. Ihr Orden verbreitete sich im 13. und 14. Jahrh. schnell in Italien, Frankreich und den Niederlanden, auch in Deutschland, wo Karl IV. 1365 das Kloster Oybin bei Zittau stiftete, war aber zu Anfang des 18. Jahrh. in Italien auf 96 und in Frankreich auf 21 Klöster gesunken und hat gegenwärtig nur noch in Italien wenige Niederlassungen.

Cölesyrien («Hohles Syrien»), jetzt El Bekaa, der alte Name des vom Orontes durchströmten Tieflandes zwischen Libanon und Antilibanon. (S. unter Syrien.)

Colet (Louise Révoil, Frau), franz. Schriftstellerin, geb. 15. Sept. 1810 zu Aix, kam 1835 nach Paris und erhielt 1839, 1843, 1852 und 1855 den von der Französischen Akademie dem besten Gedicht zuerkannten Preis; diese vier Gedichte erschienen unter dem Titel «Quatre poèmes couronnés par l'Académie française» (1855). C. starb zu Paris 8. März 1876. Die Zahl ihrer Gedichte, Erzählungen und Romane ist sehr bedeutend; hervorzuheben sind unter den Gedichten: «Le poème de la femme» (1853—56); unter den Romanen: «La jeunesse de Mirabeau» (1841), «Les cœurs brisés» (1843), «Lui, roman contemporain» (1859), «Les derniers marquis» (1867), «Les dévotes du grand monde» (1873); unter den dramatischen Versuchen: «La jeunesse de Goethe» (1839), «Charlotte Corday et M[me] Roland» (1842) u. s. w.

Colette, die Heilige, geb. 1380 zu Corbin in der Picardie, aus der Familie Boilet stammend, wandte sich schon in früher Jugend der Armen- und Krankenpflege zu, schloß sich nach ihrer Eltern Tod erst den Beguinen, dann den Franziskanerinnen an und lebte in einer Einsiedelei der Abtei Corbin drei Jahre unter harten Bußübungen. In ihrem Streben, die Ordensregel in ihrer ursprünglichen Strenge wiederherzustellen, wurde sie von dem schismatischen, in Frankreich anerkannten Papst Benedikt XIII. unterstützt, welcher sie zur General-Superiorin machte. So entstanden als besonderer Zweig des Ordens die armen Clarissinnen oder Colettinnen und bestanden, bis Leo X. 1517 alle strengern Zweige als Observantinerinnen vereinigte. C. starb 1446 zu Gent. Schon Sixtus IV. sprach sie selig; ihrer Heiligsprechung stand im Wege, daß ein schismatischer Papst sie eingesetzt hatte, doch vollzog sie Pius VII am 3. März 1807.

Coleus *Lour.*, Pflanzengattung aus der Familie der Labiaten; es sind gegen 50 Arten bekannt, die in den Tropengegenden Afrikas, Ostindiens und auf den Inseln des Malaiischen Archipels einheimisch vorkommen. Es sind krautartige Pflanzen oder Halbsträucher, seltener Sträucher. Einige Arten, wie C. barbatus *Benth.* und C. aromaticus *Benth.*, die erstere in Ägypten und Arabien, die letztere in den Tropengegenden Ostasiens einheimisch, gelten in ihren Heimatländern als Mittel gegen Husten, asthmatische Beschwerden u. dgl. Mehrere ostind. Arten, wie z. B. C. Blumei *Benth.*, werden in zahlreichen Varietäten in den Gewächshäusern Europas kultiviert; sie zeichnen sich durch die eigentümliche äußerst mannigfaltige Färbung ihrer Blätter aus, weshalb sie sich vortrefflich zu Dekorationen u. dgl. in größern Gewächshäusern eignen.

Coleville Valley, Thallandschaft im nordamerik. Territorium Washington, enthält reiche Goldlager, die sich vom Spokane-River bis an die Nordgrenze und vom Clarke Forke (Pen d'Oreille) bis zur kath. Indianermission erstrecken.

Colfax (Schuyler), 1869—73 Vizepräsident der Vereinigten Staaten von Amerika, geb. 23. März 1823 in der Stadt Neuyork, erhielt nur eine dürftige Schulbildung und siedelte 1836 mit seinen Angehörigen nach Neu-Carlisle im Staate Indiana über. Hier beteiligte er sich frühzeitig an der Politik, benutzte seine Freistunden zu seiner Ausbildung und gründete 1845 in South-Bend eine Zeitung, das «St. Joseph Valley Register», welche ihm eine angesehene Stellung schuf. C. gehörte der Whigpartei an, agitierte 1848 für Taylor und 1852 für Scott; 1854 wurde er von der inzwischen ins Leben getretenen republikanischen Partei als Abgeordneter in den Kongreß gewählt, welche Stellung er bis zum Antritt seines Amts als Vizepräsident bekleidete. Als Mitglied des Kongresses zeichnete sich C. durch sein Einschreiten für die Zulassung des Freistaats Kansas aus, wurde 1861 Vorsitzender des Ausschusses für Postwesen und Wegeangelegenheiten und arbeitete in dieser Stellung vor allem für die Förderung der Interessen des Westens. Im J. 1863 zum Sprecher des Hauses gewählt, machte er sich durch seine Unparteilichkeit und Umsicht so beliebt, daß er auch 1865 und 1867 zu demselben Amte wieder berufen wurde. Von dem Nationalkonvent in Chicago für die Vizepräsidentschaft

nominiert, erhielt er in der Novemberwahl 1868 von den abgegebenen 285 Elektoralstimmen 214 und trat 4. März 1869 diese Stellung an. Da er wegen seiner Beteiligung an einigen unsaubern Geldgeschäften bei der Präsidentenwahl von 1872 nicht wiedergewählt wurde, trat er 4. März 1873 aus dem Amte und lebt seitdem zurückgezogen in South-Bend in Indiana.

Cölialgie (grch.), Leibweh, Kolik.

Cölibat (lat., Ehelosigkeit) heißt insbesondere die gesetzliche Ehelosigkeit der kath. Geistlichen. Das Neue Testament kennt kein Verbot der Priesterehe; von den Aposteln selbst waren einige, wie namentlich Petrus, verheiratet (Matth. 8, 14; 1 Kor. 9, 5), und 1 Tim. 3, 1 wird der Ehestand der Bischöfe sogar als Regel vorausgesetzt. Aber schon der Apostel Paulus hielt die Ehelosigkeit überhaupt für vorzüglicher und die Ehe nur für notwendig, um die Unzucht zu verhindern, daher er allen, die sich zu enthalten vermochten, davon abriet (1 Kor. 7). Auch die Ehe erschien dem ursprünglichen Christentume als eine Verwickelung in die Welt und ihre Lust, welche von der Sorge um göttliche Dinge uns abziehe und daher, zumal im Hinblick auf die baldige Wiederkunft des Herrn, besser gemieden würde. Der Ausspruch Matth. 19, 12 konnte in dieser Überzeugung nur bestärken. Obwohl es auf der einen Seite gerade das Christentum war, welches mit der Würde der Frauen auch die Auffassung der Ehe als sittlicher Gemeinschaft zur Anerkennung brachte, so konnte doch diese neugewonnene Einsicht bei der den ältesten Christen eigenen Weltflucht und bei der dualistischen Entgegensetzung von Geist und Fleisch nicht zum vollständigen Durchbruch kommen. Die Gnostiker schwankten zwischen den beiden Extremen unbedingten Eheverbotes für alle und unterschiedsloser Geschlechtsgemeinschaft, weil man das Fleisch zu Grunde richten müsse, hin und her, während die kirchliche Ansicht zwar die einmalige Ehe gestattete, aber den ehelosen Stand für heiliger ansah und die zweite Ehe als Ehebruch brandmarkte. Für die Geistlichen galten anfangs ganz dieselben Grundsätze wie für alle übrigen Christen. Auch den Bischöfen war die Einehe gestattet, die zweite Ehe verboten, der ehelose Stand der freien Wahl jedes einzelnen überlassen. Doch wurde es schon im 2. Jahrh. Sitte, durch besondere Gelübde sich zu lebenslänglicher Keuschheit zu verpflichten, und Eheleute bereiteten sich wenigstens auf heilige Handlungen durch Enthaltsamkeit vor. Wie es «gottgeweihte Jungfrauen» gab, die als Bräute Christi feierlich auf die Ehe verzichteten, so trieb die vermeinte höhere Heiligkeit des geistlichen Standes ganz von selbst zu der Forderung an den Klerus, hinter den freiwilligen Leistungen anderer nicht zurückzubleiben. So wurde schon zu Anfang des 3. Jahrh. die Forderung laut, daß kein Bischof, Presbyter oder Diakonus nach erhaltener Weihe sich verheiraten solle, auch keiner, der mit einer Witwe, mit einer Gefallenen oder schon zum zweiten mal verheiratet war, die Weihe erhalten dürfe. Doch war wenigstens die röm. Praxis damals liberaler. In dem Maße, als die hierarchischen Ideen sich entwickelten, mußten die neuen Grundsätze sich ausbreiten, zumal als seit dem Anfange des 4. Jahrh. auch das Mönchtum sich zu entwickeln und mit dem Klerus um den Ruhm höherer Heiligkeit zu wetteifern begann. Dennoch wies noch die Synode zu Nicäa 325 das beantragte Verbot der Priesterehe zurück. Seitdem stellte sich in der morgenländ. Kirche der Grundsatz fest, daß dem niedern Klerus die Eheschließung auch nach der Weihe, dem höhern aber (Bischöfen, Presbytern, Diakonen, Subdiakonen) nur die Fortführung einer schon vor der Weihe mit einer reinen Jungfrau eingegangenen Ehe verstattet blieb. Bei dieser Praxis ist die griech. Kirche bis heute in der Hauptsache verblieben, nur mit der doppelten Einschränkung, daß die Priester die vorher geschlossene Ehe fortsetzen, aber nach dem Tode ihrer Frau keine neue eingehen dürfen, während die Bischöfe, die deswegen regelmäßig aus dem Mönchsstande genommen werden, auch die früher eingegangene Ehe nicht fortsetzen dürfen. Diese Bestimmungen gelten bei den nichtunierten wie bei den unierten Griechen.

Dagegen forderten die röm. Bischöfe schon seit Ende des 4. Jahrh. den C. von allen Klerikern der höhern Weihen ohne Unterschied, drangen aber erst nach gewaltigen Kämpfen mit ihren Verordnungen durch. Seit dem 8. Jahrh. wurde der C. unaufhörlich von Päpsten und kirchlichen Konzilien eingeschärft; trotzdem lebten in Frankreich, Deutschland und Oberitalien bei weitem die meisten Priester und selbst manche Bischöfe in regelmäßiger Ehe. Die sittliche Verwilderung der röm. Kirche im 10. Jahrh., mehr noch die urkräftige german. Natur, die sich nur gewaltsam in das Joch naturwidriger Satzungen einspannen ließ, und die berechtigte Scheu vor den entsittlichenden Folgen einer erzwungenen Ehelosigkeit machten die Durchführung der Cölibatsgesetze zu einer Unmöglichkeit. In manchen Diöcesen erteilten die Bischöfe selbst ihren Klerikern die förmliche Erlaubnis, Weiber zu nehmen, und selbst die eifrigsten Verteidiger des C. mußten diesen verheirateten Priestern, z. B. denen der Diöcese von Turin, nachrühmen, daß ihr Lebenswandel ein Musterbild christl. Sittlichkeit sei. Allein die Konsequenz der Theorie von der höhern Heiligkeit des priesterlichen Standes und jener mittelalterliche Zug nach harter Kasteiung des Leibes, welcher unvermittelt neben den wildesten Ausbrüchen einer ungebändigten Sinnlichkeit steht, mußte namentlich unter den niedern Volksklassen die Meinung bestärken, daß nur die Sakramente unverehelichter Priester Heilskraft besäßen. In dem Maße, als das Selbstgefühl des röm. Papsttums erstarkte, steigerten sich so auch seine Bemühungen, die Bande zu lösen, welche die Diener der Kirche an Staat und Familie knüpfen. Nur ein von allen häuslichen und bürgerlichen Pflichten losgelöster Klerus konnte die Unabhängigkeit der Kirche von der Staatsgewalt sichern und den hierarchischen Tendenzen des Papsttums als Werkzeug dienen. So wurde seit der Regeneration des Papsttums um die Mitte des 11. Jahrh. neben der Abschaffung der Simonie und landesherrlichen Investitur, d. h. der Beseitigung alles weltlichen Einflusses auf die Besetzung geistlicher Ämter, vor allem die Durchführung des C. die Losung der hierarchischen Partei. Die Seele derselben war Papst Gregor VII., dessen Geist schon seine Vorgänger seit Leo IX. beherrschte. Die berühmte Verordnung vom J. 1074, nach welcher jeder verheiratete Priester, welcher das Sakrament des Altars verwalte, und jeder Laie, der aus der Hand eines solchen das Sakrament nehme, mit dem Bannfluche belegt wurden, war nur eine Erneuerung der Verordnungen Nikolaus' II. und Alexanders II. (1059 und 1063). Aber

Artikel, die man unter C vermißt, sind unter K aufzusuchen.

erst Gregors Cölibatgesetz führte den letzten Entscheidungskampf herbei. Unter furchtbaren Stürmen wurde die Entfernung beweibter Priester von ihren Funktionen in Deutschland, Frankreich und Oberitalien durchgesetzt. Auf die erste Kunde von der päpstl. Verordnung erhob sich fast allerorten der niedere Klerus zum Widerstande: Bischöfe und päpstl. Legaten wurden, wenn sie dieselbe publizierten, mißhandelt und mit dem Tode bedroht. Allein Gregor verstand es, die Volksmassen gegen die beweibten Priester in den Kampf zu führen. In Deutschland trieben außerdem die innern Kämpfe gegen die Kaisergewalt den größern Teil der Reichsfürsten und der Bischöfe ins päpstl. Lager. Auch nach Gregors Tode war die Priesterehe noch nicht völlig vertilgt, wie eine Verordnung Urbans II. vom J. 1089, die Beschlüsse eines Konzils von Reims 1119 und zweier Lateransynoden (1123 und 1139) beweisen. Trotzdem ermattete allmählich der Widerstand, und noch im 12. Jahrh. verschwindet die Priesterehe völlig innerhalb des Bereichs der abendländ. Kirche.

Nach kanonischem Rechte darf kein Beweibter die höhern Weihen empfangen, außer wenn seine Gattin das unfeierliche, beziehungsweise feierliche Gelübde der Keuschheit ablegt; Subdiakone, Diakone, Priester und Bischöfe, welche nach der Weihe eine Ehe schließen, verlieren Pfründe und Amt, die Ehe selbst aber ist null und nichtig; dagegen sind die Ehen der Kleriker der niedern Weihegrade gültig, und der Bischof kann ihnen, falls sie eine Jungfrau geheiratet haben, auch die Ausübung der Funktionen gestatten, zu denen die niedern Weihen befugen. Die furchtbaren Folgen dieser erzwungenen Ehelosigkeit sind bekannt. Die Klagen über die Sittenverderbnis des Klerus sind so alt wie die Errichtung des C., mehren sich aber in erschreckendem Maße seit dem 14. Jahrh. Um ärgere Ausschweifungen zu verhüten, rieten damals manche Kirchenhäupter dazu, den Konkubinat zu gestatten, da nun einmal den Priestern die rechtmäßige Ehe untersagt bleiben sollte. Die Kirche als solche durfte dies unmöglich thun, aber sie hat stillschweigend geduldet, was sie nicht ändern konnte, und die Päpste selbst thaten es im 14. und 15. Jahrh. oft genug den Priestern und Bischöfen an ausgelassenem Lebenswandel zuvor. Die hussitische Bewegung brachte auch den Streit über den C. aufs neue in Gang, und die baseler Kompaktaten räumten den böhm. Utraquisten die Priesterehe ausnahmsweise ein. Aber Rom erkannte diese Konzessionen nicht an. Die Reformation hat gleich von vornherein das Joch des Priestercölibats gebrochen. In der Schrift an den christl. Adel deutscher Nation (1520) hat Luther die Priesterehe ausführlich gerechtfertigt, entschloß sich auch 1525 selbst «mit seinem Beispiele voranzutraben». Schon vorher hatten mehrere evang. Geistliche diesen Schritt gethan. Die Augsburgische Konfession (Art. 23) und die Apologie (Art. 11) ebenso wie die reform. Bekenntnisse (z. B. Erste helvet. Konfession, Art. 37; Zweite helvet. Konfession, Art. 29) und die Anglikanische Kirche begründen das Recht der Geistlichkeit auf den Ehestand aus der Naturordnung, der Heiligen Schrift und der altkirchlichen Sitte, zugleich mit Hinweis auf die Folgen des erzwungenen C. Es lag im Wesen des prot. Prinzips begründet, das sittliche Recht und den sittlichen Wert der verschiedenen Ordnungen und Gebiete sowohl des bürgerlichen als des häuslichen Lebens hervorzuheben, unbeirrt durch beengende kirchliche Satzungen. Dagegen hätte Rom durch Freigebung der Priesterehe nicht bloß mit allen seinen Traditionen, sondern auch mit seiner prinzipiellen Forderung unbedingter Unabhängigkeit der Kirche von dem, was in ihrer Sprache «Welt» heißt, gebrochen. Das Äußerste der Nachgiebigkeit wäre ein Dispens in Berücksichtigung besonderer Notstände der Kirche, und auch dann nur als Ausnahmefall und mit Vorbehalt des Widerrufs gewesen. Letzteres ist der Gesichtspunkt, von welchem aus das sog. Interim (1548) die Priesterehe der Protestanten toleriert. Aber König Ferdinand I. hat auf der Kirchenversammlung von Trient nicht einmal so viel erlangen können. Die tridentinischen Beschlüsse bestätigten vielmehr vollständig die Bestimmungen des kanonischen Rechts, welche für die röm.-kath. Kirche noch heute gültig sind. Die neuern Bestrebungen des niedern Klerus um Aufhebung des kanonischen Zwangs sind von Gregor XVI. und Pius IX. mit Schärfe zurückgewiesen worden, und die altkath. Bewegung hat zwar den C. aufgehoben, aber damit im eigenen Schoße eine tiefgehende Spaltung hervorgerufen. Ob der Staat zur Aufhebung des C. befugt ist, erscheint als nicht unzweifelhaft; jedenfalls ist er zur zwangsweisen Durchführung desselben nicht verpflichtet. So hat schon das Preußische Landrecht das Ehehindernis der höhern Weihen unberücksichtigt gelassen, ebenso der franz. Code civil. In Frankreich hat sich indessen die allerdings nicht ohne Anfechtung gebliebene Praxis der Gerichte für die Nichtigkeit der Ehen der Geistlichen entschieden. Ausdrücklich aufrecht erhalten ist dieselbe zur Zeit noch in Österreich (doch cessiert nach Gesetz vom 25. Mai 1868 das Ehehindernis bei dem Übertritt des Geistlichen zu einer andern Konfession). In Italien ist es bei Einführung der Civilehe gefallen, und ebenso in Bayern, Sachsen, Baden und den Ländern des gemeinen deutschen Rechts durch das Reichsgesetz vom 6. Febr. 1875, welches für ganz Deutschland gleichmäßig den Geistlichen die Möglichkeit der Eingehung der Ehe gewährt hat.

Vgl. Augustin Theiner, «Die Einführung der erzwungenen Ehelosigkeit bei den christl. Geistlichen und ihre Folgen» (2 Bde., Altenb. 1828; 2. Aufl. 1845); Carové, «Das Cölibatsgesetz des röm.-kath. Klerus» (2 Tle., Frankf. 1832—33); Henry C. Lea, «An historical sketch of sacerdotal celebacy in the christian church» (Philad. 1867); von Schulte, «Der Cölibatzwang und dessen Aufhebung» (Bonn 1876).

Colico (Colecum der Römer), Dorfgemeinde am obern Ende des Comersees in der ital. Provinz Como, 27 km südlich von Chiavenna, zählt (1881) 828, als Gemeinde 3539 E. und zerfällt in das eigentliche C. und das Dorf C.-Piano in der Ebene am See am Bergabhange. Als Endpunkt der Splügenroute und Stapelplatz des Dampfschiffverkehrs auf dem Comersee hat letzteres lebhaften Speditionshandel und Touristenverkehr. Auch sind Eisenbahnen nach Lecco, Sondrio und Chiavenna im Bau. Durch die Anlage mehrerer Entwässerungskanäle in dem sumpfigen Anschwemmungsgebiete der Adda ist das früher äußerst ungesunde Fieberklima etwas verbessert worden; immerhin aber ist der Ort kein gesunder und angenehmer zu nennen und macht im Gegensatz zu den übrigen Ortschaften des Sees einen melancholischen Eindruck. Nordöstlich von C. liegt auf einem vereinzelten Felshügel

die 1603 von den Spaniern erbaute, 1796 von den Franzosen zerstörte Festung Fuentes, da, wo die Straße ins Veltlin von der Splügenstraße abzweigt; die Sumpfebene zwischen C. und dem Lago di Mezzola oder di Riva, Piano di Spagna, im Volksmunde Pianura infama genannt, ist reich an Wild und Schlangen.

Colieren, s. Kolieren.

Coligny (Gaspard von Châtillon, Graf von), Admiral von Frankreich, einer der Hauptführer der Hugenotten, wurde 16. Febr. 1517 zu Châtillon-sur-Loing geboren. Sein Vater war der Marschall Gaspard von C., seine Mutter Louise die Schwester des Connétable von Montmorency. Im J. 1537 kam er an den Hof Franz' I., begleitete den König 1543 in den Krieg, begab sich im folgenden Jahre mit seinem Bruder d'Andelot zur Armee nach Italien, und beide fochten hier so tapfer, daß sie auf dem Schlachtfelde von Cerisoles zu Rittern geschlagen wurden. Als C. aber hörte, daß Kaiser Karl V. und Heinrich VIII. von England in die Champagne und Picardie eingefallen, kehrte er zurück, diente unter dem Dauphin in der Champagne, half nach dem Frieden mit Karl Boulogne belagern und beteiligte sich an den Unterhandlungen, kraft deren diese Festung an Frankreich zurückfiel (Juni 1546). Von Heinrich II. zum Generalobersten der Infanterie und bald darauf zum Admiral erhoben, machte er 1552 an des Königs Seite den Feldzug in Lothringen mit, durch den die drei Bistümer für Frankreich erworben wurden, und zwei Jahre nachher half er die Schlacht von Renty gewinnen. Da der Herzog von Guise die Ehre dieses Siegs sich zuschreiben wollte, brach zwischen beiden eine tödliche Feindschaft aus, die noch dadurch sich steigerte, daß 1556 der Herzog den von C. geschlossenen Waffenstillstand von Vaucelles nicht achten wollte. Inzwischen hatte C. mit Bewilligung des Königs die Würde eines Generalobersten der Armee an seinen Bruder d'Andelot abgetreten. Dieser, der während seiner langen Kriegsgefangenschaft in Italien sich zum Calvinismus bekehrt hatte, suchte auch seine beiden Brüder d'Odet und Gaspard dafür zu gewinnen; er bekannte sich bald öffentlich zur reform. Kirche und verlor damit sein Amt und die Gunst des Königs. Nach der Niederlage der franz. Waffen bei St.-Quentin 1557 wurde C. beordert, die ihrer Festungswerke beraubte Stadt zu verteidigen. Indessen mußte er endlich doch trotz größter Tapferkeit der Übermacht weichen. C. fiel in die Hände der Spanier, wurde nach Gent als Gefangener abgeführt und erst nach zwei Jahren durch ein bedeutendes Lösegeld befreit. In der Gefangenschaft durch Briefwechsel mit seinem Bruder d'Andelot in der Sache des Calvinismus fester geworden, richtete er sein Augenmerk darauf, für seine Glaubensgenossen durch Anlegung von Kolonien ein Asyl in der Neuen Welt, namentlich in Brasilien, zu stiften. Doch mißlang dieses Projekt.

Nach dem Tode Heinrichs II. stellten sich C. und sein Bruder d'Odet offen an die Spitze der Hugenotten (s. d.); um so heftiger entbrannte der Haß zwischen dem Herzog von Guise und dem Admiral während der kurzen und schwachen Regierung Franz' II. Der Tod des letztern und die Regentschaft der Katharina von Medici waren den Guisen und der kath. Partei günstig. Die Calvinisten wurden verfolgt, und beide Parteien griffen zu den Waffen. Die Schlacht von Dreux 1562 fiel für die Hugenotten unglücklich aus; ihr Hauptführer Prinz Condé wurde gefangen; allein C. rettete die Trümmer des Heers durch einen meisterhaften Rückzug und trat an die Spitze der hugenottischen Waffenmacht. Während nun C. in die Normandie zog, wurde der Herzog von Guise bei der Belagerung von Orléans ermordet, eine That, die man sofort ohne jeden Anhalt dem Admiral zur Last legte. Dennoch stellte der Vertrag von Amboise auf einige Jahre den Frieden her, bis C. und Condé, erbittert durch die wiederholten Beleidigungen von seiten des Hofs, mit Ende Sept. 1567 die Feindseligkeiten wieder eröffneten. C. schlug bei St.-Denis die Truppen des Hofs und widersetzte sich mißtrauisch den neuen Friedensvorschlägen, auf die Condé einging. C.s Mißtrauen wurde rasch gerechtfertigt; denn als er sich mit dem Prinzen auf dessen Familiengut Noyers begeben, schickte der Hof Truppen ab, um beide aufzuheben. Sie entkamen zwar, sammelten aufs neue Truppen und nahmen mehrere feste Plätze, wurden aber 1569 bei Jarnac geschlagen, was die Gefangennahme und Ermordung Condés zur Folge hatte. Hierauf wurde der Prinz von Béarn (Heinrich von Navarra) zum Haupte der Hugenotten erwählt und C. führte in seinem Namen mit Geschick, wenn auch meist mit Nachteil, das Heer. Die unglückliche Belagerung von Poitiers, das nachteilige Gefecht von St.-Clair, bald darauf die Schlacht von Montcontour waren schwere Schläge für die Partei. Schwer verwundet entkam C. aus der letztern Schlacht, und jetzt gelang es ihm, nachdem er Angoumois, Périgord und Quercy heimgesucht, 27. Juni 1570 bei Arnay-le-Duc in Bourgogne den vierfach stärkern Marschall Brissac zu besiegen, sodaß der Hof sich genötigt sah, 8. Aug. zu Gunsten der Hugenotten Frieden zu schließen.

Inzwischen hatte, auf Verlangen des Hofs, das Parlament C. für einen Hochverräter erklärt und einen Preis auf seinen Kopf gesetzt. Dessenungeachtet erschien C. nach dem Frieden am Hofe und wurde von Karl IX. aufs zuvorkommendste aufgenommen. Um den hadernden Parteien eine gemeinsame Richtung nach außen zu geben, schlug C. dem Könige vor, an Spanien den Krieg zu erklären und Flandern zu erobern. Er machte ihm dabei bemerklich, wie er sich durch dieses Unternehmen den Parteien des Hofs und der Königin-Mutter entziehen könnte. Karl IX. schien darauf einzugehen; doch gewann schließlich die Partei der Guisen beim Könige die Oberhand. Die kühnen, zuversichtlichen Reden der Hugenotten stachelten nur noch mehr auf, sodaß man sich schließlich zu einer förmlichen Verschwörung gegen sie verstand. C. hatte sich auf kurze Zeit vom Hofe entfernt, um auf einem seiner Güter die Denkschrift über den projektierten Feldzug auszuarbeiten, und empfing daselbst Berichte seiner Freunde, die ihm die Anschläge der Guisen und der Königin-Mutter mitteilten. Allein er beachtete im Vertrauen auf den König diese Warnungen nicht und kehrte zur Vermählung Heinrichs von Navarra mit Margarete von Valois an den Hof zurück. Einige Tage nach dieser Vermählung, 22. Aug. 1572, als er vom Louvre aus langsam in seine Wohnung zurückkehrte, wurde er plötzlich von mehrern Kugeln getroffen, von denen ihm eine die rechte Hand verwundete, die andere den linken Ellbogen. Der Meuchelmörder war von den Guisen gedungen. Karl IX. geriet in den größten Zorn, schwor, die That furchtbar zu rächen, und

begab sich mit dem Hofe in die Wohnung des Verletzten. Die Guisen und die Königin benutzten nun die bedrohliche Aufregung der Hugenotten, um Karl IX. völlig umzustimmen. Derselbe rief aus den heftigsten Feinden C.s einen Kabinettsrat zusammen und gab auf dessen Rat den Befehl zu der furchtbaren Metzelei in der Bartholomäusnacht (s. d.), als deren erstes Opfer C. fiel. Um Mitternacht drangen der Herzog Heinrich von Guise, der Herzog von Aumale, der Großprior und der Chevalier d'Angoulême mit Bewaffneten in des Admirals Wohnung. Zum Tode verwundet, soll C., vergebens sich an eine Säule des Fensters anklammernd, auf den Hof hinausgestürzt sein, wo Guise und Angoulême warteten. Der Leichnam wurde, schändlich mißhandelt, an den Galgen von Montfaucon gehängt; mit Lebensgefahr nahmen ihn treue Diener C.s nach drei Tagen herab. Die Papiere des Admirals wurden dem Hofe ausgeliefert und im Louvre verbrannt; von seiner Hand ist deshalb nur eine Geschichte der Belagerung von St.-Quentin erhalten. Vgl. De la Ponneraye, »Histoire de l'amiral de C.« (Par. 1830); Caraman-Chimay, »Gaspard de C., l'amiral de France, d'après ses contemporains« (Par. 1873).

Coligny (Odet de), der Kardinal von Châtillon, Bruder des vorigen, geb. 10. Juli 1515, widmete sich der geistlichen Laufbahn, wurde schon 1533 Kardinal, Bischof von Beauvais, trat später zur reform. Lehre über und wurde vom Papst Pius IV. exkommuniziert. Er heiratete nun und nahm an den Kriegen der Hugenotten eifrig teil, führte aber dennoch seine geistlichen Titel fort. Nach der Schlacht von St.-Denis zur Flucht über den Kanal genötigt, war er infolge der Amnestie von 1570 im Begriff zurückzukehren, als er 14. Febr. 1571, wie es heißt durch Gift, starb.

Coligny (François), Herr von Andelot, Bruder der vorigen, geb. 18. April 1521, wurde 1555 Generaloberst der franz. Infanterie und mit seinem Bruder Gaspard in St.-Quentin gefangen. Er entfloh jedoch und nahm an der Einnahme von Calais und Guines teil. Auf einer Reise in Deutschland für die Reformation gewonnen, trat er seit 1559 als Verteidiger der Hugenotten auf und focht bei Dreux 1562 und Jarnac 1569 mit Auszeichnung, starb jedoch 27. Mai 1569 am Fieber.

Colima, ein Staat Mexikos, an der Westküste zwischen 18° 33′ und 19° 10′ nördl. Br. gelegen, im N. und O. von Jalisco, im SO. von Michoacan, im SW. vom Meere begrenzt, hat ein Areal von 7136 qkm (wovon 800 auf die dazu gehörenden Revilla-Gigedo-Inseln kommen) und eine sehr mannigfaltig gestaltete Oberfläche, längs der Küste eben, im Innern, besonders gegen die Nord- und Ostgrenze hin, gebirgig und zum Teil sehr unzugänglich. Im NO. erhebt sich südlich von der südl. Randkette des Plateaus der 3860 m hohe Pik von Tancitaro, und dicht neben dem 4297 m hohen *Nevado de Colima* der zweigipfelige Vulkan *Pico de Colima*; der erloschene Gipfel ist 4164 m hoch, der oft thätige (1818, 1869, 1876) 3704 m hoch. Der Boden des Landes ist sehr fruchtbar und erzeugt Baumwolle, Zuckerrohr, Reis, Tabak, Kakao; enthält auch Silber, Eisen, Kupfer, Blei u. s. w. Die Zahl der Einwohner wurde 1880 auf 78527 angegeben, meist Nahuatl sprechende Indianer. Den Haupterwerbszweig derselben bilden Landwirtschaft und Gewinnung von Seesalz.

Die Hauptstadt *Colima* liegt 38 km südlich von dem Vulkan Pico de C. in 450 m Höhe, 65 km vom Meere entfernt, an dem gleichnamigen kleinen Flüßchen, und zählt 23572 E., welche einigen Handel treiben. Die Stadt hat ein angenehmes und gesundes Klima und schöne freie Plätze. An der Küste des Großen Oceans liegt der *Puerto de Colima* oder *Manzanillo*, ein ziemlich guter, auch für große Schiffe zugänglicher Hafen mit wenig Einwohnern. Im Revolutionskriege trennte sich C. von der Intendanz Guadalajara, zu der es früher gehört hatte, und stellte sich, nach einigen vergeblichen Versuchen, einen selbständigen Staat zu bilden, unmittelbar unter die Bundesregierung.

Colin (Alexander), berühmter Bildhauer, wurde zu Mecheln 1526 geboren und 1563 von Kaiser Ferdinand I. nach Innsbruck berufen, wo er den größten Teil der Reliefs an dem Mausoleum Maximilians I. in der Hofkirche mit vollendeter Meisterschaft ausführte. (S. unter *Innsbruck*.) Nach der Vollendung dieses Monuments ließ er sich in Innsbruck nieder und wurde Hofbildhauer Ferdinands I. und dessen Sohnes, des Erzherzogs Ferdinand von Tirol. Letzterer ließ sich noch bei seinem Leben ein schönes Grabmal von ihm anfertigen. Es bildet in der sog. Silbernen Kapelle der Hof- oder Franziskanerkirche einen in die Kirchenmauer gebrochenen Bogen, der mit schwarzem Marmor verkleidet ist. Unter diesem Bogen liegt das marmorne lebensgroße Bild des Fürsten im Prunkgewande und mit zusammengelegten Händen auf einem Trauergerüst von gelblichem Marmor, rings um dasselbe die Wappen der verschiedenen Länder und an der Hauptwand der Nische das große Wappen, alle in prachtvoller Mosaik ausgeführt; vier große Marmortafeln zu den Seiten des Bogens enthalten die wichtigsten Thaten des Fürsten in erhabener Arbeit. Der Künstler vollendete noch viele andere, vorzüglich Grabmonumente. So das Denkmal von Philippine Welser von Augsburg (gest. 1580), Ferdinands erster Gemahlin, ebenfalls in der silbernen Kapelle, mit zwei Reliefs; den Grabstein des Bischofs Nas (in der Hauptkirche), mit dem lebensgroßen Bilde des Prälaten u. s. w. Endlich ordnete er seinen eigenen Grabstein auf dem Gottesacker zu Innsbruck an, mit einem Basrelief, das die Erweckung des Lazarus vorstellt und wahrscheinlich von einem seiner Söhne ausgearbeitet wurde. Von C. rühren auch manche Werke der Kleinkunst in Holz und Elfenbein her, von denen die Ambraser Sammlung in Wien Bedeutendes enthält. C. starb 17. Aug. 1612.

Cölin, s. unter *Blau* (Farbe).

Cöliocēle (grch.), Bauchbruch.

Coliséo (ital.), das Kolosseum (s. d.) in Rom.

Coll, eine der südlichsten Inseln in der Gruppe der Hebriden, westlich von Schottland, 9 km im NW. von Mull, 20 km lang mit 725 Bewohnern, gaëlisch sprechenden Fischern. An der Westseite liegt die Hauptansiedelung. Die Insel gehört zur Grafschaft Argyle.

Collalto, Kastell und Hauptort der alten Grafschaft C. in Friaul, in der ital. Provinz Treviso. — Als Ahnherr des auch innerhalb der deutschen Provinzen Österreichs reich begüterten Geschlechts C. gilt *Reimbalt I.*, welcher um die Mitte des 10. Jahrh. lebte und nach einigen Abkömmling eines longobard. Herzogs von Friaul aus dem 7. Jahrh., nach andern ein Graf von Hohenzollern war. —

Den Namen eines Grafen von C. führte zuerst Reimbalt VIII., einer der bedeutendsten Männer seiner Zeit, welcher 1304 Markgraf von Ancona wurde und 1306 für sich und seine Nachkommen, die Trevisani, die venet. Patricierwürde erhielt. — Graf Anton IV. C. diente erst Emanuel Philibert von Savoyen, dann dem Erzherzoge und spätern Kaiser Maximilian II., war Geheimrat, Hofkriegsrat und Feldmarschall unter diesem Kaiser, bis er 1589 von der Venetianischen Republik zum Generalissimus erwählt ward. Er starb nach 1619. — Graf Reimbalt XIII. von C., des vorigen ältester Sohn, österr. Feldmarschall, Geheimrat und Kämmerer, wurde 1575 zu Mantua geboren, wurde zu Venedig erzogen und von dort (der Grund ist nicht bekannt) verbannt; er ging nach Österreich, kämpfte unter den Generalen Georg Basta und Ruprecht von Eggenberg und wurde um 1618 Oberst. Im J. 1619 von Ferdinand II. an den ungar. Reichstag zu Neusohl abgeordnet, trat er Bethlen Gabor kräftig gegenüber. Bis 1624 nahm er an den Feldzügen des Dreißigjährigen Kriegs Anteil, wurde in demselben Jahre Präsident des Hofkriegsrats und blieb dies bis 1630. In diese Zeit fällt die große Heeresorganisation Wallensteins, und unter C. wurden die vielgenannten Holkschen Jäger errichtet (1629). Auch nahm C. 1629 als kaiserl. Prinzipal-Kommissarius und Generalissimus teil am Mantuanischen Erbfolgekriege gegen Karl von Gonzaga; doch erkrankte er zu Marignano, und die Generale Gallas und Aldringer eröffneten den Kampf nach seinem Entwurfe. C. mußte seine Abberufung erbitten und starb auf der Rückreise 19. Dez. 1630 zu Chur an der Halsschwindsucht. Er war ein treuer Anhänger des Kaisers und mit Wallenstein nahe befreundet; wiederholt hat er verstanden, die zwischen beiden entstandenen Gegensätze mit Takt und Klugheit auszugleichen. Durch Testament vom 8. April 1630 hatte er seine Güter Pirnitz, Deutsch-Radolitz, Tscherna u. s. w. in Mähren nebst anderm Vermögen zu einem Familien-Fideikommiß vereinigt und die Bestimmung getroffen, daß dasselbe für den Fall des gänzlichen Abgangs des C.schen Geschlechts an die «ihm anverwandte» fürstl. Hohenzollernsche Familie fallen solle. C.s männliche Nachkommen starben 1707 aus, weshalb das von ihm gestiftete Majorat an Vinciguerra V., seinen Neffen, und dessen Nachkommen fiel. Als jedoch die Linie der letztern gegen Ende des 18. Jahrh. ebenfalls erlosch, erbte die allein noch übrige jüngere Linie in der Person des Grafen Anton Octavian von C., gest. 29. Jan. 1793, die Besitzungen des Hauses. Der älteste Sohn des letztern, Graf Odoardo (Eduard) III. C., wurde 22. Nov. 1822 in den österr. Fürstenstand nach dem Rechte der Erstgeburt erhoben und starb 5. Febr. 1833. — Ihm folgte sein ältester Sohn, Fürst Anton Octavian von C., geb. 6. Aug. 1784, gest. 23. Nov. 1854, dessen Enkel Emanuel von C., geb. 24. Dez. 1854, seit 24. März 1862 die fürstl. Würde bekleidet und das von Reimbalt XIII. gestiftete Majorat besitzt.

Colla parte (ital.) wird in der musikalischen Partitur bei Nebenstimmen gesagt, wenn sie mit den Hauptstimmen dieselben Noten haben. Als Hauptstimme wird namentlich der Gesang angesehen, deshalb findet sich die Bezeichnung c. p. bei den begleitenden Instrumenten, sofern sie mit der Singstimme unisono gehen. In dem fugierten Chorgesange der frühern Zeit ist diese Weise der Begleitung sehr gebräuchlich.

Colla piscium, s. Hausenblase.

Collaps (lat., collapsus, Verfall) nennt man in der Medizin eine eigentümliche, im wesentlichen auf einer plötzlich eintretenden großen Schwäche der Herzthätigkeit beruhende Störung des Gesamtorganismus. Dieselbe kommt im Verlaufe schwerer fieberhafter Krankheiten, bei der Cholera, bei chronischen Herz- und Lungenleiden, welche mit fettiger Entartung des Herzfleisches verbunden sind, vor und charakterisiert sich durch raschen Verfall der Kräfte und auffallende Abweichungen der Eigenwärme. Der C. beginnt meist mit einer beträchtlichen örtlichen Verminderung der Eigenwärme; in den leichtern Graden fühlen sich die peripherischen Teile des Kranken (Nasen, Ohren, Hände, Füße) kalt an, in den schwerern liegt der Kranke bleich, eingefallen, mit entstellten Zügen, eiskalt und leichenähnlich da, mit kleinem, kaum merklichem Puls und kaum merklicher Atmung; dabei ist die Temperatur der innern Organe entweder gleichfalls vermindert oder unter Umständen bis zu den höchsten überhaupt vorkommenden Graden gesteigert. Dieser Zustand geht entweder nach einigen Minuten ohne Nachteil wieder vorüber oder dauert Stunden, selbst Tage lang (Cholera) oder führt unerwartet und rasch durch Herzlähmung zum Tode. Deshalb ist der C. unter allen Umständen als ein nicht unbedenkliches Ereignis zu betrachten, welches die größte Sorgfalt und Aufmerksamkeit beansprucht. Begünstigt wird sein Eintreten durch körperliche Anstrengungen, heftige Gemütsbewegungen und Schmerzen, durch Erbrechen, starke Diarrhöen und beträchtliche Blut- und Säfteverluste; bei manchen, insbesondere blutarmen Kranken vermag bisweilen schon das Aufrichten im Bett Ohnmachtsanwandlungen und C. zu erzeugen. Die Behandlung besteht hauptsächlich in der Anwendung stark excitierender Mittel aus der Reihe der sog. Analeptika (s. d.), welche direkt die Herzthätigkeit anregen, insbesondere in der Darreichung von starkem Wein, Cognac, Glühwein, starkem Kaffee, Kampfer, Moschus u. s. w., sowie bei fieberhaften Krankheiten in der möglichst frühzeitigen energischen Bekämpfung des Fiebers, da jede anhaltende beträchtlichere Steigerung der Eigenwärme außerordentlich schwächend auf die Herzmuskulatur einwirkt und somit leicht das Eintreten von C. herbeiführen kann.

Coll' arco (ital.), mit dem Bogen, wird in der Musik bei Bogeninstrumenten gesagt, wenn Noten vorausgingen, die pizzicato, d. h. mit Berührung der Saiten durch die Fingerspitze gespielt worden sind, und nun der gewöhnliche Bogenstrich wieder beginnen soll.

Collas-Manier (Reliefmanier) heißt eine auf mechan. Wege hervorgebrachte, nach dem Erfinder Achille Collas in Paris (1830) benannte Radierung, vermöge welcher Reliefs, als Münzen, Medaillen u. s. w., in Linienmanier auf Kupfer-, Stahl- und Steinplatten zur weitern Vervielfältigung von den betreffenden Künstlern ausgeführt werden und ein getreues, plastisch erscheinendes Bild dieser Gegenstände liefern. Dies geschieht vermittelst einer Maschine (Reliefkopiermaschine), an welcher ein leicht beweglicher Hebel angebracht ist, welcher durch eine Mikrometerschraube gleichmäßig fortbewegt wird. An diesem Hebel sind zwei Stifte: ein Kopier- und ein Radierstift (Diamant), ange-

bracht; indem nun der Kopierstift gleichmäßig über das Modell horizontal bewegt wird, bewegt sich gleichzeitig auch der Radierstift und zeichnet diese vom Kopierstifte gemachten Bewegungen in Linien auf die Platte, in welche nachher das Bild geätzt wird. In neuester Zeit ist diese Maschine durch eine Vorrichtung vervollkommnet worden, vermöge welcher Reliefs vergrößert oder verkleinert dargestellt werden können.

Collatio (lat.), in der Rechtssprache das Einwerfen von Vermögensgegenständen in eine gemeinsame Masse, z. B. C. bonorum, bei Erbschaftsteilungen; C. dotis, das Einwerfen der Mitgift (bei Gütergemeinschaft). (S. Kollation.)

Colle (La), franz. Dorf im Depart. Seealpen, Arrondissement Grasse, 7 km im SSW. von Vence, am Fuße der den Ort gegen alle Winde schützenden Hügel und nahe dem Flüßchen Loup. Die 1300 Bewohner gewinnen Oliven. C. ist der Geburtsort von Eugen Sue.

Colle (Raffaello del), ital. Maler, Schüler und Nachfolger des großen Rafael, daher auch Raffaellino genannt, 1490 zu Borgo San-Sepolcro geboren. Lange Zeit erscheint er unter der stattlichen Schar jüngerer Künstler, welche dem berühmten Meister bei der Ausführung seiner großen Arbeiten im Vatikan zur Seite standen. Auch zu Giulio Romano trat C. in ähnliche Beziehungen, später zu Vasari. Gleichzeitig begann er jedoch auch selbständig aufzutreten und entwarf zahlreiche Altargemälde für umbrische und röm. Kirchen, war für die Majolikaindustrie von Urbino und für die Gobelindekoration für den florentiner Hof beschäftigt. Sein Tod erfolgte 1540.

Collé (frz.), «angeleimt», dicht anliegend, besonders im Billardspiele von einem Ball gebraucht, welcher dicht an der Bande liegt.

Collé (Charles), franz. Theaterdichter, geb. 1709 zu Paris, war der Sohn eines Prokurators bei dem Gerichtshofe des Châtelet. Sein erster dramatischer Versuch «Alphonse l'impuissant» war eine Parodie eines Stückes von Lachaussée. Darauf schrieb er für das Theater des Herzogs von Orléans, der sein Beschützer war, kleine Stücke, welche Beifall fanden, wie «La vérité dans le vin», «Dupuis et Desronais» u. s. w. Zu seiner «Partie de chasse de Henri IV» gab ihm Dodsleys Lustspiel «Der König und der Müller von Mansfield» die Idee. Er starb 3. Nov. 1783. Sein anziehend geschriebenes «Journal historique» über die litterarischen Ereignisse von 1748 bis 1772 wurde zuerst von Barbier (3 Bde., Par. 1807) und seine «Correspondance inédite» von Bonhomme (1864) herausgegeben. Wichtiger als seine dramatischen Leistungen sind C.s originelle «Chansons» (beste Ausg., 2 Bde., Par. 1807).

Colle di Val d'Elsa, Stadt in der ital. Provinz Siena, 35 km im NW. von Siena, bei den Quellen der zum Arno gehenden Elsa, ist Bischofssitz, hat eine schöne Kathedrale und zählt (1881) als Gemeinde 8731 E. Hier befinden sich Hohöfen und Eisenwerke und die wichtigste Glashütte Italiens.

College (engl., spr. Kölledsch) nennt man in England die verschiedenen Institute, aus welchen die Universitäten bestehen und die zu verschiedenen Zeiten, zum Teil von der Regierung, zum Teil von Privatpersonen, gestiftet worden sind (s. unter Universitäten). So hat Oxford 20, Cambridge 17 solcher C. Auch auf den schott. Universitäten gibt es C., deren Einrichtungen jedoch von den englischen abweichen und mehr mit den deutschen Hochschulen zu vergleichen sind. Wesentlich verschieden von diesen Universitätscolleges sind diejenigen Unterrichtsanstalten, welche, gleich den deutschen Gymnasien, auf die Universität vorbereiten und gewöhnlich Grammar-Schools (s. d.), nur ausnahmsweise, wie z. B. zu Eton, C. heißen. Außerdem führen in England, Schottland und Irland auch verschiedene höhere Spezialschulen jenen Namen, so das College of Physicians in London, das Royal Naval College in Portsmouth u. s. w.

Auch in den Vereinigten Staaten von Amerika gibt es eine große Menge C., von denen man einige den europ. Universitäten gleichstellen kann; die Mehrzahl ist jedoch eher mit den höhern Klassen der deutschen Gymnasien zu vergleichen.

Collège (frz., spr. Kollehsch), in Frankreich und Belgien Name höherer Unterrichtsanstalten. Die den Gymnasien und Realgymnasien Deutschlands entsprechenden öffentlichen Schulen heißen in Frankreich, wenn sie Staatsanstalten sind, Lycées, wenn sie städtische Anstalten sind, Collèges communaux. Die letztern nähern sich mehr oder weniger den Lycées, haben aber teils einen mehr gymnasialen, teils einen mehr realen Charakter und sind teils als vollständige Gymnasien, teils nur als Progymnasien zu betrachten, teils mit den deutschen Bürgerschulen zu vergleichen. Mit diesen Schulen nicht zu verwechseln ist das Collége de France in Paris (1529 gestiftet), eine neben der Universität bestehende Staatsanstalt für humanistischen Unterricht. In Belgien heißen die staatlichen Gymnasien Athénées, die der Provinzen und Gemeinden Collèges.

Collegia pietatis nannte Spener (s. d.) die Zusammenkünfte zu gemeinsamer Andacht, vor allem zu gemeinsamem Bibellesen, welche er als Senior der Geistlichkeit zu Frankfurt a. M. 1670 einrichtete zur kräftigern Pflege des religiösen Lebens. Der Name ging dann auf ähnliche Zusammenkünfte zum Zwecke privater Erbauung über.

Collegium Germanicum heißt die 1552 von den Jesuiten in Rom gestiftete Bildungsanstalt deutscher Priester. Dieselbe steht ebenso wie ähnliche für andere Nationen bestimmte röm. Collegia seit 1622 unter der Congregatio de propaganda fide. (S. Propaganda.) Die Zöglinge, deren Erziehung im strengsten jesuitischen Geiste erfolgt, werden in dieser Anstalt zu gefügigen Werkzeugen des Ultramontanismus herangebildet. Das preuß. Gesetz vom 11. Mai 1873 hat vorzugsweise das C. im Auge gehabt, wenn es alle im Auslande gebildeten kath. Theologen von der Anstellungsfähigkeit in Preußen ausschloß; die klerikal-konservative Majorität des Landtags erteilte indes 1880 und 1882 der Regierung die «diskretionäre» Vollmacht, auch von dieser im Interesse des kirchlichen Friedens und der nationalen Gesinnung des Klerus ganz unentbehrlichen Schutzmaßregel zu dispensieren.

Collēma *Fr.*, Gattung aus der Familie der Gallertflechten. Man kennt etwa 20 deutsche Arten; diese kommen besonders auf Kalkfelsen vor und bilden im trockenen Zustande knorpelartig-häutige, schwarzgrün aussehende Massen; befeuchtet sind sie gallertartig. Die Gonidien sind perlschnurförmige Fäden und gehören zur Algengattung Nostoc.

Colleone, s. Coleone.

Collet (frz.), verdeutscht: **Kollett**, Kragen, Halsjacke, Uniformjacke mit kurzen Frackschößen vor Einführung des Waffenrocks; **jemand Kollett schleppen**, ihn beim Kragen packend festnehmen.

Collett (Jonas), norweg. Staatsmann, geb. 25. März 1772 auf dem Gute Rönnebäksholm in Seeland, studierte zu Kopenhagen die Rechte und wurde 1795 Landvogt in Numedal und Sandsvär im norweg. Amte Buskerud, danach zugleich Beisitzer des Oberbergamts zu Kongsberg, später Kammerrat und 1813 Amtmann in Buskerud. C. ward 1814 zur Versammlung nach Eidsvold berufen und, nachdem die Reichsversammlung die Selbständigkeit des Königreichs Norwegen ausgesprochen, zum Regierungsrat und Departementschef, bald darauf zum Staatsrat ernannt. Nach der Vereinigung Norwegens und Schwedens verwaltete er bis 1819 das Departement der innern Angelegenheiten, 1819—22 das Marinedepartement, dann das des Finanz-, Handels- und Zollwesens. Das Storthing klagte ihn 1827 wegen Abweichungen vom Grundgesetze beim Reichsgericht an, welches ihn jedoch freisprach. Nach dem Tode des letzten schwed. Statthalters, Grafen Platen (1829), ward C. Vorsitzender des Staatsrats. Durch seine treffliche Verwaltung wurde C. sehr populär. Als er aber den Beschluß des Königs vom 2. Juli 1836, das Storthing aufzulösen, letzterm unter der Hand mitteilte, sah er sich genötigt, sein Amt niederzulegen; C. starb 3. Jan. 1851. — Ein Neffe C.s, **Peter Jonas C.**, geb. 12. Sept. 1813 zu Lier nahe bei Drammen, gest. 18. Dez. 1851 als Professor der Rechte zu Christiania, hat sich durch «Forelæsninger over Personretten» (Christ. 1865) in seinem Vaterlande den Ruf eines tüchtigen Juristen erworben. Auch seine ästhetisch-kritischen Arbeiten und seine Gedichte sind geschätzt. — **Jakobine Camilla C.**, die Gattin des vorigen, eine Schwester des Dichters Wergeland, geb. 23. Jan. 1813 in Christianssand, vermählt 1841, hat sich durch eine Reihe Novellen und den vorzüglichen, in mehrere Sprachen übersetzten Roman «Amtmandens Döttre» (2 Tle., Christ. 1855) litterarisch bekannt gemacht. Von den Novellen sind zu nennen: «Fortællinger» (1860), «I de lange nätter» (1862), «Sidste Blade» (4 Bde., 1868—72), «Fra de stummes lejr» (1877) und die in schwed. Sprache geschriebene «Under ljusa dagar» (1866). — **Robert C.**, der vorigen Sohn, geb 1842 in Christiania, hat vorzügliche Beiträge zur Zoologie Norwegens geliefert, so namentlich «Kristiania omegns fauna» (1864), «Norges fugle og deres geografiske udbredelse i landet» (1868), «Remarks on the ornithology of the northern Norway» (1872), «Norges fiske» (1874), «Bemärkninger om Norges pattedyr» (1876).

Colletta (Pietro), neapolit. Kriegsminister während der Revolution von 1820, geb. 23. Jan. 1775 zu Neapel, trat 1796 in das Artilleriekorps. Da er bei der Invasion der Franzosen gegen die Bourbonen gewirkt hatte, so wurde er nach der Rückkehr der letztern eine Zeit lang eingekerkert und wurde dann Civilingenieur. Als Joseph Bonaparte 1806 König von Neapel wurde, erhielt er seinen Rang in der Armee wieder und war bei der Belagerung von Gaëta, der Occupation von Calabrien und der Einnahme von Capri besonders thätig. Murat ernannte ihn 1808 zum Intendanten des jenseitigen Calabrien, und 1812 erhielt er den Rang eines Generals und die Direktion des Brücken- und Straßenbauwesens. Im folgenden Jahre wurde er Chef des Geniewesens bei der Armee, 1814 Staatsrat, und 1815 kämpfte er gegen die eindringenden Österreicher am Panaro und unterzeichnete die Kapitulation von Casalanza. Obwohl nach der Restauration der Bourbons beargwöhnt und verdächtigt, hielt man doch seine Dienste für notwendig, und er bekleidete nacheinander mehrere hohe militärische Stellen. Als die konstitutionelle Bewegung von 1820 (s. Sicilien [Königreich beider]), zu deren Führern C. gehörte, ausgebrochen war, wurde C. nach Sicilien gesendet, wo er als Generalkommandant mit seinem Arme die Versuche, eine Republik zu gründen, vereitelte, bis die österr. Intervention ihn nach Neapel zurückrief. Noch in den letzten Tagen, als die Sache der Konstitution schon verloren war, wurde er zum Kriegsminister ernannt. Man brachte ihn als Staatsgefangenen auf das Kastell S.-Elmo und verbannte ihn nach dreimonatlicher Gefangenschaft nach Brünn in Mähren. Später gestattete man ihm, sich in Florenz niederzulassen. Hier lebte er in Zurückgezogenheit, mit der Abfassung seiner berühmt gewordenen, von der Kirche censurierten, vom Staate verbotenen «Storia del reame di Napoli dal 1734 sino al 1825» beschäftigt, und starb nach langwieriger Krankheit 11. Nov. 1831. Sein Werk erschien erst nach seinem Tode (2 Bde., Capolago 1834; 2. Aufl., 4 Bde., 1837) und wurde öfter in Italien (mit Biographie von Capponi, 2 Bde., Flor. 1849) und anderwärts (z. B. 2 Bde., Par. 1835; deutsch von Leber, 2. Aufl., 8 Bde., Grimma 1849—50) aufgelegt.

Colley oder **Cowley**, engl. Familie, s. unter **Wellesley**.

Colli (ital.), Mehrzahl von Collo (s. d.).

Collier (frz.), Halskette, Halsschmuck.

Collier (John Payne), engl. Litterarhistoriker, wurde 11. Jan. 1789 in London geboren. Seine Familie stammt aus Oxfordshire und zählt unter ihren Gliedern **Jeremy C.**, der sich zur Zeit Drydens und Congreves durch seine Schriften gegen das Theater bekannt machte. Sein Vater, früher Kaufmann, wandte sich nachher der Schriftstellerei zu und gab das «Monthly Register» heraus; später war er Mitarbeiter der «Times». Der junge C. wurde im väterlichen Hause erzogen und ließ sich dann als Student im Inner-Temple eintragen, um sich für die Advokatenlaufbahn vorzubereiten. Er gab jedoch das Rechtsstudium bald wieder auf und wurde Mitarbeiter am «Morning Chronicle». Einige in das «Edinburgh Magazine» eingerückte Aufsätze über das altengl. Drama machten ihn dem großen schott. Verlagshause Constable bekannt, für welches er «The poetical Decameron» (2 Bde., Edinb. 1820) schrieb. Zwei Jahre später erschien «The poet's pilgrimage» (Edinb. 1822), ein Gedicht im Spenserschen Versmaße, welches er indessen mit Ausnahme weniger Exemplare aus dem Buchhandel zurückgezogen hat. In seiner Ausgabe von «Dodsley's old plays» (3 Bde., Edinb. 1825—27) fügte er sechs in den frühern Ausgaben nicht enthaltene Schauspiele und in einem Supplementbande (Edinb. 1828) fünf bis dahin unbeachtete wertvolle Dramen aus den Zeiten Shakspeares hinzu. Seine «History of dramatic poetry» (3 Bde., Lond. 1831; neue

Aufl. 1879) erwarb ihm als Litterarhistoriker einen ausgebreiteten Ruf. Der Herzog von Devonshire und Lord Francis Gower (nachheriger Graf von Ellesmere) öffneten ihm ihre reichhaltigen Bibliotheken. Unter den Manuskripten Lord Ellesmeres fand C. die meisten Dokumente, die in seinen «New facts regarding the life of Shakspeare» (Lond. 1835) mitgeteilt sind. Diesem Werkchen folgten «New particulars» (Lond. 1836) und «Farther particulars» (Lond. 1839) über das Leben und die Schriften des großen Dichters, deren Authentizität jedoch später angefochten wurde. Zu seiner Ausgabe von Shakspeare (8 Bde., Lond. 1842—44) hatte C. seit wenigstens 20 Jahren die Materialien gesammelt. Als Belohnung der von ihm der Litteratur geleisteten Dienste verlieh ihm die Regierung eine Pension von 100 Pfd. St. jährlich. Von seinen übrigen zahlreichen litterarhistor. Arbeiten sind noch «A book of Roxburgh ballads» (Lond. 1847), «Extracts of the registers of the Stationers' company of works entered for publication between the years 1557 and 1570» (Lond. 1848) und «Memoirs of the principal actors in the plays of Shakspeare» (Lond. 1846) hervorzuheben. Großes Aufsehen erregte er 1852 durch die Veröffentlichung von «Notes and emendations to Shakspeare's plays», welche, nach angeblich aus der ersten Hälfte des 17. Jahrh. stammenden handschriftlichen Randbemerkungen zur zweiten Folioausgabe, eine durchgängige Revision des Textes der Shakspeareschen Dramen enthielten. Dieselbe rief eine lebhafte Polemik hervor, an der sich die namhaftesten Kritiker Englands, Deutschlands und Amerikas beteiligten, und deren Resultat es kaum zweifelhaft läßt, daß C. selbst über die Echtheit jener Randbemerkungen sich hat täuschen lassen. Später erschienen von ihm «Bibliographical account of rare books» (2 Bde., Lond. 1865) und «Illustrations of old English literature» (3 Bde., Lond. 1866). Seit 1866 war C. mit der Herausgabe einer Reihe Abdrücke zerstreuter und seltener Schriften engl. Dichter und Pamphletisten des 16. und 17. Jahrh. beschäftigt.

Collin (Heinr. Jos. von), deutscher dramatischer Dichter, geb. zu Wien 26. Dez. 1771, erhielt, nachdem er seine Erziehung im Löwenburgschen Institut erhalten, bei der Finanzhofstelle eine Stellung, wurde 1809 Hofrat bei der Geheimen Kreditshofkommission und starb 28. Juli 1811. Sein Denkmal befindet sich in der Karlskirche zu Wien. Von seinen Trauerspielen ist «Regulus» (Berl. 1802) das bekannteste. Seine übrigen Stücke sind: «Coriolan», «Polyxena», «Balboa», «Bianca della Porta», «Mäon» und die «Horatier und Curiatier». Sie zeichnen sich im ganzen durch Streben nach antiker Einfachheit aus, doch leiden sie an Einförmigkeit in der Anlage und in der Charakteristik. Gesammelt erschienen sie unter dem Titel «Trauerspiele» (3 Bde., Berl. 1828). Von seinen «Gedichten» (Wien 1812) ist am bekanntesten seine Ballade «Kaiser Max auf der Martinswand». Von seinem Epos «Rudolf von Habsburg» sind nur Bruchstücke vorhanden. Ein Oratorium: «Die Befreiung von Wien», dichtete er in Gemeinschaft mit seinem Bruder, der auch seine Werke (6 Bde., Wien 1812—14) sammelte und mit einer Biographie herausgab. Vgl. Laban, «Heinrich Joseph von C. Ein Beitrag zur Geschichte der neuern deutschen Litteratur in Österreich» (Wien 1879).

Collin (Matthäus von), Bruder des vorigen, geb. zu Wien 3. März 1779, widmete sich dem Studium der Rechtswissenschaft, erhielt 1808 die Professur der Ästhetik und der Geschichte der Philosophie an der Universität zu Krakau. Als die Russen Krakau besetzt hatten, ward er 1810 Hofkonzipist im Finanzdepartement zu Wien und 1812 Professor der Geschichte und Philosophie daselbst. C. übernahm 1814 die Redaction der ehemaligen «Wiener Litteraturzeitung», 1818 die der wiener «Jahrbücher der Litteratur». Seit 1815 Erzieher des Herzogs von Reichstadt, starb er 23. Nov. 1824. Seine dramatischen Dichtungen zeichnen sich mehr durch edle Gesinnung als durch poetischen Wert aus. Von denselben sind zu nennen: «Der Tod Friedrichs des Streitbaren», «Marius», «Belas Krieg mit dem Vater», «Die feindlichen Söhne», «Der Tod Heinrichs des Grausamen», «Butes» und «Die Kunringer», welche sämtlich in den «Dramatischen Dichtungen» (4 Bde., Pest 1815—17) enthalten sind. Seine «Nachgelassenen Gedichte» gab mit biographischem Vorworte J. von Hammer heraus (2 Bde., Wien 1827).

Collin d'Harleville (Jean François), franz. Dichter, geb. 30. Mai 1755 zu Maintenon unweit Chartres, studierte anfangs die Rechte, wendete sich aber dann der Litteratur zu. Er bereicherte die franz. Bühne mit vielen Charakterstücken, die zum Teil großen Beifall fanden. Hervorzuheben sind: «L'inconstant» (1786), «L'Optimiste» (1788), «M. de Crac dans son petit castel» (1791), «Le vieux célibataire» (1793), sein Meisterstück, und «Les châteaux en Espagne» (1803). C. starb zu Paris 24. Febr. 1806. Eine Ausgabe seiner «Oeuvres» besorgte Delongchamps (4 Bde., Par. 1828).

Colling (Charles), berühmter engl. Viehzüchter, war im Verein mit seinem Bruder Robert der Begründer der jetzigen weltbekannten Shorthornviehzucht. Beide lebten in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. auf ihrer Farm in Darlington (England), welcher Ort damit der Stammsitz der Shorthornzucht wurde.

Collingwood (Cuthbert, Lord), brit. Admiral, der Sohn eines Kaufmanns, geb. zu Newcastle-upon-Tyne 26. Sept. 1750, trat 1761 in die Marine und erhielt 1776 als Lieutenant das Kommando der Sloop Hornet, die zur Station von Jamaica gehörte. Hier lernte er Nelson kennen, mit dem er eine innige Freundschaft einging. Auf den Schiffen Lowestoffe und Bristol, als Kommandant der Brigg Badger und der Fregatte Hinchinbrook war er Nelsons Nachfolger. Er befehligte 1781 das Schiff Pelikan in den ostind. Gewässern, wo er während eines Sturmes Schiffbruch litt, aber doch mit der Mannschaft gerettet wurde. Als der franz. Revolutionskrieg ausbrach, kommandierte er das Schiff Prince unter Kontreadmiral Bowyer, unter dem er dann bis nach dem Gefecht vom 1. Juni 1794 auf dem Barfleur befehligte. Darauf wurde er zum Kommandanten des Hektor ernannt und kurze Zeit darauf zu dem des Excellent, mit dem er Toulon blockieren half. Auch in der Schlacht am Kap St.-Vincent am 14. Febr. 1797, wo er aufs tapferste focht, befehligte er unter Nelson dieses Schiff und griff nacheinander die span. Schiffe Salvador del Mundo, San-Isidro, San-Nicolas und Santissima Trinidad an. Nachdem er 1799 zum Kontreadmiral der weißen Flagge befördert worden, nahm er als solcher teil

an der Blockade von Brest und an den Kreuzfahrten im Kanal. Er stieg 1801 zum Vizeadmiral der blauen Flagge auf und wurde 1805 mit fünf Linienschiffen abgeschickt, den Hafen von Ferrol zu blockieren. Durch seine geschickten Manöver trug er viel zum Gewinnen der Schlacht bei Trafalgar, 21. Okt. 1805, in der er auf dem Royal Sovereign kommandierte, bei. Demnächst wurde er zum Admiral der roten Flagge und als Lord C. von Caldburne zum Peer von England erhoben. Das Parlament verlieh ihm eine Pension von 2000 Pfd. St. An Nelsons Stelle mit dem Kommando über die brit. Seemacht im Mittelmeere betraut, war er ungeachtet seiner geschwächten Gesundheit nicht zu bewegen, diesen wichtigen Posten aufzugeben. Er starb 7. März 1810 auf dem vor Minorca stationierten, den Franzosen abgenommenen Schiffe Ville de Paris. C.s Überreste ruhen in der Paulskirche zu London. Seine «Despatches and correspondence» gab sein Schwiegersohn heraus (Lond. 1828).

Collini (Cosmas Alexander), bekannt namentlich durch seine litterarische Verbindung mit Voltaire, war 14. Okt. 1727 zu Florenz geboren, studierte zu Pisa die Rechte und Geschichte, wandte sich 1750 nach Berlin und wurde hier Voltaires Sekretär, an dessen «Annales de l'empire» er einen Hauptanteil hat. Er folgte später Voltaire auch auf dessen Landgut bei Genf, lebte seit 1756 in Straßburg, wurde 1759 Geheimsekretär des Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz, 1763 zum pfälz. Historiographen und 1766 zum Direktor des naturhistor. Kabinetts zu Mannheim ernannt, wo er 22. März 1806 starb. Sein bekanntestes Werk ist: «Mon séjour auprès de Voltaire» (Par. 1807). Außerdem schrieb er unter anderm: «Discours sur l'histoire d'Allemagne» (Frankf. a. M. 1761), «Précis de l'histoire du Palatinat du Rhin» (Frankf. a. M. 1763), «Lettres sur les Allemands» (Mannh. 1784), «Journal d'un voyage qui contient quelques observations minéralogiques» (Mannh. 1776; deutsch von Schröter, Mannh. 1777), «Considérations sur les montagnes volcaniques» (Mannh. 1781; deutsch von Schröter, Dresd. 1783).

Collins (William), engl. Dichter, geb. 25. Dez. 1720 zu Chichester, schrieb noch als Schüler in Winchester seine «Oriental eclogues» (gedruckt 1742), studierte dann in Oxford, begab sich 1744 nach London, um sich ganz der Dichtkunst zu widmen, und trat 1747 mit seinen «Odes» hervor, die jedoch völlig unbeachtet blieben. Enttäuscht kehrte er nach seiner Vaterstadt zurück, wurde irrsinnig und starb 12. Juni 1756. Erst nach seinem Tode fingen seine Werke an geschätzt zu werden, und wurden seitdem in zahlreichen Ausgaben verbreitet. Zu den besten gehören die von Dyce (Lond. 1827) und Thomas (Lond. 1858).

Collins (William Wilkie), einer der beliebtesten engl. Novellisten der Gegenwart, Sohn des verdienstvollen Landschafts- und Genremalers William C. (geb. 18. Sept. 1787, gest. 17. Febr. 1847), wurde 8. Jan. 1824 zu London geboren. Seine Bildung empfing er in einer Privatschule, worauf er seine Eltern nach Italien begleitete und schließlich in ein Handelsgeschäft eintrat. Bald vertauschte er jedoch den Kaufmannsstand mit der Litteratur und begann seine Laufbahn mit einer Biographie seines Vaters (2 Bde., Lond. 1848), welche beifällig aufgenommen wurde. Im Fache des Romans versuchte er sich zuerst mit «Antonina» (3 Bde., Lond. 1850), einer Erzählung aus der röm. Geschichte, auf welche «Basil» (3 Bde., Lond. 1852) und «Hide and seek» (Lond. 1854) folgten. Als Mitarbeiter an den von Dickens herausgegebenen «Household Words» ließ er in denselben die spannend geschriebenen Romane «After dark» (Lond. 1856) und «The dead secret» (2 Bde., Lond. 1857) erscheinen. Großen Anklang fand auch sein Drama «The frozen deep» (1857), welches auf dem von Dickens in Tavistock-House errichteten Liebhabertheater aufgeführt und später mit dem gleichfalls an Effekten reichen «Lighthouse» ein Zugstück der londoner Bühne wurde. Große Popularität erwarb sich C. durch den Roman «The woman in white» (deutsch, Lpz. 1861), der von 1859 bis 1860 in Dickens' Wochenschrift «All the year round» herauskam und die Lesewelt in fieberhafter Spannung hielt. In derselben Sphäre des Sensationsromans wie dieser bewegen sich die spätern Romane C.', unter denen hervorzuheben sind: «No name» (3 Bde., Lond. 1863), «Armadale» (3 Bde., Lond. 1866), «The Moonstone» (3 Bde., Lond. 1868), «Man and wife» (3 Bde., Lond. 1870), «Poor Miss Finch» (Lond. 1872), «The law and the lady» (3 Bde., Lond. 1875) und «Two destinies» (Lond. 1876). Seine meisten Werke sind in England und Amerika in zahlreichen Auflagen erschienen und ins Französische, Italienische, Deutsche, Holländische u. s. w. übersetzt.

Collinsia, von Nuttal benannte Pflanzengattung aus der Familie der Scrophularineen, besteht aus einjährigen, schönblühenden Kräutern Nordamerikas mit gegen- oder quirlständigen Blättern und bouquetartig in den Achseln der obern Blätter gruppierten Blüten, welche einen glockenförmigen, tief fünfspaltigen Kelch und eine zweilappige, am Grunde der Röhre höckerige Blumenkrone mit zweilappiger Ober- und dreilappiger Unterlippe besitzen. Neben den vier beuteltragenden Staubgefäßen findet sich ein fünftes beutelloses. Die zweifächerige Kapsel enthält große, eiförmige, konkav-konvexe Samen. Verschiedene Arten dieser Gattung sind beliebte Zierpflanzen geworden, z. B. C. bicolor *Benth.* aus Californien, welche lilarosenrote Blumen mit weißer Oberlippe hat, C. grandiflora *Dougl.* aus Oregon, mit blauen, rosenrot angehauchten Blumen, C. parviflora *Dougl.* aus Oregon, mit blaßblauen oder violetten Blumen, u. s. w. Alle gedeihen im freien Lande, lassen sich leicht aus Samen ziehen und eignen sich zu Einfassungen und Boskets.

Collioure, Stadt im franz. Depart. Ostpyrenäen, Arrond. Céret, 7 km im SO. von Argelès-sur-Mer, an der Eisenbahn Narbonne-Port-Vendres und in einer kreisförmigen Bucht, amphitheatralisch aufgebaut, malerisch um ein altes Schloß gruppiert und von zahlreichen Forts umgeben, von denen das St.-Elme genannte auch das 2 km entfernte Port-Vendres beherrscht, zählt (1876) 3585 E. Am Eingange zum Hafen steht auf einer kleinen Felseninsel die Wallfahrtskirche St.-Vincent. Die Umgegend liefert geschätzte Rotweine sowie Kork und Aloe. Überdies fabriziert der Ort Pfropfen, Fässer zum Einsalzen, Destillate, Tauwerk, baut Schiffe und handelt mit Sardellen. Bis 1659 gehörte C. zu Spanien.

Cölln, Dorf in der sächs. Kreishauptmannschaft Dresden, Amtshauptmannschaft Meißen, am rechten

Ufer der Elbe der Stadt Meißen gegenüber, zählt (1880) 1710 E., welche Weinbau und Handel treiben, und hat eine Ofen- und Chamottewarenfabrik, Zündschnurenfabrik und eine chem. Fabrik.

Cölln (Georg Friedr. Wilibald Ferd. von), polit. Schriftsteller, geb. 1766 zu Örlinghausen im Lippeschen, wurde, nachdem er zu Minden als Kammerreferendar gearbeitet hatte, 1800 Kriegs- und Steuerrat zu Glogau und 1805 Assessor der Oberrechnungskammer in Berlin, wo er den «Preußischen Staatsanzeiger» redigierte. Nach den Ereignissen von 1806 begann er in Schriften rücksichtslos die Schwächen der preuß. Verwaltung, besonders der Staats- und Finanzverwaltung, aufzudecken. Er wurde deshalb 1808 in Untersuchung gezogen und auf die Festung Glatz gebracht. Wegen Kränklichkeit erhielt er 1810 die Erlaubnis, die Bäder zu Landeck zu gebrauchen, benutzte aber diese Gelegenheit zur Flucht nach Österreich. Später schlug indes der König von Preußen die Untersuchung nieder. C. erhielt eine Pension, wurde im Büreau des Staatskanzlers Fürsten von Hardenberg angestellt und starb 13. Jan. 1820. Unter seinen Schriften, die meist anonym erschienen und trotz ihrer Einseitigkeit tiefe Blicke in die damaligen Zustände und Regierungskreise gewähren, sind besonders zu erwähnen: «Vertraute Briefe über die innern Verhältnisse am preuß. Hofe» (3 Bde., Amsterd. u. Köln 1807—9), «Neue Feuerbrände» (6 Bde., Lpz. 1807—8), «Wien und Berlin in Parallele» (5 Bde., Lpz. 1808), «Fackeln», später «Neue Fackeln», ein Journal (Quedlinb. 1812—15), «Die neue Staatswissenschaft, oder Adam Smiths Untersuchungen über die Natur und die Ursachen des Nationalreichtums» (Berl. 1812; 2. Aufl. 1816), «Freimütige Blätter für Deutsche» (Berl. 1815—20), «Histor. Archiv der preuß. Provinzialverfassungen» (7 Hefte, Berl. 1819—20).

Cölln (Daniel Georg Konrad von), prot. Theolog von der Richtung des gemäßigten Rationalismus, Neffe des vorigen, geb. 21. Dez. 1788 zu Örlinghausen im Fürstentum Lippe-Detmold, studierte seit 1807 zu Marburg, Tübingen und Göttingen, habilitierte sich 1811 in der philos. Fakultät zu Marburg, ward dort 1816 außerord. Professor der Theologie, 1818 ord. Professor der Theologie zu Breslau, 1829 Konsistorialrat und starb 17. Febr. 1833. Vom rationalistischen Standpunkte aus beleuchtete C. alle krankhaften Gefühlsrichtungen in der Religion in den «Histor. Beiträgen zur Erläuterung und Berichtigung der Begriffe Pietismus, Mysticismus und Fanatismus» (Halberst. 1830). Gegen jede Beschränkung der Lehrfreiheit erklärte er sich mit seinem Freunde David Schulz in der Schrift «Über theol. Lehrfreiheit auf den evang. Universitäten und deren Beschränkung durch symbolische Bücher» (Bresl. 1830). Von wissenschaftlichem Wert ist die größtenteils von C. besorgte Bearbeitung von Münschers «Lehrbuch der christl. Dogmengeschichte» (2 Tle., Kassel 1832—38) und die von David Schulz herausgegebene «Biblische Theologie» (2 Bde., Lpz. 1836).

Collo (ital.; Mehrzahl Colli, letzteres im Deutschen irrtümlich oft als Einzahl gebraucht), ein Ballen Waren als Frachtstück.

Collodium ist eine alkoholisch-ätherische Lösung von Schießbaumwolle (Nitrocellulose), die in der Heilkunde als Verbandmittel und in der Photographie vielfache Verwendung findet. Die Schießbaumwolle, erhalten durch Einwirkung konzentriertester Salpetersäure oder eines Gemisches von Salpetersäure und konzentrierter Schwefelsäure auf Cellulose, in Form von gereinigter Baumwolle, Papier oder dergleichen, ist eine Nitrocellulose oder der Salpetersäure-Äther der Cellulose. Je nach der Konzentration der angewendeten Säuren und den Umständen der Einwirkung erhält man dabei Trinitro-Cellulose $C_6H_7(NO_2)_3O_5$ oder Dinitro-Cellulose $C_6H_8(NO_2)_2O_5$. Von diesen zeichnet sich erstere durch stark explosive Eigenschaften aus, ist aber unlöslich in Äther-Alkohol, während letztere beim Entzünden verhältnismäßig schwach verpufft, dagegen in Äther-Alkohol löslich ist und als Collodiumwolle bezeichnet wird.

Zur Darstellung der Collodiumwolle sind zahlreiche Vorschriften gegeben, von denen hier die in die Deutsche Pharmakopöe aufgenommene allein berücksichtigt werden kann. Zur Gewinnung eines schönen, möglichst wasserhellen Präparats ist die Verwendung einer durch Krempeln möglichst sorgfältig gereinigten, rein weißen Baumwolle unbedingt nötig; enthält die Baumwolle noch Reste von Samen und andern Verunreinigungen, so wird das Produkt immer gelb und unansehnlich. In eine erkaltete Mischung von 7 Teilen Salpetersäure (1,420 spezifisches Gewicht) und 8 Teilen Schwefelsäure (1,833 spezifisches Gewicht), oder von 8 Teilen Salpetersäure (1,382 bis 1,390 spezifisches Gewicht) und 20 Teilen Schwefelsäure (1,833 spezifisches Gewicht) trägt man 1 Teil Baumwolle ein und sorgt durch Eintauchen mit Glasstäben dafür, daß die Baumwolle rasch von der Säure durchtränkt und gänzlich von der Flüssigkeit bedeckt werde. Das Gemisch bleibt 12—24 Stunden stehen, worauf die äußerlich fast unveränderte Baumwolle herausgenommen und durch Waschen mit Wasser von allen Säureresten befreit wird. Die gewaschene Collodiumwolle wird fein zerzupft und an der Luft getrocknet. Von dieser wird 1 Teil mit 3 Teilen Alkohol übergossen und 18 Teile Äther hinzugefügt. Die Collodiumwolle löst sich beim Umschütteln zu einer sirupdicken, schleimigen, aber klaren Flüssigkeit. Sollte dieselbe noch ungelöste Fasern enthalten, so läßt man sie längere Zeit stehen und gießt dann das Klare ab.

Collodium cantharidatum (Collodium vesicans, blasenziehendes Collodium) der Deutschen Pharmakopöe ist ein Collodium, zu dessen Darstellung statt des reinen Äthers ein Kanthariden-äther, erhalten durch Maceration von 4 Teilen Spanischer Fliegen mit 6 Teilen Äther, verwendet wird. Es wird mit Vorteil statt des Spanischfliegenpflasters benutzt.

Collodium elasticum (Collodium flexile, elastisches Collodium) der Deutschen Pharmakopöe ist eine Mischung von 50 Teilen Collodium mit 1 Teil Ricinusöl.

Collodiumwolle, s. unter Collodium.

Colloïd, in der pathol. Anatomie eigentümliche gelbliche, mattglänzende und leimähnliche Eiweißsubstanz (sog. Natronalbuminat), welche sich vom Eiweiß durch die Unlöslichkeit in Essigsäure, vom Schleim durch den Mangel von Gerinnung bei Essigsäurezusatz und vom Amyloïd (s. d.) durch die mangelnde Jodschwefelsäurefärbung unterscheidet. Das C. bildet sich infolge der sog. colloïden Entartung oder colloïden Metamorphose in den Drüsenbläschen der Schilddrüse und gibt Veranlassung zur Entstehung des Kropfes (s. d.).

Colloïde nennt man, nach Grahams Vorgang, solche Körper, denen die Eigenschaft abgeht, durch vegetabilische oder animalische Membranen zu diffundieren.

Collon, auch Colon (Mont), eine Berggruppe der Penninischen oder Walliser Alpen, erhebt sich südlich vom Arollathal im schweiz. Kanton Wallis mit drei Gipfeln aus einem ausgedehnten Eismeer, das von den Gletschern von Arolla, C., Olen, Hautemma und Vuibez gebildet wird. Zwischen dem Arolla-, dem Vuibez- und dem Collongletscher steigt das Arollathal beherrschend der wilde, massige Granitklotz des großen C. auf, dessen Firnkuppe 3644 m Höhe über dem Meere erreicht; südlich von demselben erhebt sich der Evêque (Bischof), der nach O. zum Arollagletscher mit schroffen Felswänden, westlich zum Collongletscher mit steilen Eishängen abfällt und zwei 3738 und 3672 m hohe Spitzen trägt. Westlich vom Collongletscher ragt die schroffe Felspyramide des kleinen C. 3545 m auf. Südöstlich vom Evêque liegt das vergletscherte Joch des Col de C. 3130 m, über welches ein nicht selten begangener Paß von Arolla nach Val Pelline führt. Die übrigen Pässe der Gruppe, Col de l'Evêque 3393 m, Col de la Reuse d'Arolla 3242 m, Col de Chermontane 3084 m, sind rauhe Gletscherpfade, die nur von Touristen und Jägern betreten werden. Die erste Besteigung des großen C. wurde 1867 von dem engl. Klubbisten Foster, die des Evêque in demselben Jahre von den schweiz. Bergsteigern Dr. Baltzer und Schröder ausgeführt.

Colloredo, ein vielverzweigtes österr. Adelsgeschlecht, hat seinen Ursprung in dem alten Hause der Freiherren von Wallsee in Schwaben, seinen nächsten Ahnherrn aber in Wilhelm von C., der 1302 den Bau des festen Schlosses C., unweit des Fleckens Mels (Melz) in Friaul, begann, wonach er sich mit seinen Nachkommen benannte. Von seinen vier Söhnen starb Mathiusius bald nach dem Vater; die andern, Asquin, Bernhard und Weickardt, begründeten drei Zweige des Hauses.

I. Die Asquinische Linie, deren Stammvater (Asquin) in den ersten Jahrzehnten des 14. Jahrh. lebte, zerfiel im 16. Jahrh. durch die Brüder Johann und Friedrich in zwei Äste. Der älteste Ast erlosch mit dem Grafen Ludwig von C. 1694. Ludwig von C., ein Sohn Friedrichs, ward 19. März 1588 mit dem ganzen Geschlecht von Kaiser Rudolf in den Reichsfreiherrenstand erhoben und erhielt 1591 die Erlaubnis, sich des Titels und Wappens der ausgestorbenen Herren von Wallsee zu bedienen. Die drei Söhne Ludwigs, Lelius, Hieronymus und Rudolf, erhielten mit ihrer Nachkommenschaft 1624 die reichsgräfl. Würde. Rudolf von C., geb. 2. Nov. 1585, war unter Ferdinand II. und Ferdinand III. Feldmarschall der kaiserl. Armeen, zeichnete sich im Dreißigjährigen Kriege, insbesondere bei Lützen, und 1648 durch die Verteidigung Prags aus, war an der Wallensteinschen Katastrophe beteiligt und starb 24. Jan. 1657. Auch sein Bruder, Hieronymus von C., geb. 1582, that sich im Dreißigjährigen Kriege hervor und blieb 1638 beim Entsatze von St.-Omer, wo er als Feldmarschallleutnant die Reiterei befehligte. Mit Graf Ludwig von C., dem Sohne des letztern, welcher als Feldzeugmeister 28. Dez. 1693 starb, erlosch die Asquinische Linie.

II. Die Bernhardinische Hauptlinie des Geschlechts zerfiel durch die Brüder Hieronymus I. und Thomas in zwei Linien, die von Mels und die Mantuanische. — A. Zu der Mantuanischen Linie oder den Nachkommen Hieronymus' I., die 1624 zugleich mit dem Asquinischen Aste in den Reichsgrafenstand erhoben wurde, gehörte Graf Johann Baptist von C.-Wallsee. Derselbe zeichnete sich 1642 bei Leipzig aus und ward 1648 von Venedig zum Feldmarschall für den Krieg gegen die Türken erwählt. Er fiel bei der Verteidigung von Candia im Okt. 1649. Sein Brudersohn, Johann Baptist von C., gest. 1729 als kaiserl. Oberhofmarschall, hinterließ zwei Söhne, Karl Ludwig und Camill. a) Der ältere derselben, Graf Karl Ludwig von C., geb. 22. Aug. 1698, gest. 1767, wurde der Stifter der eigentlichen Mantuanischen Linie, die jedoch mit seinem jüngsten Sohne, dem Grafen Johann Baptist Franz von C., geb. 1731, gest. 25. Jan. 1815 als Generalmajor, wiederum erlosch. Ein Bruder des letztgenannten war Graf Anton Theodor von C. (geb. 10. Aug. 1726, gest. 1811), seit 1777 Fürst-Erzbischof von Olmütz, seit 1803 Kardinal. b) Graf Camill von C. (geb. 17. Sept. 1712, gest. 21. Dez. 1797), der Universalerbe seiner Muhme, der Fürstin Montecuculi, wurde Ahnherr der Böhmischen Linie oder der Linie C.-Wallsee. Der Enkel des letztern, Graf Franz de Paula von C., geb. 29. Okt. 1799, war von 1843 bis 1847 Gesandter in Petersburg, dann in London (1849—56), endlich in Rom. Er starb in Zürich während der Friedensunterhandlungen 26. Okt. 1859. Mit ihm erlosch auch die Böhmische Linie im Mannsstamme. — B. Der jüngere oder Thomasische Ast der Bernhardinischen Hauptlinie blüht in Italien noch gegenwärtig in zwei um 1765 entstandenen Speziallinien, in der zu Padua und der zu Muscletto und Udine.

III. Die Weickardtsche Hauptlinie, welche 14. Febr. 1629 von Kaiser Ferdinand II. in den Reichsgrafenstand erhoben wurde, erhielt ihren Namen von Weickardt, dem obenerwähnten vierten und jüngsten Sohne Wilhelms von C. Zu seinen Nachkommen gehörten die Brüder Fabius und Camillus. Der erstere hatte sechs Söhne. Einer derselben, Fabricius von C., geb. 1576, bekleidete unter Ferdinand II. von Medici die erste Ministerstelle und starb 1645. Seine Reise an den kaiserl. Hof beschrieb sein Begleiter Daniel Eremita, ein Flamländer, in lat. Sprache. Sein Neffe, Fabius II., Marchese von Sta.-Sofia, hinterließ zwei Söhne, Ferdinand und Fabricius II. Leander von C., ein Sohn des letztern, geb. 25. Sept. 1639, wurde 1686 Kardinal und starb 8. Jan. 1709 als Großpönitentiar zu Rom. Sein ältester Bruder Ferdinand gründete durch die beiden Söhne Hieronymus und Rudolf die beiden noch blühenden Linien des Weickardtschen Hauptzweigs, die Hieronymische (später fürstliche) Linie und die Rudolfinische Linie. — A. Graf Hieronymus von C., der Ahnherr der fürstlichen Linie, geb. 1674, war von 1714—17 Landeshauptmann in Mähren, seit 1725 Oberst-hofmarschall und starb 2. Febr. 1726 zu Wien. Von seinen vier Söhnen zeichneten sich besonders aus: Graf Anton von C., geb. 14. Nov. 1707. Derselbe trat 1728 in die Armee und rückte hier bis zum Feldmarschall auf, wurde 1766 Direktor der sämtlichen Militärakademien, um deren Umgestaltung er sich namhafte Verdienste erwarb, und starb zu Wien 17. März 1785. Sein Bruder, Graf Karl Borromäus von C., geb. 1718, war von 1753

bis 1757 Gesandter am engl., dann am russ. Hofe und starb, seit 1758 Feldmarschallleutenant, zu Venedig 28. Okt. 1786. Graf **Rudolf Joseph** von C., der älteste Sohn des Grafen Hieronymus und Bruder des vorigen, geb. 6. Juli 1706, seit 1737 Reichsvizekanzler, ward 29. Dez. 1763 von Kaiser Franz I. mit seiner männlichen Descendenz nach dem Rechte der Erstgeburt in den Reichsfürstenstand und 1764 in den erbländischen Fürstenstand erhoben. Er starb 1. Nov. 1788 und hinterließ 18 Kinder. Von seinen Söhnen sind zu nennen: 1) Graf **Joseph Maria von C.-Mels und Waldsee**, geb. zu Regensburg 11. Sept. 1735, trat frühzeitig in die Armee, zeichnete sich im Siebenjährigen Kriege aus und wurde unter Joseph II. Generaldirektor der Artillerie, um deren Ausbildung er sich große Verdienste erwarb. Nach dem Türkenkriege zum Feldmarschall erhoben, erhielt er den Oberbefehl über das Beobachtungskorps an der preuß. Grenze und wurde 1805 als Staats- und Konferenzminister mit den Geschäften des Kriegsministeriums betraut, die er bis 1809 ununterbrochen führte. C. starb 26. Nov. 1818. 2) Graf **Wenzel Joseph von C.**, geb. 15. Okt. 1738, avancierte 1784 zum Feldmarschallleutenant, während des Türkenkriegs 1789 zum Feldzeugmeister, wo er das Observationskorps in Galizien kommandierte. Er kämpfte 1792 mit Erfolg gegen Frankreich vor Onnaing und Estrées, 1796 war er Landeskommandierender von Mähren, dann Inspektor der Militärgrenze. Seit 1807 war er Präsident des polit.-ökonomischen Gremiums beim Hofkriegsrate, welchem Amte er einige Jahre vorstand, wurde 1808 zum Feldmarschall ernannt und starb 4. Sept. 1822 zu Wien. 3) Fürst **Franz de Paula Gundaccar von C.**, der älteste der Brüder, vermählte sich 6. Jan. 1771 mit Maria Isabella Anna Ludomilla, Reichsgräfin von Mansfeld, und nahm für sich und seine Nachkommen den Namen Colloredo-Mansfeld (s. d.) an. — B. Die **Rudolfinische Linie** des Weickardtschen Hauptastes gründete Graf Rudolf von C., Vizegraf von Mels (geb. 1676, gest. 1714).

Colloredo-Mansfeld nennt sich seit 1771 die fürstl. Linie des Hauses Colloredo (s. d.). Als die hervorragendsten Glieder derselben sind besonders zu erwähnen: **Franz de Paula Gundaccar, Fürst von C.-M.**, geb. 28. Mai 1731, war 1767—71 Gesandter in Madrid, wurde 1772 zum Prinzipalkommissarius beim Reichskammergericht und 1789 zum Reichs-Vizekanzler ernannt, welche Stelle er bis zur Aufhebung des Deutschen Reichs (6. Aug. 1806) bekleidete. Er starb 27. Okt. 1807 und hinterließ drei Söhne: Rudolf Joseph, Hieronymus und Ferdinand. — **Rudolf Joseph, Fürst von C.-M.**, geb. 16. April 1772, wurde 1834 Wirkl. erster Oberhofmeister des Kaisers und starb 28. Dez. 1843. Seine Besitzungen in Böhmen (360 qkm mit 40000 E.) und in Niederösterreich gingen auf seinen Neffen Franz de Paula Gundaccar über. — **Ferdinand, Graf von C.-M.**, geb. 30. Juli 1777 zu Wien, studierte in Würzburg und Göttingen und widmete sich der Diplomatie, ward 1801 böhm. Gesandter auf dem Reichstage zu Regensburg und 1803 außerordentlicher Gesandter am Hofe zu Neapel, dem er 1806 nach Palermo folgte. Im J. 1808 beteiligte er sich bei der Organisation der Landwehr, und 1809 kämpfte er als Major eines Bataillons bei Aspern und Wagram. Auch in den J. 1814 und 1815 widmete er sich dem Kriegsdienste, zog sich jedoch 1815 auf seine Güter zurück. Später fungierte er als General-Hofbaudirektor. Nach den Märzereignissen von 1848 übernahm er das Kommando der Akademischen Legion, legte dasselbe aber bald nieder. Er starb 10. Dez. 1848. — **Hieronymus, Graf von C.-M.**, geb. 30. März 1775 zu Wetzlar, trat 1792 in die Armee, erhielt infolge des Siegs bei Kulm (30. Aug. 1813) die Würde eines Feldzeugmeisters und das Kommando der 1. Armeeabteilung, kämpfte bei Leipzig und in Frankreich, wurde 1814 vor Troyes verwundet und mußte die Armee verlassen. Er starb an seinen Wunden zu Wien 23. Juli 1822. — **Franz de Paula Gundaccar, Fürst von C.-M.**, Sohn des vorigen, geb. 8. Nov. 1802 zu Wien, trat 1824 in die Armee. Bis zum Generalmajor aufgerückt, befehligte er 1848 erst zu Triest, dann zu Theresienstadt eine Brigade und war dann bei Unterdrückung des Aufstandes zu Prag thätig. Nachdem er im Okt. 1848 an der Einschließung Wiens teilgenommen, machte er mit seiner Brigade den ungar. Feldzug mit und kämpfte namentlich in der Schlacht bei Kapolna und vor Komorn. Zum Feldmarschallleutenant ernannt, suchte er sich mit einer Division erfolgreich auf der Insel Schütt zu halten und blieb dann bei dem Cernierungskorps von Komorn. Nach dem ungar. Feldzuge wurde ihm im Okt. 1850 der Oberbefehl über das 2. Armeekorps übertragen. Er starb 29. Mai 1852 in Gräfenberg in Schlesien. — Sein Erbe und Nachfolger im Familienfideikommiß ist **Joseph Franz Hieronymus, Fürst von C.-M.**, ein Sohn des Grafen Ferdinand. Derselbe wurde 26. Febr. 1813 geboren, diente zuerst in der Armee, in welcher er bis zum Major vorrückte, war seit 1859 viele Jahre hindurch Präsident des Patriotischen Hilfsvereins, 1861—67 Landmarschall von Niederösterreich, 1868—69 Präsident des Herrenhauses. Er gehört der deutsch-österr. verfassungstreuen Partei an. — Der älteste Sohn desselben, **Graf Hieronymus**, geb. 20. Juli 1842, diente 1859—65 in der Armee, widmete sich dann dem Betriebe der Landwirtschaft auf seinen Gütern (Dobrzisch), wurde 1871 von dem verfassungstreuen Großgrundbesitz in den böhm. Landtag gewählt und übernahm 19. Mai 1875 im cisleithanischen Ministerium Auersperg das Portefeuille des Ackerbaues, trat 12. Aug. 1879 aus dem Kabinett und zur Opposition über. Er starb auf einer Badereise im Sommer 1881.

Collot d'Herbois (Jean Marie), Fanatiker der Französischen Revolution, geb. um 1750 zu Paris, durchzog als Schauspieler Frankreich, Holland, Belgien und kam nach Genf, die Verwaltung des dortigen Theaters zu übernehmen. Beim Ausbruch der Revolution eilte er nach Paris und that sich als leidenschaftlicher Straßenredner hervor. Seine Broschüre «Almanac du Père Gérard» verschaffte ihm vom Jakobinerklub einen Preis. Während der Ereignisse vom 10. Aug. 1792 drängte er sich in den pariser Gemeinderat ein, bereitete die Septembermorde mit vor und wurde vom Seinedepartement in den Konvent gewählt. Bei Eröffnung desselben war er es, der zuerst auf Einführung der Republik antrug, und einen Monat später verlangte er die Todesstrafe für die Emigranten. Auch den Prozeß des Königs hatte er beantragt, und von Orléans aus, wo er sich auf einer Mission befand, schickte er sein Votum ein, das auf Tod ohne Aufschub lautete. Nach seiner Rückkehr wurde

er 13. Juni 1793 für seine Beihilfe am Siege der Jakobiner über die Gironde mit der Präsidentschaft der Versammlung betraut und kam im September desselben Jahres in den Wohlfahrtsausschuß. Nach der Einnahme von Lyon schickte ihn Robespierre mit Fouché Nov. 1793 als Richter in diese Stadt. Als Schauspieler war C. hier einst ausgepfiffen worden. Jetzt fand er Gelegenheit, dafür Vergeltung zu üben durch die Massenexekutionen mit Flinten und Kartätschen, die ihm den Beinamen des Mitrailleurs und sogar eine Anklage seitens der unglücklichen Stadt im Konvent einbrachten. Doch hielt er sich gerade durch verdoppelten Terrorismus, den er auch gegen die Dantonisten wandte, aufrecht. Ein Attentat auf ihn 23. Mai 1794 erhöhte sein Ansehen noch mehr und erweckte dadurch den Neid Robespierres, der ihn nun zu stürzen suchte und damit C., der damals Präsident des Konvents war, zu der Verschwörung drängte, die am 9. Thermidor ihm selbst verderblich wurde. Doch entging unter der folgenden Reaktion auch C. nicht der Strafe seiner Verbrechen. Zuerst aus dem Konvent gestoßen, wurde er nach der Insurrektion vom 12. Germinal zur Deportation verurteilt. Man schaffte ihn nach Guiana, wo er im Hospital zu Sinnamari 8. Jan. 1796 starb.

Coll' ottava (ital.) wird über die Noten gesetzt, wenn beim Klavier mit der rechten Hand die obere Oktave dazu gespielt werden soll; steht es dagegen im Basse unter den Noten, so bedeutet es, daß die linke Hand die untere Oktave dazu greifen muß.

Coll' ottava bassa, s. unter All' ottava.

Colman (George), engl. Lustspieldichter, geb. 28. April 1733 in Florenz, wo sein Vater engl. Resident war, studierte die Rechte, wandte sich aber bald ausschließlich der Dichtkunst zu. Gleich sein erstes Lustspiel «Polly Honeycomb» (1760) fand Beifall, noch mehr aber gefiel «The jealous wife», welches 1761 zuerst aufgeführt wurde und auf Fieldings «Tom Jones» gegründet ist. Er übernahm 1768 die Direktion des Coventgarden-Theaters und 1777 die des Haymarket-Theaters. Gegen Ende seines Lebens ward er wahnsinnig und starb 14. Aug. 1794 im Irrenhause. Man hat von ihm 26 Theaterstücke, darunter die «Clandestine marriage», die er in Gemeinschaft mit Garrick schrieb; ferner eine Übersetzung der «Ars poetica» des Horaz mit einem Kommentar und eine metrische Übersetzung des Terenz (Lond. 1765). Seine «Dramatic works» erschienen 1777 (4 Bde.), seine «Miscellaneous works» 1787 (3 Bde.). — George C., der Jüngere, Sohn des vorigen, geb. 21. Okt. 1762, besuchte die Westminsterschule und die Universitäten Oxford und Aberdeen. Sein erstes Theaterstück, «The female dramatist», eine Posse mit Gesang, fiel durch. Bessern Erfolg hatte ein zweiter Versuch «Two to one» (1784). Als Leiter des Haymarket-Theaters an Stelle seines erkrankten Vaters schrieb der jüngere C. für diese Bühne eine Reihe von Stücken, welche fast durchgängig mit Beifall aufgenommen wurden und sich zum Teil auf dem engl. Repertoire erhalten haben. Hierher gehören: das Lustspiel «Ways and means» (1788); das Drama «The iron chest» (1796), nach Godwins «Caleb Williams» bearbeitet; «The heir at law» (1797); die Oper «Bluebeard» (1798), wozu Kelly die Musik komponierte; die trefflichen Lustspiele «The poor gentleman» (1802) und «John Bull» (1805); ferner «The Africans» (1808); «The law of Java» (1822) u. a. Außerdem schrieb C. poetische Burlesken und Memoiren seines Lebens, welche er unter dem Titel «Random recollections» (Lond. 1830) herausgab. Er starb in London 26. Okt. 1836.

Colman (Samuel), amerik. Maler, geb. 1833 zu Portland (Maine), bildete sich zunächst als Autodidakt, besuchte dann Europa und machte Studien in Paris und Rom. Nach seiner Rückkehr wurde er Mitglied der Akademie in Neuyork und gründete die Amerikanische Gesellschaft der Aquarellisten. C. ist hauptsächlich Landschaftsmaler. Unter seinen Gemälden sind hervorzuheben: Der Hudson, Der Georgensee, Hafen von Sevilla, Andernach am Rhein, Straßenscene in Caen, Partie aus den Adirondacs, Boote in Antwerpen, Algier, und die Aquarellbilder: Cordova, Spanisches Stiergefecht, Rom, Venedig, Kathedrale in Durham u. s. w.

Colmance (Louis Charles), franz. Volksliederdichter, geb. 26. April 1805 in Paris, kam zu einem Formstecher in die Lehre, übernahm dann eine Speisewirtschaft und ließ sich später als Buchhändler auf dem Montmartre nieder. Er starb 13. Sept. 1870. Seine Chansons, naturwüchsig, volkstümlich und oft derb komisch, erschienen in vielen Auflagen und waren zu ihrer Zeit sehr verbreitet. Gesammelt erschienen sie 1862 zu Paris.

Colmar oder **Kolmar**, Hauptort des elsaß-lothring. Bezirks Oberelsaß, Kreis- und Kantonshauptort, 67,4 km südsüdwestlich von Straßburg, 16 km westlich vom Rhein, 4 km östlich von den Vogesen, an der Lauch, welche hier den von der Fecht abgeleiteten Logelbach aufnimmt, und an der Straßburg-Baseler Eisenbahn, von der hier Zweigbahnen nach Münster und über Neubreisach und Altbreisach nach Freiburg i. Br. abgehen. C. ist Sitz des kaiserl. Bezirkspräsidiums des Oberelsasses, des Oberlandesgerichts für Elsaß-Lothringen, eines Landgerichts, der Kreisdirektion für den Kreis C., eines Oberzollamts, einer prot. Inspektion, eines prot. und israelit. Konsistoriums, hat ein Lyceum mit (1882) 424 Schülern, zwei kath. Lehrerseminare, eine höhere Töchterschule, ein Bezirks- und ein städtisches Archiv, eine städtische Bibliothek, ein Bezirksgefängnis und zählt (1880) 26 106 E., einschließlich 1233 Mann Militär (76 Proz. Katholiken, 19 Proz. Protestanten, 5 Proz. Israeliten). An hervorragenden Gebäuden besitzt C. die St. Martinskirche von 1263 mit einem Turme, dessen Spitze 1572 abgebrannt ist, und mit Martin Schöngauers Bilde Maria im Rosenhag, das Franziskanerkloster, jetzt Spital; das 1260 erbaute Kloster Unterlinden, jetzt Naturhistorisches und Kunstmuseum und Bibliothek; das Kaufhaus; die Getreidehalle, welche 1273 als Dominikanerkloster erbaut worden ist; das prachtvolle, gegen 1860 erbaute Gebäude des Bezirkspräsidiums; das Oberlandesgericht mit dem Schwurgerichtssaale, das Theater, die schöne Kavalleriekaserne. Vor dem Bezirkspräsidium sind schöne Spaziergänge und ein großer Platz, das Marsfeld genannt, auf welchem die Statuen des Admirals Bruat und des Generals Rapp stehen; in der Stadt ist ein Denkmal des wie dieser und M. Schöngauer in C. geborenen Dichters Pfeffel. Die glückliche Lage C.s am Ausgange der gewerbfleißigen Thäler von Sulzmatt, Münster und Kaisersberg machen es zum Stapelplatz eines äußerst regen Binnenhandels. In der Stadt und insbesondere am Logelbach, 2 km außerhalb der Stadt, gibt es zahlreiche Fabriken, namentlich Baum-

wollspinnereien und Webereien, auch Kattun-, Paket-tuch-, Stärke- und Kraftmehl-, Seidenschnuren-, Wagen-, Seife- und Lichtfabriken; die Stadt hat zwei Werfte, eine Metallgießerei, mehrere Gerbereien, Brauereien und großen Export von Gänseleberpasteten, bedeutenden Gemüse-, Wein- und Hopfenhandel. In der Umgegend von C. wird vorzugsweise Gemüsezucht (Spargel) und Weinbau betrieben.

In einer Urkunde von 823 wird zuerst der Ort Columbarium erwähnt als ein königl. Pachthof, um welchen sich die ansehnliche Stadt bildete, welche von Kaiser Friedrich II. als Reichsstadt privilegiert wurde. Als solche gehörte sie später zu den unter der Landvogtei Hagenau stehenden zehn Reichsstädten (Hagenau, C., Weißenburg, Landau, Schlettstadt, Oberehnheim, Rosheim, Kaisersberg, Türkheim und Münster). Im J. 1278 erhielt C. von Rudolf von Habsburg die Konstituierung des Stadtrechts und Befreiung von fremder Jurisdiktion und wurde 1285 von demselben Könige belagert, weil es sich weigerte, die geforderten Steuern zu bezahlen. Ebenso sah König Adolf von Nassau sich 1293 durch das feindselige Verhalten des Schultheißen Rösselmann und seines Verbündeten Anselm von Rappoltstein zu einer längern Belagerung genötigt und nahm schließlich die Stadt ein. C. wurde 1337, weil es die Juden schützte, von dem sog. König Armleder vergebens belagert, 1358 vom Herzog Rudolf von Österreich eingenommen. Die Reformation fand 1575 Eingang, doch wurde 1627 den Protestanten die Abhaltung ihres Gottesdienstes untersagt. Infolge dessen eroberten die Schweden unter Horn 1632 die Stadt, mußten dieselbe jedoch wieder räumen, und C. wurde 1634 zum ersten mal von den Franzosen besetzt. Im J. 1673 drang Louvois in die Stadt ein, ließ die Festungswälle schleifen, worauf die Stadt von da ab bis 1870 französisch blieb. Am 5. Jan. 1675 schlug Turenne die Kaiserlichen zwischen C. und Türkheim; der Friede von Nimwegen 1678 bestätigte die Abtretung C.s an Frankreich. Im J. 1698 nahm die oberste Gerichtsbehörde, der souveräne Rat des Elsasses, seinen Sitz in C.; bei Einrichtung der Departements wurde C. Hauptstadt des Depart. Oberrhein und demgemäß 1871 des Bezirks Oberelsaß.

Vgl. Liblin, «Chronique de C. de l'an 58 à l'an 1300» (Mülhausen 1867); Hunkler, «Geschichte der Stadt C.» (Colmar 1838); Rathgeber, «C. und Ludwig XIV.» (Stuttg. 1873); derselbe, «C. und die Schreckenszeit» (Stuttg. 1873); Roßmann, «Recherches sur la Constitution de la commune à Colmar» (Colmar 1878); Albrecht, «Besuche deutscher Könige und Kaiser in Colmar» (Lpz. 1878).

Der Kreis Colmar besteht aus den Kantonen Andolsheim, Colmar, Münster, Neubreisach und Winzenheim und zählt auf 662,95 qkm (1880) 82106 E. in 62 Gemeinden.

Colne, Stadt in der engl. Grafschaft Lancaster, 46 km im ONO. von diesem Orte, an dem zum Colder gehenden Henburn, hat Fabriken von Kaliko, Musselin, von Wolle und Passementeries und zählt (1881) 11970 E.

Colney-Hatch, d. i. Hede, ein großes Irrenhaus in der engl. Grafschaft Middlesex, 10 km nördlich von London, an der Great Northern Eisenbahn, zwischen dem Alexandrapark und Oakleighpark, im N. des erstern, 1847—49 von Dance erbaut, hat Räume für 1000 Kranke und wird von der Grafschaft Middlesex erhalten.

Colocasia *Ray.*, Pflanzengattung aus der Familie der Aroideen, besteht aus großblätterigen Stauden der tropischen und subtropischen Zone, welche einen entweder von einer geraden, am Rande wellenförmig gebogenen, oder von einer gekrümmten, kappenförmigen Scheide umschlossenen Kolben haben, an dessen unterm Teile rudimentäre Fruchtknoten unter und über den Staubgefäßen und zwischen diesen und den fruchtbaren Fruchtknoten sitzen. Aus letztern entstehen Beeren. In Südspanien und Südportugal kommt eine im Orient heimische Art, C. antiquorum *Schott*, verwildert vor, welche aus ihrem knolligen Wurzelstocke riesige, langgestielte Blätter mit bis 60 cm breiter, herz-eiförmiger Blattscheibe treibt. Eine andere, in Ostindien wachsende Art, C. odora *Brongn.*, mit kurzem oberirdischem Stamm, herzförmigen, fast zweispaltigen, 60—90 cm breiten Blättern und achselständigen Kolben, ist interessant wegen der bedeutenden Wärmeentwickelung, welche innerhalb der Kolbenscheide während des Blühens stattfindet. Die in der Scheide eingeschlossene Luft ist nämlich um 20—30° R. wärmer als die atmosphärische. (S. Atmung.) Die Colocasien können bei uns nur im Warmhause kultiviert werden. Sie gehören zu den schönsten und imposantesten Blattpflanzen. In den Wurzelknollen einiger Colocasia-Arten, wie C. esculenta *Schott*, C. antiquorum *Schott*, befinden sich reichliche Mengen von Stärkemehl, das in den Tropenländern, z. B. auf Martinique, gewonnen und vielfach technisch verwendet wird. Auch werden von den beiden genannten Arten die Knollen sowohl wie die jungen Stengel, aber nur im gerösteten oder gekochten Zustande, von den Eingeborenen gegessen; im frischen Zustande enthalten die ganzen Pflanzen einen ätzenden giftigen Stoff, welcher, wie es scheint, durchs Kochen zerstört wird.

Colocynthin, s. unter Koloquinten.

Colocynthis, s. Koloquinten.

Cologna-Veneta, Stadt in der ital. Provinz Verona, 36 km im SO. von diesem Orte, Bezirkshauptort, an beiden Ufern des kanalisierten Frassine, der sich in das Meer ergießt, zählt (1881) 2154, als Gemeinde 7801 E., welche Handel mit Mandeln und Leder treiben und mit Seidenbau und Anfertigung von Leder- und Seilerwaren beschäftigt sind. Die Kirche enthält Gemälde von Paul Veronese.

Cologne, der franz. Name für Köln.

Cologne (Eau de), s. Eau de Cologne.

Coloman (ungar. Kálmán), König von Ungarn 1095—1114, einer der hervorragendsten Regenten aus dem Herrscherhause Arpáds. Er bestieg den Thron nach dem Tode seines Oheims Ladislaus des Heiligen. C. war angeblich früher zum geistlichen Stande bestimmt und hatte eine wissenschaftliche Ausbildung erhalten, deshalb nennen die Chronisten ihn den «Bücher-C.» («Könyves Kálmán»). Was sie noch über seine körperliche Mißgestalt, seine Härte und Grausamkeit berichten, ist größtenteils mönchisches Fabelwerk. Er bändigte die aufständischen Kroaten (1096 und 1102), unterwarf die dalmatinischen Seestädte (1096), züchtigte die Raubscharen der ersten Kreuzfahrer, bewilligte aber Gottfried von Bouillon den Durchzug durch das Land. Im J. 1102 machte er sich vollends zum Herrn von Dalmatien und ließ sich zum König von Kroatien und Dalmatien krönen. Seitdem verblieb der dalmatinische Königstitel bei der ungar. Krone. Gegen Galizien focht C. unglücklich, im Innern hatte er

in der zweiten Hälfte seiner Regierung wiederholte Aufstandsversuche seines ältern Bruders Almos zu unterdrücken. Er befleckte seine sonst ruhmvolle Regierung durch den Akt der Tyrannei, daß er Almos und dessen Sohn Béla (später König Béla II.) blenden ließ. C. war zweimal vermählt. Seine erste Gemahlin war Busilla, die Tochter des Grafen Roger von Sicilien; nach ihrem Tode (1101) nahm er Predslawa, Tochter des kiewer Großfürsten Swetopolk, zur Frau, die er 1104 des Landes verwies. C. leitete auch die innern Angelegenheiten mit Kraft und Umsicht; er bereiste das Land, hielt persönlich Gericht, traf zweckmäßige Einrichtungen, versammelte wiederholt die Großen des Reichs zu Beratungen und schuf eine Reihe von Gesetzen, die ursprünglich in ungar. Sprache abgefaßt waren, von denen aber nur ein mangelhafter lat. Auszug erhalten geblieben ist.

Colomannus, Heiliger und Märtyrer, ein Schotte von Geburt, wurde auf einer Pilgerfahrt nach Jerusalem 1012 zu Stockerau an der Donau, weil man ihn für einen feindlichen Spion hielt, grausam gemartert und gehängt. Die Wunder, welche sich an seinem Leichnam und Grabe ereigneten, brachten ihn bald in den Ruf eines Heiligen, und schon 1025 ließ der österr. Markgraf Heinrich I. die Gebeine nach Mölk bringen, wo C. als Landespatron Österreichs in einer prächtigen Kirche verehrt wird. Sein Gedächtnistag ist der 13. Okt.

Colomb, hervorragender engl. Marineoffizier, ist der Erfinder eines in der engl. Marine neuerdings in Gebrauch gekommenen Signalsystems für Kriegsschiffe, das sich ebenso durch seine Einfachheit wie sichere Handhabung auszeichnet. Die Grundlage desselben sind für den Tag eine schwarze, zusammenklappbare Trommel (ähnlich wie ein Klapphut) und bei Nacht das Licht einer Laterne, die irgendwo auf dem Schiffe gezeigt werden. Je nachdem man die Dauer der Sichtbarkeit einrichtet, bedeuten die Gegenstände die Zahlen von 0 bis 9, und ihre Kombinationen ergeben eine unbeschränkte Zahl von Signalen. Das einmalige Erscheinen der Trommel oder des Lichtes mit 2 bis 3 Sekunden Dauer und ihr darauf erfolgendes Verschwinden oder Blenden bedeutet z. B. die Zahl 1; ein Zeigen von 3 Sekunden, ein Verschwinden von ebenso viel Zeit und Wiedererscheinen von doppelter Dauer die Zahl 5 u. s. w. Um diese sog. «Blinke» jedoch in vollständiger Regelmäßigkeit und Genauigkeit zur Zeitdauer herzustellen und dadurch Mißverständnisse auszuschließen, hat C. einen Apparat erfunden, der inwendig mit Walzen und Stiften wie eine Drehorgel und äußerlich mit einer Art Klaviatur versehen ist und dessen Mechanismus mit dem dünnen Tau, welches das Aufziehen und Zusammenklappen der Trommel sowie das Zeigen und Blenden des Lichtes vermittelt, in Verbindung steht. Soll nun z. B. die Zahl 1367 signalisiert werden, so stellt man auf der Klaviatur diese Zahlen ein, dreht an einer Kurbel und das Signal vollzieht sich automatisch in genauer Reihenfolge. Um ganz sicher zu gehen und Kontrolle zu üben, wird das Signal mehreremal wiederholt und dann mit denselben Zeichen von dem Schiffe, welchem man dasselbe macht, wiederholt.

Colomb (Ferd. Aug. Peter von), preuß. General, geb. 19. Juli 1775 zu Aurich in Ostfriesland, wo sein Vater Kammerpräsident war, trat 1792 in das von Ebensche Husarenregiment ein. An dem Feldzuge von 1806 nahm er als Secondelieutenant teil und zeichnete sich unter Blücher bei Lübeck aus. Im J. 1813 wurde er zum Rittmeister befördert. In den Feldzügen von 1813 und 1814 machte sich C. als Parteigänger durch viele glänzende Waffenthaten einen Namen. So eroberte er bei Zwickau mit 82 Mann einen ganzen franz. Artilleriepark, erbeutete außerdem 370 Pferde und machte 300 Gefangene. Er ward 1815 Kommandeur des 8. Husarenregiments und Oberstlieutenant, 1829 Kommandeur der 12. Kavalleriebrigade in Neisse, 1838 Kommandeur der 15. Division und Kommandant von Köln, 1839 Generallieutenant, 1841 Kommandant von Berlin und Chef der Landgendarmerie, endlich 1843 kommandierender General des 5. Armeekorps in Posen. Bei den 1846 im Großherzogtum Posen ausgebrochenen Unruhen zeichnete sich C. durch sein energisches Auftreten aus. Schwieriger war seine Stellung beim Ausbruch der Revolution in derselben Provinz 1848, wo seine Maßregeln häufig mit denen des Civilkommissars General von Willisen kollidierten, zumeist wohl infolge der allgemeinen Staatslage und der Unschlüssigkeit der Minister. C. erhielt darauf das Kommando des 1. Armeekorps in Königsberg, nahm 1849 seinen Abschied als General der Kavallerie und starb zu Berlin 12. Nov. 1854. Seine Parteigängerzüge hat er ebenso anziehend als belehrend selbst beschrieben: «Aus dem Tagebuche des Rittmeisters von C., 1813 und 1814» (Berl. 1854). — Sein Sohn, der preuß. Generallieutenant Enno von C., geb. 31. Aug. 1812, ein namhafter Militärschriftsteller auf kavalleristischem Gebiete, schrieb u. a.: «Aus dem Tagebuche des Generalmajors von C., 1870/71» (Berl. 1876) und «Blücher in Briefen 1813 bis 1815» (Stuttg. 1876).

Colombat de l'Isère (Marc), namhafter franz. Arzt, geb. um 1800 zu Vienne im Depart. Isère, errichtete zu Paris ein orthopädisches Institut für Stotterer und machte sich um die Therapie des Stotterns verdient. Seine Hauptschriften darüber sind: «Du bégaiement et de tous les autres vices de la parole» (Par. 1830), «Traité des maladies et de l'hygiène des organes de la voix» (2. Aufl., Par. 1838; deutsch von Flies, Quedlinb. 1840). Außerdem schrieb er u. a.: «Traité des maladies des femmes» (2 Bde., Par. 1838; deutsch von Frankenberg, Lpz. 1841).

Colombes, Flecken im franz. Depart. Seine, Arrondissement St.-Denis, 3 km nördlich von Courbevoie, nahe dem linken Seineufer und an der Bahn Paris-Havre, hat zahlreiche Werkstätten, namentlich Petroleumraffinerien, Stärkemehlfabriken, Fabriken von Baumwollmützen, Leim, Gelatine, Knochen- und Hornwaren u. s. w. und zählt (1876) 2691, als Gemeinde 6640 E. Die Umgegend und die Seineinseln sind reich an hübschen Landhäusern.

Colombey, Schloß und Ortschaft im Kanton Pange des deutsch-lothring. Landkreises Metz, 7 km östlich der Citadelle von Metz, zwischen den nach Saarbrücken und nach Dieuze führenden Straßen gelegen, erlangte geschichtliche Bedeutung durch die Schlacht bei C.-Nouilly und durch viele kleine Gefechte, welche während der Einschließung von Metz gerade um diesen Ort stattfanden.

Die Schlacht von Colombey-Nouilly, die erste der drei großen Schlachten in der Umgebung von Metz (anfangs Schlacht von Courcelles oder von Pange genannt), wurde 14. Aug. 1870 von der Ersten deutschen Armee unter

Artikel, die man unter C vermißt, sind unter K aufzusuchen.

COLUMBIA, VENEZUELA, ECUADOR, PERU UND BOLIVIA.



Zu den Artikeln: Columbia, Venezuela, Ecuador, Peru und Bolivia.

General von Steinmetz gegen Teile der im Lager von Metz stehenden franz. Rheinarmee geschlagen. Am Vormittag des 13. Aug. befahl Marschall Bazaine, als die preuß. Vortruppen Fühlung mit den franz. Vorposten gewannen, am folgenden Tage mit der Armee nach Westen, zunächst nach Verdun, abzumarschieren. Seit dem Morgen ging der Armeetrain auf das linke Moselufer über, gegen Mittag begannen die Truppen zu folgen. General von Steinmetz sah die ihm vorgeschriebene Aufgabe als eine wesentlich defensive an und trug sich deshalb nicht mit der Absicht, einen Frontalangriff gegen die unter dem Schutze ihrer Forts aufgestellte feindliche Armee zu unternehmen. Von 11 Uhr des Vormittags an trafen Meldungen in den deutschen Stabsquartieren ein, welche besagten, daß die franz. Lager geräumt würden und der Feind in westl. Richtung abmarschiere. General von Manteuffel ließ darauf hin das 1. Armeekorps sich kampfbereit halten. General Freiherr von der Goltz, welcher die Vortruppen des 7. Armeekorps befehligte, faßte den Entschluß, den abziehenden Franzosen möglichst Abbruch zu thun und deren Rückzugsbewegung zu verzögern, ging um $8\frac{1}{2}$ Uhr nachmittags von seinem Biwak bei Laquenexy aus selbständig zum Angriff vor und forderte das 1. Armeekorps sowie die 1. Kavalleriedivision zur Unterstützung auf. Er nahm bis gegen 5 Uhr den Abschnitt von C. in Besitz; doch wurde die Lage der Vortruppen des 7. Armeekorps, als der Gegner mit sehr überlegenen Kräften einen umfassenden Gegenangriff begann, mehr und mehr gefährdet. Da nahte von Osten der Rest der 13. Infanteriedivision zur Unterstützung, während sich von Norden her nunmehr die Einwirkung des seit $4\frac{1}{2}$ Uhr im Vormarsch begriffenen 1. Armeekorps fühlbar machte, zunächst durch dessen Artillerie. Die 1. Infanteriedivision rückte auf Montoy und die Brauerei vor, die 2. Division über Glattigny und Noisseville gegen Servigny, Nouilly und die Höhen von Mey, beide lebhaft empfangen von der auf den Höhen von Bellecroix aufgestellten franz. Artillerie. Gegen $6\frac{3}{4}$ Uhr wurde das westlich C. gelegene, bisher von den Franzosen hartnäckig verteidigte Tannenwäldchen und der eingeschnittene Weg, welcher von C. nach Bellecroix führt, von der 25. Infanteriebrigade (General von Osten-Sacken) und Teilen des Jägerbataillons Nr. 1 genommen und der Kampf des linken Flügels zu Gunsten der deutschen Waffen entschieden. Zu derselben Zeit aber drang das 4. franz. Korps mit drei Divisionen und zahlreicher Artillerie auf Mey und Servigny gegen den rechten Flügel des 1. preuß. Armeekorps vor; doch trat General von Manteuffel dem Angriff auf dem rechten Flügel durch einen energischen Vorstoß seiner Reserven, im Centrum durch Entwickelung einer Artilleriemasse von 90 Geschützen in der Richtung Servigny—Noisseville—Lauvallier sofort wirksam entgegen. So stand die Schlacht gegen 7 Uhr abends, als vom 8. Armeekorps die 28. Infanteriebrigade (von Woyna) südwestlich von C. eintraf und sofort über La-Grange-aux-Bois gegen das Borny-Wäldchen vorging. Gleichzeitig kamen die auf der straßburger Chaussee heranrückende 18. Infanteriedivision (von Wrangel) und 1. Kavalleriedivision über Peltre bei Mercy-le-Haut an und griffen Grigy an, worauf die franz. Truppen aus Grigy und dem Borny-Wäldchen zurückwichen. Hiermit schloß auf dem linken Flügel des deutschen Heeres der Kampf, welcher beim 1. Armeekorps bis gegen 9 Uhr abends fortdauerte und mit dem völligen Rückzug der franz. Truppen endete, nachdem auch die Höhe von Mey durch die von der Goupillon-Mühle vordringende preuß. Infanterie genommen und die beiden Reservebrigaden bis Lauvallier und Nouilly vorgerückt waren. Überall nahm das Festungsgeschütz, namentlich von Fort St.-Julien aus, das Feuer gegen die deutschen Truppen auf. General von Steinmetz, welcher gegen 8 Uhr abends mit von Manteuffel bei Noisseville zusammengetroffen war, befahl den Rückmarsch der Truppen in die am Morgen besetzten Stellungen, gestattete aber mit Rücksicht auf die Verwundeten und auf das Siegesgefühl der Truppen das Verbleiben der letztern auf dem eroberten Schlachtfelde während der nächsten Stunden. Der deutsche Verlust betrug 222 Offiziere und 4681 Mann; die Franzosen verloren 200 Offiziere und 3408 Mann, darunter General Decaën. (Vgl. die Tafel: «Die Kämpfe um Metz» zu Artikel Metz.)

Colombia (Vereinigte Staaten von), s. Columbia.

Colombier, franz. Bezeichnung eines Papierformats, s. unter Papier.

Colombina (ital., Täubchen), die weibliche Maskenfigur der ital. Stegreifkomödie (commedia dell' arte), stellt gewöhnlich die Zofe der Tochter des Pantalone (s. d.) vor, seltener die Tochter selbst. Sie ist die Geliebte des Arlecchino. Ihre Kleidung ist die einer geputzten Kammerzofe, willkürlich in Farben und Geschmack; geboten ist ihr nur die schwarze Halblarve. Wird dieselbe Figur Arlecchinetta genannt, was seltener vorkommt, so ist ihr Kleid buntscheckig wie das ihres Liebhabers.

Colombo, befestigte Hauptstadt der ostind. Insel Ceylon (s. d.) und Sitz des brit. Gouverneurs, liegt an der Westküste auf einer mit einem felsigen hohen Uferrande versehenen und auf der Landseite von einem Süßwassersee begrenzten Landzunge. C. besteht aus zwei Hauptteilen. Der erstere, innerhalb der Festungswerke gelegene, die «Europäische Stadt» genannt, wird hauptsächlich von Europäern, namentlich Nachkommen von Holländern, bewohnt und zeigt die Anpassung des europäischen Baustils an die Erforderungen des tropischen Klimas. Es befinden sich daselbst die Regierungsgebäude, eine prot. und kath. Kirche, ein Waisenhaus, ein Militärhospital u. s. w. Dieser Stadtteil ist verhältnismäßig neu, er verdankt seine gegenwärtige Gestalt den Holländern, von welchen auch die nach einem Plane von Coehoorn erbauten Festungswerke herstammen. Außerhalb der letztern haben sich portug. und holländ. Mischlinge, sog. Eurasier, Singhalesen, Tamilen, Mohren, Malaien, Neger und andere Fremdlinge niedergelassen. Älter als die europäische ist die sog. «Schwarze Stadt» oder Pettah, nördlich von ersterer, auf beiden Ufern des Flusses Kailaniganga gelegen, der zweite, hauptsächlich von Singhalesen bewohnte Stadtteil. Alle vornehmern und reichern, nicht durch ihre Beschäftigung zum Aufenthalte innerhalb der Festungsmauern genötigten Engländer wohnen in der Umgegend in von Parks und Gartenanlagen umgebenen Villen. Die Umgegend von C. ist in hohem Grade fruchtbar und mit Palmen und zahlreichen Arten von Fruchtbäumen dicht bewachsen, auch befindet sich in der Nähe eine der fünf großen, früher ungefähr 30 km Umfang besitzenden, gegenwärtig aber immer mehr verwahrlosten und

an Umfang abnehmenden Zimtplantagen, welche, als die Holländer Herren der Insel waren, ein streng gehandhabtes Regierungsmonopol bildeten. Das Klima ist heiß, infolge der häufigen Regen sehr feucht und deshalb keineswegs gesund. Die Bevölkerung, von der ein Teil fortwährend zu- und abströmt, beträgt (1871) 100238. Die Singhalesen sind hauptsächlich Handwerker und Bediente bei den Europäern, die Parsis ausschließlich Kaufleute, die Mohren Kleinhändler, die Malaien Soldaten und Bediente, die Tamilen Feld- und Gartenarbeiter, die Abstammlinge der Portugiesen Handwerker, Gold- und Silberarbeiter, Handelsleute u. s. w. Den wohlhabendern und angesehenern Mittelstand bilden die Nachkommen der Holländer und die daselbst geborenen Engländer. Die Industrie erstreckt sich hauptsächlich auf die Bereitung von Kokosöl, Tauwerk aus den Fasern der Borussuspalme, singhal. Coir, das Brennen von Arak, die Bereitung von Zimtrinde und Kaffeebohnen für die Ausfuhr. Letztere besteht hauptsächlich in Kaffee, Zimtrinde, Kokosöl, Tauwerk u. s. w. Der Hafen von C. ist eng, die Reede aber geschützt, wiewohl nicht ganz gegen Südwestwinde. Seitdem Galle Hauptknotenpunkt der Dampfschiffahrt im südöstl. Asien wurde, hat C. als Handelsplatz bedeutend an Wichtigkeit abgenommen. C. ist durch eine Eisenbahn mit Candy und durch eine längs der Küste verlaufende Heerstraße südlich mit Galle, nördlich mit Negombo und allen andern Küstenörtern verbunden.

Colombo (Cristoforo), der Entdecker Amerikas, s. Columbus (Christoph).

Colon (Mont-), s. Collon.

Colon ist jetzt der offizielle Name der ursprünglich Aspinwall genannten, im J. 1850 von den Nordamerikanern als östl. Ausgangspunkt der 92 km langen Panama-Eisenbahn auf der Insel Manzanilla in der Limon- oder Navybai angelegten Hafenstadt. Ihren frühern Namen hatte sie vom neuyorker Kaufmann W. H. Aspinwall, welcher die Eisenbahn zuerst projektierte. Als Hauptdepot des Passagier- und Warentransports zwischen Europa, der Ostküste der Vereinigten Staaten (namentlich Neuyork) und der ganzen Westküste von Amerika hat sie trotz sehr ungesunder Lage und ihres unbeschützten Hafens ansehnlichen Verkehr. Ihre ansässige Bevölkerung zählte 1879 etwa 1500 Seelen, meist Neger und Mulatten. Eine Bronzestatue des Columbus wurde der Stadt 1870 von der franz. Kaiserin Eugenie geschenkt. Bei gänzlichem Mangel an Kultur auf dem benachbarten Festlande ist die Stadt für alle ihre Bedürfnisse auf die Zufuhr von den Vereinigten Staaten angewiesen. C. gehört in polit. Beziehung zum Staate Panama, ist jedoch thatsächlich eine sich selbst regierende Freistadt, da die Insel Manzanilla 1852 für immer an die Eisenbahngesellschaft abgetreten ist. Trotz der seit 1869 vollendeten Pacific-Eisenbahn hat die kommerzielle Bedeutung von C. nicht viel abgenommen, da sich seitdem der Verkehr auf der ganzen Westküste des amerik. Kontinents sehr stark gehoben hat.

Colon (Cristoval), s. Columbus (Christoph).

Colonel (frz., eigentlich «Kolonnenführer»), Oberst; C.-Lieutenant, bis zur Französischen Revolution der Kommandeur eines Regiments, dessen Chef ein Prinz oder eine andere hohe Person war; Lieutenant-C., Oberstlieutenant, Offiziergrad unter dem C.; C.-Général, ehemals Generaloberst der franz. Infanterie und Kavallerie, ein bloßer Titel; C.-Major, der dritte Rang der Stabsoffiziere des pariser Invalidenhotels.

Colonel heißt in der Typographie eine Fraktur-Schriftgattung von sieben Punkten; sie steht in der Mitte zwischen Nonpareille und Petit. Der entsprechende Schriftgrad in Antiqua wird in Frankreich Mignonne, in England Minion genannt.

Colonia, der lat. Name für Pflanzstadt, Tochterstadt, der für Niederlassungen in fremden Ländern der allgemein gebräuchliche geworden und geblieben ist. (S. Kolonien.) Solche Niederlassungen wurden von den Römern seit alten Zeiten angelegt, und zwar regelmäßig in erobertem Gebiete zu militärischen Zwecken bis zum Ausgang des zweiten Punischen Kriegs, jedoch ausschließlich in Seestädten. Gewöhnlich blieben die alten Einwohner als röm. Bürger niedern Rechts neben und unter den Kolonen als röm. Vollbürgern. Neben den Kolonien röm. Bürger wurden aber seit alter Zeit auch von den durch den Bundesvertrag geeinigten Römern, Latinern und Hernikern, später nach Auflösung des Bundes von den Römern allein Kolonien angelegt, welche lat. Kolonien hießen. Dieselben hatten die gleichen Rechte wie die Lateiner (s. d.), welche nach Auflösung des Bundesvertrags im J. 338 v. Chr. in einem ähnlichen, doch minder günstigen Rechtsverhältnis als bisher verblieben. Spätere lat. Kolonien erhielten noch geringere Rechte. Nach Unterwerfung Italiens trat der militärische Zweck der C. zurück und die Versorgung armer Bürger mit Grundbesitz, wie sie namentlich von den Gracchen gefordert wurde, in den Vordergrund. In der letzten Zeit der Republik, während der Bürgerkriege und in der Kaiserzeit endlich galt es vorzugsweise die Versorgung der Massen von armen ausgedienten Soldaten (Veteranen), da diese nun nicht mehr ausschließlich aus den Klassen der Besitzenden hervorgingen, sondern weitüberwiegend aus der Zahl der capite censi genommen wurden. Seit Cäsars Diktatur wurden diese Kolonien (Coloniae militares, veteranorum) nicht mehr auf Grund von Volksbeschlüssen durch dazu bestellte Kommissare, sondern vom Imperator durch seine Bevollmächtigten (legati) gegründet und zwar jetzt ausschließlich in den Provinzen, öfter zugleich zu dem Zwecke, als feste Haltepunkte des Römertums und Mittelpunkte für die Romanisierung zu dienen. Auch kam es in der Kaiserzeit öfter vor, daß die seitherigen Bürger der Stadt das gleiche Recht wie die Kolonisten erhielten, sowie daß Städte, ohne Kolonisten zu erhalten, zu Kolonien erhoben wurden, nachdem diese Klasse röm. Städte die vornehmste geworden war. Man findet deshalb solche Cäsarische und kaiserl. Kolonien als Kolonien Cäsars und der Kaiser (Colonia Julia, Augusta, Claudia, Flavia u. s. w.), mit Hinzufügung einer neuen oder ältern nähern Bezeichnung benannt, wozu alsdann bei ältern Städten der gewöhnliche Name gefügt ward. Das Wort C. hat sich erhalten in Köln (C. Agrippinensis). Bei andern Kolonien hat sich der Beiname erhalten, während das Wort C. aus dem Namen verschwunden ist: so heißt C. Caesaraugusta jetzt Saragossa, C. Augusta Rauracorum ist Augst bei Basel u. s. w. Vgl. Madvig in «Opuscula» (Bd. 1, Kopenh. 1834) und in «Verfassung und Verwaltung des röm. Staats» (Lpz. 1882); Marquardt, «Röm. Staatsverwaltung» (Bd. 1, 2. Aufl., Lpz. 1881).

Colonia del Sacramento, Stadt in Uruguay, s. unter Sacramento.

Colonna, berühmtes röm. Geschlecht, welches von dem an den Albanerhügeln gelegenen Örtchen La C. (gegenwärtig im Besitz der Familie Rospigliosi-Pallavicini) den Namen führt. Die C. stammen höchst wahrscheinlich von den Grafen von Tusculum ab, welche im 10. und 11. Jahrh. in Rom zu größtem Ansehen gelangten. Sie kommen zuerst gegen das Ende des 11. Jahrh. vor und haben seitdem bis tief in das 16. hinein eine so einflußreiche Rolle in Rom gespielt, wie, vielleicht mit einziger Ausnahme ihrer Gegner, der Orsini, keine andere röm. Familie. Durch ihre vielen Kastelle, welche sich von den Albanerhügeln an längs den Sabinerbergen bis gegen die neapolit. Grenze hin erstreckten, wurden sie mehrmals den Päpsten und dem röm. Volke ein Gegenstand des Schreckens und übten auf die städtischen Angelegenheiten bestimmenden Einfluß, während sie an den oft blutigen Parteikämpfen stetigen Anteil nahmen. Gewöhnlich erscheinen die C. als Häupter der ghibellinischen Faktion, doch finden sie sich auch auf guelfischer Seite. Die Söhne Giovanni C.s (der um 1278 Senator von Rom und 1288 Markgraf von Ancona war), Stefano der Alte und Agapito, sind die Stifter der beiden heute noch blühenden Linien des Hauses, der von Palestrina, gegenwärtig durch die Zweige C. di Sciarra und Barberini-C. repräsentiert, und jener von Paliano, gewöhnlich Linie des Großconnétable genannt, mit dem Nebenzweige C.-Stigliano in Neapel. Papst Martin V. (Oddone C.), viele Kardinäle, Feldherren, Staatsmänner, Gelehrte und Schriftsteller sind aus dieser Familie hervorgegangen.

Die namhaftesten Glieder der Familie waren: Egidio C., s. Ägidius a Columnis. — Giacomo C., Kardinal, und sein Bruder Sciarra C. unterstützten Philipp den Schönen bei dem Überfalle Bonifacius' VIII. in Anagni, nachdem sie nach langem Kriege von dem Papste besiegt und ihre Stadt Palestrina zerstört worden. Sciarra war nachmals einer der eifrigsten Anhänger König Ludwigs des Bayern, den er 1328 in St. Peter krönte. Ihr Bruder Stefano C., Petrarcas Freund, war das Haupt der Adelsopposition gegen Cola di Rienzo. Prospero C. erwarb sich den Ruf eines großen Feldherrn in dem im Verein mit Gonsalvo de Cordova 1495 geführten Kriege gegen Karl VIII. von Frankreich. Im Kriege Karls V. gegen Franz I. befehligte er 1521 in der Lombardei das kaiserl.-päpstl. Heer, vertrieb die Franzosen aus Mailand, schlug 1522 mit Georg von Frundsberg den Marschall Lautrec bei La Bicocca, nahm Genua und verteidigte gegen den Admiral Bonnivet Mailand, wo er Ende 1523 starb. Sein Vetter Fabrizio, Großconnétable von Neapel, wurde von Machiavelli in der «Arte della guerra» gefeiert. Kardinal Pompeo starb 1532 als span. Vizekönig von Neapel. — Marc Antonio C., Herzog von Paliano, erwarb sich großen Ruhm in der Seeschlacht bei Lepanto (7. Okt. 1571), wo die vereinigten Flotten der Spanier, Venetianer und des Papstes (Pius' V.) gegen die Türken um Cypern kämpften. Bei seiner Rückkehr nach Rom feierte er einen Triumph nach alter Weise. Er starb als Vizekönig von Sicilien 2. Aug. 1584.

Vittoria C., die berühmteste Dichterin Italiens, Tochter Fabrizio C.s, wurde 1490 zu Marino, einem der Familie gehörigen Lehn, geboren und vermählte sich mit Ferrante d'Avalos, Marchese von Pescara. Seltene Vorzüge des Körpers und Geistes machten sie zum Gegenstande allgemeiner Bewunderung. Als ihr Gemahl infolge der in der Schlacht von Pavia erhaltenen Wunden 1525 gestorben war, suchte Vittoria Trost in der Einsamkeit und in der Poesie. Abwechselnd lebte sie in Klöstern in Rom, zu Neapel und auf Ischia, Orvieto, Viterbo, zuletzt wieder in Rom, wo sie im Febr. 1547 starb. Sie schloß sich eng an die bedeutenden Männer an, welche eine gründliche Reform der kath. Kirche anstrebten, an Bernardino Ochino, den Kapuzinergeneral und berühmten Kanzelredner, welcher 1542 in das prot. Lager übertrat, an die Kardinäle Contarini, Pole, Fregoso, Morone u. a. Zwischen ihr und Michel Angelo Buonarroti bestand das innigste Freundschaftsverhältnis. Vorzüglichen Wert haben ihre «Rime spirituali» (Vened. 1548), welche tiefes Gefühl und eine geläuterte Frömmigkeit verraten. Die vollständigste Ausgabe ihrer sämtlichen Dichtungen besorgte P. E. Visconti (Rom 1840), mit einer Biographie Vittorias. Eine Übersetzung derselben gab Bertha Arndts (2 Tle., Schaffh. 1858). Vgl. ihre Biographien von Waderhagen (Halle 1861), Th. Roscoe (Lond. 1868), A. von Reumont (Freiburg 1881).

Der Palast C. in Rom, am Fuße des Quirinal, ist berühmt durch seine prachtvolle, 50 m lange und 11 m breite Galerie, durch welche man die herrlichen Gärten betritt, sowie durch seine auch nach der Teilung beim Tode des letzten Großconnétable 1818 immer noch reichen Kunstschätze. Vgl. Littas «Famiglie celebri italiane»; Coppi, «Memorie Colonnesi» (Rom 1855); Reumont in den «Beiträgen zur ital. Geschichte» (Bd. 5, Berl. 1857).

Colonna (Paolo), einer der größten ital. Komponisten des 17. Jahrh., geb. 1640 als Sohn eines Orgelbauers, lernte früh die Orgel spielen und kam dann nach Rom, wo er durch Carissimi, Benevoli u. a. in die Komposition eingeführt wurde. Zu Bologna, an welchen Ort das Geschäft seines Vaters verlegt war, wurde er seßhaft; hier erhielt er die vornehmsten musikalischen Ämter, war das anerkannte Haupt der bologneser Tonschule und verbreitete seinen Ruhm durch Kompositionen, die fast ausschließlich der Kirche angehören. Die wichtigsten davon veröffentlichte er in 12 Sammlungen, sämtlich in Bologna gedruckt, von denen die erste, «Salmi brevi a 8 voci», 1681 als Op. 1 erschien und die zwölfte als «Psalmi ad vesperas», Op. 12, den Reigen 1694 beschloß. An der in Bologna damals blühenden Oper scheinen seine Schüler sich lebhafter beteiligt zu haben, als er selber. Nur eine einzige Oper, die C. komponiert hat, ist dem Titel nach bekannt geworden; außerdem schrieb er einige Oratorien. In seinen Kirchenwerken, die zum Teil sehr vollstimmig und sämtlich höchst kunstvoll sind, hat er eine Meisterschaft bewährt, die in diesem Grade kaum von irgend einem Komponisten seiner Zeit erreicht wurde. C. starb zu Bologna 28. Nov. 1695.

Colonnato, s. Piaster.

Colonne (Eduard), franz. Musiker, geb. zu Bordeaux 23. Juli 1838, wurde auf dem pariser Konservatorium gebildet und hat sich besonders als Dirigent bemerklich gemacht. Seit 1874 leitet er in Paris die Concerts du Châtelet, die namentlich Berlioz kultivieren, als den vermeintlichen Refor-

mator der franz. Musik. Der Erfolg, den C. mit diesem Unternehmen bei seinen Landsleuten hatte, veranlaßte 1878 die Regierung, ihm die Direktion der offiziellen Konzerte bei der dortigen Weltausstellung zu übertragen.

Colonsay, eine der kleinsten Hebriden-Inseln, im W. von Schottland, im N. von Islay und dicht nördlich bei Oronsay, mit der sie bei Tiefwasser zusammenhängt; beide zusammen sind 309 qkm groß, wovon etwa ein Drittel kulturfähig ist. Die Bewohner, etwa 600, treiben Viehzucht und gewinnen Varec (Soda) aus dem Seetang.

Colonus, s. unter Kolonat.

Coloquinte (Fructus Colocynthidis), s. Koloquinte.

Color (lat.), Farbe.

Colorado ist der Name dreier großer Flüsse (Rios) in Amerika. Der Westliche Colorado (C. del Occidente, C. of the West, früher auch C. de California genannt), nach dem Columbia der bedeutendste Strom, der aus dem Gebiet der Vereinigten Staaten in den Stillen Ocean fällt, hat mit Einschluß seines nördlichsten Quellstroms einen Lauf von 3200 km und entsteht unter dem 38.° nördl. Br. aus der Vereinigung des etwa 800 km langen Green-River mit dem 560 km langen Grand-River. Der Green-River entspringt im westl. Teil des Territoriums Wyoming im Felsengebirge im Windriver-Range am Fuße des 4136 m hohen Fremont Peak, etwa unter 43° 15′ nördl. Br. unweit des Lewis und des Bighorn, also des Columbia- und Missourigebietes, fließt erst südlich, dann in einem östl. Bogen um die Uintah-Mountains sich windend und dabei auf eine kurze Strecke den nordwestl. Teil des Staates C. durchlaufend, wieder gegen S. durch Utah, wo er sich mit dem Grand-River vereinigt. Von seinen Nebenflüssen ist der Yampah oder Bärenfluß, der White-River, Uintah und San-Rafael zu nennen. Der Grand-River entsteht unter dem Namen Bunkara unter 40° 17′ nördl. Br. in dem Mittelpark des Felsengebirges im nördl. Teil des Staates C. und fließt durch diesen sowie durch das Territorium Utah im allgemeinen in südwestl. Richtung. Bedeutendere Zuflüsse erhält er nur vom S. her, und zwar den South-Fork oder Gunnison und den Rio de los Dolores.

Der auf diese Weise gebildete Strom fließt nunmehr unter dem Namen C. bis zur Einmündung des von N. her aus dem Wahsatchgebirge kommenden Rio Virgen durch Utah und Arizona gegen SW. Auf dieser Strecke nimmt der C. vom O. her den San-Juan und den C.-Chiquito oder Kleinen C. in sich auf und durchbricht verschiedene undurchdringliche Felsenwüsten vulkanischer Gebirgsmassen in langen Cañons (s. d.). Dann wendet er sich im ganzen südwärts, die Grenze zwischen Nevada und Californien einerseits und Arizona andererseits bildend, nimmt vom O. her zunächst etwa unter 34° 20′ nördl. Br. den Bill-Williams-Fork, dann Fort Yuma gegenüber an der mexik. Grenze den aus Neumexiko kommenden Rio Gila auf, durchbricht eine Reihe Felsbänke von 20—24 m Höhe und erreicht, in einer Breite von 400 m, nach einem sehr gewundenen Laufe den Meerbusen von Californien (s. d.). Vom W. her erhält der C. keine bedeutenden Zuflüsse. In seinem Unterlaufe hat er 2 m, bei Nippflut 3, bei Springflut bis 10 m Tiefe. Die Schiffbarkeit des Stroms und zwar nur für Dampfboote eigentümlicher Konstruktion reicht nicht über die Mündung des Rio Virgen hinauf. Das 4—10 km breite Thal des C. in seinem Laufe nach S. besitzt lange Strecken fruchtbaren Bottomlandes und stellenweise dichte Wälder. Zwischen der untersten Thalstrecke und dem 250 km westlich am Stillen Ocean gelegenen californischen Küstenort San-Diego liegt die Coloradowüste genannte Einöde, berühmt durch ihre zahlreichen Schlamm- und Heißwasserquellen. Bei hohem Wasserstande tritt der C. aus seinen Ufern und ergießt sich in das Gebiet dieser Wüste, welches 90 m unter dem Meeresspiegel liegt, und bildet dann den New River. In dem Thale des untern Laufs finden sich Spuren alter Bewässerungskanäle, bei Fort Yuma Reste span. Missionsgebäude aus der ersten Hälfte des 18. Jahrh. Auf ein höheres Alter deuten im Gebiete des Rio Gila und obern C. zahlreiche Reste verfallener Häuser, ja ganze Ruinenstädte. Man vermutet in diesen jetzt verödeten Gebieten die Urheimat der Tolteken und Azteken. Das gesamte Flußgebiet des C. umfaßt 660550 qkm, davon entfallen auf den Green-River 122300, auf den Grand-River 68560, auf den C.-Chiquito 75800 und auf den Rio Gila 177726 qkm.

Der Östliche Colorado, einer der größten Flüsse des Staates Texas, entspringt zwischen 32° und 33° nördl. Br. und 102° westl. L. von Greenwich an der öden Hochfläche des Llano-Estacado in etwa 1400 m Höhe, unweit südwestlich von den Quellen des etwa gleichgroßen Brazos, fließt erst 300 km in fast östl. Richtung durch das Land der Comanches-Indianer, dann mit vielen Windungen und Katarakten gegen SO. über die Stadt Austin und mündet nach einem Laufe von etwa 1460 km bei dem Hafenorte Matagorda in den östl. Teil der Matagordabai. Seine bedeutendsten Nebenflüsse sind der Concho, San-Saba und Llano. Die große Matagordabai wird durch eine schmale Nehrung vom Mexikanischen Golf abgesperrt und ist im Innern so seicht, daß größere Schiffe nicht zum C. gelangen können. Überdies wird der C. 17 km oberhalb der Mündung durch eine sog. Rast oder Anschwemmung von Treibholz verstopft, die ihn veranlaßt, sich in mehrere Arme zu spalten. Nach Überwindung dieses Hindernisses können Schiffe bis Austin 320 km hinauffahren, flache Dampfboote noch 90 km weiter, aber nur während der vier Monate des Hochwassers. Der C. ist ein schöner, klarer Strom, der auf zwei Drittel seines Laufs eine sehr fruchtbare Gegend durchströmt. Das gesamte Flußgebiet umfaßt 106755 qkm.

Der Südliche Colorado, im südl. Teil der südamerik. Republik Argentina, nördlich von dem Rio Negro, entsteht etwa unter 35° südl. Br. aus dem Rio Grande und Rio de Barrancas, die aus den chilen. Cordilleren kommen und gegen SO. fließen. Nach ihrer Vereinigung heißt der Fluß im Inlande Cobu-Leobú (Großer Fluß). Derselbe nähert sich auf etwa 110 km der großen Laguna Amargo (Bittersee), die von NW. her das vereinigte Wasser des Rio Salado oder Chadi Leobú und Desaguadero aufnimmt, und mündet unter 39° 51′ südl. Br. und 62° 4′ westl. L. von Greenwich in das Atlantische Meer. Sein etwa 1200 km langer Lauf ist nur wenig bekannt.

Colorado, einer der Vereinigten Staaten von Amerika, zwischen 37 und 41° nördl. Br. und 102 und 109° westl. L. (von Greenwich), im O. an Kansas und Nebraska, im N. an Nebraska und

Wyoming, im W. an Utah und im S. an Neumexiko und das Indianerterritorium grenzend, mit einem Flächeninhalt von 269154 qkm und nach dem Census von 1880 mit einer Einwohnerzahl von 194327 Seelen, darunter 191126 Weiße, 2435 Neger, 612 Chinesen und 154 Indianer, wozu noch etwa 2530 ungezählte Indianer in Stämmen kommen. Das Verhältnis der männlichen Bevölkerung zur weiblichen stellte sich auf 129131 zu 65196, sodaß 50342 Frauen auf 100000 Männer kommen. Der größte Teil des Landes ist bergig. Die östl. Hälfte steigt, in gerader Richtung nach Westen laufend, amphitheatralisch bis zu den Felsengebirgen auf, welche die Mitte des Gebietes bilden und hier ihre höchste Höhe erreichen. Die bedeutendsten Bergesspitzen, wie Long-Peak, Pikes-Peak, Grays-Peak, Mount-Lincoln u. s. w., sind jeder ungefähr 4700 m hoch. Besonders hervorzuheben sind unter den geogr. Eigentümlichkeiten C.s die fruchtbaren Thäler, welche Parks genannt werden, darunter der Nord-, Süd-, Mittel- und San-Luis-Park. Wald und Wiese wechseln miteinander ab in diesen Parks, welche wohl bewässert, fruchtbar und reich an mineralischen Schätzen sind. Der wichtigste ist der von San-Luis. Er umfaßt eine konkave Bodenfläche von 46000 qkm, ist am Grunde ganz eben, wird von nicht weniger als 35 Gebirgsströmen durchzogen und einem fast kreisrunden, in hohen Bergkegeln gipfelnden Gebirgszuge eingeschlossen. Der östl. Teil von C. wird von dem System des Arkansas und South-Platte, die im Staate entspringen, bewässert, während von den westl. Abhängen des Felsengebirges die Zuflüsse des Green-River und Grand-River und letzterer selbst herabströmen. Das Klima ist trocken, mild und gesund.

Der Hauptreichtum des Landes besteht in seinen Schätzen an Edelmetallen. In dem mit dem 30. Juni 1881 endenden Fiskaljahr wurden in C. 3400000 Doll. Gold und 15000000 Doll. Silber produziert. Von 1859 bis zu dem genannten Zeitpunkt lieferten die Bergwerke C.s 37332138 Doll. Gold und 21158446 Doll. Silber in die Vereinigten-Staaten-Münze. In jüngster Zeit hat sich der früher fast gar nicht betriebene Ackerbau wesentlich gehoben. Im J. 1880 produzierte C. an Mais 455968, an Weizen 1425014, an Hafer 640900, an Gerste 107116, an Roggen 19465 Bushel. Die Industrie ist dagegen noch sehr zurück. Im J. 1880 hatte der Staat 1094 km Eisenbahn, deren Anlage 34945951 Doll. gekostet hat. Die Brutto-Einnahmen derselben betrugen 3478067, der Nettoverdienst 1710462 Doll. Obwohl das Unterrichtswesen des jungen Staats noch nicht auf dem Standpunkte der meisten andern Unionsstaaten steht, so macht sich doch darin eine gesunde und kräftige Entwickelung bemerkbar. Im J. 1878 betrug die Schulbevölkerung C.s 26473, wovon 16641 Kinder die öffentlichen Schulen besuchten. In diesen unterrichteten 226 Lehrer und 341 Lehrerinnen. Die Schuleinnahmen betrugen in demselben Jahre 281674, die Ausgaben 243850 Doll. Höhere Bürgerschulen (high schools) befinden sich in allen größern Städten. Hervorzuheben ist unter ihnen die 1873 in Denver gegründete. Boulder ist der Sitz einer 1876 organisierten sog. Staatsuniversität. Außer diesen Anstalten hat C. noch ein College, eine Ackerbau- und zwei Bergbauschulen.

Die erste dauernde Besiedelung C.s begann im Juni 1858 durch Goldsucher. Am 28. Febr. 1861 wurde es aus Teilen von Kansas, Nebraska, Neumexiko und Utah als Territorium organisiert und durch Gesetz vom 3. März 1875 zum Staate erhoben, welcher Akt am 1. Aug. 1876 in Wirksamkeit trat, sodaß C., weil es im Jahre der Säkularfeier der Unabhängigkeitserklärung in die Union aufgenommen wurde, auch der «Centennialstaat» genannt wird. Der Teil des Staats, der nördlich vom Arkansas und östlich vom Felsengebirge liegt, gehörte zu dem Territorium Louisiana, worunter die Franzosen ursprünglich das ganze Mississippithal bis an die Felsengebirge und bis Canada verstanden. Der übrige Teil des Staats bildete einen Bestandteil desjenigen Gebiets, das 1848 von Mexiko an die Union abgetreten wurde. Die Verfassung C.s stimmt im allgemeinen mit derjenigen der übrigen Unionsstaaten überein. Die Verteilung der öffentlichen Funktionen unter einen Gouverneur, Senat und Abgeordnetenhaus, sowie die Gerichtsverfassung sind dieselben wie in den meisten andern Staaten. Politisch ist C. in 31 Counties eingeteilt. Die Hauptstadt ist Denver (s. d.). Im Bundeskongreß ist C. durch zwei Senatoren und einen Repräsentanten vertreten, gibt also zur Wahl eines Bundespräsidenten drei Stimmen ab. Die Staatsschuld betrug am 30. Nov. 1880: 162886 Doll., die Einnahmen für die beiden Jahre 1879 und 1880: 557471, die Ausgaben für denselben Zeitraum 558470 Doll. An Steuern wurden 1881: 445594 Doll. erhoben. Der Wert des Grundeigentums wurde auf 25804345, der des beweglichen Vermögens auf 17268303 Doll. geschätzt. Außer Denver (35630 E.) sind noch die Städte Leadville (14820 E.), C.-City (4229 E.), Georgetown (3556 E.), Boulder-City (3069 E.), Golden-City (2916 E.) und Central-City (2626 E.) zu nennen. Vgl. Fosset, «C., its gold and silver mines» (Neuyork 1880).

Colorado-City oder Colorado-Springs, Stadt im nordamerik. Staate Colorado, in schöner und gesunder Lage 1924 m über dem Meere, mit (1880) 4229 E. Dabei sind heiße Quellen, ein Felsenthor, Gold-, Silber- und Kohlenminen. C. wurde im Febr. 1859 gegründet.

Coloradokäfer wird nach seiner Heimat in den Felsengebirgen (Rocky Mountains) im Westen der Vereinigten Staaten von Nordamerika, namentlich in den Thälern des Coloradoflusses, ein Käfer, Doryphora (oder Leptinotarsa) decem-lineata, genannt, welcher als Larve das Laub der Solaneen, besonders der Kartoffeln, total abfrißt und dadurch deren Wachstum vernichtet. Daher heißt er auch vorzugsweise Kartoffelkäfer, amerik. «Potatoe Bug». Er gehört zur Familie der Blattkäfer und hat die Größe eines gewöhnlichen Frauenkäfers (Chrysomela), seine Flügeldecken sind gelblich-weiß und auf jeder Hälfte mit fünf, im ganzen mit zehn schwarzen Längenstreifen versehen; er ist daher ziemlich leicht zu erkennen. Die Weibchen legen bis 1000 Eier und darüber, aus welchen sich braun- oder gelbrote Larven mit schwarzem Kopfe und schwarzen Beinen entwickeln, die sich, sobald sie ausgewachsen sind, in die Erde bohren und in gleichfarbige Puppen verwandeln. Man zählt 3—4 Generationen im Laufe eines Sommers. Die Larven des C. sind die Zerstörer der Kartoffelpflanze, deren Blätter sie vollkommen abfressen, sodaß die Stöcke alsbald eingehen müssen. Da sie in Milliarden auftreten, so ist der Schaden, den sie anrichten,

ein ganz ungeheuerer. Sie haben die Kartoffelernten der westl. Staaten Nordamerikas seit Jahren dermaßen vernichtet, daß man in vielen Distrikten den Anbau der Kartoffeln ganz aufgegeben hat. Alle bisher gegen sie versuchten Mittel haben sich unzulänglich erwiesen, so das Ablesen der Eier von den Blättern, der Larven (wozu man eigentümliche mechan. Apparate erfunden hat), das Überstreuen mit Ätzmitteln u. dgl. Unter den letztern hat sich bisher arsenikfaures Kupfersalz, sog. Scheelesches oder Pariser Grün, am besten bewährt; da dasselbe jedoch ein heftiges Gift ist, so ist dessen Anwendung nur mit äußerster Vorsicht ratsam. Unaufhaltsam ist der C. im Laufe seit 1860 von Westen gegen Osten vorgeschritten; er legt jährlich ungefähr 80 km zurück, überall eine permanente Kolonie gründend, und hat gegenwärtig schon die Staaten der atlantischen Küste erreicht. Das Verdienst, die europ. Regierungen zuerst auf die herannahende Gefahr, welche bei dem großen Kartoffelexport Nordamerikas eine sehr bringliche war, aufmerksam gemacht zu haben, gebührt dem Naturforscher J. J. von Tschudi, eidgenössischem Gesandten in Wien. Infolge seines Cirkulars im Frühjahr 1875 versuchten die meisten Staaten Europas sich durch ein Verbot der Einfuhr amerik. Kartoffeln dagegen abzuschließen.

Im J. 1877 trat der Käfer sowohl in der Nähe von Mülheim am Rhein als bei Torgau auf, ohne daß die Art und Weise, auf welche derselbe dorthin gelangt, ermittelt werden konnte. Infolge der sofort seitens der preuß. Regierung angeordneten Maßregeln wurde aber der Käfer und seine Brut vertilgt und ist seitdem in Deutschland nicht wieder beobachtet. Nach Havenstein (vgl. Havenstein, «Der C., seine Lebensweise und seine Bekämpfung in Deutschland», in Fühlings «Landwirtschaftliche Zeitung», 1877) bestehen die sichersten Vertilgungsmittel in folgenden Maßnahmen: Absuchen der Käfer, Eier und Larven von dem Kartoffelkraute auf den heimgesuchten Äckern, Umgeben der betreffenden Stellen mit einem steil- und glattwandigen Graben, Besprengen der Grabenränder und des Krautes mit rohem Benzol, Abschneiden des Krautes und Einstampfen desselben in die Erde, Umgraben des von dem Graben begrenzten Ackerstücks auf 25 cm Tiefe, sorgfältiges Durchsuchen des letztern nach Puppen und schließliches Besprengen des umgegrabenen Landes mit Benzol. Vgl. die vom königl. preuß. Ministerium für Landwirtschaft herausgegebene, mit Abbildungen versehene Beschreibung des Käfers: «Der Kartoffel- oder Coloradokäfer» (Berl. 1875); A. Gerstäcker, «Der C. und sein Auftreten in Deutschland» (Kassel 1877). (Vgl. auch Tafel: Schädliche Insekten bei Artikel Insekten.)

Colostrum (lat.) oder Erstmilch, trübe, milchähnliche Flüssigkeit von alkalischer Reaktion, die in den letzten Wochen der Schwangerschaft und reichlicher in den ersten Tagen des Wochenbetts von den Brustdrüsen abgesondert wird, ist von dickerer Konsistenz als die spätere Milch, von gelblich-weißer Farbe und süßem Geschmack, sehr reich an Butter und Zucker und besteht aus einer serösen Flüssigkeit und zahlreichen mikroskopisch kleinen fetthaltigen Kügelchen, den sog. Colostrumkörperchen, die aus abgestoßenen Epithelzellen der Drüsenbläschen und Drüsengänge hervorgehen. Das C. dient in den ersten Tagen zur Ernährung des Neugeborenen und befördert infolge seines großen Reichtums an Salzen die Entleerung des Kindspechs. Vom dritten oder vierten Tage des Wochenbetts ab nimmt das C. eine veränderte Beschaffenheit an und es beginnt die eigentliche Milchabsonderung. (S. Milch.)

Colportage und **Colporteur**, s. Kolporteur, vgl. Buchhandel, Bd. III, S. 672.

Colquhoun (spr. Cohuhn, Patrick), engl. Nationalökonom, geb. 14. März 1745 zu Dumbarton in Schottland, ging im 16. Jahre nach Virginien, wo er sich dem Handel widmete, kehrte aber 1766 in sein Vaterland zurück und ließ sich als Kaufmann in Glasgow nieder, wo er zum Lord-Provost gewählt wurde. Es gelang ihm, der Stadt von der Regierung bedeutende Begünstigungen zu verschaffen. Die Parlamentsakte, welche 1788 die Manufakturisten vom Auktionszoll befreite, war Folge einer Darstellung des brit. Baumwollhandels, die C. dem Minister Pitt überreichte. Auf einer Reise nach den Niederlanden legte er den Grund zu dem großen Vertriebe, welchen die Baumwollwaren aus Schottland und Manchester nach dem Kontinent erhielten. In London, wohin er sich 1789 wendete, verwaltete er seit 1792 ein Polizeiamt und schrieb «On the police of the metropolis» (1796; deutsch, Lpz. 1800). Durch ihn wurde dem schamlosen Diebstahl, welchem die Schiffe auf der Themse ausgesetzt waren, abgeholfen und so das Eigentum der fremden wie der einheimischen Seefahrer gesichert. Nicht minder suchte er die Not der Armen zu mildern, begründete Suppenanstalten und machte in dem «New system of education for the labouring people» (Lond. 1806) und «Treatise on indigence» (Lond. 1807) Vorschläge zur Hebung der untern Klassen. Sein letztes großes Werk: «On the population, wealth, power and resources of the British Empire» (Lond. 1814; deutsch von Fick, Nürnb. 1815), ist immer noch von Bedeutung. C. wurde 1804 von Hamburg, nachher auch von Bremen und Lübeck zum Agenten in London erwählt und starb 25. April 1820. — Sir Patrick C., Enkel des vorigen und Sohn James C.s, Geschäftsträgers der Hansestädte in London, geb. 1815, studierte bis 1837 in Cambridge und dann in Heidelberg, wo er als Doktor der Rechte promovierte. Vom König von Sachsen wurde er später zum Hofrat und vom Großherzog von Oldenburg zum Legationsrat ernannt. Im J. 1851 wurde er Oberrichter der Ionischen Inseln und erhielt die Ritterwürde. Er ist Verfasser des «Summary of the Roman civil law, illustrated by the Mosaic, Canon, Mahomedan, English and foreign laws» (3 Bde., Lond. 1849—60).

Colt (Samuel), amerik. Ingenieur, geb. 19. Juli 1814 in Hartford in Connecticut, zeigte von frühester Jugend an bedeutendes mechan. Talent, entlief aber im Alter von 14 J. der Schule und ging als Schiffsjunge auf einem Ostindienfahrer nach Kalkutta. Auf dieser Reise erfand er den Revolver (s. d.), dessen hölzernes Modell noch aufbewahrt wird. Nach seiner Rückkehr begann C., noch während er Lehrling in der Fabrik zu Ware in Massachusetts war, sich auch wissenschaftlich auszubilden, und einige Jahre später unternahm er eine Reise durch die Union und Britisch-Amerika, wo er Vorträge über Chemie hielt. Mit den auf diese Weise gewonnenen Mitteln verfolgte er seine Erfindung weiter und nahm 1835 sein erstes Patent dafür. Die erste in Patterson im Staate Neujersey mit einem Kapital von 300000 Doll. gebildete

Kompagnie zur Anfertigung des Coltschen Revolvers fallierte 1842. C. nahm erst 1847 während des merik. Kriegs seine Fabrikation wieder auf und führte den ersten ihm von der Regierung der Vereinigten Staaten gegebenen Auftrag von 1000 Revolvern in seiner in Newhaven neuerrichteten Fabrik aus. Da sich seine Waffen im Felde bewährten, so folgte bald ein Auftrag dem andern. C. fand Hartford günstiger für seine Zwecke gelegen und richtete dort 1852 seine großen Werkstätten ein, auf deren Ausbau und Ausstattung er seitdem mehr als 1 Mill. Doll. verwandte, und in welchen er täglich 1000 Handfeuerwaffen verschiedenster Art fertig stellen konnte. Die starke Auswanderung nach Californien und Australien vergrößerte die Nachfrage nach Revolvern ungemein, während zugleich die Vereinigten Staaten den Revolver als regelmäßige Waffe in die Armee einführten. Den eigentlichen Aufschwung nahm die Revolverfabrikation aber erst im amerik. Bürgerkriege, während dessen jedoch C. 10. Jan. 1862 zu Hartford starb.

Colton (Charles Caleb), engl. Schriftsteller, geb. um 1780 zu Salisbury, erhielt seine Bildung zu Eton und Cambridge und war dann lange Zeit Geistlicher in Devonshire. Nachdem er verschiedene Poesien ohne Bedeutung veröffentlicht hatte, erregte er 1820 Aufsehen durch seine vorzügliche Sentenzensammlung «Lacon, or many things in few words», die binnen Jahresfrist sechs Auflagen erlebte. Später schrieb er noch «Remarks on the talents of Lord Byron» und «The Tendencies of Don Juan». Seine Leidenschaft für das Spiel stürzte ihn so tief in Schulden, daß er 1828 nach Amerika entfloh. Nach ein paar Jahren kehrte er zurück und ging nach Paris, wo er das Leben eines Spielers von Profession führte; aus Furcht vor einer unvermeidlichen chirurgischen Operation erschoß er sich 28. April 1832 zu Fontainebleau.

Coluber, s. Natter.

Colum (lat.), Sieb, Seihgefäß, Durchschlag.

Columba (lat.), Taube.

Columba, Heiliger, s. unter Jona.

Columbanus, der Heilige, einer der ältesten Verkündiger des Christentums unter den Germanen, geb. um 550 in Irland im Distrikt Leinster, wurde im Kloster Bangor in Wales unter dem heil. Comgall gebildet und begab sich um 595 mit 12 Genossen nach Burgund, wo er zu Anegray, Luxeuil, Fontaines, Besançon und andern Orten Klöster begründete mit einer weit strengern Ordnung als die später allgemein eingeführte des heil. Benedikt. Als C. dem König Theodorich wegen seines sittenlosen Lebens Vorhaltungen machte, ließ dessen Großmutter Brunhild ihn ergreifen und nach Nantes schleppen (610), um ihn nach Irland zurückzuschaffen. C. jedoch floh zu Chlothar II. von Neustrien, später zu Theodebert von Austrasien, unter dessen Schutze er mit seinen Schülern, unter denen Gallus der bedeutendste, weite Wanderungen rheinaufwärts machte und zu Bregenz am Bodensee eine Niederlassung gründete. Als aber dies Gebiet in Theodorichs Gewalt kam, wandte sich C. 613 in die Lombardei. Hier stiftete er das berühmte Kloster Bobbio, wo er 615 starb. Die Legende hat sein Leben mit zahlreichen Wundererzählungen ausgeschmückt. Er ward heilig gesprochen und der 21. Nov. als sein Gedächtnistag bestimmt. Seine Schriften sind herausgegeben von Fleming (Löwen 1667). Vgl. Besser, «Der heilige C.» (Lpz. 1857); Lütolf, «Die Glaubensboten in der Schweiz vor St. Gallus» (Luzern 1871).

Columbia oder Oregon, ein bedeutender Fluß im nordwestl. Teil der Vereinigten Staaten von Amerika, hat einen Lauf von beinahe 1950 km mit einem Stromgebiet von etwa 600000 qkm. Einen großen Teil des letztern umfaßt das sog. Columbiabassin (Great Plain of the Columbia River), ein zwischen dem Kaskadengebirge im W., dem Felsengebirge im O. und zwischen 46° und 48° nördl. Br. liegendes ringsum abgeschlossenes Becken, das als ein ehemaliger, jetzt entwässerter See anzusehen ist. Der C. entspringt in Britisch-Columbia auf dem westl. Abhang des Felsengebirges etwa unter 50° 30′ nördl. Br. und 116° westl. L. (von Greenwich) aus dem Kleinen Ottersee und mündet unter 46° 15′ nördl. Br. und 124° westl. L. (von Greenwich) in den Stillen Ocean. Er fließt anfänglich bis 52° 10′ nördl. Br. nach NW., wendet sich dann plötzlich fast direkt nach S., bis er, zuvor noch vom O. her den Kootenay (auch Kootanie, McGillivray) aufnehmend, unter 49° nördl. Br. und 117° 35′ westl. L. (von Greenwich) in das Gebiet des nordamerik. Territoriums Washington eintritt, um sich mit dem gleich wasserreichen Clarkes-Fork oder Flathead-River zu vereinigen. Von hier ab verfolgt der C. zunächst einen südwestl. Lauf, stürzt sich dabei noch oberhalb des Fort Colville in den Kesselfällen (Kettlefalls) und Thomsons Stromschnellen herab und nimmt vom O. den Spokane auf. Bei 47° 55′ nördl. Br. und 118° 25′ westl. L. (von Greenwich) angelangt, strömt er dann erst durch kulturfähiges Land (Bottoms), dann bis Fort Okinakane, wo er vom N. her den gleichnamigen Zufluß empfängt, zwischen bewaldeten Ufern, welche, nachdem sich der C. im allgemeinen wieder nach S. gewandt hat, von hier abwärts nach Wallula (unter 46° 5′ nördl. Br. und 119° westl. L. [von Greenwich]) zu hoch und felsig werden. Die zahlreichen Stromschnellen (Buckland-, Gualquil-, Island-, Priest-Rapids) auf dieser Strecke sind der Bootschiffahrt nicht gefährlich. In diesem Teile seines Laufs vereinigt sich auch vom W. her der Yakima mit dem C., während er vom O. noch oberhalb Wallula seinen größten Zufluß, den über 1450 km langen Lewis-Fork oder Schlangenfluß (Snake-, auch Saptin-River genannt) erhält. Dieser, auf dem riesigen Gebirgsknoten des Windriver-Range und im Yellowstone-Nationalpark in unmittelbarer Nähe des Missouri- und Coloradogebietes entspringend, führt dem Hauptflusse eine große Menge Wassers, das er auf einem weiten Gebiete im S. und SW. des Columbiabassins gesammelt hat, zu. Der C., nun ein mächtiges Gewässer, strömt, die Grenze zwischen Washington und Oregon bildend, von Wallula an in einem von basaltischen Steinen eingeengten Bett in westl. Richtung dahin, tritt dann in eine gebirgige Region ein, durchstürzt ein schön bewaldetes Querthal des Cascade-Range mit einer Folge von Stromschnellen (den Kaskaden des C.) und nimmt endlich seinen Lauf in die Küstenregion. Zu beiden Seiten jenes Querthals ragen zwei mit ewigem Schnee bedeckte Riesenkegel der Kaskadenkette, Mount-Hood und Mount-St.-Helens, empor. Unterhalb der Kaskaden strömt der C. noch 265 km weit, in allen Jahreszeiten für Seeschiffe bis zu Vancouver (185 km oberhalb der Mündung) fahrbar und abwechselnd 5—8 km breit, erst durch bewaldetes Hügelland, dann durch Prairien, bei denen man eine obere,

schönbewaldete, und eine untere, weidereiche, aber wegen der Frühlingsschwellen des Stroms kaum anbaufähige Region unterscheidet. Durch fruchtbare Thäler fließen dem C. hier noch der Cowlitz und Willamette zu, nachdem er noch oberhalb der Kaskaden den Des-Chuttes-River aufgenommen hat. Gegen die Mündung des Stroms, die 3—11 km breit ist, finden sich mehrfach niedrige Inseln. Vor der durch die Kaps Disappointment und Point-Adams markierten meerbusenartigen Mündung liegt eine Barre, die das Einlaufen schwierig und gefährlich macht, sodaß der C. als Seehafen nur von geringem Nutzen ist.

Die früher nur auf Wasserstraßen beruhenden Verkehrsverhältnisse des Columbiagebietes sind in neuester Zeit durch den Bau des Eisenbahnnetzes der Northern-Pacific-Bahn und der damit zusammenhängenden Bahnen (Oregon Railway and Navigation Company) völlig umgewälzt worden. Dieses Eisenbahnnetz sieht seiner Vollendung bereits im J. 1883 entgegen. Die im Herbst 1882 schon im Betrieb befindlichen 1300 km Bahnstrecke lassen auch hier wie überhaupt in den Vereinigten Staaten infolge der wachsenden Konkurrenz der Eisenbahnen die Bedeutung der Wasserstraßen und so auch die des C. als solcher stetig zurücktreten.

Genauer erforscht wurde der C. zum erstenmal von den Kapitänen Lewis und Clarke in den J. 1804 und 1805, nachdem er 1792 durch den Kapitän Robert Gray entdeckt worden war. Letzterer fuhr am 11. Mai des genannten Jahres auf der »Columbia Rediviva« von Boston in ihn ein, und von diesem Schiff erhielt er seinen Namen C.

Vgl. Biddle und Allen, »Narration of the Expedition of Lewis and Clarke« (2. Aufl., Philad. 1814; besorgt von Bidar, 2 Bde., Neuyork 1843).

Columbia oder span. Colombia hieß (zu Ehren des Entdeckers von Amerika, Christoph Columbus) ein aus dem ehemaligen span. Vizekönigreich Neugranada und der Generalkapitanie Caracas oder Venezuela gebildeter südamerik. Freistaat. Der Staat lag zwischen 12° 25′ nördl. und 6° 15′ südl. Br. und zwischen 60 und 82° westl. L. (von Greenwich) und grenzte im N. an das Karaibische Meer, im O. an den Atlantischen Ocean, im SO. an Brasilien und Britisch-Guaiana, im SW. an Peru und im W. an den Stillen Ocean. Auf einem Flächeninhalt von 2520000 qkm zählte C. zur Zeit seiner Auflösung etwa 3 Mill. E., außer 200000 Indianern. Die Republik, deren Bundeshauptstadt Bogotá, war in 12 Departements eingeteilt, nämlich Apure, Assuay, Boyaca, Cauca, Cundinamarca, Ecuador, Guayaquil, Magdalena, Orinoco, Panama, Venezuela und Zulia. Sie verdankte ihren Ursprung dem Kampfe des nördl. Südamerika gegen Spanien und wurde 1819 zuerst von Bolivar proklamiert. Der Kongreß von C. trat im Jan. 1821 in Cucuta zusammen und veröffentlichte 30. Aug. desselben Jahres die Konstitution der Republik, die sich jedoch nur zehn Jahre hielt, indem sie sich ein Jahr nach dem Tode Bolivars (Nov. 1831) auflöste und in die drei unabhängigen Republiken Venezuela, Neugranada (seit 1861 Columbia) und Ecuador teilte.

Columbia (Vereinigte Staaten von) oder Colombia nennt sich seit 1861 die südamerik. Republik Neugranada, welche bis 1831 der in diesem Jahre aufgelösten großen Föderativrepublik Columbia (s. d.) angehört hatte. Im N. vom centralamerik. Staat Costa-Rica und dem Karaibischen Meer, im O. von Venezuela und Brasilien, im S. von Peru und Ecuador, im W. vom Stillen Ocean begrenzt, hat sie ein Areal von 830670 qkm. Seiner Bodengestaltung nach zerfällt das Staatengebiet in zwei Hauptteile, in das von den Cordilleren gebildete Hochland im W. und das ebene Tiefland im O. Jenes nimmt den größern Teil C.s ein und umfaßt ein eigenes, an den mannigfaltigsten Bodenformen reiches Glied im System der südamerik. Cordilleras (s. d.), gebildet von drei Gebirgsketten, die vom Knoten von Pasto fächerartig ausgehen, fast parallel nach Norden streichen und durch die großen Längenthäler des Cauca- und Magdalenenstroms (s. d.), der beiden, wie der Atrato (s. d.), nordwärts strömenden Hauptflüsse des Landes, getrennt werden. Die centrale Kette oder Cordillere von Quindiu und Suma-Paz trägt den Culminationspunkt des Landes, den 5584 m hohen Vulkan von Tolima. Isolierte Gebirgssysteme von geringem Umfang sind im Norden die niedrige Isthmuscordillere im Staate Panama und die 5520 m hohe Sierra Nevada de Sta.-Marta. Das große Tiefland auf der Ost- und Südostseite des Staatengebietes ist ein Teil der centralen Ebenen Südamerikas, welcher den Übergang zur nordbrasil. Ebene und den Llanos (s. d.) des Orinocogebietes bildet und dem letztern mittels des obern Rio Meta und Guaviare, wie dem Amazonasgebiet mittels des obern Yapurá oder Caquetá und durch den Rio dos Uaupes, einem rechten Nebenfluß des Rio Negro, seine Hauptgewässer zusendet. Von viel geringerer Ausdehnung sind die Küstenebenen an der Südsee und dem Antillenmeer, die nur ein bis 320 m sich erhebender Höhenzug trennt. In den Cordilleren C.s sind die erhobensten Gipfel fast ohne Ausnahme Trachyte, welche aus dem den Kern der höchsten Gebirgsketten bildenden, aber vielfach von sekundären und tertiären Schichten bedeckten Übergangs- und plutonischen Gestein hervortreten. Die Vulkane verteilen sich in drei Gruppen: der Volcan de Ruiz und der nahe Tolima (besonders bekannt durch seine Eruption vom 12. Mai 1595), der Puracé und Sotará bei Popayan, der Vulkan von Pasto, der Tuquerres oder El-Azufral, der Chiles und Cumbal. Diese Vulkane sind fast alle noch thätig oder doch seit der Entdeckung thätig gewesen. Die nicht seltenen Erdbeben zeigen sich aber gewöhnlich nicht so zerstörend wie in Centralamerika. Das sekundäre Gebirge gehört ganz der Kreideformation an, welche hier durch ihre große Verbreitung und die ungeheuere Mächtigkeit ihrer Schichten (in der Ostcordillera über 1900 m) sich auszeichnet. Noch ausgedehnter ist die tertiäre Formation und das angeschwemmte Land, die auch über den größten Teil der niedrigen Ebenen sich ausbreiten und den ganzen Küstenhöhenzug im Westen des Atratothals bilden, in größter Mächtigkeit jedoch im ganzen Magdalenenthal vorkommen. Die Diluvialformation und die sehr ausgedehnten Schuttmassen im Caucathal sowie auf der Choco- und Westcordillera ist die Fundstätte von Gold und vielfach auch von Platina. (Vgl. Karte: Columbia, Venezuela, Ecuador, Peru und Bolivia.)

Das Klima zeigt sich in einem orographisch so wechselvollen Tropenlande wie C. im höchsten Grade mannigfaltig. In die Region des ewigen Schnees, dessen untere Grenze am Tolima 4670 m hoch liegt, ragen nur die höchsten Erhebungen. In

der Region der Paramos (rauhe und trockene, windige und unbewohnte Bergeinöden) ist die mittlere Temperatur 9° C., sinkt aber zuweilen auf 4° C. und nicht selten fällt auch etwas Schnee. Die Tierra fria nimmt einen großen Teil des Hochlandes ein, und eine noch größere Ausdehnung hat die Tierra templada, zu welcher, außer den untern Stufen der Cordilleren und deren niedrigern Ausläufern, die Hochthäler des Cauca und Magdalena gehören. Der bei weitem größte Flächenraum gehört indes der Tierra caliente an, nämlich die sämtlichen Küstenebenen, die untern Thäler des Cauca und Magdalena und das weite Tiefland im Osten. Die von der Konfiguration des Bodens bedingten Verhältnisse der Witterung, der Regenzeit und selbst der Jahreszeiten bewirken eine große Verschiedenheit der Salubrität des Klimas. Den größten Teil des Landes kann man als gesund betrachten, und obschon in den milden Regionen der Gesundheitszustand des Volks im allgemeinen kein günstiger ist (bösartige Hautkrankheiten, auch Leprose), so trägt doch daran hauptsächlich der gesunkene Kulturzustand die Schuld. Wirklich ungesund sind nur die feuchten und sumpfigen Küstenniederungen mit ihrem excessiv heißen Klima. Die Flora ist, mit Ausnahme der kahlen Paramos, eine sehr mannigfaltige, reiche und üppige. Die Baumgrenze reicht am Tolima bis 3360 m, die Grenze der Gerste bis 3000 m. Ein sehr großer Teil des Landes ist noch mit Urwäldern bedeckt, welche treffliches Bauholz, den kostbaren Chinabaum (s. d.), den sog. Perubalsam und viel Kautschuk zur Ausfuhr liefern, während die vielfach wild wachsende Vanille nicht zum Export gesammelt wird. Die Fauna ist ebenfalls sehr reich und kommt im allgemeinen in den nützlichen Tieren (Hirsch, Tapir, Armadill, Tauben u. s. w.) wie in den schädlichen und lästigen (Jaguar, Schlangen, Mosquitos u. s. w.) mit der von Centralamerika überein.

Die **Bevölkerung** C.s belief sich, mit Ausschluß der unabhängigen Indianer (Indios bravos), nach dem Census von 1870 auf 2951323, wovon etwa 50 Proz. Weiße, die übrigen Farbige und Mischlinge sind. Dazu kommen etwa 50000 nichtcivilisierte Indianer. Seit 1. Jan. 1852 ist die Sklaverei aufgehoben. Die physische Kultur steht auf sehr niedriger Stufe. Obgleich die Kulturpflanzen aller Zonen vorzüglich gedeihen, wird davon doch kaum der eigene Bedarf erzeugt. Angebaut werden fast alle Nahrungsgewächse, doch mit sehr geringer Sorgfalt. Mais und die fast ohne alle Kultur wachsenden Bananen- oder Pisangbäume gewähren die Hauptnahrungsmittel. Reis wird wenig, Weizen noch weniger gebaut, und selbst der Kakao reicht für den starken Verbrauch nicht aus. Die einzigen Kulturpflanzen, welche ansehnliche Exportartikel liefern, sind Tabak (von Ambalema im Magdalena- und von Palmira im Caucathal) und Kaffee, der in der Tierra fria vortrefflich gedeiht, und dessen Anpflanzung neuerdings besonders in der Provinz Ocaña Aufschwung genommen. Bei der Indolenz der Bevölkerung fehlen indes für den Kaffeebau die Arbeitskräfte, ebenso für den Anbau des Indigo und der Baumwolle. Zucker wird ziemlich viel in den tiefen Thälern gebaut, aber wegen der Mangelhaftigkeit des Betriebs ist eine Konkurrenz mit Westindien unmöglich. Die Viehzucht, im ganzen ohne Bedeutung, bildet in einigen Landesteilen die Hauptbeschäftigung. Der Industriebetrieb ist sehr gering, und es sind eigentlich nur zwei Manufakturen, die Anfertigung von Hängematten und groben Geweben aus Baumwolle und das Flechten von sog. Panamahüten, zu nennen. Einige Bedeutung seit Freigebung der Dampfschiffahrt auf dem Rio Magdalena hat auch der Schiffbau erlangt. Nennenswert ist die Branntweinbrennerei aus Zucker, welche von der Regierung verpachtet und zum Teil im großen, meist von Fremden, betrieben wird. Zuckersiedereien gibt es viele, doch ist die Fabrikation unvollkommen. Seit der Aufhebung des Tabakmonopols hat die Fabrikation von Cigarren in einigen Städten Aufschwung genommen. Der Bergwerksbetrieb ist im Verhältnis zu dem Metallreichtum des Landes nicht bedeutend. Der größte Teil des Goldes wird durch Waschen gewonnen, namentlich in den goldreichen Provinzen Choco und Cauca. Der bergmännische Betrieb der Goldminen von Antioquia geschieht seit längerer Zeit durch engl. Kompagnien, die aber dabei wenig Glück gemacht. Die bedeutendsten Silberminen sind die von Sta.-Ana bei Mariquita. Berühmt sind seit der Entdeckungszeit die Smaragdgruben von Muzo und Somondoco auf dem Plateau von Bogotá, auf welchem sich auch die unerschöpflichen Steinsalzlager von Zipaquirá, die Kupferminen von Moniquirá und die Eisensteinlager bei Pacho befinden. Auch Steinkohlenlager finden sich dort und in andern Landesteilen, namentlich am Rio Magdalena. Bemerkenswert sind außerdem die mächtigen Asphaltlager in den Gebirgen von Ocaña und des Quindiu, sowie Schwefellager in verschiedenen Gegenden und Lager sehr schönen Bernsteins unweit Honda, die oft Stücke von 12 Pfd. Gewicht liefern und neuerdings von einer Gesellschaft ausgebeutet werden. Der Handelsbetrieb entspricht dem außerordentlichen Produktenreichtum noch in keiner Weise. C. ist, wie kein anderer Staat Südamerikas, von zwei Oceanen bespült, an beiden, außer der herrlichen Bai von Panama, dem Verknüpfungspunkt zwischen Europa, Westamerika und Ostasien, mit mehrern bedeutenden Häfen ausgestattet, also durch eine sehr vorteilhafte Handelslage begünstigt. Aber die Indolenz der Bevölkerung, der Mangel an Industrie und die Schwierigkeit des Verkehrs zwischen dem Innern und den Seehäfen hindern den kommerziellen Aufschwung. Fahrstraßen gibt es nur auf den Hochebenen von Bogotá. Die einzige große, wichtige Verkehrsstraße bietet der Magdalenenstrom, auf dem unter größter Anstrengung der Regierung die Dampfschiffahrt eingeführt worden. Wöchentlich fahren jetzt Dampfer von Panama nach den Haupthäfen am Stillen Ocean bis San-Francisco, zweiwöchentlich landen neuyorker Dampfer in Aspinwall (Colon), sowie auch engl.-franz. Linien, und 1873 ward eine amerik. Linie zwischen Neuyork, Sta.-Marta, Sabanilla und Cartagena eröffnet. Die ganze Schiffahrt umfaßte 1879/80 956 Segelschiffe von 61534 t und 561 Dampfschiffe von 643372 t. Die seit längerer Zeit sehr freisinnige Handelspolitik hat bisher nur wenig zur Belebung des auswärtigen Handels beigetragen. Die fremden Flaggen sind der nationalen gleichgestellt in der Küsten- wie in der Dampfschiffahrt auf den Flüssen. Im J. 1879/80 erreichte die Einfuhr die Summe von 10387003, die Ausfuhr 13804981 Pesos (à 4 Reichsmark). Fast die Hälfte des Handels geht über den Isthmus mit den

Häfen Panama und Colon oder Aspinwall. Dort wurde 1870 der Transit auf der 1853 eröffneten Eisenbahn auf 100 Mill. Doll. geschätzt. Der Hauptexport C.s geht über Sabanilla. Die bedeutendsten Ausfuhrgegenstände sind Chinarinde, Tabak, Strohhüte, Häute, Edelmetalle, Baumwolle, Kautschuk und neuerdings auch Kaffee. Außer der Panama-Eisenbahn, 75 km lang, gibt es noch die von Sabanilla nach Baranquilla (etwa 28 km) und die von Villamizar nach Altoviento (18½ km). Im Bau begriffen ist die Eisenbahn von Cucuta nach dem Hafen Puerto-Villamizar am Flusse Zulia (60 km). Seit 1881 gehört C. dem Weltpostverein an. Die Länge der Telegraphenlinien belief sich 1879—80 auf 2960 km. Zu dem von Lesseps (ohne Tunnel und Schleusen) projektierten Kanal von Colon nach Panama wurde 1880 mit den Vorarbeiten begonnen.

Wie in der physischen, so steht C. auch in der sittlichen und intellektuellen Kultur auf sehr niedriger Stufe. Die früher überaus reiche und mächtige Kirche ist seit der Losreißung des Landes von Spanien sehr an Besitz und Ansehen gesunken. Es bestehen noch ein Erzbistum zu Bogotá und fünf Bischöfe zu Popayan, Cartagena, Sta.-Marta, Antioquia und Panama. Der Klerus ist durchgängig unwissend ohne veredelnden Einfluß auf das Volk. Den prot. Konfessionen ist völlige Freiheit des Kultus gewährt. Das Volksschulwesen befindet sich in der traurigsten Verfassung. Von höhern Unterrichtsanstalten gibt es eine, freilich nicht bedeutende, Universität zu Bogotá, sowie eine ziemliche Anzahl von Kollegien und Priesterseminaren. Die Finanzen des Staats waren von jeher in elendem Zustande. Bei der Teilung der Schuld der alten Föderativrepublik C. übernahm die damalige Republik Neugranada 50 Proz. im Betrage von 3406500 Pfd. St. und dazu noch 1844 die auf Ecuador kommenden 21½ Proz., im Betrage von 1464795 Pfd. St. Durch die rückständigen Zinsen und neuen Anleihen wuchs die Gesamtschuld noch mehr an, endlich wurde im J. 1879/80 die Bezahlung der äußern Schuld eingestellt. Sie belief sich am 31. Aug. 1879 auf 9911219 innere und 10064000 Pesos äußere Schuld. Die Haupteinnahmequellen sind die Zölle, das Salz- und das Branntweinmonopol. Im J. 1879—80 gab man die Einnahmen auf 5651905 Pesos, darunter 3 Mill. Pesos für Zölle, die Ausgaben dagegen auf 5773575 Pesos an. Das föderale Heer zählt in Friedenszeit angeblich 3000 Mann. In Kriegsfällen sind die einzelnen Staaten gehalten, ein Kontingent von 1 Proz. der Bevölkerung zu stellen. Eine Kriegsmarine ist nicht vorhanden. Nach der Konstitution, die vom 8. Mai 1863 datiert, besteht eine repräsentative Volksregierung, gegründet auf Nationalsouveränetät. Die legislative Gewalt hat eine Kammer der Volksrepräsentanten (61), deren einer auf 50000 E. kommt, und ein Senat der Bevollmächtigten der neun Staaten, deren ein jeder drei schickt. Die executive Gewalt üben der Präsident und vier Minister (Secretarios). Der Präsident, zugleich Oberbefehlshaber der Truppen, wird auf zwei Jahre durch die absolute Mehrheit der neun Staaten, in den Staaten selbst aber durch das Volk erwählt. Der Anfang einer neuen Präsidentschaftsperiode ist auf den 1. April festgesetzt. Die Mitglieder des obersten Gerichtshofs zu Bogotá werden von den Legislativen der neun Staaten gewählt. Die Föderativrepublik besteht aus den neun Staaten Panama, Magdalena, Bolivar, Santander, Antioquia, Boyaca, Cundinamarca, Tolima und Cauca, den Territorien San Andres y Providencia, Guajiro, Sierra Nevada y Motilones, Casanare, San-Martin und dem Gebiet östlich der Cordilleren. Die Bundeshauptstadt ist Bogotá. Das Wappen der Republik zeigt im obern goldenen Felde zwei Füllhörner, im mittlern blauen eine rote Freiheitsmütze, im untersten die Landenge von Panama mit einem Segelschiffe auf jedem der beiden Oceane. Die Flagge ist gold, blau und rot horizontal gestreift.

Geschichtliches. C. gehörte einst zu dem span. Vizekönigreiche Neugranada, welches 1718 aus der bereits 1547 gegründeten gleichnamigen Generalkapitanie hervorgegangen war. Seit 1710 wurde dazu auch die Presidencia Quito, d. i. Ecuador (s. d.), gerechnet. Die Spanier hatten sich zunächst hauptsächlich auf den Hochebenen der Cordilleren niedergelassen, auf den Trümmern des Kulturstaates Cundinamarca der Muiscas, dessen König in der Stadt Tunja residierte. Nach der Losreißung von der span. Herrschaft 1811 bildete der nördl. Teil des Vizekönigreichs mit Venezuela (s. d.) seit 17. Dez. 1819 die Centralrepublik C., deren Konstitution vom Kongreß zu Cucuta 1821 proklamiert wurde, und welcher sich im Mai 1822 auch Ecuador anschloß. Aber diese Schöpfung Bolivars (s. d.) verfiel schon vor dessen Tode, indem der zur Feststellung einer neuen Konstitution nach Bogotá berufene Kongreß, ohne diese Aufgabe erledigen zu können, 11. Mai 1830 seine Sitzungen schloß und, wie schon im Nov. 1829 Venezuela, so nun auch Ecuador sich von dem Bunde trennte. Die nur 10 Jahre vereint gewesenen drei Glieder konstituierten sich zu selbständigen Republiken. Die erste Konstitution der neuen Republik Neugranada proklamierte der Kongreß zu Bogotá 21. Nov. 1831. Der Staat hatte jedoch nur wenige Jahre hintereinander innere Ruhe. Liberale, klerikale und militärische Revolutionen und Aufstände wechselten miteinander und erhielten das Land fast ununterbrochen in Aufregung. Zunächst entspann sich der Kampf zwischen den sog. Liberalen oder Patrioten und den Bolivianos, welche in der letzten Zeit Bolivars diktatorische Gewalt verteidigt hatten. Die erste Wahl, welche stattfand, verlieh 9. März 1833 dem General Santander die Präsidentenwürde auf vier Jahre. Unter seiner Verwaltung übernahm Neugranada die Hälfte der Gesamtschuld von C. Dies und die Parteileidenschaft gegen die Bolivianos hatten zur Folge, daß bei der Wahl 1837 nicht der von Santander begünstigte General José Maria Obando, sondern der Kandidat der Opposition, Dr. José Ignacio de Marquez, zum Präsidenten erhoben wurde. Es entwickelte sich jetzt eine Insurrektion, an deren Spitze Obando stand, und ein grauenhafter Bürgerkrieg stürzte 1839—41 das Land in das tiefste Elend. Endlich wurde der Aufstand bewältigt, und Dr. Marquez erreichte nach einer Periode der fürchterlichsten Stürme das gesetzliche Ende seines Mandats. Sein Nachfolger ward 2. Mai 1841 General Don Pedro Alcantara Herran, einer der Besieger der Insurrektion.

Am 19. Okt. 1840 hatte sich Cartagena von der Republik getrennt; bald darauf folgten auch andere Provinzen. Am 18. Juni 1841 beschworen zu

Panama die Provinzen Panama und Veragua eine neue Konstitution, durch welche dieselben unter dem Namen des Staats des Isthmus von Panama sich für unabhängig erklärten. Doch vereinigten sie sich wieder mit Neugranada. Auf General Herran folgte 1845 General Tomas Cipriano Mosquera. Unter diesen drei, vom Geiste der Mäßigung beseelten Präsidentschaften konnte sich das Land allmählich wieder erholen. Unter Herran wurde die Verfassung reformiert, der öffentliche Unterricht befördert und mit den engl. Staatsgläubigern ein Vertrag abgeschlossen. Unter Mosquera ward ein großer Teil der einheimischen Schuld getilgt, der Handel mit Gold und Tabak für frei erklärt, die Dampfschiffahrt auf dem Magdalenenstrome ins Leben gerufen, die Zolltarife revidiert, Schulen für Mineralogie, Geologie und Botanik gegründet und die Einwanderung begünstigt. Ein im Anfang Mai 1846 mit Ecuador ausgebrochener Krieg endete schon 29. Mai mit dem Frieden zu Sta.-Rosa de Carchi. Indessen fehlten die genannten drei Präsidenten nacheinander darin, daß jeder von ihnen großmütig Amnestie bewilligte. Die Folge davon war, daß die revolutionäre Partei sich von neuem organisieren konnte. Sie vereinigte ihre Stimmen auf einen neuen Kandidaten, den General José Hilario Lopez, der auch 7. März 1849 zum Präsidenten gewählt wurde. Man ging an die Durchführung einer Reihe von Veränderungen, welche die Herstellung der reinen Demokratie bezweckten, aber nur abermals zur Anarchie führten. Bei der Präsidentenwahl des J. 1853 wurde der von der Regierung und den demokratischen Gesellschaften unterstützte bisherige Generalkommandant, General José Maria Obando, gewählt. Schon 1843 und 1851 waren Verfassungsänderungen vorgenommen. Von tiefgreifenden Folgen war die decentralisierende Konstitution von 1853. Eine Zusatzakte derselben behielt jeder Provinz das Recht vor, sich mit Zustimmung des Kongresses zu einem eigenen, souveränen Staate zu erklären und mit dem Mutterstaate Neugranada in Föderationsverband zu treten. Davon machte 11. Juni 1856 Antioquia und 27. Febr. 1857 Panama Gebrauch.

Auf Obando folgte in der Präsidentschaft 1857—61 Mariano Ospina, ein gebildeter Rechtsgelehrter, der für den fähigsten Kopf und für einen durchaus rechtlichen Mann galt. Er wollte mit aller Energie die Ordnung mit der Freiheit zur Geltung bringen, aber es gelang ihm dies nur auf kurze Zeit. Mosquera konnte es nicht verschmerzen, daß sein an Kenntnissen und Geist ihm überlegener Rival Ospina Präsident geworden, und gab das Geld und den Namen zu einer Bewegung her, die seit 1859 zu einem allgemeinen Bürgerkriege entbrannte. Die Hauptveranlassung zu diesen Wirren gab die längst vorbereitete Umgestaltung der Verfassung durch das neue Staatsgrundgesetz vom 15. Juni 1858. Dieses führte das nordamerik. Föderativsystem ein und vereinigte die bisherigen 36 Provinzen in 8 große Staatsgebiete, welche als unabhängige Republiken nur durch das lose Band der Centralregierung zu Bogotá zusammengehalten werden. Die Föderalverfassung war aber kaum proklamiert und zur Hälfte statuiert, als sich schon ihre Unzweckmäßigkeit zeigte. Bereits bei der Proklamation des neuen Wahlgesetzes, das zur Wahl der Senatoren und Repräsentanten seitens der einzelnen Staaten für den neuen Föderalkongreß nötig war, begannen einzelne der halbsouveränen Staaten sich gegen die Centralgewalt aufzulehnen und untereinander Krieg zu führen. Dies hatte alsbald einen allgemeinen Bürgerkrieg zur Folge, der jahrelang wütete. Im allgemeinen standen sich zwei Hauptparteien gegenüber, die konservative, gewissermaßen legitime und konstitutionelle, bis zum 13. März 1861 mit dem Präsidenten Ospina, dann unter dessen konstitutionell gewähltem Nachfolger, dem General Julio Arboleda, und eine liberale oder eigentlich revolutionäre, demokratische, seit 1859 unter Mosquera. Seit dem Erlasse des neuen Wahlgesetzes erklärte derselbe der Regierung den Krieg und verband sich, bevollmächtigt durch eine außerordentliche Legislatur des Staates Cauca, mit einigen andern oppositionellen Staaten. Am 18. Juli 1861 nahm Mosquera nach einem siegreichen Gefecht die Hauptstadt Bogotá ein. Die Gegenpartei hielt sich jedoch an andern Punkten des Landes. Arboleda, der im Aug. 1862 ein Bündnis mit dem Präsidenten von Ecuador (Don Garcia Moreno) geschlossen, schien in den westl. Staaten das Feld zu behaupten, wurde aber Ende 1862 ermordet.

Inzwischen hatten die «liberalen» Staaten auf einem Kongreß zu Bogotá sich zuerst unter dem Namen der Konföderation von Neugranada vereinigt, dann durch den 20. Sept. 1861 abgeschlossenen Unionsvertrag den Namen «Vereinigte Staaten von C.» samt einer neuen Verfassung angenommen. Nach dem Tode Arboledas übernahm General Canal die Leitung der Konservativen. Zwischen diesem und Mosquera kam zu Cali im Staate Cauca 29. Dez. 1862 eine Konvention zu Stande, welche dem Bürgerkriege ein Ende machte. Canal unterwarf sich mit seinen Truppen der Regierung von C., welche sich dagegen verpflichtete, ihm und seinen Parteigenossen die vollen Bürgerrechte zuzuerkennen und eine Amnestie zu erlassen. Der Staat Panama, der sich gegen Mosquera erhoben, hatte sich bereits im September diesem unterworfen. Am 4. Febr. 1863 traten die Deputierten der einzelnen Staaten zu Rio Negro in Antioquia zu einer konstituierenden Versammlung zusammen. Mosquera legte die ihm seit dem 20. Sept. 1861 übertragene diktatorische Gewalt in die Hände der Konstituante, und diese ernannte für die Dauer der Ausarbeitung der Konstitution eine aus fünf Ministern bestehende Provisorische Regierung. Die neue, noch jetzt zu Recht bestehende liberale Konstitution wurde 8. Mai 1863 votiert. Sie verbürgte die religiöse Freiheit und konfiszierte das kirchliche Eigentum, welche Akte eine Encyklika des Papstes hervorriefen, aber trotz der Einsprache der Bischöfe Landesgesetz blieben. Präsident für die Periode vom 1. April 1864 bis 31. März 1866 wurde Dr. Manuel Murillo. Bis zu dessen Regierungsantritt fungierte Mosquera provisorisch als Präsident. In dem Wunsche, die frühere Centralrepublik C. wiederherzustellen, machte er zunächst Versuche mit Ecuador, die aber zu einem kurzen Kriege führten und mit dem Frieden vom 30. Dez. 1865 aufgegeben wurden. Unter der Präsidentschaft Murillos begannen neue revolutionäre Bewegungen auf verschiedenen Punkten, wie in den Staaten Panama und Bolivar (Cartagena), doch weniger gegen die Centralregierung als gegen die eigenen Regierungen, die in beiden Staaten gestürzt wurden.

Für die Periode vom 1. April 1866 bis 31. März 1868 wählte man wieder Mosquera zum Präsidenten der Föderativrepublik. Dieser resignierte aber 6. Dez. 1866 und gab als Grund dafür an, daß er den um etwa 1 Mill. Doll. betrügerisch geleerten Schatz nicht wieder füllen könne, daß der Erzbischof von Bogotá und andere Bischöfe in offener Rebellion gegen die Regierung ständen und daß man ihn mit Ermordung bedrohe. Sein Rücktritt wurde aber nicht genehmigt, worauf Mosquera 1867 den Kongreß zum Danke für sein Vertrauen auflöste, 68 Senatoren und Abgeordnete verhaftete und das Land in Belagerungszustand erklärte. Die Mehrzahl der Staaten erklärte sich aber für den Kongreß, sodaß dieser Mosquera 25. Mai verhaften ließ und zu zweijähriger Haft verurteilte, welche aber in sein Exil nach Peru verwandelt wurde. Für den Rest seiner Amtszeit war General Santos Gutierrez sein Nachfolger, der auch für den Termin 1868—70 als Präsident gewählt ward. Im J. 1869 wurde ein Vertrag zwischen C. und den Vereinigten Staaten von Amerika zum Bau eines Schiffahrtskanals über den Isthmus geschlossen, der aber vom Senat von C. verworfen und erst 1870 erneuert wurde. Für die Amtsdauer 1870—72 ward der liberale Kandidat General E. Salgar zum Präsidenten gewählt, der namentlich für ein besseres Schulsystem wirkte und dieses reichlicher dotierte. Sein Nachfolger für 1872—74 wurde Manuel Murillo Toro, unter dessen Verwaltung die Kanalfrage große Fortschritte machte, ohne freilich auf dieser Basis in Angriff genommen zu werden. Am 6. Febr. 1872 passierte ein Gesetz, welches Bogotá mit Umgebung zur Bundeshauptstadt erhebt. Im Dez. 1872 zettelte der aus dem Exil zurückgekehrte Mosquera wieder Unruhen in Cauca an, mußte sich jedoch schließlich erfolglos zurückziehen. Für die Amtsperiode 1874—76 wurde Santiago Perez, für 1876—78 A. Parra, für 1878—80 General Trujillo, für 1880—82 A. R. Nuñez und für 1882—84 F. Zaldua gewählt.

Litteratur. Restrepo, »Historia de la revolucion de Colombia« (10 Bde., Par. 1827); Karsten, »Über die geognost. Verhältnisse des westlichen C.« (Wien 1856); Samper, »Ensayo sobre las revoluciones politicas y la condicion de las republicas Colombianas« (Par 1861); Powles, »New Granada, its internal resources« (Lond. 1863); Mosquera, »Memoria sobre la geografia fisica y politica de la Nueva Granada« (Neuyork 1852); derselbe, »Compendio de geografia general politica, fisica y special dos Statos unidos de Colombia« (Lond. 1866); Esguerra, »Diccionario geografico de los estados unidos de Colombia« (Bogotá 1879); Lemoyne, »Colombia y Peru« (Tur. 1880); »Reclus, »Voyage à la Sierra-Nevada de Sainte-Marthe« (Par. 1881).

Columbia (District of C.), der dem Kongreß der Vereinigten Staaten von Amerika von den Staaten Maryland 1788 und Virginien 1789 überlassene Distrikt, um darin die Bundeshauptstadt Washington zu errichten. Südwestlich vom Potomac und auf allen übrigen Seiten von Maryland begrenzt, umfaßte der Bezirk ursprünglich 260 qkm, von welchen jedoch durch Beschluß des Kongresses 1846 die von Virginien abgetretenen 79 qkm mit Alexandria an diesen Staat zurückgegeben wurden, sodaß er gegenwärtig nur noch 181 qkm enthält. Er zählte (1880) 177624 E., worunter 59596 Neger, 13 Chinesen, 4 Japanesen und 5 Indianer. Auf die Stadt Washington kamen 147307, auf Georgetown 12578 E. Der Bezirk steht unter der Jurisdiktion des Kongresses, und seine Bewohner haben kein Stimm- und Repräsentationsrecht. Durch das Gesetz vom 21. Febr. 1871 erhielt der Distrikt die Rechte und Befugnisse eines Territoriums, dessen Gouverneur und Sekretär vom Präsidenten der Vereinigten Staaten auf vier Jahre ernannt wird, während die untergeordneten städtischen Beamten von den Lokalbehörden angestellt werden. Die legislative Gewalt wird ausgeübt von 11 Ratsmännern, welche der Präsident für zwei Jahre ernennt, und von 22 Delegaten, welche das Volk alljährlich erwählt.

Columbia, mehrere Städte in den Vereinigten Staaten von Amerika; die wichtigsten sind:

1) **Columbia**, Hauptstadt des nordamerik. Staats Südcarolina, liegt im County Richland, am östl. Ufer des Congaree, der oberhalb aus der Vereinigung des Broad-River und des Saludo entsteht, hier für Dampfschiffe schiffbar wird und 13 km unterhalb sich mit dem Wateree zum Santee vereinigt. Die Stadt, welche vom Strome aus einen imposanten Anblick gewährt, wurde 1787 auf einer sanft ansteigenden Fläche regelmäßig mit rechtwinkelig sich kreuzenden, 30 m breiten Straßen angelegt und gehört zu den schönsten Orten Südcarolinas. Unter den öffentlichen Gebäuden sind außer mehrern Kirchen das Staatshaus im Centrum der Stadt, das Grafschaftshaus, der Gerichtshof und die Markthalle hervorzuheben. Von höhern Unterrichtsanstalten bestehen zu C. das South-Carolina-College, begründet 1805, mit 13 Professoren und 89 Studenten (1879), einer Bibliothek von 28250 Bänden (1880) und einem Observatorium, und das 1829 gegründete theol. Seminar für Presbyterianer mit 5 Lehrern und 25 Studierenden (1879) und einer Bibliothek von 18884 Bänden. Auch befindet sich in C. ein Arsenal und das Irrenhaus des Staats. Die Stadt zählte 1880: 10040 E., darunter viele Schwarze, gegen 9298 im J. 1870 und galt vor dem Bürgerkriege für sehr reich. Der beträchtliche Handel wird durch zahlreiche Eisenbahnlinien gefördert. Diese verbinden C. mit Charleston, Augusta, Wilmington und andern wichtigen Plätzen. Als am 17. Febr. 1865 die Konföderierten die Stadt vor dem heranrückenden Bundesgeneral Sherman räumten, entstand eine starke Feuersbrunst, welche über 500 Häuser verzehrte.

2) **Columbia**, Stadt im County Lancaster des Staats Pennsylvanien, am Susquehanna gelegen, bildet den Endpunkt der Philadelphia-C.-Eisenbahn und des östl. Zweigs des Staatskanals, steht außerdem mit Harrisburg, York und Baltimore in Eisenbahnverbindung, hat Bedeutung durch seinen umfangreichen Holzhandel und zählt (1880) 8312 E.

3) **Columbia**, Hauptstadt des County Maury, im Staate Tennessee, auf dem linken Ufer des Duck-River, in einer reichen und fruchtbaren Gegend an der Nashville-Decatur-Eisenbahn, 60 km südlich von Nashville gelegen, mit (1880) 3500 E.

Columbiapresse, eine Buchdruckhandpresse älterer Konstruktion, erfunden von George Clymer in Philadelphia, jetzt fast ganz außer Gebrauch.

Columbit, s. Titan.

Columbium, s. Tantal.

Columbowurzel (Radix Colombo oder Columbo) heißt der knollige Wurzelstock von Jateorrhiza Calumba *Miers* oder Cocculus palmatus

Wallich (s. unter Cocculus), welcher in länglichen oder nierenförmigen Scheiben von 2,5 bis 8 cm Länge in den Handel kommt. Ihre Rinde ist runzelig und braun, die Grenze zwischen Rinde und Holz schwarz, von gräulichen Strahlen durchzogen, das innere Feld vertieft, von gelblicher Farbe. Die C. (nach der Stadt Colombo auf Ceylon benannt), richtiger Kalumbo, schmeckt schwach gewürzhaft-bitter und enthält, außer Stärkemehl (von diesem bis 30 Proz.), Holzstoff, Gummi, einem flüchtigen Öle, einem gelben, harzigen Extraktivstoff, das Columbobitter oder Columbin $C_{21}H_{22}O_7$, einen eigentümlichen, indifferenten, geruchlosen, aber äußerst bittern, in farblosen Prismen kristallisierenden Stoff, und eine eigene Säure, die Columbosäure $C_{21}H_{24}O_7$, ein ebenfalls sehr bitteres, blaßgelbes, nicht kristallinisches Pulver, sowie Berberin $C_{20}H_{17}NO_4$. Die C. ist offizinell und wird als tonisches, den Magen und Darmkanal stärkendes Mittel, z. B. bei Durchfällen, angewendet, und zwar meist als Dekokt, doch auch als Extrakt (Extractum Colombo), seit 1882 nicht mehr offizinell).

Columbretes, eine kleine Inselgruppe in der Nähe der Ostküste Spaniens (39° 50′ nördl. Br. und 1° 36′ westl. L. von Paris), 65 km entfernt gegenüber von Castellon de la Plana. Die Gruppe ist vulkanischen Ursprungs; C. mayor ist ein zusammengestürzter Krater und hat daher die Gestalt eines Hufeisens und trägt im N. den Monte-Colibre. Die Gesamtfläche beträgt noch nicht 0,5 qkm.

Columbus (Christoph), ital. Christoforo Colombo, span. Cristoval Colon, der Entdecker von Amerika, war wahrscheinlich der Sohn des noch 1494 lebenden Tuchwebers Domenico Colombo und der Susanna Fontanarossa und wurde, wie Peschel nachgewiesen, 1456 (und nicht 1436 oder 1446, wie oft irrtümlich angegeben wird) zu Genua geboren. Er scheint einen Verwandten, Domenico C., der als gefürchteter Admiral in genues. Diensten stand, frühzeitig auf Kreuzfahrten im Mittelmeer begleitet zu haben, wurde aber 1470 von seinem, wie es scheint, begüterten Vater nach Pavia geschickt, um Kosmographie und nautische Astronomie zu studieren. Bald nachher widmete er sich dem Seewesen, zu dem er von früher Jugend an große Neigung hatte. Über mehrere große Seereisen, die er in der Zeit von 1470—83 unternommen (nach dem Archipel 1473, nach Island 1477), herrscht nicht der geringste Zweifel. Nach der Islandfahrt befand er sich in Lissabon, wo er sich mit Donna Felipa Munhiz Perestrello, der Großenkelin des ersten Lehnsträgers von Porto-Santo, vermählte. Die Geburt seines Sohnes Diego kostete der Mutter das Leben. Zwischen 1482—84 fällt eine größere Reise nach Guinea, sowie verschiedene Fahrten nach Porto-Santo und Madeira, auf denen er durch angeschwemmte Indianerkähne und Baumfrüchte in seiner Vermutung eines westl. Kontinents bestärkt worden sein soll. Der ital. Astronom Toscanelli hatte schon früher die Überfahrt nach Indien auf dem westl. Wege für möglich erklärt, C. trat mit ihm in Briefwechsel und erhielt von ihm einige Karten zugesandt. Zunächst richtete er den Antrag um Unterstützung seiner Entdeckungsfahrten an sein Adoptivvaterland Portugal, fand aber wohl namentlich wegen des ungewöhnlich hohen Lohns, den er begehrte, kein Gehör. Anfang 1486 trat er in den Dienst der castil. Krone und fand besonders freundliche Aufnahme und Unterstützung in Sevilla bei dem Herzog von Medina-Sidonia und dem Granden Don Luis de la Cerda. Seine Vorschläge wurden der Universität Salamanca zur Begutachtung vorgelegt und fanden sehr widersprechende Beurteilung.

Des langen Wartens müde, beschloß er endlich, nach Frankreich zu gehen (1491). Auf dem Wege nach Huelva fand er mit seinem Sohne freundliche Aufnahme in dem Kloster La Rábida bei Palos und neue Empfehlungen an die Königin Isabella, infolge deren er aufgefordert wurde, in das Lager von Granada zu kommen. Er traf hier gerade rechtzeitig ein, um dem Falle dieser letzten maurischen Stadt beizuwohnen; besonders die warmen Empfehlungen des Schatzkanzlers von Aragon Don Luiz de Sant-Angel und die von demselben gewährten Vorschüsse brachten endlich die Verhandlungen zum Abschluß. Dem schon wieder abgereisten C. wurde ein Eilbote nachgeschickt und 17. April der Vertrag unterzeichnet, der ihm die erblichen Würden eines Großadmirals und Vizekönigs in den aufzufindenden Ländern, sowie ein Zehntel aller Einnahmen zusicherte. Die eifrigen Bemühungen der drei Gebrüder Pinzon, Reeder in Palos, trugen nicht wenig zur schnellen Ausrüstung der Expedition bei, und so segelte C. 3. Aug. 1492 mit den drei Caravelen Sta.-Maria, Pinta und Niña de la Navidad von Palos aus, landete 12. Aug. auf Gomera, einer der Canarien, beobachtete 24. Aug. einen Ausbruch des Pik von Teneriffa und steuerte dann (6. Sept.) dem unbekannten Westen zu.

Als nach dreiwöchentlicher Fahrt noch immer kein Land erschien, verlor die Mannschaft teilweise den Mut, und der böse Wille einzelner brach in Meutereien aus. Die Abweichung der Magnetnadel und das Zusammentreffen mit Bänken von schwimmendem Seegras hatten die gemeinen Seeleute erschreckt, während C. beide Erscheinungen günstig auffaßte. In der Meinung, sichere Anzeichen des nahen Landes zu bemerken, änderte er 7. Okt. die Richtung seiner Fahrt nach Südwest, statt den geraden Lauf nach Westen beizubehalten, der ihn an die Küste von Nordamerika gebracht haben würde. Daß durch diesen geringfügigen Umstand die Verteilung der europ. Völker über den neuen Kontinent wesentlich beeinflußt worden sei, ist wohl kaum glaublich, da das Vordringen der Spanier sich fast überall nach der Verbreitung der edeln Metalle richtete. Am 11. Okt. abends machte C. den Pedro Gutierrez, einen Vertrauten, auf bewegliche Lichter am Horizont aufmerksam; als der Wolkenschleier um Mitternacht riß, erblickte ein Matrose im voraussegelnden Schiffe Pinta, Rodriguez Vermejo, zuerst das vom Mond beleuchtete Sandgestade. Als Vorderster der Landenden, in der einen Hand das entblößte Schwert, in der andern die Fahne Castiliens, betrat C. am nächsten Morgen die Küste. Von den Seinen, die sich ihres Kleinmuts schämten, als Vizekönig begrüßt, nahm er für Castilien Besitz von dem Lande, dem er zum Andenken bestandener Gefahren den Namen San-Salvador gab. Es läßt sich nicht mit voller Sicherheit bestimmen, auf welcher von den Bahamas C. zuerst gelandet ist, doch sprechen die Ergebnisse der neuern Forschungen für die Watlinginsel. Die Eingeborenen nannten sie Guanahani. Auf die Weisung der Eingeborenen, daß im Süden ein Goldland liege, richtete C. seinen Lauf dorthin, entdeckte

27. Okt. Cuba, 6. Dez. Haiti (Hispaniola, Española), beschloß aber, da eins seiner Schiffe gescheitert und das andere verschlagen war, die Nachricht seiner Entdeckung persönlich nach Spanien zu bringen.

Nachdem C. 39 Freiwillige zurückgelassen, trat er 16. Jan. 1493 seine Rückreise an, vereinigte sich am zweiten Tage derselben mit dem vermißten Schiffe und bestand einen so furchtbaren Sturm, daß er, sich verloren glaubend, die Nachricht seiner Entdeckung auf einer Pergamentrolle verzeichnete und diese, in ein Faß verschlossen, den Wellen übergab. Doch kam C. 4. März an die Mündung des Tejo, wo er noch sieben Tage wegen widrigen Wetters liegen mußte, und lief endlich 15. März unter dem Geläute aller Glocken in Palos wieder ein. In Barcelona, damals der Sitz Ferdinands, hielt er Mitte April einen feierlichen Einzug, indem er die Erzeugnisse des neugefundenen Landes vor sich hertragen ließ. Geehrt vor allen durch einen Sessel neben dem Throne, stattete er sitzend Bericht ab. Zum Granden erhoben und mit einer Flotte von 17 Schiffen und 1500 Mann versehen, lief er 25. Sept. von Cadiz aus, fand 3. Nov. die Inseln Dominica, dann Marie-Galante, Guadeloupe, Antigua und Portorico, und erreichte 22. Nov. Hispaniola, wo er die zurückgelassenen Männer nicht mehr fand, da sie in Kämpfen mit den Indianern umgekommen waren. An einer günstigen Stelle legte C. eine befestigte Stadt an, die zur Ehre der Königin den Namen Isabella erhielt. Sodann lief er auf neue Entdeckungen aus, besuchte nach einer fünfmonatlichen Reise Jamaica und Portorico, und traf bei seiner Rückkehr seinen Bruder Bartolomeo, welcher der Kolonie Lebensmittel und andere Bedürfnisse zugeführt hatte. Unterdes war aber unter C.' Begleitern eine allgemeine Meuterei ausgebrochen. Diese waren ihm in der Meinung gefolgt, in der Neuen Welt Reichtümer ohne Mühe zu sammeln, und fanden statt dessen Arbeit und Beschwerden. Sie rächten sich durch Verleumdungen und machten dem Hofe die gehässigsten Schilderungen von dem Lande und dem Vizekönig. C. glaubte seinen Feinden am besten zu begegnen, wenn er seinen Gebietern bedeutende Schätze vorlegte, und ließ zu dem Ende, nicht ohne gewaltsame Maßregeln, bei den Eingeborenen alles Gold zusammenbringen. Inzwischen erschien Juan Aguado, ein persönlicher Feind des C., als Kommissar zur Untersuchung der Beschwerden. Der Vizekönig, dem es unter seiner Würde schien, sich in dem Lande, das unter seinen Befehlen stand, vor Gericht ziehen zu lassen, ernannte sofort seinen Bruder Bartolomeo zu seinem Stellvertreter, ging 20. März 1496 mit 225 Spaniern (darunter Aguado selbst) und 30 Eingeborenen nach Europa unter Segel und schlug, nachdem er 11. Juni angelangt, durch seine Gegenwart und noch mehr durch die mitgebrachten Schätze alle Beschuldigungen seiner Feinde zu Boden. Dennoch wußten diese die Absendung der Bedürfnisse für die Kolonie ein ganzes Jahr und die neuen Rüstungen noch ein Jahr zu verzögern, sodaß C. erst 30. Mai 1498 seine dritte Reise mit sechs Schiffen von San-Lucar de Barrameda aus antreten konnte. Man hatte, um die Fahrzeuge zum Teil zu bemannen, die Gefängnisse geleert, eine Maßregel, zu der C. unbedachtsamerweise geraten. Drei seiner Schiffe sandte er auf dem kürzesten Wege nach Hispaniola, mit den drei übrigen aber ging er in südwestl. Richtung auf Entdeckungen aus. Aus der auffälligen Strömung und Stauung der Gewässer zwischen der Insel Trinidad und der entgegengesetzten Küste schloß er richtig, daß er sich in der Mündung eines Stroms (des Orinoco) befinde, der zu groß sei, um einer Insel angehören zu können, und verfolgte nun, nach Westen steuernd, die 1. Aug. entdeckte Küste des als solchen erkannten Kontinents (Terra firma). Nach Norden sich wendend, fand er eine an Perlen reiche Insel, die er Margarita nannte, und schiffte dann nach Hispaniola. Die auf seine Veranlassung nach der Westküste Hispaniolas in die neue Stadt San-Domingo versetzten Kolonisten von Isabella befanden sich in großer Gärung, denn ihren überspannten Ansprüchen und ihrem Durste nach Gold hatte die Wirklichkeit nicht entsprochen. Um der Unzufriedenheit zu begegnen und dem Mangel an Arbeitern abzuhelfen, verteilte C. Ländereien und Eingeborene, und legte durch diesen Schritt den Grund zu einem Verfahren, das, fortan in allen span. Kolonien Amerikas befolgt, großenteils die Vernichtung der Ureinwohner nach sich gezogen hat.

C.' Feinde bestürmten unterdessen Ferdinand und Isabella mit ihren Anklagen und behaupteten, daß derselbe nur damit umgehe, sich unabhängig zu machen. Auch die Königin Isabella gab endlich dem schon gewonnenen Gemahl nach, und man schickte Ende Juni 1500 den Francisco Bovadilla mit großer Vollmacht nach Hispaniola ab, um den Vizekönig zur Rechenschaft zu ziehen. Bovadilla war nicht sobald erschienen, als er C. mit seinen beiden Brüdern verhaften und in Ketten werfen ließ. Alle drei wurden, nebst einem Protokoll über die Aussagen der erbittertsten ihrer Feinde, nach Spanien gesandt. C. ertrug diese tiefe Schmach mit würdiger Fassung und schrieb, sobald er 25. Nov. 1500 in Cadiz eingelaufen, einen Brief an den König und die Königin, worin er ihnen die erfahrenen Kränkungen meldete. Er wurde an den Hof berufen, wo ihn die beschämten Monarchen mit der gewohnten Auszeichnung empfingen. C. rechtfertigte sich in einer einfachen Rede, ward von allen Anklagen losgesprochen und in seine Würden wieder eingesetzt. Ferdinand willigte sogar in die Absetzung Bovadillas, welches der erste Schritt zu der ihm versprochenen Genugthuung sein sollte. Die Zeit indes änderte diese Gesinnungen. Man sprach von großen Rüstungen und schickte inzwischen den Nicolas de Ovando y Lares als Statthalter nach Hispaniola. C. forderte dringend, daß ihm die feierlich gegebenen Versprechen erfüllt würden, bis er sich nach zweijährigem Harren überzeugte, daß man beschlossen habe, seine gerechten Forderungen nicht zu erfüllen. Auch darüber wußte sich sein edles Gemüt zu beruhigen. Ihm lag vielmehr die Vollendung seines Werks am Herzen, und in der Meinung, daß das von ihm gesehene feste Land Asien sei, zweifelte er nicht, durch eine vermutete Meerenge einen Weg nach Ostindien zu finden, von wo damals die erste reichbeladene Flotte der Portugiesen auf dem Wege um Afrika zurückgekehrt war. Auf vier armseligen Schiffen, die der Hof für diese Unternehmung ausgerüstet und mit 150 Mann besetzt hatte, ging C. endlich 9. Mai 1502 mit seinem Bruder Bartolomeo und seinem Sohne Fernando zu Cadiz unter Segel und langte, gegen seine ursprüngliche Absicht, 25. Juni auf der Höhe von San-Domingo an, wo er vergebens um die Erlaubnis bat, in den Hafen einlaufen zu dürfen, teils um seine Schiffe auszubessern, teils um einen bevorstehenden Sturm

abzuwarten. Dennoch fand er Gelegenheit, sein kleines Geschwader in der folgenden Nacht während des Orkans zu bergen, während eine gegen seine Warnung unter Segel gegangene Flotte der Spanier von 18 Schiffen fast ganz zu Grunde ging.

C. setzte seine Reise hierauf westwärts fort und segelte, eine Durchfahrt suchend, von Kap Gracias a Dios längs der ganzen Küste von Centralamerika hin bis Veragua und Puerto del Retrete (jetzt Puerto de Escribanos), nahe bei Punta de San-Blas am Isthmus von Panama, welchen äußersten Punkt er 26. Nov. 1502 berührte. Zwei seiner Schiffe zerstörte der Sturm auf dieser Fahrt, die beiden andern scheiterten im Angesicht von Jamaica, wohin er sich 14. Juni 1503 mit genauer Not samt seinen Gefährten rettete. Hier gelang es ihm, sich von den Eingeborenen einige Kähne zu verschaffen und zwei seiner erfahrensten Seeleute zu bewegen, auf diesen Fahrzeugen die Fahrt nach Hispaniola zu wagen, um dem Statthalter seine Lage zu melden. Monate vergingen, ohne daß sich Rettung zeigte. Seine Begleiter, von Verzweiflung ergriffen, überhäuften ihn mit Schmähungen, bedrohten mehr als einmal sein Leben und trennten sich endlich von ihm, indem sie nach einem andern Teile der Insel zogen. Hier erbitterten sie durch ihr grausames Betragen die Einwohner so sehr, daß diese aufhörten, ihnen Lebensmittel zu liefern. Der Untergang aller schien gewiß; aber C., dessen Mut mit der Gefahr wuchs, wußte auch hier ein Rettungsmittel zu finden. Eine totale Mondfinsternis (29. Febr. 1504), die er berechnet hatte, benutzte er, um die Insulaner mit dem Zorne der Götter zu bedrohen, wenn sie in ihren Feindseligkeiten fortfahren würden. Wundererscheinungen am Monde sollten die Wahrheit seiner Worte bestätigen. Alles war in Schrecken; man brachte, was er verlangte, und bat ihn knieend, den Zorn der Götter zu besänftigen. Dagegen kam es jetzt zwischen ihm und den Aufrührern zu Feindseligkeiten, in denen mehrere der letztern getötet wurden. Nachdem dieser traurige Zustand über ein Jahr gewährt, erschien für die Unglücklichen die Stunde der Erlösung. Jene beiden kühnen Schiffer hatten Hispaniola erreicht, aber bei dem feindlich gesinnten Statthalter kein Gehör gefunden. Doch war es ihnen gelungen, ein Schiff zu mieten, und ein zweites fügte endlich Ovando hinzu. Auf diesen Fahrzeugen verließ C. mit den Seinen 28. Juni 1504 Jamaica. Er begab sich nach San-Domingo, aber nur um sein Schiff auszubessern, und eilte dann nach Spanien zurück. Krank erreichte er 7. Nov. San-Lucar. Die Königin Isabella starb 26. Nov., ehe C. sie sehen konnte; vergebens drang er bei Ferdinand auf die Erfüllung seines Vertrags. C. verlebte noch einige Jahre in zunehmender Kränklichkeit und starb zu Valladolid 21. Mai 1506. Auf dem Sterbebette befahl er, die Ketten, womit ihn Verkennung und Neid einst gefesselt und die er seitdem stets bei sich geführt, ihm in den Sarg zu legen. Seine Gebeine wurden in dem Franziskanerkloster zu Valladolid beigesetzt, 1513 aber nach dem Karthäuserkloster Las Cuevas zu Sevilla übergeführt, wo ihm Ferdinand der Katholische ein Denkmal errichtete mit der Inschrift: A Castilla y á Leon Nuevo mundo dió Colon. Man brachte 1536 die Reste des Vaters mit denen des Sohnes Diego nach der Kathedrale von San-Domingo auf Haiti. Als im Frieden zu Basel der span. Anteil dieser Insel an Frankreich fiel, wurde die Asche des Entdeckers nach Havana auf Cuba gebracht und in der dortigen Kathedrale 19. Jan. 1796 feierlich beigesetzt.

C. verband mit durchdringendem Scharfsinn und feiner Beobachtungsgabe seltene Thatkraft, Festigkeit des Willens und einen edeln, ja erhabenen Charakter. Sein gläubiges Gemüt ließ ihm als das Schätzenswerteste an seinen Entdeckungen die Verbreitung des Christentums unter den heidnischen Völkern erscheinen. Mit den Schätzen der Neuen Welt, meinte er, würde sich auch sein Lieblingsplan, die Eroberung des Heiligen Grabes, verwirklichen lassen. In den 18 Monate vor seinem Tode von ihm verfaßten «Profecias» legte er seine kosmographischen und mystisch-theol. Ansichten nieder.

Christoph C. hatte zwei Söhne, zwei Brüder, die nach der Entdeckung Amerikas alle vier, wie er selbst, in Spanien geadelt wurden, und eine Schwester. Der ältere Bruder, **Don Bartolomeo Colon**, ebenfalls Seemann, begab sich vor Christoph aus Italien nach Lissabon, wo er sich als Kosmograph und Seekartenzeichner Ruf erwarb und auf die Bildung seines Bruders, nachdem dieser dahin gekommen, viel Einfluß hatte. Er nahm teil an der Entdeckung des Vorgebirges der Guten Hoffnung, und ging 1487 nach England, wo er sich vergeblich bemühte, Heinrich VII. für des Bruders Unternehmung zu gewinnen. Er folgte diesem später nach Westindien, erhielt an dessen Stelle die Würde eines Adelantado (Vizegouverneurs) von Hispaniola und baute die Stadt San-Domingo, gründete auch 1502 ein Etablissement in Veragua. Als Direktor der Bergwerke auf Cuba starb er daselbst 1514. — Der zweite Bruder, **Giacomo Colombo**, in Spanien **Don Diego Colon** genannt, befand sich bei einer Expedition, welche Antonio de Torres 1495 von Haiti aus unternahm, um Jagd auf Karaibensklaven zu machen. Später war er Präsident des Rats von Castilien. — Der jüngere Sohn von Christoph C., **Don Fernando Colon**, ein uneheliches Kind von Doña Beatriz Henriquez, einer edeln Dame von Cordova, geb. 27. Sept. 1488, begleitete im Alter von 13 J. den Vater auf dessen vierter Reise, wobei er Festigkeit und den Mut eines Seemanns entwickelte. Im Alter von 19 J. wurde er Page bei dem Infanten Don Juan und, nach dessen frühem Tode, bei der Königin Isabella. Nachdem er sich mit seinem Bruder Diego 1509 in Haiti aufgehalten, auch mehrere Länder Europas bereist, lebte er in Zurückgezogenheit an den Ufern des Guadalquivir, schrieb die Biographie seines Vaters und gründete eine Bibliothek von 12000 Bänden (die Columbina), welche er dem Dominikanerkloster San-Pablo in Sevilla vermachte. Er starb ohne Nachkommen 12. Juli 1539. Vgl. Harrisse, «Fernand Colomb, sa vie, ses œuvres» (Par. 1872).

Der ältere Sohn des Entdeckers, **Don Diego Colon**, zwischen 1480 und 1482 zu Porto-Santo geboren, war seit 1493 Page bei dem Infanten Don Juan, dann bei der Königin Isabella. Nachdem er den Vater auf dessen zweiter Reise begleitet, blieb er in Spanien, um daselbst die durch Prozesse verwickelten Angelegenheiten seiner Familie wahrzunehmen. Im J. 1508 vermählte er sich mit Doña Maria de Toledo aus dem einflußreichen Hause Alba und wurde zum Admiral und Gouverneur von Indien ernannt. Er kam 10. Juli 1509 in Begleitung seiner Gemahlin, seines Bruders Fernando und seiner beiden Oheime in Haiti an, wo seine Stellung eine sehr schwierige war. Man klagte ihn

an, die bedrückten Eingeborenen zu begünstigen, und er geriet in Händel mit den Besitzern, Hofleuten und Geistlichen, sodaß er selbst 1514 seine Zurückberufung veranlaßte. Von Kaiser Karl V. 1520 abermals in seine Statthalterschaft eingesetzt, entwickelte er 1522 bei einem gefährlichen Aufstande der Negersklaven und Indianer viel Talent und außerordentliche Thätigkeit. Aber neuer Zwiespalt mit einem königl. Kommissarius und den königl. Gerichten beschleunigte im Febr. 1523 seine Rückkehr nach Spanien, wo er 23. Febr. 1526 starb. Er hinterließ drei Töchter und zwei Söhne, Luis und Christoforo. Der ältere, Don Luis Colon, wurde schon im Alter von 6 J. als (dritter) Admiral von Indien anerkannt, ohne daß ihm dieser Titel ein wirkliches Recht übertrug. Er lebte bis 1533 in Haiti. Während eines Prozesses, den sein Vater gegen den Fiskus begonnen, schloß er in Spanien selbst 1536 einen Vertrag mit dem Hofe, wonach er den Titel eines Generalkapitäns von Española (Haiti) erhielt. Sodann kehrte er nach den Antillen zurück. Da aber seine Mutter seit 1527 die Erlaubnis zur Kolonisierung der Provinz Veragua erlangt hatte, trat er 1540 die Rechte seiner Familie auf das Vizekönigtum an den Kaiser Karl V. ab, wofür er den Titel eines Herzogs von Veragua und Marquis von Jamaica mit einer jährlichen Rente von 10000 Karolinen statt des Zehnten sämtlicher Erzeugnisse Indiens erhielt. Er starb 3. Febr. 1572. Das Majorat und die Admiralschaft von Indien gingen nun auf Diego Colon, den Sohn seines Bruders Cristoforo, über, und mit diesem vierten Admiral und zweiten Herzog von Veragua endigte 1578 die gesamte männliche Nachkommenschaft des großen Entdeckers.

Litteratur. Die kurze, aber interessante Biographie des Entdeckers Christoph C. von dessen Sohne Don Fernando Colon ist nur noch in einer 1571 in Venedig gedruckten ital. Übersetzung erhalten («Historie del S. D. Fernando Colombo; nelle quali s'ha particolare e vera relatione della vita dell' Ammiraglio D. Cristoforo Colombo suo padre»). Das Tagebuch der ersten Reise, von Christoph C. selbst geschrieben, ein ebenso wichtiges als anziehendes Werk, gab Navarrete im 1. und 2. Band der «Viages de los Españoles» (5 Bde., Madr. 1825—37) heraus. Auch erschien jenes Tagebuch französisch mit Anmerkungen von Rémusat, Balbi, Cuvier u. a. unter dem Titel: «Relations des quatre voyages entrepris par C., suivies de diverses lettres et pièces inédites, etc.» (3 Bde., Par. 1828). Eine «Raccolta completa» der Schriften des C. hat Torre (Lyon 1864) besorgt. Neuere Biographien lieferten Bossi (Mail. 1818; franz., Par. 1824), Spotorno (deutsch, Lpz. 1823), Irving (4 Bde., Lond. 1828; deutsch, Frankf. 1832 und Frankf. 1828—29), Sanguinetti (Genua 1846), Reta (Tur. 1846). Die Streitfragen, welche durch die mangelhaften Originalnachrichten über C. veranlaßt wurden, sind erörtert in Humboldts «Examen critique de l'histoire de la géographie, etc.», sowie in Spotornos «Codice diplomatico Colombo-americano» (Genua 1823). Vgl. Peschel, «Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen» (Stuttg. 1858); Canale, «Vita e viaggi di Cristoforo Colombo» (Flor. 1863); Helps, «The life of C.» (Lond. 1869); Caboret, «La vie de Christophe Colomb» (Brüss. 1869); Harrisse, «Les Colombo de France et d'Italie» (Par. 1874); Ortega y Frias, «Vida y viajes de Cristoval Colon» (Madr. 1874). Das Leben und die Schicksale des C. sind dramatisch bearbeitet worden von Rückert und Karl Werder.

Columbus, mehrere Städte in den Vereinigten Staaten von Amerika; die wichtigsten sind:

1) Columbus, Hauptstadt des Staates Ohio, 1812 angelegt und zum Regierungssitz, 1831 zur Stadt erhoben, liegt am Sciotoflusse, steht, den Ausgangspunkt von fünf Eisenbahnen bildend, mit allen Teilen der Union in direkter Verbindung, ist breit und gefällig angelegt und zählt (1880) 51647 E., gegen 31274 von 1870. Aus dem Centrum eines freien Platzes von 4 ha erhebt sich das nach dem Pantheon erbaute Kapitol mit dor. Säulen, die ringsum eine Halle bilden. Außerdem sind sehenswert: das Irrenhaus, das Staatsgefängnis, das Taubstummen- und das Blindeninstitut.

2) Columbus, eine der wichtigsten Städte des Staates Georgia, an der Westgrenze und am linken Ufer des Chattahoochee, der hier schiffbar wird, mit 6152 E.; es war vor dem Ausbruche des Bürgerkriegs ein bedeutender Baumwollmarkt, besitzt jedoch nicht mehr die frühere Wichtigkeit als solcher.

3) Columbus, Stadt der Grafschaft Hickman im Staate Kentucky am Mississippi, 28 km unterhalb Cairos (s. d.) gelegen, zählt (1880) 1139 E. Im Bürgerkriege wurde die Stadt 4. Sept. 1861 von den Konföderierten besetzt und stark befestigt.

Columella (deutsch Säulchen) nennt man in der Botanik ein säulchenartiges Gebilde, welches sich im Innern eines hohlen Sporen bildenden Organs vom Grunde aus erhebt, ohne mit den Wänden in direkter Berührung zu stehen. Vorzugsweise braucht man den Ausdruck C. für die in den Sporenbehältern der Laubmoose und eines Teils der Lebermoose vorhandene Mittelsäule, die aus sterilen Zellen besteht. Auch werden bei den Sporangien der Pilzgattung Mucor und einigen verwandten Gattungen die in die Sporenbehälter hineinragende Ausstülpung öfter als C. bezeichnet.

Columella (L. Junius Moderatus), der bedeutendste Ackerbauschriftsteller des Altertums, war zu Cadiz in Spanien geboren und lebte um die Mitte des 1. Jahrh. n. Chr. als Zeitgenosse des Celsus und Seneca. Er hielt sich einige Zeit in Syrien auf; in Tarent ist eine ihm gewidmete Inschrift gefunden worden. C. verfaßte ein Werk: «De re rustica» in 12 Büchern, in welchem er ein klares und umfassendes Bild des gesamten Wissens seiner Zeit vom Landbau gibt. Das 10. Buch des Werks, welches vom Gartenbau: «De cultu hortorum», handelt, ist in Versen abgefaßt. Von einem andern, ähnlichen, aber kürzern Werke des C., das er einige Zeit vor dem erhaltenen verfaßte, ist ein Abschnitt unter dem Titel «De arboribus» auf uns gekommen. Die beste Ausgabe der Werke des C. hat Schneider in den «Scriptores rei rusticae» (4 Bde., Lpz. 1794—97) geliefert. Eine deutsche Übersetzung gab Curtius (Hamb. 1769).

Columna (lat.; grch. στῦλος), d. h. Säule, namentlich die zum Tragen einer Decke oder eines Daches verwendete Säule. In den verschiedenen Baustilen bekamen diese Säulen bestimmte Formen und Verhältnisse; insbesondere unterscheidet man eine dorische, ionische, korinthische u. s. w. Säulenordnung (s. d.). Einzelnstehende Säulen wurden, mit Inschriften und Skulpturen geschmückt, bei Griechen und Römern als Ehrensäulen errichtet. So erhielt schon im J. 338 v. Chr. in Rom der Konsul

C. Mänius wegen der von ihm und Camillus vollendeten Unterwerfung der Lateiner eine Ehrensäule auf dem Forum, die C. Maenia. Bekannter ist die C. rostrata, die mit Schiffsschnäbeln verzierte Säule zu Ehren des Seesiegs des C. Duilius (s. d.). In kolossalem Maßstabe sind errichtet die Ehrensäulen für Trajanus (s. d.) und Marc Aurel (s. Antoninus).

Columnae Herculis, Herculessäulen (s. d.).

Columnae itinerariae oder milliares Meilensäulen, Meilenzeiger.

Columna Rhegia, im Altertum ein auf einem Vorsprunge der Küste nördlich von Rhegium gelegener Ort, von wo aus man die Überfahrt nach Sicilien zu unternehmen pflegte (gegenwärtig Torre di Cavallo oder Colonna). Er war genannt nach einer turmartigen, dort errichteten Säule.

Columna rostrāta, s. unter Columna und Duilius.

Columna Trajana, s. Trajanssäule.

Colutĕa nannte Linné eine Pflanzengattung aus der Familie der Papilionaceen, deren blasige Hülse mit einem Knall zerspringt, wenn man sie schnell zusammendrückt. Diese dünnhäutige blasenförmige Frucht hat den Namen Blasenstrauch oder Blasenschote veranlaßt, den die bei uns vorkommenden Arten dieser Gattung führen. Die meisten Arten sind nämlich Sträucher, wenige Stauden; alle haben unpaarig gefiederte Blätter und traubig angeordnete Blüten. Zwei strauchige, in Südeuropa wild vorkommende Arten, C. arborescens *L.* mit gelben, und C. cruenta *Ait.* mit orangeroten Blumen, werden überall häufig als Ziersträucher kultiviert. Die Blätter der C. arborescens haben eine ähnliche Wirkung wie die Sennesblätter (s. d.), und werden daher als Deutsche Sennesblätter (Folia Sennae Germanicae) bezeichnet. Die echten Sennesblätter werden oft mit den Blättern der C. arborescens verfälscht.

Colyton, Flecken in der engl. Grafschaft Devon, 33 km östlich von Exeter, am Coly, etwas oberhalb von dessen Vereinigung mit der Axe, 3 km vom Kanal La Manche, mit 2500 E., in einem durch Milchwirtschaft ausgezeichneten Bezirke, in welcher auch Spitzenklöppelei und Papierfabrikation getrieben wird.

Com., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Commerson (Philipp).

Coma (grch., d. h. Schlafsucht), s. unter Bewußtlosigkeit.

Coma Berenīces, Sternbild, s. Berenices Haupthaar.

Comacchio, das alte Comacula, befestigte Stadt in der ital. Provinz Ferrara, 45 km im OSO. von Ferrara und 5 km vom Adriatischen Meere, Hauptort des gleichnamigen Kreises, Sitz eines Bischofs, liegt mitten im Valli di C. oder den durch ihren Fischreichtum berühmten Morästen, welche die stagnierenden Po-Mündungen bilden, und zählt (1881) 7630, als Gemeinde 9974 E. Die Stadt steht auf 13, durch zahlreiche Brücken untereinander verbundenen Inseln. Sie hat Mauern und hübsche Häuser und Kirchen. Die Landenge, welche die Valli vom Meere trennt, durchschneidet ein Kanal, der zu dem am Meere gelegenen Hafenörtchen Magnavacca (60 E.) führt. Die Luft ist sehr ungesund. Die Bewohner sind hauptsächlich Fischer, denn die Lagunen sind außerordentlich reich an Fischen; daher besteht ein bedeutender Handel mit gesalzenen und frischen Fischen, namentlich auch mit Aalen, nächstdem mit Binsenmatten. Auch die Salzgewinnung ist beträchtlich. Die Lagunen haben 140 km Umfang und sind in vier, durch Dämme voneinander geschiedene Bassins geteilt, hängen aber alle mit dem Meere zusammen und nehmen an der geringen Ebbe und Flut desselben teil. Jedes der Bassins steht unter einem Faktor, welchem Arbeiter unterstellt sind, im ganzen nahe an 400, die ähnlich einer Schiffsmannschaft eingeteilt und discipliniert sind. Dieselben sind mit dem Fischfange und dem Einsalzen der Fische beschäftigt. Die Händler führen die lebendigen Fische den ganzen Po aufwärts bis zum Tessin und weiter. Vgl. Jacoby, »Ein Ausflug nach C.« (Triest 1881).

Comanches, ein östlich vom Rio Grande an den mexik. und texan. Grenzen hausender kriegerischer Indianerstamm, der sprachlich zu den mit den Azteken verwandten Sonoravölkern gehört. Die C. durchstreifen die texan. Prärien zu Pferde und wagen selbst bis nach Neumexiko und Durango hinein Angriffe auf volkreichere Plätze. Sie sind ungemein gewandte Reiter, wissen den Lasso und Bogen mit mehr Meisterschaft zu handhaben als fast irgend eine Nation, und haben nie feste Wohnsitze gekannt. Ihre Angriffsweise im Kriege gleicht sehr derjenigen der russ.-asiat. Horden. Nicht selten verlieren sich die C. auf ihren Jagdzügen nördlich bis an die Santa-Fé-Straße und sind dann den Händlern (Traders) über die Ebenen ebenfalls gefährlich. Die C. haben einen sehr ausgebildeten Schädel und ein intelligenteres Profil als die meisten andern nordamerik. Stämme. Sie sind auch von hohem und kräftigem Bau und nicht so kupferfarben als die nördlichern und östlichern Indianer. Die Zahl der C. wurde 1872 auf 3218 geschätzt, wozu etwa noch herumstreifende Banden von insgesamt 1000 Seelen kommen. Sie nennen sich selbst Naiini, d. h. lebendiges Volk.

Comarca (ital.), Gerichtsbezirk; C. di Roma, das Gebiet der Stadt Rom, zur Zeit der weltlichen Herrschaft des Papstes eine besondere Provinz des Kirchenstaats, welche etwa 4500 qkm umfaßte.

Comayagua oder Concepcion de Comayagua, Hauptstadt des gleichnamigen Departements im centralamerik. Staat Honduras, bis 1880 Hauptstadt des ganzen Staats, liegt im Innern des Landes in 650 m Meereshöhe am Humaya, nahe dem Südrande der Hochebene von C., welche bei einer Länge von 60—70 km und einer Breite von 7—22 km durch malerische Schönheit, Fruchtbarkeit des Bodens und Gesundheit des Klimas ausgezeichnet ist. Die Stadt wurde 1540 unter dem jetzt veralteten Namen Valladolid la Nueva angelegt, erhielt 1557 städtische Gerechtsame und ward 1561 zum Bischofssitz erhoben. C. zählt etwa 10000 E. und hat ein ärmliches Aussehen. Vor der Zerstörung der Stadt durch die Guatemalteken hatte sie 18000 E. Die Häuser sind zum größten Teil nur einstöckig und aus Luftziegeln erbaut. Das ansehnlichste Gebäude ist die 1700—15 erbaute Kathedrale, ein stattlicher Bau mit Kuppeln und Türmen, aber dürftigem, ausgeraubtem Innern. Handel und Gewerbthätigkeit sind ganz ohne Bedeutung, selbst der Anbau der fruchtbaren Umgebung ist vernachlässigt. Die 1678 gestiftete, aber mit dem Ruin der Stadt zu Grunde gegangene Universität wurde zwar 1833 hergestellt, ist aber seitdem noch nicht wieder in Wirksamkeit getreten. Seit 30. Okt. 1880 ist Tegucigalpa, 12000 E., die Hauptstadt der Republik.

Das Departement **Comayagua**, welches auf 11 361 qkm nur noch etwa 60 000 E. zählt, war vor Ankunft der Spanier bei weitem dichter bevölkert; in denselben finden sich zahlreiche Ruinen alter Quiché-Städte, unter denen die von **Tenampua** (gewöhnlich **Pueblo-Viejo** genannt), etwa 34 km im S. von C. bei dem Dörfchen Lo de Flores an der Straße von Tegucigalpa und im S. bei Las Piedras liegend, die ausgedehntesten sind. Squier zählte hier 300—400 Terrassen und abgestumpfte Pyramiden.

Comb, s. Coom.

Combat (frz.), Kampf, Gefecht.

Combattanten, s. Kombattanten.

Combe (Abram), engl. Sozialist, geb. 15. Jan. 1785 in Edinburgh als Sohn eines Bierbrauers, erlernte, nachdem er einige höhere Schulbildung erhalten, die Gerberei und betrieb später dieses Gewerbe in seiner Vaterstadt selbständig mit günstigem Erfolg. Erst 1820 wendete er sich der Lehre R. Owens (s. d.) zu, nachdem er dessen merkwürdige Einrichtungen in New-Lanark kennen gelernt hatte. Seitdem trat er als begeisterter Anhänger und Apostel der von Owen angeregten Kooperativbewegung auf, ohne jedoch zum vollen Kommunismus überzugehen. Namentlich gründete er 1825 auf dem Gute Orbiston in der Nähe von Glasgow eine sozialistisch-kooperative Gemeinschaft, eine Art Phalanstère, die aber den strengen Kommunisten wenig zusagte und nach seinem Tode, der schon 11. Aug. 1827 erfolgte, bald zerfiel. C. schrieb «Metaphysical sketches of the old and new Systems» (Edinb. 1823), «The sphere of Joint Stock Companies» (Edinb. 1825); auch gab er von 1825—27 ein besonderes Journal über Orbiston heraus unter dem Titel: «The Register for the first society of Adherents to divine Revelation at Orbiston.»

Combe (George), engl. Phrenolog, Bruder des vorigen, geb. 21. Okt. 1788 zu Edinburgh, bildete sich hier zum Sachwalter aus und war als solcher bis 1837 thätig. Später wandte er sich phrenologischen Studien zu und gab 1819 die «Essays on phrenology» heraus, die dann vervollständigt als «System of phrenology» (1824; 5. Aufl., 2 Bde., 1853; deutsch von Hirschfeld, Braunschw. 1833) erschienen. Auf seine Veranlassung wurde 1820 in Edinburgh die erste Phrenologische Gesellschaft gegründet. Auch hielt er Vorlesungen über Phrenologie und über Ethik, welche letztern 1837 in Amerika im Druck erschienen (2. Aufl., Boston 1840). Ferner schrieb er «On popular education» (1832; 2. Aufl. 1837) und «The constitution of man, considered in relation to external objects» (1828; 9. Aufl. 1860; deutsch von Hirschfeld, Brem. 1838), welche Schrift außerordentliche Popularität erlangte. Im J. 1837 machte C. eine Reise nach Deutschland, 1838 nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika, wo er gleichfalls phrenologische Vorträge hielt. Seine in Amerika gemachten Beobachtungen legte er nieder in den «Notes on America» (3 Bde., Edinb. 1841). Seit 1842 besuchte er wiederholt Deutschland, hielt während des Sommers 1842 zu Heidelberg Vorlesungen über Phrenologie und machte durch die «Notes on the Reformation in Germany» (Lond. 1846) seine Landsleute mit der durch Ronge und Czerski hervorgerufenen Bewegung bekannt. Noch sind zu erwähnen die «Remarks on national education» (Lond. 1847). Nach langjährigen Leiden starb C. in der Wasserheilanstalt zu Moor-Park in Surrey 14. Aug. 1858.

Combe (Andrew), Physiolog, Bruder der vorigen, geb. 27. Okt. 1797, war 1835—36 Leibarzt des Königs Leopold von Belgien, wurde dann von der Königin Victoria zu ihrem Physician in ordinary in Schottland ernannt und starb 9. Aug. 1847. Unter seinen Werken, die zum Teil viele Auflagen erlebten, sind zu erwähnen: «Observations on mental derangement» (Edinb. 1841), «Principles of physiology applied to the conservation of health» (Edinb. 1834), «The physiology of digestion considered with relation to the principles of dietetics» (Edinb. 1836), «Treatise on the physiological and moral management of infancy» (Edinb. 1840). Vgl. «Life and correspondence of C.» (2 Bde., Lond. 1850).

Combes (François), franz. Historiker, geb. 27. Sept. 1816 zu Albi, ward 1844 Professor der Geschichte zu Pamiers und kam 1848 nach Paris, wo er zuerst am Collége Stanislas und seit 1856 am Lycée Bonaparte Professor war. Nachdem er 1856—60 Inspektor an der Akademie von Lons le Saulnier gewesen, wurde er Professor der Geschichte zu Bordeaux. Er schrieb: «L'Abbé Suger» (1853), «Histoire générale de la diplomatie européenne» (2 Bde., 1854—55), «La Russie en face de Constantinople et de l'Europe» (1856), «Histoire de la diplomatie slave et scandinave» (1856), «La princesse des Ursins» (1858), «Histoire des invasions germaniques en France» (1873), «Les libérateurs des nations».

Combin heißen mehrere Gipfel der Penninischen oder Walliser Alpen im schweiz. Kanton Wallis. Der Grand-C., das Haupt der nach ihm benannten mächtigen und stark vergletscherten Berggruppe zwischen den Thälern von Bagne (s. d.) und Entremont, erhebt sich 34 km südsüdwestlich von Sitten unweit der Grenze von Italien und der Wasserscheide von Rhône und Po als schief abgestutzte, firngekrönte Pyramide, die nach S. und O. mit schroffen Felswänden, nach N. und S. mit steilen, zerklüfteten Eishängen abfällt, und trägt die beiden Spitzen C. de Grasseneire (4317 m) östlich und C. de Valsorey (4145 m) westlich. Von jenem läuft östlich der Eiskamm von Tour de Boussine (3837 m), nördlich der Grat der Mulets de la Liaz und des schlanken Firnturmes Tournelon-Blanc (3712 m) gegen die Oberstufe des Bagnethals aus, von diesem die Kette der Maisons-blanches (3699 m). Etwa 4½ km nördlich vom Grand-C. ragt jenseit des mächtigen Gletschers von Corbassière die zierliche Schneespitze des C. de Corbassière auf und 1½ km nordwestlich von dieser erhebt sich der Petit-C. (3671 m), von welchem eine lange, allmählich niedriger werdende und mehr voralpinen Charakter annehmende Kette bis zur Vereinigung der Thäler von Bagne und Entremont ausläuft. Der größte Gletscher des ganzen Gebiets ist derjenige von Corbassière, der, zwischen Grand-C., C. de Corbassière und der Kette des Tournelon-Blanc eingebettet, bei einer Breite von ½—2 km 11 km lang ist. Die Gruppe besteht vorherrschend aus grünen und grauen Schiefern, an welche sich am Außenrande Gneis, Dolomit und jurassische Kalksteine anschließen. Die Pässe sind meist schwierige, wenig betretene Gletscherjoche, wie der Col du Sonadon (3489 m) südlich vom Grand-C., welcher über die Gletscher von Sonadon und Mont-Durand die obersten Stufen der Thäler von Entremont und Bagne verbindet, der Col der Maisons-blanches (3426 m), der Col de Panosseyre (3510 m) u. s. w.

Der Grand-C. wurde zuerst 1860 von dem schweiz. Bergsteiger Deville von Entremont aus, 1861 von Führern und Jägern vom Bagnethale aus, der C. de Corbassière 1851 von G. Studer, die Tour de Boussine 1867 von Weilenmann und der Tournelon-Blanc 1867 von Hoffmann-Merian bestiegen.

Combourg, Stadt im franz. Depart. Ille et Vilaine, Arrondissement St.-Malo, 36 km im SO. von St.-Malo, in 75 m Höhe, an einem Etang, aus welchem der zur Rance gehende Linon kommt, an der Eisenbahn Rennes-St.-Malo, hat ein Feudalschloß aus dem 12., 14. und 15. Jahrh., mit vier schönen Türmen, in welchem Châteaubriand den größten Teil seiner Jugend verlebte, zählt (1876) 1491, als Gemeinde 5558 E., welche bedeutende Gerbereien unterhalten.

Combretaceen (Combretaceae), Pflanzenfamilie aus der Gruppe der Dikotyledonen, deren Arten fast ausschließlich in den Tropengegenden vorkommen. Es sind Bäume oder Sträucher, im letztern Falle häufig kletternd, mit meist zwitterigen, seltener polygamisch-diöcischen oder eingeschlechtlichen Blüten. In einigen Gattungen sind die Fruchtschalen sehr reich an Gerbstoff, so z. B. die der Gattung Terminalia *L.* (s. d.), deren Früchte deshalb in größern Mengen unter dem Namen Myrobalanen in den Handel kommen.

Combretum *L.*, Pflanzengattung aus der nach ihr benannten Familie der Combretaceen. Die Arten derselben sind größtenteils kletternde Sträucher, seltener Bäume. Es sind gegen 120 Arten bekannt, die sämtlich den Tropengegenden angehören und sowohl in der Alten wie in der Neuen Welt vorkommen. Die polygamisch-diöcischen Blüten bestehen aus einem cylinderförmigen 4—5zähnigen Kelch, 4—5 kleinen Blumenblättern, 8—10 Staubgefäßen und einem einfächerigen Fruchtknoten. Mehrere Arten, wie C. purpureum *Vahl.*, C. grandiflorum *Don.*, werden in Deutschland häufig als kletternde Zierpflanzen in Warmhäusern kultiviert; auch wird von einigen Arten, z. B. von C. glutinosum *Perott.*, das Holz technisch verwendet, da es sich durch große Festigkeit auszeichnet.

Combustibilien heißen verbrennbare Stoffe, insbesondere die vorzugsweise sogenannten Brennmaterialien.

Combustören nannten die ältern Chemiker solche Elemente, welche die Fähigkeit haben, sich mit andern unter Feuererscheinung (combustio) zu verbinden. Es gehört hierher vor allem der Sauerstoff, welcher der mächtigste Feuererreger ist, ferner der Schwefel, in dessen Dampf viele Metalle verbrennen, das Chlor, in welchem Arsen und Antimon erglühen. Die neuere Chemie hat diese Unterscheidung aufgegeben.

Come (ital.), wie; C. sta, wie es dasteht (ohne Verzierung); wie geht's?

Comedia. Dieser span.-portug. Name deckt sich keineswegs mit dem, was die alten Griechen und Römer comoedia nannten, oder mit dem, was man jetzt in Deutschland unter einer «Komödie» versteht. Er bezeichnet im allgemeinen das gesamte nationale Kunstdrama der Spanier, so wie es sich in der Zeit seiner höchsten Blüte unter Lope de Vega und Calderon entfaltet hatte, und zwar mit vollem Rechte, da die verschiedenen Formen der «comedia» den wesentlichsten Hauptbestand des so unendlich reichen, nach vielen Tausenden zählenden Repertoires der span. Bühne ausmachen. Die span. Komödie ist kein Lustspiel; Scherz und Ernst, Tragik und Komik verschmelzen darin zu einem eigentümlichen Ganzen: bald wiegt das tragische Element vor, bald das komische, bald sind beide gleich stark vertreten. Da der Name «Tragikomödie» aber gemeinhin eine zwitterhafte Mißgeburt bedeutet, so darf man ihn nicht zur Erläuterung von comedia benutzen, sondern übersetzt den Begriff am besten durch: Schauspiel. Eine Scheidung aller portug. Dramen in Lustspiele und Trauerspiele ist angesichts der erwähnten Mischung nicht möglich, und das stärkere Vorwiegen des Ernsten oder Heitern kann nicht die Grundlage der notwendigen Klassifizierung aller comedias bilden. Nur ein äußerliches Merkmal bestimmt, welchen Namen ein Bühnenstück erhält; jedes Stück, das in drei Akte (jornadas = Tagereisen, weil ursprünglich jeder Akt die Handlung eines Tages umfassen sollte) geteilt und in Versen geschrieben ist, heißt C. Kürzere Stücke, und in Prosa geschriebene gehören in die Klasse der Autos, der Loas oder Farças und der Entremeses oder Sainetes. Ihrem Inhalte nach zerfallen alle «Schauspiele» in comedias divinas, d. h. in religiöse oder geistliche, und in comedias humanas, d. h. weltliche. Die weltlichen wiederum werden in verschiedene Unterabteilungen gesondert, deren Grenzen freilich sehr bewegliche sind. Nicht die Dichter selbst haben ihre Schöpfungen um bestimmter charakteristischer Züge willen, in die eine oder die andere Gruppe gewiesen; nur das Publikum hat sie nach gewissen äußerlichen Merkmalen geschieden in a) Comedias heroicas oder historiales, Heldenstücke oder geschichtliche Schauspiele. Könige, Fürsten und Helden treten darin auf. Ihr Stoff ist also historisch oder knüpft doch an historische und sagenhaft historische Personen der National- oder der allgemeinen Weltgeschichte an. Sie sind von ernstem Charakter, oft hochtragisch. Doch sind fast immer ränkevolle Nebengeschichten mit der Haupthandlung verwebt, und der Gracioso (s. d.) verfehlt nicht, mit seinen heitern und witzigen Glossen für Komik zu sorgen. Man nennt die Heldenstücke auch comedias de ruido, Spektakelstücke, weil sie einen großen Aufwand von Kostümen, Dekorationen und Maschinerien erfordern; doch fallen in die gleiche Kategorie viele der mythologischen und Mirakelstücke, sodaß die Bezeichnung keine festbegrenzte ist. b) Comedias de capa y espada, Mantel- und Degenstücke. Sie bewegen sich in feinen und gebildeten Lebenskreisen, aber immerhin in der Sphäre des gewöhnlichen Lebens: ihre Figuren tragen daher die Modetracht des geringern Adels, die capa, d. h. den kurzen Mantel als Kleid, und die espada, d. h. den Degen als Waffe. Sie sind zum Teil romantische Schauspiele, nach dem Leben oder nach ital. Novellen und oft erschütternd und voll großartigem Pathos; am häufigsten aber sind es Lust- und Intriguenspiele, deren Triebfeder Liebe, Eifersucht und der span. Ehrenpunkt sind. Das religiöse, sittliche, politische und gesellschaftliche Leben der Spanier im 16. und 17. Jahrh. spiegelt sich lebendig in ihnen ab. c) Comedias de figuron, Charakterkomödien. Es sind solche Intriguenstücke, in denen eine, oft bis zur Lächerlichkeit und zur Karikatur stark gezeichnete Figur die Hauptrolle spielt. Nahe damit verwandt sind diejenigen Volksschauspiele, welche die Sitten und Unsitten der niedern Stände mit drastischer Derbheit schildern. Man nennt sie gewöhnlich comedias de costumbres.

Die geistlichen «Schauspiele» zerfallen in comedias divinas, d. h. in solche, deren Stoff biblische Geschichten bilden, und in comedias de santos, d. h. dramatisierte Heiligenlegenden, doch sind diese Stoffe oft so weltlich behandelt, daß sie mit Recht den comedias zugerechnet werden und in direktem Gegensatze zu andern wahrhaft geistlichen Schauspielen, die eine Klasse für sich bilden, den sog. Autos (s. d.), stehen.

Ein dritte Gattung von Bühnenstücken bilden die Vor- und Zwischenspiele. Die erstern, Loas, d. h. Lobgedichte, genannt, sind dazu bestimmt, den comedias und autos als Prologe voranzugehen. Demgemäß sind sie kurz, und gewöhnlich nichts als ein Monolog oder ein Dialog, durch welchen die Zuschauer in die Absicht des Dichters oder mitten in die Verwickelung des eigentlichen Schauspiels eingeführt werden. Die zweiten, Entremeses, später auch Sainetes genannt, sind scherzhafte, oft burleske Scenen, welche zwischen den Akten der Komödien oder vor den Autos dargestellt wurden. Sie sind häufiger in Prosa als in Versen geschrieben und greifen aus dem bunten heitern Leben der untern Volksklassen irgend ein ergötzliches Ereignis heraus.

Das in den span. comedias vorwiegend zur Anwendung kommende Versmaß ist das der achtsilbigen Trochäen, doch ist es keineswegs das einzig gestattete. Seit Cueva (s. d.) galt es für gut, recht verschiedenartige Vers- und Strophenformen zu gebrauchen, je nach der Natur des Stoffs und der Situationsstimmung. Z. B. sollten erzählende Berichte in Romanzenform auftreten, für Liebesscenen sollte man die Redondillas verwenden, und für Monologe, d. h. für die Stimmung des Erwartens und Bangens, war das Sonett beliebt, u. s. w.

Comédie ist die franz. Bezeichnung für Lustspiel (s. d.), vgl. Französische Litteratur.

Comĕdo (lat.), Fresser, Schlemmer; Mitesser in der Haut.

Comenius (Joh. Amos), eigentlich Komensky, berühmter Pädagog, wurde 28. März 1592 zu Nivnitz bei Ungarisch-Brod in Mähren oder an letzterm Orte selbst geboren. Komensky nannte sich schon sein Vater, dessen eigentlicher Name unbekannt ist, nach seinem Geburtsort Komně bei Ungarisch-Brod. Der Vater war Müller und gehörte zu der böhm.-mähr. Brüdergemeinde. Der junge C. besuchte seit 1608 eine lat. Schule und ging 1610 nach Herborn in Nassau und dann nach Heidelberg, um Theologie zu studieren. Im J. 1613 hielt er sich in Amsterdam auf, kehrte 1614 in die Heimat zurück, und übernahm in demselben Jahre die Leitung der Brüderschule in Prerau, an welcher er zwei Jahre wirkte. Dort schrieb er die Schrift «Grammaticae facilioris praecepta» (Prag 1616). In demselben Jahre wurde er, in das kanonische Alter eingetreten, ordiniert und in ein Predigtamt berufen und 1618 nach Fulneck versetzt, um dort neben seinem Predigtamte die Leitung der Brüderschule zu übernehmen. Wenige Jahre darauf begann für ihn, den prot. Geistlichen, die Zeit der Verfolgungen. Während derselben schrieb er eine Reihe von Trostschriften und vor allem die Schrift «Labyrinth der Welt und Paradies des Herzens» (erschienen 1631; deutsch von Nowotny, Spremberg 1872). Als im J. 1624 die Verfolgungen wieder begannen, verlor er sein Amt, fand jedoch eine Zeit lang Schutz bei dem Herrn von Zerotin in Mähren und dann bei Georg Sadowsky von Slaupna im böhm. Riesengebirge. Auch in Böhmen nicht mehr sicher, mußte er 1628 nach Lissa in Polen auswandern. Dort wirkte er am Gymnasium und vollendete seine «Didactica magna seu omnes omnia docendi artificium» («Große Unterrichtslehre oder die Kunst allen alles zu lehren», herausg. von Beeger und Zoubek; 3. Aufl., Lpz. 1875 fg.) und schrieb seine «Janua linguarum reserata» («Das geöffnete Sprachthor»). Letztere wurde in zwölf Sprachen übersetzt, und von ersterer, ursprünglich in böhm. Sprache verfaßt, sandte er eine lat. Übersetzung nach Schweden.

Einen Ruf nach Schweden (1638) lehnte er ab, folgte aber einem solchen nach England. Als ihn der Bürgerkrieg von dort vertrieb, ging er nach Schweden, wo ihn der Reichskanzler Axel Oxenstjerna mit Entwerfung von Plänen für das schwed. Schulwesen beauftragte und wo er in Ludwig van Geer, einem niederländ. Kaufmann, der sich damals in Schweden aufhielt, einen Gönner fand. Um die ihm übertragenen Arbeiten auszuführen, ließ er sich 1642 in Elbing nieder; 1646 legte er sie Herrn van Geer in Schweden vor; sie fanden die Billigung einer eigens dazu niedergesetzten Kommission. Im J. 1648 wurde er zum Bischof der Brüdergemeinde zu Lissa gewählt. Er siedelte wieder dahin über und veröffentlichte seine in Elbing ausgearbeiteten Schriften: «Methodus linguarum novissima» («Die neueste Sprachmethode»), «Latinae linguae janua nova» («Die neue Pforte der lat. Sprache»), «Lexicon januale latino-germanicum» («Lat.-deutsches Lexikon zur Janua»), «Grammatica latino-vernacula» («Lat.-deutsche Grammatik»), «Atrium linguae latinae» («Vorhof zur lat. Sprache»). Im J. 1650 folgte er einem Rufe des Fürsten Sigismund von Rakoczi nach Saros-Patak in Ungarn, um bei der Schulverbesserung behilflich zu sein. Hier entstand die dem Fürsten gewidmete Schrift «Die pansophische Schule, d. i. allgemeine Werkstätte der Weisheit». Im J. 1654 kehrte er nach Lissa zurück, nachdem er dort noch seine bekannteste Schrift, seinen «Orbis pictus» (s. d.) geschrieben hatte. Als 1657 die Polen das vorher von den Schweden eingenommene Lissa wiedereroberten, wurde er vertrieben und wandte sich, aller seiner Habe, auch seiner Bücher und eines großen Teils seiner Handschriften beraubt, nach Schlesien, dann nach Brandenburg, Stettin und Hamburg, bis er sich endlich in Amsterdam niederließ. Dort veröffentlichte er auf Kosten des Herrn Lorenz van Geer, des Sohnes seines frühern Gönners, in vier Folianten seine «Opera didactica omnia» und seine Schrift «Lux in tenebris», welche die Weissagungen des Christoph Kolter, der Christine Poniatowska und des Nikolaus Drabik enthielt und ihm viele Anfeindungen zuzog. In den letzten Jahren seines Lebens war er öfter durch Krankheiten heimgesucht. Im J. 1668 erschien seine letzte Schrift: «Unum necessarium» («Eins ist not»). Er starb im Nov. 1670 (beerdigt wurde er 22. Nov.), nicht, wie man früher annahm, 15. Nov. 1671.

C. war ein Mann von hoher sittlicher Würde, voll Liebe zur Menschheit, ein wahrer Priester der Humanität und ein gottbegeisterter Glaubensheld und Dulder. Seine Hauptbedeutung liegt in dem, was er für die Pädagogik that. Als sein pädagogisches Hauptwerk ist seine «Didactica magna» anzusehen. Der Sachunterricht im Gegensatze zu dem

verwerflichen Wortunterrichte, die Anschaulichkeit des Unterrichts, das Ausgehen des Sprachunterrichts von der Muttersprache, ja auch die Konzentration und die erziehende Wirkung des Unterrichts, alle diese Forderungen finden sich schon bei C., sodaß er in recht eigentlichem Sinne als der Vater der modernen Didaktik zu betrachten ist. In Prerau wurde ihm 23. Aug. 1874 ein Standbild gesetzt. Die ihm zu Ehren 15. Nov. 1871 in Leipzig gegründete Comeniusstiftung (Pädagogische Centralbibliothek) hat den Zweck, das Material zur Förderung der pädagogischen Wissenschaft möglichst vollständig zu sammeln.

Litteratur: Der Artikel «Comenius» in Bayles «Dictionnaire historique et critique»; Leutbecher, «Joh. Amos C.' Lehrkunst» (Lpz. 1853); Gindely, «Über des C. Leben und Wirksamkeit in der Fremde» («Sitzungsberichte der philos.-histor. Klasse der Akademie der Wissenschaften», Wien 1855); Ziegler, «Programm des Gymnasiums zu Lissa» (1855); Pappenheim, «Zur Erinnerung an Amos C.» (Programm der Handelsschule zu Berlin 1871 u. 1872); von Criegern, «Joh. Amos C. als Theolog» (Lpz. 1881). Seine «Pädagog. Schriften» übersetzte Lion (Langensalza 1875); «Ausgewählte Schriften» Beeger und Leutbecher (2. Aufl., Lpz. 1875).

Come prima oder Come sopra (ital.), wie zuerst, wie oben.

Comersee (ital. Lago di Como oder il Lario), bei den Alten Lacus Larius, häufig als den schönste der ital. Alpenseen bezeichnet, liegt in 213 m Meereshöhe zwischen den Tessiner Seealpen und den Bergamaskeralpen und wird von der Adda (s. d.) gebildet, die am Nordende einfließt und am südöstl. Ende unterhalb Lecco wieder austritt. Das langgestreckte fjordähnliche Becken spaltet sich etwa in der Mitte bei dem Vorgebirge von Bellaggio in zwei Arme, einen südwestlichen, an dessen Ende Como liegt, und einen südöstlichen, der nach der anliegenden Stadt Lecco benannt wird. Beide Arme umschließen die fruchtbare Landschaft Brianza (s. d.). Die größte Längenausdehnung des Sees beträgt von der Mündung der Adda bis Como 49 km, wovon 22 auf den nördl. Seearm, 27 auf den Arm von Como, welcher keinen Abfluß hat, fallen; der See von Lecco ist von Bellaggio bis zu der großen Steinbrücke, welche 1 km unterhalb Lecco über den Ausfluß der Adda führt, 20 km lang. An der breitesten Stelle mißt der See 5 km. Unter den 64 Flüßchen und Bächen, welche er, abgesehen von der Adda, aufnimmt, sind der Liro bei Gravedona, der Albano bei Dongo, der Telo bei Argegno, die Breggia bei Cernobbio, der Varrone bei Dervio, die Pioverna bei Bellano und der Galdone bei Lecco die bedeutendsten. Die größte Tiefe soll 610 m betragen. Mit dem C. stehen in Verbindung beim Ausflusse der Adda die kleinen Seen von Garlate oder Pescarenico und von Olginate, am Nordende der düstere Lago di Mezzola, von der Mera gebildet, früher ein Teil des C., jetzt durch die Anschwemmungen der Adda von demselben getrennt.

Das klare grüne Wasser des Sees beherbergt 25 verschiedene Fischarten, besonders Forellen, Hechte, Barsche, Schleien und Agoni (Cyprinus Lariensis). Die herrschenden Winde sind die Breva, der Südwind, der gewöhnlich vom Vormittag bis Abend, und der Tivano oder Nordwind, der während der Nacht und des Frühmorgens weht. Die Vegetation der Ufer, durch die Alpen wie durch eine Spaliermauer geschützt, trägt ein viel entschiedener südl. Gepräge, als es die lombard. Tiefebene bietet. Lorbeer und Cypresse, Myrte, Oleander, Agaven u. s. w. gedeihen im Freien. Berühmt ist der C. durch die unvergleichlich reizenden und zugleich großartigen Landschaftsbilder seiner beiden Ufer. Zahlreiche freundliche Ortschaften und viele zum Teil prächtige Villen mit ihren Gärten, Terrassen und Weinbergen umgürten unmittelbar den Wasserspiegel. Über demselben erheben sich die grünen, bis 1500 m hohen, mit Kastanien und Nußbäumen bewachsenen Vorberge, die wieder von den schroffern und höhern Gipfeln der dahinterliegenden Ketten des Monte-Legnone (2611 m), der Grigna, des Campione (2131 m) u. s. w. überragt werden. Infolge des zahlreichen Fremdenbesuchs sind fast in allen günstig gelegenen Uferorten ziemlich gute Gasthöfe entstanden. Der See wird von zwei Dampferlinien durchschnitten, von denen die eine, Colico-Como, bei Colico an die Splügenstraße, bei Como (Camerlata) an die Bahn Lugano-Mailand, die andere, Como-Bellaggio-Lecco, bei Lecco an die Bahn Lecco-Bergamo und an die linksuferige Fortsetzung der Splügenstraße Colico-Lecco anschließt. An der Nordhälfte des Sees liegen am linken Ufer Colico (s. d.), ferner Dervio, das industrielle Bellano mit 3005 E. und das reizende Varenna, auf dem gegenüberliegenden rechten Ufer Domaso, Gravedona mit 1527 E. und Menaggio mit 1270 E., von wo aus eine 14 km lange Fahrstraße zur Dampfbootstation Porlezza am Luganersee führt. An dem Punkte, wo sich der Wasserspiegel teilt, ist Bellaggio (s. d.) unstreitig der schönste Punkt am ganzen See. Am eigentlichen See von Como erscheinen dann weiter neben einer großen Zahl reizender Villen am östl. Ufer Lezzeno, Nesso, Torno, am westlichen Cadenabbia und Tremezzo in der reizenden Tremezzina, dem Garten der Lombardei, ferner Argegno, Laglio, Moltrasio und Rovenna. Die Ufer des Sees von Lecco sind ernster und einsamer und haben nicht das Malerische und Liebliche seines westl. Nachbars, doch ist eine Fahrt auf demselben immer noch sehr lohnend. Auf seinem rechten Ufer liegen Onno und da, wo der Ritorto, der Abfluß des kleinen Lago di Annone, sich in den See ergießt, Malgrate, auf dem linken Mandello und Abbadia; ein überaus reizender Punkt ist die Stadt Lecco (s. d.). Unter den Villen, welche am C., besonders dem südwestl. Arme desselben liegen, sind hervorzuheben: die Villa Vigoni bei Loveno, 1 km von Menaggio (früher dem mailänder Kaufmann Mylius gehörig), mit ausgezeichneten Marmorwerken von Thorwaldsen, Marchesi und andern neuern ital. Bildhauern; die Villa Giulia unweit Bellaggio (früher dem König von Belgien, jetzt dem Grafen Blome gehörig), mit herrlichen Gärten; die Villa Melzi, im Süden von Bellaggio, reich an Kunstschätzen, besonders plastischen Werken und Fresken, und mit prächtigen Gärten; derselben fast gegenüber zwischen Cadenabbia und Tremezzo die berühmte Villa Carlotta, früher Sommariva (1843 von der Prinzessin Albrecht von Preußen angekauft und seit 1855 Eigentum ihres Schwiegersohns, des Herzogs von Sachsen-Meiningen), mit ausgezeichneten Kunstwerken von Thorwaldsen (Alexanderzug) und Canova (Palamedes, Amor und Psyche). Am östl. Ufer des eigentlichen C. liegt unweit Careno die Villa Pliniana (1570 vom Grafen Anguisola erbaut, jetzt im Besitz der Familie Belgiojoso), die ihren Namen einer periodischen

Quelle verdankt, welche bereits Plinius beschrieben hat. Südwärts von Torno befinden sich unter andern die Villa Pasta, Eigentum der Sängerin dieses Namens, die Villa Taglioni, früher der berühmten Tänzerin, jetzt deren Schwiegersohne, dem Fürsten Trubetzkoi gehörig, und die Villa Bocarmé, von der aus Belgien bekannten Gräfin erbaut. Am westl. Gestade zeichnen sich aus die Villen Balbianello (bei Lavedo), Gaggi (jetzt Antongina), Colobiano und Passalacqua, besonders aber die Villa Pizzo, Eigentum der Familie des verstorbenen Erzherzogs Rainer, die Villa d'Este des Fürsten von Torlonia, die längere Zeit Aufenthalt der Königin Karoline von England war, und die Villa Raimondi, früher Odescalchi, die größte am See, unweit Como. Die Anwohner des C. sind sehr betriebsam; Seidenzucht und Seidenspinnerei bilden einen wichtigen Erwerbszweig. Viele junge Leute wandern als Maurer und Tischler besonders nach Cuba und andern span. Kolonien aus, von wo sie oft mit einem kleinen Vermögen in die Heimat zurückkehren. Vgl. Leonhardi, «Der C. und seine Umgebungen» (Lpz. 1862).

Comes (lat., Plural Comites), war bei den Römern ursprünglich der Begleiter einer höhern Magistratsperson, welcher derselben in die Provinz folgte, um sie bei der Justiz oder Verwaltung und im Kommando zu unterstützen. Unter den Kaisern hießen Comites insbesondere die vom Kaiser für seine Reisen ausgewählten Begleiter. Seit der Reichsorganisation durch Diocletian und Konstantin hießen die Mitglieder des aus den höchsten allgemeinen Staatsbeamten gebildeten kaiserl. Konsistoriums Comites consistoriani. Außerdem war C. seitdem unter Hinzufügung einer nähern Bestimmung ein Titel für höhere Beamtenstellungen. So z. B. hieß der Finanzminister C. sacrarum largitionum, der Minister des Kronguts C. rerum privatarum; unter den Statthaltern führte der der Diöcese des Orients den Titel C. Orientis; ebenso hatten den Titel C. die zunächst unter den Magistri militum stehenden Befehlshaber. Es wurden verschiedene Rangklassen unter den Comites unterschieden und auch der bloße Titel eines C., ähnlich etwa unserm Geheimrat, vielfach als Auszeichnung verliehen. Vgl. Mommsen, «Die Comites Augusti der frühern Kaiserzeit» im «Hermes» (Bd. 4, Berl. 1869) und über die spätern in den «Memorie» des Archäologischen Instituts (Bd. 2, Rom 1865). Im Mittelalter wurde C. die lat. Bezeichnung für Graf (s. d.).

Cōmetērium (grch. κοιμητήριον), soviel als Schlafstätte, dann der allgemeine Ausdruck für Ruhestätte, Friedhof. Besonders wurde diese Benennung später angewendet auf die ältesten christl. Begräbnisstätten, die Katakomben (s. d.), die sich besonders zahlreich in Rom und Neapel fanden.

Comfort (engl.), eigentlich Trost, Zuversicht, Mut, dann besonders häusliche Behaglichkeit, welche durch praktische und geschmackvolle Einrichtungen erzeugt wird; comfortable, behaglich, bequem.

Cominäus, s. Comines (Philippe de).

Comines oder Commines, flamländ. Comen, einst befestigte Stadt an der Lys, von dieser in zwei Teile getrennt, von denen der rechte zum franz. Nord-Departement, Arrondissement Lille, der andere, Comines-Nord, zur belg. Provinz Westflandern, Arrondissement Ypern, gehört, und an der belg. Bahn Courtray-Poperinghe, die hier nach Armentières abzweigt, hat Band-, Baumwollzeug-, Zwirn- und Tabakfabriken; der franz. Teil zählt 4011, als Gemeinde 6409, der belg. Teil 3500 E. Die Festungswerke wurden bereits 1672 niedergerissen. Im Schlosse zu C. wurde 1445 der Diplomat und Historiker Philipp von Comines (s. d.) geboren.

Comines oder Commines (Philippe de), latinisiert Cominäus, franz. Staatsmann und Verfasser wichtiger Memoiren, stammte aus einer alten Familie, wurde um 1445 zu Comines geboren, erhielt, obgleich er seine Eltern früh verloren, eine sorgfältige Erziehung und wurde 1464 zu Lille Karl dem Kühnen vorgestellt, in dessen Gefolge er 1465 die Schlacht bei Montlhéry mitmachte und für manche Dienste Ehren und Reichtümer gewann. Er belohnte indessen seinen Herrn mit Undank und setzte sich mit Ludwig XI., als derselbe von Karl dem Kühnen zu Peronne gefangen gehalten wurde, heimlich in Verbindung. Ludwig XI. war für die Dienste, die ihm C. beim Abschluß des Friedens geleistet hatte, nicht undankbar und bewog den gewandten Unterhändler 1472 in seine Dienste zu treten. C. wurde zum Rat und Kammerherrn erhoben, erhielt das Fürstentum Talmont und ward durch des Königs Gnade, der in ihm seinen geschicktesten Diener hatte, einer der reichsten Edelleute Frankreichs. Kaum aber war Ludwig XI. gestorben, so ward C. von Anna von Beaujeu aus dem Regentschaftsrate verdrängt, weil er die herrschsüchtigen Pläne der Herzöge von Bourbon und Orléans zu fördern suchte. Seitdem arbeitete er nun desto eifriger im Interesse dieser beiden Prinzen, sodaß ihn 24. März 1488 ein Parlamentsbeschluß zum Verlust des vierten Teils seiner Güter und zu zehnjähriger Verweisung auf seine Besitzungen verurteilte. Doch scheint diese Ungunst von keiner langen Dauer gewesen zu sein. Wenigstens nahm er schon einige Jahre später an mehrern wichtigen diplomatischen Verhandlungen teil, über die er in seinen Memoiren nähere Auskunft gibt. C. starb 17. Okt. 1509 auf dem Schlosse Argenton. Die Memoiren, die er hinterlassen, sind das Werk eines gewandten, in der Politik skrupellosen Staatsmannes und zugleich eines höchst originellen Schriftstellers, dem Bilde wohl entsprechend, das Walter Scott in dem Romane «Quentin Durward» von ihm entworfen. Die erste Ausgabe der «Mémoires» (Par. 1523) ist unvollständig und lückenhaft; die vollständigsten besorgten Lenglet-Dufresnoy (4 Bde., Lond. 1747) und Dupont (3 Bde., Par. 1840—47). Vgl. Kervyn de Lettenhove, «Lettres et négociations de C.» (Brüss. 1867).

Comīno, Eiland zwischen Gozzo und Malta.

Comīso, Stadt in der ital. Provinz Siracusa auf Sicilien, Kreis Modica, hat zwei schöne Kirchen, ein Theater, Baumwollkultur, Fabrikation von Seife und Töpferwaren und zählt (1881) 19333 E.

Comissatio (lat.), Trinkgelag nach der eigentlichen Mahlzeit (coena).

Comité, s. Komitee.

Comites, Mehrzahl von Comes (s. d.).

Comitialis morbus, die Epilepsie, bei den Römern so genannt, weil, wenn jemand von dieser Krankheit in den Comitien befallen wurde, dieselben sogleich geschlossen wurden, da dieser Zufall für eine unglückliche Vorbedeutung gehalten wurde.

Comitien (Comitia) hießen im alten Rom im Unterschiede von den Contiones (Volksversamm-

lungen), wozu das Volk von irgend einer Magistratsperson berufen wurde, um Mitteilungen entgegenzunehmen und Reden anzuhören, die Bürgerversammlungen, in welchen das gesamte Volk, in seine Abteilungen gegliedert, auf Berufung und unter der Leitung einer hierzu berechtigten Magistratsperson über einen von diesem fragweise gestellten Vorschlag (rogatio) abstimmte. Die C. waren nach den verschiedenen Einteilungen des röm. Volks verschieden. In den ältesten, Curiatcomitien (comitia curiata), kamen die ursprünglich allein berechtigten Patricier auf dem Comitium, einem Platze zwischen dem Forum und der Curia, dem Sitzungshause des Senats, wenn die Anzeichen (Augurien) nicht ungünstig waren, nach ihrer Einteilung in 30 Kurien von je 10 Geschlechtern zusammen. Zu ihren Befugnissen gehörte anfangs: die Wahl der Könige, jedoch nur auf den Vorschlag des wahlleitenden Interrex; die Übertragung der Exekutivgewalt an die Gewählten mittels lex de imperio (für welche sich die Mitglieder der Kurien später durch 30 Liktoren vertreten ließen); Akte, welche Veränderungen in den Geschlechtern herbeiführten, wie Arrogationen (s. u. Adoption); ferner neben der Entscheidung über Krieg und Frieden, die Gesetzgebung und, falls der König nicht endgültig verurteilen, sondern der Berufung an das Volk stattgeben wollte, die Strafgerichtsbarkeit über Kapitalverbrechen. Außerdem erlangten gewisse Akte, wie die älteste Art Testamente und Abschwörung der Familienheiligtümer (detestatio sacrorum) zum Zweck des Austritts aus einem Geschlecht, nur dann Gültigkeit, wenn sie in Versammlungen sämtlicher Kurien stattfanden, obschon diese dabei nicht zur Abstimmung gerufen wurden (comitia calata). Nachdem seit Servius Tullius auch die Plebs als wesentlicher Bestandteil der Bürgerschaft anerkannt worden war, traten die Curiatcomitien allmählich in den Hintergrund. Ihr Recht, die Exekutivgewalt zu übertragen, ward zur leeren Form, während ihre Hauptvorrechte auf die Centuriatcomitien (comitia centuriata) übergingen. Diese waren Versammlungen der Bürgerschaft nach ihrer militärischen Gliederung außerhalb des städtischen Friedensbezirks (pomerium) auf dem Marsfelde. Es stimmten hier sämtliche unbescholtene Bürger, Patricier sowohl als Plebejer, unter dem regelmäßigen Vorsitze der Konsuln, innerhalb der Vermögensklasse (s. Census) und Centurie (s. d.), welcher sie zugeteilt waren. Da die Gültigkeit der Beschlüsse und Wahlen der Centuriatcomitien längere Zeit auch thatsächlich, nicht bloß formell von der Genehmigung der Patricier abhing, auch die Stimmen der Reichern, die mit der Zeit zudem trotz ihrer Minderzahl mehr Centurien oder Stimmkörper bildeten als die Ärmern, mehr zur Geltung kamen, so blieb der Aristokratie immerhin ein überwiegender Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten gesichert.

Die C. wurden durch den Magistrat mittels Edikts angesagt, und der Gegenstand der Abstimmung, die Rogation, hing innerhalb eines vorhergehenden Zeitraums von wenigstens 17 Tagen (trinundinum) öffentlich aus. Der Abhaltung der C. selbst mußten am betreffenden Tage Auspizien (s. d.) vorausgehen. Waren diese ungünstig oder wenn irgend ein Magistrat erklärte, am betreffenden Tage für die C. ungünstige himmlische Zeichen (obnuntiatio) beobachtet zu haben, so war das ganze Staatsgeschäft zu verschieben. Dieses jus servandi de coelo regelten die leges Aelia et Fufia um das J. 153 v. Chr. Gleiches geschah nach unbeanstandeter Eröffnung, wenn jetzt noch, was anzukündigen speziell Sache der anwesenden Augurn war, böse Anzeichen eintrafen, wie Regen, Gewitter, oder wenn ein Anwesender die fallende Sucht bekam (morbus comitialis), ingleichen wenn ein Tribun (s. d.) vor der Abstimmung sein Veto einlegte. Konnten dagegen die C. ohne Störung abgehalten werden, so erfolgte nach Verlesung der Rogation (quod bonum faustum felix fortunatumque sit populo Romano .. velitis jubeatis Quirites .) und nachdem die Debatte geschlossen oder Anklage und Verteidigung vernommen waren, die Abstimmung (suffragia ferre), zuerst mündlich, in der spätern Zeit der Republik durch die in eine Stimmliste zu legenden Täfelchen. Jeder Stimmende erhielt zwei Täfelchen, eins mit V(ti) R(ogas) zur Billigung, eins mit A(ntiquo) zur Verwerfung des Vorschlags. Die Stimmen zählten unter der Aufsicht von custodes besondere diribitores, und zuletzt ward das Endergebnis als Beschluß des Volks verkündet (renuntiatio).

Die Strafgerichtsbarkeit kam den Centuriatcomitien allmählich dadurch abhanden, daß das Volk die Untersuchung erst von Fall zu Fall, dann für immer, besondern Kommissionen (quaestiones) übertrug, welche so zu stehenden Gerichtshöfen wurden. Das Recht, über Gesetze, sowie das, über Krieg und Frieden zu beschließen, teilten die Centuriatcomitien schon früh mit den Tributcomitien (comitia tributa). Es trat das Volk in diesen nach Nachbarschaften zusammen, welche durch die geogr. Abteilung des röm. Gebietes in zuletzt 35 Tribus entstanden. Man muß aber hier unterscheiden zwischen den Tributcomitien im strengen Wortsinn, in welchen das ganze Volk, Patricier wie Plebejer, unter Leitung der Konsuln, Prätoren u. s. w. stimmte, und den von den Tribunen und plebejischen Ädilen geleiteten Versammlungen, die streng genommen nicht als C. gelten können, da sie nicht Versammlungen des Gesamtvolks waren, weshalb sie auch mit genauerm Ausdruck concilia plebis und ihre Beschlüsse plebiscita hießen. Gewöhnlich kamen die Tribus auf dem Forum zusammen; doch konnte auch ein anderer Ort dazu bestimmt werden, der aber bei den plebejischen Versammlungen nicht über 1000 Schritt von der Stadt entfernt sein durfte, weil die Gewalt der Tribunen nicht weiter reichte. Die Verhandlung und Abstimmung ging der Hauptsache nach in derselben Weise vor sich wie in den Centuriatcomitien. Anfangs hatten die plebejischen Tributcomitien sich eigentlich nur mit Angelegenheiten der Plebs zu beschäftigen, nach und nach griffen sie aber als wesentlich demokratische Körperschaften in das gesamte innere Staatswesen immer weiter und immer selbständiger bestimmend ein, was durch die leges Valeria Horatia 449 v. Chr., Publilia Philonis 339 v. Chr., Hortensia 287 v. Chr. als rechtmäßig sanktioniert wurde. In den Tribusversammlungen der Plebs wählten diese Tribunen und plebejische Ädilen; in den Tributcomitien wurden die kurulischen Ädilen, die Quästoren, viele niedere Magistrate und unter Leitung des Oberpontifex nach eigentümlicher Anordnung die Priester gewählt. Das gleichberechtigte Nebeneinanderbestehen von gesetzgebenden Körpern von so verschiedenem Charakter erklärt

zwar manche Vorfälle in der röm. Geschichte, bietet aber im einzelnen noch manches Dunkle und Rätselhafte. Mit dem Untergange des Freistaats ließen die Kaiser, um den republikanischen Schein zu bewahren, die C., namentlich die Centuriatcomitien, weiter abhalten. Doch konnte darin ein selbständiger Wille des Volks sich nicht mehr zur Geltung bringen, und seit Tiberius hatte hier die Bürgerschaft bis in das 3. Jahrh. n. Chr. nur das Ergebnis der auf den Senat übergegangenen oder weiterhin vom Kaiser vollzogenen Wahlen zu vernehmen und damit anzuerkennen. Länger blieben die Curiatcomitien in den Municipien und Kolonien in Wirksamkeit. Vgl. Rubino, «Untersuchungen über röm. Verfassung und Geschichte» (Tl. 1, Kassel 1839); Göttling, «Geschichte der röm. Staatsverfassung» (Halle 1840); Mommsen, «Röm. Forschungen» (Bd. 1, Berl. 1864); Lange, «Röm. Altertümer» (Bd. 2, 3. Aufl., Berl. 1879); Willems, «Le droit public Romain» (4. Aufl., Löwen 1880); Madvig, «Verfassung und Verwaltung des röm. Staats» (Bd. 1, Lpz. 1881).

Commagene nannten die Alten das nördlichste Stück von Syrien, zwischen dem Cilicischen Gebirge Amanos im W., dem Tauros im N. und einem Teil des Euphratthals im O. Hauptorte der kleinen an Öl und Obst reichen Landschaft waren Samosata und Germanicia. Dieses Gebiet hatte bei der innern Auflösung des großen Syrischen Reichs der Seleuciden eigene Könige, welche mit dieser Dynastie verwandt waren und deren Namen unter röm. Hoheit als Vasallenfürsten der Republik fortsetzten, als Pompejus 64 v. Chr. das Syrische Reich als röm. Provinz in Besitz nahm. Der erste König von C. war Mithridates I. Kallinikos (Schwiegersohn des syr. Königs Antiochus VIII. Epiphanes), zu Anfang des letzten Jahrh. v. Chr. Kaiser Vespasian depossedierte 72 n. Chr. den letzten König von C., Antiochus IV. Epiphanes, und stellte das Land unter die Verwaltung des röm. Legaten von Syrien.

Commeātus (lat.), Urlaub.

Commedia ist der ital. Name für das Drama im allgemeinen und insbesondere für das Lustspiel, im Gegensatz zur tragedia, dem Trauerspiel. Anfangs verstand man unter C. jedes in der Volkssprache, d. h. italienisch abgefaßte Gedicht mit tragischem Anfang und fröhlichem Ausgang, daher Dante sein Meisterwerk einfach C. nannte, welchem Namen die bewundernde Nachwelt den Beisatz divina hinzufügte. Später wurden nur dramatische Dichtungen mit diesem Namen bezeichnet. — C. dell'arte oder C. a suggetto, als deren Erfinder der Lieblingskomiker Leos X., Francesco Cherea, bezeichnet wird, ist die Stegreifkomödie, welche die Schauspieler unter Zugrundelegung eines allgemeinen Scenariumentwurfs durch ihre augenblicklichen Improvisationen auszufüllen und dialogisch auszuführen haben. Die Verbindung der lückenhaften Scenen vermittelt der Arlecchino (s. d.) durch seine mimischen, Lazzi (d. h. Verbände) genannten Späße. Zur Charaktermaske der C. dell'arte, oder auch (im Unterschiede zu der C. erudita) C. mimica genannt, gehört die Gesichtsmaske, mit welcher der Pantalone, der Brighella, der Arlecchino und der Dottore stets erscheinen. Gewöhnlich waren die Schauspieler in der C. dell' arte zugleich Komödiendichter und schrieben sich selbst die Stücke, in denen sie auftraten.

Comme il faut (frz.), «wie es sein muß», wie es sich gebührt, gehört.

Commelin (Hieronymus), ein gelehrter Buchdrucker, geb. 1560 zu Douay (das damals zu den span. Niederlanden gehörte), wanderte als Reformierter nach Genf aus und war hier als Buchdrucker thätig, bis er nach Heidelberg berufen wurde, um der dortigen Bibliothek vorzustehen. In Heidelberg machte er sich durch die von ihm besorgten und gedruckten Ausgaben griech. und röm. Klassiker, deren Text er zum Teil aus Handschriften verbesserte und mit kritischen Noten versah, berühmt. Mehrere haben die Bezeichnung «Ex officina Sanct Andreana». C. starb 1597 an der Pest. — Sein Neffe, Isaak C., geb. zu Amsterdam 19. Okt. 1598, lieferte mehrere die holländ. Geschichte betreffende Werke, darunter eine «Beschrijvinge van Amsterdam» mit Urkunden, die nach seinem Tode durch seinen Sohn Kaspar C. (geb. 28. Febr. 1636, gest. 15. Mai 1696) vollendet wurde (2 Bde., Amsterd. 1693; 2. Aufl. 1726); er starb 13. Jan. 1676. — Johann C., der ältere Sohn Isaak C.s, geb. 23. April 1629 in Amsterdam, gest. als Professor der Botanik daselbst 19. Jan. 1692, richtete den dortigen botan. Garten ein. Der Beschreibung der Schätze desselben sind seine meisten Werke gewidmet. — Sein Neffe, Kaspar C., geb. zu Amsterdam 1667, folgte seinem Oheim im Amte und starb 25. Dez. 1731. Auch er erwarb sich Verdienste um die Botanik durch zahlreiche Schriften.

Commelina *Dill.*, Pflanzengattung aus der nach ihr benannten Familie der Commelinaceen. Die Arten derselben sind krautartige Pflanzen, die vorzugsweise in den tropischen und subtropischen Gegenden Amerikas, ferner in Ostindien und Neuholland vorkommen. Mehrere Arten, wie C. Rumphii *Kostel.*, C. polygama *Roth*, C. cœlestis *L.*, werden ihrer lebhaft gefärbten Blüten halber als Zierpflanzen in Warmhäusern gezogen.

Commelinaceen (Commelinaceae) Pflanzenfamilie aus der Gruppe der Monokotyledonen, deren Arten einjährige oder perennierende krautartige Pflanzen sind, die sämtlich den wärmern Gegenden angehören und zwar größtenteils zwischen den Wendekreisen vorkommen. Sie haben zwitterige Blüten von gelber oder blauer Farbe, die aus einem meist sechsteiligen Perigon, sechs Staubgefäßen und einem Fruchtknoten bestehen. Viele Arten der C. werden in Deutschland als Zierpflanzen in Warmhäusern kultiviert.

Commemoratio (lat.), Erwähnung, Gedächtnis. C. omnium fidelium, Gedächtnisfest aller Gläubigen (s. Allerseelen); C. omnium sanctorum, Gedächtnisfest aller Heiligen (s. Allerheiligen).

Commenda, s. unter Aktie und Aktiengesellschaft.

Commendāmus (lat., «wir empfehlen»), die Formel, womit der Papst jemand zur Kardinalswahl empfiehlt.

Comment (frz., wie?), bezeichnet in der Studentensprache die Summe der Gebräuche, welche die Studenten im geselligen Verkehr untereinander (Bier-, Trink-, Paukcomment) zu beobachten haben, sowie das diese Gebräuche feststellende Gesetzbuch. Vgl. Gräße, «Bierstudien» (Dresd. 1872). (S. unter Landsmannschaften.)

Commentarii (lat., von commentari, etwas überdenken, vorläufig entwerfen), vorläufige Aufzeichnungen im Unterschiede von ausgearbeiteten Aufsätzen und Werken. So nannte man bei den Römern die Aufzeichnungen, welche Priester, wie

Augurn, Pontifices, Quindecimvirn, oder Beamte, wie Konsuln, Censoren u. s. w. über die Vorgänge in ihrer priesterlichen und Amtsthätigkeit machten. Cäsar gab seinen Aufzeichnungen über den gallischen und Bürgerkrieg diesen Titel, um sie von einem ausgearbeiteten Geschichtswerke zu unterscheiden. Namentlich bezeichnet man dann auch als C. die Aufzeichnungen, welche sich Lehrer für ihre Vorlesungen machten, also Kollegienhefte, wie z. B. die Institutionen des Gajus.

Commentitius (lat.), erdichtet; commentitia emtio, Scheinkauf.

Commentry, Stadt im franz. Departement Allier, Arrondissement Montluçon, 15 km im OSO. von diesem Orte, am Zusammenflusse der Banne und des Oeil und an der Eisenbahn Bourges-Moulins, die hier nach Gannat abzweigt; eine besondere Bahn führt von den Berg- und Eisenwerken zu dem am Cher-Kanal gelegenen Hafen von Montluçon. C. zählt (1876) 9789, als Gemeinde 12978 E. Das Kohlenbassin von C. und der Umgegend ist das fünfte in Frankreich nach seiner Wichtigkeit; 1876 produzierte es über 920000 t. Außerdem hat C. metallurgische Werkstätten, Knopffabriken und Sägemühlen.

Commercium (lat.), Verkehr, namentlich Geschäftsverkehr, Handel; auch Handelschaft, Kaufmannschaft; im philos. Sinne soviel wie Wechselverkehr, Wechselwirkung, Wechselbeziehung, z. B. C. animi et corporis, Wechselbeziehung zwischen Leib und Seele.

Commercy, Stadt im franz. Depart. Maas, Arrondissementshauptstadt, 40 km östlich von Bar-le-Duc, an der Maas und an der Bahn Paris-Straßburg, nahe bei einem großen Walde, hat eine Unterpräfektur, ein Collége, Lehrerseminar und eine Agrikulturkammer und zählt (1876) 4960, als Gemeinde 5151 E., die Quincaillerien, Eisenblechwaren und Borten fabrizieren, in Walz- und Schmiedewerken arbeiten und berühmte Pasteten liefern, genannt Madeleines. In den Handel kommen Getreide, Wein und Vieh. Als Kavalleriekaserne dient jetzt ein schönes Schloß, das 1708 erbaut und von Stanislaus und Voltaire bewohnt worden ist. Die Stadt schmücken mehrere hübsche Fontänen und die Statue des in der Gegend geborenen Dom Calmet. C. war früher eine Baronie mit dem Titel damoiseau («Edelknappe»); 1324 erhielt es Kommunalrecht. Karl V. verbrannte es 1544; seit 1744 gehört es zu Frankreich. Am 14. Aug. 1870 wurde C. von den Deutschen besetzt und war 23. Aug. Hauptquartier des Königs Wilhelm.

Commerson (Philibert), franz. Botaniker, geb. 18. Nov. 1727 zu Châtillon-les-Dombes in Bresse, studierte in Montpellier Medizin und lebte dann einige Zeit als praktischer Arzt daselbst. Nachdem er 1756 wieder nach Châtillon übergesiedelt war, gründete er den botan. Garten daselbst, machte mehrere wissenschaftliche Reisen und nahm 1764 auch an einer Weltumsegelung teil. Seine botan. Studien beschränkten sich hauptsächlich auf die Flora Frankreichs und des Mittelmeeres. Er starb 13. März 1773 auf Isle de France.

Commilito (lat.), in der Mehrheit: Commilitonen, eigentlich Waffenbruder, Mitsoldat, verallgemeinert: Kamerad, namentlich Schul- und Universitätsgenosse.

Commines, Stadt und Staatsmann, s. Comines.

Comminges, alte Landschaft von Frankreich mit dem Titel einer Grafschaft, war ein Teil der Gascogne, im SO. derselben, am obern Garonnelaufe. Im N. hatte sie Armagnac, im O. das Toulousain und das Couserans, im S. die Pyrenäen, im W. die Vierthäler und das Astarac. Polit. Hauptstadt war Muret, geistliche Hauptstadt St.-Bertrand de Comminges. Zu Cäsars Zeit wohnten hier die Convenä; es gehörte damals zu Novempopulanien; die Westgoten eroberten es im 5., die Franken im 6. Jahrh. Die damals zerstörte Hauptstadt Lugdunum ward im 11. Jahrh. als St.-Bertrand wieder aufgebaut. Im 10. Jahrh. wurde C. eine erbliche Grafschaft; einer seiner Grafen, Bernard IV., zeichnete sich 1213 und 1218 in der Partei der Albigenser aus. Ober-Comminges, mit der Hauptstadt St.-Bertrand, begriff die Thäler Luchon, Oueil, Larboust und Louron, auch die Vierthäler (Nestez, Aure, Barousse und Magnoac) gehörten lange Zeit dazu. Nieder-Comminges, mit den Städten Lombez und Muret, begriff das Nébouzan mit der Hauptstadt St.-Gaudens. Jetzt bildet das C. den südl. Teil des Depart. Ober-Garonne und den Südosten des von Gers.

Commis (frz.) ist gleichbedeutend mit Handlungsdiener, Handlungsgehilfe. In Frankreich wird auch jeder niedere, von dem Vorgesetzten willkürlich zu entlassende Hilfsarbeiter einer Verwaltungsstelle C. genannt. In gleicher Weise dient in England die Bezeichnung Clerk (s. u. Clerc).

Commissorium (neulat.), Urkunde, wodurch jemand von Staats wegen zu einem bestimmten Geschäft beauftragt wird; auch der so erteilte Auftrag selbst.

Commis voyageur, s. Handelsreisender.

Committee's-Punch-Bowl, kleiner See in den Rocky-Mountains (s. d.).

Commodatum (lat.), eine Sache, welche der Eigentümer jemand unentgeltlich für einen bestimmten Zweck zum Gebrauche überläßt, worauf sie dem Eigentümer zu restituieren ist. Der Kontrakt hierüber, Contractus commodati, Leihvertrag, ist ein Realkontrakt. Der Verleiher heißt Commodans, Commodator, der Empfänger Commodatarius. (S. Leihkontrakt.)

Commodianus, ein Dichter der nordafrik. Kirche aus der ersten Hälfte des 3. Jahrh., geb. zu Gaza in Syrien, wuchs als Heide auf und wurde erst durch das Studium der Schrift für das Christentum gewonnen. Es sind von ihm zwei Werke erhalten. Die «Instructiones LXXX adversus gentium Deos» zerfallen in drei Teile; der erste weist die Unhaltbarkeit des Heidentums nach und empfiehlt den Übertritt zum Christentum, der zweite ermahnt die Juden, das neue Gesetz anzunehmen, welches das alte nur vorgebildet habe, der dritte gibt ernste Ermahnungen an Katechumenen, Büßende u. s. w. (älteste Ausgabe von Rigaltius, Toul 1650; neueste von Oehler in Gersdorfs «Bibliotheca patrum ecclesiasticorum latinorum», Bd. 13, Lpz. 1847). Das «Carmen apologeticum», ein Gedicht in 1053 Versen aus dem J. 249, ist interessant wegen der sinnlichen Ausmalung des Tausendjährigen Reichs (herausg. zuerst von Pitra im «Specilegium Solesmense», Tl. 1, Par. 1852; zuletzt von Ludwig, «Commodiani carmina», Lpz. 1877). Als Dichter benutzt C. einen Hexameter, der ohne Rücksicht auf Quantität und

Hiatus nur vom Accent beherrscht wird. Vgl. Ebert, «Tertullians Verhältnis zu M. Felix» (nebst Anhang, Lpz. 1868).

Commŏdo (ital., «bequem»); a suo commodo, [nach Belieben.

Commodōre (engl., vom ital. comandatore, d. h. Befehlshaber), heißt im deutschen Seekriegswesen derjenige Kapitän zur See, der ein Geschwader von mehrern Schiffen befehligt und für die Dauer der Expedition einen höhern Rang einnehmen soll. Er hat den Rang eines Brigadiers und wird mit 11 Schüssen salutiert, während der Kontreadmiral 13, der Kapitän zur See aber keinen Salut erhält. Der C. führt zur Unterscheidung an der Spitze des Großmastes seines Schiffs den C.-Stander, eine dreieckige Flagge in den Farben der Kriegsflagge. Nachts wird diese Flagge durch eine Laterne ersetzt. Der Titel haftet nur an der Funktion, nicht aber an der Person. Der C. wird deshalb nach Beendigung seiner Reise und Außerdienststellung der Schiffe, wenn nicht seine Beförderung zum Kontreadmiral erfolgt, wieder Kapitän zur See, wie er es vorher gewesen. Bei andern Nationen ist C. nicht nur Funktion, sondern ein Rang, der dem Betreffenden auch nach Außerdienststellung des von ihm geführten Geschwaders verbleibt. Bis zum letzten Sezessionskriege in den Vereinigten Staaten von Nordamerika war C. überhaupt dort der höchste Rang in der Marine, und ist die Admiralscharge erst seitdem geschaffen.

Commŏdum (lat.), Nutzen, Vorteil, Bequemlichkeit; C. possessionis, der mit dem Besitze verbundene Nutzen; C. publicum, das gemeine Beste; C. rei venditae, Nießbrauch von Verkauftem.

Commŏdus (Lucius Älius Aurelius), auch Marcus Antoninus, röm. Kaiser, geb. 31. Aug. 161 n. Chr. zu Lanuvium, der Sohn des Marcus Aurelius Antoninus und der Faustina (seit 166 Cäsar), zeigte sich schon als Jüngling in jeder Hinsicht seinem edeln und weisen Vater unähnlich. Als er nach des letztern Tode 17. März 180 die Regierung, an der er schon seit 177 oder 178 als Mitregent teilhatte, als Alleinherrscher antrat, befand er sich bei dem Donauheere und schloß mit den Markomannen und Quaden einen übrigens nicht unvorteilhaften Frieden, um nach Rom zurückkehren zu können. Eine Verschwörung gegen sein Leben, angestiftet durch seine eigene Schwester Lucilla (183), bestrafte er aufs grausamste. Um seiner Verschwendungssucht zu genügen, wurden durch Drohungen und Verurteilungen von reichen Privatleuten große Summen erpreßt. Durch Geschenke an die Soldaten und das Volk, durch Gladiatorenspiele und Tierhetzen in den Amphitheatern ward der Staatsschatz gänzlich erschöpft. C. selbst war stolz auf seine Körperkraft; er ließ sich Keule und Löwenhaut vortragen und liebte es, sich als Hercules dargestellt zu sehen. Als Gladiator soll er 735 mal aufgetreten sein und sich für jedesmal 1 Mill. Sesterzien aus der Gladiatorenkasse haben zahlen lassen. Die Verwaltung des Reichs überließ er anfangs dem Präfekten der Garde, Perennis, und nach dessen Sturze 185 dem Freigelassenen Cleander, seinem Kämmerer, welchen er, nachdem derselbe durch Verkauf von Ämtern und Ehrenstellen sich ungeheuere Reichtümer erworben und zuletzt noch sogar neben zwei andern zum Gardepräfekten hatte machen lassen, 189 der Wut des durch Getreidemangel zum Aufstande gebrachten Volks aufopfern mußte. Als seine Mordlust sich immer mehr steigerte und endlich sogar seine Geliebte Marcia, der Präfekt der Garde Q. Ämilius Lätus und der neue Kämmerer Eclectus sich durch ihn bedroht sahen, ließen sie ihn 31. Dez. 192 durch einen Ringer erdrosseln. Helvius Pertinax ward zum Kaiser ausgerufen; der Senat erklärte den C. für einen Feind des Vaterlandes, ließ seine Statuen umstürzen und seinen Namen aus den öffentlichen Inschriften tilgen. In Mauritanien, Dacien, Britannien hatten die röm. Truppen während seiner Regierung glücklich gefochten. Vgl. Zürcher, «Commodus» (Lpz. 1868).

Commōner heißt in England jeder, der nicht zur Nobility, d. h. zu den Mitgliedern des Oberhauses im Parlament gehört. Es beruht dies darauf, daß nur die Berufung in den «erblichen Rat der Krone» in England einen Adelsstand bildet, der in der Regel nur auf den ältesten Sohn übergeht. Die Klasse der Rittergutsbesitzer als solche ist in England niemals zu einem Geburtsstande geworden, da die Krone die Veräußerung der Ritterlehne jederzeit gestattete, unter Eduard I. durch das Statut Quia emptores sogar beförderte. Auch die Bischofswahlen blieben so überwiegend unter dem Einflusse der Krone, daß sich kein Stiftsadel und keine Ahnenproben bilden konnten. Die ganze Klasse «des niedern Adels» in den Staaten des Kontinents fehlt daher in England von Hause aus und hat erst unter den Stuarts ein Analogon in der Titularwürde des Baronet (s. d.) gefunden. Daher zählen auch die Söhne von Peers rechtlich zur Commonalty und werden in allen amtlichen Dokumenten als einfache Esquires bezeichnet, wenn man auch einigen von ihnen (den Söhnen von Herzögen und Marquis und den ältesten Söhnen von Grafen) aus Höflichkeit (by courtesy) den Lordstitel beilegt. Auch die Mitglieder der Gentry (s. d.) gehören zur Commonalty. Der Begriff eines «Bürgerlichen», wie er in Deutschland verstanden wird, oder eines Roturier im vorrevolutionären Frankreich läßt sich mithin auf den englischen C. nicht anwenden. Familien von alter Herkunft und größtem Grundbesitz, die man auf dem Kontinent zum niedern Adel, selbst mit Grafen- und Freiherrentiteln, rechnen würde, sind in England C. und nehmen, solange sie nicht zur Peerage erhoben, an den Privilegien derselben keinen Teil. Nach engl. Rechte bildet die Commonalty die zweite Klasse des Civilstandes und zerfällt in viele Abstufungen, die seit Heinrich VIII. eine förmliche Präcedenztafel bilden.

Gentleman-Commoner ist die Bezeichnung für einen Studenten zweiten Ranges auf den Universitäten Oxford und Cambridge.

Commonitorium (lat.), Erinnerungsschreiben.

Common law (Gemeines Recht) bezeichnet in England diejenigen Rechtsnormen, welche nicht durch Gesetze des Königs mit Zustimmung beider Häuser des Parlaments festgestellt sind, sondern auf der Autorität eines ältern Gewohnheitsrechts beruhen. Die Gesetzgebung durch förmliche Landtagsabschiede des Königs mit Zustimmung des Parlaments unter dem Namen statuta datiert nämlich in England erst seit dem Regierungsantritt Eduards III., weil erst unter dieser Regierung die heutige Parlamentsverfassung mit ihrem Ober- und Unterhause in einen regelmäßigen Gang gekommen ist. Für die vorangegangenen Jahr-

hunderte seit der Zeit der normann. Eroberung (1066) hatten die vom König erlassenen Verordnungen im wesentlichen die Kraft von bindenden Gesetzen auch für die Gerichte erhalten, da durch die Eroberung die normann. Könige thatsächlich in eine Stellung als absolute Herrscher gekommen waren. Allerdings hatte der Eroberer die Fortdauer des alten Landesrechts, der sog. leges Eduardi, ausdrücklich zugesichert, und danach sollte nun in den Gerichten Recht gesprochen werden. Allein mit diesem Rechte kollidierten nunmehr die hergebrachten Rechte des erobernden Stammes und manche neue Einrichtungen des normann. Lehnswesens. Es entstand daher ein Mischrecht, welches teils durch königl. Verordnungen, teils durch die Praxis der königl. Behörden, namentlich des Schatzamts (Exchequer), seit Heinrich I. durch reisende Kommissarien, seit Heinrich II. durch ein neugebildetes Hofgerichtskollegium (bancum Regis) geregelt wurde. Im weitern Verlaufe sind daraus die heutigen drei Reichsgerichte als Hauptorgane der Fortbildung des Gemeinen Rechts hervorgegangen. Man versteht nun unter Common law alle diejenigen Rechtsgrundsätze, welche in dieser Weise aus alter Gewohnheit des Volks und aus der Praxis jener Gerichtshöfe hervorgegangen sind. An diese Grundlage schließen sich dann deklarierend, ergänzend und abändernd die vom König erlassenen Gesetze an. Jene Common law bildet aber noch immer einen bedeutenden Teil der Rechtsgrundsätze, auf welchen das Familien- und Vermögensrecht Englands beruht. Es gibt auch noch eine Anzahl von Verbrechen nach Common law, für welche kein besonderes Gesetz ergangen ist. Auch wichtige Grundsätze des Polizeirechts und des Finanzrechts beruhen noch heute auf Gewohnheitsrecht, z. B. wichtige Privilegien des Fiskus, ein Verhaftungsrecht der Friedensbeamten nach Common law, sowie ein allgemeines Recht der Verwaltungsexekution durch Verhaftung des Ungehorsamen. Wichtige Befugnisse der Kirchspiels- und Gemeindeversammlungen (vestries) und der Stadtmagistrate werden noch heute darauf zurückgeführt. Solche aus Gewohnheit und alter Praxis der Behörden hervorgegangene Rechtsgrundsätze haben ein autoritatives Ansehen für sich, und manche neuere Juristen behandeln in England die Common law mit Vorliebe als die Grundlage eines freiheitlichen, nationalen Rechts. Manche «Gegner des Parlamentarismus» gehen so weit, daß sie die Parlamentsgesetzgebung der letzten Jahrhunderte (die allerdings auch manche übereilte Beschlüsse enthält) wie eine Degeneration und Korruption darstellen, die das «gute alte Recht» durch die Anmaßung der regierenden Klasse und durch die Interessen der Adelsparteien erfahren habe.

Common Prayer (Book of), die engl. Kirchenagende, wurde anfänglich 1548 von einem aus den vornehmsten Bischöfen und Theologen bestehenden Komitee unter Vorsitz Cranmers (s. d.) zusammengestellt und erhielt durch das Parlament Gesetzeskraft. In diesem ersten Entwurfe hielt man sich noch ziemlich genau an die röm. Liturgie, weshalb beim weitern Fortschreiten der Reformationsideen in England bald eine Revision desselben nötig schien, die im April 1552 herauskam und in welcher mehrere papistische Gebräuche, wie die letzte Ölung, Totenmesse u. s. w., weggelassen wurden. Während der Regierung der Königin Maria ward der lat. Ritus wieder eingeführt; nach der Thronbesteigung Elisabeths aber erhielt das Book of Common Prayer durch Parlamentsakte von 1559 von neuem Anerkennung, indem man nur einzelne Stellen modifizierte, welche den Katholiken besondern Anstoß gaben, wie z. B. das Gebet um Erlösung vom Bischof von Rom und seinen verabscheuenswürdigen Gottlosigkeiten (detestable enormities). In dieser Gestalt befriedigte die Agende so ziemlich alle Religionsparteien und selbst die Katholiken. Unter der Regierung Jakobs I. machten indes die Streitigkeiten mit den Puritanern eine neue Reform der Liturgie notwendig, und es wurde zu diesem Zwecke eine geistliche Konferenz in Hampton-Court gehalten. Da sich die Mitglieder derselben nicht einigen konnten, so nahm der König aus eigener Machtvollkommenheit mehrere Veränderungen mit dem Book of Common Prayer vor, unter anderm eine Definition der Sakramente und die Bestimmung, daß die Taufhandlung nur von regelmäßig ordinierten Geistlichen verrichtet werden solle (1604). Auch Karl I. ließ eigenmächtig einige Änderungen in der Liturgie vornehmen. Unter Karl II. wurde zu abermaliger Revision eine Kommission von 21 Episkopalisten und einer gleichen Anzahl Presbyterianern ernannt, welche ihre Sitzungen im Savoy-Palast hielt, aber ohne eine Verständigung zu erzielen. Zuletzt übergab man das Revisionswerk der Konvokation. Die von dieser Versammlung veranstaltete Ausgabe, welche im Mai 1662 die Bestätigung des Parlaments erhielt, ist die noch heute gültige Norm der Anglikanischen Kirche, doch mit einigen im J. 1872 eingeführten Verbesserungen. Die bischöfl. Kirche in Nordamerika hat ihre eigene Ausgabe des Common Prayer Book, die von der englischen in einzelnen Punkten abweicht. Vgl. Parker, «The first Prayer Book of Edward VI» (1876); Daniel, «The Prayer Book, its history and contents» (1879).

Commons (House of), Haus der Kommunalverbände, ist die staatsrechtlich genaue Bezeichnung des Unterhauses in der engl. Parlamentsverfassung. (S. Englische Verfassung.) Die Einführung einer solchen Vertretung der Kommunalverbände datiert in England erst seit dem Ende des 13. Jahrh. unter der Regierung Eduards I. Allerdings aber waren gewisse Vorbereitungen, gewissermaßen Vorstufen, vorangegangen. Die normann. Eroberung (1066) hatte den Königen eine nahezu absolute Gewalt gegeben, vermöge deren die Grafschaften durch vicecomites (sheriffs) als königl. Gerichts-, Polizeivögte und Rentmeister verwaltet und die Sheriffs als Generalpächter der Einkünfte unter strenger Kontrolle des Schatzamts gehalten wurden. Die dichter bewohnten Ortschaften (cities und boroughs) als Quellen besonders ergiebiger Schatzungen wurden sehr gewöhnlich besondern Stadtvögten als «Spezialpächtern» überlassen, bis allmählich eine wachsende Zahl von Städten die Gefälle in Selbstpacht (firma burgi) nahm und gegen gute Zahlung nun das Privilegium erhielt, ihren eigenen Ortsvogt (mayor) zu wählen und vom Schatzamte bestätigen zu lassen. Erst durch die Magna Charta (1215) erhielten die Kronvasallen die Zusicherung, daß künftighin bei außerordentlichen Hilfsgeldern und bei Ausschreibung von Geldabfindungen für die Lehnkriegsdienste eine Versammlung der Kronvasallenschaft

stattfinden solle. Diese Klausel blieb jedoch schon bei der ersten Bestätigung der Magna Charta weg und ist niemals erneuert worden. Dagegen war unter der nächstfolgenden langen Regierung Heinrichs III. schon regelmäßig mit einer auserlesenen Zahl von Kronvasallen über die Bewilligung außerordentlicher Subsidien verhandelt worden; ebenso hatte man die Grafschaftsversammlungen durch reisende Kommissarien zuweilen über wichtige Regierungsangelegenheiten gehört und über die Steuereinschätzungen mit ihnen verhandelt. In dem offenen Kampfe, in welchen nun Heinrich III. mit dem unzufriedenen Adel geriet, hatte der Führer der aufständischen Barone, Simon von Montfort, am 20. Jan. 1265 zum erstenmale zwei «Ritter» als Vertreter der Grafschaften und zwei Abgeordnete einer Anzahl von Städten zu einer allgemeinen Beratung der Reichsangelegenheiten einberufen. Diese Versammlung war indessen nicht zu Stande gekommen, vielmehr in den Wechselfällen des Baronenkriegs gänzlich spurlos verlaufen und vergessen.

Erst Eduard I., ohne Anknüpfung an jenen unregelmäßigen Hergang, hat aus königl. Machtvollkommenheit eine solche Vertretung zur Beratung allgemeiner Reichsangelegenheiten und zur Beschließung über außerordentliche Steuerbewilligungen einberufen, zuerst 24. Nov. 1282, wo nach der Eroberung von Wales vier Ritter aus jeder Grafschaft und zwei Abgeordnete aus verschiedenen Städten geladen wurden; dann 30. Sept. 1283, wo neben den Prälaten und Baronen zwei Ritter aus jeder Grafschaft, zwei Bürger aus 21 Städten zur Beratung über die Angelegenheit von Wales geladen wurden. Am 30. Sept. 1295 sodann, in der Kriegsnot, erfolgte die Beiladung von 2 Rittern aus jeder Grafschaft und schon 200 städtischen Abgeordneten zu einer allgemeinen «Beratung der Reichsangelegenheiten». Solche Ladungen sind dann unter derselben Regierung noch einige male erfolgt und allmählich häufiger geworden. Von 1295 an gestaltete sich nun schrittweise die Stellung dieser Vertretung dahin:

1) Die Steuerbewilligung der Grafschaften und Städte wurde die eigentliche Wurzel ihrer wachsenden Macht. Schon 5. Nov. 1295 in großer Kriegsbedrängnis erkannte Eduard I. in einer Charte von Gent aus den Grundsatz an, daß keine neue Steuer oder Landesauflage irgend einer Art fortan ohne Einwilligung der tota communitas regni erhoben werden soll, und bis zum Schlusse des Mittelalters gestaltete sich dies zu einem Recht der Vertreter der Kommunalverbände, periodische Subsidien in Gestalt von Grundsteuern und Abgaben vom beweglichen Vermögen, sowie Zölle nach einem wechselnden Tarif zu bewilligen.

2) Ihr Recht zu Petitionen und Anträgen, welches von Anfang an anerkannt war, erhielt durch das Steuerbewilligungsrecht einen sehr wirksamen Nachdruck, und aus diesem Rechte entwickelte sich auch ein Recht von Strafanträgen gegen die höchsten Diener der Krone (Ministeranklagen), von welchem zuerst am Schlusse der Regierung Eduards III. Gebrauch gemacht worden ist.

3) Aus dem Rechte der Anträge erwuchs auch ein Anteil an der Gesetzgebung, anfangs allerdings nur in der Gestalt, daß zahlreiche Verordnungen auf ihren Antrag vom Könige mit Zustimmung der Prälaten und Lords erlassen wurden. Allein dieser Antrag enthielt auch ihre Zustimmung, welche schon einmal in einem Parlamentsstatut unter Eduard I., schon öfter unter Eduard II., immer regelmäßiger unter Eduard III. erwähnt wird. Schon unter der folgenden Regierung wurde nun die ausdrückliche Zusicherung gegeben, «daß die Zustimmung der C. zur Feststellung und Einregistrierung der Gesetze erfordert werden solle», und mit der nun regelmäßigen Gestalt der Parlamentsstatuten trat auch das konstitutionelle Grundgesetz in Kraft, daß kein mit Zustimmung des Hauses erlassenes Gesetz ohne Zustimmung des Hauses aufgehoben oder abgeändert werden könne.

Die Trennung des Parlaments in ein Ober- und ein Unterhaus vollzog sich schon unter Eduard III. Der erste Sprecher des Unterhauses wurde am Schlusse der Regierung dieses Königs namhaft gemacht. Die Wahlen zum Unterhause erfolgten in den ziemlich unregelmäßig besuchten Grafschaftsversammlungen, in denen auch die Wahl der städtischen Abgeordneten vorgenommen wurde; gewöhnlich wohl so, daß schon vorher die städtische Körperschaft sich über den zu Wählenden geeinigt hatte. Erst unter dem Hause Lancaster wurde durch Gesetz deklariert, daß nur Freisassen von 40 Schilling Jahresrente (dem damaligen Census des Geschworenendienstes) an der Wahl der Grafschaftsabgeordneten teilnehmen und daß nur «notable Ritter, esquires und gentlemen» als Grafschaftsabgeordnete gewählt werden sollen. Die Wahl der städtischen Abgeordneten blieb jederzeit eine unregelmäßige. Von 165 geladenen Ortschaften unter Eduard I. haben anscheinend nur 107 von dem Wahlrechte Gebrauch gemacht, und auch von den später hinzugekommenen Wahlflecken haben viele verzichtet, hauptsächlich aus dem Grunde, weil die Wahlflecken zu den Einkommensteuern 1½ mal so hoch eingeschätzt wurden wie die mit dem platten Lande wählenden Kleinstädte. Am Schlusse des Mittelalters wurden 112 Städte wirklich berufen.

In der Periode der Tudors kamen noch 21 Mitglieder für Wales und Chester hinzu und noch eine ansehnliche Zahl neuer Wahlflecken. Unter den Stuarts wurde die Zahl der letztern noch weiter vermehrt, bis unter Karl II. die Neuberufung von Städten aufhörte. Inzwischen hatte sich aber die Teilnahme an den Stadtwahlen durch die Praxis und durch die Maßregeln der Stuarts, namentlich durch willkürliche Inkorporationscharten, sehr beschränkt, sodaß in der Mehrzahl der Städte nur die Mitglieder eines sich durch Kooptation ergänzenden Gemeinderats wirklich teilnahmen. Unter Georg III. wurden die verfallenen kleinen Wahlflecken der Tummelplatz gröblicher Wahlbestechungen, bis durch die Reformbill von 1832 eine angemessenere Verteilung der Stimmrechte in jeder Richtung erfolgt ist.

Die übergreifende polit. Machtstellung des Unterhauses hat sich erst im Laufe des 18. Jahrh. aus einem Zusammentreffen verschiedenartiger Gründe gebildet, vor allem durch die Wegnahme aller außerordentlichen Gewalten des Königtums, welche infolge der Mißbräuche der königl. Gewalt durch die Stuarts eingetreten war; durch den Grundsatz, daß die Existenz einer stehenden Armee von einer jährlichen Parlamentsbedingung abhängig gemacht war; später durch das gewaltige Steuer- und Kreditbedürfnis infolge der Kriege gegen die amerik. Kolonien und gegen Frankreich, sowie durch den weit ausgedehnten Einfluß, welchen das Unterhaus

im 18. Jahrh. auf die jährliche Feststellung der Staatsausgaben gewonnen hat. Der zwingende Einfluß der Majoritäten des Unterhauses auf die Formation des Staatsministeriums datiert seit 1780. Ober- und Unterhaus waren übrigens bis tief in das 19. Jahrh. hinein vorzugsweise eine Vertretung der regierenden Klasse, die wiederum in dem Großgrundbesitze ihren Schwerpunkt fand, und welche nun in dem Oberhause durch ihre angesehensten Familienhäupter, im Unterhause unter einem mitbestimmenden Einfluß der Mittelstände vertreten war. Erst durch die neue Reformbill von 1867 ist infolge eines weit ausgedehnten Wahlrechts, namentlich in den Städten, die feste Organisation der regierenden Klasse erheblich erschüttert worden und dadurch die Zusammensetzung des Unterhauses und der Ministerwechsel von schwer berechenbaren Faktoren abhängig geworden.

Commune (von Paris, Commune de Paris) nannte sich die sozialistische Sonderregierung, welche sich nach dem Deutsch-Französischen Kriege infolge eines Aufstandes 18. März 1871 im Gegensatz zu der von der Nationalversammlung eingesetzten (gemäßigt republikanischen) Regierung in der Stadt Paris bildete und sich dort im Kampfe gegen diese Regierung mehr als zwei Monate (bis zum 29. Mai) behauptete. (S. unter Frankreich und Paris.)

Commune affranchie war während der Schreckenszeit der ersten franz. Revolution der Name der Stadt Lyon.

Communēros oder die Söhne des Padilla (eines der Oberhäupter der castil. Ligue gegen Karl V., gest. 1522) nannte sich die zu Ende des J. 1821 in Spanien aus dem Vereine der Freimaurerei hervorgehende neue geheime Gesellschaft. Ein Teil der C. hatte früher der auch bereits in Spanien verbreiteten Carbonaria angehört. Die Freimaurer, die mehr eine konstitutionelle Richtung verfolgten, wurden durch die C., die zu kühnern revolutionären Maßregeln antrieben, bald überflügelt. Die Tendenz derselben war die Verwirklichung der Volksherrschaft; ihre Losung die Freiheit und völlige Gleichheit der Menschen. Ballesteros und Romero Alpuente waren ihre ersten Häupter. Schon 1821 hatten die C. zu Madrid eine leitende Junta und in jeder Provinz ihre Provinzial-Merindad sowie Provinzialkassen und eine Centralkasse, wohin die freiwilligen Beiträge der Mitglieder flossen. Im J. 1822 zählten sie 40000 Ritter; später soll ihre Zahl auf 70000 gestiegen sein. Ihre Affiliationen dehnten sich selbst nach Frankreich aus. Der gemeinschaftliche Haß gegen das zweite und dritte Ministerium nach Herstellung der Cortesverfassung hatte noch einmal auf kurze Zeit die C. den Freimaurern genähert. Als aber die letztern, gewandter als jene, nach dem 7. Juli 1822 das Ministerium San-Miguel gebildet hatten, so folgte bald wieder Trennung und neuer Kampf, der sich, bis zum Untergange der Konstitution, selbst noch in den Mauern von Cadiz fortsetzte. Das Ministerium San-Miguel wurde 19. Febr. 1823 entlassen, und an die Spitze des neuen trat 1. März Florez d'Estrada, der als Organ der C. betrachtet wurde. Mit diesem hielt der König 10. April seinen Einzug in Sevilla und 12. Juni in Cadiz. Nach der zweiten Restauration wurde der Verein der C. aufgehoben und die Teilnahme mit strengen Strafen bedroht; doch scheint er noch eine Zeit lang fortbestanden zu haben.

Communi (Sette und Tredĕci Comuni), die Sieben und die Dreizehn Gemeinden, zwei Berglandschaften in Oberitalien, die erste in der Provinz Vicenza, zwischen dem Astico und der Brenta im nördl. Teile der Lessinischen Alpen, die zweite in der Provinz Verona am Südabhange der Monti-Lessini zwischen der Etsch und dem Agno. Beide sind oder waren vielmehr deutsche Sprachinseln auf ital. Boden; den Ursprung der Bewohner leitete man früher von den Cimbern her, welche im J. 101 von Marius bei Vercelli geschlagen wurden, und es heißt deshalb der deutsche Dialekt dieser Gegenden Cimbro; später schrieb man ihnen bajuvarische, jetzt gewöhnlich longobard. oder westgot. Abstammung zu. In den Dreizehn Gemeinden mit dem Hauptorte Badia (s. d.) ist jetzt das Cimbro auf zwei Dörfer, Campo-Fontana und Ghiazza, beschränkt und wird vom Italienischen wohl bald vollständig überwuchert sein. Die Sieben Gemeinden umfassen im Gebiete der Assa ein Areal von etwa 260 qkm mit 23000 Bewohnern, deren Hauptbeschäftigungen die Viehzucht und die Strohflechterei sind; Hauptort ist Asiago (deutsch Schläge) mit (1881) 6153 E. Bis 1797 bildeten die Sieben Gemeinden einen kleinen Freistaat mit eigenem Recht und Herkommen, eigener Gerichtsbarkeit und Wehrverfassung unter dem Schutze der Republik Venedig. Auch hier ist das Cimbro fast ausgestorben und nur noch bei den alten Leuten der Bergdörfer im Gebrauch. Ähnliche deutsche Sprachinseln sind in Welschtirol San-Sebastian, Lavarone und Luserna im Gebiete des Astico, das Thal der Fersina östlich von Trient und im Nonsberg (Val di Non) die Gemeinden Unser lieben Frau im Wald, St. Felix, Laurein und Proveis, in welchen allen das Deutsche vom Italienischen noch nicht verdrängt worden ist. Vgl. Schmeller, «Über die sog. Cimbern der Sieben und Dreizehn Communen auf den Venedischen Alpen und ihre Sprache» (Münch. 1838); Steub, «Herbsttage in Tirol» (Münch. 1867); derselbe, «Drei Sommer in Tirol» (2. Aufl., 3 Bde., Stuttg. 1871); Molon, «Sui popoli antichi e moderni dei Setti Communi del Vicentino» (2. Aufl., Vicenza 1881).

Communicētur parti adversae in copia (lat.), es werde der Gegenpartei in Abschrift mitgeteilt, in der Gerichtssprache üblich.

Communio bonorum, s. Gütergemeinschaft.

Communion, s. Kommunion.

Communiqué (frz.), Mitteilung, insbesondere eine solche, welche einer Zeitung von seiten der Regierung zur Aufnahme zugeht.

Communismus, s. Kommunismus.

Como, Hauptstadt der gleichnamigen ital. Provinz (2720 qkm mit [1881] 515134 E.), liegt 220 m über dem Meere an der Südwestspitze des Comersees (s. d.), in einem reizenden Thale, das ringsum von Bergen eingeschlossen wird, die fast bis zum Gipfel mit Gärten, Oliven- und Kastanienwäldern bedeckt sind, und ist mit Mailand durch die 45 km lange Bahn Camerlata-Monza-Mailand, mit Lugano und Bellinzona durch eine Zweiglinie der Gotthardbahn, mit den Uferorten des Sees durch Dampferlinien verbunden. C. ist der Sitz eines Bischofs und des Präfekten der Provinz und zählt (1881) 10865, als Gemeinde 25560 E. Noch jetzt mit Mauern und Türmen umgeben, wurde die Stadt früher durch das 1,5 km südlich auf einer steilen Anhöhe oberhalb des Bahnhofs Camerlata gelegene feste Schloß Baradello verteidigt, das jetzt

in Trümmern liegt. Sie hat 13 Kirchen, unter denen sich besonders die aus Marmor erbaute und an Gemälden reiche Domkirche, deren Bau 1396 begann und erst im 16. Jahrh. beendet wurde, und in architektonischer Hinsicht die Kirche San-Fedele, die älteste der Stadt, auszeichnen. Ein prächtiges Werk ist der Broletto (Rathaus), unmittelbar neben dem Dom, ein großer Arkadenbau aus dem 13. Jahrh. Auch finden sich zu C. mehrere schöne Paläste. Das 1824 gestiftete Lyceum besitzt eine gute Bibliothek. Die zahlreichen Seidenmanufakturen liefern Samt, Taft, Handschuhe und Strümpfe, und der Handel mit Graubünden, der Schweiz und Oberitalien beschäftigt mehrere große Handelshäuser. Für den Bildhauer liefern die nahen Marmorbrüche treffliches Material. Die Nähe der Alpen macht das Klima in C. nicht selten etwas streng und regnerisch; doch hindern die oft scharfen Winde die Fruchtbarkeit des Bodens nicht und der Weinstock wie der Ölbaum wuchern noch wie zu der Römer Zeit in aller Üppigkeit der südl. Vegetation. Schon zur Römerzeit und im Mittelalter waren die Bewohner von C. durch ihre regelmäßigen Auswanderungen bekannt. Jetzt handeln die Wandernden meist mit Kupferstichen, Ferngläsern, Brillen, Barometern u. s. w. Zu C. wurden Plinius der Jüngere, nach einigen auch der Ältere, die Päpste Clemens XIII. und Innocenz XI., der Bildhauer Canova sowie der Physiker Volta geboren, dem man daselbst ein Denkmal errichtet hat. Unter den Römern eine ansehnliche Stadt (Comum), machte auch sie zur Zeit des Wiederauflebens der ital. Republiken sich unabhängig, unterlag aber in der Fehde mit Mailand. Kaiser Friedrich I. stellte in der Mitte des 12. Jahrh. ihre Unabhängigkeit wieder her, aber zu Anfang des 15. Jahrh. mußte sie sich den Herzögen von Mailand unterwerfen. Im ital. Kriege des J. 1859 war C. ein Hauptagitationspunkt Garibaldis. Die Geschichte C.s haben Cantù (2 Bde., Como 1829 u. öfter) und Monti (Como 1829) geschrieben. Vgl. Balbiani, «Como ed il suo lago» (Como 1880).

Comoedia (grch. κωμωδία, von κῶμος, fröhliches Gelage und ᾠδή, Lied), eigentlich Gesang bei Gelagen und an diese sich anschließenden Umzügen, wurde dann Bezeichnung für das aus Lustbarkeiten bei Festen zu Ehren des Dionysos (s. Bacchus) hervorgegangenen Drama heitern, oft ausgelassenen Charakters, des griech. Lustspiels. Abgesehen von den noch unentwickelten Vorspielen in improvisierten Liedern und scherzhaften und spöttischen Wechselreden unterscheidet man in der griech. Litteraturgeschichte (außer der sicilischen) die ältere und neuere, gewöhnlich auch eine mittlere attische Komödie. Auch in Rom hatte man einheimische Possen und Lustspiele kunstloser Art, Fescenninen, Saturä, Mimen, Atellanen. Ein kunstmäßiges Lustspiel entwickelte sich dort aber erst im 3. Jahrh. v. Chr. unter griech. Einfluß, wo die griech. Komödie in Übersetzungen und Über- und Umarbeitungen zuerst durch Livius Andronikus eingeführt wurde, während die einheimischen Kunstgattungen teils wie die Fescenninen zurückgedrängt, teils wie die Saturä des dramatischen Charakters beraubt, teils endlich wie die Mimen und Atellanen kunstmäßig als dramatische Spiele ausgebildet wurden. Später, um den Beginn des 2. Jahrh., begannen röm. Dichter auch einheimische Stoffe in der Form der griech. Komödie zu bearbeiten, und nun unterschied man die auf griech. Quellen beruhende Komödie nach der griech. Tracht, namentlich dem pallium (s. d.), in welchem die Schauspieler darin auftraten, als C. palliata von der C. togata, in welcher die Schauspieler die röm. Toga (s. d.) trugen. Die C. togata hieß so auch im Unterschiede von der einheimische Stoffe behandelnden tragoedia praetexta, in welcher vornehme Personen in der toga praetexta auftraten, weil in der röm. Komödie nicht Vornehme, sondern nur Leute aus den mittlern und untern Ständen vorgeführt wurden. Mit Rücksicht darauf wurde später für diese C. von den Buden (tabernae) der in ihr auftretenden Handwerker und Gewerbetreibenden der Name tabernaria üblich.

Comonfort (Ygnacio), mexik. Präsident von 1855 bis 1858, geb. in Puebla 12. März 1812, erhielt seine Erziehung in dem Jesuitenkollegium seiner Vaterstadt, wurde 1832 Rittmeister in einem Kavallerieregiment und nahm auf liberaler Seite an den verschiedenen Gefechten teil, welche während der Revolution jenes Jahres zwischen den sich befehdenden Parteien stattfanden. Im J. 1834 zum Präfekten und Militärgouverneur des Distrikts von Tlapa ernannt, zeigte er große Energie in der Zurückweisung der Einfälle feindlicher Indianer und war 1842 von Tlapa aus Mitglied des mexik. Kongresses, der bald nach seinem Zusammentritt von Santa-Anna aufgelöst wurde. Dasselbe geschah dem Kongreß von 1846, zu welchem C. wiedergewählt war, seitens des Präsidenten Paredes. Die erbitterten Liberalen begannen darauf die Revolution des August 1846, in welcher C. eine hervorragende Rolle spielte. Er wurde infolge dessen zuerst zum dritten Alcalden der Hauptstadt und später zum Präfekten des westl. Mexiko ernannt, gab diese Stellung aber auf, um an dem Kriege Mexikos mit den Vereinigten Staaten teilzunehmen. Als Santa-Anna die Armee aufgelöst und die Hauptstadt den Amerikanern überlassen hatte, organisierte C. im Westen des Landes den Guerrillakrieg, gab diesen aber auf, um als Senator seines Heimatstaates in den Kongreß von Queretaro zu treten, der Frieden mit den Vereinigten Staaten schloß. C. blieb als Senator bis 1851 thätig. In den J. 1852 und 1853 vertrat er den neuen Staat Guerrero im Kongreß und war zugleich Oberzolldirektor in Acapulco, aus welcher Stelle ihn der zurückkehrende Santa-Anna entfernte. Er vereinigte sich nun mit Alvarez zum Sturze des gehaßten Gegners, zwang Santa-Anna endlich 1855 zur Abdankung und Flucht und übernahm, nachdem Alvarez im Herbst freiwillig zurückgetreten, 11. Dez. 1855 als provisorischer Präsident die Regierung. Den organisierten Widerstand der Armee und der Priesterpartei schlug C. 20. März 1856 in deren Centrum Puebla erfolgreich nieder. Um ihn auch für die Zukunft zu brechen, erließ er die Dekrete vom 31. März 1856, wodurch das Grundeigentum der Kirche konfisziert wurde, und vom 28. Juni 1856, wonach die Geistlichkeit kein Grundeigentum mehr erwerben und besitzen durfte. Die Priesterpartei zettelte hierauf im ganzen Lande Aufstände an, so im Okt. 1856 in Puebla und später in San-Luis und an andern Orten. Sie wurden zwar niedergeworfen, hielten aber das Land in beständiger Aufregung. C. war diesen schwierigen Verhältnissen nicht gewachsen und vermochte, obschon er im Nov. 1857 mit außerordentlicher Gewalt bekleidet und 1. Dez. desselben Jahres als konstitu-

Artikel, die man unter C vermißt, sind unter K aufzusuchen.

tioneller Präsident proklamiert worden, Ordnung und Ruhe nicht wiederherzustellen. Bekämpft von der Armee und Geistlichkeit, fand er sich zuletzt ganz isoliert, und so wurde er von seinen Feinden 21. Jan. 1858 aus der Hauptstadt vertrieben. Im Februar begab er sich nach den Vereinigten Staaten, nachdem er Juarez, den Präsidenten des obersten Gerichtshofs, vorher zu seinem Nachfolger bestellt hatte. Später kehrte C. nach Mexiko zurück und kämpfte als General gegen die 1862 einfallenden Franzosen mit. Nach der Räumung der Hauptstadt ging er nach dem Norden des Landes, wo er 13. Nov. 1863 von Guerrillas unweit San Luis ermordet ward.

Comoren oder Comoro-Inseln, eine 1598 von Houtman entdeckte Gruppe von vier größern und mehrern kleinern Inseln, in einer 245 km langen Reihe, im nördl. Eingange der Straße von Mozambique, zwischen der Nordwestküste Madagaskars und der Küste von Mozambique. Die Inseln, sämtlich hoch und bergig, zum Teil vulkanisch und an den Rändern aus Korallenfels gebildet, zeichnen sich aus durch fruchtbaren Boden und ein von beständigen Seewinden gemäßigtes Klima. Die herrliche tropische Vegetation gewährt Kokos- und Arecapalmen, treffliches Schiffbauholz, vorzüglichen Reis und Mais, Bataten, Yams, Bananen, Mangos und Ananas, sowie Orangen, Citronen, Baumwolle, wilden Indigo und Zuckerrohr. Wichtig ist die häufige Caretschildkröte. Auch zahlreiches Rindvieh und Schafe produzieren die Inseln. Die Bewohner sind Mischlinge von ostafrik. Suaheli-Negern, Arabern und Malaien, zwar mohammedanisch, doch auch dem Fetischismus ergeben, im ganzen friedfertig, ehrlich und gastfrei, aber ohne kriegerischen Mut. Sie leben meist von Landbau, sind aber auch geschickt in Fertigung von Leinwand, Waffen, Schmiede- und sogar Juwelierarbeiten. Ausfuhrartikel sind Kokosöl und Schildpatt.

Drei der Inseln werden jede von einem arabischen Sultan beherrscht, während außerdem fast jeder Ort seinen eigenen, durch Wahl der Notabeln bestimmten Chef hat. Die vierte Insel, die östlichste, Mayotte, arab. M'Ayata, 366 qkm mit (1879) 10288 E., wurde 1841 an die Franzosen abgetreten. Gegen Nordwesten von Mayotte folgen: Njuana, Andschuan oder Johanna, die blühendste der Inseln, 373 qkm mit 12000 E., bis 1570 m hoch, überaus pittoresk, reich bewässert und ungemein fruchtbar, dazu leicht zugänglich und daher häufig von europ. Schiffen besucht; Mohilla oder Moheli, 231 qkm mit 6000 E., von Klippen umgeben, reich an Vieh und Lebensmitteln, berühmt durch seine Klingen; Groß-Comoro, arab. Angazija, die größte (1002 qkm), mit zwei durch einen 320 m hohen Rücken verbundenen hohen Bergen im Norden und Süden und einem an 2600 m hohen Vulkan, der alle drei bis vier Jahre eine Eruption hat und Lavaströme ins Meer sendet. Diese Insel hat fruchtbaren vulkanischen Boden, ist wasserarm, aber reich an Rindvieh. Sie zählt 35000 E., 3 wegen der frühern Salalava-Einfälle ummauerte Städte und etwa 100 Dörfer. Muroni ist die Residenz des Hauptsultans.

Compagni (Dino), florentin. Staatsmann, ein Zeitgenosse Dantes, starb nach einer nicht sicher beglaubigten Nachricht zu Florenz 26. Febr. 1323. Geschichtlich erwiesen ist nur, daß er in den beiden nächsten Decennien nach Errichtung der neuen Volksregierung 1282 zeitweise die obersten Staatsämter der florentin. Republik bekleidete. Während seine Zeitgenossen von seiner schriftstellerischen Thätigkeit nicht das Geringste berichten, wurde C. in den spätern Jahrhunderten als Dichter und Geschichtschreiber bekannt. Die Echtheit der ihm zugeschriebenen Dichtungen (wovon die bedeutendste, ein größeres allegorisch-philos. Gedicht: «L'intelligenza», zuerst von Ozanam in seinen «Documents inédits», Par. 1850, vollständig veröffentlicht wurde) ist keineswegs außer Zweifel. Die größte Berühmtheit erlangte C. durch die zum ersten mal von Muratori («Rerum Italicarum Scriptores», Bd. 9) 1726 veröffentlichte und seither öfters gedruckte «Cronaca Fiorentina» (beste Ausgaben von Manni, Flor. 1728, Melanotte, Tur. 1872, Fanfani, Flor. 1878, und die mit umfassendem Kommentar versehene des Isidoro del Lungo, 2 Bde., Flor. 1880), welche lange Zeit als ein klassisches Geschichtswerk galt. Erst in der jüngsten Zeit ist die Echtheit der «Cronaca» (wovon die älteste bekannte Handschrift von 1514 datiert) durch Fanfani («Piovano Arlotto», Flor. 1858, und «Dino C. vendicato», Mail. 1875), G. Grion («La cronaca di Dino C. opera di Antonio Francesco Doni», Verona 1871), namentlich aber durch Scheffer-Boichorst («Florentiner Studien», Lpz. 1874) in hohem Grade in Frage gestellt worden. Der darüber in Deutschland und Italien entbrannte Streit ist noch nicht beendet; doch wird die Echtheit der Chronik immer allgemeiner bezweifelt. Unter den Verteidigern der Echtheit derselben ragen hervor: Gino Capponi («Storia della repubblica di Firenze», 2 Bde., Flor. 1875), C. Hegel («Die Chronik des Dino C. Versuch einer Rettung», Lpz. 1875) und Isidoro del Lungo («Dino C. e la sua cronaca», 2 Bde., Flor. 1880). Vgl. ferner K. Hillebrand, «Dino C., étude historique et littéraire» (Par. 1862).

Compagnie (frz.), s. Kompagnie.

Compagnon (frz.), s. Associé.

Compagnonage nennt man in Frankreich eine eigentümliche Organisation der Handwerksgesellen, die bis in das Mittelalter zurückreicht und auch Verwandtschaft mit den ältern deutschen Gesellenverbänden besitzt. Sie erinnert in ihren Formen vielfach an die Freimaurerei und umfaßte ursprünglich nur die Baugewerke, welche mit «Zirkel und Winkelmaß» arbeiten. Die C. bildete übrigens niemals eine Einheit, sondern die Verbände zerfielen in verschiedene Lager, die sich mit größter Feindschaft gegenüberstanden, was noch in den funfziger Jahren dieses Jahrhunderts oft zu blutigen Schlägereien führte. Man unterscheidet hauptsächlich drei Gruppen: die «Enfants de Salomon» oder «Gavots», auch Gesellen vom «Devoir de liberté» genannt, aus Steinmetzen, Schreinern und Schlossern bestehend, denen sich auch eine Partei der Zimmerleute anschloß; die «Enfants de maître Jacques», die ursprünglich ebenfalls nur aus Verbänden von Steinmetzen, Schreinern und Schlossern bestanden, später aber den «Devoir» (Ritus, Comment) auch vielen andern Handwerkern mitgeteilt haben; die «Enfants du père Soubise», die ursprüglich nur aus Zimmerleuten bestanden, später aber noch die Dachdecker und Gipser zugelassen haben. Die beiden letztgenannten Gruppen hießen «Compagnons du devoir» oder «devoirants» (von den «gavots» korrumpiert in «dévorants»). Seit 1830 bildete sich eine Reformpartei unter dem

Namen der «Société de l'Union», welche die zu vielen Excessen führende Symbolik der alten C. fallen ließ und nur die praktisch berechtigten Zwecke derselben verfolgen wollte. Dieselbe hat nach vielen Schwierigkeiten allmählich Boden gewonnen, obwohl ihr von den Hilfsgenossenschaften und Gewerkvereinen, wie sie sich in der neuesten Zeit ausgebildet haben, eine große Konkurrenz gemacht wird. Der nächste Zweck der C. war die Unterstützung der Gesellen auf ihrer Wanderung; sie fanden in den Städten des regelmäßigen «tour de France» eine ständige Herberge (mère), Arbeitsvermittelung, Pflege und Unterstützung bei Krankheiten und Reiseunterstützung. Außerdem aber wirkte die C. nach Art der modernen Gewerkvereine auf den Arbeitsmarkt ein, indem sie die Zuwanderung der Gesellen von bereits überfüllten Städten ablenkte, oft auch einzelne Meister und sogar ganze Städte in Verruf (damnation) that, und auch nicht selten trotz des strengen Koalitionsverbotes wohlorganisierte Strikes unternahm. In einigen Gewerben hat sich die C. auch gegenwärtig neben den andern Gewerkvereinsformen behauptet, so namentlich bei den Zimmerleuten in Paris. Vgl. Simon, «Étude historique et morale sur le C.» (Par. 1853); Perdiguier, «Le livre du C.» (3. Aufl., Par. 1857); Leris, «Gewerkvereins- und Unternehmerverbände in Frankreich» (Lpz. 1879).

Companies Act ist die gewöhnliche Bezeichnung des engl. Gesetzes von 1862 über die Gründung von Handelsgesellschaften mit beschränkter oder unbeschränkter Haftbarkeit, durch welches das Prinzip der beschränkten Haftbarkeit nach den vorbereitenden Gesetzen von 1855, 1856, 1858 eine ausgedehnte Anwendbarkeit erhielt. Ein neues Gesetz, welches das ältere etwas modifiziert, aber für Notenbanken noch immer, wenigstens für den Betrag der emittierten Noten, die unbeschränkte Haftbarkeit der Aktionäre beibehält, datiert vom 15. Aug. 1879. (S. Aktiengesellschaft.)

Comparaison (frz.), Vergleich, Vergleichung; en c., im Vergleich; sans c., ohne Vergleichung (mit Ausschluß jeder weitern Vergleichung).

Comparatio (lat.), Vergleichung; z. B. C. litterarum, Vergleichung der Handschrift durch Schriftverständige. (S. Komparation.)

Comparetti (Domenico), ital. Philolog, geb. 27. Juni 1835 zu Rom, studierte auf der Universität daselbst, wurde dann Apotheker und pflegte daneben mit Vorliebe die Bibliographie und das Studium der alten und modernen Sprachen. Im J. 1859 wurde er zum Professor der griech. Sprache und Litteratur an der Universität zu Pisa ernannt und nach mehrern Jahren in gleicher Eigenschaft nach Florenz versetzt, wo er am Istituto di studii superiori lehrt. Außer zahlreichen Arbeiten in ital. und ausländischen Zeitschriften schrieb er: «Intorno all' opera sulla composizione del mondo di Ristoro di Arezzo» (Rom 1859), «Intorno all' età in cui visse l'annalista Liciniano» (Flor. 1859), «L'Euxenippea di Iperide» (Pisa 1861), «Il Discorso pei morti nella guerra Lamiaca» (Pisa 1864), «Intorno al libro dei sette savi» (Pisa 1865), «Saggio dei dialetti greci nell' Italia meridionale (Pisa 1866), «Virgilio nel medio evo» (2 Bde., Livorno 1872; deutsch von Dütschke, Lpz. 1875), «Papiro ercolanese inedito» (Turin 1875), «La commissione omerica di Pisistrato e il ciclo epico» (Turin 1881), «Iscrizioni greche di Olimpia e di Ithaka» (Turin 1881). Mit Alessandro d'Ancona gibt C. heraus: «Canti e racconti del popolo italiano» (Bd. 1—7, Turin 1869—79); mit Gius. Müller und Flechia redigiert er die zu Turin erscheinende Zeitschrift «Rivista di filologia e d'istruzione classica».

Comparse (ital.), Statist, stumme Person (auf der Bühne); früher hießen so die Aufzüge der Ritter beim Karussellreiten (s. Karussell); Comparserie, das Arrangement und Auftreten der C. auf der Bühne.

Compartimento (ital.), abgeteilter Raum, Bezirk, Fach, Eisenbahncoupé u. s. w.

Compascŭum (lat.), gemeinsame Weide oder Koppelweide, Koppeltrift; Jus compascui oder compascendi, Trift-, Hutgerechtigkeit auf dem Grund und Boden eines andern.

Compassio (lat.), Mitleid oder Mitgefühl; Festum Compassionis Mariae Virginis, Fest des Mitleidens Mariä (mit den Schmerzen, die Jesus am Kreuz zu dulden hatte), wird von der röm.-kath. Kirche am Freitag vor dem Palmsonntag begangen. (S. unter Maria.)

Compāter (neulat.), Gevatter.

Compelle intrare, s. Coge intrare.

Compensātis compensandis (lat.), mit Ausgleichung des Auszugleichenden.

Compère (frz.), Gevatter; auch Helfershelfer eines Taschenspielers.

Complacevŏle (ital.), anmutig, gefällig (zur Bezeichnung für den Vortrag eines Tonstücks).

Compiègne, Hauptstadt eines Arrondissements im franz. Depart. Oise, 2 km unterhalb des Einflusses der Aisne in die Oise, am rechten Ufer der letztern, und an der Nordbahn, 84 km nordöstlich von Paris gelegen, zählt (1876) 12923, als Gemeinde 13393 E., die Industrie in Hanfleinwand, Seiler- und Strumpfwaren, sowie in Bürsten, Billards, Zucker, Mehl, Bier, Ziegel und Drainageröhren unterhalten, und Handel in Holz, Getreide und Kohlen treiben. Man baut Hanf und Flachs. Die Stadt hat Reste von Befestigungen, namentlich runde Türme, einen Gerichtshof, ein Kommunal-Collége, das Museum Vivenel, eine Bibliothek von 10000 Bänden und ein Schloß mit einem schönen Walde von 14509 ha und 94 km Umfang, ehemals Cotia Sylva, noch im 14. Jahrh. Guise-Wald genannt, einer der größten in Frankreich, reich an Bergen und Felsen, an Bächen und Teichen. Merkwürdig ist das Stadthaus, ein Gebäude spätern got. Stils, und der Jakobinerturm, der Kerker der Jungfrau von Orléans, die hier bei der Belagerung der Stadt 1430 von den Engländern gefangen genommen wurde, und deren Denkmal hier (Bronzestatue von Leroux, 2,5 m hoch) im Okt. 1880 enthüllt wurde. Das Schloß, unter den Merovingern gegründet und unter Ludwig XV. umgebaut, früher Louvre genannt, kann in seinem jetzigen Zustande als ein modernes Gebäude angesehen werden. Es hat eine 193 m lange Façade gegen die Parkterrasse und eine zweite gegen den Schloßplatz in der Stadt. Napoleon I. baute eine vom Schlosse zum Eingang durch den Garten führende, 1,4 km lange Weinlaube und empfing daselbst seine Braut, die Erzherzogin Marie Luise. Karl X. bewohnte es oft wegen der Jagd. Ludwig Philipp vergrößerte die Kapelle und baute einen Theatersaal. Napoleon III. benutzte das Schloß als Landresidenz im Spätjahr. Jetzt befindet sich darin eine gallo-

roman. Sammlung und ein cochinchines. Museum (musée Khmer). C. wird schon zur Zeit des Frankenkönigs Chlodwig (Compendium) genannt. Pipin veranstaltete hier 757 ein Maifeld, und später wurden daselbst 14 Reichstage und Konzilien gehalten, das merkwürdigste 833, wo Kaiser Ludwig der Fromme auf Betrieb seines ältesten Sohnes Lothar abgesetzt wurde und öffentliche Kirchenbuße thun mußte. Hier versammelte 1382 Karl VI. die Generalstaaten, welche ihm jede Unterstützung für den flandrischen Krieg verweigerten. Napoleon I. verwies 1808 den König Karl IV. von Spanien hierher.

Compĭtum (lat.), Kreuzweg; dann eine Kapelle an einem solchen, in der bei den alten Römern die Bilder von je zwei Schutzgottheiten (Lares compitales, für jede der sich kreuzenden Straßen eine) sich befanden, denen vierteljährlich ein Volksfest (Compitalia) gefeiert wurde; Augustus fügte zu ihnen noch den Genius Augusti hinzu und ordnete zur Verehrung dieser Gottheiten zwei stehende Feste, im Mai und August, an.

Complaisance (frz.), Gefälligkeit, Artigkeit; par c., aus Gefälligkeit; complaisant, gefällig, dienstbeflissen.

Complētor (lat.), ehedem beim Reichskammergericht derjenige, welcher die eingegangenen Sachen einregistrierte und die Protokolle in Ordnung hielt.

Completorium (lat.), s. unter Hora canonica.

Complice (frz.), Mitschuldiger.

Complutensische Bibel, s. u. Polyglotte.

Composé (frz.), «zusammengesetzt», komponiert (von Musikstücken).

Compositae (Kompositen), Pflanzenfamilie, s. Kompositen.

Compositen (Compositae), Pflanzenfamilie, s. Kompositen.

Compositeur (frz.), Komponist, Tonsetzer; auch Schriftsetzer.

Composĭtum (lat.), etwas Zusammengesetztes, namentlich ein zusammengesetztes Wort.

Compossessio (lat.), Mitbesitz, wenn mehrere Personen an einer und derselben Sache einzelne Anteile haben, welche sich nicht körperlich (als reale Teile) an derselben darstellen.

Compostēla, eigentlich Santiago de C., Hauptstadt des span. Königreichs Galicien, in der Provinz Coruña, liegt 33 km vom Meere auf einem hügeligen, in weitem Umkreise von Bergen umringten Plateau, am Abhange des Monte-Pedroso zwischen den Ullazuflüssen Sar und Sarela 227 m hoch. Die Stadt ist der Sitz eines Erzbischofs (nächst dem von Toledo der bedeutendste Prälat Spaniens), des 1161 gestifteten Ritterordens gleiches Namens, einer 1532 gestifteten, stark besuchten Universität, nach Madrid der einzigen, welche sechs Fakultäten hat (Theologie, Jurisprudenz, Medizin, Philosophie und Philologie, Naturwissenschaften, Pharmacie), eines erzbischöfl. Seminars und zweier Colegios oder höhern Schulanstalten. C. ist weitläufig, aber unregelmäßig gebaut, hat altertümliche, hohe, nach der Straße zu meist auf Arkaden ruhende Gebäude, 15 Kirchen, 4 Hospitäler, 1 Waisenhaus, 3 Kasernen und noch einige von den früher vorhandenen 16 Klöstern. Die aus dem 11. Jahrh. stammende große, prachtvolle Kathedrale umfaßt mit dem dazu gehörigen Kloster, dem erzbischöfl. Palast und andern Nebengebäuden ein Areal von 82 a. Die Kirche selbst hat sieben Eingänge, zwei Türme von 78 m Höhe, im Innern sechs von schlanken Säulen getragene Schiffe und 25 Kapellen, und bildet ein Kreuz von 87 m Länge und 64 m Breite. Auf dem Hochaltar befindet sich anstatt eines Gemäldes die lebensgroße Statue des heil. Jakobus (Santiago), des Schutzpatrons von Spanien. Der Leib dieses Apostels soll in der Krypta begraben liegen; auch wird unter andern Reliquien sein Haupt gezeigt. Nach der Legende soll dieser Leib 829 nach C. gebracht worden sein. Seit dieser Zeit ward die Stadt der besuchteste Wallfahrtsort Spaniens, was sie noch ist, und weit berühmt in der ganzen kath. Christenheit. Eine Pilgerreise dahin galt ebenso viel wie eine nach Jerusalem, und jeder Pilger (romero) erhielt ein Certificat (compostela), daher der Beiname der Stadt. Früher war die Kathedrale sehr reich an Kunstschätzen (herrlichen Glasfenstern, ausgezeichneten Bildwerken) und Kostbarkeiten; während des Franzosenkriegs ging jedoch der größte Teil davon verloren. Die 24192 E. (1877) treiben lebhaften Handel mit ihren Fabrikaten, mit Leinwand, Seide, Garn, Lederwaren, Hüten und Papier. Die Umgegend ist reich an Obst, Gartenfrüchten, Gemüse, Cerealien und Vieh.

Composto (ital.), soviel wie Composé.

Compound-Maschine (vom engl. compound, d. i. zusammengesetzt; frz. machine à deux cylindres, engl. compound-engine, double cylinder engine), ungenau auch Woolfsche Maschine genannt, eine zweicylinderige Dampfmaschine, bei welcher der im kleinern (Hochdruckcylinder) schon teilweise expandierte Dampf auf dem Wege zum großen (Niederdruckcylinder) ein Zwischenreservoir passiert und die beiden Kolben nacheinander in den toten Punkt treten. (S. unter Dampfmaschine; vgl. auch Dampfschiff.)

Comptant, s. Contant.

Compte (frz.), Rechnung; Compte rendu, Rechenschaftsbericht, Rechnungsablegung, auch Sitzungsbericht und Recension.

Compteur (frz.), Rechner, Zähler. C. d'expérience («Erfahrungsrechner»), Vorrichtung für die Gaskonsumenten, um die Güte des Gases und den Konsum der einzelnen Flammen zu prüfen; C. pour usines, Vorrichtung für Gasanstalten, welche angibt, wie viel Gas in jeder Viertelstunde produziert worden ist.

Comptoir (frz., vom ital. Conto), deutsch Contor oder Kontor, eigentlich Zähl- oder Ladentisch, dann Schreib- oder Geschäftsstube eines Kaufmanns, worin auch seine mit den schriftlichen Arbeiten betrauten Commis (Contoristen) verweilen. Ferner heißen Contore oder Faktoreien die von Kaufleuten oder Handelsgesellschaften gegründeten Handelsniederlassungen im Auslande.

Compton (Henry), vertrauter Ratgeber Wilhelms III. von England, Sohn eines königlich gesinnten Offiziers, der als General Karls I. im Bürgerkriege gefallen war, geb. zu Compton 1632, wurde in Oxford bis 1652 erzogen, begab sich dann auf Reisen nach dem Kontinent, kehrte nach der Restauration zurück und wandte sich zuerst kurze Zeit der militärischen, dann aber der geistlichen Carrière zu. Vermöge seiner hohen Geburt überwand er bald die niedern Stufen, wurde 1674 Bischof von Oxford, 1675 von London, bald darauf Mitglied des Geheimen Conseils und Erzieher der Prinzessinnen Marie und Anna. Er ließ es sich angelegen sein, die dissidentischen Richtungen mit der Hochkirche zu versöhnen, während er andererseits die kath. Bestrebungen, die an dem königl. Hofe mehr

und mehr überwogen, energisch bekämpfte. Unter Jakob II. verlor er deshalb den Sitz im Conseil und, als er dem königl. Befehl, einem Prediger, Dr. Johann Sharp, die Kanzel zu verbieten, den Gehorsam verweigerte, das Bistum selbst im Sept. 1686. So trieb der König die konservativste Richtung unter den Protestanten zur Revolution. C. war Mitunterzeichner des Briefs, in dem sieben Häupter der Whigs und Tories Wilhelm von Oranien zur Landung in England einluden. Er verleitete auch Anna zum Abfall von ihrem Vater, floh mit ihr ins feindliche Lager und trat nach dem Siege im Oberhause für die Erklärung ein, daß der Thron leer sei, wodurch das Königtum Wilhelms ermöglicht wurde. Jetzt wurde er einer der vertrautesten Ratgeber des neuen Herrschers und folgte ihm als Mitglied des Geheimen Rates 1690 auf den Haager Kongreß. Diese Gunst wurde ihm auch unter Königin Anna erhalten, die ihn unter anderm in die Kommission zur Union Schottlands mit England brachte. Doch erreichte er das höchste Ziel seines Ehrgeizes, den Erzstuhl von Canterbury, nicht, wohl weil er zu stark prononcierte latitudinarische Tendenzen gerade in seinen letzten Jahren wieder durchblicken ließ. C. starb 7. Juli 1713.

Compulsorium oder Litterae compulsoriales (lat.), Schreiben, worin eine höhere Behörde eine untergebene zur Beschleunigung einer Angelegenheit auffordert.

Compurgator (lat.), Eideshelfer.

Compŭtus (lat.), Berechnung; C. paschalis, Rechnung, nach welcher das Osterfest bestimmt wird.

Comte (frz.), Graf.

Comte (Isidore Auguste Marie François Xavier), der originellste unter den franz. Denkern des 19. Jahrh., Begründer des sog. Positivismus, geb. 19. Jan. 1798 zu Montpellier, studierte auf der Polytechnischen Schule zu Paris und geriet dabei in nahe Verbindung mit Saint-Simon (s. d.), für dessen Journal «L'Organisateur» er arbeitete, von dem er sich jedoch bald trennte. Er erhielt sich durch mathem. Unterricht und eröffnete eine Vorlesung über seine «positive Philosophie». Überarbeitung und Aufregung brachten ihm eine nervöse Erkrankung, welche für mehrere Jahre seine Thätigkeit unterbrach. Im J. 1832 wurde er zum Repetenten an der Polytechnischen Schule und zum Examinator für die Aufnahme der Schüler derselben ernannt, in welcher Stellung er bis 1851 blieb. Dann gab er diese Stellung auf und lebte in Zurückgezogenheit bis zu seinem Tode am 5. Sept. 1857.

Der wissenschaftliche Ertrag von C.s Leben war der «Positivismus» (s. d.), welchen er in seinem «Cours de philosophie positive» (6 Bde., Par. 1830—42; 3. Aufl. 1864; die Einleitung dieses Werks ist ins Deutsche übersetzt von G. Schneider, Lpz. 1882) niederlegte, ein neuer Versuch einer rein sensualistischen Philosophie. Einseitig mathematisch gebildet, vollkommen autodidaktisch verfahrend, glaubte C. etwas völlig Neues zu schaffen, wenn er Gedanken, die aus dem 18. Jahrh. in die allgemein wissenschaftliche Situation des 19. Jahrh. übergegangen sind, in persönlich ursprünglicher Form zur Darstellung brachte. So stellte er das «Gesetz» auf, daß alle menschliche Erkenntnis mit der theol. Auffassung beginne, um von da durch die Irrtümer der Metaphysik hindurch auf den «positiven» Standpunkt zu gelangen, auf welchem die Betrachtung der ersten Ursachen und der Zwecke gleichmäßig abgelehnt und nur die Aufstellung von Gesetzen der «Succession von Phänomenen» als die Aufgabe der wissenschaftlichen Forschung erkannt wird. Diesem Gedanken entspricht es wenig, daß C., um seinerseits diese Aufgabe zu erfüllen, eine «Hierarchie der Wissenschaften» aufstellt, in deren Aufbau jedesmal die folgende sich als die kompliziertere aus den vorhergehenden als den einfachern ergeben soll, daß er als die einfachste die Mathematik als die Lehre von Zahl, Raum und Bewegung zu Grunde legt und darauf successive die Astronomie, die Physik, die Chemie, die Biologie und die (von ihm so benannte) Soziologie folgen läßt. Wenn dabei die Psychologie in einen Teil der Biologie (als Nervenphysiologie oder Phrenologie) verwandelt wurde, so begreift sich, wie ein Teil seiner Anhänger, z. B. Littré (s. d.), zu völlig materialistischen Konsequenzen fortschritt, während seine engl. Anhänger, wie Mill, Lewes und Spencer, mehr die methodologische Tendenz seiner Lehre, d. h. die Auflösung der Philosophie in die Erfahrungswissenschaften, betonten und den Verzicht des Denkens, über sein sinnliches Material hinauszugehen, als die «große Entdeckung» C.s proklamierten. Die Widerlegung dieses Positivismus übernahm C. selbst: am Schlusse seines Lebens wurde der Gegner aller Metaphysik in echt mystischer Weise, den Saint-Simonistischen Jugendeindrücken folgend, zum Stifter einer Religion, deren Objekt die «Menschheit», das «große Wesen», sein sollte. Sein «Système de politique positive, ou Traité de sociologie, instituant la religion de l'humanité» (4 Bde., Par. 1851—54) verkündete diese Lehre; erläutert wurde sie durch: «Bibliothèque positiviste» (Par. 1851), «Catéchisme positiviste» (Par. 1853) und «Calendrier positiviste» (Par. 1849—60). — Vgl. G. H. Lewes, «C.'s philosophy of the positive sciences» (Lond. 1847); Robinet, «Notice sur l'œuvre et sur la vie de C.» (Par. 1860); Littré, «C. et la philosophie positive» (Par. 1863); derselbe, «C. et Stuart Mill» (Par. 1866); desselben «La philosophie positive» (Par. seit 1867); J. St. Mill, «C. and positivism» (2. Aufl., Lond. 1866; deutsch, Lpz. 1874); Pellarin, «Essai critique sur la philosophie positive» (Par. 1866).

Comte (Pierre Charles), franz. Maler, geb. 23. April 1823 zu Lyon, Schüler Robert Fleurys, widmete sich wie dieser der Historienmalerei und brachte 1847 sein erstes bedeutendes Bild zur Ausstellung: Lady Jane Grey, dem 1855 ein zweites folgte: Begegnung Heinrichs III. mit dem Herzog von Guise. Andere Bilder von ihm sind: Karl IX. von seiner Mutter zum Beschluß der Bluthochzeit angetrieben; Racheschwur Heinrichs von Guise wegen seines ermordeten Vaters (1864), Besuch Franz' I. bei Cellini, Karl V. im Schloß zu Gent nach seiner Abdankung u. s. w.

Comtesse (frz.), Gräfin, im Deutschen besonders für unverheiratete Damen gräfl. Abkunft gebraucht.

Comum, der alte lat. Name für Como (s. d.).

Comus, s. Komos.

Comyn, altschott. Geschlecht, angeblich von einem alten Keltenkönig Duncan abstammend, das öfters Ansprüche auf den schott. Thron erhob und in den innern Fehden Schottlands, sowie in den Kämpfen mit England eine Rolle spielte.

Con (ital.), «mit», kommt namentlich häufig in Verbindung mit Substantiven zur Bezeichnung für

den Vortrag von Musikstücken vor, z. B. con abbandono, mit Hingabe; con affetto (affettuoso), mit Leidenschaft; con afflizione, mit schmerzlichem Ausdruck; con agilità, mit Leichtigkeit; con agitazione (agitato), mit Bewegung, bewegtem Ausdruck; con allegrezza, mit Munterkeit, lebhaft; con amarezza, mit Bitterkeit; con amore, mit Liebe; con anima, seelenvoll; con brio, feurig; con calore, mit Wärme u. s. w.

Coena (lat.), Mahlzeit. Post coenam stabis, aut (seu) passus mille meabis, nach dem Essen sollst du stehen oder tausend Schritte gehen, ein Ausspruch, welcher aus den diätetischen Regeln der Schule von Salerno stammen soll. — C. Domini, «Mahl des Herrn», Abendmahl.

Coenaculum (Cönakel, lat.), Speisesaal, besonders in Klöstern und Schulen.

Conat (conātus), s. Versuch (eines Verbrechens).

Con brio (ital.), s. unter Brio und Con.

Conc., Abkürzung auf Rezepten für Concīsa (lat.), d. h. zerschnitten, von Wurzeln, Stengeln u. s. w., oft in Verbindung mit Contusa, d. h. zerstoßen, von Samen u. s. w.

Conca (ital.), Muschel; Conca d'Oro (Goldene Muschel), die Bucht von Palermo.

Concarneau, Dorf an der Meeresküste des Depart. Finistère, im Arrondissement Quimper, 22 km im SO. von Quimper, an der Ostküste der Baie de la Forest, zählt (1876) 4745 E. und hat einen Hafen. Im November sind zwei Drittel der Bewohner mit dem Sardinenfang beschäftigt und 60 Werkstätten bereiten den Fisch für den Handel zu. Für künstliche Fischzucht befindet sich hier ein großes, von Coste gegründetes Etablissement; es sind sechs Bassins, welche 1 Mill. qm Fläche einnehmen; in dreien derselben werden Fische gezogen und in den drei andern 10—15000 Hummern und Langusten.

Concēdo (lat.), ich gebe nach, gebe zu, räume ein, stimme bei.

Concentus (lat., «Mitgesang», «Zusammenklang»), in der röm.-kath. Kirchensprache neben den Accentus ecclesiastici (s. d.) eine der beiden Hauptgattungen, in welche die Ritualgesänge des Gregorianischen Gesangs eingeteilt sind. Der C. begreift alles, was der Gesamtchor vorzutragen hat, d. h. Hymnen, Psalmen, Responsorien, Halleluja, Segnungen u. s. w.

Concepciōn (span.), Empfängnis, s. Conceptio.

Concepcion, Hauptstadt der gleichnamigen Provinz in der südamerik. Republik Chile, in überaus fruchtbarer Gegend am rechten Ufer des Biobio reizend gelegen, unter der span. Herrschaft die zweite Hauptstadt des Generalkapitanats Chile, jetzt Sitz der Provinzialbehörden, eines Bischofs und des Appellationsgerichts für Südchile. Die Stadt zählt (1875) 18277 E. und ist eine der schönsten Städte der Republik, regelmäßig und hübsch gebaut, aber meist noch ungepflastert. Von öffentlichen Gebäuden sind die neue Kathedrale, das Stadthaus, das Provinzial-Lyceum, das Hospital und das Theater bemerkenswert. Die Industrie des Ortes liegt vorwiegend in den Händen von Fremden, namentlich von Deutschen, und beschäftigt sich hauptsächlich mit Bereitung von Liqueurs, Mühlenbetrieb und Ziegelbrennerei. Der Handel ist von Bedeutung. Der Biobio läßt sich ziemlich weit landeinwärts mit Dampfschiffen befahren, nur ist die Einfahrt in seine breite Mündung wegen vorliegender Sandbänke und heftiger Brandung erschwert. Gegen N. der Stadt springt die Halbinsel Tumbes vor, durch welche die 10 km lange und 9 km breite Concepcionbai gegen die vorherrschenden Südwestwinde vollkommen geschützt und von der westl. Vincentbai getrennt wird. An ersterer Bai auf der Landenge zwischen beiden liegt 15 km von C. der eigentliche Hafen, die Stadt Talcahuano (mit 2500 E.), der sicherste und beste Hafen von ganz Chile, geschützt durch die Insel Quiriquina. Talcahuano ist Ausgangspunkt der 772 km langen Staatsbahnlinie über Chillan, Curicó und Santiago nach Valparaiso. — C. wurde 1550 von Pedro de Valdivia dicht am Meere an der Stelle von Penco gegründet, aber 1554 und 1603 von den Araucanern erobert und verheert, 1570, 1657 und 1751 durch Erdbeben zerstört und von den Wellen weggespült. Nachdem sie 1752 an ihrer jetzigen Stelle wieder aufgebaut worden, nahm sie nun den lebhaftesten Aufschwung, kam jedoch durch die Kriege mit den Spaniern (die 1813 aus Peru unter Pareja bei Talcahuano landeten) und mit den Araucanern, sowie durch das furchtbare Erdbeben von 1835, welches auch Talcahuano und Penco zerstörte, wieder sehr herab. In ihr fand 1. Jan. 1818 die feierliche Unabhängigkeitserklärung der Republik statt. Infolge der 1852 südlich von der Stadt entdeckten Kohlenlager und des starken Kohlenexports hat sie sich neuerdings wieder rasch emporgehoben.

Die Provinz Concepcion, welche sich im Dez. 1829 unter General Prieto von der Republik losriß, bis Prieto 5. April 1831 Präsident ward, und welche 1853 durch den nördlichsten Teil von Arauco erweitert wurde, zählte 1878 auf 9265 qkm 156635 E. Sie bildet das wichtigste landwirtschaftliche Gebiet Chiles und ist namentlich durch ihre Weizenproduktion, von welcher fast die Hälfte das Depart. Coelemu liefert, für die nördl. Provinzen von großer Wichtigkeit; überdies liefert sie die besten Weine Amerikas und hat großen Reichtum an Steinkohlen. Ausgezeichnete Mühlwerke sind in Thätigkeit. Ausgeführt werden viel Schlachtvieh, Wolle, Backobst, Gemüse, Schiffszwieback, Bauholz, Schinken, Käse, Rohrmatten, grobe Wollwaren u. s. w. An der Bai liegen die Hafenorte Talcahuano, Penco, Lirquen und El Tomé und südlich von der Flußmündung finden sich an der Küste noch 14 kleinere von Wichtigkeit.

Concepcion (Villa de), Stadt im Staate Chihuahua der Republik Mexiko, 134 km im WSW. von der Stadt Chihuahua, Hauptort des Distrikts Guerrero, mitten in einer Bergwerkslandschaft, zählt 4000 E. und ist berühmt durch seine Äpfel, die weithin versendet werden. Im Westen liegen an der Grenze von Sonora die jetzt nur noch wenig bebauten, aber doch noch ergiebigen Silberminen von Jesus-Maria und der Sierra Tarahumare, die früher C. zu einem wichtigen Platze machten, der auch jetzt noch viel Reichtum besitzt.

Concepcion (Villa real de la), Stadt in der südamerik. Republik Paraguay, am Paraguay, 300 km oberhalb von Asuncion, wurde 1773 gegründet und treibt Handel mit dem in den östl. Ebenen gesammelten Yerba (Paraguay-Thee), der aus den Maté genannten kugelförmigen Gefäßen genossen wird. Der Krieg mit Brasilien hat die Zahl der Bewohner von 3000 auf 600 herabgebracht.

Concepcion de Apolobamba oder Apolobamba, Stadt in der bolivian. Provinz Beni

in Südamerika, am Tariapo, etwa 300 km nördlich von La Paz. Aus den umliegenden Wäldern wird Chinarinde gewonnen, welche gegenwärtig auf dem Beni und Madeira ausgeführt wird, nebst Coca und etwas Kakao. C. ist ursprünglich eine Mission der Franziskaner.

Concepcion del Arauco oder bloß Arauco, Stadt in der südamerik. Republik Argentina, Provinz La Rioja, Hauptort des Depart. Arauco, am Ostfuße der Sierra Velasco, in einem kleinen Thale, dessen Gewässer sich in einer Ebene verlieren, zählt 3237 E. Auf den Bergabhängen der Umgegend baut man Oliven und Wein. Der gute Riojawein ähnelt dem Portweine.

Concepcion de Puno, Stadt in Peru, s. Puno.

Concepcion del Rio Cuarto oder bloß Rio Cuarto, Stadt in der Argentinischen Republik, Provinz Córdoba, am Rio Cuarto in 443 m Höhe, an der Eisenbahn Villa-Maria—Villa de Mercedes, ist regelmäßig angelegt, hat Militär und eine Indianermission und zählt 5414 E. Die Häuser sind von Gärten umgeben, in denen stattliche Feigenbäume, Pfirsiche, Weinstöcke und Opuntien wachsen.

Concepcion del Uruguay, oder nur Concepcion, früher Arroyo de China genannt, liegt in der südamerik. Republik Argentina, rechts nahe an einem Arme des Uruguay, und ist der Hauptort der Provinz Entre-Rios, Depart. Uruguay. C. wurde 1778 gegründet und zählt 6513 E. In einem 1850 gebauten prächtigen Gebäude hat sie eine höhere Schule (National-College), die seit 1864 in gleicher Weise organisiert ist, wie die zu Buenos-Ayres und wie das Montserrat College zu Cordova. Größere Schiffe gelangen bis an die Stadt.

Concepcion de la Vega, Stadt auf der westind. Insel Haïti, Republik Santo-Domingo, Provinz Santo-Domingo, Hauptort der Gemeinde Vega, am Camu in 85 m Höhe gelegen, im NW. von Santo-Domingo, im W. und S. von anmutigen Hügeln umgeben, zählt 9000 E. Weiter im NO. lag eine ältere Stadt dieses Namens, welche 1495 von Columbus nach einem großen Siege an Stelle der alten Indianerhauptstadt Magua erbaut ward und 1564 durch ein Erdbeben unterging. Infolge des ergiebigen Bergbaues war diese alte Stadt ansehnlicher, als die jetzige ist.

Concepcion del Bermejo, Stadt in der südamerik. Republik Argentina, Territorium Chaco, am rechten Ufer des zum Paraguay fließenden Bermejo, etwa 170 km im NW. von der Mündung des Paraguay in den Paranà, wurde 1585 gegründet.

Concepi (lat.), ich habe es verfaßt. Sein C. unterschreiben, sich als Verfasser, namentlich einer Rechtsschrift, bekennen. (S. Konzipieren.)

Conceptio (lat.), Empfängnis; C. immaculata beatae Mariae virginis, Fest der Unbefleckten Empfängnis Mariä, wird in der röm.-kath. Kirche am 8. Dez., in der griech.-kath. am 9. Dez. (21. Dez. n. St.) gefeiert, s. unter Maria und Unbefleckte Empfängnis Mariä.

Conception oder Kleine Windwardinsel, kleine Insel des Bahama-Archipels, 60 km im SW. von San-Salvador gelegen, 7,2 qkm groß.

Conceptionsbai, ein Einschnitt an der Nordküste der Halbinsel Avalon in Neufundland, wo sich zahlreiche Fischeransiedelungen befinden; östlich davon liegt der Hauptort der Kolonie, St.-Johns. Der wichtigste Hafen ist Harbour-Grace.

Concertante, s. unter Konzert.

Concerts spirituels (frz., »geistliche Konzerte«) hießen die im 18. Jahrh. in Paris an den kirchlichen Festtagen, an denen die Theater geschlossen waren, veranstalteten Konzerte, in welchen Tonwerke ernsten Inhalts (nur anfangs vorwiegend geistliche) zur Aufführung kamen. Sie wurden von Philidor 1725 ins Leben gerufen und im Schweizersaal der Tuilerien an 24 Tagen jährlich abgehalten. Die Revolution machte ihnen 1791 ein Ende. Die Concerts spirituels hatten eine ähnliche Bedeutung wie gegenwärtig die Concerts du Conservatoire. Jetzt finden Concerts spirituels in Paris nur in der Charwoche statt (seit 1805) und beschränken sich auf religiöse Musik.

Concetti (ital.), eigentlich Gedanken, Einfälle, in prägnanter Bedeutung soviel wie glänzende Einfälle, Redewendungen, Metaphern u. s. w., meist jedoch mit dem Nebensinn des Erkünstelten und Geschmacklosen, z. B. wenn die Sonne als die Königin der Kerzen bezeichnet wird.

Concha (in der Architektur), s. Apsis.

Concha (Don Manuel Gutierrez de la), Marquis del Duero, span. General, geb. 25. April 1808 zu Cordoba del Tucuman im Vizekönigtum Buenos-Ayres, kam nach dem Tode seines Vaters, der als Brigadier der königl. Flotte im Kriege Spaniens gegen die Aufständischen am La Plata fiel, nach Spanien, wo er 1820 als Kadett in die Reales Guardias aufgenommen wurde. Noch vor Ausbruch des Bürgerkriegs zum Lieutenant in der Guardia Real moderna ernannt, zeichnete er sich im Feldzuge gegen die Karlisten mehrfach aus und wurde 1840 Feldmarschall und Generalkommandant der Provinzen Guadalajara, Cuenca und Albacete und später der Provinz Catalonien. Nach der Beendigung des Bürgerkriegs nahm er 7. Okt. 1841 Anteil an dem Militäraufstande gegen die Regentschaft Esparteros und flüchtete sich dann auf einige Zeit nach Florenz. Im J. 1843 wurde er von der provisorischen Regierung zum Chefgeneral von Andalusien ernannt. Er zwang Espartero, sich auf das engl. Schiff Malabar im Hafen Sta. Maria zu retten, und nötigte sodann Saragossa, das sich für Espartero erhoben hatte, zur Übergabe. Im J. 1845 wurde er zum Generalkapitän von Catalonien ernannt, welche Provinz sich gegen die Konskription, als ihren alten Vorrechten widersprechend, aufgelehnt hatte. Er erstickte den Aufstand in 14 Tagen. Im März 1847 erfolgte C.s Ernennung zum Generalkapitän von Altcastilien und zum Befehlshaber des Beobachtungsheers an der portug. Grenze. Er belagerte Oporto und es gelang ihm, die portug. Frage ohne Blutvergießen zum Austrag zu bringen. Hierfür wurde er von seiner Regierung in die Grandeza erster Klasse mit dem Titel eines Marquis del Duero aufgenommen. Im J. 1849 kommandierte er die span. Armeeabteilung, welche im April nach Italien segelte, um den Papst Pius IX. wieder in seine weltliche Herrschaft einzusetzen; er besetzte 1. Mai Terracina und ging im Dezember nach Spanien zurück, wo er seine Stellung als Generalkapitän von Catalonien wieder einnahm. In Gemeinschaft mit O'Donnell, Gonzales Bravo u. a. richtete er Ende 1853 eine Adresse an die Königin Isabella, worin um Einsetzung einer liberalen Regierung und Einberufung der Cortes gebeten wurde. C. wurde infolge dessen nach den Canarischen Inseln verbannt, entfloh aber von dort nach Frankreich, kehrte im folgenden

Jahre, als Narvaez durch O'Donnell gestürzt war und Espartero Ministerpräsident wurde, nach Spanien zurück, wurde in alle seine Würden wieder eingesetzt und erhielt den Marschalltitel. Während des marokk. Feldzugs wurde er zum Chefgeneral des ersten Heeres und Distrikts von Andalusien ernannt und blieb 1860—64 in dieser Stellung.

Nachdem er 1866 neun Monate lang den Posten eines Chefgenerals der Heere von Catalonien, Aragonien und Valencia bekleidet, verblieb er bis 1868 Präsident der beratenden Kriegskommission und wurde in demselben Jahre zum Chefgeneral von Castilien ernannt, nachdem sein Bruder José das letzte Kabinett der Königin gebildet hatte. Nach der Schlacht von Alcolea (28. Sept. 1868) übertrug ihm letzterer noch den Oberbefehl über die Truppen von Madrid. Manuel C., der schon zeitweise kein Geheimnis daraus gemacht hatte, daß die Stellung der Königin unhaltbar geworden sei gegenüber dem entschiedenen Willen der Demokraten, Progressisten und Unionisten, es lieber auf den blutigsten Bürgerkrieg ankommen als die Königin auf den Thron zurückkehren zu lassen, erklärte dem madrider Revolutionsausschuß, er wolle nur die Ordnung erhalten, bis die Sieger eintreffen. Hierauf lebte C. im Auslande, bis er 14. April 1874 zum Kommandanten des dritten Nordheers, 13. Mai zum Chefgeneral desselben ernannt wurde. Er kämpfte siegreich in den Gefechten von Muñecaz und Galdames (27., 28., 30. April), infolge deren die Karlisten die Belagerung von Bilbao aufgaben, wo er 2. Mai einzog. Dann nahm er Villareal und die Höhen von Arlaban 24. Mai und wandte sich nun gegen Estella, den Hauptsitz des Prätendenten. Am 25. Juni eroberte er durch eine Umgehungsbewegung die Stellungen der Karlisten auf Monte-Esquinza, wurde aber 28. Juni bei einem Angriff gegen die Verschanzungen des Berges Muru (bei Estella) von einer feindlichen Kugel getötet. Vgl. »Relacion historica de la ultima campaña del Marques del Duero« (Madr. 1874).

C.s jüngerer Bruder, Don José Gutierrez de la C., Marques de la Habana, diente zuerst in Amerika und machte dann gleichfalls seine Laufbahn hauptsächlich im Karlistenkriege. Im J. 1849 wurde er als Generalkapitän nach Cuba geschickt, aber infolge des Flibustier-Einfalls von Lopez 1852 wieder abberufen. Im folgenden Jahre ging er mit seinem Bruder zur Opposition über. Nach Majorca verbannt, floh er im Jan. 1854 nach Frankreich, wo er in Bordeaux interniert blieb, bis ihn die Julirevolution desselben Jahres nach Spanien zurückrief. Er wurde abermals nach Cuba als Generalkapitän geschickt, jedoch bereits 1856 durch Narvaez wieder abgesetzt. Im Juli 1862 als Gesandter nach Paris geschickt, gab er bereits im Dezember seine Entlassung, nahm im März 1863 im Kabinett Miraflores' das Kriegsministerium an und bekleidete sodann provisorisch das Ultramarministerium. Am 18. Sept. 1868, als Gonzalez Bravo nach der Erhebung von Cadiz seine Entlassung gab, wurde José de la C. mit der Bildung eines neuen Ministeriums betraut. Er teilte unverzüglich Spanien in vier große Militärbezirke und schickte ein Heer unter Novaliches nach Andalusien. Als dieses bei Alcolea unterlegen war, legte er 29. Sept. den Oberbefehl nieder. Von 1872 bis 1875 hatte C. die Stellung eines Generalkapitäns von Cuba inne; doch gelang es ihm nicht, die Ruhe dort herzustellen. Nach dem Regierungsantritt Alfons' XII. im Jan. 1875 zog er sich vom öffentlichen Leben zurück.

Conches-en-Ouche, Stadt im franz. Depart. Eure, Arrondissement Evreux, 20 km im SW. von Evreux, in 110 m Höhe am Bache Rouloir, der hier entspringt und in den zur Eure fließenden Iton mündet, an der Eisenbahn Paris-Cherbourg, die hier nach Laigle abzweigt, zählt (1876) 2105 E. und hat Hohöfen, Eisenwerke und Mineralquellen. C. entstand im 11. Jahrh. bei einer Abtei der Benediktiner und wurde bald ein wichtiger Ort in der Normandie. Die alten Festungswerke stehen noch zum Teil, sowie die Ruinen eines Schlosses aus dem 13. Jahrh., die sorgfältig erhalten werden, und eine Kirche aus dem 15. Jahrh. C. hatte den Titel Grafschaft.

Conchos (Rio de los), größter Fluß des mexik. Staates Chihuahua und zugleich der einzige, welcher von der rechten Seite her bis zu dem Rio Grande del Norte gelangt. Er entspringt in 26° 20′ nördl. Br. östlich von der Sierra Tarahumare, zwischen der Stadt Guadalupe und dem Pico de Guadalupe, und wendet sich von da in einem Bogen nach Norden. Er hat sehr ungleichen Wasserstand. Nach einem Laufe von 560 km mündet er in der Nähe des am Rio Grande gelegenen Presidio del Norte oder de las Juntas.

Concia, auch Conzo (das alte röm. congius), ein älteres großes Flüssigkeitsmaß im Venetianischen und in Trient (Tirol). In Venedig war die C. oder der Mastello = 75,117 l, in Treviso die C. = 77,98 l, in Udine = 79,3015 l, in Trient = 78 l.

Concierge (frz.), nach dem jetzigen Sprachgebrauch ein Pförtner (Portier), der oft bloß die äußere Thür eines Hauses zu beaufsichtigen hat, während man ehedem mit dem Worte einen Aufseher über ein ganzes Herrenhaus oder Schloß, einen Hausmeister oder Schloßvogt bezeichnete, dessen Amt und Wohnung davon den Namen Conciergerie, Hausvogtei, führte. An einigen Orten gebrauchte man dieses Wort auch für alte Gebäude, die zur Aufbewahrung Gefangener dienten.

Conciergerie heißt in Paris das Gefängnis für diejenigen, welche sich in Untersuchungshaft befinden; früher diente die C. als königl. Hausvogtei und Fronfeste, nachher als Parlamentsgefängnis. Dieses Gefängnis steht mit dem Justizpalast in der Cité in Verbindung und liegt am Quai de l'Horloge, wo man zwei alte, kaum mit einigen Fenstern durchbrochene Türme bemerkt, noch starke Überreste von der ältesten franz. Königsresidenz. Diese Türme gehören zu dem Gefängnis, das dicht dabei seinen Eingang hat, und an welchem düstere Erinnerungen namentlich aus der ersten Französischen Revolution haften. Eine Reihe von gewölbten Räumen, in welche kein Tageslicht gelangen kann, bildet den Unterbau, und man zeigt hier noch einen in schneller Aufeinanderfolge von Danton, Hébert, Chaumette und Robespierre eingenommenen Kerker. Nicht weit davon war die Gefängniszelle, welche die Königin Marie Antoinette vor ihrer Verurteilung und Hinrichtung bewohnte. Unter der Restauration wurde 1816 als Sühnedenkmal in eine Kapelle umgewandelt; doch ward dieselbe in den Maitagen von 1871 durch Brand zerstört. Während des Schreckensregiments wurden die für das Schafott auserlesenen Opfer abends nach der C. gebracht, um hier am andern Morgen den Karren, der sie zum Richtplatz

führte, zu besteigen. In den Septembergreueln von 1792 wurden in der C. an einem Tage 288 Gefangene gemordet. Der westl. Teil des Gebäudes ist ganz neu und enthält im ersten Stock den Cassationshof.

Concilium (lat.), s. Konzil.

Concini (Concino), s. Ancre.

Concinn (lat.), d. i. ebenmäßig und gefällig zusammengefügt, besonders in Bezug auf den Satzbau. Die Concinnität eines Satzes zeigt sich teils als eine innere, welche durch die harmonische Form der Gedanken hervorgebracht wird, teils als eine äußere, wenn im Ausdrucke, z. B. in den Tropen, Figuren und in der Konstruktion wie in der Ausdehnung der Satzglieder Eben- und Gleichmaß beobachtet ist. Von den Alten gelten namentlich Demosthenes und Cicero hierin als Muster.

Conclamatum est (lat., «es ist gerufen worden»), es ist vollbracht! es ist zu Ende! Ein sprichwörtlicher Ausdruck, beruhend auf der altröm. Sitte, wonach der auf den Scheiterhaufen gelegte Leichnam eines Toten noch dreimal beim Namen gerufen wurde, gleichsam um zu erfahren, ob er noch lebe.

Conclāve (lat.), eigentlich Gemach, wird sowohl der Ort, wo die Kardinäle zur Wahl des Papstes sich versammeln, wie die Versammlung der wählenden Kardinäle selbst genannt. Zufolge der von Gregor X., dessen Wahl sich drei Jahre verzögerte, auf der Kirchenversammlung zu Lyon 1274 getroffenen Bestimmungen über die Papstwahl, die im wesentlichen noch jetzt gelten, soll das C. aus einem einzigen Gemach ohne alle Zwischenwand oder Vorhang bestehen und nur Einen Eingang haben, der nach dem Zusammentritt der Kardinäle wohl zu verwahren ist. Durch ein Fenster werden der Versammlung, die das C. nicht eher verlassen soll, bis der neue Papst gewählt ist, die nötigen Speisen dargereicht. Da das C. meist im vatikanischen Palaste zu Rom gehalten wird, so hat man an den Galerien des Vatikan für je zwei Kardinäle eine Menge kleiner Zellen in einer Linie erbaut, welche nur ein schmaler Raum voneinander scheidet. Nur 1823 bei der Wahl Leos XII. versammelten sich die Kardinäle in dem Palaste auf dem Montecavallo.

Conclavist heißt derjenige geistliche oder weltliche Gesellschafter, welchen ein Kardinal zur Bedienung während der Papstwahl mit sich ins C. nehmen oder, wenn er krank wird, zu sich rufen lassen darf. Die Conclavisten müssen bei ihrem Eintritt die unverbrüchlichste Verschwiegenheit angeloben und dürfen nur bei gefährlichen Krankheiten vor erfolgter Papstwahl das C. verlassen.

Conclusio (lat., «Verschließung»), in der Rhetorik Schluß einer Rede, geschickter Schlußfall der Perioden; Schlußfolgerung.

Conclusio in causa (Conclusio causae, Conclusio actorum), Beschluß zum Erkenntnis, Aktenschluß hieß im frühern Prozeßrecht der Akt, welcher die Sammlung des Prozeßstoffs abschloß, die Erklärung der Parteien, daß sie nichts mehr in der Sache vorzubringen haben, das Dekret des Gerichts, daß weiteres Parteivorbringen ausgeschlossen sei. Im frühern gemeinen deutschen Prozeßrecht war sie bereits der Eventualmaxime (s. d.) gegenüber eine leere Formalität geworden, während sie ihre Bedeutung allerdings im röm. und kanon. Prozeß hatte. Das moderne Prozeßrecht kennt sie nicht. Nach der Civilprozeßordnung für das Deutsche Reich insbesondere erfolgt Endurteil, sobald eben der Rechtsstreit zur Entscheidung reif ist. (S. Urteil.)

Conclusio libelli, in der Sprache des alten gemeinen Prozeßrechts soviel wie Klagantrag (s. d.).

Conclusum (lat.), Beschluß einer Behörde.

Concord, Name von mehrern Städten in den Vereinigten Staaten von Amerika. Zu nennen sind: 1) Concord, Hauptstadt des Staates New-Hampshire, ein am Merrimack und am Knotenpunkt von fünf Eisenbahnen gelegener, seit 1853 zur Stadt erhobener Ort mit (1880) 13836 E. Die Industrie erstreckt sich auf Eisengießerei, Granit- und Marmorschleiferei sowie auf Verfertigung von Wagen, welche über den ganzen amerik. Kontinent ausgeführt werden. Das Stadthaus, Staatshaus und die Staatsirrenanstalt sind die Hauptgebäude.

2) Concord, am Flusse gleiches Namens, Stadt des County Middlesex im Staate Massachusetts, zählt (1880) 3922 E. Bekannt ist C. dadurch, daß hier am Tage der Schlacht bei Lexington (19. April 1775) das erste Blut für die amerik. Unabhängigkeit vergossen wurde. Ein Granitobelisk bezeichnet die Stelle, wo die ersten Engländer fielen.

Concordia, die Göttin der Eintracht bei den Römern, hatte in Rom mehrere Tempel, unter denen sich der am Abhange des Kapitols ihr zu Ehren von Furius Camillus errichtete und später von Livia und Tiber erneuerte auszeichnete. Auf röm. Münzen ist die Göttin meist sitzend, mit Füllhorn oder Scepter in der linken, Schale oder Palmzweig in der rechten Hand, dargestellt. Symbolisch wird die Eintracht durch zwei verschlungene Hände bezeichnet. — C. ist auch der Name eines Planetoiden. (S. Planeten.)

Concordia parvae res crescunt, discordia maximae dilabuntur, Citat aus Sallust («Jugurtha», 10), «durch Eintracht wächst das Kleine, durch Zwietracht zerfällt das Größte» (Eintracht vermehrt, Zwietracht zerstört).

Concret (engl.) oder Grobmörtel, s. Beton.

Concrēt (lat), als philos. Begriff, s. Konkret.

Concurrence déloyale, s. unter Dénigrement.

Concurrenz, s. Konkurrenz.

Concurs, s. Konkurs.

Concursus ad delictum bezeichnet, was die heutige Strafrechtswissenschaft Teilnahme am Verbrechen nennt. Einzelne Delikte können, sei es von Einem Subjekt, sei es von mehrern Subjekten (Verbrechermehrheit), durch deren verbrecherisches Zusammenwirken verübt werden. Andere (wie Ehebruch, Zweikampf, Bestechung, Aufruhr, Meuterei) verlangen von vornherein eine Mehrheit von an der That beteiligten Subjekten (sog. concursus necessarius). Nicht zu verwechseln ist hiermit «concursus delictorum», d. h. Zusammentreffen mehrerer Verbrechen durch eine und dieselbe Handlung eines Delinquenten, oder andererseits mehrerer Verbrechen durch verschiedene, getrennte Handlungen. Vgl. Schütze, «Die notwendige Teilnahme am Verbrechen» (Lpz. 1869).

Condamine (Charles Marie de la), franz. Reisender und Mathematiker, geb. 28. Jan. 1701, betrat die militärische Laufbahn, verließ diese aber, um sich ganz den Wissenschaften zu widmen. Durch Reisen in der Levante und an den afrik. Küsten wie durch mehrere wichtige Schriften vorteilhaft bekannt, wurde er als Adjunkt in die pariser Akademie der Wissenschaften aufgenommen. Letztere sandte ihn 1735 mit Godin und Bouguer nach Peru, um daselbst Messungen für die genauere Bestimmung der

Gestalt der Erde zu machen. Die Ausführung dieses Auftrags nahm zehn Jahre in Anspruch und war mit großen Schwierigkeiten verknüpft. Auf der Rückreise fuhr C. den Amazonenstrom hinab, von dem er die erste auf astron. Berechnungen gegründete Karte entwarf. Auch brachte er von hier das erste Curare (Pfeilgift) mit nach Europa. Im J. 1745 nach Paris zurückgekehrt, war er litterarisch thätig, wirkte für Einführung der Impfung zum Schutz gegen die Blattern und wurde 1760 in die Académie française aufgenommen. Er starb 4. Febr. 1774. Unter seinen Schriften sind noch jetzt von Wert: «Relation abrégée d'un voyage fait dans l'Amérique méridionale» (Par. 1745), «Mesure des trois premiers degrés du méridien dans l'hémisphère austral» (Par. 1751) und «Journal du voyage fait à l'équateur» (Par. 1751; Suppl. 1752).

Condé (Condate) oder Condé-sur-l'Escaut, Stadt und Grenzfestung im franz. Norddepartement, im ehemaligen Hennegau, Arrondissement Valenciennes, an der Mündung der Hayne in die Schelde und an der an die Nordbahn anschließenden Lokalbahn Anzin-Peruwelz, in einer mit Sümpfen bedeckten Gegend, welche außerdem durch Schleusen unter Wasser gesetzt werden kann, hat ein Kommunal-Collége, ein großes Steinkohlenentrepot und Steinkohlengruben, Brauereien, Gerbereien, Schiffbau. Die Stadt war früher eine unabhängige Baronie, die 1487 an das Haus Bourbon kam und einem Zweige desselben, dem Hause Condé (s. d.), den Namen gab. Im J. 1679 kam es im Frieden von Nimwegen an Frankreich. Die Festung wurde durch De Ville und Vauban angelegt. Die Bevölkerung, die sich (1876) auf 3382 (Gemeinde 4346) Seelen beläuft, treibt Schiffbau und Schiffahrt und fabriziert Cichorienkaffee, Leder, Nägel, Bier, Salz und Mehl. C. wurde 880 von den Normannen erobert, 1478 von Ludwig XI., 1580 vom Prinzen von Oranien, 1649 und 1676 von den Franzosen, die sie im Nimwegener Frieden behielten.

Condé oder Condé-sur-Noireau, Stadt im Süden des franz. Depart. Calvados (Normandie), Arrondissement Vire, am Zusammenfluß des Noireau und der Drouance und an der Westbahn, 42 km südwestlich von Caen, ist Sitz eines Handelsgerichts und eines Gewerberats und zählt (1876) 6835, als Gemeinde 7350 E., die namentlich Fabrikation von Woll- und Baumwollzeugen, Karten, Tafelzeugen, Rouleaux und Ölen unterhalten; auch bestehen Eisenwerke, Sägemühlen und Färbereien. In dem Orte steht eine Statue des hier geborenen Admirals Dumont d'Urville.

Condé, franz. Fürstengeschlecht, hat den Namen von der Stadt Condé (s. d.) im Hennegau. Gottfried von C. besaß schon um 1200 einen Teil der Baronie C. Eine Urenkelin desselben, Johanna von C., heiratete 1335 Jakob I. von Bourbon, Grafen de la Marche. Ihr zweiter Sohn, Ludwig von Bourbon, Graf von Vendôme, erhielt bei der Teilung die Baronie C. Des letztern Urenkel gleiches Namens legte sich als Prinz von Geblüt den fürstl. Titel bei und nannte sich nun als Stifter des neuen Hauses Ludwig I. von Bourbon, Prinz von Condé (s. d.). — Ihm folgte sein erstgeborener Sohn, Heinrich I., Prinz von C., Herzog von Enghien, geb. zu Ferté-sous-Jouarre 29. Dez. 1552, der mit dem Prinzen von Béarn (nachher Heinrich IV.) an der Spitze der Hugenotten stand. Die Vermählung Heinrichs von Béarn führte beide Prinzen 1572 an den Hof. Als Verwandte Karls IX. wurden sie in der Bartholomäusnacht verschont; doch mußten sie den reform. Glauben abschwören. Nach des Königs Tode trat C. zum Calvinismus zurück, ging nach England, von da nach Deutschland, um mit den prot. Fürsten wegen Stellung von Hilfstruppen gegen den franz. Hof zu unterhandeln. Er erschien erst nach zwei Jahren wieder in Frankreich und stand im Begriff, den Krieg zu beginnen, als die kath. Partei ihm mit einem Frieden (1576) entgegenkam. Allein schon im Febr. 1577 erhob sich die kath. Ligue, der Prinz griff zu den Waffen und bemächtigte sich mehrerer fester Plätze in Anjou, mußte jedoch nach mancherlei Wechselfällen nach der Insel Guernsey entfliehen. Sodann focht er an der Spitze der calvin. Truppen 1586 glücklich bei Saintes, half 1587 die Schlacht bei Coutras gewinnen, willigte aber hierauf zum Nachteile seiner Partei in die Teilung der Streitmacht. Er wollte sich dadurch dem Einflusse Heinrichs von Navarra entziehen und, wie behauptet wird, aus den Länderstrichen von Angoumois, Saintonge, Aunis, Poitou und Anjou einen unter seinem Protektorat stehenden unabhängigen Staat bilden. Der Tod setzte seinen Plänen ein Ziel; er starb, angeblich an Gift, zu St.-Jean d'Angely 5. März 1588.

Sechs Monate nach seinem Tode, 1. Sept. 1588, gebar seine Gemahlin, Katharina von La Tremouille, Heinrich II., Prinzen von C. Derselbe lebte die ersten acht Jahre zu Rochelle, bis ihn Heinrich IV. an den Hof bringen und in der kath. Religion, zu der auch seine Mutter übergetreten war, erziehen ließ. Der Prinz heiratete 1609 Charlotte von Montmorency, die reichste und schönste Frau ihrer Zeit. Der König liebte diese Dame selbst und hatte die Ehe eingeleitet, um seine Geliebte desto sicherer zu besitzen. C. floh jedoch mit seiner Gemahlin nach den Niederlanden und kehrte erst nach dem Tode Heinrichs nach Frankreich zurück, wurde aber bald darauf, weil er durch seine Verbindungen mit den Calvinisten dem Hofe Furcht erregte, auf drei Jahre eingesperrt. Trotzdem hielt er sich nach seiner Befreiung stets zur Partei des Hofs. In den J. 1621 und 1622 nahm er an den Kämpfen Ludwigs XIII. gegen die Calvinisten lebhaften Anteil, und der König überhäufte ihn mit Geschenken und Gütern. Er starb zu Paris 26. Dez. 1646. Sein zweiter Sohn, Armand, wurde Stifter des Nebenzweigs Conti (s. d.); sein ältester Sohn und Nachfolger war Ludwig II. von Bourbon, Prinz von Condé (s. d.), genannt der große C.

Des letztern ältester Sohn aus der Ehe mit Claire Clemence de Maillé-Brezé, Nichte des Kardinals Richelieu, Heinrich III. Julius, Prinz von C., geb. 29. Juli 1643, führte bis 1686 den Titel eines Herzogs von Enghien und war, wie die meisten C., Großmeister des königl. Hauses. Er focht an der Seite seines Vaters nicht ohne Tapferkeit in den Niederlanden und starb 1. April 1709 zu Paris, nachdem er wohl 20 Jahre hindurch geistesschwach gewesen. — Ihm folgte sein Sohn, Ludwig III. von C., Herzog von Bourbon und von Enghien, geb. 11. Okt. 1668. Derselbe heiratete eine natürliche Tochter Ludwigs XIV., Mademoiselle de Nantes, und starb 4. März 1710. — Ludwigs zweiter Sohn, Karl von C., Graf von Charolois, geb. 19. Juni 1700, floh, 17 J. alt, heimlich aus Frankreich, um unter Eugen gegen die Türken zu kämpfen. Er starb 1760 zu Paris unverehelicht. — Dessen jüngerer

Bruder, **Ludwig von C.**, Graf von Clermont, geb. 15. Juni 1709, machte als Generallieutenant die Kriege in den Niederlanden mit und ließ sich 1754 in die Französische Akademie aufnehmen. Er übernahm 1758, an Stelle des Marschalls von Richelieu, das Kommando des Heers in Norddeutschland, wurde aber bei Krefeld geschlagen und bald nachher zurückgerufen. Er starb zu Versailles am 16. Juni 1771.

Der Nachfolger Ludwigs III. und das Familienhaupt war dessen ältester Sohn, **Ludwig Heinrich, Herzog von Bourbon** und von Enghien, geb. 8. Aug. 1692, der indessen den Titel eines Prinzen von C. nie geführt hat. Die Gunst des Regenten und seine Hinneigung zum Lawschen System machten ihn verhaßt; er soll mit seiner Mutter in jenem Finanzhandel mehr als 25 Mill. Livres gewonnen haben. Nach dem Tode des Herzogs von Orléans ernannte ihn der junge Ludwig XV. 1723 zum ersten Minister. Allein seine Verwaltung erregte so viel Widerwillen, daß ihn der König schon 1726 auf Anstiften seines Erziehers Fleury, der nun selbst die Regierung erhielt, entließ. Er zog sich hierauf auf sein Landgut Chantilly zurück und starb 27. Jan. 1740. — Sein Sohn war Ludwig Joseph, Prinz von Condé (s. d.). Mit dem Sohne des letztern, Ludwig Heinrich Joseph, Prinzen von Condé (s. d.), erlosch 1830 die Linie der Bourbon-C. Den Titel eines **Prinzen von C.** führte später noch der älteste Sohn des Herzogs von Aumale, Ludwig Philipp Maria Leopold von Orléans, geb. 15. Nov. 1845, gest. 24. Mai 1866 zu Sydney in Australien. Vgl. Herzog von Aumale, «Histoire des princes de C. pendant les XVI^e et XVII^e siècles» (2 Bde., Par. 1869).

Condé (Ludwig I. von Bourbon, Prinz von), der Stifter des fürstl. Hauses C., ein jüngerer Sohn Karls von Bourbon, Herzogs von Vendôme, Bruder Antons, Königs von Navarra, geb. 7. Mai 1530, zeichnete sich schon unter Heinrich II. durch tapfere Thaten aus. In dem Zwiespalte zwischen den Häusern Guise und Bourbon Hugenott geworden, war C. die Seele der Verschwörung von Amboise. Nach Entdeckung derselben ward er 30. Okt. 1560 in Orléans festgenommen und ohne Umstände zum Tode verurteilt, doch rettete ihn der Tod Franz' II. vom Schafott. Am 11. April 1562 eröffnete C. als Anführer der unterdrückten Calvinisten den ersten Religionskrieg mit der Wegnahme von Orléans, Rouen und andern Städten. Nachdem er 18. Dez. in der Schlacht bei Dreux geschlagen, verwundet und gefangen worden, bewilligte sich der bedrängte Hof, 19. März 1563 zu Amboise Frieden zu schließen; aber schon 1567 stand C. wieder mit den Hugenotten in Waffen. Nach der Schlacht von St.-Denis, 10. Nov., belagerte er mit den deutschen Hilfstruppen Chartres und schloß 10. März 1568 mit dem Hofe wiederum Frieden. Einem Attentat seiner Gegner, die ihn auf seinem Landgute festnehmen wollten, entging er glücklich und rüstete sich abermals zum Kriege gegen den Hof und die kath. Partei. Am 13. März 1569 kam es in der Nähe von Jarnac zur Schlacht. Das kath. Heer schlug unter der Anführung des jungen Herzogs von Anjou erst Coligny, dann wurde auch C. ins Treffen verwickelt, verwundet und gefangen genommen. Man war eben beschäftigt, dem Prinzen die Wunden zu verbinden, als der Anführer der Schweizergarde, Montesquiou, ihn niederschoß. Vgl. «Mémoires de Louis de Bourbon, prince de C.» (3 Bde., Straßb. 1569; beste Ausg., 6 Bde., Lond. 1743). — Als Prinz von C. folgte ihm sein ältester Sohn, Heinrich, Herzog von Enghien; der zweite war Franz, Prinz von Conti (s. d.); der dritte Karl, Kardinal-Erzbischof von Rouen, geb. 30. März 1562, gest. 1594; und der vierte Karl, Graf von Soissons (s. d.).

Condé (Ludwig II. von Bourbon, Prinz von), seiner kriegerischen Talente wie überhaupt seines glänzenden Geistes wegen der **große** C. genannt, geb. 8. Sept. 1621 zu Paris, führte bis zum Tode seines Vaters Henri II. (1646) den Titel «Herzog von Enghien», war schon 1640 bei der Belagerung von Arras und 1642 bei der von Perpignan thätig. Im folgenden Jahre befehligte er die franz. Armee gegen die Spanier in den Niederlanden, wo er das feindliche Heer 19. Mai 1643 bei Rocroi fast aufrieb und Diedenhofen einnahm. Im Herbst wurde er nach dem Elsaß geschickt, um Turenne zu unterstützen, und übernahm im folgenden Jahre den Oberbefehl in Süddeutschland. Am 3. und 5. Aug. 1644 focht er unglücklich gegen den bayr. General Mercy, besiegte denselben aber, mit Turenne vereint, 3. Aug. 1645 in der Schlacht von Allerheim. Er kämpfte 1646 unter dem Herzog von Orléans in Flandern und eroberte Dünkirchen. Der Tod seines Vaters machte ihn zum Haupte seiner Familie und neben dem Herzog von Orléans zum höchstgestellten Manne im Staate, brachte ihn aber in Konflikt mit Mazarin. Dennoch mußte ihm dieser 1648 den Befehl in den Niederlanden geben. C. eroberte Ypern und gewann 20. Aug. die Schlacht bei Lens, als ihn der ausbrechende Kampf der Fronde (s. d.) zurückrief. Jetzt erklärte er sich für den Hof, obgleich sein Bruder, der Prinz Conti, und seine Schwester, die Herzogin von Longueville, zur Gegenpartei standen. Nachdem sich der Hof 6. Jan. 1649 heimlich aus Paris entfernt hatte, schloß C. die Stadt ein und führte durch seine Operationen einen Vertrag herbei, dem zufolge der Hof in der Mitte des August nach Paris zurückkehrte. Da sich aber der Hof wenig dankbar gegen ihn zeigte, äußerte er laut seine Unzufriedenheit, weshalb Mazarin ihn 18. Jan. 1650 nebst seinem Bruder und seinem Schwager, dem Herzog von Longueville, verhaften ließ. Die Bewaffnung der Stadt Bordeaux durch die Herzogin von Longueville und den Herzog von Bouillon, sowie die Drohungen der Fronde und Turennes, der mit 16000 Spaniern in die Champagne vorrückte, nötigten indes Mazarin, die Verhafteten freizugeben. Wiewohl jetzt C. hoch in der Volksgunst stand, während Mazarin durch das Parlament verbannt wurde, blieb doch sein Verhältnis zum Hofe ein feindliches, auch als Ludwig XIV. 1651 die Regierung selbst antrat. Er ging deshalb nach Bordeaux, wo er Truppen warb, um den Krieg gegen den Hof zu beginnen. Durch ein von den Herzögen von Orléans, Beaufort und Nemours aus den Niederlanden ihm zugeführtes Hilfskorps verstärkt, schlug er 6. April 1652 bei Bleneau die Streitmacht des Hofs und zog gegen Paris. Allein Turenne rückte zum Schutze des Hofs heran und die Stimmung der Stadt schwankte, sodaß sich der Prinz C. im August nach der Champagne wandte, wo ihn ein span. Korps unter Fuensaldagna erwartete. Nach dem förmlichen Ausbruche des Kriegs zwischen Frankreich und Spanien übernahm C. den Oberbefehl der span. Armee, konnte jedoch gegen Turenne nichts ausrichten. Mazarin machte ihm 1653 einen

Friedensantrag, den er aus Mißtrauen ausschlug, worauf er vom Parlament zu Paris als Vaterlandsverräter zum Tode verurteilt und seiner Güter und Würden beraubt wurde. Als indessen 1659 der Friede zwischen Spanien und Frankreich zu Stande kam, erfolgte auch C.s Rehabilitierung, sodaß er sogar 1660 nach Paris zurückkehren konnte und 1668 den Auftrag erhielt, die Franche-Comté zu occupieren. Er befehligte 1673 in den Niederlanden, griff 11. Aug. 1674 die Verbündeten bei dem Dorfe Senef an und lieferte drei mörderische Gefechte, nach welchen sich beide Parteien den Sieg zuschrieben. Im Feldzuge von 1675 erhielt C. nach Turennes Tode (27. Juni) den Oberbefehl der franz. Armee in Deutschland. Obschon er Montecuculi zwang, die Belagerung von Hagenau aufzuheben, und Zabern entsetzte, mußte er doch bald, durch heftige Gichtanfälle gezwungen, das Kommando für immer niederlegen. Auf seinem Landsitze Chantilly verbrachte er den Rest seines Lebens im Umgange mit den ausgezeichnetsten Geistern Frankreichs und starb 11. Dez. 1686 zu Fontainebleau. Sein Leben haben beschrieben: Desormeaux (4 Bde., Par. 1756—58; deutsch, Potsd. 1783), Ludwig Joseph, Prinz von C. (Lond. 1806), Mahon (Lond. 1840; 2. Aufl., Lond. 1861), Lemercier (Tours 1844; 10. Aufl. 1869), Voivreuil (Tours 1847); vgl. ferner Fitzpatrick, «Great C. and the period of the Fronde» (2. Aufl., 2 Bde., Lond. 1874); La Brune, «Mémoire pour servir à l'histoire de Louis de Bourbon, prince de C. (Köln 1693).

Condé (Ludwig Joseph von Bourbon, Prinz von), der einzige Sohn des Herzogs Ludwig Heinrich von Bourbon und der Prinzessin Karoline von Hessen-Rheinfels, geb. zu Paris 9. Aug. 1736, verlor, noch nicht 5 Jahre alt, beide Eltern. Unter die Vormundschaft seines Oheims, des Grafen Charolois, gestellt, erfreute er sich der besondern Gunst Ludwigs XV. Schon als 15jähriger Jüngling erhielt er die Würde eines Großmeisters des königl. Hauses und vermählte sich 1752 mit Charlotte Elisabeth, einer Tochter des Herzogs Karl von Rohan-Soubise. Mit Beginn des Siebenjährigen Kriegs trat er in die Armee, wurde 1758 zum Generallieutenant ernannt und erfocht 30. Aug. 1762 bei Friedberg über den Erbprinzen von Braunschweig einen bedeutenden Sieg. Da er sich 1771 gegen die vom König genehmigte Reorganisation der Parlamente aussprach, wurde er auf kurze Zeit verbannt. Bei der Versammlung der Notabeln 1787 präsidierte er einem Bureau und unterzeichnete zu Ende des Jahres das Memorial, in welchem Aristokratie und Klerus gegen jede Verletzung ihrer Privilegien protestierten. Im J. 1789 verließ C. Frankreich, sammelte in Deutschland am Rhein eine Anzahl gleichgesinnter Emigranten, organisierte auf seine Kosten ein kleines Heer und zeigte in einem Manifest an, daß er entschlossen sei, sich unter den Ruinen der franz. Monarchie zu begraben. Die Nationalversammlung antwortete hierauf mit einem Dekret, das des Prinzen Rente aus der Staatskasse konfiszierte, das Vermögen der C. unter Sequester stellte und ihn selbst aufforderte, entweder nach Frankreich zurückzukehren oder sich von der Grenze zu entfernen und die Erklärung abzugeben, daß er nie gegen sein Vaterland die Waffen führen wolle. Auch Ludwig XVI. bat ihn, nicht länger Rechte zu verteidigen, die durch das Nationalgesetz aufgehoben seien. Allein C. verwarf mit den übrigen Prinzen jede Vermittelung. Er vereinigte 1792 sein Korps mit dem österr. Heere unter Wurmser, marschierte auf Landau, wurde aber von Custine nach dem Breisgau zurückgedrängt. In den folgenden Feldzügen zeichnete er sich wiederholt aus und trat nach dem Frieden von Campo-Formio (1797) mit seiner Schar in russ. Dienste. Er führte dieselbe nach Volhynien, erhielt von Paul I. das Großpriorat des Malteserordens mit 9000 Rub. Einkünften und kämpfte 1799 in der Schweiz gegen die Französische Republik. Als sich Paul I. von der Koalition zurückzog, schloß sich C. wieder dem österr. Heere an, bis der Friede von Lunéville ihn nötigte, sein Korps aufzulösen. Hierauf begab er sich 1801 nach England, wo er im Genusse einer Pension von 100000 Livres in der Abtei Amesbury ein eingezogenes Leben führte. Die Ereignisse von 1814 führten C. im Gefolge Ludwigs XVIII. nach Frankreich zurück und gaben ihm seine frühere Stellung wieder. Er starb in Paris 13. Mai 1818. C. ist der Verfasser des geistreichen «Essai sur la vie du grand C.» (Lond. 1806 u. öfter). Vgl. Chamballand, «Vie de Louis-Joseph, prince de C.» (3 Bde., Par. 1819—20).

Condé (Ludwig Heinrich Joseph, Prinz von), Herzog von Bourbon, der Sohn des vorigen, wurde 7. April 1756 geboren. Kaum der Kindheit entwachsen, verliebte sich C. in Luise Marie Therese, Mademoiselle d'Orléans (geb. 9. Juli 1750), welche er aus dem Kloster entführte und die ihm als Gattin den Herzog von Enghien (s. d.) gebar. Nachdem er sich 1780 von ihr getrennt hatte, ging er 1782 mit dem Grafen Artois ins Lager von St.-Roch zur Belagerung von Gibraltar. Mit seinem Vater wanderte er beim Beginn der Revolution aus und diente im Corps der Emigranten bis zu dessen Auflösung. Von 1800 bis 1814 lebte er in England. Bei Napoleons Rückkehr 1815 erhielt er den Oberbefehl in den westl. Departements, mußte aber zu Nantes kapitulieren und sich nach Spanien einschiffen. Nach der zweiten Restauration wohnte er gewöhnlich auf seinem Landgute Chantilly. Seit 1817 lebte er in vertrauter Verbindung mit einer Engländerin, Sophie Dawes, geb. Clarke, die seinen Adjutanten, Baron Feuchères, geheiratet hatte, sich aber von demselben scheiden ließ und den schwachen C. bis an seinen Tod völlig beherrschte. Als man daher C. 27. Aug. 1830 in seinem Schlafzimmer auf dem Schlosse St.-Leu erhängt fand, in seinem eigenhändigen Testamente vom 30. Aug. 1829 aber entdeckte, daß er seinen Pathen, den Herzog von Aumale, den vierten Sohn König Ludwig Philipps, zum Erben eingesetzt und der Baronin von Feuchères 2 Mill. Frs., sowie zwei seiner Güter vermacht hatte, so griffen die nächsten Seitenverwandten und Intestaterben, die Prinzen von Rohan und ihre Schwester, die Prinzessin von Rohan-Rochefort, das Testament als ungültig an, unter anderm mit der Behauptung, der Herzog sei ermordet worden. Durch eine Druckschrift: «Appel à l'opinion publique sur la mort de Louis-Henri-Joseph de Bourbon», die im Okt. 1830 erschien, suchten sie die That auf die Baronin Feuchères und den Abbé Brien zu wälzen, verloren jedoch den Prozeß in allen Instanzen. Die Akten desselben sind enthalten in: «Histoire complète du procès relatif à la mort et au testament du duc de Bourbon» (Par. 1832). C. war der letzte seines Hauses; seine rechtmäßige Gemahlin starb zu Paris 10. Jan. 1822.

Condictio (lat., d. h. Aufkündigung), jede persönliche Klage, die aus einseitigen Kontrakten entspringt und eine Eigentumsübertragung bezweckt.

Condillac (Étienne Bonnot de Mably), einer der bedeutendern franz. Philosophen des 18. Jahrh., Bruder des Abbé Mably (s. d.), war geb. zu Grenoble 30. Sept. 1715. Er wandte sich im reifern Jugendalter philos. Forschungen zu und gab in seinem 30. Jahre den «Essai sur l'origine des connaissances humaines» (2 Bde., Amsterd. 1746; deutsch von Hißmann, Lpz. 1780) heraus, durch welchen er zur Verbreitung der Ansichten Lockes in Frankreich und zu deren weiterer Entwickelung wesentlich beitrug. Zur Widerlegung der nicht von der Erfahrung ausgehenden metaphysischen Systeme schrieb er den «Traité des systèmes» (2 Bde., Amsterd. 1749), welchem der «Traité des sensations» (2 Bde., Amsterd. 1754) und der «Traité des animaux» (Amsterd. 1755) folgten. Durch alle diese Schriften, die sich teilweise durch feine und sorgfältige Analysen auszeichnen, wurde C. einer der wichtigsten Vertreter des Sensualismus (s. d.). Er hielt die Funktionen des Denkens nur für abgeleitete Arten des Empfindens, verwarf alle angeborenen Anlagen und Instinkte, indem er behauptete, daß der Mensch sich alle Geschicklichkeiten erst durch Übung erwerbe, und erklärte auch die Begehrungen und Triebe aus einem Spiele von Empfindungen. Da ferner der Verstand nach C. nichts sei als ein Sprachvermögen, nämlich eine Fertigkeit im Gebrauche der Zeichen für gehabte Empfindungen, so gebe es überhaupt keine andern Vermögen der Seele, als eben die Empfindungen selbst. C.s Kenntnisse und gemessenes Benehmen verschafften ihm die Stelle eines Erziehers des Infanten von Parma, Neffen Ludwigs XV. Er schrieb für ihn den «Cours d'études», der zuerst zu Parma (13 Bde., 1775) gedruckt wurde. C. war 1768 Mitglied der Französischen Akademie geworden, die er aber seit dem Tage seiner Aufnahme nicht wieder besucht hat. Er lebte sehr zurückgezogen und starb auf seinem Gute Flux bei Beaugency 3. Aug. 1780. Außer den genannten Schriften sind noch von ihm zu erwähnen: «Le commerce et le gouvernement considérés relativement l'un à l'autre» (Amsterd. u. Par. 1776), welche Schrift ihm den Tadel der Ökonomisten zuzog; sodann seine «Logique» (Par. 1781), die er als Lehrbuch für Schulen ausarbeitete; endlich die «Langue des calculs», die posthum 1798 gedruckt wurde. Seine «Oeuvres complètes» erschienen öfters (zuerst 23 Bde., Par. 1798; dann 32 Bde., 1803; 16 Bde., 1824). Die Lehre C.s hat dadurch eine so nachhaltige Wirkung gehabt, daß sie zwar reiner Sensualismus war, ohne jedoch dabei in Materialismus überzugehen: er darf als der ausgeprägteste und einflußreichste Vertreter des Sensualismus gelten, der auch da bestimmend gewirkt hat, wo die franz. Philosophie des 19. Jahrh. ihn bekämpft hat. Seinem Einflusse ist die innerhalb derselben überall herrschende Ansicht zuzuschreiben, daß die erkenntnis-theoretischen Fragen durch psychol. Einsicht zu erledigen seien.

Con discrezione (ital.), d. h. mit Zurückhaltung, musikalische Vortragsbezeichnung, die insbesondere in Bezug auf die Begleitung einer Solostimme gebraucht wird.

Conditio (lat.), Bedingung; C. sine qua non, Bedingung, ohne welche nicht (etwas geschehen kann), unerläßliche Bedingung; sub conditione, unter der Bedingung. (S. auch A condition.)

Con dolcezza (ital.), musikalische Vortragsbezeichnung; «mit Süßigkeit», sanft, lieblich.

Condom, Stadt im franz. Depart. Gers, Arrondissementshauptort, 43 km im NNW. von Auch, am Zusammenflusse der Gèle mit der links zur Garonne gehenden Baïse, durch Zweigbahn nach Port-Ste.-Marie mit der Französischen Südbahn verbunden, hat eine schöne got. Kathedrale aus dem 16. Jahrh. mit merkwürdigen Kunstgegenständen, eine sehr hübsche Kapelle des ehemaligen bischöfl. Palastes, jetzt Justizpalast, ein Kloster aus dem 15. Jahrh. und zählt (1876) 4933, als Gemeinde 7873 E., welche Wollspinnereien, Webereien, Fabriken in Leinwand, Destillierblasen und farbigen Gläsern unterhalten und Handel mit Getreide, Wein, Essig und Cerealien treiben. — Einst war C. Hauptstadt der Grafschaft Condomois; im 8. Jahrh. gegründet, wurde es 840 von den Normannen zerstört und erstand 1011 aufs neue um ein Kloster Condomus, welches 1317 Bistum wurde und das 1660 Bossuet zum Bischof hatte, der es aber nie in Besitz nahm.

Condominium (lat.), Miteigentum, das Eigentum, welches mehrern an einer Sache so zusteht, daß jeder einen Anteil daran hat. Condominat, die Gesamtherrschaft mehrerer Gebieter über ein Land oder einen Landesteil, auch das Land oder Gebiet selbst, welches mehrern Herren gemeinsam gehört. Ein solches Verhältnis bestand in neuerer Zeit z. B. in Bezug auf Schleswig-Holstein, welches durch den Wiener Frieden vom 30. Okt. 1864 von Dänemark an Österreich und Preußen zugleich abgetreten wurde. Die Gasteiner Konvention vom 14./20. Aug. 1865 modifizierte dasselbe etwas. Ein dem Condominat ähnliches Verhältnis bestand auch bis 1866, resp. bis 1874, im sog. Kommunionharz; s. unter Harz.

Condor (Sarcorhamphus Gryphus) ist der Name des größten Geiervogels, über den die ältern Reisebeschreiber Südamerikas viel Fabelhaftes berichtet haben. Er gehört zur Gattung Kammgeier (Sarcorhamphus), welche sich durch dicke, verschiedentlich eingeschnittene Fleischlappen auf dem Schnabel und an dessen Seiten, durch die durchbrochene Nasenscheidewand und die starken, hohen Füße mit langen, schlaff gesäumten Zehen von den gewöhnlichen Geiern unterscheidet. Der C. bewohnt die Höhen der Cordilleren von Magelhaensland bis jenseit Quito. Auf den 4—5000 m hohen Kämmen, wo der Mensch von dem verminderten Luftdrucke zu leiden hat und mühsam atmet, schwingt er sich mit der größten Leichtigkeit noch mehrere tausend Meter empor, und mit gleicher Leichtigkeit und Schnelligkeit senkt er sich auch in die Ebene hinab. Sein Flug ist ungemein schnell und, wie es scheint, anstrengungslos, da man an den weit ausgespannten Flügeln keine Bewegung wahrnimmt. Gewaltig ist seine Stärke, und seine Lebenszähigkeit erstaunlich. Er nährt sich vorzugsweise von Aas, fällt aber auch kleinere Säugetiere, wie Schafe und Ziegen, an. Mit den Geiern hat er die Gier gemein, sich übermäßig vollzufressen, sodaß er nicht aufzufliegen vermag, und in diesem Zustande ist er leicht zu erlegen. Seine Körperlänge beträgt 1 m, von einer Flügelspitze zur andern 6 m. Die allgemeine Farbe des C. ist schwarz, hin und wieder mit leichtem grauen Anfluge. Nur die größern Flügeldeckfedern sind weiß, an der äußersten Spitze und am Grunde aber ebenfalls schwarz. Den ungemein schlanken und sonst nackten Hals umgibt eine weiße Dunenkrause. Ein Nest scheint der C. nicht zu bauen, son-

dern auf Felsenvorsprüngen zu brüten. Seine Eier sind schmutzig-weiß, ungefleckt und über 7 cm lang. Mit dem C. ist zuweilen eine andere Art der Gattung Kammgeier, der **Königsgeier** (S. Papa), verwechselt worden, welcher in der Mythologie der Azteken eine Rolle spielt. Dieser ist aber bedeutend kleiner und durch seine bunte Färbung leicht zu unterscheiden. Sein Gefieder ist fahlgelb, ins Weißliche ziehend; nur die großen Deckfedern, die Schwung- und Steuerfedern sind glänzend schwarz. Die nackte Haut des Kopfes und Halses spielt in einer Mischung von Scharlach, Dunkelgelb und Violett, über die Wachshaut des Schnabels hängt ein orangeroter Kamm herab. Dieser Vogel bewohnt nur die niedrigen, mit Wald unterbrochenen Ebenen Südamerikas und Mexikos.

Condorcet (Marie Jean Antoine Nicolas Caritat, Marquis von), hervorragender franz. Mathematiker und philos. Schriftsteller, geb. 17. Sept. 1743 zu Ribemont bei St.-Quentin, studierte im «Collége de Navarre». Sein der Akademie der Wissenschaften überreichter «Essai sur le calcul intégral», den er mit dem später erschienenen «Mémoire sur le problème des trois corps» nachmals erweitert in seinen «Essais d'analyse» herausgab, verschaffte ihm 1769 einen Sitz in der Akademie der Wissenschaften. Seine «Éloges des académiciens morts avant 1699» (Par. 1773) veranlaßten 1777 seine Wahl als Sekretär der Akademie. Durch seine Theorie der Kometen gewann er in demselben Jahre den von der Akademie zu Berlin ausgesetzten Preis; auch die Memoiren der Akademien von Petersburg, Berlin, Bologna und Turin bereicherte C. durch Beiträge aus dem Gebiete der höhern Mathematik. Durch d'Alembert wurde er zu lebhafter Teilnahme an der «Encyclopédie» veranlaßt. Auch für die Sache der Amerikaner, für die Negersklaven und ihre Heranbildung zur Freiheit ergriff er das Wort. Bei Ausbruch der Revolution schloß er sich derselben an. Er beteiligte sich an der von Cerutti herausgegebenen Zeitschrift «Feuille villageoise», worin er die Grundzüge des Staatshaushalts aufstellte und staatsrechtliche Fragen behandelte. Auf die Nachricht von der Flucht des Königs stellte er in einer vielbewunderten Rede die Königswürde als eine antisoziale Einrichtung dar. Von der Stadt Paris zum Abgeordneten in die Gesetzgebende Versammlung gewählt, wurde er bald zum Sekretär der Versammlung und im Febr. 1792 zum Präsidenten ernannt. Später verfaßte er die Kundgebung an die Franzosen und an Europa über die Abschaffung der Königswürde. Als Deputierter des Depart. Aisne im Nationalkonvent stimmte er meist mit den Girondisten. Der Sturz dieser Partei 31. Mai 1793 verhinderte die Einführung einer von ihm entworfenen Konstitution. Als Brissots Mitschuldiger ward er 3. Okt. in Anklagestand versetzt, und als er, um sein Leben zu retten, sich verbarg, außer dem Schutz des Gesetzes erklärt. Eine edle Frau, Madame Vernet, verbarg ihn acht Monate lang. Damals schrieb er seine «Esquisse d'un tableau historique des progrès de l'esprit humain» (Par. 1794). Er verließ dann sein Asyl, ging aus Paris und irrte eine Zeit lang umher, bis er, von Hunger getrieben, in einem Wirtshause zu Clamart bei Bourg-la-Reine als verdächtig angehalten und in einen Kerker gesperrt wurde. Am andern Morgen, 28. März 1794, fand man ihn tot vor, wahrscheinlich durch Gift getötet. Vollständige Sammlungen seiner Schriften besorgten Garat und Cabanis (21 Bde., Par. 1804) und Condorcet-O'Connor mit Arago (12 Bde., Par. 1847—49).

Condotta (ital.), Führung, Geleit, Warentransport, Fracht; auch Kriegführung durch Condottieri; per c. di NN., durch den Frachtfuhrmann NN.

Condottieri hießen in Italien die Anführer von Soldtruppen, welche auf bestimmte Zeit in den Dienst von Fürsten und Republiken traten, oft auch auf eigene Hand das Kriegshandwerk trieben, um plündern und brandschatzen zu können. Die endlosen Fehden der ital. Staaten und Fürsten untereinander riefen sie ins Leben, und mit dem Verfall der Feudalverfassung gewannen sie weite Verbreitung. Schon die Visconti und Scala schufen etwas Ähnliches, indem sie Soldaten in Deutschland für sich werben ließen, auf deren Treue und Anhänglichkeit sie Vertrauen setzten; doch waren diese Banden Soldatenrepubliken mit eigenem Recht, deren höchste Gewalt ihren Sitz in der Gesamtheit hatte. Später kam die Macht einzelner Persönlichkeiten mehr zur Geltung. So bildete Lodrisio Visconti um 1339 eine förmlich organisierte Bande und fand hierin bald zahlreiche Nachfolger. Nachdem um die Mitte des 14. Jahrh. das Waffenhandwerk fast ganz in den Händen von Ausländern gewesen, unter denen Herzog Werner von Urslingen, Graf Lutz von Landau, der Johanniterritter Montréal, Sir John Hawkwood u. a. sich hervorthaten, schuf um die Zeit des Anfangs des großen Schisma Alberigo da Barbiano wieder einheimische Truppen, aus denen die beiden großen einander entgegenstehenden Soldatenschulen der Bracceskeu und der Sforzesken sich entwickelten, und berühmte Kapitäne, die Fortebracci und Piccinini, Carmagnola, Coleone, Francesco Sforza u. a. hervorgegangen sind. Jetzt erst konnten Verbesserungen in der Bewaffnung und Taktik eingeführt werden, und durch die C. erschien zum erstenmal seit dem Altertume wieder eine wirkliche Kriegskunst an Stelle des Waffenhandwerks. Die Blütezeit der C. fällt mit der Zeit der Renaissance zusammen; damals war die Manöverierkunst hoch entwickelt, doch suchten die C. ihre Zwecke möglichst ohne blutige Kämpfe zu erreichen, da es in ihrem Interesse lag, einander nicht allzu viel Schaden zu thun. War der Gegner genötigt, sich unter ungünstigen Verhältnissen zum Treffen zu stellen, so galt er für besiegt; nach kurzem Scheingefecht suchte man möglichst viele Gefangene zu machen, namentlich solche, welche gutes Lösegeld zu zahlen im Stande waren. Furcht und Mißtrauen beherrschten stets die Fürsten und Republiken, welche sich ihrer bedienten, und verhinderten ebenfalls größere Erfolge. Die Umwandlung des Kriegswesens seit den mit 1494 begonnenen franz.-span. Feldzügen führte auch die Umwandlung der Soldtruppen herbei. (Vgl. Ricotti, «Storia delle Compagnie di ventura», 4 Bde., Tur. 1844.) Übrigens trat in Frankreich im 14. Jahrh. eine ähnliche Erscheinung in den sog. Compagnies grandes hervor, veranlaßt durch die langen, verheerenden Kriege zwischen Frankreich und England. Das Übel wurde so arg, daß sich endlich sogar die Bauern mehrerer südl. Provinzen, unter dem Namen Pacifères, zu einer Art Brüderschaft vereinigten, um diese räuberischen Banden mit Waffengewalt zu vernichten. Nichtsdestoweniger erschienen sie bald darauf unter dem Namen Tard-Venus wieder, schlugen das königl. Heer 1361 zu Brignais bei Lyon, woselbst

der Connétable von Frankreich, Jacques de Bourbon, sein Leben verlor, verschwanden aber für immer aus Frankreich, als der Connétable du Guesclin sie beredete, mit nach Spanien zu ziehen, um für Heinrich Trastamare gegen dessen Bruder Peter den Grausamen zu fechten.

Condrieu, Stadt im franz. Rhônedepartement, Arrondissement Lyon, 44 km südl. von Lyon, nahe dem rechten Rhôneufer, fast am Fuße des 1434 m hohen Mont-Pilat und an der Eisenbahn Lyon-Marseille, zählt (1876) 1346, als Gemeinde 2542 E., welche berühmte weiße Weine gewinnen und Fabriken von Hüten, Seidenstoffen, Broderien, Fässern unterhalten. Dabei stehen schöne Ruinen eines Schlosses.

Condroz heißt in Belgien die zu Cäsars Zeiten von den german. Condrusi bewohnte Landschaft zwischen Maas, Ourthe und Lesse. Hauptorte des C. sind im obern Teil des C. Ciney, im untern die Stadt Huy.

Conduitenlisten (frz., «Führungslisten»), Übersichten über die Qualifikation und das Verhalten von Offizieren und Beamten, welche früher von den betreffenden Vorgesetzten an die höhern Behörden eingesandt zu werden pflegten. Jetzt sind bei den Beamten Qualifikationsberichte an Stelle der C. getreten.

Condylōme, krankhafte Wucherungen der obern Hautschichten, s. Feigwarzen.

Conegliano, Stadt in der ital. Provinz Treviso, in einer reizenden Gegend, am Abhange eines Hügels am Flüßchen Monticano und an der Eisenbahn Venedig-Triest gelegen, zählt (1881) 5191, als Gemeinde 8938 E., welche Tuch und Seidenzeuge verfertigen. Die Stadt hat Straßen mit Arkaden, einen Dom, mehrere Wohltätigkeitsanstalten und ein gewaltiges Schloß. Sie ist der Geburtsort des Malers Cima, geb. 1460. Daneben liegen auf einem Hügel die Trümmer einer alten Burg und das Campo santo, sowie eine Villa des Grafen Jeri, von welcher man eine weite Aussicht über das reiche, prächtige Hügelland und die Alpen im Norden genießt. Nach diesem Orte ernannte Kaiser Napoleon I. den Marschall Moncey (s. d.) zum Herzog von C.

Conegliano, Cimaba, ital. Maler, s. Cima.

Conegliano, Herzog von, s. Moncey.

Concjera, kleine spanische, zu den Balearen gerechnete, zwischen Mallorca und Cabrera gelegene, jetzt unbewohnte Insel, nach Angabe einiger Geschichtschreiber der Geburtsort Hannibals.

Con espressione (ital.), musikalische Vortragsbezeichnung: mit Ausdruck, ausdrucksvoll.

Confarreatio, altröm. Form der Eheschließung, wobei ein aus Dinkel (far) gebackenes Brot geopfert wurde. (S. unter Ehe.)

Confer (lat.), abgekürzt cf. oder cfr., vergleiche; Conferatur, «es werde verglichen», bei Hinweisungen auf zu vergleichende Stellen in Schriften.

Confervacēen (Confervacĕae) ist gleichbedeutend mit Confervoideen (s. unter Algen, 3. C).

Conferve (Conferva) ist der Name einer Gattung von Süßwasseralgen, welcher früher auf eine ganze Gruppe derselben, die man jetzt Confervacĕae oder Confervoidĕae nennt, angewendet wurde. Die Arten der jetzigen Gattung C., die Fadenalgen, Wasserfäden, erscheinen dem bloßen Auge als feine, grüne Fäden, dem bewaffneten als gegliederte Röhren, indem sie aus röhrenförmigen, aneinandergereihten Zellen bestehen. Die Sporen erzeugen sich in einzelnen Gliedern (Zellen); es sind stets Schwärmsporen. Die astlosen Gliederfäden mit gleichwertigen Zellen vermehren sich durch einfache Teilung der Mutterzelle in zwei gleichwertige Tochterzellen. Geschlechtliche Sporen kennt man bei ihnen bisjetzt noch nicht. Sie wachsen in Wassergräben, Sümpfen, Lachen, Quellen und Brunnentrögen. Die oft in großen Massen mit andern fädigen Algen vorkommenden C. schrumpfen beim Verdunsten des Wassers zu grünen, faserigen Häuten und Schichten zusammen, welche durch den Wind emporgehoben und an andern Stellen wieder abgesetzt werden können, daher der Aberglaube sie Meteorpapier nannte. Eine technische Verwertung derselben zur Papierfabrikation oder zu Lampendocht hat sich nicht als rentabel erwiesen.

Confervoidēen (Confervoidĕae), s. unter Algen, 3. C.

Confessio (lat.), Geständnis, Bekenntnis (s. Konfession); z. B. in der Rechtssprache: C. judicialis, gerichtliches; extrajudicialis, außergerichtliches; legitima, rechtsgültiges; pura, reines; qualificata, bedingtes; spontanea, freiwilliges; vi extorta, gewaltsam erpreßtes Geständnis; C. fidei, Glaubens-, Religionsbekenntnis, auch Bekenntnisschrift; C. Augustana, Augsburgische Konfession; C. Tetrapolitāna, «Konfession der vier Städte» (Straßburg, Konstanz, Memmingen und Lindau) vom J. 1530. Dieselben verweigerten wegen der luth. Abendmahlslehre die Unterschrift unter die Augsburgische Konfession und versuchten eine eigene von Capito und Bucer in Augsburg verfaßte und das Schriftprinzip an die Spitze stellende Bekenntnisschrift dem Kaiser Karl V. zu übergeben, die von diesem jedoch zurückgewiesen wurde.

Confessionarius (neulat.), Beichtvater.

Confessor (lat., Bekenner), Ehrenbenennung für diejenigen Christen, welche während der Christenverfolgungen ihren Glauben standhaft bekannt, aber, im Gegensatz zu den Märtyrern, nicht mit dem Leben dafür gebüßt hatten.

Confetti (Konfekt), der allgemeine Name für Zuckerwerk in Italien, zumal für überzuckerte Mandeln, Nüsse u. dgl., die namentlich in den letzten Tagen des Karneval, wenn der Jubel aufs höchste gestiegen ist, als scherzhaftes Wurfgeschoß dienen. Aus Wagen, Fenstern und von den Balkonen herab regnet es C., untermischt mit Blumensträußen und Bonbons. Da man sich aber häufig von Gips nachgeahmter C. zu bedienen begann und dadurch oft unangenehme Scenen und Beschädigungen veranlaßt wurden, ist das Werfen mit C. infolge dessen in den meisten Städten polizeilich verboten worden.

Confidentiarius (neulat.), einer, der sich des Kirchenverbrechens der Konfidenz (s. d.) schuldig macht.

Confinium (lat.), Grenzstrich, Grenzland. (S. Konfinien.)

Confiserie (frz.), Bonbon- oder Zuckerwarenfabrik, Zuckerbäckerei; Confiseur, Zuckerbäcker.

Confitēor (lat.), ich bekenne; in der kath. Messe die vom Priester gesprochene Formel des öffentlichen Schuldbekenntnisses.

Confiture (frz., im Deutschen meist in der Mehrzahl: Konfitüren), in Zucker Eingemachtes, Zuckerwerk, Konfekt.

Conflans l'Archevêque oder C. les Carrières, Dorf im franz. Seinedepartement, an der

Artikel, die man unter C vermißt, sind unter K aufzusuchen.

Mündung der Marne in die Seine, hat 825 E., einschließlich des Weilers Carrières. Hier wurde 29. Okt. 1465 zwischen Ludwig XI. und den Häuptern der Ligue des öffentlichen Wohles der Friede geschlossen. Das alte Schloß der Erzbischöfe von Paris ist jetzt ein Erziehungshaus.

Conflans-Sainte-Honorine, Flecken im franz. Depart. Seine-et-Oise, Arrondissement Versailles, 9 km im NO. von Poissy rechts an der Seine etwas oberhalb der Oisemündung, an der Eisenbahn Paris-Havre, mit einem schönen Schlosse, einer gotischen Kirche aus dem 12. Jahrh. und 1200 E. Dabei befinden sich Brüche von Bausteinen und Weinberge.

Confluentes, röm. Name des heutigen Koblenz am Zusammenfluß von Rhein und Mosel.

Confluentia oder Confluentes Helvetiorum, der ursprüngliche Name von Koblenz am Einfluß der Aar in den Rhein, im schweiz. Kanton Aargau.

Confolens, Stadt im franz. Depart. Charente, Hauptstadt eines Arrondissements, 63 km im NO. von Angoulême, in 182 m Höhe, an der Mündung der Goire in die Vienne, hat ein Civiltribunal, beratende Ackerbaukammer und ein Kommunal-Collége und zählt (1876) 2827 E., welche Wollspinnereien, Fabriken von Strohpapier, wichtige Mahlmühlen unterhalten und bedeutenden Korn-, Vieh- und Weinhandel treiben. Nahebei befinden sich Ruinen eines Schlosses.

Conformers hießen diejenigen engl. Protestanten, welche sich den 39 Artikeln der bischöflichen Kirche vom J. 1562 (s. unter Anglikanische Kirche) unterwarfen. Die Verweigerer der Unterwerfung hießen Nonconformisten.

Confrater (lat.), Mitbruder, Amtsbruder, Kollege, Titel der prot. Geistlichen untereinander; Confraternitas, Brüderschaft (besonders eine fromme), auch Erbverbrüderung.

Confrère (frz.), soviel wie Confrater; Confrèrie, Brüderschaft.

Con fretta (ital.), musikalische Vortragsbezeichnung: mit Eile.

Confucius, eigentlich Kong-fu-tse oder kürzer Kong-tse (d. i. der ehrwürdige [Lehrer] Kong), der Reformator der chines. Sitte in jedem Sinne, war nach chines. Angabe 19. Juni 551 v. Chr. in einem Städtchen Tseu-je geboren, das zu dem kleinen Vasallenreiche Lu in der heutigen Provinz Schan-tong gehörte. Wunderbare Umstände sollen seine Geburt, wie die anderer Bildner der Menschheit, begleitet haben. Seine Familie galt für eine fürstliche, von hoch hinaufgehender Genealogie. Der Vater war Beamter und lebte in ärmlichen Verhältnissen, gab jedoch seinem Sohne eine vorzügliche Erziehung. Bereits in seinem 17. Jahre ernannte man C. zum Inspektor der Lebensmittel in Lu; später bekleidete er in mehrern Feudalstaaten hohe Staatsämter. Schon längst von der Idee einer politisch-moralischen Umgestaltung seines Volks begeistert, wollte er dieselbe auf dem Verwaltungswege einführen, fand aber sowohl an den Höfen wie beim Volke solchen Widerstand, daß er auf die Länge dem Beamtentum überhaupt entsagte. Forthin führte er ein Wanderleben, überall durch öffentliche moralische Vorträge wirkend und daneben schriftlichen Denkmälern aus der Vorzeit ihre nachmalige Gestalt gebend. Seine vertrautern Jünger schrieben eine große Anzahl Weisheitssprüche ihres Meisters nieder oder bewahrten sie in ihrem Gedächtnisse; bei seinen Lebzeiten wurde aber noch nichts davon veröffentlicht. Schon bald nach seinem Tode (479) wurden C. große Ehrenbezeigungen erwiesen, man gab ihm allerlei Titel und baute ihm Tempel, wo dem Lehrer des Reichs gleichsam wie einer Gottheit Opfer dargebracht wurden. Um die Lehren dieses einzigen Meisters bemühte sich unablässig seit mehr als 22 Jahrhunderten der Fleiß von Millionen. (S. Chinesische Sprache und Litteratur.) Unter der Dynastie Han (206 v. Chr. bis 200 n. Chr.) wurde seinem Geschlecht der Erbadel zuteil. Seine Nachkommenschaft von seinem einzigen Sohne Pei-lu verblieb stets im Stammlande Schan-tong und steht noch gegenwärtig in hohem Ansehen. Das jedesmalige Haupt der Familie führt seit Begründung der Ming-Dynastie (1384) den Titel «Erhabener Kung» (was man durch «Graf» übersetzt hat, aber mit dem ähnlich lautenden Namen der Familie, welcher Höhle oder Kühle bedeutet, nicht verwechseln darf). Vgl. Plath, «C. und seiner Schüler Leben und Lehre» (4 Bde., Münch. 1867—74), und besonders Faber, «A systematical digest of the doctrines of C.» (aus deutscher Urschrift durch von Möllendorff übersetzt, Hongkong 1875).

Con fuoco (ital.), musikalische Vortragsbezeichnung: mit Feuer.

Confusio (lat.), Verwirrung; annus confusionis, «Jahr der Verwirrung», das Jahr, in welches Cäsar bei Einführung des Julianischen Kalenders noch zwei Monate einschaltete.

Congaree, Fluß im nordamerik. Unionsstaat Südcarolina, gebildet durch die bei Columbia erfolgende Vereinigung des Broad- und Saluda-River, fließt in südöstl. Richtung, bis er sich nach einem Laufe von 80 km mit dem Wateree zum Santee verbindet.

Congé (frz.), Abschied, Urlaub(szeit); Pour prendre congé («Um Abschied zu nehmen»), eine auf Visitenkarten gebräuchliche Formel, gewöhnlich in der Abkürzung p. p. c.

Congiarien, altröm. Fest, s. unter Cocagna.

Congleton, Stadt in der engl. Grafschaft Chester, 22 km im SSW. von Macclesfield, nahe dem zum Weaver gehenden Dane und einem Kanal, an der Nord-Staffordshirebahn, mit Fabriken von Baumwollstoffen, Seidenwaren und Bändern und (1881) 11116 E.

Congleton-Egde und **Macclesfield-Forrest** heißen Ausläufer der Peninischen Kette, in denen Kupfer, Blei und Bausteine gewonnen werden.

Congo oder auch Kongo, bei den Portugiesen Zaire (spr. Seire), d. h. Meer, von Stanley als Livingstone bezeichnet, der größte Strom von Niederguinea an der Westküste und einer der beiden großen Ströme Südafrikas. Soweit man jetzt nach Stanleys großartiger Entdeckungsfahrt 1877 den Lauf des Stroms beurteilen kann, entspringt er als Tschambesistrom in 9° südl. Br. und 32° östl. L. (von Greenwich, 75 km im S. vom Südende des Tanganjikasees in den Mambwebergen, und fließt nach SW. in den See Bangweolo. An der Nordwestecke des Sees tritt der Fluß wieder aus, fließt nördlich unter dem Namen Luapula, und tritt dann in 9° 30′, nach etwa 250 km gewundenen Laufes, in den See Mweru oder Moero Okata, unfern nordwestlich von der Hauptstadt Casembe des Reiches Lunda, in 914 m Höhe. Aus diesem See ausgetreten, fließt er gerade nördlich als Luwwa zu dem in 6° südl. Br. gelegenen Landschisee, in

welchen von O. her der westl. Ausfluß des Tanganjikasees, der Lukuga, mündet. Kurz vor seiner Einmündung in den Landschi nimmt der Luwwa genannte Hauptstrom links den etwa unter 12° 30′ südl. Br. auf dem Kone-Gebirge entspringenden Lualaba auf. Aus dem Nordwestende des Sees Landschi nimmt der C. die Richtung nach NNW. und empfängt rechts den Luamo, angeblich mit 160 Zuflüssen, unter welchen rechts der Lolinde. Dann erreicht er in 4° 15′ südl. Br. und 26° 16′ östl. L. von Greenwich im Lande Manjuema den Ort Njangwe. Vom Landschi-See bis hierher führt nach Webb der C. den Namen seines obenerwähnten Zuflusses Lualaba (oder Lualawa).

Bis hierhin war der Lauf durch Livingstone schon vor Stanley im allgemeinen bekannt, und von hier begann Stanley am 5. Nov. 1876 seine Entdeckungsfahrt. Zunächst beginnt eine Reihe von Fällen im Strome. Derselbe heißt hier bei den Wainya Ruárowa, bei den westlich anwohnenden Bakusu Ruwárowa. Im N. breitet sich der ungeheure Wald von Uregga aus. Der C. empfängt nach N. hin rechts acht prächtige Ströme, wie den Lira, Urindi, Lowwa, und links vier: Ruiki, Kajulu, Lumami und Black. In etwa 1° 30′ südl. Br. empfängt er links den großen Lumami und wird weiterhin außerordentlich breit und überreich an Katarakten, den sog. Stanley-Fällen. Etwa vom Äquator an wendet sich der Strom nach NW. bis in 1° 52′ nördl. Br., 825 km westlich vom Westufer des Albert Nyanza. Dieser 210 km lange Nordwestlauf geht durch das Gebiet der menschenfressenden Koruru, in deren SW. Watwa, das Gebiet der Zwerge, liegt, und während desselben münden von der rechten Seite die wichtigen Ströme Mbura und der noch bedeutendere Aruwimi, welche man für den Uëlle Schweinfurths halten wollte. Etwa in 22° östl. L. und in 2° 5′ nördl. Br. erreicht er im Lande der Barua, die ihn Ikutu-Ja-Congo nennen, den nördlichsten Punkt seines Laufes, und wendet sich nun nach WSW., wo ihm der Ukere rechts zugeht. Er fließt nun durch zwei Längengrade westlich und wird nach Aufnahme des links zu ihm tretenden großen Sankuru noch mächtiger und inselreicher; nachdem er sich in 1° nördl. Br. und 19° östl. L. nach S. gewendet hat, geht er durch fünf Breitengrade nach SSW., nimmt nahe südlich vom Äquator links seinen größten Nebenfluß, den mächtigen Ikelemba oder Uruki auf (wahrscheinlich der Unterlauf des Cassai), welcher ihm an Breite und Wasserfülle fast gleich ist und 210 km weit ihm parallel, in gleichem Bette, nach S. läuft, mit theefarbenem Wasser, während der C. graubraun ist. Südlich von 3° südl. Br. nimmt er links den dem vorigen parallel laufenden großen Ibari-Nkutu auf, den Stanley für den untern Lauf des Quango hält, rechts dagegen den Bangala, Kunja, Mpaka und Lawson. Sein 460 m breites Bett wird hier zwischen den ihn einengenden Bergen schmal, breitet sich aber bald wieder zu einem großen See, in 350 m Höhe aus, um sich sofort wieder zusammenzuziehen. Vom Westende dieses Stanley-Pool genannten Sees an beginnen nun endlose Felsriffe im Bette; nach einem ununterbrochenen Laufe von 1455 km Länge macht er nun bei Kintamo den ersten Katarakt. Er berührt nämlich hier die Kante eines sich sanft senkenden Tafellandes; es folgen nun 322 km weit, bis zum letzten Falle bei Yellala, die Livingstone-Fälle, von denen 62 die hauptsächlichsten sind. Der Strom fällt auf dieser Strecke um 178,3 m. Er berührt dann das in 22,25 m Höhe gelegene Bomma oder Embomma, und Punta do Lenha, beide ehemals für den Sklavenhandel besonders wichtig. Endlich ergießt er zwischen dem Kap oder der Punta do Padrão im S. und der Shark-Point (Haifischspitze) im N., unterhalb der großen Deltainsel Bulambemba, durch eine fast 10 km breite Mündung, bei 300 m Tiefe, eine ungeheure Wassermasse in den Ocean; denn er übertrifft an Wasserfülle selbst den Mississippi und steht darin nur dem Amazonenstrome nach. Etwa 160 km aufwärts von der Mündung soll er 100 m Tiefe haben. Die Einfahrt wird durch die starke Strömung erschwert; er kann aber von großen Schiffen 180 km weit aufwärts befahren werden; so weit gehen auch die Dampfer auf ihm hinauf. Stanley hält das ganze Bett des C. für einen trocken gewordenen See von 1140 km Breite, etwa 1 600 000 qkm groß, dessen ehemaliger Boden wenig gestört worden ist, da die Absätze auf demselben, aus der mesozoïschen Zeit, überall deutlich vor Augen liegen.

Die Mündung des C. wurde 1484 durch Diego de Cam entdeckt, welcher auf das Ende des Südufers eine der Steinsäulen mit einem Kreuze und dem portug. Wappen setzte, mit welchen König Johann die Entdeckungen bezeichnen ließ und welche Padrãos genannt wurden. Danach ward der Strom Rio do Padrão genannt und das Kap heißt noch jetzt danach. Tuckey kam am 5. Juli 1816 an der Mündung des C. an, war aber nur im Stande, 350 km weit aufwärts den Strom zu erkunden, dessen unterste Fälle seitdem 1863 von Burton und 1873 von der Expedition Grandys besucht worden sind. Livingstone, Cameron und Stanley aber verdankt man erst die Aufschließung dieses 4500 km langen Riesenstroms. Stanley hat den Vorschlag gemacht, den seit Jahrhunderten Congo genannten Strom Livingstone zu nennen. Ende 1882 waren auf der Strecke von der Mündung bis Stanley-Pool bereits 14 Stationen angelegt; darunter sind für Stanleys weiteres Vordringen am Strome besonders Vivi, Isandschila und Manjanga als feste Stützpunkte wichtig. Brazza (s. d.) hat am Südrande des Stanley-Pool bereits die franz. Station Nschascha oder Brazzeville angelegt. Von kath. und prot. Missionaren wurden Stationen errichtet zu Banana, San-Antonio, Nemlao, Landana, Boma, Mussuca, Noki, Palaballa, Montilo und Mbu. Den mittlern C. (auch Lualaba genannt) und sein Gebiet erforschte im Frühjahr 1882 der deutsche Afrikareisende Lieutenant Wißmann, welcher im April 1881 von Loanda an der Westküste Afrikas aufgebrochen war und nach Durchwanderung des in der Mitte des von ihm durchmessenen Gebiets gelegenen Reichs Muata-Jammos, welches bis dahin noch keinem Forschungsreisenden sich völlig erschlossen hatte, 17. Nov. 1882 in Zanzibar anlangte. Diese Reise quer durch Südafrika ist eine der kühnsten Entdeckungsfahrten der Neuzeit. (S. Stanley.) Vgl. außer den Reisewerken von Livingstone, Cameron und Stanley noch: Schütt, «Reisen im südwestl. Becken des C.» (Berl. 1881).

Congo hieß früher das ganze jetzige Süd- oder Niederguinea samt den nördlich anstoßenden Ländern Cacongo und Loango, also das Land des ausgedehnten Stammes der Bundavölker, welche alle dieselbe durch Wohlklang und Vokalreichtum

ausgezeichnete Sprache reden und das Hauptglied der beiden Südafrika beherrschenden Sprachstämme bilden. Im engern Sinne ist C. der Name des einst berühmten, zu jener Bundagruppe gehörigen Volks der Congo-Neger oder Congesen. C., in diesem engern Sinne, reicht im Innern von 6 bis 7° südl. Br. und von 32 bis $33^1/_2$° östl. L. (von Ferro); das ganze Gebiet gehört dem im Innern aufsteigenden Terrassenland an. Der Küstenstrich ist flach, von vielen Flüssen durchschnitten und nur an deren Ufern vegetationsreich, im übrigen kahl, sehr heiß und von wilden Tieren, Krokodilen, Schlangen und Ungeziefer erfüllt. Die Küste nehmen zum Teil Mangrovewälder ein. Die höher gelegene Mittelterrasse, auf welcher einige Berge durch den Namen Montes Queimados oder Abrasados, d. h. verbrannte Berge, auf einen vulkanischen Ursprung deuten, hat gemäßigteres Klima und zeigt sich ungemein fruchtbar (Ölpalmen, Tabak, Zuckerrohr, Yamswurzeln, Limonen, Orangen u. s. w.), sowie reich an Silber, Kupfer und Eisen. Die zahlreiche Bevölkerung treibt lebhaften Handel. Die reinen Congesen stellen in Farbe und Körperbeschaffenheit den ausgebildeten Negertypus dar, zum Teil jedoch im Übergange zum Kaffer. Sie sind ein gutmütiges, gastfreies, aber sehr indolentes Heidenvolk. Ehemals wurden von C. bedeutend mehr Sklaven ausgeführt als aus irgendeinem Teile Afrikas, weshalb sich auch Congo-Neger in allen sklavenhaltenden Ländern Amerikas finden. Das eigentliche C. umfaßt eine ganze Anzahl von Ländern, welche einst und auch noch jetzt selbständige Herrschergebiete sind, deren Chefs Sova oder Mani hießen. Die sechs hauptsächlichsten derselben hatten die Portugiesen, als sie C. noch zu ihren Besitzungen zählten, in Provinzen unter Herzögen, Grafen und Marquis umgewandelt, nämlich Sonho und Sundi links am Congo; Bamba am Meere; Pemba, Batta und Pango im Innern. Die Bewohner von Batta nennen sich Masombi. Weniger wichtig sind die Abteilungen Mussulu, Encoghe, Oando, Bamma u. s. w. und die Stämme der Mossora, Dembo, Amulaska, Angonga, Mahungo u. s. w. Im allgemeinen nennen sich die Congesen **Mosicongo**.

Die Hauptstadt des jetzigen kleinen C. heißt **Ambassi**, wird aber meist C. genannt; die Portugiesen gaben ihr den Namen **San-Salvador**. Sie liegt in 460 m Höhe 170 km östlich von der Mündung des C., 350 km im NNO. von Loanda. Als 1484 Diego Cano (Diego Cam) diese Küsten entdeckte, wurde hier der erste Negerkönig getauft, und portug. Missionare ließen sich hier nieder. Von den Festungswerken sind noch Reste vorhanden; die Kathedrale und die 12 Kirchen sind Ruinen, und der Ort ist seit dem Zerfalle des Reichs 1668 fast eine Wüste. Die Portugiesen haben ihn 1870 verlassen. Viele der gut gekleideten und bewaffnet gehenden Bewohner sprechen portugiesisch. In dem Gebiete nördlich vom untern Congoflusse liegen am rechten Ufer des Stroms der altberühmte große Sklavenmarkt **Bomma** und die Hauptsklavenfaktorei **Punta do Lenha**, Sammelplätze des Auswurfs der Menschheit, und nördlicher in **Cabinda** und **Molemba** wurden 1838 sog. Verbrecherkolonien von den Portugiesen angelegt, sowie in C. selbst (unter 8° südl. Br.) im Hafenort Ambriz (s. d.) ein Fort und eine Kolonie von Cabinda-Negern gegründet. Aus diesen Küstenorten werden Kopalgummi, Wachs, Schildpatt, Palmöl, Häute, Kupfererze und in bedeutender Menge aus dem innern Hochlande herangeführtes Elfenbein, gelegentlich aber auch Sklaven exportiert. Im Innern C.s beuten die Portugiesen die reichen Kupferminen von **Bembe** (Pemba) aus, die sie durch ein Fort schützen. Im übrigen ist C. von Portugal unabhängig.

Con grandezza (ital.), musikalische Vortragsbezeichnung: mit gemessener Würde.

Con gravità (ital.), mit bedächtigem Ernst.

Con grazia (ital.), mit Anmut, anmutig.

Congreve (William), engl. dramatischer Dichter, geb. 1669 oder nach anderer Angabe 1672 zu Bardsey unweit Leeds, wurde anfangs zu Kilkenny, dann in Dublin erzogen. Sein erstes dramatisches Werk, «The old bachelor», das 1693 aufgeführt wurde, erwarb ihm die Gunst des Lord Halifax, der ihm einträgliche Ämter verlieh. Wenig Beifall fand «The double-dealer» (1694), desto größern sein Lustspiel «Love for love» (1695). Im J. 1697 erschien sein Trauerspiel «The mourning bride». Als das Lustspiel «The way of the world» (1700) kalt aufgenommen wurde, gab er die dramatische Laufbahn auf. Er schrieb seitdem außer der Maske «The judgment of Paris» (1701) und der Oper «Semele» nur noch Gelegenheitsgedichte («Poems», Lond. 1710). Die Kunst, das Interesse bis zur Auflösung des Knotens zu steigern, seine Charakterzeichnung und ein witziger Dialog sind seine Vorzüge als Lustspieldichter. Sein Trauerspiel verfehlt, bei einzelnen Schönheiten, ganz den tragischen Eindruck. Er starb, erblindet, in London 29. Jan. 1729 und wurde in der Westminster-Abtei begraben. Die beste Ausgabe seiner Werke besorgte Leigh Hunt (Lond. 1849).

Congreve (Sir William), engl. Artilleriegeneral und Techniker, bekannt durch die nach ihm benannten Raketen (s. d.), geb. 20. Mai 1772, war der Sohn des 1812 zum Baronet erhobenen und 1814 gestorbenen Artilleriegenerals William C. Er erwarb sich durch mehrere Verbesserungen im Schleusen- und Kanalbau wie durch thätige Mitwirkung bei den von dem Herzog von York geleiteten neuen Einrichtungen des engl. Heerwesens Verdienste und wurde deshalb zum Aufseher des königl. Laboratoriums ernannt. Die hauptsächlichste von ihm gemachte Erfindung ist eine Art von Brandraketen, mit denen er 1804 die ersten größern Versuche anstellte, und welche 1806 vor Boulogne, 1807 beim Bombardement von Kopenhagen zur Anwendung kamen; 1809 brauchte man sie bei dem Angriffe auf die franz. Flotte bei Aix und bei der Beschießung von Vlissingen. Die Engländer schickten sodann ihren Verbündeten Raketenbatterien, welche 1813 in den Belagerungen von Wittenberg und Danzig, in der Schlacht bei Leipzig und im Treffen bei der Göhrde verwendet und seitdem in den meisten europ. Armeen eingeführt wurden. Eine andere Erfindung C.s ist die, mit mehrern Farben zugleich zu drucken. (S. **Congreve-Druck**.) In den J. 1816 und 1817 war C. der Begleiter des damaligen Großfürsten Nikolaus auf dessen Reisen durch England. Dann trat er 1824 an die Spitze einer Gesellschaft zur Einführung der Gasbeleuchtung auf dem Kontinent, die ihn aber in pekuniäre Verlegenheiten verwickelte, weshalb er sich 1828 nach Toulouse begab, wo er 15. Mai desselben Jahres starb. Unter seinen Schriften sind zu erwähnen: «Elementary treatise

on the mounting of naval ordnance» (Lond. 1812), «Description of the hydro-pneumatic lock» (Lond. 1815), «Treatise on the Congreve-rocket system» (Lond. 1827).

Congreve-Druck, ein Verfahren, benannt nach seinem Erfinder William Congreve (s. d.), das einen mehrfarbigen Druck auf einmal ermöglicht. Die Art und Weise desselben ist folgende: Es handelt sich hier um die Herstellung genau ineinander (aber nicht aufeinander) passender farbiger Drucke, z. B. Etiketten, bei denen ein guillochierter oder gravierter Rand eine mit eingravierter Schrift versehene Platte umgibt. Jeder der zwei Teile einer solchen Etikette bildet sonach eine Platte für sich, die aber beide doch so gearbeitet sind, daß die in der Mitte mit dem genauen Ausschnitt der Schriftplatte versehene Randplatte abnehmbar eingerichtet, die erstere umgibt und die Schriftplatte sonach genau die innere Öffnung der Randplatte ausfüllt. Nimmt man nun diese Platte auseinander, überzieht sie einzeln verschiedenfarbig mit Druckfarbe und setzt sie dann wieder ineinander, so kann man mit einem Druck zweifarbige, bei entsprechender ähnlicher Einrichtung aber auch noch weit mehrfarbige Abdrücke erzielen. Congreve hatte für diese Druckmanier auch eine eigene, sehr leistungsfähige Maschine erfunden, die in Deutschland insbesondere durch Eduard Hänel in Magdeburg, später in Berlin, um das J. 1828 vielfache Verwendung fand. Seit Erfindung der Schnellpressen, besonders der Zwei- und Mehrfarben-Schnellpressen kommt diese Manier nur noch sehr selten zur Anwendung.

Congrevesche Raketen, s. unter Congreve und Raketen.

Congrevesche Streichhölzer, s. u. Feuerzeug.

Congrŭa (lat., von Congruus, d. h. übereinstimmend, passend u. s. w.), «das Zuständige», die niedrigste gesetzliche Jahresrente einer geistlichen Pfründe, d. h. das fixe jährliche Einkommen, welches dem Inhaber einer Pfründe nach Abzug aller Lasten zum Unterhalt übrigbleiben soll.

Congrui jus (lat.), Gespilderecht, eine besondere Gattung des Näherrechts oder Retrakts (s. d.).

Con gusto (ital.), musikalische Vortragsbezeichnung: mit Geschmack.

Coni, Stadt in Italien, s. Cuneo.

Conidien, Vermehrungsorgane der Pilze (s. d.).

Conidienträger, s. unter Ascomyceten.

Coniferen (Coniferae), s. Nadelhölzer.

Coniferin, Laricin, Abietin $C_{16}H_{22}O_8.2H_2O$, ein von Th. Hartig im Cambialsafte von Larix europaea entdecktes, später von Kubel, Tiemann u. a. näher untersuchtes Glukosid, welches man in schönen großen Krystallen erhält, wenn man im Frühjahre oder Anfang des Sommers die Cambialgefäße der Nadelhölzer durch Abschaben des von der Rinde befreiten Holzes möglichst isoliert, diese mit Wasser auszieht und den verdampften Saft, nach Abscheidung des gerinnenden Eiweißes, der Krystallisation überläßt. Das C. bildet nadelförmige, schwer in kaltem, leichter in heißem Wasser, leicht in Alkohol lösliche, in Äther unlösliche Krystalle, gibt bei 100° sein Krystallwasser ab, schmilzt im entwässerten Zustande bei 185° und ist von bitterm Geschmack. Mit einer Spur von Phenol erzeugt C. auf Zusatz von Salzsäure eine prachtvoll blaue Farbe. Die in Wasser verteilten Krystalle werden durch wenig Emulsin derartig zersetzt, daß aus dem C. neben Traubenzucker Coniferylalkohol $C_{10}H_{12}O_3$ sich abspaltet, und dieser wird durch oxydierende Agentien in Vanillin $C_8H_8O_3$ verwandelt. Das C. war der Ausgangspunkt zur künstlichen Darstellung des Vanillins; da aber inzwischen bequemere Methoden zur Gewinnung dieses technisch wichtig gewordenen Körpers gefunden sind, so hat C. seine praktische Bedeutung verloren.

Coniin, Conicin, Cicutin $C_8H_{17}N$, der Giftstoff des Schierlings (Conium maculatum), 1827 von Giesecke zuerst dargestellt, ist seitdem vielfach Gegenstand chem. Untersuchungen gewesen, seine richtige, durch obige Formel ausgedrückte Zusammensetzung ist erst 1881 von A. W. Hofmann erkannt. Zur Darstellung destilliert man Schierlingssamen unter Zusatz von einem Viertel seines Gewichts an Kalihydrat mit Wasser, neutralisiert das Destillat mit verdünnter Schwefelsäure, entfernt dabei ungelöst bleibendes Öl, verdampft auf ein kleines Volum und versetzt den Rückstand mit Äther-Alkohol, wodurch schwefelsaures Ammoniak abgeschieden wird; die von diesem Salz getrennte Flüssigkeit wird zur Verdampfung des Äthers und Alkohols erwärmt und endlich mit Kalihydrat im Wasserstoffstrome destilliert. Das C. ist eine wasserhelle, ölige Flüssigkeit von höchst unangenehmem, an Mäuse erinnerndem Geruch, von scharfem, tabakähnlichem Geschmack, höchst giftig, in Wasser schwer löslich, in kaltem mehr als in heißem Wasser löslich, die wässerigen Lösungen trüben sich daher beim Erwärmen, leicht in Alkohol, Äther und den meisten Lösungsmitteln löslich, nur in Chloroform ist es schwer löslich. Sein Siedepunkt ist sehr verschieden angegeben, zwischen 163 und 210°. A. W. Hofmann fand 167—169°. In einem Strome von Wasserstoff oder Kohlensäure läßt es sich unverändert destillieren, bei Zutritt der Luft findet dagegen Zersetzung statt. Wird in die ätherische Lösung des C. trockenes Chlorwasserstoffgas geleitet, so scheidet sich chlorwasserstoffsaures C. $C_8H_{16}HN\,HCl$ in weißen Krystallen aus; auf gleiche Weise läßt sich auch das bromwasserstoffsaure Salz erhalten.

Conil, Stadt in der span. Provinz Cadiz, Distrikt Chiclana, 18 km im SSO. von diesem Orte, am Atlantischen Meere, bei der Mündung des Salado de C., mit (1877) 5556 E., welche Sardinen- und Thunfischfang treiben. Etwa 15 km im SSO. tritt Kap Trafalgar (s. d.) ins Meer vor.

Con impĕto (ital.), musikalische Vortragsbezeichnung: mit Ungestüm.

Coninxloy (Ägidius), s. Conningsloo.

Conirostres (Kegelschnäbler) nannte Cuvier eine Abteilung seiner Sperlingsvögel, die sich durch einen starken, mehr oder minder kegelförmigen Schnabel ohne Zahnausschnitt auszeichnen; er rechnete dazu die Lerchen, Meisen, Finken, Kernbeißer, Stare, Raben und Paradiesvögel.

Coniston, Dorf im nördlichsten Teil der engl. Grafschaft Lancaster, Station der Furneßbahn, mit 1100 E., liegt am Nordende des Sees Coniston-Water, der von den 11 Seen des südl. Stockes der Cumbrian-Mountains der südlichste ist und nahe westlich neben dem Winander Mere liegt; er ist 10,5 km lang und 1200 m breit und berühmt wegen seiner malerischen Landschaften. Nördlich begrenzt ihn die Hügelkette der C.-Fells. Von C. aus ersteigt man in der Regel den Coniston Old Man (785 m), welcher Berg wertvolle Schieferbrüche und Kupfergruben birgt.

Conium *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Umbelliferen. (S. Schierling.)

Conjugium (lat.), Ehe.

Conjunctiva (lat.) ist die wissenschaftliche Bezeichnung für die Bindehaut des Auges (s. d. Bd. II, S. 198).

Conjunctivus, s. unter Modus.

Conjuratio (lat.), s. Verschwörung.

Conjux (lat.), Gatte, Gattin.

Conkling (Roscoe), amerik. Politiker, geb. 30. Okt. 1829 in Albany, ließ sich 1846 zu Utica in Neuyork als Advokat nieder, wurde 1850 Distriktsanwalt des County Oneida, 1858 Mayor der Stadt Utica und von 1859 bis 1863 als Abgeordneter in den Kongreß gewählt, dem er auch nach zweijähriger Unterbrechung für die Zeit von 1865 bis 1867 wieder angehörte. Am 4. März 1867 trat er, von der republikanischen Partei gewählt, in den Bundessenat ein, wo er zu den einflußreichsten republikanischen Führern gehörte. Im April 1881 verzichtete C. freiwillig auf seinen Sitz im Senat, weil er sich zu der reformierenden Politik des Präsidenten Garfield ebenso feindlich stellte wie zu der des Präsidenten Hayes. C. hoffte durch diesen Schritt den Präsidenten einzuschüchtern und seiner eigenen Anschauung von den Ämtern als polit. Beute schließlich doch noch zum Siege zu verhelfen; allein er täuschte sich, denn statt bei der Neuwahl von seinem Staate mit verdoppeltem Ansehen in den Senat zurückgesandt zu werden, unterlag er gänzlich. Garfields Nachfolger, der Präsident Chester Arthur (s. d.), war von C. aus dem Dunkel hervorgezogen und dessen Werkzeug. Daher bestimmte und leitete nachher auch C. wesentlich in einer für die Entwickelung des Landes verderblichen Weise die Politik der Arthurschen Administration.

Con leggerezza (ital.), musikalische Vortragsbezeichnung: mit Leichtigkeit, ungezwungen.

Conlie, Ortschaft im franz. Depart. Sarthe, 22 km im NW. von Le Mans an der Westbahn (Paris-Brest) gelegen, mit 1760 E. In der Nähe des Ortes hatte die Militärverwaltung der franz. Republik zu Anfang Nov. 1870 auf dem Conlie-Plateau ein Rekrutenlager errichtet, welches gegen 60000 Mann aufnehmen konnte. Dort sammelten sich die dem ersten Bann angehörigen, durch Gambettas Dekret vom 2. Nov. aufgerufenen mobilisierten Nationalgarden der Westdepartements behufs ihrer Ausbildung und Zusammenstellung zu größern Heeresabteilungen. Das Lager stand unter dem Territorialkommando der Région de l'Ouest (General Fiéreck) zu Le Mans. Am 22. Nov. wurden die ersten Bataillone von diesem Lager aus in das in der Organisation begriffene 21. Korps (Jaurès) eingestellt. Nach der Schlacht von Le Mans (12. Jan.) wurde das Lager fast ohne Gefecht von Abteilungen des 10. deutschen Armeekorps besetzt (14. Jan. 1871), wobei Vorräte an Lebensmitteln, Waffen und Munition genommen wurden.

Con moto (ital.), musikalische Vortragsbezeichnung: mit Bewegung, bewegt.

Conn. (seltener Ct.), offizielle Abkürzung für den nordamerik. Staat Connecticut.

Connaissement (frz.), s. Connossement.

Connaught, die nordwestlichste Provinz Irlands, umfaßt 17773 qkm, und grenzt im W. und N. an den Atlantischen Ocean, im NO. an die Provinz Ulster, im O. an Leinster, im S. an Munster. Das Land ist im W. sehr rauh und gebirgig, bis 800 m hoch, im östl. Teile dagegen eben und meist mit Morästen und Sümpfen bedeckt. Der Ocean bildet an den überaus zerrissenen Gestaden der Provinz viele Einschnitte und Buchten. Zu der Reihe von Seen, welche durch ihre landschaftliche Schönheit berühmt sind, gehören der Conn, Mask und Corrib. Unter den zahlreichen Flüssen ist vorzüglich der Shannon, der nordöstlich vom Lough-Allen entspringt und größtenteils den Grenzfluß gegen die benachbarten Provinzen bildet, zu nennen. Die Bevölkerung, fast ganz keltisch, die roheste und am wenigsten kultivierte von ganz Irland, meist mit dem Weiden von Schafen beschäftigt, belief sich 1841 auf 1418859, 1851 auf 1010031, 1871 auf 846213, 1881 nur noch auf 817197 Seelen. Die Industrie der Bewohner beschäftigt sich meist mit Leinenfabrikation. An den Küsten, besonders am Galwaybusen, treibt man starken Lachs- und Heringsfang. Der Boden ist nicht ergiebig, auch schlecht mit Hafer und Kartoffeln bebaut, und daher C. die ärmlichste und am schwächsten bevölkerte Provinz in Irland. Sie zerfällt in die Grafschaften Leitrim, Sligo, Mayo, Roscommon und Galway. Der Hauptort ist Galway (s. d.) am gleichnamigen Meerbusen. Ehemals bildete C. eins der Königreiche der irischen Tetrarchie und kam erst 1590 an die Krone Englands.

Connaught (Herzog von) ist der Titel des Prinzen Arthur (s. d.) von Großbritannien. Er nahm im Sommer 1882 am Feldzug in Ägypten teil.

Conneau (Henri), franz. Mediziner, geb. zu Mailand 3. Juni 1803, kam als Arzt in das Haus der Königin Hortense, wo er mit dem spätern Kaiser Napoleon III. Freundschaft schloß. Er begleitete diesen bei der Landung zu Boulogne und teilte seine Gefangenschaft in Ham. Nach der Errichtung des zweiten Kaiserreichs wurde C. erster Leibarzt Napoleons III. und 1867 Senator. Er starb 14. Aug. 1877 zu La Porta in Corsica.

Connecticut, der größte Fluß der Neu-England-Staaten, entspringt 480 m über dem Meere in den Bergen an der Grenze New-Hampshires und Canadas, fließt im ganzen nach Süden, zunächst die Grenze zwischen Vermont und New-Hampshire bildend, berührt dann Massachusetts und wieder den Staat C. und ergießt sich nach einem Laufe von 656 km bei Saybrook in den Long-Island-Sund. Vom W. her nimmt er an Nebenflüssen den Passumpsic, Wells, White, Williams, Deerfield, Westfield und Farmington, vom O. her den Ammonoosuck, Millers und Chicopee auf. Für größere Schiffe ist er nur auf 48 km bis Middletown, für kleinere auf weitere 32 km bis Hartford schiffbar, da zahlreiche Wasserfälle der Schiffahrt hinderlich sind, welche jedoch zum größten Teil durch Kanäle und Schleusen überwunden werden. Das fruchtbare, an Naturschönheiten reiche Thal des C. ist etwa 480 km lang und durchschnittlich 64 km breit. Nach dem Census von 1880 wird das gesamte Flußgebiet auf 29185 qkm mit einer Bevölkerung von 637175 Seelen berechnet. Der indian. Name Quonaktacat bedeutet «langer Fluß».

Connecticut, einer der kleinsten Staaten der nordamerik. Union, grenzt nördlich an den Staat Massachusetts, östlich an Rhode-Island, südlich an den Sund von Long-Island, westlich an den Staat Neuyork und hat einen Flächenraum von 12924 qkm, wovon 376 auf die Gewässer kommen. Die Oberfläche ist hügelig und bildet die letzte Stufe

einer sich gegen S. absenkenden Höhenterrasse, deren Haupterhebungen mit denen von Vermont in Verbindung stehen und überall noch kulturfähig sind, ganz besonders aber die schönen und zahlreichen Thäler. Das Klima erweist sich gesund. Der im W. des Staats fruchtbare, im O. dagegen unfruchtbare Boden wird bewässert vom Flusse Connecticut (s. d.), dessen Ufer zu den malerischsten in ganz Amerika gehören und der zum Teil schiffbar ist; ferner vom Housatonic und von der Thames. Trotz seiner entwickelten industriellen Thätigkeit führt C. noch Getreide, Butter und Käse aus. Im J. 1880 produzierte C. an Mais 1880421, an Weizen 38742, an Hafer 1009706, an Gerste 12286, an Roggen 370733, an Buchweizen 137563 Bushel. Außerdem baut man auch Zucker und Tabak. Im County Litchfield liefern Kent und Salisbury Eisen von ausgezeichneter Güte, New-Milford und New-Preston guten Marmor. Die Industrie ist in stetem Zunehmen begriffen, besonders in Leinen-, Woll- und Eisenwaren. C. ist jetzt einer der bedeutendsten Fabrikstaaten in der Union und im Verhältnis seiner Größe selbst bedeutender als Massachusetts. Nach dem Census von 1870 gab es in C. 5128 Fabriken mit 711 Dampfmaschinen von 25979 Pferdekraft. Es waren darin beschäftigt 89523 Arbeiter und 95281278 Doll. angelegt. Für Uhren, Gummi- und Eisenwaren ist C. der erste Fabrikstaat der Union und in der Nähmaschinenfabrikation steht es nur hinter Neuyork zurück. In der Seidenfabrikation nimmt C. den dritten Rang unter den Unionsstaaten ein; 1880 existierten 28 Fabriken mit 615 Webstühlen und 3766 Arbeitern. Die zahlreichen Baien und Häfen der vielfach eingeschnittenen, aber durch das vorliegende Long-Island gegen die Stürme des Atlantischen Meers geschützten Küste begünstigen den Handel, welcher besonders nach Westindien geht. Dazu kommen für den innern Verkehr zahlreiche Eisenbahnen und mehrere treffliche Kanäle; 1880 hatte C. 20 Eisenbahngesellschaften. Die Gesamtlänge der Eisenbahnen betrug 1526 km, deren Anlage 51176566 Doll. gekostet hatte.

Unter der engl. Herrschaft war das Territorium von C. in zwei Kolonien, C. und New-Haven, geteilt; erstere wurde 1635—36, letztere 1638 angesiedelt. König Karl II. verband 1665 beide Kolonien und gab nun dem Lande eine gemeinschaftliche Verfassung, welche bis 1818 bestand. Nach der gegenwärtigen Verfassung besteht die Gesetzgebende Versammlung des Staats aus einem Senat, der nicht weniger als 18 und nicht mehr als 24 Glieder zählen darf, und einem Hause der Repräsentanten, wohin jede Stadtschaft (township) ein oder zwei Glieder sendet, sodaß sich deren Zahl jetzt auf 237 beläuft. Der Gouverneur hat eine jährliche Besoldung von 2000 Doll.; der öffentliche Schulfonds betrug 1879: 2791933 Doll. Die Finanzen gehören zu den geregeltsten in der Union. Der Staat hatte 1880: 4967600 Doll. Schulden, die meistens für Ausrüstung von Truppen im Bürgerkriege kontrahiert wurden. Die Einnahme betrug 1722160 Doll., die Ausgaben 1509855 Doll. Nach dem Census von 1880 war das zur Steuerzahlung herangezogene Vermögen im Staate auf 95901223 Doll. (bewegliches) und 228487700 Doll. (Immobilar) abgeschätzt, während der wirkliche Wert des Mobiliar- und Immobiliarvermögens auf 1000 Mill. Doll. berechnet wurden. C. zerfällt in acht Counties, deren Gesamtbevölkerung sich 1800 auf 251000, 1860 auf 460147, 1870 auf 537454 und 1880 auf 622700 Köpfe belief, darunter 11951 Schwarze, 255 Indianer und 123 Chinesen. Hartford mit 42015 und New-Haven mit 62882 E. sind die bedeutendsten Städte und abwechselnd die Hauptstädte des Staats. Außer ihnen sind noch New-London mit 10529 E. wegen seiner Schiffahrt und Walfischfahrer, Norwich (21141 E.), Bridgeport (27643 E.), Middletown (11731 E), Waterbury (20269 E.) wegen ihrer ausgedehnten Fabriken zu nennen. Das Unterrichtswesen des Staats umfaßt über 1700 öffentliche Schulen mit 2711 Lehrern, mehr als 100 höhere Bildungsanstalten und unter diesen vor allem das berühmte Yale-College in New-Haven.

Connecticut-Sund oder Long-Island-Sund, s. unter Long-Island.

Connemara (auch Connamara), Berglandschaft in der irländ. Grafschaft Galway (s. d.).

Connétable (aus dem mittellat. comes stabuli, d. i. Stallmeister) ist ursprünglich eine Hofwürde des oström. Kaiserreichs. Die Comites stabuli waren kaiserl. Hausofficianten, die hohen Staatsämtern vorstanden, sodaß der Comes stabuli gewöhnlich auch die kaiserl. Reiterei befehligte. Das Fränkische Reich nahm mit andern Würden und Titeln auch diese Bezeichnung auf. Die C. (cuenstables), die in großer Anzahl vorkommen, erscheinen anfangs als Wirtschaftsbeamte auf den Königshöfen und Anführer von Truppen, auch als Gemeindebeamte in Frankreich, Italien und England. Erst im 12. Jahrh. findet sich in Frankreich der C. de France mit der höchsten Reichswürde bekleidet. Er hatte den obersten Befehl über alle königl. Truppen, galt als der erste nach dem König, mußte einen schweren Eid leisten und hatte im Kriege eine Gewalt, die der röm. Diktatur ziemlich gleichkam. Die Könige waren besonders in den Bürgerkriegen oft mißtrauisch gegen die Inhaber dieser Gewalt, und Ludwig XIII. belehnte nach dem Tode des C. de Lesdiguières keinen Großen mehr mit dieser Würde, sondern hob dieselbe 1627 durch ein förmliches Edikt auf. Als Napoleon I. Kaiser geworden war, ernannte er seinen Bruder Ludwig zum C. des Reichs und Berthier zum Vizeconnétable. Nach der Restauration wurde diese Würde wieder aufgehoben.

Conningsloy oder Coninxloy (Gilles van), geschätzter Landschafter der holländ. Schule, geb. in Antwerpen 1544, gest. in Amsterdam nach 1604. Seine Lehrer waren Pieter Koek und Mostaert, doch bildete er sich vorzugsweise auf Reisen, zumeist in Frankreich. Er wurde 1570 in den Verband der vaterländischen Maler aufgenommen. Die Staffagen seiner Gemälde besorgte Martin von Cleef; Jan Müller, Bolswert u. a. haben nach ihm Blätter geliefert. Die fürstl. Liechtensteinsche Galerie in Wien besitzt eine treffliche Landschaft von ihm.

Connossement (d. h. Anerkenntnis, aus dem Ital.) oder Ladeschein, Ladungsschein (frz. connaissement, engl. bill of lading [gewöhnlich abgekürzt in B/L], ital. conoscimento, polizza di carico) heißt die Frachturkunde über Warensendungen zur See, der Seefrachtbrief. Wie der Landfrachtbrief einseitig vom Absender ausgefertigt wird, so das C. einseitig vom Schiffer (Kapitän), welcher sich darin zum Empfang der an Bord verladenen Waren und zu den Bedingungen bekennt,

welche er hinsichtlich ihres Transports und ihrer Ablieferung übernommen. Nur bei großen, in regelmäßiger Linie fahrenden Dampfschiffen pflegen Agenturen oder Expeditionen der betreffenden Gesellschaften mit selbständiger «Zeichnung» der C. betraut zu sein. Man bedient sich für das C. gedruckter Formulare, welche in den Seeplätzen in den verschiedenen Sprachen zu haben sind und die der Befrachter ausfüllt, während der Schiffer nur die Unterschrift gibt. Es wird in wenigstens drei Exemplaren ausgefertigt, von denen das eine der Schiffer erhält, das zweite vom Befrachter dem Adressaten auf dem Postwege zugesandt wird, das dritte der Absender an sich behält. Im transoceanischen Verkehr werden jetzt gewöhnlich fünf Exemplare gegeben: das eine bekommt der Schiffer behufs der Kontrolle und Frachteinkassierung, eins der Reeder, vorzüglich als Beweismittel bei Schäden auf die assekurierte Fracht; die drei übrigen der Befrachter, welcher das eine davon als Beweisstück der Verladung behält, das zweite mit dem die Ware befördernden Schiff unter Kouvert an deren Empfänger als Kontrollmittel sendet, das dritte mit einer andern Schiffsgelegenheit an ebendiesen sendet, damit derselbe auch für den Fall des Untergangs ein Beweismittel in Händen habe.

Das C. lautet gewöhnlich an die «Order» eines bezeichneten Empfängers (Destinatars), sodaß dieser letztere das Recht zur Empfangnahme des Gutes an einen andern übertragen kann, dieser wiederum an einen dritten u. s. w., was, wie beim Wechsel, durch Indossament geschieht. Diese Übertragung erfolgt, wenn der Destinatar die «schwimmende» Warenpartie weiter verkauft hat. Oft lautet auch das C. ohne Nennung eines Destinatars bloß «an Order», womit die noch ausstehende Order (Bestimmung) des Absenders gemeint ist. Diese Form wird beobachtet, wenn letzterer spekulationsweise die bezügliche Warenpartie nach dem Bestimmungsplatze sendet, ohne also schon einen Käufer dafür zu wissen. Namentlich in diesem Falle gibt man ein Blanco-Indossament. Das Indossament des C. enthält nie das Bekenntnis der empfangenen Valuta. Verschiffungen «für Order» finden insbesondere sehr häufig zwischen Nordeuropa und Amerika statt und zwar «für Order Kanal» (brit. Kanal, nach Falmouth). Das C. kann auch den Schiffer als Destinatar nennen, der in diesem Fall zu weiterer Verfügung über das betreffende Gut ermächtigt ist. Ferner kann es nach fremden Rechten (nicht nach deutschem) «an den Inhaber» (au porteur) gestellt werden, sodaß schon sein Besitz zur Empfangnahme der Ladung berechtigt; eine solche Bestimmung ist aber des möglichen Verlorengehens der Urkunde wegen immer gefährlich. Lautet es lediglich auf den Namen des Destinatars, so ist es nur durch förmliche Cession übertragbar. Das sog. «Blanco-C.», in welchem für den Namen des Destinatars Raum leer gelassen ist und welches das engl. Gesetz gestattet, ist dem deutschen Rechte fremd. Der Schiffer, welcher ein oder mehrere bloß an Order oder an Inhaber lautende C. in Händen hat, macht alsbald nach Ankunft im Bestimmungshafen durch seinen Schiffsmäkler eine öffentliche Anzeige deshalb. In den franz. Mittelmeerhäfen nennt man das C. nolissement, weil dort die Seefracht mit dem Ausdrucke nolis (statt fret) bezeichnet wird (aus dem griech. ναῦλον, lat. naulum, d. h. Schifflohn, Fährgeld). In neuerer Zeit hat sich das C. auch auf den Binnenhandel übertragen, welcher davon beim Flußtransport Gebrauch macht. Das C. wird aber hier gewöhnlich als Mittel der Eigentumsübertragung benutzt, sodaß neben ihm ein Frachtbrief ausgestellt zu werden pflegt. In Frankreich muß jeder Transport auf Strömen, Flüssen und Kanälen im Bezirk des Seedienstregisters (inscription maritime) von C. begleitet sein. Auch dem Landfrachtverkehr ist der «Ladeschein» (entsprechend dem C.) nicht ganz fremd, doch spielt er in demselben als Kaufdokument keine nennenswerte Rolle. Den Ladeschein im allgemeinen behandelt das Allgemeine Deutsche Handelsgesetzbuch in Art. 413—419, dann in den Art. 302—305, 313 fg., 374; das C. als Seefrachtdokument in den Art. 644—664, 302—305, 313 fg., 374, 615.

Connubium (lat.), Ehe.

Cönobial (lat.-grch.), auf Klöster bezüglich; **Cönobiarch**, Klostervorsteher.

Cönobiten (grch.) oder **Synobiten** heißen im Gegensatze der Anachoreten (s. d.) die in einer Wohnung gemeinschaftlich lebenden Mönche. Nachdem, durch den heil. Antonius (s. d.) veranlaßt, bereits mehrere Einsiedler in Zellen nebeneinander sich angebaut hatten, gründete zuerst dessen Schüler Pachomius um 340 n. Chr. auf der Nilinsel Tabenna ein Cönobium oder Kloster, welches in kurzem 1300 Mönche zählte und das Vorbild für andere Cönobien in Ägypten, Palästina und Syrien wurde.

Coenobium (grch.-lat.), Kloster.

Conolly (John), engl. Irrenarzt, geb. 1795 zu Market-Rasen in Lincolnshire, trat als Fähnrich in ein Militärregiment, nahm jedoch bald den Abschied und ging nach Frankreich, wo er auf einer Villa bei Tours ein Jahr litterarisch sich beschäftigend verbrachte. Hierauf studierte er in Edinburgh Medizin und promovierte 1821 mit einer Dissertation über Geisteskrankheit. Nachdem er einige Zeit als Arzt praktiziert hatte und 1828—31 Professor der Medizin in London gewesen war, erhielt er 1839 die Stelle eines Resident Physician and Superintendent (Hausarztes und Dirigenten) in dem Middlesex-Asylum zu Hanwell. In dieser großen, damals 850 Kranke zählenden Irrenanstalt führte er nun, unbeirrt von vielfachen ihm in den Weg gelegten Hindernissen und Anfeindungen, in den J. 1839—43 das von ihm so genannte Non-restraint-system durch. Dasselbe beruht auf dem allerdings schon vor ihm in dem Lincoln-Asylum von Dr. Charlesworth befürworteten Prinzip, daß man in der Regel bei der Behandlung Geisteskranker die mechan. Zwangsmittel nicht bloß entbehren könne, sondern auch besser von ihrem Gebrauch gänzlich absehe, wenn es auch einzelne Fälle gäbe, bei welchen ihre Anwendung angezeigt und erlaubt sei. Ende 1843 legte C. seine Stelle nieder, widmete sich fortgesetzt mit Eifer der Sache der Irren und namentlich auch der Blödsinnigen (so durch Mitbegründung des Idiot-Asylum in Earlswood) und veröffentlichte sein berühmtes Werk: «The treatment of the insane without mechanical restraints» (Lond. 1856; deutsch von Brosius, Lahr 1860). Ein heftiger Streit entbrannte über diese Frage; die meisten und hervorragendsten Irrenärzte traten C. anfänglich mit aller Entschiedenheit entgegen, bis endlich, zuerst in England, sodann in Holland und Dänemark wie in Frankreich, 1860 in Deutschland, dann auch in den übrigen civilisierten Ländern das Non-restraint-system, wenn auch meist mehr oder weniger

modifiziert, in fast allen Anstalten eingeführt wurde. C. starb 5. März 1866 zu Hanwell. Von seinen Schriften sind noch hervorzuheben: «Inquiry concerning the indications of insanity» (1830), «Construction and government of Lunatic-Asylums» (1847), «Study of Hamlet» (1863).

Cönologie (grch.), gemeinsame Besprechung, Beratung; besonders: ärztliche Konsultation.

Conophallus *Schott*, früher eigene Pflanzengattung aus der Familie der Aroideen. Die Arten derselben werden jedoch neuerdings sämtlich zur Gattung Amorphophallus (s. d.) gerechnet.

Con passione (ital.), musikalische Vortragsbezeichnung: mit Leidenschaft.

Conquisitores (lat.), bei den Römern Theaterbeamte, welche die Bildung von Parteiungen im Theater zu verhindern und die zum Beifallklatschen Bestellten ausfindig zu machen hatten.

Conquistadōres, d. i. Eroberer, hießen in den ehemaligen span. Besitzungen Amerikas die Eroberer des Landes und ihre Nachkommen, die eine eigentümliche Stellung zu der übrigen Bevölkerung und dem europ. Mutterlande einnahmen. Die ritterlichen Eroberer hatten zum Teil ohne die geringste Mitwirkung des Staats oder wenigstens der span. Krone jene ungeheuern und reichen Länderstrecken von Californien bis an die Mündung des La Plata unterworfen und waren vom Hofe mit hohen Adelstiteln, ausgedehntem Grundbesitz und mit vielfachen Privilegien hinsichtlich der Steuern und Kolonialverwaltung belohnt worden. Der größere Teil der C. verteilte aber die vom König ihnen geschenkten Strecken gegen vorbehaltene Feudalrechte an die Krieger niederer Grade, die sie begleiteten, oder an andere Einwanderer. Die Abkömmlinge der C. lebten sonach als große Grundbesitzer unabhängig auf ihren Gütern unter ihren Pächtern, Lehnsleuten, den hörigen Indianern oder Sklaven und kümmerten sich wenig um den Hof des Vizekönigs oder Generalkapitäns. Allein später änderte sich das Verhältnis. Die Aristokratie des Grundbesitzes und die Gemeinden der zahlreichen Städte und Municipalitäten (Cabildos), also der Kern der bleibenden europ. Bevölkerung oder der Creolen (s. d.), ursprünglich den eingeborenen Spaniern oder Chapetones gleichberechtigt, ja vor ihnen bevorzugt, wurden seit der Regierung Philipps III., ganz im Widerspruch der bestehenden Gesetze, systematisch bedrückt und den Chapetones in jeder Weise nachgesetzt. Diese Verhältnisse, sowie die Zwangsmaßregeln der Regierung, das Monopol- und Absperrungssystem, die Plackereien mit den Regierungsbeamten u. s. w. entfremdeten allmählich die Volksmasse, ganz besonders aber die grundbesitzende Aristokratie, die stolzen Abkömmlinge der C., dem Mutterlande und bereiteten die Stimmung vor, welche endlich den Abfall der reichen Länder von Spanien herbeiführte. Die alten Familien der C. lieferten in dem dann folgenden Kampfe zum Teil abermals die Führer.

Conrad (G.), Schriftstellername des Prinzen Georg (s. d.) von Preußen.

Conrad (Johannes), deutscher Nationalökonom, geb. 28. Febr. 1839 als Sohn eines Gutsbesitzers in Westpreußen, widmete sich, nachdem er seine Vorbildung durch Hauslehrer und später auf dem Gymnasium zu Danzig erhalten, zunächst der praktischen Landwirtschaft. Durch ein schweres rheumatisches Leiden wurde er jedoch genötigt, diesen Beruf aufzugeben; er studierte nun in Berlin und Jena zuerst Naturwissenschaften, dann Nationalökonomie. Er promovierte 1864 in Jena mit der Schrift «Liebigs Anschauungen von der Bodenerschöpfung» (Jena 1864), machte dann größere Studienreisen im Auslande und beschäftigte sich 1866 mit statist. Untersuchungen über die Landwirtschaft seiner Heimat. Nachdem er sich 1868 in Jena mit der Schrift: «Die landwirtschaftliche Produktionsstatistik» (Jena 1868) habilitiert hatte, wurde er 1870 daselbst zum außerord. Professor ernannt und 1872 als ord. Professor der Nationalökonomie nach Halle berufen. Seit 1877 gibt er eine Sammlung von Arbeiten seines staatswissenschaftlichen Seminars heraus, in der von ihm selbst erschien: «Untersuchung über den Einfluß von Beruf und Lebensstellung auf die Todesursachen» (Jena 1878). Nach dem Tode Hildebrands übernahm er 1878 allein die Herausgabe der von dem Verstarbenen gegründeten «Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik», nachdem er schon seit 1872 an der Redaction derselben beteiligt gewesen war. Für diese Zeitschrift hat er zahlreiche Abhandlungen geliefert, die zum Teil auch separat ausgegeben sind.

Conrad (Karl Emanuel), vorzüglicher Architekturmaler, geb. in Berlin 30. März 1810, besuchte seit seinem 13. Jahre die königl. Akademie der Künste daselbst und wandte sich der Architekturmalerei mit besonderer Vorliebe zu. Zu seinen ersten Arbeiten gehört das Innere der Hedwigskirche und der Rotunde des Museums in Berlin. Seine Ansicht des Schlosses und der Brücke mit dem Großen Kurfürsten in Berlin kam in den Besitz König Friedrich Wilhelms III. Mit seiner Übersiedelung nach Düsseldorf (1825), wohin sich C. auf den Wunsch W. von Schadows begab und wo er seitdem ansässig blieb, eröffnete sich ihm am Rhein eine neue reiche Welt und er versenkte sich nun mit andauerndem Fleiße in den roman. und got. Stil. Aus jener Periode datiert die alte Kirche in Bilk, die Quirinuskirche in Neuß (im Besitz der Prinzessin Albrecht von Preußen), eine Mühle im Walde, eine Kirchenruine im Schnee, Ansicht von Wetzlar, ein Schloß in Abendbeleuchtung (Komposition), der Dom und der Gutenbergplatz in Mainz, das Innere des Kreuzganges von Sta.-Maria im Kapitol in Köln. Im J. 1842 malte er auf Bestellung des Königs den Dom in seiner Vollendung; eine Wiederholung kam in Besitz von Ravené in Berlin. Später malte er denselben in großen Dimensionen gleichfalls in seiner Vollendung, nebst seiner nächsten Umgebung, ein Bild mit vollendet durchgeführten Details, welches von der Stadt Köln und der Erzdiöcese dem Papste Pius IX. zu seinem 50jährigen Priesterjubiläum geschenkt wurde. Außerdem sind zwei Aquarelle, das Äußere und das Innere des Doms, vom Dombauverein angekauft worden und in Farbendruck erschienen. Derselbe erwarb auch C.s Bild: Kreuzgang am Münster in Aachen. Im J. 1845 studierte er auf einer Reise durch Belgien und Frankreich und 1851 auf einer solchen durch England die hervorragendsten Baudenkmäler dieser Länder. Im letzten Lande entstand eine Ansicht von London und von Schloß Windsor. Von deutschen Motiven ist aus dieser Periode der Kreuzgang aus Maulbronn in Schwaben, eine Ansicht der Stadt und des Schlosses in Sigmaringen (letzteres in Abendbeleuchtung) und

die Ansicht von Wetzlar zu erwähnen. Auf einer Kunstreise durch Italien entstand eine Ansicht von Rom, vom Pincio aus gesehen, und das Privatkabinett Pius' IX. im Vatikan. C. war fleißiger Aquarellist. Auch als Lehrer war C. geschätzt. Immer wieder kehrte der Künstler zum kölner Dom zurück und malte 1871 eine Ansicht des vollendeten Innern desselben mit reicher Staffage. C. starb zu Köln 12. Juli 1873.

Conrad (Timothy Abbot), nordamerik. Paläontolog, geb. 1803 im Staate Neujersey. Er schrieb: «Fossil shells of the tertiary formations of the United States» (1832), «Monography of the Unionoidae of the United States» (12 Bde., 1834—59), «Palaeontology of the State of New York» (1840), «Palaeontology of the Mexican Boundary Survey» (1854).

Conräder (Georg), Maler, geb. 18. Mai 1838 zu München, studierte auf der Akademie daselbst und war Schüler Pilotys. Sein erstes bedeutendes Gemälde war: Tilly in der Totengräberwohnung bei Leipzig vor der Schlacht bei Breitenfeld (1860), das ihn schnell bekannt machte. C. folgte 1860 einem Rufe an die Kunstschule in Weimar, kehrte aber schon 1862 nach München zurück, wo er Professor an der Akademie wurde. Unter seinen spätern Bildern sind hervorzuheben: Die Zerstörung Karthagos (Maximilianeum in München), Stiftung der münchener Akademie der Wissenschaften (Nationalmuseum in München), Tasso im Gefängnis, Charlotte Corday, Der Tod Josephs II., Maria Stuart und Riccio in Holyrood, Zusammenkunft Kaiser Josephs II. mit Papst Pius VI.

Conrart (Valentin), franz. Schriftsteller, geb. 1603 in Paris, widmete sich dem Studium der ital., span. und franz. Sprache und wußte sich den Ruf einer Autorität in Fragen, welche die Reinheit des Stils betrafen, zu verschaffen. Bei ihm kamen seit 1626 einmal wöchentlich eine Anzahl litterarisch gebildeter Männer zusammen, um sich ihre Arbeiten vorzulesen. Unter den Auspizien des Kardinals Richelieu wandelte sich diese Gesellschaft in eine Akademie um, welche den Namen Académie française annahm. C. war bis zu seinem Tode, 23. Sept. 1675, der ständige Sekretär der Académie française, an deren Arbeiten er sich selbst beteiligte. Er hat nur wenig geschrieben; daher Boileaus Vers, der in Frankreich zum geflügelten Wort wurde: «Imiter de Conrart le silence prudent.» Außer einigen Gedichten sind von ihm Briefe (an Balzac, an den prot. Prediger Rivet, an Elzevier) und Memoiren erhalten, die sich aber auf das J. 1652 beschränken. Vgl. Kerviler und Barthélemy, «C., sa vie et sa correspondance» (Par. 1881).

Conring (Herm.), einer der vielseitigsten Gelehrten seiner Zeit, geb. zu Norden in Ostfriesland 9. Nov. 1606, studierte zu Helmstedt und Leiden Philosophie, Theologie und Medizin, wurde 1632 zu Helmstedt Professor der Naturphilosophie, 1636 der Medizin, später auch Professor der Politik; 1660 erfolgte seine Ernennung zum Geheimrat des Herzogs von Braunschweig. Schon 1658 hatte der König Karl X. Gustav von Schweden C. zu seinem Rat und Leibarzt ernannt; 1664 verlieh ihm Ludwig XIV. eine Pension, und 1669 wurde er vom König von Dänemark zum Etatsrat ernannt. Weit und breit suchte man seinen Rat in den wichtigsten Reichs- und Staatssachen; auch beim Zustandekommen des Westfälischen Friedens war er beteiligt. Das größte Verdienst erwarb er sich um die Geschichte des Deutschen Reichs, besonders durch sein Werk: «De origine juris germanici» (Helmstedt 1643) und um das deutsche Staatsrecht, welchem letztern er durch seine «Exercitationes de republica Imp. Germ.» (Helmstedt 1674) eine neue Bahn brach. Auch der Medizin hat C. durch die Verbreitung der Harveyschen Lehre vom Kreislaufe des Blutes, durch seine Kämpfe gegen die Alchemie und die hermetische Medizin sowie durch die Bestimmung des Nutzens der Chemie für die Pharmacie viel genützt. C. starb zu Helmstedt 12. Dez. 1681. Eine vollständige Ausgabe seiner Werke, zugleich mit seiner Biographie, besorgte Göbel (6 Bde., Braunschw. 1730). Vgl. Stobbe, «Hermann C., der Begründer der deutschen Rechtsgeschichte» (Berl. 1870); Marx, «Zur Erinnerung der ärztlichen Wirksamkeit Hermann C.s» (Gött. 1873).

Consacramentāles (mittellat.), die Eideshelfer im altdeutschen Prozeßverfahren.

Consalvi (Ercōle), Kardinal, geb. 8. Juni 1757 zu Rom, widmete sich theol. und litterarischen Studien und erhielt durch die Gunst der in Rom lebenden Tanten Ludwigs XVI. die Stelle als Auditor der röm. Rota. Als die Franzosen den Kirchenstaat besetzten, wurde C. verbannt. Pius VII. ernannte ihn zum Kardinal und Staatssekretär. Als solcher schloß er mit Napoleon 1802 das Konkordat ab, mußte aber 1806 wegen der feindseligen Gesinnung Napoleons gegen ihn seine Stelle aufgeben und blieb von den Geschäften fern bis 1814, wo er als Legat beim Wiener Kongreß die Zurückgabe der Marken und Legationen bewirkte. In gleicher Eigenschaft wohnte er 1815 den Unterhandlungen mit Frankreich bei. Die Neugestaltung des Kirchenstaats war wesentlich sein Werk und in seiner Hand ruhte unter Pius VII. die ganze Leitung der Geschäfte. Auch für die Wissenschaften und Künste that C. viel. Unter den Künstlern standen Canova, Thorwaldsen, durch den er das Monument Pius' VII. ausführen ließ, und Camuccini sehr in seiner Gunst. Seine diplomatischen Geschäfte hatten meist glücklichen Erfolg. Mit großer Gewandtheit schloß er die Konkordate mit Rußland, Polen, Preußen, Bayern, Württemberg, Sardinien, Spanien und Genf ab. Nach dem Tode Pius' VII. leitete er während der Sedisvakanz die Angelegenheiten. Die Wahl Leos XII., der ganz verschiedenen Grundsätzen huldigte, machte der Thätigkeit C.s ein Ende. Er starb zu Rom 24. Jan. 1824. Vgl. Ranke, «Die Staatsverwaltung des Kardinals C.» in «Histor.-biographische Studien» (Lpz. 1877); Artaud de Montor, «Histoire de la vie et du pontificat de Pie VII» (2 Bde., Par. 1836 u. öfter). Die Echtheit der von Crétineau-Joly herausgegebenen «Mémoires du cardinal C.» (2 Bde., Par. 1864) ist vielfach angezweifelt worden.

Conscience (Hendrik), hervorragender vläm. Novellist und einer der Begründer der neuern vläm. Litteratur, geb. 3. Dez. 1812 zu Antwerpen als Sohn eines aus Besançon stammenden Marinebeamten und einer vläm. Mutter, bildete sich fast nur als Autodidakt, trat 1830 als Freiwilliger ins Heer, in welchem er es bis zum Sergeantmajor brachte. Nach Vollendung seiner Dienstzeit (1836) schloß er sich eifrig der vläm. Bewegung an und schrieb den Roman «In het wonderjaer 1566» (Gent 1837), den ersten der neuvläm. Litteraturperiode, welchem die lebendige Behandlung des Gegensatzes zwischen

span. Knechtungspolitik und german. Freiheitssinn einen außerordentlichen Beifall erwarb. Durch den Maler Wappers bei dem König eingeführt und von letzterm unterstützt, veröffentlichte er nun mit gleichem Erfolg die «Phantasia» (Antwerp. 1837), eine Sammlung phantastischer Erzählungen, die bereits einen merklichen Fortschritt in Bezwingung der noch unbeholfenen Sprache bekundete. Auf einer höhern Stufe steht C.s Roman: «De Leeuw van Vlanderen» (3 Tle., Antwerp. 1838), welcher die Kämpfe der Flamländer gegen die Franzosen zu Anfang des 14. Jahrh. zum Gegenstand hat. Unterdessen hatte C. eine kleine Anstellung bei dem Provinzialarchiv erhalten, die er jedoch bald wieder aufgab. Einige Zeit darauf erhielt er das Amt eines Sekretärs bei der Akademie der Künste zu Antwerpen, 1845 den Titel als außerord. Professor an der Universität zu Gent und 1847 den Posten als Lehrer der vläm. Sprache bei den königl. Prinzen. Seit 1857 bekleidete er den Posten eines Kommissars des Arrondissements Courtrai, 1868 wurde er zum Konservator des neuerrichteten Museum-Wiertz in Brüssel ernannt. Seit 1867 ist er auch Mitglied der königl. Akademie.

Von C.s Arbeiten sind noch zu nennen die histor. Romane: «Geschiedenis van Graef Hugo van Craenhove» (Antwerp. 1845), «Jakob van Artevelde» (1849), «De Boerenkryg» (1853), «Hlodwig en Clotildis» (1854), «Batavia» (1858), «Simon Turchi» (1859), «De Kerels van Vlaanderen» (1870), «Everard 't Serclaes» (1874) u. a. Sie zeichnen sich aus durch Frische und Einfachheit der Darstellung, sind aber weniger gelungen als die kleinen Geschichten und Schilderungen aus dem vläm. Stillleben, welche C.s Ruf über ganz Europa verbreiteten. Hierzu gehören: «Siska van Rosemael» (1844), «Wat eene moeder lyden kan» (1843), «Hoe men schilder wordt» (1843), «Avondstunde» (1846), «Lambrecht Hensmans» (1847), «De Loteling» (1850), «Baes Gansendonck» (1850), «De houten Clara» (1850), «De blinde Rosa» (1850), «Rikketikketak» (1851), «De arme Edelman» (1851), «De plaeg der dorpen» (1855), «De jonge Doctor» (1860), «Het yzeren graf» (1860), «Bella Stock» (1861), «Moederliefde» (1862) u. s. w. Auch veröffentlichte er eine illustrierte «Geschiedenis van Belgien» (Antwerp. 1845; deutsch von Wolff, Lpz. 1847). In derselben zeigt er sich als Gegner des Romanentums, aber nicht der röm. Kirche. In seinen histor. wie in den dem Stillleben gewidmeten Schilderungen entfaltet C. eine reiche Gabe der Detailmalerei. Namentlich aber ist er ausgezeichnet durch Reinheit der Gesinnung, sodaß er in scharfen Gegensatz zu der franz. Modelitteratur tritt. C.s litterarische Thätigkeit hat großen Einfluß auf die Entwickelung des vläm. Lebens geübt. Alle seine Werke (Gesamtausgabe, 9 Bde., Antwerp. 1867—74) sind ins Deutsche (72 Bdchn., Münster 1846—82), Französische und andere Sprachen übersetzt worden. Vgl. Eekhoud, «Henri C.» (Brüss. 1881) und Rooses, «Nieuw Schetsenboek» (Gent 1882).

Consecratio (lat.), s. Apotheose.

Consecutio (lat.), Folge; C. tempŏrum, in der Syntax die Lehre von der Aufeinanderfolge der Tempora.

Conseil (frz.), Rat, Ratsversammlung, namentlich Ministerrat (Ministerconseil); C. d'arrondissement, in Frankreich die kommunale Vertretung des Arrondissements; C. d'état, Staatsrat; C. de préfecture, Präfekturrat, der in Frankreich dem Präfekten zur Seite steht; C. général, Generalrat, die Kommunalvertretung eines Departements; C. municipal, die Lokalgemeindevertretung; C. de prud'hommes, gewerbliches Schiedsgericht durch sachverständige Vertrauensmänner. (S. unter Gewerbegerichte.)

Consens, s. Konsens.

Consensus (lat.), Übereinstimmung, Übereinkunft u. s. w.; C. gentium, die bei allen Völkern herrschende gleiche Ansicht; C. matrimonialis, eheliche Übereinkunft; C. principis, landesherrliche Zustimmung. C. bezeichnet auch die sympathische Übereinstimmung der Teile eines Organismus, z. B. der Nerven: C. nervorum.

Consensus ist der Titel verschiedener Bekenntnisschriften, welche den Zweck verfolgten, streitende Parteien der prot. Kirche zu einem gemeinsamen Lehrbegriff zu vereinigen. Dahin gehören in der Schweiz der C. Tigurinus (Züricher C.) von 1549 und der C. Genevensis (Genfer C.) von 1552, beide von Calvin, jener über die Abendmahlslehre, dieser über die Prädestinationslehre aufgesetzt, von denen jener jedoch nur vorübergehend, dieser gar nicht zur kirchlichen Geltung gelangte; endlich die Formula C. Helvetica, von J. H. Heidegger und Franz Turretin verfaßt und seit 1675 in der Schweiz eingeführt, um gewisse freiere Ansichten über die Inspiration der Heiligen Schrift und die von dem franz. Theologen Amyrault von Saumur empfohlenen Milderungen der Prädestinationslehre zu verdammen. Die Formel wurde auf Betrieb der Könige von England und Preußen schon seit 1722 wieder außer Kraft gesetzt. In Polen wurde auf einem Religionsgespräche zu Sendomir 1570 der C. Sendomiriensis zwischen den Evangelischen Augsburgischer, Helvetischer und Böhmischer Konfession, wesentlich im milden Geist Melanchthons, zu Stande gebracht. Denselben Melanchthonschen Geist atmet der C. Dresdensis vom J. 1571, das Glaubensbekenntnis der kursächs. Theologen, welches aber schon nach wenigen Jahren durch die im strengsten luth. Sinne abgefaßte Konkordienformel (s. d.) verdrängt wurde. Im Interesse nochmaliger Verschärfung der luth. Orthodoxie und namentlich zur Verdammung der freiern Helmstedter Schule des Georg Calixt (s. d.) setzte Abraham Calov (s. d.) in Wittenberg den C. repetitus fidei vere Lutheranae auf (1655 und 1665), welcher aber namentlich infolge des Bedenkens der jenenser Fakultät (1680) nirgends zur kirchlichen Annahme gelangte.

Consentes dii (d. h. die ratgebenden Götter) hießen in Rom die mit röm. Göttern identifizierten griech. Zwölfgötter, deren vergoldete Statuen zu Rom in einer Halle beim Aufgang vom Forum nach dem Kapitol aufgestellt waren. Es sind sechs männliche und sechs weibliche, deren Namen Ennius in folgenden Versen überliefert hat:

Juno, Vesta, Minerva, Ceres, Diana, Venus, Mars,
Mercurius, Jovis, Neptunus, Volcanus, Apollo.

Consentio (lat.), ich stimme zu; Qui tacet consentit (consentire videtur), d. h. wer schweigt, stimmt zu (wird als Zustimmender angesehen).

Considérant (Victor), franz. Sozialist, geb. 12. Okt. 1808 zu Salins im franz. Depart. Jura, erhielt seine Bildung in der Polytechnischen Schule zu Paris, trat dann in die Armee und stieg zum Geniekapitän auf, verließ aber diese Laufbahn, um sich der Lehre Fouriers (s. d.) zu widmen, und

wurde nach dem Tode des Meisters Haupt von dessen sozialistischer Schule. Während Fouriers Wirksamkeit schrieb C. zahlreiche Artikel in die «Réforme industrielle», das Organ des Fourierismus, welche gegen die bestehenden Zustände gerichtet waren. Später übernahm er die Leitung der «Phalange», die zwar weniger feindselig gegen die «Civilisation» auftrat, aber immer noch in einem sehr excentrischen Tone gehalten war. C. gewann für seine Anschauungen den reichen Engländer Young, welcher 1832 für die Stiftung eines Phalanstère (nach sozialistischen Grundsätzen eingerichtetes Gebäude für eine geschlossene Gesamtheit [Phalanx] von Bewohnern) auf einem großen Gute zu Condé-sur-Vègre (im Depart. Eure-Loire) Geldmittel hergab. Das Unternehmen scheiterte aber, worauf auch die Zeitschrift «Phalange» einging. Die Anhänger der Schule stifteten sodann ein neues Organ, die «Démocratie pacifique», welche zu Anfang 1845 an der «Phalange, revue de la science sociale» eine Hilfszeitschrift erhielt. Die oberste Leitung beider Journale wurde C. übertragen. Seine meisten und wichtigsten Schriften handeln von der radikalen Weltverbesserung nach «harmonischen» Grundsätzen. Dahin gehört besonders «Destinée sociale» (2 Bde., Par. 1834—38; neue Aufl. 1847—49), worin er sich als eifriger Nachahmer Fouriers zeigt; seine Terminologie ist ebenso bunt, seine Darstellung ebenso hart als die des Meisters. Außerdem sind hervorzuheben: «Théorie de l'éducation naturelle et attrayante» (1835), «Débacle de la politique en France» (1836), «Manifeste de l'école sociétaire, fondée par Fourier, ou bases de la politique positive» (1841), «Exposition abrégée du système phalanstérien de Fourier» (1845), «Principes du socialisme, manifeste de la démocratie au 19e siècle» (1847), «Théorie du droit de propriété et du droit au travail» (1848), «Le socialisme devant le vieux monde, ou le vivant devant les morts» (1849), «L'apocalypse, ou la prochaine rénovation démocratique et sociale de l'Europe» (1849), «La dernière guerre et la paix définitive de l'Europe» (1850). Im J. 1848 wurde er vom Depart. Loiret, 1849 vom Seine-Departement in die Nationalversammlung gewählt. Hier stimmte er mit der Bergpartei. Sein Antrag, 1500 ha der Staatsdomäne St.-Germain zur Errichtung eines Phalanstère zu erhalten, kam nicht zur Beratung, und als Mitunterzeichner zweier insurrektioneller Aktenstücke wurde er, nach dem 13. Juni, des Hochverrats angeklagt. Er flüchtete nach Belgien und wurde hier 1854 wegen angeblicher Beteiligung an einem Komplott gegen Frankreich verhaftet, aber bald darauf infolge befriedigender Rechtfertigung wieder freigegeben. Nachdem seine in Texas angestellten Versuche, sein sozialistisches System zu verwirklichen, gescheitert waren, kehrte er 1869 nach Frankreich zurück und lebte zurückgezogen in Paris. Anonym erschien noch von ihm: «Mexique; quatre lettres au maréchal Bazaine» (Brüss. 1868).

Consilia evangelica (lat.) heißen in der kath. Kirche zum Unterschiede von den für alle Christen verbindlichen sittlichen Geboten gewisse Ratschläge, zu deren Erfüllung sich nur diejenigen, welche eine höhere Heiligkeit und ein «überschießendes» Verdienst zu erlangen wünschen, freiwillig verpflichten. Dahin gehören vorzugsweise die drei Klostergelübde der Armut, des Gehorsams und der unbedingten geschlechtlichen Enthaltsamkeit. Die Theorie von einer durch freiwillig übernommene Werke zu erlangenden höhern Stufe der Sittlichkeit findet sich in ihren Anfängen schon im 2. Jahrh. (bei Hermes), danach bei den verschiedensten Kirchenlehrern des Abendlandes wie des Morgenlandes seit dem 4. Jahrh., und wurde namentlich von Thomas von Aquino (gest. 1274) ausgebildet. Die Reformatoren haben dieselbe jedoch als unverträglich mit der Lehre von dem allgemeinen Sündenverderben und von der Rechtfertigung allein aus dem Glauben verworfen.

Consilium, bei den alten Römern der Beirat, dessen sich Familienväter sowie Magistratspersonen, wenn sie richterliche Entscheidungen zu fällen hatten, bedienten, um sich und andere zu vergewissern, daß das Urteil, das schließlich nach freier Entscheidung des Berufenden, nicht nach einem Beschlusse des Consiliums gefällt wurde, in überlegter und ordnungsmäßiger Weise erfolgt sei. Ein solches C. zogen namentlich auch die Statthalter in den Provinzen zu Rate, wie die Feldherren vor wichtigen Entschließungen ein C., einen Kriegsrat, zu berufen pflegten. C. hieß dann aber auch das aus der Geschworenenliste für einen bestimmten Fall gebildete Schwurgericht, welches unter dem Vorsitze des Prätors, aber ohne seine Mitwirkung, das Urteil durch Abstimmen abzugeben hatte, sowie die einzelnen Abteilungen der in gewissen Klassen von Civil-, namentlich Erbschaftsprozessen Recht sprechenden Centumviralgerichte. In der Kaiserzeit findet man dann noch außerdem einmal unter Augustus einen aus den angesehensten und dem Kaiser genehmsten Mitgliedern des Senats gebildeten Staatsrat, zuerst als halbjährig wechselnd (consilia semestria), zuletzt als jährlich neu gebildet. Unter Tiberius wurden die Mitglieder dieses Staatsrats auf Lebenszeit ernannt und es befand sich wenigstens ein Mann vom Ritterstande darunter. Später wird dieser Beirat nur noch unter Alexander Severus erwähnt. Während der ganzen Kaiserzeit hat aber, da auch die Kaiser richterliche Entscheidungen nach röm. Herkommen mit Zuziehung eines Beirats zu treffen hatten, ein C. dafür bestanden. Zu diesem kaiserl. Rate (C. principis) wurden bis Trajan für die einzelnen Fälle als Mitglieder Senatoren und Ritter, von letztern insbesondere hohe kaiserl. Beamte vom Ritterrang, namentlich die praefecti praetorio berufen. Hadrian machte dieses C. in der Art zu einer ständigen Behörde, daß er die Personen, aus deren Mitte für die einzelnen Fälle die Mitglieder des C. berufen wurden, als Räte (consiliarii) auf die Dauer anstellte und wenigstens denen aus dem Ritterstande auch hohe Besoldungen anwies. In der Zeit nach Diocletian trat an die Stelle des C. das consistorium principis, welches zugleich als Staatsrat fungierte. (S. Konsistorium.)

Consilium abeundi (lat.), d. h. der (einem Studierenden erteilte) Rat, sich zu entfernen, ist die mildere Art der Wegweisung oder Relegation (s. d.) von der Universität, die temporäre Entziehung des akademischen Bürgerrechts, welche den auf diese Weise Verwiesenen jedoch nicht hindert, auf einer andern Universität seine Studien fortzusetzen. Nach Ablauf der Dauer der Wegweisung kann der Consiliierte von neuem um Immatrikulation nachsuchen.

Consobrini (lat.), Geschwisterkinder, von zwei Schwestern geboren.

Consolidantia (lat.), wundärztliche Mittel zur Befestigung lockerer oder erweichter Teile (z. B. der Zähne, des Zahnfleisches u. s. w.).

Consolidation, s. Konsolidation.

Consols (eigentlich Consolidated annuities, d. i. konsolidierte Renten) heißen insbesondere die Obligationen einer 1751 durch Vereinigung mehrerer, vorher getrennter 3prozent. Fonds entstandenen engl. Schuld, welche den wichtigsten und größten Teil der brit. Staatsschuld ausmachen, und in denen zumeist die Verausgabungen neubewilligter Schuldteile fort und fort erfolgen. Wenn von engl. Fonds ohne weitern Zusatz die Rede ist, so sind damit diese 3prozent. C. gemeint, die von den Spekulanten in England vorzugsweise für ihre Operationen gewählt werden, da sie am empfindlichsten für alle Eindrücke der polit. und finanziellen Wechselfälle sind. Bei ihrer Entstehung bildeten sie ein Kapital von 9137812 Pfd. St.; gegenwärtig aber belaufen sie sich auf die ungeheuere Summe von rund 400 Mill. Pfd. St. Allgemein nennt man C. auch die Rentenschuldverschreibungen anderer Staaten im Gegensatz zu den planmäßig amortisierbaren Obligationen. (S. unter Anleihen und Staatsschulden.)

Consommé (frz.), Kraftbrühe.

Consors (lat.), Genoß, Gefährte; Consortes litis, die gemeinsam einen Rechtsstreit führende Partei.

Consorteria (ital.), Genossenschaft, Verbindung.

Consp. (lat.), auf Rezepten Abkürzung von Consperge, d. h. bestreue (die Pillen).

Constabel (lat. comes stabuli, verdorben in comestabilis) der frühere Name der Büchsenmeister und Feuerwerker, denen die Bedienung der Geschütze und Anfertigung der Munition oblag. Im 16. Jahrh. gestaltete sich in Deutschland das Personal der Artillerie zunftmäßig in Gezeugmeister, Büchsenmeister oder C. und die für gröbere Arbeiten bestimmten, meist nur zeitweilig aus dem Fußvolke zugeteilten Stückknechte. Später wurden die C. dauernd in kaiserl. Dienste übernommen, doch war ihre Zahl niemals beträchtlich (im J. 1748 nur 800). In den rhein. Städten nannte man die mit der Herstellung und Bedienung des Geschützes berufsmäßig beschäftigten Bürger Cunstofeler, in der Schweiz Constavel. In einigen Heeren war die Benennung C. für Bombardiere noch um 1850 gebräuchlich, und auf den Kriegsschiffen vieler Staaten werden noch gegenwärtig die Geschützkommandanten als C. und der mit der Leitung des gesamten Geschützwesens des Schiffs betraute Offizier als Oberconstabel bezeichnet.

Constable (engl.) ist ursprünglich verwandt mit dem franz. Connétable (s. d.), und der Lord-High-C., einer der obersten Kron- und Reichsbeamten des alten England, war dem alten Connétable von Frankreich ganz gleich. Als nach der normann. Eroberung alle Ämter lehnrechtliche Formen und Namen bekamen, ging auch der alte Vorsteher der Gemeinde, der Borsholder, Borges oder Borrows-Ealder, in einen Kriegführer oder C. über. Die Würde des Großconstable von England war lehnbar, zuletzt in der Familie der Stafford, Herzöge von Buckingham (als Erben der Bohuns, Grafen von Hereford und Essex), erlosch aber, als Edward Stafford, Herzog von Buckingham, unter Heinrich VIII. (1521) des Hochverrats schuldig erklärt wurde. Seitdem ward nur bei Krönungen oder andern feierlichen Gelegenheiten ein Großconstable ernannt. In Schottland wurde die Würde eines Lord-High-C. zuerst im 12. Jahrh. von David I. an Hugh de Morvelle verliehen und besteht noch immer in der Familie Errol, in der sie seit Robert Bruce erblich ist. Die Oberconstables (High Constables), deren Geschäft es hauptsächlich war, die Landesbewaffnung in Aufsicht zu halten, wurden 1284 von Eduard I. eingeführt. Unter Eduard III. kam noch der Gemeindeconstable (Petty Constable) hinzu. Die C. der letztern Art bildeten stets einen wichtigen Ring in der großen Kette der exekutiven Gewalt Englands und sind auch jetzt noch keineswegs Gerichtsdiener, sondern als ehemalige Gemeindevorsteher die untersten Vollziehungsbeamten des Staats. Im Fall der Not kann aber auch jeder Bürger aufgefordert werden, als Spezial-C. zu fungieren. Dieses Institut vertritt alsdann die Stelle einer Nationalgarde, deren Mitglieder, obwohl nur mit einem Stabe bewaffnet, bei mehrern Gelegenheiten, z. B. bei der Chartistendemonstration vom 10. April 1848, die ersprießlichsten Dienste geleistet haben, da die moralische Kraft des Gesetzes ihnen fast überall Achtung verschafft. In London wurden bei der Einführung der neuen Polizeiverwaltung durch Peel 1829 die ehemaligen C. aufgehoben und durch fünf Kompagnien Police-Constables oder Policemen ersetzt, deren jede, unter die fünf Polizeibezirke der Stadt verteilt, aus 1 Oberaufseher, 4 Inspektoren, 16 Sergeanten und 144 C. bestand; 1882 war die hauptstädtische Polizeimacht, mit Ausschluß der City, die ihre eigene Polizei unterhält, auf 1 Oberaufseher, 24 Aufseher, 605 Inspektoren, 941 Sergeanten und 9634 C. gestiegen.

Constable (John), engl. Landschaftsmaler, zu East Bergholt in Suffolk 1776 geboren, ein Schüler Reinagles an der dortigen Akademie, die ihn später, 1829, zu ihrem Mitglied erwählte. C.s Thätigkeit erstreckte sich nur über einen sehr kleinen Kreis, sowohl in örtlicher als in gegenständlicher Hinsicht. Die nächste Umgebung Hampsteads, wo er beinahe ununterbrochen verweilte, genügte ihm mit ihren freundlichen Landschaftsbildern als Quelle und Schatzkammer seines ganzen Wirkens. Unermüdlich beutete er die hier gebotenen Motive aus und wurde dadurch der liebevollste Schilderer der engl., heimatlichen Landschaften. Durch seine zahlreichen Werke weht der Geist der Idylle; fern von allem, was Effekt heißt, machen sie nur durch die schlichte Wahrheit der Auffassung Eindruck auf den Beschauer. Von öffentlichen Sammlungen besitzen die londoner Nationalgalerie und das Kensington-Museum Bilder seiner Hand. C. starb in London 30. Mai 1837.

Constans, der dritte Sohn Konstantins d. Gr. von der Kaiserin Fausta, geb. 323 n. Chr., wurde 333 zum Cäsar erhoben, 335 mit der Regierung in Italien, Afrika und den illyr. Provinzen betraut und erhielt bei der neuen Reichsteilung (nach seines Vaters Tode) im Sommer 338 zu Sirmium die ganze Balkanhalbinsel außer Thrazien. Als sein Bruder Konstantin II., der Kaiser des Westens, auf Grund von Grenzstreitigkeiten ihn 340 mit Krieg überzog, aber bei Aquileja den Tod gefunden hatte, fiel auch der gesamte Westen (Britannien, Gallien, Spanien) an C. Als eifriger Anhänger des Symbols von Nicäa zeigte er sich gegen andere christl. Parteien intolerant, auch machte er sich durch seine Laster so verächtlich, daß die Armee ihn fallen

ließ, als zu Anfang des J. 350 Magnentius, ein romanisierter Franke, zu Autun als Usurpator auftrat. Auf der Flucht nach den Pyrenäen wurde C. zu Helena (jetzt Elne) 18. Jan. 350 ermordet.

Constans (Jean Antoine Ernest), franz. Staatsmann, geb. 3. Mai 1833 zu Béziers im Depart. Hérault, studierte zuerst die Rechte, widmete sich aber dann dem Handel und ließ sich in Barcelona nieder. Nach mehrern verunglückten Unternehmungen verließ er Spanien und wirkte als außerord. Professor der Rechte an den Fakultäten zu Douai, Dijon und Toulouse. In letzterer Stadt wurde er Mitglied des Gemeinderats, dann Adjunkt des Bürgermeisters, und im Febr. 1876 in die Deputiertenkammer gewählt, wo er sich der «Union Républicaine» anschloß. Im J. 1879 im Ministerium Freycinet zum Unterstaatssekretär ernannt, übernahm er 14. Mai 1880 an Lepères Stelle das Ministerium des Innern und des Kultus. Er stand unter Gambettas Einfluß und wollte mit dem Justizminister Cazot und dem Kriegsminister Farre die Märzdekrete gegen die nichtberechtigten Kongregationen ohne Verzug ausführen lassen. Da aber Freycinet die Ausführung bis nach dem Spruch des Konfliktsgerichts hinausschieben wollte, reichte C. seine Entlassung ein. Grévy nahm sie nicht an; allein, da C. nebst Cazot und Farre auf der unmittelbaren Ausführung der Dekrete beharrte, gab Freycinet seine Dimission. Bei der Bildung des Ferryschen Kabinetts (23. Sept. 1880) übernahm C. das Ministerium des Innern wieder. Am 10. Nov. desselben Jahres trat er mit dem Ferryschen Kabinett von seinem Posten zurück.

Constant (Benjamin), franz. Maler, geb. 10. Juni 1845 zu Paris, studierte auf der École des beaux arts besonders unter Cabanel, und stellte 1869 sein erstes Bild aus: Hamlet und der König, dem 1870 die Allegorie: Zu spät, folgte. Seitdem er die Gesandtschaftsreise Tissots nach Marokko begleitet hatte, wählte er meist orient. Stoffe für seine Gemälde. Dahin gehören: Die Haremsfrauen, Marokk. Gefangene, Janitschar und Eunuch, Einzug Mohammeds II. in Konstantinopel, Abend auf der Terrasse in Marokko u. s. w.

Constant (W.), Schriftstellername von Constant von Wurzbach (s. d.).

Constant de Rebecque (Benjamin), polit. Schriftsteller und Redner, geb. zu Lausanne 23. Okt. 1767, besuchte das Karolinum zu Braunschweig, studierte hierauf die Rechte und trat dann in braunschw. Hofdienste, die ihn aber nicht hinderten, bald in Paris, bald im Waadtlande zu leben. Zu Anfang der Revolution begab er sich nach Paris, wo er unter dem Direktorium durch mehrere gegen die Anarchie wie gegen die Despotie zugleich gerichtete polit. Schriften die Aufmerksamkeit auf sich zog. Noch mehr Aufsehen erregte er 1797 als Mitglied des Cercle constitutionnel durch seine feurigen Reden und im Tribunat durch seinen Eifer für das Repräsentativsystem und die bürgerlichen Freiheiten. Seine Reden und Schriften hatten ihn indes dem Ersten Konsul mißliebig gemacht, weshalb er 1802 aus dem Tribunat sowie aus Paris entfernt wurde. Gleiche Gesinnungen befreundeten ihn mit Frau von Staël, die er auf ihren Reisen mehrfach begleitete. Später ging er nach Göttingen, wo er sich vorzüglich mit deutscher Litteratur beschäftigte und 1813 die Schrift «De l'esprit de conquête et de l'usurpation dans leur rapport avec la civilisation européenne» herausgab. Im Gefolge des Kronprinzen von Schweden erschien er 1814 wieder in Paris, wo er für die Sache der Bourbons eintrat. Dennoch ließ er sich von Napoleon im April 1815 zum Staatsrat ernennen. Er arbeitete mit an der Konstitution des Maifeldes, welche er auch in mehrern Schriften lebhaft verteidigte. Bei der zweiten Restauration ging er nach Brüssel. Im Nov. 1816 erhielt C. die Erlaubnis zur Rückkehr nach Paris, und 1819 wurde er Mitglied der Deputiertenkammer, auch bei der Erneuerung der Kammer 1824 wiedergewählt. Nach der Julirevolution stimmte er für die Erhebung des Herzogs von Orléans zum König, trat aber bald gegen das System der neuen Dynastie in Opposition. Er starb 8. Dez. 1830.

Seine «Discours prononcés à la chambre des députés» erschienen in 3 Bänden (Par. 1833). Bedeutender denn als Redner war C. als Publizist. Seine Schriften zeichnen sich durch Dialektik und feine Ironie aus. Seine sämtlichen kleinen Schriften über Repräsentativregierung sind gesammelt in dem «Cours de politique constitutionnelle» (4 Bde., Par. 1816—20; neu herausg. von Laboulaye, Par. 1872). Ferner erschienen von ihm «Mémoires sur les Cent Jours» (Par. 1822; 2. Aufl. 1829), «De la religion considérée dans sa source, ses formes et ses développements» (3 Bde., Par. 1824—30), «Du polythéisme romain, considéré dans ses rapports avec la philosophie grecque et la religion chrétienne» (2 Bde., Par. 1833). C. bearbeitete auch Schillers «Wallenstein» für die franz. Bühne und schrieb einen Roman «Adolphe» (3. Aufl., Par. 1824). Kleinere Aufsätze C.s enthalten die «Mélanges de littérature et de politique» (Par. 1829). Eine Sammlung von C.s polit. Schriften hat Louandre unter dem Titel «Oeuvres politiques de Benjamin C.» (Par. 1875) herausgegeben. Seine Liebesbriefe an Frau Récamier wurden 1882 veröffentlicht.

Constantia (lat.), Beständigkeit, Standhaftigkeit.

Constantia (Constantina), unter Konstantin d. Gr. Name der Stadt Arles (s. d.).

Constantia heißt ein berühmter Wein des afrik. Kaplandes, welcher auf den drei Gütern High-, Great- und Little-C., ungefähr 4 km von der Kapstadt entfernt, gewonnen wird. Die Constantiaweine sind rote und weiße Liqueurweine erster und zweiter Klasse, von köstlichem Gewürz und hoher Süßigkeit, die jedoch im vollkommenen Einklang zu dem bedeutenden Alkoholgehalte steht. Das Gesamtareal der drei Constantien beträgt 120 ha und der jährliche Weinertrag nicht über 900—1100 hl. Der Preis ist an Ort und Stelle schon ein sehr hoher, nicht unter 6 Mark die Flasche. Daher gelangt auch nur sehr wenig echter in den Handel; was man als solchen verkauft, sind meistens Nachahmungen oder andere, geringere Kapweine, wie der Rota von Steelenbosch, der Witteboom und Frontignac aus der Umgegend von Capetown. Der ursprüngliche Besitzer des Weinbergs war der Gouverneur Simon van der Stell, welcher ihn 13. Juli 1685 zum Eigentum erhielt und nach seiner Tochter C. benannte; 1778 kam der Weinberg durch Kauf an Hendrick Cloete, dessen Nachkommen ihn noch jetzt besitzen.

Constantia, Tochter König Rogers I. von Sicilien, wurde 1184 von dem damaligen Könige

Wilhelm II. ihrem Neffen, dem Sohne Friedrichs I., Heinrich VI., verlobt und 27. Jan. 1186 zu Mailand vermählt. Infolge dieser Heirat machte Heinrich VI. nach dem Tode Wilhelms auf das Sicilische Reich Erbrechte geltend, aber der erste Versuch, sie 1191 gegen den von den normann. Baronen erhobenen Tancred von Lecce durchzusetzen, mißlang vollständig. C. selbst geriet durch den Verrat der Salernitaner in Tancreds Gewalt, der sie erst 1192 freiließ. Erst nach dem Tode Tancreds wurde das deutsche Kaiserpaar 1194 Siciliens Meister, aber der Besitz blieb durch Aufstände gefährdet, deren grausame Bestrafung die Kaiserin, welche am 26. Dez. 1194 zu Jesi ihr einziges Kind, Friedrich II., geboren hatte, ihrem jedenfalls viel jüngern Gemahle entfremdete. Nach dem Tode Heinrichs VI., 28. Sept. 1197, führte sie selbst die Regierung ihres Heimatlandes für ihren Sohn, indem sie sich, um einen Halt gegen die deutschen Kapitäne des Verstorbenen zu haben, mit dem Papste verständigte. Sie starb jedoch schon 28. Nov. 1198, nachdem sie in ihrem Testament den Papst Innocenz III. zum Vormunde des jungen Friedrich bestellt hatte.

Constantia von Aragonien, Tochter König Alfons' II. von Aragonien, war seit 1198 mit König Emmerich von Ungarn vermählt, aus welcher Ehe ein Sohn Ladislaus nur kurze Zeit den 1204 gestorbenen Vater überlebte, und seit 1209 mit dem viel jüngern Staufer, Friedrich II. von Sicilien, dem sie 1211 auch einen Sohn, Heinrich (VII.), gebar. Als Friedrich II. 1212 zur Erringung der deutschen Krone auszog, blieb sie als Regentin für ihren Sohn in Sicilien zurück, vermochte jedoch nicht Ordnung zu schaffen. Sie folgte 1216 dem Gatten nach Deutschland, empfing mit ihm zu Rom 22. Nov. 1220 die Kaiserkrönung und starb 23. Juni 1223 zu Catanea. Ein antiker Marmorsarkophag im Dome von Palermo birgt ihre Reste.

Constantin, röm. Kaiser, s. Konstantin.

Constantin (Abraham), schweizer Email- und Porzellanmaler, geb. 1785 zu Genf, bildete sich zu Paris und Rom und kopierte 1832 im Auftrage Ludwig Philipps Gemälde Rafaels in den vatikanischen Stanzen. Die Galerie zu Turin enthält Kopien und eigene Kompositionen von ihm, wie die Einnahme des Trocadero durch die Franzosen 1823. C. schrieb «Idées italiennes sur quelques tableaux célèbres» (Flor. 1840).

Constantinopel, s. Konstantinopel.

Constantius Chlorus (vollständig Flavius Valerius Constantius Chlorus), geb. gegen die Mitte des 3. Jahrh. n. Chr., war der Sohn des Eutropius, eines romanisierten Illyriers (Dardaners) und der Claudia, der Tochter des Crispus, eines Bruders des Kaisers Claudius II. Er gewann die Gunst der Soldatenkaiser Aurelian, Probus und Carus, und bewährte sich als trefflicher Heerführer und als ausgezeichneter Regent, seit der Kaiser Diocletian ihn als Cäsar des Westens dem Kaiser Maximian zur Seite stellte. Am 1. März 293 n. Chr. zu Mailand mit dem Purpur bekleidet und von Maximian adoptiert, mußte C. von seiner ersten Gemahlin, der niedrig geborenen Helena (Konstantins d. Gr. Mutter) sich trennen, und Maximians Stieftochter Theodora heiraten, die ihm drei Söhne und drei Töchter gebar. C. erhielt die Leitung von Gallien, mit welcher die von Britannien verbunden wurde, nachdem er 293 dem britann. Usurpator Carausius den gallischen Hafen Bononia (Boulogne) und 296 dessen Mörder Allectus die britann. Provinz thatsächlich entrissen hatte. C. schlug dann 298 die Alamannen bei Langres und bei Vindonissa aufs Haupt, und sicherte durch neue Festungsanlagen die Rheinlinie von Mainz, namentlich aber von Basel bis zum Bodensee gegen die Angriffe der Alamannen. Der im J. 303 ausbrechenden Christenverfolgung wußte C. in seinen Provinzen den blutigen Charakter gänzlich zu benehmen. Als dann Diocletian und Maximian 1. Mai 305 abdankten, erhielt C. die Würde als «Oberkaiser» des Römischen Reichs, wie bisher Diocletian. Aber schon 25. Juli 306 starb C. zu Eboracum (York) in Britannien, als er in Begleitung seines Sohnes Konstantin einen siegreichen Feldzug gegen die räuberischen Grenzvölker von Schottland, namentlich die Picten, unternommen hatte.

Constantius II., röm. Kaiser, geb. 13. Aug. 317 n. Chr. in Illyricum, als der zweite Sohn Konstantins d. Gr. aus seiner zweiten Ehe mit der Kaiserin Fausta, der Tochter des Kaisers Maximian, wurde 323 zum Cäsar erhoben, 335 mit der Verwaltung der asiat. Provinzen (außer Pontus und Kappadocien) betraut und trug einen großen Teil der Mitschuld an den Meutereien der Truppen zu Konstantinopel, welche nach seines Vaters Tode, im Sept. 337, zu der Ermordung zahlreicher Mitglieder des Kaiserhauses führte und unter Veränderung der Verfügungen Konstantins den drei Söhnen des letztern von der Fausta eine neue Teilung des Reichs ermöglichten. C., nunmehr Kaiser des Ostens, erhielt bei der Teilung zu Sirmium ganz Asien mit Thrazien, Konstantinopel und Ägypten. Von Anfang seiner Regierung bis zu seinem Ende wiederholten sich die Kriege mit Persien; durch die Versuche, den heidnischen Kulten Abbruch zu thun, und namentlich mit der Aufgabe beschäftigt, die Parteien der christl. Kirche durch ein neues, auf der Dogmatik der von ihm begünstigten Arianer begründetes Symbol zu vereinigen, sah er sich zu einem schweren dynastischen Kriege gezwungen, als nach Ermordung seines Bruders Constans der Usurpator Magnentius 351 auch den Osten angriff. Der blutige Sieg bei Mursa (28. Sept. 351) und der Tod des Usurpators 353 machte den C. endlich zum Herrn des gesamten Römischen Reichs. Die Eifersucht aber, mit welcher C. seinen seit Ende des J. 355 in Gallien als Kriegsheld und als Regent mit glänzendem Erfolge waltenden Vetter Julian verfolgte und welche endlich im Winter 360 Julian zum Abfall trieb, und weiter die Unversöhnlichkeit, mit welcher C. Julians Ausgleichungsvorschlägen widerstrebte, veranlaßte 361 einen neuen innern Krieg. C. brach mit Heeresmacht von der Persergrenze gegen Julian auf, starb aber bereits 3. Nov. 361 zu Mopsukrene am Fuße des cilicischen Taurus.

Constipantia (lat.), hartleibig machende, verstopfende Heilmittel.

Constituante (frz., zu ergänzen Assemblée), Konstituirende Versammlung (s. d.).

Constituens (lat.), «das Festsetzende», in der Rezeptierkunst die formgebende Zuthat zu einem Heilmittel, bei flüssigen Arzneien Vehiculum (meist destilliertes Wasser), bei andern Präparaten Excipiens (Milchzucker u. s. w.) genannt.

Constitutum (von constituĕre, lat., festsetzen) wird in doppelter Zusammensetzung im jurist. Sprachgebrauch verwendet und zwar:

C. debiti ist das eine neue Verbindlichkeit begründende, übrigens formlose Versprechen an den Gläubiger einer eigenen oder fremden Schuld: daß man die Schuld erfüllen wolle (C. debiti proprii und alieni). Dasselbe enthält also, wenn man es für eine eigene Schuld leistet, eine Versicherung des Gläubigers, im andern Falle eine Bürgschaft.

C. possessorium nennt man die Handlung, durch welche der Besitzer von körperlichen Sachen zu erkennen gibt, daß er fortan nicht mehr für sich, sondern im Namen eines andern als dessen Stellvertreter (Detentor, s. d.) die Sache innehaben wolle, ohne sie aber dem neuen Besitzerwerber auszuliefern (tradieren).

Constrictor (lat.), Schnürmuskel, Muskel, der ringförmig eine Öffnung oder Höhlung umschließt, Schließmuskel (s. d.). — Boa Constrictor, s. Riesenschlange.

Constringentia (lat.), zusammenziehende Heilmittel.

Consuegra, Stadt in der span. Provinz Toledo, in der Mancha, 6 km westlich von Madridejos, an dem mittels des Giguëla zum Guadiana gehenden Amarguillo, am Fuße einer angeblich von Trajan erbauten Bergfeste, zählt (1877) 6811 E. Unter den noch vorhandenen röm. Resten sind auch die eines Amphitheaters.

Consulares, s. unter Konsul (röm.).

Consulta (ital., span.), beratende Versammlung, z. B. Volks-, Ratsversammlung; Staatsrat (z. B. der Cisalpinischen Republik); Sancta C., ehemals in Rom ein Ausschuß von Kardinälen zur Beratung über das Wohl des Kirchenstaats.

Consus, ein altital. Gott der Erde und ihres Segens. In Rom wurde ihm zu Ehren am 21. Aug. ein Fest gefeiert, das mit Wettrennen von Wagen und Pferden (s. Circensische Spiele) verbunden war. Sie wurden an seinem Altar, der da stand, wo nachher der Circus maximus (s. unter Cirkus) errichtet wurde, also nachmals im Cirkus selbst, begangen. Nach der Sage ward bei diesen von Romulus zu Ehren des C. eingeführten Spielen der Raub der Sabinerinnen ausgeführt. Die genauere Grundbedeutung des Gottes steht nicht fest, da die Ableitung des Wortes zweifelhaft ist. Die Alten, welche ihn wegen der Pferderennen zum Teil mit Poseidon Hippios (Neptunus equester) identifizierten, erklären ihn, dessen Altar in der Erde vergraben war und zum Behufe von Opfern ausgegraben werden mußte, als den verborgenen (von condere) oder als den Gott der Ratschläge (consilia), neuerdings hat man das Wort aus einer Wurzel su, «zeugen», oder sa, «säen», abgeleitet.

Cont., auf Rezepten Abkürzung für Contusa (d. h. zerquetscht, zerstoßen), vgl. Conc.

Contades (Louis Georges Erasme, Marquis de), franz. Marschall, geb. 11. Okt. 1704, trat 1720 in das franz. Heer, zeichnete sich in den nächsten Feldzügen mehrfach aus, nahm während des Siebenjährigen Kriegs als Generallieutenant 1757 an der Schlacht bei Hastenbeck und im folgenden Jahre an der Schlacht bei Krefeld teil und wurde im Juli 1758 Oberbefehlshaber der Rheinarmee an Stelle des Grafen Clermont, zeigte jedoch wenig Unternehmungsgeist. Im Aug. 1758 wurde C. Marschall, verlor 1. Aug. 1759 durch Broglies Schuld die Schlacht bei Minden und wurde bald darauf des Oberbefehls enthoben. Hiernach lebte er in Zurückgezogenheit und starb 19. Jan. 1793 zu Livry. C. war ein fester Charakter und besaß scharfen Verstand, er sorgte stets für Mannszucht und widmete dem Wohlergehen seiner Untergebenen, insbesondere der Verpflegung der Truppen gebührende Aufmerksamkeit; aber er war etwas langsam von Entschluß und allzu vorsichtig, um als Heerführer große Erfolge erzielen zu können.

Contamine, Dorf im Thale der Arve (s. d.).

Contant, comptant, oder per contant (frz. pour comptant) bedeutet bar, gegen bare Zahlung. Der Barkauf heißt daher auch Contantkauf. Seit längerer Zeit schon aber wird an vielen Handelsplätzen unter der Bedingung «contant» nicht mehr die sofortige bare Zahlung, sondern eine Zahlungsfrist von zwei, drei, auch wohl mehr Wochen verstanden. Dem entsprechend versteht man in Frankfurt a. M. unter «à ordinaire comptant» eine Frist von sechs Wochen, während man mit Contantgeschäften die gegen wirkliche bare Zahlung geschlossenen meint. In Nürnberg bedeutet «ordinär contant» die hergebrachte Frist von vier Wochen. Man pflegt daher, wenn wirklich sogleich bei Ablieferung der Ware die Zahlung erfolgen soll und ein fremder Ausdruck gewählt wird, diese Bedingung durch «per cassa» zu bezeichnen, welchem Ausdruck das deutsche «Zug um Zug» entspricht, in Frankreich durch «comptant compté», «comptant sur balle» u. s. w.

Contanten (frz. espèces, engl. specie) ist gleichbedeutend mit Bargeld. Die Contantenliste der Schiffe (engl. specie list) ist das Verzeichnis des von ihnen geladenen baren Geldes. Diese Listen pflegen in den nordamerik. und engl. Zeitungen veröffentlicht zu werden.

Contarini, ein edles venet. Geschlecht, welches zu den 12 Familien in Venedig zählte, die den ersten Dogen wählten. Demselben gehörten 1041—1674 sieben Dogen an. Andere berühmte Männer waren: Ambrosio C., der 1473—77 Gesandter der Republik Venedig in Persien war und über seine Reise in den «Viaggi fatti da Vinetia, alla Tana, in Persia, in India et in Constantinopoli» (Vened. 1487) berichtete. — Gasparo C., ein reformatorisch gesinnter Kardinal, geb. 1483, erwarb sich eine gründliche, besonders philos. Bildung und begann seine öffentliche Thätigkeit als Gesandter Venedigs an Karl V. zum Reichstag zu Worms 1521. Hier lernte er Luther kennen, empfing jedoch keinen nachhaltigen Eindruck von ihm. Im J. 1535 ward er von Paul III. plötzlich zum Kardinal berufen, verleugnete aber auch in dieser Stellung seine evang. Gesinnung nicht. Sein Gutachten über die nötige Reform der Kirche: «Consilium de emendanda ecclesia» (1537), blieb unbeachtet und wurde 1559 sogar auf den Index gesetzt. Im J. 1541 nahm C. als päpstl. Legat an dem Religionsgespräch zu Regensburg teil, und zeigte sich zu bedeutenden Zugeständnissen bereit, sogar in der Lehre von der Rechtfertigung, welche er in einer eigenen Schrift: «Tractatus seu epistola de justificatione» (1541) in wesentlich evang. Geiste entwickelte. Er starb als Legat zu Bologna 1542. Seine Werke erschienen 1571 zu Paris und 1589 zu Venedig, doch ist in letzterer Ausgabe der Text des «Tractatus» geändert. Vgl. Brieger, «Gasparo C. und das Regensburger Konkordienwerk» (Gotha 1870); Dittrich, «Regesten und Briefe des Kardinals Gasparo C.» (Braunsberg 1881).

Giovanni C., geb. 1549, gest. 1605, war einer der berühmtesten Maler seiner Zeit, der in Tizians

Stil arbeitete und vorzüglich in der Kunst, Plafonds zu malen, sich auszeichnete, wie er dies in der Auferstehung in San-Francesco di Paola in Venedig bekundete. — Camillo C., geb. 2. Jan. 1644 zu Venedig, gest. 17. Aug. 1722, ist Verfasser mehrerer histor. Werke, darunter der «Istoria della guerra di Leopoldo I e de' principi collegati contro il Turco nel 1683» (2 Bde., Vened. 1710). — Vincenzo C., geb. zu Venedig 1577, lehrte zu Padua mit Erfolg griech. und lat. Eloquenz und starb 1617. — Simone C., geb. in Venedig 27. Aug. 1563, war venet. Gesandter beim Herzoge von Savoyen, bei Philipp II. von Spanien, bei Mohammed III. in Konstantinopel, bei dem Papste Paul V., bei dem Kaiser Ferdinand II., und ward dann Prokurator von San-Marco. Als 1630 die Pest in Venedig wütete, verließ er die Stadt nicht, um die bei einem Übel dieser Art so nötige Ordnung zu erhalten. Er zeichnete sich auch als Dichter aus und starb 10. Jan. 1633. Vgl. Farsetti, «Vita di Simone C.» (Vened. 1772).

Conte (ital.), Graf; Contessa, Gräfin.

Conte heißt bei den Franzosen eine Erzählung in Poesie oder Prosa und von kürzerm Umfang, die über eine erfundene Begebenheit, ein Abenteuer, Märchen oder einen Schwank in interessanter und pikanter Form berichtet und im allgemeinen einen frivol-witzigen Charakter trägt. Von jeher haben sich die Franzosen in dieser Dichtgattung ausgezeichnet. Schon im frühern Mittelalter trugen die Jongleurs Contes und Fabliaux (s. d.) auf Burgen und Märkten vor. Neuen Stoff führten die Kreuzzüge dieser Dichtungsform zu, und die den Orientalen nacherzählten Märchen waren die Vorläufer der spätern Contes de fées. Boccaccio, der großenteils seinen «Decamerone» aus diesen Quellen schöpfte, regte die Franzosen zu neuen Arbeiten auf diesem Gebiete an. Während früher die Contes in Versen abgefaßt waren, entstanden nach Boccaccios Vorgange eine Reihe von Erzählungen in Prosa, die zum Teil in Sammlungen durch eine Rahmenerzählung zusammengefaßt wurden. Dahin gehören die «Cent nouvelles nouvelles», das «Heptameron» der Margarete von Valois, die «Contes et joyeux dévis» ihres Kammerdieners Bonaventure des Perriers, die «Contes d'Eutrapel» des Noël Dufail, der «Printemps» des Jacques Yver, das «Moyen de parvenir» des Beroalde de Verville u. a. m. Eine Sammlung solcher Erzählungen hat Lecroix veranstaltet («Les vieux conteurs français», Par. 1841). Die Contes de fées, in prosaischer Form, kamen im 17. Jahrh. in die Mode. Am berühmtesten auf diesem Gebiete sind Perrault, die Gräfin d'Aulnoy und das Fräulein von La Force, deren Arbeiten in die umfangreiche Sammlung des «Cabinet de fées» aufgenommen wurden. Um dieselbe Zeit wurde auch die C. in Versen durch Lafontaine wieder in Aufnahme gebracht, der zahlreiche Nachfolger fand. Eine ernstere Richtung suchten dann dieser Dichtgattung Voltaire in den «Contes philosophiques», Marmontel und Mercier in ihren «Contes moraux» zu geben. Unter den Neuern haben Balzac in den «Contes drolatiques» und Alfred de Musset in den «Contes romantiques» am meisten den nationalen Charakter bewahrt.

Conté (Nicolas Jacques), franz. Maler, geb. 4. Aug. 1755 zu St.-Cenery bei Seez, studierte neben der Malerei auch Mathematik und machte 1792 den Vorschlag, sich des Luftballons zur Beobachtung des Feindes zu bedienen, wofür er das Direktorium des aërostat. Instituts erhielt und zum Brigadechef der Aëronauten bei der Armee ernannt wurde. Auch erfand C. eine hydraulische Presse und begleitete 1798 Napoleon nach Ägypten, wo er zu Kairo Werkstätten für die Armeebedürfnisse errichtete. C. starb 6. Dez. 1805.

Contenance (frz.), Fassung, Gemütsruhe.

Content (frz., engl.), zufrieden; im engl. Parlament bei Abstimmungen soviel wie einverstanden (Gegensatz Non content).

Contenta (lat.), Inhalt (eines Briefs, eines Buchs u. dgl.), auch im anatom. Sinne: was in einer Höhlung des Körpers enthalten ist, z. B. die Eingeweide, oder auch der Inhalt der Eingeweide.

Conterfect-, Contrafect-, Conterfeimünzen nannte man früher diejenigen Medaillen oder Schaumünzen, die nur auf einer Seite und zwar mit dem Bildnis eines Fürsten oder sonst einer hohen Person geprägt und als Gnadenbeweise verschenkt wurden. Sie sind meistens oval und gehenkelt und man trug sie an Halsketten.

Contessa (Christian Jak. Salice-), Dichter, geb. zu Hirschberg in Schlesien 21. Febr. 1767, widmete sich in Hamburg dem Kaufmannsstande, machte 1788 mehrere Reisen in Frankreich, England und Spanien und übernahm 1793 das väterliche Geschäft. Infolge von polit. Verbindungen mußte er ein Jahr (1797) als Staatsgefangener in Spandau und Stettin zubringen. Er starb 11. Sept. 1825 auf seinem Gute Liebenthal in Schlesien. Von seinen Schriften sind hervorzuheben der Roman «Das Grabmal der Freundschaft und Liebe» (Bresl. 1792), die Novelle «Almanzor» (Lpz. 1808), das histor. Schauspiel «Alfred» (Hirschb. 1809), «Drei Erzählungen» (Frankf. 1823), der Roman «Der Freiherr und sein Neffe» (Bresl. 1824). Mit seinem Bruder Karl Wilhelm C. gab er «Dramatische Spiele und Erzählungen» (2 Bde., Hirschb. 1812—14) heraus. Seine «Gedichte» sammelte W. L. Schmidt (Hirschb. 1826).

Contessa (Karl Wilhelm Salice-), Bruder des vorigen, geb. 19. Aug. 1777 zu Hirschberg, besuchte das Pädagogium zu Halle, studierte seit 1799 an der dortigen Universität und privatisierte sodann in Weimar und Berlin. Er lebte zuletzt zu Neuhaus bei Lübben auf dem Gute seines Freundes Houwald und starb 2. Juni 1825 zu Berlin. Er schrieb «Zwei Erzählungen» (Berl. 1815) und «Erzählungen» (2 Bde., Dresd. 1819) und eine große Zahl Lustspiele, von denen sich «Das Rätsel», «Magister Rößlein», «Der unterbrochene Schwätzer», «Der Findling» und «Der Talisman» eine Zeit lang auf den Bühnen erhielten. Mit Hoffmann und Fouqué gab er «Kindermärchen» (2 Bde., Berl. 1816—17) heraus. C. war auch Landschaftsmaler und ist von Hoffmann in den «Serapionsbrüdern» unter dem Namen Sylvester gezeichnet worden. Houwald gab seine «Sämtlichen Schriften» (9 Bde., Lpz. 1826) heraus.

Contestatio litis (lat., auch Kriegsbefestigung genannt), im Civilprozeß die förmliche Antwort oder Einlassung auf die der Klage zu Grunde liegenden Thatsachen.

Conthey (deutsch Gundis), Flecken, Hauptort des gleichnamigen Bezirks im schweiz. Kanton Wallis, liegt $4^1/_2$ km westlich von Sitten, von Weinbergen und Obstgärten umgeben, auf dem

rechten Ufer der Morge, da wo diese aus ihrer Thalschlucht in die Ebene des Rhônethals heraustritt, und zählt (1880) 2552 E. Der Ort besteht aus mehrern Häusergruppen, von denen C. Plan und La Place in der Ebene, C. Bourg (581 m), der alte Burgflecken, dessen Ringmauern und Burgen 1375 und 1476 von den Oberwallisern gebrochen wurden, und St. Severin mit der schönen neuen Pfarrkirche der Gemeinde auf den Terrassen der rechten Seite des Rhônethals liegen. Mit Sitten und der Station Ardon der Simplonbahn ist der Ort durch Fahrstraßen verbunden. Nach Bex führt von hier aus der Saumweg über den Cheville. Der Bezirk C. umfaßt 229 qkm mit 7888 meist kath. E., deren Haupterwerbsquellen der Wein-, Obst- und Feldbau und die Alpenwirtschaft sind. Der bei C. wachsende feurige Rotwein Vallio gehört zu den besten Sorten des Wallis.

Conti, Mehrzahl von Conto (s. d.).

Conti, der Titel jüngerer Nebenzweige des bourbonischen Hauses Condé (s. d.), den sie von der kleinen, bei Amiens gelegenen Stadt dieses Namens führten. — Franz von Bourbon, Prinz von C., zweiter Sohn Ludwigs I., Prinzen von Condé, geb. 19. Aug. 1558, wurde am Hofe Heinrichs III. erzogen, schloß sich dann Heinrich IV. an und focht mit Auszeichnung in der Schlacht von Ivry, ward aber 1594 von dem Herzog von Mercoeur bei Craon geschlagen. Er starb ohne männliche Nachkommen zu Paris 3. Aug. 1614. Seine Gemahlin, Louise Marguérite, Prinzessin von C., Tochter des Herzogs von Guise, geb. 1577, verheiratete sich 1614 zum zweiten mal heimlich mit dem Marschall von Bassompierre und starb aus Schmerz über dessen Gefangenschaft 30. April 1631 zu Eu. Sie ist als Schriftstellerin durch die «Histoire des amours du grand Alcandre» (Leid. 1667; neue Aufl., 2 Bde., Par. 1786) bekannt, in der sie die galanten Abenteuer Heinrichs IV. schilderte.

Armand von Bourbon, Prinz von C., der Bruder des großen Condé, wurde 11. Okt. 1629 zu Paris geboren. Schwach und mißgestaltet, mußte er sich dem geistlichen Stande widmen und erhielt 1642 die Abteien St.-Denis, Cluny, Lérins und Molème. Sei es aus Eifersucht auf den Waffenruhm seines Bruders oder aus andern Gründen, gab er jedoch seine reichen Pfründen auf und nahm in den Zwisten der Fronde Partei gegen den Hof und seinen Bruder. Bald aber versöhnten sich beide Brüder und intriguierten gegen den Hof, wurden daher 1650 im Palais-Royal verhaftet und erst 1651 in Freiheit gesetzt. Als der große Condé nach einiger Zeit von neuem sich empörte, trat C. wieder als Kämpfer in den pariser Unruhen auf, söhnte sich jedoch bald mit dem Hofe aus und heiratete die Nichte Mazarins, Anne Marie Martinozzi. Im Kriege gegen Spanien eroberte er 1654 die Festungen Villafranca und Puycerda, kämpfte dagegen unglücklich 1657 in Italien und zog sich seitdem auf das Gouvernement der Provinz Languedoc zurück, den frommen Übungen seiner Jugend von neuem hingegeben. Er starb 21. Febr. 1666 zu Pézenas. Aus seinem Nachlaß kamen mehrere Schriften heraus, darunter ein gegen das Theater gerichteter «Traité de la comédie et des spectacles» (Par. 1667). — Sein ältester Sohn und Nachfolger, Louis Armand, Prinz von C., Graf von Pézenas, wurde 4. April 1661 geboren. Ludwig XIV. gab ihm seine Tochter (von der Lavallière), Marie Anne von Bourbon, genannt Mademoiselle de Blois, zur Gemahlin, eine der schönsten Frauen ihrer Zeit. Nach Kriegsruhm dürstend, ging C. mit seinem Bruder und vielen andern Großen des Hofs nach Ungarn, um gegen die Türken zu kämpfen. Bei seiner Rückkehr 1682 fiel er in Ungnade; er starb 5. Nov. 1685 zu Fontainebleau, ohne Kinder zu hinterlassen.

Ihm folgte sein Bruder, der zweite Sohn Armands, François Louis, Prinz von Roche-sur-Yon und C., geb. 30. April 1664. Unter den Augen des großen Condé erzogen, zeigte er viel Neigung für die militärische Laufbahn, erhielt aber keine Anstellung und ging deshalb mit nach Ungarn. Infolge des von den Prinzen mit ihren Freunden am Hofe geführten Briefwechsels, der spöttische Äußerungen über den König und die Frau von Maintenon enthielt, wurde er nach Chantilly verbannt. Nachdem sich Condé noch auf dem Sterbebette für seine Begnadigung verwandt hatte, diente C. unter dem Befehle des Marschalls von Luxembourg und zeichnete sich durch Tapferkeit bei vielen Gelegenheiten aus. Ein Teil der poln. Magnaten wählte ihn 1697 zum König von Polen. Er reiste bis nach Danzig, kehrte aber zurück und entsagte der Krone, als er sah, daß er gegen seinen Rivalen, Kurfürst August von Sachsen, nicht aufkommen konnte. Er erhielt nun das Gouvernement von Languedoc und 1703 den Oberbefehl über das bedrängte franz. Heer in Italien; doch vermochte auch C. wenig auszurichten. Er starb 22. Febr. 1709 in dem Moment, als er das Kommando der flandrischen Armee übernommen hatte. Sein Sohn, Louis Armand II., Prinz von C., geb. 10. Nov. 1695, gest. 4. Mai 1727, hat keine Bedeutung.

Louis François, Prinz von C., der Sohn des letztern, geb. 13. Aug. 1717, that unter dem Marschall Belleisle im Österreichischen Erbfolgekriege seinen ersten Waffendienst. Er führte 1744 das Oberkommando über 20000 Franzosen, die Piemont im Einverständnisse mit den Spaniern besetzen mußten; 1745 machte er den Feldzug in Deutschland mit und im folgenden Jahre den in Flandern, wo er Mons und Charleroi einnahm. Nach dem Frieden setzte er sich in Opposition gegen den Hof, sodaß ihn Ludwig XV. nicht mehr anstellte. Unter der folgenden Regierung betrieb er eifrig den Rücktritt des Ministers Turgot. Er war mit Louise Diane von Orléans verheiratet, lebte sehr verschwenderisch und starb tief verschuldet 2. Aug. 1776.

Seine natürliche, später legitimierte Tochter, Amélie Gabrielle Stephanie Louise, Prinzessin von C., geb. 30. Juni 1756 (nach andern 26. Dez. 1762), wurde kurz vor der Zeit, wo sie Ludwig XV. als legitime Tochter ihres Vaters anerkannte, von ihren nächsten Anverwandten in eine kleine Provinzialstadt entführt und, noch minorenn, an einen ihr widerwärtigen Menschen verheiratet, durch den sie mehrere Jahre die unwürdigste Behandlung erdulden mußte, bis es ihr gelang, eine Nichtigkeitserklärung ihrer Ehe beantragen zu können. Ihr Lehrer war Rousseau. Ihre Leiden, die auch nach der Auflösung ihrer Ehe nicht endeten, sowie ihre ans Wunderbare streifenden Abenteuer erzählte sie in ihren «Mémoires historiques» (2 Bde., Par. 1797; deutsch, 2 Bde., Lübeck 1809), die für Goethe den Stoff zu seiner «Natürlichen Tochter» abgaben. Vgl. Barthélemy, «La princesse de C. d'après sa correspondance inédite»

(Par. 1875). — Louis François Joseph, Prinz von C., geb. 1. Sept. 1734, bis zum Tode seines Vaters Graf von La Marche, war der einzige Sohn des vorigen. Er kämpfte 1757 in Deutschland, zog sich hierauf ins Privatleben zurück und lebte unter Ludwig XVI. vom Hofe entfernt. Im J. 1789 ausgewandert, kehrte er 1790 nach Frankreich zurück, wurde aber 1793 in Marseille verhaftet, 1795 entlassen und nach dem 18. Fructidor verbannt. Er starb 13. März 1814 zu Barcelona; mit ihm erlosch die legitime Linie des Hauses C.

Conti (Augusto), ital. Philosoph, geb. im Dez. 1822 in Villa di San-Piero bei San-Miniato in Toscana, erhielt seine Vorbildung im Seminar von San-Miniato, studierte darauf die Rechtswissenschaften zu Siena, Pisa und Lucca, wo er promovierte. Nachdem er drei Jahre als Advokat in Florenz gelebt, machte er den Feldzug von 1848 mit, ließ sich sodann als Advokat und Professor der Philosophie in San-Miniato nieder, wurde 1855 Professor der Philosophie am Lyceum zu Lucca, 1859 Schulinspektor, 1863 Professor in Pisa, 1867 am Istituto di Studii superiori in Florenz. Seine Philosophie ist ein Eklektizismus im Dienste der streng kirchlichen Richtung. Sein Hauptwerk ist die «Storia della filosofia» (2 Bde., Flor. 1864, 3. Aufl. 1882; französisch von E. Naville, Par. 1865). Außerdem sind von ihm zu erwähnen: «Evidenza, amore e fede, o i criteri della filosofia» (2 Bde., Flor. 1862; 3. Aufl., Prato 1872), «Dio e il male» (Prato 1865), «Giovanni Dupré, studio sull' arte» (Pisa 1865), «Dio come ordinatore del mondo» (Flor. 1871), «Il bello nel vero» (2 Bde., Flor. 1872), «Filosofia elementare» (Flor. 1869; 9. Aufl. 1879), «Esame della filosofia epicurea nelle sue fonti e nella sua storia» (Flor. 1878). Er hat sich auch als dramatischer Dichter versucht und die Werke von Ernst Naville ins Italienische übersetzt.

Conti (Charles Etienne), Privatsekretär und Vertrauter Napoleons III., geb. 31. Okt. 1812 zu Ajaccio, studierte die Rechte und war Prokurator in Bastia, als er von Ajaccio in die konstituierende Versammlung gewählt wurde. Ein eifriger Anhänger Napoleons, wurde er 1852 Staatsrat, später Privatsekretär des Kaisers, 1868 Senator. Nach dem Sturz des Kaiserreichs ging C. nach England, wurde aber 8. Febr. 1871 in die Nationalversammlung gewählt, wo er 1. März durch seine Verteidigung Napoleons III. große Entrüstung hervorrief. Später nahm C. seinen Sitz im rechten Centrum, starb aber schon 13. Febr. 1872 in Paris.

Contich, Gemeinde der belg. Provinz Antwerpen, an der Eisenbahn Mecheln-Antwerpen, die hier nach Diest-Hasselt, Lier-Turnhout-Herzogenbusch und nach Boom abzweigt, zählt 3815 E., die Brauerei, Hut- und Lederfabrikation und Holzhandel treiben.

Contierungen heißen im Deutschen Zollverein die ansehnlichen Großhändlern bewilligten Bevorzugungen, daß sie den Zoll auf ausländische Waren nicht sogleich zu bezahlen brauchen, sondern ihn einstweilen auf fortlaufenden Conten belastet (contiert) erhalten, während die unter Kontrolle ins Ausland zurückgehenden oder nach Städten mit öffentlichen Niederlagen gelangenden Partien ohne Abgabenerhebung von ihrem C. wieder abgeschrieben werden. Diese Begünstigung genießen jene Kaufleute an allen Handelsplätzen des Zollvereins, in welchen sich Handlungen befinden, die einen erheblichen Handel mit fremden Waren nach dem Auslande betreiben (bis in 1868 war das nur an den Meßplätzen Leipzig, Frankfurt a. M. und Braunschweig der Fall, sog. Meßcontierungen). Die erforderliche besondere und widerrufliche Bewilligung von C., für welche Sicherheit geleistet werden muß, erstreckt sich namentlich auf die meisten Manufakturwaren und außerdem auf Meßplätzen auf alle diejenigen andern Waren, für welche nach der betreffenden Meßordnung ein Meßconto eröffnet werden kann. Die in Rede stehende Vergünstigung ist an gewisse Mengenminima der in dem betreffenden Conto von einem halbjährigen Contoabschluß bis zum andern zur Anschreibung gelangenden Waren geknüpft, und die Zollgefälle der contierten Artikel werden dem Contoinhaber auf ein halbes Jahr kreditiert.

Continuatio (lat.), Fortsetzung.

Conto (ital., Mehrzahl Conti) ist gleichbedeutend mit Rechnung; namentlich nennt man so die in den Handlungsbüchern eingetragene Rechnung, daher jene selbst Contobücher genannt werden. Jemand ein C. eröffnen, heißt mit ihm in Geschäftsverbindung treten und in den Handlungsbüchern ihm eine laufende Rechnung eröffnen. A conto zahlen heißt soviel als auf Abschlag oder auch im Vorschuß zahlen; conto a metà bedeutet soviel als auf gemeinschaftliche, halbe Rechnung zwischen zwei Unternehmern. Conto finto ist, wie der Wortlaut es ausdrückt, eine fingierte, simulierte oder erdichtete Rechnung, die man in Handelsplätzen auswärtigen Geschäftsfreunden erteilt, damit diese schon vor wirklicher Warenbeziehung sich berechnen können, wie hoch der betreffende Artikel ihnen zu stehen kommen wird, oder vor Warensendung zum Kommissionsverkauf, wie hoch ungefähr der Ertrag sein wird; auch Spediteure geben Conti finti aus, damit man in gleicher Weise die Transport- und Speditionskosten sich im voraus berechnen kann.

Conto (de Reis), ein Betrag von 1000 Milreis, s. unter Reis.

Conto (Monte-), ein Vorberg des Monte-Droso in der Disgraziagruppe der südl. Graubündneralpen, auf der linken Seite des Val Bregaglia (Bergell), 4 km östlich von Chiavenna in der ital. Provinz Sondrio gelegen, begrub durch einen ungeheuern Felssturz am 4. Sept. 1618 den blühenden Flecken Plurs (ital. Piuro) mit 2000 E.

Conto a metà, s. A metà und Conto.

Contocorrent (ital. conto corrente) nennt man die fortlaufende Rechnung, die man mit einem Geschäftsfreund führt und aus der sich jederzeit das, was man ihm schuldet, und das, was man an ihn zu fordern hat (ebenso wohl das Kapital wie die Zinsen), ersehen läßt. Insbesondere versteht man unter C. auch den Auszug aus der gedachten Rechnung, welchen der Bankier seinem Geschäftsfreunde in bestimmten Perioden, der Regel nach halbjährlich oder jährlich, mit Abschluß versehen, erteilt. Geschäfte in laufender Rechnung, C.-Geschäfte, werden besonders auch von Banken mit solchen Kunden gemacht, welche ihnen Gelder zur Verwaltung anvertrauen und entweder ihre Zahlungen durch Anweisungen auf das Guthaben bei der Bank bewirken oder im Bedarfsfalle auf ihr Conto Gelder dort erheben. Das Guthaben der C.-Gläubiger pflegt bei den Banken verzinst und der Zins dem Conto zur Zeit der C.-Erteilung zugeschrieben zu werden.

Das aus einer Reihe von Einzelposten sich bildende C.-Verhältnis zwischen einem Bankier oder

einer Bank und dem bezüglichen Geschäftsfreunde ist als ein unteilbares Ganzes aufzufassen, indem der C.-Vertrag nach seinem Begriff und Wesen voraussetzt, daß nach der Absicht des Kontrahenten während der durch die Rechnungsabschlüsse abgegrenzten Perioden die Leistung des einen Kontrahenten nicht zur Tilgung einer bestimmten einzelnen Zahlungsverpflichtung desselben dienen, eine Kompensation zwischen einzelnen Forderungen und Gegenforderungen nicht eintreten soll, sondern daß die Leistungen und Forderungen auf jeder Seite als ein Ganzes behandelt und die resultierenden Summen zur Ermittelung der Differenz verglichen werden sollen, welche letztere als Saldo entweder vom Schuldner zu berichtigen oder in dessen Soll (Schuldseite der Rechnung) der neuen Rechnungsperiode als erster Schuldposten einzutragen ist. Demgemäß gehen die einzelnen Rechnungsposten in der Abschlußsumme des Haben und Soll und mit dieser in dem Saldo auf. Hieraus folgt, daß, sofern keine besondern Abreden entgegenstehen, einzelne Forderungen, auf welche der C.-Vertrag sich bezieht, nicht als selbständige geltend gemacht werden können, gleichviel von welcher Art sie sind und auf welchem Rechtsgrunde sie beruhen. Gerade in dieser aufsummierenden Kraft manifestiert sich die rechtliche Bedeutung des C.-Verhältnisses, wie solches durch den Handelsgebrauch zur Entstehung und Ausbildung gebracht worden und in den Gesetzgebungen zur Anerkennung gelangt ist. Den ebengedachten Einfluß des Rechtsverhältnisses aus einem C.-Vertrage auf die gegenseitigen Ansprüche der Kontrahenten hat auch der einschlägige Art. 291 des Deutschen Handelsgesetzbuchs zur Grundlage. Während der Dauer eines C.-Verhältnisses findet eine Ausklagung einzelner Posten seines Haben (Forderungsposten) nicht statt. Ein stillschweigendes Anerkenntnis des in dem C. mitgeteilten Saldo wird rechtlich angenommen, wenn der Empfänger des C. ohne Einwand oder Klage den C.-Verkehr fortsetzt. Von dem C.-Verhältnis werden diejenigen Rechtsgeschäfte nicht berührt, auf welche ihrer Natur nach eine dahingehende Absicht der Kontrahenten nicht bezogen werden kann, und zu den Forderungen aus solchen Rechtsgeschäften sind, beim Mangel entgegenstehender Willensäußerungen, Wechselansprüche insofern zu rechnen, als es sich um die Erfüllung des von den im C.-Verhältnis miteinander stehenden Personen geschlossenen Wechselvertrags handelt. Die hier entwickelten Sätze haben in den Erkenntnissen des Deutschen Reichs-Oberhandelsgerichts Anwendung gefunden.

Conto metà, s. A metà.

Contor, s. Comptoir.

Contorneati, s. Conturniati.

Contorteen (Contortae), eine kleinere Gruppe von Pflanzenfamilien aus der Abteilung der Dikotyledonen. Dieselbe umfaßt die Familien der Jasmineen, Oleaceen, Loganiaceen, Apocyneen, Asclepiadeen, Gentianeen. (S. die speciellen Artikel.)

Contouche (frz.), ein bis zu den Knieen reichender mantelartiger Überwurf der Frauen, der in Frankreich unter der Regentschaft des Herzogs von Orléans aufkam.

Contouren (frz., Umrisse), bei Zeichnungen und Gemälden die Linien, welche die Form eines Gegenstandes bestimmen. Von der Richtigkeit der Umrisse hängt die Korrektheit einer Zeichnung ab. Auf Gemälden werden die C. vorgezeichnet, dürfen aber auf dem fertigen Gemälde nicht durchblicken, müssen vielmehr durch den Gegensatz der Farben, des Lichts und Schattens markiert werden. Nur auf einer niedrigern Stufe der Entwickelung (wie in der chines. und ägypt. Kunst) kommt die Malerei über die ausgemalte Umrißzeichnung nicht hinaus. In der Landschaftsmalerei besonders spricht man von dunkeln, kräftigen, duftigen, scharfen u. s. w. C., und meint damit die Grenzlinien, wie sie die Naturobjekte, namentlich Fels- und Bergpartien u. s. w., darbieten.

Contra (lat.), gegen, gegenüberliegend, entgegengesetzt, sehr häufig in Zusammensetzungen, s. unter Kontra ...

Contract, s. Vertrag.

Contrafectmünzen, s. Conterfectmünzen.

Contrapunkt, s. Kontrapunkt.

Contrarium (lat.), Gegenteil; Mehrzahl: Contraria; contraria contrariis curantur, Entgegengesetztes wird mit Entgegengesetztem geheilt, der von den Homöopathen der Allopathie nachgesagte Grundsatz.

Contra vim non valet jus (lat.), gegen Gewalt gilt kein Recht, Macht geht vor Recht.

Contre (frz.), gegen, entspricht dem lat. contra, und wird ebenso wie dieses in Zusammensetzungen als Vorsilbe verwendet.

Contreapprochen, s. Laufgräben.

Contrebalancier, Gegengewichtsbalancier (frz. contre-poids, engl. counter-balance), s. unter Balancier.

Contrebande nennt man Verbotsverletzungen, welche teils im Völkerrechte, teils im Zollstrafrechte eine Rolle spielen. Völkerrechtlich gilt als Grundsatz, daß die Zufuhr unmittelbarer Kriegsbedürfnisse seitens neutraler Staaten an kriegführende Staaten verboten ist, weil eine solche Zufuhr ihrer Wirkung nach sich als eine dem Feinde geleistete Hilfe charakterisiert. Die entgegen dieser völkerrechtlichen Übung erfolgende Zufuhr unmittelbarer Kriegsbedürfnisse, wohin namentlich Waffen und Kriegsmunition gehören, wird entweder schlechthin als C. oder auch als Kriegscontrebande bezeichnet. Die Strafe der Kriegscontrebande besteht in der Wegnahme der contrebandierten Gegenstände. Im Zollstrafrechte versteht man unter C. das Unternehmen, Gegenstände, deren Ein-, Aus- oder Durchfuhr verboten ist, diesem Verbote zuwider ein-, aus- oder durchzuführen. Im deutschen Zollgebiete wird die C. mit der Konfiskation der verbotswidrig ein-, aus- oder durchgeführten Gegenstände, sowie mit einer Geldbuße bestraft, die, sofern nicht in besondern Gesetzen eine höhere Strafe festgesetzt ist, dem doppelten Werte jener Gegenstände, und wenn solcher nicht 30 Mark beträgt, dieser Summe gleichkommen soll.

Contrebunzen, Gegenbunzen (frz. contre-poinçon, engl. counter-punch), ein Werkzeug, das bei der Verfertigung verschiedener Arten Bunzen zum Einschlagen von Vertiefungen dient, die mittels des Grabstichels nicht leicht und schön genug hergestellt werden können.

Contreforts (frz.), s. Strebepfeiler.

Contremaître (frz.), soviel wie Werkführer oder Werkmeister.

Contremarsch heißt die Verkehrung der Front einer Truppe, wobei das erste Glied vorn bleiben soll. Derselbe wird bei einem Zuge Infanterie durch die Wendung und zweimaliges Schwenken

der Tête im Reihenmarsch ausgeführt, worauf, wenn alles die neue Direktion hat, die Frontwendung gemacht wird. In neuerer Zeit, in welcher man bei der Beweglichkeit und Gewandtheit der Infanterie ungleich weniger Wert auf eine bestimmte Frontseite und auf die Vermeidung der Inversion, d. h. die Aneinanderreihung der Truppenteile nicht nach ihrer Nummerfolge legt, hat man meist den C. als reglementarische Bewegung aus den Exerciervorschriften gestrichen.

Contremarsch, Obertritt (frz. bricoteau, engl. couper), s. unter Weberei.

Contremesser, Gegenmesser, auch Lieger genannt (frz. contre-couteau, lame femelle, engl. ledger-blade), das festliegende Messer der Schermaschine, s. unter Tuchfabrikation.

Contremine (frz.) heißen die Minengänge, welche der Belagerte gegen das Feld hinaustreibt, um auf die Minen des Belagerers zu treffen und diese zu zerstören. (S. unter Mine.)

Im Fonds- und Aktienhandel bezeichnet C. die Tendenz der Spekulanten eines und desselben Platzes, welche einer augenblicklich herrschenden Spekulationsrichtung entgegenarbeiten, also z. B., wenn die Spekulation auf das Fallen der Curse herrschend ist, versuchen, dieselben in die Höhe zu treiben, und umgekehrt. In die C. gehen heißt eine Spekulation unternehmen, die der augenblicklich herrschenden Richtung entgegenwirken soll. An den meisten Börsenplätzen versteht man jedoch unter C. vorzugsweise die Spekulation à la baisse (in Berlin «fixen»). Contremineurs sind die Unternehmer der C.

Contremutter, Gegenmutter, auch Doppel- oder Stellmutter genannt (frz. contre-écrou, engl. counter-nut), s. unter Schraube.

Contreras (Juan), span. General, geb. 1807 in Pisa, wohin seine Eltern geflüchtet waren, trat mit 17 Jahren in das Heer ein und nahm am ganzen Bürgerkriege in den Reihen der Christinos mit Auszeichnung teil. Bei Beendigung des Kriegs Oberst geworden, wurde er 1844 Brigadier, 1849 Feldmarschall. Im J. 1866 trennte er sich plötzlich von den Moderados, denen er in polit. Hinsicht bisher angehört hatte, und nahm an verschiedenen Verschwörungen gegen die Königin Isabella, namentlich im Juni 1866, im Aug. 1867 und im Sept. 1868, teil. Nach Prims Tode schien er dessen Rolle weiter spielen zu wollen; aber eine militärische Promenade durch Andalusien, die er gegen das Ende der Herrschaft Amadeos unternahm, endete kläglich. Er nannte sich sodann Chefgeneral des zu Cartagena proklamierten murcian. Staats vom Juli bis Ende 1873. Auf einem seiner Raubzüge nach den verschiedenen Hafenstädten, die er im Namen der Bundesrepublik unternahm, wurde er 1. Aug. von dem Kommandanten der deutschen Panzerfregatte Friedrich Karl, Kapitän zur See Werner, wegen Führens einer unbekannten Flagge (derjenigen des Staates Murcia) auf kurze Zeit festgenommen. Nach dem Fall Cartagenas flüchtete sich C., wie die übrigen Führer der Intransigenten, nach dem Auslande. C. hat seinen militärischen Charakter, Ehren und Orden dreimal verloren: 1867 wegen der Empörung gegen Isabella II., 1871, als er Amadeo den Huldigungseid verweigerte, 1873 als Präsident des murcian. Kantons.

Contreras (Juan Senen), span. General, geb. 1760 zu Madrid, bereiste 1787 im Auftrage des Königs Karl III. England, Frankreich, Preußen, Österreich und Rußland, um die militärischen Einrichtungen der Großmächte kennen zu lernen, nahm im folgenden Jahre unter Prinz Coburg teil am Türkenkriege und veröffentlichte 1791 eine Beschreibung dieses Feldzugs sowie seine Reiseerinnerungen. Als Spanien mit Frankreich in Krieg geriet, organisierte C. die Volkserhebung in Alemtejo und Algarbien, warf den franz. General Junot zurück, zog in die Sierra Morena und hielt mit 1100 Mann die Hauptmacht der Franzosen bei Montrien vom weitern Vordringen ab. In der Schlacht von Talavera befehligte er die Spanier auf dem linken Flügel des brit. Heeres und später ein Armeekorps, mit welchem er das Land zwischen Tajo und Guadiana deckte und Badajoz entsetzte. Diese Erfolge veranlaßten seine Ernennung zum Generalkapitän von Galizien, wo er nach tapferer Verteidigung von Tarragona in franz. Kriegsgefangenschaft geriet und im Schlosse Bouillon bewacht wurde. Im Okt. 1812 entkam jedoch C. seinen Wächtern und rettete sich nach London, wo er einen Bericht über die Verteidigung von Tarragona veröffentlichte. C. kehrte mit König Ferdinand VII. nach Spanien zurück, hielt sich jedoch vom öffentlichen Leben fern und starb 1826.

Contrescarpe (frz.) nennt man bei Befestigungen die äußere Grabenböschung. Um bei trockenen Gräben das Hinabsteigen des Feindes aus dem Gedeckten Wege in den Graben zu erschweren, macht man sie möglichst steil und versieht sie häufig mit Palissaden (Sturmpfählen), oder man führt sie ganz in Mauerwerk aus. Letzteres benutzt man auch zur Anlage von sog. Contrescarpen-Galerien, welche mit Schießscharten für Infanterie versehen werden, und welche teils den Zweck haben, den Graben durch Rückenfeuer zu verteidigen, teils dazu dienen, um aus ihnen mit Contreminen gegen die Belagerer vorzugehen.

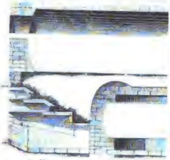
Contretanz (frz. Contre-danse) bezeichnet gegenwärtig im allgemeinen jeden Tanz, dessen Touren die Tänzer wechselnd einander entgegenführen und wieder entfernen, vereinigen und wieder trennen. So die Anglaise, Ecossaise, Quadrille u. s. w. In Deutschland versteht man jedoch unter C. insbesondere die franz. Form jener Art des Tanzens, welche in der französierenden Terminologie der Ballettmeister im Gegensatz zur Quadrille den Namen Française führt. Diese Française oder dieser französische C. wird in der Regel von vier («en quarrée»), bisweilen auch von sechs, acht und mehrern Paaren («en colonne») getanzt. Die sehr verschiedenen Touren, welche dem Tanze eine große Mannigfaltigkeit verleihen, verteilen sich gewöhnlich unter sechs Abteilungen (parties), welche besondere Namen (Pantalon, Été, Pastourelle, Poule, Trénis, Finale) führen. Dieselben sind teils in Zweivierteltakt, teils in Sechsachteltakt gesetzt und bestehen aus achttaktigen Reprisen von durchaus munterm Charakter. Die Touren werden entweder vom Vortänzer oder, wie es in Frankreich Sitte, von dem Orchesterdirektor angegeben. Die Bewegung des Tanzes ist sehr lebhaft und er ist ganz besonders geeignet, die Gewandtheit und Grazie des Tänzers zu bekunden. Die Pas des C. werden mehr schleifend als springend ausgeführt; dieselben nachlässig, mehr schreitend oder gehend auszuführen, wie jetzt allenthalben die Mode zu erheischen scheint, ist dem heitern, neckischen und



17. …



…Längsschnitt.

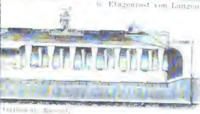


6. Etagenrost von Langen.



13. Wasserröhrenkessel von Field.



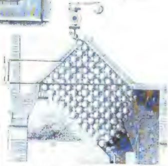


Galloway-Kessel.

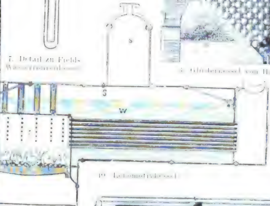




7. Detail zu Fields Wasserröhrenkessel.

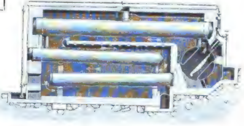


8. Gliederkessel von Harrison.



10. Lokomotivkessel.





12. Ten-Brink-Feuerung.

Brockhaus'…

Zu Artikel: Dampfkessel.

zugleich galant-chevalereslen Charakter des Tanzes durchaus nicht entsprechend. Dieser Charakter wurde jedoch dem C. erst in Frankreich aufgeprägt, wohin er um 1710 aus England durch einen engl. Ballettmeister gebracht wurde. Auch der Name Contre-danse ist nur durch Accommodation aus dem engl. Country-dance, d. i. ländlicher Tanz, entstanden. Nachdem Rameau 1745 in dem Ballett «Les fêtes de Polymnie» einen C. eingeflochten hatte, welcher, dem Geschmacke des Parisers entsprechend, den allgemeinsten Beifall fand, wurde er bald in den Salons heimisch und verbreitete sich auch allmählich in die Tanzlokale des Volks. Seine gegenwärtige Gestalt erhielt er im ersten Jahrzehnt des 19. Jahrh. Von Frankreich aus kam er als Française nach Deutschland, wo er jetzt zu den beliebtesten Gesellschaftstänzen gehört. Die geringe körperliche Anstrengung, welche der C. verlangt, und der Umstand, daß er mehrere Paare zugleich beschäftigt und unterhält, haben viel zu seiner großen Verbreitung beigetragen. Eine Ausartung des Contre-danse ist der Cancan (s. d.). Als Komponisten von Contretänzen haben sich besonders der Franzose Musard und in Deutschland Joh. Strauß der Ältere und seine Söhne ausgezeichnet.

Contrexéville, Dorf im franz. Depart. der Vogesen, Arrondissement Mirecourt, 5 km im SW. von Vittel, an dem zur Maas gehenden Vair und an der Linie Mirecourt-Chalindrey der Französischen Ostbahn, zählt 700 E., hat Stein- und Gipsbrüche, und ist ein sehr besuchter Badeort, dessen 10° warme Mineralquellen zum Baden und Trinken benutzt werden; es sind eisenhaltige Wasser mit schwefel- und kohlensaurem Kalke, von denen jährlich an 100000 Flaschen versendet werden.

Controverse, s. Kontroverse.

Contubernium (aus cum, mit, und taberna, Bretterhütte, Bude), Wohnungs- und Zeltgenossenschaft, hieß bei den Römern insbesondere das Zusammenwohnen von Freien mit Buhlerinnen in wilder Ehe, und von Sklaven mit Sklavinnen, welche letztern nur in solcher Ehe leben konnten.

Contucci (Andrea), ital. Bildhauer, s. Sansovino.

Contumaz, s. Kontumaz.

Conturniati, Contorneati, Crotoniati (numi), sind röm. Münzen aus der Kaiserzeit, die zu den schönsten und seltensten des Altertums gehören. Sie zeichnen sich durch einen erhöhten Rand aus, der aus einem andern Metalle besteht als der Kern der Münze, und zwar ist die Münze bald von Kupfer und der Rand von Messing (Orichalcum) oder bald der Rand von rotem Kupfer und das Innere von gelbem Erz. Im Vergleich mit andern Münzen des Altertums ist das Gepräge sehr flach und steht nicht über den erhabenen Rand hervor. Man hat solche Münzen, die sämtlich Medaillons erster Größe sind, von mehrern Kaisern, namentlich von Nero und Trajan. Wahrscheinlich sind sie in den Gymnasien als Prämien oder Brabeonen ausgeteilt worden.

Contus (lat.), Waffe der röm. Reiterei, sowohl als Lanze wie als Wurfspieß angewendet.

Conty oder Conti, Flecken im franz. Depart. Somme, Arrondissement Amiens, 21 km im SSW. von dieser Stadt, an der zur Somme gehenden Celle und an der Linie Beauvais-Amiens der Französischen Nordbahn, zählt 1000 E., welche eine Wollspinnerei und eine Papierfabrik unterhalten. Im 17. Jahrh. war C. ein Fürstentum, von welchem ein jüngerer Zweig der Familie Bourbon-Condé den Namen führt.

Conus (lat.) bezeichnet in der botan. Terminologie einen kegelförmigen Fruchtstand oder Blütenstand, wie er z. B. bei den Nadelhölzern vorkommt. Häufiger wird diese Art des Blüten- oder Fruchtstandes als Zapfen (Strobilus) bezeichnet. (Vgl. Artikel Blütenstand und Tafel dazu: Fig. 27.)

Convallaria nannte Linné eine Pflanzengattung aus der Familie der Smilaceen. Die Arten dieser Gattung sind krautartige Pflanzen, die in Europa, Nordasien und Nordamerika einheimisch sind; sie haben kriechende Wurzelstöcke, einen mit abwechselnden, seltener quirlständigen, unzerteilten und ganzrandigen Blättern besetzten Stengel und traubig angeordnete Blüten mit regelmäßigem sechsspaltigem Perigon, in dessen Grunde die sechs Staubgefäße angewachsen sind. Aus dem oberständigen Fruchtknoten entwickelt sich eine kugelige, drei- bis sechssamige Beere. Die bekannteste Art ist die in Deutschland einheimische C. majalis *L.*, die mit verschiedenen deutschen Namen, wie Maischellchen, Maiblümchen, Maililie, Zauke, Zäupchen u. s. w. belegt wird. Die Blüten derselben haben einen sehr angenehmen Geruch, die Beeren sind scharlachrot. Die Blüten sowohl wie die Beeren waren früher offizinell; die erstern benutzt man auch jetzt noch bisweilen im getrockneten Zustande als Niesemittel.

Zur Gattung C. rechnete man früher auch noch mehrere andere in Deutschland einheimische und unter dem Namen Maiblumen bekannte Pflanzen; doch hat man diese in neuerer Zeit unter einer andern Gattung zusammengefaßt, welche den Namen Polygonatum (s. d.) führt.

Conventio in manum (lat.) ist nach altröm. Recht der Eintritt einer Frau, resp. der Übergang der Tochter eines Bürgers aus der väterlichen Gewalt (patria potestas) in die Gewalt (manus) ihres Gatten in der Ehe (s. d.).

Conversano, Stadt in der ital. Provinz Bari, 30 km im SO. von Bari und 8 km vom Adriatischen Meere entfernt, auf einem Hügel gelegen, ist Sitz eines Suffraganbischofs des Erzbistums Bari, hat ein Schloß, eine schöne Kathedrale und zählt (1881) 11006, als Gemeinde 11890 E. In den Handel liefert die Umgegend Wein, Öl, Mandeln, Flachs und Baumwolle. Die Stadt ist sehr alt und soll von den Etruskern gegründet sein. Die Normannen machten sie zu ihrer Hauptstadt.

Conversation (frz.), gesellige Unterredung, Unterhaltung durch Gespräch in Gesellschaft, namentlich in feiner, gebildeter Gesellschaft. Die C. wurde namentlich im 17. und 18. Jahrh. zu Paris in den besten Kreisen der Gesellschaft als eine förmliche Kunst betrieben und zu einem so hohen Grade von Feinheit ausgebildet, daß der daselbst herrschende Conversationston in ganz Frankreich, ja sogar im Auslande Mustergültigkeit erlangte und allgemeine Nacheiferung veranlaßte. Auch jetzt noch gelten die Franzosen für Meister in der C.

Conversations-Lexikon, s. unter Encyklopädie.

Conversationsstücke heißen in der Bühnensprache gewisse, meist lustspielartige Stücke, die sich in der Sphäre der höhern Stände bewegen und im Dialog den gewählten Ton der feinern Gesellschaft festhalten. Entwickelung und Darstellung mächtiger Leidenschaften sind ihnen fremd; das

Hauptgewicht wird in ihnen vielmehr auf eine geistvolle Conversation gelegt. Obschon die C. dazu beitragen, den Geschmack des Publikums für das Heroische und histor. Schauspiel, für gewaltige Katastrophen und hochpoetische Kompositionen zu schwächen, so haben sie andererseits doch das Verdienst, daß sie dem Sinn der Menge für das bloß Possenhafte, Rohe, Derbe und Gemeine ein Gegengewicht bieten. Wiewohl es auch ernste C. mit tragischen Situationen gibt, so versteht man doch darunter vorzugsweise das feine, moderne Lustspiel, wie es unter den Deutschen namentlich Bauernfeld u. a., und in Frankreich neuerdings Emile Augier, der jüngere A. Dumas, Feuillet, Sardou u. a. mit vielem Erfolge kultiviert haben.

In der Malerei versteht man unter C. solche Bilder, welche Scenen des gewöhnlichen Lebens darstellen und, ohne einen idealen Zweck zu verfolgen, eine möglichst genaue Nachahmung der Wirklichkeit anstreben. Die Künstler dieser Gattung von Gesellschaftsmalerei sondern sich in zwei Hauptgruppen. Die einen lieben die derben, komischen Motive; sie wählen daher gern Gegenstände aus den niedern Kreisen des Volks, sog. «Bambocciaden»: Trinkgelage, Spielpartien, Hochzeiten, Kirchweihen, Jahrmärkte, kurz Momente, in welchen das Treiben der niedern Volksklassen von der heitern Seite zur Erscheinung kommt. Andere Meister bewegen sich in den Regionen der mittlern, wohlhabenden Stände, stellen die kleinen Leiden und Freuden des häuslichen Lebens und des gewerblichen Verkehrs, sowie Conversationsscenen im eigentlichen Sinne dar. Beide Arten dieser Gattung wurden von den niederländ. Malern des 17. Jahrh. mit großem Erfolge zu eigenen Kunstgattungen ausgebildet, und für die erste Art sind Teniers, Ostade, Brouwer, für die zweite Terburg, Metsu, Jan Steen, G. Dow, Mieris unübertroffene Muster.

Conversationston, s. unter Conversation.

Conveyer (frz. vis sans fin, engl. conveyor, creeper) oder Mehlschraube, die Schnecke zum Fortschaffen des Korns, Mehls u. s. w.

Convoi (frz.) nannte man früher beim Seewesen eine Kauffahrerflotte, der Kriegsschiffe zum Schutz gegen feindliche Angriffe oder Seeräuber beigegeben waren. Die Erkenntnis, daß das Gemeinwesen so bedeutende Verluste, wie sie die Reederei durch das Aufbringen von Handelsschiffen erleidet, notwendig mit empfinden müsse, hat den Convoizwang erzeugt, vermöge dessen den Kauffahrern in Kriegszeiten das Absegeln auf eigene Gefahr bei Strafe und Verlust des Versicherungsanspruchs untersagt und der Anschluß an die von der Regierung geordneten Convois sowie die Befolgung der vom Befehlshaber ausgehenden Signale zur Pflicht gemacht wurde. Einrichtungen dieser Art finden sich schon in den hanseat. Rezessen und in genues. Verordnungen aus dem 15. Jahrh.; weiterhin haben Frankreich und besonders England das Convoiwesen entwickelt. Die Erfahrungen am Ende des 18. Jahrh. waren dem System nicht günstig. Der Handel erträgt nur ungern den Befehl, mit der Befriedigung seiner Bedürfnisse auf das Zustandekommen eines C. zu warten. Außerdem machen die langsamen, öffentlichen Vorbereitungen einer solchen gemeinschaftlichen Fahrt den Feind aufmerksam und ermöglichen ihm den Überfall mit stärkern Streitkräften. In der Neuzeit hat die Einführung des Dampfes dem Convoiwesen gänzlich ein Ziel gesetzt.

In der Militärsprache nennt man C. ebenfalls nicht nur eine Anzahl Fuhrwerke, welche mit Kriegsbedürfnissen oder Lebensmitteln beladen sind, sondern auch die einem solchen Transport beigegebene Bedeckung. Ein C. umsichtig zu führen und geschickt zu eskortieren, gehört keineswegs zu den leichten Aufgaben. Berühmt ist der große Transport, welchen Friedrich II. zur Belagerung von Olmütz (1758) nach Mähren führen und durch den General Zieten decken ließ, den aber die Österreicher angriffen und zersprengten.

Convolvulaceen (Convolvulacēae), Pflanzenfamilie aus der Gruppe der Dikotyledonen. Man kennt gegen 800 dieser Familie angehörige Arten, welche über die ganze Erde verbreitet sind. Die Mehrzahl findet sich in den wärmern Ländern; in der kalten Zone und in den alpinen Gegenden sind nur sehr wenige einheimisch. Es sind meist krautartige Pflanzen oder Sträucher, seltener Bäume; ein großer Teil derselben besteht aus windenden oder kletternden Gewächsen, nur wenige haben aufrechte Stämme. Sie haben regelmäßige zwitterige Blüten mit einem fünfteiligen Kelch, einer fünflappigen, meist trichterförmigen Blumenkrone, fünf Staubgefäßen und einem oft an seiner Spitze zweispaltigen Griffel; der Fruchtknoten ist oberständig. Die Blüten stehen meist in geringer Anzahl beisammen und sind lebhaft, aber sehr verschiedenartig gefärbt, weshalb sehr viele Arten der C. als Zierpflanzen verwendet werden, so aus der Gattung Convolvulus (s. d.), Ipomaea (s. d.) u. a.

Convolvulin oder Rhodeoretin $C_{31}H_{50}O_{16}$ ist der in Äther unlösliche Teil des Jalappenharzes, besteht aus einem Glukosid und spaltet sich bei der Einwirkung von Säuren oder von Emulsin, unter Aufnahme der Elemente von 5 Molekülen Wasser, in Convolvulinol $C_{13}H_{24}O_3$ und 3 Moleküle Traubenzucker.

Convolvulus *L.*, Winde, Pflanzengattung aus der nach ihr benannten Familie der Convolvulaceen. Die Arten derselben, gegen 150, sind über die ganze Erde verbreitet; es sind größtenteils krautartige Gewächse, seltener Halbsträucher; die meisten haben windende Stengel, nur einige wenige zeigen einen nicht schlingenden, aufrechten Stamm. Die Blumenkrone ist, wie bei den meisten andern Windengewächsen, trichterförmig, der Kelch röhrig fünfteilig, die Kapsel zweifächerig, vielsamig. Die Blüten stehen einzeln oder zu drei auf langen, blattwinkelständigen Stielen. Die Blätter sind abwechselnd gestellt, einfach, gestielt, ohne Nebenblätter. Von einheimischen Pflanzen gehören zu dieser Gattung die Ackerwinde (C. arvensis *L.*), ein bekanntes, höchst lästiges Unkraut der Felder und Gärten, mit schlingendem Stengel, spießförmigen Blättern, einblütigen Stielen, an welchen zwei Deckblätter, von der Blüte entfernt, stehen, und 2—3 cm langen, rötlichweißen Trichterblumen, und die Zaun- oder Heckenwinde (C. sepium *L.*), eine in Gebüschen, Hecken, namentlich auf feuchtem Boden (an Fluß- und Teichufern) häufig vorkommende, schlingende und sehr hoch steigende Art mit pfeilförmigen Blättern und sehr großen, schneeweißen Trichterblumen, deren Kelch von zwei großen, herzförmigen Deckblättern umschlossen ist. Die Windenarten mit einem von solchen Deckblättern verdeckten Kelch hat Rob. Brown als eigene Gattung unter dem Namen Calystegia von C. abgetrennt. Zu ihr gehört auch

der mit der Zaunwinde nahe verwandte, mit schön rosenroten Blumen gezierte C. dahuricus *L.*, welcher sehr häufig als Zierpflanze zu Wand- und Laubenbekleidungen kultiviert wird, ohne alle Pflege in allerhand Boden gedeiht und mit einfachen und gefüllten Blumen vorkommt. Ferner ist auch die an den Meeresküsten Deutschlands wie des übrigen Europa im losen Sande wachsende **Strandwinde** (C. Soldanella *L.*), welche eine Rosette von nierenförmigen Blättern, einen sehr kurzen, nicht schlingenden Stengel und schön rosenrote Blumen mit geflügeltem Stiel besitzt, eine Calystegia. Überhaupt besitzen fast alle Winden in irgend einem Teile arzneiliche oder giftige Stoffe. Von C. Scammonia *L.*, einer im Orient wachsenden Schlingpflanze mit spieß-pfeilförmigen, buchtig gezähnten Blättern, sehr langen, dreiblütigen Stielen und gelblichweißen Blumen, deren spindelförmiger, fleischiger Wurzelstock einen weißen, scharfen Milchsaft enthält, wird das sog. **Scammonium-Gummi** gewonnen, welches als kräftiges und rasch wirkendes Abführmittel Verwendung findet. Von einigen Arten, die auf den Canarischen Inseln vorkommen, C. scoparius *L.* und C. floridus *L.*, welche beide strauchartige und nicht schlingende Pflanzen sind, kommt das Holz als **Rosenholz** (s. d.) oder **Rhodiser Holz** in den Handel. Zierpflanzen hat die Windengattung wenige geliefert. Außer der schon erwähnten dahurischen Winde wird nur die in Südeuropa wild wachsende, einjährige, **dreifarbige Winde** (C. tricolor *L.*) mit nicht schlingenden Stengeln, länglichen, ganzrandigen Blättern und dreifarbigen (am Saume blauen, in der Mitte weißen, am Schlunde gelben) Blumen, von welcher mehrere Varietäten vorkommen, allgemein als Sommerzierpflanze des freien Landes kultiviert. Die sehr häufig angebauten hochsteigenden **Trichterwinden** gehören nicht zu C., sondern zu Ipomaea (s. d.).

Convoy, s. Convoi.

Conway oder **Aberconway**, Marktstadt an der Nordküste der Grafschaft Carnarvon im engl. Fürstentum Wales, 21 km im ONO. von Bangor, am linken Ufer des Conway-Ästuars höchst malerisch gelegen, hat enge, krumme Straßen, eine alte Ringmauer mit 24 Türmen, vier Kirchen, eine Bibliothek, eine 1826 von Telford erbaute Kettenbrücke von 100 m Länge und eine Eisenbahnbrücke von Stevenson und zählt (1881) 3179 E. Auch ist daselbst ein Seebad. Das freundliche Conwaythal liegt zwischen den Denbighshirebergen und der öden Kette des Snowdon. Über den Fluß führt hier die Chester-Holyhead-Bahn durch eine Röhren- und eine Hängebrücke. (S. Tafel: Brücken I, Fig. 4 u. 5.) C., an der Stelle der röm. Station Conovium, wird als Festung schon vor Wilhelm dem Eroberer erwähnt. Eduard I. erbaute hier 1284 als Zwingburg der Walliser ein weites Felsenschloß, Conway-Castle, von dem nur noch das Äußere vorhanden ist. Die acht Türme des Schlosses auf der Spitze des hohen, die Bucht von Beaumaris überschauenden Felsen gewähren einen imponierenden Anblick. C. wurde 1645 von Cromwells Truppen erobert.

Conyb., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für W. D. **Conybeare**, engl. Geolog und Zoolog zu Cardith bei Bristol (Geologie von England und Wales, fossile Reptilien).

Conz (Karl Philipp), bekannt als Übersetzer und als Dichter, geb. zu Lorch im Württembergischen 28. Okt. 1762, war ein Jugendgespiele Schillers, studierte in Tübingen, wurde hier 1789 Repetent am theol. Seminar, 1790 Prediger an der Karlsakademie zu Stuttgart. Nachdem er hierauf die Diakonate zu Vaihingen und Ludwigsburg verwaltet, erhielt er 1804 die Professur der klassischen Litteratur, 1812 der Eloquenz zu Tübingen und starb daselbst 20. Juni 1827. Als geschmackvollen Übersetzer zeigte er sich in seinen Nachbildungen der Tragödien des Äschylos und einiger Komödien des Aristophanes. Seine Dichtungen: «Konradin von Schwaben» (Ansb. 1783), «Moses Mendelssohn, der Weise und Mensch, ein lyrisch-didaktisches Gedicht» (Stuttg. 1787), «Gedichte» (neue Ausg., 2 Bde., Tüb. 1818—19), «Biblische Gemälde und Gedichte» (Frankf. 1818), «Gedichte, neueste Sammlung» (Ulm 1824), sind ohne hervorragenden Wert. Seine prosaischen Schriften: «Schicksale der Seelenwanderungshypothese» (Königsb. 1791), «Abhandlungen für die Geschichte und das Eigentümliche der spätern stoischen Philosophie» (Tüb. 1794), besonders die «Kleinern prosaischen Schriften vermischten Inhalts» (2 Bde., Tüb. 1821—22; neue Sammlung, Ulm 1825), zeugen von Geist und umfassenden Kenntnissen. Auch seine «Nachrichten von Wedherlins Leben» (Ludwigsb. 1802) und die Schrift: «Nicodemus Frischlin, der unglückliche wirtemb. Gelehrte und Dichter» (Frankf. 1791), verdienen genannt zu werden.

Conza della Campania, Ort in der ital. Provinz Avellino, Bezirk Sant' Angelo dei Lombardi, 17 km im SO. von dieser Stadt, auf einem Hügel, nahe dem rechten Ufer des Ofanto, mit 1302 E. Obwohl verfallen, ist es dennoch seit 1080 Sitz eines Erzbischofs. C. ist das Compsa der Römer. Narses eroberte 555 nach langer Belagerung den Ort, der 1694 durch Erdbeben zerstört wurde.

Conze (Alexander Christian Leop.), Archäolog, geb. 10. Dez. 1831 zu Hannover, studierte 1851—55 in Göttingen und Berlin, ließ sich dann in Göttingen als Privatdocent nieder, wurde 1863 außerord. Professor in Halle und ging 1869 als ord. Professor der Archäologie nach Wien, 1877 nach Berlin. C. hat auch wissenschaftliche Reisen nach dem Orient gemacht, deren Ergebnisse die Schriften liefern: «Eine Reise auf den Inseln des Thrazischen Meeres» (Hannov. 1860), «Reise auf der Insel Lesbos» (Hannov. 1865) und die mit Hauser und Niemann herausgegebenen «Archäol. Untersuchungen auf Samothrake» (2 Bde., Wien 1875—80). Außerdem veröffentlichte er: «Melische Thongefäße» (Lpz. 1862), «Die Atheneſtatue des Phidias im Parthenon» (Berl. 1865), «Die Familie des Augustus, ein Relief in San Vitale zu Ravenna» (Halle 1867), «Beiträge zur Geschichte der griech. Plastik» (Halle 1869), «Zur Geschichte der Anfänge griech. Kunst» (Wien 1870), «Röm. Bildwerke einheimischen Fundorts in Österreich» (Heft 1—3, Wien 1872—77), «Heroen- und Göttergestalten der griech. Kunst» (Wien 1874).

Conzo, s. Concia.

Cook (Eliza), engl. Dichterin, geb. 1818 als Tochter eines Krämers in London, lieferte schon sehr früh zu verschiedenen Zeitschriften, wie «The New Monthly», «Metropolitan» und «Literary Gazette», Beiträge, und schon 1838 erschien unter dem Titel «Melaia and other poems» die erste Sammlung ihrer Gedichte, die sofort allgemeine Aufmerksamkeit erregte und ihren Dichterruhm

begründete. Ein frischer Realismus, eine edle Gefühlswärme, eine anheimelnde Volkstümlichkeit zeichnen ihre Poesien aus, die sich mit gleichem Glück auf dem Gebiete des Liedes, der Ballade und der kontemplativen Lyrik begegnen. Von 1849 bis 1854 gab sie die vielgelesene Wochenschrift «Eliza Cook's Journal» heraus, wurde indes durch ihre leidende Gesundheit genötigt, diesem Unternehmen zu entsagen. Von ihren Gedichten erschienen zahlreiche, zum Teil auch illustrierte Auflagen. Im J. 1864 veröffentlichte sie die neue Sammlung «New Echoes and other poems» und erhielt in demselben Jahre aus der Civilliste eine Pension von 100 Pfd. St. Eine Gesamtausgabe ihrer Gedichte erschien 1868 unter dem Titel «The poetical works of Eliza C.»

Cook (James), berühmter Weltumsegler, wurde 27. Okt. 1728 zu Marton, einem Dorfe in der Grafschaft York, geboren. Von seinem Vater, einem unbemittelten Landmann, im 13. Lebensjahre bei einem Kohlenschiffer verdungen, machte er während der siebenjährigen Lehrzeit viele Reisen von Newcastle nach London und bildete sich in dieser Schule zum tüchtigen Seemann. Zum Untersteuermann vorgerückt, verwendete er seine Ersparnisse auf Lehrstunden in der höhern Nautik. Nachdem er Petersburg, die Ostseehäfen und Norwegen besucht, wohnte er der Eroberung von Fort Louis und Cap-Breton bei und war von 1755 an mit der Aufnahme des St. Lorenzbusens beschäftigt. Bei der Expedition gegen Quebec 1759 erhielt er die Stelle eines Master oder Obersteuermanns auf der Flotte des Admirals Saunders, nahm dann 1764—67 Neufundland auf und lieferte treffliche Spezialkarten dieser Küsten. Die Admiralität ernannte ihn 1768 zum Lieutenannt und Befehlshaber des Schiffs, das zur Beobachtung des Durchgangs der Venus (3. Juni 1769) auf den Inseln der Südsee ausgerüstet worden war. Nach einer an Ergebnissen reichen und namentlich für die Geographie Ostaustraliens und Neuseelands epochemachenden Fahrt kehrte er 1771 nach England zurück, wo er den Rang eines Kommandeurs erhielt. Als darauf die Regierung zur genauern Untersuchung des Südmeers im Juli 1772 die Schiffe Resolution und Adventure absandte, schiffte sich auf dem erstern C. in Begleitung der beiden Forster als Befehlshaber der Expedition ein; das zweite Schiff führte Fourneaux. Sie befuhren das Weltmeer zwischen 60° südl. Br. und dem Polarkreise, unter steter Gefahr, an den Eisgebirgen zu scheitern, und erreichten das Kap, nachdem sie 28 Monate in See gewesen. Nach seiner Rückkehr 1775 wurde C. Kapitän der Flotte und beim Hospital zu Greenwich angestellt. Als eine Parlamentsakte dem Entdecker einer nördl. Durchfahrt aus der Südsee in das Atlantische Meer eine Belohnung von 20000 Pfd. St. zusicherte, übernahm C. diese Aufgabe und ging 12. Juli 1776 mit zwei Schiffen ab. Er untersuchte zunächst Kerguelens Land, besuchte dann Tasmanien und die Gesellschaftsinseln und entdeckte die zu dem nach ihm benannten Cooksarchipel (s. d.) gehörigen Inseln. Ende 1777 wandte er sich nordwärts, entdeckte 18. Jan. 1778 die Sandwichinseln, erreichte 7. März 1778 die Küste Amerikas, segelte längs derselben hinauf in die Beringsstraße, die daher die Engländer nach ihm auch die Cooksstraße nennen, und glaubte schon das Ziel seiner Wünsche erreicht zu haben, als er sich plötzlich vom Eise umgeben sah und nach der Straße zurücksegeln mußte, die er verlassen hatte. Auf der Fahrt von hier südwärts traf er wieder auf die Sandwichinseln. Nachdem er auf Owaihi gelandet und mit allem Erforderlichen versehen worden, ging er unter Segel; aber ein Windstoß, der ihm den Vordermast brach, nötigte ihn zur Rückkehr nach Owaihi. Doch die Bewohner zeigten sich jetzt feindlich und raubten ihm sogar ein Boot. Um dasselbe zurückzuerlangen, wollte C. das Oberhaupt der Insel als Geisel mit auf sein Schiff nehmen; dabei kam es zum Handgemenge, die Matrosen feuerten ohne Befehl, und ein Dolchstoß in den Rücken warf C. zu Boden. Die Eingeborenen fielen nun über ihn her und erschlugen ihn 14. Febr. 1779 nebst vier seiner Leute. So endigte dieser große Entdecker, der in beide Polarkreise und in den südlichen, den niemand vor ihm besucht hatte, dreimal eingedrungen war und dem man die ersten zuverlässigen Nachrichten über viele Inseln Polynesiens, die Nordwestküste Amerikas, die Beringsstraße und das Antarktische Meer, sowie die astron. Feststellung unzähliger Küstenpunkte und manche wichtige Beiträge zur Natur- und Völkerkunde der von ihm besuchten Länder verdankt. Seine Reisen, deren Beschreibung 1773—85 in acht Bänden erschien, hat für die Deutschen besonders G. Forster (s. d.) bearbeitet. Einen populären Auszug aus denselben besorgte der jüngere Barrow («C.'s voyages», Edinb. 1860 u. 1864). Gute Biographien C.s lieferten Wiedmann in «Leben und Schicksale des Kapitän C.» (2 Bde., Erlangen 1789—90) nach Kippis' «Life of C.» (Lond. 1788) und Lichtenberg in seinen «Vermischten Schriften» (Bd. 4).

Cooke (Philip Pendleton), amerik. Dichter, geb. in Martinsburg in Virginien 26. Okt. 1816, studierte die Rechte und ließ sich in Richmond als Advokat nieder, wo er indessen weniger praktizierte als den schönen Wissenschaften lebte, war Mitarbeiter verschiedener Zeitschriften und veröffentlichte «Froissart ballads and other poems» (1847). Er starb 20. Jan. 1850 vor Vollendung einer histor. Dichtung in Prosa, betitelt «Chevalier Merlin». — Sein Bruder, John Esten C., amerik. Schriftsteller, geb. zu Winchester in Virginien 3. Nov. 1830, studierte die Rechte und wurde 1851 zur Praxis zugelassen. Seine erste Arbeit, die große Erwartungen erregte, war «Leather stocking and silk» (1854), welcher «The youth of Jefferson» und «Virginia comedians» folgten. Die meisten seiner spätern Werke schildern das virgin. Leben anschaulich und ansprechend. Nach dem Bürgerkriege, in welchem er Adjutant von Jackson und Lee war, beschrieb er das Leben beider Generale.

Cooke (William Bernard), engl. Kupferstecher, geb. 1778, gest. 1855, stach ebenso wie sein Bruder George C., geb. 22. Jan. 1781, gest. 27. Febr. 1834, namentlich für Druckwerke.

Cooke (Sir William Fothergill), um das engl. Telegraphenwesen verdient, geb. 1806 zu Ealing in Middlesex, erhielt seine wissenschaftliche Vorbildung in Durham und Edinburgh, diente dann mehrere Jahre im Generalstabe der ind. Armee und studierte hierauf in Paris und Heidelberg Naturwissenschaften. An letzterm Orte lernte er 6. März 1836 in einer Vorlesung Munckes einen Schillingschen Nadeltelegraphen kennen und beschloß, diese Erfindung für die engl. Eisenbahnen zu verwerten. Er erwarb sich, besonders nach seiner 1837 erfolgten Verbindung mit Professor Ch. Wheatstone, große Verdienste um die elektrische Telegraphie. Im J. 1838 gründete er in England die erste Telegraphen-

kompagnie und erbaute 1838 die erste elektrische Telegraphenlinie von Paddington nach West-Dearton. C. starb 25. Juni 1879. (Vgl. auch Telegraphie [technisch].)

Cooksarchipel, auch Mangaia-Archipel, in neuerer Zeit Hervey-Inseln genannt, eine Inselgruppe Polynesiens im Großen Ocean, zwischen 157 und 163° westl. L. (von Greenwich) und 18° 4′ bis 21° 57′ südl. Br., welche von Cook 1777 entdeckt wurde. Die Zahl der Inseln beträgt neun und zwar sind es: Mangaia, Narotonga, Katutia (Atiu), Takutea, Mitiaro, Mauke, Manuae (Cooks Hervey), Aitutaki und Palmerston. Einige derselben sind niedrige Koralleninseln, von Riffen umschlossen, sodaß wegen der starken Brandung nur Barken an dieselben gelangen können. Die übrigen hohen Inseln sind mit üppiger Vegetation bedeckt. Wasser wird nur auf einigen aus Teichen und Bächen gewonnen, weshalb die Milch der Kolosnüsse zum Teil das mangelnde Trinkwasser ersetzen muß. Doch gedeihen außer der Kokospalme noch in Fülle der Brotfruchtbaum, Pisang und andere Produkte der Gesellschaftsinseln. Das Areal sämtlicher Inseln beträgt 368 qkm, und die Bevölkerung beläuft sich jetzt auf 7400, da dieselbe seit Cooks Zeit durch innere Kriege teilweise ausgerottet ward. Die Einwohner sind Polynesier, ähnlich denen der Gesellschafts- und Freundschaftsinseln, und seit 1823 durch europ. Missionare zum Christentum bekehrt. Jetzt wirken hier in den zahlreichen Gemeinden europ. und eingeborene Geistliche, welche letztere im Seminar auf Narotonga ausgebildet werden. Am bedeutendsten ist Narotonga (81 qkm mit 2000 E.), ein schönes, gebirgiges Eiland von vulkanischer Natur mit breiten, fruchtbaren und gutbewässerten Küstenebenen.

Cooksstraße, die Meerenge zwischen den beiden großen Inseln Neuseelands, welche im J. 1769 von Cook entdeckt wurde.

Cooktown, Stadt am nördl. Ufer des Endeavourflusses in der austral. Kolonie Queensland, 1575 km nordwestlich von Brisbane, 1873 gegründet, verspricht einer der wichtigsten Häfen der Kolonie zu werden, hat ein Zollhaus und viele schöne Wohnhäuser und Lagerböden und zählt (1881) 1593 E. Sie ist der Hafenplatz für die wichtigen Goldfelder am Palmerfluß. An der Stelle, an der jetzt die Stadt steht, war es, wo Cook 1770 sein Schiff Endeavour zur Reparatur ans Ufer zog. Zucker, Reis, Baumwolle u. s. w. und Kokosnüsse werden in der Nachbarschaft mit Erfolg angebaut. C. ist einer der Hauptverschiffungsplätze für Trepang.

Coom oder Comb (spr. Kuhm), ein engl. Getreidemaß, die Hälfte des Quarter, daher zu 4 Bushels und = 145,3946 l. Bei dem frühern, bis 1826 üblich gewesenen und in manchen brit. Kolonien sowie in den Vereinigten Staaten von Amerika noch gebräuchlichen Hohlmaße war das C. (von 4 winchester Bushels) = 140,9525 l.

Coomans (Pierre Olivier Joseph), belg. Historien- und Genremaler, geb. zu Brüssel 1816, war ein Schüler von Van Hanselaere und De Keyser. Er lebte später mehrere Jahre in Algier und malte meist darauf bezügliche Landschafts- und Kulturbilder; in der Folge warf er sich besonders auf die archäolog. Malerei und behandelte mit Vorliebe altrömische Sittenbilder. Er bekundet darin eine genaue Bekanntschaft mit dem antiken Leben und eine verständige, freilich oft übertrieben sorgfältige, manchmal ins Triviale ausartende Ausführung. Seit langer Zeit lebt C. in Boulogne-sur-Seine und beschickt alljährlich den Pariser Salon mit seinen Arbeiten. Die belg. Sammlungen enthalten wenig von ihm (so die Hunnenschlacht bei Châlons im brüsseler Rathaus, den Becher der Freundschaft im brüsseler Museum). Zur pariser Weltausstellung von 1878 lieferte er Danseuses Gaditanes und Der Venuswurf; geschätzt sind ferner Phryne (1866), Lucrezia (1867); im Pariser Salon von 1882 hatte «Der Traum» bedeutenden Erfolg.

Cooper, Fluß im östl. Australien, entspringt in Queensland und fließt zuerst unter dem Namen Barku oder Victoria nach W. und SW., nimmt nach der Aufnahme des Thomson den Namen C. an, fließt dann nach S., wendet sich aber später nach W. und teilt sich im sog. Seedistrikt Südaustraliens in mehrere Arme, von denen der bedeutendste den Eyresee erreicht. Nur der Oberlauf hat fortwährend Wasser; sonst ist das Bett des Flusses nur nach starkem Regen gefüllt.

Cooper (Sir Astley Paston), berühmter engl. Chirurg, geb. 23. Aug. 1768 zu Brooke in Norfolk, kam nach Yarmouth zu einem Apotheker in die Lehre, bald darauf aber nach London, wo er sich zum Chirurgen ausbildete. Nachdem er 1787 die Universität Edinburgh besucht, kehrte er nach London zurück, wurde als Prosektor und dann als Hilfslehrer der Anatomie und Chirurgie am St.-Thomas-Hospital, einige Zeit nachher als Wundarzt am Guy's-Hospital angestellt. Er ging 1792 nach Paris, um Dessault am Hôtel-Dieu zu hören, und ließ sich dann in London als praktischer Arzt nieder. Georg IV. ernannte ihn zum Leibwundarzt und 1821 zum Baronet. Seit 1837 Leibarzt der Königin Victoria, starb er 12. Febr. 1841. C. hat sich um alle Teile der Chirurgie wesentlich verdient gemacht und zeichnete sich durch die Kühnheit seiner Operationen aus. Seine Hauptwerke sind die von Tyrrell herausgegebenen «Lectures on the principles and practice of surgery» (4 Bde., Lond. 1824—29) und «The principles and practice of surgery», herausgegeben von Lee (2 Bde., Lond. 1836—37; deutsch von Schütte, 4. Aufl., 3 Bde., Kass. 1856). Vgl. B. Cooper, «Life of Sir Astley C.» (2 Bde., Lond. 1842).

Cooper (James Fenimore), ausgezeichneter amerik. Romanschriftsteller, geb. 15. Sept. 1789 zu Burlington in Neujersey, besuchte seit 1802 das Yale-College zu Newhaven und trat 1805 aus Lust nach Abenteuern und Neigung zum Seeleben als Midshipman in die Marine ein. C. schied 1810 aus dem Seedienst, während dessen er die später in seinen Romanen so meisterhaft geschilderten Eindrücke gewann, verheiratete sich kurz darauf, zog zuerst nach Winchester bei Neuyork und ließ sich endlich dauernd zu Cooperstown, einem reizenden Landsitze seines Vaters am Otsegosee, nieder. Durch Kränklichkeit 1826 zu einer Reise nach Europa veranlaßt, bekleidete er nach einigem Aufenthalte in England den Posten eines Konsuls der Vereinigten Staaten in Lyon bis 1829, ging dann nach Dresden, später nach der Schweiz und Italien und kehrte 1831 nach Amerika zurück. Sein erster Roman: «Precaution» (Neuyork 1821), ist unbedeutend und in Europa kaum bekannt geworden. Begründet wurde sein Ruhm durch «The spy» (2 Bde., Neuyork 1821), ein Gemälde aus der Zeit des amerik. Revolutionskriegs, dem «The pioneers, or the sources of the

Susquehanna» (1822), ein lebensvolles Bild von der Entstehung neuer Staaten, und «The pilot» (1823) folgten, welcher Roman einen Stoff aus der Geschichte des amerik. Seehelden Paul Jones behandelt und viele Nachahmungen hervorrief. Seine nächsten Romane spielen alle auf heimatlichem Boden, bald in der Zeit der ersten europ. Ansiedelungen und der Kämpfe mit den Indianern, bald im Revolutionskriege, so «Lionel Lincoln» (1824) und «The last of the Mohicans» (1826), sein anerkannt vorzüglichstes Werk. Nicht minder günstig wurden auch «The prairie» (1827), «The wept of Wish-Ton-Wish» (1828), «Red rover» (1828) und «The water-witch» (1830) aufgenommen, welche, wie auch «The bravo» (1831) und «The Heidenmauer» (1832), während seines Aufenthalts in Europa erschienen. Den Schauplatz der beiden letztgenannten Romane verlegte er nach Italien und an den Rhein. Seine Reisen durch Europa beschrieb C. in den «Gleanings in Europe» (6 Bde., Neuyork 1830—32). Nach seiner Rückkehr in die Heimat erschienen in rascher Folge, aber bei immer mehr abnehmender Teilnahme des Publikums noch zahlreiche Romane, bis er mit «The ways of the hour» (1850) seine schriftstellerische Thätigkeit abschloß. C. starb auf seinem Landsitze zu Cooperstown 14. Sept. 1851.

Eine vollständige Gesamtausgabe seiner «Works» erschien erst 1865 zu Neuyork in 32 Bänden. Übersetzt wurden die Romane C.s in fast sämtliche lebende Sprachen, «The spy» (1847) selbst ins Persische; außerdem wurden sie vielfach bearbeitet für die Jugend, für welche die unter dem Namen «Leather-stocking tales» («Lederstrumpf-Erzählungen») vereinigten fünf Romane eine beliebte Lektüre bilden. C. ist vielfach der amerik. Scott genannt worden, wie er diesem auch in der Gunst eines über die halbe Erde sich ausbreitenden Leserkreises nachfolgte. Sein eigentümlicher Vorzug besteht in Einfachheit und natürlicher Verknüpfung der Wirklichkeit mit der Dichtung. Er versteht es, seinen Stoff wahr und lebendig aufzufassen und ihm eine naturtreue Färbung zu geben; aber er reißt nicht mit sich fort durch die höhere poetische Weihe, durch die markige Kraft, welche Scott seinen Charakteren und seiner Darstellung zu geben weiß. Von seinen sonstigen Arbeiten erlangte die «History of the American navy» (Philad. 1839) große Popularität.

Seine Tochter, **Susan Fenimore C.**, geb. 1815, gab mehrere Schriften heraus, welche hauptsächlich der Darstellung des Landlebens gewidmet sind und durch echtes Gefühl und Anmut des Stils ansprechen. Ihr erstes Werk: «Rural hours» (Neuyork 1850), kam ohne ihren Namen heraus und wurde rasch in mehrern Auflagen vergriffen, worauf sie «Country rambles, or Journal of a naturalist in England» (Neuyork 1852) und «Rhyme and reason of country life» (Neuyork 1854) erscheinen ließ. Erwähnung verdient auch eine von ihr 1858 veröffentlichte Jugendschrift über Washington.

Cooper (Peter), amerik. Industrieller und Philanthrop, geb. 12. Febr. 1791 in Neuyork, wuchs ohne Unterricht und in großer Armut auf, wurde Lehrling bei einem Uhrmacher, dann Wagenmacher und Hutmacher und schließlich Leimsieder, als welcher er sich ein bedeutendes Vermögen erwarb. Schon 1830 wurde ihm die große Bedeutung der Eisenindustrie für die Vereinigten Staaten klar, weshalb er denn auch ausgedehnte Eisenwerke in Canton bei Baltimore errichtete. Bald darauf gründete er ein Walz- und Drahtziehwerk in Neuyork, wo er zuerst Anthracitkohle zum Puddeln des Eisens verwandte. Im J. 1845 siedelte er nach Trenton in Neujersey über und stellte hier Schienen wie auch Balken zu feuerfesten Häusern her. Durch alle diese Unternehmungen zum reichen Manne geworden, stellte er sich die Aufgabe, die arbeitenden Klassen besser zu bilden und zu erziehen. Zu diesem Zwecke gab er 800000 Doll. zum Bau des nach ihm benannten und in Neuyork erbauten **Cooper-Institute** her, in welchem namentlich freier Unterricht in den technischen Wissenschaften erteilt wird. Dasselbe enthält unter anderm einen äußerst geräumigen Lesesaal, Sammlungen von Modellen für Erfinder, ein chem. Laboratorium, ein physik. Kabinett, eine Schule für Telegraphie, wo auch Frauen unentgeltlichen Unterricht empfangen, eine Schule für Photographen und eine für Holzschneider. Die Einnahmen des prächtigen Gebäudes aus Mieten u. s. w. dienen zum Unterhalt der Schulen; sie belaufen sich auf etwa 40000 Doll. im Jahre, während die Ausgaben ungefähr 60000 Doll. betragen und bisher meist durch Extrazuschüsse des Stifters gedeckt werden.

Cooper (Thomas Sidney), engl. Maler, geb. 26. Sept. 1803 in Canterbury, zeichnete und malte lange Zeit ohne jeden Unterricht die Gebäude und die nächste Umgebung seiner Vaterstadt und gewann einen spärlichen Unterhalt, indem er seine Bilder an Fremde verkaufte. Mit 17 Jahren wurde er Dekorationsmaler bei dem Theater in Hastings. Drei Jahre später kehrte er nach Canterbury zurück, wo er sich durch Fleiß und Ausdauer eine Stellung als Zeichenlehrer gründete. Doch infolge des Auftretens eines franz. Zeichenlehrers in Canterbury verlor C. 1827 alle seine Konnexionen. Er ging nun auf die Wanderung, fuhr von Dover nach Calais und erarbeitete von dort aus, indem er die Wirte und Wirtinnen an den Stationen seiner Wanderschaft mit deren Porträts bezahlte, seinen Weg nach Brüssel. Hier fand er Gönner, machte Bekanntschaft mit bedeutenden Malern und entdeckte und entwickelte im Anschauen der Meisterwerke der Vlämischen Schule sein Talent für Landschafts- und Tiermalerei. Nach der Revolution von 1830 kehrte er nach England zurück. Das erste Bild von ihm, das Aufmerksamkeit erregte, wurde 1833 in der Suffolkstreet-Galerie in London ausgestellt. C. erhielt darauf hin einen Auftrag des Kunstfreundes und Bildersammlers Mr. Vernon und wurde seitdem von Jahr zu Jahr in weitern Kreisen geschätzt durch seine Landschafts- und Tierbilder, in denen das Form- und Stimmungstalent Cuyps von neuem aufzuleben schien und die mit hohen Preisen bezahlt wurden. Im J. 1845 wurde C. zum Associate der königl. Kunstakademie, 1867 zum Akademiker ernannt.

Cooperative stores nennt man in England die Magazine und Läden der Konsumvereine (s. d.), die teilweise, wie z. B. die der Civil service supply Association, in großartigem Maßstabe angelegt sind.

Cooperstown, Dorf und Hauptort des County Otsego im amerik. Unionsstaate Neuyork, 96 km westlich von Albany schön am See gelegen, mit etwa 2000 E., war der Wohnsitz des Romanschriftstellers James Fenimore Cooper, von dessen Vater es angelegt wurde, und ist jetzt eine beliebte Sommerfrische.

Coornhert (Dirck Volckertszoon), als Vertreter eines vorwiegend praktischen Christentums Vorläufer von Jakob Arminius (s. d.). Geb. 1522 zu Amsterdam, war C. seit 1561 als Notar und Sekretär der Stadt Harlem thätig, wurde aber wegen energischer Verteidigung der Freiheiten der Stadt mit Kerker und Landesverweisung belegt. Dann als Sekretär der Stände Hollands im Dienste Wilhelms von Oranien zu wichtigen Staatsgeschäften verwandt, starb er zu Gouda 29. Okt. 1590. In religiösen Dingen war er entschiedener Gegner der von Calvin und Beza vertretenen strengen Prädestinationslehre und hielt sich mehr zur Anschauung des Erasmus von Rotterdam, dessen Paraphrasen er ins Niederländische übersetzte. Eine Gesamtausgabe seiner Werke erschien zu Amsterdam (1631). Vgl. Heppe, «Geschichte des Pietismus und der Mystik in der reform. Kirche» (Leid. 1879).

Cootehill, unbedeutendes irisches Dorf in der Provinz Ulster, Grafschaft Cavan, 19 km im ONO. von Cavan, am Südwestende eines kleinen Sees, der zum Annalee und damit zum Oughtersee abfließt. Die 1850 E. treiben Handel mit Leinwand und Korn.

Copa, d. h. Becher, das franz. coupe und lat. cupa, war bis 1859 ein kleines span.-castilisches Flüssigkeitsmaß von 0,1281 l.

Copaïfera *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Leguminosen. Man kennt gegen 12 Arten, von denen zwei der Flora des tropischen Afrikas angehören, die übrigen dagegen in den Tropengegenden Amerikas vorkommen. Es sind Bäume mit gefiederten Blättern, vierteiligen kleinen Perigonblüten, die 8—10 nicht miteinander verwachsene Staubgefäße enthalten; die Früchte sind einsamige, gestielte, lederartige Hülsen. Fast alle Arten der Gattung C. liefern, wenn in den Stamm Einschnitte gemacht werden, ein dickflüssiges Harz, den sog. Kopaïvabalsam (s. d.); der größte Teil des im Handel vorkommenden Kopaïvabalsams stammt wahrscheinlich von der im nördl. Brasilien, hauptsächlich in Para vorkommenden C. multijuga *Hayne*; doch auch die im östl. und südl. Brasilien auftretenden Arten: C. Langsdorfii *Desf.* und C. coriacea *Mart.*, ferner die auf den westind. Inseln vorkommende C. Jacquini *Desf.* liefern große Mengen von Kopaïvabalsam. Jedenfalls wird dieses Harz auch noch von mehrern andern Arten gewonnen; doch sind die Angaben hierüber noch sehr unsicher.

Von einer andern ebenfalls in Südamerika einheimischen Art, der C. bracteata *Benth.*, stammt wahrscheinlich das durch seine schöne rote Farbe ausgezeichnete Amaranthholz (s. d.).

Copalcherinde, s. unter Croton.

Cope (Charles West), engl. Maler, geb. 1811 in Leeds als Sohn eines Malers, machte seine Studien in der königl. Kunstakademie in London, unternahm dann eine Reise nach Italien und debutierte nach seiner Rückkehr sehr erfolgreich mit einer Heiligen Familie, die von Vadford für seine berühmte Kunstsammlung angekauft wurde. Zwei bedeutende Gemälde, Hagar und Ismael (1836) und Das Zusammentreffen Jakobs und Rahels (1844), ausgenommen, behandelte jedoch C. seitdem keine biblischen Gegenstände, sondern wählte seine Vorwürfe in reicher Abwechselung bald aus der Geschichte, bald aus den engl. Dichtern, besonders Shakspeare, bald endlich aus dem häuslichen und bürgerlichen Leben. Unter seinen frühern Werken verdienen außer den schon genannten Erwähnung: Paolo und Francesca (1837), Die vlämische Mutter (1839), Almosenverteilung (1841), Der Samstagabend des Kötters (1843) und Das erste Geschworenengericht, welches letztere bei einer Bewerbung in der Westminsterhalle den Preis davontrug. Im J. 1844 erhielt C. den Auftrag, eins der sechs für das Haus der Lords bestimmten Freskogemälde: Der Schwarze Prinz, den Hosenbandorden empfangend, zu entwerfen; etwas später wurde die Ausführung der acht Freskobilder aus der engl. Geschichte ihm übertragen, welche den nach dem Hause der Lords führenden Korridor schmücken sollten. Dieselben stellen zu je vier an den beiden gegenüberliegenden Wänden Hauptmomente der großen Parteikämpfe des 17. Jahrh. dar: auf einer Seite Das Aufpflanzen der königl. Fahne, Die Verteidigung von Basing-House, Die Vertreibung von Fellows, die sich geweigert, den Covenant zu unterzeichnen, aus Oxford und Das Begräbnis Karls I.; auf der andern: Der Sprecher Lenthall, die Privilegien des Unterhauses vertretend, Der Marsch der Bürgermiliz zur Aufhebung der Belagerung von Gloucester, Die Abfahrt der Pilgerväter und Der Abschied Lord und Lady Russells. Die Arbeit an dieser großen Aufgabe, die in Plan und effektvoller dramatischer Durchführung zu dem Glänzendsten gehört, was die neueste Zeit auf diesem Gebiete hervorgebracht, beschäftigte C. von 1845 bis 1866. Doch fand er Muße, während desselben Zeitraums auch eine beträchtliche Zahl anderer Bilder zu vollenden, unter welchen die für Prinz Albert gemalten Letzten Tage Kardinal Wolseys und Griseldas erste Prüfung, sowie Miltons Traum und König Lear und Cordelia wohl die bedeutendsten sind. Später malte er Shylock und Jessika (1867), Othello, von seinen Abenteuern erzählend (1868), Launcelot Gobbos Siesta (1870), Guy, die Pläne zu seinem Hospital betrachtend (1871), Eine Deputation bei Oliver Cromwell (1872), Anna Page und Slander (1875), Biankas Liebhaber (1877), Kapitän Camerons Willkommen in der Heimat nach seinen Entdeckungen in Afrika (1878) u. a. Sein Diplom als Associate der königl. Kunstakademie empfing er 1844; 1848 wurde er zum Akademiker gewählt. Außerdem war C. von 1867 bis 1874 als Professor der Malerei an der königl. Kunstakademie thätig.

Copernicia *Mart.*, Pflanzengattung aus der Familie der Palmen. Die Arten derselben gehören sämtlich der Flora des tropischen Amerika an. Es sind mittelhohe Bäume mit großen fächerförmigen Blättern. Am wichtigsten ist die C. cerifera *Mart.*, Carnaubapalme, welche in Brasilien vorkommt. Die Blätter derselben sind von einer ziemlich dicken Wachsschicht überdeckt und dieses Wachs wird durch Abschütteln der Blätter in großen Mengen gewonnen; es kommt in neuester Zeit unter dem Namen Carnaubawachs in den europ. Handel und wird, nachdem es gereinigt ist, vielfach zur Fabrikation von Wachsfirnissen als Surrogat des Bienenwachses verwendet, auch benutzt man dasselbe hauptsächlich in Brasilien, aber auch in Europa zur Herstellung von Kerzen. Da die Fasern der Blätter und das Holz des Stammes eine bedeutende Festigkeit besitzen, so werden auch diese vielfach technisch verwendet, die erstern zur Herstellung von Tauen, Matten u. s. w., das letztere als sehr dauerhaftes Bauholz. Ebenso werden die Blattfasern und Stämme einiger anderer Arten

benutzt, so diejenigen von den in Westindien einheimischen Arten C. hospita *Mart.* und C. hectorum *Mart.* Sämtliche angeführte Arten haben eßbare Früchte und das Mark ihrer Stämme liefert Farinha oder Palmmehl.

Copia (lat.), Fülle; Vervielfältigung eines Schriftstücks (s. Kopie); Cornu copiae, Füllhorn.

Copiapó, offiziell San Francisco de la Selva de Copiapó, Copayaipu der Indianer, Hauptstadt der Provinz Atacama (s. d.) in Chile, rechts am Rio C., in 396 m Seehöhe, im Westen des wenigstens so genannten Volcan de Copiapó (27° 8′ südl. Br.) gelegen und seit 1851 mit dem Hafen Caldera (83,2 km im NW.), sowie neuerdings mit dem berühmten Silberbergwerk von Chañarcillo (79 km im SSW.) durch Eisenbahnen verbunden. Die Stadt C. bildet ein Rechteck mit 4 Längenstraßen (durch deren nördlichste die Eisenbahn hindurchführt) und etwa 20 diese rechtwinkelig durchschneidenden Querstraßen. An beide Enden reihen sich Vorstädte, die östliche aus schlechten Ranchos und Hütten bestehend und von der ärmsten Schicht der Bevölkerung bewohnt, die westliche am Bahnhof mit höchst eleganten, zum Teil prachtvollen Häusern und Gärten, der Wohnsitz der Reichsten. Die Häuser sind wegen der häufigen Erdbeben, durch welche die Stadt besonders 1819, 1822 und zuletzt 5. Okt. 1859 bedeutend litt, meist einstöckig und leicht aus Holz und Rohrwerk aufgeführt. Recht gut gebaut ist dagegen die Hauptkirche an dem Hauptplatze im Mittelpunkte der Stadt, auf welchem seit 1851 das eiserne Standbild Juan Godois steht, welcher 19. Mai 1832 die Silberminen von Chañarcillo entdeckte. C. hat ein Provinzial-Lyceum, eine Bergwerksschule, Freischulen, Hospital und Hospiz, eine Volksbibliothek, Hotels, ein Theater, Luxus und Fülle aller Lebensbedürfnisse und mehrere große Industrieetablissements, wie Schmelzöfen, Pochwerke, Maschinenbauwerkstätten u. s. w., zählt (1875) 11432 E. und ist einer der teuersten Plätze Amerikas. Die Stadt wurde nach Entdeckung der Goldminen 1707 an ihrer jetzigen Stelle gegründet, an welcher sich schon früher indian. Niederlassungen befunden hatten; 1749 wurde sie zur Villa erhoben und 1843 zur Ciudad und Provinzhauptstadt. Der Hafen, Puerto de Copiapó, 60 km im W. von der Stadt, etwas südlich von der Mündung des Flusses, ist ziemlich schlecht und hat seit Eröffnung der Bahn von C. nach Caldera seine frühere Bedeutung eingebüßt. Die ganze Gegend ist überreich an Erzen und Guano; 1874 wurden für 6691431 Doll. Minenprodukte ausgeführt. Das wesentlichste Erzeugnis des Departements C. ist das Kupfer, während es früher durch seine reichen Silberminen berühmt war. Die Silberminen von Chañarcillo lieferten eine Zeit lang die reichste Ausbeute, die jedoch allmählich sank. Die Erze werden hauptsächlich über den 1842 angelegten Hafen Caldera (s. d.) ausgeführt, sowie über die Hafenorte Puerto de Carrizal und Huasco.

Copland (James), engl. Arzt, geb. 1792 im Kirchspiel Deerneß auf den Orkadischen Inseln, studierte seit 1807 in Edinburgh, ließ sich 1818 in London als praktischer Arzt nieder und beteiligte sich an mehrern wissenschaftlichen und mediz. Werken; 1822 übernahm er auch die Redaktion des «London Medical Repository». Im J. 1822 gab er seine «Outlines of pathology and practical medicine» heraus, in denen er sich besonders mit den Gangliennerven und ihren Funktionen beschäftigte und eine einfachere Klassifikation der Krankheiten versuchte. Hierauf folgten die «Elements of physiology» (Lond. 1824) nach Richerand, mit zahlreichen Anmerkungen und Zusätzen. Das Hauptwerk C.s ist das «Dictionary of practical medicine» (4 Bde., Lond. 1833—58), das außerordentliche Popularität gewann und von Kalisch (Bd. 1—11, Berl. 1834—59) ins Deutsche übersetzt wurde. Ferner veröffentlichte C. die Schrift: «On pestilential cholera» (Lond. 1832). Das in Verbindung mit Annesley geschriebene Werk: «On the diseases of warm climates» (2 Bde., mit Kupfern) erschien ohne C.s Namen. Außerdem hat man von ihm die Schriften: «On palsy and apoplexy» (Lond. 1850) und «On consumption and bronchitis» (Lond. 1861). C. starb 12. Juli 1870.

Copley (John Singleton), engl. Porträt- und Historienmaler, wurde 3. Juli 1737 als Sohn irischer Eltern in Boston geboren. In Ermangelung von Lehrern autodidaktisch vorgebildet, schickte er seit 1760 Porträts und häusliche Genrebilder zur Ausstellung nach London und wurde 1767 auf den Vorschlag Benjamin Wests zum Mitglied der Gesellschaft engl. Künstler erwählt. Von nun an fand er in Boston vermehrte Beschäftigung und hatte 1774 eine hinlängliche Geldsumme erspart, um nach England und dann nach Italien reisen zu können, wo er ein Jahr, besonders in Rom, verlebte. Nach seiner Rückkehr ließ er sich in London nieder, wurde 1776 zum Associate, 1779 zum Mitglied der königl. Akademie erwählt und gewann von nun an bedeutendes Ansehen durch seine großen, teils der unmittelbaren Gegenwart, teils der neuern engl. Geschichte entlehnten histor. Gemälde, unter denen besonders Der Tod Chathams, Der Tod Major Piersons und Karl I., die fünf angeklagten Mitglieder vom Unterhause fordernd, populär und durch Kupferstiche vervielfältigt wurden. Im Auftrage der Korporation der City von London malte er um dieselbe Zeit das Seestück Die Niederlage der span. Batterien bei Gibraltar, das, wie alle seine Bilder, viele Porträts enthält, unter andern auch von deutschen Offizieren der Besatzung von Gibraltar, zu deren Abnahme C. eine besondere Reise nach Hannover unternahm. Unter seinen spätern Werken verdienen Erwähnung: König Karl, das Todesurteil Straffords unterzeichnend, Die Ermordung Buckinghams, Die Flucht Karls I. von Hampton-Court, Die Schlacht am Boyne und Die Familie König Georgs II. (Royal children playing in a garden). In seinem Stil kräftig und selbständig, zeichnet C. sich aus durch ein bedeutendes Kompositionstalent und eine dramatische Lebendigkeit, die in Form und Kolorit gleich natürlich und anregend wirkt. In seinen besten Porträts nähert er sich am meisten unter seinen Zeitgenossen den ähnlichen Leistungen von Reynolds und Gainsborough. Er starb in London 9. Sept. 1815.

Coppée (François Édouard Joachim, genannt François), franz. Dichter, geb. 12. Jan. 1842, machte sich zunächst in Zeitschriften durch originelle lyrische Gedichte bekannt. Seine erste Gedichtsammlung erschien unter dem Titel «Le reliquaire» (1866), eine zweite, «Les intimités», folgte 1868. Von den «Poëmes modernes» (1869) hatten die Monodramen «La bénédiction» und «La grève des forgerons» einen großen Erfolg; das zweite unter dem Titel «Der Strike der Schmiede» auch in

Deutschland. Ferner publizierte C.: «Les humbles» (1872), «Le cahier rouge» (1874), «Olivier» (1875; Novelle in Versen, übersetzt von Wolf Grafen Baudissin; Bresl. 1880), «L'exilée» (1876), «Récits et élégies» (1878) und «Une idylle pendant le siège» (1875). Von seinen dramatischen Einaktern fanden namentlich Beifall «Le passant» (1869; deutsch von Baudissin, Lpz. 1874), «Fais ce que doit» (1871), «Les bijoux de la délivrance» (1872) und «Le luthier de Crémone» (1877). Das fünfaktige histor. Drama «Madame de Maintenon» (1881) hatte nur einen Achtungserfolg. Nach Dichtungen C.s veröffentlichte N. Waldmüller «Kleine Geschichten aus Frankreich» (Stuttg. 1881).

Copperah oder Copra, Handelsbezeichnung für die Kerne der Kokosnuß.

Copperhead (engl.), Kupferschlange, Trigonocephalus concortrix, heißt eine im Osten der Vereinigten Staaten von Amerika von Maine bis Florida vorkommende Schlange, nach der Klapperschlange die giftigste, die an dunkeln und feuchten Orten von Fröschen, Eidechsen und Mäusen lebt. Sie ist etwa 60 cm lang, hellbraun und dunkelbraun gestreift und greift den Menschen nur verteidigungsweise an, erweist sich aber gefährlicher als die Klapperschlange, weil sie ihre Nähe nicht verrät.

In der polit. Parteisprache der Vereinigten Staaten hießen Copperheads diejenigen Gegner der Regierung, welche seit dem 1861 ausgebrochenen Bürgerkriege angeblich oder wirklich auf seiten des Südens standen und diesem unter dem Anschein konstitutioneller Opposition Vorschub zu leisten suchten. Im Laufe der Präsidentenwahl von 1864 wurde diese Bezeichnung auf alle demokratischen Gegner der gewaltsamen und unbedingten Niederwerfung der Südstaaten ausgedehnt, verschwand jedoch seit 1865 aus der Parteisprache.

Copperopolis, Stadt im nordamerik. Staat Californien, County Calaveras, 48 km östlich von Stockton, an der Quelle des Salt-Spring, Zuflusses des San-Joaquin, nahe dem östl. Rande der Sacramento-Ebene. Das Thal wird im O. von den Bärbergen umfaßt. Hier fand man 1860 in den steil nach Osten fallenden Schichten des chloritischen Thonschiefers mit feiner strahliger Hornblende am Fuße der Sierra Nevada ein derbes Gemenge aus Kupferkies und Eisenkies. Schon 1862 war hier eine kleine Ortschaft mit lebhaftem Bergbau entstanden und im folgenden Jahre blühte die Uniongrube als das größte Kupferbergwerk der Welt, wie von Richthofen 1864 sagte. Etwa 38 km weiter im NNW. bei Campo Secco fand man 1861 ein ähnliches, aber weniger reiches Lager. Die wichtigsten sind die Unionminen, welche auf dem Hauptgange 594 m umfassen. Bis in 150 m Tiefe zeigt sich das Erz unverändert.

Coppet, Flecken im Bezirk Nyon des schweiz. Kantons Waadt, liegt in reizender Umgebung, 8 km südsüdwestlich von Nyon, 13 km nordnordöstlich von Genf am rechten Ufer des Genfersees an der Bahnlinie Lausanne-Genf und zählt (1880) 488 E. (93 Katholiken), deren Haupterwerbsquellen der Weinbau und die Fischerei sind. Das alte Schloß C., Sitz der Barone von C., wurde 1536 von den Bernern erobert und eingeäschert; das jetzige Schloß ist als Aufenthaltsort mancher berühmter Personen bekannt. Hier lebte 1670—72 der franz. Philosoph Bayle als Hauslehrer in der Familie des Grafen Dohna, der damals Herr zu C. war. Von 1790 bis 1804 war das Schloß Sitz und Eigentum des franz. Finanzministers Necker, dessen Tochter, Frau von Staël, dasselbe zum Vereinigungspunkte geistreicher Männer machte. Jetzt gehört es der Enkelin derselben, Frau von Haussonville. Vgl. Rey, «Genève et les rives du Lac Léman» (Par. 1868).

Coppino (Michele), ital. Gelehrter und Staatsmann, geb. 1. April 1822 zu Alba in Piemont, wirkte nach vollendeten Universitätsstudien an verschiedenen Orten als Lehrer und wurde 1861 ord. Professor der ital. Litteratur an der Universität Turin. Seit 1859 vertritt er seine Vaterstadt im Parlament, wo er zum linken Centrum gehört. Als Vertrauensmann von Depretis übertrug ihm der letztere, nachdem C. bereits vom 10. April bis zum 27. Okt. 1867 unter Rattazzi Unterrichtsminister gewesen war, 25. März 1876 dieses Portefeuille von neuem. Er hatte dasselbe bis zum Rücktritt Depretis' (12. März 1878) und dann abermals unter Depretis (vom 19. Dez. 1878 bis zum 3. Juli 1879) inne, ohne indes in seinem Ressort Bedeutendes zu leisten. C. veröffentlichte «Parole al popolo Italiano» (Pinerolo 1848).

Coppo hieß seit 1803 im vormaligen Lombardisch-Venetianischen Königreich, wie im ganzen damaligen Königreich Italien, das Deciliter ($^1/_{10}$ l); das metrische System war aber nur bei den Behörden in Anwendung. Bis 1. April 1850 war der C. ein piemont. Getreidemaß von 2,8757 l und ein Maß für Speiseöl im frühern Herzogtum Lucca, 264 luccheser Pfd. (Libbre) Gewicht vorstellend, von 96,3257 l.

Coprinus *Pers.* (Mistschwämme, Tintenschwamm), Pilzgattung, s. unter Agaricini.

Copula (lat., d. h. Band) heißt in der Grammatik der sprachliche Ausdruck der Verbindung zwischen Subjekt und Prädikat. Eine C. als besonderes Wort tritt nur ein, wenn das Prädikat ein Substantiv oder Adjektiv ist, und besteht dann aus einer Form des Verbums «sein» oder anderer in der Bedeutung diesem nahe verwandten Verba, z. B. Friedrich d. Gr. war ein Held, das Vaterland ist frei. Wenn das Prädikat ein Verbum ist, so bedarf die Sprache keiner besondern Verbindung zwischen Subjekt und Prädikat, diese ergibt sich durch die Abwandlung des Verbums von selbst, z. B.: Der Stern glänzt, die Sterne glänzen. Manche Sprachen, z. B. die russische, haben kein besonderes Wort als C. oder nicht in der Ausdehnung wie im Deutschen.

Copyholders heißen in England die Erbpächter, die, nach verschiedenen meist sehr alten Verträgen mit den Grundherren, Grundstücke gegen Entrichtung von Zins und sonstigen Gebühren bewirtschaften. Früher war die Zahl derselben sehr groß. Wegen der mannigfachen Unbequemlichkeiten, welche aus der Ungleichheit der alten Erbpachtgebräuche entstanden, hat jedoch das Parlament neuerdings Maßregeln für die allmähliche Beseitigung der C. getroffen, indem es die Umwandlung der Pachtgebühren in eine feste jährliche Rente, oder die völlige Ablösung des Zinses und die Umwandlung der Erbpacht in ein Freigut (freehold) durch Zahlung einer bestimmten Kapitalsumme, möglich machte und erleichterte. Seit dem 1. Juli 1853 steht es sowohl dem Grundherrn als dem Erbpächter frei, diese Ablösung zu fordern, und infolge davon ist gegenwärtig die Zahl der C. in steter Verminderung begriffen.

Coq (frz.), Hahn; C. du village, «Dorfhahn», Hahn im Korbe; C.-à-l'âne, ungereimtes Gerede, Unsinn.

Coquelin (Benoit Constant), geschätzter franz. Schauspieler, geb. 23. Jan. 1841 zu Boulogne-sur-Mer, lernte erst als Bäcker, bildete sich aber dann seit 1859 auf dem pariser Konservatorium unter Régniers Leitung zum Schauspieler aus und debutierte 1860 im Théâtre français, wo er bereits im Alter von 23 J. fest engagiert wurde und zu dessen Zierden er seitdem gehört. — Sein jüngerer Bruder, Ernest Alexandre Honoré C., genannt «Coquelin cadet», geb. zu Boulogne-sur-Mer 16. Mai 1848, lernte ebenfalls zunächst als Bäcker, war dann bei der Nordbahn angestellt, bis er 1864, seiner Neigung zum Theater folgend, das pariser Konservatorium als Schüler Régniers besuchte. Er debutierte auf der Bühne des Odéon und gehört seit 1868 mit kurzer Unterbrechung der Comédie française an. Er zeichnet sich namentlich in den komischen Rollen des ältern Repertoire aus.

Coquerel (Athanase Laurent Charles), franz. reformierter Theolog, geb. 27. Aug. 1795 zu Paris, studierte zu Montauban, ward 1818 Pfarrer zu Amsterdam, 1830 zu Paris und gewann als Kanzelredner bedeutenden Ruf. Von den strengen Calvinisten wegen zu hoher Wertschätzung der Werke und wegen Ablehnung der Prädestinationslehre heftig angegriffen, gründete C. zur Verbreitung seiner Ideen nacheinander drei Zeitschriften: «Le Protestant» (1831—33), «Le Libre Examen» (1834—36), «Le Lien» (seit 1841). Von seinen Schriften sind außer acht Bänden «Sermons divers» (Par. 1819—52) zu nennen: «Biographie sacrée» (2. Aufl., Par. 1837), «Histoire sainte, ou Analyse de la Bible» (3. Aufl., Par. 1850), «Christologie, ou essai sur la personne et l'œuvre de Jésus-Christ» (2 Bde., Par. 1858; deutsch von Althaus 1859). Nach der Februarrevolution 1848 ward C. vom Seinedepartement zum Mitglied der konstituierenden und später der legislativen Nationalversammlung gewählt. Er gehörte den gemäßigten Republikanern an, bis der Staatsstreich vom 2. Dez. seine polit. Thätigkeit beendete. Er starb zu Paris 10. Jan. 1868.

Sein Sohn, Athanase C., geb. 1820 zu Amsterdam, ward Suffragan des Pfarrers Paschoud zu Paris, wurde aber auf Betreiben Guizots durch die Orthodoxen wegen Unglaubens am 24. Febr. 1864 aus seiner Stellung verdrängt. Seitdem galt er als Führer des liberalen Protestantismus in Frankreich. Neben drei Sammlungen von «Sermons et homilies» (Par. 1858—64) schrieb C. drei Briefe an Renan über dessen «Leben Jesu» (deutsch in: «Zwei franz. Stimmen über Renans Leben Jesu», Regensb. 1864), «Des premières transformations historiques du christianisme» (Par. 1866; deutsch Berl. 1870), «Libres études» (Par. 1867), «Jean Calas et sa famille» (2. Aufl., Par. 1870). Auch veröffentlichte C. unedierte Briefe Voltaires über die Toleranz (Par. 1863) und hielt im Winter 1871/72 in Nordamerika Vorträge. Er starb am 24. Juli 1875 zu Fismes im Depart. Marne.

Coquerelles (frz.), in der Heraldik: grüne Haselnüsse, je drei an einem Stiel.

Coques oder Cocx (Gonsales), niederländ. Maler, in Antwerpen 1614 geboren, ausgezeichnet im Porträtfache, äußerst bestimmt und klar im koloristischen Vortrage, dabei frei und lebendig. Er stellt seine Porträts zumeist in eine höchst charakteristische Umgebung passender Interieurs, wodurch die Menschen jener Zeit um so wahrer und verständlicher hervortreten. In dieser Weise liebt er es besonders, ganze Gruppen, namentlich Familienbilder, gewöhnlich bei einer Unterhaltung im Konzert oder Gespräch vereinigt, darzustellen und leistet dabei in stimmungsvoller Charakterisierung das Vollendetste. C.s Auffassung ist eine im hohen Grade liebenswürdige, innerlich warme und dabei vornehme. Bilder dieser Art sind: Der Gelehrte und seine Frau, in der kasseler Galerie (von W. Unger radiert), die Familie van Lyck (Pest, desgl.), seine eigene Familie (in Dresden) u. s. w. Seine echten Werke sind nicht häufig. C. starb 18. April 1684.

Coquille, gußeiserne Form, in welche flüssiges Eisen abgestochen oder gegossen wird.

Coquimbit, ein von Breithaupt aufgefundenes Mineral, welches in einem Lager von grünlichem Jaspis bei Copiapó in der chilen. Provinz Coquimbo auftritt; es bildet hexagonale, dick tafelähnliche oder kurzsäulenförmige Krystalle, mehr noch klein- und feinkörnige Aggregate, farblos, oder von weißer, bläulicher, hellgrünlicher Farbe, mit vitriolischem Geschmack. Die Härte ist 2. In chem. Hinsicht besteht der C. aus normalem schwefelsaurem Eisenoxyd mit 9 Molekülen Wasser, $Fe_2S_3O_{12}+9\,aq$, mit 28,5 Eisenoxyd, 42,7 Schwefelsäure, 28,8 Wasser; bisweilen ist etwas des entsprechenden Aluminiumsulfats hinzugemischt.

Coquimbo, Provinz der südamerik. Republik Chile, zwischen den Provinzen Atacama im N. und Aconcagua im S. gelegen, zählt auf 33423 qkm (1878) 161970 E. Die Bevölkerung drängt sich zusammen in den drei schmalen Flußthälern des Rio Coquimbo (Rio de Elqui), Limari und Rio de Chuapa, während sie sich in den Gebirgen, welche die übrigen Teile der Provinz ausfüllen, um die Erzgruben gruppiert. Infolge der im ganzen gebirgigen Natur und des Wassermangels (nur drei bis vier Regengüsse jeden Winter, im Jahre 38,6 mm, im nördl. Teile 7,9 mm) erscheint das Land sehr öde und unfruchtbar und ist nur im Frühlinge mit einem schönen Blumenteppiche bedeckt; doch ist der Boden, soweit er aus den spärlichen Flüssen künstlich bewässert werden kann, äußerst fruchtbar; der nördlichste Teil ist eine ganz regenlose Wüste, und die dort wohnenden 8400 Bergwerksarbeiter nähren sich von eingeführten Nahrungsmitteln. Hauptprodukt ist Kupfer. Im J. 1874 haben die 340 Kupfer-, Silber-, Kobalt-, Quecksilber- und Goldminen produziert: 905 Unzen Gold, 14370 g Silber, 21643600 kg Kupfer. Die Provinz C., die erst 26. Juni 1826 ihren Beitritt zur Republik Chile erklärte, war lange die nördlichste, bis Atacama als eigene Provinz von ihr getrennt wurde. Sie zerfällt in die Depart. Illapel, Combarbalá, Ovalle, Elqui, Puerto de Coquimbo und Serena.

Die Hauptstadt La Serena, am linken Ufer und nahe der Mündung des Rio Coquimbo, auf einem vom Meere in drei Stufen aufsteigenden Terrain reizend gelegen, wurde 1543 auf Befehl des Pedro de Valdivia von Juan Bohon gegründet und durch das Erdbeben 1730 fast vollständig zerstört. Sie ist der Sitz eines Bischofs und eines Appellationsgerichts, hat schöne, von Gärten umgebene Häuser, eine Kathedrale und sechs neue Kirchen, ein Provinzial-Lyceum, mehrere höhere Elementarschulen, ein Lazarett, ein Hospital und zählt (1878) 12293 E. —

Artikel, die man unter C vermißt, sind unter K aufzusuchen.

Ihr Hafen, die Stadt Coquimbo, liegt 14 km im Südwesten an einer geräumigen und ziemlich sichern Bai mit gutem Ankergrund von 14—36 m Tiefe, einem Molo und einem Leuchtturm auf der Landspitze Tortuga. Dieselbe hat 5077 E., ein schönes Zollhaus, eine Kirche und zwei Schulen. Sie ist mit Serena durch eine Eisenbahn verbunden, welche sich südlich noch 45 km weit fortsetzt nach verschiedenen Kupfergruben, über Tambillo bis Cuesta de las Cardes. Dabei befinden sich, 3 km entfernt, große Kupferschmelzen wie auch bei dem etwas südlicher gelegenen Hafen La Herradura, 500 E. Das daneben gelegene Guayacan mit 1330 E., seit 1858 die Landungsstelle für Herradura, hat das größte Kupferschmelzwerk der Welt, welches jährlich 8—10000 t liefert, die fast gänzlich auf den engl. Markt gelangen.

Cora (Guido), ital. Geograph, geb. 20. Dez. 1851 in Turin, widmete sich geogr. Studien, die er 1870 in Deutschland fortsetzte. Nach Turin zurückgekehrt, erhielt er den Lehrstuhl für Geographie und gründete 1873 die Zeitschrift «Cosmos», die er seither redigiert und welche auch im Auslande Anerkennung gefunden hat. In den J. 1874 und 1876 machte er wissenschaftliche Reisen nach Griechenland und Nordafrika. Außer zahlreichen Abhandlungen in seiner Zeitschrift und einigen kleinern Schriften veröffentlichte er: «Da Brindisi a Suez, attraverso il canale di Suez» (Casale 1869), «Ricerche storiche e archeologiche sul sito d'Auaris» (1870), «Spedizione italiana alla nuova Guinea» (Rom 1872), «Cenni generali intorno a un viaggio nella Bassa Albania ed a Tripoli di Barberia» (Tur. 1875), «Carta speciale della reggenza di Tunisi» (Tur. 1881), «Note cartografiche sulla reggenza di Tunisi» (Tur. 1881).

Coraline, ein Ersatz für Fischbein, welcher in neuester Zeit aus einer Pflanzenfaser hergestellt wird und vor jenem noch einige Vorzüge besitzt. Diese Faser stammt von einer Art Ananaspflanze, die auf den Hochebenen Mexikos einheimisch ist, dort Ixile genannt wird und in ihrem Erscheinen der sog. Hundertjährigen Aloë (s. unter Agave) gleicht, nur daß ihre Blätter länger und schlanker sind. Die Blätter dieser Pflanze werden gesammelt und in einer einfachen, rohen Weise mit Schabhölzern von ihren fleischigen Teilen befreit, worauf Bündel zäher, drahtartiger Fasern übrigbleiben, welche Ähnlichkeit mit Borsten haben und 30 cm bis 1 m lang sind. Nachdem sie getrocknet sind, werden sie in Ballen verpackt und nach Neuyork gesandt, welches für den in Rede stehenden Artikel zum Centralmarkt geworden ist. Dort wird zunächst eine Hechelung vorgenommen, damit alle unvollkommenen Fasern entfernt werden. Die Fasern besitzen die volle Biegsamkeit des Fischbeins und übertreffen dieses an Dauerhaftigkeit, ihre Zusammenfügung aber, um einem Korsett Form und Haltbarkeit zu geben, blieb ein Problem, dessen Lösung fast zweijährige Arbeit und kostspielige Versuche beanspruchte. Die Fasern sind zu steif und stark, als daß es möglich gewesen wäre, sie in eine Schnur zusammenzuflechten, und außerdem beeinträchtigte das Einbiegen und Verschlingen ihre Schmiegsamkeit. Schließlich löste ein Haspel mit zwei Spulen, die sich nach entgegengesetzter Richtung drehen, die Aufgabe. Die Fasern werden durch die Drehung zu einem festen, fortlaufenden Seil auf dem Haspel aufgewunden und bilden in diesem Zustande den Artikel C. Derselbe wird weiter in große Stränge gewunden und versendungsfähig verpackt. Bei der Fabrikation der Korsetts wird das C. unter die Nähmaschine gebracht und unmittelbar in die Säume gelegt, während diese genäht werden, wodurch ihm ein festerer Halt gegeben wird, als wenn die Säume erst fertig genäht und die Corालinestreifen später eingeschoben würden.

Corallin, s. Rosolsäure.

Coram (lat.), vor, in Gegenwart von; C. populo, vor dem Volk; C. senatu, vor dem Senat; C. notario et testibus, vor Notar und Zeugen.

Corantijn, Fluß, s. Corentyne.

Corato, Stadt in der ital. Provinz Bari, Bezirk Barletta, 25 km im WNW. von dieser Stadt, an der Quelle eines kleinen Küstenflusses, zählt (1881) 30552 E. Man schreibt die Gründung den Normannen zu. In der Nähe steht auf dem Felde Epitaffio das Denkmal des Sieges (1503) der 13 Italiener über 13 Franzosen; dabei sekundierte Prospero Colonna für die Italiener: Ettore Fieramosca, Romanello da Forli, Fanfulla da Lodi u. s. w., und Ritter Bayard für die Franzosen: Guy de la Mothe, Charles de Torgues, Jacques de la Fontaine u. s. w.

Corax (lat.), Kolk- oder Edelrabe.

Corbeil, Stadt im franz. Depart. Seine-et-Oise, Arrondissementshauptort, 40 km im SO. von Versailles, 33 km von Paris, an der Mündung der Essonne in die Seine und an der Eisenbahn Paris-Montargis, zählt (1876) 6392 E. und hat Fabriken von Uhren, Papier; Druckereien, Kupfergießereien, Flachsspinnereien, wichtige Mahlmühlwerke, namentlich zahlreiche an der Essonne, Baumwollspinnerei und Damastfabrikation, sowie Getreide- und Mehlmagazine zur Versorgung von Paris. — Das alte Corboilum existierte schon zur Zeit der Gallier; 960 war es Hauptstadt einer Grafschaft, welche 1120 mit der Krone vereinigt wurde. Im J. 1562 eroberte es Condé, 1590 der Herzog von Parma in den Religionskriegen.

Corbeille (frz., «Korb»), der für die Börsenagenten vorbehaltene Raum auf der Börse (s. d.); C. de mariage (Hochzeitskorb), auch bloß C. genannt, Geschenke an Schmuck, Putz u. dgl., welche der Bräutigam nach franz. Sitte der Braut gewöhnlich in einem reich verzierten Korb überreicht oder zusendet.

Corbeny, Dorf im franz. Depart. der Aisne, Arrondissement Laon, 3 km im NO. von Craonne, hat 960 E. Die fränkischen Könige besaßen hier eine königl. Villa Corbonacus, wo Karl d. Gr. 771, nach dem Tode seines Bruders Karlmann, durch die Seigneurs von Austrasien zum Könige ausgerufen wurde. Die Abtei St.-Marcoul de C. hat von 900—1790 bestanden.

Corbie, Stadt im franz. Depart. Somme, Arrondissement Amiens, 17 km östlich von Amiens, nahe bei der Mündung des Ancre in die Somme, an der Eisenbahn Paris-Arras, mit (1876) 4101 E. Die Gegend hat Torfbrüche und Mineralquellen. Es bestehen in der Stadt Woll- und Baumwollspinnereien, Fabriken von Bonneterie, Wollstoffen u. s. w. C. verdankt seinen Ursprung und seinen Ruf der 662 durch die Königin Bathilde gegründeten Benediktinerabtei, deren Abt den Grafentitel führte, unmittelbar vom Papste abhängig war und ein jährliches Einkommen von 60000 Livres genoß. Desiderius, der letzte König der Lombarden,

wurde 774 durch Karl d. Gr. hierher verwiesen; bis 1693 war C. Festung. Noch steht die schöne Statue der Bathilde.

Corbières, Gebirgs-Massiv in den franz. Departements der Aude und der Ostpyrenäen. Vor der Annexion Roussillons trennten die C. Spanien und Frankreich, und 150 Jahre lang, im 16. und 17. Jahrh., waren sie der Schauplatz erbitterter Kämpfe zwischen beiden Staaten. Sie lösen sich bei dem 687 m hohen Col de St.-Louis von den Pyrenäen ab, auf der Grenze zwischen der Aude und den Ostpyrenäen, sind zerrissen, steil, felsig, äußerst kahl, aus Kreide und Übergangsschiefer bestehend, von Schluchten durchschnitten, die im allgemeinen 400 m Tiefe haben. Die C. zerfallen in mehrere Gruppen: Bugarach, Monts de Capronne, Plateau de St.-Paul, Monts de Tauch, Monts d'Alaric, die letztern oberhalb von Capendu, auf der Linie Bordeaux-Cette, zwischen Carcassonne und Narbonne. Der höchste Gipfel ist der Puy de Bugarach, 1231 m hoch, zwischen dem Sals und der Boulzane, nahe beim Col de St.-Louis.

Corbinianus (der Heilige), einer der ersten Missionare und Bischöfe in Bayern, geb. um 680 zu Chartrettes bei Melun in Frankreich, hieß eigentlich Waldekiso, wurde aber nach seiner Mutter Corbiniana bald C. genannt. Bis zum J. 722 lebte er als Klausner in der Heimat, vom Volk als Heiliger verehrt und auch von Pippin und Karl Martell hoch angesehen. Als dieser begann, die dem Christentum entfremdeten deutschen Herzogtümer wieder unter fränk. Herrschaft zu bringen, begab sich C. nach Bayern zum Herzog Grimoald in Freising. Auf einer Reise nach Rom fand er bei dem Longobardenkönig Liutprand freundliche Aufnahme und wollte sich in dessen Nähe zu Mais bei Meran niederlassen. Der Herzog ließ ihn nach Freising bringen, gestattete und förderte jedoch 724 zu Mais eine große Niederlassung. Hierher floh C., als die Herzogin Piltrud sein Leben bedrohte. Erst nach Grimoalds Tode (728) und dem Regierungsantritt Hukberts kehrte C. nach Freising zurück und starb hier am 8. Sept. 730. Seine Gebeine wurden in Mais bestattet, aber 768 nach Freising zurückgebracht. Deshalb wird in Freising und Regensburg noch jetzt der 20. Nov. gefeiert. Vgl. Quitzmann, «Die älteste Geschichte der Bayern» (Braunschw. 1873).

Corbould (Henry), Geschichtsmaler und Antikenzeichner, Sohn des Malers Richard C., geb. 11. Aug. 1787 in London. Nachdem er unter seinem Vater und in der königl. Akademie studiert hatte, stellte er seit 1807 mehrere Jahre klassische Gemälde aus, so Coriolanus, Abschied Hektors und Andromaches, Thetis den Achilles tröstend, warf sich indes seit 1811 auf die Illustration von Büchern und illustrierte unter anderm Sir Walter Scotts «Lady of the Lake» und «Rokeby». Später wurde er als vorzüglicher Zeichner angestellt, um die Elgin Marbles und andere Sammlungen antiker Skulpturen im Britisch Museum zu zeichnen. Diese Arbeit beschäftigte ihn fast 30 Jahre lang, doch vollendete er während desselben Zeitraums auch wertvolle Zeichnungen der Sammlungen des Herzogs von Bedford und des Grafen Egremont, sowie der Gesellschaft der Antiquare. Er starb an Apoplexie auf dem Wege von St.-Leonards nach London 9. Dez. 1844.

Corbould (Edward Henry), Sohn des vorigen, geb. 5. Dez. 1815 in London, entwickelte früh vielseitige künstlerische Talente und gewann schon 1834 die Goldene Medaille der Society of Arts für sein Gemälde Phaethons Fall aus dem Sonnenwagen, 1835 eine zweite Medaille für sein Modell von St. Georg und dem Drachen, 1836 die große Goldene Medaille der Gesellschaft für ein Modell des Wagenrennens nach Homer. Nachdem er auch in der königl. Akademie und der Gallery of British Artists mehrere Werke ausgestellt hatte, deren Gegenstände besonders Spencers «Fairy Queen» entlehnt waren, entschied er sich endgültig für die Aquarellmalerei als sein Hauptgebiet und glänzte seitdem als hervorragendes Mitglied der Society of Painters in Watercolours. Die lange Reihe vorzüglicher Bilder, die in den Ausstellungen dieser Gesellschaft von ihm erschienen und die ebenso ausgezeichnet waren durch Kunst der Komposition wie durch Poesie der Auffassung, wurde eröffnet durch die Versammlung der Canterbury-Pilger in dem Tabard Inn. Hierauf folgten: Die Ehebrecherin, Das Eglintoun-Turnier, Salome vor Herodes tanzend, Die londoner Pest, Die Taufe Ethelberts, William von Eynesham, der von dem Siege bei Towton erzählt, Der Einzug Heinrichs VI. in London nach seiner Krönung in Paris, und viele andere. Im J. 1851 wurde C. zum Instruktor der königl. Familie in der Historienmalerei ernannt und mehrere seiner spätern Bilder, wie Der Kampf um den letzten Diamanten und Der Tod Arthurs, beide im Anschluß an Gedichte Tennysons entworfen, gingen in den Besitz der königl. Familie über. Dem deutschen Publikum wurde C. vorteilhaft bekannt durch seine Bilder zu «Undine», in der Aquarellausstellung in Berlin von 1868.

Corbulo (Gnäus Domitius), ausgezeichneter röm. Feldherr, ein Bruder der Cäsonia (der letzten Gattin des Kaisers Caligula), ein Mann von altröm. Strenge, erwarb sich, seit etwa 46 n. Chr. in Untergermanien als Statthalter schaltend, namentlich 48 als energischer Feldherr bei den niederdeutschen Völkern einen gefürchteten Namen. Nach Ausbruch des Kriegs um die Oberhoheit über Armenien zwischen Rom und dem Partherkönig Vologäses I., wurde C. von Kaiser Nero 55 nach Asien geschickt. Zuerst als Legat von Galatien in Kappadocien, seit 60 als Legat von Syrien, seit 63 als Oberbefehlshaber in Asien, operierte er so geschickt, daß endlich Rom das entschiedene Übergewicht gewann. Im J. 63 oder 64 mußte der in Armenien operierende parthische Prinz Tiridates die Oberhoheit des röm. Kaisers anerkennen. C.s Treue wurde jedoch bei Nero verdächtigt und letzterer rief ihn zurück, worauf C. in Kenchreä, dem Hafen von Korinth, sich in sein Schwert stürzte. Seine Tochter Domitia wurde später Gemahlin des Kaisers Domitian.

Corchŏrus *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Tiliaceen. Man kennt davon gegen 40, sämtlich den Tropengegenden angehörende Arten, krautartige Pflanzen oder niedrige Sträucher mit kleinen gelben Blüten, die aus fünf Kelchblättern, fünf Blumenblättern, vielen Staubgefäßen und einem zwei- bis fünffächerigen Fruchtknoten, auf dem ein kurzer Griffel sitzt, bestehen. Die Frucht ist eine vielsamige Kapsel. Mehrere Arten der Gattung C. haben in der neuern Zeit eine außerordentliche Wichtigkeit für die Textilindustrie erhalten, da sie die Stammpflanzen der Jutefaser (s. Jute) sind. Diese Faser besteht aus nichts anderm als aus den Bastzellen mehrerer einjähriger, hauptsächlich in

Indien einheimischer Corchorus-Arten, die sich durch große Festigkeit und Dauerhaftigkeit auszeichnen. Der größte Teil der in den Handel kommenden Jute stammt von C. capsularis *L.*, die in Ostindien und im südl. China wild vorkommt und deren Fasern schon seit langer Zeit in den Heimatländern von den Eingeborenen zur Herstellung von Kleidern, Decken u. s. w. verwendet werden. Diese Pflanze ist infolge des ausgedehnten Verbrauchs der Jute eine äußerst wichtige Kulturpflanze geworden, die sowohl in ihrem Heimatlande als auch neuerdings in Algier und in mehrern Gegenden des tropischen Südamerika im Großen angebaut wird. Auch einige andere Arten liefern bedeutende Mengen von Jute, so die in den Tropengegenden Asiens, Afrikas und auch Südamerikas schon seit längerer Zeit hauptsächlich als Gemüsepflanze (die Blätter werden als Gemüse gegessen) kultivierte C. olitorius *L.*, ferner C. fuscus *L.* und C. decemangulatus *Roxb.*, die beide ebenfalls sowohl der Blätter wie der Fasern wegen angebaut werden. Auch von C. capsularis benutzt man die Blätter zur Bereitung von Gemüse.

Corda (ital., frz. Corde), Saite; una corda («eine Saite») bedeutet in der Klaviermusik die Anwendung der Verschiebung (linkes Pedal); due corde («zwei Saiten») soviel wie mit halber Verschiebung; tutte le corde («alle Saiten»), soviel wie ohne Verschiebung.

Corda (Aug. Jos.), verdienter deutscher Botaniker, geb. 22. Okt. 1809 zu Reichenberg in Böhmen, zeigte schon frühzeitig eine besondere Vorliebe für Naturgeschichte, deren Studium er als Jüngling eifrig fortsetzte. Bereits 1829 trat er mit der «Monographia Rhizospermarum et Hepaticorum» (Prag 1829) als Schriftsteller auf. Hierauf von A. von Humboldt veranlaßt, seinen Aufenthalt in Berlin zu nehmen, verweilte er daselbst, fortwährend mit botan., namentlich mikroskopischen Untersuchungen beschäftigt, bis 1834, wo er durch den Grafen von Sternberg zum Custos der zoolog. Abteilung des Vaterländischen Museums nach Prag berufen ward. Außer einer großen Anzahl kleinerer Arbeiten für Zeitschriften veröffentlichte er seitdem die mit den trefflichsten Abbildungen ausgestatteten und für die Kunde der Kryptogamen höchst bedeutenden Prachtwerke: «Icones fungorum hucusque cognitorum» (5 Bde., Prag 1837—42) und «Prachtflora europ. Schimmelbildungen» (Lpz. 1839; franz., Lpz. 1840), denen als wichtiger Beitrag zur Paläontologie die «Beiträge zur Flora der Vorwelt» (Prag 1845) folgten. Von seinen übrigen Arbeiten sind namentlich noch die «Anleitung zum Studium der Mykologie» (Prag 1842), die Bearbeitung der Schwämme und Pilze für Sturms «Deutschlands Flora» sowie die «Skizzen zur vergleichenden Anatomie vor- und jetztweltlicher Pflanzenstämme» im zweiten Bande von Sternbergs «Flora der Vorwelt» hervorzuheben. C. war einer der ersten Botaniker, der fossile Pflanzen in Beziehung auf ihre anatom. Struktur genauer untersuchte. Er erhielt 1847 durch den Fürsten Colloredo die Mittel zu einer Reise nach Texas, von wo er mit reichen Sammlungen sich auf dem bremer Schiffe Victoria zur Rückkehr einschiffte; indes fand er mit demselben im Sept. 1849 auf dem Atlantischen Ocean seinen Untergang.

Corday d'Armans (Marie Anna Charlotte), die Mörderin Marats, 27. Juli 1768 zu St.-Saturin in der Nähe von Caen geboren, war von adeliger Herkunft. In ihrer Jugend durch histor. und philos. Studien, besonders Plutarchs und Rousseaus Schriften vorgebildet, wandte sie sich begeistert der Revolution zu, in der ihr diese Ideen verwirklicht schienen, ward aber mehr und mehr von Abscheu vor der fanatischen Ausartung der pariser Gewalthaber erfüllt. Als nach der Katastrophe vom 31. Mai 1793 die gestürzten Girondisten verfolgt wurden, retteten sich Barbaroux, Pétion, Lanjuinais und Henri Larivière nach Caen. Charlotte erhielt dadurch Gelegenheit, diese von ihr verehrten Männer persönlich kennen zu lernen, und faßte jetzt, wo die Greuel in Paris täglich wuchsen, den Plan, einen der hervorragendsten Terroristen zu töten. Am 1. Juli 1793 traf sie in Paris ein, noch in Zweifel, ob sie Marat oder Robespierre dem Tode weihen sollte. Da fiel ihr ein Blatt des von Marat herausgegebenen «Ami du peuple» in die Hand, in dem derselbe äußerte, daß, um die Revolution zu vervollständigen, noch 200000 Köpfe fallen müßten. Dies Wort entschied ihre Wahl. Am 11. Juli bat sie Marat schriftlich um eine Audienz, weil sie ihm von den Umtrieben der Girondisten zu Caen zu berichten hätte; doch erhielt sie keine Antwort. Nun begab sie sich 13. Juli des Morgens, nachdem sie unterwegs ein Messer gekauft, in die Wohnung Marats; allein sie wurde von seiner Haushälterin abgewiesen. Dennoch suchte sie ihn am Abend wiederum auf, bat durch ein Billet dringend um Gehör und wurde endlich eingelassen. Marat befand sich im Bade; er befragte sie hastig um die Namen der Verschwörer und äußerte, dieselben niederschreibend: «Sie sollen ihren Lohn empfangen, ich werde sie alle zu Paris guillotinieren lassen.» Bei diesen Worten näherte sich Charlotte und durchstieß mit dem verborgen gehaltenen Messer die linke Brust ihres Opfers; Marat starb sofort. Charlotte wurde verhaftet und folgte stolz und ruhig in die Conciergerie. Auf ihrem Wege warf sich ihr ein begeisterter Jüngling entgegen, der für sie sterben wollte; er wurde von dem wüthenden Pöbel ermordet. In ihrem Gefängnisse angelangt, schrieb sie sogleich an ihren Vater, den sie um Verzeihung bat, dann an Barbaroux, dem sie ihre Freude ausdrückte, daß sie bald mit Brutus und den Alten im Elysium zusammentreffen würde. Schon 17. Juli wurde sie vor Gericht gestellt, wo sie sich mit Würde benahm und ihre That als eine Wohlthat für Frankreich bezeichnete. Ihre edle Persönlichkeit nötigte selbst ihren Richtern ein ungewöhnliches Interesse ab, und das Tribunal gab ihr den berühmten Advokaten Chaveau-Lagarde zum Verteidiger, welcher ihren Heldenmut und ihre Seelengröße hervorhob. Das Tribunal verurteilte sie zum Tode. Gegen Abend wurde sie in einem roten Mantel zur Guillotine geführt und hingerichtet. Der Henker zeigte ihren Kopf der Menge und versetzte ihm einen Backenstreich: eine Roheit, die doch selbst in diesem Publikum einen Ausbruch von Unwillen erregte. Aus der Mitte des Volks rief sogar laut eine Stimme: «Seht, sie ist größer als Brutus!» Der Rufer war Adam Lux, Abgeordneter der Stadt Mainz; er mußte bald ebenfalls unter dem Fallbeil enden. Vgl. Dubois, «Charlotte C.» (Par. 1838); Chéron de Villers, «Charlotte de C. d'Armans» (Par. 1864).

Cordeiro (Luciano), moderner portug. Schriftsteller, geb. 21. Juni 1844 in Mirandella, Provinz Tras-os-Montes, trat in den portug. Marinedienst, den er jedoch bald wieder verließ, um sich ganz dem

polit. Journalismus zu widmen; er redigierte längere Zeit die «Revolução de Septembro», in der er nächst politischen und sozialpolitischen auch viele tüchtige kritische Studien über die zeitgenössische Litteratur veröffentlichte. Später war er einer der Gründer der lissaboner Geographischen Gesellschaft, deren thätiger und tüchtiger erster Sekretär er ist. Als solcher schrieb er 1875 «De la part prise par les Portugais dans la découverte de l'Amérique» und 1878 «L'Hydrographie africaine». Seine sonstigen Werke sind: «Primeiro livro de Critica», «Segundo livro de Critica», «Dos bancos portuguezes», «Viagens» (2 Bde.), «A sciencia dos Pequeninos».

Cordeliers, d. i. Strickträger, hießen in Frankreich die regulierten Franziskaner. In der Französischen Revolution erhielten den Namen die Mitglieder des polit. Klubs, der in dem eben aufgehobenen Kloster der C. zu Paris seinen Versammlungsort hatte. Derselbe konstituierte sich 1790 und äußerte bald einen außerordentlichen Einfluß. Er rivalisierte mit dem Klub der Jakobiner, den er lange in anarchischer Leidenschaftlichkeit und gewaltthätigen Excessen überbot. An seiner Spitze standen neben- oder nacheinander namentlich Marat, Danton, Fabre d'Eglantine, Camille Desmoulins und Hébert. Zur Zeit seines höchsten Einflusses im J. 1792 bis zu dem Sturze der Gironde gab Marat den ultrarevolutionären «Ami du peuple» heraus. Seitdem schwand das Ansehen des Klubs, nicht nur infolge der Ermordung Marats und der Erschlaffung Dantons, sondern vor allem wegen seiner Zerwürfnisse mit dem übermächtigen Jakobinerklub. Eine kurze Nachblüte bezeichnete das Erscheinen des populären Journals: «Le vieux Cordelier», das Camille Desmoulins seit Ende 1793 herausgab und worin er zu seinem und Dantons Verderben gemäßigtere Grundsätze empfahl. Nach dem Sturze Héberts und Dantons wie ihres Anhangs geriet der Klub so in Verfall, daß er schon April 1794 sich auflöste. Den erfolglosen Wiederbelebungsversuchen, die nach dem Sturze Robespierres und des Jakobinerklubs unternommen wurden, machte der Konvent durch das Verbot aller Volksvereine vom 23. Aug. 1795 ein Ende. Vgl. A. Schmidt, «Das Ende der C.», in «Pariser Zustände während der Revolutionszeit» (Bd. 1, Jena 1874).

Cordes, Stadt im franz. Depart. Tarn, Arrondissement Gaillac, 26 km im NNO. von Gaillac, in 279 m Höhe, auf der Höhe eines pyramidalen Berges gelegen, welcher sich 110 m hoch über das Thal des zum Aveyron fließenden Cérou erhebt, 6 km von der Station Vindrac der Bahn Toulouse-Périgueux, zählt (1876) 2378 E. und hat Fabriken von Packtuch, Kesseln und Leder. C. hat vollständig seine mittelalterliche Physiognomie bewahrt, und zeigt noch schöne Reste von den Wällen, elegante Façaden aus dem 13. Jahrh. und einen Brunnen von ungewöhnlicher Tiefe.

Cordia, von Plumier zur Erinnerung an die beiden deutschen Botaniker Cordus benannte Pflanzengattung aus der Familie der Boragineen. Man kennt gegen 180 Arten, die sämtlich den wärmern Gegenden angehören und vorzugsweise in Südamerika und auf den westind. Inseln vorkommen. Sie haben gestielte, einfache, abwechselnde oder fast gegenständige Blätter, in Doldentrauben, Trugdolden und Rispen gestellte Blüten mit röhrigem, verkehrt ei- oder glockenförmigem, gezähntem Kelch und trichter- oder präsentiertellerförmiger, vier- bis zwölflappiger Blumenkrone und ovale oder kugelige, vom stehenbleibenden Kelch umhüllte Steinfrüchte mit ein bis vier einsamigen Fächern und breiiger Mittelschicht. Sie gedeihen bei uns nur im Warmhause, lassen sich durch Stecklinge vermehren, werden aber selten kultiviert. Eine Art, C. Myxa *L.*, der Sebestenenbaum, in Ostindien, Arabien und Ägypten wachsend, welcher rundliche, zugespitzte, am Grunde verschmälerte Blätter, am Ende der Zweige stehende Doldentrauben weißer Blumen und eiförmige, zugespitzte, centimeterlange, frisch dunkelgrüne Früchte besitzt, war offizinell. Die Früchte nämlich, welche unter dem Namen Fructus Myxae oder Sebestenae in den Handel kommen, getrocknet dunkelbraun, fast schwarz aussehen und ein schleimiges, weißliches, sehr süß schmeckendes Fleisch besitzen, wurden früher bei Brustkrankheiten angewendet. Man nannte sie schwarze Brustbeeren. Die Früchte einiger anderer Arten, so die von C. crenata *Del.*, welche ebenfalls in Ägypten und Abessinien einheimisch ist, ferner die der südamerik. Art C. grandiflora *R. et Sch.* werden gegessen. Das Holz mehrerer Cordia-Arten wird unter dem Namen Rosenholz (s. d.) in den Handel gebracht, hauptsächlich das der C. Gerascanthus *Jacq.*, C. Sebestena *L.* und C. scabra *Desf.*, die sämtlich in Westindien vorkommen. Das Holz von C. Myxae, welches ebenfalls unter dem Namen Rosenholz in den Handel kommt, soll den Ägyptern zur Anfertigung der Mumiensärge gedient haben. Von der in Ostindien einheimischen und auch dort wegen ihrer eßbaren Früchte vielfach kultivierten Art C. latifolia *Roxb.* werden die Bastfasern unter dem Namen Narawali vielfach zur Herstellung von groben Geweben, Tauen, Matten, Netzen u. s. w. verwendet. Dasselbe gilt von den Bastfasern der gleichfalls in Ostindien wachsenden C. augustifolia *Roxb.* und C. Rothii *R. et Sch.*; die Fasern der letztern Art führen den Namen Gundui.

Cordicolae (lat.), Verehrer des Herzens Jesu und der Maria, eine jesuitische Genossenschaft von Männern und Frauen, zuerst im 17. Jahrh. in Frankreich verbreitet.

Cordier (Henri Jos. Charles), franz. Bildhauer, geb. in Cambrai 19. Okt. 1827, erhielt seinen Unterricht in der Kunst von Fouginet und Rude zu Paris. Gleich seine ersten Werke verrieten sein Talent, die Merkmale der verschiedenen Menschenrassen charakteristisch aufzufassen und meisterhaft darzustellen, weshalb ihn die Regierung nach Afrika reisen ließ. Die Typen, welche er hier nach der Natur studieren konnte, gelangen in seinen Werken zu vollendeter Darstellung. So entstanden seine Büsten von Negern, Mongolen und Algeriern, die Statue der afrik. Venus, die Büste der Jüdin aus Algier in Bronze, Onyx und Porphyr. Im Salon 1863 war die Büste der Kaiserin Eugenie in verschiedenfarbigem Marmor und 1866 eine lebensgroße Araberin, aus buntem Marmor und Metallen gefertigt, ausgestellt. Auch im Porträt- und Genrefach leistet der Künstler Tüchtiges, wie die Büsten Said-Abdallahs, des Marschalls Randon, des Generals Fleury, eine Gruppe Kinder, die allegorischen Statuen der Harmonie und Poesie für die neue Oper in Paris (1867) beweisen. Im J. 1856 wurde in Verdun seine Statue des Marschalls Gérard aufgestellt. An der wiener Weltausstellung

von 1873 beteiligte er sich durch einige in das Gebiet der Kunsttechnik gehörende Werke.

Cordierit, ein von Hauy nach dem Mineralogen Cordier benanntes Mineral, welches dem rhombischen System angehört, aber meist nur in undeutlich ausgebildeten, kurz säulenförmigen Krystallen, die wie sechsseitige oder zwölfseitige Prismen erscheinen, sowie als unregelmäßige eingesprengte Körner und als Geschiebe auftritt; es hat Härte 7—7,5, Gewicht 2,6—2,66, ist glasglänzend, farblos, aber meist hellblau, graublau, indigoblau bis schwärzlichblau, auch gelblich und bräunlich gefärbt, dabei ausgezeichnet durch seinen Trichroismus, indem die dunklern Varietäten, in einer Richtung durchblickt, gelblichgrau, in einer darauf senkrechten bläulichgrau und in einer dritten, auf beiden senkrechten Richtung dunkelblau aussehen; das frühere Synonym Dichroit ist daher ganz unstatthaft. Säuren greifen den C. nur wenig an; bei der Analyse liefert er durchschnittlich 49—50 Proz. Kieselsäure, 32—33 Thonerde, 5—9 Eisenoxyd, 10—12 Magnesia, bisweilen auch einen kleinen Wassergehalt als Folge einer beginnenden Zersetzung; aus dieser Zusammensetzung kann man die Formel $2MgO, 2R_2O_3, 5SiO_2$ ableiten. Der C. findet sich einesteils auf Erzlagern, andernteils als Gemengteil von Granit- und Gneisgesteinen, mit Magnetkies gut krystallisiert zu Bodenmais in Bayern, mit Kupferkies zu Orijärfvi in Finland und zu Falun; vielorts in skandinav. Urgebirgen, reichlich im Gneis von Rochsburg und Lunzenau in Sachsen; ferner am Cabo de Gata in Spanien (violblau, sog. Jolith), auch in ungar. Trachyten; als sehr glatte, schön gefärbte und durchsichtige Geschiebe in den Flußsanden von Ceylon (sog. Luchs- oder Wassersaphir, als Ring- und Nadelsteine benutzt). Aus dem C. geht eine ganze Reihe von Mineralien, welche nichts anderes als dessen Umwandlungsprodukte sind, hervor. Diese epigenetischen Substanzen befinden sich auf verschiedenen Stadien der Zersetzung und enthalten bisweilen makroskopisch oder mikroskopisch noch Reste verschont gebliebenen C.s in sich; zu ihnen gehören z. B. der Esmarkit, Chlorophyllit, Aspasiolith, Praseolith, Bonsdorffit, Gigantolith, Falunit, Huronit, Pinit, Oosit, Iberit. Das Endprodukt der Umwandlung des C. ist vielfach Glimmer.

Cordillĕras (span., d. i. Ketten, Bezeichnung für verschiedene Gebirge) oder vollständiger Cordilleras de los Andes heißen vorzugsweise die Gebirge in Chile, Bolivia, Peru und Ecuador, welche auch häufig unter dem Namen der Anden (span. Andes, vom altperuan. Worte anti, d. i. Osten), der ursprünglich nur den im Osten der Inkastadt Cuzco in der Landschaft Antisugu hinstreichenden Gebirgen zukam, zusammengefaßt werden. Da man jedoch bis auf die neuere Zeit herab die großen Gebirgsländer auf der Westseite des ganzen amerik. Kontinents als ein einziges Gebirgssystem ansah, so übertrug die systematisierende Geographie den Namen C. oder Anden auch auf die Gebirge des mittlern und nördl. Amerika, unbeschadet der Spezialnamen in den einzelnen Ländern und Landesteilen. Die in solcher Weise unter dem Namen C. zusammengefaßten Gebirge enthalten allerdings die längsten Ketten der Erde. Dieselben sind aber nicht nur durch den hügeligen Isthmus von Panama, sondern auch, wie die neuesten Forschungen ergaben, noch durch drei Einsenkungen und Gebirgslücken von großer Ausdehnung völlig unterbrochen. Überdies ändern diese Gebirge mehrfach ihre Streichungslinie oder Richtung der Erhebungsachse, die Höhenverhältnisse ihrer Gipfel- und Kammerhebungen, ihre geognost. Struktur und ihren orograph. Bau, sowie ihren ganzen Naturcharakter in dem Maße, daß sie nicht als ein einziges Gebirgssystem betrachtet werden können. Vielmehr sind fünf verschiedene Systeme zu unterscheiden, die man sich aus Spalten der drei verschiedenen Hauptrichtungen durch plutonische Kräfte gehoben vorstellen muß, und die durch Depressionen und Gebirgslücken getrennt sind, welche bis auf eine (die nördlichste) zugleich mit den größten Verengungen des Erdteils zusammenfallen. Es kommt somit der Name C. de los Andes nur dem größten südlichsten dieser fünf Systeme zu, welches den südamerik. Kontinent auf seiner ganzen Westseite von Kap Froward (53° 54′ südl. Br.) bis zum Karibischen Meere durchzieht und eine Länge von mehr als 7000 km (in gerader Linie) besitzt. Die in demselben vorherrschende Gebirgsform ist die der Ketten, welche vorwiegend in Meridianrichtung oft zu zweien und mehrern ziehen und von weiten Plateaubildungen begleitet sind. Durch Seitenketten und bedeutende Plateau-Ausbreitungen erweitert sich die Breite unter dem 20. Parallelkreise auf über 900 km, während sie im Mittel nur 400—450 km beträgt. Der Westabfall des Gebirges ist meist ziemlich schroff ohne erhebliche Stufen- oder Plateaubildung, nach Osten hingegen finden sich vielfach vorgelagerte Bergsysteme und Hochthäler, den Übergang zum Tieflande vermittelnd. Die Päſſe liegen sehr hoch; vom 35.° südl. Br. bis jenseit des Äquators liegt keiner unter 3000 m.

Die südlichste Abteilung der C. beginnt eigentlich schon am Kap Hoorn und durchzieht den ganzen Feuerland-Archipel (s. d.); doch ist hier die Streichungsrichtung von OSO. nach WNW. Die höchsten hier bekannten Erhebungen sind der 2070 m hohe Sarmiento und der 2100 m hohe Darwin. Jenseit der vom Meere erfüllten Senkung der Magellansstraße wendet sich der Zug nach NW., um dann vom 50.° südl. Br. an für eine weite Strecke die Meridianrichtung anzunehmen. Die etwa bis 41° südl. Br. reichende patagonische C. ist noch sehr wenig bekannt. Sie fällt auf der Westseite gewaltig schroff unmittelbar zum Meere ab, welches in tiefen Fjorden eindringt, ist von bedeutenden Schneemassen und Gletschern bedeckt und trägt auf ihrem Rücken eine Anzahl angeblicher Vulkane: den 2133 m hohen Fitz-Roy, im NW. des Viedmasees den fast beständig thätigen Chalten (2170 m), den erloschenen Motalat (1660 m) auf der Chonosinsel Magdalena, den 2050 m hohen Yanteles, den 2289 m hohen Corcovado ($43^1/_6$° südl. Br.), den 2338 m hohen Minchinmadiva oder Chana oder Chayapiren, den 1691 m hohen Calbuco (Quellaype) im NO. von Puerto Montt, auch Cledcauchico genannt, den 2984 m hohen Tronador. Nach O. fallen die patagonischen C. zu einer Ebene ab, welche sich stufenweise zum Atlantischen Ocean senkt, und senden dahin mehrere Flüsse, wie den Rio Sta.-Cruz und den Rio Chubut. Nördlich von der nur 838 m hohen Einsenkung des Perez Rosalespasses, welcher die Becken des Todos los Santos- und des Nahuel-Huapi-Sees verbindet, beginnen die C. stetig zu steigen; der Volcan de Osorno ist 2257 m hoch, der Puyehue 2200 m, in 40°

der Pillau, der 2659 m hohe Niñihue oder Quethopillan, der unablässig thätige Volcan de Villarica 4875 m hoch; die Pässe liegen nunmehr sämtlich über 2000 m hoch. Der doppelte Planchonpaß (in dem 35.° südl. Br.), der nördliche 3048, der südliche 2507 m hoch, ist die letzte Senkung des Kamms unter 3000 m; der vielbegangene Uspallata- oder Cumbrepaß, 3967 m hoch, einer der letzten unter 4000 m. Die höchsten Gipfel dieser chilenischen C., s. unter Chile. Die C. behalten den Charakter eines mächtigen Kamms etwa bis zum 28.° südl. Br., begleitet auf der Ostseite von einem zweiten, an Höhe und Steilheit nachstehenden, aber bedeutend breitern Kamm, welcher durch die auf dem Hauptzuge entspringenden Gewässer durchbrochen wird. Auf der Westseite begleitet sie die selten über 1000 m ansteigende C. de la Cuesta, schon von der Magellansstraße an bis zum 41.° südl. Br. in zahlreichen Inseln aus dem Meere auftauchend, bis zum 32.° südl. Br., während weiter nördlich Ausläufer des Hauptkamms nahe ans Meer reichen. Nördlich vom 28.° südl. Br. breiten sich die C. zum Plateau von Atacama (s. d.) aus. Nach Süden entsendet dieses Plateau zwei kürzere Ketten: die Sierra de Guandacol und die Sierra de Famatina mit dem 6024 m hohen Nevado de Famatina; auch das nördlich vom 24.° gelegene Plateau des Puna de Jujuy oder des Despoblado entsendet mehrere Ketten nach Süden, zwischen denen die Quellthäler des Rio Salado und Rio Vermejo liegen und unter deren südl. Fortsetzungen die Sierra de Aconquija (bis 5400 m hoch) und del Ambato (fast 3900 m) die bedeutendsten sind. Am Westrande des Punaplateau tritt aus demselben allmählich ein Kettensystem hervor, Sierra de Atacama genannt, meist zweiteilig und durch mehrfache Querriegel verbunden, welches die Vulkane Llullaillaco (6170 m), Toconado (5500 m), Licancaur und Atacama trägt und dessen Pässe durchweg nahe an 4000 m erreichen. Die nördl. Fortsetzung bilden die parallelen Sierren de Silillica und de Huatacondo, schon an der Grenze von Peru und Bolivia, die sich nördlich vom 19. Parallel wieder zu einer gewaltigen Kette vereinigen. Dieser ganze Zug führt den gemeinsamen Namen C. de la Cuesta (Küstencordillere) und ist nicht mit dem gleichnamigen Mittelgebirge Chiles zu verwechseln. Die bedeutendsten Erhebungen desselben sind der Volcan de Chungara oder Sajama (6415 m), der Nevado de Pomarape und Parinacota (6250 und 6376 m), der noch thätige 6693 m hohe Carangas oder Huallatiri oder Guallateïri. Östlich von Tacna biegt diese C., dem Zuge der Küste entsprechend, nach NW. um, ebenso die Reihe der auf ihr aufsteigenden Vulkane Tacora oder Chipicani (4173 m), Candarave oder Tutupaca (5710 m), Ubinas oder Uvillas (2300 m), Huayna-Putina oder Omate oder el Misti (6100 m) oder Volcan de Arequipa; andere Erhebungen derselben sind der Nevado de Chuquibamba (6400 m), Chachani (4468 m) und Pichu-Pichu (5515 m) und der Viejo. Unter 29° südl. Br. zweigt sich von der Küstencordillere im großen Bogen die C. Real ab, der erstern meist parallel bis zu 300 km entfernt, die Hochflächen der öden Pampa do Sal, des Sees Pampa de Aullagas und des Titicacasees (s. d.) einschließend, sowie das Thal des beide verbindenden Rio Desaguadero. Ihre Pässe erreichen meist über 4400 m; im Cerro de Sorata oder Illampu (6550 m) trägt sie einen der höchsten Gipfel der Neuen Welt, doch bildet sie keine Wasserscheide, sondern eine Anzahl auf der Westseite entspringende Flüsse fließen zum Amazonenstrome. Andere Spitzen derselben sind der Illimani (6410 m), Cerro de Lipez (5990 m) und Cerro de Quinta Cruz (5600 m); sie vereinigt sich endlich mit der Küstencordillere im Bergknoten von Azángaro nördlich vom Titicacasee. Östlich von der C. Real schließt sich eine weite Gebirgslandschaft an, in deren südl. Teile die mehrfach durchbrochene C. de Liqui in Meridianrichtung von der Puna ausläuft, östlich von noch kleinern Parallelzügen begleitet. Die nördlichern Ketten gehen meist direkt von der C. Real westlich, wie die Sierra de Chuchihuasi mit dem 6148 m hohen Cerro de Huaina-Potosi und die Sierra de Cochabamba im Tonari (Yuracassa) 4800 m hoch, welche, über 300 km lang, bei Sta.-Cruz de la Sierra in die Tiefebene hinabsinkt. Die wasserreichen Thäler dieses Gebirgslandes gehören teils zum Gebiete des Amazonas, teils zu dem des La Plata; die Wasserscheide folgt gewöhnlich nicht den Kämmen der Bergzüge.

Der Gebirgsknoten von Azángaro, über doppelt so groß als die Schweiz, wird gebildet durch das 5362 m hohe Querjoch von Vilcanota und die mächtige, schneebedeckte Sierra de Carabaya, an welche sich andere Gebirgszüge anschließen; aus ihm entspringen die Hauptquellen des Ucayali. Von hier an wendet sich der Zug des Cordillerensystems bald nordnordwestlich, der veränderten Küstenlinie entsprechend, bald zwei-, bald dreiteilig, eine Reihe von Plateaus einschließend, die durch Querketten unterbrochen sind, wie das von Quispicanchi, Cotobamba, Cangallo (3900 m), Huancavelica, dessen höchster Teil, das Plateau von Junin (bis 4200 m hoch), sich an den Knoten von Pasco anlehnt. Auf dieser ganzen Strecke bildet die wasserscheidende Küstencordillere einen ununterbrochenen Zug, während die Binnencordillere vielfach von Flüssen durchbrochen ist. Erstere ist in ihrem obern Teile schroff und wild, mit stockartigen Berggipfeln; dagegen ist der untere Abfall zur Küste hin ziemlich sanft; auf weite Strecken wird sie, ähnlich wie in Chile, von einem Mittelgebirgszuge begleitet. Die Binnencordillere hingegen zeigt kegelförmige Spitzen und einen ungemein schroffen Abfall zum östl. Tieflande. Vom Knoten von Pasco an nördlich werden die C. durch die Längenthäler des obern Marañon und des Huallaga in drei parallele Ketten geschieden, von denen nur die westlichste Schneegipfel trägt, den Pelagatos, Moyopata, Nevado de la Viuda (4655 m), Altun-Chahua (6170 m), Nevado de Huaylillas (5270 m). Sie setzt sich, unter die Schneegrenze sinkend, fort bis zum Bergknoten von Loja, wo die mittlere Kette, vom Querthale des Marañon durchbrochen, wieder herantritt. Mit dem Bergknoten von Loja beginnt, wieder fast in Meridianrichtung, die C. von Ecuador, in zwei bis zu 150 km entfernten Zügen das Hochland von Quito umfassend, welches in acht kleinere Becken zerfällt; 22 schneetragende Gipfel, durchweg vulkanischer Natur, viele andere niedrigere erheben sich zu beiden Seiten des Hochlandes, dessen verschiedene Becken zwischen 2850 m (Quito) und 3000 m liegen. Die Hauptgipfel der östl. Reihe sind: Sangay 5323, Altar de los Collanes 5404, Tunguragua 4927, Quilindaña 4919, Cotopaxi 5943, Sinchalagua 4988, Antisana 5746, Cayambe 5840, Yana Urcu 4274, Imbabura 4582 m; die der westlichen: der

Chimborazo 6310, Carihuairazo 5106, Quirotoa 4138, Iliniſſa 5302, Ruminagui 4757, Corazon oder Chamalari 4787, Atacazo 4539, Pichincha 4787, Catacachi oder Muyus-Urcu 4966, Cumbal 4790, Chiles 4720 m.

Mit dem Knoten von Paſto, dem nördlichſten Vereinigungspunkte der C., beginnt die C. von Columbien, dreigeſpalten durch die Längenthäler des Magdalena und Cauca. Die mittlere Kette erreicht noch mehrfach die Schneegrenze mit ihren Gipfeln, Volcan de Paſto oder el Galera (4264 m), Puracé (4700 m), Iraca, Chinche, Barragan Quindiu (3678 m), Tolima (5584 m) und Meſa de Herveo (5600 m). Die weſtl. Kette zieht, anfangs nur 1600—2000 m, weiter nördlich im Alto del Viento bis 3000 m aufſteigend, bis in die Nähe von Antioquia, wo ſie ſich der mittlern in dem Maße nähert, daß der Rio Cauca (ſ. d.) zu einer 150 km langen Reihe von Fällen und Stromſchnellen genötigt wird. Beide Ketten verlaufen allmählich in die Tiefebene am untern Magdalena. Die öſtl. Kette zieht, nach Nordoſten abweichend, über den Páramo de la Suma Paz zur Hochebene von Bogotá (ſ. d.) und weiter über die Páramos von Guachaneque, Tunja, Zoraca, Chita (bis 4900 m) zu dem Knoten bei Pamplona. Die begangenſten Päſſe am Almorzadero und von Cucuta ſind 3910 und 3348 m hoch. Von dieſem Knoten aus findet die Kette ihre Fortſetzung in Venezuela in der Sierra nevada de Mérida und entſendet einen waſſerſcheidenden, niedrigen, aber breiten Rücken, durch den ſie mit der Sierra nevada de Sta.-Marta verbunden iſt. Die weſtl. C. wird vom 4.° nördl. Br. an vom Meere geſchieden durch eine niedrige Kette, welche von ihr durch die Längenthäler des Rio San-Juan und des Atrato getrennt iſt und nur zwiſchen den Quellen dieſer beiden Flüſſe durch einen niedrigen Sattel zuſammenhängt. Dieſe nirgends 400 m erreichende Küſtenkette bildet den Anfang der C. von Panama, die ſomit ein von den ſüdamerik. Andes gänzlich geſondertes Syſtem darſtellt. (Vgl. **Phyſikaliſche Karte von Amerika. II. Südamerika**, Bd. I, S. 539.)

Ein Gebirgszug von der Mächtigkeit der ſüdamerikaniſchen C. iſt naturgemäß von großem Einfluß auf das Klima der von ihm getrennten Landſchaften. Bei der meridionalen Richtung des ganzen Syſtems zeigt ſich dies nicht in Temperaturunterſchieden zwiſchen den beiderſeitigen Abhängen und den vorliegenden Tiefländern, wie bei den Alpen oder dem Himalaja, ſondern hauptſächlich in Unterſchieden der Feuchtigkeit. Das ganze Gebirge zerfällt in dieſer Hinſicht in zwei Hauptteile: die Region der vorherrſchenden Weſtwinde und die der Oſtwinde. In der erſtern wird der größte Teil der Feuchtigkeit auf der Weſtſeite abgeladen, die ſich infolge deſſen durch gewaltige Regenmaſſen und eine ungemein üppige Vegetation auszeichnet; zu ihr gehört das ganze Gebiet ſüdlich vom 35. Parallelkreiſe. Die Oſtſeite der C. leidet auf dieſer ganzen Strecke an Dürre (in Patagonien und Argentina) auf weiten Entfernungen von ihrem Fuße. Weiter nördlich nimmt auf der Weſtſeite des Gebirges die Regenmenge raſch ab; vom 28. Parallelkreiſe an iſt die Weſtſeite faſt abſolut regenlos, während die nach Oſten auslaufenden Thäler und die Tiefebenen mit der ganzen Fülle tropiſchen Urwaldes geſchmückt ſind. Im Norden der Argentiniſchen Republik leiden die am Oſtfuße der C. liegenden Thäler ebenfalls noch an Dürre, da die mächtigen öſtl. Parallelketten der Anden den größten Teil der Feuchtigkeit erhalten. Erſt in der Republik Ecuador hört dieſer Gegenſatz auf; die Weſtſeite beſitzt in dieſer Region der Calmen ihre regelmäßige tropiſche Regenzeit, während dieſelbe auf der Oſtſeite ſich bedeutend in die trockene Jahreszeit hinein verlängert. In Columbia endlich kehrt ſich das nahezu um; die Weſtſeite hat das ganze Jahr hindurch mäßige Regenfälle, während in den Thälern des Nordens und Oſtens die regelmäßige Regenzeit auftritt. Das Klima in den verſchiedenen Teilen der C. ſelbſt iſt bei dem großen Breitenunterſchiede natürlich ſehr verſchieden. Die Schneegrenze liegt an der Magellansſtraße etwa 1000 m hoch, unter dem 40.° ſüdl. Br. 1500 m, bei Santiago 3300 m, im nördl. Chile und Bolivia 4500—5000 m, unter dem Äquator dagegen nur 4600 m; ihre bedeutende Erhebung zwiſchen 15 und 22° ſüdl. Br. wird durch die große Breitenausdehnung des Gebirges, beſonders der trockenen Punas, bedingt.

Die geolog. Erforſchung der C. iſt noch ſehr unvollſtändig; es ſind wohl alle Schichten unſerer Erdrinde in ihrem Aufbau vertreten; eine beſonders große Ausdehnung nehmen die vulkaniſchen Bildungen ein. Die C. Südamerikas zählen 56 Vulkane, von denen 26 noch thätig ſind; gewaltige Erdbeben erſchüttern das Gebiet derſelben, namentlich leiden die Küſten des Stillen Oceans an denſelben. Einen hohen Rang nehmen die C. ein durch ihren Reichtum an edeln Metallen, der ſchon die erſten Eroberer des Landes blendete; erſt in neuerer Zeit hat ſich die Kupferproduktion den erſten Rang erworben. Für den Verkehr ſind die C. bisjetzt wegen der bedeutenden Höhe ihrer Päſſe und der Unwirtlichkeit ihrer Hochthäler ſehr hemmend geweſen; doch ſind 1873—75 bereits zwei Päſſe der Waſſerſcheiden von Eiſenbahnen überſchritten worden, beide in Peru, nämlich von Arequipa nach Puno und von Lima nach Oroya. (S. Peru.) Weitere Überſchienungen ſind namentlich in Bolivia und Chile projektiert.

Mit dem Namen C. werden auch die Gebirgsſyſteme des mittlern und nördl. Amerika, wenigſtens ſoweit es ſpaniſch redet, bezeichnet, indes nicht mit Recht. Sie ſind nicht als Fortſetzung der ſüdamerikaniſchen C. zu betrachten und auch untereinander durch ſcharfe Einſenkungen getrennt. Es ſind folgende: die Iſthmuscordillere (ſ. **Panama**), das mittelamerikaniſche Gebirgsſyſtem (ſ. **Centralamerika**), das mexikaniſche Gebirgsſyſtem (ſ. **Mexiko**) und das nordamerikaniſche Gebirgsſyſtem (ſ. **Rocky-Mountains** und **Vereinigte Staaten von Amerika**).

Cordonnierte Seide (frz. cordonnet, engl. thrown silk), ein zu geſtrickten, gehäkelten Arbeiten u. ſ. w. verwendetes, kräftig gezwirntes, daher rundes und glattes, ſchnurähnliches Seidengarn, das in der Stärke der groben Nähſeide oder der gewöhnlichen Strickſeide vorkommt, beide Arten jedoch in der Schönheit des Ausſehens übertrifft.

Cordouan (La Tour de), Leuchtturm auf einer von Sand umgebenen Felſeninſel, welche unter 45° 35′ 11″ n. Br. und 3° 30′ 39″ weſtl. L. von Paris, 110 km im NW. von Bordeaux, innerhalb der Mündung der Gironde liegt. Der Turm iſt 63 m hoch, hat eine Baſis von 40 m Durchmeſſer und eine Laterne von 7 m Höhe. Er wurde 1584 begonnen, 1610 vollendet und ſpäter mehrmals repariert.

Cordŏva (offiziell Cordoba), alte berühmte span. Stadt (Ciudad) in Andalusien, am rechten Ufer des Guadalquivir, 442 km von Madrid, 131 km im NO. von Sevilla, in 104 m Höhe, Bischofssitz und Hauptstadt der nach ihr benannten Provinz, ehedem eines maurischen Reichs, ist amphitheatralisch in Form eines länglichen Vierecks am Fuß der Sierra de Cordova, die der Sierra Morena vorgelagert ist, in einer gutgebauten, mit Gärten, Landhäusern, Wein-, Oliven- und Orangenpflanzungen, Pinien- und Korkeichengehölzen bedeckten, aber sehr heißen Gegend erbaut und mit Mauern und mächtigen achteckigen, viereckigen und cylindrischen Türmen umgeben. Am südl. Flußufer steht die isolierte, schöne Feste Carrahola als Brückenkopf. Ein Teil der Stadt ist römischen, ein anderer maurischen Ursprungs. Ihr Umfang ist sehr bedeutend, aber viele Gebäude sind verfallen oder drohen den Einsturz, und Gärten unterbrechen vielfach die Reihe der Häuser. Die Straßen sind eng, krumm, schmutzig und, außer der Calle-Real und wenigen andern, menschenleer; doch ist die Plaza-mayor, der große regelmäßige Hauptmarktplatz, durch die Schönheit der ihn umgebenden Säulengänge ausgezeichnet. C. hat außer der Kathedrale 13 Pfarr- und 2 andere Kirchen, 19 Nonnen- und 17 ehemalige Mönchsklöster, 7 Spitäler, ein Armen-, ein Findel-, ein Zuchthaus, eine Kaserne, einen bischöfl. Palast, ein Theater und einen Stiergefechtscirkus. An Bildungsanstalten besitzt die Stadt eine Bibliothek von 15000 Bänden, ein Priesterseminar, ein Instituto, ein Liceo, eine Akademie für Mathematik und Zeichenkunst und andere Unterrichtsanstalten. Die Hauptzierde der Stadt ist die an Stelle einer Kirche der Goten 786 bis 794 gebaute berühmte Moschee (la mezquita), welche durch die 1523 hineingebaute kath. Kirche verunstaltet ist, aber zu den schönsten Bauwerken der Welt gehört. Die 10—20 m hohe Außenmauer ist geschmacklos und hat viereckige Türme. Sie ist 167 m lang, 119 m breit und nächst der Kaaba zu Mekka der größte mohammed. Tempel, ein Meisterstück arab. Baukunst. Ihre Deckenwölbung besteht aus kunstvoll verbundenen, teils achteckigen, teils runden Kuppeln, von 1106 (ehemals 1200) 50 cm dicken Marmor-, Porphyr-, Jaspis- und Brecciesäulen getragen, die von N. nach S. 19 und von W. nach O. 36 viel engere Säulengänge oder Schiffe bilden. Das Gebäude hat 20 Thüren, 16 Türme und gegen 100 Kapellen; der Hauptaltar ist in der Mitte freistehend angebracht. (S. Tafel: Baustile VI, Fig. 1.) Auch die 223 m lange Brücke, welche auf 16 Bogen über den Strom nach der Vorstadt Campo de la Verdad geht, ist ein Prachtbau aus der Zeit der Mauren 719. Nebst den Vorstädten zählt C. (1877) 49855 E. Früher eine der bedeutendsten Handelsstädte, auf deren reichen Bazars die Schätze dreier Erdteile feilgeboten wurden, ist gegenwärtig der merkantilische Verkehr der Stadt sehr herabgesunken. Berühmt war sonst das in C. ausschließlich gefertigte Glanzleder, Korduan (s. d.) genannt, das weit und breit versendet wurde. In neuerer Zeit hat sich der Verkehr wieder etwas gehoben, namentlich seit der Eröffnung der Eisenbahnen über Sevilla nach Cadiz westlich, nach Madrid (Valencia) nordöstlich und nach Malaga südlich. Im W., bei der Brücke, liegt der alte Palast der maurischen Könige, deren von fließendem Wasser befruchtete Gärten voller Orangen- und Granatbäume sind. Daneben erheben sich die Türme des Alcazar oder des 786 erbauten ehemaligen Inquisitionspalastes und der Turm der Paloma, wo sich die Bäder der Kalifen befanden. In dem Alcazar befindet sich die größte königl. Stuterei Andalusiens. Überhaupt wird in der Gegend um C. viel Pferdezucht getrieben und es galten die Caballos Cordobeses von jeher für die besten der andalus. Rasse.

C. wird unter dem Namen Cordŭba schon als Winterquartier des röm. Konsuls Marcellus 152 v. Chr. erwähnt und erhielt durch denselben eine Kolonie auserlesener Bürger (Patricia), die erste der Römer in Spanien. Im J. 45 v. Chr. wurde es von Cäsar den letzten Pompejanern entrissen. Zu Strabos Zeit war die Stadt die größte und blühendste des Landes und hatte einen Obergerichtshof für Bätica und Münzrecht. C. ist der Geburtsort der beiden Seneca und des Dichters Lucanus. Nachdem 571 König Leovigild die Stadt erobert, ward sie Bischofssitz. Im J. 711 nahm sie Musas Feldherr, Tarik, in Besitz, und sie wurde, anstatt Sevilla, 716 Mittelpunkt der arab. Herrschaft in Spanien. Abdur-Rahmân I. aus dem Hause der Omajjaden, der 756 das Kalifat von C. gründete, erhob sie zur Residenz. Ihre höchste Blüte erreichte sie unter den Kalifen Abd-ur-Rahmân II. und Abd-ur-Rahmân IV., wo sie angeblich, nach orient. Übertreibung, 200000 Häuser, 1 Mill. E., 80000 Paläste, 600 Karawanserais und außer der hohen Schule (die im 10. Jahrh. für Europa das war, was Bagdad in Asien) noch gegen 80 öffentliche Schulen, sowie eine Bibliothek von 600000 Bänden, über 900 öffentliche Bäder, 300 Moscheen und 12000 Dörfer als Vorstädte zählte. Nach dem Sturze des Kalifats 1031 kam C. mit seinem Gebiete an die Beni-Dschahwar, 1060 an die Abbaditen von Sevilla, 1091 an die Almoraviden, 1148 an die Almohaden, und endlich, nach 525jährigem Besitz durch die Moslems, 29. Juni 1236 durch die Eroberung Ferdinands III. an Castilien. Im J. 1808 wurde C. von den Franzosen unter Dupont 7. Juni erobert, nach dem Treffen gegen die Truppen der Junta an der Marmorbrücke von Alcolea.

Die Provinz Cordova, fast genau das alte Königreich C., umfaßt 74 Ayuntamientos oder Kantone, welche in 16 Distrikte gruppiert sind, und zählt (1877) auf 13726,6 qkm 385582 E. Der größere Teil ist die nördlich vom Guadalquivir gelegene Sierra, ein welliges Plateau ohne Höhenzug, mit span. Strauchwerk und wenig Gehölz bedeckt, im nördlichsten, mehr zerteilten Abschnitte los Pedroches genannt, stark bevölkert, mit vielem Vieh auf den ausgedehnten Weiden, an den verschiedensten Metallen, namentlich auch an Steinkohlen reich; das südlich vom Flusse gelegene Drittel ist die überaus fruchtbare, sehr heiße Campiña; es fehlt an Quellen und Wald, daher ist es ein sehr trockenes Land, dem durch Bewässerung geholfen werden könnte, wie es vordem der Fall gewesen.

Cordŏva (Cordoba), ein verfallenes Städtchen im merik. Staate Vera-Cruz, 75 km im WSW. von Vera-Cruz, 17 km im ONO. von Orizaba lieblich in 890 m Höhe gelegen. Einst gehörte sie zu den reichsten Städten Mexikos, hat aber jetzt höchstens 6000 E. In der fruchtbaren Umgegend wird viel Tabak gebaut.

Cordŏva (Cordoba), einer der 14 Staaten der Argentinischen Konföderation in Südamerika, ziemlich in der Mitte derselben gelegen, nach Buenos-

Ayres der volkreichste, grenzt im O. an Sta.-Fé, im N. an Santiago und Catamarca, im W. an Rioja und San-Luis, im S. an das Territorio de la Pampa und zählt auf 143912 qkm (1869) 210508 E. Im westl. Teile erhebt sich auf der etwa 416 m hohen Grundfläche der Pampas das isolierte Gebirgssystem der Sierra de Cordova, ein in seiner Meridianrichtung 540 km langer, dreifacher Zug erzführender Granitketten und Felsenplateaus, der gegen N. zu einem sehr niedrigen, welligen, überaus trockenen und nur mit magerm Buschwerk bedeckten Felsboden sich hinabsenkt und zuletzt in den Salinas endigt. Die südl. Hälfte des Gebirgssystems ist von zahlreichen Bächen bewässert und hat auf seinen Hochebenen gute Weiden. Von diesem Hochlande kommen viele Flüsse herab (in Ermangelung eigener Namen numeriert: Rio Primero, Segundo, Tercero, Cuarto, Quinto), die sich aber in die trockene Pampasebene, zum Teil in Lagunen verlieren. Nur der Rio Tercero gelangt, durch den salzigen Saladillo oder Rio Cuarto verstärkt, wenigstens während eines Teils des Jahres zum Paraná, unter dem Namen Carcavañal. An der Nordostgrenze des Staats breitet sich die fast 500 qkm große Laguna de los Porongos aus, ein Gemisch von Seen und Sümpfen, in welche von NNW. her der Rio Dulce mündet, und südlich davon eine zweite Lagune, Mar Chiquita (Kleines Meer) genannt. An der Nordgrenze liegt ein Teil der großen Salzwüste (Desierto de las Salinas), die wasserlose, fast unbewohnte Travesia de Ambargasto. Auch der östl. Teil des Staats ist eine völlig baumlose, nur mit niedrigen Mimosen bedeckte, trockene Ebene. Im ganzen jedoch ist C. ein schönes, fruchtbares, gut bewässertes und bewaldetes Land, das ausgezeichnete Weiden und, wo die Bewässerung möglich, herrliche Kleewiesen besitzt. Die Sommer sind trocken und schwül; im Winter wechselt die Temperatur zuweilen binnen einiger Stunden um 13° R. Man zieht sehr viele Rinder, Schafe und Ziegen, gewinnt viel Mais, etwas Weizen und die Früchte Südeuropas.

Die Hauptstadt Cordŏva, Bischofssitz und Mittelpunkt des Staates sowie der ganzen Argentina, der größte Ort im Innern derselben, liegt malerisch, aber in dürftiger Umgebung in dem etwa 13 m tief ausgegrabenen Thale des Rio Primero. Die Häuser der Stadt sind meist einstöckig, im Äußern schlecht erhalten, im Innern düster und unwohnlich. Im Mittelpunkt der Stadt befindet sich die Plaza mit den beiden Hauptgebäuden, der äußerlich schönen Kathedrale und dem Regierungspalast (Cabildo). Nicht weit davon liegen die ausgedehnten Gebäude des Colegio San-Carlos oder der Universität (ehemals Jesuitenkollegium) mit einer theol., jurist. und seit 1870 auch naturwissenschaftlichen Fakultät, 6 Professoren und 120—140 Studenten. Außer der Universität besitzt die Stadt noch das Colegio de Montserrat, eine Art Gymnasium, ein Seminar, ein Waisenhaus, ein Männer- und ein Frauenhospital. C. wurde 1573 von Hieronymus Cabrera gegründet, von König Philipp V. von Spanien zur Hauptstadt der damaligen Provinz Tucuman erhoben, später Hauptort der südl. Jesuitenmissionen, und war während der span. Herrschaft berühmt als Mittelpunkt aller Lehranstalten des span. Südamerika. Die Stadt zählt (1869) 28523 E., die zu neun Zehnteln Mischlinge sind, vorzüglich Mestizen. Gegenwärtig vermittelt sie, gemäß ihrer vorteilhaften Lage an der Hauptstraße nach den westl. und nördl. Staaten der Konföderation und teilweise nach Bolivia, einen schwunghaften Binnenhandel zwischen jenen Gegenden und den Häfen Rosario und Buenos-Ayres, namentlich seit Eröffnung der 396 km langen Eisenbahn nach Rosario am Paraná und der 546 km langen nach Tucuman.

Cordŏva (Hernandez Gonsalvo de Aguilar de), span. Feldherr, geb. 16. März 1443 zu Montilla bei Cordova, that sich in den Kriegen gegen Portugal und die Mauren hervor und führte die Verhandlungen, welche 1492 die Übergabe Granadas zur Folge hatten; 1494 führte C. ein span. Hilfsheer von 5600 Mann zu König Ferdinand II. nach Neapel und vertrieb die Franzosen aus dem Lande. Im J. 1497 eroberte er Ostia für den Papst. Im Aug. 1498 wurde C. nach Spanien zurückberufen, unterdrückte einen Aufstand der Mauren, führte 1500 den Venetianern ein span. Hilfsheer zu und nahm den Türken Cephalonia ab. Im folgenden Jahre besetzte er die bei der Teilung Neapels an Spanien gefallenen Besitzungen, mußte sich jedoch 1502 vor den Franzosen nach Barletta zurückziehen. C. verteidigte sieben Monate lang ruhmvoll diese Stadt, schlug das feindliche Heer 28. April 1503 bei Cerignola und 28. Dez. 1503 entscheidend am Garigliano und eroberte ganz Unteritalien. Seine Neider bei Hofe veranlaßten jedoch seine Rückberufung nach Spanien, wo er in stiller Zurückgezogenheit, ohne nochmals im Felde Verwendung zu finden, zu Granada lebte und dort 2. Dez. 1515 gestorben ist. Vgl. «Cronica del gran capitano Gonsalvo Hernandez de C.» (Sevilla 1582); Duponcet, «Histoire de Gonsalvo de C.» (Par. 1714); Paul Jovius, «Vitae illustrium virorum» (1578).

Cordŏva (Hernandez Gonsalvo de), span. Feldherr, kämpfte im span. Dienste gegen die Generalstaaten und wurde, als Spinola 1621 nach den Niederlanden zog, in der Pfalz mit einer Heeresabteilung zurückgelassen. Mit Tilly vereint, besiegte er 6. Mai 1621 bei Wimpfen den Markgrafen Georg Friedrich von Baden-Durlach und 20. Juni bei Höchst den Herzog Christian von Braunschweig, wurde jedoch 29. Aug. bei Fleurus von Mansfeld und dem Herzog Christian von Braunschweig, welche dem von Spinola bedrängten Prinzen Moritz von Oranien zu Hilfe zogen, geschlagen. Später wurde C. Generalgouverneur von Mailand und eroberte im mantuanischen Erbfolgekriege Montferrat, wurde jedoch seiner Stellung enthoben, weil er die Belagerung von Casale voreilig aufgegeben hatte. C. wurde später wieder in den Niederlanden verwendet und starb 16. Febr. 1645.

Cordŏva (Fernando Fernandez de), span. General und Staatsmann, geb. 1792, beteiligte sich als Generallieutenant beim Aufruhr vom 7. Okt. 1841 in Madrid und erhielt im Sept. 1847 den Vorsitz im Kriegsministerium. Er befehligte 1849 das span. Korps zur Unterstützung des Papstes und besetzte Gaëta. Nach seiner Rückkehr wurde er 1850 Generalkapitän von Neucastilien, 1851 von Cuba und 1853 Generaldirektor der Kavallerie. Bei dem Aufstand vom 17. Juli 1854 trat er in Madrid sehr energisch gegen die Aufständischen auf und mußte daher 28. Juli nach Frankreich fliehen. Er kehrte 1856 nach Spanien in seine frühere Stellung zurück und starb 1860.

Cordŏva (Luis Fernandez de), span. Generalkapitän, geb. 1799 zu Cadiz, war ein Gegner der konstitutionellen Partei, erklärte sich 1820 gegen die Proklamation der Verfassung durch die Truppen und bereitete im Einverständnis mit König Ferdinand den Aufstand der Garden 7. Juli 1822 vor. Dieser Aufstand mißlang, und C. flüchtete nach Paris, kehrte aber bald nach Navarra zurück, diente in der von Quesada errichteten Glaubensarmee und führte dann ein selbständiges Korps nach Andalusien. C. war einer der bevorzugtesten Günstlinge des Königs und wurde vielfach diplomatisch verwendet, so 1829 in Berlin, wo er für Dom Miguel wirkte. Bald nach seiner Rückkehr von dieser Sendung wurde er 1830 zur Auswanderung genötigt und bekämpfte auf eigene Hand die konstitutionelle Partei. Der Sieg der Reaktion brachte C. 1831 wieder als Gesandten nach Berlin, und im folgenden Jahre ging er in gleicher Stellung nach Lissabon und wirkte dort für Dom Miguel. Er bekämpfte die Karlisten und schloß sich der Partei Isabellas an; im Feldzuge 1834 führte er eine Division der Nordarmee. C. wurde der Günstling Christinas, welche ihm 1835 den Oberbefehl über die Nordarmee anvertraute. C. drängte die Karlisten zurück, schlug den General Moreno 16. Juli 1835 bei Mendigorria und entsetzte dadurch Puente la Reyna; doch konnte er den Aufstand nicht gänzlich unterdrücken, da ihm die Regierung weder die erforderlichen Geldmittel zur Besoldung der Truppen, noch andere Kriegsbedürfnisse und Ersatzmannschaften zugehen ließ. Zu Beginn des J. 1836 mißlang ein von C. geplanter Angriff auf die Höhen von Arlaban und Guevara, wodurch er das Vertrauen des Heeres verlor und noch in demselben Jahre zur Niederlegung des Kommandos veranlaßt wurde. Nach der Revolution von La Granja ging C. auf kurze Zeit nach Paris, wurde dann zum Abgeordneten gewählt, erwies sich jedoch so unzuverlässig und charakterlos, daß ihm alle Parteien den Rücken kehrten. Bei dem Aufstande von 1838 schloß C. sich Narvaez in Sevilla an, vermochte sich jedoch gegen Espartero nicht zu halten und flüchtete nach Portugal. Er starb 29. April 1840 zu Lissabon.

Corduan (Ledersorte), s. Korduan.

Corduēne (oder Gordyäa) nannten die Alten das mittlere und untere Stromgebiet des Flusses Kentrites, des östl. Tigrisarmes, im Süden des Sees von Van, das Centrum der medischen Karduchen. (S. Kurden.) Längere Zeit das Objekt von Besitzstreitigkeiten zwischen den Königen der Armenier und der Parther, rangen es die Römer unter Diocletian 297 n. Chr. den pers. Sasaniden ab; erst unter Jovian ging C. wieder (363 n. Chr.) an die Perser verloren.

Cordyceps *Fr.*, Pilzgattung aus der Familie der Ascomyceten. Es sind gegen zehn Arten bekannt, die über die ganze Erde verbreitet zu sein scheinen. Sie leben größtenteils saprophytisch in toten Raupen oder Schmetterlingspuppen, und nur die keulenförmigen gelblichen oder orangefarbenen Fruchtträger treten an der Oberfläche der Tierleichen hervor. So verhält sich z. B. die in Deutschland häufige C. **militaris** *Link*. Eine andere Art, C. **entomorhiza** *Fr.*, hat dem span. Mönch Torrubia Veranlassung gegeben, in seiner Naturgeschichte von Spanien (1754) eine von den Antillen stammende und von diesem Pilze behaftete Wespe als Musca **vegetabilis** zu beschreiben, weil aus ihr mehrere solcher orangefarbener Fruchtkörper hervorgewachsen waren. Diese Erscheinung wurde als ein Wunder angestaunt und man glaubte eine Zwischenform von Tier und Pilz, eine «Tierpflanze» entdeckt zu haben. Die C. **entomorhiza** findet sich außer auf den Antillen auch häufig in China und in Australien. Außer diesen auf Tierleichen vorkommenden Arten gibt es noch einige auf abgestorbenen Schwämmen, z. B. auf Elaphomyces **granulatus**.

Cordyline *Commers.*, Pflanzengattung aus der Familie der Liliaceen, die der Gattung Dracaena (s. d.) sehr nahe steht. Es sind meist strauchartige Pflanzen, die in den tropischen und subtropischen Gegenden besonders der südl. Halbkugel vorkommen. Ihre meist in endständigen Rispen stehenden Blüten haben ein sechsteiliges, glockenförmiges Perigon, sechs Staubgefäße, einen dreifächerigen Fruchtknoten, auf welchem ein fadenförmiger, mit dreilappiger Narbe versehener Griffel aufsitzt. Die Frucht ist eine kugelige Beere. Die länglich-lanzettlichen Blätter sind an der Spitze des Stammes zusammengedrängt. Von einer in China und auf den Inseln der Südsee einheimischen Art, der C. **Eschscholtziana** *Mart.*, stammt die sog. Tiwurzel (Tea-root), welche gebraten oder geröstet auf den Sandwichinseln als Nahrungsmittel dient; auch wird eine Art Branntwein daraus bereitet. Viele andere Cordyline-Arten, wie C. **terminalis** *L.*, C. australis *Hook*, C. rubra *Hüg.*, werden häufig als Zierpflanzen sowohl in Gewächshäusern als Zimmern kultiviert, und es gibt infolge der sorgfältigen Kultur in den Kunstgärtnereien viele Varietäten.

Corella, Stadt in der span. Provinz Pamplona (Navarra), Distrikt Tudela, 16 km im NW. von diesem Orte, an dem zum Ebro fließenden Alhama, zählt (1877) 5613 E., und liefert viel Getreide, Hanf, Wein, Öl; auch hat sie eine große Fabrik von Regalizia-(Süßholz-)Saft (Lakritzensaft).

Corelli (Arcangelo), berühmter ital. Violinspieler und Komponist, der Vater des Violinspiels genannt, geb. im Febr. 1653 zu Fusignano bei Imola (im ehemaligen Kirchenstaate), machte besonders in Rom seine musikalischen Studien und hatte vornehmlich den päpstl. Sänger Matteo Simonelli in der Komposition, sowie Bassani im Violinspielen zu Lehrern. Im J. 1672 scheint er in Paris gewesen und dann nach Deutschland gegangen zu sein, wo er unter anderm auch den hannov. Hof besuchte und eine Zeit lang beim Kurfüsten von Bayern in Diensten stand. Im J. 1681 wieder nach Rom zurückgekehrt, fand er in dem Kardinal Ottoboni einen eifrigen Beschützer, der ihm sogar in seinem Hause Wohnung gab und ihn zum Dirigenten seiner Hauskapelle machte. Er gab 1683 sein erstes Werk, 12 Kirchensonaten für zwei Violinen und Baß mit Orgelbegleitung, heraus, welches seinen Ruf als Komponist auch für das Ausland begründete, und auch sein Ruhm als Violinspieler stieg von Tag zu Tage. Abgerechnet eine Reise nach Neapel, die er 1708 auf Einladung des Königs machte, lebte er fortwährend in dem Hause seines Protektors, pflegte eifrigst seine Kunst und beschäftigte sich nebenbei mit dem Sammeln von Gemälden, deren er, unterstützt durch seine Freunde Cignani und Carlo Maratti, die bekannten Maler, eine gute Zahl zusammenbrachte. Sein Tod erfolgte 8. Jan. 1713; sein Vermögen sowie seine Bildersammlung vermachte er dem Kardinal Ottoboni, der aber nur die Gemälde behielt, während

er das Geld den Verwandten C.s zukommen ließ. Um die Vervollkommnung des Violinspiels hat sich C. die größten Verdienste erworben, sowohl durch Unterweisung wie durch Kompositionen. Aus seiner Schule gingen Männer wie Geminiani, Locatelli, Somis u. a. hervor. Seine Kompositionen sind von klassischer Bedeutung, erlangten eine außerordentliche Verbreitung und waren auf die Ausbildung der Instrumentalmusik von durchgreifendem Einfluß. Händel und fast sämtliche Komponisten der Zeit haben in diesem Fache C. zum Muster genommen. Als Op. 1—4 publizierte er sein Hauptwerk, 48 Sonaten für zwei Violinen, Violoncell und Klavier- oder Orgelbaß (neu herausg. durch Joachim, Bd. 1 von C.s Werken, Lpz. 1869), darauf als Op. 5 die gleichberühmten Violinsoli mit Klavier und als Op. 6 die 12 schönen Instrumentalkonzerte (Concerti grossi). Trotz dieser wenig umfänglichen Kompositionen ist C. doch in der Musik eine bedeutendere und historisch wichtigere Persönlichkeit, als mancher, der ihn äußerlich weit zu überragen scheint.

Corentyne oder Corantijn, Fluß im nordöstl. Südamerika, scheidet das niederländ. Guaiana vom britischen. Er entspringt etwa in 2° nördl. Br., östlich vom Essequibo, auf den Wanguwai- oder Sonnenbergen, fließt nach N. und wird in 4° 20′ nördl. Br. von einer Reihe von Granitfelsen, etwas nördlicher von einer Sandsteinkette gekreuzt. Er ist 75 km weit, bis zum Posten Orcala für höchstens 2,3 m tief gehende Schiffe fahrbar, und die großen Piroguen gehen bis 280 km von der Mündung, bis zu den Katarakten und Stromschnellen, hinauf. Der Smyths-Katarakt oder Wanare-Wono-Tobo hat mehr als 10 m senkrechte Höhe und scheint der bedeutendste Wasserfall in Guaiana zu sein; der nächstfolgende, der Wotebo-Tobo, ist 7 m hoch. Vor der 27 km breiten Mündung liegt eine sperrende Sandbank; auch in seinem Laufe fehlt es an Sandbänken und Inseln nicht.

Corenzio (Belisario), ital. Maler, einer derjenigen Maler in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh., welche von den oberital. Schulen, besonders von Venedig und Bologna, abschwenkend, sich der neuern Schule der Naturalisten von Neapel anschlossen, welche durch ihre unerhörte Unduldsamkeit gegen andere Kunstprinzipien sich den Ruf von Raufbolden, ja von Mördern, erworben hatten, da sie Andersdenkende, besonders die Anhänger der freundlichen und lieblichen Richtung der Bolognesen mit den gemeinsten Mitteln der Intrigue und endlich mit Gift und Dolch aus Neapel zu beseitigen pflegten. Schon Caravaggio, Lanfranco, Ribera, Spagnoletto und Caracciolo waren solche Banditen der Palette. Ihnen gesellte sich C. zu, der, 1558 zu Achaja geboren, zuerst in Venedig bei Tintoretto gelernt, durch dessen realistische Richtung angespornt, sich den Neapolitanern zugewendet hatte, und nun um das J. 1590 in Neapel angelangt im Verein mit den Genannten eine Clique gründete, welche sich aller Rivalen und Fremdlinge auf das rücksichtsloseste zu entledigen wußte. Die Tradition schreibt C. selbst einige Mordversuche zu. Der sanfte Domenichino, sowie C.s eigener Schüler Roberigo sollen an Gift, das er ihnen reichte, den Tod gefunden haben; Guido Reni, Annibale Carracci u. a. feindete er in so gehässiger Weise an, daß ihnen der Verbleib unmöglich wurde. Seine Werke zeigen dekorative Geschicklichkeit. Er war größtenteils als Freskomaler in den Kirchen Neapels thätig, wo er 1643 vom Gerüst stürzte und starb.

Coreopsis (grch., Mädchenauge) nannte Linné eine Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, Abteilung der Corymbiferen, weil die Scheibe des strahlenden Blütenkörbchens meist dunkelbraun gefärbt ist und wie ein braunes Auge aus dem gewöhnlich goldgelben Strahl hervorschaut. Die Arten dieser Gattung, gegen 50, sind krautartige Pflanzen, die vorzugsweise in Nordamerika einheimisch sind und einzeln am Ende der Zweige stehende oder trugdoldig gruppierte Blütenkörbchen haben. Letztere besitzen eine doppelte, zweireihige Korbhülle, deren äußere aus blattartigen Deckblättern besteht, acht geschlechtslose Strahlblüten und zwitterliche Scheibenblüten. Der Fruchtknoten ist mit Spreublättern besetzt, die Achenen sind zusammengedrückt, geflügelt, mit zwei Zähnen oder Grannen gekrönt, selten ohne Pappus, immer sehr klein. Mehrere Arten von C. sind beliebte Sommerzierpflanzen des freien Landes, so C. tripteris *L.*, mit gegenständigen, fiederspaltigen Blättern, C. lanceolata *L.*, mit unzerteilten, länglich-lanzettförmigen Blättern, C. auriculata *L.*, tenuifolia *Ehrh.* u. a. m. Ferner gehört hierher eine aus Nordamerika stammende, sehr beliebte Zierpflanze, deren Strahlenblüten zur Hälfte goldgelb, zur Hälfte oder wenigstens am Grunde dunkelrot gefärbt sind, die C. tinctoria *Nuth.*, welche früher den Namen Calliopsis bicolor *Rchb.* führte, da man einige Arten, darunter auch die eben genannte, als eigene Gattung unter dem Namen Calliopsis (s. d.) zusammenfaßte.

Coretu, eine Horde der Barré-Indianer in Südamerika, zwischen dem Orinoko und dem Karaibischen Meere. (S. Tafel: Amerikanische Menschenstämme, Fig. 16.)

Corfe Castle, Stadt in der engl. Grafschaft Dorset, 29 km im OSO. von Dorchester, auf der Purbeck-Insel genannten Halbinsel an der Südküste Englands, welche zwischen der Poolebai und dem Canal la Manche liegt, zählt (1881) 2339 E. und hat Töpferei und Steinhauerei und in der Nähe Thongruben. Hier wurde 918 König Eduard der Märtyrer ermordet. Bei dem Orte liegen die Ruinen eines Schlosses aus dem 10. Jahrh.; in demselben ließ 1202 Johann ohne Land 22 Edelleute aus Poitou verhungern; Eduard II. wurde 1327 hier gefangen gesetzt und dann später in Berkeley getötet.

Corfinium, Hauptstadt der Peligner unweit des Aternus in Samnium, war im Marsischen oder Bundesgenossenkrieg (s. unter Marsen) der Mittelpunkt der gegen Rom verbündeten ital. Völker und dazu bestimmt, die Hauptstadt des neu zu gründenden ital. Reichs zu werden, weshalb sie auch eine Zeit lang den Namen Italica führte. Bei Beginn des Bürgerkriegs wurde sie 49 v. Chr. von Cäsar erobert. Ruinen finden sich bei der Kirche San-Pellino bei Pentima.

Corge (engl., spr. Kordsch) bezeichnet in vielen Teilen Ostindiens eine Menge von 20 Stück gewebter Stoffe, auf Sumatra bei Tabak 40 Körbe. Auf den Philippinischen Inseln sagt man dafür Corja.

Corgnale (slaw. Kornial), Dorf im Bezirke Sessana der österr. Grafschaft Görz und Gradiska, mit (1881) 869 E., liegt in einer der interessantesten Gegenden des Karstes südwestlich der Bahnstation Divazza, wo die Istrianerbahn von der Österreichischen Südbahn abzweigt. In der Nähe beginnt eine der großartigsten Höhlenbildungen, die neben der

Adelsberger Grotte bestehen, die Grotte von C. selbst, deren Reichtum an wunderlichen Stalaktitenbildungen erst in der jüngsten Zeit eingehend gewürdigt wird, östlich davon die bekannte Höhle von San-Canzian, südlich die gleich merkwürdige Grotte von San-Servolo. Nach der Volksüberlieferung kam Dante häufig von Aquileja und Udine hierher, um die Schrecknisse des Karstes zu studieren. Nordwestlich von C. liegt das kaiserl. Gestüt Lipizza.

Cori, Stadt in der ital. Provinz Rom, Distrikt Velletri, im Volskergebirge, mit (1881) 6300 E., in fruchtbarer Gegend, in welcher vorzüglich Tabak gebaut wird. Die im Altertum Cora genannte Stadt wurde der Sage nach von dem Argiver Corax gegründet und wird gemeinhin zu den latinischen Städten gerechnet. Aus seiner ältesten und ältern Periode sind noch bedeutende Reste der Stadtmauern erhalten: die ältesten bestehen aus großen, unregelmäßigen Felsblöcken (Cyklopische Mauern), welche ohne jedes Bindemittel übereinander getürmt sind, während die jüngern Mauern regelmäßiges Polygonalwerk aufweisen. Der Römerzeit gehören außer den Resten eines Dioskurentempels besonders die Ruinen des sog. Herkulestempels an, dessen acht Säulen der Portikus nebst Fries ein schönes Beispiel republikanischer Bauart sind (etwa aus Sullanischer Zeit).

Cória, Stadt in der span. Provinz Cáceres, etwa 100 km nördlich von Cáceres, an dem zum Tajo gehenden Alagon, Distriktshauptstadt und Bischofssitz, ist von alten, angeblich röm. Mauern umgeben, wird von einem alten Schlosse überragt und zählt (1877) 2614 E., die Weinbau treiben.

Cória del Rio, Flecken in der span. Provinz Sevilla, 16 km im SSW. von dieser Stadt, rechts am Guadalquivir, zählt (1877) 4577 E.

Coriandrum, von Linné benannte Pflanzengattung aus der Familie der Umbelliferen. Man kennt bloß zwei Arten, von denen die eine, der gemeine Koriander, C. sativum *L.*, eine einjährige, in Südeuropa wildwachsende Pflanze ist, mit aufrechtem, glattem, rundem Stengel, welcher zu unterst ganze, abwärts zerteilte, vielspaltige Blätter trägt und an den Enden der Zweige drei- bis fünfstrahlige, zusammengesetzte Dolden ohne Haupthülle, aber mit dreiblätterigen Nebenhüllen. Die Blüten sind weiß, die Blumenblätter der äußern Blüten strahlend, die Früchte kugelig, glatt. Die jungen Früchte besitzen einen Wanzengeruch, woher der Name der Gattung kommt. Sie sind reif hellbraun, inwendig hohl, von dem fünfzähnigen Kelch gekrönt, enthalten ein ätherisches Öl, das sog. Korianderöl, und werden gleich dem Kümmel als Küchengewürz und zu arzneilichen Zwecken benutzt. Sie haben frisch einen scharf aromatischen, ziemlich unangenehmen, getrocknet dagegen einen angenehmen, süßen, würzigen Geschmack.

Coriāria, Gerberstrauch, nannte Linné eine Pflanzengattung, welche die einzige Gattung der nach ihr benannten Familie der Coriarieen bildet. Die Stellung dieser Familie im System ist nicht ganz sicher, neuerdings stellt man sie in die Nähe der Anacardiaceen. Die Arten derselben, gegen fünf, sind Sträucher, sie haben gegenständige, einfache, ganze, dreinervige Blätter und zwitterliche oder eingeschlechtliche, grünliche Blüten, welche in ästige, am Grunde beblätterte Trauben gestellt und mit einem glockenförmigen, zehnspaltigen Kelche, aber keiner Blumenkrone versehen sind. Aus dem oberständigen, fünf pfriemenförmige Narben tragenden Fruchtknoten entsteht eine beerenartige, aus fünf einsamigen Karpellen zusammengesetzte, drüsige Frucht. Am bekanntesten ist der in Südeuropa und Nordafrika heimische myrtenblätterige Gerberstrauch, C. myrtifolia *L.*, ein mannshoher Strauch mit vierkantigen Zweigen, eilanzettförmigen Blättern und einzeln oder paarweise in den Blattachseln stehenden, ein- oder zweihäusigen, meist polygamischen Blüten, dessen Blätter wegen ihres bedeutenden Tanningehalts zum Gerben und Schwarzfärben gebraucht werden, aber giftig sind. Die übrigen Arten wachsen in Ostindien, Neuseeland und den westlichen Küstenländern von Südamerika.

Corigliano Calabro, Stadt in der ital. Provinz Cosenza, Bezirk Rossano, 8 km vom Golfe von Tarent entfernt, am Corigliano und an der Eisenbahn Taranto-Reggio, erhebt sich sehr schön amphitheatralisch an den Bergen, von einem dichten Olivenhain umgeben (daher der Name Κωρίων ἐλαίων, d. h. Ölgarten), hat ein hübsch betürmtes Baronalschloß und eine Wasserleitung, und zählt (1881) 13272 E. Die Berge der Umgegend liefern aus ihren Eschen (**Fraxinus ornus**) die beste calabrische Manna, den zuckerreichen, eingetrockneten Saft, welcher in der heißen Zeit aus Rissen in der Rinde austritt und nach dem Trocknen abgeschabt wird.

Corinth in Griechenland, s. Korinth.

Corinth, kleiner, aber von Natur fester und strategisch wichtiger Ort im nordöstl. Winkel (des County Alcorn) des nordamerik. Staats Mississippi, unweit der Südgrenze des Staats Tennessee, Knotenpunkt der Memphis-Charleston- und Mobile-Ohiobahn, war in dem Bürgerkriege seit 1861 für die Konföderierten der wichtigste Kommunikationspunkt zwischen dem Osten und Westen ihres Gebiets. Die vereinigten konföderierten Armeen Johnstons und Beauregards wählten daher im Frühjahr 1862 C. zu ihrem Stützpunkte und wandelten den Platz durch Erdwerke in eine starke Festung um. Nachdem sie 6. und 7. April den Unionisten unter Grant bei Shiloh eine Schlacht geliefert, rückten letztere unter Oberbefehl Hallecks von Pittsburg-Landing (unweit Shiloh) aus 27. April 1862 gegen C. vor, lieferten den Konföderierten 5. und 9. Mai zwei siegreiche Treffen bei Farmington und schritten nach mancherlei Zwischenfällen 20. Mai zur förmlichen Belagerung des Bollwerks, welches endlich nach tapferer Gegenwehr 30. Mai in ihre Hände fiel. Zum zweiten mal wurde C. im Herbst desselben Jahres der Schauplatz einer folgenreichen Schlacht, indem der unionistische General Rosecrans, der inzwischen sein Hauptquartier daselbst aufgeschlagen hatte, die gegen den Platz anrückenden Konföderierten unter Price in einem zweitägigen, blutigen Kampfe (3. und 4. Okt.) zurückwarf und dem verfolgten Feinde 5. Okt. am Flusse Hatchie eine vollständige Niederlage beibrachte. Durch den Verlust von C. wurde den Konföderierten die direkte Verbindung zwischen dem östl. und westl. Kriegsschauplatz abgeschnitten.

Coriolāno, ursprünglich Lederer, eine aus Nürnberg stammende Familie, aus der der Formschneider Christoph Lederer den Namen C. annahm, als er sich um 1560 in Venedig niederließ. Sein Enkel Giovanni Battista C., gest. zu Bologna um 1650, war hauptsächlich Kupferstecher, doch auch Holzschneider.

Bartolomeo C., geb. 1599, gest. 1676, wahrscheinlich ein Bruder des vorigen, war der letzte bedeutende ital. Holzschneider. Seine Blätter sind meist nach Originalien Guido Renis.

Coriolanus ist der Beiname des röm. Patriciers Gnäus Marcius (der ihm von andern beigelegte Vorname Gajus beruht auf einem Irrtum). Nach den röm. Geschichtsbüchern erhielt er diesen Beinamen für die 493 v. Chr. durch seine Tapferkeit herbeigeführte Eroberung Coriolis, eines wichtigen Waffenplatzes der Volsker. Feindselig gegen die Plebejer gesinnt, riet er, als bald nach jenem Ereignis Hungersnot das Volk bedrückte, im Senat dazu, die aus Sicilien angelangten Getreidevorräte den Plebejern vorzuenthalten, wenn sie sich nicht zur Abschaffung des erst zwei Jahre vorher errungenen Tribunats verständen. Die Tribunen luden ihn, als dies kund ward, vor die plebejische Volksversammlung, die damals, 491 v. Chr., zuerst zum Gericht über einen Patricier zusammenberufen wurde. C. ward verurteilt und ging zu seinem Gastfreunde, dem Könige der Volsker, Attius Tullius, nach Antium ins Exil. Als nun anläßlich der Feier der Circensischen Spiele die Volsker mit Attius nach Rom strömten, warnte letzterer nach einer zwischen ihm und C. verabredeten List die Konsuln vor einem Handstreiche der Volsker. Infolge dessen wurden die Volsker genötigt, vor Anbruch der Nacht Rom zu verlassen, und erklärten wegen dieser Beleidigung Rom den Krieg. C., neben Attius Tullius zum Feldherrn erwählt, eroberte die röm. Kolonie Circeji und einige andere röm. Städte, sowie ganz Latium und lagerte sodann fünf Milien vor Rom bei den Cluilischen Gräben, von wo aus er die Äcker der Plebejer verwüsten ließ, während er die der Patricier schonte. Da die Römer nicht gerüstet waren und die Plebejer mißtrauisch sich weigerten, zu kämpfen, so sandte in der Bedrängnis der Senat fünf Konsulare an C., die ihm den Beschluß, durch welchen er als röm. Bürger wiederhergestellt ward, überbrachten. Aber C. verlangte auch die Zurückgabe alles bis dahin den Volskern abgenommenen Landes und gewährte eine Frist von 33 Tagen. Am 31. Tage kamen zehn Konsulare zu ihm; doch C. gab nichts von seiner Forderung nach. Als am folgenden Tage auch die Priester ihn vergeblich angefleht hatten, stieg die Verzweiflung in Rom aufs Äußerste. Da zogen am dritten Tage die edelsten Frauen, geführt von C.' greiser Mutter Veturia und seiner Gattin Volumnia, in das Lager. Durch die Thränen seiner Mutter ward er erweicht. «Du hast zwischen dem Vaterlande und deinem Sohne gewählt; ich entsage der Rückkehr», sprach er zu ihr, und führte das volskische Heer zurück. Die Erzählung, daß er hierauf sogleich von den erbitterten Volskern ermordet worden sei, und eine andere, daß er sich selbst den Tod gegeben habe, beruht auf einer spätern Umbildung der ältern Sage. Nach Fabius, dem ältesten röm. Annalisten, lebte er unter den Volskern noch lange und ist erst als Greis, oft über das Elend der Verbannung klagend, gestorben. Nach seinem Tode sollen ihn die röm. Frauen ein ganzes Trauerjahr betrauert haben. Diese Erzählung von C. ist ganz unhistorisch; sie widerspricht fast in allen Punkten direkt feststehenden Thatsachen. Shakspeare hat das Schicksal C.' in seiner gleichnamigen Tragödie behandelt. Vgl. Mommsen, «Die Erzählung von Cn. Marcius C.» im «Hermes» (Bd. 4, Berl. 1870) und in den «Röm. Forschungen» (Bd. 2, Berl. 1879).

Coriŏli, alte Stadt der Volsker in Latium, von G. Marcius zerstört, der daher Coriolanus (s. d.) genannt wurde, ist in der spätern Römerzeit gänzlich untergegangen.

Corisco, kleine span. Insel (14 qkm) im Busen von Guinea, mäßig hoch und gut bewaldet und vor der Coriscobai liegend. Der Name ist portugiesisch. Die Insel wie die Festlandsküsten sind von Benganegern bewohnt. Die Coriscobai, zwischen dem Kap Esteiras und dem Kap São-João oder Rindsche, eine Weite von einigen 50 km, erstreckt sich, durch eine kleine, etwa 20 km breite Halbinsel vom Ästuar des Gabun geschieden, 25 km weit ins Land hinein, wo der Muni und andere kleine Flüsse münden.

Coritiba, Hauptstadt der brasil. Provinz Paraná, s. Curityba.

Corium (lat.), Lederhaut, s. unter Haut.

Cork, Grafschaft in der irischen Provinz Munster, grenzt im O. an die Grafschaften Waterford und Tipperary, im N. an Limerick, im W. an Kerry, im SW. und S. ans Meer, an welchem die etwa 324 km lange zersplitterte Küstenlinie zahlreiche sichere Häfen bildet, und umfaßt 7472 qkm, wovon etwa ein Drittel wildes Land ist. Die Flüsse Blackwater, Lee und Bandon laufen einander parallel von W. gegen O. und teilen das Land in vier Streifen. Die Oberfläche ist hügelig; nur im N. des Blackwater und im östl. Teile kommen größere Ebenen von ausgezeichneter Fruchtbarkeit vor. Die Hügel erreichen ihre größte Höhe an der Westgrenze gegen Kerry, wo der Caherbarnagh 682 m, der Hungry-Hill 686 m und der Pinkeen 707,5 m hoch aufsteigen. Der Ackerbau ist sehr zurück; indes gewinnt man doch ziemlich viel Weizen, meistens freilich Hafer und Kartoffeln. Die Kupfergrube von Allihes beschäftigt 1200—1500 Menschen. Der Viehstand ist bedeutend. Die Fabrikthätigkeit ist nicht erheblich. Von Bedeutung sind Brauerei, Brennerei und Mühlenbetrieb, nächstdem Gerberei, Leinen- und Wollmanufaktur, sowie der Fischfang in den Bezirken von Youghal, Kinsale, Skibbereen, Bantry und Castledown. Die Einwohnerzahl der Grafschaft (mit Einschluß der Hauptstadt) belief sich 1841 auf 854118, 1851 nur noch auf 649308, und war 1871 auf 517076 und 1881 auf 492810 gesunken, von denen 91 Proz. Katholiken. Die Grafschaft sendet zwei Abgeordnete ins Parlament, die Städte aber sechs, davon die Hauptstadt C. zwei, Bandon, Kinsale, Mallow und Youghal je einen.

Die Hauptstadt Cork, Municipalstadt, Parlamentsborough und als Bischofssitz (ein kath. und ein anglikan. Bischof) City, die drittgrößte Stadt Irlands, liegt, von ansehnlichen Höhen umgeben, am Knotenpunkt von fünf Eisenbahnen auf einer Insel im Flusse Lee, 17,6 km oberhalb der Mündung desselben in sein Ästuarium oder den großen und sichern Hafen von Cork (Cork Harbour), eine herrliche Bai, welche die ganze brit. Marine aufnehmen könnte, 5 km lang und 3,2 km breit. Wahrscheinlich ist es eine dän. Ansiedelung. Im J. 1831 zählte die Stadt 107507, 1881 noch 97526 E. Neun meist elegante Brücken verbinden die Inselstadt mit den höher gelegenen Vorstädten des nördl. und südl. Ufers. Einige Straßen sind breit und schön, viele eng, düster und schmutzig, die Häuser aus Stein erbaut und mit Schiefer oder Stroh gedeckt. Unbeladene Schiffe von 600 t kommen flußaufwärts bis zu den schönen Granitquais. Auf der Insel befinden sich der Gerichtshof, ein schöner

griech. Bau von 1835, das Zollhaus, die Börse, die Handelskammer, am nördl. Ufer ein Gefängnis, Kasernen und die kath. Kathedrale, auf den kleinen Inseln im Hafen ein Artilleriedepot und Kaserne, sowie ein Verbrecherdepot. Im südl. Teile befinden sich die anglikan. Kathedrale St.-Finbars, die meisten Bildungsanstalten, die Kornbörse, das Irrenhaus, ein Park von 97,13 ha u. s. w. Im ganzen hat C. 7 Kirchen und 15 Bethäuser, 4 Mönchs- und 2 Nonnenklöster, 2 Krankenhäuser, 2 Zufluchtsanstalten für Mädchen, 1 Findelhaus und zahlreiche andere Wohlthätigkeitsanstalten. Zu den zahlreichen Bildungsanstalten der Stadt gehören das Queen's-College (seit 1849) in Verbindung mit der dubliner Universität, eine Arzneischule, die 1807 gestiftete Cork-Institution mit Bibliothek, Sternwarte, Museum und Kunstsammlung, eine öffentliche Bibliothek, ein Handwerkerinstitut. Am Neuen Wall und dem Mardyke hat die Stadt zwei schöne Promenaden. In der Patrickstraße steht eine schöne eherne Statue von Pater Mathew. Die Bewohner beschäftigen sich hauptsächlich mit Gerberei, Destillation, Brauerei, Eisengießerei, Kattun-, Fries- und Handschuhfabrikation und treiben ausgedehnten Handel. Die Einfuhr, deren Wert sich 1879 auf $35\frac{1}{3}$ Mill. Mark belief, besteht in Getreide, Mehl, Wein, Branntwein, Zucker, Holz, Tabak, Kartoffeln u. s. w.; die Ausfuhr liefert fast nur Eisenwaren, Butter und Schießpulver und erreichte 1879 einen Wert von 115300 Mark. Der Haupthandel wird mit Portugal, dem Mittelländischen Meer, der Ostsee und Canada geführt.

Die Stadt C. soll bereits im 6. Jahrh. gegründet worden sein; ihre Geschichte beginnt aber erst mit den Dänen, welche sich hier im 9. Jahrh. festsetzten und bis in das 11. Jahrh. behaupteten. Im J. 1170 landeten hier die Engländer zur Eroberung Irlands. C. unterstützte unter Heinrich VII. den Kronprätendenten Warbeck. Zur Zeit Elisabeths, wo die Stadt nur aus einer Straße bestand, war sie Schauplatz blutiger Unruhen. Den König Jakob I. wollte sie nicht anerkennen, dagegen unterstützte sie 1689 Jakob II. gegen Wilhelm III. und wurde 1690 von Marlborough erobert.

Corleone, Stadt in der ital. Provinz Palermo, auf Sicilien, Bezirkshauptort, 43 km im S. von Palermo, in 386 m Höhe auf einem Hügel gelegen, an dessen Fuße der Belice fließt, mitten im Mazzarathale. Die Stadt, mit (1881) 16072 E., ist arm und ohne Industrie, hat aber eine schöne, 1840 restaurierte Kathedrale und noch ansehnliche Häuser des alten Adels. Durch Kaiser Friedrich II. erhielt die Stadt, welche nach dem Wiederaufbau durch die Sarazenen Korliûn benannt worden war, die zweite lombard. Kolonie (1237), die sich gegen die Anjous tapfer hielt. Oberhalb der Stadt stehen auf steiler Höhe die Ruinen von zwei mittelalterlichen Kastellen. — Auf dem Monte de' Cavalli, im SSW. der Stadt, lag das antike Schera; Mauerreste sind vorhanden, auch hat man hier Goldmünzen und Vasen von sehr feinem Thon gefunden.

Corlißsteuerung, eine von dem Amerikaner George H. Corliß erfundene Hahnsteuerung für Dampfmaschinen (s. d.).

Cormantine, ehemals Fort Amsterdam, Fort an der Goldküste in Westafrika, Oberguinea, von den Holländern 1663 angelegt, 1807 von den Aschantis zerstört und von den Engländern wieder aufgebaut, 20 km im ONO. von Cape Coast-Castle, 7 km westlich von der Mündung des Atunso oder Anissa, zwischen Asafa und Anamaboe.

Cormenin (Louis Marie de la Haye, Vicomte de), franz. Publizist, geb. zu Paris 6. Jan. 1788, studierte auf der dortigen Universität die Rechte und trat 1810 als Auditor in den Staatsrat, wo er nach der Restauration Requetenmeister beim Ausschuß für streitige Sachen (Comité du contentieux) wurde. Im J. 1822 erschien unter dem Titel «Questions de droit administratif» das wichtigste seiner Werke, dessen fünfte, stark umgearbeitete Auflage den Titel «Droit administratif» (2 Bde., Par. 1840) führt. Im J. 1828 zum Abgeordneten in die Ständekammer gewählt, nahm C. seinen Platz im linken Centrum und entwickelte gegen die Regierung eine lebhafte Opposition. Er unterzeichnete 1830 die Adresse der 221, protestierte aber nach den Julitagen gegen die Erhebung der Orléansschen Dynastie auf den franz. Thron. Im J. 1831 begann er seine berühmten «Lettres sur la liste civile», die später in einem Bande vereinigt wurden und in 10 Jahren 25 Auflagen erlebten. In der Folge veröffentlichte er, unter dem Namen Timon, eine Menge polit. Flugschriften, die die öffentliche Meinung stark beeinflußten und später gesammelt erschienen unter dem Titel: «Pamphlets de Timon» (Par. 1845; neue Ausg. 1870). Im J. 1848 wurde er von vier Departements in die Nationalversammlung gewählt, wo er als Präsident des Verfassungsausschusses beträchtlichen Anteil an der Abfassung der republikanischen Konstitution nahm, bis die im Komitee ausbrechenden Konflikte ihn zum Austritt veranlaßten. Nach dem Staatsstreich vom 2. Dez. nahm C. in dem reorganisierten Staatsrat eine Stelle an; 1855 wurde er Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Von seinen Schriften sind noch zu erwähnen: «Études sur les orateurs parlementaires» (2 Bde., Par. 1838; 15. Aufl. 1847), «Le livre des orateurs» (18. Aufl., Par. 1860; deutsch, Lpz. 1848), «Entretiens de village» (1.—6. Aufl., Par. 1846), die teilweise schon 10 Jahre vorher unter dem Titel «Dialogues de maître Pierre» erschienen waren und C. 1846 den Preis Monthyon einbrachten. Eine seiner letzten Schriften war: «Le droit de tonnage en Algérie» (Par. 1860). C. starb zu Paris 6. Mai 1868. Die nachgelassenen Schriften C.s erschienen unter dem Titel «Reliquiae» (2 Bde., Par. 1868).

Cormons, Stadt in der österr. Grafschaft Görz und Gradiska, Bezirkshauptmannschaft Gradiska, an der Grenze von Italien, die hier von der Österreichischen Südbahn überschritten wird, liegt am Fuße der Voralpen in einer der bestbebauten Gegenden am Nordrande der Adria und zählt (1880) 3529, als Gemeinde 5234 E., die neben Acker- und Weinbau einen lebhaften Handel mit Seide betreiben. Die Burg auf dem naheliegenden Berge wird schon gegen Ende des 12. Jahrh. erwähnt, wo sie der Longobarde Giluls gegen die Avaren befestigte. Ihre Zerstörung erfolgte 1511 durch die Venetianer. Zu C. wurde 1866 der Waffenstillstand zwischen Österreich und Italien geschlossen, der den Frieden zu Wien zur Folge hatte.

Cormontaigne (Louis de), verdient um das franz. Befestigungswesen, geb. 1695, trat in franz. Dienste und war schon bei der Belagerung von Freiburg 1712. Er leitete als Oberingenieur 1734 die Belagerungen von Philippsburg und Trarbach, und starb als Maréchal de Camp und Fortifika-

tionsdirektor in Lothringen 20. Okt. 1752. Seine Lehrsätze über Festungskrieg und Festungsbau wurden zuerst vollständig nach den Handschriften von Bayard («Oeuvres posthumes de C.», 3 Bde., Par. 1806—9) herausgegeben. C. wollte durch Vergrößerung der Bastionen und Ravelins ein kräftigeres Frontalfeuer ermöglichen, auf den Angriffsfronten in den Bastionen durch Anlage von Cavalieren innere Abschnitte herstellen oder das Bastion vom Hauptwalle abtrennen und hinter dessen Kehle die anstoßenden Courtinen durch eine kleine bastionierte Front verbinden. Sein weiter vorspringendes, mit einem größern Erdreduit ausgestattetes Ravelin deckt die Bastionsflanken besser, defiliert die Bastionsfacen und kann das Couronnement des Angreifers vor den letztern im Rücken beschießen. Die langen Äste des gedeckten Wegs sind redanartig geführt, die innern Waffenplätze durch Reduits verstärkt und sämtliche Escarpenmauern dem direkten Geschützfeuer entzogen. C. wurde der eigentliche Urheber des neufranz. Befestigungssystems und hat seine Grundsätze beim Bau der Forts Bellecroix und Moselle von Metz, sowie des Kronenwerks Yutz von Diedenhofen und einigen Anlagen von Bitsch zur Anwendung gebracht. Erst nach 1870 hat das franz. Ingenieurkorps sich von den Lehrsätzen C.s freigemacht und dem Polygonalsystem zugewendet.

Cormōran oder Scharbe (Phalacrocorax s. Cyraculus) ist der Name einer Gattung Schwimmvögel, welche sich durch Ruderfüße, deren vier nach vorn gerichtete Zehen durch Schwimmhäute verbunden sind, einen mittellangen geraden Schnabel, dessen Oberkiefer an der Spitze in einem Haken herabgebogen ist, spaltförmige Nasenlöcher an der Schnabelwurzel, eine ausdehnbare Kehlhaut, lange, zugespitzte Flügel und einen abgerundeten Schwanz auszeichnet. Die Arten dieser zahlreichen Gattung leben ausschließlich von Fischen, welche sie untertauchend und unter dem Wasser fortschießend erhaschen oder aus dem Schlamme hervorziehen. Die verbreitetste Art ist der gemeine C. oder die Cormoranscharbe (Ph. Carbo), öfter auch Seerabe oder schlechthin C. genannt. Derselbe findet sich an allen Seeküsten Europas, Kleinasiens und Nordafrikas, und in Nordamerika von der Hudsonsbai bis Florida, ja selbst am Ganges, und zeigt sich auch auf den Flüssen im Innern Deutschlands. Zuweilen erscheint er an Orten in großer Menge und kann dann dadurch, daß er der Fischerei sehr großen Schaden zufügt, sogar zur Landplage werden. Obgleich er scheu und gefräßig ist, so läßt er sich doch leicht zähmen, und ehedem richtete man in Holland und England die C. zum Fischfange ab. Die C. sind 72—75 cm lang; ihre Färbung ist an dem Oberkopf, Hals, Brust, Unterrücken und der ganzen Unterseite glänzend schwarzgrün, an dem Vorderrücken und den Flügeln bronzebraun mit samtschwarz eingeränderten Federn. Schwing- und Steuerfedern sind schwarz; die Kehlhaut ist gelb; den Unterkiefer umgibt ein hufeisenförmiger weißer Fleck, und auf dem Hinterkopfe bilden die Federn einen halb aufgerichteten Kamm. Er nistet auf Bäumen und Felsklippen. Ganz ähnlich leben die kleinere Krähenscharbe (Ph. graculus), durch den verhältnismäßig längern Schopf und Schnabel ausgezeichnet, und die noch kleinere, im südöstl. Europa vorkommende Zwergscharbe (Ph. pygmaeus). Der chinesische C. (Ph. Sinensis), welcher dem vorigen ähnlich, aber größer ist, wird noch jetzt daselbst zum Fischfange häufig gebraucht. Auf ein gegebenes Zeichen stürzen sich diese, vom Ei aus gezüchteten C. von den Booten und Flößen ins Wasser und kehren bald darauf mit Fischen, die zum Teil eine sehr bedeutende Größe haben, in den Schnäbeln zurück. Das Verschlucken der Fische wird durch einen um den Hals gelegten Ring verhindert.

Cornacēen (Cornacĕae), Pflanzenfamilie aus der Gruppe der Dikotyledonen. Sie umfaßt gegen 75 Arten, die über die ganze Erde verbreitet sind, größtenteils aber der nördl. gemäßigten Zone angehören. Es sind meist Bäume oder Sträucher mit kleinen, sehr mannigfaltig angeordneten Blüten, die entweder eingeschlechtlich oder zwitterig sind. Die Frucht ist in den meisten Fällen eine Steinfrucht mit einem ein- bis vierfächerigen Kern. Die Blüten sind je nach den Gattungen verschiedenartig gebaut. Von mehrern C. werden die Früchte gegessen, auch findet das Holz mancher Arten, hauptsächlich solcher der Gattung Cornus, technisch Verwendung.

Cornak (sanskr.), der Führer und Pfleger von Elefanten.

Cornamusa, ältere ital. Art der Schalmei, aber am untern Ende geschlossen, sodaß die Schallwellen sich durch die Tonlöcher fortpflanzten; auch soviel wie Dudelsack.

Cornāro, Cornér, lat. Cornelii, eine der angesehensten venet. Patricierfamilien. — Marco C., berühmt durch seine Beredsamkeit, ward 1368 zum Dogen erwählt und vollendete die Unterwerfung Candias. Seine Urenkelin, Caterina C., geb. 1454, heiratete 1468 Jakob von Lusignan, König von Cypern. Ihr Gemahl starb 1472 ohne Nachkommenschaft, und der Senat von Venedig, der sie als Tochter der Republik (figlia di San-Marco) adoptiert hatte, hielt sie in strenger Vormundschaft, und nötigte sie 1488 dem Throne zu Gunsten der Republik zu entsagen und sich auf eine Villa zu Asolo bei Treviso zurückzuziehen, wo sie unter Beibehaltung ihres Königstitels bis 1510 verweilte. Sie starb 10. Juli desselben Jahres zu Venedig, wo sie in einem prachtvollen Mausoleum in der Kirche San-Salvatore ruht. Vgl. Herquet, «Charlotta von Lusignan und Caterina C.» (Regensb. 1870). — Lodovico C., geb. 1467, gest. 1566 oder 1569, hatte bis zu seinem 40. Jahre einen ausschweifenden Lebenswandel geführt, der ihn dem Grabe nahe brachte, befleißigte sich dann aber einer so exemplarischen Enthaltsamkeit und Regelmäßigkeit in seiner Lebensweise, daß er sein Alter bis auf 100 J. brachte. Sein makrobiotisches Geheimnis veröffentlichte er in den «Discorsi della vita sobria» (Padua 1558 u. öfter; neu herausg. von Gamba, Vened. 1816), welche in alle Sprachen (deutsch von Schlüter, Braunschw. 1789) übersetzt wurden. Auch verfaßte er eine Abhandlung über die Instandhaltung der Lagunen («Trattato delle acque», Padua 1560). — Giovanni I. C. war 1625—29 Doge von Venedig. — Lucrezia Elena C. Piscopia, berühmt durch ihre Gelehrsamkeit, welche die alten Sprachen, Theologie und Philosophie umfaßte, empfing 1678 das Doktordiplom von der philos. Fakultät in Padua und war bei ihrem Tode (1684) in einem Alter von 38 J. Mitglied fast aller gelehrten Gesellschaften Europas. Ihre Werke (herausg. von Bacchini, Parma 1688) rechtfertigen jedoch keineswegs diesen Ruf. — Giovanni II. C., zum Dogen erwählt 1709, unterzeichnete den Vertrag von Passarowicz (1718), welcher die meisten levan-

Artikel, die man unter C vermißt, sind unter K aufzusuchen.

tinischen Besitzungen Venedigs an die Türkei abtrat. — Einer der C.schen Paläste in Venedig heißt nach Caterina C. noch jetzt Palazzo della Regina.

Cornĕa (lat.), die Hornhaut des Auges (s. unter Auge, Bd. II, S. 197).

Corneille (Pierre), berühmter franz. Tragödiendichter, geb. 6. Juni 1606 zu Rouen, wo sein Vater Generaladvokat war, erhielt seinen Unterricht bei den Jesuiten, bildete sich zum Juristen aus und wurde Advokat. Seine Neigung für die Poesie entfremdete ihn jedoch früh seinen amtlichen Geschäften, und bereits 1625 brachte er sein erstes Stück, das Lustspiel «Melite» mit Erfolg auf die Bühne. Schnell nacheinander arbeitete er nun «Clitandre», «La veuve», «La galerie du palais», «La suivante» und «La Place royale» (1635), die so viel Beifall fanden, daß sich eine eigene Schauspielergesellschaft zur Aufführung derselben bildete. Dennoch hatten diese Arbeiten C.s die Vernachlässigung der Natur mit allen poetischen Erzeugnissen seines Zeitalters gemein. Auch seine berühmte, Seneca nachgebildete «Médée» (1635) war deklamatorisch. Damals umgab sich der Kardinal Richelieu mit Dichtern, welche Lustspiele nach seinen Angaben ausführen mußten; C. soll das Wohlwollen des mächtigen Ministers dadurch sich verscherzt haben, daß er bei den ihm zur Ausführung übertragenen Lustspielentwürfen zu viel Selbständigkeit bewies. Er zog sich nun nach Rouen zurück, wo ihn der ehemalige Sekretär Marias von Medici, Chalon, auf das span. Drama hinwies; dem Studium desselben erwuchs C.s erstes, durch den größten Beifall ausgezeichnetes Meisterwerk, der «Cid» (1636). Die Bewunderung, die der «Cid» fand, erweckte den Neid; der Dramatiker Scudéry wußte unter Zustimmung des Kardinals die neugestiftete Akademie zu veranlassen, ihre Meinung über den «Cid» auszusprechen, was sie nach längerm Zögern that in ihrer ersten für die Öffentlichkeit bestimmten Arbeit, den «Sentiments de l'Académie française sur la tragicomédie du Cid»; doch ist das Urteil der Akademie, welche in dieser Schrift die Dreieinheitentheorie für das franz. Drama zum Gesetz erhob, nur hypothetisch gefaßt und weder unbedingt lobend, noch unbedingt tadelnd. Durch die «Horaces» (1639) widerlegte C. hierauf den gegen ihn erhobenen Vorwurf mangelnder Schöpferkraft. Franz. Kritiker sind geneigt, «Cinna» (1639) für sein Meisterwerk zu halten; höher möchte «Polyeucte» zu stellen sein. In dem «Mort de Pompée» (1641) tritt ein seinen spätern Schöpfungen zum Nachteil gereichender Hang zum Schwülstigen schon stark hervor. C.s Bearbeitung des «Menteur» (1642) nach Pedro de Roxas, worin statt des herkömmlich Erfundenen im Lustspiel Natur und Wahrheit zur Geltung gebracht wird, bedeutet den Anfang der Charakterkomödie in Frankreich. Schon in der Tragödie «Rodogune», C.s Lieblingsstück (1646), ist C.s Dichterkraft nicht mehr auf der Höhe. Sonst verdienen nur «Nicomède» (1652), «Oedipe» (1659) und «Sertorius» (1662) noch Erwähnung.

C. war der eigentliche Schöpfer der dramatischen Poesie und der heroischen regelmäßigen Tragödie in Frankreich; von seinen 33 Stücken werden die vorzüglichsten noch immer mit Beifall gegeben. Sein Beiname «der große C.» ist unangetastet geblieben und sein Ansehen hat durch die Zeit gewonnen, obschon Voltaires und Laharpes Kritik es zu schmälern geeignet war. Die Schwächen in der Anlage mehrerer seiner Stücke zeigte Lessing mit schlagender Kritik. Das einseitig Heroische seiner Charaktere und der Mangel an innerer Wahrheit sind nicht mehr bestrittene Mängel seiner Tragödien. Seit 1647 war er Mitglied der Französischen Akademie. Er starb 1. Okt. 1684. Unter den zahlreichen Ausgaben der Werke C.s, zu denen auch eine versifizierte Übertragung der «Nachfolge Christi» gehört, sind als die genauesten und vollständigsten hervorzuheben: die von Renouard (12 Bde., Par. 1817), von Parelle (12 Bde., Par. 1824), von Didot und Lefèvre (12 Bde., Par. 1854—55), von Taschereau (7 Bde., Par. 1857—62), besonders von Marty-Laveaux (12 Bde., Par. 1862—68). Die besten seiner Stücke, darunter der «Cid» (von Greflinger) bereits 1650, sind auch ins Deutsche übertragen. Biographien des Dichters lieferten Taschereau (Par. 1829; neue Aufl. 1855), Levavasseur (Par. 1843) und Guizot (Par. 1852; 6. Aufl. 1866). Vgl. Picot, «Bibliographie Cornélienne» (Par. 1875).

Corneille (Thomas), Bruder von Pierre C., geb. 20. Aug. 1625 zu Rouen, lebte mit diesem bis zu dessen Tode in der herzlichsten Einigkeit. Ein Lustspiel in lat. Versen, das er als Schüler in dem Kollegium der Jesuiten gefertigt und das die Ehre der Aufführung erhielt, sowie der Beifall, den seines Bruders Werke fanden, veranlaßten ihn, sich der dramatischen Dichtkunst zu widmen. Nachdem sein erstes, nach Calderon bearbeitetes Lustspiel: «Les engagements du hasard» (1647) Beifall gefunden, schrieb er mehrere diesem ähnliche Stücke nach span. Vorbildern. Die Zahl seiner Dramen beläuft sich auf 42. Die meisten sind jetzt vergessen, obschon sie zu ihrer Zeit zum Teil mehr Interesse erregten als die seines Bruders. Diesen sich zum Muster nehmend, versuchte sich C. auch im Trauerspiele, und sein «Timocrate» (1656) und «Camma et Pyrrhus» (1661) fanden lange andauernden Beifall. Von seinen übrigen dramatischen Werken sind noch zu erwähnen: «Stilicon» (1660), das heroische Lustspiel «L'inconnu» (1675) und vor allen «Ariane» (1672) und «Le comte d'Essex» (1678), die sich auf der Bühne erhalten haben. Schwächer als sein großer Bruder, war er, nach Voltaires Urteil, doch derjenige, der diesem als Dramatiker am nächsten stand. Auch als Mitarbeiter am «Mercure galant» machte sich C. beliebt, sowie als Sprachforscher verdient. Als Nachfolger seines Bruders in der Französischen Akademie (1685) beteiligte er sich nicht nur am Wörterbuch der Akademie, das 1694 erschien, sondern arbeitete auch das «Dictionnaire pour servir de supplément au dictionnaire de l'Académie française» (Par. 1694; neue Aufl., 2 Bde., 1732) und ein «Dictionnaire universel géographique et historique» (3 Bde., Par. 1708), das als Grundlage der nachmaligen «Encyclopédie» angesehen werden kann und ihm die Mitgliedschaft in der Akademie der Inschriften eintrug. Im hohen Alter verlor er die Sehkraft und starb zu Andelys 8. Dez. 1709. Den Werken seines Bruders findet man gewöhnlich eine Auswahl seiner Dramen beigefügt.

Cornëītis oder Keratitis, die Entzündung der Hornhaut des Auges.

Cornelia, eine edle Römerin aus dem Cornelischen Geschlecht, war die jüngere Tochter des ältern Publius Scipio Africanus und verheiratet an Tiberius Sempronius Gracchus, der 177 und 163 v. Chr. Konsul und 169 Censor war. Als Witwe schlug sie die Hand des Königs von Ägypten aus. Ihre Tochter Sempronia war an den jüngern

Publius Scipio Africanus verheiratet; ihre beiden Söhne sind die berühmten Tiberius und Gajus Sempronius Gracchus (s. d.), welche sie beide überlebte. Als einst eine mit ihrem Schmucke prangende Römerin den Schmuck der C. zu sehen verlangte, stellte sie ihr ihre Kinder als ihr edelstes Kleinod vor. Ihre Briefe rühmt Cicero wegen der Schönheit der Sprache; die Echtheit der beiden Bruchstücke eines Briefs an Gajus, welche in mehrern Ausgaben des Cornelius Nepos sich beigegeben finden, ist mit Unrecht bestritten worden. Vgl. Sörgel, «C., die Mutter der Gracchen» (Erlangen 1868).

Cornelisz oder Cornelissen (Cornelis), niederländ. Maler, geb. 1562 zu Harlem, gest. 1638, Schüler des Pieter Aertsen und Franz Porbus, ist bemerkenswert besonders neben C. van Mander als Gründer der Malerakademie in seiner Vaterstadt (um 1583), aus welcher viele tüchtige Künstler hervorgingen. Er selbst malte Bilder verschiedenster Art, deren Hauptverdienst ist, daß sie bei korrekter Zeichnung und gutem Kolorit weniger manieriert sind als die seiner meisten Zeitgenossen. Zu seinen Hauptarbeiten gehören die Porträts der Vorsteher des Schützenhauses zu Harlem (1583) und die Versammlung der dortigen Bürgerkapitäne (1599) für das dortige Coocker-Huys.

Cornelisz (Jakob), ein tüchtiger holländ. Maler und Zeichner für den Formschnitt, früher fälschlich als Jan Walter van Assen bezeichnet, lebte in der ersten Hälfte des 16. Jahrh. Er schloß sich der Manier des Lukas von Leiden an.

Cornelius, Bischof von Rom vom März 251 bis Juni 253, wurde nach längerer Sedisvakanz von der Majorität des röm. Klerus gewählt und von Cyprian von Karthago als rechtmäßiger Bischof anerkannt. Sein Gegenbischof war der gelehrte Novatianus. (S. Novatianer.) C. starb in der Verbannung zu Centumcellä als Bekenner. Die Sage von seinem Märtyrertode am 14. Sept. ist jüngern Ursprungs.

Cornelius (Karl Adolf), Historiker, geb. 12. März 1819 zu Würzburg, besuchte das Gymnasium zu Koblenz, studierte zu Bonn und Berlin Philologie und Geschichte, wurde 1843 Gymnasiallehrer zu Emmerich und Koblenz, war 1846—49 Lehrer der Geschichte am Lyceum Hosianum zu Braunsberg, habilitierte sich 1852 an der Universität zu Breslau für die histor. Fächer, wurde 1854 daselbst zum außerordentlichen und in demselben Jahre zum ord. Professor der Geschichte an der Universität zu Bonn ernannt und folgte 1856 in derselben Eigenschaft einem Rufe an die Universität zu München. Von seinen histor. Arbeiten sind zu nennen: «Die Münsterischen Humanisten und ihr Verhältnis zur Reformation» (Münst. 1851), «Der Anteil Ostfrieslands an der Reformation» (Münst. 1852), «Geschichtsquellen des Bistums Münster» (Münst. 1853), «Geschichte des münsterischen Aufruhrs» (2 Bde., Lpz. 1855—60), «Studien zur Geschichte des Bauernkriegs» (Münch. 1861), «Zur Erläuterung der Politik des Kurfürsten Moritz von Sachsen» (Münch. 1866), «Kurfürst Moritz von Sachsen gegenüber der Fürstenverschwörung im J. 1550—51» (Münch. 1867), «Die Niederländischen Wiedertäufer während der Belagerung Münsters» (Münch. 1869). C. gehörte 1848—49 der Deutschen Konstituierenden Nationalversammlung an.

Cornelius (Karl Sebastian), Physiker, geb. 14. Nov. 1819 zu Ronshausen in Niederhessen, studierte in Göttingen und Marburg Mathematik und Naturwissenschaften und habilitierte sich 1851 als Privatdocent an der Universität Halle, wo er seitdem durch Vorlesungen über Physik und Mechanik, über physik. Geographie und Meteorologie wirkte. Von seinen wissenschaftlichen Arbeiten sind hervorzuheben: «Versuch einer theoretischen Ableitung der elektrischen und magnetischen Erscheinungen» (Lpz. 1855), «Über die Bildung der Materie aus ihren einfachen Elementen» (Lpz. 1856), «Theorie des Sehens und räumlichen Vorstellens vom physik., physiol. und psychol. Standpunkte aus betrachtet» (Halle 1861), «Zur Theorie des Sehens mit Rücksicht auf die neuesten Arbeiten in diesem Gebiete» (Halle 1864), «Über die Wechselwirkung zwischen Leib und Seele» (Halle 1871), «Zur Theorie der Wechselwirkung zwischen Leib und Seele» (Halle 1880), «Grundzüge einer Molekularphysik» (Halle 1866), «Zur Molekularphysik» (Halle 1875), «Über die Bedeutung des Kausalprinzips in der Naturwissenschaft» (Halle 1867), «Meteorologie» (Halle 1863), «Grundriß der physik. Geographie» (5. Aufl., Halle 1877), «Über die Entstehung der Welt, mit besonderer Rücksicht auf die Frage: ob unserm Sonnensystem, namentlich der Erde und ihren Bewohnern, ein zeitlicher Anfang zugeschrieben werden muß» (Halle 1870).

Cornelius (Peter von), einer der ersten Meister der neuern deutschen Malerei und hauptsächlicher Begründer des monumentalen Stils derselben, geb. 23. Sept. 1783 zu Düsseldorf, bildete sich zuerst auf der dortigen Akademie unter Langers Leitung aus. Doch führte ihn sein Genie schon früh einen eigentümlichen Weg und öffnete ihm das Auge für die auf tiefster Wahrhaftigkeit beruhende Schönheit der Werke alter deutscher Meister, die infolge der Revolutionskriege massenhaft aus ihren alten Heimstätten in Kirchen und religiösen Häusern verdrängt wurden. In dieser Richtung ward ihm die nahe Beziehung zu den Gebrüdern Boisserée, welche sich um Sammlung und Erhaltung der ältern Kunstwerke besonders verdient machten, fürs ganze Leben bedeutsam. In seinem 19. Jahre versuchte er sich, auf Veranlassung des kunstsinnigen Wallraf, in der Wandmalerei und schmückte die alte Kirche zu Neuß mit einigen heiligen Darstellungen. Im J. 1809 siedelte er nach Frankfurt über und begann hier den Cyklus von Darstellungen zum «Faust» (Eigentum des Städelschen Instituts zu Frankfurt, von Ruschewegh und Thäter gestochen), welche trotz ihrer leichten Umrißzeichnung an Größe des Formgefühls, Tiefe der Auffassung und Gewalt des Ausdrucks alle gleichzeitigen Werke ihrer Gattung weit überragen und einen Charakter ankündigen, der sich dem gefallsüchtigen Wesen der Kunst des 18. Jahrh. mit sittlichem Pathos entgegenstellt. Die Reife empfing C. in Rom, wohin er 1811 zum ersten male kam. Hier entstanden zunächst die Kompositionen zum «Nibelungenlied» (gestochen von Amsler, Barth, Lips und Ritter), die von patriotischer Empfindung durchweht, eine fast noch rücksichtslosere Energie der Formgebung bekunden. In der Gemeinschaft mit gleichgesinnten Genossen, unter denen namentlich Fr. Overbeck hervorragt, befestigte sich die aufs Bedeutende und Charaktervolle gerichtete Kunstanschauung des jungen

Meisters, die immer entschiedener auf monumentalen Ausdruck hindrängte. Um eine Probe abzulegen, erbat er sich gemeinschaftlich mit Overbeck, Veit und W. Schadow einen Saal der vom damaligen preuß. Konsul Bartholdy, einem hochgebildeten Kunstfreunde, bewohnten Casa Zuccari auf Monte Pincio, um denselben in der damals wieder ins Leben gerufenen Freskotechnik, deren sich die ältern ital. Meister bedient hatten, mit Bildern zur Geschichte Josephs auszumalen, von denen C. die Traumdeutung und die Wiedererkennung der Brüder übernahm (gestochen von A. Hoffmann). Diese Werke, die in ihrer erhabenen Einfachheit den glücklichen Einfluß erkennen lassen, welchen die großen Historienmaler Italiens, namentlich Masaccio und Rafael auf C. ausgeübt, bezeichnen den Beginn einer zu immer großartigern Aufgaben emporsteigenden Laufbahn. Sie hatten zunächst die Folge, daß der Marchese Massimi C. und seine Freunde mit Ausschmückung seines in der Nähe des Lateran in Rom gelegenen Gartenhauses betraute. Zu diesem Zwecke entwarf C. die Deckenkompositionen zu Dantes «Paradies» (lithographiert von Eberle), wurde aber an der Ausführung durch den Ruf des damaligen Kronprinzen Ludwig von Bayern verhindert, der die Säle der neu erbauten Glyptothek in München monumental geschmückt sehen wollte.

Im J. 1819 verließ C. Rom, um diese Malereien zu beginnen, gleichzeitig aber sollte er die Leitung der Akademie zu Düsseldorf übernehmen, zu welcher er besonders auf Betrieb Niebuhrs, der seine hohe Bedeutung erkannt und durch seinen persönlichen Einfluß viel zur Entwickelung des Meisters beigetragen hatte, von der preuß. Regierung ausersehen war. Winter und Sommer den Aufenthalt wechselnd, entfaltete nun C. eine erstaunliche Thätigkeit. Auf der düsseldorfer Akademie, wo sich zahlreiche talentvolle Schüler um ihn sammelten, wurden Vorstudien betrieben und die Kräfte geübt, die sich an den münchener Arbeiten bewähren sollten. Hier füllten sich unter eifriger Bethätigung der Schüler die Decken und Lünetten der Glyptothek mit den in reicher architektonischer Gliederung angeordneten Darstellungen zur griech. Göttermythe und zum trojanischen Sagenkreise, deren Kartons in der königl. Nationalgalerie zu Berlin aufgestellt sind, während die Gemälde selbst meist von Schlotthauer und Zimmermann nach den Vorlagen des Meisters vollendet wurden, den König Ludwig 1825 zum Direktor der Akademie in München ernannte. Die Säle der Glyptothek enthalten in der Vorhalle einleitende Mythendarstellungen, sodann die Geschichten der Götter, in denen die Gemeinschaft der Götter und Menschen geschildert, der Sieg der Liebe über Natur und Gottheit verherrlicht wird. Die Hauptgemälde der obern halbrunden Wandflächen sind: Zeus als Herrscher des Olymp, Poseidon als König der Wasserwelt, Pluto in der Unterwelt, durch Orpheus zur Erlösung Eurydices bewegt (letzteres gestochen von E. Schäffer); im Heroensaale bilden die Hauptgegenstände: Achills Zornausbruch gegen Agamemnon, Kampf um den Leichnam des Patroklos und Zerstörung der Burg Ilion (letzteres gestochen von Merz), während auf die Deckenfelder die wichtigsten übrigen Momente aus dem Trojanischen Kriege u. a. verteilt sind. An diese großen Gemäldecyklen, welche 1830 vollendet waren, schließen sich der Gattung nach die Kompositionen zum Deckenschmuck des Korridors der Pinakothek an, in welchen C. eine bildliche Erzählung der Geschichte der Malerei vom Mittelalter bis zur Neuzeit mit unerschöpflichem Reichtum der Phantasie entwarf (die Originalentwürfe von Merz gestochen und von E. Förster mit Text herausgegeben, Lpz. 1874). Das zweite Hauptwerk, welches C. im Auftrage des Königs von Bayern auszuführen hatte, war die Dekoration der neu erbauten Ludwigskirche in München mit Wandgemälden religiösen Inhalts. Die Kartons zu denselben (jetzt meist in der Nationalgalerie zu Berlin) wurden teilweise in Rom gezeichnet, wo C. öfters verweilte; sie enthalten Hauptmomente der neutestamentlichen Geschichte von der Geburt Christi (gestochen von Merz) bis zum Jüngsten Gericht (gestochen von demselben), sowie Gruppen Heiliger und die Einzelfiguren der Evangelisten in kolossalem Maßstabe. Die Ausführung der Gemälde fiel größtenteils andern Händen zu, doch ist das Hauptbild Jüngstes Gericht, das größte überhaupt existierende Freskogemälde, von C. ganz selbständig vollendet.

Im J. 1841 wurde C. vom König Friedrich Wilhelm IV. nach Berlin berufen, wo ihm eine nicht minder großartige Thätigkeit bereitet werden sollte. Er übernahm die Aufgabe, in einem großen Wandgemäldecyklus die Hallen des neu zu erbauenden Campo-Santo, der preuß. Fürstengruft, mit Darstellungen des christl. Epos zu schmücken. Das große Unternehmen ist bisher unausgeführt geblieben, allein C. hat die Entwürfe zu sämtlichen Bildern gezeichnet (Originale im Museum zu Weimar, gestochen von Thäter) und die Kartons zu einer der Wände in der beabsichtigten Größe ausgeführt (seit 1876 in der Nationalgalerie zu Berlin), sodaß eine Vorstellung des gigantischen Werks ermöglicht ist. Der Inhalt dieser Kompositionen, welche auf die vier Seiten des oblongen Raums verteilt gedacht waren, ist: der Sieg Christi über leiblichen und geistigen Tod, das Walten der Gnade Gottes über der sündhaften Menschheit, die evang. Geschichte und das Ende der Dinge nach der Offenbarung. Sie sind so disponiert, daß eine Reihe von Bildergruppen entsteht, von denen jede drei nach Bedeutung und Maßstab verschiedene Bestandteile enthält: Hauptbild, Sockelbild und halbrundes Giebelbild (Lünette); dazwischen sollten in scheinbaren Nischen große grau in grau gemalte, in der Wirkung der Plastik entsprechende Gruppen die Seligpreisungen der Bergpredigt charakterisieren. Durchgeführt sind nur die Kartons zu den Gemälden Einer Wand: die Apokalyptischen Reiter (besonders gestochen von Thäter) und darüber die Engel des Zornes, der Sturz Babels und darüber der zur Ernte sich anschickende Menschensohn, die Auferstehung der Toten und darüber der weckrufende Weltrichter, die Erscheinung des neuen Jerusalem und darüber der Sturz Satans; unterhalb in vier Friesstreifen (Predellen) die Werke der Barmherzigkeit. In seiner Totalität und vermöge der Großartigkeit der Gestaltung und des Reichtums tiefsinniger Bezüge muß das Werk als die bedeutendste Darstellung dieses Stoffs bezeichnet werden, die jemals von einem Maler unternommen worden ist. Die Mehrzahl der Kartons zeichnete C. in Rom, wo er zuletzt 1853—61 dauernd verweilte. Bis zum letzten Tage fast an der Vervollständigung der Kartons zum Campo-

Artikel, die man unter C vermißt, sind unter K aufzusuchen.

Santo thätig, starb er 6. März 1867 in Berlin. Am 24. Juni 1879 wurde ihm in seiner Vaterstadt Düsseldorf ein Bronzedenkmal errichtet (von Donndorf) und 1881 seine Marmorstatue (von Calandrelli) in der Vorhalle des berliner Museums aufgestellt. Seine Kolossalbüste in Bronze (von Wittig) befindet sich in der Nationalgalerie in Berlin.

Von C.' Einzelwerken, die neben den großen monumentalen Cyklen entstanden, sind hervorzuheben: Christus in der Vorhölle (Galerie Raczynski), Lady Macbeth (gestochen von Burger), Hagen den Nibelungenhort versenkend (Nationalgalerie), Romeo und Julia (Städelsches Institut, gestochen von Schäffer), Zeichnungen zu «Tasso» (gestochen von Eichens), farbiger Entwurf zum berliner Dombilde, darstellend die Erwartung des Jüngsten Gerichts (Nationalgalerie), Zeichnungen zu dem von König Friedrich Wilhelm IV. dem Prinzen von Wales als Pathengeschenk gewidmeten «Glaubensschilde» (modelliert von Fischer, gestochen von A. Hoffmann und L. Schubert).

Vgl. über C.' Leben und Kunst: Riegel, «C. der Meister deutscher Malerei» (Hannov. 1866; 2. Aufl. 1870); A. von Wolzogen, «Peter von C.» (Berl. 1867); Herm. Grimm, «Essays»; Ernst Förster, «Peter von C. Ein Gedenkbuch aus seinem Leben und Wirken» (2 Bde., Berl. 1874); Carriere, «Peter C.» (in Bd. 7 des «Neuen Plutarch», Lpz. 1880).

Cornelius (Peter), Neffe des vorigen, Komponist, geb. 24. Dez. 1824 zu Mainz, wurde von seinen Eltern zum Studium der Musik bestimmt, lag demselben unter Dehn in Berlin ob und ging dann 1853 nach Weimar. Hier veröffentlichte er eine Anzahl Kompositionen und eine komische Oper: «Der Barbier von Bagdad» (1859). Von 1860 bis 1864 lebte er in Wien und wurde dann nach München als Professor der Harmonielehre an der königl. Musikschule berufen. Er starb in seiner Vaterstadt Mainz 26. Okt. 1874. C. hat sich in seinen musikalischen Produktionen als ein Komponist von Gemütstiefe und ernstem künstlerischen Streben gezeigt. Auch als lyrischer Dichter trat er auf mit «Zwölf Sonette» (Weim. 1859), «Lieder» (Pest 1861) und einer deutschen Übertragung der Sonette von Mickiewicz (Lpz. 1868).

Cornelius a Lapide, berühmter Exeget, ward 1566 zu Bukold, einem Dorfe im Stift Lüttich, geboren, trat 1592 in den Jesuitenorden ein, lehrte zuerst in Löwen, dann in Rom die hebr. Sprache und legte die Schrift aus. Er starb zu Rom 12. März 1627. Von ihm sind Kommentare über sämtliche Schriften des Alten und Neuen Testaments zuerst einzeln erschienen, nach seinem Tode gesammelt (16 Bde., Vened. 1720 u. öfter). Dieselben sind durch reichliche mystisch-allegorische Deutungen sehr umfangreich geworden, werden aber noch jetzt geschätzt und vielfach benutzt wegen des aus ältern Kirchenlehrern mit großer Sorgfalt zusammengetragenen Materials.

Cornelius Nepos, röm. Geschichtschreiber, s. Nepos.

Cornell University, s. Ithaca.

Cornēto, seit 1872 offiziell Corneto-Tarquinia, Stadt und Bischofssitz in der ital. Provinz Rom, an der Marta und an der Eisenbahn Florenz-Livorno-Rom, mit (1881) 6175 E., einer got. Kathedrale und mehrern Palästen von ganz originellem, mittelalterlichem Charakter, mit Mauern und Türmen, ist bekannt wegen der vielen in seiner Umgebung ausgegrabenen Altertümer. In der Nähe lag die alte etrusk. Stadt Tarquinii, die Stadt der Tyrrhener, wahrscheinlich einst die Hauptstadt der zwölf etrusk. Bundesstädte, welche im 8. Jahrh. durch die Sarazenen zerstört wurde. Von der alten Stadt selbst sind nur sehr geringe Reste vorhanden; aber die Totenstätte, welche sich fast 5 km weit auf dem Hügelrücken (i montarozzi genannt) hinzieht, ist eine der größten Merkwürdigkeiten Italiens. Die Erdhügel sind meist vergangen, die Gräber also unterirdisch und die zu ihnen führenden horizontalen Gänge erhalten. Unter den vielen bisher geöffneten Gräbern (grotte genannt) bieten mehr als zwanzig ganz besonderes Interesse; von diesen sind die wichtigsten die Grotta de' cacciatori, Grotta del triclinio, del morto, del Tifone, Querciola, del cardinale, delle iscrizioni, delle bighe, del Barone. Die meisten sind durch Wandgemälde geschmückt, auf welchen man die Kunst von dem alten, von der griech. Kunst noch unabhängigen etrusk. Stile durch die verschiedenen Entwickelungsphasen bis zu dem röm. Einflusse verfolgen kann. Die Geräte, Waffen, Vasen, Altäre, Schmucksachen u. s. w., welche sich darin vorgefunden, sind in frühern Jahren in die verschiedenen Museen gewandert; die aus vorgriech. Zeit (auch Bronze- und Bernsteingegenstände) tragen noch asiat. Gepräge. Die größte der zahlreichen Grabkammern mißt 5,5 qm, ist kaum mannshoch und hat vier aus dem Felsen gehauene Pfeiler, während an der Wand umher eine Bank läuft; in einer andern fanden sich 14 Sarkophage und 4 Leuchter. In C. befindet sich eine reiche Privatsammlung lokaler Altertümer, das Museo Bruschi, und das seit 1874 angelegte Museo etrusco municipale bereichert sich infolge der von der Stadt unternommenen Ausgrabungen von Jahr zu Jahr immer mehr. Namentlich die neueste Zeit hat reiche Ausbeute geliefert; besondern wissenschaftlichen Wert haben einige Thon- und Erzgegenstände aus sehr alter Zeit, welche in cylinderförmigen Brunnengräbern während der Ausgrabungen 1881—82 gefunden wurden.

Cornetto, s. unter Corno.

Corniani (Giovanbattista, Graf), ital. Litterarhistoriker, geb. 28. Febr. 1742 zu Orzi-Nuovi im Brescianischen, studierte in Mailand die Rechte und wurde Mitglied der Akademie der Transformati. Dann kehrte er nach Brescia zurück, wo er sich mit poetischen Versuchen beschäftigte. Damals entstanden die beiden Operntexte «L'inganno felice» und «Il matrimonio segreto», ferner einige Trauerspiele, wie «Die Decemvirn» (1774) und «Darius in Babylon». C. wurde Mitglied, später Präsident der neugegründeten Accademia di Agricoltura zu Brescia, war zur Zeit der Cisalpinischen Republik Beisitzer und einige Zeit Präsident des Kassationshofs, nachher Mitarbeiter an dem Civilgesetzbuch für das Königreich Italien und Abgeordneter zu dem Provinzialkongreß in Mailand. Er kehrte 1807 in seine Vaterstadt zurück, wo er in den Appellationshof eintrat. C. starb 7. Nov. 1813, nachdem er noch sein Hauptwerk, die ital. Litteraturgeschichte, unter dem Titel: «I secoli della letteratura italiana» (9 Bde., Brescia 1804—13) beendet hatte. Neue Ausgaben mit Zusätzen besorgten Ticozzi (2 Bde., Mail. 1832) und Predari (8 Bde., Tur. 1854—56).

Corniccelius (Georg), Historien- und Genremaler, geb. 1825 zu Hanau, war Schüler Pelissiers

daselbst und studierte 1848 auf der Akademie in Antwerpen. Nachdem er Dresden, Paris, München und Oberitalien besucht, ließ er sich in Hanau nieder. Zu seinen bekanntern Gemälden gehören: Gretchen vor der Madonna, Luther die Thesen anschlagend, Christus und die Samariterin, Zigeunerkinder, Mönche im Gebet, Deutsche Landsknechte in Rom u. s. w.

Corniche (frz.), Karnies, Kranzgesims einer [Säule.

Corniche (La, frz.; ital. Cornice) nennt man die am Busen von Genua, längs der Riviera di Ponente, hinführende Straße von Nizza nach Genua, eine der reizendsten und berühmtesten in ganz Europa, wegen der ungewöhnlichen Schönheit der Örtlichkeiten zwischen den See-Alpen und der unmittelbaren Nähe des Meeres. Hier zog sich schon früher eine alte Römerstraße hin, welche die felsigen, bis zum Ufer vorschreitenden Ausläufer der Alpen überstieg. Jetzt führt eine schöne Straße und eine Eisenbahn über alle die ihrer Lage wegen berühmten Orte. Zur Anlegung der Eisenbahn sind behufs des Überschreitens des Esterelgebirges ungeheuere Schwierigkeiten zu überwinden gewesen. An der Strecke von Nizza nach Mentone hat man sieben Jahre lang gebaut.

Cornichon (frz.), Pfeffergurke; figürl. Dummkopf.

Cornides (Daniel von), ungar. Geschichtsforscher, geb. 1732 zu Szent-Miklós im Liptauer Komitat, studierte in Erlangen Philosophie und Theologie, wurde Lehrer der deutschen Sprache am reform. Kollegium zu Klausenburg, begleitete als Sekretär den Grafen Jos. Teleki auf seinen Reisen durch Italien, Deutschland und Frankreich, später die Söhne desselben auf die Universität Göttingen und ward 1784 als Bibliothekar und Professor der Heraldik und Diplomatik an die Universität Pest berufen. Hier starb er 4. Okt. 1787. Seine Hauptwerke, in denen sich C. als rastlosen Sammler erweist, sind: «Regum Hungariae, qui saeculo XI. regnavere, genealogia» (Preßb. 1778), «Bibliotheca Hungarica» (Pest 1794), «Commentatio de religione veterum Hungarorum» (Wien 1791), «Danielis C. vindiciae Anonymi Belae regis notarii» (Ofen 1802). Deutsche Abhandlungen histor. Inhalts veröffentlichte er in Windischs «Ungarischem Magazin» und hinterließ an 30 Werke im Manuskript.

Cornificius (Quintus) hieß wahrscheinlich der Verfasser der gewöhnlich mit Ciceros rhetorischen Schriften verbundenen vier Bücher, die eine dem Gajus Herennius gewidmete Rhetorik enthalten («Rhetorica ad C. Herennium»). Dieses Werk ist aus griech. Quellen geschöpft, aber vom röm. Standpunkte aus mit klarem und selbständigem Urteil in etwas schwerfälliger Sprache geschrieben und für den Gebrauch röm. Redner eingerichtet. Cicero hat dasselbe namentlich in den Büchern de inventione stark benutzt. C. bekleidete 69 v. Chr. das Volkstribunat und bewarb sich 64 v. Chr. neben Cicero um das Konsulat. Die Hauptausgabe des Werks ist die von Kayser (Lpz. 1854), der auch die Autorschaft des C. festzustellen versucht hat; außerdem ist es sehr oft zusammen mit Ciceros rhetorischen Schriften herausgegeben, mit denen zusammen es auch überliefert ist. Vgl. Kröhnert, «Die Anfänge der Rhetorik bei den Römern» (Memel 1871).

Corning, Flecken im County Steuben des nordamerik. Unionsstaates Neuyork, am Chemungflusse, 21 km nordwestlich von Elmira, Eisenbahnkreuzungspunkt der Neuyork-Erie-, der C.-Bloßburg- und der Buffalo-C.-Neuyork-Eisenbahn, ist durch den Chemungkanal und Seneca-Lake mit dem Eriekanal in Verbindung gesetzt, hat einen ausgedehnten Handel in Kohlen und Nutzholz, besitzt mehrere Fabriken und zählt etwa 5000 E.

Corno (ital.), Horn; C. di caccia (spr. káttscha), Waldhorn; Cornetto, kleines Horn.

Cornouailles, franz. Landschaft der Bretagne, hat ihren Namen, ebenso wie das brit. Cornwall, davon erhalten, daß sie das Ende des Gaël- oder gallischen Landes bildet. Die jetzige Hauptstadt des Depart. Finistère, Quimper-Corentin, war die Hauptstadt von C. und hieß auch häufig C. Jetzt gehört das Land zum Depart. Finistère.

Cornu (lat.), Horn; C. cervi, Hirschhorn; C. copiae, Füllhorn.

Cornu (Hortense), geborne Lacroix, Schwester des Architekten Paul Joseph Eugène Lacroix, war die Tochter der Amme des Prinzen Ludwig Napoleon, des spätern Kaisers Napoleon III., *aber nicht* dessen Milchschwester, als welche sie häufig irrtümlich bezeichnet wird. Sie wurde 1812 geboren, war die Taufpathin der Königin Hortense und nachmals die langjährige Vertraute Napoleons III. Im J. 1834 heiratete sie den Maler Sébastien C. (gest. im Okt. 1870). Sie war mit der deutschen Litteratur sehr vertraut und veröffentlichte unter dem Pseudonym Sébastien Albin «Ballades et chants populaires de l'Allemagne» (1841), «Goethe et Bettina, correspondance inédite» (2 Bde., 1843), und Beiträge zu verschiedenen Encyklopädien und Revuen. Sie starb zu Longpont bei Corbeil im Depart. Seine-et-Oise am 16. Mai 1875. Briefe, welche Ludwig Napoleon in seiner Jugend an sie richtete, werden in der pariser Nationalbibliothek aufbewahrt und sollen, in Gemäßheit einer von der C. kurz vor ihrem Tode ihrem Freunde Ernest Renan erteilten Befugnis, von letzterm zehn Jahre nach ihrem Tode veröffentlicht werden.

Cornus *L.*, Pflanzengattung aus der nach ihr benannten Familie der Cornaceen. Ihre hauptsächlich in Europa, Asien und Nordamerika wachsenden Arten sind der Mehrzahl nach Bäume und Sträucher, nur wenige krautig. Sie haben in der Regel gegenständige, stets ganze und ganzrandige Blätter und in Dolden und schirmförmige Trugdolden gestellte Blüten mit unterständigem Fruchtknoten, undeutlichem Kelchrande und vierblätteriger, kreuzförmiger Blumenkrone. Die Frucht ist eine längliche, meist beerenförmige Steinfrucht mit zweifächerigem Kern. Zu dieser Gattung gehört zunächst der Korneliuskirschen- oder Kornelbaum (C. mascula *L.*), auch Dürrlitze und Herrlitze genannt, ein kleiner, meist krummschäftiger Baum von 6—8 m Höhe und 8—10 cm Stärke bei einem Alter von 20—25 J. Oft ist derselbe nur strauchig. Die goldgelben Blüten erscheinen im ersten Frühling vor dem Laubausbruch und sind in kopfförmige, von vier großen gelblichen Hüllblättern umgebene Dolden gestellt. Die Blätter sind kurz gestielt, eiförmig zugespitzt, die hochrot gefärbten Steinfrüchte über 2,5 cm lang, von angenehm säuerlich-süßem Geschmack. Man kann sie roh und in Zucker eingemacht essen; in der Türkei bereitet man aus ihnen verschiedene wohlschmeckende Gelees und Sirupe. In Griechenland und Ungarn benutzt man dieselben vielfach zur Herstellung von Liqueuren. Sie gelten für sehr gesund und werden selbst Cholerakranken

als Erfrischung gestattet. Die unreifen, grünen Früchte können wie Oliven zubereitet werden. Aus den Kernen fertigen sich die Armen in der Türkei Rosenkränze. Das überaus feste, feinfaserige und schwere Holz ist namentlich von den Uhrmachern sehr gesucht, indem es vorzugsweise zu dem hölzernen Räderwerk der Wanduhren benutzt wird. Außerdem verwendet man dasselbe zu Radkämmen, Pressen, Walzen und musikalischen Instrumenten. Die geraden jungen Stämme und Stocklohden geben gute Stöcke ab. Berühmt sind seit langer Zeit die in Jena in großer Menge gefertigten, früher bei den Studenten, namentlich den Jenensern, sehr beliebten, wuchtigen **Ziegenhainer**, nach dem Dorfe Ziegenhain bei Jena benannt. Zu ähnlichen Zwecken, namentlich auch zu Peitschenstöcken und Pfeifenröhren, wird das Holz des viel häufiger wildwachsenden **Hartriegels** (C. sanguinea *L.*) benutzt, eines oft auch baumartig werdenden Strauchs mit ähnlich geformten Blättern, dessen weißgefärbte, in große, hüllenlose, schirmförmige Trugdolden gestellte Blüten (nach dem Laubausbruch erscheinen. Die im Herbst reifenden Früchte sind kugelig, erbsengroß, schwarz. Der Hartriegel wächst fast überall an Waldrändern und in lichten Laubgehölzen auf frischem, humosem Boden, während die Kornelıuskirsche bei uns vorzugsweise kultiviert und nur selten wild vorkommt. Mit dem Hartriegel, der seinen wissenschaftlichen Beinamen (der blutrote) von der roten Farbe der Zweige im Winter erhalten hat, ist nahe verwandt der nordamerikanische C. alba *L.*, der sich vorzüglich durch weiße, beerenartige Früchte von dem einheimischen Hartriegel unterscheidet. Ersterer gehört zu unsern gemeinsten Ziersträuchern und hat im Winter noch viel schönere blutrot gefärbte Zweige als der einheimische. Eine andere schöne nordamerik. Art ist C. florida *Ait.*, ein Baum von 7—10 m und mehr Höhe, dessen nach dem Laubausbruch sich entwickelnde, sehr kleine, grünliche Blütendolden von vier großen, kreuzweise gestellten, schneeweißen Deckblättern, die eine scheinbare Blume bilden, umgeben sind. Auch von dieser Art wird das Holz, welches eine schöne chokoladenbraune Farbe besitzt, zu Drechslerarbeiten u. s. w. verwendet.

Cornutus (C. syllogismus), «gehörnter» Schluß, s. unter **Dilemma**.

Cornutus (L. Annäus, auch **Phurnutus** genannt), röm. Philosoph der stoischen Schule, Lehrer und Freund des bekannten Satirikers Persius, lebte um die Mitte des 1. Jahrh. n. Chr. in Rom. Er schrieb ein griech. Werk über das Wesen der Götter, worin er die der stoischen Schule eigentümliche allegorische Ausdeutung der volkstümlichen Mythologie durch physik. und moralische Einsichten ausführte. Dasselbe ist von Fr. Osann (Gött. 1844) herausgegeben. Vgl. Martini, «De L. Annaeo Cornuto» (Leid. 1825).

Cornwall, die südwestlichste Grafschaft von England, wird begrenzt im O. von Devon, auf allen andern Seiten vom Atlantischen Ocean, der seine Wellen an einer vielfach ausgezackten Küste bricht und das vulkanische Kap Lizard (mit Leuchtturm) und das granitische Landsend als südwestlichste Vorgebirge Englands umspült. In Harmonie mit dem Gegenlande der Bretagne erscheint die mit Einschluß der vorliegenden Scilly-Inseln 3584 qkm umfassende Halbinsel als ein bis gegen 396 m hohes Berg- und Hügelland, zusammengesetzt aus öden Felsplatten, überhöht von kahlen, dunkeln Felsrücken, und an den Kanten ausgezackt. Das vorherrschende Gestein ist devonischer Kalkstein, von großen Massen Granit und Trappfelsen durchbrochen. Der höchste Punkt ist Brown-Willy (ursprünglich Bryn-uhella, d. i. höchster Hügel), 417 m hoch. Die tiefen Küstengegenden genießen unter vorherrschend maritimem Einflusse die Vorzüge eines äußerst milden Klimas, wie nicht bloß die mittlere Jahreswärme von 12,5° C., die Winterwärme von 9,4° und die Sommerwärme von 15,75° C. bezeichnet, sondern noch sprechender das Überwintern der Myrte im Freien und das Bestehen der Pomeranze, des Weins und der Aprikose unter dem winterlichen Schutze einfacher Matten darthut. Die Winde sind sehr heftig und gewaltig wechselnd; die Feuchtigkeit der Luft ist übergroß, und die Ernten sind daher spät. Einzelne Thäler sind außerordentlich fruchtbar. Die höhern Bergebenen zeigen sich rauher. Die Ackerkrume ist hier dünn verstreut, weit ausgedehnte Moorstrecken nicht selten, und die magern Weiden bieten bloß der Schafzucht günstiges Terrain. Es ist daher C. weder ein Land des Ackerbaues noch der Viehzucht, wenngleich drei Viertel des Bodens nutzbar sind; und doch verlockten seine Reichtümer schon in alten Zeiten die Handelsvölker des Mittelmeeres zu weiten Seefahrten. Diese Reichtümer sind die Schätze des Mineralreichs, besonders das Kupfer und das Zinn, welches letztere einst ganz England den Namen der Zinninseln (Kassiteriden) einbrachte. Für das Kupfer, welches in Swansea (Wales) verschmolzen wird, sind die reichsten Gruben zwischen der Stadt Truro und dem Kap Landsend. Wichtiger noch war sonst das Zinn, dessen Hauptminen sich bei Redruth, Helston u. s. w. befinden, das aber in viel geringerer Menge vorhanden ist als Kupfer, Blei und Silber. Jährlich werden an Seifenstein und Porzellanthon nach dem Töpfereibezirk und an Porzellanfabriken große Quantitäten gesendet. Der Bergbau beschäftigt im südwestlichsten Ende, dem an Erzen reichsten Teile Britanniens, neun Zehntel der Bevölkerung, welche 1881: 329484 Seelen zählte, denen aber auch die See ein Feld gewinnbringender Thätigkeit eröffnet. Der Fischfang, besonders auf Pilchards, beschäftigt ebenfalls zahlreiche Menschen.

Der **cornische** (keltische) **Typus** in der Bevölkerung, meist durch Jahrhunderte mit dem saxonischen verwachsen, ist dennoch überall herauszuerkennen an den schwarzen Haaren, dunkeln Augen, länglichem Gesicht und der braunen Gesichtsfarbe. Die **cornische Sprache** ist erloschen. Schon zu Ende des 16. Jahrh. war sie völlig im Niedergange; im 17. Jahrh. hielt sie sich noch im äußersten Südwesten; zu Anfang des 18. Jahrh. lebte sie nur noch in fünf oder sechs Dörfern, und zu Ende desselben Jahrh. (1768) starb die Fischerfrau Dolli Pentraeth als die letzte Person der Urbewohner des Landes, welche cornisch sprachen. Die Sprache ähnelt sehr dem Kymreg von Wales und dem Bas-Breton in der Bretagne. Tre = Wohnort, Pol = Wasserfläche, Pen = Gipfel kehren in den Ortsnamen unzähligemal wieder.

Hauptstadt der Grafschaft ist **Bodmin** (s. d.); früher war es Launceston. Der beste Hafen ganz Englands, nächst Pembroke, rücksichtlich des natürlichen Schutzes ist Falmouth, und der Mittelpunkt des Bergbaues und Zinnhandels Redruth im Südwesten. Die Grafschaft sendet 4 Abgeordnete in

das Parlament, 10 andere senden die Städte. Ein Teil der Grafschaft ist Eigentum des Prinzen von Wales, als Herzogtum C. Das Land hatte ursprünglich eigene Herrscher, bis es unter Egbert 823 zu England kam; durch Eduard III. erhielt es 1330 Rang und Titel eines Herzogtums.

Vgl. Murray, «Handbook for C.» (Lond. 1879); Tregellas, «Tourist's guide to C. and the Scilly Isles» (2. Aufl., Lond. 1880).

Cornwall (Barry), Schriftstellername des engl. Dichters Bryan Waller Procter (s. d.).

Cornwallis (Charles Mann, Marquis von), brit. General, der ältere Sohn des ersten Grafen dieses Namens, wurde 31. Dez. 1738 geboren und trat, nachdem er zu Eton und Cambridge seine Studien vollendet, 1761 als Lord Broome in die Armee, nahm am Siebenjährigen Kriege als Adjutant des Marquis von Granby teil und stieg nach seiner Rückkehr zum Obersten auf. Schon 1761 kam er infolge des Todes seines Vaters ins Oberhaus, wo er sich der Kolonialpolitik des Ministeriums widersetzte. Am 3. Mai 1776 landete er mit sieben Regimentern Infanterie bei Kap Fear in Nordcarolina und kämpfte dort bis 1779 unter den Generalen Howe und Clinton. Er erfocht 16. Aug. 1780 einen blutigen Sieg über den General Gates bei Camden und im März 1781 über General Green bei Guilford, wurde aber bei Yorktown von Washington zu Lande und der franz. Flotte eingeschlossen und mußte sich 19. Okt. 1781 mit 9000 Mann ergeben. (S. Clinton.) Deshalb zurückgerufen, ging er 1786 als Generalgouverneur nach Bengalen und landete im September in Kalkutta. Hier griff er 1791 den kriegerischen Sultan von Mysore an, siegte bei Bangalore, belagerte im folgenden Jahre Seringapatam und nötigte endlich den von allen Seiten bedrängten Tippo-Sahib, sich zu unterwerfen und der Ostindischen Kompagnie einen großen Teil seiner Besitzungen abzutreten. Demnächst organisierte er die Verwaltung Ostindiens, besonders das Steuerwesen, kehrte 1793 nach England zurück, wurde zum Marquis erhoben und erhielt 1798 das Gouvernement von Irland, wo er die dort gelandeten Franzosen gefangen nahm, den Aufruhr unterdrückte und die Union mit England einleitete. C. unterhandelte 1801 den Frieden mit Frankreich und unterzeichnete 27. März 1802 den Vertrag zu Amiens. Nach dem Rücktritt des Marquis von Wellesley übernahm er 1805, obschon kränklich, noch einmal das Generalgouvernement in Ostindien, starb aber schon 5. Okt. desselben Jahres bald nach seiner Ankunft zu Ghazapore (Provinz Benares). C. war ebenso ausgezeichnet als Krieger wie als Beamter; er besaß ein außerordentliches Organisationstalent. Zu Madras, Bombay und Kalkutta wurden ihm Denkmale errichtet, und das Parlament ließ ihm ein Monument in der Paulskirche in London setzen. Seine «Correspondence» (herausg. von Roß, 2. Aufl., 3 Bde., Lond. 1859) enthält namentlich über seine Thätigkeit in Irland wertvolle Mitteilungen.

Cornwallis (William Mann, Graf), brit. Admiral der roten Flagge, geb. 25. Febr. 1744, trat jung in den brit. Seedienst und erhielt während des nordamerik. Befreiungskriegs, sowie in dem Kriege gegen die Französische Republik größere Kommandos übertragen. Zwistigkeiten mit dem an der Spitze der Admiralität stehenden Admiral Howe und Intriguen brachten C. 1796 vor ein Kriegsgericht, das ihn jedoch freisprach. C. befehligte später die Kanalflotte und starb am 5. Juni 1819.

Cornwallkessel, eine Art von Dampfkesseln, so genannt, weil diese Art zuerst in der engl. Grafschaft Cornwall für die Wasserhebungsmaschinen der Bergwerke angewendet wurde.

Cornwall-Landing, Dorf im nordamerik. Staate Neuyork, fast 100 km nördlich von Neuyork, am rechten Ufer des Hudson, am nördl. Ende der 26 km am Flusse sich hinziehenden Highlands und vor der Erweiterung des Flusses zur Newburgbai, ist der besuchteste Sommerort am Flusse, mit einer Menge von Hotels und Restaurants, von welchem aus sich hübsche Partien unternehmen lassen.

Corny, Dorf im Canton Gorze des Landkreises Metz, im Bezirk Lothringen des Reichslandes Elsaß-Lothringen, am rechten Moselufer, 6 km östlich Gorze und 14 km südwestlich Metz gelegen, hat (1880) 1416 meist kath. E. und ein Schloß mit hübschem Park. Das Schloß bildete vom 9. Sept. 1870 bis zur Kapitulation von Metz das Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl von Preußen.

Coro oder Santa-Ana de C., Hauptstadt des Staates Falcon im südamerik. Bundesstaate Venezuela, nahe dem Golfete de Coro, der östlichsten Bucht des Golfs von Venezuela oder Maracaibo, in einer dürren sandigen Gegend mit heißem, jedoch nicht ungesundem Klima gelegen, hat regelmäßige, aber ungepflasterte Straßen, unansehnliche Häuser und an nennenswerten Gebäuden nur zwei Kirchen. Das Trinkwasser muß fast 7 km weit auf Maultieren herbeigeholt werden. Die einst blühende und reiche Stadt hat in den Unabhängigkeitskriegen sehr gelitten und zählt (1873) 8172 E. (worunter viele Indianer und Mestizen), die sich von Viehzucht und Handel nähren, wie denn die Stadt auch für einen großen Teil der Provinz der Hauptmarkt der landwirtschaftlichen Produkte ist. Der dem nicht unbedeutenden Handel geöffnete Hafen La Vela oder Vela de Coro, 10 km im Osten, nahe der Mündung des kleinen Rio C., an der Landenge, welche die große Halbinsel Paraguaná mit dem Festlande verbindet, besonders günstig für den Zwischenverkehr mit den benachbarten westind. Inseln und namentlich für den Schmuggelhandel mit Curaçao gelegen, ist ein unansehnlicher Ort mit einer guten Reede an der gleichnamigen Bai des Antillenmeers. Die Stadt C., die erste feste Niederlassung der Spanier an der Nordküste Südamerikas, wurde am St. Anna-Tage (26. Juli) 1527 von Juan de Ampués gegründet und nach dem hier vorgefundenen Indianerstamme Sta.-Ana de Coriana (woraus C. entstanden) genannt. Schon 1528 kam C. unter die Verwaltung der deutschen Gouverneure des augsburgischen Hauses Welser (s. d.) und wurde bald danach die Hauptstadt des Landes. Von C. gingen im 16. Jahrh. viele Expeditionen nach dem Innern zur Entdeckung und Eroberung, namentlich zur Auffindung des Eldorado aus. Seit der Erhebung von Caracas zur Hauptstadt (1578), wohin 1583 auch das 1536 gegründete Bistum verlegt wurde, begann der Verfall der Stadt C.

Coroa, portug. Goldmünze, s. unter Krone (Münze).

Coroado, ein Indianerstamm in Südamerika, in der brasil. Provinz Minas-Geraes. (S. Tafel: Amerikanische Menschenstämme, Fig. 3.)

Corollarium (lat.), ein Folgesatz, der sich aus einem schon bewiesenen Satze unmittelbar ergibt und daher eines besondern Beweises nicht bedarf.

Corōna (lat.), der Kranz, die Krone; in übertragener Bedeutung auch ein Kreis von Zuhörern, ferner der Heiligenschein; die Umzingelung eines belagerten Ortes.

Corōna (lat., d. h. Kranz; grch. στέφανος) war bei den Griechen und Römern die vornehmste äußere Ehrenauszeichnung. Bei den Griechen trugen ihn manche Beamte im Amt, sowie die Redner in Volksversammlungen, vornehmlich aber wurden Kränze als Siegespreise in den öffentlichen Wettkämpfen (s. Agon), sowie an verdiente Bürger oder Fremde von Staats wegen verliehen. Erstere waren teils aus natürlichen Zweigen und Blättern, teils von Gold, letztere regelmäßig aus Gold. Außerdem bekränzte man sich bei Opfern, Festen und Gelagen. Auch bei den Römern findet sich die Verwendung von Kränzen bei solchen Anlässen sowie als Siegespreise bei Kampfspielen. Hauptsächlich aber dienten sie bei diesen als militärische Auszeichnungen. Abgesehen von der civica (s. Bürgerkrone), war die höchste Auszeichnung die C. triumphalis, der Lorbeerkranz, den der siegreiche Feldherr wie alle mit ihm einziehenden Soldaten beim Triumphe trug, den er allein aber auch nachher noch bei Festen und Spielen, bei denen auch andere Inhaber von Ehrenkränzen diese tragen durften, zu tragen das Recht hatte, während ihm beim Triumphe noch ein Sklave einen goldenen Lorbeerkranz von hinten über das Haupt hielt. Bei der Ovation (s. d.) trat an die Stelle des Lorbeerkranzes die C. myrtea oder ovalis, ein Kranz aus Myrtenblättern. Aus Gras war die C. graminea oder obsidionalis, die für Rettung eines Heeres aus verzweifelter Lage von diesem selbst einem Führer zum Geschenke gemacht wurde. Goldene Kränze, die vom Feldherrn verliehen zu werden pflegten, waren die C. muralis, mit zinnenartigen Verzierungen für Erstürmung einer Mauer, die C. vallaris oder castrensis, mit einer wallartigen Verzierung für Auszeichnung bei Eroberung eines Lagers, die C. navalis oder rostrata, auch classica genannt, welche für Auszeichnung in Seeschlachten, in der Regel aber nur siegreichen Flottenführern verliehen ward; insbesondere erhielt eine solche Agrippa 36 v. Chr. vom Senat. Cäsar wurde sodann das Recht, den natürlichen Lorbeerkranz des triumphierenden Feldherrn, sowie auch den goldenen zu tragen, als dauerndes Ehrenrecht verliehen. Dasselbe Recht erhielten sämtliche Kaiser, so jedoch, daß von dem goldenen Lorbeerkranz nur bei Festen und Spielen Gebrauch gemacht wurde, während das Tragen des Lorbeerkranzes wie der Triumph selbst in der Kaiserzeit keinem Privatmann mehr gestattet wurde. Auf diese Weise erhielt dieser Kranz die Bedeutung einer Krone. Der Strahlenkranz (die C. radiata) war in den beiden ersten Jahrhunderten Abzeichen der nach ihrem Tode vergötterten Kaiser. Erst seit Caracalla findet sich die C. radiata auch auf den Münzen, die im Namen der Kaiser geprägt wurden, während sie auf solchen des Senats schon seit Nero oft vorkommt. Vgl. Merklin, «De Varrone coronarum Romanorum militarium interprete etc.» (Dorpat 1859).

Corōna (lat., Krone) nennt man die weißliche Strahlenkrone, die während einer totalen Sonnenfinsternis die dunkle Mondscheibe nimbus- oder glorienförmig umschließt. Die C., welche zwar scheinbar am Mondesrand auftritt, deren wahrer Sitz jedoch der Sonnenrand ist, wurde besonders seit der totalen Sonnenfinsternis im J. 1842 wiederholt (1850, 1851, 1860, 1868, 1869, 1870, 1875, 1878) aufmerksam beobachtet, wobei sich ergab, daß dieselbe, obwohl an vielen Stellen von den eigentümlichen karminroten Hervorragungen, den sog. Protuberanzen (s. d.), unterbrochen, doch in der Beschaffenheit wesentlich von diesen zu unterscheiden ist. Neuere spektroskopische Beobachtungen ergeben nun, daß das Spektrum der C. ein doppeltes ist; es besteht zunächst aus einem schwachen kontinuierlichen Spektrum, woraus hervorgeht, daß ein Teil des Coronalichts reflektiertes Sonnenlicht sein muß, sodann aus einer einzelnen hellen grünen Linie, die auch in dem Spektrum der Protuberanzen gesehen wurde, aber bisher noch nicht mit einem irdischen Stoffe zu identifizieren war. Die Ausdehnung der C. ist eine ungeheuere und erstreckt sich für uns sichtbar nicht selten bis zu einer Höhe von 700000 km (dem halben Sonnendurchmesser). Eine eigentliche Atmosphäre, eine kontinuierliche, sich durch eigene Elasticität erhaltende Gasmasse ist sie aller Wahrscheinlichkeit nach nicht, sondern viel eher besteht sie aus einzelnen Partikeln, die durch die Wirkung der enormen Hitze zu Dampf verflüchtigt sind. Möglicherweise ist sie durch Schwärme äußerst kleiner Meteore, welche die Sonne in unmittelbarer Nähe umkreisen, entstanden. (S. Sonne.)

Coronado (Carolina), span. Dichterin der Gegenwart, geb. 1823 zu Almendralejo in der Provinz Badajoz, dichtete schon als Kind und trat bereits im 15. Jahre mit einer Ode an die Öffentlichkeit, und zwar im Liceo de Madrid, einem belletristischen Verein. Ihre Ode «A la palma» fand begeisterten Beifall und öffnete ihr die angesehensten Journale ganz Spaniens, in die sie zahlreiche Dichtungen lieferte. Im J. 1843 veröffentlichte sie eine erste Sammlung ihrer «Poesias». Als sie einige Jahre später nach Madrid kam, wagte sie sich auch an dramatische Versuche. Ihre Komödie «El cuadro de la esperanza» und das histor. Schauspiel «Alfonso IV de Aragon» kamen zur Aufführung; doch sind beide nicht von großem Werte. Ungleich besser gelangen ihr Romane und Novellen; beliebt sind: «Paquita», «La luz del Tajo» und «Adoracion», welche drei zusammen in einem Bande erschienen (Isla de San-Fernando 1851); besonders «Jarilla» (7. Aufl., Madr. 1874), «Sigea» (Madr. 1854 u. 1864) und «La rueda de desgracia» (Madr. 1874) und eine Reiseskizze: «Del Tajo al Reno». Kleinere Erzählungen und einzelne lyrische Gedichte lieferte sie fortwährend in das «Siglo Pintoresco», den «Almanaque literario» und andere Revistas der Hauptstadt. Ihre Werke zeichnen sich durch anmutige Einfachheit und durch eine bei Südländern seltene Tiefe des Gemüts aus; ihre Gedichte sind überdies voll Wohllaut und Klang. Von allen bedeutendern Dichtern ihres Vaterlandes ward sie gefeiert; berühmt ist das von Espronceda ihr gewidmete Lied: «En la soledad.»

Coronelli (Marco Vincentio), ital. Historiker und Geograph, Minoritenprovinzial von Ungarn, wurde 1702 General seines Ordens und starb 1718 als Kosmograph der Republik Venedig. Er stiftete die Societas geographica Argonautarum, verfertigte Himmels- und Erdgloben, zeichnete viele Karten und schrieb das encyklopäd. Werk «Bibliotheca universalis sacro-profana» (28 Bde., wovon nur 7 im Buchhandel erschienen).

Corōner (lat. Coronator) heißt in England ein Beamter, der seit den Zeiten Richard Löwenherz'

aus den Einwohnern der Grafschaft bestellt werden sollte, um die Rechte der Krone wahrzunehmen. Für die Hauptgeschäfte dieser Art ist später das Amt der Friedensrichter eingeführt, dem C. blieb aber der besondere Beruf, die Ursache plötzlicher ungewöhnlicher Todesfälle mit Zuziehung von 12—23 Geschworenen aus der Nachbarschaft zu untersuchen und damit das gerichtliche Verfahren wegen Mordes oder Totschlags einzuleiten. Der C. führt auch die Untersuchungen über Schiffbrüche und die Bergung der auf den Wracken befindlichen Gegenstände, sowie einige andere gerichtliche Geschäfte. Man gestattete im Mittelalter den Gerichtsmännern der Grafschaft, den C. dem Lordkanzler vorzuschlagen, woraus sich ein Wahlrecht der «Freisassen» entwickelt und bis heute erhalten hat. Er wird auf Lebenszeit ernannt, kann aber wegen Mißbrauchs oder Vernachlässigung seiner Amtspflichten abgesetzt werden. Die Gesetzgebung der neuern Zeit hat manche schwere Gebrechen der Einrichtung zu beseitigen und das Verfahren zu verbessern gesucht, insbesondere die Zuziehung ärztlicher Sachverständiger befördert.

Coronilla *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Leguminosen; der Name C. rührt daher, weil ihre doldenförmig angeordneten Blumen gleichsam eine Krone (corona) bilden, woher auch die Bezeichnung Kronenwicke stammt, den die deutschen Botaniker dieser Gattung gegeben haben. Ihre in Europa, den Mediterranländern, Asien und Westindien wachsenden Arten sind teils Kräuter, teils Halbsträucher und Sträucher. Sie haben unpaarig gefiederte Blätter und in einfache, langgestielte, blattwinkelständige Dolden gestellte Blüten. Die Frucht ist eine aus länglichen, einsamigen Stücken zusammengesetzte Gliederhülse. Die gemeinste der in Deutschland vorkommenden Arten ist C. varia, die bunte Kronenwicke, auch bunter Peltschen und Schaflinse genannt, ein perennierendes Kraut mit niederliegenden, oft langen Stengeln und weiß und rosenrot gefärbten Blumen, welches häufig auf Sand- und Kalkboden in sonniger Lage vorkommt und jung den Schafen ein angenehmes Futter bietet. Der Saft des ältern Krautes erregt heftiges, selbst tödliches Erbrechen und Purgieren, weshalb die Pflanze für giftig gilt. Unter den strauchigen Arten, welche fast alle gelb blühen, ist besonders C. Emerus *L.*, großer Peltschen oder Skorpionswicke, ein in Südeuropa und schon in der Schweiz und in Süddeutschland wildwachsender, bei uns häufig zur Zierde angebauter Strauch, bemerkenswert. Er wird bloß 2 m hoch und hat blaßgelbe Blumen mit auffallend langgestielten Blumenblättern. Die Blätter dieses Strauchs enthalten einen purgierend wirkenden Stoff. Zugleich geben sie samt den Blumen eine blaue Farbe.

Coronilla, s. Escudillo.

Coronini-Cronberg (Joh. Baptist Alexius, Reichsgraf), österr. Feldzeugmeister, geb. 16. Nov. 1794 zu Görz, trat 1813 als Pionierkadett in die österr. Armee, wohnte als Lieutenant den Feldzügen von 1813 und 1814 bei, dem letzten im ital. Freikorps des Obersten Schneider, und wurde bei der Auflösung desselben zum Infanterieregiment Erzherzog Karl versetzt. Im J. 1824 trat er mit Vorbehalt seines Armeeverhältnisses in modenes. Dienste, aus welchen er jedoch bei den damaligen Kriegsaussichten bald in das österr. Heer zurückkehrte, wo er als Hauptmann angestellt wurde. Er diente hierauf in Italien, bis er 1836 zum Kämmerer des Erzherzogs Franz Karl ernannt und als Oberhofmeister mit der Erziehung des ältesten Sohnes desselben, Franz Joseph, des jetzigen Kaisers von Österreich, betraut wurde. Im J. 1837 zum Major und 1843 zum Obersten befördert, erhielt C. 1848 beim ersten ital. Kriege als Generalmajor eine Brigade in Tirol, mit welcher er die Pässe gegen Italien deckte. Im folgenden Jahre wurde er zum Feldmarschallleutenant, ad latus des kommandierenden Generals in Slawonien und Kroatien ernannt, 1850 zum Militär- und Civilgouverneur im Banat und der serb. Wojwodschaft. Als Österreich 1854 im Orientkriege ein Observationskorps an der türk.-russ. Grenze aufstellte, erhielt C. den Oberbefehl über dasselbe und besetzte damit die Walachei nach dem Abmarsch der Russen. Im Juli 1859 wurde C. zum Banus und kommandierenden General in Kroatien und Slawonien, zum Gouverneur von Fiume, sowie zum Oberpräsidenten der Banaltafel in Agram ernannt. Im Juni 1860 erfolgte zwar auf sein Ansuchen seine Versetzung in den Ruhestand mit dem Grade eines Feldzeugmeisters, doch trat er schon im Dezember desselben Jahres als kommandierender General von Nieder- und Oberösterreich, Salzburg und Steiermark und Oberbefehlshaber des 2. Armeekorps wieder in den Dienst, ward im Juni 1861 an Benedeks Stelle kommandierender General in Ungarn, trat jedoch 1865 von dieser Stelle zurück und lebte seither im Ruhestand auf seinem Schlosse in St. Peter bei Görz, wo er 26. Juli 1880 starb.

Coronini-Cronberg (Franz, Graf von), österr. Staatsmann, Sohn des vorigen, geb. 18. Nov. 1833, wurde nebst dem Grafen Taaffe mit dem Erzherzog (nachmaligem Kaiser) Franz Joseph erzogen, studierte anfangs Philosophie und die Rechte, trat aber dann in die Armee, machte die Kriege von 1859 und 1866 mit und nahm 1867 als Oberst seinen Abschied. Er widmete sich hierauf in Görz der Landwirtschaft, war von 1870—77 Landeshauptmann von Görz und Gradiska und wurde Okt. 1871 in den Reichsrat gewählt, wo er sich erst dem Klub der Linken, dann der Fortschrittspartei anschloß, von welcher er sich 1878 als Anhänger der Annexionspolitik Andrassys trennte. Im J. 1879 war er Präsident der Delegation und 1879—81 Präsident des Abgeordnetenhauses.

Corot (Jean Baptiste Camille), franz. Landschaftsmaler, geb. 29. Juli 1796 zu Paris, besuchte das Lyceum zu Rouen und trat 1822 in das Atelier des akademischen Landschaftsmalers Michallon, nach dessen baldigem Tode er bei Victor Bertin Unterricht erhielt. Im J. 1826 unternahm er eine Reise nach Italien, wo er sich mit dem histor. Landschaftsmaler Aligny befreundete, der großen Einfluß auf seine künstlerische Entwickelung hatte. Seine ersten Landschaften, Vue prise à Narni und Campagne de Rome betitelt und 1827 zur pariser Ausstellung eingesandt, wurden von dem damaligen Herzog von Orléans für seine Sammlung moderner Bilder im Palais-Royal angekauft, aus der sie 24. Febr. 1848 abhanden kamen. C. beschickte seitdem 30 Jahre lang und länger die Ausstellungen mit zahlreichen sog. heroischen oder idyllischen Landschaften, die ihm wenig Ruhm und Gewinn brachten, bis er endlich mit seiner Richtung durchdrang. Er sah seine Werke um das Zehn- und Zwanzigfache im Preise steigen, war aber 60 J. alt, als

seine Gemälde in Mode kamen. C. starb zu Paris 22. Febr. 1875. Seine Werke offenbaren bei nachlässiger, skizzenhafter Ausführung die Gabe einer feinen Beobachtung. Seine kleinen, auf dem Felde oder im Walde gemachten Studienstücke sind stets als Stimmungsbilder behandelt. Gleich in seinen ersten Versuchen zeigte C. seine Vorliebe für Landschaften in gedämpftem Sonnenschein oder durch Nebel halb verschleiert. C. fand zahlreiche Nachahmer, die sog. «Impressionnisten», welche anstatt Naturgegenstände bloße Natureindrücke malen, und dabei vollends ins Formlose und Verschwommene fallen. Das Luxembourg-Museum in Paris besitzt von C. einen Nymphentanz (1849), Marseille einen Sonnenuntergang in Tirol (1850) u. s. w. Die in Privatsammlungen zerstreuten Landschaften in Morgen- und Abendbeleuchtung, bei Regen- und Nebelwetter, zählen zu Hunderten. In seinem Atelier hatte er zwei Landschaften behalten, welche er der Nationalgalerie des Louvre hinterließ: Dante und Hagar in der Wüste.

Corporale (lat.), in der kath. Kirche das geweihte, mit Figuren gestickte Leintuch, worauf der Hostienteller und der Kelch behufs der Konsekration gesetzt werden.

Corps (Studentenverbindung), s. u. Landsmannschaften.

Corpulenz (lat.) nennt man die Beschaffenheit des menschlichen Körpers, bei welcher sein äußerer Umfang durch sichtbare Vermehrung der Fleisch- und Fettmasse über das gewöhnliche Verhältnis zunimmt. Eine mäßige C. (Embonpoint) widerspricht den Ansprüchen der Schönheit nicht, indem sie alle eckigen und unebenen Formen ausgleicht und die Rundung derselben bildet. Daher behalten Frauen und Männer von mäßiger C. länger ein schönes und jugendliches Ansehen als hagere Menschen. Überschreitet aber die C. das Maß, so wird sie lästig und endlich gefährlich. (S. Fettsucht und Bantingkur.)

Corpus (lat.), Leib oder Körper, überhaupt etwas zu einem Ganzen Verbundenes, eine Sammlung, Körperschaft, Kollegium u. s. w.

Corpus, in der Buchdruckersprache die Bezeichnung für einen Schriftgrad von zehn typographischen Punkten Kegelstärke. Die Benennung schreibt sich angeblich davon her, daß diese Schriftgröße gewöhnlich zum Druck des Corpus juris benutzt wurde.

Corpus catholicorum, s. Corpus evangelicorum.

Corpus Christi, s. Fronleichnamstag.

Corpus Christi, Dorf im nordamerik. Staate Texas, Hauptort der Grafschaft Nueces, am Westufer der gleichnamigen Bai, in welche sich der Nueces ergießt. Die Bai ist vom Meere getrennt durch eine lange Reihe von Düneninseln, namentlich durch die Mustanginsel, und steht durch einen nicht immer 1 m tiefen Kanal, Corpus-Christi-Paß, mit dem Meere in Verbindung.

Corpuscula (lat., d. i. Körperchen) nannte man früher die weiblichen Geschlechtsorgane der Gymnospermen; da dieselben jedoch mit Recht als Analoga der Archegonien bei den Gefäßkryptogamen und Moosen betrachtet werden, so hat man sie neuerdings auch mit dem Namen Archegonien (s. d.) bezeichnet. Näheres über den Bau derselben s. unter Gymnospermen.

Corpus delicti (lat.), wörtlich Körper des Verbrechens, heißt im Strafrecht der Thatbestand (s. d.) eines Verbrechens, d. i. der Inbegriff der zu diesem erforderlichen Handlungen und Wirkungen. Ursprünglich bezeichnete der inquisitorische Prozeß bei den sog. delicta facti permanentis damit die Werkzeuge, durch welche ein Verbrechen verübt worden ist, die Spuren desselben, was man dann zum Inbegriff aller äußerlich wahrnehmbaren Merkmale eines Delikts erweiterte.

Corpus doctrinae ist der Name verschiedener im Laufe des 16. Jahrh. in den evang. Landeskirchen eingeführten Sammlungen kirchlicher Bekenntnisschriften (s. Symbolische Bücher). Dahin gehören besonders das C. Misnicum oder Philippicum von 1559 für Kursachsen, im Melanchthonschen Geiste zusammengestellt und in vielen Landeskirchen eingeführt, späterhin durch die Konkordienformel verdrängt; das pommersche (niedersächsische) C. von 1561, das nürnberger von 1573; ferner in mehr oder minder streng luth. Geiste das hamburger von 1560, das der Stadt Braunschweig von 1563, das pommersche von 1564, das preußische von 1567, das braunschweig-wolfenbüttelsche von 1569, das herzoglich sächsische (C. Thuringicum) von 1570, das kurbrandenburgische von 1572 und die beiden für Braunschweig-Lüneburg und Braunschweig-Wolfenbüttel 1576 veranstalteten Sammlungen (C. Wilhelminum und C. Julium). Sie alle verloren seit Einführung des Konkordienbuchs (1580) in den meisten luth. Landeskirchen ihre Geltung. Besondern Verhältnissen verdankt noch das 1626 in Hessen-Darmstadt eingeführte (C. Hassiacum) seine Entstehung.

Corpus evangelicorum und **Corpus catholicorum** ist die Bezeichnung der evangelischen und der kath. Stände, welche auf den deutschen Reichstagen durch die Gemeinsamkeit der Interessen zu einem engern Zusammenschluß veranlaßt wurden, sodaß die beiden «Religionsteile» immer mehr als zwei fest geschlossene Korporationen einander gegenüberstanden. Dies Verhältnis ward schon auf dem Reichstage zu Regensburg im J. 1582 als eine wohlthätige Einrichtung angesehen und machte sich vor allem in den Verhandlungen des Westfälischen Friedens geltend. Doch fand die förmliche Konstituierung des C. evangelicorum als eines ständigen Kollegiums erst am 22. Juli 1653 auf dem Reichstage zu Regensburg statt. Den Vorsitz führte Kursachsen, auch nachdem Kurfürst Friedrich August II. zum Katholizismus übergetreten war (1697). Beide Körperschaften erreichten mit dem Deutschen Reiche im J. 1806 ihr Ende. Vgl. von Bülow, «Über Geschichte und Verfassung des C. evangelicorum» (Regensb. 1795); Frantz, «Das kath. Direktorium des C. evangelicorum» (Lpz. 1880).

Corpus juris nennt man gewisse Rechtssammlungen. Corpus juris civilis heißen vornehmlich die im 12. Jahrh. zu einem geschlossenen Ganzen vereinigten Rechtsbücher Justinians (die Institutionen, Pandekten, der Codex und die Novellen) nebst den ihnen angehängten Sammlungen für das lombard. Lehnrecht. An diese Rechtsbücher, welchen das gemeine Recht noch gegenwärtig unmittelbare Gültigkeit beilegt, schließen sich in den verschiedenen Ausgaben mehrere, jetzt unpraktische Edikte und Novellen von Justinian, Justin und Tiberius, die Novellen Kaiser Leos des Philosophen aus dem 9. Jahrh., eine Nachlese von Gesetzen verschiedener röm. Kaiser unter dem Titel der Imperatoriae constitutiones, die sog. Canones sanctorum apostolorum, einige Verordnungen der deutschen Kaiser Friedrich II. und Heinrich VII. sowie die Acta de pace Constantiae, das Instrument des

Konstanzer Friedens von 1183. Die Ausgaben des Corpus juris civilis heißen glossierte, wenn sie die fortlaufenden Randbemerkungen (Glossen) haben, welche Accursius im ersten Drittel des 13. Jahrh. aus den Erklärungen der Rechtslehrer zu Bologna zusammengestellt hat. Bis 1525 gibt es nur glossierte, dann 100 Jahre glossierte und unglossierte, seit 1627 (opera et studio Jo. Fehii Lugdunensis) keine glossierten mehr. Unter den unglossierten ist wichtig die Gothofredische (Genf 1624), oft nachgedruckt, am schönsten von Simon van Leeuwen (Amsterd. 1663). Unter den nicht Gothofredischen unglossierten sind hervorzuheben: die von Haloander (Meltzer, Nürnb. 1529—31), von Contius (Lyon 1571), die göttinger von Gebauer (und Spangenberg; 1776—97), die von Gebrüder Kriegel begonnene (von Herrmann und Osenbrüggen fortgesetzte; Lpz. 1833—43; neueste Aufl. 1875), endlich die von Mommsen und Krüger (2 Bde., Berl. 1868—74) herausgegebene. Eine deutsche Übertragung haben Otto, Schilling und Sintenis (7 Bde., Lpz. 1830—33) geliefert. — Ähnlich wie das Corpus juris civilis ist das **Corpus juris canonici** im spätern Mittelalter zusammengestellt worden. Aus Konzilienschlüssen und päpstl. Verordnungen (Dekretalen), echten sowohl als gefälschten, zog nämlich in der Mitte des 12. Jahrh. Gratian, unter Mitbenutzung von noch vielen andern geistlichen und weltlichen Quellen, seine Concordantia discordantium canonum, später Decretum Gratiani genannt, zusammen. Dazu kam um 1234 eine auf Befehl Gregors IX. durch Raimundus von Pennaforte veranstaltete Sammlung von weitern Konzilienschlüssen und Dekretalen in fünf Büchern, die als Liber extra decretum (oder kurz Extra) bezeichnet und citiert wird. Bonifaz VIII. ließ sodann dieser Sammlung 1298 eine Sammlung von fünf Büchern als sechstes Buch (Liber Sextus) anfügen, und durch Clemens V. kamen noch 1313 die Schlüsse der Kirchenversammlung zu Vienne, die sog. Clementinen, hinzu, womit dasjenige Corpus juris canonici, welches in Deutschland als Hilfsrecht gilt, geschlossen ist. Einen Anhang erhielt dasselbe in der Folge durch die Extravaganten (s. d.) und zwei Privatarbeiten, den Liber septimus decretalium von Petrus Matthäus, und die Institutiones juris canonici von Paulus Lancelotus. Die beste Ausgabe besorgte Richter (2 Tle., Lpz. 1833—39), jetzt Friedberg (2. leipziger Ausg., 1881: pars I: Decretum Magistri Gratiani; pars II: Decretalium collectiones), eine deutsche Bearbeitung Schilling und Sintenis (2 Bde., Lpz. 1835—39). — Die Benennung Corpus juris ist auch für mehrere neuere Privatsammlungen von Gesetzen und Rechtsbüchern gewählt worden. So enthält das **Corpus juris germanici antiqui** von Georgisch (Halle 1783) und Walter (Berl. 1824) die ältesten deutschen Volksrechte, wie das salische, alamannische, die Gesetze der longobard. Könige u. s. w. In gleicher Weise hat man ein **Corpus juris feudalis** von Senckenberg, ein **Corpus juris germanici, publici et privati** von Königsthal, Emminghaus, Michaelis, ein **Corpus juris metallici** von Wagner, ein **Corpus juris civilis academicum** von von Freiesleben.

Corpus legum, s. Brachylogus juris civilis.

Corrāles (span., «Höfe»), Name der span. Theater, solange dazu noch die Höfe großer Gebäude benutzt wurden. Die Bühne (tablado) war im Hintergrunde des Hofraums aufgeschlagen; dieser selbst bildete das Parterre (patio), das sich amphitheatralisch (mittels gradas, «Stufen») zu den Fenstern (ventanes) der den Hofraum umschließenden Gebäude erhob. Diese selbst bildeten die Logen. Anfangs war nur die Bühne bedeckt, später waren es auch die gradas.

Correggio, Stadt in der ital. Provinz Reggio-Emilia, Bezirk Reggio, 15 km im NO. von dieser Stadt, an einem Kanal, welcher durch die Secchia mit dem rechten Ufer des Po in Verbindung steht, zählt (1881) 2938, als Gemeinde 12587 E. und war früher Hauptstadt eines besondern Fürstentums Soro. Hier wurde der Maler Antonio Allegri geboren, welcher nach seinem Geburtsorte Correggio genannt wird.

Correggio (Antonio da), einer der größten ital. Maler, geb. 1494, hieß eigentlich Allegri, nannte sich aber nach seiner Geburtsstadt im Modenesischen Antonio da Correggio. Obwohl über seine Lehrer nichts Bestimmtes feststeht, so deuten die Grundelemente seines Stils doch darauf hin, daß die Schule Mantegnas auf seine Kenntnisse in der Perspektive, jene Lionardo da Vincis auf das seelische Moment des Ausdrucks und Melozzo da Forli auf die Geschicklichkeit, die er bei Verkürzungen, insbesondere bei Plafondmalereien beweist, Einfluß hatten. Nach neuern Forschungen (besonders Vigis) soll Antonio Bartolotti (geb. um 1450, gest. 1527) einer seiner ersten Lehrer gewesen sein. Als C. einst ein Gemälde Rafaels erblickte, soll er ausgerufen haben: «Anch' io sono pittore!» («Auch ich bin ein Maler!») Mag dies nun wahr sein oder nicht, jedenfalls durfte er solchen Ausspruch thun, denn auf seinem Gebiete steht er den größten Meistern ebenbürtig zur Seite und erschloß eine neue Bahn für die Kunst. Seine Kunstmittel sind erstens in der Zeichnung die Verkürzungen, welche die Grazie und Beweglichkeit seiner Gestalten unterstützen; zweitens in der Farbe das Helldunkel, worin er unübertrefflich ist. Sein berühmtes Jugendwerk ist das 1514 für den Hauptaltar der Kirche des heil. Franziskus in Carpi begonnene Madonnenbild, bekannt unter dem Namen San-Francesco und jetzt in der dresdener Galerie. Zu seinen ersten Freskomalereien gehören die mythol. Darstellungen im Convento di San-Paolo und die kleine Kuppel der Kirche des heil. Johannes zu Parma, jene 1518, diese 1520 begonnen. Hier nimmt er für alle Figuren einen tiefen Augenpunkt an und zeigt sie in einer Verkürzung, welche die obern Körperteile gegen die untern fast verschwinden läßt. Dabei erweist er sich in der Wahl und Ausführung der idyllischen Sujets von unerschöpflicher Kraft der Phantasie. In derselben Weise ist die Himmelfahrt Mariä gehalten, mit der er 1526—30 die Kuppel des Doms zu Parma zierte. Von religiösen Staffeleibildern sind die berühmtesten die sog. Zingora oder Zingarella (Zigeunerin), gegenwärtig in Neapel, eine Mutter Gottes, der man wegen ihres orient. Gewandes und des Kopfputzes diesen Namen gegeben hat, die Kreuzabnahme und die Madonna della Scodella im Museum zu Parma und ebendaselbst die Madonna mit dem heil. Hieronymus, von wunderbarer Klarheit des Lichts, auch unter dem Namen «der Tag» bekannt. Ausgezeichnet ist ferner die Vermählung der heil. Katharina (Louvre). Sein Hauptwerk ist die Geburt des Heilandes, bekannt

unter dem Namen «der Nacht» (la notte di Correggio), jetzt eine Zierde der dresdener Galerie, welche überhaupt sieben Gemälde dieses Meisters besitzt, an denen man vorzüglich seine Fortschritte erkennen kann, darunter die Madonnen des heil. Sebastian und Georg, beide für Modena gemalt, sowie sein letztes Werk, die büßende Magdalena, kurz vor seinem 5. März 1534 zu Correggio erfolgten Tode vollendet.

Wie gewaltig dieser Meister der sinnlichen Schönheit andererseits aber auch in der Bewältigung ernster Charaktere ist, beweist die Kreuztragung in der Galerie in Parma. Am schönsten zeigen sich C.s Vorzüge in den mytholog. Gemälden. Hier ist Platz für wonnige Heiterkeit des Ausdrucks und für Hervorheben der körperlichen Schönheit, was der Künstler, ohne in Frivolität zu verfallen, durch die vollendete Carnation und die graziöse Rundung der schwellenden, weichen Formen erreicht. Die ausgezeichnetsten Arbeiten dieser Art sind die für den Herzog Federico Gonzaga von Mantua gemalten, **Jo** und Leda, die dieser Kaiser Karl V. zum Geschenk machte. Nachher in Prag aufbewahrt, wurden die Bilder im Dreißigjährigen Kriege eine Beute der Schweden und gelangten durch die Königin Christine nach Rom, später aber, nachdem sie durch mehrere Hände gegangen, nach Paris. Hier kamen sie in den Besitz des Regenten, Herzogs von Orléans. Der Sohn desselben fand aber beide Bilder so verführerisch, daß er die Köpfe herausschneiden ließ und das übrige zu verbrennen befahl. Doch geschah letzteres nicht; vielmehr gelangten beide Bilder, mit neuen Köpfen versehen, 1752 in den Besitz König Friedrichs II. von Preußen. Sie zieren gegenwärtig die Galerie des berliner Museums. Verwandt durch die meisterhafte Vortragsweise und die Kraft der Schilderung ist die Antiope im Louvre, die Jo und Ganymed im Belvedere zu Wien und die Erziehung des Amor in der londoner Nationalgalerie. C.s bedeutendste Schüler und Nachfolger sind Parmegianino, Lelio Orsi da Novellara und des Künstlers eigener Sohn Pomponio. Sein Einfluß auf die Entwickelung zunächst der ital. Malerei (namentlich auf die Carracci) und dann der Barockmalerei war höchst bedeutend. Vgl. Mengs, «Memorie concernenti la vita e le opere di Antonio Allegri» (Bassano 1783); Jul. Meyer, «Correggio» (Lpz. 1871); Bigi, «Notizie di Antonio Allegri, di Antonio Bartolotti, suo maestro, e di altri pittori ed artisti Correggiesi» (Modena 1873).

Corregidōr (span.; port. Corregedor), in Spanien vor Einführung der jetzigen Gemeindeverfassung der vom König ernannte Vorsteher des Magistratskollegiums einer Stadt, das sowohl mit der richterlichen Gewalt als auch mit der Verwaltung betraut war; in Portugal soviel wie Bezirksvorsteher, jetzt ohne richterliche Gewalt.

Correlāt (neulat.), d. h. gegenseitig aufeinander bezogen, heißen solche Begriffe, von denen keiner ohne den andern gedacht werden kann, einer den andern wechselseitig bedingt und fordert, z. B. rechts und links u. s. w. Solche Begriffe heißen daher auch Wechselbegriffe; Correlation, Wechselbeziehung.

Corrent, s. Courant.

Correnti (Cesare), ital. Gelehrter und Staatsmann, geb. 3. Juni 1815 zu Mailand, studierte die Rechte und begann dann, zunächst in dem von ihm gegründeten «Presagio», den litterarischen Kampf gegen Österreich, während er eine bescheidene Beamtenstelle innehatte. Im J. 1845 veröffentlichte er ein Werk «L'Austria e la Lombardia». Nach dem Ausbruch der Revolution von 1848 wurde er Sekretär der provisorischen Regierung, sodaß er, als die Österreicher zurückkehrten, nach Piemont auswandern mußte. Von dem Wahlkreise von Stradella ins Parlament gewählt, war er seitdem fast ununterbrochen Mitglied desselben, seit 1865 als Vertreter eines mailänder Wahlkreises. Im J. 1860 zum Staatsrat ernannt, war er vom 17. Febr. bis zum 10. April 1867 unter Ricasoli, vom 14. Dez. 1869 bis zum 15. Mai 1872 unter Lanza Unterrichtsminister. Am 29. April 1877 erhielt er die einflußreiche Stelle eines Kanzlers des Ritterordens der heil. Maurizio e Lazzaro. Verschiedene Jahre war er Präsident der ital. Geographischen Gesellschaft in Rom, zu wiederholten malen königl. Kommissar bei den internationalen Kongressen für Statistik und bei andern ähnlichen Gelegenheiten. Von seinen Schriften sind noch zu erwähnen: «Narrazione storica delle dieci giornate dell' insurrezione di Brescia» und eine ital. Übersetzung des «Excelsior» von Longfellow.

Correttōri (ital.), im alten Venedig die fünf Eidesprüfer des Dogen, welche nach seinem Tode Gericht über ihn halten und untersuchen mußten, ob er den bei seiner Einsetzung abgesagten Eid gehörig gehalten habe. Fanden sie Fehler, so mußten die Erben eine Geldstrafe erlegen. Ferner untersuchten die C., ob etwas in den Gesetzen zu ändern, zu erläutern oder hinzuzusetzen sei, ob sich Mißbräuche eingeschlichen hätten u. s. w.

Corrēus (lat.), Mitschuldiger; C. debendi, Mitschuldner; C. credendi, Mitgläubiger.

Corrèze, ein 85 km langer Fluß im südwestl. Frankreich, entsteht am Rande des Plateau de Millevache, am Fuße des 948 m hohen Roc de la Forêt de Cubesse in Ober-Limousin und fließt in einem tiefen granitischen, sehr malerischen Thale gegen SW. an den Städten Corrèze, Tulle und Brives vorüber in den Dordognezufluß Vézère.

Das Departement Corrèze, nach dem Fluß benannt, grenzt an die Depart. Ober-Vienne und Creuse im N., Puy-de-Dôme und Cantal im O., Lot im S. und Dordogne im W. und umfaßt den größern Teil des vormaligen Nieder-Limousin. Es hat zur Hauptstadt Tulle, zerfällt in drei Arrondissements: Tulle, Brives und Ussel, mit 29 Kantonen und 287 Kommunen und zählt auf 5866,1 qkm (1881) 311 478 E. (gegen 311 525 im J. 1876). Die Straße von Limoges nach Aurillac, welche das Departement von NNW. gegen SSO. durchzieht, kann als Grenze des Ober- und des Unterlandes gelten. Ersteres, zwei Drittel des Ganzen bildend, ist von hohen und rauhen Gebirgen aus Granit, Gneis und Glimmerschiefer erfüllt, die von der Auvergne sich hierher verbreiten, im Mont-Odouze noch 954 m, im Puy-de-Meymac 978 m hoch aufsteigen und eine Menge tiefer Felsschluchten, Grotten und andere Naturmerkwürdigkeiten darbieten, überall aber ein nacktes, ödes Ansehen haben. Die eine Hälfte des Bodens nehmen hier steinige und dürftige Heideflächen, nur die andere Schafweiden, Wiesen, Getreide-, Hanf- und Flachsfelder ein. Der Wald bedeckt nur 45 000 ha. Das Unterland ist sehr reich und sehr fruchtbar, liefert aber nicht hinreichend Getreide. Die zahlreichen Weinberge (gegen 17 000 ha) der wärmern Thäler decken den Bedarf an Wein; aus den in

großer Menge gewonnenen Nüssen bereitet man ein Öl, welches auch ausgeführt wird. Erheblicher als der Ackerbau ist die Viehzucht, bei 72000 ha natürlichen Wiesen; Tausende von Mastochsen wandern nach Paris, Mastschweine und gesalzenes Schweinefleisch nach Montpellier, Bordeaux und Bayonne, besonders zur Verproviantierung der Marine. Auch Schafe zieht man in großer Menge und die hier einheimische limousinische Pferderasse wird wegen Schönheit, Mut und Kraft geschätzt. Unter den Mineralerzeugnissen sind die hauptsächlichsten Eisen, Stein-, und Braunkohlen; auch bricht man sehr schönen Granit und Schiefer sowie Porphyr, Marmor und Alabaster. Die Industrie (Waffenfabrikation zu Tulle, auch etwas Eisengewinnung, Papier, Glas, Leder, Wollstoffe) ist hauptsächlich auf die größern Städte beschränkt. Zwei Drittel der Bewohner können weder lesen noch schreiben. Das Idiom der Bewohner stammt von dem alten Limousinischen. Aus dem Volk stammten die Päpste Clemens VI., Innocenz VI., Gregor XI. Vgl. Joanne, «Géographie du département de C.» (Par. 1876).

Corrib, See in Irland, Provinz Connaught, Grafschaften Mayo und Galway, in 4,3 m Höhe, ist von unregelmäßiger Gestalt und zerfällt in zwei Teile, deren oberer reich an Inseln ist. Nächst dem Lough Neagh ist er der größte See in Irland, 44 km lang, 1,5 bis 10 km breit, 176 qkm groß. Sein Wasser entleert der reißende Corribstrom oder Galwayfluß. Die das obere Becken umschließenden Höhen dominiert der 683 m hohe Benbaun.

Corridor (ital., «Laufgang»), schmaler bedeckter Gang längs einer oder zwei Reihen von Thüren, welche zu Zimmern (in Wohnhäusern), zu Logen (in Theatern) u. s. w. führen.

Corrientes, eine der 14 Provinzen der Argentinischen Konföderation in Südamerika, zwischen den Flüssen Paraná und Uruguay, wird durch den Paraná in W. vom Chaco, im N. vom Staate Paraguay, im O. durch den Uruguay von Brasilien und von der Republik Uruguay geschieden, grenzt südlich an Entre-Rios und zählte 1869 auf 58022 qkm 129023 E. Das Land wurde durch Dekret vom 10. Sept. 1814 als gesonderter Staat der Argentinischen Konföderation konstituiert und mit dem im Nordosten gelegenen Gebiet der Missionen (61337 qkm) vereinigt, die zur Zeit der Jesuitenherrschaft 100000, jetzt aber nur noch 3000 E. haben. Ohne die Missionen umfaßt C. 17 Departements. Zwischen den beiden gewaltigen Stromadern des Paraná und Uruguay gelegen, besteht der Staat aus einem verhältnismäßig schmalen Landstreifen, der bei Candelaria nur 75 km, an der breitesten Stelle kaum 280 km breit ist. Die beiden Hauptflüsse und das dichtverschlungene Netz ihrer zahlreichen, zum Teil für Kahnfahrt und Flößen nutzbaren Nebenflüsse, unter denen der Rio C. im Südwesten dem Paraná zuströmt, erleichtern den innern Verkehr, und die Beschaffenheit des nur im nordöstlichsten Teile hügeligen, sonst flachen Bodens legt auch dem Bau guter Landstraßen kein Hindernis in den Weg. Durch den größern Reichtum an Flüssen, Bächen, Quellen und namentlich an großen Lagunen unterscheidet sich dieser nördl. Teil des argentin. Mesopotamien von dem südlichen (Entre-Rios). Im Süden ist das Land gut bewaldet und fruchtbar und erzeugt hauptsächlich Baumwolle, Tabak, Reis und Zucker. Im Norden finden sich, außer der flachen, zuweilen 2500 qkm bedeckenden Laguna de Ibera, in welcher Seen mit sumpfigen Schilf- und Buschländern und schwankenden Moorgründen abwechseln, noch zahlreiche andere, mit Victoria Regia geschmückte Wasserflächen, namentlich die Las Maloyas genannte Gruppe, welche den Boden außerordentlich befruchten und das Land keineswegs ungesund machen. Von Bedeutung für die Ausfuhr sind nur die Produkte des Waldes (Balken, Bretter, Planken) und der Herden (Häute, Fleisch, Fett, Hörner). Der Ackerbau liefert nur den heimischen Bedarf, trotz der außerordentlichen Fruchtbarkeit des Bodens.

Die Hauptstadt Corrientes liegt am linken Ufer des Paraná etwas unterhalb der Stromschnellen, denen sie ihren Namen verdankt, an der Stelle, wo 3. April 1588 der span. Adelantado von Paraguay, Alonzo de Vera, mit 80 Conquistadoren ans Land stieg. Die Stadt zählt 11218 E., die fast alle eine Indianersprache (das Guarani) sprechen, und hat einen großen Platz mit eleganten Häusern, schönem Rathaus und einer Siegessäule, fünf Kirchen, fünf Knaben- und vier Mädchenschulen, ein naturhistor. Museum, das seit seiner Gründung 1854 unter der Leitung Bonplands stand, und einen trefflichen Hafen.

Corrigenda (lat., «das zu Verbessernde»), soviel wie Druckfehlerberichtigungen.

Corriger la fortune (frz.), «das Glück verbessern», d. h. falsch spielen, Worte Riccauts in Lessings «Minna von Barnhelm» (Akt 4, Scene 2), welche schon in Hamiltons «Mémoires de Grammont», Kap. 2, vorkommen und in Prevosts «Manon l'Escaut» wiederholt werden. Zu Grunde liegt dem Ausdruck eine Stelle in Terenz' «Adelphi» (4. Akt), wo Micio das menschliche Leben mit dem Würfelspiel vergleicht und den Rat gibt, man müsse, wenn man keinen den Wünschen entsprechenden Wurf gethan habe, ihn mit Geschick verbessern («id arte ut corrigas»).

Corroborantia (lat.), Stärkungsmittel.

Corrodentia (lat.), Ätzmittel.

Corrōdi, Gelehrten- und Künstlerfamilie ital. Ursprungs, deren Vorfahren zur Zeit der Waldenserverfolgungen von Mailand nach Zürich auswanderten, woselbst sie sich durch Verdienste um das Wohl der Stadt das Bürgerrecht erwarben und später zu den Patriciern gezählt wurden.

Salomon C., Landschaftsmaler, geb. 1810 als Sohn eines prot. Pfarrers, siedelte im J. 1830 nach Italien, der Heimat seiner Vorfahren, über, und bildete sich in Rom unter Kochs, Reinharts und Catels Führung zum Maler aus. Mit besonderer Vorliebe widmete er sich der Aquarellmalerei, in der er es, nachdem er seine Ausbildung auf Reisen vollendet hatte, zu einer für die damalige Zeit seltenen Meisterschaft brachte. Seine Landschaften kommen an Kraft und Ausdruck Ölbildern gleich, und sind trefflich komponiert und stilvoll gehalten. Das Höchste erreichte er in der treuen und effektvollen Wiedergabe der ital. Natur. Zu den bedeutendsten seiner Arbeiten gehören: Comersee, großes Bild (für den Kaiser Nikolaus von Rußland), ein Cyklus von Bildern aus Rom (für den Kaiser Alexander von Rußland), Villa Madama (für die Kaiserin von Österreich), eine Sammlung ital. Bilder für die Königin von England, besonders aber die schon 1850 in München ausgestellte Reihe von Studien aus Venedig; auf

diesen Blättern sind Architektur und Wasser gleich vorzüglich. C. ist seit einem halben Jahrhundert in Rom thätig und arbeitet dort noch mit rüstiger Kraft. Die Italiener nennen ihn den «Nestor» ihrer Aquarellmalerei, und er hat sich in der That hohes Verdienst um die jüngere ital. Schule der Aquarellmaler erworben. In allen europ. Museen finden sich Bilder von ihm, und der an Ehren und Auszeichnungen reiche Greis gehört zu den am höchsten geschätzten und beliebtesten Persönlichkeiten unter den röm. Künstlern.

Hermann C., Landschaftsmaler, Sohn des vorigen, geb. in Frascati bei Rom 1844, vollendete gemeinsam mit seinem Bruder Arnold C. abwechselnd in Rom und Paris seine Studien. Hermanns Vorliebe für die franz. Schule verfehlte nicht, den größten Einfluß auf seine Studien auszuüben; trotzdem verleugnet er nicht seine ital. Abstammung, und ist deshalb ein wahrer Kenner der italienischen und der südl. Natur überhaupt. Die Lichtwirkung und den Charakter derselben weiß er in seinen groß und breit komponierten Bildern, welche in den wechselvollsten Stimmungen gehalten sind, meisterhaft wiederzugeben. Die Staffage ist bei ihm kein zufälliges zu der Landschaft tretendes Element, sondern harmoniert überall mit dieser und erklärt und bedingt vielfach die Stimmung des Gemäldes. Diese glückliche Verknüpfung des landschaftlichen und menschlichen Lebens ist ihm durchaus eigen und ihr verdanken seine Bilder die starke Wirkung, welche sie üben. Von einer Reise in den Orient brachte er einen erstaunlichen Reichtum an Studien und Skizzen nach Hause. Diese bildeten dann die Unterlage zu jenen Landschaftsgemälden, auf denen syrische und ägypt. Stoffe behandelt werden und die sämtlich den Stempel der unbedingten «Echtheit» namentlich in der Farbengebung tragen. Von seinen Gemälden, welche gewöhnlich in die Ausstellungen in Paris und London und nur seltener nach Deutschland kommen, sind hervorzuheben: Eine Prozession in Sorrento (Pariser Salon 1876), Sturm auf der Insel Saint-Honoré (Salon 1875), Mönche im Garten eine Weinprobe haltend, Pilger in Jerusalem (im Besitz des Kaisers von Deutschland), Ave-Maria in Venedig, einige Bilder von Cypern (für den Prinzen von Wales), Klagemauer zu Jerusalem, zwei große Bilder aus der Campagna von Rom, Ständchen in Amalfi. Seine aus dem Orient heimgebrachten Bilder und Skizzen schmücken sein sehenswertes, vielbesuchtes Atelier in Rom.

Arnold C., Maler im histor. Genre, Bruder des vorigen, geb. zu Rom 1846, ein Künstler von hoher Begabung, welcher in einer kleinen Spanne Zeit Großes zum Abschluß zu bringen wußte. Sehr früh und eigenartig entwickelt, schloß er sich an keine Schule. Die eigene Vorstellung, die eigene Einbildungskraft und das eigene feine Gedanken- und Gefühlsleben blieben für ihn bestimmend. Er war eine lyrisch angelegte Natur, und diese spiegelt sich in den zart empfundenen Motiven, welche er in seiner frühesten Zeit zur Darstellung brachte. Zu ihnen gehören: Balkonscene aus Venedig (im Besitze der Galerie in Petersburg), Gondelfahrt eines Liebespaares, Kostüm aus dem 17. Jahrh. (Museum in Basel), eine Liebeserklärung (Museum in Zürich), eine Liebesidylle am Comersee (Salon 1869). Nach einem längern Aufenthalt in Paris und Deutschland begann sich sein dramatisches Talent zu entwickeln, und nun entstand zu Rom eine Reihe von Kompositionen histor. Genres, in denen die Empfindungen der dargestellten Personen mit allen Hilfsmitteln der neuesten technischen Errungenschaften in vollendeter Weise zur Anschauung gebracht werden. Sie sichern dem zu früh Verstorbenen eine ehrenvolle Stelle in der Geschichte der Malerkunst. Zu diesen Gemälden gehören: Paulus vor dem Landpfleger Felix, ein Meisterwerk in der Darstellung des feinen Ausdrucks, seelenvoller Empfindung. Es erregte 1870 im Gegensatz zu den Werken der neu aufgekommenen span. Schule Forturni, welche nur auf Kostüm und Stoffliches Gewicht legt, großes Aufsehen. Ferner: Der Einzug des Titus in Rom, Schmerz und Trauer der Juden sind hier ergreifend wiedergegeben (Salon 1871); Belisar; Verspottung des abgesetzten Papstes durch die Kriegsknechte; Verschwörung Catilinas; Prozession der Piangionis in Florenz; Predigt Savonarolas, ein Bild, in dem im zarten Ausdruck der Regungen der Seele Außerordentliches geleistet wird; Don Marino Falieris Verurteilung (Paris 1872). Großartig sind die Kompositionen zu Dantes «Inferno»; viele mytholog. Kartons: Das Leben der Venus u. a. m. C. starb, während er an einem großen Bilde: Abdankung Karls V. arbeitete, im Sept. 1874.

Corrodi (Wilh. August), Dichter und Zeichner, geb. 27. Febr. 1826 in Zürich als Sohn des Jugendschriftstellers und spätern Dekans in Töß, Wilhelm C., besuchte das Gymnasium zu Winterthur und Zürich, studierte Theologie in Zürich und Basel, fühlte aber mehr Vorliebe für einen künstlerischen Beruf und bezog daher 1847 die münchener Akademie, wo er bis 1852 blieb. Später lebte er als Schriftsteller in seiner Heimat, wurde 1862 Zeichenlehrer an den höhern Stadtschulen von Winterthur, legte 1881 diese Stelle nieder und lebt seitdem in Zürich. Er veröffentlichte: «Lieder» (Kass. 1853), «Dur und Moll. Aus Natur und Leben» (St. Gallen 1855), «Ein Buch ohne Titel, aber für Kinder von sieben mal sieben Jahren» (St. Gallen 1855), «Waldleben», lyrischer Roman (St. Gallen 1856), «Reisebriefe aus der Schweiz und Mailand» (Luzern 1857); mehrere Idyllen und Dramen im heimischen Dialekt: «De Herr Professor. Idyll aus dem Züribiet» (Winterthur 1857; 2. Aufl. 1872), «De Herr Vikari. Winteridyll usem Züribiet» (Winterthur 1859), «De Herr Dokter. Herbstidyll» u. s. w. (Winterthur 1860; von ihm dramatisiert, Winterthur 1872); ferner «Ernste Absichten», ein Frühlingsbuch (Winterthur 1860), «Deutsche Reime und Rätsel», mit Illustrationen von ihm (Glogau 1861), «Shakspeare. Lebensweisheit aus seinen Werken gesammelt» (Winterthur 1863; 2. Aufl. 1864), «Lieder von Robert Burns», aus dem Schottischen in das schweizer Deutsche übertragen (Winterthur 1870), «Blühendes Leben», Roman (Bern 1870), «De Ritchnecht», Lustspiel in 1 Akt (Zür. 1873), «De Maler» (Zür. 1875), «D' Badenerfahrt», Lustspiel in 2 Akten (Zür. 1879), «Mir hürater nüd» (Zür. 1880), «Eine Pfarrwahl», Zeitbild in 5 Akten (Aarau 1877), «Der Sang vom Ärger» (Zür. 1881). Noch unveröffentlicht sind: «Wie d'Warret würkt» und «Plautus' Mostellaria in züricher Deutsch». Auf dem Gebiete der Zeichenkunst gab er «Studien zur Pflanzenornamentik» (Lpz. 1876) und «Landschaftliche Vorlagen» (Abteil. 1 u. 2, Winterthur 1871) heraus. Anderes, wie 15 Kartons zum Märchen von Schneewittchen, befindet sich in Privatbesitz zu Berlin.

Artikel, die man unter C vermißt, sind unter K aufzusuchen.

Corry, Stadt im County Erie des nordamerik. Staates Pennsylvanien, 43 km südöstlich von Erie-City, am Knotenpunkt von vier Eisenbahnen, gelegen, wurde im Aug. 1861 gegründet, verdankt ihre Entstehung und Blüte den in ihrer Nähe entdeckten reichen Petroleumquellen, hat mehrere Ölraffinerien, Gerbereien, Sägemühlen und (1880) etwas über 7000 E.

Corsak, das Pelzwerk des sibir. Steppenfuchses (Canis corsak, Vulpes corsak), der in großer Menge die Steppen des asiat. Rußland, von dem Kaspischen Meere bis zum Baikalsee hin bewohnt und an Größe den gemeinen Fuchs nicht erreicht. Der dichte und weiche Pelz ist im Sommer rotgelb, im Winter teils bräunlichgelb, teils mausgrau, die Spitze und Wurzel des Schwanzes schwarz. In der Türkei ist der C. sehr gesucht. In Afrika findet sich eine hochbeinige Varietät von fast strohgelber Farbe mit hellerm Halsband.

Corsica (frz. La Corse, bei den alten Griechen Kyrnos, Korsis), der Größe nach die dritte Insel Italiens, bildet gegenwärtig das 87. Departement Frankreichs, von dessen nächstem Hafen Antibes kaum 170 km, von der toscan. Küste nur 80 km entfernt. Etwa in der Mitte vom Meridian von Genua und vom Breitenkreise Roms durchkreuzt, zwischen 43° und 41° 21′ nördl. Br. und 26° 12′ und 27° 11′ östl. L. (von Ferro), wird die Insel von der nördl. Küste Sardiniens durch die 11 km breite Bonifaciusstraße (s. d.) getrennt. C. erstreckt sich von N. gegen S., vom Kap Corse bis Cala-Fiumara oder Kap Bonifacio, in der Länge von 183 km, ist in der Mitte bis 85 km breit, hat einen Küstenumfang von 527 km und zählt (1881) auf 8747 qkm nur 258440 E. von meist ital. Abkunft (gegen 262701 im J. 1876 Abnahme 1,6 Proz.). Von SW. nach NO. streichende Gebirgsketten erfüllen den südl. Teil und ragen mit scharfen Felsvorsprüngen schärenartig in das westl. Meer, während die Nordostenden in Hügelreihen übergehen, welche die Küste nicht erreichen. Erst in der Mitte der Insel hebt eine mehr in der Meridianrichtung streichende massige Wasserscheidekette an mit den höchsten, den größten Teil des Jahres mit Schnee bedeckten Gipfeln der Insel: dem Monte-Rotondo (2625 m), der eine der schönsten Rundsichten von Europa darbietet, Monte-d'Oro (2391 m), Monte-Cinto (2707 m), Monte-Paglia-Orba (2525 m), Monte-Cardo (2454 m) und Monte-Padro (2392 m). Von dieser Hauptkette, an welche sich ein die schmale nördl. Landzunge der Insel erfüllendes, 975—1300 m hohes Gebirge schließt, gehen gleichfalls in südwestl. Richtung Seitenäste aus und treten mit steilen Felsenmassen an die Westküste, die auf solche Weise durchaus hoch, steil und reich an Buchten und natürlichen Häfen ist, deren es 25 gibt, unter denen die von Sagone, Ajaccio und Calvi die bedeutendsten sind, während sich die ebenere, aber höchstens 15 km breite Ostküste einförmig und arm an guten Häfen zeigt. Portovecchio ist hier noch der beste Hafen. Das Innere der Gebirge ist äußerst wild. Die Seitenterrassen sind mit Reben- und Olivenpflanzungen besetzt, höher hinauf mit Kastanien- und schönen Waldbäumen bedeckt. Aromatische Weiden breiten sich zwischen den undurchdringlichen Forsten; doch die einzige einigermaßen zusammenhängende Kulturgegend ist auf die Ostküste beschränkt. Unter den oft austrocknenden Flüssen, von denen keiner schiffbar ist, nimmt der 84 km lange Golo den Asco und Tartagine auf; nächst ihm mündet der 75 km lange, aus dem Rinosee kommende Tavignano auf der Ostküste; der Liamone und Taravo sind auf der Westküste die bedeutendsten. Die Kommunikation zwischen beiden Seiten findet nur auf engen, oft überaus schwierigen Gebirgswegen statt, die größtenteils nur Saumtieren zugänglich sind. Die zwei Hauptstraßen sind die von Ajaccio nach Bastia über den 1143 m hohen Col de Vizzavona, zwischen dem Cardo und dem Monte d'Oro, und die von Bastia nach San-Fiorenzo.

Das Klima ist angenehm, indem die Sonnenhitze durch die hohen Gebirge und Seewinde gemäßigt wird; indes ist ein plötzlicher Witterungswechsel außerordentlich häufig. Ajaccio hat eine mittlere Temperatur von 17—18° C., bei 136 absolut schönen und 48 Regentagen im Jahre. Der Boden ist, besonders in den Thälern und an der Küste, sehr fruchtbar, daher die Einwohner, obgleich sie den Ackerbau äußerst nachlässig betreiben, doch für ihren Bedarf, mit Ausnahme des Hafers, der gar nicht gebaut wird, hinreichendes Getreide ernten, aber freilich mit Hilfe der Italiener von Lucca, deren jährlich an 10000 herüberkommen, um die Arbeiten zu verrichten, zu denen sich der Corse zu gut dünkt. Getreide wird nur auf 80000 ha gebaut. Der Weizen lohnt bis 30-, der Mais 100fach. Der gemeine Corse lebt gewöhnlich von Kastanien und genießt nur selten Weizenbrot. Jährlich werden 300000 hl Wein, der dem Malaga und dem französischen gleicht, auf 14158 ha gewonnen. Vorzüglich sind die Weine von Sartène und Santa-Lucia di Tallano. Man baut viel Flachs und treffliche Südfrüchte, die ausgeführt werden, Indigo, Baumwolle, Öl (im Mittel jährlich 200000 hl von 10000 ha) und Seide. Auch gibt es Waldungen von Eichen, Tannen und Lärchenbäumen, 130000 ha, welche die Insel zu dem holzreichsten Departement Frankreichs machen. Der Wald von Bavello, im südl. Teile, wird als einer der prachtvollsten Wälder der Erde geschildert. Indes sind drei Fünftel des Waldes sogenanntes Maquis, d. h. Buschwerk. Die Viehzucht wird stark betrieben und die Wiesen bedecken 250000 ha; doch sind Pferde, Esel und Maulesel von kleinem Schlage, das Rindvieh zwar groß, aber mager, die Schafe gewöhnlich schwarz und mit vier, auch sechs Hörnern versehen, grobwollig. Ziegen von sehr schöner Art gibt es in sehr großer Menge sowie auch Schweine. Im Gebirge leben das wilde Schaf (Muflon), Wildschweine und viel anderes Wildbret. Der Gewinn an Honig und Wachs ist bedeutend. Die Fischerei von Thunfischen, Sardellen und Austern macht neben Seesalzhandel und Küstenschiffahrt eine Hauptbeschäftigung der Küstenbewohner aus, wozu noch die Korallenfischerei an der Küste von Bonifacio und Ajaccio kommt. Die Gebirge, hauptsächlich aus Granit bestehend, enthalten mancherlei Mineralien, die fast gar nicht benutzt werden. Vorzüglich zeichnet sich das Eisen durch seine Güte aus; es wird in vier Eisenhütten verarbeitet. Reich an Eisen sind Olmeto, Farinole, Otta, Venzolasca; an silberhaltigem Blei St.-Florent, Barbaggio, Calenzana, Calacuccia; an Kupfer Castifao; an Antimon Ersa; an Mangan Valle. Berühmt sind die Granite von Algajola und Vico; der Porphyr von Tallano, Olmeto, Girolata; der Jaspis von Niolo; der Serpentin von

Orezza, Santa-Lucia, Bevinco; der graublaue Marmor von Restonica, der Alabaster von Girolata; der weiße Marmor, dem carrarischen gleich, von Rostino, Serraggio u. s. w.; ferner die Mineralquellen von Orezza, Guagno, Guitera, Caldaniccia, Pietrapola oder Fiumorbo, Puzzichello u. s. w. Die Corsen, ein mittelgroßer, nerviger Menschenschlag, teils Autochthonen, teils Abkömmlinge von Phöniziern, Ligurern, Kelten, Römern, Arabern, Spaniern, Catalanen, Franzosen, Neugriechen (in Cargese im NW. von Ajaccio), sind noch ein wahres Naturvolk. Nicht die Hälfte kann lesen und schreiben. Indessen hat sich 19. Dez. 1880 in Bastia eine «Société des sciences historiques et naturelles de la Corse» gebildet, die erste corsische Akademie von wissenschaftlicher Natur. Industrie ist ihnen ziemlich unbekannt. Jeder bereitet sich seine Bedürfnisse selbst. Der Handel findet vorzugsweise mit Italien statt. Eisenbahnen besitzt C. nicht, projektiert sind die von Bastia nach San-Fiorenzo und nach Portovecchio. Tapferkeit und Freiheitsliebe, Einfachheit, Mäßigkeit und Gastfreundschaft, aber auch Heftigkeit, Roheit und Trägheit charakterisieren den Corsen, und noch ist es der Justiz nicht vollkommen gelungen, die Blutrache zu vertilgen. Die Insel hat zur Hauptstadt Ajaccio (s. d.), zerfällt in die fünf Arrondissements von Ajaccio, Sartène, Corte (im Innern), Bastia und Calvi; 62 Kantons und 353 Kommunen.

Geschichtliches. Die Urbewohner C.s waren iberischen Stammes. Der dort lebende Seneca fand die Sprache sehr ähnlich der der Cantabrer; nachdem die Etrusker die Küsten erobert hatten, wurden von ihnen daselbst Handelsplätze gegründet. Von den Phöniziern kolonisiert, dann von den Phocäern, kamen im 5. Jahrh. die Karthager in den Besitz der Insel, mußten sie aber nach dem ersten Punischen Kriege (238 v. Chr.) an die Römer abtreten. Gegen den Druck röm. Statthalter empörten sich zwar die Corsen, wurden aber nach sieben Jahren blutiger Kämpfe (236—230) gänzlich bezwungen. Hierauf gründete Marius, dann Sulla an der Ostküste röm. Kolonien. Unter der Regierung der Kaiser blühte C. auf und zählte 33 ummauerte, zum Teil durch Handel reiche Städte. In großen Verfall geriet die Insel durch die 456 wiederholten Einfälle der Vandalen, unter deren Herrschaft sie seit 470 gänzlich ausgesogen wurde. Belisar vertrieb 533 die Vandalen, und es stand seitdem die Insel abwechselnd unter der Herrschaft der griech. Kaiser und der Goten, bis 754 die Franken und 850 die Sarazenen sie eroberten, aus deren Zeit wohl die Türme an den Küsten stammen, worauf sie zu Anfang des 11. Jahrh. von den Pisanern genommen wurde. Um diese Zeit war die Insel in mehrere kleine Lehnsherrschaften geteilt. Gegen den Druck der kleinen Barone empörten sich die Corsen 1002 und gründeten eine Art Repräsentativverfassung unter 15 erblichen Caporali (Tribunen oder Maires) im NO., im SW. stand das Land unter Grafen, wie die von Cinarca, Istria, della Rocca u. s. w. Seit 1077 erkannten sie Gregor VII. als ihren Oberherrn an; Urban II. übertrug die Verwaltung der Insel an die Pisaner, welche sie 1300 an Genua abtraten; doch erst 1387 erkannten die Corsen Genuas Herrschaft an. Durch den Druck des oligarchischen Systems der genues. Regierung fortwährend zu Aufständen gereizt, wie die von 1553 bis 1559 unter Sampietro, bekämpften sich seitdem die genuesische, die aragonische und die Nationalpartei in C. mit abwechselndem Glück. Als die Corsen 1729 die Waffen gegen Genua ergriffen, rief dieses 1730 kaiserl. Truppen zu Hilfe, worauf der Aufstand bald unterdrückt wurde. Doch schon 1735 hatte der Baron Theodor von Neuhof (s. d.) unter den Corsen ein solches Ansehen gewonnen, daß sie ihn zu ihrem König ernannten. Genua rief 1738 die Franzosen zu Hilfe, wodurch der neue König Theodor sich genötigt sah, die Insel noch vor der Ankunft derselben zu verlassen. Nach dem Abzuge der Franzosen 1741 brach die Empörung wieder aus.

Den Aufstand von 1752 und die spätern leiteten die beiden Paoli. Der cors. Senat ernannte 1755 Pasquale Paoli (s. d.) zum General, der so thätig eingriff, daß die Genueser, obschon von franz. Hilfstruppen unterstützt, seit 1764 nur noch einige Seestädte und die Hauptstadt Bastia innehatten. Da sie die Hoffnung aufgaben, die Insel je wieder bewältigen zu können, so überließen sie dieselbe 1768 an Frankreich durch den Traktat von Compiègne, nach welchem der König von Frankreich die Corsen unterwerfen und so lange regieren sollte, bis die Republik ihm die Kriegskosten erstattete. Frankreich glaubte die Unterwerfung mit geringer Kriegsmacht bewirken zu können; aber Paoli leistete, in der Hoffnung auf brit. Unterstützung, den lebhaftesten Widerstand. Dadurch aufgereizt, sandte der König von Frankreich 30000 Mann unter dem Marschall de Vaux nach C., während England unthätig blieb, und die Corsen selbst so lau wurden, daß Paoli allen Widerstand aufgab und im Juni 1768 nach England floh. Der kleine Krieg in den Gebirgen dauerte indes bis 1774 fort. Während der Französischen Revolution trat die Insel als ein besonderes Departement in die Verbindung des gesamten Frankreich ein und sandte ihre Deputierten zum Konvent. Auch Paoli kehrte hierauf in sein Vaterland zurück. Als er in der Schreckenszeit nach Paris gefordert wurde, wo er seinen gewissen Tod voraussah, rief er das Volk unter die Banner des alten cors. Wappens (des Mohrenkopfes) und eroberte mit Hilfe der Briten, welche 18. Febr. 1794 landeten, 22. Mai Bastia und 4. Aug. Calvi, worauf sich die Nation in einer allgemeinen Versammlung der Deputierten der Corsen zu Corte 18. Juni 1794 dem brit. Scepter unterwarf. C. wurde nun als ein Königreich konstituiert und erhielt eine der englischen nachgebildete Verfassung, ein besonderes Parlament wie Irland und einen Vizekönig. Aber viele Corsen waren den Engländern abgeneigt, und die franz. Partei breitete sich unter dem General Gentili seit Okt. 1796 immer weiter auf der Insel aus, sodaß, nachdem im Okt. 1796 die Franzosen von Livorno aus gelandet, die Engländer sich noch in demselben Jahre zur Räumung der Insel genötigt sahen. Seitdem blieb C. bei Frankreich.

Litteratur. Vgl. außer den histor.-geogr. Werken von Bellin (1769), Robiquet (1835), Jacobi (1835) besonders: Ehrmann, «Geschichte der Revolutionen von C.» (Hamb. 1799); Filippini, «Historia di C.» (1594; bis 1769 fortgesetzt von Gregorj, 5 Bde., Pisa 1828—32); Frieß, «Histoire de la C.» (Bastia 1850); Gregorovius, «Corsica» (2 Bde., Stuttg. 1854; 3. Aufl. 1878); Galletti, «Histoire illustrée de la Corse» (Par. 1863 fg.); De Saint-Germain, «Itinéraire descriptif et historique de la Corse» (Par. 1868); Lear, «Journal of a landscape painter in C.» (Lond. 1870); Raymond,

«La Corse» (Par. 1876); Joanne, «Géographie du département de Corse» (Par. 1881).

Corsini ist der Name einer der hervorragendsten florentin. Patricierfamilien, die ihren Ursprung auf den Anfang des 13. Jahrh. zurückführt. Unter den geschichtlich bekannten Persönlichkeiten, die ihr angehören, sind hervorzuheben: Andrea C., Bischof von Fiesole (geb. 1302, gest. 6. Jan. 1373), wegen seiner christl. Tugenden von Urban VIII. 1629 heilig gesprochen; Pietro C., 1361 Bischof von Florenz, als Kardinal von großem Einfluß auf das Schisma von 1378, gest. in Avignon 1405; Amerigo C., 1420 der erste Erzbischof von Florenz; Lorenzo C., welcher 1730, im Alter von 78 J., als Clemens XII. den päpstl. Stuhl bestieg und 1740 starb. Von seinen Neffen wurde der eine, Bartolommeo C., Fürst von Sismano, Vizekönig von Sicilien und unter Karl III. Conseilpräsident in Neapel, wo er 1752 starb; der andere, Neri C. (gest. 1770), Botschafter Cosmos' III. bei Gelegenheit der schwierigen Verhandlungen über die Nachfolge in Toscana im Fall des Aussterbens der Medici, dann Kardinal und einflußreicher Minister seines Oheims. Don Tommaso, Fürst C., geb. 5. Nov. 1767, gest. 6. Jan. 1856, versah zweimal, 1818 und 1847—48, das Amt eines Senators von Rom. Sein Bruder, Don Neri, geb. 1771, gest. 1845, war zur Zeit des Direktoriums nach dem Carlettischen Zerwürfnis toscan. Gesandter in Paris, Staatsrat in der Napoleonischen Zeit, toscan. Gesandter beim Wiener Kongreß, Unterstaatssekretär unter Ferdinand III. und Leopold II. und nach Fossombronis Tode 1844 dirigierender Minister. Von Tommasos Söhnen war der älteste, Don Andrea, Fürst C., geb. 16. Juli 1804, als Herzog von Casigliano 1849—56 toscan. Minister der auswärtigen Angelegenheiten, dann Oberkammerherr bis zur Revolution von 1859 und starb zu Florenz 5. März 1868; der zweite, Don Neri, Marquis von Lajatico, geb. 13. Aug. 1805, Gouverneur von Livorno und 1847 Minister der auswärtigen Angelegenheiten, starb 1. Dez. 1859 in London als Abgeordneter der florentin. Provisorischen Regierung, welcher er sich angeschlossen hatte. Man hat ihm in Sta.-Croce ein schönes Denkmal gesetzt. Sein ältester Sohn, Don Tommaso, geb. 28. Febr. 1835, Bürgermeister (Sindaco) von Florenz, ist gegenwärtig Chef der Familie. Die C. haben glänzende Paläste in Rom (einst Riario) und Florenz, mit sehr bedeutenden Gemäldesammlungen und in Rom mit reicher Bibliothek. Ihre Kapellen in San-Giovanni in Laterano zu Rom und in Carmine zu Florenz gehören zu den schönsten in diesen Städten. Vgl. Passerini, «Genealogia e storia della famiglia C.» (Flor. 1858).

Corso (d. i. Lauf, Rennbahn) heißt in Italien nicht allein das Wettrennen der Pferde (ohne Reiter), sondern auch das reihenweise Durchfahren der Hauptstraßen einer Stadt in geschmückten Equipagen, wie es fast bei allen öffentlichen Festlichkeiten, namentlich im Karneval an den Sonntagen, am Donnerstag vor Fastnacht (Berlingaccio) und am Fastnachtdienstag stattfindet. Dieser Sitte verdanken Straßen in fast allen größern Städten Italiens den gleichen Namen. Am bekanntesten ist der C. in Rom, der 2150 m lang in gerader Linie von der Porta del Popolo bis nahezu zum Fuße des Kapitols führt. Die Straße, meist von hohen Gebäuden eingefaßt und an drei Stellen durch die Plätze San-Carlo, Colonna und Sciarra verbreitert, wird täglich zur Stunde der Promenade sehr belebt und war seit Papst Paul II. der Hauptschauplatz der Karnevalsbelustigungen. Seit neuester Zeit wird ein Teil der letztern auf der neuen Via Nazionale abgehalten.

Corssen (Wilh. Paul), namhafter Sprach- und Altertumsforscher auf dem Gebiete des Latein und der verwandten altitalischen Sprachen, geb. 20. Jan. 1820 zu Bremen, erhielt seine erste Schulbildung zu Schwedt, besuchte dann das Joachimsthalsche Gymnasium zu Berlin, studierte 1840—44 in Berlin Philologie und veröffentlichte die von der philos. Fakultät der Universität preisgekrönte Schrift «Origines poesis Romanae» (Berl. 1844). Nachdem er hierauf kurze Zeit am Gymnasium zu Stettin gewirkt, ward er 1844 an die Landesschule Pforta berufen, an der er 22 Jahre lang erst als Adjunkt, dann als Professor thätig war. Im J. 1866 legte er seine Stellung nieder und wandte sich nach Berlin; er starb 18. Juni 1875 in Lichterfelde bei Berlin. Seine Hauptwerke sind: «Über Aussprache, Vokalismus und Betonung der lat. Sprache» (2 Bde., Lpz. 1858—59; 2. Aufl. 1868—70), «Kritische Beiträge zur lat. Formenlehre» (Lpz. 1863), «Kritische Nachträge zur lat. Formenlehre» (Lpz. 1866), «Beiträge zur italischen Sprachkunde» (Lpz. 1876). Daneben sind noch die Schrift: «De Volscorum lingua» (Lpz. 1858), sowie eine Reihe von Abhandlungen über die altitalischen Dialekte in Kuhns «Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung» zu nennen. Als Lehrer zu Pforta hatte sich C. auch der Geschichte von Pforta und Umgebung zugewandt; er ließ erscheinen: «Altertümer und Kunstdenkmale des Cistercienserklosters St. Marien und der Landesschule Pforta» (Halle 1868). C. unternahm 1870 eine Reise nach Italien, namentlich um die Inschriften und Denkmäler der etrusk. Sprache kennen zu lernen; die Frucht dieser Studien war das Werk: «Über die Sprache der Etrusker» (2 Bde., Lpz. 1874—75).

Cort. (lat.), auf Rezepten, Abkürzung für Cortex (Rinde).

Cort (Cornelis), berühmter holländ. Maler und Kupferstecher, geb. zu Horn in Holland nach 1530, gest. zu Rom 1578. Er arbeitete für den Verlag des Hieronymus Cock und fertigte auch vieles, was unter dessen Namen erschien. Dann ging er nach Venedig zu Tizian, der ihn in sein Haus aufnahm und von dessen Werken er die schönsten im Stich wiedergab; besonders berühmt sind sieben Landschaften unter dem Namen: Die sieben heiligen Büßer. Darauf ließ er sich in Rom nieder (1571—78), wo er eine Schule gründete, als deren berühmte Zöglinge Aug. Carracci und Ph. Thomassin zu nennen sind. C. war der erste, der durch breitere Taillen die Stechkunst für größere Blätter zur Anwendung brachte. Er lieferte eine große Anzahl sehr schätzbarer Nachbildungen von den Werken der berühmtesten Italiener, wie Tizian, Rafael, Michel Angelo, Correggio u. s. w., sowie der Niederländer Coxcie, Hemskerk, Floris, R. van der Weiden u. a. Auch in eigenen Kompositionen hat er sich versucht, von denen die 1568 vollendete Geburt Mariens und die heilige Familie mit der Birne hervorragen (1570).

Cortaillod, Dorf im Bezirk Boudry des schweiz. Kantons Neuenburg liegt 486 m über dem Meere, 7 km südwestlich von Neuchâtel auf einer Anhöhe

über dem linken Ufer des Neuenburgersees, und zählt mit dem am See gelegenen Petit-C. (Station der Dampferlinie Neuchâtel-Estavayer) zusammen (1880) 1311 meist prot. E., deren Haupterwerbsquelle der vorzüglich betriebene Weinbau bildet. Der Rotwein von C. gilt als der beste neuenburger Wein. 2 km ostnordöstlich von C. mündet die Areuse, der Fluß des Traversthales, in den See.

Cortan, Cuartan, 1) ein früheres catalon. Getreidemaß, in Barcelona = 5,7932 l, in Tarragona = 5,9 l; 2) ein älteres Flüssigkeitsmaß in Catalonien und auf der Insel Mallorca: für Wein und Branntwein in Barcelona = 7,536 l, in Tarragona = 8,665 l, für Öl an diesen beiden Orten = 4,128 l, für Öl auf Mallorca = 4,145 l.

Corte (von hortus, d. i. Villa), befestigter Hauptort eines Arrondissements der Insel Corsica mit 5018 E., regellos an einem 112 m hohen, steilen Felsen am Zusammenflusse des Tavignano und der Restonica in 434 m Höhe, 84 km im NO. von Ajaccio, fast mitten in der Insel, hat ein Tribunal erster Instanz, ein Collegio comunale, ein von Vincentello d'Istria um 1420 gebautes starkes Schloß und Statuen Paolis, Arrighi di Casanovas und Joseph Bonapartes. Die Bewohner arbeiten in Steinbrüchen, Marmorsägemühlen, Teigfabriken und Töpfereien und treiben Handel mit Holz, Wein, Olivenöl, Kastanien, Käse und Vieh.

Cortége (frz.), ehrendes Geleit, Gefolge.

Corte maggiore, Flecken in der ital. Provinz Piacenza, Bezirk Fiorenzuola, 8 km im NNO. von diesem Orte, an der Arda, mit (1881) 2069 (Gemeinde 4549) E.

Corte miglia, Flecken in der ital. Provinz Cuneo, Distrikt Alba, 30 km im SO. von Alba, an der zum Tanaro gehenden Bormida, zählt (1881) 1675, als Gemeinde 3408 E.

Corte nuova, Dorf in der ital. Provinz Bergamo, Bezirk Treviglio, 19 km östlich von diesem Orte, an dem zur Adda gehenden Serio, mit 1000 E., bekannt durch den Sieg Friedrichs II. über die Lombarden 27. Nov. 1237.

Cortereal (Gaspar), portug. Seefahrer, landete 1500 auf Neufundland, entdeckte 1501 Labrador und kam auf einer zweiten Entdeckungsreise um.

Cortes, Mehrzahl von corte (curia), d. h. Hof, Gerichtshof, ist in Spanien und Portugal der Name für Ständeversammlung, Landtag.

Cortese (Jacopo), Schlachtenmaler, s. Bourguignon.

Cortex (lat.), die Rinde, Schale. Nach der Pharmacopoea Germanica von 1882 sind nur noch folgende Rinden (resp. Schalen) offizinell: C. Cascarillae, Cascarillrinde (s. unter Cascarilla); C. Chinae, Chinarinde (s. unter Chinabaum); C. Cinnamomi, Zimtrinde (s. unter Zimt); C. Condurango, Condurangorinde, die Rinde von Gonolobus Cundurango (s. unter Gonolobus); C. Frangulae, Faulbaumrinde (s. unter Rhamnus); C. Fructus Aurantii, Pomeranzenschale (s. unter Pomeranze); C. Fructus Citri, Citronenschale (s. unter Citrone); C. Granati (bis 1882 C. Radicis Granati), Granatrinde, resp. Granatwurzelrinde, die Rinde von Punica Granatum (s. unter Granate); C. Quercus, Eichenrinde (s. d.).

Cortez (Hernando oder Fernando), als Eroberer Mexikos der berühmteste Conquistador, stammte aus einer alten angesehenen Familie und wurde 1485 zu Medellin in der span. Landschaft Estremadura geboren. Er studierte zu Salamanca die Rechte und ging 1504 nach Haiti in Westindien, dann nach Cuba mit Diego Velasquez, dem Statthalter dieser Insel. Nachdem 1517 Fernando Cordova von Cuba aus die Nord- und Westküsten von Yucatan, 1518 des Statthalters Neffe Juan de Grijalva die Küste von Mexiko entdeckt, rüstete Velasquez, auf die Schilderung von dem Goldreichtum des Landes, eine neue Expedition von 11 Schiffen aus, an deren Spitze er den durch Kühnheit und Unerschrockenheit des Geistes ausgezeichneten C. stellte. Da Velasquez seine Wahl bereute und sogar die Verhaftung des Kommandanten befahl, beschleunigte C. seine Abreise und verließ 10. Febr. 1519 Santiago de Cuba mit 508 (nach andern 553) Soldaten, 110 Matrosen, 16 Pferden, 10 größern Geschützen und 4 Feldschlangen. Am 12. März langte er an der Mündung des Tabasco an, wo er die Einwohner durch Waffengewalt zu einem Frieden zwang und außer anderer Beute seine berühmte Begleiterin, die hübsche Donna Marina, gewann, die ihm fernerhin als Dolmetscherin diente. Am Grünen Donnerstag landete er da, wo jetzt San Juan de Ulua, das Fort von Veracruz, steht. Hier versetzte er die Mexikaner durch das Schauspiel europ. Kriegsübungen in staunende Ehrfurcht. Der Anblick der Reiter, die ihnen mit ihren Pferden als monströse Wesen erschienen, die Schiffe, die ihnen wie bewegliche Festungen vorkamen, der Donner der Geschütze, die eisernen Rüstungen und Waffen ließen sie glauben, die Ankömmlinge besäßen göttliche Kräfte. Montezuma, der Beherrscher des Aztekenreichs, von ihrer Ankunft und dem Wunsche ihres Führers benachrichtigt, nach der Hauptstadt zu kommen, um ihm persönlich die Aufträge des mächtigsten Monarchen der Ostländer zu überbringen, schickte wiederholt Gesandte und Geschenke, aber zugleich die Aufforderung, die Fremdlinge möchten das Reich wieder verlassen. C. gründete zunächst in dem Gebiete eines von Montezuma abtrünnigen Kaziken die Stadt Veracruz (s. d.), ließ sich von deren Verwaltungsrat bis auf weiteres zum Generalkapitän und Oberrichter der Kolonie ernennen, und stattete dem Kaiser Karl V. selbst einen Bericht ab, in welchem er die Aussichten auf Eroberung eines großen Reichs mit glänzenden Farben schilderte. Noch ehe das nach Spanien bestimmte Schiff abging, wurde (26. Juli 1519) eine Verschwörung der Anhänger des Velasquez entdeckt, deren Häupter C. mit dem Tode bestrafte, während er zugleich, um jede Verbindung nach außen abzuschneiden, die Schiffe zerstören ließ. Sodann begann er seinen Zug in das Innere, wo die Menge großer und volkreicher Städte in Erstaunen setzte. Die bisher unabhängigen und kriegerischen Tlascalaner schlossen sich ihm nach mehrern Niederlagen als Vasallen der castil. Krone und Bundesgenossen an, ebenso nach derber Züchtigung die Bewohner von Cholula. Am 8. Nov. 1519 zog C., von Montezuma ehrfurchtsvoll empfangen, in die große, im See Tezcuco gelegene Haupt- und Residenzstadt Tenochtitlan oder Mexiko ein, deren Bewohner ihn für einen Gott und Sohn der Sonne hielten. C. befestigte sofort den ihm angewiesenen Palast und wagte 14. Nov. den kühnen Verrat, sich der Person des Montezuma (s. d.) zu bemächtigen. Man zwang diesen, sich öffentlich für den Vasallen des Königs von Spanien zu erklären, vermochte aber nicht, ihn dahin zu bringen, sich zum Christentum zu bekehren.

Der Unmut der Mexikaner gegen den herrischen Fremdling ging jetzt in bittern Haß über, der Adel des Landes beschäftigte sich eifrig mit Befreiungsplänen, und statt der Verstärkungen, die C. aus Spanien erhoffte, erschien eine von Velasquez gesandte Flotte von 18 Schiffen mit 900 Mann Fußvolk, 85 Reitern und 12 Kanonen unter Panfilo Narvaez, der den «Rebellen» in Ketten nach Cuba schicken und an dessen Stelle die Eroberungen fortsetzen sollte. In dieser Lage zog C., zur Bewachung Montezumas und der Hauptstadt 140 Mann zurücklassend, mit den übrigen dem Narvaez entgegen. Er verstärkte sich durch die Besatzung von Veracruz, gewann insgeheim einen Teil der feindlichen Truppen, überfiel den Gegner 24. Mai 1520 bei Cempoalla und nahm denselben nach kurzem Gefecht gefangen. Durch dessen Truppen bedeutend verstärkt, kehrte er zur Hauptstadt zurück, wo inzwischen sein Stellvertreter durch unkluge Strenge und Niedermetzelung vieler Vornehmen einen allgemeinen Verzweiflungskampf hervorgerufen hatte. C.' Dazwischenkunft vermochte den Aufstand nicht zu dämpfen. Montezuma, der als Vermittler von seinem Volk verachtet und mit einem Hagel von Steinen und Pfeilen überschüttet wurde, starb schwer verwundet nach wenigen Tagen, im Juni 1520. Nach heldenmütigem Kampfe trat C. in der Nacht des 1. Juli den gefährlichen Rückzug auf dem schmalen Damme des von feindlichen Canoes wimmelnden Sees an. Er verlor alles Geschütz und Pulver, fast alle Pferde, den größten Teil der gesammelten Schätze und rettete kaum die Hälfte seiner Leute. Dennoch schlug er mit seinem kleinen Haufen auf dem weitern Rückzuge 7. Juli bei Otumba die ungeheuern Scharen der Mexikaner und zog, schwer verwundet, 8. Juli in das treue Tlascala ein. Nachdem er neue Truppen, die von den Statthaltern Cubas und Jamaicas gegen ihn geschickt waren, in seine Dienste gezogen, die Unzufriedenen aber abgedankt und nach Veracruz geschickt, trat er (550 Mann zu Fuß, 40 zu Pferde und 9 Kanonen) 28. Dez. 1520 wieder den Marsch nach Mexiko an, von 10000 Tlascalanern und andern Verbündeten begleitet, denen bald 200 Spanier aus Haiti und viele tausend Eingeborene als Hilfstruppen nachfolgten. Mexiko, wo unterdessen Guatimozin (Quauhtemotzin), der Neffe und Nachfolger Montezumas, bedeutende Verteidigungsanstalten getroffen, widerstand diesmal den Angriffen in einer Reihe von See- und Straßenkämpfen aufs tapferste, bis nach unerhörtem Blutvergießen 13. Aug. 1521 der letzte Rest samt dem König und seinem Hofe in die Hände der Spanier fiel.

Nach dem Fall der Hauptstadt unterwarf C. die übrigen Provinzen. Karl V. ernannte ihn zum Statthalter und Generalkapitän von «Neuspanien» und verlieh ihm das Thal Oaxaca als Marquisat. Schon vorher, 1524, hatte C. den Wiederaufbau der Hauptstadt angeordnet und mit großer Umsicht Einrichtungen zur Kolonisation und Verwaltung des Landes getroffen. Die Empörungen der Eingeborenen wurden von den Spaniern mit beispielloser Grausamkeit gedämpft, sogar der König und andere Fürsten starben am Galgen. Um sich gegen die Anklagen seiner Feinde zu rechtfertigen, reiste C. 1528 nach Spanien, wo ihn der Kaiser mit Auszeichnung empfing. Doch überließ man ihm fortan in Mexiko nur das Kriegswesen und das Geschäft der weitern Eroberung, während die Verwaltung des Landes eine eigene Behörde, die Audiencia von Neuspanien, erhielt. Nachdem C. im Frühling 1530 wieder in Mexiko eingetroffen, unternahm er neue Entdeckungs- und Eroberungszüge. Ein von C. ausgeschicktes Geschwader erreichte 1533 die Südspitze der Halbinsel Californien, und 1536 wurde der Meerbusen von Californien (Cortezmeer) als solcher entdeckt. Um die Ränke seiner Feinde zu vereiteln, begab sich C. 1540 abermals nach Spanien, wo man ihn bei Hofe sehr wohlwollend empfing, aber seine Beschwerden unbeachtet ließ. Er begleitete 1541 Karl V. auf dessen unglücklichem Kriegszug nach Algier und folgte dann noch mehrere Jahre dem Hofe, fortwährend mit der Betreibung seiner Angelegenheit beschäftigt. Endlich von der Fruchtlosigkeit seiner Bemühungen überzeugt, beschloß er, sein undankbares Vaterland für immer zu verlassen, erkrankte jedoch plötzlich in Sevilla und starb 2. Dez. 1547 in dem nahen Dorfe Castilleja de la Cuesta.

C. hinterließ einen Sohn, Martin, der sich durch ein 1566 gedrucktes Werk: «Breve compendio de la sphera» bekannt gemacht hat. Die Briefe und Berichte des Conquistadors an Karl V. sind in verschiedenen Sprachen veröffentlicht worden, so von Gayangos («Cartas y relaciones de Hernando C. al emperador Carlos V.», Par. 1866) und französisch von Vallée (Par. 1879).

Vgl. Bernal Diaz de Castillo, «Historia verdadera de la conquista de la Nueva España» (3 Bde., Madr. 1632); Prescott, «History of the conquest of Mexico» (3 Bde., Lond. 1843; neue Ausg. 1878; deutsch, 2 Bde., Lpz. 1844); Folsom, «The dispatches of Hernando C.» (Neuyork 1843); Helps, «The life of Hernando C.» (2 Bde., Lond. 1871).

Corti (Lodovico, Graf), ital. Staatsmann, geb. 24. Okt. 1823 zu Gambarano in der ital. Provinz Novara, studierte zu Pavia Mathematik, erhielt 1846 eine Anstellung im Ministerium des Äußern zu Turin, trat 1848 in die Armee und wurde noch in demselben Jahre zum Artillerielieutenant befördert. Im J. 1850 wurde er Sekretär bei der ital. Gesandtschaft in London, 1864 Ministerresident in Stockholm, 1866 daselbst außerordentlicher Gesandter. In der gleichen Eigenschaft kam er 1867 nach Madrid, 1869 nach dem Haag, 1870 nach Washington, 1875 nach Konstantinopel. Cairoli berief ihn als einen Jugendfreund in sein erstes, vom 24. März bis zum 11. Dez. 1878 bestehendes Ministerium und vertraute ihm das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten an. Wegen seiner Thätigkeit auf dem Berliner Kongreß erfuhr er viele Angriffe, weil er die Interessen Italiens nicht energisch genug vertreten haben sollte, sodaß er eine Zeit lang gar nicht auf seinen Posten in Rom zurückkehrte, den der Ministerpräsident auch provisorisch übernahm. Nach dem Sturze Cairolis ging er wieder nach Konstantinopel, wo er im Juni 1880 den Botschafterrang erhielt. Im März 1878 wurde er vom König zum Senator ernannt.

Cortin, Cuartin, früheres Wein- und Branntweinmaß in Catalonien und auf der Insel Mallorca, in Catalonien die Hälfte des Cortan (s. d.) und daher in Barcelona = 3,768 l, in Tarragona = 4,3325 l, auf Mallorca für Wein = 20,28 l, für Branntwein angeblich = 26¼ l.

Cortina di Ampezzo, s. unter Ampezzo.

Corton, einer der feinsten Burgunderweine von Beaune.

Cortōna, Stadt in der ital. Provinz Arezzo, an dem Abhange eines steilen Bergs in 600 m Meereshöhe über dem reichen und fruchtbaren Val di Chiana und an der Eisenbahn Florenz-Foligno-Rom, die bedeutendste der 12 etrusk. Städte und im frühesten Altertum erbaut. Die Stadt wird von Polybius Kyrtonia genannt, bei den Römern heißt sie durchgängig Crotona. Später schloß sie ein Bündnis mit den Römern, sank aber so tief herab, daß eine röm. Kolonie hierher gesandt wurde, um sie zu bevölkern. Von den Barbaren verwüstet, erhob sich C. im 11. Jahrh. abermals zu hohem Glanze. Ein Jahrhundert lang von der Familie Casale beherrscht, wurde sie von dem letzten Abkömmlinge derselben dem König Ladislaus von Neapel und von diesem 1412 den Florentinern übergeben, in deren Besitz sie seitdem blieb. Die Stadt zählt (1881) 3605, als Gemeinde 26353 E., die sich meist mit Landbau beschäftigen. Ihre mächtigen cyklopischen Mauern, auf welche die neuern aufgesetzt sind, sind mit die besterhaltenen in ganz Italien; von den übrigen antiken Baudenkmälern sind die Ruinen eines Bacchustempels das bedeutendste. Die Stadt besitzt ansehnliche Kunstschätze und im Dome das beste Bild von Luca Signorelli. In dem Museum der 1726 hier gestifteten Accademia Etrusca findet man eine Menge etrusk. Vasen u. s. w., namentlich aber eine der prächtigsten antiken Bronzelampen, nach Art eines Kronleuchters angelegt (16 Flammen) und ein Meisterstück echt etrusk. Kunst. Zwischen der Stadt und dem See von Perugia (Lacus Trasimenus) dehnen sich die Schluchten aus, in denen Hannibal 217 v. Chr. den Konsul Flaminius schlug, dessen angebliches Grabmal man in C. den Fremden zeigt.

Cortōna (Pietro da), wie er sich nach seiner Vaterstadt nannte, eigentlich Berrettini, geb. 1596, Maler und Baumeister, war derjenige unter den ital. Künstlern, der nach der Reform, welche die Carracci und diesen Gleichstrebende zu Stande gebracht hatten, die neue Epoche des barocken Stils veranlaßte. Seine Studien machte er in Florenz und Rom. C. verstand es, große Räume geschickt mit einer außerordentlichen Figurenfülle zu bedecken und durch ein wohlgefälliges Kolorit das Auge zu fesseln. Sein Hauptgönner war Urban VIII., welcher von ihm in Sta.-Bibiena Gemälde ausführen ließ, hernach Alexander VIII. Als sein Meisterstück gilt ein großes allegorisches Deckengemälde im Palast Barberini zu Rom. Er entwickelte eine außerordentliche Thätigkeit, aber doch fehlten ihm die eigentlich schöpferische Phantasie, die lebensvolle Durchbildung und der Adel des Stils. Der Schwerpunkt seiner Werke beruht auf dem dekorativen Moment. C. starb 1669. Seine zahlreichen Nachfolger, die sog. Cortonisten, besonders Romanelli und Luca Giordano, sind eifrig bemüht gewesen, C.s prunkvolle Weise der Darstellung zu verbreiten.

Cörulēum, eine blaue Farbe für Öl- und Aquarellmalerei, welche von der engl. Fabrik G. Rowney u. Comp. in den Handel gebracht ist. Das C. ist hellblau, ein wenig grünlich und hat die Eigenschaft, bei Lampenlicht nicht violett zu erscheinen; es deckt gut, ohne körnig zu sein, und eignet sich vortrefflich, um damit die Bläue des hellen Himmels zu malen. Das C. verändert sich nicht am Sonnenlicht, auch nicht in unreiner Luft; ebenso üben große Hitze und bei gewöhnlicher Temperatur ätzende Alkalien und Säuren keinen Einfluß darauf aus. Es besteht aus zinnsaurem Kobaltoxydul, gemischt mit Zinnoxyd und Gips.

Cörulignōn, s. Cedrium.

Coruna (czech.), Krone, Reich; C. česka, das Czechische Reich.

Coruña (La, spr. Korunja), befestigte Hauptstadt der span. Provinz C. an der Nordwestküste des Königreichs Galicien, zählt (1877) 33735 E., ist Sitz des Generalkapitäns von Galicien, eines Obergerichtshofs und eines Handelsgerichts, Festung und Handelsplatz ersten Ranges und liegt sehr schön am westl. Ufer der Ria oder Bai gleiches Namens. Sie zerfällt in die obere oder alte und die untere oder neue Stadt und besitzt sechs Kirchen (namentlich die in der Mitte des 12. Jahrh. erbaute Santiago und die Sta.-Maria del Campo), fünf ehemalige Klöster (eins in ein Bagno mit 500 Galeerensträflingen verwandelt), zwei Spitäler, zwei Kasernen, eine nautische Schule und andere Unterrichtsanstalten. Die neue Stadt, auch Pescaderia genannt, befindet sich auf dem Isthmus der schmalen Landzunge, welche die geräumige und gegen alle Stürme gesicherte, von malerischen Granitfelsen umschlossene Hafenbai von der Ensanada de Orsan trennt, und ist regelmäßig gebaut und reinlicher als die Altstadt, die auf einer Anhöhe im östl. Teile der Landzunge liegt und, mit Mauern umgeben, von einer Citadelle verteidigt wird. Die Reede ist sicher, und der halbmondförmige Hafen, in dem 1588 die «unüberwindliche Flotte» Philipps II. lag, wird durch fünf Forts allseitig gedeckt. Als Leuchtturm dient der am nördl. Ufer der Landzunge (etwa 2 km im NW. der Stadt) auf einem Felsen stehende Herkulesturm (23 m hoch), der angeblich von Trajan erbaut wurde. C. hat einige Industrie, unter anderm die große Cigarrenfabrik, la Palloza mit mehr als 2000 Arbeiterinnen, und eine wichtige Glasfabrik. Außer Kolonialwaren und Häuten besteht die Einfuhr in Lein, Wolle, Seide, Kurzwaren, Stockfischen, Thee, Bauholz, Maschinen u. s. w. Der Export umfaßt Vieh für England, auch Mehl, Obst, Wein, Sardinen, Salzfische, Schinken und andere Fleischwaren sowie Sohlenleder, Seife, Glaswaren u. s. w. C. ist durch ein täglich fahrendes Dampfschiff mit dem nordöstlich gegenüber gelegenen Kriegshafen Ferrol, durch Eisenbahn mit Palencia, durch Diligencen und Posten mit Madrid verbunden. Regelmäßig abgehende Dampfer vermitteln den Verkehr mit allen Haupthäfen der span. Halbinsel, mit Havana und dem Auslande.

C. soll von den Phöniziern gegründet worden sein. Unter den Römern hieß der zum Lande der Artabri gehörige Ort Brigantium (bei Ptolemäus Flavium Brigantium), im Mittelalter Caronium. Die Stadt wurde 1598 von den Engländern erobert und verbrannt, später befestigt. Die Seeschlachten vom 14. Juni 1747, wo die Engländer unter Anson und Warren eine reiche franz. Flotille besiegten, und vom 22. Juli 1805, wo sie unter Admiral Calder die span.-franz. Flotte unter Gravina und Villeneuve schlugen, werden gewöhnlich nach dem südwestl. Kap Finisterre benannt. Unweit C. versuchte 16. Jan. 1809 der franz. Marschall Soult vergeblich, die sich zurückziehenden Engländer unter General Moore an der Einschiffung zu hindern. Am 21. Febr. 1820 wurde zu C. vom Volke und den Truppen die Konstitution in Kraft gesetzt; allein 13. Juli 1823 eroberte

General Bourck die Höhen vor der Stadt, worauf die Stadt 13. Aug. kapitulierte.

Die Provinz Coruña zählt (1877) auf 7973 qkm 595585 E.; sie ist wesentlich Gebirgsland, dessen kurze Flüsse an der ganz zerrissenen Küste münden. Der höchste Berg ist der 832 m hohe Cabo da Serpe, im SO. von C. Das Klima ist kühl und regenreich; die mittlere Temperatur beträgt 14,8° C. Der stark zerteilte Boden ist wenig fruchtbar, trägt aber ein freundliches Gemenge von Wäldern, Wiesen und Kulturflächen. Getreide wird zur Ausfuhr gewonnen, die Viehzucht ist blühend; Fischerei und Schiffahrt beschäftigen zahlreiche Menschen. Die mineralische Produktion ist gering. Die Industrie befaßt sich mit Einsalzen der Fische, Schiffsproviant-, Glas-, Fayence- und Lederfabrikation; man fabriziert Leinen, Tabak, Hüte, sehr viel Tauwerk, Eisen- und Kupferwaren (zu Jubia besteht auch eine Kupfermünze), Maschinen u. s. w. Den Handel begünstigen ausgezeichnete Häfen. Der Nationaldialekt ähnelt mehr dem Portugiesischen als dem Spanischen. (S. Galicien.)

Corvette, s. Korvette.

Corvey, s. Korvei.

Corvina (abgekürzt für Bibliotheca Corviniana), die weltberühmte Büchersammlung des ungar. Königs Matthias Corvinus (gest. 1490), eine der größten und prachtvollsten Bibliotheken des Zeitalters der Renaissance. Das Jahr ihrer Gründung ist unbekannt, auch ist es wenig wahrscheinlich, daß sie aus der Privatbüchersammlung des Königs entstand. Schon 1471 findet man einen mit Handschriften aus Rom zurückkehrenden Büchermaler des Königs, Namens Blandius, erwähnt, und um dieselbe Zeit wurde ein Teil der Bibliotheken des Primas Johannes Vitéz und des Bischofs von Fünfkirchen Janus Pannonius der C. einverleibt; der Aufschwung der C. datiert jedoch von der Vermählung des Königs Matthias mit der kunstsinnigen Beatrix von Aragonien (1476). In den letztern Jahren von Matthias' Regierung waren in Ofen stets 30 Abschreiber unter Aufsicht des gelehrten Felix aus Ragusa mit dem Kopieren, Ausbessern und Illustrieren von Handschriften beschäftigt, und in Florenz, wo sich um 1488 der Erzieher des Herzogs Johannes Corvinus, Thadäus Ugoletti, im Auftrage des Königs längere Zeit aufhielt, um den Ankauf von Handschriften zu besorgen, arbeiteten für die C. so viele Abschreiber, daß nach Matthias' Tode die Kurse der Handschriften um ein Beträchtliches fielen, da die zahlreichen Abschreiber in Florenz nicht mehr genügende Beschäftigung fanden. Ferner schickte Matthias seine Emissäre auch nach Griechenland und Kleinasien, um dort alles, was an Handschriften klassischer Autoren, sowie syr. und hebr. Schriftsteller zu finden war, zusammenzukaufen. Auf diese Weise brachte Matthias mit einem jährlichen Aufwand von 33000 Dukaten eine prachtvolle Sammlung von etwa 5000 Handschriften zusammen, welche, in der ofener Festung neben der Kapelle des heil. Johannes untergebracht, als öffentliche Bibliothek unter der Aufsicht des Thadäus Ugoletti und später des Felix von Ragusa stand.

Unter den Nachfolgern des Matthias, Wladislaus II. (gest. 1516) und Ludwig II. (gest. 1526), wurde die Bibliothek sehr vernachlässigt; zahlreiche wertvolle Handschriften wurden an einzelne Gelehrte verschenkt; auch hatte die C. 1526 von den Türken, 1528—30 von den Truppen Kaiser Ferdinands viel zu leiden. Unter der Regierung Johann Zápolyas (1526—40) kamen viele Handschriften aus der C. nach Siebenbürgen, besonders in die kronstädter und karlsburger, später vom Feuer verzehrten Bibliotheken; andere wieder, hauptsächlich hebräische und chaldäische wurden durch den königl. Statthalter, den Italiener Gritti, nach Venedig geschickt. Als 1541 Sultan Suleiman sich der Festung Ofen dauernd bemächtigte, blieb ein Teil der sehr zusammengeschmolzenen, schon um 1538 sehr unansehnlichen und äußerst vernachlässigten Bibliothek an ihrer alten Stelle, von wo sie erst bei der Erstürmung Ofens durch die Kaiserlichen (1686) entfernt wurde, während der andere, vielleicht kleinere Teil von Staats wegen nach Konstantinopel gebracht wurde, um dort teils in dem alten Serail aufbewahrt, teils aber verschenkt zu werden. Die letzten konstantinopeler Überreste der C. kamen in den Jahren 1869 und 1877 als Geschenke des Sultans nach Ungarn zurück. Mit diesen Handschriften zusammen sind bisher in 33 Bibliotheken Europas 107 lat. Corvina-Handschriften bekannt, über deren Authenticität das auf dem Einbande oder Titelblatte angebrachte Wappen des Königs Matthias keinen Zweifel aufkommen läßt, während es von etwa 300 andern Handschriften bloß wahrscheinlich ist, daß sie einst der königl. Bibliothek zu Ofen angehört haben. Von den erstern zeichnen sich die eigens für den König verfertigten Codices weniger durch die Güte des Textes, als durch zahlreiche prachtvolle Miniaturmalereien eines Attarante und Gherardo aus. Vgl. Fischer, «König Matthias Corvinus und seine Bibliothek» (Wien 1878).

Corvinus (Matthias), König von Ungarn, s. Matthias I. Corvinus.

Corvinus (Jakob), Pseudonym des Romanschriftstellers Wilh. Raabe (s. d.).

Corvin-Wiersbitzki (Otto Julius Bernhard von), deutscher Schriftsteller und demokrat. Politiker, geb. 12. Okt. 1812 in Gumbinnen, wurde auf den Kadettenschulen in Potsdam und Berlin erzogen und wurde 1830 Lieutenant. Nachdem er 1835 seinen Abschied genommen, ließ er sich zunächst in Frankfurt a. M., 1840 in Leipzig nieder. Im J. 1848 nahm er an dem Aufstande Herweghs in Baden teil, und war dann an der Redaction der «Lokomotive» in Berlin thätig, bis er im Mai 1849 ausgewiesen wurde. Er kehrte hierauf nach Baden zurück, und war Chef des revolutionären Generalstabes in Rastatt bis zur Übergabe der Festung. Im September wurde er standrechtlich zum Tode verurteilt, aber zu sechsjähriger Einzelhaft begnadigt, die er in Bruchsal abbüßte. Hierauf ging er 1855 nach London und 1861 als Korrespondent der augsburger «Allgemeinen Zeitung» auf den nordamerik. Kriegsschauplatz, 1867 aber als Korrespondent der «New York Times» nach Berlin. Im Deutsch-Französischen Kriege 1870—71 war er Spezialkorrespondent der «Neuen Freien Presse». C. ließ sich 1874 zu Wertheim und später in Leipzig nieder. Von seinen Schriften sind zu nennen: «Abriß der Geschichte der Niederlande bis auf Philipp II.» (Lpz. 1841), «Illustrierte Weltgeschichte» (4 Bde., Lpz. 1844—51; 2. Aufl., Lpz. u. Berl. 1880 fg.), «Historische Denkmale des christl. Fanatismus» (2 Bde., Lpz. 1845; 5. Aufl. unter dem Titel «Pfaffenspiegel», Stuttg. 1871), «Erinnerungen aus meinem Leben» (4 Bde., Amsterd. 1861; 3. Aufl., Lpz. 1880), «Goldene

Legende» (Bern 1875), »1848—1871, Geschichte der Neuzeit» (Lpz. 1882 fg.).

Corwen, Stadt im engl. Fürstentum Wales, Grafschaft Merioneth, 48 km im NO. von Dolgelly, am Dee und an der Vereinigung der Northwestern- mit der Great-Western-Eisenbahn, mit 2465 E., welche die nahen Sandsteinbrüche bearbeiten. Dabei liegt das romantische Thal Glandurdwy.

Corwin (Thomas), amerik. Politiker, geb. 29. Juli 1794 im County Bourbon in Kentucky, wuchs in ärmlichen Verhältnissen auf, wurde 1818 zur Praxis als Advokat zugelassen und trat, nachdem er sich in seinem Staat als Politiker einen Namen gemacht hatte, 1830 als Abgeordneter in den Kongreß. Er ward bald einer der leitenden Whigs und 1845 in den Bundessenat gewählt. Im J. 1846 bekämpfte er die Kriegspolitik und verdammte die Eroberungsgier der demokratischen Administration. Präsident Fillmore ernannte C. zum Finanzminister (Juli 1850 bis 4. März 1853). Nach dem Rücktritt von diesem Amte widmete er sich wieder der Rechtspraxis in Lebanon im Staate Ohio. Von 1858 bis 1861 gehörte C. von neuem dem Repräsentantenhause an und ging dann als Gesandter Lincolns nach Mexiko, wo er bis zu Maximilians Ankunft blieb. Nach seiner Rückkehr praktizierte er wieder bis zu seinem 19. Dez. 1865 erfolgten Tode in Washington. C. war in der Sklavenfrage konservativ, aber ein entschiedener Unionsmann und stimmte deshalb 1860 auch für den republikanischen Präsidentschaftskandidaten Lincoln.

Corydalin $C_{18}H_{19}NO_4$, eine schwache organische Base, welche in der Wurzel von Corydalis bulbosa, von Corydalis fabacea und von Bulbo capnus cavus vorkommt.

Corydălis *DC.*, Lerchensporn, Pflanzengattung aus der Familie der Papaveraceen, deren meiste Arten, lauter Kräuter, in der gemäßigten Zone der nördl. Halbkugel, besonders in Asien und Europa, wachsen und in solche mit knollig-zwiebeligem Wurzelstock und mit faserigen Wurzeln zerfallen. Die Blätter sind dreizählig zerschnitten oder zusammengesetzt, die Blüten in Ähren oder Trauben gestellt und mit einer zweilippigen, in einen gekrümmten, sackförmigen Sporn auslaufenden, vierblätterigen Blumenkrone versehen. Die Frucht ist eine vielsamige, zweiklappige, oft schotenförmige Kapsel. Zu den Arten mit knolligem Wurzelstock gehört die Hohlwurz, C. bulbosa *Pers.* (C. cava *Wahl.*), eine im ersten Frühling blühende, in feuchter lockerer Lauberde und in steinigem Boden unter Gebüsch wachsende Pflanze mit hohlem Knollen und langer Traube schön purpurroter, selten weißer Blumen von eigentümlich harzigem Geruch. Ihr Wurzelstock war früher unter dem Namen Radix Aristolochiae cavae offizinell. Er enthält einen eigentümlichen Stoff, das Corydalin, welches glänzende Schuppen oder krystallinische Büschel bildet, gelind bitter schmeckt und basische Eigenschaften besitzt und versuchsweise als Ersatzmittel des Chinin, doch ohne den gewünschten Erfolg, in Anwendung gebracht worden ist. Einige asiat. und nordamerik. Arten von C. werden als Zierpflanzen gebaut, namentlich C. nobilis *Pers.* aus Sibirien, mit graugrünen Blättern und blaßgelben, an der Spitze schwärzlichen Blüten; C. longiflora *Pers.* vom Altai, mit einzelnstehenden, langspornigen, rosenroten Blumen; C. glauca *Pursh.* aus Nordamerika, mit blaßpurpurroten, an der Spitze gelben Blumen, ꝛc.

Corylus, Pflanzengattung, s. Haselnußstrauch.

Corymbiferen (Corymbiferae), Pflanzen, s. Korymbiferen.

Corypha *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Palmen, ausgezeichnet durch große, langgestielte, schirm- oder fächerförmige Blätter und Zwitterblüten mit dreispaltigem Kelch und dreilappiger Blumenkrone, welche in aufrechten, verzweigten, rispenartigen Kolben beisammenstehen und einsamige, beerenartige Steinfrüchte hervorbringen. Diese Palmen sind vorzüglich im tropischen Amerika zu Hause, einige wachsen auch in Ostindien und Cochinchina, auf den Molukken und in Neuholland. Sie haben einen bald hohen, bald nur niedrigen, markerfüllten Stamm und dornige Blattstiele. Am längsten bekannt und am berühmtesten ist C. umbraculifera *L.*, die Fächer- oder Schirmpalme Ostindiens, eine der majestätischsten Palmen. Ihr 20—22 m hoher, fast gleichdicker, glatter Stamm trägt eine Blätterkrone von 10—13 m Durchmesser. Die Blätter haben 2 m lange, armsdicke Stiele. In Ostindien benutzt man dieselben zum Decken der Häuser; die Malabaren schreiben darauf mit eisernen Griffeln. Die kirschengroßen Früchte enthalten einen harten, holzigen Steinkern, aus dem in Ostindien allerhand Zieraten verfertigt werden. Das Mark des Stammes liefert einen schlechten Sago, das Holz ist fest und hart. Auch von dieser Palme werden die jungen Blätter der Endknospe als Palmenkohl benutzt.

Cos., Abkürzung für Consul und für Cosinus.

Cosa (ital.-span.), Sache, Ding, in der Algebra die unbekannte, zu findende Größe (s. Coß); Cosas d'España, Dinge, welche Spanien eigentümlich sind, welche Nichtspaniern «spanisch vorkommen».

Cosa, alte etrurische Stadt, s. unter Vulci.

Coscile, Fluß in der ital. Provinz Cosenza, der letzte Nebenfluß des Crati, in welchen er sich kurz vor dessen Mündung ergießt. Er entspringt am Südabhange des Monte-Polino, westlich von den Gärten des Apollo im Val del Colorito, als Coscilello. Sein alter Name ist Sybaris.

Cosel (auch Cossell, wie sie sich selbst schrieb, Anna Konstanze, Gräfin von), Geliebte Augusts II., Königs von Polen und Kurfürsten von Sachsen, die Tochter des dän. Obersten Joachim von Brockdorf auf Deppenau im Holsteinischen, geb. 17. Okt. 1680, kam frühzeitig als Ehrendame zu der mit dem Erbprinzen von Braunschweig-Wolfenbüttel vermählten Prinzessin Johanna von Holstein-Plön. Zu Wolfenbüttel lernte sie der sächs. Kabinettsminister von Hoymb kennen, vermählte sich mit ihr 1699, ließ sie aber, um sie vor den Verführungen des Hofs zu schützen, auf seinen Gütern wohnen. Allein der König vermochte Hoymb, sie nach Dresden kommen zu lassen. Die Folge war, daß sie bald nachher von ihrem Gemahl sich scheiden ließ und den Namen Madame de C. annahm. Kaiser Joseph I. erhob sie 1706 zum Range einer Reichsgräfin. Der König baute ihr in Dresden ein eigenes Palais, welches noch jetzt ihren Namen führt. Über neun Jahre, während deren sie, die Geschenke abgerechnet, 1 Mill. Thlr. Gnadengehalt erhielt, behauptete sie sich in der Gunst des Königs. Allein ihre Herrsch- und Eifersucht war grenzenlos; ihr Wille galt für Befehl, und wer ihr zuwider war, mußte fallen. So stürzte sie des Königs Liebling, den Kanzler Grafen Beichling; ein gleicher Versuch gegen den Fürsten Egon von Fürstenberg

und den Feldmarschall Grafen Flemming bewirkte indessen ihren eigenen Fall. Als sie 1712, aus Eifersucht gegen eine neue Geliebte, die Gräfin Dönhoff, dem König nach Warschau nachreisen wollte, ward sie unterwegs an der schles. Grenze durch ein Gardekommando zur Rückkehr nach Dresden genötigt und von hier, noch vor des Königs Eintreffen, verwiesen. Sie ging erst nach Pillnitz, dann nach Berlin und, als sie auch hier nicht die beste Aufnahme fand, nach Halle, wo sie auf Augusts Veranlassung, über den sie rachsüchtige Äußerungen gethan haben sollte, verhaftet und endlich 1716 auf die alte Festung Stolpen gebracht wurde. Sie starb zu Stolpen 2. April 1765. Die Gräfin C. war eine der schönsten und geistreichsten Frauen ihrer Zeit. In der franz. Litteratur war sie sehr bewandert; in ihrer Gefangenschaft gewährte ihr nächst einem kleinen Garten, den sie selbst pflegte, ihre Bibliothek den einzigen Genuß. Vgl. K. von Weber, «A. C. Gräfin von C.» (im «Archiv für sächs. Geschichte», Bd. 9, Lpz. 1870). — Ihr Sohn, Friedrich August von C., geb. 1711, starb 1770 zu Sabor in Schlesien als General der Infanterie und Kommandant der Garde-du-Corps.

Cosenza, Hauptstadt der ital. Provinz C. (6697,5 qkm mit [1881] 451271 E.) oder Calabria citeriore, ein im Altertum sehr bedeutender Ort (Cosentia, Hauptstadt der Bruttier), liegt äußerst malerisch am Crati und Busento, durch eine Zweigbahn nach Buffaloria mit der Calabrischen Eisenbahn verbunden, ist Sitz eines Erzbischofs und des Präfekten, hat ein großes, hochgelegenes Schloß, eine schöne Kathedrale, mehrere andere Kirchen und Klöster, ein großes Seminar, ein königl. Kolleg, zwei Akademien der Wissenschaften und schönen Künste, einen prächtigen Justizpalast, ein Theater, verschiedene Lehranstalten und zählt (1881) 12590, als Gemeinde 16686 E. Dieselben treiben hauptsächlich Handel mit Seide, Öl, Wein, Manna, Hanf, Getreide und Honig, sowie mit Fayence-, Eisen- und Stahlwaren, die sie fertigen. Im Sommer ist die Stadt wegen der Fieberluft verödet. In der überaus fruchtbaren Umgebung der Stadt liegen über 40 Dörfer und Städte, und entfernter der Silawald (s. d.). Alarich, der König der Westgoten, starb 410 vor den Mauern C.s und wurde von seinen Soldaten im Flußbette begraben.

Cosihuirachi (Cosihuiriachic) oder Santa-Rosa de C., Stadt im Staate Chihuahua der Föderativrepublik Mexiko, in einer mehr als 200 m tiefen Gebirgsschlucht, aus welcher der 2449 m hohe Vulkan Buja aufsteigt. Da der Erzreichtum der hiesigen Silberminen sehr abgenommen hat, ist die Einwohnerzahl von 10000 auf 3000 gesunken.

Cosimo (Piero di), florentin. Maler des Quatrocento, um 1460 in Florenz geboren, ein Schüler des Cosimo Roselli, dessen phantastische Kompositionsweise er sich mit andern altertümlichen Reminiscenzen angeeignet hatte. Er steht auf der Grenzscheide der alten und neuen Ära toscan. Kunstweise, und ist auch dadurch wichtig, daß er Beziehungen zur lombardischen Schule hat. Andrea del Sarto war sein Schüler. Er starb in Florenz 1521. Neben Botticelli gehört C. zu den ersten, welche im Geiste der humanistischen Zeitbildung Stoffe der Mythologie malerisch behandelten, wobei er allerdings in den Fesseln der naivsten Auffassung einherschreitet. Seine Geschichte des Perseus in den Uffizien und im wiener Belvedere ist ein Beleg dafür.

Cosimo dei Medici, s. Medici (Cosimo dei).

Cosinus heißt in der Trigonometrie der Sinus des Complements eines Bogens oder Winkels zu 90°, und es ist demnach der C. von 20° gleich dem Sinus von 70° und umgekehrt. In jedem rechtwinkeligen Dreieck ist eine Kathete, dividiert durch die Hypotenuse, gleich dem C. des Winkels, welcher von diesen beiden Seiten des Dreiecks eingeschlossen wird. Der Name entstand aus den Wörtern complementi (welches man abgekürzt co schrieb) und sinus, und wurde zuerst vom engl. Mathematiker Edm. Gunter gebraucht.

Cosmas und **Damianus,** Heilige, waren zwei Brüder, aus Arabien gebürtig, welche zu Ägea in Cilicien die Heilkunde mit großem Erfolg unentgeltlich ausübten und zugleich viele Heiden zum Christentum belehrten. Als daher die Diocletianische Verfolgung begann (303), ließ der Präfekt Lysias sie gefangen nehmen, und nachdem sie vor dem Untergange in den Fluten wie vor dem Feuertode wunderbar beschirmt waren, enthaupten. Ihr Gedächtnistag ist der 27. Sept. Justinian erbaute ihnen eine prächtige Basilika zu Konstantinopel, Felix II. eine solche zu Rom. Ihre Gebeine wurden 1649 von Bremen nach München übergeführt, wo seit 1606 in der Michaeliskirche ihre Köpfe ruhten. Sie sind die Patrone der Ärzte und Apotheker. Während der Kreuzzüge entstand in Palästina ein geistlicher Ritterorden des Cosmas und Damianus, dessen Mitglieder die Regel des heil. Basilius beobachteten, ein rotes Kreuz mit dem Bildnis der beiden Heiligen trugen, und vor allem kranke Pilgrime pflegten, gefangene loskauften, verstorbene begruben. Mit der Eroberung Palästinas durch die Türken erlosch der Orden.

Cosmas Indicopleustes, s. Kosmas.

Cosmas von Prag, der älteste Geschichtschreiber Böhmens, nach seiner eigenen Angabe der Urenkel eines 1089 von den Böhmen auf einem Kriegszuge gefangenen poln. Priesters, und bald nachher geboren, besuchte die Schulen in Prag und in Lüttich, lebte dann in Prag, zuletzt als Dekan, und begleitete mehrere prager Bischöfe auf ihren Reisen an verschiedene Höfe. Obwohl Priester, war er wie die meisten böhm. Geistlichen nach eigener Aussage verheiratet: sein Sohn Heinrich wurde Bischof von Olmütz (1126—50). C. starb 21. Okt. 1125. Seine «Chronica Boemorum» ist in drei Bücher geteilt, von denen das erste (bis 1038) die älteste Sagengeschichte Böhmens enthält, wie sie der Verfasser aus dem Munde des Volks und im Anschluß an ältere dürre Annalennotizen vernahm. Das zweite Buch geht bis 1092, das dritte bis 1125. C. ist für die Zeit, in welcher er lebte und schrieb, die reichhaltigste und im allgemeinen auch zuverlässigste Quelle. Die «Chronica Boemorum» wurde zuletzt von Köpke in «Monumenta Germaniae» («Scriptores», Bd. 9, Hannov. 1851), wo man auch die Fortsetzer des C. bis 1283 findet, und in «Fontes rerum Bohemicarum» (Bd. 2, Prag 1874) herausgegeben.

Cosmetica, s. Kosmetik.

Cosmophyllum, s. Podochaenium.

Cosne, Stadt im franz. Depart. Nièvre, Hauptort eines Arrondissements, 53 km im NNW. von Nevers, am rechten Ufer der Loire bei der Nohainmündung und an der Eisenbahn Paris-Lyon, hat eine Unterpräfektur, ein Tribunal erster Instanz, ein Collége, Bibliothek und eine Ackerbaukammer, und zählt (1876) 5711, als Gemeinde 6851 E.,

welche Fabriken von Stahlwaren, Nägeln und Feilen, Wollspinnereien und wichtige Töpfereien unterhalten, mineralischen Dünger bereiten und Handel mit Wein, Hanf, Holz, Eisen, Wolle und Leder treiben. — C. ist das sehr alte Condate; Schloß und Befestigungen datieren aus dem 10. Jahrh. Im 12. Jahrh. gehörte C. zum Bistum Auxerre, später bis 1481 zur Grafschaft Gien der Anjou und kam dann an die Krone. Die Wirren der Ligue für das Bien public unter Ludwig XI. fingen hier an.

Coß, auch Regel Coß (bei den Italienern Regola della Cosa), hieß sonst die Algebra (s. d.), weil die Italiener, welche dieselbe in Europa einführten, die unbekannte Größe, und zwar die erste Potenz, cosa, d. i. Ding, nannten. Daher hat auch die älteste deutsche algebraische Schrift von Christoph Rudolph aus Jauer (gedruckt 1524, vermehrt herausg. von M. Stifel, Königsb. 1553) den Titel «Coß». Cossisten hießen die Algebraisten, cossische Zahlen die durch Buchstaben bezeichneten allgemeinen Zahlen, cossischer Algorithmus die Rechnung mit denselben.

Coß, Cos oder Hardary (der Name kommt von dem alten Coss oder Krosa der Hindus) heißt das Wegemaß, die Meile, in Britisch-Ostindien, zunächst die bengalische Meile. Dasselbe hat 1000 engl. Fathoms (Faden) oder 2000 Yards = 1828,781 m = $1^1/_5$ gewöhnliche engl. (londoner) Meile = 0,247 frühere deutsche (geogr.) Meilen; 60,76 C. = 1 mittler geogr. Grad. Das C. differiert übrigens in verschiedenen Teilen Ostindiens zwischen 1 und $2^1/_2$ gewöhnlichen engl. Meilen.

Cossa (Luigi), namhafter ital. Nationalökonom, geb. in Mailand 22. Mai 1831, promovierte 1853 in Pavia als Doktor der Rechte und setzte in den nächsten Jahren seine Studien in Wien und Leipzig unter Stein und Roscher fort. Im Nov. 1858 wurde er in Pavia zum außerordentlichen und 1860 zum ord. Professor der Nationalökonomie ernannt. Seine Thätigkeit richtete sich besonders darauf, die auf den ital. Lehrstühlen noch vorherrschende Bastiatsche rhetorisch-optimistische Richtung der Volkswirtschaftslehre zu bekämpfen und ihr in selbständiger, den ital. Verhältnissen angepaßter Weise die histor.-realistische Anschauungsweise der deutschen Schule gegenüberzustellen, wobei er sich übrigens der neuesten deutschen sozialpolit. Richtung gegenüber reserviert verhält. Besondere Vorliebe wendet er den litterargeschichtlichen Studien zu, auf welchem Gebiete er eine außergewöhnliche Gelehrsamkeit besitzt. Namentlich beschäftigen ihn Vorarbeiten zu einer Geschichte der ital. Nationalökonomie, worin er von mehrern seiner Schüler unterstützt wird. Seine Hauptschriften sind: «Primi elementi di economia politica» (Mail. 1876; 6. Aufl. 1882; deutsch, Freiburg 1879), «Primi elementi di scienza delle finanze» (Mail. 1876; 3. Aufl. 1882), «Guida allo studio dell' economia politica» (Mail. 1876; 2. Aufl. 1878, deutsch, Freiburg 1880), «Saggi di economia politica» (Mail. 1878).

Cossa (Pietro), bedeutender ital. Dramatiker, geb. 29. Jan. 1834 zu Rom, besuchte das von den Jesuiten geleitete Collegio Romano daselbst, mußte dasselbe aber wegen seiner freisinnigen und patriotischen Anschauungen verlassen, lebte nach dem Sturz der röm. Republik einige Zeit in Südamerika, kehrte dann nach Italien zurück und war in den letzten Jahren seines Lebens Lehrer der ital. Litteratur an einer technischen Schule in Rom. Er starb in Livorno 30. Aug. 1881. Sein erstes Trauerspiel «Mario ed i Cimbri» (Flor. 1862) kam nicht zur Aufführung. Die folgenden Dramen «Puschin», «Beethoven» und die Tragödien: «Sordello» und «Monaldeschi» wurden zwar aufgeführt, gefielen jedoch nur mäßig. Erst die Tragödie «Nerone» (deutsch von Reißner, Lpz. 1875) hatte einen durchschlagenden Erfolg, obwohl das Stück nur aus einer Reihe ziemlich lose miteinander verknüpfter Scenen besteht. Großen Beifall fanden sodann «Messalina», «Giuliano Apostata» und namentlich «Cleopatra», ferner das Schauspiel «Plauto e il suo secolo» (deutsch von Lungwitz, Plauen 1881), «Cola di Rienzo», «I Borgia» und «Cecilia»; weniger gelungen ist: «I Napoletani del 1799». Eine oft geniale dramatische Kraft, verbunden mit sicherer Bühnenkenntnis, erklärt die glänzenden Erfolge, welche viele von C.s Schöpfungen auf den ital. Theatern davongetragen haben. Von seinem «Teatro poetico» erscheint eine Gesamtausgabe in Turin (Bd. 1—5, 1877 fg.).

Cossato, Flecken in der ital. Provinz Novara, 10 km östlich von Biella, an der zum Sesiagebiet gehörenden Strona, zählt (1881) 1863, als Gemeinde 3726 E., welche Handel mit Wein und Seide treiben.

Cossé (franz. Adelsfamilie), s. Brissac.

Cossell (Gräfin von), s. Cosel.

Cossische Zahlen, s. unter Coß.

Cossisten, s. unter Coß.

Cossium, Cossio oder Vasatae, alte Stadt in Aquitanien, jetzt Bazas (s. d.), im Depart. Gironde.

Costa (lat.), Rippe; costāl, was auf die Rippen Bezug hat; Costalgie, Rippenschmerz.

Costa (Lorenzo), geb. um 1460, Maler aus Ferrara, der aber in Bologna lebte und daher zwischen den beiden Schulen steht. Francesco Francia soll sein Lehrer gewesen sein. Zu Anfang seiner Thätigkeit folgte er der Richtung der Meister von Padua und Ferrara, erst gegen Ende des 15. Jahrh. werden die Einflüsse der Schule von Bologna in seinen Schöpfungen fühlbar. So kamen zwei ziemlich heterogene Elemente in seinem Stil zur Mischung: ein älteres mehr realistisches und ein idealeres in späterer Periode. C. beteiligte sich an den von Francia entworfenen Fresken in Sta.-Cecilia. Auch wirkte er an den Arbeiten im Palaste des Giovanni Bentivoglio in Bologna mit. Die Pinakothek dieser Stadt, San-Petronio daselbst, San-Giacomo und die Museen zu Berlin und Paris besitzen Werke von seiner Hand. Zuletzt lebte C. in Mantua, wo er in San-Andrea eine schöne, von Heiligen umgebene Madonna malte. Er starb 1535.

Costa (Michele), ital. Komponist und ausgezeichneter Dirigent, geb. 4. Febr. 1810 zu Neapel und daselbst auch musikalisch gebildet, wirkte dort als Dirigent an der Bühne, später in Mailand und Portugal. Seit 1835 war er in London zuerst als Gesanglehrer, dann als Dirigent von Opern und Konzerten thätig und wurde 1869 in den engl. Ritterstand erhoben. Als Opernkomponist versuchte er sich ohne Erfolg; etwas mehr Beifall fanden seine engl. Oratorien «Eli» und «Naaman», wie er denn auch als Dirigent des großen, 1882 aufgelösten londoner Gesangvereins «The Sacred Harmonic Society» seinen eigentlichen Ruf sich erwarb.

Als Leiter dieser Society gab er im londoner Krystallpalast seit 1857 die monströsen Händel-Konzerte mit einem Personal von 3—5000 Mann.

Costa (Paolo), ital. Schriftsteller, geb. 13. Juni 1771 zu Ravenna, besuchte das dortige Kollegium, studierte in Padua, war dann Lehrer zu Treviso, Bologna und Korfu und starb 21. Dez. 1836. Seine erste Schrift «Osservazioni critiche» (Bologna 1807) war gegen Montis «Bardo della Selva nera» gerichtet. Sein Traktat «Dell' elocuzione» (Forli 1818) wurde in den Schulen Italiens eingeführt. Durch seine Erklärung der «Divina Commedia» (zuerst Bologna 1819, später mehr als 30mal wieder gedruckt und von Brunone Bianchi umgearbeitet) machte er Dantes Werk der ital. Jugend zugänglicher. Hierauf unternahm er mit Franc. Orioli und Franc. Cardinali die Revision des großen Wörterbuchs der Crusca (1819—28). Er war ein ausgezeichneter Prosaist, wie er dies namentlich durch das «Elogio del conte Giul. Perticari» (1823), durch die Novelle «Demetrio di Modone» (Vened. 1825), zu der er den Stoff aus dem «Gil Blas» entnahm, und durch seine philos. Schriften bewies. Dahin gehört vor allem sein «Discorso sulle sintesi e sull' analisi». In einer andern Schrift wendete er sich gegen den Mesmerismus; auch schrieb er gegen Lamennais. Ferner übersetzte er mit Giov. Macchetti den Anakreon, die «Batrachomyomachie» und Schillers «Don Carlos». Seine Komödie «La donna ingegnosa» (Bologna 1825) und die Tragödie «La Properzia de' Aossi» (Bologna 1828) sind verfehlt. Seine Werke erschienen gesammelt zu Bologna (1825) und zu Florenz (2 Bde., 1829—30; 4 Bde. 1839). Biographien C.s lieferten Giov. Franc. Rambelli (Bologna 1837) und Mordani (Forli 1840).

Costa Cabral (Antonio Bernardo da), Graf von Thomar, portug. Staatsmann, geb. 9. Mai 1803 zu Fornas de Algodres in Ober-Beira, studierte in Coimbra und wurde später von Dom Pedro als Prokurator beim Obertribunal zu Oporto angestellt. Bald nachher erhielt er eine Richterstelle in Lissabon, wo er 1835 in die Deputiertenkammer gewählt wurde. Hier war er anfangs einer der Führer der Septembristen (Radikalen), ging aber bald zur Hofpartei über und wurde 1838 Civilgouverneur von Lissabon und 1839 Minister der Justiz und der geistlichen Angelegenheiten. Durch einen von ihm erregten Aufstand in Oporto (19. Jan. 1842) suchte er die Verfassung von 1820, welche die Königin 1838 hatte beschwören müssen, zu beseitigen, und stellte 11. Febr. die Carta de ley wieder her, worauf ihn die Königin zum Grafen von Thomar ernannte. Seitdem regierte er als Minister des Innern mit größter Willkür und Strenge, drückte das Volk durch Abgaben, verschwendete die Staatseinnahmen und zog sich dadurch den Haß aller Parteien zu, fand aber am Hofe Billigung und Unterstützung. Die Folge hiervon war ein Aufstand, der sich schnell über das ganze Land verbreitete und 17. Mai 1846 den Rücktritt des Ministers veranlaßte. Im Juni 1849 konnte die Hofpartei es wagen, den Grafen Thomar wieder an die Spitze der Regierung zu stellen, obgleich der Haß des Volks gegen ihn sich keineswegs vermindert hatte. Er begann in derselben Weise zu regieren wie zuvor, machte neue Anleihen und schrieb neue Steuern aus, ohne daß die Cortes sie bewilligt hatten. Gegen dieses Willkürregiment erhob sich an der Spitze der Septembristen und im Verein mit allen Gegnern C.s der Marschall Saldanha, erzwang die Entlassung des Ministers und bildete ein neues Kabinett. C., welcher 26. April seine Entlassung genommen hatte, entfloh nach Vigo und von da nach England. Doch kehrte er im Febr. 1852 nach Lissabon zurück, war 1859—61 portug. Gesandter in Brasilien und ist seit 1862 Mitglied des Staatsrats und Präsident des höchsten Verwaltungstribunals.

Costa-Rica (d. h. reiche Küste), früher das südlichste Glied der Vereinigten Staaten von Centralamerika (s. d.), seit 1842 eine selbständige Republik, reicht von der Südsee bis zum Karaibischen Meer und grenzt im SO. an den columbischen Staat Panama und im N. an den Staat Nicaragua, mit welchem eine definitive Grenzregulierung noch nicht zu Stande gekommen ist. Das thatsächlich im Besitz C.s befindliche Gebiet reicht nördlich bis an den San-Juan-Fluß und den Nicaraguasee und hat ein Areal von 51760 qkm. Der größte Teil des Landes ist gebirgig, indem es von SO. gegen NW. von der an das Hochland von Veragua sich anschließenden und gegen N. zur Gebirgsspalte des Nicaraguasees und San-Juan-Flusses abfallenden Cordillera durchzogen wird. Dieselbe spaltet sich in mehrere Parallelketten, welche ausgedehnte, durch Querjoche getrennte Hochflächen und Längenthäler einschließen, und sendet nach O. und W. Seitenketten aus, zwischen denen sich 700—1000 m hohe Thäler und Ebenen eröffnen, während die mittlere Höhe des eigentlichen Tafellandes der Cordillera reichlich 1500 m beträgt, sich aber hier und da bis zu 1000 m senkt, anderwärts bis 2000 m und darüber aufsteigt. Innerhalb der Cordillera selbst erhebt sich eine Reihe von Piks und kleinern Berggruppen, die meist vulkanischen Ursprungs, zum Teil noch entzündete Feuerberge sind. Der südlichste und höchste ist der 3580 m hohe Pico blanco (9° 17′ nördl. Br.). Ihm zunächst folgt der Herradura, und nach längerer Unterbrechung in der Nähe der Hauptstadt der Irazú (Volcan de Cartago, 3413 m), Turrialba, Barba und Poas oder Votos, letzterer, wie der Turrialba noch thätig. Eine dritte Gruppe findet sich südlich vom Nicaraguasee: Tenorio, Miravalles, Rincon de la Vieja (beide thätig, 1500 m) und Orosi. Die Schneegrenze wird von keinem derselben erreicht. Die Abfälle des Hochlandes zeigen sich gegen W. durch ausgedehnte Terrassen vermittelt, nach N. dagegen, zum Thale des San-Juan sowie auch zum Antillenmeer, sehr steil und zur Anlage von Verkehrsstraßen wenig geeignet. Ausgedehnte Küstenebenen kommen nur auf der Westseite vor, die sich auch durch größere Küstenentwickelung auszeichnet, namentlich durch die große Bai von Nicoya mit dem Hafen Punta-Arenas und dem herrlichen Golfo-Dulce. Bei dieser Konfiguration des Landes können größere schiffbare Flüsse nicht zur Entwickelung gelangen, obgleich eine Menge, zum Teil sehr wasserreiche Flüsse vorhanden. Der wichtigste ist der Rio Grande, der am Eingang der Bai von Nicoya mündet, aber trotz der Wassermenge wegen vieler Stromschnellen nur etwa 40 km aufwärts für kleine Dampfer fahrbar ist. Der Boden zeigt sich im allgemeinen außerordentlich fruchtbar und erzeugt, je nach Verschiedenheit der Erhebung und der klimatischen Regionen, alle centralamerik. Kulturpflanzen in der größten

Mannigfaltigkeit, Vollkommenheit und Fülle. (S. Centralamerika.) Das Klima ist im ganzen gesund, unvergleichlich angenehm auf dem Tafelland von San-José, wo ein ewiger Frühling herrscht. Es wird bedingt durch den das ganze Jahr hindurch gleichmäßig wehenden Nordostpassat, der den größten Teil seiner Feuchtigkeit auf der atlantischen Seite des Gebirges abladet, weswegen es hier täglich regnet, während auf der pacifischen Seite ein mehrmonatlicher regenloser Sommer (Verano) eintritt. Demgemäß ist der Nordostabhang des Gebirges, sowie die vorliegende schmale Küstenebene mit undurchdringlichem Urwalde bedeckt und weniger gesund als die Südwestseite, auf welcher Savannen mit lichten Wäldern abwechseln. Auch die Fauna von C. ist eine der mannigfaltigsten in Centralamerika. Der Mineralreichtum scheint dagegen nicht bedeutend zu sein; an der atlantischen Küste sind mächtige Kohlenlager entdeckt worden.

Die **Bevölkerung** C.s belief sich 1880 auf 185000 Seelen, darunter 5000 Indianer, 1200 freie Neger und 600 Chinesen; außerdem 10—12000 unecivilisierte Indianer. Unter den Fremden nehmen die Deutschen an Zahl und Bedeutung den ersten Rang ein. Die ansässige Bevölkerung lebt fast ausschließlich auf einem verhältnismäßig kleinen Terrain zusammen, das aus der Hochebene von San-José und Cartago und dem Thale des Rio Grande besteht und etwa 150 km in der Länge und 60 km in der Breite hat. Sie ist im ganzen reiner spanisch geblieben als im übrigen Centralamerika und verrät durch Arbeitsamkeit und Frugalität noch heute ihre Abstammung von den sich vor andern Spaniern auszeichnenden Galiciern, die bei der Kolonisation des Landes vorzugsweise beteiligt waren. Die Hauptbeschäftigung der Bevölkerung bildet der Landbau, der die sämtlichen, der klimatischen Mannigfaltigkeit entsprechenden Kulturpflanzen umfaßt. Von hervorragender Bedeutung aber ist der **Kaffee**, dessen Produktion seit der Unabhängigkeit fortwährend zugenommen hat, sodaß gegenwärtig darauf der Wohlstand des Landes fast ausschließlich beruht. Außerdem werden an Handelsgewächsen Zucker, Kakao und Reis kultiviert, während der Anbau des Tabaks ganz eingegangen ist. Neben dem Landbau hat die Zucht von Rindvieh, Pferden und Maultieren einige Wichtigkeit. In den Manufakturen und Handwerken steht C. noch hinter andern centralamerik. Staaten zurück. Dagegen ist der Handel namentlich durch die Kaffeekultur verhältnismäßig bedeutend. Es existierte schon lange eine recht gute Straße mit schönen Brücken von der Hauptstadt San-José nach Punta-Arenas (135 km). Von Eisenbahnen sind im Betrieb die Strecken von Alajuela über Heredia und San-José nach Cartago (43 km), von Punta-Arenas nach dem Barranca (14 km) und eine Strecke von Limon nach dem Pacuare (63 km), zusammen 120 km. In den Häfen der Republik liefen 1879—80 ein: 336 Schiffe, worunter 138 Dampfer; aus liefen 333 Schiffe, worunter 13 Dampfer. In Punta-Arenas legen die Dampfer zwischen Panama und San-Francisco regelmäßig an. Der Kaffee geht meist nach England und den Vereinigten Staaten, dann nach Deutschland. Die Gesamteinfuhr betrug 1879—80 via Punta-Arenas nach offizieller Schätzung 2669881 Doll., via Limon (nur für die ersten vier Monate 1880) 133500 Doll.; die Ausfuhr über Punta-Arenas 3524810 Doll., über Limon 211142 Doll. Hauptausfuhrartikel über Punta-Arenas waren: Kaffee 23266196 Pfd. (im Werte von 3436085 Doll.), Häute und Felle 276279 Pfd. (50603 Doll.), Gummi elasticum 26319 Pfd. (10390 Doll.), andere Waren mit Einschluß der wieder ausgeführten fremden Waren (27732 Doll.). Gegenstände der Einfuhr sind Gewebe, Eisenwaren, Maschinen, Glas- und Porzellanwaren, Spirituosen, Wein und Bier. Der Hafen von Punta-Arenas, der einzige auf der Westküste, ist nur für Schiffe von nicht mehr als 3 m Tiefgang zugängig. Dagegen ist der neuerdings eröffnete Hafen von Limon auf der Ostküste einer der schönsten der Welt und bietet ganzen Flotten von jedem Tiefgang sichern Ankergrund. Handelsverträge bestehen mit Frankreich (12. März 1848), Großbritannien (27. Nov. 1849), Spanien (10. Mai 1850), den Vereinigten Staaten (10. Juli 1851), den Niederlanden (12. Juli 1852), Belgien (31. Aug. 1858) und dem Deutschen Reiche (18. Mai 1875).

In der geistigen Kultur steht C. höher als die Schwesterstaaten, indem ein größerer Teil der Bevölkerung am Schulunterrichte teilnimmt. Die kirchlichen Verhältnisse zeigen sich wenig besser als in den übrigen centralamerik. Republiken. Ein Gesetz von 1832 stellte die Duldung aller Konfessionen fest. Doch ist in dem 1852 mit dem röm. Stuhl geschlossenen Konkordat die römisch-katholische als Staatsreligion bezeichnet. Das 1850 gegründete Bistum von San-José steht unter dem Erzbischof von Guatemala. Klöster und religiöse Orden gibt es nicht. Nach der Konstitution vom 22. Dez. 1871 (der neunten seit der ersten von 1825) stehen an der Spitze der unabhängigen Republik C. ein Präsident, der auf vier Jahre gewählt wird, und zwei jährlich gewählte Vizepräsidenten. Die legislative Gewalt übt eine Deputiertenkammer von 21 Mitgliedern. Sitz der Regierung, des Obergerichtshofs und Landesbischofs ist die Hauptstadt San-José. Die Finanzen des Staats sind in gutem Zustande. Die Staatseinnahmen, die hauptsächlich aus den Zöllen, einem Tabak- und Branntweinmonopol, dem Stempel und dem Verkauf von Staatsländereien fließen (direkte Steuern gibt es nicht), beliefen sich 1880—81 auf 3164051, die Ausgaben auf 3460597 Doll. Die Staatsschuld beträgt (1880) 6258629 Doll., denen ein Aktivvermögen von 10918062 Doll. gegenübersteht. Administrativ zerfällt C. in die fünf Departamentos oder Provinzen San-José, Cartago, Heredia, Alajuela und Guanacaste und den Distrikt (Comarca) Punta-Arenas. Die Militärmacht C.s besteht aus 500 Mann des stehenden Heers, die Miliz umfaßt alle Männer von 18—55 Jahren, die nicht zum stehenden Heere gehören; doch fehlt jede militärische Organisation nach europäischen Begriffen. Das Wappen der Republik zeigt drei Vulkane zwischen zwei Meeren, mit einem Segelschiffe auf jeder Seite, links die aufgehende Sonne, oben fünf Sterne und die Umschrift: Republica Costarica. Die Flagge hat fünf Horizontalstreifen: blau, weiß, rot (etwas breiter), weiß, blau.

Geschichte. Bei der Unabhängigkeitserklärung Centralamerikas stand C. in der Kultur am meisten zurück. Seitdem aber machte es unter den Schwesterrepubliken die meisten Fortschritte und gelangte allein zu einer wirklichen Prosperität, teils infolge der abgeschlossenen Lage des Landes, welche es von den Parteikämpfen der übrigen Staaten fern hielt,

teils durch seine arbeitsame und nüchterne, vorzugsweise den materiellen Interessen zugewandte Bevölkerung. Die Chefs der Regierung vermochten sich daher auch leichter am Ruder zu erhalten und mit Selbständigkeit die Geschäfte zu leiten. Namentlich verdankt das Land viel seinem ersten Präsidenten, Juan Mora, der von 1824 bis 1832 an der Spitze der Regierung stand. Zwar hat auch C. Umwälzungen, sogar Militärrevolutionen gehabt, aber diese waren fast immer unblutig und dienten gewöhnlich nur zur Stärkung der Exekutivgewalt. Nur während der Präsidentschaft des energischen, fast despotisch waltenden Generals Carillo (1839—42), unter dem sich C. von der Föderation 1842 gänzlich lossagte und als souveräner Staat konstituierte, wurde das Land für den Augenblick in den Kampf der polit. Hauptparteien Centralamerikas hineingerissen. Es geschah dies durch den Hauptführer der sog. Föderalisten, den General Morazan, der 1840 nach dem gänzlichen Unterliegen seiner Partei in das Ausland gehen mußte. Derselbe machte 1842 einen Einfall und schickte den Präsidenten Carillo in die Verbannung, wurde aber von den Gegnern unter José Maria Alfaro geschlagen, gefangen und 18. Sept. 1842 hingerichtet. Unter dem hierauf zum Präsidenten gewählten Alfaro kehrte das Land wieder in seinen ruhigen Zustand zurück und gab sich 1848 eine neue Konstitution. Sehr erfolgreich war seit 1850 die Wirksamkeit des Präsidenten Juan Rafael Mora, eines der reichsten Gutsbesitzer und Kaffeehändler im Lande, der die Staatsangelegenheiten in kaufmännischer Weise mit größter Ordnung und Pünktlichkeit leitete. Einen ehrenvollen Anteil nahm C. unter ihm 1856—57 an dem Kriege gegen den Flibustier Walker (s. d.) in Nicaragua. Nachdem Mora 8. Mai 1859 zum viertenmal zum Präsidenten erwählt worden, sah sich derselbe ganz unerwartet 14. Aug. gestürzt durch eine Koalition der Liberalen und der Fremden, besonders der Engländer und Deutschen, gegen deren wachsenden polit. Einfluß er wiederholt entschiedenes Mißtrauen gezeigt hatte. Nachdem man ihn hinterlistig gefangen genommen, wurde er nebst seinem Bruder José Joaquim Mora (Oberbefehlshaber der Armee) und seinem Schwager General José Maria Canas (Kriegs- und Finanzminister) nach Punta-Arenas gebracht und von dort nach Guatemala eingeschifft, von wo er sich unter Protesten gegen solchen Gewaltstreich und gegen das Verbannungsurteil, welches der zum provisorischen Präsidenten ernannte Arzt José Maria Montalegre (Schwager des engl. Konsuls) gegen ihn ausgesprochen, nach Neuyork begab. Eine konstituierende Versammlung entwarf eine neue Verfassung, die 27. Dez. 1859 Montalegre vorgelegt wurde. Dieser berief darauf eine legislative Kammer, die Anfang 1860 zusammentrat und ihn definitiv zum Präsidenten ernannte. In demselben Jahre kehrte Rafael Mora nach San-Salvador zurück, dessen Präsident die revolutionäre Regierung in C. nicht anerkannt. Von hier aus landete er 16. Sept. 1860 zu Punta-Arenas, rückte mit etwa 500 Mann ins Innere, wurde aber 28. Sept. überwunden und mit seinem Bruder und dem General Canas von einem Kriegsgericht unter Vorsitz Montalegres zum Tode verurteilt und sofort erschossen. Seitdem hat C. einige Zeit im Innern Ruhe gehabt. Präsident wurde 1872 General Thomas Guardia, dem im Juli 1876 Vicente Herrera folgte. Vgl. Wagner und Scherzer, «Die Republik C. in Centralamerika» (Lpz. 1856); Peralta, C., its climate, constitution and resources» (Lond. 1873).

Costäl und Costalgie, s. unter Costa.

Coste (Jean Victor), Naturforscher, geb. 10. Nov. 1807 zu Castries, studierte zu Paris die Naturwissenschaften und gab 1834 mit Delpech die «Recherches sur la génération des mammifères et de la formation des embryons» heraus. Hierauf wurde er als Docent für Entwickelungsgeschichte an das naturgeschichtliche Museum zu Paris berufen und erhielt auch einen Lehrstuhl am Collége de France. Besondere Verdienste erwarb er sich um die Fischzucht; im Verein mit Milne Edwards veranlaßte er 1852 die Regierung zur Gründung einer großen Fischzuchtanstalt zu Hüningen im Elsaß. Zum Generalinspektor der See- und Flußfischerei ernannt, begann er großartige Unternehmungen zur Hebung der Austernzucht. C. starb 19. Sept. 1873. Unter seinen Schriften sind noch hervorzuheben: «Cours d'embryogénie comparée» (1837), «Ovologie du kanguroo» (1838), «Histoire générale et particulière du développement des corps organisés» (1847—59), «Instructions pratiques sur la pisciculture» (Par. 1853) und «Voyage d'exploration sur le litoral de la France et de l'Italie» (1855).

Costello (Louisa Stuart), engl. Schriftstellerin, geb. um 1815 in Irland, zog zuerst durch ihre «Specimens of the early poetry of France» (Lond. 1835) die Aufmerksamkeit auf sich und gab dann malerische Schilderungen aus Frankreich in «A summer amongst the Bocages and the vines» (2 Bde., Lond. 1840), «Pilgrimage to Auvergne» (Lond. 1842) und «Bearn and the Pyrenees» (Lond. 1844). Weniger heimisch zeigt sie sich auf ital. Boden in ihrer «Tour to and from Venice» (Lond. 1840), obgleich es auch hier nicht an gelungenen Details fehlt. Ihr Talent für pittoreske Naturdarstellung bewährte sie in den «Falls, lakes and mountains of North Wales» (Lond. 1845). Im Felde des histor. Romans trat sie mit «The Queen's poisoner» (2 Bde., Lond. 1841; deutsch von Lindau, 3 Tle., Lpz. 1842) auf, welchem «Gabrielle» (3 Bde., Lond. 1843), «Jacques Cœur» (3 Bde., Lond. 1847) und «Clara Fane» (3 Bde., Lond. 1848) folgten. Gelungene Nachahmungen orient. Dichtungen enthält der «Rose garden of Persia» (Lond. 1845). Auch das Gedicht: «Lay of the stork» (Lond. 1856) hat eine orient. Sage zum Gegenstand. Mehr geschichtlichen Inhalts, obwohl nicht ganz ohne romantische Zuthaten, sind die «Memoirs of eminent English-women» (4 Bde., Lond. 1844), «Memoirs of Mary, duchess of Burgundy» (Lond. 1853) und «Anne of Britany» (Lond. 1855). Sie starb 24. April 1870.

Dudley C., Bruder der vorigen, geb. 1803, diente in der brit. Armee, widmete sich hierauf den Wissenschaften und war 1829—31 Mitarbeiter an Cuviers «Règne animal». Nach England zurückgekehrt, schrieb er eine «Tour through the valley of the Meuse» (Lond. 1845), sowie mehrere Romane und Erzählungen, darunter: «The joint-stock banker» (Lond. 1856), «The millionaire of Mincing Lane» (Lond. 1858) und «Holidays with Hobgoblins» (Lond. 1860), die teilweise zuerst in «Benthley's Miscellany» veröffentlicht wurden. Sein letztes Werk: «Italy, from the Alps to the

Tiber» (2 Bde., Lond. 1861), war durch den Umschwung der Dinge in Italien während der Jahre 1859—60 veranlaßt. Er starb 30. Sept. 1865.

Costenoble (Karl Ludw.), Schauspieler und dramatischer Schriftsteller, geb. 25. Dez. 1769 zu Herford in Westfalen, erlernte zu Magdeburg das Bäckerhandwerk, trat aber 1790 einer herumziehenden Schauspielertruppe bei, wirkte seit 1800 als Schauspieler und ging 1818 als Hofschauspieler nach Wien und wurde später Regisseur. Er starb 28. Aug. 1837 zu Prag. C. war ein guter Komiker und Charakterdarsteller, der sich besonders nach Schröder und Iffland gebildet hatte. Auch lieferte er für die Bühne in seinem «Almanach dramatischer Spiele» (Hamb. 1810, 1811 und 1816) und in der Sammlung «Lustspiele» (Wien 1830), worin «Der tote Onkel», «Der Schiffbruch», «Die Testamentsklausel», «Die Terne», «Fehlgegriffen» und «Amor hilft» enthalten sind, leichte und gefällige Stücke.

Costenoble (Karl), Bildhauer, Sohn des vorigen, geb. in Wien 26. Nov. 1837, hatte an der wiener Akademie, welche damals im Skulpturfache äußerst ungenügend bestellt war, Radnitzky und Bauer zu Lehrern; mehr lernte er bei dem Bildhauer Melnitzky, welcher bei ihm im Technischen einen guten Grund legte. Nachdem er kurze Zeit bei dem Bildhauer Härtel in Dresden gewesen, kehrte er nach Wien zurück und gründete 1861 in München ein Atelier. Hier wurde ihm der Auftrag zuteil, für die Ruhmeshalle des Arsenals zu Wien drei Feldherrenstatuen in Marmor auszuführen, von denen diejenige Dampierres besonders glücklich behandelt ist. C.s Werke, meist Statuetten und kleine Gruppen, haben in ihrer durchaus realistischen Auffassung großen Reiz. Typen des wiener Lebens, Landleute, scherzhafte Figuren gelingen ihm mit vielem Humor. Er lebt in Wien und beschäftigt sich neben der Plastik mit Malerei.

Coster (Laurens Janszoon) soll, nach der in Holland herrschenden Meinung, früher als Gutenberg die Buchdruckerkunst in Harlem erfunden haben. Diese Meinung gründet sich auf eine örtliche Sage. Adrian Junius trug ausführlich in seinem 1565—69 geschriebenen Geschichtswerk «Batavia» (Leid. 1588) die Sage vor, wie sie angeblich von glaubwürdigen Einwohnern der Stadt, zum Teil nach Jugenderinnerungen aus der Erzählung eines Dieners bei C., berichtet und durch Dokumente bestätigt worden. Er zuerst nennt den Erfinder mit Namen und sagt, daß dessen ansehnliche Familie das Küsteramt erblich besessen und er davon den Beinamen C. geführt, daß er vor 128 Jahren (also um 1440) gelebt und ein noch im Besitz seiner Nachkommen vorhandenes Haus bewohnt habe, in welchem zinnerne, aus den Überresten seiner Lettern gegossene Weinkannen aufgezeigt würden. Von diesem C. erzählt Junius nun, derselbe habe, anfangs zum Vergnügen und Unterricht für seine Enkel, Buchstaben verkehrt aus Buchenrinde geschnitten und zeilenweise auf Papier abgedruckt, weiterhin aber, nach Erfindung einer zähern Tinte, ganze Tafeln mit Figuren und Schrift geschnitten und hiermit namentlich den holländ. «Heilsspiegel» auf einer Seite der Blätter gedruckt. Von den hölzernen Formen sei er zu bleiernen und zinnernen Buchstabenformen übergegangen, und da sich das Geschäft gewinnbringend gezeigt, habe er Gehilfen angenommen und sie durch Eid zur Geheimhaltung verpflichtet. Unter diesen sei aber ein gewisser Johannes gewesen, der, dem Eide untreu, die Werkstatt in der Christnacht bestohlen, sich dann mit den Lettern und Werkzeugen nach Mainz gemacht, daselbst ein Jahr nachher, 1441, einige Traktate gedruckt und so dieser Stadt den Ruhm der Erfindung zugewandt habe.

Von nun an wurde es bei den Holländern eine Ehrensache, die Erzählung des Junius gegen alle Anfechtungen zu verteidigen und aufrecht zu erhalten. Schon 1628 schrieb Scriver eine Lobschrift auf C.; 1740, bei Gelegenheit der dritten Jubelfeier der Buchdruckerkunst, trat Seiz, 1765 Meermann in seinen «Origines typographicae» für diesen Zweck, jedoch, außer in Holland, mit wenig Erfolg, in die Schranken. Endlich setzte die Gelehrte Gesellschaft in Harlem einen Preis auf die beste Verteidigung der harlemer Ansprüche und krönte die Abhandlung Konings («Verhandeling over het oorsprong etc. der boekdrukkunst», Harlem 1815), zu der dieser später noch Nachträge lieferte. Koning identifiziert C. mit Laurens Janszoon (geb. 1390, gest. 1430), einem vornehmen Bürger, Schöffen und Kämmerer von Harlem, und stellt diesen als den ersten Buchdrucker überhaupt dar, schreibt ihm alle xylographischen Bücher niederländ. Ursprungs seit 1420 zu, läßt ihn dann die beweglichen, gegossenen Lettern erfinden, den typographischen Druck beginnen und bis an seinen Tod betreiben. Diejenigen C.schen Drucke aber, welche offenbar später sind, schreibt er seinen Nachkommen zu. Das Druckdenkmal, auf welches er sich hauptsächlich stützt, sind die vier Ausgaben des «Heilsspiegel», nämlich zwei lateinische und zwei holländische, mit einerlei Holzschnitten und von einerlei Type, die nur in der einen holländ. Ausgabe etwas abweichend und schlechter ist. Letztere, als die roheste, soll von allen die erste sein. Diese Reihenfolge der Ausgaben stimmt aber mit der, die sich aus den zuverlässigern Kennzeichen des verschiedenen Grades der Abnutzung der Holzschnitte ergibt, nicht überein. Überhaupt ist der Beweis des Diebstahls in der C.schen Werkstatt und der durch die Flucht des Diebes nach Mainz geschehenen Verpflanzung der Erfindung dahin so schwach und unhaltbar, daß der Versuch, auch diesen Teil der Erzählung des Junius zu retten, den Holländern am meisten geschadet hat. Alle diese Blößen sind daher von der andern Partei, welche unbedingt den mainzer Ansprüchen huldigt, z. B. in den Werken über die Geschichte der Erfindung der Buchdruckerkunst von Schaab (3 Bde., Mainz 1831—32) und Wetter (Mainz 1836) benutzt, der Bericht des Junius als ein Lügenwerk dargestellt und die C.schen Drucke, die auch Renouard zwischen 1466 und 1470 setzt und für eine ungeschickte Nachahmung der in Mainz erfundenen Kunst hält, noch später herabgerückt worden. Nach Konings Tode trat Scheltema in Utrecht als Verteidiger für Harlem auf, und der Streit wurde von beiden Seiten mit großer Leidenschaft fortgeführt.

Indessen hatte man dem C. schon 1722 zu Harlem ein Standbild von Stein errichtet. Nachdem nun durch Konings Preisschrift die Ansicht befestigt schien, wurde nach näherer Bestimmung einer dazu vom harlemer Magistrat niedergesetzten Kommission, welche das J. 1423 als das der C.schen Erfindung annahm, das vierte Jubelfest der Erfindung der Buchdruckerkunst zugleich als C.-Fest 10. und 11. Juli 1823 mit großem Gepränge gefeiert. Ebenso ward durch Feste, Ausstellungen, bezügliche Medaillen u. s. w. 16. Juli 1856 in Harlem die Inauguration eines von Royer in Mecheln gefertigten

Erzstandbildes gefeiert, das die niederländ. Nation dem angeblichen Erfinder setzen ließ. Vgl. «Gedenkschriften wegens het vierde eeuw-getijde van de uitvinding der boekdrukkunst» (Harlem 1824).

Im J. 1870 trat aber ein Harlemer, Dr. A. von der Linde, selbst mit der entschiedensten Widerlegung der harlemer Ansprüche auf. Er führt in einem Werke («De Harlem'sche Costerlegenders», Haag 1870) aus, daß die harlemer Ansprüche vollständig unbegründet seien, und weist aus zahlreichen Beispielen sowie aus der zeitgenössischen Detailgeschichte die Oberflächlichkeit des Junius, von dem die Sage von der Erfindung des Buchdrucks durch C. ausgegangen war, nach. Eine Hauptstütze fanden die Costerianer in einem Stammbaum, den ein gewisser Garrit Thomaszoon, ein Nachkomme von Laurens C., anfertigen ließ. Darin hatte derselbe (gest. 1563 oder 1564) angegeben, daß die zweite Frau seines Großvaters die Tochter Laurens C.s gewesen. Diesen Stammbaum hat von der Linde vollinhaltlich veröffentlicht und darin eine grobe Fälschung nachgewiesen, indem die darauf befindliche Jahreszahl 1440, wo C. den ersten Druck in die Welt gesetzt haben soll, ursprünglich 1446 gelautet und durch eine spätere Hand (vielleicht die des Junius) in 1440 umgewandelt worden sei. Linde betrachtet den für so wichtig betrachteten Stammbaum als ein Phantasiegebilde einer lokalen Familieneitelkeit aus dem 16. Jahrh. Genaue Nachforschungen in den harlemer Archiven über die Person C.s haben dargethan, daß zu jener Zeit allerdings ein Mann dieses Namens zu Harlem lebte, der jedoch nicht Küster, sondern Krämer und dann Gastwirt war.

Wenn auch A. von der Lindes Landsleute seiner Mahnung, die Costerstatue niederzureißen und das Costermuseum aufzulösen, nicht Folge geleistet haben, er selbst vielmehr sich genötigt sah, Vaterstadt und Vaterland zu verlassen, so haben in wissenschaftlichen und besonders in bibliographischen Kreisen A. von der Lindes Beweisführungen durchschlagenden Erfolg gehabt und Holtrop begnügte sich, in seiner Herausgabe niederländ. Druckmonumente die angeblichen Costerschen Drucke als das zu bezeichnen, was sie sind: Arbeiten eines unbekannten Druckers.

Überhaupt hätte die Sage nicht jenen Umfang annehmen können, wenn man bei der Beurteilung der Erfindung der Buchdruckerkunst sorgfältiger vorgegangen wäre. Da der Holztafeldruck schon seit Anfang des 15. Jahrh. bestand, so war es nicht nötig, ihn durch Einschneiden von Buchstaben in Baumrinde noch einmal zu erfinden, es konnte sich somit nur um die Schaffung einer Presse, der Druckfarbe und der beweglichen Typen handeln, eine Reihe von Prozessen, welche mehr voraussetzen als einen glücklichen Gedanken, der hier und dort auftauchen konnte. Diese Druckprozesse sind wirklich in Mainz ausgeführt worden, darüber liegen unzweifelhafte Beweise in datierten Druckwerken und in den Zeugnissen der Zeitgenossen vor (s. Buchdruckerkunst, Geschichte), während die harlemer Sage zuerst 1561 auftrat und sich in den unhaltbarsten Formen bewegte. Möglich ist, daß, wie die Kölner Chronik erzählt, Gutenberg durch die niederländ. Holztafeldrucke auf die Erfindung der Buchdruckerkunst geführt worden ist, daß aber dieselben aus Harlem stammten, dafür liegt nichts vor und unter allen Umständen bleibt ein Erfinder C., wie dies A. von der Linde entschieden nachgewiesen hat, ein leeres Phantasiegebilde des Adrian Junius.

Litteratur: Koning, «Verhandeling over het oorsprong etc. der boekdrukkunst» (Harlem 1815); Sotzmann, «Gutenberg und sein Mitbewerber» im «Histor. Taschenbuch» (1841); A. de Vries, «Eclaircissements sur l'histoire de l'invention de l'imprimerie» (Haag 1843); derselbe, «Arguments des Allemands en faveur de leur prétention etc.» (Haag 1845); Dr. A. von der Linde, «De Harlem'sche Costerlegenders» (Haag 1870); derselbe, «Gutenberg» (Stuttg. 1878).

Coster (Samuel), holländ. Bühnendichter, geb. vor 1590 wahrscheinlich in Amsterdam, wo er lebte und bis zu seinem bald nach 1648 erfolgten Tode wirkte. Seines Berufs ein Arzt, that C. sich besonders hervor als eifriger Pfleger der dramatischen Kunst und seine Werke zeigen einen wesentlichen Fortschritt gegenüber der damaligen Rhetorikerpoesie. Mehr noch aber als durch das Beispiel seiner eigenen Schöpfungen war C. durch die Gründung (1617) seiner Nederduitsche Academie, einer der Schauspielkunst gewidmeten Gesellschaft, der Entwickelung des ältern holländ. Drama förderlich. Seine bekanntesten Lustspiele sind: «Spel van Tiisken van der Schilden» (Amsterd. 1613), «Spel van de Rycke-Man» (Amsterd. 1615), «Boereklacht van Teeuwis de Boer en men Juffer van Grevelinckhuysen» (Amsterd. 1627); zu nennen sind auch seine Trauerspiele: «Itys» (Amsterd. 1615), «Iphigenia» (Amsterd. 1617), «Polyxena» (Amsterd. 1619).

Costetti (Giuseppe), ital. Lustspieldichter, geb. 13. Sept. 1834 zu Bologna, wurde 1859 Sekretär, später Sektionschef im Ministerium des Unterrichts und schrieb eine Anzahl zum Teil sehr beifällig aufgenommener Lustspiele, darunter «Il figlio di famiglia» (1869) und «I dissoluti gelosi» (1870), welche beide den Regierungspreis erhielten; ferner den dramatischen Scherz «Un terribile quarto d'ora» (1879) u. a. Außerdem veröffentlichte er: «Confessioni di un Autore drammatico» (Rom 1873) und «Figurine della Scena» (Bologna 1879), eine Sammlung geistvoller Aufsätze.

Costi (ital.), im Handelsstil «soviel wie dort»; costige Briefe, costige Waren, Wechsel und Waren von dem Ort, nach welchem geschrieben wird.

Costic, Abkömmling einer Fustie (s. d.) und eines Weißen.

Coston-Lichte, rote, grüne und weiße Signallichte, welche in verschiedenen Farbenkombinationen bestimmte Zahlen bedeuten und auf Kriegsschiffen verwendet werden.

Costus *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Zingiberaceen. Die Vertreter derselben sind sämtlich krautartige Pflanzen, die in den Tropengegenden der Alten und Neuen Welt vorkommen. Sie haben kriechende knollige Wurzeln; die Blüten stehen in meist endständigen Ähren und besitzen einen röhrigen Kelch, eine trichterförmige, unregelmäßig gelappte Blumenkrone, ein Staubgefäß, dessen Filament blumenblattartig ausgebildet ist, und einen unterständigen dreifächerigen Fruchtknoten, auf dem ein fadenförmiger Griffel aufsitzt. Von mehrern Arten war früher die Wurzel unter dem Namen Radix Costi arabici und Radix Costi dulcis offizinell, so von C. speciosus *Sm.*, C. arabicus *Rosc.*, die beide in Ostindien einheimisch sind. Die Früchte einiger andern Arten, hauptsächlich diejenigen der in Brasilien wachsenden C. cylindricus *Jacq.* und der auf den westind. Inseln vorkommenden C. niveo-purpureus *Jacq.*, werden zur Herstellung

einer Art Tinte und außerdem zum Schwarzfärben von Zeugen benutzt.

Cota (Rodriguez), span. Dichter, aus Toledo gebürtig und im Ausgange des 15. Jahrh. lebend, gilt als Verfasser des ersten Aktes der «Celestina» (um 1480), einer romantischen Dichtung in Prosa und in dialogischer Form, welche die Mitte zwischen Roman und Drama hält und zu den Anfängen der weltlichen dramatischen Dichtung in Spanien gezählt wird; den Schluß in 20 Aufzügen schrieb Fernando de Rojas von Montalvan. C. soll auch Verfasser der dialogischen Satire «Coplas de Mingo Revulgo» gegen König Heinrich IV. und des «Dialogo entre el Amor y un Viejo» (Liebe und Greis) sein.

Côte (frz.), Rippe; Abhang, besonders von Weinbergen.

Côté (frz.), Seite; C. droit, die rechte, C. gauche, die linke Seite, auch als Parteibezeichnung nach den Sitzen in der Kammer.

Côte-d'Or, ein östl. Departement Frankreichs, aus dem Nordostteile der alten Provinz Burgund gebildet und von den Departements Aube und Ober-Marne im N., Ober-Saône und Jura im O., Saône-Loire im S. und Nièvre nebst Yonne im W. begrenzt, zählt auf 8761,16 qkm (1881) 380548 E. (gegen 377663 im J. 1876 Zunahme 0,8 Proz.). Der Boden gehört in der westl. Hälfte einer wellenförmigen Platte an, welche allmählich zu den höhern Bergrändern des Ostens ansteigt und hier dem südl., erzreichen Teile des Plateau von Langres und dem nördl. Teile der C. angehört. Der höchste Gipfel des Departements ist der 723 m hohe Mont de Gien im Morvaegebirge, der höchste des Côte-d'Or-Gebirges der 636 m hohe Mont du Bois de Janson, der höchste in den Auroisbergen der 418 m hohe Mont-Aurois. Durch die zwischen den Auroisbergen und dem Plateau von Langres bis auf 424 m eingesenkte Lücke führt der Kanal von Burgund oder von C., der, 242 km lang, die Hauptwasserscheide Frankreichs überschreitend, die Saône mit dem Armançon, also Rhône und Seine verbindet. Die Saône bespült den Osten des Departements, die Seine entspringt im Norden, und der Armançon bewässert den Südwesten. Begünstigt durch ein sehr mildes und gesundes Klima, gehört das Departement zu einem der fruchtbarsten ganz Frankreichs; die Ebenen sind mit reichen Getreidefluren und mit vielen Kartoffel- und Runkelrübenfeldern, die Thäler und Anhöhen mit kräftigen Wiesen, die Bergrücken mit grünenden Waldbäumen und die Berggelände mit Fruchtbäumen und namentlich mit Weingärten in solcher Menge besetzt (s. Burgunderweine), daß ihrem Segen das Departement seinen Namen (Goldhügel) verdankt. Die Pflege dieser Naturschätze bildet eine Hauptbeschäftigung der Einwohner, neben Vieh-, besonders Schafzucht, gewinnreichem Bergbau auf Eisen und sehr ergiebigen Steinbrüchen, reger Industrie, besonders auch in Hohöfen, Hüttenwerken, Blechhämmern, Eisen- und Stahlwaren, außerdem in Fabrikation von Essig, Senf, Branntwein aus Trähern und Korn, Fayence und andern Topfwaren, in Ziegelbrennerei, Tuch-, Papier- und Lederfabrikation und sehr belebtem Handel, der durch die bei Dijon konzentrierten natürlichen und künstlichen Kommunikationen vorteilhaft unterstützt wird. Im J. 1873 gewann das Departement auf seinen 26500 ha Weinland (2500 ha für die Ausfuhr, 24000 ha für den Verbrauch im Lande) 1287000 hl Wein zum Gesamtwert von 43 Mill. Frs. Der Getreidebau nimmt 300000 ha ein, Wald und Busch 250000 ha. Das Departement hat zur Hauptstadt Dijon und zerfällt in die 4 Arrondissements Dijon, Beaune, Châtillon-sur-Seine und Sémur, in 36 Kantone und 717 Gemeinden. Vgl. Souhart und Neunreiter, «Notice descriptive et statistique sur le département de la Côte d'Or» (Par. 1880).

Cotelerius (Jean Baptiste), in franz. Form Cotelier, franz. Kirchenhistoriker, geb. im Dez. 1627 zu Nîmes, studierte seit 1641 zu Paris Philologie und Theologie, war im Auftrage des Ministers Colbert 1667—72 beschäftigt mit der Durchsicht und Katalogisierung der griech. Handschriften der königl. Bibliothek, und ward 1676 Professor der griech. Sprache am königl. Kollegium zu Paris, wo er 19. Aug. 1686 starb. Um die ältere Kirchengeschichte hat er sich durch zwei Sammelwerke große Verdienste erworben, durch die «Ecclesiae Graecae Monumenta» (3 Bde., Par. 1677—86), welche viele wichtige Schriften, begleitet mit lat. Übersetzung und Noten, zuerst bekannt machte, und vor allem durch die vortreffliche Ausgabe der apostolischen Väter: «Patres aevi apostolici, s. Sanctorum Patrum, qui temporibus apostolocis floruerunt, opera edita et non edita» (2 Bde., Par. 1672). Die meisten Exemplare dieses mit vielen gelehrten grammatischen, dogmatischen und histor. Anmerkungen versehenen Werks gingen bei einer Feuersbrunst zu Grunde, doch ist es von Clericus neu aufgelegt worden (Amsterd. 1698 und 1724).

Cotentin, s. unter Coutances.

Côte rôtie, Höhenzug im franz. Depart. Rhône, dessen rote Weine in hohem Rufe stehen, ebenso wie im Depart. Isère, etwa 50 km weiter im SO., die weißen Weine von Côte-St.-André, einer kleinen Stadt, 34 km im SO. von Vienne, mit (1876) 3496 (Gemeinde 4304) E., an der Frette und an der Linie St.-Rambert-Rives der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn gelegen, ein Ort, welcher zugleich den vorzüglichen Liqueur Eau de la Côte bereitet.

Côtes, Gattung der Bordeauxweine (s. d.).

Côtes-du-Nord, ein nordwestl. Departement Frankreichs, bildet einen Teil der Bretagne (s. d.), wird im N. vom Kanal und auf den Landseiten von den Departements Ille-Vilaine im O., Morbihan im S. und Finistère im W. begrenzt, umfaßt 6885,62 qkm und zählt (1881) 619632 E. (gegen 630957 im J. 1876 Abnahme 1,8 Proz.). Die Oberfläche besteht zum sechsten Teil aus Bergland, das in den südl. Montagnes d'Arrée und du Mené bis zu 391 m aufsteigt, den Küsten ein felsiges, zersplittertes Ansehen verleiht und aus Granit- und Thonschiefermassen besteht, deren Inneres dem Bergbau auf Eisen und Blei Gelegenheit gibt. Unter den kurzen, aber schiffbaren Küstenflüssen sind Guer oder Léguer (70 km), Trieux (72 km) und Gouët (48 km), Arguenon (50 km) und Leff (50 km) am bedeutendsten, auch im äußersten Osten auf kurze Strecke die Rance mit einem Teile des bei Dinan mündenden, 84 km langen Kanals der Ille und Rance (20 km im Departement). Im Süden genießt das Departement durch den Blavet und den Oust den Vorteil einer 48 km langen Strecke des großen Kanals von Nantes nach Brest. In den Bergrevieren werden Flachs und Hanf gebaut, starke Viehzucht und reger Bergbau, namentlich auf Eisen, betrieben; in den Küstenebenen und geschützten Thälern gedeiht neben den gewöhnlichen europ.

Getreidearten der Mais, der jedoch nicht immer zur Reife kommt, und viel Obst, namentlich Äpfel und Birnen zur Bereitung des Cider und Poiré, welche den Wein ersetzen. Die See bietet Muscheln und Fische der verschiedensten Art und in größter Menge dar. Die Industrie ist hauptsächlich auf Erzeugung von sog. Bretagneleinwand gerichtet, daneben auch noch auf die Produktion baumwollener und wollener Stoffe, Hüte, Leder, Pergament, Papier, Salz, mit welchen Gegenständen wie mit den Produkten des Ackerbaues, der Viehzucht und Fischerei starker Handel getrieben wird. Das Departement hat zur Hauptstadt St.-Brieuc und zerfällt in die 5 Arrondissements St.-Brieuc, Dinan, Loudéac, Lannion und Guingamp, in 48 Kantone und 389 Gemeinden.

Cothenius (Christian Andreas), Leibarzt König Friedrichs des Großen und Generalstabsmedikus der preuß. Armee, geb. 14. Febr. 1708 zu Anklam als Sohn eines schwed. Regimentsfeldschers, studierte in Halle Medizin und wurde 1737 als praktischer Arzt approbiert, worauf er die Bürgermeisterstelle in Havelberg übernahm und dort seine ärztliche Praxis begann. Er wurde 1738 Hofrat, 1740 Kreisphysikus in der Priegnitz und Ende 1747 nach Berlin zu König Friedrich berufen, zum Hofmedikus in Potsdam, zum ordentlichen Medikus des dortigen Militärwaisenhauses und zum Kreisphysikus von Zauch-Belzig ernannt. Im Jan. 1748 brauchte der König mit glänzendem Erfolge eine von C. vorgeschlagene Brunnenkur, welche ihn gänzlich wiederherstellte. Seitdem wurde C. vom König oft an kleine Fürstenhöfe oder zu erkrankten Generalen und Ministern entsendet, um seine Kunst auszuüben. Im J. 1749 übernahm C. die Behandlung des Prinzen von Preußen und stellte denselben wieder her, mit gleich günstigem Erfolge behandelte er den jungen Fürsten in Dessau und 1750 des Königs Lieblingsschwester, die Markgräfin von Bayreuth. Der König ernannte C. hierauf zum wirklichen Leibmedikus und Generalstabsmedikus der Armee und ließ denselben als zweiten Dekan beim Ober-Medizinalkollegium und zweiten Direktor des Collegium medico-chirurgum einführen; die Akademie der Wissenschaften in Berlin wählte ihn zum Mitgliede, die kaiserl. Akademie der Naturkundigen zum Adjunkten und der König ernannte ihn späterhin noch zum Mitgliede des Sanitätskollegiums in Berlin. Die Markgräfin von Bayreuth beschied C. noch mehrfach zu sich, und blieb beständig mit ihm in brieflichem Verkehre, und König Friedrich wurde 1755 durch C. vom Podagra, welches sich damals zum ersten mal in heftiger Weise fühlbar machte, befreit. C. begleitete 1756 den König ins Feld und widmete während des Kriegs seine Thätigkeit weniger der Person des Königs als der Gesamtheit des Heeres. Redlich und treu verwaltete er, obwohl mehrfach schwer erkrankt, in dem langen Kriege sein schweres Amt und brachte Ordnung in das Feldlazarettwesen. Der König verlieh ihm in Anerkennung seiner Verdienste um die Armee kostenfrei das Patent als Wirkl. Geheimrat. C. reorganisierte 1763 zu Berlin die Hofapotheke, sowie die Apotheken der Charité und des Invalidenhauses, verlor jedoch zeitweilig das Vertrauen des Königs, als dessen Lieblingsneffe in seiner Behandlung verstorben war, und siedelte von Potsdam nach Berlin über. Mehrere Jahre hindurch bediente sich der König des ärztlichen Beistandes des Geheimrats Muzel, und C. benutzte diese Zeit verhältnismäßiger Muße zu wissenschaftlichen Arbeiten, wurde von der kaiserl. Akademie der Naturforscher 1770 zum Direktor Ephemeridum, vom Deutschen Kaiser zum Comes palatii, kaiserl. Leibarzt und Rat, von der Französischen mediz. Akademie 1779 zum Mitgliede ernannt. Der Prinz von Preußen hatte C. sein Vertrauen nicht entzogen und auch der König wandte ihm dasselbe Ende Jan. 1776 wieder zu und überhäufte ihn mit Gnadenbeweisen, nachdem derselbe an ihm und der gefährlich erkrankten Königin glückliche Kuren ausgeführt hatte. Am Bayrischen Erbfolgekriege nahm C. nicht mehr teil, wurde jedoch 1784 zum Direktor des obersten Medizinalkollegiums ernannt. C. starb 5. Jan. 1789 zu Berlin an Altersschwäche; in seinem Testament wandte er der berliner Akademie der Wissenschaften und der Leopoldinisch-Karolinischen Akademie Stiftungen zur Aussetzung von Preisen für wissenschaftliche Leistungen zu. Diese beiden Gesellschaften ließen 1864 sein Grabmal restaurieren. Vgl. Graf zur Lippe, «Militaria aus König Friedrichs des Großen Zeit» (Berl. 1866).

Cotignola, s. unter Jochmus (Aug. Giacomo).

Cotillac (Cotilettes), Bezeichnung für die Form des weiblichen Oberkleides (le «bliaut»), wie sie in Frankreich während des 13. Jahrh. aufkam. Es ist ein Gewand ohne Ärmel, das bis zum Halse hinaufreicht und sich an Arm und Oberkörper aufs engste anlegt, an der Seite aufgeschnitten ist und geschnürt wird, aber von der Hüfte abwärts in reichen Faltenmassen sich um die Füße legt. Unter demselben wurde das Hemd getragen.

Cotillon (eigentlich Unterrock, vom mittellat. cotta, altfranz. cote, Kutte, langes Kleid), ein in Frankreich vermutlich schon in ziemlich früher Zeit entstandener Gesellschaftstanz, der mit Gesang und mit dem Refrain: «Ma commère, quand je danse, mon cotillon va-t-il bien?» begleitet wurde. Vordem einfacher, hat er sich zu immer reichern Touren ausgebildet. Eine beliebige Anzahl von Paaren, in der Regel nicht unter acht, beginnt mit einer großen Ronde, dann folgt in der Regel eine Quadrillentour (Chaine en quatre, Croisée), denen darauf die Vortanzenden andere, möglichst überraschende Touren anreihen. In diesen letztern liegt der besondere Reiz des C., sowie auch in der Spannung, welche durch Wahlen in allen Teilnehmenden rege gemacht wird, indem der Herr eine oder zwei Damen (für sich und einen zweiten Tänzer) wählt, und umgekehrt, wenn die Damen dieses Recht ausüben und dabei die Gewählten mit Dekorationen schmücken. Früher ward der Ball gewöhnlich mit dem C. begonnen, jetzt macht er den Schluß desselben, wenn er nicht gar zwei- oder dreimal aufgeführt wird.

Cotin (Charles), franz. Dichter, geb. 1604 zu Paris, gest. 1682, königl. Rat und Prediger unter Ludwig XIV., seit 1655 Mitglied der Französischen Akademie, verspottet von Molière in den «Femmes savantes» in der Gestalt des Trissotin, Schöngeist in den litterarischen Salons der Zeit, schrieb neben moralphilos. Traktaten zahlreiche Gedichte in galantem Stil (herausg. 1663) und geschätztere geistliche Poesien (herausg. 1657 u. öfter), die ihm in seiner Zeit eine gewisse schriftstellerische Bedeutung gaben, bis er ihrer durch Boileaus Spott verlustig ging.

Coton (frz.), Baumwolle, Kattun; Cotonnerie, Baumwollweberei; cotonnieren, mit Baumwolle füttern, ausstopfen.

Cotoneaster nannte Medikus eine Pflanzengattung aus der Familie der Rosaceen. Ihre vorzüglich in Asien und Europa wachsenden Arten sind Sträucher oder kleine Bäume, ihre Blüten stehen doldentraubig gruppiert an den Seiten der Zweige, die beerenartigen Früchte enthalten zwei bis drei Steinkerne. In Deutschland kommen wild nur zwei Arten vor, C. vulgaris *Lindl.*, die Berg- oder Steinmispel, ein Strauch von 60—130 cm Höhe, mit ovalen, oberseits kahlen, grünen, unterseits weißgrau-filzigen Blättern, rötlichweißen Blumen und scharlachroten Früchten, welcher an sonnigen, felsigen Orten hier und da, namentlich auf Kalk, in Mittel- und Süddeutschland wächst, und C. tomentosa *Lindl.*, seltener und nur in Süddeutschland auf Kalkboden zu finden, von der vorhergehenden Art durch auch oberseits behaarte Blätter unterschieden. Beide Arten sowie mehrere ausländische (z. B. C. nigra *Wahlb.* mit schwarzen Früchten) werden als Ziersträucher kultiviert. Die Früchte haben einen mehligen, faden Geschmack.

Cotopaxi, ursprünglich Cutupagsi, der höchste der jetzt noch thätigen Vulkane der Erde, der zweithöchste Berg der Cordilleren, erhebt sich als Glied der östl. Vulkanreihe in der Republik Ecuador, 5943 m hoch, 70 km im SO. von Quito und besitzt fast die vollkommenste Kegelgestalt unter allen. Sein Krater hat über 800 m Durchmesser. Er ist zugleich der furchtbarste unter den feuerspeienden Bergen Amerikas, seine Auswurfsmassen bedecken viele Quadratkilometer im Umkreise. Die ältesten größern Ausbrüche seit der Ankunft der Spanier ereigneten sich 1532 und 1533, sodann 1742, 1746, 1766 und 1768, der furchtbarste von allen, dessen Aschenregen bis Riobamba hin alle niedere Vegetation bedeckte; der Donner desselben war 1000 km weit bis Honda am Magdalenenflusse hörbar. Nachdem 20 Jahre hindurch dem Krater weder Rauch noch Dunst entstiegen, erwachte im Jan. 1803 plötzlich des Nachts die Thätigkeit des unterirdischen Feuers mit solcher Macht, daß schon am Morgen der geschmolzene Schnee in gewaltigen Strömen sich in die benachbarten Thäler stürzte und Verwüstung und Tod verbreitete. Die Schneegrenze an ihm liegt in 4629 m Höhe. Das Getöse dieses Ausbruchs hörte Humboldt auf der Südsee in einer Entfernung von mehr als 300 km. Jüngere Ausbrüche geschahen 1850, 1851, 1855, 1856, 1864 und 1877 (Juni). Dampfausbrüche fanden in der neuesten Zeit fast täglich statt, und die Fumarolen sind in unausgesetzter Thätigkeit. Nachdem A. von Humboldt 1802, Boussingault 1831 und Moritz Wagner 1858 (zweimal) vergeblich versucht hatten, den Gipfel des C. zu erreichen, gelang dies endlich Wilh. Reiß 28. Nov. 1872 und ebenso seinem Genossen A. Stübel 8. März 1873.

Cotoyieren (frz.), parallel mit einem Flusse, Gebirge oder sonstigem Terraingegenstande marschieren; eine marschierende Truppe zur Seite und in gleicher Höhe begleiten.

Cotrone (im Altertum Croton), feste Stadt in der ital. Provinz Catanzaro, an der Mündung des Esaro in den Meerbusen von Tarent und an der Calabrischen Eisenbahn, mit einem kleinen, aber guten Hafen für Handelsschiffe, ist Sitz eines Bischofs, hat ein Kastell und hohe Mauern aus den Zeiten Karls V., eine Kathedrale und zählt (1881) 9649 E., welche mit Orangen, Oliven, Öl, Wein, Honig, Süßholzsaft, Terpentin einen lebhaften Handel treiben. Auch liegen in der Nähe bedeutende Steinsalzgruben. — Das altgriech. Croton, eine achäische Kolonie, angeblich 710 v. Chr. gegründet, war eine große, mächtige Stadt, berühmt durch die Pflege der gymnastischen Künste, der sie ihre vielen olympischen Sieger (z. B. Milon) verdankte. Die Crotoniaten zerstörten 510 ihre Nebenbuhlerin Sybaris (s. d.). Unter ihnen hatte in jener Zeit Pythagoras einen ethisch-polit. Bund gegründet, gegen den noch zu Lebzeiten des Pythagoras unter Kylons Leitung eine Gegenpartei sich erhob, welche, aber wahrscheinlich erst nach des Meisters Tode um die Mitte des 5. Jahrh., das Versammlungshaus der Pythagoräer mit fast allen Anwesenden verbrannte. Seitdem ist Croton nie mehr zu seiner frühern Kraft und Blüte gelangt. Die Stadt unterlag 389 an der Spitze einiger anderer großgriech. Städte dem Tyrannen Dionys von Syrakus in einer Schlacht und fiel etwa 10 Jahre später selbst in seine Hände; 295 wurde sie von Agathokles überfallen und geplündert; während des Kriegs der Römer mit Pyrrhus, vor dessen Ankunft sie Mauern im Umfang von beinahe 18 km hatte, wurde C. namentlich von den Meuterern in Rhegium (s. d.) erobert und größtenteils zerstört. Nach der Schlacht bei Cannä (216) ward die Stadt von den Bruttiern erobert; 194 v. Chr. erhielt sie eine röm. Kolonie. Im S. von C., und nicht bei Basantello, wie früher angenommen wurde, erlitt Otto II. 13. Juli 982 eine Niederlage durch Griechen und Sarazenen. Etwa 10 km südöstlich der heutigen Stadt liegen die Trümmer eines Tempels der Lakinischen Hera (Juno Lacinia), wo sich noch eine Säule erhebt auf dem Capo delle Colonne oder Capo di Nau, dem Promontorium Lacinium, später auch Naus der Alten. Vgl. Grosser, «Geschichte und Altertümer der Stadt C.» (2 Tle., Mind. 1866—67).

Cotswold-Hills, Höhenzug in der engl. Grafschaft Gloucester, 100 km lang, im Cleevehill bei Cheltenham 345 m hoch, bildet die Wasserscheide zwischen der untern Severn und der obern Themse.

Cotta, berühmte deutsche Buchhändlerfamilie, aus Sachsen stammend. Johann Georg C. (geb. 1631), heiratete 1659 die Witwe des akademischen Buchführers Philipp Brunn in Tübingen, dessen Geschäft von da ab die Firma Joh. Georg Cottasche Buchhandlung führte. Nach seinem Tode (1692) ging die Handlung auf seinen einzigen gleichnamigen Sohn und von diesem (1712) auf dessen Sohn gleiches Namens über, während ein zweiter Sohn desselben Johann Friedrich C. (s. d.) die Theologie erwählte. Nachdem das Geschäft unter Verwaltung fremder Personen an seiner Bedeutung verloren hatte, übernahm Johann Friedrich C. (geb. 27. April 1764 zu Stuttgart) die Leitung. Dieser, ein Großneffe des Universitätskanzlers Johann Friedrich C. und jüngster Sohn von Christoph Friedrich C. (1730—1807), der unter Laudon als österr. Kavallerieoffizier gedient und dann später in Stuttgart die Hof- und Kanzleibuchdruckerei erworben hatte, ist einer der verdienstvollsten Buchhändler Deutschlands. Nach dem Vorbilde seines Großoheims sollte er Theologie studieren; er hatte sich jedoch, als er im Frühjahr 1782 die Universität Tübingen bezog, für die Rechtswissenschaft entschieden, neben welcher er aber auch der Mathematik und den Kriegswissenschaften oblag. Nach vollendeten Studien unternahm er eine Reise nach Paris, wohin ihn der berühmte Kupferstecher und Professor an der stuttgarter

Kunstschule Joh. Gotthard von Müller begleitete, und praktizierte dann in Tübingen als Hofgerichtsadvokat, legte jedoch bald, dem Wunsche seines Vaters folgend, diese Stelle nieder und übernahm im Dez. 1787, nach Auseinandersetzung mit seinen zahlreichen Geschwistern, den alleinigen Besitz der Joh. Georg Cottaschen Buchhandlung in Tübingen.

In kurzer Zeit eignete er sich die Kenntnisse an, welche ihm zur Leitung der bald zu hohem Aufschwunge sich entfaltenden Verlagsunternehmungen nötig waren. Wegen seiner sehr beschränkten Mittel hatte er indes keine leichte Aufgabe zu lösen. Im J. 1789 verband er sich mit einem Jugendfreunde, dem Kanzleiadvokaten Dr. Zahn aus Calw, der aber schon 1797 wieder ausschied. Das Geschäft nahm unter C.s alleiniger Leitung einen immer großartigern und glücklichern Aufschwung. Schon 1794 faßte C. mit Schiller den Plan zur Herausgabe der «Allgemeinen Zeitung». Zwar trat Schiller, der die Mitredaction besorgen sollte, seiner Gesundheit wegen wieder zurück, gründete aber mit C. 1795 die «Horen», die letztern auch mit Herder und Goethe in freundschaftliche Verhältnisse brachten. Die große Ausdehnung, welche das Cottasche Geschäft durch den Verlag der Werke Schillers und Goethes, später durch die wiederholten Gesamtausgaben derselben erlangte, gestattete auch größere Honorare, als bis dahin vorkamen. Schiller und seine Erben erhielten 1796—1864 von der Cottaschen Buchhandlung 308564 Fl. (etwa 528966 Mark), davon Schiller selbst 24106 Fl. (41324 Mark 55 Pf.). Für Goethes Werke entrichtete die Verlagshandlung 501907 Fl. (etwa 865554 Mark), worunter an den Dichter zu Lebzeiten 270937 Fl. (464463 Mark 40 Pf.). Die «Allgemeine Zeitung», aus der 1. Jan. 1798 in Tübingen gegründeten «Neuesten Weltkunde» hervorgehend, trat 9. Sept. jenes Jahres zu Stuttgart an das Licht. Die ersten Nummern redigierte Posselt, die folgenden Zahn, bis L. F. Huber die Redaction übernahm. Im J. 1803 wurde die Redaction derselben nach Ulm und 1810 unter Hubers Nachfolger, Stegmann, nach Augsburg verlegt. Im Nov. 1799 machte C. im Auftrage der württemb. Landstände eine Reise nach Paris, um einen Separatfrieden zu unterhandeln, der aber später nicht ratifiziert wurde.

Außer mit Goethe und Schiller stand C. mit zahlreichen andern Schriftstellern in freundschaftlichem Verkehr. Huber und Pfeffel zählte er zu seinen liebsten Freunden; auch trat er mit Herder, Wieland, A. W. Schlegel, M. von Schenkendorf, Uhland, Platen, Fichte, Jean Paul, Tieck, Voß, Hebel, Therese Huber, Matthisson, den Brüdern Humboldt, Joh. von Müller, Spittler u. a., deren Werke er ganz oder teilweise verlegte, in nähere Verbindung. Die J. 1805 und 1810 brachten ihn in unmittelbare Berührung mit Napoleon. Von größern periodischen Werken entstanden im Verfolg seines Plans, für jeden Zweig der Journalistik ein umfassendes und erschöpfendes Blatt zu gewinnen, außer den bereits erwähnten, 1795 die «Polit. Annalen», verbunden mit der «Aktensammlung», der «Hesperus» als Organ für polit. und kirchliche Kontroverse und jede freisinnige Erörterung ebensowohl als allgemeine Statistik, die «Hertha», der «Almanach für Damen» und andere Taschenbücher, «Memmingers Jahrbücher» für das engere Vaterland und die «Jahrbücher der Baukunde», 1807 das «Morgenblatt», welchem später das von Schorn begründete «Kunstblatt» und das «Litteraturblatt» beigegeben wurden, das «Polytechnische Journal» von Dingler, das «Ausland», das «Inland», die in Berlin begründeten «Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik» u. a. m. Im J. 1811 verlegte er seinen Wohnsitz und sein Verlagsgeschäft nach Stuttgart, wo er eine eigene Druckerei errichtete. Der alte Adel seiner Familie ward unter dem Namen eines Freiherrn **Cotta von Cottendorf** in Württemberg und Bayern anerkannt und bestätigt. Auch erwarb er in ersterm Lande die Herrschaft Plettenberg und andere Güter; in Bayern Hohenkammer und Giebing. Ein ehrender Auftrag der deutschen Buchhändler führte ihn 1814 in Gemeinschaft mit Bertuch von Weimar auf den Wiener Kongreß, um daselbst für Gewährung der Preßfreiheit und Abschaffung des Nachdrucks zu wirken. Nachdem die Deutsche Bundesakte in ihrem Art. 18 die Zusicherung gegeben hatte, daß die Bundesversammlung sich bei ihrer ersten Zusammenkunft mit Abfassung gleichförmiger Bestimmungen in beiden Beziehungen beschäftigen werde, übernahm C. 1816 wieder den Auftrag, in Frankfurt die Erfüllung dieses Versprechens zu erstreben. Im J. 1815 erschien er als gewählter Abgeordneter auf dem württemb. Landtage, wo er mit dem Grafen Waldeck die alten Rechte des Stammlandes reklamierte. Als Virilstimmenführer der den Besitzungen der Grafen von Bissingen erteilten Stimme wohnte er dem verfassunggebenden Landtage von 1819 bei und gehörte in jener Eigenschaft zu den Unterzeichnern des württemb. Verfassungsvertrags. Seit 1820 ritterschaftlicher Abgeordneter des Schwarzwaldkreises, wurde er 1821 Mitglied des permanenten ständischen Ausschusses und 1824 Vizepräsident der Zweiten Kammer; beides blieb er bis 1831. Sein Geschäft gewann inzwischen eine immer größere Ausdehnung. Neben dem deutschen Buchhandel wendete C. auch der deutschen Kunst besondere Teilnahme und Pflege zu. So entstanden unter seiner Mitwirkung das Prachtwerk über den kölner Dom von Sulpiz Boisserée und die lithographischen Wiedergaben der Sammlung altdeutscher Gemälde im Besitze der Brüder Boisserée (jetzt in der Pinakothek zu München). Großartige Anstalten für alle graphischen Künste wurden von C. angelegt und fanden bei König Ludwig von Bayern wohlwollende Unterstützung. Im J. 1824 stellte er eine Dampfschnellpresse zu Augsburg auf, die erste in Bayern, und drei Jahre später gründete er in München die Litterarisch-artistische Anstalt für lithographische Vervielfältigung und Kupferdruck nebst Buch-, Kunst- und Landkartenhandlung. Ungeachtet dieser Verzweigungen seines Geschäfts, eines ausgebreiteten Briefwechsels mit Gelehrten, Künstlern und Staatsmännern, häufiger Reisen, einer erfolgreichen Thätigkeit als Landwirt fand er immer noch Zeit zu industriellen Unternehmungen. Er war von allen Grundbesitzern Württembergs der erste, der die Leibeigenschaft in den Orten seiner Herrschaft Plettenberg abschaffte. Überall suchte er durch Beispiel und Hilfe auf das Landvolk zu wirken, so insbesondere im Hungerjahre 1817. Im J. 1825 machte er einen Versuch mit der Dampfschiffahrt auf dem Bodensee, die er 1826 mit den betreffenden Regierungen auf dem gesamten Rhein regulierte. Ebenso wurde von ihm der Plan einer Hypotheken- und Wechselbank für München bis ins einzelne ausgearbeitet. Um den von ihm früher vermittelten Han-

delsverein zwischen Württemberg und Bayern auch auf Preußen auszudehnen, wurde er von den beiden erstgenannten Staaten 1828 nach Berlin gesendet, wo er zu den Vorkämpfern des deutschen Zollvereins zählte, dessen Abschluß er aber nicht mehr erlebte. C. starb 29. Dez. 1832 zu Stuttgart. Vgl. «Briefwechsel zwischen Schiller und C.» (herausg. von W. Vollmer, Stuttg. 1876).

C. war zweimal verheiratet gewesen. Als Erben hinterließ er aus seiner ersten Ehe (die zweite war kinderlos geblieben) einen Sohn Freiherrn **Georg von C.** (geb. 19. Juli 1796) und eine Tochter Ida (geb. 8. Dez. 1806, gest. 9. Febr. 1862), die seit 1824 mit dem württemb. Kammerherrn Freiherrn **Herm. von Reischach** (geb. 2. Dez. 1798, gest. 8. April 1876) vermählt war. Die sämtlichen Güter kamen als unveräußerliches Familienerbgut an erstern. Unter der Ägide desselben wurden die vom Vater übernommenen größern Unternehmungen fortgesetzt, wobei ihn sein Schwager in der thätigsten Weise unterstützte. Im J. 1833 wurde in der Person Louis Roths ein ausgezeichneter Mitarbeiter, einige Jahre später für die speziellen Unternehmungen der Litterarisch-artistischen Anstalt in München Rudolf Oldenbourg ins Geschäft berufen. Neu entstanden unter anderm die «Deutsche Vierteljahrsschrift» (seit 1838), das «Wochenblatt für Land- und Hauswirtschaft, Gewerbe und Handel» (seit 1834), die Bibliothek der «Reisen und Länderbeschreibungen» (seit 1835) u. s. w. Von deutschen Klassikern, namentlich von Schiller und Goethe, wurden zahlreiche zeitgemäße Ausgaben veranstaltet. Durch Ankauf der G. J. Göschenschen Verlagshandlung in Leipzig (1. Jan. 1839) und der von Vogelschen Verlagsbuchhandlung in Landshut (1. Jan. 1845) sowie durch Gründung einer Bibelanstalt in Stuttgart und München (1845) gewann das Geschäft bedeutend an Ausdehnung. Georg von C. hatte die Rechte studiert, war 1819 und 1820 als Legationsrat in Frankfurt a. M. und Wien thätig und wurde 1821 königl. bayr. Kammerherr. Wiederholt war er auch ritterschaftliches Mitglied der württemb. Ständeversammlung. Aus seiner Ehe mit der Freiin Sophie von Adlerflycht (geb. 4. Aug. 1803, gest. 24. Aug. 1838) entsprangen sieben Kinder, zwei Söhne und fünf Töchter. Er starb 31. Jan. 1863. Der älteste Sohn, Freiherr **Georg Astolf von C.**, geb. 30. Jan. 1833, Doktor der Rechte und württemb. Kammerherr, erbte die Herrschaft Plettenberg und das Rittergut Hipfelhof und wurde auch Inhaber des Günderrode-Adlerflychtschen Fideikommisses; er starb 20. Mai 1876.

Das C.sche Geschäft, welches sämtlichen Gliedern der Familie gemeinschaftlich gehört, umfaßte zur Zeit des Todes von Georg von C. (1863): 1) die J. G. Cottasche Buchhandlung in Stuttgart nebst einer Verlagsexpedition in Augsburg; 2) die Expedition der «Allgemeinen Zeitung» zu Augsburg nebst dazugehöriger Druckerei; 3) die Litterarisch-artistische Anstalt in München mit einer Stein- und Farbendruckerei; 4) die G. J. Göschensche Verlagshandlung in Leipzig; 5) die von Vogelsche Verlagsbuchhandlung in Landshut; 6) die Bibelanstalt der J. G. Cottaschen Buchhandlung in Stuttgart und München; 7) die Buchdruckerei nebst Schriftgießerei und Stereotypieranstalt zu Stuttgart. Die Göschenschen und von Vogelschen Verlagsbuchhandlungen, die Bibelanstalt und die Litterarisch-artistische Anstalt gingen Ende der sechziger Jahre nach dem Ausscheiden der bisherigen Mitbesitzer L. Roth und R. Oldenbourg in andere Hände über, während das Hauptgeschäft mit den übrigen Zweigen unter der Leitung der Freiherren **Karl von C.** (geb. 6. Jan. 1835), zweiten Sohnes Georgs von C., und **Hermann Albert von Reischach**, eines Sohnes des obenerwähnten Herm. von Reischach (geb. 3. Okt. 1826), verblieb. Seit dem Tode des letztern (5. April 1876) und dem des Freiherrn Georg Astolf von C. (20. Mai 1876) ist Karl von C. alleiniger Leiter des Geschäfts. Die «Allgemeine Zeitung» wurde im Juni 1882 Eigentum einer offenen Handelsgesellschaft, bestehend aus Karl von C. und 11 (8 weiblichen und 3 männlichen) Verwandten des Hauses C., und am 1. Okt. 1882 von Augsburg nach München verlegt.

Cotta (Joh. Friedr.), berühmter Theolog des 18. Jahrh., geb. zu Tübingen 12. Mai 1701, war der Sohn Johann Georg C.s, dessen gleichnamiger Vater 1659 durch Heirat in den Besitz der Brunnschen Buchhandlung in Tübingen gelangte, die seitdem den Namen der J. G. Cottaschen führt. C. studierte Theologie in seiner Vaterstadt und dann in Jena, wo er 1728 Repetent in der philos. Fakultät wurde. Nach einer größern Reise in Deutschland, Holland, Frankreich und England und mehrjährigem Aufenthalte in London ward er 1734 ord. Professor der Philosophie in Tübingen, 1736 Professor der orient. Sprachen in Göttingen, kehrte jedoch 1739 wieder nach Tübingen zurück, wo er zunächst außerord. Professor der Theologie und ordentlicher der Geschichte, Dichtkunst und Beredsamkeit wurde. Im J. 1741 rückte er in die ord. theol. Professur ein, wurde 1777 Kanzler der Universität und starb als solcher 31. Dez. 1779. Von seinen Schriften ist neben dem «Entwurf einer ausführlichen Kirchenhistorie des Neuen Testaments» (3 Bde., Tüb. 1768—73) die mit Erläuterungen und Ergänzungen versehene Ausgabe von Gerhards «Loci theologici» (17 Bde., Tüb. 1762—77) zu nennen.

Cotta (Heinr.), ausgezeichneter deutscher Forstmann, geb. 30. Okt. 1763 auf der Kleinen Zillbach, einem jetzt abgetragenen Jagdhause im Eisenachschen. Durch Privatlehrer unterrichtet, widmete er sich 1784—85 auf der Universität Jena besonders den Naturwissenschaften und der Mathematik. Hierauf sammelte sich C. auf forstlichen Reisen Erfahrungen, beschäftigte sich vielfach mit Vermessungsarbeiten, wobei er junge Leute unterrichtete. Im J. 1789 wurde er vom Großherzog von Weimar zum Forstläufer ernannt. Er wurde 1801 Forstmeister, zugleich Mitglied des Forstkollegiums in Eisenach, während er seinen Wohnsitz in der Zillbach behielt. Hier erteilte er forstlichen Unterricht und errichtete 1795 eine Privatforstlehranstalt, welche viele tüchtige Forstmänner bildete. C. wurde 1811 als Forstrat und Direktor der Forstvermessungsanstalt nach Sachsen berufen; er wählte dort Tharand zum Wohnsitz und siedelte seine Lehranstalt dahin über. Am 17. Juni 1816 wurde letztere zu einer königl. Forstakademie erhoben und C. zu deren Direktor und erstem Lehrer sowie zum Oberforstrat ernannt. Dabei blieb er als Direktor der Forstvermessung stets bemüht, durch zweckmäßige Betriebseinrichtungen in den Forsten Sachsens wichtige und wesentliche Verbesserungen einzuführen. In seiner Wirksamkeit auf dem Gebiete der Forsteinrichtung ist C.s Hauptverdienst um die Entwickelung der deutschen Forstwirtschaft zu erblicken. Außerdem wurde der

gute Ruf, den die Forstakademie zu Tharand im In- und Auslande gewann, von C. begründet und gepflegt. Er starb als Geh. Oberforstrat 25. Okt. 1844 zu Tharand. Zur Erinnerung an seine Wirksamkeit wurde ihm von seiten der Staatsregierung in dem akademischen Forstgarten 17. Juni 1851 ein Monument errichtet. Auch als Schriftsteller ist C. höchst thätig gewesen. Seine gekrönte Preisschrift: «Naturbeobachtungen über die Bewegung und Funktion des Saftes in den Gewächsen» (Weim. 1806) zeugt von scharfer Naturbeobachtung. Sein «Waldbau» (Dresd. 1817; 9. Aufl., herausg. von seinem Enkel Heinrich von C., 1865) hat viel zur Verbreitung einer rationellen Forstwirtschaft beigetragen. Die Forsteinrichtung betreffen: «Systematische Anleitung zur Taxation der Waldungen» (Berl. 1804), «Abriß einer Anweisung zur Vermessung, Schätzung und Einteilung der Waldungen» (Dresd. 1815), «Entwurf einer Waldwertberechnung» (Dresd. 1818; 4. Aufl., von A. von Cotta, 1849), «Anweisung zur Forsteinrichtung» (Dresd. 1820) und «Grundriß der Forstwissenschaft» (Dresd. 1832; 6. Aufl., herausg. von seinen Enkeln Heinrich und Ernst von C., 1872). Seine Baumfeldwirtschaft, die er in der Schrift «Verbindung des Feldbaues mit dem Ackerbau» (4 Hefte, Dresd. 1819—22) darlegte, erregte viel Aufsehen, ohne sich Bahn in das Leben brechen zu können. Außerdem sind noch die «Hilfstafeln zur Berechnung der Hölzer u. s. w.» (15. Aufl., Lpz. 1878) zu erwähnen. Von seinen vier Söhnen wirkte August Friedrich von C. (geb. 17. März 1799) 1824—60 an der Forstakademie zu Tharand und starb daselbst 18. Okt. 1860; Bernhard von Cotta (s. d.) hat sich als Geognost einen Namen erworben; Friedrich Wilhelm von C., geb. 12. Dez. 1796, führte bis 1852 das Werk seines Vaters als Direktor der Forsteinrichtungsanstalt zu Tharand fort, trat 1873 als Oberforstmeister des grillenburger Bezirks in Ruhestand und starb 14. Febr. 1874 zu Tharand.

Cotta (Bernh. von), namhafter deutscher Geognost, Sohn von Heinrich C., geb. 24. Okt. 1808 zu Zillbach im Eisenachischen, studierte 1827—31 auf der Bergakademie zu Freiberg und ging dann 1832 nach Heidelberg, wo er sich den Naturwissenschaften widmete. Nachdem er 1832 die philos. Doktorwürde erworben, kehrte er nach Tharand zurück, wo er 1841 zum Sekretär der Forstakademie ernannt ward. Im J. 1842 folgte er einem Rufe an die Bergakademie zu Freiberg, wo er die durch Naumanns Abgang erledigte Professur der Geognosie sowie später Vorträge über Versteinerungslehre und Erzlagerstätten übernahm. Im J. 1862 ward er zum Bergrat ernannt. Seine erste Schrift behandelte «Die Dendrolithen» (Dresd. 1832). Von 1832 bis 1842 beteiligte er sich neben Naumann an der Bearbeitung der «Geognost. Karte des Königreichs Sachsen» (mit ausführlichen Erläuterungen). Als Fortsetzung dieses vortrefflichen Werks bearbeitete C. 1843—48 auch eine geognost. Karte von Thüringen, welche in vier Sektionen erschien. Von seinen übrigen Werken sind hervorzuheben: «Geognost. Wanderungen» (2 Tle., Dresd. u. Lpz. 1836—38), «Anleitung zum Studium der Geognosie und Geologie» (Dresd. u. Lpz. 1839; 3. Aufl. 1849), welche später in zwei Abteilungen, der «Gesteinslehre» (Freiberg 1855; 2. Aufl. 1862; engl. Übersetzung 1866) und «Formationslehre» (Freiberg 1856), erschien, und «Deutschlands Boden, sein geolog. Bau und dessen Einwirkung auf das Leben des Menschen» (2 Bde., Lpz. 1854; 2. Aufl. 1858). Die Ergebnisse zweier Reisen nach den Alpen und Oberitalien (1843 und 1849) teilte er in den «Geolog. Briefen aus den Alpen» (Freiberg 1850) mit. Von großer praktischer Bedeutung sind C.s Arbeiten über die Lagerstätten der Erze, deren Untersuchung er in letzter Zeit zu seiner Hauptaufgabe machte. Seinen «Gangstudien» (Freiberg 1847 fg.) folgten «Die Lehre von den Erzlagerstätten» (Freiberg 1854; engl. Übersetzung 1870) und «Die Erzlagerstätten Europas» (Freiberg 1861) nebst einer Reihe von Monographien über die von ihm untersuchten Erzlagerstätten in der Bukowina, Siebenbürgen, Ungarn, dem Banat und Serbien sowie in den östl. Alpen. In dem Bestreben, die Resultate der wissenschaftlichen Forschung möglichst zu popularisieren, hat C. «Briefe über Humboldts Kosmos» (Lpz. 1848—51), «Geolog. Bilder» (6. Aufl., Lpz. 1876), einen «Geolog. Katechismus» (Lpz. 1861) und Beiträge zu Zeitschriften geliefert. In früherer Zeit veröffentlichte C. auch einige Schriften über Phrenologie. Große Verbreitung und Anerkennung erwarb sich seine «Geologie der Gegenwart» (1866; 5. Aufl. 1878, in das Russische und Magyarische übersetzt), in welcher C. sich zu wesentlich denselben Prinzipien für die unorganische Natur bekennt, welche Darwin für die Organismen aufgestellt hat. Ein späteres Hauptwerk C.s war «Der Altai, sein geolog. Bau und seine Erzlagerstätten» (1871), als Resultat einer Bereisung dieses centralasiat. Gebirges im Auftrage des Kaisers von Rußland. Nachdem C. 1874 in den Ruhestand getreten war, veröffentlichte er noch das «Geolog. Repertorium» (Lpz. 1877). Er starb am 14. Sept. 1879 in Freiberg.

Cottage-System, die Einrichtung, daß der Arbeitgeber dem Arbeiter einen Teil seines Lohns nicht bar ausbezahlt, sondern ihm dafür eine Wohnung gewährt. Die Konzentrierung des Grundeigentums in verhältnismäßig wenigen Händen hat in England neben unleugbaren ökonomischen Vorteilen auch große Übelstände zur Folge gehabt. Die Masse der ländlichen Bevölkerung ist dadurch in besitz- und heimatlose Proletarier verwandelt worden, die sowohl physisch als moralisch unter dem Drucke der materiellen Not verkümmern. Um ihre Lage zu verbessern, hat man es in neuerer Zeit unternommen, den Feldarbeitern zu niedrigem Zinse Bauerhäuser (Cottages) mit kleinen Grundstücken zu überlassen, auf welchen sie Vieh halten und die zu ihrem Unterhalt nötigen Lebensmittel bauen können. In noch größerm Maßstabe haben sowohl in England wie auf dem Kontinent viele Fabrik- und Bergwerksbesitzer für die Beschaffung angemessener, womöglich mit Gärten versehener Arbeitshäuser gesorgt.

Cotte (Robert de), Architekt, geb. 1656 zu Paris, war Schüler Mansarts, wurde Intendant der königl. Bauten, 1699 Direktor der Akademie für Architektur und starb 14. Juli 1735 zu Passy. Unter seinen Bauten sind hervorzuheben: der Säulengang des Trianon zu Versailles, die Dekoration des Chors von Notre-Dame zu Paris, die Portale von St.-Roch und der Kirche der Charité und viele Palais in und bei Paris.

Cotte-hardie, im 15. Jahrh. in Frankreich und Burgund das obere Kleid einer vornehmen Damentracht; sie wurde im besondern Sinne auch Robe genannt. Höchst luxuriös vereinigte sich Farbenglanz mit Kostbarkeit und Massenhaftigkeit des

Stoffs. In der Taille, aber ziemlich hoch, umfaßte die C. ein breiter Gürtel, oft mit Perlen, Edelsteinen und getriebenem Golde besetzt. Vom Gürtel lief der Schnitt mit kostbarem Pelzaufschlag über die Schultern nach hinten; abwärts fiel der Stoff füllreich herab und bildete eine lange Schleppe.

Cottin (Sophie), geb. Ristaud, franz. Romanschriftstellerin, bekannt unter dem Namen Madame C., wurde 1773 zu Tonneins im Depart. Lot-Garonne geboren und verheiratete sich im Alter von 17 J. mit einem Bankier C. aus Bordeaux. Bald darauf kam sie nach Paris, wo sie drei Jahre später Witwe ward. Seitdem widmete sie sich litterarischen Beschäftigungen. Sie veröffentlichte: «Claire d'Albe» (Par. 1799; deutsch von Meißner, Lpz. 1800), «Malvina» (3 Bde., Par. 1800; deutsch, Lpz. 1802), «Amélie Mansfield» (4 Bde., Par. 1803; deutsch, 2 Bde., Lpz. 1803), «Mathilde» (6 Bde., Par. 1805; deutsch, Lpz. 1805) und ihr bester Roman «Élisabeth, ou les exilés de Sibérie» (2 Bde., Par. 1806; deutsch von Lindau, 2 Bde., Lpz. 1808 u. Stuttg. 1836). Ihre Werke zeichnen sich durch Innigkeit der Empfindung aus. Sie starb 25. Aug. 1807. Ihre «Oeuvres complètes» wurden öfters aufgelegt (8 Bde., Par. 1806; 12 Bde., Par. 1820 fg.).

Cottische Alpen, s. u. Alpen (Bd. I, S. 459).

Cottius (mit vollem Namen als röm. Bürger Marcus Julius C.), Sohn des Königs Donnus, errichtete als Präfekt der 14 Gemeinden in den Cottischen Alpen, aus welchen sein Königreich bestand, dem Kaiser Augustus 8 v. Chr. in seiner Hauptstadt Segusio (jetzt Susa [s. d.]) den noch stehenden Triumphbogen. Er hatte anfangs gegen die Römer zu den Waffen gegriffen, aber bald Frieden geschlossen, und bewahrte seitdem den Römern Treue. Sein Land war zur Provinz gemacht, er selbst aber als röm. Präfekt an der Spitze des Königreichs, wie es nach wie vor hieß, geblieben. Sein Sohn wurde von Claudius nochmals zum König erhoben. Aber schon Nero machte das Land wieder zur Provinz.

Cotton (engl.), Baumwolle (s. d.); Kattun.

Cottonisieren (vom engl. cotton, Baumwolle), ein Verfahren, durch welches dem Flachs eine Beschaffenheit ähnlich der Baumwolle erteilt wird. (S. unter Flachsbaumwolle.)

Cottunni (Cotunni, Cotugno oder Cotugni, Domenico), ital. Arzt und Anatom, geb. 29. Jan. 1736 zu Ruvo im Neapolitanischen, studierte zu Neapel Medizin und hielt später Vorlesungen über Chirurgie daselbst. Seinen Ruf begründete er durch das Werk «De aquaeductibus auris humanae internae», worin namentlich die nach C. benannte Cottunnische Wasserleiter im Felsenstück des Schläfebeins beschrieben ist. Er übernahm 1766 die Professur der Anatomie an der Universität zu Neapel, wurde 1812 Rektor der Universität und starb 6. Okt. 1822. Von seinen Schriften ist noch zu erwähnen «De ischiade nervosa commentarius» (Neap. 1765) und «De sedibus variolarum syntagma» (Neap. 1769), worin der Sitz der Blattern nur in die Haut, nicht in die innern Teile, verlegt wird.

Cotunnit, s. unter Blei (-Verbindungen, 7).

Cötus (lat.), eine Gesamtheit von Schülern, die gemeinsamen Unterricht empfangen. Der Ausdruck wird namentlich dann angewendet, wenn wegen zu großer Schülerzahl für Eine Klassenstufe mehrere Abteilungen (Cöten) gebildet werden müssen. Beginnen und beendigen die zu einer Klassenstufe gehörigen Cöten den Klassenkursus gleichzeitig, so heißen sie Parallelcöten; in ihnen finden Aufnahme und Versetzung in der Regel einmal jährlich statt. Erfolgen aber Aufnahme und Versetzung halbjährig und werden dann die Klassen so in zwei Cöten geteilt, daß der eine dem andern immer um einen halben Klassenkursus voraus ist und daß diejenigen Schüler, welche den ganzen Klassenkursus absolviert, aber die Versetzung in die nächst höhere Klasse nicht erreicht haben, den Cötus wechseln und daher schon ein halbes Jahr später versetzt werden können, so werden die beiden Cöten als Wechselcöten bezeichnet. In einem großen Teile Preußens bestanden bisher an frequenten Gymnasien Parallelcöten; statt deren sind neuerdings Wechselcöten vorgeschrieben worden.

Cotylĕdon, von De Candolle benannte Pflanzengattung aus der Familie der Crassulaceen, besteht aus Sträuchern vom Kap der Guten Hoffnung, welche gegenständige oder abwechselnde, einfache, fleischig-saftige Blätter und in Rispen gestellte Blüten mit sehr kurzem, fünfteiligem Kelch und eiförmig-walziger, am Saume umgeschlagener Blumenkrone besitzen. Aus den fünf Stempeln entstehen vielsamige Balgkapseln. Es sind schönblühende Gewächse mit eigentümlich geformten Blättern und meist roten, seltener gelben oder anders gefärbten Blumen. Sie werden häufig als Zimmer- und Gewächshauszierpflanzen kultiviert. Sie verlangen frische Luft, helles Licht, Heideboden und wenig Bewässerung und lassen sich am leichtesten durch Ableger vermehren. Im Sommer kann man sie ins Freie stellen; überwintert werden sie im Kalthause oder in einem ungeheizten, aber frostfreien Zimmer.

Coucy (Renaud, Castellan von), ein nordfranz. Hofdichter aus dem Ende des 12. oder Anfang des 13. Jahrh., von dem mehrere Minnelieder erhalten sind, die sich vor den vielen ähnlichen Liedern jener Zeit durch leidenschaftlichere Glut und innigere Sehnsucht nach der hohen, bald als grausam angeklagten, bald als huldvoll gepriesenen Herrin auszeichnen. Über die Lebensumstände des Dichters läßt sich aus ihnen nur so viel entnehmen, daß er das Kreuz genommen und, wiewohl sehr ungern, sich von der Geliebten getrennt habe. Welchem Kreuzzuge er sich angeschlossen, ist nicht zu ermitteln. Er war 1198 Kanonikus der Kirche Notre-Dame in Noyon und später Kastellan auf Coucy, einer Burg und Stadt im Laonnais. Die Dame seines Herzens wird der damaligen Sitte gemäß in seinen Liedern nicht genannt; ein wahrscheinlich aus dem Anfang des 14. Jahrh. stammender altfranz. Roman d'aventure des Jacquemon Saquesep (herausg. und übersetzt in Prosa von Crapelet, Par. 1829) erzählt ausführlich, unter Einflechtung mehrerer Lieder, seine Liebesgeschichte mit der Dame von Faiel; danach starb er im Heiligen Lande und schickte sterbend seiner Dame sein Herz, welches der eifersüchtige Gatte sie zu essen nötigte, worauf sie freiwillig des Hungertodes starb. Es ist eine alte weitverbreitete Sage, die sich hier an den Kastellan von C. angeknüpft hat. Er und die Dame von Faiel wurden bald wie Tristan und Isolde als Vorbilder treuer, aber unglücklich Liebender sprichwörtlich. Bei mehrern Trouvères des 13. Jahrh. finden sich Anspielungen darauf, noch öfter bei Schriftstellern des 14. Jahrh. Die beste Ausgabe der «Chansons du châtelain de C.» (Par. 1830) besorgte François Michel.

Vgl. G. Paris, «Le roman du châtelain de C.» (in Bd. 8 der «Romania», Par. 1872).

Coucy-le-Château, Flecken im franz. Depart. der Aisne, Arrondissement Laon, 30 km im WSW. von Laon, auf einem steilen Hügel, nur 2,5 km von der zur Oise gehenden Lette oder Ailette, an der Linie Chauny-Anizy der Nordbahn, zählt 740 E. Noch stehen Festungswerke aus dem 13. Jahrh. mit einem prächtigen Thore auf der Straße nach Laon, sowie Kirchen aus dem 12. und 15. Jahrh. Die Ruinen des Schlosses, jetzt Staatseigentum, gehören zu den schönsten aus der Feudalzeit Frankreichs und sind stilgemäß ausgebessert. Ausgezeichnet ist namentlich der 55 m hohe und 31 m dicke Turm des Donjon, 1230 von Enguerrand III. erbaut. Herzog Ludwig von Orléans kaufte C. 1397 und ließ die Wohngebäude wiederherstellen; Mazarin ließ 1652 die Festung schleifen.

Couder (Louis Charles Auguste), hervorragender franz. Maler, geb. 1. April 1790 in Paris, zeigt während seiner langen Wirksamkeit ein stetes Schwanken der künstlerischen Prinzipien ohne endgültige entscheidende Wendung. Als ein Schüler Davids, wuchs C. in dem Geiste des klassischen Stilprinzips dieses energischen Meisters heran, schien jedoch bereits mit seinem Erstlingswerke: Der Levit von Ephraim, gewisse reformatorische Tendenzen zu verraten. Mit seinen nächsten Leistungen: Cäsar an den Iden des März, Schlacht bei Marathon, fiel er aber wieder gänzlich in die Manier der akademischen Malweise zurück. Es trat ein Stillstand in seiner Entwickelung ein, obwohl C. in dieser Zeit, den zwanziger Jahren, reichlich beschäftigt war und besonders Deckengemälde im Louvre, in der Madeleinekirche u. s. w. vollendete. Seltsamerweise schien er sich hierauf sogar dem Präraffaelitentum der gleichzeitigen deutschen Kunst zuzuneigen, wozu eine Reise nach München die Veranlassung bot. Immer leidet C. in seinen Kompositionen an einer gewissen Monotonie, welche allerdings zuweilen durch koloristische Vorzüge und verständnisvolle Auffassung der Typen aufgehoben erscheint. Der Künstler gelangte in dieser Zeit erst zum Besitze seiner vollen Kraft, als er 1836—40 die Galerie in Versailles mit einer Anzahl Darstellungen aus der Geschichte Frankreichs ausschmückte, unter denen die Eröffnung der Reichsstände 1789 den ersten Rang einnimmt. C. starb in Paris 23. Juli 1873.

Couhardstein, Grabdenkmal bei Autun (s. d.).

Couillet, Gemeinde in der belg. Provinz Hennegau, an der Sambre und an der Belgischen Staatsbahn von Charleroi nach Namur, 3 km südlich von Charleroi, hat zahlreiche Hohöfen, Schmelzhütten und Streckwerke, sowie Glas- und Spiegelfabrikation und zählt 7142 E.

Coujon, s. Colon.

Coulage (frz.), bisweilen übliche Bezeichnung für den Abgang einer Flüssigkeit durch das schwer vermeidliche, kaum merkliche Austräufeln, Auslecken aus dem Gebinde. Gewöhnlich sagt man dafür Leckage (s. d.). Sie wird bei Schiffsversendungen und Kellerlagerungen nach bestimmten Regeln in Rechnung gezogen.

Couleur (frz.), Farbe; im Kartenspiel besonders die Hauptfarbe, Trumpffarbe; die Farbe einer Studentenverbindung und letztere selbst. Couleurstudent, soviel wie Verbindungsstudent.

Couleur (Zuckercouleur), s. Caramel.

Coulisse (frz., eigentlich Falz, Rinne, worin sich etwas auf- und abschiebt, daher Coulissentisch soviel wie Ausziehtisch) bezeichnet an der pariser und wiener Fonds- und Aktienbörse eine besondere Klasse der an den Geschäften dieser Börse Beteiligten nach den ursprünglich coulissenähnlichen Seitenräumen, worin sie sich aufhalten. In Paris wurde früher die Gesamtheit der außerhalb des sog. Parkets (der den Mäklern vorbehaltene Platz) unterhandelnden Mäkler und der mit ihnen verkehrenden Spekulanten so genannt, die betreffenden unberechtigten Mäkler Coulissiers (auch wohl marrons, courtiers marrons), die durch diese vermittelten Operationen Coulissengeschäfte, eine Bezeichnung, welche auch wohl den ohne Dazwischentritt eines Mäklers unmittelbar zwischen den Parteien verhandelten Geschäften gegeben wird. Der Verkehr der pariser Coulissiers wurde 1801 verboten, blieb aber geduldet, und obwohl man ihn 1859 wiederum untersagte, besteht eine Art C. immer noch. In Wien bildet die Gemeinsamkeit der Börsenagenten und der Spekulanten die C., welche an der Börse einen besondern Versammlungsplatz (den sog. Schranken) hat.

Coulisse (frz. coulisse, coulisseau, von couler, fließen oder gleiten; engl. connecting-link, slot, channel), bei Dampfmaschinen, besonders Lokomotiven (s. d.), eine Vorrichtung, durch welche der Expansionsgrad des Dampfes mit Hilfe von Excenter und Schieber verändert wird. (S. Dampfmaschinen.) Auch bezeichnet man im Maschinenbau mit C. eine Rinne, die der geradlinigen Bewegung irgend eines Maschinenteils zur Führung dient; bei Wassermotoren (s. d.), besonders rückschlägigen Wasserrädern, eine Vorrichtung, um bei veränderlichem Wasserzufluß zu bewirken, daß das Wasser in der ordnungsmäßigen Weise zu den Radzellen gelangt; in der Tischlerei der Falz, in welchem sich ein Rahmen bewegt, auch der in einem Falz bewegliche Schiebeladen u. s. w.

Coulissen (frz.), im Bühnenwesen Bezeichnung für die in gewisser Entfernung hintereinander aufgestellten Schiebewände, welche die Seitendekoration der Bühne und in den Zwischenräumen Zugänge für die Darstellenden abgeben. Malerei und Aufstellung der C. müssen perspektivisch sein, die C. einander decken, was besonders durch Aufstellung in schräger Linie bewirkt wird. Der Architekt Serlio brachte in Vicenza um 1532 zuerst C. an, um eine bessere Beleuchtung möglich zu machen, doch erfolgte ihre allgemeinere Einführung erst durch Bibbiena (genannt Galli) gegen Ende des 17. Jahrh. Die Bewegung der C. geschieht vom Unterraume der Bühne aus, die zu diesem Zwecke kanalartig an den betreffenden Stellen durchbrochen ist. Das griech. Theater besaß schon eine den C. ähnliche Vorrichtung in den Periakten. In neuerer Zeit ist man teilweise nach dem Vorgange der pariser Theater wieder zu den geschlossenen, den Panoramatheatern, für Zimmerdekoration zurückgekehrt, wobei die C. feste Seitenwände bilden.

Coulmiers, Dorf mit 391 E. im franz. Depart. Loiret, 21 km westnordwestlich von Orléans an der Straße nach Le Mans, wurde historisch durch das Treffen bei C., in welchem 9. Nov. 1870 General von der Tann mit dem 1. bayr. Armeekorps und der 2. Kavalleriedivision (zusammen 14500 Gewehre, 4500 Reiter, 100 Geschütze stark) von der an Zahl weit überlegenen (70000 Mann)

Ersten Loire-Armee unter General Aurelle de Paladines zum Rückzuge genötigt wurde, nachdem er am Tage und in der Nacht vorher Orléans geräumt. Der Kampf währte sieben Stunden und wurde mit großer Hartnäckigkeit geführt; die numerische Überlegenheit der Franzosen gestattete denselben, beide Flügel der deutschen Stellung zu umfassen. Gegen 5 Uhr wurde der Rückzug nach dem 7 km nordwestlich gelegenen St.-Péravie und Artenay angetreten; der Feind verfolgte nicht. Am Morgen des 10. Nov. wurde der Rückmarsch bis Toury fortgesetzt, wo man in Verbindung trat mit der 22. Infanterie- und 4. Kavalleriedivision. Von hier aus nahmen die Deutschen, nachdem am 13. Nov. auch noch die Division des Großherzogs von Mecklenburg eingetroffen war, bereits 17. Nov. die Offensive wieder auf. Im Treffen bei C. verloren die Bayern 51 Offiziere, 1257 Mann, die Franzosen nach eigener Angabe 1500 Mann.

Couloir (frz.), Korridor zum Auf- und Abgehen, z. B. im Theater, in Parlamentsgebäuden ꝛc.

Coulomb (Charles Augustin de), berühmt durch seine Versuche über die Reibung und durch die von ihm erfundenen und nach ihm benannten Instrumente zur Messung magnetischer und elektrischer Anziehungskräfte, die Coulombschen Drehwagen genannt, war zu Angoulême 11. Juni 1736 geboren und trat früh in das Geniekorps. Nach Martinique geschickt, baute er dort das Fort Bourbon. Er erhielt 1769 für seine «Théorie des machines simples» den von der Akademie dafür ausgesetzten Preis und zwar verdoppelt. Auch gewann er 1777 mit Pans wieder einen Preis der Akademie durch seine Abhandlung über die beste Konstruktion der Magnetnadeln, und 1781 einen andern Preis durch die Abhandlung über die Reibung und den Widerstand der Seile bei Maschinen, worauf er noch im nämlichen Jahre in die Akademie aufgenommen wurde. Beim Ausbruch der Revolution war er Oberstlieutenant im Geniekorps, legte aber bald darauf seine Stelle nieder. Bei Errichtung des Instituts wurde er 1801 als Mitglied aufgenommen und zum Generalinspektor der Universität ernannt. C. starb 23. Aug. 1806.

Coulommiers, Stadt im franz. Depart. Seine-et-Marne, Arrondissementshauptort, 47 km im NO. von Melun, an dem zur Marne gehenden Großen Morin und an der Zweigbahn Gretz-Laferté der Ostbahn, zählt (1876) 4239, als Gemeinde 5240 E., welche wichtige Gerbereien und zahlreiche Mühlen unterhalten und Handel mit den besten Brie-Käsen, mit Getreide, Wolle und Vieh treiben. Hier steht die Ruine eines 1613 von der Herzogin von Longueville gebauten prächtigen Schlosses. In der gallo-röm. Zeit hieß der Ort Columbarium; 1417 nahmen ihn die Burgunder, 1430 die Engländer, 1590 die Liguisten, 1652 die Fronde.

Council (engl., spr. Kauncil), Beratung, Ratsversammlung; Cabinet council, Kabinettsrat, die Gesamtheit der Mitglieder des engl. Kabinetts; Privy council, Geheimer Rat; derselbe steht neben dem Kabinett und setzt sich aus hervorragenden, von der Krone gewählten Männern zusammen, hat aber keinen besondern Einfluß. Auch der Lord-Mayor von London gehört zum Geheimen Rat.

Council-Bluffs, Hauptstadt der Grafschaft Pottawattamie im nordamerik. Unionsstaat Jowa, an der Westgrenze desselben, durch eine 5 km breite Niederung vom Flusse Missouri getrennt, etwa 160 km oberhalb St.-Louis, zählte 1860 erst 2011, 1880 schon 18059 E. Durch die Union-Pacific-, Chicago-Northwestern-, die Chicago-Rock Island-Pacific-, die Burlington-Missouri River- und die Kansas City-St. Joseph-C.-Eisenbahnen steht es mit allen wichtigen Städten des Ostens und Westens in direkter Verbindung. Nach dem auf dem rechten Ufer des Missouri im Staate Nebraska liegenden, nur 6 km entfernten Omaha (1880: 30518 E.) führt die unter dem Namen Missouri-River bekannte 838 m lange Brücke, welche zugleich für Eisenbahn-, Wagen- und gewöhnlichen Verkehr eingerichtet ist. Die Stadt liegt am Fuße hoher, abschüssiger Klippen (bluffs). Der erste Teil ihrer Bezeichnung rührt davon her, daß 1804 Lewis und Clark bei ihrer Expedition nach dem Westen hier mit den Indianern eine Beratung (council) pflegten. C. ist hübsch angelegt, hat mehrere schöne öffentliche Gebäude, darunter verschiedene Kirchen, ein Rathaus und ein Gerichtshaus, gute öffentliche Schulen, einige Banken und zahlreiche Fabriken und gewerbliche Anlagen, unter denen besonders die Maschinen- und Eisenwerke sowie die Fabriken für Ackerbaugerätschaften und Wagen hervorzuheben sind. C. wurde 1846 unter dem Namen Kanesville als Mormonenniederlassung angelegt, 1853 dagegen unter seinem jetzigen Namen als Stadt inkorporiert.

Counsel (engl., spr. Kaunsel, abgekürzt aus Counsellor, Rat), technische Benennung der engl. Advokaten, schließt alle in sich, welche mit gesetzlicher Berechtigung dem Publikum jurist. Rat erteilen und gewisse rechtliche Akte für dasselbe vollziehen dürfen. Sie umfaßt daher in ihrem weitern Sinne die Private Attorneys, welche die Autorisation haben, Kontrakte und andere gerichtliche Dokumente zu vollziehen, und die Attorneys-at-law, welche durch eine Akte Eduards I. von 1285 zum geschäftlichen Betriebe von Prozessen bei den Gerichtshöfen autorisiert und deren Befugnisse zuletzt durch das Gesetz von 1843 geregelt wurden, sowie auch die Solicitors (Sachwalter beim Kanzleigerichtshofe). Im engern Sinne aber wird unter C. nur die höhere Klasse der studierten Advokaten (barristers) verstanden, und die diesem Stande angehörigen höher Graduierten, die Sergeants-at-law. Diese haben das ausschließliche Privilegium, vor den Gerichtshöfen zu plaidieren, wo der Attorney (der allein die Korrespondenz mit den Parteien führt) ihnen das Material zu den Plaidoyers liefert, welches von dem Barrister geordnet und in oratorische Form gebracht wird. Nach altem Brauche soll eigentlich jeder C. seinen Rat und seine Dienste ehrenhalber gewähren und darf dafür keinen Lohn fordern. Deshalb erhalten die C. noch jetzt ihre Bezahlung unter dem Namen von Honorar. Der Ehrenpunkt, daß sie darauf nicht klagen können, hat jedoch praktisch nur die Folge gehabt, daß sie das Honorar von der Partei oder deren Anwalt im voraus gezahlt erhalten. Die Einkünfte der hervorragenden C. sind sehr bedeutend, während die Mehrzahl nur nominell von der Advokatur lebt.

Der Titel Queen's- (oder King's-) Counsel ist eine Titularwürde, welche den Barristers verliehen wird und diesen den Vorrang und das Recht, einen seidenen Talar (silk-gown) zu tragen, gibt. Aus den C. gehen die Generalanwälte, die Richter, ja selbst die Lord-Kanzler hervor. So hatte auch Brougham bis zu seiner Erhebung zum Kanzler nur das Amt eines King's-C. bekleidet.

Count (engl., spr. Kaunt), in England der Titel der nichtengl. Grafen; der engl. Graf heißt Earl (s. d.).

Countess (engl., spr. Kaunteß), Femininum zu Count und gleichzeitig auch zu Earl (s. d.).

Count-out (engl., spr. Kaunt-aut), im engl. Parlament die «Auszählung» der Mitglieder, um zu sehen, ob sie in beschlußfähiger Anzahl (Quorum) vorhanden sind.

Country (engl., spr. Kontri), Gegend, Landschaft; auch Land (sowohl im Gegensatz zu Stadt wie zu Wasser); endlich auch Heimat, Vaterland.

County (spr. Kaunti, von Count, Graf) ist die normann. Bezeichnung für die Landesabteilungen in England, welche seit Wilhelm dem Eroberer an die Stelle des angelsächs. Shire (s. d.) trat, aber diesen Namen nicht verdrängte, sondern sich gleichbedeutend mit ihm erhalten hat. England zerfällt in 40, Wales in 12 solche Grafschaften. Die mit den Counties verknüpften Grafentitel waren im 12. Jahrh. noch mit einem erblichen Anspruch auf ein Drittel der Gerichtsgebühren verbunden, was sich aber allmählich verlor. Der Grafentitel wurde nun eine bloße Ehrentitulatur für größere Peers, meistens entlehnt von einer Grafschaft, Stadt, Ortschaft, nach Maßgabe des königl. Patents, ohne daß sie in derselben auch nur einen Fuß breit Land zu besitzen brauchen. Von England verpflanzte sich die Einteilung in Counties nach Schottland und Irland, sowie auch nach den brit. Kolonien in Nordamerika, Australien und Südafrika. Die Staaten der nordamerik. Union werden sämtlich in Counties eingeteilt, mit Ausnahme von Louisiana, das in Kirchspiele (Parishes) zerfällt.

County-Hall oder County-House (engl.), Grafschaftshaus, in England und in den Vereinigten Staaten von Amerika der Sitz der Verwaltungsbehörden einer Grafschaft, resp. eines County.

Coup (frz.), Schlag, rasch ausgeführtes Unternehmen, Streich. Coup d'état, Staatsstreich (s. d.). Coup de main, Handstreich, Überrumpelung. Coup d'œil, schneller und richtiger Blick, Überblick (über ein Terrain, eine Situation u. s. w.); dann das Augenmaß oder die Fähigkeit, eine Größe oder Menge nach dem bloßen Anblick annähernd richtig anzugeben; auch der Standpunkt, von welchem aus ein Gegenstand betrachtet wird. Coup de théâtre, Theaterstreich, jeder auf einen überraschenden Eindruck berechnete Vorgang auf der Bühne, meist im tadelnden Sinne gebraucht zur Bezeichnung eines unmotivierten Scheineffekts; à coup perdu, aufs Geratewohl.

Coupage (frz.), das Verschneiden, Schmieren des Weins. (S. unter Coupieren.)

Coupar, Orte in Schottland, s. Cupar.

Coupé (frz.), zweisitzige Kutsche, mit halbem Verdeck, Halbkutsche; die vordere Abteilung (auch Kabriolett genannt) eines Postwagens; Abteilung eines Eisenbahnwaggons.

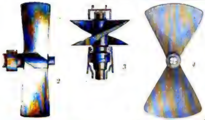
Couperin (François), franz. Klavierkomponist, geb. 10. Nov. 1668 zu Paris als Sohn des als Orgelspieler berühmten Charles C. (geb. 1638, gest. 1669), wurde 1698 Organist von St.-Gervais und 1701 Hofkapellorganist des Königs. Er starb 1733. Unter seinen Kompositionen sind zu nennen: vier Bücher «Pièces de clavecin», «L'art de toucher le clavecin», «Les goûts réunis». Eine neue Ausgabe von Klavierkompositionen C.s redigierte Brahms in Chrysanders «Denkmäler der Tonkunst».

Coupieren (frz.), schneiden, abschneiden; Pferde coupieren, ihnen den Schwanz stutzen; im Kartenspiel: die Karte abheben, abnehmen, auch: eine Karte mit einer höhern stechen; den Wein verschneiden, d. h. verschiedene Sorten mischen; coupiertes Terrain, mit Hindernissen, welche dem Vorrücken von Truppen Schwierigkeiten bereiten, versehenes Terrain.

Couplet (provençal. cobla, span. copla, von dem lat. copula, d. i. Band), ursprünglich in der Musik und Poesie die Verbindung von zwei parallelen rhythmischen Sätzen, dann vorzugsweise die künstlichere symmetrische Verknüpfung mehrerer rhythmischer Glieder zu einem vollkommen abgeschlossenen rhythmischen Gedanken und dessen typische Wiederholung, d. i. die sich gleichmäßig wiederholenden (nach derselben Melodie gebauten) Absätze, Strophen oder Stanzen des Kunstliedes (chanson), zum Unterschiede von den ungleichmäßigen oder minder geregelten Absätzen (vers) der Volks- oder volksmäßigen Lieder (lais). Seit dem Aufkommen der komischen Oper erhielten auch kleine Lieder oder Arien, die meist eine witzige Pointe hatten, oft auch satirischen Inhalts waren, diesen Namen. Aus diesen Liedern gingen die gewöhnlich mit einem Refrain versehenen C. der Vaudevilles und Possen hervor.

Coupons (frz.) nennt man die den öffentlichen Schuldscheinen (Staatspapieren u. s. w.) und Aktien (früherhin nur den au porteur lautenden Dokumenten solcher Art) auf eine Reihe von Jahren behufs der Erhebung der terminlichen Zinsen und Dividenden beigegebenen gedruckten Quittungen (Zinscoupons, Dividendencoupons oder Dividendenscheine), die bei der Auszahlung der Zinsen zum Beleg an die Auszahlungsstelle zurückgegeben werden. Der Name rührt daher, daß sie auf einem gemeinsamen Bogen gedruckt sind, von welchem sie zum Zweck der Einlösung abgeschnitten (coupés) werden. Der Bogen, welcher die C. (deutsch Zinsleisten) enthält, heißt Zinsbogen. Am Ende oder an der Spitze der C. befindet sich gewöhnlich der sog. Talon (d. h. Ferse), gegen dessen Rückgabe, wenn die daran befindlich gewesenen C. ausgezahlt sind, der neue Zinsbogen ausgehändigt wird; doch erfüllt in einigen Fällen der letzte C. des Bogens zugleich auch diesen Zweck und heißt dann Stichcoupon, während in den seltensten Fällen das Hauptdokument selbst zur Beziehung der neuen C. eingereicht werden muß. Der losgetrennte C. wird Inhaberpapier und legitimiert in dieser Eigenschaft zur Geltendmachung aller Rechte aus demselben; aber die rechtliche Natur der dem Inhaber zustehenden Forderung bleibt trotzdem unverändert und ist völlig verschieden, je nachdem ein Zinscoupon oder ein Dividendenschein vorliegt; denn im erstern Falle handelt es sich um die reine accessorische Nebenforderung aus einem Darlehn, im zweiten Falle um eine selbständige Hauptschuld aus der Aktienzeichnung. Fällige C. wohl accreditierter Papiere kann man an den Plätzen, wo ihre Einlösung erfolgt, an Zahlungsstatt ausgeben, ohne Abzüge gewärtigen zu müssen, diejenigen inländischer Staatspapiere gewöhnlich im ganzen Lande; ein Übel aber ist die mißbräuchliche häufige Benutzung von Dividendencoupons aller Art zu Zahlungen, selbst im eigentlichen Handel, geworden, bei welchen Papieren man es mit einem wechselnden Betrage zu thun hat, dessen

DAMPFSCHIFF. II.



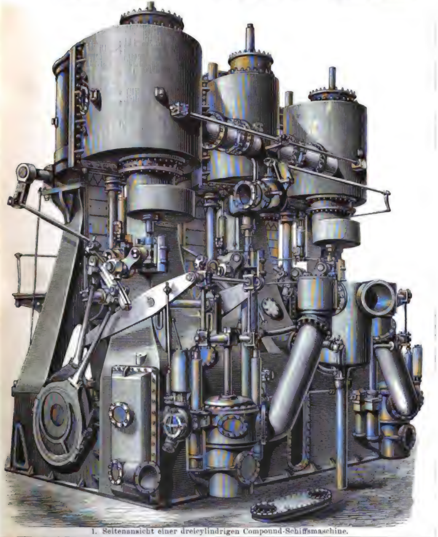
Gewöhnliche zweiflügelige Schiffsschraube. 2. Ansicht von der Seite, 3. von oben. 4. von vorn.



Griffithschraube mit Flügel in der Mitte. 5. Ansicht von der Seite, 6. von vorn.



7. Vierflügelige Schiffsschraube von Cooke und Mylchreest; aus zwei Hälften bestehend.



1. Seitenansicht einer dreicylindrigen Compound-Schiffsmaschine.

Kontrolle Weitläufigkeiten macht, während hier und da auch ein C. uneingelöst bleibt, weil das betreffende Aktienunternehmen in der bezüglichen Periode keinen Ertrag gegeben hat; in der letzten Zeit hat übrigens die Verwendung von C. und Dividendenscheinen als Zahlmittel zum Vorteile des Verkehrs erheblich abgenommen, seitdem das Postanweisungsverfahren mehr in den Verkehr eingedrungen ist. Die C. der Staatspapiere werden in Deutschland meist noch innerhalb vier Jahren nach dem Verfalltage an den betreffenden öffentlichen Kassen eingelöst, und das eben ermöglicht ihren dem des Papiergeldes ähnlichen Umlauf. Einen Zinscoupon oder gar einen Dividendenschein vor seiner Fälligkeit in Zahlung zu nehmen, ist ganz besonders zu widerraten. Stichcoupons, besonders solche, die zu Papieren au porteur gehören, muß man sich hüten, an Zahlungsstatt auszugeben; man gewärtigt dabei, daß ein späterer Inhaber sich von der Auszahlungsstelle die neue Zinsleiste aushändigen läßt. Jedenfalls würde der Inhaber des betreffenden Dokuments (Obligation, Aktie u. s. w.) Weitläufigkeiten davon haben, wenn er sich die neuen Zinsleisten verschaffen wollte, ohne den Stichcoupon präsentieren zu können; zu dem Ende wäre erst ein Ediktalverfahren nötig. Papiere, die mit Zinsleisten versehen sind, kauft und verkauft man mit den noch nicht verfallenen C. Beim Ankaufe hat man sich vorzusehen, daß dieselben sämtlich vorhanden sind. An einigen Wechselplätzen bilden die fälligen Zinscoupons mancher dort besonders häufig im Verkehr befindlichen Obligationen einen regelmäßigen Handelsgegenstand, sodaß sie zum Teil eine selbständige Preisnotierung finden; so namentlich in Amsterdam, Berlin und Wien.

Coupure (frz.), Durchstich eines Weges, mit dem Zwecke, den auf demselben vorgehenden Feind aufzuhalten, kommt auch bei Befestigungslinien vor, um seitliche Abschnitte zu gewinnen.

Cour (frz.), Hof, z. B. der Gerichtshof; Cours d'amour, Liebeshöfe (s. d.). Besonders bezeichnet C. den fürstl. Hof und die Versammlung der hoffähigen Personen an demselben, um ihre Aufwartung zu machen; Cour-Tage, Tage, an welchen solche Versammlungen stattfinden; courfähig (hoffähig), zum Zutritt bei Hofe berechtigt.

Courant (d. i. monnaie courante, umlaufende Münze), Kurant, Corrent, heißt nach dem jetzigen Gebrauche des Wortes in den die Silberwährung beobachtenden Staaten diejenige Münze, welche streng nach dem Hauptmünzfuß ausgeprägt ist, im Gegensatze der nach einem geringern Fuße ausgeprägten Scheidemünze (s. d.). So sind z. B. in Österreich die Stücke zu 2, 1 und ¼ Gulden C., und so waren in Preußen während der Herrschaft der Silbervaluta zuletzt die Silberstücke bis herab zu einschließlich ⅙ Thaler C.; in den Staaten der Frankenwährung ist nur noch das 5-Frankenstück Silbercourant. Die frühere hamburger Courantwährung, nach welcher man gewöhnlich rechnete und zahlte und die durch Münzen vertreten war (zuletzt wurde die Courantmark = ⅓ norddeutschen Thalern gerechnet), stand dem bloß ideellen bessern Bankgelde oder Banco (s. d.) gegenüber. (S. Currency.)

Courbet (Gustave), franz. Maler, geb. 10. Juni 1819 zu Ornans in der ehemaligen Franche-Comté und auf dem Collége in Besançon erzogen, wurde von seinem Vater für den Advokatenstand bestimmt und zu diesem Zweck 1839 nach Paris geschickt, wo ihn jedoch die Neigung zur Malerei führte. Aufsehen erregte zuerst auf der Ausstellung von 1849 seine: Nachmittagsgesellschaft zu Ornans (jetzt im städtischen Museum von Lille). Das Bild wurde von der Regierung angekauft und dem Maler bei der Austeilung der Preise die zweite goldene Medaille zuerkannt. Es folgten: Das Begräbnis zu Ornans (1850), ein Bild von kolossaler Dimension und einigen dreißig lebensgroßen Figuren, an dem man besonders die unwürdige Auffassung eines so ernsten Gegenstandes rügte; Die Marktbauern (1851) und die äußerst realistisch dargestellten Badenden Weiber (1853); letzteres Bild wurde von C.s Freund und Gönner, Bruyas, in Montpellier angekauft, dessen Sammlung auch ein anderes Gemälde von C. enthält, welches die Begegnung der beiden Freunde auf der Landstraße darstellt und unter dem Titel: Bon jour, Maitre C.! bekannt ist. Die Rückkehr von der Konferenz (jubelnd und taumelnd vom Schmause kommende Landpfarrer, 1863 als beleidigend für die öffentliche Moral zur Ausstellung nicht zugelassen) und die Lesbierinnen (ein aristophanisch-satirisches Gemälde der pariser Cocottenwirtschaft) sind in demselben niedrigen Genre gehalten. Die Kornsieberinnen (1855, Museum von Nantes), Das Jägerrecht der Hunde beim Treibjagen (1857), Die Frühlingsbrunst (1861), Die Hirschjagd (1863), Das Rehlager (1866), Der gefangene Hirsch (1869), viele Landschaften und Marinen sind Bilder von derbem Realismus, welche von C.s lebhaftem Naturgefühl und seiner ungewöhnlichen technischen Gewandtheit zeugen. Seine überspannten polit. Ideen verleiteten ihn als Präsident der zur Wahrung der Museumsschätze eingesetzten Kommission 14. Sept. 1870 zu dem Vorschlag, die Vendômesäule als ein in künstlerischer Hinsicht ganz wertloses und in der Idee mit dem Geist der modernen Bildung unverträgliches Monument abzubrechen. Die Regierung der Nationalverteidigung nahm keine Notiz von diesem Vorschlag; nachdem aber C. im 6. Arrondissement zum Mitgliede der pariser Commune gewählt und in Kunstangelegenheiten zum Delegaten, d. h. zu einer Art Oberintendanten, bestellt worden, dekretierte die Commune auf seinen Antrag 12. April 1871 das Abreißen der Vendômesäule, welches dann 16. Mai wirklich stattfand. Nach der Niederlage der Commune wurde C. verhaftet, vor das Kriegsgericht gestellt und zu sechsmonatlicher Gefängnisstrafe, und später, im Sommer 1875, auch noch zum Ersatz der Kosten für die Wiederaufrichtung der Vendômesäule verurteilt. Er starb 31. Dez. 1877 zu La Tour de Peilz bei Vevey.

Courbette (frz., Bogensprung), eine schulgerechte Erhebung des Vorderteils des Pferdes, bei welcher dasselbe auf der stark gebogenen Hinterhand ruhend, die Knie so stark wie möglich zu biegen hat. Die halbe C. heißt Mezair. Vgl. auch Pesade.

Courbevoie, Stadt im franz. Seinedepartement, Arrondissement St.-Denis, Eisenbahnstation zwischen Paris und Versailles, auf dem linken Seine-Ufer, mit dem gegenüberliegenden Neuilly durch zwei Brücken verbunden, hat (1876) 11934 E., eine unter Ludwig XV. für das schweiz. Regiment im Dienste Frankreichs erbaute schöne und große Kaserne, viele schöne Landhäuser mit Gärten und hübsche Promenaden, namentlich eine schöne Allee, welche am Rond Point de C. endet und also eine

Fortsetzung der Champs-Élysées in Paris ist. Im Mittelpunkte des Rond Point stand hier die 1870 von den Republikanern in die Seine versenkte kolossale Bronzestatue Napoleons I. von Seurre, welche bis 1863 die Vendômesäule in Paris geziert hatte. Die Bewohner treiben Bleicherei, Schlosserei, haben Waggonfabriken u. s. w.

Courbière (Guillaume René, Baron de l'Homme de), preuß. Feldmarschall, durch seine ruhmvolle Verteidigung der Festung Graudenz bekannt, wurde 23. Febr. 1733 zu Maastricht in Holland geboren. Er stammte aus einer infolge des Edikts von Nantes aus dem Dauphiné vertriebenen Familie, sein Vater war Major in holländ. Diensten. Schon 1747 nahm er an der Verteidigung der Festung Bergen-op-Zoom teil, trat 1756 als Ingenieurkapitän in preuß. Dienste, zeichnete sich 1758 bei der ersten Belagerung von Schweidnitz aus und erhielt 1759 als Major ein Freibataillon. Mit demselben zeichnete er sich im Okt. 1759 bei der Verteidigung von Herrnstadt gegen die Russen, sowie 1760 bei der Belagerung von Dresden, bei dem Entsatz von Kolberg, bei Liegnitz und Torgau sowie bei andern Gelegenheiten vorteilhaft aus. Nur C.s Freibataillon ließ Friedrich II. nach dem Hubertusburger Frieden fortbestehen. C. war dann namentlich bei der Bildung der Füsiliere thätig, wurde 1780 Generalmajor und 1787 Generallieutenant. Im Kriege gegen das republikanische Frankreich führte er die preuß. Garden, nahm 1792 Verdun, entschied 1793 die Schlacht bei Pirmasenz, befehligte 1794 ein Korps unter Möllendorf, wurde 1797 General der Infanterie und 1798 Gouverneur von Graudenz. Diese Festung behauptete er 1807, obwohl sie vom 22. Jan. bis zum 12. Dez. blockiert wurde und die Besatzung größtenteils unzuverlässig war, standhaft und tapfer, gab in trüber Zeit ein Beispiel echten Soldatensinns und erhielt dem Könige beim Friedensschluß dadurch fast ganz Westpreußen. C. wurde hierauf Feldmarschall und Generalgouverneur von Westpreußen, blieb jedoch in Graudenz und starb dort 25. Juli 1811.

Courcel (Alphonse Chodron de), franz. Diplomat, geb. 30. Juli 1835 zu Paris, studierte in Paris die Rechte und ging 1853 nach Bonn, um in Deutschland neben juristischen auch Sprachstudien zu betreiben. Nachdem er 1854 in Berlin, 1855 in München studiert hatte, promovierte er 1858 zu Bonn auf Grund seiner Dissertation «De mutatione libertatis germanicae quoad fundandam principum superioritatem in territoriis regni teutonici». Hierauf trat er in den diplomatischen Staatsdienst seines Vaterlandes, war Attaché in Brüssel und Petersburg, 1869 Subdirektor im auswärtigen Ministerium, 1880 Direktor der Abteilung der polit. Angelegenheiten und wurde 1881 zum Botschafter in Berlin ernannt.

Courcelles, Dorf im deutsch-lothring. Landkreise Metz; nach demselben wurde anfangs die Schlacht von Colombey-Nouilly (14. Aug. 1870) genannt. (S. unter Colombey.)

Courcelles, Gemeinde im Bezirk Charleroi der belg. Provinz Hennegau, 11 km nordöstlich von Charleroi, Sitz zahlreicher Hüttenwerke, mit 11190 E.

Courfähig, s. unter Cour.

Courier de Méré (Paul Louis), franz. Hellenist und polit. Schriftsteller, geb. 4. Jan. 1772 zu Paris, trat, nachdem er in seiner Vaterstadt griech. Litteratur und Mathematik studiert und dann in der Artillerieschule zu Châlons seine weitere Ausbildung erhalten hatte, 1792 in Kriegsdienste, machte mehrere Feldzüge mit, nahm aber 1809 seinen Abschied und begab sich nach Italien, um seine philol. Forschungen fortzusetzen. Als Frucht der letztern erschien eine neue Textrecension des Longus (Rom 1810; 2. Aufl., Par. 1830). Er kehrte 1812 nach Frankreich zurück und lebte als Landwirt auf seinem Gute zu Véretz unweit Tours; am 10. April 1825 wurde er in der Nähe seines Wohnortes von einem seiner Leute meuchlings erschossen, der Mörder aber erst fünf Jahre später entdeckt. Seine «Oeuvres» erschienen in vier Bänden 1834, seine «Pamphlets politiques et littéraires» in zwei Bänden (1838). Ein Denkmal C.s wurde 28. Juli 1878 in Véretz enthüllt. Außer der eleganten Übersetzung des Longus (Par. 1813) verdient von seinen philol. Schriften besonders seine kritische Ausgabe von Lucians «Lucius, oder der Esel» (Par. 1818) genannt zu werden. Briefe und Skizzen C.s aus Italien sind gesammelt in den «Lettres» (1828). Vorzüglich aber ist er ausgezeichnet durch seine geistvollen polit. Flugschriften, die er nach der Restauration gegen das Regierungssystem richtete. Vgl. Wachter, «C. im Verhältnis zu seiner Zeit», in Raumers «Histor. Taschenbuch» (1830).

Courmayeur oder Cormajeur, ital. Cormaggiore, ansehnliches Dorf im Distrikt Aosta der ital. Provinz Turin, liegt 1215 m über dem Meere, 27 km westnordwestlich von Aosta an der Dora Baltea und zählt (1881) 1201 E. franz. Zunge und kath. Konfession. Die Lage im Val d'Entrèves, der obern Stufe des Aostathals, angesichts der Montblanc-Kette, die großartige Umgebung, deren bemerkenswerteste Punkte der Cramont (2731 m), der Mont-Carmel, der Mont de la Saxe und der tief ins Thal der Dora herabsteigende Brenva-Gletscher sind, die gesunde Luft, das verhältnismäßig milde Klima und mehrere Mineralquellen haben C. zu einer beliebten Sommerfrische und einem wichtigen Touristenplatz gemacht, der namentlich für Bergfahrten in der Montblanc-Gruppe häufig als Ausgangspunkt gewählt wird, obwohl bei dem steilen Südostabfall der Montblanc-Masse die Besteigungen von C. aus im allgemeinen schwieriger sind als von Chamonix aus. Mit Aosta ist C. durch eine 34½ km lange Poststraße verbunden, von welcher bei Pré St.-Didier (1000 m über dem Meere, 3½ km südlich von C.) die Straße über den kleinen St. Bernhard abzweigt. Ins Wallis (Martigny) führt der Saumweg über den Col de Ferret, 2492 m, nach Chamonix neben mehreren schwierigen und gefährlichen Hochpässen der großartige Gletscherpaß über den Col du Géant, 3415 m, quer durch das Montblanc-Massiv. Der gewöhnliche Weg von C. nach Chamonix jedoch umgeht das Montblanc-Massiv an seinem südwestlichen Ende über die Pässe Col de la Seigne, 2532 m, Col de Bonhomme, 2455 m, und Col de Voza, 1675 m.

Couronnement (frz.) oder Krönung des Glacis wird bei der Belagerung einer Festung ein mit der traversierten Sappe oder Erdwalze auf dem Glacis, 6—7 m von der Crête desselben, erbauter Laufgraben genannt, welcher die Zweige des Gedeckten Wegs umfaßt. Hier werden erforderlichenfalls die direkten Bresch- und Contrebatterien angelegt. Vom C. aus wird die Descente (Niedergang) zum Graben für den folgenden Sturm hinabgeführt.

Couroupita *Aubl.*, Pflanzengattung aus der Familie der Myrtaceen; man kennt nur vier Arten, die sämtlich der Flora des tropischen Amerika angehören. Es sind hohe Bäume mit großen, lebhaft gefärbten, einzeln stehenden Blüten, die aus einem sechsteiligen Kelch, sechs ungleichen Blumenblättern, vielen sehr dicht stehenden Staubgefäßen und einem fünf- bis siebenfächerigen Fruchtknoten, auf dem ein dicker fleischiger Griffel aufsitzt, bestehen. Von einer in Guaiana und den westind. Inseln einheimischen Art, der C. guianensis *Aubl.*, mit sehr auffallenden hochroten, großen Blumen, werden die Früchte, welche die Form einer 6—12 cm im Durchmesser haltenden Kugel haben, gegessen; sie haben ein grünlichweißes, an der Luft blau werdendes Fleisch, das angenehm weinartig schmeckt und auch zur Bereitung von erfrischenden Getränken dient; die holzigen Fruchtschalen werden als Gefäße benutzt.

Courpière, Flecken im franz. Depart. Puy-de-Dôme, Arrondissement Thiers, 16 km südlich von Thiers, am Zusammenfluß des Louzon mit der in den Allier gehenden Dore, zählt (1876) 1260, als Gemeinde 3570 E., welche Fabrikation von Teigwaren, Posamentierwaren, Steintöpfen und Holzhandel treiben. C. weist noch dem Mittelalter angehörige Wohnhäuser, sowie Reste von Befestigungen aus jener Zeit auf; bemerkenswert ist ferner die Ruine des Schlosses Courte-Serre. Dabei entspringt die kalte Eisenquelle Salet.

Cours, s. Curs.

Cours, Dorf im franz. Depart. Rhône, Arrondissement Villefranche, 10 km nördlich von Thizy, an der Trambouze, die in den Rhin geht, einen Nebenfluß der Loire, zählt (1876) 3897, als Gemeinde 6157 E., welche Decken und Beaujolaises genannte Zeuge fabrizieren.

Courseulles-sur-Mer, Flecken im franz. Depart. Calvados, Arrondissement Caen, 9 km im NO. von Creully, am rechten Ufer der Seulles, nahe bei deren Mündung, 22 km im NW. von Caen, wohin eine Seitenbahn führt, hat einen Fischer- und Schifferhafen, bei dem sich ein sehr wichtiger Austernpark befindet, einen Leuchtturm, ein ausgedehntes Schloß aus der Zeit Ludwigs XIII., sowie Seebäder, und zählt (1876) 1681 E., welche Fabrikation von Blonden und Spitzen, Schiffbau und Handel mit Holz und Kohlen treiben.

Court (engl., spr. kohrt), Hof, besonders Gerichtshof, s. Courts.

Court (frz., spr. kuhr), kurz; courts jours, kurze Frist (von Wechseln).

Court (Antoine), franz. Theolog, hochverdient um die Wiederherstellung der reform. Kirche, geb. 17. Mai 1696 zu Villeneuve de Berg im Depart. Ardèche, begann ohne eigentliches Studium bereits 1714 auf einer Reise durch die Cevennen, Languedoc, Dauphiné überall Versammlungen zu halten und zu predigen. Der franz. Protestantismus war damals durch die Verfolgungen Ludwigs XIV. stark eingeschränkt; durch ein Edikt vom 8. März 1715 wurde er geradezu als nicht mehr existierend erklärt und alle Protestanten als Abtrünnige mit schweren Strafen bedroht. Dennoch unternahm es C., die zerstreuten Trümmer der reform. Kirche Frankreichs zu geordneter Gemeinschaft zu sammeln. Am 21. Aug. 1715 hielt er an einem Kreuzwege bei Nimes bei Sonnenaufgang mit einigen Laien und Geistlichen die erste Synode. Unermüdlich, auf steten Reisen die verkümmerten Gemeinden zu organisieren, durch Predigt und Seelsorge zu stärken, und zugleich durch den nötigsten Unterricht junge Prediger zu bilden, gelang es C., die «Kirche der Wüste» zu neuem Leben und erfolgreichem Widerstande aufzurichten. Im J. 1729 zog sich C. von dieser aufreibenden Thätigkeit zurück und begab sich nach Lausanne, wo besonders durch seine Bemühungen eine theol. Lehranstalt errichtet ward. Hier widmete er sich wissenschaftlichen Arbeiten, welche besonders die Geschichte des franz. Protestantismus betrafen, blieb aber mit seinem Vaterlande in engster Verbindung. Er starb 15. Juni 1760. Vgl. Hugues, «Antoine C., Histoire de la restauration du Protestantisme en France au XVIIIe siècle» (Par. 1872).

Cour-Tage, s. unter Cour.

Courtage (frz., von courtier, der Mäkler), Mäklerlohn, heißt die Gebühr, welche der Mäkler für jedes durch seine Vermittelung abgeschlossene Geschäft erhält. Bei Kaufgeschäften wird dieselbe für die realen Waren (Geld ausgenommen) gewöhnlich nur vom Verkäufer gezahlt, für manche Artikel aber, und an einigen Plätzen (Bremen) überhaupt von beiden Teilen, im letztern Falle mit entsprechend niedrigerm Satze, für Geld, Wechsel, Fonds und Aktien fast überall von beiden Parteien, in Wien jedoch nur vom Verkäufer. Die C. hat an den einzelnen Orten für die verschiedenen Geschäftsgattungen besondere, üblich gewordene, feste Sätze und beträgt in der Regel $\frac{1}{10}$ bis 1 Proz. Die Geld-, Wechsel-, Fonds- und Aktiencourtage ist viel geringer als die C. für die andern Waren und wird gewöhnlich mit 1 vom Tausend (1 Promille) oder auch mit $\frac{1}{8}$ Proz. angerechnet. Jene wird in Berlin, Paris und Amsterdam auf den Nennwert der betreffenden Objekte berechnet, in fast allen andern Börsenplätzen (so in London, Wien, Frankfurt a. M., Leipzig, Hamburg) auf den Kurswert (Kaufpreis); in Köln wird sie vom Kurswerte berechnet, wenn der Kurs unter pari, dagegen vom Nennwerte, wenn der Kurs über pari ist. Die Berechnung vom Kurswerte (Kaufbetrage) ist jedenfalls der gerechtere Modus. Bei andern als Kaufgeschäften teilen sich meist beide Parteien in die Entrichtung der C., sodaß eine jede die Hälfte bezahlt; bei Assekuranzen ist die Teilung oft eine ungleiche, oft auch zahlt der Versicherte allein die C. Bei den Assekuranzen wird die C. gewöhnlich auf die versicherte Summe angerechnet, hier und da aber auf den Betrag der Prämie; im letztern Falle hat sie natürlich einen entsprechend höhern Prozentsatz. Gleichbedeutend mit C. ist der besonders in Süddeutschland und Österreich gebräuchliche Ausdruck Sensarie. Nach dem Allgemeinen Deutschen Handelsgesetzbuch (Art. 82) hat der Handelsmäkler (s. Mäkler) die Gebühr zu fordern, sobald das Geschäft geschlossen und, wenn es ein bedingtes war, unbedingt geworden und von ihm seiner Verpflichtung zur Zustellung der Schlußnoten Genüge geschehen. Ist das Geschäft nicht zum Abschluß gekommen oder nicht zu einem unbedingten geworden, so kann für die Unterhandlungen keine Mäklergebühr gefordert werden; tritt eine oder treten beide Parteien nach dem Abschluß noch zurück, so ist nichtsdestoweniger der Mäkler seine C. zu fordern berechtigt (nicht so aber usanzmäßig in Frankfurt a. M.). Sehr gewöhnlich wird die C. zwischen Kaufleuten nicht sofort entrichtet, sondern aufgerechnet und dem Mäkler nach gewissen

Perioden, gewöhnlich halbjährlich oder jährlich (in Berlin monatlich) ausgezahlt. Die örtliche gesetzliche Feststellung der Courtagesätze ist ebenso unpraktisch als zwecklos, da sie immer umgangen wird; nur für den Fall des Mangels desfallsiger Übereinkunft (Österreich, Hamburg, Bremen) und betreffenden festen Platzbrauchs hat sie Bedeutung.

Courtalain, franz. Dorf des Depart. Eure-et-Loir, Arrondissement Châteaudun, 12 km im NW. von Cloyes, an der zum Loir gehenden Yères, mit 821 E. Dabei steht ein der Familie Montmorency gehörendes prächtiges Schloß von 1442 mit umfangreichem Park und ansehnlichen Gewächshäusern.

Courtalin, Dorf im franz. Depart. Seine-et-Marne, westlich von Coulommier, hatte früher eine Papierfabrik und ist jetzt ein Weiler mit etwa 800 E. Neuerlich befindet sich hier eine Neusilberfabrik.

Court de Gébelin (Antoine), franz. Schriftsteller, geb. zu Nîmes 1725, lebte seit 1760 in Paris und veröffentlichte «Le monde primitif analysé et comparé avec le monde moderne» (9 Bde., Par. 1773—84), ein weitschichtig angelegtes und unmethodisch durchgeführtes Werk, worin C. viel Gelehrsamkeit aufhäufte, aber seiner Neigung zu haltlosen Konjekturen und Hypothesen zu viel Raum gewährte. In Verbindung mit Franklin und Robinet begann C. 1776 ein periodisches Werk zu Gunsten der Amerikaner unter dem Titel: «Affaires de l'Angleterre et de l'Amérique», wovon 15 Bände erschienen. In seiner «Lettre sur le magnétisme animal» (Par. 1784) trat er als Verteidiger Mesmers auf. Er starb 10. Mai 1784.

Courtelary, Flecken, Hauptort des gleichnamigen Amtsbezirks im schweiz. Kanton Bern, liegt 699 m über dem Meere am Nordfuße des Chasseral im Val St.-Imier, an der Suze und der Jurabahnlinie Biel-Chaux-de-Fonds, besitzt ein altes Schloß, eine hochgelegene Kirche, mehrere Uhrenfabriken und zählt (1880) 1212 meist prot. E. Der Bezirk C. umfaßt das einförmige Jurathal Val St.-Imier samt den dasselbe umschließenden Höhen, ist 267 qkm groß und zählt 25 155 E. (2339 Katholiken), wovon etwa $^1/_4$ deutsch, $^3/_4$ französisch sprechen. Die Haupterwerbsquellen sind wie in den anstoßenden Gegenden des neuenburgischen und des bernischen Jura die Uhrenmacherei und die Alpenwirtschaft.

Courtenay, Stadt im franz. Depart. Loiret, Arrondissement Montargis, 25 km im ONO. von diesem Orte, an dem zum Loing gehenden Viez oder Cléry und an der Eisenbahn Orléans-Châlons-sur-Marne, zählt (1876) 2022, als Gemeinde 2921 E. und war im Mittelalter eine wichtige Herrschaft, die dem Sohne Ludwigs des Dicken, Robert, verliehen war. Seine Abkömmlinge haben während der Kreuzzüge Konstantinopel drei Kaiser, Jerusalem einen König und Edessa Grafen gegeben. Andere gingen nach England und gründeten den Stamm der Grafen von Devonshire. Bis auf Ludwig XIV. versuchten sie mehrmals, sich als Prinzen von königlichem Geblüte anerkennen zu lassen. Der letzte Prinz von C. starb 1730.

Courthézon, Stadt im franz. Depart. Vaucluse, Arrondissement Avignon, 6 km im N. von Bédarrides, an der zur Ouvèze gehenden Azeille, und der Lyon-Mittelmeer-Eisenbahn, zählt (1876) 2387, als Gemeinde 3248 E., welche Fabriken für Krapp, Seide, Tauwerk unterhalten. Noch stehen alte, betürmte Mauern aus dem 16. Jahrh. In der Nähe ist ein kleiner Salzsee, aus dem Salz gewonnen wird.

Courtine, franz. Bezeichnung für Vorhang, besonders Theatervorhang (s. d.).

Courtine (frz., eigentlich Vorhang) heißt in der bastionierten Befestigungsweise der Mittel- oder Zwischenwall, welcher je zwei Bastione miteinander verbindet. Der Punkt, wo die C. sich an die Bastionsflanken anschließt, heißt der Courtinenpunkt. Die Länge der C. richtet sich nach der Entfernung der Bastione voneinander. Gewöhnlich bildet sie eine gerade Linie, zuweilen aber auch einen eingehenden (sehr stumpfen) Winkel und heißt dann eine gebrochene C. Die Hauptaufgabe der C. ist, die vorliegenden Außenwerke, namentlich das Ravelin, vollständig zu beherrschen. Da die C. dem feindlichen Ricochet- und Enfilierfeuer am meisten ausgesetzt ist, so pflegt man schon bei ihrer Erbauung sie mit Querwällen oder Traversen zu besetzen, oder durch Cavaliere gegen Enfilade zu schützen.

Courtisan (frz.), Hofmann, Höfling, Hofschranze; Courtisane, eigentlich Hofdame, gegenwärtig soviel wie vornehme Buhlerin.

Courtois (Edmund Bonaventura), franz. Revolutionär, geb. zu Arcis-sur-Aube 1750, wurde im Herbst 1791 Mitglied der legislativen Versammlung und ein Jahr darauf des Konvents, stimmte für den Tod Ludwigs XVI. ohne Aufschub und Appellation an das Volk, wußte sich dann aber in der Revolution des 9. Thermidor, die Robespierre stürzte, oben zu erhalten und ward bald eifriger Gegner der Anarchisten. Im April 1795 wurde er in den Sicherheitsausschuß gewählt, in dem er die Prärialrevolutionäre mit allen Mitteln der Gewalt bekämpfte. Vom Okt. 1795 bis Mai 1797 und wieder seit März 1799 war er im Rat der Alten. In dieser Stellung wirkte er für Bonaparte bei dem Staatsstreich vom 18. Brumaire, kam hiernach ins Tribunal, zerfiel dann aber mit dem Herrscher und zog sich 1802 in das Privatleben nach Rambluzin im Depart. Meuse zurück. Unter der Restauration als Königsmörder belangt, mußte er nach Brüssel auswandern, wo er 6. Dez. 1816 starb.

Courtois (Jacques), berühmter Schlachtenmaler, s. Bourguignon.

Courtoisie (vom franz. cour) bezeichnete früher das feine, höfische Benehmen, die Hofsitte, vorzugsweise die Galanterie gegen die Frauen. Gegenwärtig versteht man darunter überhaupt höfliches und zuvorkommendes Wesen.

Courtray oder Kortryk, Stadt in der belg. Provinz Westflandern, zu beiden Seiten der schiffbaren Lys, ist gut gebaut und mit breiten Straßen versehen, hat zahlreiche Kirchen, unter denen die zu St.-Martin und Notre-Dame sich durch ihre Bauart auszeichnen, ein prachtvolles seit 1846 restauriertes got. Rathaus mit histor. Wandgemälden von Guffens und Swerts, eine Börse, ein städtisches Gymnasium, eine Gemäldesammlung (mit De Keysers Sporenschlacht) und zählt (1879) 27061 E., welche hauptsächlich Leinwand, Spitzen, Spitzenzwirn, Tafel- und Baumwollzeuge verfertigen, Leinwandbleichen, bedeutenden Handel mit leinenen Zeugen und ähnlichen Fabrikaten treiben, auch Seifensiedereien und Zuckerraffinerien unterhalten. In der Umgegend von C. wird der feinste niederländ. Flachs gezogen. Eisenbahnen verbinden die Stadt mit Gent, Lille und Tournay. — C. hieß im Altertum Cortoriacum. Hier fand 11. Juli 1302 die berühmte Sporenschlacht zwischen den Franzosen unter dem Connétable de Nesle und dem Grafen

Artikel, die man unter C vermißt, sind unter K aufzusuchen.

Robert von Artois und den Flamländern unter Johann, Grafen von Namur, statt, in welcher die erstern eine furchtbare Niederlage erlitten. Von den vielen (an 700) goldenen Rittersporen der Erschlagenen, in der Kirche zu Notre-Dame aufgehängt, hat die Schlacht den Namen. Aus Rache plünderten und zerstörten die Franzosen C. 12. Sept. 1382. Drei Jahre darauf legte Philipp der Kühne von Burgund den Grund zu den nachher bedeutend erweiterten, 1744 von den Franzosen geschleiften Festungswerken. In den Kriegen zwischen Frankreich und Spanien im 17. Jahrh. war C. oft das Streitobjekt der kriegführenden Parteien und litt bedeutend, ebenso in dem franz. Revolutionskriege, wo es 26. April 1794 in die Gewalt der Franzosen kam. Thielmann hatte mit 8000 Mann Sachsen 31. März 1814 bei C. ein ungünstiges Gefecht gegen die Franzosen unter Maison.

Courts (engl., spr. kohrts) heißen die engl. Gerichtshöfe. Dieselben zerfallen in Courts of record und Courts of non record. Nur jenen kommt das Recht zu, als königl. Behörden Protokolle mit öffentlichem Glauben aufzunehmen. Zu jenen gehört das Kanzleigericht (Court of Chancery) unter Vorsitz des Lord-High-Chancellor und mehrerer Vizekanzler. Ferner der Court of Queen's bench, dessen Vorsitzender den Titel eines Lord-Oberrichters von England führt, und welcher bürgerliche und Strafsachen entscheidet und auch als Appellationshof dient. Das Schatzkammergericht (Court of Exchequer) unter dem Lord-Chief-Baron und den Barons of the Exchequer ist die oberste Behörde für alle Rechtshändel, welche die Staatsrevenuen betreffen. Im Court of Common Pleas, vor welchem nur vermögensrechtliche Klagen verhandelt werden, führt gleichfalls der Präsident den Titel eines Chief Justice. Ein besonderer 1858 errichteter Court entscheidet über Eheangelegenheiten. In allen diesen Gerichtshöfen finden die Plaidoyers öffentlich und mündlich statt. Außerdem haben die Pfalzgrafschaften (Counties palatine) Lancaster und Durham eigene Obertribunale mit ihren Kanzlern und Räten. Hierzu kamen bisher noch die geistlichen Gerichte (Ecclesiastical Courts), wie das College of Doctors of law, gewöhnlich Doctors' Commons genannt, und verschiedene Behörden unter altertümlichen Namen. Die Gesetzgebung von 1873 hat die Gesamtmasse dieser Obergerichte in Ein großes Kollegium vereinigt, welches in verschiedenen Abteilungen die früher gesonderten Courts of record einbegreift und welches auch an Stelle der geistlichen Gerichte und des Oberhauses als höchsten Gerichtshofs tritt. Zu den untergeordneten Tribunalen oder Courts of non record gehören die Grafschaftsgerichte (County Courts) und manche andere teils veraltete, teils im letzten Menschenalter völlig neugestaltete Civilgerichte (Kreisgerichte, New County Courts). Ferner gibt es in London Police Courts (Polizeigerichte) unter dem Vorsitz von besoldeten Polizeirichtern, einen Bankruptcy Court u. s. w. In Schottland hat man einen Court of Session (Civilgerichtshof) mit zwei Abteilungen, wovon die erste unter einem Lord President, die zweite unter dem Lord Justice Clerk steht, denen elf Richter beigegeben sind, welche den Lordtitel führen; ferner einen Court of Justiciary (Kriminalgericht), unter Vorsitz des Lord Justice General, mit Assistenz des Lord Justice Clerk und einiger Mitglieder des Court of Session. In Irland stimmt die Einrichtung des Gerichtswesens ganz mit der englischen überein.

In den Vereinigten Staaten von Amerika ist das engl. System, mit Beibehaltung der alten Nomenklatur, nachgeahmt worden. In Bagatellsachen entscheidet in jeder Grafschaft eine große Anzahl von Friedensrichtern (Justices of the peace). In jeder Grafschaft besteht ein County Court für alle Prozeßsachen (der in Neuyork auch Common pleas genannt wird), und ihm koordiniert, aber nicht übergeordnet sind die in einzelnen Staaten, wie z. B. in Neuyork, bestehenden Superior und Supreme Court. Die oberste Instanz bildet der Court of Appeals, welcher in Pennsylvanien der Supreme Court und in Südcarolina der Court for the correction of errors genannt wird. Ferner hat man zur Untersuchung und Bestrafung von Vergehen die Police Courts, und zur Bestrafung von Verbrechern Kriminalgerichte (Courts of oyer and terminer oder Recorders Courts), Tribunale über Entscheidung von Amtsvergehen und Überschreitung der Amtsbefugnisse (Courts for the trial of impeachments), Waisen- und Nachlaßgerichte (Surrogates, Probate und Orphan Courts). Infolge der Bestimmungen der Bundesverfassung sind Admiralitätsgerichte und Konkursgerichte in den Einzelstaaten weggefallen. Den höchsten Gerichtshof für die ganze Union bildet der United States Supreme Court (Oberbundesgericht) in Washington. Das Verhältnis der Bundesgerichte untereinander und zu den Einzelstaatsgerichten ist sehr verwickelt. Nur in einem Falle ist Berufung vom Einzelstaatsobergericht an das Bundesobergericht möglich, wenn nämlich das erstere eine die Tragweite der Bundesgesetze beschränkende Entscheidung gibt. Wer in dem Gericht eines Einzelstaats, dessen Bürger er nicht ist, verklagt wird, kann die Klage in das im Staate sitzende Bundeskreisgericht (Circuit Court) verlegen. Dasselbe Gericht steht jedem Bürger oder Ausländer offen, der gegen den Bürger eines Staats, dessen Bürger er selbst nicht ist, Klage zu führen hat. Außerdem erstreckt sich die Kompetenz der Bundesgerichte auf alle Fälle, welche von Auslegung der Verfassung, Gesetze oder Verträge des Bundes abhängen, welche vor Admiralitätsgerichte gehören, welche Gesandte oder Konsuln betreffen, welche die Vereinigten Staaten oder einen oder mehrere Einzelstaaten zur Partei haben (mit Ausschluß von Streitigkeiten zwischen einem Einzelstaat und dessen eigenen Bürgern), oder welche sich um Vermögensansprüche drehen, die sich auf die kollidierenden Verfügungen mehrerer Einzelstaaten stützen. Das Oberbundesgericht ist die höchste Instanz und besteht aus 10 Richtern, deren jeder zugleich Richter eines der 10 Kreisgerichte (Circuit Courts) ist. Seit 1869 hat das Kreisgericht außerdem seinen eigenen Kreisrichter. Es ist die erste Instanz für Klagen zwischen Bürgern verschiedener Einzelstaaten oder Nichtbürgern, Klagen der Vereinigten Staaten, wenn das Objekt mindestens 500 Doll. beträgt, für Patente, Verlagsrechtssachen und für Kriminalanklagen. Auch hat es die Gültigkeit aller Ansprüche auf Grundbesitz zu prüfen, die sich von auswärtigen Regierungen herleiten, welche an die Vereinigten Staaten Gebiete abgetreten haben. Jeder Kreis zerfällt in Bezirke (Districts), welche immer aus einem Staate oder Teile eines Staates bestehen und von denen jeder sein Bezirksgericht (District Court) mit einem Richter

hat. Von diesem Gericht geht die Berufung an das Kreisgericht, welches abwechselnd in den Bezirken sitzt und immer den Richter des betreffenden Bezirksgerichts zum Beisitzer und Mitglied hat. Die Bezirksgerichte haben die Admiralitätsgerichtsbarkeit, die Bestrafung geringer Verbrechen, welche die Bundesgesetze übertreten oder zur See begangen werden. In ihr Ressort fallen alle Konfiskationen wegen Steuer- und Zolldefraudationen, Strafgelder und Übertretungen der Verträge und Neutralitätsgesetze. Sie sind zugleich Prisengerichte und verwalten das Konkurswesen (bankruptcy). Ferner befinden sich in jedem Bezirk Kommissare, welche den Friedensrichtern entsprechen. Zur Prüfung der Geldforderungen an die Bundesregierung besteht ein besonderes Gericht (Court of Claims) in Washington.

Cousin und **Cousine** (frz.) ist die gebräuchliche Bezeichnung für Geschwisterkinder (s. d.); vgl. auch Base und Vetter.

Cousin (Jean), franz. Maler und Bildhauer, wurde in Soucy bei Sens 1501 geboren und lebte meist an dem letztern Orte. Zu seinen wichtigsten Werken gehört das auf Glas gemalte Jüngste Gericht in der Kirche zu St.-Romain. Dieses Werk, welches er für Vincennes in Öl wiederholte und das in dieser Gestalt jetzt im Louvre aufbewahrt wird, ist von P. de Jode in 12 Blättern nachgebildet. Nächst andern Arbeiten zu Sens, worunter auch Porträts, führte C. in St.-Gervais zu Paris Glasmalereien aus. Sie beweisen deutlich den Einfluß ital. Vorbilder, im übrigen nahm sich C. vielfach auch deutsche Meister, besonders Dürer zum Vorbilde. Im Schlosse zu Anet malte er grau in grau die Predigt Christi in der Wüste, in der Kapelle des Schlosses Fleurigny bei Sens die tiburtinische Sibylle nach Dosso Dossi. Als Bildhauer lieferte er das Monument des Admirals Chabot, eine liegende Statue, jetzt im pariser Museum. C. zeichnete korrekt und verstand sich auf die Perspektive, auch arbeitete er gern für Kunstgewerbe, z. B. Spitzenarbeiten. Er ist auch als Schriftsteller über seine Kunst mit dem «Livre de perspective» (Par. 1560) und dem «Livre de portraiture» (Par. 1571 u. öfter) aufgetreten. Vgl. Didot, «Étude sur Jean C.» (Par. 1872); derselbe, «Recueil des œuvres choisies de Jean C.» (41 Tafeln, Par. 1872). C.s Tod erfolgte um 1590.

Cousin (Victor), hervorragender franz. Philosoph, Schriftsteller und Politiker, geb. 28. Nov. 1792 zu Paris, war Zögling der dortigen Normalschule, wurde 1814 Lehrer an dieser Schule und 1815 Royer-Collards Stellvertreter an der Sorbonne, wo er, im Sinne der damals gangbaren Reaktion gegen den Sensualismus des 18. Jahrh., die von seinem Vorgänger nach Frankreich gebrachten Lehren der schott. Philosophie vortrug. Eine erste Reise nach Deutschland (1817) belehrte ihn zu der kühnern Metaphysik von Kant, Fichte, Schelling und brachte in seine Vorlesungen 1819—21 eine freisinnige Richtung, die mit den Rückschrittsideen der gleichzeitigen Politik unverträglich erschienen. Zuerst untersagte man ihm auf eine Zeit lang die Ausübung seines Docentenamts an der Sorbonne, und die Auflösung der Normalschule (1822) entfernte ihn vollends aus dem öffentlichen Unterrichtswesen. Er übernahm nun die Stelle eines Privatlehrers bei einem Sohne des Marschalls Lannes und machte 1824 eine zweite Reise nach Deutschland. In Dresden auf Betrieb der preuß. Regierung verhaftet, wurde er nach Berlin abgeführt und erlitt daselbst eine kurze Gefangenschaft. Bei seiner Rückkehr nach Frankreich warf er sich ganz in die Opposition, und als 1827 das Martignacsche Ministerium an die Stelle des Villèleschen Kabinetts trat, wurde er in seinen Lehrstuhl wieder eingesetzt. C. teilte nun mit Guizot und Villemain den unermeßlichen, in den Annalen der Sorbonne beispiellosen, teils von dem Talent des berühmten Lehrertriumvirats, teils von dem Glück der Umstände herrührenden Beifall. Nach dem Ausgange des Kampfes der Julitage 1830 wurde er in kurzer Zeit zum Staatsrat, Oberaufseher des öffentlichen Schulwesens, Mitglied der Französischen Akademie und der neugestifteten Akademie der moralischen und polit. Wissenschaften, zum Direktor der Normalschule und zum Pair von Frankreich (1832) ernannt. Im Mai 1831 unternahm er im Auftrag des Unterrichtsministeriums eine Reise nach Deutschland, um das Unterrichtswesen, vornehmlich in Preußen, kennen zu lernen und authentische Dokumente darüber zu sammeln. Die Resultate dieser Reise enthält seine Schrift «De l'instruction publique dans quelques pays de l'Allemagne, et particulièrement en Prusse» (3. Aufl., 2 Bde., Par. 1840; deutsch von Krüger, 2 Bde., Altona 1832—33). Zu gleichem Zwecke bereiste er später die Niederlande und berichtete über diese Reise in der Schrift «De l'instruction publique en Hollande» (Par. 1837). In dem achtmonatlichen Ministerium Thiers vom 1. März 1840 übernahm C. das Unterrichtsministerium, wie er überhaupt seit 1830 eine große Thätigkeit für das gesamte franz. Unterrichtswesen entwickelte. Er hatte sowohl von den Demokraten wie von dem Klerus die heftigsten Angriffe auszuhalten, die auch dann nicht nachließen, als er nach der Niederlegung des Ministeriums in der Pairskammer gegen seinen alten Freund Guizot auftrat und die Philosophie und das öffentliche Unterrichtswesen verteidigte. Die Revolution von 1848 machte C.s öffentlichem Leben ein plötzliches Ende, und er nahm seine litterarische Thätigkeit wieder auf, die sich namentlich in dem Fache der histor. Charakter- und Sittengemälde glänzend von einer neuen Seite zeigte. C. starb 13. Jan. 1867 zu Cannes.

Als Philosoph hielt er sich, ein Schüler von Royer-Collard und Maine de Biran, anfangs an die psychol. Methode und war geneigt, die ganze Philosophie auf die Phänomenologie des Geistes einzuschränken. Nachdem er in den Strom der deutschen Metaphysik gelangt, entwickelte er deren Lehren und Spekulationen mit einem so hinreißenden Fluß und Feuer der Rede, daß man ihn zu ihren eifrigen Anhängern zählen mußte. Seine eigene Lehre bezeichnete er als Eklektizismus, und von der Überzeugung aus, daß die wahre Philosophie durch alle Systeme hindurch sich entwickele, wurde er ein eifriger Beförderer des Studiums der Geschichte der Philosophie. Abgesehen von den philosophisch gelehrten Arbeiten, die er selbst unternahm, veranlaßte er im öffentlichen Unterrichtswesen und in andern Kreisen eine bedeutende Bewegung auf dem Gebiete der geschichtlichen und wissenschaftlichen Forschung. Er machte dabei den eklektischen Spiritualismus zum Endzweck und Mittelpunkt, obschon er selbst nicht mit sich im Reinen war über das, was man darunter zu verstehen habe. Fülle und Kraft des Stils machen ihn, wenn auch

nicht zu einem der ersten Denker, doch zu einem der vorzüglichsten franz. philosophischen Schriftsteller seiner Zeit. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: «Cours de l'histoire de la philosophie» (7. Aufl., 8 Bde., Par. 1866), «Cours d'histoire de de la philosophie moderne» (Par. 1841), «Cours d'histoire de la philosophie morale au XVIII^e siècle» (5 Bde., Par. 1840—41), «Fragments philosophiques» (Par. 1826 u. öfter), wozu sodann eine Menge von Bänden gleicher Art hinzukam, endlich «Histoire générale de la philosophie» (Par. 1864). Später veröffentlichte er eine Reihenfolge von «Studien» über die Frauen und gesellschaftlichen Zustände des 17. Jahrh. in Frankreich, wie «Madame de Longueville» (1853), «Madame de Sablé» (1854), «Madame de Chevreux et Madame de Hautfort» (1856), «La société française au XVII^e siècle» (2 Bde., Par. 1858), «La jeunesse de Mazarin» (Par. 1865) u. s. w. Außerdem war C. Mitarbeiter an verschiedenen Zeitschriften, besonders am «Journal des Savants». Auch besorgte er eine vollständige Ausgabe der Werke Abälards (2 Bde., Par. 1849 u. 1859) und eine Übersetzung von Platos sämtlichen Werken (13 Bde., Par. 1825—40). Eine Gesamtausgabe seiner Schriften hatte er in 22 Bänden (Par. 1846—47) veranstaltet. Vgl. Fuchs, «Die Philosophie Victor C.s» (Berl. 1847); Alaux, «La philosophie de C.» (Par. 1864).

Cousinéry (Esprit Marie), berühmter franz. Numismatiker, geb. zu Marseille 8. Juni 1747, widmete sich der diplomatischen Laufbahn und ward 1771 Konsulatskanzler in Triest, 1773 Konsul in Salonichi, 1779 Vizekonsul in Smyrna, 1784 Konsul in Rosette und endlich 1786 Generalkonsul in Salonichi. Während dieser verschiedenen Missionen sammelte er über 10000 bis dahin unbekannte und interessante, namentlich griech. Münzen, mit denen er unter andern die Münzkabinette von München, Paris, Wien bereicherte. Er starb 17. Jan. 1833. Unter seinen numismat. Werken sind hervorzuheben: «Catalogue raisonné des médailles qui ont été frappées par les princes croisés» (Par. 1822) und «Essai historique et critique sur les monnaies d'argent de la Ligue Achéenne, accompagné de recherches sur les monnaies de Corinthe, de Sicyone et de Carthage» (Par. 1825).

Cousin-Montauban (Charles Guillaume Marie), Graf von **Palikao**, franz. Divisionsgeneral, wurde 24. Juni 1796 zu Paris geboren als unehelicher Sohn der Tochter des 1825 verstorbenen Generallieutenants de Launay de Picardois. Er trat 1814 in die Armee, diente während der Restauration kurze Zeit in der Kompagnie der Garden von Artois, später (1815) im 3. Kürassierregiment, worauf er einen dreijährigen Kursus in der Kavallerieschule von Saumur durchmachte und 1818 als Lieutenant in das 2. Kürassierregiment versetzt wurde. Den Feldzug von 1823 in Spanien machte er in der Kavalleriedivision des Generals Roussel d'Hurbal mit und war zuletzt Ordonnanzoffizier beim General Toussaint. Nach Frankreich zurückgekehrt, wurde C. in das 1. Regiment reitender Artillerie, dann 1831 als Lieutenant zum 2. Regiment Chasseurs d'Afrique nach Algerien versetzt und blieb nun ununterbrochen 26 Jahre auf afrik. Erde. Zu seinen vorzüglichsten Thaten gehören seine mutige Führung als Kapitän am 6. Aug. 1833 im Gefecht bei Tafarua, 3. Dez. desselben Jahres bei Uad-Tamasa, 24. Juni 1836 in den Kämpfen vor Tlemcen, 6. Juli im Gefecht an der Sikah, 18. Jan. 1841 bei Sidi-Lakdar, und 23. Dez. 1847 war es ferner C., der als Oberst des 2. Regiments Chasseurs d'Afrique die Gefangennahme des Emir Abd-el-Kader bewirkte, wofür er Ende Jan. 1848 das Kommandeurkreuz der Ehrenlegion empfing. Am 21. Sept. 1851 wurde er Brigadegeneral und führte die Subdivision von Tlemcen, von wo aus er eine Expedition gegen die marokk. Stämme der Beni-Snassen unternahm und diese 15. Mai und 10. Aug. 1852 auf der Ebene von Sidi-el-Azuz und an den Ufern des Kis aufs Haupt schlug. Drei Jahre später, 28. Dez. 1855, wurde er zum Divisionsgeneral und Gouverneur der Provinz Oran (später Konstantine) befördert, von wo aus er 13. Jan. 1858 als Kommandeur der 21. Militärdivision nach Limoges berufen, jedoch bald in gleicher Stellung nach Tours und Rouen versetzt wurde. Dort traf ihn in den letzten Tagen des J. 1859 der Befehl des Kaisers, die Führung der gegen China bestimmten Expeditionsarmee zu übernehmen.

C. schiffte sich 12. Jan. 1860 zu Toulon ein und kehrte im Juli 1861 nach Frankreich zurück. Für seine im Verein mit den Engländern gegen die Chinesen erfochtenen Siege (12. Aug. 1860 bei Sin-ko, 17. Sept. bei Tschang-kia-huang und 21. Sept. bei Pa-li-kia-ho), die er jedoch durch die vandalische Zerstörung und Plünderung des herrlichen Sommerpalastes des Kaisers von China, Yuen-nuen-yuen bei Peking, beschmutzte, wurde ihm von Napoleon III. (26. März 1860) das Großkreuz der Ehrenlegion, 4. März 1861 die Senatorwürde und 2. Jan. 1862 der Titel eines Grafen von Palikao verliehen. Der Kaiser, bei dem C. in hoher Gunst stand, forderte für ihn ferner von den Kammern eine erbliche Dotation von 30000 Frs. Rente, doch wurde dieses Ansinnen vom Gesetzgebenden Körper, namentlich wegen der Plünderung des Sommerpalastes, abgelehnt. C. erbat seinen Abschied; der Kaiser verweigerte indes denselben und sandte ihn an Canroberts Stelle nach Lyon als Kommandeur des 4. Korps und der 8. Militärdivision. Gelegentlich der Budgetberatung im J. 1872 hat sich nachträglich herausgestellt, daß C. damals für den Verlust der ihm zugedachten Rente in Kapital (589500 Frs.) abgefunden wurde und daß dieser Betrag auf die von der chines. Regierung vertragsmäßig zu zahlende Kriegskostenentschädigung durch ein Virement verrechnet worden ist. Bei Ausbruch des Kriegs 1870 war C. zunächst für das Oberkommando der nach der Ostsee bestimmten Landungstruppen in Aussicht genommen, nach den ersten Niederlagen der franz. Armee aber wurde er von der Kaiserin-Regentin mit Genehmigung des Kaisers an Stelle Olliviers nach Paris zur Bildung (9. Aug. 1870) des sog. Verteidigungsministeriums berufen. C. übernahm den Vorsitz nebst dem Portefeuille des Kriegs und charakterisierte sich während seiner kurzen Amtsperiode durch unwahre Berichte vom Kriegsschauplatze, sowie dadurch, daß er den abenteuerlichen Zug Mac-Mahons nach Osten hin, zur Befreiung des Marschalls Bazaine und des in Metz eingeschlossenen Heeres, anordnete. Im übrigen hat C. aber während der kurzen Zeit seines kriegsministeriellen Wirkens mit bemerkenswerter Energie die Organisation von Verstärkungen für die Feldarmee sowie die Verteidigungsanordnungen für Paris ins Werk gesetzt. Der Sturz des zweiten Kaisertums (4. Sept.) vertrieb ihn während der

Dauer des Kriegs aus Frankreich. Nach Wiederherstellung des Friedens zurückgekehrt, schrieb er zur Verteidigung seiner militärischen Anordnungen eine Broschüre unter dem Titel «Un ministère de la guerre de vingt-quatre jours du 10 août au 4 septembre 1870» (Par. 1871), hielt sich von polit. Thätigkeit fern und starb 8. Jan. 1878 zu Versailles.

Coussemaker (Charles Edmond Henri de), franz. Musikschriftsteller, geb. 19. April 1805 zu Bailleul im Depart. Nord, studierte die Rechte und Musik, bekleidete dann an verschiedenen Orten Richterstellen und starb zu Lille 11. Jan. 1876. Er war korrespondierendes Mitglied der Akademie der Inschriften und hat sich namentlich um die Geschichte der mittelalterlichen Musik verdient gemacht. Hervorzuheben sind von seinen Schriften: «Mémoire sur Hucbald et ses traités de musique» (1841), «Histoire de l'harmonie au moyen-âge» (1852), «Chants populaires des Flamands de France» (1856), «Drames liturgiques du moyen-âge» (1860), «Les harmonistes des XII^e^ et XIII^e^ siècles» (1864), «L'art harmonique au XII^e^ et XIII^e^ siècles» (1865). Auch gab er die «Oeuvres complètes d'Adam de la Halle» (1872) und die «Scriptores de musica medii aevi» (4 Bde., 1866—76) heraus.

Coustou, Name von zwei franz. Bildhauern, die im Zeitalter Ludwigs XIV. den künstlerischen Höhepunkt der Skulptur bezeichnen. Nicolas C., geb. zu Lyon 9. Jan. 1658, gest. zu Paris 1. Mai 1733, ging, nachdem er bei seinem Oheim Coyzevox gelernt und in der Akademie den ersten Preis der Bildhauerei erworben hatte, nach Rom, wo er Michel Angelos und Algardis Werke studierte. Bewegung, Ausdruck und Gewandung haben bei ihm ein modernes Aussehen, selbst in den aus dem klassischen Altertum entlehnten Gegenständen, die Formen sind leicht und gefällig behandelt. Der Louvre besitzt von ihm die manierierte Statue Ludwigs XV. Die Marmorgruppe der Seine und Marne, welche im Tuileriengarten zu Paris aufgestellt wurde, gehört zu seinen besten Arbeiten. Auch verfertigte er für die pariser Kathedrale eine große Kreuzabnahme, das sog. «Ex-Voto Ludwigs XIII.», mit der knieenden Statue dieses Königs, eine vortreffliche Arbeit aus weißem Marmor.

Sein Bruder, Guillaume C., geb. zu Lyon 1678, auch ein Schüler von Coyzevox, gewann ebenfalls den großen akademischen Preis, der ihn nach Rom hinführte. Er besaß vielleicht noch mehr Talent als Nicolas, und seine Zeichnung ist reiner und strenger, wie im pariser Tuileriengarten die Statuen von Hippomenes und Atalanta und deren Seitenstücke Apollo und Daphne beweisen. Die am Eingange der Champs-Elysées zu Paris aufgestellten beiden Gruppen der Numidischen Pferde mit ihren Bändigern, jede aus einem Block des schönsten carrarischen Marmors, ohne Bruch und Ader, gehauen, gehören zu Guillaume C.s besten Werken. Auch die Bronzestatue des Rhônestroms, im Rathause zu Lyon, ist eins der schönsten Werke der ältern franz. Bildhauerkunst. C. starb als Direktor der Akademie zu Paris 20. Febr. 1746.

Coustou (Guillaume) der Jüngere, Sohn Guillaume C.s des Ältern, dem er auch seine künstlerische Ausbildung verdankte, geb. 20. Mai 1716 zu Paris, wo er auch seinen Sitz nahm, nachdem er fünf Jahre in Rom geweilt hatte. Er arbeitete im Verein mit seinem Vater, dessen zierliche, graziöse Behandlungsweise auch die seine ist. Seine Statuen sind sowohl in Frankreich als in Deutschland bekannt, wo er für den berliner Hof thätig war. An der Akademie bekleidete er viele Ehrenposten und starb zu Paris 13. Juli 1777.

Coutances, Hauptstadt eines Arrondissements im franz. Depart. Manche, rechts an der kanalisierten Soulle, 10 km von der Westküste der zur Nieder-Normandie gehörigen Halbinsel Cotentin und an der Westbahn, ist der Sitz eines Suffraganbischofs der Erzdiöcese Rouen, eines Tribunals erster Instanz, eines Handels- und eines Friedensgerichts, besitzt ein Lyceum, eine Vorbereitungsschule für Lehrerinnen, eine Ackerbaukammer, einen botan. Garten, eine Bibliothek von 7000 Bänden und ein theol. Seminar. Die 1056 auf dem höchsten Punkte gegründete Kathedrale (zu Anfang des 13. Jahrh. völlig umgebaut, mit zwei schönen 77,4 m hohen Türmen) ist eins der schönsten Denkmäler got. Baukunst. Die Stadt zählt (1876) 8008 E., welche Baumwollzeuge, Schnürband und Spitzen, Pianos, Orgeln und Marmorarbeiten fabrizieren und Handel mit Viehfutter, Rindvieh, Pferden u. s. w. treiben. C. hat verschiedene alte Baureste, wie den Pfeileraquädukt aus dem 13. und 16. Jahrh. Vom Konsul Lebrun, Herzog von Piacenza, der bei C. geboren ist, steht eine Statue hier. C. ist das röm. Constantia des 4. Jahrh. im Lande der Unelli und war im Mittelalter Hauptort des Gaues Constantinus pagus und der spätern Vizegrafschaft Cotentin, eines Ländchens, das eine vorzügliche Rindviehrasse züchtet.

Der Kanal von Coutances verbindet C. mit der Sienne; er hat vier Schleusen und ist 5600 m lang und 1,5 m tief; er ist nur zur Flutzeit zugänglich und dient zur Heranschaffung des Tang.

Couthon (Georges), ein Fanatiker der Französischen Revolution, geb. 1756 zu Orcet bei Clermont, war Advokat zu Clermont, als die Revolution ausbrach, und wurde 1790 bei der Reorganisation der Gerichte zum Präsidenten des Gerichtshofs daselbst ernannt. Im folgenden Jahre erwählte ihn das Depart. Puy-de-Dôme trotz seiner Gebrechlichkeit, die ihn sogar am Gebrauch seiner Füße hinderte, zum Mitgliede der Legislative, Sept. 1792 in den Konvent. In beiden Versammlungen arbeitete er leidenschaftlich an der Vernichtung des Königtums. Im Prozeß Ludwigs XVI. stimmte er für den Tod ohne Aufschub und Appellation. Nach dieser Katastrophe schien er sich den gemäßigtern Grundsätzen der Girondisten zuwenden zu wollen, aber erschreckt von dem Sturme, der sich gegen diese zusammenzog, schlug er sich zur Bergpartei und drang nun als Gehilfe Robespierres auf die Verhaftung der gemäßigten Deputierten. Er ward dafür von der Bergpartei 10. Juni in den Wohlfahrtsausschuß gebracht, wo er die Maßregeln gegen das insurgierte Lyon betrieb. Mit Châteauneuf-Randon und Maignet zur Bestrafung der unglücklichen Stadt abgesandt, ließ er dort seiner republikanischen Wut völligen Lauf. Er rief die Einwohner des Departements zu den Waffen, nahm nach einigem Widerstande die Stadt mit seinen 60000 Mann ein und ließ eine Menge Bürger vor seinen Augen hinrichten. In den Konvent zurückgekehrt, bewährte er sich von neuem als fanatischer Anhänger Robespierres. Er betrieb die Verurteilung Dantons und Héberts und beantragte 10. Juni 1794 das Blutgesetz, das die Verurteilungen des Revolutionstribunals durch ein summarisches Verfahren beschleunigen sollte.

Der Fall Robespierres führte auch den seinigen mit sich. Auf dem Stadthause, wohin er sich mit den übrigen Verhafteten nach ihrer Befreiung durch die Jakobiner verfügt hatte, suchte er sich mit einem Dolche den Tod zu geben. Allein er verwundete sich nur leicht und endete 28. Juli mit Saint-Just und Robespierre auf dem Schafott.

Coutras, Städtchen im franz. Depart. Gironde, Arrondissement Libourne, 17 km im NNO. von Libourne, an der Dronne, 1,5 km von ihrer Vereinigung mit der Isle, über welche Flüsse Hängebrücken führen, 50 km nordöstlich von Bordeaux, an der Eisenbahn Paris-Bordeaux, die hier nach Périgueux abzweigt, sowie an der Charentebahn nach Rochefort, zählt (1876) 2202, als Gemeinde 3944 E., die gute Rotweine bauen und Schiffbau und bedeutenden Handel mit Wein, Getreide, Mehl und Branntwein treiben. Der Ort besaß früher ein außerordentlich schönes, berühmtes, jetzt bis auf wenige Mauerreste und einen Brunnen verschwundenes Schloß, in welchem Katharina von Medici, ihre Tochter Margareta, deren Gemahl Heinrich IV. und die Herzogin von Longueville Hof hielten. Bei C. gewann Heinrich IV. als König von Navarra 20. Okt. 1587 einen Sieg über die Truppen der Ligue unter dem Herzog von Joyeuse. Die Herrschaft C. gehörte der Familie Lautrec.

Coutumes (frz., «Gewohnheiten»), Gewohnheitsrechte im ältern Frankreich, die sich aus den Gebräuchen (usages) entwickelt hatten; im engern Sinne die schriftlichen, vom König mit Zustimmung der Stände als Gesetze bestätigten Sammlungen der Gewohnheitsrechte ganzer Provinzen (C. générales) oder einzelner Städte (C. locales). Die wichtigste dieser Sammlungen ist die Coutume de Paris vom J. 1513, revidiert 1580, welche für das neue Recht (s. Code Napoléon) stark benutzt wurde.

Couture (Thomas), franz. Maler, geb. 21. Dez. 1815 zu Senlis, Schüler von Gros, trat im Salon 1840 mit dem «Jungen Venetianer nach einer durchschwärmten Nacht» auf. Unter den zunächst von ihm ausgestellten Bildern, die seinen Ruf als Kolorist begründeten, sind bemerkenswert: Der Troubadour (1844), Die Gier nach dem Golde (im Museum von Toulouse, 1844), Der Falkenjäger (1855). Sein Hauptwerk sind «Die Römer in der Zeit des Verfalls», ein großes Gemälde, reich an Figuren, welches das Ende eines schwelgerischen Gastmahls darstellt. Mit seinem Prunk, seiner Prachtarchitektur, seinem imponierenden Ensemble, seiner kühnen Farbenharmonie und scenischen Wirkung erinnert das Werk an Paul Veroneses Bilder; es war das Glanzstück in der Ausstellung von 1847 und verschaffte dem Maler die Erste goldene Medaille, sowie den Orden der Ehrenlegion. Im kleinen Maßstabe malte er Die Pariser in der Zeit des Verfalls: drei betrunken an der Erde liegende Masken und ein Hanswurst. Später versuchte er sich auch in der Wandmalerei monumentalen Charakters, doch hatten seine Arbeiten in St. Eustache: Das Leben der heil. Maria, nur einen geringen Erfolg. C. starb zu Villiers-le-Bel 31. März 1879.

Couvade (frz.), eine seltsame, als «Männerkindbett» bezeichnete, bei Indianerstämmen Südamerikas, einzelnen Negervölkern, doch auch bei den Basken sowohl auf span., als auf franz. Seite der Pyrenäen (hier namentlich mit dem Namen C. belegt) herrschende Sitte, gemäß welcher nach der Geburt eines Kindes der Vater wie eine Wöchnerin behandelt wird, wogegen die Frau alsbald wieder die häuslichen Geschäfte besorgt. Dem Brauche liegt der Aberglaube zu Grunde, daß ein anderes Verhalten des Vaters dem Neugeborenen schade. Vgl. Ploß, «Das Kind in Brauch und Sitte der Völker» (2. Aufl., Bd. 1, Berl. 1882).

Couvertmaschine, s. Briefcouvertmaschine.

Couvin, Gemeinde im Bezirk Philippeville der belg. Provinz Namur, an der Eau-Noire, Endpunkt der Eisenbahn Charleroi-Walcourt-C., mit 2624 E., welche berühmte metallene Küchengeräte und Kalköfen fabrizieren und Holzhandel treiben. C. war im Mittelalter eine der 23 vom Fürstbistum Lüttich abhängigen Städte.

Couyon, s. Colon.

Côvado, ein bis 1860 in Portugal gesetzlich üblich gewesenes Ellenmaß von 3 Palmos, 2 Fuß (pés) oder 24 Zoll = 0,66 m. Ein im Kleinhandel gebräuchlich gewesener C. avantejado oder «großer» C. hatte 3 Palmos avantejados oder 24¾ Zoll = 0,6806 m; 32 große C.s = 33 gewöhnliche C. In Brasilien diente bis 1874 der große C. Dem Namen C. entspricht die engl. Bezeichnung Covid für ein etwas kleineres Ellenmaß in Britisch-Ostindien (verschieden an den einzelnen Orten, an den wichtigsten Plätzen aber dem engl. Cubit gleich und = 0,4572 m, an andern ihm sehr nahe), welches aber gewöhnlich Cubit (s. d.) genannt wird, und ferner die franz. Bezeichnung Coudée (d. i. Vorderarm), der Name des Ellenmaßes in Französisch-Ostindien (Pondichéry, Karikal), welches = 0,51974 m.

Covenant heißen die in Schottland von den dortigen Presbyterianern zur Aufrechthaltung ihres Glaubens geschlossenen Bündnisse. Nächst dem C. von 1580 (unter Jakob VI.) ist besonders der 1638 gegen die katholisierende Liturgie Karls I. geschlossene C. zu nennen. (S. Schottische Kirche.)

Covent-Garden (eigentlich Convent-Garden, d. h. Klostergarten, da hier ursprünglich der Klostergarten der Westminsterabtei sich befand) ist ein als Obst-, Gemüse- und Blumenmarkt, sowie durch das hier gelegene gleichnamige Theater und durch manche geschichtliche Erinnerungen merkwürdiger Platz Londons. Im 17. Jahrh. ein fashionables Stadtquartier und der Wohnort vieler berühmter Personen, wurde C. zuerst seit 1656 als Gemüsemarkt benutzt. Die gegenwärtigen Gebäude des Marktplatzes, eine Masse von Kaufläden und Kaufhöfen, durchschnitten von breiten Gängen und umgeben von dor. Säulenhallen, datiren indes vom J. 1830, und erst 1859 wurde die neue prachtvolle, mit Glas gedeckte Blumenhalle neben dem Theater errichtet. Der Markt gehört sowohl durch die großartige Fülle und Mannigfaltigkeit seiner Verkaufsgegenstände als durch das ihn durchwogende gewaltige Treiben des Handels und Verkehrs besonders während der frühen Sommermorgenstunden zu den Sehenswürdigkeiten der Hauptstadt. Sämtliche Gemüse-, Frucht- und Blumenläden Londons beziehen von hier ihren Bedarf. Der nördlich vom Markt gelegene, «Piazza» genannte und manche altberühmte Hotels und Kaffeehäuser enthaltende Platz mit Arkaden, sowie die Kirche, wurden 1630—45 von Inigo Jones erbaut. Das Theater auf der Südseite des Marktes wurde zuerst 1733 errichtet. Dieses brannte 1809 ab, wurde aber sofort wieder aufgebaut und diente lange besonders dem höhern Drama. Im J. 1856 zerstörte ein neuer Brand das Theater und

1858 trat an dessen Stelle der gegenwärtige Bau (Covent-Garden-Theatre oder Royal Italian Opera), das größte und schönste Theater Londons.

Coventry, Municipalstadt und Parlamentsborough in der engl. Grafschaft Warwick, 18 km nördlich von Warwick, an der Eisenbahn London-Birmingham und an den Bächen Sherbourne und Radford, ein alter, eng und winkelig gebauter Fabrikort, besitzt 19 Kirchen und Bethäuser, unter erstern die 1133 gegründete St. Michaelskirche mit 100 m hohem Turm (von 1795), 12 Glocken und ausgezeichneter Orgel, und die Dreieinigkeitskirche mit 72,1 m hohem Turm, sowie ein Rathaus (St.-Mary's-Hall) aus dem 15. Jahrh. Die Stadt zählt (1881) 42111 E., hat einen Gerichtshof, ein Gefängnis, eine Draper's- oder Tuchhändlerhalle, das Bablake-Hospital von 1350, eine Lateinschule, eine Zeichenschule, ein Handwerkerinstitut, eine Bibliothek der Gesellschaft für Religion und nützliche Kenntnisse. C. ist Englands Hauptfabrikstadt für Seide, Seidenband und Uhren. Auch Wollstoffe, Tuche und Tricots werden gefertigt. Von C. geht nach Branston und Oxford einerseits, nach Fazeley zum Mersey und Trent andererseits der nach der Stadt benannte Coventrykanal. Auch ist die Stadt mit Birmingham und andern Städten durch Eisenbahnen verbunden, deren Knotenpunkt sie bildet. — C. entstand 1044 nach der Gründung eines Benediktinerklosters, dessen ungeheure Keller noch vorhanden sind. Zu C. war es, wo die in der engl. Sage bekannte schöne und fromme Lady Godiva nackt durch die Stadt ritt, um gegen solche von ihrem harten Gemahl Leofric, Grafen von Mercia, gestellte Bedingung den Ort von den schweren Auflagen zu befreien. Nach Anordnung des Rats von C. sollten während des Rittes alle Thüren und Fenster verschlossen sein. Ein Mann nur lauschte, erblindete aber zur Strafe. Eine ihn vorstellende Strohpuppe spielt als Peeping Tom (lauschender Tom) noch jetzt bei dortigen Volksfesten eine Rolle. Man feiert noch jährlich mit großem Pomp diese Prozession. O'Keefe hat die Sage als Lustspiel bearbeitet, ebenso Foote («The Mayor of the Garratt»). Früher galt C. für das Abdera Englands.

Covilha, eine portug. Stadt in Beira, Distrikt Castello-Branco, 35 km im SW. von Guarda, in 664 m Höhe, in felsiger Gegend an dem Ostabhange der Serra da Estrella, hat 13 Kirchen und die bedeutendsten Tuchfabriken Portugals mit 1600 Arbeitern, sowie Wollmanufakturen, Färbereien und Walkereien, und zählt (1878) 10809 E. In der Nähe entspringen zwei Mineralquellen.

Covington, Stadt im County Kenton des nordamerikan. Unionsstaats Kentucky, an der Mündung des Licking in den Ohio, Cincinnati gegenüber gelegen, ist eigentlich eine Vorstadt des letztern, mit welchem es durch die berühmte, 1867 vollendete Hängebrücke über den Ohio (mit einer Spannung von 322 m) verbunden ist, zählte 1860 erst 16471, 1870 bereits 24505 und 1880 endlich 29720 E. Eine den Licking überspannende Hängebrücke verbindet es auch mit Newport. C. hat eine wunderschöne Lage. Die Straßen erscheinen wie eine Fortsetzung derer von Cincinnati. Unter seinen schönen öffentlichen Gebäuden sind zu erwähnen über 25 Kirchen, ein Rathaus, mit welchem die Gerichtslokale verbunden sind, verschiedene öffentliche Schulen und eine Post. Der Handel ist nicht sehr bedeutend, da die meisten Geschäftsleute ihre Geschäfte in Cincinnati haben und nur in C. wohnen. Für das Schulwesen ist gut gesorgt. Ein deutsches Waisenhaus (katholisch) liegt 6 km von der Stadt. C. wurde 1815 angelegt und 1834 als Stadt inkorporiert.

Covölo oder Covelo (deutsch Kofel), eine alte Höhlenburg in der ital. Provinz Vicenza, liegt 1 km südlich von Primolano, 4 km von der tiroler Grenze, in der Schlucht der Brenta und an der Straße, die von Trient durch Val Sugana nach Bassano führt. Die Burg, welcher ihre den Paß beherrschende Lage von alters her große Bedeutung verliehen hatte, besteht aus einer geräumigen Höhle, in welcher eine Quelle entspringt; der Eingang, durch Mauerwerke abgeschlossen, liegt 30 m über der Straße in der senkrechten Felswand der linken Schluchtseite und war nur durch einen Aufzug zugänglich. Trotz ihrer scheinbaren Uneinnehmbarkeit wurde die Feste C. mehrmals eingenommen, zuletzt 1796 von den Franzosen unter Augereau und 1866 von den Italienern unter Medici. Jetzt ist der Platz aufgegeben und das Mauerwerk zerfallen.

Cowcatcher (engl., spr. Kaukätscher, «Kuhfänger»), auf amerik. Eisenbahnen Vorrichtung an der Lokomotive zum Wegräumen von Hindernissen.

Cowdee, Kaurie, gehört zu den Kopalharzen und stammt von Dammara australis auf Neuseeland und Dammara ovata in Neucaledonien. (S. unter Kopal.)

Cowell (Edward Byles), namhafter Sanskritist, geb. 1826 zu Ipswich in Suffolk, studierte in Oxford und ging 1856 nach Kalkutta, wo er bis 1864 Professor am Presidency-College und Prinzipal des Sanskrit-College war. Seit 1867 ist er Professor des Sanskrit an der Universität Cambridge in England. Seine wichtigsten Schriften sind: Übersetzung von Kâlidâsas «Vikramorvaçe» (Hertford 1851), Ausgabe und Übersetzung von Vararucis «Prâkrta-Prakâça» (Hertford 1854; 2. Aufl. Lond. 1868), Ausgabe eines Teils des schwarzen «Yajurveda» (zusammen mit Dr. E. Roer, Kalkutta 1858—64), Ausgabe und Übersetzung der «Katha-Upanishad» (Kalkutta 1861), der «Maitri-Upanishad» (Kalkutta 1864), des «Kusumâñjali» (Kalkutta 1864), Ausgabe von Colebrookes Essays (mit Anmerkungen, Lond. 1873), Übersetzung der «Çândilya-Sûtras» (Kalkutta 1878), des «Sarvadarçana-Samgraha» (zusammen mit Professor A. E. Gough, Lond. 1882).

Cowes (spr. Kaus), malerisch gelegene Hafenstadt an der Nordküste der Insel Wight, amphitheatralisch gebaut, wird durch den Fluß Medina, der sich hier in die Meerenge des Solent ergießt, in zwei Teile geteilt, East-C. und West-C. Heinrich VIII. errichtete auf der Höhe von East-C., am Eingange des Hafens, ein Kastell, von Nash in got. Stil gebaut. Unterhalb desselben, an den Abhängen der Küste, entstand die Stadt East-C., ein kleines, unregelmäßig gebautes Dorf; 1,2 km westlicher erhob sich später West-C. Durch seine Lage der Haupthafen der Insel Wight, erhielt C. besondere Wichtigkeit durch die Nähe Southamptons sowie des Kriegshafens Portsmouth. Andere sein Aufblühen befördernde Umstände waren die Begründung der Royal-Yacht-Squadron, des ältesten und berühmtesten Klubs für Segelwettfahrten, der 1815 in C. sein Hauptquartier aufschlug, die Einrichtung von Seebädern und die Anlage der in 1,5 km Entfernung im Osten von C. gelegenen königl. Villa Osborne. Die hier 21. bis 23. Aug. abgehaltenen großen Regattas sind die berühmtesten der Welt;

die 150 Mitglieder des Klubs haben 1500 der besten engl. Matrosen im Dienst. Hauptgeschäfte der Einwohner sind die Verproviantierung von Schiffen und der Schiffsbau. Die Stadt, in ihren ältern Teilen eng und winkelig gebaut, hat sich in zahlreichen neuen Gebäuden ausgebreitet und verschönert. Im J. 1864 wurde eine 300 m lange Promenade längs der Seeküste angelegt, 1866—68 ein 90 m langer Molo für die Dampfschiffe ins Meer hinausgebaut. Eine Dampfschifffähre unterhält die Verbindung zwischen East- und West-C. Die Einwohnerzahl von East- und West-C. belief sich 1881 auf 2615 und 6487.

Cowley oder **Colley**, engl. Familie, s. unter Wellesley.

Cowley (Abraham), engl. Dichter, geb. 1618 in London, ließ bereits in seinem 15. Jahre «Poetical blossoms» drucken. Von Cambridge 1643 durch die Puritaner vertrieben, als sie die Universität visitierten, nahm er seine Zuflucht nach Oxford und schrieb die Satire «The puritan and the papist». Wegen seines Eifers für die Sache Karls I. wurde er von der Königin mit nach Paris genommen, wo er ihre Korrespondenz mit dem Könige (in Geheimschrift) besorgte. In dieser Zeit ließ er eine Sammlung von erotischen Gedichten unter dem Titel «The mistress» (1647) erscheinen. Nach England zurückgekehrt, widmete er sich ausschließlich der Poesie und machte die Botanik zum Gegenstande lat. Dichtungen («Plantarum libri VI», 1662—78). Nach der Restauration erhielt er den Nießbrauch eines der Königin Henriette Maria gehörigen Landgutes zum Werte von 300 Pfd. St. jährlich. C. starb zu Chertsey an der Themse 28. Juli 1667. In der Westminsterabtei neben Chaucer und Spenser begraben, gab man ihm auf seinem Denkmale die Beinamen: Anglorum Pindarus, Flaccus et Maro. Seine anakreontischen Lieder sind in der engl. Litteratur die ersten glücklichen Nachahmungen der griech. Vorbilder. Sein episches Gedicht «Davideis» blieb unvollendet. Das Hauptverdienst C.s war, daß er durch Kühnheit der Gedanken und Kraft des Ausdrucks die Grenzen der engl. lyrischen Poesie erweiterte, wiewohl er sich von dem Einflusse des verdorbenen Zeitgeschmacks nicht frei hielt. Seine Werke gab zuerst Sprat (Lond. 1680), dann Aikin (3 Bde., Lond. 1802 u. öfter) heraus.

Cowley (Henry Wellesley, Lord), jüngster Sohn Garret Colley Wellesleys (s. d.), Grafen von Mornington, und Bruder des Herzogs von Wellington, wurde 20. Jan. 1773 geboren. Für die diplomatische Laufbahn bestimmt, ward er 1795 im Auswärtigen Amte angestellt, begleitete Lord Malmesbury auf den Kongreß in Lille und ging Okt. 1797 mit seinem ältesten Bruder, dem Generalgouverneur, als dessen Privatsekretär nach Ostindien. C. war 1800 einer der Kommissare in Mysore und brachte 1801 durch Unterhandlung das Gebiet Audh unter die brit. Herrschaft, welche Provinz er dann als Vizegouverneur zur Zufriedenheit der Ostindischen Kompagnie verwaltete. Indessen kehrte er schon 1803 nach England zurück und trat 1807 für den Flecken Eye ins Unterhaus; zugleich ernannte ihn das Ministerium Portland zu einem der Sekretäre des Schatzamts. Als sein Bruder 1809 aus Spanien zurückkehrte, wurde er an dessen Stelle als Gesandter nach der Pyrenäischen Halbinsel geschickt. Seine lange Thätigkeit in diesem Amte griff tief in die damalige Geschichte Spaniens und Portugals ein. Auch nach der Restauration Ferdinands VII. war er bis März 1822 am madrider Hofe accreditiert. Im Mai 1823 ging er als Botschafter nach Wien und blieb dort, nachdem er 17. Jan. 1828 unter dem Titel eines Lord C. zum Peer erhoben worden, bis 1831, in welchem Jahre er von den Whigs, die inzwischen ans Ruder gekommen waren, abberufen wurde. Erst 1841 verlieh ihm das Ministerium Peel den Gesandtschaftsposten in Paris. Hier trug er viel zur Erhaltung der guten Beziehungen zwischen England und Frankreich bei. Als im Sommer 1846 Lord Palmerston im Ministerium Russell das Auswärtige übernahm, mußte C. sein Amt an den Marquis von Normanby abtreten. Doch kehrte er, nach kurzem Aufenthalt in England, nach Paris zurück, wo er bis zu seinem Tode, 27. April 1847, privatisierte.

Cowley (Henry Richard Charles Wellesley, Graf), engl. Diplomat und Staatsmann, ältester Sohn des vorigen, geb. 17. Juli 1804, war zuerst der Gesandtschaft in Wien attachiert, wurde 1832 zum Legationssekretär in Stuttgart und im Nov. 1843 zum Gesandtschaftssekretär in Konstantinopel ernannt, wo er vom Juli 1846 an während der Abwesenheit Sir Stratford Cannings über ein Jahr lang als Geschäftsträger fungierte. Als er nach dem Tode seines Vaters nach England zurückgekehrt war, um seinen Sitz im Oberhause einzunehmen, ward er 1848 nach Frankfurt gesandt, um England bei der neuen deutschen Centralgewalt zu repräsentieren. Nach der Auflösung der deutschen Nationalversammlung und der Wiedereinsetzung des Bundestags blieb C. in Frankfurt, wurde aber erst 1851, als der Bundestag von allen deutschen Staaten anerkannt worden, förmlich bei demselben beglaubigt. Anfang 1852 an Lord Normanbys Stelle zum Botschafter in Paris ernannt, war C. als solcher während der wichtigen Epoche des Orientkriegs thätig und fungierte 1856 als zweiter Bevollmächtigter Englands beim Friedenskongreß. In Paris schloß er auch 4. März 1857 den Frieden mit Persien und wurde dafür 4. April zum Viscount Dangan und Grafen C. erhoben. Kurz vor Ausbruch des ital. Kriegs (1859) wurde er mit einer speziellen Mission nach Wien betraut, um ein Verständnis zwischen Österreich und Frankreich herbeizuführen. Seine Bemühungen blieben jedoch erfolglos. C. kehrte dann auf seinen Posten in Paris zurück und trat im Juli 1867 in den Ruhestand. Als Mitglied des Oberhauses nahm er später öfter bei der Erörterung von Fragen der auswärtigen Politik an der Debatte teil.

Cowper (Francis Thomas de Grey), siebenter Graf C. und Fürst des Heiligen Römischen Reichs, geb. 11. Juni 1834, besuchte die Schule in Harrow, studierte in Christ-Church, Oxford, und folgte seinem Vater in der Peerage 1856. Im Parlament gehörte er zu den Liberalen und wurde 1880 bei der Bildung des zweiten Ministeriums Gladstone zum Vizekönig von Irland ernannt. Diese Stellung bekleidete er während der schwierigen Zeiten der Agitation der Landliga mit Geschick und Festigkeit, nahm aber im Mai 1882 seine Entlassung, als infolge des Mißlingens der von ihm durchgeführten Zwangsbill eine versöhnlichere Politik in Irland eingeleitet ward.

Cowper (William), Anatom und Chirurg, geb. 1666 zu Alresford in Hampshire, gest. 8. März 1709 zu London, war besonders ausgezeichnet durch die Sauberkeit seiner Präparate und seine Geschicklichkeit im Zeichnen. Von seinen Werken sind hervorzuheben: «Myotomia reformata» (Lond. 1694),

«Anatomy of human bodies» (Orf. 1697) und «Glandularum quarundam nuper detectarum descriptio» (Lond. 1702), worin er die nach ihm benannten Cowperschen Drüsen (s. d.) beschreibt.

Cowper (spr. Küp'r, William), engl. Dichter, geb. 26. Nov. 1731 zu Berkhamstead in der Grafschaft Hertford. Sein Vater war Kaplan Georgs II. und Neffe des Lord-Kanzlers C. C. litt von früher Jugend an einer krankhaften Menschenscheu, die in der Westminsterschule unter dem Einflusse des Pennalismus noch zunahm und schließlich zum Irrsinn führte, von dem er erst in einer Irrenanstalt genas. Seit 1767 lebte er in dem Flecken Olney in innigem Verkehr mit seiner Freundin Miß Mary Unwin und dem Pfarrer Newton. C. beschäftigte sich hier lediglich mit der Dichtkunst und schrieb geistliche Lieder, die Newton in seine «Hymns of Olney» aufnahm. Religiöse Beängstigungen, durch Newton befördert, ergriffen ihn auch hier so lebhaft, daß er wieder einige Jahre in Schwermut verfiel. Im J. 1782 gab er eine Sammlung seiner Gedichte heraus, die aber keine günstige Aufnahme fanden. Um diese Zeit ward er mit der geistreichen Lady Austin bekannt, die in dem Pfarrhause zu Olney einen längern Aufenthalt nahm. Ihrem anregenden Einflusse verdankt man die komische Ballade «John Gilpin» und das didaktische Gedicht «The Task» (1785), welches allgemeinen Beifall fand. Außerdem lieferte C. noch eine Übersetzung der Iliade und Odyssee (2 Bde., Lond. 1791) in reimlosen Jamben. Seine Schwermut kehrte aber immer wieder zurück. Fortwährend kränkelnd starb er 25. April 1800. C. war einer der ersten engl. Dichter, die sich von den Fesseln des franz. Geschmacks freimachten. Seine letzten Gedichte findet man in Haileys «William C.'s life and posthumous works» (4 Bde., Lond. 1809). Die «Private correspondence of C.» gab aus den Originalpapieren John Johnson (2 Bde., Lond. 1824) heraus. Die vollständigste Ausgabe seiner Gedichte veranstaltete Southey («The works of William C., comprising his poems, correspondence and translations; with a life of the author», 15 Bde., 1833—37; neue Ausg. in 8 Bdn., 1853—54). Eine Auswahl von C.s Dichtungen gab in deutscher Übersetzung Borel (Lpz. 1870) heraus. Biographien C.s lieferten Taylor (1833) und Goldwin Smith (1880). Seine «Memoirs» (1816) wurden übersetzt von Kind (Baf. 1846). Vgl. auch Boucher, «William C., sa correspondance et ses poésies» (Par. 1874).

Cowpersche Drüsen (Glandulae Cowperianae), zwei nach dem engl. Anatomen William Cowper (s. d.) benannte rundliche, erbsengroße, am hintern Ende der Harnröhrenzwiebel gelegene Drüsen der männlichen Harnröhre, welche die Schleimhaut der letztern mit einem schlüpfrigen Überzug versehen und so vor den Einwirkungen des Urins schützen. Bisweilen schwellen sie bei den Entzündungen der Harnröhre an und werden dann der Sitz schmerzhafter und hartnäckiger Abscesse.

Cox (David), engl. Maler, geb. 29. April 1783 als Sohn eines Schmiedes in Birmingham. Nachdem er in einer Volksschule notdürftigen Unterricht empfangen, ließ der Vater den Knaben in seiner Werkstatt arbeiten; doch das Schmiedehandwerk ging über seine Kräfte, weshalb er zu einem Galanteriewarenfabrikanten geschickt wurde, bei dem er die Miniaturmalerei lernte. Später fand C. eine Stelle als Farbenreiber und Malergehilfe bei dem Theater in Birmingham. Im J. 1804 übernahm er eine ähnliche Stelle an dem Theater in Astleys Cirkus in London und wurde dann Zeichenlehrer, zuerst in der Umgegend von London, hierauf in Hereford, wo er bis 1835 in verschiedenen Schulen unterrichtete. Seit 1813 Mitglied der Water-coulour Society in London, veröffentlichte er 1814 einen «Treatise of Landscape-painting in Water-coulours», der noch immer als eine vortreffliche Übungsschule gilt, und wurde allmählich auch außerhalb seines engern Kreises als ausgezeichneter Landschaftsmaler bekannt. Wie sein Talent, so war auch sein Gesichtskreis völlig autochthonisch. Mit Ausnahme einer Reise nach Frankreich und Belgien im J. 1829 verließ er England nie und fand seine ganze Inspiration in der Heimat, besonders in Nordwales, wo das reizende Bergdorf Bettws-y-Cond der Mittelpunkt seiner Thätigkeit wurde. Von 1835 bis 1840 lebte er als angesehener und erfolgreicher Künstler in London, dann ließ er sich in Harbourne, in der Nähe von Birmingham, nieder, wo er 7. Juni 1859 starb. Die Zahl von C.' Werken ist außerordentlich groß, sodaß 1858—59 eine umfangreiche Ausstellung derselben in London veranstaltet werden konnte. Obgleich er auch als Maler in Ölfarben sein Geschick bewährte, ist er doch besonders vortrefflich als Aquarellmaler. Vor allem bringt er die Effekte von Wind und Regen, von sonnendurchstrahltem Gewölk über dunkeln Mooren und in zerklüfteten Bergthälern, von wildverwachsenem Gestrüpp und Sumpf- und Küstenlandschaften meisterhaft zur Anschauung. Auf den ersten Blick wild und formlos, enthüllen seine besten Bilder die Kraft und Naturwahrheit eines echten Künstlers. Unter seinen Werken verdienen Erwähnung: Rhyl in Wales, Das Thal von Clwyd, Die Kirche von Bettws-y-Cond, Alte Mühle bei Bettws-y-Cond, Heuernte im Gebirge, Waldrand mit Zigeunern, ein Wrack an der Küste u. s. w.

Cox (George William, Sir), engl. Schriftsteller, geb. 1827, besuchte die Schule in Rugby und Trinity-College, Oxford, wo er als Master of arts graduierte. Im J. 1850 als Geistlicher ordiniert, bekleidete er bis 1857 verschiedene Pfarrstellen und von 1860 bis 1861 eine Lehrerstelle im Cheltenham-College. Als Autor trat er zuerst 1850 mit «Poems, legendary and historical» auf. Hierauf folgten sein «Life of St. Bonifaze» (1853), «Tales from Greek Mythology» und «The great Persian war» (1861), «Tales of the Gods and heroes» (1862), «Tales of Thebes and Argos» (1863), «A manual of Mythology in the form of question and answer» (1867) und «Latin and Teutonic Christendom» (1870). Am bekanntesten machte ihn «The mythology of the Aryan nations» (2 Bde., 1870), ein Werk, in welchem C. die Resultate seiner besonders durch Max Müller angeregten Forschungen über vergleichende Mythologie in ebenso übersichtlicher Darstellung als angenehmer populärer Form niederlegte. Später veröffentlichte er «A history of Greece» (2 Bde., 1874) und «A general history of Greece from the earlist period to the death of Alexander the Great, with a sketch of the subsequent history to the present time» (1876). Zusammen mit Brande gab er «A dictionary of science, art and literature» (3 Bde., 1865—67; 2. Aufl. 1875) heraus. Nach dem Tode seines Onkels Sir Edmund C. im J. 1877 folgte er diesem als fünfzehnter Baronet.

Cox (John Edmund), engl. Schriftsteller, geb. 1812 in Norwich, wo er in der Lateinschule seine Erziehung empfing. Im All-Souls-College in Oxford studierte er Theologie und wirkte dann als Geistlicher an verschiedenen Pfarrstellen in Norfolk und seit 1844 in London. Seine Schriften behandeln vorzugsweise theol. und freimaurerische Gegenstände. Unter den erstern verdienen Erwähnung seine «Principles of the Reformation» (1844) und «Protestantism contrasted with Romanism» (1852). Daneben veranstaltete er Ausgaben von James' «Bellum Papale», sowie von den «Works of Cranmer». Unter den Freimaurern bekleidete C. zehn Jahre den Posten des Kaplans der Großen Loge von England und veröffentlichte außer manchen kleinern für das Freimaurertum interessanten Schriften «Dr. Ashe's manual and lectures» (1870) und «The old constitutions of the order» (1871). C. ist auch Kaplan der Königl. Gesellschaft der Musiker und lieferte in seinen «Musical recollections of the last half century» (1872) interessante Beiträge zur neuern Geschichte der Musik in England.

Coxa (lat.), die Hüfte.

Coxalgie (Freiwilliges Hinken), s. u. Hinken.

Coxcie (Michael), niederländ. Maler, s. Coxis.

Coxe (Henry Octavius), engl. Gelehrter, geb. 1811, empfing seine Erziehung in der Westminsterschule in London und im Worcester-College, Oxford, trat in den geistlichen Stand und wurde 1838 als Unterbibliothekar in der Bodleyanischen Bibliothek in Oxford angestellt, an der er seitdem (von 1860 an als Oberbibliothekar) bis ans Ende seines Lebens wirkte. Daneben war er Inhaber einer Pfründe in Wytham in Berkshire und wurde für das J. 1842 zum Prediger an der Universitätskirche in Oxford, für das J. 1868 zum Prediger an der königl. Hofkirche in Whitehall ernannt. Ehrenmitglied der Worcester- und Corpus-Christi-Colleges, sowie der Royal Society of Literature, versah C. zugleich die Ämter eines der Curatoren der Universitätsgalerien in Oxford und eines der Delegaten der «Clarendon Press». Als Schriftsteller machte er sich durch die Herausgabe der «Chronicles of Wendover» (Lond. 1841—44) für die Englische Historische Gesellschaft, sowie durch die Herausgabe des «Metrical life of Edward the Black Prince, in French, by Chandos Herald» (Lond. 1842) und von Gowers' «Vox Clamantis» für den Roxburghe-Club (Lond. 1850) bekannt. Außerdem verfaßte er den «Catalogue of the Mss. belonging to the Colleges and Halls of Oxford» (Oxford 1852) und die «Catalogues of the Greek and other Mss. in the Bodleian». C. starb in Oxford 8. Juli 1881.

Coxe (William), engl. Reiseschriftsteller und Historiker, geb. 7. März 1747 zu London, trat 1771 in den geistlichen Stand und machte als Führer des jungen Grafen von Pembroke 1775—79 eine Reise durch einen großen Teil Europas. Ein Ergebnis derselben waren seine «Sketches on the natural, civil and political state of Switzerland», die nach einem zweiten Besuche des Landes in einer Umarbeitung unter dem Titel «Travels in Switzerland and the country of the Grisons» (3 Bde., Lond. 1789) erschienen und in der vierten Auflage (1801) durch eine Geschichte der Revolution von 1798 vermehrt wurden. Als Führer des nachmaligen Parlamentsmitgliedes Whitbread trat er 1784 eine neue Reise durch das südl. und nördl. Europa an, bereiste 1786 die Schweiz und Frankreich und 1794 Holland, Deutschland und Ungarn. Seine Beobachtungen legte er in den «Travels in Poland, Russia, Sweden and Denmark» (5 Bde., Lond. 1784—90; 4. Aufl. 1803; deutsch von Pezzl, 3 Bde., Zür. 1785—95) nieder. C. kam in den Besitz mehrerer geistlicher Pfründen, wurde 1805 Archidiakonus in Wiltshire, erblindete in seinen letzten Lebensjahren und starb 8. Juli 1828 zu Bemerton. Als Geschichtschreiber trat er zuerst mit den nach Familienpapieren bearbeiteten «Memoirs of Sir Rob. Walpole» (3 Bde., Lond. 1798) auf, denen «Memoirs of Horatio Lord Walpole» (Lond. 1802), «History of the house of Austria» (3 Bde., Lond. 1807; deutsch von Dippold und Wagner, 4 Bde., Lpz. 1810—17), «Historical memoirs of the Bourbon Kings of Spain» (3 Bde., Lond. 1813) und «Memoirs of John, Duke of Marlborough» (3 Bde., Lond. 1817—19; deutsch, 6 Bde., Wien 1820) folgten. Er gab auch «The private and original correspondence of the Duke of Shrewsbury» (Lond. 1821) heraus. Nach seinem Tode erschienen: «Memoirs of the administration of Henry Pelham» (2 Bde., Lond. 1829).

Coxis, Codisien (nach Vasari) oder Coxcie (Michael), niederländ. Maler, geb. zu Mecheln um 1498, lernte die Kunst unter Bernhard von Orley und Schoreel. Später ging er nach Rom, studierte den Rafaelschen Stil und fertigte namentlich Freskogemälde, z. B. in Sta.-Maria dell' Anima. Nach seiner Heimat zurückgekehrt, wurde er Hofmaler Philipps II. und kam zu großem Wohlstand. Er starb infolge eines unglücklichen Falls 5. März 1592 in Mecheln. C. gehört zu denjenigen niederländ. Meistern, welche den Einfluß der ital. Kunst glücklich mit den Traditionen ihrer altheimatlichen Schule des 15. Jahrh. zu verbinden wußten. Arbeiten von ihm finden sich in Ste.-Gudule und Notre-Dame des Victoires in Brüssel, in Ste.-Gertrude zu Löwen, in der Gemäldesammlung daselbst: Christus zwischen Petrus und Paulus, von besonders glücklicher Nachahmung Rafaels, aber sehr beschädigt. Mehr Verbindung flandr. und ital. Manier zeigen die Bilder in der Akademie von Antwerpen, sowie ein heil. Sebastian in der Marienkirche ebendaselbst. Auch die Jakobskirche zu Gent, die Jesuitenkirche zu Brügge, der St. Veitsdom in Prag u. s. w. besitzen Bilder von seiner Hand. Die Mehrzahl seiner Werke ging nach Spanien. Vorzüglich berühmt ist seine Kopie des großen, von den Gebrüdern van Eyck gemalten genter Altarwerks, welche er für König Philipp II. von Spanien fertigte. Gegenwärtig finden sich die Tafeln derselben zerstreut in Berlin, München und Gent. Man schreibt ihm ferner 32 Zeichnungen mit Kompositionen zur Geschichte der Psyche zu, in denen sich eine Annäherung an Rafaels Stil ausspricht, auch im einzelnen Skizzen von Rafael benutzt sein mögen. Die Blätter wurden von Agostino Veneziano und Marc Anton Raimondi gestochen. Auch sind Glasgemälde nach ihnen gefertigt worden.

Coxitis, s. unter Gelenkentzündung und Hinken.

Coxwell (Henry Tracey), engl. Luftschiffer, geb. 2. März 1819 zu Wouldhambe Rochester Castle, ward auf der Kriegsschule zu Chatham ausgebildet, trat dann in die Armee, wurde aber später Zahnarzt. Von Jugend auf hegte er eine starke Neigung für Luftschiffahrten und seit 1844 beschäftigte er sich hauptsächlich damit. Er gründete 1845 das von ihm

redigierte «Aërostatic Magazine» und machte seitdem über 700 Luftschiffahrten, von denen die bemerkenswerteste die vom 17. Juli 1862 ist, bei welcher er mit Glaisher, einem andern Luftschiffer, von Wolverhampton aus bis 11000 m hoch aufstieg.

Coyang oder Koyang, niederländ. Koijan, der Name einer großen Gewichts- oder Maßmenge, namentlich an Getreide und Salz, in verschiedenen Gegenden Ostindiens. 1) Auf Java. Das C. der Stadt Batavia begreift 27 dasige Pikols oder 3375 alte holländ. Troypfund = 1661,006 kg; das C. von Cheribon und Surabaya 30 Pikols oder 3750 holländ. Troypfund = 1845,629 kg; das C. von Samárang 28 Pikols oder 3500 holländ. Troypfund = 1722,587 kg; das C. von Bantam 64 Pikols oder 8000 holländ. Troypfund = 3937,342 kg. 2) Auf Sumatra, daselbst auch für flüssige Waren üblich. Das C. von Benkulen ist ein Maß von 201600 engl. Kubikzoll oder 11,36 engl. Imperial Quarters = 33,03 hl. Das C. von Natal ist = 18,16 engl. Imperial Quarters = 52,807 hl. Das C. von Padang (zunächst für Salz) begreift 3750 holländ. Troypfund Gewicht = 1845,629 kg (wie in Cheribon und Surabaya (s. oben). Das C. von Atschin für Getreide und Flüssigkeiten ist ein Maß von etwa $13\frac{1}{3}$ hl. 3) Auf den Molukken. Das C. begreift 25 Pikols zu 100 Kättis Silbergewicht, demnach 3000 holländ. Troypfund = $1476\frac{1}{2}$ kg. 4) In Singapore. Das C. für Reis, Sago und Sesamsamen begreift 40 chines. Pikols oder $5333\frac{1}{3}$ engl. Handelspfund = $1814\frac{1}{3}$ kg, das C. für Salz 52 chines. Pikols oder $6933\frac{1}{3}$ engl. Handelspfund = 3144,9 kg. 5) Auf Pinang (Pulo, Pinang, Prince of Wales' Island). Das C. ist a) ein Getreide-, Salz- und Flüssigkeitsmaß von 217,320 engl. Kubikzoll = 35,611 hl, welches an Gewicht von Reis etwa 45, von Salz etwa 63 chines. Pikols enthält; b) ein Gewicht von 40 chines. Pikols oder $5333\frac{1}{3}$ engl. Handelspfund = $1814\frac{1}{3}$ kg (vgl. oben unter 4, Singapore). 6) Auf den Philippinischen Inseln verkauft man Reis und überhaupt Getreide, sowie Kaffee und Kakao auch nach dem Maße Caban oder Cavan (ursprünglich dasselbe Wort wie C.), welches = 3,47 span.-castil. Kubikfuß, also 75,065 l. Das Gewicht des Caban an Reis wechselt zwischen 96 und 135 engl. Handelspfund, wird aber gemeinhin zu etwa 124 solchen Pfund gerechnet = etwa $56\frac{1}{4}$ kg; an Weizen nimmt man als sein Gewicht 150, an Kaffee 52, an Kakao 83 span.-castil. Pfund (zu 460,093 g) an. 7) In Siam ist das C., Kuan oder Kiang (franz. Kien), das Fuder, ein Maß für Getreide, Sesam und Salz, welches reichlich 10 hl enthält. — 8) In Bengalen ist das Kahuhn (engl. Khahoon, im Grunde das nämliche Wort wie C.) ein Gewicht für Getreide von 40 Faktorei-Mahnds oder $2986\frac{2}{3}$ engl. Handelspfund = 1354,73 kg.

Coypel, eine franz. Familie, aus welcher mehrere berühmte Maler stammen. — Noel C., geb. zu Paris 25. Dez. 1628, wurde viel von Ludwig XIV. beschäftigt und 1663 in die Akademie aufgenommen. Dann übertrug man ihm die Malereien im alten Louvre, nach den Kartons von Lebrun, und die in den Tuilerien, nach deren Vollendung ihn der König zum Direktor der franz. Akademie in Rom ernannte. Später kehrte C. nach Paris zurück und begann noch in seinem 78. Jahre die große Kapelle des Hôtel des Invalides mit Fresken auszuschmücken, starb aber 21. Dez. 1707 während der Arbeit. Unter seine vorzüglichsten Gemälde zählt man die Marter des heil. Jakobus in der Kirche Notre-Dame; Kain, der seinen Bruder ermordet, sein Aufnahmestück für die Akademie; die Dreieinigkeit und die Empfängnis der heiligen Jungfrau im Hôtel des Invalides. C.s Werke zeugen von einer reichen Einbildungskraft, sind korrekt gezeichnet und haben ein liebliches Kolorit.

Antoine C., des vorigen Sohn, geb. zu Paris 11. April 1661, ging als 11jähriger Knabe mit seinem Vater nach Rom und begann sich dort nach den großen Meistern, besonders den venet. Koloristen, zu bilden. Dieses Studium wurde durch seine allzu frühe Rückkehr nach Frankreich zum Nachteil seiner Ausbildung unterbrochen. Doch seine reiche Erfindungsgabe und sein blendendes Kolorit ließen die Ungründlichkeit der Zeichnung und den Mangel an Harmonie übersehen. Er ward ein vielbegehrter und geehrter Maler. Schon im 20. Jahre wurde er Mitglied der Akademie, später geadelt, Direktor der Akademie und 1715 erster Maler des Königs. Sein Stil, auf den Reformen Berninis basierend, schließt sich dem damals tonangebenden Lebrun an. Er veröffentlichte «Discours prononcés dans les conférences dans l'académie de la peinture» (Par. 1721) und ein poetisches Schreiben an seinen Sohn. Auch hatte er bedeutenden Anteil an der «Histoire du roi Louis le Grand par les médailles» (Par. 1691) und den «Médailles sur les principaux événements du règne de Louis le Grand» (1702). Er starb zu Paris 1. Jan. 1722.

Noel Nicolas C., Stiefbruder des vorigen, gewöhnlich C. der Onkel genannt, geb. zu Paris 18. Nov. 1690, gest. daselbst 14. Dez. 1734, hielt sich, dem herrschenden Geschmack entgegen, an die Nachahmung der Natur, fand aber weniger Beifall als die vorigen und erhielt erst spät eine Stelle in der Akademie. Für seine beste Arbeit hält man ein Gemälde am Gewölbe der Kapelle der heil. Maria in der Kirche von St.-Sauveur zu Paris.

Charles Antoine C., der Sohn Antoines, geb. zu Paris 11. Juni 1694, folgte der Manier seines Vaters und fand reichen Beifall, da er dem Zeitgeschmack entgegenkam. Sein Kolorit ist grell und seine Gemälde sind hingeworfene blendende Farbenmassen ohne Harmonie. Er stach auch eine große Menge von Blättern eigener Erfindung und zeichnete viel für Gobelinsfabrikation. C. starb als erster Maler des Königs Ludwig XV. von Frankreich 14. Juni 1752 und hinterließ auch mehrere Lust- und Trauerspiele.

Coypu oder Schweifbiber, s. unter Biber.

Coysevox (Charles Antoine), franz. Bildhauer, geb. zu Lyon 29. Sept. 1640, gest. zu Paris 10. Okt. 1720, Schüler von Lerambert, und einer der vorzüglichsten Künstler unter der Regierung Ludwigs XIV. Er ist nicht immer korrekt, aber seine Figuren sind ausdrucks- und lebensvoll. Zu seinen schönsten Werken in Paris gehören: das Grabmal des Ministers Colbert, in der Kirche St.-Eustache; das Monument, welches er seinem Freunde, dem Maler Lebrun, in St.-Nicolas du Chardonnet errichtete; das Mausoleum des Kardinals Mazarin. Der Kardinal ist kniend dargestellt; auf der Basis ihm zur Seite sitzen drei allegorische Figuren, welche die Treue, die Klugheit und die Fülle darstellen. Einige der besten Statuen des Tuileriengartens sind ebenfalls von der Hand dieses Meisters: der

flötenspielende Faun, die Flora, die Hamadryade längs dem Gitter des ehemaligen kaiserl. Privatgartens, die Fama auf einem Flügelroß und der Merkur auf dem Pegasus, zwei an dem Durchgange nach dem Concordeplatz errichtete Gruppen. C. hinterließ auch treffliche Porträtbüsten. Vgl. Deménieur, «La sculpture et les sculpteurs français du XVII[e] siècle» (Par. 1882).

Cr, chem. Zeichen oder Symbol für Chrom.

Crabbe (George), engl. Dichter, geb. 24. Dez. 1754 zu Aldborough in Suffolk, war ursprünglich zum Wundarzt bestimmt, entsagte aber dieser Laufbahn und ging 1779 nach London, wo er mit vielem Ungemach zu kämpfen hatte, bis er an Burke einen Gönner fand. Auf dessen Rat und mit dessen Unterstützung widmete er sich dem Studium der Theologie mit solchem Fleiße, daß er, ohne eine Universität besucht zu haben, als Geistlicher angestellt werden konnte. Seine ersten Dichtungen waren: «The library» (1781), «The village» (1783) und «The newspaper» (1785; deutsch von Abel, Berl. 1856). Das geistliche Amt entfremdete ihn fast ganz der Poesie, und erst nach mehr als 20jähriger Pause erschien von ihm das große beschreibende Gedicht «The parish register» (1807), dem er «The borough» (1810), «Tales in verse» (1812) und zuletzt «Tales of the hall» (1819) folgen ließ. C.s Dichtungen tragen meist einen düstern und ernsten Charakter; nicht mit Unrecht hat man ihn den Dichter der Armen und des Unglücks genannt. Seine Naturschilderungen sind anschaulich und treu; sein Stil überaus klar und einfach. C. starb 3. Febr. 1832 zu Trowbridge in Wiltshire, wo er seit 1813 als Pfarrer gelebt hatte. Eine Sammlung seiner Schriften mit Lebensbeschreibung gab sein Sohn heraus (neue Aufl., 8 Bde., Lond. 1847).

Crabbetje (Krabbetje), s. Asselyn (Jan).

Crabeth (Dirk und Wouter), niederländ. Glasmaler, von denen die allgemein bewunderten Glasgemälde in der St. Janskirche zu Gouda in Südholland herrühren, waren Brüder und scheinen zu Gouda selbst geboren zu sein. Von ihren Lebensumständen ist fast nichts weiter bekannt, als daß Wouter 1581 und Dirk um 1601 gestorben ist. Außer Gouda haben auch noch andere Kirchen in Belgien und Frankreich, wahrscheinlich auch in Spanien, Werke von ihnen aufzuweisen. Von den elf Fenstern der St. Janskirche zu Gouda sind sieben von Dirk und die übrigen von Wouter gemalt. Letzterer übertraf seinen Bruder in Anmut und Klarheit des Kolorits, jener dagegen übertragt diesen bei weitem in Bezug auf die Glut der Farbenpracht. Sie vereinigen die mittelalterliche Technik der Glasmalerei mit der Formgebung des von Italien stammenden Renaissancestils.

Crachement (frz., das Ausspeien, Auswerfen), das Ausspeien von flüssigem Metall aus feuchten Gußformen; der Abzug der Pulvergase aus Hinterladern über die Liederungsflächen; das Heraustreten oder «Ausfauen» des Wergs aus den Schiffsfugen.

Cradock, Division in der Nordostprovinz der brit. Kapkolonie, eine vom Großen Fischfluß bewässerte Hochebene von 8409 qkm mit (1875) 12084 E., worunter 5967 Weiße und 1523 Hottentotten. Die Hauptstadt C., am Großen Fischfluß, 1826 gegründet, hat eine schöne holländische reform. Kirche, eine engl. Episkopal-, methodistische und Independentenkirche; gute Schulen, eine Bibliothek, zwei Banken und 1712 E. In der Nähe von C. befinden sich Schwefelquellen.

Craesbeeck (Jos van), niederländ. Maler, war in Neerlinter (Brabant) angeblich 1609 geboren. Über sein Leben ist wenig bekannt. Gleich vielen Malern seiner Heimat war er ursprünglich Handwerker und zwar Bäcker. Als solcher erscheint er 1631 in Antwerpen urkundlich, schon drei Jahre später jedoch als Mitglied der Schilderbent. Von Antwerpen begab er sich 1651 nach Brüssel, wo er um 1660 gestorben ist. C.s meist genrehafte Bilder, welche erst in neuerer Zeit hochgeschätzt werden, erinnern an seines Freundes Adrian Brouwer ähnliche Gegenstände behandelnde Schöpfungen, sind aber von größerer Feinheit und klarer im Tone. Eins seiner trefflichsten Werke ist im Belvedere zu Wien: Soldaten mit Weibern im Gespräche, aufbewahrt. Seine Lieblingsmotive sind Raufhändel, Schenkenscenen u. dgl., bei welchen er zuweilen fast an Karikatur streift.

Crag heißen die jüngsten Tertiärablagerungen Englands, meist aus Mergeln und Sanden bestehend und reich an Resten von Bryozoën, Mollusken und Wirbeltieren, die zum Teil auf ein kälteres Klima, als das jetzt dort herrschende, hinweisen.

Craik (Dinah Maria), engl. Romanschriftstellerin, s. Mulock.

Craik (Georgiana Marion), engl. Schriftstellerin, geb. 1831 in London, betrat schon früh die schriftstellerische Laufbahn und machte sich namentlich durch ihre zahlreichen Novellen bekannt. Hervorzuheben sind: «Riverstone» (1857), «Lost and Won» (1859; deutsch 1863), «My first jonrnal» (1860), «Playroom stories» (1862), «Winifreds Wooing» (1862), «Leslie Tyrrel» (2 Bde., 1867), «Cousin Trix» (1867), «Mildred» (3 Bde., 1868), «Only a butterfly» (1873), «Theresa» (1874), «Sylvia's choice» (1874).

Crail, schott. Seestadt in der Grafschaft Fife, 15 km im SO. von St.-Andrews, am Nordende des Firth of Forth, nahe dem Kap Fife Neß, eine alte kleine Fischerstadt von (1881) 1145 E., die schon im 9. Jahrh. erwähnt wird. König David I. von Schottland residierte hier.

Crailsheim (Krafft, Freiherr von), bayr. Minister des Auswärtigen und des königl. Hauses, geb. 15. März 1841 zu Ansbach als Sohn eines bayr. Offiziers, der einer aus Württemberg stammenden prot. Familie angehört. Er studierte 1858—62 in Erlangen, Leipzig und Zürich Kameralwissenschaften und wurde nach Ablegung seines Staatsexamens 1865 Praktikant bei der Regierung zu Ansbach. Im J. 1868 Bezirksamtsassessor in Brückenau, 1870 Hilfsarbeiter im Handelsministerium, wurde er 1871 bei Auflösung des letztern in das auswärtige Ministerium versetzt und 1874 zum Legationsrat, 1879 zum Geheimen Legationsrat befördert. Seine Thätigkeit erstreckte sich auf die Bearbeitung der Personalien in den Gesandtschaften, das Archivwesen, die Rheinschiffahrtsverhältnisse und insbesondere auf die Kontrolle über die Pfälzischen Eisenbahnen. Am 4. März 1880 wurde er als Nachfolger Pfretzschners zum Minister des Auswärtigen ernannt, ohne jedoch zugleich, wie sein Amtsvorgänger, den Vorsitz im Ministerrate zu übernehmen; der letztere wurde vielmehr dem Minister von Lutz übertragen. Ohne ausgeprägte polit. Parteistellung zeigte C. sich stets als ein loyaler Verteidiger der Reichsidee und wußte in den Verhandlungen mit dem Landtage durch sein

gewandtes und persönlich gewinnendes Auftreten manche Erfolge zu erringen.

Crambambuli (poln.), ursprünglich Danziger Kirschwasser (Liqueur) von starker Qualität, dann in der Studentensprache überhaupt ein starkes Getränk.

Crambe (lat.), Kohl; C. **repetita** (wörtlich «wiederholter Kohl», in Juvenals «Satiren», 7, 154), C. **bis cocta** (wörtlich «zweimal gekochter Kohl»), soviel wie aufgewärmter Kohl, zur spöttischen Bezeichnung von etwas längst Bekanntem, was als etwas Neues mitgeteilt wird.

Crambe *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Cruciferen, besteht aus Kräutern, Halbsträuchern und Sträuchern der gemäßigten Zone beider Hemisphären mit kleinen, in Trauben oder Rispen gestellten weißen Blüten und nicht aufspringenden, zweifächerigen, gegliederten Schötchen, deren unteres Glied (Fach) leer, das obere größere, kugelförmige einsamig ist. Zu dieser Gattung gehört der **Meer-, See- oder Strandkohl** (*C. maritima L.*), ein perennierendes, am Strande der Ostsee sowie an den vom Atlantischen Meer bespülten Küsten Europas wildwachsendes Kraut, welches bei gehöriger Pflege ein wohlschmeckendes, spargelartiges Gemüse liefert und deshalb in England schon lange kultiviert wird. Diese Pflanze hat einen vielköpfigen, Ausläufer treibenden Wurzelstock, langgestielte, rundliche, gelappte, grundständige Blätter von blaugrüner Farbe und etwas fleischiger Beschaffenheit, einen bis 60 cm hohen, fast blattlosen, rispig verzweigten Stengel und kleine, weiße, in kurze Trauben gestellte Blüten, deren längere Staubfäden an der Spitze gabelteilig sind. Als Gemüse benutzt man nur die jungen, gebleichten Schossen, welche geschält und wie Spargel zubereitet werden. Das Bleichen, wodurch sie zart und saftig werden, bewirkt man dadurch, daß man die im März oder April hervorbrechenden Schossen mit einer Strohkappe umgibt und sie so vergeilen läßt. Sind sie 16—20 cm hoch geworden, so schneidet man sie ab. Die Stöcke kann man in dieser Weise viele Jahre hintereinander benutzen, doch nicht vor dem dritten Jahre nach der Aussaat. Man vermehrt die Pflanze am bequemsten durch Zerteilung der Stöcke oder Verpflanzen von Wurzelschossen. Nur in Ermangelung solcher zieht man sich Pflanzen aus Samen in Mistbeeten, welche man später in Abständen von je 60 cm verpflanzt. Neuerdings hat sich die Kultur des Meerkohls auch in Deutschland mehr eingebürgert.

Eine andere bemerkenswerte Art ist der **spitzblätterige oder tatarische Meerkohl** (*C. tataria Jacq.*). Derselbe hat einen verzweigten, meerrettichartigen Wurzelstock, fiederspaltige bis fiederteilige, samt dem Stengel in der Jugend steifhaarige, sehr starre Blätter von schön grüner Farbe und ebenfalls rispig gruppierte Blütentrauben. Diese Art wächst im östl. Europa wild und kommt noch in Mähren vor. Ihre milchschmeckende Wurzel wird in Ungarn in der Weise wie die Selleriewurzel zu Salat benutzt, auch samt den Blättern gekocht als Gemüse verspeist.

Cramer (Joh. Andr.), Kanzelredner und Dichter, geb. zu Jöhstadt im sächs. Erzgebirge 27. Jan. 1723, studierte seit 1742 Theologie zu Leipzig, war an den «Bremer Beiträgen» wie an der «Sammlung vermischter Schriften von den Verfassern der neuen Beiträge u. s. w.» Mitarbeiter und begann 1745 Vorlesungen zu halten. C. wurde 1748 Prediger zu Crellwitz, 1750 Oberhofprediger zu Quedlinburg und durch Klopstocks Einfluß 1754 Oberhofprediger und Konsistorialrat zu Kopenhagen, wo er auch 1765 eine Professur der Theologie erhielt. Die Kränkungen, die er hier nach dem Tode König Friedrichs V. zu leiden hatte, bewogen ihn, 1771 einen Ruf als Superintendent nach Lübeck anzunehmen, von wo er 1764 als Prokanzler und erster Professor der Theologie nach Kiel ging. Im J. 1784 zum Kanzler und Kurator der Universität ernannt, starb er hier 12. Juni 1788. C. war einer der ersten Kanzelredner seiner Zeit. Als Dichter wurde er vorzüglich bekannt durch seine geistlichen Lieder und Oden, die sich durch Reinheit des Verses, Kraft des Ausdrucks und Tüchtigkeit der Gesinnung auszeichnen, namentlich seine bekannte und schwungvolle Ode auf Luther. Sie erschienen unter dem Titel: «Sämtliche Gedichte» (3 Bde., Deff. u. Lpz. 1782—83) und «Hinterlassene Gedichte», herausgegeben von seinem Sohne Karl Friedrich C. (3 Hefte, Hamb. 1791). Unter seinen übrigen zahlreichen Arbeiten sind noch zu nennen die treffliche Biographie Gellerts (Lpz. 1774), eine Übersetzung und Fortsetzung von Bossuets «Einleitung in die Geschichte der Welt und der Religion (7 Tle. in 8 Bdn., Hamb. u. Lpz. 1748—86) und die poetische Bearbeitung der Psalmen (4 Bde., Lpz. 1755—64).

Cramer (Karl Friedrich), Sohn des vorigen, geb. 7. März 1752 zu Quedlinburg, war zu Göttingen, wo er studierte, Mitglied des Göttinger Dichterbundes und lebte sodann in Kiel, wo er 1775 eine Anstellung als Professor erhielt, in vielfacher schriftstellerischer Thätigkeit. Wegen seiner Sympathien für die Französische Revolution 1794 seines Amtes entlassen, ging er nach Hamburg und 1795 nach Paris, wo er sich als Buchhändler und Buchdrucker niederließ. Er büßte jedoch durch sein Unternehmen sein ganzes Vermögen ein, mußte sich sogar eine Zeit lang von Paris entfernen und starb bald nach seiner Rückkehr 8. Dez. 1807. Talentvoll, unermüdlich thätig und kenntnisreich, ließ sich C. nur zu sehr von seinem Feuereifer und Hang zum Sonderbaren beherrschen. Seine Vorliebe für Klopstock, welcher auch an ihn eine seiner schönsten Oden richtete, veranlaßte ihn zu den Werken «Klopstock. Er und über ihn» (5 Bde., Hamb. 1779—92) und «Klopstock. In Fragmenten aus Briefen von Tellow an Elisa» (2 Bde., Hamb. 1777—78). Seine pariser Verbindungen und Bekanntschaften gestatteten ihm, in seinem «Tagebuch aus Paris» (2 Bde., Par. 1800), in «Individualitäten aus und über Paris» (4 Hefte, Amsterd. 1806—7) und in «Ansichten der Hauptstadt des franz. Kaiserreichs», die er mit Pinkerton und Mercier (2 Bde., Amsterd. 1807—8) herausgab, über die damaligen pariser Verhältnisse interessante Aufschlüsse zu geben.

Cramer (John Anthony), engl. Philolog, geb. 1793 zu Mitlödi im schweizer Kanton Glarus, aus einer deutschen Familie, studierte in England und wurde 1822 Pfarrer zu Binsey in der Grafschaft Oxford. Im J. 1831 erhielt er die Stelle eines Prinzipals der New Inn-Hall in Oxford, wurde noch in demselben Jahre zum Public Orator, 1842 zum Professor der neuern Geschichte an der Universität zu Oxford ernannt; er starb 24. Aug. 1848 zu Brighton. Von seinen Werken sind, außer der gemeinschaftlich mit H. L. Wickham bearbeiteten «Dissertation on the passage of Hannibal over the Alps» (Oxf. 1820; 2. Aufl. 1828), hervorzuheben: die Beschreibungen des alten Italien (2 Bde., Lond.

1826), Griechenlands (3 Bde., Lond. 1828) und Kleinasiens (2 Bde., Lond. 1832); ferner «Anecdota Graeca codicum manuscriptorum bibliothecae Oxoniensis» (4 Bde., Orf. 1834—37), «Anecdota Graeca e codicibus manuscriptis bibliothecae regiae Parisiensis» (4 Bde., Orf. 1839—41), «Catenae Graecorum patrum in Novum Testamentum» (7 Bde., Orf. 1839—41), «Study of modern history» (Orf. 1843).

Cramer (Joh. Baptist), Pianofortevirtuos, besonders ausgezeichnet als Lehrer und Komponist für dieses Instrument, wurde zu Mannheim 24. Febr. 1771 geboren und kam mit seinem Vater, dem tüchtigen Violinisten Wilhelm C., schon in seinem zweiten Lebensjahre nach London. Zuerst auf der Violine unterrichtet, ging er bald zum Klavierspiel über, worin Benser und Schröter, später Clementi seine Lehrer waren. Schon mit 17 Jahren unternahm er eine Kunstreise, die bis 1791 währte und ihm große Erfolge einbrachte. Hierauf wurde er in London ein sehr gesuchter Klavierlehrer und gab seine ersten Kompositionen heraus. Nach einigen Jahren trat er eine zweite Reise über Wien nach Italien an. Später lebte er lange Zeit in London, wo er auch Mitbegründer einer noch jetzt bestehenden großen Musikalienhandlung wurde, machte mehrmals Ausflüge nach dem Kontinent, nahm 1832 seinen Aufenthalt zu Paris, kehrte jedoch Mitte der vierziger Jahre nach London zurück. C. starb 16. April 1858 zu Kensington, in der Nähe von London. Sein Klavierspiel war ausgezeichnet durch Delikatesse und Korrektheit im Technischen wie durch feinen und gefühlvollen Vortrag; seine ganz besondere Stärke war das gebundene Spiel. Komponiert hat er eine große Menge von Klaviersachen verschiedener Art, von denen die größern (z. B. 105 Sonaten, 7 Konzerte, einige Quartette und Quintette) bei guter Arbeit etwas steif und trocken, die kleinern dagegen (Notturnen, Variationen, Rondos u. s. w.) vielfach sehr frisch und anmutig sind. Seine «Etuden» gehören zu den solidesten Grundlagen für das Pianofortespiel.

Cramer (Karl Eduard), Botaniker, geb. zu Zürich 4. März 1831, erhielt daselbst seine Schulbildung, studierte in Zürich und Freiburg, wo er 1855 promovierte, und ließ sich noch in demselben Jahre an der Hochschule in Zürich als Privatdocent der Botanik nieder. Im J. 1861 an die Stelle seines Lehrers Nägeli zum Professor der allgemeinen Botanik am schweiz. Polytechnikum gewählt, richtete C. bei Anlaß der Gründung einer schweiz. landwirtschaftlichen Schule am eidgenössischen Polytechnikum ein pflanzenphysiol. Institut ein, bestehend aus einem Auditorium, einem Sammlungssaal, je einem Saal für mikroskopische Übungen und pflanzenphysiol. Untersuchungen und drei kleinern Arbeitsräumen, sowie einem Garten und Gewächshaus für die besondern Zwecke des Instituts, wurde 1880 auch zum Ordinarius der Hochschule und 1882 zum Direktor des botan. Gartens in Zürich ernannt. Er veröffentlichte namentlich: «Pflanzenphysiol. Untersuchungen», in Gemeinschaft mit Nägeli (2 Hefte, Zür. 1855—58), «Untersuchungen über die Ceramiaceen» (Heft 1, Zür. 1863), «Bildungsabweichungen bei einigen wichtigen Pflanzenfamilien» (Zür. 1864), «Über einige Meteorstaubfälle und den Saharasand» (in den «Schweizerischen meteorolog. Beobachtungen», Bd. 5, 1868), «Fossile Hölzer der arktischen Zone» (in Heers «Flora fossilis arctica», Zür. 1868), «Über den Gitterrost der Birnbäume» (in der «Schweiz. landwirtschaftlichen Zeitschrift», 1876), «Über die geschlechtslose Vermehrung des Farnprothallium» (in den «Denkschriften der schweiz. naturforschenden Gesellschaft», 1881), «Drei gerichtliche Expertisen über Textilfasern» (im «Programm des schweiz. Polytechnikums», 1881).

Cramer (Karl Gottlob), Romanschriftsteller, geb. 3. März 1758 zu Pödelist bei Freiburg a. d. U., besuchte Schulpforta und studierte Theologie zu Leipzig. Hierauf lebte er ohne Anstellung in Weißenfels, dann in Naumburg und seit 1795 mit dem Charakter eines herzogl. sächs. Forstrats in Meiningen. Als Lehrer an der Forstakademie zu Dreißigacker bei Meiningen starb er 7. Juni 1817. Sein erster Roman war «Karl Saalfeld, oder Geschichte eines relegierten Studenten» (Lpz. 1782), dem noch über 50 Romane und Erzählungen voller Schwulst und Plattheiten folgten. Die bekanntesten und bessern darunter sind: «Leben und Meinungen, auch seltsame Abenteuer Erasmus Schleichers, eines reisenden Mechanikus» (1789), «Der deutsche Alcibiades» (1790), «Haspar a Spada» (1792) und «Leiden und Freuden des ehrlichen Jakob Luley, eines Märtyrers der Wahrheit» (1796). Nächst Christian Heinrich Spieß (s. d.) gilt C. als Hauptvertreter des trivialen Romans in Deutschland zur Zeit des höchsten Aufschwungs der Litteratur.

Cranach (Lukas), Kranach oder Kronach, berühmter deutscher Maler, geb. 1472 zu Kronach im Bistum Bamberg. Daß sein ursprünglicher Name Sunder oder Sünder gewesen, ist nicht hinlänglich, die Annahme, daß er Müller geheißen habe, als irrig erwiesen. Man weiß, daß er von seinem Vater die Kunst erlernte, dann aber bis zu seinem 34. Jahre ist wenig über seine Lebensverhältnisse bekannt. C. wurde 1504 Hofmaler des Kurfürsten Friedrich des Weisen von Sachsen. Um diese Zeit schon genoß er einen ausgezeichneten Ruf; von seinen Zeitgenossen wird besonders die Natürlichkeit seiner Darstellungen und die Schnelligkeit, womit er sie zu Stande brachte, gerühmt. C. empfing 1508 vom Kurfürsten einen Wappenbrief und mit diesem das Wappenzeichen einer geflügelten Schlange, welches er indes schon als Künstlerzeichen geführt hatte. Im Auftrage seines Herrn machte er 1509 eine Reise nach den Niederlanden, bei welcher Gelegenheit er den spätern Karl V. (damals acht Jahre alt) malte. Zu Friedrich dem Weisen und dessen beiden Nachfolgern stand C. unausgesetzt in persönlichen Beziehungen. Außer diesem sächs. Fürstenhause waren es besonders Personen des brandenb. Kurhauses, die seine Dienste in Anspruch nahmen. So befand er sich 1541 in der brandenb. Mark. Am Hofe seines Herrn aber war C. ein wahres Faktotum; er bethätigte sich bei Hoffesten und feierlichen Gelegenheiten auch in handwerksmäßiger Weise und wußte auch andere einträgliche Geschäfte mit seinem Berufsfache zu verbinden. So kaufte er 1520 die Apotheke zu Wittenberg; ferner hatte er einen Buchladen und Papierhandel. Nachdem er Ratmann und Kämmerer zu Wittenberg gewesen, wurde er 1537 zum ersten mal und 1540 zum zweiten mal zum Bürgermeister der Stadt erwählt, welches Amt er bis 1544 verwaltete. Zu den großen kirchlichen Reformatoren stand C. in einem innigen Freundschaftsverhältnis. Er ging 1550 auf wiederholte Einladung zu seinem

gefangenen Fürsten und blieb bei ihm bis zum Ende der Haft in Augsburg und Innsbruck. Mit Friedrich kehrte er sodann 1552 nach Sachsen zurück und starb 16. Okt. 1553 zu Weimar, wo er in der Hofkirche begraben wurde. C. arbeitete mit einer Menge von Schülern und Gesellen. Die vorzüglichste Bedeutung unter diesen haben seine beiden Söhne Johannes und Lukas. Der erstere, Johannes C., starb 1536. In einem langen lat. Klagegedicht wird gesagt, daß er einen schärfern Geist, der Vater aber das größere künstlerische Vermögen gehabt habe. Der zweite Sohn, Lukas C., geb. 1515 zu Wittenberg, ist bekannt unter dem Namen des «jüngern C.». Er war ein trefflicher Kolorist, im Porträtfach ausgezeichnet und starb im Jan. 1586 als Bürgermeister von Wittenberg.

Von C. dem Ältern sind zahlreiche Bilder vorhanden. Seine Darstellungen aus der Sagenwelt, wie der sog. Ritter am Scheidewege, Simson unter den Händen der Delila, die kleinen Waldbilder mit Apollo und Diana u. s. w., endlich aus späterer Zeit der Brunnen der Jugend verraten ein gewisses Streben nach Anmut und Leichtigkeit des Vortrags. Sobald er aber die Menschengestalt in großem Maßstabe und mit idealistischer Absicht behandelte, wie z. B. in seinen Darstellungen der Venus, des ersten Menschenpaars u. s. w., reichten seine Kräfte nicht aus. Von seinen Bildern aus der heiligen Geschichte sind aus diesem Grunde diejenigen die anziehendsten, in welchen die genrehaft gehaltenen Figuren überwiegen, wie z. B. in der heil. Ursula mit den Jungfrauen. Von C.s größern Werken sind zu nennen: die Vermählung der heil. Katharina im Dom zu Erfurt, ein Bild aus seiner frühesten Zeit; derselbe Gegenstand in Wörlitz; das Altarbild der Stadtkirche zu Weimar, sein letztes Werk. Zwei Kirchen zu Innsbruck besitzen von ihm Madonnenbilder und die Paulinerkirche zu Leipzig hat von ihm einen Christus, der die Kindlein zu sich kommen läßt. Außerdem finden sich im städtischen Museum daselbst unter anderm noch eine schöne Madonna und das merkwürdige Bild eines Sterbenden. Das große Altarbild in der Stadtkirche zu Schneeberg ist nur unter seiner Aufsicht von seinen Schülern gemalt. Andere Bilder von ihm sind in der Pinakothek zu München, z. B. die Ehebrecherin vor Christo, ein mit vieler Sorgfalt gemaltes Bild. In der ständischen Galerie zu Prag befindet sich eine vortreffliche Darstellung des Sündenfalls u. s. w. Auch Nürnberg, Wien, Braunschweig, Dresden und viele andere Städte haben (teils in Sammlungen, teils im Privatbesitz) C.sche Werke aufzuweisen. Besonders reich ist das berliner Museum, wo sich unter anderm der Jungfernbrunnen, Hercules und Omphale, Venus und Amor, mehrere Bilder von Adam und Eva, sowie die Porträts von Albrecht von Brandenburg, Friedrich dem Weisen u. a. befinden. Auf der dortigen königl. Bibliothek wird C.s sog. Stammbuch aufbewahrt, eine Sammlung von Bildnissen in Deckfarben auf blauem Grund, die aber vom jüngern C. herrühren. Dagegen besitzt Coburg in dem Turnierbuch des Kurfürsten Johann Friedrich einen Band mit 146 Blättern ausgemalter Federzeichnungen von C.s des Ältern Hand. Letzterer lieferte auch acht Kupferstiche und viele Zeichnungen zu Holzschnitten. C. mißbrauchte sein Talent zu handwerksmäßiger Überproduktion, seine Bilder halten deswegen den Vergleich mit denen von Dürer und Holbein und selbst mit Werken von Meistern zweiten Ranges nicht aus. Vgl. Schuchardt, «Lukas C. des Ältern Leben und Werke» (3 Bde., Lpz. 1851—71; hierzu 2 Hefte Kupfertafeln, Lpz. 1851—58); Warnecke, «Lukas C. der Ältere» (Görl. 1879).

Cranbrook (Gathorne Hardy, Viscount), konservativer engl. Staatsmann, wurde 1. Okt. 1814 in Bradford geboren, welche Stadt sein Vater, John Hardy, längere Zeit im Parlament vertrat. Nachdem er in Shrewsbury-School und im Oriel-College in Oxford seine Erziehung empfangen, wählte er die jurist. Laufbahn, bis er 1856 als konservativer Abgeordneter für Leominster ins Parlement kam. Hier zeichnete er sich bald durch seine Rednergabe und praktische Gewandtheit aus und wurde 1858 von Graf Derby als Unterstaatssekretär im Ministerium des Innern angestellt. Wegen des bald nachher erfolgenden Sturzes des Ministeriums Derby war indes diese amtliche Wirksamkeit nur von kurzer Dauer. Erst 1865 trat er wieder hervor, indem er Gladstone als Vertreter der Universität Oxford verdrängte. Bei der Bildung des dritten Ministeriums Derby im Juli 1866 wurde er Präsident des Armenwesens und im Mai 1867, nach Walpoles Rücktritt, Minister des Innern. Diese Stellung bekleidete er bis zu der Bildung des Ministeriums Gladstone im Dez. 1868. Während der folgenden Jahre kämpfte er in den vordersten Reihen der Opposition mit leidenschaftlichem Eifer gegen Gladstones Reformgesetzgebung, besonders gegen die Entstaatlichung der irischen Kirche. In dem Febr. 1874 gebildeten Ministerium Disraeli erlangte er den Posten des Kriegsministers. Diesen vertauschte er im Mai 1878, nach dem Rücktritt Lord Derbys, mit dem Staatssekretariat für Indien und wurde zugleich mit dem Titel Viscount C. ins Oberhaus erhoben. Die orient. Politik Lord Beaconsfields fand in ihm einen ihrer eifrigsten Fürsprecher. Nach Lord Beaconsfields Sturz und Tod hat er keinen hervorragenden Anteil an den öffentlichen Angelegenheiten genommen.

Crane (Walter), engl. Maler, geb. 1845 zu Liverpool, war Schüler seines Vaters, des Porträtmalers Thomas C. (gest. 1859) und des Malers Lintons und ließ sich dann in London nieder. Zu seinen bedeutendsten Ölbildern gehören: Die Geburt der Venus, Proserpina; zu seinen Aquarellen: Frühlingsbote, Platons Garten, Mandelbäume auf dem Monte-Pincio; bekannter wurde C. durch humoristische Illustrationen von Kinderschriften.

Crangon, s. unter Garneelen.

Cranmer (Thomas), einer der ersten Beförderer der kirchlichen Reformation in England, geb. 2. Juli 1489 zu Aslacton in der Grafschaft Northampton, studierte zu Cambridge besonders Griechisch und Hebräisch, erhielt 1510 eine Gelehrtenpfründe (fellowship) im Jesus-Kollegium, wurde 1524 Lehrer der Theologie und 1526 Examinator in seinem Kollegium. Durch eine in Cambridge herrschende Seuche vertrieben, begab er sich nach Waltham in der Grafschaft Essex. Als einst Heinrich VIII. sich in dieser Gegend aufhielt, traf C. mit dem Staatssekretär Gardiner und dem Hofkaplan Fox zusammen, und in einem Gespräche über die beabsichtigte Scheidung des Königs sagte er, man möge die Sache nach der Schrift prüfen und sich auf das Gutachten gelehrter Theologen stützen, statt vom Papste die Entscheidung zu holen. Fox erzählte diese Unterredung dem Könige, der C. zu sich

rief, ihn zu seinem Kaplan ernannte und ihm den Auftrag gab, eine Schrift über die Scheidungsangelegenheit auszuarbeiten. Nach der Vollendung derselben erhielt C. eine einträgliche Pfründe und wurde 1530 nach Rom gesandt, um seine Schrift dem Papste vorzulegen und zu verteidigen; dann wurde er 1531 nach Deutschland geschickt, wo er als Bevollmächtigter Heinrichs VIII. den Kaiser für die Scheidung zu gewinnen suchte und in dieser Angelegenheit vielfache Verhandlungen mit prot. Theologen hatte, in deren Umgang er mit den Ansichten der Reformatoren immer vertrauter ward. Daß er schon damals von der herrschenden Kirche sich zu trennen beabsichtigte, bewies er durch seine Verheiratung mit der Nichte des Pfarrers Osiander in Nürnberg. Bald nachher verlieh ihm der König das erledigte Erzbistum von Canterbury. C. nahm diese Würde ungern an, da er die Launen des Königs fürchtete, da ferner der dem Papste zu leistende Eid seinen Überzeugungen widerstritt und seine heimliche Ehe mit dem kanonischen Rechte nicht vereinbar war, obschon die engl. Gerichte die Priesterehe bereits als rechtmäßig anerkannt hatten. Er leistete den Eid mit der Verwahrung, daß er denselben nur in dem Sinne nehme, der mit den göttlichen Gesetzen, den Rechten des Königs und den Landesgesetzen im Einklange stehe.

Bald nach seiner Einsetzung (1533) sprach er das Scheidungsurteil über die königl. Ehe aus, und als der Papst mit dem Banne drohte, war C. ebenso zum Widerstande gerüstet wie der König, den ein Beschluß des Parlaments schon zum Oberhaupt der Kirche erklärt hatte (1534). C. suchte nun die Reformation zu befördern, soviel die Willkür des Königs und die Gegner der Neuerung es ihm gestatteten. Während er durch eindringliche Predigten wirkte, ward auch durch ihn dem Volke 1539 die Bibel in der Landessprache zugänglich gemacht («Die große Bibel»). Solange er es wagen durfte, kämpfte er gegen die auf des Königs Verlangen vom Parlament festgesetzten sechs Artikel (the bloody act), die jeden zum Tode verurteilten, der sich gegen die Brotverwandlung, Totenmesse, Ohrenbeichte und die Priesterehe erklärte. Nach Heinrichs Tode (1547) konnte er freier wirken. Als Maria, die kath. Tochter Heinrichs VIII. von seiner geschiedenen Gemahlin Katharina von Aragonien, 1553 den Thron bestieg, wurde C. mit andern Beförderern der Reformation ins Gefängnis gebracht, seiner Würde entsetzt und als Ketzer zum Tode verurteilt. Während seiner langen Haft zu Oxford verleitete man den Greis zur Unterzeichnung mehrerer Erklärungen, in welchen er die wesentlichsten Lehren des röm. Glaubens annahm. Endlich ward ihm sogar eine Rede vorgeschrieben, worin er seine Schuld öffentlich bekennen sollte. Sein Tod aber war von seinen Feinden zum voraus beschlossen. Nachdem die Königin und ihr Gemahl Philipp II. den Befehl zur Hinrichtung gegeben hatten, ward C. zur Kirche geführt, wo er die vorgeschriebene Rede halten sollte. Allein hier erklärte er mit Würde, daß nur Todesfurcht ihn verleitet habe, die Wahrheit zu verleugnen. Am 21. März 1556 führte man ihn zum Scheiterhaufen, den er mit Heldenmut bestieg, indem er seine rechte Hand, die den Widerruf unterzeichnet hatte, zuerst in das Feuer steckte und sie langsam verbrennen ließ. Vgl. Strype, «Memorials of the life and works of C.» (Lond. 1694; neue Ausg., 2 Bde., Orf. 1840), und Todd, «Life of C.» (2 Bde., Lond. 1831). Todd gab auch C.s Verteidigung der Transsubstantiation (Lond. 1825) und Burton den unter C.s Namen bekannten Katechismus (Orf. 1829) neu heraus.

Crannoges (Holzinseln), Spuren alter Bauten in irischen Seen, durch Einrammen von Pfählen und Versenken und Aufschütten von Steinen und Erde künstlich hergestellte Inselchen. Diese annähernd kreisrunden Inseln haben 19—68 m Durchmesser und sind von Pfahlreihen umgeben; in ihrem Mittelpunkt steht ein aus Steinplatten bestehender Herd. Auch viele Geräte aus Stein, Knochen, Holz, Bronze und Eisen fanden sich auf ihnen, namentlich Waffen. Die ersten C. entdeckte Wilde 1836 in den Gewässern des Shannon; später wurden auch in Schottland einige C. gefunden.

Cransac, Flecken im franz. Depart. Lot, in der Nähe von Figeac (s. d.).

Craon, Stadt im franz. Depart. Mayenne, Arrondissement Château-Gontier, am rechts in die Mayenne gehenden Oudon, durch Zweigbahn nach Chemazé mit der Westbahn verbunden, zählt (1876) 3874, als Gemeinde 4675 E. Dabei steht ein schönes Schloß aus dem 18. Jahrh. Zur galloröm. Zeit hieß der Ort Cronium. Hier stand 846 eine Festung Credo (Crovio) gegen die Normannen; C. gehörte seit dem frühen Mittelalter stets zu Anjou. Heinrich IV. ließ 1604 Schloß und Festung schleifen.

Craonne, Flecken im franz. Depart. Aisne, Arrondissement Laon, 20 km im SO. von Laon, am Fuße eines 200 m hohen Bergs, mit 700 E., die Bonneterien fertigen, bekannt durch die Schlacht vom 7. März 1814 zwischen Napoleon und der Nordarmee der Alliierten (Blücher, York, Winzingerode).

Crapaud (frz.), Kröte; Crapauds du marais, «Sumpfkröten», ein Spottname, welchen in der ersten Französischen Revolution die Bergpartei den Girondisten gab.

Crapelet (Charles), franz. Buchdrucker, geb. 13. Nov. 1762 in Bourmont bei Chaumont, errichtete 1789 eine Buchdruckerei zu Paris, aus welcher besonders mehrere Pergamentdrucke und Auduberts «Oiseaux dorés» (2 Bde., Par. 1802) hervorgingen. C. starb 19. Okt. 1809 und hinterließ sein Geschäft seinem Sohn Georges Adrien C., geb. 13. Juni 1789, gest. 11. Dez. 1842 in Nizza, der die Buchdruckerei bedeutend erweiterte. Er lieferte Prachtausgaben vieler franz. Klassiker, gab eine Übersetzung von Dibdins «Bibliographical antiquarian and picturesque tour», soweit sie Frankreich betrifft (4 Bde., 1825) und die «Collection des anciens monuments de l'histoire et de la langue française» (1816—30) heraus. Auch schrieb er: «Souvenirs de Londres en 1814 et 1816» (Par. 1817), «Observations sur les écrits de Bonald» (1836) und «Des progrès de l'imprimerie en France et en Italie au XVI[e] siècle» (1836).

Crapule (frz.), Lumpenpack, gemeines Gesindel; à bas la c., nieder mit dem Lumpenpack.

Craquelée (frz., d. i. zerborsten, zersprungen) nennt man eine Glasverzierung, welche namentlich bei der Anfertigung von Bowlengläsern angewandt wird. Zur Hervorrufung dieser Erscheinung wird der halbaufgeblasene Gegenstand in kaltes Wasser getaucht, wodurch in der dicken Glasmasse eine Menge von feinen Sprüngen entstehen, die bei dem darauf folgenden Wiederanwärmen und weitern Aufblasen die Oberfläche des Glases tief rauh und halb durchsichtig erscheinen lassen.

Crassula, Dickblatt, Dickpflanze, nannte Linné eine Gattung dick- und saftigblätteriger Gewächse aus der nach ihr benannten Familie der Crassulaceen. Ihre fast sämtlich am Kap der Guten Hoffnung heimischen Arten sind Sträucher oder ausdauernde Kräuter mit gegen- oder kreuzständigen, oft verwachsenen, bald breiten planen-, bald schmalen pfriemenförmigen, bald lineal-lanzettförmigen Blättern und trugdoldig oder rispig angeordneten, selten einzeln in den Blattachseln stehenden Blüten, welche aus einem fünfblätterigen Kelch, einer fünfblätterigen Blumenkrone und perigynischen Staubgefäßen und ebenso vielen getrennten Stengeln bestehen. Letztere verwandeln sich in mehrsamige Balgkapseln. Die Blumen sind weiß-rosenrot, purpurrot, selten gelb. Mehrere Arten von C. werden als Ziergewächse kultiviert; sie verlangen dieselbe Behandlung wie die Arten der Gattung Cotyledon (s. d.).

Crassus ist der Zuname mehrerer altröm. Familien, unter denen ein Zweig des alten plebejischen Geschlechts der Licinii die bekannteste ist. — Lucius Licinius C., geb. 140 v. Chr., berühmt als Redner, war mit Quintus Mucius Scävola 95 v. Chr. Konsul. Das von ihnen beantragte Licinisch-Mucische Gesetz, welches allen, die nicht das volle Bürgerrecht besaßen, aufs strengste verbot, dasselbe sich widerrechtlich anzumaßen, erbitterte die Bundesgenossen und beförderte den Ausbruch des Bundesgenossenkriegs. Als Censor schritt er 92 mit seinem Kollegen gegen die damals neuen Schulen der lat. Rhetoren ein. Er starb noch im J. 91 nach einem heftigen Streit im Senat mit dem Konsul Lucius Marcius Philippus, der aus Anlaß der im konservativen Interesse eingebrachten Gesetzesvorschläge des Tribuns Marcus Livius Drusus den Senat öffentlich beschimpft und bedroht hatte. Durch Cicero sind einzelne Stellen aus seinen Reden erhalten (gesammelt in Meyers «Oratorium fragmenta»). Vgl. Otte, «De Lucio Licinio Crasso» (Lpz. 1873).

Marcus Licinius C., wie mehrere seiner Ahnen Dives, d. i. der Reiche, benannt, der Triumvir, geb. vor 115 v. Chr., flüchtete vor der Marianischen Partei 85 nach Spanien und ging 83 zu Sulla, als dieser in Italien gelandet war. Unter ihm zeichnete er sich als Legat aus, namentlich in der Schlacht, die gegen die Samniter vor den Thoren Roms geliefert wurde. Als Prätor besiegte er 71 den Spartacus (s. d.), den Anführer der empörten Sklaven, in Lucanien. Im folgenden Jahre ward er Konsul mit Pompejus, auf den er schon lange eifersüchtig war und der jetzt sich das Verdienst zuschrieb, den Sklavenkrieg beendigt zu haben. Dagegen schloß sich C. immer enger an Cäsar an, der die Freundschaft des reichsten Römers für seine Pläne zu schätzen und zu benutzen wußte. Den Grund zu seinem Reichtume, den er fortwährend durch alle Mittel, auch unehrenhafte, vermehrte, hatte C., dessen väterliches Vermögen durch die Marianer geschwunden war, durch Güterkäufe bei Gelegenheit der Sullanischen Proskriptionen gelegt. Nach seinem Konsulat, während dessen er das Volk einmal an 10000 Tischen bewirtete und ihm auf drei Monate Getreide austeilen ließ, lebte er lange nur mit der Verwaltung seines Vermögens beschäftigt, das zuletzt nach Plutarch 7000 Talente (ungefähr 30 Mill. Mark) überstieg; Plinius schätzt seinen Besitz auf 200 Mill. Sesterzien (35 Mill. Mark). Im J. 65 war er Censor mit Gajus Lutatius Catulus; ihre Uneinigkeit bewirkte aber, daß sie keinen Census hielten und ihr Amt niederlegten. Cäsar, mit dem er gemeinsam in den Verdacht der Teilnahme an Catilinas Verschwörung kam, söhnte ihn im J. 60 mit Pompejus aus, und so entstand das sog. erste Triumvirat. Im J. 56 ward der Bund zu Luca erneuert. Im folgenden Jahre bekleidete C. mit Pompejus das Konsulat, und das von dem Volkstribun Trebonius eingebrachte Gesetz gab den beiden Konsuln Provinzen auf fünf Jahre. C. ging noch vor Ablauf seines Amtsjahrs in das ihm zugefallene Syrien, von wo aus er die Parther, die bereits mit dem von Rom abhängigen Armenien den Kampf begonnen hatten, bekriegen wollte. Nach einem Einfalle in Mesopotamien, das sich größtenteils unterwarf, kehrte er im J. 54 nach Syrien zurück, wo er Städte und Tempel, darunter auch den zu Jerusalem ausraubte. Im J. 53 ging er mit sieben Legionen, 4000 Reitern und ebenso viel Leichtbewaffneten wieder über den Euphrat. Der Partherkönig Orodes übertrug den Krieg gegen C. seinem Vezier Surenas, während er selbst gegen Artavasdes, den König von Armenien, zog, der vergeblich den C. aufforderte, die röm. Macht mit der seinen zu verbinden. Auch den Rat seines Quästors Cassius (s. d.), den Euphrat herab gegen Seleucia zu ziehen, verschmähte C., und folgte der verräterischen Führung des arab. Fürsten Abgaros durch die Wüste. Hier erwarteten ihn die Parther. Bei dem Flusse Balissos (jetzt Belik) kam es zu einer für die Römer verderblichen Schlacht, in welcher des C. Sohn, Publius, fiel, der sich in Gallien unter Cäsar ausgezeichnet hatte. C. trat den Rückzug an nach der Stadt Karrhä, brach aber bald wieder auf und sein Unterfeldherr Octavius hatte schon Sinnaka erreicht, das nur noch einen Tagemarsch von den sichernden Höhen Armeniens entfernt war, und von da aus den durch den Führer irregeleiteten Oberfeldherrn befreit; allein wider seine bessere Einsicht von seinem Heere dazu gezwungen, folgte C. der Einladung des Surenas zu einem Gespräche, während dessen er getötet wurde. Cassius war schon vorher mit 500 Reitern nach Syrien entkommen; die übrigen Römer wurden größtenteils getötet oder zu Gefangenen gemacht. Eine noch erhaltene Biographie des C. schrieb Plutarch.

Crataegus, von Linné benannte Pflanzengattung aus der Familie der Rosaceen, aus Sträuchern und Bäumen der gemäßigten Zone der nördl. Halbkugel bestehend, welche mit Dornen besetzte Zweige, abwechselnd gestellte, meist gelappte oder fiederspaltige Blätter, doldentraubig oder trugdoldig angeordnete Blüten mit fünfspaltigem Kelch, fünfblätteriger Blumenkrone und einen bis fünf Griffeln besitzen und meist kleine, oft beerenartige, einen bis fünf zwei- oder einsamige Steinkerne enthaltende Früchte von mehlig-fleischiger Beschaffenheit und gewöhnlich roter Schale tragen.

Unter den europ. Arten sind die verbreitetsten, auch in Deutschland allenthalben vorkommenden C. Oxyacantha und monogyna *L.*, beide unter dem Namen Weißdorn, Hagedorn, Mehldorn bekannt. Ihre Früchte pflegen Mehlfäßchen genannt zu werden. Beide wachsen sowohl wild an Waldrändern, in lichten Laubwaldungen, im Niederwald auf trockenem und frischem Boden, auch an Felsen und sonnigen, steinigen Plätzen, als auch werden sie in Lustgebüschen kultiviert oder zu Hecken benutzt. Sie sind einander sehr ähnlich.

doch durch folgende Merkmale verschieden. C. Oxyacantha hat verkehrt-eiförmige, am Grunde keilige, dreilappige Blätter mit gesägten Lappen, von denen die mittlern drei-, die seitlichen zweispaltig zu sein pflegen. Der Fruchtknoten trägt gewöhnlich mehrere, zwei bis fünf Griffel. Ebenso viel Steinkerne enthalten die elliptischen, etwa 1 cm langen Früchte. Bei C. monogyna sind die Blätter in der Regel fiederspaltig, die Blüten eingriffelig und die bloß einen Steinkern enthaltenden Früchte größer. Diese Art wird häufig zu einem Baume von 5—8 m Höhe, während C. Oxyacantha fast immer nur strauchartig vorkommt. Letztere Art benutzt man eben deshalb, und weil sie den Schnitt noch besser verträgt als C. monogyna, zu lebenden Hecken. Das feinfaserige, harte, feste, schwere Holz beider Arten wird von Drechslern und Maschinenbauern gesucht. Die jungen Stämme liefern treffliche Stöcke. Von beiden Arten gibt es viele durch die Kunst der Gärtner hervorgebrachte Varietäten, unter denen namentlich die rotblumige (mit einfachen und gefüllten Blumen), welche zur Blütezeit, zumal als Baum gezogen, ein prächtiges Ziergewächs abgibt, und die gescheckblätterige (mit gelbweiß gefleckten Blättern) eine Erwähnung verdienen. Mehrere nordamerik., asiat. und südeurop. Arten werden sehr häufig als Ziergewächse in Gärten, Parken, auf Promenaden kultiviert, z. B. C. Pyracantha *Pers.*, der **Feuerdorn** aus Südeuropa, ein Strauch mit immergrünen, glänzenden Blättern und prächtig scharlachroten Früchten; C. Crus galli *L.* aus Nordamerika, mit sehr langen verzweigten Dornen, verkehrt-eiförmigen, keiligen Blättern und ebenfalls scharlachroten Früchten u. s. w. Diese und andere ausländische Arten lassen sich am leichtesten dadurch vermehren, daß man Zweige derselben auf Stämme deutscher Weißdorne pfropft. Alle Arten lassen sich auch durch Samen vervielfältigen; allein dieselben liegen oft 1½ Jahre im Boden, ehe sie aufgehen.

Crati, Fluß auf der Halbinsel Calabrien in Süditalien, entspringt an der Pietra di Mola, fließt nach N. über Cosenza und mündet nach einem Lauf von 89 km in den Golf von Taranto. Sein längster Nebenfluß, der Macone, mündet rechts; links verbindet sich der C. kurz vor seiner Mündung mit dem Coscile. Von rechts erhält der C. in seinem obern Laufe auch den Busento (s. d.).

Crau (La; spr. kro, auch kraû), bei den Römern Campi lapidei (d. i. steinige Gefilde), später Campus Cravensis oder Cravus genannt, ein Landstrich im franz. Depart. Rhônemündungen, zwischen dem Kanal von Craponne im N., dem östl. Arm der Rhône im W. und dem Etang de Berre oder Martigues im O. gelegen und von der Eisenbahn zwischen Arles und Marseille durchschnitten, umfaßt im weitesten Sinne eine Fläche von über 200 qkm, wahrscheinlich eine frühere Meeresbucht, die von den Geröllmassen der Rhône und Durance ausgefüllt ist, der aber die Betriebsamkeit der Anwohner immer mehr Terrain zu verschiedenen Kulturen abgewonnen hat. Der nördl. Teil, La **Pleine Crau**, ist völlig steril, mehrere Fuß tief ganz mit glatten, oft faust- bis kürbisgroßen Kieseln bedeckt, zwischen welchen kümmerliches Gras, selten Lavendel, Thymian und andere gewürzhafte Kräuter eine willkommene Weide für Schafherden abgeben. Die Schäfer, Bayles genannt, führen ihre Herden vom Frühjahr bis zum Herbste hinauf auf die Alpenweiden des Dauphiné. Der östl. Teil, La **Crau Haute**, ist mit Oliven- und Mandelbäumen sowie mit Reben bepflanzt, welche einen geschätzten Wein geben. Der westl. Teil, der früher ebenfalls nur eine Steinwüste war, hat ein ganz anderes Ansehen gewonnen, seitdem man die schlammführenden Wasser eines Arms des Craponnekanals und des Canal des Alpines zur Befruchtung des Bodens benutzt, der schon eine 60 cm dicke, fruchtbare Decke hat. Grüne Wiesen, Maulbeer- und Olivenpflanzungen bedecken als Cousous genannte Oasen jetzt auch hier schon ausgedehnte Flächen. Die aus den obern Alpenthälern herbeigeführten Steinmassen, deren Gestein vielfach den Ursprung deutlich verrät, sind offenbar durch einen Riesengletscher hierhergebracht, welcher bis an den einst vorhandenen Meerbusen herunterreichte.

Cravant, Flecken im franz. Depart. Yonne, Arrondissement Auxerre, 5 km im NW. von Vermanton, an der Yonne, über die eine Brücke von drei Bogen (18. Jahrh.) führt, nahe der Curemündung, und an der Eisenbahn Laroche-Clamecy, die hier nach Avallon und Les Laumes abzweigt, mit 1330 E., die Weinbauern, Zeugschmiede u. s. w. sind.

Craven (Elisabeth Berkeley, Lady), spätere Markgräfin von Ansbach, die jüngste Tochter des engl. Grafen Berkeley, geb. 1750, vermählte sich 1767 mit William, Lord C., dem sie sieben Kinder gebar, von dem sie sich aber 1781 trennte. Hierauf machte sie weite Reisen und trat in Ansbach zu dem Markgrafen Christian Friedrich Karl Alexander, einem Neffen Friedrichs d. Gr., in nahe Beziehungen. Ihre Reise durch die Krim nach Konstantinopel schilderte sie in einer Reihe von Briefen, welche gesammelt unter dem Titel: «Journey through the Crimea to Constantinople» (Lond. 1789; deutsch, Lpz. 1789) erschienen und denen später «Letters to the Margrave of Ansbach on travels through France, Germany, Russia etc.» (Lond. 1814) folgten. Als Lord C. 1791 gestorben war, vermählte sich der Markgraf mit ihr und ging, nachdem er sein Land gegen ein Jahrgeld dem König von Preußen überlassen, mit seiner Gemahlin nach England, wo er unweit Hammersmith ein Schloß (Brandenburg-House) kaufte. Von Kaiser Franz II. zur Fürstin von Berkeley erhoben, lebte sie nach dem Tode des Markgrafen (1806) bald in England, bald in Neapel, wo sie 13. Jan. 1828 starb. Ihre interessanten «Memoirs of the Margravine of Ansbach, formerly Lady C., written by herself» erschienen in zwei Bänden (Lond. 1825; deutsch, 2 Bde., Stuttg. 1825). Auch schrieb sie Gedichte, Romane und Theaterstücke; letztere gab Asimont heraus (2 Bde., Ansbach 1789).

Crawford (Thomas), amerik. Bildhauer, geb. in Neuyork 22. März 1814, ging 1835 nach Rom, wo er freundliche Aufnahme bei Thorwaldsen fand, aber mit Not zu kämpfen hatte, bis es ihm gelang, die Aufmerksamkeit angesehener Landsleute auf sich zu ziehen und lohnende Aufträge zu erhalten. Seine bedeutendsten Werke sind: Orpheus (im bostoner Athenäum), das in München gegossene Washington-Monument (vor dem Kapitol in Richmond in Virginien), die Beethoven-Statue (in Boston), sowie Marmorbüsten, wie von Josiah Quincy, James Oti u. a., verschiedene mytholog. Gruppen und Scenen aus der biblischen Geschichte. Sein größtes Werk aber ist die Kolossalstatue der gerüsteten Freiheit für die Kuppel des washingtoner Kapitols.

C. lebte bis 1856 in Rom, von wo er die Vereinigten Staaten dreimal besuchte, und starb zu London 10. Okt. 1857.

Crawford und Balcarres (Alexander William Crawford Lindsay, Graf von), engl. Schriftsteller, Sohn von James Crawford, dem 24. Grafen von Crawford und 9. Grafen von Balcarres, wurde 16. Okt. 1812 geboren. Bis zum Tode seines Vaters im J. 1869 als Lord Lindsay bekannt, besuchte er Eton und Trinity-College, Cambridge, wo er 1833 als Master of Arts graduierte, unternahm dann die große Tour, als deren Frucht 1838 seine »Letters on Egypt, Edom and the Holy Land« (2 Bde.) erschienen, und widmete sich, der Politik völlig entsagend, einer ausschließlich schriftstellerischen Thätigkeit. Im J. 1844 erschien von ihm: »A letter to a friend on the evidence and theory of Christianity«, 1846 »Progression by antagonism, a theory involving considerations touching the present duties and destiny of Great Britain«, 1847 »Sketches of the history of Christian art« (3 Bde.), 1849 »The lives of the Lindsays«, ein ausführliches genealogisch-histor. Werk über seine eigene Familie (4 Bde.); 1861 »Scepticism, a retrogressive movement in theology and philosophy, as contrasted with the Church of England, catholic at once and protestant, stable and progressive«, 1862 »On the theory of the English hexameter«, 1870 »Oecumenicity in relation to the Church of England«, 1872 »Etruscan inscriptions analysed translated and commented upon«. Im J. 1874 rüstete C. auf eigene Kosten eine Expedition nach Mauritius aus zur Beobachtung des Durchgangs der Venus; 1876 machte er im »Argo or the quest of the Golden Fleece«, einem Epos in zehn Büchern, den Versuch, auch als Dichter Lorbeeren zu gewinnen. Während seiner letzten Lebensjahre war er mit umfassenden Studien zu einer vergleichenden Geschichte der Religionen des Altertums beschäftigt, die unter dem Titel »The Religion of Noah« erscheinen sollte, aber unvollendet blieb. C. sammelte auch eine wertvolle Bibliothek, die besonders reich ist an Inkunabeln und seltenen, meist orient. Manuskripten. Er starb 13. Dez. 1880 in Florenz, wurde dort sorgfältig einbalsamiert und in der Familiengruft auf seinem Landsitze Dunecht bei Aberdeen begraben. Großes Aufsehen erregte die Entwendung seiner Leiche im Mai 1881, um so mehr, als lange Zeit alle Bemühungen, dieselbe aufzufinden, vergeblich blieben. Erst im Juli 1882 wurde sie, infolge der Angaben eines Mannes, der bei ihrer zweiten geheimnisvollen Beerdigung im Walde von Dunecht als unfreiwilliger Zeuge zugegen gewesen, entdeckt und von neuem in der Familiengruft beigesetzt. Die wahren Motive des Leichenraubes sind noch unaufgeklärt.

Crawfordsville, Hauptstadt und Eisenbahnknotenpunkt des County Montgomery im nordamerik. Unionsstaat Indiana, liegt in einer fruchtbaren hügeligen Gegend an den Ufern des Sugar Creek, eines Zuflusses des Wabash, 68 km nordwestlich von Indianapolis und 45 km südlich von Lafayette, zählt (1880) 5251 E., hat zahlreiche gewerbliche Anlagen und ist der Sitz des 1830 gegründeten presbyterianischen Wabash-College, welches (1879) 12 Lehrer und 96 Studierende und eine Bibliothek von 10482 Bänden hat. In C. kreuzen sich die Indianapolis-Bloomington- und Western- und die Louisville-New-Albany- und Chicago-Eisenbahnen.

Crawfurd (John), engl. Orientalist und Ethnolog, geb. 13. Aug. 1783 auf Islay, einer der Hebriden, studierte in Edinburgh Medizin, lebte 1803—8 als Militärarzt in den Nordwestprovinzen Ostindiens, begab sich 1808 nach der Insel Pinang und 1811—17 nach Java, worauf er nach England zurückkehrte. Zum zweiten mal begab er sich 1821 nach Indien, besuchte Siam und Cochinchina, wurde 1823 Statthalter von Singapore und 1826 Kommissionär in Pegu und Gesandter am birman. Hofe, kehrte aber 1827 nach England zurück. Hier lebte er ganz seinen Studien, bis er 11. Mai 1868 in London starb. C.s Hauptwerk ist »History of the Indian Archipelago« (3 Bde., Edinb. 1820); außerdem schrieb er: »Journal of an embassy to the court of Ava« (Lond. 1829), »Journal of an embassy to the court of Siam and Cochinchina« (2 Bde., Lond. 1830), »Malay grammar and dictionary« (2 Bde., Lond. 1852), »Descriptive dictionary of the Indian islands and adjacent countries« (Lond. 1856).

Crayer (Gaspar de), niederländ. Historien- und Porträtmaler, geb. zu Antwerpen 18. Nov. 1584, war ein Schüler des Rafael Coxcie, den er indes an Geschicklichkeit übertraf, noch ehe er dessen Schule verlassen hatte. Nachdem er seine Studien nach den besten ältern Meistern, vorzugsweise nach Rubens, vollendet, ließ er sich zu Brüssel nieder. Hier malte er den Statthalter, Kardinal Ferdinand, in Lebensgröße, welcher das Bild seinem Bruder, dem König von Spanien, schenkte, der seinerseits den Künstler mit einer Gnadenkette und einem Jahresgehalt bedachte. Obwohl mit Ehren und Aufträgen überhäuft, entzog sich C. doch dem Geräusche des brüsseler Hofs und ging nach Gent, wo er bis an seinen Tod, der dort 27. Jan. 1669 erfolgte, eine große Menge von Kirchenbildern und Porträts ausführte. Erstere zeichnen sich durch Kühnheit der Erfindung, Naturwahrheit und treffliche Zeichnung aus; in letztern kommt C. Rubens, auch van Dyck oft nahe. Sein bedeutendstes Gemälde, die Verklärung der heil. Katharina, ziert die Michaeliskirche zu Gent; ein anderes Hauptwerk (die Krönung der Jungfrau) befindet sich in der Martinskirche in Amberg (Oberpfalz).

Crayon (frz.), Stift zum Zeichnen, dann auch eine Bleistift- oder Kreidezeichnung selbst. Die Crayonzeichnung eignet sich vornehmlich zur zartern und feinern Durchbildung und steht in dieser Beziehung im Gegensatz zur Kartonzeichnung, welche mehr auf breitern Vortrag und Massenwirkung abzweckt. Berühmt sind die Grevedonschen Zeichnungen »à deux crayons«, Charakterköpfe, Hände u. s. w. mit schwarzer und weißer Kreide. Um einer Kreide- oder Bleistiftzeichnung mehr Dauer zu geben, pflegt man dieselbe zu fixieren, was am besten mit schwachem, kaltem Hausenblasenleim und Reiswasser geschieht.

Crazia, Name einer frühern kleinen Münze und eines Längenmaßes im ehemaligen Großherzogtum Toscana. 1) Als Geldstufe (bis gegen 1859) war die C. $\frac{1}{8}$ Paolo oder $\frac{1}{12}$ toscan. Lira und demnach an Geltung = $5\frac{3}{5}$ jetzigen deutschen Pfennigen; sie war durch ein Kupferstück von 5 Quattrini und gleichzeitig durch eine ganz geringhaltige Silberscheidemünze (mit Silber nur angesottenes Kupfer) vertreten. 2) Als Maß war (bis Ende Juni 1861) die C. $\frac{1}{12}$ des Braccio oder der Elle = 4,86575 cm.

Cream (Cold), s. Coldcream.

Creas (vom span. crea), Lederleinwand, Doppelleinwand (frz. crès, engl. dowlas), eine sehr feste und dichtgewebte Leinwand, jetzt oft, obwohl uneigentlich, die Benennung der aus gebleichtem Garn hergestellten böhm. und schles. Leinwandsorten.

Creatianer oder Präexistentianer, s. unter Präexistenz.

Creātor (lat.), Schöpfer.

Crébillon (Prosper Jolyot de), der Ältere, franz. Trauerspieldichter, geb. zu Dijon 13. Jan. 1674, erhielt in der Jesuitenschule seiner Vaterstadt und im Collége Mazarin zu Paris, seine Bildung, war anfangs Jurist, wandte sich aber dann der dramatischen Dichtung zu. Mit seinem ersten Stück: «La mort des enfants de Brutus», machte er kein Glück. Großen Beifall dagegen fanden «Idoménée» (1705), «Atrée et Thyeste» (1707), «Rhadamiste et Zénobie» (1711); weniger gefielen «Electre» (1709), «Xerxès» (1714), «Semiramis» (1717) und «Pyrrhus» (1726). C. lebte lange Zeit in Dürftigkeit, erhielt 1735 das Amt eines Censors, und 1745 auf Verwendung der Pompadour eine Stelle bei der königl. Bibliothek. Er schrieb noch zwei Tragödien «Catilina» (1742) und «Le Triumvirat» (1754), ein anderes Stück, «Cromwell», blieb unvollendet. Noch mehr als Corneille, den er zum Vorbild nahm, liebte C. das Grauenhafte und Schreckenerregende und wurde deshalb «le terrible» genannt. C. war seit 1731 Mitglied der Akademie und starb 17. Juni 1762. Außer der prächtigen Ausgabe, die Ludwig XV. von C.s Werken veranstalten ließ (2 Bde., Par. 1750), sind die Ausgaben von Didot dem Ältern (3 Bde., Par. 1812; 2 Bde., Par. 1818) und Perelle (2 Bde., Par. 1828) zu erwähnen.

Crébillon (Claude Prosper Jolyot de), der Jüngere, des vorigen Sohn, geb. zu Paris 14. Febr. 1707, schrieb eine Anzahl schlüpfriger Romane, wie «Lettres de la marquise *** au comte de ***» (2 Bde., Par. 1732), «Tanzaï et Néadarne» (1734), «Les égarements du cœur et de l'esprit» (1736), «Le sopha, conte moral» (2 Bde., 1745, sein bekanntestes Werk), «Les amours de Zeonikisul», «Ah! quel conte!», «Lettres athéniennes» u. s. w. C. starb zu Paris 12. April 1777. Seine «Oeuvres complètes» erschienen 1779 (7 Bde., Par.).

Crèches (frz.), Säuglingsbewahranstalten, s. Krippen.

Crecy oder Cressy, Marktflecken im franz. Depart. Somme, in der alten Grafschaft Ponthieu, 19 km nördlich von Abbeville, mit 1732 E., ist geschichtlich bekannt durch den 26. Aug. 1346 erfochtenen Sieg der Engländer unter Eduard III. über die Franzosen unter Philipp VI. Nachdem Eduard im Juli in der Normandie gelandet und über Caen und Poissy vorgedrungen war, um sich seinen flandrischen Verbündeten zu nähern, auch 24. Aug. die Somme bei Abbeville durch Verrat überschritten hatte, lagerte das engl. Heer am 25. Aug. im Walde von C. auf einem Höhenzuge, den rechten Flügel an C., den linken auf Wadicourt stützend, in starker Verteidigungsstellung, in der Front durch Palissaden und einen Verhau geschützt. Alles, auch die Ritter, sollte zu Fuß kämpfen, und das Heer stand in drei gleichstarken Treffen, deren vorderstes der erst 16jährige Prinz von Wales, das zweite Graf Arundel und das dritte der König befehligte. Das Heer war 4000 Geharnischte und 30000 Söldner stark. König Philipp VI. führte sein 12000 Ritter und 60000 Söldner starkes Heer, bei dem sich auch viele deutsche Ritter und 6000 genuesische Bogenschützen befanden, in drei Treffen, welche der blinde König von Böhmen, Graf Alençon und der König befehligten, zum Angriff heran. Der Angriff erfolgte gegen Abend während eines Gewitters und scheiterte an dem raschen Schießen der engl. Bogenschützen, durch welches die beiden vordern Treffen der Franzosen in Verwirrung gerieten. Da brach der Prinz von Wales aus der Wagenburg hervor und entschied die Schlacht, in welcher das franz. Heer 1600 Barone, 4000 Edelknappen und 20000 Mann verlor. Es war der erste Sieg der Engländer auf dem Festlande, der weiterhin die Eroberung von Calais zur Folge hatte. Daß die Engländer bei C. Geschütz (bombarde) angewendet, ist nicht erwiesen und wird nur von Villani berichtet; an sich ist die Angabe nicht unglaublich. Vgl. Seymour de Constant, «La bataille de C.» (2. Aufl., 1846).

Ferner gibt es in Frankreich noch zwei Flecken dieses Namens, Crecy im Depart. Seine-Marne am Grand-Morin, mit 1059 E. und mehrern, durch Versteinerungen merkwürdigen Höhlen in der Nähe, und Crecy-sur-Serre im Depart. Aisne, nördlich von Laon, mit 1955 E. und starkem Hornviehhandel.

Credat Judaeus Apella, «Das glaube der Jude Apella», d. h. Das glaube wer mag (ich glaube es nicht), Citat aus Horaz' «Satiren», 5, 100.

Credé (Karl Siegmund Franz), verdienter Gynäkolog, geb. 23. Dez. 1819 zu Berlin, besuchte das dortige Friedrich-Wilhelms-Gymnasium und widmete sich seit Michaelis 1838 auf den Universitäten zu Berlin und Heidelberg dem Studium der Medizin. Nachdem er sich im Juli 1842 zu Berlin den Doktorgrad erworben, unternahm er eine größere wissenschaftliche Reise durch Deutschland, Österreich, Italien, die Schweiz, Frankreich, Belgien u. s. w. Im Herbst 1843 trat er als Assistenzarzt bei der unter Buschs Leitung stehenden geburtshilflichen Klinik in Berlin ein, in welcher Stellung er bis Michaelis 1848 verblieb. Er habilitierte sich hierauf 1850 als Privatdocent für Geburtshilfe an der Universität, ward Michaelis 1852 zum Direktor der berliner Hebammenschule und zum dirigierenden Arzte der Gebärabteilung, bald darauf auch einer von ihm begründeten gynäkologischen Abteilung der Charité ernannt. Im Herbst 1856 folgte er einem Rufe als ord. Professor der Geburtshilfe und Direktor der Entbindungsanstalt und Hebammenschule nach Leipzig, woselbst er bei seinem Amtsantritte eine geburtshilfliche und gynäkologische Poliklinik begründete und auch eine Abteilung für Frauenkrankheiten in der Gebäranstalt einrichtete. Bei Gelegenheit des 50jährigen Jubiläums der leipziger Entbindungsschule (1860) erhielt er den Hofratstitel, 1870 den Titel als Geh. Medizinalrat. C. hat sich als akademischer Lehrer wie auch als Schriftsteller um die Geburtshilfe und die Gynäkologie wesentliche Verdienste erworben. Sein Hauptwerk bilden die «Klinischen Vorträge über Geburtshilfe» (2 Bde., Berl. 1853—54). Dem schließt sich, außer akademischen Gelegenheitsschriften, eine große Anzahl von Abhandlungen an über einzelne Gegenstände seiner Wissenschaft, welche in den «Verhandlungen» der Gesellschaft für Geburtshilfe in Berlin, in der «Neuen Zeitschrift für Geburtskunde», in der «Monatsschrift für Geburtskunde und Frauenkrankheiten»,

in dem «Archiv für Gynäkologie» und andern Zeitschriften veröffentlicht worden sind. Von 1853 bis 1869 redigierte er die von ihm in Gemeinschaft mit Busch, von Ritgen, von Siebold, Hecker, Martin herausgegebene «Monatsschrift für Geburtskunde», von 1870 ab in Verbindung mit Spiegelberg das «Archiv für Gynäkologie». Das im Königreich Sachsen amtlich eingeführte, von Grenser verfaßte «Lehrbuch der Hebammenkunst» wurde von C. und Windel neu bearbeitet (3. Aufl., Lpz. 1882).

Sein Sohn Benno C., geb. 1. Sept. 1847 in Berlin, erhielt seine mediz. Ausbildung an den Universitäten Leipzig und Zürich. Nachdem er den Feldzug 1870/71 mitgemacht, begab er sich ein Jahr auf Reisen nach Wien, Paris, Berlin, England und Italien und war dann drei Jahre Assistent an der leipziger chirurg. Klinik. Von 1877 an praktiziert er als Spezialarzt für Chirurgie in Dresden, wo er sich eine eigene Anstalt für 25 Betten einrichtete. Seit 1878 ist er als Lehrer für klinische Chirurgie und seit 1882 auch für den Operationskursus an den militärärztlichen Cursen zu Dresden angestellt.

Credentia (mittellat.), Glaube; daher Credentiales litterae, Kredenzbrief, Kredenzschreiben, ein von der höchsten Obrigkeit einem Unterthanen zu seiner Legitimation und Sicherheit im In- und Auslande erteiltes Schreiben, auch soviel wie Kreditiv (eines Gesandten).

Credi (Lorenzo di), ausgezeichneter florentin. Maler, Zeitgenosse Leonardo da Vincis, wurde um 1455 zu Florenz geboren. Er trieb anfänglich die Goldschmiedekunst, wandte sich aber dann der Malerei zu und wurde Schüler des A. Verocchio, strebte aber mehr seinem Mitschüler Leonardo nach. Auch Perugino, welcher damals bei Verocchio in Florenz verweilte, hatte Einfluß auf ihn. Madonnenbilder und Heilige Familien verstand er mit großer Anmut und Lieblichkeit in lichter Färbung auszuführen. Vorzügliche Bilder von ihm besitzt die Galerie der Uffizien zu Florenz, unter denen zwei schöne Rundbilder der Madonna, die das Kind anbetet, hervorzuheben sind. Sein Hauptwerk ist eine Geburt Christi in der Akademie von Florenz, ein größeres Bild, welches die Weise des Perugino mit der freiern Richtung der Florentiner glücklich verbindet. Das berliner Museum besitzt fünf Temperabilder von ihm, unter denen eine Magdalena von eigentümlichem Reize. Auch das Louvre besitzt eine Heilige Familie, eine seiner vortrefflichsten Arbeiten. C. starb 12. Jan. 1537 in Florenz.

Credit, s. Kredit.

Crédit foncier (frz.), Bodenkredit, Bodenkreditbank, s. unter Banken.

Crédit mobilier ist eine häufig gebrauchte Bezeichnung für Finanzgesellschaften, deren Geschäftsbetrieb sich hauptsächlich auf Aktien und Staatspapiere bezieht, indem sie sich an Gründungen von Aktiengesellschaften beteiligen, die neuen Unternehmungen wenigstens in der ersten Zeit durch Kreditgewährung unterstützen, die Emission von Anleihen übernehmen, an der Börse Papiere kaufen und verkaufen (Zeitgeschäfte sind meistens durch die Statuten verboten), Reportgeschäfte machen u. s. w. Der Name stammt ursprünglich von der für diese Institute typisch gewordenen «Société générale du crédit mobilier», die 1852 in Paris von den Brüdern Pereire gegründet wurde. Dieselbe sollte ein Seitenstück zu dem «Crédit foncier» bilden und zugleich eine von den Pereires bereits in ihrer Saint-Simonistischen Periode angeregte Idee verwirklichen. Wie nämlich die Bodenkreditanstalt Pfandbriefe ausgibt, die durch von ihr erworbene Hypotheken gedeckt sind, so sollte die neue Mobiliarkreditanstalt Obligationen emittieren, deren Deckung in den von ihr in gleichem Betrage angekauften Aktien und Staatspapieren bestehen würde. Die Kursschwankungen der letztern, meinte man, würden sich in der Gesamtmasse wenigstens größtenteils ausgleichen, und das Publikum werde daher die Obligationen den durch dieselben repräsentierten Papieren vorziehen, weil die erstern mehr Sicherheit darböten und auch noch eine besondere Garantie in dem sehr hoch gegriffenen Gesellschaftskapital (60 Mill. Frs.) besäßen. Nach den Statuten sollte der Betrag der Obligationen im ganzen bis auf das Zehnfache des Aktienkapitals, also auf 600 Mill. gebracht werden dürfen. Diese Grundidee des Crédit mobilier, deren praktische Unhaltbarkeit sich leicht nachweisen läßt, ist jedoch, trotz mehrerer Anläufe, gar nicht zur Ausführung gekommen, namentlich infolge der Bedenken der Regierung. Die Gesellschaft verlegte sich daher ausschließlich auf gewöhnliche Gründungs- und Börsengeschäfte, und es gelang ihr als Führerin einer tollen Agiotage zur Zeit ihres größten Erfolgs (1855) eine Jahresdividende von im ganzen 40,7 Proz. zu verteilen. Jedoch schon 1857 trat ein gewaltiger Rückschlag ein, und nachdem die Jahre 1862 und 1863 wieder einen nicht nachhaltigen Aufschwung gebracht, trat 1866 ein fast gänzlicher Verfall des Unternehmens ein, der durch eine Kapitalverdoppelung eher noch verschlimmert wurde. Die Aktien (zu 500 Frs.), die Anfang 1866 noch auf 880 gestanden hatten, waren im Okt. 1867 auf 140 gesunken. Die Pereires zogen sich jetzt von der Leitung der Gesellschaft zurück, jedoch wurden sie und die übrigen Verwaltungsräte in einen Prozeß verwickelt, der nicht zu ihren Gunsten ausfiel. Die Gesellschaft wurde dann so gut es ging rekonstituiert und führte seitdem ein ziemlich bescheidenes Dasein. In der pariser Schwindelperiode von 1881 trat ein anderes Institut derselben Klasse hervor, nahm aber im Jan. 1882 einen noch kläglichern Ausgang. In Deutschland wurden namentlich in der Mitte der funfziger Jahre zahlreiche Gesellschaften dieser Art gegründet, und zwar nicht nur in großen Städten wie Wien und Leipzig, sondern auch in Darmstadt, Dessau, Meiningen, Coburg, Luxemburg u. s. w. Sie führten meistens den Namen Kreditanstalten, und einige wenigstens haben sich mit nachhaltigem Erfolge behauptet. Auch die Gründungsperiode von 1871 bis 1872 rief viele solche Institute ins Leben, von denen aber manche bald in unrühmlicher Weise wieder endeten. Vgl. Aycord, «Histoire du Crédit mobilier» (Par. 1867).

Crediton oder Kirton, alter engl. Marktflecken in der Grafschaft Devon, 13 km im NW. von Exeter, am Creedy, nahe seiner Mündung in die Exe, und auf der Südwestbahn, mit (1881) 4541 E., welche mit Wolle handeln. C. war in angelsächsischer Zeit (909—1050) Bischofssitz, hat eine hübsche got. Kirche und eine von Eduard VI. gegründete Schule. Hier wurde um 680 der heil. Bonifacius (s. d.) geboren.

Credner (Herm.), namhafter Geolog, geb. 1. Okt. 1841 zu Gotha als Sohn des durch seine Arbeiten über Thüringen und Hannover bekannten Geognosten Heinrich C. Nachdem er seine akademi-

schen Studien in Klausthal, Breslau und Göttingen absolviert und dann eine Anzahl geolog.-paläontolog. Untersuchungen über die Umgegend von Hannover und von St. Andreasberg ausgeführt und monographisch behandelt hatte, bereiste er 1864—68 die östl. und centralen Regionen Nordamerikas zum Zwecke geolog. Studien, deren Ergebnisse er in der «Zeitschrift der Deutschen Geologischen Gesellschaft», dem «Neuen Jahrbuch für Mineralogie» und andern Zeitschriften niederlegte. Von dieser Reise zurückgekehrt, habilitierte er sich 1869 an der Universität Leipzig und wurde 1870 zum außerord., 1877 zum ordentl. Honorarprofessor, 1881 zum Oberbergrat ernannt. Seit 1871 ist er auch Direktor der geolog. Landesuntersuchung des Königreichs Sachsen, deren Organisation ihm schon 1870 übertragen worden war. C.s Publikationen behandeln das Oligocän, die archäischen und Ganggebilde, sowie die permischen Stegocephalen Sachsens; namentlich aber haben die Untersuchungen C.s zur Lösung der Glacialfrage wesentlich beigetragen. Seine «Elemente der Geologie» (Lpz. 1872) erschienen 1878 in 4. Auflage.

Credner (Karl Aug.), bedeutender prot. Theolog, geb. 10. Jan. 1797 zu Waltershausen bei Gotha, studierte seit 1817 zu Jena und Breslau, lebte seit 1821 als Hauslehrer zu Göttingen und Hannover, ward 1828 Privatdocent, 1830 außerord. Professor der Theologie zu Jena, 1832 ord. Professor zu Gießen, wo er 16. Juli 1857 starb. Die Monographie «Der Prophet Joel übersetzt und erklärt» (Halle 1831) ist für die Auslegung der Propheten von bleibender Bedeutung. Die wichtigsten Arbeiten C.s beziehen sich auf die Entstehung und Sammlung der neutestamentlichen Schriften, welche er zuerst in unbefangen historischem Geiste untersucht hat. Hervorzuheben sind: «Beiträge zur Einleitung in die biblischen Schriften» (2 Bde., Halle 1832—38), «Zur Geschichte des Kanons» (Halle 1847), «Einleitung in das Neue Testament» (Bd. 1, Halle 1836), «Geschichte des Neuen Testaments» (Frankf. 1852). Eine Zusammenfassung dieser Untersuchungen enthält die «Geschichte des neutestamentlichen Kanon», herausg. von Volkmar (Berl. 1860). Der Ausbreitung des Jesuitismus in Hessen trat C. mit Energie entgegen und wurde dadurch in einen unangenehmen Broschürenkrieg verwickelt.

Credo (lat.: ich glaube) heißt vorzugsweise das mit diesem Worte beginnende Apostolische Symbolum (s. d.), dann auch der dritte Teil der Musik während des Hochamtes in der kath. Kirche, dessen Text mit diesem Worte beginnt und welcher das Apostolische Symbolum enthält.

Credo quia absurdum («Ich glaube es, weil es widersinnig ist»), gebildet nach einer Stelle in Tertullians Schrift: «Über das Fleisch Christi», wo es heißt: «Et mortuus est Dei filius: prorsus credibile est, quia ineptum est» u. s. w. (Und gestorben ist Gottes Sohn; es ist ganz glaubwürdig, weil es ungereimt ist.)

Creeks, ein Hauptstamm nordamerik. Indianer, nächst den Cherokesen der civilisierteste, bewohnte vor seiner Verpflanzung auf das Indianergebiet namentlich Südcarolina und Georgia. Den Namen C. erhielten sie von den Engländern, weil ihr Land von sehr vielen kleinen Bächen (engl. Creeks) durchschnitten war. Sie zerfielen in verschiedene Stämme, von denen die Maskoki (Muskogees) die Hauptrolle spielten. Von den Weißen in einen Vernichtungskampf verwickelt, der mit abwechselndem Glücke von 1813—21 dauerte, wurden sie endlich durch mehrere Verträge gezwungen, ihr Land abzutreten, und 14. Febr. 1833 wurden ihnen Wohnsitze im Indianerterritorium auf der Nordseite des Canadianflusses neben den Choctaws und Chickasaws angewiesen. Dort leben sie jetzt als Ackerbauer und Viehzüchter und haben eine geschriebene Repräsentativverfassung, unter welcher auch ihr Häuptling gewählt wird. Nach dem Bürgerkriege schätzte man ihre Zahl auf 14396 Seelen. Die einzige Grammatik ihrer Sprache wurde 1860 von Buckner in Marion in Alabama herausgegeben.

Creil, Stadt im franz. Depart. Oise, Arrondissement Senlis, 11 km im NW. von Senlis, an der Oise und an der Eisenbahn Paris-Boulogne, eine der verkehrsreichsten Stationen der Nordbahn (75—80 Personenzüge und ebensoviel Güterzüge kommen und gehen hier täglich), die hier nach Maubeuge, Beaumont und Beauvais abzweigt, zählt (1876) 5438, als Gemeinde 5737 E., welche Steinbrüche bearbeiten, eine bedeutende Fayencefabrik (jährlich für 1 Mill. Frs. Ware), Glas- und Kesselfabriken unterhalten. Eine seltsame got. Kirche mit massigem Glockenturme stammt aus dem 14. und 15. Jahrh.; auf einer Insel liegen die Ruinen der alten Kollegiatkirche St.-Evremont aus dem 12. Jahrh. C. (Credulium) bestand schon unter Dagobert I.

Creizenach (Michael), hervorragender jüd. Gelehrter, geb. 16. Mai 1789 in Mainz, ergriff die Laufbahn eines Rabbiners und war bemüht, sich die allgemeine deutsche Bildung anzueignen, mit welcher damals die Juden jener Gegend fast gar keine Berührung hatten. Zugleich war sein Streben darauf gerichtet, das jüd. Gemeindeleben aus seiner starren Abgeschlossenheit von dem nationalen Leben zu befreien. In Mainz, wo er hauptsächlich durch Unterricht an einer von ihm begründeten Privatschule seinen Unterhalt erwarb, fand er weniger Gelegenheit, für diese Idee zu wirken; ein weiteres fruchtbareres Arbeitsfeld eröffnete sich ihm, als er 1825 einen Ruf als Lehrer und Prediger an die israel. Realschule in Frankfurt a. M. erhielt. Hier hat er im Verein mit gleichgesinnten Kollegen, besonders dem jüd. Historiker Jost durch Wort und Schrift für seine Ideen weithin gewirkt und sich gegen die Angriffe der Anhänger des altorthodoxen Judentums in umfängliche Streitschriften verteidigt. Unter C.s theol. Schriften verdient vor allem Erwähnung der «Schulchan Aruch (d. h. angerichteter Tisch) oder Encyklopäd. Darstellung des mosaischen Gesetzes, wie es durch die rabbin. Satzungen sich ausgebildet hat, mit Hinweisung auf die Reformen, welche durch die Zeit nützlich und möglich geworden sind» (4 Bde., Frankf. 1833—40). C. starb 5. Aug. 1842.

Creizenach (Theod. Adolf), Sohn des vorigen, Dichter und Litterarhistoriker, geb. 16. April 1818 zu Mainz, besuchte das Gymnasium zu Frankfurt a. M. und die Universitäten Gießen, Göttingen und Heidelberg. Später war er Erzieher im Hause des Freiherrn Anselm von Rothschild in London und Paris, und wurde dann Lehrer an der israel. Realschule in Frankfurt a. M. Diese Stelle verlor er infolge seines Übertritts zum Protestantismus (1854), worauf er sich mit Privatunterricht beschäftigte und stark besuchte Vorträge über litterarische Gegenstände hielt. Im J. 1859 wurde er als Lehrer an die höhere Bürgerschule, 1863 als Professor der

Geschichte an das Gymnasium zu Frankfurt berufen. C. starb 5. Dez. 1877. C.s poetische Thätigkeit fällt vorzugsweise in seine frühern Jahre («Dichtungen», Frankf. 1839, «Gedichte», Frankf. 1848; 2. Aufl. 1851); er zeichnete sich als Dichter durch Adel der Gesinnung, sowie durch sprachliche und metrische Formvollendung aus. Als gründlicher Kenner Goethes und seiner frankfurter Beziehungen hat er sich durch mehrere kleine Aufsätze, sowie vor allem durch seine Ausgabe des «Briefwechsels zwischen Goethe und Marianne von Willemer» (2. Aufl., Stuttg. 1878) bewährt. Außerdem hat er wertvolle Beiträge zur mittelalterlichen Litteratur, besonders zur Dante-Litteratur publiziert. Erwähnung verdient auch seine Thätigkeit bei der Neuherausgabe von Schlossers «Weltgeschichte» (Oberhausen 1870 fg.), in welcher er die kultur- und litterarhistorischen Partien des Zeitraums von der Völkerwanderung bis zum Beginn des 18. Jahrh. fast durchweg neu bearbeitete.

Wilhelm Michael Anton C., Sohn des vorigen, geb. 4. Juni 1851 zu Frankfurt a. M., ist Privatdocent für Litteraturgeschichte an der Universität Leipzig und veröffentlichte: «Versuch einer Geschichte des Volksschauspiels von Doktor Faust» (Halle 1878), «Zur Entstehungsgeschichte des neuen deutschen Lustspiels» (Halle 1879) und «Die Bühnengeschichte des Goetheschen Faust» (Frankf. a. M. 1881).

Crelinger (Auguste), geborene Düring, ausgezeichnete deutsche Schauspielerin, geb. 7. Okt. 1795 zu Berlin, wurde durch Iffland, der zuerst ihr seltenes Talent erkannte, der Bühne zugeführt; 4. Mai 1812 trat sie zum erstenmal als Margareta in dessen «Hagestolzen» mit Erfolg auf dem berliner Hoftheater auf. Doch erst unter der Bühnenverwaltung des Grafen Brühl (seit 1814) und seitdem sie sich 1817 mit dem Schauspieler Wilh. Stich (geb. 1794) vermählt, bildete sie sich zu einer Schauspielerin ersten Ranges aus und richtete nun ihr Streben darauf, ihre Künstlerschaft auch außerhalb Berlins zur Geltung zu bringen. Nachdem sie zunächst Paris besucht und die Bekanntschaft Talmas und der Mars gemacht, begann sie eine Reihe von Gastspielen auf allen bedeutendern Theatern Deutschlands und in Petersburg und feierte allerwärts zum Teil sehr glänzende Triumphe. Nach dem Tode Stichs (1824) heiratete sie den Bankier Otto C. und wirkte bis zu ihrem am 3. und 4. Mai 1862 begangenen 50jährigen Jubiläum an der berliner Hofbühne. Eine imponierende Gestalt von edler Haltung, ein schöner, ausdrucksvoller Kopf, ein feuriges Auge, ein klangvolles Organ, eine durch anhaltendes Studium musterhaft durchgebildete Sprache unterstützten die Künstlerin, deren Talent, vorherrschend rhetorischer Natur, sie auf Rollen hochtragischen Stils besonders hinwies. Wenn ihr in leidenschaftlichen Ausbrüchen ein Überschreiten des Schönheitsmaßes vorgeworfen ward, so gehörten dagegen alle Rollen, welche eine vollkommene Beherrschung ihrer Individualität und die Beobachtung eines strengen künstlerischen Maßes von ihr forderten, zu den allgemein bewunderten, namentlich Iphigenie und Leonore, Gräfin Terzky und Orsina, Lady Macbeth und, in letzter Zeit, die Mütterrollen leidenschaftlichen oder würdigen Charakters. Nachdem sie sich 1. Nov. 1863 von der Bühne zurückgezogen, starb sie 11. April 1865 zu Berlin.

Ihre beiden Töchter erster Ehe, **Bertha** (geb. 4. Okt. 1818 zu Berlin) und **Klara Stich** (geb. 24. Jan. 1820 zu Berlin), bildeten sich unter der Mutter ebenfalls zu trefflichen Schauspielerinnen. Beide betraten die Bühne 1834 auf dem Königstädter Theater zu Berlin; doch entsagte Bertha, nachdem sie am Königstädter und Hoftheater wie auch am Stadttheater zu Hamburg engagiert gewesen war, der Bühne 1844, um sich mit Dr. Miehe zu verheiraten. Sie starb 18. Aug. 1876 zu Hamburg. Klara, die sich nach kurzer Ehe (seit 28. Sept. 1848) mit dem Schauspieler Franz Hoppé (geb. 1810, gest. 6. Juli 1849) 1860 mit dem Hofschauspieler Liedtke vermählte, blieb dem Theater treu und genoß im Fache der naiv-sentimentalen Rollen die volle Gunst des berliner Publikums. Sie starb 1. Okt. 1862 zu Berlin, nachdem sie seit 1835 Mitglied des dortigen Hoftheaters gewesen war; 1842—43 hatte sie einen einjährigen Urlaub zu einem Engagement am Hoftheater zu Schwerin benutzt.

Crell (Nikolaus), kursächs. Kanzler, geb. um 1550 zu Leipzig, wo sein Vater Professor der Rechte war, besuchte 1568—71 die Fürstenschule zu Grimma, studierte zu Leipzig die Rechte, hielt dort seit 1576 jurist. Vorlesungen und war zugleich als Sachwalter thätig. Im J. 1584 dem Kurprinzen Christian als Rat und Führer beigegeben, wurde C. nach dessen Regierungsantritt (1586) zum Geheimrat und 1589 zum Kanzler erhoben. Die fast unumschränkte Gewalt des rasch emporgestiegenen Bürgerlichen verstimmte den Adel, die Geistlichkeit verfeindete sich C. durch seine Bemühungen, die streng luth. Richtung, welche seit 1574 und besonders seit Einführung der Konkordienformel die Herrschaft hatte, wieder zu verdrängen. Den Predigern ward 28. Aug. 1588 geboten, «das unzeitige und unnötige, auch ärgerlich Gebeiß, Gezänk und Verdammnis gänzlich zu vermeiden», die Hauptführer des Luthertums wurden entlassen, ein Katechismus in Melanchthonischem Geiste eingeführt, eine Bibel mit calvinisierenden Anmerkungen herausgegeben (die sogenannte C.sche Bibel). C. veranlaßte auch den Kurfürsten, die Hugenotten in Frankreich durch Subsidien zu unterstützen. Sobald der Kurfürst Christian I. 25. Sept. 1591 starb, brach der Unwille gegen C. los. Friedrich Wilhelm, Herzog von Sachsen-Altenburg, Administrator des minderjährigen Christian II., entsetzte ihn sofort seines Amtes und ließ ihn auf den Königstein in Haft bringen. C. ward angeklagt, er habe den Kurfürsten zum Calvinismus verführt, zum franz. Kriege verleitet, dem Kaiser entfremdet und mit dem Lande entzweit. Nach zehnjährigem Prozeß ward C. zum Tode verurteilt und am 9. Okt. 1601 auf dem Marktplatze zu Dresden enthauptet. Vgl. Calinich, «Zwei sächs. Kanzler» (Chemn. 1868); Brandes, «Der Kanzler C., ein Opfer des Orthodoxismus» (Lpz. 1873); Karl Hase in den «Rosenvorlesungen» (Lpz. 1880).

Crelle (Aug. Leop.), Mathematiker und Bautechniker, geb. 11. März 1780 zu Eichwerder bei Wriezen, wo sein Vater königl. Deichinspektor war, bildete sich, ohne eine Lehranstalt zu besuchen, fast ausschließlich durch Lektüre. Er zeigte besondere Neigung für mathem., später auch für staatswissenschaftliche Studien; äußere Verhältnisse wiesen ihn aber auf das Wegebaufach. Nachdem er bei dem preuß. Staatsbauwesen mehrere untergeordnete Stellungen bekleidet, wurde er später zum Geh. Oberbaurat und Mitglied der Oberbaudirektion ernannt. Die meisten von 1816—26 im preuß. Staate ausgeführten Kunststraßen wurden unter seiner

besondern Mitwirkung, sowie später die Berlin-Potsdamer Eisenbahn nach seinem Entwurfe gebaut. C. ward 1828 zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften erwählt. Neben seinen Berufsgeschäften setzte er seine mathem. Studien fort. Nachdem er 1849 wegen geschwächter Gesundheit dem Staatsdienste entsagt, starb er 6. Okt. 1855 zu Berlin. Von seinen zahlreichen Schriften sind besonders hervorzuheben: «Versuch über die Rechnung mit veränderlichen Größen» (Gött. 1811), «Sammlung mathem. Aufsätze und Bemerkungen» (2 Bde., Berl. 1820—22), eine Übersetzung von Legendres «Elementen der Geometrie» mit Anmerkungen (Berl. 1822; 4. Aufl. 1844), «Versuch einer allgemeinen Theorie der analytischen Fakultäten» (Berl. 1823), «Lehrbuch der Arithmetik und Algebra» (Berl. 1825), «Handbuch des Feldmessens und Nivellierens» (Berl. 1826), «Lehrbuch der Elemente der Geometrie» (2 Bde., Berl. 1826—27) u. s. w. Eine Menge von kleinern und größern Abhandlungen befindet sich in dem von C. herausgegebenen «Journal für reine und angewandte Mathematik» (Bd. 1—50, Berl. 1826—55). Besonders daraus abgedruckt wurde unter anderm «Encyklopäd. Darstellung der Theorie der Zahlen» (Bd. 1, Berl. 1845). Ebenso wurden viele seiner bautechnischen Abhandlungen aus dem ebenfalls von ihm geleiteten «Journal der Baukunst» (30 Bde., Berl. 1828—51) abgedruckt. Unter denselben zeichnen sich namentlich die über das Eisenbahnwesen aus.

Crema, alte befestigte Stadt in der ital. Provinz Cremona, 43 km im NW. von diesem Orte, am rechten Ufer des Serio und an der Bahn Treviglio-Cremona, Sitz eines Bischofs, hat eine Kathedrale, neun Kirchtürme, ein Gymnasium, ein Theater, ein Hospital und ein Findelhaus und zählt (1881) 9111 E., welche Wein- und Obstbau, starke Seidenspinnerei und Leinenweberei (die beste ital. Leinwand), Spitzen- und Hutfabrikation, Fischfang von Lampreten und Marsoni, Handel mit Flachs, Leinwand und andern Landeserzeugnissen treiben. Man macht hier Käse, sog. Ölrubiolen, und sehr geschätzte Konfitüren, sog. Spugaden. Der von zahllosen Gräben durchschnittene Boden der Umgegend liefert Flachs, welcher als der beste von ganz Europa gilt. Die Stadt entstand zur Zeit der Eroberung Oberitaliens durch die Longobarden. Alboins Grausamkeit trieb nämlich viele Flüchtlinge auf die damalige Sumpfinsel Fulcheria, woselbst 570 eine Stadt entstand, die nach dem von ihnen gewählten Oberhaupte Cremete benannt wurde. Zur Zeit der Kämpfe der Ghibellinen und Guelfen waren die Einwohner von C. sehr hartnäckige Gegner der ersten, sodaß Kaiser Friedrich I. die Stadt 1160 zerstörte, die jedoch 1185 wieder aufgebaut wurde. Sie kam dann unter die Signorie der Benzoni und nach dem Erlöschen der Visconti 1454 an Venedig.

Cremaillere (frz.), sägeförmig gebrochene Linie einer Befestigung, besonders beim gedeckten Wege vorkommend, mit dem Zwecke, Seitendeckung und Seitenbestreichung zu gewähren; im ganzen mehr als eine Spielerei zu betrachten.

Crême (frz.), Milchrahm, Sahne; ferner Bezeichnung für rahmartige Speisen aus Milch, Eiern und andern Bestandteilen (Chokolade, Wein u. s. w.), von welchen letztern sie den näher bestimmenden Namen erhalten. In übertragener Bedeutung bezeichnet C. das Auserlesenste, Beste von etwas, namentlich die vornehmste Gesellschaft.

Cremer (Camille), franz. General, geb. 6. Aug. 1840 zu Saargemünd, trat 1857 in die Militärschule von St.-Cyr, nahm als Zuavenlieutenant am merik. Feldzuge unter Bazaine teil und wurde als Kapitän bei Ausbruch des Deutsch-Französischen Kriegs von 1870 Adjutant des Brigadegenerals Clinchant. Als solcher nahm er an den Schlachten von Colombey—Nouilly, Vionville—Mars-la-Tour, Gravelotte—St.-Privat, Noisseville, sowie an den Gefechten während der Einschließung von Metz teil, wurde infolge der Kapitulation vom 27. Okt. 1870 kriegsgefangen, aber gegen schriftlichen Revers (vom 31. Okt. 1870), während des Kriegs nicht mehr gegen Deutschland Kriegsdienst zu leisten u. s. w., freigelassen. Er brach jedoch sein Wort und stellte sich in Tours Gambetta zur Verfügung, welcher ihn mit dem Range eines Divisionsgenerals an die Spitze der Region des Ostens stellte. Seine Truppen bestanden größtenteils aus Mobilgarden; außerdem waren auch einige Abteilungen Franctireurs und vier Departementalbatterien neuer Formation dem Korps, welches im ganzen gegen 15000 Mann mit 20 Geschützen zählte, zugeteilt. Die Infanterie war durchweg mit Spencer- und Chassepotgewehren bewaffnet. Als 27. Nov. General von Werder in der Nähe von Dijon bei Pasques die Nachhut des Garibaldischen Freikorps mit großem Verluste geschlagen hatte und danach den General von Glümer mit 8 Bataillonen, 6 Schwadronen und 5 Batterien über Longwic und Epernay gegen C. entsendete, besetzte dieser die taktisch starke Stellung westlich von Nuits (s. d.), fiel 3. Dez. die bad. Brigade des Generals Keller auf dem Marsche von Autun nach Dijon unerschrocken an, wurde aber 18. Dez. bei Dijon (s. d.) von General von Werder nach $3\frac{1}{2}$stündigem Gefecht geschlagen. Bei dem fluchtartigen Rückzuge löste sich C.s Korps fast vollständig auf, wurde aber später bei Besançon wieder organisiert, der Ostarmee (Bourbaki) unterstellt und nahm an der Lisaine-Schlacht (15. bis 18. Jan. 1871) teil. Als die Ostarmee zum Übertritt nach der Schweiz genötigt war, ließ C. seine Geschütze vernageln, und entkam an der Spitze seiner Kavallerie nach dem südl. Frankreich, während der Rest seines Korps bei Pontarlier die Grenze überschritt. Am 18. März 1871, bei Ausbruch des Commune-Aufstandes, traf C. in Paris ein, lehnte das ihm angetragene Oberkommando über die Streitkräfte der Insurrektion ab und bewirkte die Freilassung des in die Gewalt der Communards geratenen Generals Chanzy. Nachdem ihm von der Kommission zur Prüfung der Grade nur der Rang eines Bataillonskommandanten zuerkannt worden war, nahm C. seinen Abschied. Er starb 2. April 1876 in Belleville. Vgl. «L'invasion dans l'Est. Le général C.» (Par. 1871).

Cremer (Christoph Joseph), Journalist und Mitglied des preuß. Abgeordnetenhauses, geb. 15. Juli 1840 zu Bonn, besuchte die Remigiusschule und später das königl. Gymnasium seiner Vaterstadt, brachte dann ein Jahr im bischöfl. Knabenseminar zu Fulda zu und machte sein Maturitätsexamen am Gymnasium zu Münstereifel. Von 1861 bis 1864 hörte er an der bonner Universität Vorlesungen über Philosophie, Philologie, Geschichte und Kunst, trat 1864 in die Redaction der klerikalen «Kölner Blätter» («Kölnische Volkszeitung») und übernahm später die Leitung der «Kölnischen Handelszeitung.» Im J. 1866 lehrte

Artikel, die man unter C vermißt, sind unter K aufzusuchen.

er auf die Universität Bonn zurück, um Medizin zu studieren, und ging 1868 nach Paris, wo er sich mit naturwissenschaftlichen und geschichtlichen Studien und journalistischen Arbeiten für deutsche Blätter beschäftigte. Im J. 1870 nach Deutschland zurückgekehrt, übernahm er die Redaction des «Westfäl. Merkur» und trat 1871 in die Redaction der «Germania» in Berlin über, in der er bis Ende 1875 blieb. Während dieser Zeit machte er nach dem Ausbruch des Karlistenaufstandes (Herbst 1874) eine Reise nach Spanien, um die Zustände im Karlistenlager persönlich kennen zu lernen. Im J. 1875 wurde er im zweiten kölner Wahlkreise zum Mitgliede des Abgeordnetenhauses gewählt und schloß sich der Centrumsfraktion an, von der er sich jedoch, da er stets mit Wärme den nationalkonservativen Standpunkt vertrat, in manchen Fragen trennte. Nach einem vorübergehenden Aufenthalte in Würzburg, wo er vom März bis Okt. 1877 die «Bavaria» redigierte, siedelte er dauernd nach Berlin über und stellte sich die Aufgabe, durch eine energische Agitation die Herrschaft der Fortschrittspartei in der Hauptstadt zu brechen. Zu diesem Zwecke verbündete er sich mit allen antifortschrittlichen Elementen, und da dieses Vorgehen die Zustimmung der Führer des Centrums nicht fand, so löste er seine Verbindung mit letzterm gänzlich und trat bei den Abgeordnetenwahlen 1882 als Kandidat der Konservativen auf, von denen er auch im Wahlkreise Teltow-Charlottenburg gewählt wurde. Von seinen Schriften sind zu erwähnen: «Aus dem Karlistenlager» (Berl. 1875), «Die polit. und soziale Bedeutung der vatikanischen Definition vom unfehlbaren Lehramte des röm. Papstes» (Krefeld 1876) und «Europa, Rußland und die orient. Frage» (Berl. 1876).

Cremer (Jacobus Jan), ausgezeichneter holländ. Novellist, geb. 1. Sept. 1827 in Arnheim, widmete sich zuerst der Malerei, dann der Novellistik. Der Stoff zu seinen Erzählungen ist größtenteils dem Volksleben der Landschaft Betuwe in Gelderland entlehnt und seine «Betuwsche Novellen» sind ebenso ausgezeichnet durch eine ungekünstelte Originalität wie durch eine kernige, an Hebel erinnernde Sprache und naturgetreue Schilderung des ländlichen Lebens. Außer den «Betuwsche Novellen» und andern kleinern Erzählungen veröffentlichte C. noch einige größere Romane: «De Lelie van 's Gravenhage», «Daniel Sils», «Anna Rooze», «Dokter Helmond en zijn vrouw», «Hanna de freule», «Tooneelspelers». Weniger Erfolg hatte er als Dramatiker; seine besten Stücke sind: «Boer en Edelmann» und «Emma Bertholt». C. starb 5. Juni 1880 im Haag, wo er die letzten Jahre seines Lebens wohnte. Verschiedene seiner Stücke sind in fremde Sprachen übersetzt, ins Deutsche von L. von Heemstede: «Das Pfauenfederchen», «Bruder Jakob» u. a.; von Friedr. Schnettler: «Der blinkende Hahn» u. a.; von Adolf Glaser mit und ohne den Namen des Verfassers: «Die Pflegemutter, eine Dorfgeschichte», «Niederländ. Novellen» (Braunschw. 1867), «Stille Welt», «Ein gelderscher Landmann mit seinem Sohne auf der amsterdamer Kirmes», «Die Arbeiterprinzessin» (nach «Hanna de freule») u. s. w. Auch ins Französische sind viele seiner Werke übersetzt, unter andern von André Carl: «Scènes villageoises du pays de la Gueldre», u. s. w.

Cremieu, Stadt im franz. Depart. Isère, Arrondissement La Tour-du-Pin, 33 km im NW. von diesem Orte, 5 km vom linken Rhôneufer entfernt, am Fuße des 429 m hohen Annoisin und an der Eisenbahn Lyon-St.-Genix, mit 2300 E., Tuch- und Leinenfabriken. Dabei sind die Eisenwasser der Fontaine Rouge beim Schlosse St.-Jullin, die starke Quelle Bourbouillon beim alten Castel de la Mure und die schönen Schluchten der Jusa, wo der Bach von C. zwischen bewaldeten Höhen hinfließt, voller Grotten, aus denen Quellen hervortreten.

Crémieux (Isaac Adolphe), franz. Jurist und Staatsmann, geb. 30. April 1796 zu Nimes, von jüd. Abstammung, studierte, nachdem er seine Vorbildung zu Paris erlangt, die Rechte zu Aix, wo er 1817 Advokat wurde und bei mehrern polit. Prozessen viel Talent entwickelte. Nach 1830 an Odilon Barrots Stelle zum Advokaten beim Kassationshofe in Paris ernannt, machte er sich hier einen populären Namen als Hauptverteidiger der in Preß- und Kriminalprozesse verwickelten Oppositionsschriftsteller und Demokraten. C. trat 1842 als Abgeordneter des Wahlbezirks von Chinon in die Kammer und ward auch 1846 wiedergewählt. Ohne mit der Julimonarchie zu brechen, führte er einen heftigen Kampf gegen das Guizotsche Ministerium und förderte kräftig die Reformbewegung. Nach der Februarrevolution von 1848 wurde er Mitglied der Provisorischen Regierung und übernahm dann das Justizministerium. Als Repräsentant des Depart. Indre-et-Loire in der Konstituierenden Versammlung, trennte sich C. bei Prinzipienfragen nicht von der demokratischen Linken, zeigte aber wenig Sympathie für die Regierung des Generals Cavaignac, sondern begünstigte die Kandidatur des Prinzen Ludwig Napoleon. Nach dessen Wahl zum Präsidenten 10. Dez. näherte sich jedoch C. der Bergpartei und war einer der eifrigsten Oppositionsredner. Zur Gesetzgebenden Versammlung wiedergewählt, bekämpfte er mit aller Macht die Koalition der alten monarchischen Parteien, machte aber auch der Politik des Präsidenten keine Zugeständnisse und beschränkte sich nach dem Staatsstreich vom 2. Dez. 1851 auf seine Advokatenpraxis. Durch den Sturz des zweiten Kaiserreichs 4. Sept. 1870 zum zweiten mal in die Regierung berufen und abermals als Justizminister, wurde er von der Regierung der nationalen Verteidigung 12. Sept. nach Tours gesandt, um dort die Verwaltung der nicht vom Feinde besetzten Provinzen mit Hilfe eines Delegaten von jedem Ministerium zu leiten. Das wichtigste Dekret, das auf seine Initiative die Delegation erließ, war das vom 24. Sept. 1870, welches Algerien in drei Departements teilte und den dortigen eingeborenen Juden das franz. Bürgerrecht erteilte. Seit Febr. 1871 war er Abgeordneter von Algier in der Nationalversammlung zu Bordeaux und Versailles, und wurde von dieser Versammlung im Dez. 1875 zum lebenslänglichen Mitgliede des Senats gewählt. C. war Begründer und Vorstandsmitglied der Alliance israélite universelle und starb 10. Febr. 1880 zu Passy. Unter seinen Schriften ist hervorzuheben: «Gouvernement de la défense nationale, actes de la délégation de Tours et de Bordeaux, ministère de la justice» (2 Bde., Tours 1871).

Cremomēter (frz.) sind Instrumente zum Messen der von der Milch in einer bestimmten Zeit aufgeworfenen Rahmmenge. Im besondern bezeichnet man mit C. den von dem Franzosen Chevallier konstruierten Apparat, welcher aus einem Glascylinder von 4 cm Weite und etwa 20 cm Höhe besteht, auf der

Außenseite eine eingebrannte Skala besitzt, welche in einer Höhe von 15 cm vom Boden mit dem Nullpunkte beginnt und die abgeschiedene Rahmschicht in einzelnen Prozenten abzulesen gestattet. Ist die Bestimmung des Fettgehalts der Milch auf Grund des gebildeten Rahmvolumens auch keine sichere, so ist das Chevalliersche C. doch, da es bei der Milchprüfung im Verein mit dem Lactodensimeter sehr gute Dienste leistet, ein empfehlenswertes Instrument. Vgl. Kirchner, «Handbuch der Milchwirtschaft» (Berl. 1882).

Cremōna, Hauptstadt der ital. Provinz gleiches Namens (1778 qkm mit [1881] 302064 E.), zwischen den Flüssen Adda und Oglio am Po, über welchen eine Schiffbrücke führt, und an der Bahn Brescia-Pavia, die hier nach Mantua und Treviglio abzweigt, Sitz des Präfekten und eines Bischofs, hat ein festes Schloß, breite, unregelmäßige Straßen, schöne öffentliche Plätze, schöne Häuser, große Paläste, Kaserne, Hospitäler und zwei Hospize und zählt (1881) 31930 E., eine für die Größe der Stadt geringe Bevölkerung. Ein Kanal, der den Po und Oglio verbindet, geht zum Teil unter den Häusern hin. C. hat 44 Kirchen, ehemals 87, und viele Klöster. Die Domkirche, im german.-lombard. Stil 1107—90 erbaut, ist eine ungeheuere Steinmasse mit einer Vorderseite von schönem, weißem und rotem Marmor und prächtiger Rose. Das säulenreiche Innere derselben zieren gute Freskogemälde. Von dem berühmten, 121 m hohen Glockenturme (Torrazzo, dem höchsten Turme Italiens, 1261—88 erbaut) übersieht man fast den ganzen Stromlauf des Po durch die weiten Ebenen der Lombardei. Die Seidenmanufakturen des Orts sind sehr beträchtlich, auch die für Wolle und Baumwolle, Hüte, berühmte Konfitüren (Torrone) und die Cremoneser Violinen waren lange Zeit unter allen die vorzüglichsten. — Eine röm. Kolonie gründete die Stadt gegen den andringenden Hannibal 219 v. Chr, welche aber fortwährend von den Galliern viel leiden und deshalb 192 v. Chr. ergänzt werden mußte. Sie erhielt später die Rechte eines Municipiums und hob sich immer mehr durch Handel. Auch ward daselbst ein Amphitheater erbaut, welches an Größe alle übrigen in Oberitalien übertraf. Nach der Niederlage der Anhänger des Vitellius (69 n. Chr.) fiel die Stadt in die Hände des Feldherrn Vespasianus, der sie von Grund aus zerstören ließ. Zwar wurde sie nachher wieder aufgebaut, erreichte aber erst in der Blütezeit der ital. Freistaaten wieder einen Grad von Bedeutung. Galeazzo Visconti erstürmte sie 1322. Im Spanischen Erbfolgekriege wurde zu C. 2. Febr. 1702 der franz. Marschall von Villeroi durch die Kaiserlichen unter Prinz Eugen bei einem nächtlichen Überfalle gefangen genommen. C. wurde 1733 von Franzosen und Piemontesen genommen, 25. Aug. 1736 aber wieder geräumt. Nach der Einnahme der Stadt durch die Franzosen 17. Mai 1796 gehörte sie zur Cisalpinischen Republik, dann zu Italien, seit 1815 zu Österreich und seit 1859 zu Italien.

Cremona (Luigi), Mathematiker, geb. 7. Dez. 1830 zu Pavia, nahm an den ital. Unabhängigkeitskriegen 1848—49 bis zur Übergabe Venedigs lebhaften Anteil, worauf er an der Universität seiner Vaterstadt Mathematik studierte. Als Lehrer seines Fachs war er am Untergymnasium von Cremona, am Obergymnasium von Mailand, an der Universität von Bologna und am höhern technischen Institut von Mailand thätig, bis er 1873 als Professor der höhern Mathematik an die röm. Universität berufen wurde und die Leitung des Polytechnikums daselbst überkam. C. ist Senator des Königreichs. Von seinen Schriften sind hervorzuheben: «Le figure reciproche nella Statica grafica» (Mail. 1872; 3. Aufl. 1879), «Elementi di geometria projettiva» (Tur. 1873), «Elementi di calcolo grafico» (Tur. 1874; deutsch von Curtze, Lpz. 1875).

Cremor tartări oder *Weinsteinrahm* wurde ursprünglich das von selbst gebildete Pulver des Weinsteins (s. d.) genannt. Wenn der rohe Weinstein, wie er aus Weinfässern ausgeschlagen worden, mit Wasser und Klärmitteln gekocht und die Lösung noch siedend heiß durchgeseiht wird, sondern sich zuerst die Unreinigkeiten davon ab. Dann steigt der auf diese Art gereinigte Weinstein in feinzerteilter Form (wie Rahm auf der Milch) in dem Kessel in die Höhe, worauf er abgeschöpft und getrocknet wird. Ein anderer Teil krystallisiert (Weinsteinkrystalle, *Crystalli tartari*), und dieser wird erst durch Mahlen in C. umgewandelt. Jetzt macht man zwischen beiden Arten keinen Unterschied mehr. Je härter, glänzender und von erdigen Teilen freier der Weinsteinrahm ist, desto besser ist er. Er dient besonders in der Medizin als kühlendes, säuerlichsalziges, gelind abführendes Mittel, besonders gegen Kongestionen. Der C., jetzt meist *Tartarus depuratus* genannt, ist doppeltweinsaures Kali (Kali bitartaricum) und bildet in krystallisierter Form das Material, aus welchem man fabrikmäßig die Weinsäure darstellt.

Cremutius Cordus (Aulus), ein röm. Geschichtschreiber im 1. Jahrh. n. Chr., schrieb die Geschichte des Untergangs der röm. Republik und der Gründung der Monarchie mit großem Freimut in republikanischem Sinne. Er rühmte Brutus und nannte Cassius den letzten Römer. Nachdem er Sejanus durch beleidigende Äußerungen gereizt hatte, wurde er 25 n. Chr. wegen seines Geschichtswerks angeklagt und gab sich darauf selbst den Tod. Vgl. Rathlef, «De Cremutio Cordo» (Dorpat 1861).

Crenelierte Mauern (v. frz. créneau, Schießscharte) sind mit Gewehrscharten versehene freistehende Mauern. Beim Festungsbau bedient man sich ihrer oft zur Verteidigung des Grabens, der Eingänge und überhaupt an Stellen, wo Infanteriefeuer von Wirksamkeit ist und die Mauer dem Artilleriefeuer des Angreifers entzogen werden kann. Die crenelierten Grabenmauern bilden zugleich das Hindernis, durch welches der Hauptwall seine Sturmfreiheit erhält. Oft sind an der Rückseite, wo der Verteidiger steht, Arkaden angebracht, die demselben Schutz gegen Vertikal- und Seitenfeuer gewähren. Man spricht dann von crenelierten Bogenmauern. Da die Grabenverteidigung besser aus flankierenden Stellungen bewirkt wird und die Scharten die Zerstörung durch feindliches Feuer erleichtern, so wendet man jetzt freistehende Mauern ohne Schießscharten an. Im Feldkriege creneliert man häufig die Umfassungsmauern von Gehöften u. s. w., um sie zu einer hartnäckigen Verteidigung in Stand zu setzen.

Crenneville (Ludw., Graf Folliot de), s. *Folliot de Crenneville*.

Crenothrix (*Brunnenfaden*), von einigen Botanikern zu den Algen gerechnet, ist jedoch wegen des Mangels an Chlorophyll oder dem entsprechenden Farbstoff zu den Pilzen unter die niedrig organisierte Klasse der Schizomyceten zu stellen. C. ist

allgemein gefürchtet, weil durch ihr massenhaftes Auftreten nicht nur bisweilen Brunnen und Wasserleitungen verunreinigt, wie es zu Breslau, Berlin und Halle geschehen ist, sondern auch dadurch enge Drainröhren gänzlich verstopft werden. Dem unbewaffneten Auge stellt sich C. als eine ockerfarbige oder rostbraune (vom Eisengehalt herrührend), flockige oder fein büschelförmige Masse dar, die unter dem Mikroskop bei 5—600facher Vergrößerung 1,5 bis 5 Mikromillimeter dünne, nach oben schwach keulenförmig verdickte, gegliederte, in geschlossenen Scheiden steckende Fäden erkennen läßt, dazwischen oft aber auch gallertartige Häufchen, die aus Millionen kleiner punktartiger Körperchen bestehen. Die entwickelten Fäden bezeichnet man als Leptothrixzustand, die Gallerthäufchen oder Gallertkolonien als Palmellazustand. Die Vermehrung geschieht durch austretende Gliederzellen oder durch Sporen, die durch Teilung der erstern in der Scheide gebildet werden. Gliederzellen wachsen unmittelbar zu Fäden heran. Auch von den Sporen gilt das, doch können dieselben durch wiederholte Teilungen auch in den Palmellazustand übergehen, der die rapide Vermehrung erklärlich macht, indem jedes Körperchen desselben ebenfalls in einen Faden auswachsen kann. Bekannt ist nur eine einzige Spezies: C. Kühneana *Zopf* (C. polyspora *Cohn*). Vgl. Cohn, »Beiträge zur Biologie der Pflanzen« (Bd. 1, Bresl. 1870); Zopf, »Untersuchungen über C. polyspora, die Ursache der Berliner Wasserkalamität« (Berl. 1879).

Creōle (vom span. criollo) bezeichnet im weitesten Sinne des Wortes ein im Lande geborenes Individuum fremder Rasse. Deshalb heißt auch der in den amerik. Kolonien geborene Neger ungemischten Blutes C. im Gegensatz zu dem eingeführten Neger (in Brasilien Negro de nação). Im besondern versteht man jedoch unter C. in den ehemaligen franz., span. und portug. Kolonien Amerikas sowie auch Afrikas (Guinea) und Ostindiens die Eingeborenen von rein europ. Blute (sangre azul) im Gegensatz zu den in Europa selbst geborenen Einwanderern, welche letztere in dem ehemaligen span. Amerika Chapetones, in Mexiko gewöhnlich Gachupinos (vom aztekischen Worte gatzopin, d. i. Geschöpf, halb Pferd, halb Mensch, Reiter), in Brasilien Portuguezes legitimos oder Filhos do reino genannt werden. In Brasilien haben sich die eingeborenen Weißen den Namen Brasileiros beigelegt. Die aus dem Spanischen, Französischen und Englischen im tropischen Amerika entstandenen Mischdialekte heißen Creolendialekte. Vgl. Thomas, »The theory and practice of Creole grammar« (Port of Spain 1869); Saint-Quentin, »L'histoire de Cayenne et de la grammaire Créole« (1872).

Créon, Stadt im franz. Depart. Gironde, Arrondissement Bordeaux, 19 km im SO. von diesem Orte, in der Landschaft Entre-deux-Mers, an der Eisenbahn Bordeaux nach Sauve, mit 1000 E., welche mittelmäßige rote und weiße Weine bauen.

Créot, Dorf im franz. Depart. Saône-Loire, Arrondissement Autun, am Fuße der Montagne de Rome-Château, zählt 450 E.; in der Nähe sind wichtige Eisenminen.

Crêpe (frz.), Krepp, s. Flor.

Crepis, Pippau, von Linné aufgestellte Pflanzengattung aus der Familie der Kompositen, Abteilung der Cichoriaceen. Die zahlreichen, namentlich in Europa und Asien vorkommenden Arten sind Kräuter mit meist ästigem, selten einfachem, beblättertem oder blattlosem Stengel, doldentraubig angeordneten, seltener einzeln stehenden Blütenkörbchen, ziegelschuppiger oder zweireihiger Korbhülle und vorherrschend gelben Blumen. Die Achenen tragen einen weißen, haarigen, glänzenden Pappus und sind bald geschnäbelt, bald ungeschnäbelt. Die Pippau-Arten wachsen auf Wiesen, bebautem Boden, Gerölle und Felsen, namentlich höherer Gebirge (z. B. der Alpen), in Wäldern, an Bächen u. s. w. und sind zum Teil gute Futterkräuter. Eine südeurop. Art, C. rubra *L.*, mit purpurroten Blumen und schrotsägeförmigen, in eine Rosette gestellten Grundblättern, wird bisweilen als Zierpflanze gezogen. Sie hat einen widerlichen Geruch und ist einjährig.

Crepon (frz. crépon, engl. thick crape), eine Art dichter Krepp.

Crépy-en-Laonnais, Dorf im Depart. Aisne, Arrondissement Laon, an der Eisenbahn Paris-Laon, mit 1634 E., ist merkwürdig durch den Separatfrieden vom 18. Sept. 1544, welcher den vierten Krieg zwischen Franz I. und Kaiser Karl V. beendigte. Nach den Bedingungen dieses Friedens sollte der Herzog von Orléans vermittelst Heirat mit einer kaiserl. Prinzessin Mailand erhalten, was übrigens dessen nach einem Jahre erfolgter Tod vereitelte. Dagegen verzichtete Franz auf Mailand, Neapel und die Lehnshoheit über Flandern und Artois, Karl dagegen auf Burgund.

Crépy-en-Valois (Crespy), Stadt im franz. Depart. Oise, Arrondissement Senlis, 22 km im ONO. von Senlis, an der zur Oise gehenden Authonne, an der Eisenbahn Paris-Soissons, mit (1876) 2646 (Gemeinde 3082) E., hat wichtigen Getreidehandel, Kesselfabrikation, Runkelrübenbau. — C. war früher Hauptstadt von Valois und ist eine sehr alte Stadt (Crispeium). Noch stehen Reste von dem 960 durch Gauthier den Weißen, Grafen von Amiens, gegründeten Schlosse; derselbe hat auch die Stadt mit Mauern umgeben. Aus dem Mittelalter sind auch noch Kirchen, Ruinen von Abteien, Häuser aus dem 12. und 13. Jahrh. vorhanden.

Crequi (Charles I., Marquis de), Marschall von Frankreich, einer der hervorragendsten Offiziere Heinrichs IV., dem er in Frankreich und Italien eine Reihe von Siegen erfechten half, wurde 1610 Generallieutenant der Dauphiné, unter Ludwig XIII. 1619 Marschall, 1626 Pair von Frankreich. Auch unter dieser Regierung focht er mit großer Bravour gegen Spanier und Hugenotten in vielen Feldzügen. Berühmt sind seine Campagnen 1630, 1635, 1637 und 1638 in Mailand und Savoyen. Im letztern Jahre wurde er 17. März bei der Belagerung eines Schlosses getötet. — Sein Enkel François, Marquis de C., geb. um 1624, kämpfte zuerst 1640 gegen Arras und blieb im Lager von Flandern bis 1648. Darauf diente er ein Jahr in Spanien, kehrte aber bald zurück, um unter Turenne bei Rethel, Condé, Valenciennes und andern Orten gegen den Prinzen von Condé und die Spanier mit hoher Auszeichnung zu fechten. Im J. 1667 kommandierte er die Rheinarmee, wurde 1669 Marschall und eroberte im nächsten Jahre Lothringen. Nach einer Periode kurzer Ungnade wurde er 1675 wieder Armeekommandant in den Niederlanden und Lothringen, erlitt nach manchen Waffenthaten 11. Aug. 1675 die schwere Niederlage an der Conzer Brücke nahe bei Trier,

wurde hier belagert und gefangen. Von 1676 bis 1678 vergalt er diese Schlappe seinem Besieger Karl von Lothringen durch eine Reihe schwerer Schläge in Lothringen, Elsaß und Baden. Im J. 1679 rückte er nach Westfalen vor, um den Großen Kurfürsten zum Frieden mit den Schweden zu zwingen. Seine letzten Waffenthaten waren 1684 die Eroberung Luxemburgs und Triers. Er starb 4. Febr. 1687 in Paris. — Auch der ältere Bruder, Charles II., Herzog von C., hat sich in den span.-deutschen Kriegen unter Mazarin und Ludwig XIV. einen Namen gemacht. Er blieb, wie sein Bruder, in dem Frondekriege der Sache des Hofs treu. Im J. 1662 als Gesandter in Rom war er Gegenstand eines Angriffs, den der König als Kriegsfall gegen den Papst ausbeutete. Der Gesandte selbst kommandierte die Armee, die deshalb in Italien auftrat. Im J. 1667 nahm er freiwillig an der Belagerung von Tournai teil, 1677 ging er als Gesandter nach England, 1680 nach München. Er starb 13. Febr. 1687.

Crescendo (ital.), d. h. wachsend oder steigend, nennt man in der Tonkunst die allmähliche Verstärkung der Töne beim Vortrage, oder den allmählichen Übergang vom piano zum forte und fortissimo. Man bezeichnet es durch $<$ oder durch die Abbreviatur cresc. Das Gegenteil davon ist das Decrescendo, $>$. Dieses Zu- und Abnehmen des Tons ist ein sehr wirksames Effektmittel in der Musik, paßt aber nicht für alle musikalischen Organe gleich gut. Im Chorgesange und besonders bei der symphonischen Orchestermusik ist es am natürlichsten und wertvollsten; wenig angemessen erscheint es dagegen auf der Orgel.

Crescent-City, Name einiger Flecken in den Vereinigten Staaten von Amerika, wovon einer in Californien, County del Norte, am Großen Ocean, unweit der Grenze von Oregon, mit Kupfer- und Goldgruben, und einer in Iowa liegt; letzterer ist dadurch bekannt, daß auf dem Zuge nach Utah zahlreiche Mormonen dort zurückblieben. Neuorleans hat wegen seiner halbmondförmigen Lage am Mississippi ebenfalls den Beinamen C.

Crescentia nannte Linné zur Erinnerung an den ital. Agronomen Crescentiis (s. d.) eine Baumgattung aus der Familie der Bignoniaceen, deren im tropischen Amerika und Westindien wachsende Arten abwechselnde, einzeln oder gebüschelt stehende, einfache oder dreizählige Blätter mit geflügeltem oder ungeflügeltem Blattstiel und einzelnstehende oder zu Trauben vereinigte Blüten mit zweiteiligem, abfallendem Kelch und glockiger, kurzröhriger, am Schlunde bauchig aufgetriebener, am Saume fünflappiger Blumenkrone besitzen. Die große, flaschenförmige, mit einer holzigen Schale versehene, einfächerige Frucht ist fleischig, inwendig breiig und enthält zahlreiche zusammengedrückte Samen. Eine Art, C. Cujete *L.*, unter dem Namen Kalabassenbaum bekannt, auf den Antillen heimisch, mit lanzettförmigen, gebüschelten Blättern und grünlichen, rot- und gelbgescheckten Blüten, wird im ganzen tropischen Amerika kultiviert, sowohl der holzigen Früchte halber, aus denen man allerlei Gefäße, als Flaschen, Näpfe, Tassen u. s. w. herstellt, als auch des Holzes wegen, welches vielfach in der Möbeltischlerei Verwendung findet.

Von einer noch unbestimmten, in Mexiko einheimischen Art dieser Gattung stammt das sog. Anacahuiteholz (s. d.).

Crescentiis (Petrus de), oder **Crescenzi**, der älteste Schriftsteller über Landwirtschaft seit den Römern, geb. 1230 zu Bologna, war Sachwalter und Beisitzer des Podestà in seiner Vaterstadt, bis ihn Unruhen nötigten, dieselbe zu verlassen. Er durchreiste hierauf Italien und stellte überall gemeinnützige Beobachtungen an. Nach 30 Jahren erst konnte er nach seiner Vaterstadt zurückkehren, die ihn als 70jährigen Greis zum Senator wählte. Er starb 1310. Seine Erfahrungen über den Landbau legte er in der Schrift: «Petri de Crescentiis, civis Bononiensis, opus ruralium commodorum cum figuris, libri duodecim» (älteste lat. Ausg. 1458) nieder. Berichtigt durch die Verbesserungen der Gelehrten von Bologna, denen C. seine Arbeit mitteilte, ist sie ein merkwürdiges Denkmal für die Geschichte jener Zeit. Sie war ursprünglich lateinisch geschrieben, und nur die ital. Übersetzung (Flor. 1478), welche wegen der Reinheit der Sprache in hohem Ansehen steht, hat die Meinung veranlaßt, daß C. seiner Muttersprache sich bedient habe. Die Grundsätze C.', meistens auf diejenigen der röm. Autoren basiert, sind einfach, auf Erfahrung gestützt und frei von manchen Vorurteilen der Zeit. Das Werk war eins der ersten, welche nach Erfindung der Buchdruckerkunst in lat. Sprache gedruckt wurden. Eine deutsche Übertragung mit Holzschnitten erschien seit 1494 wiederholt zu Straßburg. Die beste Ausgabe des lat. Originals lieferte Gesner in «Scriptores rei rusticae» (2 Bde, Lpz. 1735). Ihm zu Ehren nannte Linné eine Baumgattung Crescentia (s. d.).

Crescentini (Girolamo), ital. Sopransänger und Gesanglehrer, geb. 1769 zu Urbania bei Urbino, kam mit zwölf Jahren, nachdem die Kastration an ihm vollzogen worden, nach Bologna unter die Leitung Gibellis, bei dem er fünf Jahre lang Musik und Gesang studierte. Darauf debutierte er als Theatersänger in Rom und war später mit außerordentlichem Erfolg auf den bedeutendsten ital. Bühnen, sowie in London, Lissabon und Wien thätig. Im J. 1803 wurde er zum Singmeister der kaiserl. Familie in Wien ernannt, folgte jedoch 1805 Napoleon I. nach Paris. Im J. 1813 nahm er seinen Abschied, ging nach Bologna und fungierte seit 1825 am Real Collegio di musica in Neapel als erster Gesangsprofessor, bis er 24. April 1846 als einer der letzten großen Kastraten, welche die Musikgeschichte kennt, starb. Die Schönheit von C.s Mezzosopranstimme war in seiner Blütezeit unvergleichlich. Als Komponist hat er durch Arietten sich bekannt gemacht; seine «Raccolta di esercizj per il canto» gilt noch jetzt als ein sehr brauchbares Gesangstudienwerk.

Crescentino, Stadt in der ital. Provinz Novara, Bezirk Vercelli, 32 km im SW. von diesem, links am Po und 4 km unterhalb der Mündung der Dora Baltea, zählt (1881) 2415, als Gemeinde 6710 E. und hat Seiden- und Wollmanufaktur. C. ist ein alter, mehrfach belagerter, fester Platz, welchen im 16. und 17. Jahrh. Franzosen und Spanier eroberten.

Crescentius, ein röm. Patriciergeschlecht, dessen älteste Spuren sich zu Anfang des 10. Jahrh. finden, wo die Familie in der Sabina begütert war und ihre Mitglieder den Titel Dux trugen. Unter Kaiser Otto I. führte ein C. den Beinamen «vom Marmorpferde», nach den bei seiner Wohnung auf dem Quirinalischen Hügel stehenden berühmten

Dioskurengruppen. Vielleicht war er derselbe, welcher 974 an der Spitze des Aufstandes stand, dessen Opfer Papst Benedikt VI. ward. Den größten Namen machte sich indes **Johannes C.**, auch **C. Nomentanus** genannt, wahrscheinlich des Ebengenannten Sohn, in dessen Hand sich unter Kaiser Otto III. eine Zeit lang alle Gewalt in Rom vereinigt befand. Sein Leben war ein fortwährender Kampf gegen das Kaisertum, dem er sich, mit dem Titel eines Patricius, als weltlicher Herr der Stadt inmitten des tiefen Verfalls des Papsttums entgegenstellte. Obwohl nach Ottos III. Krönung 996 zu Gnaden angenommen, stiftete er doch den Aufstand gegen den von Otto eingesetzten Papst Gregor V. (Bruno, Sohn Herzog Ottos von Kärnten) an, welchen er unter Einsetzung eines Gegenpapstes, Johanns XVI., zur Flucht nötigte. Bei des Kaisers Rückkehr 998 vermochte er die Stadt nicht zu halten. Er verteidigte sich noch längere Zeit in der Engelsburg, bis diese 29. April von den Deutschen erstürmt und er auf der Höhe derselben enthauptet ward. Die Sage hat sein Ende ausgeschmückt und mit demselben den frühen Tod des Kaisers verknüpft, indem sie letztern an Gift sterben läßt, welche des C. Witwe, Stephania oder Theodora, dem Kaiser, dessen Liebe sie gewonnen, gereicht haben soll. Ein Familienglied erbaute im 11. Jahrh. das jetzt irrig Casa di Rienzi genannte Haus am Ponte-Rotto, das eigentümlich mit antiken Fragmenten verziert, das älteste Privathaus Roms ist. Die röm. Familie Serlupi hat ihrem Namen den der Crescenzi beigefügt.

Crescenzi (Giovanni Battista), nachmaliger **Marquis della Torre**, geb. gegen das Ende des 16. Jahrh. in Rom, widmete sich der Malerei und erregte durch einige Jugendarbeiten die Aufmerksamkeit Pauls V. Er begleitete 1617 den Kardinal Zapata nach Spanien und wußte sich dort die Gunst Philipps III. zu erwerben. Einige Blumenstücke verschafften ihm den Auftrag, das Begräbnispantheon im Escurial auszuführen, welches durch seine Pracht und die Schönheit der einzelnen Teile zu den merkwürdigsten Denkmälern Europas gehört. König Philipp IV. erhob ihn zum Granden von Castilien, mit dem Titel eines Marquis della Torre, und zeichnete ihn auf vielfache Weise aus. Er starb in Madrid 1660, nach andern 1665.

Crescimbeni (Giovanni Mario), ital. Dichter und Litteraturhistoriker, geb. 9. Okt. 1663 in Macerata, studierte die Rechts- und schönen Wissenschaften, wurde im 16. Jahre Doktor der Rechte, ging sodann nach Rom, wo er sich vorzugsweise mit der Dichtkunst beschäftigte und 1690 die Gründung der Akademie der Arkadier (s. d.), deren langjähriger erster Kustos er wurde, veranlaßte. Von Clemens XI. zum Kanonikus ernannt, später Jesuit, starb er 8. März 1728. Sein Hauptwerk, die «Istoria della volgar poesia» (zuerst Rom 1698, wozu «Trattato della bellezza della volgar poesia», Rom 1700, und «Commentarii intorno alla volgar poesia», 5 Bde., Rom 1702—11; alle drei zusammen als «Istoria della volgar poesia» in einer durch Anmerkungen von Seghezzi wesentlich bereicherten Ausgabe, 6 Bde., Vened. 1730—31), mit großem Sammelfleiße, aber geist- und kritiklos, ist nur als litterarische und biographische Notizensammlung brauchbar. Seine «Rime» erschienen 1695 in Rom (3. Aufl., Rom 1723); eine Sammlung seiner zahlreichen Gelegenheitsschriften und Elogien erschien unter dem Titel: «Le vite degli Arcadi illustri» (5 Bde., Rom 1708). Aus der «Istoria» ist besonders abgedruckt: «Le vite de' più celebri poeti provenzali scritte in lingua francese da Giovanni di Nostradama, e trasportate nella toscana, illustrate e accresciute» (Rom 1722) u. s. w.

Crescimir I. und **II.**, Könige der Kroaten im 10. und 11. Jahrh., welche den ganzen dalmat. Küstenstrich eroberten und ihre Unterthanen an friedliche Beschäftigungen gewöhnten.

Cresol oder **Cresylsäure** $C_6H_4CH_3OH$, die dem Phenol oder der Carbolsäure homologe Verbindung, entsteht wie das Phenol bei der trockenen Destillation organischer Stoffe, namentlich der Steinkohlen, wird zusammen mit jenem aus dem Steinkohlenteer abgeschieden und von der Carbolsäure getrennt, wie im Art. Carbolsäure beschrieben ist. Das C. bildet im reinen Zustande eine wasserhelle ölige Flüssigkeit, welche bei 200° C. siedet und in ihren sonstigen Eigenschaften die größten Analogien mit dem Phenol zeigt.

Crespi (Giovanni Battista), nach seinem Geburtsort **il Cerano** genannt, geb. 1558, gehört zu den bedeutendern Malern, die gegen Ende des 16. Jahrh. in Mailand thätig waren. In Rom und Venedig nicht bloß für die Malerei, sondern auch in der schönen Litteratur und den ritterlichen Künsten gebildet, sowie mit der Baukunst und Bildhauerei vertraut, wie z. B. das Portal der Augustinerkirche in Mailand beweist, stand er am mailändischen Hofe dem Kardinal Federigo bei künstlerischen Unternehmungen zur Hand und leitete auch die Akademie. C.s Werke sind nicht frei von Manier, aber großartig aufgefaßt. Sein Vorbild in der Malerei, das er zuweilen übertrifft, ist Cesare Procaccini. In den mailändischen Kirchen und in der Galerie der Brera befinden sich seine vorzüglichsten Werke. Er starb 1633. — Minder bedeutend ist sein Sohn und Schüler **Daniele C.**, geb. 1592 in Burto-Assizio. Seine Muster waren die Caracci. In der Kirche Sta.-Maria della Passione zu Mailand befinden sich eine Reihe trefflicher Bildnisse von ihm sowie gute Fresken in einer hintern Kapelle von San-Eustorgio. Daniele starb 1630 an der Pest.

Crespi (Giuseppe Maria), ital. Maler, geb. zu Bologna 1665, gehört der eklektischen Schule seiner Vaterstadt an, bildete sich jedoch nicht bloß in diesem Sinne nach den Carracci, sowie seinem unmittelbaren Lehrer Cignani, sondern suchte auch den Hauptmeistern Venedigs nachzustreben. Er ist gefällig in der Komposition, liebt aber das Seltsame in Lichteffekten und Karikaturen. Er war auch als Radierer thätig. C. starb 1747 in Bologna.

Crespy, Orte in Frankreich, s. Crépy.

Cresson-Springs, Ort im nordamerik. Staat Pennsylvanien, im Alleghanygebirge, 25 km südwestl. von Altoona, 980 m über dem Meere, ein beliebter Sommeraufenthalt.

Cressy, Marktflecken im franz. Depart. Somme, [s. Crecy.

Crest, Stadt im franz. Depart. Drôme, Arrondissement Die, 37 km im WSW. von Die, in 190 m Höhe, an der Drôme, am Fuße eines hohen, kammartig (crista) gezähnten Bergs, an der Zweigbahn C.-Livron der Lyon-Marseille-Bahn, zählt (1876) 4848, als Gemeinde 5600 E., hat Seidenspinnereien, Tuch-, Decken- und Limousinfabriken, Papiermühlen, Gerbereien, Sägemühlen, Seilerei, mechanische Werkstätten, Färbereien, Zuckerfabriken, große

Maulbeerplantagen und Handel mit Weinen, Trüffeln u. s. w. Noch steht der alte Donjon aus dem 12. Jahrh. von eigentümlichem Bau, der Schlüssel des Drôme-Thals, bis 1789 Staatsgefängnis für die Protestanten, dann polit. Gefängnis bis 1851 und 1852; jetzt Militärgefängnis. Früher war C. einer der wichtigsten Orte im Dauphiné.

Cresta, Pfarrdorf im schweiz. Kanton Graubünden, der Hauptort von Avers (s. d.).

Creta (lat.), Kreide.

Creta, Insel, s. Candia und Kreta.

Creticus, Versfuß, s. Amphimacer.

Cretin und **Cretinismus**, s. Kretinen.

Crétineau-Joly (Jacques), franz. Schriftsteller ultramontaner Richtung, geb. 23. Sept. 1803 zu Fontenay in der Vendée, machte nach Beendigung seiner Studien im Seminar St.-Sulpice zu Paris Reisen in Italien und Deutschland. Er veröffentlichte zuerst religiös-angehauchte Gedichte, wie die «Chants romains» (1826), «Les Trappistes» (Angoulême 1823), «Inspirations poétiques» (Angoulême 1829). Nach der Julirevolution war C. Redacteur legitimistischer Journale in der Provinz und schrieb vom royalistischen Gesichtspunkt mehrere Werke über die Kämpfe in der Vendée. Dahin gehören: «Épisodes des guerres de la Vendée» (1834), «Histoire des généraux et des chefs vendéens» (1838), «Histoire de la Vendée militaire» (4 Bde., 1840—41; 2. Aufl. 1843). Ferner veröffentlichte er: «Histoire des traités de 1815 et de leur exécution» (Par. 1842), «Histoire religieuse, politique et littéraire de la Compagnie de Jésus» (6 Bde., 1844—46), «Le Pape Clément XIV» (1853), «Scènes d'Italie et de Vendée» (1853) und «L'Église romaine en face de la révolution» (2 Bde., 1859), «Histoire de Louis-Philippe d'Orléans et de l'Orléanisme» (2 Bde., 1863), «Le Cardinal Consalvi» (2 Bde., 1864), «Histoire des trois derniers princes de la maison de Condé» (2 Bde., 1866), «Bonaparte, le concordat de 1801 et le Cardinal Consalvi» (1869). C. starb zu Paris 1. Jan. 1875.

Cretio (Entschließung, vom lat. cernere), ein schon von den röm. Kaisern aufgehobenes Institut des röm. Erbrechts. Der Erblasser konnte in seinem Testament Erben «cum cretione» einsetzen, d. h. eine Zeitbestimmung treffen, innerhalb welcher der Erbe nach dem Tode des Testators sich über die Annahme der Erbschaft mit förmlichen Worten vor Zeugen zu erklären hatte. Ließ der Erbe die Frist verstreichen, so verlor er sein Anrecht auf den Erbteil auch nur dann, wenn der Erblasser die ausdrückliche Enterbung für diesen Fall nicht vergessen hatte (c. perfecta).

Cretius (Johann Franz Konstantin), deutscher Maler, geb. 6. Jan. 1814 zu Brieg in Schlesien, malte zuerst im Atelier des Malers König zu Breslau und kam 1833 nach Berlin, wo er die Akademie besuchte und dann bis 1839 unter Leitung des Prof. Wach sich weiter ausbildete. Seine ersten Bilder waren meist Genrescenen. Mit dem biblischen Bilde: Die Söhne Jakobs bringen das blutige Gewand Josephs, erhielt er den Preis der berliner Akademie für Historienmalerei. Nachdem C. 1839—42 Paris und Rom besucht hatte, ging er 1846—47 im Auftrage des Königs Friedrich Wilhelm IV. nach Konstantinopel, wo er für den Sultan Abd-ul-Medschid verschiedene Porträts ausführte. Zurückgekehrt nach Berlin, lieferte der Künstler eine bedeutende Anzahl von Gemälden, meist Genrebilder aus dem Volksleben des südlichen Europa. Dahin gehören: Die Savoyarden, Die Odaliske, Siesta, Blumenfest in Genzano, die köstlichen Figuren des röm. Winkelschreibers, des ital. Advokaten und Doktors, ferner: Der Karneval in Rom, Der Moccoli-Abend, Brautschmückung in Albano, A la bella vista, Touristen in der Schweiz u. s. w. Im J. 1859 entstand das Altarbild für Freistadt: die Auferstehung Christi, und das histor. Genrebild: Ludwig XIV. und Mancini. Im J. 1860 wurde er zum ordentlichen Mitglied der königl. Akademie der Künste gewählt. Von seinen Gemälden sind noch hervorzuheben: Cromwell in einer Versammlung von Independenten, Gefangene Kavaliere vor Cromwell (1868), Empfang der salzburger Protestanten durch Friedrich Wilhelm I. in Berlin 1732 u. s. w. Für den Rittersaal des Johanniterordens in Sonnenburg malte er drei Gemälde, den Ritterschlag des Prinzen Albrecht (Sohn), die Thätigkeit des Ordens im Feldzuge in Schleswig, und die Unterstützung der Christen in Syrien darstellend (1865). Sein späteres Bild: Ludwig XIV. spricht im Parlament das berühmte «L'État c'est moi!» ist von schöner Gruppierung und glänzender Farbe.

Cretonne, eine Art Leinwand, welche in der Normandie hergestellt wird; ein kräftiger Baumwollstoff, der, meist mit großen Mustern bedruckt, zu Vorhängen und Möbelbekleidungen benutzt wird.

Cretons (frz.) sind Grieben, die Rückstände vom Auslassen des Talges; Cretonnier, Talgschmelzer; Pains de cretons, ausgepreßte Grieben, welche als Schweinefutter benutzt werden.

Creuse (lat. Croso), ein 235 km langer Fluß im Innern Frankreichs, entsteht in dem nach ihm benannten Departement, nordwärts von dem Plateau de Millevache, nahe bei Féniers, am Fuße eines 920 m hohen Berges Obouze, fließt nordwestlich über Felletin, Aubusson (428 m) und Le Moutier d'Ahun (340 m), geht dann unter dem 56 m hohen Viadukt der Eisenbahn von Montluçon nach Limoges hindurch und strömt über Fresselines, wo er von Osten her die Kleine C. aufnimmt. Sodann nimmt der Fluß seinen Lauf durch das Depart. Indre, trennt die Depart. Vienne und Indre-Loire und mündet unterhalb La Haye-Descartes in den Loirezufluß Vienne, nur auf der letzten Strecke von etwa 8 km schiffbar. Im obern Laufe strömt sie auf dem Grunde wilder Schluchten, enger Defileés, die malerische Bilder liefern, aber auch im untern Laufe ist sie tief und steil eingeschnitten.

Das Departement Creuse, eins der ärmsten, begrenzt von den Depart. Indre und Cher im N., Allier und Puy-de-Dôme im O., Corrèze im S., Ober-Vienne im W., besteht aus der ehemaligen Ober-Marche und kleinen Teilen von Limousin, Poitou, Bourbonnais und Berri, umfaßt 5568,₃ qkm und zählt (1881) 268131 E. (gegen 278423 im J. 1876 Abnahme 3,₇ Proz.). Niedrige Berge und Hügelzüge der Landschaft Marche erfüllen fast das ganze Land, deren zahlreichste und höchste Gruppen sich im Süden und Westen finden, wo sie sich an das Hochland von Limousin und Auvergne anschließen, aber nur im Besson zu 994 m, den die Straße von Aubusson nach Mauriac in 870 m, bei Trucq, überschreitet, aufsteigen. Diese Bergzüge sind Granitgebilde, Gneis, Glimmerschiefer, Porphyr, Quarz. Einige kegel- und kuppelförmige Gipfel

(Puys) stehen isoliert und sind, wie die Schlackenlager und Basalte der anstoßenden Thäler verraten, vulkanischer Entstehung. Das Klima ist unbeständig. Der Boden der südl. Berggelände, von weiten Heidestrecken und Hutungen unterbrochen, ist leicht und wenig fruchtbar, besser in den nordöstl. Niederungen. Man baut besonders Roggen, Hafer und Buchweizen, auch Kartoffeln und Steckrüben, aber keinen Wein. Äpfel, Kirschen und Nüsse erntet man reichlich, besonders aber eßbare Kastanien. Die früher sehr bedeutenden Forste werden immer mehr gelichtet und bedecken kaum noch eine Fläche von 380 qkm. Um so zahlreicher und größer sind die Wiesen (1200 qkm) und Weideflächen, welche die Viehzucht begünstigen; Schweine- und Bienenzucht ist sehr ausgedehnt. An Wild und Fischen ist das Land reich. Das Mineralreich liefert hauptsächlich Steinkohlen von Ahun und Lavaveix (1878 an 200000 t). Die Industrie ist unbedeutend und hauptsächlich auf Manufakturen von glatten und veloutierten Teppichen beschränkt, die in Aubusson und Felletin am schönsten in Frankreich geliefert werden, außer den Gobelins und Beauvais; Bourganeuf hat Papier- und wichtige Porzellanfabrikation. Im übrigen finden sich unbedeutende Woll- und Baumwollspinnereien, Brauereien und Gerbereien. Ausfuhrartikel sind Schlachtvieh, Holz und Teppiche. Die Einwohner, im allgemeinen kräftig und thätig, ein grobes Patois redend und in geistiger Bildung zurück (ein Drittel der Bewohner kann weder lesen noch schreiben), wandern jährlich auf neun Monate zu Tausenden (etwa 30—35000) nach allen Teilen Frankreichs als Arbeiter aus und verzehren dann ihren Verdienst in der Heimat. Das Departement hat zur Hauptstadt Guéret und zerfällt in die vier Arrondissements Guéret, Aubusson, Bourganeuf und Boussac. Die bedeutendste Stadt des Departements ist Aubusson (s. d.). Vgl. Joanne, »Géographie du département de la C.« (Par. 1882).

Creusot (Le) oder **Creuzot**, Stadt und großes Industriecentrum im franz. Depart. Saône-Loire (Burgund), Arrondissement Autun, liegt in bergiger Gegend, 413 m über dem Meere, 30 km im Südosten von Autun, an der Paris-Lyon-Mittelmeerbahn. C. war 1770 noch ein Weiler, Namens Charbonnière; begünstigt durch die bedeutenden Steinkohlengruben und Eisenminen der Umgebung, hatte der Ort schon 1777 großartige Etablissements, Hüttenwerke, Gießereien, Ankerschmieden und 1782—1815 eine bedeutende Kanonen- und Kugelgießerei. Auch bestand hier seit 1784 eine große Krystallfabrik, lange die einzige ihrer Art in Frankreich, die aber seit 1832 mit dem Etablissement zu Baccarat im Depart. Meurthe-Moselle vereinigt ist. Doch erst in neuerer Zeit hat sich C. von einem Flecken zu einer Stadt emporgeschwungen, die 1846 noch 4012, 1851 schon 8083 und 1876 sogar 26432 E. zählte. Diesen Aufschwung verdankt es hauptsächlich den großartigen, 1837 von Schneider u. Comp. gegründeten Etablissements, welche gleichsam eine Stadt für sich bilden und folgende verschiedene, doch engverbundene Industriezweige umfassen: die Ausbeutung der Kohlen in 10 Gruben, auf 630 ha, die jährlich 996000 t (1877) Brennmaterial für die Eisenwerke liefern; der Betrieb von 10 Hohöfen (8 für Roheisen), die jährlich 50 Mill. kg Guß produzieren (davon 5 Mill. durch Holzkohlen); die Unterhaltung von 50 Puddel- und 45 Frischöfen, Walzwerken u. s. w., welche jährlich 20 Mill. kg Schienen, 12 Mill. kg Eisen, 8 Mill. kg Eisenblech (tôles) ergeben; eine Maschinenbauanstalt, die jährlich 110 Lokomotiven sowie Dampfmaschinen von zusammen 5000 Pferdekraft liefern kann und selbst 20 großartige Dampfmaschinen beschäftigt. Außerdem gehen aus verschiedenen Werkstätten Eisengeräte und Instrumente aller Art hervor. Ein eigener Schienenweg von 10,5 km Länge verbindet die Eisenwerke mit dem Centralkanal oder Kanal von Charollois. Die sämtlichen Schneiderschen Etablissements beschäftigen 6000 Arbeiter. Für dieselben sind vier Ärzte angestellt, eine Apotheke, ein Hospital, eine Unterstützungs- und Pensions- sowie eine Sparkasse vorhanden. Etwa 2000 Kinder der Arbeiter erhalten Unterricht in einer großen Industrieschule.

Creutz (Gust. Phil., Graf von), schwed. Dichter, geb. 1731 in Finland, aus einer der ersten Familien Schwedens, gehörte zu dem Dichterbunde, der um die Hirtin vom Norden (Frau von Nordenflycht) sich versammelte. Sein »Atis och Camilla« (Stockh. 1761 u. öfter), ein Hirtenepos in fünf Gesängen, wird als Muster einer Idylle bewundert. Im J. 1763 wurde er vom König Adolf Friedrich zum schwed. Gesandten in Madrid ernannt, und drei Jahre nachher ging er in gleicher Eigenschaft nach Paris, wo er sich namentlich mit Turgot und Necker, Marmontel und Grétry bekannt machte. Hier schloß er mit Franklin 3. April 1783 einen Bundes- und Handelsvertrag zwischen Schweden und der jungen Republik der Vereinigten Staaten. Bald darauf ernannte ihn der König zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten und zum Kanzler der Universität Upsala; aber C. starb schon 30. Okt. 1785. Sein »Atis och Camilla« sowie zehn andere Gedichte sind mit denen seines Freundes Gyllenborg als »Vitterhets arbeten af C. och Gyllenborg« (Stockh. 1795; 2. Aufl. 1812) vereinigt erschienen. Eine neue Ausgabe von C.' Gedichten erschien 1862 zu Helsingfors.

Creutzinger (Kasp.), prot. Theolog, s. Cruciger.

Creux du Vent, ein Berg des schweiz. Jura an der Grenze der Kantone Waadt und Neuenburg, erhebt sich 12 km westsüdwestlich von Neuchâtel zwischen dem Traversthale und dem Ufergelände des Neuenburgersees zu 1465 m Höhe über dem Meer. Die Abhänge des Bergs, der aus Kalkstein der mittlern und obern Juraformation besteht, sind mit dichtem Nadelwalde bekleidet, die Höhe ist, wie bei den meisten Jurarücken, ein breites wellenförmiges Weideplateau. Seinen Namen verdankt der C. (Creux-Höhlung, Grube) dem mächtigen Felscirkus, der dicht unter dem höchsten Punkte des Bergrückens, dem Soliat, mit 150—200 m hohen senkrechten Felswänden gegen das Val de Travers abstürzt und ein nach NO. offenes Hufeisen von etwa 1200 m Breite und 1600 m Länge bildet. Bei Witterungswechsel sollen aus dem Waldgrunde dieses Kessels oft weiße Dunstwolken aufsteigen und im Winde hin- und herwogend den ganzen kraterartigen Trichter erfüllen. Flora und Fauna des C. erinnern an die Voralpen; die Aussicht gleicht derjenigen des 17 km weiter südwestlich in derselben Juralette gelegenen Chasseron. Die besten Ausgangspunkte für die Besteigung, die zwei bis vier Stunden in Anspruch nimmt, sind Noiraigue an der Linie Neuchâtel-Verrières und Boudry an der Linie Neuchâtel-Yverdon.

Creuz (Cabo de), das äußerste Nordostkap Spaniens, im SO. des Kap Cerbère, das die äußerste Spitze Frankreichs ist, in 42° 19′ 14″ nördl. Br. und 20° 59′ 14″ östl. L. von Ferro. Im Altertum hieß es Aphrodisium. Auf der Höhe desselben steht ein Leuchtturm. Von hier bis zum Kap Falcoeiro in Galicien ist die Breite von Spanien 1020 km.

Creuz (Friedr. Karl Kasimir, Freiherr von), Dichter und philos. Schriftsteller, geb. zu Homburg vor der Höhe 24. Nov. 1724, wurde, ohne eine Universität besucht zu haben, bereits im 22. Lebensjahre Hofrat der Regierung von Homburg und 1751 erster Staatsrat. Sein Eifer für Homburg, den er in der von ihm mit großer Gewandtheit seit 1749 geführten Streitsache zwischen Homburg und Hessen-Darmstadt gezeigt hatte, zog ihm 1755 eine einjährige Haft auf einer darmstädtischen Festung zu. Er starb 6. Sept. 1770. Als Dichter machte er sich vorzüglich durch «Die Gräber», ein philos. Gedicht (Frankf. 1760), einen ehrenvollen Namen. Wie hier der Einfluß von Youngs «Nachtgedanken» nicht zu verkennen ist, so macht sich in seinen «Oden und Liedern» (Frankf. 1750, 1752, 1753) der Einfluß Hallers bemerkbar. Sein Trauerspiel «Der sterbende Seneca» (Frankf. 1754) ist in Gottschedschem Geschmack geschrieben. Gesammelt erschienen von ihm «Oden und andere Gedichte, auch kleine prosaische Aufsätze» (2 Bde., Frankf. 1769). Zu nennen sind noch seine «Considerationes metaphysicae» (Frankf. 1760) und sein dem Montesquieu entgegengesetztes Buch «Über den wahren Geist der Gesetze» (Frankf. 1766). In seinem «Versuch über die Seele» (Frankf. a. M. u. Lpz. 1753) sucht er nachzuweisen, daß die Seele ein Mittelding zwischen einer einfachen Substanz und einem zusammengesetzten Wesen sei, daß sie aus Teilen bestehe, die wohl außer einander, aber nicht ohne einander existieren können.

Creuzer (Georg Friedr.), Philolog und Altertumsforscher, geb. zu Marburg 10. März 1771, studierte seit 1789 daselbst und zu Jena, begründete dann mit dem Professor Hauff und Leonhard Creuzer in Marburg eine Privatlehranstalt, begleitete 1798 einen Zögling nach Leipzig, habilitierte sich 1799 als Privatdocent in Marburg, wurde 1802 daselbst ord. Professor der Philologie, 1807 ord. Professor der Philologie und der alten Geschichte in Heidelberg, wo er in demselben Jahre das philol. Seminar gründete. C. übte eine lange Reihe von Jahren durch Wort und Schrift einen überaus erfolgreichen Einfluß auf die Humanitätsstudien, bis er 1845 sein akademisches Lehramt niederlegte. Er starb 16. Febr. 1858 zu Heidelberg als bad. Geheimrat. Sein bedeutendstes Werk, welches ihm einen bleibenden Namen in der Geschichte der Altertumswissenschaft sichert, ist die «Symbolik und Mythologie der alten Völker, besonders der Griechen» (4 Bde., Lpz. 1810—12; 2. Aufl., mit Fortsetzung von Mone, 6 Bde., Lpz. 1820—23; 3. Aufl., 4 Bde., Lpz. u. Darmst. 1837—44). Durch die von ihm darin ausgesprochenen Ansichten wurde ein lebhafter Kampf erregt, und namentlich trat ihm zuerst G. Hermann, heftiger aber J. H. Voß entgegen, jener in den «Briefen über Homer und Hesiod» (Heidelb. 1818), dann in einem Briefe an C. «Über das Wesen und die Behandlung der Mythologie» (Lpz. 1819), dieser in der «Antisymbolik» (Stuttg. 1825). Auch Lobeck bekämpfte zuletzt jene Ansichten im «Aglaophamos». Als die bedeutendste philol.-kritische Arbeit C.s ist die Ausgabe von Plotins «Opera omnia» (3 Bde., Oxf. 1835) zu betrachten. Mit Moser gab er mehrere Schriften Ciceros heraus. Von seinen übrigen zahlreichen, die verschiedensten Gebiete des Altertums betreffenden Schriften sind besonders hervorzuheben: «Die histor. Kunst der Griechen in ihrer Entstehung und Fortbildung» (Lpz. 1803; 2. Aufl., besorgt von Kayser, Darmst. 1845), «Epochen der griech. Litteraturgeschichte» (Marburg 1802), «Abriß der röm. Antiquitäten» (Lpz. u. Darmst. 1824; 2. Aufl. 1829), «Zur Geschichte altröm. Kultur am Oberrhein und Neckar» (Lpz. u. Darmst. 1832), «Zur Gemmenkunde» (Darmst. 1834), «Das Mithreum von Neuenheim» (Heidelb. 1838), «Zur Galerie der alten Dramatiker» (Heidelb. 1839), «Zur Geschichte der klassischen Philologie» (Frankf. 1854). Mit Ausnahme der letztern sind diese Arbeiten auch in der Sammlung von C.s «Deutschen Schriften» (9 Bde., Lpz. u. Darmst. 1837—47) enthalten, an welche sich seine Selbstbiographie: «Aus dem Leben eines alten Professors» (Lpz. u. Darmst. 1848) und «Paralipomena der Lebensskizze eines alten Professors» (Frankf. 1858) anschließen. Vgl. Starck, «Friedrich C., sein Bildungsgang und seine bleibende Bedeutung» (Heidelb. 1875).

Creuziger (Kasp.), prot. Theolog, s. Cruciger.

Crevaux (Jules Nicolas), franz. Entdeckungsreisender, geb. 1. April 1847 zu Lorquin (Lörchingen) in Lothringen, trat 1868 in die franz. Marine, war 1870/71 Freiwilliger im Deutsch-Französischen Kriege und wurde 1872 Militärarzt. Seine erste Reise ins Innere von Guaiana trat er 9. Juli 1877 von Cayenne aus an; nachdem er als erster Europäer das Tumak-Humak-Gebirge überstiegen, gelangte er an den Yari, einen Nebenfluß des Amazonenstroms. Im August 1878 begann seine zweite Reise, er fuhr den Grenzfluß Oyapok aufwärts, ging wieder über das Gebirge, entdeckte den Ku, einen Nebenfluß des Yari, untersuchte dann andere Nebenflüsse des Amazonenstroms, wie den Paru, Issa und Yapura, worauf er im Aug. 1879 wieder in Paris ankam; zum dritten mal kam er 1880 nach Südamerika und ging von Santa-Fé de Bogota in Columbien zum obern Rio-Negro und erreichte 20. Okt. 1880 den Guyabero, einen Nebenfluß des Orinoco. Am 3. März 1881 kam er wieder in Frankreich an. Schon 20. Nov. 1881 schiffte er sich wieder nach Südamerika ein, kam über Rio de Janeiro nach Buenos-Ayres und zog von da nach Norden, entdeckte 15. Jan. 1882 bei Salta die Ruinen einer alten Inkastadt, wurde aber Ende April, als er den Pilcomayo hinaufzog, nebst seinen 19 Begleitern von den Tobasindianern ermordet.

Crève-cœur (frz.), Herzleid, empfindlicher Verdruß.

Crèvecoeur, eingegangenes Fort im Bezirk Herzogenbusch der niederländ. Provinz Nordbrabant, an der Diest und Maas, von den Holländern 1587 an Stelle eines Schlosses gebaut, 1599 von den Spaniern, 1600 von Moritz von Oranien, 1672 und 2. Okt. 1794 von den Franzosen erobert.

Crewe (spr. Kruh), Stadt in der engl. Grafschaft Chester, 34 km im OSO. von Chester, mit (1881) 24372 (1861 erst 8159) E., ist besonders wichtig als Knotenpunkt der großen Eisenbahnen von Chester, Liverpool, Manchester und zahlreichen Sekundärbahnen, welche Kompagnien alle hier den Mittelpunkt für die Herrichtung und Ausbesserung

des Eisenbahnmaterials und deshalb gewaltige Werkstätten gebaut haben. Im J. 1876 sind hier 2000 Lokomotiven gebaut worden.

Crewekerne, Stadt in der engl. Grafschaft Somerset, 11 km im WSW. von Yeovil und 78 km im SSW. von Bath, am Parret, zählt (1881) 8149 E., die Segeltuch und Bonneterien fabrizieren.

Cribbage (engl., spr. kribbädsch), ein in England und Nordamerika gebräuchliches Kartenspiel mit der franz. Karte; Crib, die im C. von den Spielern weggelegten Karten.

Cribration (lat.), das Sieben; cribrös, siebartig, durchlöchert.

Crichton (James), der «Bewunderungswürdige» genannt, engl. Gelehrter, geb. 1560 in der schott. Grafschaft Perth, aus vornehmer Familie, sprach mit 20 Jahren 20 Sprachen und war in der Fecht-, Tanz- und Reitkunst ebenso erfahren wie in der Malerei und Musik. Nach längern Reisen kam er nach Mantua, wo er den größten Raufer seiner Zeit im Zweikampf tötete. Der Herzog von Mantua ernannte ihn dafür zum Erzieher seines Sohnes, Vincentio di Gonzaga, der ihn jedoch während des Karnevals 1583 ermordete.

Cricket, engl. Nationalballspiel, welches nicht nur in allen Schichten des Volks, sondern auch in den höchsten Kreisen zahlreiche Liebhaber hat. Fast in jeder Ortschaft des Landes und in allen von Engländern bewohnten Gegenden, in Amerika, Ostindien, Australien, gibt es Cricket-Klubs, sogar Damen nehmen gelegentlich an diesem Vergnügen teil. Es wird gewöhnlich von elf Personen auf jeder Seite gespielt, obschon auch eine geringere Anzahl hinreichend ist. Der bei diesem Spiele angewandte Ball ist aus wollenem Garn, mit Leder überzogen, so hart als möglich, gegen 200 g schwer und im Durchmesser 7—8 cm. Ferner sind nötig zwei besonders geformte und vorgerichtete Schlaghölzer (bats) und zwei Thore (wickets), bestehend aus je drei unten spitzen und oben eingekerbten Stöckchen, auf welche zwei Querhölzer (baits) gelegt werden. Die Stöckchen werden so nebeneinander in die Erde gesteckt, daß der Ball nicht vollkommen zwischen ihnen durchgelangen kann. Das Ganze bildet eine Art Thor, dessen Höhe 68 cm über dem Boden betragen soll. Die zwei Thore stehen einander auf 30—33 Schritt gegenüber, sie gelten als Festungen, welche von der einen Partei gegen die andere zu verteidigen sind. Die eine, die Ballpartei (out-party), ist unter Mitwirkung aller Spieler bestrebt, die Thore mit dem Ball zu berühren, beziehungsweise umzustürzen, die andere, die Schlagpartei (in-party), hat je zwei ihrer mit Schlaghölzern versehenen Spieler als Schläger (batsmen) an den Thoren aufgestellt, die dieselben gegen jede Berührung des Balles durch Zurückschlagen zu schützen haben. Bevor der Ball von den gegnerischen Spielern wieder zurückgeworfen und ins Spiel gebracht werden kann, führen die einander gegenüberstehenden Schläger Wechseln der Plätze (runs) aus, was beim Gelingen zu Gunsten ihrer Partei zählt. Die zwei Schläger werden der Reihe nach durch Leute ihrer Partei ersetzt, wenn sie irgendwie sich gegen die Spielregeln vergangen haben. Diese sind bis auf das einzelnste genau festgestellt und deren Innehaltung wird während des Spiels von zwei unparteiischen Schiedsrichtern (umpires) überwacht. Neben diesem Doppelspiele, das das gewöhnlichere ist, trifft man auch das einfache C. (single wicket) an. Vgl. Lillywithe, «Cricket scores and biographics» (4 Bde., Lond. 1849); Pycroft, «The cricket field» (6. Aufl., Lond. 1873); Hankin, «Cricket book» (Lond. 1874); Ravenstein, «Volksturnbuch» (Frankf. 1876); Guts Muths, «Spiele zur Übung und Erholung des Körpers und des Geistes» (5. Aufl. von Schettler, Hof 1878).

Crickhowell, Flecken in der engl. Grafschaft Brecknock, Fürstentum Wales, links am Usk, mit (1881) 2266 E., welche Wollspinnerei und Bonneteriefabrikation betreiben.

Cricklade, Flecken in der engl. Grafschaft Wilts, 65 km nördlich von Salisbury, am rechten Ufer der Themse, mit 1845 E., Hauptort eines Wahlbezirks von 50 Kommunen mit (1881) 51 956 E.

Crida (mittellat.), Konkurs; Cridār, Gemeinschuldner im Konkurs.

Crieff, Stadt in der schott. Grafschaft Perth, 24 km im WSW. von Perth, am linken Ufer des zum Tay gehenden Earn, am Fuße des Grampian-Gebirges und an der Caledonischen Eisenbahn, mit 4155 E., welche Lein- und Baumwollmanufakturen, Bonneterie und Leder fabrizieren. In der Nähe liegen das 1847 eröffnete Trinity-College, ein Seminar der bischöfl. Kirche von Schottland und einige noch wohlerhaltene Schlösser: Drummond, Castle, Ochtertyre, Monzie Castle u. a.

Crillon, berühmte franz. Familie, ein Zweig des alten piemont. Geschlechts Balbes, das sich im 15. Jahrh. nach Frankreich verpflanzte. — Louis de Balbes de Berton de C., genannt Le brave, erhielt die unbedeutende, von seinem Großvater erworbene Besitzung Crillon (Depart. Vaucluse), führte deren Namen und brachte denselben zu so hohen Ehren, daß ihn die ganze Familie sich beilegte. C. war 1541 zu Murs in der Provence geboren und ward, weil er fünf ältere Brüder besaß, für den Malteserorden bestimmt. Unter dem Herzog von Guise, Franz von Lothringen, damals das Muster ritterlicher und kriegerischer Größe, bildete er sich für den Kriegsdienst aus und legte 1558 bei der Belagerung von Calais die erste glänzende Waffenprobe ab. Gleichen Mut bewies er kurz darauf bei der Einnahme von Guines. Zur Belohnung dieser und anderer Heldenthaten mit zahlreichen Kirchenpfründen ausgestattet, focht er in den Religionskriegen als Anhänger des Hofs gegen die Hugenotten und zeichnete sich in den Schlachten bei Dreux, Jarnac und Moncontour aus. Als Malteserritter nahm er an den Kriegen gegen die Türken teil, z. B. an der Schlacht von Lepanto (1571); er brachte die Siegesnachricht an Karl IX. und Pius V., die ihn mit Gunst überhäuften. An den Greueln der Bartholomäusnacht hatte C. keinen Anteil. Im J. 1573 war er bei der Belagerung von Larochelle. Als 1587 nach der Schlacht bei Coutras Heinrich III. mit der kath. Ligue gänzlich zerfiel, trug der König dem ehrlichen C. die von den Ständen zu Blois beschlossene Ermordung des Herzogs von Guise an; allein dieser wies das Ansinnen mit Abscheu zurück. Fortan führte er jedoch die Waffen gegen die Liguisten und schloß sich nach dem Tode Heinrichs III. Heinrich IV. an, dessen Freund und Ratgeber er schon längst war. Die Schlacht bei Ivry endete für den Augenblick auch C.s kriegerische Thätigkeit; erst als Heinrich IV. mit England und Holland im Bunde sich gegen Spanien wendete, trat er wieder auf den Schauplatz. Nach dem Frieden mit Savoyen zog er sich nach Avignon zurück und starb

daselbst 2. Dez. 1615. Von den Soldaten wurde er der Mann ohne Furcht, von Heinrich IV. der Tapfere der Tapfern genannt. Vgl. Lussan, «Vie de de C.» (2 Bde., Par. 1757, u. 1 Bd., 1781); Montrond, «Histoire du brave C.» (5. Aufl., Lille 1874).

Sein dritter Bruder, Thomas de Balbes Berton, nahm den Namen C. an und erhielt, da sämtliche Brüder ohne Nachkommen starben, die Familiengüter. — Zu Gunsten von dessen Nachkommen in der vierten Generation, François Felix de Balbes Berton, wurde die in dem damals päpstl. Venaissin gelegene Herrschaft durch eine Bulle Benedikts XIII. 1725 in ein Herzogtum verwandelt. — Louis, der zweite Herzog von C., zeichnete sich durch seine militärische Tüchtigkeit aus und ist auch jetzt noch durch seine «Mémoires» (Par. 1791), die viel Treffliches über die Kriegskunst enthalten, bekannt. Er war 1718 geboren, machte schon in Italien unter dem Marschall Villars den Feldzug 1733 mit, kämpfte dann 1742 mit großer Auszeichnung unter dem Herzog von Harcourt in Deutschland, trat aber im Siebenjährigen Kriege wegen Zerwürfnisses mit dem franz. Ministerium 1762 in span. Dienste. Hier wurde er infolge der Eroberung von Minorca (1782) zum Herzog von Mahon ernannt und starb 1796 als Generalkapitän von Valencia und Murcia zu Madrid.

François Felix Dorothée de Balbes Berton, Herzog von C., zweiter Sohn des vorigen, geb. 1748 zu Paris, Pair von Frankreich und Generallieutenant, fügte zu seinem Titel einen zweiten hinzu, indem er sich, nach einem Dorfe in der Picardie, zum Herzog von Boufleurs ernennen ließ. Er starb 27. Jan. 1820 und hinterließ zwei Söhne. — Marie Gérard Louis Felix Rodrigue de Balbes Berton, Herzog von C. und zugleich von Mahon, der älteste Sohn des vorigen, geb. 13. Dez. 1782, trat 1814 in die Leibgarde Ludwigs XVIII. und erhielt nach der zweiten Restauration das Kommando der Legion der untern Alpen, in welcher Eigenschaft er 1823 an dem span. Feldzuge teilnahm. Als er nach dem Tode seines Vaters in die Pairskammer trat, zeichnete er sich durch Mäßigung und Achtung vor der Verfassung aus. Nach der Revolution von 1830 erklärte er sich für die Erblichkeit der Pairswürde, zog sich aber bald gänzlich vom öffentlichen Leben zurück und starb im April 1870 im Alter von 88 J. Mit ihm erlosch sein Geschlecht. — Louis Antoine François de Paule de C., Herzog von Mahon, Grand von Spanien, ein dritter Sohn von Louis, dem zweiten Herzog von C., geb. 1775, trat zeitig in span. Dienste und zeigte sich auf dem Schlachtfelde wie als Diplomat eifrig bemüht, die span. Krone den Bourbons zu erhalten. Auf den Wunsch Ferdinands VII. trat er später in die Dienste Joseph Bonapartes, ward aber dennoch nach der Restauration von Ferdinand geächtet und mußte nach Frankreich fliehen, wo er den Titel eines Generallieutenants erhielt und 5. Jan. 1832 starb.

Crimen (lat.), Verbrechen; C. laesae majestatis, Majestätsverbrechen; C. ambitus, Amtserschleichung; C. residui oder de residuis, Unterschlagung öffentlicher Gelder; C. perduellionis, Hochverrat u. s. w. In einem andern Zusammenhange bedeutet C. bei den Römern die feierliche Anklage.

Criminalprozeß und **Criminalrecht**, s. Strafprozeß und Strafrecht.

Crimmitschau oder Crimmitzschau, Fabrikstadt im königl. sächs. Regierungsbezirk Zwickau, 14 km nordwestlich von Zwickau, im obern Pleißenthal und an der Linie Leipzig-Hof der Sächsischen Staatseisenbahn gelegen, in 231 m Höhe, ist der Sitz eines Amtsgerichts, eines Untersteueramts, hat eine Handelsschule, eine Realschule zweiter Ordnung und eine Webschule und zählt (1881) 18925 E. in 1245 Häusern. Die Industrie umfaßt hauptsächlich Spinnerei und Weberei; 80 Spinnereigeschäfte mit 210000 Spindeln und Dampfbetrieb liefern teils wollene Garne, die gleich am Orte selbst verarbeitet werden, teils und dies hauptsächlich Vigognegarne zum Export nach England, Rußland, Skandinavien, Italien, der Schweiz und den Rheinlanden. Dann folgt die Fabrikation von Herrenkleiderstoffen, namentlich Buckskins und Rockstoffen, die ihrer Güte wegen sich nicht nur in Deutschland und den Nachbarländern, sondern auch in mehrern überseeischen Ländern unentbehrlich gemacht haben. Auch Cassinets, Cirkassiens und Kasimirs werden für Mexiko und andere Tropenländer gefertigt und in allerlei bunten Farben gefärbt. Es bestehen 55 Streichgarnspinnereien, 355 Handspinnmaschinen und 133 Selfactors (133980 Spindeln), 55 Dampfmaschinen von 1219 Pferdekräften und 2929 Arbeitern; außerdem 1006 Buckskinstühle bei 724 Lehrmeistern, 67 mechan. Stühle in 7 Etablissements, 191 Stühle für halbwollene Waren; 40 große Färbereien nebst einer Papierhülsenfabrik vervollständigen die Spinnerei- und Webbranche. Ferner hat der Maschinenbau bedeutende Ausdehnung; mit ihm beschäftigen sich drei Fabriken, von denen die erste vorzugsweise Dampfmaschinen, namentlich nach Corliß' System, fertigt, die zweite Appreturmaschinen für alle Arten Webwaren, die dritte Maschinen für Wäscherei, Färberei, Brauerei und Brennerei; auch bauen alle drei ganze Fabrik- und Mühlenanlagen. Außerdem sind noch vorhanden zwei Bierbrauereien, mehrere Eisengießereien, eine Kinderwagenfabrik, mehrere große Ziegeleien u. s. w.

Crinoidenkalke sind Kalksteine der Silur-, Kohlen- und Muschelkalkformation, welche wesentlich aus Kelchstücken, namentlich aber aus Säulengliedern von Crinoiden (Seelilien) zusammengesetzt sind.

Crinoline, vom lat. crinis, Haar, daher ein Gewebe aus Roßhaar, meist ein leinwandartig, etwas lose gewebter Stoff, dessen Kette aus dreifädigem, festgedrehtem feinen Baumwollzwirn besteht, während der Einschlag ganz aus ein-, zwei- oder dreifachem Pferdehaar hergestellt ist. Dieser Stoff, meist in weißer Farbe, wird zu Damenunterkleidern (auf Stahlgestell oder mit Band umwickelten Stahlreifen zu den nach ihm benannten Crinolinen) verwendet.

Aus einer großen Menge von Abbildungen sind die Reifröcke bekannt, die, in der Mitte des 18. Jahrh. unter dem Kleide getragen, sich von den C. nur dadurch unterschieden, daß sie meist, anstatt Stahlfedern, Fischbeinruten, und ihre Ausdehnung nicht ins Kreuz, sondern in die Quere hatten. Diese Reifröcke waren selbst wieder bloß eine Abart und neue Auflage von den sog. «Tugendwardeinen» (vertugalles oder vertugadins), welche die franz. Damen im 16. Jahrh. von Spanien annahmen. In den Werken von Rubens sind die Damen noch in solchen «Tugendwardeinen» abgebildet, die hier jedoch schon eine beträchtliche Einbuße im Umfange erlitten haben

und unter Ludwig XIV. ganz aus der Mode kamen. Aber noch in den letzten Regierungsjahren dieses Königs tauchten sie in etwas anderer Gestalt wieder auf und erhielten jetzt den Namen «Körbe» (paniers) wegen ihrer Ähnlichkeit mit den geflochtenen Körben, in welchen die franz. Bauern lebendiges Geflügel zu Markt bringen. In langsamem Gange erreichten die Korb- oder Reifröcke ihren vollen Glanz erst 1730. Im Sommer trug man die Kleider ohne Gürtel, sodaß die Gewänder den Körper nur am Halse berührten. Gegen das Ende der Regierung Ludwigs XV. beinahe aufgegeben und von vornehmen Damen nur noch bei Hofceremonien getragen, kamen die Reifröcke unter Marie Antoinette abermals in Schwung, mußten aber von vorn nach hinten sehr platt und an den Hüften sehr breit sein. Diesmal hielten sie sich nicht lange, und die später sog. «culs de Paris» traten an die Stelle der Reifröcke. Seit Ende 1855 kamen indes die Reifröcke unter dem anspruchslosen Namen **Crinolinen** wieder auf und fanden schnell eine so allgemeine Verbreitung, daß die Frauen aller Stände diesen seltsamen Aufputz trugen, bis derselbe gegen Ende des zweiten franz. Kaiserreichs unmodisch wurde und von der C. nur ein Diminutivum übrigblieb, nämlich die sog. «Tournure» oder «Condition», wie sie in den pariser Modehandlungen genannt wird.

Crinös (lat.), haarig, behaart; **Crinosität**, Haarigkeit.

Crinum, von Linné benannte Pflanzengattung, aus der Familie der Amaryllideen. Ihre zahlreichen, in den Tropenländern wachsenden Arten sind Zwiebelgewächse mit in mehrfache Reihen gestellten Blättern und nackten Schäften, welche an der Spitze eine große Dolde gestielter oder sitzender Blüten tragen, die aus einem unterständigen Fruchtknoten bestehen. Die Crinum-Arten sind meist prachtvoll blühende Gewächse; viele gehören zu den schönsten Zierden der Warmhäuser, z. B. C. amabile *Don.* von Sumatra, ein Riesengewächs von 1—2 m langen und 8—16 cm breiten Blättern, etwa 1 m hohem Blütenschaft und 20—30 gestielten, 15 cm langen, rosenroten, höchst wohlriechenden Blüten; C. giganteum *Andr.* aus Sierra Leone und Guinea, mit 18—20 cm langen, weißen Blumen, u. a. m.

Crin végétal (vegetabilischer Ersatz des Roßhaars), dem Roßhaar ähnliche und ein Surrogat desselben bildende Pflanzenfasern von sehr verschiedener Abstammung. Man verwendet als solches die schwarzen oder dunkelbraunen Blattfasern mehrerer Palmenarten, vor allem der Zwergfächerpalme Chamaerops humilis, sowie von Arenga saccharifera, Caryota mitis und Caryota urens. Weniger elastisch ist das zum Ausstopfen von Matratzen benutzte schwarzgefärbte Haar von Carex brizoides. Das beste der als Crin végétal vorkommenden Materialien liefern die bis 22 cm langen, an Festigkeit und Elasticität dem Roßhaar nahezu gleichkommenden Fasern einiger im tropischen Amerika einheimischen Schmarotzerpflanzen, namentlich Tillandsia usneoides, deren Stengel wie Flachs und Hanf geröstet und gebrochen werden.

Crispalt, ein Bergstock der Glarneralpen, erhebt sich als schwarzer zackiger Gneiskamm an der Grenze der schweiz. Kantone Uri und Graubünden zwischen dem Maderanerthal und dem Tavetsch und wird westlich vom Fellithal und der Fellilücke, östlich vom Etzlithal, dem Kreuzlipaß und dem Val Strim begrenzt. Der Hauptkamm des Stockes bildet von der Fellilücke bis zum Kreuzlipasse die Wasserscheide zwischen der Reuß und dem Vorderrhein und gipfelt mit dem Piz Giuf 3098 m, von dem sich nördlich ein verwitterter 2600—3000 m hoher Felskamm bis zum **Bristenstock**, 3075 m, hinzieht, dessen mächtige regelmäßige Pyramide oberhalb Amsteg das Reuß- und das Maderanerthal beherrscht. Unter dem Namen C. im engern Sinne werden zwei Gipfel verstanden, von denen der eine, der C. der Bündener, 3080 m hoch ist und dem Ausläufer des Hauptkamms zwischen Val Val und Val Giuf angehört, während der andere, der C. der Urnerführer, Piz Ner, 3059 m, der Dufourkarte, dem Hauptkamme selbst entsteigt. Kahl und felsig, arm an Gletschern und Schneefeldern, macht die Gruppe des C. mit ihren schwarzen, verwitterten, scharf ausgezackten Gräten einen wilden, düstern Eindruck. Die meisten ihrer Gipfel sind, oft allerdings auf schwierigen Kletterwegen, zugänglich; am häufigsten bestiegen werden der Bristenstock, der Piz Giuf und der eigentliche C. Dem Südfuß der Gruppe entlang führt die Oberalpstraße, am Nordwestabfall zieht sich die Gotthardbahn und -Straße hin. Die übrigen Pässe des Massivs, der Kreuzlipaß, 2350 m (Amsteg-Dissentis), und die Pässe über die Mittelplatte und die Fellilücke sind rauhe beschwerliche Fußwege. Das Crispalt-Gebiet ist reich an seltenen Mineralien.

Crispation (lat.), das Kräuseln, Krausmachen; **Crispatur**, krauses Zuckergebäck; **crispieren**, kräuseln; eine Ader **crispieren** heißt: eine abgeschnittene Ader zudrehen, um die Blutung zu hemmen.

Crispi (Francesco), radikaler ital. Staatsmann, geb. 4. Okt. 1819 zu Ribera di Girgento in Sicilien, studierte in Palermo die Rechte und ließ sich dann als Advokat in Neapel nieder. Nach dem Ausbruche der sicil. Revolution im Jan. 1848 kehrte er nach Palermo zurück, nahm einen hervorragenden Anteil an den kriegerischen Ereignissen und wurde Abgeordneter. Als die Reaktion siegte, gehörte er zu den 43 Patrioten, die von der Amnestie ausgeschlossen wurden. Er war hierauf in Piemont als Publizist thätig, wurde aber nach dem mailänder Putsch vom 6. Febr. 1853 als Mazzinianischer Republikaner ausgewiesen, ging nach Malta und von da nach London. Im J. 1859 wieder nach Piemont zurückgekehrt, trat er für die Befreiung Italiens durch die organisierte Staatskraft Piemonts energisch ein, begab sich in demselben Jahre nach Sicilien, um für Garibaldi das Terrain vorzubereiten, beteiligte sich als einer der «Tausend» an den nachfolgenden Kämpfen und wurde zu Talamone zum Obersten ernannt. In Neapel war er eine Zeit lang Sekretär des Diktators und wenige Tage Minister des Äußern im Kabinett Liborio Romano. Seit 1861 ist C. Mitglied des ital. Parlaments, seit 1870 als Vertreter des Wahlkreises Tricarico; 1865 wurde er als Führer der radikalen Konstitutionellen zum ersten Vizepräsidenten der Kammer gewählt. Als die bisherige Opposition 1876 Regierungsmehrheit wurde, fiel auf C. die Wahl zum Kammerpräsidenten, in welcher Eigenschaft er 1877 eine Rundreise durch Europa unternahm. Nach dem Falle Nicoteras wurde er am 26. Dez. 1877 im zweiten Ministerium Depretis Minister des Innern, mußte aber, wegen Bigamie angeklagt, schon 6. März 1878 seine Entlassung nehmen. Zwar wurde er in dem nachfolgenden Prozesse von der Anklage der Bigamie frei-

Artikel, die man unter C vermißt, sind unter K aufzusuchen.

gesprochen, weil C.s erste, 1854 geschlossene Ehe nur kirchlich eingesegnet war; doch vermochte er sich von der moralischen Schuld nicht zu reinigen.

Crispieren, s. unter Crispation.

Crispin, Heiliger und Märtyrer, stammte aus einer vornehmen röm. Familie und floh mit seinem Bruder Crispianus um die Mitte des 3. Jahrh. aus Rom nach Soissons, wo beide das Schuhmacherhandwerk trieben (dessen Patrone sie deshalb geworden sind), aber um 287 dadurch den Märtyrertod erlitten, daß sie in einen Kessel mit geschmolzenem Blei geworfen wurden. Sein Wohlthätigkeitssinn soll nach der Legende so groß gewesen sein, daß er das Leder stahl, um davon für die Armen Schuhe zu fertigen. Daher nennt man Wohlthaten, die auf Kosten anderer erzeigt werden, Crispinaden. Der gemeinsame Gedächtnistag der beiden Brüder ist der 25. Okt.

Crispin, komische Maskenrolle des franz. Theaters, ein Bedienter, der entweder durch seine Pfiffigkeit seinem Herrn bei Liebeshändeln förderlich oder durch seine Ungeschicktheit und Tölpelhaftigkeit hinderlich ist. Der berühmte franz. Schauspieler R. Poisson brachte zuerst (um 1660) diesen Charakter auf die Bühne, indem er versuchte, dem ital. Arlecchino einen national-franz. Arlequin zur Seite zu stellen. Der C. geht schwarz gekleidet, gleich dem Scapin, unterscheidet sich aber von diesem durch schwarze Gamaschen, einen breiten, gelben Ledergurt dicht unter der Brust, an dem ein kleiner Stoßdegen hängt, durch eine enge schwarze Kappe und runden Hut und die auffallende Kürze seines span. Mantels. Das Stottern, welches Poisson eigen war, gehörte später zu den charakteristischen Eigentümlichkeiten des C., dessen Blütezeit bis 1730 dauerte. In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts spielte der C. auch auf der deutschen Bühne eine nicht unwichtige Rolle.

Crispus, ältester Sohn Konstantins d. Gr., aus dessen erster Ehe mit Minerrina, wurde 1. März 317 (damals 16 oder 18 J. alt) durch seinen Vater zum Cäsar erhoben und mit der Regentschaft in Gallien sowie später mit dem Kriege gegen die Franken am Rhein betraut, den C. glücklich führte. In Konstantins letztem großen Kriege gegen Licinius, den Kaiser des Ostens, führte C. die von Thessalonich aus operierende Flotte, und erkämpfte 323 bei Kallipolis im Hellespont einen glänzenden Sieg über die Geschwader des Licinius. Infolge von Verleumdungen, die vermutlich von des Kaisers zweiten Gemahlin, Fausta, ausgingen, ließ jedoch Konstantin im Sommer 326 in der istrischen Stadt Pola den C. töten, und bald nachher aus Reue über diese That die Kaiserin ebenfalls ermorden.

Cristofŏri oder Christofali (Bartolommeo), Erfinder des Pianofortes (s. d.), geb. 4. Mai 1653 zu Padua, war Klavierbauer zuerst in Padua, dann in Florenz. Er wendete zuerst statt der bisher üblichen Metallzungen (Tangenten) die mit der Tastatur regierbaren Hämmer an und konstruierte so die ersten Hammerklaviere oder Pianofortes. Die erste Beschreibung seiner Erfindung brachte 1711 das «Giornale dei letterati d'Italia». C. starb 17. März 1731 in Florenz.

Critchett (George), berühmter engl. Augenarzt, geb. 1817 in London, studierte in dem London-Hospital besonders die wundärztliche Praxis. Er wurde 1839 zum Mitglied, 1844 zum Fellow des College of Surgeons befördert und wirkte seit 1845 als Demonstrator der Anatomie, seit 1846 als Assistenzwundarzt und seit 1861 als Hauptwundarzt an dem London-Hospital, in welchen Stellungen er als geschickter Operateur bedeutendes Ansehen gewann. Mit Vorliebe widmete er sich zugleich an dem Moorfields Eye-Hospital in London augenärztlichen Operationen, und dieser Teil seiner Praxis wurde endlich für ihn von so überwiegendem Interesse, daß er 1863 sein Amt an dem London-Hospital aufgab und fortan ausschließlich als Augenarzt wirkte. Nachdem er zwei Jahre Präsident der Hunterschen Gesellschaft gewesen, wurde er 1876 als Nachfolger Hulkes zum Augenarzt und Professor der Augenheilkunde im Middlesex-Hospital ernannt. Hier befestigte er vollends seine Stellung als einer der vorzüglichsten zeitgenössischen Augenärzte. Das Geschick und die Genialität seiner Operationen bezeichnete einen wesentlichen Fortschritt auf diesem Gebiete der ärztlichen Kunst und erwarb ihm einen europ. Ruf. In der «Lancet» veröffentlichte er 1854 «A course of lectures on diseases of the Eye»; 1856 die Abhandlung «Extraction of Cataract in cases of closed and adherent pupil». Auch erschien von ihm in den «Ophthalmic Hospital Reports»: «A new method of forming an artificial pupil by tying the Iris or Iridesis». Er starb 1. Nov. 1882.

Crivelli (Carlo), ital. Maler des 15. Jahrh., zum Teil mit der Venetianischen Schule, zum Teil mit jener von Ancona und Macerata zusammenhängend. Seine Werke finden sich in mehrern Städten Italiens, am zahlreichsten in Ascoli, wo er sich niederließ. Auch die Galerien der Brera zu Mailand, das berliner Museum und das Städelsche Institut zu Frankfurt besitzen Bilder von seiner Hand. Sie sind in Tempera mit feinen Strichen gemalt und die kleinern unter ihnen mit lieblichen Landschaften geziert. Er liebt eine prunkvolle Auszierung der Gemälde mit vergoldeten, selbst plastischen Guirlanden, Heiligenscheinen u. dgl. C. muß sehr alt geworden sein, da man weiß, daß er noch um 1493 arbeitete, während eine Madonna mit dem Kinde in der Brera, sowie sein eigenes Bildnis ebendaselbst die Jahreszahl 1412 tragen.

Crivoscie (spr. Kriwóschije) heißt das nördlich in den Bocche di Cattaro zwischen Montenegro und der Suttorina gelegene, wilde und von 3700 Seelen bewohnte Bergland des südl. Dalmatien (s. d.), dessen größte Längenausdehnung von SW. nach NO. 24 km beträgt. Der ganze Raum ist von den Ausläufern der Dinarischen Alpen erfüllt, von einer breiten Hochfläche mit steil abfallenden Rändern, welche mit schroffen, fast unersteigbaren Felswänden zur Küste abstürzt. Die C. ist unwegsam, auch fehlt fast allenthalben Holz und Wasser, und nur auf einzelnen, gegen die rauhen Winde geschützten Stellen der sonst mit Steingeröll erfüllten Felsthäler findet sich organisches Leben. Die Schluchten sind kurz und durch tiefe Kessel unterbrochen, die Hochflächen kahl und zerklüftet. Nur wenige für Saumtiere brauchbare Pfade verbinden die einzelnen Dörfer; im westl. Teile, zunächst der herzegowin. Grenze, fehlen solche gänzlich. Eine einzige, aber ebenfalls sehr beschwerliche Militärstraße führt jetzt von Risano über die befestigten Posten von Ledenice und Crkvice nach Fort Dragalj. Das Land ist arm an Erzeugnissen, der magere Boden und die fast immer trockene Luft machen den Getreidebau wenig ergiebig, der Mangel an Wiesen verbietet die Zucht von Rindvieh, doch werden Schafe und Ziegen gehalten. Im Winter

gibt es auf den Gebirgen viel Schnee und Eis, auch machen alsdann heftige Stürme und Sciroccalregen den Aufenthalt im Freien unerträglich für Menschen und Tiere, ebenso fehlt es allenthalben an Holz. Im Sommer sind die Nächte kühl, die Tage tropisch heiß und Niederschläge selten; dann herrscht fast stets empfindlicher Wassermangel. Die Bewohner sind montenegrin. Stammes und durchaus unbotmäßig; sie widersetzten sich 1869 gewaltsam der von der österr. Regierung angeordneten Aushebung, weil dies gegen die bei Übernahme der C. (1814) von Österreich garantierten Privilegien war, und konnten damals nicht durch Waffengewalt unterworfen werden. Der Aufstand wurde nur durch ein Kompromiß beendet, nachdem man sich überzeugt hatte, daß die militärische Besetzung der C. wegen der geschilderten Naturverhältnisse nur mit unverhältnismäßig großen Opfern an Geld und Menschen erreicht werden könne.

Im Dez. 1881 brach, veranlaßt durch den erneuten Versuch, die Bewohner der C. zum Dienste in der Landwehr heranzuziehen, abermals ein Aufstand aus, welcher sich schnell nach der Herzegowina und Bosnien verbreitete, jedoch, allerdings erst nach mehrmonatlichen Kämpfen und der Aufbietung einer sehr bedeutenden Truppenmacht, von Feldmarschallleutenant Baron Jovanović unterdrückt wurde, nachdem die von Risano aus anrückenden Truppen sich kämpfend die obenerwähnte Militärstraße nach Dragalj gebaut. Die Truppen hatten außerordentliche Strapazen zu ertragen; doch waren alle Vorbereitungen für ihre Ausrüstung und Verpflegung diesmal so umsichtig getroffen, daß ihre Verluste nur gering waren. Die Führung vermied es geschickt, die von den Aufständischen besetzten Engpässe in der Front anzugreifen, sondern bemächtigte sich derselben durch Nebenkolonnen, welche dann mehrfach sehr überraschend im Rücken der sich sicher wähnenden Banden erschienen. Gegen Ende des Januar 1882 war das im Aufstande begriffene Gebiet der C., Suttorina, Herzegowina und des südl. Bosnien von jeglicher Verbindung mit dalmatinischen Küstenplätzen abgeschnitten und die Straße von Ragusa nach Trebinje im gesicherten Besitze der österr. Truppen; sonst waren außerhalb der mit Garnisonen belegten Orte alle Bande der Zucht und Ordnung gelöst. Die Hauptmasse der Aufständischen stand in der C. bei Ubli und Ledenice, in der Herzegowina bei Foča; deren Kühnheit war gewachsen und täglich fanden Gefechte statt, so namentlich 2. bis 4. Febr. bei Foča. Baron Jovanović eröffnete deshalb am 9. Febr. die Operationen in der C. und am 14. Febr. in der Herzegowina, den Insurgenten fehlte eine einheitliche Führung, überdies war ihre Zahl eine beschränkte. Um Mitte Februar standen 1200 Aufständische unter Tungus und Salkoforta bei Ulok im obern Narentathale, 300 unweit der bosn. Grenze auf der Krbljina, 300 gegen Mostar auf dem Zimje Polje, 600 unter Stojan Kovačević bei Foča und 200 bei Korito. In der C. waren 700 Aufständische. Gegen Ledenice und Oraovac wurde 9. Febr. ein kräftiger Schlag geführt. Drei Bataillone nebst einigen Berggeschützen erstiegen von Rijano und Ljuta her, unterstützt durch das Geschützfeuer dreier Kriegsschiffe, die Felshänge und nahmen Ledenice und Oraovac, wobei die Aufständischen 58 Mann verloren. Das Gewonnene wurde befestigt und besetzt.

Dann arbeiteten die österr. Truppen während des Februar an der Verbesserung der Wege und Anlage befestigter Posten. Am 9. März 1882 begann der Vormarsch mehrerer Kolonnen, welche unter beständigem Gefecht von Ledenice gegen Crkvice und von Morinje gegen Ubli vordrangen. Das Schwerste, die Forcierung der Engpässe von Napoda und Lupoglav stand noch bevor, als General Kober unerwartet die Entscheidung brachte, indem er eine Brigade von Trebinje aus über den schneebedeckten Orijen klettern ließ, und auf diese Art auf dem Hochplateau von Dragalj im Rücken der Insurgenten erschien. Dragalj war von den Aufständischen gleich zu Beginn der Empörung in Besitz genommen und als Depotplatz für Munition und Verpflegung eingerichtet worden. Am 10. März wurde es von den österr. Truppen kampflos besetzt und gesprengt; die Aufständischen, 430 Mann, setzten sich in der unzugänglichen Mačija Stopa fest. Die Truppen erbauten befestigte Posten und richteten den Sicherheitsdienst an der Grenze ein. Nach Niederwerfung des Aufstandes in der Herzegowina zogen sich die Crivošijaner nach Montenegro zurück. Sie sollen in den Distrikten Kolašin und Podgorica angesiedelt werden. (S. Österreichisch-Ungarische Monarchie.)

Crnagora (serb., spr. Zrn—, russ. Cernagora, d. i. der schwarze Berg), der einheimische, serbische Name des Fürstentums Montenegro. Crnogorze (serb. Crnogorac), ein Montenegriner.

Crnojević (spr. Zrnojewitsch, Arsenije), serb. Patriarch zu Ipek im 17. Jahrh., geb. in Montenegro, unterstützte mit Georg Branković Österreich in seinen Kriegen gegen die Türken und siedelte, um türk. Repressalien zu entgehen, 1690 auf Veranlassung Kaiser Leopolds I. mit 40000 serb. Familien in das Gebiet zwischen Donau und Theiß über, wo die Einwanderer nationale Rechte und Privilegien empfingen und den Grund zu der jetzigen serbischen Bevölkerung in Südungarn legten. C. starb 1706 in Wien; sein Leichnam wurde ins Kloster Kruschedol in Syrmien übergeführt.

Croccia (ital.; lat. Crocĕa), die rote Kardinalskleidung.

Crochet (frz.) oder Haken heißen die umgebogenen Enden der Sappenschläge, welche als Ausweichen dienen (s. Sappe).

Crociati (ital., »Kreuzfahrer«), Name der im Frühjahr 1848 im Kirchenstaat organisierten Freischaren, welche die Lombardei von der österr. Herrschaft befreien wollten.

Crocius (Johann), reformierter Theolog, geb. 28. Juli 1590 zu Laasphe in der Grafschaft Wittgenstein, wo sein Vater Paul C., der Herausgeber des »Großen Martyrbuchs«, damals Prediger und Inspektor war, studierte zu Herborn und Marburg, ward hier 1608 Magister, 1609 Major der Stipendiaten, 1612 Hofprediger des Landgrafen Moritz und Professor an der Ritterakademie zu Kassel, 1613 Doktor der Theologie. In den J. 1616 und 1617 war C. in Brandenburg thätig bei der Einführung des reformierten Kirchenwesens; 1617 zum Professor der Theologie, Prediger und Konsistorialrat in Marburg ernannt, war C. mehr als 40 Jahre lang der erste theol. Wortführer der reformierten Kirche Hessen-Kassels. Als im J. 1624 Landgraf Ludwig von Hessen-Darmstadt, auf Tillys Truppen gestützt, in Marburg das Luthertum wieder einführte, mußte auch C. weichen, doch wurde in Kassel eine reformierte Gegenuniversität eröffnet,

Artikel, die man unter C vermißt, sind unter K aufzusuchen.

und nach Beendigung des Kriegs kehrten die reformierten Theologen 1653 nach Marburg zurück. Hier starb C. am 1. Juli 1659. C. war der letzte bedeutende Theolog des 17. Jahrh., welcher ein lebendiges Bewußtsein davon hatte, daß die reformierte Kirche Deutschlands nicht von Calvin, sondern von Melanchthon ausgegangen sei, daher gleich der luth. Kirche auf der Augsburgischen Konfession ruhe und mit ihr wesentlich verwandt sei. Daher war er bemüht, der zunehmenden Feindschaft zwischen Lutheranern und Reformierten zu wehren durch Schriften wie die «Summarische Nachricht u. s. w.» (Grebenstein 1636), «De ecclesiae unitate» (1650). In demselben Geiste ist die von C. und dem Superintendenten Hütterodt verfaßte Hessische Kirchenordnung vom J. 1657 gehalten.

Crocus *Tourn.* ist der Name einer zur Familie der Irideen gehörigen Pflanzengattung, welche sich durch eine trichterförmige, sechsspaltige Blütenhülle (Perigon) mit langer Röhre, drei Staubgefäße und drei hochgelbe, verbreiterte, eingeschnittene oder gezähnte Narben auszeichnet. Es sind perennierende Zwiebelgewächse mit dichter, von netzfaserigen braunen Hüllen umgebener Zwiebel, aus welcher unmittelbar die langröhrigen Blumen und die schmalen, linealen, in der Mitte gewöhnlich mit einem gelben oder weißen Streif gezeichneten Blätter hervorkommen. Mehrere der hierher gehörigen Arten werden bei uns in Gärten als Zierpflanzen gezogen; besonders werden der Frühlingssafran (C. vernus *L.*), mit violettblauen oder weißen Blüten, und der gelbe Safran (C. luteus *L.*), mit gelben Blüten, welche beide im Frühjahr zeitig blühen, sowie zahlreiche durch die langjährige gärtnerische Kultur erzeugte Varietäten der genannten Arten hierzu verwendet. Diese beiden Arten, welche in den Alpen und im südöstl. Europa wild wachsen, sowie die meisten andern entwickeln ihre Blüten gleichzeitig mit den Blättern, andere dagegen blühen im Herbst und bringen die Blätter erst im folgenden Frühlinge hervor. Dahin gehört der Safran (C. sativus *L.*), welcher im Orient zu Hause ist, aber auch in andern Ländern gebaut wird und den unter dem Namen Safran (s. d.) bekannten Handelsartikel liefert. Die meisten Arten wachsen in den mediterranen Ländern, besonders in Griechenland, der Krim und den Gebirgen Kleinasiens. Alle haben schöngefärbte Blumen und können daher als Zierpflanzen verwendet werden. Auch halten die meisten im Freien aus. Man vermehrt sie am leichtesten durch Zwiebelbrut, von welcher man Mitte Sommers immer genug finden wird. Alle drei Jahre verpflanzt man die Zwiebeln in Abständen von 8—10 cm voneinander und 12 cm tief unter die Erde, nachdem man sie zuvor einige Wochen hat trocken liegen lassen. Das Verpflanzen muß aber spätestens im Herbst geschehen, wenn man im nächsten Frühling schöne und reichliche Blumen haben will. Alle Arten gedeihen am besten in nahrhaftem Sandboden.

Crofts (Ernest), engl. Maler, geb. 15. Sept. 1847 als Sohn eines Landedelmanns in der Nähe von Leeds, besuchte die Schule zu Rugby und lebte dann einige Zeit in Berlin, wo sein Kunstsinn sich zuerst entwickelte. Später studierte er mehrere Jahre als Schüler des Malers Clay in London. Hierauf begab er sich nach Düsseldorf, wo er der Schüler Emil Hüntens wurde und seinen dauernden Wohnsitz nahm. Sein erstes bedeutendes Bild war Der Rückzug, eine Episode des Deutsch-Französischen Kriegs (1874), jetzt in der Gemäldegalerie in Königsberg. In demselben Jahre gewann er die Silberne Medaille in der Ausstellung des Krystallpalastes in Sydenham, mit seinem: One touch of Nature makes the whole world kin. Im J. 1875 stellte er in der königl. Kunstakademie in London und später in der Internationalen Ausstellung in Philadelphia sein Schlachtstück Ligny, 1876 Napoleon am Morgen der Schlacht von Waterloo, 1877 Oliver Cromwell bei Marston Moor, und Eisenseiten von der Plünderung des Hauses eines Kavaliers zurückkehrend, 1878 Wellington auf dem Marsche von Quatrebras nach Waterloo aus, für welches letztere Werk er von der königl. Akademie zum Associate gewählt wurde. Unter den engl. Schlachtenmalern nimmt C. eine ähnlich hervorragende Stellung ein wie sein berühmter Lehrer Hünten in Deutschland.

Croisé (vom frz. croisé, d. h. über Kreuz gearbeitet, engl. tweel, twill), eigentlich ein geköperter Seidenstoff, achtbindiger Köper, entweder beidrecht gewebt oder mit auf der rechten Seite frei liegender Kette; auch ein geköpertes Baumwollgewebe, das gefärbt und gedruckt zu Frauenkleidern, Umschlagetüchern, Mänteln u. s. w. verwendet wird, oder auch ein halbwollener Köper mit baumwollener Kette und Einschlag aus Streichgarn, der mit bunten Längen- und Querstreifen (kariert oder gegittert) in den Handel kommt. Endlich nennt man zuweilen C. einen zu Männerkleidung dienenden Wollstoff, der das Aussehen leichten Tuchs hat, aber infolge der abweichenden Webart elastischer als Tuch ist.

Croisic (Le), Seestadt im franz. Depart. Unter-Loire, Arrondissement St.-Nazaire, 25 km westlich von diesem, am Meere, hat ein Handelstribunal, eine hydrographische Schule, eine Wallfahrtskapelle, Sardellen- und Makrelenfischerei, Seesalzgärten, Schiffbau, Dünger- und Sodafabrikation und zählt (1876) 1981, als Gemeinde 2151 E.

Croix-au-Bois (Defilee von), s. unter Argonnen.

Croker (John Wilson), engl. Parlamentsredner und Schriftsteller, geb. 20. Dez. 1780 in der Grafschaft Galway, studierte in Dublin die Rechte, praktizierte seit 1802 daselbst und wurde 1807 von der irischen Grafschaft Down ins Parlament gewählt, wo er sich dem damaligen Toryministerium anschloß, das ihn 1809 zum Sekretär für Irland, bald nachher aber zum ersten Sekretär der Admiralität ernannte. Seitdem war er einer der konsequentesten Verteidiger konservativer Prinzipien und der heftigste Gegner alles Fortschritts. Als Grey 1830 ans Ruder gelangte, legte C. seine Stelle nieder und bekämpfte in den Reihen der Toryopposition die Reformbill. Nachdem diese 1832 durchgegangen war, betrat er das Unterhaus nicht wieder. Er starb zu Hampton 10. Aug. 1857. Vorteilhaft bekannt ist C. als Verfasser des Gedichts «Talavera» (1809), einer der besten Schlachtenschilderungen; seine «Stories from the History of England» dienten als Vorbild für Sir Walter Scotts «Tales of a grandfather». Mit Scott und Canning begründete er 1809 die «Quarterly Review», zu deren fleißigsten Mitarbeitern er fast ein halbes Jahrhundert lang gehörte. Großes Verdienst erwarb er sich auch durch die Ausgabe von Boswells «Johnson» (5 Bde., Lond. 1831)

Croker (Thomas Crofton), verdienstvoller Bearbeiter der alten Sagen und poetischen Traditionen Irlands, geb. 15. Jan. 1798 zu Cork, trat zuerst 1824 mit den «Researches in the south of Ireland» auf, die sich durch eine glückliche Mischung von Humor, innigem Gefühl und archäol. Gelehrsamkeit auszeichnen. Hierauf folgten «Fairy legends and traditions of the south of Ireland» (Lond. 1825; neue Aufl., Lond. 1864), «Legends of the lakes, or sayings and doings at Killarney» (2 Bde., Lond. 1828), «Daniel O'Rourke», eine Art von irischer Münchhauseniade (Lond. 1828), «Barney Mahoney» (Lond. 1832), «My village» (Lond. 1832) und «Popular songs of Ireland» (Lond. 1839). Von allen diesen Werken sind nur «Barney Mahoney» und «My village» im eigentlichen Sinne Originale; die übrigen sind Kompilationen, aber mit ebenso viel Sachkenntnis als Begeisterung für die nationalen Sitten und Überlieferungen zusammengestellt. Durch Vermittelung seines Landsmannes John Wilson C. hatte C. eine Anstellung bei der brit. Marineverwaltung erhalten, von der er sich einige Jahre vor seinem Tode mit einer Pension von 600 Pfd. St. zurückzog. Er starb in der Nähe von London 8. Aug. 1854.

Cromarty, Teil und Stadt in der schott. Grafschaft Roß und Cromarty (s. d.).

Cromdale, Gemeinde in der schott. Grafschaft Inverneß, 44 km im SO. von Inverneß, rechts am Spey, mit 3820 E.; dabei sind die Ruinen von Muderach Castle. Den hier 1. Mai 1690 über die Anhänger der Stuarts erfochtenen Sieg verherrlicht ein bekanntes schott. Volkslied.

Cromer (Martin), poln. Geschichtschreiber, geb. 1512 in Biecz unweit Krakau, besuchte die krakauer Akademie und zog hier die Aufmerksamkeit des Bischofs Chojenski auf sich, der ihm die Mittel verschaffte, Deutschland und Italien zu bereisen und insbesondere in Bologna und Rom zu weilen. Nach seiner Rückkehr erwarb sich C. die Gunst des Königs Sigismund I., der ihn seinem Sohne Sigismund August als Sekretär nach Wilna beigesellte. Auch nach seiner Thronbesteigung behielt dieser C. an seiner Seite, benutzte ihn bei Staatsangelegenheiten und erhob ihn in den Adelstand, um ihm den Weg zu höhern geistlichen Würden zu bahnen. C. wurde Domherr in Krakau. Als solcher erhielt er den Auftrag, die in Krakau befindlichen ältern Staatsschriften zu ordnen, wodurch er zu dem Entschlusse gelangte, eine neue Geschichte Polens zu schreiben. Dieses Werk: «De origine et rebus gestis Polonorum» (Basel 1555 u. öfter; beste Ausg., Köln 1589), wurde alsbald für die vorzüglichste poln. Geschichte erklärt und so gut aufgenommen, daß dem Verfasser von den poln. Ständen auf dem Reichstage ein Dank votiert ward. Es reicht von den Anfängen der poln. Geschichte bis zum J. 1506. Seine Zeit beschreibt C. nicht, er stellt nur in einem eleganten Latein, doch oft ohne Kritik, zusammen, was er in ältern Geschichtswerken vorgefunden. Später übertrug ihm Sigismund August die wichtigsten Missionen an Papst Paul V. und die Kaiser Karl V. und Ferdinand I., mehrere Jahre hielten ihn die ungar. und preuß. Angelegenheiten in Wien und Prag fest, nachher befand er sich auf dem Deutschen Reichstage in Frankfurt und in den Hansestädten. Nach dem Tode des Kardinals Hosius, mit dem C. in den freundschaftlichsten Verhältnissen gestanden und dem Tridentiner Konzil beigewohnt hatte, wurde er 1578 zum Bischof von Ermeland erhoben, auch als solcher vom Könige Stephan Bathori zu diplomatischen Verhandlungen in Betreff Preußens und Livlands benutzt. Er starb 23. März 1589. Höher als sein Geschichtswerk schätzt man jetzt sein geogr.-statist. Werk «Polonia, sive de situ, populis, moribus etc. Poloniae» (Basel 1568 u. öfter), in dem er ein ziemlich genaues Bild von Polens Zustande in damaliger Zeit nach eigener Anschauung entwirft. Auch gehört C. zu den besten neulat. Rednern. Er war ein heftiger Gegner der Reformation und bekämpfte diese durch strenge Verordnungen in seinem Bistum, sowie durch zahlreiche Schriften.

Cromford, Dorf in der engl. Grafschaft Derby, 3 km südlich von den Matlock-Bädern und 21 km nördlich von Derby, am rechten Ufer des Derwent, an einem Kanal und an der Midland-Eisenbahn, mit 1220 E. Hier gründete 1771 Arkwright die erste große Baumwollfabrik Englands.

Cromlech, vom kelt. Crom, d. h. Kreis, und Lech, d. h. Stein, wird in England gleichbedeutend genommen mit Dolmen, vom kelt. Daul, d. h. Tisch und Maen, d. h. Stein, für die freiliegenden Steinkammern aus vorhistor. Zeit; indessen paßt für die letztern mehr die Bezeichnung Dolmen, während C. besser auf die Steinkreise angewendet wird, welche nicht nur in Verbindung mit den Steinkammern, sondern auch selbständig vorkommen. Beide Gattungen gehören zu den megalithischen Denkmälern, welche in großer Zahl vom östl. Deutschland bis Portugal, von Skandinavien bis zur Nordküste von Afrika erhalten, ferner auch in Asien und selbst in Amerika vorgefunden sind. Sie dienten teils zu Gräbern, teils zu religiösen Zwecken, teils wohl auch als Monumente bestimmter Begebenheiten oder Personen. Vgl. Fergusson, «Rude stone monuments in all countries» (Lond. 1878); J. Lubbock, «Die vorgeschichtliche Zeit» (deutsch von A. Passow, 2 Bde., Jena 1874).

Crompton (Samuel), engl. Mechaniker, geb. als der Sohn eines Webers 3. Dez. 1753 zu Firwood in der Grafschaft Lancashire, lebte seit 1757 in dem seinem Geburtsort nahe gelegenen Hall-in-the-Wood, wo er 26. Jan. 1827 starb. Ein hohes Verdienst erwarb er sich um die Entwickelung der Textilindustrie durch die Erfindung der auf der Vereinigung der Vorzüge der Jenny- und der Watermaschine (s. d.) beruhenden Mulemaschine (s. d.), der vollkommensten aller Spinnmaschinen, die von ihm in den J. 1774—79 konstruiert wurde und durch welche, da sie Gespinste von der höchsten Feinheit und von beliebig starker oder schwacher Drehung zu liefern vermag, der Baumwollindustrie Englands erst der Weg zu ihrer heutigen Größe gebahnt worden ist.

Cromwell (Oliver), Protektor der vereinigten Republik England, Schottland und Irland, war 25. April 1599 zu Huntingdon geboren; seine streng prot. Familie gehörte altem waliser Adel an. Ein Jahr hatte er in Cambridge studiert (1616—17), als sein Vater starb und die Sorge für Mutter und Schwestern ihn zur Verwaltung des Stammguts berief; nur auf kurze Zeit begab er sich, um einige Rechtskunde zu erwerben, nach London, wo er eine Kaufmannstochter heiratete. Seitdem ging in der ländlichen Zurückgezogenheit eine tiefe Umwandlung in ihm vor, eine sittlich-religiöse Wiedergeburt, die er selbst als seine Befreiung vom ewigen Tod bezeichnete. Mit glühendem

Eifer schloß er sich den Grundsätzen der Puritaner an, die um ihrer religiösen Freiheit willen zugleich die politische gegen die Absolutismusgelüste der Stuarts zu erkämpfen trachteten. Er war Mitglied des Parlaments, das 1628 von Karl I. die Bill of rights errang; doch ergriff er nur einmal in Religionsangelegenheiten das Wort. Während hierauf Karl, in Staat und Kirche eigenmächtig schaltend, den Kampf gegen das alte Recht begann, lebte C. wieder als Landmann mit dem Amt eines Friedensrichters seit 1631 in St.-Ives bei Ely, bis der König die Kirchenverfassung der Schotten angriff, dadurch eine Empörung veranlaßte und, um die Mittel zum Kriege gegen diese zu erlangen, 1640 ein Parlament berufen mußte, das als das «Lange Parlament» durch den siegreichen Kampf gegen den Versuch der Krone, die absolute Gewalt zu begründen, berühmt geworden ist.

Je entschiedener der Bruch zwischen der Partei des Hofs und des Parlaments sich gestaltete, desto mehr entfaltete sich C.s Thatkraft, vor allem nach dem Ausbruch des Kriegs in der Organisation der militärischen Kräfte und danach auf dem Schlachtfelde. An der Spitze einer Schwadron, der Cambridge-Dragoner, die er in seinen heimatlichen Distrikten aufgebracht hatte, kämpfte er 23. Okt. 1642 in der Schlacht bei Edgehill und organisierte im folgenden Winter in seiner Grafschaft die ersten Reiterregimenter, welche den gefürchteten Kavalieren des Königs allein ebenbürtig und bald überlegen wurden. Es waren die Freisassen und kleinen Landleute, dem Parlament und dem puritanischen Glauben eifrig ergebene Männer, die er damals zu einer geschlossenen, schlagfertigen Truppe auszubilden wußte. In seinem Lager herrschte neben Gesang und Gebet die strengste Disciplin. Alle waren einmütig im Enthusiasmus für die Gründung eines Gottesreichs auf Erden; sie bekannten sich zu dem allgemeinen Priestertum aller Christen; jede Genossenschaft, die im Glauben des Evangeliums wandelte, galt ihnen für eine unabhängige Körperschaft, in welcher jeder predigen könne, der vom Geiste getrieben werde. Die Anhänger dieser vorgeschrittensten Richtung der Puritaner hießen Independenten. Seit C. diese Männer in den Krieg führte, wurde das Parlament nicht mehr geschlagen. In der Schlacht von Marston-Moor (1644), die ihr Ungestüm entschied, sahen sie ein Gottesurteil, das sie ermutigte, die volle Befriedigung ihrer Forderungen anzustreben, während die presbyterianischen Obergenerale und die Mehrheit des Parlaments den Krieg immer noch so führen wollten, daß ein Kompromiß mit dem Könige möglich bliebe. C. aber war bereits das Haupt und die Seele der Independenten. Er betrieb die Selbstverleugnungsordonnanz, durch welche die Parlamentsglieder sich von allen Stellen im Dienste des Staats und Heers ausschlossen; er setzte die Neubildung der ganzen Armee nach dem Muster seiner Scharen durch; auf seinen Vorschlag ward Fairfax Oberbefehlshaber. C. selbst blieb indessen der eigentliche Leiter des Ganzen; Genie und Thatkraft hatten ihn emporgebracht.

Am 14. Juni 1645 verlor Karl I. zu Naseby seine letzte Schlacht. Seine Briefschaften fielen in die Hände des Parlamentsheers und erwiesen, daß er beim Auslande gegen das eigene Volk Hilfe gesucht. Der König floh zu den Schotten, die ihn jedoch den Engländern für Geld auslieferten. Auf Schloß Holmby lebte er fortan der Hoffnung, die beiden siegreichen Parteien, Presbyterianer und Independenten, welche jetzt ihre Unterschiede zur Sprache brachten, eine durch die andere vernichten zu können. Das Parlament erließ eine gleichförmige Kirchenordnung; das Heer verlangte volle Freiheit des Gewissens und der Religionsübung. Deswegen sollte es geteilt und entlassen werden. Aber die Männer, die ihr Leben eingesetzt, wollten sich den Preis des Kampfes nicht rauben lassen. Es ward ein Ausschuß der Offiziere und der Soldaten gebildet, gleichsam ein Heerparlament, welches verlangte, daß die Volksrechte alsbald verfassungsmäßig festgestellt, Friede und Freiheit begründet würden. Zugleich brachte das Heer den König in seine Gewalt, und die Leveller oder Gleichmacher forderten bereits dessen Absetzung. Wiewohl C. bei allen Vorgängen beteiligt war, näherte er sich dem Könige, den er retten wollte, wenn derselbe dem Oberbefehl entsage und ohne Zustimmung der Volksvertreter keine Minister zu ernennen gelobe. Doch das gegenseitige Mißtrauen ließ keine Einigung zu Stande kommen. Da gab C. den König auf, und die Hand am Schwert verlangte er nun im Parlament, daß dieses allein das Reich rette und regiere. Der Antrag ward angenommen (3. Jan. 1648), rief aber an vielen Orten royalistische Bewegungen hervor. Während das Heer dieselben bekämpfte, begann das Parlament von neuem mit dem Könige zu unterhandeln. C. warf die royalistischen Aufstände in Schottland nieder; das Heer unter Fairfax bedrohte London und beantragte, den König vor Gericht zu stellen. Dennoch beschloß die Mehrheit des Parlaments, daß die Antworten des Königs eine geeignete Grundlage zum Frieden gewährten. Da beschlossen C. und sein Kriegsrat einen Staatsstreich. «Diese Männer», sagte C. später, «hatten ein Recht, nachdem sie ihr Leben eingesetzt, die Sache zu prüfen; sie waren keine Mietlinge, sondern Männer, welche Frauen und Kinder im Volke hatten, und die folglich fragen durften, ob das Ende des Kampfes von der Art sei, daß es sie befriedigen könne.» Am andern Morgen (6. Dez.) besetzte Oberst Pride die Thüren des Hauses, ließ nur die Independenten ein und verhaftete 40 ihrer Gegner. Der Rest der Deputierten (das Rumpfparlament) zog nun die Vorschläge des Heers in Betracht: Karl Stuart zur Rechenschaft zu fordern wegen des Unrechts, das er gethan, wegen des Blutes, das er vergossen. Die Volkssouveränetät ward proklamiert, das Oberhaus aufgehoben, ein hoher Gerichtshof eingesetzt, um den König vor seine Schranken zu laden, und Karl Stuart fiel durch öffentlichen Richterspruch.

Im Febr. 1649 ward England zur Republik erklärt, an deren Spitze das vom Volk erwählte Parlament stand. Letzteres ernannte einen Vollziehungsrat von 41 Mitgliedern; C. gehörte demselben an, er herrschte mit dem Heere. In England ward es ihm leicht, durch Ernst und Milde die Geister in Schranken zu halten. Aber Irland stand in offener Empörung gegen die Republik, und ein gräßliches Blutbad unter den dortigen Protestanten war ungesühnt. C. ward hingesandt, um mit bewaffneter Hand Ordnung zu stiften. Er trat mit großer Härte auf, suchte aber durch eine tüchtige Rechtspflege und Verwaltung die Wohlfahrt der bald unterworfenen Insel zu fördern. Der kath. Geistlichkeit entwickelte er, wie später der

schottischen, seine Ideen über Glauben und Leben in ausführlicher Abhandlung. Im Sommer 1650 ward er nach Schottland gerufen, das Karl II. zum König proklamiert hatte, der seinerseits nun den engl. Thron in Anspruch nahm. C. schlug die Schotten bei Dunbar und forderte das Parlament auf, Gott für diese große Gnade dadurch zu danken, daß man die Lasten der Armen und Unterdrückten erleichtere. Das schott. Volk unterschied er von den Anstiftern und suchte es durch Milde zu gewinnen. Am 3. Sept. 1651 beendete er den Krieg durch die entscheidende Schlacht bei Worcester. Triumphierend zog der gewaltige Feldherr 12. Sept. in London ein. Er verlangte allgemeine Amnestie und ein Wahlgesetz für ein neues Parlament; aber das noch bestehende wollte seine Permanenz behaupten, sich durch neue Wahlen ergänzen und, ohne mit der Verfassung zu Stande zu kommen, als ein Konvent alle Gewalt in sich vereinigen. Endlich im Frühjahr 1653 hielt C. Beratungen mit Deputierten und Offizieren, ließ sich auffordern, die Sache in die Hand zu nehmen, und löste nunmehr das Lange Parlament mittels eines neuen Staatsstreichs auf. Das Heer, die Flotte, viele Gemeinden dankten ihm für die Rettung des Vaterlandes. Alsbald ließ er überall Listen sittenstrenger, gottesfürchtiger Vertrauensmänner aufstellen, und wählte aus denselben einen Verfassungsrat, dessen Sitzungen er durch eine gewaltige Rede eröffnete, welche die Wege der Vorsehung, die Gerichte Gottes, die Lage der Dinge im In- und Auslande schilderte und sein Verfahren rechtfertigte. In diesem Parlament saßen die großen Seehelden, wie Blake, die Führer des Landheers und gesetzkundige Männer neben schlichten, frommen Bürgern und Bauern. Sie beteten und arbeiteten, kamen aber nicht zum Ziele, und legten endlich ihre Macht in C.s Hände nieder: er selbst sollte dem Staate eine Verfassung geben und danach regieren.

C. beriet sich nun mit befreundeten Offizieren und Staatsmännern; man kam überein, daß er unter dem Titel eines Lord-Protektors des Gemeinwesens von England, Schottland und Irland mit einem Parlament und Staatsrat regieren solle. «Ich würde lieber», erklärte er, «einen Schäferstab nehmen als das Protektorat; aber da jetzt verhütet werden muß, daß die Nation in Verwirrung gerät und dem gemeinsamen Feind zur Beute wird, so will ich mich denn wie Aaron zwischen die Toten und die Lebendigen stellen, bis Gott allen offenbart, was für ein Grund gelegt ist, auf dem sie sich anbauen sollen.» In feierlichem Aufzuge fuhr er nach Westminster, wo die neue Verfassung proklamiert wurde. Nach derselben war die ganze gesetzgebende Gewalt beim Parlament, das alle drei Jahre zusammentreten und während der ersten fünf Monate nur mit eigener Zustimmung sollte vertagt oder aufgelöst werden können. Steuern durften nur mit Bewilligung des Parlaments ausgeschrieben werden. Die ausübende Gewalt führte der Protektor; nur sollte er bei der Besetzung der höhern Staatsämter sowie bei Kriegserklärungen und Friedensschlüssen an die Zustimmung der Volksvertreter gebunden sein. Die konservative Partei schloß sich indes der neuen Ordnung nicht an, und die Republikaner stellten die Verfassung immer wieder in Frage; 15 offene Empörungen und noch mehr Komplotte drängten wiederholt den Protektor zu eigenmächtigen Handlungen. Mit besonderm Eifer wandte sich C. der auswärtigen Politik zu, die niemals mit größerm Ruhm für England geleitet wurde. Die Holländer wurden nach einem mehrjährigen großartigen Seekriege zur Anerkennung der Navigationsakte (s. d.) genötigt; 1655 begann C. als Bundesgenosse Frankreichs einen Krieg mit Spanien, durch welchen die Engländer Jamaica und Dünkirchen erwarben. Im Mittelländischen Meere verschaffte Blake (s. d.) der engl. Flagge Ansehen. Mit Schweden schloß C. Freundschaft. Von Zürich wurde er mit Recht als der Protektor aller Protestanten begrüßt; denn er beschützte dieselben in Piemont wie in Frankreich, in Polen wie in Schlesien, und faßte die Idee eines großen prot. Bundes, dessen Haupt der engl. Freistaat sein sollte.

Daß C.s Religiosität in ihrem Kern keine erheuchelte war, beweisen seine Briefe aus der Zeit seines Privatlebens. Dabei liebte er Kunst und Wissenschaft und rettete die Universitäten, die der einseitige Puritanismus aufheben wollte. Groß von Natur, sagt Guizot, und nun hochgestellt, hatte er Sinn und Geschmack für alles, was durch Geist, Wissen, Ruhm und Erinnerung groß war. Aber der Eigenmächtigkeit und Willkür vermochte er nicht zu entsagen. Der Verfassung gemäß hatte er das neue Parlament auf den 3. Sept. 1654 berufen. Wohl sprach er seine Freude darüber aus, daß nun eine freigewählte Versammlung für das Wohl Englands auf dem Wege der Gesetzgebung sorgen werde. Als jedoch das Parlament die oktroyierte Verfassung in Frage zu stellen wagte, erklärte er, daß er willens sei, eher ehrlos eingescharrt zu werden, als die Verfassung wieder wegzuwerfen, die endlich dem Volke Ordnung und Frieden bringe und von Gott und Menschen gutgeheißen sei. Und darauf hin forderte er von jedem, der Mitglied des Parlaments bleiben wolle, eine schriftliche Anerkennung der Verfassung in ihren Grundsätzen. Etwa hundert traten aus, die meisten fügten sich; da aber auch diese sich berechtigt hielten, wenigstens die Einzelbestimmungen der Verfassung zu revidieren und umzugestalten, so löste C. die Versammlung nach fünf Monaten auf. Um dauernd Ruhe zu stiften, teilte er das Land in 12 Militärbezirke, deren jedem ein Generalmajor mit fast unbeschränkter Gewalt vorstand. Die Kosten dieser Einrichtung mußten von den Royalisten durch eine Einkommensteuer von 10 Proz. getragen werden. Als dennoch die Wahlen für das neue Parlament (1656) größtenteils oppositionell ausfielen, schloß er, um von vornherein jeden Widerstand zu brechen, ohne weiteres über hundert der Gewählten aus.

C. zeigte sich jetzt gewillt, sein Protektorat in eine Erbmonarchie umzuwandeln. Wirklich ließ sich die Mehrheit bestimmen, die Übertragung des Königstitels an ihn zu beschließen (März 1657). Aber Gärungen im Volk und im Heere traten dazwischen; auch der Rat der Offiziere forderte Festhalten an der Republik. So sah sich C. genötigt, die Krone abzulehnen. Dagegen erhielt er das Recht, seinen Nachfolger im Protektorat zu ernennen. Auch wurde nun wieder ein Oberhaus eingesetzt. C., der dessen Mitglieder zu ernennen hatte, suchte die neuen Mitglieder mit den alten zu verbinden; doch die Häupter der adeligen Familien zeigten wenig Lust, neben Männern zu sitzen, die durch die Revolution emporgekommen. Zudem verlor C. durch Berufung ins Oberhaus 40 ausgezeichnete Mitglieder des Unterhauses, die er dort bald schwer

Artikel, die man unter C vermißt, sind unter K aufzusuchen.

vermißte, als die alten, unlenksamen Führer des Langen Parlaments von neuem in dasselbe eintraten (Jan. 1658). Letztere wollten das Haus der Lords nicht anerkennen oder bestritten dessen Rechte; die Verfassung war von neuem in Frage gestellt. Unwillig löste C. mit den Worten «Gott wird richten zwischen euch und mir!» das Parlament schon 14 Tage nach dem Zusammentritt wieder auf (4. Febr.). Neue Gärungen ergriffen das Heer; die Anhänger des Tausendjährigen Reichs so gut wie die der Stuarts drohten loszuschlagen; das Leben des Protektors ward bedroht. C., der durch vielfaches Familienunglück niedergebeugt war, verfiel in eine Krankheit und starb 3. Sept. 1658, am Tage seiner Siege von Dunbar und Worcester. Die Restauration suchte sich an C. noch nach seinem Tode zu rächen; der Protektor, seine Mutter, seine Tochter Brigitte, der Admiral Blake wurden ausgegraben und ihre halbvermoderten Leichen an den Galgen gehängt. Erst die Gegenwart hat C.s Genie unumwunden anerkannt.

Litteratur. Vgl. außer den Werken von Villemain, Merle d'Aubigné, Macaulay, Ranke und Guizot besonders: Carlyles Sammlung und Erläuterung von C.s «Letters and speeches» (2 Bde., Lond. 1845; neue Ausg., 5 Bde., Lond. 1871) und O. Cromwells, eines Nachkommen des Protektors, «Memoirs of the protector Oliver C., and of his sons Richard and Henry» (Lond. 1820); Andrews, «Life of Oliver C. to the death of Charles the first» (Lond. 1869); Sträter, «Oliver C. Ein Essay über die engl. Revolution des 17. Jahrh.» (Lpz. 1871); Pauli, «Oliver C.» (in «Der Neue Plutarch», Bd. 1, Lpz. 1874).

C.s Sohn, Richard (geb. 1626), der längere Zeit in ländlicher Stille gelebt hatte, war dem Vater an Geist und Charakter ganz unähnlich. Er übernahm zwar die Protektorwürde, legte sie aber bald wieder freiwillig nieder (25. Mai 1659) und ging nach der Restauration der Stuarts auf den Kontinent. Er kehrte jedoch 1680 nach England zurück, lebte dann unter dem Namen Clarke in Cheshunt bei London und starb dort 12. Juli 1712 in völliger Vergessenheit. — Ein zweiter, dem Vater nicht unähnlicher Sohn, Henry (geb. 1628), verwaltete in der letzten Zeit C.s Irland, legte aber seine Gewalt gleichzeitig mit Richard nieder und starb 23. März 1673.

Cromwell (Thomas), der Ahnherr des Protektors, ein Jahrzehnt hindurch (1530—40) der leitende Minister Heinrichs VIII., ist von der Geschichte weit weniger beachtet als sein großer Abkömmling, aber für England von nicht viel geringerer Bedeutung. Unter Wolsey (s. d.) emporgekommen, ward er dessen Nachfolger als Großsiegelbewahrer und der vornehmste Gehilfe Heinrichs in der Überführung des Reichs zum Protestantismus. Als Stellvertreter des Königs in der Lenkung der engl. Kirche trug er wesentlich zu der dogmatischen und konstitutionellen Fundamentierung derselben im prot. oder zunächst antiröm. Sinne bei. «Hammer der Mönche» ward er wegen der Rücksichtslosigkeit, mit der er die Klostergüter für die Staatsbedürfnisse in Anspruch nahm, genannt. Doch auch die andern persönlichen und polit. Handlungen Heinrichs VIII. in dieser Zeit, die Trennung von Katharina, die Heirat Anna Boleyns und später Annas von Kleve, kommen wesentlich mit auf C.s Rechnung. Abwendung von Rom und Habsburg, Verbindung mit den deutschen Protestanten, nationale Einheit und Abgeschlossenheit gegen das Ausland waren die Grundlagen seiner echt engl. Politik. C. war ein klar denkender, unerschrockener Mann, vielerfahren und vielgewandt, besonders erprobt und thätig in der Wirtschaftspolitik, die er gleichfalls auf streng nationaler Grundlage basieren läßt. Die kommerzielle Größe Englands muß in ihm einen ihrer Schöpfer verehren. Indessen vermochte er auf die Dauer der vielfachen Gegenströmungen nicht Herr zu werden. Die kirchlich-polit. Reaktion, welche sich 1539 vorbereitete, im Sommer 1540 vollzog, ward ihm verderblich. Kurze Zeit nach seiner Erhebung zum Grafen Essex ward er bei der Verstoßung Annas von Kleve selbst gestürzt, aller seiner Ämter beraubt und 28. Juli 1540 hingerichtet.

Cronegk (Joh. Friedr., Freiherr von), deutscher Dichter, geb. 2. Sept. 1731 zu Ansbach, studierte seit 1749 erst in Halle, dann in Leipzig die Rechte, wo er mit Gellert in Verbindung trat und mehrere satirische Angriffe gegen Gottsched und dessen Anhänger richtete. Später wurde er zum ansbachischen Hof-, Regierungs- und Justizrate ernannt. Er erhielt für seinen in gereimten Alexandrinern geschriebenen «Codrus» den von Nicolai für das beste deutsche Trauerspiel ausgesetzten Preis, starb aber, noch ehe er die Nachricht davon erhielt, an den Blattern 1. Jan. 1758. Unter seinen didaktischen, lyrischen und moralisierenden Gedichten ist das Gedicht «Die Einsamkeiten» (Zür. 1757) vorzugsweise zu nennen. Er war einer der ersten, welche in Deutschland auf die Schätze der span. Litteratur aufmerksam machten. C.s Schriften gab Uz (Lpz. 1760—61; 2. Aufl. 1771—73) heraus. Vgl. Henriette Feuerbach, «Uz und C.» (Lpz. 1866).

Cronholm (Abraham Peter), schwed. Historiker, geb. zu Landskrona 22. Okt. 1809, studierte in Lund, wurde daselbst 1831 Docent, erhielt 1834 den Titel eines Adjunkten und ward 1849 zum außerord. Professor der Geschichte ernannt, trat aber schon 1855 in den Ruhestand. Er starb 27. Mai 1879 zu Stockholm. Von seinen, zum großen Teil auf Studien in den Archiven des Auslandes beruhenden Arbeiten sind hervorzuheben: «Väringarne» (1832), «Fornnordiska Minnen» (2 Bde., 1833—35), «Katholska Ligan och Hugenotterna» (1839), «Skånes politiska historia» (2 Bde., 1847—51) und vor allem sein Hauptwerk: «Sveriges Historia under Gustaf II Adolfs regering» (4 Bde., 1857—72). Nach dessen Vollendung begann er noch eine Publikation über den Dreißigjährigen Krieg und die Unterhandlungen in Deutschland vom Tode Gustav Adolfs bis zum Westfälischen Frieden (Bd. 1 u. 2, 1876—80).

Crooked-Islands (spr. Kruhk'd-Eiländs), eine Gruppe der südl. Bahamas in Westindien, bestehend aus den Inseln Crooked, Acklin, Fortune und Castle. Die Hauptinsel Crooked liegt in 22° 47' nördl. Br.; an ihrem Ostende befindet sich die Hafenstadt Pitts-Town, wo die Jamaica-Paketboote anlegen. Die Gruppe hat 253 qkm Fläche und etwa 1000 E.

Crooked-Lake, See im nordamerik. Unionsstaat Neuyork, in dem Gebiet der Counties Steuben und Yates, 148 m über dem Ontario, beziehungsweise 219 m über dem Meeresspiegel gelegen, ist 28 km lang und etwa 2,5 km breit.

Crookes (William), Physiker und Chemiker, geb. 1832 zu London, arbeitete seit 1848 im

College of chemistry me istunter A. W. Hofmann, wurde 1854 Beamter am Radcliffe-Observatorium in Oxford, 1855 Lehrer der Chemie in Chester und lebt seit 1859 ohne amtliche Stellung in London. Er gründete 1859 die «Chemical News» und gibt seit 1864 auch das «Quarterly Journal of science» heraus. Hauptsächlich beschäftigte sich C. mit optischen Studien sowie mit Beobachtung der sog. Strahlenden Materie (s. d.). Er konstruierte auch einen Radiometer und entdeckte 1867 das Thallium. In neuester Zeit trat er mit großer Energie für den Spiritismus auf.

Crookesit nannte Nordenskiöld ein von ihm zu Skrikerum in Schweden aufgefundenes seltenes thalliumhaltiges Mineral zu Ehren von Crookes, dem Entdecker des Thalliums; das Mineral kommt nur in derben Partien vor, ist spröde, bleigrau und metallglänzend, von dem spezifischen Gewicht 6,9; es besteht aus 45,8 Teilen Kupfer, 3,7 Teilen Silber, 17,2 Teilen Thallium und 33,3 Teilen Selen; beim Schmelzen vor dem Lötrohr färbt es die Flamme intensiv grün.

Crop (engl.), Ernte; besonders Tabakernte in Nordamerika; Crops, große zur Verpackung des Blättertabaks in den nordamerik. Pflanzungen verwandte, mit den sog. Crop-Noten, d. h. Scheinen über Gewicht, Qualität u. s. w. des Tabaks versehene Fässer.

Cropsey (Jasper Frank), amerik. Maler, geb. 18. Febr. 1823 auf Staaten-Island bei Neuyork, widmete sich anfangs der Baukunst, dann der Landschaftsmalerei, in welcher er bald Bedeutendes leistete. Sein Bild: Lake Greenwood in Newjersey, verschaffte ihm 1850 die ordentliche Mitgliedschaft der amerik. Zeichenakademie. Im J. 1847 ging C. auf drei Jahre nach Europa, die er hauptsächlich in Italien verbrachte. Die Pontinischen Sümpfe und der See Nagi sind die künstlerische Ausbeute dieser Reise. Nach seiner Rückkehr malte er den Sibyllen-Tempel, Amerik. Ernte, Frieden, Krieg und Die Niagarafälle. Im Juni 1856 begab sich C. nach England, wo er sieben Jahre blieb und mehrere vortreffliche Gemälde schuf, wie Die amerik. Hinterwälder, Pästum, Herbst am Hudsonfluß, Richmond-Hill und Schloß Warwick. Seit 1863 lebt C. wieder in seiner Heimat.

Croquants (frz., d. h. arme Schlucker, Lumpenkerle), Schimpfwort der aufständischen Bauern in Guyenne unter Heinrich IV. und Ludwig XIII.

Croquet, ein besonders in England, neuerdings aber auch in Deutschland sehr beliebt gewordenes Ballspiel, nicht zu verwechseln mit dem Spiel Cricket (s. d.). Man spielt dasselbe auf ebenen, glatt gemähten Rasenflächen, auf welchen nach einem bestimmten Plane, sei es die Form eines Quadrats oder eines Rechtecks oder einer Acht u. dgl., eine Anzahl niedriger eiserner Bogen in bestimmten Zwischenräumen in den Boden gesteckt werden. Am Spiele können zwei und mehr Personen teilnehmen, die sich in zwei Parteien teilen. Die Aufgabe der Spieler besteht darin, hölzerne Bälle, die der bequemen Unterscheidung wegen verschieden gefärbt sind, mit hammerartigen Schlägern durch sämtliche Bogen der Spielbahn hindurchzutreiben. Die Partei, der es mit ihren Bällen zuerst gelingt, ist Sieger. Der Umstand, daß die Sitte den Frauen an keinem andern Ballspiel einen so hervorragenden Anteil gestattet, bildet ohne Zweifel einen Hauptgrund seiner Beliebtheit. Man hat übrigens das C. auch ins Innere der Häuser übertragen, wo es mit besonders dazu eingerichteten Schlägern, Bällen und Reifen auf Tischen gespielt wird. Vgl. «Croquet, its implements and laws» (Lond. 1869); Campbell, «Anleitung zum C.» (Hamb. 1874); Heath, «Tho complete croquet-player» (Lond. 1874).

Croquettes (frz.), eine Art Fricassée oder gebackenes Filet von feinern Fleischsorten, eins der sog. Zwischengerichte.

Croquis (frz.) ist ein auf dem Felde flüchtig entworfener Plan eines Terrains, wobei man, wegen der Kürze der Zeit, in der die Aufnahme beschafft werden muß, sich keiner genauern Messungen und keiner Instrumente bedient, oder letztere doch nur in untergeordnetem Maße gebraucht werden. Entfernungen werden zu Fuß oder zu Pferde abgeschritten oder auch wohl bloß abgeschätzt; ebenso die aufzutragenden Winkel. Man benutzt dazu einen kleinen, leicht transportabeln Meßtisch, den sog. Croquiertisch, auf dem ein Paar Diopter und eine Orientierboussole angebracht sind; in vielen Fällen entbehrt man aber auch diesen, hilft sich indes, wo es angeht, damit, daß man einzelne Hauptpunkte aus vorhandenen Plänen kopiert und in die anzufertigende Karte aufnimmt. C. werden im Kriege angefertigt, um die Lage und Richtung vorhandener gangbarer Wege, auf denen größere Truppenmassen sich bewegen sollen, sog. Kolonnenwege, oder den Lauf größerer oder kleinerer fließender Gewässer, stärkere Hebungen und Senkungen des Terrains, das Vorkommen stehender Gewässer, Sümpfe u. s. w., kurz alles, was auf Truppenbewegungen Einfluß haben kann, festzustellen; man verwendet aber auch C. bei der Darstellung von Schlachtplänen, Schlachtberichten, in den Berichten über umfangreichere Rekognoszierungen und ähnlichen Fällen. Die Anfertigung der C. erfordert Fertigkeit im Aufnehmen; ein gutes Augenmaß, um Entfernungen und Winkel richtig abzuschätzen, ein scharfes Auge, das auch entfernte Gegenstände noch richtig zu erkennen vermag, erleichtern die Ausführung wesentlich. Jeder Offizier sollte im Croquieren geübt sein, da im Kriege die Aufgabe an jeden herantreten kann. Vgl. Plehwe, «Leitfaden für den Unterricht im militärischen Aufnehmen und Planzeichnen» (Berl. 1874).

Crore oder Kuron ist in Britisch-Ostindien die Bezeichnung für eine Geldsumme von 100 «Lacs» oder 10 Mill. Rupien. Das Viertel der C. (2½ Mill. Rupien) heißt Areb. Die gedachten Namen sind altherkömmliche und bei der großen Verschiedenheit der frühern Rupien (Silbermünze) waren dem entsprechend auch die Werte der C., Arebs und Lacs, abweichende. Mit Bezug auf die seit 1. Sept. 1835 herrschende Münzeinheit, die sog. Kompagnierupie, ist das C. ein Quantum von 286458⅓ engl. Troypfund oder 106918,268 kg feinen Silbers. In der deutschen Goldwährung läßt sich der Wert des C. bei dem veränderlichen Silberpreise nicht schätzen, wollte man aber den frühern norddeutschen Thaler, wie es gesetzmäßig geschieht, = 3 Mark rechnen, so wäre das C. = 19245288 deutsche Mark.

Croß (Sir Richard Assheton), engl. Staatsmann, geb. 20. Mai 1823 in Red-Scar bei Preston, besuchte die Schule von Rugby und studierte im Trinity-College zu Cambridge, wo er 1846 den Grad eines Bachelor of arts erlangte. Im J. 1849 an die Barre des Inner-Temple in London berufen, praktizierte er eine Reihe von Jahren als

Artikel, die man unter C vermißt, sind unter K aufzusuchen.

Advokat, bis er im März 1857 als konservativer Kandidat für Preston ins Parlament gewählt wurde; doch vertrat er diese Stadt nur bis 1862, ohne sich besonders bemerkbar zu machen. Erst bei den Neuwahlen von 1868 zog er allgemeinere Aufmerksamkeit auf sich, indem er in Southwest-Lancashire, einem der Bollwerke des Konservatismus im Norden von England, als Hauptgegner Gladstones im Felde erschien und über denselben den Sieg davontrug. C.' scharfer Verstand, seine advokatische Gewandtheit und Beharrlichkeit, sein zähes Festhalten an allen Grundsätzen des konservativen Parteiverbandes veranlaßten Disraeli, ihn bei der Neubildung des Ministeriums im Febr. 1874 zu dem Posten des Ministers des Innern zu befördern. Unter der Leitung seines Chefs und bei dem streng begrenzten Charakter der innern Reformmaßregeln, deren parlamentarische Vertretung ihm übertragen wurde, verwaltete C. sein Amt nicht ohne Geschick und nahm auch gelegentlich in wirksamer Weise an den Debatten über auswärtige Politik teil, ohne sich jedoch, als Staatsmann wie als Redner, im ganzen über eine respektable Mittelmäßigkeit zu erheben. Als Jurist hat C. sich durch die Werke «Acts relating to the settlement and removal of the poor» (Lond. 1853) und «The general and quarter-sessions of the peace, their jurisdiction and practise in other than criminal matters» (Lond. 1858; 2. Aufl. 1875) bekannt gemacht.

Crossfell, der höchste Gipfel der Penninischen Kette in England, welcher, 882 m hoch, nahe der Ostgrenze von Cumberland sich erhebt und von welchem die Flüsse South-Tyne und Tees nach O. herabkommen. Er fällt westlich mit sehr steilen und hohen Wänden in das Thal des Eden, gegen N. und O. aber allmählich zum Tieflande und zur Ebene des Pictenwalles ab.

Cross-Timbers, eine wellige Buschlandschaft, welche sich bei einer Breite von etwa 9—64 km vom nördl. Teile des nordamerik. Unionsstaates Texas zwischen 96 und 99° westl. L. von Greenwich über den Red-River in das Indianer-Territorium hinein bis zum Red-Fork of Arkansas erstreckt. Das gut bewässerte und nicht unfruchtbare Gebiet ist mit Strauchholz, Hickories, Ulmen und Zwergeichen bedeckt.

Crotalaria, Klapperschote, nannte Linné eine zur Familie der Leguminosen gehörige Pflanzengattung, weil die Samen in der Hülse klappern, wenn man letztere schüttelt. Ihre zahlreichen Arten, meist einjährige Kräuter, wachsen alle in den heißen Ländern und können daher bei uns nur im warmen und temperierten Hause gezogen werden. Sie haben teils einfache, teils dreizählige, seltener gefingerte Blätter mit oder ohne Nebenblätter, in endständige oder den Blättern gegenüberstehende Trauben gestellte Blüten, welche einen zweilippigen Kelch, eine sehr große herzförmige, am Grunde schwielige Fahne, ein sichelförmiges Schiffchen, einbrüderige Staubgefäße und einen seitlich bärtigen Griffel besitzen, und eine bauchig aufgeblasene, seltener zusammengedrückte, zwei oder mehrere nierenförmige Samen enthaltende Hülse. Ihre Blumen sind gelb, blau, braun, purpurrot, gelb und rot oder braun gestreift. Die schönsten Arten sind C. spectabilis *Roxb.* und C. pulcherrima *Roxb.* aus Ostindien, C. capensis *Thbg.* vom Kap der Guten Hoffnung, C. pulchella *And.*, ebenfalls vom Kap, C. paniculata *Willd.* aus Java u. a. m. Einige in Ostindien und den umliegenden Inseln einheimische Arten, besonders C. juncea *L.*, liefert eine sehr feine Gespinstfaser, die in ihrem Heimatlande schon lange zur Herstellung von Geweben verwendet werden. Neuerdings sind diese Fasern auch in den europ. Handel unter dem Namen «Sunn» oder «Sun» eingeführt worden; sie haben eine blaßgelbliche Farbe und einen seidenartigen Glanz. Die Gewinnung der Faser geschieht durch Rösten und Hecheln der Stengel. Außer C. juncea, welche im großen in Ostindien kultiviert wird, liefern noch brauchbare Fasern C. Bushia *Ham.* und C. retusa *L.*

Croton *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Euphorbiaceen, deren Blüten in Trauben oder Ähren stehen und einen fünfteiligen Kelch und fünf Drüsen innen auf dem Grunde besitzen. Die männlichen Blüten haben fünf Blumenblätter und 10—20, selten mehr, freie oder schwach verwachsene Staubgefäße; die weiblichen Blüten sind meist blumenblattlos und haben drei zwei- oder vielteilige Griffel. Die hierher gehörigen Arten, gegen 500, sind Bäume oder Sträucher, seltener Kräuter, mit wechselständigen, am Grunde oft zweidrüsigen, sehr häufig sternhaarigen Blättern. Viele besitzen balsamische oder auch gefärbte harzige Säfte und aromatische Rinden; andere sind durch Wohlgeruch der Blätter oder Blüten ausgezeichnet, und mehrere liefern wichtige Arzneimittel. Fast alle wachsen in den Tropenländern und gedeihen daher bei uns nur im Warmhause. Sie werden selten kultiviert, da sie keine schönblühenden Gewächse sind. C. Tiglium *L.*, ein auf Malabar, Ceylon und den Molukken heimischer Baum von etwa 6 m Höhe, mit dickem, krummem Stamme, elliptischen, kleingezähnten, langgestielten Blättern und 5—8 cm langen Trauben, liefert die Purgierkörner (Semina Crotonis, Grana Tiglii, Grana Moluccana) und nebst einer andern, im Birmanenreich und auch auf den Molukken wachsenden baumförmigen Art (C. Pavana *Hamilt.*) das Purgierholz (Lignum Pavanae s. Moluccanum). Aus den Purgierkörnern oder den in den dreikantigen Kapseln des Purgiercrotons eingeschlossenen, mit hellbraunem Filz bedeckten Samen wird das Crotonöl (s. d.) bereitet. Das Purgierholz wirkt frisch drastisch, älter mild purgierend, und war früher offizinell. Das Holz und der Samen werden in der Heimat auch zum Betäuben und Fangen der Fische benutzt. C. Draco *Schlechtd.*, ein merik. Baum mit sternfilzigen, herzförmigen Blättern und Zweigen, desgleichen C. hibiscifolius in Columbia und C. sanguifluus am Marañon, beide von A. von Humboldt entdeckt und beschrieben, enthalten einen blutroten Saft, welcher eine Sorte des Drachenblutes (s. d.) liefert. C. perdiceps *St. Hil.* in Brasilien, C. balsamiferum *L.* in Westindien, C. adipatum *Kth.* und noch mehrere andere im tropischen Asien und Amerika einheimische Arten enthalten einen balsamischen, wohlriechenden, dicklichen Saft, welcher in jenen Gegenden nach Art anderer Balsame oder wie Weihrauch benutzt wird. Eine aromatisch-bittere Rinde, welche in ihrer Heimat als Quina blanca oder Copalche offizinell ist, und die auch nach Europa unter dem Namen Copalcherinde (Cortex Copalke oder Copalche) in den Handel kommt, liefert der in Meriko einheimische China-Croton, C. Pseudochina *Schlechtd.* Die offizinelle, angenehm gewürzhaft riechende und bitter-aromatisch

schmeckende Cascarill- oder Schacarillrinde (Cortex Cascarillae oder Chacarillae oder Eluteriae), welche unter die kräftigsten reizend-stärkenden Arzneimittel gehört (s. Cascarilla), stammt zum größten Teile von dem in Jamaica einheimischen C. Eluteria *Sw.* Er ist ein baumartiger Strauch mit weißer, innerlich brauner Rinde, zweischneidigen, braunen, behaarten Ästen, kurzgestielten, ovalen, spitzen, unterseits sternschuppigen Blättern, achselständigen Blütentrauben und sternhaarigen, erbsengroßen Kapseln.

Croton oder Kroton, der alte Name der ital. Stadt Cotrone (s. d.).

Crotona, der alte Name der ital. Stadt Cortona (s. d.).

Crotonchloralhydrat oder Butylchloralhydrat $C_4H_5Cl_3O\,H_2O$ entsteht nach Kramer und Pinner durch Einwirkung von Chlor auf Acetaldehyd. Zur Mäßigung der Einwirkung ist es erforderlich den Aldehyd anfangs stark abzukühlen, erst gegen Ende der Operation, wenn die Absorption des Chlors träge wird, unterstützt man die Reaktion durch Erwärmen im Wasserbade. Nach vierundzwanzigstündigem Einleiten des Chlors hat man eine braune, aus zwei Schichten bestehende Flüssigkeit, die man der fraktionierten Destillation unterwirft und den zwischen 163 und 165° C. übergehenden Anteil isoliert. Dieser besteht aus reinem Crotonchloral. Letzteres vereint sich, ebenso wie gewöhnliches Chloral (s. d.) außerordentlich leicht mit Wasser zu einem festen Hydrat, welches sich aus Wasser umkrystallisieren und mit Wasserdämpfen destillieren läßt. Das C. bildet, nach dem Umkrystallisieren aus Wasser, dünne, blendendweiße, seideglänzende Krystallblättchen, die hartnäckig etwas Wasser zurückhalten. Es schmilzt bei 78°, ist in kaltem Wasser schwer, in heißem ziemlich leicht löslich, außerordentlich leicht löslich in Alkohol, aus dem es unverändert krystallisiert. Das C. wirkt auf den Organismus auf gleiche Weise wie Chloral und hat aus diesem Grunde Verwendung in der Heilkunde gefunden.

Crotonöl (Oleum Crotonis) wird durch Auspressen der zuvor etwas gerösteten Samen von Croton Tiglium (s. Croton) gewonnen und kommt über Madras oder Bombay in den Handel. Es ist dickflüssig, honiggelb oder gelbbraun, hat einen widrigen, beim Erwärmen mehr hervortretenden Geruch und brennendscharfen Geschmack, rötet Lackmus und ist das drastischste Purgiermittel, welches man kennt. Das C. besteht hauptsächlich aus Stearin-, Palmitin-, Laurin- und Ölsäure und deren Glyceriden neben geringen Mengen verschiedener flüchtiger Säuren (Essig-, Butter-, Baldriansäure) und der ihm eigentümlichen scharfen Crotonsäure, sowie aus dem harzigen, terpentinartigen Crotonol. Schon wenige Tropfen C., innerlich genommen, verursachen das heftigste Purgieren unter Kolikschmerzen und zugleich Entzündung der Magen- und Darmschleimhaut; größere Gaben können den Tod herbeiführen. Das C. muß daher mit der größten Vorsicht angewendet werden; der Arzt greift gewöhnlich nur in verzweifelten Fällen, z. B. bei Starrkrampf und andern Gehirnleiden, wo es sich um Erzielung einer schnellen und starken Ableitung handelt, bei Koterbrechen, Bleivergiftung u. s. w. zu diesem Mittel. Es wird innerlich nie für sich allein, sondern in Pillen oder in Mandelmilch, oder auch in einem schleimigen Klystier gegeben. Äußerlich eingerieben, ruft das C. Entzündung, Blasen und Pusteln auf der Haut hervor. Man wendet es deshalb bei Hüftgelenkleiden, heftigem Zahnschmerz und Gesichtsreißen, rheumatischen Lähmungen, entzündlichen Kehlkopfaffektionen als wirksames Ableitungsmittel an.

Croton-River, ein im County Dutcheß des nordamerik. Unionsstaates Neuyork entspringender Fluß, fließt durch die Counties Putnam und Westchester und mündet etwa 40 km oberhalb Neuyork in den Hudson. Bekannt ist der C. durch die 1842 vollendete, mit einem Kostenaufwand von 12½ Mill. Dollars hergestellte C.-Wasserleitung, welche die Stadt Neuyork mit Wasser speist. Sie ist 65 km lang, ist zum größten Teil ausgemauert und überschreitet auf einer 445 m langen Brücke (High-Bridge) den Harlemfluß. Der C.-Aquädukt vermag täglich 270 Mill. Liter Wasser zu liefern.

Crotoy (Le), Stadt im franz. Depart. Somme, Arrondissement Abbeville, 8 km südlich von Rue, am nördl. Ufer des Somme-Ästuars, gegenüber von St.-Valéry, hat einen Fischerhafen, Schiffbau, Sägemühlen, Ruinen eines Schlosses, in dem Jeanne d'Arc gefangen saß, besuchte Seebäder mit schönen Badeeinrichtungen und zählt 1400 E.

Crotus Rubianus (eigentlich Johannes Jäger), Humanist, geb. um 1480 in Dornheim bei Arnstadt in Thüringen, studierte zu Erfurt, wo er 1500 Baccalaureus wurde und sich Ulrich von Hutten anschloß. C. wurde 1507 Magister, 1508 Lehrer der Grafen von Henneberg, 1510 Vorstand der Klosterschule in Fulda, besuchte dann als Lehrer in einer vornehmen Familie 1517—20 Italien und wirkte nach seiner Rückkehr eifrig für die Sache Luthers. Er ging 1524 als geistlicher Rat des Hochmeisters Albrecht nach Königsberg, kehrte 1530 nach Deutschland zurück und wandte sich mehr und mehr wieder der alten Lehre zu, worauf er 1531 vom Kurfürsten Albrecht von Mainz zum Kanonikus in Halle ernannt wurde. Er starb um 1540 zu Halle. C. war neben Hutten der bedeutendste Mitarbeiter, vielleicht auch der Urheber der «Epistolae obscurorum virorum». Vgl. Kampschulte, «De Croto Rubiano» (Bonn 1862).

Croup, s. Krupp.

Croupade (frz., von Croupe, d. h. Kreuz, Hinterteil), Hochsprung des Pferdes mit eingezogenen Beinen. Die C. wird nur als Schulsprung geübt. Den natürlichen Sprung s. unter Lançade.

Croupier (frz.), Gehilfe des Bankhalters beim Hazardspiel, welcher die von den Pointeurs verlorenen Gelder einzieht.

Crowe (Catharine Stevens), engl. Schriftstellerin und Spiritistin, geb. um 1800 in Borough Green in Kent, verheiratete sich 1822 mit dem Obersten C. und begann ihre litterarische Laufbahn 1838 mit der klassischen Tragödie «Aristodemus», wandte sich aber dann dem Roman zu und errang ihre ersten Erfolge mit «Manorial rights» (1840) und «Adventures of Susan Hopley» (1841), welches letztere Werk auch dramatisiert wurde. Im J. 1845 übersetzte sie Justinus Kerners «Seherin von Prevorst» und beschäftigte sich seitdem viel mit animalischem Magnetismus und Spiritismus. Viel Aufsehen erregte 1848 ihr Werk «The nightside of nature, or ghosts and ghostseers» (2. Aufl., 2 Bde., 1852; ins Deutsche übersetzt von C. Kolb), worauf «Light and darkness, or the mysteries of life» (3 Bde., 1850; 2. Aufl. 1856) und «Spiritualism and the age we live in» (1859) folgten.

Außerdem erschienen von ihr die Romane: «Pippie's warning» (1848), «The adventures of a beauty» (1852) und «The story of A. Hunter and other tales» (1870; 5. Aufl. 1881). Sie starb 1876.

Crowe (Eyre Evans), engl. Journalist und Historiker, geb. 1799, betrat früh die Laufbahn des Schriftstellers. Schon 1819 erschien von ihm ein Band Gedichte: «The pleasures of melancholy and a Saxon tale». Viele Jahre war er dann als Journalist thätig zuerst bei dem «Morning Chronicle», dann am «Examiner» und «Daily News», welche letztere Zeitung er mehrere Jahre als Chefredacteur leitete. Sein Hauptaugenmerk war auf die auswärtigen Angelegenheiten gerichtet, von denen er sich durch Reisen, Studien und Korrespondenz mit hervorragenden öffentlichen Männern eine ungewöhnliche Kenntnis erwarb. Als Resultat seiner histor.-polit. Studien erschienen: «Lives of foreign statesmen» (1830), «The Greek and the Turk» (1853), «History of the reigns of Lewis XVIII and Charles X» (2 Bde., 1854) und sein zum Teil in Paris nach den Quellen gearbeitetes bedeutendstes Werk «History of France» (5 Bde., 1858—68). Als Forscher gründlich und zuverlässig, zeichnet C. sich auch durch unparteiliche Haltung und einen klaren, kräftigen Stil aus. Er starb in London 25. Febr. 1868.

Crowe (Joseph Archer), engl. Kunstschriftsteller, geb. 20. Okt. 1825 in London, erhielt mit zehn Geschwistern Unterricht von seinem Vater, welcher 1829—44 als Korrespondent des «Morning Chronicle» in Paris lebte, und Anleitung in der Malerei durch Brasseur, Delaroche, Hubert und Coignet, verzichtete jedoch auf den künstlerischen Beruf, welchen bereits einer seiner Brüder ergriffen hatte. Er versuchte sein Glück als Reporter und erlangte sehr bald in London Stellung. Im J. 1846 ging er für die von Dickens begründete Zeitung «Daily News» nach Paris, bald aber wieder nach London zurück. Seitdem konzentrierte sich sein Studium auf die Kunstgeschichte. Er wendete sich zunächst der niederländ. Malerei zu und bereiste zu diesem Zwecke 1846 und 1847 den östl. Kontinent; auf der zweiten Reise lernte er unterwegs zufällig den Mann kennen, mit welchem er von da an unzertrennlich verbunden geblieben ist: den ital. Maler und Kunstgelehrten Giovanni Battista Cavalcaselle (s. d.), welcher, von gleichen Absichten beseelt und von übereinstimmenden Grundanschauungen erfüllt, Hand in Hand mit C. eine Reihe grundlegender Werke auf dem Gebiet kritischer Kunstforschung ins Leben rief. Die engere Verbindung beider Männer erfolgte, nachdem C. sich 1852 in seiner Vaterstadt unabhängig gemacht hatte. Cavalcaselle, infolge der Niederwerfung der ital. Revolution 1848 flüchtig geworden, gesellte sich dort zu ihm und die Freunde verlebten unter großen Entbehrungen eine Zeit gemeinsamer Arbeit, deren Frucht das erste, 1853 im Manuskript beendigte Buch war: «History of early Flemish painting» (Lond. 1857; 2. Aufl. 1872; deutsch von Springer, Lpz. 1875). Unmittelbar darauf begannen sie die Vorstudien zu einer Geschichte der ital. Malerei, deren Ausarbeitung jedoch lange Unterbrechung erlitt, indem C. 1853/54 als Korrespondent und Zeichner für die «Illustrated London News» zuerst in die Türkei, dann (1855/56) während des Orientkriegs in die Krim ging und darauf nach einer Studienreise in Italien nach Indien übersiedelte, wo er in Bombay eine Kunstschule leitete. Aus Gesundheitsrücksichten bald zurückgekehrt, nahm er unter vorteilhaften Bedingungen das Engagement der «Times» als Korrespondent im ital. Feldzuge (1859) an, nach dessen Beendigung er in Dienste der engl. Regierung trat, von 1860 bis 1872 als Generalkonsul in Leipzig, dann bis 1880 in gleicher Eigenschaft in Düsseldorf. Nur die Mußestunden seines Amts, welches ihn auf den verschiedensten Gebieten der Staats- und Wirtschaftspolitik beschäftigt, konnten zur Fortsetzung der Kunstforschungen benutzt werden, sodaß erst in längern Zwischenräumen das zweite Hauptwerk der Freunde: «A new history of painting in Italy, from the second to the fifteenth century» (5 Bde., Lond. 1864—72; deutsch bearbeitet von Max Jordan, 6 Bde., Lpz. 1869—76), erschien, welchem 1875 eine Biographie Tizians folgte (deutsch von Max Jordan, Lpz. 1877). Selten haben sich zwei Männer bei wissenschaftlicher Arbeit mit solcher Einhelligkeit und gegenseitiger Selbstentäußerung verbunden, wie die beiden Verfasser der genannten Bücher, welche an Strenge der Methode, an einfacher Sachlichkeit der Darstellung und an Beherrschung des technischen Wissens und des Urkundenmaterials als Musterleistungen des Fachs die höchste Anerkennung erfahren haben. Ferner bearbeitete C. noch Kuglers «Geschichte der Malerei» zu einem «Handbook to the German, Flemish and Dutch schools of painting» (3. Aufl., Lond. 1874). Während der Jahre 1880 und 1881 war C. als Attaché der brit. Botschaft in Berlin an den Verhandlungen über den Englisch-Französischen Handelsvertrag beteiligt und wurde 1882 in entsprechender Stellung nach Paris versetzt.

Crowland oder Croyland, alte Stadt in der engl. Grafschaft Lincoln, 23 km im ONO. von Stamford, am rechten Ufer des Welland, zwischen Sümpfen auf Pfählen erbaut, hat eine sehr merkwürdige Brücke mit Statuen aus dem 9. Jahrh. und Ruinen einer alten Abtei aus der Sachsenzeit, welche eine der berühmtesten klösterlichen Gründungen Englands gewesen ist, und zählt 2500 E., die Viehzucht und Fischerei treiben.

Crown (spr. Kraun), d. i. Krone, heißt die größte engl. Silbermünze, welche dem Wert von 5 Shill. oder dem Viertel eines Pfund Sterling entspricht. Als das Viertel des in Gold ausgemünzten Pfund Sterling oder des Sovereign repräsentiert die C. den Wert von 5 Mark $10\frac{3}{4}$ Pf. deutscher Währung. Als wirkliches Silberstück ist sie aber bloße Scheidemünze, welche (infolge des Münzgesetzes vom 22. Juni 1816) eine Feinheit von $\frac{37}{40}$ oder von 925 Tausendteilen und ein Gewicht von $\frac{10}{11}$ engl. Troy-Unzen oder 28,2759 g hat, somit ein Feingewicht von $403\frac{7}{11}$ Troygrän oder 26,1552 g. Rechnet man, wie es in Deutschland gesetzlich und faktisch geschieht, den frühern norddeutschen Thaler zu 3 deutschen Mark, so erscheint (mit ihm verglichen) die C. im Werte von nur 4 Mark 70,8 Pf. deutscher Währung. Es werden auch halbe Kronen (half-crowns) von entsprechendem Wert geprägt.

Crownglas, d. i. Kronglas, heißt in England das nach älterer Art in Gestalt großer, kreisrunder Scheiben angefertigte gewöhnliche Fensterglas (in Deutschland «Mondglas» genannt). Seit Erfindung der achromatischen Fernröhre wird der Name aber auch allgemein für das zu optischen Gläsern angewendete feine, bleifreie Glas gebraucht im Gegensatze zu dem stark bleioxydhaltigen Flintglas (s. d.), indem man aus Flintglas und C. die achromatischen Objektivlinsen zusammensetzt.

Crows (Kroisonindianer) oder Absarokas (Upsarokas), ein zur Dakota- oder Nadowessier-Familie gehörender Indianerstamm in Wyoming und Montana im Westen des Felsengebirges. Die C. zerfallen in drei Stämme: die Kikatsa an den Ufern des Yellow-Stone; die Ahwahaways oder «Schwarzschuhe» (Black shoes) zwischen den auch zur Dakota-Familie gehörenden Mandans und Minetaris; die Allakaweah oder «Dickbäuche» (Paunch Indians) am Snake-River. (S. Sioux.)

Crow-Wing, ein Flecken des gleichnamigen County im nordamerik. Unionsstaat Minnesota, liegt auf dem linken Ufer des Mississippi an der St.-Paul- und Pacific- und unweit der Northern-Pacific-Eisenbahn.

Croy, Dorf in der schott. Grafschaft Inverneß, mit 1500 E., bekannt durch den Sieg der königl. Armeen über den Prätendenten Karl Stuart 16. April 1746.

Croy, eine alte, jetzt in Deutschland, Frankreich und den Niederlanden angesessene Adelsfamilie, deren Stammsitz Croï bei Hesdin im Hennegau liegt. Dieselbe erwarb 1370 die Herrschaft Chimay und teilte sich mit den Brüdern Anton (gest. 1475) und Johann (gest. 1473), welche seit 1470, beziehungsweise 1473 den gräfl. Namen von Chimay führten, in zwei Linien. Zu der ältern gehörte Wilhelm von C., Herzog von Soria und d'Arci, Herr von Chièvres (gest. 28. Mai 1521), der am Hofe Karls V. die höchsten Stellen bekleidete. Diesen beerbte sein Neffe Philipp, 1533 zum Herzog von Arschot und Marquis von Renty ernannt (gest. 1549), dessen Enkelin, Anna de C., einen Teil der C.schen Besitzungen durch Heirat mit Karl von Ligne in das noch blühende Arembergsche Geschlecht brachte. — Ihr Bruder Karl, dritter und letzter Herzog von Arschot aus dem Hause C., geb. 11. Juli 1560, eine Zeit lang Calvinist und Anhänger Oraniens, wurde nachher ein eifriger Verfechter der Politik Philipps II., unter dem er die Stelle eines Großbailli von Hennegau und seit 1597 die eines Gouverneurs von Artois bekleidete. Heinrich IV. von Frankreich erhob 4. Juli 1598 seine Herrschaft C. zu einem Herzogtum. Er starb kinderlos 13. Jan. 1612 und hinterließ Memoiren, die auf die niederländ. Zustände unter Philipp II. manches Licht werfen und 1845 von Reiffenberg für die belg. Bibliophilengesellschaft in Brüssel herausgegeben wurden.

Ihm folgte als Herzog von C. sein Vetter, Karl Alexander, Marquis von Havré und Reichsfürst. Die Güter dieser Linie gingen aber bereits 1643 durch Heirat wieder an die jüngere Linie des Hauses C. zurück, an diejenige nämlich, zu welcher die noch lebenden Herzöge in direkter Abstammung gehören, und die sich an Johann von C., seit 14. Jan. 1473 Graf von Chimay, anknüpft. Ein direkter Nachkomme dieses letztern war Philipp, seit 3. Nov. 1590 erster Graf von Solre, dessen erstgeborner Sohn das jetzige Haus C.-Dülmen gründete, welches mit dem Grafen Philipp Emanuel Ferdinand 14. Nov. 1677 den Fürstentitel erwarb, während der jüngere, 1643, infolge der erwähnten Verbindung mit der letzten Erbin der Herzöge von C.-Havré, Stammvater der Seitenlinie dieses Namens wurde. — Chef des Zweiges Dülmen ist, seit dem Tode des Herzogs Alfred (14. Juli 1861), Herzog Rudolf, geb. 13. März 1823, Witwer seit 23. Juli 1863 von Natalie, Prinzessin von Ligne, Grand von Spanien erster Klasse. Der Zweig Havré starb in der männlichen Linie 12. Nov. 1839 aus in der Person des Herzogs Joseph, der Pair von Frankreich, Grand von Spanien und franz. Generallieutenant war. Zum Erben hatte er den Prinzen Maximilian, geb. 21. Jan. 1821, zweiten Sohn des niederländ. Generalmajors Prinzen Ferdinand (geb. 31. Okt. 1791, gest. 4. Sept. 1865), Bruders des Herzogs Alfred von C.-Dülmen, eingesetzt, der als solcher den Namen Havré fortführte und 13. Okt. 1865 auf Roelx in Belgien starb, ohne Kinder zu hinterlassen. Durch den Reichsdeputationshauptreceß von 1803 erhielt der damalige Herzog von C. für seine auf dem linken Rheinufer verlorenen mittelbaren Güter das ehemalige münstersche Amt Dülmen (5,5 Quadratmeilen mit 16000 E.) und wurde durch die Wiener Kongreßakte wegen dieser Besitzung als Standesherr der Krone Preußen unterworfen. Die Linie C.-Dülmen besitzt außerdem mehrere Herrschaften in den Niederlanden. Die Linie C.-Havré ist ebenfalls in den Niederlanden und Frankreich begütert.

Croydon, Stadt in der engl. Grafschaft Surrey, zwischen den «Downs» genannten Kreidehügeln, 35 km im ONO. von Guildford und 16 km südlich von der Londonbrücke, an der Eisenbahn nach Brighton, mit (1881) 78947 E. Diese in ¾ Stunden von London zu erreichende Stadt hat schnell einen ungewöhnlichen Aufschwung genommen, weil zahlreiche Kaufleute ihr Geschäft aus London hierhin verlegt haben. Der Ort ist sehr alt, hat eine schöne Kathedrale aus dem Anfang des 15. Jahrh. (mit den Grabmälern mehrerer Erzbischöfe von Canterbury), nach dem Brande 1867 wiederhergestellt, in der untern Stadt Überreste eines Palastes der Erzbischöfe von Canterbury (nur die Speisehalle, jetzt Waschanstalt, und die gegenwärtig als Schule dienende Kapelle noch vorhanden) und das Whitgifts Hospital, eine Erziehungsanstalt für arme Kinder, aus den Zeiten der Elisabeth; er ist jetzt ein wichtiger Markt für Getreide, Hopfen und Vieh von Surrey und hat einige Fabriken von Kaliko.

Crozat (Antoine C., Marquis Duchâtel), franz. Finanzmann, geb. 1655 zu Toulouse in ärmlichen Verhältnissen, kam als Laufbursche zu Penautier, Schatzmeister der Stände des Languedoc, wurde dann Commis bei demselben, stieg allmählich bis zum Kassierer auf und erwarb sich durch glückliche Bank- und Reedereigeschäfte ein kolossales Vermögen. C. ist der Gründer der franz. Kolonie Louisiana (s. d.) in Nordamerika, für die er 1712 den Freibrief erhielt. Auch ließ er den nach ihm benannten, die Oise und Somme verbindenden Crozat-Kanal (s. d.) ausführen. Er starb zu Paris 7. Juni 1738. — Sein Sohn, Joseph Antoine C., Marquis von Tugny, geb. 1696 zu Toulouse, hat sich als Kunstsammler einen Namen erworben. Seine Gemäldesammlung umfaßte mehr als 400 Nummern von Meistern aller Schulen, fast lauter Bilder ersten Ranges. Ferner besaß er eine reiche Sammlung von antiken Statuen, Büsten und andern Marmorwerken, eine ebenso große Anzahl von Bronzen und eine Reihe kostbarer Modelle in gebrannter Erde von Michel Angelo, Algardi, Fiamingo, Bernini u. a., nebst einer schönen Auswahl von Porzellansachen und ital. Fayencen. Seine Sammlung der geschnittenen Steine enthielt 1382 Kameen und Intaglien. Vollkommen einzig

in ihrer Art war die Sammlung von Handzeichnungen, die allmählich zu 19000 Blättern anwuchs, worunter sich aus allen Schulen und Epochen die größten Seltenheiten befanden, und womit eine Kupferstichsammlung von etwa 2000 Stück verbunden war. Zu diesen Sammlungen kam endlich noch eine ausgesuchte Bibliothek von 20000 Bänden. C. ließ von den besten damaligen Kupferstechern eine Auswahl vortrefflicher Bilder und Zeichnungen aus den Sammlungen des Königs, des Herzogs von Orléans, seiner eigenen und denen anderer Kunstsammler stechen, und veröffentlichte davon zunächst eine Folge von 140 Kupfern nebst erläuterndem Texte (gr. Folio, Par. 1729) als ersten Band des gewöhnlich als «Cabinet de C.» bezeichneten Werks, wozu 110 neue Kupfer (nach Meistern der Venetianischen Schule) als zweite Abteilung des ersten Bandes hinzukamen. Nach C.s Tode, der 1740 erfolgte, wurden sämtliche Platten von einem Verein von Buchhändlern erworben. Mariette gab nun dem Ganzen eine neue Anordnung, fügte die fehlenden Erläuterungen hinzu und veröffentlichte dieses vollständigere «Cabinet de C.» unter dem Titel: «Recueil d'estampes d'après les plus beaux tableaux et d'après les plus beaux dessins qui sont en France, etc.» (2 Foliobände, Par. 1742). C. hatte in seinem Testament verordnet, die Sammlung der Handzeichnungen für 100000 Livres dem König anzubieten und diese Summe den Armen von Paris zu überlassen. Der Minister Fleury schlug dies jedoch aus, und die Sammlung wurde versteigert. Mariette fertigte zum Zweck der Auktion eine «Description sommaire des dessins des grands maîtres etc. du cabinet de feu M. C.» (Par. 1741), die jetzt selten geworden und von Liebhabern sehr geschätzt ist. Die herrliche Sammlung der geschnittenen Steine kaufte der Herzog von Orléans im ganzen. Alle übrigen Kunstschätze C.s gingen durch Vermächtnis an seinen Bruder **Louis François C., Marquis Duchâtel**, über, nach dessen Tode (31. Jan. 1750) die Skulpturen, Bronzen und Terracotten mit einem Teile der Bilder ebenfalls versteigert wurden. Der größere Teil der Gemäldesammlung fiel des Marquis Neffen, dem Baron de Thiers, zu, dessen Erben sie 1772 an die Kaiserin von Rußland verkauften. Nach einem darüber vorhandenen Verzeichnisse («Catalogue de tableaux du cabinet de M. C.», Par. 1755) enthielt die ganze Sammlung 427 Bilder aus allen Schulen.

Crozat-Kanal oder Canal de Picardie, Kanal im nördl. Frankreich, Teil der Schiffahrtslinie, welche Oise und Somme verbindet. An der Oise bei Chauny fängt er an, wo er die Fortsetzung des Kanals von Manicamp bildet, führt vom Seinebecken in das der Somme bei Jussy mittels eines 2 km langen Durchstichs durch einen 24 m hohen Rücken, gelangt bei St.-Simon an die Somme, der er bis St.-Quentin folgt, um sich dann an den Kanal von St.-Quentin anzuschließen, der die Somme mit der Schelde verbindet. Er ist 41,55 km lang, gehört ganz dem Depart. Aisne an und wurde 1732—38 auf Antoine Crozats (s. d.) Kosten ausgeführt, welcher die Konzession dafür erhalten hatte.

Crozet-Inseln, kleiner Archipel im südlichsten Teil des Indischen Oceans unter 45° südl. Br. und 50° östl. L. von Greenwich, über den England das Eigentumsrecht beansprucht. Derselbe besteht, außer einer Anzahl eben nur aus dem Meere hervorragender ganz kleiner Inseln und Klippen, aus den größern Inseln: Zwölf Apostel-Gruppe, den nördlichsten, Hog-Island, Penguin Islands, den südlichsten, und den beiden östlich von diesen liegenden Inseln Possession-Island (die größte) und East-Island. Alle Inseln zusammen haben einen Flächeninhalt von 523 qkm. Sie sind unbewohnt und dienen nur gelegentlich Matrosen von Walfischfängern und andern Seeleuten zeitweilig zum Aufenthalt.

Crozophŏra nannte Necker eine Pflanzengattung aus der Familie der Euphorbiaceen, deren vorzüglich in den Umgebungen des Mittelländischen Meers heimische Arten der Mehrzahl nach einjährige Kräuter, abwechselnde, einfache Blätter, einzeln oder geknäuelt stehende, unscheinbare Blüten haben und dreiknopfige, mehrsamige Kapseln tragen. Die männlichen Blüten haben einen fünfspaltigen Kelch, eine fünfteilige Blumenkrone und fünf bis zehn Staubgefäße, deren Fäden am Grunde in eine Säule verwachsen sind, die weiblichen ein zehnteiliges Perigon und drei Griffel. Eine im südl. Europa und Nordafrika häufig vorkommende Art, der Färbecroton, C. tinctoria *Juss.*, mit eiförmig-rhombischen, ausgeschweiften, beiderseits sternfilzigen Blättern und hängenden, ebenfalls sternfilzigen Kapseln, liefert das Lackmus in Fleckchen oder Tournesol, auch blaue Bezetten genannt, weshalb diese Pflanze hier und da, namentlich um Montpellier, angebaut wird. (S. unter Lackmus.)

Crucianella nannte Linné (nach der kreuzförmigen Anordnung der Blätter) eine Pflanzengattung, welche zur Familie der Rubiaceen gehört und aus Kräutern oder Halbsträuchern mit quirlförmig zu vier stehenden Blättern und in Ähren oder Köpfchen gestellten Blüten besteht. Letztere tragen auf dem unterständigen Fruchtknoten einen randförmigen Kelch, eine langröhrige, trichterförmige Blumenkrone mit vier- bis fünflappigem Saum, in deren Schlund die Staubgefäße eingewachsen sind, und einen an der Spitze zweispaltigen Griffel. Aus dem Fruchtknoten entwickelt sich eine nicht gekrönte, in zwei einsamige Hälften zerspaltende Schließfrucht. Die Crucianellen wachsen vorzüglich in den am Mittelländischen Meer gelegenen Ländern und im westl. Asien. Sie sind meist unscheinbar blühende Gewächse; nur eine Art, die persische C. stylosa *Trin.*, mit rosenroten Blumen, aus welchen der lange, keulenförmige Griffel weit hervorsteht, ist eine sehr hübsche Pflanze, welche bereits als Zierpflanze angebaut wird. Sie macht umfangreiche Büsche, welche zwei bis drei Monate lang mit schönen Blumen übersäet sind, hält im Freien aus und läßt sich durch Zerteilung der Stöcke leicht vermehren.

Cruciferen (Cruciferae), eine höchst artenreiche Pflanzenfamilie aus der Gruppe der Dikotyledonen, deren Vertreter die 15. Klasse des Linnéschen Systems bildeten. Man kennt gegen 1200 Arten, die über die ganze Erde zerstreut vorkommen; sie finden sich sowohl in den Polargegenden und den alpinen Regionen als auch in den Tropenländern; der größte Teil derselben kommt jedoch in Südeuropa und Kleinasien vor. Es sind vorzugsweise krautartige, sowohl einjährige wie perennierende Gewächse, seltener Halbsträucher. Sie haben sämtlich zwitterige Blüten, die in den meisten Fällen

regelmäßig gebaut sind; dieselben besitzen vier kreuzweise gestellte Blumenblätter, weshalb die Blüte, von oben gesehen, die Form eines Kreuzes darstellt; daher rührt auch der deutsche Name dieser Familie: Kreuzblütler oder kreuzblumige Gewächse. Ebenfalls vierblätterig ist der Kelch, doch ist derselbe nur selten kreuzweise ausgebreitet. Gewöhnlich sind nämlich die Kelchblättchen nach oben gerichtet und liegen auch oft ihrer ganzen Länge nach dicht aneinander; zwei derselben und zwar die seitlich liegenden sind häufig am Grunde vertieft oder ausgesackt und scheinen dadurch tiefer inseriert zu sein wie die beiden andern. Die Blumenblätter sind in vielen Fällen deutlich genagelt. Alle C. haben sechs Staubgefäße, von denen die zwei genau seitlich stehenden kürzer als die übrigen

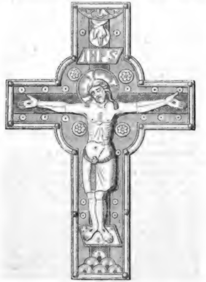


Fig. 1.



Fig. 2.

vier sind, und einen oberständigen, aus zwei Carpellen bestehenden Fruchtknoten, auf welchem ein kurzer Griffel mit zweilappiger oder kopfförmiger Narbe aufsitzt. Die Frucht ist eine Schote (siliqua) oder ein Schötchen (silicula), seltener eine ein- oder mehrsamige schötchen- oder schotenförmige, nicht aufspringende Schließfrucht. Sie ist in den meisten Fällen durch eine Scheidewand in zwei Fächer geteilt; diese Scheidewand kann entweder in der Richtung der größten Breite oder der geringsten Breite der Frucht liegen, wenn diese nicht cylindrisch, sondern abgeplattet ist, und ist demnach im erstern Falle breit, im letztern Falle dagegen schmal. Die Scheidewand kann auch gänzlich fehlen, wie z. B. beim Waid (Isatis); bei einigen Gattungen werden zwischen den einzelnen Samen während der Fruchtreife noch Querscheidewände gebildet. Die Zahl der Samen in den einzelnen Früchten ist sehr verschieden; es gibt solche mit bloß einem oder wenigen Samen, aber auch solche mit sehr vielen. Nach diesen Verschiedenheiten werden die C. in der Fruchtbildung in mehrere Unterfamilien eingeteilt: 1) Siliquosae, 2) Siliculosae latiseptae, 3) Siliculosae angustiseptae, 4) Lomentaceae, 5) Nucamentaceae. Auch nach den Verschiedenheiten in der Lage des Würzelchens am Embryo hat man mehrere Unterfamilien gebildet; diese letztere Art der Einteilung findet man häufiger in systematischen Werken als die auf Grund der Verschiedenheiten in der Fruchtbildung aufgestellte.

Unter den C. findet sich eine große Anzahl von Pflanzen, die in der Landwirtschaft und in der Technik Verwendung finden. So gehören hierher die sämtlichen Kohlpflanzen, wie Kohlrabi, Kohlrüben, Blumenkohl u. s. w.; ferner fast sämtliche in Deutschland kultivierte Ölpflanzen, wie Raps, Rübsen, Dotter u. s. w. Von großer Bedeutung für die Färberei ist der ebenfalls hierher gehörige Waid (Isatis tinctoria). Auch mehrere allgemein beliebte Zierpflanzen, wie die Levkoje und der Goldlack u. a., sowie zahlreiche schönblühende Pflanzen, die eine Zierde des nackten Steingerölls der Hochalpen sind, wie viele Arten der Gattungen Thlaspi, Biscutella, Arabis u. a., gehören zu dieser Familie.

Crucifix (mittellat. crucifixum) heißt das Bild des an das Kreuz gehefteten Heilands, eine Darstellung, die erst im Laufe des 6. und 7. Jahrh. auftritt, wenn auch das Kreuz selbst als christl. Symbol schon weit früher in Gebrauch war. Der Übergang vom Kreuz zum C. wird dadurch gebildet, daß man zuerst das Lamm am Fuße, sodann das Brustbild Christi an der Spitze oder in der Mitte des Kreuzes anbrachte. Der Gekreuzigte selbst erscheint zuerst in einer Miniature des syr. Evangeliars vom J. 586 in der Laurenzianischen Bibliothek zu Florenz und auf dem Pektoralkreuze von Monza, welches Papst Gregor d. Gr. (590—604) der Königin Theodolinde geschenkt haben soll,

in Deutschland aber zu Anfang des 8. Jahrh. an einem Reliquienschrein zu Emmerich. Von nun an wird das C. in Gemälden, in den Miniaturen der Handschriften, in Elfenbeintafeln, in plastischen Arbeiten aus Holz, Stein, Metall u. s. w. allgemein. Der Erlöser ist aber hier noch nicht als der Gemarterte und Sterbende, sondern als der Erhobene aufgefaßt. Er hängt nicht am Holze, sondern steht vor demselben auf einem Fußbrette (s. vorstehende Fig. 1) mit ausgebreiteten Armen, als wollte er nach Art der Alten beten oder liebend die Welt umfangen. Gegen das Ende der roman. Kunst, im 12. Jahrh., tritt erst das Bild des am Kreuze hängenden Heilands auf, der zuerst mit vier, dann mit drei Nägeln (mit einem Nagel durch beide Füße) angeheftet ist. Es kommen Maria und Johannes, Magdalena, Kriegsknechte, Engel hinzu. Auf frühern Elfenbeintafeln sieht man häufig Sonne und Mond als menschliche Gesichter, halb verhüllt, was die Verfinsterung bedeutet. In der griech. Kirche verschwand das C. später; ein platt auf den Altar gelegtes, nicht über demselben errichtetes Kreuz trat an die Stelle. Von der röm.-kath. Kirche hat nach der Reformation nur die luth. Konfession, nicht aber die reformierte das C. angenommen. Von den Zeiten der Renaissance an ist der gekreuzigte Christus ein überaus häufiger Gegenstand der Elfenbein- und Holzschnitzerei und folgt in idealer oder naturalistischer Behandlung dem Stile der Zeit (Fig. 2). Vgl. Piper, «Über den christl. Bilderkreis» (Berl. 1852); Grüneisen in Herzogs «Real-Encyklopädie für prot. Theologie» (Bd. 3, Gotha 1854); Stockbauer, «Kunstgeschichte des Kreuzes» (Schaffh. 1870).

Cruciger oder Creuziger, Creutzinger (Kaspar), ein treuer Gehilfe Luthers, stammte aus einer mähr. Familie, welche während der Hussitenkriege nach Sachsen auswanderte, wurde 1. Jan. 1504 zu Leipzig geboren und ward schon 1519 durch die Leipziger Disputation für Luther gewonnen. Er studierte seit 1521 zu Wittenberg Theologie, ging 1524 als Rektor der neubegründeten Stadtschule nach Magdeburg, kehrte aber schon 1528 als Prediger an der Schloßkirche und Professor, anfangs in der philosophischen, seit 1533 in der theol. Fakultät nach Wittenberg zurück. Seitdem diente er mit Treue und Eifer dem Werke der Reformation, vor allem als akademischer Lehrer und als Mitarbeiter Luthers an der Bibelübersetzung. Auch nahm C. teil am Marburger Religionsgespräch (1529), an der Wittenberger Concordie (1536), am Tage zu Schmalkalden (1537), an den Religionsgesprächen zu Hagenau, zu Worms (1540), zu Regensburg (1541) und leitete die Einführung der Reformation zu Leipzig (1539). In den letzten Jahren seines Lebens litt er nicht bloß unter zunehmender Kränklichkeit und unter den Unruhen des Schmalkaldischen Kriegs, sondern weit mehr noch unter den Verhandlungen wegen des Interim und unter den Anfeindungen, welche die mildere Melanchthonische Richtung von den strengen Lutheranern erfuhr. Er starb 16. Nov. 1548. C. veröffentlichte eine Reihe von Reden, Abhandlungen und exegetischen Schriften. Vgl. Pressel, «Cruciger» (Elberf. 1862). — Sein Sohn, Kaspar C., geb. 19. März 1525, ward 1557 Professor in der philos. Fakultät, 1561 der Nachfolger Melanchthons zu Wittenberg. Als Anhänger Melanchthons ward er in den kryptocalvinistischen Streitigkeiten 1574 ins Gefängnis geworfen, 1576 aus den sächs. Landen verbannt, aber vom Landgrafen Wilhelm IV. nach Kassel berufen, wo er 16. April 1597 als Pfarrer und Vorsitzender des Konsistoriums starb. — Sein Sohn, Georg C., geb. 24. Sept. 1575, wirkte als Lehrer des Landgrafen Moritz, der 1604 zur reform. Kirche übertrat, dann als Professor der Philosophie, später der Theologie zu Marburg, wo er 8. Juli 1637 starb. Er vertrat Hessen auf der Dordrechter Synode (1618) und stimmte hier gegen die Verdammung der Arminianer.

Crucis (lat., «des Kreuzes», Genitiv von crux), der dritte Quatember, der Mittwoch nach dem Tag der Kreuzeserhöhung (Exaltatio sanctae crucis, «Erhöhung des heiligen Kreuzes», 14. Sept.).

Crudität (lat.), Roheit (auch von Speisen), Unverdaulichkeit.

Crüger (Johannes), Kirchenkomponist, geb. 9. April 1589 zu Großbreesen bei Guben, bildete sich zum Schullehrer aus, studierte aber seit 1620 in Wittenberg Theologie. Er wurde 1622 Organist an der Nikolaikirche zu Berlin, welches Amt er bis zu seinem Tode, 23. Febr. 1662, bekleidete. C. verfaßte mehrere theoretische Schriften, wie: «Praecepta musicae practicae figuralis» (Berl. 1625), «Synopsis musica» (Berl. 1630), «Quaestiones musicae» (Berl. 1650), und komponierte viele Choräle, die zum Teil noch jetzt gesungen werden («Nun danket Alle Gott», «Jesus, meine Zuversicht»). Gesammelt sind seine Kirchenlieder in: «Neues Gesangbuch augsburger Konfession» (1640), «Geistliche Kirchenmelodien» (Lpz. 1649), «Psalmodia sacra» (1658) und «Praxis pietatis» (1658).

Cruigshautem, Dorf im Bezirk Audenarde der belg. Provinz Ostflandern, 26 km südwestlich von Gent, mit einem schönen viertürmigen Schlosse und 5763 E., die vorzüglich Flachsbau und Ziegelbrennerei betreiben.

Cruikshank (George), engl. Karikaturenzeichner, geb. 27. Sept. 1792 zu London, wohin sein Vater, der sich als Kupferstecher und Karikaturenmaler einen Namen gemacht hatte, von Edinburgh übergesiedelt war. Berühmt wurde er zuerst durch die polit. Karikaturen, zu welchen ihn 1819 der Prozeß gegen die Königin Karoline veranlaßte und welchen zahlreiche Darstellungen aus dem engl. Volksleben folgten. Eine höhere Aufgabe stellte er sich mit seinem ältern Bruder, Robert C. (gest. 1856), in den Skizzen unter dem Titel «Life in London», zu denen «Life in Paris» ein Seitenstück bildet. Seit 1835 ließ er den «Comic Almanac» erscheinen und lieferte die Illustrationen zu den Werken Dickens' und anderer Schriftsteller. In Hogarthscher Weise und nicht minder geistvoll gab er 1848 eine Reihe von acht Blättern unter dem Titel «The bottle» heraus, welche die Folgen der Trunkenheit veranschaulichen. Eine Fortsetzung davon, ebenfalls in acht Blättern, «The drunkard's children», schildert die Schicksale der verwahrlosten Kinder eines Trunkenbolds. Von seinen spätern Arbeiten ist das «Life of Falstaff» (1858), mit Text von Brough, zu nennen. C.s Figuren, obwohl karikiert, sind der Natur mit großer Treue abgelauscht, bizarr und drollig; doch stößt ein gewisser Hang zum Fratzenhaften zuweilen ab, was am meisten in seinen Illustrationen zu Dickensschen Romanen, den reinen, ruhigen Gestalten des Dichters gegenüber, merkbar wird. In

den letzten Jahren seines Lebens wandte er sich der Ölmalerei zu und stellte mehrere Gemälde in der londoner Akademie aus. C. starb 1. Febr. 1878 in London. Vgl. Reid, «A complete catalogue of the engraved works of George C.» (3 Bde., Lond. 1873); «Cruikshankiana: Collection of his most celebrated works» (Lond. 1875).

Cruor (lat.), das geronnene Blut; C. sanguinis, das Blutrot, der färbende Stoff des Blutes.

Crupa (auch Krupa), Marktflecken im Kreise Bihatsch in Bosnien, am rechten Ufer der Unna und am Abhange des Berges Lipsan, zählt (1879) 1887 E., von denen 1566 Mohammedaner, die übrigen griech.-orient. Christen sind. Das Kastell auf einem Felsen oberhalb des Ortes liegt seit der Eroberung durch die Türken 1565 in Trümmern. C. ist der Sitz der Bezirksverwaltung.

Crus (lat.), Bein, Schenkel, besonders Unterschenkel; crurāl, die Schenkel betreffend.

Crusca, Accademia della, (lat. Academia furfureorum) in Florenz, die berühmteste unter den zahlreichen Akademien Italiens und eine der wenigen, welche seit dem 16. Jahrh. ihre Existenz und im ganzen ihren ursprünglichen Charakter bewahrt haben. Die C. ging aus einem Verein zu litterarischer Unterhaltung hervor, zu welchem 1582 in Florenz Bernardo Canigiani, Giambattista Deti, Antonfrancesco Grazzini genannt Lasca, Bernardo Zanchini und Bastiano de' Rossi zusammentraten. Die Gesellschaft hatte zunächst nur den Zweck, fremde und eigene Geistesprodukte vorzulesen und zu besprechen oder, nach einem scherzhaften, unter ihren Mitgliedern geläufig gewordenen Ausdrucke, die «Kleie» (crusca) von dem «Mehl» zu sondern. Im J. 1584 wurde sie als Akademie mit Statuten ausgestattet. Die einzelnen Mitglieder wählten sich nach der damaligen Sitte akademische Beinamen, welche mit der Bezeichnung «Crusca» harmonierten. In ihren Schriften und Vorträgen wurden die Bilder von Sack, Mehl, Kleie, Sieb u. s. w. bis zur äußersten Geschmacklosigkeit durchgeführt. Als Sinnbild der Akademie wählte man 1587 den Beutelkasten (frullone), der dies auch bis auf den heutigen Tag geblieben. Die Einrichtung der Akademie diente zum Vorbild für die von Fürst Ludwig von Anhalt, einem Mitgliede der C., 1617 gestiftete «Fruchtbringende Gesellschaft». Hauptgegenstand ihrer Arbeiten war die italienische oder, wie man sie lieber nannte, die toscan. Sprache. Der Beschluß zur Abfassung eines Wörterbuchs wurde 6. März 1591 gefaßt und dessen Bearbeitung auch sofort in Angriff genommen. Nachdem die C. eine Ausgabe des Dante (Flor. 1595) veröffentlicht hatte, erschien 1612 zu Venedig die erste Ausgabe des berühmten «Vocabolario degli Accademici della C.», welcher 1623 die zweite und, nach längern Zwischenräumen, 1691 die dritte, 1729—38 die vierte folgte. Nach dieser Zeit nahm die Akademie an Bedeutung ab. Großherzog Leopold vereinigte 1783 die C. mit den beiden andern zu Florenz bestehenden Akademien zur Accademia Fiorentina. Unter der franz. Herrschaft 1811 ward die C. wieder als besondere Akademie hergestellt und 1819 mit neuen Statuten ausgestattet. Hauptgegenstand ihrer Thätigkeit ist noch immer die ital. Sprache, und ihre Autorität, so heftig sie wiederholt angegriffen worden, hat sich erhalten. Die Zahl der Mitglieder und Korrespondenten (unter letztern 1882 vier Nichtitaliener) ist sehr beschränkt. Nachdem der Anfang eines fünften Drucks des Wörterbuchs (1843) keinen Fortgang gehabt, erschienen seit 1863 vier Bände der neuen Ausgabe, die Buchstaben A—D. Von den «Atti» erschienen seit 1819 drei Bände, seitdem kleinere Lieferungen. Vgl. Zannoni, «Storia dell' Accademia della C.» im ersten Bande der «Atti»; Reumont, «Zur Geschichte der Akademie der C.» (in «Beiträge zur ital. Geschichte», Bd. 6, Berl. 1857).

Crusell (Bernhard Henrik), schwed. Komponist und Klarinettenvirtuos, geb. zu Nystad in Finland 15. Okt. 1775, erhielt seine musikalische Ausbildung in Berlin und Paris und wurde später Direktor des Musikkorps der beiden königl. Leibgrenadierregimenter zu Stockholm. Er starb daselbst 28. Juli 1838. C.s Operette «Lilla Slafvinnan», seine Musik zu mehrern Tegnérschen Dichtungen und seine Quartette für Männerchor sind anmutig und melodiös. Seine Kompositionen für die Klarinette sind noch heute nicht veraltet.

Crusenstolpe (Magnus Jakob), schwed. Publizist und Romanschriftsteller, geb. zu Jönköping 11. März 1795, widmete sich der jurist. Laufbahn, wurde 1825 Assessor am schwed. Hofgericht zu Stockholm, nahm 1834 seinen Abschied und widmete sich seitdem litterarischen Arbeiten. Er starb zu Stockholm 18. Jan. 1865. C. trat 1821 zuerst als Schriftsteller mit drei Novellen auf, welche sein Talent für die histor.-romantische Erzählung bekundeten («Kleine Erzählungen», Berl. 1844). Von seinen spätern Arbeiten dieser Art gehören hierher: «Bigtfadern» (1842) und «Tvenne äktenskap» (1847). Sein erstes bedeutendes publizistisches Werk waren die «Politiska åsigter» (Bd. 1, Stockh. 1828), worin er als Lobredner der sog. Freiheitszeit von 1719 bis 1772 auftrat. Im J. 1828 unternahm er mit L. J. Hjerta die Herausgabe einer Reichstagszeitung im Geiste der Opposition, und als dieses Blatt mit dem Reichstage aufhörte und Hjerta das demokratische «Aftonbladet» gründete, begann C. 1830 «Fäderneslandet» im Interesse der Regierung, das jedoch 1833, als letztere ihre Unterstützung zurückzog, einging. Hierauf trat C. wiederum in die Reihen der Liberalen und veröffentlichte «Skildringar ur det inre af dagens historia» (2 Bde., Stockh. 1834), «1720, 1772 och 1809» (Stockh. 1836), «Portefeuille» (5 Bde., Stockh. 1837—45), «Historisk tafla af Gustav IV. Adolph's första lefnadsår» (Stockh. 1837). Sehr populär wurden seine 1838 begonnenen, bis 1851 als Briefe, dann aber bis Anfang 1865 als Monatsschrift fortgesetzten «Ställningar och förhållanden», welche Tagesfragen, Charakterskizzen und Anekdoten in anziehender und witziger Weise behandelten. Angriffe, welche er darin gegen die Regierung richtete, zogen ihm 1838 die Verurteilung zu dreijähriger Festungsstrafe zu. Später veröffentlichte C. «Morianen» (6 Bde., Stockh. 1840—44; neue Aufl. 1880; deutsch, Berl. 1842—44), eine romanhafte Geschichte Schwedens zur Zeit der holstein-gottorpischen Dynastie. In demselben Geiste gehalten sind auch: «Carl Johan och Svenskarne» (3 Tle., Stockh. 1845—46; neue Aufl. 1881), «Huset Tessin under envåldet och frihetstiden» (5 Bde., Stockh. 1847—50), «Stamfaderns antecedentia» (2 Bde., Stockh. 1863) und «Carl XIII.» (2 Bde., Stockh. 1861). Mehr geschichtlichen Wert haben

«Europa's hof» (Stockh. 1853—54), wovon jedoch C. selbst nur Preußen und einen Teil von Frankreich bearbeitete, und «Ett sekel och ett år af polska frågan» (Stockh. 1863). In allen seinen Schriften, die meist auch ins Deutsche übersetzt wurden, entwickelt er große formelle Vorzüge.

Crusius (Christian Aug.), Philosoph und Theolog, geb. 10. Jan. 1715 zu Leuna bei Merseburg, studierte in Leipzig Theologie und Philosophie und starb daselbst als erster Professor der Theologie 18. Okt. 1775. C. suchte eine vollkommene Übereinstimmung zwischen Vernunft und Offenbarung, Philosophie und Theologie herzustellen, ohne daß ihm dieser Versuch gelungen wäre. Außer mehrern theol. Schriften schrieb er deutsche Lehrbücher für alle von ihm angenommenen Hauptteile der Philosophie, unter welchen der «Entwurf der notwendigen Vernunftwahrheiten» (Lpz. 1745), die «Logik, oder Weg zur Gewißheit und Zuverlässigkeit der menschlichen Erkenntnis» (Lpz. 1747) und die «Anleitung, über natürliche Begebenheiten ordentlich und vorsichtig zu denken» (2 Bde., Lpz. 1774) zu nennen sind.

Crusius (Gottlob Christian), Lexikograph, geb. 14. Juli 1785 zu Liechtenstein im Königreich Sachsen, studierte seit 1806 zu Wittenberg und Halle Theologie und Philologie und war dann Lehrer in Osterode und Hannover. Er wurde 1843 pensioniert und starb 12. Mai 1848 zu Hannover. Unter seinen vielen Spezialwörterbüchern ist das zu Homer (5. Aufl. 1856) das verbreitetste.

Crusoe (Robinson), s. Robinson Crusoe.

Crusta (lat.), Rinde, rindenartiger Überzug; C. dentium, Schmelz der Zähne.

Crustaceen (Crustacĕa), Krebstiere, s. Krustentiere.

Crusta petrosa (lat.), der steinige Cement, der bei vielen pflanzenfressenden Säugetieren die Zahnwurzel umkleidet oder die Lamellen der Zahnkronen miteinander verbindet.

Cruveilhier (Jean), franz. Arzt und Anatom, geb. 9. Febr. 1791 in Limoges, wurde 1824 Professor der chirurgischen Pathologie in Montpellier, 1830 Oberarzt und Direktor des Hospice de la maternité, dann der Salpêtrière und Charité, 1836 Professor für pathologische Anatomie an der Universität. Er starb 6. März 1874 zu Jussac im Depart. Obervienne. C. schrieb: «Essai sur l'anatomie pathologique» (Par. 1816), «Médicine pratique» (1822), «Anatomie pathologique du corps humain» (2 Bde., 1828—42), «Cours d'études anatomiques» (1830), «Traité d'anatomie descriptive» (4 Bde., 1833—35), «Anatomie du système nerveuse» (1838), «Traité d'anatomie pathologique générale» (5 Bde., 1849—64).

Cruvelli (Sophie), eigentlich Crüwell, deutsch-ital. Opernsängerin, geb. zu Bielefeld 12. März 1826, betrat, nachdem sie in Paris ihre künstlerische Bildung vollendet, 1847 während des Karnevals zuerst in Venedig die Bühne. Sodann sang sie mit wachsendem Erfolg auch auf andern ital. Theatern sowie in Paris und London. In Paris war sie seit 1854 mit 100000 Frs. Jahresgage an der Großen Oper engagiert; doch zog sie sich schon Ende 1856 von der Bühne zurück, nachdem sie noch in Verdis hauptsächlich für sie geschriebener «Sicilianischer Vesper» großen Beifall gefunden, und heiratete den Grafen Vigier, mit dem sie meist in Nizza lebt. Stimmglanz, Leben und Feuer der dramatischen Gestaltung, verbunden mit vorteilhafter Persönlichkeit, waren die vornehmsten Attribute der C. als Bühnensängerin. Dagegen ließ ihre gesangliche Durchbildung viel zu wünschen übrig, sodaß bei ihr immer etwas Naturalistisches sowie Mangel an künstlerischem Adel hervortrat.

Crux (lat.), Kreuz; in der kath. Kirche eine Prozession, der ein Kreuz vorangetragen wird, sowie die dabei übliche Litanei, daher C. nigra («schwarzes Kreuz»), die große Gregorianische Litanei, bei der die Kirche schwarz verhangen wird; in übertragener Bedeutung soviel wie Qual, Marter, z. B. in der Redensart: diese Stelle ist eine C. interpretum (ein Kreuz der Erklärer).

Cruz (San Juan de la), der heilige Johannes vom Kreuze, wie die deutschen Übersetzer ihn nennen, ein span. Mystiker, geb. 1542 zu Fontiveros in Altcastilien als Sohn eines armen Leinwebers, trat 1563 in den Karmeliterorden zu Medina del Campo und vollendete in einem Kloster zu Salamanca seine Studien, um vier Jahre später zum Priester geweiht zu werden. Er brachte, angespornt durch die heil. Therese, nun den größten Teil seines Lebens damit zu, die Klosterzucht des Karmeliterordens zu verbessern, ward deshalb aber von den Ordensbrüdern der gemilderten Observanz angefeindet und verfolgt, erlitt Kränkungen, Schmach und Gefangenschaft (1576), ward später aber Prior zu Granada, dann Provinzialvikar von ganz Andalusien und 1588 erster Ordensdefinitor. Er starb 14. Dez. 1591. Heiliggesprochen ward er 1674. Seine Prosawerke sind kontemplativer Art und haben ihm, weil sie mit Feuer und Inbrunst geschrieben sind, den Namen des «Doctor Extatico» erworben; doch sind sie stellenweise dunkel und verworren, oft ganz unverständlich und grammatikalisch sehr unrichtig. Sein bedeutendstes Prosawerk ist die «Subida al Monte Carmelo» («Besteigung des Berges Karmel») und seine «Noche oscura del alma» («Die dunkle Nacht der Seele»). Seine Dichtungen sind abgerundet und edel in ihrer Ausdrucksweise, dabei voll tiefen Inhalts und mächtig bewegten Gefühls. Seine vollständigen Werke, die viele Ausgaben erlebt haben, sind am zugänglichsten in der «Biblioteca de autores españoles» (Bd. 27, Madrid). Seine Gedichte wurden in Deutschland herausgegeben von Wilhelm Storck, «Todas las poesias de San Juan de la C. y de Santa Teresa de Jesus» (Münst. 1854). Ebenderselbe hat sie vortrefflich ins Deutsche übersetzt (Münst. 1854). Einige wohlgelungene Übersetzungsproben veröffentlichte auch M. von Diepenbrock in seinem «Geistlichen Blumenstrauß» (4. Aufl., Sulzbach 1862). Seine Prosaschriften verdeutschte Gallus Schwab (2 Bde., Sulzb. 1838).

Cruz (Soror oder Sor Juana Inez de la), eine mexik. Nonne, die sich als lyrische und dramatische Dichterin ausgezeichnet hat. Ihr weltlicher Name war Donna Juana Inez de Asbaje y Ramirez de Cantillana. Geboren 12. Nov. 1651 in San Miguel de Nepanthla unweit Mexiko, zeichnete sie sich schon als Kind durch ihren Wissensdurst und ihr unverkennbares Dichtertalent aus. Sie lernte Lateinisch und eignete sich überhaupt ein ihre Zeit und ihre Umgebung in Staunen setzendes Wissen an. Am Hofe des Vizekönigs trat sie in die Dienste seiner Gemahlin, deren Liebling sie ward; doch verschmähte sie alle weltliche Lust und ging schon mit 17 Jahren, beeinflußt durch einen

Jesuitenbeichtvater des Hofes, ins Kloster der Hieronymiterinnen zu Mexiko. Hier lebte sie bis 1691 ganz ihren Büchern (die sie, 4000 an der Zahl, dem Erzbischof von Mexiko vererbte), der Dichtkunst, der Musik und der Mathematik. Die letzten zwei Jahre ihres Lebens brachte sie in strengen Bußübungen zu. Sie starb 17. April 1695. Ihre Zeitgenossen haben sie «die zehnte Muse» genannt und enthusiastisch gefeiert; doch sind ihre Werke nicht besser und nicht schlechter als das, was Spanien sonst an lyrischen Dichtungen im 17. Jahrh. hervorgebracht hat; oft sind sie schlicht und einfach, bisweilen schal, oft gongoresk und hyperbelreich, manchmal jedoch wahrhaft volkstümlich und ergreifend. Sie bestehen aus Liedern nach altspan. Manier: Villancicos, Romanzen, Decimen, Glossen u. s. w. und aus kunstvollern Gedichten nach ital. Weise: Sonetten, Oktaven u. s. w.; ferner aus 16 dramatischen Versuchen, von denen nur zwei Komödien weltlichen Inhalts sind: «Amor es mas labirinto» und «Los empeños de una casa», während die übrigen «Loas», geistliche Spiele oder Festspiele, sind. Die «Obras de sor Juana Inez de la C.» erschienen gesammelt (3 Bde., Madr. 1714 und 1725; Saragossa 1725 u. öfter). Einige lyrische Gedichte von ihr stehen im 42. Bande der «Biblioteca de autores españoles»; eine Komödie im 19. Bande dieser Sammlung. Vgl. «Revista meridional» (Granada 1862, Nr. 1).

Cruzāda (span.), die seit 1509 vom Papste Sixtus IV. den Spaniern und Portugiesen auferlegte Abgabe an ihre Könige zur Führung der Kriege gegen Ungläubige; nach dem Aufhören solcher Kriege das Recht der Könige von Spanien und Portugal auf alle von Dispensationen, Fasten u. dgl. herrührenden Einkünfte, von denen der Papst ein Fixum bezog; dann auch der Gerichtshof, der diese Abgaben eintrieb.

Cruzādo, eine frühere portug. Gold- und Silbermünze (bis 1835) und frühere brasil. Silbermünze (bis 1834), so genannt wegen des darauf befindlichen Kreuzes und der kreuzweise gelegten Palmblätter. Dieselbe wurde in Portugal schon seit 1455 geprägt. Man prägte auch halbe C., in Portugal auch Viertel- und Achtel-C. Die bis 1835 geprägten portugiesischen C. tragen die Bezeichnung 400, die seit 1835 geprägten die Bezeichnung 480. Die C. stellten nämlich früher 400 Reïs vor, wurden aber später auf 480 Reïs Geltung gesetzt, welcher letztere Wert nach dem heutigen portug. Münzfuße (aus den Goldsorten berechnet) = 2 Mark 17,7 Pf. deutscher Währung ist. Der neuere portug. Silber-C. wurde gewöhnlich Pinto genannt. Die Namen «alter C.» und «neuer C.» bezeichneten übrigens nur einen Wert von bezüglich 400 und 480 Reïs, abgesehen von den Münzstücken des Namens C. Bei den Wechselkursen in und auf Portugal kam früher noch der sog. Wechsel-C. vor, worunter man stets 400 Reïs verstand; in Amsterdam war dies beim Kurs auf Lissabon und Porto bis Ende 1874 der Fall.

Cryptococcus ist in der beschreibenden Pilzkunde der Name für eine Anzahl von einzelligen Pilzformen, die sich durch sog. hefenartige Sprossung auszeichnen, deren Vermehrung aber dadurch geschieht, daß aus einer Zelle durch allmähliche blasenartige Ausstülpung an irgend einer Stelle ihrer Peripherie eine neue Zelle hervorwächst, die so lange mit der Mutterzelle in Verbindung bleibt, bis sie ungefähr dieselbe Größe und Form von dieser erreicht hat. Die eigentlichen Hefepilze, die als Gärungserreger in zuckerhaltigen Flüssigkeiten wirken, hat man unter dem Namen Saccharomyces zusammengefaßt. Die andern zu C. gerechneten Pilze sind noch sehr wenig bekannt.

Cryptogămae, s. Kryptogamen.

Cryptomeria, von Don benannte Pflanzengattung aus der Familie der Coniferen. Man kennt nur eine einzige Art, die in Japan und dem nördl. China vorkommt; es ist ein hoher Baum mit gedrängt, aber abwechselnd stehenden, vierseitigen, gekrümmten Nadeln von lineal-pfriemenförmiger Gestalt und kleinen, höchstens kirschengroßen, fast kugelrunden Zapfen, welche aus zahlreichen, schildförmigen und auf der Mitte des Schildes weichspitzigen Schuppen zusammengesetzt sind. Unter jeder Schuppe liegen vier bis fünf länglich-eiförmige, zusammengedrückt kantige, schmalgeflügelte Samen. Sie führt den Namen C. japonica *Don*, die sog. Japanische Cypresse (weil Linné diesen Baum zur Gattung der eigentlichen Cypressen gestellt hat); sie erreicht in ihrem Vaterlande, wo sie (auf den Gebirgen von Nagasaki und in den südl. Gebirgen des japan. Inselreichs) zwischen 160 und 400 m über dem Meere auf sumpfigem Boden vorkommt, bis 30 m Höhe. Ihre hellgrünen, sichelförmig gekrümmten Nadeln geben ihr ein sehr elegantes Ansehen, weshalb sie auch rasch Eingang in die Gärten gefunden hat. In England, West- und Süddeutschland kommt die Japanische Ceder im Freien fort (in Englands Parken gibt es Bäume von 10 m Höhe), während sie in Mittel- und Norddeutschland im Kalthaus überwintert werden muß. Sie gehört jetzt zu den verbreitetsten Kalthaus- und Wintergärten-Coniferen; auch kennt man von ihr bereits mehrere Varietäten.

Crystalli tartări, Weinsteinkrystalle, s. unter Cremor tartari.

Cs, chem. Zeichen oder Symbol für Cäsium.

Cs... in Verbindungen von ungar. Worten, spr. Tsch...; z. B. Csaba, spr. Tschaba.

Csaba (Békés-Csaba), Marktflecken im Komitat Békés in Ungarn, an einem von der 7 km entfernten Weißen Körös abgezweigten Kanal, Knotenpunkt der Alföld-Fiumaner und der Theißbahn, ist Sitz eines Bezirksgerichts, zählt (1880) 32616 E., welche fast sämtlich der luth. Konfession angehören und die größte luth. Kirchengemeinde in Ungarn bilden. Die Einwohner sind Slowaken, Magyaren und Rumänen. Von den fünf Kirchen zeichnet sich die neue Basilika durch Größe und Pracht aus. C. hat sehr gute Volksschulen, eine höhere Mädchenschule, Untergymnasium, eine Sparkasse und einen Landwirtschaftsverein. Die hauptsächlichsten Erwerbszweige der Bevölkerung sind Ackerbau und Viehzucht, mit deren Erzeugnissen ein beträchtlicher Handel getrieben wird. Auch die von den slowak. Frauen gefertigten Linnen- und Hanfwebereien, Stickarbeiten, dann Säcke und Matratzen werden ausgeführt. C. galt als das größte Dorf Europas, bis es 1846 seine Urbarialpflichtigkeiten für 800000 Fl. ablöste und in die Reihe der Marktflecken trat. Das Territorium von C. beträgt über 330 qkm und ist im allgemeinen sehr fruchtbar, doch gibt es auch flugsand- und salpeterhaltige Stellen. Das große Gebiet ist mit Windmühlen, Meiereien (Tanyen) und Pußten reich besetzt.

Artikel, die man unter C vermißt, sind unter K aufzusuchen.

Csachtitz (magyar. Csejthe), slowak. Marktflecken im ungar. Komitat Neutra, mit 1850 E., vor allem bekannt durch die Ruinen des Schlosses Csejthe, das 3 km vom Orte entfernt gelegen war. Unter König Matthias Corvinus (s. d.) hauste hier der gewaltthätige Parteigänger Schwela, gegen den der König selber kämpfen mußte. Später kam die Burg und die Herrschaft C. an die Familie Orßág, Kanizsai und endlich auf den Grafen Franz Nádasdy. Dessen Gemahlin war Elisabeta Báthori (s. d.), die zur Erhaltung ihrer Jugend und Schönheit sich in warmem Mädchenblute badete. Auf dem Schlosse C. hatte sie deshalb an 300 Mädchen ermorden lassen. Nach dem Hochverrate des Grafen Nádasdy kam C. mit den dazu gehörigen Besitzungen an die Familien Erdödy, Druget, Zay, Csáky, Révay, Medeyánizky, Forgách und Andrássy.

Csaiken und **Csaikisten,** s. Tschaiken.

Csákány (ungar., spr. Tschakanj), ein leichter Stock mit einem kleinen scharfen Beile am Ende, die gewöhnliche Waffe der Csikos (s. d.); auch eine Art Flöte in Ungarn, an ihrem obern Ende mit einem kleinen Holzbeil verziert.

Csakathurn (spr. Tschakathurn, ungar. Csáktornya), Marktflecken an der Ternowa auf der sog. Murinsel des szalader Komitats in Ungarn an der österr. Südbahn, mit einem alten Schlosse, einst Eigentum der historisch berühmten Familie Zrinyi. Der Ort zählt 2050 E. und treibt lebhaften Handel.

Csákó (ungar.), s. Tschako.

Csákóvár (auch Csakova), Marktflecken an der Temes im ungar. Komitat Temes mit 4400 deutschen, rumän., serb. und magyar. E., die sich teils zum kath., teils zum griech.-orient. Glauben bekennen und zwei Pfarrkirchen besitzen. Der Ort ist Eigentum des ungar. Religionsfonds. Von der historisch denkwürdigen Burg ist bloß ein ruinenhafter Turm erhalten.

Csákvár (d. i. Burg oder Schloß Csák, wie Csákóvár = «Alte Burg des Csák»), Marktflecken am Fuße des Bakonywaldes im stuhlweißenburger Komitat Ungarns mit 4600 E., gehört der gräfl. Familie Esterházy, die hier ein schönes Schloß mit engl. Park besitzt, und hat lebhafte Töpferindustrie und anderes Kleingewerbe.

Csanád, Marktflecken im ungar. Komitat Torontal (s. d.).

Csanád, Komitat in Ungarn, im Kreise jenseit der Theiß, wird im N. und O. von den Komitaten Arad und Békés, im S. von Torontál, im W. von Csongrád begrenzt und umfaßt ein Areal von 1618 qkm. Die Südgrenze bildet die Maros, das einzige fließende Gewässer des Komitats. Der ebene, humusreiche Boden ist dem Ackerbau sehr günstig, der auch nebst Viehzucht und etwas Holzhandel die Hauptbeschäftigung der (1880) 109011 E. bildet. Die Haupterzeugnisse sind: Weizen, Roggen, Mais, Gemüse, Hülsenfrüchte, Hanf, Tabak und viele Futterkräuter; der Waldbestand ist spärlich, daher Stroh, Rohr, Kuhdünger u. dgl. als Brennmaterial verwendet werden. Die Einwohner sind 72 Proz. Magyaren, dann noch Rumänen, Slowaken und Deutsche. Die wichtigsten Ortschaften sind Makó und Nagy-Lak. Benannt ist das Komitat nach dem alten, jetzt in Ruinen liegenden Schlosse C. bei dem gleichnamigen Dorfe mit 4013 E. Hier gründete der heil. Gerhard 1036 als erster Bischof von C. eine Kathedralschule, 1046 wurde hier eine Adelsversammlung abgehalten, die den König Peter entthronte und an dessen Stelle Andreas I. einsetzte. Die Pußta Mezöhegyes ist berühmt durch das großartige, von Kaiser Joseph II. 1785 angelegte Militärgestüt mit über 3000 Pferden.

Csángó-Magyaren, die Magyaren in der Moldau, welche im Laufe der Jahrhunderte, insbesondere seit dem Reformationszeitalter, aus Siebenbürgen dahin ausgewandert sind. Dieselben bekennen sich teils zur evang.-reform., teils zur kath. Religion. Mitten unter Rumänen lebend sind sie der allmählichen Absorbierung durch das rumän. Volkselement ausgesetzt.

Csányi (Ladislaus), ungar. Minister für Kommunikationen und öffentliche Bauten im J. 1849 unter Kossuth, geb. 1790 zu Csány im szalader Komitat, machte die Feldzüge 1809—15 als Hußár mit und beteiligte sich später eifrig am polit. Leben. Als Führer der Opposition im szalader Komitat wurde er Franz Deáks Freund und Gesinnungsgenosse. Im J. 1848 war er als bevollmächtigter Regierungskommissar bei verschiedenen Abteilungen des Revolutionsheeres thätig; erst an der Drau, dann neben dem General Moga in Preßburg, dann an Görgeis Seite bei der nordungar. Armee, zuletzt in Siebenbürgen (April 1849). Von hier berief ihn Kossuth zur Übernahme des Portefeuille für Kommunikationen. In allen Stellungen trat C. stets vermittelnd, beschwichtigend auf; er war ein Verteidiger Görgeis, suchte den Zwiespalt zwischen diesem und Kossuth auszugleichen, war überaus thätig in der Herbeischaffung der Mittel zur Fortsetzung des Kampfes und zeichnete sich ebenso durch rastlosen Eifer wie bedeutendes Organisationstalent aus. Er verschmähte die Flucht ins Ausland; zu Sarkad ergab er sich den Russen, welche ihn an die Kaiserlichen auslieferten. Infolge eines kriegsrechtlichen Urteils wurde er 10. Okt. 1849 in Pest durch den Strang hingerichtet.

Csardaken, die teils gemauerten, teils hölzernen Wachthäuser entlang des Grenzkordons in der ehemaligen österr. Militärgrenze. Dieselben waren blockhausmäßig gebaut, verteidigungsfähig und standen einander so nahe, daß Signalschüsse die Verbindung unter den dort aufgestellten militärischen Wachtposten aufrecht zu erhalten vermochten. Man unterschied sie in Haupt- und Zwischenposten; bei den erstern befanden sich Alarmstangen, durch deren Anzünden erforderlichenfalls die anwohnenden Grenzer in bestimmter Ordnung versammelt werden konnten. In sumpfigen Gegenden standen die C. auf gemauerten Pfeilern oder hölzernen Pfosten und waren mit einer aufziehbaren Leiter versehen. Von einer C. zur andern zog dann auch ein erhöhter Dammweg. Fortwährende Streifwachen hielten die Kordonsposten miteinander in Berührung. In friedlichen und pestfreien Zeiten standen entlang der Grenzlinie von Montenegro bis zur Walachei etwa 5000 Mann bewaffneter Grenzer in Abteilungen von 2—7 Mann in den C. am Kordon. In gefährlichen Zeiten wurde diese Wachtmannschaft verdoppelt. Seit der Auflösung der Grenze (1872—73) hat die gewöhnliche Landesgendarmerie und die Finanzwache diese Grenzhut übernommen.

Csárdás (spr. Tschardasch; von csárda, Schenke, Kneipe) heißt ein Nationaltanz der Ungarn. Derselbe wird von einer beliebigen Anzahl Paare gleichzeitig ausgeführt und bewegt sich im Zweiviertel-

takt, hat aber keine eigentlichen Tanzfiguren, sondern jeder Teilnehmer erfaßt, unter Beobachtung des Rhythmus, den Tanz nach seiner individuellen Stimmung. Der C. beginnt mit einem langsamen, majestätischen Andante, während dessen sich Tänzer und Tänzerin, letztere die linke Hand in die Seite stemmend, die rechte auf die Schulter des Tänzers legend oder mit ihr das Kleid erfassend, in freien Schritten gegenüber bewegen. Die Tanzschritte werden dabei mit Hüftbewegungen, Ein- und Auswärtsdrehen der Füße, abwechselndem Stoß auf Ferse und Fußspitze, Zusammenschlagen der Sporen und Klatschen der Hände auf die Csizmen (Stiefeln) ausgeführt. Allmählich gestalten sich die Bewegungen lebhafter und rauschen zu stürmischer Schnelle auf, wobei dann der Tänzer seine Tänzerin umfaßt und sich mit ihr im Wirbel dreht oder sie ihm entflieht und er sie verfolgt, bis er sie erhascht und dann den Wirbeltanz wiederholt. Zum C. gehört Zigeunermusik, denn nur der Zigeuner versteht es, die dem strengen Takte oft widerstrebenden Csárdásmelodien wiederzugeben. Fast jede beliebte Csárdásmelodie ist mit dem Texte eines Volksliedes versehen und wird dann als solches auch gesungen.

Császár (Franz), ungar. Schriftsteller und Dichter, geb. 1807 in Zala-Egerszeg, war erst Lehrer, dann Notar beim Wechselgericht in Fiume, 1846—49 Beisitzer des Wechselgerichts in Pest, dann mehrere Jahre Referent bei der Septemviraltafel. C. veröffentlichte mehrere Werke über ungar. Wechselrecht und das ungar. Konkursverfahren. Außerdem publizierte er «Ital. Reisen» (Pest 1843), ein «Mytholog. Wörterbuch» (Pest 1844) und «Der fiumer Hafen» (2 Bde., Pest 1842—43). Von seinen «Gedichten» (2. Aufl., Pest 1846), die sich durch korrekte Form auszeichnen, sind namentlich die in ital. Manier geschriebenen Sonette und Matrosenlieder schätzenwert. Auch übersetzte er mehrere ital. Meisterwerke (von Alfieri, Beccaria, Silvio Pellico, Dante) ins Ungarische. Im März 1850 gründete er den «Pesti Napló» («Pester Tageblatt»). C. war auch Mitglied der ungar. Akademie und der Kisfaludy-Gesellschaft. Er starb 17. Aug. 1858.

Csatád, Marktflecken im ungar. Komitat Torontál, mit 3165 deutschen E., die sich zur kath. Kirche bekennen, besitzt vortrefflichen Ackergrund mit reichlichem Getreideerträgnisse und ausgezeichnete Pferdezucht. C. ist Staatsgut. In dem Herrschaftsgebäude wurde am 13. Aug. 1802 der Dichter Nikolaus Lenau geboren. Seit 1876 ziert eine Gedenktafel dessen Geburtshaus.

Cseber oder Tseber, d. i. Eimer, hieß ein bis 1. Mai 1854 gesetzlich übliches Weinmaß im biharer Komitat des Königreichs Ungarn. Dasselbe war zweierlei: 1) der große C. (Nagy C.) hatte 100 ungar. Halbe oder Icze = 84,5893 l; 2) der kleine C. (Kis C.) hatte 50 ungar. Halbe = 42,29465 l, war also die Hälfte des großen C.

Csengery (Anton), ungar. Publizist und Staatsmann, geb. 2. Juni 1822 in Großwardein, absolvierte die jurist. Studien teils in seiner Vaterstadt, teils in Pest, worauf er sich der polit. Laufbahn zuwandte, für die er sich zuerst im Komitat, dann am preßburger Reichstage vorbereitete. Von 1845 bis 1848 war C. Redacteur des «Pesti Hirlap» («Pester Journal»), folgte Ende 1848 der ungar. Regierung nach Debreczin und war einige Zeit Ministerialrat, Ende 1849 kehrte er nach Pest zurück. Im J. 1851 erschien unter seiner Redaction «Magyar szónokok és státusférfiak» (deutsch: «Ungarns Redner», Lpz. 1852), eine Reihe meisterhafter Charakteristiken ungar. Staatsmänner; 1853 übersetzte er Macaulays «Englische Geschichte» (neue Aufl. 1874), eine der vollendetsten Übersetzungen in ungar. Sprache; 1857 gründete er die «Budapesti Szemle» («Budapester Revue»), welche er bis 1869 redigierte. Auch auf sozialem Gebiete entfaltete er eine rastlose Thätigkeit, wirkte für die Gründung landwirtschaftlicher und Gewerbevereine, schrieb über Volksbanken und Sparkassen, und hatte einen Hauptanteil an der Schöpfung des ungar. Bodenkredit-Instituts, an dem er bis an seinen Tod als Direktor wirkte. Im J. 1861 ins ungar. Parlament gewählt, war er eins der einflußreichsten Mitglieder der Deák-Partei. Die wichtigsten Agenden des Reichstags wurden Jahre hindurch zum großen Teil auf Grund seiner Elaborate entschieden. Von seinen litterarischen Arbeiten sind noch hervorzuheben: «Histor. Studien und Charakteristiken» (2 Bde., Pest 1870), «Geschichtschreibung und Geschichtschreiber» (Pest 1874), «Über die Akademien, insbesondere die Ungarische» (Pest 1878), eine «Denkrede auf Franz Deák» (Pest 1877; deutsch von Heinrich, Lpz. 1877) und eine Sammlung seiner auf das Unterrichtswesen bezüglichen Reden und Studien (Budapest 1880). C. starb 13. Juli 1880. Er war einer der glänzendsten Stilisten und einer der bedeutendsten Essayisten der neuern ungar. Litteratur. Seit 1854 war er Mitglied, zuletzt seit Jahren zweiter Präsident der Ungarischen Akademie.

Csepel (auch Ráczkeve genannt), eine durch einen Donauarm gebildete, sehr fruchtbare Insel in Ungarn, im Komitat Pest-Pilis-Solt (Klein-Kumanien), hat ein Areal von 330 qkm und mehrere volkreiche Ortschaften. In alten Zeiten war die Insel der Sommeraufenthalt der magyarischen Herrscher und pflegte den ungar. Königinnen zum Brautschatz gegeben zu werden. Von Karl VI. wurde sie 1721 dem Prinzen Eugen geschenkt, dessen prächtiges Schloß noch heute im Hauptorte Ráczkeve (Marktflecken mit 5463 E.) steht; doch fiel sie 1825 wieder an das österr. Regentenhaus zurück, zu dessen Familiengütern sie jetzt gehört. Im Herbst 1848 als militärische Position gewählt, um Jellachichs Übergang auf das linke Donauufer zu hindern, wurde die Insel namentlich durch die hier auf Befehl Görgeis 2. Okt. vollzogene standrechtliche Hinrichtung des Grafen E. Zichy bekannt. Die Insel hat in neuester Zeit durch wiederholte Überschwemmungen großen Schaden gelitten.

Cserei (Michael), siebenbürg. Historiker, geb. 21. Nov. 1667 zu Rákos im csiker Stuhle Siebenbürgens, studierte in Fogaras und Udvarhely und nahm an den Türkenkriegen 1683—1699 teil. Später wurde er Sekretär bei dem Grafen Apor, erhielt während des Ráczyschen Aufstandes (1703—11) die Verwaltung der Szeklerstühle Csik, Gyergyó und Káßon für den Kaiser und König, konnte sich aber der Gegenpartei gegenüber nicht halten. C. starb zu Nagy-Ajta im April 1756. Als Historiker machte er sich verdient durch sein Werk: «Vera historia transilvanica ab anno MDCXI usque ad annum MDCCXII» (in magyar. Sprache herausg. von Gabriel Kazinczy, Pest 1852).

Cserna (d. i. die Schwarze), Fluß in Ungarn, entspringt auf rumän. Gebiete auf dem Südabhange der Berge Sturöl und Girdoman, tritt bei Poljana-Skitt auf die österr.-ungar. Grenze, wendet sich dem

Artikel, die man unter C vermißt, sind unter K aufzusuchen.

Mehadiathale zu, wo sie sich mit der Bjela-Reka (dem «Weißen Flusse») vereinigt und mit fast ganz südl. Laufe bei Orsowa in die Donau fällt. Die C. ist nicht schiffbar.

Csik oder Csikszék, seit 1876 ungar. Komitat, früher Szekler Stuhl in Siebenbürgen, im N. an Bistritz, im O. an die Moldau, im S. an Oberweißenburg, im W. an Torda grenzend, umfaßt auf 4493 qkm 2 Marktflecken und 72 Dörfer. Durchgehends gebirgig und waldig und von sehr kaltem Klima, gedeihen dort weder Obst noch Weizen, sodaß die Einwohner auf den Anbau von Roggen, Hafer und Kartoffeln beschränkt sind. Desto ergiebiger sind die Wälder an trefflichem Eichenholz, das auf der Maros teils in die südl. Teile Siebenbürgens, teils nach Ungarn geführt wird. Das Kupferbergwerk zu Szentdomokos ist das reichste in Siebenbürgen und liefert jährlich an 1200 Ctr. Rosettenkupfer. Berühmt ist auch der Sauerbrunnen zu Borszék (s. d.). Die Gesamtbevölkerung C.s beträgt (1880) 110940 Seelen. Der Nationalität nach ist die ganze Bevölkerung mit sehr geringer Ausnahme magyarisch (szeklerisch). Der Hauptort des Stuhls ist der Marktflecken Csik-Szereda, mit 1597 E.

Csiklowa, Bergort im ungar. Komitat Krassó, von Deutschen und Rumänen bewohnt, mit einem Hammerwerk und Bergbau auf Kupfer.

Csikós (spr. Tschikohsch, vom ungar. csikó, Füllen), der Roßhirt, eine originelle Gestalt aus dem ungar. Volksleben, welche durch die ungar. Dichter, namentlich durch Lenau und Petöfi, auch in weitern Kreisen bekannt geworden ist. Der Anzug des C. besteht aus einem bloßen kurzen Hemd, das kaum bis an die Hüften reicht, mit weiten Flügelärmeln versehen ist, und aus langen weiten Hosen von grober gebleichter Leinwand (Gatya). Sein langes, schwarzes, stark mit Fett eingeriebenes Kopfhaar bedeckt ein kleiner, breitkrempiger Hut. Die Mitte des Leibes umschließt ein mit blanken Knöpfen besetzter lederner Gurt. An den Füßen trägt er Csismen, eine dem Magyaren eigentümliche Art von Schnürstiefeln mit klingenden Sporen. Zur Waffe dient ihm ein kurzer, mit Hammer und Beil versehener Stock (Fokosch), den er mit Sicherheit zu schleudern versteht. Der C. ist ein Mann von großer Stärke, Behendigkeit und Geistesgegenwart, der sich besonders durch seine Gewandtheit im Einfangen der frei weidenden jungen Pferde und im Reiten solcher ungebändigten Tiere auszeichnet. Von frühester Jugend an ohne Unterricht auf den Weideflächen der großen ungar. Güter und Gestüte unter seinen Herden aufgewachsen, bleibt er unberührt von der Kultur des Städters. Karl Beck hat den C. in «Janko, der ungar. Roßhirt» (3. Aufl., Lpz. 1870) sehr ansprechend geschildert. Doch hat mit dem fortschreitenden Ackerbau und dem Verschwinden der vom Pfluge noch unberührten Weiden und der großen Viehherden im ungar. Alföld auch das halbwilde Hirtenleben des C. erhebliche Einschränkung und Zurückdrängung erfahren. Der C. wurde zum Acker- und Pferdeknecht im Sold der ungar. Grundherren und Bauern.

Csiky (Gregor), hervorragender ungar. Dramatiker, geb. 8. Dez. 1842 zu Pankota im arader Komitat, studierte in Pest und Wien kath. Theologie und war 1870—78 Professor am Priesterseminar in Temesvar. Seit 1878 lebt er ausschließlich der Litteratur. Er schrieb anfangs kirchengeschichtliche Werke und Novellen («Aus dem Leben» und «Photographien»), welche Anerkennung fanden; als bedeutender Dramatiker erwies er sich zuerst durch sein Lustspiel «Jóslat» («Orakel», 1875), welches einen akademischen Preis und auf der Bühne großen Beifall errang. Nun folgten vier weitere akademische Preisstücke: die Tragödie «Janus», die Lustspiele «Der Unwiderstehliche» und «Der Mißtrauische» und das Trauerspiel «Theodora»; ferner die Dramen «Die Proletarier» und «Glänzendes Elend», die Lustspiele «Mukányi», «Kariar» und «Die schönen Mädchen», das Trauerspiel «Der Magus» und das Schauspiel «Anna» (die letztern beiden in je einem Akte), die alle außerordentlichen Bühnenerfolg hatten. C. hat sich auch als Übersetzer des Sophokles, des Plautus, zahlreicher franz. (Molièrescher) und engl. Dramen, sowie Taines «Englische Litteraturgeschichte» ausgezeichnet. Er ist Mitglied der Akademie und der Kisfaludy-Gesellschaft.

Csokonai (Michael), ungar. Dichter, geb. 17. Nov. 1773 zu Debreczin, wurde 1795 Lehrer am Gymnasium seiner Vaterstadt, gab aber wegen Kränklichkeit bald diesen Posten auf und ging nach Sárospatak, um sich der Rechtswissenschaft zu widmen. Später siedelte er nach Preßburg über, wo er fortan nur der Dichtkunst lebte. Seine «Magyar-Musa» («Ungar. Muse», Preßb. 1797), ein komisches Epos «Dorotya» («Dorothea», Großwardein 1803), «Anakreontische Lieder» (Wien 1803), «Lilla» (Großwardein 1805), «Oden» (Großwardein 1805), «Gelegenheitsgedichte» (Großwardein 1806) und der «Frühling» (Komorn 1802), nach Kleists Dichtung, verschafften ihm Berühmtheit. Er ist ein echt volkstümlicher Lyriker, dessen Lieder teilweise noch heute im Munde des Volks leben. Ebenso populär ist sein komisches Heldengedicht «Dorothea»; dagegen hatte er für das Drama keinen Beruf. C. starb 20. Jan. 1805. Márton gab seine «Gesammelten Werke» (4 Bde., Wien 1813; 2. Aufl. 1816) wie auch «C.s Leben und einige hinterlassene Schriften» (Pest 1817) heraus. Eine kritische Ausgabe seiner Werke besorgte später Franz Toldy (Pest 1846), sein Leben und seine Werke behandelten Thom. Szana (Pest 1869) und Jul. Haraszti (Pest 1880). Im J. 1871 wurde ihm in Debreczin ein Denkmal (von Nik. Izsó) errichtet.

Csoma (Alexander), ungar. Reisender und Sprachforscher, geb. 1798 zu Körös, widmete sich 1812—15 in dem Bethlenschen Kollegium zu Nagy-Enyed philol. und theol. Studien. Sodann hielt er sich bis 1818 in Deutschland auf, wo er verschiedene Universitäten besuchte. Nachdem er hierauf in Temesvar und Agram sich eingehend mit den slaw. Sprachen, besonders dem Kroatischen beschäftigt, wandte er sich im Nov. 1819 nach Bukarest, dann 1820 durch Bulgarien und Rumelien nach dem Hafen Enos, wo er sich nach Ägypten einschiffte. Durch die Pest aus Alexandria vertrieben, reiste er in morgenländ. Tracht von Beirut über Aleppo und Mossul nach Bagdad, und von hier mit Unterstützung des engl. Konsulats über Kermanschah und Hamadan nach Teheran, wo er im Okt. 1820 anlangte. Er verweilte hier vier Monate, die er hauptsächlich auf das Studium der pers. Sprache verwandte. Am 1. März 1821 verließ C., als Armenier verkleidet, Teheran, ging nach Meschhed und erreichte nach großen Beschwerlichkeiten 18. Nov. Bokhara, von wo er mit einer

Karawane seine Reise über Balkh, Kabul, Bamian nach Lahore im Pendschab fortsetzte. Die folgende Zeit verbrachte er mit Wanderungen und Forschungen in Ladakh und Kaschmir und widmete sich hierauf mehrere Jahre hindurch dem Studium der tibetischen Sprache erst bei dem Lama von Zanskar, dann in einem lamaitischen Kloster in Kanum am obern Setledsch. Im J. 1831 endlich wandte sich C. nach Kalkutta, wo er Bibliothekar der Asiatischen Gesellschaft wurde und seine beiden Hauptwerke ausarbeitete: «A grammar of the Tibetan language» und «Essay towards a dictionary Tibetan and English», die beide 1834 zu Kalkutta auf Kosten des brit. Gouvernements im Druck erschienen. Auch gab er in den «Asiatic Researches» (Bd. 20) eine vollständige Übersicht der gesamten heil. Bücher der Tibetaner. In der Absicht, seine Forschungen und Studien in L'Hassa, der Hauptstadt Tibets, fortzusetzen, starb er unterwegs 11. April 1842 zu Dardschiling in Sikkim (im Himalaja), wo ihm später ein Denkmal gesetzt wurde.

Csongrád, Komitat im jenseitigen Theißkreise des Königreichs Ungarn, im N. an Äußeres Szolnok, im O. an Békés und Csanád, im S. an Csanád und Torontál, im W. an Bács und Pest grenzend, umfaßt auf 3413 qkm 1 Stadt, 3 Marktflecken und 12 Dörfer. Durchgängig eben und von überaus fettem Boden, der des Düngers nie bedarf, ist C. eins der fruchtbarsten Komitate und führt jährlich viel Getreide aus. Auch der Tabaksbau beschäftigt viele Menschen. Die Theiß, welche C. in zwei gleiche Hälften teilt, sowie die Flüsse Körös und Maros befördern bedeutend den Handel, Fischfang und Schiffbau; ihre fast jährlichen Überschwemmungen bringen aber das Gebiet fortwährend in große Gefahr, die im Febr. 1879 zu der Katastrophe von Szegedin (s. d.) und Umgebung führte. Die (1880) 228413 Seelen starke Bevölkerung ist der Nationalität nach mit geringen Ausnahmen magyarisch, der Konfession nach meist Katholiken (125000), demnächst Reformierte (etwa 65000); die übrigen sind Israeliten und Evangelisch-Lutherische. Hauptstadt des Komitats ist Szegedin (s. d.). Nennenswert sind noch die Marktflecken Vásárhely (s. d.), Szentes (s. d.) und Csongrád, am Zusammenfluß des Körös und der Theiß, mit (1880) 17837 E., die Acker- und Weinbau, Viehzucht, Fischerei und Sodasiederei treiben.

Csorich de Monte Creto (Alexander Franz, Freiherr von), österr. Feldmarschalllieutenant, aus kroat. Familie, geb. 3. Okt. 1772 zu Zengg (Küstenland), trat in österr. Militärdienst und zeichnete sich als Oberlieutenant 13. Mai 1800 im Treffen bei Monte Creto aus. C. wurde 1818 als Oberst in den Freiherrenstand mit der Benennung C. de Monte Creto erhoben. Im J. 1832 rückte er zum Feldmarschalllieutenant und Divisionär in Galizien auf, 1839 wurde er Höchstkommandierender in Tirol und 1842 im Banat. Als solcher starb er 4. März 1847 zu Temesvar.

Csorich de Monte Creto (Anton, Freiherr von), österr. Feldmarschalllieutenant, Neffe des vorigen, geb. 1795 zu Machichno bei Karlstadt in Kroatien, nahm als Kadett am Feldzuge des Jahres 1809 teil, sowie an den Feldzügen 1813—15 als Offizier. Im Jahre 1846 war er Festungskommandant von Salzburg und im Jahre 1848 stand er als Feldmarschalllieutenant an der Spitze einer Infanteriedivision und zeichnete sich bei der Unterwerfung von Wien, sowie später als kommandierender General des 2. Armeekorps in Ungarn (bei Schemnitz, Kapolna und Komorn) hervorragend aus. C. wurde nach der Unterwerfung Ungarns Adlatus des Höchstkommandierenden zu Wien und 16. Juli 1850 Kriegsminister, übernahm 1853 das Generalkommando in Ungarn als Adlatus des Erzherzogs Albrecht, trat 1859 in den Ruhestand und starb 15. Juli 1864 zu Dornbusch bei Wien.

Csorna, Marktflecken im ungar. Komitat Ödenburg an der Raab-Ödenburger Eisenbahn mit 5549 E., ist Sitz einer Prämonstratenser-Abtei mit prachtvollem Kloster und Garten und einem reichhaltigen Archiv. Das Territorium des Fleckens umfaßt über 50 qkm und ist von besonderer Fruchtbarkeit (Weizen, Roggen, Gerste, Hafer, Mais, Kartoffeln u. s. w.). Gute Viehzucht, namentlich Pferde. Am 13. Juni 1849 fand hier ein heftiges Gefecht zwischen den Kaiserlichen unter General Wyß (der hier fiel) und den Ungarn unter Anführung Kmetys statt; dasselbe endigte mit beiderseitigem empfindlichen Verluste.

Ct., gebräuchlicher Conn., offizielle Abkürzung für den nordamerik. Staat Connecticut.

Cu, chem. Zeichen für Cuprum (Kupfer).

Cuanza, südafrikan. Strom, s. Quanza.

Cuart, ein früheres kleines catalon. Ölmaß, ein Viertel des Cortan (s. d.).

Cuarta, Name einiger früherer span. Maße; das Viertel der castilischen Vara oder Elle = 0,209 m (gewöhnlich Palmo genannt); Weinmaß auf der Insel Mallorca = 0,78 l; kleines Ölmaß in Catalonien, 1/16 des Cortan (s. d.).

Cuartal, älteres Maß in Aragonien: als Feldmaß von 4 Almudes = 400 aragon. Quadrat-Varas oder 2,3839 a; als Getreidemaß von 4 Celemines oder Almudes ein Drittel der aragon. Fanega = 7,478 l.

Cuartan, s. Cortan.

Cuarte, s. unter Cuartera.

Cuartera, ein früheres Getreidemaß in Catalonien und auf den Balearischen Inseln. Es war die C. von Barcelona = 69,518 l, die C. von Tarragona = 70,80 l, die C. oder Cuarte von Mallorca = 70,34 l, die C. von Menorca = 74,406 l.

Cuarterada, ein früheres Feldmaß auf der Balearischen Insel Mallorca = 71,0312 a.

Cuarteron, früheres span.-castil. Handelsgewicht, das Viertel der Libra oder des Pfundes und = 115,023 g; auch früheres span.-castil. Ölmaß, das Viertel der Öl-Arroba und = 3,141 l (gewöhnlicher Panilla genannt).

Cuartilla, früheres span.-castil. Hohlmaß; für Getreide das Viertel der Fanega und = 13 3/4 l; für Wein und Branntwein das Viertel der Cántara und = 4,033 l.

Cuartillo (Viertel), 1) frühere span. Kupfermünze (1853 bis in 1864), ein Viertel des damaligen Real oder = 25 Realen-Centimos, demnach in der Geltung von etwa 5,3 jetzigen deutschen Pfennigen; 2) früheres span.-castil. Hohlmaß: a) für Getreide das Viertel des Celemin oder 1/12 der Cuartilla (s. d.) und = 1,1563 l; b) für Wein und Branntwein das Achtel der Cuartilla oder 1/32 Cántara und = 0,5043 l; dann früheres Längenmaß auf den Balearischen Inseln, 1/32 der Cana oder Elle, und als solches auf Mallorca = 4,8875 cm, auf Menorca = 5,0125 cm.

Cuartin, s. Cortin.

Cuarto, frühere span. Kupfermünze (bis in 1850) zu 4 Maravedises de vellon. 8½ Cuartos machten einen silbernen Real de vellon oder sog. Kupferreal aus, der C. hatte mithin die Geltung von etwa 2⅓ jetzigen deutschen Pfennigen.

Cuba, röm. Göttin, welche die im Bett liegenden Kinder beschützt.

Cuba, die größte der Antillen, die wertvollste span. Kolonie, liegt zwischen dem Mexikanischen Golf und dem alten Bahamakanal, von 56° bis 68° westl. L. (von Ferro) und 19° 50′ bis 23° 10′ nördl. Br., in langgestreckter Form, deren größte Ausdehnung 1200 km und deren Breite 38—190 km, im Mittel 110 km beträgt. Die äußersten Vorsprünge der über 3750 km ausgedehnten Küstenlinie sind im W. das Kap San-Antonio, im SW. das Kap de Cruz und am weitesten östlich die Punta de Maisi. Die Straße von Yucatan trennt die Insel vom mexik. Festlande und zwar der Halbinsel Yucatan, die von Florida von der gleichnamigen nordamerik. Halbinsel und die Windward-Passage von der Insel Haiti. Allen drei Landesteilen liegt sie fast gleich nahe, und ihr schöner Hafen Havana an dem westl. Teile der Nordküste, wo sich mehrere große Handelsstraßen vereinigen, ist als eine natürliche Niederlage für Veracruz und Neuorleans und als einer der besten Häfen Amerikas einer der ersten Handelsplätze der Erde. Die meist flachen und mit trefflichen Häfen versehenen, an vielen Stellen aber durch Klippen, Sandbänke, Korallenriffe und kleine Inseln schwer zugänglichen Küsten umschließen einen Flächeninhalt von 112191 qkm, welcher durch Hinzurechnung der südlich gelegenen Fichteninsel (Isla de Pinos) und der übrigen zubehörigen kleinern Inseln auf 118833 qkm erhöht wird. Die bedeutendsten Baien der Insel sind die von Nipe und Nuevitas an der Nordküste, die von Guantánamo, Cienfuegos (Jagua) und Broa an der Südküste. Zu den bedeutendern benachbarten Inseln gehören die Klippenreihe der Colorados und die Romano-Inseln im N., Pinos, die reizenden Jardines del Rey y de la Reyna (Gärten des Königs und der Königin) und das Labyrinth (Laberinto) der Cayos de doze Leguas im S. Das Innere der Insel wird im W. von einem Hügellande erfüllt, aus dem sich einzelne Berge zu ziemlich bedeutender Höhe erheben, so namentlich der Pan de Matanzas (390 m), die Tetas de Managua, Mesa de Mariel und Pico de Guayabon (594 m) und am weitesten westlich die Höhen der Sierra de los Organos. Im mittlern Teile nähern sich die höhern Ketten, wie die Sierra Camarioca, die 600 m hohe Lomas de San-Juan u. a., mit dürren, nackten Gipfeln der Südküste und zeigen an beiden Abdachungen höhlenzerklüftete Wände eines dem Jurakalk ähnlichen jüngern Kalkgebirges. Östlich der Ebene von Principe, der Centralstadt C.s, wird das Terrain immer höher, und es beginnt mit der der Nordküste parallelen Sierra de Carcamessas das eigentliche Gebirgsland. Dieses erreicht seine Kulminationspunkte in den Sierren der Südküste zwischen Kap de Cruz und Maisi, welche von W. nach O. betrachtet aus der Sierra de Tarquino (2375 m), der Sierra del Cobre (Kupferberge) und der Sierra de los Cuchillos bestehen.

Die Bewässerung der Insel ist ziemlich reichhaltig, aber nicht großartig. Unter den wenigen schiffbaren Flüssen ist am bedeutendsten der von den Kupferbergen kommende und südwestlich das Thal von Bayamo durchströmende Rio Cauto (82 km schiffbar), im N. die Sagua la Grande und Sagua la Chica. Das Klima dieser gebirgigen Insel an den Grenzen der Tropenzone ist natürlich im allgemeinen ein vorzügliches. Es wird die jährliche mittlere Temperatur für Havana auf 20°, für Santiago auf 21,6° R. angegeben. Die mittlere Temperatur des heißesten Monats beträgt für erstern Ort 22°, für letztern 23,5°; die des kältesten für Havana 17,5°, für Santiago 18,5° R. Die Hitze der Monate Juli und August wird durch Seewinde gemildert. Die Küstengegenden, zum Teil sumpfig, sind dem Gelben Fieber, welches die Fremden heimsucht, mehr oder minder ausgesetzt, das Innere aber ist gesund. Die Südküsten werden mehr von Erderschütterungen und heftigen Stürmen betroffen als die übrigen Gegenden, aber doch nicht so verheerend wie auf vielen der übrigen Antillen. Wenn auch der Boden teilweise nicht sehr ergiebig ist, treiben doch oceanische Frische und tropische Sonne im allgemeinen eine üppige Vegetation und begünstigen den Anbau reicher Produkte. Es gedeihen Zucker, Kaffee, Baumwolle, Tabak, Kakao, Indigo, Mais und Reis, Ananas und Bananen, Südfrüchte und wertgeschätzte Arznei- und Nutzhölzer, wie Mahagoni, Cedern und Gelbholz u. s. w. Die Tierwelt hat die europ. Haustiere. Kaimans finden sich in den untern Flußstrecken, Schildkröten, Fische und Muscheln an den Meeresufern. Unter den Mineralien wird Gold des Alluvialbodens seit zwei Jahrhunderten nicht mehr gewonnen, auch Silber nur wenig, dagegen Kupfer sehr viel und am meisten im Süden. Steinkohlen und Erdpech beutet man mit Nutzen, aber unzureichend aus. Auch sind mächtige Gipslager, Marmorbildungen, schöne Jaspisarten neben andern nutzbaren Mineralien vorhanden. Die berühmteste Mineralquelle ist die von San-Diego im Südwesten von Havana.

Von der Oberfläche der Insel sind nur etwa 9900 qkm wirklich kultiviert; weite Strecken im Innern sind noch völlig unbekannt. Wald- und Felseneinöden, über 19800 qkm, werden zu Hutungen benutzt, und 2750 qkm sind künstliche Weiden. Die auf einzelne Teile des Landes zusammengedrängte Bevölkerung ist dennoch ziemlich dicht zu nennen und hat sich seit Anfang des 19. Jahrh. fast um 1 Mill. vermehrt. Die Einwohnerzahl belief sich 1879 auf 1424649 Seelen, worunter 965735 Weiße, 287827 freie Farbige und 171087 Sklaven; inzwischen ist durch ein 8. Mai 1880 in C. proklamiertes Gesetz die Sklaverei ganz aufgehoben worden. Seit 1878 zerfällt die Insel in die sechs Verwaltungsbezirke Havana, Santiago de Cuba, Matanzas, Pinal del Rio, Puerto-Principe und Sta.-Clara. Die Bevölkerung lebt in 13 Städten (Ciudades), 12 Flecken (Villas) und vielen Dörfern (Pueblos), Weilern (Aldeas) und Höfen (Caserias), größtenteils aber auf Pflanzungen. Sonach ist der bei weitem größte Teil der Einwohner den ländlichen Beschäftigungen, der Viehzucht und der Plantagenwirtschaft, ergeben. Viehzüchtereien (Estancias) bestehen in Menge, am meisten in der Gegend von Bayamo und namentlich von Holguin, den Hauptzuchtstätten und Fleischproduktionsorten der Insel; auch die Bienenzucht ist sehr verbreitet. Von noch größerer Bedeutung ist die fast nur auf die Stapelprodukte des Ausfuhrhandels gerichtete Plantagenwirtschaft; 1877 zählte man 1191 Zuckerplantagen, 4511 Tabakplantagen und 192 Kaffeepflanzungen. Am erfolgreichsten

wird der Feldbau im fruchtbaren Westen der Insel bis südöstlich von Havana getrieben, welche Gegend einem Garten gleicht. Die großen Zuckerplantagen (Ingenios) liegen hauptsächlich in der Vuelta Arriba oder dem Obern Feldbaudistrikt, an der Nordseite der Insel, in der Region der berühmten roten Erde. Der Untere Feldbaudistrikt, Vuelta Abajo, an der Südseite gelegen, 110—120 km lang und gegen 30 km breit, liefert in seinen zahlreichen «Vegas de Tabacco» den besten Tabak, während der in einigen Pflanzungen des Ostens gewonnene und in Santiago verschiffte minder ausgezeichnet ist. Kaffeepflanzungen (Cafetales) befinden sich hauptsächlich im östl. Departement. Doch hat die Produktion des Kaffees, der früher (1820—30) das zweite Stapelprodukt war, infolge der Konkurrenz von Brasilien, Java u. s. w. sehr abgenommen. Gegenwärtig deckt die Produktion kaum den Konsum der Einwohner und läßt nur ein Geringes zum Export übrig. Baumwolle wurde zwar schon früher gewonnen und ausgeführt, seit 1862 legte man aber im Osten neue Baumwollpflanzungen an, indem die hohen Preise dieses Produkts manche Pflanzer verlockten, ihre Felder für diese Kultur einzurichten. Der Hauptstapelartikel C.s ist der Rohrzucker, dessen steigende Produktion sich auch infolge der Einführung neuer Maschinen immer gewinnreicher gestaltete. Im J. 1878 betrug die Gesamtausfuhr an Zucker 538831 t (à 1000 kg) im Werte von 53830931 Doll. C. führte 1878 ferner aus: 109363 t Melasse für 2734094 Doll. Fast alle Melasse und zwei Drittel der Zuckerausfuhr gingen nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Das zweite Stapelprodukt C.s ist der Tabak, dessen Produktion ebenfalls in steter Zunahme begriffen. Seine Güte hängt sehr von der Witterung ab. Der Verbrauch in C. selbst ist, da hier alle Stände, Geschlechter und Altersstufen leidenschaftlich rauchen, ungeheuer und soll jährlich 1825 Mill. oder täglich 5 Mill. Cigarren betragen. Nach Lage und Boden der Vegas, nach dem Jahrgang und der Behandlung ist das Produkt sehr verschieden. Das beste wird im voraus an bestimmte Häuser und Fabriken in Havana, die als alte Kunden gelten, verkauft, sodaß es neuen Kunden und europ. Fabrikanten schwer und meist unmöglich wird, die ausgezeichnete Ware zu erlangen. Auch ist der Käufer durchaus nicht vor Betrug gesichert. Thatsächlich wurden 1854 allein in Havana 264 Mill. Cigarren von ausländischem Tabak gedreht, dagegen von der ganzen Insel nur 251333000 echte Cigarren ausgeführt. Im J. 1878 belief sich die Ausfuhr der Cigarren auf 182355740 Stück, für 7294229 Doll., und des Blättertabaks auf 6856454 kg für 5485163 Doll. Dazu kommen noch Cigaretten im Wert von 177960 Doll. Minder großartig, aber doch immer von Belang ist die Ausfuhr von Honig (1878: 258312 Gallonen für 129156 Doll.), Wachs (151255 kg. für 108155 Doll.), Häuten, Mahagoni-, Cedern-, Fustik- und andern Hölzern. Havana allein führte 1880 aus 12464936 Pfd. Tabak und 153141000 Cigarren. Zur Einfuhr kommen, außer Manufakturen aller Art, besonders aus England und Nordamerika, aber auch aus Deutschland und andern europ. Ländern hauptsächlich Nahrungsmittel, Spirituosen und Bretter. Die Ausfuhr belief sich 1878 auf 70881525 Doll.

Gegenwärtig sind die 14 dem auswärtigen Handel eröffneten Haupthäfen: Havana, Matanzas, Cardenas, Saguna-la-Grande oder Sta.-Clara (der Hafen von Villaclara), Caibarien (Hafen von Remedios), Nuevitas, Jibara (Hafen von Holguin), Baracoa, Guantánamo, Santiago de Cuba, Manzanillo, Casilda, Jagua oder Hafen von Cienfuegos, einer der besten der Welt, und Rio Sasa. Dampfschiffe unterhalten regelmäßige Verbindungen zwischen den Haupthäfen, und die seit 1834 begonnenen Eisenbahnen sind in stetem Zunehmen begriffen und vermitteln immer mehr den innern Verkehr, sowie den Transport von den Pflanzungen nach den Verschiffungshäfen. Im J. 1880 waren 1382 km im Betriebe. Die erste und wichtigste Bahn führt von Havana über Los Guines im SO. nach La Union, verbindet die Nord- mit der Südküste und ist mit ihren Zweigbahnen nach Batabano im S. und Guanajay im W. 160 km lang. Andere Bahnen führen von Havana nach Cristobal, und gegen O. nach Matanzas, Cardenas und Jucaro, sodann von diesen Häfen in verschiedenen Richtungen landeinwärts, und sind durch Zweigbahnen untereinander und auch mit der erstern verbunden. Von Wichtigkeit ist außerdem die 1840 erbaute Bahn, welche die Binnenstadt Puerto-Principe mit dem Hafen Nuevitas im NO. verbindet, sowie die Bahn von Cienfuegos nach Villaclara und die Bahn von Jagua nach Las Cruces. Die Länge der Telegraphenlinien beträgt 4500 km. Auch außer bei den Eisenbahnen ist die Anwendung des Dampfes im Zunehmen. Schon 1849 wurden von 1422 Zuckerpflanzungen 288 mit Dampfmaschinen betrieben, und ihre Zahl hat sich seitdem bedeutend vermehrt. Diese Thatsachen geben ein Zeugnis von den civilisatorischen Fortschritten, welche die Bevölkerung C.s in neuerer Zeit im Gefolge des Handels gemacht hat, sodaß das span. Mutterland bereits überflügelt ist. Außerdem zeichnet sich der Cubaner aus durch einen lebhaften Geist und liebenswürdige Charaktereigenschaften. Der Regierung der Insel steht der Gouverneur von Havana als Generalkapitän vor, welcher zugleich oberster Militär- und Civilbefehlshaber der Insel ist und alle Rechte eines span. Vizekönigs hat. Die kirchliche Verwaltung der Insel zerfällt in zwei erzbischöfl. Sprengel von Havana und Cuba. Die finanziellen Verhältnisse C.s haben sich in den letzten Jahrzehnten sehr günstig gestaltet. Während 1859 die Einnahmen 25310222 Doll. betrugen, beliefen sie sich 1879 auf 60132638 Doll.; die Ausgaben dagegen in denselben Jahren auf 20803217 und auf 56764688 Doll. Fast die Hälfte der Einnahmen wird für das Militärdepartement verwandt. Die Zahl der regelmäßigen span. Truppen beträgt etwa 20000 Mann, neben denen 3—4000 cuban. Milizen Dienste leisten. Seit 1870 befanden sich wegen des Aufstandes auf C. 23000 Mann, 4000 aktive Milizen und ein Hilfskorps von 33000 Mann. Außerdem lagen in den Städten 70000 Freiwillige. Die Hauptortschaften der Insel sind: Havana, Cuba oder Santiago de Cuba, Matanzas und Puerto-Principe.

Geschichtliches. C. wurde 28. Okt. 1492 von Columbus entdeckt und von ihm Juana benannt, welcher Name sich jedoch so wenig als der später von Velasquez ihr beigelegte, Fernandina, gegen den einheimischen erhalten hat. Noch bei seinem Tode hielt Columbus C. für einen östlich vorspringenden Teil des amerik. Festlandes, welche Ansicht erst 1508 durch die auf Befehl Ovandos von Sebastian Ocampo unternommene Umschiffung

widerlegt wurde. Im J. 1511 eroberte Diego Velasquez, Gouverneur des Südwestteils Hispaniolas, nach kurzem Widerstande des indian. Häuptlings Hatuey die Insel, gründete 1512 die Stadt Baracoa und binnen einigen Jahren noch fünf bis sechs Städte, beförderte die Negereinfuhr, knüpfte Verbindungen mit Mexiko an, erlangte die Würde eines Generalkapitäns von C. und aller spätern Eroberungen, und hatte schon 1520 die Insel in einen blühenden Zustand gesetzt. Als Velasquez 1524 starb, waren auch seine Nachfolger bemüht, das Land zu einer wohlhabenden Kolonie zu machen, wozu besonders die sorgfältige Schonung der Indianer beitrug. Unter Hernando Soto, welcher 1539 die Statthalterschaft erhielt, erlitt die Blüte des Landes einen empfindlichen Stoß, indem bis 1560 alle Indianer vertilgt waren. Nur die glückliche Lage und der treffliche Hafen Havana retteten die Kolonie vor dem Schicksal der übrigen Antillen und erhielten Anbau und Verkehr. Die alte Hauptstadt Santiago wurde von den Wohlhabenden und Beamten verlassen und gegen Havana vertauscht, welches man 1584 befestigte und 1633 zum Sitz eines eigenen Gouvernements machte. Im Laufe des 17. Jahrh. litt C. stark durch die Unternehmungen der Flibustier.

Mit dem Beginn des 18. Jahrh. bekundete die Einrichtung von Territorialauflagen schon einen gewissen Wohlstand des Volks. Als die Regierung 1717 den Tabakshandel auf C. zu ihrem Monopol erklärte, rief diese Maßregel eine Reihe von Aufständen hervor, die jedoch überwältigt wurden. Die Folge des Monopols war, daß der Schleichhandel der Cubaner mit Jamaica zu einer enormen Höhe stieg, sodaß sich die span. Regierung genötigt sah, auch hiergegen mit Gewalt zu kämpfen, wobei sie oft in Streitigkeiten mit den Engländern geriet. Der Krieg von 1740 hemmte den Schleichhandel in etwas, nach dem Frieden aber lebte er von neuem auf, und die span. Regierung that endlich einen vermittelnden Schritt, indem sie das Tabaksmonopol einigen Kaufleuten von Cadiz übergab. Im J. 1762 unternahmen die Engländer mit 44 Kriegsschiffen unter Pocock und 12—16000 Mann unter Albemarle einen Zug gegen Havana, dessen Gouverneur, Juan de Prado Porto-Carrero, sich nach einmonatlicher Gegenwehr 13. Aug. ergeben mußte. Die Engländer nahmen Besitz von Stadt und Umgegend, gaben den Verkehr frei, vertauschten jedoch die Eroberung im Frieden von 1763 gegen Florida. Die kurze Besetzung war indes von den bedeutendsten Folgen, indem die span. Regierung die alten Handelsverhältnisse nicht wiederherstellen konnte. Dieselbe mußte 1765 den freien Verkehr C.s mit Spanien bestätigen und legte dadurch den Grund zum schnellen Emporblühen der Insel und besonders Havanas, welches seit 1773 Mittelpunkt des Sklavenhandels des ganzen span. Amerika war. Im J. 1777 wurde C. zu einer unabhängigen Generalkapitanie erhoben. Nach dem nordamerik. Freiheitskampfe erhielten Havana und Santiago den freien Handel mit fremden Nationen, und 1790 gab man auch den Sklavenhandel frei. Diese und ähnliche Maßregeln förderten mächtig die Entwickelung der Kolonie, deren Zustand beim Ausbruch der Französischen Revolution ein glänzender war. Aber auch die Revolution wirkte auf C. günstig. Es wanderten viele franz. Royalisten von San-Domingo ein, welche die Erfahrungen der Pflanzer erweiterten, die nun erst den Kaffeebau einführten. Die Ausdehnung des Anbaues und Verkehrs förderte die Selbständigkeit der Bevölkerung, weckte aber zugleich auch die innern Zerwürfnisse. Diese zeigten sich zuerst gefahrdrohend in der Stimmung der Neger gegen die Weißen. Die große, 1812 durch den freien Neger Aponte angestiftete Empörung ward zwar noch vor dem Ausbruch unterdrückt, aber es gelang dies nicht in allen Fällen, und Negeraufstände waren seitdem etwas Gewöhnliches. So erhoben sich 1844 die Schwarzen um Matanzas, und im Frühjahr 1848 rief die Freilassung der Sklaven in den benachbarten franz. Kolonien Westindiens auch in C. einen Aufstand hervor, bei dem viele Tausende derselben das Opfer der grausamsten Strenge wurden.

Seit die kontinentalen Kolonien Spaniens vom Mutterlande abgefallen waren, mußte die Festhaltung C.s immer wichtiger werden, das den Schlüssel des Mexikanischen Golfs und den natürlichen Handelsmittelpunkt für die Häfen dieses und des Karaibischen Meers bildet. Man begünstigte daher die Kolonie mehrfach, gab 1816 das Tabaksmonopol auf und erteilte 1818 allgemeine Handelsfreiheit. Bei der Wahl der Gouverneure für diesen ebenso wichtigen als schwierigen Posten ging man mit äußerster Sorgfalt zu Werke. Es galt auf C. nicht allein die große Sklavenmasse niederzuhalten, sondern auch die durch das Sklavenwesen demoralisierte creolische Bevölkerung der span. Krone anhänglich oder wenigstens abhängig zu erhalten. Letzteres war um so schwieriger, als eine starke Partei unter den Creolen trotz der Verschiedenheit der Sprache, Religion und Abstammung die polit. Verbindung mit den Vereinigten Staaten von Amerika anstrebte. Andererseits begehrten auch die Nordamerikaner die Annexion der Insel an die Union, und um so mehr, als zugleich England die wichtige Kolonie für sich zu erwerben wünschte. Schon 1845 ward im Senat von Washington der Ankauf der Insel in Anregung gebracht und 1846 bildete sich in den Vereinigten Staaten eine Gesellschaft, welche 200 Mill. Doll. zum Ankaufe C.s zusammenschießen wollte. Während die Presse eifrig für die Annexion der Insel wirkte, rüsteten sich auch insgeheim, mit Unterstützung von seiten der cuban. Creolen, Freischaren, um die Insel zu insurgieren und mit Waffengewalt vom span. Joche zu befreien. Bereits hatten sich 1500 Mann unter Oberst White zu diesem Zwecke gesammelt, als die nordamerik. Regierung gegen das völkerrechtswidrige Unternehmen einschritt. Auch ein späterer wirklich ausgeführter Versuch des Venezuelaners Narciso Lopez, welcher mit dem Amerikaner Crittenden und dem Ungar Pragay im Aug. 1851 bei Bahia Honda landete, mißlang. Lopez ward 1. Sept. 1851 durch die Garotte in Havana hingerichtet; sein unglückliches Ende dämpfte auch fürs erste die Annexionsgelüste der Sklavenstaaten der Union, zumal der neuernannte Generalkapitän, General Pezuela, sehr energisch auftrat. Am 1. Jan. 1854 veröffentlichte derselbe einen Erlaß, wonach die unter dem Namen Emancipados begriffenen Neger in Freiheit gesetzt wurden und fortan über die Früchte ihrer Arbeit frei verfügen sollten.

Diese gegen das Sklavenwesen gerichtete Maßregel rief in den Sklavenstaaten der Union große Erbitterung und Besorgnis hervor. Die Beschlagnahme des amerik. Dampfers Black-Warrior wegen

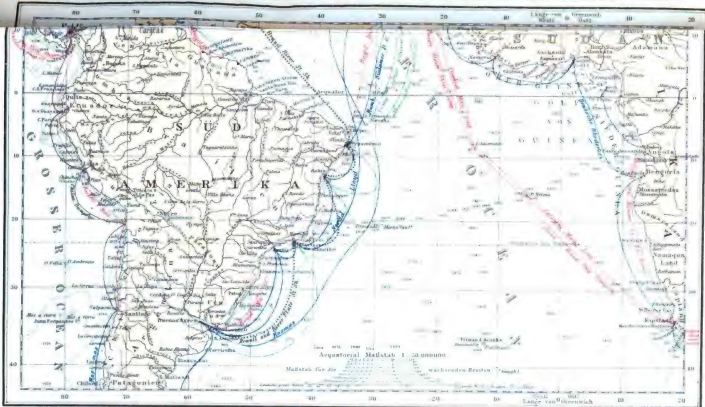
Zollübertretungen, die Untersuchung amerik. Schiffe durch cuban. Kreuzer und Verhaftung amerik. Bürger gaben dem gespannten Verhältnis neue Nahrung. Der wieder zum Generalkapitän ernannte General José Concha bewies aber in den Verhandlungen viel Takt und legte die Zwistigkeiten friedlich bei. Neue Befürchtungen erregte die Wahl Buchanans zum Präsidenten der Vereinigten Staaten, da dieser im Okt. 1854 zu Ostende die Erklärung der amerik. Gesandten Soulé und Mahon mit unterzeichnet hatte, wonach die Zurückweisung einer Kaufsumme (200 Mill. Doll.) für C. der Union das Recht geben sollte, die «ihre innere Ruhe und ihre Existenz gefährdende» Insel wegzunehmen. Buchanan erfüllte jedoch als Präsident die Hoffnungen der Annexionspartei nicht, und der später ausbrechende Bürgerkrieg in den Vereinigten Staaten drängte das Projekt völlig in den Hintergrund. Concha, dessen Stelle 1857 General Franz von Lersundi übernommen, kehrte schon 1858 wieder auf seinen Posten zurück. Für die nächsten zehn Jahre war die Insel verhältnismäßig ruhig: indessen wuchs die Unzufriedenheit mit der span. Herrschaft täglich mehr. Für die Anlage von Straßen im Innern geschah so gut wie nichts. Handel und Schiffahrt konnten sich nur schwächlich entwickeln unter einem System, welches den Verkehr zwischen den Kolonien und dem Mutterlande als Küstenschiffahrt taxierte und besonders den wichtigen Handel mit den Vereinigten Staaten durch unerhört hohe Zölle erdrückte. Die Landwirtschaft ward gelähmt zunächst durch die Steuer des Zehnten, noch mehr durch die sog. Alcabala, die Abgabe von 6 Proz. vom Nettoertrag des Verkaufs oder Austausches unbeweglicher Güter eines Sklaven, und durch die Alcabalilla, eine Auflage von 6 Proz. der Alcabala selbst. Statt durch Beförderung der Einwanderung von Weißen dem empfindlichen Mangel an Arbeitskräften abzuhelfen, suchte die span. Regierung dieselbe sogar möglichst zu hindern. Die Regierung Isabellas II. stellte sich zwar im Herbst 1866 an, als wolle sie diesem heillosen Zustande ein Ende machen, und berief eine Junta zur Beratung der nötigen polit. und sozialen Reformen. Allein der üble Wille der Regierung zeigte sich schon darin, daß sie jenen Ausschuß zur Hälfte mit eigenen Bevollmächtigten, die entschiedene Gegner jeder Reform waren, besetzte, für die Wahlen auf C. einen Modus aufstellte, der die Reformfeinde begünstigte, und schließlich statt eines allgemeinen Plans nur einige auf die Regulierung der Sklavenarbeit bezügliche Fragen vorlegte. Die Cubaner dagegen verlangten ein konstitutionelles System, Preßfreiheit, Petitionsrecht für den Insellandtag, das Recht, öffentliche Ämter zu bekleiden, Freiheit des Gewerbes, des Kaufs und Verkaufs von Gütern und des Vermächtnisses, Versammlungs- und Vereinsrecht und Vertretung der Kolonie in den Cortes neben einem Insularlandtage und einer Provinzialjunta für die Lokalangelegenheiten. Aber die Regierung wollte nicht die Vollmachten der Statthalter beschränken, keine Vertretung C.s in den Cortes und überhaupt keine Verfassung zulassen.

Auch die langjährigen Bemühungen der Cubaner um Abschaffung der Sklaveneinfuhr und um bessere Behandlung der sog. Emancipados (nicht geschmuggelte und nach fünfjähriger Dienstzeit freigegebene Sklaven) hatten keinen Erfolg gehabt, und auch die Kulis keine Erleichterung ihrer Lage gefunden. Bei der Junta erneuerten die Einwohner C.s ihre Reformvorschläge; die Vorschläge, welche die cuban. Abgeordneten zur stufenweisen Abschaffung der Sklaverei machten, waren außerordentlich gemäßigt und praktisch. Aber auch hierin that die madrider Regierung lediglich nichts. Und so ist es gewiß nur sehr erklärlich, daß die verzweifelnden Cubaner schließlich an Selbsthilfe dachten. Wie um sie mit Gewalt auf diesen Weg zu drängen, hatte die Regierung im Sommer 1868 noch durch die Erhöhung der unmittelbaren Steuern um 10 Proz. und durch unsinnige Verfolgungen der Reformpartei die Erbitterung auf das höchste gesteigert. Der Ausbruch des Aufstandes wurde nur verzögert durch die Nachricht von dem Pronunciamento von Cadiz, das sich als eine neue Ära der Freiheit ankündigte.

Nochmals wagten die Cubaner auf Spanien zu hoffen; aber die republikanische Regierung ließ den grimmigen Verfolger der Reformpartei, Statthalter Lersundi, noch monatelang im Amte. Unter diesen Umständen beschlossen die Führer der cuban. Unabhängigkeitsbestrebungen endlich, selbständig vorzugehen. Am 2. Aug. 1868 organisierten Franc. V. Aguilera, Manuel A. Aguilera und Franc. Maceo Osorio in dem Hause des Letztgenannten in Bayamo die Verschwörung, um C. von der span. Herrschaft zu befreien. Schon nach wenigen Monaten waren ihre Anhänger so zahlreich, daß es schwer wurde, sie von einem zu frühen Losschlagen zurückzuhalten. Namentlich breitete sich die Bewegung im östl. und mittlern Teile der Insel aus. In Manzanillo stellte sich Carlos Manuel Cespedes an ihre Spitze; in Holguin Belisario Alvarez; in Las Tunas Vicenti Garcia; in Jiguani Donato Marmol und in Santiago de Cuba Manuel Fernandez. Diese Männer traten im Sept. 1868 zusammen, und wenn sie sich auch anfangs entschieden hier für einen sechsmonatlichen Aufschub in Eröffnung der Feindseligkeiten aussprachen, so einigten sie sich schließlich doch auf den 14. Okt. Inzwischen war aber die Nachricht von der beabsichtigten Schilderhebung nach Havana gedrungen. Cespedes griff einen Regierungsboten auf, welcher den Befehl der Verhaftung sämtlicher Verschworenen überbringen sollte, und erklärte bereits 10. Okt. auf dem Felde von Yara die Unabhängigkeit C.s. Er schlug den gegen ihn operierenden span. Offizier und nahm außer mehrern kleinen Orten 18. Okt. das wichtige Bayamo mit seinem Fort. So waren der Osten und das Centrum zu einem großen Teil in den Händen der Aufständischen, welche sofort eine republikanische Regierung einsetzten, an deren Spitze Salvador Cisneros Betancourt, Marquis von Sta.-Lucia, und Ignacio und Eduardo Agramonte standen. Der span. General Valmaseda wurde 25. Nov. 1868 auf dem Wege nach Nuevitas geschlagen, ein gleiches Schicksal mit ihm teilte Oberst Alvear im Dezember; jener aber drang, nachdem er seine Streitkräfte auf 4000 Mann verstärkt hatte, nach Bayamo vor, welches die numerisch schwächern Insurgenten nicht halten konnten und deshalb verbrannten. Inzwischen hatte sich Cespedes selbst zum Generalkapitän des östl. Departements erklärt, jedoch keine polit. Einigung mit der republikanischen Regierung erzielt, wenn auch zunächst beschlossen ward, im Felde gemeinschaftlich zu operieren.

Im Winter 1868 auf 1869 drehte sich der Kampf um die Eisenbahnen zwischen Nuevitas und Puerto-

DIE DAMPFSCHIFFAHRTS-VERBINDUNGEN DES WELTVERKEHRS IM ATLANTISCHEN OCEAN.



Brockhaus' Conversations-Lexikon. 13. Aufl. F. A. Brockhaus' Geogr.-artist. Anstalt, Leipzig. Zu Artikel Dampfschiffahrt.

Principe, wobei die Spanier meistens den kürzern zogen. Die eigentlich kriegerischen Unternehmungen leitete fortan Quesada, dem es gelang, eine Reihe wichtiger Plätze in kurzer Zeit zu nehmen und durch einen ununterbrochenen Guerrillakrieg mit seinen höchstens 26000 Mann starken Truppen das span. Heer, dessen Stärke der spätere Kolonialminister Becerra auf 110000 Mann (70000 Voluntarios, 40000 Linientruppen) angab, und das span. Geschwader im Schach zu halten, das nach dem Zeugnis eines nordamerik. Admirals es mit demjenigen der Vereinigten Staaten aufnehmen könnte. So bot denn General Dulce, Nachfolger des Generalkapitäns Lersundi, im Febr. 1869 den Cubanern Amnestie und Abstellung aller ihrer Beschwerden an; allein er bestand auf Abhängigkeit von Spanien und fand deshalb nur taube Ohren. Am 26. Febr. trat die republikanische Regierung des mittlern Departements zusammen und schaffte sofort die Sklaverei ab. In demselben Monat erhob sich der Villasdistrikt gegen die span. Herrschaft; es kommandierte hier ein Pole, General Ruloff, der in allen Gefechten gegen die Spanier siegreich blieb. Am 10. April 1869 fand der Nationalkonvent des mittlern und östl. Departements in Guaimaro statt, welcher die Republik in vier Staaten einteilte, eine Konstitution annahm und Cespedes zum Präsidenten, Manuel Quesada aber zum Oberbefehlshaber ernannte. Überall zogen um diese Zeit die span. Truppen den kürzern, zumal im Mai die Insurgenten durch zwei in den Vereinigten Staaten ausgerüstete Expeditionen, die eine unter Rafael Quesada mit dem Dampfer Salvador und die andere unter Thomas Jordan, einem frühern Offizier der Südstaaten, Zufuhren an Mannschaften, Waffen und Munition erhielten. Gegen Ende des Jahres trat Jordan an die Stelle Manuel Quesadas und schlug 1. Jan. 1870 eine erhebliche span. Streitmacht bei Guaimaro. Die Truppenverstärkungen, um die Dulce im Febr. 1869 immer dringender gebeten hatte, wurden, als sie im Frühjahr anlangten, durch das Gelbe Fieber in furchtbarer Weise decimiert, und die zunächst aus den Spaniern auf der Insel und dann durch Anwerbungen im Mutterlande gebildeten Legionen der Voluntarios wurden für die Regierung und Kriegführung mehr eine Verlegenheit als eine wirkliche Hilfe; denn sie traten ganz als selbständige Regierung auf, setzten Beamte ab und ein, konfiszierten, verhafteten nach Belieben und drückten durch Schandthaten und Grausamkeiten jeder Art dem Kampfe den Stempel des rücksichtslosesten Verwüstungskriegs auf. Ihr Übermut ging so weit, daß sie den Statthalter Dulce, der ihnen nicht thatkräftig genug schien, 2. Juni 1870 einfach verhafteten und nach Spanien zurückschickten.

Sein Nachfolger, Caballero de Rodas, bat, nachdem er Massen von Gefangenen hatte erschießen lassen, fortwährend neue Verstärkungen verlangt und fortwährend versichert, der Aufstand läge in den letzten Zügen, nach einem Jahre entmutigt um seine Entlassung. Nicht viel länger blieb sein Nachfolger, Graf Valmaseda, auf seinem Posten, der im Dez. 1870 eintraf. Trotz seiner grausamen Befehle und Drohungen gewann er nicht das Vertrauen der Freiwilligen und mußte 1872 erst interimistisch Ceballos, dann aber 1873 definitiv dem General Pieltain weichen, welcher, an der Möglichkeit der Bewältigung des Aufstandes verzweifelnd, im Juli 1873 Cespedes wiederholt, aber vergeblich, unter der Bedingung Frieden anbot, daß C. bei Spanien bleibe. Im Nov. 1873 wurde General Jovellar Generalkapitän und im Dezember desselben Jahres folgte Cisneros dem bisherigen Präsidenten Cespedes als Haupt der Republik, welcher letztere Ende Febr. 1874 den Spaniern verraten und von ihnen standrechtlich erschossen wurde. Jovellar glaubte energische Maßregeln ergreifen zu müssen, um die jetzt sogar dem Westen der Insel drohende Gefahr abzuwenden. Er erklärte also ganz C. in Belagerungszustand, ließ alle waffenfähigen Männer in die Miliz einreihen und zehn Prozent derselben zum Dienst gegen die Aufständischen durchs Los verpflichten. Diese Strenge machte aber seine Stellung unhaltbar. Er bat also notgedrungen um seine Abberufung und wurde 1874 durch José de la Concha ersetzt. Dieser war die letzte Hoffnung der span. Partei, da er mit den Verhältnissen der Insel längst bekannt und mit den Pflanzern wohlbefreundet war. Bei seinem Vorgehen gegen die Aufständischen traf er dieselben bei Yarayaba im Sept. 1874 und schlug sie; er war aber zu schwach, seinen Vorteil zu verfolgen, wie denn überhaupt der Aufstand der Karlisten die Regierung des Mutterlandes während der J. 1874 und 1875 vollauf in Anspruch nahm, sodaß sie wenig oder gar nichts für die Aufrechterhaltung ihrer Herrschaft in C. thun konnte. Vom Okt. 1868 bis zum J. 1874 sandte Spanien 80000 Soldaten nach C., von welchen nicht mehr als 12000 übrigblieben. In den ersten drei Jahren des Kriegs verausgabte Spanien 70339658 Doll. und 1875 sowie Anfang 1876 schwankte der Kampf noch immer unentschieden hin und her. Als jedoch der Karlistenaufstand in Spanien unterdrückt war, wurde 1876 General Martinez Campos mit Verstärkungen nach C. gesendet; ihm folgte 1877 Jovellar als Generalkapitän, welcher im Febr. 1878 die letzten Rebellen zur Unterwerfung zwang.

Unter den Mächten, welche einen moralischen Druck in der Cubanischen Frage auf Spanien geübt haben, stehen obenan die Vereinigten Staaten. Die öffentliche Meinung daselbst hat sich, ziemlich frei von Annexionsgelüsten, von Anfang zu Gunsten der Cubaner ausgesprochen; Unternehmungen von Flibustiern haben teilweise einige Zeit lang geheime Unterstützung gefunden und gelegentliche Vergewaltigungen amerik. Bürger durch die Behörden auf C. mehr oder weniger ernste Mißstimmung gegen Spanien erweckt (Virginius-Affaire). Man ist indes in Amerika fast allgemein zu der Einsicht gekommen, daß eine Vermehrung der wesentlich prot. Bevölkerung um fast eine Million bigott-kath. Spanier, der Millionen Schwarzen um fast eine neue halbe Million eher eine Verlegenheit als ein Gewinn wäre, zumal mit dem Verschwinden der Sklaverei auch der Süden kein Interesse mehr an der Erwerbung tropischer Gebiete hat. Das Wichtigste, was die Vereinigten Staaten auf C. für sich anzustreben haben, ist die Aufhebung des dortigen übertriebenen Schutzzollsystems, das ihren Handel behindert. Wiederholt hat bereits, wie die Botschaften des Präsidenten Grant vom Dez. 1869 und 1875 bestätigten, die Regierung von Washington im Interesse des Nachbarvolks ihre guten Dienste zur Wiederherstellung des Friedens auf C. angeboten und auch in der Note vom Jan. 1876 den europ. Großmächten ein Einschreiten in friedlichem Sinne

vorgeschlagen, ohne indessen die Aufständischen als Kriegführende anzuerkennen. Nach der Unterdrückung des Aufstandes verlieh ein königl. span. Dekret vom 3. Juli 1878 der Insel dieselbe Kommunal- und Provinzialverwaltung, die das Mutterland genießt. Hierauf wurde die Sklavenemancipation ins Auge gefaßt; ein Gesetz, das die Sklaven für frei erklärte, aber sie noch auf acht Jahre unter dem Schutz ihrer Herren zum Lohndienst verpflichtete, wurde 21. Jan. 1880 vom span. Kongreß angenommen und 8. Mai in C. proklamiert. Ein königl. Dekret vom 13. April 1881 befahl endlich die sofortige Einführung der span. Konstitution in C.

Litteratur. Pezuela, «Ensayo historico de isla de C.» (Neuyork 1842); Humboldt, «Essai politique sur l'île de C.» (Par. 1826); Ramon de la Sagra, «Historia economica, politica y estadistica de la isla de C.» (Hav. 1831); desselben Prachtwerk: «Historia fisica, politica y natural de la isla de C.» (Par. 1837 fg.) und den Auszug daraus: «Histoire physique et politique de l'île de C.» (2 Bde., Par. 1844); Pesaron y Lastra, «La isla de C.» (Madr. 1858); de Saco, «Coleccion de papeles scientificos etc. sobre la isla de C.» (2 Bde., Par. 1858—59); von Sivers, «C., die Perle der Antillen» (Lpz. 1861); Pezuela, «Diccionario geografico, estadistico y historico de la isla de C.» (4 Bde., Madr. 1863—67); derselbe, «Historia de la isla de C.» (4 Bde., Madr. 1868); Hazard, «C. with pen and pencil» (Lond. 1871); Zaragoza, «Las insurrecciones en C.» (Bd. 1—2, Madr. 1873—74); Gallenga, «The Pearl of the Antilles» (Lond. 1873); Herrera, «La isla de C., su situacion actual y reformas que reclama» (Hav. 1876); Torriente, «Estudio sobre la riqueza de la isla de C.» (Hav. 1878); Stunck y Reig, «Division territorial de la isla de C.» (Madr. 1880); de Larinaga, «Die wirtschaftliche Lage C.s anknüpfend an die Entwickelung der Insel» (Lpz. 1881).

Cubic..., s. Kubik...

Cubicularius (lat.), im alten Rom der Haussklave, welcher das Amt des Kammerdieners versah; später der Kammerdiener des Papstes.

Cubiculum (lat.), das Schlafzimmer des altröm. Wohnhauses; dann auch das Grab eines Märtyrers, welches von den ersten Christen zu gottesdienstlichen Versammlungen benutzt wurde, daher auch soviel wie Bethaus, Kapelle.

Cubit, das lat. Cubĭtus (die Vorderarmlänge, 1½ Fuß, ein Längenmaß der Alten), ein älteres engl. Ellenmaß von 18 Zoll oder ½ Yard = 0,457196 m. Dasselbe ist noch in Britisch-Ostindien in Anwendung, wo es an einigen Orten von sehr wenig abweichender Länge, an den Haupthandelsplätzen aber dem englischen C. gleich; es wird dort auch Covid genannt. (S. Côvado.)

Cubras, Abkömmlinge von Mulatten und Negern in Südamerika.

Cubus (lat.), der Würfel, s. Kubus.

Cubzac, Dorf im franz. Depart. Gironde, Arrondissement Bordeaux, 3 km südlich von St.-André-de-C., am rechten Ufer der Dordogne, mit 1000 E., welche geschätzte Weine bauen und Steinbrüche bearbeiten. Die prachtvolle Hängebrücke, welche hier über die Dordogne führte, wurde seit ihrer Zerstörung durch einen Orkan durch eine eiserne Röhrenbrücke ersetzt. Bei C. lag das angeblich von Karl dem Großen erbaute Schloß Montauban, von dem nur noch ein schönes Thor steht.

Cuchilla nennt man im südlichsten Südamerika einen Höhenrücken, ein Gebirge, aber auch eine bloße Bodenschwelle; die wichtigsten C. durchziehen die Republik Uruguay. Von NO. nach SW. ziehen sie bis an die Mündung des Uruguay und trennen das Becken des Rio Negro von den zum Atlantischen Meere gehenden Flüssen, denen letztern nur etwa ein Viertel des Gebietes der Republik angehört. Diese Wasserscheide kann als Fortsetzung des brasil. Küstengebirges gelten. Die C.-Grande dagegen schließt sich an die brasilische C. de Hando mittels der C. de Sta.-Ana und die C. de Sta.-Tecla, die auf eine Strecke die Grenze gegen Brasilien bilden. Wo sich diese drei C. vereinigen, scheint der höchste Teil zu liegen, der aber nur 600 m Höhe erreicht; beide Cuchillaknoten, 556 und 595 m hoch, liegen auf der Grenze. Nach Uruguay hinein werden die Höhen allmählich zu Hügelwellen oder Felsenkämmen. — Auch in der argentin. Provinz Entre-Rios heißen die Landrücken C.; ebenso im östl. Peru; im nördl. Patagonien begleiten den Rio Negro die nördliche und die südliche C.

Cucujo (Pyrophŏrus noctilūca), ein großer, 2½ cm langer, zu der Familie der Schnellkäfer oder Schmiede (Elaterida) gehöriger, in Westindien und auf den Antillen heimischer Käfer, mit kurzem, breitem Kopfe, großen Augen, querem, polsterartigem Halsschild, langen, hinten zugespitzten Flügeldecken, von schmutzigbrauner Farbe. An den beiden Hinterecken des Halsschildes befindet sich je ein halbkugelförmiger, wachsgelber Fleck, welcher mit grüngelbem Licht im Dunkeln sehr stark leuchtet. Die Käfer fliegen nachts umher. Einige sind lebend nach Europa gebracht worden. In der Havana hält man sie in feinen Drahtkäfigen, nährt sie mit Scheiben von Zuckerrohr und die Damen benutzen sie, in feine Tüllsäckchen eingenäht, als Schmuck auf den Kleidern und in den Haaren.

Cucullus (lat.), Kapuze, Kutte (Mönchstracht); C. non facit monachum, die Kutte macht nicht den Mönch, d. h. das Kleid macht nicht den Mann.

Cucŭmis, schon den Alten bekannte Pflanzengattung aus der Familie der Cucurbitaceen, deren Arten, fast lauter einjährige, mittels Ranken klimmende und kriechende Kräuter, in den Tropengegenden beider Hemisphären, aber besonders Asiens und Afrikas, zu Hause sind. Sie haben abwechselnde, gestielte, scharfhaarige, herzförmige, eckige oder gelappte, außerdem meist gesägte oder gezähnte Blätter, einfache Wickelranken und blattwinkelständige Blüten oder Blumenstände. Die Blüten sind klein, goldgelb, die weiblichen einzeln, die männlichen meist büschelweise gestellt. Die Samen der Früchte haben scharfe, nicht wulstig verdickte Ränder. Es gehören zu dieser Gattung die gemeine Gurke (C. sativus *L.*), die Schlangengurke (C. flexuosus *L.*), die echte Melone (C. Melo *L.*), die Wassermelone (C. Citrullus *Ser.*) und die Koloquinte (C. Colocynthis *L.*), außerdem verschiedene Zierpflanzen, z. B. die Stachelbeergurke, auch Stachelbeerkürbis genannt (C. prophetarum *L.*), aus Arabien, mit kugeligen, kirschengroßen, borstig behaarten, gescheckten Früchten, C. Anguria *L.* aus Westindien und Brasilien, mit ebenfalls kugeligen, sternförmig gefleckten Früchten, u. a. m. (S. Gurke, Melone, Koloquinten.) (Hierzu eine Tafel: Cucurbitaceen.)

Cucurbitacēen (Cucurbitacēae), Pflanzenfamilie aus der Gruppe der Dikotyledonen. Man

kennt gegen 500 Arten, die sämtlich nur in den wärmern Gegenden wachsen und größtenteils auf die Tropenländer selbst beschränkt sind. Es sind krautartige Pflanzen oder Halbsträucher; ein großer Teil derselben besteht aus Kletterpflanzen oder auf der Erde hinkriechenden Gewächsen. Die Blüten der C. sind monöcisch oder diöcisch. Die Kelchröhre ist mit dem Fruchtknoten verwachsen, der Rand des Kelchs ist meist radförmig oder glockenförmig und gewöhnlich fünflappig. Die Blumenkrone besteht in der Regel aus fünf freien Blumenblättern, doch können dieselben auch verwachsen sein, z. B. bei Cucurbita, Cucumis u. a. Sehr oft sind Kelch und Blumenkrone am Grunde miteinander verwachsen. Die Staubgefäße sind gewöhnlich in der Dreizahl vorhanden und zwar entweder frei oder untereinander verwachsen. Der Fruchtknoten ist in der Regel unterständig, besteht aus drei Carpellen und ist infolge dessen gewöhnlich dreifächerig. Die Frucht ist in den meisten Fällen eine fleischige Beere und zwar oft von bedeutender Größe.

Mehrere Arten der C. sind seit langer Zeit Kulturpflanzen, so z. B. diejenigen der Gattungen Cucurbita und Cucumis; zu der erstern gehören die verschiedenen Kürbisarten, zu der letztern dagegen die Gurke, die Melone, die Koloquinte. (S. die betreffenden Artikel.) Ferner gehören hierher die Zaunrübe (s. Bryonia) und die sog. Spritzgurke (s. Ecballicum). Auch der Melonenbaum (s. Carica) wird von vielen Botanikern zu den C. gerechnet; doch stellt man denselben neuerdings in die Familie der Passifloreen. (Hierzu eine Tafel: Cucurbitaceen.)

Cúcuta oder Rosario de C., Stadt im Staate Santander der vereinigten Staaten von Columbien in Südamerika, im NO. von Pamplona, in schönem, heißem Thale, an der Grenze von Venezuela, mit 4500 E., welche Kakao, Kaffee, Tabak und Zucker bauen. Hier trat 1821 der Kongreß zusammen, welcher Venezuela, Neugranada und die Präsidentschaft Quito zur Centralrepublik von Columbien vereinigte. Etwas nordwestlich davon liegt San-José de Cucuta am Rio Tachira, das 18. Mai 1875 durch ein Erdbeben zerstört, dann in einiger Entfernung wieder aufgebaut wurde, jetzt bedeutender als vor dem Erdbeben ist und 9000 E. zählt. Südöstlich von C. liegt San-Antonio de C., jenseit des Tachira und zum Staat Tachira in Venezuela gehörig, mit 2500 E.

Cudbear (engl.), Persio, roter Indigo, ein roter Farbstoff, aus Lecanoraflechten durch Gärung in alkalischer Flüssigkeit und Eintrocknen der Flüssigkeit dargestellt. (S. Orseille.)

Cuden (czech., spr. Zuden), auch Zauden, judicium provinciale, altertümlicher Name der Gaugerichte in Böhmen, Mähren und Schlesien. Sie wurden viermal des Jahres je einige Tage lang abgehalten und bestanden aus dem kleinen und großen Gericht. Letzterm präsidierte der Cudar (spr. Zudar, czudarius, judex provincialis), ein vom Fürsten ernannter Beamter, während der Gerichtshof von den Oberbeamten des Gaues, 12 Kmeten und so viel Edelleuten, als sich zur Verhandlung eingefunden hatten, gebildet wurde. Im kleinern Gericht saßen der Kämmerer mit den niedern Beamten und den Ältesten des Gaues. Die Verhandlung war öffentlich und die Rechtsprechung erfolgte nach von alters her vererbten Regeln und Gewohnheiten ohne geschriebene Gesetze. Ursprünglich waren alle Bewohner des Gaues ohne Unterschied des Standes den C. unterworfen, später (unter Ottokar I.) wurden die Geistlichkeit und die Städte durch Privilegien davon ausgenommen.

Cúdöwa, d. h. Armut, ein zur Landgemeinde Tscherbeney, Herrschaft Deutsch-Tscherbeney, gehöriges und von böhm. Auswanderern (Hussiten) bewohntes Dorf in der Grafschaft Glatz, im preuß.-schles. Regierungsbezirk Breslau, 7,5 km östlich von der böhm. Stadt Nachod, 387 m über dem Meere, mit 500 E. in 78 Häusern, ist berühmt wegen seiner vier alkalisch-erdigen Eisenquellen von 11° C. Dieselben werden hauptsächlich bei Blutarmut, Bleichsucht, Skrofeln, Leukorrhöen und bei chronischen Nervenkrankheiten u. s. w. seit 1792 als Getränk und als Bad benutzt. Auch finden sich daselbst zweckmäßige Einrichtungen zu Douche-, Regen-, Moor-, Dampf- und Gasbädern, sowie andere zur Bequemlichkeit der Badegäste. Die Quelle war schon um 1622 in Ruf, wurde jedoch erst 1772 gefaßt, worauf auch der Ort selbst erst seine gegenwärtige Gestalt erhielt. Die Lage ist freundlich; die benachbarten Partien nach der Heuscheuer, den Adersbacher Felsen, Glatz und den Glatzer Gebirgen machen den Aufenthalt angenehm. Vgl. Hemprich, «Die Eisenquellen zu C.» (2. Aufl., Bresl. 1839).

Cuenca, Hauptstadt der gleichnamigen span. Provinz (17419 qkm mit [1877] 237497 E.) in Neucastilien, eine sehr alte Ciudad von 8202 E., Sitz eines Bischofs und einer der Hauptplätze des span. Wollhandels, liegt 900 m über dem Meere in einem hohen, von dürren Felsbergen umgürteten Thale, auf dem Gipfel, wo der alte Alcazar steht, und den Abhängen eines steilen, nackten Felsens zwischen dem wasserreichen, blauen Júcar und dem Bache Huecar, über welchen letztern die auf fünf Bogen ruhende, 114 m lange und in der Mitte 42 m hohe San-Pablobrücke (von 1523) führt, während über den Jucar zwei Brücken nach der im Westen gelegenen modernen Vorstadt gehen. Die Stadt, unregelmäßig gebaut, hat steilansteigende, meist enge Straßen, hohe, geschwärzte Häuser und besitzt 15 Kirchen, ein bischöfl. Seminar, ein Kollegium, ist teilweise von hohen Mauern umgeben und war einst berühmt durch ihr Tuch, ihre Goldarbeiten und Künste, während sie jetzt eine tote Stadt ist. Im höchsten Teile erhebt sich die Kathedrale von 1177, eine alte, schöne, got. Kreuzkirche mit drei Schiffen voll herrlicher Kunstwerke. Die Bewohner der benachbarten Serrania de Cuenca, an deren Westrande C. liegt, treiben viel Bienenzucht, die trefflichen Honig liefert, und ernähren sich zum großen Teil von Holzfällen, Holzhandel und Holztransport. Berühmt ist die Serrania de C. durch ihre Naturmerkwürdigkeiten, namentlich durch großartige Tropfstein- und andere Höhlen. C. wurde 1177 von Alfons von Castilien den Almohaden entrissen und 1183 dahin das Bistum von Valeria (38 km im Süden) verlegt. Am 15. Juli 1874 wurde die Stadt von den Karlisten erstürmt, geplündert und grausam verwüstet.

Cuenca, eigentlich Santa-Ana de C., Hauptstadt der Provinz Azuay in der südamerik. Republik Ecuador, rechts am Rio Matadero, einem Zufluß des Paute oder Santiago, in einem schönen, fruchtbaren und reichbewässerten Thale 2355 m über dem Meere gelegen, ist eine der größten und am besten gebauten Städte der Republik und wurde 1557 von

Gil Ramirez Dávalos an der Stelle der alten Indianerstadt Tumibamba gegründet. Sie hat gerade und freundliche Straßen. Die bedeutendsten öffentlichen Gebäude sind die Kathedrale, das Regierungsgebäude, das Gefängnis und das ehemalige Jesuitenkollegium, in welchem sich jetzt eine höhere Schule befindet. Von dem Rio Matadero gehen oberhalb der Stadt Kanäle, welche die Straßen durchfließen. Die Einwohner, deren Zahl auf 25000 angegeben wird, treiben ziemlich bedeutenden Handel mit eingemachten Früchten, Käse und Getreide und verfertigen gute wollene Gewebe, feine Hüte, Töpferwaren u. s. w.

Cuernavaca, das alte Quauhnahuac, Hauptstadt des Staates Morelos in Mexiko, 75 km südlich von Mexiko, in 1661 m Höhe, mit 16500 E., liegt in einem herrlichen Thale, das alle Früchte der heißen und zugleich die der gemäßigten Zone hervorbringt. Die eine Kirche hat F. Cortez erbaut, die andere ein reich gewordener Minenbesitzer, Joseph de Laborde; sie ist aber nicht vollendet und liegt bei einem prächtigen, jetzt schon verfallenen Garten in maurischem Geschmacke, in welchem ein Teich ausgemauert worden ist, auf dem Bootkämpfe abgehalten werden und um den Sitze aus geschliffenem Porphyr für die Zuschauer herumführen. Nahe bei der Stadt befinden sich die Ruinen des aus fünf Terrassen bestehenden alten Xochicalco auf einem fast 130 m hohen Hügel.

Cuers, Stadt im franz. Depart. Var, Arrondissement Toulon, 21 km im NO. von Toulon, in 141 m Höhe, über der Schlucht der zum Gapeau fließenden Four, an der Eisenbahn Marseille-Nizza, hat (1876) 3683 (als Gemeinde 4158) E., welche Handel mit Provenceröl treiben, alte Mauern und Trümmer eines Schlosses.

Cueva (Juan de la), span. Dichter des 16. Jahrh., wurde um 1550 zu Sevilla geboren und starb nach 1608. Er versuchte sich in den meisten Dichtungsgattungen und in einigen zuerst unter seinen Landsleuten. Es fehlte ihm weder an Talent noch an Kenntnissen, und besonders besaß er eine große Leichtigkeit in der Behandlung der Sprache und des Versbaues, wodurch er freilich auch zu allzu schnellem und vielartigem und daher sehr ungleichem Arbeiten verleitet wurde. Dazu kam noch, daß seine Blütezeit in die Übergangsperiode von dem altnationalen zum modern-klassischen Stile fiel, was seinen Werken einen schwankenden Charakter verlieh. Theoretisch trat er für den letztern im «Dichterischen Beispiel» ein («Ejemplar poético», 1605; abgedruckt in Sedanos «Parnaso» 1774), dem ältesten Versuch einer Poetik in Spanien, bestehend aus drei Sendschreiben in dreizeiligen Stanzen. Ganz wertlos ist ein anderes Lehrgedicht von ihm, betitelt «Los Inventores de las cosas» (1608), eine Nachahmung des Polydorus Virgilius, die auch in den «Parnaß» des Sedano aufgenommen ward. Von seinen Arbeiten sind zu erwähnen: die «Obras» (Sevilla 1582), enthaltend lyrische Gedichte, Sonette, Canzonen, Elegien, Eklogen und die «Totenklage der Venus um Adonis» in Oktaven, im ital.-klassischen Stile; «Coro Febeo de romances historiales» (Sevilla 1587—88), zehn Bücher von mehr denn 100 selbstverfaßten histor. Kunstromanzen, von denen die meisten Gegenstände der altklassischen Geschichte und Mythologie und nur einige wenige vaterländische Stoffe behandeln, durch die Wahl und geschickte Behandlung der nationalen Form beachtenswert; «La conquista de la Bética» (Sevilla 1603; auch in Fernandez' Sammlung span. Dichter, Bd. 14 u. 15, Madr. 1795, und in der «Selecta» von Quintana, Madr. 1830—33), ein Heldengedicht in 24 Gesängen und in Oktaven, worin er die Eroberung Sevillas durch den König Ferdinand III. von Castilien besingt, das aber trotz der glücklichen Wahl des Gegenstandes und des gutangelegten Plans überaus matt und prosaisch chronikenartig ausgeführt ist, übrigens Tassos «Befreites Jerusalem» zum Vorbilde hatte. Von großer Wichtigkeit ist die «Primera parte de las comedias y tragedias» (Sevilla 1583 [?] u. 1588). Sie enthält vier Tragödien und zehn Komödien, in denen entweder volkstümliche Stoffe, wie «Bernardo del Carpio», «Los Infantes de Lara», oder Begebenheiten aus der alten Geschichte, «Ajax», «Virginia», oder zeitgenössische Ereignisse, «Sacco de Roma», oder freie Erfindungen, «El degollado», «El Viejo enamorado», das Motiv bilden. So unvollkommene Versuche sie auch in Bezug auf Führung der Handlung und Charakteristik der Personen sind, so sichern sie ihm doch eine bleibende Stellung in der Geschichte des span. Dramas, einmal darum, weil C. der erste war, der eigentlich histor. Schauspiele auf die span. Bühne brachte, und dann, weil er seinen Dramen die eigentümliche metrische Mannigfaltigkeit verlieh, welche das span. Drama der folgenden Zeit charakterisiert. Bemerkt zu werden verdient auch, daß sein «Verleumder», «O Infamador», das freilich schwer zu erkennende Urbild des «Verführers von Sevilla» zeichnet (Tirso de Molina), der später unter dem Namen Don Juan zu dem weltbekannten Typus ward. Es steht abgedruckt in Ochoas «Tesoro» (Bd. 1, Par. 1838). C.s sämtliche Bühnenstücke sollen zwischen 1579 und 1580 in Sevilla dargestellt worden sein, doch nicht öffentlich, sondern in einem Privatgarten. Eine Gesamtausgabe von C.s seltenen Werken existiert nicht: für die «Biblioteca de autores españoles» sind nur seine Romanzen verwertet worden (Bd. 10 u. 16). Einiges Handschriftliche von ihm soll in Sevilla aufbewahrt werden, darunter eine Sammlung aller seiner lyrischen Poesien. Vgl. «Semanario pintoresco de 1846», «Hijos ilustres de Sevilla» (Sevilla 1850) und Barrera y Leirados «Catalogo» (Madr. 1860).

Cuevas de Vera, Stadt in der span. Provinz Almeria, 7 km im NNW. von Vera, rechts am Flusse Almanzora und am Fuße der Sierra de los Filabres, in 1915 m Höhe, mit (1877) 20644 E. Sie gilt für die reichste Stadt der Provinz. Die bei Torre de Villaricos an das Meer grenzende, 270 m hohe Sierra Almagrera oder Sierra de Montroi hat Silberbergwerke. Die Ebene ringsum ist äußerst fruchtbar und versorgt Madrid mit Frühobst und Gemüse. — In der Provinz Málaga liegen: Cuevas de San-Marcos, am Genil, mit 4943 E.; Cuevas Bajas, mit 2250 E., und Cuevas del Becerro, mit 2560 E. — In der Provinz Castellon de la Plana (Valencia): Cuevas de Vinroma, rechts am Segarra, mit 3679 E.

Cuggiono maggiore, Flecken in der ital. Provinz Mailand, Bezirk Abbiategrasso, nahe dem linken Ufer des Tessin, mit (1881) 5364 E., welche Leinen- und Seidenstoffe fabrizieren.

Cugia (Effisio), ital. General, geb. 1818 in Cagliari, erhielt seine Bildung auf der Militärakademie in Turin und machte als Artilleriehauptmann den Krieg von 1848 und 1849 mit. Im Laufe

Artikel, die man unter C vermißt, sind unter K aufzusuchen.

der fünften Legislaturperiode (1853—57) trat er in die piemont. Kammer und gehörte als Vertreter verschiedener Wahlkreise bis zu seinem Tode dem Parlament an, wo er sich als Berichterstatter über Militärgesetze auszeichnete. Im J. 1859 war er Generalstabschef Cialdinis und kommandierte dann eine Brigade in dem Feldzuge gegen die Päpstlichen. Nach der Schlacht von Castelfidardo (18. Sept. 1860) zum Generalmajor befördert, hatte er in Neapel nach den Siegen Garibaldis die Leitung der militärischen Angelegenheiten. Als Garibaldi 1862 sich in Sicilien befand, um die Agitation gegen Rom zu beginnen, wurde C. als außerordentlicher königl. Kommissar nach Sicilien geschickt. Vom April 1863 bis Sept. 1864 war er Marineminister im Kabinett Minghetti. Im J. 1866 kommandierte er bei Custozza eine Division und trat am 22. Aug. desselben Jahres als Kriegsminister in das zweite Ministerium Ricasoli ein, das bis zum 10. April 1867 dauerte. C. starb 13. Febr. 1872 als erster Generaladjutant des Kronprinzen Humbert.

Cuguar oder **Puma** (Felis concolor) heißt eine südamerik. Katzenart von Leopardengröße, welche fast die Farbe des Löwen hat, wenn auch mit rötlicherm Glanze und hellerer Bauchseite, und deshalb auch oft der amerik. Löwe genannt wird. Der C. verbreitet sich durch ganz Südamerika bis über Mexiko hinaus nach Californien, schläft am Tage, bäumt gern und stürzt sich von einem Aste auf seine Beute herab, der er sogleich die Gurgel durchbeißt. Er mordet, wie der Tiger, auch gesättigt bloß aus Blutgier, ist übrigens feig und flieht vor Menschen und Hunden. Man jagt ihn mit Hunden, die ihn auf einen Baum hetzen, von wo man ihn herunterschießt, fängt ihn in Fallen oder auch mit dem Lasso. Der C. ist eine der schönsten Katzen mit kleinem, rundem Kopfe und grünglänzenden Augen, deren Pupille, zum Unterschiede von den übrigen Katzen, rund ist. Jung eingefangen, läßt er sich zähmen und lebt dann mit den Haustieren in Frieden.

Cui (Cesar Antonowitsch), russ. Komponist, geb. 6. Jan. 1835 zu Wilna, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, später die Ingenieurschule und Ingenieurakademie zu Petersburg und wurde dann an derselben Akademie Lehrer und später Professor der Fortifikation. In seinem Fach schrieb C. einige Broschüren und ein «Lehrbuch der Feldbefestigungen» (3. Aufl. 1880). In der Musik erhielt er Unterricht von Moniuszko; er vertrat als Mitarbeiter der russ. «Petersburger Zeitung» 1864—78 die Richtung Wagners und Liszts und veröffentlichte in der pariser «Revue et gazette musicale» 1878—79 eine Reihe von Artikeln über russ. Musik. Von seinen Kompositionen sind zu nennen vier Opern («Der Gefangene im Kaukasus», «Der Sohn des Mandarins», «William Ratcliff», «Angelo»), Scherzos für Orchester und viele Lieder.

Cui bono? (lat.), eigentlich: Wem zum Nutzen? dann: Wozu? Zu welchem Zwecke? wird von Cicero («Pro Roscio Amerino», 30, und an andern Stellen) als ein Wort des L. Cassius bezeichnet, welcher bei Untersuchungen über Mord den Richtern eingeschärft habe, nachzuforschen, «cui bono», wem zum Nutzen der Tod des Ermordeten war. (Vgl. Is fecit etc.)

Cuivre poli (frz.) bezeichnet jetzt gewöhnlich geschliffene feine Messingwaren, wofür man auch geschliffenes Messing sagt, während aber der franz. Name sich eingebürgert hat. Die Bezeichnung kam etwa 1870 mit den daraus gefertigten Gegenständen aus Frankreich; eigentlich und vollständig lautet sie cuivre jaune poli (poliertes Messing), gemeinhin aber wendet man die abgekürzte obige an. Früher lieferte man die betreffenden Artikel in poliertem Zustande (daher der Name), jetzt aber gemeinhin in geschliffenem. Dieses auf der Schleifmaschine geschliffene Messing ist von gleichmäßigerm Glanze als das polierte. Die Artikel aus Cuivre poli sind nichts Neues, nur neuerdings wieder in Aufnahme gekommen; sie waren schon in der Renaissancezeit in Anwendung, z. B. für die damaligen Kirchengeräte. Der Stoff ist eine Legierung von Kupfer und Zink, daher nichts anderes als Messing. Die daraus verfertigten Artikel sind namentlich Beleuchtungsgegenstände, Schreibzeuge, Dekorationsstücke für Speisezimmer, zahlreiche feinere Gerätschaften u. s. w.

Cujacius, eigentlich Jacques de Cujas oder Cujaus, wie sein Vater sich nannte, einer der ausgezeichnetsten Rechtslehrer des 16. Jahrh., geb. 1522, war der Sohn eines Tuchmachers zu Toulouse. Er studierte die Rechte zu Toulouse, wo Arnaud Ferrier sein einflußreichster Lehrer wurde, und lehrte daselbst seit 1547 mit großem Erfolge. Im J. 1554 wurde er als Lehrer der Rechte zu Cahors angestellt, schon im folgenden Jahre aber auf L'Hopitals Veranlassung in gleicher Eigenschaft nach Bourges berufen. Er ging 1557 an die Rechtsschule zu Valence, wurde jedoch 1559 auf Betrieb von Margarete, Herzogin von Berri, wieder nach Bourges berufen. Hier lehrte er sechs Jahre, verfaßte seine einflußreichsten Werke und gelangte auf den Höhepunkt seines Ruhms. Margarete, die Herzogin von Savoyen geworden war, rief C. 1566 nach Turin; er kehrte jedoch bereits 1567 nach Valence zurück. Die religiösen Kämpfe, die damals Frankreich zerrütteten, zwangen auch C., mehreremal zu fliehen. Im J. 1575 gewann man den berühmten Lehrer des röm. Rechts wieder für die Universität zu Bourges, aber fortgesetzte kriegerische Unruhen ließen ihn Sicherheit in Paris suchen, wo er entgegen dem bestehenden päpstl. Verbote die Erlaubnis erhielt, röm. Recht zu lehren. Seit 1577 lehrte er wieder in Bourges bis zu seinem 4. Okt. 1590 daselbst erfolgten Tode. Seinen Ruf verdankt er dem Zurückgehen auf die Quellen des röm. Rechts in ihrem ganzen Umfange und der klassischen Art ihrer Benutzung. C. war der glänzendste Vertreter der humanistischen Jurisprudenz, und mit Recht sagte Jos. Scaliger von ihm: «Was Alciat angefangen hatte, hat C. vollendet.» Die von ihm selbst 1577 besorgte Ausgabe seiner Werke ist gut und genau, aber unvollständig. Auch die Ausgaben à la Grand-Barbe (6 Bde., Par. 1617) und die von Colombet besorgte (6 Bde., Par. 1637) enthalten nicht alle Schriften von C. Eine vollständige Ausgabe besorgte Fabrot (10 Bde., Par. 1658), die mit einigen Zugaben zu Neapel (11 Bde., 1722—27), sowie zu Neapel, Venedig und Modena (11 Bde., 1758—83) nachgedruckt, neuerdings mehrmals (z. B. Prato 1859 fg.) wiederholt wurde. Sehr brauchbar für die Benutzung seiner Werke ist das «Promptuarium operum C., auctore Dom. Albanensi» (2 Bde., Neapel 1763 u. Modena 1795). Vgl. Spangenberg, «C. und seine Zeitgenossen» (Lpz. 1822).

Cujus regio, ejus religio (lat.), d. h.: Wer das Land beherrscht, beherrscht auch die Religion; Grundsatz des kirchlichen Territorialsystems, der indes mit der Religionsfreiheit unvereinbar ist.

Culasse (frz.), Bodenstück eines Geschützes; Schwanzschraube eines Gewehrs; in der Steinschneidekunst: der untere Teil eines geschnittenen Steins.

Culbute (frz.), Purzelbaum, Umsturz; in der Medizin die Umdrehung des Fötus im Uterus kopfabwärts gegen Ende der Schwangerschaft.

Culdeer ist der Name, welchen zuerst der schott. Historiker Hektor Boetius den kelt. Geistlichen beilegt. Es ist unrichtig, mit Ebrard («Die irisch-schott. Missionskirche», Gütersloh 1873) die kelt. Kirche unter dem Namen der culdeischen als romfreie, evangelische der römischen entgegenzusetzen. C., gebildet aus dem kelt. Ceile = maritus, socius, und de = Dei, bedeutet vielmehr Gottverlobte, Gottesgenossen, Gottesleute und diente im 9. Jahrh. zur Bezeichnung sowohl in Klöstern lebender als säkulärer Geistlicher der kelt. Kirche. Vgl. Reeves, «The Culdees of the British Islands as they appear in History» (Lond. 1864).

Cul de Paris (frz., d. h. Pariser Steiß), Polster hinten unter Frauenkleidern.

Culĕus (auch culleus), ein großer Schlauch oder Sack, war das größte Maß für Flüssigkeiten bei den Römern. Ein C. enthielt 20 Amphora (s. d.), war also = 525,27 l.

Culiacan, Hauptstadt des mexik. Staates Cinaloa (s. d.).

Cullen (William), einer der berühmtesten engl. Ärzte, geb. 15. April 1710 zu Hamilton in der schott. Grafschaft Lanark, bildete sich in Glasgow zum Wundarzt aus, wurde dann als solcher auf einem Schiffe der Ostindischen Kompagnie angestellt und wendete sich später, um Medizin zu studieren, nach Edinburgh, wo er zuerst durch den Herzog von Argyle, dann durch den Herzog von Hamilton Unterstützung in seinen Studien erhielt. Nachdem er letztern von einer schweren Krankheit befreit, ward er auf dessen Empfehlung 1746 als Professor der Chemie in Glasgow angestellt; 1751 erhielt er den Lehrstuhl der Pharmakologie übertragen und wurde 1756 nach Edinburgh berufen, wo er 1766 den Lehrstuhl der praktischen Medizin übernahm und später zum ersten Arzte des Königs von England für Schottland ernannt wurde. Er starb 5. Febr. 1790. In seinem klassischen Werke «Treatise on the materia medica» (2 Bde., Lond. 1789; deutsch von Hahnemann, Lpz. 1790, und Consbruch, Lpz. 1790) reinigte er die Pharmakologie von unzähligen Irrtümern. Sein Hauptwerk: «First lines of the practice of physics» (4 Bde., Edinb. 1789 u. öfter), wurde ins Spanische, Portugiesische, Französische, Italienische und Deutsche (4 Bde., Lpz. 1800) übersetzt. Unter seinen übrigen Werken sind noch hervorzuheben: «Synopsis nosologiae methodicae» (2 Bde., Edinb. 1772 u. öfter; deutsch, Lpz. 1786) und die «Physiology» (Edinb. 1785). Nach seinem Tode erschienen «Nosology, or systematic arrangement of diseases» (Lond. 1800) und «The Edinburgh practice of physic, surgery, and midwifery» (5 Bde., Lond. 1805). Eine Gesamtausgabe seiner Werke besorgte Thomson (2 Bde., Edinb. 1827), welcher auch ein «Account of the life of William C.» (2 Bde., Edinb. 1832) herausgab.

Cullōden, eine Örtlichkeit in der schott. Grafschaft und 8 km nordöstlich von der Stadt Inverneß unweit des Moray-Firth auf einer Heide gelegen, wurde geschichtlich bekannt durch die Schlacht vom 27. April 1746, welche die Hoffnungen der Stuarts auf den Thron von England vernichtete. Der Sohn Jakobs III., Karl Eduard (s. d.), hatte auf seinem abenteuerlichen Zuge seit 1745 sich mit abwechselndem Glück gegen die Engländer behauptet und lagerte mit noch 5000 Hochländern bei Culloden-House; sein Heer litt Mangel. Der Herzog von Cumberland stand mit 8000 Mann engl. Infanterie und 900 Reitern sowie den Clanleuten von Argyle bei Nairn im Lager und Prinz Karl Eduard wollte denselben dort überfallen. Dies Unternehmen scheiterte an der Unordnung seiner Leute und das engl. Heer rückte auf der Heide zum Angriff vor. Die Fechtweise und Bewaffnung der Engländer waren der der Schotten, die lediglich clanweise mit ihren langen Schlachtschwertern (claymores) anstürmten, beträchtlich überlegen. Gegen 1 Uhr mittags liefen die Hochländer gegen den rechten Flügel der in drei Treffen gegliederten engl. Stellung an, wurden aber durch das Feuer des zweiten Treffens abgewiesen, während die engl. Kavallerie und die Clanleute von Argyle die schott. Reserve (die Macdonalds) angriffen und auseinandersprengten. Dies entschied die Schlacht und das Schicksal des Hauses Stuart.

Cullum (George), amerik. Militäringenieur und Schriftsteller, geb. 25. Febr. 1809 zu Newyork, erbaute viele Befestigungswerke, Mauern, Dämme, Leuchthäuser u. s. w. und war 1864—74 Superintendent der Militärakademie der Vereinigten Staaten. Er schrieb: «Military bridges with India rubber pontons» (1849), «Systems of military bridges» (1863).

Cully, Städtchen im schweizer Kanton Waadt, am nördl. Ufer des Genfersees und an der Eisenbahn von Genf nach Vevey, zählt 1000 E., die guten Wein bauen. Am Hafen steht das Marmordenkmal des hier geborenen Majors Davel, der Waadt von der Herrschaft der Berner befreien wollte und von diesen 24. April 1723 hingerichtet wurde.

Culm, Stadt im preuß. Regierungsbezirk Marienwerder, und Dorf bei Teplitz, s. Kulm.

Culm, eine Schichtenreihe von Grauwacken, Sandsteinen, Kieselschiefern und Thonschiefern (Posidonienschiefer), welche der Carbonformation angehört und deren Bildung derjenigen der produktiven Steinkohlenformation voranging. Der C. ist eine Strandablagerung und umfaßt deshalb neben den Resten von Meeresbewohnern (Orthoceras, Goniatites) zugleich solche von Landpflanzen (Calamites, Sagenaria), welche sogar (so z. B. bei Hainichen in Sachsen) zur Bildung von Kohlenflözen Veranlassung gegeben haben. Der C. ist weit verbreitet in Westfalen, Nassau, im nordwestl. Oberharz, in Schlesien, in Irland. Die Bleiglanzgänge der Umgegend von Clausthal setzen in dieser Formation auf.

Culmbach, Stadt in Bayern, s. Kulmbach.

Culmbach oder Kulmbach (Hans von), angeblich eigentlich Hans Wagner von Culmbach (in Franken), deutscher Maler des 16. Jahrh., geb. um 1485, kam zu Dürer in Nürnberg ins Atelier, nachdem er daselbst schon bei Jacopo dei Barberi gelernt hatte. Sein Stil vereint die Weise beider Meister. Seine Arbeiten sind selten. Das Grabmal der Tucher in der St. Sebalduskirche zu Nürnberg, 1513 unter dem Einfluß Dürerscher Komposition gemalt, gilt als sein bestes Werk. In der Pinakothek zu München ist von ihm: Petrus und Paulus. Er starb 1525 in Nürnberg.

Culmination (neulat.) heißt in der Astronomie der Durchgang der Sterne durch den Meridian, weil sie in dem Augenblicke dieses Durchgangs den höch-

sten Gipfel (culmen) oder Punkt ihrer Bahn über dem Horizont erreicht haben, was freilich in aller Strenge nur für die Fixsterne gilt. Ein Stern **culminiert** heißt demnach, er geht durch den Meridian, hat seinen höchsten Standpunkt am Himmel, den **Culminationspunkt**, erreicht. Da die Cirkumpolarsterne (s. d.) täglich über dem Horizont zweimal in den Meridian kommen, unterscheidet man bei diesen die **obere** und **untere** C. Die Sonne culminiert immer um 12 Uhr wahre Zeit, d. h. im wahren Mittag, der Mond culminiert um Mitternacht, was jedoch wegen veränderlicher Abweichung dieser Gestirne einige Modifikation erleidet. Die Fixsterne culminieren dann, wenn eine nach Sternzeit gehende Uhr die in Zeit ausgedrückte gerade Aufsteigung dieser Sterne zeigt. So ist die gerade Aufsteigung von α Orionis gleich $5^h\ 48^m$, also culminiert auch dieser Stern täglich um $5^h\ 48^m$ Sternzeit. Bei Fixsternen liegt die Zeit der C. immer genau, bei der Sonne, dem Monde und den Planeten beinahe genau in der Mitte zwischen der Zeit des Auf- und Untergangs. Für die Astronomen ist die Kenntnis der Culminationszeit der Gestirne höchst wichtig, weil ihre Beobachtung zur Zeit der C. aus verschiedenen Gründen die größte Genauigkeit gestattet.

Culmites war früher der Name einer Gattung fossiler Pflanzen, welche man zur Familie der Gramineen rechnete. Doch hat man schon seit längerer Zeit diese Bezeichnung aufgegeben, da sich durch genauere Untersuchungen herausgestellt hat, daß die hierunter zusammengefaßten Reste fossiler Pflanzen nur zum Teil als solche von Gramineen zu betrachten sind; so gehörte z. B. die als C. priscus *Ettingsh.* beschriebene Art jedenfalls zu den Coniferen und andere Arten sind wahrscheinlich zu den Cyperaceen zu rechnen.

Culot (frz.), Nestküchelein; das jüngste Mitglied einer Gesellschaft; in der Baukunst: stengelartige Verzierung mit Laubwerk.

Culotte (frz.), Hose, Beinkleid. (S. auch **Sansculotten.**)

Culpa (lat.), d. i. Schuld, aber nicht im Sinne von (strafbarer) Verschuldung überhaupt, sondern (im Gegensatze zu dem strafbaren Vorsatz oder Dolus, s. d.) die Bezeichnung der Fahrlässigkeit, d. h. eines Verhaltens mit der Wirkung einer Handlung oder Unterlassung, aus welcher eine zwar nicht beabsichtigte, aber nach der allgemeinen Erfahrung vorauszusehende Rechtsverletzung entsteht. Die C. hat in der Regel civilrechtliche Folgen, d. h. sie verpflichtet, je nach dem Grade der Fahrlässigkeit, zur Haftung für den dadurch verursachten Schaden; man muß aber hierbei unterscheiden: 1) den Fall, daß jemand, außerhalb eines Obligationsverhältnisses stehend, fremdes Vermögen schädigt: die sog. Aquilische C. (so genannt nach dem Aquilischen Gesetz, wahrscheinlich im 3. Jahrh. v. Chr.), bei welcher man, abgesehen vom reinen Zufall casus, unbedingt haftet; 2) die Fälle, daß jemand in einem besondern Pflichtverhältnis steht und hier sich schuldig macht. Hier spricht man von Graden der Verschuldung, für die der Einzelne zu haften hat. Als normaler Maßstab gilt die gewöhnliche Handlungsweise eines verständigen, besonnenen, sorgsamen Hausvaters, eines bonus et diligens pater familias, des bon père de famille im Art. 1137 des Code Napoléon. Wer anders handelt, befindet sich in C. Diese ist bei einem Verhalten, wie es selbst bei einem ganz gewöhnlichen, weder besonders umsichtigen, noch sehr verständigen, noch sehr sorgsamen Manne nicht vorzukommen pflegt, grobes Versehen lata culpa (nimia negligentia, dissoluta negligentia), was in Vertragsverhältnissen dem Dolus gleichgestellt wird; im Gegensatze dazu heißt das gewöhnliche, minder schwere Verschulden culpa levis. In manchen Fällen wird es dem Schuldigen sogar zugute gehalten, daß er in eigenen Angelegenheiten sich die gleiche C. zu Schulden kommen lasse, und deshalb seine Haftung milder beurteilt (culpa levis in concreto), als wenn sie nach dem Maßstabe des bonus pater familias bemessen wird (culpa levis in abstracto). Vgl. Hasse, »Die C. des röm. Rechts« (Bonn 1838).

Auf strafrechtlichem Gebiete bedeutet C. (Fahrlässigkeit) die Willensbestimmung zu einem bewußten Handeln unter Ablehnung der gehörigen Erwägung über Rechtmäßigkeit und Unschädlichkeit des Handelns. So entsprechen vielen dolosen Verbrechen culpose (Tötung, Körperverletzung, Brandstiftung und andere gemeingefährliche Verbrechen, Meineid, Bankrott, Entweichenlassen von Gefangenen u. s. w.). Man trennt dann zwei Arten der verantwortlich machenden Fahrlässigkeit: die Frevelhaftigkeit (luxuria), wenn der Handelnde des möglichen Zusammenhangs seines Handelns mit der strafrechtswidrigen Folge sich bewußt ist, und die Unvorsichtigkeit (negligentia, imprudentia), wenn der Handelnde diese Folge seiner Handlungsweise sich aus Unachtsamkeit nicht vorstellte.

Culroß, Flecken in einer Exklave der schott. Grafschaft Perth, 31 km im WNW. von Edinburgh, am Nordufer des Firth of Forth, mit (1881) 373 E., welche Leinendamast weben. Dabei liegen die Ruinen des Dunnemarle-Schlosses, wo Macbeth die Lady Macduff und deren Sohn ermordete, sowie auch die Ruinen eines Klosters aus dem 13. Jahrh.

Culteronisten oder **Gongoristen**, eine von Góngora y Argote (s. d.) gestiftete span. Dichterschule.

Cumä (grch. Kyme) in Campanien ist als die älteste griech. Niederlassung in Italien vielleicht schon um 1000 v. Chr. ohne Zweifel von dem uralten Kyme auf Euböa, dessen Tochterstadt auch die gleichnamige Stadt in Kleinasien gewesen sein wird, gegründet, galt aber nach dem frühen Verfall des euböischen Kyme für eine der Gründungen von Chalkis auf Euböa oder auch des kleinasiat. Kyme. Die Stadt, welche zuerst auf der Insel Ischia erbaut, bald aber auf eine Anhöhe des gegenüberliegenden Festlandes verlegt wurde, gelangte früh zu Reichtum und Macht, gründete eine besondere Hafenstadt, Dikäarchia, später Puteŏli genannt, und besaß eine bedeutende Flotte. Um 524 v. Chr. wies C. einen Angriff zahlreicher Scharen von Umbrern und Etruskern ab, etwa 20 Jahre später brachte es den Lateinern gegen die siegreich vorgedrungenen Etrusker Hilfe, worauf Aristodem, der Held jener beiden Schlachten, sich zum Tyrannen der Stadt aufwarf. Durch innern Zwist schon geschwächt, siegte C. noch 474 mit Hilfe der von Hiero gesandten syrakusischen Trieren in einer großen Seeschlacht über die Etrusker, unterlag aber 420 den Samniten. Im J. 338 wurde C. römisches Municipium mit beschränktem Bürgerrecht, an dessen Stelle später das volle trat; unter Augustus erhielt es eine röm. Kolonie, gelangte aber nie mehr zur frühern Blüte und wurde im 13. Jahrh. von Neapel aus zerstört; Reste der Befestigungsmauern und Trümmer von Tempeln sind noch erhalten. Von C. führt auch die cumäische Sibylle (s. d.) ihren Beinamen, die in einer der Höhlen in den Felsen, auf

welchen C. lag, selbst oder in der Nähe gehaust und Tarquinius die Sibyllinischen Bücher angeboten haben soll. Cicero und andere vornehme Römer besaßen Landgüter bei C.

Cumaná oder Santa-Ines de C., Hauptstadt des gleichnamigen Staats in der südamerik. Föderativrepublik Venezuela, an einem früher Rio C., jetzt Manzanares genannten Flusse und dem Ausgange des schönen Meerbusens von Cariaco, an dessen Nordseite sich hohe, dichtbewaldete Felsenberge erheben, 5 km von der sandigen Küste und 370 km östlich von Carácas, zählt (1873) 9427 E., meistens Creolen, hat ein Kollegium sowie andere Schulen und besitzt als Hafen eine vortreffliche Reede mit mehrern guten Ankerplätzen. Handel mit Kakao, Zucker, Tabak, Kokosnüssen, Rindshäuten, Fettwaren und andern Rohprodukten des Landes, Perlenfischerei, Fischfang u. s. w. bilden die Haupterwerbsquellen. Im J. 1879 liefen 69 Schiffe ein von 13875 t. Neben der Stadt im W. liegt in 55 m Höhe die Ruine des Schlosses San-Antonio. Die Stadt liegt gesund, aber sehr heiß, und hat eine mittlere Temperatur von 27,6° C. C. ist die älteste Stadt der Tierra Firma (Festland) und wurde 1521 unter dem Namen Neutoledo von den Spaniern im Auftrage von Diego Columbus gegründet. Es litt oft durch Erdbeben, und 1766 wurde es durch ein solches fast gänzlich zerstört, ebenso 1797 und 15. Juli 1853. — Der Staat Cumaná zählt auf 10137 qkm 55476 E.

Cumarin oder Tonkastearopten, Cumarinsäureanhydrid $C_9H_6O_2$, ist eine höchst angenehm riechende kampferähnliche organische Verbindung, die sich in den Tonkabohnen (den Samen von Dipterix odorata und oppositifolia *Willd.*), im Waldmeister (Asperula odorata), im Steinklee (Melilotus officinalis), in mehrern Gräsern, wie im Anthoxanthum odoratum, und in den Fahamblättern (Angraecum fragrans), einer bei den Asiaten ihres vanilleähnlichen Duftes wegen sehr beliebte Drogue, in der Orchis fusca und der wohlriechenden Rinde der Weichselrohrkirsche (Prunus Mahaleb) vorfindet. Man gewinnt das C. aus den Tonkabohnen durch Ausziehen derselben mit Alkohol; das alkoholische Extrakt wird mit heißem Wasser versetzt, die Lösung zur Abscheidung von Fett filtriert, worauf das C. beim Erkalten krystallisiert. Es wird gegenwärtig in großem Maßstabe fabrikmäßig, nach geheim gehaltenem Verfahren, gewonnen. Es krystallisiert in kleinen Prismen, ist farblos, vom Geruche der Tonkabohnen, löst sich kaum in kaltem Wasser, ziemlich leicht in siedendem. Es schmilzt bei 67° und siedet unzersetzt bei 291°. Die Tonkabohnen werden benutzt, um dem Schnupftabak einen wohlriechenden Geruch zu erteilen; das in den Bohnen enthaltene C. ist die Ursache dieser Eigenschaft. Das unter dem Namen Maitrank bekannte und geschätzte Getränk, das man durch Digestion von frischem Waldmeister und andern Ingredienzen mit durch Zucker versüßtem Weißwein darstellt, enthält als aromatisches Prinzip das C. Eine geringe Quantität krystallisierten C. genügt, um eine große Menge Wein in duftenden und feinschmeckenden Maitrank zu verwandeln. Das reine C. findet außerdem wichtige Verwendung in der Parfümerie. Das C. ist außerdem durch seine Zersetzungsprodukte einer der interessantesten Körper der sog. aromatischen Verbindungen der organischen Chemie.

Cum beneficio inventarii, s. Beneficium inventarii.

Cumberland, Name von mehrern Ortschaften in den Vereinigten Staaten von Amerika. Hervorzuheben ist Cumberland, die Hauptstadt des County Allegany im Staate Maryland, am linken Ufer des Potomac, mit (1880) 10666 E., liegt an der Baltimore-Ohio-Eisenbahn und bildet den westl. Endpunkt des Chesapeake-Ohio-Kanals. Wenige Kilometer westlich von C., auf den Höhen der Alleghanies, beginnt die reiche sog. C.-Kohlenregion. Die Stadt treibt bedeutenden Handel und Bergbau, hat schöne öffentliche Gebäude, mehrere Zeitungen, gute Schulen und ist der Sitz eines Lehrerseminars.

Cumberland, Fluß in den nordamerik. Staaten Kentucky und Tennessee, entspringt im südöstl. Teile des erstern am Cumberlandgebirge, den westlichsten Ketten der Alleghanies, fließt in seinem Oberlaufe erst südwestlich, dann westlich und tritt unterhalb Burkesville nach Tennessee ein. Nachdem er den mittlern Teil dieses Staats in einem weiten, nach Süden gekrümmten Boden durchströmt, wendet er sich bei Dover plötzlich nach Nordwesten und kehrt bald darauf nach Kentucky zurück, wo er bei Smithland in den Ohio mündet. In seinem nordwestl. Unterlaufe fließt er in einer Entfernung von nur 15—23 km bis zu seiner Mündung parallel mit dem Tennessee. Der ganze Strom ist 950 km lang und bewässert mit seinen Zuflüssen ein Areal von ungefähr 50000 qkm. Bis Nashville, 315 km von der Mündung aufwärts, ist der C. für Dampfer und noch an 450 km weiter für Boote schiffbar. Unweit Williamsburg in Kentucky stürzt er sich in einem prächtigen Wasserfall 20 m senkrecht herab. In den ersten Jahren des Bürgerkriegs spielte der C. eine wichtige Rolle. Letzteres gilt auch von dem Cumberland-Gap unweit der Südostecke von Kentucky, welches auf eine weite Strecke den einzigen fahrbaren Paß über das Cumberlandgebirge bildet und 7. Sept. 1863 von den Unionisten unter Shakelford genommen wurde.

Cumberland, die nordwestlichste Grafschaft Englands, umfaßt unter dem Titel eines Herzogtums 3926 qkm und wird begrenzt durch die Irische See und die hier tief eingreifende Solwaybucht im W., auf der Landseite von der schott. Grafschaft Dumfries und den engl. Grafschaften Northumberland, Durham, Westmoreland und Lancaster. Mit Ausnahme der ebenen Nordwestküste, wo die See ihren mildernden Einfluß ausübt, gehört C. zu den höchsten und kältesten, aber doch gesündesten Strichen Englands. Über den bis in das Spätfrühjahr hinein mit Schnee bedeckten Bergebenen der von SO. einragenden Caldbeck-Fells erheben sich scharfkantige Felsgipfel bis zur Höhe von 915 m. Die Bewässerung ist reich sowohl durch kurze tiefe Flüsse, darunter der Eden am bedeutendsten, als auch durch eine Menge kleiner Seen, die sog. Cumberlandseen, welche von Reisenden vielfach besucht werden. Die Thäler sind gut angebaut und die Bergweiden unterstützen besonders die Schafzucht. Der Eden scheidet C. in den nordöstl. und südwestl. Teil, davon letzterer der größere. In ersterm liegt die der Kohlenbildung angehörige Penninische Kette mit dem Croß-Fell (883 m hoch), in letzterm die Masse der Cumbrischen Berge mit ihren Seen und Wasserfällen. Diese Cumbrian-Mountains bestehen aus silurischem Schiefer, stellenweise von Granit, Syenit und andern plutonischen Felsen durchbrochen

und von Kohlenbildungen umlagert. Die höchsten Punkte sind der Scaw-Fell (984,3 m), der Helvellin (931,6 m) und der Skiddaw (921,2 m hoch). Den Hauptreichtum C.s bilden die Mineralien. Der Bergbau liefert Kohlen, Eisen, Blei, Silber, außerdem Zink, Schwefelerze, Kupfer und Graphit. Auch Marmor, Gips, Bausteine, Kalk u. s. w. werden gewonnen. Der Graphit der Gruben zu Borrowdale, von welchem nur noch wenig gewonnen wird, war sonst der beste überhaupt. Außerdem hat C. auch noch eine großartige Fabrikindustrie in Woll-, Baumwoll- und Linnenwaren. Die Grafschaft zählt (1881) 250 630 E., die in den Städten außer der Industrie auch einen ziemlich lebhaften, besonders nach Irland gerichteten Handel betreiben. Den nördl. Teil durchzieht der Pictenwall. Die Hauptstadt C.s ist Carlisle (s. d.); außerdem sind bemerkenswert Whitehaven, Keswick, Workington, Cockermouth, Maryport und Penrith.

Cumberland (Grafen von), s. unter Clifford.

Cumberland (Wilh. Aug., Herzog von), ein Sohn des Königs Georg II. von England, geb. zu London 26. April 1721, machte 1740 unter Lord Norris eine See-Expedition und 1743 an der Seite des Vaters die Schlacht bei Dettingen mit, in welcher er verwundet wurde. Als Oberbefehlshaber der engl. Truppen in Flandern verlor er 11. Mai 1745 die Schlacht bei Fontenoy gegen den Marschall von Sachsen. Viele Festungen fielen infolge dieser Niederlage in die Gewalt der Franzosen, und der Prinz Karl Eduard erhob in Schottland die Fahne des Aufruhrs aufs neue. König Georg II. rief seinen Sohn aus Flandern zurück, und dieser schlug bei Culloden den Aufstand nieder, befleckte jedoch seinen Ruhm durch Grausamkeit gegen die Besiegten. C. kehrte im folgenden Jahre nach dem Festlande zurück und wurde bei Laffeld 2. Juli 1747 vom Marschall von Sachsen geschlagen. Nach Ausbruch des Siebenjährigen Kriegs erhielt er das Kommando der verbündeten Armee in Deutschland, unterlag aber 1757 gegen d'Estrées im Treffen bei Hastenbeck und schloß 8. Sept. die wenig ehrenvolle Konvention zu Kloster Zeven, welche König Georg II. nicht genehmigte. C. wurde abberufen und starb, nachdem er seine militärischen Würden niedergelegt hatte, zu Windsor 31. Okt. 1765. Der Titel eines Herzogs von C. wurde hierauf an Heinrich Friedrich, Bruder Georgs III. (gest. 1790), im J. 1799 an den Prinzen Ernst August (spätern König von Hannover), sowie 1878 an dessen Enkel Ernst August verliehen.

Cumberland (Ernst August, Herzog von), wurde 21. Sept. 1845 als Enkel des Königs Ernst August von Hannover geboren und 1851 Kronprinz von Hannover. Als solcher ward er 1866 in die von seinem Vater, dem König Georg V., heraufbeschworene Katastrophe verwickelt, machte mit demselben den Zug von Hannover nach Langensalza mit und teilte dessen Exil in Österreich und in Paris. Nach dem Tode seines Vaters (12. Juni 1878) rieten ihm seine engl. Verwandten, seinen Ausgleich mit Preußen zu machen, und boten ihm ihre Vermittelung an. Aber der Prinz, welcher nunmehr zu Gmunden in Österreich seinen Aufenthalt nahm und sich dort vollständig der Leitung seiner hannöv. Ratgeber, besonders Windthorsts, überließ, hielt in einem an Kaiser Wilhelm und an die andern Souveräne und Regierungen gerichteten Schreiben vom 11. Juli 1878 alle Rechte, Prärogative und Titel, welche seinem Vater überhaupt und insbesondere in Beziehung auf das Königreich Hannover zustanden und kraft der Erbfolgeordnung auf ihn übergingen, voll und ganz aufrecht und erklärte, daß er, solange der Ausübung dieser Rechte thatsächliche, für ihn nicht rechtsverbindliche Hindernisse entgegenständen, den Titel Herzog von C., Herzog zu Braunschweig und Lüneburg mit dem Prädikat «Königliche Hoheit» führe. Da er sich durch dieses Schreiben zum Prätendenten aufwarf, so konnte von einer Auslieferung des sog. «Welfenfonds» (48 Mill. Mark), von einer Zulassung zur Regierung des Herzogtums Braunschweig, falls der kinderlose Herzog Wilhelm mit Tod abgehen sollte, und von andern Zugeständnissen keine Rede mehr sein. Seit 21. Dez. 1878 ist der Prinz mit der Prinzessin Thyra von Dänemark (geb. 29. Sept. 1853) vermählt. Aus dieser Ehe entsprangen zwei Töchter und ein Sohn: Marie Luise (geb. 11. Okt. 1879), Georg Wilhelm (geb. 28. Okt. 1880), Alexandra Luise (geb. 29. Sept. 1882).

Cumberland (Richard), engl. Lustspieldichter, der Sohn des Bischofs von Kilmore in Irland und der jüngsten Tochter Rich. Bentleys, geb. 19. Febr. 1732 zu Cambridge, wurde, nachdem er hier seine Studien vollendet hatte, Privatsekretär des Lords Halifax. Nach dem Sturze dieses Ministers benutzte C. seine Muße zu litterarischen Arbeiten. Als Lord Halifax Statthalter in Irland geworden war, folgte ihm C. nach Dublin. Nach England zurückgekehrt, erhielt er eine Stelle bei dem Handelsamt, die ihm hinreichend Zeit für poetische Arbeiten ließ. Unter seinen zahlreichen Lustspielen zeichnen sich «The West-Indian», «The fashionable lover» und «The wheel of fortune» aus; sie fanden außerordentlichen Beifall. Sein Drama «The Jew» ist durch Seydelmanns Spiel auch in Deutschland bekannt geworden. Weniger gefielen seine Trauerspiele, z. B. «The battle of Hastings», und seine Romane «Arundel» (2 Bde., Lond. 1789), «John of Lancaster» (2. Aufl., 3 Bde., Lond. 1809) und «Henry» (Lond. 1795). Er erhielt 1780 einen Auftrag an die Höfe von Madrid und Lissabon; da aber die Minister mit dem Erfolge seiner Sendung nicht zufrieden waren, so ward ihm die Wiedererstattung seiner Auslagen (5000 Pfd. St.) vorenthalten. Hierdurch geriet er in pekuniäre Verlegenheiten, sodaß er sich nach Tunbridge Wells zurückziehen mußte, wo er bis an seinen Tod sehr eingezogen lebte. Die «Anecdotes of Spanish painters» waren eine Frucht dieser Reise. Nachdem er noch «Memoirs of his own life» (2 Bde., Lond. 1806—7; neue Aufl., Philad. u. Lond. 1856) veröffentlicht, starb er 7. Mai 1811. Sein «Observer» (3 Bde., Lond. 1810) enthält interessante Aufsätze über griech. Litteratur.

Cumberland-Coalfield, s. u. Whitehaven.

Cumberland-Mountains, eine Bergkette der Alleghanies oder Appalachen, im wesentlichen aus denselben Formationen wie diese bestehend, bilden zunächst die Grenze zwischen den nordamerik. Staaten Virginien und Kentucky, durchlaufen alsdann in südwestl. Richtung Tennessee und erstrecken sich bis in den nordöstlichsten Teil von Alabama. Das Gebirge hat eine Durchschnittshöhe von 600 m, ist felsig und wenig angebaut, hat jedoch fruchtbare Längsthäler, welche die zahlreichen Parallelzüge voneinander trennen. Der Tennessee (s. d.) mit seinen Zuflüssen bewässert den Ostabhang der C., bis er das Gebirge durchbricht, der Cumberland (s. d.) den Westabhang.

Artikel, die man unter C vermißt, sind unter K aufzusuchen.

Cumbray oder Cimbraes, zwei schott. Inseln an der Westseite, vor der Mündung des Clyde, im Golf, zur Grafschaft Bute gehörig. Die 5—6 km lange Groß-Cumbray hat 1615 E., meist in dem Badeorte Millport, am Südende der Insel. Klein-Cumbray, von der Küste von Ayr durch einen 5 km breiten Kanal getrennt, hat 10 E. und besitzt einen Leuchtturm. Beide sind kahl, flach und grün.

Cumbre de Mulahaçen, d. h. der Gipfel des Muley-Hassan, nach dem vorletzten arab. Könige von Granada benannt, ist der höchste Gipfel der Sierra Nevada im südl. Spanien, in der Kette von Granada, und somit der höchste Gipfel des ganzen westl. Europa. Auf einem besondern Grat stehend und nach N. steil abfallend, erreicht er die Höhe von 3554 m. Unfern von ihm steht der ihm an Höhe zunächst kommende Picacho de Veleta, 3469 m hoch, nach N. mit senkrechten Wänden von 650 m Höhe abfallend. Der Cerro de los Machos hat 3156 m Höhe. Diese von N. her gesehen als spitze Pyramiden erscheinenden Gipfel verlaufen nach S. hin in langgestreckte Kämme oder Lomas. Der oberste Teil dieser Schieferalpen liegt in der Schneeregion.

Cumbre-Paß oder Uspallata-Paß, der besuchteste Paß der südamerik. Cordilleren zwischen Santiago in Chile und Mendoza in Argentina, wird namentlich in der Zeit vom November bis April frequentiert. Auf ihm ist nur ein Plateau, von 2900 m Höhe, zu überschreiten, nämlich das der Paramillas, und der gefährlichste Teil ist nur eine Tagereise lang; auch findet man längs desselben einige Schutzhäuser oder Casuchas. Gewöhnlich braucht man für die Reise über denselben sechs Tage. Auf dieser Straße befindet sich die sog. Inkabrücke, das Produkt einer inkrustierenden Quelle, ein Bogen von 20 m Länge, 15 m Breite und 5—8 m Dicke, gebildet aus den aus dem Wasser abgesetzten Kalkschichten. Unter der Brücke macht der Rio de las Cuevas einen schönen Wasserfall. Das Hinabsteigen nach W. geschieht schnell; binnen sechs Stunden befindet man sich in einer um 2260 m niedrigern Gegend. Diese steilen Passagen machen die Straße überaus malerisch.

Cumbria, altes Königreich in Britannien, aus den jetzigen Grafschaften Dumbarton, Renfrew, Ayr, Lanark, Peebles, Selkirk, Roxburgh und Dumfries in Schottland und Cumberland in England bestehend, war bis in die Mitte des 10. Jahrh. n. Chr. selbständig.

Cumbrische Berge (Cumbrian-Mountains), s. unter Cumberland (Grafschaft).

Cum grano salis (lat.), «mit einem Körnchen Salz», in der Redensart: Etwas ist cum grano salis zu verstehen, d. h. es ist nicht genau wörtlich zu verstehen, sondern unter Berücksichtigung verschiedener den Sinn der betreffenden Behauptung, Ansicht u. s. w. modifizierender Umstände.

Cum infamia (lat.), mit Ehrlosigkeit, mit Schimpf und Schande. (S. unter Relegation.)

Cumīnum, von Linné benannte Pflanzengattung aus der Familie der Umbelliferen. Die einzige bekannte Art, C. Cyminum *L.*, römischer Kümmel oder welscher, Garten-, Kronen-, Mutter-, Gewürz-, Pfeffer-, Kreuz- oder Krämerkümmel genannt, ist eine einjährige, in Nordafrika und Südspanien wachsende, auf Sicilien und Malta häufig gebaute Pflanze, welche dreizählig-vielteilige Blätter mit lineal-borstenförmigen Zipfeln, wenigstrahlige, mit wenigblätterigen Hüllchen und Hülle versehene Dolden, rote Blumenblätter und seitlich zusammengedrückte, siebenrippige Früchtchen von oval-prismatischer Gestalt besitzt. Diese sind noch einmal so lang wie die Körner des gemeinen Kümmels, grünlichgrau, von stark aromatischem, unangenehmem Geruch und scharf-bitterlichem Geschmack. Sie enthalten ein ätherisches Öl von hellgelber Farbe und durchdringend kümmelartigem Geruch und waren früher als magenstärkendes Mittel im Gebrauch. Das daraus gewonnene Öl wird unter dem Namen röm. Kümmelöl bei der Bereitung magenstärkender Liqueure verwendet; dasselbe enthält reichlich Cymol (s. d.).

Cumming (John), Geistlicher der schott. Kirche, ward 10. Nov. 1810 in Aberdeenshire geboren, studierte Theologie an der Universität Aberdeen und kam 1832 nach London, wo er bald darauf als Prediger bei der schott. Gemeinde in Covent-Garden angestellt wurde, welches Amt er seitdem bekleidete. Als Kanzelredner erwarb er sich bedeutenden Ruf, den er durch sein energisches Auftreten gegen den Katholizismus zur Zeit der antipapistischen Agitation, 1850—51, vermehrte. Seine meisten Schriften beziehen sich auf seine Deutung der biblischen Prophezeiungen, die er zuerst in den «Apocalyptic sketches» (Lond. 1849) versuchte, und von welchen namentlich die «Great tribulation» (Lond. 1859) und «Redemption draweth nigh» (Lond. 1861) in vielen tausend Exemplaren verbreitet wurden. Er bringt darin die Aussprüche der jüd. Propheten und der christl. Offenbarung mit den Ereignissen der Gegenwart in Verbindung, in welchen er alle Zeichen erfüllt sieht, die das baldige Ende der Welt und den Eintritt des Millenniums verkünden. Zu seinen spätern Publikationen in diesem Fache, die, obwohl von der Wirklichkeit oft Lügen gestraft, wie z. B. die während des Orientkriegs veröffentlichte über «Rußlands Größe und Untergang» (deutsch, Dresd. 1854), immer ein gläubiges und neugieriges Publikum fanden, gehört «The destiny of nations» (Lond. 1864). C. beschäftigte sich auch mit der Bienenzucht, über welche er eine Reihe Briefe herausgab, die unter dem Titel «Bee-keeping» (Lond. 1864) gesammelt wurden.

Cumming (Ronaleyn Gordon), schott. Jäger und Afrikareisender, geb. 15. März 1820, war Lieutenant bei den Jägern am Kap und verließ 1845 die militärische Laufbahn, um sich gänzlich seiner Neigung zum Jagen und Reisen zu überlassen. Seine Jagdbeute stellte er später in einem Museum in Fort Augustus in Schottland zusammen, wo er 24. März 1866 starb. Seine namentlich für die Kenntnis des Tierlebens in Südafrika wichtigen Reisen beschrieb er in «Five years of a hunter's life in the far interior of South Africa» (6. Aufl., 2 Bde., 1870; deutsch 1852).

Cummins (Maria), amerik. Romanschriftstellerin, geb. 10. April 1827 zu Salem in Massachusetts. Ihr Hauptwerk ist ihr erstes Buch: «The lamplighter» (1853), welches sehr bald so populär wurde, daß es in den Vereinigten Staaten allein eine Auflage von über 100000 Exemplaren erreichte und ins Deutsche unter dem Titel «Der Lampenwärter» (Lpz. 1874 u. öfter), sowie ins Französische übersetzt wurde. Unter ihren übrigen Werken sind zu nennen: «Mabel Vaughan» (1857), «El Fureidis» (1860) und «Haunted hearts» (1863), welch letzteres sehr treu und wahr das orient. Leben und

namentlich Scenen in Palästina schildert, obgleich die Verfasserin diese Länder nie besucht hatte. Sie starb zu Dorchester bei Boston 1. Okt. 1866.

Cumnock (Alt- und Neu-), zwei Flecken in der schott. Grafschaft Ayr, der erstere 21 km östlich von Ayr, am Lugarwasser, mit 2900 E., der andere 8 km südöstlich davon, rechts am Nith, mit 3435 E., beide an der Glasgow-Carlisle-Bahn. Die Bewohner bearbeiten die umliegenden Kohlengruben und Steinbrüche und treiben Töpferei.

Cumöl C_9H_{12} wird das dritte Glied der homologen Kohlenwasserstoffe der Benzolreihe genannt. Von den möglichen Isomerien sind folgende Körper mit Sicherheit bekannt:

1) Propylbenzol $C_6H_5CH_2CH_2CH_3$,
2) Isopropylbenzol $C_6H_5CH(CH_3)_2$,
3) Paraäthyltoluol $C_6H_4C_2H_5CH_3$ (1:4),
4) Metaäthyltoluol $C_6H_4C_2H_5CH_3$ (1:3),
5) Pseudocumol $C_6H_3(CH_3)_3$ (1:2:4),
6) Mesitylen $C_6H_3(CH_3)_3$ (1:3:5).

Cumŭlus (lat.) oder Haufenwolke heißt nach Howard eine Hauptart der Wolken, welche aus großen und nahezu halbkugeligen Massen besteht, deren Basis eben und horizontal verläuft, während ihre sphärischen Scheitel die mannigfachsten Gestalten bilden und wie ferne Schneegebirge erscheinen. Die Cumuli entstehen dadurch, daß infolge der Tageswärme aufsteigende Luftströme sich bilden. Letztere sind mit farblos durchsichtigen und daher unsichtbaren Wasserdünsten geladen, welche sich in den obern und kältern Luftschichten zu den sichtbar werdenden Wolken verdichten. Je höher die Sonne steigt, desto mehr können sich C. bilden und desto höher sind auch ihre Standorte. Gegen Abend, wenn die aufsteigenden Luftströme ihre Stärke verlieren, senken sich die C. immer mehr in die wärmern Luftschichten herab, wo sie sich wieder zu unsichtbaren Dünsten auflösen, weshalb dann der Himmel heiter erscheint. Dies kann auch in der Frühe der Fall sein, bevor noch aufsteigende Luftströme die Dünste bis zu jener kalten Region zu heben vermögen, wo sie durch Erkaltung zu Wolken sich verdichten. Dagegen erklärt es sich leicht, daß durch die gegen Mittag kräftig aufsteigenden Luftströme sich so häufig C. bilden. Obwohl sich die C. gegen Abend sehr oft auflösen, kann es doch andererseits vorkommen, daß, wegen hinzukommender kalter und nasser Seitenwinde, die C. sich verdichten und ihre Gestalt zur Regenwolke (s. Wolken) umändern. Die C. liegen zwar tiefer als die Federwolken (s. Cirrus), aber, da sie nicht selten über den höchsten Berggipfeln schwebend erblickt werden, so läßt sich schließen, daß sie auch in bedeutenden Höhen vorkommen können. Ihre Höhen über dem Meeresspiegel können zwischen etwa 500 m und Tausenden von Metern variieren.

Cunard (Sir Samuel), berühmt durch die Begründung der nach ihm genannten, noch jetzt bestehenden transatlantischen Dampferlinie (Cunard Line), geb. 1787 in Halifax, als Sohn eines franz. Canadiers, wurde bald einer der angesehensten Reeder von Halifax. Obwohl die Techniker von der Befahrung des Atlantischen Oceans mit Dampfern abrieten, entschloß C. sich 1840, unterstützt durch eine jährliche Subvention von 65000 Pfd. St. seitens der britischen Postverwaltung, dennoch eine regelmäßige Dampfschiffahrt zwischen Nordamerika und Europa ins Werk zu setzen. Das erste Schiff der Cunard-Linie, die Britannia, lief am 4. Juli 1840 aus dem Hafen von Liverpool aus und kam glücklich in Boston an. Von da an datiert die großartige transatlantische Dampfschiffahrt, an der heute etwa 30 Dampfergesellschaften mit gegen 1000 Dampfern beteiligt sind. C. wurde 1859 für seine Verdienste zum brit. Baronet erhoben. Er starb 28. April 1865.

Cunctātor (lat., »der Zögerer«), Beiname des röm. Feldherrn Quintus Fabius (s. d.) Maximus.

Cundinamarca, einer der Vereinigten Staaten von Columbia in Südamerika, umfaßt 22000 qkm mit (1871) 409602 E., wozu noch 17000 wilde Indianer kommen. Sein Gebiet begreift das mittlere Becken des Magdalenenstroms und die Ostcordillera, welche sich ostwärts in das Tiefland des fast unbewohnten Territoriums San-Martin und das Ostgebiet (San-Andrés), die zusammen nahe die Größe von Italien haben, hinabsenkt. Der Mannigfaltigkeit der Bodenerhebung und der Abstufung der klimatischen Regionen entspricht die der Produkte. Da der Boden bis auf die höchsten Teile der Hochgebirge sehr fruchtbar, hat C. einen großen Reichtum an Kulturgewächsen aller Klimate. Zur Bevölkerung zählen viele Indianer ungemischten Blutes, besonders auf dem Hochlande von Bogotá. Haupterwerbszweig der Bewohner ist der Landbau. Außer Mais baut man auf den Hochebenen Weizen und Kartoffeln, in den wärmern Landstrichen besonders Bananen, Kakao, Tabak und etwas Kaffee, in den heißen Thälern auch ziemlich viel Zucker. Auch die Viehzucht ist von Bedeutung. Doch liefert der Staat, Tabak ausgenommen, von den Erzeugnissen des Ackerbaues und der Viehzucht nichts zur Ausfuhr wegen des Mangels an guten Straßen und der großen Kosten des Transports. Der wichtigste Ausfuhrartikel ist die Chinarinde. Der Bergbaubetrieb ist nicht bedeutend; doch besitzt der Staat die einzigen Silberminen der Republik zu Santana und die außerordentlich reichen Steinsalzminen von Zipaquirá im N. von Bogotá. Die Hauptstadt des Staats ist Bogotá (s. d.). C. verdankt seinen Namen einer altamerik. Göttin und bildete vor der Eroberung des Landes durch die Spanier unter Gonzalo Ximenes de Quesada einen der Hauptsitze indian. Civilisation. Das herrschende Volk waren die Muiscas, eine mächtige, volkreiche Nation, die unter zwei Herrschern stand. Der eine, eine Art von Oberpriester, hatte seinen Sitz zu Iraca; der andere, das polit. Oberhaupt, führte den Titel Zaque und residierte zu Tunja. Die Muiscas waren Sonnenanbeter und nächst den Azteken und Peruanern die civilisierteste Nation in Amerika. Die Kultur C.s ging durch die Grausamkeit der span. Eroberer zu Grunde.

Cuneïform (frz.), keilförmig.

Cunéné oder Nourse, Fluß im südl. Afrika, welcher nach Ladislaus Magyar in 13° südl. Br. und etwa 36° östl. L. (von Ferro), im SO. von Bihé, auf dem Plateau von Galangué entspringt, von wo er nach S. fließt und wo der Quanza nach N. und der Cubango oder Okawango nach SSO. strömt. Der Lauf des Stroms ist, soweit man ihn kennt, voller Stromengen und Fälle, und die Mündung versperrt eine Barre. Gewöhnlich ist er nicht reich an Wasser, aber zuweilen schwillt er plötzlich bis um 7 m. Seine Mündung liegt in 17 bis 18° nördl. Br., und ist erst seit 1858 und 1861 sicher bekannt, während Chapman dieselbe schon 1824 entdeckt und Nourse genannt hatte. Er nimmt den

Kalissé und Kingolo auf; fließt dann nach SW. durch oder an den Ländern Mombualla, Mulondo, Koemba, Humbe, Hinga und Ukanyama hin, nimmt dann den Ovâl und Kakurubari auf und durchschneidet das Land der Mutschimbas, bis er 220 km südlich von Mossamedes und 80 km südlich von der Großen Fischbai, 210 km nördlich vom Kap Frio, westlich vom Ovambolande mündet. Sein Lauf ist noch größtenteils unerforscht.

Cuneo, in der Volkssprache Coni, Hauptstadt der gleichnamigen ital. Provinz und Bischofssitz im südl. Piemont, an dem Zusammenflusse der Stura und des Gesso, durch Zweigbahn mit Turin, durch Tramways mit Saluzzo, Borgo San-Dalmazzo und Dronero verbunden, mit ebenso reizenden als fruchtbaren und gutbebauten Umgebungen, hat drei bedeutende Kirchen (got. Franziskanerkirche aus dem 16. Jahrh.), Klöster und Paläste, ein schönes Stadthaus mit hohem Turme, Arkadenstraßen, ein hübsches Theater und ein Gymnasium. C. zählt (1881) 24853 E., die Seiden- und Wollmanufakturen betreiben und einen sehr lebhaften Handel mit Korn, Hanf und Seide, zwischen Nizza nach der Lombardei, Schweiz und Deutschland, sowie Seidenspinnereien, Seiden- und Wollwebereien unterhalten. Die Stadt, seit 1382 den Grafen von Savoyen unterworfen, war im 16. Jahrh. stark befestigt und hatte mehrere Belagerungen auszuhalten. Am 30. Sept. 1741 lieferten hier die Franzosen und Spanier den zum Entsatz heranrückenden Sardiniern und Österreichern die Schlacht an der Stura; 1796 wurde C. von den Franzosen eingenommen; doch mußte die franz. Besatzung 4. Dez. 1799 unter Clement an die Österreicher unter dem Fürsten von Liechtenstein kapitulieren. Nach der Schlacht bei Marengo fiel C. 1801 abermals in die Hände der Franzosen, welche die Festungswerke schleiften und in Spaziergänge verwandelten. C. war hierauf während der franz. Herrschaft die Hauptstadt des Depart. Stura.

Die Provinz Cuneo zählte 1881 auf 7491 qkm 635400 E. und zerfällt in die vier Kreise C., Alba, Mondovi und Saluzzo, mit 263 Kommunen. Der Boden gehört zu den Ausläufern der Seealpen; er hat Eisen-, Blei- und Silberminen, Marmor- und Granitbrüche, Mineralquellen zu Valdieri und Vinadio und schöne Wiesen, und bringt Korn, Hanf, Früchte, Maulbeeren hervor. Gegenstände der Industrie sind das Spinnen und Weben von Seide, Wolle und Hanf; Glas, Fayence und Eisenwerke.

Cünette (frz.), auch Cüvette, Abzugsgraben für die Tagewässer auf der Mitte der Sohle eines trockenen Festungsgrabens.

Cunĕus (lat.), Keil, keilartige Angriffsformation in der Fechtweise der Alten.

Cunha (Tristaõ da), port. Seefahrer, entdeckte auf einer Reise nach dem Roten Meere 1506 die nach ihm benannte Insel und zeichnete sich dann in den Kämpfen der Portugiesen gegen die ind. Mohammedaner aus. Nach seiner Rückkehr führte er 1515 die Gesandtschaft, welche von Leo X. die Schenkungsurkunde über alle zu erobernden Länder erhielt. C. starb um 1550.

Cunha (Nuño da), Sohn des vorigen, geb. 1487, begleitete seinen Vater nach Indien und wurde 1528 Statthalter daselbst. Er bemächtigte sich 1536 der Stadt Diu, die er zu einem befestigten Stützpunkt der portug. Macht erhob. Zurückberufen, starb er auf der Fahrt nach Portugal.

Cunningham, der nördl. Teil der schott. Grafschaft Ayr (s. d.).

Cunningham (Alexander), Ingenieur und Schriftsteller über ind. Archäologie, geb. 23. Jan. 1814 zu London, wurde in der Militärschule zu Addiscombe gebildet und trat 1831 als Lieutenant in das Ingenieurkorps. Er kam 1834 als Adjutant des Generalgouverneurs nach Indien, wo er mit mehrern Missionen nach Kaschmir, Audh und Tibet betraut wurde und 1870 das Amt eines archäol. Generalinspektors von Indien erhielt. Er schrieb: «An essay on the Arian order of architecture» (1846), «Ladak» (1854), «The Bhilsa topes» (1854), «Archæological survey of India» (1871), «The ancient geography of India» (1871), «Corpus inscriptionum Indicarum» (1878).

Cunningham (Allan), schott. Dichter, geb. 7. Dez. 1784 zu Blackwood in der Grafschaft Dumfries, lernte als Maurer und ging 1810 nach London, wo er zuerst als Zeitungsreporter Beschäftigung fand, 1814 aber von dem Bildhauer Chantrey als Sekretär und Aufseher seines Ateliers angestellt wurde, in welcher Stellung er bis zu dessen Tode verblieb. Als Dichter machte er sich durch sein Drama: «Sir Marmaduke Maxwell» (Lond. 1822), besonders aber durch die «Traditional tales of the English and Scottish peasantry» (2 Bde., Lond. 1822) bekannt. In den «Songs of Scotland, ancient and modern» (4 Bde., Lond. 1825) lieferte er eine Auswahl schott. Lieder seit den Zeiten der Maria bis auf die Gegenwart, mit histor. Anmerkungen. Seine Romane «Paul Jones» (3 Bde., Lond. 1826; deutsch von Lindau, 3 Bde., Dresd. 1827—28), und «Sir Michael Scott» (3 Bde., Lond. 1828; deutsch, 3 Bde., Lpz. 1829) fanden nur geringen Beifall. Glücklicher war er mit seiner «History of the British painters, sculptors and architects» (6 Bde., Lond. 1829). Sein episches Gedicht «The maid of Elvar» (Lond. 1832) ist wieder einer schott. Legende aus Maria Stuarts Zeiten entnommen. Ferner schrieb er eine «Biographische und kritische Geschichte der engl. Litteratur von Sam. Johnson bis zu Walter Scotts Tode» (1834; deutsch von Kaiser, Lpz. 1834). Auch gab er die gesammelten Werke von Burns (8 Bde., Edinb. 1834; neuer Abdruck in Einem Bande 1864) mit einer Biographie des Dichters heraus, die er mit vielen bisher unbekannten Details bereicherte. Seine letzte Arbeit war ein Leben des Malers Wilkie («Life of Sir David Wilkie», 3 Bde., Lond. 1842). C. starb in London kurze Zeit nach seinem Gönner Chantrey 29. Okt. 1842. Eine Biographie C.s veröffentlichte Hogg (1875).

Cunningham (Peter), engl. Schriftsteller, dritter Sohn des vorigen, geb. 17. April 1816 in London, wurde in Christ's Hospital erzogen und erhielt durch Sir Robert Peel, einen Freund seines Vaters, eine Anstellung im Rechnungsamt, wo er bis 1854 zum Hauptsekretär aufstieg. Seine litterarische Laufbahn hatte er bereits 1833 mit dem «Life of Drummond of Hawthornden» begonnen. Hierauf folgten 1835 «Songs of England and Scotland» (2 Bde.), 1841 eine neue Ausgabe von Campbells «British Poets» und 1848 sein «Life of Inigo Jones». Nachdem er schon 1842 ein sehr nützliches «Handbook of Westminster Abbey» veröffentlicht, erschien 1849 sein durch Genauigkeit, Vollständigkeit und gefällige Darstellung gleich vortreffliches «Handbook of London», das für diesen Gegenstand

grundlegend wurde, und im Anschluß daran 1851 «Modern London». Später gab er für Murrays Bibliothek engl. Klassiker heraus: «Oliver Goldsmith's Works» (4 Bde., Lond. 1854), Johnsons «Lives of the poets» (3 Bde., 1854), und die Briefe Horace Walpoles (1857—59). Außerdem verfaßte C. eine «Story of Nell Gwynne» (1852) und lieferte Beiträge zum «Athenaeum», «Frazer's Magazine», «Household Words» und andern Zeitschriften. Nachdem er 1860 sein Amt niedergelegt, starb er 18. Mai 1869 in St.-Albans.

Cunningham (Richard), Botaniker und Reisender, geb. 12. Febr. 1793 zu Wimbledon, bildete sich zum Gärtner aus und war dann im Garten zu Kew angestellt, bis er 1832 Aufseher des botan. Gartens zu Sydney in Australien wurde. Er bereiste 1833 das Innere von Neuseeland und schloß sich 1835 der Expedition des Majors Mitchell zur Erforschung des Darlingstroms an, auf welcher er 24. April 1835 von den Eingeborenen erschlagen wurde. Er schrieb «Two years in New-South-Wales» (Lond. 1827).

Cunninghamia *R. Br.*, Pflanzengattung aus der Familie der Coniferen, von welcher bloß eine bei uns häufig zur Zierde angebaute Art, C. sinensis, bekannt ist. Diese, ein schöner, in China heimischer, bei uns im Freien aushaltender, freilich immer nur klein bleibender Baum hat gegen 5 cm lange, lanzettförmige, zugespitzte, zweizeilig gestellte, schwach sichelförmig gekrümmte Blätter von glänzend hellgrüner Farbe und eiförmige Zapfen, zwischen deren Schuppen harte, holzige Deckblätter vorragen. Unter jeder Schuppe liegen je drei zusammengedrückte, schmalgeflügelte Samen. C. sinensis *Salisb.* wird in ihrem Vaterlande zu einem Riesenbaume und ist dort eine überaus wertvolle und nutzbare Holzart.

Cuntis (Calbasbe), s. unter Calbas.

Cuoco (Vincenzo), ital. Historiker, geb. 1770 in Civita-Campomarano im Neapolitanischen, studierte Rechtswissenschaften und Philosophie, und war sodann Advokat in Neapel. Im J. 1799 wegen seiner republikanischen Bestrebungen gefangen gesetzt, darauf verbannt, ging er nach Frankreich und von dort nach Mailand, wo ihn die Regierung der Cisalpinischen Republik mit der Redaction des «Giornale italiano» betraute. Hier veröffentlichte er sein berühmtes «Saggio storico su la Rivoluzione di Napoli» (Mail. 1800; neueste Ausg., Flor. 1865), eine ergreifende Schilderung der neapolit. Revolution von 1799 mit all den Greueln, die er mit angesehen und mit erlebt hatte. Noch berühmter ist sein «Platone in Italia» (3 Bde., Mail. 1804; 2. Aufl., 2 Bde., Parma 1820), ein didaktischer Roman, dem «Anacharsis» des Barthélemy nachgeahmt, welcher lange ein Lieblingsbuch der Italiener blieb. Im J. 1806 nach Neapel zurückgekehrt, ward er zum Staatsrat und Schatzmeister ernannt. Die Rückkehr der Bourbonen im J. 1815 erschütterte ihn so, daß er in unheilbaren Irrsinn verfiel. Er starb 1823 zu Neapel. Vgl. M. d'Ayala, «Vita di Vincenzo C.» (Flor. 1865).

Cupar-Angus, Stadt in der schott. Grafschaft Perth, 21 km im NNO. von Perth, links an der zum Tay fließenden Isla, an der Eisenbahn Dundee-Newtyle und an der Grenze der Grafschaft Forfar, mitten in den fruchtbaren Gefilden von Strathmore. In der Nähe finden sich Spuren eines röm. Lagers. Die 2150 E. treiben Bleicherei und Gerberei.

Cupar-Fife, Fabrikstadt im östl. Schottland, Hauptstadt der Grafschaft Fife, 52 km nördlich von Edinburgh, links am Eden und 10 km von der Meeresküste, an der Nordbritischen Eisenbahn, zählt (1881) 5010 E. und hat schöne öffentliche Gebäude, fünf Kirchen, eine Lateinschule, eine Bibliothek, eine Gesellschaftshalle und ein Versorgungshaus. Die thätige Industrie beschäftigt sich mit Spinnerei, Lein- und Kattunweberei, Brauerei, Gerberei, Getreidemahlen. C. war schon im 14. Jahrh. eine königl. Burg; im 16. Jahrh. war sie wegen ihres Bücherdrucks berühmt.

Cupellieren (frz.), s. Abtreiben (metallurgisch).

Cuphëa *P. Br.*, Pflanzengattung aus der Familie der Lythrarieen. Die Arten derselben, gegen 90, sind sämtlich in tropischen und subtropischen Gegenden Amerikas einheimisch. Es sind krautartige Pflanzen oder kleine Sträucher. Sie besitzen sämtlich ansehnliche und schön gefärbte, gewöhnlich rote oder violette Blüten, weshalb zahlreiche Arten in den Gewächshäusern als Zierpflanzen gezogen werden.

Cupido, bei den Römern eine Benennung für den Liebesgott. (S. Eros.)

Cupolöfen, Schachtöfen, bestimmt zum Umschmelzen von Roheisen, deren Größe sich nach dem zur Erzeugung der Schmelzhitze bestimmten Brennmateriale, sowie nach der Produktion richtet. Das Nähere s. unter Eisenhüttenwesen.

Cupra marittima oder Marano, Flecken in der ital. Provinz Ascoli-Piceno, Bezirk Fermo, 22 km im SSO. von Fermo, nahe dem Adriatischen Meere, an der Eisenbahn Bologna-Otranto, hat einen alten, von Kaiser Hadrian wiederhergestellten Tempel der Juno, und zählt (1881) 2193 E.

Cupressus, s. Cypresse.

Cuprum (lat.), das Kupfer.

Cupuliferen (Cupuliferae *Rich.*), schüssel- oder napftragende Holzgewächse, welche zur 16. Klasse des Linnéschen Systems (Monoecia) gehören und einhäusige Blüten haben. Die männlichen Blüten stehen in verschieden gestalteten Kätzchen, welche meist aus den Achseln der untern Blätter oder der Nebenblätter der Frühjahrstriebe entspringen; die Blütenhülle fehlt oder ist 4—5spaltig; die 5—20 Staubgefäße sind der Blütenhülle oder den Deckblättern eingefügt. Die weiblichen Blüten mit 2—6 Narben stehen einzeln oder gehäuft oder ährenförmig in den Achseln der obern Blätter der jungen Triebe, selten am Grunde der männlichen Kätzchen (Castanea). Die Blütenhülle ist oberständig, mit gezähneltem, oft verschwindendem Saume, der Fruchtknoten 2—6fächerig, die Fächer mit 1—2 hängenden Eichen; die Hülle vergrößert sich nach der Blütezeit in mannigfaltiger Weise und umgibt oder bedeckt als Fruchthülle (cupula) das Fruchtgehäuse am Grunde. Hierher gehören die Baumgattungen Buche, gute Kastanie, Eiche.

Cura (lat.), die Sorge, Pflege, Fürsorge; auch die Vermögensverwaltung (s. Kuratel); pro cura, Gebühr für eine Bemühung, vgl. Prokura; cura animarum, Seelsorge.

Curaçao, eine den Niederlanden gehörige Felseninsel im Antillenmeere Westindiens, ungefähr 70 km von der Küste Venezuelas entfernt, zählt auf 550 km (1879) 23 988 E., darunter 5—6000 ehemalige Sklaven. Der kahle Felsen ward durch den Fleiß der Holländer fruchtbar gemacht und trägt Zucker, Tabak, Mais, Feigen, Kakao, Kokosnüsse,

Citronen, Pomeranzen und die meisten europ. Küchengewächse. Hauptprodukte sind jedoch Seesalz und seit neuerer Zeit Cochenille. An Wasser ist Mangel. An der Südostküste liegt der sichere Hafen **Santanabai**, der aber einen beschwerlichen Eingang hat. Am Hafen befindet sich die einzige Stadt der Insel, **Willemstad**. Diese, gut gebaut und mit großen Warenspeichern versehen, ist der Sitz des Gouverneurs. Außerdem gibt es nur wenige Dörfer und Pflanzungen auf der Insel. Etwa 1100 Soldaten sind auf einigen Forts verteilt. C. wurde 1527 von den Spaniern besetzt, 1634 von den Holländern erobert und im Westfälischen Frieden letztern abgetreten. Nachdem die Engländer schon 1804 einen vergeblichen Angriff auf die Insel gemacht, ward sie 1807 von diesen erobert, aber infolge des nach dem Pariser Frieden zwischen England und dem Königreich der Niederlande geschlossenen Vertrags zurückgegeben. — Die niederländ. **Kolonie Curaçao** umfaßt alle niederländ. Antillen, zusammen 1130 qkm mit (1879) 42447 E.; dazu gehören die benachbarten Inseln unter dem Winde **Aruba**, 165 qkm mit 6223 E. und **Bonaire** oder **Buen-Ayre**, 335 qkm mit 4898 E.; ferner die Kleinen Antillen St.-Eustache 20 qkm mit 2063 E., Saba 13 qkm mit 2149 E. und die Hälfte von St.-Martin 47 qkm mit 3126 E. Vgl. Chumaceiro, «De naturlijke hulpbronnen van de kolonie C.» (Haag 1879).

Curaçao, ein beliebter scharfschmeckender Magenliqueur, aus den Schalen einer Spielart der Pomeranze (der Frucht von Citrus aurantium curassaviensis) bereitet, welche vorzüglich auf der Insel Curaçao wächst. Man digeriert die getrockneten Fruchtschalen mit Weingeist und vermischt die so gewonnene Tinktur mit starker Auflösung von Zucker in Wasser.

Curare oder **Urari**, **Wurali** oder **Woorara** wird ein Pfeilgift genannt, welches die Eingeborenen Südamerikas, besonders Guianas, aus dem narkotisch-giftigen Safte des daselbst einheimischen giftgebenden Brechnußbaums (Strychnos toxifera), sowie des Strychnos cogens *Benth.* und Strychnos Schomburgkii *Klotsch* und einer von den Eingeborenen Maracuri genannten Liane bereiten, indem sie die Rinde auskochen und zu diesem Safte noch scharfe Pflanzenstoffe, wie Pfeffer, Kokkelskörner, Zwiebeln und anderes hinzumischen. Dieser durch anhaltendes Kochen zu einem Extrakt eingedickte Saft wird dann zum Vergiften der Pfeile gebraucht, ganz auf gleiche Weise, wie das berüchtigte Upas von den Malaien auf den ostind. Inseln. Das Curaregift behält jahrelang seine tötende Kraft, wirkt jedoch frisch am schnellsten. Es ist aber nur tötlich und überhaupt schädlich, wenn es in das Blut kommt. Die kleinste Verwundung mit einem vergifteten Pfeile führt rasch und unabänderlich bei Menschen und Tieren den Tod herbei. Die Indianer verzehren die mit ihren vergifteten Pfeilen erlegten Tiere ohne Bedenken und ohne alle nachteiligen Folgen.

Der eigentlich wirksame Stoff des Gifts ist das **Curarin**, ein in der Rinde der genannten Pflanzen enthaltenes Alkaloid, das in farblosen, stark bitter schmeckenden Prismen krystallisiert, sich leicht in Wasser und Alkohol, nicht in Äther löst, durch konzentrierte Schwefelsäure blau, durch Salpetersäure purpurrot gefärbt wird. Es wirkt lähmend und tötet durch Asphyxie infolge der Lähmung der Brustmuskeln. In der Medizin wird das Curarin bei Tetanus sowie bei physiol. Experimenten verwendet. (S. Strychnos.)

Curāt (**Curatgeistlicher**, lat. Curatus), in der kath. Kirche ein Geistlicher, welchem die Seelsorge über einen bestimmten Sprengel obliegt; speziell ein Kaplan, der die Seelsorge unter Aufsicht eines Bischofs oder Pfarrers ausübt.

Curata ecclesia, soviel wie Parochialkirche.

Curatēl, s. Kuratel.

Curatus, s. Curat.

Curci (Carlo Maria), ital. Theolog und kirchenpolit. Schriftsteller, geb. 1810 in Neapel, trat 15jährig in den Jesuitenorden, aus welchem er 52 Jahre später (1877) schied, um als einfacher Priester in die Welt zurückzukehren. Gegen Gioberti verteidigte C. die Jesuiten in seinem Erstlingswerke: «Fatti ed argomenti», und in einer zweibändigen Erwiderung auf Giobertis «Gesuita moderno». Nach einem längern Aufenthalt in Paris kehrte er nach Neapel zurück, wo ihm die oberste Leitung der klerikalen Zeitschrift «La Civiltà Cattolica» übertragen wurde. Später siedelte er mit der «Civiltà» nach Rom über. Im J. 1865 trat er aus der Redaction, blieb aber in Rom und verteidigte bis 1870 mit großer Energie die weltliche Macht des Papstes. Durch seine Wanderpredigten, die er in vielen Städten Italiens hielt, machte er sich überall populär. Das größte Aufsehen erregten indes, nicht allein in Italien, sondern auch im Auslande, seine spätern Schriften: «Il moderno dissidio tra la Chiesa e l'Italia» (Flor. 1878), worin er es im Interesse der Kirche für notwendig erklärt, daß sie auf die weltliche Herrschaft verzichtet und ein Kompromiß mit dem Staate eingeht, welche Schrift auf den Index kam. In neuester Zeit suchte er durch die Schrift «La nuova Italia e i vecchi zelanti» (Flor. 1881; deutsch von Booch-Arkossy, Lpz. 1882) vermittelnd einzulenken und eine Reorganisation der parlamentarischen Parteien zu erzielen; doch auch diese Schrift kam auf den Index. Von seinen übrigen Schriften sind zu erwähnen: «La Quistione romana nell' Assemblea francese» (Par. 1849), «La Demagogia italiana ed il Papa Re» (Par. 1849), «La Natura e la Grazia» (2 Bde., Rom 1865), «Lezioni esegetiche e morali sopra i quattro Evangeli» (5 Bde., Flor. 1874—76), «Lezioni sopra il libro di Tobia» (1877), «Il Nuovo Testamento volgarizzato ed esposto in note esegetiche e morali» (Bd. 1 u. 2, Turin 1879—80). Vgl. Mariano, «Pater C. und sein neuestes Buch» (in «Unsere Zeit», Lpz., Jahrg. 1882, Bd. 1).

Curculigo *Gaertn.*, Pflanzengattung aus der Familie der Hypoxideen. Ihre Arten sind perennierende krautartige Gewächse, die im außertropischen südl. Afrika, in den Tropengegenden Neuhollands und in Ostindien vorkommen. Sie haben knollenförmige Wurzeln; ihre Blätter sind schwertförmig, die Blüten haben ein blumenkronenartiges Perigon, das an seiner Basis mit dem dreifächerigen Fruchtknoten verwachsen ist, sechs Staubgefäße und einen mit drei Narben versehenen Griffel. Von der in Ostindien einheimischen Art C. orchioides *Roxb.* werden die Wurzeln gegessen. Einige andere Arten, wie z. B. C. recurvata *Dryaud.*, werden als Zierpflanzen gezogen.

Curcŭma, Linnésche Pflanzengattung aus der Familie der Zingiberaceen. Ihre sämtlich in Ostindien und dem Indisch-Malaiischen Archipel

heimischen, im südl. China auch kultivierten Arten haben einen dicken Wurzelstock mit knolligen Ästen und an der Spitze verdickten Wurzelfasern, einfache, mit scheidigen Blättern besetzte Stengel und dickwalzige Blütenstände, welche in der Hauptsache aus unter sich verwachsenen gefärbten Deckblättern bestehen, zwischen denen die Blüten hervorragen. Letztere besitzen einen röhrigen Kelch mit dreizähnigem Saum, ein blumenblattartiges dreispaltiges Staubgefäß und einen unterständigen Fruchtknoten, aus dem sich eine Kapsel entwickelt.

Zu dieser Gattung gehören mehrere technisch wichtige Pflanzen, nämlich: C. longa *L.*, welche die Curcumewurzel liefert, C. leucorrhiza *Roxb.* und C. angustifolia *Roxb.*, aus deren Knollen das sog. ostind. Arrowroot gewonnen wird. C. longa hat langgestielte, breit lanzettförmige Blätter und einen 15 cm langen, von den Scheiden der Blätter umhüllten endständigen Blütenstand, ihr Wurzelstock viele, lange, gegliederte Knollen, aber wenig Wurzeln. Der Stamm dieser Wurzelstöcke kommt als lange (C. longa), die Nebenäste als runde Curcume (C. rotunda) in den Handel. Beide sind graubraun, etwas runzelig, undeutlich geringelt, von orangerotem Bruch und stark gewürzhaftem Geruch und Geschmack. Die Curcume, auch Gelb- oder Gilbwurz und gelber Ingwer genannt, enthält einen eigentümlichen harzigen, gelben Farbestoff, das Curcumin. Dieses bildet geruchlose, durchscheinende, nicht krystallinische Schuppen, welche zerrieben ein gelbes Pulver geben, löst sich in Alkohol, Äther, fetten und ätherischen Ölen leicht, und nimmt bei Berührung mit Alkalien eine braune Farbe an, während es durch Säuren karmoisinrot gefärbt wird. Deshalb gilt die Curcume (das mit dem Curcumin getränkte Papier) als Reagens auf Alkalien. Früher hielt man die Curcume für ein wichtiges Heilmittel. Jetzt wird dieselbe in Europa nur noch selten angewendet, häufig dagegen in Asien, wo man sie als ein reizendes, auflösendes, harntreibendes Mittel gebraucht. Auch benutzt man sie in Indien und auf den ostind. Inseln als Gewürz an viele Speisen, desgleichen in England als Zusatz zu pikanten Saucen. In Deutschland verwendet man die Curcume jetzt fast nur als Farbestoff, vorzüglich zum Gelbfärben von Zuckerwerk, Liqueuren, Spielwaren, aber nur selten in der Zeugfärberei, da das Gelb sich auf die Dauer nicht hält. Von einer andern in Ostindien einheimischen Art, der C. Zedoaria *Roxb.*, stammt die sog. Zittwerwurzel (s. d.).

Curé (frz.), kath. Pfarrer, Curat (s. d.).

Curée, ein von dem altfranz. Worte curée oder cuirée (cuir, die Haut, das Fell, weil das Zerwirken auf der Haut des Hirsches geschieht) entlehnter Jagdausdruck, bezeichnet eigentlich den den Jagdhunden von dem erlegten Wilde vorgeworfenen Teil, wird aber im allgemeinen vom Aufbrechen und Zerwirken des bei der Parforcejagd erbeuteten Edelhirsches gebraucht. Ist dem Hirsch der Fang gegeben, was durch die Halalifanfare verkündet wird, so versammelt sich die gesamte Jägerei, um der C. beizuwohnen. Zuerst werden alle vier Läufe des Hirsches über dem Gelenke losgelöst und derselbe dann auf gewöhnliche Weise aufgebrochen und zerwirkt. Die Eingeweide reinigt man vom Geäse, zerschneidet sie in kleine Stücke und deckt diese mit der Hirschhaut zu. Dann führt man die Meute herbei, die aber ein Jäger mit vorgehaltenem Hirschkopfe zurückhält, bis auf ein gegebenes Hornsignal die Haut weggezogen und das Gescheide den Hunden preisgegeben wird. Den zuerst abgelösten Lauf des Hirsches erhält der Jagdherr, die drei andern werden an die vornehmsten fremden Anwesenden als Ehrenzeichen überreicht. Bei der sog. Kalten C. findet das Zerwirken des Hirsches erst statt nach der Rückkehr von der Jagd im Hofe des Jagdschlosses oder Herrenhauses.

Cures, im Altertum eine sabinische Stadt, von der eine Ansiedelung auf dem Quirinal, welche hernach einen Bestandteil der Stadt Rom bildete, eine Kolonie gewesen sein sollte. Titus Tatius war nach der Sage als König von C. in Rom eingebrochen, um den Raub der Sabinerinnen zu rächen, und nach der Versöhnung Mitkönig von Romulus über die mit den Einwohnern von C. vereinigten Römer geworden, welche fortan neben dem ihrigen den Namen Quiriten (s. d.) geführt haben sollen. Auch Numa stammte nach der Sage aus C. Doch ist dies alles nicht Geschichte, sondern teils Sage, teils Erdichtung. Nur so viel bleibt gewiß, daß C. eine uralte sabinische Niederlassung in der Nähe Roms gewesen und frühzeitig in freundliche und feindliche Beziehungen zu demselben getreten sein muß. In histor. Zeit war es unbedeutend. Es lag zwischen den Flüßchen Correse und Carrelano vor deren Vereinigung und Mündung in den Tiber, unfern vom heutigen Correse an der Stelle des heutigen Arci. Vgl. Lanciani in den «Commentationes ad honorem Mommseni» (Berl. 1877).

Cureton (William), engl. Orientalist, geb. 1808 zu Westbury in Shropshire, besuchte die Grammar-School zu Newport und bezog 1826 die Universität Oxford. Nachdem er sich 1830 den Doktorgrad erworben, erhielt er 1832 die geistlichen Weihen und wurde 1834 zum Unterbibliothekar der Bodleyanischen Bibliothek ernannt. Wegen seiner gründlichen Kenntnis der orient. Sprachen ward er 1837 an das Britische Museum berufen und mit der Katalogisierung der arab. Bücher und Handschriften beauftragt. Der erste Band des Katalogs, die christl. Schriften und die Fächer der mohammed. Theologie, Jurisprudenz und Geschichte enthaltend, erschien 1846. Das Material für den zweiten hatte er bereits zum großen Teil zusammengestellt, als er 1850 seine bisherige Stellung mit der eines Kanonikus von Westminster und Pfarrers der St.-Margaretkirche vertauschte, nachdem er bereits 1847 zum Kaplan der Königin ernannt worden war. Auf der Eisenbahnfahrt von Eastbourne nach London betraf ihn 29. Mai 1863 ein Unfall, an dessen Folgen er 17. Juni 1864 starb. Am meisten ist C. bekannt geworden als Herausgeber und Bearbeiter einer Reihe bisher unzugänglicher, für die Aufhellung der Geschichte der ältern christl. Kirche wichtiger syr. Schriftwerke aus der reichen Sammlung, welche 1841 aus einem Kloster der ägypt. Natronwüste für das Britische Museum erworben worden war. C. veröffentlichte zuerst eine alte syr. Übersetzung der Briefe des Ignatius (Lond. 1845) an Polykarp, die Epheser und die Römer, durch welche eine lebhafte Kontroverse hervorgerufen ward. C. selbst verteidigte die von ihm ausgesprochenen Ansichten in den «Vindiciae Ignatianae» (Lond. 1846) und dem «Corpus Ignatianum» (Lond. 1849). Diesen Arbeiten folgten die Ausgaben der syr. Version der «Festbriefe» des heil. Athanasius mit kritischer

Einleitung (Lond. 1850), des dritten Teils der Kirchengeschichte des Johannes von Ephesus (Orf. 1853) und des «Spicilegium Syriacum» (Orf. 1855), welches Bruchstücke der Schriften des Bardesanes, Melito, Ambrosius u. s. w. enthält. Hierzu kamen noch die Überreste eines alten, von der allgemein recipierten syr. Bibelübersetzung bedeutend abweichenden Textes der syr. Evangelien (Orf. 1850) und die Ausgabe von des Eusebius Geschichte der Märtyrer in Palästina (Lond. 1861). Andern Gebieten der orient. Litteratur gehören an C.s englische Übersetzungen von El-Schahrestanis «Buch der religiösen und philos. Sekten» (3 Bde., Lond. 1842—46), und die Ausgaben von Rabbi Tanchums «Kommentar über die Klagelieder Jeremiä» (Lond. 1843) und von En-Nasefis «Säule des Glaubens der Sunniten» (Lond. 1843).

Curette (frz.), Blasenräumer, ein wundärztliches Werkzeug.

Curia, s. Kurie.

Curiatier, s. unter Horatius.

Curicó oder San-José de Curicó, Hauptstadt der Provinz C. in Chile, 185 km südlich von Santiago, an einem rechten Nebenflusse des Mataquito, in 283 m Höhe angenehm gelegen, durch Eisenbahnen mit Santiago und Chillan verbunden, zählt (1875) 9072 E. Mittels des Planchon-Passes wird ein beträchtlicher Handel mit Argentina getrieben. C. wurde 1742 gegründet. — Die Provinz Curicó wurde 1865 von der Provinz Colchagua abgetrennt, deren Südwestteil sie bildete, zerfällt in die Depart. Curicó und Vichuquen und zählt (1878) auf 7545 qkm 96202 E.

Curie, s. Kurie.

Curio, Vorstand einer Curia (s. unter Kurie).

Curio war der Beiname, den ein Zweig des angesehenen plebejischen Geschlechts der Scribonier führte. Zu diesem Zweige gehört namentlich Gajus Scribonius C., der jüngere Zeitgenosse Ciceros und Cäsars, Sohn des gleichnamigen Konsuls vom J. 76 v. Chr., Enkel eines ebenfalls gleichnamigen und wie Sohn und Enkel als Redner hervorragenden Großvaters. Anfangs Anhänger der Partei der Optimaten, ließ sich C. nach seiner Wahl zum Volkstribun für das Jahr 50 v. Chr. durch Bezahlung seiner Schulden und Versprechungen von Cäsar gewinnen, und leistete demselben in seinem Tribunat hervorragende Dienste. Er war es, der im Interesse Cäsars, im Senat gegen die Anträge, wonach dieser vor Ablauf des Jahres 49 seine Provinzen abgeben sollte, Einspruch erhob, weil für die Republik damit nichts gewonnen sei, wenn Pompejus nicht gleichzeitig dasselbe thue, und hernach durchsetzte, daß ein entsprechender Beschluß gefaßt wurde. Im Jan. 49 ging er mit den zu Cäsar flüchtenden beiden Tribunen nach Ravenna, dann im Auftrage Cäsars mit vier Legionen nach Sicilien, und darauf mit der Hälfte seiner Truppen nach Afrika. Er besiegte hier den Pompejaner P. Atius Varus bei Utica, ward aber vom König Juba in einer Schlacht am Flusse Bagradas geschlagen, in der er selber fiel.

Curiōsa (lat.), Kuriositäten, merkwürdige, seltene, sehenswürdige Dinge.

Curityba, offiziell Curitiba, Hauptstadt der brasil. Provinz Paraná, 470 km im SW. von San-Paolo, in 993 m Höhe und in 25° 26' südl. Br., in offener, lachender Ebene des zum Paraná fließenden Iguassu, ist hübsch gebaut und zählt etwa 5000 E. Den Namen hat die 1654 gegründete Stadt von der Fülle von Araucarienbäumen, welche in der Umgegend wachsen. Auch die Yerba oder der Paraguaythee wächst in Menge in dieser Gegend, sowie der Pfirsich. Ausgeführt werden Mais, Bohnen, Tabak und Fleisch nach Rio. Bei Votuverava wird Gold gewaschen. Der Haupthafen am Meere ist Paranagua.

Curius (Leptocircus curius), ein in Siam vorkommender schöngefärbter Tagschmetterling, der durch die sehr verlängerten, in zwei Hakenspitzen ausgezogenen Hinterflügel bekannt ist. Die Grundfarbe der Flügel ist braun mit einem grünen und einem glashellen Streifen auf den Vorderflügeln.

Curius Dentatus (Manius), ein als ausgezeichneter Heerführer und wegen seiner Uneigennützigkeit berühmter Römer, aus plebejischem Geschlecht, vertrat als Volkstribun kräftig und mit Erfolg die Rechte seines Standes gegen den patricischen Interrex Appius Claudius Cäcus, der die Wahl eines plebejischen Konsuls zu hintertreiben suchte. Als Konsul beendete er 290 v. Chr. den samnit. Krieg und unterwarf die Sabiner, welche gegen Rom aufgestanden waren. Als von dem eroberten Lande ein Teil unter Bürger verteilt ward, nahm er für sich nicht mehr an als die sieben Jugera, die ein jeder erhielt, und bebaute sein Gütchen selbst als einfacher Landmann. Das Geld, durch welches Gesandte der Sabiner ihr Volk seiner Gunst empfehlen wollten, wies er zurück, indem er sagte: «Ich will lieber über reiche Leute herrschen, als selbst reich sein.» Nachher wurde er noch wiederholt im öffentlichen Dienst verwendet. Im J. 275 schlug er, zum zweiten mal Konsul, den König Pyrrhus in der entscheidenden Schlacht bei Benevent, die diesen zur Rückkehr nach Epirus nötigte. Er bekleidete das Konsulat auch im folgenden Jahre und wurde 272 Censor. Damals leitete er die Anlage einer kolossalen Wasserleitung vom Anio nach Rom ein. Zwei Jahre später sollte er den Bau als Duumvir zu Ende führen, starb aber gleich nach seiner Ernennung. Die Kaskade von Terni ist durch den nach dem Flusse Nar geführten Ableitungskanal der Gewässer des Sees Velinus, welchen C. anlegen ließ, entstanden.

Currachee, Seestadt in der Präsidentschaft Bombay, s. Karratschi.

Curragh of Kildare, s. Kildare.

Currency ist in England und Amerika der allgemeine Ausdruck für Umlaufsmittel, mag dasselbe durch Metall oder durch Papier dargestellt sein. In Amerika bezeichnet man auch speziell das staatliche Papiergeld und die Banknoten als C. Einige, z. B. Macleod, betrachten als C. nicht nur das Geld und die Geldsurrogate im engern Sinne (Banknoten), sondern auch alle sonstigen Mittel zur Darstellung übertragbarer Forderungen, wie Wechsel, Checks u. s. w.

Currency-Schule nennt man im Gegensatz zur Bankschule (s. d.) die Anhänger der in England namentlich von Jones Loyd (später Lord Overstone), Oberst Torrens und Rob. Peel verteidigten Ansicht, daß durch Emission nicht vollgedeckter Banknoten (s. d.) die Summe der im Lande cirkulierenden Umlaufsmittel übermäßig vermehrt werden könne, daß infolge dessen allgemeine Preissteigerung und dadurch Abfluß des Edelmetallgeldes in das Ausland hervorgerufen werde. Die konsequentesten Vertreter dieses Standpunktes verlangen

geradezu volle metallische Deckung aller Banknoten; in England hat sich indes die C. mit der Beschränkung des Notenwesens begnügt, die durch die Peelsche Bankakte (s. d.) geschaffen worden. Ihre Einseitigkeit liegt hauptsächlich darin, daß sie sowohl die Fähigkeit der Banken, ihre Noten beliebig zu vermehren, als auch die direkte Einwirkung der Notenmenge auf die Preise weit überschätzt hat, während sie die Bedeutung der sonstigen Kreditorganisation, namentlich des Check- und Clearinghouse-Systems neben den Banknoten, zu wenig beachtete.

Currer Bell, s. Bronte (Charlotte).

Curry-powder (spr. Körrih-paud'r) ist eins der vielfachen Gewürzmittel, mit denen die Engländer bei der Tafel manche ihrer Speisen mit scharfem, pikantem Geschmack zu versehen pflegen. Es wird in bester Qualität von Ostindien importiert und besteht seinem Hauptteile nach aus Cayennepfeffer mit Zusätzen von Curcuma, Kardamom und andern scharfen Gewürzen.

Curs, s. Kurs.

Curschmann (Karl Friedr.), Komponist, geb. 21. Juni 1805 zu Berlin, war Schüler von Hauptmann und Spohr und ließ sich 1829 in Berlin nieder. Er starb 24. Aug. 1841 in Langfuhr bei Danzig. Außer einer Oper («Abdul und Erinnieh») komponierte C. meist Lieder, von denen viele populär geworden sind.

Curt., bei zoolog. Namen Abkürzung für J. H. Curtis (Maler und Entomolog in London).

Curtane, das Schwert Eduards des Bekenners, welches ohne Spitze ist und früher den engl. Königen bei der Krönung vorangetragen wurde.

Curtatŏne, kleines Dorf, 5 km westlich von Mantua, an der Straße nach Cremona, am rechten Ufer des Osone, wurde geschichtlich denkwürdig durch das Treffen von C. am 29. Mai 1848, in welchem der österr. Feldmarschall Graf Radetzky mit 19000 Mann das 5000 Mann starke toscan.-neapolit. Heer unter General Laugier nach fünfstündigem Kampfe entscheidend schlug. Laugier hatte sich zur Beobachtung von Mantua am Osone aufgestellt und bei C. und Montanara Schanzen angelegt. Als Radetzky mit sehr überlegener Macht in drei Kolonnen aus Mantua vorrückte, leisteten die toscan. Truppen tapfern Widerstand, in Erwartung der ihnen von dem piemont. General Bava zugesagten Hilfe, wurden jedoch im Stiche gelassen und erlagen dem umfassenden Angriffe der Österreicher. Über 2000 Toscaner fielen in österr. Kriegsgefangenschaft.

Curtis (George Ticknor), amerik. staatsrechtlicher Schriftsteller, geb. zu Watertown in Massachusetts 28. Nov. 1812, studierte im Harvard-College zu Cambridge bei Boston, praktizierte seit 1836 als Advokat in Boston und siedelte 1862 als solcher nach Neuyork über. Außer zahlreichen wertvollen Schriften über Seerecht, Nachdruck- und Patentgesetzgebung, sowie einem Kommentar über die Jurisprudenz und Praxis in den Vereinigten-Staaten-Gerichtshöfen, machte er sich in weitern Kreisen besonders vorteilhaft bekannt durch eine «History of the origin, formation, and adoption of the constitution of the United States» (2 Bde., Neuyork 1855—58), welches Werk gründliche Quellenforschung mit einem vorurteilsfreien polit. Blick und klarer, gewandter Darstellung vereinigt, und durch eine vorzügliche Biographie Websters («Life of Daniel Webster», 2 Bde., Neuyork 1870).

Curtis (George William), nordamerik. Schriftsteller, geb. 24. Febr. 1824 zu Providence in Rhode-Island, wurde in Neuyork erzogen, bildete sich in Neuengland, teils in Westroxbury, teils in Concord, wissenschaftlich aus, ging 1846 nach Europa, besuchte zuerst Italien, studierte dann in Berlin und bereiste bis 1850 Südeuropa, Ägypten und Syrien. Nach seiner Rückkehr in die Vereinigten Staaten war er bei verschiedenen litterarischen Unternehmungen und Zeitschriften beteiligt, eine Zeit lang bei der «New York Tribune», dann bei «Putnam's Monthly» und später bei «Harper's Weekly». Von seinen Schriften sind besonders zu erwähnen: die «Potiphar-Papers» (1853), eine Satire auf den amerik., namentlich den neuyorker Parvenu; der «Howadji in Syria» und «Lotus eating», welche beiden letztern Werke orient. Reiseeindrücke und Beobachtungen in fashionabeln amerik. Bädern enthalten; sodann einzelne Novellen, wie «Prue and I» (1856) und «Trumps» (1861). C. ist ein talentvoller Schriftsteller, dessen erfolgreiches Streben dahin geht, den Geschmack seiner Landsleute zu veredeln. Als öffentlicher Vorleser hat er, von einer einnehmenden Persönlichkeit und großer natürlicher Beredsamkeit unterstützt, Bedeutendes geleistet. Auch politisch hat er sich als einer der Mitbegründer der republikanischen Partei und einer ihrer energischsten Vorkämpfer, namentlich in der Reform des Civildienstes ausgezeichnet und bewährt. C. lebt auf Staten-Island bei Neuyork, redigiert «Harper's Weekly» und ist seit 1864 einer der Direktoren der Universität des Staates Neuyork.

Curtis (William), engl. Botaniker, geb. 1746 zu Alston in Hampshire, war Apotheker zu London, widmete sich aber später ausschließlich der Botanik, gründete einen botan. Garten und hielt Vorlesungen, und starb 7. Juli 1799 in Brompton. Er schrieb «Instructions for collecting and preserving insects» (1771), «Explanation of the fructification of mosses» (1776), «Flora Londinensis» (2 Bde., 1777; neue Aufl. von Graves u. Hooker, 1817—28), «Practical observations on the British grasses» (2. Aufl., 1790; 6. Aufl. von John Lawrence, 1824), «Lectures on Botany» (herausg. von Sam. Curtis, 3 Bde., 1805). Auch gründete er das «Botanical Magazine», das seit 1787 erschien.

Curtius (Marcus) war nach der röm. Sage ein edler Jüngling, der sich auf heldenmütige Art freiwillig für das Wohl seines Vaterlandes opferte, als sich auf dem Marktplatze von Rom eine Kluft geöffnet hatte. Die Weissager verkündeten, das Heil des Staats sei in höchster Gefahr, wenn sich die Kluft nicht schlösse; dies werde aber nur dann geschehen, wenn das beste Gut, das Rom habe, hineingeworfen werde. Man wollte die Götter befragen, welches Gut dies sei; da trat C. auf. «Nichts Besseres hat Rom als Waffen und Tapferkeit», rief er dem versammelten Volke zu, legte hierauf seine Rüstung an, bestieg ein kostbar geschmücktes Roß, weihte sich vor den Augen des Volks feierlich dem Tode und stürzte sich in den Schlund, welcher sich alsbald schloß. Nach Livius verlegten die Geschichtsbücher diese Sage ins Jahr 362 v. Chr. Eine andere Überlieferung bringt die Sage mit Mutius C., dem Vorkämpfer der Sabiner gegen Romulus, in Verbindung und erzählt, der Sieg der Sabiner sei bereits entschieden gewesen, als Mutius C. in den Sumpf auf dem Forum geraten sei, aus dem er sich nur mit Mühe habe herausarbeiten

können. Seitdem habe der Sumpf Lacus Curtius geheißen. Beide Erzählungen gehören gänzlich ins Bereich der Sage. Vielleicht war, wie auch angegeben wird, ein Blitzgrab (Bidental) an der Stelle oder es hatte sich dort wirklich einmal eine Erdspalte geöffnet, wie im Mittelalter und noch im 18. Jahrh. auf dem Forum in der Nähe des Palatins geschah. Vgl. Lanciani im «Bulletino dell' instituto di corrispondenza archeologica» (1871).

Curtius Rufus (Quintus), röm. Geschichtschreiber, Verfasser eines Werks «De rebus gestis Alexandri Magni» in zehn Büchern, von denen jedoch die beiden ersten gänzlich fehlen und einige andere lückenhaft sind. Da das Werk des C. im Altertum nie genannt wird, so herrscht über die Zeit, in welcher C. lebte, die größte Meinungsverschiedenheit, indem ihn einige unter Augustus, andere unter Claudius oder Vespasian leben lassen, andere ihn in das 3. Jahrh. n. Chr. oder gar in die Zeit Konstantins oder des Theodosius setzen. Aller Wahrscheinlichkeit nach war C. ein röm. Rhetor, dessen Leben Sueton in seinem Werke «De viris illustribus» beschrieben hatte und der jedenfalls im ersten Jahrhundert der Kaiserzeit, wahrscheinlich unter Claudius, lebte. Gering ist der histor. Wert des Werks. C. folgt nämlich im wesentlichen dem schon im Altertum berüchtigten griech. Schriftsteller Kleitarchos, wie auch Diodors und Justins Darstellung in der Hauptsache auf diesen zurückgeführt wird. C. lehnt dabei histor. Kritik ausdrücklich ab und richtet sein Bestreben vorzugsweise auf wirkungsvolle und glänzende Darstellung und Ausmalung derjenigen Partien, die ihm dazu am geeignetsten erscheinen, sodaß sein Werk eher einem Romane gleicht als einer wirklichen Geschichte. Sein Stil ist vorzugsweise dem Livius nachgebildet und im allgemeinen rein und edel, freilich oft auch überkünstlich, überladen und deklamatorisch. Während des Mittelalters wurde das Werk des C. vielfach gelesen, abgeschrieben und bewundert. In neuerer Zeit machte unter andern Freinsheim den Versuch, die verlorenen Bücher und Lücken zu ergänzen. Die besten Ausgaben lieferten Mützell (mit reichhaltigem Kommentar, 2 Bde., Berl. 1841) und in kritischer Hinsicht Zumpt (Braunschw. 1849), Hedicke (Berl. 1867) und Vogel (Lpz. 1880). Schulausgaben mit erklärenden Anmerkungen veröffentlichten Mützell (Berl. 1843), Zumpt (Braunschw. 1864) und Vogel (Bd. 1, 2. Aufl., Lpz. 1875; Bd. 2, 1880). Unter den deutschen Übertragungen sind die von Ostertag (2 Bde., Frankf. 1799) und Siebelis (3 Bdchn., Stuttg. 1865) zu nennen.

Curtius (Ernst), ausgezeichneter Archäolog und Historiker, geb. 2. Sept. 1814 zu Lübeck, erhielt seine Gymnasialbildung auf dem Katharinum seiner Vaterstadt, widmete sich auf den Universitäten zu Bonn, Göttingen und Berlin philol. Studien und ging 1837 mit dem Professor Brandis nach Athen, wo er mit E. Geibel die «Klassischen Studien» (Bonn 1840) herausgab. Als 1840 sein Lehrer O. Müller nach Athen kam, begleitete er diesen auf dessen Reisen durch Griechenland. Nach einem Aufenthalt in Italien promovierte er im Dez. 1841 zu Halle mit der Schrift «De portubus Athenarum» (Halle 1842), unterrichtete dann in Berlin am Französischen und Joachimsthalschen Gymnasium und habilitierte sich 1843 an der berliner Universität, an welcher er 1844 eine außerord. Professur erhielt. Um diese Zeit erschienen von ihm «Anecdota Delphica» (Berl. 1843), «Inscriptiones Atticae duodecim» (Berl. 1843) und «Die Akropolis von Athen» (Berl. 1844). Im Okt. 1844 zum Erzieher des Prinzen Friedrich Wilhelm, des Sohnes des damaligen Prinzen von Preußen, berufen, wirkte C. als solcher bis 1849, wo er den Prinzen auf die Universität Bonn begleitete. Im Frühjahr 1850 nach Berlin zurückgekehrt, widmete er sich wiederum seinem akademischen Lehramte, bis er 1856 als ord. Professor der klassischen Philologie und Archäologie und Mitdirektor des Philologischen Seminars nach Göttingen ging. C. wurde 1853 Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Berlin und 1863 als ord. Professor an die Universität Berlin berufen, wo er zugleich Direktor des Antiquariums und beständiger Sekretär der königl. Akademie der Wissenschaften wurde.

Die Hauptwerke C.' sind: «Peloponnesos» (2 Bde., Gotha 1851—52), eine Darstellung dieser griech. Halbinsel mit Bezug auf deren Geschichte, Sagen und Kunstdenkmäler, und die «Griech. Geschichte» (5. Aufl., 3 Bde., Berl. 1878—81), in welcher er die Ergebnisse der gelehrten Forschung in geschmackvoller Darstellung einem größern Publikum zugänglich machte. Sonst sind von seinen wissenschaftlichen Arbeiten noch hervorzuheben: «Die Jonier vor der ion. Wanderung» (Berl. 1855), «Zur Geschichte des Wegebaues bei den Griechen» (Berl. 1855), «Abhandlung über griech. Quell- und Brunneninschriften» (Gött. 1859), «Attische Studien» (Heft 1 und 2, Gött. 1863—64). In letztern hat C. die Ergebnisse einer Reise nach Griechenland, die er 1862 in Begleitung von Bötticher und Strack unternahm, zu veröffentlichen begonnen. Daran schlossen sich die «Sieben Karten von Athen mit erläuterndem Text» (Gotha 1868). Das Resultat einer dritten Reise nach Kleinasien und Griechenland waren die «Beiträge zur Geschichte und Topographie von Kleinasien» (Berl. 1872; mit einem Nachtrag: «Philadelphia», Berl. 1873), und der Vortrag «Ephesos» (Berl. 1874). Im Frühjahr 1874 ging C. im Auftrag des Deutschen Reichs nach Athen und schloß mit der griech. Regierung einen Vertrag wegen der Ausgrabungen zu Olympia ab, welche im Okt. 1875 begannen. Im J. 1878 gab er mit Kaupert heraus den «Atlas von Athen» (Berl.), dem «Die Karten von Attika» sich anschlossen. In demselben Jahre erschien: «Zwei Giebelgruppen aus Tanagra» (Berl.). C. hat noch eine Reihe wissenschaftlicher Arbeiten in den Abhandlungen der berliner Akademie der Wissenschaften und in der von ihm und Schöne herausgegebenen «Archäolog. Zeitung» veröffentlicht. Dazu gehören: «Über Wappengebrauch und Wappenstil im griech. Altertum» (Berl. 1874), «Die Plastik der Hellenen an Quellen und Brunnen» (Berl. 1876) u. s. w. Die Reden, welche er zu Göttingen bei Gelegenheit der öffentlichen Preisverteilungen zu halten hatte, sind als «Göttinger Festreden» (Berl. 1864) gesammelt erschienen. Diesen schließt sich an: «Altertum und Gegenwart. Gesammelte Reden und Vorträge» (Bd. 1, 3. Aufl., 1882; Bd. 2, 1882). In der zweiten Sammlung sind auch die Vorträge enthalten, welche gesammelt eine geschichtliche Übersicht der Ausgrabungen von Olympia gewähren. Die Resultate derselben sind enthalten in den fünf Foliobänden «Ausgrabungen von Olympia» (Berl. 1877 fg.). Dazu gehören als Ergänzung: «Olympia und Umgegend. Zwei Karten und ein Plan mit

Text, herausgegeben von C. und F. Adler» (Berl. 1882) und von C. «Die Altäre von Olympia. Akademische Abhandlungen» (Berl. 1882).

Curtius (Georg), namhafter Philolog, Bruder des vorigen, geb. 16. April 1820 zu Lübeck, studierte zu Berlin und Bonn Philologie. Nachdem er 1842 zu Berlin mit einer Schrift über die Bildung der griech. Nomina den Doktorgrad erworben, ging er als Lehrer und Erzieher an das Blochmannsche Institut nach Dresden, wendete sich jedoch 1845 wiederum nach Berlin, wo er sich an der Universität habilitierte. Dann folgte er 1849 einem Rufe als außerord. Professor der Philologie nach Prag, wo er auch bald die Leitung des neugegründeten Philologischen Seminars sowie 1851 eine ord. Professur erhielt. Letztere vertauschte er 1854 mit einer solchen in Kiel, und seit Ostern 1862 gehört er als ord. Professor der klassischen Philologie und Mitdirektor des Philologischen Seminars der Universität Leipzig an. C. strebt, die komparativ-linguistischen und klassisch-philol. Studien möglichst miteinander zu verbinden. Seine schriftstellerischen Arbeiten erstrecken sich daher vorzugsweise auf die griech. und lat. Sprache, die er vom Standpunkt der allgemeinen vergleichenden Grammatik aus behandelt. Dahin gehören außer der Schrift «Die Sprachvergleichung in ihrem Verhältnis zur klassischen Philologie» (2. Aufl., Berl. 1848) die «Sprachvergleichenden Beiträge zur griech. und lat. Grammatik» (Bd. 1, Berl. 1846) und besonders die «Grundzüge der griech. Etymologie» (5. Aufl., Lpz. 1879), in welchem Werke er sich die Aufgabe stellt, für die griech. Lexikographie eine streng wissenschaftliche Grundlage zu gewinnen, und «Das Verbum der griech. Sprache» (2. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1877—80). Schon vorher hatte C. in der Absicht, die Ergebnisse der vergleichenden Sprachwissenschaft auch dem Gymnasialunterricht zugute kommen zu lassen, seine «Griech. Schulgrammatik» (Prag 1852; 15. Aufl. 1882) nebst «Erläuterungen» (3. Aufl. 1875) veröffentlicht, das erste vollständige Lehrbuch der griech. Sprache von diesem Standpunkt aus; es wurde in viele andere Sprachen übersetzt. Auch gab C. die Arbeiten seiner Schüler und Freunde mit eigenen Beiträgen verbunden in den «Studien zur griech. und lat. Grammatik» (Bd. 1—10, Lpz. 1868—78) heraus.

Curuguru, s. Chicarot.

Curulischer Stuhl (sella curulis) hieß bei den alten Römern der Amtssessel, welcher den höhern Magistraten, wie namentlich den Konsuln, Censoren, Prätoren und curulischen Ädilen zukam. Diese Magistrate wurden daher auch als curulische Magistrate den niedern Ämtern entgegengesetzt. Auch die Kaiser bedienten sich der sella curulis. Dieser Sessel war aus Elfenbein, ohne Rück- und Armlehnen und zusammenlegbar. Die Ehre eines curulischen Stuhls wurde auch einzelnen fremden Fürsten (z. B. Masinissa) als Auszeichnung erteilt.

Curupaïty war ein Fort am linken Ufer des Paraguay an dem Zusammenflusse mit dem Parana, ein Vorwerk der nördlich davon belegenen Festung Humaïta, das in dem Kriege Brasiliens, Uruguays und der Argentinischen Konföderation gegen Paraguay eine wichtige Rolle gespielt hat. Am 3. Sept. 1866 eroberte der brasil. General Porto-Alegre, unterstützt von dem brasil. Geschwader unter Admiral Tamandare, die Schanze Curuzú; am 22. Sept. griffen die Alliierten unter dem Oberbefehl des Präsidenten Mitre die paraguitischen Befestigungen von C. an, wurden aber nach Erstürmung der ersten Befestigungslinie zurückgeschlagen und nebst der Flotte unter großem Verluste zum Rückzug in ihre frühere Stellung gezwungen. Erst nachdem die Alliierten im Sept. 1867 durch die Besetzung von Villa del Pilar der Festung Humaïta alle Verbindung mit dem Innern des Landes abgeschnitten und sich 19. Febr. 1868 dieser Festung bemächtigt hatten, fiel 23. März 1868 auch das von den Paraguiten inzwischen verlassene Fort C. in ihre Hände. Die Verbündeten hatten hierbei mit Vorteil von gefesselten Luftballons zur Rekognoszierung des bewaldeten und seiner sumpfigen Beschaffenheit wegen sonst schwer zugänglichen Geländes Gebrauch gemacht.

Curzola, dalmatin. Insel westlich von Sabbioncello, 259 qkm groß, von großenteils bewaldeten Höhen durchzogen, von denen in früherer Zeit vorzügliches Bauholz in Massen verschifft wurde. Jetzt wird das Holz zumeist zum Schiffbau verwendet und die auf C. gebauten Fischerboote gelten als die besten in Dalmatien. Der höchste Punkt auf der Insel (Dobrovaska) liegt 573 m über dem Meere. Die Zahl der Einwohner (1880) beträgt 12388; die Erwerbszweige derselben sind Schiffbau, Schiffahrt und Fischerei, im westl. Teile Weinbau, in größerm Maße Getreidebau, Öl und Mandelfrüchte. Die Mauleselzucht gilt als bedeutend. In den Wäldern von C. soll noch der Schakal gefunden werden. Heimisch ist die giftige Hornviper. Gute Hafenplätze finden sich im Westen, Norden und Nordosten der Insel, der besuchteste Pedochio, in der Nähe des Hauptortes Curzola in einer nordöstl. Bucht gegenüber der Halbinsel Sabbioncello.

Zur Zeit der Römerherrschaft hieß die Insel Melaena, auch Corcyra nigra (von den dunkeln Nadelwäldern) und galt als phöniz. Kolonie. Ins 13. Jahrh. fällt ihre erste Besetzung durch die Venetianer, die zweite ins Jahr 1420, wo sie den Ungarn entrissen wurde. Wegen des tapfern Widerstandes, den C. gegen die Türken leistete, erhielt die Insel 1571 den Namen Fedelissima und die Einwohner das venet. Bürgerrecht. Im Beginn des 19. Jahrh. war die Insel von den Franzosen, dann von den Russen und Engländern besetzt, bis sie 1815 von letztern zugleich mit Lissa und Lagostá an Österreich abgetreten wurde.

Curzola (slaw. Korčula), Stadt auf der Nordostseite der dalmatin. Insel gleichen Namens mit einem Hafen, der durch einen 2 km breiten Kanal von dem Nordpunkte der Halbinsel Sabbioncello geschieden ist, zählt (1881) 1995, als Gemeinde 5437 E., und ist der Sitz der Bezirkshauptmannschaft, welche die Bezirke Curzola und Sabbioncello umfaßt. Die Domkirche in der Mitte der Stadt auf einem Hügel zeigt in ihrer Bauform die Merkmale des 14. Jahrh. Ein Steinbruch in der Nähe des Hafens Pedochio liefert ein vorzügliches Material für Steinmetzarbeiten, das in der jüngsten Zeit einen gesuchten Ausfuhrartikel bildet. Die Stadt soll in der ersten Zeit der venet. Herrschaft an Bevölkerung und Wohlstand bedeutend gewesen sein und ihren Verfall von der Pest 1558 herleiten, wo die reichsten Familien auswanderten und sich anderswo ansiedelten. Von der frühern Befestigung ist nur noch eine von den Franzosen errichtete Schanze und der von den Engländern gebaute Turm «Forte Biagio» in Gestalt eines stumpfen Kegels übrig.

Curzon (Paul Alfred de), franz. Landschaftsmaler, geb. in Migné bei Poitiers 7. Sept. 1820, erhielt seinen Unterricht in der Kunst im Atelier von Cabat, bereiste dann die Auvergne, die Ufer der Loire und andere Gegenden Frankreichs, verweilte längere Zeit in Italien und besuchte auch Griechenland. Aus dem reichen Inhalte seiner Skizzenbücher entnahm er seitdem die Motive für seine Gemälde und Aquarelle. Von seinen Historienbildern ist die Psyche in der Galerie Luxembourg das bedeutendste. Seine Landschaftsbilder zeigen eine tüchtige Technik und Streben nach einer idealen Darstellung, wenn auch die Lokalität oft konventionell aufgefaßt ist.

Cusa oder Cuza (Alexander Johann I.), Fürst der vereinigten Fürstentümer Moldau und Walachei von 1859—66, geb. 20. März 1820 zu Husch in der Moldau, kam, 14 J. alt, zu seiner Ausbildung nach Paris, wo er bis 1839 verweilte. Nach seiner Rückkehr in die Heimat trat er in den Justizdienst, nahm dann an den Ereignissen von 1848 lebhaften Anteil und wurde deshalb vom damaligen Fürsten Michael Sturdza in die Verbannung geschickt. Unter dem Fürsten Gregor Ghika zurückgekehrt, war er einige Zeit Präfekt des Kreises Galatz. Als in der Moldau auf Grund der pariser Konvention von 1858 die Wahlen zur Gesetzgebenden Versammlung stattfanden, wählte ihn die Stadt Galatz zum Abgeordneten. Unterdessen war C. in die Armee getreten und rückte schnell zum Obersten auf. Im J. 1858 trat er als Kriegsminister in das Kabinett der provisorischen Kaimakamie für die Moldau, 5. (17.) Jan. 1859 wurde er durch den Einfluß der Unionspartei in Jassy zum Fürsten der Moldau, dann 24. Jan. (5. Febr.) in Bukarest zum Fürsten der Walachei erwählt und auf die pariser Konvention beeidigt. Erst während seiner persönlichen Anwesenheit in Konstantinopel Okt. 1860 wußte C. seine Investitur für beide Fürstentümer auszuwirken, doch nur für seine Lebenszeit. Nachdem der Bestätigungsferman am 23. Dez. 1861 angelangt, ward noch an demselben Tage die Union der Fürstentümer unter dem Namen «Rumänien» proklamiert. C. berief darauf beide Kammern nach Bukarest; da dieselben aber den angebahnten Reformen einen hartnäckigen Widerstand entgegensetzten, löste sie der Fürst im Mai 1864 auf und dekretierte eine neue Konstitution, das sog. Statut, durch welches der Wahlcensus erweitert und worin sämtliche in der pariser Konvention angebahnte Reformen aufgenommen wurden. Gleichzeitig wurde durch dieses Statut die Autonomie des neuen Staates Rumänien in Bezug auf seine innern Angelegenheiten festgestellt. Im Aug. 1864 dekretierte der Fürst die Ablösung der bisherigen Grundlasten und die vollständige Emancipation des Bauernstandes. Die durch alle diese Maßregeln und durch die kostspielige Verwaltung des Fürsten erbitterten Ultrakonservativen verbanden sich jedoch mit der ultrademokratischen Partei und stürzten ihn 11. Febr. 1866 durch eine Militärverschwörung. (S. Rumänien, Geschichte.) Nach seiner Entthronung lebte C. einige Zeit in Döbling bei Wien, dann in Florenz, später in Wiesbaden und starb 15. Mai 1873 in Heidelberg. Seine 12. Mai 1844 mit Helene Rosetti (geb. 27. Juli 1827) geschlossene Ehe ist kinderlos geblieben, doch führen zwei adoptierte Söhne seinen Namen.

Cusanus (Nikolaus Chrypffs oder **Krebs**, von seinem Geburtsort Kues an der Mosel Nikolaus von Cusa oder C. zubenannt), Bischof von Brixen und Kardinal, hat Bedeutung als Kirchenpolitiker und Philosoph. Im J. 1401 geboren, den Eltern wegen harter Behandlung entlaufen, ward C. auf Kosten des Grafen Ulrich von Manderscheid in der Schule der Brüder des gemeinsamen Lebens (s. d.) zu Deventer unterrichtet, begab sich alsdann nach Italien, ward 1424 zu Padua Doktor der Rechte und begann zu Mainz seine Thätigkeit als Rechtsanwalt. Sehr bald jedoch wandte sich C. der Theologie zu, erhielt nach Vollendung der Studien um 1430 die Priesterweihe, ward Dekan des Kollegiatstifts St. Florian zu Koblenz, Propst zu Münster-Maynfeld und später Archidiakonus und Protonotar zu Lüttich. Vom päpstl. Legaten Cesarini ward C. im Aug. 1432 als Mitglied des Konzils nach Basel eingeladen und widmete dem Konzil Ende 1433 sein gelehrtes Werk «De concordantia catholica». Wie er hier zuerst nachwies, daß die Dekretalen des Isidor und die Erzählung von der Konstantinschen Schenkung auf Fälschung beruhe, so trat er mit großer Entschiedenheit für den Grundsatz ein, daß das allgemeine Konzil über dem Papste stehe und diesen sogar absetzen könne, wenn das Wohl der Kirche es verlange. Im Auftrage des Konzils war C. 1435 beim Abschluß der Prager Kompaktaten beteiligt, dagegen fand sein Vorschlag zur Verbesserung des Kalenders, «De reparatione calendarii», keine Beachtung und wurde erst 1577 durch den Gregorianischen Kalender wieder aufgenommen. Als 1437 das Konzil mit dem Papste zerfiel, stellte sich C. auf die Seite des Papstes und trat später als Vorkämpfer der päpstl. Suprematie auf. Es läßt sich nicht entscheiden, ob Besorgnis vor einer dauernden Spaltung der Kirche oder Ehrgeiz ihn zu dieser Verleugnung seiner frühern Grundsätze geführt hat. Papst Eugen IV. verwandte den C. zu ehrenvollen Sendungen, 1438 nach Konstantinopel, um die Vereinigung der griech. und röm. Kirche zu betreiben, 1441 nach Frankreich, sowie nach Deutschland zu den Reichstagen zu Mainz (1439), Nürnberg (1439), Mainz (1441), Frankfurt (1442), um für die Anerkennung der päpstl. Forderungen zu wirken, und der Abschluß des Frankfurter Konkordats (1447) war besonders sein Werk. Papst Nikolaus V. ernannte C. 1448 zum Kardinal, 1450 zum Bischof von Brixen. Letzteres geschah gegen den Willen des Domkapitels und des Landesherrn, Herzog Sigismunds von Österreich, und verwickelte C. in einen heftigen, erst nach seinem Tode beendeten Kampf, in welchem er die hierarchischen Forderungen maßlos steigerte und sogar Wortbruch und ähnliche Mittel nicht verschmähte. Im J. 1451 unternahm C. als päpstl. Legat eine Reise durch ganz Deutschland und die Niederlande, um die Klöster zu strengerer Zucht zurückzuführen. Diese Bemühungen waren von mehr Erfolg als die Versuche, die Hussiten zur röm. Kirche zurückzuführen oder die deutschen Fürsten für einen Krieg gegen die Türken zu gewinnen. C. starb am 11. Aug. 1464 zu Todi in Umbrien. Sein Vermögen und seine Bibliothek vermachte er dem zu Kues begründeten Hospital; an der Schule zu Deventer stiftete er eine Bursa Cusana für 20 arme Studierende.

Als Prediger war C. einer der bedeutendsten seiner Zeit und seine Predigten zeigen eine seltene

Tiefe des Gemüts und Schönheit der Sprache. Als Philosoph nimmt C. eine eigentümliche Doppelstellung ein. Von den Fesseln und Schranken der mittelalterlichen Scholastik hat er sich losgemacht und ringt, an Mystik und Neuplatonismus sich anschließend, mächtig nach neuen Gedanken. Dies Neue klar zu gestalten und konsequent durchzuführen, gelingt ihm jedoch nicht, und so findet man bei ihm allerdings eine Fülle von Keimen und Andeutungen, welche erst spätere Denker weiter geführt haben, aber kein klares, einheitliches System. Auf die geschichtliche Entwickelung der Philosophie hat C. fast nur durch Vermittelung des Giordano Bruno (s. d.) Einfluß gewonnen. Sein philos. Hauptwerk ist «De docta ignorantia» (um 1440). C.' Schriften erschienen gesammelt Basel 1565, weit korrekter Paris 1514, deutsch von A. Scharpff, «Nikolaus von Cusas wichtigste Schriften» (Freib. i. Br. 1862). Über sein Leben vgl. A. Scharpff, «Der Kardinal und Bischof Nikolaus von Cusa» (Mainz 1843); derselbe, «Der Kardinal und Bischof Nik. von Cusa als Reformator in Kirche, Reich und Philosophie» (Tüb. 1871); Dux, «Der deutsche Kardinal Nik. von Cusa» (2 Bde., Regensb. 1847). Über seine polit. Stellung vgl. Alb. Jäger, «Der Streit des Kardinals Nik. von Cusa mit dem Herzog Sigismund von Österreich» (2 Bde., Innsbr. 1861); Stumpff, «Die polit. Ideen des Nik. von Cusa» (Köln 1865); Clemens Brockhaus, «Gregor von Heimburg» (Lpz. 1861); derselbe, «Nicolai Cusani de concilii universalis potestate sententia explicatur» (Lpz. 1867). Über seine Philosophie vgl. Clemens, «Giordano Bruno und Nik. von Cusa» (Bonn 1847); Zimmermann, «Der Kardinal Nik. von Cusa als Vorläufer Leibnitzens» (Wien 1862); R. Falkenberg, «Grundzüge der Philosophie des Nik. C. mit besonderer Berücksichtigung der Lehre vom Erkennen» (Bresl. 1880).

Cuscūta, Linnésche Pflanzengattung, welche nach einigen zur Familie der Convolvulaceen gehört, nach andern die Hauptgattung einer eigenen kleinen Familie, der Cuscuteen, bildet. Ihre Arten sind blattlose Schmarotzergewächse mit fadenförmigen, schlingenden Stengeln, welche sich mittels reihenweise gestellter Saugwarzen an andere lebende Pflanzen anheften, sich von deren Saft, den sie aufsaugen, ernähren und dadurch denselben verderblich werden können. Das gilt besonders von der sog. Flachsseide (C. Epilinum *L.*), welche auf dem Flachs schmarotzt und bisweilen bedeutenden Schaden auf Flachsfeldern macht, und von der sog. Kleeseide (C. Epithymum *Sm.*), welche auf Klee schmarotzt und die einmal befallenen Pflanzen so aussaugt, daß sie absterben. Die gemeinste Art, C. europaea *L.*, auf allerhand Kräutern und Sträuchern, besonders auf Hopfen und Nesseln vorkommend, richtet auf Hopfenpflanzungen ebenfalls ziemlichen Schaden an; doch wird hier die Nährpflanze meistens nicht getötet, sondern nur in ihrer Entwickelung gestört. Die meisten Arten finden sich in Nordamerika, einige in Europa, Südafrika, Australien, China, Indien. Da die Kleeseide und Hanfseide an vielen Orten ganz bedeutenden Schaden anrichten und sich sehr leicht über ganze Fluren verbreiten können, so ist in mehrern deutschen Staaten durch Gesetz bestimmt worden, daß Landwirte, auf deren Äckern sich die genannten Schmarotzer finden, die davon befallenen Pflanzen durch Ausroden oder Abbrennen vernichten müssen. Um das Saatgut von den Samen der Schmarotzer zu reinigen, benutzt man besondere, zu diesem Zwecke konstruierte Siebe.

Cushing (Caleb), amerik. Jurist und Politiker, geb. in Salisbury in der Grafschaft Essex im Staate Massachusetts 17. Jan. 1800, ließ sich 1821 zu Newburyport in demselben Staat als Advokat nieder, widmete sich aber auch ebenso eifrig litterarischen Studien als polit. Bestrebungen. Während er von seinem Staate in die Gesetzgebende Versammlung als Abgeordneter und Senator gewählt wurde, schrieb er vortreffliche Artikel für die «North American Review». Im J. 1829 besuchte er für die nächsten zwei Jahre Europa und hielt sich besonders in Spanien auf, welches er in zwei Bänden «Reminiscences of Spain» (1833) ausführlich beschrieb. Von 1834 bis 1842 wurde C. von dem nördl. Distrikt Essex als Abgeordneter in den Kongreß gesandt, wo er anfänglich den Whigs, später den Demokraten angehörte. Seine Ernennung zum Schatzsekretär durch den Präsidenten Taylor wurde vom Senat nicht bestätigt. Im Sommer 1843 ging er als Vereinigter-Staaten-Kommissar nach China und schloß hier den ersten Vertrag mit der kaiserl. Regierung ab. Nach seiner Rückkehr trat er energisch für den mexik. Krieg ein, wurde bei dessen Ausbruch Oberst eines Freiwilligenregiments, im Felde aber dem Stabe des kommandierenden Generals Taylor beigegeben, in welcher Stellung er zum Brigadegeneral avancierte. Nachdem C. in seinem Geburtsstaate wieder verschiedene untergeordnete Stellungen bekleidet hatte, trat er von 1853 bis 1857 als Generalstaatsanwalt in das Kabinett des Präsidenten Pierce. Vor Ausbruch des Bürgerkriegs hielt C. zu dem äußersten Flügel der Sklavenhalter und präsidierte dem demokratischen Nationalkonvent in Baltimore, welcher Breckinridge zum Präsidentschaftskandidaten ernannte; nach Beginn der Feindseligkeiten aber trat er für die Union ein. Im J. 1866 ward er mit zwei andern bedeutenden Advokaten beauftragt, die Gesetze der Vereinigten Staaten zu revidieren und zu kodifizieren; 1872 wohnte er als einer der Bundeskommissare in Genf der Konferenz zur Schlichtung der Alabama-Ansprüche bei. Als Frucht seiner dortigen Thätigkeit veröffentlichte er 1873: «The Treaty of Washington», worin er den Charakter und die Haltung des engl. Schiedsrichters Sir Alexander Cockburne scharf kritisierte. Im J. 1874 ging er als Gesandter nach Spanien, wo er die Streitigkeiten wegen des Schiffes Virginius beilegte. Er kehrte 1877 in seine Heimat zurück und wohnte bis zu seinem 2. Jan. 1879 erfolgten Tode zu Newburyport in Massachusetts.

Cushman (Charlotte Saunders), die bedeutendste amerik. Schauspielerin, 23. Juli 1814 zu Boston geboren, entwickelte frühzeitig eine große Neigung für dramatische Poesie und Musik, glänzte von ihrem 15. Jahre an in Privatkonzerten und erregte allgemeine Bewunderung durch ihre ausgezeichnete Stimme. Um dieselbe Zeit erhielt sie einen tüchtigen Lehrer in dem aus Europa angelangten Mäder. Sie debütierte 1835 als Gräfin in «Figaros Hochzeit» und erntete so stürmischen Beifall, daß Mäder sie bei seiner Abreise nach Neuorleans für seine Oper engagierte. In Neuorleans erfuhr jedoch die Sängerin einen Unfall, der ihre Zukunft zu vernichten drohte. Sie verlor infolge des klimatischen Wechsels ihre Stimme. Doch der

Schauspieler Barton führte sie ihrem eigentlichen Berufe entgegen, indem er sie zur Tragödin bildete. C. trat zuerst als Lady Macbeth auf; mehrere Abende hintereinander mußte die Vorstellung wiederholt werden. Nach dem Schluß der Saison ging C. nach Neuyork, von da nach Philadelphia, dann wieder nach Neuyork, während welcher Zeit sie ihren Ruf fest begründete. Sie durchreiste hierauf mit dem berühmten Macready die nördl. Staaten und segelte endlich im Winter 1845 nach England. Mit ihrer jüngern Schwester Susan, die auf ihr Anraten sich gleichfalls der Bühne gewidmet hatte, erntete sie als Romeo, während Susan die Julie spielte, dann als Lady Macbeth, als Rosalind und als Königin Katharina in London den lebhaftesten Beifall. C. blieb mehrere Jahre in England, und als sie 1849 aus den Vereinigten Staaten wieder dahin zurückkehrte, erneuerten sich ihre Triumphe. Ihr Vaterland besuchte sie wiederholt 1857—58, bei welcher Gelegenheit sie ihre Kunstreisen bis nach Californien ausdehnte, und zog im letztern Jahre nach Rom. Im J. 1860 nach Amerika zurückgekehrt, betrat sie die Bühne nur selten und zog sich 1866 gänzlich von ihr zurück; am 7. Nov. 1874 erschien C. zum letzten mal auf dem Theater und starb 18. Febr. 1876 in Boston. Vgl. die von E. Stobbing veröffentlichten «Memoiren und Briefwechsel C.s» (Boston 1878). — Ihre Schwester Susan, geb. 1822, gleichfalls eine tüchtige Schauspielerin, mit welcher sie in England jahrelang gemeinschaftlich gespielt hatte, vermählte sich 1848 mit James Sheridan Muspratt, Professor der Chemie in Liverpool, wo sie 10. Mai 1859 starb.

Cusir (frz. soie à coudre, engl. sewing-silk), aus rohen Coconfäden gezwirnte Nähseide.

Cusirino, eine in Italien verfertigte, in der Art der Nähseide gezwirnte, aber feinere und schönere Gattung Seidengarn, welche zu Spitzen sowie zu einigen Gewebearten verwendet wird.

Cusset, Stadt im franz. Depart. Allier, Arrondissement La Palisse, 3 km im NO. von Vichy, wohin eine schöne Promenade führt, in 310 m Höhe, am Zusammenflusse der zum Allier gehenden Sichon und Jolan, hat ein Collège, eine interessante Kirche (St.-Saturnin) aus dem 11. Jahrh., zwei berühmte eisenhaltige, alkalische Sauerquellen, die in den Bains Ste.-Marie benutzt werden, Kalkbrennereien, Papierfabrikation, Vichy-Zeug-Manufaktur, und zählt (1876) 5087, als Gemeinde 6308 E. Ursprünglich war C. ein Meierhof des Abtes von St.-Martin de Nevers; 886 wurde hier ein Nonnenkloster gegründet, welches 1256 in eine Abtei der Benediktiner umgewandelt ward; dann mehrten sich die Ansiedelungen, und aus dem entstehenden Dorfe wurde allmählich eine wichtige Stadt, welche Ludwig XI. verschönerte und mit Festungswerken versah, die aber längst wieder verschwunden sind. Der dicke Turm aus jener Zeit ist jetzt ein Gefängnis.

Custine (Adam Philippe, Graf von), franz. General, geb. zu Metz 4. Febr. 1740, erhielt im 7. Lebensjahre ein Lieutenantspatent und wohnte 1748 der Belagerung von Mastricht unter dem Marschall von Sachsen bei. Im Siebenjährigen Kriege that er sich als Kapitän im Dragonerregiment Schomberg unter Soubise hervor und erhielt 1762 ein Dragonerregiment, das seinen Namen führte. Er befehligte dann beim franz. Hilfskorps in Amerika das Regiment Saintonge, zeichnete sich 1781 bei Yorktown aus und wurde dafür zum Maréchal-de-Camp, nach seiner Rückkehr zum Gouverneur von Toulon ernannt. Bei der Zusammenberufung der Reichsstände 1789 zum Abgeordneten des Adels von Metz erwählt, stimmte er mit der Minorität des Adels für polit. Reform. Als der Krieg 1792 ausbrach, trat er aus der Nationalversammlung, um ein Kommando zu übernehmen. Mit einem Korps von 13000 Mann Infanterie, 4500 Reitern und 40 Geschützen bemächtigte er sich 30. Sept. der großen Magazine von Speier und nahm 23. Okt. nach kurzer Beschießung das nur schwach besetzte Mainz, sowie Frankfurt und das Bergschloß Königstein. Im März 1793 mußte er sich aus Mainz in das Elsaß zurückziehen, nachdem Frankfurt schon 2. Dez. hatte geräumt werden müssen. Nach Dumouriez' Abfall erhielt er als Dampierres Nachfolger den Oberbefehl der Nordarmee, welche er in trauriger Verfassung fand. C. stellte zunächst die sehr erschütterte Mannszucht im Heere wieder her; doch erhoben sich Klagen gegen ihn über Einverständnisse mit dem Feinde, sodaß er seine Entlassung verlangte, die er aber nicht erhielt. Auf die Anschuldigung Marats und Billaud-Varennes vor dem Wohlfahrtsausschusse begab er sich 12. Juli zur Verantwortung nach Paris, wo er 27. Juli eingekerkert und, obschon er sich mit Geistesgegenwart verteidigte, 26. Aug. zum Tode verurteilt und 27. Aug. hingerichtet wurde.

Sein Sohn, **Renaud Philippe von C.**, geb. 1768, der sich erst der diplomatischen Laufbahn gewidmet, später seinem Vater als Adjutant zur Seite gestanden hatte, folgte ihm bereits 3. Jan. 1794 auf das Schafott. Später veröffentlichte zu Hamburg General Baraguay-d'Hilliers die Papiere C.s unter dem Titel: «Mémoires posthumes du général français comte de C., rédigés par un de ses aides de camp» (deutsch, 2 Bde., Berl. 1795).

Custine (Astolphe, Marquis von), franz. Schriftsteller, geb. in Paris 1793, Sohn von Renaud Philippe von C., bereiste 1811—22 England, Schottland, die Schweiz und Calabrien; 1835 ging er nach Spanien, später nach Rußland. Die Eindrücke und Forschungen seiner Reise legte er in folgenden Schriften nieder: «Mémoires et voyages» (2 Bde., Par. 1830), «L'Espagne sous Ferdinand VII» (4 Bde., Par. 1838) und «La Russie en 1839» (4 Bde., Par. 1843 u. öfter). Namentlich das letztere Werk erregte großes Aufsehen und wurde in mehrere Sprachen übersetzt (deutsch von Diezmann, 4 Bde., Lpz. 1843). Außerdem machte sich C. als talentvoller Romanschriftsteller bekannt. Zuerst veröffentlichte er anonym die Novelle: «Aloys, ou le moine de Saint-Bernard» (Par. 1827). Dann erschienen von ihm: «Le monde comme il est» (3 Bde., Par. 1835; deutsch, 3 Bde., Lpz. 1840), «Ethel» (2 Bde., Par. 1839; deutsch, 3 Bde., Lpz. 1839), «Romuald, ou la vocation» (4 Bde., Par. 1848; deutsch von Susemihl, 6 Bde., Lpz. 1849). C. starb Ende Sept. 1857. Seine «Lettres à Varnhagen d'Ense et Rahel Varnhagen d'Ense» erschienen zu Paris (1870).

Custoden (frz. réclame) heißen in der Sprache der Buchdrucker die am Schlusse einer Seite unten gesetzten Anfangssilben der nächstfolgenden Seite; dieselben werden, als der Symmetrie zuwider, jetzt meist weggelassen. Sie kommen auch, obwohl selten, in Handschriften vor. Der erste Buchdrucker von Ferrara, Andreas Belfortis (1471—93), wird als

der erste genannt, welcher (in seinem «Lilium medicinae», 1486) C. verwendete.

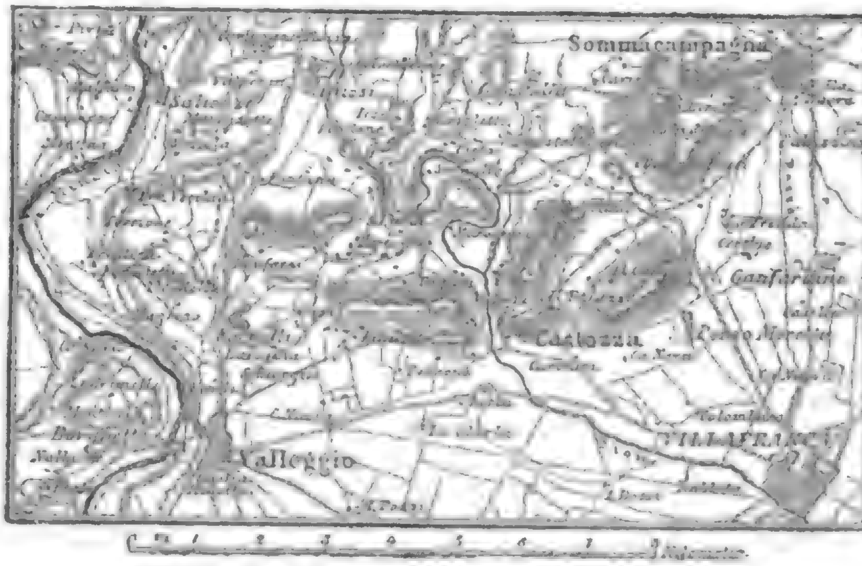
Custodiat, das Amt des Thronhüters in Ungarn.

Custom (engl.), Zoll, Steuer; C.-house, Zollhaus; C.-laws, Zollgesetze.

Custos (lat.), d. h. Hüter, bei den alten Römern Bezeichnung für diejenigen Personen, welche in den Komitien bei dem die Stimmtäfelchen aufnehmenden Gefäße aufgestellt waren, um darüber zu wachen, daß keine Verfälschung vorfiel. Das Wort ging auch in die Sprache der christl. Kirche über, und wie von ihm das Wort Küster (Kirchenhüter) gebildet ist, so gab es in der ältern Kirche einen Custos crucis, der das Kreuz Christi in Verwahrung hatte, einen Custos martyrum, der die Reliquien der Märtyrer, einen Custos sepulcrorum, der die Gräber der Heiligen beaufsichtigte. In neuerer Zeit wird auch der Aufseher einer Bibliothek, Kunst-, Naturaliensammlung u. s. w. bisweilen C. genannt.

In der Notenschrift heißt C. das Zeichen (⁓ oder ⱴ), das sonst an das Ende einer Notenzeile gesetzt wurde, um schon vorher diejenige Linie oder denjenigen Zwischenraum zu bezeichnen, auf welche oder in welchen die erste Note der nächstfolgenden Zeile zu stehen kam. Dieses Zeichen wird jetzt höchstens noch in der Choralnotenschrift verwandt.

Custozza, Dorf in der ital. Provinz Verona, 18 km südwestlich von Verona auf einer Anhöhe links von Tione gelegen, ist durch zwei siegreiche Schlachten der Österreicher gegen die Italiener geschichtlich bekannt geworden.



Topographische Lage von Custozza.

Im Juli 1848 stand das 75000 Mann starke ital. Heer unter König Karl Albert auf über 50 km Front verzettelt zwischen Rivoli und Governolo und wurde durch 50000 Österreicher unter Graf Radetzky am 23. Juli in der Mitte durchbrochen. Tags darauf sammelte der König 25000 Mann bei Villafranca und nahm die tags zuvor verlorenen Höhen von Sommacampagna und C. wieder, hierdurch das österr. Heer in der linken Flanke und im Rücken bedrohend. Da kehrte Radetzky mit zwei Dritteln (33000 Mann) seines Heeres zurück und schlug am 25. Juli in zehnstündiger Schlacht die Italiener derartig, daß es nach der Erstürmung ihres letzten Stützpunktes C. nur einer kurzen Verfolgung durch Reiterei bedurfte, um alle Ordnung zu lösen. Das ital. Heer floh über den Mincio zurück.

Am 24. Juni 1866 erfocht Erzherzog Albrecht von Österreich mit 75000 Mann einen glänzenden Sieg über 130000 Italiener unter König Victor Emanuel. Beide Heere trafen überraschend im Vorrücken aufeinander. Die Österreicher besetzten schnell Sommacampagna und schwenkten, gestützt auf die dortige, weithin beherrschende Stellung, links. Die im Vorrücken auf Villafranca und C. begriffenen Italiener wurden dadurch in der linken Flanke bedroht, ihr linker Flügel (drei Divisionen) wurde angegriffen und geworfen, zwei ihrer Divisionen ließen sich durch eine kühne Attacke österr. Kavallerie bei Villafranca den ganzen Tag über festbannen, zwei andere Divisionen gelangten nur bis Roverbella vor, sodaß im Centrum die Österreicher ihrem Gegner auch an Zahl überlegen waren und um 5 Uhr nachmittags die Höhen von C. erstürmen konnten. Die Italiener gingen über den Mincio zurück und wurden nicht verfolgt; doch wurde am folgenden Tage der Rückzug bis hinter den Oglio von dem durch diese Niederlage bestürzten ital. Hauptquartier beschlossen.

Cuthäer, s. unter Samariter.

Cuticula nennt man in der Botanik die chemisch und physikalisch metamorphosierten äußersten Lamellen der an das umgebende Medium angrenzenden Epidermiszellwände, welche zu einem fast ununterbrochenen Häutchen verschmelzen und so die sämtlichen Außenwände der Epidermiszellen überziehen. Die C. ist zwar ein Teil der Epidermiszellwände, aber sie verhält sich sowohl in physik. wie chem. Beziehung anders wie diese. Sie besteht größtenteils aus einem, chemisch noch nicht genügend bekannten, eigentümlichen Körper, dem sog. Cutin, und ist dadurch charakterisiert, daß sie für Wasser nur sehr schwer durchlässig ist.

Die C. ist nur an den Wurzelspitzen und Wurzelhaaren und an den Stellen, wo die Spaltöffnungen (s. d.) liegen, unterbrochen. Da sie somit die ganze Pflanze überzieht, so ist sie jedenfalls infolge ihrer eben erwähnten physik. Eigenschaften als eine wirksame Schutzeinrichtung gegen zu starken Wasserverlust anzusehen. Bei Pflanzen, die einer starken Verdunstung ausgesetzt sind, z. B. bei Wüstenpflanzen, ist deshalb die C. viel stärker entwickelt als bei solchen, die an feuchten Standorten wachsen, und außerdem ist auch in jenem Falle gewöhnlich noch Cutin in den übrigen Teilen der Epidermiszellwände eingelagert, sodaß die C. dadurch noch verstärkt wird. Die Schichten der Epidermiszellwände, welche ebenfalls Cutin enthalten, haben ganz ähnliche chem. und physik. Eigenschaften wie die C. selbst, man nennt sie gewöhnlich cuticularische Schichten oder Cuticularschichten.

Cutin, s. unter Cuticula.

Cutis (lat.), die Haut, aus Corium und Epidermis bestehend; in der Botanik: die Rinde einjähriger Pflanzen.

Cuv., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Cuvier (George); ***F. Cuv.***, Abkürzung für Cuvier (Frédéric).

Cuvelage, s. Picotage.

Cüvette (frz.), das Waschbecken; s. auch Cünette.

Cuvier (George Léopold Chrétien Frédéric Dagobert, Baron von), berühmter franz. Naturforscher, geb. 23. Aug. 1769 in der damals württemb. Stadt Mömpelgard (Montbéliard), besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, seit 1784 die Karlsakademie zu Stuttgart und wurde 1788 Hauslehrer bei dem Grafen d'Hericy auf dem Schlosse Fiquainville in der Normandie, wo ihn die Nähe des Meers zu naturhistor. Untersuchungen veranlaßte. Er wurde dort mit dem Abbé Tessier bekannt, der durch seine Verbindungen mit pariser Gelehrten C. 1795 einen Ruf nach Paris als Professor an der Centralschule des Pantheon verschaffte. Kurz nachher wurde C. zum Gehilfen Mertruds, des Lehrers der vergleichenden Anatomie am Jardin des Plantes, ernannt und begann eine naturhistor. Sammlung zu gründen, die zur größten Europas geworden ist. Im J. 1796 zum Mitgliede des Nationalinstituts ernannt, wurde er 1800 Daubentons Nachfolger am Collége de France, 1808 Rat der neuen kaiserl. Universität und mit der Einrichtung von Akademien in den neuen Gebietsteilen des Kaiserreichs, in Italien, Holland und den Hansestädten betraut, 1813 Requêtenmeister im Staatsrate und nach Mainz als außerordentlicher Kommissar gesandt, um die Bewohner des linken Rheinufers zur Erhebung gegen die Verbündeten zu vermögen, die jedoch so rasch vordrangen, daß C. umzukehren gezwungen war. Im J. 1814 wurde C. Staatsrat, 1818 Mitglied der Französischen Akademie, 1819 zum Rang eines Barons erhoben, von Ludwig XVIII. in den Kabinettsrat berufen und erhielt 1822 die Oberaufsicht über die prot.-theol. Fakultäten. Unter Ludwig Philipp behielt er alle Ämter und Würden, wurde 19. Nov. 1831 Pair von Frankreich, und sollte zum Minister des Innern ernannt werden, als er am 13. Mai 1832 starb.

C. suchte die Zoologie auf die vergleichende Anatomie zu gründen und erhob diese letztere zuerst zur Wissenschaft. Nachdem er mit eisernem Fleiße eine zahllose Menge Tiere und besonders die noch wenig gekannten Weichtiere untersucht, gab er die «Leçons d'anatomie comparée» (5 Bde., Par. 1801—5; neue Ausg., von vielen seiner Schüler gemeinschaftlich besorgt, Par. 1840; deutsch von Froriep und Meckel, 4 Bde., Lpz. 1808—10) heraus, die er in den «Mémoires pour servir à l'histoire de l'anatomie des mollusques» (Par. 1816) ergänzte. Von diesen Untersuchungen ausgehend, stellte er den Satz auf, daß das Tierreich aus einer bestimmten Anzahl von Typen (Embranchements) bestehe, deren jeder seine besondere, von den andern unabhängige Ausbildung zeige: Wirbeltiere, Mollusken, Gliedertiere, Strahltiere. In den «Recherches sur les ossements fossiles» (4 Bde., 1812; 4. Aufl. 1835) wandte er die Sätze der vergleichenden Osteologie auf die vorweltlichen Wirbeltiere an. Bei diesen Untersuchungen wurde C. besonders von Laurillard unterstützt. Im Verlaufe der geognost. Untersuchungen des pariser Beckens, die er mit Alex. Brongniart unternahm, kam C. zuerst zu der Ansicht, daß abwechselnd Fluten vom Süßwasser und vom Meer die Erdoberfläche verändert haben müssen. C. besaß in hohem Grade die Fähigkeit, wissenschaftliche Forschungen allgemein verständlich und in glänzender Sprache darzulegen. Ausgezeichnet in dieser Hinsicht ist namentlich die Einleitung zu dem letztgenannten Werke, der besonders gedruckte und vielfach aufgelegte «Discours sur les révolutions de la surface du globe et sur les changements qu'elles ont produits dans le règne animal» (deutsch von Nöggerath, 2 Bde., Bonn 1830; von Giebel, Lpz. 1851). C.s Hauptwerk ist «Le règne animal» (4 Bde., Par. 1817; deutsch von Schinz, Stuttg. 1818), dessen zweite gänzlich umgearbeitete Auflage 1829 fg. erschien (5 Bde.; deutsch von Voigt, 6 Bde., Lpz. 1831—42). Viele Ausgaben des Werks, zum Teil reich illustriert, sind seither erschienen. In Verbindung mit Valenciennes begann er schon 1828 seine «Histoire naturelle des poissons» (22 Bde., Par. 1828—49), die von jenem fortgesetzt, aber nicht beendet wurde.

Auf dem Gebiete des Unterrichtswesens entwickelte C. gleichfalls eine unermüdliche Thätigkeit; er vertrat mit Eifer die Interessen der prot. Kirche Frankreichs und erlangte für sie die Errichtung von 50 neuen Pfarreien. In der Kammer unterstützte er aus Liebe zur Ordnung die Bourbonendynastie, während er auf der andern Seite jeder willkürlichen Verletzung der Volksrechte sich widersetzte. Fremdes Verdienst erkannte er stets mit Gerechtigkeit an; mit der deutschen Sprache und Litteratur vertraut, verfolgte er mit Leichtigkeit die Entwickelung der deutschen Naturforschung. Vgl. Lee, «Memoirs of Baron C.» (Lond. 1833) und Pasquier, «Éloge de C.» (Par. 1833).

Cuvier (Frédéric), Bruder des vorigen, geb. zu Mömpelgard 27. Juni 1773, gest. als Professor und Konservator des Kabinetts für vergleichende Anatomie des Jardin des Plantes zu Paris 25. Juli 1838 in Straßburg, war Mitglied des Instituts und des prot. Konsistoriums und hat sich namentlich durch das Werk «Des dents des mammifères, considerées comme caractères zoologiques» (Par. 1825) und die mit Geoffroy Saint-Hilaire herausgegebene «Histoire naturelle des mammifères» (Par. 1818—37) bekannt gemacht.

Cuvillier-Fleury (Alfred Auguste), franz. Schriftsteller, geb. 1802, war zwei Jahre Sekretär des ehemaligen Königs von Holland, Ludwig Bonaparte, dann Erzieher des Herzogs von Aumale und 1834 Mitarbeiter des «Journal des Débats»; 1866 wurde er in die Französische Akademie gewählt. C. veröffentlichte: «Portraits politiques et révolutionnaires» (1851—52), «Études historiques et littéraires» (1854), «Nouvelles études» (1855), «Voyages et voyageurs» (1856), «Dernières études historiques et littéraires» (1859), «Historiens, poètes et romanciers» (1863), «Études et portraits» (1865—68), «Posthumes et revenants» (1879).

Cuxhaven, Flecken im hamburgischen Amt Ritzebüttel, 135 km unterhalb Hamburgs am linken Ufer der Elbmündung und an der Unter-Elbeschen Eisenbahn gelegen, zählt (1880) 2200, mit dem landeinwärts daranstoßenden Ritzebüttel 4093 E. Der sichere und wohlgelegene Hafen, welcher an der Mündung des kleinen Flusses Wetterung in die Elbe angelegt ist und an 100 Seeschiffe fassen kann, mit großen Bassins, altem Schloß, Werften, hat für Hamburg und somit den ganzen deutschen Handel unschätzbaren Wert. Das vortrefflich organisierte Lotsenwesen, dessen Fahrzeuge bis Borkum hinausgehen, hat die Dienste der helgoländer Fischer

Artikel, die man unter C vermißt, sind unter K aufzusuchen.

entbehrlich gemacht. Der Leuchtturm ist eine Zierde des Ortes. Das Seebad, 1816 von dem hamburgischen Senator Abendroth begründet, erhielt 1882 neue Badeeinrichtungen, wodurch sich die Frequenz bedeutend gehoben hat; 1882 besuchten es 1900 Fremde. Vgl. Becker, «C. und das Amt Ritzebüttel» (Hamb. 1880).

Cuyabá, Hauptstadt der brasil. Provinz Matto-Grosso, etwa 1550 km im WNW. von Rio de Janeiro, am linken Ufer des zum Paraguay gehenden Cuyabá, hat breite, gerade, gut gepflasterte und mit Laternen versehene Straßen, fünf Kirchen, ein Arsenal und ein Militärhospital und zählt (1875) 30000 E. Es ist ein thätiger Handelsort, obwohl so weit vom Meere gelegen, daß die aus 50—200 Tieren bestehenden Handelskarawanen bis Rio de Janeiro sechs Monate hin und sechs Monate zurück gebrauchen. Alle fünf Wochen geht ein Flußdampfer von hier nach Montevideo, der auf dem wohl 4100 km langen Wege 22 Tage gebraucht. C. wurde 1720 durch Goldsucher gegründet und ist seit 1840 Provinzialhauptstadt.

Cuyp oder Kuyp (spr. Keup, Albert), einer der vorzüglichsten Landschaftsmaler der Holländischen Schule, geb. zu Dordrecht 1605, erhielt von seinem Vater, Jakob Gerrits C., der ein guter Porträt- und Landschaftsmaler und ein Mitbegründer der Malergilde zu Dordrecht war, den ersten Unterricht. C. war ein frommer Calvinist und brachte die meiste Zeit seines Lebens in seinem Landhause zu Dordwyk bei Dordrecht zu, wo noch jetzt die Zimmer mit seinen Gemälden geschmückt sind, da er nicht immer Käufer für dieselben fand. Er starb 1691 und hinterließ einen großen Schatz an Gemälden und Zeichnungen, die erst mit der Zeit ihre volle Würdigung fanden, namentlich durch die Engländer, die seine Bilder mit enormen Summen bezahlten. Er malte vorzugsweise Landschaften, zu welchen er die Motive aus seiner heimatlichen Gegend wählte, und zeichnet sich durch ein tiefes Kolorit, goldige Färbung und breiten Vortrag besonders aus. Doch auch Tierstücke und Porträts malte er mit Meisterschaft. Außerdem radierte er eine Folge von Kühen, aus acht Blatt bestehend, von denen zwei zu den größten Seltenheiten gehören. — Benjamin C., ebenfalls aus Dordrecht, geb. 1608, malte historische und Genrebilder mit kräftigem Kolorit.

Cuza, Fürst der Moldau und Walachei, s. Cusa.

Cuzco (spr. Cusco), Hauptstadt des gleichnamigen Departements im südamerik. Staate Peru, liegt 850 km im OSO. von Lima und 3468 m über dem Meere, in einem reizenden, 45 km langen Hochthale, an der Südseite des steilen Hügels von Sacsaihuaman, auf einem unebenen, von den Flüßchen Huatenay und Rodadero durchströmten Terrain und auf den Trümmern der (nach der Sage im J. 1021 oder 1050 von Manco-Capac gegründeten) Haupt- und Residenzstadt der Inkas, welche 1533 von den Spaniern unter Francisco Pizarro erobert und zerstört wurde. Die Stadt ist ziemlich regelmäßig mit breiten, geraden Straßen angelegt und hat viele gut, selbst geschmackvoll gebaute Häuser. C. ist der Sitz eines Bischofs (seit 1537), einer sog. Universität (seit 1598), hat eine schöne Kathedrale, ein bischöfl. Seminar, in welchem außer Theologie auch Mathematik und Jurisprudenz gelehrt werden, zwei höhere Schulen, eine 1825 von Bolivar gegründete höhere Töchterschule, mehrere öffentliche und Privat-Elementarschulen, eine Bibliothek und seit 1848 ein Museum, sowie zwei Hospitäler. Von den Denkmälern altperuan. Herrlichkeit zeichnen sich aus: die Mauerreste des Sonnentempels Curi-Cancha, in welchem sich einst ein Bild der Sonne aus massivem Golde befand; an dessen Stelle wurde 1534 Kirche und Kloster Sto.-Domingo erbaut; die Grundmauern des Tempels der Sonnenjungfrauen (Accla-Huasi, für die Erziehung der Inka-Prinzessinnen), auf denen jetzt das Kloster Sta.-Catalina ruht, besonders aber die Ruinen des Inkapalastes Colcampata am Fuße des Hügels von Sacsaihuaman und die aus den riesigsten Steinmassen aufgeführten Festungswerke auf der Höhe desselben. Auch sieht man in der Nähe der Stadt Überreste der großartigen Heerstraßen, die von hier aus nach allen vier Himmelsgegenden durch das Reich liefen. C. zählt (1876) 18370 E. und liefert gute Goldschmiedearbeiten und Posamentierwaren, sowie ordinäre Woll- und Baumwollgewebe. Auch gibt es ziemlich bedeutende Zuckersiedereien, Seifenfabriken und Gerbereien. Der Haupterwerbszweig der Bevölkerung ist der Landbau in der ebenso fruchtbaren als schönen Umgegend. Der Handel ist unbedeutend, doch kommen ziemlich viel Leder und Corduan, Zucker- und Posamentierwaren zur Ausfuhr; die Malereien der Einwohner sind in ganz Peru geschätzt. Das Klima ist angenehm und gesund.

Das Departement Cuzco reicht im N. bis in die Montaña oder Region der Urwälder, grenzt im O. an Puno und Bolivia, im S. an Arequipa und im W. an Apurimac, Ayacucho und Junin und zählte im J. 1876 auf 40936 qkm 238455 Bewohner. In ihm vereinigen sich die Küsten- und Binnencordilleren der Andes zu dem ausgedehnten Gebirgsknoten von C., auf dem sich weite Hochebenen (Punas) ausbreiten. Das Thal des 260 km langen Vilcomayo (des obern Laufs des Urubamba oder Ucayali) ist das Paradies von Peru, in das sich die Inkas oft zurückzogen.

Cuzzoni (Francesca), ital. Sängerin, geb. 1700 zu Parma, erwarb sich, von Franc. Lanzi ausgebildet, durch ihre herrliche bis zum dreigestrichenen C reichende Stimme den Namen der «goldenen Lyra» und wurde 1722 nach London gezogen, wo auch Händel zu ihren Bewunderern zählte. Vier Jahre später wandte sie sich, gekränkt durch die Erfolge der Faustina Hasse, nach Wien, ohne sich dort zu binden, kehrte darauf nach Italien zurück und erschien, nachdem sie auch in Holland gesungen hatte, 1748 abermals auf dem londoner Theater. Der einstige Erfolg blieb ihr nicht treu, und sie mußte schließlich in Italien durch Handarbeit ihr Leben fristen. Sie starb 1770 in den jämmerlichsten Verhältnissen zu London. Der Komponist und Klaviervirtuose Pietro Giuseppe Sandoni war seit 1726 Gatte der C.

Cwt., engl. Abkürzung für Centweight (s. d.).

Cy, chem. Abkürzung für Cyan.

Cyān (Cyanogēn) CN, eine Verbindung von Kohlenstoff und Stickstoff, die sich in allen Eigenschaften den einfachen Körpern, namentlich dem Chlor, nähert. Ebenso wie ein Molekül des freien Chlors zwei Chloratome untereinander verbunden enthält und wie das einfache Chloratom nur in Verbindungen auftritt, so verhält es sich auch mit dem C. Die Atomgruppe CN kommt nur in Verbindungen vor, sobald sie aus diesen abgeschieden wird, vereinen sich zwei solcher Atomgruppen zum Cyanmolekül

C_2N_2. Man erhält das C. durch starkes Erhitzen von vorher scharf getrocknetem Cyanquecksilber in einer aus schwer schmelzbarem Glas angefertigten Retorte, deren abwärts gerichteter Hals mit einem in eine Quecksilberwanne tauchenden Gasableitungsrohr verbunden ist. Bei schwachem Glühen entweicht dabei farbloses Cyangas, welches in einer mit Quecksilber gefüllten Glocke zu sammeln ist. Das vorher mit dem C. verbundene Quecksilber destilliert dabei über und gleichzeitig verwandelt sich ein Teil des C. in eine polymere Modifikation, Paracyan, welches in Form eines braunen, nicht flüchtigen Pulvers in der Retorte zurückbleibt. Das C. ist ein höchst giftiges Gas von eigentümlichem Geruch, spezifisches Gewicht 1,8, entzündet verbrennt es mit pfirsichblütenroter Farbe. Unter gewöhnlichem Atmosphärendruck wird es bei einer Temperatur von —21° C. flüssig, bei Anwendung eines Drucks von $1\frac{1}{2}$ Atmosphären läßt es sich schon beim Gefrierpunkt des Wassers verflüssigen; beim Gefrierpunkt des Quecksilbers wird es fest. Es ist in Wasser löslich, Wasser absorbiert sein $4\frac{1}{2}$faches Volum C., Alkohol nimmt es in viel reichlicherer Menge auf. In der Natur kommt C. nicht vor, es entsteht auch nicht durch direkte Vereinigung seiner Elemente, sondern nur dann, wenn gleichzeitig ein dritter Körper zugegen ist, der die Verbindung dadurch einleitet, daß er sich mit dem entstehenden C. vereint. So z. B. entsteht Cyankalium, wenn über ein weißglühendes Gemenge von kohlensaurem Kali und Kohle Stickstoff geleitet wird, oder es entsteht Cyanwasserstoff, wenn Ammoniak über glühende Kohle geleitet wird.

Von den Cyanverbindungen sind folgende zu erwähnen:

1) Cyanwasserstoff CNH, s. Blausäure.

2) Cyansäure. C. verbindet sich nicht direkt mit Sauerstoff, nur auf Umwegen ist die Bildung der Cyansäure, welche in zwei isomeren Modifikationen auftritt, zu ermöglichen. Die normale Cyansäure CN(OH) ist kaum bekannt, die Isocyansäure oder Carbimid (CO)NH entsteht als cyansaures Kali (CO)NK beim Eintragen von leicht reduzierbaren Metallsuperoxyden, z. B. Bleisuperoxyd, Mennige, in schmelzendes Cyankalium. Aus cyansauren Salzen läßt die Cyansäure sich nicht durch andere Säuren abscheiden, da sie in Berührung mit Wasser sofort in Kohlensäure und Ammoniak zerlegt wird. Sie läßt sich in reiner Form nur durch Destillation der ihr polymeren Cyanursäure $C_3H_3N_3O_3$ erhalten und bildet dann eine farblose, nach Essigsäure riechende, flüchtige Flüssigkeit, die sich schon wenige Grade über dem Nullpunkt unter freiwillig eintretender Erwärmung in das ihr isomere Cyamelid verwandelt. Die Cyansäure hat insofern allgemeineres Interesse, als das Studium eines ihrer Salze, des cyansauren Ammoniums (CO)N(NH_4), die Veranlassung zu einer der wichtigsten Entdeckungen im Gesamtbereich der Naturwissenschaften wurde. Bis zu der 1828 von Wöhler ausgeführten Untersuchung nahm man allgemein an, daß die im Pflanzen- und Tierkörper aufgefundenen chem. Verbindungen ihre Entstehung einer besondern Kraft, der Lebenskraft, verdankten. Wöhler zeigte nun, daß das cyansaure Ammonium in wässeriger Lösung sofort eine Umlagerung seiner Atome erfahre und in eine Verbindung (CO)(NH_2)$_2$ übergehe. Dieser Körper erwies sich als identisch mit dem Harnstoff, welcher von den Tieren ausgeschieden wird. Damit war zum ersten mal ein Körper künstlich gewonnen, dessen Entstehung man bisher in engste Beziehung zur Lebenskraft gebracht hatte. Mit dieser Entdeckung mußte aber notwendigerweise die Lehre von der Lebenskraft zu Grabe gehen, und um so mehr, als bald darauf viele weitere Stoffe des Tier- und Pflanzenreichs synthetisch dargestellt wurden.

3) Cyansulfosäure, Schwefelcyanwasserstoffsäure, Rhodanwasserstoffsäure (CS)NH, die der Isocyansäure entsprechende Schwefelverbindung, entsteht als Schwefelcyankalium beim Eintragen von Schwefel in schmelzendes Cyankalium. In wässeriger Lösung erhält man die Schwefelcyanwasserstoffsäure durch Destillation von Schwefelcyankalium mit verdünnter Schwefelsäure. Die Säure ist wenig beständig und zersetzt sich bald, wiewohl nicht so leicht wie die Cyansäure.

4) Chlorcyan CNCl entsteht bei der Einwirkung von Chlor auf verdünnte wässerige Cyanwasserstoffsäure und bildet eine bei 12° siedende, ölige Flüssigkeit, welche bei —7° krystallinisch erstarrt. Eine isomere Modifikation $C_3N_3Cl_3$ entsteht, wenn wasserfreie Cyanwasserstoffsäure im direkten Sonnenlicht mit Chlor behandelt wird, und krystallisiert in farblosen glänzenden Prismen, die bei 145° schmelzen, siedet bei 190°.

5) Cyanmetalle, Cyanide entstehen durch Einwirkung von Cyanwasserstoffsäure auf Metalloxyde oder durch wechselseitige Zersetzung von Cyankalium und Metallsalzen. Von technischer Bedeutung ist unter ihnen das Cyankalium (s. d.).

6) Ferrocyan- und Ferridcyanmetalle. Cyankalium verbindet sich mit Cyaneisen in zwei verschiedenen Verhältnissen und zwar so, daß entweder 4 Moleküle Cyankalium mit 1 Molekül Eisencyanür $Fe(CN)_2$ oder so, daß 6 Moleküle Cyankalium mit 1 Molekül Eisencyanid $Fe_2(CN)_6$ vereint gedacht werden können, wobei dann die beiden Salze $(KCN)_4Fe(CN)_2$ und $(KCN)_6Fe_2(CN)_6$ entstehen. Man kann diese Salze als Doppelsalze betrachten, meist nimmt man darin aber die Gegenwart besonderer eisenhaltiger Radikale an und zwar in dem erstern ein vierwertiges Radikal, das Ferrocyan FeC_6N_6 und in dem letztern ein sechswertiges Radikal, das Ferridcyan $Fe_2C_{12}N_6$. Die Kaliumverbindung des Ferrocyans ist das Ferrocyankalium oder das gelbe Blutlaugensalz (s. d.), die Kaliumverbindung des Ferridcyans ist das Ferridcyankalium oder das rote Blutlaugensalz (s. d.). In diesen Salzen läßt sich das Kalium durch andere Metalle oder auch durch Wasserstoff vertreten, in letzterm Falle entsteht die Ferrocyanwasserstoffsäure, resp. Ferridcyanwasserstoffsäure; zu den Eisenverbindungen dieser Radikale gehören die verschiedenen Sorten des Berlinerblau (s. d.), die Zinkverbindung des Ferrocyans ist das (bis 1882 offizinelle) Ferrocyanzink (Zincum ferrocyanatum), welches man erhält, indem man eine Lösung von 6 Teilen gelbem Blutlaugensalz mit einer Lösung von 8 Teilen Zinkvitriol fällt.

Cyane oder Kornblume, s. Centaurea.

Cyaneisen, s. Eisencyanid und Eisencyanür.

Cyaneisenkalium (gelbes) oder Kalium-Eisencyanür, s. Blutlaugensalz (gelbes).

Cyaneisenkalium (rotes) oder Kalium-Eisencyanid, s. Blutlaugensalz (rotes).

Cyanide, s. unter Cyan (-Verbindungen 5).

Cyanīn (Chinolīnblau, Lepidīnblau), eine künstliche Base, die aus dem bei der Chininfabrikation in großer Menge abfallenden Cinchonin dargestellt wird. Zu dem Ende destilliert man das Cinchonin mit Natronhydrat, wobei rohes Chinolin übergeht. Erhitzt man nun das Chinolin mit Jodamyl, so bildet sich eine Verbindung beider, aus der durch Behandeln mit Natronlauge ein prächtig blauer Farbstoff, das C., entsteht. Er ist jodhaltig. Das C. bildet Krystalle mit metallgrünem Glanz und goldgelbem Reflex, die sich schwer in Wasser, leicht in Alkohol, und zwar mit blauer Farbe lösen. Die mit C. auf Seide und Wolle erzeugten Farben sind überaus glänzend, doch leider so empfindlich gegen das Licht, daß die Farbe durch direktes Sonnenlicht nach wenigen Stunden schon zerstört ist. Das C. wird als sehr empfindliches Reagens auf Säuren und Basen benutzt. Die dunkelblaue weingeistige Lösung wird durch alle Säuren entfärbt und die farblose Flüssigkeit durch jedes Alkali wieder blau gefärbt.

Cyanīn oder Kyanīn heißt auch der blaue Farbstoff der Blumen. (S. Blumenblau.)

Cyanisieren, irrtümliche Schreibweise für Kyanisieren (s. d.), nach John Howard Kyan benannt.

Cyankalium (Kalium cyanatum) KCN, ein in verschiedenen Zweigen der Technik vielfach verwendetes, höchst giftiges Salz, entsteht im unreinen Zustande beim Schmelzen von kohlensaurem Kali mit stickstoffhaltigen organischen Substanzen (s. Blutlaugensalz, gelbes). In chemisch reinem Zustande erhält man es als Krystallpulver beim Einleiten von Blausäuregas in alkoholische Kalilauge. Die dabei sich abscheidenden, in Alkohol unlöslichen Krystalle werden auf einem Saugtrichter gesammelt und mit starkem Alkohol gewaschen. Leichter stellt man es dar, indem man Blutlaugensalz zunächst durch gelindes Rösten in einer flachen eisernen Pfanne von seinem Krystallwasser befreit und es dann in einem eisernen Tiegel schmilzt, wobei das Ferrocyan unter Entwickelung von Stickstoff und Abscheidung von Kohleeisen zersetzt und C. gebildet wird. Man erhält die Masse so lange in glühendem Fluß, bis die Gasentwickelung beendet ist, nimmt dann den Tiegel aus dem Feuer, läßt das Kohleeisen sich absetzen und gießt das geschmolzene C. vorsichtig von diesem ab. Eine reichlichere Ausbeute erhält man nach Liebig, indem man 8 Teile entwässertes Blutlaugensalz mit 3 Teilen kohlensaurem Kali mischt und im übrigen verfährt wie vorher. Das technisch dargestellte C. wird immer nach Liebigs Vorschrift bereitet, es unterscheidet sich von dem chemisch reinen C. durch einen geringen Gehalt an cyansaurem Kali, letzteres Salz ist aber seiner Verwendung nicht hinderlich. Das C. findet sich im Handel meist in Stangen gegossen, es hat eine weiße Farbe, zieht an der Luft Feuchtigkeit an und riecht dann, da es durch die Kohlensäure der Luft zersetzt wird, nach Blausäure. Wegen seiner großen Giftigkeit ist bei der Verwendung größte Vorsicht geboten. Das C. wird in der chem. Analyse benutzt, seine wichtigste Verwendung findet es aber in der Galvanoplastik, wo es zur Bereitung der verschiedensten Bäder, aus denen die Metalle als Gold, Silber, Nickel u. a. niedergeschlagen werden sollen, dient.

Cyanmetalle, s. unter Cyan (-Verbindungen 5).

Cyanoblepsie (grch.), Blaublindheit, s. unter Farbenblindheit.

Cyanogēn, s. Cyan.

Cyanöl (Blauöl), s. unter Anilin.

Cyanometer heißen Vorrichtungen zur Messung der Himmelsbläue. Schon Saussure suchte ein C. dadurch zu gewinnen, daß er 53 Stufen von Mischungen eines reinen Weiß mit Berlinerblau und dann eines vollkommenen Schwarz (Tusche) mit Berlinerblau zur Vergleichung mit dem Himmelsblau herstellte. Die Grade dieses C. begannen mit reinem Weiß und gingen durch Blauweiß, Weißblau zum reinen Berlinerblau, um von da, in ähnlicher Mischung mit Schwarz, bis zum alleinigen Schwarz abzufallen. In ähnlicher Weise bediente sich Parrot bei seinem Rotationscyanometer der thaumatropischen Mischfarbe (s. Thaumatrop), indem er auf einem Kreisel eine weiße oder schwarze Scheibe mit weniger oder mehr Kreisausschnitten von gesättigtem Blau rasch rotieren ließ. Wegen der fehlenden genauen Deckung derartiger Cyanometergrade mit den verschiedenen Nuancen der Himmelsbläue, sowie auch infolge mannigfacher Unbequemlichkeiten beim Gebrauche solcher C. schlug Arago ein Polarisations-C. vor. Bei diesem sollten doppelt brechende Krystallblättchen von gewisser Dicke im polarisierten Lichte, je nach dem Grade der Polarisation des letztern, verschiedene Nuancen des Blau bis zum Weiß erzeugen und zur Vergleichung mit dem Himmelsblau darbieten. Da auch dieses C. wegen Hindernisse in der Praxis nicht durchgegriffen hat, so fehlt es eigentlich noch an einem guten und bequem brauchbaren C.

Cyanophyceen, s. unter Algen 2).

Cyanōsis (grch.), Blausucht (s. d.).

Cyanotisch (grch.), bläulich gefärbt infolge der Blausucht (s. d.).

Cyanotypie (Blauprozeß), ein von John Herschel 1840 erfundenes photographisches Kopierverfahren. Herschel tränkte Papier mit einer Lösung von Eisenchlorid, trocknete und belichtete es unter einem negativen Bilde. Das Eisenchlorid wurde durch Wirkung des Lichts unter den durchsichtigen Stellen des Negativs zu Eisenchlorür reduziert und dieses lieferte durch Behandlung mit rotem Blutlaugensalz ein dunkelblaues Bild. Das Verfahren ist neuerdings dadurch vereinfacht worden, daß man mit einer Mischung von citronsaurem Eisenoxydammon und rotem Blutlaugensalz getränktes Papier zum Kopieren benutzt, dieses liefert unmittelbar ein blaues Bild, welches durch Waschen mit Wasser fixiert wird. Ein anderer Cyanotypprozeß besteht in der Präparation von Papier mit einer gummihaltigen Eisenoxydsalzlösung, Belichtung desselben unter einem positiven Bilde und Entwickelung mit gelbem Blutlaugensalz. Dieser Prozeß liefert von einem positiven Bilde (z. B. einer Zeichnung) wieder ein Positiv. Beide Prozesse werden vielfach von Ingenieuren zur Herstellung von Lichtpausen (s. d.) verwendet. Vgl. Pizzighelli, «Anthrakotypie und C.» (Wien 1881).

Cyanquecksilber, s. Quecksilbercyanid.

Cyansäure, s. unter Cyan (-Verbindungen 2).

Cyansilber, s. Silbercyanid.

Cyansulfosäure, s. unter Cyan (-Verbindungen 3).

Cyanüre oder Cyanmetalle, s. unter Cyan.

Cyanürsäure, s. u. Cyan (-Verbindungen 2).

Cyanwasserstoffsäure, s. Blausäure.

Cyathea *Smith*, Pflanzengattung aus der nach ihr benannten Familie der Cyatheaceen, deren

Arten, Baumfarne mit schlankem, oft ziemlich hohem unverzweigten Stamme, in den Tropengegenden sowohl der Alten wie der Neuen Welt und in Neuseeland einheimisch sind. Sie haben eine zierliche Blattkrone, die aus langen, gewöhnlich dreifach gefiederten Wedeln besteht. Eine auf den westind. Inseln wachsende Art, C. arborea *Sm.*, erreicht eine Höhe von 10—12 m; die jungen Wedel derselben werden als Gemüse gegessen. Von der in Neuseeland vorkommenden C. medullaris *Sw.* wird das Mark gegessen. Mehrere Arten von C. werden als Zierpflanzen in den Warmhäusern kultiviert.

Cyatheacēen (Cyatheacēae), Pflanzenfamilie aus der Gruppe der Farne oder Filicineen. Die Arten derselben sind fast sämtlich Baumfarne mit feingefiederten großen Blättern, die rosettenartig auf der Spitze der hohen unverzweigten Stämme aufsitzen. Die C. sind charakteristisch durch den Bau ihrer Sporangien (s. d.), die mit einem vollständigen schief verlaufenden Ring versehen sind. Die C. sind fast ausschließlich Bewohner der Tropengegenden; mehrere Arten werden wegen der großen und schön aussehenden Blätter als Zierpflanzen in Warmhäusern gezogen.

Cybēle (grch. Kybēle, auch Kybēbe), eine ursprünglich phrygische Göttin, Personifikation der mütterlichen Natur, besonders des üppigen Naturlebens der Gebirge und Wälder, welche namentlich in Pessinus unfern vom Berge Dindymon, aber auch in den meisten andern Landschaften Kleinasiens (besonders am Idagebirge, in Lydien, Bithynien und Galatien) verehrt wurde. Als Begleiter der Göttin, deren phrygischer Name «Amma» gewesen sein soll, galten die Korybanten, Kureten und idäischen Daktylen, als ihr Liebling der schöne Jüngling Attis (s. d.), dessen Entmannung und Tod ein mythischer Ausdruck für das alljährige Absterben des blühenden Naturlebens ist. Attis wurde an gewissen Festen mit lauten Klagen gesucht, und nach seinem Vorbilde entmannten auch die Priester der Göttin nicht selten sich selbst. Durch Vermittelung der griech. Kolonien in Kleinasien kam der Kultus der C. auch ziemlich früh nach Griechenland, wo sie mit der ursprünglich kretischen Zeusmutter Rhea (s. d.) identifiziert und gewöhnlich «die große Mutter der Götter», nach ihr geheiligten Orten, namentlich Bergen, aber auch «Agdistis», «Dindymene», oder «die idäische Mutter» genannt wurde. In Athen wurde ihr am Markte ein Tempel, Metrōon (Mutterhaus) genannt, errichtet, für welchen Phidias oder sein Schüler Agorakritos die Statue der Göttin arbeitete. In Theben hatte der Dichter Pindar ihr einen Tempel errichtet. Nach Rom wurde im zweiten Punischen Kriege (204 v. Chr.) in Gemäßheit eines Ausspruchs der Sibyllinischen Bücher das alte Kultussymbol der Göttin, ein dunkelfarbiger Stein (wahrscheinlich ein Meteorstein) aus ihrem Tempel in Pessinus durch eine besondere Gesandtschaft feierlich eingeholt und fortan der Kultus der Göttin unter dem Namen der großen Mutter, Mater magna, von Staats wegen unter Leitung des Priesterkollegiums (der decemviri sacris faciundis), welches den aus dem Auslande aufgenommenen Götterdiensten vorstand, von einem Priester und einer Priesterin phrygischer Abkunft ausgeübt; auch ward zunächst in Anknüpfung an die Ankunft der Göttin ihr zu Ehren ein Fest, die Megalesien, gefeiert. Doch war den Römern selbst die Teilnahme an den eigentümlichen Bräuchen des Kultus untersagt, obschon diese selbst nur zum kleinern Teil eingeführt waren. In der Kaiserzeit aber kam ein neues Fest hinzu, welches mit den geheimnisvollen Bräuchen und dem wilden Orgiasmus der asiat. Cybelefeiern begangen wurde, und auch die Beteiligung am Cybelekultus ward jetzt immer allgemeiner, insbesondere auch an den Sühngebräuchen der Taurobolien und Kriobolien (Weihungen durch eine Art Taufe mit Stier- und Widderblut), durch welche das sinkende Heidentum gewissermaßen dem Christentume Konkurrenz zu machen suchte. — Die bildende Kunst stellt die C. dar als reichbekleidete Matrone mit einer Turmkrone auf dem Haupte, in der einen Hand das Tympanon, die Handpauke, in der andern bisweilen Kornähren oder auch ein Scepter, sitzend auf einem von Löwen umgebenen Throne oder auf einem mit Löwen bespannten Wagen, bisweilen auch auf einem Löwen reitend. — C. ist auch der Name eines Asteroiden. (S. unter **Planeten**.)

Cybò (Eleonora), Gemahlin von Giovanni Luigi Fiescho (s. d.), Grafen von Lavagna.

Cybulski (Adalbert), poln. Gelehrter, geb. 10. April 1808 in Konin unweit Neustadt bei Pinne in der Provinz Posen, besuchte das posener Mariengymnasium und studierte 1828—30 in Berlin Philologie und Geschichte. Nach dem Ausbruche der poln. Revolution ging er nach Warschau, trat ins poln. Heer, geriet in russ. Gefangenschaft und wurde in das Innere Rußlands gebracht. Hier hatte er Gelegenheit sich mit russ. Sprache und Litteratur genau bekannt zu machen. Im J. 1834 befreit, kehrte er nach Preußen zurück und bezog, nach einer sechsmonatlichen Festungshaft in Schweidnitz, wiederum die Universität Berlin, um seine Studien fortzusetzen. Er promovierte mit einer Abhandlung «De bello Sullano» und widmete sich vornehmlich den slaw. Litteraturen. Um vollkommene Kenntnis derselben zu erlangen, unternahm er eine wissenschaftliche Reise durch die südslaw. Länder, genoß in Prag und Wien den Unterricht Schafariks und Kopitars und habilitierte sich 1840 an der berliner Universität als Docent der slaw. Litteratur. Zahlreiche Abhandlungen und Kritiken in poln. Zeitschriften und in der großen poln. warschauer Encyklopädie bekundeten seine gründlichen und umfassenden Kenntnisse. Im J. 1848 nahm er zwar an dem Slawenkongreß in Prag teil, doch blieb er ein entschiedener Gegner des Panslawismus. Im J. 1860 von der preuß. Regierung zum ord. Professor der slaw. Litteratur an der Universität zu Breslau ernannt, lehrte er hier mit großem Beifall und vielem Erfolge bis an seinen am 15. Febr. 1867 plötzlich erfolgten Tod. Von seinen Vorlesungen sind aus seinem Nachlasse die in Berlin 1842—45 gehaltenen «Vorlesungen über die neueste poln. Poesie» zuerst in poln. Übersetzung (Posen 1870), dann deutsch von Kurzmann herausgegeben (2 Bde., Posen 1880) veröffentlicht worden.

Cycadēen (Cycadēae), Name einer Pflanzenfamilie aus der Abteilung der Gymnospermen, welche zwischen den Nadelhölzern und Farnen steht und eine sehr eigentümliche Gruppe bildet, deren meiste Arten der Vorwelt angehören. Die C. sind Holzgewächse von palmenartigem Wuchs, indem sie auf einem meist nur niedrigen Stamme von walziger, länglicher oder fast kugeliger Form, der

über und über mit den Narben der abgefallenen Blätter und den zwischen diesen stehenden Schuppen bedeckt zu sein pflegt, eine Krone oft sehr großer, holziger Blätter (fälschlich Zweige genannt) tragen. Letztere sind fiederschnittig oder wirklich gefiedert, mit parallel-aderigen, ganzrandigen oder eingeschnitten-gezähnten, selten gabelig-zweiteiligen, oft stechend-spitzen Abschnitten oder Fiederblättchen. Die stets eingeschlechtigen Blüten erscheinen auf Staubbeutel und Samenknospen reduziert. Erstere sitzen auf der innern Fläche von zu Zapfen vereinigten Schuppen in großer Zahl nebeneinander, letztere bald auf der Fläche, bald in den Randkerben ebenfalls zapfenbildender Schuppenblätter. Die aus den Samenknospen hervorgehenden Samen ähneln denen der Nadelhölzer; auch der anatom. Bau des Stamms zeigt mehr Verwandtschaft mit dem der Nadelhölzer als mit den andern Holzgewächsen. Durch ihren Wuchs erinnern die C. an die Palmen, mit denen sie sonst nicht die geringste Verwandtschaft besitzen, durch die spiralig eingerollte Knospenlage der Blätter und ihrer Abschnitte oder Blättchen an die Farnkräuter. Sie sind vorzüglich in der tropischen und subtropischen Zone der südl. Hemisphäre, namentlich in Südafrika, Neuholland und den ostind. Inseln, sowie in Ostindien selbst zu Hause und werden ihrer Eigentümlichkeit und Schönheit halber in Gewächshäusern häufig kultiviert. Die Stämme einiger Arten enthalten ein eßbares Mark, das als Sago verwendet wird. (S. Sago.)

Die fossilen Pflanzenreste, welche zu den C. gerechnet werden, gehören hauptsächlich den Gattungen Cycadites *Brogn.*, Zamites *Brogn.*, Medullosa *Cotta*, Pterophyllum *Brogn.* an. Die unter dem Gattungsnamen Noeggerathia früher ebenfalls zu den C. gestellten Pflanzenreste rechnet man jetzt teils zu den Coniferen, teils faßt man sie unter einer besondern, den C. jedenfalls nahe verwandten Gruppe, welche man als Noeggerathieae bezeichnet, zusammen.

Cycas, von Linné aufgestellte Pflanzengattung aus der nach ihr benannten Familie der Cycadeen (s. d.). Von andern Gattungen dieser Familie unterscheidet sich C. durch die länglich-keilförmigen Staubbeutel, die in den Randkerben verlängert spatelförmiger Fruchtblätter (Schuppen der weiblichen Zapfen) stehenden aufrechten Samenknospen und Samen, die beerenartige Beschaffenheit der letztern und die Zweihäusigkeit. Die Zapfen stehen am Ende der Stämme im Centrum der palmenartigen Blätterkrone und werden sehr groß. C. circinnalis *L.*, ein bis 13 m Höhe erreichender, sehr schöner Baum mit gefiederten, bis 3 m langen Blättern und lineal-lanzettförmigen, spitzen, planen, glänzendgrünen Blättchen, in Ostindien und auf den Molukken heimisch, liefert einen Teil des in den Handel kommenden echten Sago, doch eine geringe Sorte, s. Sago. Die mit gedrängter stehenden, kleinern, am Rande umgerollten Blättchen versehenen Blätter der in China und Japan wachsenden C. revoluta *L.* sind die sog. «Palmenzweige», mit denen man in Deutschland die Särge zu schmücken pflegt. In einigen Städten Frankreichs bedient man sich derselben anstatt wirklicher Palmenblätter bei den kirchlichen Feierlichkeiten des Palmsonntags. Aus diesen Gründen wird C. revoluta sehr häufig in Handelsgärten kultiviert.

Cyclāmen *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Primulaceen. Ihre der Mehrzahl nach in Südeuropa und dem Orient wachsenden Arten sind perennierende, stengellose Kräuter mit langgestielten, grundständigen, meist nieren- oder herzförmigen Blättern und ebenfalls grundständigen, einzeln stehenden, langgestielten, nickenden Blüten, welche einen fünfteiligen Kelch und eine kurzröhrige Blumenkrone mit langem, zurückgeschlagenem, fünflappigem Saum besitzen. Die Frucht ist eine fünfklappige, vielsamige Kapsel. Die häufigste Art ist C. europaeum *L.*, in Deutschland, wo sie namentlich in den Wäldern der Alpengegenden, doch auch schon in Böhmen und Mähren auf steinigem, bemoostem Kalkboden vorkommt, unter den Namen Erdscheibe, Saubrot und Alpenveilchen bekannt (s. Tafel: Alpenpflanzen, Fig. 10). Sie hat hübsche, purpurrote oder lilafarbene, sehr wohlriechende Blumen und herzförmige, auf der obern Fläche eine kreisförmige weiße Zeichnung zeigende Blätter und ist im übrigen Deutschland eine sehr beliebte Zimmerzierpflanze. Der Knollen enthält einen Brechen und Purgieren bewirkenden Körper, das Cyclamin, weshalb die Pflanze für giftig und heilkräftig gilt. Der Knollen wurde auch wirklich früher unter dem Namen Radix Cyclaminis v. Arthanitae gegen Kropf, Drüsenleiden und bei Trägheit der Thätigkeit des Darmkanals gebraucht und wird noch jetzt in Italien zu Salben verwendet. Geröstete Knollen haben keine nachteiligen Eigenschaften und sollen wie Maronen schmecken. Auch die andern Arten der Gattung C. haben ähnlich beschaffene Knollen und übertreffen die gemeine Erdscheibe zum Teil noch in der Schönheit und Größe der Blumen. Alle Arten dieser Gattung sind von jeher beliebte Zierpflanzen gewesen und lassen sich in Töpfen leicht ziehen. Nur darf man die Knollen nicht tief, sondern bloß etwa bis zum dritten Teil ihrer Stärke in den Boden setzen und nach Entwickelung der Blätter nicht zu reichlich gießen. Die Vermehrung ist leicht, indem man aus jedem Blatte, welches man mit einem kleinen Stückchen aus der Krone des Knollens ausschneidet, einen Steckling ziehen kann.

Cydonia, Pflanzengattung, s. unter Quitten.

Cygnus (lat.), der Schwan.

Cykladen, d. i. Ring- oder Kreisinseln, nannten die alten Geographen im Gegensatz zu den Sporaden (d. i. den zerstreuten Inseln) die wichtigste Inselgruppe des südl. Ägäischen Meeres. Dieselbe besteht aus zwei ungefähr parallelen Inselreihen, welche durch eine dritte gewissermaßen verknüpft werden: die nördl. Reihe, die Inseln Andros, Tenos (jetzt Tinos), Mykonos, Delos (s. d.) und Rheneia, bildet eine Fortsetzung der Insel Euböa, die südl. Reihe, die Inseln Keos (jetzt Tzia), Kythnos (jetzt Thermia), Seriphos (jetzt Serphos) und Siphnos (jetzt Siphenos), eine Fortsetzung des Gebirgszugs des südöstl. Attika. Zwischen diesen beiden Reihen liegen die Inseln Gyaros (jetzt Giura) und Syros (jetzt Syra), während im SO. die beiden großen Inseln Paros (mit der westlichen, von den Alten Oliaros, jetzt Antiparos genannten Nachbarinsel) und Naxos den Ring schließen. In weiterm Sinne ist der Name C. auch auf die zunächst von der im engern Sinne so genannten Gruppe gelegene, von andern Geographen zu den Sporaden gerechnete Inselgruppe ausgedehnt worden, welche, von einigen kleinen abgesehen, aus folgenden Inseln besteht: Melos (jetzt Milo), Kimolos (jetzt bei den Abendländern Argentiera),

Polyägos (jetzt Polybos), Pholegandros (jetzt Polykandros), Sikinos, Jos, Amorgos, Thera (jetzt Santorino) und Anaphe. Von dieser Gruppe sind die Inseln Thera, Melos, Kimolos und Polyägos vulkanischen Ursprungs, die übrigen bestehen, ebenso wie die C. im engern Sinne, zum größten Teil aus Glimmerschiefer und kryſtalliniſch-körnigem Kalk (Marmor) von verschiedener Färbung, die Inseln Mykonos, Delos und Rheneia aus Granit und Gneis. Vom Meere aus gesehen, erscheinen fast alle diese Inseln kahl und öde, aber im Innern finden sich meist fruchtbare und anmutige Thäler. Wein, Südfrüchte, Honig und Käse sind die Hauptprodukte, welche diese Inseln ausführen.

Die C. waren im frühesten Altertum von Phöniziern und Karern besetzt; später siedelten sich Griechen ion. Stammes auf denselben an. Die C. bildeten dann im Verein mit andern Inseln und Küstenstädten einen religiös-polit. Bund (eine sog. Amphiktyonie), deren Mittelpunkt Delos war. Nach den Perserkriegen gehörten sie zur athenischen Symmachie und traten auch später, wenigstens zum größern Teile, dem 378 v. Chr. begründeten zweiten athenischen Seebunde bei; nach dem Zerfall desselben kamen sie unter die Herrschaft teils der macedonischen, teils der ägypt. Könige, wurden dann durch die Römer für frei erklärt, später, wenigstens zum größten Teile, zur Provinz Asia geschlagen, bis unter dem Kaiser Diocletian eine besondere Inselprovinz (Provincia insularum) konstituiert wurde. Bei der Teilung des Römischen Reichs wurden die C. dem Byzantinischen Reiche zugeteilt; nach der Eroberung Konstantinopels durch die Abendländer (1204) nahm der venet. Nobile Marco Sanudo mit einigen Genossen die Mehrzahl derselben in Besitz und beherrschte sie mit dem Titel eines Herzogs der Dodekanesos; auch seine Nachkommen und Besitznachfolger behaupteten sich in der Herrschaft, bis sie in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. den Türken weichen mußten. Jetzt bilden die C. (mit Einschluß der obengenannten, ihnen zunächst liegenden Sporaden) einen Nomos des Königreichs Griechenland mit 2485 qkm und (1879) 132020 E. Die Kreishauptstadt ist Hermupolis auf der Insel Syra (s. d.).

Vgl. Roß, «Reisen auf den griech. Inseln des Ägäischen Meeres» (3 Bde., Stuttg. u. Tüb. 1840—45); Lacroix, «Iles de la Grèce» (Par. 1853); Bursian, «Geographie von Griechenland» (Bd. 2, Lpz. 1872); Miliarakis, «Kykladika» (Athen 1874).

Cykliſche Dichter oder Dichter des epischen Cyklus nennt man diejenigen griech. Epiker, welche von der Zeit der Entstehung der Homerischen Gedichte an bis zur Mitte des 6. Jahrh. v. Chr. hinab Stoffe aus verschiedenen Kreisen der Heroensage in ähnlicher Weise wie die Sänger der Ilias und Odyssee, zum Teil in bestimmtem Anschluß an diese Gedichte behandelt haben. Der Name ist wohl daraus entstanden, daß man in späterer Zeit einen Auszug aus diesen Gedichten zu einem geschlossenen Kreise (grch. κύκλος), dessen Mittelpunkt die Ilias und Odyssee bildeten, geordnet hatte. Manche dieser Gedichte galten bei dem Volke als Werke des Homer selbst; es wurden aber auch die Namen anderer Dichter als Verfasser der einzelnen Epen genannt, doch ist die Persönlichkeit und Lebenszeit der meisten derselben ganz unsicher. Namentlich galt bei manchen Stasinos von Cypern für den Verfasser der «Kyprien» (Cypria), welche die Ereignisse behandelten, die den in der Ilias erzählten vorausgingen. Arktinos von Milet war wohl wirklich der Verfasser eines Gedichts, welches die spätern Ereignisse vor Troja und die Zerstörung der Stadt schilderte. Zweifelhaft ist der Ursprung der im spätern Altertum gewöhnlich dem Lesches von der Insel Lesbos zugeschriebenen sog. «kleinen Ilias» ähnlichen Inhalts. Die «Nosten», ein Gedicht, in welchem die Rückkehr der andern Helden außer Odysseus erzählt war, soll nach einigen Hagias aus Trözen verfaßt haben, die Telegonie endlich, eine Fortsetzung der Odyssee, wird Eugammon aus Kyrene zugeschrieben. Andere Gedichte der Art waren noch eine «Ödipodie» (die Sagen von Ödipus enthaltend), eine «Thebaïs» (über den Zug der Sieben gegen Theben), ein Gedicht über den Zug der «Epigonen» u. s. w. Von allen diesen Gedichten sind nur meist sehr dürftige Fragmente, von denen, welche sich auf den troischen Sagenkreis (mit Einschluß der Heimkehr der griech. Helden von Troja, der sog. Nosten) bezogen, noch die Angabe des Inhalts (in Auszügen aus der Chrestomathie des Proklos (s. d.) erhalten. Die Fragmente sind namentlich von Welcker, «Der epische Cyklus» (2 Tle., Bonn 1835—49; Bd. 1, 2. Aufl. 1865; Bd. 2, 1881), von Dübner in der Ausgabe des Homer (Par. 1837), von Düntzer, «Fragmente der epischen Poesie» (Köln 1840—41) und von Kinkel in den «Epicorum Graecorum fragmenta» (Lpz. 1877) gesammelt, die Auszüge außerdem besonders auch von O. Jahn und Michaelis, «Griech. Bilderchroniken» (Bonn 1873) herausgegeben worden. Neben den litterarischen Nachrichten vergegenwärtigen namentlich auch zahlreiche Vasenbilder die in diesen epischen Gedichten behandelten Sagen. Abbildungen einer Auswahl von solchen finden sich in Gerhards «Auserlesenen griech. Vasenbildern» (4 Bde., Berl. 1840—50) und in Overbeck, «Die Bildwerke zum thebischen und troischen Heldenkreis» (Bd. 1, mit Atlas, Stuttg. 1857). Vgl. noch außer Welcker: Robert, «Bild und Lied» (in den «Philol. Untersuchungen», Heft 5, Berl. 1881) und Luckenbach, «Verhältnis der griech. Vasenbilder zu den Gedichten des epischen Kyklos» (11. Supplementband zu den «Jahrbüchern für klassische Philologie», Lpz. 1880).

Cykloïde oder Cyklois, auch Radlinie, heißt eine der merkwürdigsten krummen Linien in der Geometrie sowohl als in der Mechanik. Wenn ein Kreis, ohne zu gleiten, auf einer festen geraden Linie in derselben Ebene fortgewälzt wird, so beschreibt ein Punkt der Peripherie des Kreises eine gemeine C., ein Punkt innerhalb der Peripherie eine gedehnte oder geschweifte C., ein äußerer Punkt eine verkürzte oder verschlungene C. Wälzt sich jener Kreis, statt auf einer geraden Linie, auf der äußern oder innern Seite der Peripherie eines zweiten Kreises, so heißt die so beschriebene Kurve im erstern Falle eine Epicykloide, im letztern eine Hypocykloide. Wenn ein von der Schwere getriebener Körper in der umgekehrten C. wie in einem Kanale herabfällt, so gelangt er immer in derselben Zeit bis zu dem untersten Punkte (dem Scheitelpunkte), wo auch seine Bewegung in der C. anfangen mag. Aus diesem Grunde heißt die C. in der Mechanik auch Tautochrone. Ebenso wird ein schwerer, nur von der Schwere getriebener Körper von einem Punkte zum andern, der

nicht senkrecht unter ihm liegt, in der kürzesten Zeit kommen, wenn er sich in einem Cykloidenbogen bewegt, weshalb diese Kurve auch die **Brachistochrone** genannt wird. Die Brennlinie der C. sowie die Evolute derselben ist wieder eine C. Galilei ist wohl der erste, der die C. in Betracht gezogen hat; dann beschäftigten sich mit den auf die C. bezüglichen Integrationsaufgaben die Mathematiker des 17. Jahrh., besonders Roberval, Mersenne, Fermat, Torricelli, Viviani, Pascal, Wallis, Huygens, Joh. Bernoulli. Mit der C. verwandt ist die **kleine C.**, die auch Gefährtin der C. oder Sinuslinie genannt wird und in der Theorie der schwingenden Saiten gebraucht wurde.

Cyklometrie (grch.), der Inbegriff aller derjenigen Rechnungsausdrücke, vermöge welcher man im Stande ist, Kreisbogen durch die diesen zugehörigen geraden Linien und umgekehrt diese durch jene zu bestimmen.

Cyklone oder **Wirbelstürme** nennt man diejenigen Stürme der tropischen und subtropischen Gegenden, die sich von den gewöhnlichen Stürmen nicht allein durch ihre größere Gewalt, sondern hauptsächlich durch ihre doppelte Bewegung unterscheiden. Je nach den Meeren, wo sie vorkommen, tragen sie verschiedene Namen, in Westindien **Orkane**, an der Küste von Afrika **Tornadas**, im Chinesischen Meere **Teifune**. Während bei den gewöhnlichen Stürmen der Wind in gerader Linie oder flacher Kurve weht, bewegt sich ein C. einmal in rotierender Bewegung um einen Mittelpunkt, und dieser schreitet wieder mit großer Geschwindigkeit in einer gekrümmten Bahn vorwärts, die oft bei Übergang in die gemäßigten Zonen fast rechtwinkelig umbiegt. Auf der nördl. Halbkugel beginnen die C. gewöhnlich im Südwesten, um ostwärts, auf der südlichen im Nordosten, um westlich zu marschieren. Eine Windhose vom Lande veranschaulicht am besten das Wesen eines C. im kleinen. Bei ihr wirbelt der Staub um einen Mittelpunkt, sie bewegt sich meist etwas schräg nach vorn gebeugt und zieht bei ihrem Vorschreiten die ihr begegnenden Luftschichten mit in die drehende Bewegung. Bei C. hält dieser Mittelpunkt bisweilen einen Durchmesser von ¼—½ Meile, in ihm herrscht fast Windstille und ein sehr geringer Luftdruck. Je heftiger sich der Mittelpunkt dreht, je mehr werden die umgebenden Luftschichten in Mitleidenschaft gezogen, und der Durchmesser eines C. kann auf diese Weise 80—100 Meilen groß werden. Von der Wut eines solchen C. kann man sich bisweilen keine Vorstellung machen. Es ist vorgekommen, daß auf Barbadoes ein Orkan 24-Pfünder-Kanonen aus einer Batterie aufgenommen und Hunderte von Schritten durch die Luft entführt hat. Ganze Städte und Wälder sind durch C. niedergelegt und verwüstet worden. Für Schiffe sind die C. nicht nur durch ihre direkte Gewalt, sondern auch durch die ganz unregelmäßige turmhohe See gefährlich, die sie aufwühlen, da die Winde auf das Centrum tangential wehen und mithin auf kleinem Raume die verschiedensten Richtungen des Seeganges erzeugen. Seitdem Dove, Reid und andere Physiker dargethan haben, daß die C. in ihrer Bewegung Gesetzen unterworfen sind, ist ihre Gefährlichkeit für die Schiffahrt bedeutend geringer geworden. Die Drehung des Mittelpunktes erfolgt nämlich ausnahmslos im Norden des Äquators von rechts nach links, also mit dem Zeiger einer Uhr, im Süden dagegen in entgegengesetzter Richtung. Dies und das tangentiale Wehen der Winde auf den Mittelpunkt geben den Seeleuten die Möglichkeit, bei den Anzeichen eines C., die sich in starkem Barometerfall, bräunlicher Färbung der Wolken, wirrer See und elektrischen Erscheinungen kundgeben, die Richtung des Centrums zu ermitteln. Fortdauernde Beobachtungen des Barometerstandes und der Windrichtungen geben ebenso Aufschluß über den vom Centrum beschriebenen Weg, ob es sich nähert, entfernt oder seitlich biegt, und auf diese Weise sind die Seeleute bei nötiger Vorsicht und wenn sie freien Seeraum haben, meistens im Stande, dem C. aus dem Wege zu gehen oder wenigstens seinem gefährlichen Mittelpunkte ferner zu bleiben und sich dadurch vor dem Verluste des Schiffs oder wenigstens der Masten zu bewahren.

Am meisten werden die Gegenden zwischen dem 10. und 20. Breitenparallele von C. heimgesucht, namentlich die Westindischen Inseln, die Nähe von Mauritius und Bourbon, sowie das Chinesische Meer. Dort herrschen sie von August bis Oktober vor, bei Mauritius vom Dezember bis April, im Chinesischen Meere vom Mai bis Oktober. Über die Entstehung der C. ist bis jetzt noch keine genügende Erklärung vorhanden. Nach den ungemein heftigen Gewittererscheinungen, welche sie begleiten, spielt dabei wohl Elektricität eine hervorragende Rolle. Vgl. Dove, «Das Gesetz der Stürme» (4. Aufl., Berl. 1874).

Cyklōpen (grch. κύκλωπες), d. h. die Rundäugigen, erscheinen in der griech. Mythologie von dreifacher Art. Die Homerischen C. sind wilde, riesenhafte Bewohner der sicil. Seeküste, und die hervorragendste Gestalt unter ihnen ist Polyphem (s. d.). Wenn sie auch Homer nicht sämtlich als einäugig bezeichnet, so wird dies doch vom Polyphemos ausdrücklich gesagt und dann von spätern Dichtern auf alle C. übertragen. Die von Hesiod genannten drei C., Brontes, Steropes und Arges (Donner, Blitz und Wetterstrahl), Söhne des Uranos und der Gäa, gehörten zum Titanengeschlecht und schmiedeten dem Zeus die Donnerkeile. Von Uranos waren sie in den Tartaros geworfen; nach dem Sturze des Uranos befreit, aber doch von Kronos wiederum in den Tartaros gesperrt, waren sie erst von Zeus, als er gegen Kronos und die übrigen Titanen kämpfte, wieder befreit worden. Von nun an erscheinen sie als Diener des Zeus, sollen aber nach einer Sage von Apollo getötet worden sein, weil sie den Donnerkeil geschmiedet hatten, mit dem Zeus den Asklepios tötete. Spätere Sagen versetzten die C. mit ihren Werkstätten in den Ätna oder in Vulkane auf Lemnos und Lipara und machten sie zu Dienern des Hephästos. Die dritte Art sind diejenigen C., welche nach Strabon aus Lykien kamen und in Argolis Bauwerke errichteten, die den Namen der **Cyklopischen Mauern** führten, so die Mauern der Städte Tiryns und Mykenä und Labyrinthe bei Nauplia, für welche die riesige Größe der fast ganz roh aufeinandergeschichteten Werkstücke charakteristisch war, daher man alle in dieser Weise erbauten Mauern als cyklopische zu bezeichnen pflegt. Diesen lykisch-argivischen C. wird auch die Erfindung des Turmbaues zugeschrieben. — In der Zoologie heißt C. eine Gattung der Kiemenfüße.

Cyklōpie (grch.), **Cyklopenauge**, eine bisweilen bei Menschen und Tieren vorkommende

Mißbildung, bei welcher nur ein einziges, in der Mitte der Stirn sitzendes Auge vorhanden ist. Gleichzeitig bestehen immer wesentliche Gehirndefekte, und es sterben daher die lebend geborenen cyklopischen Kinder immer bald nach der Geburt.

Cyklorama, s. unter Panorama.

Cyklus (grch.), d. h. Kreis, Periode (s. d.), in der Chronologie eine Reihe von Jahren, nach deren Beendigung dieselben astronom. Erscheinungen und Zeitverhältnisse in derselben Ordnung wieder eintreten. Die wichtigsten Cyklen sind: der Metonische C. von 19 Jahren, nach deren Verlauf die Mondserscheinungen oder Mondphasen ziemlich genau wieder mit den gleichen Stellungen der Sonne zusammentreffen, eine Entdeckung, die der Athener Meton um 432 v. Chr. mitteilte. Auch wird dieser C. der Mondscirkel oder der C. der Goldenen Zahl genannt. Man findet die letztere, wenn man zu dem gegebenen Jahre Christi 1 addiert und die Summe durch 19 dividiert; der Rest dieser Division ist die Goldene Zahl. So ist für das J. 1882 die Goldene Zahl 2 im alten Julianischen sowohl als auch im neuen oder Gregorianischen Kalender. Der Sonnencyklus oder Sonnencirkel ist ein Zeitraum von 28 Jahren, nach dessen Verlauf die Ordnung der Wochentage bleibend wieder auf dieselben Monatstage fällt, was jedoch streng genommen nur im Julianischen Kalender stattfindet. Addiert man zu einem gegebenen Jahre Christi die Zahl 9 und dividiert die Summe durch 28, so ist der Rest dieser Division der gesuchte Sonnencirkel, d. h. er gibt an, das wievielste Jahr eines Sonnencirkels das gegebene Jahr ist. So ist für 1882 der Sonnencirkel 15. Von einem dritten noch in den Kalendern vorkommenden C., dem Indiktionencirkel, der aus 15 Jahren besteht, läßt sich der Ursprung und die Bedeutung nicht mit Bestimmtheit angeben. (S. Indiktion.) Die drei Zahlen, welche angeben, das wievielste Jahr in jedem dieser drei Cyklen ein gegebenes Jahr sei, heißen die chronol. Merkmale eines Jahres. Der Fall, daß ein Jahr dieselbe Zahl in allen drei Cyklen wieder erhält, kann erst wieder eintreten nach 7980 Jahren, welcher Zeitraum die Julianische Periode heißt und von Jos. Scaliger angegeben worden ist.

Cylinder oder Walze heißt ein geometr. Körper, der in der Natur wie in der Kunst sehr häufig vorkommt. Wenn eine gerade, zu sich selbst immer parallel bleibende Linie so fortbewegt wird, daß ihr einer Endpunkt sich durch die aufeinanderfolgenden Punkte irgend einer gegebenen krummen Linie von einfacher Krümmung bewegt, so beschreibt sie eine Cylinderfläche oder die Oberfläche eines C. im allgemeinsten Sinne des Wortes, ihr anderer Endpunkt aber eine krumme Linie, die der ersten völlig gleich ist und in einer derselben parallelen Ebene liegt. Die Ebenen beider krummlinigen Figuren heißen die Grundflächen und ihren Abstand nennt man die Höhe des C. Demnach ist ein C. ein Körper, der von zwei ebenen und völlig gleichen, in parallelen Ebenen liegenden krummlinigen Figuren, welche die Grundflächen des C. bilden, und einer beide verbindenden krummen Fläche, der Seitenfläche (Mantelfläche), eingeschlossen wird. Die letztere hat die besondere Eigenschaft, daß man auf ihr von einer Grundfläche zur andern unzählige gerade Linien ziehen kann, die einander gleich und parallel sind. In der Regel betrachtet man nur Kreiscylinder, d. h. solche, deren beide Grundflächen Kreise sind; von diesen kommen wieder die geraden am häufigsten vor. Ein solcher entsteht auch durch die Umdrehung eines Rechtecks um eine seiner Seiten. Diejenige gerade Linie, welche die Mittelpunkte der Grundflächen eines Kreiscylinders verbindet, heißt die Achse des C., alle auf der Seitenfläche möglichen Linien sind ihr gleich und parallel, und je nachdem sie auf den Grundflächen senkrecht oder schief steht, ist der C. selbst gerade oder schief; im ersten Falle ist die Achse gleich der Höhe. Durchschneidet man einen Kreiscylinder mit einer Ebene, so ist die Durchschnittsfigur ein Kreis, wenn die schneidende Ebene der Grundfläche parallel ist, ein Parallelogramm aber, wenn sie durch die Achse oder parallel zu derselben gelegt ist, außerdem stets (einen besondern Fall ausgenommen) eine Ellipse. Der körperliche Inhalt jedes C. wird gefunden, wenn man den Inhalt der Grundfläche mit der Höhe multipliziert. Die krumme Seitenfläche oder Cylinderfläche ist bei einem geraden C. gleich einem Rechteck, das den Umfang der Grundfläche zur Grundlinie, zur Höhe aber die Höhe des C. hat; beides multipliziert gibt also den Inhalt der Seitenfläche des C., zu welcher man noch die beiden Grundflächen addieren muß, um die gesamte Oberfläche des C. zu erhalten.

Im Maschinenwesen repräsentiert der C. mit seiner Gegenform (dem Hohlcylinder) das kinematische Elementenpaar, welches die rotierende Bewegung eines Maschinenteils gegen einen andern sichert. — Über den Cylinder als Hemmung in den Uhren s. unter Uhren.

Cylinderbohrer, s. u. Bohrer und Bohrmaschinen, Bd. III, S. 262.

Cylinderbohrmaschine, s. unter Bohrer und Bohrmaschinen, Bd. III, S. 265.

Cylindergebläse (frz. soufflet cylindrique, soufflerie à piston cylindrique, engl. blowing-cylinder, cylinder-blowing-engine), s. u. Gebläse.

Cylinderkessel (frz. chaudière cylindrique, engl. cylindrical-boiler), soviel wie Walzenkessel, s. unter Dampfkessel.

Cylindermantel (frz. soufflage en planches, engl. planking, clothing), im Maschinenbau die Bekleidung des Dampfcylinders mit einem die Wärme nicht leitenden Material.

Cylindrieren (frz. cylindrage, calandrage, satinage, lustrage, engl. calendering), soviel wie Kalandern, s. unter Appretur.

Cymbel, s. Zimbel.

Cymbĭdium nannte Swartz eine Gattung tropischer und subtropischer Orchideen. Ihre zahlreichen Arten gehören zu den sog. epiphytischen Orchideen (s. d.) und wachsen der Mehrzahl nach in Südamerika, doch auch in Nordamerika, auf den Südsee-Inseln, in Japan, China, Ostindien, auf Madagaskar und am Kap. Sie haben steife, helle Blätter und herabhängende, in lange, vielblumige Trauben endigende Blütenschäfte. Die äußern Perigonblätter der großen und schöngefärbten Blumen sind unter sich verwachsen, die Pollenmassen der an der Spitze der Griffelsäule befindlichen Anthere wachsartig, die kahnförmige Honiglippe ist mit der Griffelsäule durch ein Gelenk verbunden. Eine der schönsten Arten ist C. aloëfolium Sw. aus Ostindien, eine Zierde der Orchideenhäuser; auch mehrere andere Arten werden als Zierpflanzen in den Gewächshäusern kultiviert.

Cymēn oder Cymīn, s. Cymöl.

Cymöl, Cymen, Camphogen, Cymin, Camphen, Thymylwasserstoff, Propyltoluol, Propylmethyl-Benzol $C_{10}H_{14}$, ein flüssiger Kohlenwasserstoff, der in vielen ätherischen Ölen, so im Römisch-Kümmelöl, im Wasserschierlingsöl, im Thymianöl aus Ptychotis ajovan, im Muskatnußöl, im Eucalyptusöl, dagegen nicht, wie früher angenommen, im Steinkohlenteer vorkommt und aus Kampfer, Cuminol, Wermutöl, Wurmsamenöl durch Einwirkung chem. Agentien, sowie auch synthetisch dargestellt werden kann. Zur Darstellung destilliert man Kümmelöl, bis der Siedpunkt auf 200° gestiegen ist, und rektifiziert das Destillat über schmelzendes Ätzkali. Das C. ist ein farbloses, stark lichtbrechendes Öl, unlöslich in Wasser, leicht löslich in Alkohol und sonstigen Lösungsmitteln der ätherischen Öle, siedet bei 175° C., spezifisches Gewicht bei 25° C. = 0,853, Dampfdichte 4,63. Konzentrierte Schwefelsäure von 100° C. löst C. beim anhaltenden Schütteln, ohne Entwickelung von schwefliger Säure. Chlor und Brom bei Gegenwart von Wasser bilden Substitutions- und Additionsprodukte. Konzentrierte Salpetersäure gibt Nitrocymol. Chromsäure verwandelt es in Terephtalsäure.

Cynanchum, Linnésche Pflanzengattung aus der Familie der Asclepiadeen. Die vorzugsweise in der tropischen und warmen gemäßigten Zone beider Hemisphären wachsenden Arten dieser Gattung sind teils Holzgewächse, teils perennierende Kräuter, der Mehrzahl nach Schlingpflanzen. Sie haben gegenständige, gestielte, meist herzförmige Blätter, zwischen den Blattstielen stehende, gestielte, mehr- bis vielblütige Doldentrauben, welche sich später in Trauben umgestalten, und gedoppelte, glatte Balgfrüchte voll geschwänzter Samen. Die am häufigsten weiß oder rosenrot gefärbten Blüten bestehen aus einem fünfblätterigen Kelch, einer radförmigen Blumenkrone mit fünflappigem Saum und einer zehnlappigen Nebenkrone. Alle Arten enthalten einen weißen, scharfen Milchsaft. Aus dem Milchsafte zweier in Südeuropa einheimischer Arten, C. monspeliacum *L.* und C. acutum *L.*, bereitet man in Südfrankreich das sog. französische Scammonium (s. d.).

Die in Deutschland einheimische Schwalbenwurz wurde früher unter dem Namen C. Vincetoxicum *Pers.* hierher gerechnet, doch stellt man sie jetzt zur Gattung Vincetoxicum *Moench* (s. d.).

Cynāra, Pflanzengattung, s. u. Artischocke.

Cynegetik (grch.), Jagdkunst.

Cynewulf (Kynewulf), der einzige angelsächs. Dichter, der sich in seinen Dichtungen nennt. In Runen steht sein Name in den Gedichten: «Leben der Juliane», «Elene oder die Auffindung des Kreuzes Christi» und endlich in einem Gedicht, welches man früher für eine Hymnensammlung hielt. Dietrich hat jedoch nachgewiesen, daß die Hymnen ein Ganzes bilden und das Werk «Christ» oder «Von der dreifachen Ankunft Christi» genannt. (S. Haupt's «Zeitschrift», Bd. 9.) Außerdem hat Leo gezeigt (Hallisches Programm 1857), daß das erste der erhaltenen angelsächs. Rätsel als Auflösung «Cynewulf» gibt. Wenn auch die ganze Rätselsammlung sicherlich nicht von einem Verfasser ist, so darf man doch einen Teil derselben C. zuschreiben. Neben diesen sicher echten Werken gehört C. noch ein Teil der Dichtung «Gudlac» zu (vgl. Charitius in der Zeitschrift «Anglia», Bd. 2), vielleicht auch «Phœnix» (vgl. Gäbler in der «Anglia», Bd. 3). Ohne genügende Gründe wurden C. zugeschrieben: «Andreas» (vgl. Fritzsche in der «Anglia», Bd. 2), «Höllenfahrt Christi», «Vision vom Kreuze», «Wanderer», «Seefahrer», «Manna cræftas», «Manna wyrde», «Manna mod», «Ruine» (vgl. Dietrich, Marburger Programm 1860 u. 1865; Grein in der «Germania», Bd. 10; Rieger in Zachers «Jahrbuch für deutsche Philologie», Bd. 1). Über C.s Leben ist nichts bekannt; es muß in das 8. Jahrh. fallen; daß er ein Nordhumbrier war, ist nicht erwiesen (vgl. Wülcker in der «Anglia», Bd. 1). Früher sah man in ihm den spätern Bischof von Winchester, welcher 1008 starb (vgl. Wright, «Biographia Britanica Literaria», Bd. 1), doch so spät kann der Dichter nicht gelebt haben. Grimm dagegen hält C. für einen Schüler Aldhelms, also ebenfalls im 8. Jahrh. und in Westsachsen lebend. Dietrich, und ihm folgend Grein, nahmen an, daß der Dichter Bischof zu Lindisfarenē (von etwa 737—780) war, dann seinem Amte entsagte und in der Stille sein Leben beschloß. Doch dafür hat man keine Beweise, manches in seinen Werken spricht dagegen. Aus seinen Gedichten ergibt sich: C. lebte im 8. Jahrh., er verbrachte einen Teil seines Lebens in weltlichem Treiben, wohl als fahrender Sänger, damals entstanden seine Rätsel, später ergab er sich einem frommen Leben. Er war nicht ungebildet, wahrscheinlich hatte er eine Klosterschule besucht. Herausgegeben wurden C.s Gedichte von Grein in der «Bibliothek der angelsächs. Poesie» (Bd. 1 u. 2, Gött. 1857—58). Auch lieferte Grein eine Übersetzung in den «Dichtungen der Angelsachsen» (2 Bde., Gött. 1857—59).

Cyniatrie (grch.), Lehre von den Krankheiten der Hunde und deren Heilung.

Cyniker nennt man die philos. Sekte, welche Antisthenes (s. d.), ein Schüler des Sokrates, zu Athen um 380 v. Chr. stiftete. Ihren Namen trug die Sekte von ihrem Versammlungsorte, dem Gymnasium Kynosarges (zugleich auch wohl mit einer Anspielung auf κύων, Hund). Sie machte die praktische Moral zum wesentlichen Gegenstande der Philosophie, erklärte die Tugend für das höchste Gut und setzte dieselbe in das freiwillige Entbehren und in die Unabhängigkeit von allen äußern Dingen, weil der Mensch durch die möglichste Verminderung seiner Bedürfnisse der Gottheit, welche nichts bedürfe, am ähnlichsten werde. Indem die C. ihr Ideal der Bedürfnislosigkeit als die naturgemäße Lebensweise darzustellen und die Sitten des Sokrates an Strenge noch zu übertreffen suchten, verachteten sie alle verfeinerte Lebensart und stimmten ihr Leben zu einer Einfachheit herab, bei welcher nicht selten eine Vernachlässigung des öffentlichen Anstandes eintrat, weshalb man auch jetzt noch durch Cynismus eine Verachtung und Vernachlässigung des äußern Anstandes zu bezeichnen pflegt. Dabei führte sie die Unzufriedenheit mit allen bestehenden Staatsformen zuerst in der Geschichte auf den Gedanken eines allgemeinen Weltbürgertums, und ihre Vorstellung von der Einheit und Einzigkeit der Gottheit entfremdete sie völlig dem griech. Götterglauben, sodaß sie z. B. auch die Homerischen Gesänge allegorisch auszulegen suchten. Das sokratische Element in der Lehre ihres Stifters zeigt sich in der Annahme, daß alle Tugend am festesten auf Wissen gegründet werde, woran sich dann noch einige Untersuchungen über das Wesen der Erkenntnis und besonders der Definition im ausgesprochenen Gegensatze gegen die platonische Ideenlehre

anschlossen. Die berühmtesten Mitglieder der Sekte, außer dem Stifter, waren Diogenes (s. d.) von Sinope und Krates von Theben nebst seiner Gemahlin Hipparchia. Später trat an die Stelle der cynischen Schule die stoische durch Zeno von Cittium, den Schüler des Krates, welcher die cynische Moral in ihren Grundsätzen zwar beibehielt, in ihrer Form aber mäßigte und veredelte: erst die röm. Kaiserzeit sah dann jene affektierte und geschmacklose Repristination des Cynismus, welche Lucian so ergötzlich verspottet hat.

Cynisch, roh, ungesittet, den Anstand verletzend.

Cynismus, s. unter Cyniker.

Cynŏdon, d. h. Hundszahn, nannte Linné eine Pflanzengattung aus der Familie der Gramineen mit gefingerten Ähren, an deren Spindel die einblütigen, grannenlosen, fruchtbaren Ährchen alle nach einer Seite gewendet stehen. Die einzige in Europa, vornehmlich in den südlichern Ländern dieses Erdteils wachsende, übrigens fast über die ganze Erde verbreitete Art, in Süddeutschland Hundshirse genannt, C. Dactylon *L.*, ein ausdauerndes Gras mit kriechendem Wurzelstock und aufsteigenden, ästigen, handhohen Halmen, wird in Ostindien, wo es Dubgras heißt, angebaut, indem es dort wegen seines reichen Zuckergehalts für das beste Weidegras gilt. In England und Deutschland gemachte Anbauversuche haben den gehegten Erwartungen nicht entsprochen, denn es zeigte sich das Dubgras weniger nahrhaft als die einheimischen Weidegräser. Vermutlich ist daran das kältere Klima schuld. In Südeuropa gehört der Hundshirse zu den häufig vorkommenden Unkräutern des bebauten Landes, in Deutschland ist er dagegen eine seltene Pflanze.

Cynoglossum *L.* (Hundszunge), Pflanzengattung aus der Familie der Boragineen. Ihre Arten, gegen 60, sind zweijährige oder perennierende krautartige Gewächse mit abwechselnden, unzerteilten und meist ganzrandigen Blättern. Die Blüten besitzen einen fünfteiligen Kelch, eine trichterförmige Blumenkrone mit sehr stumpfen Saumlappen, deren Schlund durch fünf Gewölbschuppen verschlossen ist. Aus dem vierteiligen Fruchtknoten entstehen drei bis vier konvexe oder niedergedrückte, über und über mit kurzen, starren, widerhakigen Stachelchen bedeckte Achenen. Die Arten dieser Gattung wachsen der Mehrzahl nach in Südeuropa und den Umgebungen des Mittelländischen Meers überhaupt; übrigens sind sie fast über den ganzen Erdball verbreitet. In Deutschland findet sich nur eine Art, C. officinale *L.*, gemeine Hundszunge, ein zweijähriges Kraut von unangenehmem Mäusegeruch, mit filzigen, lanzettförmigen Blättern und schmutzig-braunroten Blumen. Wurzel und Blätter dieser Art waren früher offizinell.

Cynomorium *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Balanophoreen. Man kennt nur eine einzige Art dieser Gattung, C. coccineum *L.*, die in den Mediterranländern und z. B. in Sicilien, Nordafrika und Malta einheimisch vorkommt. Es ist ein auf Wurzeln anderer Pflanzen schmarotzendes Gewächs, das nur wenig über die Erde emporragt. Die Pflanze besitzt keine grünen Blätter, sondern nur rotbraune Schuppen, die an dem kurzen fleischigen Blütenkolben sitzen. Die Blüten sind polygamisch; die männlichen haben einen Staubfaden, die weiblichen einen einfächerigen Fruchtknoten, ein Perianthium fehlt fast vollständig. Der fleischige Stengel gibt beim Drücken einen blutroten Saft von sich und war früher unter dem Namen Malteserschwamm oder Fungus melitensis offizinell.

Cynosūrus *L.*, d. h. Hundsschwanz, Pflanzengattung aus der Familie der Gramineen, welche sich durch kammförmig gestaltete, unfruchtbare Ährchen, die zwischen den fruchtbaren stehen und gewissermaßen die Rolle von Deckblättern spielen, auszeichnet. Sämtliche Ährchen sind in eine walzige oder längliche Ähre (richtiger zusammengezogene Rispe) gestellt, die fruchtbaren zwei- bis fünfblütig, mit begrannten oder grannenlosen Blüten. In Deutschland ist diese Gattung bloß durch eine Art vertreten, das gemeine Kammgras (C. cristatus *L.*), ein ausdauerndes, auf trockenen Wiesen oft vorkommendes Gras mit schmächtiger Ähre, deren Ährchen alle nach einer Seite gerichtet sind. Es gehört zu den bessern Futtergräsern. Die übrigen Arten wachsen in Südeuropa und den Mittelmeerländern.

Cyparissus (grch. Kyparissos), nach der griech. Sage ein Liebling des Apollo, der aus Versehen einen zahmen Hirsch tötete und aus Trauer darüber auf seine Bitte in die als Trauerbaum geltende Cypresse (κυπάρισσος, lat. cupressus) verwandelt wurde. Nach einer andern ursprünglich orient. Sage geschah dies, als C., ein kretischer Jüngling, um seine Keuschheit zu bewahren, vor Apollo oder Zephyr an den Fluß Orontes in Syrien geflohen war.

Cyperacēen (Cyperacĕae, Cyperngräser), Pflanzenfamilie aus der Gruppe der Monokotyledonen, deren Arten grasartige Gewächse sind, die sich aber von den echten Gräsern, den Gramineen (s. d.), durch knotenlose Halme, dreireihig angeordnete Blätter mit röhrigen, geschlossenen Scheiden ohne Blatthäutchen, in einfache Ähren oder in traubig, büschel- und trugdoldenförmig gruppierte Ährchen gestellte Blüten und Nüßchen mit nur kleinem Eiweißkörper unterscheiden. Die Halme und Blätter der C. enthalten meist ziemlich reichlich Pflanzensäuren und deren Salze, weshalb man sie auch im Gegensatz zu den Gramineen als Sauergräser oder Scheingräser bezeichnet hat. Außer durch die bereits angegebenen Merkmale unterscheiden sie sich von den Gramineen noch durch die folgenden. Ihre bald zwitterlichen, bald eingeschlechtigen, meist nur aus den Geschlechtsorganen bestehenden Blüten befinden sich unter einer einzigen Deckschuppe, und liegen diese bald nach allen Seiten hin gerichteten, bald zweizeilig angeordneten, stets mit einem Kiel versehenen Deckschuppen dachziegelförmig übereinander. Die Beutel der stets in Dreizahl vorhandenen Staubgefäße sind mit dem einen Ende an die haarfeinen Staubfäden angeheftet. Der Fruchtknoten trägt einen bald in zwei, bald in drei Narben geteilten Griffel. Die Blüten entbehren entweder der Hüllen gänzlich, oder sie sind von einigen Schüppchen, Börstchen u. dgl. m. umgeben oder (nur die weiblichen der Gattung Carex) von einem dem Fruchtknoten enganliegenden Perigon, welches dann auch das oft dreikantige Nüßchen umhüllt. Wegen der Kleinheit des Eiweißkörpers können die Früchte der C. nicht zur Mehlbereitung verwendet werden; wegen des Mangels an Zucker und nahrhaftem Schleim und des Überschusses an sauren und scharfen Stoffen auch nicht als Viehfutter und sind deshalb dem Landwirt verhaßt

In anderer Beziehung spenden einzelne Arten dem Menschen mancherlei Nutzen, z. B. das Sandriedgras (Carex arenaria) als Sandbefestigungs- und Arzneipflanze, Cyperus esculentus wegen seiner nahrhaften Knollen (s. Cyperus), verschiedene Binsen als Flecht-, Streu- und Verpackungsmaterial, u. s. w. Die C. sind gleich den Gramineen über die ganze Erde verbreitet. Die größte Anzahl von Gattungen und Arten findet sich zwischen den Wendekreisen, wo in der warmen Region C. die Stelle der Süßgräser vertreten und Wiesen bilden. Dagegen ist die kältere, gemäßigte und kalte Zone durch den Individuenreichtum gewisser C. (namentlich Carexarten) ausgezeichnet. Diese, wie überhaupt die meisten C., wachsen vorzugsweise auf nassem, sumpfigem Boden und tragen oft sehr wesentlich zur Bildung des Torfs (s. d.) bei. Durch zweckmäßige Entwässerungen lassen sich mit C. bestockte Wiesen (saure Wiesen) verbessern, indem hierdurch die C. absterben und Süßgräsern Platz machen. Die bekanntesten Gattungen einheimischer C. sind die Riedgräser oder Seggen (Carex), die Binsen (Scirpus) und die Wollgräser (Eriophorum). Zur Familie der C. gehört unter anderm auch die im Altertum wichtige Papyrusstaude (Papyrus antiquorum).

Cypern (grch. Kypros), Insel am östl. Ende des Mittelmeers, bis 1878 türkisch, dann unter gewissen Vorbehalten und gegen Garantierung ihrer asiat. Besitzungen von der Pforte an England abgetreten. Unter allen Inseln des Mittelmeeres ist C. dem Suezkanal und Ägypten am nächsten gelegen, während es andererseits durch seine Lage am Eingang zum Meerbusen von Alexandrette auch dem Ausgangspunkt der projektierten Euphratbahn und somit der künftigen nächsten Verbindungslinie Englands mit Indien und Australien nahe liegt. Die Insel hat die Gestalt eines von W. nach O. gestreckten, aber vielfach eingebuchteten Rechtecks, welches gegen NO. die lange, im Kap des heil. Andreas (dem Vorgebirge Boosura der Alten) endende Halbinsel Karpas (Karpasia) aussendet. Bei einem Flächenraum von 9601 qkm nimmt C. unter den Inseln des Mittelmeers die dritte Stelle ein. Nach den Untersuchungen der franz. Geologen Gaudry und Damour (1853) ist die Insel wahrscheinlich erst nach der mittlern Tertiärperiode, jedoch nicht in allen Teilen gleichzeitig, aus dem Meere emporgestiegen. Längs der Nordküste, vom Kap Kormakiti (Krommyon) im W. bis zum Kap St.-Andreas im O., erhebt sich eine mauerförmige Kalksteinkette mit dürftiger Vegetation und zahlreichen Gipfeln, die im westlichern Teile die bedeutendste Höhe (990 m) erreichen. Dieser parallel durchstreicht den Süden der Insel, das Gestade selbst nur in Seitenverzweigungen berührend, die mächtige Gebirgskette des Olymp mit den reizendsten Thälern, der prachtvollsten Waldvegetation und zahlreichen, einige Monate mit Schnee bedeckten domförmigen Kuppen. Die drei Haupterhebungen dieses Gebirgszugs (von W. nach O.) werden jetzt Troodes (2018 m), Machera (1442 m) und Stavros oder St.-Croce (1740 m) genannt. Zwischen den beiden Hauptgebirgsketten breitet sich die Centralebene Messaria aus, welche der am Olymp entspringende, etwa 150 km lange Hauptfluß C.s, der Pediäos (jetzt Pidias), von W. gegen O. durchströmt, ein nicht sehr wasserreicher Fluß, der von S. her den Bach von Idalia (vielleicht den Aoos der Alten) aufnimmt. Das Klima ist mild und gesund, die Vegetation des fruchtbaren Bodens reich und üppig, der Anbau desselben aber sehr vernachlässigt und die Insel ein Land voll Trümmer. Erdbeben, Kriege, verheerende Krankheiten und die barbarische Türkenherrschaft haben dazu beigetragen, die Insel zu entvölkern.

Die Zahl der Bewohner, die im Mittelalter über 1 Mill. betragen haben soll, beläuft sich nach einer Zählung von 1881 auf 235 539, worunter 46 389 Mohammedaner. Die übrigen gehören, mit Ausnahme von 3066 Katholiken, Juden und Protestanten, der griech. Kirche an. Der Erzbischof von C. ist das unabhängige, keinem Patriarchen unterworfene Haupt der Kirche dieser Insel und hat unter dem Beirat der übrigen drei Bischöfe von Baffo, Larnaka und Gerines, sowie einiger Laien das Abgabenwesen der christl. Bevölkerung und das Landesschuldenwesen zu ordnen. Die herrschende Sprache ist die griechische, die auch von den Türken gesprochen oder doch verstanden wird. Die Einwohner treiben Getreide- und Gartenbau, gewinnen Baumwolle, Alizzari oder levantischen Krapp, Südfrüchte u. s. w. Auch ist C. das Vaterland des Blumenkohls. Die Waldungen, welche aus Cedern, Pinien und Cypressen neben Eichen und Buchen bestehen, liefern ausgezeichnetes Bau- und Nutzholz; die Viehzucht ist unbedeutend, ebenso die Bienen- und Seidenzucht. Noch jetzt stehen in hohem Werte die Cyperweine, von denen der Commanderia der vorzüglichste. Sie sind, wenn sie aus der Presse kommen, rot, werden aber nach fünf bis sechs Jahren blässer; nur eine Sorte, der sehr süße Muskateller, hat in den ersten Jahren eine weiße Farbe, wird je älter desto röter und nach Jahren dick wie Sirup. Anfangs werden diese Weine in verpichte Schläuche gefüllt, weshalb sie einen starken Pechgeruch erst nach mehrern Jahren verlieren. Nach dem festen Lande kommen sie in Gebinden, müssen aber dann auf Flaschen abgezogen werden, wenn sie sich halten sollen. Die Insel ist ohne natürliche Häfen; dagegen besaß sie bereits im Altertum einen, unter Benutzung von vorgelegenen Sandbänken durch Molen hergestellten künstlichen Hafen bei Famagusta, der später versandete, seit der engl. Besitznahme aber wiederhergestellt wurde. Ein zweiter künstlicher Hafen zu Limasol wurde 6. Okt. 1881 dem Verkehr übergeben. Gegenstände der Ausfuhr sind, außer Wein, auch Baumwolle, Südfrüchte, Salz, Weizen und Gerste. Seit der engl. Occupation zerfällt die Insel in die sechs Kreise Nikosia, Famagusta, Larnaka, Limasol, Kerynia und Paphos. Sitz der brit. Regierung ist Larnaka (s. d.)

Geschichtliches. Im Altertum waren namentlich die Orte Paphos, Amathunt und Idalion berühmt als Kultusstätten der Aphrodite, einer ursprünglich semit. Göttin, deren Verehrung hauptsächlich von C. aus nach Griechenland gelangt war und welche daher Cypris (Kypris) oder Cypria (Kypria) genannt wurde. Andere namhafte Städte waren Kition, Salamis, Keryneia, Lapathos, Soloi Marion und Kurion. In Hinsicht des Bodens war C. reich an Weizen, Wein, Feigen, Honig u. s. w., an Edelsteinen und andern wertvollen Mineralien, namentlich aber an dem nach der Insel benannten Kupfer, welches in den Hütten und Kupferhämmern bei Tamassos und Soloi bearbeitet wurde. Auch verfertigte man Teppiche und andere kostbare Webereien. Die ersten Kolonisten

waren Phönizier; aber frühzeitig ließen sich auch griech. Einwanderer darauf nieder, durch welche allmählich die ganze Insel hellenisiert wurde; die Bewohner sprachen einen altertümlichen griech. Dialekt, bedienten sich aber eigentümlicher Schriftzeichen, deren Entzifferung erst in der neuesten Zeit gelungen ist. König Amasis von Ägypten unterwarf die Insel um 550 v. Chr., worauf sie unter Kambyses zugleich mit Ägypten um 525 v. Chr. an die Perser überging. Wiederholte Versuche der Athener, die Insel der Perserherrschaft zu entreißen, hatten nur vorübergehend Erfolg; in den wichtigsten Städten, wie namentlich in Salamis, regierten einheimische Dynasten, die dem Perserkönig tributpflichtig waren, sich aber bisweilen fast ganz unabhängig von Persien machten, wie Euagoras I. von Salamis (410—374 v. Chr.). Nach der Schlacht bei Issos mußte sich die Insel Alexander d. Gr. 332 v. Chr. unterwerfen, nach dessen Tode sie schließlich an Ptolemäus von Ägypten kam. In den Händen der Ptolemäer blieb sie, bis die Römer den Besitz derselben 58 v. Chr. an sich rissen. Nach der Teilung des röm. Kaisertums blieb sie dem östl. Reiche unterworfen. Endlich empörte sich auf C. der Prinz Isaak Komnenos gegen den Kaiser Andronikos I. (1184) und hielt die Insel, bis Richard I. von England 1191 die Familie Lusignan mit der Insel belehnte. Nach dem Aussterben der Lusignans in der männlichen Linie kam Jakob, ein natürlicher Sprößling derselben, zur Regierung. Er hatte die Venetianerin Caterina Cornaro zur Gemahlin, die nach seinem Tode (1472) für ihren unmündigen Sohn die Regierung führte, 1489 aber sich genötigt sah, die Insel ihren Landsleuten, den Venetianern, zu überlassen. Diese blieben im Besitze, bis 1570 und 1571 die Feldherren Selims II., der Admiral Piali und Lala Muhammed-Pascha, nach der tapfersten Gegenwehr des Marco Antonio Bragadino, der elf Monate lang Famagusta verteidigte, die Insel eroberten und mit dem türk. Reiche vereinigten. Im Juli 1832 besetzte Mehemed-Ali von Ägypten die Insel und wurde 1833 vom Sultan förmlich damit belehnt; 1840 kam sie wieder in Besitz der Pforte.

Durch den Vertrag vom 4. Juni 1878 überließ die Pforte die Verwaltung C.s an England. Näher bestimmt wurde das Verhältnis C.s durch den Anhangsvertrag vom 1. Juli 1878. Hiernach soll auf der Insel ein religiöser mohammed. Gerichtshof bestehen bleiben, welcher ausschließlich in religiösen Angelegenheiten der mohammed. Bevölkerung der Insel erkennt. Von dem Departement der frommen Stiftungen in der Türkei soll für die Insel ein mohammed. Resident ernannt werden, um in Gemeinschaft mit einem von England zu ernennenden Delegierten die Verwaltung des Vermögens der mohammed. religiösen Anstalten und Schulen C.s zu leiten. England verpflichtet sich den ganzen thatsächlichen Überschuß der Einnahmen über die Verwaltungskosten der Insel jährlich an die Pforte abzuliefern. Am 11. Juli wurde die engl. Occupation C.s verkündet; 12. Juli ergriff Admiral Hay Besitz von der Insel und 22. Juli 1878 traf der zum Gouverneur der Insel ernannte engl. General Wolseley mit 1700 Mann in Larnaka ein. Seitdem hat sich namentlich der Handel der Insel gehoben. Große Hafenbauten wurden vorgenommen, energische Maßregeln gegen die Heuschreckenplage ergriffen und engl. Schulen gegründet.

Litteratur. Engel, «Kypros» (2 Bde., Berl. 1841); de Mas Latrie, «Histoire de l'île de Chypre sous le règne des princes de la maison de Lusignan» (2 Bde., Par. 1861—62); Unger und Kotschy, «Die Insel C.» (Wien 1865); Sassenay, «Chypre, histoire et géographie» (Par. 1878); Cesnola, «Cyprus; its ancient cities, tombs and temples» (Lond. 1877; deutsch von Stern, Jena 1879); Löher, «C., Reiseberichte über Natur und Landschaft, Volk und Geschichte» (3. Aufl., Stuttg. 1879); Baker, «Cyprus as I saw it in 1879» (Lond. 1879; deutsch von Oberländer, Lpz. 1880); Brown, «Three months in Cyprus» (Lond. 1880); Ohnefalsch-Richter, «Cyprische Reisestudien» (in «Unsere Zeit», 1880, I); Herquet, «Cyprische Königsgestalten des Hauses Lusignan» (Halle 1881).

Cyperngras, s. Cyperus.

Cyperngräser, s. Cyperaceen.

Cypērus (Cyperngras), Linnésche Gattung aus der nach ihr benannten Familie der Cyperaceen (s. d.). Ihre sehr zahlreichen, fast über die ganze Erde verbreiteten, jedoch vorzüglich zwischen den Wendekreisen wachsenden Arten zeichnen sich vor den meisten übrigen Cyperaceen durch zweizeilige, meist vielblütige, zusammengedrückte Ährchen aus, welche in zusammengesetzte, von langen Scheidenblättern umgebene Trugdolden, selten in kopfförmige Büschel am Ende des dreikantigen Halms gestellt sind. In Deutschland finden sich wild wachsend nur wenige Cyperngräser (noch am häufigsten C. flavescens *L.* und fuscus *L.*, zwei kleine, einjährige Gräser). Dagegen wird hier und da, besonders in den Rheingegenden, eine ausländische Art kultiviert, nämlich C. esculentus *L.*, welche im südl. Europa und Nordafrika wild wächst, und in Ägypten, Italien, Spanien, Portugal und dem südl. Frankreich in ziemlicher Ausdehnung angebaut wird. Die Wurzel dieser Pflanze treibt Ausläufer, an deren Ende sich mehlige Knollen in der Größe von Haselnüssen entwickeln, welche Erdmandeln genannt werden. Dieselben schmecken süß, werden wie Mandeln zum Nachtisch genossen, auch zu Mandelmilch und Kaffeesurrogat benutzt. Neuerdings kommen sie als Ölfrucht in den Handel und werden besonders von Spanien und Portugal aus nach Holland ausgeführt. Sie enthalten ziemlich viel (nach Berzelius 16 Proz. der Knollen) fettes Öl; dasselbe ist leicht verseifbar.

Cypervitriol ist Kupfervitriol, s. u. Kupfer (-Verbindungen).

Cypresse (Cupressus) ist der schon aus dem Altertum stammende Name einer der Familie der Nadelhölzer angehörigen Pflanzengattung, deren Arten immergrüne Bäume und Sträucher sind, mit kleinen, meist dachziegelig angedrückten Blättern und fast kugeligen Zapfen, unter deren schildförmigen Schuppen zahlreiche harte, geflügelte Samen liegen. Die bekannteste und berühmteste Art ist die gemeine C. (C. sempervirens *L.*), welche im Orient, in Nordafrika und Südeuropa wächst, aber den deutschen Winter nicht erträgt, und einen nicht gar hohen Baum mit vierkantigen Ästchen bildet. Sie besitzt ein dunkles Grün, ist daher von düsterm Ansehen und seit den ältesten Zeiten ein Sinnbild der Trauer. Bei den Griechen und Römern war sie den Göttern geweiht. Man legte ihre Zweige in die Särge der Verstorbenen, bezeichnete durch sie das Trauerhaus und pflanzte den Baum, wie es noch jetzt im Orient geschieht, allgemein auf Grab-

stätten an. Berühmt sind in dieser Beziehung die von zahllosen hohen C. beschatteten Kirchhöfe der Türken auf der asiat. Seite von Konstantinopel. Selbst in den Gegenden, wo das Klima ihre Anpflanzung nicht gestattet, gilt die C. noch heute als Symbol der Trauer. Das gelbe oder rötliche, wohlriechende Cypressenholz und die Samen oder Cypressenfrüchte waren ehedem auch als Heilmittel gebräuchlich. Das Holz ist sehr dauerhaft und galt den Alten für unverwüstlich, und allerdings widersteht es dem Wasser, wie überhaupt alle harzigen Hölzer, geraume Zeit. In archäol. Sammlungen kennt man Stücke, welche bereits mehrere tausend Jahre alt sind. Im Altertum galt das Cypressenholz häufig für Cedernholz.

In mildem Klima ist die Kultur der C. leicht; ihre Vervielfältigung geschieht durch Aussäen der Samen. In Deutschland kann die C. nur in Kübeln gezogen werden und muß im Winter in das Orangeriehaus gebracht werden. Die C. hat in der Regel eine zusammengezogene, kegelförmige, sehr dichtästige Krone, ähnlich wie die ital. Pappel; seltener sind ihre Äste abstehend (C. horizontalis *Mill.*). Sie gehört zu den sehr alt werdenden Bäumen. Als die ältesten C. in Europa sind jedenfalls zu bezeichnen die cipreses de la reina in dem Garten des Generalife bei Granada in Spanien, welche aus der Mitte des 15. Jahrh. stammen sollen. Die übrigen Arten der Gattung Cupressus wachsen in Nordamerika und Ostindien. Dahin gehören: C. glauca *Lamk.*, die graugrüne ostindische C., gewöhnlich portug. Ceder oder Ceder von Goa genannt, ein stattlicher, in Südspanien und Portugal häufig angepflanzter Baum mit umfangreicher Krone; C. pendula *Thbg.*, die chinesische Trauercypresse, ein schöner, in China und Japan wachsender und dort häufig auf Begräbnisplätzen angepflanzter Baum mit hängenden Ästen und Zweigen, und die in Mexiko einheimische Weihrauchcypresse (C. thurifera *L.*), welche eine bedeutende Menge wohlriechendes Harz ausschwitzt, das dort wie Weihrauch benutzt wird. Da die echte C. in kältern Klimaten nicht gedeiht, so hat man in solchen Gegenden auch andere mehr oder minder ähnliche Nadelholzbäume mit dem Namen der C. belegt. Bei uns wird besonders der gemeine Lebensbaum (Thuja occidentalis), mit beiderseits flachen Ästchen, statt der C. angepflanzt und häufig so genannt. Der kugelfrüchtige Lebensbaum (T. sphaeroidea) in Nordamerika ist unter dem Namen der weißen C. bekannt. Die in Mexiko, Carolina und Virginien einheimische, zweizeilige Eibentanne (Taxodium distichum) führt auch den Namen der virginischen C. Endlich bezeichnet man auch das im südl. Europa einheimische und bei uns häufig in Gärten gezogene cypressenartige Heiligenkraut (Santolina Chamaecyparissus), dessen Blätter den Ästchen der echten C. ähnlich sind, mit dem Namen der Gartencypresse. Diese letztere Pflanze gehört jedoch einer ganz andern Familie, nämlich der der Kompositen an.

Cypressenkraut, s. unter Santolina.

Cypria (Cypris), Beiname der Venus (s. d.).

Cyprianus (Thascius Cäcilius) der Heilige, einer der bedeutendsten Väter der lat. Kirche, ward um 200 zu Karthago geboren, wirkte hier als Lehrer der Rhetorik, ließ sich 246 taufen, wurde bald zum Diakon, dann zum Presbyter geweiht und 248 zum Bischof gewählt. In der Verfolgung des Decius floh er in die Wüste, wirkte aber auch von hier aus durch Briefe für seine Gemeinde und kehrte 251 zurück. In der Verfolgung unter Valerian wurde er 257 nach Curbi verbannt, aber am 14. Sept. 258 zu Karthago enthauptet. Die Bedeutung C.' liegt vor allem in der praktischen Thätigkeit für die Machtvollkommenheit des Bischofs und die Einheit der Kirche, besonders in der Schrift: «De unitate ecclesiae» (einzeln herausg. von Krabinger, Tüb. 1853). Der Bischof ist das Haupt seiner Kirche, wie Gott das Haupt der ganzen Christenheit; er ist zugleich als Nachfolger der Apostel Träger des Heiligen Geistes und der kirchlichen Überlieferung, daher ist Ungehorsam gegen den Bischof zugleich Ungehorsam gegen Gott, Abfall vom Bischof Abfall von der Kirche. Alle Bischöfe stehen einander gleich. Der römische Bischof ist allerdings Nachfolger des Petrus, und Petrus erster Vertreter der Kircheneinheit; wie aber die übrigen Apostel dem Petrus gleich standen, so steht auch der römische Bischof nicht über, sondern neben den andern Bischöfen. Diesen Grundsatz hat C. im Streite über die Ketzertaufe gegen Stephan von Rom nachdrücklich geltend gemacht. Die Strenge in der Wiederaufnahme der Gefallenen führte zur Spaltung der Novatianer (s. d.). Von C.' Schriften sind die wertvollsten die 81 «Epistolae». Die beste Ausgabe seiner gesamten Werke besorgte Baluze (Par. 1726), eine Handausgabe Goldhorn in der «Bibliotheca patrum ecclesiasticorum Latinorum selecta», herausgegeben von Gersdorf (Bd. 2 u. 3, Lpz. 1838—39), eine neuere kritische Ausgabe Hartel (Wien 1867—71). Eine deutsche Übersetzung erschien zu München (4 Bde., 1818) und von Rheitmeyr-Thalhofer in der «Bibliothek der Kirchenväter» (Kempten 1869 fg.). Gute Erläuterungen über C. geben Dodwells «Dissertationes Cyprianicae» (Oxf. 1684). Vgl. außer den Monographien von Rettberg (Gött. 1831), Huther (Hamb. 1839), Reinkens (Würzb. 1873), Peters (Regensb. 1877), Fechtrupp (Münst. 1878), auch Böhringer, «Die Kirche Christi und ihre Zeugen» (1. Bd., 2. Abth., 1. Hälfte, Zür. 1864).

Cypridinenschiefer nennt man diejenigen Thonschiefer in der obersten Devonformation, welche sich durch ihren außerordentlichen Reichtum an Schalen und Abdrücken kleiner, bohnenförmiger Schalenkrebse (Cypridina) auszeichnen.

Cypripedium, d. h. Venusschuh, nannte Linné eine Pflanzengattung aus der Familie der Orchideen, wegen der Ähnlichkeit, welche die Honiglippe dieser Pflanzen mit einem Pantoffel hat. Ihre in Europa, Asien und Nordamerika wachsenden Arten haben einen kriechenden Wurzelstock, einen nur am Grunde beblätterten, einfachen, an seiner Spitze eine oder wenige Blüten tragenden Stengel und große, höchst eigentümlich gebildete Blumen. Die äußern und die innern Perigonblätter bilden zusammen ein Kreuz, die Honiglippe ist hohl, wie ein plumper Holzpantoffel gebildet, groß und lebhaft gefärbt. In Deutschland findet sich nur eine Art, welche stets auf Kalkboden vorkommt, der Frauenschuh, C. Calcĕolus *L.* Ihre bis 5 cm im Durchmesser haltende Blume hat rotbraune Hüllblätter und eine gelbe Honiglippe. Viel schönere Arten wachsen im Auslande. Mehrere werden in unsern Gewächshäusern zur Zierde kultiviert. Eine der schönsten und häufigsten Arten ist C. insigne *Lindl.*, mit fast 8 cm im Durchmesser haltender grünlichgelber, und C. purpurascens *Lindl.* aus Ostindien, mit purpurfarbener Blume.

Artikel, die man unter C vermißt, sind unter K aufzusuchen.

Cypsĕlus (grch. Kypselos), Edelmann in Korinth, Sohn des Lapithen Eëtion und der Labda, die aus dem großen Hause der Bacchiaden stammte, welches damals an der Spitze der in Korinth herrschenden Aristokratie stand. Er soll von seiner Mutter als Kind in einem Kasten oder einer Lade (grch. κυψέλη) verborgen und dadurch glücklich gerettet worden sein, als die Bacchiaden, durch ein Orakel vor ihm gewarnt, ihn zu ermorden versuchten. Im J. 655 v. Chr. stürzte C. die korinth. Aristokratie, riß die Tyrannis an sich und führte sein in hohem Grade populäres Regiment bis zu seinem Tode (625). Der sog. Kasten des C., der von seinem Sohne Periander, wie es heißt, im dankbaren Andenken an die wunderbare Errettung ihres Ahnherrn in dem Heratempel zu Olympia als Weihgeschenk niedergelegt worden war, wo er noch am Ende des 2. Jahrh. n. Chr. sich befand (und auf den jene Sage wohl hauptsächlich sich begründete), war ein berühmtes Kunstwerk. Er bestand aus Cedernholz, war von bedeutendem Umfange und ringsum in fünf übereinander laufenden Streifen mit Figuren verziert, die teils aus dem Holze herausgearbeitet, teils aus Gold und Elfenbein eingelegt waren und meist Scenen aus der heroischen Mythenzeit darstellten. Die Figuren waren durch Inschriften in Versen erläutert. Vgl. Overbeck, «Über die Lade des Kypselos» (Lpz. 1865).

Cyrano de Bergerac, franz. Schriftsteller, s. Bergerac (Savinien Cyrano de).

Cyrenaika (grch. Kyrenaike) hieß bei den Griechen und Römern das seit dem 7. Jahrh. v. Chr. von Griechen dor. Stammes besiedelte Hochland an der Nordküste Afrikas zwischen der Großen Syrte und dem Ägyptischen Meere, das heutige Barka (s. d.). Minyer von der Insel Thera gründeten um 631 v. Chr. auf Geheiß des Delphischen Orakels unter Führung des Battos, nachdem sie erst einige Jahrhunderte sich auf der Insel Platea (dem jetzigen Bomba) angesiedelt hatten, die Stadt Cyrene (s. d.), von welcher die ganze Landschaft den Namen erhielt; daneben wurden dann noch vier andere nicht unbedeutende hellen. Städte (Apollonia, Barka, Taucheira oder Teucheira und Hesperides oder Euesperides) gegründet, was Veranlassung zu dem spätern Namen der Landschaft, Pentapolis (Fünfstadt), gab. Unter den Nachkommen des Battos erhielt der Staat eine monarchische Regierung; nach dem Sturze des Königs Arkesilaos IV. um 440 v. Chr. nahm er eine republikanische Verfassung an, in welcher Zeit Handel und Schiffahrt, Künste und Wissenschaften blühten; bald aber rissen infolge innerer Zerwürfnisse einzelne Tyrannen die Herrschaft an sich. Nach Alexanders Tode wurde das Land von Ptolemäus Lagi in Besitz genommen und blieb seitdem in Abhängigkeit von Ägypten; seit 117 v. Chr. bildete es ein Königreich eines jüngern Zweigs der ptolemäischen Familie, bis es Apion, ein unechter Sohn des Ptolemäus VII. Physkon, 96 v. Chr. den Römern vermachte, die es anfangs für frei erklärten, im J. 67 aber mit Kreta zu einer röm. Provinz vereinigten. Außer manchen Landplagen wurde C. später von den Barbaren und nomadischen Horden des innern Afrika heimgesucht; im 7. Jahrh. vollendeten die Sarazenen das Werk der Verwüstung. Der Boden des Landes war im Altertum reich an den trefflichsten Weiden (daher viel Viehzucht, insbesondere Züchtung von trefflichen Pferden getrieben wurde) und trug die herrlichsten Früchte; besonders war hier einheimisch ein als Gewürz wie als Heilmittel viel gebrauchtes Staudengewächs, Silphium genannt. Wichtig ist noch, daß C. bis ins 5. Jahrh. n. Chr. als Hauptsitz der Gnostiker galt, wie es in vorchristl. Zeit durch die philos. Sekte der Cyrenaiker (s. d.) bekannt war. Die ganze Landschaft ist reich an merkwürdigen Überresten aus dem Altertum.

Vgl. außer den Reisewerken von della Cella, Beechey und Pacho besonders Barth, «Wanderungen durch die Küstenländer des Mittelmeers» (Bd. 1, Berl. 1849); Gottschick, «Geschichte der Gründung und Blüte des hellen. Staats in C.» (Lpz. 1858); Haimann, «Cyrenaica» (Rom 1882).

Cyrenaiker, die Anhänger der von Aristipp (s. d.) in Cyrene um 380 v. Chr. gestifteten philos. Sekte, welche, nachdem sie ungefähr 100 Jahre inner- und außerhalb Griechenlands geblüht hatte, durch Epikur verdrängt wurde. Die C. heißen auch Hedoniker, weil sie die Lust als höchstes Gut ansahen, und standen somit den Cynikern geradezu entgegen. Wie diese verachteten sie die spekulative Philosophie und bildeten bloß die praktische nach ihrer einseitigen Richtung aus. Wie sie das Wissen nur auf die Kenntnis unserer Empfindungen beschränkten, so galt ihnen als höchstes Gut die von ihnen als eine sanfte Bewegung definierte Lust, welche durch Vorsicht und Bildung zu beherrschen sie für die höchste Aufgabe der Weisheit erklärten. Die Lehre der C. ist der vollkommene Ausdruck des mit dem Niedergang des griech. Kulturlebens überall frei werdenden individuellen Egoismus; sie charakterisiert sich als Zeichen einer Zeit der Auflösung auch dadurch, daß sie im Laufe ihrer Entwickelung jede Form der religiösen Auffassung verwarf. Von Aristipps Nachfolgern sind, außer seiner Tochter Arete und seinem Enkel Aristippos Metrodidaktos, Antipater, Annikeris, Theodoros und Hegesias die berühmtesten.

Cyrēne (grch. Kyrēne oder im dor. Dialekt Kyrāna), die Hauptstadt der Landschaft Cyrenaika (s. d.), benannt nach der reichfließenden Quelle Kyra (jetzt Ain-esch-Schehâd, d. h. ewige Quelle, genannt), welche den Mittelpunkt und die erste Veranlassung zur Gründung der Stadt bildete. Die Stadt lag auf der Hochebene, 80 Stadien (15 km) von der Küste, auf und zwischen zwei vom Plateau aus zu beträchtlicher Höhe ansteigenden Kuppen, deren östlichere wahrscheinlich die Akropolis trug; am nordöstl. Abhange der westlichern entspringt die schon erwähnte Quelle, neben welcher ein Tempel des Apollon stand; westlich davon war das Theater in den felsigen Abhang hineingearbeitet; nördlich außerhalb der Stadt befand sich das gegen Norden geöffnete Stadium. Die Stadt besaß, wie die noch erhaltenen großartigen Ruinen (im Mittelalter mit arab. Verstümmelung des alten Namens Grennah genannt) bezeugen, zahlreiche und prächtige Tempel und andere öffentliche Bauwerke und war von ausgedehnten Felsgräbern umgeben. Wie eifrig hellenische Bildung in C. gepflegt wurde, ist schon daraus zu schließen, daß es die Heimat der Philosophen Aristippos, Annikeris und Karneades, des Dichters Kallimachos und des Polyhistor Eratosthenes war; auch standen die kyrenäischen Ärzte in besonderm Ansehen. Vgl. Smith und Porcher, «History of the recent discoveries at C. made during an expedition to the Cyrenaica in 1860—61» (Lond. 1864). — C. ist auch der Name eines Asteroiden. (S. Planeten.)

Artikel, die man unter C vermißt, sind unter K aufzusuchen.

Cyrenenschichten, Brackwasserablagerungen, und zwar Mergel und Thone, reich an Cyrenenschalen, bilden die obere Abteilung des Oligocäns (Untertertiär) z. B. bei Mainz.

Cyriaksburg (auch Cyriaxburg geschrieben) heißt die ehemalige Citadelle der Festung Erfurt, welche noch gegenwärtig erhalten wird, während die Festung selbst nach den Beschlüssen der Landesverteidigungskommission aufgegeben worden ist. Die C. hat jetzt nur noch die Bedeutung eines Sperrforts und Depotplatzes zur Unterbringung von Kassen, Munition u. s. w.

Cyrillica (Kyrillica), s. Kirchenslawisch.

Cyrillus, Apostel der Slawen, mit weltlichem Namen Konstantin (der erstere ist der kurz vor dem Tode angenommene Mönchsname), stammte aus Thessalonich, wo sein Vater ein angesehener Beamter war, und wurde 827 geboren. Durch hervorragende Begabung ausgezeichnet, wurde er zum Gelehrtenstande bestimmt und erhielt seine Ausbildung namentlich durch den Patriarchen Photius in Konstantinopel. Dort erwarb er sich durch seine Gelehrsamkeit den Beinamen des Philosophen und bekleidete auch eine Zeit lang einen Lehrstuhl der Philosophie, trat aber bald von der weltlichen Laufbahn in die kirchliche über. Auch sein Bruder Methodius hatte die priesterliche Laufbahn eingeschlagen, und beide Brüder machten zusammen eine sehr erfolgreiche Missionsreise zu den Chasaren (s. d.). Als 863 eine Aufforderung des mähr. Fürsten Rastislav an den Kaiser Michael III. kam, ihm Lehrer zu senden, die sein Volk in ihrer Muttersprache (der slawischen) im Christentum unterweisen könnten, wählte dieser zu diesem Zwecke die beiden Brüder C. und Methodius. Als Eingeborene von Thessalonich, welches schon damals von slaw. Bevölkerung (Bulgaren) umgeben war, waren sie der slaw. Sprache kundig, und C. erfand für dieselbe wahrscheinlich schon vor dem Antritt der Reise eine Schrift. Es ist indes nicht ganz sicher, ob die noch heutzutage bei den Slawen griech. Ritus gebräuchliche sog. Cyrillische Schrift (s. Kirchenslawisch), die von der griechischen abgeleitet ist, C.' Werk ist, und nicht vielmehr die sog. glagolitische (s. Glagolica). Von 864 bis 867 wirkten die beiden Apostelbrüder vereint in Mähren, hielten den Gottesdienst in slaw. Sprache und übersetzten die liturgischen Bücher, namentlich die Evangelien, Apostelgeschichte mit den Briefen und den Psalter. Als Übersetzer scheint namentlich C. thätig gewesen zu sein, und er gilt daher auch als der Anfänger und Begründer der slaw. Litteratur, zunächst der sog. kirchenslawischen (auch altslowenisch oder altbulgarisch genannt). In Mähren gerieten die Brüder in Streit mit den deutschen Priestern, die von Salzburg aus in den westl. Slawenländern schon früher Missionsthätigkeit geübt hatten. Zur Schlichtung der Streitigkeiten berief Papst Nikolaus I. die Brüder 867 nach Rom; auf der Reise dahin berührten sie das Gebiet des pannonisch-slowen. Fürsten Kozel und fanden dort viele Anhänger, sodaß die Bekehrungsthätigkeit sich über zwei slaw. Stämme, Mähren und Slowenen, erstreckte. C. erkrankte in Rom und starb 14. Febr. 869. Methodius erlangte vom Nachfolger Nikolaus', Hadrian II., die Bestätigung des Privilegiums, zum Gottesdienst die slaw. Sprache zu gebrauchen, und ward zum Bischof von Mähren und Pannonien ernannt. Methodius war mit seinen Schülern bis zu seinem Tode in diesen Gebieten thätig; seine Schüler, die slaw. Priester, wurden aber kurz darauf von Rastislavs Nachfolger Svatopluk vertrieben, und damit verschwand auch die slaw. Liturgie aus diesen Gegenden. Vgl. Wattenbach, «Beiträge zur Geschichte der christl. Kirche in Mähren und Böhmen» (Wien 1849); Ginzel, «Geschichte der Slawenapostel C. und Method» (Leitmeritz 1857); Dümmler und Miklosich, «Die Legende vom heiligen C.» (Wien 1870); Miklosich, «Vita S. Methodii» (Bonn 1870).

Cyrillus von Alexandria, Kirchenvater, geb. zu Alexandria um 400, von seinem Oheim, dem Bischof Theophilus, erzogen, lebte fünf Jahre als Mönch in den Nitrischen Bergen und folgte seinem Oheim 412 als Patriarch von Alexandria. Seine Amtsführung charakterisiert sich durch maßlose Leidenschaft. Den Novatianern (s. d.) schloß er ihre Kirchen, die Juden vertrieb er 415 durch einen Aufstand des christl. Pöbels aus der Stadt; der Präfekt selbst, welcher sich solcher Gewaltthätigkeit widersetzte, wurde von Mönchen auf der Straße überfallen, und die Ermordung der heidnischen Philosophin Hypatia ward durch C. wenigstens veranlaßt. Am wichtigsten ist sein Streit gegen Nestorius. Dieser bekämpfte die Bezeichnung der Maria als «Mutter Gottes» und kam dadurch in den Verdacht, das Göttliche und das Menschliche in Jesu so sehr auseinander zu reißen, daß darüber die Einheit der Person verloren gehe. C. griff ihn deshalb 429 in einem Osterprogramm an, verdammte ihn 430 auf einer Synode zu Alexandria und richtete 12 Anathematismen gegen seine Ketzerei. Die allgemeine Synode zu Ephesus 431 sollte den Streit entscheiden. C. eröffnete sie, ehe Johannes von Antiochien und die syr. Bischöfe, meist der Ansicht des Nestorius zugethan, eintrafen, und entsetzte Nestorius seines Amtes, obgleich dieser seine erklärten Gegner nicht als Richter anerkennen wollte. Die Antiochener hielten darauf eine eigene Synode und setzten C. ab. Der Kaiser Theodosius bestätigte beide Beschlüsse, ließ aber nur die Absetzung des Nestorius ausführen. Erst nach einigen Jahren kam eine Vereinigung zu Stande, indem Johannes von Antiochien die Verdammung und Absetzung des Nestorius anerkannte und C. eine vermittelnde Glaubensformel unterzeichnete. C. starb 444. Unter seinen Schriften sind zu erwähnen dogmatische Abhandlungen über die Trinität, die Menschwerdung Christi, die Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit, eine Apologie des Christentums gegen Julian in zehn Büchern, Homilien u. a. Sie sind gesammelt herausgegeben von Joh. Aubert (7 Bde., Par. 1638). Vgl. Kopallik, «Cyrill von Alexandrien» (Mainz 1881).

Cyrillus von Jerusalem, Bischof, wahrscheinlich 315 geboren, ward 335 in Jerusalem zum Diakon, 345 zum Presbyter geweiht und 350 zum Bischof erhoben. Als Presbyter hatte er die Katechumenen zu unterrichten und aus diesen Vorträgen sind die noch erhaltenen «Katechesen» hervorgegangen, 18 zur Vorbereitung auf die Taufe, 5 zur Erklärung der eben empfangenen Sakramente. Sie sind für die Kenntnis der dogmatischen Anschauungen und der liturgischen Gebräuche jener Zeit von großem Wert. Als Bischof ward C. in die Arianischen Streitigkeiten verwickelt. Allen scharfen Lehrbestimmungen abhold, hielt er sich anfangs zur mittlern Partei der Semiarianer. Deshalb von Acacius, Bischof von Cäsarea, angefeindet, ward er mehreremal vorübergehend seines

Amtes entsetzt. Auf dem Konzil zu Konstantinopel 381 hielt sich C. zu den Athanasianern. Er starb 18. März 386. Seine Schriften gaben heraus Touttée und Maran (Par. 1720; neue Ausg., 2 Bde., 1844), Reischl und Rupp (2 Bde., München 1848—60), deutsch von Feder (Bamb. 1786) und von Nirschl (Kempt. 1871). Vgl. Gonnet, «De sancti Cyrilli Hierosolymitani episcopi catechesibus» (Par. 1876); Plitt, «De Cyrilli Hierosolymitani orationibus catecheticis» (Heidelb. 1855); Marquardt, «Cyrillus Hierosolymitanus, baptismi, chrismatis, eucharistiae mysteriorum interpres» (Lpz. 1882).

Cyrillus Lukaris, Patriarch von Konstantinopel, bekannt durch seine Hinneigung zur reform. Lehre, wahrscheinlich 1572 auf Kreta geboren, studierte zu Venedig und Padua, hielt sich längere Zeit in der reform. Schweiz auf, besonders in Genf, sowie in Litauen, wo er als Rektor der Schule zu Ostrog vorstand. In die Heimat zurückgekehrt, ward C. 1602 zum Patriarchen von Alexandria, 1621 zum Patriarchen von Konstantinopel gewählt. In ausgedehntem Briefwechsel pflegte C. seine Beziehungen zum Abendlande, und verfolgte ohne Schwanken das Ziel einer Erneuerung der griech. Kirche durch möglichste Annäherung an die reform. Lehre. Deshalb ließ er zu Genf 1629 in lat., 1633 in griech. Sprache sein Glaubensbekenntnis drucken, in dem die wichtigsten Lehren der reform. Kirche ausgesprochen waren. C. jedoch stand mit seinen Bestrebungen allein; von den verschiedensten Seiten angefeindet, viermal seines Amtes entsetzt, ward er 1638 als Landesverräter vom Sultan Murad gefangen genommen, erwürgt und seine Leiche ins Meer geworfen. Nach seinem Tode hat die griech. Kirche sich auf mehrern Synoden gegen die Ketzereien des C. ausgesprochen und sich immer mehr dem starrsten Traditionalismus zugewandt. Vgl. Pichler, «Der Patriarch C. Lukaris und seine Zeit» (Münch. 1862).

Cyrthanthus *Ait.*, Pflanzengattung aus der Familie der Amaryllideen. Die Arten derselben sind krautartige Pflanzen, die vorzugsweise der Flora des Kaplandes angehören. Die Blüten bestehen aus einem langen, gewöhnlich gekrümmten, lebhaft gefärbten, röhrenförmigen Perigon, sechs Staubgefäßen und einem unterständigen, dreifächerigen Fruchtknoten, dem ein fadenförmiger Griffel aufsitzt. Wegen der lebhaften Färbung des Perigons werden einige Arten als Zierpflanzen in Gewächshäusern gezogen, besonders C. obliquus *Ait.*, die sich durch lange und sehr ansehnliche gelbe oder gelblichrote Blüten auszeichnet.

Cyrus (grch. Kyros), alter Name des Flusses Kura (s. d.).

Cyrus (grch. Kyros; altpers. Kurus, d. i. Sonne; in der Bibel Koresch), gewöhnlich der Ältere genannt, ist der Begründer des alten Persischen Reichs. Er gehörte der Dynastie der Achämeniden (s. d.) an und war der Ururenkel des Achämenes, Sohn des Kambyses, eines vornehmen Persers. Diese Angabe Herodots ist durch babylon. Keilinschriften bestätigt worden; letztere nennen den Kambyses und dessen Vorfahren Cyrus und Teispes Könige von Ansan, einer babylon. Bezeichnung für Persien. Nach der von Herodot überlieferten, von Ktesias verworfenen Sage war Kambyses mit Mandane, einer Tochter des medischen Königs Astyages, vermählt. Vor der Geburt des C. träumte dem Astyages von einem Weinstock, der, seiner Tochter entsprossen, ganz Asien beschattete. Da die Traumdeuter diesen Traum so auslegten, daß der zukünftige Enkel ihn entthronen werde, gab Astyages Befehl, das Kind sogleich nach der Geburt umzubringen. Harpagos, der Minister des Königs, übergab jedoch das Kind, um es auszusetzen, einem Hirten, der es aber mit seiner Frau auferzog. Als C. einst beim Spiele mit andern Knaben, die ihn zum König gewählt, den Sohn eines der ersten Männer des Reichs hatte züchtigen lassen und dessen Vater sich bei Astyages beklagte, antwortete er dem letztern trotzig, er habe als König mit Recht so gehandelt. Dieses hochfahrende Benehmen in Verbindung mit der Ähnlichkeit der Züge verriet dem Astyages die Abkunft des C.; übrigens von den Magiern beruhigt, schickte er denselben zu seinen Eltern nach Persien. Harpagos aber, an dem Astyages wegen seines Ungehorsams grausame Rache genommen hatte, trieb den C. zum Aufstand und sorgte dafür, daß das Heer der Meder, zu dessen Oberfeldherrn er von Astyages merkwürdigerweise bestellt war, keinen ernstlichen Widerstand leistete. Wahrscheinlich löste C. nach dem Tode seines Vaters Kambyses die Lehnsunterthänigkeit seines Vaterlandes von Medien und unterwarf sich dieses selbst durch die Besiegung des Astyages bei Pasargadä (559 v. Chr.), welchen Ort er zur Krönungsstadt der pers. Könige erhob. Nachdem er hierauf die Grenzen des neuen Reichs im Norden und Osten durch Kriege mit Hyrkanien, Parthien, Baktrien, Armenien sichergestellt, bekriegte er Krösus (s. d.), den König von Lydien, den er 549 oder 546 bei Pteria schlug, worauf er durch die rasche Einnahme von Sardes dem Lydischen Reich ein Ende machte. Seine Feldherren unterwarfen die griech. Städte in Kleinasien; doch blieb der Zusammenhang zwischen den östl. und westl. Provinzen des neuen Reichs wegen der Fortdauer von Babylonien (s. d.) als eines selbständigen Staats gefährdet. C. wandte sich daher gegen dieses Reich, dessen König Nabonidos (oder Labynetos, pers. Nabunaita) mit den Lydiern verbündet gewesen, eroberte 538 durch Ableitung des Euphrat die Hauptstadt Babylon und verwandelte das Land in eine pers. Provinz. Um seine Herrschaft in Phönizien und Syrien zu sichern, verpflichtete er sich 537 die in babylon. Gefangenschaft weggeführten Juden durch die Erlaubnis zur Rückkehr in ihr Vaterland. Im Kampfe mit den skyth. Massageten, nordöstlich vom Kaspischen Meere, jenseit des Araxes, damals von der Königin Tomyris beherrscht, soll er seinen Tod gefunden haben (529 v. Chr.). Nach der von Herodot erzählten Sage schnitt Tomyris seinem Leichnam den Kopf ab und warf ihn in einen Schlauch voll Blut, damit er seinen Blutdurst stillen könne. Sein Leichnam wurde in Pasargadä beigesetzt. Alexander besuchte die Grabstätte, von der sich in der heutigen Ruine Kala-i-Dara unweit der Stadt Darabdjerd noch Spuren erhalten haben. C. hinterließ von seiner Gemahlin Kassandane (altpers. Kazandânâ, die Schwanenhalsige), einer Tochter des Achämeniden Pharnaspes, zwei Söhne, Kambyses (s. d.) und Smerdis, sowie auch mehrere Töchter, darunter Atossa, erst Gattin des Kambyses, dann des Pseudo-Smerdis und Darius' I. C. ließ die Kassandane in Marrhasion, dem heutigen Murghab, beerdigen, wo sich noch das von den Einwohnern der Mutter Salomos zugeschriebene Grab findet.

Cyrus der Jüngere, der jüngste Sohn des Darius Nothos oder Ochos und der Parysatis, war

kurz nach der Thronbesteigung seines Vaters (424 v. Chr.) geboren. Er erhielt schon in seinem 16. Jahre mit der Statthalterschaft über einige Provinzen den Oberbefehl in Kleinasien. Parysatis hatte ihm, ihrem thatkräftigsten, begabtesten Sohne, von ihrem Gemahl mit Rücksicht darauf, daß er ihr erster nach der Thronbesteigung geborener Sohn sei, die Nachfolge verschaffen wollen. Als nun nach seines Vaters Tode sein älterer Bruder, Artaxerxes Mnemon, den Thron bestieg, erregte er eine Verschwörung gegen diesen, die jedoch entdeckt wurde. Sein Bruder begnadigte ihn indes und sandte ihn aufs neue mit den gleichen Vollmachten nach Kleinasien. Hier sammelte er ein zahlreiches Heer, zu dem noch 13000 Mann griech. Hilfsvölker stießen, und brach gegen Artaxerxes auf. Dieser zog in Ekbatana ein an Zahl weit überlegenes Heer zusammen. In der Ebene von Kunaxa, in der Provinz Babylon, trafen 400 v. Chr. beide Heere aufeinander. Nach tapferer Gegenwehr, besonders von seiten der Griechen, die auf ihrer Seite siegreich waren, wurden die Truppen des C. geschlagen und letzterer selbst getötet. Über das Leben und die Schicksale dieses C. berichtet Xenophon im ersten Buche seiner «Anabasis».

Cyste (grch.), s. Balggeschwulst.

Cysten nennt man in der Botanik manche Ruhezustände niederer Algen, die in bestimmten Perioden gewöhnlich im Winter auftreten und darin bestehen, daß sich die Algenzellen mit einer dickern Membran umgeben, wodurch sie gegen Temperaturwechsel und andere ähnliche Einwirkungen widerstandsfähiger werden. Auch bei den niedern Pilzen, den Myxomyceten (s. d.), treten derartige Cystenbildungen auf.

Cystidēen (Cystidĕa), eine Familie der Seelilien, Haarsterne oder Crinoiden aus der Klasse der Stachelhäuter oder Echinodermen, welche nur in den untern Übergangsschichten des silurischen Systems vorkommt und die Urform jener vorstellt. Sie hatten einen blasenförmigen, von Kalktafeln gebildeten Kelch, einen nur selten aus Kalkscheiben zusammengesetzten, meist wohl nur lederartigen kurzen Stiel zum Anheften und auf der dem Stiele entgegengestellten obern Fläche mehr oder minder verkümmerte Arme, zwischen welchen sich stets Mund und Afteröffnung, seltener eine dritte, mit Klappen versehene Geschlechtsöffnung zeigen.

Cystīn, organische schwefelhaltige Base, ein Bestandteil der Nieren, der zuweilen auch im Harn und in Harnsteinen vorkommt, krystallisiert in farblosen, sechsseitigen Tafeln oder Prismen, ist in Wasser und Alkohol unlöslich, dagegen leicht löslich in Mineralsäuren und Alkalien. Seine Bedeutung für den tierischen Organismus ist noch unbekannt.

Cystītis (grch.), Blasenkatarrh, Blasenentzündung; Cystocēle, Blasenbruch; Cystoplegīe, Blasenlähmung; Cystospásmus, Blasenkrampf; Cystotomīe, Blasenschnitt, die operative Eröffnung der Harnblase.

Cystopus *Lév.*, Gattung parasitischer Pilze aus der Familie der Peronosporeen. Es sind nur wenige Arten bekannt, die sich von den übrigen Gattungen der Peronosporeen dadurch unterscheiden, daß die conidientragenden Hyphen sehr kurz und unverzweigt sind, ferner daß diese Hyphen sich zu dichten weißen Lagern vereinigen, die unter der Epidermis zur Entwickelung gelangen und durch ihre massenhafte kettenförmige Conidienbildung schließlich die Epidermis abheben. Betreffs der Oosporenbildung verhalten sie sich im wesentlichen wie die andern Peronosporeen.

Die bekannteste und in Deutschland verbreitetste Art ist derjenige Pilz, der den sog. «weißen Rost» auf manchen Cruciferen, hauptsächlich auf Capsella Bursa pastoris, aber auch auf Meerrettich und Dotter, verursacht, nämlich C. candidus *De By.* Die Pflanzen, die von ihm befallen sind, zeigen an fast allen oberirdischen Teilen kleinere oder größere weiße Flecken, die später in weißen Staub zerfallen, und sterben bald ab, gewöhnlich unter bedeutender Anschwellung und Verkrüppelung der vom Pilze durchwucherten Organe.

Cythēre oder Cytherēa (grch. Kythéria), Beiname der Venus (s. d.) von der Stadt Cythera auf Kreta oder von der Insel Cythera (Cerigo) im Ägäischen Meere.

Cytinēen (Cytinĕae), Pflanzenfamilie aus der Abteilung der Dikotyledonen, deren wenige Arten sämtlich auf Wurzeln anderer Pflanzen schmarotzende Gewächse sind. Sie gehören vorzugsweise den wärmern Gegenden Europas, Afrikas und Amerikas an, auch in den Tropenländern Asiens finden sich einige derselben vor. Sie haben fleischige, nur mit wenigen Schuppen besetzte Stengel und regelmäßige, zwittrige oder eingeschlechtliche Blüten, die bei einigen Arten ganz bedeutende Dimensionen annehmen, z. B. bei Rafflesia (s. d.). In sämtlichen C. fehlt Chlorophyll.

Cytinus *L.*, Pflanzengattung aus der nach ihr benannten Familie der Cytineen. Man kennt nur vier Arten, die vorzugsweise in den Mediterranländern und im südl. Afrika vorkommen. Es sind niedrige gefärbte Gewächse, die wie alle Cytineen auf Wurzeln schmarotzen; ihre Blattorgane sind nur schuppenförmig ausgebildet, die Blüten sind monöcisch oder diöcisch, die Früchte sind beerenförmig. Von einer auf den Wurzeln mancher Cistus-Arten schmarotzenden Species, C. Hypocystis *L.*, wurde früher der Saft der Beeren unter dem Namen Hypocystensaft oder Succus Hypocystidis als adstringierendes Mittel angewendet.

Cytisus *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Leguminosen. Man kennt gegen 40 Arten, die in Europa, Asien, Nordafrika und auf den Canarischen Inseln vorkommen. Es sind sämtlich Sträucher, welche dreizählige, kleeähnliche Blätter und in Trauben oder Köpfchen gestellte Blüten mit glockigem, zweispaltigem oder zweilippigem Kelch, großer, runder Fahne, stumpfem, die Geschlechtsorgane einschließendem Schiffchen und aufsteigendem, pfriemenartigem Griffel besitzen und zusammengedrückte Hülsen mit nierenförmigen Samen tragen.

Die bekannteste Art ist der Bohnenbaum, Bohnenstrauch, Kleebaum oder Goldregen (C. Laburnum *L.*), ein großer, mitunter selbst baumartig werdender Strauch Oberitaliens, welcher in Deutschland überall zur Zierde angepflanzt wird. Er hat schön grüne, unterseits seidenglänzende Blättchen, lang herabhängende Trauben großer goldgelber Blumen und seidenhaarige Hülsen. Durch den seidigen Haarüberzug der Hülsen und untern Blattflächen unterscheidet er sich neben andern Merkmalen von dem ihm sehr ähnlichen, doch etwas später und blasser gelb blühenden, in den südl. Alpen einheimischen C. alpinus *L.*, welcher auch als Zierstrauch kultiviert wird, doch weniger häufig. Beide Arten haben ein dunkelbraun bis schwarz gefärbtes Kernholz, welches oft anstatt des

Ebenholzes verarbeitet und deshalb falsches Ebenholz genannt wird. Die Blätter schmecken salzig-bitter, zuletzt scharf und waren früher als Folia Laburni offizinell. Die Samen sind giftig, denn sie enthalten ein heftig purgierendes und Erbrechen erregendes Alkaloid, das **Cytisin**, das selbst den Tod herbeiführen kann.

Unter den in Deutschland wild wachsenden Arten, lauter Kleinsträucher, ist C. nigricans *L.*, der **kleine Bohnenstrauch**, **Gaisklee**, die gemeinste. Diese Art, deren Blätter und Blüten beim Austrocknen sich schwärzlich färben, findet sich an sonnigen, steinigen, bebuschten Hügeln in vielen Gegenden häufig, wird bis 1 m hoch, hat endständige, zugespitzte, aufrechte Trauben goldgelber Blüten und ist ein ziemlich gutes Futter für Schafe und Ziegen. Auch diese Art hat giftige Samen. Der hier und da in Süddeutschland vorkommende C. purpureus *L.* mit purpurroten Blumen wird hin und wieder zur Zierde angepflanzt. Häufiger geschieht dies mit C. capitatus *L.*, welcher zottige Blätter und in Köpfe gestellte, goldgelbe Blumen hat, und namentlich mit C. elongatus *W. Kit.*, der zur Blütezeit wegen seiner in den Achseln der Blätter stehenden Blüten über und über mit goldgelben Blumen bedeckt erscheint und daher ein sehr beliebter Zierstrauch geworden ist. C. capitatus stammt aus dem südl. Europa, C. elongatus aus Ungarn. Alle diese Ziersträucher gedeihen im freien Lande ohne besondere Pflege und lassen sich sowohl durch Samen als durch Zerteilen der Stöcke vermehren.

Cytoblastēm (grch.), der Keimstoff des tierischen Körpers, aus welchem sich das Zellgewebe entwickelt.

Cytöden nennt man in der Zoologie niedere Organismen, die keinen Zellkern besitzen. Unter den pflanzlichen Organismen kennt man ebenfalls eine ganze Reihe solcher Zellen, denen der Zellkern mangelt oder in denen er wenigstens bis jetzt noch nicht aufgefunden wurde, wie z. B. die Spaltpilze oder Schizomyzeten, die man demnach ebenfalls als C. bezeichnen kann.

Cyzikus (grch. Kyzikos), griech. Stadt an der Südseite der Propontis (des Marmarameers) auf dem schmalen Isthmus, welcher die jetzt Kapudagh, von den Alten Arktonesos genannte Halbinsel mit dem Festlande verbindet. Nach der Sage sollen schon in mythischer Zeit thessalische Pelasger sich hier angesiedelt haben. Die histor. Stadt wurde wahrscheinlich bald nach dem Beginn des 7. Jahrh. v. Chr. von den Milesiern gegründet und teilte die Schicksale ihrer Mutterstadt und der übrigen griech. Städte Kleinasiens bis um das J. 365 v. Chr., wo die Bürger die pers. Besatzung, die damals in der Stadt lag, vertrieben und durch starke Befestigung ihrer Stadt die Wahrung ihrer Selbständigkeit ermöglichten. Seitdem behauptete die Stadt, welche sich die Insel Prokonnesos und andere benachbarte Gebietsstrecken unterwarf, ihre Unabhängigkeit und gelangte bald zu bedeutender Macht und großem Reichtum. Nachdem sie 74 v. Chr. einen Angriff des Königs Mithradates von Pontus zurückgeschlagen hatte, erhielt sie von den Römern den Titel und die Rechte einer freien Stadt (civitas libera), die sie unter Kaiser Tiberius wieder verlor; doch blieb sie eine reiche Handelsstadt bis 443 n. Chr., wo die Hälfte der Stadt durch ein Erdbeben zusammenstürzte. Was von Denkmälern des Altertums übriggeblieben war, wurde teils bei der Eroberung der Stadt durch die Araber um 675 n. Chr., teils durch ein neues Erdbeben 1063 vernichtet. Vgl. J. Marquardt, «C. und sein Gebiet» (Berl. 1836).

Cz…, slaw. Worte, die man hier vermißt, sind unter Tsch… aufzusuchen.

Czacki (spr. Tschatzki, Tadeusz), berühmter poln. Schriftsteller, geb. 28. Aug. 1765 zu Poryck in Volhynien, erhielt, während sein Vater mehrere Jahre in russ. Gefangenschaft sich befand, bei einem Oheim in Danzig, später im Vaterhause seine Ausbildung. Stanislaus August übertrug dem kaum 20jährigen Jünglinge eine Stelle beim Hofgericht in Warschau, zugleich wurde ihm das Ordnen des geheimen Kronarchivs übertragen, wodurch er zum Studium der poln. Geschichte geführt wurde. Mehrere Vorschläge in Betreff der Finanzen Polens, die C. veröffentlichte, veranlaßten den Reichstag von 1788, ihn zum Mitglied der Schatzkommission zu erwählen, in welcher er sieben Jahre verblieb. Um die Mittel, die Industrie und den Handel Polens zu beleben, sorgfältig zu erforschen, bereiste er mehrere Teile des Landes; eine Frucht davon war eine genaue Karte der Flußverbindungen Polens. Viel beschäftigte ihn auch die Förderung der Schiffahrt auf dem Dnjestr. Als eifriger Anhänger der Konstitution vom 3. Mai 1791 ward er von der Kommission zum Berichterstatter an den Senat erwählt. Mit großen Kosten und vieler Mühe brachte er in Porycl eine bedeutende Bibliothek zusammen, in welche er vornehmlich viele wichtige Handschriften, die aus der Privatbibliothek Stanislaus Augusts stammten, aufnahm. Bei der zweiten Teilung Polens wurden seine Güter konfisziert und ihm erst nach der Thronbesteigung Pauls I. zurückgegeben, bei dessen Krönung er als Deputierter des volhynischen Gouvernements in Moskau anwesend war. Eine seiner Hauptbestrebungen war von jeher gewesen, den vernachlässigten öffentlichen Unterricht in den altpoln. Provinzen Rußlands zu heben. Als sein hierauf gerichteter Plan den Beifall des Kaisers Alexander I. gefunden hatte, faßte er den Entschluß, sich hinfort ganz der Erziehung der Jugend zu weihen. Er gründete in Krzemieniec ein Gymnasium, ließ sich selbst daselbst nieder, und bald blühte die 1805 eröffnete neue Anstalt auf. Sein Hauptaugenmerk war, in der Jugend Liebe und Anhänglichkeit an die poln. Volkstümlichkeit zu wecken. Dadurch mußte er aber bald die Aufmerksamkeit der russ. Regierung erregen. Angeklagt, die Jugend verleitet zu haben, ward er 1807 nach Petersburg gebracht und ein besonderes Komitee zur Untersuchung seiner Angelegenheit eingesetzt. Es gelang ihm, sich vor dem Kaiser zu rechtfertigen, und er wurde zum Stellvertreter des Fürsten Czartoryjski, des Kurators des öffentlichen Unterrichts in den westl. Gouvernements, eingesetzt. Er kehrte nach Krzemieniec zurück, doch bald wurde neuer Verdacht rege, und wenn auch die Untersuchung, die über den Zustand des Gymnasiums im J. 1810 angestellt wurde, für C. ehrenvoll endete, so sah er sich doch schon infolge des Kriegs 1812 genötigt, seine Anstalt aufzulösen und sich in das Gouvernement Podolien zu begeben. Er starb zu Dubno 8. Febr. 1813. Er war einer von denen, die durch Schrift und Wort zur Belebung des nationalen Geistes in Polen am meisten beigetragen haben. Seine Werke («Dziela», 3 Bde., Posen 1843) sind histor. und numismat. Inhalts, sie geben Zeugnis von seiner umfassenden Gelehrsamkeit, sind aber in zu gedrängter, deshalb oft unklarer Sprache abgefaßt. Sein Hauptwerk handelt von den litauischen

Artikel, die man unter Cz vermißt, sind unter Tsch aufzusuchen.

Gesetzen «O litewskich i polskich prawach» (2 Bde., Warsch. 1800). Seine Sammlungen kamen in den Besitz des Fürsten Czartoryski nach Pulawy, von da nach Petersburg. — Derselben gräflichen Familie gehörte **Wladimir** C. an, geb. 1834 in Poryck. Er widmete sich dem Priesterstande, ging nach Rom und erwarb sich sehr bald die Gunst des Staatssekretärs Antonelli und der Päpste Pius IX. und Leo XIII. in dem Grade, daß er 1879 zum Nuntius in Paris ernannt wurde. Dort nahm er mit großer Gewandtheit die päpstlichen Interessen wahr, bis er, 1882 zum Kardinal ernannt, nach Rom zurückkehrte.

Czajkowski (Michael), namhafter poln. Novellist, geb. 1808 zu Helczyniec unweit Berditschew in der Ukraine, dem Gute seiner Eltern, erhielt seinen Unterricht in der damals berühmten Wolsejschen Schule zu Berditschew. Nachdem er sich 1831 an dem von seinem Schwager Karl Rozycki geleiteten Aufstande in der Ukraine beteiligt, wanderte er nach Frankreich aus und nahm in Paris seinen Aufenthalt. Von dort aus besuchte er 1840 Italien und hielt sich namentlich einige Zeit in Rom auf. Später sandte ihn die franz. Regierung als Agenten nach Konstantinopel, wo er zu Einfluß bei der Pforte gelangte. Rußland drang deshalb auf C.s Entfernung, und auch die franz. Regierung entzog ihm ihren Schutz. Um der Ausweisung aus der Türkei zu entgehen, trat er Anfang 1851 unter dem Namen Mohammed Sadik-Efendi zum Islam über. C. nahm hierauf Dienst in der Armee, ward 1864 als Sadik Pascha Befehlshaber von zwei türk. Kosakenregimentern, in die Dobrudscha gegen die Russen entsandt, zeichnete sich durch Tapferkeit und Umsicht bei der Belagerung von Silistria aus und begab sich dann nach Konstantinopel. Im J. 1870 zur Beschwichtigung des drohenden Aufstandes nach Bulgarien geschickt, bewies er große Gewandtheit, ward von Rußland 1873 amnestiert und ließ sich, mit einem russ. Gehalt ausgestattet, in Kiew nieder, von wo aus er seine Landsleute in schwülstigen Schriften zur Aussöhnung mit Rußland aufforderte. Als Novellendichter hat C. die Ukraine und das slaw. Donaugebiet zum Schauplatz seiner Talent verratenden, doch nicht von Einseitigkeit und Bizarrerie freien Erzählungen gewählt. Unter seine vorzüglichsten Schriften gehören: «Powieści Kozackie» («Kosakengeschichten», Par. 1837; deutsch von Minsberg, Glog. 1838), «Wernyhora» (2 Bde., Par. 1838; deutsch, Lpz. 1841), «Kirdzali» (Par. 1841; deutsch von Diezel, Stuttg. 1843), «Ukrainki» (Berl. 1841), «Hetman Ukrainy» (2 Bde., Berl. 1841; deutsch: «Der Kosakenhetman», von Jordan, 3 Bde., Lpz. 1843), «Stefan Czarniecki» (Par. 1842). Neue, von C. selbst durchgesehene Ausgaben dieser Erzählungen sowie seiner Werke: «Dziwne życia Polaków i Polek», «Bulgaria» und «Niemolaka» erschienen zu Leipzig (11 Bde., 1862—75).

Czako (poln.), milit. Kopfbedeckung, s. Tschako.

Czapka (poln., spr. Tschapka), eine volkstümlich polnische und die charakteristische Kopfbedeckung der Ulanen, die einen schädelartig geformten untern Teil und darüber einen viereckigen Deckel hat, dessen Spitzen nach vorn, hinten und nach beiden Seiten gerichtet sind. An ersterm befindet sich ein kleiner (Sonnen-)Schirm, an letzterm werden die Kokarde, die Fangschnur und der Roßhaarbusch befestigt.

Czar, Titel der Beherrscher Rußlands, s. Zar.

Czarniecki (spr. Tscharnjetzki, Stephan), berühmter poln. Feldherr, geb. 1599, trat früh in das poln. Heer, konnte sich aber erst in spätern Jahren emporschwingen. Nach dem Ausbruche des Kosakenaufstandes von 1648 zog er mit Stephan Potocki gegen Chmjelnicki, wurde aber bei der Niederlage der Polen an den Gelben Gewässern gefangen, den Tataren ausgeliefert und erst nach zwei Jahren freigegeben. Sogleich zog er wieder gegen die Kosaken und nahm an dem Siege über dieselben bei Beresteczko teil. Nachdem die Kosaken bei Batow das ganze poln. Heer mit dem Hetman Kalinowski vernichtet, ward C. in die Ukraine gesandt, wo er nach glücklichen Anfängen sich durch eine gefährliche Verwundung am Gaumen in seinen Planen gehemmt sah. Inzwischen fiel 1655 der schwed. König Karl Gustav in Polen ein und zwang Johann Kasimir, nach Schlesien zu fliehen. C. eilte zur Rettung Krakaus herbei, besetzte das Schloß und leistete den mutvollsten Widerstand, bis ihn Mangel an Lebensmitteln zwang, dasselbe unter ehrenvollen Bedingungen zu räumen. Da gab die Verteidigung von Czenstochau den Polen neuen Mut. C. sammelte die poln. Heerhaufen, griff die Schweden im kleinen Kriege an und siegte in mehrern Treffen. Nach der für die Polen unglücklichen großen Schlacht bei Warschau im J. 1656 setzte C. mit 5000 Tataren, die in poln. Diensten standen, den Krieg allein fort, führte unter großen Gefahren den König aus Danzig nach Polen zurück und trug zur Vertreibung der Schweden wesentlich bei. Zur Unterstützung des Königs von Dänemark, Friedrichs III., welcher, um Karl Gustav aus Polen zu ziehen, in dessen Besitzungen in Deutschland eingefallen war, ward C. an der Spitze von 6000 Polen 1658 nach Dänemark geschickt und zeichnete sich hier besonders bei Eroberung der Insel Alsen aus. Der Einfall der Russen nötigte den König von Polen jedoch, C. zur Verteidigung des Vaterlandes aus Dänemark zurückzurufen. Dieser eilte nach Litauen, verband sich mit dem Hetman Sapieha und besiegte 1660 zuerst den Anführer der Russen, Chowanski, bei Polonka, dann auch ein zweites russ. Heer unter Dolgorucki am Dnjepr, worauf 1661 ein Friede erfolgte. Ruhmbedeckt kehrte C. ins Vaterland zurück und wurde von dem König mit der Starostei Tykocin belehnt; Wojwode von Reussen war er schon früher geworden. Ein neuer Krieg mit Rußland und Unruhen in der Ukraine riefen ihn von neuem ins Feld. Nur von 13 Reitern begleitet, unternahm er einen Streifzug durch die Steppen bis an die Krim, um die Tataren zur Unterstützung Polens zu vermögen, unterlag aber den Beschwerden des Kriegs. Er starb, kurz vorher vom König zum Hetman ernannt, 12. Febr. 1664 im Dorfe Sokolowka in Volhynien.

Czarnikau, poln. Czarnikow, Kreisstadt im Regierungsbezirk Bromberg der preuß. Provinz Posen, an der Netze, ist Sitz eines Amtsgerichts und Landratamts, hat drei Kirchen, eine höhere Knaben- und eine höhere Töchterschule, sowie eine Präparandenanstalt, zählt (1880) 4483 E., worunter 1486 Katholiken und 896 Juden, hat Dampfsägemühlen, Ölmühlen, Kalkbrennereien und Getreidehandel. — Der **Kreis** Czarnikau zählt auf 1563 qkm (1880) 70755 E.

Czartoryski, berühmte poln. Familie, deren Ursprung einige Genealogen, doch ohne Erweis, von Jagello, andere von dem Enkel des litauischen Fürsten Gedemin, dem Fürsten zu Czerniechow und

Artikel, die man unter Cz vermißt, sind unter Tsch aufzusuchen.

Siewier Koryngiello ableiten, welcher in der Schlacht bei Wilna 1390 fiel. Die C. sind wahrscheinlich schon im 14. Jahrh. aus Litauen in die russ. Landschaft übergesiedelt, die alte Feste Czartorysk am Styr in Volhynien wird als Mittelpunkt ihrer Besitzungen angesehen. Urkundlich erscheinen sie in der ersten Hälfte des 15. Jahrh. Alexander Feodorowicz C. trat 1569 der Lubliner Union, welche Litauen mit Polen vereinigte, bei; er wird zwar Fürst genannt, doch erlangte die Familie, obgleich sie sich polonisierte, bis in die Mitte des 18. Jahrh. keine hervorragende Stellung, vornehmlich wohl, weil sie sich zum griech. Glauben bekannte. Mit Georg Iwanowicz C. (gest. 1622) trat sie zu der kath. Kirche über, verschwägerte sich mit den sehr reichen Familien Morsztyn und Doenhof und erwarb sich bald das höchste Ansehen. Nachdem die C. schon 1623 die deutsche Reichsfürstenwürde erhalten, wurde ihnen 1785 das österr. Indigenat und 1788 die Magnatenwürde von dem ungar. Landtage zuerteilt. Ursprünglich bestand eine litauische und eine russische, angeblich mit den Ruriks (Linie Jaroslaw) verwandte Linie. Von den zwei Hauptlinien erlosch die ältere, von Nowgorod, zur Zeit des poln. Königs Sigismund I., während sich die andere (zu Klewan) wiederum in zwei Äste teilte, den zu Zukow und den zu Korzec, von welchen jedoch der letztere mit dem Fürsten Joseph Clemens C., gest. 13. Febr. 1810, im Mannsstamme erloschen ist. Der Linie zu Zukow gehörte an Fürst Michael Friedrich C., geb. 26. April 1696, gest. 13. Aug. 1775 als Großkanzler von Litauen, Mitbegründer der lange Zeit mächtigen und einflußreichen sog. «Familie», d. i. einer von den Verwandten der C. gebildeten polit. Partei, welche im Gegensatze gegen die Potocki und Radziwill heilsame Reformen und Beschränkung der Adelsfreiheiten in Polen, freilich mit Hilfe Rußlands, einzuführen bezweckte. (Vgl. Röpell, «Polen um die Mitte des 18. Jahrh.», Gotha 1876.) — Sein Neffe, Fürst Adam Kasimir C., General von Podolien, geb. 1. Dez. 1734, durch Geburt, Reichtum, Geist und Bildung ausgezeichnet, wurde nach dem Tode Augusts III. als Kandidat für Polens Thron aufgestellt. Allein durch den Einfluß der Kaiserin Katharina II. erhielt Stanislaw Poniatowski die Krone. Adam Kasimir C. trat nach der ersten Teilung Polens wegen seiner Besitzungen in Galizien in österr. Dienste, wo er Feldmarschall wurde. Dessenungeachtet nahm er an dem Reichstage 1788—91 den eifrigsten Anteil und erhielt während dieser Zeit eine Sendung nach Dresden, um den Kurfürsten von Sachsen zur Annahme der Krone Polens zu bewegen. Hierauf suchte er in Wien die Vermittelung und den Schutz des Kaisers gegen die Absichten Rußlands. Da seine Bemühungen fruchtlos blieben und König Stanislaw der von Rußland begünstigten Konföderation von Targowiza beitrat, zog er sich auf seine Güter zurück. Von Napoleon zum Marschall des poln. Reichstags ernannt, brachte er die Konföderation von 1812 zu Stande. C. lebte später zurückgezogen auf seinen Gütern und starb zu Sieniawa in Galizien 19. März 1823. — Seine Gemahlin Isabella, geborene Gräfin von Flemming (geb. in Warschau 31. März 1746, vermählt 19. Nov. 1761), machte sich ebenso berühmt durch ihren Patriotismus wie durch ihre Schönheit und ihren poetischen Geist, den sie als Schriftstellerin entfaltete. Sie lebte bis 1831 zu Pulawy, dessen schöne Gärten zum Teil ihr Werk sind, und wo sie Volksschulen, Fabriken und in dem sog. Tempel der Sibylle die berühmte Sammlung poln. Altertümer begründete. Infolge des Ausgangs der poln. Revolution von 1830 zog sie sich nach Wysock in Galizien, einer Besitzung ihrer Tochter, der Herzogin von Württemberg, zurück, wo sie 17. Juni 1835 starb. Diese ihre Tochter Maria, geb. 15. März 1768, gest. zu Paris 21. Okt. 1854, die sich 1784 mit dem Herzog Ludwig von Württemberg vermählte, von dem sie aber 1792 geschieden wurde, ist die Verfasserin des trefflichen poln. Romans «Malvina» (Warsch. 1818).

Czartoryski (Adam Georg, Fürst), ältester Sohn des Fürsten Adam Kasimir C., geb. 14. Jan. 1770, erhielt eine häusliche Erziehung und vollendete seine Bildung auf der Universität Edinburgh und zu London. Schon im Freiheitskampfe Kosciuszkos zeigte er sich tapfer. Nach der Teilung Polens im J. 1795 wurde er nebst seinem Bruder Konstantin auf Katharinas II. Befehl als Geisel nach Petersburg geschickt. Dort fühlte sich der junge Großfürst Alexander, dem C. als Adjutant beigegeben war, durch dessen männlichen und feurigen Charakter so mächtig angezogen, daß er eine vertraute Freundschaft mit ihm knüpfte. C. ward Botschafter am sardin. Hofe. Nachdem Alexander den Thron bestiegen, rief ihn derselbe sogleich zurück und ernannte ihn zum Minister des Auswärtigen sowie zum Kurator aller Lehranstalten in Polen. Am 11. April 1805 unterzeichnete C. im Namen Rußlands das Bündnis mit Großbritannien. Er bat hierauf um seine Entlassung, war jedoch schon in der Schlacht von Austerlitz wieder an Alexanders Seite, wie er denn auch im Feldzuge 1807 des Kaisers beständiger Begleiter blieb. Als aber nach dem Tilsiter Frieden der Graf Romanzow an die Stelle des Freiherrn von Budberg, der C.s unmittelbarer Nachfolger im Ministerium des Auswärtigen geworden, getreten war, zog er sich fast ganz von allen Geschäften zurück. Nach dem Ausbruch des Kriegs von 1812 war er wieder in der Umgebung Alexanders, den er auch 1814 nach Paris begleitete. Dann befand er sich auf dem Wiener Kongreß und entwarf den Plan zur konstitutionellen Verfassung des unter russ. Oberhoheit neu zu errichtenden Königreichs Polen. Dessenungeachtet wurde Zajonczek zum Statthalter in Polen, C. aber nur zum Wojwoden und Mitgliede des Administrationsrats ernannt. Im J. 1817 vermählte sich C. mit der jungen und geistreichen Prinzessin Anna Sapieha. Dem ersten Reichstage wohnte er als Mitglied der Senatorenkammer bei und sprach mit Freimütigkeit von den Vorteilen konstitutioneller Verfassungen. Bald sah er indes alle seine Hoffnungen schwinden. Es wurden gegen die Unterrichtsanstalten, deren Kurator er war, Untersuchungen eingeleitet, welche einen so gehässigen Verlauf nahmen, daß C. sein Kuratoramt niederlegte. Seitdem lebte er den Wissenschaften auf seinem Stammsitze Pulawy. Nach dem Ausbruche der poln. Revolution von 1830 war seine Thätigkeit wieder dem Dienste des Vaterlandes gewidmet. Zum Präsidenten der Provisorischen Regierung ernannt, berief er den Reichstag auf den 18. Dez. 1830. Am 30. Jan. 1831 zum Vorsitz der Nationalregierung berufen, brachte er über die Hälfte seines Vermögens dem

Vaterlande zum Opfer. Nach den Greuelthaten des 15. und 16. Aug. 1831, als Krukowiecki zum Diktator gewählt wurde, legte C. seine Stelle als Senatspräsident nieder und trat in das Korps des Generals Romarino ein, mit dem er nach Österreich überging. Darauf begab er sich nach Paris, fortwährend für seine heimatlosen Landsleute uneigennützig wirkend, doch als Aristokrat und zukünftiger König von Polen von der demokratischen Partei der poln. Emigranten oft heftig angefeindet. Von der Amnestie von 1831 wurde C. ausgeschlossen; auch unterlagen seine Güter im Königreiche Polen der Konfiskation. Infolge des poln. Aufstandes von 1846 verfielen außerdem seine galiz. Besitzungen, die Herrschaften Bukaczowce, Kalwarya, Jaroslaw, Oleszyce und Sieniawa, der Sequestration seitens Österreichs, die aber im Frühjahr 1848 wieder aufgehoben wurde. Im März 1848 forderte er von Paris aus in einer franz. Proklamation die Vertreter Deutschlands auf, sich mit den Vertretern Frankreichs zu vereinigen, um die Herstellung Polens zu verlangen. C. starb 16. Juli 1861 zu Montfermeuil bei Paris. Seiner Ehe mit der Prinzessin Anna Sapieha entstammten drei Kinder: 1) **Witold**, geb. 6. Juni 1824, trat in span. Dienste und starb 14. Nov. 1865 zu Algier; 2) **Wladislaw**, geb. 3. Juli 1828, vermählt in erster Ehe mit der Prinzessin Marie Amparo, Tochter der Königin Marie Christine von Spanien, und nach dem 19. Aug. 1864 erfolgten Tode der letztern in zweiter Ehe (seit 15. Jan. 1872) mit Margarethe Adelaide, Prinzessin von Orléans, Tochter des Herzogs von Nemours, gegenwärtig das Haupt seiner Familie und der aristokratischen Partei der Emigranten, wohnt abwechselnd in Paris und auf seinen Gütern in Galizien und hat in Krakau eine große poln. Bibliothek und ein poln. Museum gegründet; 3) die Prinzessin **Isabella**, geb. 19. Dez. 1832, Witwe des Grafen Johann Dzialynski.

Czartoryski (Konstantin, Fürst), Bruder des Adam Georg, geb. 28. Okt. 1773 in Pulawy, wurde in Petersburg russ. Gardeoffizier und Adjutant des Großfürsten Konstantin, trat zur Zeit des Herzogtums Warschau 1809 in das poln. Heer und errichtete auf eigene Kosten ein Regiment. Dann nahm er an dem Feldzuge Napoleons gegen Rußland teil und zeichnete sich in der Schlacht bei Moskau aus. Im J. 1816 trat er in Petersburg wieder auf kurze Zeit in das russ. Heer und ward kaiserl. Generaladjutant. Bald aber zog er sich ganz vom öffentlichen Leben zurück und ließ sich 1828 in Wien nieder, er sammelte eine wertvolle Gemäldegalerie und starb 23. April 1860 in Wien, nachdem er 1808 von der Prinzessin Angelika Radziwill und 1842 von der Gräfin Maria Dzierzonowska Witwer geworden war. — Seine aus zweiter Ehe stammenden beiden jüngsten Söhne, **Konstantin**, geb. 9. April 1822, und **Georg**, geb. 24. April 1828, beschäftigten sich mit litterarischen und musikalischen Studien und gaben gemeinsam einige Schriften über Musik und Theater heraus. Sie besitzen in Galizien große Güter und verfolgen daselbst liberale und national-föderale Tendenzen. Der erstere wurde vom Kaiser zum Mitgliede des österr. Herrenhauses ernannt und war Vizepräsident desselben, der zweite war Abgeordneter auf dem galiz. Landtage. — Sein aus der ersten Ehe entsprossener ältester Sohn, **Adam Konstantin** C., geb. 24. Juni 1804 in Warschau, erhielt in Frankreich seine Erziehung, kämpfte 1831 in dem poln. Aufstande und hielt sich dann in Dresden auf. Er war Besitzer der Herrschaften Jutroschin und Dubin in der Provinz Posen. Nach dem Tode seiner Gemahlin Wanda Radziwill, Tochter des Fürsten Anton Radziwill (16. Sept. 1845), vermählte er sich mit Elisabeth, Tochter des Grafen Titus Dzialynski. Er beteiligte sich nicht an den poln.-nationalen Bestrebungen, zeichnete sich durch Wohlthätigkeit aus und gewährte vielen jungen Polen und Deutschen die Mittel zu ihrer Ausbildung. Er starb auf seinem Gute Rokossowo, Kreis Kröben, 19. Dez. 1880. — Des letztern ältester Sohn, **Roman** C., geb. 23. Nov. 1839, war 1870—73 Abgeordneter im preuß. Landtage, 1871—81 Mitglied des Deutschen Reichstags, nahm an den polit. Bewegungen lebhaften Anteil und war eine Zeit lang Vorsitzender der poln. Fraktion.

Czaslau (böhm. Čáslav), Hauptstadt der gleichnamigen Bezirkshauptmannschaft, im SO. Böhmens, liegt 75 km östlich von Prag an der Österreichischen Nordwestbahn und zählt (1881) 6878, als Gemeinde 7178 E. In der Dechanteikirche, welche einen 89 m hohen Turm besitzt, wurde der Hussitenanführer Ziska begraben und blieb hier, bis 1623 sein Grab von den Jesuiten zerstört wurde. Im J. 1881 wurde ihm ein Monument an dem großen Ringplatze errichtet. Sehenswert ist auch die evang. Kirche (1868) und das Theater. Im Rathause (1766) befinden sich interessante Sammlungen des Archäologischen Vereins, besonders vorhistor. Antiquitäten. C. hat zwei achtklassige Bürgerschulen, ein evang. Lehrerseminar, ein Gymnasium, einen Kindergarten, ein Waisenhaus, eine Rübenzuckerfabrik und eine Alkoholfabrik. Die Stadt wurde von Ottokar II. erbaut und hatte im Dreißigjährigen und im Siebenjährigen Kriege viel zu leiden. Geschichtlich merkwürdig wurde der Ort durch den Sieg, den Friedrich II. von Preußen 17. Mai 1742 zwischen C. und Chotusic über die Österreicher gewann.

Czasoslov (slaw.), in der slaw. Liturgie soviel wie ein Breviarium, das am häufigsten gebrauchte Buch beim Gottesdienst. Es wurde daher frühzeitig übersetzt teils aus dem Griechischen (für die griechisch-katholischen), teils aus dem Lateinischen (für die röm.-kath. Slawen). Letztere sind glagolitisch geschrieben oder gedruckt, erstere cyrillisch.

Czech, der vermeintliche Urvater der Czechen, der mit seinem Gefolge aus Großkroatien «über drei Flüsse» in das heutige Böhmen gekommen sein und dem Volke und dem Lande (Böhmen heißt auf czechisch: Čechy) den Namen gegeben haben soll.

Czech (Franz Herm.), Priester und Taubstummenlehrer, geb. 20. Sept. 1788 in Münchengrätz, war 1816—39 Docent der Philosophie an der Theresianischen Akademie in Wien, zugleich seit 1818 Religionslehrer am Taubstummeninstitut daselbst, gründete 1845 eine Schule für taubstumme Juden in Nikolsburg und starb 28. Juli 1847 zu Wien. C. schrieb: «Religionslesebuch für gebildete Taubstumme» (Wien 1821), «Grundzüge des psychischen Lebens gehör- und sprachloser Menschen im Naturzustande» (Wien 1826), «Versinnlichte Denk- und Sprachlehre mit Anwendung auf die Religions- und Sittenlehre» (Wien 1836).

Czech (eigentlich Čech, Svatopluk), einer der bedeutendsten czechischen Dichter der Gegenwart, geb.

21. Febr. 1846 zu Ostředek bei Beneschau, besuchte das Neustädter Gymnasium zu Prag, studierte daselbst die Rechtswissenschaften und betreibt dort abwechselnd mit redactioneller Thätigkeit und Reisen die jurist. Praxis. Schon während der Studienzeit begann er Gedichte zu schreiben, insbesondere zeichnet er sich im Epos aus. Seine hervorragendsten Arbeiten dieser Art sind: «Snové» («Die Träume», 1872), «Adamité» («Die Adamiten»), «Evropa» («Europa»), «Čerkes» («Der Tscherkesse»), «Slavia» (1882) u. a., die meist zuerst in Zeitschriften, dann gesammelt herausgegeben wurden in «Zbírka veršovaných prací» («Sammlung versifizierter Arbeiten», Prag 1874) und «Nová zbírka etc.» («Neue Sammlung u. s. w.», Prag 1879; 2. Aufl. 1882); letztere empfing den ersten Preis der Czermak-Stiftung für vorzügliche Dichtungen. Daneben verfaßte C. Erzählungen, Arabesken, Humoresken, gesammelt unter dem Titel «Povídky, arabesky a humoresky» (Bd. 1—3, 1878—81; daraus deutsch: «Unter Büchern und Menschen; Erzählung, übersetzt von F. Bauer», Lpz. 1882). Nach einer frühern einjährigen Redaction des «Světozor» redigierte C. 1873—76 die litterarische Zeitschrift «Lumír» und ist seit 1879 Mitredacteur der illustrierten Monatsschrift «Květy». Im J. 1874 bereiste er das südl. Rußland, die Krim und den Kaukasus (Reiseskizzen im «Lumír»), 1882 Dänemark und Deutschland.

Czechen (spr. Tschechen) ist der einheimische Name der zur westslaw. Gruppe gehörenden slaw. Stämme in Böhmen, Mähren und einem Teile Oberungarns (der Böhmen oder C. im engern Sinne, der Mähren und Slowaken); die ungefähre heutige Sprachgrenze wird bestimmt durch die Linie Taus (an der Bahn zwischen Pilsen und Schwandorf), Krumau, Brünn, Preßburg, Unghvár, Troppau, Olmütz, Reichenberg, Melnik, Leitmeritz, Pilsen, Taus. Die Gesamtzahl der C. in der Österreichisch-Ungarischen Monarchie beträgt (nach der Zählung vom 31. Dez. 1880) 6 971 384; davon in Böhmen 3 470 252, in Mähren 1 507 328, in Österreichisch-Schlesien 126 385, in den übrigen cisleithan. Ländern 75 943, in Ungarn und Siebenbürgen 1 790 476 Bewohner. Dazu kommen noch etwa 60 000 im preuß. Staate (Schlesien). Zwischen C. im engern Sinne und Mähren bildet ziemlich genau die Landesgrenze zwischen Böhmen und Mähren auch die Dialektgrenze, das Slowakische greift über die polit. Grenze Ungarns nach Mähren hinein, namentlich in das Dreieck zwischen Drevnica, March und Kleinen Karpaten. Nach wahrscheinlichen Schlüssen aus den ältesten Berichten über die Bewohner Böhmens sind die C. vor der Mitte des 5. Jahrh. in Böhmen von Osten her eingewandert, nachdem das Land von german. Stämmen (Markomannen) geräumt war. Die Einwanderer, anfangs in eine Menge kleiner Stämme geteilt, gelangten erst nach Jahrhunderten zu engerer Volks- und Staatseinheit. (S. Böhmen.)

Czechisches Recht. Das czechische Recht, insoweit es auf Grund der wenigen und überdies nicht immer verläßlichen Nachrichten der ältesten böhm. Chronisten (insbesondere Cosmas, gest. 1125, und seine Fortsetzer) in seiner ursprünglichen Gestaltung konstruiert werden kann, zeigt den gleichen Charakter wie die Rechte der den Czechen stammverwandten Polen, Russen und Serbo-Kroaten. Die eigentümlichen Formen einer Gentilverfassung, von welcher sich bei allen slaw. Völkerschaften Spuren vorfinden und welche bei den Südslawen in den sog. Hauskommunionen bis auf die Gegenwart sich erhalten haben, erscheinen auch im czech. Rechte nicht bloß als Grundlagen des gesamten Privatrechts, sondern üben einen merklichen Einfluß auch auf die Entwickelung des öffentlichen, insbesondere des Staatsrechts aus. Das älteste Gesetz über die Erbfolge auf dem Herzogsstuhle von Böhmen, das Gesetz Herzog Brzetislaws I. vom J. 1055, bestimmt in Übereinstimmung mit dem Grundprinzip der gesamten czecho-slaw. Familienverfassung, es habe von mehrern Mitgliedern der regierenden Familie der jeweilig Älteste den Thron zu besteigen. Dieses Prinzip des Seniorats, welches auch bei den übrigen Slawen thatsächlich in Geltung stand, bisweilen auch grundgesetzlich ausgesprochen wurde, erhielt sich in Böhmen bis ins 13. Jahrh. hinein (1216), bis zu einer Zeit also, wo auch die ältere Gentilverfassung neuern Einrichtungen zu weichen begann. Auf dem gleichen Prinzip war auch das Institut der Gesamtbürgschaft aufgebaut, nach welcher die sämtlichen Mitglieder des Familienverbandes (rod), später (12. und 13. Jahrh.) die sämtlichen Inwohner eines Dorfs für jedes Verbrechen eines von ihnen dem Verletzten und dem Landesherrn hafteten und die auf das Verbrechen gesetzte Buße auch dann zahlen mußten, wenn die Spuren des Verbrechers bis in ihre Gemarkung sich verfolgen ließen, dort jedoch sich verloren. Indes lassen sich die einzelnen, der ältesten Periode der czech. Rechtsgeschichte angehörenden Rechtsinstitute nur durch Vergleichung mit den über das älteste Rechtsleben der übrigen slaw. Völker uns zu Gebote stehenden Quellen feststellen und finden daher bei der Darstellung des allgemeinen slaw. Rechts eine nähere Berücksichtigung (s. Slawisches Recht).

Das älteste, speziell czech. Rechtsdenkmal bildet das in lat. Sprache geschriebene, mit vielen czech. technischen Ausdrücken untermengte sog. Statut Herzog Konrad Ottos (1189—91). Dieses Statut (jus Conradi) gewährt ein Bild der czech. Gerichtsverfassung und des Rechtsganges vor den sog. Zupengerichten (Cuden), d. i. jenen Behörden, die den einzelnen Provinzen, in welche Böhmen und Mähren geteilt war, vorstanden. Die Kompetenz dieser Zupengerichte erstreckte sich auf alle Civil- und Kriminalfälle von größerer Bedeutung, während für Streitigkeiten über geringfügigere Gegenstände eine Art Schiedsgericht (slubný sud) zusammentrat. Neben prozessualischen enthält das Jus Conradi auch mehrere Bestimmungen über Privat-, namentlich Erb- und Familienrecht, sowie auch über Strafrecht. So wie nun die Ottonischen Statuten auf bestehende Rechtsgewohnheiten ausdrücklich verweisen, setzen auch die spätern Gesetze der böhm. Könige und die besonders im 14. Jahrh. zahlreicher auftretenden Rechtsbücher (das sog. Rosenberger Rechtsbuch, der Ordo judicii terrae, Andr. a Duba Explanatio juris terrae Boemiae, das erste und letzte in czech. Sprache geschrieben) das Vorhandensein eines ziemlich ausgebildeten Gewohnheitsrechts voraus.

Die Hüter des nationalen Rechts und Träger des gesamten Rechtsbewußtseins im Volke, nämlich die dem hohen Landadel angehörigen Beisitzer des sog. Landrechts in Prag und der beiden Landgerichte in Olmütz und Brünn, wahrten auch stets eifersüchtig diesen Charakter ihres Rechts und setzten allen Versuchen der böhm. Könige (Přemysl Ottokar II., Wenzel II. und Kaiser Karl IV., dessen Entwurf eines Gesetzbuchs, die sog. Majestas Carolina im J.

1355 zurückgezogen wurde), an Stelle schwankender Rechtsgewohnheiten ein festes Gesetz zu stellen, einen zähen und erfolgreichen Widerstand entgegen. Inzwischen fand jedoch im Laufe des 13. und 14. Jahrh. hauptsächlich durch Unterstützung der Landesherren, welche ihre Gewalt von der Macht des Adels unabhängiger zu stellen trachteten, die Gründung vieler Städte in Böhmen und Mähren statt, deren Bewohner nach deutschem Rechte lebten und das deutsche Recht als ein dem czecho-slaw. Landrechte ebenbürtig zur Seite stehendes im Lande einbürgerten. Auch auf dem flachen Lande verbreitete sich das deutsche Recht nicht nur im Anschlusse an die Kolonisation der Grenzdistrikte des Landes durch Deutsche, denen die Freiheit, nach ihrem Rechte leben zu dürfen, zugestanden wurde, sondern auch, seiner größern Bestimmtheit und der materiellen Vorteile wegen, welche es sowohl dem Grundherrn, als auch dessen Hintersassen bot, unter der einheimischen Landbevölkerung so, daß es am Schlusse des 14. Jahrh. kaum ein Dorf in ganz Böhmen geben mochte, welches nicht mit deutschem Rechte bewidmet gewesen wäre.

Durch eine solche Verbreitung des deutschen Rechts im Lande ward das czecho-slaw. Recht, neben welchem ursprünglich das deutsche nur als Sonderrecht eines Standes gelten sollte, allmählich faktisch selbst zu einem Ausnahmsrechte und die Geltung desselben beschränkte sich auf den Adelsstand allein. Die daraus für den Fortbestand des ungeschriebenen, nur den Beisitzern des obersten Gerichtshofs durch fortwährende Übung bekannten Landrechts sich ergebende Gefahr der Verdrängung durch das bestimmte, auf zahlreiche Privilegien sich stützende und durch regen Verkehr mit deutschen Oberhöfen stets sich vervollkommnende deutsche Stadtrecht hatte jedoch zur Folge, daß dem erstern eine größere Pflege zuteil wurde und Darstellungen desselben zu Stande kamen, welche (wie das sog. Neunbücher-Recht Vict. von Vschehrds vom J. 1499) ein klares Bild des gesamten czech. Rechtssystems boten, teilweise auch (wie das sog. Tobitschauer Rechtsbuch von 1482—86) einer gesetzlichen Autorität sich erfreuten und den spätern Kodifikationen des Landrechts unmittelbar zu Grunde gelegt wurden.

Die älteste Kodifikation des czech. Landrechts erfolgte unter der Regierung König Wladislaws II. im J. 1500 und reihen sich dieser sog. Landesordnung die Landesordnungen vom J. 1530, 1549 und 1564 für Böhmen an, während in Mähren neben einer kurzen Landesordnung vom J. 1516 die Landesordnungen des J. 1535 (von den Ständen ohne königl. Bewilligung 1545 neu gedruckt) und 1562 zu Stande kamen. Diese Landesordnungen, welche in erster Reihe Bestimmungen über das Prozeßverfahren vor dem Landrechte enthalten, überdies jedoch vielfach Fragen des Privat-, Straf- und des Staatsrechts normieren, fußen meistens auf Entscheidungen des Landgerichts, welche in der sog. Landtafel, d. i. jenen Gerichtsbüchern verzeichnet standen, in welche alle Rechtsgeschäfte über Landgüter, sowie auch alle wichtigen Landtagsschlüsse eingetragen wurden. Der Umstand, daß nun das Landrecht kodifiziert war, hinderte jedoch keineswegs die Beeinflussung desselben durch die Stadtrechte, unter denen inzwischen das Stadtrecht von Prag im Lande immer mehr an Ansehen gewonnen und die Geltung namentlich des Magdeburger Rechts auf ein stets engeres Gebiet beschränkt hatte.

Als sodann durch die Schlacht am Weißen Berge (1620) die Macht des böhm. und mähr. Adels gebrochen war, wurde ihm in der sog. «verneuerten» Landesordnung Kaiser Ferdinands II. (für Böhmen vom J. 1627, für Mähren vom J. 1628, beide 10. Mai) das Recht der Mitwirkung bei der Gesetzgebung ausdrücklich entzogen, das Gesetz als alleinige Quelle des Rechts erklärt und die Absicht des Kaisers direkt ausgesprochen, das böhm. und mähr. Landrecht nicht nur mit dem Stadtrechte, sondern auch mit den in den übrigen österr. Ländern in Geltung stehenden Rechten in Einklang zu bringen. Diesem Ziele entgegen bewegte sich auch fortan die gesamte gesetzgeberische Thätigkeit der Landesherren. Die verneuerte Landesordnung wurde durch königl. Novellen und Deklaratorien erläutert und vervollständigt und durch dieselben der Rechtszustand des Landes dem in den übrigen österr. Ländern bestehenden immer mehr genähert. Auch auf dem Gebiete des Stadtrechts vollzog sich die Unifikation des Rechts in den böhm. Ländern dadurch, daß das prager Stadtrecht, welches bereits 1579 von P. K. Koldin zusammengestellt und von Kaiser Rudolf II. bestätigt und im J. 1610 für ganz Böhmen als ausschließlich geltend erklärt worden war, durch kaiserl. Entschließungen von 1680 und 1697 für alle Städte Mährens und Schlesiens, im J. 1781 schließlich auch für den Bauernstand Mährens als ausschließlich geltendes Gesetzbuch eingeführt wurde.

Die österr. Gesetzbücher des 18. Jahrh. wurden sofort nach ihrer jeweiligen Bestätigung auch in den böhm. Ländern eingeführt, und durch das nach Erlaß des Allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuchs vom 1. Juni 1811 erflossene Hofdekret vom 13. Juni 1811, in welchem im Anschlusse an den §. 11 des erstern erklärt wurde, daß keinem der in einzelnen Provinzen und Landesbezirken Österreichs früher geltenden Statuten und besondern Rechte die kaiserl. Bestätigung erteilt wurde, dieselben also ihre Gesetzeskraft vollständig verlieren sollen, wurde der formellen Geltung des czech. Rechts in jeder Beziehung ein Ende gesetzt, während freilich die materielle Wirksamkeit einzelner Grundsätze desselben, insoweit sich dieselben nämlich als eine der Grundlagen der modernen österr. Gesetzgebung darstellen, nicht bezweifelt werden kann. Eine wissenschaftliche Untersuchung über die nationale Provenienz der Grundsätze des heutigen österr. Rechts besteht jedoch bisher noch nicht. Quellenausgaben sind: Jireczek, «Codex juris bohemici» (Bd. 1—7, Prag 1867—82); Brandl, «Kniha Tovačovská» (Brünn 1868); derselbe, «Kniha Rožmberská» (Prag 1872); «Die Landtafel des Markgrafentums Mähren», herausgegeben von Chlumecky, Chytil, Demuth und Wolfskron (Brünn 1856); Emler, «Reliquiae tabularum terrae regni Bohemiae» (2 Bde., Prag 1870—72).

Litteratur. Jireczek, «Das Recht in Böhmen und Mähren» (2 Bde., Prag 1865—66); derselbe, «Slovanské právo v Čechách a na Moravě» (3 Bde., Prag 1863—72); Jiezinsky, «Vývin českého právnictví» (Prag 1865); Schmidt, «Geschichte der Privatrechtsgesetzgebung und Gerichtsverfassung im Königreich Böhmen» (Prag 1866); Ott, «Beiträge zur Rezeptionsgeschichte des röm. kanonischen Prozesses in den böhm. Ländern» (Lpz. 1879); Randa, «Přehled vzniku a vývinu desk čili knih veřejných, hlavně v Čechách a na Moravě» (Prag 1870) u. a. Eine große Anzahl von Artikeln zur czech. Rechtsgeschichte ist auch enthalten in den Zeitschriften:

Artikel, die man unter Cz vermißt, sind unter Tsch aufzusuchen.

«Právník» (Prag seit 1861); «Časopis českého Museum» (Prag seit 1827); «Časopis matice moravské» (Brünn seit 1869).

Czechische Sprache und Litteratur. Die czechische Sprache gehört zu der westl. Abteilung der slaw. Sprachen, hat daher innerhalb der slaw. Sprachfamilie die nächste Verwandtschaft zum Polnischen und Lausitzisch-Wendischen. Das Sprachgebiet bildet ein langgestrecktes Viereck, dessen äußerste Spitzen westlich Tauß im Böhmerwalde, östlich Unghvar (im Osten von Kaschau) in den Karpaten sind; demnach enthält außer Böhmen und Mähren auch Ungarn einen bedeutenden Teil czech. Sprachgebietes, und das ganze wird durch folgende Linie ungefähr umschrieben: Südgrenze: Tauß, Krummau, Brünn, Preßburg, Unghvar; Nordgrenze: Unghvar, Troppau, Olmütz, Reichenberg; Westgrenze: Reichenberg, Melnik, Leitmeritz, Pilsen, Tauß; die Ostgrenze läuft in die Spitze bei Unghvar aus. Innerhalb dieses Sprachgebietes unterscheidet man drei Dialektgruppen: 1) die böhmischen (eigentlich czechischen) Dialekte, im Königreiche Böhmen, ziemlich genau begrenzt durch die Landesgrenze zwischen Böhmen und Mähren; 2) die mährischen, in Mähren; 3) die slowakischen, in Ungarn, doch ragt das Slowakische in dem Dreieck zwischen Drevniza, March und Kleinen Karpaten noch nach Mähren hinein. Die heutige Litteratursprache der böhm. und mähr. Czechen beruht auf dem Czechischen im engern Sinne, die Slowaken haben eine eigene Schriftsprache ausgebildet. Das Czechische als eine alte Litteratursprache ist vielfach bearbeitet worden; die erste wirklich wissenschaftliche Bearbeitung der Grammatik gab J. Dobrowsky in seinem «Lehrgebäude der böhm. Sprache» (Prag 1819); M. Hattala schrieb eine vergleichende Grammatik («Srovnávací mluvnice jazyka českého a slovenského», Prag 1857), J. Gebauer eine Lautlehre («Hláskosloví jazyka českého», Prag 1877). Schulgrammatiken und Lehrbücher zum Erlernen des Czechischen für Deutsche sind sehr zahlreich; zu empfehlen ist: «Böhm. Schulgrammatik, für deutsche Mittelschulen und Bildungsanstalten, bearbeitet von J. Masařik» (2. Aufl., Prag 1880). Eine großartige Leistung ist das czech. Wörterbuch von Jungmann («Slovník česko-německý», 5 Bde., Prag 1835—39), das allen kleinern Wörterbüchern zu Grunde liegt; von den letztern sind viel gebraucht: Schumawsky, «Böhm.-deutsches Wörterbuch» (Prag 1851; 3. Aufl., Prag 1874), «Deutsch-böhm. Wörterbuch» (2 Bde., Prag 1844—46); J. Rank, «Taschenwörterbuch der böhm. und deutschen Sprache» (4. Aufl., Prag 1882); ein neues großes Wörterbuch von Kott ist im Erscheinen (bis 1882 3 Bde.). Das Slowakische behandeln: Hattala, «Mluvnica jazyka slovenského» (Pest 1864), J. Victorin, «Grammatik der slowak. Sprache» (4. Aufl. von J. Loos, Budapest 1878), J. Loos, «Wörterbuch der slowak., ungar. und deutschen Sprache» (Pest 1871). Die czech. Dialektologie behandelt Šembera, «Základové dialektologie československé» (Wien 1864).

Die czechische Litteratur gehört zu den ältesten und umfangreichsten der slaw. Völker, doch sind aus der ältesten Zeit nur geringe Bruchstücke von Litteraturdenkmälern erhalten (herausg. von P. J. Schafarik und F. Palacky, Prag 1840), darunter ein Fragment aus einer Übersetzung des Evangeliums des Johannes, ins 10. Jahrh. gesetzt, und vor allem die «Grüneberger Handschrift» (das Gericht der Libuscha), zwei Bruchstücke epischer Gedichte, denen eine große Bedeutung wegen der darin zum Ausdruck gelangenden rechtlichen und staatlichen Anschauungen beigelegt wurde. Doch wird die Echtheit dieser, sowie der ins 13. bis 14. Jahrh. gesetzten «Königinhofer Handschrift» (s. d.) stark angezweifelt, andererseits aber freilich ebenso hartnäckig verteidigt. Sehr reich fließen die Quellen für das Ende der ersten Periode, das 14. Jahrh.; die czech. Litteratur ist hier an der Bearbeitung von Stoffen beteiligt, die durch das german. und roman. Mittelalter hindurchgehen und aus dessen Litteratur entlehnt sind; es tritt eine Kunstpoesie auf, die auch in der Form, im Versbau und namentlich durch den der slaw. Poesie fremden Reim sich als eine Nachahmung fremder Muster bekundet. Hierher gehören eine Menge versifizierter Legenden: von Sagenstoffen eine Alexandreis (Erzählungen von Alexander d. Gr.), Tristram, Tandarias und Floribella u. a.; allegorische Gedichte, z. B. Streit des Körpers und der Seele; Lehrgedichte, z. B. eine Übersetzung der sog. Catonischen Sittensprüche, Rat eines Vaters an seinen Sohn, der Neue Rat von Smil Flaschka von Pardubitz. Die Geschichtschreibung ist vertreten durch Dalimils Reimchronik, durch die in Prosa geschriebene Chronik Pulkawas, ein Leben Karls IV. u. a. Der bedeutendste und fruchtbarste Prosaschriftsteller ist aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrh. Thomas Schtitny, dessen theol. und philos.-moralische Schriften sich durch Kraft und Originalität sowie durch Reinheit der Sprache auszeichnen.

In die zweite Periode, 1409—1620, fällt die Blütezeit der ältern czech. Litteratur. Am Anfang steht Huß (1369—1415); seine zahlreichen theol. und belehrenden Werke waren in stilistischer und sprachlicher Beziehung mustergültig. Der bedeutendste Schriftsteller und Denker nach Huß war Peter Chelczizky (s. d.), der eigentliche Begründer der Böhmischen Brüdergemeine. Der Aufschwung der czech. Nation infolge der zugleich nationalpolit. und religiösen hussitischen Bewegung konnte wegen der einen großen Teil des 15. Jahrh. ausfüllenden innern und äußern Kämpfe, die mit dieser Bewegung verbunden waren, der Litteratur nicht gleich zugute kommen; erst gegen Ende dieses Jahrhunderts und namentlich im 16. erhebt sie sich zu kräftiger Blüte, hier wie überall angeregt durch das wiedererwachte Studium der röm. und griech. Litteratur. Die poetische Thätigkeit dieses Zeitraums ist dem Inhalte nach im ganzen unbedeutend und besteht meist in der Dichtung geistlicher Lieder (am beachtenswertesten sind die der Böhmischen Brüder). Die Litteratur dieser klassischen Periode ist daher wesentlich eine Prosalitteratur, deren verschiedene Zweige fast alle reichlich vertreten sind. Die Geschichtschreibung des eigenen Landes hat einen unkritischen, aber viel gelesenen und benutzten Bearbeiter in Wenzel Hajek von Libotschan («Böhm. Chronik», 1541); von Geschichtschreibern sind noch zu erwähnen: Daniel Adam Weleslawin (Geschichtskalender), Johann Kozin (Übersetzung der Kirchengeschichte des Eusebius), Paul Skala (Kirchengeschichte von der apostolischen Zeit bis 1623); in der Jurisprudenz Paul Christ. Koldin (gest. 1563); als Grammatiker Blahoslaw (1571).

Artikel, die man unter Cz vermißt, sind unter Tsch aufzusuchen.

Von 1579 bis 1593 entstand durch eine Gesellschaft von Männern die ausgezeichnete Bibelübersetzung der Böhmischen Brüder, die sog. Kralitzer Bibel, auch in Betreff der Sprache eins der hervorragendsten Denkmäler der czech. Litteratur. Proben der Litteraturdenkmäler aus der ältesten Zeit bis ans Ende des 16. Jahrh. sind gesammelt in «Výbor z literatury české» («Auswahl aus der czech. Litteratur», 2 Tle., Prag 1845—68).

Die dritte Periode, 1620 bis auf Joseph II., ist die des Verfalls. Der Verlust der polit. und religiösen Selbständigkeit, die kath. Reaktion unter Ferdinand II., die Leiden des Dreißigjährigen Kriegs brachen die Blüte der Litteratur vollständig. Dieselbe fristete ein kümmerliches Dasein und war auf dem Wege, ganz verloren zu gehen, indem das Interesse für die ältere Litteratur schwand und was neu produziert wurde, an Inhalt unbedeutend und in Form und Sprache aufs äußerste vergröbert und verwahrlost war. Nur Amos Komenský oder Comenius (s. d.) leuchtete aus dieser Finsternis, aber auch schon im Auslande lebend und dort seine Werke druckend. Es verbreitete sich die Anschauung, daß die czech. Sprache für höhere litterarische Zwecke überhaupt nicht mehr zu brauchen sei. Die erste, wenn auch nur mittelbare Anregung zur Wiederbelebung einer czech. Litteratur geschah durch die gelehrte Thätigkeit von Männern wie Pelzel, Dobrowský u. a., die, wenn sie auch selbst nicht czechisch schrieben, durch ihre histor. und sprachlichen Forschungen das Interesse an der Vergangenheit förderten und das Nationalbewußtsein hoben. Die freiere Bewegung unter Joseph II. wirkte ebenfalls dahin, sodaß am Anfang des 19. Jahrh. czechische Schriftsteller ein wirkliches Wiederbeleben der Litteratur versuchen konnten, und damit beginnt die vierte Periode dieser Litteratur.

Das nächste Bestreben war auf Reinigung der Sprache von Mißverständnissen und Verderbnissen sowie auf Herstellung eines würdigen Ausdrucks und geregelter Form für die Poesie gerichtet. Das geschah namentlich von Puchmayer und Jungmann, teils durch eigene Erzeugnisse, teils durch Übersetzungen aus der klassischen Poesie anderer Völker. Die Gründung des Nationalmuseums 1818, hervorgegangen aus dem Streben, der gesamten auf die Belebung der nationalen Interessen gerichteten Thätigkeit einen Mittelpunkt zu verschaffen, förderte in ungeahnter Weise die Litteraturentwickelung. Durch die Auffindung der Grüneberger und Königinhofer Handschrift (1817 und 1818) glaubte man nationale Muster der Poesie gefunden zu haben, die ähnlichen Erzeugnissen anderer Völker nicht nachzustehen schienen und mit Begeisterung aufgenommen wurden; so hat sich eine moderne czech. Litteratur entwickelt, die man mit Rücksicht auf den nicht großen Umfang des Volks und die mannigfachen innern und äußern Schwierigkeiten bedeutend nennen muß.

Fast gleichzeitig traten drei Dichter von hoher Begabung auf: M. Z. Polák mit einem beschreibenden Gedicht («Erhabenheit der Natur», 1819), Jan Kollár mit einer kleinen Sammlung erotischer Gedichte («Sonette», 1821) und Franz Ladislaw Czelakowský mit einer Sammlung von Gedichten (1822). Polák ist seitdem fast verstummt, bei Kollár dagegen und Czelakowský folgten wichtige dichterische Leistungen nach. Kollár ließ 1832 seine Gedichte vermehrt unter dem Titel «Slávy Dcera» («Die Tochter Slávas», 3. Aufl. 1862) erscheinen und gründete hiermit seinen Ruhm als erotischer und slawisch-patriotischer Lyriker. Czelakowský dichtete seinen «Ohlas písní ruských» und «Ohlas písní českých» (Widerhall russischer, 1829, und böhmischer Nationallieder, 1840, episch und lyrisch) und seine «Růže stolistá» («Rosa centifolia», hundert Gedichte erotischen und reflektierenden Inhalts, 1840) und hat sich als Dichter Kollár wenigstens gleichgestellt, als Meister der Form ihn weit übertroffen. Beide starben 1852, Kollár als Professor der Archäologie in Wien, Czelakowský als Professor der Slawistik in Prag. Neben und nach ihnen haben sich in der Poesie hervorgethan: als Lyriker Kamaryt, Vacek Kamenický, Picek; als Lyriker und Didaktiker Jablonský; als Epiker Hollý, Wozel und insbesondere K. J. Erben («Kytice», 1853); als Satiriker Koubek, Rubesch und Havliczek; als Dramatiker Klicpera, Tyl, Mikovez und Georg Kolar; als Romandichter J. Marek (pseudonym Jan z Hvezdy), Chocholouschek, Hlinka (pseudonym Frant. Prawda) und insbesondere Tyl und Frau Božena Němcová, jener durch patriotische Tendenz seiner Romane, diese durch meisterhafte Zeichnungen des Volkstümlichen; ferner Vinařický u. a.

In der Mitte der funfziger Jahre vollzieht sich in der poet. Litteratur eine Wendung. Fremde Muster (Byron, Victor Hugo, Puschkin, Mickiewicz, neuere deutsche Dichter) finden Beachtung und ihr Einfluß offenbart sich sowohl in der Wahl des Stoffs, indem man von dem bisher überwiegenden Patriotischen mehr und mehr zum allgemein Menschlichen übergeht, als auch in einer leichtern Form. Der erste Vertreter dieser neuen Richtung war Mácha (geb. 1810, gest. 1836), dessen «Máj», eine Epopöe in Byrons Stil, jugendliche Leser überhaupt anzog und junge Dichtertalente der neuen Richtung zuwendete. Die Opposition, die dies hindern wollte, hörte auf, als eine stattliche Schar junger Dichter auftrat und sich durch gelungene Leistungen Anerkennung verschaffte. Um die Konzentrierung und Führung dieser neuen Dichterschule haben Hálek (gest. 1874) und Neruda das größte Verdienst, und das Wirken dieser neuen und der sich ihr anschließenden neuesten Dichtergeneration offenbart sich in einem ungeahnten Aufschwunge der czech. poetischen Litteratur, hauptsächlich im Gebiete der Lyrik und Epik (den Roman mit einbegriffen), zum Teil auch im Drama. Die Dichter umfassen meist mehrere Gebiete und die Leistungen entsprechen den ästhetischen Anforderungen immer mehr und mehr. Außer Hálek und Neruda haben sich Heyduk, Pfleger, Jeřábek, Jahn, Vlček, Bozděch, Smilovský, Schulz und die Damen Eliška Krásnohorská und Karolina Světlá besonders hervorgethan, und unter den neuesten Epigonen, unter denen sich viele gewandte Erzähler und Lyriker befinden, nehmen Svatopluk Czech und Jaroslaw Vrchlický die erste Stelle ein.

In der wissenschaftlichen Litteratur sind alle Hauptfächer bearbeitet. Das wichtigste ist das der slaw. und böhm. Geschichte, vertreten durch Werke von Schafarik («Slaw. Altertümer», 1837 u. öfter), Palacký («Geschichte von Böhmen bis 1526», 1848—67; 2. und teilweise 3. Aufl. 1876—78) und Tomek («Geschichte von Prag», Bd. 1, 1852; Bd. 5, 1882, bis 1436 reichend), sowie durch zahlreiche Arbeiten anderer (Gindely, Dudík, Jos. Jireczek, Kalousek, Rezek,

Tieftrunk, Zoubek, Goll, Sedláček, Kolář, Smolik, Brandl, Emler). Einige Vertreter der böhm. Grammatik und Litteraturgeschichte sind teils am Eingange, teils am Schlusse dieses Artikels genannt; außer ihnen sind noch Jos. Jireczek, Zikmund, Rybiczka, Nebesky und Bartosch zu erwähnen. Die klassische Philologie ist durch J. Kvíčala, J. Niederle u. a. vertreten. Im Fache der juridischen Litteratur sind namentlich die Forschungen und Schriften über slaw. Recht von Palacky, Hermenegild Jireczek, Jaromir Czelakowsky, Hanel und Brandl hervorzuheben. Ferner sind anzuführen auf dem Gebiete der Philosophie Lindner, Masaryk und Durdik; auf dem Gebiete der Mathematik, Physik und Geographie: Studnička, Em. und Ed. Weyr, Seydler, Zenger, Joh. Palacky und Jos. Erben; in den Naturwissenschaften Vojtěch Schafařik, Ladislaw Czelakowsky, Krejczi, Frycz, Vejdowsky, J. Purkyně, Weiß, Eiselt, Schöbl u. a.

Vgl. neben den ältern Arbeiten von Dobrowsky, Schafarik («Geschichte der slaw. Sprachen und Litteraturen», Ofen 1829; 2. Abdruck, Prag 1869), Jungmann, die czechisch geschriebenen Litteraturgeschichten von Sabina (Prag 1863—66), Schembera (4. Aufl., Wien 1874), Tieftrunk (2. Aufl., Prag 1880), die litterarhistor. Artikel im «Slovník Naučný» (Czech. Encyklopädie, 11 Bde., Prag 1859—74) und namentlich Pypin und Spasović, «Istorija slavjanskich literatur» («Geschichte der slaw. Litteraturen», 2. Aufl., Petersb. 1879—81; deutsch, Bd. 1, Lpz. 1880).

Czegléd, großer Marktflecken im pester Komitat, 75 km südöstlich von Budapest, am Knotenpunkte der südöstl. Linie der Österreichischen Staatseisenbahn und der Theißbahn, ist Sitz eines Bezirksgerichts, hat eine große zweitürmige, reform. Kirche und zählt (1880) 24872 meist reformierte E., sämtlich Magyaren, welche Landwirtschaft, Weinbau und Obstkultur treiben.

Czekanowski (Alexander), Entdeckungsreisender, geb. 1822 im Gouvernement Volhynien, besuchte das Gymnasium zu Kiew und studierte dann in Kiew und Dorpat Medizin und Mineralogie. Infolge seiner Beteiligung an dem poln. Aufstande von 1863 wurde er nach Sibirien verbannt und in Padun interniert, erhielt aber 1868 die Erlaubnis, nach Irkutsk ziehen zu dürfen. Im Auftrag der sibir. Abteilung der kaiserl. Geographischen Gesellschaft stellte er geolog. Untersuchungen im Gouvernement Irkutsk an, bereiste 1873 die untere Tunguska und den Olenek, 1875 die Olenekmündung und die Lena und kehrte nach seiner Begnadigung 1876 nach Petersburg zurück, wo er sich aber schon 30. Okt. 1876 in einem Anfall von Schwermut das Leben nahm. Die Resultate seiner sehr bedeutenden Forschungen legte er in den Schriften der Petersburger Geographischen Gesellschaft nieder.

Czelakowsky (Franz Ladislaw), einer der namhaftesten neuern böhm. Dichter und Schriftsteller, geb. 7. März 1799 zu Strakonitz, besuchte von 1812 an das Gymnasium zu Budweis, von 1816—17 das zu Pisek. Den philos. Kursus machte er teils auf dem Lyceum zu Linz, teils in Prag. Er nahm dann, um ganz seiner litterarischen Neigung zu leben, 1821 eine Erzieherstelle an, die er sieben Jahre bekleidete und redigierte 1834 die amtliche böhm. «Prager Zeitung» und die damit verbundene belletristische Zeitschrift «Biene», während er zugleich an der Universität öffentliche Vorlesungen über böhm. Sprache und Litteratur begann. Doch schon 1835 mußte er wegen eines gegen Rußland gerichteten Artikels die Redaction des Amtsblattes niederlegen und wurde seiner provisorischen Professur enthoben. Dafür gewann er aber die Gunst der öffentlichen Meinung, und der Fürst Kinsky ernannte ihn zu seinem Bibliothekar. Im Juni 1840 ward C. von der böhm. Gesellschaft der Wissenschaften in Prag zum Mitglied erwählt und im April 1842 auf den neuerrichteten Lehrstuhl der slaw. Sprache und Litteratur an der Universität Breslau berufen. Im Herbst 1849 verließ er indes Breslau und wirkte seitdem als ord. Professor der slaw. Sprache und Litteratur zu Prag, wo er 5. Aug. 1852 starb. C. zählt zu den namhaftesten Vertretern der neuern czech. Litteratur; seine Gedichte zeichnen sich durch klassische Form, poetischen Schwung und gesunden Humor aus. Er wandte sich schon frühzeitig dem volkstümlichen Gebiete zu, auf welchem er unter den neuern böhm. Dichtern das Vorzüglichste geleistet hat. Außer seinen eigenen «Vermischten Gedichten» (Prag 1822; neue Aufl. 1830) gehören seiner frühern litterarischen Thätigkeit an: eine Sammlung slaw. Volkslieder aller Stämme mit czech. Übersetzung (3 Bde., Prag 1822—27), die Übertragungen litauischer Volkslieder (Prag 1827), sowie einiger deutscher und engl. Dichtwerke. Sodann folgten das «Echo ruff. Nationallieder» (Prag 1829) und das «Echo böhm. Nationallieder» (Prag 1840), sowie die «Centifolia» (Prag 1840), letzteres eine Sammlung von 100 Gedichten teils erotischen, teils naturphilos. Inhalts. Auch veröffentlichte er eine Gesamtausgabe seiner «Gedichte» (Prag 1847). Sodann lieferte C. Arbeiten zur Kunde der böhm. Sprache und Litteratur, sowie Hilfsbücher für den höhern Unterricht. Zu erstern gehören die «Böhm. Rechtschreibungslehre» (Prag 1840; 2. Aufl. 1842), «Nachträge zu Jungmanns böhm. Wörterbuch» (Prag 1851), «Philosophie des slaw. Volks» (Prag 1851), eine ausgezeichnete Sammlung slaw. Sprichwörter und «Vorlesungen über die vergleichende slaw. Grammatik» (Prag 1853); zu letztern das «Böhm. Lesebuch für Gymnasien» (4 Bde., Prag 1851—52). Seine gesammelten Korrespondenzen erschienen in Prag (1864), seine gesammelten Werke ebenda (2 Bde., 1871—76). Eine Biographie C.s hat Hanuich (Prag 1855) veröffentlicht. — Sein ältester Sohn ist der Botaniker **Ladislaw** C. (s. d.); ein zweiter Sohn, **Jaromir** C., geb. 1846, hat sich durch Forschungen und Monographien über ältere böhm. Rechtsverhältnisse und Rechtsdenkmäler hervorgethan.

Czelakowsky (Ladislaw), namhafter Botaniker, Sohn des vorigen, geb. 29. Nov. 1834 in Prag, erhielt seine wissenschaftliche Vorbildung auf den Gymnasien in Breslau und Prag und studierte dann seit 1853 auf der Universität zu Prag Naturwissenschaften. Schon auf der Schule hatte er sich mit Vorliebe botan. Studien zugewandt, betrieb jedoch auch nebenbei schöne Litteratur und übersetzte einige Shakspearesche Dramen in die czechische Sprache; dieselben erschienen in der von der Matice-Gesellschaft veranstalteten böhm. Shakspeare-Ausgabe. Vom J. 1855 an veröffentlichte er mehrere morphologische Arbeiten in der böhm. Zeitschrift «Živa». Im J. 1858 wurde er Lehrer der Naturgeschichte am Obergymnasium zu Komotau, 1859 Hauslehrer in Königsaal und 1860 Kustos der botan. Abteilung des böhm. Museums zu Prag.

Nachdem er 1863 in Prag promoviert hatte, habilitierte er sich 1866 als Docent der Botanik am dortigen Polytechnikum, wurde 1871 außerord., 1880 ord. Professor der Botanik an der prager Universität und trat 1882 nach deren Teilung in eine deutsche und eine böhm. Hochschule an letztere über. C. veröffentlichte zahlreiche Arbeiten morphologischen und floristisch-systematischen Inhalts, die teils in der bereits genannten böhm. Zeitschrift «Živa», teils in der böhm. Museumszeitschrift, teils in den Berichten der naturwissenschaftlich-mathem. Sektion der böhm. Gesellschaft der Wissenschaften zu Prag, teils in botan. Fachzeitschriften, wie in der «Flora», in der österr. botan. Zeitschrift und in der prager Zeitschrift «Lotos», teils auch gesondert im Buchhandel erschienen sind. In floristisch-systematischer Beziehung beschäftigte er sich hauptsächlich mit der Durchforschung der Flora Böhmens und als wichtigste Arbeit in dieser Richtung ist zu nennen «Prodromus der Flora von Böhmen» (deutsch und böhmisch im «Archiv für die naturwissenschaftliche Landesdurchforschung von Böhmen», 4 Tle., Prag 1867—81). In seinen morphologischen Arbeiten behandelt er hauptsächlich die teratologischen Erscheinungen im Pflanzenreich und in dieser Richtung sind zu erwähnen: «Vergleichende Darstellung der Placenten in den Fruchtknoten der Phanerogamen» (Prag 1876), «Teratologische Beiträge zur Deutung des Staubgefäßes» (Prag 1877), eine Reihe von Arbeiten über Ovular-Anamorphosen (Vergrünung von Eichen) von Alliaria, Trifolium, Reseda, Hesperis, Aquilegia; «Über die morphologische Bedeutung der Samenknospen» (Prag 1875), «Zur Kritik der Ansichten von der Fruchtschuppe der Abietineen» (Prag 1882).

Czenstochau, Czenstochówa oder Tschenstochow, Kreisstadt im poln. Gouvernement Petrikau, an der Eisenbahn Warschau-Wien, zerfällt in Alt- und Neu-C. und zählt (1878) 15522 E., die Handel mit Heiligenbildern und Amuletten treiben. Der Ort ist berühmt durch sein Kloster vom Orden des heil. Paul des Eremiten, welches der besuchteste Wallfahrtsort in Polen und in allen slaw. Ländern ist. Das Kloster erhebt sich auf einer die Gegend beherrschenden Anhöhe an der Warthe, dem Klarenberge (Jasnogóra), unfern der schles. Grenze. In der reich dotierten Klosterkirche befindet sich das berühmte, auf Cypressenholz gemalte, mit goldenen Kronen versehene und mit vielen Edelsteinen gezierte schwarzbraune Marienbild, das zur Verehrung der Schwarzen Madonna bei dem ganzen poln. Volke Veranlassung gegeben hat. Es ist wahrscheinlich byzant. Ursprungs. Nach der Sage ist es von Lukas selbst gemalt, im Besitz der heil. Helena gewesen, dann durch den russinischen Fürsten Leo nach Belz in Galizien gekommen und endlich 1382 von dem Herzoge von Oppeln, Wladyslaw, der das Kloster zu C. gründete, hierher gebracht worden, um es vor den Tataren zu schützen. Das früher befestigte Kloster wurde dadurch berühmt, daß 1655 das Heer des schwed. Königs Karl Gustav, der bereits ganz Polen in seiner Gewalt hatte, vor C. den einzigen Widerstand fand, und die Besatzung, die aus 70 Mönchen und 150 Soldaten bestand, unter Anführung des Priors Kordecki 10000 Schweden und einem Teile des mit diesen vereinigten poln. Heeres gegenüber eine 38tägige Belagerung unter dem Schutze der Jungfrau, wie man glaubte, glücklich aushielt. Später verlor C. seine militärische Wichtigkeit; Kaiser Alexander I. ließ, nachdem es 1813 an Rußland gefallen, die Festungswerke abtragen.

Czepko (Daniel von), schles. Dichter, einer der bessern Nachfolger von Opitz, geb. 23. Sept. 1605 zu Koschwitz bei Liegnitz, gest. 8. Sept. 1660 zu Wohlau, war ein fruchtbarer, vielseitiger und patriotischer Dichter. Zu nennen sind von ihm: «Triumphbogen Ferdinand dem Dritten» (Bresl. 1641), «Rede aus seinem Grabe» (Bresl. 1660), «Sieben Gestirne Königlicher Buße» (Brieg 1671). Vgl. Kahlert in Prutz' «Litterarischem Taschenbuch» (1844) und Hoffmann von Fallersleben im «Weimarischen Jahrbuch» (Bd. 2).

Czeremotz (Czeremos), rechtsseitiger Nebenfluß des Pruth, in den er südlich von Sniatyn mündet, wegen seines Fischreichtums bekannt. Er bildet beinahe in seinem ganzen Laufe die natürliche Grenze zwischen Galizien und der Bukowina.

Czermak (Joh. Nepomuk), hervorragender Physiolog, geb. 17. Juni 1828 zu Prag, studierte zu Wien, Breslau und Würzburg Medizin und ward dann zu Prag Assistent am physiol. Institut, auch habilitierte er sich daselbst als Privatdocent für Physiologie und mikroskopische Anatomie. Er wurde 1855 Professor der Zoologie und vergleichenden Anatomie in Gratz, 1856 Professor der Physiologie in Krakau, 1858 in gleicher Eigenschaft nach Pest berufen. Wie an der krakauer Hochschule, so gründete er auch hier ein physiol. Institut. Im Herbst 1860 legte er jedoch in Pest seine Professur freiwillig nieder und wandte sich wieder nach Prag, wo er seitdem als Privatgelehrter lebte, bis er im Frühjahr 1865 einem Rufe als Professor der Physiologie an die Universität zu Jena Folge leistete. Im J. 1869 siedelte er nach Leipzig über, wo er auf eigene Kosten ein durch Zweckmäßigkeit der Einrichtung ausgezeichnetes Laboratorium erbaute und daselbst Vorlesungen über Experimentalphysiologie hielt. Er starb 16. Sept. 1873. Die ärztliche Wissenschaft verdankt C. die Einführung und Anwendung des Kehlkopfspiegels zu diagnost. und physiol. Zwecken und die durch den Kehlkopfspiegel ermöglichte lokale Behandlung der Nasen- und Kehlkopfkrankheiten. Außer einer großen Anzahl von Journalartikeln anatom.-physiol. Inhalts und einer Reihe von Abhandlungen für die «Sitzungsberichte» der wiener Akademie veröffentlichte C.: «Der Kehlkopfspiegel und seine Verwertung für Physiologie und Medizin» (Lpz. 1860; 2. Aufl. 1863) und «Populäre physiol. Vorträge» (Wien 1869). Nach seinem Tode wurden die wissenschaftl. Abhandlungen und populären Aufsätze C.s unter dem Titel «Gesammelte Schriften» (2 Bde., Lpz. 1879) vereinigt; dieselben enthalten auch eine biographische Skizze C.s von A. Springer. — Sein älterer Bruder, Joseph C., geb. 25. Nov. 1825 zu Prag, seit Okt. 1863 Direktor der nach seinen Plänen eingerichteten Irrenanstalt zu Czernowitz bei Brünn, hat sich als Irrenarzt einen geachteten Namen erworben. Derselbe bekleidete später eine Professur der Medizin an der Universität zu Gratz und starb daselbst 24. Juli 1872.

Czermak (Jaroslaw), Historienmaler, jüngerer Bruder der vorigen, geb. zu Prag 1. Aug. 1831, trat 1847 in die prager Akademie, wo er unter der Leitung von Christian Ruben mit seiner ersten Komposition: Marius auf den Trümmern von Karthago, auftrat, welcher als zweite Die Ermordung der Begleiter Waldsteins in Eger folgte. C. machte dann eine dreijährige Kunstreise durch Deutschland und

Artikel, die man unter Cz vermißt, sind unter Tsch aufzusuchen.

Belgien und trat hierauf in die Akademie zu Antwerpen ein, wo er sich namentlich unter Wappers bildete. Das erstere größere Bild: Slowenische Auswanderer, im Besitz des belg. Königs, bekundet bereits große Fortschritte. Bald darauf gewann er den von Prag ausgeschriebenen Preis mit seinem Karton: Die Hussiten treten mit Prokop in das Baseler Konzil ein. C. entnahm seiner heimatlichen Geschichte noch einzelne Motive, besonders aus der Zeit der Hussitenkriege, wandte sich aber später mehr dem Genre zu, in dem er auch Vorzügliches leistete. Im J. 1850 entstand als Frucht einer Reise in die Normandie das Bild: Normännische Fischer im Kahn, die Bibel lesend. Insbesondere ist es aber die an Trachten reiche südslaw. Welt, aus der C. Stoffe für seine Gemälde nahm, nachdem er 1858 eine große Kunstreise durch Mähren, Ungarn, Kroatien, die Herzegowina, Dalmatien und Montenegro gemacht und reiches Material an Ideen, Trachten und Volkstypen gesammelt hatte. Im J. 1861 war in Brüssel Die Montenegrinerin mit einem schlafenden Kinde, in Lebensgröße, ausgestellt. Aufsehen erregte auch: die Montenegrinerin, welche mit dem Gewehr vor einer Höhle, in welcher ihr Mann verwundet liegt, die Wacht hält. Großartig komponiert, voll Leben und Bewegung, mit Rubensscher Kühnheit aufgefaßt ist sein Bild: Baschi-Bozuks rauben eine Herzegowinerin (Museum zu Brüssel). Es folgten dann mehrere Kampfscenen aus der Herzegowina, worunter Das Rendezvous mit einem Uskoken und Die Schlacht bei Duga hervorzuheben sind. Seit 1858 lebte C. meist in Paris, wo er 23. April 1878 starb.

Czermak (Gustav), Mineralog, s. Tschermak.

Czernagóra, s. Montenegro.

Czernahora (Czernagora), d. h. Schwarzer Berg, Berg in der östlichsten Ecke Ungarns, etwa unter 48° nördl. Br., in den Marmaros-Karpaten. Er erhebt sich zwischen dem Ruszky-Put und dem Stog zu 2007 m Meereshöhe und ist somit der höchste Gipfel dieses Gebirges. An seiner Westseite entspringt der erste Zufluß der Weißen Theiß. An ihm liegt ein sehr tiefer See und das große Dorf Zabin. Auch befindet sich an seinem Abhange eine Mineralquelle. — Ein anderer Czernahora, 663 m hoch im SW. von Svidnik im ungar. Comitat Sáros, gehört den Ost-Beskiden an und besteht aus Karpatensandstein.

Czernawoda oder Tschernawoda, d. h. Schwarzwasser, Dorf in Rumänien, in der Dobrudscha, an der sich hier nordwärts wendenden Donau, am Anfange des Trajanswalles (s. d.) und der 4. Nov. 1860 eröffneten, 66 km langen Danubisch-Pontischen Eisenbahn nach Küstendsche am Schwarzen Meere.

Czernebog, s. Czornebog.

Czernowitz, Hauptstadt des österr. Kronlandes Bukowina (s. d.), am flößbaren Pruth, über den eine Eisenbahn- und eine Straßenbrücke führen, und an der Lemberg-Czernowitz-Jassyer Eisenbahn, zählt mit ihren vier Vorstädten (1881) 45600 E. (darunter 9700 Juden), von denen 32346 auf die Stadt allein entfallen. C. ist der Sitz eines griech.-orient. Erzbischofs und Metropoliten, der polit. Landesbehörde, des Landesgerichts, der Finanzdirektion, einer Handels- und Gewerbekammer, der Bezirkshauptmannschaft und des Bezirksgerichts für den Landbezirk. Auch befinden sich hier die 4. Okt. 1875 eröffnete Franz-Josephs-Universität (mit deutscher Unterrichts- und Geschäftssprache), ein Obergymnasium, eine Oberrealschule, eine Gewerbeschule, in Verbindung mit einer Handelsschule, eine Bildungsanstalt für Lehrer und Lehrerinnen, ein griech.-orient. Priesterseminar, eine landwirtschaftliche Schule, eine Hebammenschule und zahlreiche Vereine, darunter der Verein zur Förderung der Tonkunst in der Bukowina, der Litteratur- und Landeskultur-Verein u. s. w. Unter den Gebäuden ragt die erzbischöfl. Residenz hervor, auf dem Bischofsberg 1864—75 in byzant. Stil erbaut; ferner die griech.-orient. Kathedrale, nach dem Muster der Isaakskirche in Petersburg 1864 vollendet, die armen.-kath. Kirche, 1875 eingeweiht, der jüd. Tempel, 1877 in maurisch-orient. Stil vollendet, und das 1875 errichtete Austria-Monument. Die Industrie ist nicht bedeutend, aber in raschem Aufschwung begriffen, der fast ausschließlich von Juden und Armeniern betriebene Handel mit den Rohprodukten des Landes sehr lebhaft. Der in der Nähe befindliche Berg Cecina ist durch die Trümmer einer Burg berühmt, die streitigen Ursprungs ist.

Czerny (Georg Petrowitsch), wegen seiner gebräunten Gesichtsfarbe auch Karadjordje, d. i. schwarzer Georg, genannt, heldenmütiger Befreier und erster Fürst von Serbien, wurde 21. Dez. 1766 zu Wischewtzi im Kragujewatzer Kreise in Serbien von armen Eltern geboren. Um den Grausamkeiten ihres türk. Grundherrn zu entgehen, siedelte seine Familie nach Topola über, wo sich C. mit dem Ackerbau beschäftigte. Vor dem Ausbruche des österr.-türk. Kriegs 1787 flüchtete C. mit seiner Familie nach Österreich, wo er in das von Michaljowitsch geworbene Serbenfreikorps eintrat und sich aufs vorteilhafteste auszeichnete. Nach dem Frieden von Sistowa (1791) ging er wieder nach Österreich, trat als Feldwebel aus der Armee und wurde Waldhüter des Klosters Kruschedol. Nach einiger Zeit kehrte C. nach Topola zurück und ward bald ein angesehener und reicher Viehhändler. Als 1801 nach der Ermordung des serbenfreundlichen Veziers Hadschi-Mustai-Pascha in Belgrad durch mehrere türk. Spahis die Serben beim Sultan Klage wider die Greuelherrschaft der Spahis führten, entschlossen sich die Spahis aus Furcht vor einer Intervention des Sultans zur Ermordung der angesehensten Männer im Lande. Am 4. Febr. 1804 fielen zu Waljewo die ersten Opfer. Unter den Proskribierten befand sich auch C., welcher nur durch die schleunigste Flucht das Leben rettete. In der Nacht des 12. Febr. 1804 von einer Versammlung von 300 Volksabgeordneten in Oraschatz zum Oberhaupt gewählt, rief C. die Nation zu den Waffen und säuberte in den J. 1804 und 1805 das ganze Land, bis auf das stark befestigte Belgrad, von den Türken. C. suchte nach diesen Erfolgen seine Stellung als Diktator-Fürst zu behaupten, aber die serb. Aristokraten (Knesen) sahen dadurch ihre Macht bedroht und stellten unter dem Einflusse Rußlands der Volksversammlung, mit welcher C. regieren wollte, 1805 einen Senat von 12 Mitgliedern entgegen. Inmitten der innern Zwiste, die durch die Einsetzung dieser olichargischen Oberbehörde ausbrachen, fielen Ende 1806 die Türken aufs neue ins Land und brachten den Serben zwei Niederlagen bei. Da wurde C. durch den Sieg am Mischarsko-Polje und die Eroberung von Belgrad abermals der Retter seiner Nation. Dennoch setzten seine Gegner ihr Treiben fort, sodaß sich C. endlich veranlaßt sah,

Artikel, die man unter Cz vermißt, sind unter Tsch aufzusuchen.

den Senat auseinander zu treiben. Doch konnte C. nicht verhindern, daß die Knesen durch Beschluß vom 23. Mai 1807 Serbien unter das Protektorat Rußlands stellten.

Als im J. 1809 die Feindseligkeiten zwischen Rußland und der Türkei abermals ausbrachen, drang C. siegreich nach Bosnien ein, sah sich aber nach der Niederlage, welche ein anderes serb. Heer bei Kamenitza erlitten hatte, nunmehr selbst genötigt, im Interesse des Landes bei den Russen Hilfe zu suchen. Nachdem er von dem Kommandanten der russ. Donau-Armee auf der Volksversammlung von 1810 als «Oberfeldherr von Serbien» offiziell anerkannt worden, reinigte C. in kurzer Zeit das Land von den Türken und ließ sich auf der Volksversammlung von 1811 aufs neue zum alleinigen Kriegsherrn ernennen, während der inzwischen zurückgekehrte Senat die Leitung der Civilangelegenheiten erhielt. Die Türken, von den Russen hart bedrängt, boten C. die Fürstenwürde an unter der Bedingung, Frieden zu halten, er wies aber diesen Antrag zurück in der Hoffnung, daß die Russen das Interesse der Serben wahren würden. Aber die Invasion Napoleons in Rußland bewog den Zaren zum Friedensschluß mit der Pforte, welcher in Bukarest im Mai 1812 unterschrieben und wobei Serbien zum Opfer gebracht wurde. C. ließ sich nun mit den Türken in Verhandlungen ein, welche diese in die Länge zogen, bis sie zum Kampfe gehörig vorbereitet waren. Im Juni 1813 rückten die Türken in Serbien ein und schlugen die Serben entscheidend bei Deligrad. Hierauf ging C. 3. Okt. 1813 nach Österreich über und wurde von da aus nach Chotim in Bessarabien interniert. Die Türken hausten blutig in Serbien, bis es Milosch Obrenowitsch 1815 gelang, das Land zu retten und sich zum Oberherrn zu machen. C. kehrte im Juli 1817 mit einem die ganze Balkanhalbinsel umfassenden hellenisch-slaw. Revolutionsplane nach Serbien zurück und hielt sich unweit Semendria verborgen, von wo aus er mit Milosch verhandelte. An den Pascha von Belgrad verraten, wurde C. 27. Juli 1817 bei Semendria meuchlings ermordet. Sein Kopf wurde nach Konstantinopel gesandt und sein Körper später in der Kirche von Topola beigesetzt. Eine Charakteristik C.s gab L. von Ranke in «Die serb. Revolution» (Hamb. 1829). Als 1842 Milosch durch eine Revolution gestürzt ward, erhielt C.s zweiter Sohn, Alexander Karagjorgjewitsch Czerny, die Fürstenwürde.

Czerny (Alexander Karagjorgjewitsch), ehemaliger Fürst von Serbien, Sohn des vorigen, wurde 11. Okt. (29. Sept.) 1806 in Topola geboren und trat, nachdem er seinem Vater in die Verbannung gefolgt, in russ. Dienste, später wurde er Adjutant des Fürsten Michael Obrenowitsch. Infolge der Absetzung der Dynastie Obrenowitsch 1842 zum Fürsten gewählt, zeigte er sich als ein an Charakter ebenso wie an Thatkraft unbedeutender Regent. Unter ihm wurden zwar die Hochschule zu Belgrad, Gymnasien in den wichtigern Kreisstädten, die belgrader Militärakademie, die Kanonengießerei von Kragujewatz, die Musterwirtschaft von Topdjidere u. s. w. gegründet, das Justizwesen geregelt und zahlreiche, namentlich nach österr. Mustern verfaßte Gesetze erlassen, welche allmählich Serbien aus einem türk. Vasallenstaat in einen modernen Rechtsstaat umschufen. Doch überließ C. die Initiative hierzu den Fachmännern. Die Partei der Obrenowitsch wußte eine stete Aufregung zu erhalten, durch welche C. sich dergestalt gefährdet fühlte, daß er sich, um sich zu behaupten, Österreich und der Pforte in einer das Nationalgefühl verletzenden Weise nachgiebig zeigte. Sogar seine Beteiligung an dem Aufstande der Südslawen gegen die Magyaren (1848) wurde ihm nicht als eine Bethätigung slaw. Volksinteresses, sondern als eine Nachgiebigkeit gegen den wiener Hof ausgelegt. Der Einfluß Rußlands im Verein mit den Wühlereien der gestürzten Dynastie Obrenowitsch untergruben seine Stellung. Der öffentlichen Meinung nachgebend, berief er eine Volksversammlung, welche 11. Dez. 1858 zusammentrat und seine Abdankung verlangte. Der Fürst flüchtete auf die Festung zu Belgrad in türk. Schutz, worauf die Versammlung seine Absetzung aussprach. C. begab sich nunmehr auf österr. Gebiet, um in Pest seinen Wohnsitz zu nehmen, während der 81jährige Fürst Milosch Obrenowitsch aufs neue den serb. Thron bestieg, den er 1860 auf seinen Sohn Michael vererbte. Obgleich in Serbien ohne alle Sympathien, suchte C. sich doch des Throns wieder zu bemächtigen. Einer revolutionären Partei, welche für Herstellung seiner Dynastie zu arbeiten vorgab und bei seiner ehrgeizigen Gemahlin Unterstützung fand, gelang es, ihn wiederholt zu Unternehmungen gegen den regierenden Fürsten zu bewegen. Nachdem 1864 ein solches Komplott vereitelt worden, gelang bei einem abermaligen Versuche im J. 1868 die Ermordung Michaels, nicht aber der beabsichtigte Umsturz, welchen jenes Verbrechen einleiten sollte. Die unmittelbaren Thäter wurden nebst den in Belgrad anwesenden Verschworenen ergriffen und von ihnen 15 am schwersten Kompromittierte zum Tode, der Exfürst C. selbst aber in contumaciam zu 20jähriger Gefängnisstrafe verurteilt. Das Stadtgericht zu Pest nahm 1870 die Verhandlung wieder auf und sprach C. in erster Instanz «wegen mangelnder Beweise» frei. Der Prozeß gelangte hierauf an die zweite Instanz, welche C. im Jan. 1871 zu acht, die Mitangeklagten Trifkowitsch und Strankowitsch zu vier Jahren schwerem Kerker verurteilte.

Czerny (Karl), deutscher Komponist und Pianist, geb. 21. Febr. 1791 zu Wien, wo sein Vater, Wenzel C., seit 1785 als Musiklehrer lebte, erhielt von diesem den ersten und einzigen Unterricht im Klavierspielen, während er sich in der Komposition autodidaktisch bildete. Im Alter von 9 J. trat er bereits öffentlich als Klavierspieler auf, und mit 14 J. begann er Unterricht zu geben, sodaß er nach und nach sich zu einem der gesuchtesten Pianofortelehrer Wiens emporschwang. Auch in Kompositionen versuchte er sich schon frühzeitig; doch erschienen seine ersten Sachen (Variationen für Klavier und Violine und ein vierhändiges Rondo) erst 1819 im Druck. Die Stücke C.s gefielen und zogen eine lange Reihe anderer nach sich, sodaß im ganzen über 1000 größere und kleinere Werke von ihm publiziert wurden, ungerechnet zahlreicher Arrangements von Opern, Orchester- und Kammermusiksachen u. s. w. Auch veröffentlichte er einige theoretische Werke, eine Übersetzung von Reichas voluminösem «Traité de composition», eine große Klavierschule und einen «Umriß der Musikgeschichte» u. s. w. Außerdem sind noch von ihm vorhanden an 400 handschriftliche Opera, bestehend in Kirchensachen verschiedener Art, Konzerten und Symphonien, Quartetten und Quintetten, Gesangstücken u. s. w. Bei der Menge seiner Werke ist die verhältnismäßige Gediegenheit

Artikel, die man unter Cz vermißt, sind unter Tsch aufzusuchen.

derselben bewundernswert. Alles, was aus seiner Feder kam, war stil- und formgewandt. Von seinen instruktiven Sachen haben manche, gleich denen von Cramer, Anspruch auf bleibendern Wert, z. B. «Die Schule der Geläufigkeit», «Die Kunst der Fingerfertigkeit» u. s. w. C. starb zu Wien 15. Juli 1857.

Czernyschewskij (Nikolaj Gawrilowitsch), russ. Schriftsteller, s. Tschernyschewskij

Czernytschew, russ. Grafen- und Fürstenhaus, s. Tschernytschew.

Czersk, russ. Tschersk, Städtchen im russ.-poln. Gouvernement Warschau, unweit der Weichsel gelegen, ist nur dadurch merkwürdig, daß hier die früher sehr mächtigen Fürsten Czerski ihre Residenz hatten. Seitdem aber Warschau die Hauptstadt des Landes wurde, verfiel C. vollständig und hat jetzt kaum noch 1000 E.

Czerski (Joh.), Mitbegründer des Deutschkatholizismus, geb. 12. Mai 1813 zu Warlubien unweit Neuenburg in Westpreußen, besuchte die Dorfschule seines Geburtsortes, dann die Stadtschule zu Bromberg und zuletzt das Gymnasium zu Konitz. Im J. 1838 ward er in das Alumnat des Mariengymnasiums zu Posen aufgenommen, besuchte später das dortige erzbischöfl. Seminar und ward 1842 zum Priester geweiht. Nachdem er Vikar an der Domkirche zu Posen gewesen, wurde er im März 1844 als solcher nach Schneidemühl in der Provinz Posen versetzt. Hier legte C. 22. Aug. 1844 seine Stelle als röm.-kath. Priester nieder und sagte sich mit seiner Gemeinde von Rom los, ohne jedoch aufhören zu wollen «Katholik» zu sein. Am Sonntage nach Weihnachten 1844 ließ er sich trauen. Er glaubte mit seiner Gemeinde, der rasch andere nachgefolgt waren, sich an Ronges weiter greifende Bestrebungen anschließen zu können. Allein bereits auf dem ersten deutschkath. Konzil zu Leipzig im März 1845 stellte sich C.s größere Kirchengläubigkeit heraus. Im Juni 1845 erklärte er offen sein Festhalten an dem Apostolischen Symbolum. Auf einer Synode von elf posener Gemeinden zu Schneidemühl im Juli 1846 faßte C. ein dem Leipziger Bekenntnis gegenüberstehendes ab. (S. Deutschkatholiken.) C. versah seitdem das Predigeramt seiner Gemeinde zu Schneidemühl, trat aber mit dem Niedergange der deutschkath. und freigemeindlichen Bewegung aus der Öffentlichkeit mehr und mehr zurück. Erst seit 1860 machte er sich wieder durch Wirksamkeit für seine Richtung auf Rundreisen bemerkbar. Von seinen Schriften, die fast nur in Ansprachen und Predigten bestehen, sind zu erwähnen: «Offenes Bekenntnis der christl.-apostolischen Gemeinde zu Schneidemühl» (Stuttg. 1844; 2. Aufl., Danz. 1845) und «Rechtfertigung meines Abfalls von der röm. Hofkirche» (Bromb. 1845), «Der Nachlaß des sterbenden Papsttums» (12. Aufl., Schneidemühl 1870).

Czetz (Joh.), Chef des siebenbürg. Generalstabes der ungar. Revolutionsarmee von 1848—49, geb. zu Gidófalva im Szeklerlande 1822, absolvierte die Wiener-Neustädter Militärakademie und trat 1842 in die österr. Armee. Im J. 1846 wurde er zum Generalstab versetzt und nach Errichtung des ungar. Ministeriums in das neugebildete Landesverteidigungsministerium berufen. In dieser Stellung arbeitete er die Instruktionen für die Kämpfe gegen die Serben in Südungarn aus, folgte dann als Adjutant dem General Mészáros dahin, wurde bald darauf zum Hauptmann, dann zum Chef des revolutionären Generalstabes in Siebenbürgen ernannt, wo er bis zu Bems Abreise (Mai 1849) erfolgreich wirkte. Mittlerweile avancierte er rasch zum General und erhielt das Kommando in Siebenbürgen. Nach der Katastrophe von Világos hielt er sich einige Zeit im Lande verborgen und flüchtete im Frühjahr 1850 nach England. C. trat schon früh als militärischer Schriftsteller auf, seine beste Schrift ist: «Bems Feldzug in Siebenbürgen in den J. 1848 und 1849» (Hamb. 1850).

Czirknitzersee, nach dem Flecken Czirknitz so benannt, im Herzogtum Krain (Österreich), 7 km südöstlich von Adelsberg, gehört zu den merkwürdigsten Erscheinungen des Karstplateau. Schon Strabo gedenkt des Sees. Durch die wundersamen Berichte späterer Schriftsteller, daß man je nach der Jahreszeit in ihm fische, pflüge, säe, ernte und jage, sind die einfachen Naturerscheinungen jener Gegend in das Bereich abenteuerlicher Sagen gezogen worden. Der See liegt in einem Thalkessel ohne Ausgang, südlich vom Javornik, nordöstlich vom Slivinzaberge überragt. Er hat bei hohem Wasserstande etwa 170 qkm Flächeninhalt, eine unregelmäßige Gestalt, eine mittlere Tiefe von 8 m und umschließt vier Inseln, auf deren größter das Dorf Ottok liegt. Wie das ganze krainer Plateau aus durchlöcherten, zerspaltenen und durchhöhlten Kalkmassen besteht, so auch der Grund und die Umgebung des C., daher sich viele natürliche Abzugskanäle vorfinden, die bei trockenem Wetter das Wasser abführen, bei feuchtem Wetter mehr Wasser zuführen, stets aber unterirdische Verbindungen mit benachbarten Gegenden unterhalten, in denen das Wasser des Sees in periodischen Flußläufen wiedererscheint. Dunkle, schwarze Stellen des Wasserspiegels verraten das Dasein solcher Trichter, die vom Bewohner wohl gekannt und verschieden benannt werden, wie z. B. Kessel, Faß, Sieb, Wasserträger, die große und kleine Trommelschlägerin, wegen des dumpfen Widerhalls hinabstürzender Gewässer. Überhaupt finden sich wohl an 40 Stellen, wo das Wasser unterirdisch abläuft und im laibacher Thale als Bistrizza und Baraunizza wiedererscheint. Nach anhaltendem oder heftigem Regen erreicht der See die Höhlen Velka-Karlauza und Mala-Karlauza und durch sie das Thal St. Canzian, nach wiederholtem Verschwinden oberhalb Planina die Unz. Bei zu großem Wasserandrange aber können die Höhlen nicht alles aufnehmen. Dann tritt der See, Dörfer und Felder überschwemmend, aus und erhebt sich bis zu 7 m über den gewöhnlichen Wasserstand; derselbe richtet sich nach der Witterung, sodaß regelmäßige Epochen des Steigens und Fallens nicht stattfinden. In den J. 1707—14 floß der See nur einmal ab, während er vom Jan. 1834 bis Febr. 1835 ausgetrocknet war. Beim Zurücktreten des Wassers wird ein geringer Teil des Seebodens zum Anbau von Früchten, namentlich von Hirse und Heidekorn, benutzt; weit größern Vorteil aber bringen die üppigen Seewiesen.

Czornebog, nicht Czernebog (slawisch, spr. Tschor—, von čorny, schwarz, und bog, Gott), der schwarze Gott, in der slaw. Mythologie der Vertreter der Finsternis und des bösen Prinzips, eine mächtige Gottheit, vorgestellt als Drache, Löwe oder ein anderes Ungeheuer. Daß bei den polabischen Stämmen als Gegensatz zu C. und mit diesem kämpfend ein weißer Gott, Bjelbog (s. d.) angenommen wurde, beruht wahrscheinlich schon auf

christl. Einfluß. Lokalisiert war der Mythus insbesondere bei den Wenden in der Lausitz, wo noch jetzt unweit Bautzen ein Berg Czorneboh oder Czernebog (wendisch Corny Bóh) heißt, und in der Nähe desselben ein zweiter, weniger bedeutender, Bilebog (wendisch Bĕly Bóh).

Czorneboh, Berg bei Bautzen (s. d.).

Czörnig (Karl), Freiherr von Czernhausen, hervorragender Statistiker, geb. 5. Mai 1804 zu Czernhausen in Böhmen, studierte zu Prag und Wien Jurisprudenz und Staatswissenschaften, trat 1828 in den österr. Staatsdienst ein und wurde 1834 Präsidialsekretär beim lombard. Gubernium zu Mailand. Im J. 1841 als Hofsekretär und Direktor der administrativen Statistik nach Wien berufen, erwarb sich C. besonders durch die musterhafte Organisation der statist. Anstalt große Verdienste. Unter ihm begann die regelmäßige Veröffentlichung der umfassenden statist. Arbeiten in den «Tafeln zur Statistik der österr. Monarchie» (Wien 1841 fg.) Im J. 1850 trat er als Sektionschef in das Handelsministerium. Seitdem besonders für möglichste Centralisierung der Angelegenheiten der Schiffahrt und des Seehandels thätig, organisierte und leitete er 1850—52 die Centralseebehörde zu Triest. Im Juni 1852 wurde C. mit dem Prädikat von Czernhausen in den Freiherrenstand und 1859 zum Wirkl. Geheimrat erhoben. Gleichzeitig im Ministerium Chef der Sektion für das Eisenbahnwesen, machte sich C. durch Bearbeitung des noch gegenwärtig bestehenden Eisenbahn-Konzessionsgesetzes sowie durch Entwerfung des vom Kaiser sanktionierten Eisenbahnnetzes für die Monarchie verdient. Auch organisierte und leitete er die Centralkommission der Erhaltung der Baudenkmäler (1852—63), als die früheste derartige Anstalt in den Kulturländern. Daneben behielt er fortwährend die Leitung der offiziellen statist. Arbeiten, trat zuletzt (1863—65) als Präsident der von ihm organisierten statist. Centralkommission 1865 in den Ruhestand und zog sich nach Görz zurück, nahm aber fortwährend Anteil an der Permanenzkommission des Statistischen Kongresses und veröffentlichte das Werk: «Görz, Österreichs Nizza» (2 Bde., Wien 1873—74). Unter C.s litterarischen Arbeiten sind (außer dem amtlichen großen Tabellenwerke und den «Mitteilungen» des Statistischen Bureau, an deren Bearbeitung er wesentlichen Anteil hat) noch besonders hervorzuheben: die große ethnogr. Karte der österr. Monarchie (4 Blatt) und die «Ethnographie der österr. Monarchie» (3 Bde., Wien 1855—57), C.s Hauptwerk, welches in allen Ländern Europas als die erste gründliche ethnogr. Bearbeitung Aufsehen erregte; ferner «Österreichs Neugestaltung» (Stuttg. 1858), «Statist. Handbüchlein für die österr. Monarchie» (4. Aufl., Wien 1861), «Das österr. Budget für 1862 in Vergleichung mit jenen der vorzüglichern andern europ. Staaten» (2 Bde., Wien 1862), «Darstellung der Einrichtungen über Budget, Staatsrechnung und Kontrolle in Österreich, Preußen u. s. w.» (Wien 1866).

Czortków, Stadt in Ostgalizien nahe der podol. Grenze, rechts am Sered, mit (1881) 3524 E., meist ruthen. Stammes, deren Haupterwerb in den Produkten des Feldbaues besteht. Die Stadt ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und hat eine ärarische Tabakfabrik, die 5 km im SW. von C. auf einer Anhöhe bei Jagielnica steht und ausschließlich Cigarren erzeugt. Mit Tarnopol, dem nächsten Stationsplatze der Karl-Ludwigsbahn, steht C. durch eine gut angelegte Straße in Verbindung.

Czuczor (spr. Zúzor, Gregor), ungar. Dichter und Linguist, geb. 17. Dez. 1800 zu Andód im neutraer Komitat, trat nach vollendeten Studien 1821 in den Benediktinerorden und war 1825—35 Professor an den Gymnasien zu Raab und Komorn. Seine Heldengedichte: «Die Augsburger Schlacht» (1824), «Der Reichstag zu Arad» (Pest 1828) und «Botond» (Pest 1831), lenkten die Aufmerksamkeit auf ihn. Im J. 1835 zum zweiten Sekretär und Archivar der Ungarischen Akademie erwählt, verlegte er seinen Wohnsitz nach Pest, wo 1836 seine «Poetischen Werke» von Toldy gesammelt und herausgegeben wurden. Der erotische Inhalt derselben, wie überhaupt C.s freies Leben außerhalb des Klosters hatten zur Folge, daß ihm ferneres Schriftstellern untersagt und er genötigt wurde, ins Kloster zurückzukehren. Er ward zwar mehrfach wieder im Lehrfache verwendet, aber immer aufs neue abgesetzt; erst 1842 gelang es ihm, die Lehr- und Schreibefreiheit wieder zu erlangen. Außer jenen Gedichten veröffentlichte C. «Johann Hunyady» (2. Aufl., Pest 1833), eine meisterhafte Übersetzung des Cornelius Nepos (2. Aufl., Pest 1843) und das «Leben Washingtons» (Pest 1845). Nachdem er 1844 von der Akademie mit Ausarbeitung des großen akademischen Wörterbuchs betraut worden, wandte er sich wieder nach Pest. Wegen eines Gedichts «Riadó» («Weckruf»), das er im Dez. 1848 im «Kossuth Hirlapja» veröffentlicht, wurde er im Jan. 1849 von Windischgrätz zu sechsjährigem Festungsarrest verurteilt. Durch die Amnestie von 1850 erlangte auch C. die Freiheit wieder. Seitdem arbeitete er unausgesetzt an dem großen Wörterbuch, von dem bis zu seinem Tode vier Bände erschienen waren. Er starb 9. Sept. 1866 in Pest. Als Sprachgelehrter stand er mit Fogarasi (s. d.) an der Spitze jener Partei, welche die historisch-vergleichende Sprachforschung nicht anerkennen wollte. Seine gesammelten «Gedichte» (3 Bde.) erschienen zu Pest 1858.

Czumitsch (Acim), serb. Staatsmann, geb. 1. Mai 1836 zu Treschnjewitza, im serb. Kreise Kragujewatz, studierte in Heidelberg und Paris die Rechte. Nachdem er in sein Vaterland zurückgekehrt war, wurde er Professor am belgrader Gymnasium, dann Professor des Kriminalrechts an der belgrader Hochschule, mußte aber 1870 seiner freisinnigen Bestrebungen wegen den Staatsdienst verlassen. Nach der Dimission Ristitschs wurde C. im Kabinett Marinowitschs Minister des Innern 22. Okt. 1873, dann Ministerpräsident 25. Nov. 1874, aber schon nach zwei Monaten trat er zurück, da er keine genügende Majorität in der Skupschtina hatte. Im April 1875 ward er zum Mitglied des Kassationshofs ernannt, in welcher Stellung er bis zu seiner im Nov. 1877 erfolgten Verhaftung verblieb. Des Hochverrats angeklagt und vor das Kriegsgericht gestellt, ward er zum Tode verurteilt, aber vom Fürsten Milan zu siebenjähriger Kerkerstrafe begnadigt. Nach dem Sturze Ristitschs 19. Okt. 1880 freigelassen, erhielt C. seitdem verschiedene Missionen übertragen. So ging er im Frühjahr 1882 als Anwalt der serb. Regierung in der Angelegenheit Bontoux (s. d.) nach Paris.

Czyhlarz (spr. Zychlarsch, Karl, Ritter von), Jurist, geb. 17. Aug. 1833 zu Lobositz in Deutsch-Böhmen, studierte 1851—55 zu Prag die Rechts-

Artikel, die man unter Cz vermißt, sind unter Tsch aufzusuchen.

wissenschaft und habilitierte sich daselbst 1858 als Privatdocent für röm. Recht. Im J. 1863 wurde er nach einem kurzen Aufenthalt als Juristenpräfekt am Theresianum zu Wien an der prager Universität außerord. und 1869 ord. Professor. Seine Schriften, durch die er sich als ein gründlicher Kenner des röm. Rechts erwies, sind: »Das röm. Dotalrecht« (Gieß. 1870), »Zur Lehre von der Resolutivbedingung« (Prag 1871), »Grundriß der Institutionen« (Prag 1878). Am polit. Leben Österreichs hat sich C. seit 1861 als Anhänger der deutschen Verfassungspartei beteiligt und ist seit 1866 mehrfach in den böhm. Landtag gewählt worden. Im J. 1878 wurde er in den erblichen Ritterstand erhoben.

D.

D, der vierte Buchstabe unsers Alphabets, gehört mit t und verschiedenen s-Lauten zu den sog. dentalen Konsonanten (Dentales, vom lat. dens, Zahn, also »Zahnlaute«); die Bezeichnung rührt daher, daß diese Laute erzeugt werden mittels einer bestimmten Stellung der Zunge gegen die Zahnreihe. Der Buchstabe, der unserm d entspricht, bedeutet durchweg in den europ. Sprachen denselben Laut, doch hat er im Neugriechischen die Aussprache des weichen engl. th. Der lautphysiol. Unterschied vom t, von welchem d in mittel- und süddeutschen Dialekten nicht streng in der Aussprache geschieden wird, ist der, daß bei t (der tenuis oder dem Stummlaut) die Stimmbänder des Kehlkopfes nicht in tönende Schwingungen versetzt werden, während dies bei d (der media, dem tönenden Laute) der Fall ist. Im phöniz. Alphabet hieß dieser Buchstabe daleth, d. h. die Thüre, wohl nach der ursprünglichen hieroglyphischen Gestalt desselben; hieraus entstand der griech. Name delta.

In der Musik ist D (ital. re, frz. ré, engl. ebenfalls D) die Benennung und Bezeichnung für die zweite diatonische Tonstufe oder die dritte Saite der diatonisch-chromatischen Tonleiter. (S. Ton und Tonarten.) Gegen den Grundton C macht der Ton D einen ganzen großen Ton aus.

Als Abkürzungszeichen für Wörter und Formeln wird D vielfach gebraucht, auch schon auf röm. Denkmälern, Inschriften, Münzen u. s. w.; es steht dort für Decimus, Decretum, Decuria (oder Decurio), Dedicavit, Devotus, Deus (oder Deo), Dictator, Divus, Diva, Dominus, Domina, Dux ꝛc. Der Jurist citiert mit D (d. i. Digesta) die Pandekten. Bei Tempelinschriften steht D. O. M. für Deo optimo maximo (d. h. dem höchsten besten Gotte geweiht); D. D. D. bei Schenkungen an die Götter und später bei Dedikationen von Büchern für Dat, donat, dicat oder Dat, dicat, dedicat (d. h. N. N. gibt, schenkt und weiht); D oder d in lat. Briefen für dabam, wie das deutsche Gegeben oder Geschrieben, oder auch für dies (der Tag), daher a. d. soviel als ante diem (d. h. vor dem und dem Tage. Als röm. Zahlzeichen steht D, auch Iↄ, aus welchem letztern Zeichen das erstere sich gebildet hat, für 500.

Auf Rechnungen gilt dt als dedit, d. i. bezahlt. Vor Namen bezeichnet D das span. Don, und Dr. den Titel Doktor. In der Logik ist D einer der vier Anfangsbuchstaben der Namen der von den ältern Logikern aufgestellten Schlußmoden. Auf altfranz. Geldrechnungen steht D für Denier; auch ist D. hierfür noch jetzt die numismatische Bezeichnung. Auf Rezepten steht D oder d für detur. In der Ophthalmologie ist D die Abkürzung für Dioptrie (s. d.). Beim Klavier- und Orgelspiel gilt D oder d als Abbreviatur für dextra, destra, droite (d. i. rechte Hand, mit der rechten Hand), bisweilen auch d. m. (für dextra manu, destra mano, droite main) abbreviert. Auf deutschen Reichsmünzen bezeichnet D den Münzort München, auf ältern preußischen: Aurich, auf neuern (1817—48): Düsseldorf; auf österreichischen: Gratz; auf französischen: Lyon.

D. A., Abkürzung für Divus Augustus.

D. a., Abkürzung für dicti anni, d. i. besagten Jahres.

Da (lat.), auf Rezepten: gib!

Daalder (Thaler) hieß eine im 17. und 18. Jahrh. und weiter bis 1816 ausgeprägte niederländ. silberne Reichsmünze von $1\frac{1}{2}$ Gulden oder 30 Stübern. Sie war gesetzlich 328,93 holländ. As oder 15,8095 g schwer und $14\frac{2}{3}$ Loth oder $916\frac{2}{3}$ Tausendteile fein, daher im Feingewicht von 14,492 g. Ihr Wert war, wenn man den frühern Thaler des norddeutschen 30-Thalerfußes zu 3 Mark rechnet, = 2 deutsche Mark 60,86 Pf., sowie = 1 Gulden 30,43 Kreuzer österr. Silberwährung. (S. Rijksdaalder.)

Daba, Dorf in Tibet, am nördl. Abhange des Himalaja, berühmt wegen der seltsamen Formen von einer Anzahl sich in seiner Nähe befindender Sandsteinfelsen. Viele derselben schließen Höhlen in sich, welche teilweise von der Bevölkerung zu Wohnungen benutzt werden.

Dabbeh (El), nub. Dorf links am Nil, in Dar-Dongola, von wo der Karawanenweg nach Kordofan gerade nach S. führt, während von dem 18,5 km östlicher am Nil gelegenen Ab-Dôm die Karawanenstraße durch die Bajudasteppe nach Chartum läuft. Hier endet die nub. Sprache; südlicher hört man nur das Arabische oder Negerdialekte. Seit Kordofan und Dar-For unter ägypt. Botmäßigkeit gekommen ist, hat der Ort D. als Ausgang der Karawanen eine erhöhte Bedeutung gewonnen.

Daber (ehemals Dober), Stadt in der preuß. Provinz Pommern, Regierungsbezirk Stettin, Kreis Naugard, in sumpfiger Niederung zwischen dem Daber- und Teetzsee, unweit des Wothschwiensees, in 122 m Höhe, zählt (1880) 2271 fast sämtlich prot. E., welche eine Dextrinfabrik, Tuch- und Leinwandfabriken unterhalten. Als die Stadt noch zum Bistum Kammin gehörte, wohnten hier Tempelritter; 1352 wurde das Land D. dem Jakob von Dewitz, Grafen von Fürstenberg, durch Wratislaw VI. und Bogislaw VI. geschenkt. Das alte verfallene Schloß hieß einst Dobra, d. h. Gut.

Dabistan, ein in pers. Sprache geschriebenes Werk eines Gelehrten, Mohsan Fani, der im 17. Jahrh. lebte. Es enthält eine Beschreibung der Lehren und Gebräuche der verschiedenen Religionen des Orients. Im Druck erschien das Werk zuerst in Kalkutta (1809, in engl. Übersetzung 1844)

und das erste Kapitel in deutscher Übersetzung von Dalberg (Bamb. 1817).

Dabou, Dorf an der Körner- oder Pfefferküste des Busens von Guinea, 93 km westlich von Grand-Bassam, liegt hoch, die Umgegend beherrschend, an der Küste der Daboubai, am Rande von Wäldern und Savannen und treibt, wie alle an dieser Küste gelegenen Orte, großen Handel mit Palmöl. D. war eine franz. Niederlassung, ist aber seit 1871 aufgegeben.

Dabrath, einst eine Levitenstadt im Stammgebiete Issaschar, im südlichsten Teile der Landschaft Galiläa, jetzt ein kleines Dorf Debûri oder Debûrijeh am Westfuße des Taborbergs.

Dąbrowa (spr. Dombrowa), Stadt in Galizien, 17 km nördlich von Tarnow und mit dieser Stadt durch eine Straße verbunden, Sitz einer Bezirkshauptmannschaft, hat ein großes, 1683 erbautes Schloß und bedeutende Pferdemärkte und zählt (1880) 3219 E. poln. Zunge, die neben den städtischen Gewerben sich vornehmlich mit Feldwirtschaft und Viehzucht befassen. Im Norden der Stadt verflacht sich das Land gegen die Weichsel hin und ist mit seinem Sandboden dem Ackerbau weniger günstig als die Strecke gegen Tarnow.

Dąbrowski (Jan Henrik), poln. General, s. Dombrowski.

Da capo (ital.), abgekürzt da cap. oder d. c. (d. i. von Anfang), deutet in der Notenschrift an, daß das Tonstück vom Anfang an bis dahin, wo das Finalzeichen oder das Wort Fine steht, unverändert wiederholt werden soll. Der ursprünglichen Wortbedeutung nach ist das Da capo auch ein überall gebräuchlicher, den Italienern entlehnter und Wohlgefallen ausdrückender Zuruf für Sänger und Instrumentalisten, das vorgetragene Musikstück noch einmal zu wiederholen.

Dach ist die Bedeckung eines Gebäudes, angelegt zum Schutze des innern Raums und der Mauern desselben vor den Witterungseinflüssen. Die Ableitung des Regenwassers und schmelzenden Schnees macht eine gewisse Neigung und ein Überragen des D. über die Umfassungsmauern notwendig. Der Grad der Neigung und die dem D. im allgemeinen zu gebende Form sind abhängig von klimatischen Verhältnissen, vom Deckmaterial und der Art der Eindeckung desselben, von ökonomischen Zwecken (Benutzung der Dachflächen und des Bodenraums unter denselben) und von ästhetischen Anforderungen. Die Hauptbestandteile eines D. sind (von durchaus steinernen Dächern abgesehen) das Dachgerüste (Dachwerk oder Dachgestelle) und die Dachung oder Eindeckung. Ersteres bestimmt die Form des D. und bildet zugleich eine feste und stabile Unterlage für das Deckmaterial.

In Bezug auf die Form des D. unterscheidet man im allgemeinen Dächer mit geraden und solche mit gekrümmten Dachflächen. Die rascheste und sicherste Ableitung des Wassers erfolgt durch gerade Dachflächen, und die in solcher Weise aus geraden Hölzern konstruierten Dächer heißen Sparrendächer (s. Tafel: Dach, Fig. 1—7, 11—13); die aus gekrümmten Flächen bestehenden und mittels sog. Bohlen-(Bogen-)Sparren konstruierten Dächer dagegen Bohlendächer (Fig. 8—10, 14). Sie wurden zuerst von Philibert de l'Orme (1548) angewendet und haben in Deutschland besonders durch Gilly (1797) Aufnahme gefunden. Die Schwierigkeit ihrer Eindeckung veranlaßte es, sie teilweise oder ganz mit geraden Sparren zu überdecken, bis sie durch das Verlassen der mit dem Zopfstil verbundenen geschweiften Formen und Einführung rationellerer Dachkonstruktionen allmählich wieder verschwanden. Die Sparrendächer kommen in verschiedenen Grundformen zur Anwendung, welche je nach der Grundfigur und Stellung des Gebäudes zu den mannigfachsten Kombinationen zusammengesetzt werden. Solche Grundformen sind: das aus nur einer geneigten Fläche bestehende Pultdach (Fig. 1), das meist auf solchen Gebäuden angebracht wird, die mit einer oder mehrern Seiten an der nachbarlichen Grenze stehen oder in verschiedenen Höhen zu überdecken sind; das Satteldach (Fig. 2), das aus zwei gleichgroßen, unter gleichem Winkel geneigten Dachflächen besteht und für die in geschlossener Reihe stehenden Häuser die üblichste Dachform ist. Die obere gemeinschaftliche Kante beider Dachflächen heißt der Forsten oder Firsten, die untern Kanten Traufkanten, Traufen oder Saumkanten. Die beiden an den schmalen Seiten des Gebäudes befindlichen, das D. begrenzenden vertikalen Mauerdreiecke heißen Giebel. Sie kommen sowohl bei Sattel- wie bei Pultdächern vor. Jetzt werden bei geschlossenen Häuserreihen die Giebel einander zugekehrt, oft auch gemeinschaftlich gebaut (Kommunmauern), während im Mittelalter die Giebel nach der Straße gerichtet waren und häufig einen wesentlichen Dekorationsbestandteil der Façaden ausmachten. Hinsichtlich der Neigung der Satteldächer unterschied man früher nachfolgende Benennungen: Altdeutsches oder gotisches D. (Höhe = Grundlinie), altfranzösisches D. (der Giebel ein gleichseitiges Dreieck), neudeutsches oder Winkeldach (der Giebel ein rechtwinkeliges Dreieck, Höhe = halber Tiefe), italienisches oder flaches D. (Höhe kleiner als halbe Tiefe) und antikes oder Adlerdach. Bei freistehenden Gebäuden findet gewöhnlich eine Abdachung von allen vier Seiten statt, und man erhält auf diese Weise das Walmdach (Fig. 3); eine Unterart hiervon bildet der bei ländlichen Gebäuden häufig vorkommende halbe Walm (auch Krüppelwalm, Fig. 4), mit nur halber Giebelhöhe. Über regulären vielseitigen Grundformen bildet sich bei allseitiger Abdachung oder Walmung das in eine Spitze auslaufende Zeltdach (bei runder Grundform Kegeldach, Fig. 5), das bei vorwiegender Höhe, wie auf Türmen, Helmdach (Fig. 6, 7), bei geschweifter Form Haube (Fig. 8, 9, 10), genannt wird. Abweichende Dachformen sind noch die (von François Mansard 1700 erfundene) Mansarde (Fig. 11), die aus gebrochenen, unter verschiedenen Winkeln geneigten Dachflächen zusammengesetzt und sowohl für Pult- und Sattel-, wie für Walm- und Zeltdächer zur Anwendung gekommen ist; das Plattform- oder Terrassendach (Fig. 12) mit oberster, nahezu ebener Abdeckung von Metallblech; das aus einer Reihe von Pultdächern mit schrägen, verglasten Rückwänden bestehende Sheb- oder Sägendach (Fig. 13), das zur Überdeckung von Parterresälen für Webereien, Tuchfabriken u. s. w. dient, die ein reichliches Oberlicht bedürfen; das einseitige Sattel- oder Pferdekopfdach u. a. m.

In Bezug auf die Konstruktion der Dachgerüste ist teils die Tiefe des Gebäudes und die durch die angenommene Neigung bedingte Länge der Sparren, teils die Art des Deckmaterials und dessen Gewicht von Einfluß. Das ganze Dachgerüste wird

gebildet aus einer Reihe vertikal und parallel stehender Dreiecke oder Gespärre (Gebinde, Fig. 15), die mindestens aus zwei Sparren bestehen und sowohl nach der Länge wie nach der Tiefe des Gebäudes zu einem festen Ganzen verbunden sind. Man unterscheidet im allgemeinen vier Konstruktionssysteme, und zwar: 1) Dächer mit unmittelbarer Verbindung der Sparren und Dachbalken, älteste Art, mit unzugänglichen Dachwinkeln (Fig. 15—19, 21—25); 2) Dächer mit versenktem Gebälke oder mit Kniestock, die jetzt gebräuchlichste Konstruktionsweise, bei welcher eine nur mittelbare Verbindung der Sparrenfußenden mit der tiefer gelegten (oder versenkten) Balkenlage stattfindet (Fig. 20, 26); 3) Dächer mit Hänge- und Sprengwerken, bei denen wegen mangelnder Unterstützung der Balken die Last des D. auf die Balkenenden übertragen wird oder zugleich eine Unterstützung der Balkenlagen selbst stattfindet (Fig. 23, 25, 26); 4) Dächer ohne Balkenlagen, bei denen das D. selbst die Decke des Raums bildet und die Unterstützung des D. von den Mauern aus erfolgt, wie in Turn-, Bahnhofs-, Markthallen, Kirchen, Reitbahnen u. s. w. (Fig. 24, 27—29). Je nach der Unterstützungsweise der Sparren unterscheidet man weiter Kehlbalkendächer und Pfettendächer. Bei erstern werden die Sparrenpaare oder Gebinde durch horizontale, zwischen dieselben gezapfte Hölzer oder Kehlbalken verspreizt, die in ihrer Gesamtheit eine Balkenlage (s. d.) oder Dachboden bilden (Fig. 16, 17, 18). Bei größerer Länge der Kehlbalken erfolgt deren Unterstützung durch vertikale (stehende) oder geneigte (liegende) Wände, Stuhlwände genannt, von den Balken aus, daher die Bezeichnung stehender (Fig. 16, 17) oder liegender Dachstuhl (Fig. 19). Bei den Pfettendächern geschieht die Unterstützung der Gespärre durch nach der Länge des D. gehende Hölzer (Pfetten oder Fetten) in gewissen Abständen, die wieder durch Streben, Haupt- oder Tragsparren, oder durch stehende oder liegende Säulen Unterstützung finden (Fig. 19—24). Bei den eisernen Dachgerüsten, die in der Regel ohne Balkenlagen sind, findet eine abweichende Konstruktion statt; anfangs wandte man Gußeisen an und legte dabei die Bogenkonstruktion zu Grunde (Fig. 28); man kam jedoch davon später zurück, erkannte Schmiede-, beziehentlich Walzeisen als das geeignetste Material und konstruiert nun die Dächer hauptsächlich aus Schmiedeeisen nach engl., franz. oder deutschem Fachwerkssystem (Fig. 24, 27, 29).

In Bezug auf das *Deckmaterial* ist zunächst zwischen feuerbeständigen (harten) und brennbaren (weichen) Dachungen zu unterscheiden. Die letztern sind, wenn nicht geradezu verboten, so doch nur für ganz untergeordnete oder interimistische Gebäude (ohne Feuerungsanlage) statthaft. Zu solchen Dachungen gehören Stroh-, Rohr-, Schindel- und Bretterdeckungen, während als harte Dachungen Ziegel-, Schiefer-, Cementplatten-, Metallblech-, Dachpapp- und Holzcementdächer anerkannt sind. Je dichter und undurchlässiger das Deckmaterial und je glatter die Oberfläche der Dachung ist, desto flacher kann die Dachneigung sein. Es haben sich erfahrungsgemäß folgende Minimalneigungsverhältnisse für die beistehenden Deckmaterialien herausgestellt, die durch das Verhältnis der Höhe des D. zur Tiefe des Gebäudes ausgedrückt sind: Ziegel: $\frac{1}{2} : \frac{1}{3}$, Schiefer $\frac{1}{3} : \frac{1}{6}$, Dachpappe $\frac{1}{6} : \frac{1}{12}$, Holzcement $\frac{1}{12} : \frac{1}{25}$, Metallblech $\frac{1}{25} : \frac{1}{30}$. Je nach der Eindeckungs- oder Überdeckungsweise unterscheidet man besondere Bezeichnungen, z. B. beim Ziegeldach: Eindeckung in Reihen und im Verbande (Fig. 34, 36), einfaches D. mit nur halber Überdeckung (Fig. 33, 34), Doppeldach mit Zweidrittelüberdeckung (Fig. 35, 36), Kronen- oder Ritterdach mit doppelten Schichten; beim Schiefer: die deutsche Dachung mit Diagonalbahnen (Fig. 32), die einfache und doppelte engl. Dachung mit Schichten parallel zur Traufe (Fig. 31); bei Dachpappe: das glatte D. mit Tafeln und Diagonalbahnen, das Leistendach mit Rollenpappe. (S. *Dachpappe*.) Von den Metallen wird Kupfer-, Eisen-, Blei- und Zinkblech zu Dachungen verwendet. Das erstere ist zwar das teuerste, aber auch zugleich haltbarste, und erfordert nur eine Verbindung der Tafeln mit stehendem und liegendem Falz. Eisenblech wird entweder in glatten Tafeln, ähnlich der Kupferbedachung, oder in Form von Wellblech verwendet, erfordert aber guten Ölfarbenanstrich zum Schutz gegen Rost. Blei gibt schwere und teuere Dachung, dagegen zeichnet sich Zinkblech durch Billigkeit und verhältnismäßige Dauer aus; es kann in acht verschiedenen Weisen eingedeckt werden (einige davon, s. Fig. 38—40). Alle Blechbedachungen, mit Ausnahme des Wellblechs (Fig. 37, von unten gesehen), erfordern eine Schalung von Brettern als Unterlage. Von den Estrichbedachungen ist das seinerzeit in Aufnahme gewesene *Dornsche Dach*, eine Art Asphaltdeckung, namentlich aber das von Karl Samuel Häusler in Hirschberg 1840 erfundene *Holzcementdach* zu erwähnen. Letzteres hat sich durch seine Benutzbarkeit zu Terrassen, Gartenanlagen u. s. w. bei geringem Gefälle große Beliebtheit verschafft, wird auf einer Schalung mit vierfachen, in Verband übereinander gelegten und mit einer Asphaltmasse (Holzcement) verbundenen Papierlagen und einer Überdeckung derselben mit Lehm, Kies oder Rasen hergestellt und hat sich bereits bewährt. Die *Glasbedachung* (Fig. 30) wird in Verbindung mit Eisenkonstruktion zu Oberlichtern, Schutzdächern, Gewächshäusern, Ausstellungshallen, Bahnhofshallen u. s. w. verwendet.

Dach (Simon), deutscher Liederdichter, geb. zu Memel 29. Juli 1605, besuchte die Schulen zu Königsberg, Wittenberg und Magdeburg, studierte in Königsberg und wurde hier 1633 Kollaborator an der Domschule, drei Jahre darauf Konrektor und 1639, nachdem er sich im Jahre vorher dem Großen Kurfürsten durch ein Gedicht empfohlen hatte, Professor der Poesie an der Universität. Von jetzt an pries D. den Ruhm und die Huld des kurbrandenb. Hauses und erhielt auf seine poetische Bitte um ein Stückchen Land und eine kleine Hütte das kleine Gut Kurheim zum Geschenk. Der Tod seines Freundes, des Dichters Rob. Robertin, der sich seiner früher liebevoll angenommen hatte, versenkte ihn in tiefe Schwermut. Nach langjährigen körperlichen Leiden starb er zu Königsberg 15. April 1659, nachdem er 1656 Rektor der Universität gewesen. Die zahlreichen Gedichte, die er verfaßt hat, sind nicht alle gedruckt und die wenigsten in Sammlungen vereinigt worden. Seine besten Lieder stehen in den «Arien oder Poetisch-musikalischem Lustwäldlein» seines Freundes, des Organisten Heinrich Albert (s. d.). Die Gelegenheitsgedichte auf das kurbrandenb. Haus wurden gesammelt unter dem Titel «Churbrandenb. Rose, Adler, Löw und Scepter» (Königsb., wahrscheinlich

1681) und dann, mit zwei allegorischen Schauspielen vermehrt, als «Poetische Werke, bestehend in heroischen Gedichten» (Königsb. 1696). Eine Auswahl aus seinen und seiner Freunde Robertin und Albert Gedichten enthält Müllers «Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrh.» (Bd. 5, Lpz. 1823); neu herausgegeben wurden D.s Gedichte in Auswahl von Oesterley (Lpz. 1876), vollständiger in den «Publikationen des Litterarischen Vereins» (Nr. 130, Stuttg. 1877), darin die vollständigste und zuverlässigste Nachricht über «Ännchen von Tharau» (niederdeutsch zur Hochzeit seines Freundes, des Pfarrers Portatius mit Anna Neander im Namen des Bräutigams gedichtet). Vgl. Gebauer, «Simon D. und seine Freunde als Kirchenliederdichter» (Tüb. 1828).

Dacha heißt in Südafrika der wilde Hanf, der von Kaffern, Hottentotten und Buschmännern entweder rein oder mit Tabak vermischt geraucht wird.

Dachau, Marktflecken und Sitz eines Amtsgerichts und Bezirksamts im bayr. Regierungsbezirk Oberbayern, 18 km nordwestlich von München, ein freundlich gebauter Ort, in 505 m Höhe, auf einer Anhöhe an der Amper, an der Straße von München nach Augsburg und der Eisenbahn München-Ingolstadt und an der Grenze des sog. Dachauer Mooses, hat ein hochgelegenes Schloß mit schönem Garten, ein Monument des Kurfürsten Karl Theodor und (1880) 3101 E., welche fünf Bierbrauereien, zwei Papierfabriken und eine Malzfabrik unterhalten und Getreidehandel treiben. — D. war im Mittelalter der Sitz von Grafen gleiches Namens, die aus dem Hause Scheyern stammten und 1180 ausstarben, worauf es durch Kauf an Herzog Otto I. von Wittelsbach kam. Im Dreißigjährigen Kriege nahmen es 1. April 1633 die Schweden unter Bernhard von Weimar und dem Grafen Horn, nach Besiegung Aldringerscher Truppen bei Weikersheim an der Glan. Am 3. Okt. 1647 fiel es Johann von Werth in die Hände, der hier Turenne und Wrangel bei der Jagd überraschte. — Im Westen von D., auf dem rechten Ufer der Amper, breitet sich das Dachauer Moos aus, eine feuchte, morastartige, zum Teil mit Schilf und Riedgras bedeckte Ebene von 18 km Länge und 6—12 km Breite, die sich bis gegen die Isar erstreckt und nur wenige Kulturstrecken und Kolonistendörfer enthält, für deren Urbarmachung und Besiedelung in neuerer Zeit jedoch viel geschieht.

Dachauer Banken hießen 1871—73 in München Schwindelbanken, welche für eingelegte Kapitalien enorme Zinsen zahlten, deren Deckung ebenso wie die Rückerstattung gekündigter Gelder von den hierdurch angelockten, in immer wachsendem Umfange herbeiströmenden Einlagen bestritten ward. Die Begründerin derselben, Adele Spitzeder, eine frühere Schauspielerin, hatte ihr Geschäft zuerst in der Dachauer Straße in München (daher der Name); sie entfaltete einen großen Luxus und trug eine bigotte Frömmigkeit zur Schau. Als endlich die Gerichte eine lange vergebens gesuchte Gelegenheit zum Einschreiten fanden, ergab sich sofort der gänzliche Mangel einer ordentlichen Buchführung und eine ungeheuere Überschuldung. Adele Spitzeder wurde 20. Juli 1873 zu dreijährigem Zuchthaus verurteilt; auch einige andere bei ihrem anfänglichen Erfolge gegründeten Konkurrenzbanken in München hatten nun nebst ihren Gründern das gleiche Schicksal.

Dachdecker sind diejenigen Baugewerken, welche sich speziell mit der Eindeckung von Dächern beschäftigen, insbesondere die Ziegeldecker, Schieferdecker, Dachpapp- und Holzcementdecker, sowie die mit Ausführung von Metalldachungen sich beschäftigenden Klempner. Sie bilden entweder eigene Gewerbe oder Innungen, wie Ziegel- und Schieferdecker, oder werden von den, die Ausführung von Bedachungen übernehmenden Fabriken, besonders Dachpappe- und Holzcement-, beziehungsweise Asphalt- oder Wachstuchfabriken u. s. w. gestellt. An manchen Orten wird das Eindecken der Ziegeldächer auch von Maurern oder, wie in Thüringen, von Tünchern besorgt; ebenso werden Strohdächer, wo solche noch üblich oder statthaft sind, bisweilen von Landleuten selbst oder von kundigen Tagelöhnern eingedeckt.

Dachel oder Wâh-ed-Dachle, d. h. die innere Oase, ägypt. Oase, links vom Nil, drei Tagereisen im W. von El Chargeh (in der Großen Oase), etwa sechs Tagereisen vom Nilthale bei Siût, in 120 m Meereshöhe. Diese blühendste der libyschen Oasen hat ihre durch wüste Strecken voneinander getrennten Kulturflecke auf 41 km Länge und 22 km Breite verteilt und zählt auf 550 qkm etwa 17000 Bewohner, in dem 1500 E. zählenden Hauptorte el Gasr, bei welchem die Ruinen eines Ammonstempels (Dêr-el-Hadschar, d. i. Steinkloster) stehen, und in den zehn Dörfern, die in ihrer Nähe ebenfalls zahlreiche Ruinen und eine heiße Quelle aufzuweisen haben. Malerische Felsabstürze von dem höher gelegenen Wüstenplateau umziehen die Oase. Der unterirdische Wasserreichtum schafft durch zahlreiche Brunnen aus alter und neuester Zeit Nahrung für reichliche Vegetation, welcher dieselbe mittels eines ausgedehnten Kanalnetzes zugeführt wird. Die Temperatur von 36° C. und der Reichtum des Wassers an mineralischen Bestandteilen verrät, daß dasselbe aus großer Tiefe kommt. Gegenstände der Winterkultur sind Weizen und Gerste, der Sommerkultur Reis, Durrha (Sorghum vulgare) und etwas Duchn (Penicillaria spicata); man baut auch viel Indigo und gewinnt namentlich ausgezeichnete Datteln, welche ausgeführt werden; ferner Aprikosen, Melonen, Pomeranzen, Orangen und Limonen.

D'Achery (Don Lucas oder Johann Lucas), verdienter franz. Theolog, geb. 1609 zu St.-Quentin in der Picardie, trat früh in den Benediktinerorden, und weil dieser ihm nicht strenge genug war, 1632 in die Kongregation des heil. Maurus. Ein Steinleiden führte ihn nach Paris, und hier wurde er in der Abtei St.-Germain des Prés als Bibliothekar angestellt. Als solcher erwarb er sich eine staunenswerte Kenntnis der theol. und histor. Litteratur und war mit großem Erfolge bemüht, die handschriftlichen Schätze der Benediktinerabteien Frankreichs der gelehrten Welt zugänglich zu machen. Er besorgte die erste Ausgabe des Briefes des Barnabas (Par. 1645), einer alten Biographie und der gesammelten Werke des Lanfranc von Canterbury (Par. 1648), der Werke des Abtes Guibert von Nogent mit einem Anhange verschiedener kleiner Schriften des Mittelalters (Par. 1651). Von größter Bedeutung ist das von ihm herausgegebene Sammelwerk mittelalterlicher Schriften: «Specilegium veterum aliquot scriptorum, qui in Galliae Bibliothecis, maxime Benedictorum supersunt» (13 Bde., Par. 1655—77;

eine neue vermehrte Auflage besorgte de la Barre, 3 Bde., Par. 1724). Auch sammelte D. das Material zu den von Mabillon bearbeiteten »Acta sanctorum ordinis S. Benedictini« (Par. 1668—1701). D. starb 29. April 1685.

Dachfenster dienen zur Beleuchtung und Ventilation des Dachraums. Sie befinden sich auf der Dachfläche selbst, während der gleiche Zweck unter Umständen auch durch, an den Giebeln oder in der Versenkungsmauer angebrachte Öffnungen erreicht werden kann. Man unterscheidet im allgemeinen stehende und liegende D. Die stehenden D. haben vertikale Fensterfläche, dergleichen seitliche Begrenzungen (Backen) und stehen entweder unmittelbar auf der Umfassungsmauer über dem Hauptsims, in welchem Falle sie steinerne Gewände und Backenmauern erhalten können, oder sie befinden sich mitten in der Dachfläche und sind dann von Holz, Eisen oder Zink mit Schalung und Dachung überdeckt. Man gibt ihnen eine dem Stil des Gebäudes sich anpassende Form und eine nach den Stockwerksfenstern sich richtende oder symmetrische Einteilung oder Stellung. In Bezug auf ihre Form unterscheidet man die (jetzt nicht mehr üblichen) Schwalbenschwänze, Froschmäuler oder Fledermäuse; die runden oder ovalen Ochsenaugen (œils de bœuf), Dacherker, Dachnasen u. s. w. Die liegenden D. haben eine mit der Dachneigung zusammenfallende oder wenig abweichende Fensterfläche, sind gewöhnlich aus eisernem Rahmen oder Zink mit vorstehendem Rande und dergleichen Flügel gebildet, welcher nach außen aufwärts geklappt (Klappfenster) und durch Stellbügel festgestellt werden kann. Sie werden mit starkem Glase (Hagelglas) verglast und stören, da sie von der Straße aus nicht oder nur wenig sichtbar, das Aussehen des Gebäudes nicht. Zur Beleuchtung kleiner untergeordneter Dachräume begnügt man sich mit gläsernen Dachziegeln oder in die Schiefer gedeckten Glasscheiben.

Dachgesims wird bisweilen das die Umfassungsmauern der Gebäude bekrönende Hauptoder Kranzgesims genannt, an welches meist unmittelbar die Dachfläche sich anschließt, oder auch ein in der Dachfläche selbst vorkommendes Gesims. In ersterer Beziehung bildet das D. (richtiger Hauptgesims) den wichtigsten architektonischen Abschluß der Mauerfläche und richtet sich in der Formation seiner Glieder nach dem Stil und Charakter des Gebäudes. Bei den nach dem Vorbilde der antiken Tempelgebälke geformten Hauptgesimsen der modernen Kunst oder Renaissance besteht das Gesims entweder aus einem vollständigen Gebälke mit Architrav, Fries und Kranzgesims oder nur aus dem obersten Architravglied (Traglot), Fries und Kranzgesims oder bei einfachen Gebäuden aus letzterm allein. Das Kranzgesims besteht seinerseits wieder aus drei Teilen: den Untergliedern, der Hängeplatte und den Obergliedern. Erstere werden als die rechtwinkelig vorspringende Platte tragende oder stützende, letztere als dieselbe bekrönende Glieder behandelt. Bei größerer Ausladung (Vorsprung) der Hängeplatte stützt man dieselbe, anstatt durch Gliederungen, durch Konsolen oder Tragsteine (Kragsteine). Die Gesamthöhe des Hauptgesimses wird zu etwa $^1/_{20}$ bis $^1/_{25}$ der ganzen Gebäudehöhe angenommen, die Ausladung gewöhnlich etwas geringer. Man konstruiert die Haupt- oder D. entweder durchaus aus Werkstücken oder nur in der Hängeplatte und den Obergliedern aus Werksteinen, während die Unterglieder vorgemauert und (mit Gips u. dgl.) gezogen werden, oder ganz aus Ziegeln mit oder ohne Verputz, wobei man jedoch ohne Zuhilfenahme von Eisenkonstruktion bedeutendere Ausladungen nicht zu erzielen vermag; endlich aber auch ganz aus Holz in Form von Gesimsen oder vortretenden und verzierten Sparrenköpfen. Die eigentlichen, mitten in oder auf der Dachfläche befindlichen D. kommen bei Mansardendächern, Dachaufbauten, Plattformdächern, Dachhauben u. s. w. vor und haben entweder als Übergang der verschiedenen Dachflächen oder als Abschluß derselben zu dienen. Sie werden der Leichtigkeit wegen aus Holz hergestellt, bisweilen mit Zinkblech verkleidet, wohl auch aus getriebenem oder gepreßtem Zink allein gebildet und mit geeignetem Anstrich versehen. Je nach der Örtlichkeit werden sie als Plattform-, Mansarden-, First- u. s. w. Gesimse spezieller bezeichnet und ihrem Zwecke gemäß profiliert.

Dachpappe, auch Stein- oder Teerpappe, heißt die zum Dachdecken verwendbare Pappe, welche durch Tränken mit gewissen Stoffen für Feuchtigkeit undurchdringlich gemacht worden ist. Eine der heutigen D. ähnliche Masse soll schon 1785 von einem Dr. Faxe in Schweden erfunden und zur Bekleidung von Schiffen angewendet worden sein. In Deutschland fand die D. erst seit den vierziger Jahren Eingang. Die rohen Pappen werden aus groben wollenen, leinenen, auch baumwollenen Lumpen, sowie Papierabfällen u. s. w. fabriziert, dürfen weniger fest, müssen vielmehr zähe und von filzartigem Gefüge sein. Ihre Stärke ist am besten derart, daß 1 qm etwa 1 kg wiegt. Sie werden entweder in Form von einzelnen Bogen oder Tafeln, oder in Gestalt von Rollen oder Pappe ohne Ende gefertigt. Die Tafelpappe wird mit der Hand geschöpft und an der Luft wie Handpapier getrocknet, während die Rollenpappe mit Maschinen hergestellt und teilweise gepreßt wird. Das Tränken der D. erfolgt mit heißem Steinkohlenteer oder auch mit einer Mischung von Steinkohlenteer und Pech, wobei die Pappbogen einzeln etwa 2—3 Minuten lang eingetaucht, die Pappen ohne Ende aber durch das Teerbad langsam hindurchgezogen werden. Damit der Teer besser ins Innere der Pappen eindringe, läßt man die in siedend heißen Teer getauchten Tafeln trocknen und dann in kaltes Wasser tauchen. Obwohl in der Regel die Tafelpappe besser getränkt und daher dichter ist als die Rollenpappe, so gibt man doch letzterer der leichten Verarbeitung und wenigen Fugen wegen den Vorzug. Nach dem Tränken wird die Pappe mit Sand bestreut und unter luftigen Schuppen getrocknet. Gute D. soll beim Durchschneiden ein fettiges, glänzendes Innere zeigen, also vollständig mit Teer gesättigt, leicht biegsam und zähe sein. Teerpappe wiegt pro 1 qm circa 2,5—3 kg.

Die Eindeckung mit D. gestattet eine Neigung von Dächern, die $^1/_6$—$^1/_{12}$ der Gebäudetiefe zur Höhe haben, d. h. von 10—20 Grad, erfordert eine vollständige Schalung des Dachs mit etwa 2,5 cm starken Brettern als Unterlage, jedoch des geringen Gewichts wegen nur eine leichte Dachkonstruktion. Die Eindeckung geschieht bei der Tafelpappe am besten in Diagonalbahnen (ebenes Dach), bei der Rollenpappe aber in Streifen von etwa 1 m Breite rechtwinkelig zur Traufkante, mit dreikantigen oder

trapezförmigen Leisten (Leistendach). Die an die Seitenflächen der Leisten sich anlegenden Ränder werden mit besondern Pappstreifen (Kappen) überdeckt, während die obern Enden der Papprollen etwa 10—15 cm von jeder Seite über den Forsten hinweggreifen. Die Ränder des Dachs sind gegen das Aufreißen durch Wind mit Zinkblechstreifen zu sichern. Die Befestigung der Pappe erfolgt durch flachköpfige Nägel in etwa 4 cm Entfernung. Die Pappränder werden an den Überdeckungsstellen mit heißflüssigem Teer gekittet. Nach dem Befestigen auf die Schalung wird die D. mit einem Anstrich von heißem Teer versehen, der mittels eines großen Pinsels aus Tuchlappen oder einer Bürste aufgetragen wird, worauf ein Übersieben mit scharfem Sand oder Steinkohlenasche erfolgt. Dieser Anstrich muß dünnflüssig sein, damit er tief genug eindringe, und alle zwei Jahre wiederholt werden, da sich der Teer an der Sonne allmählich verflüchtigt.

Die D. erfüllt zwar bei guter Anfertigung und Unterhaltung fast alle Anforderungen an ein Deckmaterial, ist aber ihres weniger guten Ansehens und des ihr anhaftenden Geruchs wegen nur auf Gebäuden für interimistische Zwecke, sowie für landwirtschaftliche und gewerbliche Anlagen in Gebrauch. Sie zeichnet sich namentlich aus durch Leichtigkeit der Dachung, durch Versuche nachgewiesene und anerkannte Feuersicherheit, geringe Herstellungskosten und verhältnismäßig lange Dauer, erfordert aber eine tüchtige Herstellung und aufmerksame Unterhaltung. Der letztere Umstand ist es besonders, welcher oft versäumt wird und die Pappbedachung ohne Grund in Verruf gebracht hat. Am sichersten ist es, die Eindeckung der Dächer den Teerpappfabriken zu übergeben und sich eine hinlängliche Garantie der letztern zu sichern. Der Asphaltdachfilz ist eine komprimierte, aus dem Abfall von Flachsspinnereien hergestellte und mit Asphalt, Teer u. s. w. getränkte Watte. Er wird ähnlich der Rollenpappe eingedeckt, hat sich aber meist weniger bewährt als die D.

Dachreiter heißen die besonders bei kirchlichen Gebäuden vorkommenden kleinern Türme, welche nicht von Grund aus aufgeführt, sondern auf die Dachbalkenlage oder das Dachwerk aufgesetzt und daher in der Regel aus Holz aufgeführt sind. Sie können an beliebigen Stellen des Dachs angebracht werden, ohne die Benutzung des darunter befindlichen Raums zu beeinträchtigen. Die Türme kleiner Landkirchen und Kapellen, die sog. Transepttürme über der Vierung roman. und got. Kirchen sind großenteils D. Damit bei größern D. die sie tragende Balkenlage nicht zu stark belastet wird, so erfordern sie oft eine schwierige Konstruktion und viel Holzwerk zur Absprengung der Last auf die Umfassungsmauern, haben aber nicht selten der Sicherheit wegen wieder beseitigt werden müssen.

Dachrinne, die zur Aufnahme und Ableitung des Dachwassers dienende, an der Traufkante der Dachflächen angebrachte halbrunde Rinne von Holz, Stein oder Metall (Weißblech, Zink-, Kupfer- und Bleiblech). Man befestigt sie mittels der sog. Rinneisen (Rinnhaken) an die Sparren und gibt ihnen ein Gefälle von 2—5 Proz. nach den Einmündungen der Abfallrohre. Bei gewöhnlichen Gebäuden, wo das Dach mit der Simskante verläuft, hängt man die Rinne vor den Hauptsims, wodurch derselbe zum Teil verdeckt wird und ein unschönes Aussehen erhält. Bisweilen aber bildet die D. den obersten Karnies (Sima) des Simses (Karniesrinne). Am besten ist es, die D. auf den Hauptsims, beziehungsweise das Dach zu legen, wodurch das der Rinne zu gebende Gefälle verdeckt und dieselbe direkt mit den an den Umfassungsmauern oder in Vertiefungen derselben herabgeführten Abfallrohren verbunden werden kann. Bei den sog. Kastenrinnen wird die auf dem Hauptsims liegende D. nach vorn durch ein Blech oder Brett verkleidet. Die Weite der D. beträgt je nach der Größe der Dachflächen und Zahl der Abfallrohre 12—18 cm; die Weite der letztern 7—10 cm. Die Abfallrohre werden mittels Rohrschellen (Bänder oder Schlaucheisen) an der Mauer befestigt und durch angelötete Wulste oder Nasen vor dem Herabrutschen gesichert. Sie ganz in die Mauer zu legen ist nicht zweckmäßig, ebenso wenig sie frei über dem Erdboden ausmünden zu lassen. Man führt sie am besten in unterirdische Abzugskanäle, wodurch sie vor dem Einfrieren geschützt werden. Noch besser ist es, sie im Innern des Gebäudes (wie in Wien) herabzuführen, beziehungsweise mit den Abortschläuchen zu verbinden. Die früher üblichen mit den D. verbundenen Ausgußröhren, oft mit Drachenköpfen verziert und weit vorspringend, sind jetzt fast ganz in Wegfall gekommen.

Dachs (Meles) ist der Name einer Säugetiergattung, die man lange ihrer gedrungenen, plumpen Form und des Auftretens mit den ganzen Sohlen wegen zu den Bären zählte, die aber ihrem Gebisse nach entschieden in die Nähe der Marder gestellt werden muß, von denen sie sich freilich durch ihre Trägheit und mürrische Gemütsart, durch das teilweise unterirdische Leben in selbstgegrabenen Höhlen und durch die Liebhaberei für teilweise Pflanzenkost wieder unterscheidet. Das Gebiß zeigt durch die spitzen, starken Eckzähne und die scharfen Lückenzähne auf Fleischnahrung, während die Abstumpfung und Verminderung des Reißzahns, sowie ein großer, breiter, stumpfhöckeriger Mahlzahn im Oberkiefer auf Pflanzennahrung hindeutet. Der gemeine D. (M. Taxus) ist die bekannteste Art. Derselbe ist über ganz Mitteleuropa und einen großen Teil von Asien verbreitet, aber nirgends sehr häufig, und lebt stets einsam. Er hat einen dicken, niedrig stehenden Körper von etwa 70 cm Länge, einen 15 cm langen Schwanz und ein dicht-, aber grobbehaartes Fell, welches oben graugelb, an den Seiten heller und am Bauche schwarz, überdies mit einem von der Schnauzenspitze über den weißlichen Kopf jederseits bis auf die Schultern verlaufenden schwarzen Streifen bezeichnet ist. Er bewohnt bequeme unterirdische Baue, welche meist vier bis acht Eingänge und Fluchtröhren und im Innern ein wohlgepolstertes Gemach, den sog. Kessel, haben, und die er meist nur des Nachts verläßt, um sich Nahrung zu suchen, welche aus Wurzeln, Früchten, Insekten, Fröschen, Feldmäusen, jungen Kaninchen, Rebhühnern und aus Vogeleiern besteht. Der D. wird leicht fett und ist, jung eingefangen, leicht zu zähmen. Den Winter verbringt er im Halbschlafe, verläßt aber bei warmem Wetter gern den Bau, um sich zu sonnen. Bekannt ist seine Bissigkeit, wenn er gereizt wird; auch sind seine Beißmuskeln verhältnismäßig ungemein stark entwickelt. Man jagt den D. zuweilen im Sommer in mondhellen Nächten, indem man sich auf den Anstand stellt und ihn bei der Rückkehr zum Baue zu schießen sucht, oder indem man ihm Fallen stellt oder auch Netze in den

Eingang zu seiner Höhle befestigt. Vorzugsweise aber gräbt man ihn in seinem Baue mit Hilfe von Dachshunden, die ihm in den Bau folgen, ihn in dem Kessel, wo er sich zur Wehre setzt, «verbellen» und so den Ort anzeigen, auf den man graben muß. Nach Jägerregel muß er dann mit der Dachsgabel oder dem Krätzer, der wie ein Korkzieher gewunden ist, angespießt, aus dem Loche hervorgezogen und zur Schonung des Felles totgeschlagen werden. Sein Fleisch ist süßlich, aber eßbar; in China werden den D. auf den Fleischmärkten feilgeboten. Das Fell wird besonders von Sattlern verarbeitet; das lange Rückenhaar wird zu Malerpinseln benutzt. Eine andere, in Nordamerika einheimische Dachsart, der Labrador-Dachs (M. Labradoricus), zeichnet sich durch die weiße Färbung an der Unterseite und durch weiches Haar aus.

Dachschiefer nennt man die reinsten, sehr vollkommen- und ebenschieferigen Varietäten des Thonschiefers, welche sich infolge dessen leicht spalten, behauen und dann zum Dachdecken benutzen lassen. Dieselben kommen als Einlagerungen in der Phyllit-, Silur- und Devonformation (Rüdesheim, St. Goar a. Rh., Goslar, Lehesten und Gräfenthal in Thüringen), seltener in jüngern Formationen vor (Glarus). Die Schieferungs- und Spaltungsrichtung folgt meist nicht der Schichtung, sondern schneidet quer durch dieselbe. (S. unter Falsche Schieferung und Schiefer.)

Dachshund, Dächsel (Canis vertagus), heißt eine eigentümliche Abart des Haushundes, die sich durch den langen, starken Leib, die kurzen, meist verdrehten Füße, das kurze, straffe, glatt anliegende Haar, den großen Kopf mit langer Schnauze und breiten Schlappohren, den kräftigen Schwanz, die scharfen Krallen und das starke Gebiß auszeichnet. Die Dächsel waren den Ägyptern, wie es scheint, schon bekannt, denn es findet sich eine Abbildung, die einen unsern heutigen Dächseln ähnlichen Hund darstellt; sie sind gewiß ursprünglich Jagdhunde mit krankem Knochensystem, deren verbildete Beine durch Züchtung typisch geworden sind. Sie haben eine sehr feine Nase, scharfes Gesicht, sind gelehrig, treu, wachsam, tapfer und unermüdliche Jäger, verderben aber jede Jagd im Freien durch den Mangel an Appell, das Ungestüm ihrer Verfolgung unter lautem Bellen und durch das Anschneiden der erlegten Beute. Schwarz und gelb sind ihre Hauptfarben; selten findet man andere Mischtöne des Pelzes. Von Charakter sind sie bissig, unverträglich, eigensinnig. Man benutzt sie vorzugsweise zur Fuchs- und Dachsjagd, indem man sie in den Bau hineinhetzt. Der Fuchs flüchtet meist vor ihnen; der Dachs hält ihnen Stand. In Deutschland züchtet man besonders den kurzhaarigen, krummbeinigen D. von schwarzer Farbe mit gelben Flecken über den Augen; in England benutzte man denselben früher zum Drehen der Bratspieße in den Küchen (daher der Name Turnspit); jetzt züchtet man dort außer diesem noch den meist weißlichen, rauhen, grobhaarigen, als Haushund sehr beliebten schottischen D. (Scotch terrier) mit langen Haaren, die ihm über das Gesicht hängen, und der um so mehr geschätzt wird, je häßlicher er ist, sowie den Otterhund (Skye terrier), den man auf den Hebriden zur Fischotterjagd benutzt. Beide engl. Arten haben fast gerade Beine.

Dachspäne (Dachspließen) sind dünne gespaltene Brettchen aus Kiefernholz, welche bei Ziegeldächern unter die Fugen der aneinanderstoßenden Dachziegel (Flachziegel) gelegt werden, um namentlich bei einfacher Dachung (s. Dachziegel) eine größere Dichtheit des Dachs zu erzielen. Diesem sog. Spließdach ist jedoch die Eindeckung mit Kalkfugen vorzuziehen, da die Späne leicht zusammentrocknen und herabrutschen, außerdem aber bei ausbrechendem Feuer vom Winde mit fortgeführt und leicht feuergefährlich werden können.

Dachstein (der), die höchste Spitze der gleichnamigen Gruppe der österr. Kalkalpen, erhebt sich 55 km südöstlich von Salzburg an der Grenze von Oberösterreich, Salzburg und Steiermark zu 2996 m über dem Meere. Die Dachsteingruppe, welche ein Areal von etwa 800 qkm umfaßt, wird im N. durch das Thal des Rußbachs, den Paß Gschütt 971 m, das Gosauthal, den Hallstattersee und die obere Traun, im S. durch das Ensthal begrenzt; westlich wird sie vom Tännengebirge durch den Paß am Schwaighof 969 m und das Lammerthal geschieden. Die östl. Grenzlinie wird durch die Einsenkung gebildet, welcher die Salzkammergutbahn von Aussee an der Traun bis Steinach an der Ens folgt. Die herrschenden Gesteine sind Kalksteine und Dolomite der Trias (Dachsteinkalk). Den nordwestl. Teil der Gruppe bildet das Gosau- oder Stuhlgebirge mit der Bischofsmütze 2454 m und dem Donnerkogel 2052 m, den südwestl. die Kette des Roßbrand 1768 m. Südöstlich springt der Grimming 2351 m gegen die Ens, nördlich das Plateau des Koppen mit dem Zinken 1850 m und dem Hochplan 1888 m gegen die Traun vor. Der zwischen diesen Ästen liegende Hauptstamm der Gruppe, das eigentliche Dachsteingebirge, die mächtigste Erhebung der österr. Kalkalpen, ist ein tafelförmiger Bergstock, der sich in Form eines circa 30 km langen, 15 km breiten Rechtecks von W. nach O. zieht. Die Ränder der Tafel fallen überall steil, auf der Südseite gegen das Ensthal fast lotrecht ab. Die Oberfläche bildet eine von O. und N. nach S. und W. ansteigende Hochebene, durchsetzt von zahlreichen Kesseln und Mulden, Kämmen und Rücken. In den niedrigern Stufen, namentlich in dem als Kammergebirge bezeichneten östl. Teile, trägt das Plateau noch Alpweiden und spärliche Waldungen, in den höhern zeigt es kahlen Fels- und Schuttboden, und an der Südwestecke des Stocks, wo die höchsten Gipfel sich erheben, ist es mit Schnee und Eis bedeckt. Hier ragt hart über dem Südabsturz als Kulminationspunkt der ganzen Gruppe der Hohe D. 2996 m aus dem großen Hallstattergletscher oder dem Karlseisfeld auf. Westlich von ihm beherrschen die Mitterspitze 2920 m und der Thorstein 2946 m die beiden Gosaugletscher; östlich erheben sich, durch den Schladmingergletscher voneinander getrennt, der Hohe Gjaidstein 2780 m und der Hohe Koppenkarstein 2878 m. Alle diese Gipfel, welche im Gegensatz zu den niedrigern, meist kuppenförmig abgerundeten Höhen des nördl. Plateaurandes scharfkantige, schroffe und zackige Formen zeigen, sind, zum Teil auf Kletterpfaden, von Hallstadt oder dem Gosauthale aus zugänglich. Zur Erleichterung der Besteigungen hat der Deutsche und Österreichische Alpenverein auf der Gosauseite die Schutzhütte im Grobgestein 1640 m, auf der Hallstatterseite die Simonyhütte 2180 m errichtet, und an der Felswand des am häufigsten besuchten Hohen D. Eisenringe und Drahtseile angebracht.

Dachstein (Wolfgang), geistlicher Dichter des 16. Jahrh., trat 1524 zur Reformation über, ward

Vikar und Organist an der Thomaskirche zu Straßburg und starb daselbst gegen 1530. Er ist unter anderm Verfasser des Kirchenliedes «An Wasserflüssen Babylon».

Dachsteinbivalve, s. Dachsteinkalk.

Dachsteinkalk ist der Name mächtiger Kalksteinmassen, welche der obersten Abteilung der Triasformation angehören, die Höhe vieler alpinen Dolomitplateaus bilden und durch ihre Wasserarmut und Karrenfelder berüchtigt sind. Der D. ist dicht, weiß oder grau und voll großer herzförmiger Muscheldurchschnitte, der sog. Dachsteinbivalve (Megalodon). Seine großartigste Entwickelung besitzt der D. auf dem Dachstein-, Watzmann-, Göhl- und Toten Gebirge, sowie auf den Dolomitplateaus von Südtirol.

Dacht-el-Meiûm, Kanal zwischen der Insel Perim und dem afrik. Festlande, s. unter Bab-el-Mandeb.

Dachziegel. Die zur Eindeckung der Dächer verwendeten Ziegel haben im Laufe der Zeit die verschiedensten Formen und Benennungen erhalten, z. B. Flachziegel, Hohlziegel, Quadrat-, Schluß-, Paß-, Römische Ziegel, Dachpfannen, Falzziegel u.s.w. Die gebräuchlichsten sind die Flachziegel (auch Ochsenzungen, Biberschwänze, genannt), welche eine Breite von 14 cm, Länge von 35—37 cm und Stärke von 2 cm haben. Nach unten flach abgerundet, oben gerade begrenzt, besitzen sie auf der hintern Seite des obern Randes eine Nase, mit welcher sie an die Dachlatten aufgehängt werden. Ihre Eindeckungsweise ist je nach der Neigung des Dachs und der zu erlangenden Dichtheit verschieden. (S. den Artikel Dach und die Tafel Dach, Fig. 33—36.) Die Forsten und Grate der Ziegeldächer werden mit besondern Forstziegeln (Hohlziegeln) eingedeckt, welche die Form eines halben hohlen, abgestumpften Kegels haben und eine Länge von 36—37 cm besitzen. Das Aussehen der Ziegeldächer kann durch Anwendung farbiger und glasierter Dachziegel wesentlich verschönt werden, wobei die D. zugleich eine dichtere, glättere Oberfläche und längere Dauer gewinnen. Beispiele solcher Musterdächer finden sich namentlich in ältern Städten häufig. Neuerdings hat man manche Vervollkommnungen der D. eingeführt, von denen die patentierten Rudolphschen D. (Meißen) und die D. der Fabrik Gilardoni Frères in Altkirch (Elsaß) bemerkenswert sind.

Dacien (Dacia) hieß während der röm. Kaiserzeit das Land zwischen der Theiß, Donau, dem Dnjestr und den Karpaten, also die Osthälfte von Ungarn, Siebenbürgen, die Walachei, die Moldau, die Bukowina und ein Teil von Bessarabien. Die Bewohner dieses Landes, die Dacier (Daci), die in mehrere Stämme zerfielen, werden gewöhnlich zu der thrazisch-getischen Völkergruppe gerechnet. Durch häufige Einfälle in das Gebiet der Römer, denen sie unter ihrem König Decebalus besonders zur Zeit des Kaisers Domitian (81—96 n. Chr.) sehr gefährlich wurden, nötigten sie endlich Trajan zum Vernichtungskriege. In zwei Feldzügen (101—102 und 105—107 n. Chr.) wurde ihre Kraft gebrochen; die Hauptstadt Sarmizegethusa (bei dem jetzigen Varhely im Hatzeger Thale) wurde erobert, das Land großenteils zur Provinz gemacht und mit massenhaften roman. Ansiedelungen aus allen Teilen des Reichs bedeckt. Als röm. Provinz blühte das Land in erstaunlicher Weise auf, bedeckte sich mit vielen Städten und Dörfern und wurde besonders auch durch die Goldbergwerke in den Gebirgen Siebenbürgens wichtig. Nur in den östl. Teilen des Landes erhielten sich freie Dacier. Seit der Mitte des 3. Jahrh. wurde D. von Germanen überflutet. Aurelianus gab daher 270 die Provinz auf und versetzte die röm. Kolonisten über die Donau nach den mittlern Teilen der Provinz Mösien; man nannte dieses Gebiet seitdem Dacia ripensis und Dacia mediterranea. In Betreff der Abstammung der heutigen Rumänen ist in neuester Zeit eine lebhafte Diskussion im Gange. Während man früher ziemlich allgemein dieses Volk für Abkömmlinge eines im Lande zurückgebliebenen Restes romanisierter Dacier ansah, kam neuerdings die Ansicht auf, daß die in den Ländern der nördl. Balkanhalbinsel während der byzant. Zeit entwickelte walachische, aus römischen und dardanisch-dacisch-thrazisch-mösischen, aber durch und durch romanisierten Elementen erwachsene Bevölkerung nach der Entstehung des Walachisch-Bulgarischen Reichs (1186), und zwar erst seit dem zweiten und dritten Jahrzehnt des 13. Jahrh., in die heute Rumänien genannten Länder im Norden der Donau eingewandert sei. (Vgl. Rösler, «Romän. Studien», Lpz. 1871). Rösler hat jedoch neben vielen zustimmenden Stimmen auch starken Widerspruch gefunden. Die Erhaltung starker dacischer Reste im Lande vertrat namentlich J. Jung, zuletzt in den Büchern «Römer und Romanen in den Donaulanden» (Innsbr. 1877) und «Die romanischen Landschaften des Römischen Reichs» (Innsbr. 1881). Besonders bemerkenswert ist auch das Buch von J. L. Pic «Über die Abstammung der Rumänen» (Lpz. 1880), der die Möglichkeit einer Entstehung eines großen walachischen Volks auf der Balkanhalbinsel bestreitet; nach seiner Darstellung hielten sich die Dacier nach der Flucht der Römer in den westl. und nördl. Gebirgen Siebenbürgens, und ging die Ausbreitung des neuen rumän. Volks hauptsächlich von der Landschaft Marmaros aus.

Dacier (André), franz. Philolog, geb. zu Castres in Oberlanguedoc 6. April 1651, stammte von prot. Eltern und studierte zu Saumur unter dem berühmten Philologen Tanneguy-Lefèbre. Nach dem Tode desselben ging er 1672 nach Paris. Gleiche Neigung zu den Wissenschaften knüpfte zwischen ihm und der Tochter seines Lehrers, Anna Lefèbre, 1683 das Band der Ehe. D. wurde nachmals Bibliothekar des Königs und 1695 Mitglied der Akademie der Inschriften und der Akademie, welche letztere ihn in der Folge zu ihrem beständigen Sekretär wählte. Er starb 18. Sept. 1722. Außer der Ausgabe des Festus und der «Oeuvres d'Horace en latin et en français» (10 Bde., Par. 1681—89) sind bekannt seine Ausgabe des Valerius Flaccus, die Übersetzung des Marcus Antoninus, des Epiktet, der «Poetik» des Aristoteles, eine seiner besten Arbeiten, der Lebensbeschreibungen des Plutarch, des Sophokleischen «Ödipus» und der «Elektra», der Werke des Hippokrates und mehrerer Dialoge des Plato. Seine Übersetzungen sind zumeist mittelmäßig und seine Erklärungen der alten Schriftsteller sehr seicht.

Seine berühmte Gattin, Anna D., geborene Lefèbre, war 1654 zu Saumur geboren. Nach dem Tode ihres gelehrten Vaters, der sie in der lat. und griech. Sprache unterrichtet hatte, begab sie sich nach Paris, wo sie durch eine Ausgabe des

Kallimachus (1674) einen solchen Ruf erlangte, daß ihr der Herzog von Montausier die Bearbeitung mehrerer alter Schriftsteller zum Gebrauche des Dauphin (ad usum Delphini) übertrug. Auch nach ihrer Verheiratung setzte sie ihre gelehrten Arbeiten fort. Besonders machte Aufsehen ihre, obschon keineswegs ausgezeichnete Übersetzung des Homer (Amsterd. 1708; neue Aufl., 8 Bde., Par. 1756), die sie mit Houdart de Lamotte in einen Streit über den Vorrang der alten vor den modernen Dichtern verwickelte. In den «Considérations sur les causes de la corruption du goût» (Par. 1714) verteidigte sie den Homer mit dem Scharfsinn eines gründlichen Kommentators. Ihre Schrift «Homère défendu» (Par. 1716) ist aus gleichem Anlaß gegen den Jesuiten Hardouin gerichtet. Auch übersetzte sie den Terenz (3 Bde., Par. 1688), den «Amphitruo», «Epidicus» und «Rudens» des Plautus (3 Bde., Par. 1683), den Anakreon und die Sappho (Par. 1681), sowie den «Plutus» und die «Wolken» des Aristophanes (Par. 1684). Sie starb 17. Aug. 1720.

Dacier (Joseph Bon), franz. Schriftsteller, geb. 1. April 1742 zu Valognes im Depart. Manche, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt, dann das Collége d'Harcourt in Paris und wurde 1772 Mitglied, dann 1783 ständiger Sekretär der Akademie der Inschriften, ein Amt, das er mit Geschick bekleidete, da er nützliche Reformen einführte, die sog. «Associés libres» einrichtete, den mit der Herausgabe der Handschriften beauftragten Ausschuß begründete u. s. w. Nach der Abschaffung der Akademien gehörte er 1795 zum Institut, und ward 1800 Oberbibliothekar der Nationalbibliothek. Nachdem er das in vier Akademien geteilte Institut reorganisiert hatte und wiederum, diesmal für immer, ständiger Sekretär der Akademie der Inschriften geworden war, wurde er von Napoleon I. zum Mitglied des Tribunats ernannt (1802). Im J. 1823 erlangte er Aufnahme in die Französische Akademie. Er starb 4. Febr. 1833, im 91. Jahre. Bedeutendes hat D., der übrigens mit Anne und André D. nicht verwandt war, als Schriftsteller nicht geleistet. Er veröffentlichte 1772 eine Übersetzung der «Histoires variées» Älians, 1777 eine Übersetzung der «Cyropädie» Xenophons, 1810 einen «Rapport sur les progrès de l'histoire et de la littérature ancienne depuis 1789» und außerdem eine Menge geschichtlicher, meistenteils in dem «Journal des Savants» erschienener Abhandlungen.

Da Costa (Isaak), niederländ. Dichter, geb. 14. Jan. 1798 in Amsterdam, war der Sohn eines angesehenen Kaufmanns, der aus einer alten portug. Judenfamilie stammte. Er besuchte die Lateinschule seiner Vaterstadt und widmete sich hierauf dem Studium der Rechtswissenschaft, zu dessen Vollendung er 1817 nach Leiden ging. Schon als Gymnasiast war er durch das poetische Talent, welches er frühzeitig bekundete, näher mit Bilderdijk bekannt geworden, der seine weitere Ausbildung sorgsam überwachte und allmählich in innige Beziehungen zu ihm trat. Nachdem D. zum Christentum übergetreten war, wirkte er als Lehrer und Mitdirektor des Seminars der freien schott. Kirche, bis er 28. April 1860 starb. Er war Mitglied fast aller gelehrten Gesellschaften der Niederlande. Unter seinen poetischen Werken sind die bedeutendsten: «Prometheus» (1820), «Poëzij» (2 Bde., 1821—22), die Hymne «God met ons» (1826), «Feestliederen» (1828), «Vijf-en-twintig jaren» (1840), «Hagar» (1852), «De slag van Nieupoort» und «De mensch en de dichter». Dieselben zählen zu dem Vorzüglichsten, was die neuere niederländ. Litteratur aufzuweisen hat, wenn auch dem Dichter nicht mit Unrecht der Vorwurf gemacht worden ist, daß er sich in seinen Dichtungen wie in seinen religiösen und polit. Ansichten allzu sehr an seinen Lehrer und Freund Bilderdijk anlehne. Auch hat D. mehrere histor. und theol. Schriften veröffentlicht, von denen sich letztere zum großen Teil mit den Evangelien beschäftigen. Eine Sammlung seiner poetischen Werke erschien in drei Bänden (Harlem 1861—62). Vgl. Kate, «Bilderdijk en D.» (Amsterd. 1862).

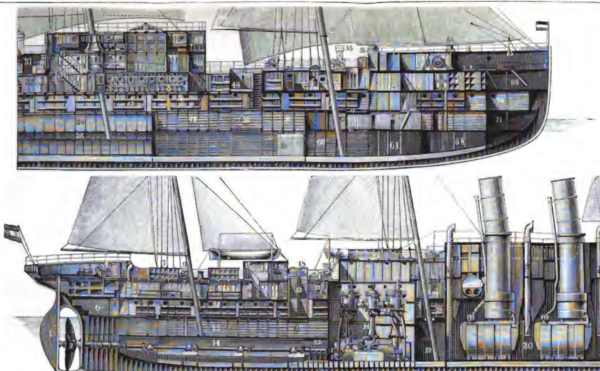
Dactyl..., s. Daktyl...

Dactylis *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Gramineen. Die Arten derselben sind meist mittelhohe Gräser, die vorzugsweise im mittlern und südl. Europa, aber auch in Amerika und Asien einheimisch vorkommen. Sie haben gekielte Blätter, und ihre Blüten stehen in dichten knäuelartigen Blütenständen. Eine in Deutschland sehr häufig wachsende Art, D. glomerata *L.*, ist ein gutes Futtergras. Das auf den Falklandsinseln wachsende und für die dortige Rindviehzucht sehr wichtige Tussockgras gehört ebenfalls zur Gattung D. und heißt D. caespitosa *Forst.* Die Stengel desselben erreichen eine Höhe von 1½—2 m. Die ganze Pflanze erscheint aber noch höher, da die zahlreichen Wurzeln ein dicht verschlungenes Polster auf der Erde bilden, das ganz bedeutende Dimensionen annehmen kann, oft dieselbe Höhe wie die Stengel selbst und einen Durchmesser von etwa 1—1½ m erreicht. Sowohl Wurzeln wie Stengel und Blätter dienen als Viehfutter, die süßen Wurzeln werden jedoch auch von den dortigen Kolonisten gegessen.

Dädalēum nennt man, nach ältern griech. Sagen, einen von Dädalus auf Kreta erfundenen Apparat, welcher nach Lucretius (Buch 4, Vers 772) auf der Thaumatropie (s. d.) basiert gewesen sein mochte und ähnliche optische Täuschungen bewirkte wie die stroboskopischen Scheiben. Das D. scheint also ein optischer Apparat gewesen zu sein, bei welchem die Nachdauer der optischen Bilder auf der Netzhaut dazu benutzt wurde, um Bewegungen von Figuren dem Auge vorzutäuschen; in jüngerer Zeit (etwa seit 1865) bewirkt man derlei Erscheinungen mittels der sog. «Wundercylinder» oder «Wundertrommeln», welche ebenfalls auf der Thaumatropie beruhen.

Dädalus (grch. Daidalos) ist der mytholog. Repräsentant der ältesten griech. Kunst; sein Name selbst bedeutet Künstler, und dädalisch heißt im allgemeinen künstlich. Der Schauplatz seiner Thätigkeit ist vorzüglich Kreta, wo er den Tanzplatz der Ariadne, das Labyrinth für den Minotauros und die Kuh der Pasiphae bildete. Die dämonische Natur seiner Kunst zeigt sich in den Erzählungen von seinen Statuen, die sich bewegen und ausschreiten konnten. Auch in Attika ward D. verehrt, und die attische Sage macht ihn zum Sohne des Eupalamos oder Palamaon, d. h. des Kunstfertigen, aus dem Erechthidengeschlecht. Vom Areopag wegen eines Verbrechens verurteilt, soll er dann zu Minos nach Kreta geflohen sein. Die von Ovid bearbeitete Sage machte D. zum Vater des Ikarus (s. d.), mit dem er, von Minos gefangen

DAMPFSCHIFF. I.



1. Ruder. 2. Schraube. 3. Sternbüchse. 4. Dampfsteuerung. 5. Kellner. 6. Zwischendeck. 7. Oberlicht. 8. Luke. 9. Dampfwinde. 10. Oberlicht. 11. Zweiter Salon. 12. Zwischendeck. 13. Laderaum. 14. Wellentunnel. 15. Niedergang. 16. Rauchzimmer. 17. Luke. 18. Niedergang. 19. Luke. 20. Dampfwinde. 21. Pantry für zweiten Salon. 22. Drucklager. 23. Maschinen-Oberlicht. 24. Maschine. 25. Promenadendeck. 26. Oberdeck. 27. Hauptdeck. 28. Zwischendeck. 29. Kohlenbehälter. 30. Kesselraum. 31. Erste Küche. 32. Erstes Pantry (Raum für Tafelgeschirr). 33. 34. Niedergänge. 35. Laderaum. 36. Kohlenbehälter mit Tunnel. 37. Damensalon. 38. Rauchzimmer. 39. Oberlicht. 40. Erster Salon. 41. Zwischendeck. 42. Kartenhaus (für Seekarten). 43. Ruderhaus (mit Steuerrad). 44. Zimmermann. 45. Niedergang. 46. Luke. 47. Dampfwinde. 48. Hauptdeck. 49—51. Laderaum. 52. Zwischendeck. 53. Wasserkasten. 54. Dampfküche. 55. Laufbrücke. 56. Leuchtturm. 57. Dampfwinde. 58. Eiskeller. 59. Luke. 60. Proviantraum. 61. Luke. 62. Fleischräume. 63. Wasserkasten (Trinkwasser). 64. Dampfspill (Ankerwinde). 65. Ankerkran. 66. Ankerwinde. 67. Mannschaftsräume. 68. Ankerkettenkasten. 69. Kettenklüse. 70. Kartoffelraum. 71. Inventarienraum.

gehalten, durch die Luft zu entkommen suchte. Er fertigte dem Sohne Flügel und befestigte sie mit Wachs; dieser aber stürzte, weil er der Sonne zu nahe kam, die das Wachs schmolz, in das nach ihm benannte Ikarische Meer.

Daduchos (grch.), d. h. Fackelhalter, Fackelträger, hieß namentlich ein hoher Priester bei den Mysterien in Eleusis (s. d.).

Dael (Jan van), Blumen- und Dekorationsmaler, geb. zu Antwerpen 27. Mai 1764, hielt sich den größten Teil seines Lebens in Paris auf, wo er vorzugsweise für den Hof thätig war und 20. März 1840 starb. Seine besondere Gönnerin war die Kaiserin Josephine, für welche er das jetzt im antwerpener Museum befindliche Gemälde La Croisée malte. Aber auch Napoleon I. und Karl X. waren ihm gewogen. Sein Opfer der Flora befindet sich zu Petersburg in der Galerie Leuchtenberg, anderes im Louvre, in Lyon, Parma u. a. O.

Daendels (Herm. Wilh.), niederländ. General, geb. 21. Okt. 1762 zu Hattem in Geldern, war Advokat und nahm an den in den Niederlanden 1787 ausgebrochenen Unruhen teil, sodaß er eine Freistatt in Frankreich suchen mußte. Als Oberst in der franz. Fremdenlegion leistete er 1793 Dumouriez in Holland bedeutende Dienste und wurde zum Brigadegeneral befördert. Nachdem Pichegru 1794 ganz Holland erobert hatte, trat D. als Generallieutenant in die Dienste der Batavischen Republik und befehligte 1799 eine Division, dann als Obergeneral das Heer, welches die Engländer und Russen zur Kapitulation zwang. Infolge vielfacher Anfeindungen nahm D. 1803 seine Entlassung und veröffentlichte zu seiner Rechtfertigung «Rapports des opérations, 22 août — 18 oct. 1799» (Haag). Beim Ausbruch des Kriegs 1806 bot er dem König von Holland seine Dienste an, der ihn mit seinem vorigen Range wieder anstellte. Er eroberte 1806 Ostfriesland und wurde Generalgouverneur von Münster. Noch gegen Ende des Jahres ernannte ihn der König zum Generaloberst der Kavallerie, im Febr. 1807 zum Marschall von Holland und Generalgouverneur der ostind. Besitzungen, die er 1808—11 mit Umsicht verwaltete. Das Werk, welches er über seine Verwaltung in Java herausgab (4 Bde., Haag 1814, holländ.), enthielt wichtige Aufschlüsse über die Zustände dieses Landes. Nach seiner Rückkehr aus Ostindien erhielt er durch Napoleon Verwendung bei der Großen Armee. D. befehligte 1812 im russ. Feldzuge die 26. Division und zeichnete sich bei der Verteidigung von Modlin aus. Nach der Rückkehr ins Vaterland ward er im Herbst 1814 vom König der Niederlande, Wilhelm I., beauftragt, die wiedererworbenen Kolonien auf der Goldküste in Besitz zu nehmen und ihre Verwaltung neu einzurichten. Dort wirkte er als Gouverneur bis zu seinem Tode, der 2. Mai 1818 erfolgte.

Dafar, s. Dhafar.

Daffinger (Moritz Michael), berühmter Miniaturmaler, geb. zu Wien 25. Jan. 1790, wo sein Vater als Maler in der kaiserl. Porzellanfabrik beschäftigt war, der ihm auch den ersten Unterricht erteilte. Hierauf kam D. als Schüler der Akademie zu Füger, ergriff zunächst aber die gewerbliche Beschäftigung eines Dekorationsmalers der Fabrikate in der genannten Porzellanfabrik. Erst 1809, während der Besetzung seiner Vaterstadt durch die Franzosen, als er die Bildnisse einiger franz. Offiziere malte, erwachte sein eminentes Talent für das Porträtfach, dem er fortan sein ganzes Leben widmete. D.s kleine, auf Elfenbeinplättchen, auch auf Papier ausgeführte Porträts, deren Anzahl eine unübersehbare ist, gehören zu dem Ausgezeichnetsten in dieser Branche. Er besitzt eine Feinheit des Pinsels, eine Vornehmheit der Auffassung und dabei eine Treue der Wiedergabe, welche, namentlich bei der Fülle seiner Arbeiten, in Erstaunen versetzt. Der gesamte Hochadel Österreichs hat D. zu Porträt gesessen, wodurch seine, leider weithin zerstreuten Werke eine höchst interessante historische Galerie ausmachen. Beim Wiener Kongreß malte er die meisten der damals in Wien anwesenden fürstlichen Gäste und zwar bereits in einer, von seiner frühern durch größern Stil abweichenden Manier, zu der ihn das Studium des eine Zeit lang in Wien verweilenden Lawrence veranlaßt hatte. Die historische Porträtausstellung in Wien (1880) hatte 39 herrliche Arbeiten von D. aufzuweisen, von denen namentlich Porträts von Mitgliedern des kaiserl. Hauses (im Besitze des Erzherzogs Karl Ludwig) hervorragten; 47 andere enthielt die histor. Ausstellung der k. k. Akademie 1877; zahlreiche sind ferner im Privatbesitz der kaiserl. Familie, der Liechtenstein, Schwarzenberg, Lanckoronski u. a. Adelshäuser. Besonders berühmt sind seine Bildnisse des Herzogs von Reichstadt, der Erzherzogin Sophie, der Familie Metternich, des Kaisers Franz Joseph als Kind, Grillparzers u. a. D. starb zu Wien 22. Aug. 1849. Benedetti, Kolb u. a. haben einige wenige seiner Werke in Stich und Schabmanier vervielfältigt.

Dag, die Personifikation des Tages in der nordischen Mythologie. Er ist der leuchtende Sohn der Nött (d. h. der Nacht) und des Dellingr (s. d.). Wie seine Mutter während der Nacht, so reitet er am Tage über das Himmelsgewölbe. Sein Roß heißt Skinfoxi (d. h. strahlende Mähne); die Mähne desselben erfüllt die Luft und Erde durch ihren Glanz. Die Kunst stellt D. als schönen Jüngling mit blondem Haar und blauen Augen dar.

Dagadó-Forras, Schwefelquelle bei Kalugyer im Bihargebirge (s. d.).

Dagden, zu Estland gehörige Insel des Baltischen Meeres, s. Dagöe.

Daege (Eduard), Historienmaler, geb. in Berlin 10. April 1805, wo er bei Wach Unterricht erhielt; auch besuchte er seit 1820 die dortige Akademie und bereiste dann 1832 mit dem Maler Ed. Biermann Italien. Er wendete sich einer religiösen Richtung zu, in welcher er mit feinem Gefühle und emsiger Durchführung zu schaffen weiß. Viele Kirchenbilder in Deutschland sind von seiner Hand, darunter für Sigmaringen, 16 Engelfiguren für die Schloßkapelle in Berlin, auch die prot. Kapelle in Marienbad erhielt ihr Altargemälde durch D. Seine besten Kompositionen sind: die Erfindung der Malerei, die Zuflucht zum Altar, der Meßner, durch das Wasser watend (berliner Nationalgalerie), die junge Nonne u. s. w. D. nahm seit 1835 verschiedene Posten an der königl. Akademie in seiner Vaterstadt ein, war seit 1861 Stellvertreter des Direktors und trat 1873 in den Ruhestand. D. ist Mitglied der k. k. Akademie zu Wien. Auch als Zeichner für Glasgemälde, so z. B. für den Domchor in Magdeburg, hat D. Kartons entworfen. Wandmalereien fertigte er für die Nord- und Südkuppel des Neuen Museums in Berlin.

Dagesch, im Hebräischen ein die Aussprache modifizierender Punkt in einem Konsonanten.

Man unterscheidet das D. lene in Aspiraten, ihre Nichtaspiration anzeigend, und das D. forte, zugleich die Verdoppelung bezeichnend.

Dagg (holländ.), in der Seemannssprache ein Tauende als Züchtigungsmittel; «durch die Daggen laufen» ist eine Strafe ähnlich dem Spießrutenlaufen auf dem Lande.

Dagget, soviel wie Birkenteer (s. d.).

Daghestan, d. h. Bergland, der Ostabfall des Kaukasus bis zum Gestade des Kaspischen Meers, bildet ein auch nach der Hauptstadt Derbent (s. d.) genanntes, militärisch von dem Befehlshaber der Bezirkstruppen verwaltetes Gebiet des russ. Kaukasien. Es erstreckt sich am westl. Ufer des Kaspischen Meers entlang nordwärts vom russ. Gouvernement Baku bis zu dem Flusse Ssulak (Koissu), der es vom Terekgebiete scheidet, westwärts etwa bis 63° östl. L. von Ferro, und hat ein Areal von 29840 qkm. Nur an seinem Ostrande längs des See-Ufers eben, ist D. zu seinem größten Teile von Gebirgen durchzogen, den östl. Ausläufern des Kaukasus. Unter ihnen markieren sich namentlich drei; der südliche endigt mit dem Babadagh (3870 m) unter 41° nördl. Br., der mittlere bei Derbent unter 42° und der nördliche südwestlich von Petrowsk, dem alten Tarku, unter 42° 55′. Der mittlere, durch welchen das Gebiet naturgemäß in eine nördl. und südl. Hälfte zerlegt wird, bildet das berühmte Eiserne Thor (Demir-Kapu), den 2000 m breiten Paß von Derbent auf der großen Völkerstraße zwischen Asien und Europa, die von Baku bis Kisljar am Terek etwa 570 km lang ist. Zahlreiche kleinere Flüsse entquellen der Schneeregion des westl. Hochlandes und den Verzweigungen seiner Ausläufer; unter ihnen sind der Ssamur im Süden und namentlich der Ssulak im Nordwesten hervorzuheben, beide mit nicht unbedeutendem Delta, letzterer von dem Andischen und dem Awarischen Koissu gebildet; im Norden von Derbent mündet der Bugan. Das Klima ist im ganzen ein gemäßigtes, auf der Höhe rauher, in den Niederungen milder und trocken, in der Küstenebene abwechselnd heiß und regnerisch. Heiße Quellen erinnern an den vulkanischen Ursprung des Gebirgslandes. Wo die Bewässerung reichlich, da ist der Boden des Flachlandes fruchtbar; von den Getreidesorten gedeiht am besten die Hirse, außerdem besonders Obst und Wein; auch für Gemüse, Baumwoll- und Seidenkultur, Tabak und Safran sind Boden und Klima zugänglich. Die Berge sind reich an Wäldern, weniger an Erzen.

Die Bevölkerung ist aus den verschiedenartigsten Stämmen zusammengesetzt und betrug (1878) 444023 E. Zu den Bergvölkern, die größtenteils lesghischen Stammes sind, gehören die Awaren, Laken, Kjuren und Akuschen, hohe Gestalten mit brünettem Typus, freier Stirn, dunkeln Augen, gestreckter Nase. Die nordöstl. Niederung bewohnen die türk. Kumücken und Nogaier, jene mit Ackerbau, Fischerei und Viehzucht, auch Baumwoll- und Seidenzucht beschäftigt, diese Nomaden. Im Norden wie im Süden finden sich tatar. Turkmenen. Zur Nomadenbevölkerung zählen ferner daghestan. Araber, welche im Sommer im Gebirge hausen, im Winter in die Ebene hinabsteigen. Diesem moham-med. Gros der Bevölkerung stehen etwa 6800 Russen und 5400 Juden gegenüber. Das geistige und moralische Niveau dieser Bevölkerung ist ein ziemlich niedriges, wie es bei der mannigfaltigen Stammesverschiedenheit (man zählt in D. 32 verschiedene Nationalitäten) durch endlose Kriege leicht zu erklären ist. Die Hauptbeschäftigung der Einwohner ist Viehzucht, namentlich Schafzucht. Im Landbau ist die Obst- und Weinkultur des Flachlandes nennenswert. Die Tabaksproduktion ist in D. gering. Der noch ziemlich roh betriebene Bergbau hat auch nur ein sehr mäßiges Erträgnis; im Engpasse Kana-Syrga ist ein nicht bedeutendes Steinkohlenlager; im Karabaghischen Kronbergwerk wird Brandschiefer gebrochen (1871 21176 Ctr.). An Naphtha wurden 1871 aus 127 Quellen 5116 Ctr. gewonnen. Der Haupthandelsplatz ist Derbent.

Geschichtlich bietet D. bereits in der ersten Zeit der christl. Periode ein nicht geringes Interesse. Schon früh nahmen die auch hier, wie in Transkaukasien zahlreich eingewanderten Juden das Christentum an; über Grusien und Armenien kam es auch nach D., dem damaligen Albania. Vom 3. bis zum 7. Jahrh. bestand D. harte Kämpfe mit den pers. Sassaniden, welche die Ebene zur pers. Provinz machten. Mit dem 7. Jahrh. begründete der Mohammedanismus auch in D. seine Herrschaft; 641 eroberten die Araber Derbent. Im J. 733 soll der arab. Heerführer Muslime die muselmanische Schamchalenwürde daselbst zur Anerkennung gebracht haben, welcher die Unterjochten von nun an botmäßig sind. Im 14. Jahrh. werden die kumückischen Schamchalen im Vordergrunde genannt, welche später durch die vereinten Chaidaken und Awaren vom Schauplatze verdrängt werden. Nie hat das Gebiet früher ein staatliches Ganzes gebildet; immer war es ein Mosaik von verschiedenen Schamchalen, Chanen und Fürsten. Seit dem Anfang des 19. Jahrh. eröffnen sich die Beziehungen D.s zu Europa. Dem Namen nach ist D. bereits seit 1812 russisch, faktisch seit der Unterwerfung von Schamyl (s. d.), 1859, obgleich die russ. Regierung zunächst noch einzelne einheimische Machthaber bestehen ließ, denen später russ. Offiziere als Gehilfen zur Seite gestellt wurden, welche binnen kurzem die Organe der vollziehenden Gewalt wurden und den Übergang zur Beseitigung der einheimischen Machthaber bezeichnen. Im J. 1863 wurde der awarische Chan abgesetzt, 1864 der Gebieter von Abchasien, 1865 der kjurische Chan, 1867 der Herrscher von Kaitag und Tabassaran, sowie der mechtulische Chan, und 1868 endlich der Schamchal von Tarku. Während des Russisch-Türkischen Kriegs erhoben sich im Mai 1877 die Bergvölker; der Aufstand erreichte im August und September seine größte Verbreitung und konnte erst im Jan. 1878 unterdrückt werden. Seitdem schreitet die Organisation nach russ. System immer mehr vorwärts. Die Bevölkerung von D. stellt außer der für die innere Verwaltung des Bezirks erforderlichen berittenen Miliz nur ein irreguläres Reiterregiment zum russ. Heere. Unter den Städten ragt nächst Derbent am meisten hervor Petrowsk (Tarku). Die wissenschaftliche Erforschung des Gebietes ist ein Gegenstand der eifrigen Thätigkeit russ. Gelehrten. Vgl. Cunynghame, «Travels in Eastern Caucasus, especially in Daghestan» (Lond. 1873).

Dagobert I., Sohn des merovingischen Frankenkönigs Chlothar II., erhielt von seinem Vater 622 Austrasien, wo er unter der Leitung der dortigen Großen und besonders des Majordomus Pippin und des Bischofs Arnulf von Metz aufwuchs und regierte, bis der Tod des Vaters ihn 631 zum Herrn des ganzen Frankenreichs machte. Er starb

638. Sein Versuch, Böhmen zu unterwerfen, das sich in einem fränk. Kaufmanne Samo einen eigenen König gesetzt, war in der großen Niederlage der Franken bei Wogastisburg vereitelt worden.

D. II., der letzte auf Austrasien abgeteilte Merovinger, 678—691, und D. III., 715—720, waren ganz unbedeutend; in ihrer Zeit lag die Regierungsgewalt schon ganz in den Händen ihrer obersten Beamten, der Majordomus.

Dagobertshausen, Dorf im Regierungsbezirk Kassel der preuß. Provinz Hessen-Nassau Kreis Melsungen, mit (1880) 290 E., geschichtlich bemerkenswert durch den Sieg des Frankenkönigs Dagobert über die Wenden 631.

Dagöe, Dago oder Dagden (estnisch Hio-ma), die größte der zu Estland gehörigen Inseln des Baltischen Meers, nördlich von der Insel Ösel gelegen, von der sie durch den Selosund getrennt ist, hat die Gestalt eines Vierecks, dessen Ecken in Form von Halbinseln und Vorgebirgen ins Meer hineinragen. Die größte Länge der Insel von O. nach W. ist 58 km, die größte Breite von N. nach S. 47 km; ihr Flächeninhalt beträgt 960 qkm. Die größte Halbinsel auf D. ist die westl. Keppo, die in das Vorgebirge Dagerort ausläuft, auf welchem ein Leuchtturm steht. Die Küsten D.s sind überall von Untiefen umgeben, die auf der südl. und südwestl. Seite eine bedeutende Breite erreichen, sodaß größere Seeschiffe hier nicht ankern können. Die Oberfläche D.s ist eben und niedrig und im Innern der Insel sehr sumpfig, besonders um den See Menam, weshalb das Innere nur schwach bevölkert und fast gar nicht angebaut ist. Die waldige Halbinsel Keppo ist der am höchsten gelegene Teil der ganzen Insel; auf ihr befinden sich zwei hohe Hügel, der Torna-megi und der Ganusse-megi mit einem Leuchtturm. Der nördl. Teil D.s hat einen steinigen, der südl. Teil einen lehmigen, fruchtbaren Boden. Auf D. befindet sich eine große Menge von erratischen Granitblöcken. Die Wälder bedecken 24 Proz. der Oberfläche. D. enthält drei Kirchspiele mit 17000 E. (zwei Drittel Esten, ein Drittel Schweden und Deutsche), welche Viehzucht, Ackerbau, Fisch- und Seehundsfang treiben. Der Handel D.s ist unbedeutend und wird aus den kleinen Häfen Hohenholm und Tiefenhagen betrieben. Handelsgegenstände sind Holz, Kalk und Getreide. D. ward 1645 von Dänemark an Schweden und 1721 von letzterm an Rußland abgetreten.

Dagon, Name der männlichen Hauptgottheit der alten Philistäer, welche, das Seitenstück zur weiblichen Fischgottheit Astarte (Derketo) in Askalon, mit einem menschlichen Kopf und Oberleib und mit dem Rumpfe eines Fisches dargestellt wurde. D. besaß je einen großen Tempel in Asdod und Gaza, wurde aber auch in Askalon und den übrigen philistäischen Städten, ja selbst, wie die Ortsnamen Beth-D. und Kephar-D. beweisen, im israel. Binnenlande verehrt.

Dagop heißt das Heiligtum der Buddhatempel bei den Indiern, das vielfach wiederkehrende Symbol des Buddhismus. Der D. hat in den Tempeln seinen Platz vor dem halbkreisförmigen Abschluß des Mittelraums und besteht aus einer etwas überhöhten Halbkugel, welche auf einer cylinderartigen Basis ruht. Dadurch soll das Bild einer Wasserblase veranschaulicht werden, mit welcher Buddha den menschlichen Leib in seiner Hinfälligkeit vergleicht. Gewöhnlich enthält der D. Reliquien eines Buddha. Es ist wahrscheinlich, daß die gewölbartige Bedeckung des Hauptraums der ind. Tempel, zugleich die heilige Form wiederholend, durch den D. hervorgerufen worden ist. Übrigens gibt es auch ganze Reihen freistehender D., zum Teil von bedeutender Höhe. Ihr Sanskritname stûpa (von stûp, anhäufen) bedeutet zunächst einen Haufen und erscheint entstellt in dem heutigen tôp, das die Briten tope schreiben. Der buddhistische Chinese nennt diese Heiligtümer (die mit Klostertempeln nicht zu verwechseln sind) in seinen verschiedenen Dialekten tap, tak und ta.

Dagoumer (Guillaume), franz. Philosoph, geb. um 1650 zu Pont-Audemer, gest. als Rektor der Universität Paris 1745 zu Courbevoie, schrieb «Requêtes de l'université de Paris» (Par. 1724) gegen die Jesuiten, welche hierauf die Unterdrückung von D.s Schriften durchsetzten. D., welcher einen etwas dissoluten Lebenswandel führte, wird in Lesages «Gil Blas» unter dem Namen Guyomar geschildert.

Dagsburg, Dachsburg (frz. Dabo), Dorf im deutschreichsländischen Bezirk Lothringen, Kreis Saarburg, 18 km südlich von Pfalzburg, in einem Thale der Vogesen, an einem zum Zorn gehenden Wasser, mit (1880) 2757 E., denen der sehr schöne dabei gelegene Wald mit seinen Sägemühlen das Material zur Verfertigung von Holzgefäßen liefert. D. war der Hauptort einer 983 gegründeten Grafschaft, bis 1679 kaiserl., von da an franz. Lehn, bis auf die franz. Revolution Residenz der Grafen von Dagsburg-Leiningen und wurde erst 1801 infolge des Lunéviller Friedens vom Reiche definitiv an Frankreich abgetreten. In den Kriegen des 17. Jahrh. wurde der ehemalige Ort wohl ganz zerstört. Dabei erhebt sich der 651 m hohe Leonsberg, nach Papst Leo IX. benannt, welcher der gräfl. Familie von Dagsburg entstammte. Das Schloß auf diesem Berge wurde 1679 durch die Franzosen zerstört.

Dagstuhl, preuß. Rittergutsbezirk in der Provinz Rheinland, Regierungsbezirk Trier, Kreis Merzig, Bürgermeisterei Wadern, hatte früher eigene Herren, wurde von Napoleon I. der Ehrenlegion geschenkt, welche es 1805 an die Freiherren Lasalle von Luisenthal verkaufte.

Daguerre (Louis Jacques Mandé), franz. Maler, bekannt als Erfinder der nach ihm benannten Daguerreotypie, geb. 18. Nov. 1789 zu Cormeilles im franz. Depart. Seine-Oise, war erst Steuerbeamter, wandte sich aber bald der Malerei zu und bildete sich unter Degotis Leitung im Dekorationsfach aus. Bald übertraf er nicht nur seinen Lehrer, sondern überhaupt alle seine Vorgänger namentlich durch seine staunenswerte Geschicklichkeit in der Behandlung und Benutzung der Licht- und Beleuchtungseffekte. Eine ziemliche Anzahl von Opern, die in der Restaurationsepoche auf den pariser Bühnen zur Aufführung gelangten, verdankten einen Teil ihrer Erfolge den von D. gefertigten Dekorationen. Daneben lieferte er eine Reihe von Veduten und Panoramen, die sehr beifällig aufgenommen wurden. Außerhalb Frankreichs wurde sein Name zuerst bekannt durch das von ihm erfundene Diorama (s. d.), das sich 1822—39 in Paris der günstigsten Aufnahme zu erfreuen hatte und durch Gropius auch nach Deutschland verpflanzt ward. Neben diesen künstlerischen Arbeiten beschäftigte sich D. auch anhaltend mit physik. Studien, besonders über das Licht und dessen Wirkungen. Unter andern machte er Versuche zur Fixierung der Bilder in der

Camera-obscura (s. d.), ohne zunächst zu Erfolgen zu gelangen. Er trat aber 1826 mit **Joseph Nicéphore Niépce** (geb. 7. März 1765 zu Châlon-sur-Saône, gest. 3. Juli 1833 zu Gras bei Châlon) in Verbindung, einem frühern Kavallerieoffizier und wohlhabenden Privatmanne, der sich schon seit 1814 mit ähnlichen Versuchen beschäftigt hatte. Am 14. Dez. 1829 vereinigten sich beide durch gerichtlichen Akt zur gemeinschaftlichen Benutzung und Vervollkommnung ihres Verfahrens. Nach dem Tode Niépces setzte D. seine Untersuchungen selbständig fort und löste 1838 das große Problem, mit Hilfe des Lichts auf leicht ausführbare Weise dauerhafte Bilder herzustellen. (S. **Daguerreotypie**.) Die ersten Proben von Daguerreotypen legte Arago 9. Jan. 1839 der pariser Akademie öffentlich vor. Auf den Antrag Aragos und Gay-Lussacs (9. Juli und 2. Aug.) wurde D. eine jährliche Pension von 6000 und den Erben Niépces eine solche von 4000 Frs. bewilligt, wofür sie ihre Erfindung der Akademie zur Veröffentlichung überließen. D. selbst berichtete über dieselbe in der Schrift: «Historique et description des procédés du daguerréotype et du diorama» (Par. 1839), welcher er später, außer einigen Beiträgen zu periodischen Schriften, noch «Nouveau moyen de préparer la couche sensible des plaques destinées à recevoir les images photographiques» (Par. 1844; deutsch, Aachen 1844) folgen ließ. Stets mit der Vervollkommnung und Verwertung seiner Erfindung beschäftigt, starb er 12. Juli 1851.

Daguerreotypie, die Herstellung von Lichtbildern nach Daguerres (s. d.) Methode, 1838 erfunden. D. räucherte Silberplatten in Joddämpfen, erzeugte dadurch eine Schicht von Jodsilber, belichtete diese in der Camera-obscura und setzte sie dann Quecksilberdämpfen aus. Diese verdichten sich nur an den belichteten Stellen der Platte und erzeugen dadurch ein positives Bild. Das Verfahren ist in neuerer Zeit ganz verlassen worden zu Gunsten der Papierbilder. (S. unter **Photographie**.)

Daguet (Alexander), schweizer Geschichtschreiber, geb. 12. März 1816 in Freiburg in der Schweiz, studierte im Jesuitenkollegium daselbst und wurde 1837 Lehrer der Geschichte und der franz. Sprache und Litteratur an der Centralschule seiner Vaterstadt. Durch die sonderbündischen Bestrebungen in Freiburg bewogen, nahm er 1843 die Direktion der Normalschule in Pruntrut an, wurde aber nach Niederwerfung des Staatsstreichs von der Regierung Freiburgs zurückgerufen und zum Direktor der Kantonsschule ernannt, die an die Stelle des Jesuitenkollegiums getreten war. Auch wurde er Mitglied des Großen Rats daselbst und leitete die wissenschaftliche Zeitschrift «L'émulation». Seine liberale Richtung zog ihm jedoch Anfeindungen von ultramontaner und radikaler Seite zu, und nach dem Siege der erstern Partei wurde er 1857 seiner Lehrstelle enthoben. Dafür berief ihn die Stadt Freiburg als Direktor an ihre Höhere Töchterschule. Da jedoch die herrschende Richtung alle seine Bestrebungen für pädagogischen Fortschritt vereitelte, nahm er 1866 die Stelle eines Professors der Geschichte an der Akademie und an der Höhern Töchterschule in Neuenburg an. D.s Hauptwerk ist die «Histoire de la confédération Suisse» (Neuenb. 1851; 7. Aufl., 2 Bde., Genf 1879; deutsch, Aarau 1867). Außerdem schrieb er: «Biographie de Guillimann» (Freiburg 1843), «Revue des principaux écrivains de la Suisse française» (Freiburg 1857), «De l'enthousiasme de la Suisse» (Freiburg 1858), «Manuel d'éducation» (Neuenb. 1871; 4. Aufl. 1881) u. s. w.

Dah, Benennung des Reisens mittels Palankins oder Tragbetten in Indien.

Dahab oder **Harf**, eine Geldrechnungseinheit im Einzelhandel in der Gegend von Massaua am Roten Meere. Man bedient sich als Geldes in diesem Verkehr besonders der Glasperlen, hier Borjookes genannt. Das Harf oder D. hat 40 Kebir, das Kebir gewöhnlich 3 Borjookes. Das Wertverhältnis der Glasperlen ist aber zu der umlaufenden Silbermünze (hauptsächlich Maria-Theresienthaler) ein sehr veränderliches.

Dahābie, ein Nilschiff mit Verdeck und Kajüte.

Dahalak, Archipel im Roten Meer, s. **Dahlak**.

Daher oder Daër war der Name eines ziemlich weit ausgedehnten Steppenvolks der Alten Welt im westl. Turan, zwischen der Ostküste des Kaspischen Meeres, dem untern Oxus und den nördl. Abhängen der Gebirge von Iran. Sie galten als gute Soldaten, sowohl zu Fuß wie noch mehr als reitende Bogenschützen.

Dahl (Heinrich von), Historiker, geb. 8./19. April 1770 zu Goldenbeck in Estland, studierte von 1789—93 Philosophie in Jena und leitete von dort den großen Studentenauszug nach Erfurt. (Vgl. seine «Authentische Nachricht von dem am 19. Juli 1792 gehaltenen Auszuge der Studierenden aus Jena ꝛc.», 1792.) Nach vollendetem Studium begab D. sich nach Moskau, wurde Hauslehrer bei der Familie des Generals Jasikoff und führte von 1796 an als Kabinettskurier des Kaisers Paul ein vielbewegtes, buntes Leben, welches er in einer Selbstbiographie: «Kurzer Abriß meines Lebens» (Lpz. 1804), schilderte. Im Anfange des 19. Jahrh. schrieb D. seine in weiten Kreisen bekannte «Weltgeschichte aus ihrem höchsten Gesichtspunkt (der Perfektibilität) betrachtet» (Lpz. 1804) und lebte seit dieser Zeit in Warschau, wo er sich 1807, als man ihn gegen sein Vaterland zu kämpfen zwingen wollte, durch einen Sturz aus dem vierten Stockwerk das Leben nahm.

Dahl (Joh. Christian Clausen), Landschaftsmaler, geb. 24. Febr. 1788 zu Bergen in Norwegen, der Sohn eines Seemanns, kam, vier Jahre alt, in das Haus eines alten Geistlichen, der ihn für seinen Stand erzog und ihm Unterricht im Zeichnen erteilen ließ. Dies führte ihn zur Malerei. Nach einer sechsjährigen Lehrzeit begann er auf eigene Hand zu malen, bis es ihm 1811 gelang, nach Kopenhagen in die Kunstakademie zu kommen. Hier bildete D. nun seine Anlage für die heroische Landschaftsmalerei durch die Darstellung norweg. Naturscenen und durch eigene Kompositionen zu technischer Fertigkeit aus. Mehrere Bilder bei den Ausstellungen in Kopenhagen 1814 und 1815 fanden Beifall. Im J. 1818 ging er nach Dresden. Im folgenden Jahre wurde er Mitglied der dortigen Akademie und, nachdem er ein Jahr in Neapel und in Rom zugebracht, 1821 Professor an derselben. Die ital. Reise machte er mit dem Prinzen Christian von Dänemark (später König Christian VIII.). Nächst kleinern Ausflügen besuchte er (in der Zeit von 1826—50) noch fünfmal sein Vaterland. D.s Bilder haben meist nicht bloß das Verdienst der Wahrheit nach der Natur, sondern auch das der poetischen Verklärung des individuellen Charakters der Gegenden, die ihm den Stoff zu seinen Komposi-

tionen darboten. Er lehnt sich dabei gern an Everdingens Schöpfungen an. Unter seinen größern Gemälden sind zu erwähnen: Neapels Küste unweit Castellamare, eine große Winterlandschaft auf Seeland zwischen Prestöe und Wordinborg in der Abendbeleuchtung und eine Küstenansicht unweit Bergen. Auch gab er heraus: «Denkmale einer sehr ausgebildeten Holzbaukunst aus den frühesten Jahrhunderten in den innern Landschaften Norwegens» (Heft 1—3, Dresd. 1837), enthaltend die Abbildungen der Kirchen zu Borgund, Urnes und Hidderdal. Die Kirche zu Wang, welche er gekauft hatte, ging dann in den Besitz des Königs von Preußen über, der sie im Riesengebirge aufstellen ließ. D. starb zu Dresden 14. Okt. 1857.

Sein Sohn, Siegwald Johannes D., geb. 16. Aug. 1827 zu Dresden, hat sich der Jagd-, Porträt- und Tiermalerei gewidmet. Er studierte an der dortigen Akademie, unter seinem Vater und dem Tiermaler W. Wegener, und unternahm Reisen nach Paris und London, wo ihn besonders die Werke Landseers fesselten. Als Genremaler beschäftigte er sich mit den Lebenseigentümlichkeiten Norwegens, doch sein eigentliches Hauptfach ist die Tiermalerei. Als Porträtist versuchte er sich mit dem Bildnisse seines Vaters (in der Galerie zu Bergen). Außerdem ist er vielfach als Illustrator thätig.

Dahl (Wladimir Iwanowitsch), russ. Volksschriftsteller, bekannter unter dem Pseudonym Kosak Luganskij, geb. 1801, erhielt im Seekadettenkorps zu Petersburg seine Erziehung, trat 1819 bei der Flotte des Schwarzen Meers in Dienst, studierte dann in Dorpat Medizin und trat nach Erlangung des Doktorgrades wieder in Militärdienste (als Militärarzt während des russ.-türk. Krieges im J. 1828—29 und des poln. Aufstandes im J. 1830—31), die er später mit Civildiensten vertauschte. Später als Beamter beim Generalgouverneur in Orenburg, beteiligte er sich an dem Zuge nach Chiwa (1839), über den er in deutscher Sprache «Bemerkungen zu Zimmermanns Entwurf des Kriegstheaters Rußlands gegen Chiwa» (Orenb. 1840) veröffentlichte, und bereiste fast alle Provinzen des Russischen Reichs, was ihm half, das Volksleben in seiner unverfälschten Reinheit kennen zu lernen und unmittelbar künstlerische und ethnogr. Anschauungen zu gewinnen. Seinen Forschungen verdankt man wertvolle Beiträge zur russ. Ethnographie. So sammelte er unter anderm sehr viele Volksmärchen aus dem Volksmunde, an 30000 Sprichwörter und eigentümliche Redeweisen (herausg. 1862; 2. Ausg. 1879). Ebenso trug er ein reiches Material für die Volkssprache zusammen, welches er in dem «Tolkovyj slovaŕ živago russkago jazyka» (4 Bde., Mosk. 1861—68; 2. Ausg. 1882) verarbeitet hat, ohne jedoch strengern philol.-wissenschaftlichen Anforderungen zu genügen. Als Belletrist liegt die Hauptstärke D.s in typischen Darstellungen aus allen Schichten des russ. Volks, dessen charakteristische Züge er mit vollendeter Meisterschaft auffaßt und in scharf individualisierten Gestaltungen wiederzugeben weiß. Außer Volksmärchen und Sagen lieferte er Erzählungen und Novellen, die sich durch treffliche Anlage, Lebendigkeit und Sprachreinheit auszeichnen. Von seinen andern Arbeiten ist ein «Handbuch der Botanik» (Mosk. 1849) zu nennen. Eine Gesamtausgabe von D.s Werken erschien 1860—61 zu Petersburg in 8 Bänden. Er starb 3. Nov. (22. Okt.) 1872 zu Moskau.

Dahlak oder Dahalak, bei den Arabern Zalegh, ein Archipel im Roten Meere, welcher, ziemlich nahe der Küste Abessiniens, zwischen 15° 25' und 16° 36' nördl. Br. gelegen, den Mittelpunkt der Fischerei im südl. Teile dieses Meeres bildet. Gegen 100 Klippen und kleinere Eilande liegen dichtgedrängt um die Insel Dahlak-el-Kebir oder Groß-Dahlak, die 52 km lang und 30 km breit ist und eine Menge hufeisen- und hakenförmiger Buchten und beckenartiger Häfen aufweist. Die Insel liegt östlich gegenüber der Hafenstadt Massaua und im Nordosten von Afuleh (Adulis) und der Insel Dessi oder Valentia. Sämtliche Inseln, deren Bewohnerzahl auf 1500 geschätzt wird, sind von geringer Erhebung über den Meeresspiegel und scheinen ihren Ursprung einer vulkanischen Revolution zu verdanken, wie denn noch heute Erdbeben hier nicht selten sind. Ihre Oberfläche besteht aus halbverwittertem, mit Schorabäumen dicht bewachsenem, meist sehr porösem Madreporenkalk, der einzelne merkwürdige senkrechte Verstungen und Verschiebungen in derselben Richtung erlitten hat. Sie sind reich mit Trinkwasser versehen und haben ein schönes Klima. Ständig bewohnt sind nur Norah, Dohul und Groß-D. Letzteres hat 12 Dörfer, deren Einwohner vom abessin. Küstenland Samhar stammen, das Massauanische sprechen, dem türk. Pascha von Massaua zinspflichtig sind und Fischfang, Perlenfischerei (der Perlenmarkt wird zu Dömöllö an der Ostseite der Insel D. gehalten), Schiffahrt, Kamel-, Vieh- und Hühnerzucht treiben, Schildkrot und Schwämme verhandeln.

Der Ort Dahlak besteht aus 50 ärmlichen Wohnungen; dabei liegen in den Fels gehauene Cisternen und ein alter großer Kirchhof mit kufischen Inschriften. Die einst stark bevölkerte Insel ist berühmt durch die hier gefundene Adulitanische Inschrift. Zur Römerzeit war D. der Mittelpunkt der Fischerei und des Perlenhandels.

Dahlberg (Erikson Jansen, Graf), schwed. Feldmarschall, geb. 10. Okt. 1625 zu Stockholm, nahm am Dreißigjährigen Kriege gegen Ende desselben als Sekretär des Generals Rehnschild teil und wurde wiederholt mit militärischen und diplomatischen Aufträgen betraut. Nach dem Friedensschlusse widmete er sich durch Studien und Reisen zunächst mehrere Jahre hindurch seiner weitern Ausbildung, wurde von König Karl X. Gustav bei Ausbruch des Kriegs gegen Polen im Heere angestellt, nahm an der Schlacht bei Warschau teil und wurde nach derselben Quartiermeisterlieutenant. Er erwies sich als trefflicher Generalstabsoffizier und leistete in den Kriegen gegen Polen und Dänemark wichtige Dienste. Auf seinen Bericht hin wagte der König den Marsch über das Eis der Ostsee. Nach dem Frieden erhielt D. das Fußregiment Südermanland, wurde 1679 Generaldirektor des damals neu errichteten Fortifikationscomptoirs und erwarb sich große Verdienste um das schwed. Befestigungswesen. Er organisierte die Miliz in Jönköping, leitete die Grenzregulierung zwischen Schweden und Norwegen und wurde Generalgouverneur von Livland. D. starb 16. Jan. 1703 zu Stockholm, mit ihm erlosch sein Geschlecht. Er schrieb «Suecia antiqua et hodierna» und fertigte die meisten in diesem Werke sowie in der Geschichte Karl Gustavs (von Pufendorf) enthaltenen Kupferstiche. Vgl. Schlözer, «Schwed. Biographien» (Bd. 1, Lpz. 1760).

Dahlbom (Anders Gustav), schwed. Entomolog, geb. 3. März 1806 zu Forssa in Ostgothland, besuchte das Gymnasium zu Linköping und die Universität zu Lund, wo er 1830 Docent der Naturgeschichte und 1843 Intendant des Entomologischen Museums wurde. Er starb daselbst 3. Mai 1859. Sein Hauptwerk ist: «Hymenoptera Europaea praecipue borealia» (Bd. 1, 1845; Bd. 2, Berl. 1854).

Dahlen, Stadt mit Rittergut im Königreich Sachsen, Regierungsbezirk Leipzig, Amtshauptmannschaft Oschatz, 9 km von Oschatz am Dahlener Wasser und an der Sächsischen Staatsbahn Leipzig-Riesa-Dresden, zählt (1880) 2877 E., hat eine Eisengießerei, eine Wagenfabrik, eine Cigarrenfabrik, gute Landwirtschaft und besuchte Pferde- und Viehmärkte. Der Ort ist alt und war früher eine wichtige Grenzfestung gegen die Sorben. In dem mit schönem Garten versehenen, 1750 erbauten Schlosse wohnte Friedrich d. Gr. während der Hubertusburger Friedensverhandlungen.

Dahlen, Stadt in der preuß. Rheinprovinz, s. Rheindahlen.

Dahlgren (John Adolf), amerik. Seemann von schwed. Abstammung, geb. in Philadelphia im Nov. 1809, wurde 1826 Midshipman, 1837 Lieutenant und 1855 Kommandeur. Von 1847—57 war er besonders im Geschützwesen der Flotte thätig und machte sich namentlich durch die Erfindung und Anwendung schwerer gezogener Schiffsgeschütze verdient, welche nach ihm die Dahlgrenkanonen genannt wurden. Ebenso führte er die 12- und 24-pfündige Bronzehaubitze in der amerik. Flotte ein. Beim Ausbruch des Bürgerkriegs wurde D. Befehlshaber des washingtoner Kriegshafens und im Juli 1862, unter Ernennung zum Kapitän, Chef des Geschützwesens. Im Febr. 1863 zum Kontreadmiral befördert, übernahm D. das Kommando des südatlantischen Geschwaders, 1866—68 das des südl. Stillen Oceans und trat 1869 wieder in das Kommando des washingtoner Hafens ein, in welcher Stellung er 12. Juli 1870 starb. Seine Hauptwerke sind: «System of boat armament in the United States navy» (1852), «Naval percussion locks and primers» (1852) und «Shells and shell guns» (1856).

Dahlgren (Karl Joh.), schwed. Dichter, geb. auf Stens-Bruk im Kirchspiel Quillinge bei Norrköping 20. Juni 1791, studierte in Upsala Theologie, wurde 1824 bei der Kirche Hedwig Eleonore zu Stockholm, 1829 bei der dortigen Hauptkirche als ordinierter Prediger angestellt und starb 2. Mai 1844. Als Schriftsteller machte sich D. zuerst in Atterboms «Phosphoros» und «Poetisk kalender» bekannt; seitdem veröffentlichte er beinahe jährlich Gedichte bald in dieser, bald in jener Form. In den letzten Jahren seines Lebens produktiv und darum flüchtig, zeigt er in den Poesien und Novellen aus seiner bessern Zeit eine natürlich frische Heiterkeit und einen harmlosen Humor, der namentlich in der Darstellung idyllisch-burlesker Scenen zur Geltung kommt und oft an Bellman erinnert. Viele seiner Gedichte sind Eigentum des Volks geworden. Das Gelungenste von seinen Arbeiten stellte er in den «Ungdomskrifter» (2 Bde., Stockh. 1829) und «Samlade skrifter» (Bd. 1, Stockh. 1834) zusammen. Von seinen dramatischen Dichtungen kam nur die Posse «Ulla Winblads Födelsedag» zur Aufführung, machte aber kein Glück. Außer mehrern besonders erschienenen poetischen Arbeiten, wie «Odalgumman» (Stockh. 1828), «Ångbåtssångar» (Stockh. 1837) u. s. w., gab D. fast jährlich Musenalmanache heraus, die auch viele Novellen und komische Erzählungen von ihm enthalten. Eine Gesamtausgabe seiner Werke (5 Bde., Stockh. 1847—52; 3. Aufl. 1875) wurde von Arwidsson, Bäckström und Törner veranstaltet.

Dahlhausen, Landgemeinde in der preuß. Provinz Westfalen, Regierungsbezirk Arnsberg, Landkreis Bochum, an der Ruhr und an den Linien Steele-Hagen und Überruhr-Witten der Preußischen Staatseisenbahn, zählt (1880) 3478 E. und hat Eisenhammerwerke, Coksbrennereien, Fabriken für feuerfeste Steine und drei Steinkohlenzechen.

Dahlia ist eine der drei Modifikationen des Anilinviolett. (S. unter Anilinfarben.)

Dahlia, Pflanzengattung, s. Georgine.

Dahlin ist ein Synonym für Inulin (s. d.).

Dähling (Heinr.), Historienmaler, geb. in Hannover 19. Jan. 1773, war anfangs Miniaturmaler und suchte als solcher in Berlin, wohin er sich 1794 begab, Beschäftigung. Einige gelungene Arbeiten verschafften ihm Ruf, sodaß 1811 seine Aufnahme als Mitglied der Akademie erfolgte. Bald darauf nahm er auch eine Lehrerstelle an dem Institut an und erhielt 1814 den Posten eines Professors, später eines Senatsmitgliedes. Seine ital. Reise erfolgte erst in seinen spätern Jahren. Er starb 10. Sept. 1850 zu Potsdam. D. war als religiöser, als Genre-, Miniatur- und Landschaftsmaler thätig und vertritt in seinen sehr mannigfaltigen Produkten auch sehr verschiedene Nuancen des Stils, indem seine frühern Werke, z. B. Kränzewinderinnen, die eklektisch-klassizistische Weise des Mengs zeigen, anderes sich an die Altdeutschen und an die modernen Romantiker anschließt. Eine Probe des letztern ist: der Einzug des Fürsten (berliner Nationalgalerie), der Jäger und das schlafende Mädchen u. s. w.

Dahlmann (Friedr. Christoph), ausgezeichneter deutscher Historiker, geb. 13. Mai 1785 zu Wismar, besuchte seit 1797 die Stadtschule seiner Vaterstadt und bezog, durch verwandtschaftliche Verhältnisse dazu bestimmt, 1802 die Universität zu Kopenhagen, um sich philol. Studien zu widmen. Doch wandte er sich zur Fortsetzung derselben bereits 1803 nach Halle, wo besonders F. A. Wolf Einfluß auf ihn gewann. Das J. 1809 führte ihn nach Dresden, wo er mit Heinr. von Kleist in ein freundschaftliches Verhältnis trat; mit Kleist durchwanderte er unter mannigfachen Abenteuern die österreichischen Schlachtfelder. Nachdem er sich im Jan. 1810 zu Wittenberg die philos. Doktorwürde erworben, habilitierte er sich zu Kopenhagen mit einer Schrift über die ältere attische Komödie und hielt Vorlesungen über Aristophanes. Daneben begann D. eingehendere histor. Studien, denen er sich seit seiner Berufung 1812 als außerord. Professor der Geschichte nach Kiel vorzugsweise zuwandte. Seit 1815 Sekretär der stehenden Deputation der schlesw.-holstein. Prälaten und Ritterschaft, sah er sich bald in den zwischen den Resten der alten Stände und der dän. Regierung ausbrechenden Verfassungsstreit verflochten, dessen Durchführung in polit. Streitschriften, wobei er immer auf dem Boden der Geschichte und des konkreten Rechts fußte, ihn zum gründlichen Studium des positiven Staatsrechts veranlaßte. Besonders waren es die Geschichte und die Zustände des

Mittelalters, welche er sich zum Gegenstande seiner Forschungen wählte. Als Früchte derselben erschienen unter anderm die «Forschungen auf dem Gebiete der deutschen Geschichte» (2 Bde., Altona 1822—23) und des Neocorus «Chronik von Dithmarsen» (2 Bde., Kiel 1827). D. nahm 1829 den Ruf als Professor der Staatswissenschaften in Göttingen an, wo er zunächst in Vorlesungen die Staatswissenschaften in allen ihren Teilen pflegte, ohne jedoch der Geschichte untreu zu werden, der er durch seine meisterhafte «Quellenkunde der deutschen Geschichte» (Gött. 1830; 4. Aufl., herausg. von Waitz, Gött. 1875) einen wesentlichen Dienst erwies. Außerdem wirkte er seit 1831 mit Kraft und Eifer gegen Reaktion wie gegen Revolution, und war wesentlich für das Zustandekommen des Grundgesetzes von 1833 thätig. Die Achtung seiner Mitbürger und das Zutrauen der damaligen Regierung belohnten ihn und machten ihn zu einer einflußreichen Person des göttinger Universitäts- und hannov. Staatslebens. Seine praktischen Bestrebungen rechtfertigte D. theoretisch durch die «Politik auf den Grund und das Maß der gegebenen Zustände zurückgeführt» (Bd. 1, Gött. 1835; 3. Aufl. 1847), worin er für eine edle, würdige Freiheit stritt. Als der neue König Ernst August durch Patent vom 1. Nov. 1837 einseitig die Verfassung von 1833 aufhob, protestierte D., seinem Charakter und seinen Antecedentien gemäß, an der Spitze von sechs Kollegen gegen die ihnen angesonnene Verletzung ihres auf diese Verfassung geschworenen Eides und mußte deshalb mit ihnen, durch Kabinettsordre vom 14. Dez. 1837 des Amtes entlassen, Göttingen und Hannover ohne Urteil und Recht verlassen. (S. unter Hannover.)

D. ward gastlich in Leipzig aufgenommen, wendete sich aber bald nach Jena, wo er in seiner «Geschichte Dänemarks» (3 Bde., Hamb. 1840—43) ein histor. Meisterwerk ausarbeitete, und erhielt 1842 einen Ruf als ord. Professor der Geschichte und Staatswissenschaften nach Bonn. Hier hielt er mit großem Erfolge Vorlesungen über Politik sowie über Geschichte, namentlich auch über die Geschichte der Englischen und der Französischen Revolution. Aus diesen Vorlesungen gingen hervor die «Geschichte der Englischen Revolution» (Lpz. 1844; 6. Aufl. 1853) und die «Geschichte der Französischen Revolution» (Lpz. 1845; 3. Aufl. 1853), zwei für weitere Leserkreise bestimmte Werke, welche große Anerkennung fanden. An dem Zustandekommen der Germanistenversammlungen, welche 1846 in Frankfurt a. M., 1847 in Lübeck stattfanden, hatte D. wesentlichen Anteil. Die Revolution von 1848 rief ihn ins öffentliche Leben zurück. Zum Vertrauensmann Preußens beim Bundestage ernannt, half er den Verfassungsentwurf der Siebzehner ausarbeiten, den man vorzugsweise als sein Werk betrachten darf. In die Deutsche Nationalversammlung gewählt, ward er einer der Führer der Partei, welche den Deutschen Bundesstaat mit preuß. Erbkaisertum gründen wollte. Im Verfassungsausschuß übte er auf die Ausarbeitung der deutschen Reichsverfassung in diesem Sinne den entschiedensten Einfluß. Der Malmöer Waffenstillstand setzte ihn in Zwiespalt mit seinen polit. Freunden, indem er mit allem Nachdruck auf dessen Verwerfung drang, diese auch bei der ersten Verhandlung (5. Sept. 1848) durchsetzte. Mit dem hierauf erfolgten Rücktritt des Reichsministeriums überkam D. die Aufgabe, ein neues Ministerium zu bilden, was ihm jedoch unter den stattfindenden Verhältnissen nicht gelingen konnte. Als nach der Ablehnung der Reichsverfassung vom 28. März seitens Preußens ein großer Teil der nähern polit. Freunde D.s einen freiwilligen Austritt aus dem Parlament für das einzige Mittel hielten, den von ihnen angenommenen Standpunkt zu wahren, widersprach D. entschieden und fügte sich nur widerstrebend der Mehrheit. An der Versammlung seiner Partei in Gotha (Juni 1849) nahm er Anteil, fühlte sich aber von dem festgestellten Programm wenig befriedigt. Seine spätere polit. Wirksamkeit beschränkte sich auf die Erste preuß. Kammer, wo er den Reaktionsbestrebungen der Majorität entgegentrat, sowie auf die Teilnahme an dem Erfurter Parlament, in dem er Mitglied des Staatenhauses war. Nach dem Scheitern der bundesstaatlichen Sache zog sich D. aus dem polit. Leben zurück und widmete sich wieder seiner Professur bis zu seinem Tode, der 5. Dez. 1860 zu Bonn erfolgte. Vgl. Springer, «Friedrich Christoph D.» (2 Bde., Lpz. 1870—72).

Dahlonega, Hauptstadt des County Lumpkin im nordamerik. Unionsstaat Georgia, mitten in einem reichen Golddistrikt gelegen, war vom 3. März 1835 bis 28. Febr. 1861, der Zeit des Ausbruchs des Bürgerkriegs, eine Zweigmünze der Vereinigten Staaten, welche während der Zeit ihres Bestehens Münzen im Gesamtwert von 6 121 919 Doll. ausprägte. D. zählt nur einige hundert Einwohner, darunter viele Schwarze.

Dahme, Stadt im Regierungsbezirk Potsdam der preuß. Provinz Brandenburg, Kreis Jüterbogk-Luckenwalde, 29 km von Jüterbogk, nahe der Dahmequelle, ist Sitz eines Amtsgerichts, hat eine Ackerbauschule, Landwirtschafts- und Wiesenbauschule, eine landwirtschaftliche Versuchsstation, Tuch-, Stiefel- und Cigarrenfabrikation, und zählt (1880) 5400 E., fast sämtlich Protestanten. Zur Stadt gehören 1201 ha und 428 ha Gehölz. Der Ort wird um 1265 zuerst genannt und gehörte bis 1815 zu Kursachsen. Am 7. Sept. 1813 nahm der preuß. General Wobeser hier 6000 Franzosen gefangen. — Der Fluß Dahme entspringt auf dem niedern Fläming, fließt nach N. durch das Baruther Wiesenthal und durch Seen, umschließt die Müggelberge und mündet als Wendische Spree bei Köpnick in die Spree. Sie ist 41 km lang vom Streganzersee an und auf dieser Strecke schiffbar, weiter oberhalb schon flößbar. Ihr geht rechts zu der aus dem Scharmützelsee kommende 23,25 km lange Storkow-Kanal; links der aus dem Taupitzersee kommende, 15 km schiffbare Köhrissche Schiffahrtsgraben, und die aus dem Mallensee kommende, 21,84 km lange kanalisierte Notte, welche im N. von Baruth entspringt, 1856—65 reguliert worden ist und über Mittenwalde und Königs-Wusterhausen fließt. Vermittelst der D. soll der Elbe-Spree-Kanal hergestellt werden.

Dahn, Marktflecken in der bayr. Rheinpfalz, Bezirksamt Pirmasens, an der Lauter, in dem schönen wildromantischen Dahnerthale des Wasgenwaldes, 18 km im NW. von Bergzabern, ist Sitz eines Amtsgerichts, Forstamts und zweier Oberförstereien, hat eine kath. Pfarrkirche und zählt (1880) 1389 E., welche Sägemühlen unterhalten, Holzschuhe fertigen und Holzhandel treiben. Etwas südlicher liegt auf bewaldeten Sandsteinfelsen die Ruine des Schlosses Dahn (Erfweiler Schloß).

Dahn (Felix), deutscher Geschichtsforscher und Dichter, Sohn des Schauspielers Friedrich D., geb. 9. Febr. 1834 zu Hamburg, studierte von 1849 bis 1853 zu München und Berlin die Rechte. Im J. 1857 habilitierte er sich an der jurist. Fakultät zu München; 1863 ward er zu Würzburg außerord., 1865 ord. Professor. Seit 1872 ist D. ord. Professor für deutsches Recht, Staatsrecht und Rechtsphilosophie in Königsberg. D. schrieb: «Die Könige der Germanen. Wesen und Geschichte des ältesten Königtums der german. Stämme» (Bd. 1—6, Würzb. 1861—71), sein Hauptwerk, zu welchem er 1861—62 in Italien, namentlich in Mailand und Ravenna, Studien gemacht hatte; ferner: «Prokopius von Cäsarea» (Berl. 1865), «Westgot. Studien. Entstehungsgeschichte, Privatrecht, Strafrecht, Civil- und Strafprozeß und Gesamtkritik der Lex Visigothorum» (Würzb. 1874), «Handelsrechtliche Vorträge» (Lpz. 1875), «Das deutsche bürgerliche Recht der Gegenwart, ein Rechtsbuch» (Nördl. 1876), «Grundriß des deutschen Privatrechts» (Lpz. 1878), «Longobard. Studien» (Bd. 1: «Paulus Diaconus' Leben und Schriften», Lpz. 1876). In der von Giesebrecht geleiteten neuen Ausgabe der europ. Staatengeschichte von Heeren und Ukert hat D. die Darstellung der deutschen Geschichte von der Urzeit bis auf die Teilung zu Verdun 843 übernommen (Bd. 1, Gotha 1882). Für die von Oncken herausgegebene «Allgemeine Geschichte in Einzeldarstellungen» lieferte er die «Urgeschichte der german. und roman. Völker» (Bd. 1—3, Berl. 1881—83). Ferner hat D. die «Geschichte der Völkerwanderung» von Wietersheim in zweiter, vollständig umgearbeiteter Auflage herausgegeben (2 Bde., Lpz. 1880—81). Dazu treten: «Die Vernunft im Recht. Grundlagen der Rechtsphilosophie» (Berl. 1879), «Rechtsphilos. Studien» (Berl. 1883), «Bausteine. Gesammelte kleine Schriften» (1. bis 3. Reihe, Berl. 1879—82). Außerdem veröffentlichte er das kleine Epos «Harald und Theano» (Berl. 1856), sodann «Gedichte» (Berl. 1857). Seine «Gedichte. Zweite Sammlung» (Stuttg. 1872; 2. Aufl. 1873) und die «Zwölf Balladen» (Lpz. 1874) verraten eine weitreichende Weltanschauung, dichterischen Schwung und glänzende Herrschaft über die Sprache. Abgesehen von mehrern Novellen, lieferte er im Fache der Erzählungen: «Sind Götter? Die Halfred-Sigskaldsaga» (Stuttg. 1873 u. öfter), «Ein Kampf um Rom» (Lpz. 1876 u. öfter), einen histor. Roman, welcher den Untergang des Ostgotischen Reichs schildert; «Odhins Trost», ein nord. Roman aus dem 11. Jahrh. (Lpz. 1880 u. öfter), «Kleine Romane aus der Völkerwanderung» (Bd. 1: «Felicitas», Lpz. 1882). In «König Roderich» (Trauerspiel in fünf Aufzügen; Lpz. 1874; 2. Ausg. 1876) stellt D. den Kampf des Staats wider die kirchliche Überhebung dar; «Markgraf Rüdeger von Bechelaren» (Trauerspiel in fünf Aufzügen; Lpz. 1875); «Deutsche Treue» (Schauspiel in fünf Aufzügen; Lpz. 1875) schildert den Sieg des Reichsgedankens über den Partikularismus der Einzelstämme. Ferner schrieb er: «Staatskunst der Frauen» (Lustspiel; Lpz. 1877), «Sühne» (Schauspiel; Lpz. 1880), «Skaldenkunst» (Lpz. 1882) und vier Operntexte: «Armin», «Der Schmied von Gretna-Green», «Der Fremdling», «Harald und Theano».

Sein Vater, **Friedrich D.**, geb. 18. April 1811 zu Berlin, war seit 1829 Mitglied des Königstädtischen Theaters daselbst, ging 1831 nach Hamburg und gehört seit 1834 dem Hoftheater zu München auch als Regisseur an. Seine hervorragendsten Partien waren früher Don Carlos, Mortimer und Beaumarchais, später Tell und Egmont, endlich Lear und Wallenstein; seit 1878 ist er nicht mehr aktiv, aber Ehrenmitglied der Hofbühne.

Konstanze D., geborene Le Gaye, geb. 12. Juni 1814 zu Kassel, seit 1832 die erste Gattin des vorigen, zeichnete sich im Fache jugendlich-tragischer wie heiterer Liebhaberinnen aus, wurde 1850 geschieden und trat 1869 von der Bühne zurück.

Marie D.-Hausmann, die zweite Gattin Friedrich D.s, geb. 17. Juni 1830 zu Wien, debütierte bereits 1846 auf dem Hoftheater zu Mannheim, ging dann nach Frankfurt a. M. und 1849 nach München, wo sie sich mit Friedrich D. verheiratete. Ihre hervorragendsten Partien waren Gretchen, Klärchen, Julie, Luise und Jane Eyre. Später spielte sie mit Auszeichnung ältere Rollen.

Dáhna oder Dehna, d. h. die Rote, ist die etwa 132000 qkm große Sandwüste im Innern des südl. Arabien. Diese Roba-el-Chali, d. h. der leere Raum, der ältern arab. Geographen grenzt an Jemen, Hadramaut und Omân. Nach Palgraves Meinung hat der Sand eine Unterlage von Granit, oder Basalt, oder auch Kalk. Die Mächtigkeit des Sandes schätzt er zu 120 m. Der herrschende Ostwind häuft den feinen Sand zu hohen und langen, von N. nach S. streichenden Rücken auf und verweht jede Spur, aber begräbt nie die Reisenden, die freilich vor Hunger und Durst leicht umkommen können. Die Hitze steigt hier bei Tage auf 43° C., und selbst nachts infolge der niedrigen Lage des Landes auf 38° C. Vom Persischen Meerbusen aus ist das Nedschd nur auf einer einzigen Straße ohne große Gefahr zu erreichen.

Dahómeh, ein Negerstaat im Norden der sog. Sklavenküste Oberguineas, grenzt im W. an das im Osten des untern Volta gelegene Ewe-Gebiet und im O. an den Opara und das Gebiet Yóruba, Egba u. s. w.; im N. endet es vielleicht in 8° nördl. Br. Bis ins 17. Jahrh. waren die Dahomans ein unbedeutendes Volk, von den Nachbarn aber als tapfer und kriegstüchtig gefürchtet und bekannt unter dem Namen der Fson oder Foïs, richtiger Fawin; die Hauptstadt des kleinen Landes war das nahe bei Abomeh gelegene Dahiß. Ihr Häuptling Takudoun wagte es zu Anfang des 17. Jahrh., den König von Abomeh anzugreifen; er nahm ihn gefangen und bemächtigte sich seiner Hauptstadt. Seitdem nennen die Fson ihr Land D. Einer der Nachkommen des Gründers, Agadja Torudo, unterwarf mehrere Nachbarländer und dehnte 1772 seine Herrschaft bis an das Meer aus, indem er den Küstenstrich von Juida (Widah) annektierte. Nun lernten die Europäer, welche mit dem Herrscher Verträge über den Sklavenhandel schlossen, den Namen der Dahomans kennen, einen Handel, welcher erst 1843 ein Ende nahm. Durch denselben, durch die Kriege der Dahomans und die greulich blutigen Institutionen im Lande ist dasselbe bekannter geworden. Die schwer zugängliche, hafenlose, fieberreiche Sandküste trägt zahlreiche Negerdörfer, in denen hier und da noch europ. Faktoreien bestehen. Es sind Gruppen kreisrunder Hütten mit kegelförmigem Dache, umgeben von Kokospalmen und Bananen; z. B. Keta (Quitta), mit einem engl. Comptoir; Groß- und Klein-Popo; Widah oder Whydah, das Juida oder Juda bei den ältern Berichterstattern, die bedeutendste

Ortschaft der Küste; Porto-Novo, mit einem franz. Comptoir. Die nun folgenden, seit 1862 britisch gewordenen Badagry und Lagos, liegen schon außerhalb D.s. Die Größe des Areals beträgt nach Burton etwa 10400 qkm und die Bewohnerzahl nach dem franz. Konsularagenten Béraud in Widah (1866) 180000.

Von der Küste bis über den 7. Breitengrad hinaus bildet das Land eine niedrige Alluvialebene mit üppiger Vegetation und reichen Bodenprodukten. Nahe der Küste ziehen sich Lagunen hinter schmalen Nehrungen bis weit ins Land. Gegen die Hauptstadt Abomeh hin tritt Granitboden auf, aber auch in den nördl. Teilen fehlen bedeutendere Erhebungen. Bei D.s tropischer Lage unter 6—8° nördl. Br. ist die Vegetation überaus bedeutend; alle Früchte der heißen Zone, Orangen, Melonen, Yams, Zuckerrohr, Mais, Getreide, Erdnüsse, Baumwolle, Indigo, Tabak gedeihen in üppigster Fülle. Alle Arten von Vieh, Schafe, Ziegen, Geflügel, finden sich in Menge; die Pferde, obgleich klein wie Ponies, sind wohlgestaltet. Auch finden sich Elefanten vor. Die Raubtiere sind zahlreich, die Schlangen von ungeheurer Größe, doch nur zum geringsten Teile giftig. Das Klima ist verhältnismäßig gesund. Die Bewohner gehören teils einer edlern, oft schönen Rasse an, namentlich in der herrschenden gesellschaftlichen Schicht, teils einer ganz häßlichen, niedern Negerschicht; oft haben sie viel geistige Fähigkeit verraten. Die höhere Klasse nennt ihre Sprache und danach sich selbst Ffon oder Fawin; dieselbe ist verwandt mit dem Ewe, Yóruba, Odschi u. s. w. in Oberguinea. Sie sind gute Landwirte und neigen zum seßhaften Leben. Ihre Industrie erstreckt sich auf Leinen- und Baumwollstoffe, Thongeschirre, Säbel und Ackergerät, auf die Ernte von Baumwolle, Pflanzenseide und Indigo. Ihr Handel liefert seit Unterdrückung der Sklavenausfuhr hauptsächlich Palmöl. Das Volk kennt keine Buchstabenschrift. Mohammedaner suchten auch hier den Islam und die Schriftkenntnis zu verbreiten, im ganzen herrscht jedoch der gröbste Fetischismus. Die verbreitetste Art desselben ist der Priapenkultus; durch das ganze Land findet man die männlichen und weiblichen Gegenstände desselben aufgestellt, welche mit Palmöl begossen und angerufen werden. Die Lage des Volks ist um nichts besser als die von Sklaven, obwohl nur zwei Drittel desselben wirkliche Sklaven sind: Kriegsgefangene, Schuldner oder Verbrecher. Das Heiraten wird durch Kauf abgemacht und der Stand der Frauen ist verachtet. Die Regierungsform ist der unumschränkteste Despotismus. Der König unterhält gegen 5000 Weiber, die bewaffnet und eingeübt sind und, in Regimenter geteilt, seine Leibwache bilden. Doch besteht daneben noch eine Armee, die, wie die Leibwache selbst, nach den Provinzen eingeteilt ist. Thronfolger ist in der Regel der älteste Sohn der Lieblingsgemahlin. Stirbt die Königin-Mutter, so wird eine andere Frau dazu ernannt; ebenso wird ein Minister oder andere hohe Person in solcher Weise ersetzt. Der König ernennt die Ortshäuptlinge, welche mit einem regelmäßigen Kontingent seinem Winke zu folgen haben. Außer den höchsten Würdenträgern gibt es zahlreiche Häuptlinge zweiten Ranges, die den portug. Titel Cabécères führen; diese tragen ein Korallenhalsband, silberne Armringe, den Sonnenschirm und ein Taburett. Sie haben oft bei Hofe zu erscheinen und kostbare Geschenke zu bringen. Polizei und Gesetzgebung sind überaus streng, die Sitte der Hinrichtungen bei politisch-religiösen Festlichkeiten fürchterlich. Überhaupt steht der Kopf jedes Unterthanen dem Belieben des Königs zur Verfügung. Der 1858 verstorbene König Gheso, ein intelligenter Mann, hatte die Menschenopfer abgeschafft, außerdem viele Verbesserungen eingeführt und die Hinrichtungen auf wirkliche Straffälle beschränkt. Allein sein Sohn und Nachfolger Bahadung führte die Menschenopfer und blutigen Greuel bereits zur Totenfeier des Vaters wieder ein und fuhr darin fort, trotz der Vorstellungen des engl. Konsuls Burton. Ebenso begann er gegen den Rat und Willen der Engländer einen Krieg gegen Abbeokuta, in welchem er jedoch trotz der größten Bravour seiner Amazonen 15. März 1864 eine schwere Niederlage erlitt.

Haupt- und Residenzstadt des Landes ist **Abomeh** (s. d.). Etwa 10 km südlich von der Hauptstadt liegt in wohlkultivierter Ebene der heilige Ort **Canamina** mit 10000 E. Das große **Aladda** oder Allada, früher von den Europäern irrig Ardrah genannt, zählt 15—18000 E. Südlich von Abomeh liegt **Widah**, engl. **Whydah**, mit dem brit. Fort William, der interessanteste Punkt des Reichs und sein Haupthafen- und Handelsplatz, ein großes Dorf mit 20—25000 E. Der Ort ist der am besten in ganz D. versehene Markt, war früher Hauptstadt eines eigenen Reichs und bis in die neuere Zeit ein Hauptsklavenmarkt dieser Gegend. Jetzt ist er Hauptstapelplatz für den Palmölhandel nach Marseille und andern europ. Häfen. Alle Kaufleute, die mit D. Handel treiben, besitzen hier Faktoreien. Ein Viertel des Ortes (12—15000 E.), das franz. Salam, wurde von ehemaligen Sklaven des nahegelegenen Forts gegründet, einem überaus trägen, arbeitsscheuen Völkchen. Von Widah 56 km östlich liegt **Porto-Novo** oder Ajascho, an der Lagune Ossa, früher ein bedeutender Sklavenmarkt, wie das im Westen von Widah gelegene Popo, dessen 5000 E. sehr thätig und geschickt in Metallarbeiten sind.

Litteratur. Dalzel, «The history of D.» (Lond. 1793); Duncan, «Travels in West-Africa» (2 Bde., Lond. 1847); Forbes, «Dahomey and the Dahomians» (2 Bde., Lond. 1851); Guillevin, «Voyage dans l'intérieur du royaume de Dahomey» (in den «Nouvelles annales des voyages», Par. 1862); Burton, «A mission to Dahomey» (2 Bde., Lond. 1864); Skertchly, «Dahomey as it is» (Lond. 1874).

Dahragrotten heißen die im Dahragebiete (Algerien) zwischen Mostaganem und Tenes gelegenen Berghöhlen, in denen der Stamm der Ulad-Riah durch den franz. Obersten Pélissier vernichtet wurde. Im Mai 1845 erteilte Marschall Bugeaud seinem Generalstabschef Pélissier den Befehl, die Entwaffnung der aufständischen Kabylen im Schelifsthale zu vollenden. Der Stamm der Ulad-Riah flüchtete bei Annäherung der Franzosen in die D., welche schwer zugänglich und deshalb leicht zu verteidigen sind. Pélissier wünschte den jedenfalls mit starkem Verluste verbundenen Angriff dieser Stellung seinen Truppen zu ersparen und ließ trotz der Vorstellungen einiger Offiziere vor den Eingängen der D. nasses Holz aufhäufen und in Brand stecken; 500 Kabylen erstickten in den Höhlen und nur 100 wurden noch lebend aufgefunden, als man späterhin aufräumte. Diese Art der Bekämpfung eines tapfern, für seine Unabhängigkeit kämpfenden Volksstammes wurde in Frankreich wie in der gesamten Kulturwelt gemißbilligt; doch darf als Entschuldigung für

Pélissier angeführt werden, daß General Cavaignac ein Jahr vorher bei Orléansville ebenfalls einige hundert Kabylen vom Stamme der Sbeah in Höhlen hatte durch Rauch ersticken lassen, ohne hierfür eine Rüge zu erhalten.

Daillé (Jean), s. Dallaeus.

Daily News (engl., spr. Dehli Njuhs, «Tägliche Nachrichten»), Name einer großen, in London erscheinenden liberalen polit. Zeitung. (S. unter Zeitungen und Zeitschriften.)

Daimiel, Stadt in der span. Provinz Ciudadreal (La Mancha), 219 km südlich von Madrid, mitten in einer fruchtbaren und gut angebauten Strecke des Campo de Calatrava, welche der zum Guadiana gehende Azuel durchfließt, an der Eisenbahn Madrid-Badajoz, zählt (1877) 9652 E., welche Woll- und Leinweberei, Ziegel- und Kalkbrennerei treiben und Mehl- und Ölmühlen unterhalten. In geringer Entfernung stand am Guadiana das alte Schloß Calatrava. Etwa 10 km im NO. entspringen in 608 m Höhe die drei, Ojos de Guadiana oder de Villarubia genannten Quellen des Guadiana, welche in jeder Sekunde im Mittel 3 cbm Wasser liefern.

Daïmios, der Name der frühern großen Lehnsfürsten in Japan, s. unter Japan.

Daina (Plural Dainös) ist die jetzt nicht selten auch in deutschen sprachwissenschaftlichen Werken vorkommende litauische Bezeichnung für Volkslied.

Dainties (engl.), Leckerbissen.

Daïri, der geistliche Kaiser von Japan, s. unter Japan und Mikado.

Dajak, s. Dayak.

Dakalieh oder Dacheliye, eine Provinz Unterägyptens, 2061 qkm groß, mit (1877) 531 954 E., liegt im O. neben dem Rosettearm und reicht vom Anfange des Bahr Muizz bis an den Menzalehsee und nach O. bis an den Bahr Sân el-Hagar. Die Hauptstadt ist Mansûra (s. d.). Die Provinz ist sehr fruchtbar und liefert namentlich Getreide, Baumwolle, Indigo, Tabak, Hanf und Flachs.

Dake (Nils), schwed. Bauer, Anhänger Christians VI. von Dänemark, war Anstifter eines Aufstandes gegen Gustav Wasa, erfocht mehrere Vorteile, wurde aber endlich 1543 geschlagen und auf der Flucht erschossen.

Dakiki (Abû Mansûr Mohammed), pers. Dichter aus Tûs in Khorasan (nach andern aus Bokhara), ist Verfasser von zahlreichen Lobgedichten (Kasiden) auf samanidische Herrscher und von Ghazelen (Liebes- und Weinliedern) und brachte im Auftrag seines Fürsten Nûh bin Mansûr (975—997) eine neupers. Übersetzung des in Pehlewisprache unter Chosru Anuschirwan (531—579) begonnenen und unter Jezdegerd III. (632—651) durch einen Dihkân oder Landedelmann, der Dânischwer (der Weise) genannt wird, bis zum J. 628 fortgesetzten «Buches der Könige», einer Geschichte Irans vom Anfang der Welt an, in Verse. Jene neupers. Übersetzung war von Abû Mansûr bin Abd-ur-razzâk aus Tûs in der Mitte des 10. Jahrh. mit Hilfe von vier des Pehlewi kundigen Persern veranstaltet worden und diente auch dem Firdusi, der D.s unvollendet gelassenes Werk im Auftrag des Mahmud von Ghazna (997—1030) zu Ende geführt hat, als Quelle für sein «Schahnameh» (Königsbuch). D. hatte nur 1000 Verse aus der Geschichte des Guschtasp, unter welchem Zoroaster auftrat, vollendet, als er von einem türk. Sklaven ermordet wurde. Vgl. Hammer, «Geschichte der schönen Redekünste Persiens» (Wien, 1818); Mohl, «Le Livre des Rois» (Bd. 1, 2. Aufl., Par. 1876); Ethé, in den «Morgenländischen Forschungen» (Lpz. 1875).

Dakka, Hauptstadt der gleichnamigen Division (45 199 qkm, 1872 mit 9 012 161 E.) der Lieutenant-Gouverneurschaft der Untern Provinzen der indobrit. Präsidentschaft Bengalen, liegt an dem nördl. (linken) Ufer des Burha-Ganga, eines der Verbindungsarme des Brahmaputra mit dem Ganges. Die Stadt, unter Aureng-Zeyb in höchster Blüte stehend, von ihm und Schah Dschehangir mit Prachtgebäuden jeder Art geschmückt und zu jener Zeit 3—400 000 E. zählend, befindet sich gegenwärtig in zunehmendem Verfall, und in ihren zahlreichen, über einen Raum von 6,5 km Länge und 2 km Breite zerstreuten Ruinen, unter welchen sich die des befestigten Schlosses und einer schöngebauten Moschee, beide von Dschehangir herrührend, sowie die vieler Paläste, die der alten portug., holländ. und französ. Kirchen und Faktoreien besonders auszeichnen, zeigt sie nur noch Spuren ihrer frühern Größe, während die Einwohnerzahl (1871) bis auf 69 212 gesunken ist. Dessenungeachtet gewährt D. durch seine über die Umgebung erhabene Lage noch immer einen malerischen Anblick, zumal zur Zeit der Überschwemmung, wo dasselbe, ähnlich wie Venedig, aus einer weiten Wasserfläche isoliert hervorsteigt. In D. befinden sich 10 Brücken, 13 Ghats oder Landungstreppen, 7 Fähren, 12 Bazars, 5 öffentliche Brunnen, ein Gefängnis und Hospital für Gefangene, eine Irrenanstalt, sowie ein Hospital für Eingeborene. Bemerkenswert ist auch das großartige Elefantendepot, in welchem sich gewöhnlich mehrere Hunderte dieser Tiere befinden. Die Zahl der mohammed. Moscheen in D. wird auf 180 geschätzt, die der brahmanischen Tempel auf 119. Protestanten, Baptisten, Katholiken, Armenier, Griechen und Thomaschristen haben in D. besondere Kirchen und Bethäuser. Auch befinden sich daselbst teils gouvernementale, teils aber, und zwar verschiedene, hauptsächlich von Missionaren geleitete Schulen für Europäer und Eingeborene. Der Handel von D. ist ganz unbedeutend und die Industrie der Bevölkerung liefert allein eine geringe Menge grober Kattune und Seidenstoffe. Die Kunst der Bereitung jener unvergleichlichen, Abrawan, d. h. fließendes Wasser, und Schabnam, d. h. Abendtau, genannten Musseline, deren Feinheit so groß war, daß man ein ganzes aus diesen Stoffen gemachtes Kleid durch einen Fingerring ziehen konnte, wofür D. früher besonders berühmt war, ist gänzlich zu Grunde gegangen.

Dakōta, ein nordamerik. Indianerstamm, s. unter Sioux.

Dakōta, ein ursprünglich zu Minnesota gehöriges, im J. 1859 zum ersten mal von Weißen dauernd angesiedeltes Territorium der Vereinigten Staaten von Amerika, wurde 1861 als solches organisiert und erhielt seine jetzige Gestalt nach mancherlei Abtretungen an die benachbarten Staaten und Territorien durch Akt vom 25. Juli 1868. Dasselbe liegt zwischen 43 und 49° nördl. Br. und 96° 20′ und 104° westl. L. von Greenwich, grenzt, seiner äußern Form nach ein Rechteck, im O. an die Staaten Minnesota und Iowa, im S. an Nebraska, im W. an die Territorien Wyoming und Montana, im N. an die engl. Besitzungen. Nach dem letzten Census der Vereinigten Staaten von 1880 beträgt der Flächeninhalt von D. 386 153 qkm, von denen etwa 52 816 besiedelt sind. Die Bevölkerung belief

sich 1860 auf 4837, 1870 auf 14181, 1880 auf 135177 E. Von diesen waren 83382 in den Vereinigten Staaten, 51795 im Auslande geboren; 82296 gehörten dem männlichen, 52881 dem weiblichen Geschlecht an; 133147 waren Weiße, 401 Neger, 238 Chinesen und 1391 steuerzahlende Indianer. Die noch uncivilisierten, in Stammesgemeinschaft lebenden Indianer sind in der angeführten Einwohnerzahl nicht einbegriffen; sie mögen nach verschiedenen Schätzungen etwa noch 20000 Seelen stark sein und gehören hauptsächlich den Stämmen der Sioux, Poncas, Arickarees, Gros-Ventres und Mandans an.

Der zum größten Teil ungemein fruchtbare Boden D.s ist zum Ackerbau und zur Viehzucht vorzüglich geeignet. Im allgemeinen trägt das Territorium den Charakter einer vortrefflich bewässerten, welligen, mit zahlreichen Waldbosketts besetzten Prairielandschaft. Abweichungen von dieser Formation sind nur im Osten das etwa 80 km breite, äußerst fruchtbare Thal des Red-River; ferner der niedrige, meist schmale Höhenzug (Coteau du Missouri, Coteau des Prairies), welcher östlich vom Missouri und mit diesem parallel laufend die Wasserscheide zwischen den Zuflüssen der Hudsonsbai einerseits und des Missouri- beziehungsweise Mississippigebiets andererseits bildet und das Territorium von NW. nach SO. quer durchschneidet; endlich jedoch im Westen die sog. «Bad Lands» des Kleinen Missouri (auf ältern Karten «Mauvaises Terres» genannt), eine gewaltige, wild zerrissene und zerklüftete Thallandschaft von grandioser, ganz eigenartiger Naturschönheit mit ihren unzähligen Cañons, Felstrümmern und Abgründen, während sich in der südwestl. Ecke D.s die in nordwestl. Richtung bis nach Wyoming hineinragenden, dicht bewaldeten, an Metallschätzen unermeßlich reichen Black Hills bis zu einer Höhe von über 2000 m erheben. Der Missouri, von NW. nach SO. das Territorium diagonal durchströmend, und der Red-River (of the North), die Grenze zwischen D. und Minnesota bildend, bewässern mit ihren Nebenflüssen das Land in ausgiebigster Weise. Die außerordentliche Fruchtbarkeit D.s wird kaum von einem andern Gebiet der Vereinigten Staaten übertroffen. Seine reichen Weizenernten, die seit 1878 teilweise über Chicago nach Europa verschifft werden, haben seinen Ruf bereits im Weltmarkt begründet. Bisjetzt sind jedoch meist nur die durch ihren vorzüglichen Weizenboden berühmten Teile im Gebiete des Red-River unter rationeller Kultur, unter ihnen besonders das County Cass, welches 1880 allein von 20950 ha 356808 hl Weizen produzierte, während die Weizenernte 1882 bei Vermehrung des Weizenbodens auf 60750 ha auf 1 Mill. hl geschätzt wird. Zu erwähnen ist auch noch die Farm des Herrn Dalrymple (30400 ha groß, von denen sich zur Zeit 12000 unter dem Pflug befinden), eine der größten und besten D.s, auf welcher die Landwirtschaft im großartigsten Maßstabe betrieben wird. Die Arbeiter auf den Farms sind meist Deutsche, Dänen und Schweden. Trotz der verhältnismäßig beschränkten Bebauung des Bodens ist schon jetzt die landwirtschaftliche Produktion eine hohe zu nennen. D. lieferte nämlich nach dem Census von 1880 an Gerste 97759 hl von 6543 ha, an Mais 703066 hl von 36795 ha, an Hafer 781275 hl von 31681 ha, an Roggen 8584 hl von 966 ha, an Weizen endlich 997340 hl von 107445 ha.

Die seit Mai 1881 bis zum Kleinen Missouri in Betrieb gesetzte und seitdem fortgesetzte Northern-Pacific-Eisenbahn, welche 1883 vollendet werden soll, durchschneidet etwa zwischen 46° 51′ und 46° 56′ nördl. Br. von O. nach W. laufend den nördlichern Teil D.s und erschließt bisher unangesiedelte Regionen der Kultur. Die Industrie ist nur schwach entwickelt, da die Städte D.s, der Sitz derselben, nur klein und unbedeutend sind. Die Hauptstadt ist Yankton im gleichnamigen County, in der südöstl. Ecke des Territoriums, mit (1880) 3431 E. Außer ihm sind noch zu erwähnen Bismarck, zu Ehren des deutschen Reichskanzlers so genannt, in fruchtbarer Gegend am Missouri gelegen, wo die Northern-Pacific diesen überschreitet, und Valley-City mit einigen hundert, endlich Fargo mit 2693 E. In den letzten Jahren hat sich der Bergbau bedeutend entwickelt. Große Kohlenflöze, Gold-, Silber- und Eisenlager befinden sich im Westen des Territoriums, die Goldlager insbesondere im Gebiete der Black Hills (in den Counties Lawrence, Custer und Pennington). Bis zum Schluß des 30. Juni 1881 endenden Fiskaljahres wurden bei den Vereinigten Staaten-Münzen an Gold, das in D. gewonnen war, 10644852 Doll. abgegeben, während sich die Produktion im J. 1880 allein auf 4140856 Doll. stellte. Im J. 1869 erging für das Territorium ein Gesetz betreffend die Einrichtung öffentlicher Schulen. Seitdem hat sich das Schulwesen kräftig entwickelt; 1879 betrug die Zahl der eingetragenen Schüler 5410, die Schuleinnahmen beliefen sich auf 32423, die Ausgaben auf 32804 Doll., während das gesamte Schuleigentum einen Wert von 32978 Doll. repräsentierte. Der Wert des in Privatbesitz befindlichen beweglichen und unbeweglichen Eigentums wurde im Nov. 1881 auf 50 Mill. Doll. geschätzt. Die Schulden des Territoriums betrugen nach dem Censusbericht von 1880 22612 Doll., während ein Barbestand von 85373 Doll. vorhanden war. D.s Verfassung ist dieselbe wie die in den übrigen Territorien. So ernennt die Bundesregierung in Washington den Gouverneur und die sonstigen Exekutivbeamten auf je vier Jahre, während die Gesetzgebende Versammlung vom Volke gewählt wird.

Dakryandenitis (grch.), Entzündung der Thränendrüsen.

Dakryocystis (grch.), Thränensack; Dakryocystitis, Thränensackentzündung.

Dakryosyrinx (grch.), Thränenfistel; auch eine Spritze, welche bei diesem Übel angewandt wird.

Daktyl, Versfuß, s. Daktylus.

Daktylen (Idäische), wörtlich «Finger», weshalb Cicero das Wort mit «Digiti» übersetzt, nannten Griechen und Römer phrygische Dämonen, Diener der idäischen Mutter (s. Cybele), welche die Bearbeitung der Metalle erfunden haben sollten und überhaupt für Meister aller Kunstfertigkeit und alles Zauberwesens galten. Da Cybele mit Rhea verschmolzen wurde, so wurden auch sie mit deren Dienern, den Kureten und Korybanten, verbunden und vermischt.

Daktyliomantie (grch.), die Kunst, durch Zauberringe wahrzusagen. Ein feierlich geweihter Ring wurde von einer verhüllten, um den Kopf geschorenen, in den Händen Eisenkraut haltenden Person, nachdem die Götter durch eigene Gebetsformeln versöhnt waren, an einen Faden befestigt und auf einer runden, am Rande mit Buchstaben bezeichneten Tafel so lange hüpfend bewegt, bis er auf einen der Buch-

staben sprang. Nachdem diese Manipulation mehrere mal wiederholt war, wurden die Buchstaben zur Beantwortung der gegebenen Frage zusammengesetzt.

Daktyliothek (grch., eigentlich Behältnis für Ringe) nennt man eine Sammlung von geschnittenen Steinen, Gemmensammlung. Als in Alexanders Zeitalter die Kunst, Edelsteine zu bearbeiten, große Vollkommenheit erreicht hatte, mag die Sitte, eigene Sammlungen dafür anzulegen, sich zuerst in größerm Umfange entwickelt haben. Pompejus brachte die Sammlung des Mithridates nach Rom, stellte sie im Kapitol auf und weihte sie dem Jupiter. Eine ungleich größere (aus sechs D. bestehende) legte Cäsar im Tempel der Venus Genetrix nieder, eine andere Marcus Marcellus (unter Augustus) im Tempel des palatinischen Apollo. Als im verfallenden Römischen Reiche neben vielen andern Zweigen der Skulptur auch die Glyptik außer Übung kam, wurden bedeutende Werke dieser Art dadurch erhalten, daß Kleinodienkästen, Heiligenschreine und Kirchengefäße damit geschmückt wurden. Petrarcas Begeisterung für Überreste alter Kunst machte zuerst in Italien auch auf jene als selbständig wertvolle Kunstprodukte des Altertums aufmerksam, und die Mediceer, namentlich Lorenzo de' Medici, legten wieder die erste D. in Europa an. Seitdem gehörten geschnittene Steine zu dem Schmucke jeder bedeutenden Antikensammlung, und Florenz, Rom, Neapel, Mailand, Mantua und das Schloß Amras hatten wertvolle Schätze dieser Art aufzuweisen, die indes zum Teil zerstreut worden sind. Gegenwärtig sind die wichtigsten öffentlichen Sammlungen geschnittener Steine die zu Wien, die reichste an sehr großen Kameen von unschätzbarem Werte, die zu Paris, zu Petersburg, in Florenz, Neapel, letztere insbesondere bereichert durch das ehemals Borgiasche Kabinett, und in Berlin. Unter den öffentlichen Sammlungen geringern Umfangs sind die kasseler, die im Haag und Kopenhagen und die gothaische bedeutend. Der umfassendste Katalog geschnittener Steine ist der von Raspe über eine vom Pastenhändler Tassie zusammengebrachte Sammlung (2 Bde., Lond. 1791). Die bedeutendste Sammlung von Pasten (Abdrücken von Gemmen) ist die von Cades in Rom zusammengebrachte. In Kupferstich wurden abgebildet Gemmen der florentiner Sammlung von Gori in dem «Museum Florentinum», sowie von Wicar und Mongez in den «Tableaux statues etc.» und von Zannari und andern in der «Reale Galleria di Firenze». Von Gemmen der frühern pariser wurden von Mariette in «Recueil des pierres gravées etc.» (Par. 1750), von solchen der Sammlung des Herzogs von Orléans (jetzt in Petersburg) von Leblond und Lachaux in der «Description des principales pierres gravées du cabinet du duc d'Orléans» (2 Bde., Par. 1780—84), der wiener von Eckhel in dem «Choix des pierres gravées du Cabinet impérial» (Wien 1788) und von Arneth in «Monumente des k. k. Münz- und Antikenkabinetts zu Wien» (Wien 1849) Abbildungen herausgegeben. Unter dem Titel «Daktyliothek» gab Phil. Daniel Lippert (s. d.) eine Sammlung von Abgüssen antiker Gemmen heraus; auch ist die ehemals Stoschische, gegenwärtig in Berlin befindliche Sammlung in Abgüssen (und Pasten) verkäuflich gemacht worden und das Archäologische Institut hat von Abgüssen von Cades sechs Centurien (Rom 1831—39) veröffentlicht. Vgl. Murr, «Bibliothèque glyptographique» (Dresd. 1804).

Daktylologie (grch.), die Kunst, an den Fingern zu rechnen. Bei den Römern wurden die Zahlen bis 99 teils durch Einschlagen, teils durch Krümmungen der Finger der linken Hand bezeichnet; ebenso mit der rechten Hand die Zahlen von 100 bis 9000; die Zahlen über 9000 mit der ganzen Hand, indem man sie in die Höhe, an die Brust u. s. w. hielt, und zwar von 10000 bis 90000 die linke, von 100000 bis 900000 die rechte. Eine Million wurde durch Faltung der Hände über dem Kopfe angedeutet. — D. ist auch die Bezeichnung für Fingersprache (s. d.).

Daktylosmileusis (grch.), s. unter Amputation.

Daktylosymphisis (grch.), das Zusammenwachsen von Fingern oder Zehen.

Daktylus (grch., d. i. Finger), nach den drei Fingergliedern so benannt, ist ein aus einer langen und zwei kurzen Silben zusammengesetzter Versfuß (— ◡ ◡). Die Verbindung desselben zu einer rhythmischen Reihe bildet die Daktylische Versart; namentlich gehört hierher der Hexameter (s. d.) und der Pentameter (s. d.).

Dal, schwed. Grenzlandschaft gegen Norwegen, [s. Dalsland.

Dalai-Lama, s. Lama.

Dalai-Noor, d. h. der heilige See, See in der nordöstl. Mongolei, im Lande der Khalkas-Mongolen, in der Nähe der russ. Grenze, unter 49° nördl. Br. und 135° östl. L. von Ferro. Der D. ist etwa 60 km lang, 40 km breit und hat einen Umfang von 360 km, er befindet sich in einer hohen Steppe, die in Terrassen zum D. abfällt, dessen Niveau noch 600 m über dem Meeresspiegel gelegen ist. Die Ufer des Sees sind uneben und das Wasser an denselben flach, meist mit Schilf bestanden; überhaupt scheint die Tiefe des Gewässers keine bedeutende zu sein. Das Wasser des Sees ist salzig. Ältere Angaben lassen den Fluß Argunj aus dem D. hervortreten; doch tritt dieser nur im Frühlinge bei Hochwasser mit dem D. in Verbindung. Dagegen ergießt sich von SW. her der Kerlun, an dessen rechtem Ufer die Gobi beginnt, in den See.

Dalarna, schwed. Name der Landschaft Dalekarlien (s. d.) in Schweden.

Dalaradia, im Mittelalter eine Landschaft in Irland, umfaßte den größten Teil der jetzigen Grafschaft Down und die südl. Hälfte von Antrim.

Dalayrac (Nicolas), franz. Komponist, geb. zu Muret in Languedoc 13. Juni 1753, aus einer adeligen Familie, ging 1774 nach Paris, studierte bei Langlé die Komposition, trat dann mit Streichquartetten vor die Öffentlichkeit, die er unter einem ital. Autornamen publizierte, und sah 1781 seine zwei komischen Opern «Le petit souper» und «Le chevalier à la mode» mit Erfolg bei Hofe aufgeführt. Nun wandte er sich mit der «Eclipse totale» (1782) ganz der dramatischen Komposition zu und lieferte bis an seinen Tod mehr als 50 Opern (meist für die Opéra Comique), unter denen nicht allein in Frankreich, sondern auch auf deutschen Bühnen «Primerose», «Azemia», «Les deux petits Savoyards», «Camille», «Maison à vendre» und «Raoul de Créqui» den meisten Beifall fanden. Er starb 27. Nov. 1809. D.s Werke empfehlen sich weniger durch Originalität als durch Anmut und Zartheit der Empfindung. Ausgezeichnet ist er in den Melodien seiner Romanzen und Chansons. Sein Leben beschrieb Pixérécourt (Par. 1810).

Dalberg, früher Dalburg, ein altes Geschlecht, welches im 17. Jahrh. in den Reichsfreiherrenstand

erhoben wurde und dessen Mitglieder seit alten Zeiten das Erbkämmereramt des Hochstifts Worms bekleideten. Schon im frühen Mittelalter wird ein Heribert, Kämmerer von Worms, erwähnt, der als Erzbischof von Köln 1002 Kaiser Heinrich II. krönte und unter die Heiligen versetzt wurde. Als der Stamm in männlicher Linie mit Anton von D. erlosch, pflanzte Greta von D. durch ihre Verheiratung mit dem Ritter Gerhard, Kämmerer zu Worms, das Geschlecht fort. Die Dalbergischen Güter gingen auf ihn über und er fügte dem Dalbergischen Namen den seinigen bei. Die Verdienste der Urahnen und das Ansehen der D. waren so groß, daß bei jeder deutschen Kaiserkrönung der kaiserl. Herold rufen mußte: «Ist kein D. da?», worauf der anwesende D. vor der neugekrönten Majestät seine Knie beugte und von ihr den Ritterschlag als erster Reichsritter empfing. Nachdem das Geschlecht lange in mehrern Linien geblüht, erloschen dieselben allmählich, und 1722 beruhte der Mannsstamm nur noch auf der Familie des kaiserl. Geheimrats Philipp Franz Eberhard von D. Doch seitdem blühte das Geschlecht wieder auf und teilte sich in zwei Linien, die D.-Hernsheimer, von dem Pfarrdorfe Hernsheim bei Worms, wo sich auch das Dalberger Archiv befindet, und die D.-Dalbergsche Linie. Die erstere ist in neuerer Zeit erloschen, während die letztere in einer Speziallinie (Heßloch) fortbesteht.

Johann von D., Kämmerer und seit 1482 Bischof von Worms, geb. 1445, war Vorsteher der von Konr. Celtes gestifteten Societas literaria Rhenana seu sodalitas Celtica, die zu Heidelberg ihren Hauptsitz hatte, stand auch mit Trithemius, Eitelwolff vom Stein und Reuchlin in gelehrtem Umgange. Er starb 23. Juli 1503. Vgl. Zapf, «Über Leben und Verdienste Joh. von D.s» (Augsb. 1789). — Wolfgang von D., Kämmerer von Worms, ward 1582 Erzbischof und Kurfürst von Mainz und starb 5. April 1601. — Adolf, Freiherr von D., gefürsteter Abt zu Fulda (geb. 29. Mai 1678, gest. 3. Nov. 1737), gründete 1734 die Universität zu Fulda.

Wolfgang Heribert, Reichsfreiherr von D., ein jüngerer Bruder des Großherzogs Karl von Dalberg (s. d.), geb. 13. Nov. 1750, machte sich bekannt durch seine Liebe zur dramatischen Dichtkunst, sowie durch seine Verdienste um das mannheimer Theater. Er veranlaßte die erste Aufführung von Schillers «Räuber» (Jan. 1782) und die Anstellung Schillers als Theaterdichter in Mannheim. D. schrieb unter anderm «Der Mönch vom Carmel», dramatisches Gedicht (Berl. 1787). Er starb 28. Sept. 1806 als bad. Staatsminister zu Mannheim. An ihn sind Schillers «Briefe an den Freiherrn von D.» (Karlsr. 1819; 3. Aufl. 1838) gerichtet. Vgl. Koffka, «Iffland und D. Geschichte der klassischen Theaterzeit Mannheims» (Lpz. 1865).

Emmerich Joseph, Herzog von D., des vorigen Sohn, Pair von Frankreich, geb. 30. Mai 1773 zu Mainz, begann sein öffentliches Leben unter den Augen seines Oheims zu Erfurt, trat dann in den bad. Staatsdienst und ging als bad. Gesandter nach Paris, wo er ein Günstling Talleyrands ward. Während des Feldzugs von 1809 übernahm er die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten in Baden. Nach dem Frieden verließ er den bad. Dienst, ging nach Paris, vertauschte wegen seiner Stammgüter, die auf dem linken Rheinufer, mithin in dem damaligen Frankreich lagen, das deutsche Staatsbürgerrecht mit dem französischen und wurde von Napoleon 1810 zum Herzog und Staatsrat erhoben. Nach Napoleons I. Vermählung mit der Erzherzogin Marie Luise erhielt er eine Dotation von 4 Mill. Frs. auf das Fürstentum Bayreuth. Als Talleyrand in Ungnade fiel, zog sich auch D. zurück und trat in die Reihen der Mißvergnügten. Nachdem aber sein Gönner im April 1814 an die Spitze der Provisorischen Regierung getreten, ward D. eins der fünf Regierungsmitglieder, welche die Restauration des Hauses Bourbon beförderten. Als bevollmächtigter Minister Frankreichs wohnte er auch dem Wiener Kongreß bei und unterzeichnete 1815 die Achtserklärung gegen Napoleon, der ihn dafür während der Hundert Tage ächtete. Nach der zweiten Restauration wurde D. Staatsminister und Pair und erhielt den Gesandtschaftsposten am Hofe zu Turin. Die letzten Lebensjahre brachte er auf seinem Schlosse Hernsheim zu, wo er 27. April 1833 starb.

Johann Friedrich Hugo, Freiherr von D., der jüngste Bruder des Großherzogs Karl von D., geb. 16. Mai 1760, war Domkapitular zu Trier, Worms und Speier und starb 25. Juli 1812 als trierscher Hofrat zu Aschaffenburg. Wissenschaftlich und künstlerisch hochgebildet, bewies er sich stets als hochherzigen Beschützer der Musen. Auch leistete er selbst Treffliches als Komponist, Musikschriftsteller und Altertumsforscher.

Dalberg (Karl Theod. Ant. Maria, Reichsfreiherr von), Kämmerer von Worms, letzter Kurfürst zu Mainz und Erzkanzler, später Fürst-Primas des Rheinbundes und Großherzog von Frankfurt, endlich Erzbischof zu Regensburg und Bischof zu Worms und Konstanz, geb. 8. Febr. 1744 zu Hernsheim, war der Sohn Franz Heinrich von D.s, kurfürstl. mainzischen Geheimrats, Statthalters von Worms und Burggrafen zu Friedberg. D. erhielt im väterlichen Hause mit seinen Brüdern eine treffliche Erziehung, ging schon im 15. Jahre auf die Universität zu Göttingen, von da nach Heidelberg, wo er 1761 als Doktor der Rechte promovierte, und unternahm hierauf zu seiner weitern Ausbildung mehrere Reisen. Nach seiner Rückkehr widmete er sich dem geistlichen Stande und studierte Theologie in Worms, Mannheim und Mainz. Bald war er Kapitularherr bei dem Erzstifte Mainz und Domherr in den Hochstiften Würzburg und Worms. Im J. 1772 ernannte ihn der Kurfürst zum Wirkl. Geheimrat und Statthalter zu Erfurt. Während einer vieljährigen Verwaltung daselbst blühte der kleine Staat unter seiner segensreichen Thätigkeit sichtbar auf. Dabei zog D. Schriftsteller, Gelehrte, Künstler und Handwerker in seine Nähe und unterstützte aufstrebende Talente. Durch Preußens Einfluß 1787 zum Koadjutor des Erzstifts und Kurfürstentums Mainz erwählt, ward er bald darauf Koadjutor im Hochstift Worms, 1788 Koadjutor von Konstanz und Erzbischof von Tarsus. Im J. 1800 gelangte D. zur Regierung des Hochstifts Konstanz, und nach dem Tode Friedrich Karls (25. Juli 1802) wurde er Kurfürst zu Mainz und Erzkanzler des Deutschen Reichs. Da infolge des Lunéviller Friedens die Besitzungen des Kurfürstentums jenseit des Rheins an Frankreich abgetreten, die diesseitigen aber 1803 säkularisiert wurden, so behielt D. die Würde als Reichserzkanzler und Metropolitan für ganz Deutschland mit Ausnahme der preuß. und österr. Gebiete und ward mit Regensburg, Aschaffenburg, Wetzlar und andern Besitzungen entschädigt. Um mit Pius VII. über die

kirchlichen Angelegenheiten zu verhandeln und zugleich von Napoleon in Betreff mehrerer streitiger Punkte billige Bedingungen für Deutschland zu erhalten, ging D. 1804 nach Paris, wo er mit vieler Zuvorkommenheit behandelt wurde.

Mit Errichtung des Rheinbundes erlosch die Reichserzkanzlerwürde, und D. erhielt, unter Beibehaltung des Erzbistums Regensburg, den Rang und Titel als souveräner Fürst-Primas des Rheinbundes mit dem Vorsitz in der Bundesversammlung. Zugleich wurden seinen bisherigen Besitzungen noch die Reichsstadt Frankfurt a. M., das Gebiet des Fürsten und Grafen von Löwenstein-Wertheim und die Grafschaft Rheineck einverleibt. Für das Fürstentum Regensburg, das er 1810 an Bayern abtrat, erhielt er einen beträchtlichen Teil der Fürstentümer Fulda und Hanau. Auch ward er infolge dessen von Napoleon zum Großherzog von Frankfurt ernannt; doch mußte er Napoleons Stiefsohn, den Prinzen Eugen, statt des Kardinals Fesch zu seinem Regierungsnachfolger annehmen. Im J. 1813 sah sich D. genötigt, auf alle diese Besitzungen als Landesherr zu verzichten. Er zog sich ins Privatleben zurück, indem er nur seine geistlichen Gerechtsame als Erzbischof von Regensburg, wo er von nun an wohnte, sich vorbehielt. Dort starb er 10. Febr. 1817. Sein Neffe, der Herzog von D., ließ ihm 1824 im Dom zu Regensburg, wo er beerdigt liegt, ein Denkmal aus carrarischem Marmor setzen. D. war als Gelehrter, als Regent und als Mensch gleich achtungswert, überall ließ er Spuren seiner nach den verschiedensten Seiten hin gemeinnützigen Thätigkeit zurück; jedoch fehlte seiner rationalistisch-kosmopolit. Gesinnung die Festigkeit und echtes patriotisches Streben. Aus seinen Schriften sind hervorzuheben: «Betrachtung über das Universum» (Frankf. 1777; 6. Aufl. 1819), «Grundsätze der Ästhetik» (Frankf. 1791), «Von dem Bewußtsein als allgemeinem Grunde der Weltweisheit» (Erfurt 1793), «Von dem Einflusse der Wissenschaften und Künste in Beziehung auf öffentliche Ruhe» (Erfurt 1793), «Perikles, über den Einfluß der schönen Künste auf das öffentliche Glück» (Erfurt 1806). Mehrere seiner Schriften sind in franz. Sprache abgefaßt. Auch der «Deutsche Merkur», das «Deutsche Museum», «Die Horen» enthalten manchen schätzbaren Aufsatz von ihm. Seine Lieblingswissenschaften waren außer der Kunstphilosophie die Mathematik, Physik, Chemie, Botanik und Mineralogie. Vgl. Krämer, «Karl Theodor von D.» (Lpz. 1821); Beaulieu-Marconnay, «Karl von D. und seine Zeit» (2 Bde., Weim. 1879); Bernays, «Schicksale des Großherzogtums Frankfurt und seiner Truppen» (Berl. 1882).

Dalbergia *L.*, Pflanzengattung aus der Familie der Leguminosen. Die Arten derselben, gegen 60, wachsen in den Tropenländern Amerikas, Asiens und Afrikas; es sind Bäume oder kletternde strauchartige Gewächse mit zahlreichen kleinen, rötlich oder weiß gefärbten Blüten und unpaarig gefiederten Blättern. Von einigen Arten wird das Holz zu Drechslerarbeiten und in der Tischlerei verwendet, besonders von den in Ostindien heimischen Arten D. latifolia *Roxb.* und D. Sissoo *Roxb.*

Dalbosee, der gewöhnliche Name des an Dalsland (s. d.) stoßenden südwestl. Teils des schwed. Wenersees; derselbe wird durch die Halbinseln Wermlandsnäs und Källand und den Lurösscheeren von dem eigentlichen Wenersee getrennt.

Dalekarlien, schwed. Dalarna, eine rauhe und gebirgige, aber an malerischen Gegenden reiche Landschaft im mittlern Schweden, welche jetzt in administrativer Hinsicht das Stora-Kopparbergs- oder Falu-Län bildet und ein Areal von 29 578,5 qkm umfaßt, von welchen 1780 qkm auf die Gewässer kommen. D. wird von der Dalelf durchströmt. Der Ackerbau ist im größten Teile des Landes unzureichend, die Viehzucht dagegen durch zahlreiche Wiesen begünstigt. Die Wälder sind ausgedehnt und in der letzten Zeit sehr ausgebeutet. Wichtig ist der Bergbau, besonders auf Eisen, Kupfer und Schwefel; auch wird etwas Silber und Gold gewonnen. Von Fabrikanlagen sind hervorzuheben: das Kupferwerk zu Falun; die großartigen Eisenwerke zu Domnarfvet, Wikmanshyttan, Furudal, Svartnäs, Nyhammar, Kloster, Korsnäs, Smedjebacken und Avesta; die Sägemühlen zu Korsnäs, Domnarfvet, Hofors, Korsån u. s. w.; die Papierfabrik Grycksbo; zwei Pulvermühlen u. s. w. Die Zahl der Bewohner belief sich 1880 auf 190 138, die sich durch Genügsamkeit, Fleiß, Ehrlichkeit und Freiheitsliebe, aber auch durch Eigensinn und starres Festhalten am Althergebrachten auszeichnen. Daher werden die uralten, eigentümlichen Volkstrachten, für die einzelnen Kirchspiele wechselnd, noch heute von der Mehrzahl der Bewohner beibehalten. An ihrer Tapferkeit brachen sich wiederholt die gegen Schwedens Freiheit und Unabhängigkeit gerichteten Angriffe, so namentlich als Christian II. von Dänemark den schwed. Thron bestiegen hatte. Deshalb genießen auch die Dalekarlier noch immer eines bedeutenden Ansehens. Gleich den übrigen Schweden besitzen sie eine natürliche Anlage zu mechan. Fertigkeiten, und mancherlei Erzeugnisse ihres Hausfleißes kommen in den Handel, wie Porphyrarbeiten aus Elfdalen, Schleif- und Mühlsteine aus Orsa, Böttcher-, Drechsler- und Schmiedearbeiten, Wanduhren und Nähmaschinen (aus Mora), feine Haararbeiten u. s. w. Da der karge Boden seine Bewohner nur spärlich nährt, so wandern viele derselben nach andern Gegenden Schwedens aus, kehren aber, wenn sie etwas erworben, fast immer wieder in ihre Heimat zurück. Außer den drei Städten des Landes, Falun mit 7305, Hedemora mit 1377 und Säter mit 541 E., sind die Flecken Avesta an der Dalelf, Ludwika am See Wessman und Smedjebacken am See Nord-Barken bemerkenswert. Letzterer steht durch den 1795 eröffneten und 1840—60 erweiterten, naturschönen Strömsholmskanal mit dem Mälarsee in lebhafter Verbindung. Eine Privatbahn führt seit 1859 von Falun nach Gefle, und 1875 ward die Nördliche Staatsbahn bis zur Station Storvik vollendet. Von dort ist der Bau nordwärts fortgeführt und 1882 nach Norwegen (Drontheim) eröffnet; auch eine Privatbahn von Falun nach Gothenburg (478 km) wurde 1879 vollendet. Im Süden bestehen mehrere Lokalbahnen.

Dal-elfven, der Hauptfluß der schwed. Landschaft Dalekarlien (s. d.), entsteht aus den zwei Quellflüssen Ost- und West-D. von je 240 km Länge auf dem norweg. Grenzgebirge; im untern Laufe, wo D. teilweise die Grenze zwischen Svealand und Norrland bildet, erweitert sich der Strom zu großen Seen; er fällt nach einem Lauf von 420 km etwas südlich von Gefle in den Bottnischen Meerbusen, nachdem er kurz vorher den prachtvollen Wasserfall bei Elfkarleby gebildet hat. Sein Stromgebiet ist etwa 30 900 qkm groß.

Daleminzen hieß ein ansehnlicher Stamm der Sorben (deren Reste die heutigen lausitzer Wenden sind) und danach der von ihnen bewohnte Landstrich (Daleminzien), der von Elbe, Mulde und Chemnitz begrenzt war, jedoch in der Gegend von Meißen auch über die Elbe hinüberreichte. Nach Dietmar von Merseburg rührte der Name von den Deutschen her, während die Slawen selbst den Gau Glomaci (Glomatschi), Glumaci (erhalten im Namen der Stadt Lommatzsch) nannten. Die erste Erwähnung der D. findet sich 805, die jetzigen sächs. Städte Meißen, Rochlitz, Döbeln, Mügeln u. a. werden schon im 9. Jahrh. innerhalb der Grenzen von Daleminzien genannt.

Daler (Thaler), eine bis Ende 1776 üblich gewesene schwed. Geldrechnungseinheit, eingeteilt in 4 Mark zu 8 Ör zu 4 Örlein zu 6 Pf. Die Währung war aber seit dem 17. Jahrh. teils Silber, teils Kupfer, und es galt 1 D. Silbermünze = 3 D. Kupfermünze. Der Reichsthaler (Riksdaler) Spezies begriff 6 D. Silbermünze oder 18 D. Kupfermünze, war in Silber ausgemünzt und wurde als Münzstück auch «halber Plott» genannt. Das Gewicht des betreffenden Silberstücks war gesetzmäßig 6,1915 g, seine Feinheit 11 Lot 1 Grän oder 690,972 Tausendteile, demnach sein Feingewicht 4,2803 g. Sein Wert war mithin, wenn man den frühern Thaler des norddeutschen 30-Thalerfußes zu 3 deutsche Mark rechnet, = 77,04 Pf. deutsche Währung = 38,52 Kr. österr. Silberwährung. Der D. «Kupfermünze» war nach dem Obenerwähnten ein Drittel des eben angegebenen. (S. Riksdaler.)

Dalgety, Flecken in der schott. Grafschaft Fife, südöstlich von Dunfermline, mit Salzsiederei und bedeutenden Kohlengruben.

Dalhousie, eine alte schott. Familie, die angeblich aus Deutschland stammt und zuerst unter David I. (um 1140) erwähnt wird. Historisch merkwürdig ist Sir Alexander Ramsay von Dalwolsey oder D., der sich in den Kriegen gegen England nach dem Tode Robert Bruces durch seinen Heldenmut auszeichnete und 1342 von dem Ritter von Liddesdale ermordet wurde. Seine Nachkommen erhielten 1633 von Karl I. die schott. Grafenwürde. — George, Graf von D., geb. 1770, war General in der brit. Armee, diente in Spanien und Frankreich und wurde 1815 zum Peer der vereinigten Königreiche erhoben. — Sein Sohn, James Andrew Broun-Ramsay, Marquis von D., geb. 22. April 1812, bekannt als Generalgouverneur von Britisch-Indien, wurde 1832 nach dem Tode seines ältern Bruders George Stammhalter mit dem Titel Lord Ramsay. Er vermählte sich 21. Jan. 1836 mit Lady Susan Hay, Tochter des Generallieutenants Marquis von Tweeddale, und folgte 21. März 1838 seinem Vater als Graf von D. Gleich dem Vater der Torypartei zugehörig, entwickelte er schon bei seinem ersten Auftreten im Oberhause hervorragende Talente. Als bald darauf Peel die Leitung des Ministeriums erhielt, ward D. zum Lord-Oberkommissar bei der Generalsynode der schott. Kirche ernannt, ohne jedoch die Zerwürfnisse beilegen zu können, die zur Errichtung der «Freien schott. Kirche» führten. Im Juni 1843 ward D. Vizepräsident des Handelsamts und Mitglied des Geheimen Rats, 1845 nach dem Austritt Gladstones Präsident des Handelsamts, verteidigte als solcher im Mai 1846 die Aufhebung der Kornzölle und zog sich dann im Juli mit dem ganzen Ministerium Peel zurück. Den Antrag Russells, in das von ihm gebildete Kabinett einzutreten, lehnte er zwar ab, blieb aber doch in einem freundschaftlichen Verhältnis zu dessen Regierung und ward nach der Abberufung Lord Hardinges zum Generalgouverneur von Ostindien ernannt, wo er schon einen Teil seiner Jugend zugebracht hatte, als sein Vater dort die Stelle des Oberbefehlshabers der Armee bekleidete. Bald nach seiner Ankunft in Indien brach der zweite Pendschabkrieg aus, der durch die Schlachten von Chillianwallah (13. Jan.) und Guzerate (21. Febr. 1849) zu Gunsten der Engländer entschieden wurde und mit dem Sturze des Sikhreichs endete. Obgleich D. nur mittelbaren Anteil an diesen Erfolgen hatte, die das Heer unter dem Kommando Lord Goughs errang, erhielt er doch auch den Dank des Parlaments und wurde zum Marquis erhoben. Im Dez. 1851 richtete er die engl. Waffen gegen die Birmanen, die er nach einer Reihe von Siegen zur Abtretung von Pegu nötigte. Von nun an waren gewaltsame Annexionen an der Tagesordnung: Nagpore, Sattara, Jhansi, Berar, zuletzt Audh wurden dem Britischen Reiche einverleibt. Daneben beförderte D. aber auch nützliche Unternehmungen; er legte den Grund zu einem Eisenbahnnetz, das sich vom Kap Comorin bis zum Indus erstrecken sollte, eröffnete den Gangeskanal, den größten seiner Art in der Welt, und zog Telegraphenlinien von 6400 km Ausdehnung durch Indien. Nach einer achtjährigen Verwaltung verließ er im März 1856 mit zerrütteter Gesundheit das Land und starb nach langen Leiden auf seinem Stammsitz Dalhousie-Castle 19. Dez. 1860. Ein Mann von großer Energie, genial in seinen Entwürfen und rücksichtslos in den Mitteln, sie auszuführen, that er zur Ausbreitung der brit. Macht in Indien mehr als irgend einer seiner Vorgänger seit Hastings und Wellesley, rief aber auch durch die rechtlose Besitznahme von Audh teilweise die Empörung hervor, die sie in ihren Grundfesten erschütterte. Vgl. Arnold, «History of the Marquis of D.'s administration of British India» (2 Bde., Lond. 1863—64).

Da der Marquis von D. ohne männliche Nachkommen gestorben war, so erlosch mit ihm das Marquisat, während die alte schott. Grafenwürde auf seinen Vetter, Fox Maule-Ramsay, überging. Dieser, geb. 22. April 1801 und früher als Sir Fox Maule bekannt, diente anfangs in der Armee unter seinem Oheim, dem Grafen D., nahm aber 1831 den Abschied und trat 1835 ins Parlament, wo er sich den Whigs anschloß. Er wurde nacheinander Unterstaatssekretär im Ministerium des Innern, Vizepräsident des Handelsamts und 1846 Kriegsminister mit einem Sitz im Kabinett. Seinem Vater folgte er 1852 in dem Titel eines Lord Panmure, verlor aber zugleich durch die Auflösung des Ministeriums Russell sein Amt, welches er erst 1855 unter Palmerston wiedererhielt und dann während der Kriege gegen Rußland, Persien und China bis zum Rücktritt des Ministeriums im Febr. 1858 fortführte. Hiermit endete seine polit. Rolle, denn in das von Palmerston im Juni 1859 neugebildete Kabinett wurde er nicht wieder aufgenommen. Er starb 6. Juli 1874 auf seinem Landsitze Brechin-Castle in der schott. Grafschaft Forfar. — Als zwölfter Graf D. folgte ihm sein Vetter George Ramsay, geb. 26. April 1806, Vize-

admiral in der engl. Flotte, der 12. Juni 1875 unter dem Titel Lord Ramsay of Glenmark auch die engl. Peerswürde erlangte. Er starb 20. Juni 1880 auf Dalhousie-Castle bei Edinburgh. — Ihm folgte in der Grafenwürde sein Sohn John William Ramsay, geb. 29. Jan. 1847, der, nachdem er von 1861 bis 1874 in der Kriegsflotte gedient, sich bei den letzten allgemeinen Neuwahlen im J. 1880 als liberaler Politiker einen Namen machte. Vom April bis zum Juli 1880 saß er als Parlamentsmitglied im Unterhause, von wo er dann, nach dem Tode seines Vaters, ins Oberhaus übertrat.

Dalias, Stadt in der span. Provinz Almeria, im SW. dieses Ortes, 10 km vom Mittelländischen Meere, in einer öden Steppe am westl. Fuße der 2323 m hohen Sierra de Gador, zählt (1877) 9361 E. In der Nähe befindet sich eine Grotte mit einer Mineralquelle.

Dalibor, ein böhm. Ritter von Kozojed bei Leitmeritz, suchte sich in den Besitz der Herrschaft Ploschkowitz zu setzen, indem er die Bauern derselben gegen ihren Gutsherrn Wenzel Adam von Drahenitz aufwiegelte (1497). Die mit letzterm befreundeten Bürger von Leitmeritz aber zogen gegen D. zu Felde, nahmen ihn gefangen und lieferten ihn an König Wladislaw zur Bestrafung aus. Dieser ließ den Landfriedensbrecher nach längerer Gefangenschaft im «Weißen Turme» des prager Schlosses enthaupten. Die Sage erzählt, Ritter D. habe in seinem Gefängnisse eine Geige gefunden und durch fortwährende Übungen, obwohl er früher nie gespielt, es zur größten Kunstfertigkeit auf diesem Instrument gebracht. Die Vorübergehenden hätten oftmals staunend den herrlichen Melodien zugehört, die aus dem Innern des Weißen Turms hervortönten. Daher das Sprichwort: Etiam Daliborem fames musicam docet (Auch den D. lehrt der Hunger die Musik). Thatsache ist, daß der jetzt noch stehende Weiße Turm der prager Burg im Volksmunde «Daliborka» genannt wird.

Dalimil (Dalemil), der Name des sonst unbekannten Verfassers einer czech. Reimchronik, in welcher die Schicksale des czech. Volks von seiner Einwanderung bis zum J. 1314 besungen werden (herausg. in den «Fontes rerum bohemicarum», Bd. 3, Prag 1878). Das Werk stammt aus dem 14. Jahrh. und charakterisiert sich besonders durch einen glühenden Haß gegen alles Deutsche. Eine deutsche noch aus dem 14. Jahrh. stammende Übertragung wurde von Hanka in verstümmelter Form (in den «Publikationen des Litterarischen Vereins» zu Stuttgart), neuestens von Jireček in besserm Texte ediert. Nach Hajek wurde früher die Chronik auch mit dem Namen «Bunzlauer Chronik» bezeichnet. Im ganzen hat das Tendenzgedicht einen mehr sprachlichen als histor. Wert.

Dalin (Olof von), schwed. Dichter und Historiker, Begründer des neuern schwed. Prosastils, geb. 29. Aug. 1708 zu Winberga in Halland, studierte in Lund und erhielt dann eine Anstellung in der königl. Kanzlei zu Stockholm. Von 1733—34 gab er anonym und nach dem Vorbilde von Addisons «Spectator» das Wochenblatt «Then Svänske Argus» heraus, das großes Aufsehen erregte und dem Verfasser bedeutende Vorteile brachte. Im J. 1737 ward D. zum königl. Bibliothekar ernannt, 1744 erhielt er von den Reichsständen den Auftrag, eine Geschichte Schwedens zu verfassen, 1751 ward er Lehrer des Kronprinzen (spätern Königs Gustav III.) und in den Adelsstand erhoben; 1753 erhielt er den Titel eines Kanzleirats, 1755 die Würde eines Reichshistoriographen und kurz vor seinem am 12. Aug. 1763 erfolgten Tode ward er zum Hofkanzler ernannt. Als dramatischer Dichter ist er von der klassisch-franz. Schule beeinflußt; davon zeugen das Epos «Svenska Friheten» (1742), das Trauerspiel «Brynilda» (1738) und das Lustspiel «Den afundsjuke» (1738). Dagegen ist er echt schwedisch und ein Vorläufer Bellmanns, Franzéns und Dahlgrens in seinen zahlreichen, von Witz und guter Laune sprudelnden Liedern. Von seinen Satiren ist «Aprilverk om vär bärlige tid» (1740) die beste. Auch als Prosaist hat D. Bedeutendes geliefert, und seine «Svea Rikes Historia» (Bd. 1—3, Stockh. 1747—62), die bis zum Tode Karls IX. reicht, nimmt in der schwed. Geschichtschreibung einen ehrenvollen Platz ein, obwohl von dem Inhalt jetzt vieles veraltet ist. Sammlungen von D.s Gedichten sind öfters veröffentlicht worden; so: «Vitterhetsarbeten» (1767), «Poetiska arbeten» (1782—83), «Valda skrifter» (1872).

Dalkeith (spr. Dälkith), Stadt in der schott. Grafschaft Edinburgh, etwa 20 km südöstlich von Edinburgh, an der Vereinigung von Nord- und Süd-Esk auf einer Landzunge prächtig gelegen, hat eine got. Kirche, eine große, 1854 errichtete Markthalle, und zählt 6400 E., welche Eisen- und Steinkohlengruben bearbeiten; auch ist sie ein beträchtlicher Markt für Getreide, Mehl und Vieh, und hat Fabriken für Lederwaren, Bürsten, Hüte, Seidenarbeiten, auch Eisengießereien und Gerbereien. Dabei liegt das herrliche Schloß des Herzogs von Buccleugh (Dalkeith-Palace), welches an Stelle eines ältern im 17. Jahrh. erbaut wurde und von einem schönen Garten umgeben ist.

Dalkey, Insel und Kirchspiel in der irischen Provinz Leinster, Grafschaft Dublin, 3 km im SO. von Kingstown, dem Hafen Dublins, hat 2584 E. und ist ein besuchtes Seebad mit hübschen Villen in der Nähe, an der Küste der Irischen See. Von den ehemaligen Forts, welche im 16. und 17. Jahrh. gegen die Seeräuberei in der Irischen See wichtige Dienste leisteten, sind noch Ruinen vorhanden. Die Insel hat meist Wiesenboden; auf ihr steht eine alte Kirchenruine und ein sog. Druidenaltar. Man gewinnt auch Blei- und Granitsteine, namentlich an dem nahen, 144 m hohen Killineyberge.

Dall (Caroline Healy), amerik. Schriftstellerin, eine eifrige Vorkämpferin der Frauenemancipation in Amerika und schon um 1840 als entschiedene Gegnerin der Sklaverei bekannt, behandelt in ihren Schriften zum größten Teil die Frauenrechtsfrage. Zu nennen sind ihr erstes Werk «Essays and Sketches» (1848), «Bunsen's Egypt; a presentation» (1868) und «Patty Gray's Journey» (1870). Sie heiratete 1844 den Pfarrer Charles D.

William Healy D., Sohn der vorigen, amerik. Naturforscher, geb. 21. Aug. 1845 zu Boston, erhielt seine wissenschaftliche Ausbildung auf Harvard-College, bereiste in den J. 1866—68 Alaska und faßte die Ergebnisse seiner Reise in seinem großen Werke über «Alaska and its Resources» (Boston 1870) zusammen.

Dall (Roderick), der letzte der «wandernden Harfner» Schottlands, lebte noch 1740 bei Blair in der Grafschaft Perth. Von seinen Liedern sind viele in Schottland zu Volksliedern geworden.

Dallas (George Mifflin), amerik. Politiker, geb. 10. Juli 1792 in Philadelphia, studierte, in seiner Vaterstadt vorgebildet, die Rechte und ließ sich hier im April 1813 als Advokat nieder. Bald darauf begleitete er durch Vermittelung seines hochangesehenen Vaters, Alexander James D., den mit einer Spezialmission betrauten Albert Gallatin als Privatsekretär nach Petersburg, London und Gent, wo 24. Dez. 1814 der Frieden der Vereinigten Staaten mit England geschlossen wurde. Nach seiner Rückkehr nahm D. seine Praxis wieder auf, bekleidete viele Staatsämter und war 1831—33 Senator der Vereinigten Staaten. Präsident van Buren ernannte D. 1837 zum Gesandten in Petersburg, von welchem Orte er 1839 auf sein eigenes Ansuchen zurückberufen wurde. Im J. 1844 ward D. neben James Polk, dem Präsidenten, als Vizepräsidentschafts-Kandidat von der demokratischen Partei aufgestellt und auch gewählt. Seine Stimme im Senat gab den Ausschlag für die Annahme des Gesetzes, welches 1846 die Schutzzollpolitik der Union in eine Finanzzollpolitik umwandelte. Vom Frühjahr 1865 an und unter Präsident Buchanan bekleidete D. den Gesandtschaftsposten in London. Nach seiner Rückkehr im Mai 1861 zog er sich ins Privatleben zurück und starb in Philadelphia 31. Dez. 1864.

Dallastypie, ein von dem Engländer Duncan C. Dallas 1873 erfundenes und nach ihm benanntes Ätzverfahren zur Herstellung von Druckplatten für die Buchdruckpresse. Das Verfahren ist nicht bekannt geworden und hat keine weitere Verbreitung erfahren.

Dallaeus (Johannes), eigentlich Jean Daillé, berühmter Theolog der reform. Kirche Frankreichs, geb. 6. Jan. 1594 zu Chatellerault, studierte seit 1612 zu Saumur Theologie und ward befreundet mit Amyraut und Cappel. Zugleich trat er in die Familie des berühmten du Plessis-Mornai ein als Erzieher seiner Enkel und machte mit diesen 1619—21 eine große Reise durch Italien, Deutschland, Holland und England. Im J. 1623 ward D. Schloßprediger bei du Plessis, 1625 Prediger zu Saumur, 1626 Prediger der pariser Gemeinde zu Charenton, wo er 15. April 1670 starb. D. war einer der einflußreichsten Theologen der reform. Kirche Frankreichs, deren letzte Nationalsynode 1659 zu Loudun er als Präsident leitete. Er vertrat die Anschauung Amyrauts. Als Polemiker gegen die kath. Kirche trat D. besonders auf in der Schrift «De usu patrum» (franz., Genf 1632; lat., Genf 1656), wo er den Satz aufstellt, daß alle Lehre, welche mit den drei ersten Jahrhunderten nicht übereinstimme, als menschliche Erfindung zu verwerfen sei.

Dalldorf, Dorf im Regierungsbezirk Potsdam der preuß. Provinz Brandenburg, Kreis Niederbarnim, an der Eisenbahn Berlin-Stralsund, 8 km nordwestlich von Berlin, mit der Irrenheilanstalt der Stadt Berlin, zählt (1880) 2127 E.

Dalles (hebr.), Armut.

Dalles City, schön gelegene Hauptstadt des County Wasco im nordamerik. Unionsstaat Oregon auf dem linken Ufer des Columbia, 64 km oberhalb der Kaskaden desselben und bei den «The Dalles» genannten Stromschnellen gelegen, zählte (1880) 2232 E.

Dalling (Henry Lytton Earle Bulwer, Lord), engl. Diplomat, älterer Bruder des Romandichters Bulwer-Lytton, geb. 1804, widmete sich der diplomatischen Laufbahn und wurde 1827 zum Attaché bei der brit. Gesandtschaft in Berlin ernannt, von wo er 1829 nach Wien versetzt ward. Im J. 1830 war er im Auftrage seiner Regierung in Brüssel, um die belg. Revolution in der Nähe zu beobachten, und trat bald darauf ins Parlament, wo er bis 1837, zuletzt für Marylebone, einen Sitz einnahm und sich als schlagfertiger Redner zeigte. Zugleich erwarb er sich durch die Werke «France, social, literary, political» (2 Bde., Lond. 1833; deutsch, 2 Tle., 1835—36) und «The monarchy of the middle classes» (2 Bde., Lond. 1834; deutsch, 3 Tle., Aachen 1836), denen «An autumn in Greece» (Lond. 1824) vorangegangen war, als Schriftsteller einen geachteten Namen. Nachdem er seit 1835 als Geschäftsträger in Brüssel fungiert, ging er 1837 als Legationssekretär nach Konstantinopel und brachte hier einen Handelsvertrag mit der Pforte zu Stande. Bald darauf wurde er zum Botschaftssekretär in Paris, 1843 zum Gesandten in Madrid ernannt, mußte aber 1848 wegen eines gegen die Gewaltschritte des Ministeriums Narvaez erhobenen Protestes Spanien verlassen. Nach England zurückgekehrt, erhielt er zur Anerkennung seiner Verdienste das Ritterkreuz des Bathordens, vermählte sich mit Charlotte Wellesley, Tochter Lord Cowleys und Nichte des Herzogs von Wellington, und begab sich 1849 als außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister nach den Vereinigten Staaten, wo er durch Abschließung des sog. Clayton-Bulwer-Vertrags einen unter damaligen Umständen nicht unwichtigen diplomatischen Erfolg errang. Hierauf ward er von 1852—55 Gesandter in Toscana und erhielt Ende 1857 an Stratford de Redcliffes Stelle den Botschafterposten in Konstantinopel. Einen solchen Vorgänger zu ersetzen, war nicht leicht. D. zeigte sich indes der Aufgabe gewachsen und erwarb namentlich nach der Thronbesteigung des Sultans Abd-ul-Asis einen unbeschränkten Einfluß auf die Entschließungen des jungen Monarchen. Solange Lord Palmerston lebte, war D. in Bezug auf die orient. Angelegenheiten eine Hauptstütze der Politik dieses Staatsmannes. Durch das Ministerium Derby-Disraeli 1866 von Konstantinopel abberufen, wurde er 1868 als liberaler Kandidat für Tamworth ins Parlament gewählt, an dessen Verhandlungen er lebhaften Anteil nahm, bis er im März 1871 mit dem Titel Lord Dalling und Bulwer ins Oberhaus erhoben wurde. Seit seiner Rückkehr von Konstantinopel hatte er auch seine schriftstellerische Thätigkeit wieder aufgenommen. Als Hauptresultate derselben erschienen: «Historical characters» (2 Bde., Lond. 1867; deutsch von Lanz, 2 Bde., Lpz. 1871) und «Life of Viscount Palmerston» (2 Bde., Lond. 1870; deutsch: «Lord Palmerstons Leben, frei nach B. von A. Ruge», 3 Bde., Berl. 1871—74). D. starb kinderlos 24. Mai 1872 in Neapel; mit ihm erlosch die Peerswürde. Aus seinem Nachlasse erschien: «Sir Robert Peel. An historical sketch» (Lond. 1874).

Dallinger von Dalling, österr. Malerfamilie. Das älteste Mitglied Johann zeichnete sich als Historien-, besonders aber als Tiermaler aus. Er wurde zu Wien 13. Aug. 1741 geboren, bereiste in seiner Jugend die Schweiz und Deutschland und trat 1759 in die Akademie zu Wien ein, wo ihn der Direktor Martin von Meytens sehr förderte, 1764 auch seine Sendung nach Frankfurt erwirkte, um bei den Krönungsfestlichkeiten Aufnahmen zu

machen. Später erhielt er den Posten als Inspektor der fürstl. Liechtensteinschen Gemäldegalerie, auf welchem er durch liberale Zugänglichmachung der Sammlung sehr ersprießlich wirkte. Er starb in Wien 6. Jan. 1806. Seine Bilder, Altargemälde und Tierstücke, gelangten meistens nach Rußland. — Sein Sohn, ebenfalls Johann genannt, war in Wien 7. Mai 1782 geboren, lernte bei dem Vater, und folgte ihm auch als Galerieinspektor beim Fürsten Liechtenstein nach. Er bildete sich als Tiermaler nach den alten Holländern, steht ihnen aber durch die zu große Glätte seines Pinsels nach. Das Belvedere und die Liechtenstein Galerie in Wien haben Werke von seiner Hand, jenes z. B. Die fünf Pferde auf der Weide, letztere Die Kuhherde am Bache. D. starb in Wien 19. Dez. 1868. — Der jüngere Bruder Alexander, geb. 1783, gest. 1844, verfolgte eine ähnliche Thätigkeit und betrieb wie dieser die Radierkunst, sowie das Restaurieren alter Gemälde.

Dall' Ongàro (Francesco), ital. Schriftsteller und Patriot, geb. 1808 zu Mansuè in der Provinz Treviso, kam in seinem 12. Jahre nach Venedig, wo er sich dem Studium der Theologie widmete, das er in Padua fortsetzte und vollendete. Nachdem ihm das Predigen verboten worden, verließ er Padua, entsagte seinen geistlichen Funktionen, durchwanderte einige Zeit die Provinz Istrien und ließ sich 1836 in Triest nieder, wo er als Journalist, Schriftsteller und Privatlehrer lebte. In Verbindung mit seinem Oheim Valussi gründete und redigierte er die Zeitschrift «La Favilla» und entfaltete daneben eine große litterarische und agitatorische Thätigkeit. Für seinen Freund, den Schauspieler Modena, schrieb er seine ersten Dramen: «Il Fornaretto», «I Dalmati» und «Marco Cralievic»; mit Craogliero gründete er die erste polytechnische Gesellschaft jenseit der Adria. Infolge einer freisinnigen Rede wurde er 1847 aus Triest ausgewiesen und lebte als Verbannter in Siena, Florenz, Rom, Mailand, Turin, Venedig, in welch letzterer Stadt er 1848 die populäre Zeitschrift «Fatti e non parole» herausgab, und der Hauptanstifter der Bewegung vom 11. Aug. war. Hierauf ging er nach Rom, wo er Mitglied der konstituierenden Versammlung sowie Redacteur des «Monitore Romano» wurde und als Garibaldis Kommissar die «erste ital. Legion» organisierte. Nach Unterdrückung der Revolution lebte er als Flüchtling in der Schweiz, dann in Belgien und in Paris, bis er infolge der Ereignisse von 1859 nach Italien zurückkehren durfte und Professor der Litteratur in Florenz, später in Neapel wurde, wo er am 10. Jan. 1873 starb. Von seinen zahlreichen poetischen und prosaischen, litterarischen und polit. Schriften sind zu nennen: «Poesie» (2 Bde., 1840), «Novelle vecchie e nuove» (Flor. 1869), «Fantasie drammatiche e liriche» (Flor. 1866), «Stornelli italiani» (Mail. 1863), «Figlie del popolo» (Tur. 1855), «Racconti» (Flor. 1869), «Scritti d'arte» (Mail. 1873), sowie die Dramen: «Bianca Capello», «L'ultimo barone» (Mail. 1864), «Fasma» (Mail. 1863) u. a. Seine frühern Schriften sind gesammelt unter dem Titel «Opere complete» (2 Bde., Tur. 1846—47). Vgl. Barbiera, «Francesco D.» (Vened. 1873), Mongeri, «Francesco D. Cenni biografici» (Mail. 1873).

Dalm., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Dalmann (J. W., Entomolog, geb. 1787 zu Heinseberg, gest. 1828 in Stockholm).

Dalmann (Johannes), Wasserbaumeister, geb. 4. März 1823 zu Lübeck, besuchte die berliner Bauakademie, wurde 1845 Wasserbaukondukteur in Hamburg und 1850 Wasserbauinspektor daselbst. Nachdem ihm 1863 provisorisch und 1864 definitiv die oberste Direktion des Wasserbauwesens in Hamburg übertragen worden war, erwarb er sich um die Vergrößerung und Umgestaltung der Strom- und Hafenbauten große Verdienste. D. starb 27. Aug. 1875 zu Wunsiedel. Außer Aufsätzen für die berliner «Zeitschrift für Bauwesen» veröffentlichte er die epochemachende Spezialschrift: «Über Stromkorrektionen im Flutgebiete» (Hamb. 1856).

Dalmatica hieß das römische, ursprünglich in Dalmatien gewöhnliche, lange, weiße Oberkleid mit Ärmeln, das bei feierlichen Gelegenheiten getragen wurde. Im 2. und 3. Jahrh. war es in Rom noch wenig gebräuchlich, denn die Kaiser Commodus und Heliogabal werden getadelt, daß sie es öffentlich trugen. Bis zum 5. Jahrh. wurde die D. anscheinend den Bischöfen und Priestern vorbehalten, mit Ausnahme Roms, wo auch die Diakonen sie trugen. Der Papst Symmachus gestand sie den Diakonen der Kirche von Orléans zu und erst im 6. Jahrh. kam sie allgemein bei allen Diakonen in Gebrauch. Sie ist jetzt vom Stoff und Farbe des Meßgewandes (casula), mit welchem sie Ähnlichkeit hat, nur daß sie etwas kürzer, am Saume nicht rund, sondern gerade geschnitten und mit offenen Ärmeln versehen ist; auf dem Rücken sind statt des Kreuzes nur zwei schmale farbige oder Tressenstreifen angebracht oder auch ohne solche am Saume Troddeln. Der pontifizierende Bischof trägt sie von weißer Seide. Auch unter dem Krönungsornat der deutschen Kaiser kam die D. vor.

Dalmatien, ein Küstenstrich am Adriatischen Meere, mit den anliegenden Inseln das südlichste Kronland der Österreichisch-Ungarischen Monarchie, zu deren cisleithanischem Teile gehörig, ist nördlich von dem kroat. Küstenlande, östlich von Bosnien, der Herzegowina und Montenegro, südlich von Montenegro begrenzt. Der nördlichste Punkt ist die kleine Insel San-Gregorio nördlich von der größern Nachbarinsel Arbe zwischen dem Kanal del Quarnero und della Morlacca, der südlichste Ort das durch den Berliner Frieden vom 13. Juli 1878 von der Pforte an Österreich abgetretene Spizza an der Grenze von Montenegro. Die zum größten Teil mit steilen Felswänden abfallende Küste, welcher in gleicher südöstl. Richtung eine Reihe langgestreckter, durch enge Meerstraßen getrennter, teils niedriger, teils aber auch mit Höhen von 570—630 m aus den Fluten aufragender Inseln vorgelagert ist, enthält zahlreiche Buchten mit 56 vortrefflichen Häfen und Landungsplätzen. Hinter diesen steigen, meist in parallelen Ketten, Zweige der Dinarischen Alpen empor, unter ihnen der Vellebich oder das Morlakische Gebirge, welches die Grenze D.s gegen Kroatien bildet. Aus diesen Bergketten strömen die Flüsse des Landes, die Zermagna, Kerka, Cettina, Narenta mit Katarakten dem Meere zu. Zu den höchsten Spitzen der meist waldlosen Kalkgebirge zählt man den Dinara (1814 m) im Kreise Zara, den Biscowich (1710 m) im Kreise Spalato, den Parvo (1729 m) und Orien (1845 m) im Kreise Cattaro. Die Karstbildung bedingt zahlreiche Felsspalten und Höhlungen, in denen die Wasser sich sammeln und zeitweise an die Oberfläche treten. Die Landseen sind periodisch.

D. führt den Namen eines Königreichs und zählt auf 12829 qkm (1880) 476101 E. in 17 Städten, 60 Märkten und 812 Dörfern. Den Nationalitäten (der Umgangssprache) nach enthält die Bevölkerung 440279 Serbokroaten, 27305 Italiener, 3382 Deutsche, 477 böhm.-mähr. Slawen, 351 Slowenen, 25 Polen, 6 Rumänen und 2 Ruthenen. Die Serbokroaten zerfallen in einzelne Volksstämme mit besondern Namen, wie Morlaken, Bocchesen, Ragusaner. Der Menschenschlag ist im allgemeinen schön, liefert kühne Seeleute, verlaßliche Matrosen und tapfere Soldaten. Venedigs ehemalige militärische Macht beruhte vorzugsweise auf ihnen. Im ganzen sind sie gastfrei, wohlwollend und gewissenhaft in Erfüllung des gegebenen Wortes. Am niedrigsten in der Kultur stehen die Morlaken, die das Innere des Landes und namentlich das Gebirge bewohnen. Bei ihrer Abneigung gegen jede Unterwürfigkeit waren sie stets eine gute Schutzwehr gegen die Angriffe der Türken. Die Bocchesen wohnen im Kreise Cattaro, aber nicht in der Stadt selbst, welche so wie jede Küstenstadt in D. gemischte Bevölkerung hat. Das vorherrschende Religionsbekenntnis ist das römisch-katholische (mit einem Erzbistum zu Zara und fünf Bistümern zu Spalato, Ragusa, Sebenico, Lesina und Cattaro). Für die griech.-orient. Christen bestehen zwei Bistümer. D. besitzt 6 theol. Lehranstalten (5 lateinisch-katholische und 1 griechisch-orientalische), 3 Staats-Obergymnasien, 1 Staats-Untergymnasium, 1 Staats-Realgymnasium, 1 Staats-Oberrealschule, 1 Staats-Unterrealschule, 1 Lehrerbildungsanstalt, 1 Lehrerinnenbildungsanstalt, 2 Musikschulen, 1 Hebammenschule, 3 nautische Schulen, 6 Spezialschulen für Knaben, 2 Lehr- und Erziehungsanstalten für Mädchen und 242 Volksschulen.

Die Hauptnahrungszweige der Bevölkerung sind Seeschiffahrt und Schiffbau, Seefischerei (besonders auf den Inseln), Olivenkultur, Weinbau und Viehzucht. Von der produktiven Bodenfläche kamen (1879) 141046 ha auf Äcker, 68128 ha auf Weingärten, 3522 auf Gemüse-, Obst- und Ziergärten, 10053 auf Wiesen, 720738 auf Weiden, 13241 auf Teiche und Sümpfe mit Rohrwuchs, 273536 auf Wald (darunter 15494 ha Oliven- und 51 ha Kastanienwälder) und 15545 ha auf sonstige Kulturen. Der Holzreichtum früherer Zeiten ist jedoch abhanden gekommen und D. besitzt, abgesehen von verschiedenen Inseln, meistens nur Niederwald mit unansehnlicher Bepflanzung. Bei dem warmen Klima gedeihen Südfrüchte mannigfacher Art und Weine auf das vorzüglichste. Von letztern werden jährlich 680000 hl erzeugt und mehrere Sorten, wie der Malvasier von Ragusa, der Muskat von Almissa und Makarska, in neuester Zeit auch der Wein von Lissa, auch außer den Landesgrenzen geschätzt. Die Viehzählung von 1880 ergab 20256 Pferde, 26814 Esel und Maulesel, 89728 Rinder, 824191 Schafe, 217155 Ziegen, 29432 Schweine und 10693 Bienenstöcke. Bergbau wird nur auf Braunkohlen und Asphalt getrieben; die Produktion an erstern betrug (1879) 222516 metr. Ctr., Asphalt 1503 metr. Ctr. Die Salinen erzeugten (1879) 95088 metr. Ctr. Seesalz. Die Dalmatiner haben einen guten Ruf im Bau von Schiffen, und berühmt sind die Liqueure, welche sie bereiten. Alle sonstige Industrie ist sehr unbedeutend. Industrieerzeugnisse, Getreide und Mehl bilden die Hauptgegenstände der Einfuhr, die sich 1879 im ganzen auf einen Wert von 16259762 Fl. österr. Währung belief. Die Ausfuhr betrug 7190548 Fl., wobei Öle, Wein, Fische, Fleisch, Felle und Häute in erster Reihe stehen. D. bildet ein besonderes Zollgebiet im österr. Kaiserstaate. Seine lange Küste und seine zahlreichen und guten Häfen bewirken einen einträglichen Durchfuhrverkehr aus der Türkei und Montenegro nach den Plätzen des Adriatischen und Mittelländischen Meers und umgekehrt. Im J. 1879 liefen in den 56 Häfen des Landes 14192 Schiffe mit 2216357 t ein und 14087 Schiffe mit 2207999 t aus. Die dalmatin. Handelsmarine zählte 5134 größere und kleinere Schiffe mit 85479 t und einer Mannschaft von 14646 Köpfen.

Die Landesverfassung beruht auf der Landesordnung und Landtagswahlordnung vom 26. Febr. 1861. Danach besteht der Landtag aus 43 Mitgliedern, nämlich aus dem kath. Erzbischof und dem röm.-orient. Bischof von Zara, 10 Abgeordneten der Höchstbesteuerten, d. i. derjenigen, die an direkten Steuern jährlich wenigstens 100 Fl. (im Kreise Cattaro wenigstens 50 Fl.) entrichten, 8 Abgeordneten der Städte, 3 Abgeordneten der Handels- und Gewerbekammer und 20 Abgeordneten der übrigen Gemeinden. In das Abgeordnetenhaus des österr. Reichsrats entsendet D. 9 Abgeordnete. Für die Administration ist das Land in 13 Bezirke geteilt. Obere polit. Landesstelle ist die Statthalterei in der Hauptstadt Zara. Die Gemeindeverfassung ist durch die Gemeindeordnung vom 30. Juli 1864 geregelt. Die Rechtspflege wird in unterster Instanz von den 27 Präturen, 4 Stadtpräturen, 3 Kreisgerichten und dem Landesgerichte in Zara, in zweiter Instanz von dem Oberlandesgerichte in der Hauptstadt ausgeübt, von welchem der Rechtszug an den obersten Gerichtshof in Wien geht. Die Finanzverwaltung wird von der Finanz-Landesdirektion, das Postwesen von der Postdirektion, die Militärverwaltung von dem Landes-Generalkommando in Zara geleitet. Das Wappen D.s sind drei goldene Leoparden im blauen Felde.

Geschichtliches. D. war im Altertum ein ansehnliches Reich und wurde von den Römern, nach vielen vergeblichen Versuchen, erst unter Augustus unterworfen; es bildete hierauf den südlichsten Teil der röm. Provinz Illyricum. Nach dem Verfall des abendländ. Kaisertums ward es durch die Goten erobert, denen es, bei ihrem Zuge nach Italien, 490 die Avaren entrissen, welche um 620 von den Slawen verdrängt wurden. Der von denselben gegründete Staat dauerte bis zu Anfang des 11. Jahrh., worauf der König von Ungarn, Ladislaus der Heilige, den einen Teil als Königreich mit Kroatien und hierdurch mit seinem Reiche vereinigte, weshalb die Könige von Ungarn auch den Titel als Könige von D. führen, während der andere sich unter den Schutz der damals mächtigen Republik Venedig begab, um gegen die Anfälle der Türken gesichert zu sein, und eine Zeit lang Herzogtum hieß. Ein Teil dieses Herzogtums wurde den Venetianern durch die Türken entrissen. Durch den Frieden zu Campo-Formio kam der venet. Teil von D., wie Venedig selbst, 1797 unter österr. Herrschaft, und als Österreich nach dem Preßburger Frieden 1805 seinen Teil an Napoleon abgetreten, ward derselbe zum Königreich Italien und seit 1810 zu Illyrien geschlagen, jedoch durch einen Proveditore-Generale regiert. Seit 1814 ist D. wieder ganz mit Österreich vereinigt.

Am 7. Okt. 1869 brach wegen der Truppenrekrutierung im Norden der Bocche di Cattaro ein Aufstand aus, bei welchem die Insurgenten das Fort Dragalj cernierten; der Aufstand wurde nach einigen mißlungenen militärischen Operationen durch den Feldmarschallleutenant Rodich auf gütlichem Wege beigelegt. Von der Durchführung des Landwehrgesetzes in D. nahm die österr. Regierung Abstand und im Febr. 1870 war die Ruhe scheinbar wiederhergestellt. Als aber 1881 das Wehrgesetz auch in jenem Teile von D. (der Crivoscie, s. d.) durchgeführt werden sollte, brach der Aufstand wieder aus, verbreitete sich, von Agitatoren geschürt, über Teile von Bosnien und der Herzegowina und mußte mit dem Aufgebot einer großen Militärmacht niedergeschlagen werden. (Vgl. Österreichisch-Ungarische Monarchie [Geschichte]).

Litteratur. Schmidl, «Das Königreich D.» (Stuttg. 1843); ferner die Reisewerke von Wilkinson, Neigebaur und Kohl; Petter, «D. in seinen verschiedenen Beziehungen dargestellt» (Gotha 1857); Noë, «D. und seine Inselwelt» (Wien 1870); Maschek, «Manuale del regno di Dalmazia per l'anno 1875»; Schiff, «Aus halbvergessenem Lande. Kulturbilder aus D.» (Wien 1875); «Landeskunde des Königreichs D. und seiner Hinterländer Bosnien und Herzegowina» (Wien 1876); Swida, «Das Königreich D.» (Wien 1882).

Dalmatien, Herzog von, s. Soult.

Dalmatinische (dalmatinisch-kroatische) **Litteratur,** s. Kroatische Litteratur.

Dalmatius, Neffe Kaiser Konstantins d. Gr., wurde, nachdem er einen gefährlichen Aufstand eines Usurpators auf der Insel Cypern niedergeschlagen hatte, im J. 335 zum Cäsar erhoben und sollte nach des Kaisers Ableben neben seinem Bruder Hannibalianus und neben Konstantins drei Söhnen einen Teil des Reichs, nämlich Achaja, Macedonien, Thrazien mit Konstantinopel, selbständig regieren. Als aber Konstantin d. Gr. 337 gestorben war, veranlaßten die Söhne Konstantins, namentlich Constantius, zu Anfang Sept. 337 eine Meuterei der Truppen in Konstantinopel, die zunächst die ganze Erbschaft des Kaisers nur für Konstantins Söhne forderten, dann aber auch viele der übrigen kaiserl. Prinzen, unter ihnen auch den D., ermordeten.

Dalmátow oder Dolmatow, Stadt im russ. Gouvernement Perm, am Isset, 61 km westlich von der Kreisstadt Schadrinsk, hat (1882) 4337 E. Nach dem dort befindlichen Mönchskloster Dalmatow-Uspensky trägt die Stadt ihren Namen. Abgesehen von dem Jahrmarkte, auf welchen hauptsächlich Häute, Talg, Fleisch, Fische und Butter kommen, ist der Handel D.s unbedeutend.

Dalmellington, schott. Flecken in Ayrshire, 21 km im SO. von Ayr, rechts von dem in den Clyde-Busen gehenden Doon, mit 1515 E., welche Teppiche, Woll- und Baumwollstoffe weben.

Dalou (Jules), franz. Bildhauer, geb. 1838 zu Paris, genoß zuerst in der Zeichenschule den Unterricht Carpeaux' und trat 1852 in die école des beaux-arts. Nachdem er einige Zeit für Bronzearbeiter und Goldschmiede gearbeitet hatte, stellte er 1867 seine erste Statue aus; 1870 wurde seine Gipsstatue: Die Stickerin, prämiiert. Bei dem Ausbruch des Deutsch-Französischen Kriegs von 1870 trat er in die Nationalgarde. Wegen Verdachts der Teilnahme an der Commune verbannt, lebt D. seit 1871 in England. Hier schuf er seine besten Werke, wie Französische Bauerfrau (1873), Kinderwärterin, Näherin u. s. w.

Dalrymple, schott. Familie, deren Ahnherr, William de D., 1450 durch Heirat die Herrschaft Stair-Montgomery in Ayrshire erwarb. Der Urenkel desselben, John D. von Stair, war einer der ersten schott. Edelleute, die sich zum reform. Glauben bekannten und sich 1544 den Grafen von Lennox und Glencairn gegen die königl. Armee unter Arran anschlossen. Von ihm stammte James D., der erste Viscount Stair, dessen jüngerer Sohn David das Gut Hailes erbte, 1700 zum Baronet ernannt wurde und Großvater des Juristen und Historikers Sir David D. war. Dieser wurde zu Edinburgh 28. Okt. 1726 geboren, studierte zu Utrecht und trat 1748 als Advokat auf. Er erlangte bald durch die Gründlichkeit seiner Rechtskenntnisse bedeutendes Ansehen. Im J. 1766 ward er Richter an der Court of Session und 1776 Lord-Kommissar an der Court of Justiciary, als welcher er, dem schott. Gebrauche zufolge, den Titel Lord Hailes annahm. Er bekleidete diese Funktionen bis zu seinem Tode, 29. Nov. 1792. Als Schriftsteller ist er besonders bekannt durch seine «Annals of Scotland» (2 Bde., Edinb. 1776—79), welche von der Thronbesteigung Malcolms III. bis zum Tode Davids II. reichen, sowie durch die Polemik gegen Gibbon wegen der in dem «Verfall und Untergang des Römischen Reichs» entwickelten Ansichten über den Ursprung des Christentums. — Alexander D., Bruder des vorigen, berühmter Geograph und Reisender, geb. 24. Juli 1737, trat in die Dienste der Ostindischen Kompagnie und erhielt 1759 das Kommando einer nach dem Indischen Archipel entsandten Expedition, welche fünf Jahre währte und zur genauern Kenntnis jener Gegenden viel beitrug. Als Anerkennung seiner Verdienste ernannte ihn die Kompagnie zu ihrem Hydrographen. Nach England zurückgekehrt, regte er die großartigen Entdeckungsfahrten an, die von Cook seit 1768 ausgeführt wurden. D. erhielt das Amt eines Hydrographer-Royal und widmete den Rest seines Lebens der Beförderung der Navigation und Geographie. Er starb 19. Juni 1808. — Aus einer andern Linie stammte der General Sir Hew Whiteford D., geb. 1750, bekannt durch die Konvention von Cintra, die er nach der Niederlage Junots durch Wellesley 23. Aug. 1808 mit den Franzosen schloß, und nach deren Bestimmungen diese auf engl. Schiffen nach der Heimat zurückgebracht werden sollten. D. wurde wegen dieses Vertrags vor ein Kriegsgericht gestellt, zwar freigesprochen, aber nicht wieder im aktiven Dienste verwendet. Im J. 1814 wurde er zum Baronet erhoben. Er starb 9. April 1830. Seinen Titel erbte sein ältester Sohn, Sir Adolphus John D., geb. 1784, konservatives Parlamentsmitglied für Brighton; derselbe starb zu London im März 1866.

Dalrymple (George Elphinstone), austral. Entdeckungsreisender, begann seine Forschungen als Commissioner in der Umgegend der von ihm gegründeten Stadt Bowen, und entdeckte im Norden davon das Herbert-River-Gebiet. Als Goldcommissioner zog er 1872 von den Palmer-Goldfeldern nach der Seeküste und gründete die Stadt Cooktown. Im Auftrage der Regierung führte er 1873 eine Expedition zur Erforschung der Küstenflüsse und Häfen von Nordost-Queensland aus, die

sehr günstige Resultate erzielte. Später war er Government-Resident in Cape York, bis er aus Gesundheitsrücksichten nach England zurückkehrte. Er starb 22. Jan. 1876 zu St.-Leonards on the Sea. D. schrieb außer Berichten in Fachzeitschriften: «Narrative and reports of the Queensland North-East coast exploration» (Brisbane 1874).

Dal segno (ital.), s. Al segno.

Dalsland, richtiger Dal, schwed. Grenzlandschaft gegen Norwegen, zwischen Wermland im N., Bohus-Län im W. und S. und dem Wenersee im O. In administrativer Hinsicht gehört es zu Elfsborgs- oder Wenersborgs-Län, umfaßt 4180 qkm und zählt (1880) 85224 E. Bis in die neuere Zeit war D. noch unberührt von den großen Verkehrsstraßen und ist auch deshalb eine der am wenigsten bekannten schwed. Provinzen, wiewohl es an Naturschönheiten außerordentlich reich ist. Der 1868 eröffnete Dalslandskanal hat jetzt den Eintritt ins Innere erleichtert; eine Eisenbahn von Sunnanå am Wenersee quer durchs Land nach Norwegen ist 1879 eröffnet worden, und in der Längenrichtung von N. nach S. durchschneidet die Bahn Falun-Gothenburg die ganze Provinz. Der südöstl. Teil des Landes, etwa ein Zwölftel des Ganzen, ist eine fruchtbare Ebene; das übrige ist waldiges Gebirgsland, reichlich zerschnitten von großen Seesystemen, welche die Verbindung mit Wermland nach Norden, sowie auch mit Norwegen nach Westen vermitteln. Stora Lee, Lelången und Ost- und Westsilen sind unter diesen Seen die größten; sie sind durch Wasserläufe miteinander sowie mit dem Wenersee verbunden. Die Gebirge von D. sind größtenteils südl. Ausläufer des Wermländischen Gebirgssystems; der höchste Punkt, Gölkullen, ist 230 m hoch. Die Provinz hat einige Hohöfen und Eisenwerke; das Erz dazu muß aber aus Wermland gebracht werden. Die Schieferbrüche sind von einiger Bedeutung. In D. liegt nur das Städtchen Åmål, am Wener, mit 2454 E.

Dalston, eine nördl. Vorstadt Londons, ist besonders bekannt durch das dort gelegene Deutsche Hospital. Dieses wurde 1845 vor allem durch die Bemühungen Bunsens, des damaligen preuß. Gesandten in London, begründet und hat seitdem, dank der Unterstützung der deutschen Regierungen und der wohlhabenden Deutschen in England, eine in fortwährender Zunahme begriffene segensreiche Thätigkeit entfaltet. Obgleich ursprünglich für Deutsche bestimmt, beschränkte das Hospital in D. doch seine Hilfe keineswegs auf diese, sondern hat in kosmopolit. Weise den Armen und Kranken aller Nationen ärztlichen Beistand gewährt. Als die Räumlichkeiten für die Zwecke des Hospitals zu eng geworden waren, wurde ein neues größeres Gebäude errichtet, das 1864 vollendet wurde, und Raum enthält für die gleichzeitige Pflege von 60 Kranken. Während des J. 1880 fanden 1500 Kranke in diesem neuen Hospital Aufnahme, während 20000 besuchsweise behandelt und mit Arzneien versehen wurden.

Dalton, Stadt in der engl. Grafschaft York, West-Riding, 3 km im NO. von Huddersfield, an einem Zuflusse des Calder, mit 6200 E. — Dalton-le-Dale, Stadt in der engl. Grafschaft Durham, 10 km südlich von Sunderland, an der Meeresküste, mit 10375 E. — Dalton-in-Furneß, Stadt in der engl. Grafschaft Lancaster, 32 km im WNW. von dieser Stadt, auf einer Halbinsel im N. der Morecambebai an der Irischen See und an der Furneßbahn, mit (1880) 13350 E. Die Bewohner sind mit metallurgischen Arbeiten beschäftigt.

Dalton (John), einer der bedeutendsten engl. Chemiker und Physiker, geb. 5. Sept. 1766 zu Eaglesfield bei Cockermouth in Cumberland, der Sohn eines Quäkers, erhielt seine erste Ausbildung in der Schule seines Wohnortes, von 1781 an aber zu Kendal in Westmoreland. Hier bildete sich seine besondere Neigung zu mathem. und physik. Studien aus; er schrieb bereits mehreres Mathematische und unternahm seit 1788 meteorolog. Beobachtungen, die er sein ganzes Leben hindurch fortsetzte. Im J. 1793 kam er als Lehrer der Mathematik und der Naturwissenschaften ans College zu Manchester, in welcher Stadt er auch nach Verlegung des College sich stets wesentlich aufgehalten hat, obgleich er von 1804 an abwechselnd in den meisten größern Städten Großbritanniens Vorlesungen über Chemie hielt. Er veröffentlichte 1808—10 sein «New system of chemical philosophy» (2 Tle., deutsch von Wolff, Berl. 1812—13), wozu 1827 ein dritter Teil hinzukam. D. war Mitglied vieler gelehrten Gesellschaften. Noch bei seinen Lebzeiten ließ man ihm eine Statue errichten, die von Chantrey ausgeführt und am Eingang der Royal Institution in Manchester aufgestellt ward. D. starb zu Manchester 27. Juli 1844. Seine vorzüglichsten physik. Arbeiten beziehen sich auf die Ausdehnung und Mischung der Gase und die Elasticität der Dämpfe; in der Chemie hat er sich namentlich durch Entwickelung der atomistischen Theorie und wesentliche Förderung der Lehre von den festen Proportionen, durch Untersuchungen über die Absorption der Gase durch das Wasser, über Kohlenoxyd, Kohlenwasserstoff, die Sauerstoffverbindungen des Stickstoffs u. a. verdient gemacht. Seine Abhandlungen stehen meist in den «Memoirs of the Literary and Philosophical Society of Manchester», ferner in den «Philosophical Transactions», in Nicholsons «Philosophical Journal» und Thomsons «Annals of Philosophy». Nächstdem hat man von ihm «Meteorological essays and observations» (Lond. 1793; 2. Aufl. 1834). Vgl. Henry, «Life and researches of D.» (Lond. 1854).

Dalton (John), amerik. Physiolog, geb. 2. Febr. 1825 zu Chelmsford in Massachusetts, besuchte das Harvard College, wo er 1847 promovierte. Sein «Essay on the corpus luteum» (1857) gewann den Preis der American Medical Society, sein Hauptwerk aber ist «Treatise on human physiology» (Neuyork 1859), das viele Auflagen erlebte und ihm eine Stellung am Long-Island-Hospital-College zu Brooklyn, sowie eine Professur in Neuyork eintrug. Außer Abhandlungen in verschiedene Fachzeitschriften veröffentlichte D. noch: «Treatise on physiology and hygiene» (1868).

Dalton (William), engl. Journalist und Jugendschriftsteller, wurde 1821 in Yorkshire geboren und widmete sich früh der Journalistik. Eine Zeit lang Hauptredacteur des «Daily Telegraph», war er später an der Redaction des «Morning Herald» und des «Standard» thätig. Bekannter wurde er durch seine phantasie- und abenteuervollen Jugendschriften, die meist in fernen Erdteilen spielen und ihm unter der Jugend einen weiten Leserkreis erwarben. Besondere Erwähnung verdienen: «The wolf-boy of China» (1857), «The English boy in Japan» (1859), «The war-tiger, a tale of the conquest of China» (1859), «The white elephant, or the hunters of Ava» (1860), «Cortez and Pizarro»

(1862), «The nest hunters or adventures in the Indian Archipelago» (1863), «Lost among the wild men» (1866), «The powder monkey» (1874).

Daltonismus (Rotblindheit), s. unter Farbenblindheit.

Dalwigk (Karl Friedr. Reinhard, Freiherr von), hessischer Staatsmann, geb. 19. Dez. 1802 zu Darmstadt als der Sohn des Generallieutenants von D., studierte die Rechte zu Göttingen, Berlin und Gießen, trat 1828 in den großherzogl. hess. Staatsdienst und wurde 1842 Kreisrat in Worms. Durch die kluge und energische Führung des ihm 1845 übertragenen Provinzialkommissariats der Provinz Rheinhessen, sowie des Territorialkommissariats in der Bundesfestung Mainz während der J. 1848 und 1849 legte er den Grund zu seiner spätern Stellung. Im J. 1850 sandte ihn seine Regierung zu dem von Österreich wiederberufenen Bundestage nach Frankfurt a. M. und 1. Juli d. J. ward er nach Darmstadt zurückberufen und ihm hier das Ministerium des Innern übertragen. Nach kurzer Frist erhielt er auch das Portefeuille des Auswärtigen, sowie das Präsidium des Staatsministeriums. Als Leiter der großherzogl. hess. Politik hat D. in den deutschen Angelegenheiten stets die österr.-mittelstaatliche Richtung verfolgt. In diesem Sinne wirkte er im Verein mit den Ministern Beust und von der Pfordten auf den Würzburger und Bamberger Konferenzen, in den Bundesreformverhandlungen mit Österreich, endlich 1863 als Begleiter des Großherzogs beim Frankfurter Fürstentage. Bezüglich des Französisch-Preußischen Handelsvertrags hielt er sich ebenfalls zur sog. Würzburger Politik, wie er auch in der Schleswig-Holsteinischen Frage die mittelstaatliche Richtung energisch vertrat. Beim Ausbruch des Deutschen Kriegs von 1866 hielt er entschieden den österr. Standpunkt ein, entgegen dem Willen der Volksvertretung. In der Übergangsperiode 1866—70 verblieb D. konsequent bei seiner frühern Politik; insbesondere lehnte er den Eintritt in den Norddeutschen Bund trotz befürwortender Beschlüsse der Zweiten Kammer der Stände beharrlich ab. Bei Ausbruch des Kriegs von 1870 war die Haltung D.s eine schwankende. Nachdem er 15. Nov. 1870 zu Versailles den Vertrag Hessens mit dem Norddeutschen Bunde über die Gründung eines Deutschen Bundes mitunterzeichnet hatte, nahm er 6. April 1871 seine Entlassung. D. starb 28. Sept. 1880 in Darmstadt.

Die innern Verhältnisse des Landes hatte D. seit seinem Eintritt ins Ministerium im Sinne der polit. Reaktion geleitet. Nach Abschaffung des demokratischen Wahlgesetzes von 1849 mit Hilfe eines durch Ordonnanz berufenen außerordentlichen Landtags wurden die meisten Reformen, die 1848 und 1849 auf legislativem und administrativem Gebiet eingeführt worden waren, wieder abgestellt. Desgleichen erhielt auf dem prot. Kirchengebiet für längere Zeit eine sehr orthodox-reaktionäre Richtung die Oberhand. Ebenso veranlaßte eine zur Regelung der kath. Verhältnisse mit dem Bischof von Mainz abgeschlossene Konvention im Lande heftigen Widerspruch. Mehr entsprach D. den Zeitbedürfnissen auf dem Gebiete der materiellen Interessen, namentlich im Eisenbahnwesen. Außerdem traten unter ihm allmählich einige Verbesserungen in der Verwaltung, Abkürzungen des Geschäftsganges, Vereinfachungen der Rechtspflege, Reform des Strafprozesses hervor. (S. unter Hessen [Großherzogtum], Geschichte.)

Dam, ein Wegemaß in Annam und Kambodscha, von 2 Li; nach Bastian ist 1 D. etwa $^1/_5$ der alten franz. Lieue von $^1/_{25}$ Äquatorgrad, also etwa 890 m.

Damân (Damaõ, d. h. die Grenze), portug. Stadt an der Westküste Ostindiens, liegt im S. von Surat in der Landschaft von Nordkonkan, in fruchtbarer Umgebung, am Südufer des hier 300 m breiten Damân-Ganga. Die Stadt ist befestigt, hat zwei Kastells und neun christl. Kirchen; der Hafen, mit ehemals berühmten Docks und Werften, ist für kleine Fahrzeuge ausgezeichnet. Geflochtene Matten und Körbe werden in Menge gearbeitet. Bedeutend ist die Tiefseefischerei mit 150 Fahrzeugen, jedes mit 30 Mann. Östlich von D. liegt, durch einen 10 km breiten brit. Streifen getrennt, das Parganá von Nagar-Havali, mit 72 Dörfern, die fast ganz von Hindus bewohnt sind, und aus denen fast die gesamten Einnahmen fließen. — Die Kolonie D. und Gebiet zählt (1877) auf 80 qkm 38485 E. Die Portugiesen eroberten D. 1531 und zerstörten es; nachdem es wieder aufgebaut worden, nahmen sie es 1588 abermals und blieben seitdem im Besitz der Stadt.

Daman oder der Grenzdistrikt, ein Landstrich in Vorderindien, zwischen 28° 40′ und 33° 22′ nördl. Br. und von 69° 30′ bis 71° 20′ östl. L. von Greenwich, etwa 480 km lang und 90 km breit, nördlich von dem Kalo, im Englischen Salt-Rang genannten Gebirgszuge, südlich von dem Collectorat Sind der Präsidentschaft Bombay, westlich von dem Solimangebirge und östlich von dem Indus begrenzt, gehörte früher zu dem Reiche Lahore von Rundschet Singh. Der Boden ist, wo keine Irrigation stattfindet, graslos und besteht teils aus einem losen Sande, teils aus einem festen, feinen Thon, aus welchem sich nur stellenweise Zwergbäume und niedrige Sträucher erheben. Der erwähnte Thon erscheint als ein Niederschlag aus den zahlreichen kleinen Strömen und Bächen, welche in der Periode des Schmelzens des Schnees von den Bergen niederströmen und das Land überschwemmen. Wo das Land gut bewässert ist, ist der Thonboden höchst fruchtbar, und wenige Gegenden sind solches in einem höhern Grade als das Derdschat oder der sich längs dem westl. Ufer des Indus ausbreitende Teil der Ebene von D. Während des Sommers ist die Hitze daselbst sehr groß. Die Bodenerzeugnisse sind im allgemeinen die des nördl. Indien.

Damanhûr (altägypt. Tema-en-Hor, d. h. Horusstadt, röm. Hermupolis minor), ägypt. Stadt von 25000 E. im Delta des Nil, am Mahmudiyé-Kanal und an der Eisenbahn von Kairo nach Alexandria, 62 km im OSO. von letzterm, Hauptort der Provinz Behera, schlecht gebaut, aber als Handelsmittelpunkt und Niederlage der im Orient berühmten Baumwoll- und Wollstofffabrikate wichtig.

Damar oder Dhamar, arab. Ort im südl. Jemen, 100 km im SSO. von Sana, auf der Straße nach Mocha, mit 20000 E., welche bedeutende Pferdezucht treiben. In der Nähe sind Granitsäulen eines alten Bauwerks, Thron der Königin von Saba genannt.

Damara, zwei Völker in Südwestafrika, zwischen 18° und 23° südl. Br., welche ethnologisch ganz verschieden sind, nämlich die Bergdamara (s. d.) oder Haukhoin und die Viehdamara oder Herero (s. d.).

Damas, franz. Bezeichnung für Damast (s. d.).

Damas, eins der ältesten und berühmtesten Geschlechter Frankreichs, schon im 13. und 14. Jahrh.

durch Besitz und Stellung ausgezeichnet, teilte sich seit Ende des 16. Jahrh. in die noch bestehenden Linien D. und D.-Crux. — **Charles, Graf, dann Herzog von D.**, geb. 28. Okt. 1758, nahm als Adjutant des Grafen von Rochambeau an dem nordamerik. Kriege teil. Nach seiner Rückkehr Befehlshaber eines Dragonerregiments, erhielt er 1791 vom Marquis von Bouillé den Auftrag, mit diesem Regiment die beabsichtigte Flucht Ludwigs XVI. zu decken, was seine Verhaftung zu Varennes zur Folge hatte. Durch die Amnestie befreit, verließ er Frankreich und machte die Feldzüge von 1792 und 1793 in der Armee der Prinzen mit. Im J. 1795 wollte er sich der royalistischen Expedition nach Quiberon (s. d.) anschließen, litt aber Schiffbruch und wurde gefangen. Wieder in Freiheit gesetzt, schloß er sich dem Condéschen Korps an und lebte später, als das Emigrantengesetz gemildert ward, in Paris. Nach der Restauration wurde er Pair von Frankreich und Generallieutenant, dann Kommandant der 18. Militärdivision. Nachdem er 30. Mai 1825 den Herzogstitel erhalten, starb er ohne Erben 5. März 1829.

Roger, Graf von D., des vorigen Bruder, geb. 1765, wurde im Alter von 12 J. als Lieutenant im Königsregiment eingeschrieben, ging aber dann nach Rußland und erhielt dort durch den Prinzen von Ligne Anstellung. Er zeichnete sich im Türkenkriege durch Wegnahme eines Admiralschiffs, ferner beim Sturme auf Oczakow und Ismail aus und wurde zum Obersten befördert. D. kehrte 1791 zurück, schloß sich den franz. Prinzen in Koblenz an, begleitete lange den Grafen von Artois und nahm hierauf in der Armee Condés, der ihm von 1795 an den Befehl über die Legion Mirabeau anvertraute, an allen Feldzügen gegen die Republik teil. Als der Krieg zwischen Frankreich und Neapel ausbrach, führte er unter dem General Mack eine neapolit. Division, die einzige, welche einen geordneten Rückzug bewerkstelligte. Im J. 1801 führte er ein neapolit. Korps im Kirchenstaate, trat 1805 in neapolit. Dienst und kämpfte 1806 mit Auszeichnung in Calabrien. Er ging später nach Wien und 1814 nach Paris zurück, wo ihn Ludwig XVIII. zum Generallieutenant und Gouverneur von Lyon und 26. Dez. 1815 zum Pair und Herzog erhob. Nach der zweiten Restauration wurde er 1815 in die Deputiertenkammer gewählt. Als Befehlshaber der 19. Militärdivision zeigte er bei den Unruhen zu Grenoble royalistischen Eifer, war aber seiner Partei noch immer nicht fanatisch genug, weshalb er Canuel Platz machen mußte. Er starb 18. Sept. 1823. Die herzogl. Linie erlosch 29. Mai 1846.

Ange Hyacinthe Maxence, Baron von D., geb. 30. Sept. 1785 zu Paris, folgte in der Revolution seiner Familie nach Deutschland, dann nach Rußland, wo er militärisch erzogen wurde. Seit 1805 machte er als Offizier der russ. Armee alle Feldzüge gegen die Franzosen in Deutschland, Rußland und Frankreich mit und erwarb sich die Gunst des Kaisers Alexander. Nach der Restauration der Bourbons trat er in die franz. Armee, wurde Maréchal-de-Camp, 1815 Generallieutenant und Kommandant der 8. Militärdivision in Marseille. Er befehligte 1823 eine Division im span. Feldzuge, worauf er 1824 die Leitung des Kriegsministeriums übernahm. Da er aber den ungerechten Maßregeln gegen die alten Offiziere des Kaiserreichs widerstrebte, übertrug ihm Villèle im Okt. 1824 das Departement des Auswärtigen, das er bis zum 4. Jan. 1828 behielt. Später ward D. zum Gouverneur des Herzogs von Bordeaux ernannt, dem er 1830 in die Verbannung folgte. Einige Jahre darauf kehrte D. nach Frankreich zurück, wo er auf dem Lande den Wissenschaften lebte und 6. Mai 1862 starb.

Damas (François Etienne), General der Französischen Republik und des ersten Kaiserreichs, geb. 22. Juni 1764 zu Paris, von bürgerlicher Abkunft, nahm von 1792 an unter Meunier, Jourdan und Kleber an allen Kämpfen der republikanischen Heere am Rhein teil und zeichnete sich an der Spitze seiner Brigade durch Tapferkeit und Führertalent aus, so namentlich 2. Juli 1796 beim Rheinübergang bei Neuwied. D. folgte seinem Freunde Kleber nach Ägypten, bewährte sich auch dort als vielseitig brauchbar und wurde von Kleber nach Bonapartes Abgange zum Divisionsgeneral und Chef des Generalstabes ernannt, jedoch von Klebers unfähigem Nachfolger, Menou, nach Frankreich zurückgeschickt und dort von Bonaparte fünf Jahre hindurch nicht verwendet, 1804 sogar mit Moreau verhaftet. D. verdankte nur Murat seine Befreiung, welcher ihn später, als Großherzog von Berg, als Militärkommandant und Staatsrat mit sich nahm. D. befehligte die bergischen Truppen im russ. Kriege und war dann franz. Divisionsgeneral in Mainz bis zur Übergabe der Festung im Mai 1814. Ludwig XVIII. vertraute ihm die Organisation der Garde von Paris an. Obgleich D. 1815 zu Napoleon übergetreten war, ernannte ihn der König 1816 doch zum Generalinspektor der Gendarmerie. D. starb zu Paris 23. Dez. 1828.

Damascenen (Damascener Pflaumen), im Liegelschen System eine Gruppe von Pflaumen, die durch meist gepaarte Blütenstiele und runde oder rundliche Früchte mit an beiden Enden abgerundetem, stumpf-spitzigem Steine gekennzeichnet ist. Ein Teil der zu den D. gezählten Sorten nähert sich durch kahle Sommerzweige den Zwetschen, während die wahren D. weichhaarige Triebe und meist große, substanzreiche, dunkelgrüne, behaarte Blätter besitzen. Die geschätztesten Sorten der zwetschenartigen D. sind: Esperens Goldpflaume, Jefferson, Braunauer aprikosenartige Pflaume, Althanns Reineclaude, bunter Perdrigon, große Reineclaude; von den eigentlichen D. sind namentlich die Königspflaumen von Tours, Lepine, die frühe Reineclaude, die frühe Aprikosenpflaume und die Herrenpflaume zu empfehlen.

Damascener Klingen, s. unter Damascieren und Damascus.

Damascener Pflaumen, s. Damascenen.

Damascener Rose, s. unter Damascus.

Damascener Stahl, s. unter Damascieren.

Damascener Traube, s. unter Damascus.

Damascenus, s. Johannes Chrysorrhoas.

Damascieren, Bezeichnung für verschiedene im Orient gebräuchliche Arten, das Eisen zu verzieren. Auch bedient man sich uneigentlich dieses Ausdrucks für die Tauschierung, d. h. für die Einlegung eines Metalls in ein anderes. Das Blauanlaufen des Stahls wird in Europa ebenfalls D. genannt (daher Damascener Stahl). Im eigentlichen Sinne aber bezeichnet D. die bunte, wellige, scheinbar willkürliche Zeichnung des grauen Solinger Stahls. Gewöhnlich nennt man Damascus

als die Heimat dieser elastischen, über und über mit einem Gewinde von Linien bedeckten Klingen (daher auch «Damascener Klingen» genannt). Allerdings war Damascus im Mittelalter eine berühmte Waffenstätte und gilt noch heute als Fabrik «türkischer» Waffen. Von Damascus aus nahm Timur eine Anzahl Waffenschmiede und verpflanzte sie in seine östl. Länder. Chardin aber, ein franz. Orientreisender des 17. Jahrh., spricht schon von vergangenen Jahrhunderten, in welchen jene berühmten Klingen in Damascus angefertigt worden, und ein anderer franz. Reisender aus derselben Epoche, Tavernier, der gleich Chardin tief in die Kenntnis des Orients eingedrungen, bekämpft ausdrücklich den Irrtum, daß Damascus noch die Fabrikstätte sei. Diese war und ist weiter östlich in Persien zu suchen und darüber hinaus, in Khorassan, Schiras, Jspahan, Kerman, Herat und Metsched. Noch Semper scheint der Ansicht zu sein, der Damascener Stahl sei aus Nägeln zusammengeschmiedet und daher rühre seine Zeichnung, die durch die ganze solide Dicke hindurchgehe. Diese Herstellung ist wohl nur Fabel. Chardin und Tavernier wissen nichts davon, und ebenso wenig ein neuester Kenner und Berichterstatter, Murdoch Smith, der als Offizier längere Zeit in Persien residiert und dem South Kensington Museum in London zu seiner pers. Sammlung verholfen und dieselbe beschrieben hat.

Wenn die Fabrikation in den obigen Orten stattfindet, so kommt doch, wie Tavernier sagt, der Stahl dazu aus Golkonda in Indien, denn der pers. Stahl, weil hart wie Diamant und spröde wie Glas, sei unbrauchbar. Der ind. Stahl komme etwa in Gestalt und Form eines franz. Sou-Brotes. Dieses werde mitten auseinander gebrochen; der Bruch sei die Prüfung, und jede Hälfte ergebe ausreichendes Material für eine Säbelklinge. Nach Chardin wird dieser ind. Stahl mit persischem gemischt, und so vereinige die Klinge die Härte des pers. Stahls mit der Elasticität des indischen. Vermutlich hat man beides gethan: den ind. Stahl allein genommen oder mit persischem gemischt. Um aber auch seine Eigenschaften hervorzurufen, ist nach den genannten Autoritäten noch eine eigenartige Behandlung nötig. Die europ. Behandlung mit rascher Abkühlung würde auch den ind. Stahl spröde machen. In Persien macht man ihn rotglühend und wickelt ihn in nasses Tuch. Nach Murdoch Smith werden die Klingen, wenn sie ihre Form erhalten haben, sechs bis acht Tage lang in eine mäßige Hitze gegeben, welche durch trockenen Dünger von Kühen und andern Tieren gleichmäßig erhalten wird. Dieser Dünger soll auch die Salze enthalten, welche zur Entwickelung der eigentümlichen Eigenschaften für notwendig gehalten werden. Aus dem Ofen genommen, läßt man den Stahl sich ruhig abkühlen und poliert ihn sodann. Damit hat er seine Schneidigkeit, seine Biegsamkeit und Elasticität erhalten, aber noch nicht den «Damast», die wellige Zeichnung. Diese hervorzurufen, bedarf es noch einer neuen Behandlung, einer Ätzung mit Vitriol, wie Tavernier angibt. Murdoch Smith nennt ein anderes Ätzmittel, das mittels Baumwollwatte mit dem Stahl in Verbindung gebracht wird so lange, bis der Damast klar und deutlich erscheint. Die Bedingung zu diesem Damast ist nach Chardin bereits im ind. Stahl enthalten, der voll Adern sei. Vgl. Falke, «Metall- und Schmuckarbeiten des Orients», in Lützows «Zeitschrift für bildende Kunst» (Bd. 13). In Europa wird es verschiedentlich versucht in der Eisenfabrikation bei Klingen, Gewehrläufen und andern Gegenständen die Damascierung nachzuahmen, allein immer ist es nur falsche Imitation auf der Oberfläche, weder der echte Damast noch der echte Stahl.

Damascierte Gewebe, s. unter Damast.

Damascius von Damascus, griech. Philosoph, Schüler des Isidorus von Alexandria, der letzte Scholarch der Platonischen Akademie, wirkte im 6. Jahrh. n. Chr. und war seit etwa einem Jahrzehnt Vorstand der Neuplatonischen Schule zu Athen, als der Kaiser Justinian 529 die Akademie schloß, den Vortrag der griech. Philosophie verbot und das Vermögen der Schule einzog. D. wanderte darauf mit Simplicius (s. d.) und andern Genossen nach Persien aus, von wo sie jedoch, nachdem sie manche Enttäuschungen erfahren hatten, nach mehrern Jahren zurückkehrten. Seine Schrift «Über die ersten Prinzipien», herausg. von J. Kopp (Frankf. a. M. 1826), entwickelt die neuplatonische dialektische Metaphysik, wonach das über alle Gegensätze erhabene, unaussagbare «Eine» der Urquell alles Seins ist, welches sich mit stufenweis abnehmender Vollkommenheit daraus entwickelt. Außerdem sind Bruchstücke seiner Kommentare zu mehrern Dialogen Platos und seiner Biographien von Philosophen erhalten. Vgl. Ruelle, «Le philosophe D., étude sur sa vie et ses ouvrages» (Par. 1861).

Damascus, türk. und arab. Dimeschk e' Schâm, Hauptstadt des türk. Vilajets Syrien und des Sandschaks Scham-i-Scherif, ist Sitz eines Valy (Generalgouverneurs) und Hauptquartier des Stabes der 5. Ordu (Armeekorps) und liegt 700 m über dem Meere, in einer Ebene am Fuße des Antilibanon und an dem diesem entströmenden Barada (Chrysorrhoas oder Bardines der Alten), dessen Arme die Stadt und Umgegend reichlich bewässern. Die Umgegend, die nur 440 qkm einnehmende Ebene Ghutah, wird der Üppigkeit und Pracht ihrer Vegetation, der herrlichen Obst- und Orangenhaine, der prangenden Gärten und reichen Fluren wegen von Abulfeda als das erste der vier irdischen Paradiese, die Stadt selbst von Kaiser Julian als das Auge des ganzen Orients bezeichnet. D. hat etwa 7 km im Umfange, ist von einer Mauer mit sechs Thoren umschlossen und gewährt durch die Menge seiner Kuppeln und Minarets von außen einen imposanten Anblick, dem jedoch das Innere keineswegs entspricht. Dies besteht aus einem Labyrinth enger und krummer, schlecht oder nicht gepflasterter Gassen voll Staub, Schmutz und herrenloser Hunde. Die breiteste, längste und schönste Straße ist Tarik-el-Mostakim (gerade Straße), in welcher man noch das Haus zeigt, worin der Apostel Paulus (s. d.) seine Wohnung genommen, und welche ostwärts zu dem Paulusthore führt, einem altertümlichen Baue aus kolossalen Quadern, wo auch noch Häuser auf der Mauer stehen, wie zur Zeit, wo der Apostel durch ein solches über die Mauer hin zur Stadt hinausgelassen wurde. Auch andere Gebäude werden mit dem Apostel in Verbindung gebracht, der auf der Straße nach D. seine innere Umkehr erfuhr. Während die Häuser mit ihren kahlen Lehmwänden von außen unansehnlich erscheinen, enthalten sie doch im Innern nicht selten geschmackvolle Gemächer und Hallen, Höfe und

Gärten mit Wasserbecken, Springbrunnen, Blumen und Obstbäumen. Die Wasserleitungen der Stadt sind ausgezeichnet. Der Barada tritt durch einen prächtigen alten Aquädukt auf 360 Bogen in die Stadt ein. An der Westseite von D., außerhalb der Mauer, steht die Citadelle, die, angeblich aus der Zeit der Kreuzfahrer und mit Türmen und starken Mauern versehen, eine kleine Stadt für sich bildet. Die Vorstädte sind zum Teil schöner als die Stadt selbst, darunter Salahieh, 2 km westlich am Fuße des Antilibanon in reizender Hügel- und Gartenumgebung gelegen und durch eine Reihe von Landhäusern mit der Stadt verbunden, der Sommersitz der Reichen und Europäer.

Von den 120000 E. ist etwa ein Viertel nichtmohammedanisch, die übrigen sind Syrer, Türken, Araber und Drusen, ein durch seinen christenfeindlichen Fanatismus von jeher berüchtigtes Volk. Unter den zahlreichen Moscheen zeichnet sich durch Umfang und ihre sieben Minarets die Hauptmoschee, die Dschami der Omajjaden, aus, die ursprünglich als Kirche vom Kaiser Heraklius an Stelle eines korinth. Tempels Johannes dem Täufer erbaut, durch Timur ihrer ursprünglichen Pracht beraubt wurde und außer einer noch erhaltenen Gedenkstätte des heil. Johannes auch noch das Koranexemplar des Kalifen Othman bewahrt. Unter den Christen sind am zahlreichsten die nichtunierten Griechen mit zwei Kirchen und fünf Schulen, und fast ebenso zahlreich die unierten Griechen oder Melchiten, die hier einen Patriarchen, eine Kirche und zwei Schulen haben. Dazu kommen unierte Jakobiten, Nestorianer (Chaldäer), Armenier, eine Anzahl Maroniten und Kopten. Die Römisch-Katholischen haben drei Klöster. Die amerik. Presbyterianer unterhalten eine Mission mit einer Blindenschule und zwei Schulen in der Vorstadt Meidan. Die Juden, 7—8000 oder weit mehr, besitzen zehn Synagogen und bewohnen, wie auch die Christen, ein eigenes Viertel. Die früherhin hochberühmten mohammed. Anstalten für Gelehrtenbildung sind ganz in Verfall geraten, und die öffentlichen Bibliotheken in den Medressen befinden sich in völliger Unordnung. Die Umgegend produziert noch wie vordem in Fülle Fleisch, Gemüse und Früchte. Die Fertigung der weltberühmten Damascener Klingen findet nicht mehr statt, seitdem Timur die Waffenschmiede nach Samarkand fortführte. Seit Eröffnung des Suezkanals sind Handel und Wohlstand der Stadt sehr zurückgegangen. Ihren frühern Reichtum und den Ruf als Hauptemporium der Levante verdankte sie ihrem bedeutenden Transithandel mit Mesopotamien und Persien; derselbe hat in neuester Zeit den sicherern und billigern Seeweg durch das Rote Meer und den Persischen Golf eingeschlagen, sodaß sich der heutige Karawanenverkehr mit Bagdad auf den Austausch einiger weniger Erzeugnisse des syr. und pers. Gewerbfleißes und Bodens beschränkt. Diesem Verfall des Durchfuhrhandels entspricht das heutige Aussehen der Bazare. Äußerlich sind sie zwar gut erhalten und auf Veranlassung Midhat Paschas stellenweise noch verschönert worden, aber ihr Inhalt, hauptsächlich aus baumwollenen Fabrikaten der Manchester-Industrie bestehend, gibt ein recht ärmliches Bild; von den kostbaren Erzeugnissen des Orients und des Occidents, die einst zu gewinnreichem Austausche hier zusammenströmten, gewahrt man heute fast nichts mehr. Die Industrie dagegen leistet noch immer Hervorragendes, namentlich in der Herstellung von gold- und silberdurchwirkten feinen Seidenzeugen, von wollenen, baumwollenen und halbseidenen Kleiderstoffen und Lederwaren der mannigfaltigsten Art, und versendet diese Fabrikate nach allen Teilen der Türkei. Bemerkenswert sind auch die allgemein geschätzten Juwelier-, Gold-, Silber- und Messingarbeiten, sowie die selbst in Europa sehr beliebten Möbel mit Perlmuttereinlagen, die, einzig in ihrer Art, das charakteristische Fabrikat der Stadt ausmachen. Erwähnenswert ist noch die in großem Maßstabe betriebene Seifen- und Leimsiederei. Die Ausfuhr besteht aus den Erzeugnissen der einheimischen Industrien, sowie aus Wolle, Hanf, Droguen, Getreide, Mehl, Häuten, Rosinen, getrockneten Aprikosen, Aprikosenkernen und eingemachten Früchten. Unter den großen Chans oder Versammlungshäusern der Kaufleute zeichnet sich besonders einer aus, der in einem großen Gebäude mit sechs Kuppeln besteht. Monatlich einmal trifft eine Handelskarawane von Aleppo ein, und in jedem Jahre gegen Mitte des Monats Schawal versammelt sich hier die Pilgerkarawane nach Mekka; doch hat diese viel von ihrer frühern Bedeutung verloren, da die meisten Pilger jetzt zu Schiffe nach Mekka ziehen. Eine Kunststraße verbindet D. mit Beirut. D. gilt nächst Mekka für die heiligste Stadt und heißt das Thor Mekkas, weil die Hadsch- oder Pilgerstraße keine weitere Stadt, sondern nur eine Anzahl Festen berührt. Die Witterungsverhältnisse in Verbindung mit den nie versiegenden Gewässern der Ghutah sind der Obstzucht ganz besonders förderlich, die in großartiger Weise um die Stadt her betrieben wird. Berühmt ist vorzüglich die schon im Altertum gepriesene große Damascener Pflaume, welche jetzt durch das ganze mittägliche Europa verbreitet ist, ebenso die Damascener Rose, auf einem bis 3 m hohen Stocke, von sehr angenehmem Geruche, aus welcher Rosenöl bereitet wird. Die Damascener Trauben, weit berühmt, gehören zu jener großen Gattung, die auch bei Konstantinopel (Skutari) gezogen wird und dort als Dschauß-Üsüm bekannt ist.

Die Geschichte von D. geht in die ältesten Zeiten zurück. Schon zu Davids Zeiten war es politisch wichtig als die Residenz eines der kleinen Reiche, in welche Syrien damals zerfiel. Von David wurde D., weil dessen Beherrscher dem Könige von Zoba Hilfe geleistet, unterjocht. Doch schon unter Salomo machte es sich vom Reiche Juda unabhängig, dem es aber später im Kampfe gegen Israel beistand. Der König Hasael hob D. auf den höchsten Gipfel des Glanzes und der polit. Größe. Derselbe war glücklich im Kampfe gegen die Könige von Israel und Juda; doch schon sein Sohn Benhadad III. wurde Israel tributpflichtig. Noch einmal suchte sich D. um 800 v. Chr. zu erheben, was den völligen Untergang des damascenischen Reichs zur Folge hatte. Die Stadt behielt indes auch unter der Herrschaft Assyriens, Babyloniens und Persiens fortwährend nicht geringe Bedeutung durch ihren Handel. Nach dem Siege Alexanders d. Gr. bei Issus geriet es mit Syrien in dessen Gewalt und nach seinem Tode unter die Herrschaft der Seleuciden, welche aber ihre Residenz nach Antiochien verlegten. Um 111 v. Chr., bei der Teilung des seleucidisch-syr. Königreichs

wurde D. wieder eine Zeit lang der Sitz des Königs Antiochus Cyzicenus. Nach mancherlei Wirren, Thronstreitigkeiten und Kriegen unter den Herrschern Syriens kam die Stadt 64 v. Chr. durch Pompejus in die Gewalt der Römer, die es durch eigene Könige regieren ließen, und unter denen die Stadt von neuem aufblühte und Einfluß gewann. Später wurde D. der Sitz eines Bischofs und dem Oströmischen Reiche einverleibt, im Aug. 635 aber von dem Kalifen Omar nach zweimonatlicher Belagerung erobert, der nun hier und zu Mekka abwechselnd residierte. Moawijja, der Stammvater der Omajjaden, verlegte seinen Sitz hierher, und seine Nachkommen residierten von 660 bis 750 daselbst. D. wurde hierauf durch Statthalter verwaltet, von denen mehrere ein eigenes Sultanat begründeten. So ward es der Sitz der Tuluniden im 9., der Fatimiden im 10., der Seldschuken im 11. Jahrh. Heftige Kämpfe wurden auch während der Kreuzzüge um den Besitz der Stadt geführt. Im J. 1154 von Nureddin erobert und mit Aleppo und Ägypten vereinigt, kam D. nach Nureddins Tode (1174) in die Gewalt Saladins, der hier 3. März 1193 starb. Nach Saladins Tode teilte D. meist gleiches Los mit Aleppo und Ägypten. Am 24. März 1401 wurde die Stadt von den Mongolen unter Timur erobert und verbrannt, wegen ihrer wichtigen Lage für den Handel des Orients aber von neuem aufgebaut. Später waren die Mamluken als Herrscher Ägyptens auch Herren von D., bis es 4. Okt. 1516 Sultan Selim I. eroberte. Am 15. Juni 1832 besetzte es Mehemed-Ali durch seinen Sohn Ibrahim Pascha und erhielt es 1833 mit Syrien und Palästina von der Pforte abgetreten, mußte es aber 1840 wieder an dieselbe zurückgeben. D. war 1860 Schauplatz einer furchtbaren Niedermetzelung der Christen durch die Drusen, die vom 9. bis 16. Juli dauerte. (S. Syrien.) Vgl. Petermann, «Reise im Orient» (Bd. 1, Lpz. 1860); Porter, «Five years in D.» (2. Aufl., Lond. 1870).

Damasia war eine Ansiedelung des Vindelicischen Stammes der Licaten; nach einer Annahme der ältere Name der spätern Römerstadt Augusta Vindelicorum, nach andern das jetzige Hohenembs im obern Rheinthale.

Damask, engl. Bezeichnung für Damast (s. d.).

Damast (frz. damas, engl. damask), eins der schönsten Erzeugnisse der Kunstweberei, ursprünglich ein mit Figuren (meist Blumen) auf Atlasgrund durchwirktes, einfarbiges Seidengewebe, dessen Herstellungsart nach einigen von den Babyloniern, nach andern von den Einwohnern der Stadt Damascus erfunden sein soll, jetzt ein außer aus Seide auch aus Leinen, Baumwolle und Wolle größtenteils mit Hilfe der Jacquardmaschine verfertigter, ein- oder mehrfarbiger Stoff mit großen Mustern von außerordentlich mannigfaltiger Zeichnung, Blumen, Arabesken, Tiergruppen, Landschaften u. s. w. Das Gewebe ist durchweg ein fünf- bis achtbindiger, in den feinsten Sorten selbst zwölfbindiger Köper, der in den Figurenteilen anderer Art als im Grunde sein muß, da dem Wesen des eigentlichen D. entsprechend nur auf dieser Verschiedenheit die Erzeugung des Musters beruht. Als die rechte Seite gilt diejenige, auf welcher der gewöhnlich aus etwas feinerm Material bestehende, nicht ganz so dicht als die Kette liegende Einschlag die Figur bildet. Die größte Mannigfaltigkeit mit Rücksicht auf Muster, Feinheit, Breite zeigt der leinene D., der gegenwärtig fast nur noch abgepaßt, d. h. nach bestimmtem Maß mit Einfassung, Mittelstück und Eckstücken gearbeitet zu Tafeltüchern, Servietten und Handtüchern verwendet wird. Derselbe ist entweder ganz weiß, indem das Muster auf der einen Seite glänzend in mattem Grund, auf der andern matt in glänzendem Grunde erscheint, oder weiß und gelblich (naturfarbig), indem die Figur auf der einen Seite heller in dunklerm Grunde, auf der andern dunkler in hellerm Grunde erscheint. Weißer baumwollener D. dient als wohlfeiler Ersatz des leinenen zu Tischzeug u. s. w. **Damascierte Gewebe**, d. h. mit damastartigen Mustern versehene Köpergewebe aus Wolle und Baumwolle (Woll- und Baumwolldamast) werden teils als Kleider-, teils als Möbelstoffe (Möbeldamast) oder auch zu Vorhängen verarbeitet. Beim halbwollenen D. besteht gewöhnlich der Einschlag aus Wolle, während die Kette aus zweifädig gezwirntem Baumwollgarn hergestellt ist. Damastartige kleingemusterte Stoffe kommen unter dem Namen Halbdamast vor; Doppeldamast wird ein in der Art des D., aber als Doppelgewebe (s. d.) gearbeiteter Stoff genannt.

In Europa waren es zuerst die Italiener und Holländer, die den Seidendamast nach orient. Vorbildern zu weben verstanden; noch im 17. Jahrh. wurde derselbe nur aus Italien, besonders aus Genua, bezogen. Die Franzosen folgten jedoch bald nach und übertreffen jetzt in dieser Art der Weberei selbst die Italiener; auch in England und Ostindien sowie in Österreich (Wien) wird guter Seidendamast verfertigt. In Deutschland wird derselbe in vorzüglicher Qualität von Berlin, Krefeld und Lechhausen geliefert. Die Leinendamastweberei blüht namentlich in Groß-Schönau, Löbau, Zittau in Sachsen, Schmiedeberg, Warendorf, Bielefeld und Salzwedel in Preußen, Neuhaus und Sommerhausen in Bayern, Mühlburg in Baden und Warnsdorf und Haida in Böhmen. Wollene und baumwollene D. liefern besonders Sachsen und England.

Damastpapier (frz. papier-étoffe, papier-linge, engl. damask paper), ein weißes, ungefärbtes Velinpapier, welches durch Pressung mit den bei leinenen Damastgeweben vorkommenden Mustern versehen und zu Tafeltüchern, Servietten, Vorhängen u. s. w. benutzt wird.

Damastweberei (frz. damasserie, engl. manufacturing of damasks, damask-weaving), s. Damast und Weberei.

Damastwirkerei soviel wie Damastweberei.

Damasus ist der Name von zwei Päpsten:

Damasus I. (366—384) ward in zwiespältiger Wahl von einem Teile des röm. Klerus zum Bischof erhoben, während die Gegner den Ursicinus zum Papst wählten. Nach heftigen Kämpfen blieb D. Sieger. Er verdammte auf einer röm. Synode 368 die arianischen Bischöfe Valens und Ursacius. Besonders zeichnete er sich durch seine Bemühungen um Erhaltung und Wiederherstellung der altchristl. Gräber und Grabdenkmäler in den Katakomben aus, die er mit vielen selbstverfertigten Inschriften versah. Seine Werke wurden 1671 zu Paris gedruckt. Vgl. Rade, «D., Bischof von Rom» (Freiburg i. Br. 1882).

Damasus II. (vorher Bischof Poppo von Brixen), 1048 von Kaiser Heinrich III. zum Papst ernannt und am 17. Juli in der Peterskirche geweiht, starb schon am 9. Aug. desselben Jahres.

Dambach, Dorf im Kreise Schlettstadt des elsaß-lothring. Bezirks Unterelsaß, an der Eisenbahnlinie Zabern-Schlettstadt, 8 km nördlich von Schlettstadt am Fuße der Vogesen gelegen, hat eine schöne moderne Kirche und zählt (1880) 3132, fast ausschließlich kath. E., welche Ackerbau und Weinbau betreiben. Dabei liegt die St. Sebastianskapelle mit prächtigem Altar und die Ruine Bernstein. Früher waren zwei Dörfer Altenweiler und Oberkirch an der Stelle, wo gegenwärtig D. liegt. Sie wurden 1340 vereinigt und durch Bischof Berthold II. mit Mauern umgeben. Beim Einfall der Armagnaken wurde D. 1444 belagert und mußte sich nach hartnäckigem Widerstande ergeben.

Dambach (Otto), Geh. Oberpostrat und Professor der Rechte an der Universität zu Berlin, geb. 16. Dez. 1831 zu Querfurt in der preuß. Provinz Sachsen, besuchte das Friedrich-Werdersche Gymnasium zu Berlin, studierte daselbst 1848—51 die Rechte und war, nach Absolvierung der jurist. Staatsprüfungen, 1857—62 als Beamter der Staatsanwaltschaft beim damaligen Stadtgericht in Berlin thätig. Im J. 1862 erhielt er den Ruf als Justitiarius des Generalpostamts, jetzigen Reichspostamts, in Berlin, in welcher Stellung er noch jetzt thätig ist. Seit 1873 wirkt er auch als außerord. Professor der Rechte an der berliner Universität und liest über Strafrecht, Strafprozeß, Staatsrecht und Völkerrecht. Litterarisch thätig war D. zunächst auf dem Gebiete des Strafrechts. Hervorzuheben sind: «Beiträge zur Lehre von der Kriminalverjährung» (Berl. 1860). Später führte ihn seine amtliche Stellung zur Bearbeitung des Verkehrsrechts. Er schrieb: «Das Telegraphen-Strafrecht» (Berl. 1872; auch ins Französische übersetzt), «Das Gesetz über das Postwesen des Deutschen Reichs erläutert» (4. Aufl., Berl. 1881). D. ist der Verfasser des Postgesetzes. Vorzugsweise bewegt sich aber die wissenschaftliche Thätigkeit D.s auf dem Gebiete des Urheberrechts. Die sämtlichen gegenwärtig geltenden Gesetze über Urheberrecht (Nachdrucksgesetz, Kunstgesetz, Photographiegesetz, Musterschutzgesetz) sind wesentlich aus seiner Feder geflossen und von ihm im Reichstage vertreten worden. Unter seinen Schriften auf diesem Gebiete sind zu nennen: «Die preuß. Nachdrucksgesetzgebung, erläutert durch die Gutachten des königl. preuß. litterarischen Sachverständigenvereins» (gemeinschaftlich mit Heydemann herausgegeben, Berl. 1863), «Die Gutachten des preuß. litterarischen Sachverständigenvereins aus den J. 1864—73» (Lpz. 1874), die ausführlichen Kommentare zum Nachdrucksgesetz (Berl. 1871), zum Musterschutzgesetz (Berl. 1876), zum Patentgesetz (Berl. 1877), «Über Nachdruck und Nachbildung» (in Holtzendorffs «Handbuch des deutschen Strafrechts», Berl. 1872 fg.). D. ist auch Vorsitzender der sämtlichen königl. preuß. Sachverständigenvereine zur Begutachtung von Fragen über Nachdruck und Nachbildung.

Damböck-Straßmann (Marie), Schauspielerin, geb. 16. Dez. 1827 zu Fürstenfeld in Steiermark, trat zuerst in Innsbruck als Liebhaberin auf und kam nach verschiedenen Engagements in österr. Provinzialstädten 1845 nach Hannover. Hier wandte sie sich dem Fach der Charakterrollen und Heldinnen zu, worauf sie 1849 einem Ruf nach München folgte. Nachdem sie sich hier mit dem Heldenspieler Straßmann vermählt, gehörte sie mit diesem 1868—70 dem leipziger Stadttheater an und wurde dann Mitglied des wiener Burgtheaters. Zu ihren Hauptrollen gehörten: Antigone, Iphigenie, Medea, die Jungfrau von Orleans, Debora u. s. w.

Dame (frz., vom lat. Domina, d. h. Herrin), in der Anrede später Madame, war lange nur der Titel adeliger Frauen zum Unterschiede von den bürgerlichen. Welche Ehrfurcht mit diesem Titel verbunden war, beweist der Name Notre-Dame, welcher in Frankreich der Muttergottes gegeben wurde. Die Töchter der Könige von Frankreich hießen von der Geburt an Madame, und diesen Namen allein führte die Frau des ältesten Bruders des Königs. Als Napoleon sich die Kaiserkrone aufsetzte, ließ er seine Mutter den Titel Madame Mère annehmen, und während des Julikönigtums hatte Ludwig Philipps Schwester, Adelaide, diesen Titel. Die frühern Könige von Frankreich nannten nur die Ritterfrauen Damen; die Frauen der Schildknappen hießen Demoiselles (ehemals damoiselles, Verkleinerung von dame). Auch die verheirateten Bürgerfrauen wurden sonst nur mit Mademoiselle angeredet und bezeichnet. Die pariser Marktweiber hießen ausnahmsweise Damen, Dames de la Halle, weil sie dem Könige bei gewissen Gelegenheiten gratulieren und einen Blumenstrauß überreichen durften. Aus Frankreich kam das Wort D. in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. auch nach Deutschland, wo es aber zunächst nur in anrüchiger Bedeutung gebraucht ward und erst allmählich zu Ehren gelangte. Gegenwärtig bezeichnet es in Deutschland vorzugsweise eine den höhern Ständen angehörige Frau. In Frankreich dient jetzt das Wort Madame in der Anrede als Höflichkeitstitel für alle Frauen und für erwachsene Mädchen (wenn man von letztern nicht bestimmt weiß, ob sie noch unverheiratet sind). In Deutschland blieb der Ausdruck auf die Frauen aus den bessern Ständen beschränkt. In neuerer Zeit begann man hier mehr und mehr wieder zu dem deutschen Worte «Frau» zurückzukehren. Vgl. Dietrich, «Frau und D.» (Marb. 1864).

Im Schachspiel bezeichnet man mit D. die Königin, im Damenspiel (s. d.) ist D. der doppelt aufgelegte Stein, in der franz. Karte entspricht die D. dem Ober der deutschen Karte.

Dame du palais (Palastdame), am franz. Hofe früher Bezeichnung für alle Damen, welche zum Hofstaat der Prinzessinnen gehörten und denselben gemäß ihrer Rangordnung, der Art und der Zeit ihres Dienstes, aufwarteten. Der Ursprung der dames du palais geht auf Franz I. zurück, der Name selbst kam jedoch erst 1673 auf. Unter ihnen hatte den ersten Rang die dame d'honneur; diejenige, welche speziell mit der Toilette beauftragt war, hieß dame d'atours.

Damen des heiligen Herzens Jesu (Dames du sacré-cœur) heißen die Mitglieder des weiblichen Zweigs des Ordens der Paccanaristen (s. d.).

Damen der christlichen Liebe, auch Damen Unserer Lieben Frau von der christlichen Liebe, oder Damen von Sanct Michael genannt, ein religiöser Orden, der vorzugsweise der Innern Mission dient und 1640 unter König Ludwig XIII. von Frankreich vom Pater Eudes Mezeray in Caen gestiftet wurde, um sittenlose Frauen und Mädchen zu bekehren. Dieses Ziel wollte der Ordensstifter hauptsächlich durch die Verehrung des Herzens Jesu und der Maria erreichen, die darum den Eintretenden zur besondern Pflicht gemacht wurde. Der Orden erhielt 1651 die päpstl. Bestä-

tigung mit der Bestimmung, nach der Klosterregel des heil. Augustin zu leben. Er verbreitete sich vornehmlich in Frankreich, ward hier in der Revolution (1790) mit den andern Klostervereinen aufgehoben, trat aber unter Napoleon 1807 von neuem ins Leben. Seit dieser Zeit hat er seine frühere Ausdehnung und Verbreitung wieder gewonnen. Die Frauen und Mädchen, die als Neuige in die Häuser des Ordens eintreten, müssen sich einer strengen Lebensweise unterwerfen und können nie selbst Ordensglieder werden.

Damen von der christlichen Liebe und der armen Kranken, ein religiöser Verein, später religiöser Orden, welcher 1625 auf Veranlassung des Missionspriesters Vincent de Paul von der Witwe de Gras zu Paris mit einigen Mädchen gestiftet wurde zu dem Zwecke, armer Kranker sich anzunehmen, mit dem Unterrichte der Jugend sich zu beschäftigen und zur Verbreitung eines christl. Lebens thätig zu sein. Das Unternehmen fand solche Anerkennung, daß sich viele gleichartige Vereine in Frankreich bildeten, die ihre Zweige in die Niederlande und selbst nach Polen hin erstreckten. Die Witwe de Gras faßte den Entschluß, sämtliche Vereine, die sich ihr angeschlossen, zu einem Klosterorden zu bilden, der die bisherigen Zwecke beibehalten sollte. Der Erzbischof von Paris, Kardinal von Retz, gab nun (1655) dem Orden seinen Namen: Sœurs de charité (im Volksmunde heißen sie nach ihrer Kleidung Sœurs grises, Graue Schwestern) und behielt die Oberaufsicht über denselben. Die königl. Sanktion des Ordens erfolgte 1657, die päpstliche 1660. In Frankreich und Belgien ist der Orden noch verbreitet.

Damenfriede, s. unter Cambrai.

Damenisation, s. unter Solfeggio.

Damenspiel, ein Brettspiel (s. d.), das von zwei Personen auf einem quadratförmigen, gewöhnlich in 64, abwechselnd weiße (oder hellfarbige) und schwarze (oder dunkelfarbige) Felder geteilten Brette gespielt wird. Jede der beiden Parteien hat zwölf, einerseits weiß oder hell, andererseits schwarz oder dunkel gefärbte flache Steine von scheibenartiger Form, welche bei Anfang des Spiels (der Partie) auf den jedem Spieler zunächst befindlichen drei Reihen, und zwar gewöhnlich auf den Feldern von dunkler Farbe, aufgestellt werden. Die Spieler thun dann abwechselnd je einen Zug, indem sie entweder einen ihrer Steine auf ein schräg angrenzendes gleichfarbiges Feld vorrücken oder, wo es möglich, einen feindlichen Stein schlagen, d. h. überspringen, und vom Brett entfernen. Hierzu ist der Spieler gehalten, wenn vor seinem eigenen Stein ein feindlicher so zu stehen kommt, daß unmittelbar hinter dem letztern in gleicher Richtung ein leeres Feld sich befindet. Trifft dabei der eigene Stein auf einen zweiten, gleichfalls zu überspringenden Stein des Gegners, so ist auch dieser in demselben Zuge zu schlagen. Sobald es einem Spieler gelingt, durch Ziehen oder Schlagen einen seiner Steine auf die letzte Reihe des Brettes, d. h. in die erste Linie des Gegners, vorzubringen, so erhält dieser Stein den Rang einer (durch zwei aufeinandergelegte Steine bezeichneten) Dame, welche nun über beliebig viele Felder in derselben ununterbrochen schrägen Linie sich bewegen darf und vermöge dieser größern Zugfreiheit leichter den Sieg für ihre Partei herbeizuführen vermag. Als Sieger aber gilt derjenige Spieler, welcher entweder seinem Gegner sämtliche Steine geschlagen oder die noch übrigen feindlichen Stücke so festgestellt hat, daß der am Zuge befindliche Gegner seine Steine nicht mehr regelrecht bewegen kann. In der Praxis hat man übrigens an verschiedenen Orten mannigfache Abweichungen von den gewöhnlichen Spielregeln, z. B. in Betreff des Vor- und Rückwärtsschlagens, der mehr oder minder ausgedehnten Gangweise, beziehentlich Schlagweise der Dame u. a. angenommen.

Eine der in Deutschland beliebtesten Variationen ist die sog. Schlagdame, bei welcher umgekehrt derjenige Spieler gewinnt, welcher zuerst den andern genötigt hat, ihm sämtliche Steine zu schlagen, beziehentlich die noch übriggebliebenen festzustellen. Außerdem gibt es auch Erweiterungen des gewöhnlichen D., insbesondere die in Frankreich übliche (meist als Polnische Dame bezeichnete) Spielweise auf einem 100feldrigen Brette mit 20 Steinen für jede Partei; diese Art des D., bei welcher gewöhnlich die Steine auf den weißen Feldern Platz finden, gibt zu Kombinationen reichern Anlaß. Der Ursprung des Spiels verliert sich in die ältesten Zeiten. Die oft mit dem D. und bisweilen sogar mit dem Schach verwechselten Kombinationsspiele der Alten, namentlich die Petteia der Griechen und das Soldatenspiel (ludus latrunculorum) der Römer, waren zwar ebenfalls Brettspiele mit Steinen, jedoch von unsern modernen Spielen dieser Art ganz wesentlich verschieden. Das Spiel hat seinen Namen von dem aus Frankreich zu uns gekommenen feudalen Titel «Dame» (s. d.), welcher zunächst der Königin im Schachspiel, dann aber auch dem in die erste Reihe («in die Dame») des Gegners vorgerückten Damensteine beigelegt wurde. Die Engländer bezeichnen das D. als Draughts, die einzelnen Steine als Men, die Dame als King.

Damerghu, fruchtbare Landschaft an der Südgrenze der Sahara, im NW. von Bornu, im NO. von Sokoto. Die Bewohner sind teils Kanuri sprechende Neger, teils Haussa-Berber-Mischlinge. Das Land hat nur Dörfer, wovon Tagbelel und Kula-n'kerki die bedeutendsten sind.

Damerow (Heinr.), namhafter deutscher Irrenarzt, geb. 28. Dez. 1798 zu Stettin, besuchte das Gymnasium daselbst und widmete sich, nachdem er 1815 als freiwilliger Jäger im Kolberg'schen Regiment gedient, 1817—21 dem Studium der Medizin. Im J. 1827 habilitierte er sich in Berlin als Privatdocent, wandte sich aber 1830 als außerord. Professor nach Greifswald. Seit 1832 war er bei dem damaligen königl. Kuratorium für Krankenhausangelegenheiten in Berlin beschäftigt und nahm in dieser Stellung auch teil an der praktischen Behandlung der Gemütskranken in der Charité. Außerdem machte er mehrere Reisen im Interesse des Irrenheilwesens. D. siedelte 1836 als Arzt und Direktor des provisorischen Irrenheilinstituts nach Halle über, wohin er auch 1842, nachdem er mehrere Jahre als Hilfsarbeiter bei der Medizinalabteilung des Ministeriums in Berlin beschäftigt gewesen, zurückkehrte, um als Direktor die Einrichtung und Leitung der neubegründeten, 1844 teilweise eröffneten und 1857 im Neubau vollendeten Provinzial-Irrenheil- und Pflegeanstalt zu übernehmen. An diesem Institut bildete sich dann unter D. eine Anzahl vorzüglicher Irrenärzte. Er starb zu Halle 22. Sept. 1866. Von seinen litterarischen Arbeiten sind hervorzuheben: die staatsarzneiwissenschaftliche Abhandlung «Über die Ver-

bindung der Irrenheil- und Pflegeanstalten» (Berl. 1840) und «Sefeloge. Eine Wahnsinnsstudie» (Berl. 1853). Im J. 1844 begründete er die «Allgemeine Zeitschrift für Psychiatrie», die er bis 1857 als Hauptredacteur leitete und an der er bis zu seinem Tode als Mitarbeiter thätig war. Von seinen Beiträgen zu derselben sind unter andern «Zur Kretinen- und Idiotenfrage» (1858), «Über die Grundlage der Mimik und Physiognomik als freier Beitrag zur Anthropologie und Psychiatrie» (1850) und «Irrengesetze und Verordnungen in Preußen» (1863) auch in besondern Abdrücken erschienen.

Damgarten (ehemals Dorf Damgor), Stadt im Regierungsbezirk Stralsund der preuß. Provinz Pommern, Kreis Franzburg, nahe am Ribnitzer Binnensee, rechts an der Mündung der Recknitz in den Saaler Bodden und an der mecklenb. Grenze, 41 km westlich von Stralsund, zählt (1880) 1750 prot. E., welche Ackerbau und Weberei treiben und eine Glashütte unterhalten. D. wurde 1258 zur Stadt erhoben; 1368 fand hier ein blutiges Treffen zwischen Pommern und Mecklenburgern statt.

Damghân (Demgan), Stadt im nördl. Persien, Provinz Irak-Adschmi, die alte Hauptstadt von Kûmis, 64 km im S. von Astarabad, am Südabhange des Elburs-Gebirges und an der Nordgrenze der Wüste Descht in Kowâr, war ehedem eine wichtige Stadt; aber von den 15000 Wohnhäusern zu Schah Abbas des Großen Zeit sind nur noch 300 stehen geblieben; die verwüstete Umgegend und verfallene Mauer zeigt die ehemals weite Ausdehnung der Stadt; an der Westseite liegt die verfallene Festung. D. war im 14. Jahrh. Hauptstadt des Reichs der Serbedâre.

Damhirsch oder Damwild (fälschlich oft Dammhirsch genannt), bildet eine Gruppe der Gattung Hirsch (Cervus). Bei ihr ist die Stange des Geweihes rund und trägt gerade über dem Auge eine nach oben gekrümmte Augensprosse; die Enden sind schaufelförmig, breit und handförmig-vielendig.

Zu ihr gehört der gemeine D. (C. Dama), welcher unter den in Europa vorkommenden Hirscharten der zierlichste ist und das mittlere und südl. Europa, Nordafrika und Westasien bewohnt, jetzt aber in Schweden, Deutschland, Frankreich und England, in welchem letztern Lande er besonders zahlreich gehegt wird, nur noch in geschlossenen Parks vorkommt. Er scheint sich von den Mittelmeerländern her allmählich weiter verbreitet zu haben. Im Sommer ist er rotbraun und weiß gefleckt, im Winter einfarbig braun, am Vorderhals, Seiten und Schenkeln heller, am Bauche dunkler gefärbt. Die Hinterbacken sind weiß und zeigen gleichsam eine durch zwei schwarze Streifen eingefaßte Scheibe, von den Jägern «Spiegel» genannt. Es gibt außer der gefleckten und einfach braunen Spielart auch noch schwarze, strohgelbe, rotgelbe, graue und andere Varietäten, namentlich auch weiße mit roten Augen. Ausgewachsen ist der D. 1,6 m lang und an der Schulter gegen 1 m hoch. Die weiblichen Kälber werden bis zum zweiten Frühjahre Schmaltiere genannt. Die Hirschkälber bekommen im zweiten Jahre Spieße, im dritten Jahre die ersten Geweihsprossen und erhalten erst im fünften Jahre das vollständige Geweih, wo sie dann Schaufler heißen. Der D. hat keine Eckzähne und eine unbehaarte Schnauze. Er frißt dünne Zweige und benagt im Winter die Rinde junger Bäume, besonders aber liebt er Roßkastanien, Eicheln, wildes Obst und ganz vorzüglich die gemeine Mispel. Im Mai bis Juni wird das Geweih abgeworfen, welches bis zum Oktober wieder ersetzt ist. Das Fleisch des D. ist von vorzüglichem Geschmack.

Eine andere Art dieser Gruppe bildet der Riesen-Damhirsch (C. megaceros), welcher aber ausgestorben ist und in Nordeuropa und auf den brit. Inseln, und zwar besonders häufig in Irland, nur noch fossil in Torfmooren angetroffen wird. Er ist durch seine bedeutende Größe und ungeheuern Geweihe sehr ausgezeichnet, denn ein vollständiges Skelett, wie man solche jetzt in vielen Museen hat, mißt von der Nase bis zum ersten Schwanzwirbel fast 4 m und ist in der Mitte des Rückens 2 m hoch. Die Enden der beiden Geweihe, von denen das einzelne 2 m lang ist, stehen 3 m voneinander ab. Der Riesen-D. lebte unzweifelhaft noch mit dem Menschen in seinen heimatlichen Gegenden und wurde von demselben gejagt.

Damiani (Petrus), bekannt als strenger Ascet und gewaltiger Streiter für eine Reform der Kirche im Geiste Gregors VII., geb. 1007 zu Ravenna, ward durch seinen ältern Bruder Damianus (nach welchem er sich deshalb nannte) in den Stand gesetzt, in Ravenna, Faenza und Parma sich den Studien zu widmen. Nachdem er kurze Zeit zu Ravenna mit großem Erfolg als Lehrer gewirkt hatte, trat D. 1035 in das Eremitenkloster zu Fonte-Avellana und that sich hier in Ascese und Geißelung so sehr hervor, daß er zum Prior, später zum Abt gewählt wurde. Bald wurden auch mancherlei Wunderthaten von ihm erzählt und D. als Hauptvertreter der strengsten Mönchszucht hoch geehrt. Im «Liber Gomorrhianus» entwarf D. eine strafende Schilderung der unnatürlichen Laster des ital. Klerus und forderte die Ausschließung aller, welche damit behaftet seien. Die Vorgänger Gregors VII., die Päpste Leo IX., Victor II. und Nikolaus II., benutzten deshalb den großen Einfluß D.s zur Vorbereitung einer Kirchenreform. Wider seinen Wunsch 1058 zum Bischof von Ostia ernannt und an die Spitze des Kardinalkollegiums gestellt, hat D. als Legat für Mailand 1059 den Klerus Oberitaliens reformiert, als Legat für die Synode zu Mainz 1069 die Ehescheidung Heinrichs IV. gehindert und 1071 die schismatische Kirche von Ravenna zum Gehorsam gegen den päpstl. Stuhl zurückgeführt. Er starb zu Faenza 23. Febr. 1072. Seine Schriften sammelte Constantinus Cajetanus von Montecassino (4 Bde., Rom 1606; am vollständigsten Vened. 1743). Vgl. Vogel, «Peter D.» (Jena 1856); Capecelatro, «San Pier D. e suo tempo» (2 Bde., Flor. 1862); Neukirch, «Das Leben des Petrus D.» (Gött. 1876).

Damianus, s. Cosmas und Damianus.

Damiât, s. Damiette.

Damiens (Rob. François), bekannt durch den Mordversuch an Ludwig XV., geb. 1714 im Dorfe Tieuloy bei Arras, stammte von armen Eltern und zeigte schon in seiner Jugend einen bösen Charakter, sodaß man ihm den Zunamen Robert le diable gab. Nachdem er mehrfach bald als Soldat, bald als Bedienter in der Hauptstadt gedient, einen seiner Herren vergiftet, einen andern bestohlen hatte, flüchtete er 1756 nach Arras, von da über Dünkirchen nach Belgien, wo er überall polit. Fanatismus und auch den Entschluß zu seiner blutigen That an den Tag legte. Schon zu Ende des Jahres kehrte er unter fremdem Namen nach Paris

zurück. Die Maßregeln des Hofs gegen das Parlament machten besonders tiefen Eindruck auf ihn, sodaß er einen Anschlag auf das Leben des Königs fest beschloß. Am 4. Jan. 1757 begab er sich nach Versailles, verfügte sich am andern Morgen vor den Palast, wartete auf den König den ganzen Tag hindurch und versetzte demselben, als dieser ausfahren wollte, inmitten der Höflinge in die rechte Seite einen Messerstich. D. hätte entfliehen können; allein ruhig ließ er sich verhaften. Um weitere Aufklärungen und das Geständnis über etwaige Mitschuldige zu erhalten, leitete der Siegelbewahrer Machault ein Verfahren gegen den Verbrecher ein, das ebenso furchtbar wie die blutige That selbst war. Obschon es den Richtern nicht gelang, auf den Grund des Verbrechens zu kommen, so bildete sich doch die Ansicht, daß die Jesuiten D. zu diesem Mordversuche angefeuert. Am 28. März wurde D. vom Parlament zum qualvollen Tode verurteilt, worauf sofort die Hinrichtung auf dem Grèveplatze begann. Nachdem er auf alle ersinnliche Weise gemartert worden war, riß man ihn mit vier Pferden in Stücke; doch mußten zuvor die Sehnen durchschnitten werden. Die Stücke des Körpers wurden verbrannt, das Haus, in welchem D. geboren, niedergerissen und die Familie desselben unter Androhung des Todes aus Frankreich verbannt.

Damiette, bei den Eingeborenen Damiât (arab. Dumyât, kopt. Tamiati, im Altertum Tamiathis), Stadt, Handelsplatz und Sitz eines kopt. Bischofs in Niederägypten, malerisch längs einer Bucht am rechten Ufer des östl. oder Phatnitischen Arms des Nil, 11 km von dessen Mündung und 4 km vom Strandsee Menzaleh gelegen, hat gutgebaute Häuser, einige Moscheen, Bazars und Marmorbäder, Kasernen, einen Leuchtturm und sehr große Reismagazine. Die Flußmündung ist durch zwei, von einer kreisrunden Batterie umgebene Martellotürme gedeckt. Seit dem 13. Jahrh. ein blühender Ort und lange berühmt durch seine Fabriken in Leder, gestreiften Kleiderzeugen und ihr Jasminöl, ist D. jetzt in industrieller Hinsicht, mit Ausnahme der Fabrikation grober Baumwollstoffe und der besten Milch und Butter Ägyptens, ganz herabgesunken, und auch sein Handel hat nicht mehr die Bedeutung früherer Zeit, wo es das Hauptdepôt aller zur See aus Syrien kommenden Waren war und einen ansehnlichen Aktivhandel trieb. Übrigens hindert eine Barre vor dem Hafen das Einfahren jedes größern Seeschiffs. Der Hauptausfuhrartikel in D. ist der Reis, welcher, wie auch Flachs, in der sumpfigen Umgegend reichlich und in vortrefflicher Qualität gewonnen wird. Daneben werden auch Bohnen, Lein und Kaffee ausgeführt. D. hatte vor dem Aufblühen Alexandrias und der Anlage des Suezkanals namentlich den syr. Handel in Händen. Im Anfang des 18. Jahrh. zählte D. gegen 80000, zur Zeit der Napoleonischen Expedition an 60000, 1877 nur noch 32790 E. Das alte Tamiathis stand hart an der Nilmündung und hob sich in dem Maße, als Pelusium sank.

D. war im Mittelalter eine der bedeutendsten Handelsstädte und in der Geschichte der Kreuzzüge als der wichtigste Waffenplatz Ägyptens bekannt. Seit 641 im Besitz der Araber, wurde es von 738—968 von den Griechen wiederholt erobert, aber jedesmal bald wieder verloren. Im Nov. und Dez. 1196 von einer griech. Flotte und von König Amalrich von Jerusalem belagert, leistete es hartnäckigen Widerstand, ebenso bei der Belagerung vom 1. Juni 1218 bis 5. Nov. 1219 durch die Kreuzfahrer, wo die Sarazenen die Einfahrt des Nilarms durch eine starke Kette zwischen zwei Türmen verschlossen hatten, bis es endlich den Christen gelang, nach 18monatlichen Mühen die Stadt durch Sturm zu erobern. Bei dem Abschluß des Friedens, 30. Aug. 1221, wurde jedoch D. dem Sultan von Ägypten zurückgegeben. Von neuem kam die Stadt durch Ludwig den Heiligen 3. Juni 1249 in die Hände der Christen, fiel aber nach dessen Gefangennehmung (5. April) durch Vertrag vom 7. Mai 1250 an den vorigen Besitzer zurück und wurde 1251 vom Sultan Bibars zerstört und später an der gegenwärtigen Stelle wieder aufgebaut. Südlich von diesem zerstörten Alt-D. siedelte sich ein Teil der Bewohner an, und so entstand der Ort Menschêye, d. h. die Neuerbaute, oder das jetzige D. Von 1260—61 ließ der Sultan Bibars auch die Mündung des Nilarms verrammen, sodaß große Schiffe nicht mehr heraufkommen konnten, und nun wuchs Neu-D. schnell zu einem bedeutenden Platze empor. Den Franzosen, die es 1798 nahmen und hier 1. Nov. 1799 unter Kleber einen wichtigen Sieg über die Türken erfochten, wurde es durch die Engländer unter Sidney Smith wieder entrissen und den Türken zurückgegeben. Diese wurden 1803 hier durch Mehemed-Ali besiegt und Alexandria kam empor. D. gilt als die gesundeste Stadt Ägyptens; es wohnen aber nur wenige Europäer dort.

Damiron (Jean Philibert), franz. Philosoph, geb. 10. Jan. 1794 zu Belleville (Depart. Rhône), besuchte das Lyceum Charlemagne, dann die Normalschule, wo Cousin sein Lehrer und Jouffroy sein Studiengenosse und Freund waren. Er wurde dann Lehrer in Falaise, Périgueux, Angers und in Paris; er arbeitete mit Jouffroy an dem «Globe» mit und war 1827 Mitglied der Gesellschaft Aide toi, le ciel t'aidera. Im J. 1828 gab er eine Sammlung seiner im «Globe» erschienenen Artikel unter dem Titel «Essais sur l'histoire de la philosophie en France au XIX^e^ siècle» (2 Bde., 3. Aufl. 1834) heraus, sein bestes Werk. Durch Cousins Einfluß ward D. Lehrer an der Normalschule, dann an der Sorbonne und trat in seinen Vorlesungen für den Eklektizismus ein. Nachdem er seinen «Cours complet de philosophie» (3 Bde., 2. Aufl. 1842) verfaßt, wurde D. zum Mitglied der Akademie der moralischen Wissenschaften ernannt (1836). Seine Herausgabe der «Nouveaux mélanges philosophiques» von Jouffroy (1842) veranlaßte eine lebhafte Polemik. Um den Orthodoxen zu gefallen, machte D. in Jouffroys Text viele Veränderungen; Pierre Leroux antwortete darauf durch eine Schrift «De la mutilation des manuscrits de M. Jouffroy» (1843). Auf Cavaignacs Aufforderung schrieb D. 1849 eine Abhandlung «De la providence» und 1850 ein «Appendice au traité de la providence». Seitdem veröffentlichte er: «Mémoires pour servir à l'histoire de la philosophie du XVIII^e^ siècle» (2 Bde., 1857), «Souvenirs de vingt ans d'enseignement à la Faculté des lettres de Paris» (1859) und «Conseils adressés à des enfants d'ouvriers et à leurs familles» (1861). D. starb zu Paris 11. Jan. 1862.

Damis, soviel wie Etamin (s. d.).

Damjanics (auch Damjanich, spr. Damjanitsch, d. i. Damians Sohn, Johann), ungar.

Revolutionsgeneral, geb. 1804 zu Stasa in der österr. Militärgrenze, trat nach dem Besuche der Kadettenschule in ein Grenzregiment ein, wo er bald zum Lieutenant avancierte. Das J. 1848 traf ihn als Hauptmann im 61. Linien-Infanterieregiment. Obwohl der Nationalität nach griech.-orient. Serbe, schloß er sich dennoch den magyar. Oppositionstendenzen an und wurde bei Errichtung der ungar. Honvéd-Bataillone von der ungar. Regierung (1848) zum Major und Kommandanten eines solchen Bataillons ernannt. D. kämpfte mit seinen Truppen hauptsächlich gegen die eigenen Stammesgenossen, gegen die Serben und Grenzer im Banat und in der Bacska. Seine tollkühne Tapferkeit verschaffte ihm rasches Avancement; schon im Jan. 1849 hatte er den Generalsrang erreicht. Aus dem Banat abberufen, nahm er wesentlichen Anteil bei den Siegen der ungar. Revolutionsarmee bei Szolnok (5. März 1849) und Waitzen (14. April), sowie am Entsatze der Festung Komorn (24. bis 27. April). Durch einen Sturz vom Wagen brach D. das rechte Bein und mußte das Festungskommando von Arad übernehmen. Diese Festung übergab er nach der Waffenstreckung von Világos (19. Aug. 1849) an die Russen; er selbst wurde an die Österreicher ausgeliefert. Das Kriegsgericht verurteilte ihn zum Tode mit der Verschärfung, daß er der Hinrichtung von 12 Genossen zusehen müsse. Die Hinrichtung erfolgte am 6. Okt. 1849 in Arad.

Damm nennt man eine künstliche Terrainerhöhung, welche im Verhältnis zu ihrer Breite eine bedeutende Länge hat und zu verschiedenen Zwecken wie aus verschiedenem Material erbaut werden kann. Entweder dienen die Dämme dazu, Wege und Eisenbahnen über Gewässer, Vertiefungen oder Morastboden zu führen, wonach sich dann auch die Großartigkeit ihrer Anlage und die Auswahl des Baumaterials richtet, oder sie dienen dazu, bei Grundbauten das Wasser von der Baustelle abzuhalten, in welchem Falle sie Fangdämme heißen, oder sie werden hergestellt, um Anstauungen, z. B. bei Teichen, zu erzeugen. Dämme, welche an den Meeresküsten oder an Flußufern zum Schutz vor Überschwemmungen angelegt werden, heißen Deiche (s. d.). Als Sicherung gegen Schneeverwehungen an Straßen und Eisenbahnen ordnet man Schneedämme an. Im Kriegsbaue spielen sie eine wichtige Rolle als Brustwehr. Dämme werden meistens von Erde, seltener von Steinen aufgeführt. Bei Morastboden wendet man häufig Faschinendämme an, welche entweder bloß aus wechselnden Faschinenlagen bestehen, oder aus Schichten von Faschinen und Erde oder Steinen hergestellt werden. In holzreichen Gegenden findet man an sumpfigen Waldstellen häufig Knüppeldämme, die aus in der Richtung des Weges liegenden Langhölzern mit übergelegten Querhölzern sich aufbauen. Die obere Begrenzungsfläche eines D. heißt die Krone, die Seitenflächen werden die Böschungen genannt, der unterste Punkt wird als Böschungsfuß bezeichnet. Bei Eisenbahnen ist die nötige Kronenbreite eine andere, je nach der Entfernung der Schienen, der Spurweite. Bei eingleisigen Hauptbahnen wird sie ungefähr mit 4 m, bei zweigleisigen mit 7,5 m angenommen. Die Neigung der Böschungen richtet sich neben anderm nach dem Material, aus welchem der D. besteht. Bei Erddämmen wählt man etwa für je 1 m Höhe 1,5 m Anlage, bei Steindämmen gestaltet sich dieses Verhältnis wie 1 : 1. Die Dämme müssen bei ihrer Anlegung, um Rutschungen zu vermeiden, vor der schädlichen Einwirkung des Wassers gesichert werden und insbesondere bedarf der Böschungsfuß oft besondern Schutzes durch Steinvorlagen, Pilotierungen u. s. w. Für Straßen und Eisenbahnen vermeidet man es, wo thunlich, höhere Dämme zu schütten als 25—30 m. Über diese Grenze hinaus empfiehlt sich schon die Anlage von Viadukten, welche übrigens in speziellen Fällen auch schon für geringere Höhen ökonomischer als Erd- oder Steinschüttungen werden können; insbesondere dadurch, weil hohe Dämme, auf zu Rutschungen geneigtem Boden angelegt, in ihrem Bestande gefährdet sein können. Auf der Bergisch-Märkischen Bahn besteht ein D. von 37,05 m, in Bayern ein solcher von 52,75 m Höhe. Der D. über das Kohlbachthal der Bayrischen Staatsbahnlinie Plattling-Eisenstein hat eine Höhe von 45 m und einen Körperinhalt von 525000 cbm.

Damm oder Alt-Damm, ehemals Damba, auch Vadan, alte Stadt des Kreises Randow im Regierungsbezirk Stettin der preuß. Provinz Pommern, am Südende des von den östl. Oderarmen, besonders der großen Reglitz oder dem Zollstrom durchflossenen, 15 km langen bis 11 km breiten, 54 qkm großen Dammschen Sees, beim Einfluß der Plöne an der Staatsbahn Berlin-Stettin-Stargard gelegen, ist mit Stettin durch Brücken über die andern Oderarme und einen 1299 angelegten, 7,5 km langen Steindamm, sowie durch eine sehr lange Eisenbahnbrücke verbunden und zählt (1880) 4987 E. Es bildete ehemals den am rechten Oderufer liegenden Brückenkopf von Stettin; doch wurden die Festungswerke seit 1874 abgetragen. Ackerbau und Leinwandhandel sind die Hauptnahrungsquellen der Stadt. Auch befindet sich hier eine Chemische Fabrik, eine Papierstofffabrik und in dem nahegelegenen Dorfe Finkenwalde eine Cementfabrik. — D. war ehedem so bedeutend, daß es Stettin die freie Schiffahrt streitig machen konnte, kam aber durch Verlust dieses Rechtsstreits sowie durch den Dreißigjährigen Krieg und durch Feuersbrünste sehr herunter. Es war 1176 noch ein Landgut, welches Herzog Bogislaw I. dem Kloster Kolbatz schenkte, wurde 1276 zu einer Stadt erhoben und mit einer Mauer versehen und war 1630—1720 meist in den Händen der Schweden, welche 1646 hier Festungswerke anlegten, 1659 wurde sie von den Kaiserlichen erobert; 1720 kam sie an Preußen.

Damm oder Neu-Damm, Stadt und Dorf in der preuß. Provinz Brandenburg, Regierungsbezirk Frankfurt, Kreis Königsberg in der Neumark, an der Darre und unfern der Miezel, an der Stargard-Küstriner Eisenbahn, 17 km von Küstrin, mit (1880) 3775 fast durchweg prot. E., welche Tuchfabrikation und Ackerbau treiben. Die Stadt wurde 1540 von Katharina, der Gemahlin Johanns von der Neumark, angelegt. Das unmittelbar dabei gelegene Dorf Damm hat 2038 E. und Tuchfabrikation, und die Domäne Neu-Damm 78 E.

Damm, Dorf im bayr. Regierungsbezirk Unterfranken, Bezirksamt Aschaffenburg, unmittelbar an Aschaffenburg anstoßend, an der Aschaff, hat eine schöne got. Kirche, sieben Schulen, Steingut- und Papierfabriken, eine Kunstwollefabrik, zwei Kunstmahlmühlen, eine Schwerspatmühle, eine Lohmühle und bedeutenden Obstbau und zählt (1880) 2758 E. Der Ort gehörte bis 1825 zu Aschaffenburg.

Damm oder **Mittelfleisch** (perineum) nennt man in der Anatomie die Gegend zwischen der Aftermündung und den Genitalien. In dieser Gegend liegen, besonders beim männlichen Geschlechte, wichtige Teile, z. B. die Vorsteherdrüse, die zu Mastdarm, Harnblase und Harnröhre gehörigen Muskeln. Der Steinschnitt wird am häufigsten vom Mittelfleisch her ausgeführt. Bei Gebärenden zerreißen diese Teile leicht (die **Dammrisse**, oft schwer heilbar) und erfordern daher von seiten der Hebammen ganz besondern Schutz. Auch treten bisweilen in diese Gegend durch widernatürlich erweiterte Spalten zwischen den einzelnen Muskeln Dünndarmschlingen herab und geben Veranlassung zur Bildung der sog. **Dammbrüche**, welche indessen wegen ihrer versteckten Lage nur schwierig zu erkennen und zu behandeln sind.

Dammara *Lamb.*, Pflanzengattung aus der Familie der Coniferen. Man kennt nur wenige Arten, die vorzugsweise auf den Inseln des Malaiischen Archipels, in Australien und Neuseeland wachsen. Es sind hohe Bäume, die reichlich Harz enthalten. Von den meisten Arten wird das Harz im großen gewonnen und kommt teils als **Dammaraharz**, teils als **Kauriharz** oder **Kauriekopal** in den Handel. Das erstere stammt hauptsächlich von der auf den Molukken, Borneo, Java, Sumatra vorkommenden D. orientalis *Lamb.*, das letztere dagegen von den in Neuseeland, resp. Neucaledonien einheimischen Arten D. australis *Lamb.* und D. ovata *Moore*.

Dammarharz, **Katzenaugenharz** oder **Ostindischer Kopal** (Resina Dammara), im Malaiischen Dammar-Puti (Steinharz) genannt, ist ein im Handel in großer Menge vorkommendes weißes, seltener mehr oder minder gelbes, leichtes, sprödes und leicht zerreibliches Harz, welches in Terpentinöl und andern ätherischen und fetten Ölen sich auflöst, in kaltem Alkohol und Äther aber nur teilweise löslich ist. Es kommt gewöhnlich in klumpenförmigen Stücken oder in Tropfen von 1—4 cm Durchmesser oder in stalaktitischen Massen vor. Es ist härter als Kolophonium, weicher aber als Kopal. Sein spezifisches Gewicht = 1,04 bis 1,06 (nach Brandes 1,097 bis 1,123). Bei 75° erweicht es, bei 100° schmilzt es dickflüssig und wird bei 150° dünnflüssig. Auf glühende Kohlen gestreut, verbreitet es einen Geruch nach Fichtenharz und Mastix. Das D. kommt von der auf den hohen Gebirgen der molukkischen Inseln einheimischen **molukkischen Dammarfichte** (Dammara orientalis *Lamb.*). Das zuerst ausfließende Harz ist weich, durchsichtig, erhärtet nach wenigen Tagen und ist dann weiß, glasig durchsichtig. Oft wird es in so großer Menge ausgeschieden, daß es in handbreiten und fußlangen Massen gleichsam wie Eiszapfen vom Baume herabhängt. Das später im Jahre ausfließende Harz ist gelb, bernsteinfarbig und minder geschätzt. Auch durch Einschnitte, besonders in die Knoten des Stammes, gewinnt man ein teils weißes, teils dunkler gefärbtes Harz in großen Stücken. Solange das D. weich, besitzt es einen starken Geruch, der sich aber bald verliert. Über die chem. Zusammensetzung des D. liegen zahlreiche Untersuchungen vor, aus denen hervorgeht, daß das D. seiner Hauptmasse nach zu den Terebenen gehört; der in Alkohol unlösliche Teil, **Dammaryl**, entspricht der diesen zukommenden Zusammensetzung $C_{10}H_{16}$. Außerdem sind noch verschiedene Harzsäuren daraus abgeschieden, eine **Dammarylsäure** und **Dammarin**, über welche jedoch nur weniges bekannt ist. In Asien wird das D. in ökonomischer und technolog. Hinsicht wie andere Harze benutzt. In Europa verwendet man es vielfach zu Lacken, welche schnell trocknen, sehr stark glänzen und wegen ihrer Farblosigkeit die zu überziehenden Farben in ihrer Schönheit nicht beeinträchtigen, aber leicht wieder klebrig werden und nicht fest sind, weshalb dieses Harz den Kopal und Bernstein nicht ersetzen kann. Man verwendet es auch als Chloroformlösung zur Einschließung mikroskopischer Präparate. Die **australische Dammarfichte** (D. australis *L.*) liefert ein dem Elemiharze ähnliches Harz, das von den Eingeborenen Australiens Vare, von den Engländern gewöhnlich **Cowdeegum** oder **Kauri-Resin** genannt wird. Die Eingeborenen verbrennen dasselbe und sammeln den Ruß davon, um aus demselben die Farbe zu bereiten, welche sie beim Tätowieren brauchen. Dieses wird gegenwärtig jedoch meist zu den Kopalen (s. d.) gerechnet.

Das **schwarze Dammarharz** (D. nigra) wird auf den Molukken aus dem Stamme der spitzblätterigen Marignie (Marignia acutifolia *DC.*), eines zur Familie der Burseraceen gehörigen Baums, gewonnen. Es ist ein halbflüssiges, weiches, starkriechendes, später schwarz werdendes und austrocknendes Harz, welches dort wie Pech verwendet und aus dem auch eine Art Terpentinöl destilliert wird. Vgl. Wiesner, «Die Rohstoffe des Pflanzenreichs» (Lpz. 1873).

Dammarin, s. unter **Dammarharz**.

Dammartin-en-Goële, Stadt im franz. Departement Seine-et-Marne, Arrondissement Meaux, 20 km im NW. von Meaux, zwischen Marne und Oise, an der Eisenbahn Paris-Soissons, zählt 1800 E. Die im 10. Jahrh. errichtete Grafschaft gehörte den Chabannes, den Montmorency und den Condés. Der Donjon des Schlosses war bis kürzlich eins der merkwürdigsten histor. Monumente in der Umgegend von Paris.

Dammaryl, s. unter **Dammarharz**.

Dammastock, der höchste Gipfel der Urneralpen (s. **Alpen** 19), erhebt sich auf der Grenze der schweiz. Kantone Uri und Wallis als breite, im W. vergletscherte, nach O. schroff und felsig abstürzende Kuppe zu 3633 m über das Meer. Am westl. Abhange breitet sich der Rhônefirn aus; die östl. Gneiswand taucht in den steil zum Geschenenthal abfallenden Dammafirn. Südlich vom Stock verbindet der schwierige **Dammapaß**, etwa 3500 m, die beiden Firne. Die Besteigung des Gipfels wurde 1864 zum ersten mal von dem schweiz. Alpenklubisten Hoffmann-Burckhardt von Basel ausgeführt, dem 1867 auch die erste Überschreitung des Dammapasses gelang; seither ist der Berg, der geringe Schwierigkeiten und eine prachtvolle Rundsicht gewährt, über den Firnhang der Westseite öfters bestiegen worden. Nach dem D. wird der südlichste, höchste und am stärksten vergletscherte Teil der Urneralpen, zwischen der Aare und der Reuß, dem Furcapaß und dem Sustenpaß, **Dammagruppe** benannt. Der Hauptkamm derselben, in seinem mittlern und höchsten Teile auch Winterberg benannt, zieht sich als Wasserscheide zwischen Rhône und Reuß von S. nach N. über das Furcahorn, den Galenstock, 3597 m, den Tiefen- und Rhônestock, 3603 m, zum D., Schneestock, 3608 m, und Eggstock; weiter nördlich bildet er mi-

den Gipfeln Maasplankstock und Hinterthierberg die Wasserscheide zwischen Aare und Reuß und dehnt sich mit zahlreichen Ästen bis zum Thal der Gadmeraar aus. Die Gneis- und Granitgesteine der Gruppe sind reich an Mineralien, besonders Flußspat, Titanit, Adular, Epidot, Asbest, Topfstein und Quarz (Bergkrystall, Rauchquarz und Morion). In dem östl. Ausläufer, der vom Tiefenstock abzweigend sich zwischen dem Urseren- und dem Geschenenthal bis zur Reuß vorschiebt, wurde in der Felswand oberhalb des Tiefengletschers nahe beim Gletschhorn 1867 von Strahlern (Krystallsuchern) eine Krystallhöhle entdeckt, welche fast 300 Ctr. tiefschwarzen Bergkrystalls (Morion) lieferte; die schönsten Stücke, bis 87 cm hoch und bis 134 kg schwer, sind im naturhistor. Museum von Bern aufgestellt.

Damme, Dorf in Oldenburg, Hauptort eines Amts im Obergerichtsbezirk Vechta, hat eine kath. Pfarrkirche und zählt (1880) 830 E., welche Leinweberei und Schweinehandel treiben. Im W. und N. liegt eine Hügelgruppe mit dem Mordkuhlenberge. In der Umgebung sind röm. Münzen gefunden worden. Der Name rührt wohl von dem als Landwehr dienenden Damme her, der hier einst die Angrivarier von den Cheruskern schied und an welchem Germanicus bei seinem Rückzuge über die Deutschen gesiegt haben soll.

Dammerde, s. Humus.

Dammerkirch (frz. Dannemarie), Kantonshauptort im Kreise Altkirch des elsaß-lothring. Bezirks Oberelsaß, 10 km westlich von Altkirch und 24 km südwestlich von Mülhausen, an der Larch, in geringer Entfernung vom Rhein-Rhône-Kanal und an der Eisenbahn Mülhausen-Belfort. D. ist Sitz eines Amtsgerichts für den Kanton D., hat eine Baumwollweberei und Gerbereien und zählt (1880) 1121 fast ausschließlich kath. E. Vor der Revolution bildete D. mit den Dörfern Gommersdorf, Wolfersdorf, Retzweiler und Ölbach eine von der Herrschaft Thann abhängige Bürgermeisterei.

Dammersfeld (ehemals Tammersfeld), ansehnliche Erhebung im Rhöngebirge, 7 km westlich vom heil. Kreuzberge, auf der Grenze zwischen dem Kreise Gersfeld im Regierungsbezirk Kassel und dem bayr. Bezirksamte Brückenau. Dieser östl. Teil der Hohen Rhön überragt in langgezogenen kuppenreichen Rücken die ganze Umgebung. Der Kreuzberg hat 931, das D. 925 m, die trachytische Pferdskuppe 950 m Höhe. Die grasreiche Kuppe der so hoch erhobenen Muschelkalkmasse, welche D. genannt wird, trägt eine andere Kuppe auf ihrem breiten Rücken, der von Mollen über den Marien-Ehrenberg befahren werden kann; auf der Westseite liegt in schmalem Wiesengrunde das Dorf Schmalnau. Den größten Teil überdecken Wiesen der kräftigsten Futterkräuter, und daher steht auf der Höhe noch ein altes Schweizerhaus. Die Kuppe gewährt eine Aussicht über die sehr bedeutende Wiesenfläche und ein weit reichendes, herrliches Panorama. Nach Gersfeld und dem Haderwalde zu im O. ist der Berg mit Laubwald bedeckt und an der Südostseite mit Basalttrümmern. Aus dem Schmalen-Sinn-Brunnen entsteht zwischen dem D. und dem Kreuzberge der Große Sinn. Die Berge der Sinnthäler und des Saalgebirges stellen als waldgebirgige Rhön nach SW. hin den Zusammenhang mit dem Spessart her.

Dämmerung nennt man die Helligkeit, welche die Sonne schon einige Zeit vor ihrem Aufgange und noch einige Zeit nach ihrem Untergange verbreitet. Sie entsteht dadurch, daß die Luft, die in ihr schwebenden Dünste und festen Teilchen sowie die Wolken einen Teil des auf sie fallenden Lichts zurückwerfen und dadurch die von der Sonne nicht unmittelbar getroffenen oder beleuchteten Teile der Erdoberfläche erhellen. Man unterscheidet die bürgerliche und astronomische D. Im astron. Sinne fängt die Morgendämmerung an und hört die Abenddämmerung auf, wenn die Sonne eine Tiefe von nahe 18° unter dem Horizont erreicht hat; die bürgerliche D. dagegen fängt an und hört auf, wenn die Sonne 6° bis 6½° unter dem Horizont steht. Während der bürgerlichen D., die man immer meint, wenn man im gewöhnlichen Leben von D. spricht, ist es so hell, daß man ohne Licht lesen kann; während der astronomischen sind nicht alle Sterne sichtbar, die man bei vollkommener Dunkelheit mit bloßem Auge erkennen kann. Derjenige Parallelkreis des Horizonts, welcher 18° unter dem Horizont liegt, heißt der Dämmerungskreis. Zuweilen bezeichnet man jedoch mit diesem Ausdruck auch die beinahe kreisförmige, sehr verwaschene und undeutliche Begrenzung der D. gegen den völlig dunkeln Teil des Himmels. Der Zeit nach unterscheidet man Morgen- und Abenddämmerung; der Anfang jener heißt Tagesanbruch.

Die astronomische D. dauert beträchtlich länger als die bürgerliche; aber die Dauer beider hängt von der Lage des Ortes und dem Stande der Sonne ab. Unter dem Äquator dauert die astronomische D. höchstens 1 Stunde 19 Minuten; in der Nähe der Pole dagegen und in allen Gegenden, die vom Äquator mehr als 48½° nach Norden oder Süden entfernt sind, dauert die D. im Sommer die ganze Nacht hindurch. Diese hellen Nächte sind um so zahlreicher, je weiter man sich vom Äquator entfernt: unter 49° der Breite vom 10. Juni bis 2. Juli, unter 52° vom 20. Mai bis 23. Juli, unter 54° vom 12. Mai bis 1. Aug., unter 60° vom 22. April bis 22. Aug., unter 70° vom 26. März bis 18. Sept., unter 80° vom 28. Febr. bis 14. Okt., am Pole selbst vom 29. Jan. bis 13. Nov. Im allgemeinen dauert die astronomische D. an einem bestimmten Orte die ganze Nacht hindurch, sobald die Deklination oder Abweichung der Sonne addiert zur Polhöhe oder geogr. Breite 72° oder mehr beträgt. Hieraus erhellt, daß für die dem Pole nahen Gegenden die D. während eines großen Teils der Zeit, wo die Sonne gar nicht aufgeht, immerfort dauert und daher die Abwesenheit der Sonne wenig fühlbar macht. Was den übrigen Teil dieser Zeit betrifft, so findet auch in diesem vor und nach Mittag eine D. statt, sobald die Sonne dann dem Horizont bis auf 18° oder weniger nahe kommt. In dem größten Teile der kalten Zone tritt eine solche mittägliche D. sogar im tiefsten Winter oder am Tage des Wintersolstitiums ein, da die Sonne an diesem Tage um Mittag unter 68°, 70°, 75°, 80°, 84½° Breite nach der Reihe 1½°, 3½°, 8½, 13½°, 18° unter dem Horizont und nur zwischen 84½° und dem Pole tiefer als 18° unter dem Horizont steht. Die kürzeste Dauer der D. findet auf der nördl. Halbkugel bei einer südlichen, auf der südlichen bei einer nördl. Abweichung der Sonne statt, die desto größer ist, je größer die Polhöhe oder geogr. Breite; z. B. für 50° Breite bei 6° 58′ südl. Abweichung, d. i. am 3. März und 11. Okt.; für 60° Breite bei 7° 53′

südl. Abweichung, d. i. am 28. Febr. und 13. Okt. Unter dem Äquator findet die kürzeste D. dann statt, wenn die Sonne im Äquator steht oder gar keine Abweichung hat, also an den Tagen der Äquinoktien um den 21. März und 23. Sept.; sie dauert dann nur 1 Stunde 12 Minuten. Schon der arab. Astronom Alhazen hat die Tiefe der Sonne, bei welcher die Morgendämmerung anfängt und die Abenddämmerung aufhört, ziemlich richtig bestimmt; Nuñez (Nonius) aber bestimmte die Tage der kürzesten D. Der letztere hat auch nebst andern Schriftstellern die Höhe der Atmosphäre aus der Dauer der D. zu bestimmen gesucht; die Höhe der lichtreflektierenden Atmosphäre findet sich zu etwa 80 km, doch kann die Höhe der das Licht nicht reflektierenden Atmosphäre noch viel höher sein.

Dammhirsch, s. Damhirsch.

Dammscher See, s. unter Damm (Stadt).

Dammschleusen, s. unter Siel.

Damnabel (lat.), verabscheuungswert, abscheulich.

Damnatio (lat.), Verdammung, Verurteilung; D. memoriae, Urteilsspruch auf schimpfliche Tilgung des Namens; damnatorisch, verurteilend.

Damnātur (lat.), es wird verworfen, darf nicht gedruckt werden (Formel des Büchercensors); der Gegensatz ist imprimatur (es werde gedruckt).

Damnifizieren (lat.), einem Schaden zufügen; Damnifikant, der Beschädiger; Damnifikāt, der Beschädigte, s. unter Damnum.

Damno (kaufmännisch für ital. danno, vom lat. damnum), Verlust, Schaden, insbesondere an Börsenpapieren, Hypotheken u. s. w.

Damnum (lat.) bezeichnet in der Rechtssprache Nachteil, Schaden, besonders denjenigen, welcher in Verringerung des vorhandenen Vermögens (D. emergens, positiver Schaden) oder in Entziehung eines zu erwartenden Gewinns (lucrum cessans, negativer Schaden) besteht. Hierauf bezieht sich die Rechtslehre vom Schadenersatze (praestatio damni). Im allgemeinen ist jemand nur ersatzpflichtig, wenn er den Schaden durch eine rechtswidrige Handlung oder Unterlassung verursacht hat (D. directum), mag diese nun eine absichtliche (dolose) oder eine bloß fahrlässige (kulpose) sein. Besonders hervorgehoben ist im röm. Rechte durch die Lex Aquilia das D. injuria datum, die mutwillige oder unvorsichtige Beschädigung fremden Eigentums durch positive Handlungen. Wegen eines rein zufälligen Schadens (D. casuale, fortuitum) sowie wegen eines durch rechtmäßige Handlungen erzeugten Schadens (D. indirectum) hat der Beschädigte oder Damnifikat für die Regel niemand in Anspruch zu nehmen; doch können hier Verträge, z. B. mit Versicherungsgesellschaften, oder letztwillige Verfügungen, oder besondere gesetzliche Bestimmungen (wie wenn durch das Überbordwerfen von Waren des einen Befrachters bei Seegefahr das Schiff und die übrige Ladung gerettet wurde) eine Ausnahme begründen. Desgleichen wird die Ersatzforderung hinfällig, wenn der Schaden nicht allein durch das Thun oder Lassen des andern, sondern vielmehr durch ein hieran sich schließendes willkürliches Verhalten des Verletzten entstanden ist (vermeidlicher Schaden, D. extra rem datum).

In den gewöhnlichen Fällen einer Ersatzverbindlichkeit hat der Beschädiger oder Damnifikant (der Urheber des Schadens) nur das «gemeine Interesse» (das quanti ea res est), d. h. denjenigen Verlust zu vergüten, den jeder andere an der Stelle des Beschädigten berechnen könnte, z. B. also den Wert, welchen die beschädigte Sache an und für sich gehabt. Bei erwiesener Bosheit oder grober Fahrlässigkeit des Urhebers läßt sich jedoch auch das «besondere Interesse» (id quod interest) in Ansatz bringen. Man begreift darunter außer dem entzogenen sichern Gewinne auch den «Affektionswert» (pretium affectionis), welchen die beschädigte Sache gerade für diesen Inhaber hatte, und das D. circa rem oder die Entwertung, welche andere Sachen des Verletzten, die zu der beschädigten in Beziehung stehen, mit erleiden, z. B. wenn durch Vernichtung eines Bandes eines Schriftwerks das ganze Werk defekt wird. Die Aussichten auf die gerichtliche Durchführung eines Schädenanspruchs waren früher außer dem Falle, daß ein bestimmtes Versprechen des Beklagten oder eine letztwillige Verfügung gegen ihn beigebracht werden kann, gewöhnlich ungünstig; denn das bisherige Recht stellte die Forderung, sowohl den Schaden als dessen notwendigen Zusammenhang mit einem bestimmten Verschulden des Beklagten (D. ex re) durch äußere Beweise darzuthun; nur wenn Beklagter einer bösen Absicht oder groben Nachlässigkeit überführt war, gestattete das gemeine Recht dem Beschädigten, die Wahrheit seiner Schätzung zu beschwören (Würderungseid). Hiergegen hat nun das neue deutsche Prozeßgesetzbuch mit der Einführung des Systems der freien Beweiswürdigung, auch bei Schädenansprüchen der moralischen Überzeugung des Gerichts und seinem billigen Ermessen einen weitgehenden Einfluß verstattet und die Vorschriften über den Würderungseid aufgehoben (Civilprozeßordnung, §. 260). Wichtig ist die Frage, inwieweit die Beamten für Versehen selbst haften und inwieweit etwa subsidiär der Staat für diese Versehen aufkommt (z. B. Reichsbeamtengesetz vom 31. März 1873, §§. 13, 134—148; Preuß. Grundbuchordnung vom 5. Mai 1872, §. 29; Vormundschaftsordnung vom 5. Juli 1875, §. 32). Handelt es sich um ungerechte Urteile oder ungerechte Verfügungen richterlicher Personen, so spricht man von Syndikatsklage (prise à partie des franz. Rechts), über welche Materie das österr. Gesetz vom 12. Juli 1872 handelt.

Damoiseau oder Damoisel bezeichnete in Frankreich den Edelknecht, der die Ritterwürde noch nicht erlangt hatte. Die reichen Edelleute nahmen solche Junker zu sich, welche ihre Gönner auf der Jagd und sonstigen Ausflügen begleiteten, die Botschaften ausrichteten und bei Tische aufwarteten. Sie wurden nach adeliger Zucht und Sitte ausgebildet und von den untern Knechten ihrer Herren bedient. Vom D. wurde man Schildknappe (écuyer), dann Ritter. Jetzt braucht man das Wort nur selten und immer im übeln Sinne, wie: Jungfernknecht, Schürzenheld, Stutzer.

Damoiselle oder Demoiselle bezeichnete lange die adeligen Fräulein, d. h. die Töchter von Damen. Die großen und vornehmen Damen hatten sonst gewöhnlich arme Edelfräulein um sich, die sie erzogen und versorgten. Diese sog. Demoiselles waren bei den Damen, was die Damoiseaux bei den Herren waren. Alle ehrbaren erwachsenen Mädchen werden jetzt in Frankreich Mademoiselle genannt. Diesen Titel erhielt sonst die mit dem Könige am nächsten verwandte Prinzessin, die unverheiratet war. Die Tochter Gastons, Bruders

Ludwigs XIII., hieß so und wird in den Memoiren ihrer Zeit nie anders als «die große Mademoiselle» genannt. In Deutschland war Mademoiselle, oder in volkstümlicher Verkürzung Mamsell, bis in das zweite Viertel des 19. Jahrh. die Anrede für unverheiratete Töchter bürgerlichen Standes. Seitdem ist dieses Wort fast ganz durch «Fräulein» verdrängt worden.

Damokles, ein Höfling und Schmeichler des ältern Dionysius, des Tyrannen von Syrakus, pries, wie Cicero in den «Tusculanae», 5,21, erzählt, zu wiederholten malen seinem Gebieter gegenüber das Glück eines Tyrannen mit so glänzenden Farben, daß dieser sich versucht fand, ihn dieses Glück auf einige Zeit symbolisch kosten zu lassen. Er ließ ihn in einen mit königl. Aufwand verzierten Speisesaal führen, an einer reichbesetzten Tafel den königl. Sitz einnehmen und von Edelpagen bedienen. Allein als D. in vollem Genusse dieser scheinbaren Herrlichkeit war, ließ Dionysius gerade über seinem Haupte ein scharfgeschliffenes Schwert an einem Pferdehaar aufhängen, und kennzeichnete damit das Glück eines Herrschers als ein mit einer unablässig drohenden Gefahr verbundenes. Gellert hat diese Erzählung in einer Fabel behandelt. Das «Damoklesschwert» war schon im Altertum sprichwörtlich für das stete Drohen einer Gefahr.

Damon und Phintias (nicht Pythias, wie häufig, aber irrtümlich gesprochen wird), zwei edle Pythagoräer aus Syrakus, zur Zeit des ältern oder jüngern Dionysius, sind berühmt als seltene Muster erhabenster Freundestreue. Ihre Geschichte, die Schiller den Stoff zu der Ballade «Die Bürgschaft» gab, wird von mehrern Schriftstellern in verschiedener Darstellung erzählt. Die Hauptquelle der Erzählung, ein Bericht des Aristoxenus, ist erhalten bei Jamblichus in dessen «Leben des Pythagoras». Ferner findet sie sich namentlich bei Cicero in dessen «Tusculanen», 5,22, und in der Schrift «Über die Pflichten», 3,10. Schiller folgte dem Hyginus (Fab. 257), wo die beiden Freunde Möros und Selinuntius heißen.

Dämonarch (grch.), Geisterfürst.

Dämonen (grch., lat. genii), bei den Griechen bald Bezeichnung für die Götter, bald für Wesen, die zwischen Göttern und Menschen in der Mitte stehen. Homer nennt vorzugsweise die Götter D., und dämonisch ist ihm gleichbedeutend mit göttlich. Hesiod versteht unter den D. Schutzgeister, welche die Seelen der Menschen aus dem Goldenen Zeitalter sein sollen. Nach Plato steht das Dämonische in der Mitte zwischen Gott und Menschen; die D. sind ihm übermenschliche Wesen, welche auf die Schicksale der Menschen Einfluß üben. Aristoteles unterscheidet die Unsterblichen in Götter und D., die Sterblichen in Heroen und gewöhnliche Menschen. Die namentlich bei den Orphikern sich findende Unterscheidung der D. in gute und böse Geister, in Agathodämonen und Kakodämonen, stammt aus dem Orient. Nach der Lehre des Parsismus stehen den guten Genien im Reiche des Ormuzd oder des Lichts, Izeds genannt, die bösen Geister, Dews, die Genien im Reiche des Ahriman oder der Finsternis, entgegen. Die jüd. Dämonenlehre ist vermutlich unter pers. Einflüssen erst seit der Babylonischen Gefangenschaft ausgebildet. Den guten Engeln stehen die bösen gegenüber, für welche letztern der Name D. ausschließlich in Gebrauch kommt. Wie an der Spitze der erstern sieben Erzengel stehen, welche den Hofstaat Jehovahs ausmachen und dessen Thron umgeben, so hat auch Satan, der Beherrscher des Dämonenreichs, sieben Erzteufel zu seinen vornehmsten Dienern. Der Volksglaube zur Zeit Jesu wußte von zahllosen D., welche die Menschen auf mancherlei Weise plagen, ja Seele und Leib in Besitz nehmen. (S. Besessene.) Das Austreiben der D. durch Zaubersprüche, Wunderkräuter u. s. w. war ein besonderes Geschäft (der Exorzisten). Die christl. Kirchenlehrer bezeichnen mit dem Namen D. die Götter der Heiden. Die Lehren der alten Kirche über den Fall der D., angeknüpft an 1 Mos. 6,2, und über ihre Wirksamkeit sind ein Gemisch jüd. und platonischer Vorstellungen; dennoch dachte die Kirche diese Wirksamkeit immer bedingt durch Gottes Rat und Zulassung. Bei den german. Völkern steigerte sich die Idee einer Besitznahme durch D. bis zu der eines Bündnisses mit dem Teufel. Vgl. Ukert, «Über D., Heroen und Genien» (Lpz. 1850); Roskoff, «Geschichte des Teufels» (2 Bde., Lpz. 1869).

Daemoniăci (lat.), von einem bösen Geiste Besessene.

Dämonisieren, als Dämon, böser Geist, walten, und: einen bösen Geist austreiben (aus Besessenen).

Dämonismus, der Glaube an Dämonen.

Dämonolatrie, Anbetung von Dämonen.

Dämonologie, Lehre von den Dämonen.

Dämonomanie (auch Dämonomelancholie genannt), Besessenheitswahn, eine Geistesstörung, wobei die Wahnvorstellung, von Dämonen besessen oder umgeben zu sein, und entsprechende Sinnestäuschungen (die Kranken fühlen sie in sich oder auf sich oder sehen und riechen sie u. s. w.) die hervorstechendsten Symptome bilden. Die vorgestellten «Dämonen» zeigen entsprechend dem Bildungsgrad, beziehungsweise der Kulturstufe des Kranken, beziehungsweise seiner Nationalität einen wechselnden Charakter. Im Mittelalter z. B., wo die D. vielfach epidemisch auftrat und insbesondere in den Hexenprozessen große praktische Bedeutung gewann, spiegeln die dämonomanischen Zustände den Teufelsglauben jener Zeit getreu wider. Gegenwärtig findet sich D. weit seltener, am meisten noch in bigotten abergläubisch-beschränkten Bevölkerungen und bei der als Hysterie (s. d.) bezeichneten Nervenkrankheit; auf letzterer Basis hat auch die Neuzeit noch einige kleinere Epidemien von D. aufzuweisen. Eine besondere Krankheitsart stellt die D. nicht dar; sie ist Teilerscheinung verschiedenartiger krankhafter Gehirnzustände, z. B. auch der Epilepsie.

Dampf oder Dunst, der luftförmige Zustand tropfbarer Flüssigkeiten, in den sie durch Aufnahme einer gewissen, genau bestimmten Menge Wärme übergehen. Die Ausdrücke D. oder Dunst sind in der wissenschaftlichen Sprache völlig gleichbedeutend; im gewöhnlichen Leben jedoch entscheidet über ihre jeweilige Anwendung der Sprachgebrauch; so z. B. sagt man Dampfmaschine, aber nicht Dunstmaschine. Dagegen hört man im gewöhnlichen Leben öfter von Dünsten als von Dämpfen der atmosphärischen Luft sprechen. Die Dünste oder Dämpfe entstehen aus manchen Flüssigkeiten bei den verschiedensten Temperaturen. So verwandelt sich das Wasser an seiner Oberfläche auch bei den gewöhnlichen Temperaturen in D.; ja sogar, wenn es durch Erniedrigung der Temperatur unter den Gefrierpunkt zu einem festen Körper (Eis) erstarrt ist, entwickelt es ebenfalls noch

Dämpfe, und zwar selbst bei den tiefsten Kältegraden (—40° C.). Es ist wahrscheinlich, daß es für jede Materie eine gewisse Temperaturgrenze gibt, unterhalb welcher dieselbe zu verdunsten aufhört; so z. B. werden bei Quecksilber unter —75° C. keine Dämpfe merklich. Gewöhnlich erfolgt die Bildung der Dämpfe, infolge der natürlich aufgenommenen Wärme, nur an der Oberfläche der Körper (der Flüssigkeiten und auch mancher festen Körper, wie Eis, Kampfer u. s. w.), und man spricht dann von der freiwilligen oder spontanen Verdunstung oder Verdampfung, oder auch kurzweg von der Verdunstung. Wenn dagegen durch absichtliche Zuführung von Wärme eine künstliche Verdampfung der Flüssigkeiten eingeleitet wird, so kann man auch turbulente Dampfbildung im Innern der letztern hervorrufen, welche das Kochen oder Sieden (s. d.) heißt. Man war ehedem der irrigen Ansicht, daß die Dämpfe nicht selbständig entstehen könnten und daß sie nur von einer in der Luft erfolgenden Auflösung der betreffenden Körper herrührten. Allein, wenn man (nach Dalton 1801—2) in den obern luftleeren Raum (Vakuum) eines Barometers b′ (s. beistehende Fig. 1) einige Tropfen luftfreien Wassers aufsteigen läßt, so wird, verglichen mit dem ungeändert bleibenden Barometer b die Höhe der Quecksilbersäule etwas herabgedrückt, z. B. bis t. Dies kommt daher, weil sich im luftleeren Raum des Barometers Wasserdämpfe gebildet haben, welche vermöge ihrer Spannkraft die Quecksilbersäule herabgedrückt haben. Derartige Versuche haben gelehrt, daß nicht nur im Vakuum Dämpfe selbständig sich bilden, sondern daß dies sogar schneller als im lufterfüllten Raum geschieht. Ist im Vakuum des Barometers b′ das Wasser im Überfluß vorhanden, so läßt sich daraus schließen, daß bei der herrschenden Temperatur jenes Vakuum von den Dämpfen des Wassers die möglichst größte Menge aufgenommen hat oder daß es mit D. gesättigt oder saturiert ist, und man nennt die entsprechenden Dämpfe selbst gesättigte oder saturierte Dämpfe. Vergleicht man die Höhe der durch den D. herabgedrückten Quecksilbersäule b′ mit dem Quecksilberstande eines luft- und dunstleeren Barometers b, so gibt der Unterschied der Höhen der Quecksilbersäulen das Maß der Spann- oder Expansivkraft der in b′ entstandenen Dämpfe.

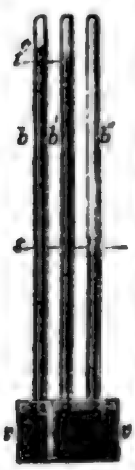


Fig. 1.

Überhaupt wird in solcher oder ähnlicher Weise die Spannkraft der Dämpfe angegeben durch die Höhe einer Quecksilbersäule, welcher sie das Gleichgewicht zu halten vermögen. So beträgt die Spannkraft der Wasserdämpfe, um nur einige Beispiele anzuführen, bei —20° C. ungefähr 0,9 mm (d. h. hält einer Quecksilbersäule von dieser Länge das Gleichgewicht); bei 0° 4,6 mm; bei 50° C. 92 mm, bei 100° 760 mm, also soviel wie der Druck der Atmosphäre. Mit der Zunahme der Temperatur steigt die Spannkraft auf 2 Atmosphärendruck (also 2 × 760 mm Quecksilberhöhe) bei 120,6° C.; auf 5 Atmosphärendruck bei 152,22° C.; auf 10 Atmosphärendruck bei 180,3° C. u. s. w. In ähnlicher Weise, wie beim D. des Wassers, mißt man auch die Spannkraft der Dämpfe anderer Flüssigkeiten, z. B. des Alkohols, Äthers u. dgl. m., indem man einige Tropfen derselben in das Vakuum eines Barometers b″ aufsteigen läßt und dann die durch die entsprechenden Dämpfe bewirkte Herabdrückung (Depression) s der Quecksilbersäule in b″, durch Vergleichung mit dem Quecksilberstande im Barometer b, für die eben stattfindende Temperatur mißt. Für die aus verschiedenen Substanzen gebildeten Dämpfe sind die Spannkräfte für gleiche Temperaturen sehr verschieden; so z. B. beträgt die Spannkraft der Wasserdämpfe bei 25° C. 23,6 mm, der Alkoholdampf 59,4 mm, der Ätherdampf 526,? mm. Die Spannkraft der Dämpfe ist bei derselben Temperatur um so größer, bei je niedrigerm Wärmegrad die betreffende Flüssigkeit siedet, und steigt bei D. jeder Art mit der Temperatur, welche man bei den einschlagenden Versuchen durch geeignete Mittel (Wärme- und Kältebäder u. s. w.) bewirkt. Zur Messung der Spannkraft der Dämpfe für Temperaturen *unter* dem Siedepunkt verwendet man Dampfbarometer, welche sich auch für Temperaturen unterhalb des Gefrierpunktes leicht und zweckmäßig verändern lassen. Um die Spannkraft von D. über dem Siedepunkte zu bestimmen, läßt man die in geschlossenen Gefäßen (z. B. in einem Papinschen Topf, einem Dampfkessel u. dgl. m.) entwickelten D. auf Manometer (s. d.) oder Druckventile drücken und mißt den entsprechenden Druck bei der stattfindenden Temperatur; hierher gehört ein sehr einfacher Apparat (s. Fig. 2), bei welchem in dem kürzern, zugeschmolzenen Glasarm über dem Quecksilber die zu verdunstende Flüssigkeit sich befindet. Wird dieser kurze Arm erwärmt, so bilden sich Dämpfe, welche, wie bei einem Manometer, die Quecksilbersäule im längern Rohr heben, wodurch man aus dem Niveauunterschied beider Quecksilbersäulen die Spannkraft der Dämpfe messen kann.



Fig. 2.

Die Dämpfe, welche sich aus den Flüssigkeiten entwickeln, erlangen, wenn das Gefäß, worin sie sich zugleich mit der Flüssigkeit befinden, erwärmt wird, eine bestimmte Spannkraft, welche, solange noch Flüssigkeit im Überschusse vorhanden ist, einzig und allein von der Temperatur abhängt, jedoch in rascher steigendem Verhältnisse als diese letztere zunimmt. Eine Vergrößerung des Raums vermindert bei unveränderter Temperatur die Spannkraft der Dämpfe nicht, indem sich sofort aus der noch vorhandenen Flüssigkeit neue Dämpfe so lange entwickeln, bis die frühere Spannkraft vollständig wiederhergestellt ist. Ebenso erzeugt eine Verkleinerung des mit den Dämpfen angefüllten Raums bei unveränderter Temperatur keine Vergrößerung der Spannkraft, weil ein Teil der Dämpfe sich sofort niederschlägt oder *kondensiert*, d. i. zu Wasser verdichtet, bis der Rest die ursprüngliche Spannkraft wieder erreicht hat. Die Spannkraft von Dämpfen, welche noch mit ihrer Flüssigkeit in Berührung sind, läßt sich also bei derselben Temperatur weder vermindern noch vermehren, weil die Dämpfe immer wieder denselben Grad ihrer Sättigung herzustellen vermögen; man nennt diesen konstanten größten Druckwert des gesättigten D. das *Maximum der Spannkraft* bei der zugehörigen Temperatur. Dieses Maximum ist jedesmal gemeint, wenn von Spannkraft der Dämpfe bei einer bestimmten Temperatur die Rede ist; es findet sich in den Spannkraftstabellen (von Magnus 1843, Regnault 1847 u. a.) in Millimeter neben

den zugehörigen Temperaturen eingetragen. Nach dem Bisherigen kann man sagen: Dämpfe, welche bei einer bestimmten Temperatur das Maximum der Spannung sowie auch der Dichte besitzen, sind für diese Temperatur *gesättigt*; haben dagegen die Dämpfe das bei einer bestimmten Temperatur mögliche Maximum von Spannkraft und Dichte nicht, so nennt man sie *ungesättigt*, weil der sie umschließende Raum noch D. bis zur Erreichung des Maximums der Spannkraft (des Sättigungsdrucks) und der maximalen Dichte (der Sättigungsdichte) aufnehmen könnte. Die *ungesättigten* Dämpfe können in einem geschlossenen Gefäße nur dann vorhanden sein, wenn kein Überschuß der verdampfenden Flüssigkeit mehr da ist und sowohl die Dichte als die Spannkraft der Dämpfe kleiner sind, als sie es nach dem Maximum bei der stattfindenden Temperatur sein sollten. Die Spannkraft der ungesättigten Dämpfe ist also bei derselben Temperatur geringer als jene der gleichartigen gesättigten Dämpfe. Um die Spannkraft beider gleich zu machen, muß man die Temperatur der ungesättigten bis zu einem gewissen Grade erhöhen, weshalb die ungesättigten Dämpfe auch *überhitzte* Dämpfe heißen. Die letztern lassen sich durch Zusammendrückung oder Erkaltung, oder durch beide zugleich in gesättigte Dämpfe, und dann durch weitere Abkühlung und Zusammendrückung zu Flüssigkeiten kondensieren. Solange jedoch die überhitzten Dämpfe noch weit von ihrem Sättigungszustande entfernt sind, befolgt ihre Spannkraft in Bezug auf die Verkleinerung oder Vergrößerung ihres Volumens sowie auf Temperaturveränderung alle Gesetze der Gase, sodaß heutzutage wissenschaftlich zwischen überhitzten Dämpfen und Gasen kein wesentlicher Unterschied mehr besteht; im praktischen Leben nennt man jedoch die sehr leicht kondensierbaren ausdehnsam flüssigen Körper Dämpfe, während die schwieriger kondensierbaren, luftförmigen Körper Gase heißen; seit Ende 1877 mußte auch die Unterscheidung von coërcibeln (s. d.) und permanenten Gasen (s. d.) aufhören. Die Spannkraft der Dämpfe bleibt für gleiche Temperaturen dieselbe, der Raum im verschlossenen Gefäße (Fig. 1 u. 2) oberhalb der Flüssigkeit, in welchem sie sich bilden können, mag mit Luft oder Gasen angefüllt oder luftleer sein. Ist das Gefäß luft- oder gashaltig, so fügt sich zu dem Drucke, welchen seine Wände von seiten der Luft oder des Gases auszuhalten haben, noch der durch die Spannkraft der hinzutretenden Dämpfe erzeugte Druck, und zwar (nach Dalton 1802) so, daß die Spannkraft des Gemenges gleich der Summe der Spannkräfte der Luft oder des Gases und des D. ist. Nach Regnault (1854) ist zwar jene Summe kleiner, als sie nach Daltons Gesetz sein sollte, aber nur um so geringes, daß letzteres annäherungsweise aufrecht bleibt.

Die Verdampfungswärme, d. i. die Wärmemenge, welche zur Verwandlung der Flüssigkeiten u. s. w. in D. verbraucht wird und ehedem latente Wärme der Dämpfe genannt wurde, ist für die verschiedenen Flüssigkeiten verschieden. Man glaubte früher, daß die Wärmemenge, welche verbraucht wird, um 1 kg Wasser von 0° in D. zu verwandeln, wenn es auf verschiedene Temperaturen erhitzt wird, dieselbe sei und daß sie nahe 640mal größer sei als diejenige, welche zur Erwärmung einer gleichen Wassermenge von 0° bis auf 1° nötig ist. Regnault hat indes nachgewiesen, daß 1 kg Wasser von 0°, wenn es bei 0° verdampft, nur 606mal, wenn es aber von 0° bis 100° C. erhitzt und bei dieser letztern Temperatur verdampft wird, 637mal so viel Wärme verbraucht als 1 kg Wasser, um von 0° bis 1° erwärmt zu werden. Die bloße Umwandlung des Wassers von 100° in D. von 100° verbraucht also 537mal die angeführte Wärmemenge. Alkohol, Äther und Terpentinöl verbrauchen eine weit geringere Wärmemenge bei ihrem Verdampfen. Die Dichtigkeit der Dämpfe ist verschieden. Setzt man die Dichtigkeit (das spezifische Gewicht) der atmosphärischen Luft = 1, so ist die Dichtigkeit des Wasserdampfes bei derselben Temperatur und Spannkraft etwa 0,62, die des Alkoholdampfes 1,59. Ein Kubikmeter Wasser liefert bei 100° C. an 1700 cbm Wasserdampf unter dem Drucke von einer Atmosphäre. Für überhitzte Dämpfe und Gase gilt das wichtige Gesetz: die *Dampfdichten* der verschiedenen Materien sind den Molekulargewichten der letztern proportional. Dieser Satz kann sowohl zur Auffindung des Molekular- und Atomgewichtes mittels der Dampfdichte oder umgekehrt, sowie auch zur gegenseitigen Kontrolle beider dienen.

Dampf heißt in der Tierheilkunde jede chronische, fieberlose Atmungsbeschwerde eines Pferdes, die dessen Gebrauchsfähigkeit beeinträchtigt, gleichgültig durch welchen Krankheitszustand solche erzeugt wird. Man unterscheidet hauptsächlich Lungendampf (meist Lungenemphysem) und Pfeiferdampf (Hartschnaufen; gewöhnlich durch Schwund und Lähmung der Kehlkopfsmuskulatur hervorgebracht). Dampf, Dämpfigsein, Hartschlägigkeit, Haarschlechtigkeit, Herzschlechtigkeit sind im Volksmunde gleichbedeutende Ausdrücke.

Dampf *des Pulvers* (*Pulverdampf* oder *Pulverrauch*) besteht aus flüchtig gewordenem Rückstand von Schießpulver.

Dampfbad nennt man die Anfeuchtung und Erwärmung des gesamten Körpers oder einzelner Teile desselben durch Dämpfe des erhitzten Wassers. Das Wirksame des D. ist demnach feuchte Wärme, und dieses daher nicht zu verwechseln mit dem heißen Luftbade der Orientalen. (S. *Bad*.) Außer dem Dampfe werden jedoch in den Dampfbade-Anstalten noch mancherlei andere Mittel, besonders kaltes und warmes Wasser, Reiben, Bürsten, Peitschen u. s. w. in Anwendung gebracht. Diese Art zu baden ist zu uns aus Rußland gekommen (daher der Name *Russisches* D.); doch sind Dampfbäder verschiedener Art sowohl in Mitteleuropa während des Mittelalters (als Schwitzbäder in Schwitzstuben) als auch im Orient, sowie bei vielen wilden, besonders amerik. Völkern (z. B. in Mexiko) seit alten Zeiten in Gebrauch. Das Wesentliche des deutschen D. besteht in Folgendem. Der Baderaum ist ein geschlossenes, mit heißen Dämpfen angefülltes Zimmer, an dessen Seiten sich mehrere terrassenförmige Erhöhungen (Stufen) befinden, um dem Badenden Gelegenheit zu geben, sich bald in einer höhern, bald in einer gemäßigten Temperatur aufzuhalten. Die Wasserdämpfe erzeugt man entweder durch Aufgießen von Wasser auf glühende Steine (welche zugleich eine Heizung des Baderaums unterhalten) oder mittels eines Dampfkessels. Außerdem befinden sich im Baderaume noch Gefäße mit kaltem, lauem und warmem Wasser, Vorrichtungen zu kalten und lauen Regenbädern, zu Begießungen und zur Kaltwasser- und Dampfdouche. Die Temperatur steigt auf jeder der Estraden

(Stufen) um einige Grade, und in den meisten Badeanstalten kann man aus einer Wärme von 30° R. am Boden des Zimmers bis in eine von 50° hinaufsteigen. Der Körper wird, sobald er gehörig durchhitzt, mit kaltem Wasser übergossen oder in die kalte Wanne eingetaucht und dann aufs neue der Einwirkung der Dämpfe ausgesetzt, worauf dann der Schweiß um so kräftiger hervorbricht. Die Haut wird, sobald sie gehörig aufgelockert, durch sanftes Reiben und Bürsten mit Seifenschaum gereinigt und abgeschilfert, sodann durch Peitschen mit Birkenruthen gereizt, um desto ergiebiger zu schwitzen. Die Länge der Zeit, welche man im Bade zubringt, wird durch den besondern Zustand des Badenden und sein Wohlbehagen dabei bestimmt; ebenso die Menge und Dauer der Abkühlungen. Am Schlusse des Bades kühlt man entweder sofort (auf russ. Art) kräftig und andauernd den ganzen Körper ab, um dann das Bad erfrischt zu verlassen. Diese Methode eignet sich besonders für Gesunde. Oder man legt sich (nach deutscher Art, welche besonders für Patienten paßt) auf ein Lager, wo man, dicht in wollene Decken eingewickelt, noch ½ bis 1 Stunde nachschwitzt. Hierauf begibt man sich wieder auf kurze Zeit in den heißen Dampf, bloß um die Haut weniger empfänglich für die Kälte zu machen, und kühlt sich endlich ebenfalls gehörig ab. Unterläßt man letzteres, so bleibt bedeutende Disposition zur Erkältung im Körper zurück, und man darf dann nicht wagen, an demselben Tage wieder ins Freie zu gehen.

Das D. ist ein treffliches diätetisches Anfrischungsmittel für kräftige, gesunde Personen und, in gehörigen Zwischenräumen gebraucht, ein Schutzmittel für solche, welche Anlagen zu Erkältungen, Rheumatismen und Katarrhen haben. Es dient ferner als wichtiges, den Stoffwechsel zeitweilig erhöhendes und die Hautthätigkeit stark anregendes Heilmittel bei manchen chronischen Ausschlägen und Geschwüren; ferner bei langwierigen Rheumatismen (rheumatischen Nervenschmerzen, Lähmungen und Kontrakturen), bei Krankheiten der Schleimhäute, besonders in den Schling- und Atmungswegen, auch denen des Gehörorgans; bei Arzneivergiftungen, z. B. Merkurialkrankheit nach Syphilis; endlich bei manchen Nervenübeln (Zahn- und Gesichtsschmerzen, Hüftweh u. dgl.). Auch alte Entzündungsprodukte, z. B. sogenannte kalte Geschwülste, Gelenkanschwellungen, zerteilen sich im D., besonders unter Mithilfe der Douchen und der Massage (s. d.). Gefährlich ist das D. für Personen, die zu Schlag- oder Stickfluß geneigt sind, die brüchige Adern oder organische Herzfehler haben, die schwächlich und zu Ohnmacht oder Krämpfen (besonders Fallsucht) geneigt sind, sowie für Fieberkranke. Das D. sollte daher nicht ohne ärztlichen Rat gebraucht werden.

Örtliche Dampfbäder werden zu Heilzwecken auf verschiedene Körperteile angewendet, mit oder ohne Zusatz arzneikräftiger Stoffe, z. B. des Weingeistes, der ätherischen Öle, namentlich des flüchtigen Öls der frisch gekochten Kiefernadeln, welches eine sehr starke und nachhaltige Hautreizung hervorruft. So läßt man dergleichen aus einem Trichter oder besondern, einer Theemaschine ähnlichen Apparaten, die mit kochendem Wasser oder Thee von Flieder, Kamille u. s. w. gefüllt sind, in die Mund- oder Nasenhöhle einziehen, in den Gehörgang einströmen, oder, in brennendheißer Temperatur, als Dampfdouche auf schmerzende Teile streichen, oder aus besondern Sitzbädern nach den Sitz- und Geschlechtswerkzeugen emporsteigen. Die alten Schwitzbäder sind dampferfüllte Kästen, welche den ganzen Körper aufnehmen, am Hals dicht anschließen und so den Kopf freilassen. An ihre Stelle traten verschiedene ähnliche Apparate, z. B. der Rapousche, der Hempelsche, teils ebenfalls Kästen, teils Betten (Ricklis «Bettdampfbad»), in denen der Patient, horizontal liegend, bis an den Hals im Dampfe steckt. Solche «Zimmer-Dampfbad-Apparate» oder Dampfkästen, unter andern von E. Lipowsky in Heidelberg verfertigt, werden zu Kiefernadel- und Kräuterdampfbädern benutzt; bei ihnen steht außerhalb des Kastens, der den Körper des Kranken mit Ausschluß des Kopfes aufnimmt, der mit Spiritus geheizte Dampferzeugungskessel mit den nötigen Zuleitungsröhren. In mehrern Solbädern (z. B. zu Achselmannstein, *Arnstadt*, *Ischl*, Kösen) finden sich Vorrichtungen zu Soldampfbädern, wo entweder der beim Versieden des Salzes entweichende Dampf oberhalb der Sudpfannen benutzt wird, oder der Soldunst durch Einleitung von gewöhnlichem Wasserdunst erwärmt wird; letztere Methode, bei der die Dunsträume den Kopf des Patienten zu umschließen pflegen, ist die zweckmäßigere und wird namentlich bei Rheumatismus und Gicht angewendet. In einigen mitteleurop. Thermen (z. B. in Baden bei Wien, Baden im Aargau, Aachen) werden die heißen Dämpfe der Quelle als D. benutzt. Schließlich gibt es namentlich in Italien natürliche Dampf- und Schwitzbäder (die «Stufe» in Ischia), wo die aus der Erde entweichenden Wasserdämpfe und vulkanischen Gasströme kurgemäß gebraucht werden; vor allem machte großes Aufsehen die Grotte von Monsummano (s. d.). — D. nennt man auch die Anwendung von Dampf zum Erhitzen einer Flüssigkeit, ohne daß derselbe mit letzterer in direkte Berührung kommt, gewöhnlich unter Benutzung eines Kessels, zwischen dessen Doppelwände der Dampf geleitet wird. (S. Abdampfen.)

Dampfbagger, s. unter Bagger.

Dampf-Bodenkultur. Seit Einführung der Dampfkraft in den Betrieb der Landwirtschaft hat es nicht an Versuchen gemangelt, die erstere auch der Bodenkultur dienstbar zu machen. Die Versuche richteten sich anfänglich zumeist auf die Erfindung von Grabemaschinen, bei welchen Motor und Arbeitsmaschine eins waren. Zuerst trat damit John Heathcoat in Dumfries (Schottland) auf, welcher sich 1832 ein Patent auf Dampfpflüge erwirkte; ihm folgte der österr. Hauptmann Bauer, mit dessen von Harkort in Leipzig gebauter Maschine 1847 der erste Versuch in Schönefeld bei Leipzig gemacht wurde. Ferner sind hier zu nennen Usher in Edinburgh 1849, Romaine in Canada 1855 u. a. Der Erfolg derartiger direkter Maschinen scheiterte immer an der Zerbrechlichkeit der Arbeitsteile, welche von dem ganzen schwerfälligen Apparate untrennbar waren. Die Einführung der Dampfkraft in die Praxis der Bodenbearbeitung nahm erst eine greifbarere Gestalt an, als J. T. Osborne in England 1846 sich ein Patent auf das sog. indirekte System erwirkte, bei welchem eine Dampfmaschine den Pflug vermittelst eines Seiles zog. Lord Willoughby faßte die Idee auf und führte sie ins Leben; sie war aber damals praktisch unhaltbar, da sie eine Eisenbahn inmitten des Feldes verlangte und den Streifen derselben ungebrochen ließ.

Im J. 1849 gelang es endlich zwei brit. Schullehrern, den Gebrüdern Fisken in Hartlepool, im Vereine mit dem Dorfschmiede Rodgers in Stockton on Tees einen Apparat auszudenken, welcher die Grundlage der heutigen Dampfpflugsysteme bildet, und zwar dadurch, daß sie den Balancierpflug und den Ankerwagen anwandten. Der Ingenieur John Fowler in Leeds, welcher sich schon 1848 durch die Erfindung des Drahtseils um die Vervollkommnung der D. verdient gemacht hat, verfolgte die Fiskensche Idee mit seltener Energie und ist infolge dessen als der eigentliche Vater des Dampfpflugs in seiner jetzigen Gestalt zu bezeichnen. J. Howard in Bedford arbeitete im Vereine mit W. Smith in Woolestone ein von dem Fowlerschen insofern abweichendes System aus, als bei dem F. Fowlerschen die Dampfmaschine entsprechend der Breite des bei jedesmaligem Zuge des Pflugs umgebrochenen Stück Landes vorrückt, bei Howard dagegen die Dampfmaschine feststeht. Eine 1856 in Vincennes bei Paris stattgehabte internationale Dampfpflugkonkurrenz bewies, daß zu dieser Zeit die Zukunft der D. schon gesichert war. In Deutschland arbeitete der erste Dampfpflug 1865 auf der Ausstellung in Köln a. Rh., welcher von Baron Hirsch in München für seine in Bayern gelegenen Güter angekauft wurde. Im J. 1868 folgte ein weiterer und von 1870 an fand dieses Gerät eine ausgedehntere Verwendung. In Deutschland und Österreich sind jetzt etwa 200 solcher Apparate in Gebrauch.

Gegenwärtig sind drei Systeme von D. in Anwendung: das Zweimaschinensystem, das Einmaschinensystem und das Rundherum- (round-about-) System. Bei dem Zweimaschinensystem wird der Pflug (oder ein anderes Bodenbearbeitungsinstrument) zwischen zwei, an den entgegengesetzten Feldrändern aufgestellten Lokomotiven mittels eines Drahtseils und mit Hilfe der an den Lokomotiven befestigten Windetrommeln hin- und hergezogen (s. Tafel: Dampf-Bodenkultur, Fig. 1); bei dem Einmaschinensystem steht an einer Seite des Feldes nur eine Lokomotive, an der andern Seite eine Leitrolle auf dem Boden und eine zweite auf einem sog. Ankerwagen, dessen scheibenförmige Räder in den Boden einschneiden und das seitliche Verschieben des Wagens verhindern. Vermittelst zweier an der Lokomotive befindlichen Seiltrommeln erfolgt das Hin- und Herziehen des Pflugs zwischen Lokomotive und Ankerwagen, welch letzterer durch eine sinnreiche Konstruktion von ersterer aus vorwärts bewegt wird. (S. Fig. 2.) Bei dem Rundherum-System endlich ist an einem Ende des Feldes eine Lokomobile mit einem hinter derselben befindlichen Windewagen aufgestellt, von dessen Trommeln Drahtseile unter der Lokomobile durch über 2 an den andern Enden des Feldes stehende Leitrollen und ferner über 2 sich einander gegenüberstehende, beim Pflügen entsprechend fortschreitende Ankerwagen laufen und zwischen diesen den Pflug hin- und herziehen. (S. Fig. 3.) Die Instrumente, deren man sich zur Bodenbearbeitung mittels der Dampfkraft bedient, sind in der Regel die Balancierpflüge, welche mit gegenständig wechselnden Pflugkörpern, drei bis sieben an der Zahl, arbeiten (s. Fig. 4); doch werden auch Grubber (s. Fig. 5), Eggen, Walzen u. s. w. angewandt.

Bringt das Dampfpflügen auch an sich keine Kostenersparnis gegenüber der Gespannarbeit mit sich, so besitzt das erstere doch bedeutende Vorzüge vor dem letztern. Dieselben sind hauptsächlich darin begründet, daß dabei eine so tiefe und infolge des schnellen Ganges des Pfluges so energische und gründliche Umwühlung des Bodens stattfindet, wie solche durch Gespanne nicht zu erreichen, und daß infolge dessen bei wirklicher Tiefkultur die Erträge des durch Dampf gepflügten Bodens anerkannt höhere sind als nach anderer Bearbeitung. Als weitere Vorteile der D. sind noch folgende Umstände zu nennen: daß gleich nach der Ernte mit der Arbeit begonnen werden kann und daß kein Festtreten des Bodens durch Zugtiere stattfindet. Trotz der höhern Anschaffungskosten des Zweimaschinensystems im Vergleiche zum Einmaschinen- und Rundherum-System ist das erstere doch, namentlich bei Tiefkultur, vorzuziehen, weil es die beste Arbeit liefert. Die bei der D. angewandten Dampfmaschinen sind 6—20 Pferdekräfte stark; meistens nimmt man 8pferdige.

Trotzdem die Dampfmaschinen auch noch zu andern Zwecken verwendet werden können, z. B. zum Dreschen, so rentiert sich die Beschaffung eines Dampfpflugs in der Regel nur in sehr großen Wirtschaften. Durch die Bildung von Dampfpfluggenossenschaften, sowie durch Vermieten von Pflügen seitens betreffender Unternehmer gewinnt die D. immer mehr an Verbreitung. Eine große Zukunft steht derselben ohne Frage noch bevor.

Litteratur: «Der Fowlersche Dampfpflug in seiner Konstruktion und Anwendung» (Berl. 1872); Perels, «Die Anwendung der Dampfkraft in der Landwirtschaft» (Halle 1872); Perels, «Handbuch des landwirtschaftlichen Maschinenwesens» (Jena 1880); Fritz, «Handbuch der landwirtschaftlichen Maschinen» (Berl. 1880); Wüst, «Landwirtschaftliche Maschinenkunde» (Berl. 1882); C. Boysen und Wüst, «Bericht über die Dampfpflugkonkurrenz zu Banteln 2. bis 8. Sept. 1881» (Berl. 1882).

Dampfboot, s. Dampfschiff.

Dampfbremse (frz. frein à vapeur, engl. steam brake), s. unter Bremsen.

Dampfbüchse (frz. boîte à vapeur, engl. steam-box, steam-chest), soviel wie Schieberkasten, s. unter Dampfmaschine.

Dampfdichte, s. unter Dampf.

Dampfdruckreduzier-Ventil (frz. soupape pour réduire la pression de la vapeur, engl. steam-pressure-reducing-valve), ein Ventil, welches in eine Dampfleitung (s. d.) eingeschaltet wird, um in Räumen, in denen Dampf zur Verwendung kommt, den Druck desselben bei wechselnder Kesselspannung konstant zu erhalten.

Dampfelektrisiermaschine, s. Elektricität.

Dämpfen (frz. vaporisage, engl. steaming), die Behandlung mit Wasserdampf, meist in eigens hierzu eingerichteten Apparaten (Dämpfkasten), um sehr fest geballte Baumwolle vor der Bearbeitung auf dem Wolf aufzulockern, auch um Garnen und Geweben größere Weichheit zu geben, resp. bei ersterer das Aufdrehen zu verhindern; außerdem das wirksamste Mittel zur Auslaugung des Holzes.

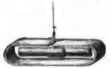
Dampfer, s. Dampfschiff.

Dämpfer (ital. sordino, frz. sourdine) ist eine mechan. Vorrichtung bei mehrern musikalischen Instrumenten, ihren Ton schwächer, weicher und zarter zu machen. Bei der Violine und Viola, seltener bei dem Cello, wird dies durch einen kleinen Kamm von hartem Holz, Elfenbein oder Metall bewirkt,

dessen dreigespaltene Zacken auf den obern Teil des Stegs geschoben werden und denselben fest und gleichmäßig zusammenfassen, ohne jedoch die Saiten im mindesten zu berühren. Um eine ähnliche Klangwirkung auf dem Horne zu erzielen, bedient man sich einer hohlen, meist mit Tuch überzogenen Kugel von Pappe, an der sich ein offener Schlauch befindet, der in den untern Teil des Horns zunächst der Stürze paßt. Durch das Einschieben dieses D. erhält das Horn den Ton, als ob es aus weiter Entfernung vernommen würde. Der D. für die Trompete besteht aus einer kleinen hölzernen Röhre, welche, wie bei dem Horne, in die Stürze geschoben wird, und gibt diesem Instrument nicht allein einen schwächern und von dem gewöhnlichen Trompetentone ganz verschiedenen Klang, sondern verursacht auch, daß das Instrument alsdann um einen ganzen Ton höher steht. Die mit einer Stürze versehenen Blasinstrumente von Holz, z. B. die Oboe, Klarinette u. s. w., werden vermittelst eines feuchten Schwamms oder zusammengeballter roher Baumwolle, und die Schlaginstrumente, z. B. die Pauke, Trommel u. s. w., durch ein auf das gespannte Fell gelegtes Tuch gedämpft. Über die Vorrichtung der Dämpfung der Metallsaiten auf dem Pianoforte und ähnlichen Tasteninstrumenten s. Pianoforte. Die Stelle eines Tonstücks, bei welcher D. angewendet werden, wird in den einzelnen Stimmen mit con sordini, hingegen wo sie wieder in Wegfall kommen sollen, mit den Worten senza sordini oder si levàno i sordini von dem Komponisten angedeutet.

Dämpfer nennt man Vorrichtungen, welche dazu dienen, um die Schwingungen von Magnetstäben oder Magnetnadeln abzukürzen oder ganz zu unterdrücken, sodaß die in Schwingung geratenen Magnetstäbe neue Ruhelagen schnell annehmen, wodurch die Beobachtung nicht nur sehr erleichtert, sondern auch viel sicherer wird. Die Hemmung oder Dämpfung jener Schwingungen kann mechanisch erfolgen durch den Widerstand, welchen die Luft oder Flüssigkeiten einer mitschwingenden Fahne entgegensetzen. Da jedoch durch derartige Bewegungshindernisse die Genauigkeit der Einstellung leidet, so zieht man jene D. vor, welche darauf beruhen, daß schwingende Magnetstäbe (Magnetnadeln) in sehr nahen Leitern Induktionsströme erregen, welche (nach dem Gesetze von Lenz) die entgegengesetzten Bewegungen hervorzurufen, mithin jene Bewegungen aufzuheben suchen, durch welche sie entstanden sind, also hier die Schwingungen der Magnetnadel.

Die gewöhnlichste Form der D. ist (wie beistehende Figur zeigt) die eines geschlossenen Kupferbügels, welcher einen an umgedrehten Seidenfäden hängenden Magnetstab (Magnetnadel) umgibt. Je nachdem man den Magnetstab innerhalb jenes Kupferbügels oder frei schwingen



läßt, kommt derselbe sehr bald oder viel später zur Ruhe; im ersten Falle treten jene hemmenden Induktionsströme auf, im zweiten Falle nicht. Aus je besser leitendem Metall und je massiger die D. angefertigt werden, desto leichter hemmen sie die magnetischen Schwingungen; auch ist hierbei die Form der D. von Einfluß; im allgemeinen stellen sie ein dickwandiges, kupfernes Gehäuse vor, an welchem bei den »regulierbaren D.« Metallmassen dem Magnetstabe sich nähern und auch davon zurückschieben lassen. Nur bei starken Magneten ist eine kräftige Dämpfung möglich. Dämpfung in Verbindung mit Astasierung (s. Astatische Nadel) kann bewirken, daß der Magnetstab aperiodisch, d. i. geradezu, ohne Schwingungen, seine neue Gleichgewichtslage annimmt, worauf sogleich die Beobachtung sicher und genau erfolgen kann. Starke Dämpfung allein kann wohl auch dem Magnetstabe die aperiodische Bewegung ermöglichen, aber das Instrument ist dann wenig empfindlich. Dagegen machen schwache Dämpfung verbunden mit Astasierung den Apparat sehr empfindlich.

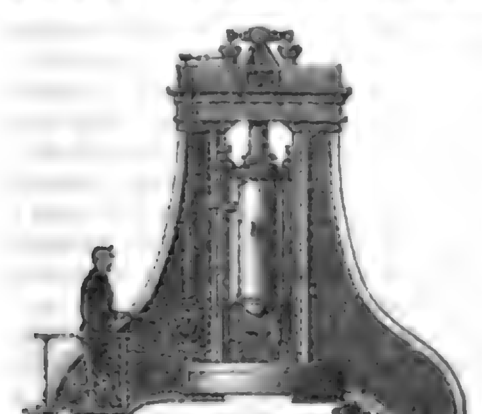
Dampfgeschütze und **Dampfgewehre** sollten die betreffenden, auf den Gebrauch des Schießpulvers beruhenden Feuerwaffen ersetzen. Nachdem im 19. Jahrh. der Wasserdampf als Mittel zur Erzeugung einer bewegenden Kraft bei Maschinen eine so hohe Bedeutung erlangt hatte, lag der Gedanke nahe, diese Kraft für die Bewegung der Geschosse auszunutzen. Im J. 1814 hat bereits ein franz. General Girard eine Art Dampfmitrailleuse konstruiert, die zur Verteidigung von Paris aufgestellt wurde, indes keine Verwendung fand. Der Engländer Perkins konstruierte 1824 ebenfalls eine auf dem Wasserdampf beruhende mitrailleusenähnliche Vorrichtung, welche 420 Gewehrkugeln in der Minute forttrieb, sowie späterhin ein 4pfündiges Dampfkanon, welches 80 Kugeln in der Minute schleuderte. Versuche der franz. Artillerie zu Vincennes 1828/29 ergaben die große Schwerfälligkeit einer derartigen Maschine, sowie die Unsicherheit des Schusses. Es ist unmöglich, eine genügende Dampfmenge von der erforderlichen hohen und gleichmäßigen Gasspannung mit Sicherheit zu entwickeln und zuzuleiten. Dem Gebrauch einer Dampfwaffe mußte jedesmal die Erzeugung des Dampfes vorhergehen (Anheizen), die einen gewissen Zeitverlust bedingt. Die Anwendung des Dampfes konnte wie ersichtlich nur bei geschützähnlichen Vorrichtungen und auch hier wieder nur in ganz stabilen Positionen stattfinden, die Hauptvorteile, die enorme Feuergeschwindigkeit und die billige Erzeugung der Treibkraft, fallen indes gegenüber den immer noch bleibenden Nachteilen so wenig ins Gewicht, daß der Gebrauch eines von den Pulverwaffen so wesentlich verschiedenen Systems neben diesen wohl niemals Aussicht auf Verwirklichung haben dürfte. — Auf Kriegsdampfern kann die zur Verfügung stehende Dampfkraft zur Erleichterung der Bedienung schwerer Geschütze in Panzertürmen und zur Drehung letzterer Anwendung finden.

Dampfgummi, s. Dextrin.

Dampfhammer ist eine Verschmelzung von Dampfmaschine, Hammer und Amboß, und in der Regel von solcher Ausführungsform, daß auf die Erzeugung einer rotierenden Bewegung Verzicht geleistet, der Kolbenwechsel also ohne Mitwirkung eines Schwungrades durch den Steuerungsapparat allein herbeigeführt wird. Die erste Idee, den Dampf zum Betriebe großer Hämmer in ganz direkter Weise zu benutzen, hat James Watt in seinem engl. Patent vom 28. April 1784 ausgesprochen; dieselbe wurde durch William Deverell (1806), später durch Nasmyth in Patricroft (1838) weiter ausgebildet und kam 1842 durch Bourdon und Schneider in Creusot zum ersten mal zu prak-

tischer Ausführung. Die Herstellung besonders großer Schmiedestücke, wie sie die in den dreißiger Jahren zu hoher Entwickelung gelangende Dampfschiffahrt erforderlich machte (Kurbelwellen, Kolbenstangen), hatte die Notwendigkeit ungewöhnlich schwerer Maschinenhämmer von großer Fallhöhe herbeigeführt und die Verwendung des Dampfes als Motor, der von lokalen Beschränkungen frei ist, angezeigt. Jener erste in Creusot ausgeführte D. war einfach wirkend; der Dampf wurde mittels eines von der Hand bewegten Muschelschiebers nur in den unter dem Kolben liegenden Teil des Cylinders geleitet, um den durch die Kolbenstange mit dem Kolben verbundenen *Hammerbär* zu heben, und das Herabfallen desselben erfolgte unter Abführung des benutzten Dampfes ausschließlich durch sein eigenes Gewicht.

Die Umwandlungen, welche der D. aus dieser ursprünglichen Form im Laufe der folgenden Jahrzehnte allmählich erfahren hat, beziehen sich auf Herbeiführung einer völlig automatisch wirkenden Steuerung (Nasmyth, Naylor, Keller und Banning), auf möglichste Verstärkung der Schlagwirkung durch eine Prellvorrichtung oder durch Benutzung von Oberdampf (Nasmyth), also durch den Übergang von der einfach wirkenden zur doppelt wirkenden Dampfmaschine; ferner auf Herbeiführung größerer Stabilität durch Verminderung der Gesamthöhe der Maschine (Cavé, Voisin) oder durch Verlegung des Hammerbärgewichts in die Kolbenstange (Daelen, Morrison), sowie durch geeignete Fundamentierung des Amboßes (Schwartzkopff), endlich auf gänzliche Beseitigung des Amboßes und seines immer kostspieligen Fundaments durch Verdoppelung des Hammerbärs und Bearbeitung des Schmiedestücks zwischen zwei horizontal gegeneinander beweglichen Massen (Ramsbottom). Besondere Schwierigkeiten hat die Anordnung der Steuerungsmechanismen, da es möglich sein muß, die Umkehr des Kolbens oben und unten je nach der gewünschten Stärke des Schlags und der Dicke des Arbeitsstücks genau und sicher zu regulieren und innerhalb weiter Grenzen das Hammerspiel zu verändern. Die nachstehende Abbildung zeigt einen *Luppendampfhammer* nach Konstruktion von



Condie, bei welcher der mit einem Ansatz versehene Dampfcylinder den Hammerbär bildet, während Kolben und Kolbenstange am Gerüst befestigt sind.

Hinsichtlich der Größe der Dampfhämmer ist zu bemerken, daß das Gewicht des Hammerbärs in der Regel zwischen den Grenzen 5 und 80 Ctr., die Fallhöhe zwischen 0,5 und 1 m sich bewegt, daß jedoch in einzelnen Fällen das Bärgewicht bis zu 1000 Ctr. und die Fallhöhe bis zu 3 m (Hammer in der Gußstahlfabrik von Krupp in Essen) gesteigert worden ist, in welchem Falle die Schlagwirkung des D. ungefähr dem 10000fachen der Wirkung eines von der Hand bewegten größern Zuschlaghammers gleichkommt. Da die Verdichtung und Formgebung des Schmiedeeisens und Stahls durch Hammerschläge nur während der Weiß- und Rotglühhitze mit Erfolg geschehen kann, also im höchsten Grade an die Zeit gebunden ist, so ergibt sich hieraus der eminente Vorteil, welchen der D. im Großmaschinenbau gewährt.

Dampfheizung (frz. chauffage à vapeur, engl. heating by steam, steam-heating), eine Heizmethode, mittels deren die bei der Kondensation von Wasserdampf frei werdende Wärme durch Anwendung geeigneter Apparate nutzbar gemacht wird. (Näheres s. unter *Heizung*.)

Dampfhemd, soviel wie Dampfmantel (s. d.).

Dämpfigsein, Krankheit der Pferde, s. *Dampf*.

Dampfjacke, soviel wie Dampfmantel (s. d.).

Dampfkessel (frz. chaudière à vapeur, générateur à vapeur, engl. steam-boiler, generator of steam), ein zur Erzeugung von Dampf für technische Zwecke dienender Apparat. Derselbe bildet an sich ein geschlossenes, heizbares Gefäß, welches teilweise mit Wasser gefüllt wird und dessen übriger Teil dazu bestimmt ist, den entwickelten Dampf aufzunehmen. D. werden vorwiegend aus Eisenblech hergestellt, da die Versuche, die man in neuerer Zeit mit Stahlblech gemacht hat, infolge der ungleichmäßigen Härte desselben nicht die gewünschten Resultate ergeben haben, während das Kupfer des hohen Preises wegen nur zu einigen Teilen der D. vereinzelt Verwendung findet und Gußeisen mit Rücksicht auf seine geringe Festigkeit in den meisten Staaten als Dampfkesselmaterial nicht benutzt werden darf. Als untrennbares Zubehör des D. ist die Feuerung zu betrachten, welche die zur Dampfbildung nötige Wärme erzeugt; die Vereinigung von D. und Feuerung wird als Dampfkesselanlage bezeichnet. Da die D. in den weitaus meisten Fällen Dampf von hoher Spannung zu liefern haben, ist in erster Linie die Höhe dieses Drucks für die Konstruktion des D. und die Stärke des zu verwendenden Materials maßgebend. Da aber von jedem D. auch eine ökonomische Wirkungsweise verlangt wird, d. h. daß derselbe mit einer bestimmten Brennstoffmenge die größtmögliche Dampfmenge erzeugt, so sind es diese beiden Faktoren, welche namentlich in neuerer Zeit bei Dampfkesselanlagen bestimmend auftreten.

Die *Formen*, die man den D. gibt, sind äußerst mannigfaltig und setzen sich zusammen mit Rücksicht auf die Verwendungsweise und den hierdurch bedingten Grad der Festigkeit. In Bezug auf letztern Punkt würde die Kugelgestalt die zweckmäßigste sein, da dieselbe unter sonst gleichen Umständen die größte Widerstandsfähigkeit besitzt und mithin die dünnsten Wandungen zuläßt; da jedoch ein solcher Kessel hinsichtlich des zweiten Punktes, die günstige Ausnutzung des Brennmaterials, sich als unzweckmäßig erweist, so hatte man als Grundform die Form einer cylindrischen Röhre mit annähernd kugelförmigen Enden angenommen, welche auch jetzt noch viel angewendet wird, weil sie in Bezug auf Widerstandsfähigkeit der Kugelform wenig nachsteht, dabei aber eine

vollständigere Ausnutzung der Wärme gestattet. Anders geformte Kessel würden so dicke Wandungen erfordern, oder müßten durch Verankerungen und Versteifungen so kompliziert und kostspielig werden, daß dieselben fast gar nicht in Betracht kommen können. Nur ganz besondere Umstände lassen eine Abweichung hiervon gerechtfertigt erscheinen. So ist bei der Konstruktion der Lokomobil- und Lokomotivkessel die Anbringung eines parallelepipedischen oder kastenartigen Vorderteils kaum zu vermeiden. Auch Schiffskessel können häufig nicht durchweg aus cylindrischen Teilen zusammengesetzt werden; doch sucht man in neuerer Zeit, wo immer höhere Dampfspannungen verwendet werden, in dieser Beziehung das Möglichste zu leisten. Die sog. labyrinthförmigen Kessel, welche sich am besten der Schiffsform anschmiegen, werden jetzt nicht mehr ausgeführt, ebenso haben die koffer- oder sargförmigen Kessel, deren sich Watt, der Erfinder der heutigen Dampfmaschine (s. d.), bediente, nur noch histor. Bedeutung, da diese Formen nur zu einer Zeit Anwendung finden konnten, wo Dampfspannungen von nicht über 1½ Atmosphären verwendet wurden, während die jetzt gebräuchlichen Spannungen von 6—12 Atmosphären die cylindrische Form fordern.

An jedem D. unterscheidet man folgende drei **Hauptteile**: den Wasserraum, den Dampfraum und die Heizfläche. Die Größe dieser einzelnen Teile an sich und im Verhältnis zueinander wird durch die Umstände bedingt, unter denen der Kessel Verwendung finden soll. Unter **Wasserraum** ist derjenige Teil des Kessels zu verstehen, welcher stets mit Wasser gefüllt ist. Die Größe der in demselben enthaltenen Wassermasse ist von bedeutendem Einfluß auf die Dampfentwickelung. Je größer die Wassermasse ist, um so regelmäßiger ist die Dampfentwickelung, und dieser Umstand bietet ein einfaches Mittel, um Unregelmäßigkeiten in der Wärmezuführung und dem Dampfverbrauch auszugleichen, sodaß das Kesselwasser gleichsam als Wärmereservoir wirkt. Demnach ist bei solchen Kesseln, wo die Dampfentnahme eine sehr ungleiche ist, ein großer Wasserraum erforderlich, während da, wo der Dampfverbrauch mehr konstant ist und eine rasche Dampfentwickelung verlangt wird, ein kleiner Wasserraum angemessen ist. Der **Dampfraum** hat hauptsächlich den Zweck, dem Dampf Zeit zu lassen, sich von den mitgerissenen Wasserteilchen zu trennen; als Dampfsammler ist seine Wirkung bei weitem nicht so bedeutend als die des Wasserraums, und es ist eine irrige Ansicht, wenn man glaubt, durch große Dampfräume Unregelmäßigkeiten im Dampfverbrauch kompensieren zu können. Die **Heizfläche** ist derjenige Teil der Kesseloberfläche, welcher einerseits mit der Flamme und den Verbrennungsgasen, andererseits mit dem Kesselwasser in Berührung ist, also diejenige Wandung des Kessels, welche die Wärme des Feuers aufnimmt und an das Kesselwasser abgibt. Augenscheinlich wird ein Kessel um so mehr Dampf entwickeln, je größer seine Heizfläche ist, und es gehen daher alle neuern Konstruktionen von dem Gedanken aus, auf möglichst kleinem Raum eine möglichst große Heizfläche zu schaffen. Die Heizfläche wird ihrem Zweck, Überführung der Heizwärme in das Kesselwasser, um so besser entsprechen, je reiner ihre Oberfläche auf beiden Seiten ist. Beim Betrieb der D. bildet sich jedoch Ruß und Rost auf der einen Seite, Kesselstein und Schlamm auf der andern Seite, die als schlechte Wärmeleiter die Wirkung der Heizfläche wesentlich beeinträchtigen, ein Übelstand, dem man durch die weiter unten angegebenen Mittel zu begegnen sucht.

Die gegenwärtig gebräuchlichen **Kesselkonstruktionen** lassen sich in vier Gruppen einteilen: Walzenkessel, Flammrohrkessel, Feuerröhrenkessel und Wasserröhrenkessel. Der **Walzenkessel**, auch Cylinderkessel genannt, besteht aus einer horizontal gelagerten cylindrischen Röhre, deren Enden mit mehr oder weniger kugelförmigen Platten verschlossen sind. Derselbe gewährt bei seiner Einfachheit und großem Wasserraum eine im Verhältnis zu seinen Dimensionen genügende Heizfläche und kann lange in betriebsfähigem Zustand erhalten werden, weshalb seine Anwendung für kontinuierlichen Betrieb und wo nicht über 25 qm Heizfläche erfordert wird, gerechtfertigt erscheint. Für größere Heizflächen hat der einfache Walzenkessel den Nachteil, daß er sehr viel Raum beansprucht. Man teilte deshalb das lange Rohr desselben, legte die so erhaltenen beiden Röhren untereinander und ließ die Feuergase erst unter dem einen und dann unter dem andern Rohr hinstreichen.

Auf der Tafel: **Dampfkessel** zeigt Fig. 1 eine Dampfkesselanlage nach diesem System. Der bis zu zwei Dritteln mit Wasser gefüllte Oberkessel A ist vorn mit einem kurzen Ansatz N versehen, der durch das Mauerwerk nach außen ragt und zum Anbringen des Wasserstandszeigers, des Manometers, der Probierhähne u. s. w. dient. Der auf der Mitte des Kessels aufgenietete Cylinder M, Dampfdom genannt, dient als Dampfraum, in welchem sich der Dampf von den mitgerissenen Wasserteilen scheidet, um sodann durch das auf dem obern Boden desselben angebrachte Absperrventil in die Rohrleitung und nach dem Ort seiner Verwendung geführt zu werden. Der untere Kessel C D ist mit dem obern durch zwei kurze Stutzen verbunden und infolge dessen stets mit Wasser gefüllt. Die Stutzen müssen so weit sein und eine solche Lage haben, daß der Dampf, welcher sich im untern Kessel entwickelt, bequem in den obern gelangen kann und sich nicht im untern ansammelt. Beide Kessel sind von dem gemauerten Ofen ganz umschlossen, der vorn bei H den Feuerraum mit dem Rost enthält. Von hier gelangen die Feuergase, unter dem Oberkessel hinstreichend, nach hinten, wo sie durch den Kanal K unter dem untern Kessel hinziehen, um von da in den Schornstein zu entweichen. Das Rohr B, welches durch den obern Kessel und den hintern Verbindungsstutzen in den untern Kessel führt, wird Speiserohr genannt, weil es zur Zuführung des Speisewassers dient, durch welches das vom Kessel verdampfte Wasser ersetzt wird. Infolge der eigentümlichen Anordnung des Speiserohrs gelangt das zugeführte kalte Wasser zuerst in einen kältern Teil des Kessels bei F und kommt beim Fortschreiten zu den heißern Kesselteilen in eine regelmäßige Strömung, die derjenigen der Feuerluft entgegengerichtet ist. (Dieses Prinzip der Gegenströmung hat bei neuern Kesselkonstruktionen große Bedeutung erlangt.)

Die zweite Gruppe, die der **Flammrohrkessel**, wird durch den in Fig. 2 der Tafel abgebildeten Cornwall-Kessel mit einem Flammrohr repräsentiert. Die Feuerung wird teils in das Flammrohr, teils vor dasselbe gelegt und die Feuergase passieren zuerst dieses Rohr und werden dann durch gemauerte Kanäle unter dem äußern Kessel zum Schornstein geführt. Aus der Abbildung ist zugleich

die Art und Weise ersichtlich, wie die D. aus Blechplatten zusammengenietet werden. Da die Reinigung dieser Kessel namentlich unter dem Flammrohr sehr schwierig ist, hat man zwei Flammrohre nebeneinander angeordnet, die entweder jedes mit Innenfeuerung versehen sind oder bei Vorfeuerung von den abziehenden Rauchgasen durchstrichen werden. Die Anordnung zweier Rohre bietet auch den Vorteil, daß dieselben geringere Wandstärken erhalten können, mithin wohlfeiler sind, und daß sie eine bedeutend größere Heizfläche darbieten. Als Flammrohrkessel sind ferner die Galloway-Kessel (von Galloway and Sons in Manchester) zu betrachten. In Fig. 16 der Tafel ist eine neuere Konstruktion dieser Kesselart in Längen- und Querschnitt dargestellt. Wie aus dem Querschnitt hervorgeht, hat das Flammrohr hier keinen runden Querschnitt, sondern eine ovale Form, die am untern Teil etwas eingebaucht erscheint. Auf die ganze Länge mit Ausnahme des Feuerraums, der auch wieder die kreisförmige Querschnittsform zeigt, sind in das Flammrohr kegelförmige Röhren von der Form, wie sie die beistehende Fig. 1 zeigt, eingesetzt, welche nicht nur gleichsam als Strebebolzen die Widerstandsfähigkeit erhöhen und somit die Anwendung einer andern Querschnittsform als die kreisförmige gestatten, sondern auch die Heizfläche bedeutend vermehren. Die Fig. 16 der Tafel zeigt ferner die Verankerung der nicht ausgebauchten Kesselböden mit dem cylindrischen Teil behufs Vergrößerung der Widerstandsfähigkeit.



Fig. 1.

Die nun folgende Gruppe der **Feuerröhrenkessel** kann man sich aus der Grundform der Flammröhrenkessel in der Weise entstanden denken, daß man das durchgehende Rohr der letztern durch eine ganze Anzahl dünnerer Röhren ersetzte, um so die Heizfläche in einem kleinen Raum auf das Maximum zu bringen. In Fig. 9, 10, 18 und 19 der Tafel sind die Repräsentanten dieser Klasse veranschaulicht. Dieselben finden da Verwendung, wo der Raum auf das äußerste beschränkt ist, also namentlich auch bei Lokomotiven, Lokomobilen und Schiffsmaschinen. Die Feuerung befindet sich stets im Kessel in der sog. Feuerbüchse, die mit Ausnahme des untern Teils, wo der Rost angebracht ist, einen Teil der Heizfläche ausmacht. In Fig. 9 ist ein vertikaler Röhrenkessel dargestellt. Die in der Feuerbüchse erzeugten Flammen und Gase streichen durch die behufs besserer Wärmeabgabe aus Kupfer oder Bronze hergestellten Röhren in die Rauchkammer oberhalb des Kessels und von da in den Schornstein. Durch die in der Zeichnung ersichtlichen, in den Kessel eingehängten Platten wird das Wasser gezwungen, in der durch die Pfeile angedeuteten Richtung zu cirkulieren, was insofern von Wichtigkeit ist, als dadurch ein Ansetzen des Kesselsteins an die Röhren verhindert wird. In Fig. 10 zeigt sich die Konstruktion eines Lokomotivkessels. Die cylindrische Feuerbüchse des vorigen Kessels ist hier aus Konstruktionsrücksichten durch eine solche von kastenförmiger Gestalt ersetzt, während das Charakteristische dieser Gruppe, die große Menge Feuerröhren, auch Siederröhren genannt, sich auch hier vorfindet. Ganz besondere Sorgfalt ist bei diesen Kesseln auf die Verankerung der Wände des vordern, nicht cylindrischen Kesselteils mit denen der Feuerbüchse zu verwenden, da diese Teile infolge ihrer Form einer bedeutenden Spannung durch den Dampfdruck ausgesetzt sind. Festigkeit, geringe Rauminanspruchnahme, große Verdampfungsfähigkeit und leichte Verbindung mit dem Mechanismus sind die Vorzüge dieser Kesselform. Eine stationäre Kesselanlage, deren D. gleichfalls in die Klasse der Feuerröhrenkessel gehört, ist in Fig. 18 und 19 dargestellt. Der von Feuerröhren durchzogene Kessel ist von einem gemauerten Ofen umgeben, der den Feuerraum und die Feuerzüge bildet. Die Heizgase nehmen ihren Weg unter dem Kessel entlang, ziehen dann von hinten nach vorn durch die Feuerröhren und von da durch die Rauchkanäle zu beiden Seiten des Kessels zum Schornstein. Wie die Querschnittsfigur 18 zeigt, sind die Feuerröhren in zwei Gruppen angeordnet, sodaß zwischen ihnen ein Raum frei bleibt, in welchem zum Zweck der Reinigung ein erwachsener Mann sich bequem bewegen kann.

In die Klasse der **Wasserröhrenkessel** gehören fast alle neuern Konstruktionen, namentlich die sog. Inexplosibles, die jedoch ihren Namen nur zum Teil mit Recht führen. Der Grundgedanke, welcher zur Konstruktion der Wasserröhrenkessel anregte, war der, die großen dem Feuer ausgesetzten Räume der D. durch eine Anzahl kleinerer zu ersetzen, um auf diese Weise sowohl eine bedeutende Heizfläche auf kleinem Raum zu erhalten, als auch die gewaltigen Verheerungen, welche die Explosionen der großen D. verursachen, unmöglich zu machen; denn je kleiner der Durchmesser der Röhren ist, um so widerstandsfähiger sind dieselben gegen äußern und innern Druck, können also bedeutend dünnere Wandungen erhalten und setzen so dem Übergang der Feuerwärme zum Kesselwasser weniger Widerstand entgegen. Durch die Konstruktion der Wasserröhrenkessel wurde es demnach möglich gemacht, Dämpfe von höherer Spannung (bis zu 12 Atmosphären und darüber) zu erzeugen, ohne den Gefahren einer Explosion, die bei den Walzen- und Flammrohrkesseln mit so hohen Spannungen bedeutend wachsen würden, ausgesetzt zu sein. Abgesehen von der größern Widerstandsfähigkeit der engen Röhren, welche, ohne zu dicke Wandungen zu erhalten, eine acht- bis zehnfache Sicherheit gewähren, kann eine Explosion infolge des geringen Wasserquantums, welches diese Kessel enthalten, hier nicht so heftig wirken wie die eines großen D.

Das Prinzip der modernen Wasserröhrenkessel wird am besten durch den in Fig. 11 dargestellten D. von Babcock u. Wilcox erläutert. Derselbe besteht aus zwei Hauptteilen, einer Anzahl direkt über dem Feuer befindlicher Röhren und einem darüber angebrachten großen Cylinderkessel. Die Röhren sind in nahezu horizontalen Reihen derartig angeordnet, daß die nächstobern stets über den Zwischenräumen der untern liegen; an beiden Enden sind dieselben in ein hohles Gußeisenstück dampfdicht eingeschliffen. Vorn stehen sämtliche Röhren mit dem großen obern Kessel in Verbindung, während die hintern Enden derselben mit einer Schlammkammer und durch diese gleichfalls mit dem obern Kessel kommunizieren. Die Feuerung befindet sich unter dem vordern Ende der Röhren; die Verbrennungsprodukte gehen vom Rost aus durch die Zwischenräume der Röhren in eine Heizkammer unter dem großen Kessel, von hier zwischen den Röhren wieder

herunter und hinauf und gelangen dann in den Schornstein. Dadurch, daß das kalte Speisewasser an dem kältesten Teil, nämlich dem Schlammsammler, eintritt und unter allmählicher Erwärmung zu den heißesten Teilen gelangt, findet bei diesen Kesseln eine sehr lebhafte Wassercirkulation statt, welche bis zu einem gewissen Grade verhindert, daß sich Kesselstein in den Röhren ansetzt; derselbe wird hinweggespült und sammelt sich in dem am tiefsten gelegenen Punkt, dem Schlammsammler, von wo er abgeblasen werden kann. Außerdem trägt die schnelle Wassercirkulation, welche dem Feuerstrom gerade entgegengerichtet ist, dazu bei, den Feuergasen möglichst viel Wärme zu entziehen, und wird daher bei allen neuern Kesseln erstrebt. Die geneigte Lage der Wasserröhren soll nicht nur die Wassercirkulation befördern, sondern auch dem in den Röhren sich bildenden Dampf schnellen und sichern Abzug nach dem großen Kessel verschaffen.

Der in Fig. 14 u. 15 dargestellte **Rootsche Kessel** hat als charakteristisches Merkmal eine Anzahl stark nach hinten geneigter Röhren, von denen je 7—12 übereinander liegen und durch gußeiserne Deckel an ihren Enden verbunden sind; die Enden der Röhren stehen sowohl mit dem unten quervorliegenden Wasserzuführungs- und Schlammablagerungsrohr, als auch mit dem oben liegenden Dampfsammelrohr in Verbindung. Auf ein Drittel und zwei Drittel der Kesselhöhe sind eiserne Ablenkplatten auf die Röhren gelegt, sodaß die Heizgase dieselben ihrer ganzen Länge nach in der Richtung der eingezeichneten Pfeile umspülen müssen. Das Speisewasser tritt zuerst in den über dem Kessel gelagerten Vorwärmer (in der Zeichnung aus zwei Reihen kürzerer Röhren gebildet), in welchem dasselbe von den abziehenden Heizgasen vorgewärmt wird und dann in den an der tiefsten Stelle des Kessels liegenden Schlammsammler gelangt, von wo es in lebhaftem, den Feuergasen entgegengerichtetem Strom durch die Röhren des Kessels cirkuliert. Als besondere Vorzüge dieses Kessels gelten die leichte Aufstellung desselben, die geringe Rauminanspruchnahme bei bedeutender Dampfentwickelung und die Möglichkeit, hochgespannte Dämpfe ohne Gefahr zu erzeugen. Dagegen verlangt der sehr kleine Wasserraum eine äußerst regelmäßige Dampfentnahme, da im andern Fall selbst der aufmerksamste Heizer ein bedeutendes Schwanken des Drucks und der Wassermenge nicht vermeiden kann.

Zu den Wasserröhrenkesseln gehört ebenfalls die in Fig. 13 abgebildete Kesselkonstruktion des Engländers **Field**. Wie die Zeichnung erkennen läßt, besteht der Kessel aus einem äußern Cylinder, in welchen die Feuerkiste eingesetzt ist. Vom Deckel der Feuerkiste ragen 40 schmiedeeiserne Röhren in den Feuerraum hinein. Während die andern Teile der Abbildung, wie Rost, Aschenfall und Rauchrohr, keiner weitern Erklärung bedürfen, zeigen die stalaktitenartig in den Feuerraum hinabreichenden Röhren eine eigentümliche Konstruktion. Diese Röhren, welche Fig. 7 in vergrößertem Maßstab zeigt, bestehen aus zwei konzentrischen Teilen, von denen der äußere in der Decke der Feuerkiste befestigt ist, der innere dagegen, oben trichterförmig erweitert und unten offen, in den erstern hineinhängt. Da die äußern Röhren bei weitem stärker erhitzt werden als die innern, wird das mit den erstern in Berührung kommende Wasser eine höhere Temperatur als das im Innern der engen Röhren befindliche besitzen. Es muß daher eine lebhafte Wassercirkulation in der Art eintreten, daß das heiße Wasser und die Dämpfe in dem weiten Rohr in die Höhe steigen, in dem engen dagegen kälteres Wasser herabfließt. Wenn nun auch durch diese Wassercirkulation ein reichliches Ansetzen von Kesselstein verhindert wird, so erfordern diese Kessel doch ein sehr reines Speisewasser, um auf die Dauer betriebsfähig zu bleiben.

Der **Gliederkessel von Harrison**, in Fig. 8 dargestellt, ist seit einer Reihe von Jahren in den Vereinigten Staaten im Gebrauch. Derselbe besteht aus mehrern Abteilungen, deren jede von hohlen gußeisernen Kugeln gebildet wird, die miteinander durch die auf denselben aufgegossenen Halsstücke in Verbindung stehen und mittels genau bearbeiteter Flächen aneinander gepreßt sind. Durch lange Bolzen, die durch jede Reihe von Kugeln hindurch reichen, sind die letztern, wie in der Abbildung ersichtlich, verbunden. Durch die zwischen diesen Kugeln, von denen die obern den Dampf-, die untern den Wasserraum bilden, befindlichen Hohlräume bewegen sich die Flamme und Verbrennungsgase, um direkt abwärts in den Schornstein zu strömen.

Da die in den Schornstein ziehenden Feuergase immer noch einen ziemlich hohen Grad von Wärme besitzen, die unbenutzt entweicht, hat man versucht, dieselben zum **Vorwärmen** des Kesselspeisewassers zu benutzen; Fig. 17 zeigt eine diesem Zweck dienende Anlage. Auf dem Wege der Feuergase vom Kessel bis zum Schornstein ist ein System von Röhren (Economiser) eingeschaltet, durch welches das Speisewasser, bevor es in den Kessel gelangt, hindurchgepreßt wird. Die ganze Anordnung ist aus den Figuren (Grundriß und Querschnitt) deutlich zu ersehen.

Die **Feuerung** eines D. ist in jeder Beziehung von ebenso großer Wichtigkeit für die Dampferzeugung als der Kessel selbst und hängt oft, wie bei den Feuerröhrenkesseln, eng mit der Kesselkonstruktion zusammen. Fast alle Neuerungen in der Anordnung der Feuerungen sind darauf berechnet, eine möglichst vollständige, also rauchfreie Verbrennung zu erzielen. Den einfachsten Apparat zur Erzielung einer rauchfreien Verbrennung stellt die in Fig. 4 und 5 abgebildete mechan. **Feuerthür von Prideaux** dar. Dieselbe veranlaßt in dem Augenblick, wo frisches Brennmaterial aufgeschüttet ist, eine stärkere Luftzuführung zum Feuer und verringert den Luftzutritt allmählich, da derselbe bei weiter vorgeschrittener Entgasung der Kohlen nicht mehr notwendig ist, vielmehr abkühlend wirkt. Zu dem Zweck ist die vordere Platte dieser Feuerthür durch Jalousien ersetzt, die mittels eines Hebelwerks geöffnet und geschlossen werden können. Hinter diesen Jalousien ist eine Anzahl gitterförmiger Metallplatten angeordnet, welche, von der strahlenden Wärme der Kohlen erhitzt, ihre Wärme an die durch die Jalousien ziehende Luft abgeben. Damit aber die unmittelbar nach dem Aufwerfen frischen Brennmaterials behufs Einführung einer größern Luftmenge vom Heizer geöffneten Jalousien allmählich wieder sich selbstthätig schließen, ist ein regulierbares hydraulisches Gesperre angebracht, welches die Klappen in dem Maße schließt, wie die Gasentwickelung sich vermindert. In Fig. 6 ist der **Langensche Etagenrost** abgebildet. Derselbe besteht aus drei in absteigenden Etagen aufeinanderfolgenden kurzen Rosten von knieförmigem Profil und einem kleinen Schladenrost am Fuße des Herdes. Jeder der drei Knieroste kann von seiner Feuerplatte, welche eine

Rückwärtsverlängerung des obern Knieschenkels ist, beschickt, geschürt und überhaupt in Ordnung gehalten werden; dabei läßt sich die Luftzuführung durch Anhäufung oder Verminderung der auf den Vorplatten liegenden Brennstoffmassen sehr bequem regulieren. Die Verbrennung ist rauchfrei und namentlich bei regelmäßigem Betrieb zu empfehlen. Eine der besten und bekanntesten rauchfreien Feuerungen ist die in Fig. 12 abgebildete Ten-Brink-Feuerung. Dieselbe besteht aus einem Cylinder, der rechtwinkelig zur Längenachse des Hauptkessels liegt, in welchem sich zwei schwach konische Feuerrohre befinden, deren jedes einen um 45 Grad geneigten Rost enthält. Das Brennmaterial gleitet allmählich auf den Rost herab und die Rückstände, Asche u. s. w., schließen die untere Öffnung des Feuerraums ab. Das Feuer brennt nach oben und mischt sich mit den aus den frischen Kohlen entwickelten Gasen, während an dieser Stelle zugleich durch eine regulierbare Spalte von außen Luft eintritt.

Die Gesamtheit aller an einem D. angebrachten, zum Erkennen des Wasserstandes und des Dampfdrucks dienenden Vorrichtungen, sowie Sicherheits- und Speiseventile, Mannlochdeckel u. s. w. bezeichnet man mit dem Namen Kesselarmatur oder Garnitur. Die beistehende Fig. 2 zeigt die Anordnung eines Apparats, der als Träger der Wasserstandszeiger und des Manometers an der vordern Stirnfläche des Kessels angebracht wird. Die Wasserstandszeiger a sind gläserne Röhren, welche durch zwei mit Hähnen verschließbare Röhren mit dem Innern des Kessels kommunizieren. Infolge dessen steht das Wasser in dem Glasrohr genau so hoch wie das im Kessel, und es gewährt somit dieser Apparat bei einigermaßen sorgfältiger Reinhaltung der Verbindungsstücke das bequemste Mittel zur sichern Erkennung des Wasserstandes. Das am obern Ende angebrachte Manometer m gibt durch einen Zeiger die Höhe des im Kessel herrschenden Dampfdrucks an.

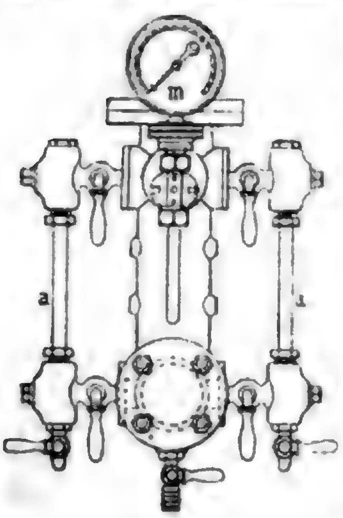


Fig. 2.

Ein Wasserstandszeiger, dessen Wirkungsweise auf dem Prinzip der sog. Schwimmer beruht, ist in Fig. 8 der Tafel dargestellt. Auf der Oberfläche des Wassers schwimmt eine hohle Metallkugel, die mit einer Stange verbunden ist, welche in ein oben auf dem Kessel befestigtes röhrenförmiges Gehäuse hineinragt. Die Schwimmerstange trägt an ihrem obern Ende einen Magnet, der auf den außerhalb des Gehäuses an einer Skala beweglichen Zeiger wirkt und so die Schwankungen des Wasserspiegels nach außen überträgt. An dem röhrenförmigen Gehäuse sind zwei Dampfpfeifen angebracht, die durch den Schwimmer in der Weise beeinflußt werden, daß die obere, resp. untere in Thätigkeit gesetzt wird, wenn der Wasserstand zu hoch, resp. zu niedrig ist. Oben trägt das Gefäß ein Manometer und auf dem seitlichen Stutzen ein Sicherheitsventil.

Die Sicherheitsventile, deren Einrichtung aus nachstehender Fig. 3 zu ersehen ist, haben den

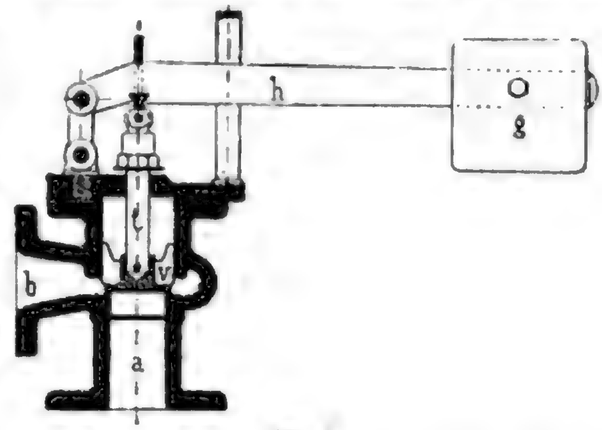
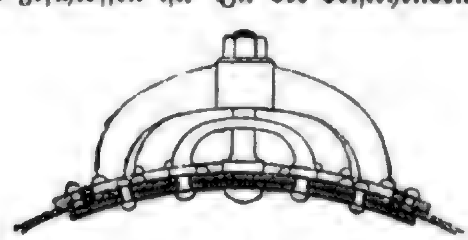
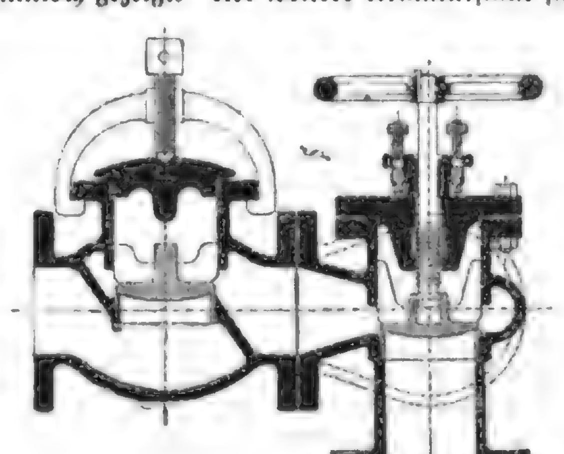


Fig. 3.

Zweck, das Steigen des Dampfdrucks über die vorherbestimmte Höhe unmöglich zu machen, indem dieselben in diesem Fall sich selbstthätig öffnen. Das Ventil wird mit seiner untern Flansche auf dem obern Teil des Kessels (meist dem Dampfdom) angebracht, sodaß in dem Raume a der gleiche Druck wie im Kessel herrscht. Während dieser Druck das Ventil v von seinem Sitze zu heben strebt, wird dasselbe durch den Stift t und das an einem Hebel h wirkende Gewicht g geschlossen gehalten und öffnet sich erst, wenn der Dampfdruck die normale Höhe erreicht hat; der Dampf entweicht alsdann durch den Stutzen b ins Freie. Damit der D. von dem sich ansetzenden Kesselstein gereinigt werden kann, ist derselbe mit einer ovalen Öffnung, dem Mannloch, versehen, durch welches ein Arbeiter hineinsteigen kann und das während des Betriebs durch einen Deckel geschlossen ist. In der beistehenden Fig. 4


Fig. 4.

ist der Querschnitt der Kesselwand mit geschlossenem Mannloch gezeigt. Als weitere Armaturstücke sind


Fig. 5. Fig. 6.

zu nennen das Speiseventil (Fig. 5) und das Dampfabsperrventil (Fig. 6). Ersteres wird in die Speise-

wasserrohrleitung unmittelbar vor dem Kessel eingeschaltet und erhält häufig die in der Figur angegebene Einrichtung, bei welcher das Ventil durch den Druck des Speisewassers gehoben wird; das unmittelbar vor demselben eingeschaltete Absperrventil ermöglicht eine Reparatur des Speisewasserventils, ohne daß der Kessel außer Betrieb gesetzt werden muß. Das Absperrventil, von der in Fig. 6 ersichtlichen Form, welches seinen Platz auf dem Dampfdom erhält, gestattet ebensowohl die Regulierung des Dampfaustritts als die vollständige Absperrung desselben; doch dient es hauptsächlich letzterm Zweck, da die Regulierung des Dampfzuflusses meist an der Verwendungsstelle stattfindet.

Dampfkochapparate (frz. appareils pour la cuisson à la vapeur, engl. apparatus for boiling with steam) sind Vorrichtungen, mittels deren der überhitzte Wasserdampf (Hochdruckdampf) dazu benutzt wird, Wasser und andere Flüssigkeiten, deren direkte Erhitzung von gewissen Übelständen begleitet sein würde, wie z. B. Würze der Bierbrauereien, Maische der Spiritusfabriken, Zuckersäfte, Farbebäder u. s. w., auf den Siedepunkt zu bringen. Die erforderliche Menge Wasserdampf wird in einem besondern Dampfkessel erzeugt und der zu erhitzenden Flüssigkeit durch Rohrleitungen zugeführt. In vielen Fällen kann man den Dampf direkt in die zu kochende Flüssigkeit eintreten lassen (was möglichst nahe dem tiefsten Punkte des Gefäßes zu geschehen hat), wobei die Wärme des Wasserdampfes sich der Flüssigkeit nahezu vollständig mitteilt und der Dampf selbst wieder zu Wasser kondensiert wird, welches in der Flüssigkeit verbleibt.

Diese Dampfkochmethode ist daher in allen denjenigen Fällen anwendbar, wo die durch letztern Umstand hervorgerufene Verdünnung der Flüssigkeit nicht in Betracht kommt. Das Kochen mit Wasserdampf bietet den Vorteil, daß man dasselbe in hölzernen Bottichen vornehmen kann, da Holz ein schlechter Wärmeleiter ist und Metalle in Fällen, wo die Flüssigkeiten Salze enthalten, leicht schädlich einwirken oder doch angegriffen werden würden. Außerdem ist bei der Dampfkochung das Anbrennen vermieden und es kann dieselbe in vom Feuerraum entfernten Gefäßen von beliebiger Anzahl und Größe bewirkt werden. Für den Fall, daß höhere Temperaturen erreicht werden sollen, als dem Siedepunkt der Flüssigkeit entspricht, müssen die Gefäße geschlossen und mit einem Sicherheitsventil versehen sein, dessen Belastung sich nach dem zu erreichenden Temperaturgrad richtet. Soll das aus dem Dampf verdichtete Wasser mit der zu kochenden Flüssigkeit nicht in Berührung kommen, so hat man das Gefäß mit doppeltem Boden auszuführen, um zwischen beide Böden den Dampf einleiten zu können. Eine größere Heizfläche und somit schnellere Erhitzung der Flüssigkeit wird erzielt, wenn man, statt der Anwendung des Doppelbodens, ein oder zwei spiralförmig gewundene Rohre (Heizschlangen) über dem Boden des Gefäßes anbringt und den Dampf in diesen cirkulieren läßt; schließlich kann man auch zwei mit der Flüssigkeit gefüllte vertikale, cylindrische Gefäße durch eine große Anzahl vertikaler Rohre verbinden, welche der frische Kesseldampf umspült, und so eine noch größere durch Wasserdampf erhitzte Metallfläche mit der Flüssigkeit in Berührung bringen. Letztere Anordnung findet man meist bei den in Rübenzuckerfabriken gebräuchlichen Verdampfapparaten, während die Heizschlangen mehr für Abdampfpfannen und Vakuumapparate Verwendung finden. In den letztgenannten Apparaten geschieht das Eindampfen von solchen Flüssigkeiten, welche bei der Eindampfung in offenen Gefäßen infolge der hierzu erforderlichen hohen Temperatur eine Zersetzung oder Veränderung erleiden würden. In den Gefäßen der Vakuumapparate wird für diesen Zweck eine konstante Luftverdünnung erzeugt, sodaß das Sieden der Flüssigkeit durch die Verminderung des auf derselben ruhenden atmosphärischen Drucks bei einer weit niedrigern Temperatur erfolgt, als dem vollen atmosphärischen Druck entsprechen würde. Die Vakuumapparate finden besonders Anwendung in der Zuckerfabrikation, zur Herstellung kondensierter Milch, von Fleischextrakt u. s. w.

Von besonderer Wichtigkeit ist die Dampfkochung in der Landwirtschaft für die Zubereitung des Viehfutters. Man läßt für diesen Zweck in geeigneten, geschlossenen Gefäßen den Wasserdampf zu den zu kochenden oder vielmehr zu dämpfenden Futtermaterialien treten, wobei das Garwerden der letztern in bedeutend kürzerer Zeit erfolgt, als wenn man dieselben in der gewöhnlichen Weise mit Wasser kocht. Ebenso werden die Kartoffeln in Brennereien nur mit Dampf gar gemacht. In der gleichen Anwendung ist die Dampfkochung mit besonderm Vorteil in Speiseanstalten, Militärküchen u. s. w. in Aufnahme gekommen, da nicht nur die Zubereitung der Speisen mittels dieser Methode eine schnellere und bequemere ist, sondern auch dieselben an Schmackhaftigkeit gewinnen. Auch für den Hausgebrauch haben die D. in neuerer Zeit eine erhöhte Bedeutung gewonnen. (S. Dampfkochtopf.)

Dampfkochtopf (frz. marmite de Papin, engl. Papin's digester), auch Digestor genannt, dient zum Kochen von Speisen mittels Wasserdampfes. Die Anwendung desselben beruht auf der Erfahrung, daß der in verschlossenen Gefäßen festgehaltene Wasserdampf vermöge seiner großen ausdehnenden Kraft viel leichter in die Zwischenräume der seiner Wirkung ausgesetzten animalischen und vegetabilischen Körper eindringt, den Zusammenhang ihrer Teile schneller vermindert und dieselben besser auflöst, als es kochendes Wasser vermag. Die erste Anwendung des Wasserdampfes in diesem Sinne zeigt der von Denis Papin (s. d.) um das J. 1680 konstruierte Topf, nach welchem die auf gleichem Prinzip beruhenden Apparate auch Papinischer oder Papinianischer Topf genannt werden.

Die vervollkommneten Konstruktionen dieser Apparate (s. beistehende Figur) haben folgende Einrichtung: Ein aus Gußeisen oder aus starkem verzinnten Kupfer- oder Eisenblech bestehendes, innen emailliertes und mit Handhaben h versehenes Gefäß c hat an seiner innern Wandung, etwa auf ein Drittel seiner Höhe, einen hervorstehenden Rand, auf welchen ein von dünnen Stäben gebildeter Rost gelegt werden kann.



Verschlossen wird der D. durch einen gußeisernen, aufgeschliffenen und daher dampfdicht schließenden Deckel d, auf dem ein Sicherheitsventil s und ein Hahn a angebracht sind und den ein mit der Stellschraube e versehener Bügel b mit dem Topf verbindet; dieser Bügel dient neben dem Ventil als weitere Sicherheitsvorrichtung, indem

der sich etwa zu stark entwickelnde Dampf, welcher durch das Sicherheitsventil nicht mehr genügenden Auslaß findet, den elastischen Bogen in die Höhe drückt und zwischen Deckel und Gefäß ringsum entweichen kann.

Beim Gebrauch des D. wird das Gefäß c bis etwa 8 cm unter dem Rost mit Wasser gefüllt, worauf die zu dämpfenden Materialien in den Apparat eingeführt werden. Sind dieselben trockener Art (Kartoffeln u. s. w.), so werden sie unmittelbar auf den Rost gelegt; sind sie dagegen so beschaffen, daß sie durch den Rost fallen würden oder daß man ihren Saft erhalten will, so werden sie in besondern Gefäßen auf den Rost gebracht. Man schließt hierauf den Apparat und setzt ihn so lange dem Feuer aus, bis der gewünschte Grad der Kochung erreicht ist. Für Suppen, grüne Gemüse, junges Fleisch, Geflügel u. s. w. genügen 15—20 Minuten; für Hülsenfrüchte, überhaupt getrocknete Gemüse, eingesalzenes Fleisch, mageres Fleisch von ältern Tieren sind 20—40 Minuten erforderlich. Der angemessene Zeitpunkt ist daran erkennbar, daß ein Wassertropfen, auf den Deckel des Gefäßes gebracht, fast augenblicklich verzehrt wird; man nimmt alsdann den Topf vom Feuer, läßt ihn stehen, bis der Dampf im Innern sich so weit abgekühlt hat, daß er aus dem nun zu öffnenden messingenen Hahn a nicht mehr mit Gewalt ausströmt, und der Deckel kann nun nach Lösung der Schraube e und Abnahme des Bügels b abgehoben werden. Mit gleichem Vorteil wie zum Kochen wird der D. auch zum Braten und Backen benutzt.

Dampfkran (frz. grue à vapeur, engl. steam-crane), ein Kran, welcher direkt oder indirekt mit einer Dampfmaschine derart verbunden ist, daß alle seine Bewegungen durch den von derselben erteilten Antrieb erfolgen.

Dampfkrumpe (frz. décatissage à la vapeur, engl. steaming), eine Methode des Dekatierens, bei welcher das Tuch mit Wasserdampf getränkt wird.

Dampfkugel, auch Stankkugel, veraltete Konstruktion eines starken Rauch erzeugenden Feuerwerkskörpers, dessen man sich bedient, um bei Tage Rauchsignale zu geben, sowie um durch Hervorbringung unatembarer Luft den Feind aus Minengängen, Blockhäusern u. s. w. zu vertreiben. Zu diesen Zwecken benutzt man jetzt Fanale (s. d.), Feuerballen, beziehungsweise Pulverladungen schlechtweg.

Dampfkutsche, s. unter Straßenlokomotiven.

Dampfleitung (frz. conduite de vapeur, engl. steam-conduit) nennt man die Einrichtung, welche dazu dient, um den Dampf von seinem Erzeugungsorte den verschiedenen Verbrauchsstellen (Dampfmaschinen, Dampfkochapparaten u. s. w.) zuzuführen; man verwendet hierzu im allgemeinen gußeiserne Flanschrohre, welche untereinander mit Einfügung der dem Verlauf der Rohrleitung entsprechenden Knierohre dampfdicht verschraubt werden. Leitungen von geringerm Durchmesser werden auch aus schmiedeeisernen Rohren mittels schmiedeeiserner Flanschen zusammengesetzt, kürzere, vielfach gekrümmte Leitungen wohl auch aus kupfernen Rohren gebildet. Die D. wird gewöhnlich an dem höchsten Punkte des Dampfkessels, also am obern Teile des Dampfdomes angebracht, an welcher Stelle sich stets ein Dampfabsperrventil befinden muß. Sind mehrere Kessel zu einem Betriebe vereinigt und erhalten dieselben demgemäß eine gemeinsame D., so ist es erforderlich, in dem Dampfleitungsrohre jedes einzelnen Kessels ein Ventil zum gänzlichen Abschlusse desselben anzubringen. Die Leitung selbst hat scharfe Biegungen zu vermeiden und erhält zweckmäßig vom Absperrventil aus Gefälle zu der Verbrauchsstelle und dort an der tiefsten Stelle eine Entwässerungsvorrichtung, welche dazu bestimmt ist, das durch Abkühlung des Dampfes sich aus demselben bildende Kondensationswasser aus den Dampfrohren so abzuleiten, daß hierbei kein Dampfverlust entsteht. (S. Dampfsparapparat.)

Bezüglich der Ausführung der gußeisernen Dampfleitungsrohre ist zu bemerken, daß man die Wandstärken derselben nicht gern unter 10 mm macht. Die der Wandstärke entsprechend dimensionierten Flanschen werden genau rechtwinkelig zur Rohrachse abgedreht und erhalten auf dieser Fläche drei bis vier konzentrische feine Furchen eingedreht, um dem zwischen zwei miteinander zu verschraubenden Flanschen eingelegten Dichtungsmaterial genügenden Halt zu geben. Als solches dient hauptsächlich dicker, steifer Mennigkitt für sich oder auf Scheiben von Messingdrahtgewebe geknetet, wobei die Maschen des letztern zum Zurückhalten des Dichtungsmaterials dienen. Sehr viel verwendet man auch vulkanisierte Kautschukscheiben, mittels deren sich eine reinliche, rasche und haltbare Dichtung herstellen läßt; ebenso Bleischeiben und, wo es (wie bei Dampfheizungen u. s. w.) darauf ankommt, die Räume vor den durch die Kitte erzeugten Dünsten freizuhalten, Kupferringe von 3—4 mm Durchmesser des Drahts, in tiefere Furchen der Flanschen eingelegt und kräftig verschraubt. In neuerer Zeit ist die Asbestdichtung vielfach in Aufnahme gekommen; dieselbe geschieht mittels Scheiben von Asbestpappe, welche aus Asbestfasern hergestellt ist und filzige Struktur zeigt.

Um die Dampfrohre vor Wärmeausstrahlung zu schützen, werden dieselben mit schlechten Wärmeleitern umhüllt und es sind hierfür verschiedene Wärmeschutzmittel in Anwendung. Einfach und billig ist eine im wesentlichen aus Lehm und Kälberhaaren bestehende Masse, welche in knetbarem Zustande etwa 65 mm dick um die Röhren geschlagen wird. Weiter verwendet man Filz, mit Kautschuk getränkt, um die Rohre gelegt und festgeschnürt; Baumwollabfälle oder die neuerlich beliebt gewordene Schlackenwolle, dick aufgelegt und mit Packtuch eingenäht; ferner Thonröhren oder Röhren aus einer besondern Isoliermasse, in einzelnen Façonstücken um das Dampfrohr gelegt und durch Drähte festgehalten, oft noch mit Strohseilen umwickelt, und schließlich als eins der besten Schutzmittel Stroh allein, 15 mm dick schlicht aufgelegt und mit Strohseilen dicht umwickelt. Bei langen Leitungen ist noch die Ausdehnung des Metalls durch die Wärme zu berücksichtigen, da sonst leicht bei eintretenden Temperaturänderungen Rohrbrüche die Folge der ungleichmäßigen Ausdehnung sein würden.

In solche Leitungen müssen daher Kompensationsvorrichtungen eingeschaltet werden, welche denselben in ihrer Achsenrichtung eine gewisse Beweglichkeit gestatten, damit sie den wechselnden Ausdehnungen Folge geben können. Derartige Vorrichtungen werden Kompensatoren genannt. Die beistehenden Figuren 1, 2 und 3 zeigen drei verschiedene Formen derselben. Der in Fig. 1 dargestellte Kompensator erklärt sich am leichtesten, wenn man ihn als Stopf-

büchse betrachtet, welche ein erweitertes Rohr b über einem eingeschobenen, dünnern Messing- oder Kupferrohre a bildet; eine Stopfbüchsenbrille c mit Zugschrauben preßt die Hanfpackung zwischen b und a

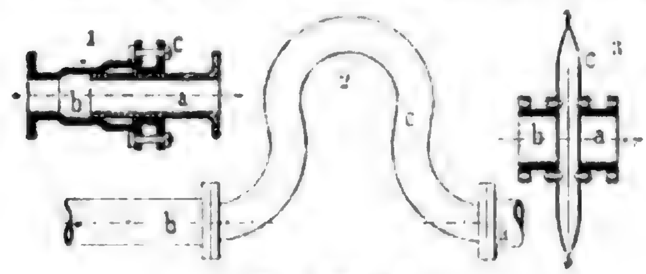


Fig. 1, 2 und 3.

dampfdicht zusammen. Sobald die Rohre erhitzt und dadurch ausgedehnt werden, schiebt sich das dünnere Rohr in das andere hinein; es rückt aus demselben heraus beim Erkalten der Rohre. Häufig wird jetzt auch die Kompensation durch Einsetzen eines hufeisenförmig gebogenen Kupferrohrs c zwischen die eisernen Rohre a und b (s. Fig. 2) bewirkt, auch nach Fig. 3 durch Einschaltung der gewölbten, vernieteten Blechscheiben c. Letztere sowohl als auch das Kupferrohr besitzen genügende Elasticität, um der Rohrleitung die nötige Beweglichkeit zu sichern.

Für den Fall, daß man den Dampfdruck in einem Raume konstant erhalten will, wenn auch der Dampfdruck im Kessel ein wesentlich höherer wird, hat man ein Dampfdruckreduzier-Ventil in die D. einzufügen. In Fig. 4 und 5 ist ein derartiges Ventil,

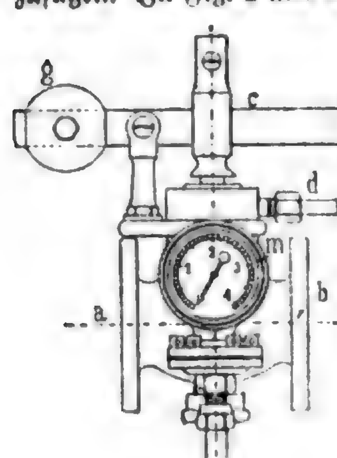


Fig. 4.

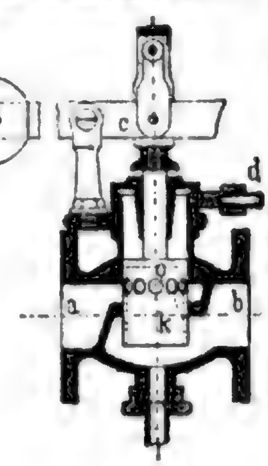


Fig. 5.

bei welchem als wirksamer Teil ein Kolbenventil zur Anwendung kommt, in der Ansicht und im Querschnitt dargestellt. Der Stutzen a kommuniziert mit dem Kessel, der zu regulierende Raum mit dem Stutzen b. Wie ersichtlich, kann nur dann Dampf von a nach b gelangen, wenn die Öffnungen o in dem hohlen und oben verschlossenen Kolbenventil k in den obern Dampfeinlaßraum von a eintreten. Durch den in b herrschenden Druck wird der Kolben in der Höhe gehalten und drosselt den Dampf oder sperrt ihn ganz ab, wenn der Dampfdruck in b ein zu hoher wird, senkt sich jedoch sofort wieder, sobald der Druck bis an die zulässige Grenze herabgesunken ist. Durch Verstellen der auf dem Hebel c verschiebbaren Gewichte g hat man es in der Gewalt, den Druck in b auf jede beliebige Höhe einzustellen. Ein Manometer m, das mit dem Raume b in Verbindung steht, zeigt an, ob die Gewichte den richtigen Stand haben. Der Kolben k arbeitet ohne Dichtung, das kleine Rohr d dient zur Entfernung des etwa sich ansammelnden Kondensationswassers.

Dampfmantel, Dampfhemd oder Dampfjacke (frz. chemise du cylindre, enveloppe, engl. steam-jacket, steam-case), heißt bei Dampfmaschinen (s. d.) eine Vorrichtung, vermittelst deren der Cylinder, um die Abkühlung desselben während des Betriebs zu verhindern, mit Dampf umhüllt wird.

Dampfmaschine (frz. machine à vapeur, engl. steam-engine) nennt man eine mechan. Vorrichtung, durch welche mittels der Spannkraft des Wasserdampfes Wärme in Arbeit umgesetzt wird. Dieselbe besteht aus dem Dampfkessel (s. d.) und der eigentlichen D., welche, durch ein Rohr miteinander verbunden, in der Weise funktionieren, daß der im Dampfkessel erzeugte Dampf in dem Cylinder der D. einen beweglichen *Kolben* hin- und hertreibt, dessen Bewegung durch die *Kolbenstange* auf andere Maschinenteile übertragen und so zur Arbeitsleistung nutzbar gemacht wird.

Die Kenntnis der dem Wasserdampf innewohnenden Ausdehnungs- oder Spannkraft ist sehr alt. Schon vor Anfang der christl. Zeitrechnung scheint man einige, wenn auch nur höchst unvollkommene Vorstellungen von derselben gehabt zu haben. Die erste Nachricht von der Anwendung des Wasserdampfes zur Erzeugung von Bewegung findet sich in einer Schrift des griech. Mathematikers und Mechanikers Hero des ältern (215 v. Chr.), der einen durch Dampf getriebenen Apparat beschreibt. Eine hohle, mit Wasser gefüllte Metallkugel wurde erhitzt, der so entwickelte Dampf strömte aus zwei seitlichen Öffnungen aus und setzte durch Rückwirkung das Gefäß in Umdrehung. Dieser Apparat, der eine praktische Bedeutung niemals erlangt hat, ist nur als eine physik. Spielerei zu betrachten; ebenso der Apparat des Italieners Giovanni Branca (1629), bei welchem ein kräftiger Dampfstrahl gegen ein Schaufelrad getrieben und letzteres dadurch in Umdrehung versetzt wurde. Der erste Apparat, welcher die Grundzüge der heutigen Kolbendampfmaschine zeigt, ist der von Denis Papin (1690), welcher bei seinen Versuchen, die bedeutende Kraft des Luftdrucks, die kurz vorher von Otto von Guericke entdeckt worden war, auf einfache und wohlfeile Weise zu erzeugen, um sie industriell verwerten zu können, in der Kondensation des Dampfes das Mittel fand, mit demselben größere Krafteffekte zu erzielen, und so eigentlich den Grund zur Erfindung der D. legte. Der Papinsche Apparat bestand aus einem Cylinder, in welchem sich ein dichtschließender Kolben auf- und abbewegt. Der Kolben ist mit einem verschließbaren Loch versehen, durch welches eine kleine Wassermenge unter denselben gebracht wird. Erhitzt man den Boden des Cylinders, so verwandelt sich das Wasser in Dampf und treibt den Kolben in die Höhe. Oben angekommen, wird derselbe von einem Riegel festgehalten und das Feuer entfernt; der Dampf verdichtet sich infolge der Abkühlung wieder zu Wasser und es entsteht ein luftleerer Raum unter dem Kolben, worauf derselbe durch den äußern Luftdruck mit einer Kraft von etwa 1 kg per Quadratcentimeter heruntergedrückt wird. Leider fand dieser neue Gedanke zu jener Zeit keine Anerkennung und die Mängel, welche der Papinschen Maschine anhafteten, wurden namentlich von dem engl. Physiker

Robert Hooke für so bedeutend erachtet, daß Papin endlich selbst an einer nutzbringenden Verwirklichung seiner Idee verzweifelte. Teils mit Benutzung der von Papin angegebenen Methode zur Herstellung eines luftleeren Raums, teils mit Anwendung der Spannkraft des Dampfes baute Thomas Savery (1698) eine Maschine, welche zum Heben von Wasser diente und brauchbare Resultate lieferte. Mit der Verbesserung dieser Maschine beschäftigte sich auch Papin, indem er besonders dieselve für Drehbewegungen einzurichten suchte, ohne jedoch einen nennenswerten Erfolg zu erzielen, und so blieb es andern vorbehalten, seine genialen Ideen zur praktischen Ausführung zu bringen.

Ein erfolgreicher Schritt in dieser Richtung wurde von den beiden Engländern Newcomen und Cowley (1705) gemacht, welche den ursprünglichen Gedanken Papins wieder aufnahmen und durch Anwendung eines Cylinders mit beweglichem Kolben, der seinen Dampf von einem besondern Dampfkessel erhielt, die erste wirklich brauchbare D. (mit Rücksicht auf die Verwertung des Luftdrucks atmosphärische Maschine genannt) erfanden, welche zur geradlinigen Bewegung der Pumpengestänge in den Bergwerken und später zum Betrieb rotierender Wellen verwendet wurde. Auf Tafel: Dampfmaschinen I, Fig. 8, zeigt sich die Newcomensche Maschine in einer ihrer höchsten Entwickelungsstufe entsprechenden Konstruktion. Auf dem zur Hälfte in einem Ofen eingemauerten kuppelartigen Dampfkessel erscheint unmittelbar der Papinische Cylinder mit darin beweglichem Kolben. Die an dem Kolben befestigte Gelenkkette ist über ein Segmentstück gelegt, das an einem hölzernen doppelarmigen Hebel, dem sog. Balancier, sitzt; der letztere, in seiner Mitte um einen Zapfen drehbar, ist andererseits mit dem zu betreibenden Mechanismus in Verbindung gebracht. Das Spiel der Maschine ist folgendes: Ist der Kolben in seiner tiefsten Stellung im Cylinder angekommen, so öffnet sich der Dampfhahn und läßt aus dem Kessel Dampf in den Cylinder treten, um den Kolben in die Höhe zu treiben. Ist derselbe oben angekommen, so schließt sich der Dampfhahn und der Wasserhahn öffnet sich; durch das alsdann aus dem hochgelegenen Bassin in feinem Regen in den Cylinder strömende Wasser wird der Dampf plötzlich kondensiert und der äußere Luftdruck treibt den Kolben mit entsprechender Gewalt nach unten, worauf sich dasselbe Spiel wiederholt. In der letzten Periode des Kolbenniedergangs wird der Welle und dem Schwungrad Antrieb erteilt, während dieselben in der übrigen Zeit durch ihre lebendige Kraft in Umdrehung erhalten werden. Die Steuerung der beiden Hähne, sowie die Füllung des Wasserreservoirs erfolgt von der Maschine selbstthätig durch zwei am Balancier befestigte Stangen, deren eine mit den Hähnen verbunden ist, während die andere eine Pumpe treibt. Trotz der im Verhältnis zu den frühern Ausführungen günstigen Wirkungsweise der Newcomenschen Maschinen, der zufolge sie zur Wasserhebung in Bergwerken bis in die neueste Zeit Verwendung gefunden haben, waren dieselben besonders ihres beträchtlichen Brennstoffverbrauchs wegen für allgemeine Zwecke nicht anwendbar und alle Versuche zur Verbesserung dieser Mängel blieben fast 70 Jahre lang erfolglos, weil die physik. Gesetze von der freien und latenten Wärme noch nicht bekannt waren, mit deren Hilfe es dann dem genialen Watt gelang, die Fehler der Newcomenschen Maschine zu beseitigen und die Dampfkraft für die Zwecke der Industrie allgemein nutzbar zu machen.

Die erste bedeutende Erfindung, welche Watt auf Grund seiner Studien und Versuche über die Wärme machte, war die des Kondensators mit der sog. Luftpumpe, d. h. er ließ die Niederschlagung des Dampfes nicht mehr im Cylinder selbst, sondern in einem besondern Raum, dem Kondensator, stattfinden, der im geeigneten Moment mit dem Cylinder in Verbindung gesetzt wurde. Der Wattsche Kondensator, welcher noch gegenwärtig mit ganz geringen Abänderungen gebräuchlich ist, besteht aus einem cylindrischen Gefäß, dessen Inhalt ungefähr gleich dem des Dampfcylinders ist. In dieses Gefäß mündet das vom Dampfcylinder kommende Rohr und ein Wasserrohr mit Sieb, welches das zur Kondensation des Dampfes erforderliche Wasser in feinem Regen einspritzt. Unmittelbar an den Kondensator schließt sich eine Pumpe an, welche das eingespritzte und das durch die Kondensation des Dampfes gebildete Wasser entfernt und von Watt den Namen Luftpumpe erhielt, eine Bezeichnung, die sich noch bis heute erhalten hat. Auch die übrigen Verbesserungen, welche Watt an den Hauptteilen der D. anbrachte, waren von so bedeutendem Einfluß und brachten die D. auf eine so hohe Stufe der Vollendung, daß dem Namen Watt für alle Zeiten der Ehrenplatz in der Geschichte der D. gesichert ist. Außer in der vom Cylinder getrennten Kondensation bestand das wesentlich Neue der Wattschen Maschine darin, daß nicht mehr der Atmosphärendruck, sondern der Dampfdruck auf den Kolben wirkte, zu welchem Zweck die Kolbenstange dampfdicht durch den Cylinderdeckel gehen mußte, was durch Anwendung der heute noch allgemein üblichen Stopfbüchse ermöglicht wurde. Auch war der Dampfcylinder durch schlechte Wärmeleiter (den sog. Cylindermantel) vor Ausstrahlung geschützt. Schon im folgenden Jahre ersann Watt eine Verbesserung, die bei allen modernen D. in Anwendung ist. Er sperrte den Dampfzutritt zum Cylinder ab, ehe der Kolben seinen ganzen Weg zurückgelegt hatte, sodaß für den Rest des Kolbenwegs der Dampf ohne frische Nachströmung wirkte und durch seine Expansionskraft den Kolben bis an das Ende seines Hubes trieb. Der Vorteil dieser Einrichtung besteht in der Ersparung an Dampf und also auch an Brennmaterial. Die erste Wattsche D. aus dem Jahre 1769 war noch einfachwirkend, indem durch den Dampf nur der Niedergang des Kolbens, der Aufgang desselben aber durch die an der andern Seite des Balanciers angebrachten Gegengewichte bewirkt wurde. Dagegen waren schon die in den J. 1781–82 von Watt ausgeführten Maschinen doppeltwirkend, d. h. der Kolben wurde beim Aufgang wie beim Niedergang vom Dampf getrieben und leistete so in beiden Fällen Arbeit. Die bis dahin übliche Befestigung der Kolbenstange an dem Balancier durch Segment und Gelenkkette genügte für die doppeltwirkende Maschine nicht mehr und Watt erfand deshalb sein berühmtes Parallelogramm, einen äußerst sinnreichen Mechanismus, welcher das Ende der Kolbenstange mit dem Balancier derart verband, daß die Kolbenstange fast mathematisch in einer geraden Linie geführt wurde. Ferner datiert aus jener Zeit die Anwendung von Pleuelstange, Kurbel und Schwungrad, sowie die des Centrifugal-

regulators zur Erzielung eines gleichförmigen Ganges. Auch die Konstruktion der Dampfverteilungsmechanismen erfuhr wesentliche Verbesserungen, indem an die Stelle der Hähne Ventile oder Schieber traten, sodaß die Wattsche Dampfmaschine schließlich die Form erhielt, welche in Fig. 6 auf Tafel I dargestellt ist und die in den Hauptteilen bereits eine solche Vollkommenheit zeigt, daß es bis heute nicht möglich war, wesentliche Verbesserungen anzubringen. Die auf Watts Thätigkeit folgende Periode der Geschichte der D. charakterisiert sich besonders durch die Bemühungen, Dämpfe von höherer Spannung anzuwenden und das schon von Watt angegebene Prinzip der Expansion möglichst weit durchzuführen. Die Wattschen Maschinen verwendeten nur Dampf von niederer Spannung (1,3—1,5 Atmosphären) und arbeiteten sämtlich mit Kondensation.

Wenngleich schon von Watt darauf hingewiesen worden war, daß man lediglich durch die Spannkraft des Dampfes, den man, statt ihn im Kondensator zu verdichten, in die freie Luft auspuffen ließe, Maschinen treiben könne, die infolge des Wegfalls des Kondensators sich bedeutend einfacher gestalten würden, so war doch bei der noch unausgebildeten Konstruktion der Dampfkessel die Anwendung höher gespannter Dämpfe mit erheblicher Gefahr verbunden. Die erste wirklich brauchbare Hochdruckmaschine baute der Amerikaner Oliver Evans im J. 1801. Derselbe verwendete Dampf von einer Spannung bis zu 8 Atmosphären, der in einem schmiedeeisernen Röhrenkessel erzeugt und direkt in den Cylinder geleitet wurde, doch wurde der Dampf schon bei einem Drittel oder selbst einem Sechstel des Kolbenwegs abgesperrt und zuletzt kondensiert. In England bauten im folgenden Jahre Trevithick und Vivian eine doppeltwirkende Hochdruckdampfmaschine ohne Kondensation, die sich durch Einfachheit und gedrängten Bau auszeichnete. Von dieser Zeit an basiert auf der Verbesserung der Hochdruckmaschinen das Bestreben der Konstrukteure und gipfelt heute darin, D. zu bauen, die mit möglichst hochgespanntem Dampf und möglichst weit getriebener Expansion arbeiten, da sowohl praktisch als theoretisch festgestellt ist, daß auf diese Weise die ökonomischste Leistung erreicht wird. Die Kondensation wird namentlich bei großen Maschinen immer noch da angewendet, wo genügend Wasser vorhanden ist, und gewährt in Bezug auf Dampfersparnis bedeutende Vorteile. Um die neuesten Errungenschaften auf dem Gebiete des Dampfmaschinenbaues zu verstehen, ist ein näheres Eingehen auf die ganze Konstruktion der Maschinen erforderlich.

Den Hauptteil jeder D. bildet der Cylinder, an welchem die Organe für die Dampfverteilung, die zusammen den Steuerungsmechanismus bilden, angebracht sind. Die letztern sind besonders in jüngster Zeit Gegenstand der vielseitigsten Verbesserungen gewesen und die Zahl der neuerfundenen Steuerungen ist eine so bedeutende geworden, daß fast jede Fabrik, welche D. baut, ihre eigene Steuerung hat. Zur Erklärung der Einrichtung eines modernen Dampfcylinders und der Art und Weise, wie der Dampfeintritt und Dampfaustritt stattfindet, dient die Doppelfigur 4 (Dampfverteilung) auf Tafel I. In beiden Figuren steht der Kolben K in der Mitte des Cylinders, in dem rechts gezeichneten in der Bewegung nach abwärts, in dem links gezeichneten in der nach aufwärts begriffen. Der Maschinenteil, welcher den Dampf bald über, bald unter den Kolben treten läßt, ist der Schieber AB, der in der linken Figur seine höchste, in der rechten seine tiefste Stellung einnimmt. Derselbe wird von einer auf der Maschinenwelle sitzenden excentrischen Scheibe bewegt und gleitet über den drei Kanälen f, d, o, von denen f in den untern Raum des Cylinders bei g, d in den obern bei e mündet, während o mit der freien Luft oder dem Kondensator in Verbindung steht. Über dem Schieber AB ist der Schieberkasten CE dampfdicht an dem Cylinder befestigt und mit dem Dampfkessel durch das Rohr D in Verbindung gesetzt. Denkt man sich in der links gezeichneten Figur den Kolben K, der von unten den ganzen Druck des Dampfes erhält, in die Höhe gehend, so wird der Schieber AB gleichzeitig von oben nach unten bewegt, schließt den Kanal f und sperrt somit den Dampfzufluß ab. Bei der fortgesetzten Drehung der Schwungradwelle bewegt sich der Schieber immer tiefer, während der Kolben bis zum höchsten Punkt und wieder zurückgeht. Der Kanal d wird also durch den Schieber mit dem Dampfraum in Verbindung gebracht, während der Kanal f durch die Öffnung o mit der freien Luft oder dem Kondensator kommuniziert und so den im untern Teil des Cylinders enthaltenen Dampf entweichen läßt. Hat dann der Kolben seine in der rechten Figur gezeichnete Mittelstellung eingenommen, so hat auch der Schieber seinen tiefsten Punkt erreicht und bewegt sich wieder nach oben, wobei er zuerst die Kanäle f und d schließt, dann, wenn der Kolben seinen tiefsten Punkt erreicht hat, f mit dem Dampfraum, d dagegen mit der freien Luft oder dem Kondensator verbindet und so den Kolben aufwärts treibt. Die Verbindung eines der Kanäle d und f mit dem Dampfraum, resp. der freien Luft oder dem Kondensator muß stets in dem Augenblick stattfinden, wo der Kolben seine Endstellung eingenommen hat. Dagegen kann die Absperrung des Dampfzutritts in jeder beliebigen Kolbenstellung erfolgen, worauf der Dampf durch seine Ausdehnungskraft oder Expansion wirkt. Die Kolbenstange G sowie die Schieberstange F sind durch Anwendung der Stopfbüchsen S dampfdicht nach außen geführt. Als Dichtungsmittel in den Stopfbüchsen dienen meist Hanfschnüre, in neuerer Zeit auch die der Wärme besser Widerstand leistende Asbestpackung. (S. Dampfleitung.) Da die eben beschriebene einfache Muschelschiebersteuerung, wenn der Schieber durch ein auf der Welle sitzendes Excenter bewegt wird, sich nicht zur Anwendung einer großen Expansion, d. h. zu einer geringen Füllung des Cylinders mit frischem Dampf eignet, versuchte man teils die Bewegung des Schiebers durch unrunde Scheiben zu bewirken, teils durch Anwendung eines zweiten Schiebers, des sog. Expansionsschiebers, den Dampf früher abzusperren, als dies durch den einfachen Schieber mit Excenterbewegung möglich war, welch letztere Einrichtung den Vorteil bot, daß man so die aus praktischen Gründen unübertreffliche Bewegung der Schieber durch Excenter beibehalten konnte. Gleichzeitig ist in der veränderlichen Expansion, d. h. frühern oder spätern Absperrung des Dampfes das rationellste Mittel zur Regulierung der Umdrehungsgeschwindigkeit einer Maschine geboten. Das Bestreben, auf diese Weise eine möglichst vollkommene Regulierung zu erreichen, charakterisiert daher alle neuern Steuerungen.

Derjenige Mechanismus, welcher namentlich in neuester Zeit für die Dampfverteilung die ausgedehnteste Verwendung gefunden hat und besonders bei größern Maschinen den Schieber für immer verdrängt zu haben scheint, ist die **Ventilsteuerung**. Dem entsprechend teilt man die neuern D. in solche mit Schiebersteuerung und solche mit Ventilsteuerung, wobei die Hahnsteuerungen, welche in der seinerzeit außerordentliches Aufsehen erregenden **Corliß-Steuerung** den besten Repräsentanten finden, und ebenso die Kolbensteuerungen in die Klasse der Schiebersteuerungen gerechnet werden. Die sog. **Präcisionssteuerungen**, welche den Dampf im geeigneten Moment plötzlich absperren, haben sowohl unter den Ventil- als unter den Schiebersteuerungen ihre Vertreter. Die einfache Schiebersteuerung, deren Wirkungsweise aus Fig. 4 auf Tafel I ersichtlich ist, findet noch jetzt überall da Anwendung, wo auf möglichste Einfachheit der Konstruktion gesehen werden muß und der ökonomische Betrieb erst in zweiter Linie in Betracht kommt. Die Fig. 9 auf Tafel I zeigt eine mit dieser Steuerung versehene Ausführung. Die Regulierung erfolgt hier in der Weise, daß ein Centrifugalregulator auf ein in der Dampfrohrleitung angebrachtes Ventil oder eine Drosselklappe wirkt und so den Dampf durch eine mehr oder weniger große Öffnung einströmen läßt (drosselt). Diese Maschinen arbeiten fast immer ohne Kondensation, können jedoch, wenn es sich um Vergrößerung ihrer Leistung handelt und genügend Wasser zur Verfügung ist, mit einem **Kondensator** in Verbindung gebracht werden, der in Fig. 5 der Tafel I dargestellt ist. Bei der Konstruktion dieses Kondensators ist daher das Bestreben maßgebend, ihn als selbständiges Ganzes herzustellen, sodaß er nachträglich mit einer ursprünglich nicht für Kondensation eingerichteten Maschine in Verbindung gesetzt werden kann. Man hat hierzu nur nötig, das Auspuffrohr der Maschine mit dem Rohrstutzen des Kondensators zu verbinden und die Riemenscheibe durch einen Riemen von der Maschine aus in Bewegung setzen zu lassen.

Zur Anwendung einer größern Expansion, als sie der einfache Schieber gestattet, dient vornehmlich der **Meyersche Expansionsschieber**, welcher es ermöglicht, die Füllung des Cylinders zwischen ziemlich weiten Grenzen variieren zu lassen. Die ursprüngliche Meyersche Konstruktion (s. beistehende Fig. 1) besteht darin, daß zwei Schieber übereinander angeordnet sind, deren jeder durch ein eigenes Excenter bewegt wird. Der untere Schieber wirkt genau so wie der einfache Muschelschieber,

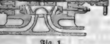


Fig. 1.

hat jedoch für den Dampfeinlaß für jede Cylinderseite einen besondern Kanal, der durch den zweiten Schieber im geeigneten Moment geschlossen wird. Durch ein Handrad können die schließenden Flächen des obern Schiebers von außen verstellt und dadurch die Cylinderfüllungen beliebig größer oder kleiner gemacht werden. Als Varianten der Meyer-Steuerung können die **Ridersche** und die **Farcotsche Schleppschiebersteuerung** betrachtet werden, von denen namentlich die letztere in allen möglichen Varianten ausgeführt wird. Beide Steuerungen bezwecken die leichte Einwirkung des Regulators auf die Expansion und damit die Beseitigung eines Übelstandes der ursprünglichen Meyerschen Steuerung, welche zum Verstellen zu viel Kraft erforderte. Als Repräsentant der Maschinen mit Expansion durch Schiebersteuerung kann die in Fig. 10 auf Tafel I dargestellte **horizontale Maschine** dienen, während Fig. 2 auf Tafel I eine **vertikale Maschine mit Schiebersteuerung** von kolossalen Dimensionen darstellt.

Eine neue Epoche in der Konstruktion der D. begann um 1860 mit dem Bekanntwerden der Maschinen des Amerikaners Corliß, die sowohl in der Bauart als in der Steuerung wesentliche Veränderungen zeigten. Die Verbindung von Dampfcylinder und Kurbellager geschah bei horizontalen D. bis dahin stets mittels des sog. Grund- oder Bettbalkens, einer horizontal in ihrer ganzen Länge auf dem Fundamentmauerwerk aufliegenden Gußplatte, auf welche an dem einen Ende der Cylinder, an dem andern das Kurbellager aufgeschraubt wurde. Corliß wendete zuerst, wie Fig. 8 (**Corliß-Dampfmaschine**) auf Tafel II zeigt, einen seitlichen Verbindungsbalken zwischen Kurbellager und Cylinder an, der den auftretenden Druck besser aufnimmt und direkt auf den Hauptwellenzapfen überträgt, dabei auch eine elegantere Formgebung gestattet. Der Corliß- oder Bajonettbalken wurde ungemein schnell von allen Maschinenfabriken angenommen und bildet heute den Grundzug der liegenden D. Die **Steuerung der Corliß-Maschine** ist aus Fig. 9 der Tafel II zu ersehen. Die Schieber (sog. Drehschieber oder Hähne) sind vier an der Zahl (FF und DD), und zwar sind ein Einlaß- und ein Auslaßschieber auf jeder Seite des Dampfcylinders in größter Nähe der innern Bohrung angebracht. Auf diese Weise hat man durch kurze Dampfwege und durch die Beschränkung des schädlichen Raums auf ein Minimum eine wesentliche Dampfersparnis erzielt. Beide Schieberpaare werden durch ein Excenter betrieben, welches auf eine Scheibe E (Fig. 9) wirkt, die auf einem vom Cylinder hervorragenden Zapfen schwingt. Durch kurze Zugstangen, die von der Scheibe zu den Schiebern reichen, werden letztere in eine eigentümlich wechselnde Bewegung versetzt, die anfangs schnell, zuletzt aber, wenn der Dampfweg beinahe geöffnet ist, ganz langsam erfolgt. Diese Wirkung ist auf sehr sinnreiche Weise dadurch erreicht, daß die Zapfen der Steuerscheibe so angebracht sind, daß ihre Bewegungslinie beinahe transversal zur Richtung der Schieberzugstangen liegt, wenn die Grenze der Bewegung nahezu erreicht ist. Die Zugstangen, welche die Steuerscheibe mit den die Schieber bewegenden Armen verbinden, haben an ihren äußersten Enden Klinken, welche dadurch ausgelöst werden, daß sie, sobald der Arm mit der Schieberstange herumschwingt, mit einem durch den Regulator mittels der Stangen HH adjustierten Hebedaumen in Berührung kommen. Diese Adjustierung bewirkt ein früheres oder späteres Schließen des Dampfkanals und verändert so die Größe der Expansion dem Kraftverbrauch der Maschine entsprechend. Ist die Klinke ausgerückt, so wird der Schieber mittels einer kräftigen Feder plötzlich geschlossen. Um hierbei jeden Ruck oder Stoß zu verhindern, ist ein sog. Puffer angebracht, welcher in Fig. 9 der Tafel II unter dem Fußboden liegt. Aus der Figur ist auch die Anordnung des Dampf-

absperrventils B auf dem Cylinder und des Dampfzuleitungsrohrs A zu ersehen.

Die Fig. 8 der Tafel II zeigt eine etwas modifizierte Anordnung der neuern horizontalen Corliß-Maschine. Das Eigentümliche derselben liegt zunächst darin, daß hier zum Schließen der Einlaßhähne weder Federn noch Gewichte benutzt werden, sondern für diesen Zweck die Wirkung des Luftdrucks in Anwendung gebracht ist. Auch hat die Steuerscheibe insofern eine Änderung erfahren, als dieselbe nur zwei Zapfen für die vier Zugstangen trägt, indem die Stangen für Ein- und Auslaßhähne auf jeder Seite an einem und demselben Zapfen angreifen. Die Steuerscheibe sitzt excentrisch auf dem Drehzapfen und wird in bekannter Weise durch ein Excenter betrieben. Abweichend von den ältern Konstruktionen befindet sich jedoch der die Drehung des Hahns bewirkende Hebel nicht auf der Hahnspindel selbst, sondern auf einem eigenen Drehzapfen, wodurch die Hahnspindel von den Außenkräften entlastet ist. Der bezeichnete Hebel faßt mittels eines Hebedaumens eine Flachstange an, die an ihrem untern Ende mit dem Bufferkolben verbunden ist. Wird dieser gehoben, so dreht sich auch der Einlaßhahn, da die Kurbel desselben durch eine Stange gleichfalls mit dem Bufferkolben in Verbindung steht; der ganze den Schluß bewirkende Zug des letztern hängt also nicht an der Kurbel der Hahnspindel, sondern direkt an dem Hebedaumen. Der Dampf wird dadurch abgesperrt, daß die Flachstange von dem Hebedaumen hinweggedrängt wird, was mittels kleiner, durch den Regulator verstellbarer Anschlagrollen geschieht. Erwähnenswert ist noch die vertikale Aufstellung der Luftpumpen zur Seite des Bajonettbalkens und der Antrieb derselben vom Excenter der Steuerung. Der in der Form sehr gefällige, neuerdings vielfach in Gebrauch kommende Cosinusregulator wird von der Kurbelwelle aus mittels Riemenscheiben und konischer Räder betrieben; die letztern finden ihren Platz in geschlossenen gußeisernen Gehäusen, von denen das eine gleichzeitig zur Aufnahme des Zapfens der Steuerscheibe dient.

In Fig. 3 der Tafel II ist die Dampfmaschinensteuerung System Wheelock von Jerome Wheelock in Worcester (Massachusetts) gezeigt. Dieselbe stellt sich als eine verbesserte Corliß-Steuerung dar. Im Gegensatz zu der Corliß-Steuerung befindet sich hier an jedem Cylinderende nur eine Kanalöffnung, durch welche mittels des wie ein gewöhnlicher Muschelschieber geformten Hahns der frische Dampf zugeführt und der gebrauchte entlassen wird. Der auf dieser Hahnspindel sitzende Hebel wird direkt von der Excenterstange erfaßt und in oszillierende Bewegung versetzt. An diesem Hebel ist eine Klinke angebracht, die den Hebel des Expansionshahns ergreift und mitnimmt, wodurch der Zutritt des Dampfes stattfindet. Der Expansionshahn hat auf seiner Gleitfläche eine Aussparung, welche eine doppelte Einströmung bewirkt. Beachtenswert ist ferner, daß derselbe nicht den Beginn des Dampfeinlasses kontrolliert, sondern offen steht, ehe noch der Verteilungshahn bereit ist, den Kanal in der Cylinderwandung zu öffnen. Es ist dies ein wesentlicher Vorzug, namentlich in solchen Fällen, wo das Einströmen des Dampfes nur während eines kleinen Teils des Hubes andauert und der Expansionshahn nur wenig geöffnet wird. Der selbstthätige Schluß des letztern wird dadurch erreicht, daß der Regulator auf der Hahnspindel einen Daumen bewegt, der im geeigneten Moment gegen den untern Teil der Klinke trifft und bei fortgesetzter Bewegung derselben sie hebt, worauf sie den Hebel des Expansionshahns freigibt und dieser mittels eines gehobenen Gewichts in seine geschlossene Stellung zurückgebracht wird. Wie die Ansicht der Steuerung zeigt, liegt die ganze obere Rundung des Cylinders frei zu Tage; die dominierende Steuerscheibe mit ihren über die ganze Seite des Cylinders verbreiteten Organen ist hier durch die auf zwei Punkten kompendiös angeordneten Steuerungsteile ersetzt, deren ruhiger Gang auf den Beschauer den befriedigendsten Eindruck macht.

Während bei den Corliß-Steuerungen und den Varianten derselben die Dampfverteilungsorgane Drehschieber sind, zeigen die neuern Präcisionssteuerungen der deutschen Fabrikanten vorwiegend die Anwendung von Ventilen. *Die beste und bekannteste* dieser Präcisions-Ventilsteuerungen ist wohl die der Gebrüder Sulzer in Winterthur, deren Konstruktion aus Fig. 5 der Tafel II ersichtlich ist; Fig. 7 der Tafel II zeigt die Gesamtanordnung einer Sulzer-Maschine. Das System dieser Steuerung, bei welchem alle den Corliß-Steuerungen bisher noch anhaftenden Unvollkommenheiten beseitigt sind, läßt variable Füllungen von 0,0 bis 0,9 des Kolbenwegs zu, während es zugleich höhere Kolbengeschwindigkeiten gestattet. Zur Seite der Maschinenachse (Fig. 5) liegt die Steuerungswelle, die in der angegebenen Richtung und mit derselben Winkelgeschwindigkeit wie die Kurbel rotiert; die Bewegung für das Einlaßventil G und das Auslaßventil H ist einem Excenter C entnommen. Die kurze Excenterstange B wird von zwei Lenkschienen a im Punkte c erfaßt und auf einem Kreisbogen geführt, wobei das Auge e der Excenterstange eigentümliche Kurven beschreibt. Der Punkt c dient gleichzeitig als Angriffspunkt der Stange f, die, bis zum Einlaßventil hinaufreichend, an ihrem Ende den Überträger b aufnimmt und von zwei Lenkschienen g geführt wird, zwischen denen sich der doppelarmige Ventilhebel d befindet. Der Überträger b ist als Winkelhebel geformt, dessen Auge i mittels der Stange k indirekt durch den Arm m mit dem Punkte e der Excenterstange in Verbindung steht. Durch den beschriebenen Mechanismus wird eine bestimmte herzförmige Kurve des Überträgers b hervorgebracht, und zwar bewirkt die Stange f die öffnende, die Stange k die verschiebende Bewegung. Dieser bestimmten Kurve entspricht ein bestimmter Expansionsgrad, denn an einer gewissen Stelle wird der Überträger b von dem Ventilhebel d abgleiten, wobei der nahezu momentane Niedergang des Ventils durch Spiralfedern bewirkt und das Aufschlagen durch den Luftpuffer gemäßigt wird. Um die Expansion zu verändern, was ein Verschieben der ganzen Kurve erfordert, braucht nur der Arm m gedreht zu werden. Derselbe bildet mit dem Arme n einen Winkelhebel, der mittels der Zugstange l und des auf der Welle o festsitzenden Hebels p von der Regulatorzugstange q verstellt werden kann. Die Auslaßventile werden mittels des Hebels s von der Stange r bewegt, welche bei geschlossenem Ventil infolge des erweiterten Auges U ihre Bewegung fortzusetzen vermag.

Eine Präcisions-Ventilsteuerung, deren Konstruktion aus den J. 1872—73 datiert, ist die in

Fig. 6 der Tafel II abgebildete Ventilsteuerung, System Nolet. Der Steuerungsmechanismus wie der Regulator erhalten ihre Bewegung von der parallel zur Maschinenachse liegenden Steuerungswelle. Seitlich an den Cylinderenden befinden sich in angegossenen Ventilkästen die Einlaßventile, die in vertikaler Richtung von den Daumen der Steuerungswelle bewegt werden. Der platte Fuß der in zwei Lagern geführten Steuerstange bleibt mit einem solchen Daumen beständig in Berührung, sodaß er dem Ausschlag desselben in vertikaler Richtung folgt; durch einen horizontalen Arm ist die Ventilspindel mit der auf der Steuerstange frei beweglichen Hülse fest verbunden. In der niedrigsten Stellung der Steuerstange fällt ein Riegel der Hülse in einen in Stahl gefaßten Einschnitt der Steuerstange, wodurch die Hülse nebst dem Ventil an der Aufwärtsbewegung teilnehmen muß. Damit der Riegel durch den Regulator ausgelöst wird, muß der mit dem letztern in Verbindung stehende Anschlag r gegen den Hebelarm N treffen; infolge dessen zieht der bezeichnete Arm den Riegel aus der Steuerstange, und sofort schnellt das an der Hülse wirkende Puffergewicht diese herab, worauf die Expansion beginnt. Für die Ausströmung des Dampfes sind Gitterschieber mit zahlreichen Durchbrechungen angeordnet, sodaß nur eine geringe Bewegung erforderlich ist, um den vollen Ausströmungsquerschnitt zu erlangen. Der hier entstehende schädliche Raum ist dadurch vermindert, daß die Schieberstange unter den Schieberspiegel gelegt wurde, weshalb die Ansätze des Schiebers, in denen die Stange befestigt ist, durch den Spiegel hindurchgehen müssen. Mittels einer einfachen Hebelübersetzung erhalten diese Schieber ihre Bewegung von einem auf der Steuerungswelle sitzenden Daumen, welcher die in dem ringförmig erweiterten Hebel eingesetzten Rollen abwechselnd hin- und herschiebt.

Ein Hauptorgan der Ventilsteuerungen ist das in der beistehenden Fig. 2 dargestellte Ventil. Dasselbe ist ein sog. Doppelsitz-Rohrventil, welches bei geeigneter Konstruktion nur mit dem eben zum dichten Schluß notwendigen Druck auf seinen Sitz gedrückt wird und infolge dessen auch zum Öffnen nur geringe Kraft beansprucht. Das eigentliche Ventil e wird durch die nach außen führende Stange h bewegt und sitzt mit seinen konischen Flächen auf den Ventilsitzen l und m auf. Der frische Dampf tritt bei o ein und gelangt bei gehobenem Ventil durch die Spalten zwischen e und l und e und m in den Cylinder. An dieser Stelle ist zu bemerken, daß heute bei der Mehrzahl der D. der Cylinder, wie in der Figur bei d angedeutet, mit einem sog. Dampfmantel umgeben ist, welcher dadurch gebildet wird, daß man den Dampfcylinder mit einem zweiten Cylinder umgibt und in den Zwischenraum frischen Kesseldampf leitet. Auf diese Weise wird dem im Cylinder wirkenden Dampfe von außen Wärme zugeführt und dadurch

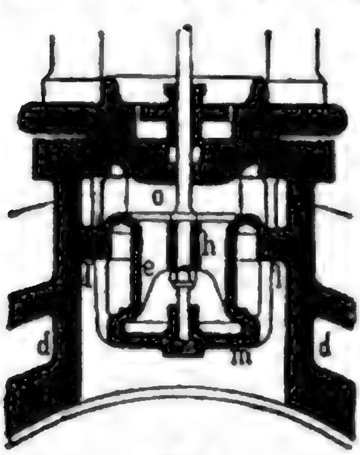


Fig. 2.

die Expansionsperiode günstiger gestellt. Wie groß auch die Vorteile sind, welche die neuern Präcisionssteuerungen bieten, so steht doch ihrer allgemeinen Einführung, namentlich bei kleinern Maschinen, der Umstand entgegen, daß sie die Anwendung großer Tourenzahlen nicht gestatten, da der präcise Schluß der Schieber, resp. Ventile, auf welchem die gute Wirkung der Steuerung beruht, bei größern Geschwindigkeiten nicht mehr stattfindet. Das Bestreben, diesen Übelstand zu heben, führte zu einer Art der Steuerungen, die eigentlich mit Unrecht zu den Präcisionssteuerungen gezählt wird, da dieselbe das Ventil in fortwährend positiver Führung behält, wodurch der Schluß nicht so plötzlich stattfindet. Trotzdem ergeben diese Steuerungen ausgezeichnete Resultate und sind bei kleinen und größern Maschinen häufig in Anwendung.

Der erste, welcher mit einer derartigen Steuerung an die Öffentlichkeit trat, war der Ingenieur Alfred Collmann in Wien. Derselbe hat eine Steuerung konstruiert, die in den verschiedensten Modifikationen für jede Art von D. anwendbar ist. Fig. 1 (System Collmann) der Tafel II zeigt diejenige Anordnung, welche von der zur Ausführung berechtigten Görlitzer Maschinenbauanstalt und Eisengießerei in Görlitz angenommen ist. Die Doppelsitzventile, Patent Collmann, sind darauf berechnet, die Übelstände zu vermeiden, die infolge der Temperaturunterschiede durch ungleichmäßige Ausdehnung des Ventilkörpers und Ventilsitzes hervorgerufen werden. Die Spitzen der obern und untern kegelförmigen Ventilsitzfläche befinden sich hier in demselben zwischen beiden Sitzflächen liegenden Punkte der Ventilmittellinie, weil der Spitzenwinkel einer Kegelfläche sich bei der durch Erwärmung erfolgten Ausdehnung nicht verändert. An jedem Cylinderende ist oben ein Einlaß- und unten ein Auslaßventil angeordnet. Von der Schwungradwelle aus wird durch Kegelräder eine vor dem Cylinder liegende, mit der Längenachse desselben parallel laufende Steuerungswelle in Drehung versetzt; auf der letztern sitzt vor jedem Einlaßventil ein Excenter mit aufwärts gerichteter Stange. Diese Stange erfaßt in ihrer Mitte das untere Ende eines doppelarmigen Hebels, dessen anderer Arm mit einem über dem Einlaßventil angebrachten Kniegelenk in Verbindung steht. Unmittelbar oberhalb der Stopfbüchse des Ventils teilt sich die hier gabelförmige Ventilstange, um das Kniegelenk aufzunehmen; über demselben vereinigen sich beide Gabelteile wieder zu einem cylindrischen Stabe, der in dem Querarm eines auf den Cylinder geschraubten Ständers geführt und von einer zu oberst liegenden Blattfeder niedergedrückt wird. Der obere Teil des Kniegelenks ist an der verlängerten Ventilstange befestigt; dasselbe ist so eingerichtet, daß bei geschlossenem Ventil, also beim Stillstand der Ventilstange, der eine ununterbrochene Bewegung ausführende untere Teil sich teleskopartig in ihm verschieben kann. Beide Teile sind mit breiten, runden Platten ausgestattet, sodaß beim Aufwärtsgang des untern Kniegelenks die beiden gegeneinanderstoßen und das Ventil dadurch geöffnet wird. Bei der Abwärtsbewegung muß infolge der Federbelastung auch die Ventilstange nach unten gehen, aber nicht mit der dem Federdruck entsprechenden, sondern mit einer der Bewegung des Kniegelenks gleichkommenden Geschwindigkeit. Außer dieser vertikalen erleidet der

Mittelpunkt des Kniegelenks noch eine horizontale Verschiebung, die ein Durchbiegen desselben veranlaßt. Da diese Bewegung dem horizontalen Ausschlag der Excenterstange entnommen und noch unter der Einwirkung des Regulators modifiziert wird, ergibt sich eine vom Stand des Regulators abhängige Bewegung des Kniegelenks, die den variabeln Schluß des Ventils bewirkt. Unabhängig von dem Steuerungsmechanismus der Einlaßventile ist der stets unveränderlich wirkende Dampfauslaß. Zur Bewegung derselben dient je ein auf der Steuerungswelle sitzender Daumen, der bei einmaliger Rotation mittels eines Winkelhebels und einer horizontalen Schiene das Ventil hebt und senkt; ein rasches Öffnen und Schließen des letztern wird durch zweckmäßige Form des Daumens erreicht. Der Füllungsgrad variiert von 1 zu 90 Proz.

Bei dem Bestreben, die Expansion des Dampfes aus Rücksicht auf ökonomischste Wirkungsweise so weit als möglich zu treiben, kam man bald zu der Erkenntnis, daß die große Expansion bei nur einem Cylinder eine verhältnismäßig starke Abkühlung nach sich zog und so die Vorteile der hohen Expansion zum Teil wieder aufhob. Außerdem tritt bei den eincylindrigen Maschinen, welche mit kleinen Füllungen arbeiten, ein sehr unregelmäßiger Gang ein, und infolge der starken Druckdifferenzen erreicht der Dampfverlust durch Undichtigkeit des Kolbens oft eine bedeutende Höhe.

Alle diese Umstände führten zur Konstruktion der Zweicylindermaschinen, die sich in zwei Klassen (Woolfsche und Compound-Maschinen) einteilen lassen. Das Prinzip, auf welchem beide Klassen beruhen, läßt sich kurz so ausdrücken: Der Kesseldampf, auch Admissionsdampf genannt, wirkt zuerst in einem kleinern Cylinder entweder mit vollem Druck während des ganzen Kolbenhubes, oder mit teilweiser Expansion und gibt so nur einen Teil seiner Arbeit ab. Die durch Expansion noch zu erzielende Kraftleistung wird durch einen größern Cylinder, in welchen der Dampf aus dem kleinern geleitet wird, nutzbar gemacht. Das unterscheidende Merkmal der beiden genannten Arten von D. besteht darin, daß in der Woolfschen Maschine beide Kolben sich derart bewegen, daß sie ihren Hub gleichzeitig vollenden, die Kurbeln also gar nicht oder um einen Winkel von 180° verstellt sind, während die Compound-Maschinen um einen Winkel von 90° verstellte Kurbeln haben, sodaß der eine Kolben in der Mitte des Hubes steht, wenn der andere am Ende seines Wegs angelangt ist. Die letztere Anordnung sichert der Maschine einen gleichförmigen Gang, macht jedoch ein Zwischenreservoir notwendig, welches den Dampf auf seinem Wege vom kleinen Cylinder in den großen aufnimmt. Dieses Reservoir, auch Dampfkammer oder Receiver genannt, hat der Klasse der Compound-Maschinen den Namen Receiver-Dampfmaschinen verschafft. Durch die in der nachstehenden Fig. 3 schematisch dargestellte Compound-Maschine nach einer Konstruktion von Ph. Swiderski in Leipzig wird das Prinzip dieser D. mit zwei ungleich großen Cylindern erläutert. Der kleinere Cylinder A ist mit einer Doppelschiebersteuerung versehen, welche, durch den Regulator beeinflußt, den Dampfzutritt je nach dem Kraftbedarf der Maschine verändert. Nachdem der Dampf im kleinen Cylinder A schon teilweise durch Expansion gewirkt hat, tritt derselbe in den Receiver C, wo er die bei der Expansion verlorene Wärme wiedererhält, um dann mittels einer einfachen Schiebersteuerung im großen Cylinder B

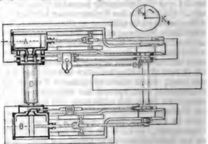


Fig. 3.

ausschließlich durch Expansion zu wirken. Der Rauminhalt der beiden Cylinder verhält sich annähernd wie 1:3, sodaß sich der Dampf ungefähr auf das Sechs- bis Siebenfache seines Volumens ausdehnt. Die Stellung der Kurbeln zueinander ist aus dem beigezeichneten Schema deutlich zu ersehen, und zwar bedeutet KA die Kurbel für den kleinen Cylinder, während KB die Kurbel für den großen Cylinder darstellt.

Die Klasse der Compound-Dampfmaschinen wird ferner repräsentiert durch die in Fig. 10 der Tafel II abgebildete Compound-Maschine von Collmann. Dieselbe zeigt deutlich die um 90° versetzten Kurbeln und die zu beiden Seiten des Schwungrades angeordneten, mit der bereits beschriebenen Collmann-Steuerung versehenen Cylinder. Der in der Zeichnung punktiert angedeutete Receiver, der die beiden Cylinder miteinander verbindet, ist mit einem Dampfmantel versehen, welcher die Heizung des Receivers bewirkt und den aus dem kleinen Cylinder tretenden Dampf wieder auf die Temperatur des frischen Kesseldampfes bringt. Die Pumpe des Kondensators ist hinter dem kleinen Cylinder angeordnet und wird durch die verlängerte Kolbenstange des letztern bewegt. Die gleichfalls als Compound-Maschine ausgeführte horizontale Doppelcylindermaschine, Fig. 3 der Tafel I, zeigt die Anwendung einer Schiebersteuerung an Maschinen dieser Art. Der in der Zeichnung punktiert angedeutete Receiver liegt hier unter den beiden Cylindern, während der Kondensator mit Luft- und Speisepumpe vorn an der Seite der Maschine angebracht ist. In neuester Zeit werden die Compound-D. stets so ausgeführt, daß auch jeder Cylinder für sich die Maschine treiben kann und so die Reparatur des andern Cylinders ohne Störung des Betriebs gestattet ist; ebenso kann der Kondensator ausgeschaltet werden und es findet dann die Dampfausströmung ins Freie statt.

Auf Fig. 2 der Tafel: Dampfmaschinen II ist eine Woolfsche Dampfmaschine dargestellt, bei welcher die beiden Cylinder hintereinander angeordnet sind. Hierdurch wird in Bezug auf die Bewegung der Kolben die gleiche Wirkung erreicht, als wenn man dieselben auf zwei um 180° verstellte Kurbeln wirken läßt; die Verbindung der beiden Cylinder mit dem Hauptlager ist auch hier durch den Corliß- oder Bajonettbalken hergestellt. Wie die Abbildung zeigt, ist die Maschine mit Konden-

sation eingerichtet und der Kondensator unter dem Fußboden angebracht. Der Antrieb der Kondensatorpumpe erfolgt mittels eines vertikalen Balanciers, der seine Bewegung vom Kreuzkopf durch zwei Lenkstangen erhält. Der Regulator wirkt selbstverständlich nur auf die Füllung des kleinen Cylinders, dessen Steuerung durch denselben für Füllungen von 0—85 Proz. verstellt werden kann.

Das Bestreben, D. zu bauen, welche bei möglichst geringer Rauminanspruchnahme die Dampfkraft verwerten, führte zur Konstruktion der oszillierenden und rotierenden Maschinen. Auf Fig. 7 der Tafel I ist die Oszillierende Maschine von Hick dargestellt, welche man sich aus der gebräuchlichen Anordnung dadurch entstanden denken kann, daß die viel Raum beanspruchende Pleuelstange weggelassen ist und der Cylinder um zwei zu seiner Längenachse senkrechte Zapfen schwingen (oszillieren) kann. Diese Anordnung, welche in Bezug auf Einfachheit und geringen Raumbedarf die beste ist, findet überall da Anwendung, wo die Rücksicht auf Raumersparnis die auf ökonomische Wirkung bedeutend überwiegt. Hierher gehören auch die Maschinen, bei welchen die Kolbenstange direkt zur Arbeitsverrichtung verwendet wird und das zur Regulierung des Ganges notwendige Schwungrad durch eine Coulisse mit der Kolbenstange verbunden ist, eine Anordnung, welche man besonders häufig bei Dampfpumpen findet. Die Idee, den Dampfdruck ohne Vermittelung von Pleuelstange und Kurbel direkt zur Umdrehung einer Welle zu benutzen, wurde schon von Watt erfaßt und zur Ausführung zu bringen gesucht. Seit jener Zeit tauchen immer wieder neue Konstruktionen auf, in denen die Lösung des Problems versucht wird; indessen ist ein nennenswerter praktischer Erfolg mit diesen Maschinen bis jetzt noch nicht erreicht worden.

Die Fig. 1 der Tafel I veranschaulicht eine derartige Rotierende Maschine (von Cox), welche, an der Wand befestigt, in Bezug auf Raumersparnis die oszillierende Maschine noch übertrifft. Die Wirkungsweise derselben beruht darauf, daß der Dampfdruck auf einen plattenförmigen Kolben wirkt, der an einer excentrisch durch den Cylinder gehenden Welle radial verschiebbar befestigt ist. Der wunde Punkt aller dieser Maschinen besteht noch heute in der Schwierigkeit, den rotierenden Kolben gegen die Wandungen genügend abzudichten.

Eine andere D., welche sich ebenfalls durch geringe Rauminanspruchnahme auszeichnet und namentlich zum direkten Antrieb von schnellgehenden Arbeitsmaschinen, wie Kreissägen, Centrifugalpumpen u. s. w. Anwendung findet, ist die in Fig. 4 der Tafel II dargestellte Dreicylinderdampfmaschine von Brotherhood. Die drei Cylinder derselben sind im Kreise um eine mittlere Welle angeordnet, an deren Kurbel ihre drei Kolbenstangen gemeinschaftlich angreifen und die Welle in Umdrehung versetzen. Die Dampfverteilung erfolgt für alle drei Cylinder durch einen mit der Welle rotierenden Kreisschieber, welcher für diese Art schnellgehender Maschinen, bei denen es nicht auf Dampfökonomie ankommt, ganz vorzügliche Dienste leistet.

Dämpfmaschine (frz. machine à vaporiser, engl. steaming machine), eine bei der Appretur verschiedener wollener und halbwollener Gewebe gebräuchliche Vorrichtung.

Dampfmesser, s. Manometer.

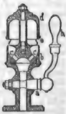
Dampfmühle (frz. moulin à vapeur, engl. steam-mill), eine Mühle, in welcher sämtliche Arbeitsbewegungen von einer Dampfmaschine abgeleitet werden. (S. unter Mehlfabrikation.)

Dampfnudeln, eine namentlich in Süd- und Südwestdeutschland beliebte Fastenspeise. Man bereitet sie, indem man 750 g feines, gewärmtes Mehl, 70 g Butter, 32 g Zucker, eine Prise Salz, 4 Eidotter, 28 g Preßhefe und 1/4 Liter lauwarme Milch zu einem festen Teig macht, den man mit dem Kochlöffel stark schlägt und dann an einem warmen Orte aufgehen läßt. Hierauf sticht man mit einem Blechlöffel Nudeln von der Größe eines mäßigen Hühnereies aus, rundet sie ab und läßt sie auf einem mit Mehl bestreuten Brett nochmals gehen. Nun stellt man in einem runden Geschirr 1/2 Liter heiße süße Milch mit 125 g Butter und 70 g Zucker über nicht allzu starkes Feuer, setzt, sobald die Milch siedet, die Nudeln dicht nebeneinander hinein, doch so, daß die Milch nicht darüber hinweg steht, und bedeckt dann das Gefäß sogleich mit einem Deckel. Wenn die Milch eingekocht ist und die Nudeln sich zu färben beginnen, stellt man das Gefäß vom Feuer ab, läßt es noch einige Minuten stehen und nimmt dann die Nudeln heraus. Man richtet sie gewöhnlich mit einer Vanille-Rahmsauce an.

Dampfomnibus, s. unter Straßenlokomotiven.

Dampforgel, eine Orgel, bei welcher statt des Windes Dampf angewendet wird, erfunden von einem Amerikaner, Namens Donnay.

Dampfpfeife (frz. sifflet à vapeur, engl. steam-whistle), eine als Signalvorrichtung sowie als Lärmapparat dienende, durch Dampf angeblasene Pfeife, die für letztern Zweck besonders bei Dampfkesseln als sog. Speiserufer Anwendung findet, wobei die Einrichtung derart getroffen ist, daß die D. ertönt, wenn ein mit ihr in Verbindung gebrachter Schwimmer den tiefsten Wasserstand im Kessel anzeigt. Als Signalapparat ist die D. hauptsächlich bei Lokomotiven in Gebrauch. Beistehende Figur zeigt im Querschnitte die allgemeine Anordnung einer solchen. Ein Hahngehäuse a mit Hahn ist auf den Kessel dampfdicht aufgesetzt; cc sind die Löcher zum Auslassen des Dampfes, wenn der Hahn, wie in der Zeichnung angegeben, geöffnet ist; die Bewegung des letztern geschieht durch die Handhabe h. Der obere Teil des Gehäuses erweitert sich über cc zu einer Scheibe, von welcher rings-



um der Mantel b nur wenig absteht, sodaß zwischen beiden eine schmale, ringförmige Öffnung bleibt. Über dieser hängt die Glocke d, deren unterer, scharf abgedrehter Rand e sich direkt über der ringförmigen Öffnung befindet. Sobald der Dampf aus derselben mit großer Geschwindigkeit ausströmt, trifft er auf jene scharfe Kante, setzt die Glocke in Schwingung und erzeugt dabei den bekannten schrillen Ton, dessen Höhe sich durch größere oder geringere Öffnung des Hahns bestimmen läßt. Gibt man der Glocke eine niedrigere, seitlich ausgebauchte Form, so erhält man einen mehr heulenden Ton.

Dampfpflug, s. unter Dampf-Bodenkultur und Pflug.

Dampfpumpe (frz. pompe mise en mouvement par la vapeur, engl. steam-pump), eine Pumpe, welche mit einer Dampfmaschine in der Weise direkt verbunden ist, daß für den Betrieb derselben die ganze Dampfkraft zur Wirkung kommt. (S. unter Pumpen.)

Dampfrotte oder Dampfröste (frz. rouissage à la vapeur, engl. steam-retting), ein Verfahren, nach welchem durch die Behandlung der Flachsstengel mit Wasserdampf die Abscheidung der spinnbaren Faser erreicht wird. (S. unter Flachs.)

Dampfschieber (frz. tiroir régulateur, engl. distributing slide-valve), bei der Mehrzahl der Dampfmaschinen das Hauptorgan des Steuerungsmechanismus, welches durch seine hin- und hergehende Bewegung den Ein- und Auslaß des Dampfes bewirkt. (S. unter Dampfmaschinen.)

Dampfschiff, Dampfboot oder Dampfer (frz. Bateau à vapeur, Vapeur; engl. Steam-boat, Steam-ship, Steam-vessel, Steamer) sind Bezeichnungen für Schiffe, welche entweder ausschließlich oder doch hauptsächlich durch eine in denselben befindliche Dampfmaschine (oder auch durch mehrere derselben) bewegt werden. Schon lange bevor die Dampfmaschinen (s. d.) zu einem gewissen Grade systematisch begründeter Vollkommenheit gelangt waren, kam man auf die Idee, Schiffe durch die Kraft der Dämpfe zu bewegen; ja es war sogar die erste Anwendung der Dampfkraft, die Blasco de Garay 1543 in Vorschlag gebracht, dahin geri-‚tet. Auch Savery stellte ein Projekt zur Dampfschiffahrt auf, und Jonathan Hulls nahm 1736 ein Patent auf ein D. mit atmosphärischer Dampfmaschine, das jedoch nicht zur Ausführung gelangte. Ebenso ging es mit den Vorschlägen des Herzogs von Bridgewater und Gautiers. Nach Watts Verbesserungen der Dampfmaschinen führte 1775 Perier das erste D. in Frankreich aus, das aber nicht stromaufwärts fahren konnte. Glücklicher als in Europa fielen die Versuche in Amerika aus, wo Jonathan Fitch, ein Uhrmacher in Philadelphia, 1783 ein Patent auf ein D. nahm und ein solches 1788 vom Stapel ließ, das aber nur bis Burlington fuhr, wo der Kessel sprang. Auch bei spätern Versuchen hatte Fitch viel Unglück; er starb am Ohio in großen Schulden. Seine Geheimnisse hinterließ er versiegelt mit der Bedingung, daß sie erst 30 Jahre nach seinem Tode eröffnet werden sollten. Auch Patrick Miller baute 1788 ein D., das alle Erwartungen übertraf, aber dennoch nicht benutzt wurde. Ebenso mißglückten die Versuche Livingstones, Kinsleys, Roosevells u. a. Erst Fulton (s. d.) gelang es, 1807 zu Neuyork den Claremont von 160 t mit einer Boulton-Wattschen Maschine von 18 Pferdekraft herzustellen, mit welchem er den Weg von Neuyork bis Albany, 120 Seemeilen (à 1,84 km) stromaufwärts, in 32 Stunden zurücklegte. Von nun an machte die Dampfschiffahrt in Nordamerika reißende Fortschritte, und schon 1815 lief die Dampffregatte Fulton von 32 Kanonen vom Stapel. Diese war ein Doppelschiff von 66 m Länge und 17 m Breite, mit einem Schaufelrade, das durch eine Dampfmaschine von 120 Pferdekraft in Bewegung gesetzt wurde und sich zwischen beiden Schiffen befand; ferner hatte das Schiff zwei Masten und je vorn und hinten zwei Steuerruder, um vor- und rückwärts zu fahren, ohne zu wenden. Diese glücklichen Erfolge reizten zur Nachahmung; in wenigen Jahren besaßen auch England, Frankreich und Deutschland D. in Menge. Das erste D., welches den Atlantischen Ocean befuhr, war der Savannah, der, fast allein mit Dampfkraft, von Savannah nach Liverpool kam. (S. Dampfschiffahrt.)

Die Anwendung des Dampfmaschinenprinzips auf die Schiffahrt ist ziemlich einfach. Der vordere und hintere Teil des Schiffs dienen zur Aufnahme der Ladung und der Passagiere. In der Mitte befindet sich die Maschine, welche nach denselben Prinzipien wie eine Landdampfmaschine konstruiert ist, aus den Kesseln zur Erzeugung des Dampfes, aus Cylindern, Kolben und Ventilen zu seiner Benutzung, aus einem Kondensator zur Verdichtung und einer Luftpumpe besteht, um das Kondensationswasser fortzuschaffen und ein Vakuum zu erzeugen. Die Kessel unterscheiden sich von den am Lande gebräuchlichen dadurch, daß sie den Feuerungsraum in ihrem Innern haben, um Feuersgefahr zu verhüten. Der aus Eisenblech konstruierte Schornstein sowie das Dampfrohr führen durch die Decke aufwärts. Man wendet Hoch- und Niederdruckmaschinen an; erstere jedoch nur bei sehr flach gehenden Fahrzeugen und wo das Feuerungsmaterial in Überfluß vorhanden ist, wie z. B. auf den großen amerik. Strömen. Alle tiefer gehenden Seedampfschiffe besitzen jedoch Niederdruckmaschinen mit Kondensator. Man unterscheidet indirekt und direkt wirkende Maschinen. Bei jenen wird die Verschiebung der Kolben durch einen Zwischenapparat in eine Drehung verwandelt, bei diesen derselbe Zweck durch eine besondere Konstruktion der Cylinder und Kolben erreicht. Alle ältern Schiffsdampfmaschinen waren indirekt wirkende. Da sich ein Schwungrad an Bord nicht anbringen läßt, man aber eines Moments bedurfte, um die rotierende Bewegung über den toten Punkt zu Anfang und Ende des Kolbenhubes fortzupflanzen, wo die Krummzapfen wirkungslos sind, so benutzte man einen Balancier statt des Rades. Die schwere und viel Raum beanspruchende Eisenmasse des Balanciers wurde jedoch ein großes Hindernis, wo es galt, möglichst viel Platz für Mannschaften, Passagiere oder Ladung zu gewinnen. Es kamen deshalb in neuerer Zeit allmählich die direkt wirkenden Maschinen allgemein in Aufnahme, durch deren kompakten Bau nicht nur sehr bedeutend an Raum erspart wird, sondern deren Gewicht sich auch zu den Balancier-Maschinen wie 3:5 verhält.

Von den direkt wirkenden Maschinen gibt es eine große Menge Varietäten, deren gebräuchlichste die oszillierenden, die Trunk-(Kasten-) und die Compound-Maschinen sind. Bei den oszillierenden Maschinen schwingen die Cylinder um hohle Zapfen, durch welche gleichzeitig der Dampf einströmt, und folgen auf diese Weise den Bewegungen der die Welle treibenden Krummzapfen. Die Trunk-Maschinen, welche besonders bei Schraubenschiffen gebräuchlich sind, nehmen von allen den geringsten Raum ein. Bei ihnen ist ein hohler, cylindrischer Kasten (trunk) an die obere Fläche des Kolbens befestigt, und gleitet dampfdicht durch den Cylinderdeckel, wie sonst die Kolbenstange bei gewöhnlichen Maschinen. Das untere Ende der Schubstange führt durch den Trunk nach der obern Seite des Kolbens, mit der es verbunden ist, während das obere Ende der Stange auf die gewöhnliche Weise mit dem Krummzapfen in Verbindung steht. Auf diese Weise wird Kolbenstange und Gradführung

entbehrlich, weil die Schubstange in dem Trunk sich hin- und herbewegen kann. Bei Schraubenschiffen liegen die Trunkcylinder gewöhnlich horizontal. Die **Compound-Maschinen** sind neuerdings sehr in Aufnahme gekommen, weil sie mit Bezug auf Kohlenverbrauch am sparsamsten arbeiten. Bei allen Schiffsmaschinen läßt man nicht die Bewegungen durch den mit gleichmäßigem Druck aus dem Kessel strömenden Dampf bis zu Ende führen, sondern benutzt zu diesem Zwecke das Ausdehnungsvermögen des letztern. Der Dampf strömt zuerst mit großem Druck in den Cylinder und setzt den Kolben in Bewegung. Nach Zurücklegung von drei Viertel, fünf Sechstel, sieben Achtel u. s. w. des Weges schneidet man mittels besonderer automatisch wirkender Apparate (Expansionsvorrichtungen) den fernern Dampfzustrom ab und läßt das Ausdehnungsvermögen wirken, um den Rest des Kolbenweges zurückzulegen. Dadurch spart man an Dampf und folglich auch an der zu seiner Erzeugung nötigen Feuerung. (Vgl. Tafel: **Dampfmaschinen** I, Fig. 7; II, Fig. 10.)

In den Compound-Maschinen findet das Expansionsprinzip seine höchste Verwertung. Bei ihnen strömt der Dampf zunächst in einen kleinen Cylinder und zwar mit vollem Druck bis zur Vollendung der Kolbenbewegung. Aus dem kleinen Cylinder strömt er dann in einen großen Cylinder, welcher die eigentliche Bewegung der Maschine vermittelt, und wirkt hier lediglich expandierend, um den Kolben in Thätigkeit zu setzen. Es tritt mithin Arbeitsteilung ein und das Verhältnis des kleinen zum großen Cylinder bestimmt den anzuwendenden Expansionsgrad. Öfter bringt man auch noch eine Expansionsvorrichtung an dem kleinen Cylinder an, um noch weniger Dampf zu gebrauchen und mehr Feuerung zu sparen; jedoch ergibt die Praxis nicht die theoretisch davon erwarteten Vorteile, weil durch die nötigen Vorrichtungen die Reibungswiderstände wachsen. Um das Compound-System auf das vorteilhafteste auszunutzen, bedarf es eines hohen Dampfdrucks, da von seiner Stärke die Expansionswirkung abhängt. Meist arbeiten die Compound-Maschinen gegen oszillierende oder Trunkmaschinen mit wesentlicher Ersparnis. Man rechnet, daß jene 1,3 kg Kohlen für die Stunde und Pferdekraft, diese dagegen 1,5 bis 1,7 kg verbrauchen.

Je nachdem die Bewegung durch Räder (Schaufelräder) oder durch Schrauben (Propellerschrauben) vermittelt wird, unterscheidet man **Raddampfer** und **Schraubendampfer** (**Schraubenschiffe**). Bei allen ältern D. waren die Motoren Schaufelräder, bisweilen einfach in der Mitte oder hinten am Schiffe, meist jedoch mittschiffs und an jeder Seite angebracht. Diese Räder bestehen aus einem um die Enden der Treibwelle befestigten eisernen Rahmwerke, in dessen Peripherie viereckige Holzschaufeln befestigt sind, sodaß beim Drehen des Rades drei bis vier auf einmal gegen die Wasserfläche drücken und durch deren Reaktion das Schiff vorwärts treiben. Man hat diesen Schaufeln alle möglichen Formen und Verbesserungen zu geben versucht, ist jedoch zu der rechteckigen Form wieder zurückgekehrt und hat sie nur beweglich gemacht, um sie vertikal in das Wasser tauchen und ebenso wieder daraus hervorgehen zu lassen, wodurch bedeutende Widerstandsfläche gewonnen wird. Später wurde neben den Schaufelrädern die Archimedische Schraube als Motor eingeführt, und diese hat erstere auf Kriegsschiffen gänzlich verdrängt, gelangt auch für längere Fahrten auf offenem Meere in der Handelsmarine immer mehr in Aufnahme. Wo es jedoch darauf ankommt, kurze Strecken in bestimmter Zeit rasch zurückzulegen oder kurze Wendungen in engen Fahrwassern zu machen, wie z. B. beim Bugsieren von Schiffen in Flüssen oder Häfen, sind Schaufelräder vorzuziehen.

Die Erfindung der **Propellerschraube** (s. d.) wird von verschiedenen Nationen beansprucht, so unter andern auch von Deutschland durch den Österreicher Ressel. Gewiß ist es aber, daß ihre erste Anwendung zu Schiffszwecken in England durch Kapitän Ericsson und F. P. Smith geschah, und zwar 1837, wo Ericssons Schraubenschiff, von 13,5 m Länge und 2,4 m Breite, ein amerik. Schiff von 630 Tonnen gegen den Strom mit 4½ Knoten Fahrt bugsierte. Im J. 1839 wurde das zweite, 1840 durch Smith das dritte Schraubenschiff, der Archimedes, von 232 Tonnen und 80 Pferdekraft, gebaut und seit dieser Zeit die Schraube allgemeiner eingeführt und zu hoher Vollkommenheit gebracht. Während die Schaufelräder hauptsächlich in der Handelsmarine vertreten waren, ging die Einführung der Schraube von den Kriegsschiffen aus. Die Anwendung der Dampfkraft auf Kriegsschiffe erforderte nämlich die Beschränkung der Maschine auf einen möglichst kleinen Raum, um mehr Mannschaften und Geschütze placieren zu können, als Raddampfer gestatteten, und sodann die Placierung der bewegenden Teile unter Wasser, um sie gegen feindliche Geschosse zu sichern. Beide Vorteile gewährte die Schraube, und gegenwärtig wird kein Kriegsschiff ohne Schraubenmaschine mehr gebaut. Die an der Maschine angebrachten Verbesserungen haben ihre Wirksamkeit so erhöht, daß den Schiffen durch sie eine Geschwindigkeit von 14—22 Knoten (26—40 km in der Stunde) gegeben werden kann. Während die Schaufelräder an einer senkrecht zur Kiellinie und horizontal liegenden Treibwelle an den Seiten des Schiffs angebracht sind, befindet sich die Schraube an einer mit dem Kiel parallel laufenden Welle hinten in der Mittellinie des Schiffs in einem Ausschnitte, welcher der Schraubenbrunnen genannt wird, und in dem sie sich frei drehen kann. Sie ist verschieden geformt, mit zwei oder drei flacher oder steiler gestellten Flügeln versehen, von Kupfer oder Bronze, und läßt sich bei dafür eingerichteten Kriegsschiffen von der Welle lösen und über Wasser heben, damit dieselben ungehindert segeln können. Etwa seit 1862 sind bei mehrern Schiffen doppelte Schrauben eingeführt, deren jede durch eine besondere Maschine getrieben wird. Sie befinden sich auch hinten am Schiffe, treten jedoch nicht in der Mittellinie desselben, sondern zu beiden Seiten des Hinterstevens heraus. Abgesehen davon, daß sie durch vermehrte Widerstandsfläche die Schnelligkeit des Schiffs vergrößern können, geben sie dem letztern bedeutend mehr Manövrierfähigkeit, indem man beide Schrauben in verschiedenen Richtungen wirken lassen und dadurch eine schnellere Drehung des Fahrzeugs erzielen kann, als dies sich mit Einer Schraube ermöglichen läßt. Die Schraubenmaschinen besitzen noch den großen Vorteil, daß sie den Schiffen gestatten, die vollständige Takelage eines Segelschiffs zu führen und daher jeden günstigen Wind auf das beste zu benutzen, wodurch sie viel Feuerungsmaterial ersparen und bei langen Reisen bedeutend billiger

fahren als die Radschiffe. (Hierzu zwei Tafeln: Dampfschiff I und II.)

In der neuesten Zeit ist noch eine besondere Art Schiffsmaschine aufgetaucht, die von ihrem Erfinder, E. Fleischer, **Hydromotor** genannt ist. Ihr Prinzip ist die hydraulische Reaktion, d. h. die Fortbewegung des Schiffs durch ausgestoßene Wasserstrahlen. Die hydraulische Reaktion war schon im vorigen Jahrhundert bekannt, geriet in Vergessenheit und wurde vor einigen Jahrzehnten durch Ruthven in England und A. Seydell in Deutschland aufs neue aufgenommen. In den damit versehenen Schiffen nahm eine durch Maschinenkraft in Bewegung gesetzte Centrifugalpumpe das durch Bodenöffnungen in eine Cisterne im Schiffsraum strömende Wasser auf und schleuderte es mit großer Geschwindigkeit durch Röhren in der Wasserlinie außer Bord. Die Pumpe brauchte jedoch so viel Maschinenkraft, daß die hydraulische Reaktion trotz ihrer anderweitigen großen Vorzüge nicht in Aufnahme kam. Der Hydromotor dagegen hat die Pumpe beseitigt und erspart dadurch viel Maschinenkraft. Im Schiffe stehen hohle schmiedeeiserne Cylinder, deren Füße in außer Bord mündende Röhren endigen. Sie füllen sich mit Wasser, der Dampf aus den Kesseln tritt oben ein, treibt das Wasser aus den Cylindern, wird kondensiert, erzeugt dadurch ein Vakuum, die Cylinder füllen sich wieder mit Wasser und das Spiel beginnt aufs neue. Der erste Hydromotor wurde 1880 in Kiel gebaut (38 m lang mit 100 Pferdekraft) und machte eine Probetour nach Kopenhagen, wobei sich das Prinzip bewährte. Der zweite, ein Flußdampfer von 60 m Länge, 220 Pferdekraft und nur 0,5 m Tiefgang, wurde 1882 in Dresden für die Elbe konstruiert und von den mit ihm anzustellenden Versuchen wird es abhängen, ob die an die Erfindung sich knüpfenden Erwartungen erfüllt werden. Geschieht dies, so wird eine vollständige Umkehrung der Schiffahrtsverhältnisse die Folge sein, da die Vorteile der Einfachheit, der Ersparnis an Raum, Gewicht, Anlagekapital, Schmiere u. s. w., sowie die nautischen Vorzüge zu groß sind, um nicht andere Maschinen zu verdrängen. (S. **Hydromotor**.)

Litteratur. Tredgold, «The steam engine and the steam navigation» (2 Bde., Lond. 1838—40); Woodcroft, «Sketch of the origin and progress of steam navigation» (Lond. 1848); Main und Brown, «The marine steam engine» (Lond. 1849); Prömmel, «Anleitung zum Schiffbau» (2. Aufl., Hamb. 1864); Russel, «The modern system of naval architecture» (3 Bde., Lond. 1865); Burgh, «Modern marine engineering» (Lond. 1867); Steinhaus, «Der Eisenschiffbau» (Hamb. 1867); Schwarz-Flemming, «Kesselabteilung auf D.» (2 Bde., Berl. 1873); Burgh, «Modern marines compound engines» (Lond. u. Neuyork 1874); Ledien, «Les nouvelles machines marines» (Par. 1876); Murray, «A treatise on marine engines and steam vessels» (Lond. 1878); Freminville, «Etude sur les machines compound, leur rendement économique et les conditions générales de leur fonctionnement» (Par. 1878).

Dampfschiffahrt (oceanische). Von jeher hat das Meer in der Geschichte der menschlichen Kulturentwickelung eine hochbedeutsame Rolle gespielt. Überall, wo die völkerverbindenden Wogen hinreichen und das Land dem Verkehr aufschließen, kehrt der Handel mit seiner friedlichen Kulturkraft ein, treten die Nationen in Wettbetrieb und entfalten sich reicher das Leben und die Gesittung; während bei größerer Entfernung vom Meere die kulturfördernden Momente langsamer zur Entwickelung gelangen. Dies beweist am deutlichsten die Geschichte der Mittelmeervölker. Phönizier, Ägypter, sodann Hellenen und die Erben aller östl. Kultur, die Römer, verdanken dem Mittelmeere ihre Weltstellung; ohne jenes mächtige Agens würde die Ausbreitung der Kultur von Südosten nach Westen und Norden weit langsamer erfolgt sein.

Im Altertum waren die äußersten Grenzpunkte des Weltverkehrs verhältnismäßig beschränkt: südöstlich waren es der Persische Golf und der Indus, südlich das fabelhafte Ophir (Ostafrika oder Ostindien), westlich die Säulen des Hercules (Gibraltar) und nördlich die brit. Zinninseln. Nechos, des Karthagers, Umschiffung des Kaps der Guten Hoffnung war wohl kaum mehr als ein Mythos; jenseit der Canarischen Inseln hat kein karthag. Schiff die Segel entfaltet. Regelmäßige Seefahrten bestanden im Altertum sehr vereinzelt, etwa von Tyrus nach Karthago sowie nach Hispanien und Massilia und sodann nach den brit. Inseln zur Abholung des Elektrons; zwischen Athen und den ion. Küstenplätzen Kleinasiens sowie nach den griech. Inseln (namentlich Delos mit der heiligen Triere), später zwischen Karthago und Rom, Karthago und dem Ostufer Hispaniens (Karthagena), zwischen Puteoli und Alexandria u. s. w. Meistens aber waren es Getreideschiffe, deren Kurs nicht fest bestimmt war. Ein eigentlicher Seepostdienst bestand im Altertum nicht. Auch die Fahrten der Normannen nach den nordeuropäischen Küsten und im 8. Jahrh. nach Winland (Grönland oder Nordamerika) waren nichts anderes als Raubzüge.

Erst die Entdeckung Amerikas und der Eintritt des Atlantischen Oceans in die Geschichte führte mit der Erweiterung des Handelsgebiets und mit der Änderung der ganzen Weltanschauung auch einen großartigen Umschwung im Verkehr zur See herbei: die Emancipation von der Küstenschiffahrt. Der Genueser Columbus erreichte endlich die von der antiken Welt so lange ersehnte Atlantis, und Vasco da Gama vermochte, unterstützt von den hochherzigen Fürsten Portugals, den ebenfalls lange in unrichtiger Richtung erträumten Weg nach Indien um das Kap der Guten Hoffnung zu eröffnen. Damit war die weltgeschichtliche Rolle des Mittelmeers ausgespielt und der Atlantische Ocean trat an die Stelle des roman. Binnensees, indem er zugleich den spätern Aufschwung der german. Welt ermöglichte. Spanien und Portugal betrachteten es mit Recht als handelspolitisch wichtig, die neugewonnenen Kolonien mit dem Mutterlande in möglichst enger Verbindung zu erhalten. Zu diesem Zwecke wurden die ersten Seepostkurse mit regelmäßigen Verbindungen von den Spaniern (1571) geschaffen, als diese den Besitz beider Indien erlangt hatten. Der Hauptstapelplatz des Welthandels war damals Sevilla. Von dort liefen alljährlich zwei Geschwader, die Flotte und die Galeonen, aus, um nach Portobello und Veracruz (Mexiko) zu segeln. Außerdem wurden von Lissabon regelmäßig Schiffe nach Ostindien, die Carácas, entsandt, welche um Afrika herum nach Goa, sodann um das Kap Comorin und Malakka nach Manila auf Luzon (Philippinen) segelten, um von dort die reichen Produkte Ostasiens

nach Europa zu schaffen. Zwischen Manila und Acapulco an der Westküste Centralamerikas kursierten die Südseegaleonen. Acapulco wieder stand durch Karawanen mit Veracruz an der Ostküste Centralamerikas in Verbindung, sodaß durch die Schiffskurse Veracruz-Sevilla der Kreis dieser Weltverkehrsroute geschlossen war. Als der Glanz der span. Weltherrschaft erblich, traten Holländer und Engländer die Erbschaft Südwesteuropas zur See an; erstere namentlich die Spur der portug. Eroberungen in China und Japan verfolgend, die Engländer in Ostindien und Nordamerika die Grundlagen zur Herstellung einer unbeschränkten Seehegemonie vorbereitend. Die Gründung der Nordamerikanischen Union endlich (3. Sept. 1783) war mit einer der Hauptfaktoren, welchem der Atlantische Ocean seine gegenwärtige dominierende Stellung im Welthandel verdankt.

Bis in das vierte Jahrzehnt des 19. Jahrh. war indessen der Zeitaufwand, welchen die Durchkreuzung der Meere erheischte, ein überaus erheblicher, den Aufschwung des Handels lähmender. Bis 1777 hatte eine einfache Stahldrahtnadel als Kompaß gedient; allmählich bildete sich eine vollständige Kompaßrose als Kreis aus mit genauer Angabe der Himmelsrichtungen. Auch lernte man durch bessere Schiffskonstruktion, Benutzung der Meeresströmungen und Kenntnis der Windrichtungen die Fahrten abzukürzen. Dennoch dauerte z. B. eine Fahrt von der Südspitze Englands nach Halifax (3000 Seemeilen) zu Anfang des 19. Jahrh. meist 32—33 Tage, von London nach Kalkutta via Kap (12100 Seemeilen) mit den schnellsten Theeklippern 100—110 Tage, ein Zeitverlust, der die Preise der Waaren in hohem Maße verteuerte und die Ausbreitung des Handels mit den Produkten Ostasiens (Thee, Gewürzen, Farbwaren) erheblich erschwerte. Endlich gelang es dem Amerikaner Maury (1845), aus einer mühsam gesammelten Beobachtungsreihe von mehr als 1 Mill. Thatsachen aus der Meteorologie und Hydrographie des Meeres Segelanweisungen für kürzeste, sog. orthodromische Fahrten aufzustellen, welche einen Zeitgewinn von 20 Proz. ermöglichten. Durchgreifenden Erfolg bei Verkürzung der Seefahrten aber hatte erst die Anwendung der Dampfkraft als Schiffsmotor. Nach Patricks, Symingtons u. a. Versuchen war es dem Amerikaner Fulton (s. d.) 1807 gelungen, mit dem Dampfer Savannah 1819 den Ocean von Savannah bis Liverpool in 26 Tagen zu durchkreuzen; doch hatte man 8 Tage lang die Segelkraft mit benutzen müssen, sodaß der Versuch nicht entscheidend war. Am 18. Aug. 1833 machte zuerst der Dampfer Royal William die Reise nach Europa ausschließlich mit Dampfkraft und kam am 12. Sept. 1833 glücklich in Gravesend an; 1838 folgten die brit. Dampfer Sirius und Great Western, welche die Fahrt von Bristol in England nach Neuyork in 20 Tagen zurücklegten. Damit war der Sieg des Dampfers über das Segelschiff entschieden, und es eröffnete sich dem transatlantischen Handel eine großartige Perspektive.

Die praktischen Engländer waren die ersten, welche, von der Überlegenheit des Dampfschiffs Gebrauch machend, Postdampfschiffskurse zwischen England und Nordamerika errichteten. Im J. 1840 schloß die engl. Regierung mit dem Reeder Samuel Cunard (s. d.) in Halifax einen Vertrag, nach welchem sich ersterer verpflichtete, gegen Gewährung einer jährlichen Subvention von 65000 Pfd. St. eine monatlich einmalige regelmäßige Dampfschiffsverbindung für den Post- und Personenverkehr zwischen Liverpool und Halifax (Boston) zu unterhalten. Am 4. Juli 1840 lief das erste Schiff Cunards, die Britannia, von Liverpool aus. Dies war der Anfang des jetzt so großartigen transatlantischen Dampferverkehrs, der, von mehr als 300 Dampfern täglich vermittelt, gleich einer mächtigen Brücke Europa und Amerika vereint.

Inzwischen hatte die Entwickelung der Technik neue Mittel für bessere Verwertung der Dampfkraft geschaffen. Schon 1845 war der Great Britain als erstes Schraubenschiff über den Ocean gedampft; seitdem hat die verbesserte Schiffsschraube die Räderdampfer fast gänzlich vom hohen Meere verdrängt. Erwägt man, daß jede Tonne Ladung Dampfer viermal diejenige des Segelschiffs übertrifft, indem bei größerer Schnelligkeit, besserer Befrachtung und geringerer Bemannung die Transportleistung des Dampfers um das Vierfache dem Segler gegenüber erhöht ist, so läßt sich der gewaltige Impuls ermessen, den Handel und Kulturausbreitung dem Dampfschiff verdanken. Dementsprechend ist es in hohem Grade von Interesse, die Vermehrung der Zahl der Dampfer ziffermäßig zu verfolgen. Es belief sich die Anzahl:

	1860	1880
aller Segelschiffe der europ. Handelsmarine auf . .	92 270	127 170 (mit 20 Mill. t Gehalt)
aller Dampfer der europ. Handelsmarine auf . .	2974	13 858 (mit 5 Mill. t Gehalt).

Während also die Zahl der Segelschiffe sich in den letzten 20 Jahren etwa um 26 Proz. erhöhte, steigerte sich die Zahl der Dampfer um 366 Proz. Ebenso bedeutend ist die Vermehrung bei der Ladungsfähigkeit (Tonnengehalt) der Dampfer.

An dem großen überseeischen Dampferverkehr nehmen die einzelnen Nationen, wie folgt, teil (Jan. 1883): England mit 26 regelmäßigen Dampferverbindungen, Deutschland 11, Frankreich 11, Niederlande einschließlich niederl. Asien 6, Österreich-Ungarn 5, Italien 5, Portugal 2, Spanien 2, Rußland 1, Vereinigte Staaten von Amerika 6, Chile 1, Japan und China je 1. Ferner unterhalten Rußland, Norwegen und Schweden, Dänemark, Griechenland, Ägypten, sowie die Staaten an der Westküste Südamerikas, Birma in Asien und die austral. Kolonialstaaten noch mehrfache Dampferverbindungen von geringerer Ausdehnung. Das Schwarze und das Asowsche Meer befahren regelmäßig russ. Dampfschiffe. Seit 18. Jan. 1881 ist auch von dem Sultan von Zanzibar (Ostafrika) eine regelmäßige Dampfschiffsverbindung zwischen Zanzibar, Aden, Hodeida, Massaua, Djedda und Suakim errichtet worden, deren Schiffe sich namentlich die Pilger nach Mekka vielfach bedienen.

Die Geschichte der wichtigern Dampfschiffahrtsgesellschaften bietet zahlreiche interessante Momente. In England ist die bedeutendste derartige Gesellschaft die Peninsular and Oriental Steam Navigation Company, begründet 1840 zur Sicherung des britischen Handels mit Ostindien und zur Befestigung der polit. Macht der Briten in Ostasien. Eine schnellere Verbindung Ostindiens mit England zu erzielen, als solche der beschwerliche, 12000 Seemeilen lange Weg um das Kap der Guten Hoffnung ermöglichte, hatten die Briten schon im 17. und

18. Jahrh. versucht, indem sie vom Persischen Meerbusen aus über Basra (Bassora) am Schat-el-Arab den alten Karawanenweg durch das Euphratthal einzuschlagen suchten, um die kostbaren ind. Waren an die kleinasiat. Küste und von da nach England zu schaffen. Doch war diese Route nicht lebensfähig. Oberst Cappèr und Colonel Taylor (1801) gelang es, wenigstens für die brit.-ind. Post einen kürzern Weg über den Isthmus von Suez zu eröffnen. Von London aus ging die brit.-ind. Post (Überlandpost, s. d.) über den europ. Kontinent nach Triest, wobei Lieutenant Waghorn (1832) durch seine berühmten Schnellfahrten sich hervorthat, sodann von Triest nach Alexandria und von da anfangs zu Lande, später zu Schiff und per Eisenbahn nach Suez, von wo aus die Einschiffung nach Bombay erfolgte. Im J. 1838 erwarben die Briten Aden als Kohlenstation und Stapelplatz für Indien; 1840 trat zur Erzielung besserer Postverbindungen und für den ind. Truppentransport die Peninsular and Oriental Steam Navigation Company (gewöhnlich nur P. a. O. St. N. C. bezeichnet) ins Leben. Der Einschiffungshafen der Post war anfangs Southampton (von wo jetzt noch die schwerern Warentransporte abgehen), später Marseille, ist jetzt aber nach Brindisi und Venedig verlegt. In Bombay geht jetzt die Post für Kalkutta (2260 km) auf die Eisenbahn über. Die Dampfer für China und Australien kursieren über Point-de-Galle (Ceylon), und von da zweigt sich nördlich die Route nach Hongkong, südwestlich nach King-Georges-Sound und Melbourne ab; südöstlich geht ein Kurs durch die Torresstraße nach Brisbane (Ostaustralien). Die P. a. O. St. N. C. besitzt über 60 große Dampfer. Außer der Subvention für die brit.-ind. Linie bezieht die P. a. O. St. N. C. 1700000 Mark jährlich von der austral. Kolonie Victoria für den Kurs Point-de-Galle—King-Georges-Sound—Melbourne.

Neben der genannten Dampfschiffahrtsgesellschaft sind noch direkte Kurse von England durch den Suezkanal nach Ostindien und Australien eingerichtet, so von der British India Steam Navigation Company von London über Aden nach Colombo (Kalkutta), ferner Bombay, Batavia und Brisbane unter Kontrakt mit der Regierung der Kolonie Queensland, sowie von der Orient Line of Mail Steamers zwischen Plymouth und Adelaide (38 Tage Überfahrt) und andere Linien.

Zur Vermittelung des brit. Verkehrs mit Westindien und Südamerika wurde 1849 die Royal Mail Steam Packet Company begründet, welche die Hauptroute Southampton—St. Thomas—Colon befährt. In Thomas, wo die Kompagnie ihr großes westind. Depot errichtet hat, zweigen sich zahlreiche Seitenlinien nach den Hafenorten der Antillen, nach der Havana, Mexiko und Venezuela ab. Von Colon (Aspinwall) wird der Transport über den Isthmus von Panama durch die Bahnzüge der Railroad Company nach Panama bewirkt. Von Panama stellen die Dampfer der Royal Mail Packet Company die Verbindung mit den Hafenplätzen an der südamerik. Westküste südlich bis Valparaiso her. Von Panama nördlich zweigen sich amerik. Dampferlinien nach Acapulco und nach San-Francisco ab. Auch den Dienst nach Brasilien versieht von Southampton aus die Royal Mail. Endlich gehen auch direkte Dampfschiffahrtslinien von Liverpool durch die Magellanstraße nach Valparaiso (Pacific Steam Navigation Company) und von Liverpool nach Colon und Veracruz (West-India and Pacific Steam Ship Company).

Deutschland betrat das Feld des großen oceanischen Weltverkehrs zuerst 1847 durch Einrichtung einer direkten Linie Bremen-Neuyork mit zwei Dampfern (Hermann und Washington); bei der überlegenen Macht der brit. Dampfergesellschaften wurde die Kontinentalpost aber bis 1856 in geschlossenen Paketen von Köln über England nach Liverpool und von da mit brit. Schiffen nach Neuyork befördert (Prussian closed mail); 1856 trat in Hamburg, vornehmlich auf Slomans Anregung, die Hamburg-Amerikanische Paketfahrt-Aktiengesellschaft, 1857 der Norddeutsche Lloyd zu Bremen ins Leben. Beiden Linien wurde die Beförderung der transatlantischen deutschen Post gegen Bezug eines Anteils am Porto übertragen; sie haben durch Solidität, Schönheit und Schnelligkeit ihrer Schiffe und günstige Konjekturen beim Auswanderertransport einen wohlverdienten Ehrenplatz unter den oceanischen Dampferkompagnien erlangt und behaupten ihn dauernd mit Erfolg. Jede der beiden Gesellschaften besitzt über 30 große Dampfer; sie beziehen von der Reichspost jährlich im Durchschnitt jede etwa 100000 Mark Porto. Die Hamburger Paketfahrt-Aktiengesellschaft hat außerdem eine direkte Dampferlinie nach St. Thomas (mit Seitenkursen nach Haiti, Veracruz, Tampico), der Norddeutsche Lloyd eine solche nach Bahia, Rio de Janeiro (Brasilien), sowie nach Montevideo und Buenos-Ayres errichtet. Auch wird einmal wöchentlich ein Dampfer von Bremen nach Baltimore abgefertigt. Eine wichtige Erweiterung hat der deutsche Seepostdienst durch Errichtung der Hamburg-Südamerikanischen Dampfschiffahrtsgesellschaft Kosmos (Kurs Hamburg-Valparaiso und Hamburg—Buenos-Ayres, sowie durch die Linie der Deutschen Reedereigesellschaft (Hamburg-Hongkong) erfahren; diese Linien sind geeignet, den deutschen Handel beim Warentransport von dem Willen brit. und anderer fremder Reeder unabhängig zu machen und ihn so in hohem Maße zu fördern.

Der Österreichisch-Ungarische Lloyd, 1846 auf Antrieb des verdienstvollen Freiherrn von Bruck gegründet, erfüllt seine Hauptaufgabe, den Hafen von Triest und den Handel des triester Hinterlandes zu heben, in erfolgreichem Maße, namentlich in der Adria und im Mittelmeere. Die bedeutendsten Lloydlinien sind diejenigen nach der Levante, Konstantinopel, Smyrna, dem Piräus (Athen), den griech. Inseln, dem Schwarzen Meere und nach Alexandria. Versuchsweise ist eine direkte Dampferlinie Triest-Bombay-Hongkong durch den Suezkanal für Waren (Baumwolle u. s. w.) eröffnet. Auch Italien entfaltet im oceanischen Verkehr große Thätigkeit. Namentlich hat der Rubattino begonnen, die erheblichen Chancen, welche die Eröffnung der Gotthardbahn der Wiederbelebung des Handels von Genua bietet, durch Einrichtung einer Linie Genua (Neapel)-Bombay, beziehungsweise Kalkutta auszunutzen. Die Gesellschaft Florio u. Co. vermittelt den direkten Verkehr von Brindisi nach Konstantinopel, Piräus und Smyrna. Neuerdings haben Rubattino und Florio sich vereinigt. Spanien hat außer den Routen nach der Havana eine neue Linie Barcelona-Aden-Singapore-Manila (Philippinen) eröffnet (Linie des Marqués de Campo). Eine zweite Verbindung, Manila-Sin-

gapore, ist unter Subvention der Kolonialregie- ung der Philippinen errichtet.

Frankreich sah sich 1861 zur Verbindung seiner interind. Kolonien mit dem Mutterlande genötigt, ine regelmäßige Postdampfschiffahrt von Marseille ach Saïgon zu errichten; die Compagnie des mes- ageries maritimes empfing für monatlich einma- ige Fahrten eine Subvention von 5 Mill. Frs. ährlich; 1864 wurde diese Linie bis Shanghai und Jokuhama (Japan) ausgedehnt. Den Dienst nach Amerika besorgt seit 1858 unter Kontrakt mit der Regierung die Compagnie générale transatlan- ique, und zwar von Havre nach Neuyork mit 40 Fahrten im Jahre gegen eine jährliche Subvention on zur Zeit 3644000 Frs., und von St.-Na- aire nach Colon (Aspinwall) und Veracruz, von Havre (Bordeaux) nach Colon, St.-Pierre, Fort de France, La Guayra und Savanilla (mit Zweiglinie ach Cayenne), sowie von St. Thomas nach Jamaica nd Martinique monatlich einmal gegen eine jähr- iche Subvention von 6314606 Frs. In den näch- ten Jahren sollen die Fahrten noch vermehrt wer- en, namentlich die Zahl derer von Havre nach Neuyork von 40 auf 52 im Jahre. Am 23. Nov. 882 hat die franz. Regierung eine neue regel- näßige Dampferlinie von Marseille nach Australien Neucaledonien) ins Leben treten lassen.

Auch die **Niederlande** haben nach ihren ost- siat. Kolonien direkte Dampfschiffsfahrten einge- ichtet. Die Stoomvaart Maatschappij «Neder- and» besorgt den Dienst nach Batavia von Amster- am über Southampton, Marseille und Port-Saïd urch den Suezkanal jeden dritten Mittwoch und eden dritten Sonnabend (von Marseille bis Pa- ang 28 Tage, bis Batavia 30 Tage). Die Schiffe er Niederländisch-Indischen Dampfschiffahrtsge- ellschaft kursieren zwischen Batavia, Sorabaya, Padang und den Sundainseln.

Von hohem Interesse ist die innere Einrichtung er transatlantischen Dampfschiffe für den Passa- ier- und Reiseverkehr. Auf größern Oceandam- fern befinden sich außer dem Zwischendeck meist wei Kajüten von mehr oder minder eleganter Ein- ichtung. Es sind schwimmende Paläste, welche, in rster Klasse wenigstens, dem Komfort der festlän- ischen großen Gasthöfe nicht nachstehen. Ein groß- rtiger Speisesaal, Damenzimmer, Lesesaal, Mu- ikzimmer, Bibliothekräume, Badezimmer u. s. w., owie bequem eingerichtete Schlafkabinen machen ie Reise, namentlich bei gutem Wetter, sehr ange- ehm. Nur die Seekrankheit pflegt für einige Zeit en Reisenden die gute Laune zu nehmen. Trotzdem vird eine Fülle der bedeutsamsten Anregungen dem ür die grandiosen Schönheiten des Oceans und für as reiche Tierleben des Meeres empfänglichen Rei- enden in stets wechselnden Erscheinungen dargebo- en. Jedenfalls ist die neuerdings sogar als Sport, amentlich von Amerikanern, gepflegte Reise über en Ocean als eine reiche Quelle des Naturgenusses edem denkenden Menschen zu empfehlen. Verwerf- ich sind nur die Wettreisen unverständiger Kapitäne uf gefahrvollen Kursen. Es ist keine Seltenheit ehr, zu lesen, daß die Reise Queenstown-Neuyork n sieben, ja sechs Tagen zurückgelegt ist. Neuer- ings will man die Fahrt über den Atlantischen Ocean sogar auf fünf Tage einschränken. (Hierzu ine Karte: Die Dampfschiffahrts-Verbin- ungen des Weltverkehrs im Atlanti- chen Ocean.)

Welche **wichtigern Dampferlinien** und Be- förderungsgelegenheiten gegenwärtig nach übersee- ischen Ländern für den Post- und Reiseverkehr sich darbieten, ist aus folgender Übersicht zu entnehmen. Dabei muß vorausgeschickt werden, daß die ange- gebenen Abfahrtstage auf längerer Erfahrung be- ruhen und daher meist nur selten oder unwesentlich geändert zu werden pflegen.

I. Europäische Linien.

Bestimmungsland	Abgangshafen	Bestimmungsort	Dauer d. Überfahrt
	A. Nach Nordamerika.		Tage
Canada, Neuschottland, Neubraunschweig, Prinz-Eduards-Insel, Britisch-Columbien.	a. Londonderry, jeden Freitag (Allan-Linie).	Quebec 2638 Seemeilen (u. Montreal).	10
St.-Johns (Neufundland), Halifax u. Baltimore.	Queenstown, jeden 2. Mittwoch (Allan-Linie).	St.-Johns, Baltimore, von Halifax Anschluß nach Bermuda.	11 13
Vereinigte Staaten von Amerika.	a. Hamburg, jeden Mittwoch über Havre (Hamburg-Amerik.-) Paketf.-Aktien-Ges.), I. Kl. 500 M. II. Kl. 300 M. Zwischendeck 100 M.	Neuyork 3650 Seemeilen.	13
	b. Bremen, jeden Sonntag (Norddeutscher Lloyd) über Southampton,	Neuyork 3565 Seemeilen.	12
	jeden 2. Mittwoch (Preise wie von Hamburg).	Baltimore 3879 Seemeilen.	15
	c. Queenstown, jeden Sonntag (White Star Line), jeden Mittwoch (Inman Line), jeden Freitag (Cunard Line).	Neuyork 3023 Seemeilen.	9
	d. London, jeden Mittwoch (National Line), Preise: von Liverpool I. Kl. 485 M. II. Kl. 420 M.	Neuyork	11
	e. Antwerpen, jeden Sonnabend (Red Star Line), I. Kl. 360 M. II. Kl. 220 M. Zwischend. 100 M.	Neuyork	12
	f. Rotterdam, jeden 2. Sonnabend (Niederl.-Amerik.-Dampfsch.-Ges.), I. Kl. 335 M. II. Kl. 250 M. Zwischend. 100 M.	Neuyork	14
	g. Amsterdam, jeden Mittwoch (K. Niederl. Dampfschiff.-Gesellschaft), I. Kl. 335 M. II. Kl. 250 M. Zwischend. 100 M.	Neuyork	14
	h. Queenstown, jeden Donnerstag (Cunard Line).	Boston	13
	i. Bremerhaven, monatlich einmal im Winter (Nordd. Lloyd), I. Kl. 630 M. Zwischend. 170 M.	Neuorleans	21

Bestimmungsland	Abgangshafen	Bestimmungsort	Dauer d. Überfahrt
	B. Nach Mittelamerika.		
Mexiko, a. Ostküste.	a. Hamburg, am 27. jed. Mon. (Hamb.-Amerik.-Paketf.-Akt.-Ges.), über Havre.	Veracruz 6300 Seemeilen. Tampico	Tage 31 35
	b. St.-Nazaire, am 21. jed. Mon. (Compagnie générale transatl.).	Veracruz	25
	c. Southampton, am 2. jed. Monats (Royal Mail Steam Packet Co.).	Veracruz	26
	d. Liverpool, am 10. jed. Monats (West-India and Pacific Steam Ship Co.).	Veracruz	29
	e. Cadiz, am 10. u. 30. jed. Mon. (Spanische Dampfer).	Havana	18
b. Westküste.	Hamburg, Southampton, St.-Nazaire.	Acapulco*)	

*) Beförderung wie bei Westindien, a. bis Colon, von da mittels der Eisenbahn in 3—4 Stunden von Colon bis Panama (48 engl. Meilen); aus Panama zweimal monatlich nach Acapulco und San-Francisco (3555 Seemeilen in 17 Tagen, mittels der Pacific Mail Steam Ship Company).

Bestimmungsland	Abgangshafen	Bestimmungsort	Dauer d. Überfahrt
Westindien.	a. Hamburg, am 7., 21. u. 27. jeden Monats (Hamburg-Amerik. Paketf.-Akt.-Ges.).	St. Thomas 4200 Seem. Colon 5547 Seem.	Tage 19 29
	b. Southampton, am 2. und 17. jeden Monats (Royal Mail Steam Packet Co.).	St. Thomas 4095 Seem. Barbadoes, Colon 5370 Seem. Havana mon. einmal.	13 16 21 20
	c. St.-Nazaire, am 6. u. 21. jed. Mon. (Compagnie générale transatl.).	Fort de France 3659 Seem. Colon 4926 Seem. St. Thomas 3700 Seem. Jamaica, Havana, Veracruz 5560 Seem.	14 21 15 22 21 25
(Große Antillen, Kleine Antillen, Mittelamerika).	d. Bordeaux, am 25. jeden Mon. (Compagnie générale transatl.).	Fort de France, Colon	18 25
	e. Liverpool, am 5., 10. und 25. jeden Monats (West-India and Pacific Steam Ship Co.).	Barbadoes, Colon, St. Thomas	17 29 15
	f. Cadiz, am 10. u. 30. jed. Mon. (Lopez u. Co.).	Portorico, Havana	13 18
	g. Santander, am 20. jeden Mon. (Lopez u. Co.).	Portorico, Havana	13 17
	C. Nach Südamerika.		
Brasilien.	a. Hamburg, am 4. u. 18. jed. Mon. (Hamb.-Südamerik. Dampfschiffahrts-Gesellschaft).	Bahia, Rio de Janeiro 6660 Seem. Santos	Tage 22 26 28
Brasilien.	b. Bremerhaven, am 25. jed. Monats (Norddeutscher Lloyd) über Antwerpen	Bahia, Rio de Janeiro 5850 Seem. Santos	Tage 24 28 35
	c. Bordeaux, am 5. u. 20. jed. Mon. (Messageries maritimes nationales).	Pernambuco Bahia, Rio de Janeiro 5025 Seem.	16 15 21
	d. Bordeaux, jeden 2. Sonnabend (Pacific Steam Navigation Co.), aus Liverpool am Mittwoch zuvor.	Wie vorige.	Wie vorig.
	e. Southampton, am 10. u. 25. jeden Monats (Royal Mail Steam Packet Co.).	Pernambuco Bahia, Rio de Janeiro 5126 Seem. Santos	17 19 22 25
	f. Marseille, am 14. u. 29. jed. Mon. (Société générale des transports maritimes) über Barcelona.	Rio de Janeiro	30
	g. Antwerpen, am 1., 11. u. 21. jeden Monats (Lamport u. Holt).	Rio de Janeiro 5250 Seem.	30
Argentinische Republik, Uruguay, Paraguay.	a. Hamburg, am 1. u. 15. jed. Mon. (Hamb.-Südamerik. Dampfsch.-Gesellsch.).	Montevideo 6660 Seem. Buenos-Ayres	29 30
	b. Hamburg, jeden 3. Sonnabend via Antwerpen (Kosmoslinie).	Montevideo 6660 Seem. Buenos-Ayres	29 33
	c. Bremen, am 10., 20. und 30. jeden Monats (Nordd. Lloyd). via Antwerpen, Bordeaux.	Montevideo 7307 Seem. Buenos-Ayres	30 31
	d. Bordeaux, am 5. u. 20. jed. Mon. (Messageries maritimes), über Lissabon	Montevideo 6076 Seem. Buenos-Ayres	26 27
	jeden 2. Sonnabend (Pacific Steam Navig. Comp.).	Montevideo, Buenos-Ayres	23 24
	e. Southampton, am 10 u. 25. jed. Mon. (Royal Mail Steam Packet Co.).	Montevideo 6231 Seem. Buenos-Ayres	26 30
	f. Marseille, am 14. u. 20. jed. Mon. (Soc. générale des transp. maritimes).	Montevideo, Buenos-Ayres	25 26
	g. Antwerpen, am 1., 11. u. 21. jeden Monats (Lamport u. Holt).	Montevideo, Buenos-Ayres	33 36
	h. Genua. am 3. u. 22. jed. Mon. (Società Lavarello & Piaggio).	Montevideo, Buenos-Ayres	25 26
	i. Havre, am 8., 18. und 28. jed. Mon. über Teneriffa (Comp. française de navig. à vapeur).	Montevideo, Buenos-Ayres	26 28
Guyana (Britisch, Franz. u. Niederländ.).	a. St.-Nazaire, am 6 jed. Monats (Compagnie générale transatl.).	Demerara, Paramaribo Cayenne	19 21 23
	b. Southampton, am 2. u. 17. jed. Mon. (Royal Mail Steam Packet Comp.), Kolonialschiff von Demerara.	Demerara (Georgetown), Surinam (Paramaribo)	21 23

Bestimmungsland	Abgangshafen	Bestimmungsort	Dauer d. Überfahrt
			Tage
Venezuela, Columbien.	a. Hamburg, via Havre am 7. u. 21. jed. Mon. (Hamb.-Amerik. Paketf.-Aktien-Ges.).	La Guayra, Puerto-Cabello, Savanilla	24—26 26—28 34
	b. St.-Nazaire, am 6. u. 21. jed. Mon. (Compagnie générale transatl.)	La Guayra, Puerto-Cabello, Savanilla	17 18 20
	c. Bordeaux, am 25. jeden Mon. (Compagnie générale transatl.).	La Guayra, Puerto-Cabello, Savanilla	20 21 24
	d. Southampton, am 2. u. 17. jed. Mon. (Royal Mail Steam Packet Co.).	La Guayra, Savanilla	20 25
	e. Liverpool, am 4. u. 24. jed. Mon. (West-India and Pacific SteamShipCo.).	La Guayra, Puerto-Cabello, Savanilla	21 22 27
Westküste von Südamerika (Ecuador, Peru, Bolivia, Chile), a. über Colon und Panama; von Colon bis Panama mittels Eisenbahn; von Panama mittels Dampfer der Pacific Steam Navigation Company, aus Panama jeden Mittwoch.	a. Hamburg, am 7. u. 21. jed. Mon. via Havre (Hamb.-Amerik. Paketf.-Aktien-Ges.).	Guayaquil, Payta, Callao, Valparaiso	31—40 36—42 39—45 52—58
	b. St.-Nazaire, am 6. jeden Monats, Bordeaux am 25. j. M. (Compagnie générale transatl.).	Guayaquil, Payta, Callao, Valparaiso	27—33 29—35 32—38 45—51
	c. Southampton, am 2. u. 17. jed. Mon. (Royal Mail Steam Packet Co.).	Guayaquil, Payta, Callao, Valparaiso	27—33 29—35 32—35 45—51
b. durch die Magellanstraße via Kap Hoorn [nur nach Chile, Bolivia u. Peru].	a. Bordeaux, jeden 2. Sonnabend (Pacific Steam Navigation Comp.).	Valparaiso, Callao	36 50
	b. Hamburg, jeden 3. Sonnabend via Antwerpen (Hamb.Kosmoslinie).	Valparaiso 10947 Seem. Callao	51 65

D. Nach Asien.

Bestimmungsland	Abgangshafen	Bestimmungsort	Dauer d. Überfahrt
Aden, Britisch-Indien, franz. u. portug. Kolonien in Vorderindien, Bagdad, Basra in der asiat. Türkei, Persien, Maskat, Kabul, Guador in Beludschistan, Birma.	Brindisi, jeden Montag (Peninsular and Orient. Steam Navigation Comp.) durch den Suezkanal.	Aden, Bombay	9 15
	Anmerk. Die Post wird zu Schiff von Brindisi nach Alexandria und von Alexandria nach Suez per Eisenbahn befördert.		
Ceylon, Malakka, Penang, Singapore, niederländ. Indien, Sunda-Inseln, Molukken, Kambodscha, Tonkin, Annam, Philippinen.	a. Brindisi, jeden 2. Montag (Peninsular and Orient. Steam Navigation Comp.) durch den Suezkanal.	Point de Galle, Singapore, Batavia	17 25 28
	b. Neapel, jeden 2. Dienstag (Messageries marit.) durch den Suezkanal.	Colombo, Singapore, Batavia	20 26 30
	c. Marseille, jeden 2. Sonntag (Messageries marit.) durch den Suezkanal.	Colombo, Singapore, Batavia	22 28 32
	d. Marseille, abwechselnd jeden 3. Montag und jeden 3. Donnerstag (Stoomvaart Maatschappij »Nederl.«, Niederl. Dampfsch.-Gesellschaft) durch den Suezkanal.	Padang, Batavia	28 31
China, Japan, Hongkong, Shanghai, Macao.	a. Brindisi, jeden 2. Montag (Penins. and Orient. Steam Navig. Co.) durch den Suezkanal.	Hongkong, Shanghai, Jokuhama	33 38 41
China, Japan, Hongkong, Macao, Shanghai.	b. Neapel, jeden 2. Dienstag (Messageries maritimes) durch den Suezkanal.	Hongkong, Shanghai, Jokuhama	35 40 42
	c. Marseille, jeden 2. Sonntag (Messageries maritimes) durch den Suezkanal.	Hongkong, Shanghai, Jokuhama	37 42 44
	d. Triest, am 12. jed. Monats (Österr. Lloyd) über Port-Said, Suez, Djedda, Aden, Colombo.	Kalkutta 6174 Seem.	36
	e. Triest, am 1. jed. Monats über Port-Said, Suez, Aden, Bombay, Singapore.	Hongkong 8339 Seem.	58
	f. London, jeden 2. Mittwoch (British India Steam Nav. Co.) über Malta, Suez, Aden.	Kalkutta	40
	London, jeden 2. Donnerstag (British India Steam Nav. Co.) über Algier, Port-Said.	Suez, Aden, Bombay (monatl. einmal am 24.).	20 29 22
	g. Genua (Rubattino), jeden 2. Monat nach Bedürfnis.	Ceylon, Kalkutta, Penang, Singapore	25 32 31 33
	h. Barcelona, am 1. jed. Monats (Span. Dampfer) durch den Suezkanal.	Singapore, Manila (Philippin.).	25 33
Kleinasien und Syrien.	a. Brindisi, jeden Sonntag (bis Korfu: Florio-Linie, von Korfu ab: Österr. Lloyd).	Smyrna (Piräus, Scio, Konstantinopel).	$3\frac{1}{2}$
	b. Brindisi, jeden 2. Mittwoch (Florio-Linie).	Smyrna	$3\frac{1}{4}$
	c. Konstantinopel, direkt alle 14 Tage, über Beirut alle 14 T. (Österr. Lloyd).	Smyrna 278 Seem. Alexandria 1337 Seem.	2 8
	d. Konstantinopel, (Anschluß an Odessa) jeden 2. Dienstag (Russ. Dampfschiff.-Gesellschaft).	Smyrna	2
Beirut (Damaskus, Jaffa, Jerusalem).	a. Brindisi, jeden Montag (bis Alexandria: Pen. and Orient. Steam Nav. Co., v. da: Österr. Lloyd).	Jaffa, Beirut	6 9
	b. Neapel, jeden 2. Dienstag (Messag. marit.).	Jaffa, Beirut	6 7
	c. Triest, jed. Freit. u. Sonnbd. (Österr. Lloyd) über Alexandria, Piräus und Smyrna.	Jaffa, Beirut Cypern	9 10—$11\frac{1}{4}$ 11

E. Nach Afrika.

Bestimmungsland	Abgangshafen	Bestimmungsort	Dauer d. Überfahrt
Ägypten, Nubien, Sudan.	a. Brindisi, jeden Montag (Pen. and Orient. Steam Nav. Co.).	Alexandria (Fahrzeit von Berlin nach Alexandria via Brindisi: 5 Tage 17 Stunden.)	3
	b. Neapel, jeden Donnerstag (Rubattino-Linie).	Alexandria	$4\frac{3}{4}$

Bestimmungsland	Abgangshafen	Bestimmungsort	Dauer d. Überfahrt
			Tage
Ägypten, Nubien, Sudan.	c. Neapel, jeden Sonnabend (Messager. marit.).	Alexandria	4¼
	d. Triest, jeden Freitag (Österr. Lloyd).	Alexandria	5¾
	e. Odessa, alle 14 Tage (Russ. Handelsgel.).	Alexandria	5
Azoren.	Lissabon, am 5. u. 20. jed. Mon. (Companhia geral portugueza de navegação a vapor).	Horta, Horta via Madeira	5 6
Canarische Inseln.	a. Liverpool, jeden Sonnabend (African Steam Ship Comp. und British and African Steam Navig. Comp.).	Teneriffa	6
	b. Cadiz. (Compania de navegacion por vapor de Lopez y Co.).	Teneriffa	3½
Madeira.	a. Liverpool, jeden Sonnabend (African Steam Ship Comp. und British and African Steam Navig. Comp.).	Funchal	7
	b. Plymouth. (Union Steam Ship Comp.).	Funchal	5
	c. Dartmouth. jeden 2. Freitag (Colonial Mail Line).	Funchal	5
	d. Lissabon, am 5. u. 20. jed. Mon. (Companhia portugueza etc.).	Funchal	3
Kap der Guten Hoffnung.	a. Plymouth. jeden 2. Freitag (Union Steam Ship Co.).	Kapstadt, Natal	27 33
	b. Dartmouth, jeden 2. Freitag (Colonial Mail Line).	Kapstadt, Natal	26 31
Zanzibar, Mozambique.	Brindisi, jeden 4. Montag (bis Aden: Peninsul. and Orient. Steam Nav. Co., von Aden: British India Steam Nav. Co.).	Zanzibar	19
Mauritius, Réunion, Madagaskar, Mayotte und Nossi-Bé.	a. Neapel, jeden 4. Dienstag (Messageries maritimes) durch den Suezkanal.	Réunion, Mauritius	24 25
	b. Marseille, jeden 4. Sonntag (Messageries maritimes) durch den Suezkanal.	Réunion, Mauritius	26 27
Westafrika (Sierra Leone, Cape-Coast-Castle, Accra, Addah, Quitta, Jella, Coffee, Lagos, Old Calabar).	Liverpool jeden Sonnabend (African Steam Ship Comp. und British and African Steam Nav. Co.).	Lagos, Bonny	30 32
Franz. Senegambien (Dakar, Gorée, St.-Louis, Bakel, Dagana).	Bordeaux, am 5. u. 20. jed. Mon. (Messageries maritimes) über Lissabon.	Dakar, Gorée	8 9
Britisch-Senegambien.	Liverpool, jeden 3. Sonnabend (British and African Steam Ship Company).	Bathurst	14
Fernando-Po, Axim.	Liverpool, jeden 2. Sonnabend (African Steam Ship Comp. und British and African Steam Nav. Co.).	Fernando-Po	35
Portug. Kolonien in Westafrika.	Lissabon, am 5. jeden Monats (Companhia portugueza).	St.-Vincent Principe, Loanda	7 21 30
Bonny, Gaboon, Loango, Black-Point, Landana, Congo, Ambrizette, Kinsembo, Ambriz, Loanda.	a. Liverpool, jede 4. Mittwoch (African Steam Ship Comp. und British and African Steam Nav. Co.).	Gaboon, Loanda	43 60
	b. Bordeaux, unbestimmt (Messageries maritimes).	Gaboon	43
Monrovia, Lagos, Gaboon, Ambriz.	Hamburg, alle 40—41 Tage (Reederei Woermann).	Monrovia, Lagos, Gaboon, Ambriz	20 23 41 50
Nordafrika: Tunis und Tripolis.	a. Livorno, jeden Freitag (Società Rubattino).	Tunis, Tripolis	2¼ 7
	b. Marseille, jeden Montag, Mittwoch, Freitag (Compagnie générale transatlant.).	Algier, Tunis	2 2½
	c. Neapel, jeden Montag (Società Florio et Comp.).	Tunis, Tripolis	2½ 4
F. Nach Australien.			
Über Alexandria und Suez nach Victoria, Süd- und Westaustralien, Tasmanien, Neusüdwales, Queensland (Brisbane), Neuseeland, Neucaledonien.	a. Brindisi, jeden 2. Montag (Penins. and Orient. Steam Nav. Comp.).	King-Georges-Sund, Adelaide, Melbourne (Anschl. nach Wellington), Sydney (Anschl. nach Brisbane)	30 33 37 48 49 43
	b. Plymouth, jeden 2. Sonnabend (Orient. Line), abwechselnd durch den Suezkanal u. via Kap der Guten Hoffnung.	Adelaide, Melbourne, Sydney	43 46 50
	c. Hamburg, am 5./6. jed. Monats (Sloman-Dampfer).	Adelaide, Melbourne, Sydney	46 50 54
	d. Marseille, einmal monatlich (Messag. marit.) durch den Suezkanal.	Port-de-France (Neucaledonien).	44

II. Wichtigere außereuropäische Linien.

Bestimmungsland	Abgangshafen	Bestimmungsort	Dauer d. Überfahrt
A. Amerikanische Linien.			Tage
Nach Westindien, Havana, Mittelamerika (Ostküste) und Brasilien.	a. Neuyork, jed. Donnerstag und Sonnabend (Havana and Mexican Mail Steam Ship Co. und Clyde Line Jam. Ward and Co.).	Havana 1160 Seem. Tampico, Veracruz	7 6 9
	b. Neuorleans, jeden 3. Donnerstag u. jed. 3. Sonnabend (Honduraslinie).	Belize (Brit.-Honduras)	4
	c. Neuyork, einmal wöchentlich.	Belize 830 Seem. (über Bermuda)	6



Brockhaus' Convers…

Zu Artikel Dänemark.

Bestimmungsland	Abgangshafen	Bestimmungsort	Dauer d. Überfahrt
			Tage
Nach Westindien, Havana, Mittelamerika (Ostküste) und Brasilien.	d. Neuyork, einmal wöchentlich (New York u. West-India Mail Steam Ship Comp.).	St. Thomas 1900 Seem.	8
	e. Neuyork, am 10., 20. und 30. jeden Monats (Cunard Line).	Colon 1989 Seem.	8
	f. Quebec, einmal monatlich (Quebec and Golf Ports Steam Ship Comp.).	St. Thomas 1983 Seem.	7
Nach Brasilien.	Neuyork, wöchentlich zweimal (United States and Brazil Steam Ship Co. und Pacific Mail Steam Ship Co.).	Rio de Janeiro, Bahia	17
Nach Ostasien.	San-Francisco (Anschluß von Neuyork = 3317 engl. Mln., Eisenbahn mit Expreßzug in 159 Stunden, mit Personenz. in 7½ Tagen), zweimal monatlich (Pacific Mail Steam Ship Co. und Occidental and Oriental Steam Navig. Co.).	Jokuhama 4800 Seem. I. Kl. 250 Dll. II. Kl. 85 Dll. In Jokuhama Anschluß nach Shanghai 1179 Seem. Hongkong 6400 Seem. I. Kl. 300 Dll. II. K. 100 D.	26 8 33
Nach Australien.	San-Francisco, jeden 4. Sonnabend (Occidental and Oriental Steam Navig. Comp.).	Honolulu 2080 Seem. Auckland 5958 Seem. In Auckland Anschluß nach Wellington, Littleton, Holitika mit Kolonialdampfern, Sydney 7218 Seem.	7 23 3 27
Nach Mittelamerika (Westküste).	San-Francisco, monatlich dreimal (Pacific Mail Steam Ship Comp.).	Panama 3555 Seem. über Acapulco	17
Nach Nordamerika (Westküste).	San-Francisco, einmal monatlich (Pacific Mail Steam Ship Comp.).	Victoria (Britisch-Columbien) 780 Seem.	4
Südamerika (Westküste).	Panama, jeden Mittwoch (Pacific Mail Packet Service und chilen. Dampfer der Compañia Sud Americana dos vapores).	Valparaiso 3067 Seem. über Guyaquil, Callao, Tambo de Mora, Mollendo, Arica, Iquique, Cobija, Antofagasta, Coquimbo	21
Europa.	Philadelphia, Neuyork, nach Bedürfnis (The American Steam Ship Co.) und andere Linien.	Liverpool	11

B. Asiatische Linien.

Außer den bereits bei Europa aufgeführten brit., franz. und niederländ. Dampfergesellschaften:

Suez-Hongkong (China Mercantile Steam Navigation Company). Japan (zwischen den japan. Häfen und auf japan. Flüssen) (Gesellschaft Mitsubischi [13 Dampfer] mit 250000 Yen jährlicher Subvention).

In Afrika bestehen zwei bedeutendere einheimische Dampferkompagnien: die Gesellschaft Azizieh, deren Schiffe Alexandria und Konstantinopel über Beirut verbinden, sowie die Linie des Sultans von Zanzibar zwischen Zanzibar, Aden, Djedda und Sualim (seit 1881). Von den australischen Linien sind die Interkolonial-Dampferlinien von Auckland nach Sydney und von Sydney nach Brisbane zu erwähnen.

Weit zahlreicher sind die Küstenschiffahrtslinien, welche regelmäßig von Dampfern befahren werden. Namentlich gehören hierher die Dampferverbindungen in der Nordsee (General Steam Navigation Company), die belg. Postdampfer Ostende-Dover, franz. Postdampfer Calais-Dover, niederländ. Dampfer Vlissingen-Queenborough (London), die vielen norweg., schwed., dän., preuß. und russ. Dampferlinien, die Routen im Mittelmeer, Schwarzen Meer und in den griech. Gewässern u. s. w. Die Aufzählung aller dieser Linien kann unterbleiben, weil ihre Bedeutung vorwiegend lokaler Natur ist.

Über die zahlreichen Dampferkurse auf Binnenseen und Flüssen s. Flußschiffahrt.

Dampfspannung, s. unter Dampf.

Dampfsparapparat, auch Automat oder Kondensationswasserableiter genannt, ist ein Apparat, welcher angewendet wird, um das durch Abkühlung des Dampfes sich bildende Kondensationswasser aus Dampfröhren, Dampfkoch- und Trockenapparaten u. s. w. ohne Dampfverlust selbstthätig abzuleiten. Zu diesem Zweck muß der Apparat mit der tiefsten Stelle der Rohrleitung u. s. w. kommunizieren, wonach die Aufstellung desselben einzurichten ist. Man unterscheidet im wesentlichen zwei Anordnungen, deren erste durch den in umstehender Fig. 1 dargestellten Kusenbergschen Dampfsparapparat zur Anschauung gebracht ist. Derselbe besteht in seinen Hauptteilen aus zwei gekrümmten Röhren a und b, welche durch das Verbindungsstück c miteinander kommunizieren; durch eine starre Eisenstange s und eine Gegenplatte p werden a und b in ihrer Lage erhalten. Tritt bei d Dampf ein, so wird zunächst die in dem Apparat enthaltene Luft durch ein Ventil e entweichen. Infolge der gleichzeitig eintretenden Erwärmung der Röhren streben dieselben sich auszudehnen; da sie aber an der Verlängerung durch die Platte p gehindert sind, erleiden sie eine derartige Ausbiegung, daß das entsprechend angeordnete Ventil e geschlossen wird. Sobald sich eine genügende Menge Kondensationswasser im Apparat gesammelt hat, werden die Röhren abgekühlt, ziehen sich infolge dessen wieder zusammen und öffnen so das Ventil e, durch welches der Dampfdruck das vorhandene Kondensationswasser austreibt. Der Dampf füllt alsdann wieder die Rohre, dehnt dieselben aus und das Ventil schließt sich wieder, bis durch eine weitere Wasseransammlung das gleiche Spiel veranlaßt wird. Diese Apparate funktionieren indes nur bei sehr exakter Ausführung richtig.

Häufiger findet der in umstehender Fig. 2 dargestellte sog. Kondensationstopf Anwendung, bei welchem die Stellung eines durch das Kondensationswasser selbst in Thätigkeit gesetzten Organs (eines Schwimmers) den Wasserabfluß reguliert. An dem Stutzen a wird das Dampfleitungsrohr angeschraubt. Das hier eintretende Kondensationswasser sammelt sich in dem Raum außerhalb des in C enthaltenen kupfernen Schwimmtopfes c an. Durch den Druck dieses Wassers wird letzterer

derart nach oben gedrückt, daß ein Plattenventil v geschlossen erhalten wird. Nimmt die Menge des Kondensationswassers zu, so wird sich auch Wasser über den Rand in den Schwimmtopf ergießen;

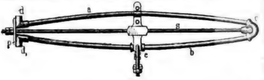


Fig. 1.

dieser wird dadurch schwerer, senkt sich und öffnet das Ventil v, dem Wasser freien Eintritt in das in ihn hineinragende Steigerohr d gestattend. Durch den im Apparat herrschenden Druck wird das Wasser durch dieses Rohr und eine bei b anzufügende Rohrleitung auf eine nach Maßgabe der Dampfspannung bestimmte Höhe gedrückt. Nach Entleerung des Topfes hebt sich der Schwimmtopf wieder und schließt das Ventil v und es wiederholt sich dieses Spiel des Apparats in bestimmten Intervallen. Das sauber gedrehte, zugleich als Führung des Schwimmtopfes dienende Steigerohr d ist unterhalb noch mit einem Rückschlagventil versehen, welches das Zurücktreten des Wassers verhindert; außerdem ist der Apparat mit einem Probierhahn e und einem Lufthahn e_1 ausgestattet. Oft wird der Kondensationstopf noch mit einer Vorkammer verbunden, sodaß das eintretende Kondensationswasser erst diese und ein in derselben befindliches Sieb passieren muß, um von allen ihm etwa beigemischten Unreinigkeiten befreit zu werden, ehe es in den eigentlichen Kondensiertopf eintritt. Eine zweite Art der D. mit Schwimmer ist derart eingerichtet, daß mit dem letztern ein von demselben abhängiger Wasserabflußhahn in Verbindung gebracht ist, der sich öffnet, wenn der Schwimmer über eine gewisse Wasserstandshöhe hinausgeht, dagegen geschlossen ist, wenn sich nur wenig Wasser im Apparat befindet. Ein solcher Apparat empfiehlt sich in Fällen, wo das Wasser nicht über das Niveau des Kondensationstopfes gedrückt zu werden braucht, sondern frei ablaufen kann.

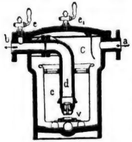


Fig. 2.

Dampfspritze (frz. pompe à incendie à la vapeur, engl. steam-fire-engine), eine durch Dampf betriebene Feuerspritze (s. d.).

Dampfstrahlgebläse, eine auf dem Prinzip der Strahlapparate beruhende, durch Dampf wirkende Gebläsevorrichtung. (S. Injektoren).

Dampfstrahlpumpe, soviel wie Injektor.

Dampftrockenmaschine (frz. séchoir à cylindre, engl. steam-chest), eine bei der Appretur der Gewebe benutzte Vorrichtung, bei welcher das Trocknen der gewaschenen Zeuge dadurch geschieht, daß dieselben mit der Oberfläche eines mit Dampf geheizten Cylinders in Berührung gebracht werden.

Dämpfung, magnet., s. Dämpfer.

Dampfwagen, s. Lokomotive.

Dampfwaschmaschine (frz. machine à laver à la vapeur, engl. steam-washing-machine), eine hauswirtschaftlichen Zwecken dienende Vorrichtung, bei welcher zur Reinigung der Wäsche die Wirkung des eingeschlossenen Wasserdampfes benutzt wird. (S. unter Waschmaschinen.)

Dampier (William), der kühnste Seefahrer des 17. Jahrh., geb. 1652 zu East-Coker in der Grafschaft Somerset, war der Sohn armer Eltern. Als Schiffsjunge machte er namentlich auch eine Seereise nach Labrador. Er nahm dann als gemeiner Soldat 1673 in Indien Dienste, wurde aber verwundet und in das Hospital nach Greenwich gebracht. Wieder genesen, erhielt er 1674 eine Anstellung als Plantagenaufseher in Jamaica. Aber schon nach sechs Monaten schiffte er sich aufs Geratewohl ein und traf zu Kingstown ein Fahrzeug, welches ihn mit nach der Bai von Campeche nahm. Dort lebte D. drei Jahre als Handarbeiter und Packknecht, bis er 1678 nach London zurückkam. Im Begriffe, nach Campeche zurückzukehren, fiel er in der Negril-Bai unfern Jamaica in die Hände der Flibustier, welchen er sich unter der Bedingung eines Anteils an der Beute zugesellte. In ihrer Gesellschaft zog er über die Landenge von Panama und wohnte den Raubzügen bei, welche die Flotte der Flibustier, zum Teil mit schlechtem Erfolge, gegen die Küstenorte Perus unternahm. Nachher trennte er sich von denselben, trat am Mexikanischen Meerbusen mit andern Flibustiern in Verbindung und segelte 1683 mit einem Kapitän Cook nach der Guineaküste, dann um das Kap Hoorn nach der Insel Juan Fernandez, den Galapagos-Inseln und nach der Küste von Mexiko. Später nahm er bei Guayaquil einige reichbeladene Sklavenschiffe und eroberte zu Anfang 1684 an der Panama-Bai mehrere Städte. Darauf segelte er mit einem andern Kapitän nach Ostindien, Mindanao und Manila, machte später auf chines. Küstenfahrer Jagd und entdeckte bei dieser Gelegenheit manche Inseln. Der Verwilderung seiner Genossen längst müde, glaubte er unweit der Nikobaren seine Flucht auf einem lecken Boote bewerkstelligen zu können, wurde aber verschlagen und halbtot an die Küste Sumatras geworfen.

Nach der Herstellung seiner Kräfte trat er als Kanonier in holländ. Dienste, desertierte und begann abenteuernd in Südasien herumzuziehen, trat dann in engl. Dienste, besuchte Madras, Benkulen, Tonking, Malakka und schiffte sich endlich heimlich nach England ein, wo er 1691 ankam. Die Beschreibung seiner fast unglaublichen Abenteuer in der «New voyage round the world» (3 Bde., Lond. 1697—1707, mit Kupfern; deutsch von Kind, 4 Bde., Lpz. 1783) erregte ungemeines Aufsehen. Dem Grafen von Oxford, Lord der Admiralität, vorgestellt, wurde er nun beauftragt, eine Entdeckungsreise nach Australien zu machen. Am 26. Jan. 1699 segelte er aus den Dünen ab. Er berührte den Australkontinent zuerst an der steilen Küste von Eendrachtsland, segelte von da nach Timor und entdeckte, in östlicher Richtung vordringend, zwischen dem 16. Febr. und 25. April 1700, Neubritannien, die nach ihm genannte 89 km breite Dampierstraße und eine Menge kleiner Inseln und Häfen, namentlich die bis 1500 m hohen Dampier-

inseln an der Nordwestküste Neuguineas und den Dampierarchipel an der Küste Australiens, 1699. Man verdankt ihm die erste Kenntnis jener sehr gefährlichen Meere und manche von vielem Scharfsinn und guter Beobachtungsgabe zeugende Nachrichten über die natürliche Beschaffenheit der genannten Länder und die Luftströmungen. (Vgl. seinen «Traité des vents».) Auf der Rückkehr nach Europa erlitt er bei der Insel Ascension Schiffbruch und kam 1701 nach London. D. unternahm, nachdem er 1705 ein Schiff in der Südsee befehligte, 1708—11 wieder als gewöhnlicher Steuermann Reisen und begleitete Woodes Roger auf seiner Reise um die Erde. Sein Todesjahr ist unbekannt. Eine von R. Brown aufgestellte Pflanzengattung, **Dampiera**, sowie die genannten Inseln, die Dampierstraße und die Halbinsel **Dampierland** erhalten sein Andenken.

Dampiēra nannte Robert Brown zu Ehren des kühnen engl. Seefahrers William Dampier (s. d.) eine Pflanzengattung aus der Familie der Goodenovieen, deren Arten, gegen 30, sämtlich in Australien vorkommen; es sind kraut- oder strauchartige Gewächse. Sie haben zwitterige Blüten, deren Kelchröhre mit dem Fruchtknoten verwachsen ist; die Blumenkrone ist röhrenförmig und unregelmäßig fünfteilig, gewöhnlich von rötlicher oder weißer Farbe.

Dampierarchipel, s. unter Dampier.

Dampierinseln, s. unter Dampier.

Dampierre (Auguste Henri Marie Picot, Marquis de), Obergeneral der ersten Französischen Republik, geb. 19. Aug. 1756 zu Paris, widmete sich früh der militärischen Laufbahn, suchte als Offizier im Regiment der Garden vergeblich die Erlaubnis nach, in Nordamerika oder Spanien kämpfen zu dürfen, ging deshalb, um sich an der Expedition gegen Gibraltar zu beteiligen, heimlich nach Spanien, wurde aber zu Barcelona verhaftet und zurückgebracht. Er trat darauf aus den Garden, ging auf Urlaub nach England und Deutschland, lernte in Berlin das preuß. Militärwesen kennen, nahm dann seine Entlassung aus der franz. Armee und lebte zurückgezogen auf seinen Besitzungen in der Champagne. Der Ausbruch der Revolution, deren Grundsätze er billigte, öffnete ihm jedoch bald eine neue Laufbahn. Er wurde 1790 vom Depart. Aube zum Präsidenten erwählt; diese friedliche Stellung sagte ihm aber nicht zu. Beim Beginn des Kriegs wurde er Rochambeaus Adjutant und bald nachher Oberst eines Dragonerregiments, mit welchem er 1792 dem unglücklichen Einfall in Brabant beiwohnte, und dann, durch 4000 Mann Infanterie verstärkt, dem General Dumouriez zu Hilfe geschickt wurde. Nach der Kanonade von Valmy zum Divisionsgeneral ernannt, entschied er bei Jemappes 6. Nov. 1792 wesentlich den glücklichen Ausgang der Schlacht. Bei Neerwinden befehligte er 18. März 1793 mit gutem Erfolge das franz. Centrum und wurde nach Dumouriez' Übertritt Oberbefehlshaber. D. reorganisierte zunächst das Heer, welches kaum noch schlagfertig zu nennen war. Von den Kommissaren des Konvents gedrängt, griff er 8. Mai die Österreicher an, wurde zweimal zurückgeworfen und beim dritten Angriff durch eine Kanonenkugel, die ihm den rechten Schenkel wegriß, tödlich verwundet. Er starb 9. Mai 1793.

Dampierre (Henri Duval, Graf), österr. General, geb. 1580 auf Schloß du Hans im franz. Marne-Departement, trat jung in den kaiserl. Militärdienst, focht als Oberst unter General Basta gegen die Türken und brachte 1604 Bethlen Gabor an der Temes eine Niederlage bei. Im folgenden Jahre verteidigte D. Gran hartnäckig, mußte die Festung, deren Besatzung meuterte, jedoch den Türken schließlich übergeben. Nach dem Frieden kämpfte er gegen die Venetianer mit Auszeichnung und führte, als gegen Ende der Regierung des Kaisers Matthias die böhm. Unruhen ausbrachen, ein kaiserl. Korps nach Böhmen. Er nahm zwar Bistritz ein, belagerte jedoch vergeblich Neuhaus und wurde bei Czaslau vom Grafen Thurn geschlagen. Dagegen siegte er über Graf Mansfeld bei Thein und brachte dem vom Grafen Thurn und Bethlen Gabor belagerten Wien Entsatz. D.s Kürassiere, geführt von dem alten Arsenalhauptmann Gilbert de Santhelier, befreiten den in seiner Hofburg durch die prot. Stände schwer bedrängten Kaiser Ferdinand II. D. wandte sich hiernach nach Mähren, eroberte Schloß Jassowitz, belagerte vergeblich das Schloß von Nikolsburg, schlug jedoch 1620 ein dreimal stärkeres böhm. Heer. An der Spitze von 10000 Mann kaiserl. Truppen nach Ungarn gesendet, schlug er eine Heeresabteilung Bethlen Gabors und fiel bald darauf, 9. Okt. 1620, beim Sturme auf das feste Schloß Preßburg. Vgl. von Janko, «Dampierre» (Wien 1876).

Dampierland, eine an der Nordwestküste Australiens, zwischen 16° 25' und 18° südl. Br. neben Golfe King-Sund gelegene und mit dem Kap Lévêque endende Halbinsel.

Dampierstraße, s. unter Dampier.

Damremont (Charles Marie, Graf Denys de), franz. General, geb. zu Chaumont im franz. Depart. Obermarne 8. Febr. 1783, wurde im Alter von 20 Jahren in die Militärschule zu Fontainebleau aufgenommen und trat sodann in die Armee. Bereits im J. 1807 wählte ihn General Marmont zu seinem Adjutanten. D. nahm 1809 an den Operationen in Dalmatien und 1811—12 an den Kämpfen in Spanien teil, focht in den Hauptschlachten 1813 und 1814 mit Auszeichnung und wurde 1814 Oberst. Nach Wiederherstellung des Königtums führte D. zunächst die Legion der Côte-d'Or, wurde 1821 Maréchal de Camp und befehligte 1823 eine Brigade des 5. Korps in Spanien, sowie 1830 eine Brigade der 2. Infanteriedivision des alger. Expeditionskorps. Nach der Julirevolution wurde er als erklärter Anhänger der Orléans zum Generallieutenant befördert und 1832 mit dem Territorialkommando zu Marseille betraut. D. wurde 1833 Generalinspekteur der franz. Infanterie und 1835 zum Pair erhoben. Zwei Jahre später, als die erste Unternehmung der Franzosen gegen Konstantine gescheitert war und die eingeborene Bevölkerung Algeriens sich zu einem allgemeinen Aufstande vorbereitete, wurde D. als Generalgouverneur nach Algerien gesendet und bewährte sich dort trotz der Schwierigkeit der Lage als geschickter Verwaltungsmann. Er wußte den Widerstand der Araber, wo derselbe offen hervortrat, zu brechen und das Volk niederzuhalten, während er andererseits durch wohlwollende, versöhnliche Maßregeln den Bewohnern Vertrauen zu der Regierung einflößte. Im J. 1837 unternahm D. eine zweite Expedition gegen Konstantine und hatte dieselbe so umsichtig vorbereitet, daß diesmal die franz. Waffen siegreich waren; er fiel 12. Okt. 1837 bei der Besichtigung

der in den Hauptwall von Konstantine durch die franz. Artillerie gelegten Bresche, durch welche 13. Okt. der Sturm auf diesen vielumkämpften Platz erfolgte.

Damrosch (Leopold), deutscher Musiker, geb. 22. Okt. 1832 zu Posen, studierte anfangs Medizin, widmete sich aber dann der Musik, kam als Violinvirtuose zu Liszt nach Weimar und wurde dort einer der eifrigsten Apostel der neudeutschen Richtung. Von 1858 wirkte er als Dirigent in Breslau, bis er 1871 als Dirigent des Männergesangvereins Arion nach Neuyork ging, wo er 1873 einen neuen Oratorienverein und 1878 daneben einen Symphonieverein ins Leben rief und eine vielseitige Wirksamkeit entfaltet. An Kompositionen hat er Violinstücke, Lieder und einige Werke größern Umfangs veröffentlicht.

Damwild, s. Damhirsch.

Dan, nach der Stammsage des hebr. Volks ein Sohn Jakobs von der Bilha, der Magd Rahels, und Urahn des Stammes D. Dieser Stamm, vor der Einnahme Kanaans angeblich 62700 Streiter stark, erhielt von Josua sein Gebiet zwischen dem Mittelländischen Meer, Benjamin, Juda und Ephraim angewiesen, konnte aber nur allmählich dasselbe einnehmen. Ein Teil des Stammes, wahrscheinlich durch die um sich greifenden Philistäer verdrängt, nahm später die phöniz. Stadt Lais oder Leschem in Besitz und nannte dieselbe D. Diese Stadt lag im äußersten Norden Palästinas, woraus sich die häufig in der Bibel vorkommende Redensart: «Ganz Israel von D. bis Berseba», d. i. vom äußersten Norden bis zum äußersten Süden, erklärt. Die Daniten, welche mit Phöniziern und Philistern Handel und Schiffahrt trieben, verschwinden nach dem Exil aus der Geschichte.

Dan, Dhan (Korn), ein kleines Gold-, Silber-, Münz- und Edelsteingewicht in der brit.-ostind. Provinz Bengalen, $^{1}/_{384}$ des Tola = $^{15}/_{32}$ oder 0,46875 engl. Troygrän = 3,03745 Centigramm.

Dan, ein Fluß in den nordamerik. Unionsstaaten Virginia und Nordcarolina, entspringt im erstern in dessen Grafschaft Patrick auf dem östl. Abhang des Blue Ridge. Nach einem vielfach gewundenen, erst nach SO., dann im ganzen nach NO. gerichteten Lauf von etwa 320 km vereinigt er sich bei Clarksville mit dem Staunton (s. d.), um mit diesem zusammen den Roanoke (s. d.) zu bilden.

Dan, ursprünglich eine phöniz. Ansiedelung und Laisch oder Leschem geheißen, später von einer Schar Daniten erobert und D. umgenannt, ein Hauptsitz des israel. Kälberdienstes seit Jerobeam I., lag an der Nordgrenze Palästinas, am Fuße des Großen Hermon (Dschebel esch-Scheikh), westlich von Paneas (Bâniâs), bei oder auf dem jetzigen grasreichen Tell el Kâdi («Hügel des Richters»), an dessen West- und Südwestrande zwei Quellen entspringen, die sich bald zu einem Teiche vereinigen, welchem der mittlere und zugleich stärkste, aber kürzeste der drei Quellflüsse des Jordan (s. d.), der Nahr Leddân, «der kleine Jordan», entströmt. An der alten, großen, von Damaskus über Paneas nach Sidon führenden Heerstraße gelegen, scheint D. schon frühzeitig dem israel. Nordreiche verloren gegangen zu sein, war aber noch zur Zeit des Kirchengeschichtschreibers Eusebius als ein kleines Dorf vorhanden.

Dana, Fluß an der Ostseite Afrikas, kommt vom Berge Kenia herab und mündet nach einem Laufe von ungefähr 350 km in die Bai Ungama oder (portug.) Bahia Formosa, etwa in 2° 30′ südl. Br. Seine Mündung ist leicht zugänglich.

Dana (James Dwight), amerik. Naturforscher und Geolog, geb. 12. Febr. 1813 zu Utica im Staate Neuyork, studierte im Yale-College (Newhaven in Connecticut), besonders unter dem ältern Silliman, Naturwissenschaften und Mathematik und wurde, nachdem er graduiert, als Lehrer der Mathematik für die Midshipmen der Flotte angestellt. In dieser Eigenschaft machte er 1835 an Bord des Linienschiffs Delaware eine Reise ins Mittelmeer. Nach seiner Rückkehr 1836 arbeitete er als Gehilfe Sillimans in Newhaven, schloß sich aber 1838 als Geolog und Mineralog der zur Erforschung des Großen Oceans von den Vereinigten Staaten ausgerüsteten Expedition unter Kapitän Wilkes an, mit welcher er nach einer Reise um die Welt erst 1842 in seine Heimat zurückkehrte. Die nächsten Jahre verbrachte er in Washington, mit Ausarbeitung des Berichts über die Resultate seiner Reise beschäftigt, welcher den wertvollsten Teil der von den Vereinigten Staaten herausgegebenen ausführlichen Darstellung der Wilkesschen Expedition bildet. Dieser Bericht umfaßt drei höchst bedeutende Arbeiten: den «Report on the zoophytes» (Washingt. 1846, mit Atlas), in welchem er die gesamten Polypen neu klassifiziert, den «Report on the geology of the Pacific» (Washingt. 1849, mit Atlas) und den «Report on crustacea» (2 Bde., Washingt. 1852—54, mit Atlas). D. heiratete 1845 die Tochter seines Lehrers und Freundes Silliman und lebte seitdem als Professor und Mitarbeiter seines Schwiegervaters in Newhaven. Von seinen übrigen wissenschaftlichen Arbeiten sind noch sein «System of mineralogy» (1837; 5. Aufl. 1868, nebst drei Nachträgen, davon der letzte, von seinem Sohne Edward besorgte, das Werk bis 1882 vervollständigt), sein «Manual of geology (1863; neue Ausg. 1874) und sein «Text book of geology for schools and academies» (1864) hervorzuheben, Werke, welche in Amerika wiederholte Auflagen erlebt und auch in Europa Anerkennung gefunden haben; insbesondere gilt das erstgenannte als das ausführlichste und zuverlässigste Handbuch der Mineralogie. Eine seiner spätern Arbeiten ist «Corals and coral islands» (Lond. 1872). Seit 1854 ist D. im Verein mit seinem Schwager, Prof. Benjamin Silliman jun., Herausgeber des «American Journal of Science», welches 1819 von seinem Schwiegervater begründet wurde.

Edward Dana, der Sohn des vorigen, hat mehrere ausgezeichnete Arbeiten auf dem Gebiete der Krystallographie geliefert, z. B. über Datolith, Humit, nordamerik. Phosphate.

Dana (Richard Henry), amerik. Dichter und Essayist, geb. 15. Nov. 1787 zu Cambridge in Massachusetts, erhielt seine erste wissenschaftliche Bildung von 1804 bis 1807 im Harvard-College und setzte dann seine Studien in Newport im Staate Rhode-Island fort. Im J. 1811 ließ er sich in seiner Vaterstadt als Advokat nieder. Sein Hauptinteresse richtete sich jedoch auf die Litteratur. Im J. 1818—19 war er Mitredacteur der «North American Review», die er in ihrem Ansehen durch seine vielgelesenen Kritiken bedeutend hob. Bis zum J. 1838 war er vielfach als Mitarbeiter an den ersten Zeitschriften des Landes thätig. Er starb 2. Febr. 1879 in Boston. Sein wertvollstes Werk sind die 1839—40 erschienenen zehn Essays über Shakspeares Charaktere. Mit Ausschluß dieser Essays gab er 1850 unter dem

Titel «Poems and prose writings» seine sämtlichen bis dahin erschienenen Gedichte (darunter «The dying raven», «The Buccaneer» u. a. m.), Aufsätze und Romane («The idle man») in zwei Bänden heraus. D.s Leben war sehr zurückgezogen und nur litterarischen Bestrebungen gewidmet. In seiner Schreibweise schließt er sich der Art der ältern engl. Schriftsteller an.

Dana (Richard Henry), Sohn des vorigen, bekannt als Schriftsteller, Advokat und Politiker, geb. 1. Aug. 1815 zu Cambridge in Massachusetts, erhielt seine Ausbildung im Harvard-College und unternahm, da er seine Studien wegen eines Augenleidens unterbrechen mußte, 1834 eine größere Reise. Die Eindrücke derselben legte er in dem Werke «Two years before the mast» (Neuyork 1837; 3. Aufl. 1869) nieder, welches wegen seiner vortrefflichen Schilderung des Seelebens schnelle Verbreitung fand. Nach seiner Rückkehr widmete er sich dem Studium der Rechte und wurde 1840 zur Advokatur in Boston zugelassen. Bald darauf veröffentlichte er ein Werk über Seerecht: «The seaman's friend» (Neuyork 1841), durch welches er sich schnell den Ruf eines bedeutenden Kenners des Völker- und Seerechts erwarb. D. war ein hervorragendes Mitglied der Versammlung, welche 1853 die Verfassung von Massachusetts revidierte, gehörte mit zu den Begründern der Freibodenpartei und zu den einflußreichsten Mitgliedern der republikanischen Bewegung von 1856. Als solcher trug er viel zur Wahl der Präsidenten Lincoln (1860 und 1864) und Grant (1868 und 1872) bei. In dem Hochverratsprozeß gegen Jefferson Davis 1867—68 vertrat D. die Regierung der Vereinigten Staaten. Von seinen litterarischen Arbeiten ist noch sein Reisetagebuch «To Cuba and back» (Neuyork 1859) zu erwähnen. Ferner veröffentlichte er biographische Skizzen über Prof. Channing und über Allston. Auch veranstaltete er eine neue Ausgabe von Wheatons «Elements of international law» (Neuyork 1866), worüber er mit dem frühern Herausgeber dieses Werks, W. B. Lawrence, in einen Prozeß verwickelt wurde. Vom Präsidenten Grant im März 1876 zum Gesandten in London ernannt, wurde D. vom Senat nicht bestätigt. Er starb 6. Jan. 1882 auf einer Reise in Rom.

Danaë, Tochter des Akrisius und Mutter des Perseus, s. Akrisius. — D. heißt auch einer der Asteroiden, s. unter Planeten.

Danaër (grch. Danaoi) hießen in der vordorischen Zeit die Argiver, die Bewohner der griech. Stadt Argos und der Landschaft Argolis, angeblich nach ihrem König Danaus (s. d.). Da die Argiver unter Führung des Agamemnon in der Periode der Achäermacht der bedeutendste griech. Stamm in dem Kriege gegen Troja waren, so überträgt Homer sowohl diesen Namen wie auch die Bezeichnung D. auf die Gesamtheit der vor Troja kämpfenden Griechen. Sprichwörtlich geworden ist der Warnruf des Laokoon (s. d.) in Bezug auf das von den Griechen bei deren Scheinabzuge zurückgelassene hölzerne Pferd, in Virgils «Äneïde», 2, 49: «(Quidquid id est,) Timeo Danaos et dona ferentes!» («[Was es auch sei,] Ich fürchte die D., auch wenn sie Geschenke bringen»). Veranlaßt durch diesen Vers ist der Ausdruck Danaërgeschenk für eine Gabe entstanden, welche hinter anscheinenden Vorteilen gefährliche Nachteile für den Empfänger birgt.

Danaïde (frz. danaïde, engl. danaïde oder fälschlich turbine of Burdin), der der Mythologie (s. Danaus) entnommene Name eines von dem franz. Ingenieur Manoury Dectot vorgeschlagenen horizontalen Wasserrades, bei welchem das Wasser tangential gegen die Innenwand eines trommelförmigen Gefäßes geworfen wird und letzteres in eine drehende Bewegung versetzt, an der es teilnimmt, um hierbei auf die unten angebrachten Schaufeln zu wirken und dann durch die Bodenöffnung abzufließen.

Danaïden, s. unter Danaus.

Danakil oder Dankali (ersteres die arab. Plural-, dies die Singularform) ist der gemeinsame Name der zahlreichen Nomaden- und Fischerstämme, welche den abessin. Küstenstrich Samhara am Ostrande Afrikas, von der Halbinsel Buri 15° nördl. Br. (im SO. von Massaua und im SW. des Dahlak-Archipels) südwärts über die Straße von Bab-el-Mandeb hinaus bis zum Hintergrund des Golfs von Tadschurra (11½° nördl. Br.) an der Grenze der Somâli, bewohnen. In frühern Zeiten waren sie vereinigt und bildeten ein Königreich D., welches in den mohammed.-abessin. Kriegen eine bedeutende Rolle spielte; jetzt aber sind sie getrennt, voneinander unabhängig und haben ihre eigenen Häuptlinge in jedem Stamm. Sie bekennen sich fanatisch zum Islam, obgleich sich Moscheen bei ihnen nicht finden, da sie zu arm sind, um deren zu bauen. Einige Stämme treiben Fischfang und haben zu diesem Zwecke die Dahlak-Inseln (s. d.) im Roten Meere in Besitz. Die Bewohner des Festlandes beschäftigen sich außerdem noch mit dem Führen der Karawanen. Die D. nennen sich selbst ʿAfar und wollen von Arabern abstammen, welche im 7. Jahrh. n. Chr. aus Jemen herüberkamen. Sie sprechen eine eigentümliche hamitische, mit dem Galla Saho und mit dem Idiom der Somâli nahe verwandte Sprache, welche in verschiedenen Dialekten über Bab-el-Mandeb hinaus bis Zeila verbreitet und durch Vokabularien von Salt («Voyage to Abyssinia 1814») und Isenberg (Lond. 1840) etwas bekannt geworden sind. In neuester Zeit hat L. Reinisch ein umfassendes Material für Grammatik und Lexikon des Dankali gesammelt. Die D. teilen sich in zwei große Hauptstämme: die Adahian-mara mit den Kabylen (Stämmen) Domhoido, Dahiméla und Modeido; die Asahian-mara mit den Kabylen Debenek-Wuéma, zu denen die Adail (s. Adâl) gehören, und Habarem. Aber auch diese Kabylen zerfallen wieder in kleinere Stämme, sodaß man im ganzen gegen 40 Stämme zählt.

Danapris, bei den alten Römern Name des Dnjepr (s. d.).

Danaro, Danajo, s. Denaro.

Danastris, im Altertum Name des Dnjestr (s. d.).

Danauer, auch Donauer und Danhauer (Vorname unbekannt), Porträtist, stammte aus Schwaben, war anfangs Uhrmacher, dann Musiker, wandte sich aber in Venedig zur Palette, wobei Sebast. Bombelli sein Lehrer wurde. Dann kam er in die Niederlande, studierte die Bildnisse des Rubens und fertigte seine Porträts in ihrem Charakter, äußerst leicht und frisch in der Auffassung. Durch Peter d. Gr. nach Petersburg berufen, schmückte er die kaiserl. Schlösser zu Gatschina, Zarskoje-Selo, die Eremitage u. a. mit zahlreichen Porträts des Zarenhauses und vieler Großen des Reichs. D. starb in Petersburg 1733 oder 1737.

Danaūs (grch. Danaós), in der griech. Sage der Sohn des Belos und der Anchirrhoë, Zwillingsbruder des Ägyptos, erhielt die Herrschaft von Libyen, floh aber infolge einer Entzweiung mit seinem Bruder in Begleitung seiner 50 Töchter, der **Danaïden**, nach Argos, wo er nach Vertreibung des letzten Inachiden, Gelanor, König wurde und wo D. oder seine Töchter sich namentlich durch Anlegung von Brunnen verdient machten. Die 50 Söhne des Ägyptos folgten ihm nach Argos und verlangten seine Töchter zur Ehe. D. versprach ihnen dieses, gab jedoch jeder Tochter einen Dolch, um den Bräutigam in der Brautnacht zu ermorden und so Rache an seinem Bruder zu nehmen. Alle thaten dies, ausgenommen Hypermnestra, welche ihren Verlobten, Lynkeus, rettete, weil er ihre jungfräuliche Ehre geschont hatte. Um seine Töchter wieder zu vermählen, stellte D. Wettkämpfe an, wobei diese den Siegern als Preis zufielen. Zur Strafe für ihr Verbrechen mußten die Danaiden dann in der Unterwelt beständig Wasser in ein durchlöchertes Faß schöpfen. Die Sage ist eine ursprünglich griechische; unter den Danaiden sind die Quellnymphen des im Sommer, wo die Quellen großenteils versiegen, sehr trockenen Argos zu verstehen. Erst als die Griechen Ägypten näher kennen lernten und ihre Jo in der ägypt. Isis wiederzuerkennen glaubten, leitete man auch die Danaiden aus Ägypten her. Mit D. hängt der im Homer gewöhnliche Name der Griechen «Danaër» (s. d.) zusammen.

Danbury, mehrere Ortschaften der Vereinigten Staaten von Amerika. Am bedeutendsten ist D., eine der Hauptstädte des County Fairfield im Staate Connecticut. Die in anmutiger Gegend belegene Stadt bildet den Ausgangspunkt der D.-Norwalk- und eines Zweigs der Housatonic-Eisenbahn, wird von dem Still-River, einem Zufluß des Housatonic, der eine gute Wasserkraft liefert, durchflossen und zählt (1880) 11669 E. (1870 erst 6542). Handel und Industrie sind lebhaft. Berühmt ist die bereits über ein Jahrhundert blühende Hutfabrikation D.s. Im J. 1854 wurde zu Ehren des 1777 bei einem Angriff der Engländer hier gefallenen amerik. Generals Wooster ein Denkmal errichtet. D. wurde 1684 gegründet und erhielt bereits 1696 seinen Freibrief.

Dancarville (Pierre François Hugues), fälschlich d'Hancarville geschrieben, ein gelehrter Abenteurer, geb. 1. Jan. 1729 als Sohn eines Kaufmanns zu Nancy, trat in Berlin eine Zeit lang als Graf auf, kam aber wegen Schulden ins Gefängnis. Später gewann er das Vertrauen des Herzogs Ludwig von Württemberg. Von diesem unterstützt, ging er nach Rom, wo er als Baron du Han lebte, und dann nach Neapel, wo er die Herausgabe des Hamiltonschen Werks über die etrusk. Vasen besorgte und das jetzt seltene Werk «Antiquités étrusques, grecques et romaines» (4 Bde., Neap. 1766, mit Kupfern) und die «Veneres et Priapi, uti observantur in gemmis antiquis» (2 Bde., Leid., eigentlich Neap. 1771, mit Kupfern) erscheinen ließ. Er wendete sich dann nach Florenz, wo ihm der Großherzog Leopold die Aufsicht über die Mediceische Sammlung übertrug, die er in einem Werke mit 300 Kupfern beschrieb. Ohne seinen Namen erschienen: «Monuments de la vie privée des douze Césars, d'après une suite de pierres gravées sous leurs règnes» (Caprea 1780, mit Kupfern), «Mémoires du culte sacré des dames romaines» (Caprea 1784, mit Kupfern), «Recherches sur l'origine, l'esprit, les progrès des arts dans la Grèce» (3 Bde., Lond. 1785, mit Kupfern). Nachdem er später einige Zeit in Frankreich und in England gelebt, ging er wieder nach Italien und starb 9. Okt. 1805 zu Padua. D.s Werke sind der Kupfer wegen wichtig, aber seine Erklärungen ohne wissenschaftliche Gründlichkeit.

Danckelmann (Bernh.), verdienter Forstmann, geb. am 5. April 1831 zu Forsthaus Obereimer bei Arnsberg, besuchte das Gymnasium in Paderborn und studierte nach einjähriger praktischer Lehrzeit zu Lölsfeld im Harz 1850—52 Forstwissenschaft in Neustadt-Eberswalde. Bis 1855 war D. in verschiedener Weise praktisch beschäftigt, von Ostern 1855 bis Herbst 1856 besuchte er die Universität Berlin und bestand darauf sein Oberförsterexamen. Nach längerer Thätigkeit auf verschiedenen Revieren, bei der Regierung und bei Taxationsrevisionen in Posen (1857—59), als Hilfsarbeiter im Finanzministerium (1859—62) wurde er 1862 zum Oberförster in Hambach (Rheinprovinz), 1864 zum Forstinspektor in Potsdam und im Herbst 1866 als Forstmeister zum Direktor der Forstakademie Eberswalde ernannt, welche Stellung er noch jetzt einnimmt; 1868 erhielt er den Titel Oberforstmeister. Im J. 1871 wurde D. als Kommissar des Ministeriums Direktor des forstlichen Versuchswesens in Preußen; als solcher war er in hervorragender Weise bei der Schöpfung eines Verbandes der forstlichen Versuchsanstalten Deutschlands beteiligt und führt seit dieser Zeit erfolgreich den Vorsitz in diesem Verbande. Im J. 1879 wurde er Mitglied des preuß. Landes-Ökonomiekollegiums. D. ist als forstwissenschaftlicher Schriftsteller rühmlich bekannt. Er gründete 1867 eine neue Zeitschrift, welche unter seiner Redaktion als «Zeitschrift für Forst- und Jagdwesen» bis 1879 in zwanglosen Heften herausgegeben wurde, seit 1. Juli 1879 in Monatsheften erscheint. Seit 1867 gibt er ein «Jahrbuch der preuß. Forst- und Jagdgesetzgebung und Verwaltung» heraus, bis 1875 mit Prof. Schneider, von da an mit Sekretär Mundt. Ferner sind besonders folgende Schriften zu nennen: «Die forstliche Ausstellung des Deutschen Reichs auf der Wiener Weltausstellung» (Berl. 1873), «Die Regelung und Ablösung der Waldgrundgerechtigkeiten» (Thl. 1, Berl. 1880), «Gemeindewald und Genossenwald» (Berl. 1882).

Danckelmann (Eberhard Christoph Balthasar, Freiherr von), brandenb. Staatsmann, geb. 23. Nov. 1643 in der Grafschaft Lingen, studierte zu Utrecht die Rechte und wurde schon 1663 Erzieher des nachmaligen Königs Friedrich I., der ihn nach seiner Thronbesteigung 1688 zum Geh. Staats- und Kriegsrat, 1693 zum Regierungspräsidenten in Kleve und 1695 zum Oberpräsidenten und Premierminister ernannte. Zugleich wurde er 10. März 1695 von Kaiser Leopold in den Freiherrenstand erhoben. Als Minister erwarb sich D. um Handel und Industrie die größten Verdienste, errichtete die Hofkammer und veranlaßte Friedrich I. zur Gründung der Universität Halle und der Akademie der Künste zu Berlin. Aber die schroffe Art seines Wesens erregte den Neid und Haß einer Hofpartei, der es gelang, ihm die Gunst des Kurfürsten zu entziehen. Er erhielt im Dez. 1697 seine Entlassung und wurde kurz darauf der Unterschlagung von

Staatsakten angeklagt und verhaftet. Ohne eigentliches Urteil wurde er durch Kabinetsordre Friedrichs I. zu lebenslänglicher Festungshaft und Verlust seiner Güter und Würden verurteilt und in der Festung Peitz gefangen gehalten. Erst 1707 wurde ihm eine beschränkte Amnestie zuteil; er erhielt eine kleine Pension und einen etwas freiern Aufenthalt in Kottbus. Dagegen berief ihn Friedrich Wilhelm I. sofort nach seiner Thronbesteigung zu sich und nahm seinen Rat vielfach in Anspruch. Eine Wiederanstellung lehnte D. indessen ab. Er starb 31. März 1722 in Berlin.

Dancla (Jean Charles), franz. Komponist und Violinvirtuos, geb. 19. Dez. 1817 zu Bagnères de Bigorre, stammt aus einer Künstlerfamilie und konzertierte schon in seinem zehnten Jahre unter Beifall, trat im April 1828 in das pariser Konservatorium. Im J. 1833 durch den ersten Violinpreis, 1838 durch den zweiten großen Römischen Preis für Komposition ausgezeichnet, verließ er im Mai 1844 das Konservatorium, wirkte dann in zahlreichen Konzerten in Frankreich, Deutschland, England und Rußland und erwarb sich namentlich in den Aufführungen der Société des concerts einen Namen. Hierauf wurde D. zunächst als erster Violinist, dann als Sologeiger in das Orchester der Großen Oper aufgenommen, im März 1857 als Violinprofessor am pariser Konservatorium angestellt und 1860 zum wirklichen Professor ernannt. Seine 150 Kompositionen sind Konzerte, Duos, Solos, Streichquartette, Klaviertrios u. s. w., welche sich durch leichte Erfindung und große Gewandtheit auszeichnen. Ferner veröffentlichte er sehr brauchbare Werke für Unterrichtszwecke: «Méthode élémentaire et progressive de violon», «École de l'expression», «École de la mélodie», «Art de moduler sur le violon»; auch gab er die «Oeuvres choisies de Viotti» heraus und schrieb «Lettre à M. Ch. Gounod» (1873) über die Direktion des Orchesters durch den Komponisten. D.s pariser Quartettsoiréen genossen eines bedeutenden Rufs und großer Beliebtheit; in denselben wirkten neben ihm seine beiden jüngern Brüder Arnaud D., geb. 1. Jan. 1820, gest. 1862 zu Bagnères de Bigorre, ein tüchtiger Cellist und Verfasser einer Celloschule, und Leopold D., geb. 1. Juni 1823, ebenfalls ein trefflicher Virtuos auf der Geige und Komponist von Etuden, Phantasien u. s. w.

D'Ancona (Alessandro), ital. Schriftsteller, geb. 1835 in Pisa, erhielt seine Vorbildung in Florenz und studierte seit 1855 an der Universität zu Turin Jurisprudenz und Litteraturgeschichte, indem er sich zugleich sehr lebhaft an der polit. Bewegung Italiens beteiligte und als Vertreter der liberalen Partei Toscanas in Piemont galt. Im J. 1859 kehrte er nach Florenz zurück, wo er eine Stelle als Sekretär beim Militärdepartement erhielt und die Zeitschrift «La Nazione» gründete und redigierte. Im J. 1860 wurde er zum Professor der ital. Litteratur an der Universität seiner Vaterstadt ernannt und entsagte seitdem völlig der polit. Thätigkeit, um ausschließlich seinem Lehramt und der Wissenschaft sich zu widmen. Von seinen zahlreichen Schriften sind zu erwähnen: «Opere di Tommaso Campanella, scelte ordinate ed annotate» (2 Bde., Tur. 1854), «La rappresentazione di Santa Uliva» (Pisa 1863), «La storia di Ginevra degli Almieri di Agostino Velletri» (Pisa 1863), «Attila flagellum Dei» (Pisa 1864), «Il libro dei sette Savi di Roma» (Pisa 1864), «La leggenda di Sant' Albano e di San Giovanni Boccadoro» (Bologna 1865), «La leggenda di Vergogna e quella di Giuda Iscariote» (Bologna 1869), «La leggenda d'Adamo ed Eva» (Bologna 1870), «Novelle di Giovanni Sercambi» (Bologna 1871), «La leggenda della Reina Rosana» (Livorno 1871), «La Beatrice di Dante» (Pisa 1865), «La vita nuova di Dante Alighieri» (Pisa 1872), «I precursori di Dante» (Flor. 1874), «Le antiche rime volgari» (Bologna 1875), «Sacre rappresentazioni dei secoli XIV, XV e XVI» (3 Bde., Flor. 1872), «Origini del Teatro in Italia» (2 Bde., Flor. 1877), «La poesia popolare italiana» (Livorno 1878), «Usi natalizi dei contadini della Romagna» (Pisa 1878), «Poesie politiche del secolo XIV» (Pisa 1879), «Studj di critica e di storia letteraria» (Bologna 1880), «Una leggenda araldica e l'epopea carolingia nell' Umbria» (Imola 1880), «Le feste di San Giovanni Battista in Firenza» (Pisa 1882). D.s Autobiographie findet sich in dem Sammelbande «Il primo passo» (Flor. 1882).

Dancourt (Florent Carton), franz. Lustspieldichter, geb. zu Fontainebleau 1. Nov. 1661, hatte den Jesuiten De La Rue, der ihn für seinen Orden zu bilden hoffte, zum Lehrer. Doch bestimmte er sich für das Studium der Rechtswissenschaften, das er aber nachher aus Liebe zu einer Schauspielerin mit der Bühne vertauschte. Als Dichter versuchte er sich zunächst im höhern Lustspiel, allein besser gelang ihm das Niedrigkomische. Sein Dialog ist ungezwungen und lebhaft, aber zu wenig präcis. Fast alle seine Stücke sind ländliche Gemälde, mit Ausnahme des «Chevalier à la mode» (1687), der neben dem «Galant jardinier» und den «Vendanges de Suresnes» zu seinen besten Stücken gehört. Er starb 6. Dez. 1725. Die vollständigste Ausgabe seiner Werke erschien zu Paris 1760 (12 Bde.). Eine Auswahl seiner besten Stücke geben die «Oeuvres choisies de D.» (5 Bde., Par. 1810) und die «Chefs-d'œuvres de D.» (3 Bde., Par. 1822). Vgl. Ch. Barthélemy, «La comédie de D., étude historique et anecdotique» (1882).

Thérèse Lenoir de la Thorillière, die Gattin des vorigen, geb. 1663, gest. 21. Mai 1725, war sowohl ihrer Schönheit wie ihres schauspielerischen Talents wegen bekannt.

Dandaren, Volk des Altertums, am nordwestl. Kaukasus wohnhaft.

Dandin ist in der Racineschen Komödie «Les plaideurs» der Typus eines schwachköpfigen, linkischen Menschen und als solcher im familiären franz. Sprachgebrauch üblich geblieben. Ferner heißt George Dandin die Haupt- und Titelrolle einer Molièreschen Komödie, ein dummstolzer, reicher Bauer, welcher eines Edelmanns Tochter geheiratet und sich dadurch viele Unannehmlichkeiten und Kränkungen zugezogen hat. Die Moral, die er sich selbst in allem Unglück zuruft: «Vous l'avez voulu; vous l'avez voulu, George Dandin, vous l'avez voulu», ist (meist fälschlich in der Form «Tu l'as voulu, George Dandin») als Selbstanklage für selbstverschuldetes Mißgeschick sprichwörtlich geworden. — Endlich ist Perrin Dandin in Frankreich der Name für die Personifizierung eines gewissenlosen Richters, welcher sich auf Unkosten der Parteien bereichert.

Dandŏlo, vornehme venet. Familie, welche der Republik Venedig vier Dogen gegeben hat. Der

berühmteste darunter war Enrico D., geb. um 1110 oder 1115. Durch Bildung, Beredsamkeit und Geschäftskenntnis ausgezeichnet, stieg er von Stufe zu Stufe, war 1173 Gesandter in Konstantinopel und wurde 1192 zum Dogen erwählt. Als solcher stellte er die Herrschaft der Republik in Istrien und Dalmatien wieder her, schlug die Pisaner und wurde 1201 Führer des vierten Kreuzzugs, der seine Waffen statt gegen die Ungläubigen, zumeist venet. Politik zu Liebe, gegen das Byzantinische Reich wandte. Er eroberte Triest und Zara, die albanische Küste, die Ionischen Inseln und Konstantinopel 17. Juli 1203. Als der von ihm auf den griech. Thron erhobene Kaiser Alexius von seinen Unterthanen ermordet worden, belagerte er Konstantinopel und nahm es mit Sturm 13. April 1204. Folge davon war die Errichtung des Lateinischen Kaisertums unter Graf Balduin von Flandern. Bei der Teilung des Griechischen Reichs erhielt Venedig die Inseln des Ionischen Meers und einige des Archipels, mehrere Häfen und Landstriche am Hellespont, in Phrygien, Morea und Epirus, ein ganzes Quartier von Konstantinopel und durch Kauf die Insel Candia. Bald nachher starb D. 1. Juni 1205 zu Konstantinopel und wurde in der Sophienkirche begraben. Sein Grabmal zerstörten die Türken bei der Eroberung Konstantinopels 1453. — Giovanni D. war von 1280—89 Doge, Francesco D. von 1328—39 und Andrea D. von 1342—54.

Silvestro D., Graf, geb. 1766 zu Venedig, diente erst als Offizier auf der Flotte der Republik Venedig und trat dann in österr. Seedienste, in denen er bis 1838 zum Vizeadmiral und Oberbefehlshaber der Marine avancierte. Er starb 14. Nov. 1847. — Sein Sohn Girolamo D., geb. 26. Juli 1796, starb 26. März 1866 als der letzte seines Stammes. Er studierte in Venedig und Padua und trat 1821 in den Staatsdienst, wurde Regierungssekretär, dann erster Adjunkt an der Delegation zu Treviso, hierauf wieder Sekretär in Venedig. Als sich Venedig zur Republik erklärte, ward D. Gouverneur zu Rovigo, nach dem Tage von Novara (23. März 1849) Kommissar in Chioggia und während der Belagerung Vorstand der Verpflegungskommission. Nach der Rückkehr der Österreicher in Ruhestand versetzt, wurde D. später zum Direktor des großen Staatsarchivs bei Frari ernannt, welchen Posten er bis zu seinem Tode bekleidete. Von seinen Schriften sind zu erwähnen: «Osservazioni sui quattro cavalli della basilica di San Marco» (Vened. 1817), «Alcune parole al Lloyd di Vienna e suoi corrispondenti sul porto franco di Venezia» (Vened. 1850), «La caduta della Repubblica di Venezia e i suoi ultimi cinquant' anni» (Vened. 1855, zunächst gegen eine für Venedig ungünstige Schilderung des frühern Archivdirektors Mutinelli gerichtet), «Il porto di Malamocco», «Il Carmagnola» (Vened. 1865), «Cenni biografici di alcuni illustri Bergamaschi» (Vened. 1857).

Dandŏlo (Vincenzo, Graf), ital. Chemiker und Agronom, geb. 26. Okt. 1758 zu Venedig, studierte in Padua Chemie und Pharmacie und legte dann in Venedig ein chemisch-pharmaceutisches Laboratorium und Lehrinstitut an. Er nahm auch an den polit. Ereignissen seiner Zeit lebhaften Anteil, war Mitglied des Großen Rats der Cisalpinischen Republik und wurde 1809 Provveditore generale von Dalmatien. Von Napoleon I. in den Grafenstand erhoben, starb er auf seinem Gut bei Varese 12. Dez. 1819. Er schrieb: «Il buon governo de bachi de seta» (2 Bde., Mail. 1816), «Storia de bachi da seta» (3 Bde., Mail. 1818—19), «Fondamenti della fisico-chimica applicati alla formazione de corpi e di fenomeni della natura» und «Enologia» (2 Bde., Mail. 1812).

Dandŏlo (Tullio, Graf), ital. Schriftsteller, geb. zu Varese im Sept. 1801, Sohn des vorigen, einer mit dem berühmten Patriciergeschlecht nicht verwandten Familie angehörend, begann seine Studien in Zara, wo sein Vater damals Provveditore war, und setzte sie in Varese und Pavia fort. Er unternahm viele Reisen, die ihm reichen Stoff zu schriftstellerischer Thätigkeit gaben. Seine Reisebeschreibungen sind durch den Reichtum an Beobachtungen aus allen Gebieten des menschlichen Wissens anziehend, aber im ganzen flüchtig. Hieran schließen sich eine Reihe von histor. Schriften, wie «Studii sul secolo di Pericle» (1835), «Studii sul secolo d'Augusto» (1837), «Roma e l'impero fino a Marco Aurelio» (1842), das sechste Buch desselben allgemein bekannt unter dem Namen «Christianesimo nascente», «Monachismo e leggende» (2 Bde., 1856), «Storia del pensiero al medio evo» (1857), «Storia del pensiero nei tempi moderni» (1864; 2. Aufl., 3 Bde., 1870—71), «Il secolo di Leone X» (3 Bde., 1861), «Roma pagana e Roma cristiana», «Il secoli dei due sommi italiani Dante e Colombo studiati e delineati da Tullio D.» (1860) u. s. w. Auch diese Arbeiten zeugen von Talent und vielseitigem Wissen, lassen aber an Gründlichkeit viel zu wünschen übrig. D. starb 6. April 1870 in Urbino.

Dandŏlo (Emilio), ital. Patriot und Schriftsteller, Sohn des vorigen, geb. 1831 zu Varese, beteiligte sich 1848 an der Revolution in Mailand und focht als Freiwilliger gegen die Österreicher und später in Rom gegen die Franzosen. Nach Unterdrückung der Revolution lebte er in der Schweiz und trat im Okt. 1850 eine Reise in den Orient an, die er in dem Werk «Viaggio in Egitto, nel Sudan, in Siria ed in Palestina» (Mail. 1854) beschrieb. Beim Ausbruch des Orientkriegs erhielt D. im sardin. Hilfskorps eine Offiziersstelle bei den Bersaglieri; aber kaum in der Krim angekommen, wurde er von der österr. Regierung als ihr Unterthan reklamiert und mußte seine Stelle aufgeben. Er kehrte hierauf nach Mailand zurück und starb daselbst 20. Febr. 1859 infolge eines Brustleidens.

Dandy (spr. Dändi, Mehrzahl Dandies), ein engl. Wort, dessen Begriff durch das deutsche Wort «Stutzer» annähernd, aber nicht vollkommen bezeichnet wird. Es stammt wahrscheinlich von to dandle, tändeln, hätscheln, und schon in einem alten Volksreime kommt Jack-a-dandy vor. Der D. gehört der vornehmern Welt an und befleißigt sich aus Eitelkeit und Sucht nach Originalität des Ungewöhnlichen und Auffallenden in Kleidung und Betragen; dann aber ist D. auch soviel wie tonangebender Modeherr, Geck. Im 17. Jahrh. waren es in Frankreich die sog. Beaux, im 18. die Petits-maitres, und gegenwärtig sind es die Élégants, Modernes, Gommeux u. s. w., die etwa den engl. Dandies entsprechen. In neuerer Zeit ist dafür in England das Wort Swell in Aufnahme gekommen.

Dandyloom, engl. Bezeichnung eines Handwebstuhls für glatte Stoffe. (S. unter Weberei.)

Dandywalze, eine mit Drahtgewebe überzogene Musterwalze, welche bei der Papierfabrikation (s. d.)

zum Einpressen der Wasserzeichen in das noch feuchte Papier dient.

Danebrog-Orden und **Danebrogs-Männer**, s. Dannebrog-Orden.

Dänemark, das kleinste unter den drei nordischen (skandinavischen) Reichen, zerfällt in das Hauptland, das eigentliche «Königreich» D., und in die Nebenländer. Das Hauptland umfaßt die Halbinsel Jütland, die Inselgruppen, welche in den drei Meerengen zwischen Kattegat und Ostsee, dem Sunde, dem Großen Belt und dem Kleinen Belt liegen, und die weiter östlich gelegene Ostseeinsel Bornholm, zusammen mit einem Flächeninhalt von 38440,5 qkm und 1969039 E. (nach der Zählung vom 1. Febr. 1880). Nebenländer sind: 1) die Färöer (s. d.), mit 1333 qkm und 11220 E.; 2) Island (s. d.), mit einem Areal von 104785 qkm, aber nur 72438 E.; 3) Grönland, wo sich in den gletscherfreien Gebieten längs der Westküste bis zu 73° nördl. Br. hinauf eine Anzahl von Niederlassungen finden, zusammen mit 88100 qkm und 10000 E.; 4) die drei westind. Inseln St.-Croix (218,33 qkm), St.-Thomas (86,17 qkm) und St.-Jean (54,4 qkm), zusammen mit 33763 E. Die ganze Monarchie umfaßt somit ein Areal von 233000 qkm mit 2096460 E.

Geographisch-Statistisches. Das Hauptland oder das eigentliche Königreich D. breitet sich zwischen 54° 33′ 32″ (Gjedserodde, Südspitze von Falster) und 57° 45′ (Kap Skagen, Nordspitze von Jütland) nördl. Br. und zwischen 25° 44′ 45″ (Blaavandshuk an der Westküste von Jütland) und 32° 51′ 41″ (Ertholmene bei Bornholm) östl. L. aus und gehört, mit Ausnahme von Bornholm, dem nordgerman. Tiefland an. Überall zeigt der Boden die unverkennbarsten Spuren der frühern Überflutung durch das Meer. Die Hauptmasse des der Cimbrischen Halbinsel östlich anliegenden Archipels gliedert sich (von dem geologisch der skandinav. Halbinsel sich anschließenden Bornholm [s. d.] abgesehen) in zwei Gruppen, eine östliche mit Seeland, Möen und dem südlich vorliegenden Inselpaare Laaland und Falster als Hauptbestandteilen, und eine westliche, welche aus Fünen mit den kleinern Eilanden Taasinge, Langeland und Arröe besteht. Von den im Kattegat liegenden Inseln wird Samsö zu Seeland, Anholt und Läsö hingegen zu Jütland (s. d.), dem kontinentalen Teile des Königreichs, gerechnet. Wie die größern Inseln, insbesondere Seeland, sich in ihren nördl. Teilen mehr oder minder tief zerbuchtet zeigen, so wird auch die Ostküste Jütlands durch eine Reihe tief eingreifender Fjorde zerschnitten. Die bedeutendsten unter denselben sind von S. her die Buchten von Kolding, Veile, Horsens, Randers, Mariager; der nördlichste und tiefste von allen, der Liimfjord (s. d.), schneidet seit seinem Durchbruche nach der Nordsee (1825) die ganze Nordspitze des jütischen Festlandes inselartig ab. Die Nordseeküste Jütlands, durch Dünen gegen das Andringen des Meers geschützt, besitzt weder Fjorde noch Häfen. Auf der 338 km langen Strecke vom Kap Skagen bis zum Blaavandshuk gelangt man nur mittels dreier Einfahrten, des Thyborönkanals (zum Liimfjord), des Thorsminde und des Nymindegab, durch den Dünensaum in haffartige Salzwasserbecken. Im S. des Blaavandshuk zeigt jedoch die jütische Küste dieselbe Zerstörung und Wattenbildung, die der sich südwärts anschließenden Westküste Schleswig-Holsteins eigen ist.

Die Oberfläche des Landes ist sehr einförmig gestaltet. Eine Erhebung von 30 m des zum größten Teil wellenförmigen Bodens erscheint schon als ansehnliche Höhe, und nur wenige Punkte erheben sich über 60 m. Auf Seeland bildet der Gyldenlöves Höj im Amte Sorö den höchsten Punkt, 126 m. Auf Möen ragt im hohen östl. Teile der Kongsbjerg bis 142 m empor. Die Insel Falster ist flach; nur im N. erhebt sich der Bavnehöj zu 43,5 m. Noch niedriger ist Laaland, dessen höchster Punkt nicht 30 m erreicht. Auf Fünen liegt das höhere Land im W. und S., wo sich der Fröbjerg-Bavnehöj zu 131 m, der Trebjerg zu 128 m erheben. Langeland besteht aus einer Reihe abgesonderter Hügel, unter denen der 46 m hohe Skövlebjerg der höchste. Rytterknægten auf Bornholm mißt 156 m. Auf der Halbinsel Jütland sind die Unebenheiten bedeutender als auf den Inseln; die Hügel hängen mehr zusammen, die Thalstriche sind länger. Dies zeigt sich besonders in dem vom Kap Skagen südwärts herab (auch durch Schleswig-Holstein bis zur Elbe) laufenden Landrücken, der Jütland in eine westl. und östl. Hälfte scheidet, von denen die östliche die ausgedehntere ist. Von diesem Landrücken zweigen eine Menge Seitenäste ab, deren einige sogar höher aufsteigen als der Hauptzug. Einem solchen Seitenaste gehören die höchsten Gipfel des dän. Festlandes und somit Dänemarks an, der Eiers-Bavnehöj mit 172 m und der Himmelberg bei Silkeborg, der früher als höchster Punkt von D. angesehen wurde, aber nur 147 m hoch ist. Der jütische Landrücken bildet zugleich die Wasserscheide zwischen Ost- und Nordsee. Der Ostsee fließt bei Randers die 139 km lange Guden-Aa, der bedeutendste aller dän. Flüsse, zu. In die Nordsee münden die Nips- oder Ribe-Aa, die Konge-Aa oder Königsau, die 68 km lange Varde-Aa, die 75 km lange Lönborg-Aa oder Skjern-Aa und die 83 km lange Stor-Aa. Die Skive-Aa (69 km) wendet sich zum Liimfjord. Auf Seeland verdient nur die Sus-Aa oder Näsby-Aa (79 km), auf Fünen die Odensee-Aa (66 km) den Namen eines Flusses. Kleine Binnenseen sind zahlreich vorhanden, doch haben nur wenige größere Tiefe. Im N. von Seeland sind der Arresee und Esromsee, im W. derselben Insel der Tissee, in Jütland der Mossee und der See von Skanderborg hervorzuheben. (Hierzu eine Karte: Dänemark und Südschweden.)

Mit der Gestaltung nach Umriß und Oberfläche harmoniert auch die innere Struktur und Beschaffenheit des Bodens. Jütland und die Inseln ruhen auf einer Grundlage von Kreide und Kalk, welche namentlich in einem gegen NO. gerichteten Gürtel an das Tageslicht tritt. So auf der Insel Möen, am Liimfjord in Jütland und an andern Punkten. Daran schließt sich im W. die Braunkohlenformation, erkennbar in wirklichen Braunkohlenschichten auf der Insel Mors im Liimfjord und anderwärts. Diese Unterlage wird bedeckt und teilweise durchdrungen von der Geschiebeformation, und zwar herrscht auf den Inseln und an der Westküste der Halbinsel der Geschiebethon vor und bildet ein hügeliges, sehr fruchtbares Land, welches Weizen, Roggen, Gerste, Hafer, Erbsen und Rapssaat trägt, und auf dem auch herrliche Buchenwaldungen gedeihen. Weiter westlich auf dem Höhenrücken von Jütland folgt der Geschiebesand, zum Teil in wellenförmiger Gestalt,

ursprünglich mit Heide bewachsen und von kümmerlichen Resten alter Eichenwälder bestanden, dabei doch nicht unfruchtbar. Insbesondere gedeiht hier der Buchweizen, daneben Roggen und Hafer. Westlich lehnt sich die flache, unfruchtbare Ahlheide an, die jütländ. Wüste, nur hin und wieder von Mooren, Sümpfen und Brüchen unterbrochen und mit einzelnen Nadelholzpflanzungen besetzt. An der Westküste zieht sich die Region des Flugsandes hin, und mit Dünen von 10—30 m Höhe, die jedoch größtenteils durch Bewaldung befestigt sind. Am südl. Teile der Westküste beginnt auch schon die Bildung der Marsch; doch hat man hier noch nirgends Eindeichungen versucht. Das Klima des Landes ist Seeklima, mild und ohne Extreme, aber infolge der vorherrschenden Westwinde unbeständig und feucht. In Kopenhagen beträgt, nach vieljährigen Beobachtungen, die mittlere Temperatur im Winter 0° R., im Frühjahre +4,5°, im Sommer +12,8°, im Herbst +6,6°, im ganzen Jahre +5,9°. Die jährliche Regen- und Schneemenge machte eine Wasserlage von 55 cm aus, und man zählte im Jahre durchschnittlich 137 Niederschlagstage, darunter 32 Schneetage. Der eigentliche Winter beginnt in der Regel erst um Weihnachten und hört gegen Ende März auf.

Die **Bevölkerung** D.s gehört zum nordgerman. Stamme und spricht eine eigene, die dän. Sprache. Auf Island, minder rein auch auf den Färöern, hat sich die alte norwegische (die sog. altnordische) Sprache im Munde des Volks erhalten. Von der Gesamtziffer der Bevölkerung entfielen 1880 im Hauptlande etwa 564300 auf die Städte, deren im ganzen 69 sind, davon 26 in Jütland. Darunter findet sich nur eine einzige große Stadt, die Haupt- und Residenzstadt Kopenhagen (s. d.); von den übrigen Städten haben 5 über 10000, 11 über 5000, 28 über 2000, alle übrigen unter 2000 E. Am dünnsten ist die Bevölkerung in Jütland, besonders an der Nord- und Westküste, am dichtesten auf der Insel Arröe.

Die wichtigsten Nahrungszweige der Bevölkerung sind der **Ackerbau** und die damit vereinigte **Viehzucht**, letztere in Jütland bedeutender als auf den Inseln. Von dem ganzen Areal waren 1876 auf den Inseln besäet oder bepflanzt 561110 ha, als Wiesen und Weiden wurden benutzt 521750 ha, eingehegte Wälder 113025 ha, drainiertes Land 239675 ha, Landseen 18455 ha; in Jütland: besäet oder bepflanzt 633590 ha, als Wiesen und Weiden benutzt 990830 ha, eingehegte Wälder 63000 ha, drainiertes Land 116030 ha, Landseen 24940 ha. An Haustieren gab es auf den Inseln: Pferde 186487, Hornvieh 553623, Schafe 536045, Schweine 257364; in Jütland: Pferde 165775, Hornvieh 794698, Schafe 1183204, Schweine 246303. Ackerbau und Viehzucht liefern auch die bei weitem wichtigsten Gegenstände der Ausfuhr. Die **Industrie** ist, ausgenommen in der Hauptstadt, von untergeordneter Bedeutung; die Fischerei ist zwar für einige Distrikte wichtig, hat aber bei weitem nicht die Wichtigkeit, welche man aus der insularen Lage in fischreichen Meeren erwarten sollte. Von großer Bedeutung dagegen ist der **Handel**, welcher durch die ausgedehnten, von vielen Busen und Buchten zerschnittenen Küsten befördert wird, während dagegen die stürmische Beschaffenheit des Meeres und seine Seichtigkeit an den Küsten als Hindernisse betrachtet werden können. Längs der ganzen Westküste von Jütland (wegen ihrer Unwirtbarkeit und der Gefahren, welche sie den Schiffen droht, die eiserne [dän. Jernkysten] genannt) ist kein einziger Hafen, und die dort eindringenden Meerbusen haben eine so geringe Tiefe, daß sie nur für flache Boote fahrbar sind; übrigens ist zwar die Zahl der Häfen groß, aber die Mehrzahl derselben unter 4 m tief. Der beste von allen ist bei Kopenhagen. Die dän. Kauffahrteiflotte, welche in steter Zunahme begriffen ist, zählte 31. Dez. 1880 (außer 10800 Fahrzeugen von 4 t Tragfähigkeit und darunter) 3218 Fahrzeuge von 255540 t (darunter 202 Dampfer von 51985 t mit 13878 Pferdekräften), wovon 427 Fahrzeuge von 78856 t nach Kopenhagen gehörten. Im J. 1880 kamen an in dän. Häfen: vom Auslande 23077 Fahrzeuge von 2226752 t (davon in Kopenhagen 5721 Fahrzeuge von 336948 t) und vom Inlande 21239 Fahrzeuge von 955115 t (davon in Kopenhagen 52011 Fahrzeuge von 146648 t); es gingen von dort ab: ins Ausland 22633 Fahrzeuge von 2234732 t (darunter von Kopenhagen 5590 Fahrzeuge von 328270 t); ins Inland 22142 Fahrzeuge von 989844 t (darunter von Kopenhagen 5823 Fahrzeuge von 146467 t). Bei der Ausfuhr steht in erster Reihe das Getreide (Kornwaren); dann folgen Butter, Hornvieh, Felle und Häute, Pferde. Bei der Einfuhr stehen obenan Kolonialwaren, Manufakturen, Eisenwaren, Bau- und Nutzholz. Der Haupthandelsverkehr findet statt mit Deutschland und England, etwa beziehentlich ein Drittel und ein Fünftel des Gesamtumsatzes. Die eingeführten Waren hatten ein Gewicht von 33537981 und die ausgeführten von 12023778 Ctrn.; von letztern ergaben die Produkte des Ackerbaues und der Viehzucht nach Abzug der Einfuhr einen Wertüberschuß von etwa 108 Mill. Kronen (à 1⅛ Reichsmark); für erstere war die Zolleinnahme 18245310 Kronen, oder Kriegssteuer einberechnet: 20405349 Kronen.

Die Länge der **Telegraphenlinien** belief sich 1879 auf 3444 km, die Länge der Drähte auf 9115 km, die Zahl der Depeschen auf 969123. An **Eisenbahnen** waren (Ende 1881) 1627 km im Betriebe, von denen 243 km Privatbahnen, nämlich auf Seeland die Bahnen von Kjöge über Haarlev nach Faxe, mit einer Zweigbahn von Haarlev nach Rödvig; die Faxebahn von den Kalkbrüchen zum Hafen, und die Gribskov-Bahn; ferner die Falster-Laalandischen Bahnen, die Zweigbahnen Odense-Svendborg auf Fünen und Vemb-Lemvig in Jütland. Sämtliche übrige Bahnen sind jetzt Staatsbahnen. Den Geldverkehr vermittelt großenteils durch Wechsel und Papiergeld die Nationalbank in Kopenhagen; dieselbe wurde 1813 als Staatsinstitut begründet, hat aber seit 1818 eine Privat-, jedoch von der Regierung kontrollierte Verwaltung, welche ein Bankcomptoir in Aarhuus und Filialen in Aalborg und Flensburg unterhält. Kopenhagen ist auch der Sitz mehrerer Privatbanken.

Münzen, Maß und Gewicht. Als Münzeinheit gilt seit der am 1. Jan. 1875 erfolgten Einführung des neuen, mit Schweden und Norwegen gemeinsamen Münzsystems die Krone (à 1⅛ Reichsmark), welche in 100 Öre geteilt wird. (Ältere Münzeinheit war der Rigsbankdaler [= 2 Kronen], der in 6 Mark, à 16 Skillinge, geteilt wurde.) Die frühere dän. Elle, à 2 Fuß, war gleich 0,6277 m; die dän. Meile gleich 7531,8 m. In neuester Zeit

ist jedoch für das gesamte Maß das metrische Maß angenommen worden. Das Gewicht ist ebenfalls das metrische, sodaß das dän. Pfund mit dem deutschen Pfunde (500 g) stimmt.

Die evang.-luth. Kirche ist die dän. Volkskirche und wird als solche vom Staate unterstützt; auch muß der König derselben angehören. Im übrigen ist jedem Religionsbekenntnis, soweit es nicht gegen gute Sitten und öffentliche Ordnung verstößt, freier Kultus gestattet. Man zählte 1880 neben 1951361 Lutheranern noch 1363 Reformierte, 3000 Katholiken, 3687 Baptisten, 792 Irvingianer, 1722 Mormonen, 3946 Israeliten, 8 Mohammedaner, 1919 christl. Sektirer und 1241 von unbekannter Konfession. Die Volkskirche ist in sieben Stifter (bischöfl. Sprengel) geteilt, nämlich Seeland, Fünen, Laaland-Falster und die vier jütländischen, Aalborg, Viborg, Aarhuus und Ribe (Ripen). Dem Bischof von Seeland ist auch die Geistlichkeit auf den Färöern Grönland und den westind. Inseln untergeordnet; Island hat seinen eigenen Bischof.

An der Spitze des Unterrichtswesens steht die 1478 gestiftete Universität in Kopenhagen, wie denn überhaupt diese Hauptstadt alle höhern Bildungsanstalten (für Künstler, Polytechniker, Militärs u. s. w.) und reiche Sammlungen (vor allen das Museum nordischer Altertümer, begründet 1807, und Thorwaldsens Museum, eröffnet 1848) in sich vereinigt. Außerdem gibt es eine Akademie zu Sorö (Seeland), zwölf gelehrte Schulen und fünf Schullehrerseminarien. Auf Island bestehen ein Predigerseminar und eine gelehrte Schule. Die allgemeine Schulpflichtigkeit und der unentgeltliche Unterricht für Unbemittelte sind längst durchgeführt, sodaß der Bildungszustand des Volks als ein erfreulicher gelten kann. Die dän. Regierung ihrerseits hat von alters her einen regen Eifer für Kunst und Wissenschaft bethätigt. Eine vorzugsweise nationale und im allgemeinen gepflegte Wissenschaft ist die nordische Altertumskunde

Die administrative Einteilung in 18 Ämter, außer der Hauptstadt, schließt sich an die kirchliche an. Jedes der sieben Stifter hat als Oberbeamten einen Stiftsamtmann und für die einzelnen Distrikte Amtmänner, denen als Kommunalvertretung ein sog. Amtsrat zur Seite steht, ebenso wie den städtischen Magistraten die Bürgerrepräsentation. In Kopenhagen steht an der Spitze der Administration ein vom König ernannter Oberpräsident. Island hat einen Landshövding, die Färöer (unter dem Stiftsamtmann von Seeland) einen Amtmann, die westind. Inseln einen Gouverneur. In Grönland fungiert ein Inspektor für den nördl. und einer für den südl. Teil, unter denen die Kolonievorsteher stehen. Das höchste Gericht (als dritte Instanz) befindet sich in Kopenhagen. Als zweite Instanz fungiert für die Inseln das Landesober- wie auch Hof- und Stadtgericht zu Kopenhagen, für Jütland das Landesobergericht zu Viborg, ebenso eins auf Island und eins auf den westind. Inseln. Es gibt keinen eximierten Gerichtsstand, außer für das Militär. Die Hebung der direkten Steuern besorgen die Amtsverwalter. Das Budget für das Finanzjahr vom 1. April 1880 bis dahin 1881 veranschlagt die Einnahme auf 47246558 Kronen, die Ausgabe auf 41672448 Kronen. Die Einnahme befaßt folgende Hauptposten: Überschuß von den Domäne-Einnahmen 1332941 Kronen, Zinsen und Zuschuß aus den Staatsaktiven 2737680 Kronen, direkte Steuern 9064100 Kronen, Stempelsteuer 2430000 Kronen, Erbschaftssteuer 970000 Kronen, andere indirekte Abgaben 25957000 Kronen, Post- und Telegraphenwesen 73674 Kronen, Staatseisenbahnen 1130505 Kronen, verschiedene Einnahmen 3550658 Kronen. Die Ausgaben setzen sich aus folgenden Hauptposten zusammen: Civilliste 1000000 Kronen, Apanagen 422384 Kronen, Reichstag 200000 Kronen, Staatsrat 106616 Kronen, Verzinsung und Amortisierung der Staatsschuld 7351000 Kronen, Pensionen und Invalidenversorgung 3301713 Kronen, Ministerium des Auswärtigen 377979 Kronen, Ministerium des Innern 1650212 Kronen, Justizministerium 2465368 Kronen, Kultusministerium 978372 Kronen, Kriegsministerium 8737139 Kronen, Marineministerium 5125704 Kronen, Finanzministerium 2920174 Kronen, Island 109600 Kronen, andere und außerordentliche Ausgaben 6926187 Kronen. Die Staatsaktiva ohne die Staatseisenbahnen wurden zu Anfang des genannten Finanzjahres auf 98059731 Kronen, die Staatsschuld auf 173326628 Kronen, von denen etwa 8 Proz. auswärtige Schuld ist, angegeben. In den 5 Jahren 1875—80 wurde die Staatsschuld um 38241970 Kronen vermindert.

Heer und Flotte. Die Gesetze vom 6. Juli 1867 und 25. Juli 1880 haben die Konskription beibehalten, aber die Stellvertretung abgeschafft. Die Dienstpflicht beginnt mit dem Alter von 22 J. und dauert für die Linie (erstes Aufgebot) und Reserve (zweites Aufgebot) je 8 Jahre. Bezüglich der Formation des Heers besteht der Generalstab aus 25 Offizieren und 16 Unteroffizieren. Die Infanterie zählt 1 Bataillon Leibgarde, 30 Bataillone Linie, außerdem im zweiten Aufgebot 1 Bataillon Leibgarde und 12 andere Bataillone (zusammen auf Kriegsfuß 1046 Offiziere und etwa 38000 Mannschaften). Die Kavallerie bildet 5 Regimenter (139 Offiziere und etwa 2200 Mann), die Artillerie 2 Regimenter mit 12 Feldbatterien und 2 Bataillonen Festungsartillerie nebst den Train- und Arsenalsektionen und im zweiten Aufgebot noch 4 Feldbatterien und 5 Kompagnien (zusammen auf Kriegsfuß 224 Offiziere und circa 7500 Mann); endlich 1 Regiment Genietruppen (61 Offiziere und 624 Mann). Die gesamte Kriegsstärke ist somit auf 49780 Mann anzugeben. In Friedenszeiten bestehen zwei Generalkommandos, zu Kopenhagen für Seeland und die benachbarten Inseln und zu Aarhuus für Jütland und Fünen. Auch wird alljährlich ein Übungslager abgehalten. Die Flotte zählt 7 Panzerschiffe (2 Fregatten und 5 schwimmende Batterien), 2 Torpedoschiffe, 2 Fregatten, 2 Korvetten, 5 Schoner, 11 eiserne Kanonenboote, 6 Torpedoboote und 2 Raddampfer, zusammen 35 Schraubendampfer mit 202 Geschützen; außerdem 1 Brigg, 2 Kutter und 20 eiserne Transportboote u. s. w. Die Armee- und Marinedepots, Werften u. s. w. sind in Kopenhagen, welches nach der Schleifung von Fredericia und Nyborg zugleich der einzige Waffenplatz D.s ist.

Nach dem Staatsgrundgesetz vom 5. Juni 1849 mit den Änderungen vom 28. Juli 1866 ist der Reichstag die Volksvertretung der dän. Monarchie. Derselbe versammelt sich regelmäßig am ersten Montag des Oktober in Kopenhagen und besteht aus zwei Kammern, dem Folkething und dem Landsthing. Zum Folkething werden die Abgeordneten, 102 an Zahl, je einer auf 16000 E., durch

direkte Wahl gewählt und ihr Mandat dauert drei Jahre. Kopenhagen wählt 9, die Inselstifter 47, Jütland 45 und die Färöer 1. Zur aktiven Wahlberechtigung wird das Indigenat, ein Alter von 30 J., unbescholtener Ruf, bürgerliche Selbständigkeit, freie Dispositionsbefugnis und mindestens einjähriger Wohnsitz im Wahlbezirk erfordert. Die Wählbarkeit beginnt schon mit dem vollendeten 25. Jahre. Das Landsthing zählt 66 Mitglieder. Davon ernennt der König 12 auf Lebenszeit; jedoch können nur solche ernannt werden, welche schon einer parlamentarischen Versammlung des Königreichs angehört haben, und es steht ihnen der Rücktritt frei. Die übrigen 54 werden gewählt, nämlich 7 von der Stadt Kopenhagen, 45 von den städtischen und ländlichen Wahldistrikten, 1 von Bornholm und 1 von dem Lagthing der Färöer. Das Mandat dauert acht Jahre und aller vier Jahre scheidet die Hälfte der Mitglieder aus. Die Wahl ist indirekt, sodaß alle Wahlberechtigten die eine Hälfte der Wahlmänner wählen, während die andere Hälfte von den Höchstbesteuerten gewählt wird. Auch wird zur allgemeinen Wählbarkeit für das Landsthing ein mindestens einjähriges Domizil in dem betreffenden Wahlkreise erfordert. Die Mitglieder beider Kammern erhalten Diäten zu gleichem Betrage und Beamte bedürfen keiner höhern Erlaubnis zur Annahme eines Mandats. Jede Kammer hat ihren Präsidenten und dessen Stellvertreter selbst zu wählen und übt das Recht der Initiative; doch gehören Finanzsachen zunächst vor das Folkething. Der König hat das absolute Veto; er kann den Reichstag oder nach Belieben eine von beiden Kammern auflösen. Zu einer Abänderung des Staatsgrundgesetzes ist nicht nur die Zustimmung des bestehenden Reichstags, sondern auch eines zweiten neugewählten Reichstags und die Sanktion des Königs erforderlich. Das Reichsgericht, welches über die vom König oder Folkething erhobenen Ministeranklagen urteilt, besteht aus den ordentlichen Mitgliedern des Höchstengerichts und einer gleichen auf vier Jahre erwählten Anzahl von Mitgliedern des Landsthings. Kein Richter kann willkürlich abgesetzt, noch gegen seinen Willen versetzt werden, außer bei einer Reorganisation der Gerichte. Die Staatsgeschäfte besorgen sieben verantwortliche Minister (der Conseilpräsident und die Minister für das Auswärtige, Krieg und Marine, Finanzen, Justiz, Inneres, Kirchen- und Unterrichtswesen). Dieselben bilden den geheimen Staatsrat, in welchem der König den Vorsitz führt und nunmehr auch der Kronprinz Sitz und Stimme erhalten hat. Bei Veranlassung der Tausendjahrfeier Islands (s. d.) erhielt diese Insel eigene Verfassung und Verwaltung (1. Aug. 1874). Als provinziale Versammlungen für die Nebenlande bestehen das Lagthing der Färöer und der Kolonialrat der westind. Inseln.

Nach dem Thronfolgegesetz vom 31. Juli 1853 ist die dän. Krone erblich in der männlichen Nachkommenschaft des regierenden Königs Christian IX. (s. d.) und der Königin Luise. Eventueller Thronfolger ist der älteste Sohn, Kronprinz Frederik. Der zweite Sohn, König Georg von Griechenland, hat unterm 12. Sept. 1863 eine Akte unterzeichnet, nach welcher der dritte und jüngste Sohn Waldemar und dessen Nachkommen ihm selbst und seiner Descendenz in der Erbfolge vorangehen sollen. Der König führt den Titel: König zu Dänemark, der Wenden und Goten, Herzog zu Schleswig, Holstein, Stormarn, der Dithmarschen und zu Lauenburg wie auch zu Oldenburg.

Das **Wappen** ist ein von zwei wilden Männern gehaltener, mit der Königskrone bedeckter und mit den Insignien des Elefantenordens umhängter Schild, der durch das silberne, roteingefaßte Kreuz des Dannebrog-Ordens in vier Quartiere geteilt wird. Das erste Quartier zeigt im goldenen, mit neun roten Herzen bestreuten Felde drei gekrönte, blaue, gehende Löwen übereinander für D.; das zweite im goldenen Feld zwei blaue, gehende Löwen übereinander für Schleswig; das dritte in der obern Hälfte das Unions- (schwedische) Wappen: drei goldene Kronen im blauen Feld, in der untern Hälfte rechts einen silbernen gekrönten Stockfisch im roten Feld für Island, links oben einen silbernen Schafbock im blauen Feld für die Färöer, und unten einen aufgerichteten silbernen Bären im blauen Feld für Grönland; das vierte Quartier in der obern Hälfte einen gekrönten, blauen, gehenden Löwen über neun roten Herzen im goldenen Feld für das Königreich der Goten, und in der untern Hälfte einen gekrönten, goldenen Lindwurm im roten Feld für das Königreich der Wenden. Darauf liegt ein Mittelschild, welcher im ersten Quartier ein ausgebreitetes und durch drei silberne Nägel in drei Teile geteiltes silbernes Nesselblatt mit einem quer silber- und rotgeteilten Schildlein in der Mitte im roten Feld für Holstein, im zweiten einen silbernen Schwan mit goldener Krone um den Hals im roten Feld für Stormarn, im dritten einen goldenen Reiter mit gezücktem Schwert auf einem rennenden silbernen Pferde im roten Feld für Dithmarschen, und im vierten einen goldenen Pferdekopf im roten Feld für Lauenburg zeigt. Endlich im Herzschild, in die Länge geteilt, zeigen sich rechts im goldenen Feld zwei rote Querbalken für Oldenburg und links im blauen Feld ein goldenes, schwebendes Kreuz für Delmenhorst. Fahne und Flagge ist der Dannebrog, blutrot mit durchgehendem weißen Kreuz, von dem auch die Landesfarben entlehnt sind. Derselbe verdankt seinen Ursprung einem geweihten Banner, welches der Papst 1219 dem dän. König Waldemar II. zum Kreuzzug gegen die Heiden in Estland gesandt hat. Später entstand die Sage, das Banner sei damals während der Schlacht gegen die Esten vom Himmel gefallen. Dän. **Orden** gibt es zwei: den Elefantenorden (s. d.) oder das Blaue Band, und den Dannebrog-Orden (s. d.) oder das Weiße Band. Außerdem bestehen mehrere Dienstzeichen u. dgl., darunter eine goldene und eine silberne Verdienstmedaille, gestiftet 24. Juli 1845.

Litteratur. Vgl. über Geographie und Statistik D.s außer ältern Werken von Pontoppidan, Hennings, Thaarup und Nyerup: Bergsö, «Den danske Stats Statistik» (4 Bde., Kopenh. 1844—53); Erslev, «Den danske Stat» (Kopenh. 1855—57); Trap, «Statistisk-topographisk Beskrivelse of Kongerige Danmark» (3 Bde., Kopenh. 1856—59; Supplement 1860; neue Aufl., Tl. 1—6 1872—79); Baggesen, «Der dän. Staat» (deutsch, 2 Bde., Kopenh. 1845—47); «Den danske Stat i Aaret 1860» (Kopenh. 1862); Both, «Danmark. En historisk-topographisk Beskrivelse» (Bd. 1 u. 2, Kopenh. 1871—73); Gad, «Udtog af Kongeriget Danmarks Statistik» (Kopenh. 1867); Petersen, «Statistik» (Kopenh. 1878); Falbe-Hansen und Scharling, «Danmarks Statistik» (Bd. 1—5,

Kopenh. 1877—81); Otté, «Denmark and Iceland» (Lond. 1881); Frisch, «Schweden, Norwegen und D.» (6. Aufl., Berl. 1881); die Mitteilungen des Statistischen Bureau und den jährlich erscheinenden «Hof- und Staatskalender».

Geschichtliche Übersicht. Die beglaubigte Geschichte D.s erstreckt sich kaum über ein Jahrtausend; was weiter zurückliegt, davon geben nur die Altertümer, welche im Lande selbst reichlich gefunden werden, und einige Notizen der röm., engl. und fränk. Chronisten dürftige Kunde. Sehr reich, aber ebenso unzuverlässig ist die Sagenlitteratur, welche, während des Mittelalters in Island aufgezeichnet, auch von dem berühmten dän. Chronisten Saxo Grammaticus (um das J. 1200) benutzt wurde. So viel steht fest, daß in der Urzeit hier ein Volk lebte, welches sich mit Gerätschaften von Flint- oder Feuerstein, Horn, Knochen u. s. w. kümmerlich behalf (das sog. Steinalter). Dann wurden, vielleicht durch Handelsverkehr mit den Phöniziern und andern Südvölkern, Geräte von Bronze eingeführt, welche man neben den Steinsachen gebrauchte, allmählich auch selbst umschmelzen und umformen lernte (das Bronzealter), bis endlich das Eisen und dessen größere Nutzbarkeit bekannt wurde (das Eisenalter). Von der Halbinsel Jütland (einschließlich Schleswig-Holstein), welche man noch jetzt die Cimbrische Halbinsel nennt, zogen wahrscheinlich jene Cimbern (s. d.) aus, welche im Bunde mit den Teutonen das Römische Reich erschütterten (113—101 v. Chr.). Von ebendaher kamen vielleicht auch zum Teil die Sachsen, Angeln, Friesen und Jüten, die im 5. Jahrh. England okkupierten. In das halbentvölkerte Land aber rückten dafür die Dänen ein, die bis dahin auf Seeland und die jetzt schwed. Provinz Schonen beschränkt gewesen waren, und unterwarfen sich alles Land bis an den sächs. Grenzfluß Eider. Innerhalb dieser Grenzen bestanden nun eine Anzahl kleiner dän. Staaten nebeneinander, beherrscht von Gaukönigen, deren einer, Godfred (804—810), gegen Kaiser Karl d. Gr. Krieg führte. Unter Godfreds Nachfolgern eröffnete Ansgar (gest. 865) seine Missionsthätigkeit im skandinav. Norden, doch ohne bleibenden Erfolg. Das alte Heidentum, der Kultus des Odin (Wodan) und der andern Asengötter, behauptete sich noch gegen das Christentum. Die heidnischen Dänen und Normannen wurden jetzt ein Schrecken für alle Christenländer. Als Seeräuber (Vikingar) beunruhigten sie alle Meere, besonders die Küsten Englands und des Fränkischen Reichs.

Unterdes ward in D. die Reichseinheit begründet. Schon vor Gorm dem Alten (gest. 940) waren alle dän. Lande, Schonen, Seeland, Fünen u. s. w., Jütland und Südjütland (Schleswig) unter einer Herrschaft vereinigt. Doch vermochten weder er noch sein Sohn Harald Blauzahn der Übermacht Deutschlands zu widerstehen. Schon Gorm mußte Tribut zahlen. Dann drang Kaiser Otto II. siegreich bis an den Ottensund (Liimfjord) vor und zwang Harald, zu huldigen und die Taufe anzunehmen (976). Seitdem verdrängte das Christentum die Odinsreligion, wenn auch nur langsam und allmählich. Nun wandte sich die Kraft des neuen Reichs nach außen. Norwegen ward zinsbar gemacht. Haralds Sohn, Svend Gabelbart, begann und der Enkel, Knud d. Gr. (gest. 1035), vollendete die Eroberung Englands. Aber diese Übermacht dauerte nicht lange. Norwegen schüttelte das dän. Joch ab. Als Knuds Sohn, Hårdaknud, 1042 starb, erwählte England einen eingeborenen König, und D. selbst kam durch Erbvertrag unter die Herrschaft des Königs Magnus von Norwegen. Doch wurde ein Schwestersohn Knuds d. Gr., Svend Estridson, zunächst Statthalter und nach Magnus' Tode 1047 König von D. Derselbe stellte die Unabhängigkeit des Landes sicher und starb 1076. Seine nächsten Nachkommen waren von geringer Bedeutung, und bald brachen blutige Bruderkriege aus, welche das Reich zerrissen, bis Waldemar I. d. Gr. (1157—82) den Frieden und die Reichseinheit wiederherstellte. Während der letzten Bürgerkriege war von den streitenden Prätendenten Kaiser Friedrich Rotbart als Schiedsrichter und oberster Lehnsherr über D. anerkannt worden, und auch Waldemar mußte ihm noch die Huldigung leisten (1162). Aber schon Waldemars Sohn, Knud VI. (1182—1202), konnte ungestraft die Lehnspflicht verweigern, seit welcher Zeit das Verhältnis nicht wieder erneuert wurde; vielmehr trat D. jetzt wieder als erobernde Macht auf. Schon Waldemar I. hatte die heidnischen Wenden an der Ostseeküste bekriegt und Rügen erobert; Knud VI. unterwarf Pommern und Holstein; Waldemar II., der Sieger (1202—41), nahm auch Lauenburg, Mecklenburg und Estland. Kaiser Friedrich II. trat ihm sogar 1214 alle deutschen Reichslande bis zur Elbe und Elde förmlich ab. Doch auch diesmal war die dän. Großmacht von kurzer Dauer. Ein gekränkter Vasall, Graf Heinrich von Schwerin, überfiel den König Waldemar, als er auf der kleinen Insel Lyö bei Fünen jagte, und führte ihn gefangen nach Mecklenburg (1223). Die unterjochten deutschen Lande erhoben sich, und ein dän. Heer ward bei Mölln geschlagen. Nun mußte Waldemar seine Freiheit um teuern Preis erkaufen, auch 1225 auf alle deutschen Reichslande bis zur Elbe und Elde verzichten. Als er trotzdem auszog, diese Lande wiederzugewinnen, erlitt er 22. Juli 1227 bei Bornhöved in Holstein eine entscheidende Niederlage. So war das Dänische Reich wieder auf die Eidergrenze beschränkt. Nach Waldemars Tode folgte wieder eine Zeit der Bürgerkriege. Sein ältester Sohn und Nachfolger, Erich, ward von dem Bruder Abel bekriegt und zuletzt ermordet (1250). Dann wurde Abel (gest. 1252) König und nach diesem der dritte Bruder, Christoph, dessen Geschlecht auf dem Königsthrone nachfolgte. Aber Abels Nachkommen behaupteten sich im Besitz von Südjütland oder, wie es bald hieß, des Herzogtums Schleswig und befehdeten wiederholt das verwandte Königshaus. Ihre Bundesgenossen dabei waren die Grafen von Holstein aus dem Hause Schauenburg. Unter diesen erhob der hervorragendste, Graf Gerhard d. Gr., seinen Schützling, den schlesw. Herzog, auf den dän. Thron (1326—30) und gewann für sich selbst ausgedehnte Besitzungen und Pfandherrschaften. So geriet D. in völlige Auflösung. Von 1332—40 regierte gar kein König, und Graf Gerhard war der eigentliche Herr im Lande, bis ihn ein jütländ. Ritter, Niels Ebbesen, 1340 ermordete. Darauf gelang es dem neuerwählten vielgewandten König Waldemar IV. Atterdag (1340—75), das zerrissene Reich wieder zu vereinigen, doch mit Ausnahme von Schleswig, welches, als Abels Geschlecht erlosch, den holstein. Grafen zu Lehn gegeben werden mußte (1386). So war Schleswig-Holstein (s. d.) zuerst konstituiert.

Die Tochter Waldemars IV., Margareta, war vermählt mit dem König Hakon von Norwegen, von dem sie einen einzigen Sohn, Olaf, hatte, der noch als Knabe 1375 der Nachfolger seines Großvaters, 1380 auch seines Vaters ward. Für ihn regierte Margareta als Vormünderin, nach Olafs Tode 1387 als Regentin über D. und Norwegen. Nachdem sie auch 1389 mit Hilfe einer misvergnügten Partei das Königreich Schweden erobert, setzte sie zunächst durch, daß ihr Großneffe, Erich von Pommern, zum König aller drei Reiche gewählt ward. Sodann versammelte sie die drei Reichsräte zu Kalmar (Schweden), und hier ward (13. oder 20. Juli 1397) die sog. **Kalmarische Union** abgeredet, indem man, unter Wahrung der innern Selbständigkeit, festsetzte, daß fortan für ewige Zeiten nur Ein König über die drei skandinav. Reiche herrschen und jeder Krieg und jede Gefahr vom Auslande denselben gemein sein solle. So war zum dritten mal eine nordische Großmacht unter dän. Führung begründet; aber das Werk Margaretas erwies sich nicht dauerhafter als das des großen Knud und der Waldemar. Nach Margaretas Tode (1412) machte sich Erich durch seine Mißregierung sowie durch unglückliche Kriege gegen Schleswig-Holstein und die deutsche Hansa unpopulär und ward schließlich 1439 entsetzt. Sein Neffe und Nachfolger, Christoph von Bayern (gest. 1448), regierte nur wenige Jahre. Dann wählten die Schweden einen eingeborenen König; die Dänen aber erkoren Christian I. (1448—81), einen geborenen Grafen von Oldenburg und Delmenhorst, der 1450 auch in Norwegen und 1460 in Schleswig-Holstein zum Landesherrn gewählt wurde. Derselbe ist der Stammvater des oldenb. Fürstenhauses geworden. Christian I. und ebenso sein Sohn, König Hans (1481—1513), versuchten auch Schweden wiederzugewinnen, doch immer nur mit vorübergehendem Erfolge. Die aufständischen Schweden fanden stets bereitwillige Bundesgenossen an den deutschen Hansestädten, die im Interesse ihres Handels eine Vereinigung der drei nordischen Reiche nicht wünschten. Endlich ging unter Christian II. (1513—23) die Kalmarische Union vollends zu Grunde. Schweden hatte seitdem seine eigenen Könige; nur Norwegen mit seinen Nebenlanden, den Färöern und Island, blieb mit D. vereinigt.

Nach dem Sturze Christians II. bestieg sein Oheim Friedrich I. (1523—33) den Thron und vereinigte wieder unter seiner Herrschaft D., Norwegen und ganz Schleswig-Holstein. Jetzt drang zuerst die Luthersche Reformation erfolgreich ins Land ein und rief hier, ebenso wie in Deutschland, eine allgemeine geistige Bewegung hervor, in der sich Gegensätze und Parteiungen nicht bloß religiöser Natur geltend machten. So ward der Tod des Königs das Signal zu einem Bürgerkriege, der sog. **Grafenfehde**, in dem sich Katholiken und Protestanten, Adel und Geistlichkeit, Städte und Bauern gegenüberstanden. Durch die selbstsüchtige Politik und die bewaffnete Einmischung der Hansestadt Lübeck gewann der Kampf noch weitere Ausdehnung, sodaß auch Schweden und andere Ostseeländer darein verwickelt wurden. Die eine Partei, unter Führung des Grafen von Oldenburg, wollte den entthronten König Christian II. wieder einsetzen; die andere erwählte den ältesten Sohn des Königs Friedrich, Herzog Christian von Schleswig-Holstein. Nach blutigem Kampfe behielt letzterer die Oberhand und regierte nun als König Christian III. (1536—59). Sein wichtigstes Werk war, daß er unter dem Beirat Johann Bugenhagens die lutherische Reformation durchführte. Gleichzeitig vollendete sich ein Umschwung in den Verfassungszuständen. In der Grafenfehde war die schon im 14. und 15. Jahrh. tieferschütterte Kraft und Freiheit des Bauernstandes vollends vernichtet worden, und derselbe versank in eine drückende Leibeigenschaft. Die Städte waren nie von Bedeutung gewesen, und durch die Reformation verlor auch der Klerus alle weltliche Macht. So blieb nur ein «freier» und mächtiger Stand, der Adel, welcher sich jetzt mit dem säkularisierten Kirchengute bereicherte. Dazu hatten die Reichstage, an denen alle Stände teilnahmen, ihre Bedeutung verloren, und aller polit. Einfluß war bei dem Reichsrat, welcher aus den höchsten Kronbeamten und andern vom König aus dem Adel zu erwählenden Mitgliedern bestand. Dem gegenüber zeigte sich die Stellung der Krone schwach. In der Handfeste (Wahlkapitulation) Christians I. hatte man D. für ein «freies Wahlreich» erklärt, sodaß man bei der Wahl keineswegs an das regierende Geschlecht gebunden war. Jeder neue König mußte daher die Wahl durch weitere Zugeständnisse vom Reichsrat erkaufen. Die Handfesten wurden so jedesmal drückender, und es gingen immer mehr Kronrechte und Krondomänen in den Besitz des Adels über. Dazu besaß der König nur eine geringe Hausmacht. Christian III. und sein Sohn Friedrich II. hatten die Herzogtümer Schleswig-Holstein mit ihren jüngern Brüdern teilen müssen, sodaß dort neben dem königl. Anteil (Schleswig-Holstein-Glückstadt) der herzogl. holstein-gottorpische Anteil und außerdem mehrere abgeteilte Herrschaften (Sonderburger Linie) bestanden. So sank die Krone allmählich zu einem bloßen Schattenkönigtum herab. Gleichzeitig war die Kraft des Reichs erschüttert durch Kriege gegen Schweden, dessen schnellem Aufschwung man eifersüchtig zusah. Schon Friedrich II. (1559—88) führte einen siebenjährigen schwed. Krieg ohne Erfolg. Christian IV. (1588—1648) bestand außer dem unglücklichen Kriege in Deutschland zwei schwed. Kriege. Am unglücklichsten aber war Friedrich III. (1648—70). Der schwed. König Karl X. eroberte seit 1657 ganz D. bis auf die Hauptstadt, und ohne die Intervention des Großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg und einer holländ. Flotte wäre das Reich verloren gewesen. So kam 27. Mai 1660 der Kopenhagener Friede zu Stande, durch den D. die sog. übersundischen Lande, Schonen nebst Blekinge, Halland und Bohuslän, auf immer an Schweden verlor. Auch mußte D. damals auf die Lehnshoheit über das Herzogtum Schleswig verzichten.

Dieses nationale Unglück führte zu einem polit. Umschwung. Um der Not des Landes abzuhelfen, ward wieder einmal 8. Sept. 1660 ein Reichstag in Kopenhagen versammelt, und hier bethätigten Reichsrat und Adel die größte Selbstsucht, indem sie von ihren Privilegien nicht das Geringste zum allgemeinen Besten opfern wollten. Darüber kam es zum Bruch. Die Geistlichkeit und der Bürgerstand, unter Führung des Bischofs Svane und des Bürgermeisters Nansen von Kopenhagen, übertrugen dem Könige die erbliche Regierung, und der Adel, eingeschüchtert durch die Haltung des Volks, wagte nicht sich zu widersetzen. Dann ward auch die Handfeste für nichtig erklärt und dem Könige

die volle Souveränetät übertragen, indem man ihm zugleich anheimgab, eine neue Reichsverfassung festzustellen. Dies geschah nun in dem sog. **Königsgesetz**, welches von dem königl. Rat Peter Schumacher (später Graf Griffenfeldt) abgefaßt und vom Könige 14. Nov. 1665 vollzogen wurde. Das Gesetz, welches sich selbst als «ein für alle Zeiten unveränderliches Grundgesetz» einführt, hat mit Recht immer als der schroffste Ausdruck des Absolutismus gegolten. Der König muß dem luth. Bekenntnis angehören und sich im Lande aufhalten; er darf das Reich nicht teilen, noch das Königsgesetz antasten. Im übrigen aber ist er völlig unbeschränkt, über das Gesetz erhaben und für seine Handlungen nur Gott Rechenschaft schuldig. Zur Erbfolge berechtigt ist die Nachkommenschaft Friedrichs III. sowohl in männlicher als in weiblicher Linie. Doch wurde der so begründete Absolutismus immer milde gehandhabt. Die Regierung geschah durch Kollegien, die Unabhängigkeit des Gerichtswesens ward respektiert. Der Adel behielt noch ausgedehnte Privilegien. Den Hauptvorteil hatte die Stadt Kopenhagen, welche nun als königl. Haupt- und Residenzstadt auf alle Weise begünstigt ward und so allein vor allen dän. Städten zu einer wirklichen Bedeutung gelangte. Unter der neuen Verfassung hob sich die Kraft des Reichs wieder allmählich. Schon die Nachfolger Friedrichs III. glaubten sich stark genug zu ehrgeizigen Vergrößerungsplänen. Ihre Politik richtete sich immer konsequent gegen Schweden und gegen die Herzöge von Schleswig-Holstein-Gottorp. Auf der einen Seite hoffte man die übersundischen Lande, auf der andern zum mindesten ganz Schleswig wieder für die dän. Krone zu gewinnen. Christian V. (1670—99) vermochte indes in dieser Hinsicht keine bleibenden Erfolge zu erkämpfen. Dafür gelang es ihm, durch Vertrag mit den näher berechtigten Erben das Stammland des Hauses, die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst, wo die regierende Linie 1667 ausgestorben war, für sich zu gewinnen. Auch machte er sich als Gesetzgeber (dän. Gesetzbuch von 1683) namhaft.

Erfolgreicher wirkte Friedrich IV. (1699—1730). Derselbe nahm teil an dem großen Nordischen Kriege (s. d.) gegen Karl XII. und occupierte nach manchem Glückswechsel 1714 den gottorpischen Anteil von Schleswig, in dessen Besitz er auch durch Friedens- und Garantieverträge bestätigt wurde (1720). Der Protest des Herzogs von Gottorp, der nun auf seinen Anteil in Holstein beschränkt war, blieb unbeachtet. Doch nahm die Sache eine bedenkliche Gestalt, als dessen Sohn, Peter III., 1743 zur Thronfolge in Rußland berufen wurde. Der dän. Hof versuchte nun Unterhandlungen, jedoch ohne Erfolg. Kaum hatte Peter III. den russ. Thron bestiegen, so rüstete er, um sein Erbland wiederzugewinnen; nur sein schneller gewaltsamer Tod (1762) rettete D. vor der drohenden Kriegsgefahr. Sein Sohn Paul verstand sich unter Vermittelung seiner Mutter, der Kaiserin Katharina II., 22. April 1767 zu einem Vertrage, durch den 1773 die gottorpischen Besitzungen und Ansprüche in Schleswig-Holstein gegen Oldenburg-Delmenhorst ausgetauscht wurden. Auch die abgeteilten Herrschaften der Sonderburger Linie und die Reichsgrafschaft Ranzau fielen allmählich durch Erbvertrag u. s. w. dem dän. Königshaus anheim, sodaß endlich 1779 das gesamte Schleswig-Holstein mit Ausnahme des augustenburgischen Anteils wieder mit D. und Norwegen unter einem Herrscher verbunden war.

Im übrigen verlief die Regierung der Könige Christian VI. (1730—46), Friedrich V. (1746—66) und Christian VII. (1766—1808) friedlich und ohne hervorragende Ereignisse von histor. Bedeutsamkeit. Es war die Zeit, wo der sog. aufgeklärte Despotismus auch in D. seine Vertreter fand, unter denen der ältere Johann Hartwig Ernst Bernstorff (1750—70), der stürmisch-gewaltsame Struensee und der jüngere Andreas Peter Bernstorff (1773—80 und 1784—97) hervorzuheben sind. Unter dem letztgenannten war die Blütezeit der Gesetzgebung, und auch nach seinem Tode blieb der Einfluß seiner Schule erkennbar. Der Bauernstand ward emanzipiert (1788), das Volksschulwesen fest begründet, die Adelsprivilegien beschränkt, der Negersklavenhandel 1803 verboten; Reformen aller Art wurden durchgeführt und Ackerbau, Handel und Gewerbe blühten auf. Aber nun folgten schwere Jahre. Solange der jüngere Bernstorff lebte, hatte dieser in dem großen Weltkriege zwischen England und Frankreich mit vielem Geschick die Neutralität bewahrt. Nach dem Tode des weisen Ratgebers zeigte sich jedoch Friedrich VI. (Regent seit 1784, König 1808—39) der schwierigen Sachlage nicht länger gewachsen. Zuerst gab es Streit mit England über die Rechte der neutralen Schiffahrt. Eine rühmliche Seeschlacht auf der kopenhagener Reede ward 2. April 1801 geschlagen; dennoch mußte man in der Hauptsache nachgeben. Dann wurde zum Schutze der Neutralität ein Armeekorps in Holstein konzentriert. Diese kostspielige Maßregel blieb ohne wirklichen Nutzen, denn gebieterisch forderten bald beide streitenden Mächte, daß D. sich der einen oder der andern anschließe. Unmittelbar nach dem Tilsiter Frieden gebrauchte England Gewalt, indem ein Geschwader vor Kopenhagen erschien, sofortige pfandweise Übergabe der dän. Flotte verlangend. Als man sich weigerte, eröffneten die Engländer ein furchtbares Bombardement (2. bis 5. Sept. 1807) und erzwangen so eine Kapitulation, welche ihnen die Flotte überlieferte. Friedrich VI. warf sich nun ganz in die Arme Frankreichs. Er trat dem sog. Kontinentalsystem bei, bekriegte England und Schweden, und hielt, wenn auch nicht ohne Schwankungen, am franz. Bündnis fest, bis Napoleon aus Deutschland vertrieben wurde. Die Folge war, daß zu Anfang des J. 1813 eine alliierte Armee unter dem Kronprinzen von Schweden heranrückte und nach einigen kleinen Gefechten fast ganz Schleswig-Holstein occupierte. Im Kieler Frieden, 14. Jan. 1814, mußte dann Friedrich VI. die schlesw. Insel Helgoland an England und das Königreich Norwegen an Schweden abtreten. Doch blieben die norweg. Nebenlande, Island und die Färöer, bei der dän. Krone. Dagegen trat Schweden zur Entschädigung Schwedisch-Pommern an D. ab, welches von letzterm bald darauf gegen das Herzogtum Lauenburg (s. d.) an Preußen ausgetauscht wurde. Für Holstein und Lauenburg mußte der König 1815 dem Deutschen Bunde beitreten.

Das dän. Reich befand sich damals in einer traurigen Lage. Durch die Kriegslasten, die langjährige Handelsstockung und die schlechte Finanzwirtschaft war sowohl der öffentliche wie der Privatwohlstand untergraben. Um einen Staatsbankrott zu vermeiden, griff die Regierung zu einem außerordentlichen Mittel: alles Grundeigentum

wurde mit einer Abgabe von 6 Proz. des Wertes belegt, wobei Schleswig-Holstein gegen das Königreich schwer belastet wurde. Mit diesen Fonds ward 1813 eine Reichsbank begründet, welche sich 1818 in ein ausschließlich dän. Privatinstitut, die Nationalbank zu Kopenhagen, umwandelte. Übrigens blieben die Finanzen immer eine Schattenseite der Regierung Friedrichs VI.; erst unter dessen Nachfolger, Christian VIII., ward strenge Ordnung eingeführt und jährlich öffentlich Rechenschaft abgelegt. Unter der Regierung Friedrichs VI. wurden zuerst wieder konstitutionelle Wünsche und Bestrebungen laut. Voran ging die schlesw.-holstein. Ritterschaft, welche die Wiederherstellung der alten Landesverfassung (der sog. Landesprivilegien von 1460) forderte und deshalb beim Deutschen Bunde Beschwerde erhob, doch ohne Erfolg (1823). Der König verstand sich erst unter dem Eindruck der franz. Julirevolution zu einer kleinen Konzession. Es wurden nämlich nach dem Vorbilde Preußens durch die Gesetze vom 28. Mai 1831 und 15. Mai 1834 beratende Provinzial-Ständeversammlungen eingeführt; für die dän. Inseln zu Roeskilde (Seeland), für Jütland zu Viborg, für Schleswig in der gleichnamigen Stadt, für Holstein in Itzehoe; für Lauenburg blieb die altherkömmliche Ritter- und Landschaft. Unter Friedrich VI. begann in D. eine national-dän. Reaktion gegen den vorherrschenden Einfluß der deutschen Bildung und Litteratur. Die Litteratur und die Wissenschaft, insbesondere Geschichte, Rechts- und Altertumskunde, gewannen einen nationalen Boden, wobei man freilich allmählich in eine überreizte Exklusivität und endlich sogar in eine bewußte Feindschaft gegen alles Deutschtum sich hineinarbeitete. Zunächst wurde von dieser Tendenz das Herzogtum Schleswig berührt. Man erklärte es anfänglich als eine nationale Pflicht, für die Aufrechterhaltung, beziehentlich Wiederausbreitung des dän. Dialekts in Nordschleswig zu wirken (1810—16), gelangte aber schließlich dahin, das polit. Prinzip aufzustellen, Schleswig (Südjütland) müsse von Holstein losgerissen und dem Königreich einverleibt werden, «D. bis zur Eider» (1836—42). Dieselbe Partei, deren Führer Ploug, Orla Lehmann, Monrad, Clausen u. s. w., deren Organ das kopenhagener Tageblatt «Fädrelandet» («Das Vaterland»), machte sich auch zur Trägerin des sog. Skandinavismus. Man wünschte und wollte nämlich eine engere Verbindung zwischen den drei skandinav. Reichen, ohne sich jedoch über die Art und die Tragweite derselben, sowie über die Mittel und Wege dazu klar zu werden. Die Sache kam nicht über Redensarten und Studentenfeste (zu Upsala 1843, Kopenhagen 1845 u. s. w.) hinaus. Natürlich rief dieses aggressive und skandinavistische Eiderdänentum einen Gegendruck in Schleswig-Holstein hervor. Man ward sich hier der eigenen Zusammengehörigkeit und der Verbindung mit Deutschland erst recht wieder bewußt und rüstete sich zur Abwehr gegen jeden Angriff. (S. Schleswig-Holstein.)

So war die Sachlage, als Christian VIII. (1839—48) den dän. Thron bestieg. Dieser begabte Fürst, der manche dankenswerten Reformen einführte, meinte den nationalen Gegensatz auf administrativem und dynastischem Wege beseitigen zu können. Zunächst war er beflissen, die bis dahin nur teilweise und lose administrative Gemeinschaft zwischen dem Königreich und den Herzogtümern zu befestigen und auszudehnen und so einen wirklichen dän. Gesamtstaat zu schaffen, in welchem naturgemäß das dän. Element das überwiegende und vorherrschende sein mußte. Aber ein großes Hindernis für Herstellung des Einheitsstaates lag in der Erbfolgefrage. Der Mannsstamm des Königshauses stand auf dem Aussterben, und es mußte dann in D. die kognatische Erbfolge des Königsgesetzes eintreten, welche jedenfalls in Schleswig-Holstein nicht zu Recht bestand, sodaß eine Trennung geboten war. Mit Rücksicht darauf sprach Christian VIII. in dem Offenen Brief vom 8. Juli 1846 den Entschluß aus, die dän. Erbfolge auch in den Herzogtümern einzuführen und die etwa entgegenstehenden Hindernisse zu heben. Gegen diese beabsichtigte Vergewaltigung erhoben nun zur Wahrung der bestehenden Rechte die Agnaten des Königshauses, die Stände der Herzogtümer und der Deutsche Bundestag Protest, sodaß der König 7. Sept. 1846 eine zweite Bekanntmachung erließ, welche beruhigen sollte. Ferner arbeitete er noch einen Entwurf zu einer Gesamtstaatsverfassung aus, welche neben den Provinzial-Ständeversammlungen einen gemeinschaftlichen Landtag mit beschließender Kompetenz in Aussicht stellte. Sein Sohn und Nachfolger Friedrich VII. (1848—63) veröffentlichte diesen Entwurf (28. Jan. 1848). Derselbe konnte jedoch nicht ins Leben treten, infolge der Bewegung, welche nach der franz. Februarrevolution auch in Dänemark Platz griff. Die Führer der eiderdän. (national-liberalen) Partei veranstalteten große Volksversammlungen im Kasino zu Kopenhagen, in welchen sie die hauptstädtische Bevölkerung für das Programm: «Eine freie Verfassung und Einverleibung Schleswigs!» begeisterten. Der neue König ward durch eine Massendemonstration bewogen, seine bisherigen Räte zu entlassen und sich 24. März 1848 mit einem eiderdän. (Kasino-) Ministerium zu umgeben. Eine Deputation aus Schleswig-Holstein, welche nationale Garantien forderte, ward abgewiesen und 24. März die Inkorporation des Herzogtums Schleswig in das Königreich ausgesprochen.

Das war das Signal zu einem dreijährigen Kriege (s. Deutsch-Dänischer Krieg von 1848—50), in welchem die Herzogtümer zuerst mit Hilfe Deutschlands, nach dem deutsch-dän. Separatfrieden zu Berlin (2. Juli 1850) aber allein ihr Landesrecht gegen D. verteidigten, bis unter dem Einfluß der allgemeinen Reaktion auch ihre gerechte Sache als strafbare Revolution verdammt wurde. Preußen und Österreich intervenierten im Jan. 1851. Die schlesw.-holstein. Armee ward aufgelöst, Schleswig preisgegeben und 18. Febr. 1852 auch Holstein der dän. Regierung wieder überliefert. Inzwischen war in D. selbst nach manchen Wandlungen ein Systemwechsel eingetreten. Die eiderdän. Minister hatten den sog. Gesamtstaatsmännern aus der Schule Christians VIII. weichen müssen, und diesen gelang es, sich mit Deutschland zu verständigen. Die deutschen Großmächte anerkannten das Prinzip des dän. Gesamtstaats und willigten in die Trennung Schleswigs von Holstein. Nur das ward ausbedungen, daß die Herzogtümer innerhalb des Gesamtstaats eine selbständige und mit dem Königreich gleichberechtigte Stellung erhalten sollten. Unterdessen war es der dän. Regierung auch gelungen, die außerdeutschen Großmächte und Schweden zu einer Erklärung für die Aufrechterhaltung

der Integrität (Unteilbarkeit) der dän. Monarchie in London 2. Aug. 1850) zu vereinigen, dem später auch Österreich beitrat. Dann wurde im Warschauer Protokoll vom 5. Juni 1851 der Prinz Christian von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg (s. Christian IX.) von D. und Rußland zum eventuellen Thronfolger in der Gesamtmonarchie designiert und im Londoner Traktat vom 8. Mai 1852 von allen Großmächten und von Schweden als solcher anerkannt. Die in D. näher berechtigten Kognaten verzichteten zu seinen Gunsten, und nachdem der dän. Reichstag die neue Thronfolgeordnung genehmigt, ward sie vom Könige 31. Juli 1853 bestätigt. In Schleswig-Holstein dagegen ward eine Zustimmung der Agnaten (s. Christian, Herzog von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg) und der Stände weder verlangt noch gegeben. Auch die Genehmigung des Deutschen Bundestags wurde nicht eingeholt.

Die Dänen walteten indessen in den Herzogtümern vollständig als Eroberer, namentlich in Schleswig, wo die Mehrzahl der eingeborenen Beamten entfernt und durch Nationaldänen ersetzt, die dän. Kirchen- und Schulsprache zwangsweise auch in dem deutschredenden Mittelschleswig eingeführt wurde. Von der versprochenen Selbständigkeit und Gleichberechtigung war keine Rede. Im Königreich D. hatte während des Kriegs ein Konstituierender Reichstag mit dem Könige das demokratische Grundgesetz vom 5. Juni 1849 vereinbart, welches die ausgedehnteste Bürgerfreiheit sicherte und das allgemeine Wahlrecht aufs umfassendste anerkannte. Dies Grundgesetz wurde mit Zustimmung des Reichstags auf die besondern Angelegenheiten des Königreichs beschränkt (2. Okt. 1855), Schleswig und Holstein dagegen ständische Verfassungen oktroyiert (15. Febr. und 11. Juni 1854), welche nicht die geringsten freiheitlichen Garantien gaben, auch das Petitionsrecht, das Wahlrecht und die ständische Kompetenz auf das äußerste beschränkten. Ähnlich war die Verfassung für Lauenburg (20. Dez. 1853). Dem entsprechend gestaltete sich die ganze Regierung während des nächsten Jahrzehnts. In den Herzogtümern wurde eigentlich nur verwaltet; die notwendigsten Reformen wurden versäumt, jede freiheitliche und nationale Regung niedergehalten. Dagegen entwickelte sich im Königreich unter reger Mitwirkung der Regierung ein frisches und reiches Volksleben nach allen Seiten hin. Große Reformen und materielle Verbesserungen wurden durchgeführt, Kunst und Wissenschaft gefördert; der Nationalwohlstand hob sich, ganz besonders in Jütland. Im polit. Leben und im Reichstage traten zwei Parteien einander gegenüber, die National-Liberalen (Doktrinärs), welche das Hauptgewicht auf die eiderdän. und skandinav. Tendenzen legten, und die Bauernfreunde, welche vor allem auf der demokratischen Grundlage weiter bauen und im Innern reformieren wollten. Die eigentlich konservativen und reaktionären Elemente, der grundbesitzende Adel u. s. w., hielten sich seit 1848 vom öffentlichen Leben zurück und unterstützten nur unter der Hand die Gesamtstaatsmänner. In der Regel waren die National-Liberalen am Staatsruder, nur unterbrochen 1852—54 durch ein gesamtstaatliches und 1859—60 durch ein bauernfreundliches Ministerium. Ihr hervorragendster Staatsmann war Hall (s. d.), seit 1855 Minister und 1857—63 Ministerpräsident, kein schöpferisches Genie, aber von zäher Ausdauer und gewandt in der Intrigue.

Zur Neuordnung des Gesamtstaats wurde zuerst eine Versammlung von Notabeln, je sechs aus D. und Holstein und neun aus Schleswig, nach Flensburg berufen; dieselbe verlief jedoch ohne Resultat (14. Mai bis 16. Juli 1851). Dann wurden, auf Grundlage der Vereinbarungen mit den deutschen Großmächten, in einer königl. Proklamation vom 28. Jan. 1852 folgende Grundzüge festgesetzt: Heer, Marine, Finanzen und auswärtige Politik sollten gemeinschaftlich sein, dafür gemeinschaftliche Ministerien, Staatsrat und Verfassung bestehen. Außer den vier gemeinschaftlichen Ministern für Auswärtiges, Heer, Marine und Finanzen erhielten auch drei Minister für das Königreich (Justiz, Inneres, Kultus), einer für Schleswig und einer für Holstein-Lauenburg nebst dem vom Könige berufenen Prinzen Ferdinand Sitz und Stimme im Geheimen Staatsrat. (Ein besonderes Ministerium für die gemeinschaftlichen innern Angelegenheiten der Monarchie bestand nur von 1855—58; seine Geschäfte wurden dann dem Finanzministerium überwiesen.) Die ursprüngliche Absicht bei Aufstellung jener Grundzüge ging dahin, einen gemäßigten Absolutismus walten zu lassen. Die erste (oktroyierte) gemeinschaftliche Verfassung vom 26. Juli 1854 bestellte nämlich nur eine Repräsentation mit beratender Stimme, den Reichsrat, dessen Mitglieder fast zur Hälfte der König ernennen sollte. Aber dagegen erhob sich eine so lebhafte Opposition in D., daß der König das gesamtstaatliche Ministerium entließ. Darauf vereinbarte man mit dem dän. Reichstage die zweite gemeinschaftliche Verfassung vom 2. Okt. 1855, welche den Reichsrat in zwei Kammern, Landsthing und Folkething, mit beschließender Kompetenz aufstellte, im ganzen 80 Mitglieder, von denen 20 durch den König, 30 durch die Einzelrepräsentationen und 30 durch direkte Wahlen, alles im Verhältnis der Volkszahl der einzelnen Reichslande, gewählt werden sollten. So waren die Herzogtümer von vornherein unbedingt einer dän. Majorität unterworfen, und zugleich wurden sie finanziell benachteiligt, indem man ihre reichen Domänen und Domanialabgaben für den Gesamtstaat in Anspruch nahm, ohne daß das Königreich in der Art etwas zum Entgelt hätte bieten können. Außerdem stellte man ein Normalbudget fest, und nur der Mehrbedarf unterlag der Bewilligung des Reichsrats. Den Ständen der Herzogtümer legte man diese Gesamtverfassung nicht zur Begutachtung vor.

Nachdem abermals ein Jahr vergangen, erhoben zuvörderst die Stände des Herzogtums Lauenburg beim Bundestag Beschwerde, weil die dän. Regierung zur Veräußerung der lauenb. Domänen zum Vorteil des Gesamtstaats schritt (Okt. 1857). Gleichzeitig machten Preußen und Österreich beim Bundestag im Interesse Holsteins Vorlagen, sodaß nun der Deutsche Bund 29. Okt. 1857 sich mit der Holstein-Lauenburgischen Frage zu beschäftigen begann. Die Sache ward an einen Ausschuß verwiesen, und 11. Febr. 1858 beschloß der Bundestag: daß die gemeinschaftliche Verfassung von 1855 sowie einzelne Abschnitte der holstein. Sonderverfassung, weil diese mit den Landständen nicht beraten worden, als in verfassungsmäßiger Wirksamkeit stehend nicht angesehen werden könnten; daß überhaupt die Zusage der Gleichberechtigung und Selbständigkeit

für die Herzogtümer nicht erfüllt sei. Die dän. Regierung gab jedoch darauf eine abweisende Antwort und ging auf derselben Bahn vorwärts. Sie ließ sich auch durch die weitern Bundesbeschlüsse vom 20. Mai und 12. Aug., welche eine Bundesexekution in Holstein-Lauenburg in Aussicht stellten, nicht einschüchtern, sondern trachtete nur dahin, die Verhandlungen in die Länge zu ziehen, während sie zugleich unter der Hand die außerdeutschen Großmächte zur Einmischung aufforderte. Erst unter dem Eindrucke des Umschwungs in Preußen (Regentschaft des Prinzen Wilhelm, Okt. 1858) ward man in Kopenhagen nachgiebiger, und es erfolgte nun das Königliche Patent vom 6. Nov. 1858, wodurch die gemeinschaftliche Verfassung von 1855 für Holstein-Lauenburg aufgehoben und für diese Lande in gemeinschaftlichen Angelegenheiten die absolute Königsgewalt wiederhergestellt wurde. Für D.-Schleswig sollte dagegen die gedachte Verfassung und der Reichsrat unverändert fortbestehen bleiben. Gleich darauf, im Jan. 1859, erfolgte eine Berufung der holstein. Stände, um mit denselben wegen eines Wiederanschlusses an die Gesamtstaatsverfassung zu verhandeln. Die Stände lehnten jedoch die Regierungsvorlagen ab und arbeiteten ihrerseits einen Entwurf aus, wonach der Reichsrat vollends wegfallen und die Regierung in allen gemeinschaftlichen Angelegenheiten direkt mit den Repräsentationen der einzelnen Reichslande paktieren sollte. So wäre es allerdings mit der dän. Majorität vorbei gewesen; natürlich ward aber der Vorschlag in Kopenhagen verworfen. Da schritt der Bundestag wieder ein und forderte, daß, solange eine Gesamtrepräsentation fehle, dem holstein. Landtage in allen gemeinschaftlichen Angelegenheiten dieselbe legislative und finanzielle Befugnis eingeräumt werde wie dem dän.-schlesw. Rumpf-Reichsrat (8. März 1860). Als die dän. Regierung, namentlich in der Budgetfrage, diese Forderung nicht zugestehen wollte, drohte ein weiterer Bundesbeschluß mit der Exekution (7. Febr. 1861). Die dän. Regierung machte nun abermals eine Scheinkonzession, indem sie die holstein. Stände wieder berief und diesen neue Entwürfe zu einer Gesamtverfassung vorlegte; allein zu einer Verständigung konnte es bei den entgegenstehenden Ansichten auch diesmal nicht kommen, um so weniger, als die Regierung gleichzeitig in der Budgetfrage zu trügerischen Ränken griff, welche sowohl die Versammlung wie das Ausland täuschen sollten (März und April 1861). Dies war der letzte Versuch zu einer Rekonstruktion der gemeinschaftlichen Verfassung. Die Verbindung zwischen D.-Schleswig wurde indessen durch Gesetze und administrative Maßregeln immer enger geschürzt und mitten in Schleswig große Fortifikationen gegen Deutschland, das Danewerk und die Schanzen bei Düppel, in Angriff genommen. Man suchte eine Stütze an den Nachbarreichen Schweden-Norwegen zu gewinnen, deren König, Karl XV., mit Friedrich VII. befreundet war.

Unterdes erlangte die dän. Regierung eine Sistierung des Bundesexekutionsverfahrens durch das Versprechen, daß sie in Betreff des holstein. Beitrags zum Gesamtbudget sich mit den Positionen des Normalbudgets begnügen wolle; die so gewonnene Frist sollte zu internationalen Verhandlungen zwischen D. und den deutschen Großmächten benutzt werden. Der Bundestag beruhigte sich dabei (12. Aug. 1861). Allein die Zusage ward nicht gehalten, sondern die holstein. Quote zum Mehrbedarf einfach aus dem Reservefonds dieses Herzogtums entnommen, eine neue Unredlichkeit, welche die preuß. Cirkulardepesche vom 27. Juni 1862 aufdeckte. In den internationalen Verhandlungen (Okt. 1861 bis Nov. 1862) kamen dann auch die Verhältnisse des Herzogtums Schleswig zur Sprache. Eine preuß. Denkschrift legte den Jammer der dortigen Zustände, der längst in der deutschen Presse einen Widerhall gefunden hatte, in offizieller Weise dar. Aber D. beharrte in einer ablehnenden Haltung und verweigerte aufs entschiedenste jede Verhandlung über das «dänische» Herzogtum Schleswig. Nun mischte England sich ein. In einer Note vom 24. Sept. 1862 machte Lord Russell Vergleichsvorschläge, die zum Teil an den Entwurf der holstein. Stände von 1859 anknüpften, und Frankreich und Rußland erklärten sich bereit, diese Vorschläge zu befürworten. Die deutschen Großmächte gingen bereitwillig darauf ein (27. und 29. Okt.), nicht so D. Schon 6. Nov. wurden die engl. Vorschläge in Kopenhagen auf das allerbestimmteste zurückgewiesen; eine zweite Note Russells vom 20. Nov. und eine dritte vom 21. Jan. 1863 blieben gleichfalls ohne Wirkung. So schlossen die internationalen Verhandlungen, nachdem sie das Unrecht und die hartnäckige Verblendung D.s vor den Augen Europas dargelegt hatten. Unbekümmert um alles, forderte die dän. Regierung die Entscheidung heraus. Die holstein. Ständeversammlung vom Jan. 1863 ward in der rücksichtslosesten Weise behandelt, eine ständische Adresse an den König über die verhängnisvolle Lage einfach zurückgewiesen, worauf dem Landtage nichts mehr übrigblieb, als den Schutz des Bundestags für die Rechte und Interessen des Landes anzurufen (7. März). Die Regierung antwortete darauf mit der allerhöchsten Bekanntmachung vom 30. März, wodurch die schon längst von der dän. Presse empfohlene Aussonderung Holsteins nunmehr angeordnet ward. Danach sollte das Herzogtum ebenso wie Lauenburg nur ein zinspflichtiges Anhängsel des Gesamtstaats bilden, ohne jeden Einfluß auf die gemeinschaftlichen Angelegenheiten. D. zerriß somit vollends die Vereinbarungen von 1851—52. Daher forderte ein Bundesbeschluß vom 9. Juli die Zurücknahme jener Bekanntmachung binnen sechs Wochen, indem zugleich der dän. Regierung die Wahl gelassen wurde, ob sie die Rekonstruktion der Gesamtstaatsverfassung auf Grundlage eben jener Vereinbarungen oder der Vorschläge Lord Russells versuchen wolle. Am 22. Aug. erfolgte die ablehnende Antwort, worauf der Bundestag 1. Okt. beschloß, das Exekutionsverfahren einzuleiten, und mit der Ausführung desselben Sachsen und Hannover, in Reserve Preußen und Österreich, beauftragte. Dem gegenüber beeilte die dän. Regierung ihre Pläne auf Schleswig, indem sie 29. Sept. dem Reichsrat den Entwurf zu einem neuen Grundgesetz für D.-Schleswig vorlegte, welches die vollständige Verschmelzung anbahnen sollte; es war die thatsächliche Inkorporation, nur das Wort war vermieden. Der Reichsrat genehmigte 13. Nov. diesen Entwurf, und es fehlte so dem Gesetz nur noch die königl. Bestätigung. Da starb plötzlich und unerwartet 15. Nov. 1863 König Friedrich VII., und den Thron bestieg der sog. «Protokollprinz», Christian IX., dessen erste Regierungshandlung war, daß er 18. Nov. das neue Grundgesetz sanktionierte.

Dasselbe ward hierauf 1. und 2. Dez. 1863 amtlich publiziert und sollte 1. Jan. 1864 in Kraft treten.

Dieser Schritt führte endlich zum Bruch. Der neue König hatte allerdings faktisch in der ganzen Monarchie die Herrschaft angetreten, aber gegen ihn machte der nächstberechtigte Agnat des erloschenen Königshauses, Erbprinz Friedrich (s. d.) von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, seine Ansprüche auf Schleswig-Holstein und Lauenburg geltend; andere deutsche Fürsten meldeten Ansprüche auf Lauenburg an. Auch in den Herzogtümern erhob sich ein zäher moralischer Widerstand, besonders in Holstein, wo die Mehrzahl der Beamten dem dän. König den Eid verweigerten. Die Majorität der holstein. Ständeversammlung und die Ritterschaft riefen den Bund um Schutz an für die Rechte des Landes und die legitime Erbfolge. Der Bundestag zog nun den Erbfolgestreit vor sein Forum. Am 28. Nov. ward der dän. Gesandte für Holstein-Lauenburg aus der Bundesversammlung ausgeschlossen, 7. Dez. die sofortige Exekution in Holstein-Lauenburg beschlossen und 22. bis 31. Dez. vollstreckt, alles unter Vorbehalt der kompetenzmäßigen Entscheidung über die Succession. Inzwischen hatte aber auch die Diplomatie sich der Sache bemächtigt, und namentlich zeigte England großen Eifer für die Aufrechterhaltung des Londoner Traktats. Da jedoch weder Frankreich noch Rußland sich zu einer thätigen Mitwirkung verstehen wollten, so mußte sich England auf die diplomatische Aktion beschränken. Die deutschen Großmächte ihrerseits erklärten sich bereit, am Londoner Traktat festzuhalten, wenn D. ernstlich die Vorbedingungen desselben, nämlich die Vereinbarungen von 1851—52, erfüllen wolle; insbesondere forderten sie die sofortige Zurücknahme des Grundgesetzes vom 18. Nov., und diese Forderung wurde auch von allen außerdeutschen Großmächten unterstützt. Alles dies geschah jedoch vergeblich. Die dän. Regierung nahm allerdings nunmehr die Bekanntmachung vom 30. März zurück (4. Dez.), räumte auch Holstein-Lauenburg ohne Widerstand, aber sie protestierte gegen die Rechtsgültigkeit der Bundesexekution (19. Dez. 1863) und setzte das neue Grundgesetz in Kraft (1. Jan. 1864). Nochmals forderten Preußen und Österreich die Wiederaufhebung desselben binnen 48 Stunden (16. Jan.), worauf D. eine Frist von 6 Wochen verlangte (18. Jan.). Dies ward jedoch abgelehnt und nun die Occupation (Inpfandnahme) Schleswigs beschlossen, welche sich, da die Dänen Widerstand leisteten, bald in einen Krieg verwandelte. Der Deutsche Bund verweigerte dabei seine Mitwirkung.

Am 1. Febr. 1864 überschritt das preuß.-österr. Heer die Eider und eroberte in einem glänzenden Feldzuge das Festland von Schleswig und Jütland bis zum Liimfjord. (S. **Deutsch-Dänischer Krieg von 1864.**) Inzwischen gelang es jedoch den unausgesetzen Bemühungen der engl. Diplomatie, zur Schlichtung des deutsch-dän. Streits eine Konferenz in London zu versammeln, welche, außer von den kriegführenden Mächten, von England, Frankreich, dem Deutschen Bunde, Rußland und Schweden beschickt wurde. Am 25. April trat die Konferenz zusammen und vermittelte zunächst einen Waffenstillstand; im übrigen ward kein Resultat erzielt. Den Antrag der deutschen Großmächte auf eine reine Personalunion zwischen D. und Schleswig-Holstein lehnte D. ab; ebenso wenig gelang es, sich über eine Teilung Schleswigs zu verständigen. So ging die Konferenz 25. Juni wieder auseinander. Der Krieg begann aufs neue, und die Alliierten eroberten nunmehr auch Alsen, die Inseln an der schlesw. Westküste und Jütland nördlich vom Liimfjord; selbst Fünen ward bedroht. Da endlich sank den Dänen der Mut, nachdem die lange genährte Hoffnung auf fremde Hilfe sich nicht erfüllt hatte. Die national-liberalen Minister traten zurück, und der König berief 11. Juli ein konservatives Ministerium aus alten Gesamtsstaatsmännern, welches seine Amtsthätigkeit mit einer Bitte um Frieden begann, und dem dann das tragische Geschick zufiel, die definitive Auflösung des Gesamtstaats zu unterzeichnen. Am 18. Juli ward zu Christiansfeld, an der Nordgrenze Schleswigs, eine vorläufige Waffenruhe abgeschlossen, 26. Juli die Friedenskonferenz in Wien eröffnet, und 1. Aug. wurden bereits die Friedenspräliminarien nebst längerm Waffenstillstand unterzeichnet. In dem endlichen Friedenstraktat, der zu Wien 30. Okt. 1864 zu Stande kam, mußte König Christian IX. allen seinen Rechten und Ansprüchen auf Schleswig-Holstein und Lauenburg entsagen. Zugleich erfolgte ein Austausch von Inseln, Enklaven u. s. w., welcher die Grenze regulierte. (S. unter **Schleswig-Holstein.**) So wurde die Dänische Monarchie nach einer langen, wechselvollen Geschichte wieder auf das eigentliche Königreich D. eingeschränkt.

Nachdem der Wiener Friedensvertrag am 9. und 11. Nov. 1864 von dem Folkething und Landsthing genehmigt war und die deutschen Truppen vierzehn Tage darauf Jütland geräumt hatten, traten in Kopenhagen dän., preuß. und österr. Kommissarien zusammen, um die noch nicht erledigten Einzelheiten zu regulieren. Das Schlußprotokoll über die finanziellen Abmachungen zwischen D. und Schleswig-Holstein ward 17. April 1866 unterzeichnet und im Febr. 1868 auch die sog. Flensburger Altertumssammlung ausgeliefert. In Artikel 5 des Prager Friedens vom 23. Aug. 1866 übertrug der Kaiser von Österreich auf den König von Preußen alle seine im Wiener Frieden vom 30. Okt. 1864 erworbenen Rechte mit der Maßgabe, daß die Bevölkerungen der nördl. Distrikte von Schleswig, wenn sie durch freie Abstimmung den Wunsch nach einer Wiedervereinigung mit D. zu erkennen geben, an D. abgetreten werden sollten. Mit Bezug darauf erklärte Graf Bismarck im Norddeutschen Reichstage 18. März 1867, daß weder D. noch die nordschlesw. Bevölkerung, sondern ganz allein Österreich berechtigt sei, die Ausführung dieses Artikels zu verlangen, und daß der abzutretende Teil jedenfalls kleiner ausfallen werde, als man in Kopenhagen denke. Als dann der preuß. Gesandte in Kopenhagen Mai 1867 die Verhandlungen einleitete, bezeichnete er als notwendige Vorbedingung jeder Abstimmung und Abtretung 1) die Übernahme eines verhältnismäßigen Anteils von der Schuldenlast Schleswig-Holsteins und 2) sichere Garantien für den Schutz der in dem abzutretenden Territorium wohnhaften Deutschen. Das dän. Kabinett antwortete mit einem allgemeinen Hinweis auf die bestehenden Gesetze und Verträge; doch damit wollte Preußen sich nicht begnügen, und eine preuß. Note vom 18. Juni verlangte bestimmte Antwort, mit dem Bemerken, daß davon der Umfang der beabsichtigten Abtretung abhängig sei. Nach einer längern diplomatischen Verhandlung erklärte endlich

eine dän. Note vom 9. März 1868, daß D. sich auf besondere Garantien nur dann einlassen könne, wenn die Abstimmung, resp. Abtretung in einer den Wünschen der Bevölkerung entsprechenden Ausdehnung gewährt werde. Darauf stockte die Unterhandlung und wurde seitdem nicht wieder aufgenommen. Die Angelegenheit fand erst 1878 ihren Abschluß. Infolge der welfischen Demonstrationen, welche bei Gelegenheit der Verheiratung des Herzogs von Cumberland (des frühern Kronprinzen von Hannover) mit der Prinzessin Thyra von Dänemark am dän. Hofe stattfanden, kamen das Deutsche Reich und Österreich überein, den betreffenden, auf die Wiedervereinigung der nördl. Distrikte Schleswigs mit D. bezüglichen Teil des Artikels 5 des Prager Friedens aufzuheben. Das Übereinkommen trug das Datum des 11. Okt. 1878 und wurde vom «Deutschen Reichsanzeiger» 4. Febr. 1879 veröffentlicht.

Im allgemeinen wurde die Regierung D.s nach der Katastrophe von 1864 vom konservativen Ministerium unter dem Vorsitze Bluhmes mit Mäßigung geführt. Zunächst handelte es sich darum, die Verfassungsverhältnisse zu vereinfachen, da auf die Dauer unmöglich beide Grundgesetze von 1848 und 1863 und zwei parlamentarische Versammlungen, Reichsrat und Reichstag, nebeneinander fortbestehen konnten. Die Partei der Bauernfreunde befürwortete eine Rückkehr zu dem mehr demokratischen Grundgesetz von 1849, aber die National-Liberalen befürchteten davon ein Überwuchern der Bauerndemokratie und unterstützten das Kabinett, welches mehrere Verfassungsbestimmungen von 1863, namentlich betreffend die Bildung des Landsthings u. s. w., beizubehalten wünschte. Die ersten Verhandlungen mit dem Reichsrate wegen der Verfassungsreform, Neujahr bis April 1865, blieben resultatlos, worauf der König das Folkething des Reichsrats auflöste. Ende August trat der Reichsrat wieder zusammen; doch auch das neugewählte Folkething widersetzte sich der Regierungsvorlage. Endlich einigte sich ein gemeinsamer Ausschuß beider Kammern über einen modifizierten Entwurf, worauf das Ministerium Bluhme zurücktrat. Das 6. Nov. neugebildete Kabinett unter dem Vorsitz eines der größten Grundbesitzer, Graf Krag-Juel-Vind-Friis von Friisenborg, acceptierte den Entwurf des gemeinsamen Ausschusses, und es gelang nunmehr, die Verfassungsreform sowohl beim Reichsrate Nov., wie auch beim Reichstage, Dez. 1865, durchzusetzen. Jedoch die Reform mußte in verfassungsmäßiger Weise nochmals von beiden parlamentarischen Versammlungen behandelt werden. Nachdem der Reichsrat seine definitive Genehmigung erteilt und zum letzten mal das Budget bewilligt hatte, wurde derselbe 12. Mai 1866 geschlossen und verschwand damit aus dem öffentlichen Leben D.s. Auch die beiden Kammern des Reichstags gaben ihre endgültige Zustimmung, 19. und 27. Juli, und durch die königl. Sanktion vom 28. Juli 1866 erlangte das neue Grundgesetz endlich gesetzliche Kraft. Seitdem hat die Partei der Bauernfreunde im Folkething immer mehr das Übergewicht erlangt, welches jedoch in der nationalliberalen Majorität des Landsthing und in der gemäßigt-konservativen Regierung ein Korrektiv findet. Am 2. Nov. 1867 schlossen die Regierung der Vereinigten Staaten und D. einen Vertrag über den Verkauf der westind. Inseln St. Thomas und St.-Jean, welcher, nachdem die Einwohner beider Inseln durch allgemeine Abstimmung sich mit der beabsichtigten Annexion einverstanden erklärt hatten, vom dän. Reichstage genehmigt und 31. Jan. 1868 von König Christian IX. ratifiziert ward. Doch ist der Vertrag von selbst wieder rückgängig geworden, nachdem der Senat in Washington auch die verlängerte Frist bis zum April 1870 verstreichen ließ, ohne seinerseits die erforderliche Ratifikation zu erteilen. Bald darauf trat das Ministerium Friis zurück, und Graf Holstein von Holsteinborg bildete ein neues Kabinett, in das auch Hall als Minister des Kultus und öffentlichen Unterrichts eintrat, 28. Mai 1870. Diesem folgte 14. Juli 1874 das Ministerium Fonnesbech und 11. Juni 1875 das Ministerium Estrup. Die Reorganisation der gesamten Kriegsmacht, eine rege Wirksamkeit auf dem Gebiete des Kommunalwesens, sowie eine bedeutende Entwickelung der Verkehrsmittel zeichnen diese Zeit aus, während andererseits die Parteigegensätze im Reichstage und die bisher erfolglosen Bestrebungen, die unaufhörlich sich wiederholenden Konflikte zwischen dem Folkething und der Regierung zu beseitigen und ein wirklich parlamentarisches Regierungssystem einzuführen, der gesetzgebenden Thätigkeit und überhaupt einem erfolgreichen Zusammenwirken der staatlichen Faktoren große Hindernisse in den Weg legten.

Litteratur. Allen, «Haandbog i Fädrelandets Historie» (7. Aufl., Kopenh. 1870; deutsch von Falck, Kiel 1842; 2. Aufl. 1846); Dahlmann, «Geschichte von D.» (bis zum J. 1523; 3 Bde., Hamb. u. Gotha 1840—43); Barfod, «Fortällinger af Fädrelandets Historie» (4. Aufl., 2 Bde., Kopenh. 1872—74); Lundblad, «Histoire de Danmark et de Norvège» (Tours 1863); Müller, «Danmark Historie» (Kopenh. 1874).

Daneo (Felice), ital. Schriftsteller, geb. 1825 zu Asti, studierte zu Turin, wurde Lehrer, später Direktor des Lyceums zu Cuneo. Er veröffentlichte: «Vite scelte di Piemontesi illustri» (2 Bde., Turin 1858), «La Monarchia italiana sotto lo scettro della casa di Savoia» (Turin 1861), «Diritti e doveri dei cittadini» (Turin 1873), «Fasti di Casa Savoia» (Turin 1866), «Monale» (Cuneo 1871), «Italia e Spagna» (Cuneo 1872), «Vita di Giuseppe Monticone» (Cuneo 1877) u. s. w.

Daneo (Giovanni), ital. Dichter, geb. 16. Mai 1824 in Aosta, studierte zu Genua Philologie und Litteratur, trat 1843 in das piemontesische Heer und wurde, nachdem er seine Dienstzeit beendigt, Lehrer am Collegio Nazionale zu Genua, dann Schulinspektor, unter dem Minister Berti Referent im Unterrichtsministerium, später Inspektor des öffentlichen Unterrichts für die Provinz Genua. Außer Gedichtsammlungen, Reden u. s. w. schrieb er: «I dolori dell' intelletto» (Genua 1869), «Il castello di Bardespina» (Genua 1870), «Canto all' Italia» (Genua 1870), «Dio. Canto» (Genua 1871), «Un amore dello spirito» (Genua 1872), «Considerazioni sul Bello» (Turin 1877), «Un sogno» (Genua 1879), «Roma. Canto» (Genua 1879), «Aleardo Aleardi» (Genua 1879), «Raffaello Sanzio Temosforo» (Urbino 1880), «Doveri e Diritti» (2. Aufl., Genua 1881), «Della potenza del linguaggio articolato» (Genua 1881) u. a. m.

Danewerk, dän. Dannevirke, ein in Schleswig-Holstein von der Schlei bis zur Treene gegen die Deutschen schon im 5. Jahrh. errichteter Grenzwall, der im 10. Jahrh., nachdem die von dem

Deutschen König Heinrich I. errichtete Mark Schleswig zurückerobert war, von der Königin Thyra Dannebod, der Witwe Gorms des Alten, vergrößert und verstärkt wurde. Das alte D. (Kurwirke) ist noch deutlich erkennbar; dasselbe liegt südlich von der spätern Befestigung und war ein einfacher, langgestreckter Wall, der um 808 von König Götlik verstärkt wurde und späterhin die Grenzbefestigung des im 11. Jahrh. an die Dänen abgetretenen Schleswig bildete. Es wurde im 12. Jahrh. von Waldemar d. Gr. und Knut VI. verlängert und wiederum verstärkt, erhielt in dem großen und kleinen D. neue Befestigungen und unter der Königin Margareta (Ende 14. Jahrh.) durch den Margaretenwall seine Vollendung, sodaß es den Raum zwischen Treene und Schlei vollständig deckte. Nach der Verbindung von Schleswig mit Holstein verlor das D. seine Bedeutung als Grenzwall und geriet allmählich in Verfall. Zweimal überschritten im Mittelalter deutsche Heere das D., 934 unter König Heinrich I. und 975 unter Kaiser Otto II. Das D. war damals 30—40 Fuß hoch und mit vielen hölzernen Türmen versehen. Erst im schlesw.-holstein. Kriege von 1848 wurde das D. wieder von den Dänen, nachdem sie Schleswig besetzt, mit neuen Verschanzungen befestigt, die aber von den Preußen unter General Frhrn. von Wrangel 23. April 1848 im ersten Anlauf genommen wurden. Nach dem Frieden hatten die Dänen in der Linie des alten D. mit großen Kosten eine überaus starke Position hergestellt und das nördl. Ufer der Schlei durch eine Anzahl provisorischer Werke befestigt; bei Missunde befand sich ein auf das südl. Ufer vorgeschobener Brückenkopf. Die Linie der Treene sollte durch Anstauung des Flusses gesperrt werden. Die ganze Stellung erforderte indessen zur Besetzung erheblich mehr Streitkräfte, als die dän. Armee dafür verwenden konnte, weshalb am 6. Febr. 1864 das D. auf die Nachricht, das preuß. Heer bereite den Übergang über die Schlei vor, geräumt wurde. Man hatte in Dänemark große Hoffnungen auf das D. gesetzt und enthob wegen der Räumung desselben den kommandierenden General de Meza seines Postens. (S. unter Schleswig-Holstein.) Das D. wurde darauf von den Siegern vollständig abgetragen.

Danforth's oil, s. Auroraöl.

Dangast, Dorf in Oldenburg, Amt Varel, 3 km westlich von Varel, auf einer Geesthöhe am Jadebusen, mit 250 E. Für die jährlich in der Zahl von 300 das hiesige Seebad besuchenden Badegäste sind hübsche Anlagen gemacht worden.

Dange, Fluß in Ostpreußen, entspringt auf dem Plateau von Schamaiten in russ. Litauen, und tritt als schiffbares Gewässer beim Gute Tauerlauken in preuß. Gebiet, wo sie, 25 m breit, noch 11,3 km ihres 26 km langen Laufs zurücklegt, bis sie bei Memel in das Kurische Haff mündet. Aufwärts kann sie 1,9 km weit von See- und Dampfschiffen bis zu 250 Last und 3,75 m Tiefgang befahren werden. Innerhalb der Stadt Memel befinden sich auf 900 m Länge Quaimauern, an welchen die Schiffe überwintern können.

Dangerpoint, Vorgebirge in Südafrika, an den östl. Abhängen der Walker-Bai, zwischen Cape Hangklip und Agulhas, ein gefährlicher, unterseeischer Fels, der durch das Auflaufen des engl. Kriegsschiffs Birkenhead daselbst 26. Febr. 1852 entdeckt wurde, wobei über 300 Menschen umkamen.

Danhauser (Joseph), vorzüglicher Genremaler, geb. 18. Aug. 1805 zu Wien, bildete sich auf der Akademie seiner Vaterstadt unter Peter Kraffts besonderer Leitung zum Maler aus und trat zuerst als Historienmaler auf. Scenen aus Pyrkers «Rudolf von Habsburg» erwarben ihm die Gunst dieses Kirchenfürsten, der ihn zu einem Besuche Venedigs veranlaßte. Nach einigen histor. Gemälden wandte D. sich ganz und entschieden dem Genrefach zu, in dem er sich mit vielem Humor, der aber stets eine ernst sittliche, selbst bisweilen etwas düstere Weltanschauung zur Grundlage hat, bewegte. Seine Hauptarbeiten sind: der Augenarzt, der geheilte Blinde, der Prasser (gestochen von Stöber 1838), die Testamentseröffnung (gestochen 1843), die Klostersuppe, Wein, Weib und Gesang, die aufgehobene Zinspfändung u. s. w. Sein letztes Bild war der Feierabend, nach dessen Vollendung er 4. Mai 1845 starb. Er entwickelte eine nicht geringe Stärke in der Komposition und wußte seinen Gegenstand in kerniger und gesunder Weise vorzutragen, welche besonders die österr. Stammeseigentümlichkeit scharf ausprägt. Vgl. Ilg, «D. und Raimund» (Wien 1880).

Dänholm, kleine runde pommersche Insel von 800 m Durchmesser, im Strela-Sunde, zur Stadt Stralsund gehörig, mit Festungswerken, Kasernen und Marinebauten.

Danica (François André), genannt Philidor (s. d.), franz. Komponist.

Daničić (spr. Dänitschitsch, Georg), bedeutender serb. Sprachforscher, wurde 4. April 1825 in Neusatz geboren, erhielt seine Gymnasialbildung dort und in Preßburg, studierte 1844 in Pest Jurisprudenz und ging 1845 nach Wien. Dort verließ er dies Fach, nachdem er Bekanntschaft mit Vuk Stefanović Karadžić, dem Wiedererwecker der serb. Sprache und Volkslitteratur, gemacht hatte, und ging zum Studium der slaw. Philologie über, in der Miklosich sein Lehrer ward. Im J. 1856 wurde D. Bibliothekar in Belgrad, 1859 Lehrer am Lyceum, 1863 Professor der slaw. Philologie an der Hochschule, welche Stelle er bis 1865 bekleidete. Er siedelte hierauf nach Agram über, wo er 1867 zum Sekretär der kurz zuvor gegründeten Akademie gewählt wurde; 1873 nach Belgrad als Professor der slaw. Philologie zurückberufen, ging er 1877 von neuem nach Agram, von der serb. Regierung beurlaubt, um die Arbeit an dem großen, von der Akademie herauszugebenden serb.-kroat. Wörterbuche ungestört fortsetzen zu können, und starb hier 17. Nov. 1882. Das erste Ziel von D.s Thätigkeit war die wissenschaftliche Begründung der Reformen Vuks (auf seiner ersten Schrift: «Kampf um die serb. Sprache und Orthographie», 1847, nahm er anstatt seines Familiennamens Popović den Namen D. an und behielt ihn bei); bald erhob er sich zu selbständiger Durchforschung aller Teile der serb. Sprache, die histor. Grammatik derselben wie der heutige Stand der Sprache sind von ihm in einer Reihe ausgezeichneter Werke so bearbeitet, daß das Serbische jetzt unter den slaw. Sprachen die im wissenschaftlichen Sinne am besten bearbeitete ist. Seine Hauptwerke sind: «Oblici srpskoga ili hrvatskoga jezika» (in vielen Auflagen), «Istorija oblika srpsk. ili hrvatsk. jezika» (Belgr. 1874), «Osnove srpsk. ili hrvatsk. jezika» (Belgr. 1876), «Korijeni u hrvatskom ili srpskom jeziku» (Agram 1877), «Rječnik iz književnih starina srpskih» (3 Bde., Belgr. 1864;

altserb. Wörterbuch). Dazu kommen zahlreiche größere Abhandlungen über einzelne Teile der Grammatik in den Publikationen der Belgrader Gelehrten Gesellschaft und der agramer Akademie, namentlich die über den serb. Accent. Von dem großartig angelegten serb.-kroat. Wörterbuche, das D. im Auftrage der agramer Akademie bearbeitete, sind vor seinem Tode nur drei Hefte fertig geworden. Besondere Erwähnung verdient noch die sprachlich ausgezeichnete serb. Übersetzung des Alten Testaments, womit D. das Werk Vuks, der das Neue Testament übersetzt hatte, vollendete.

Daniel ist der Name einer biblischen Persönlichkeit, welche von der jüd. Volkssage neben Noah und Hiob wegen seiner Gerechtigkeit gepriesen wurde (Ezech. 14, 14. 20), auch wohl als Ideal eines Weisen galt (Ezech. 28, 3). Die spätere Überlieferung machte ihn zu einem Propheten, und in dieser Eigenschaft wurde ihm jenes Weissagungsbuch zugeschrieben, welches in den Zeiten des Königs Antiochus Epiphanes von Syrien die schwerbedrückten Juden mit der Aussicht auf baldige Errettung trösten sollte. Das Buch Daniel konnte infolge seiner späten Abfassungszeit nur noch anhangsweise dem alttestamentlichen Kanon angefügt werden. Durch die Art seiner Darstellung eröffnet es die Reihe der nachmals sehr ausgebreiteten apokalyptischen Litteratur (s. Apokalyptik), welcher die pseudonyme Abfassung und die Einkleidung der geschichtlichen Ereignisse in die Form von Visionen eigentümlich ist. So gehört es auch nur zur unvermeidlichen Hülle der apokalyptischen Darstellung, wenn D., der Held und Prophet der Erzählung, den Beherrscher der ersten Weltmonarchie, Nebukadnezar von Babylon, durch Weissagungen und Wunder zur Anerkennung Jahves, des alleinigen Gottes und des allmächtigen Retters seiner Frommen aus aller Bedrängnis, führt; wenn er dem angeblichen Nachfolger Nebukadnezars, Belsazar, seinen Sturz durch die Meder ankündigt, den Beherrscher der zweiten Weltmonarchie, Darius den Meder, durch seine wunderbare Errettung aus der Löwengrube ebenfalls zum Glauben an Jahve bewegt, und noch im dritten Jahre des Cyrus, als des Begründers der dritten Weltmonarchie, Engelsoffenbarungen über die künftigen Geschicke Israels erhält. Das Hauptinteresse der Weissagung aber konzentriert sich gleich von vornherein (Kap. 2, danach ausführlicher Kap. 7—11) in der vierten Weltmonarchie, unter welcher die macedonisch-griechische, insbesondere das Reich der Seleuciden verstanden wird. Die zehn Könige derselben sind die Herrscher von Alexander bis Antiochus Epiphanes, welcher «den Greuel der Verwüstung» (einen Altar des olympischen Jupiter) an heiliger Stätte setzt, und dessen Frevel gegen den Höchsten und sein heiliges Volk 3½ Jahre, d. h. eine halbe Jahreswoche, dauern sollen. Danach wird der Erzengel Michael sich aufmachen, und alle, welche im Buche des Lebens aufgeschrieben sind, sollen errettet werden. Unter verschiedenen Bildern wird das Geschick des Volkes Gottes unter den vier Weltmonarchien, die schweren Zeiten unter der letzten, und die bevorstehende herrliche Hilfe Jahves zur Anschauung gebracht.

Zahlreiche Details aus der Seleucidengeschichte, insbesondere aber die Geschichte des gottlosen Antiochus Epiphanes, verraten deutlich den wirklichen histor. Hintergrund des Buchs, welches kurz vor und unmittelbar nach dem Tode des Tyrannen (zwischen 170—164 v. Chr.) geschrieben und veröffentlicht wurde, mit dessen Untergang der jüd. Verfasser das Ende der großen Trübsal und den Eintritt des ewigen Gottesreichs und des messianischen Heils erwartete. Die Märtyrersagen sind ebenso wie sämtliche übrigen Angaben über die wunderbare Lebensgeschichte des D. und seiner drei Freunde ein Erzeugnis der Dichtung und rühren größtenteils wohl erst vom Verfasser des Buchs her, der durch solche Erzählungen seine Volksgenossen zum heldenmütigen Ausharren in der Not und zum Festhalten am väterlichen Glauben ermuntern wollte. Einmal zum Helden einer sagenhaften Geschichte erhoben, wurde D. auch noch weiter von der jüd. Dichtung gefeiert. Die Geschichten von der Susanna sowie vom Bel und vom Drachen zu Babel sind Proben einer solchen Weiterdichtung. Sie fanden in den griech. Übersetzungen des Buchs D. Aufnahme und kamen mit den übrigen Apokryphen (s. d.) des Alten Testaments auch in kirchlichen Gebrauch. Insofern die Bezeichnung des Messias als «Menschensohnes» im Neuen Testament, sowie der Ausspruch Mark. 14, 62 und der «Greuel der Verwüstung» Mark. 13, 14 aus Dan. 7 und 9 geflossen ist und man ebendaselbst (9, 26) den Tod Jesu geweissagt finden konnte, so ward das kanonische Buch D. von der christl. Kirche nachmals als das vierte der sog. «großen» Prophetenbücher gezählt und zwischen Ezechiel und Hosea gestellt. Fast die ganze erste Hälfte desselben (Kap. 2—7) ist aramäisch, die zweite Hälfte (Kap. 8—12) hebräisch geschrieben. Sprachfarbe und Vorstellungskreis (besonders die ausgebildete Engellehre) bestätigen seine schon durch seinen geschichtlichen Charakter über jeden berechtigten Zweifel erhabene Entstehung in der Makkabäerzeit. Die neuerdings durch Hengstenberg, Hävernick, Keil, Delitzsch, Auberlen u. a. im Interesse der orthodoxen Inspirationslehre wieder erneuerte Behauptung seiner «Echtheit», mit welcher sich die Deutung der vierten Weltmonarchie auf das römisch-deutsche Kaisertum und dessen neuere Fortsetzung durch den ersten und dritten Napoleon verbindet, verdient keine ernstliche Widerlegung.

Vgl. außer den Einleitungen in das Alte Testament: die Kommentare von C. von Lengerke und Hitzig; Hilgenfeld, «Die jüd. Apokalyptik» (Jena 1857). Die orthodoxe («reichsgeschichtliche») Auslegung ist vertreten von Auberlen, «Der Prophet D. und die Offenbarung Johannis» (2. Aufl., Bas. 1857).

Daniel (Arnaud), provençal. Dichter, am Ende des 12. Jahrh., lebte teilweise am Hofe Richards I. von England und an kleinern Höfen Südfrankreichs. Er ist ein Hauptvertreter der dunkeln Dichtungsart, die sich in der Anwendung schwerer Reime gefällt. Eine besondere von ihm zuerst gebrauchte Dichtungsart ist die Sextine. Daß er außer lyrischen Sachen auch Episches gedichtet, nahm man früher mit Unrecht an. Er wurde von Dante sehr hoch geschätzt und von ihm als der erste Sänger der Liebe bezeichnet; in Dantes «Purgatorio» erscheint er in der Abteilung derer, die unnatürliche Wollust zu büßen haben. Einer spätern Nachricht zufolge beschloß er sein Leben im Kloster. Vgl. Diez, «Leben und Werke der Troubadours» (2. Aufl., Lpz. 1882).

Daniel (Gabriel), franz. Geschichtschreiber, geb. zu Rouen 8. Febr. 1649, machte unter den Jesuiten seine Studien, war dann Professor der Theologie zu Caen und zuletzt königl. Bibliothekar zu

Paris, wo er 23. Juni 1728 starb. In seiner «Histoire de France», am vollständigsten von Griffet (17 Bde., Par. 1755) und von Lombard (24 Bde., Amsterd. 1755; deutsch 16 Bde., Nürnb. 1756—65) herausgegeben, vermißt man Quellenstudium und histor. Treue, und auch eine wirklich kunstvolle histor. Darstellung ist ihm fremd. Doch ist sein Stil einfach und klar und sein Standpunkt ein ziemlich unparteiischer. Bekannt ist noch seine «Histoire de la milice française» (2 Bde., Par. 1721 u. 1773), weniger sein «Recueil de divers ouvrages philosophiques, théologiques, historiques, etc.» (Par. 1724), worunter sich «Voyage du monde de Descartes» (1690 besonders herausgegeben), eine scharfsinnige satirische Schrift gegen die kosmologischen Ansichten dieses Philosophen befindet. Gegen Pascals «Lettres provinciales» verteidigte er die Jesuiten in den «Entretiens de Cléandre et d'Eudoxe sur les Lettres provinciales» (Köln, eigentlich Rouen, 1694).

Daniel (Herm. Adalbert), Geograph und Theolog, geb. 18. Nov. 1812 zu Köthen, erhielt seine Gymnasialbildung zu Halberstadt und widmete sich seit Ostern 1830 auf der Universität zu Halle theol. Studien. Im J. 1834 erhielt er eine Lehrerstelle am Pädagogium zu Halle, wo er, zuletzt mit dem Titel als Professor, ununterbrochen thätig war, bis er 1870 um seine Pensionierung nachsuchte. D. wandte sich dann nach Dresden und starb 13. Sept. 1871 zu Leipzig. Seine schriftstellerische Thätigkeit bezieht sich teils auf seine geogr., teils auf seine theol. Studien. Seine Hauptwerke in letzterer Beziehung sind außer «Tatian der Apologet» (Halle 1837) besonders die beiden Sammlungen: «Thesaurus hymnologicus» (5 Bde., Halle 1841—56) und der «Codex liturgicus ecclesiae universae in epitomen redactus» (5 Bde., Lpz. 1847—56). Unter D.s weitverbreiteten geogr. Schriften sind hervorzuheben das «Lehrbuch der Geographie für höhere Unterrichtsanstalten» (Halle 1845; 54. Aufl. 1880), «Leitfaden für den Unterricht in der Geographie» (Halle 1850; 136. Aufl., herausg. von Kirchhoff, Halle 1881), «Deutschland nach seinen physischen und polit. Verhältnissen geschildert» (2 Bde., 5. Aufl., Lpz. 1878) und das «Handbuch der Geographie» (3 Bde., Frankf. 1859—61; 5. Aufl., 4 Bde., Lpz. 1881 fg.). Einen Auszug aus letzterm Werke bildet das «Illustrierte kleine Handbuch der Geographie» (Lpz. 1881 fg.). Vgl. «Hermann Adalbert D. Ein Lebensbild» (Halle 1872).

Daniel (Joseph Henri), genannt «du Commun du Locle», franz. Bildhauer, geb. zu Nantes 8. April 1804, war ein Schüler Jean Pierre Cortots und zeichnete sich besonders als Porträtist durch Modellierung zahlreicher Büsten aus. Außerdem schuf er einen monumentalen Brunnen für seine Vaterstadt, das Monument des Grafen Raimbaud für Orange, sowie mytholog. und allegorische Gestalten für Paris und andere Orte.

Daniel (Samuel), engl. Geschichtschreiber und Dichter, geb. 1562 zu Taunton in der Grafschaft Somerset, nach der gewöhnlichen Annahme Hofdichter unter Elisabeth und später Kammerherr der Gemahlin Jakobs I., gewann als histor. Dichter durch seine «History of the civil wars» (1599), welche die Bürgerkriege der Häuser York und Lancaster schildert, einen Ruf in seinem Vaterlande. Der poetische Wert derselben ist gering; er besteht in einer rhetorischen Diktion und romantischen Ausschmückung wirklicher Begebenheiten. Die Trauerspiele D.s, «Cleopatra» und «Philotas», erheben sich ebenfalls nicht über das Mittelmäßige; gelungener sind seine poetischen Episteln und Sonette. Von seinen Prosaschriften ist ein Abriß der Geschichte Englands bis auf Eduard III. (2 Tle., 1613—18) hervorzuheben, welches Werk eine einfache Erzählung der Thatsachen mit großer Gedrängtheit des Stils verbindet. In der letzten Zeit seines Lebens zog er sich nach Beckington in Somersetshire zurück, wo er 14. Okt. 1619 starb. Seine «Collection of the history of England» erschien 1613 und 1618 (5. Aufl. 1685), eine Gesamtausgabe seiner «Poetical works» (2 Bde., Lond. 1718).

Daniell (Thomas), engl. Landschaftsmaler, geb. 1749 zu Kingston-at-Thames, war ein Schüler der Akademie in London, machte sich zuerst durch gediegene landschaftliche Kompositionen sowie Stillleben bekannt, und reiste 1784 nach Ostindien, wo er Material für charakteristische Darstellungen des dortigen Natur- und Volkslebens sammelte. Außer solchen Gemälden, welche nach seiner Rückkehr entstanden, gab er auch einige Kupferwerke: «Antiquities and views in India» und «A picturesque voyage to India», heraus. Er starb in London 19. März 1841. — Sein Neffe, William D., geb. 1769, welcher ihn auf der Reise begleitet hatte, war als Maler wenig thätig, um so fleißiger als Zeichner und Stecher, sowohl für die Publikationen seines Oheims als für eine Reihe eigener Unternehmungen, unter denen eine Folge von londoner Ansichten, die Rundreise in Großbritannien hervorragen. Er starb 16. Aug. 1837 zu New-Camden-Town. — Samuel D., Bruder des vorigen, geb. in London 1777, machte Reisen im Innern Afrikas, dann nach Ceylon, und gab seine Studien in Kupferwerken: «A series of prints descriptive of the scenery etc. of Southern Africa» (1806), «A picturesque view of the island of Ceylon» (1808), heraus. Sein Tod erfolgte auf Ceylon 1811.

Daniels (Alexander Jos. Aloys Reinhardt von), namhafter deutscher Rechtsgelehrter, geb. 9. Okt. 1800 zu Düsseldorf, studierte 1818—21 erst zu Heidelberg, dann zu Bonn Jurisprudenz. Schon im Herbst 1821 trat er als Auskultator bei dem Oberlandesgericht zu Paderborn ein. Im J. 1826 zum Kammergerichtsassessor ernannt, war er bis Mitte 1830 am Rheinischen Appellationsgerichtshofe zu Köln, darauf beim Landgericht zu Kleve und seit Juni 1843 als Appellationsgerichtsrat am Rheinischen Revisions- und Cassationshofe zu Berlin beschäftigt. Bei Vereinigung des letztern mit dem Obertribunal (1852) trat er als Obertribunalsrat in letztern Gerichtshof. Daneben fungierte er seit 1844 an der berliner Universität als Professor für deutsche Rechtsgeschichte und den Code Napoléon. Im J. 1848 wurde er in die zur Vereinbarung der preuß. Verfassung berufene (National-)Versammlung gewählt. Er stand in derselben auf seiten der Krone und wirkte fortan auf polit. Felde ausschließlich in konservativem Sinne. Im J. 1849 erfolgte seine Wahl in die Erste Kammer, und 1854 wurde er vom Könige zum Mitglied des Herrenhauses auf Lebenszeit berufen. Unter Stahls Führung stritt er für die Herstellung des sog. «christlichen Staats» und stellte sich entschieden jeder freisinnigen Neuerung entgegen. D. starb zu Berlin 4. März 1868.

Von seinen vielen Schriften, die in mehrere Rechtsgebiete eingreifen, sind zu erwähnen: «Handbuch

der fremdherrlichen Gesetze und Verordnungen für die Rheinprovinz» (8 Bde., Köln 1833—43), «Geschichte und System des franz. und rhein. Civilprozeßrechts» (Bd. 1, Berl. 1849), «Grundsätze des rhein. und franz. Strafverfahrens» (Berl. 1849), «Lehrbuch des gemeinen preuß. Privatrechts» (4 Bde., Berl. 1851—52; zweite Bearbeitung, Berl. 1862). Das bedeutendste seiner rechtsgeschichtlichen Werke ist das unvollendete «Handbuch der deutschen Reichs- und Staatenrechtsgeschichte» (Tl. 1 u. 2, Bd. 1—3, Tüb. 1859—63). Ferner veröffentlichte er ein «System des preuß. Civilrechts» (2 Bde., Berl. 1866). Hieran schlossen sich seit 1852 noch mehrere Schriften, in denen D. gegen Homeyer die Ansicht zu verteidigen suchte, daß der «Sachsenspiegel» nur ein Auszug aus dem «Schwabenspiegel» und dem «Sächsischen Weichbildrecht» sei, ein Streit, welcher durch den von Ficker 1857 veröffentlichten, für Homeyer sprechenden «Spiegel deutscher Leute» gegen D. entschieden wurde. Als kritischen Apparat zur Unterstützung der von ihm verfochtenen Ansichten begann D. die Herausgabe einer Sammlung der «Rechtsdenkmäler des deutschen Mittelalters» (mit Gruben und Kühns, Bd. 1 u. 3, zusammen Lief. 1—9, Berl. 1858—63), die jedoch nach Erscheinen des «Sächsischen Weichbildes» und einer synoptischen Ausgabe des «Schwabenspiegels» und «Sachsenspiegels» eine weitere Fortsetzung nicht fand.

Daniel Stern, Pseudonym für Marie, Gräfin d'Agoult (s. d.).

Danien hat man die obersten Ablagerungen der Kreideformation von Dänemark, Luxemburg und Paris genannt, welche sich durch ihre Versteinerungsführung bereits dem untern Tertiär nähern, und deshalb früher als ein Zwischenglied zwischen beiden Formationen aufgefaßt wurden. Neuerdings werden diese Gebilde zum Senon (oberste Kreide) gezogen.

Danilewskij (Grigorij Petrowitsch), russischer Schriftsteller, geb. 14./26. April 1829 in Danilowka im Gouvernement Charkow, studierte in Petersburg die Rechte und wurde im Unterrichtsministerium angestellt, in dessen Auftrag er Reisen in die Krim und nach Finland unternahm, sowie die Klosterarchive im Gouvernement Charkow, Poltawa und Kursk durchforschte. Im J. 1857 nahm er seinen Abschied und lebte bis zum J. 1869 auf seiner Besitzung; darauf kehrte er wieder nach Petersburg zurück und trat in die Redaktion des «Regierungsanzeiger» ein. Seine ersten schriftstellerischen Versuche fallen in das J. 1847; doch erwarb er sich erst später einen Ruf durch Erzählungen («Großmütterchens Paradies», «Das Dorf Sjorokopanowka», «Potemkin an der Donau» u. a.), die durch ein gewisses ethnogr. Element charakterisiert sind, und histor. Romane («Die Freiheit», 1864, «Die neunte Welle», 1874, «Mirowitsch», 1879, u. a.), welche in seinen «Werken» (3. Aufl., Bd. 1—4, Petersb. 1872) gesammelt sind und zum Teil auch in deutscher Übersetzung in Ph. Reclams «Universalbibliothek» erschienen (wie «Pioniere des Ostens», «Familienchronik», «Die Nonnenklöster in Rußland» [Übersetzung von «Die neunte Welle»] u. a.). In den mit dem Uwarowschen Preise gekrönten «Ukrainischen Altertümern» (russisch, Charkow 1866) lieferte er schätzbare Beiträge zur Geschichte der Litteratur und Kultur von Kleinrußland.

Danilo (Njegosch Petrowitsch), Fürst von Montenegro 1851—60, geb. 25. Mai 1826, studierte einige Jahre in Wien und bestieg, als sein Onkel Fürst Peter II. starb, 1851 den Thron. Er begann sogleich mit der Reform der Verwaltung. Dies hatte aber einen Aufstand im südl. Montenegro zur Folge, den die Türkei als Vorwand zur Intervention benutzte. In dem Jan. 1853 ausgebrochenen Kriege bewies D. große persönliche Tapferkeit und brachte den Türken eine vollständige Niederlage bei. Im J. 1855 gab er das erste bürgerliche Gesetzbuch für Montenegro heraus, welches die Blutrache und andere übele Gebräuche abschaffte. An dem Krimkriege nahm D. keinen Anteil, und als 1856 in Paris die Friedenskonferenz zusammentrat, begab sich D. nach Paris, um beim Kaiser Napoleon seine Wünsche betreffs einer diplomatischen Anerkennung der faktischen Unabhängigkeit Montenegros zu erwirken. Dies gab der türk. Regierung die Veranlassung zur Besetzung von Grahowo, das bereits seit Jahren mit Montenegro vereinigt war. Es kam hier 13. Mai 1858 zu einer blutigen Schlacht, in welcher die Türken gänzlich geschlagen wurden. Damals war D. der Weg in die Herzegowina offen, er aber folgte dem Rat der Großmächte und willigte in eine Grenzregulierung ein, die auch später zwischen Montenegro und der Türkei durchgeführt wurde. Nun begann D. mit erneuerter Energie an der Civilisation seines Volks zu arbeiten, berief Handwerker und Fachkundige, die das Volk die Seidenzucht und rationelle Feldwirtschaft lehrten. Auch die etwas gespannten Beziehungen zu Rußland wurden 1860 gebessert. Der vollständige Friede herrschte in Montenegro. Im Sommer 1860 weilte D. in den Bädern bei Cattaro, und hier wurde er am 13. Aug. beim Einsteigen in einen Kahn von Todoro Cadich aus Lorana, welcher als der Teilnahme an einer Verschwörung verdächtig aus Montenegro hatte fliehen müssen, durch eine Kugel tödlich verwundet und starb am zweiten Tage. Da D. keinen männlichen Nachfolger hinterließ, wurde von den Fürsten der Cousin D.s, Nikolaus, zum Fürsten ausgerufen.

Danilo-Orden, Orden Danilos I. für die Unabhängigkeit Montenegros, wurde 1853 vom Fürsten Danilo, nachdem die Pforte die Unabhängigkeit des Fürstentums anerkannt hatte, in Kreuzesform an 200 seiner tapfern Streiter verteilt. Sein Nachfolger, Fürst Nikolaus, organisierte diese Dekoration und teilte sie in drei Klassen, Großkreuz, Kommandeurkreuz und Ritterkreuz. Das Band des Ordens ist weiß mit schmalen roten Kanten.

Danilo-Troizky, Mönchskloster, im Gouvernement Wladimir, im Kreise Perejaslawl, 1½ km von der Stadt Perejaslawl, gegründet von dem Geistlichen Daniel. Das Kloster wurde 1508 erbaut auf einem Kirchhofe für Pilger, weshalb es in den Dokumenten des 16. Jahrh. auch «Das neue Kloster gegründet auf geweihter Erde» heißt.

Danilovgrad, die erste, nach den Plänen des Fürsten Nikolaus im J. 1871 angelegte Stadt Montenegros. Sie hat gegen 2000 E., ist Sitz der Ackerbauschule und des Serdar der Nahija Bjelopavlićka. Eine schöne steinerne Brücke führt bei der Stadt über die Zeta. Vom 8. bis 10. Okt. 1876 fanden in der Nähe heftige Kämpfe mit den Türken unter Derwisch Pascha statt, welche sich mit Verlust von 2850 Mann zurückziehen mußten. Auch während der neuntägigen Schlacht, 17. bis 25. Juni 1877, kam es bei D. und dem nahen Kloster

Idrebanik zur offenen Feldschlacht, welche Suleiman Pascha aus Montenegro warf.

Danilow, Kreisstadt im russ. Gouvernement Jaroslawl, an beiden Ufern des Flüßchens Pelenda, eines Nebenflusses der Lunka, welche sich durch den Sotj in die Kostroma ergießt, sowie an der Eisenbahn Jaroslawl-Wologda, hat (1882) 4365 E., die sich größtenteils mit Leinwandweberei beschäftigen und nicht unbedeutenden Handel mit Getreide und Leinwand, hauptsächlich mit Petersburg treiben. Der Umsatz in Leinwand beträgt jährlich 200000 Rubel.

Danilow heißt auch eine kleine Ansiedelung im Lande der Donischen Kosaken, im Kreise Donez, am rechten Ufer des Flüßchens Mokraja Kadamowka, 1½ km östlich von dem Postwege von Woronesh nach Nowotscherkask und 40 km von letzterer Stadt; bei D. tritt eine Schicht Anthracit von etwa 20 cm zu Tage.

Danilow-Kloster, ein Kloster im russ. Gouvernement Olonez, im Kreise Powenez, 73 km von der Kreisstadt Powenez, am Flusse Wyga unterhalb der Mündung in die Leksa. Das Kloster gehörte ursprünglich der Wygorowschen Gemeinde, welche die Priesterwürde nicht anerkannten, 1695 gestiftet und nach ihrem Begründer Daniel Wikulin die Danilowsche genannt wurde; 1857 ging die Gesellschaft zur rechtgläubigen Kirche über.

Danim, eine in Abuschehr und Umgegend übliche kleine pers. Geldrechnungsstufe, $^1/_{100}$ des Kran, welcher letztere rund = 1 Franc anzunehmen ist, sodaß der D. = 1 Centime. Nach Kran und D. rechnet man oft auch in Basra (in der asiat. Türkei).

Dänisch-Deutsche Kriege, s. Deutsch-Dänischer Krieg (von 1848—50 und von 1864).

Dänische Rechtssatzungen, s. unter Germanische Volksrechte.

Dänische Sprache, Litteratur und Kunst. Die dänische Sprache gehört dem ostgerman. Sprachzweig an und bildet mit dem Isländischen (oder genauer Norwegisch-Isländischen) und Schwedischen eine Sprachfamilie, die ostgermanische des gemein-german. Sprachstammes. In dieser steht sie wieder dem Schwedischen näher als dem Isländischen und ist auch wie jenes dem Einfluß fremder Elemente viel mehr ausgesetzt gewesen als dieses. Vom Schwedischen unterscheidet sich das Dänische hauptsächlich dadurch, daß hier das gemein-german. Betonungsgesetz der Stammsilben wie im Hochdeutschen Abschleifung der Endsilben zu e erzeugt hat, während das Schwedische meist noch die vollen Endungen zeigt. An eine Ableitung des Dänischen aus dem Altisländischen, wie man früher annahm, ist nicht zu denken; je weiter hinauf man die Denkmäler verfolgt, desto näher steht das Dänische dem Isländischen, sodaß in der Litteratur des 13. und 14. Jahrh. diese Sprache nicht selten geradezu mit Dönsk Tunga (d. i. dän. Zunge oder Sprache) bezeichnet wird. Die ersten Unterschiede der einzelnen Sprachgruppen waren nur dialektischer Art; die Endungen waren noch voll, ähnlich wie sie noch das jetzige Isländisch hat. Ein Zeugnis hierfür liefern die Inschriften der ältesten Runensteine. (Vgl. Thorsen, «De danske Runemindesmærker», 2 Bde., Kopenh. 1864—79, und L. Wimmer, «Runeskriftens Oprindelse og Udvikling i Norden», Kopenh. 1874.) Schon die polit. Verbindung der Dänen mit den Angelsachsen seit Knut d. Gr. übte einigen Einfluß auf die Zersetzung der altskandinav. Formen und somit auf die schärfere Absonderung des Dänischen von den übrigen, sich einander sehr nahe stehenden altnordischen Mundarten Skandinaviens. Weit bedeutsamer für die selbständigere Weiterentwickelung des Dänischen wurden jedoch die Berührungen mit den Deutschen durch die Heereszüge der Waldemar, die Hofhaltung deutscher Fürsten, die auf den dän. Thron gelangten, den vielfachen Verkehr mit den Hansestädten, die Reisen und Studien der Dänen auf deutschen Schulen und Universitäten. Einen Wendepunkt in der Geschichte der dän. Sprache bildete sodann die Reformation. Einerseits drang durch die Bildung der dän. Theologen in Deutschland, besonders in Wittenberg, mancherlei zugleich mit den neuen Begriffen in die dän. Sprache, andererseits wurde vor allem durch die dän. Bibelübersetzung die Wurzel einer allgemeinen dän. Volks- und Schriftsprache gewonnen. Eine spätere Blütezeit der Sprache trat durch die geistliche Liederdichtung gegen das Ende des 17. Jahrh. ein. Wie in Deutschland war es auch in Dänemark die Entwickelung des franz. Geschmacks, welche der Sprache eine Menge von Gallicismen aufbürdete. Das Übergewicht deutscher Bildung und ausgezeichnete nationale Dichter, wie Ewald, halfen jedoch bis zu Ende des 18. Jahrh. jene Fesseln wieder abstreifen. Die nationale und selbständige Ausbildung der dän. Schriftsprache ward seit Anfang des 19. Jahrh. vollendet hauptsächlich durch die Belebung der altnordischen Studien sowie durch ausgezeichnete Meister der Sprache, wie Baggesen, Oehlenschläger, Grundtvig u. a. Außerhalb Dänemarks (Inseln und Jütland) ist das Dänische auf Island (neben dem Isländischen) und den Färöern (neben dem Färöerischen, einem dem Isländischen sehr nahe stehenden Dialekt), in Grönland (neben der Eskimosprache oder dem Karalit) und in den westind. Kolonien (neben dem Englischen) nur die Sprache des amtlichen Verkehrs. Seit Vereinigung Norwegens mit Dänemark gegen Ende des 14. Jahrh. wurde das Dänische auch die Schrift- und teilweise die Umgangssprache der Norweger. In neuerer Zeit bemühen sich jedoch die Norweger, ihre Volkssprache zur Schriftsprache zu erheben, um sich auch in diesem Punkte von den Dänen zu emancipieren. Die Versuche der Dänen, ihre Sprache auch auf rein deutschen Gebietsteilen, wie besonders im südl. Schleswig, zur Herrschaft zu bringen, ist nicht gelungen und hat wesentlich zur Abtrennung der Herzogtümer mit beigetragen.

Die dän. Sprache teilt sich in verschiedene Mundarten. Dieselben zerfallen in zwei Gebiete, ein ostdänisches und ein westdänisches, welche durch eine Linie von Beile über Viborg bis nach Lögstör am Liimfjord voneinander abgegrenzt werden. Das Ostdänische, das sich allein zur Schriftsprache erhoben hat und auf den verschiedenen Inseln und der Ostseite Jütlands nur mit verhältnismäßig geringen Verschiedenheiten gesprochen wird, hängt gleich den andern skandinav. Sprachen den bestimmten Artikel, wenn kein Adjektiv beigefügt, hinten an das Substantiv und bildet das Passivum und Medium durch Anfügung der Medialendung -s. Das Westdänische oder genauer Westjütische hingegen, dem auch die in Nordschleswig gesprochene Mundart zugehört, hat den sächs. Artikel bewahrt und bedient sich des Hilfsverbums zur Bildung des Passivums. Der Dialekt auf der Insel Bornholm nähert sich dem Schwedischen. Die früher in Schonen

gesprochene dän. Mundart ist seit 1660 in eine südschwedische, ein Gemisch von Dänisch und Schwedisch, übergegangen. Die älteste dän. Sprachlehre verfaßte lateinisch Erik Pontoppidan (Kopenh. 1668); ihr folgten die von Peter Syv (1685) und von Höysgaard (1743 u. 1747), später die von Baden, Lange, Tode, Tobiesen, Nissen, Bloch, Petersen, Birch, Hjort, Bojesen, Jacobsen, Oppermann, Sörensen, Bentzien u. a., die jedoch sämtlich durch das «Handbog i den dansk-norske Sproglaere» (Christ. 1856) übertroffen werden. Dän. Sprachlehren für Deutsche verfaßten Abrahamson (Kopenh. 1812), Petersen (Kopenh. 1830) und vor allem Th. Möbius, «Dän. Formenlehre» (Kiel 1871), welcher zugleich einen Überblick über die dän. Grammatiken und Wörterbücher gibt. Die Litteratur der dän. Lexikographie beginnt bereits 1519 mit Christen Pedersens «Vocabularium in usum Dacorum». Diesem und andern dän.-lat. Wörterbüchern aus dem 16. Jahrh. schlossen sich später die von Aphelen, J. Baden, Reisler, G. H. Müller an. Das große, von der kopenhagener Akademie, Videnskabernes Selskab, herausgegebene, noch unvollendete «Dansk Ordbog» (Kopenh. 1793—1881) wird von Molbechs «Dansk Ordbog» (2 Bde., Kopenh. 1833; 2. Aufl. 1854—59) in vielen Beziehungen übertroffen. Letzterer bearbeitete auch ein «Dansk Dialektlexikon» (Kopenh. 1833—41) und ein «Dansk Glossarium» (Kopenh. 1854). Unter den deutsch-dän. Wörterbüchern sind die von Bresemann (2 Bde., Kopenh. 1852—55), Grönberg (4. Aufl., 2 Bde., Kopenh. 1864) und Helms (2. Aufl., 2 Bde., Lpz. 1871) hervorzuheben. Ein Wörterbuch über die alte Sprache gibt O. Kalkar heraus («Ordbok tildet aldre danske sprog 1300—1700», Heft 1 u. 2, 1881). Die ältern dän. Metriker hat C. A. Thortsens «Forsög til en dansk Metrik» (2 Bde., Kopenh. 1833—34) und in neuerer Zeit der auch als Dichter rühmlichst bekannte Ernst van der Recke («Principerne for den danske Verskunst», 2 Bde., Kopenh. 1881) weit hinter sich gelassen. Die Geschichte der dän. Sprache behandeln die vortrefflichen Arbeiten N. M. Petersens «Det danske, norske og svenske Sprogs Historie» (2 Bde., Kopenh. 1829—30) und Molbechs «Det danske Sprogs historiske Udvikling» (Kopenh. 1846) sowie die Monographie von L. Wimmer, «Bidrag til Dansk Sproghistorie» (Kopenh. 1868).

Die dänische Nationallitteratur im weitern Sinne hat sich erst seit dem 18. Jahrh. ausgebildet. Die ältesten eigentlich dän. Sprachdenkmäler gehen nicht höher als bis in das 12. Jahrh. hinauf und bestehen in den Gesetzen der alten Könige (herausg. von Kolderup-Rosenvinge, Bd. 1—5, Kopenh. 1821—46). Zu ihnen gehören Knuts d. Gr. «Vitherlags Ret», das «Skaanske Lov» für Schonen aus der Zeit Waldemars I., das Kirchenrecht für Schonen von 1162 und das für Sjelland von 1171, die beiden Gesetze für Seeland, vor allem aber das jütische Gesetz, «Jydske Lovbog», vom Reichstage zu Vordingborg 1241 gegeben. Hieran schließen sich die histor. Werke des Saxo Grammaticus (s. d.) und des Svend Aagesen, die zwar in lat. Sprache geschrieben, aber von nordischem Geist beseelt sind. Bis ins 13. Jahrh. hinauf reichen auch einige dän. Heldenlieder (Kjämpeviser), deren Mehrzahl jedoch erst im 14. Jahrh. und, soweit sie histor. Lieder, im 15. und 16. Jahrh. entstand. Diese Lieder, mit ihren Wurzeln in die Sagas des alten Nordens hinübergreifend und die romantische Richtung des spätern Mittelalters mit der altnordisch-mythischen vereinend, wurden, noch ehe sie im Munde des Volks verklangen, durch A. S. Vedel («Et Hundret udvalgte danske Viser», Ribe 1591 u. öfter) gesammelt. Vermehrte Sammlungen veranstalteten Peter Syv (Kopenh. 1695 u. öfter) und, noch weit reichhaltiger und mit kritischem und histor. Apparat, Nyerup, Abrahamson und Rahbek («Udvalgte danske Viser fra Middelalderen», 5 Bde., Kopenh. 1812—14). Letztere Sammlung wurde durch Rasmussens und Nyerups «Udvalg af danske Viser fra Midten af det 16. Aarh. til henimod Midten of det 18.» (2 Bde., Kopenh. 1821) vervollständigt. Eine neue erschöpfende Sammlung hat der jüngere Grundtvig («Gamle danske Folkeviser», Bd. 1—5, Kopenh. 1853) begonnen. Andere ältere dän. Sprachdenkmäler sind, außer dem «Arzneibuch» von Henrik Harpestreng (gest. 1244, herausg. von Molbech, Kopenh. 1826), die wahrscheinlich um 1470 vom Bruder Niels aus Soroe gesammelte dän. Reimchronik (herausg. von Molbech, Kopenh. 1825) und eine dän. Übersetzung des Alten Testaments aus derselben Zeit (herausg. von Molbech, Kopenh. 1828). Am Ende des 15. Jahrh. schrieb Mikkel (Prediger zu Odense) seine neben manchem Geschmacklosen einen kräftigen poetischen Geist zeigenden Dichtungen «Om Jfr. Mariae Rosenkrands» (1515), «Om Skabelsen» und «Om det menneskelige Levnet» (herausg. von Molbech, Kopenh. 1836). Die von dem Landrichter in Halland, Peder Lolle (Petrus Legista) zu Anfang des 15. Jahrh. veranstaltete Sammlung dän. Sprichwörter und Sentenzen (zuerst Kopenh. 1506; am besten herausg. von Nyerup, Kopenh. 1828) war bis in die Reformationszeit hinein ein vielbeliebtes Schulbuch.

Obgleich die lat. Sprache, deren Studium durch die humanistischen Bestrebungen des Reformationszeitalters neu gekräftigt worden, der Volkssprache bis in das 17. Jahrh. herab nur wenig Raum ließ, entwickelte sich doch schon durch die Kirchenreformation, deren Vertreter zum Volke in dessen Sprache sprechen mußten, eine dän. Schriftsprache. Christen Pedersen (1480—1554) war der größte Schriftsteller Dänemarks in der Reformationszeit, ein Luther für die dän. Sprache. Außer den Volksbüchern «Keiser Carl's Krönike» (Kopenh. 1501) und «Olger Danske's Krönike» (Par. 1514) sorgte er unter anderm durch das Gebetbuch «Vor Frue Tider» (Par. 1514) und besonders «Jertegns Postille» (Par. 1515) für das geistliche Bedürfnis des Volks. Alle seine Schriften (Gesamtausgabe von Brandt und Fenger, 4 Bde., Kopenh. 1850—52) wurden in vielen Auflagen verbreitet. Da Hans Mikkelsens dän. Übersetzung des Neuen Testaments (Lpz. 1524) sprachlich nicht genügte, übertrug Pedersen aus dem Grundtexte das Neue Testament (Antw. 1529) und den Psalter (Antw. 1531), und führte endlich auch die von Christian III. veranstaltete Übersetzung der ganzen Bibel (Kopenh. 1550) aus, ein Nationalwerk und hinsichtlich der Sprache zugleich ein Meisterwerk. Nächst Pedersen machten sich Poul Eliesen, genannt Vendelaabe, Peder Litle von Röskilde, Hans Tausen, Peder Plade (Petrus Palladius), Niels Hemmingsen besonders verdient. Viele traten auch als Liederdichter auf. Die ältesten dänischen geistlichen Lieder sammelte der Prediger Hans Thomissön (geb.

573) in dem «Dansk Psalmebog» (zuerst Kopenh. 569). Das wissenschaftliche Streben wurde durch ie Reformation ebenfalls nachhaltig gefördert, nd besonders wurde die Neigung für geschichtliche Arbeiten geweckt. So schrieben während des 6. und 17. Jahrh. Hans Svanninge der Ältere, er treffliche Anders Sörensen Vedel (geb. 1542, est. 1616), Arild Hvitfeld («Danmarks Riges Krönike», 10 Bde., Kopenh. 1595—1604), Niels Krag, laus Christopher Lyschander («Danske Kongers Slägtebog», Kopenh. 1622), Joh. Jsaak Pontanus, onas Ramus u. a. teils in lat., teils in dän. Sprache eine große Anzahl nationalgeschichtlicher Werke. Hiermit im Zusammenhang stand die ichtung auf das Studium der Philologie und des Altertums überhaupt, sowie des nordischen Altertums insbesondere. Schon im 16. Jahrh. begannen Forscher, wie Gudmund Andersen, Runolf Johnson, Arngrim Jonsson, genannt Vidalin, unter den Spätern Ol. Worm, Thom. Bartholin der Jüngere, Peder Resen, Otto Sperling, vor allen Peder Syv den Weg zu bahnen, auf welchem dann nit großem Erfolge weiter gearbeitet wurde.

In die Zeit nach der Reformation fallen die rsten Anfänge der neuern dän. Poesie. Meist war s die Bibel, welche den Stoff zu Hymnen, erbaulichen Erzählungen und dramatischen Versuchen ieferte. Nicht gering ist die Zahl derer, die im 7. Jahrh. nach dem Vorbilde von Hieron. Justesen Ranchs (gest. 1607) oft gedruckten Dramen «Kong Salomon's Hylding» (1585), «Samson's Fängsel» 1633) und «Karrig Niding» (1633) und Peder Hegelunds (gest. 1614) «Susanna» (1578) biblische Stoffe dramatisch behandelten. Die Reihe dieser Dichter beschloß Erik Pontoppidan der Ältere (gest. 1678) mit der «Comödie om Tobiä Giftermaal» 1635). Anders Arrebo (gest. 1637) versuchte zurst in dem «Hexameron» (1641 und 1661) einen rnsten epischen Ton anzustimmen, und Anders Bording (gest. 1677) war glücklich im lyrischen Gelegenheitsgedicht («Poetiske Skrifter», Kopenh. 733). Eine höhere Stufe erreichte die dän. Poesie n dem Lyriker Thom. Kingo (geb. 1634, gest. 703), welcher in dem «Aandelige Sjungechor» 2 Tle., Kopenh. 1674; 1681 u. öfter; zuletzt herausg. von Fenger, Kopenh. 1845), sowie dem «Kirke-Psalmebog» (zuerst Kopenh. 1689; zuletzt 1847) ine Fülle herrlicher geistlicher Lieder bot, und in essen Zeitgenossen Jörgen Sorterup (gest. 1723), er das alte Heldenlied («Nye Heltesange», Kopenh. 716) in echt nordischem Geiste wieder belebte. Neben ihnen dichtete der Norwege Peder Daß (gest. 708) biblische und Volkslieder («Norsk Dalevise», Kopenh. 1713; «Tidsfordriv», 1711, u. s. w.). Jens Sten Sehested (gest. 1698) und Povel Juul gest. 1723) widmeten sich der beschreibenden und didaktischen Poesie. Töger Reenbergs (gest. 1742) «Poetiske Skrifter» (2 Bde., 1769) zeichnen sich durch leichten Vers, sorgfältige Behandlung der Sprache und ungesuchten Witz vorteilhaft aus.

Eine neue Epoche der dän. Nationallitteratur begann mit dem genialen Ludw. von Holberg. Derselbe stiftete zwar keine eigene poetische Schule, wurde aber der Begründer der dän. Schaubühne und gab in seinen übrigen poetischen und prosaischen Werken dem dän. Nationalcharakter einen nachhaltigen Impuls. Holberg und in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts Johannes Ewald, gleich bedeutend als Lyriker wie als Dramatiker, bezeichnen die Blüte der dän. Litteratur. Um diese Zeit eröffnete Joach. Wieland (gest. 1730) durch «De lärde Tidender» (1720—30) zuerst auch eine Arena für wissenschaftliche Kritik. Die 1742 gegründete königl. Gesellschaft der Wissenschaften sowie die 1744 von Langebek errichtete dän. Gesellschaft zur Verbesserung der nordischen Geschichte und Sprache übten vielen Einfluß auf die Ausbildung der Sprache. Die mit königl. Unterstützung gestiftete Gesellschaft zur Beförderung der Litteratur und des ästhetischen Geschmacks setzte 1759 Preise für gute prosaische und poetische Leistungen aus und veröffentlichte die gekrönten Arbeiten (7 Bde., Kopenh. 1764—79). Für die ästhetische Kritik begründeten Jens Schielderup Sneedorff in den Zeitschriften «Den patriotiske Tilskuer» (1761—63) und Jakob Baden (gest. 1804) in «Den kritiske Journal» (1768—79) gutgeleitete Organe. Letzterer wirkte nicht nur als geschmackvoller und unparteiischer Kritiker in der Quartalschrift «Kjöbenhavns Universitäts-Journal» (1793—1801), sondern auch als Grammatiker und Übersetzer (z. B. des Tacitus) für Reinheit und Bereicherung der Muttersprache. Der Kritiker Joh. Elias Schlegel stand an der Spitze der deutschen Partei und brachte durch Einführung des Klopstockschen Geschmacks ein Ferment in die dän. Litteratur. Sonst machten sich noch Adolf Gotthard Carstens (gest. 1795) als Kritiker und Werner Hans Fr. Abrahamson (gest. 1812) als Sprachforscher verdient. Später gewannen Levin Christian Sander und Knud Lyne Rahbek (gest. 1830) als Kritiker auf die Bildung des Geschmacks Einfluß. Des letztern Zeitschriften «Minerva» (1785) und «Danske Tilskuer» (1791—1806) fanden vielfache Nachahmungen, wie z. B. in S. Poulsens «Iris» (1791). Neben Holberg, und zum großen Teil durch ihn angeregt, traten als Dichter auf: Christian Falster (gest. 1752), welcher an beißender Satire Wilh. Helfs «Poetiske Skrifter» (1732) übertraf; ferner Christian Brauman Tullin (gest. 1765), der («Samtlige Skrifter», 3 Bde., 1770—73) sich in der Lyrik und der beschreibenden Poesie hervorzuthun suchte. Zur Zeit Christians VI. dichtete der zweite bedeutende geistliche Poet der Dänen, Hans Adolf Brorson, gest. 1764 («Psalmer og aandelige Sange», gesammelt und herausg. von Holm, 2. Aufl. 1838, und «Troens rare Klenodie», 1739), der seinen Zeitgenossen Ambrosius Stub (gest. 1758) weit hinter sich ließ. Joh. Herm. Wessel (gest. 1785) gewann durch sein komisches Drama «Kjerlighed uden Strömper» (1772), sowie durch heitere poetische Erzählungen dauernden Einfluß. Von den Dramatikern erwarben sich Joh. von Wibe (gest. 1782) durch «De nysgjerrige Mandvolk» (1783), Frederik Wilh. Wivet (gest. 1790) durch «Datum in blanco» (1777), Joh. Clemens Tode (gest. 1806) besonders durch «Sööfficererne» (1782) und «Aegteskabsdjevlen» (1783), Enevold de Falsen (gest. 1808) durch «Dragedukken», Christian Olussen (gest. 1827) durch «Guldaasen» (1793) eine bleibende Stelle in der Geschichte des komischen Dramas, obschon dieselben sämtlich gegen Peder Andreas Heiberg in den Hintergrund treten. Das erste eigentlich vaterländische Trauerspiel schuf Ewald im «Rolf Krage». Außerdem bereicherten das Fach des Dramas Ole Johan Samsöe (gest. 1796), der in «Dyvele», und Levin Christian Sander (gest. 1819), welcher in «Niels Ebbesen» (1799) einen rein vaterländischen Stoff behandelte. Hieran

schloß sich Thomas Thaarup (gest. 1821), der in idyllischen Singspielen den nationalen Ton anschlug. Als lyrische Dichter thaten sich, außer den schon genannten, auch hervor die Brüder Claus (gest. 1829) und Peder Harboe Friman (gest. 1839), ferner Johan Nordahl Bruun (gest. 1816) durch patriotische Gesänge, Jens Zetlitz (gest. 1821) durch scherzhafte und heitere Lieder und Eduard Storm (gest. 1794) durch Nachbildungen des alten Heldenliedes. In den Satiren und scherzhaften Liedern der Brüder Peder Magnus Trojel (gest. 1793) und Peder Kofod Trojel (gest. 1784) waltet ein origineller Geist und kaustische Laune. Christian Pram (gest. 1821) versuchte in dem romantischen Epos «Starkodder» (1785) das altnordische Leben zu verherrlichen. An Ruhm und Fruchtbarkeit stehen jedoch alle diese Dichter dem Jens Baggesen, dem Lieblingssänger der dän. Nation, weit nach.

Einen neuen Schwung nahm die poetische Litteratur durch Adam Oehlenschläger, geb. 1779. Neben ihm stand als Lyriker im ersten Range Adolf Wilh. Schack von Staffeldt (geb. 1769, gest. 1826). Im J. 1811 trat Bernh. Severin Ingemann zuerst als Lyriker auf, wandte sich aber nachher dem Drama und später dem histor. Roman zu. Als geistlicher Liederdichter schließt sich ihm zunächst Grundtvig an. Ein freies poetisches Streben offenbarte sich von Anfang an in Joh. Ludw. Heiberg, dem das dän. Schauspiel bis auf die neueste Zeit viel zu danken hat, namentlich aber das Vaudeville, das er zuerst in die dän. Poesie einführte. Heiberg schrieb vorher über wissenschaftliche, namentlich philos. Gegenstände, in welcher Richtung er sich als Schüler Hegels bekundete. Ihm zunächst steht Th. Overskou, wie denn auch beide als Leiter der königl. Bühne zu Kopenhagen auf die dän. Schauspielkunst nicht geringen Einfluß ausübten. Andere dän. Dramatiker sind J. C. Hostrup, dessen Lustspiele vielen Beifall fanden; ferner Erik Bögh, P. Chievitz, C. C. Rosenhoff. Trauerspiele wie Lustspiele dichtete ferner Casp. Joh. Boye, dessen Dichterruf sich jedoch hauptsächlich auf seine Psalmen begründet. Als Liederdichter machten sich Hertz, Heiberg, Andersen, Blicher, H. P. Holst und Rosenhoff beliebt. Ch. Winther fand besonders mit erotischen, Karl Parmo Ploug mit vaterländischen Gesängen Beifall. P. M. Möllers Poesien zeigten sich als die Früchte eines ebenso dichterischen wie philosophisch gebildeten Geistes. Novellistisches Talent bekundeten, außer dem genannten Winther, vor allen Steen Steensen Blicher, welcher das Volksleben in Jütland mit poetischer Wahrheit schildert, der besonders an Erfindung reiche Pseudonym Karl Bernhard und die 1828 von Heiberg als «Verfasser einer Alltagsgeschichte» in die Litteratur eingeführte Frau Th. Ch. Gyllembourg-Ehrensvärd, deren beliebte Erzählungen wiederholte Auflagen (gesammelt, 12 Bde., 1849—51; neue Aufl. 1866—67) erlebten. Diesen Namen reihten sich noch an: Fr. Joh. Hansen (Pseudonym Torkel Trane) und J. C. C. Brosboll (Pseudonym Carit Etlar). Als Romanschriftsteller erzielten überdies M. Goldschmidt, der Verfasser von «Phantasterne», und der auch als Übersetzer in Deutschland bekannte E. Lobedanz Erfolge. Außer Joh. Carsten Hauch zeichneten sich namentlich noch aus: Henrik Hertz, sowohl als Lyriker wie als Dramatiker; Frederik Paludan-Müller, dessen satirisches Gedicht «Adam Homo» für das bedeutendste Erzeugnis der neuern dän. Poesie gilt; der jüngere Ch. Molbech, ein bedeutendes lyrisches Talent; H. C. Andersen, besonders durch seine Märchen in ganz Europa bekannt; Waldemar Thisted, pseudonym Emanuel Sanct-Hermidad, der auf dem Gebiete der lyrischen Dichtung und des Romans Ruf erlangte. Noch sind aus der jüngsten Litteratur zu erwähnen: Faber, der Verfasser des Nationalliedes «Den tapre Landsoldat», Wilh. Bergsöe, H. V. Kaalund, Chr. Richardt, Drachmann, Schandorph, Ilia Fibiger, Jacobsen, Herm. Bang und H. Scharling.

Wie in der poetischen, so begann mit Holberg auch in der wissenschaftlichen Litteratur eine neue Epoche, besonders in den auf die Geschichte, das Altertum und die Sprache der dän. Nation gerichteten Studien. Es wirkte so durch das ganze 18. Jahrh. eine histor. Schule, die mit Thormod Torfäus und Arna Magnäus, dem Sammler isländ. Litteraturdenkmäler, beginnt und mit P. F. Suhm schließt. Jak. Langebek, Suhm, Gerh. Schöning, die Schüler des Polyhistors und scharfen Kritikers Hans Gram, verschafften nebst Thorkelin durch ihre histor. Quellensammlungen der skandinav. Geschichtsforschung eine tüchtige Unterlage. Gleichzeitig begann man kritische Ausgaben der altnordischen Sagas zu veranstalten. Jon Erichsen, Hans Finsen, Fin Jonsson, Björn Haldorsson, Jon Olafsson, Skule Thorlacius (gest. 1815), Grim Jonson Thorkelin (gest. 1829) machten sich um die Herausgabe und Erklärung altnordischer Litteraturwerke verdient. Kolderup-Rosenvinge, der Begründer einer nationalhistor. Rechtsschule, widmete sich mit seinen Schülern der Bearbeitung der altskandinav. Rechtsbücher. Erich Pontoppidan der Jüngere (gest. 1764), Andreas Höjer, L. Holberg, Ove Högh-Guldberg, Tyge Rothe, Ove Malling, Joh. H. Schlegel u. a. waren die einflußreichsten Geschichtschreiber des 18. Jahrh. Die Weiterentwickelung dieser Bestrebungen im 19. Jahrh. geschah durch Fin Magnusen, Rask, P. E. Müller, Rafn, dann durch Thomsen und N. M. Petersen für die Herausgabe altnordischer, Nyerup und Molbech für die älterer dän. Sprachdenkmäler. J. M. Thiele gab die «Dän. Volkssagen» (4 Bde., Kopenh. 1816—20; 2. Aufl., 2 Bde., 1843) ohne alle Zuthat wieder. Als Geschichtsforscher bethätigten sich ferner: N. M. Petersen, L. Engelstoft, J. Möller, Vedel-Simonsen, E. C. Werlauff, H. Knudsen, H. Fr. Estrup, Worsaae u. a. Grundtvig zeigte sich als Geschichtschreiber in vorzüglichem Sinne. Andere bedeutende histor. Arbeiten lieferten: G. L. Baden, F. L. Jahn, L. C. Müller, Allen, Nathanson, Wegener, Velschow, Becker, K. P. Paludan-Müller, Hammerich, Hübertz, Schiern, Barfod, Garde, Rohmann u. s. w. Auf dem Gebiete der klassischen Philologie erwarb sich in neuerer Zeit Madvig als Latinist europ. Ruf. Wertvolle archäol. Arbeiten lieferten Brönsted und Algreen-Ussing; als Kunsthistoriker sind Höyen, Jul. Lange und Phil. Weilbach, als Litteraturhistoriker und Kritiker Georg Brandes hervorragend. Als Orientalisten erwarben sich Westergaard und Fausböll speziell um das Altindische, Mehren und Sörensen um die arab. Studien Verdienste. Rask gesellte sich den größten Sprachforschern der neuesten Zeit zu. Als philos. Schriftsteller traten Sören Kierkegaard, Sibbern und Nielsen hervor. Unter den dän. Naturforschern machte sich besonders H. C. Oersted in den weitesten Kreisen bekannt. Neben ihm

sind noch Forchhammer, Steenstrup, Kröyer, Hornemann, Drejer und Liebman zu nennen. Schouw leistete für physische Geographie, Meteorologie und Botanik Vorzügliches. Während die Reisewerke von Graah und S. A. Bille das Interesse für die entlegenern Länder weckten, wurde die Geographie und Statistik des Vaterlandes von Erslew, Baggesen, Bergsöe, Trap, Nawert, Rothe, David, Gad, Falbe-Hansen, Wilh. Scharling, Alex. Petersen u. a. zum Teil trefflich bearbeitet. Als Theologen erwarben sich in neuerer und neuester Zeit Ruf: Mynster, Lindberg, Grundtvig, Rudelbach, Clausen, Jens Möller, Balle, Kierkegaard, Martensen u. a.; als Rechtsgelehrte A. S. Oersted, Schlegel, Kolderup-Rosenvinge, Larsen; als Mediziner Gundelach-Möller, Eschricht, Brandis, Stein, Jacobson, Bang, Ibsen, Mansa, Trier, Hannover. Als Mathematiker und Astronom ist Bugge hervorzuheben. Als Publizisten machten sich seit Freigebung der Presse besonders Clausen, A. S. Oersted, Orla Lehmann, David, Ploug, Bille u. a. bekannt.

Eine genügende Geschichte der dän. Nationallitteratur ist noch nicht vorhanden. Doch machten sich schon frühzeitig Alb. Bartholin (gest. 1663), Alb. Thurah, N. P. Sibbern und besonders Joh. Moller in der «Cimbria litterata» (3 Bde., Kopenh. 1744) um Ansammlung biographischer und bibliographischer Materialien verdient. Für den Vater der dän. Litteraturgeschichte gilt R. Nyerup, welcher außer in zahlreichen Monographien besonders in «Historisk-Statistisk Skildring af Tilstanden il Danmark og Norge i äldre og nyere Tider» (4 Bde., Kopenh. 1803—6), «Almindelig Morskabslåsning i Danmark og Norge gjennem Aarhundreder» (Kopenh. 1816), sowie in den mit Rahbek herausgegebenen Werken: «Den danske Digtekunsts Middelalder, fra Arreboe til Tullin» (2 Bde., Kopenh. 1805—6), «Udsigt over den danske Digtekunst under Frederik V.» (Kopenh. 1819) und «Bidrag til en Udsigt ower den danske Digtekunst under Christian VII.» (Kopenh. 1828) vortreffliche Beiträge zur dän. Litteraturgeschichte lieferte. Jens Worms (gest. 1790) «Forsög til et Lexicon over danske, norske og islandske lärde Mänd» (3 Bde., Helsingör u. Kopenh. 1771—84) fand in Krafts und Nyerups «Almindeligt Literaturlexicon for Danmark, Norge og Island» (2 Bde., Kopenh. 1818—19) eine neue und bis zu ihrer Zeit fortgeführte Bearbeitung. Jedoch ward dieses Werk durch Th. H. Erslews musterhaftes «Almindeligt Forfatter-Lexicon for Danmark med tilhörende Bilande» (3 Bde., Kopenh. 1843—48; Supplement 1858—68) noch übertroffen. Eine Übersicht der dän. Litteraturgeschichte bis 1814 gab Thortsen in «Historisk Udsigt over den danske Litteratur» (Kopenh. 1839; 5. Aufl. 1858). Treffliche Arbeiten lieferten Molbech («Forelåsninger over den nyere danske Poesie», 2 Bde., Kopenh. 1831—32), Petersen («Beiträge zur dän. Litteratur», 5 Bde., Kopenh. 1853—61; neue Aufl. 1867—71) und Overskou («Den danske Skueplads i dens Historie», 4 Bde., Kopenh. 1859—77). Bibliogr. Hilfsmittel sind: «Dansk Bibliographie» (herausg. von A. F. Höst, Kopenh. 1843—53), «Dansk Bogfortegnelse» (Kopenh. seit 1851), «Dansk-Norsk Forlags-Catalog» (Kopenh. 1841—49). In Deutschland fand in neuerer Zeit die Litteratur und das geistige Leben Dänemarks eine Würdigung durch Strodtmann, «Das geistige Leben in Dänemark» (Berl. 1873).

Die Entwickelung einer nationalen dänischen Kunst reicht nur bis an die Mitte des 18. Jahrh. zurück. Der bedeutendste Baumeister Dänemarks in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. war Harsdorff, dessen trefflichem Schüler Hansen besonders Kopenhagen mehrere schöne Bauwerke verdankt. Jüngere Architekten von Ruf sind Malling, Hetsch, Bindesböll, der Erbauer des Thorwaldsen-Museums, die im Auslande thätigen Brüder Chr. und Theophil Hansen; ferner Herholdt, Meldahl und Nebelong. Der erste bedeutende Repräsentant der Bildhauerkunst war Joh. Wiedewelt (gest. 1802). In das 19. Jahrh. fällt Bertel Thorwaldsen, einer der Koryphäen der modernen Kunst. Außer Thorwaldsens Schüler Freund sind als Bildhauer der Gegenwart Bissen und Jerichau hervorzuheben, und von den jüngsten Stein, Saabye und Hasselbriis. Die Ausbildung einer dän. Malerschule geht auf Abildgaard zurück, der auch auf Thorwaldsens Künstlerlaufbahn als Lehrer an der Akademie bedeutenden Einfluß übte. Neben ihm wirkten Juel, Poulsen und Lorenzen. Durch Eckersberg fand der Naturalismus in die dän. Malerschule Eingang, welcher die Historienmaler Lund und Kratzenstein-Stub, der Tiermaler Gebauer und der durch seine Landschaften bekannte Norweger Dahl als hervorragendste Vertreter angehören. Jüngere Künstler sind Marstrand, Rörbye, Bendz, Petzholdt, Küchler, Köbke, Konst. Hansen, ferner Buntzen, Eddelien, Exner, Gertner, Simonsen, Sonne, Skovgaard, Sörensen, Melbye, Vermehren und Karl Bloch. Auch die nationaldän. Musik, von der deutschen durch ihren dunkeln und schwermütigen Charakter verschieden, nahm seit der Mitte des 18. Jahrh. ihren Aufschwung. Die ersten einheimischen Stoffe komponierte Kunzen in den Opern: «Das Geheimnis», «Die Weinlese» und «Dragedukken». Größern Erfolg als dieser hatte Weyse durch seine Opern: «Der Schlaftrunk» (Text von Oehlenschläger), «Die Ludlamshöhle», «Faruk», «Floribella» u. a. Als Komponist kirchlicher Musik hat er Vorzügliches geleistet und ist auch Schöpfer der dän. Romanze. Die Musik des schon modernen Kuhlau trägt dagegen deutschen Charakter und zeichnet sich durch reiche Erfindung und Eleganz aus. J. P. E. Hartmann setzte namentlich die dän. Heldenlieder in Musik und komponierte «Korsaren», «Ravnen» und «Liden Kirsten». Henrik Rung lieferte die Musik zu «Svend Dyring's Haus» und vielen Romanzen. Unter den jüngern Komponisten traten namentlich Niels W. Gade hervor, unter den jüngsten Peder Heyse. Desgleichen sind der ältere Lumbye und Siegfr. Saloman zu erwähnen. In der Schauspielkunst, die ihr Aufblühen Holberg verdankt, wirkten Ryge, Winslow, Frydendahl, Nielsen, Holst, Rosenkilde, Phister, Wiehe, Knudsen und die Damen Kragh, Heiberg, Holst, Nielsen, Phister u. s. w. Die Tanzkunst ward durch den auch litterarisch thätigen Ballettmeister Bournonville vertreten.

Danischmend (im Persischen soviel wie «gelehrt»), Name einer ostanatolischen, turkoman. Dynastie, welche um das Ende des 11. Jahrh. durch ihre Berührung mit den Kreuzfahrern auch für die allgemeine Geschichte wichtig wurde. Der Stifter Ahmed D., der Sohn des Ali Ben Nassr, machte um 1060 als Häuptling eines von Hochkappadocien bis nach Malatia am Euphrat herrschenden Nomadenstammes die Stadt Siwas (Sebaste) zu seiner Residenz, eroberte von da aus das kleinasiat. Binnenland

bis Kastamuni und ließ aus dem Silber der reichen Minen jener Gebirgsgegend Münzen mit eigenem Gepräge schlagen. Er fiel im J. 1087, als er die Festung Niksar (Neocaesarea im Osten von Amasia) belagerte und hinterließ das Reich seinem Sohne el-Melik el-Ghasi Muhammed Kameschtegin. Während der Regierung dieses Fürsten fand der erste Kreuzzug statt, und angeregt durch die Siege der christl. Waffen, schüttelten die Bewohner der damals noch fast ausschließlich armen. Stadt Malatia das mohammed. Joch ab, sahen sich aber bald genötigt, den mächtigen Bohemund, Herrn von Antiochien, zu ihrem Schutze herbeizurufen. Derselbe leistete Folge und zog mit seinem Heere in die Euphratgegend, wurde aber vor Erreichen der Stadt von Muhammed D. überfallen, total geschlagen und gefangen nach Kappadocien abgeführt, von wo er erst nach Jahresfrist gegen ein Lösegeld von 100000 Goldstücken frei in sein Land zurückkehren konnte. Nach einer langen, wechselvollen Regierung, in welcher er sich nicht bloß der Kreuzfahrer, sondern auch der viel gefährlichern Seldschukiden Rûms zu erwehren hatte, starb Muhammed im J. 1142 und hatte zum Nachfolger seinen Sohn Nisâm ed-Din Abul-Musaffir Baghy Bassan bis 1165, dessen Regierungsthätigkeit fast ganz in der Zurückweisung der Angriffe des Sultans Jzz'-ed-Din Kilidsch Arslan von Ikonium (Rûm) aufging. Ihm folgte sein Sohn el-Mudschahid Dschemal und diesem nach kurzer Zeit seine beiden Vettern, Ibrahim in Siwas und Dhu-n Nûn in Malatia, unter welchen die Kämpfe wider die immer mächtiger werdenden Seldschukiden fortdauerten. Ibrahim starb bald, Dhu-n Nûn aber verlor Malatia an Kilidsch Arslan und konnte sich auch in Siwas nur durch den Beistand des Atabeken Nureddin halten, bis nach dem Tode dieses 1172 das ganze Land in die Hände der Seldschuken fiel. Dhu-n Nûn, der letzte D., starb an Gift, nachdem die Dynastie wenig über ein Jahrhundert gedauert.

Dänischwohld («dänischer Wald»), fruchtbare Halbinsel in der preuß. Provinz Schleswig-Holstein, Kreis Eckernförde, im N. von Kiel, zwischen dem Eiderkanal und dem Eckernförder Fjord gelegen und mit schönem Buchenwald versehen. Diese alte Landschaft bildet jetzt das Amtsgericht Gettorf. Nach der Ostküste erhebt sich im N. der Boden zu 56 m, auf der Nordostecke steht der Bülker-Leuchtturm; an der zum kieler Hafen gehörenden Ostküste liegt die Festung Friedrichsort, und südlich neben derselben, am Eingange zum Eiderkanal, das Dorf Holtenau mit 260 E.

Danj (russ.), Abgabe, insbesondere diejenige, welche die ersten russ. Fürsten den von ihnen unterworfenen Völkern auferlegten, später die allgemeine Abgabe, welche die Mongolen nach Unterwerfung der russ. Fürstentümer dem gesamten Volke auferlegten. Als Steuereinheit wurde der Haken (Ssocha, s. d.) angenommen. Mit dem Aufhören der Mongolenherrschaft kommt die Bezeichnung danj für Steuer ab. Die älteste Abgabe (danj) wurde entsprechend dem Hauptreichtum der ältesten Zeit in Fellen geleistet und hauptsächlich zum Unterhalt der fürstl. Gefolgschaft (Drushina, s. d.) verwendet. Die Mongolen erhoben vom Haken (= 2 Arbeiter) ½ Griwna = ¼ Mark. Vor den Mongolen wurde die Steuer vom Rauchfang erhoben. Eine andere Bezeichnung für die Steuer, welche von den ersten russ. Fürsten erhoben wurde, war poljudje (= unter die Leute gehen): der Fürst oder sein Statthalter (possadnik) zogen mit ihrem Gefolge umher und sammelten die Abgabe ein. Später wurden Beamte oder von den Gemeinden zu stellende Geschworene zur Erhebung der Steuer angestellt. Peter d. Gr. machte sie zur Kopfsteuer, an deren Aufhebung unter Kaiser Alexander III. gearbeitet wird. Die moderne Terminologie ist folgende: Steuer (d. h. Staatssteuer) podatj, z. B. poduschnaja p., Seelen-, d. h. Kopfsteuer, posemelnaja p., Landsteuer, podwornaja p., Steuer vom Hofe, podymneja p., Rauchfangsteuer. Doch wird der Terminus nicht konsequent gebraucht. Die Staatssteuer vom städtischen Immobiliar wird nalog, Auflage, genannt. Die Pacht, die von den Bauerngemeinden der Domänen gezahlt wird, wird ebenso wie die der Privatbauern obrok genannt, aber da, wo zur Ablösung geschritten ist, wird die der Krone zu leistende Zahlung als Reichslandsteuer bezeichnet, obwohl sie keine Steuer ist und nach Ablauf einer gewissen Zeit aufhören wird. Die Kommunalsteuer wird meist mit sbor, etwa Abgabe, wörtlich Sammlung, aber nicht konsequent, bezeichnet. Für die indirekte Steuer wird meist der Ausdruck poschlina, Gebühr, angewandt, außerdem wird die Bezeichnung Accise gebraucht.

Danjoutin, Dorf bei Belfort, das während der Belagerung von Belfort 8. Jan. 1871 von den Deutschen genommen wurde, welche dann von hier aus den Angriff gegen die Forts Basses- und Hautes-Perches einleiteten.

Dankali, s. Danâkil.

Dankberg (Friedr. Wilh.), Bildhauer, geb. 9. Okt. 1819 zu Halle bei Bielefeld, war ursprünglich Tischlergeselle in Berlin, besuchte aber seit 1839 die Akademie daselbst und wandte sich später hauptsächlich der Ornamentik für architektonische Zwecke zu. Seine erste bedeutende Arbeit war der plastisch-dekorative Schmuck der Façade der Borsigschen Maschinenfabrik. Dann arbeitete er im babelsberger und im berliner Schlosse, in der Orangerie zu Sanssouci, in der Residenz zu Schwerin u. s. w. Auch gründete er eine große Anstalt für architektonische Ornamentik mit Muster- und Modellsammlung. Unter seinen Statuetten sind die der Eintracht, der Fischerei, des Erntekranzes und die der brandenb. Kurfürsten hervorzuheben. D. starb 13. Okt. 1866 in Berlin.

Dankopfer, s. unter Opfer.

Dankovszky (Gregor), ungar. Geschichts- und Sprachforscher, geb. zu Teltsch in Mähren 16. Febr. 1784, machte seine Studien in Iglau und Wien, und kam 1805 als Lehrer des Arabischen zum Propste von Waag-Neustadtl (Ungarn), wo er neben dem Griechischen und Arabischen auch noch die franz. und ungar. Sprache studierte. Im J. 1806 wurde D. Professor des Griechischen an der Akademie zu Raab, 1807 zu Preßburg und zugleich akademischer Bibliothekar. Er starb zu Preßburg 6. Dez. 1857. Als Schriftsteller war D. sehr thätig; er schrieb deutsch, lateinisch und ungarisch. Seine Werke behandeln zumeist linguistische oder histor. Stoffe. Die wichtigsten sind: «Hungarae gentis avitum cognomen, origa genuina, sedesque priscae, ducentibus graecis scriptoribus detectae» (Preßb. 1825), «Hungarae constitutionis origines etc.» (Preßb. 1826), «Fragmente zur Geschichte der Völker ungar. und slaw. Zunge» (1. Heft, Preßb. 1825), «Die Überreste der magyar. Nation in ihren alten Wohnsitzen» (in ungar. Sprache, Preßb. 1826), «Anonymus Belae regis notarius» (Preßb. 1826), «Die Völker ungar. Zunge, Urgeschichte, Religion,

Kultus, Kleidertracht, 550 Jahre v. Chr.» (Preßb. 1827), «Die Griechen als Stamm- und Sprachverwandte der Slawen» (Preßb. 1828), «Homerus slavicis dialectis cognata lingua scripsit» (Wien 1829), «Magyricae linguae Lexicon critico-etymologicum» (Preßb. 1833—36); für dieses Werk erhielt D. vom Kaiser Ferdinand eine goldene Denkmünze. Obige Schrift über Homer und dann die absonderliche: «Anakreon, der fröhliche Grieche sang vor 2370 Jahren griechisch-slawisch» (Preßb. 1847), zogen D. heftige, verdiente Angriffe von gelehrter Seite zu.

Dankow oder Donkow, Kreisstadt im russ. Gouvernement Rjasan, 184 km südöstlich von der Gouvernementsstadt, unter 53° 15′ nördl. Br. und 56° 48′ östl. L. von Ferro, am rechten, hohen Ufer des Don, an der Mündung des Flüßchens Wasownja, treibt einigen Handel mit Metall- und Glaswaren, hat zwei unbedeutende Messen und zählt (1882) 2153 E. Die Stadt wurde 1571 auf Befehl des Zaren Iwan Wassiljewitsch zum Schutze gegen die Einfälle der Krimschen Tataren gegründet. Nach alten Traditionen befand sich an der Stelle, wo jetzt D. sich befindet, die Einsiedelei des Bojaren Roman Nikititsch Telepnew-Obolensky.

Dankwart, der Bruder Hagens von Tronege, Marschall des burgund. Königs, spielt erst im zweiten Teile des Nibelungenliedes eine hervorragende Rolle, indem gegen ihn, als er mit den Knechten in der Herberge ist, Etzels Bruder Blödel den Kampf beginnt. D., allein entkommend, meldet die Kunde seinem Herrn, und nun erhebt sich der allgemeine Kampf, in welchem D. durch die Hand Helferichs fällt.

Dannebrog-Orden oder Danebrog-Orden, im Range der zweite der dän. Orden, soll 1219 vom Könige Waldemar dem Sieger gestiftet worden sein. Das Wort Brog bedeutet im Altdänischen soviel wie Tuch, Gewand, Dannebrog soviel als Tuch, d. h. Panier der Dänen, und dieser Orden ist demnach nichts anderes als eine Verherrlichung der alten dän. Reichsfahne, die lange, gleich der franz. Oriflamme, an der Spitze der dän. Heere getragen wurde, bis sie 1500 an die Dithmarschen verloren ging. Im 16. Jahrh. geriet der Orden in Verfall, erlosch dann und ward erst bei der Salbung Christians V. 12. Okt. 1671 wieder erneuert und 1. Dez. 1693 mit neuen Statuten begabt, die bis 1808 in Kraft blieben, wo Friedrich VI. 28. Juni dem Orden eine durchaus veränderte Verfassung gab; dieselbe wurde durch das Patent vom 21. Febr. 1842 und die Reskripte vom 2. Okt. 1861 und 21. März 1864 abermals etwas modifiziert. Nach derselben besteht er jetzt aus vier Klassen, zu deren Besitz jeder dän. Unterthan gelangen kann, den Großkommandeuren, welche das Ordenskapitel bilden, den Großkreuzen, den Kommandeuren und den Rittern. Außerdem wird das Kreuz vierter Klasse als Ehrenzeichen in Silber auch an solche vergeben, die sich nicht zur Aufnahme in den eigentlichen Orden eignen. Die Besitzer dieses Ehrenzeichens heißen durch Erlaß vom 28. Jan. 1809 Dannebrogs-Männer und bilden gewissermaßen eine fünfte Klasse des Ordens. Die beiden ersten Klassen tragen zugleich mit dem Orden einen Ordensstern und sind bei festlichen Gelegenheiten in eigene altertümliche Ordenstracht gekleidet. Das Band ist weiß, mit schmalen blutroten Rändern. Die verschiedenen Klassen des Ordens können auch an Ausländer erteilt werden.

Dannecker (Joh. Heinr. von), einer der ausgezeichnetsten neuern Bildhauer, geb. zu Waldenbuch im Oberamte Stuttgart 15. Okt. 1758, Sohn eines Stallbedienten, wurde seit 1771 durch die Gunst des Herzogs Karl von Württemberg in der Militärakademie erzogen, wo er sich für die Bildhauerkunst entschied und mit Schiller die innigste Freundschaft schloß. Als er 1780 die Akademie verließ, erhielt er vom Herzog die Bestallung als Hofbildhauer und drei Jahre später die Vergünstigung, nach Paris zu reisen, wo er an Pajou einen treuen Lehrer fand, jedoch mehr mit dem Studium der Natur als dem der antiken Formen sich beschäftigte. Er ging 1785 nach Rom, wo ihn Canova in seinen Studien vielfach unterstützte und er mit Goethe und Herder in persönliche Berührung kam. Nach seiner Rückkehr ins Vaterland 1790 ernannte ihn der Herzog Karl zum Professor der bildenden Künste an der Karlsakademie. Das erste Werk, das er hier im Modell ausführte, war ein Mädchen, das um einen Vogel weint. Vorzugsweise beschäftigten ihn jedoch damals Privataufträge des Herzogs. Erst 1796 begann er wieder in Marmor zu arbeiten, unter anderm eine Sappho (jetzt in Monrepos) und zwei Opferdienerinnen in Gips (in der Favorite zu Ludwigsburg). Nachdem er 1804 das Grabmal des Grafen Zeppelin in Marmor ausgeführt (im Park zu Ludwigsburg), trat er besonders als Porträteur auf. Schon früher hatte er die Büsten des Herzogs Friedrich Eugen und seiner Gemahlin gefertigt. Jetzt arbeitete er eine Büste des Erzherzogs Karl in carrarischem Marmor nach dem Leben. Von Schiller lieferte er drei Büsten: die erste in Stuttgart 1797 nach der Natur, in Lebensgröße; eine zweite kolossale, in carrarischem Marmor, zur Zierde für sein Atelier; die dritte für den damaligen Kronprinzen Ludwig von Bayern. Für denselben arbeitete er später die Büsten Glucks und Friedrichs des Siegreichen, und für den Großherzog Karl Ludwig von Baden die Büste seines Vorgängers und Großvaters, des Großherzogs Karl Friedrich. Nach manchen Zwischenbeschäftigungen begann er 1809 seine Ariadne, als Bacchusbraut auf dem Panther reitend (im Besitze des Hrn. von Bethmann in Frankfurt a. M., s. Tafel: Bildnerei VI, Fig. 9). Für König Friedrich von Württemberg bildete er eine Statue des Amor mit gesenktem Pfeil und Bogen. Der Wunsch des engl. Generals Murray, eine Wiederholung des Werks zu besitzen, veranlaßte ihn 1814 zur Darstellung der Psyche, die er später für König Wilhelm I. von Württemberg wiederholte. Außerdem gehören zu seinen gelungensten Arbeiten die beiden Büsten des Königs Friedrich von Württemberg, die sprechend ähnliche Büste Lavaters, die des Prinzen Paul von Württemberg, die der Großherzogin Stephanie von Baden, die drei Büsten der Königin Katharina von Württemberg, sowie die des Königs Wilhelm von Württemberg und des russ. Generals Freiherrn von Benkendorff. Sein Hauptwerk aber, das acht Jahre lang ausschließend das Herz, die Phantasie und das Studium des Künstlers in Anspruch nahm, ist sein Christus. In Marmor wurde dieses Werk für die Kaiserin Maria Feodorowna von Rußland gearbeitet und 1824 vollendet, ein zweites Exemplar 1831 für den Fürsten von Thurn und Taxis in Regensburg gefertigt. Von der größten Bedeutung in dem künstlerischen Leben und Wirken D.s blieb

seine Freundschaft mit Heinr. Rapp, dessen Schwester die erste Gattin des Künstlers war. Mit diesem gründlich gebildeten Kunstfreunde pflegte er jedes neue Werk zu beraten und mit künstlerischem Takte sich aus den wissenschaftlichen Kenntnissen des Freundes zu ergänzen. Nachdem D. seine letzten Jahre mit geschwächten Geisteskräften, aber in milder Ruhe verlebt, starb er 8. Dez. 1841 zu Stuttgart. Als Bildhauer steht D. zwischen Canova und Thorwaldsen mitteninne; er nahm zuerst und am glücklichsten die von jenem ausgegangene Anregung auf und bildete sie in sinniger Weise, mit zartem Naturverständnis und auch technischem Fleiße fort. Vgl. Grüneisen und Wagner, «D.s Werke in einer Auswahl; mit einem Lebensabriß» (Hamb. 1841).

Dannemarie, Dorf im franz. Depart. Doubs, 11 km südwestlich der Festung Besançon, an der Eisenbahn Belfort-Dijon, wurde geschichtlich namhaft durch ein Gefecht des Deutsch-Französischen Kriegs 1871. Die unter General von Manteuffel in Eilmärschen heranrückende deutsche Südarmee suchte die nach der Schlacht an der Lisaine in südl. Richtung abziehende Armee des Generals Bourbaki von der Richtung auf Lyon abzudrängen und gegen die Grenze der Schweiz zu werfen. Am 23. Jan. 1871 lieferte bei D. die preuß. 14. Infanteriedivision ein siegreiches Gefecht gegen das im Rückzuge begriffene 20. franz. Armeekorps.

Dannemora, Kirchspiel in der schwed. Vogtei Oland des Upsalalän, 46 km nördlich der Stadt Upsala, hat (1880) 1242 E. und ist merkwürdig durch die berühmten Eisengruben, die zu den wichtigsten Schwedens gehören. In einer niedrigen sumpfigen Wiese, umgeben von drei Landseen, wo keine Anhöhe Bergbau vermuten läßt, öffnet sich plötzlich eine Pinge oder offene Tagesgrube, 3000 m lang, bis 650 m breit und bis über 130 m tief, ein fürchterlicher Abgrund, mit schwarzen Felswänden, an denen hier und da noch schwärzere Eingänge zu labyrinthischen Höhlen und unterirdischen Gruben führen. Die Zahl der Gruben ist 79, von denen aber zur Zeit nur 17 bearbeitet werden. Den obern Rand der Kluft überragen, auf Rüstbäume gestützt, Bühnen mit unzähligen Pferdegewinden (Göpeln) zum Hinablassen und Emporziehen der Tonnen, in welchen das Erz heraufgefördert wird und die Bergleute auf- und niedersteigen. Das Erz enthält 20—80, im Durchschnitt 40—50 Proz. reines Eisen, das zu dem vorzüglichsten der Erde gehört und zur Bereitung des besten Stahls angewendet wird. Die Erze von D. sind beinahe phosphorfrei und bedürfen im Hohofen keines Gattierungsmittels. Die Ausbeute betrug 1880 980082 Ctr. Um das Wasser des nahen Grubensees vom Eindringen abzuhalten, hat man große und kostspielige Dammbauten errichten müssen. In der Nähe der Gruben liegen mehrere Eisenhüttenwerke. Das größte derselben und zugleich das größte in Schweden ist Löfsta mit über 1200 E., 33 km nördlich von D. Nur 3 km von D. liegt das sehr bedeutende Österby. Seit 1874 steht D. durch eine Zweigbahn der Upsala-Gefle-Bahn mit dem schwed. Eisenbahnnetze in direkter Verbindung. Eine Bahn in östl. Richtung über Österby und Gimo nach Harg an der Ostsee ist im J. 1878 eröffnet.

Dannenberg, selbständige Stadt in der Landdrostei Lüneburg der preuß. Provinz Hannover, 48 km ostsüdöstlich von Lüneburg, an der Jeetzel und an der Linie Wittenberge-Buchholz der Berlin-Hamburger Eisenbahn, ist Sitz eines Amtsgerichts und eines Kreisamts, hat ein altes Schloß und zählt (1880) 1960 E., welche Messerfabrikation, Bierbrauerei, Möbelfabrikation, Schiffahrt und Getreidehandel treiben. Auf dem alten St. Annenkirchhofe befindet sich der Körner-Stein, auf welchem Theodor Körner das «Lied vor der Schlacht» dichtete, und das Grabdenkmal der nach der Schlacht bei der Göhrde in D. verstorbenen Eleonore Prochaska. D. war einst Hauptort einer Grafschaft. In einem Turme des alten Schlosses saß 1223—25 König Waldemar II. von Dänemark gefangen. Nach dem Aussterben der Grafen von D. kam die Grafschaft 1303 durch Kauf an Lüneburg; 1528 wurde die Reformation eingeführt, und von 1529 bis 1633 hatten hier in einem neuen Schlosse die Herzöge der ältern Linie des lüneburg. Hauses ihre Hofhaltung, welche die Gründer der wolfenbüttelschen Bibliothek waren. Im J. 1636 fiel die Grafschaft an Celle. — Der Kreis Dannenberg zählt auf 1414,6 qkm 53812 E.

Dannenberg (Herm.), namhafter Numismatiker, geb. 24. Juli 1824 zu Berlin, wo er als Landgerichtsrat angestellt ist, erwählte schon frühzeitig die Münzkunde, namentlich die des Altertums und des Mittelalters, zu seinem Lieblingsstudium, beschäftigte sich aber später ausschließlich mit der Erforschung des Mittelalters und ist auch hierfür besonders litterarisch thätig gewesen. Zahlreiche größere und kleinere Abhandlungen von ihm über verschiedene Münzfunde, unedierte Mittelaltermünzen u. s. w. enthalten die «Berliner Blätter für Münz-, Siegel- und Wappenkunde» (6 Bde., Berl. 1863—73), die «Zeitschrift für Numismatik, herausgegeben von A. von Sallet» (8 Bde., Berl. 1874—81) und die «Wiener numismatische Zeitschrift» (12 Bde., Wien 1869—81). Darunter sind hervorzuheben: «Pommerns Münzen im Mittelalter» («Berl. Blätter», Bd. 1, 1863) und «Deutsche Inschriften auf Mittelaltermünzen» («Wiener numismatische Zeitschrift», Bd. 2, 1870). Sein Hauptwerk behandelt die «Münzen der sächs. und fränk. Kaiserzeit» (2 Bde., Berl. 1876), in welchem zum ersten mal in kritischer Weise eine erschöpfende Übersicht über sämtliche in die J. 919 bis 1137 fallende deutsche Gepräge, die in ihren Haupttypen auf 61 Tafeln dargestellt sind, geliefert wird. Mit diesem Werke, das zu den hervorragendsten numismat. Publikationen Deutschlands in der neuern Zeit gehört, hat D. seinen Ruhm als gründlicher und kritischer Münzforscher befestigt.

Dannenberger (Joh. Friedr.), Industrieller, geb. 25. Nov. 1786 in Berlin, arbeitete sich vom Streichjungen in einer Kattundruckerei rasch empor, sodaß er 1807 Kolorist wurde und 1812 ein eigenes Geschäft als Zeugdrucker gründete. Sein Etablissement erhob sich rasch zur Fabrik, die seit 1819 mit Dampfkraft betrieben wurde; auch erhielt D. 1814 ein Patent auf Türkischrot mit Weiß und Applikationsfarben und 1816 ein solches auf Walzendruck. Aus Gesundheitsrücksichten verkaufte er 1838 seine Fabrik. Er trat 1839 in die Direktion der Berlin-Anhalter Eisenbahn, war 1844 Mitglied der Gewerbeausstellungskommission und 1849 Mitglied des Herrenhauses und der Hauptverwaltung der Darlehnskasse. D. starb 25. Febr. 1873 zu Berlin.

Danner (Luise Christine, Gräfin von), Gemahlin König Friedrichs VII. von Dänemark, geb. 21. April 1815 zu Kopenhagen, stammte aus einer bürgerlichen Familie Namens Rasmussen, bildete sich

zur Gouvernante aus und wirkte als solche in mehrern Familien. Später trat sie in das Ballett des Theaters zu Kopenhagen und gewann die Neigung des ehemaligen Buchdruckers, spätern Kammerherrn und königl. Privatsekretärs Berling, mit dessen Unterstützung sie in Kopenhagen einen Putzladen eröffnete. Hier lernte sie der damalige Kronprinz Friedrich kennen, mit dem sie fortan in Verbindung blieb. Nach der Thronbesteigung Friedrichs (1848) stieg ihr Einfluß, und im März 1849 fand bei Hofe ihre Vorstellung als Baronesse D. statt. Am 7. Aug. 1850 wurde sie auf dem Schlosse Frederiksborg von dem Bischof Mynster dem König zur linken Hand angetraut und 1. Jan. 1855 erfolgte ihre Erhebung zur dän. Lehnsgräfin von D. Mit großer Klugheit wußte sie sich dem polit. Parteigetriebe gegenüber zu verhalten und ihren Einfluß bei Hofe und im Kabinett nach verschiedenen Richtungen hin geltend zu machen. Durch die Gunst des Königs erwarb sie allmählich ein großes Vermögen. Bald nach dem Tode Friedrichs VII. (1863) verließ sie Dänemark, zog sich nach Cannes in Frankreich zurück, lebte dann abwechselnd in Dänemark und im Süden und starb in Genua 6. März 1874.

Dannevirke, s. Danewerk.

Dansville, Flecken im County Livingston im nordamerik. Unionsstaat Neuyork, 61 km südlich von Rochester (s. d.) an einem Zweig der Erie-Eisenbahn gelegen, bildet einen Ausgangspunkt des Genesee-Valleykanals und liegt am Eingange des Canaseragathals, eines Arms des Geneseethals. Der gewerbreiche Ort mit fruchtbarer Umgebung zählt 4—5000 E. und ist bekannt durch eine vielbesuchte Kaltwasserheilanstalt.

Dantan (Jean Pierre), genannt der jüngere D., franz. Bildhauer, geb. zu Paris 25. Dez. 1800, Schüler von Bosio, erwarb den großen Preis der Bildhauerei in der pariser Kunstschule und damit das Stipendium für vier Studienjahre in Rom, wo er bereits anfing, originell aufgefaßte kleine Figuren zu verfertigen, welche bekannte Personen seiner Zeit und Umgebung auf geistreiche Weise karikierten, ohne der Ähnlichkeit Eintrag zu thun. Die Zahl solcher Gipsstatuetten vermehrte sich beträchtlich bei der Rückkehr des Künstlers nach Frankreich und bildete sein «groteskes Museum», das fast alle gleichzeitigen Celebritäten umfaßte. Weniger bedeutend sind seine ernstgemeinten Schöpfungen. Es existieren jedoch von ihm verdienstliche Arbeiten höhern Stils, wie die Statue Boieldieus für den Corso in Rouen, die lebensgroßen Büsten des Marschalls Canrobert, sowie die von Rossini, Spontini, Bellini u. a. Er starb 6. Sept. 1869 zu Baden-Baden. — Antoine Laurent D., älterer Bruder des vorigen, geb. zu St.-Cloud 8. Dez. 1798, franz. Bildhauer, hatte ebenfalls Bosio zum Lehrer, war auch Laureat der pariser Kunstschule und Zögling der Französischen Akademie zu Rom. Seine besten Werke, der mit seinem Hunde spielende Knabe (Marmor, 1835), die Tamburinschlägerin (Bronze, 1838), sind stilgemäße, aber kalte Nachahmungen der schematischen röm. Antike, ohne geistige Bedeutung und belebenden Ausdruck. Er starb 31. Mai 1878 zu St.-Cloud.

Dante Alighieri, der größte Dichter Italiens, zugleich einer der größten Dichter aller Zeiten und Völker, war in der zweiten Hälfte des Monats Mai (näher läßt sich sein Geburtstag nicht bestimmen) 1265 zu Florenz geboren. Seinen Vater Aldighiero, einen Rechtsgelehrten, verlor er noch als Knabe; seine Mutter Bella, aus unbekanntem Geschlecht, soll ihn zur Erziehung dem großen Staatsmanne Brunetto Latini, dem ausgezeichnetsten und gelehrtesten Manne seiner Zeit, übergeben haben, dessen Einfluß auf D. ein entscheidender gewesen zu sein scheint. Teils in seiner Vaterstadt unter der Leitung dieses trefflichen Lehrers, teils in Bologna und Padua erhielt D. die ganze gelehrte Bildung seiner Zeit und eignete sich das gesamte Wissen derselben an. Nach einer freilich unverbürgten Nachricht soll er in spätern Jahren in Paris Theologie studiert, ja sogar die Universität Oxford in England besucht haben. Von entscheidendem Einfluß auf seine Geistesentwickelung war der Eindruck, den die schöne Beatrice, die Tochter des Folco Portinari, eines angesehenen florentinischen Bürgers, auf sein Gemüt ausübte. Er lernte sie, die ein Jahr jünger war, in seinem neunten Lebensjahre kennen, sie wurde von da an der Gegenstand seiner reinen, keuschen, idealen Liebe, zugleich die unversiegbare Quelle der dichterischen Begeisterung seines Lebens. Es war ihm jedoch nicht vergönnt, die Geliebte zu besitzen. Dieselbe heiratete einen florentinischen Edelmann, Simone dei Bardi, und starb 1290 in ihrem 24. Lebensjahre. Während ihre Heirat nahezu ohne Einfluß auf den Dichter und seine reine Liebe geblieben zu sein scheint, war dagegen ihr Tod für ihn ein niederschmetternder Schlag. Er betrauerte sie lange und warf sich dann, Trost suchend, mit Eifer auf das Studium der Philosophie, welches den Kampf zwischen Glauben und Wissen in seiner Seele hervorrief. Zwei Decennien hindurch vertiefte er sich in metaphys. und scholastische Untersuchungen, dann kehrte er reuevoll zurück zum christl. Glauben, der ihm in seiner idealen Gestalt in Beatrice erschienen war. Weder das mächtige Feuer der Leidenschaft noch die eifrigen Studien hielten D. ab, seine Pflichten gegen das Vaterland zu erfüllen. Er focht in der siegreichen Schlacht bei Campaldino (1289) gegen die Aretiner und war bei der Eroberung der Feste Caprona (1290) zugegen. Welche bürgerlichen Ämter er früher verwaltet, ist nicht bekannt, wohl aber, daß er, nachdem er zu verschiedenen Gesandtschaften verwendet worden, endlich 1300 die höchste Stufe der bürgerlichen Ehren erstieg und auf zwei Monate zu einem der Priori, d. h. zum Mitgliede der florentinischen Regierung, ernannt wurde, welches Amt nach seiner eigenen Aussage die Quelle seiner spätern unglücklichen Schicksale wurde. Florenz, im ganzen guelfisch, war doch in die zwei Parteien der Weißen und Schwarzen geteilt, wovon diese zu den unbedingten Anhängern des Papstes gehörten, während jene mehr ghibellinisch gesinnt waren. D., welcher, ohne eigentlich Parteimann zu sein, doch mehr den Weißen zuneigte, ging im Sept. 1301 als Gesandter derselben nach Rom, um den offenen und geheimen Intriguen der Schwarzen entgegenzuarbeiten. Allein Bonifaz VIII. hatte bereits den Bruder des Königs Philipp IV. von Frankreich, Karl von Valois, nach Florenz zu kommen veranlaßt, vorgeblich um Frieden zwischen den Parteien zu stiften, in Wahrheit aber, um die Partei der Weißen niederzuwerfen. Die Häuser und Güter derselben wurden der Zerstörung und Plünderung preisgegeben und viele von ihnen, darunter auch D., verbannt.

D. betrat die geliebte Vaterstadt nicht wieder und hat sein Leben von diesem Augenblick an unstet an verschiedenen Orten unter verschiedenen Beschützern

zugebracht. Zunächst begab er sich von Rom nach Arezzo, dem Sammelplatze der verbannten Weißen, und schloß sich eine Zeit lang ihren Versuchen an in der Absicht, die Rückkehr in die Vaterstadt mit gewaffneter Hand sich zu erstreiten. Nachdem diese Versuche fehlgeschlagen, scheint sich D. nach Verona begeben zu haben, wo damals Bartolommeo della Scala herrschte und wo er an diesem, sowie namentlich später an dessen jüngerm Bruder Cangrande großmütige Beschützer fand. Von da an verlieren sich meist die sichern Spuren seines Aufenthalts. Im J. 1306 war er in Padua und im Herbst gleichen Jahres zu Serzena, wo er im Auftrage des Markgrafen Malespina einen Vertrag mit dem Bischof von Luni abschloß; man weiß ferner, daß er im Juni 1307 an einer Versammlung der Weißen zu San-Godenzo im Mugello behufs Fortsetzung des Kriegs gegen Florenz teilnahm. Unsichern Nachrichten zufolge soll er in den ersten Jahren des Exils Paris besucht und sich bis zum Römerzuge Heinrichs VII. aufgehalten haben. Bei der ersten Kunde dieses letztern richtete D. 1310 ein feuriges Schreiben an die Italiener, 1311 ein solches an die Florentiner, die Sache des romantischen Kaisers, von dem er das Heil für sich und sein Vaterland erwartete, zu fördern. Die vergebliche Belagerung von Florenz und der 1313 erfolgte Tod des Kaisers vernichteten seine letzten Hoffnungen. Die letzten Jahre seines Lebens brachte er meist bei Cangrande in Verona, zuletzt in Ravenna unter dem Schutze des Guido Novella von Polenta zu, wo er überhaupt die meiste Zeit seines Lebens nach der Verbannung verlebt haben soll, immerwährend mit der Ausarbeitung seines großen Gedichts beschäftigt. Er starb zu Ravenna bald nach Vollendung desselben 14. Sept. 1321. Das Denkmal, welches ihm Guido in der Franziskanerkirche daselbst errichten wollte, kam nicht zu Stande; dafür ließ Bernardo Bembo, der Vater des Kardinals, die Kapelle, worin die Gebeine des Dichters ruhten, 1483 neu ausbauen und mit einem Sarkophag versehen. Bei Anlaß der 600jährigen Jubelfeier seiner Geburt 1865 wurden ihm in mehrern Städten Italiens Denkmäler errichtet, in seiner Vaterstadt ein von Enrico Pazzi verfertigtes Standbild auf der Piazza della Croce. Von seiner Gemahlin Gemma, aus dem mächtigen Geschlecht der Donati, die er um 1292, zwei Jahre nach Beatrices Tode, geehelicht, hatte D. mehrere Kinder (nach einigen Angaben sechs, nach andern sieben, wieder nach andern nur drei), wovon nur drei, Pietro, Jacopo und Beatrice, ihn überlebt zu haben scheinen. Sein ältester Sohn Pietro (gest. 1364) pflanzte das Geschlecht fort, welches sich bis zur zweiten Hälfte des 16. Jahrh. in Verona erhielt und hier in Ginevra, der Gemahlin des Grafen Antonio Serego, erlosch.

D.s Schriften sind folgende: I. Kleinere Werke («Opere minori», beste Gesamtausg. von Fraticelli, 3 Bde., Flor. 1861—62): a) Das «Neue Leben» («Vita Nuova»), eine poetische Darstellung der Geschichte seiner Liebe zu Beatrice Portinari, aus den Gedichten bestehend, die er während ihres Lebens und nach ihrem Tode dichtete, wozu die prosaische Erzählung der jeweiligen Veranlassung zu denselben gleichsam den Kommentar bildet. Das anziehende Büchlein mag in seiner jetzigen Gestalt um 1300 vollendet worden sein. Es ist mehr als dreißig mal gedruckt worden (beste Ausg. von Giuliani, Flor. 1863 u. 1868; Alessandro D'Ancona, Pisa 1872, und Witte, Lpz. 1876) und in fast alle europ. Sprachen übersetzt (deutsch von Oeynhausen, Wien 1824; Förster, Lpz. 1841; Jacobson, Halle 1877). b) «Lyrische Gedichte» («Il Canzoniere»), eine Sammlung mehrerer Dichtungen erotischen und philos. Inhalts, zu verschiedenen Zeiten entstanden und von ungleichem Werte (gute Ausg. von Fraticelli, Flor. 1861, und Giuliani, Flor. 1863 u. 1868; deutsch von Kannegießer und Witte, 2 Bde., Lpz. 1842; von Krafft, Regensb. 1859). c) «Über die Monarchie» («De Monarchia»), eine in den letzten Jahren des 13. Jahrh. (nach andern bei Anlaß des Römerzugs Heinrichs VII., wieder nach andern in den letzten Jahren des Lebens des Dichters) verfaßte lat. Schrift über das Verhältnis zwischen Staat und Kirche, worin der Dichter die Selbständigkeit des Staats und dessen Unabhängigkeit von der Kirche auf subtile Weise verteidigt (beste Ausg. von Witte, Wien 1874; Giuliani, Flor. 1878; deutsch von Kannegießer, Lpz. 1845; Hubatsch, Berl. 1872). d) «Über die Volkssprache» («De vulgari eloquentia»), eine Art Poetik, in den ersten Jahren des Exils verfaßt. Das Werk war auf mindestens fünf Bücher berechnet, wovon aber nicht einmal das zweite ganz zu Ende geführt wurde (beste Ausg. von Torri, Livorno 1850; Fraticelli, Flor. 1861; Giuliani, Flor. 1878; deutsch von Kannegießer, Lpz. 1845). e) «Das Gastmahl» («Il Convivio»), eine philos. Encyklopädie in Form eines Kommentars zu den philos. Gedichten des Verfassers, sehr gelehrt, das erste Beispiel wissenschaftlicher Prosa in der ital. Sprache und Litteratur, um 1309 verfaßt. Auch dieses Werk ist unvollendet geblieben. Von den 14 Canzonen, die in demselben hätten kommentiert werden sollen, sind nur drei kommentiert worden (beste Ausg. mit umfassendem Kommentar von Giuliani, 2 Tle., Flor. 1875; deutsch von Kannegießer, Lpz. 1845). f) Briefe («Epistole»); es sind deren gegenwärtig 14 bekannt, wovon jedoch einige von zweifelhafter Echtheit. Mehrere sind für die Kenntnis des Dichters und das Verständnis seiner Werke von hoher Wichtigkeit (beste Ausg. von Torri, Livorno 1842; Fraticelli, Flor. 1862; deutsch von Kannegießer, Lpz. 1845). g) «Die Abhandlung über das Wasser und das feste Land» («Quaestio de aqua et terra»), eine 1320 verfaßte Untersuchung der damals vielbesprochenen Frage, ob das Meer irgendwo höher sei als das Land, das daraus hervorragt (Ausg. von Torri, Livorno 1843; Fraticelli, Flor. 1861; Giuliani, Flor. 1881). h) Die «Eklogen», zwei poetische Sendschreiben in lat. Sprache an den Dichter Joh. de Virgilio in Bologna (Ausg. von Fraticelli, Flor. 1861; deutsch von Krafft, Regensb. 1859).

II. Die «Divina Commedia» («Göttliche Komödie»), ein Meisterwerk der Dichtung, noch immer in ihrer Art unerreicht dastehend, ist zunächst die Schilderung des Lebens der Seelen in den drei jenseitigen Reichen und zerfällt demgemäß in drei Teile: die Hölle, das Büßerland und das Paradies. Jeder dieser Teile besteht aus 33 Gesängen; voran geht ein einleitender Gesang, sodaß das Ganze gerade 100 Gesänge umfaßt. Den Namen «Commedia» hat der Dichter selbst seinem Werke gegeben nach dem Brauche seiner Zeit, welche mit diesem Namen jede Dichtung bezeichnete, welche heiter endete, mochte sie auch, wie bei D., im übrigen einen durchaus ernsten Charakter tragen. Das Beiwort divina hat die bewundernde Nachwelt hinzugefügt. In einer visionären Reise gelangt der Dichter, von Virgil, dem

Symbol der weltlichen Autorität, geführt, durch die im Innern der Erde bis zu deren Mittelpunkt trichterförmig sich verengende Hölle und durch den in Terrassen abgeteilten Reinigungsberg, welcher auf der andern Hemisphäre einsam aus den Fluten des Meeres emporsteigt, zum irdischen Paradiese, dem ersten Wohnorte der Menschen. Hier erscheint Beatrice, das Symbol der kirchlichen Autorität, und führt ihn, nachdem er durch Buße und Reue versöhnt worden ist, durch die sieben Planetenhimmel, den Fixsternhimmel und das primum mobile zum ewig ruhenden Sitze der Gottheit oder dem Empiräum. In allen Teilen der von ihm durchwandelten Welten erwecken Gespräche mit bedeutenden, meist erst kürzlich verstorbenen Personen bald die innigste Wehmut, bald grauenvolles Entsetzen und Abscheu, bald werden die tiefsinnigsten Fragen der damaligen Philosophie und Theologie besprochen und gelöst, die bürgerlichen und sittlichen Verhältnisse Italiens, die Kirche und der Staat in ihrer Ausartung mit edelm sittlichen Zorn geschildert, womit das Gedicht zu einem allumfassenden, erhabenen und ergreifenden Zeitgemälde wird. Nach ihrer allegorischen Bedeutung ist die «Divina Commedia» die poetische Darstellung des Wegs, den der sündige Mensch gehen muß, um zur Ruhe und Seligkeit des diesseitigen und jenseitigen Lebens zu gelangen, die Epopöe der menschlichen Erlösung. Die Zahl der Ausgaben derselben belief sich 1882 auf 347, wovon 15 im 15. Jahrh., 30 im 16. Jahrh., 3 im 17. Jahrh., 31 im 18. Jahrh. und 268 im 19. Jahrh. gedruckt wurden. Die wichtigsten darunter sind die vier ältesten, von Foligno, Jesi, Mantua und Neapel aus dem J. 1472 (zusammen in einer Prachtausg. neu herausg. von Lord Vernon, Lond. 1858), die Vindeliniana (Vened. 1477), die Nidobeatina (Mail. 1477—78), die Aldina (Vened. 1502 u. 1515), die Giuntina (Flor. 1506), die der Crusca (Flor. 1595), die Cominiana (Padua 1727), die von Lombardi (3 Bde., Rom 1791 u. öfter), Dionisi (Parma 1795), die dritte der Crusca (2 Bde., Flor. 1837), die von Foscolo (4 Bde., Lond. 1842), Witte (Berl. 1862) und Scartazzini (3 Bde., Lpz. 1874—82). Durch verschwenderische Pracht der Ausstattung ragen namentlich hervor: die von Zatta (mit 110 Kupfertafeln, 5 Bde., Vened. 1757), von Dionisi (3 Bde., Parma 1796), die pisaner (4 Bde., 1804), die mailänder von 1809 (3 Bde.), die florentiner dell' Ancora (mit 125 Kupfertafeln, 4 Bde., Flor. 1817—19), die von Mondovi (1865), von Lord Vernon (3 Bde., Lond. 1858—65) und die neuern mit den Illustrationen von Doré.

Das Gedicht ist außerordentlich oft, nicht allein in alle lebenden Sprachen, sondern auch in verschiedene Dialekte, sowie ins Lateinische, Griechische, sogar ins Hebräische übersetzt worden. Deutschland besitzt gegenwärtig allein einige dreißig Übersetzungen desselben, wovon die älteste von Bachenschwanz in Prosa (3 Bde., Lpz. 1767—69), die jüngste von Bartsch in regelrechten Terzinen (3 Bde., Lpz. 1877). Die getreuesten und besten sind die von Philalethes (König Johann von Sachsen, 3 Bde., Dresd. 1839—49; neueste Aufl., 2 Bde., Lpz. 1877) und Witte (Berl. 1865; 2. Aufl. 1876), beide in reimlosen Jamben. Unter den übrigen sind nennenswert: die von Kannegießer (3 Bde., Lpz. 1814—21; 5. Aufl. 1873), Streckfuß (Halle 1824—27; 9. Aufl., Braunschw. 1871), Notter (2 Bde., Stuttg. 1871—72) und Krigar (3 Bde., Berl. 1870—72, mit Illustrationen von Doré), sämtlich in Terzinen, sowie die in reimlosen Jamben von Kopisch (3. Aufl. von Paur, Berl. 1882) und Blanc (Halle 1864). Die Fülle histor. Beziehungen, sowie namentlich die theol. und philos. Tiefe des Gedichts hat eine fast unübersehbare Menge von Kommentaren und sonstigen Erläuterungsschriften hervorgerufen. Der älteste bekannte Kommentar, von Jacopo della Lana, ist vor 1328, also etwa sechs Jahre nach des Dichters Tode, geschrieben (gedruckt in der Vindeliner- und Nidobeatiner-Ausg. der «Divina Commedia»; neue Ausg. von Scarabelli, Mail. 1865 u. Bologna 1866); etwas jünger und von dem genannten stark abhängig sind der sog. «Antico» oder «Ottimo» (herausg. von Torri, 3 Bde., Pisa 1827—29) und der florentiner Anonymus (herausg. von Fanfani, 3 Bde., Bologna 1866—74). Gegen die Mitte des 14. Jahrh. ist der lat. Kommentar des Sohnes des Dichters, Pietro Alighieri, geschrieben worden (herausg. von Vernon, Flor. 1845). Ein halbes Jahrhundert nach des Dichters Tode schuf seine Vaterstadt einen besondern Lehrstuhl, auf welchen Boccaccio berufen wurde, um die «Divina Commedia» öffentlich zu erklären. Andere Städte, wie Pisa, Bologna, Mailand, folgten diesem Beispiele. Aus diesen Vorlesungen gingen die Kommentare des Boccaccio (beste Ausg. von Milanesi, 2 Bde., Flor. 1863), Francesco da Buti (3 Bde., Pisa 1858—62), Benvenuto Rambaldi von Imola (3 Bde., Imola 1855—56), Guiniforte Barziza (Marf. 1838) u. a. hervor. Dem 15. Jahrh. gehört der geschätzte und vielmals gedruckte Kommentar des Landino an (1. Ausg., Flor. 1481); im 16. Jahrh. haben namentlich Vellutello (1. Ausg., Vened. 1544, seitdem öfters) und Bernardino Daniello da Lucca (Vened. 1568) geschätzte Kommentare verfaßt. Aus neuerer und neuester Zeit sind die bedeutendsten: Lombardi (3 Bde., Rom 1791, seitdem öfters; beste Ausg., 5 Bde., Padua 1822), Tommaseo (3 Bde., Vened. 1837 u. öfters; beste Ausg., Mail. 1865), Bianchi (7. Aufl., Flor. 1868), Fraticelli (3. Aufl., Flor. 1871), De Marzo (3 Bde., Flor. 1864—82) und der das gesamte frühere Material kritisch verarbeitende Kommentar von Scartazzini (in der erwähnten Textausgabe). Was außerdem von Poggiali, Biagioli, Costa, Cesari u. a. für die Interpretation der «Divina Commedia» geleistet worden, ist nicht von Belang. Zur Erklärung der «Divina Commedia» dient vorzüglich Blanc, «Vocabolario Dantesco» (Lpz. 1852), daneben auch Boccis «Dizionario storico, geografico, universale della Divina Commedia» (Rom 1874) u. v. a.

Unter den zahlreichen deutschen Schriften über D. ragen hervor: die Kommentare von Philalethes und Witte, die biographisch-litterarischen Werke von Wegele («D.s Leben und Werke», 3. Aufl., Jena 1879), Scartazzini («D., seine Zeit, sein Leben und seine Werke», Biel 1869; «Abhandlungen über D.», Frankf. 1880) und Scheffer-Boichorst («Aus D.s Verbannung», Straßb. 1882), sowie das Jahrbuch der 1865 gegründeten Deutschen Dante-Gesellschaft (Bd. 1—4, Lpz. 1867—77). Unter den Illustrationen zu D.s Hauptwerke sind die von Flaxman, Genelli, Doré und besonders von Scaramuzza zu nennen. Verzeichnisse der sehr umfangreichen Dante-Litteratur geben de Batines («Bibliografia Dantesca», 2 Bde., Prato 1845—48), Ferrazzi («Manuale Dantesco», 4 Bde., Bassano 1865—71), Petzholdt («Bibliographia Dantea», Dresd. 1872, und

«Catalogus bibliothecae Danteae Dresdensis», Lpz. 1882) und Scartazzini (im 3. u. 4. Bde. des «Jahrbuch der Deutschen Dante-Gesellschaft»). Erschöpfende Auskunft über die gesamte deutsche Dante-Litteratur findet man bei Scartazzini («Dante in Germania», 2 Bde., Mail. 1881—83). Von den ältern Biographen des Dichters sind die bedeutendsten Boccaccio und Bruni; von den neuern Pelli («Memorie per servire alla vita di D.», 2. Aufl., Flor. 1823), Cesare Balbo («Vita di D.», 2 Bde., Tur. 1839) und Fraticelli («Storia della vita di D.», Flor. 1861). Die Vorgänger D.s behandelt das Werk von d'Ancona, «I precursori di D.» (Flor. 1874), das Gesamtgebiet der Dante-Wissenschaft in übersichtlicher encyklopäd. Darstellung Scartazzini, «Dantologia» (Mail. 1883).

Dante da Majano, ital. Dichter, geb. um die Mitte des 13. Jahrh. zu Majano in Toscana, lebte bis gegen das Ende desselben und dichtete eine große Anzahl Lieder, durch welche er sich den Ruf eines der besten Volksdichter seiner Zeit erwarb. Mehrere seiner lyrischen Gedichte sind an eine Sicilianerin, Madonna Nina, gerichtet, angeblich die älteste Dichterin Italiens, in welche er sich verliebte, ohne sie jemals gesehen zu haben, und die sich seine poetische Huldigung so wohl gefallen ließ, daß sie sich ihm zu Ehren «la Nina di Dante» nannte. Andere Sonette richtete D. an die berühmtesten Dichter seiner Zeit, darunter eins an seinen jüngern Zeitgenossen Dante Alighieri. Als Dichter fehlte es ihm an Kraft der Gedanken wie an Zartheit und Eleganz in der Form; er gefiel sich in Künsteleien, zu deren Behuf er sich jede Freiheit mit Sprache und Reim herausnahm. Gedichte von ihm finden sich unter anderm in der Sammlung: «Sonetti e Canzoni di diversi antichi autori Toscani» (Flor. 1527) und in Nanuccis «Manuale della Letteratura Italiana del primo secolo» (Flor. 1856).

Dautier (Henri Alphonse), franz. Schriftsteller, geb. 1810 zu Noyon, hat sich durch mehrere Geschichtswerke, wozu er zum Teil die Materialien auf mehrern im Auftrage der Regierung unternommenen wissenschaftlichen Reisen nach Italien, Deutschland und England sammelte, einen Namen gemacht. Hervorzuheben sind: «Coup d'œil sur l'art chrétien» (1844), «Histoire du moyen-âge» (1852), «Études sur les bénédictins» (2 Bde., 1864), «Les monastères bénédictins d'Italie» (2 Bde., 1866), «L'Italie, études historiques» (2 Bde., 1874), «Les femmes dans la société chrétienne» (2 Bde., 1878).

Dantiscus (Joh.), neulat. Dichter, wurde 1485 zu Danzig geboren. Von seinem Geburtsorte entlehnte er den Namen D., dessen er sich statt seines eigentlichen Namen Flachsbinder bediente. Seine Bildung erhielt er auf der krakauer Akademie. Nachdem er einige Zeit lang zur Verteidigung des Landes im poln. Heere gedient hatte, durchwanderte er Palästina, Syrien, Arabien und Griechenland. Nach seiner Rückkehr ins Vaterland zog er durch seine Gedichte die Aufmerksamkeit des Königs Sigismund I. auf sich, der ihn zu seinem Hofsekretär ernannte. Später trat er in den geistlichen Stand, verblieb aber als Sekretär an der Seite des Königs und begleitete diesen nach Preßburg, wo er sich durch seine Gedichte die Gunst des Kaisers Maximilian I. in dem Grade erwarb, daß er von diesem als Dichter gekrönt und unter dem Namen von Hofen (a Curiis) geadelt wurde. Seine Sprachkenntnisse und sein Geschick zu diplomatischen Geschäften veranlaßten den König von Polen, ihn an den Kaiser Karl V. zu senden. Um 1535 kehrte er, nachdem er noch den Kaiser Karl V. bis nach Spanien begleitet, nach Polen zurück und wurde erst zum Bischof von Culm, dann zum Bischof von Ermeland erhoben. Innige Freundschaft verband ihn mit Kopernikus und Hosius; auch unterhielt er mit den Anhängern Luthers vertrauliche Verbindungen. Er starb 1548. Seine Gedichte, meist Gelegenheitsgedichte über die Zeitverhältnisse (gesammelt von Böhm, Bresl. 1764), zeichnen sich durch reine Latinität und klare Gedanken aus, doch fehlt es ihnen vielfach an wahrer Poesie. Vgl. Czaplicki, «De vita et carminibus Joannis Dantisci» (Bresl. 1855).

Danton (Georges), einer der hervorragendsten Charaktere der Französischen Revolution, geb. 28. Okt. 1759 zu Arcis-sur-Aube in der Champagne, lebte beim Ausbruch der Revolution in Paris als Advokat in unbedeutenden, durch sittliche Zügellosigkeit zerrütteten Verhältnissen. Seine revolutionären Reden im Café Royal und in den Sektionen machten ihn schnell zum Führer der untern Volksmassen, sodaß ihn schon der Herzog von Orléans durch sein Geld und dann Mirabeau zu fesseln und zu benutzen trachteten. Zum Präsidenten des Distrikts der Cordeliers erwählt, stiftete D. mit Desmoulins und Marat, nach dem Vorbilde der Jakobiner, den Klub der Cordeliers, der damals die Radikalsten der Radikalen umschloß. Am 17. Juli 1791 rief er das Volk auf das Marsfeld, um eine Petition für Absetzung des Königs zu unterzeichnen, machte sich dann aber, durch die bewaffnete Macht unter Lafayette vertrieben, fast zwei Monate unsichtbar. Bei den Aufständen vom 20. Juni und 10. Aug. 1792 trieb er vor allen andern die Massen gegen die Tuilerien und zum Umsturz des Throns an. Nach der Augustkatastrophe wurde er zum Justizminister erhoben. Schon waren die fremden Heere über die Grenze gedrungen, und Paris stand in der höchsten Verwirrung, als D. in der Nationalversammlung erklärte, daß Blut und Schrecken allein das Vaterland retten könnten. Er rief einen Verteidigungsrat zusammen, ließ die Waffen wegnehmen, ordnete die Verhaftung aller Royalisten und widerspenstigen Priester an und regte die Versammlung durch die Nachricht auf, daß die Anstalten zur Rettung des Vaterlandes getroffen seien. Am folgenden Tage begannen die sog. Septembergreuel, die von D. selbst organisiert und deren Zweck die Einschüchterung der Ordnungsfreunde bei den bevorstehenden Konventswahlen war. Von der Hauptstadt in den Konvent gewählt, legte D. das Ministerium nieder und betrieb mit Eifer die Verurteilung des Königs. Als die Armee Dumouriez' siegreich in Belgien vordrang, begab sich D. mit Lacroix zu Anfang des J. 1793 dahin, um das revolutionäre Regiment zu befestigen. Staats- und Kirchengüter wurden von ihm zu diesem Zwecke konfisziert und verschleudert, wobei er sich selbst am wenigsten vergaß. Um nach dem Abfalle Dumouriez' die Anklage auf Einverständnis von sich abzuwälzen, trat er im Konvent mit Ingrimm auf und schlug sogar vor, die Provinzen im Falle einer Invasion völlig zu verheeren. Am 9. März 1793 wurde durch ihn ein außerordentlicher Gerichtshof ins Leben gerufen, das spätere Revolutionstribunal. D. war den Girondisten nicht völlig abgeneigt; allein der wiederholte Antrag derselben auf Bestrafung der Septembermetzeleien zwang ihn, sich mit der auf die

pariser Pöbelhefe gestützten Bergpartei zum Sturze der Gironde zu verbinden. Gegen seinen Willen mußten die ausgestoßenen Konventsglieder das Schafott besteigen. Doch konnte er sich darum selbst nicht halten, und obschon er das Gesetz des Maximums sowie die Besoldung der Sansculotten durchsetzen half, sank sein Ansehen täglich. Nach dem Sturze Héberts und seiner Partei wurde von dem eifersüchtigen Robespierre auch D.s Sturz beschlossen. Trotz vielfacher Warnungen verschmähte D., sei es im Gefühle seiner Überlegenheit oder in moralischer Erschlaffung, die Flucht. In der Nacht vom 31. März 1794 wurde er mit Lacroix verhaftet. Am 3. April erschien er vor dem Revolutionstribunal, das ihn beschuldigte, er habe den Herzog von Orléans auf den Thron setzen wollen. Noch einmal erschütterte er die Hörer und die Richter selbst durch seine dröhnende Beredsamkeit, in der er von der Verteidigung zu den härtesten Anklagen seiner Verfolger überging. Schon zögerte das Gericht, als Robespierre schnell im Konvent am 4. ein Dekret durchgehen ließ, das alle Angeklagten, welche die Justiz beleidigen oder ihr trotzen würden, ohne Verhör verdammte; unmittelbar darauf wurde das Todesurteil ausgesprochen. Am 5. April bestieg D. mit Desmoulins und andern Gegnern Robespierres das Schafott. Georg Büchner hat D.s Geschick in einer Tragödie behandelt.

Danubius, bei den Alten Name der Donau.

Danville, Name von zahlreichen Ortschaften in den Vereinigten Staaten von Amerika. Am bedeutendsten unter denselben sind:

1) **Danville**, blühende Hauptstadt des County Vermilion im Staate Illinois am Vermilion-River etwa 200 km südlich von Chicago gelegen, wurde 1828 gegründet und verdankt seine wachsende Bedeutung dem Umstande, daß es an der nordwestl. Grenze der ausgedehnten sog. Central-Kohlenflöze liegt, welche sich, einen Flächenraum von etwa 104590 qkm umfassend, durch die Staaten Indiana, Illinois und Kentucky erstrecken. D. ist daher hauptsächlich Minenstadt und zugleich ein bedeutender Eisenbahnknotenpunkt. Es kreuzen sich hier fünf Bahnlinien, nämlich die Chicago-D.-Vincennes-, die Toledo-Wabash-Western-, die Evansville-Terre-Haute-Chicago-, die Indianapolis-Bloomington-Western- und die Paris-D.-Vincennes-Eisenbahn. Die Stadt hat viele Kirchen und Schulen, zahlreiche industrielle Etablissements und zählte (1870) 4751 und 1880 etwa 10000 E.

2) **Danville**, Hauptstadt des County Montour im Staate Pennsylvanien, an dem Nordarme des Susquehanna und des Pennsylvaniakanals gelegen, mit großen Eisenwerken (Montour Iron Works), zählt (1880) 9863 E. Die Catawissa- und die Lackawanna-Bloomsburg-Eisenbahn berühren D.

3) **Danville**, Städtchen des County Pittsylvania im Staate Virginien am Dan-River und an der Richmond-Danville-Eisenbahn, hart an der Grenze von Nordcarolina in fruchtbarer Gegend gelegen, zählt (1880) 7526 E. Nachdem Richmond am 2. April 1865 von Jefferson Davis verlassen war, wurde D. einige Tage die Hauptstadt der Konföderierten. Von hier aus erließ Davis am 5. April 1865 seine letzte Proklamation.

4) **Danville**, Hauptstadt des County Boyle im Staate Kentucky, mit (1880) 3074 E., darunter viele Schwarze, ist Sitz einer Staats-Taubstummenanstalt, des 1823 organisierten presbyterianischen Centre-College (1879: 8 Lehrer und 85 Studierende) und des theologischen, ebenfalls presbyterianischen, 1853 organisierten Seminars (1879: 4 Lehrer und 22 Zöglinge). Ein Zweig der Louisville-Nashville-Eisenbahn berührt D.

Danz (Joh. Traugott Leberecht), Theolog, geb. 31. Mai 1769 zu Weimar, wo sein Vater Lehrer am Gymnasium war, ging 1787 nach Jena und von da 1791 nach Göttingen, um unter der Leitung Eichhorns, Schlözers, Heynes und Spittlers sich weiter auszubilden. Sechs Jahre lebte er dann wieder in seiner Vaterstadt, wo er als Lehrer am Gymnasium und am Landschullehrerseminar angestellt wurde. Er wurde 1798 Rektor der Stadtschule zu Jena, habilitierte sich aber auch bei der Universität, hielt philol., pädagog. und bald auch theol. Vorlesungen und wurde 1807 außerord. und 1809 ord. Professor der Theologie. Seit 1837 pensioniert, starb er 15. Mai 1851. D. gehört seiner theol. Richtung nach zu den Rationalisten. Unter seinen Schriften sind hervorzuheben: «Lehrbuch der Kirchengeschichte» (2 Bde., Jena 1818—22), «Theol. Encyklopädie» (Weim. 1832), «Universalwörterbuch der theol., kirchen- und religionsgeschichtlichen Litteratur» (Lpz. 1837—43), «Geschichte des Tridentinischen Konzils» (Jena 1846).

Danz (Heinr. Ämilius Aug.), Sohn des vorigen, geb. 11. Dez. 1806, Oberappellationsgerichtsrat und Ordinarius der Juristenfakultät zu Jena, machte sich seit 1831 als akademischer Lehrer, sowie durch eine Reihe von Schriften und verschiedene Abhandlungen in Zeitschriften um das röm. Recht nach allen seinen Entwickelungen in dogmatischer und histor. Hinsicht verdient. Er starb 17. Mai 1881 in Jena. Seine bedeutendsten wissenschaftlichen Arbeiten sind: «Lehrbuch der Geschichte des röm. Rechts» (2 Bde., Lpz. 1840—46; 2. Aufl. 1871—73), «Der sacrale Schutz im röm. Rechtsverkehr» (Jena 1857).

Danzel (Theod. Wilh.), Ästhetiker und Litteraturhistoriker, geb. 4. Febr. 1818 zu Hamburg, besuchte die Schulen daselbst und studierte 1837—41 zu Leipzig, Halle und Berlin Philosophie, sich entschieden dem Systeme Hegels anschließend. Nachdem er 1841 promoviert, widmete er sich einige Jahre in Hamburg kunstphilos. und kunstgeschichtlichen Studien, als deren Früchte unter anderm die Schriften «Über Goethes Spinozismus» (Hamb. 1843), «Die Ästhetik der Hegelschen Philosophie» (Hamb. 1844) und die Abhandlung «Über den gegenwärtigen Zustand der Philosophie der Kunst und ihre nächste Aufgabe» in Fichtes «Zeitschrift» (Bd. 12, 14 u. 15) erschienen. Im Febr. 1845 habilitierte er sich an der Universität zu Leipzig, hatte jedoch vielfach mit Krankheit und ungünstigen Verhältnissen zu kämpfen und starb daselbst 9. Mai 1850. In den letzten Jahren seines Lebens verfaßte D. seine beiden Hauptwerke: «Gottsched und seine Zeit» (Lpz. 1848) und «Gotthold Ephraim Lessing, sein Leben und seine Werke» (Bd. 1, Lpz. 1850; Bd. 2, mit Benutzung von D.s Nachlaß von Guhrauer herausgegeben, 1854; 2. berichtigte und vermehrte Auflage von W. von Maltzahn und R. Boxberger, Berl. 1880—81). Eine Sammlung wertvoller Aufsätze D.s hat O. Jahn («Gesammelte Aufsätze», Lpz. 1855) herausgegeben.

Danzi (Franz), deutscher Musiker, geb. 15. Mai 1763 in Mannheim als Sohn des Violoncellisten Ignaz D., war in der Komposition Schüler von

Abt Vogler und bereits 1779 entstand die erste seiner acht Opern («Kleopatra»). D. war namentlich bedeutend als Dirigent und Lehrer, besonders als Gesanglehrer. Nachdem er sich 1790 mit der münchener Sängerin Margarete Marchand (geb. 1768, gest. 1796), verheiratet hatte, machte er mit dieser mehrere Kunstreisen. In München, Stuttgart und Karlsruhe war er nacheinander Musikdirektor oder Kapellmeister; er starb 13. April 1826 zu Karlsruhe. Außer Opern hat er Musik fast aller Gattungen komponiert, auch eine Reihe von Kirchenwerken.

Seine Schwester Franziska D., geb. 1756 in Mannheim, war eine der ersten Sopransängerinnen ihrer Zeit, die den berühmten Oboespieler Ludw. Aug. Lebrun (geb. 1746, gest. 1790) heiratete, aber schon am 14. Mai 1791 in Berlin starb.

Danzig (poln. Gdansk, lat. Gedanum), Hauptstadt der preuß. Provinz Westpreußen und des Regierungsbezirks Danzig, wichtige Handelsstadt und Festung, liegt an dem Einflusse der kurz vorher durch die Radaune verstärkten Mottlau in die Weichsel, etwa 4 km von der Danziger Bucht, einer weiten halbmondförmigen Einbiegung der Ostsee, welche in ihrem westl. Teile, durch die angrenzenden Höhenzüge und durch die Halbinsel Hela gegen die Einwirkung der Stürme geschützt, den Schiffen eine sichere Reede bietet. Die Weichsel, welche sich bis zum Jahre 1840 in diese Bucht bei Weichselmünde ergoß, hat sich in dem genannten Jahre 8 km oberhalb D. bei Neufähr durch einen Dünendurchbruch einen neuen Ausfluß in die Ostsee geschaffen und dadurch die 12 km lange, jetzt «tote Weichsel» zu einem der Schiffahrt und dem Handelsverkehr sehr erwünschten Binnenhafen gestaltet.

Die innere Stadt wird durch einen imposanten Hauptwall mit 20 Bastionen umschlossen, über den die vielen Türme der Stadt in malerischer Gruppierung hervorragen. Zwischen diesem innern Wall und seinem mit der Mottlau und der Weichsel in Verbindung stehenden Festungsgraben und zwischen der durch die Citadellen des Bischofs- und des Hagelsbergs gekrönten äußern Festungsenceinte breiten sich eine Anzahl moderner Stadtteile aus, unter denen Neugarten mit den in neuester Zeit in schöner Renaissance-Architektur aufgeführten stattlichen Dienstgebäuden der Regierung, des Oberpräsidiums und der westpreuß. Landesdirektion besonders hervorgehoben zu werden verdient. Durch die der Bebauung verschlossenen Festungsrayons von der eigentlichen Stadt getrennt, umgeben diese letztere in weitem Halbkreise die Vorstädte Stadtgebiet, Alt-Schottland, Schidlitz, Langfuhr und Neufahrwasser mit dem freundlichen und vielbesuchten Seebade Westerplate. Neufahrwasser ist der eigentliche Hafen D.s, welcher durch einen 850 m langen Granitmolo vor Stürmen und Versandung geschützt wird. Auf der Spitze des letztern erhebt sich ein eiserner Leuchtturm, der im Vereine mit dem alten auf dem Lande neben der Lotsenstation errichteten Leuchtturm den Schiffern die für die Einfahrt in den Hafenkanal einzuhaltende Richtung kenntlich macht. Die Stadtbefestigung von D. kann jetzt ihre frühere Bedeutung wohl nicht mehr in vollem Umfange in Anspruch nehmen; dagegen ist die Hafenbefestigung infolge der Anlage neuer detachierter Forts allen Anforderungen gewachsen, welche die Verbesserung der Geschütze an moderne Festungen stellt.

D. gehört sowohl wegen seiner Architektur als wegen der landschaftlichen Schönheit seiner Umgebungen zu den interessantesten Städten Deutschlands. Es hat unter allen deutschen Städten, mit Ausnahme Nürnbergs und einiger rhein. Städte, die originellste und am schärfsten ausgeprägte Physiognomie, die mit den massenhaften, meist sehr alten Befestigungen im Einklange steht. Die Bauart ist unregelmäßig und sehr eigentümlich. Den meist engen Straßen kehren die schmalen und tiefen Häuser ihre hohen, durch kunstvolle Steinarbeit oft reich verzierten Giebel zu, deren Spitzen in zierlichen Formen arabeskenartig in die Höhe streben und mit Figuren aus Sandstein gekrönt sind. Im Verhältnis zu seinem Umfange ist D. sehr reich an monumentalen Bauwerken. Unter den Thoren der Stadt sind besonders das stattliche Hohe Thor (von 1588), das reichgeschmückte Langgasser Thor (von 1612) und das einfache, aber imposante Grüne Thor (von 1568) hervorzuheben. Sehenswert sind unter den öffentlichen Gebäuden: das große, im Unterbau got. Rathaus, seit 1379 begonnen, neuerdings im Innern vortrefflich restauriert, mit einem 1556 aufgesetzten, 83 m hohen, zierlichen Turme; der Artus- oder Junkerhof am Langenmarkt, schon zu Anfang des 14. Jahrh. erbaut, 1552 nach einem Brande restauriert, seit 1742 als Börse und zu Versammlungen benutzt, ein schöner Bau mit zahlreichen Kunstwerken, der Marmorstatue Augusts III. von Polen und einem dicht vor ihm auf dem Langenmarkte gelegenen, 1633 erbauten schönen Springbrunnen; das ehemalige Franziskanerkloster, seit 1431 erbaut und seit 1872 restauriert, welches jetzt das städtische Museum mit meist modernen Gemälden und das Schullokal des Realgymnasiums zu St. Johann enthält; das prächtige Zeughaus (von 1605); der uralte, historisch bekannte Ankerschmiedeturm (seit 1864 zu einem Polizeigefängnis eingerichtet); das großartige Mühlenwerk an der Radaune (von 1349) mit 18 Gängen. Unter den 23 Gotteshäusern (14 evang. und 5 kath. Kirchen, 1 evang. und 1 mennonitisches Bethaus, 2 Synagogen) sind hervorzuheben: die 1343–1503 erbaute Oberpfarrkirche zu St. Marien, eine der größten prot. Kirchen überhaupt, 112 m lang, 44 m breit, 30 m hoch, mit einem 75 m hohen unvollendeten Glockenturme und vielen Kunstwerken, darunter das berühmte Danziger Bild (ein Jüngstes Gericht, von Hans Memling), ein meisterhaft geschnitzter Christus am Kreuz und überaus kostbare Glasmalereien (seit 1845); die Katharinenkirche mit Glockenspiel; die in der ehemaligen Jakobskirche installierte Stadtbibliothek; die Johannis- und die Nikolaikirche.

D. ist Sitz des Oberpräsidiums, der Provinzialsteuerdirektion, der Oberpostdirektion und der Landesdirektion der Provinz Westpreußen, der Regierung, des Landratsamts, eines Landgerichts und Amtsgerichts, einer kaiserl. Werft, des 2. Divisionskommandos und vieler Militärbehörden. Es befinden sich in der Stadt ein 1558 gestiftetes Gymnasium mit einer Bibliothek und wertvoller Münzsammlung, zwei Realgymnasien (St. Petri und St. Johannis), eine Handelsakademie (seit 18[illegible]), eine Navigationsschule mit Sternwarte, eine Handwerker- und eine Kunstschule, eine städtische und vier andere höhere Töchterschulen, zwei Mittelschulen, eine Hebammenlehranstalt sowie 15 große Elementarschulen in vortrefflich eingerichteten, neuen

bauten Schulgebäuden; ferner eine Bibliothek mit 100000 Bänden nebst dem reichhaltigen und wichtigen Stadtarchiv, eine naturforschende Gesellschaft (seit 1742), eine physik. und eine litterarische Gesellschaft, ein Kunstverein, der Westpreußische Geschichtsverein ꝛc. Die Stadt ist durch Gas erleuchtet und besitzt eine guteingerichtete Feuerwehr. Bis in die neueste Zeit war D. durch den gänzlichen Mangel an reinem Trinkwasser eine der ungesundesten Städte Deutschlands und namentlich von der Cholera häufig heimgesucht. Durch Aufschluß reicher Quellengebiete in der etwa 20 km entfernten Prangenauer Gegend ist diesem Übelstand jetzt abgeholfen und eine wohlverzweigte Leitung versorgt seit 1868 alle Häuser bis in die obersten Stockwerke mit klarem Trinkwasser. In Verbindung damit wurde eine Schwemmkanalisation der ganzen Stadt ausgeführt, welche nicht nur den Unrat auf kürzestem



Maßstab 1:150.000 Meter

Topographische Lage von Danzig.

Wege aus der Stadt schafft, sondern auch zugleich durch Überrieselung ein weites Dünenterritorium bei Neufähr in Kulturland umwandelt.

Mit Einschluß des Stadtbezirks hat D. (1880) 108551 E., wovon 74833 Protestanten, 30455 Katholiken und 2736 Juden. Haupterwerbsquellen sind Handel und Schiffahrt nebst den daran sich anschließenden Industriezweigen. Unter den Fabrikanlagen nehmen die sehr bedeutenden militär-fiskalischen Etablissements, die Gewehrfabrik und die Artilleriewerkstatt, die erste Stelle ein. Ihnen schließen sich zwei Maschinenbauanstalten und Eisengießereien an. Die großartigen Anlagen der kaiserl. Werft sind für den Bau hölzerner Kriegsfahrzeuge bestimmt, während zwei Privatwerfte neben dem Holzschiffbau auch den Bau eiserner Schiffe betreiben. Die alten danziger Fabrikationszweige, Verarbeitung von Bernstein, Bierbrauerei und Liqueurfabrikation (Danziger Goldwasser), behaupten noch jetzt ihre alte Bedeutung; neu entstanden sind außerdem chem. Fabriken, eine Holzfaserstofffabrik und eine Glashütte. Der Handel ist sehr bedeutend, obgleich D. nicht mehr, wie früher, den gesamten poln. Handel monopolisiert. In den Hafen liefen 1881 von der See her ein: 1640 Segelschiffe von 615254 t und 661 Dampfer von 384647 t; aus liefen seewärts 1711 Segler von 380833 t und 655 Dampfer von 645488 t. Die Weichsel herab kommen jährlich 5000 Schiffe; 3—4000 Kähne gehen stromauf. Die jährliche Wareneinfuhr berechnet sich seewärts auf 50—60 Mill., stromaufwärts auf 30 Mill., per Eisenbahn auf 54 Mill. Mark; die Ausfuhr ebenso auf 50—55, 15—25 und 50 Mill. Mark. Hauptgegenstände der Ausfuhr sind: Getreide (jährlich 2—300000 t zu 1000 kg, meist Weizen, nach Großbritannien, Holland, Belgien u. s. w.) und Holz (Wert der jährlichen Ausfuhr 16—22 Mill. Mark); Hauptartikel der Einfuhr: Heringe (120—130000 t), Salz (7—800000 Ctr.), Steinkohlen (220000 t), Petroleum (250—300000 Ctr.) und Wein. Die Reederei der Stadt betrug (1881) 109 Schiffe mit 44460 t. Zur Belebung des Handelsverkehrs tragen zwei sehr besuchte Messen wesentlich bei. Die Korporation der Kaufmannschaft zählt 300 Mitglieder. Dem lebhaften Handels- und Schiffahrtsverkehr entsprechend, bestehen außer der Börse, einer Reichsbankhauptstelle und der Danziger Privatbank auch Assekuranz-, Kreditanstalten und Aktiengesellschaften jeder Art. Durch Dampfer ist D. zunächst mit Neufahrwasser, Elbing und Stettin, dann aber auch mit allen übrigen Ostseehäfen verbunden; D. ist Ausgangspunkt der Eisenbahnen nach Dirschau und Stolp-Stargard. In der Umgebung D.s sind die Lindenallee nach Langfuhr, der 100 m hohe, mit Anlagen versehene Johannisberg neben dem anmutigen Jäschkenthale, der Bischofsberg, die Hönesche Höhe besuchte Spaziergänge. Etwas weiter entfernt liegen der mit reizenden Anlagen bepflanzte Karlsberg neben dem Freuden- und Schwabenthale, das Kloster Oliva (s. d.)

und das Seebad Zoppot. Zwischen Mottlau und Weichsel erstreckt sich südwärts bis gegen Dirschau hin das fruchtbare, mit 30 Bauerndörfern besetzte **Danziger Werder**. — Der **Stadtkreis Danzig** ist 19,7 qkm groß; der **Landkreis Danzig**, der auf 1056 qkm (1880) 80232 E. zählt, enthält keine Stadt. Der **Regierungsbezirk Danzig** umfaßt 7955,85 qkm, zählt 569181 E. und zerfällt in die sieben Landkreise D., Elbing, Marienburg, Stargard, Berent, Karthaus und Neustadt und die zwei Stadtkreise D. und Elbing.

Geschichte. D.s Entstehung nach Zeit und Namen verliert sich im Dunkel der Vorzeit. Es entstand so allmählich, daß kein bestimmtes Jahr für seinen Anfang anzunehmen ist. Münzfunde bekunden, daß schon zur Zeit der ersten röm. Kaiser an der Stelle des heutigen D. ein Handelsplatz sich befunden hat. Erst 997, in der Missionsgeschichte des Erzbischofs Adalbert, wird es als «Stadt» und mit seinem alten poln. Namen erwähnt. Zur Stadt nach heutiger Auffassung ward D. erst unter den pommerellischen Herzögen um 1260, als lübecker Kaufleute und Schiffer immer häufiger den Platz besucht und infolge dessen Deutsche in großer Anzahl sich dort niedergelassen hatten. In dem großen Streite, der über die Erbschaft der ausgestorbenen pommerellischen Herzöge zwischen dem poln. Könige und dem Markgrafen von Brandenburg entbrannt war, ward D. Besitz des Deutschen Ordens, der die Stadt durch die Gewalt der Waffen und demnächst durch Staatsverträge mit Polen und Brandenburg erworben hatte. Unter dem Orden ward neben diesem ältesten D. ein neues D. 1343 angelegt, das «die rechte Stadt» genannt wurde und noch jetzt so heißt. Diese «rechte Stadt D.» wurde bald der Kernpunkt der ganzen Anlage, von dem aus alle Angelegenheiten geleitet und bestimmt wurden. Immer mehr blühte die Stadt heran, und da sie durch einen Gewaltakt des Deutschen Ordens aufs tiefste gekränkt, durch dessen eigenen Handelsbetrieb in ihrem Gewerbe beschränkt war, so beteiligte sie sich bei dem Abfalle der westpreuß. Stände vom Deutschen Orden in hervorragender Weise. Als diese Ablösung Westpreußens durch den Thorner Frieden 1466 vom Orden selbst anerkannt werden mußte und die westpreuß. Lande unter poln. Oberherrschaft kamen, teilte D. zwar ihr Geschick, hatte sich aber für seine großen Opfer von den poln. Königen durch wichtige Privilegien eine unabhängige Stellung zu verschaffen gewußt, dazu ein großes, fast 900 qkm umfassendes Gebiet erhalten. Die Stadt erlangte damals eine nicht geringe polit. Bedeutung. Mit Energie, Umsicht und selbst, wo es nötig war, durch Kriegführung, hat sie diese Stellung zu behaupten verstanden und dem deutschen Wesen im Kampfe mit dem sie umflutenden Polonismus eine sichere Stätte bewahrt.

Nachdem schon 1523 die reformatorische Bewegung auch in ihr begonnen, ward sie bis 1557 völlig von derselben gewonnen und erhielt in eben dem Jahre vom poln. Könige das Privilegium der freien Religionsübung. Sie hat diese Freiheit 1577 gegen König Stephan Bathory, der ihr sie wieder nehmen wollte, mit Waffen in der Hand siegreich verteidigt. Das Ende des 16. Jahrh. ward nun ihre Blütezeit; damals gaben ihr die reichen und kunstsinnigen Bürger den künstlerischen Schmuck, der sie heute noch ziert. Mit dem 17. Jahrh. änderten sich diese Verhältnisse. Infolge der schwed.-poln. Kriege, der Desorganisierung des poln. Reichs, auch besonderer Unglücksfälle, wie der Pest von 1709, welche in der Stadt allein 24500 Personen hinraffte, nahm Handel und Wohlstand ab. Die Zustände verschlimmerten sich aber noch im 18. Jahrh. Bei den poln. Thronstreitigkeiten, in welche es für Stanislaus Leszczyński Partei genommen hatte, hatte es 1734 eine vom russ. Feldmarschall Münnich geleitete, harte Belagerung zu erleiden, die mit ihrer Eroberung und einer schweren Kontributionsleistung schloß. Bei der ersten Teilung Polens 1772 blieb sie zwar freie Stadt, aber alles umliegende Land bis Thorn hin, die Weichsel und der Hafen kam unter preuß. Herrschaft, der Handel war der Stadt abgeschnitten, und die Macht, sich daraus zu befreien, fehlte ihr. Nachdem König Stanislaus August von Polen erklärt hatte, daß er D. seinem Schicksal überlassen müsse, und nun Preußen dessen Unterwerfung verlangte, kam es zu einem Vertrage, infolge dessen die Preußen 3. April 1793 in die Stadt einrückten, welche 7. Mai dem König Friedrich Wilhelm II. huldigte.

Unter Preußens Herrschaft begann D. wieder aufzublühen, doch nach dem Ausbruch des franz. Kriegs 1806 trafen die Stadt neue harte Schläge. Am 7. März 1807 von dem Korps unter dem Marschall Lefebvre umringt, wurde ihre Einschließung auf der Landseite durch Wegnahme der großen Landzunge Frische Nehrung 20. März vollendet. In der Nacht vom 23. zum 24. April begann das Bombardement der Stadt und dauerte mit Zwischenräumen bis zum 21. Mai fort. Der Mangel an Munition und der vom Feinde beabsichtigte Hauptsturm, der bei der Überlegenheit desselben in seinem Ergebnisse nicht zweifelhaft sein konnte, bestimmten endlich den Gouverneur, Grafen von Kalckreuth, 24. Mai zur Kapitulation. Die Besatzung verließ 27. Mai die Festung mit Kriegsehren und der Verpflichtung, ein Jahr lang nicht gegen Frankreich zu dienen; den Einwohnern aber ward eine Kriegssteuer von 20 Mill. Frs. mit der Bewilligung allmählicher Bezahlung auferlegt. Der Marschall Lefebvre (s. d.) erhielt zur Belohnung für die Einnahme der Stadt den Titel eines Herzogs von D. Durch den Tilsiter Frieden wurde D. als Freie Stadt mit einem Gebiete von 2 Lieues, das die willkürliche Erklärung Napoleons auf das ganze frühere Stadtgebiet ausdehnte, unter Frankreichs, Preußens und Sachsens Schutz anerkannt. Doch konnte es, als franz. Waffenplatz, seiner Unabhängigkeit niemals froh werden, da fortwährend ein franz. Gouverneur, General Rapp, in Garnison daselbst blieb, und durch das Kontinentalsystem der Hauptnahrungszweig, der Handel mit England, zerstört war. D. wurde infolge des russ. Kriegs 31. Dez. 1812 in Belagerungszustand erklärt. Inzwischen gelang es doch den franz. und poln. Truppen des 10. Armeekorps, sich beim Rückzuge in die Stadt zu werfen. Ebenso langten noch Verstärkungen aus Spandau und Magdeburg an, sodaß die Garnison 33000 Mann betrug, als gegen Ende Jan. 1813 das russ. Einschließungskorps, aus 6000 Mann Kosaken bestehend, erschien, welches bald durch ein Korps von 7000 Mann Infanterie und 2500 Mann Kavallerie mit 60 Feldgeschützen, unter dem Generallieutenant von Loewis, abgelöst wurde. Nach dem Waffenstillstande vom 24. Aug. übernahm der Herzog von Württemberg den Oberbefehl der Belagerungsarmee, die nun 28. und 29. Aug.

1., 7. und 17. Sept. und 1. Nov. den Belagerten bei Ausfällen und durch Angriffe die hitzigsten Gefechte lieferte. Erst als ein russ. Geschwader sich von der Seeseite der Stadt genaht und dieselbe gemeinschaftlich mit den Landbatterien, vom 1. Sept. an auch mit Congreveschen Raketen beschossen hatte, auch die zweite Parallele eröffnet worden war, sah sich General Rapp genötigt, die Festung so zu übergeben, daß 1. Jan. alle Polen und Deutsche in ihr Vaterland entlassen wurden, am 2. aber alle Franzosen ausrückten, um als Kriegsgefangene in das Innere Rußlands geführt zu werden. Während dieser elfmonatlichen Einschließung und Belagerung waren in der Stadt 309 Häuser und Speicher niedergebrannt, 1115 Gebäude beschädigt worden und eine Menge Menschen verhungert. Mit dem 3. Febr. 1814 kehrte D. unter Preußens Oberherrschaft zurück. Nur langsam vermochte sich die Stadt unter preuß. Herrschaft von den Folgen der schweren Jahre 1807—13 zu erholen. Die städtische Verwaltung mußte die äußerste Sparsamkeit beobachten, um nur die große Gemeindeschuld verzinsen und tilgen zu können. Erst unter dem Oberbürgermeister von Winter (seit 1863) wurde das Volksschulwesen vollständig reorganisiert, statt der einklassigen Frei-, Armen- und Pauperschulen sind sechsstufige Schulsysteme eingerichtet und vortreffliche Schulgebäude errichtet, die den Verkehr hemmenden sog. Beischläge, erhöhte, mit Geländer umgebene Plätze, vor den Häusern entfernt und namentlich die der Gesundheit der Bewohner gefährlichen Zustände durch die Wasserleitung und die Kanalisation der Stadt beseitigt.

Litteratur. Löschin, »Geschichte D.s« (2 Bde., Danz. 1822); Blech, »Geschichte der siebenjährigen Leiden der Stadt D.« (2 Bde., Danz. 1816); Döring, »Danziger Bilder« (Danz. 1840); Weinreich, »Danziger Chronik« (Berl. 1855); Hirsch, »D.s Handels- und Gewerbsgeschichte« (gekrönte Preisschrift, Lpz. 1858); Löschin, »D. und seine Umgebungen« (4. Aufl., Danz. 1860); Schultz, »D. und seine Bauwerke« (mit 54 Kupfertafeln, 2. Aufl., Berl. 1872); »D. in naturwissenschaftlicher und mediz. Beziehung« (Danz. 1880); Rudolph, »Neuer Führer durch D. und Umgegend« (Danz. 1882).

Danzig (Herzog von), s. Lefebvre (François Joseph).

Danziger Bucht, s. unter Danzig.

Danziger Goldwasser, ein süßer Liqueur, der seit alter Zeit in Danzig bereitet wird und seinen Namen davon trägt, daß ihm eine geringe Menge von zu Flittern zerriebenem Blattgold zugesetzt wird. Er wird gewonnen, indem Feinsprit über ein Gemenge von Pfirsichkörnern, Kalmus-, Galgant-, Veilchen-, Zittwerwurzel, Kardemom, Nelken, Macisblüten, Cubeben, Orangen-, Citronenschalen, Rosmarinkraut und Bisamkörner destilliert und mit Zuckersirup versüßt wird.

Danziger Tropfen, ein ursprünglich in Danzig bereiteter, gewürzhafter Liqueur, auch anderwärts vielfach nachgeahmt.

Danziger Werder, s. unter Danzig.

Daphne, die Tochter des arkad. Flußgottes Ladon oder des thessal. Flußgottes Peneios, wurde von Leukippos, dem Sohne des Königs Onomaos, geliebt. Leukippos verkleidete sich, um der Geliebten folgen zu können, als Jungfrau und mischte sich unter die Nymphen, die Gespielinnen D.s, wurde aber, als die Nymphen auf Veranlassung des Apollon, seines Nebenbuhlers in der Liebe zu D., mit ihm zusammen baden wollten, trotz seines Sträubens entkleidet, dabei erkannt und sogleich von den Nymphen getötet. D. aber verschmähte die Liebe des Apollon und ward, als sie dieser umarmen wollte, auf ihr Flehen in den immergrünen Lorbeerbaum verwandelt. D. ist der Name des Lorbeers, und die Sage erklärt auf diese Weise, warum derselbe dem Apoll heilig war. — D. heißt auch einer der Asteroiden. (S. unter Planeten.)

Daphne, ein prachtvoller Cypressen- und Lorbeerhain, reich an frischen Quellen und in schönster Lage, 80 Stadien (etwa 15 km) im Umfang, bei Antiochien in Syrien, 7½ km von der Stadt, welche durch den Zusatz »bei D.« von andern Städten gleichen Namens unterschieden wurde. Seleucus I. Nikator weihte den Hain Anfang des 3. Jahrh. v. Chr. dem Apollo, dem hier Spiele gefeiert wurden, und im 2. Jahrh. errichtete hier Antiochus Epiphanes einen prachtvollen Tempel des Gottes. D. war der Hauptlustort und zugleich eine Vorstadt Antiochiens. Trotz des Verfalls der Kultur und des Reichtums unter der türk. Herrschaft erregt der landschaftliche Reiz des Ortes, welcher jetzt Bet-el-Ma heißt, noch heute die Bewunderung der Reisenden. Von Altertümern sind nur noch ein paar Grundmauern erhalten.

Daphne, Linnésche Pflanzengattung aus der Familie der Thymeläaceen, besteht aus Sträuchern verschiedener Größe und kleinen Bäumchen, welche eine eigentümlich zähe, halbweiche Rinde, abwechselnd oder quirlförmig gestellte, ganze und ganzrandige, oft lederartige Blätter und end- oder achselständige Blüten mit röhrig-glockigem und vierspaltigem Perigon besitzen und saftige, beerenförmige Steinfrüchte tragen. Viele der über die ganze nördl. Halbkugel verstreuten, besonders aber in Südeuropa und dem subtropischen Asien heimischen Arten haben sehr wohlriechende und zugleich schöngefärbte Blüten, weshalb mehrere zu beliebten Ziergewächsen geworden sind. Die bekannteste Art ist D. Mezereum *L.*, der Kellerhals oder Seidelbast, ein durch ganz Europa in Laubwäldern wachsender kleiner Strauch, dessen rosenrote, stark duftende, an den Seiten des Stengels und der Äste sitzende Blüten vor den Blättern erscheinen. Die scharlachroten Beeren enthalten einen brennendscharfen, blasenziehenden Saft, wie auch die Rinde, welche wegen dieser Eigenschaft als Cortex Mezerei in der Medizin Verwendung findet. In Süddeutschland, den Alpen, Süd- und Westeuropa wächst, ebenfalls an schattigen Orten, der lorbeerblätterige Seidelbast, D. Laureola *L.*, welcher sich durch lederartige immergrüne Blätter, weiße Blüten und schwarze Beeren vom gemeinen Seidelbast unterscheidet. Seine ebenfalls blasenziehende Rinde kommt als Französischer Seidelbast in den Handel. Die in Österreich, Ungarn, Oberitalien, den Pyrenäen und andern Orten wachsende D. Cneorum *L.*, ein zwerghafter Strauch mit immergrünen, linealspatelförmigen Blättern und in endständige Büschel gestellten, rosapurpurnen Blüten verdient noch mehr, als geschieht, in Gärten angebaut zu werden, da sie im Freien aushält. Unter den nur im Gewächshaus zu ziehenden Arten ist die duftende D. odora *Thunbg.* aus Japan, ein Bäumchen mit glänzenden, zugespitzt-eiförmigen, lederigen Blättern und weißen oder rosenroten Blüten, die bekannteste.

Daphnephăgos (grch., «Lorbeeresser»), bei den alten Griechen Beiname der Pythia und anderer Wahrsager, weil dem Kauen der Lorbeerblätter weissagende Kraft zugeschrieben wurde.

Daphnephorien (grch.), ein Fest, welches man im alten Theben alle neun Jahre zu Ehren des Apollo Ismenius feierte. An diesem Feste wurde von einem schönen Knaben (Daphnephoros, d. h. Lorbeerträger) ein mit Lorbeer und Blumenkränzen umwundener Olivenstock mit einer Kugel obenauf, an welcher kleinere Kugeln herabhingen, unter Begleitung einer Prozession in den Tempel des Apollo getragen. Die Kugeln stellten die Sonne, den Mond und die Planeten dar.

Daphnis war nach der von den sicil. Dichtern seit Stesichoros viel behandelten Sage ein Sohn des Hermes und einer Nymphe, welcher seine Herden am Fuße des Ätna weidete. Er entbrannte in Liebe zu einer Nymphe, ward aber derselben später untreu und zur Strafe dafür von ihr des Augenlichts beraubt. Nach Theokrit starb er aus leidenschaftlichem Liebeskummer; nach Ovid wurde er in einen Stein verwandelt. D. galt für den Erfinder der Hirtendichtung.

Daphnogēne, ein Kollektivname, unter welchem Unger die fossilen Pflanzenreste mehrerer Arten aus der Familie der Laurineen zusammenfaßte.

Dapĭfer (lat.), am Hofe der spätern röm. Kaiser der mit der Aufsicht über die Speisen beauftragte Hofbeamte; im Mittelalter soviel wie Truchseß; in akademischen Konvikten der Speisenaufträger.

Daponte (Jacopo), Maler der Venetianischen Schule, s. Bassano.

Daponte (Lorenzo), ital. Operndichter, geb. 10. März 1749 zu Ceneda im Venetianischen, kam in das geistliche Seminar zu Treviso, wo seine Begabung die Aufmerksamkeit des Bischofs erregte, sodaß er bereits 1771 eine Professur in jener Anstalt erhielt. Wegen freisinniger Äußerungen nach kurzer Zeit seines Amts enthoben, wandte er sich nach Venedig. Verschiedene Liebesabenteuer mit vornehmen Frauen, Freigeisterei und satirische Verse auf die Leiter der Republik zogen ihm Verfolgungen von seiten der weltlichen wie der geistlichen Inquisition zu, denen er sich durch die Flucht entzog. Er ging nach Görz und von hier nach Dresden, wo er Operntexte und Psalmen schrieb und an dem Grafen Marcolini einen Gönner fand. Neue Verwickelungen infolge eines Liebesverhältnisses nötigten ihn abermals zum Wechsel seines Aufenthaltsortes. Er ging nach Wien, wo er auf Salieris Verwendung von Joseph II. als Theaterdichter bei der Italienischen Oper angestellt ward. D. verfaßte hier die Texte zu Opern Salieris, Martinis und Mozarts. Von den Texten für Mozartsche Kompositionen haben die «Hochzeit des Figaro» und «Don Juan» seinen Ruf als Dichter von Operntexten begründet. Nach Josephs Tode verließ D. Wien und ging zunächst nach Triest, hierauf nach London, wo er einen Ruf als Theaterdichter an ein ital. Theater erhielt. Doch auch diese Stelle ging ihm bald verloren und er wandte sich 1805 nach Neuyork. Hier machte er als ital. Sprachlehrer viel Glück. Nachdem er seit 1828 eine Professur der ital. Sprache am Columbia-College bekleidet, starb er zu Neuyork 17. Aug. 1838. Außer 36 Theaterstücken und Operntexten gab D. auch mehrere ital. Übersetzungen engl. Werke heraus. Sein bewegtes, abenteuerliches Leben schilderte er in seinen «Memoirs» (4 Bde., Neuyork 1823—27; 2. Aufl., 3 Bde., 1829; deutsch, 6 Tle., Stuttg. 1847).

Dappenthal (Vallée de Dappes), kleines Thal am westl. Abhange des Dôle im Depart. Jura, gehörte seit alten Zeiten zum Waadtland und mußte 1803 an Frankreich abgetreten werden wegen der strategisch wichtigen Straße über den Col de la Faucille von Morey nach Gex. Die von Frankreich zugesagte Entschädigung wurde niemals geleistet, und der Wiener Kongreß (Art. 2 der Erklärung vom 20. März 1815) gab das Thal unter Zustimmung der franz. Bevollmächtigten an die Schweiz zurück. Doch suchte Frankreich später, um Herr der Faucillestraße zu bleiben, eine Verzichtleistung der Schweiz zu erlangen, und 19. Nov. 1815 unterzeichneten Österreich, Großbritannien, Preußen und Rußland eine Erklärung, daß sie die Eidgenossenschaft zu diesem Schritte zu bestimmen suchen würden. Allein diese Erklärung wurde schließlich nicht in den Friedensvertrag aufgenommen, blieb also ohne völkerrechtliche Wirkung, als später die Tagsatzung das Begehren der genannten Mächte entschieden abgelehnt hatte. Von 1815 nun bis 1861 fanden zwischen den beiden zunächst interessierten Staaten unfruchtbare Verhandlungen statt, während Frankreich selten eine Gelegenheit vorübergehen ließ, sich als faktischen Besitzer geltend zu machen. Das D., ungefähr 1250 m hoch, umfaßt etwa 1800 ha und die beiden kleinen Weiler Cressonières und Jacobez. Die Justiz wurde durch die waadtländische Kantonalbehörde ausgeübt, allein der Widerstand Frankreichs verhinderte häufig die Vollstreckung der Urteile. Ein Vorfall des J. 1861 brachte endlich diese Grenz- und Souveränetätsstreitigkeit einer Lösung näher. Das waadtländische Gericht zu Nyon hatte einen Franzosen zu Gefängnisstrafe verurteilt. Als derselbe in Cressonières verhaftet werden sollte, besetzten 27. Okt. den Weiler ein franz. Infanteriepikett und Gendarmen. Der Bundesrat reklamierte durch seinen Gesandten in Paris wegen Gebietsverletzung; aber Frankreich machte seine faktischen Besitzrechte geltend. Indessen kam 7. Dez. 1862 zu Bern ein Vertrag zu Stande, wonach die Schweiz an Frankreich den Teil des D., der die Faucillestraße umfaßt, abtrat, in Auswechselung gegen einen entsprechenden Gebietsteil am Abhange des Noirmont bis zu der waadtländischen Grenze des Jourthals, welchen Frankreich der Schweiz überließ. Vgl. Schulz-Bodmer, «Die Dappenthalfrage» in «Unsere Zeit» (Jahrg. 1859).

Dapper (Oliver), holländ. Arzt und geogr. Schriftsteller, starb 1690 in Amsterdam. Seine bedeutendsten Schriften sind: «Historische Beschryving der stad Amsterdam» (1664), «Herodot van Halicarnassus» (1665), «Beschryving van tweede en derde gezantschap nar China» (1670), «Asia» (1672), «Beschryving van klein Azië» (1677; deutsch von Beer, Nürnb. 1681), «Beschryving van Africa» (1668).

Dapsang nannte Schlagintweit den auf der brit. Landesaufnahmekarte als K^2 bezeichneten zweithöchsten Berg der Erde, welcher in der Kette des Belor-Mus-tagh oder Karakorum, 22 km vom 5600 m hohen Schigar- oder Mus-tagh-Passe entfernt, sich auf der Nordseite des ungeheuern Baltorogletschers, auf der Nordgrenze von Baltistan erhebt. Er hat 8619 m Höhe und ist eine kegelförmige Masse, deren Seiten so steil sind, daß der Schnee auf ihnen nicht lange liegen bleiben kann.

Dar, in der Nubasprache soviel wie Land, Gebiet, daher häufig in Namen von Landschaften in Nubien und im östl. Sudan.

Dārā, s. unter Darius.

Darab oder Derabgherd, bergumschlossener Ort in der pers. Provinz Farsistan, etwa 200 km im SO. von Schiras, am obern Prestaf im SO. des großen Sees Bachtegan. Die Bewohner, etwa 400, worunter 100 Juden, gewinnen Obst, Baumwolle, Weizen, Gerste, besitzen große Dattelgärten und fertigen grobe Webereien. Ehemals stand hier ein Feuertempel. Nahe liegt das in den Fels gehauene Karawanserai Dub, 11 m hoch und 22 m lang; etwa 5 km davon stellt ein in den Fels gehauenes Relief den Sieg des Königs Schahpur aus der neupers. Dynastie der Sassaniden über den röm. Kaiser Valerius (260) dar. Hammer hält D. für das alte Pasargadae, welches Kiepert aber in dem etwas westlicher gelegenen Fāsa erkennen will.

Daraufgabe, s. Arrha.

Darazi oder Darasi (nicht Darari, Muhammed ben Ismail), der Begründer einer Sekte, deren Bekenner sich lange Zeit an der Küste von Syrien und im Libanon festsetzten, war nach der Angabe drusischer Schriftsteller ein Perser, wahrscheinlicher aber ein Türke, welcher als Dai (Missionar) um das J. 407 der Hedschra (1016—17 n. Chr.) nach Ägypten kam. Hier trat er in den Dienst des Kalifen Hakim, und trat öffentlich mit der Lehre auf, daß Hakim Gott und Schöpfer der Welt sei. Er verfaßte zur Begründung seiner Ansicht ein Buch, in dem er darzuthun suchte, daß Adams Seele in Ali ben Abi Tâlib übergegangen sei und daß sie nun in Hakim ihren Sitz habe. Auf diese Weise bemächtigte er sich Hakims, der ihm die Leitung aller Regierungsgeschäfte übertrug. Allein das Volk empörte sich gegen ihn, als er das von ihm verfaßte Buch in der Moschee in Kairo vorlas. Er mußte fliehen und wendete sich, von Hakim mit beträchtlichen Geldmitteln unterstützt, nach Syrien in das Thal Taim-allâh, westlich von Damaskus. Dort fand er viele Anhänger, verteilte Geld unter sie, lehrte sie das Dogma von der Seelenwanderung, erlaubte den Weingenuß und Unzucht, und überließ ihnen die Güter und das Leben derjenigen, welche sich weigern würden, ihren Glauben anzunehmen. Nach den Berichten der Drusen wurde er im J. 410 (1019—20 n. Chr.) mit mehrern Anhängern in einer Schlacht gegen die Türken getötet. (Vgl. de Sacy, «Exposé de la religion des Druzes» (Bd. 1, Par. 1838). [(Dar.).

Dar-Berber, Landschaft in Nubien, s. Berber.

Darboy (Georges), Erzbischof von Paris, geb. 16. Jan. 1813 in Fayl-Billot im Depart. Obermarne, kam 1826 in das Seminar von Langres, wurde 1836 zum Pfarrgehilfen von St.-Dizier ernannt und kehrte 1840 als Professor in das Seminar von Langres zurück. Nach fünfjährigem Wirken (1845) begab sich D. nach Paris, wo er Jan. 1846 zweiter Almosenier des Collège Henri IV., später Examinator der jungen Geistlichen, Schiedsrichter in Gewissenssachen, Protokollführer bei den kirchlichen Konferenzen und den Sitzungen des erzbischöfl. Geheimrats wurde und Nov. 1854 den Titel eines apostolischen Protonotars erster Klasse erhielt. Obgleich kein hervorragender Kanzelredner, wußte er doch die Gunst des Hofs zu erwerben, wurde 1859 Bischof von Nancy und 10. Jan. 1863 zum Erzbischof von Paris ernannt. Er erhielt ferner 8. Jan. 1864 die Würde eines Großalmoseniers des Kaisers und wurde im Aug. 1866 zum Mitgliede des öffentlichen Unterrichtsrats ernannt. Im Vaticanischen Konzil trat D. zu wiederholten malen scharf gegen das Unfehlbarkeitsdogma und für die Rechte der Bischöfe auf, besonders 20. Mai 1870. Als D. nach Vertagung des Konzils auf seinen Sitz zurückgekehrt war, wehrte er sich ferner gegen die Einmischung der päpstl. Gewalt in Sachen seines Sprengels. Während der Belagerung von Paris 1870—71 harrte D. auf seinem Posten aus, sich nur mit der Pflege der Verwundeten und Werken der Mildthätigkeit beschäftigend. Auch die kommunistische Revolution vom 18. März 1871, die vom ersten Augenblicke an sein Leben gefährdete, konnte ihn nicht bestimmen, seinen Posten zu verlassen, und 5. April wurde er von der Commune als Geisel verhaftet. Alle Versuche, seine Freilassung zu erlangen, schlugen fehl, und 25. Mai wurde er mit noch 63 Leidensgenossen im Gefängnishofe von La Roquette erschossen.

Darbysten oder Plymouthbrüder heißen die Anhänger einer zwischen 1820 und 1830 in England gestifteten, dann besonders im Waadtlande verbreiteten religiösen Sekte. Ihr Stifter, John Darby, stammte aus einer angesehenen Familie Irlands, studierte die Rechte und war als Advokat thätig. Plötzlich bekehrt, wandte er sich der Theologie zu und ward Geistlicher der anglikan. Kirche. Ergriffen von Zweifeln an der Rechtmäßigkeit der kirchlichen Ordination und der apostolischen Succession der Bischöfe, erklärte er die bestehenden Kirchengemeinschaften als die «Bileamskirche» und bemühte sich unter Berufung auf das allgemeine Priestertum, die Gläubigen aus allen kirchlichen Denominationen zu freien Vereinen zu sammeln. Mit dieser independentistischen Verwerfung aller kirchlichen Ämter verband er die apokalyptische Erwartung der baldigen Wiederkunft Christi. Darby fand zahlreiche Anhänger unter den erweckten Christen der höhern Stände. Sie nannten sich «Brüder», auch «Brüder in dem Herrn», und weil in der Stadt Plymouth zuerst eine größere Zahl von ihnen sich zusammenfand, «Plymouthbrüder». Auch in London, Exeter und andern Orten bildeten sich ähnliche Gemeinschaften. Von der anglikan. Geistlichkeit bedrängt, begab sich Darby 1838 nach Genf, 1840 nach Lausanne und gewann in dem religiös erregten Waadtlande zahlreiche Anhänger, bis die Gründung der «Freien Kirche» des Waadtlandes (Nov. 1845) die Opposition gegen das Staatskirchentum in andere Bahnen lenkte. In Deutschland haben die D. in Württemberg und im Wupperthal Boden gewonnen; in Frankreich haben sie nur in den Städten einige Anhänger; in England kam die Bewegung ins Stocken. Dogmatische Streitigkeiten über die Sündlosigkeit Jesu drohten die englischen und die waadtländischen D. in zwei feindliche Parteien zu zerspalten, doch hat Darbys Einfluß, solange er lebte, eine Trennung wenigstens verhindert. Nachdem er jedoch 28. April 1882 in der Nähe von London gestorben ist, wird die Spaltung wohl nicht mehr zu vermeiden sein. Abgesehen von der Erwartung der baldigen Wiederkunft Christi und der Verwerfung aller Kirchenämter sind die D. in der Lehre mild calvinisch, im Leben eifrig in Werken. Vgl. Herzog, «Les frères de Plymouth et John Darby» (Lausanne 1845); Darby, «Die Kirche nach dem Worte Gottes» (aus dem Englischen, Tüb.

1850); Citéoule, »Le Plymouthisme d'autrefois et le Darbyisme d'aujourdhui« (Par. 1858); Grunewald in den »Jahrbüchern für deutsche Theologie« (Hamb. 1870).

D'Arcet (Jean Pierre Jos.), franz. Chemiker, geb. zu Paris 31. Aug. 1777, gest. 2. Aug. 1844, Sohn des ebenfalls als Chemiker bekannten Jean D'A. (geb. 7. Sept. 1725, gest. 13. Febr. 1801 als Direktor der Porzellanmanufaktur zu Sèvres), machte die gewöhnlichen mathem. und naturwissenschaftlichen Studien und wurde bereits 1801 als Münzwardein angestellt. Seitdem war er unausgesetzt als technischer Chemiker thätig. Man verdankt ihm namentlich durchgreifende Verbesserungen der Pulverfabrikation, manche Verbesserungen in Zusammensetzung von Bronzen und ähnlichen Legierungen, verbesserte Methoden zum Vergolden der Bronze, in der Fabrikation von Stahlwaren, besonders Waffen, umfänglichere Arbeiten über Darstellung der Knochengallerte, über Verwendung der Knochen als Dünger, über Seidenwürmerzucht und eine ganze Reihe gesundheitspolizeilicher Vorschläge und Einrichtungen in Hinsicht auf Hospitäler und Waschanstalten sowie für Goldarbeiter, Seifenfabriken, Blechhütten u. s. w. Zu seinen wichtigsten Entdeckungen gehört die 1802 eingeführte Scheidung des Goldes vom Silber durch kochende Schwefelsäure, die noch nach seinem Verfahren geschieht.

D'Arcets Metall, eine 1775 von dem ältern D'Arcet entdeckte, leichtflüssige, schon bei 79° C. schmelzende Metalllegierung aus 8 Teilen Wismut, 3 Teilen Zinn und 8 Teilen Blei.

Dardanariat (von Dardanarius, dem Namen eines berüchtigten röm. Kornwucherers) nennt man die Verteuerung von Lebensmitteln und sonstigen gemeinverkäuflichen Waren durch Vorkauf und Aufspeicherung oder auch durch Zurückhaltung eigener Erzeugnisse. Das D. war schon im röm. Rechte mit arbiträrer Strafe bedroht. Die ehemalige deutsche Reichsgesetzgebung bestrafte das D. mit Landesverweisung und Vermögenskonfiskation. (S. auch Aufkauf.)

Dardanellen (im Altertum Hellespont [s. d.]), Seestraße, die das Marmarameer mit dem Ägäischen Meere verbindet und die Taurische von der Balkanhalbinsel trennt. Sie ist etwa 75 km lang, im Durchschnitt 5—6 km, an der schmalsten Stelle nur 1000 m breit. Der Name schreibt sich von der Stadt Dardanus (s. d.) im Gebiet von Troas her. Der engere, 1—5000 m breite, nach Erfindung der gezogenen Kanonen durchgängig beherrschbare, wenn auch nicht allerwärts von Batterien verteidigte, aber jedenfalls militärisch vorwiegend bedeutende Teil der Straße ist deren südl. Hälfte in der Ausdehnung vom Eingang, unmittelbar in der Nähe des Feldes von Troja bis zum Kap Naghara-Burnu. Innerhalb desselben sind vier Engen, als für die Sperre vornehmlich in Betracht kommend, zu unterscheiden. Die erste unmittelbar am Eingang gelegen, wo sich das asiatische und europäische Ufer auf 4250 m annähern. Sodann, als zweite, die 2800 m breite Passage zwischen Kepes- (Dardanos) und Kum-Burnu (nicht zu verwechseln mit Kum-Kaleh); ferner die schmalste Stelle bei Tschanak-Kalessi von genau 1000 m Spannweite. Endlich die letzte Verengung am Kap Naghara; von diesen Engen sind die erste, dritte und vierte durch die Türken seit Jahrhunderten bereits befestigt worden. Es befinden sich nämlich unmittelbar am Eingang auf der europ. Seite die alte terrassenförmig aufsteigende,



Dardanellenstraße (Hellespont).

seit 1881 in Umbau genommene Batterie von Sedil-Bahr, und gegenüber derselben auf dem asiat. Gestade aber das verfallene Schloß Kum-Kaleh, dessen Neubau im Frühjahr 1882 eingeleitet worden ist. Die hierauf folgende zweite Enge von Kepes-Burnu ist nie befestigt gewesen und auch heute noch bestehen für deren spätere Sperrung nur erst Projekte. Auch die engste und darum der Verteidigung die vergleichsweise besten Chancen bietende Passage bei Schanak-Kalessi wurde, bis 1830, nur durch zwei von Mohammed IV. um 1660 erbaute Schlösser, das von Kilid-Bahr auf dem europäischen und Kaleh-Sultanieh auf dem asiat. Ufer, beherrscht. Hier auch fanden später jene Riesenkanonen, von den Türken Kämmerliks genannt, eine Art Kammergeschütze, Aufstellung, die, in den siebziger Jahren des 19. Jahrh. teils eingeschmolzen, teils als Geschenke ins Ausland gesendet worden sind, von denen aber noch elf Stück und unter ihnen das mächtigste, der Haidar-Baba (Vater Haidar), der eine Marmorkugel von 12 Ctr. Gewicht schleudert, in Kilid-Bahr verblieben. Nach 1830 ließ Sultan Mahmud II. unmittelbar südlich vom letztern Schlosse eine neue Batterie, Namasguiah genannt, anlegen und in etwas größerer Entfernung nordwärts von jener eine dritte Namens Degirmen-Burnu-Tabiassi. Auch errichtete der nämliche Herrscher im Bereich der vierten, bis dahin noch unbefestigt gebliebenen Enge, und zwar auf dem europ. Ufer das Fort Boghassy, auf dem asiat. über das von Naghara. Endlich etablierte er in dem Zwischenraum der vorletzten (dritten) und vierten Schmalstelle die beiden kleinern Batterien, Scham- und Kösse-Burnu-Tabiassi, erstere auf der europäischen und letztere auf der asiat. Seite der Meerenge. In die Regierungszeit Sultan Abd-ul-Medschids fällt der Bau von Medschidieh-Tabiassi, eines Werks, das nach dem Befestigungssystem der dritten oder schmalsten Enge von Schanak-Kalessi angehörend, infolge seiner Fähigkeit, ein diese Stelle zu forcieren versuchendes Geschwader zu enfilieren, namentlich zur Zeit der Holzschiffe, eine vorwiegende Bedeutung hatte. Unter Sultan Abd-ul-Assis beschloß die Pforte 1863, auf Anregung des damaligen brit. Botschafters Sir Henry Bulwer, den allmählichen Umbau der infolge der Erfindung der gezogenen Kanonen wie der Panzerschiffe beiden gegenüber fast vollkommen wertlos gewordenen Dardanellenbefestigungen; die bezüglichen Arbeiten wurden im April 1864 begonnen. Danach, bis zum Ausbruch des letzten russ.-türk. Kriegs (April 1877) unter mancherlei Erneuerungen fortgeführt, haben sie das Resultat gehabt, daß die drei Batterien Namasguiah, Medschidieh und Degirmen-Burnu-Tabiassi den Anforderungen unserer Tage entsprechend nahezu fertig gestellt worden sind und auch die Umwandlung des Fort Naghara bedeutende Fortschritte gemacht hat. Die neuesten Bemühungen sind der Befestigung der ersten Enge im modernen Sinne zugewendet.

Die Meerenge der D. hat eine große Rolle in der Geschichte gespielt. Hier, mutmaßlich auf der Schmalstelle von Kap Naghara, schlug Xerxes seine Brücken; und hier setzte Alexander nach Asien über. Im J. 1356 überschritten die Türken die Seestraße zum ersten mal bei Gelegenheit ihres Einbruchs in die europ. Provinzen des griech. Kaiserreichs. Seit Eroberung Konstantinopels haben die D. eine polit. und militärische Bedeutung vorwiegend als das westliche zum Marmarameer und der osman. Hauptstadt führende Seethor gewonnen. Es scheint, daß, bevor noch die engste Stelle von Kilid-Bahr durch dieses Schloß und das von Kale-Sultanieh befestigt wurde, man auf die Sperrung derselben mittels einer schweren, eisernen Kette Bedacht genommen hatte, von der sich heute noch einige Bruchstücke zu Schanak-Kalessi vorfinden. Den ersten Versuch, in die Straße einzudringen, machte der als Admiral in russ. Diensten stehende Engländer Elphinstone 26. Juli 1770 mit drei Linienschiffen und vier Fregatten bei Verfolgung zweier türk. Linienschiffe. Indes scheint er, Kum-Kale und Sedil-Bahr passierend, nur bis Kepes-Burnu gelangt zu sein. Ernster war das Unternehmen des engl. Admirals Duckworth. Derselbe gelangte, von den türk. Batterien bei seiner Durchfahrt 19. Febr. 1807 unbelästigt, 20. Febr. bis nahe vor Konstantinopel, mußte aber, ohne wider die osman. Hauptstadt irgendetwas ausrichten zu können, alsbald die Rückfahrt antreten. Der Dardanellenvertrag vom 13. Juli 1841, welchen die fünf europ. Großmächte mit der Pforte abschlossen und welcher durch den Pariser Frieden vom 30. März 1856 im wesentlichen bestätigt wurde, setzt fest, daß kein nichttürk. Kriegsschiff ohne ausdrückliche Bewilligung der osman. Regierung in die Meerenge einlaufen und sie passieren darf. Auch Handelsfahrzeuge fremder Nationen unterliegen insofern der türk. Kontrolle, als die Passage der Schmalstelle von Schanak-Kalessi ihnen bei Nacht untersagt ist und sie überhaupt nicht nur gehalten sind, ihre Pässe vorzuweisen, sondern auch eine Leuchtturmsgebühr zu zahlen. Der Londoner Vertrag vom 13. März 1871 bestätigte das Prinzip der Schließung der D. nach Maßgabe des Vertrags vom 30. März 1856.

Dardaner, im Altertum ein wahrscheinlich zur thraz. Gruppe gehörendes kriegerisches Volk, welches auf dem südl. Hochland von Mösien, im obern Gebiet des Flusses Margus (jetzt Morawa) wohnte und den Macedoniern unter den Antigoniden, und noch später den Römern bis zur Kaiserzeit durch seine Raubzüge lästig, später aber vollständig romanisiert wurde. Seit Diocletian tritt ihr Name wieder amtlich auf in dem Namen der Provinz Dardania, mit der Hauptstadt Naissus (jetzt Nisch), dem Geburtsort Konstantins des Großen. Zu Dardania gehörte auch der Distrikt Vederiana mit der Stadt Tauresium, der Heimat der oström. Kaiser Justin I. und Justinian I.

Dardania, s. unter Dardaner.

Dardaniden, s. unter Dardanus.

Dardănus, im Altertum eine äol. Stadt am südl. Hellespont, in welcher der Name des mit den Troern eng verbundenen, nach der Sage von Äneas beherrschten Volks der Teukrer oder Dardaner (im östl. Binnenlande von Troas) fortlebte. Nahe dem Kap Dardanion und der Mündung des Rhodios, ziemlich auf halbem Wege zwischen Abydos und Ilion belegen, erfreute sich D. später seitens der Römer einer ähnlichen Pietät wie Ilion. Von D. ist auch der moderne Name der Dardanellen ausgegangen, mit welchem die Ortschaften auf beiden Seiten des engsten Teils des Hellespont und dieser selbst schon in spätbyzant. Zeit bezeichnet wurden. Historisch bekannt ist D. durch den 84 v. Chr. hier geschlossenen Frieden Sullas mit Mithridates.

Dardănus war nach der Ilias ein Sohn des Zeus und Gründer der in vorhistorischer Zeit zu

Grunde gegangenen Stadt Dardania im idäischen Gebirge, welche unweit der später gegründeten Stadt Dardanus (s. d.) lag. Nach spätern Dichtern war seine Mutter die Plejade Elektra in Arkadien oder in Samothrake. Sein Sohn war Erichthonios, der Vater von Tros, des Ahnherrn der Troer und Großvater von Ilos (dem Gründer von Ilion), Assarakos und Ganymed. Ilos' Sohn war Laomedon, dem Poseidon und Apollon Pergamon, die Burg von Troja, erbauten, und dieser endlich war Vater des Priamus. Von D. nannte man das Geschlecht die Dardaniden.

Dardesheim, Stadt im Regierungsbezirk Magdeburg der preuß. Provinz Sachsen, Kreis Halberstadt, am Westende des 305 m hohen Huywaldes, zählt (1880) 1482 E., welche Ackerbau treiben und die umliegenden Steinbrüche bearbeiten.

Dardistân, d. h. das Land der Darden, oder Jaghistân, d. h. das Land der Rebellen, ist die Bezeichnung für die Gesamtheit der kleinen, im westl. Himalaja, westlich von der Umbiegung des Indus nach Süden gelegenen Gebirgsstaaten, namentlich Kafiristan, Tschitral, Kohistan, Dardistan, Ghilgit, Swat, Bunair u. s. w., teils Republiken, teils Fürstentümer. Die Darden oder Dardu, arischen Stammes, sind breitschulterig und gut proportioniert, mit schwarzem, auch braunem Haar und braunen Augen. Sie waren früher Buddhisten und sind jetzt schiitische Mohammedaner; ihre Sprache in vielen Dialekten gehört der ind. Familie an, doch bedienen sie sich der pers. Schrift. Die Bemühungen der Fürsten von Kaschmir, D. zu erobern, sind ohne Erfolg geblieben.

Dardschiling, ein Distrikt der indobrit. Präsidentschaft Bengalen, zur Division Katch-Behar der Lieutenant-Gouverneurschaft der Untern Provinzen gehörig, mit einem Areal von 3196 qkm und einer Bevölkerung von (1872) 94 712 Seelen, grenzt südlich an den Distrikt Katsch-Behar, nördlich an Sikkim, westlich an Nepal und östlich an Bhopal und ist auf der untersten Stufe der südl. Vorberge des Himalaja in der Höhe von 1670—2000 m gelegen. Das Land wird in unregelmäßiger Weise von niedrigen, bis zu ihren Gipfeln dicht mit Wald bedeckten, hauptsächlich aus Gneis bestehenden Gebirgsrücken durchzogen. Berühmt und oft genannt ist D. wegen des daselbst unter 27° 2' nördl. Br. und 82° 19' östl. L. von Greenwich auf 2400 m Meereshöhe gelegenen, großartigen Sanitariums, das in erster Stelle für kranke und rekonvalescente Militärpersonen bestimmt ist, aber auch vielfach von andern Personen besucht wird und durch die ungemeine Salubrität seiner Lage für die vorzüglichste aller klimatischen Heilanstalten in Britisch-Indien gehalten wird. Vor dieser Anstalt stehend genießt man bei der außerordentlichen Klarheit und Durchsichtigkeit der Luft in dieser Gegend, wenn man das Gesicht gegen Norden wendet, einen wunderbar schönen Blick über sieben sich hintereinander und eine jede höher als die vorhergehende erhebende, grün bewaldete parallele Ketten der südl. Vorberge des Himalaja auf den 8592 m hohen Kintschinjinja und andere von den mit ewigem Schnee und Eis bedeckten riesigen Spitzen dieser Gebirgskette. Auch die verhältnismäßige Nähe von Kalkutta und die geringe Mühe, von dort sowie überhaupt von Bengalen aus D. zu erreichen, trug dazu bei, 1835, als die ind. Regierung beschlossen hatte, ein militärisches Sanitarium für Bengalen zu stiften, die Wahl der Stelle hierfür auf D. hinzulenken. Damals war der Radscha von D. noch einer der kleinen Vasallen des Britisch-Indischen Reichs. Er zeigte sich aber bereit, das Terrain für das Sanitarium abzutreten, und die engl. Regierung sicherte ihm für diese Bereitwilligkeit ein Jahreseinkommen von 3000 Rupien zu, welche Summe einige Jahre später verdoppelt wurde. Der Radscha verlor dieses Einkommen jedoch 1850 wegen Beleidigung engl. Unterthanen. Seitdem hat das Sanitarium zu D., wo ein kürzerer oder längerer Aufenthalt sich namentlich bei chronischen klimatischen Krankheiten überaus heilsam erwies, fortwährend Erweiterungen und Verbesserungen erfahren, sodaß diese Anstalt jetzt als eine ebenso großartige als mustergültige dasteht.

Dar-el-Bêda, gewöhnlich Casablanca, Küstenort in Marokko, zwischen Rabât und Azemmur, in 33° 37' nördl. Br., ein Hauptverkehrsplatz des Landes mit den Europäern, von Mauern umgeben, mit 8500 E. (6600 Mauren, 1800 Juden und 100 Europäer). Der Ort wurde zu Anfang des 16. Jahrh. von den Portugiesen gegründet und hat durch den Handel seit 1855 ein europ. Ansehen gewonnen. Den Hafen besuchten 1880 120 Schiffe mit 68 459 t.

Daremberg (Charles Victor), franz. Arzt und Gelehrter, geb. 14. April 1817 zu Dijon, promovierte 1842 in Paris, wurde 1844 Bibliothekar der dortigen Académie de médecine, 1850 der Bibliothèque Mazarine, und hielt seit 1864 Vorlesungen über Litteratur und Geschichte der mediz. Wissenschaften. Unter seinen Schriften sind, außer einigen Übersetzungen aus dem Deutschen, anzuführen: «Oeuvres choisies d'Hippocrate» (franz., Par. 1843, 1855), «Oeuvres complètes d'Oribase» (griech. Text, franz. Übersetzung und Anmerkungen, 4 Bde., Par. 1853—62), «Oeuvres médicales et philosophiques de Galien» (1854 fg.), eine kritische Ausgabe des mediz. Werks von Celsus (Lpz. 1859; in der Teubnerschen Sammlung), «Oeuvres médicales de Rufus d'Ephèse» (1860). Die Geschichte der Medizin bereicherte er durch: «Histoire des sciences médicales» (Par. 1870) und «Cours sur l'histoire de la médecine et de la chirurgie» (Par. 1872). D. starb zu Mesnil-le-Roi 24. Okt. 1872.

Dares, der Phrygier, wird als Verfasser der Schrift «Historia de excidio Trojae» genannt, die nach Angabe des vorgesetzten Briefs an Sallust durch Cornelius Nepos aus dem Griechischen übertragen sein soll, aber offenbar ein Produkt der spätesten Zeit, wahrscheinlich des 5. Jahrh., ist. Der Verfasser desselben behauptet, sein griech. Original sei von dem in der Ilias erwähnten trojanischen Priester des Hephästos, D., verfaßt. Ob ihm ein griech. Original vorlag, ist streitig. Nach einigen schöpfte D. aus einer griech. Quelle, nach andern lag ihm ein ausführlicheres lat. Werk vor. Bedeutung hat das Schriftchen dadurch gewonnen, daß es für die zahlreichen Bearbeitungen der Sage von Troja im Mittelalter sowohl in lat. als roman. und deutscher Sprache vorzugsweise den Stoff lieferte. Die besten Ausgaben lieferten Dederich (Bonn 1835) und Meister (Lpz. 1873). Vgl. Dunger, «Die Sage vom Trojanischen Krieg in den Bearbeitungen des Mittelalters» (Dresd. 1869); Joly, «Benoît de Sainte-More et le roman de Troie» (Par. 1870); Körting, «Diktys und D.» (Halle 1874).

Dareste de la Chavanne (Antoine Elisabeth Cléophas), franz. Historiker, geb. zu Paris 26. Okt. 1820, war Lehrer der Geschichte in Versailles, [illegible]

und Paris, dann Professor an den Fakultäten zu Grenoble und zu Lyon, endlich Rektor der Akademie in letzterer Stadt; 1878 wurde er wegen seiner klerikalen Haltung zur Disposition gestellt. Er starb 8. Aug. 1882 zu Lucenay les Aix. Seine Schriften sind: «Éloge de Turgot» (1846), «Histoire de l'administration en France depuis Philippe Auguste» (1848); «Histoire des classes agricoles en France depuis Saint-Louis jusqu'à Louis XVI» (1853; 2. Aufl. 1858); «Histoire de France depuis ses origines jusqu'à nos jours» (8 Bde., 1865—73, von der Französischen Akademie preisgekrönt). — Sein Bruder, Rodolphe Madeleine Cléophas D. de la Chavanne, geb. 26. Dez. 1824 zu Paris, hat sich um die Rechtsgeschichte große Verdienste erworben; er besuchte die École des Chartes und die Rechtsschule, wurde Advokat im Staatsrat und 1877 Rat am Cassationshof; seit 1878 ist er Mitglied des Instituts. Von seinen zahlreichen Schriften sind hervorzuheben: «Essai sur François Hotman» (1850), «Code des pensions civiles» (1854), «Origines du contentieux administratif en France» (1862), «Du prêt à la grosse chez les Athéniens» (1867), «Traité des lois de Théophraste» (1870), u. s. w.

Daret (Pierre), franz. Kupferstecher, geb. in Paris um 1604, betrieb anfangs die Malerei, deren klassische Vorbilder er in Italien kennen lernte, wendete sich in der Folge aber fast ausschließlich dem Fache des Stechers zu. Seine Blätter haben die Vorzüge solider und bestimmter Behandlung, sind aber zuweilen nicht frei von Härte. Er vervielfältigte Originale von van Dyck, G. Seghers, Carracci, Lesueur, Caravaggio, Baroccio u. s. w. D. starb 29. März 1678 in Château Luque.

Darfertit oder Dschenakhêra, Land in Innerafrika, südlich von Darfor und nördlich von den Niam-Niam gelegen, vom Gazellenflusse und Abu-Dinga oder Bahr-el-Arab bewässert. Nach Schweinfurth, der es als erster Europäer Dez. 1870 bis Febr. 1871 durchreiste, ist es eine fast unbewohnte Wildnis und ein Hauptbereich des Sklavenhandels, dessen ursprüngliche Bevölkerung so ziemlich ausverkauft ist. Schon seit langer Zeit haben die Sklavenhändler (Dschellabahs) das Gebiet des Gazellenflusses heimgesucht; einige derselben haben sich darin festgesetzt und ausgedehnte Niederlassungen, sog. Dehnes (Städte) als Depôts für ihre schwarze Ware gegründet. Allmählich schlossen sich ihnen die Elfenbeinjäger mit ihren bewaffneten Banden an, und damit wurden die vereinigten Dehnes und Seribas die Marktplätze des Sudan. Schweinfurth hat im Fertit fünf solcher Handelsplätze kennen gelernt. Mit dem Namen Fertit bezeichnet man wohl alle heidnischen Völker im Süden von Darfor, insbesondere nennen die Fori und Baggâra die Kredystämme als Volk zum Unterschiede von den Niam-Niam Fertit. Mit demselben Namen bezeichnet man im Sudan auch den Guineawurm, wahrscheinlich weil diese Negerstämme besonders dieser Plage ausgesetzt sind. In ethnogr. Beziehung bietet D. ein seltenes und wunderliches Völkergemisch: im Westen neben den Bongo finden sich Golo und Sere, noch westlicher und sonst überall gruppenweise verteilt die Kredy, entschieden die häßlichsten von allen; am häufigsten trifft man Nduggo, weiterhin Yongbongo und Beia. Schweinfurth nennt ferner die Baggâra-el-Homo, die Manga, die Benda, die Abu-Dinga, Abyah, Marah. Der Bahr-el-Arab oder el-Aba oder Salongo soll vom Berglande Schale im westl. Fertit herkommen, wo eine Tagereise östlich von den Bergen ein großer Ort mit gemischter Bevölkerung, Hofrat-en-Nahas, in einer von isolierten Bergen umgebenen, wasserreichen und sehr fruchtbaren Ebene unter 9° 48′ nördl. Br. und 24° 5′ östl. L. von Greenwich liegt. Die Kupfergruben, 1 km südwestlich von diesem Orte, sind weithin bekannt. Der Erzgang erstreckt sich von Nordwest nach Südost und ist auf eine weite Strecke sichtbar, da er 60 cm über die Oberfläche des Bodens emporragt, doch werden nur die reichsten Teile des Erzganges ausgebeutet. Das Land ist Ägypten unterworfen und gehört zur Mudirieh Schegga.

Dârfôr oder Dârfûr, d. h. Land Fôr oder Fûr, ägypt. Besitzung im östl. Sudan (Centralafrika), ungefähr 220000 qkm groß, zwischen 10 bis 16° nördl. Br. und 39 bis 45° östl. L. gelegen, ist im O. durch eine 2 Tagereisen breite, wasserlose, mit Buschwerk bedeckte Steppe von Kordofan, im W. durch eine 15—25 km breite Waldwüste von Wadaï getrennt, grenzt im S. an Darfertit und geht im N. in die Wüste Sahara über. Das Land hat die Natur eines Oasenlandes. Den Kern der Wüsteninsel bildet der Dschebl-Marra, eine von N. gegen S. vier Tagereisen und von W. nach O. zwei bis drei Tagereisen weit streichende, aber sehr zerrissene granitische Gebirgskette vulkanischen Ursprungs von 1300—1830 m Höhe. Auf dieser entspringt eine große Menge von Quellen, Bächen und Flüssen, namentlich immerfließende in 1200 m Höhe, die sich im N. und NO. zum Wadi-el Melk vereinen, welches oberhalb El-Dabbeh in den Nil mündet; im O. nimmt das Wadi-el Koh alles Wasser auf und verliert sich dann in der weiten Ebene im S.; im W. bilden die Gewässer das Wadi Barreh oder Turah und das Wadi Azum, die in das Wadi Cadja münden, das sich südwestlich in Wadai in einen See ergießt. Die Brunnen sind im O. sehr tief, selbst bis 70 m, in Fascher findet man schon in 10 m Tiefe Wasser. Der Boden wird durch die fließenden Wasser und die 75 Tage (Juli bis Ende September) dauernde Regenzeit hinlänglich bewässert, sodaß Landbau und Viehzucht von Natur begünstigt erscheinen. Das wasserreiche Gebirge bietet fruchtbare Thäler, in denen man viel Weizen, Datteln, Reis, Bananen, Citronen, Zwiebeln, Gurken, roten Pfeffer, Koriander, Hanf, Tabak, Baumwolle, trefflichen Honig u. s. w. gewinnt. Auch Eisenerz ist vorhanden und wird ausgeschmolzen. Salz liefert der salzhaltige Boden, das meiste muß aber eingeführt werden. Die östl. Ebene Gize, d. h. Sandland, mit rotem Sand bedeckt, ist der gesündeste Teil des Landes; hier wird hauptsächlich Getreidebau getrieben. Der Westen und Süden D.s ist überall fruchtbares Land, letzterer indes wegen seines nassen Thonbodens ungesund. Osten und Norden sind spärlich bewohnt, der Nordosten fast ganz unbewohnt. Der ergiebigste und bewohnteste Teil ist die gebirgige Mitte, und hier werden die terrassierten Bergabhänge mit erstaunlicher Sorgfalt bearbeitet. Die reichen Weiden an den Bergabhängen nähren große Herden Kamele, Rindvieh, Ziegen und Schafe, auch Pferde; aber Löwen, Panther, Hyänen, Rhinocerosse machen das Land unsicher. Neben diesen gibt es Affen, wilde Ochsen, Füchse, Gazellen, Hasen, Strauße u. s. w.

Die Zahl der Einwohner beträgt nach Nachtigal 4 Mill. Die eigentlichen Fori oder Gondjaren

(Kundscharen), wonach das Land zuweilen auch **Dar-Gondjara** genannt wird, erscheinen nicht negerartig, sondern haben straffes Haar, dünne Lippen, ein intelligentes Gesicht (vgl. Tafel: Afrikanische Menschenstämme, Fig. 5). Sie sprechen eine stark mit arab. Elementen versetzte Sprache, sind eitel, hochmütig, unzuverlässig, heimtückisch und gegen Fremde äußerst feindselig. Die wohlhabenden Bewohner des Berglandes, im Besitz ansehnlicher Herden, sind roh, dem Trunk ergeben und ungastlich, aber sehr reinlich, fleißig und fanatisch fromm; der Grad von Bildung ist erstaunlich viel höher als in Nubien. Die Bewohner der Ebene, ein Gemisch von Fori und Arabern, sollen an Trägheit, Schmutz und Unterwürfigkeit den Fellah in Ägypten gleichen. Im O. wohnen hauptsächlich Tukruri und Berti, nördlicher Homr-Araber, im S. Tukruri und Araber gemischt, im Marra-Gebirge ausschließlich For; im W. wohnen nördlich Araber, daran schließen sich Tukruri, dann Massalit und endlich Baggara; von Faschèr im N. Ziadia-Araber, südlich Fellatah. Einen großen Teil der Bewohner der Nordprovinzen bilden die Zoghawa, nomadisierende Neger, und im W. sind die zum Teil nicht unterworfenen Neger Massalit zahlreich, von denen einige, wie die Massalit Ambus, noch Menschenfleisch genießen. Auch die meist nomadisch lebenden Araber sind sehr zahlreich. Die Araber haben sich durchschnittlich rein und unvermischt erhalten und unterscheiden sich durch helle Farbe und regelmäßige Züge von den andern Bewohnern. Die herrschende Religion ist der Islam, der sich seit der Mitte des 18. Jahrh. hier festgesetzt hat. Die Industrie erscheint nicht unbedeutend; für die meisten ihrer Bedürfnisse sorgt die Thätigkeit im Lande. Außer Ackerbauern und Gärtnern gibt es Spinner, Weber, Färber, Gerber und Schmiede, und man fertigt Lanzenspitzen, Pfeile, Bogen, grobe Ackergeräte, treffliches Leder, Baumwollstoffe u. s. w. Außerdem bildet der Handel einen bedeutenden Nahrungszweig, da D. ein wichtiger Stapelplatz für den Sudanhandel ist. Große Karawanen gehen besonders nach Osten über Kordofân nach dem ägypt. Sudân. Die Ausfuhr besteht in Elfenbein, Gummi, Straußfedern, Tamarind, Ochsenhäuten, Kupfer aus den südlich von D. gelegenen Ländern. Dem Sklavenhandel ist durch die Eroberung des Landes durch die Ägypter ein Ziel gesetzt. Als Landesmünze dienen Stücke schlechten Baumwollzeugs. Auf D. waren H. Barths weitere Reisepläne über Wadaï hinaus gerichtet. Doch der Sultan gestattete keinem Weißen den Eintritt in sein Land; und war ein solcher hineingelangt, so ließ er ihn nicht wieder hinaus. Deshalb mußten auch die Expeditionen (z. B. von Kinzelbach und Munzinger 1862, die in Kordofân Halt machten) zur Aufsuchung des in Wadaï verschollenen Eduard Vogel aus Leipzig von dieser östl. Seite her aufgegeben werden. Dagegen verweilte der Reisende Nachtigal auf seiner Reise von Wadaï nach Ägypten hier 1873—74.

Seit 1791 war die Residenz und Hauptstadt des Landes El Faschèr, am Teich Tendelti in 717 m Höhe gelegen, drittehalb Tagereisen direkt östlich vom Fuße des Marra-Gebirges, früher Kinébo genannt; dieselbe liegt in einer sandigen, von einem Bache durchflossenen Ebene und wurde nach ihrer Zerstörung im Kriege 1874 neu aufgebaut. Die Ägypter haben hier ein eigenes Quartier, mit Thonmauer und Gräben, Berggeschützen und Mitrailleusen. Eine Tagereise nordwestlich von El Faschèr liegt Kobeh, ehemals ein wichtiger Handelsplatz, jetzt verfallen, mit 3—4000 E.; der Ort war früher das Centrum des Karawanenhandels, der von hier aus nordwärts über den Marktort Sweini oder Suene nach Ägypten, ostwärts über El-Obêd in Kordofân nach Nubien u. s. w., westwärts über den starkbevölkerten Handels- und Manufakturplatz Kablabia (in 1007 m Höhe) nach Wadaï betrieben wurde. Der eigentliche Begründer des Reiches D. ist Delil oder Dali, um 1500, der die ersten Gesetze feststellte. Der Islam wurde unter Soliman Solon (1596—1637) eingeführt. Bekannt ist in der Geschichte der Sultan Abd-er-Rahman-er-Raschid, welcher 1799 mit Bonaparte bezüglich der Lieferung von Sklaven in diplomatischem Verkehr stand. Unter seinem grausamen und gefürchteten Sohne Mohammed-el-Fahdl ging Kordofân an Ägypten verloren. Ihm folgte 1839 sein Sohn Mohammed-Hassin und diesem 1873 sein jüngster Sohn Brahim. Er fiel im Okt. 1874 in der Schlacht von Menowatschi gegen die Ägypter, welche im November in die Hauptstadt einrückten und das Land annektierten. Vgl. Scheikh Mohammed Ebn-Omar el-Tounsy, «Voyage au D.» (franz. von Perron, Par. 1845); Pfund, «Reisebriefe aus Kordofân und D.» (Hamb. 1878).

Dargomyzski (Alexander), russ. Komponist, geb. 2. Febr. 1813 auf dem väterlichen Gute im Gouvernement Tula und gest. 29. Jan. 1869 zu Petersburg als Präsident der russ. Musikgesellschaft, komponierte viele Lieder und Theaterstücke, die unter seinen Landsleuten populär wurden, folgte früher ital. und franz. Mustern, wandte sich aber später der Richtung Wagners zu, indes ohne bemerkenswerten Erfolg.

Dar-Gondjara, ägypt. Besitzung im östl. Sudan, s. unter Dârfôr.

Dargun, Flecken im Großherzogtum Mecklenburg-Schwerin im Wendischen Kreise, am Klostersee, 23 km von Malchin und 12 km westlich von Demmin. Seit 1854 ist damit das Dorf Röcknitz vereinigt, mit dem es eine 2 km lange, mit Bäumen bepflanzte Straße bildet. D. ist Sitz eines Amtsgerichts, eines Amts und einer Forstinspektion, hat eine Ackerbauschule und zählt (1880) 2278 E. Nach Zerstörung des alten, 1173 für dän. Cistercienser erbauten Klosters wurde 1209 ein neues gegründet, welches 1552 aufgehoben und in ein Jagdschloß, ein ansehnliches Viereck, verwandelt wurde; die Klosterkirche wurde nach 1850 restauriert.

Daribba, das größte ägypt. Getreidemaß von 2 Ardêb, an Inhalt verschieden wie der Ardêb (s. d.).

Daricus nennt man eine alte pers. Königsmünze, die sowohl in Gold als auch in Silber ausgeprägt wurde und wohl aus der Zeit der Perserkriege (492—479 v. Chr.) stammt. Die Goldmünze ist von feinem Golde, 1 Drachme schwer und gilt 20 attische Drachmen, auch gab es doppelte von 2 Drachmen. Ihre Form ist mehr oval als rund, das Gepräge stellt auf der einen Seite den zum Schusse niederknienden, in der Rechten den Pfeil haltenden bärtigen König im langen Gewande mit der Krone dar, weswegen die Münzen von den Griechen auch «Bogenschützen» (τοξόται) genannt wurden. Die andere Seite ist ohne Gepräge und enthält nur eine länglich-viereckige Vertiefung. Die Silbermünze war 2 Drachmen schwer und ist von völlig runder Form, auch größer und dünner als die

Goldmünze. Auch sie enthält auf der Vorderseite den königl. Schützen, auf der Rückseite aber meistens ein Ruderschiff. Umschriften haben Gold- und Silberdariken nicht.

Dariel oder **Darial**, ein Engpaß, im russ. Gouvernement Tiflis, im Bergbezirke, an der Grenze des Bezirks Wladikawkas im Kaukasus, unter 42° 35′ nördl. Br. und 62° 35° östl. L. von Ferro. Die enge Schlucht D. bildet das Thal des Terekquellflusses, welches von Wladikawkas bis an den Ostfuß des Kasbek auf einer Entfernung von 67 km von 799 bis zu 1894 m ansteigt. Die Darielschlucht ist bekannt durch die großartige Wildheit ihrer Natur. In jähen, oft senkrechten Abstürzen engen überall die Gebirge mit ihren Steilwänden die schmale Terekrinne ein; in der Tiefe stürzt der Terek mit der größten Gewalt und wildem Ungestüm, sodaß zuweilen, besonders im Frühlinge, wo sein Strom durch den im Hochgebirge schmelzenden Schnee sehr anwächst, der an sich schmale und beschwerliche Durchgang auf einige Zeit gesperrt wird. Die engste und beschwerlichste Stelle findet sich bei Darial, einem alten, am rechten Terekufer und auf einem Berge befindlichen Kastell, welches 140 v. Chr. von dem Iberischen Könige Mirwanus zum Schutze gegen die nördlicher wohnenden Chasaren erbaut sein soll; vielleicht ist es jedoch das alte Cumania des Strabo. Die orient. Schriftsteller nennen den Paß Dari-allan, die Tataren Dar-ioly, was soviel wie steiler, enger Felsweg heißen soll; von den Grusiern wird er Hewis-Kari genannt.

In der Darielschlucht führt an dem rechten Ufer des Terek die gewöhnlich mit dem Namen der Großen Grusinischen Heeresstraße bekannte Bahn, welche die Nordseite des Kaukasus mit den Georgischen Provinzen verbindet, ein Kunstbau ersten Ranges, denn oft mußte im Felsenreiche selbst mit Hilfe des Pulvers der Weg gebahnt werden; der Bau wurde während der Regierung des Kaisers Alexander I. unternommen und unter der Verwaltung des Fürsten Barjatinsky ausgeführt. In der ersten Darielschlucht erreicht die Heerstraße übrigens nicht ihre größte Erhebung, denn in einer südlicher gelegenen Bergkette steigt sie bei der Station Kobi zu 2018 m, und in der südlichsten dritten Kette, etwas nördlich von der Station Gudaur, auf dem Passe des Kreuzberges endlich, erreicht sie ihre höchste Erhebung von 2672 m. Hier beginnt nun ein sehr rascher Abfall in dem Thale des Aragwi, welches zu der Niederung des Kur führt, an welchem die Hauptstadt Tiflis liegt.

Darien heißt ein Busen des Antillenmeers zwischen Cartagena und Puerto Belo in den Vereinigten Staaten von Columbia in Südamerika. Derselbe heißt im südl. Teil Golf von **Urabá** oder von D. **del Norte** (im Gegensatz zum Golf San-Miguel oder von **D. del Sur**, einer Bucht des Golfs von Panama), bringt zwischen der Punta-Garibana und dem 46 km westlichern Kap Tiburon in südsüdöstl. Richtung an 48 km ins Land ein und bietet auf seiner Ost- und Südseite bis zur Bai von Candelaria (im Südwesten) das ganze Jahr hindurch sichere Ankerplätze, während die Westseite in der Regenzeit nur kleinen Schiffen an einigen Stellen hinlänglichen Schutz gewährt. In der guten Jahreszeit ist im ganzen Golf überall guter Ankergrund. Die Umgebungen des Golfs sind ganz flach und meist sumpfig. Außer mehrern kleinern Flüssen nimmt er den Atrato auf, der sich in mehrern Armen durch ein weit vorspringendes Delta ergießt und dadurch von besonderer Bedeutung ist, daß der **Isthmus von D.** oder die Landenge zwischen dem Golf von Urabá und der Südsee lange als die zweckmäßigste Stelle zur Ausführung eines interoceanischen Kanals angesehen wurde. (S. **Atrato**, **Centralamerika** und **Panama**.) Zusammenfassende Darstellungen über die Geschichte der Erforschungen und Projekte geben: Davis, «Interoceanic railways and canals» (Washingt. 1866); Stephan, «Die Weltverkehrsstraßen zur Verbindung des Atlantischen und des Stillen Oceans» in «Unsere Zeit» (Jahrg. 1870, I.); Selfridge, «Reports of explorations and surveys to ascertain the practicability of a ship-canal between the Atlantic and Pacific Oceans» (Washington 1874); Pouchet und Sautereau, «Examen comparatif des divers projets de canaux interocéaniques par l'isthme de Darien» (Par. 1876); Wyse, «Canal interocéanique 1876—77» (Par. 1877).

Darien, Name mehrerer Ortschaften in den Vereinigten Staaten von Amerika. Hervorzuheben sind: **Darien**, Flecken im County Fairfield im Staate Connecticut am Long Island Sound mit (1880) 1948 E., und **Darien**, die Hauptstadt des County McIntosh im Staate Georgia, 96 km südwestlich von Savannah an der Mündung des Altamaha in das Atlantische Meer gelegen, mit 1200 E.

Darike, s. Daricus.

Darimon (Alfred), franz. Journalist und Deputierter, geb. 17. Dez. 1819 zu Lille, machte sich zuerst durch seine Artikel in der von Proudhon begründeten Zeitung «Peuple» bekannt (1848), wurde dann Chefredacteur der «Voix du peuple» und des 1850 wieder erschienenen «Peuple», und war Mitarbeiter an der «Presse». Im J. 1857 als Kandidat der demokratischen Opposition zum Deputierten der Stadt Paris in den Gesetzgebenden Körper gewählt, gehörte er zu der Gruppe der sog. «Fünf» («Les Cinq»); 1863 wurde er wieder in den Gesetzgebenden Körper gewählt, sagte sich aber jetzt allmählich von seiner Partei los, um sich, ebenso wie Emile Ollivier, der Regierung zu nähern. Seit 1869 zog er sich vom polit. Leben zurück.

Darini, in röm. Zeit (vor der Wanderung der Skoten aus Irland nach Schottland) der Name eines kelt. Volks auf der Nordostküste von Irland.

Darīus (bei den Griechen Dareios, im Altpersischen Dârayavus) ist der Name dreier altpers. Könige aus der Dynastie der Achämeniden (s. d.).

Darius I., Sohn des Hystaspes (Vistâçpa) und Großvetter des Cyrus, gehört zu den größten Fürsten des alten Orients. Die von griech. Schriftstellern, besonders von Herodot, überlieferten Nachrichten über seine Regierung haben in jüngster Zeit durch die dreisprachige Inschrift von Bisutun (s. d.) Bestätigung, Berichtigung und vielfache Vervollständigung erfahren. D., geb. 550, war erst 29 J. alt, als ein Pseudosmerdis, ein Magier, Namens Gamates, den Thron Persiens während der Abwesenheit des Kambyses in Ägypten eingenommen hatte (Aug. 522 v. Chr.), der, wie D. selbst berichtet, die von Cyrus neu eingeführte Ormuzdreligion und die alt-arischen Gesetze vernichten wollte. Dieser wahrscheinlich zu Gunsten einer medischen Restauration unternommenen Umwälzung machte D. dadurch ein Ende, daß er, von sechs vornehmen Persern, Intaphernes, Otanes, Hydarnes, Megabyzus,

Gobryas und Ardymanes, begleitet, den Magier in der Feste Sikhyuvatis in Medien (nicht wie Herodot sagt, in Susa) erschlug (April 521). Der Bericht des Herodot, daß D. nur deshalb König geworden, weil bei einer am Morgen nach jener That verabredeten Zusammenkunft der sieben Verschworenen sein Pferd zuerst gewiehert habe, scheint auf einer im pers. Volke verbreiteten Sage zu beruhen. Der Magier war in allen Teilen des Reichs, außer in Persien selbst, sehr beliebt gewesen, und so benutzten fast alle Provinzen den Thronwechsel, um ihre alte Unabhängigkeit wieder zu erlangen.

D. selbst sagt aus, daß er erst 9 Gegenkönige in 19 großen Schlachten besiegen mußte, ehe er seine Herrschaft über das Reich gesichert habe. Zuerst erhoben sich Susiana und das kaum vor 16 Jahren eroberte Babylon unter Nidintabel, der sich für den zweiten Sohn des Nabonid, Nebukadnezar, ausgab. D., von Medien herbeieilend, schlug diesen in sechs Tagen zweimal am Tigris und am Euphrat (Dez. 521), schloß ihn dann in Babylon ein, welches erst nach 20monatlicher Belagerung (Aug. 519) genommen werden konnte; und noch beinahe ein Jahr lang wurde D. dort zurückgehalten (bis Mai 518). Während dieser Zeit waren in vielen eroberten Ländern, sogar in Ägypten, Empörungen ausgebrochen. Ein Abkömmling des alten medischen Königshauses Phraortes, der sich Xathrites nannte, machte D. Medien, Armenien und Assyrien streitig, schlug während zweier Jahre drei Feldherren des D., Hydarnes, Dadarsis und Omises, aus dem Felde und konnte erst durch D. selbst (Juni 518) niedergeworfen werden, worauf er für seine Empörung in Ekbatana gemartert und gekreuzigt wurde. Für eine medische Herrschaft hatten sich auch Hyrkanien und die Sagarter erklärt, die unterworfen wurden, während zu gleicher Zeit Oosdates (altpers. Vahyazdata) die wirkliche Herrschaft in Persien an sich riß, indem auch er sich für den eigentlichen Smerdis ausgab. Er wurde freilich bald in Persis geschlagen (518), aber seine Heere, die Arachosien und die Ostprovinzen zur Empörung verleitet hatten, konnten erst 517 zur Ruhe gebracht werden. Ein neuer Aufruhr in Babylon unter Arakha wurde durch D.' Feldherrn, einen Meder Intaphernes, bald erstickt. Nachdem auf diese Weise D. das Reich des Cyrus wiederum hergestellt, zog er 513 mit 700000 Mann über eine Brücke, die über den Bosporus, und eine andere, die über die Donau geschlagen ward, gegen die Skythen, die ihn durch verstellte Flucht tief in ihr unwirtbares Land bis an den Oarus (die Wolga) verlockten, sodaß er nur mit großem Verlust den Rückzug bewerkstelligte. Megabyzus, den er mit 80000 Mann in Thrazien zurückließ, unterwarf dieses Land. D. selbst dagegen ging nach Asien zurück, wo er im J. 510 seine Herrschaft im Osten bis zum Indus ausdehnte.

Die Unterstützung, welche Athener und Eretrier den ion. Städten gewährten, als diese das pers. Joch abwarfen, und ihre Teilnahme an der Verbrennung von Sardes veranlaßten den D., der auch durch den vertriebenen Athener Hippias aufgereizt ward, zu gewaltigen Unternehmungen gegen Griechenland. Nach der Eroberung von Milet und der Unterwerfung der Jonier sendete er 495 den Mardonius mit einem Heere nach Thrazien und Macedonien gegen Griechenland; zugleich wurde eine Flotte ausgeschickt. Aber diese ward bei dem Vorgebirge Athos durch den Sturm zerstört und zerstreut, und Mardonius sah sich durch den Verlust, den er im Kampfe mit den Brygen, einem thrazischen Stamme, erlitten hatte, zur Rückkehr nach Asien bewogen. Als hierauf die Herolde, durch die D. die Griechen zur Unterwerfung auffordern ließ, von den Athenern und Spartanern mit Schimpf zurückgewiesen worden, sandte D. 490 ein neues Heer unter Datis und Artaphernes mit 600 Schiffen aus. Naxos wurde erobert, die übrigen Cykladen unterwarfen sich, Delos, die heilige Insel, wurde verschont, Eretria auf Euböa, nachdem es durch Verrat gefallen, zerstört; doch durch den Sieg der Athener bei Marathon unter Miltiades über das pers. Heer ward D.' Unternehmen vernichtet. Bei den Rüstungen zu einem neuen Zuge gegen Griechenland und das wieder empörte Ägypten ereilte ihn 485 der Tod. Um die innere Organisation des Persischen Reichs hatte sich D. die größten Verdienste erworben. Er hatte im Persischen Reiche große Bauten vorgenommen, Persepolis größtenteils gebaut und auch den Isthmus von Suez zu durchstechen versucht. Selbst die Ägypter ehrten ihn als ihren sechsten Gesetzgeber. In der Regierung folgte ihm der älteste seiner während seiner Regierung geborenen Söhne, Xerxes (s. d.).

Darius II. Nothus (d. h. Bastard), Sohn des Artaxerxes Longimanus und der Babylonierin Kosmartidene, vor seiner Thronbesteigung Ochus genannt, folgte seinen Brüdern Xerxes II. und Sekydianus, im J. 423. Er war beherrscht von seiner hinterlistigen, grausamen Schwester und Gemahlin Parysatis. Mehrere Empörungen verschiedener Satrapen wurden glücklich unterdrückt, doch verlor das Persische Reich auf länger als 60 Jahre Ägypten durch die Empörung des Amyrtäos (414). Unter D. übten die Perser besonders durch Tissaphernes, den Satrapen Vorderasiens, und dessen Nachfolger, den jüngern Cyrus, einen Sohn des Königs, bedeutenden Einfluß auf die griech. Verhältnisse während der letzten Zeiten des Peloponnesischen Kriegs aus. D. II. starb zu Babylon 404. Im folgte sein ältester Sohn Artaxerxes II.

Darius III. Kodomannus, der letzte König der Perser, war der Sohn der Sisygambis, einer Tochter Artaxerxes' II., väterlicherseits Urenkel D.' II. und der Parysatis, Enkel des Ostanes und Sohn des Arsanas. Nachdem der Eunuch Bagoas den König Arses, Sohn Artaxerxes' III. (s. d.), nebst seiner ganzen Familie ermordet hatte, erhob er den Kodomannus, einen der letzten Achämeniden, unter dem Namen D. III. auf den Thron (336). Als Bagoas auch D. nach dem Leben trachtete, ließ ihn dieser töten. D. erwarb sich den Ruhm eines milden und gerechten Fürsten und war persönlich tapfer, wie er schon unter Artaxerxes in einem Kriege gegen die Cadusier bewiesen hatte, aber dem Angriffe Alexanders d. Gr. vermochten er und sein entkräftetes Reich nicht zu widerstehen. Nachdem am Granikos 334 Mithridates, der Eidam des Königs, besiegt worden war, verlor D. selbst 333 die Schlacht bei Issos; seine Mutter, seine Gemahlin und drei seiner Kinder fielen in Alexanders Gewalt, den D. vergeblich zum Frieden zu bewegen suchte. Die entscheidende Schlacht bei Gaugamela (2. Okt. 331) öffnete dem siegreichen Alexander den Weg nach Susiana und in das eigentliche Persien. D. floh nach Ekbatana in Medien, und als ihn Alexander verfolgte, nach den nördl. Provinzen. Auf dem Wege bemächtigte sich Bessus, der Satrap von

Baktrien, seiner Person. Alexander selbst eilte, den König zu retten; als aber D. sich weigerte, dem Bessus auf der Flucht zu folgen, verwundete ihn dieser tödlich und ließ ihn hilflos auf seinem Wagen liegen. Sterbend fanden ihn die Reiter Alexanders. Ein Macedonier reichte ihm den letzten Labetrunk und erhielt von ihm den Auftrag, dem Alexander für die Großmut zu danken, die er an seiner Familie bewiesen. Alexander, der gleich darauf hinzukam, fand D. schon verschieden (330). Er sendete den toten Körper der Sisygambis, um ihn in dem Begräbnisse der pers. Könige beizusetzen. Die neuere Legende der Perser kennt D. I. und D. III. unter dem Namen Dârâ; aber die Geschichte ist legendenhaft verdreht, der letztere ist der Sohn des erstern und mütterlicherseits Großvater Alexanders.

Mit diesen drei persischen D. ist nicht zu verwechseln der im Buche Daniel allein erwähnte rätselhafte **Darius der Meder**, wahrscheinlich ein Unterkönig Mediens zur Zeit des Cyrus, welcher vor der Einnahme Babylons durch letztern schon die Babylonier betriegt hatte.

Darjeeling, s. Dardschiling.

Darkehmen, Kreisstadt im Regierungsbezirk Gumbinnen der preuß. Provinz Ostpreußen, liegt an der Angerapp, 25 km von Gumbinnen, und an der Staatsbahn Insterburg-Prostken, ist Sitz eines Amtsgerichts und eines Landratsamts und zählt (1880) 2983 E., welche Handel, Gewerbe und Ackerbau treiben, eine Getreidemahlmühle und eine Messingwarenfabrik unterhalten. Die Vieh- und Pferdemärkte werden zahlreich besucht. — Der **Kreis Darkehmen** zählt (1880) auf 759 qkm 36233 E.

Darlaston, Stadt in der engl. Grafschaft Stafford (s. d.).

Darlehn (mutuum, μοῖτον) nennt man einen Vertrag, wodurch der eine Teil, der Darleiher (mutuo dans), eine bestimmte Quantität vertretbarer Dinge (res fungibiles), z. B. Getreide, Geld, einem andern, dem Schuldner (mutuo accipiens) zum Gebrauch und Verbrauch als Eigentum überläßt, unter der Verpflichtung, zu bestimmter Zeit ebenso viel von derselben Art zurückzugeben. Es gehörte dieser Vertrag nach röm. Recht zu den Realverträgen, d. h. er wurde als geschlossen (als perfekt) angesehen erst durch die wirkliche Hingabe und den Empfang der dargeliehenen Sachen, und es unterschied sich derselbe sowohl von dem Vertrage über ein künftig zu gebendes D. (pactum de mutuo dando, was ohne Stipulationsform im röm. Rechte klaglos war), als auch von dem unentgeltlichen Leihvertrage (commodatum) und dem Mietvertrage (locatio conductio), bei welchen die geliehene Sache nicht zu verbrauchen, sondern nur zu gebrauchen und in der Natur zurückzugeben ist. In heutiger Zeit lassen manche mit Recht den Unterschied zwischen D. und pactum de mutuo dando nicht mehr gelten, da der röm. Unterschied zwischen beiden lediglich mit dem Prinzip der Klaglosigkeit vieler pacta zusammenhängt, dieser Grund aber heutzutage nicht mehr besteht. Demgemäß wäre das D. zu definieren als eine Vereinbarung, kraft deren ein Kontrahent dem andern vertretbare Sachen übereignen und dieser jenem später eine gleiche Quantität und Qualität zurückerstatten soll. Wer nicht die freie Verwaltung seines Vermögens hat, kann weder ein gültiges D. geben noch empfangen. Die röm. Gesetze (das Senatusconsultum Macedonianum aus den Zeiten des Kaisers Vespasian) erklärten ein Gelddarlehn, welches einem in väterlicher Gewalt stehenden jungen Manne gegeben wird, für unverbindlich, d. h. der Darleiher hatte kein Zurückforderungsrecht gegen den Schuldner, obwohl er das, was ihm darauf wirklich gezahlt wird, auch nicht wieder herauszugeben brauchte und die Schuld durch spätere Anerkennung gültig werden konnte. Auch neuere Gesetzgebungen kennen mehrere Beschränkungen des D., z. B. bei Prinzen, Militärpersonen, königl. Schauspielern (Preußen). Aus dem Darlehnsvertrage an sich folgt nur die Verbindlichkeit zur Zurückgabe des Empfangenen in gleicher Art und Zahl; doch können mancherlei Nebenbestimmungen hinzugefügt werden, wie z. B. die Entrichtung von Zinsen, die Sicherheitsleistung durch Pfand und Bürgschaft. Das gemeine Recht kannte besondere Beschränkungen der Beweiskraft eines über ein D. ausgestellten Schuldscheins; diese sind aber für das Deutsche Reich nunmehr reichsgesetzlich beseitigt (Handelsgesetzbuch, Art. 295, Civilprozeßordnung, Einführungsgesetz, §. 17), nur bei Schuldurkunden, die zur Eintragung ins Grundbuch bestimmt sind, bestehen sie in einzelnen Ländern noch fort (z. B. in Württemberg). — Für den Geschäftsbetrieb der Pfandleiher und Rückkaufshändler ist durch die neue Fassung des Art. 38 der Deutschen Gewerbeordnung die Rechtsvermutung eines D. aufgestellt worden, wenn nicht Kauf und Rückkauf als Absicht der Parteien nachgewiesen werden kann. Vgl. Huschke, «Die Lehre des röm. Rechts vom Darlehn» (Stuttg. 1882).

Darlehnskassen nennt man solche vom Staate oder auch von Gemeinden oder Privaten errichtete Kreditinstitute, welche, um einem zu Zeiten einer Geschäftskrisis eingetretenen Notstande abzuhelfen, zu einem mäßigen Zinsfuße Darlehne an Gewerbtreibende und Handwerker gewähren. Nach der Verordnung vom 15. April 1848 wurden D. von der preuß. Regierung, und zwar in Berlin und den größern Provinzialstädten errichtet, zu dem Zwecke, Darlehne «zur Beförderung des Handels- und Gewerbsbetriebs gegen Sicherheit» zu geben, auf Waren und inländische Wertpapiere, in Beträgen von mindestens 100 Thlrn., in der Regel nicht über drei, ausnahmsweise bis auf sechs Monate. Für den Betrag der auf diese Weise gewährten Darlehne wurde ein Staatspapiergeld ohne Zwangsumlauf ausgegeben, **Darlehnskassenscheine** nicht über 10 Mill. Thlr. Diese Kassen wurden zu Ende 1852 geschlossen und schon seit dem 30. April 1851 laut Gesetz von selbem Tage wurden keine neuen Darlehne mehr gegeben. Ähnliche Verhältnisse veranlaßten im J. 1866 zur Wiedereröffnung der D. in Preußen und andern deutschen Staaten, sowie auch bei Ausbruch des Deutsch-Französischen Kriegs laut Gesetz vom 21. Juli 1870 im Gebiete des Norddeutschen Bundes. Das Eigentümliche derselben ist, mit andern Kreditinstituten verglichen, daß der Staat in einer allgemeinen Notlage, nicht in der Absicht einen Gewinn zu machen, sondern im Interesse des Gemeinwohls seinen eigenen Kredit einsetzt, um der Kreditnot des Gewerbestandes zu Bedingungen abzuhelfen, die auf andere Weise in solchen Zeiten nicht zu erlangen wären. Auch die sog. Volksbanken von Schulze-Delitzsch können unter so schwierigen Kreditverhältnissen nicht so viel leisten, weil sie schwächer als der Staat sind, ihnen selber der Kredit in solchen Zeitläufen leicht versagt oder doch sehr verteuert wird. Je mehr

die D. sich von den Grundsätzen des geschäftsmäßigen Bankbetriebs entfernen, je mehr sie die Rücksicht wohlthätiger Hilfe in den Vordergrund stellen: um so mehr fehlt ihnen allerdings auch die geschäftsmäßige Basis, um so weniger sind die mit Vorschüssen beliehenen Sicherheiten als ausreichende finanzielle Deckung der emittierten Darlehnskassenscheine zu betrachten. Übrigens sind D. auch von gemeinsinnigen Privaten oder Gemeinden ausgegangen. (S. Kreditanstalten.)

Darlehnsvereine, ländliche, auch Raiffeisensche Darlehnskassenvereine, genannt nach dem Begründer derselben, dem Bürgermeister Raiffeisen in Flammersfeld (später in Heddesdorf bei Neuwied), sind Kreditgenossenschaften, welche den kleinen Landwirten in ähnlicher Weise eine Stütze gewähren sollen, wie die Schulze-Delitzschschen Vorschußvereine den Interessen des kleinen Gewerbestandes dienen. Der Unterschied des Kreditbedürfnisses dieser beiden Klassen liegt darin, daß sich dasselbe bei den Landwirten häufig auf eine Vermehrung des stehenden Kapitals erstreckt (in Gestalt von Bodenverbesserungen, Geräten, Zugvieh u. s. w). und daß in jedem Falle die Landwirtschaft längere Kreditfristen bedarf, während im Gewerbe der Kapitalumlauf so rasch von statten geht, daß hier in der Regel der kurze, drei Monate nur ausnahmsweise übersteigende Kredit der Schulze-Delitzschschen Genossenschaften ausreicht. Auch kommt in Betracht, daß die Organisation eines ländlichen Kreditvereins möglichst einfach sein muß und daß alle verwickelten Geschäfte und Rechnungen von demselben zu vermeiden sind. Seit dem J. 1862 fing der Bürgermeister Raiffeisen an, nach solchen Gesichtspunkten in mehrern Gemeinden der Gegend von Neuwied D. ins Leben zu rufen und dieselben haben, im wesentlichen unter Festhaltung des ursprünglichen Systems, in der preuß. Rheinprovinz, in Hessen, in neuester Zeit auch Baden und Württemberg trotz mancher Anfeindungen eine beachtenswerte Verbreitung gefunden. Die Kreditbasis dieser Vereine wird, wie bei den Schulze-Delitzschschen, durch die Solidarhaft der Mitglieder geschaffen; Geschäftsanteile der Mitglieder waren ursprünglich gar nicht vorhanden, und wenn solche gegenwärtig mit Rücksicht auf die (zweifelhaften) Bestimmungen des Genossenschaftsgesetzes von 1868 von vielen Vereinen gefordert werden, so sind sie doch möglichst niedrig angesetzt und die Höhe der Dividende ist auf den für andere Kapitaleinlagen zu zahlenden Zinsfuß beschränkt. Der Gewinnüberschuß oder bei den Vereinen ohne Geschäftsanteile der ganze Reingewinn, soll in einen unteilbaren Reservefonds fallen. Die Vereine gewähren Kredit auf längere Fristen, bis zu zehn Jahren, nehmen dagegen ihrerseits meistens Gelder mit kürzern Kündigungsfristen auf. Es ist dies theoretisch ohne Zweifel ein Mißverhältnis, und wenn die Vereine sich auch bisher selbst in kritischen Zeiten wie 1866 und 1870 gut behauptet haben, so bleibt es doch immer möglich, daß sie einmal durch rasche Kapitalzurückziehungen ernstlich gefährdet werden würden. Die beste Sicherung gegen eine solche Möglichkeit würden sie in der Anlehnung an ein größeres Bodenkreditinstitut finden, von dem sie langfristige oder sogar unkündbare Darlehne erhalten könnten. Daher ist auch schon mehrfach der Plan angeregt worden, daß die D. selbst die Initiative zur Gründung einer solchen Centralanstalt ergreifen sollten. Vgl. Kraus, «Die Raiffeisenschen D. in der Rheinprovinz» (Bonn 1875—77); Löll, «Die bäuerlichen D. nach Raiffeisen» (Würzb. 1878); Raiffeisen, «Die Darlehnskassenvereine in Verbindung mit Konsumgenossenschaften u. s. w.» (Neuwied 1866; 3. Aufl., 1881).

Darley (Felix), amerik. Zeichner, geb. 23. Juni 1822 zu Philadelphia, war dem kaufmännischen Stand bestimmt, widmete sich aber bald seinen künstlerischen Neigungen. Er ließ sich 1848 in Neuyork nieder, besuchte 1865 zum erstenmal Europa und hielt sich längere Zeit in Rom, die Antike studierend, auf. Seine Werke bestehen zum größten Teil aus Illustrationen zu amerik. und engl. Autoren (darunter zu Schriften von Cooper, Irving und Dickens), welche sich durch lebendige Auffassung, scharfe Charakteristik und anmutende Originalität auszeichnen. Größere Kompositionen D.s sind Scenen des ländlichen Lebens und kriegerischen Ereignissen aus der Zeit der amerik. Revolution und des letzten Bürgerkriegs entnommen.

Darling (engl.), der Liebling.

Darling (Calewatta), ein zeitweilig versiegender rechter Nebenfluß des Murray in Australien; er ist der längste Strom des Australkontinents. An seinen Ufern ziehen sich die Darling Downs, ein wellenförmiges, sanft ansteigendes Hügelland, hin. (S. Murray.)

Darlington, ziemlich gutgebaute, gewerbreiche Stadt in der nordengl. Grafschaft Durham, 26,2 km südlich von Durham, in fruchtbarer Gegend unweit des Tees und an dessen Zufluß Skern. Der Ort hat eine 1160 erbaute got. Kirche mit einem 55 m hohen Turme, einen großen Marktplatz, eine Lateinschule, ein Handwerkerinstitut, ein Versorgungshaus und zählt (1881) 35 102 E., welche Wollkämmerei und Flachsspinnereien, Baumwoll- und Worstedfabriken, Segeltuchweberei, Brauereien und Gerbereien unterhalten, Seiler-, Eisen- und Messingwaren liefern und bedeutenden Handel und Schiffahrt treiben. Auch befinden sich hier eine Mühle zum Schleifen optischer Gläser, eine vielfach, besonders zur Heilung des Skorbut benutzte Mineralquelle und zwei merkwürdige Erdfälle, von denen der eine (Hettkettles) 27,43 m im Durchmesser hält. Seit 1825 ist D. mit Stockton durch die älteste Eisenbahn der Erde verbunden.

Darlington (William), amerik. Botaniker und Politiker, geb. 28. April 1782 zu Birmingham im Staate Pennsylvanien, gest. zu West-Chester 23. April 1863. D. gab «Letters from Calcutta», die Ergebnisse einer im J. 1806 als Arzt auf einem Kauffahrteifahrer dorthin unternommenen Reise, und 1837 eine «Flora Cestrica» (d. i. eine Flora der Umgegend von Westchester in Pennsylvanien) heraus. In den J. 1815—17 und 1819—23 war D. Mitglied des Kongresses. Nach ihm heißt eine Pflanze Californiens Darlingtonia.

Darlingtōnia *Torr.*, Pflanzengattung aus der Familie der Sarraceniaceen. Man kennt nur eine einzige Art, D. Californica *Torr.*, die in der Sierra Nevada in Californien einheimisch ist. Es ist eine krautartige Pflanze mit eigentümlich gestalteten Blättern; die Blattstiele sind nämlich schlauchförmig ausgebildet und die kleine Blattspreite sitzt diesen Schläuchen gewissermaßen als Deckel auf. Die Blätter der jungen und alten Pflanzen sind dadurch unterschieden, daß bei den erstern die Mündung der Schläuche nach oben, bei den letztern dagegen nach unten gerichtet ist, weil der Blattstiel sich in seinem

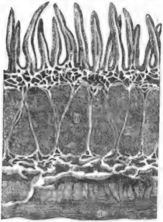
obern Teile nach unten gekrümmt hat; infolge dessen kann das Regenwasser nicht in die Schläuche der ältern Pflanzen hineindringen. Die Innenwandungen der Schläuche sind mit zahlreichen Drüsen und Haaren besetzt; die erstern scheiden reichlich wässerigen Saft ab, sodaß die Schläuche mit Flüssigkeit gefüllt werden; die Haare sind schief nach abwärts gerichtet und verhindern so das Hinaufkriechen kleiner Insekten an den Wandungen. Die Pflanze gehört nämlich wie alle Sarraceniaceen zu den sog. Fleischfressenden Pflanzen, und zwar dienen die mit Saft gefüllten Schläuche und die nach abwärts gerichteten Haare an den Innenwandungen derselben als Fangapparat. (S. hierüber den Artikel **Fleischfressende Pflanzen** und die dazugehörige Tafel.) Die Einwohner der Sierra Nevada sollen die Pflanzen deshalb zum Fangen der Insekten benutzen. Die Blüten der D. bestehen aus fünf Kelchblättern, zahlreichen Staubgefäßen und einem dreifächerigen Fruchtknoten, dem ein Griffel aufsitzt; Blumenblätter fehlen gänzlich. Die Pflanze wird ihrer eigentümlichen Blattformen wegen und außerdem als insektenfressende Pflanze in Deutschland häufig in Gewächshäusern kultiviert.

Darm (**Darmkanal**, Intestinum), ein wichtiger Abschnitt des Verdauungsapparates, welcher die Bestimmung hat, die in den Magen eingeführten und dort vorläufig verarbeiteten Nahrungsstoffe aus diesem aufzunehmen, sie durch eigentümliche, den Windungen eines Wurms ähnliche (**peristaltische**) Bewegungen nach und nach weiter zu schieben und dabei durch eine Reihe von chem. Prozessen das zur Ernährung des Körpers Taugliche von dem dazu Untauglichen abzuscheiden, ersteres in eine zur Aufnahme in die Säftemasse geeignete Form überzuführen, letzteres aber aus dem Körper wieder auszuscheiden. Der menschliche Darmkanal stellt ein beim Erwachsenen etwa 7 m langes häutiges Rohr dar, welches vom sog. Pförtner des Magens (s. d.) bis zum After reicht, seine Lage in der Bauch- und Beckenhöhle hat und in zwei Hauptabschnitte zerfällt: den **Dünndarm** (intestinum tenue), einen glatten, überall gleichweiten Schlauch von 5,5 bis 6 m Länge, welcher in zahlreichen, sehr beweglichen Schlingen und Windungen, den sog. **Darmschlingen**, die Bauchhöhle erfüllt und hauptsächlich für die Auflösung und Aufsaugung der Nahrungsstoffe bestimmt ist, und in den 1,5 bis 1,8 m langen, an seiner Oberfläche vielfach ausgebuchteten **Dickdarm** (intestinum crassum), welcher vorzugsweise der Eindickung unverdauter Nahrungsstoffe, der Kotbildung, dient.

Der Dünndarm zerfällt wiederum in mehrere Abschnitte: in den mit dem Magen in Verbindung stehenden und hufeisenförmig an die hintere Bauchwand fest angehefteten **Zwölffingerdarm** (Duodenum), dessen Länge der Breite von zwölf Fingern entspricht, und welcher die Ausführungsgänge der Leber und der Bauchspeicheldrüse in sich aufnimmt, sowie in den sog. **Leerdarm** (intestinum jejunum) und den **Krummdarm** (intestinum ileum), welche beide ohne scharfe Grenze ineinander übergehen. Am untern Ende des Krummdarms beginnt sodann der Dickdarm, welcher fast den doppelten Durchmesser wie der Dünndarm und an seiner Oberfläche zahlreiche Ausbuchtungen besitzt, mit einem kurzen, weiten, sackförmigen Anhang, dem sog. **Blinddarm** (s. d.), welcher auf der rechten Darmbeingrube aufliegt und den federspuldicken, blind endigenden, 5—8 cm langen **Wurmfortsatz** (Processus vermiformis) angefügt enthält. Auf den Blinddarm folgt der **Grimmdarm** (Colon), von dessen drei Abteilungen die erste, der aufsteigende Grimmdarm (Colon ascendens) an der rechten Seite des Unterleibes von der rechten Beckenschaufel gerade nach aufwärts zur untern Fläche der Leber emporsteigt, die zweite, der Quergrimmdarm (Colon transversum) in horizontaler Richtung unter dem untern Rande des Magens von der rechten auf die linke Seite herübergeht, und die dritte, der absteigende Grimmdarm (Colon descendens), auf der linken Bauchseite bis zur linken Darmbeingrube herabsteigt und nach einer S-förmigen Zickzackbiegung (dem S romanum) in den **Mastdarm** (intestinum rectum) übergeht, welcher in der Höhlung des Kreuzbeins gerade von oben nach unten verläuft und durch den mit einem kräftigen ringförmigen Schließmuskel umgebenen After (s. d.) nach außen mündet. An der Stelle, wo in der rechten Darmbeingrube der Dünndarm in den Dickdarm übergeht, befindet sich die sog. **Blinddarmklappe** (Valvula Bauhini s. coli), eine kreisförmige Schleimhautfalte, welche unter normalen Verhältnissen den Rücktritt des Dickdarminhaltes in den Dünndarm unmöglich macht. In seiner Lage befestigt und erhalten wird der Dünndarm durch das sog. **Gekröse** (Mesenterium), eine große Falte des Bauchfells (s. d.), welche an der hintern Bauchwand schief vom zweiten Lendenwirbel zur rechten Kreuzdarmbeinfuge verläuft und sich dergestalt an die konkave Seite des Dünndarms anheftet, daß ihre beiden Blätter auseinander weichen und so den ganzen Umfang des Darmrohrs umschließen. Da der Dünndarm zahlreiche Krümmungen und Windungen bildet, so muß sich das Gekröse gleichfalls nach Art einer Halskrause (daher sein Name) in vielfache Falten legen. Auf diese Weise wird der Dünndarm einerseits ziemlich fest in seiner normalen Lage erhalten und vor Verdrehungen und Umschlingungen geschützt, andererseits aber auch mit einem hohen Grad von Beweglichkeit versehen, der für das regelmäßige Vonstattengehen seiner Funktionen von großer Bedeutung ist. Zwischen den beiden vom Bauchfell gebildeten Blättern des Gekröses liegen, in Fett gehüllt, zahlreiche Blut- und Lymphgefäße, die Lymphdrüsen (Gekrösdrüsen) sowie die Nerven des Darms.

Die Wand des Darmrohrs besteht aus drei verschiedenartigen, durch eine dünne Schicht von Bindegewebe miteinander verwachsenen Häuten, einer äußern glatten serösen Haut, einer mittlern Muskelschicht und der zu innerst gelegenen Schleimhaut des Darmkanals, welche vermöge ihrer physiol. Wichtigkeit einen ziemlich komplizierten Bau besitzt. Der zarten **serösen Haut**, welche allenthalben den Darm überzieht und welche einen integrierenden Bestandteil des Bauchfells (s. d.) bildet, verdankt der Darm seine glatte, schlüpfrige und leicht verschiebliche Oberfläche, welche das leichte und ungehinderte Vonstattengehen seiner für die Verdauungsvorgänge so unentbehrlichen Bewegungen möglich macht. Die kräftige **Muskelhaut** des D. zerfällt in eine äußere Längsfaserschicht (a der umstehenden Figur), deren Muskelfasern in der Längsrichtung des Darmrohrs verlaufen und der Verkürzung des letztern dienen, und eine innere Ringfaserschicht (b), deren Fasern kreisförmig um das Darmrohr herum verlaufen und die

Zusammenschnürung und Verengerung desselben vermitteln. Die **Darmschleimhaut** (e) endlich, welcher bei der Aneignung der Nahrungsstoffe die bei weitem wichtigste Rolle zukommt, ist eine weiche,



Durchschnitt durch die Wand des menschlichen Dünndarms (30mal vergrößert).

etwa 1 mm dicke, in zahlreiche Querfalten gelegte und mit unzähligen zarten zapfenförmigen Erhebungen, den sog. **Darmzotten** (villi intestinales), besetzte Membran, welche einen außerordentlichen Reichtum an Blut- und Lymphgefäßen (c), sowie an einzeln oder in größern Haufen stehenden Drüsen (d) besitzt. Die Darmzotten (f), deren Gesamtmenge auf etwa 4 Mill. geschätzt wird, und welche dazu dienen, die aufsaugende Oberfläche der Darmschleimhaut behufs erleichterter Resorption des Chylus (s. d.) zu vergrößern, enthalten in ihrer Achse einen oder zwei centrale Räume als Anfänge der Chylusgefäße, welche von einem reichen Haargefäßnetze umstrickt sind; durch eingelagerte organische Muskelfasern besitzen die Zotten die Fähigkeit, sich rhythmisch zusammenzuziehen und dadurch den aufgesaugten Chylus nach den größern Chylusgefäßen hin vorwärts zu treiben. Die **Drüsen** der Darmschleimhaut sind verschiedener Art. Im Dünndarm finden sich in ungeheuerer Anzahl zwischen den Darmzotten die sog. **Lieberkühnschen Drüsen**, kleinste, einfache Schlauchdrüsen, welche den dünnen alkalischen **Darmsaft** absondern, der sich dem Speisebrei beimengt, Faserstoff und Eiweißkörper auflöst und Stärke in Dextrin und Zucker verwandelt. Im Zwölffingerdarm kommen kleine traubenförmige Drüsen vor, die sog. **Brunnerschen Drüsen**, deren gleichfalls alkalisches Sekret dem vom Pankreas abgesonderten Bauchspeichel gleicht. Weiterhin finden sich über die ganze Dünndarmschleimhaut zerstreut kleine hirsekorngroße Lymphdrüsen, die sog. **solitären Follikel**, welche als Bildungsstätten der weißen Blutkörperchen betrachtet werden. Der untere Abschnitt des Dünndarms endlich ist der Sitz der **Peyerschen Drüsenhaufen**, welche eine Anhäufung von vielen solchen solitären Follikeln darstellen und beim Typhus vorzugsweise der Sitz der typhösen Geschwüre werden. Die Schleimhaut des Dickdarms ist glatt, sie besitzt keine Falten und Zotten, sondern nur Lieberkühnsche Drüsen und solitäre Follikel. (Vgl. hierzu Tafel: **Baucheingeweide des Menschen, Bd. II.**)

Die **Verrichtungen** des Dünndarms bestehen zunächst in der weitern chem. Umwandlung des aus dem Magen übergetretenen Speisebreies oder Chymus (s. d.) mit Hilfe des von den Brunnerschen und Lieberkühnschen Drüsen abgesonderten Darmsaftes, sowie der Galle und des Bauchspeichels, welche beide während der Verdauung sich gemeinschaftlich in den Zwölffingerdarm ergießen. Durch den Einfluß dieser Sekrete auf den durch die wurmförmigen Bewegungen des Darms langsam fortbewegten Speisebrei werden die im Magen noch nicht oder nur unvollständig aufgelösten Eiweißkörper vollends aufgelöst und verflüssigt, die noch vorhandene Stärke in Dextrin und Zucker umgewandelt und die Fette in eine mandelmilchähnliche Emulsion verflüssigt und so zur Aufnahme in die Saugadern geschickt gemacht. Die so gelösten Nahrungsstoffe werden sodann von den Darmzotten vermittels kapillarer und endosmotischer Vorgänge aufgesaugt und durch rhythmisch erfolgende Kontraktionen in die Chylusgefäße und von diesen weiterhin in die allgemeine Säftemasse übergeführt. Der unverdaute und unbrauchbare Teil der Nahrungsstoffe gelangt endlich in den Dickdarm, wird hier durch Aufsaugung seiner flüssigen Bestandteile eingedickt, in Kot umgewandelt und schließlich durch die peristaltischen Bewegungen des Darmrohrs und die Kontraktionen der Bauchmuskeln nach außen entleert. (S. **Verdauung.**)

Die **Krankheiten** des D. sind zahlreich und verdienen bei der großen Wichtigkeit desselben für die Verdauung und die gesamte Ernährung immer sorgfältige Beachtung. Sie betreffen entweder nur den serösen Überzug des Darmrohrs, in welchem Falle sie vorwiegend die Symptome der Bauchfellentzündung veranlassen, oder die Darmschleimhaut selbst, welche am häufigsten unter dem Bilde des Darmkatarrhs oder der Darmentzündung (s. d.) verlaufen. Von den Schleimhautaffektionen des D. sind am wichtigsten die verschiedenen Formen des Darmkatarrhs und der Darmgeschwüre, die Ruhr, der Unterleibstyphus, die Cholera, sowie die Entzündung des Blinddarms und seines wurmförmigen Fortsatzes. Über die im D. schmarotzenden Würmer s. **Eingeweidewürmer.**

Darmentzündung (Enteritis) nennt man vorzugsweise die Entzündung der Darmschleimhaut, während die entzündlichen Affektionen des serösen Überzugs der Därme gewöhnlich der Unterleibs- oder Bauchfellentzündung zugeteilt werden. Die D. tritt am häufigsten als einfache katarrhalische Entzündung oder Darmkatarrh und als kruppöse oder diphtheritische Entzündung oder **Ruhr** (s. d.) auf; weiterhin kommen schwere Entzündungen der Darmschleimhaut als Folge einer spezifischen Infektion beim Unterleibstyphus (s. **Typhus**) und bei der Cholera (s. d.) zur Beobachtung.

Der akute **Darmkatarrh** zählt zu den am häufigsten vorkommenden Krankheiten und wird zumeist durch örtliche Reize veranlaßt, welche die Darmschleimhaut in Entzündung versetzen, so namentlich durch den Genuß verdorbener, in Gärung und Zersetzung übergegangener oder unverdaulicher Nahrungsmittel und Getränke, durch den Gebrauch scharfer, die Darmschleimhaut reizender Mittel (Abführmittel, ätzende Metalloxyde), durch Anhäufung von harten Kotmassen oder Würmern im

Darmkanal, bisweilen auch durch Blutstockungen in der Pfortader bei Herz-, Leber- und Lungenkrankheiten. Auch Erkältungen des Unterleibes und der Füße, sowie heftige Gemütserregungen (Angst und Schreck) können akuten Darmkatarrh hervorrufen; oft schließt sich der letztere auch an einen schon bestehenden Magenkatarrh an. Zu gewissen Zeiten, namentlich im heißen Sommer, tritt der Darmkatarrh zuweilen auch in epidemischer Verbreitung auf, ohne daß sich eine bestimmte Ursache dafür nachweisen läßt. Die anatom. Veränderungen der Darmschleimhaut bestehen beim akuten Katarrh in einer mehr oder minder beträchtlichen Rötung und Schwellung der Schleimhaut, insbesondere ihrer drüsigen Elemente, und in der reichlichen Absonderung eines schleimigen, vorzugsweise massenhaft abgestoßene Epithelzellen enthaltenden Sekrets; bei schweren Katarrhen kann es auch leicht zur Bildung kleiner oberflächlicher Geschwüre kommen. Beim chronischen Darmkatarrh pflegen die Schwellung der Schleimhaut und die Schleimabsonderung geringer zu sein; dagegen nimmt die Schleimhaut selbst eine graue, schieferähnliche Färbung an.

Die **Symptome** des Darmkatarrhs sind je nach dem Sitze der Erkrankung verschieden. Ist vorzugsweise der oberste Teil des Dünndarms, der Zwölffingerdarm, betroffen, wie dies häufig im Anschluß an einen Magenkatarrh geschieht, so kommt es gewöhnlich außer Appetitlosigkeit und Stuhlverstopfung zur sog. katarrhalischen Gelbsucht (s. d.), indem durch die Schwellung der Darmschleimhaut der gemeinsame Gallengang verstopft und somit der Austritt der Galle aus der Leber und der Gallenblase in den Darm verhindert wird. Beim Katarrh der mittlern und untern Darmpartien dagegen erfolgen mit oder ohne Fieber unter Kollern und kolikartigen Schmerzen mehr oder minder häufige dünne, wässerige Stuhlentleerungen, welche zumal bei Kindern und geschwächten Personen leicht eine beträchtliche Erschöpfung und Abmagerung herbeiführen können. Geht dieser Zustand in den **chronischen** Darmkatarrh über, so wechselt Durchfall mit längerer Stuhlverstopfung, wozu sich Auftreibung des Leibes und Blähungen, Appetitlosigkeit, Angstgefühl und andere Verdauungsstörungen gesellen, welche häufig die Quelle hochgradiger Abmagerung und Blutarmut, sowie anhaltender hypochondrischer Gemütsverstimmung werden.

Die **Behandlung** des Darmkatarrhs hat vor allem für die Regelung der Diät zu sorgen; man gestatte nur schleimige Getränke (Hafer-, Reis- oder Gerstenschleim), Suppen aus Sago oder gebranntem Mehl, allenfalls etwas Rotwein; liegt dem Katarrh eine Erkältung zu Grunde, so sind Bettruhe, einige Tassen heißen Thees (Pfefferminz-, Kamillen- oder Baldrianthee) und warme Umschläge auf den Leib von Nutzen. Bei Säuglingen, deren Darmkatarrhe während der heißen Sommermonate in den großen Städten vorzugsweise durch den Genuß verfälschter oder verdorbener Milch entstehen und den höchsten Prozentsatz der Kindersterblichkeit liefern, ist während des Durchfalls die Kuhmilch unbedingt und gänzlich auszusetzen und durch Salepabkochung, Fleischbrühe, Nestlésches Kindermehl, etwas süßen Wein zu ersetzen, doch kann hier die frühzeitige Einholung ärztlichen Rates nicht dringend genug empfohlen werden, da oft ein außerordentlich schneller Verfall der Kräfte eintritt. Führt die diätetische Behandlung des Darmkatarrhs nicht zum Ziele, so sind die sog. adstringierenden Heilmittel (Höllenstein, Alaun, Gerbsäure u. a.), sowie die Präparate des Opiums, teils innerlich, teils als Zusatz zum Klystier, anzuwenden. Gegen den chronischen Darmkatarrh der Erwachsenen endlich sind gewisse Brunnenkuren (Marienbad, Karlsbad, Kissingen, Ems u. a.) oft von entschiedenem Nutzen.

Eine besonders gefährliche Form der D. ist die **Entzündung des Blinddarms** und seines **Wurmfortsatzes** (Typhlitis), welche durch die Anhäufung verhärteter Kotmassen oder verschluckter fremder Körper (Kirschkerne, Knochenstückchen, Rosinen- und Weinbeerenkerne, Nadeln u. dgl.) im Blinddarme entsteht und zu mehr oder minder ausgedehnter Verschwärung der Blinddarmschleimhaut Veranlassung geben kann. Nicht selten wird hierbei der Blinddarm oder der Wurmfortsatz von dem Geschwür durchbohrt, wodurch, wenn nicht vorher eine Verwachsung des Blinddarms mit seiner Umgebung erfolgt war, der Austritt von Eiter und Darminhalt in die Bauchhöhle und damit in kürzester Frist eine tödliche Bauchfellentzündung erfolgt. Aber auch in den Fällen, in denen schließlich nach schmerzhaftem Krankenlager Genesung eintritt, bleiben durch Knickung und Verengerung des Darmrohrs oft lebenslänglich Beschwerden zurück. Wer also Schmerzen in der Blinddarmgegend (rechts unten im Unterleib, über der rechten Leistengegend und Darmbeinschaufel) verspürt, lasse sich sofort von einem tüchtigen Arzt untersuchen, da rechtzeitige und umsichtige Behandlung bei der Blinddarmentzündung vor vielen Gefahren zu behüten vermag. Die Behandlung selbst besteht im Anfang, wenn noch keine stärkern entzündlichen Erscheinungen vorhanden sind, in Entleerung der stagnierenden Kotmassen durch hinreichende Gaben von Ricinusöl oder eröffnende Klystiere, in feuchtwarmen Umschlägen und örtlichen Blutentziehungen; ist bereits eine ausgedehntere Entzündung vorhanden, so sind öftere Dosen von Opium oder Morphium nicht zu entbehren. Bilden sich Abscesse in der Umgegend des Blinddarms, so sind dieselben frühzeitig mit dem Messer zu eröffnen, um Eiterverhaltung mit ihren gefährlichen Folgen zu verhüten. Da übrigens die Krankheit nicht selten eine große Disposition zu erneuten Entzündungen zurückläßt, so ist auch nach der Genesung noch lange Zeit hindurch ein sorgfältig geregeltes diätetisches Verhalten zu beobachten.

Darmfäule, früher übliche Bezeichnung einer chronischen Darmentzündung, besonders beim Rindvieh, jetzt außer Gebrauch gekommen.

Darmfistel, s. unter Leiste.

Darmgeschwüre entstehen nicht selten im Verlaufe heftigerer Darmentzündungen (s. d.) entweder durch Verschwärung von Schleimhautdrüsen (der solitären Follikel, wie beim follikulären Darmkatarrh oder ganzer Drüsengruppen, wie der Peyerschen Drüsenhaufen beim Typhus) oder durch brandige Abstoßung diphtheritischer Schleimhautpartien (bei der Ruhr) oder durch Zerfall von Tuberkeln der Darmschleimhaut, wie dies häufig in den letzten Stadien der Lungenschwindsucht der Fall ist. Bei sorgfältiger Behandlung und zweckmäßigem diätetischen Verhalten heilen die meisten D., ohne nachteilige Folgen zu hinterlassen. Tiefgreifende Geschwüre können indessen leicht die höchst gefährliche **Darmperforation** erzeugen, indem sie auch

die äußere seröse Haut des Darms durchbohren und damit den Austritt von Eiter, Flüssigkeit und Darminhalt in die Bauchhöhle veranlassen. Am häufigsten wird die Darmperforation beim Unterleibstyphus und der gefährlichen, durch Kotstauung oder fremde Körper (Kirschkerne u. dgl.) entstehenden Entzündung des Blinddarms und seines wurmförmigen Anhangs beobachtet. Ihre Folge ist fast immer eine allgemeine, rasch tödliche Bauchfellentzündung; eine Naturheilung ist nur dann möglich, wenn vor dem Durchbruch durch eine langsam verlaufende sog. adhäsive Entzündung eine Verwachsung der benachbarten Darmschlingen miteinander erfolgt war. Auch kann die Vernarbung verheilender D. unter Umständen Darmverengerung (s. d.) mit ihren lästigen und hartnäckigen Beschwerden zur Folge haben.

Darminvagination, s. Darmverengerung.

Darmkanal, s. Darm.

Darmkatarrh, s. unter Darmentzündung.

Darmperforation, s. u. Darmgeschwüre.

Darmsaiten, s. unter Saiten.

Darmschleimhaut, s. unter Darm.

Darmschlingen, s. unter Darm.

Darmschmerz, s. Kolik.

Darmstadt, Hauptstadt des Großherzogtums Hessen und Residenz des Großherzogs, in der Provinz Starkenburg, an der Main-Neckar-Bahn und an den Linien Mainz-Aschaffenburg, D.-Worms und D.-Eberbach der Hessischen Ludwigsbahn, ist der Sitz der obersten Behörden des Landes und der Provinz. Die Altstadt ist unregelmäßig gebaut und hat zum Teil enge Straßen; die Neustadt dagegen, welche sich um die alte Stadt herumlegt und mindestens fünf Sechstel der Stadt bildet, besitzt schöne Gebäude, breite Straßen und große Plätze, wie der Luisenplatz (ein regelmäßiges Achteck mit der 40,5 m hohen Denksäule Ludwigs I.) und der Wilhelmsplatz (seit 1879 mit dem Denkmal des Abgeordneten Aug. Metz). Ein Denkmal Liebigs steht am Bahnhof. Unter den vier Kirchen ist nur die kath. Kirche (eine große Rotunde, von Moller erbaut) bemerkenswert. Ein hervorragendes Bauwerk bildet auch die neue Hauptsynagoge. Andere bedeutende Gebäude sind: das Residenzschloß (seit dem Ende des 16. Jahrh. allmählich entstanden und seit 1717 mit einem großen Neubau in franz. Stil erweitert), das alte großherzogl. Palais, das neue großherzogl. Palais, die Palais der Prinzen Alexander, Karl, das 1770 von Schuknecht erbaute Zeughaus, ehedem als Exercierhaus gebraucht (davor das hess. Landeskriegerdenkmal, errichtet 1879), das Hoftheater (1819 von Moller erbaut, 1871 bis auf die Umfassungsmauern abgebrannt, von 1876 an erweitert und verbessert wieder aufgebaut), der Justizpalast, die Kollegienhäuser, die Kasernen, das Kasinogebäude, der Main-Neckar-Bahnhof, der Ludwigs-Bahnhof, das Bankgebäude, das Polytechnikum, die neue Realschule, das neue Schulhaus der Mittelschule, die Freimaurerloge, das städtische Lagerhaus, der Saalbau, der Marstall u. s. w. Die Zahl der Einwohner beläuft sich (1880) auf 40874, mit dem mit D. zusammenhängenden Dorfe Bessungen auf 48153.

D. hat ein Polytechnikum, ein Gymnasium, zwei Realschulen, eine mit Lehrerinnenseminar verbundene höhere Mädchenschule, viele andere städtische und Privatschulen, sowie eine Handwerkerschule, einen Landesgewerb- und Lokalgewerbverein, Landwirtschaftlichen Verein, Kunstverein, Historischen Verein, Verein für Erdkunde, Mittelrheinischen Geologischen Verein, Architektenverein, Handelskammer. Eine Zierde der Stadt bilden die reichen Sammlungen des großherzogl. Museums (Hofbibliothek mit etwa 500000 Bänden und 4000 Handschriften, Gemäldegalerie mit 700 Gemälden, Naturalienkabinett mit vielen wertvollen Fossilien, Sammlungen von antiken und mittelalterlichen Kunstwerken, Waffen, ethnogr. Gegenständen, Münzen, Handzeichnungen, Holzschnitten, Kupferstichen u. s. w.), die Sammlungen des Kabinettsmuseums (Bibliothek von etwa 60000 Bänden, ethnogr. Gegenständen u. s. w.), die große Sammlung hess. Münzen und Medaillen des Prinzen Alexander, die Sammlungen des Mittelrheinischen Geologischen Vereins u. s. w. Die Gewerbindustrie und der Handel in D. sind in steter Zunahme. D. hat eine Reichsbanknebenstelle, eine Bank für Handel und Industrie, eine für Süddeutschland und eine Volksbank. Es bestehen Fabriken für Chemikalien, insbesondere Alkaloide, Maschinen, eiserne Herde, Hüte, Tapeten, Gold- und Silberwaren, Tabak, musikalische Instrumente, Möbel, Knöpfe, Fayenceöfen, Spielkarten ꝛc. Von großer Bedeutung ist der Handel in Wald- und Grassämereien, sowie der Weinhandel. Ganz nahe der Stadt erheben sich die waldigen Vorhöhen des Odenwalds, die längs der hier beginnenden sog. Bergstraße hin in einen von gutgebahnten Wegen durchschnittenen und mit schönen Aussichtspunkten versehenen großartigen Park verwandelt sind. Zur großen Annehmlichkeit der Bewohner dienen auch mehrere dem Publikum offenstehende Hofgärten und die schönen Wälder der Umgebung mit dem eine herrliche Rundsicht bietenden Ludwigsturme. Ein neuerrichtetes Wasserwerk versorgt die Stadt mit Trinkwasser aus der Rheinebene.

D. wird zuerst in Urkunden des 11. Jahrh. erwähnt; der Ursprung des Namens ist unsicher. Schwerlich hat das kleine Bächlein, heutzutage Darm genannt, von dem es durchflossen wird, Veranlassung zu dem Namen gegeben; wahrscheinlich bedeutet der Name der Stadt «Stadt des Darmund», der auch bei der ersten Nennung «Darmundstadt» lautet. D. war aber zu Anfang des 14. Jahrh. noch ein Dorf im Besitze der Grafen von Katzenellnbogen, die 1330 für dasselbe Stadt- und Festungsrecht vom Kaiser erlangten. Nach dem Erlöschen der männlichen Linie der Katzenellnbogener (1479) kam D. durch die an den Landgrafen Heinrich III. vermählte katzenellnbogener Erbtochter an Hessen. Im Schmalkaldischen Kriege wurde D. durch das kaiserl. Heer eingenommen und das alte Schloß in die Luft gesprengt. Nach Philipps des Großmütigen Tode (1567) fiel D. bei der Teilung des Landes an dessen jüngsten Sohn Georg, der es zu seiner Residenz wählte und Stifter der Darmstädtischen Linie wurde. Mehr noch als Georg thaten für die Erweiterung der Stadt die Landgrafen Ludwig V., Ludwig VI. und Ernst Ludwig; doch eine größere Bedeutung gewann die Stadt erst durch den ersten Großherzog Ludwig I. und durch Ludwig III., unter deren Regierung eigentlich das neue D. entstand. Vgl. Mitzenius, «D., seine Wälder und Höhen» (2. Aufl., Darmst. 1871); Walther, «Der darmstädter Antiquarius» (Darmst. 1857); derselbe, «D. wie es war und wie es geworden ist» (Darmst. 1865).

Darmsteine oder Kotsteine, harte, steinartige Konkremente von wechselnder Gestalt und Größe, welche sich bisweilen im Dickdarme, besonders im Wurmfortsatze, durch schichtenweise Ablagerung von Kalksalzen um einen festen, zurückgehaltenen Kotknollen oder um einen verschluckten festen Körper (Rosinenkern, Knochenstückchen, Kirschkern u. dgl.) bilden und durch ihren beständigen Druck Verschwärung, selbst Durchbohrung der Darmwandung und dadurch tödliche Bauchfellentzündung erzeugen können. Ihre Entstehung wird durch vorwiegende Ernährung mit pflanzlichen Nahrungsmitteln und durch chronische Darmkatarrhe begünstigt. Beim Menschen finden sich derartige Konkremente nur selten und nur in mäßiger Größe; weit häufiger und oft in beträchtlichem Umfange kommen sie im Magen und Darme verschiedener pflanzenfressender Tiere, besonders der Wiederkäuer, vor. (S. Bezoarsteine.)

Darmstenose, s. Darmverengerung.

Darmverengerung oder Darmstenose, ein krankhafter Zustand, bei welchem die Durchgängigkeit des Darmrohrs und damit die Fortbewegung des Darminhalts mehr oder weniger aufgehoben ist, kommt teils angeboren vor (s. Atresie), teils durch Krankheit erworben, insbesondere durch Geschwülste, welche von außen das Darmrohr zusammendrücken, durch Vernarbung von Darmgeschwüren, durch Darmkrebs, durch Knickungen und Drehungen einer Darmschlinge um ihre Achse, durch Einklemmung eines Darmstücks in eine Bruchpforte (s. Bruch) u. dgl. Mitunter geschieht es auch, daß sich ein Darmknick in die Höhle des unmittelbar benachbarten einstülpt und dadurch einen vollkommenen Verschluß (sog. Darminvagination) herbeiführt. In leichtern Graden gibt sich die D. durch hartnäckige Stuhlverstopfung, Auftreibung des Leibes und mehr oder minder quälende Koliken zu erkennen, während bei vollständigem Verschluß des Darmkanals die schwersten und bedrohlichsten Erscheinungen, wie heftigste Schmerzen, Koterbrechen und rascher Verfall der Kräfte, eintreten. Bisweilen gelingt es auf operativem Wege, das den Verschluß bedingende Hindernis zu beseitigen (sog. Bauchschnitt oder Laparotomie) oder durch Anlegung eines künstlichen Afters (s. d.) das gefährdete Leben des Kranken zu erhalten.

Darmverschlingung, krankhafter Zustand, wobei eine Darmschlinge mit ihrem zugehörigen Gekröse sich um ihre eigene Achse dreht oder sich um eine andere Darmschlinge herumschlägt, sodaß dadurch eine vollständige Verschließung des Darmrohrs zu Stande kommt. Die Ursachen der D. sind noch völlig dunkel; ihre Symptome gleichen denjenigen der Darmverengerung (s. d.) und sind immer in hohem Grade lebenbedrohend. Wenn nicht bald eine spontane Lösung der verschlungenen Darmpartien erfolgt, was nur sehr selten geschieht, so ist nur von einem operativen Heilverfahren (Eröffnung der Bauchhöhle vermittelst der Laparotomie oder des Bauchschnitts und künstliche Reposition der umschlungenen Darmstücke) Rettung zu erwarten.

Darmzotten, s. unter Darm.

Darnétal, Stadt im franz. Depart. der Untern Seine, 4 km östlich von Rouen in einem tiefen Thale an den rechts zur Seine gehenden Flüssen Robec und Aubette und an der Eisenbahn Amiens-Rouen, mit (1876) 5570 E. Der Ort fabriziert Tuch und Wollstoffe, hat Baumwollspinnereien und Webereien, Kattundruckereien, Eisengießereien. D. hieß einst Danestal, d. i. Dänenthal.

Darnley (Heinrich Stuart, Lord D.), Gemahl der Maria Stuart, geb. 1541 als Sohn des Lord Lenox, gest. 1567, s. Maria Stuart. Den Titel eines Lord D. erbte der jüngere Zweig Lennox, welcher mit Charles Stuart 1672 ausstarb. Im J. 1722 wurde John Bligh zum Viscount, 1725 zum Earl of D. erhoben. Der gegenwärtige Chef der Familie ist John Stuart Bligh, Earl of D., geb. 16. April 1827.

Daroca, uralte span. Stadt in der span. Provinz Saragossa, am Nordostabhange der Punta de la Almenara, in einer tiefen Schlucht zwischen zwei Hügeln am Jiloca, einem rechtsseitigen Nebenflusse des Jalon, ist gut gebaut, hat sechs Kirchen, worunter die schöne got. Collegiata, und zählt (1877) 3247 E. Die Stadt soll bereits von den Keltiberern gegründet sein und verdankt ihre Größe den Mauren, von denen die Stadtmauern und das Kastell (Kalat Daruka) herrühren. Durch Alfons I. kam sie 1123 zu Aragonien. Im 17. Jahrh. wurde die Mina de Daroca, ein Tunnel 6,7 m hoch und 652 m lang, zur Ableitung des Regenwassers aus dem obern Thale angelegt.

Darondeau (Benoit Henri), franz. Ingenieur, geb. 8. April 1805 zu Paris, beteiligte sich 1828—35 bei der franz. Küstenaufnahme und machte 1835—37 eine Reise um die Welt. Später leitete er die Küstenaufnahmen im Mittelländischen Meere; er starb als Direktor des Hydrographischen Korps und Mitglied des Längenbureaus zu Paris 1. März 1869. Unter seinen Schriften sind zu erwähnen: «Mémoires hydrographiques» (1845—47) und «Annales hydrographiques» (1848—53).

Darówa, Ort in Böhmen, in der Bezirkshauptmannschaft Pilsen, Gerichtsbezirk Rokyzan, an einem Seitenbache der Beraun, mit (1880) 249 E., gehört zur Ortsgemeinde Kreuz (böhm. Kříž) und zum gräfl. Sternbergschen Allodialgute Radnitz. Seine Bedeutung liegt in den umfangreichen Steinkohlenlagern in der Umgebung, ferner in dem großen Guß- und Schmiedeeisenwerk und einer Schwefelfabrik. Hier wurden 1836 die ersten rationellen Versuche gemacht, die Steinkohle beim Eisenhüttenbetriebe zu verwenden.

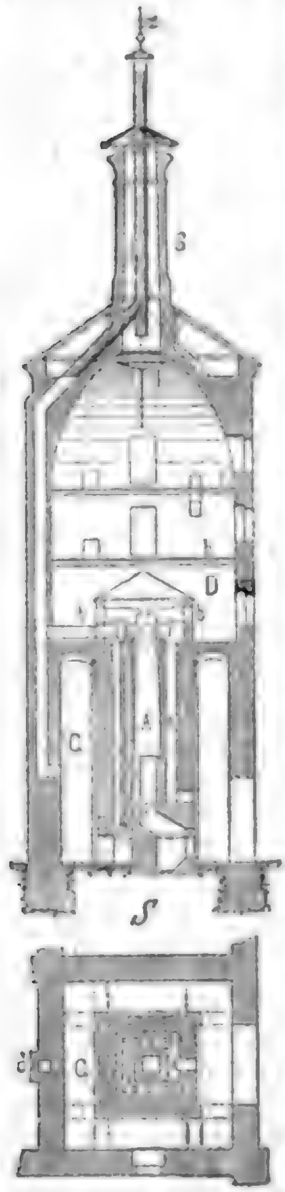
Darre, Krankheit der Vögel, s. u. Darrsucht.

Darren (frz. fours à dessécher, engl. drying-stoves) sind Vorrichtungen, mittels deren vegetabilische Stoffe bei erhöhter Temperatur getrocknet oder oberflächlich geröstet werden. Man verwendet dieselben hauptsächlich zum Trocknen im großen von Malz, Getreide, Holz, Torf, Flachs, Hanf, Hopfen und Zuckerrüben. Zu den wichtigsten gehören die Malzdarren, Anstalten zum D. des Gerstenmalzes für den Gebrauch in der Bierbrauerei und Spiritusfabrikation.

Früher kannte man für diesen Zweck nur die sog. Rauchdarren, bei denen das Malz auf geflochtene Hürden gebracht wurde, durch welche der Rauch hindurchzog, wodurch das Malz und infolge dessen das Bier einen unangenehmen Geschmack erhielt. Um diesen Übelstand zu vermeiden, belegte man später die Rauchkanäle mit Metallplatten oder Fliesen, doch wurde bei dieser Einrichtung das Malz nur sehr ungleichmäßig gedörrt. Gegenwärtig werden sämtliche D. mit heißer Luft geheizt, wobei das Malz auf siebähnlich durchlöcherten Blechen (Blechdarren, Plattenhorden) oder auf

Drahtgeflecht (**Drahtdarren, Drahthorden**) ausgebreitet liegt.

Eine **Malzdarre** neuester Konstruktion ist in beistehender Figur dargestellt. Dieselbe ist eine sog. **Doppeldarre**, d. h. es sind zwei Horden h und h_1 übereinander angeordnet. Unten ist der Calorifère A aufgestellt, welcher bei F geheizt wird; die Heizgase streichen durch A, treten oben in eine Kammer, sinken in einem Teil der Heizrohre a nieder und steigen in einem zweiten Teil dieser Rohre wieder empor, worauf sie in den Kanal d treten und durch diesen und den Schornstein d_1 ins Freie gelangen. Der Raum G dient teils zur Verstärkung des Luftzugs, teils zur bequemen Reinigung der Züge. Der Raum D unter der ersten Horde ist die Wärmekammer, die sog. Sau, in welche die durch a in den Calorifère getretene und dort erhitzte Luft durch die Öffnungen b eintritt. Mittels des an der untern Öffnung des Schornsteins S angebrachten Schirms k kann die Temperatur im Darrraum reguliert werden. In England heizt man die D. häufig mit Hochdruckdampf, der unter den Drahtgeflechten in Röhren cirkuliert. Beim D. selbst ist es von Wichtigkeit, daß das Malz langsam erwärmt und fleißig gewendet werde. Der Wärmegrad wird durch die Farbe bedingt, welche das Malz erhalten soll, hängt also von der Wahl der zu brauenden Biersorte ab; das zur Spiritusbereitung verwendete Malz darf nur sehr schwach gedarrt werden.



Holzdarren sind entweder eigene Öfen mit flachen, backofenähnlichen Gewölben oder bloße Vorkehrungen über den Schmelzöfen, sog. **Darrbalken**, auf welchen solches Holz, das rasche, starke Hitze als Brennmaterial erzeugen soll, wie dies früher vor der Einführung der Gasfeuerung in der Glasfabrikation, in den Porzellanmanufakturen, Blaufarbenwerken u. s. w. für nötig gehalten wurde, seines Feuchtigkeitsgehalts möglichst entledigt wird. Auch behufs der Aufbewahrung und Verarbeitung wird Bau- und Werkholz zuweilen gedarrt, z. B. auf Werften, im Handel mit ausländischen Nutzhölzern u. s. w. Am wichtigsten ist das D. des für Eisenbahnschwellen bestimmten Holzes, wo dasselbe neuerdings bis zur angehenden Verkohlung getrieben wird.

Die **Flachsdarren** dienen zum Trocknen des gerösteten Flachses. Zwar kann dies auch in der Sonne geschehen, aber bei weitem nicht mit der Sicherheit und Schnelligkeit wie in Darrstuben oder Darröfen. Erstere sind geräumige, mit erhitzter Luft erwärmte Kammern, letztere viereckige Backöfen, in welchen die Flachsstengel senkrecht aufgestellt werden. Bei der Feuerung ist wohl zu beobachten, daß die Temperatur den Siedepunkt des Wassers nicht erreiche, indem sonst der Flachs mürbe und brüchig wird.

Obstdarren, zum D. des Obstes, gibt es eine große Anzahl von abweichender Konstruktion. Gewöhnlich sind diese dergestalt eingerichtet, daß ein freier Strom erhitzter Luft in ihrem Innern cirkuliert und das auf geflochtenen Horden flach ausgebreitete Obst allmählich von seinem Überschuß an Wasser befreit wird. Als vorzüglichste Obstdarren sind die Christsche und die Hessische bekannt. Die **Obstluftdarre** ist ein einfacher Behälter zum Trocknen des Obstes an der Sonne, ohne daß dasselbe von Tieren u. s. w. beschädigt werden kann. Der Obstdarre ist in der Konstruktion die Rübendarre ähnlich, auf welcher die geschnitzten Zuckerrüben getrocknet und dadurch zum weitern Transport und zur Konservation geeignet werden. Besondere **Rübendarranstalten** gibt es in der Pfalz und im Elsaß.

Die **Getreidedarren** oder **Riegen** sind nur im Norden Europas üblich, wo der rasch verlaufende Sommer eine künstliche Trocknung der Getreidekörner für längere Aufbewahrung oder weite Versendung notwendig macht. Sie bestehen aus von Ziegeln erbauten Häusern, in welchen Darrkammern durch die einem großen Ofen entströmende heiße Luft erwärmt werden und das Getreide so getrocknet wird, daß es wohl zur Mehlbereitung tauglich bleibt, dagegen seine Keimfähigkeit verliert.

D'Arrest, Astronom, s. **Arrest** (Heinr. Ludw. d').

Darrmalz heißt das in höherer Temperatur getrocknete Malz, während das nur an der Luft getrocknete als **Luftmalz** oder **Schwelchmalz** und das stark geröstete als **Farbmalz** bezeichnet wird. (S. unter **Malz**.)

Darro, goldführender Fluß im südl. Spanien, entspringt in der Sierra Jarana, fließt bei Granada vorbei und ergießt sich in den in den Guadalquivir mündenden Genil. Er empfängt sein Wasser aus sehr schönen Quellen, namentlich aus der von Avellano. Seine Gewässer sind klar und schnell und befruchten die berühmte Vega von Granada. Durch Überschwemmung wird er den untern Teilen der Stadt gefährlich. Die Acequia de la Alhambra, welche das Trinkwasser zu den Fontänen von Granada liefert, entnimmt ihm den größern Teil seines Wassers, sodaß wenig davon zum Genil gelangt.

Darrsucht (Tabes, Marasmus, trockene Schwindsucht) nennt man diejenigen Abzehrungskrankheiten, bei denen der Körper nicht, wie bei der Auszehrung (s. d.), durch übermäßige Ausgaben und Säfteverluste (langwierige Eiterungen, Schleimflüsse u. s. w.) verzehrt wird, sondern infolge verminderter Ernährung sich gewissermaßen selbst verzehrt und vertrocknet. Dahin gehört die Greisendarrsucht (Marasmus senilis), die Drüsendarre der Kinder (Paedatrophia), die Rückendarre (Tabes dorsalis), die D. der Berg- und Hüttenleute (Bergsucht, Tabes metallica) u. s. w. Auch ist die D. oder **Darre** eine häufige Krankheit der Vögel, besonders der Stubenvögel, wobei dieselben traurig werden, die Flügel hängen lassen und nach und nach alle Federn verlieren. Die Darre der Vögel

beruht auf einer Entzündung der zum Einölen der Federn dienenden Bürzel- oder Steißdrüse mit Verstopfung ihres Ausführungsganges, entsteht am häufigsten durch Mangel an frischem Badewasser und Unreinlichkeit und erfordert zu ihrer Heilung behutsames Ausdrücken der verstopften Drüse sowie fleißiges Baden und wiederholte gründliche Reinigung des Käfigs.

Dars, Halbinsel an der pommerschen Küste des Regierungsbezirks Stralsund, Kreis Franzburg, welche durch den Bodstedter und Saaler Bodden vom Festlande Pommerns und durch eine enge Wasserstraße von der Insel Zingst geschieden ist, aber durch das sog. Fischland (mit den mecklenb. Orten Ahrenshoop und Wustrow am Saaler Bodden) mit dem mecklenb. Festlande in Verbindung steht. Sie hat ein Areal von 77 qkm und ist durch ihren Mohrrübenbau bekannt. Darauf liegt das Dorf Born, 38 km im WNW. von Stralsund, am Bodstedter Bodden, mit 1320 E., und das Dorf Wieck, an demselben Bodden, mit 1250 E. Die mit einem Leuchtturme versehene, weit ins Meer hinauslaufende Nordspitze der Halbinsel heißt Darser Ort.

Dar-Salah, s. Wadaï.

Darstellende Künste, soviel wie bildende Künste, speziell die Künste, welche Kunstwerke anderer Autoren reproduzieren und möglichst vollendet zur Anschauung bringen, wie Schauspielkunst, poetische und musikalische Deklamation. (S. Darstellung.)

Darstellung. Darstellen heißt etwas zu einem Gegenstande der äußern Anschauung machen. Das, was dargestellt wird, kann entweder ein Wirkliches sein, welches im Bilde der sinnlichen Auffassung dargeboten wird, oder ein innerlich Gedachtes und Vorgebildetes, für welches die D. einen sinnlich-anschaulichen Ausdruck sucht. So versteht man namentlich unter ästhetischer D. diejenige Behandlung einer ästhetischen Idee, durch welche diese eine ihr entsprechende, durch sich selbst gefallende Form für die Anschauung erhält. Ein sinnlich Anschaubares soll eine bestimmte Idee des Geistes ausdrücken und einen dieser Idee gemäßen Gefühlszustand hervorbringen. In dieser Forderung liegen Anschaulichkeit, Sachlichkeit und Vollständigkeit als unerläßliche Bedingungen. Am meisten und im engsten Sinne sind es die bildenden Künste, und unter diesen vornehmlich die Plastik, welche darstellen können, indem sie das künstlerisch Gedachte als wirklichen, raumerfüllenden Gegenstand den dafür empfänglichen äußern Sinnen hinstellen; sie bringen Gestalten im eigentlichen Sinne hervor. Wo andere Künste, namentlich die Poesie, darstellen, ist dies nur dadurch möglich, daß sie in dem Auffassenden durch das Mittel der D., die Sprache, diejenigen Vorstellungen und Gefühle erregen, die der Gegenstand, wenn er selbst vor das Auge hinträte, erregen würde. Auf dieser Täuschung beruht die poetische Wahrheit. Deshalb pflegt man das Epos und das Drama vorzugsweise darstellende Dichtungsarten zu nennen. Der Schauspieler hat die darstellende Poesie, und zwar durch seine ganze Persönlichkeit zu versinnlichen. Die handelnde Person, die er aus dem Drama des Dichters vorstellt, soll er nicht bloß vorstellen, d. h. er soll nicht bloß einen Schein haben, als ob er jene Person sei, sondern soll jenen Schein bis zur Täuschung erheben als sehe man wirklich jene Person.

Darstellung Christi, ein Fest der kath. Kirche, welches am 2. Febr. (Mariä Reinigung, Lichtmeß) gefeiert wird, mit Bezug auf Lukas 2, 22 fg.

Darstellung der Jungfrau Maria, ein Fest der kath. Kirche, welches am 21. Nov. gefeiert wird. Es war schon mehrere Jahrhunderte in der griech. Kirche üblich, bevor es Gregor IX. 1374 in Frankreich einführte, um den Glauben zu fördern, daß Maria in ihrem dritten Jahre zu ewiger Jungfrauschaft geweiht worden sei.

Dartford, rasch emporblühende Marktstadt in der engl. Grafschaft Kent, 24,4 km im OSO. von London an der Eisenbahn nach Chatham, links am Darent, 3,2 km von dessen Mündung in die Themse, in den North-Downs, fast nur Eine Straße in engem Thale, zählt (1881) 10567 E., hat bedeutenden Handel, Eisengießereien, Walzwerke, Dampfmaschinenfabriken, Kattun- und Seidendruckereien und am Darent viele Papier-, Öl-, Pulver- und Getreidemühlen. Die erste Papiermühle wurde hier um 1590 von einem Deutschen, J. Spielmann (gest. 1607), erbaut. Barken gehen von der Themse bis an die Quais der Stadt. D. hat eine schöne Kirche, viele Gotteshäuser der Dissidenten und ein litterarisches Institut. In der Nähe sind Überreste eines 1355 gestifteten Augustiner-Nonnenklosters.

Dartmoor, das südliche hohe Tafelland der engl. Grafschaft Devonshire, vom nördl. Exmoor durch ein breites Weideland, von Cornwall durch das Thal des Tamer getrennt. Es ist größer, wilder und steiler als das von Exmoor, mißt 35 km von N. nach S. und 22,5 km von W. nach O. und umfaßt 337 qkm. Im NO. von Plymouth gelegen, ist es südlich vom Trent die höchste Landstrecke in England, im allgemeinen von 370 m Höhe, auf welcher sich aber der Yes-Tor und der High-Willhays zu etwas mehr als 600 m, der Rippin-Tor zu 469 m, im Cawsand-Beacon zu 546 m erheben. Der Boden ist unfruchtbar, trägt wenig Gras und große Sumpfstrecken, ist aber reich an Blei, Eisen, Zinn und Kupfer und liefert zu Bauzwecken Granit, Kalk und geaderten Marmor. Aus dem hohen Bereiche des Yes-Tor kommen Flüsse nach allen Richtungen herab, und offene Küsteneinschnitte lassen die Mineralschätze leicht zum Meere gelangen. Einige dieser Flüsse, von kurzem, aber reißendem Laufe, wie Tavy, Plym, Dart, Teign, gehen zum Kanal; die Taw dagegen ergießt sich nach W. in die Barnstaplebai. In diesen kleinen Flußthälern liegen Bergwerksstädtchen am Fuße der Höhen und unterhalten die Ausfuhr, andere sind besuchte Badeorte.

Dartmouth oder Clifton-Dartmouth-Hardneß, Municipalstadt, Parlamentsborough und Hafenort in der engl. Grafschaft Devon, am Kanal, malerisch am Abhange eines Hügels rechts von der Mündung der Dart, in 16 km Entfernung von Torquay gelegen, besitzt drei Kirchen, von denen eine mit ihrem hohen Turme den Seefahrern als Signal dient, sowie Ruinen eines von Heinrich VII. erbauten Schlosses. Der Ort zählt (1881) 5580 E. und hat enge, schmutzige Straßen, zum Teil mit Holzschnitzerei verzierte Häuser mit überhängenden Oberetagen. Eine fliegende Brücke verbindet die Stadt mit Kingsbridge. Der Hafen ist bequem, für Schiffe von 500 t zugänglich und durch das Fort Petror verteidigt. In ihm liegen zwei Kriegsschiffe mit Kadettenschule. Die Hauptbeschäftigung der Bewohner ist Schiffahrt und

Schiffbau, Herings- und Stockfischfang und lebhafter Fischhandel selbst nach dem Mittelmeere, von wo als Rückfracht Wein, Südfrüchte u. s. w. eingeführt werden. — D. wurde von den Franzosen im 12. Jahrh. unter Richard I., dann unter Heinrich IV. erobert und nochmals 1404, doch vergeblich, angegriffen. Von D. segelten 1190 die Kreuzfahrer unter Richard Löwenherz ab. Auch fand hier die Landung der Franzosen und Castilianer 1372, sowie die Warwicks und Clarences 1470 statt.

Dartmouth, Ortschaft im County Bristol des nordamerik. Unionsstaates Massachusetts, an der Buzzardsbai, etwa 80 km südlich von Boston gelegen, zählt (1880) 3430 E.

Dartmouth-College, Unterrichtsanstalt in der Stadt Hanover (s. d.) im nordamerik. Staate New-hampshire.

Daru (Pierre Antoine Bruno, Graf), franz. Staatsmann und Schriftsteller, geb. zu Montpellier 12. Jan. 1767, betrat im 16. Jahre die militärische Laufbahn, nachdem er eine ausgezeichnete Schulbildung erhalten, die seine in jeder Lebenslage fortdauernde Vorliebe für litterarische Beschäftigungen erklärt. Als Generalintendant in Österreich und Preußen in den J. 1805, 1806 und 1809 machte er sich durch seine strenge Verwaltung verhaßt, sodaß Blücher 1813 D.s Besitzungen sequestrieren ließ, welche Maßregel jedoch aufgehoben ward, sobald sie zur Kenntnis der verbündeten Monarchen gekommen war. D. wurde 1818 zum Pair ernannt und 1828, nachdem er schon seit 1805 Mitglied des Nationalinstituts gewesen, in die Akademie der Wissenschaften aufgenommen. Von Staatsämtern seit der Restauration entfernt, widmete er seine Muße vorzüglich geschichtlichen Studien. Er starb auf seinem Landsitze Becheville bei Meulan 5. Sept. 1829. Sein Hauptwerk ist die «Histoire de la république de Venise» (7 Bde., Par. 1819—21; 4. Aufl., 9 Bde., 1853), ausgezeichnet durch wissenschaftliche Genauigkeit und sorgfältigen Stil. Einen deutschen Auszug daraus lieferte Bolzenthal (3 Bde., Lpz. 1825—27). Seine «Histoire de la Bretagne» (3 Bde., Par. 1826; deutsch von Schubert, 2 Bde., Lpz. 1831) ist ein zwar minder anziehendes, aber ebenfalls sehr gründliches Werk. Ferner sind zu erwähnen die «Notions statistiques sur la librairie pour servir à la discussion des lois sur la presse» (Par. 1827).

Daru (Napoléon, Graf), franz. Staatsmann, Sohn des vorigen, geb. 11. Juni 1807, erbte von dem Vater die Pairswürde, die er auch nach der Julirevolution von 1830 bis zur Februarkatastrophe von 1848 besaß. Vom Depart. Manche ward er 1848 in die Konstituierende und in die Gesetzgebende Nationalversammlung gewählt, wo er mit der Majorität stimmte. Beim Staatsstreiche vom 2. Dez. 1851 berief er als Vizepräsident die Repräsentanten auf die Mairie des 10. Arrondissements. Er übernahm hier den Vorsitz und beantragte die Absetzung Ludwig Napoleons, weshalb er verhaftet und eine Zeit lang in Vincennes gefangen gehalten, jedoch nicht aus Frankreich verbannt wurde. Freigelassen, zog sich D. ins Privatleben zurück, aus dem er nicht eher wieder hervortrat als während der allgemeinen Wahlen von 1869, bei denen er als konservativ-liberaler Kandidat auftrat und im Wahlkampfe gegen den offiziellen Kandidaten siegte. Als Anfang 1870 Napoleon III. durch Berufung Olliviers zur Bildung eines Ministeriums den Schein erweckte, daß es ihm mit Einführung einer konstitutionellen Regierung Ernst sei, wurde D. von dem neuen Ministerpräsidenten veranlaßt, in sein Ministerium einzutreten und das Portefeuille des Äußern zu übernehmen. D. willfahrte, gab jedoch kurze Zeit vor dem Plebiscit seine Entlassung und lebte während der Dauer des Deutsch-Französischen Kriegs von 1870 in Zurückgezogenheit. Im Febr. 1871 vom Depart. Manche in die Nationalversammlung gewählt, schloß er sich dem rechten Centrum an, wurde 1876 Senator für dasselbe Departement und hielt sich im Senat zur Rechten. Im J. 1879 wurde er nicht wieder gewählt und zog sich ins Privatleben zurück.

Daru (Martial Noël Pierre, Graf), Bruder des Grafen Pierre Antoine Bruno, geb. 2. Juli 1774, gest. 18. Juli 1827, war wie sein Bruder ein treuer Anhänger Napoleons I., unter dem er mehrere Ämter bekleidete. — Sein Sohn, Charles Martial, Graf D., geb. 14. April 1816, hat sich als politischer und nationalökonomischer Schriftsteller einen Namen gemacht.

Daruvar (d. h. Reiherburg), Marktflecken im slawon. Komitat Peschega (Pôzega), im Thale der Toplitza, eines linksseitigen Nebenflusses der Illova, welche letztere in die Sau geht, ist Sitz eines Bezirksgerichts, hat ein schönes Schloß und zählt 4900 E. (Serben, Magyaren und Deutsche). D. ist ein schon von den alten Römern besuchter Badeort und hieß früher Jasornia, Respublica Jazorum und Thermae jasorvenses. Die Schwefelquellen, fünf an der Zahl, liegen 124 m hoch und haben eine Temperatur von + 32 bis 37,5° R. Sie werden zu stark besuchten Bädern benutzt. In der Nähe sind Marmorbrüche.

Darw., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Darwin (Charles Robert).

Darwas (Derwas), Chanat von Turkestan (s. d.).

Darwen (Over-), Stadt in der engl. Grafschaft Lancashire, 8 km südlich von Blackburn, hat Papiermühlen, Eisenwerke und Kohlengruben und zählt (1881) 29747 E.

Darwin (Erasmus), engl. Naturforscher und didaktischer Dichter, geb. 12. Dez. 1731 zu Elton bei Newark in der Grafschaft Nottingham, studierte in Cambridge und Edinburgh und ließ sich dann in Lichfield nieder. Als Dichter trat er zuerst 1781 mit dem «Botanic Garden» hervor, dem er 1789 einen zweiten Teil unter dem Titel «Loves of the plants» hinzufügte. Er suchte darin die Wissenschaft mit der Poesie zu verbinden, und der von ihm zu diesem Zwecke angewendete phantastische Apparat fand eine Zeit lang großen Beifall. D. besitzt reiche Einbildungskraft und die Kunst, glatte und wohlklingende Verse zu schreiben, aber es fehlt seinen Erzeugnissen der warme dichterische Hauch, seine gehäuften Allegorien wirken ermüdend und seine glänzenden Schilderungen lassen das Herz kalt. Auch wegen seines naturwissenschaftlichen Systems, das er in «Zoonomia, or the laws of organic life» (Lond. 1794 u. öfter; deutsch von Brandis, 5 Bde., Hannov. 1795—99) entwickelte, stand D. eine Zeit lang in Ruf, bis man das Unhaltbare desselben erkannte. Unter seinen übrigen Werken sind zu erwähnen: «Phytologia, or the philosophy of agriculture and gardening» (Lond. 1800; deutsch von Hebenstreit, 2 Bde., Lpz. 1801) und das erst nach seinem Tode erschienene Lehr-

gedicht «The temple of nature, or the origin of society» (Lond. 1803; deutsch von Kraus, Braunschw. 1808). D. starb zu Derby 10. April 1802. Seinen Namen ehrte Rudge durch die Aufstellung der Pflanzengattung Darwinia; sein Leben beschrieb Miß Seward (Lond. 1804).

Darwin (Charles Robert), Enkel des vorigen, einer der ausgezeichnetsten Naturforscher unserer Zeit, wurde 12. Febr. 1809 zu Shrewsbury geboren, erhielt den ersten Unterricht in der Grammar-School seines Geburtsortes, bezog 1825 die Universität Edinburgh und vollendete seine Studien in Cambridge, wo er 1831 promovierte. Im Herbst desselben Jahres bot sich ihm die Gelegenheit dar, die Expedition des Kapitäns Fitzroy als Naturforscher zu begleiten. Er schiffte sich 27. Dez. 1831 zu Devonport ein, besuchte Brasilien, die Magellansstraße, die Westküste Südamerikas und die Inseln des Stillen Oceans und landete 2. Okt. 1836 wieder in England. Die nächstfolgenden Jahre verlebte D. mit dem Ordnen und Verarbeiten des von seinen Reisen mitgebrachten Materials beschäftigt in London. Im J. 1839 verheiratete er sich mit seiner Cousine, Miß C. Wedgwood. D. hat niemals ein Amt oder eine öffentliche Stellung übernommen, sehr günstige äußere Verhältnisse erlaubten ihm, ganz seinen Forschungen und seiner Familie zu leben. Im J. 1842 erwarb D. den Landsitz Down bei Beckenham und lebte dort bis zu seinem Ende in glücklichsten Familienverhältnissen, ohne Unterbrechung arbeitend, als Gärtner, Landwirt und Pflanzen- und Tierliebhaber, beobachtend, züchtend, zergliedernd. Die in wissenschaftlicher Hinsicht höchst reichhaltigen Ergebnisse seiner Reise wurden dem Publikum in dem unter Mitwirkung Owens und anderer Gelehrten herausgegebenen Werke «Zoology of the voyage of H. M. ship Beagle» (5 Bde., Lond. 1840—43), ferner in dem von D. allein bearbeiteten «Journal of researches into the natural history and geology of the countries, etc.» (2. Aufl., Lond. 1854), dann in seiner «Voyage of a naturalist round the world» (Lond. 1845; deutsch von V. Carus, Stuttg. 1875) und mehrern hauptsächlich geolog. Schriften vorgelegt. Die nächste Frucht seiner Untersuchungen war der «Monograph of pedunculated and sessile Cirripedia» (2 Bde., Lond. 1851—53), der auf Kosten der Ray-Society gedruckt wurde, und dem er eine ähnliche Abhandlung: «On fossil Cirripedia», folgen ließ. Schon seit den ersten, von ihm in Südamerika angestellten Beobachtungen hatte D. die Unsicherheit der bisher gültigen Klassifikation der verschiedenen Tierarten erkannt. Weitere Forschungen über diesen Gegenstand führten ihn zu den Resultaten, die er in dem berühmt gewordenen Werke «On the origin of species by means of natural selection» (Lond. 1859; deutsch von Bronn, 2. Aufl., Stuttg. 1863; nach der 6. engl. Aufl. deutsch von V. Carus, 6. Aufl., Stuttg. 1876) niederlegte. Er sprach darin die Überzeugung aus, daß alle Tiere und Pflanzen von wenigen Urformen, vielleicht von einer einzigen, abstammen und daß die verschiedenen Modifikationen derselben infolge eines Prinzips von statten gehen, das er als «natürliche Auswahl» bezeichnet.

Diese Ansichten, in denen er teilweise nur die von frühern Naturforschern gegebenen Andeutungen schärfer formulierte und durch die Entdeckungen der Neuzeit begründete, erregten allgemeines Aufsehen und riefen eine Polemik hervor, bei der es an Persönlichkeiten und Verketzerungen des kühnen Theoretikers nicht fehlte. Eine spätere Arbeit D.s: «On the various contrivances by which British and foreign orchids are fertilized, etc.» (Lond. 1862; deutsch von V. Carus, 2. Aufl., Stuttg. 1877), handelt von der Befruchtung der Orchideen durch Insekten und von dem günstigen Erfolge der Kreuzung durch Züchten, und empfiehlt sich, wie alles, was von ihm herrührt, durch Klarheit des Stils und Gediegenheit des Inhalts. In der Monographie «The movements and habits of Climbing Plants» (2. Aufl., Lond. 1875; deutsch von V. Carus, Stuttg. 1876) gibt D. wichtige Untersuchungen über die Bewegungen der Schlingpflanzen. Wichtige neuere Schriften sind ferner: «The variation of animals and plants under domestication» (Lond. 1868; deutsch von V. Carus, 2 Bde., Stuttg. 1868; 3. Aufl., Stuttg. 1875), «The descent of Man and selection in relation to Sex» (2 Bde., Lond. 1871; deutsch von V. Carus, Stuttg. 1871; 4. Aufl., Stuttg. 1882), «The expression of the emotions in man and animals» (Lond. 1872; deutsch von V. Carus, Stuttg. 1872; 2. Aufl., Stuttg. 1874), «Insectivorous plants» (Lond. 1875; deutsch von V. Carus, Stuttg. 1876), «The power of movement in plants» (Lond. 1880; deutsch von V. Carus, Stuttg. 1881). Die letzte Arbeit, welche D. veröffentlichte, weist den Einfluß nach, welchen die Erdwürmer auf die Fruchtbarkeit des Bodens ausüben: «The formation of vegetable mould through the action of worms» (Lond. 1881; deutsch von V. Carus, Stuttg. 1882). Eine deutsche Gesamtausgabe von D.s Werken von V. Carus erschien in 14 Bänden (Stuttg. 1874—81), eine Auswahl in 6 Bänden von demselben (Stuttg. 1881).

Selten hat ein Forscher in seinem Fache und über dessen Grenzen hinaus so tiefe Wirkungen hervorgebracht wie D.; der heutigen Forschung in den Gebieten der Zoologie und Botanik, insbesondere der Entwickelungsgeschichte, hat D. Form und Richtung gegeben, und die überaus reichen Fortschritte in diesen Fächern erscheinen vielfach wie Ausführungen der Gedanken D.s. Als Mensch war D. durch Einfachheit des Charakters, Bescheidenheit und größte Liebenswürdigkeit ausgezeichnet. Nachdem er in den letzten Lebensjahren wiederholt gekränkelt, doch aber bis wenige Tage vor seinem Tode noch wissenschaftlich thätig sein konnte, starb er 19. April 1882. Er wurde 25. April in der Westminsterabtei, in der Nähe der Ruhestätte Newtons und neben der Gruft Herschels beigesetzt. Vgl. V. Carus, «Charles Robert D.» (in «Unsere Zeit», 1882, II).

Darwinismus. Im Gesamtgebiete der Naturwissenschaft ist in neuerer Zeit keine Erscheinung zu Tage getreten, welche von so durchgreifendem Einflusse auf die wissenschaftliche Betrachtung gewesen, die Gemüter der Gelehrten und Laien so sehr in Bewegung gesetzt hätte, wie Darwins Lehre von der Entstehung der Arten, die Descendenz- oder Selektionstheorie. In diese Lehre hat auf scheinbar ganz fern liegende Disciplinen mächtige Wirkungen ausgeübt; der Philosoph, Nationalpolitiker, der Theolog, Sprachforscher nahmen Stellung zu derselben, und jene von Darwin für das Hauptprinzip seiner Lehre gewählte Bezeichnung «Kampf um das Dasein» ward ein geflügeltes, tausendfältig angewendetes Wort.

Nach der bis zu Darwin ziemlich allgemein herrschenden Annahme werden die Eigenschaften der Tiere und Pflanzen von den Eltern auf die Nachkommen ihren Hauptzügen nach unverändert vererbt, und es beruht wesentlich auf dieser Vererbung der unsichere Begriff der «Art». Nach der Lehre Darwins ist das, was im Tier- und Pflanzenreiche als «Art» bezeichnet wird, durch verschiedene Generationen hindurch keine Größe von unveränderlichem Werte und Gepräge, sondern es ist leicht zu beobachten und vor allem dem Tierzüchter längst bekannt, daß zahlreiche kleinere und größere Abänderungen der Form und der Eigenschaften, «Varietäten», auftreten. Züchter sprechen von der Organisation eines Tiers wie von einer ganz bildsamen Sache, die sie nach Gefallen modeln können. Bei jeder Aussaat desselben, einer einzigen Pflanze entnommenen Samens zeigen sich einzelne junge Pflänzchen mit mehr oder weniger stark abweichenden individuellen Eigentümlichkeiten. Benutzt man diese zur Weitersaat, immer nach einer und derselben Richtung auswählend und die unerwünschten Formen ausjätend, so steigert man die gewünschte Abart in jeder einzelnen Generation um einen wenn auch noch so geringen Betrag. Das erwähnte Züchtungsprinzip, welches hiernach zwei einander entgegengesetzte Tendenzen benutzt: Variationsvermögen und Erblichkeit, ist nach dem Ausdrucke eines berühmten Züchters «der Zauberstab, mit dessen Hilfe der Landwirt jede Form ins Leben ruft, die ihm gefällt», und in der That ist in der Rindvieh-, Schaf- und Pferdezucht, indem die Tiere bald auf Milchertrag, bald auf Woll- oder Fleischertrag, bald auf Zugkraft oder auf Schnelligkeit gezüchtet wurden, Staunenswertes geleistet. Die erzielten Rassen-Unterschiede bei Schaf, Hund, Taube u. s. f. sind so groß, daß, wenn die Tiere in der Wildnis gefunden würden, kein Naturforscher anstehen würde, sie für verschiedene «Arten» zu nehmen. Eine bestimmte Grenzlinie zwischen individueller Abweichung und geringer Variation, zwischen dieser und erheblicher Variation, zwischen Unterart und Art besteht nicht; «Varietäten sind werdende Arten».

In ähnlicher Weise wie bei der «künstlichen Züchtung» wirken innere und äußere Einflüsse, von welchen das Tier (oder die Pflanze) beim Leben in der freien Natur betroffen wird; an Stelle der ausjätenden Menschenhand aber tritt der «Kampf um das Dasein». Die hier bei den Nachkommen auftretenden kleinen Abweichungen vom elterlichen Typus können schädliche, gleichgültige oder nützliche sein. Die mit erstern behafteten Nachkommen haben bei dem zwischen der Fruchtbarkeit der Tiere und Pflanzen und dem für ihre Existenz vorhandenen Raume bestehenden Mißverhältnisse, bei der Verfolgung durch Feinde u. s. w. geringere Aussicht, die mit den nützlichen Abweichungen behafteten haben größere Aussicht, die andern zu überleben und fortzupflanzen. Die überlebenden werden die ihnen nützlich gewordene Abweichung oft wieder auf ihre Nachkommen vererben und diese Abänderungen werden sich fixieren: Entstehung neuer Formen, Varietäten, Arten. Die Natur begünstigt somit vorzugsweise die Fortpflanzung der mit jenen nützlichen Abweichungen versehenen Individuen auf Kosten der andern und häuft dieselben bei spätern Nachkommen zu immer höherm Betrage an, etwa wie ein Viehzüchter bei Veredlung seiner Rasse verfährt: «natürliche Züchtung». Der Kampf um das Dasein ist ein außerordentlich mannigfaltiger. Eine Pflanze ringt am Rande der Wüste um ihr Dasein mit der Trocknis; eine Pflanze, welche jährlich Tausende von Samen erzeugt, ringt mit andern Pflanzen derselben oder anderer Arten, welche bereits den Boden bekleiden. Die Mistel ringt mit dem Baume, der sie trägt, sie ringt mit ihresgleichen, und da ihr Dasein davon abhängt, daß Vögel ihren Samen auf die Bäume tragen, so ringt ihr Samen mit dem anderer beerentragender Pflanzen, damit die Vögel eher ihre Früchte verzehren als die der andern. Einen wichtigen Schutz gewährt vielen Tieren eine von ihrer Umgebung sich nicht unterscheidende Färbung oder Form (weiße Färbung der meisten Polartiere, sandgelbe Färbung der Wüstenbewohner). In dem Kampfe um das Dasein wirkt auch die kleinste Eigentümlichkeit der in denselben verflochtenen Individuen; jede kleinste Abänderung stört das Gleichgewicht der gegeneinander strebenden Kräfte, und die Organismen passen sich einander sowie den äußern Verhältnissen fortwährend an, wiewohl bei der Länge der für die Umprägung erforderlichen Zeit die Thatsache dieser Umprägung sich nicht ohne weiteres zu erkennen gibt. Nach sehr zahlreichen Generationen kann die Abweichung von der Urform eine hundertfach und tausendfach gehäufte geworden und durch die anfänglich ganz unmerkliche Abänderung eine Abart, eine wirkliche Art, ja eine neue Gattung, eine neue Ordnung oder Klasse von Organismen entstanden sein, mindestens liegt keine natürliche Ursache und kein logischer Grund vor, anzunehmen, daß das Maß der langsamen Abänderung irgendwo eine Grenze finde.

Eine wichtige Triebfeder für die Bildung neuer Formen liegt in der Art des Gebrauchs der einzelnen Organe. Diese letztern werden durch den je nach den äußern Lebensbedingungen abgeänderten Gebrauch gleichfalls verändert, weiter entwickelt, vervollkommnet; andere gehen durch Nichtgebrauch zurück und verkümmern. Vögel oceanischer Inseln, welche selten zu fliegen nötig haben, besitzen verkümmerte Flügel; schon bei der Hausente, die wenig fliegt, sind die Flügelknochen leichter, die Beinknochen schwerer im Verhältnis zum ganzen Skelett als bei der wilden Ente. Tiere, die in ewiger Nacht leben, sind ohne Augen, bei Höhlenbewohnern sind sie verkleinert (Maulwurf), oder sie liegen unter der Haut verborgen (Proteus anguineus). Aus der Verschiedenheit des Gebrauchs erklärt Darwin die Verwandlung desselben, überall mit wesentlich den nämlichen Knochen ausgestatteten Organs bald zum Grabefuße des Maulwurfs, zum Rennfuße des Pferdes, zur Ruderflosse, zum Flügel, zur Hand, und in der That sind diese Homologien bei Annahme jedesmaliger Neuschöpfung der einzelnen Tiergattungen schlechthin unbegreiflich, bei Annahme der Descendenztheorie völlig verständlich. Die Schwimmblase der Fische, welche bereits bei Lepidosieren accessorisches Atmungsorgan ist, modifiziert sich zur Lunge der höhern Wirbeltiere. Und selbst für die zusammengesetztesten Organe, z. B. für das Auge, behauptet Darwin die Möglichkeit der allmählichen Entwickelung aus unvollkommensten ersten Anfängen, unter dem Einflusse der natürlichen Zuchtwahl. Aber nicht nur die äußere Form, auch die Seele, die intellektuellen Fähigkeiten und Instinkte der Tiere, werden nach Darwin durch Zuchtwahl abgeändert, wie dies dem Tierzüchter sehr wohl bekannt ist. (S. Pangenesis.)

Eine Abänderung des Tier- und Pflanzenkörpers, die in einer bestimmten Gegend, Lage, Gesellschaft u. s. f. nützlich ist, kann unter andern Verhältnissen schädlich sein; nicht immer erweist sich höhere Entwickelung für die Geschöpfe nützlich. So tritt auf gewissen Inseln die Zahl der geflügelten Insekten gegen die flügellosen auffällig zurück: die geflügelten fallen in großer Zahl ins Meer und verkommen, sodaß die Flügel hier als ein schädliches Organ erscheinen und die Fauna schließlich vorzugsweise flügellose Tiere zeigt.

Eine besondere Form der Zuchtwahl ist die sexuelle. Bei denjenigen Tieren, deren Männchen miteinander um die Weibchen kämpfen, bleiben die stärkern Männchen Sieger und ihnen fällt die Fortpflanzung der Gattung zu; sie vererben ihre Stärke auf die männliche Descendenz. Hieraus erklärt Darwin die ansehnliche Größe der Männchen bei diesen Tieren und ihre Ausstattung mit Schutz- und Trutzwaffen (Löwe mit Mähne, Stier mit mächtigem Nacken, Hirsch mit Geweih, Eber mit Hauzahn, Hahn mit bespورntem Fuß, Hirschkäfer mit großen Kiefern). Aber auch durch den Gesang und die Pracht ihres Gefieders bewerben sich nach Darwin die männlichen Vögel um ihre Weibchen, wobei die am besten ausgestatteten siegen.

Eine wichtige Stütze für seine Lehre findet Darwin in den Erscheinungen der Entwickelungsgeschichte. Vielfach durchläuft ein und dasselbe Tier dieselben Entwickelungsstufen (Metamorphosen), welche nach Darwin die Tiergattungen bei ihrer Entstehung aus tiefer stehenden Ordnungen und Klassen zu durchlaufen hatten. Der Frosch in seinem Bildungsgange von der Kaulquappe mit Kiemenatmung und Ruderschwanz bis zum entwickelten Tiere mit Lungenatmung stellt fast die ganze Reihe der definitiven Formen dar, welche sich in der Ordnung der Batrachier überhaupt vorfinden, und es ist ein Lehrsatz der Darwinianer, daß die Natur bei der Schaffung von Gattungen, Ordnungen, Klassen denselben Gang einschlage, welchen sie bei der Entwickelung des einzelnen Tiers aus seinem Ei verfolgt. Embryonen sehr verschiedener Tierarten sind in den frühern Entwickelungsstadien einander gleich oder sehr ähnlich; Organe, welche im reifen Zustande des Tiers sehr verschieden gebildet sind und ganz verschiedenen Leistungen dienen, sind in der embryonalen Zeit einander völlig gleich. In derselben Weise, wie sie an demselben Individuum in seinen verschiedenen Entwickelungsepochen sich verwandeln, so bei den Individuen verschiedener Generationen behufs Bildung verschiedener Klassen. Eine fernere Stütze findet Darwin in gewissen Erscheinungen der Vererbung, «Atavismus» (s. d.), dem plötzlichen Wiederauftauchen von Eigentümlichkeiten fernster Ahnen, welche in der Descendenz verschwunden waren, z. B. das Auftreten von Streifenbildungen am Rücken des Pferdes, doppelter Schulterstreifen, sowie Querbinden an den Beinen des Esels, denen des Zebras ähnlich, als Erbteil eines gemeinsamen Stammvaters der Pferdesippe, welcher gestreift war.

Geht man auf frühere Epochen der Schöpfung zurück, so findet man nur wenige und sehr einfache Formen von Pflanzen und Tieren. Die Theorie Darwins nimmt an, daß aus ihnen die höhern Formen entstanden sind. Diese allmähliche Entstehung und Umwandlung der Organismen läßt sich mit der Entwickelung eines Baums vergleichen; die Urformen bilden den Stamm, die Ordnungen, Gattungen und Arten die Äste und Zweige, und ein natürliches System kann daher nicht anders als in Form eines Stammbaums dargestellt werden. Dieser Baum erstreckt sich gleichzeitig durch alle Gebirgsformationen aus der Tiefe herauf, mit bald einfachern, bald vielverzweigten, hier abgestorbenen, dort ausdauernden Ästen. Da dieser Stamm aber bereits in der Silurzeit in viele Äste auseinandergelaufen, so muß der eigentliche Stamm in noch viel ältern und tiefern Schichten stecken, welche man noch nicht entdeckt hat. Die hier skizzierte Lehre hat Darwin zuerst veröffentlicht im J. 1859 in seinem Werke: «On the origin of species by means of natural selection» (deutsch von Bronn, Stuttg. 1860, und von V. Carus, Stuttg. 1876). Dies Buch ist die Frucht zwanzigjähriger, der Erforschung der Natur wie der Litteratur gewidmeter Studien und enthält eine staunenerregende Fülle feinster Beobachtungen und Schlußfolgerungen sowie eine strenge Selbstkritik der aufgestellten Sätze.

Die Darwinsche Lehre ist keineswegs ihrem ganzen Inhalte nach neu. Die Lehre, daß die unendliche Mannigfaltigkeit organischer Formen sich aus einer spärlichen Anzahl ursprünglicher Typen herausgebildet habe, wurde bereits von Kasp. Friedr. Wolf in seiner Dissertation «Theoria generationis» (Halle 1759; neue Aufl. 1774) und in der «Theorie der Generationen» (Berl. 1764) aufgestellt. Im Gegensatze zu Linné, welcher mit der Mosaischen Lehre annahm, daß alle einzelnen Tier- und Pflanzenarten von Anfang an von Gott erschaffen seien, und entgegen seinem großen Zeitgenossen Cuvier, welcher die Arten unabhängig voneinander in verschiedenen Epochen entstehen ließ und an der absoluten Unveränderlichkeit derselben festhielt, erklärte Jean Lamarck (s. d.) die «Arten, Gattungen, Ordnungen» u. s. w. für willkürliche Bezeichnungen und ward durch sein Werk: «Philosophie zoologique» (2 Bde., Par. 1809), ein weiterer Begründer der Descendenztheorie. Bereits nach Lamarcks Meinung sind die höhern Tierformen durch allmähliche Umbildung aus niedersten und einfachsten, durch Urzeugung entstandenen Formen hervorgegangen, innerhalb welcher Entwickelung der Mensch zunächst von einem affenartigen Säugetiere abstammt. Das Umbildende, Varietäten und Arten Schaffende ist für Lamarck neben der Verschiedenheit der äußern Lebensbedingungen wesentlich der Gebrauch und der Nichtgebrauch der Organe («Anpassung»). Geoffroy Saint-Hilaire suchte die Ursache der auch von ihm angenommenen Umbildung der Arten in Veränderungen der Außenwelt, namentlich der Atmosphäre. Aus den eidechsenartigen Reptilien wurden Vögel, durch den infolge des verminderten Kohlensäuregehalts der Luft gesteigerten Atmungsprozeß. Die Hypothesen dieser Forscher waren ohne nachhaltige Wirkung, da ihnen die empirische Begründung fehlte und überdies die Autorität Cuviers entgegenstand. Erst durch Darwins Werk gewann die von seinen Vorgängern im Prinzip ausgesprochene Descendenztheorie, indem er dieselbe nach allen Seiten tiefer begründete und in dem «Kampfe um das Dasein» das wichtigste Mittel kennen lehrte, dessen die Natur sich zur Steigerung und Fixierung der auftretenden Variationen bedient, ihre mechan. Basis und einen mächtigen Einfluß auf die gesamte Naturwissenschaft.

Ein naturphilosophischer Vorläufer Darwins ist Oken, der in den Infusorien die Urform alles Lebens sah, und teilweise Goethe, der eine ursprüngliche Gemeinschaft aller Organisation und eine fortschreitende Umbildung annahm. Übrigens ist in dem Suchen nach «Vorläufern» Darwins viel Schiefes und Schielendes behauptet worden. Was Darwin so groß und seinen Namen zum Träger einer ganz besondern Richtung gemacht hat, ist ganz und vollständig sein eigen.

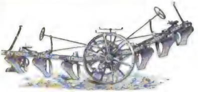
Es ist eine Konsequenz von Darwins Lehre, daß die «wenigen» niedern Formen, aus welchen die höhern hervorgingen, selbst wieder einer niedrigsten und ursprünglichen Lebensform, etwa einer Zelle entstammten, wie dies auch Nachfolger Darwins mit Bestimmtheit ausgesprochen haben. Eine fernere Konsequenz, welche Darwin in seiner ersten Schrift, um die gegen seine Lehre sich erhebenden Vorurteile nicht noch weiter zu vermehren, nicht ziehen mochte, läßt auch den Menschen als ein Glied der angenommenen Entwickelungsreihe erscheinen, ja eine oberflächliche Beurteilung hat in der angeblich behaupteten Abstammung des Menschen von den «Affen» den Kern der Darwinschen Lehre gesucht. Nachdem zuerst Haeckel die «Ahnenreihe des Menschen», mit einem niedersten, gehirnlosen, fischartigen Wirbeltiere der Antesilurzeit beginnend, bis zu dem Menschen und seinen Seitenlinien: Schimpanse und Gorilla, entworfen, hat sich später auch Darwin («The descent of Man and selection in relation to Sex», Lond. 1871; deutsch von V. Carus, 4. Aufl., 2 Bde., Stuttg. 1882) für den Ursprung des Menschen von den katarrhinen (schmalnasigen oder echten) «Affen» erklärt. Über die spätern Schriften Darwins, welche für weitere Begründung und Ausbau der Selektionstheorie wichtig sind, s. Darwin.

Die Darwinsche Lehre, über deren Wert die Meinungen so weit auseinandergehen, daß sie nach dem einen (Haeckel) eine «vollberechtigte und vollkommen sichergestellte Theorie ersten Ranges», nach andern ein «Märchen» (A. Brogniard), eine Lehre ist, «die allen zoolog. Thatsachen Hohn spricht und mit der Tischrückerei und dem Od in ein und dasselbe Gebiet gehört» (Giebel), ist in der That nur eine Hypothese, aber eine Hypothese von großer Berechtigung. Sie hat eine Reihe der wichtigsten Untersuchungen und Entdeckungen angeregt und das Ende ihrer Wirkungen ist nicht abzusehen. Ausgangspunkte und Ziele in der Wissenschaft haben unter ihrem Einflusse vielfach eine andere Gestalt gewonnen. An Stelle der teleolog. und vitalistischen Beurteilung, welche die Erscheinungen durch Annahme eines «Zweckmäßigkeitsbestrebens der Natur» zu erklären suchte, führt Darwins System sämtliche biolog. Vorgänge auf mechanisch wirkende Ursachen, auf Kräfte zurück, welche der Materie selbst eingeprägt sind, womit der alte Streit über den Wert und die Berechtigung der Teleologie von selbst zusammenfällt. Der große Reiz, den das Studium der Entwickelungsgeschichte gewährt, verbreitet sich unter diesen Gesichtspunkten auch auf die beschreibende Naturwissenschaft; die «verwandten» Tiere sind verwandt im eigentlichen Sinne des Wortes, und statt einer bloßen Beschreibung und Erforschung einzelner Tiergattungen hat man es mit der Entwickelungsgeschichte der ganzen Tier- und Pflanzenwelt zu thun. Die Erscheinungen dort des Verschwindens von Lebensformen, hier der Vervollkommnung und Vervielfältigung derselben, treten unter bestimmte Gesichtspunkte und es eröffnet sich die Aussicht, hier Regeln und Gesetze zu finden.

Bei Musterung der sehr ausgedehnten Kritik, welche Darwins Lehre gefunden hat, scheint es nützlich, von jenen prinzipiellen Gegnern und Verteidigern derselben abzusehen, welche, meist ohne der Sache selbst näher getreten zu sein, Partei ergriffen, weil die neue Lehre ihrem religiösen Standpunkte zuwider oder weil sie der materialistischen Auffassung bequem schien. Was die Stimmen der Naturforscher anlangt, so stehen diejenigen Anatomen, Zoologen und Botaniker, welche mit dem Mikroskope arbeiten und entwickelungsgeschichtliche Studien betreiben, der größern Mehrzahl nach auf seiten Darwins; geteilter sind die Ansichten der Geologen, unter welchen als Darwin zuneigend Lyell («Principles of geology», 12. Aufl., Lond. 1876) zu nennen ist.

Einer der bedeutendsten Anhänger, wenn auch in einzelnen Fragen von Darwin abweichend, ist Huxley. Nach Milne-Edwards ist die Descendenztheorie jeder andern möglichen Hypothese vorzuziehen, «sie läßt keinen erheblichen Einwurf aufkommen». Doch steht Milne-Edwards an, alle Umänderungen mit Darwin durch die unter den gegenwärtigen Lebensbedingungen sich vollziehende natürliche Zuchtwahl erklären zu können. Auch Owen weicht darin ab, daß er die neuen Arten nicht durch Accumulation kleiner Abänderungen und in unmerklichen Übergängen, sondern plötzlich und sprungweise sich bilden läßt. Von deutschen Anhängern ist vor allen Haeckel zu nennen, welcher Darwins Lehre durch zwei umfängliche Werke («Generelle Morphologie der Organismen», Berl. 1866, und «Natürliche Schöpfungsgeschichte», 7. Aufl., Berl. 1879) näher zu begründen suchte und insbesondere auch den «monophyletischen Stammbaum der Pflanzen, Protisten und Tiere» von der paläontol. Zeit bis zur Gegenwart im einzelnen entworfen hat. Man hat Haeckel allzu große Kühnheit und einige Voreiligkeit vorgeworfen; doch wird kein Gegner bestreiten können, daß jene Werke einen Schatz von Beobachtungen und guten Gedanken enthalten und daß ein großer Teil des in Frage kommenden Materials dort in anregender Weise zusammengestellt ist. Viel beanstandet ist die neuerdings von Haeckel aufgestellte «Gasträatheorie», die eine durchgreifende Homologie der Keimblätter durch die ganze Tierreihe und eine gemeinsame Abstammung aller Tiere von einer einzigen unbekannten Stammform: «Gasträa», annimmt, einem einfachen, aus zwei Zellschichten (Blättern) gebildeten, magenartigen Tierkörper, entsprechend der «Gastrulaform», die als Jugendzustand zahlreicher Wirbellosen, sowie eines Wirbeltiers, des Amphioxus, vorkommen soll. Mit großer Entschiedenheit, doch nicht frei von Übertreibungen, ist K. Vogt für die Darwinsche Lehre und ihre letzten Konsequenzen aufgetreten, in den Mikrokephalen (einer pathol. Menschenform, die er als «Affenmenschen» bezeichnet und deren Bildung er als atavistischen Rückschlag auffaßt) ein Zwischenglied zwischen dem Menschen und seinen tierischen Ahnen suchend. Von den zahlreichen Autoren, welche die Darwinsche Lehre durch theoretische Erörterungen, wie durch Forschungen gestützt haben, im einzelnen von Darwin mehr oder weniger abweichend, sind ferner hervorzuheben: K. E. von Baer, R. Leuckart, Virchow, Kölliker, Gegenbaur,

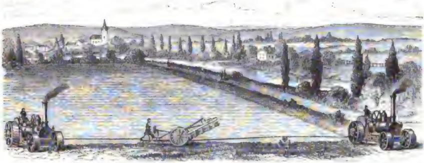
DAMPF-BODENKULTUR.



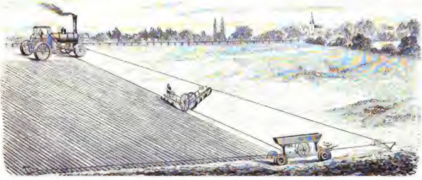
4. Balancierpflug.



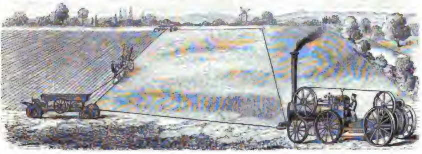
5. Grubber.



1. Zweimaschinensystem.



2. Einmaschinensystem.



3. Rundherum-System.

M. Wagner, Fritz Müller, Claus, Seidlitz, Weismann. Ein beachtenswerter Vertreter der Descendenzlehre ist Oskar Schmidt, der in einer vorzüglichen Darstellung («Descendenzlehre und D.», 2. Aufl., Lpz. 1875, 2. Bd. der «Internationalen wissenschaftl. Bibliothek») nachweist, daß die Thatsachen der Ontogenie und Phylogenie, sowie die geogr. Verbreitung der Organismen durchaus mit der durch die Descendenztheorie geforderten Anordnung übereinstimmen. Zu den heftigsten Gegnern Darwins zählt Agassiz («Essay on the classification», Par. 1869; «Der Schöpfungsplan», deutsch von Giebel, Lpz. 1875), welcher Darwins Theorie einen wissenschaftlichen Mißgriff nennt, unwahr in seinen Thatsachen, unwissenschaftlich in seiner Methode und verderblich in seiner Tendenz. Was Agassiz dagegen bietet, ist die Behauptung absoluter Unveränderlichkeit der Arten; jede Spezies ist ursprünglich und für sich erschaffen, doch nicht als reifes Tier, sondern als Ei. Ein anderer Gegner, Nägeli («Entstehung und Begriff der naturhistor. Art», 2. Aufl., Münch. 1865), sucht an Stelle der Darwinschen «Nützlichkeitstheorie» eine «Vervollkommnungstheorie» zu setzen. Auch Nägeli nimmt eine mehr sprungweise als unmerkliche Weiterentwickelung an und sucht das Fortbestehen niederer Arten neben höhern durch Annahme beständig stattfindender Urerzeugung zu erklären. Das Nebeneinanderbestehen niederer und höherer Formen hat bei verschiedenen Forschern Bedenken erregt; Bischoff fragt geradezu, wie es komme, daß der Mensch, da alle frühern Organismen doch unvollkommener seien als er, im Kampfe um das Dasein nicht allein übriggeblieben sei? Aber sehr verschieden hoch organisierte Geschöpfe sind jedes für das ihm zugefallene Medium gleich hoch und gleich vollkommen organisiert, und auch noch aus dem scheinbar ganz gleichen Boden nehmen die verschiedenen Formen jede das für sich, was für sie paßt. Auch hat Darwin nicht ein durchgreifendes Variieren aller Descendenten, sondern neben der Variationsfähigkeit das Beharrungsvermögen, die Erblichkeit, ausgesprochen, ja die Vererbung als die «Regel» bezeichnet. Man hat ferner eingeworfen, daß kultivierte Pflanzen, in die Wildnis zurückversetzt, «ausarten» und alsbald auf die ursprüngliche Form zurückfallen, zahme Katzen nach Tschudi bereits in der dritten Generation den wilden förmlich gleich werden, und hierdurch erweisen wollen, daß in der freien Natur alles stabil, Abänderungen nur durch Menschenhand erzeugte Kunstprodukte seien. Doch ist jene Rückbildung, soweit sie erfolgt, nur eine Konsequenz desselben Gesetzes, daß die Körperformen bildsam sind und äußern Einwirkungen (gleichgültig, ob dieselben durch den Willen des Menschen oder durch das Leben in der freien Natur gesetzt sind) sich anpassen können. Keineswegs in Widerspruch hiermit steht, daß wohlbefestigte Formen Jahrtausende hindurch sich unverändert erhalten können (Tier- und Pflanzenreste der Pfahlbauten), eine Thatsache, durch welche man die Existenz jeder natürlichen Züchtung widerlegen wollte. Im Gegensatze zu Huxley, welcher angibt, daß sich zwischen dem Gehirne des Menschen und des Affen kein durchgreifender anatom. Unterschied nachweisen lasse, und daß der niedrigst stehende (nicht pathol.) Mensch sich nicht so weit vom Gorilla entferne als dieser von der niedrigsten Affenart, suchte Aeby am Schädel nachzuweisen, daß in der ganzen Reihe der Säugetiere sich keine Lücke findet, die auch nur von fern sich vergleichen ließe mit derjenigen, welche den Affen vom Menschen trennt. Auch Giebel erklärt, daß nirgends in der Reihe der Säugetiere hinsichtlich der Morphologie des Schädels eine so ungeheure Kluft sich finde, wie solche den Menschenschädel vom Affenschädel trenne, welche Kluft sich in allen übrigen Organisationsmomenten wiederhole, sodaß die Systematik gegen jede Vereinigung der Zwei- und Vierhänder in eine Gruppe protestieren müsse. Doch ist leicht nachzuweisen, daß zwischen dem Orang-Utang- und dem Pferdeschädel (von Edentaten und Walen ganz abgesehen) sowie zwischen der gesamten Organisation dieser Tiere sich überall weit eingreifendere Unterschiede finden als zwischen dem Menschen und den höhern Affen.

Allen diesen Einwürfen gegenüber wird man behaupten dürfen, daß, wenn auch keineswegs alle einzelnen Erscheinungen sich ungezwungen nach der Darwinschen Hypothese sofort erklären lassen, ein eigentlicher Widerspruch doch nirgends vorhanden ist. Sieht man, daß Variationen der Tierkörper überhaupt vorkommen, ja daß innerhalb des sehr engen Kreises des bereits Beobachteten die Breite dieser Variierung eine ganz erhebliche ist, so schwindet jede Sicherheit über das Maß, wie sehr unsere Vorahnen von unserer jetzigen Form abwichen, und die Möglichkeit einer Abstammung aller Geschöpfe von Einer Urform muß zugegeben werden. Wenn aber die Entwickelungsgeschichte nachweist, daß die Natur selbst innerhalb des Mutterleibes die sog. zusammengesetzten Gewebe (Knorpel, Knochen, Muskelgewebe) und die zusammengesetzten Organe nie «auf einen Ruck» machen kann, sondern eine ganze Reihe provisorischer Gewebe und embryonaler Bildungen erzeugt, die alle durchlaufen und wieder abgebrochen werden, bis endlich der fertige Organismus zu Stande kommt, dann wird es sehr unwahrscheinlich, ja für den, welcher Entwickelungsvorgänge zu verfolgen gewohnt ist, undenkbar, daß außerhalb eines tierischen Organismus ein zusammengesetzter Tierleib entstanden sei, aus den chem. Elementen sich Fleisch, Knochen, Blut u. s. w. in einem einzigen Bildungsakte gebildet haben und zu einem Tierkörper zusammengetreten seien. Die Argumentation vieler Gegner Darwins, «da man die Entstehungsweise der ersten Zelle nicht nachweisen könne, solle man lieber bei der alten Annahme der Einzelschöpfung aller Tier- und Pflanzenarten stehen bleiben», ist hiernach völlig unberechtigt; denn die äquivoke Entstehung eines einfachsten Organismus ist immerhin denkbar, die eines komplizierten Tierkörpers aber nach allen Konsequenzen unserer wissenschaftlichen Erfahrung schlechthin undenkbar. Fehlen Beispiele von künstlicher Züchtung solcher Formen, die mit Bestimmtheit und ohne Streit als neue Spezies dastehen, ja neuer Gattungen, so ist unser künstliches Züchten und Experimentieren nicht nur was die Zeit, sondern namentlich auch was die Intensität der Einwirkungen anlangt, nicht entfernt vergleichbar mit dem, was die Natur vermag und unter den ganz abweichenden kosmischen Einflüssen früherer Epochen vermochte. Fehlen in den paläontol. Sammlungen vielfach Zwischenformen, so wäre es nach der Lage aller Verhältnisse ein Wunder, wenn es anders wäre. Ein heftiger Angriff der Selektionstheorie (Wigand, «Der D. und die Naturforschung Newtons und Cuviers», 2 Bde., Braunschw. 1874—76) hat von seiten G. Jägers

(«In Sachen Darwins, insbesondere contra Wiegand», Stuttg. 1874) eine eingehende Kritik und Widerlegung erfahren.

Neben den bereits aufgeführten sind folgende Schriften zu nennen: Lyell, «Das Alter des Menschengeschlechts auf der Erde» (2. Aufl., Lpz. 1874); Wallace, «Contributions to the theory of natural selection» (Lond. 1870); M. Wagner, «Die Darwinsche Theorie und das Migrationsgesetz der Organismen» (Lpz. 1868); Schleicher, «Die Darwinsche Theorie und die Sprachwissenschaft» (3. Aufl., Weim. 1873). Vorzügliche Darstellungen der Darwinschen Lehre sind gegeben durch Oskar Schmidt (in der oben citierten Schrift); durch F. Rolle, «Darwins Lehre von der Entstehung der Arten» (Frankf. 1863), sowie durch Seidlitz, «Die Darwinsche Theorie, elf Vorlesungen über die Entstehung der Tiere und Pflanzen» (2. Aufl., Lpz. 1875). Die ethischen und religiösen Konsequenzen des D. mit Zurückweisung theol. Angriffe behandelt Jäger in der Schrift: «Die Darwinsche Theorie und ihre Stellung zu Religion und Moral» (Stuttg. 1869). Das Vorhandensein der wesentlichsten Elemente des D. in Kant weist Schultze nach in dem Werke: «Kant und Darwin. Ein Beitrag zur Geschichte der Entwickelungslehre» (Jena 1875). Einen vermittelnden Standpunkt in Bezug auf den D. nimmt E. von Hartmann ein in seiner Schrift: «Wahrheit und Irrtum im D.» (2. Aufl., Berl. 1875). Eine Widerlegung des D. und der analogen Forschungen Lyells, Huxleys u. a. gibt Maschi, «Confutazione delle dottrine trasformistiche di Huxley, Darwin, Canestrini, Lyell etc.» (Parma 1874). Ebenso stellt sich Bastian vom anthropol. und ethnogr. Standpunkte aus in schärfsten Gegensatz gegen den D. in seiner Schrift: «Schöpfung oder Entstehung» (Jena 1875). Aus der großen Zahl der neuern, den D. betreffenden Schriften sind zu nennen: Cattie, «Goethe, ein Gegner der Descendenztheorie» (gegen Haeckel, Utrecht 1877); Weygold, «D., Religion, Sittlichkeit» (gekrönte Preisschrift, Leid. 1878); Haeckel, «Gesammelte populäre Vorträge aus dem Gebiete der Entwickelungslehre» (Bonn 1878); derselbe, «Die Naturanschauung von Darwin, Goethe und Lamarck» (Vortrag, Jena 1882); «Refutation du Darwinisme ou de la varietabilité des espèces et de la descendance de l'homme» (Dijon 1878); Wallace, «Die natürliche Zuchtwahl» (übersetzt von N. Wagner, Petersb. 1878); Carestrini, «La Teoria di Darwin criticamente esposta» (Mail. 1880); L. Büchner, «Die Macht der Vererbung und ihr Einfluß auf den moralischen und geistigen Fortschritt der Menschheit» (Lpz. 1882). Eine Zusammenstellung der gesamten, die Darwinsche Lehre betreffenden Litteratur, geordnet nach dem zum Gegenstande gewählten Standpunkte, findet sich in dem erwähnten Werke von Seidlitz.

Dasa, ein zu den Tibbu (s. d.) gehöriger Volksstamm in der östl. Sahara.

Daschkow (Katharina Romanowna, Fürstin), geborene Gräfin Woronzow, eine in der russ. Geschichte berühmte Frau, geb. 28. März 1743 zu Petersburg, beteiligte sich 1762 an der Verschwörung gegen Peter III. zu Gunsten Katharinas II. und genoß seitdem eine Zeit lang deren Freundschaft; 1770 wurde sie vom Hofe entfernt und begab sich auf Reisen nach Westeuropa. Im J. 1782, nach ihrer Rückkehr nach Rußland, kam sie wieder mit der Kaiserin zusammen, die ihre gründliche Bildung schätzte und sie zur Präsidentin der petersburger Akademie der Wissenschaften ernannte. Im darauffolgenden Jahre erhielt sie den Auftrag, eine Russische Akademie nach dem Muster der Französischen zu gründen und wurde ebenfalls zu deren Präsidentin ernannt. Diese Russische Akademie bestand bis 1841, wo sie mit der Akademie der Wissenschaften als deren zweite Abteilung vereinigt wurde. Hier vereinigte D. die damaligen russ. Schriftsteller, die auch in einigen Jahren das erste russ. etymologische Wörterbuch herstellten. Sie gab auch 1783—84 ein Journal: «Der Gesellschafter der Freunde des russ. Wortes», an dem sich sogar die Kaiserin selbst beteiligte, heraus. Der Zweck der Herausgabe war, die russ. Litteratursprache zu verbessern, und deshalb wurden darin nur russ. Originalarbeiten und kürzere kritische Abhandlungen aufgenommen. Im J. 1793 wurde sie aufs neue vom Hofe entfernt, woran, wie auch schon früher, teilweise ihr starrsinniger Charakter schuld war. Unter Kaiser Paul mußte sie sogar einige Zeit in die Verbannung auf eins ihrer Dörfer gehen. Sie starb zu Moskau 16. Jan. 1810. In ihrem Nachlasse befanden sich interessante «Memoiren», die zuerst englisch unter dem Titel «Memoirs. Edited from the originals, by Mrs. W. Bradford» (2 Bde., Lond. 1840) erschienen, und dann ins Russische (neueste Ausg., Lpz. 1876), Deutsche (2 Bde., Hamb. 1857) und Französische (von A. des Essarts, 4 Bde., Par. 1859) übersetzt wurden.

Daschkowka, Flecken im russ. Gouvernement Mohilew, im Kreise Alt-Bychow, 29 km nordöstlich von der Stadt Alt-Bychow, nicht weit vom rechten Dnjepruser, an einem See, welcher aus einem blinden Arm des Flusses Ustinowka gebildet wird, hat 660 E., von welchen mehr als ein Drittel Juden sind. Hier schlugen 10. Juli 1812 die Russen unter Rajewski die wiederholten Angriffe der Franzosen unter Davoust zurück.

Dascht oder Déscht, Küstenlandschaft von Mekrân, im südl. Balutschistan, zum Chanat Kelât gehörig, erstreckt sich von Gwadar bis an das pers. Balutschistan und wird von dem 275 km langen Dascht oder Nihing bewässert, sodaß durch diesen Fluß das Land zu einem bessern, an Getreide und Baumwolle fruchtbaren Teile von Mekrân wird. Größere Ortschaften sind nicht vorhanden.

Dase (Joh. Martin Zacharias), Rechenkünstler, geb. 23. Juni 1824 in Hamburg, besuchte schon mit 2½ Jahren die Schule und trat 15jährig öffentlich als Rechenkünstler auf. Er bereiste 1844—45 alle größern Städte Deutschlands, wo er durch seine schnelle und sichere Berechnung der größten Zahlenaufgaben Bewunderung erregte. D. war von 1853 an einige Jahre im preuß. Finanzministerium beschäftigt. Er starb 11. Sept. 1861 in Hamburg.

Dasent (Sir George), eigentlich Webbe, engl. Schriftsteller und gelehrter Kenner der nord. Sprache und Litteratur, wurde 1818 auf der Insel St.-Vincent geboren, wo sein Vater das Amt des Generalfiskals bekleidete. In King's College in London und in Oxford ausgebildet, wurde er 1852 an die Barre des Middle Temple berufen, praktizierte jedoch nicht als Advokat, sondern beschäftigte sich mit gelehrten, besonders nordischen Studien. Als Schriftsteller hatte er sich zuerst durch seine «Translation of the prose or younger Edda» (Lond. 1842) bekannt gemacht. Hierauf folgten 1845 «Theophilus Entychianus, from the original Greek, in Ice-

landic, Low-German and other languages», eine polyglotte Erzählung der Legende vom Bischof Theophilus; 1835 «The Norsemen in Iceland»; 1859 «Popular tales from the Norse, with an introductory essay»; 1861 «The Story of Burnt Njal»; 1873 «Tales from the Fjeld, from the Norse of Abjörnsen»; 1875 «The Vikings of the Baltic, a tale of the North in the 10th century». Außerdem erschienen von D. die Romane: «Annals of an eventful life» (3 Bde., 1871), «Three to one, ore some passages out of the life of Amicia, Lady Sweetapple» (3 Bde., 1872) und «Half a life» (3 Bde., 1874). Eine Sammlung seiner zerstreuten Essays gab er unter dem Titel «Jest and Earnest» (1873) heraus. Neben seinen größern schriftstellerischen Arbeiten war D. eine Reihe von Jahren als litterarischer Redacteur der «Times» thätig und fungierte zugleich als Examinator in engl. Sprache und Litteratur für den Civil-Staatsdienst. Im J. 1870 wurde er zum Civil-Service-Commissioner, d. h. zum Mitglied der obersten Examinationskommission, befördert; 1876 verlieh die Königin ihm die Ritterwürde.

Dash (Gräfin), eigentlich Gabrielle Anne de Cisternes de Coutiras, Marquise de Saint-Mars, franz. Romanschriftstellerin, geb. 2. Aug. 1804 zu Poitiers, erhielt eine sorgfältige Erziehung, verheiratete sich jung und trat erst als Schriftstellerin auf, als der Verlust ihres Vermögens sie dazu zwang, mit der Feder ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Ihre Fruchtbarkeit als Schriftstellerin ist außerordentlich; in manchem Jahre erschienen fünf bis sechs große Romane aus ihrer Feder. Am besten gelangen ihr Schilderungen aus den höhern Gesellschaftskreisen. Von ihren Romanen sind am bekanntesten: «Le jeu de la reine» (1839), «L'Écran» (1839), «Madame de la Sablière» (1840), «La chaîne d'or» (1840), «La Marquise de Parabère» (1842), «Les bals masqués» (1842), «Le château Pinon» (1843), «Les châteaux en Afrique» (1844), «Arabelle» (1845), «La poudre et la neige» (1846), «Madame la Princesse de Conti» (1846), «Mikaël, le Moldave» (1848), «La belle aux yeux d'or» (1860), «Les galanteries de la cour de Louis XV» (1861), «Le nain du diable» (1862), «Un crime mystérieux» (1863), «Les dernières amours de Madame Du Barry» (1864), «Les soupers de la Régence» (1865), «La Bohème du XVII^e^ siècle» (1867), «Comment tombent les femmes» (1867) u. s. w. Die Gräfin D. starb in Paris 11. Sept. 1872.

Dasjespis oder Hyraceum, ein Surrogat des Bibergeils, s. unter Biber (Säugetier).

Dassel, Stadt in der Landdrostei Hildesheim der preuß. Provinz Hannover, Kreis Einbeck, in einem hübschen Thale am Solling, an der Mündung der Spüling in die Ilme, 13 km im W. von Einbeck, zählt (1880) 1580 E., welche Mühlen unterhalten, Steinhandel, Steinschleiferei und Wollspinnerei treiben und in einer nahe gelegenen Eisenhütte arbeiten. Der Solling liefert Steinplatten in großer Menge. — D. war ein uralter Sitz sächs. Dynasten, von welchen die Raugrafen von D. abstammten. Die Kirche wird schon 1022 erwähnt; im 12. Jahrh. erhielt D. Stadtrechte, 1310 fiel die Grafschaft an Hildesheim. In nächster Nähe liegt das königl. Remontedepot Hunnesrück.

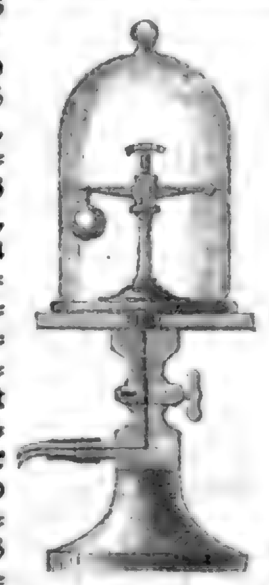
Dassel, sächs. Grafengeschlecht, stammt von Walter, Graf von D. und Newenober um 700. Bernhard Graf von D., gest. 795, war Wittekinds Schwiegersohn. Adolf der Kühne, Graf von D., verteidigte 1188 Holstein gegen Heinrich den Löwen. Mit Simon, Graf von D., welcher D. und das Schloß Hunnesrück an das Stift Hildesheim verkaufte, starb 1329 das Haus aus.

Dasselfliege, s. Biesfliegen.

Dassen, kleine Felseninsel vor der Westseite der brit. Kapkolonie, zwischen der Tafel- und der Saldanhabai, westlich vom Dassenberge. Den Namen hat die Insel nach den hier häufig vorkommenden Klippdachsen, welche im Kaplande als Dassen bezeichnet werden.

Dassow, Marktflecken im Großherzogtum Mecklenburg-Schwerin, Mecklenburgischer Kreis, Amt Grevismühlen, an der Mündung der schiffbaren Stepenitz in den Dassower Binnensee, 7 km im NNO. von Schönberg, zählt (1880) 1499 E., welche Fischerei, Maschinenfabrikation und Handel treiben.

Dasymeter (grch.), d. h. (Luft-)Dichtigkeitsmesser, ein von Otto Guericke um 1650 erfundenes Instrument, welches dazu dient, die Veränderungen der Dichte der freien Luft zu zeigen. Das D. besteht (s. beistehende Figur) aus einem kleinen Wagebalken, an welchem sich links ein dünnwandiger, wohl verschlossener Glasballon und rechts ein Gewichtchen aus einem dichten Metall (Gold, Platin u. dgl.) das Gleichgewicht halten. Um letzteres leichter herstellen zu können, läßt sich das Gewichtchen am Wagarme mittels Schraubung verschieben. Ist bei horizontalem Stande des Wagebalkens Gleichgewicht hergestellt worden und verdünnt man dann mittels einer Luftpumpe die Luft, so sinkt jener Glasballon, und zwar um so tiefer, je weiter die Luftverdünnung fortschreitet. Dies kommt daher, weil das Gewicht des Glasballons im luftleeren Raume größer ist als jenes des Gegenkörpers. Weil aber im lufterfüllten Raume, nach dem Archimedischen Prinzip, der Gewichtsverlust des Glasballons wegen seines größern Volumens mehr betragen wird als jener des kleinern Gegengewichts, so kommt es, daß bei einer gewissen Luftdichte jene beiden Körper sich das Gleichgewicht halten können, welches aber bei einer Luftverdünnung in der oben angegebenen Weise gestört wird. Bei einer Luftverdichtung dagegen steigt der Gewichtsverlust des Glasballons noch mehr als früher, weshalb er sich heben muß. Aus der Größe der Gleichgewichtsstörungen am D. ließen sich die Änderungen der Luftdichte berechnen. Das D. wird jedoch jetzt gewöhnlich nur gebraucht, um die Geltung des Archimedischen Gesetzes, sowie dessen Anwendung für die Theorie des Luftballons experimentell nachzuweisen. Das D. wurde in früherer Zeit auch Luftwage, Wagmanometer oder Baroskop genannt.



Dasypodius, eigentlich Rauhfuß (Peter), Humanist, geb. zu Frauenfeld im Thurgau, war 1530 Prediger und Lehrer daselbst und ging 1533 nach Straßburg, wo er 1540 Kanonikus am St. Thomasstift und 1551 Rektor desselben wurde. Er

starb 28. Febr. 1559 zu Straßburg. D. schrieb ein «Griech.-Lat.-Deutsches Wörterbuch» (1534) und ein «Lat.-Deutsches Wörterbuch» (1537). — Sein Sohn, Konrad D., geb. 1530 in Frauenfeld, starb als Lehrer der Mathematik zu Straßburg 26. April 1600. Nach seiner Angabe wurde die astron. Uhr im straßburger Münster 1580 konstruiert.

Dasyurus, Raubbeutler, Beutelmarder, heißen Beuteltiere aus Australien von Dachs- oder Mardergestalt, die durch die spitze, nackte Schnauze mit langen Schnurren, die scharfen Sichelkrallen an den hinten vierzehigen Füßen und besonders die spitzen Eckzähne und scharfen, zackigen Mahlzähne das Raubtiernaturell bekunden. Eine kurzschwänzige Gruppe mit fünfzehigen Hinterfüßen ist mit dem Gattungsnamen Diabolus bezeichnet worden. Hierher gehört der auf Tasmanien einheimische Devil (D. ursinus), ein wütendes Tier von gedrungener Gestalt, buschigem, dickem Schwanz, kurzem Kopf mit kleinen Katzenohren, fast schwarz oder braunschwarz mit heller Brustbinde, das tagsüber in hohlen Bäumen und Erdhöhlen schläft, nachts auf Raub ausgeht, trotz seiner geringen Größe, da es höchstens 60 cm lang wird, sogar Schafe anpackt, ganz besonders aber mit großer Gewandtheit die Hühnerhöfe zu berauben weiß. Die meisten typischen D. haben lange Schwänze, sind weniger grimmig und lassen sich zähmen. (Vgl. Tafel: Beuteltiere, Fig. 8.)

Dataria heißt eine seit dem Anfang des 13. Jahrh., wenn nicht schon früher von der Cancellaria abgetrennte Abteilung der Römischen Kurie (s. d.), von welcher die kirchlichen Gnadensachen expediert werden. An ihrer Spitze steht ein Kardinal, der den Titel Prodatarius führt. Vor das Forum der D. gehören namentlich die Besetzung kleinerer kirchlicher Pfründen, die dem Papste reserviert sind, und die Dispensationen in solchen Fällen, welche nicht geheim gehalten werden müssen, z. B. in Ehesachen, bei Gelübden und Eiden.

Datchet, Dorf in der engl. Grafschaft Buckingham, an der Themse, welche hier von der London-Windsor-Bahn überschritten wird, Windsor gegenüber, herrlich gelegen in fruchtbarer Gegend, in welcher sich viele Landsitze befinden. Das Dorf ist bekannt durch die Scene von Falstaffs Züchtigung in Shakspeares Komödie «Die lustigen Weiber von Windsor».

Dat, dicat, dedicat oder Dat, donat, dedicat (lat., abgekürzt D. D. D., d. h. gibt, weiht, widmet), eine bei den Römern übliche Inschrift auf den Göttern geweihten Gegenständen; jetzt in lat. Schriften die Formel der Dedikation eines Buchs an eine Person.

Datenwechsel, s. unter Datum.

Dat Galenus opes, dat Justinianus honores, Pauper Aristoteles cogitur ire pedes, d. h. Galenus (die Arzneikunst) gibt Schätze, Justinian (die Rechtsgelehrsamkeit) Ehrenstellen, der arme Aristoteles (die Philosophie) muß zu Fuß gehen. Burkhard Waldis übersetzt in dem «Esopus» (Buch 2, Fabel 21) den Hexameter dieses Distichons: «Galenus uns reichlich nährt, Justinianus hoch herfährt».

Dati (Carlo Roberto), ital. Sprachgelehrter und Schriftsteller, geb. in Florenz 2. Okt. 1619, in seiner Jugend von Galilei unterrichtet, beschäftigte sich mit mathem. und physik., auch astron. Untersuchungen. Seinen Ruf, der so bedeutend war, daß die schwed. Königin Christine ihn zu sich nach Rom, Ludwig XIV. nach Paris einlud und der letztgenannte ihm eine ansehnliche jährliche Pension aussetzte, erwarb er als Forscher im Gebiete der toscan. Sprache und als Verfasser der Lebensbeschreibungen griech. Künstler. D. übernahm 1647 zu Florenz den Lehrstuhl der griech. und lat. Sprache und Altertumskunde, wurde Mitglied der Crusca und starb 11. Jan. 1675. Er unternahm die Sammlung von Sprachmustern, «Prose fiorentine», für die er aber nur den ersten Band der ersten Abteilung, «Orazioni di varj autori» enthaltend (Flor. 1661), lieferte; andere setzten später das Werk fort, das auf 17 Bände anwuchs (Flor. 1716—45). In Gemeinschaft mit Alessandro Legni, Anton M. Salvini und Franc. Redi arbeitete er unablässig an der Bereicherung und Berichtigung des Wörterbuchs der Crusca. Seine «Vite de' pittori antichi» (Zeuxis, Parrhasius, Apelles und Protogenes) sind seit 1667 in verschiedenen Ausgaben erschienen, auch in die «Biblioteca enciclopedica» (Bd. 14, Mail. 1831) aufgenommen. Briefe von ihm gab Dom. Moreni (Flor. 1825), eine «Scelta di prose» Bart. Gamba (Vened. 1826), seinen berühmten «Discorso dell' obbligo di ben parlare la propria lingua» P. Fanfani (Flor. 1870) heraus.

Datieren, s. unter Datum.

Datio in solutum, Hingabe an Erfüllungsstatt, nennt man die Thatsache, daß der Schuldner durch eine Leistung andern Inhalts, als der Gläubiger eigentlich gemäß seiner Forderung zu beanspruchen hat, sich von der Schuldverbindlichkeit befreit. Dies kann infolge einer Vereinbarung mit dem Gläubiger geschehen, aber ohne Zustimmung desselben hat der Schuldner ein Recht dazu regelmäßig nicht. Wenn dem Gläubiger die datio in solutum nicht verschafft, was sie soll, so hat der Gläubiger nicht bloß einen Anspruch auf Entschädigung (Interesse), sondern er kann nach seiner Wahl (nach preuß. Recht aber nur ein Jahr lang) die alte Forderung als fortbestehend betrachten und auf sie zurückgreifen, was ihm unter Umständen (z. B. wegen Pfandrechts zu Gunsten der alten Forderung) vorteilhafter sein kann, als die Geltendmachung des Interesse.

Datisca *L.*, Pflanzengattung aus der nach ihr benannten Familie der Datisceen. Ihre wenigen im Orient und in Asien wachsenden Arten sind perennierende Stauben mit abwechselnden fiederschnittigen Blättern und in lange, rispige Trauben gestellten Blüten, von denen die männlichen ein fünfblätteriges, grünliches Perigon und fünf Staubgefäße, die weiblichen einen oberständigen, zweizähnigen Kelch und drei zweiteilige Griffel auf dem unterständigen Fruchtknoten haben. Die Frucht ist eine unterständige, oben offene, vielsamige Kapsel. Eine auf Candia und im Orient wildwachsende Art, D. cannabina *L.*, wird häufig als Dekorationspflanze in Gärten gezogen und auch als Färbepflanze benutzt, indem sie einen eigentümlichen Körper, das Datiscin, enthält, das mit wässerigen Alkalien und alkalischen Erden tiefgelbe Lösungen gibt. Sie treibt 1 m hohe Stengel mit hellgrünen Blättern, die aus 5—10 Paaren ungleich lanzettförmigen, eingeschnitten-gesägten Blättchen bestehen.

Datisceen (Datiscëae), Pflanzenfamilie aus der Abteilung der Dikotyledonen. Sie umfaßt nur vier Arten, die teils krautartige Pflanzen, teils

Bäume sind; drei davon kommen in den Mediterranländern und Ostindien, die vierte dagegen in Mexiko und Californien vor. Die Blüten sind regelmäßig und diöcisch, seltener zwitterig; die Blumenkrone ist unscheinlich oder fehlt gänzlich. Die Zahl der Staubgefäße schwankt bei den einzelnen Gattungen.

Datismus, Ausdrucksweise nach Art des bei Marathon befehligenden pers. Satrapen Datis, welcher das Griechische fehlerhaft sprach, daher soviel wie barbarische Ausdrucksweise, auch Roheit.

Dativ ist der Name des dritten Casus nach der von den alten Grammatikern angenommenen Ordnung. Die charakteristische Endung desselben ist für die indogerman. Sprachen ai. Den alten D. haben aber die europ. Sprachen in vielen Fällen durch den Lokativ ersetzt, dessen Endung ursprünglich i ist, so ist z. B. im Griechischen der D. chōrāi (χώρα dem Lande) ein wirklicher D., dotēri (dem Geber) ein Lokativ, im Sanskrit ist daher dātari Lokativ, während der D. dātrē, für dātrai, heißt, der im Griechischen verloren ist. Auch im ältesten Deutsch ist der sogenannte D. ein Gemisch von D. und Lokativ, so ist z. B. gotisch sunau (dem Sohne) eine Verkürzung von dem Lokativ sunav-i (so im Sanskrit). Da also dieser spätere D. die Bedeutung des alten D. und Lokativs zusammen vertritt und in mehrern Sprachen auch die des Instrumentalis angenommen hat, so läßt sich eine allgemeine Grundbedeutung für denselben nicht aufstellen. Der Name ist hergenommen von dem häufigen Gebrauche dieses Casus bei dem Begriffe des Gebens (lat. dare) und verwandten Begriffen, wobei er das entferntere Objekt der Handlung bezeichnet.

Dato oder a dato, s. unter Datum.

Datolith (von δατέομαι, absondern, wegen der körnigen Absonderung der derben Varietäten), ein monoklines Mineral mit meist kurzsäulenförmiger oder dicktafelartiger Ausbildung der farblosen, grünlich-, graulich- oder rötlichweißen glasglänzenden Krystalle, welche gewöhnlich zu Drusen, auch zu grobkörnigen Aggregaten zusammengehäuft sind. Die optischen Achsen liegen in der Symmetrie-Ebene. Härte = 5; spezifisches Gewicht = 2,9—3. Chemisch betrachtet ist der D. ein Zweidrittelsilikat: $H_2Ca_2(B_2)Si_2O_{10}$ mit 37,5 Kieselsäure, 21,9 Borsäure, 35 Kalk, 5,6 Wasser, welches letztere erst in starker Glühhitze entweicht und daher als chemisch gebunden erachtet werden muß. Vor dem Lötrohr bald schmelzbar, von Salzsäure leicht und völlig zersetzbar unter Abscheidung von Kieselgallerte, ein Verhalten, welches den D. den Zeolithen nähert. Er findet sich zu Andreasberg, Freiburg i. Br., Niederkirchen im Nahethal, Arendal in Norwegen, Utöen in Schweden, Kuchelbad bei Prag, an der Seißer Alp in Tirol, im Tunnel von Bergen-Hill im Staat Neujersey (hier die schönsten und flächenreichsten Krystalle).

Dátscha (russ.), Geben, Schenkung; in Rußland ein Landgut, besonders in der Nähe einer Stadt, überhaupt soviel wie Sommerwohnung, Villa.

Datschitz (czech. Dačice), Stadt und Sitz einer Bezirkshauptmannschaft im südwestlichsten Teile von Mähren, liegt an beiden Ufern der mähr. Thaya und zählt (1880) 2497 E. czech. Nationalität, deren Haupterwerb Feldwirtschaft ist. Die hier bestehende Zuckerfabrik ist eine der größten und die älteste in Mähren. Das neue Schloß am obern Stadtplatze, 1610 erbaut und 1832 erneuert, gilt wegen seiner innern Einrichtung und seines geschmackvoll angelegten Parks für einen der schönsten Landsitze in Mähren. Das alte Schloß, mitten in der Stadt, hat interessante Baureste aus dem 15. Jahrh., die Pfarrkirche schöne Fresken von Jos. Winterhalter (1787). Die früher hier blühende Tuchmacherei ist jetzt erloschen.

Dattelpalme ist der Name einer Palmenart aus der Gattung Phoenix (s. d.).

Dattelpflaume, s. Diospyros.

Dattenberg, Dorf in der preuß. Rheinprovinz, Regierungsbezirk Koblenz, Kreis Neuwied, Bürgermeisterei Linz a. Rh., hat Weinbau, Bleierzgruben und Basaltbrüche (bedeutende Ausfuhr der Basalte nach dem Niederrhein und nach den Niederlanden, wo sie zu Deichbauten gebraucht werden), und zählt 810 E.; dabei liegen das Hüttenwerk Arensau und die Schloßruine D., welche eine schöne Aussicht auf Rhein- und Ahrthal bietet.

Datum (lat.), d. h. gegeben, ist, bald allein, bald in Verbindung mit actum stehend, die Solennitätsschlußformel, welche in den lateinisch abgefaßten Urkunden des Mittelalters der Orts- und Zeitangabe voransteht. Gegenwärtig hat D. die Bedeutung der Orts- und Zeitangabe selbst. Die Lehre von der Bedeutung und dem Gebrauch des actum und datum bildet einen Abschnitt in der Diplomatik. Unter actum hat man die Verhandlung und Beschlußfassung einer Sache, über welche eine Urkunde ausgefertigt werden sollte, unter datum (auch data) dagegen die Expedition und Publikation der Urkunde, bezüglich die Vollziehung derselben zu verstehen. Bei jener war es unumgänglich nötig, daß der Kaiser, König u. s. w., in dessen Namen die Urkunde ausgestellt wurde, gegenwärtig war, bei dieser nicht. In der Zeit, wo die deutschen Könige und Kaiser fortwährend umherzogen, war es oft nicht möglich, über die Gnaden, welche sie während ihres Aufenthalts an einem Orte gewährt hatten, sogleich dort auch alle Urkunden auszufertigen; es mußte dies öfters am nächsten Aufenthaltsorte nachgeholt werden. Wenn daher, wie bis ins 12. Jahrh. üblich, bei actum die Orts- und bei datum die Zeitangabe gesetzt ist, darf nicht notwendig gefolgert werden, daß der Herrscher am angegebenen Tage an jenem Orte anwesend war. Im 13. Jahrh. und später hat man das actum oft ganz fortgelassen und Orts- und Zeitangaben unter datum vereinigt. Der letztern gibt es oft mehrere nebeneinander. In den ältesten Zeiten und bis zum Untergange der Merovinger datierte man nach den Regierungsjahren des Regenten. Die Sitte, nach Jahren der Geburt Christi zu datieren, kam erst seit 840 auf. Neben der christl. Jahreszahl pflegte man zur genauern Bestimmung der Zeit die Indiktion (s. d.) und zugleich die Regierungsjahre des regierenden Königs oder Kaisers und, wenn der letztere längere Zeit bloß als deutscher König geherrscht und den Kaiserthron erst später bestiegen hatte, beide zugleich mit anzuführen. Der Monatstag wurde in den lateinisch abgefaßten Urkunden des Mittelalters entweder nach dem altrömischen oder nach dem sog. Heiligenkalender oder in der Weise angegeben, daß man, wie es jetzt geschieht, sagte: d. V^to^ mensis Martii, Decembris u. s. w. Als Nachhall des mittelalterlichen actum und datum hat man es anzusehen, wenn noch jetzt, wiewohl selten, am Schlusse eines amtlichen Protokolls gelesen wird: Actum ut supra, oder wenn von einer Behörde,

unter Berufung auf eine Urkunde gesagt wird: »Laut Kaufbriefs des Gerichts zu N. N. d. d. (de dato) den 20. Febr. 1810.«

Im Wechsel ist das Datieren, d. h. das Angeben des Tags seiner Ausstellung, ein wesentliches Erfordernis, und die meisten Wechselordnungen gebieten es; einige verlangen auch die Datierung des Indossaments. In England und Irland ist bei Wechseln in einem höhern Betrage als 5 Pfd. St. die Datierung nicht erforderlich, doch allgemein üblich; fehlt sie, so wird angenommen, daß der Wechsel am Tage seiner Ausgabe ausgestellt sei (welcher Tag im Streitfalle durch Beweis festzustellen wäre). Die Ausdrücke dato, a dato statt »nach heute« kommen in denjenigen Wechseln häufig vor, deren Verfallzeit unmittelbar mit dem auf das D. der Ausstellung folgenden Tage zu zählen beginnt. (S. Antedatieren.) Wechsel, deren Verfallzeit vom Tage der Ausstellung abhängig gemacht ist, werden Datenwechsel genannt.

Datumdifferenz infolge der geogr. Lage verschiedener Orte, f. Länge (geogr.); D. infolge Einführung des Gregorianischen Kalenders, f. unter Alter Stil und Kalender.

Datumscheidelinie und **Datumwechsel**, f. unter Länge (geogr.).

Datūra *L.*, Stechapfel, Pflanzengattung aus der Familie der Solanaceen. Ihre Arten, Kräuter oder Sträucher der gemäßigten und warmen Zone, haben gestielte, einfache Blätter und einzeln stehende Blüten mit röhrigem, prismatisch-fünfkantigem und fünfspaltigem Kelche und sehr langröhriger, trichter- oder trompetenförmiger Blumenkrone. Die Frucht ist eine große, weichstachelige oder glatte, mit vier Klappen an der Spitze aufspringende, im Grunde vierfächerige, vielsamige Kapsel. Alle Arten sind giftig, indem sie in allen Teilen, insbesondere in den Blättern und Samen, ein überaus giftiges, in farblosen Prismen krystallisierendes Alkaloid, das Daturin, enthalten, welches indes nach neuern Untersuchungen mit dem Atropin (f. d.) identisch ist. Eine der giftigsten Arten, zugleich eine wichtige Arzneipflanze, ist D. Stramonium *L.*, der gemeine Stechapfel. Diese, wie es scheint, aus den um das Schwarze und Kaspische Meer gelegenen Ländern stammende, jetzt in einem großen Teil Europas verwildert in Dörfern, auf Schutt, Komposthaufen, Kirchhöfen, Brachäckern u. f. w. vorkommende Pflanze ist einjährig, hat einen walzigen Stengel, gestielte, eiförmige, buchtig-grobgezähnte, fettglänzende Blätter und achselständige, kurz gestielte, große, milchweiße Blumen. Die stacheligen, länglichrunden Kapseln enthalten nierenförmige, schwarzbraune Samen. Die infolge des Genusses eintretenden Zufälle, welche häufig mit dem Tode endigen, sind ganz ähnlich wie bei der Belladonnavergiftung. Die Blätter (Folia Stramonii) sind offizinell; bis 1882 waren es auch die Samen (Semina Stramonii). Als Gegengabe bei Stechapfelvergiftungen dienen neben Brech- und Abführmitteln (Ricinusöl) fette Öle, Milch, Essig, Citronen- und Weinsäure. Einige exotische Arten zeichnen sich durch prachtvolle Blumen aus, insbesondere D. arborea *L.* und suaveolens *H. Bonpl.* Erstere, ein hoher, selbst baumartig werdender Strauch mit großen eilanzettförmigen, länglichen Blättern und prächtigen, blendendweißen, wohlriechenden Blumen, ist eine Zierde der temperierten Häuser geworden. Die letztere hat fast ebenso große, weiße Blumen, welche einen noch köstlichern Duft aushauchen. Beide Arten stammen aus Peru und bilden mit einigen andern Sträuchern Südamerikas nach Persoon eine eigene Gattung, Brugmansia. Sie unterscheiden sich von den echten Stechäpfeln durch hängende Blumen und stumpfdreieckige Samen. Andere durch Schönheit, teilweise auch durch angenehmen Duft ausgezeichnete Arten werden als einjährige in den Gärten gezogen, z. B. D. fastuosa *L.*, der ägypt. Stechapfel, mit rahmweißen oder violetten, D. humilis *Desf.* mit blaßgelben, D. Metel *L.* mit weißen, D. ceratocaula *Jacq.* mit violettlich-weißen, D. meteloides *DC.* mit lilaweißen Blumen. Aus einigen dieser vortrefflichen Ziergewächse sind Formen hervorgegangen, bei denen zwei oder drei Blumenkronen ineinander geschachtelt sind. Alle aber werden im warmen Beete aus Samen erzogen und nach Mitte Mai in das freie Land gepflanzt.

Daturin, f. Atropin.

Dat veniam corvis, vexat censura columbas, wörtlich: den Raben gewährt die Kritik Nachsicht und schilt die Tauben, d. h. der Kritiker verschont den Schlagfertigen, greift aber den Wehrlosen und Friedliebenden an; ein sprichwörtlich gewordener Hexameter aus Juvenals »Satiren« (II, 63).

Daub., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Daubenton (Louis Jean Marie).

Daub (Karl), prot. Theolog der spekulativen Richtung, geb. 20. März 1765 zu Kassel, studierte seit 1786 zu Marburg Philosophie und Theologie, habilitierte sich hier 1791 als Docent der Theologie, ging 1794 als Professor der Philosophie an die hohe Landesschule zu Hanau, 1795 als Professor der Theologie nach Heidelberg, wo er bis an seinen Tod, 22. Nov. 1836, wirkte. Unablässig bemüht, die Theologie mit der Philosophie zu vereinigen, aber zu wenig selbständiger Denker, um dafür eigene Wege anzubahnen, hat D. den ganzen Entwicklungsgang der neuern Philosophie von Kant bis Hegel mit durchlaufen, um für die religiöse Wahrheit den rechten Ausdruck zu finden. Sein »Lehrbuch der Katechetik« (Heidelb. 1801) ruht ganz auf Kants Grundsätzen; unter dem Einflusse von Schellings Identitätsphilosophie stehen die »Theologumena« (Heidelb. 1806) und die »Einleitung in das Studium der christl. Dogmatik aus dem Standpunkt der Religion« (Heidelb. 1810); Schellings Übergang zur Theosophie und zur »positiven Philosophie« spiegelt sich ab in D.s »Judas Ischarioth oder das Böse im Verhältnis zum Guten« (Heidelb. 1816; 2. Aufl. 1818). Seitdem 1816 Hegel nach Heidelberg berufen war, gewann dessen Philosophie immer größern Einfluß auf D. und die spätern Schriften. »Die dogmatische Theologie jetziger Zeit oder die Selbstsucht in der Wissenschaft des Glaubens« (Heidelb. 1833) und die »Prolegomena zur Dogmatik« (Heidelb. 1835) zeigen, wie D. in der dunkelsten Sprache Hegelscher Dialektik eine philos. Restauration des kirchlichen Dogmas unternimmt. Wegen des sittlichen Ernstes seiner ehrwürdigen Persönlichkeit und der Energie seiner wissenschaftlichen Überzeugung von seinen Schülern hoch geehrt, hat D. doch auf die Fortbildung der Theologie bleibenden Einfluß nicht gewonnen. Marheineke und Dittenberger besorgten die Sammlung seiner »Theol.-philos. Vorlesungen« (7 Bde., Berl. 1838—43). Vgl. Rosenkranz, »Erinnerungen an

Karl D.» (Berl. 1837); Strauß, «Charakteristiken und Kritiken» (2. Aufl., Lpz. 1844).

Dauba (czech. Dubá), Stadt im nördl. Böhmen, an einem Zuflusse des Libocher Baches, der nördlich von Melnik zur Elbe geht, ist Sitz einer Bezirkshauptmannschaft und zählt (1880) 2095 E. deutscher Zunge, die neben der Feldwirtschaft sich größtenteils mit städtischen Gewerben sowie mit Gerberei befassen. Die Burg auf dem sog. Kühnbühel war der Stammsitz des einst mächtigen böhm. Adelsgeschlechts der Berka von Duba, dessen letzter Sprosse 1706 als Graf Hovora von Duba und Lipa starb. Nach der Schlacht am Weißen Berge (1620) konfisziert und an Albrecht von Waldstein verkauft, kam D. nach Ermordung des Friedländers als kaiserl. Geschenk an den General Richard Walter Buttler, 1723 an den Grafen von Sweerts-Spork, 1810 an den Grafen Ernst von Watlstein-Wartenberg, dessen Nachkommen das Gut als Fideikommiß innehaben.

Daubasse (Amand), franz. Volksdichter, geb. um 1660 zu Moissac, war Kammmacher zu Villeneuve d'Agen und starb 1720. Seine Verse, die er, des Schreibens unkundig, diktieren mußte, erschienen gesammelt als «Oeuvres de D.» (Villeneuve 1796 u. 1839).

Dauben (frz. doubes, douvelles, engl. staves), die entweder geraden oder in der Längen- und Breitenrichtung gekrümmten und in der Mitte verbreiterten Stäbe, aus denen die Wände der mit Reifen gebundenen Holzgefäße zusammengesetzt werden. (S. unter Faßfabrikation.)

Daubensee, See im schweiz. Kanton Wallis, s. Dubensee.

Daubenton (Louis Jean Marie), franz. Naturforscher, geb. 29. Mai 1716 in Montbard, gest. 31. Dez. 1799 als Professor am Pflanzengarten in Paris, ist besonders als Hauptmitarbeiter an Buffons «Naturgeschichte» bekannt, worin er umfassende anatom. Untersuchungen, besonders über Säugetiere, niederlegte, die ihrer Genauigkeit wegen noch heute zum Teil klassisch sind. Weniger glücklich war er in der Systematik, wo er zwar die Wirbeltiere als Knochentiere von den Wirbellosen trennte, aber auch die Waltiere als eigene Klasse von den Säugetieren und die Schlangen von den übrigen Reptilien trennte, indem er zu großes Gewicht auf die Bildung der Extremitäten legte.

Daubigny (Charles François), franz. Landschaftsmaler und Radierer, geb. 15. Febr. 1817 zu Paris, erhielt den ersten Unterricht von seinem Vater, einem Landschaftsmaler der klassischen Schule, und trat sodann bei Paul Delaroche als Lehrling ein, wo er sechs Monate lang fleißig nach dem lebenden Modell zeichnete und die Geschichte Griechenlands und Roms, das Alte und Neue Testament in akademischen Stil-Landschaften verarbeitete. Das Beispiel einiger Genossen bewog ihn jedoch schließlich, diese Art aufzugeben und seine Studien fortan nach der Natur zu machen, wobei er nicht ohne Affektion die scheinbar undenkbarsten Motive aufzusuchen liebt. Seine «Ernte» wurde 1852 mit großem Beifall aufgenommen und vom Staatsministerium angekauft; der stark pastose Vortrag vergröberte freilich an manchen Stellen die Zeichnung dieses Bildes. Allein schon im folgenden Jahre bewies der Künstler, daß er auch zu Feinheit in den Umrissen und zu Sorgsamkeit in der Ausführung fähig sei. Der «Teich von Gilien» (von Napoleon III. angekauft) und zwei andere Landschaftsbilder verschafften ihm die Medaille erster Klasse. Durch die «Schleuse von Optevoz», 1855 (im Museum des Luxembourg), und die «Felder im Frühling», 1859, steigerte sich sein Talent und sein Ruf aufs höchste. Seitdem zählte er zu den vorzüglichsten franz. Landschaftsmalern naturalistischer Richtung. Die Bilder seiner spätern Zeit sind nicht frei von skizzenhafter und flüchtiger Bravourmalerei. D. radiert auch in einer breiten, etwas derben, aber geistreichen Manier. Man hat von ihm einige große Blätter nach Ruisdael und eine Folge von 15 Originalradierungen unter dem Titel «Voyage en bateau» (Par. 1862). Vgl. K. Daubigny, «Charles D. et son œuvre» (Par. 1875); Henriet, «Charles D. et son œuvre gravé» (Par. 1875); Jul. Meyer, «Geschichte der modernen franz. Malerei» (Lpz. 1867). D. starb zu Paris 19. Febr. 1878.

Daubrée (Gabriel Auguste), berühmter franz. Mineralog und Geolog, geb. 25. Juni 1814 zu Metz, besuchte von 1834 an die Polytechnische Schule in Paris, in deren Bergwerksabteilung er eintrat, und wurde 1838 zum Ingénieur des mines des Depart. Bas-Rhin, zugleich zum Vertreter der neugegründeten Professur der Geologie und Mineralogie an der Faculté des sciences zu Straßburg ernannt. Zu seinen frühesten Schriften gehören die «Description géologique et minéralogique du département du Bas-Rhin» (Straßb. 1832), die über die Entstehung der eisenhaltigen Mineralien in Seen und Mooren, welche 1843 seitens der harlemer Gesellschaft der Wissenschaften durch Verleihung des Preises und einer goldenen Medaille ausgezeichnet wurde, ferner die über das Auftreten des Goldes im Rheinbett (1846), über die Erzlagerstätten Skandinaviens. Zugleich hatte er in Straßburg mit reichstem Erfolg die experimentelle Bahn betreten und unter anderm die künstliche Krystallisation von natürlich als Mineralien vorkommenden Sauerstoffverbindungen dadurch erzielt, daß er die Dämpfe von Metallchloriden und Wasser in einer glühenden Porzellanröhre aufeinander reagieren ließ. So gelang ihm die künstliche Darstellung des Zinnsteins, des Eisenglanzes, selbst des Quarzes, eine außerordentlich bedeutungsvolle Errungenschaft. Er wurde 1855 zum Ingénieur en chef des mines ernannt. Noch in die Periode des Aufenthalts in Straßburg fallen die denkwürdigen Versuche über die umwandelnde Kraft des überhitzten Wassers; D. vermochte dadurch eine ganze Reihe von Silikaten zu erzeugen, Thon in Glimmer, vulkanisches Glas in Trachytgestein, Tannenholz in anthracitische Kohle umzuwandeln; seine Abhandlung «Études et expériences synthétiques sur le métamorphisme et sur la formation des roches cristallines» (1860) wurde von der pariser Akademie mit dem Preise gekrönt, er selbst aber als Mitglied der Akademie nach Paris berufen (1861), wo er den Lehrstuhl für Geologie am Muséum d'histoire naturelle, im folgenden Jahre auch den für Mineralogie an der École des mines erhielt. Am 24. Febr. 1867 wurde er zum Generalbergwerksinspektor von Frankreich, im Juni 1872 zum Direktor der École nationale des mines ernannt. D. hat die experimentelle Untersuchung für die geolog. Lehren wie kein anderer neben ihm fruchtbar gemacht, und derselben schon zu einer Zeit seine Kraft gewidmet, als der Weg der Synthese und

Nachbildung noch durch viele Vorurteile gehemmt war. Seine Versuche über die Meteoriten, über das polarmagnetische Platin, über die kapillare Infiltration des Wassers trotz Gegendruck, über die Schrammung und Zermalmung der Gesteine, die Entstehung von Sand und Schotter, über die Spaltenbildung in der Erdkruste, die transversale Schieferung, die Umwandlung von Serpentin in Olivin, die Beobachtungen über die in histor. Zeiten erfolgte Bildung von Schwefelmetallen und Zeolithen haben dauernden Wert. D. hat gegen 130 größere und kleinere Spezialabhandlungen veröffentlicht, meist in den «Comptes rendus» der pariser Akademie, den «Annales des mines», dem «Bulletin de la société géologique». Im J. 1879 erschien sein großes zusammenfassendes, das ganze Material verarbeitendes Werk «Études synthétiques de géologie expérimentale» (Paris; deutsch von Gurlt, Braunschw. 1880).

Daucus, Pflanzengattung, s. Möhre.

***Daud.*,** bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Daudin (François Marie).

Daudet (Alphonse), namhafter franz. Romanschriftsteller, geb. 13. Mai 1840 zu Nimes, kam 1857 nach Paris, wo er seitdem mit stets wachsendem Erfolge schriftstellerisch thätig ist. Zwar fanden seine Dichtungen «Les amoureuses» (1858) und «La double conversion» (1861) nur wenig Beifall; desto mehr seine novellistischen Schilderungen und seine Romane, in denen D. ein Erzählertalent ersten Ranges entwickelt. Hervorzuheben sind zunächst: «Le petit Chose» (ins Deutsche übersetzt unter dem Titel «Der kleine Dingsda», Berl. 1877), «Lettres de mon moulin», «Lettres à un absent», «Contes du lundi» (deutsch von Stephan Born, Bas. 1880) u. s. w. Sein berühmtester Roman ist «Fromont jeune et Risler aîné» (zuerst 1874; deutsch, 4. Aufl., Berl. 1876), dem seitdem noch fünf größere Romane folgten, welche ebenfalls großes Aufsehen erregten und ins Deutsche übersetzt worden sind: «Jack» (1876), «Le Nabab» (1878), «Les rois en exil» (1880), «Numa Roumestan» (1882), «L'Évangéliste» (1883). Auch als dramatischer Dichter ist D. bekannt durch eine Anzahl Werke, die mehr beim litterarisch gebildeten, als beim großen Publikum Beifall fanden: «La dernière idole» (1860), ein Melodram, «L'œillet blanc» (1864), Rührstück in zwei Akten; «Le frère aîné» (1868) und «Le sacrifice» (1869), zwei kleinere Lustspiele; «Lise Tavernier» und «L'Arlésienne», zwei große Dramen (1872), die geringen Erfolg hatten. Auch seine Romane «Fromont jeune et Risler aîné» (1876) und «Le Nabab» hat D. zu Theaterstücken umgearbeitet.

Daudet (Louis Marie Ernest), Bruder des vorigen, geb. 31. Mai 1837 zu Nimes, ist gleichfalls ein geschätzter Romanschriftsteller («La Venus de Gordes», «Fleur de péché», «Marthe», «Zarah», «Marsis» u. s. w.). Er war mehrere Jahre Direktor des «Journal officiel» und hat sich neuerdings auch einen Namen als Historiker gemacht durch die Schriften: «Le Ministère de M. de Martignac» (1875), «La Terreur blanche» (1876), «Le procès des ministres» (1877) u. s. w. Sein Buch «Mon frère et moi» (1882) gibt Aufschlüsse über seine Jugend und die seines Bruders.

Daudin (François Marie), franz. Naturforscher, geb. um 1776 zu Paris, gest. 1804, schrieb: «Traité d'ornithologie» (2 Bde., 1800, unvollendet), «Histoire naturelle des reptiles» (8 Bde., 1802—3, Ergänzung zu Buffons «Naturgeschichte»).

Da Uglone, ital. Maler, s. Oggione.

Dauletabad (engl. Dowlutabad), Stadt in dem Gebiete des Nizam von Hyderabad, eines der großen Vasallen des Indobritischen Reichs, seiner Festung wegen berühmt. Dieselbe besteht in einem kolossalen, gänzlich isolierten, 166 m hohen Granitblock, dessen Seiten von dem Grunde bis zu 53 m Höhe völlig senkrecht sind. Seinen Gipfel bildet eine nur wenige Quadratmeter große Plattform, auf welcher ein eiserner Vierundzwanzigpfünder steht, sowie die Flagge des Nizam weht. Ein von außen nicht sichtbarer schmaler, in den Felsen gehauener Gang leitet zu einer weiten, gleichfalls in dem Felsen ausgehöhlten Halle, von der eine Wendeltreppe zu der Plattform hinaufführt. Ein 10 m breiter Graben umgibt diese Festung von allen Seiten. Über ihn führt eine überdeckte Brücke aus Granitblöcken, die so schmal ist, daß nur zwei Menschen sie zu gleicher Zeit überschreiten können. Unweit derselben befindet sich eine in den Felsen gehauene Cisterne sowie ein 33 m hohes Minaret. D., früher Deogurh genannt, war zuerst die blühende Hauptstadt eines Hindureichs, ward 1293 von den Mohammedanern erobert und erhielt 1338 von Mohammed, einem Sohne von Toghluk-Schah, der dasselbe an Stelle von Delhi, wiewohl vergebens, zur Hauptstadt des Reichs erheben wollte, seinen gegenwärtigen, Glücksstadt bedeutenden Namen. Im J. 1595 wurde D. von Ahmed Nizam-Schah erobert, nach dessen Tode dasselbe an Malik-Amber kam, dessen Familie sich bis 1634 in seinem Besitz behauptete. Später wurde es von den Mongolen genommen, die den Sitz der Regierung von D. nach Aurengabad (s. d.) verlegten. Im 18. Jahrh. kam es in die Hände von Nizam-el-Mulk, dessen Nachkommen, die Nizam von Hyderabad, es noch jetzt besitzen. D. ist gegenwärtig ein verarmter und verfallender Ort, wiewohl noch immer Hauptstadt eines Circars oder Bezirks.

Dauletschah, pers. Litteraturhistoriker des 15. Jahrh., s. Dewletschâh.

Daulis oder Daulia, alte Stadt in der griech. Landschaft Phokis, an der Hauptstraße von Theben nach Delphi gelegen, nach der Tradition von Thraziern gegründet, deren König Tereus in der Sage von Prokne und Philomela die Hauptrolle spielt. Die Stadt, welche durch ihre Lage auf dem flachen Gipfel eines sehr steilen Felshügels von sehr großer strategischer Bedeutung war, wurde 480 v. Chr. von den Persern, am Ende des Phokischen Kriegs (346 v. Chr.) durch Philipp II. von Macedonien zerstört, aber bald wiederhergestellt; noch jetzt sind sehr ansehnliche Überreste der Ringmauern und Thore erhalten oberhalb eines schön gelegenen Dörfchens, welches den antiken Namen in der Form Davlia bewahrt hat. Vgl. Ulrichs «Reisen und Forschungen in Griechenland» (Tl. 2, Brem. 1840).

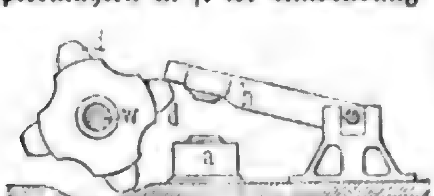
Daullé (Jean), franz. Kupferstecher, geb. zu Abbeville 8. April 1707, war Schüler von R. Hecquet, wurde Mitglied der Akademie, der er 1742 das Bildnis des Rigaud überreichte, und versuchte sich überhaupt vielfach im Porträtstich nach Gemälden des genannten Hauptmeisters, außerdem nach Van Loo, Mignard u. a. Seine legere Technik und heitere Auffassungsweise eignete sich indessen noch viel mehr als zum Porträt für jene galanten Darstellungen nach Fr. Boucher, denen sich der Künstler

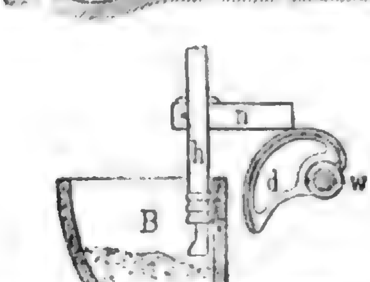
nun mit vielem Erfolge zuwendete. Er starb in Paris 23. April 1763.

Daumas (Melchior Joseph Eugène), franz. General und Hippolog, geb. 4. Sept. 1803, trat 1822 in die Armee und wurde 1827 Offizier. Im J. 1835 nach Algier versetzt, machte er unter Clausel die Feldzüge von Maskara und Tlemsen mit und widmete sich mit großem Erfolg dem Studium der Sprache und Sitten der Araber. Nach dem Frieden an der Tafna war er 1837—39 franz. Konsul bei Abd-el-Kader in Maskara, dann wurde er Direktor der arab. Angelegenheiten in der Provinz Oran und später unter Bugeaud in ganz Algerien. Als General führte er 1849 eine Expedition gegen die aufrührerischen Stämme. Im J. 1850 wurde er als Direktor der alger. Angelegenheiten in das Kriegsministerium berufen, 1853 zum Divisionsgeneral befördert, 1859 zum Kommandanten der Kavalleriedivision in Lunéville und 1863 zum Befehlshaber der 14. Territorialdivision in Bordeaux ernannt. D. nahm 1869 seinen Abschied und starb Anfang Mai 1871 auf seinem Landgute Camblanes bei Bordeaux. Unter seinen Werken über Algerien sind zu nennen: «Exposé de l'état actuel de la société arabe, du gouvernement et de la législation qui la régit» (Algier 1843) und «Mœurs et coutumes de l'Algérie» (3. Aufl., Par. 1857). Sein Hauptwerk, wichtig für die Pferdezucht und die franz. Remonteangelegenheiten, ist jedoch «Les chevaux du Sahara et les mœurs du désert» (5. Aufl., Par. 1858), welchem Abd-el-Kader einen interessanten Kommentar über die Pferde der Wüste hinzugefügt hat. D. schrieb ferner «Principes généraux de l'équitation des Arabes» (deutsch, Magdeb. 1855).

Daumen, der kürzeste und stärkste Finger, s. unter Hand.

Daumen, Hebedaumen, Welldaumen oder Däumling (frz. came, taquet, engl. cam, tappet, lifter), im allgemeinen ein Maschinenteil, welcher periodisch eine momentan hin- und her- oder auf- und niedergehende Bewegung zu erteilen hat; im besondern ein eigentümlich geformter Zahn, der, an einer Welle (Daumenwelle) angebracht, dazu dient, eine kontinuierliche drehende Bewegung in eine abwechselnd auf- und niedergehende umzusetzen, eine Vorrichtung, die namentlich in Hammer-, Poch- oder Stampfwerken, Pulvermühlen, ältern Papiermühlen u. s. w. Anwendung findet.





In der obern Figur ist die Wirkung dieser Anordnung an einem Hammerwerk gezeigt. Durch die an der Welle w festgekeilten Daumen d wird der Arm h zur bestimmten Höhe gehoben, worauf er durch sein Eigengewicht auf den Amboß a niederfällt. In der untern Figur ist die Wirkung der D. auf den Stempel oder Stampfer eines Pochwerks dargestellt. Mit B ist der Bottich, der die zu zerkleinernden Materialien enthält, mit h die durch ihren freien Fall die Zerkleinerung bewirkende Stange bezeichnet. Durch den Daumen d der Welle w wird der Stampfer in genau vertikaler Richtung bis zu der erforderlichen Höhe gehoben, indem der D. die Stange mittels der an derselben rechtwinkelig zu ihr angebrachten Hublatte n ergreift, worauf sie, der Wirkung der Schwerkraft überlassen, herabfällt. Die D. sind auf der Welle in genügender Entfernung voneinander angeordnet, daß ein Hammer oder Stempel jedesmal seinen Fall beendet hat, ehe der nächstfolgende zur Wirksamkeit kommt.

Daumenhammer (frz. marteau-pilon à cames, engl. tappet-hammer), ein besonders früher bei der Eisenerzeugung und Blechfabrikation angewendeter Transmissionshammer, dessen Hebung durch die von der Betriebsmaschine abgeleitete Kraft indirekt mittels der auf einer Welle sitzenden Daumen (s. d.) bewirkt wird. (S. Hammer.)

Daumer (Georg Friedr.), Dichter und religionsphilos. Schriftsteller, geb. 5. März 1800 zu Nürnberg, besuchte das Gymnasium daselbst, das damals unter Hegels Leitung stand, und bezog 1817 die Universität Erlangen, wo er anfangs theol. Studien oblag, wandte sich aber später der Philosophie zu, hörte zu Erlangen noch Schelling und ging dann auf ein Jahr nach Leipzig. Im J. 1822 ward D. erst als Vorbereitungslehrer, dann als Professor am Gymnasium seiner Vaterstadt angestellt. Doch gab er schon 1830 seine Amtsthätigkeit wegen Kränklichkeit auf und widmete sich von nun an ausschließlich litterarischen Arbeiten. Noch als Lehrer schrieb D. die «Urgeschichte des Menschengeistes» (Berl. 1827) und die «Andeutungen eines Systems der spekulativen Philosophie» (Nürnb. 1831). In den beiden Schriften «Philosophie, Religion und Altertum» (Nürnb. 1833) und «Züge zu einer neuen Philosophie der Religion und Religionsgeschichte» (Nürnb. 1835) zeigte sich teilweise schon die eigentümliche Auffassung des Christentums und seiner Geschichte im Keime, die er einige Jahre später in den Werken «Der Feuer- und Molochdienst der Hebräer» (Braunschw. 1842) und «Die Geheimnisse des christl. Altertums» (2 Bde., Hamb. 1847) weiter entwickelte. Diese letztern Arbeiten erfuhren wegen ihrer antichristl. Tendenz heftigen Widerspruch. Im Kampfe mit Feuerbach und angeregt durch die Bestrebungen der Lichtfreunde der J. 1844 und 1845 erklärte sich D. in verschiedenen Schriften für eine neue Religion, die «Religion der Liebe und des Friedens», die er später in dem Werke «Religion des neuen Weltalters» (3 Bde., Hamb. 1850) als das Ergebnis eines seit Jahrhunderten begonnenen und fortgehenden Bildungsprozesses zu konstruieren suchte. Die Einsicht, daß er bezüglich des Ursprungs und der wahren innern Natur des Christentums geirrt habe, führte ihn später dem Katholizismus zu. Im J. 1858 trat D. zu Mainz förmlich in die kath. Kirche über. Seitdem veröffentlichte er eine Reihe von Schriften, in denen er das Bestreben bekundete, seiner Kirche durch Aussöhnung derselben mit der Zeitbildung nützlich zu werden. Dahin gehören: «Meine Konversion» (Mainz 1859), «Aus der Mansarde» (6 Hefte, Mainz 1860—62), «Das Christentum und sein Urheber» (Mainz 1864), «Christina Mirabilis und Joseph von Copertino, als Vorläufer einer neuen künftigen Menschengattung» (Münst. 1864). Hierzu kamen noch: «Marianische Legenden

und Gedichte» (Münst. 1859), «Schöne Seelen. Ein Legenden- und Novellensträußchen» (Mainz 1862), «Aphorismen über Tod und Unsterblichkeit» (Lpz. 1865), «Das Geisterreich in Glauben, Vorstellung, Sage und Wirklichkeit» (2 Bde., Lpz. 1867), ferner eine Streitschrift gegen Strauß: «Das Wunder, seine Bedeutung, Wahrheit und Notwendigkeit» (Regensb. 1874). Einer frühern Zeit gehören mehrere poetische Arbeiten D.s an: «Bettina» (Nürnb. 1837), die unter dem Pseudonym **Eusebius Emmeran** veröffentlichte «Glorie der heil. Jungfrau Maria» (Nürnb. 1841) und, als Frucht seiner orient. Studien, die Gedichtsammlungen «Mahommed» (Hamb. 1848) und «Hafis» (2 Sammlungen, Hamb. 1846—51). Seine Beziehungen zu Kaspar Hauser (s. d.) veranlaßten ihn zu den Schriften: «Mitteilungen über Kaspar Hauser» (Nürnb. 1832), «Enthüllungen über Kaspar Hauser» (Frankf. 1859) und «Kaspar Hauser, sein Wesen, seine Unschuld u. s. w.» (Regensb. 1873). D. starb 14. Dez. 1875 zu Würzburg.

Daumier (Honoré), franz. Karikaturzeichner, geb. 26. Febr. 1808 zu Marseille, wurde 1832 Mitarbeiter an der von Philipon zu Paris gestifteten «Caricature» und lieferte für dieses satirische Wochenblatt eine Galerie von Karikaturbildnissen polit. Notabilitäten, worin sich ein ungemeines Verständnis von dem individuell-geistigen und komischen Ausdruck des Gesichts bemerkbar machte. Die Septembergesetze von 1835 drängten ihn von dem Gebiete der polit. Satire auf das Feld der Sittenkarikatur, welches er seitdem mit einer unerschöpflichen Fülle von sarkastischem Humor bearbeitete. D. zeichnete beständig aus dem Stegreif, doch ohne Manier, in individueller, naturwahrer Weise. Alle seine Blätter sind mit der verschwenderischen Sorglosigkeit eines heitern, reichen Geistes, nach der Anregung des Augenblicks, in einer freien, kräftigen, skizzenhaften, aber charaktervollen Weise gearbeitet. Seine vorzüglichsten Leistungen sind die «Bons bourgeois», «Les beaux jours de la vie», «Représants représentés» u. s. w. Er starb 10. Febr. 1879 zu Valmondois.

Daumkraft, s. Wagenwinde.

Daumont (eigentlich Attelage à la Daumont), Viergespann mit Stangenreitern.

Daun, Flecken und Hauptort eines Kreises des Regierungsbezirks Trier in der preuß. Provinz Rheinland, liegt an der Lieser in 375 m Höhe, und ist Sitz eines Landratsamts und Amtsgerichts, zählt (1880) 807 E., welche Landwirtschaft treiben. Auf hohem Basaltfelsen stand ehemals die Reichsfeste D., der Stammsitz der österr. Grafen von D., jetzt Oberförsterei. — Der **Kreis Daun** zählt auf 610 qkm (1880) 27475 E. und gehört zu den merkwürdigsten Gegenden der Eifel; um den Flecken D. finden sich fünf Eisensäuerlinge; der sog. Dauner Lei (d. h. Fels) ist ein Lavastrom, und zu der Dauner Berggruppe gehört der zweithöchste Berg der Eifel, der 691 m hohe Ernst- oder Errensberg, außerdem Mäuse-, Kel- (674 m), Kessel-, Arnolfsberg. Unter den Maaren ist das kreisrunde, steil und tief eingesenkte Weinfelder das bedeutendste.

Daun, Pflanzenart, s. unter Galeopsis.

Daun, ein altes, ursprünglich in der Umgegend von Trier ansässig gewesenes Grafengeschlecht, welches in Urkunden seit 1075 erscheint und dessen Stammreihe mit Richard von D. (1104—36) beginnt. Das Stammschloß lag auf einem hohen Basaltfelsen bei dem Städtchen Daun im Eifelgebirge. Einfluß gewann das Geschlecht durch Belehnung mit bedeutenden Gütern in den Nahegegenden von seiten des Erzbischofs von Trier (1461). Die spätere Trennung in die drei Linien zu Bruch, Falkenstein und Oberstein ist auf die 1546 gestiftete Erbfolgeordnung der Familie zurückzuführen. Glieder der noch jetzt blühenden Linie traten im 17. Jahrh. in kaiserl. Dienste und siedelten nach Österreich über, wo der Oberst Philipp Ernst und sein Bruder Johann Jakob von D. 13. Dez. 1655 von Ferdinand III. in den Grafenstand erhoben wurden. Von den drei durch die Enkel des ersten Grafen gestifteten Linien sind die beiden ältern im Anfange des 19. Jahrh. erloschen. Die dritte, sog. Mährisch-Österreichische Linie blüht noch, ist aber dem Aussterben nahe, da weder ihr Haupt, Graf Heinrich (geb. 20. Juli 1805), noch dessen Brüder Nachkommenschaft haben. Besonders zu erwähnen sind: Graf Leopold Joseph Maria von Daun (s. d.) und dessen Vater **Wirich Philipp Lorenz von D.**, geb. 19. Okt. 1668. Letzterer ward 1701 Generalmajor, zeichnete sich im Spanischen Erbfolgekriege in den Gefechten bei Chiari und Torre d'Oglio aus, stieg im Mai 1704 zum Feldmarschallleutenant und mußte 1705 in sehr bedrängter Lage das Kommando in Piemont übernehmen. Er verteidigte Turin 1706 mit glänzender Tapferkeit gegen die Franzosen, bis er durch Prinz Eugen entsetzt wurde. Als Feldzeugmeister unterwarf D. 1707 das Königreich Neapel, wo er im November zum Vizekönig ernannt wurde. Bis zum Juli 1708 bekleidete er dieses Amt mit Strenge, aber zugleich mit Rechtlichkeit und Uneigennützigkeit. Zum Feldmarschall und Granden von Spanien ernannt, trat er sodann wieder an die Spitze einer Armee, welche in die Dauphiné einbrechen sollte. Kaiser Karl VI. ernannte D. 1711 zum Fürsten von Thiano und 16. März 1713 nochmals zum Vizekönig von Neapel; 1719 wurde er Kommandant von Wien, später Statthalter der Niederlande, zuletzt von Mailand. Er starb zu Wien 30. Juli 1741.

Daun (Leop. Joseph Maria, Graf von), österr. Feldmarschall, Sohn des vorigen, geb. 24. Sept. 1705 zu Wien, wurde für den geistlichen Stand erzogen, aber, da er für diesen keine Neigung hatte, von seinem Vater in den militärischen Fachwissenschaften sehr gründlich unterrichtet und als Offizier 1718 in dessen Regiment angestellt. Noch in demselben Jahre kämpfte er unter Prinz Eugen von Savoyen gegen die Türken und dann in Sicilien, als Oberst 1734 und 1735 am Rhein und in Italien, als General 1737—39 gegen die Türken, wo er sich in der Schlacht bei Krotzka auszeichnete. Den glänzendsten Ruhm erwarb er sich jedoch in den Kriegen gegen Preußen. Nach der Schlacht von Mollwitz deckte er den noch bei Österreich verbliebenen Teil von Schlesien, zeichnete sich 1742 in der Schlacht bei Chotusitz aus, vertrieb die Franzosen aus Böhmen und bewährte sich als Führer der Vorhut auf dem Zuge Khevenhüllers nach Bayern, namentlich durch die Erstürmung von Dingelfingen und die Einnahme von Landau. Im J. 1744 kämpfte D. zunächst unter Feldmarschall Traun am Rhein, führte dann die Nachhut des nach Böhmen gegen die Preußen abrückenden Heeres und schlug die verfolgenden Franzosen bei Ludwigsburg zurück. In den Schlachten bei Hohenfriedberg und Sorr befehligte er den linken Flügel des österr. Heeres und wurde noch 1745 zum Feldzeugmeister befördert. Der Ruf seiner Tapferkeit und Vorsicht sowie seine

Verheiratung mit der Gräfin Fuchs, einem Günstling Maria Theresias, verschafften ihm das uneingeschränkte Vertrauen der Kaiserin. Nach dem Frieden von Dresden zu dem in den Niederlanden stehenden Heere versetzt, zeichnete sich D. in den für Österreichs Waffen unglücklichen Feldzügen von 1746 und 1747 wiederholt, unter anderm bei Dachfeld aus, kehrte 1748 nach Wien zurück und erwarb sich in den folgenden Friedensjahren große Verdienste um die Reorganisation des österr. Heeres. Äußerlich dem Hofkriegsratspräsidenten Harrach unterstellt, aber durch das Vertrauen der Kaiserin in allen militärischen Fragen ausschlaggebend, verbesserte er die Bewaffnung der Infanterie, vermehrte die Artillerie und hob deren bisher vernachlässigte Ausbildung, führte das erste für das ganze Heer gültige Dienstreglement ein und veranlaßte die periodische Zusammenziehung größerer Truppenverbände in Übungslagern. Im J. 1751 errichtete er die Militärakademie zu Wiener-Neustadt und erhielt 1754 die Würde eines Feldmarschalls, sowie den hohen Orden vom Goldenen Vlies. Als erster Direktor der Militärakademie und gleichzeitiger Kommandant von Wien that er viel für die Hebung der Mannszucht im Heere und der wissenschaftlichen Ausbildung des Offizierkorps; durch seinen Einfluß kamen viele tüchtige Kräfte in höhere Stellungen.

Im Siebenjährigen Kriege wurde D. erst 1757 mit dem Oberbefehl betraut, erfocht die Siege von Kollin (s. d.), Breslau, Hochkirch und Maxen, trug jedoch durch seine allzu große Bedächtigkeit zur Niederlage Laudons bei Liegnitz bei und wurde bei Torgau verwundet und durch Zietens kühnen Angriff geschlagen, nachdem die Schlacht bis zum Abend für die Österreicher günstig verlaufen war. Nachdem D. in Wien wiederhergestellt worden, übernahm er 1761 abermals den Oberbefehl, operierte in Sachsen gegen den Prinzen Heinrich von Preußen, später in Schlesien gegen König Friedrich, unternahm jedoch nichts Entscheidendes mehr und wurde noch vor dem Friedensschlusse zum Präsidenten des Hofkriegsrats ernannt. D. war ein Meister in der Auswahl und Besetzung von Stellungen; König Friedrich erkannte in ihm seinen gefährlichsten Gegner. Seine große Vorsicht bewahrte ihn vor entscheidenden Niederlagen, verhinderte ihn jedoch auch an der vollen Ausnutzung errungener Erfolge. Er besaß umfangreiche technische Kenntnisse und viel natürlichen Verstand, sowie ein fast immer zutreffendes Urteil über die ihm untergebenen Generale, deren besondere Fähigkeiten er richtig zu verwerten wußte. Nach dem Kriege widmete D. seine Thätigkeit der Verbesserung des Heerwesens, starb jedoch bereits 5. Febr. 1766 zu Wien. Die Kaiserin ehrte sein Andenken durch ein Denkmal in der dortigen Augustinerkirche, welches ihr Brustbild und die Inschrift »Dem Retter des Staats, dem Wiederhersteller der Kriegszucht« trägt.

Daunia, im Altertum ein Teil der ital. Landschaft Apulia, das Land zwischen dem Aufidus (jetzt Ofanto) und Frento (Fortore), dem Adriatischen Meer und dem Apennin (den größten Teil der jetzigen Provinz Capitanata umfassend).

Daunou (Pierre Claude François), ausgezeichneter franz. Gelehrter, Publizist und Staatsmann, geb. 18. Aug. 1761 zu Boulogne-sur-Mer, trat 1777 in die Kongregation des Oratoriums. Obschon dem geistlichen Stande angehörig, schloß er sich doch der revolutionären Bewegung an und wurde 1792 als Abgeordneter des Depart. Pas-de-Calais in den Nationalkonvent gewählt, wo er beharrlich mit seinem Landsmann, dem berühmten Thomas Payne, die Kompetenz der Versammlung als Gerichtshof im Prozeß Ludwigs XVI. bestritt und auf Gefangenschaft des Königs während des Kriegs, dann auf Verbannung antrug. Dies und seine Verteidigung der Girondisten gegen die Partei des Bergs brachten auch ihn ins Gefängnis. Durch den Sturz Robespierres am 9. Thermidor vom Tode errettet, entwickelte er nun eine einflußreiche Wirksamkeit im Konvent, indem er sich lebhaft bei allen Gesetzentwürfen beteiligte, die eine neue Organisation des der Auflösung nahen Staats bezweckten. So entwarf er namentlich die Konstitution vom J. III. Im Rat der Fünfhundert setzte er seine Thätigkeit fort, wurde dann von der Regierung mit der Organisation der Römischen Republik beauftragt und half nach dem 18. Brumaire die Konstitution vom J. VIII entwerfen. Später trat er, nachdem er die Erhebung zum Staatsrat ausgeschlagen, in das Tribunat, aus dem ihn aber der Erste Konsul entfernte, weil er dessen Plane für die Monarchie unablässig bekämpfte. Dann wurde er Bibliothekar des Pantheons, 1804 Direktor des Archivs des Gesetzgebenden Körpers und 1807 des Reichsarchivs, welche Stelle er bei der Restauration verlor. Erst die Julirevolution gab ihm dieselbe zurück, worauf er die Professur der Geschichte niederlegte, die er seit 1819 am Collége de France bekleidet hatte. Im J. 1818 war er Mitglied der Deputiertenkammer, in der er zur freisinnigen Opposition gehörte. Erst nach der Julirevolution wurde er wieder in die Kammer gewählt, doch zog er sich 1834 vom öffentlichen Leben zurück. D. starb 20. Juni 1840. Von seinen zahlreichen Schriften, mit denen er gewöhnlich in die Ereignisse seiner Zeit eingriff, sind zu erwähnen: »Essai sur l'instruction publique« (Par. 1793), »Essai sur la constitution« (Par. 1793), worin er die Grundzüge des Gesellschaftsstaats entwickelte; »Analyse des opinions diverses sur l'origine de l'imprimerie« (Par. 1802), »Essai historique sur la puissance temporelle des papes« (Par. 1810), eine durch Freisinnigkeit und Genauigkeit der Forschung ausgezeichnete Schrift, die 1813 auf höhern Befehl vernichtet, erst 1818, freilich mit Abänderungen, und zuletzt 1828 (Par., 4 Bde.) wieder abgedruckt wurde. Auch verdankt man ihm eine vollständige Ausgabe von Rulhières »Histoire de l'anarchie de Pologne« (4 Bde., Par. 1807) und Ausgaben der Werke Boileaus, Chéniers und Laharpes. Sein Hauptwerk ist der »Cours d'études historiques« (20 Bde., Par. 1839–49). Seit der Restauration war er Hauptredacteur des »Journal des savants«. Vgl. Taillandier, »Documents biographiques sur M. D.« (Par. 1841; 2. Aufl. 1847).

Dauphin (Delphīnus), der frühere Titel des ältesten Sohnes der Könige von Frankreich, war ursprünglich der Herrschertitel der souveränen Herren der franz. Provinz Dauphiné (s. d.). Der kinderlose Humbert II. vermachte 1349 die Dauphiné an Karl von Valois, den Enkel Philipps VI. von Frankreich. Nach der Thronbesteigung Karls V. wurde es dann Gebrauch, daß immer ein Prinz des regierenden Hauses, und zwar der älteste Sohn des Königs, den Titel und das Wappen eines D. erhielt. Noch Ludwig XI. gestand dem D. bedeutende, fast souveräne Rechte zu; seitdem aber verlor die Provinz ihr eigentümliches Staatsrecht, und es sank

nun die Würde zum bloßen Titel des präsumtiven Thronfolgers aus der unmittelbaren Descendenz des regierenden Königs herab, bis nach der Julirevolution von 1830 auch dieser Titel wegfiel. Der Herzog von Angoulême, ältester Sohn des Königs Karl X., war der letzte D.

Zum Gebrauch für den Unterricht des D. ließ Ludwig XIV. unter der Aufsicht des Gouverneurs desselben, des Herzogs von Montausier, von den beiden Lehrern des Prinzen, Bossuet und Huet, eine Ausgabe der röm. und griech. Klassiker «in usum Delphini» (zum Gebrauch des D.) unter Weglassung der anstößigen Stellen besorgen, die mit Ausnahme des Ovid, der zu Lyon gedruckt wurde, in 64 Quartbänden zu Paris 1674—1730 erschien.

Dauphiné, Le (Delphinātus), ehemalige Provinz Frankreichs, die jetzt die Depart. Isère, Oberalpen, einen großen Teil von Drôme und einen kleinen Teil von Vaucluse umfaßt, im O. durch Piemont, im NO. durch Savoyen, im S. durch die Provence, im SW. durch das Comté-Venaissin, im N. und W. von dem Rhône begrenzt und von drei Nebenflüssen desselben, der Isère, Drôme und Durance durchströmt, ist gegen den Rhône hin flach (Niederdauphiné), im Osten aber durch die Cottischen Alpen gebirgig (Oberdauphiné). Der 4103 m hohe, gletscherreiche Pelvoux ist, außer Savoyen, der culminierende Gipfel Frankreichs. An natürlichen Merkwürdigkeiten ist keine Provinz Frankreichs gleich reich; ehemals nannte man als die sieben Wunder des Landes: La Tour sans Venin, die Cuves de Sassenage bei Grénoble, die Fontaine ardente im SW. von Vif, die Grotte de la Balme am Rhône, die Fontaine vineuse und den Pré qui tremble im Gapençais, den Mont-Inaccessible oder Mont-Aiguille, 2097 m hoch, im N. von Die. An herrlichen Landschaftsbildern, prächtigen Lagen, Quellen, Wasserfällen, Felsen kommen diesem Lande nur Savoyen und Teile der Pyrenäen gleich. Der mineralische Reichtum ist groß; Hauptprodukte sind überdies Getreide, Weine von der Eremitage, von Die und Donzères, Öl, Futter, Hanf, Maulbeeren, Seide. Oberdauphiné umfaßte das Grésivaudan mit dem Matésine, Oisans, Dévoluy, Beaumont u. s. w.; Briançonois; Embrunois; das Gapençais mit dem Champsaur und dem Valgodemar; die Baronien, das Diois mit dem Vercors und dem Royanez; Niederdauphiné das Viennais, Valentinois und zum Teil das Tricastin. Embrun und Vienne waren Erzbischofssitze, sind es aber nicht mehr; Grénoble, Gap, Valence, Die und St.-Paul-Trois-Châteaux Bischofssitze, von denen die ersten drei es gegenwärtig noch sind.

Nach Verfall der Römerherrschaft, während welcher es die Allobrogen, Segalauner, Vocontier, Caturigen, Tricorier, Brigantinen u. s. w. bewohnten, bildete das Land den südlichsten Teil des Reichs der Burgunder. Mit diesem kam es unter die Botmäßigkeit der Franken, und seit der Zerstückelung der karolingischen Monarchie gehörte es zu dem neuen burgund. Reiche von Arles, mit welchem es durch Vertrag 1032 in den Besitz des Deutschen Kaisers überging und so bis in die Mitte des 14. Jahrh. in Verbindung mit Deutschland blieb. Die wichtigsten Städte wählten ihre Bischöfe zu Herren, und diese behielten bis zur Revolution den fürstl. Titel. Die bedeutendsten unter den weltlichen Herren, die von Albon, aber nannten sich Grafen, Guy d'Albon VIII. (gest. 1149) Dauphin, weil er einen Delphin im Wappen und auf der Helmspitze führte; Guy IX. eroberte die Grafschaft Vienne, von da an nannten sie sich Dauphins von Viennois, und diese machten sich schließlich zu Herren des größten Teils des D. Das Bestreben der Dauphins, die Landeshoheit zu erringen, gelang ihnen zwar nicht vollständig; doch erfreuten sie sich stets der Gunst der Kaiser, bei welchen sie das Seneschallamt des arelatischen Reichs bekleideten. Mit Johann, dem dritten Dauphin aus dem burgund. Hause, starb diese Dynastie 1281 aus, und seine Schwester Anna, die Gemahlin des Grafen Humbert I. von Latour du Pin, vererbte das Land auf ihren Sohn Johann II., der nun auch die Herrschaft Latour du Pin und mehrere Baronien damit vereinigte. Das Ansehen des delphinatischen Herrschertums steigerte sich dadurch so, daß sein Sohn Guigo VIII. von Ludwig dem Bayer mit dem Königstitel beehrt ward, den dieser aber nicht eher annehmen wollte, als bis Ludwig selbst vom Papst die Kaiserkrone empfangen habe, worüber er inzwischen 1333 starb. Ihm folgte sein Bruder Humbert II., der 1335 seinen einzigen ehelichen Sohn verlor. Er überließ deshalb vorläufig 1343, 1344 und dann definitiv 1349 sein Land gegen eine Jahresrente an Philipp VI. Dieser gab das D. seinem zweiten Sohne als Apanage, und seitdem blieb es die übliche Apanage für den präsumtiven Erben des franz. Throns. Dabei aber ward auf Verlangen des Kaisers, als des Oberlehnsherrn, ausdrücklich stipuliert, daß das Land seine Integrität und Privilegien bewahren und nie dem franz. Reiche völlig einverleibt werden solle. Indessen ward schon 1355 Faucigny und im Utrechter Frieden von 1713 auch der übrige, im Osten der Alpen gelegene Gebietsteil an Savoyen abgetreten, während die Krone Frankreich nicht nur allmählich alle Hoheitsrechte, welche die Deutschen Kaiser noch bis Mitte des 14. Jahrh. in dem D. ausgeübt hatten, an sich riß, sondern auch 1446 die Grafschaft Valentinois damit vereinigte. Das D. ward ein Bollwerk des Protestantismus und hatte viel zu leiden, namentlich nach dem Widerruf des Edikts von Nantes. Eher noch als Paris proklamierte es die Prinzipien der Revolution und schickte 1789 Mounier, Barnave und Chabroud in die Nationalversammlung. Vgl. Chapuys-Montlaville, «Histoire du D.» (2 Bde., 1827); Colomb de Batines, «Bibliographie des patois du D.» (1835); Taulier, «Histoire du D. depuis les tems les plus réculés» (1855); Gariel, «Dictionnaire du D.» (1864); Lory, «Description géologique du D.» (2 Bde., 1864); Clerc, «Savoie et D. (Par. 1880).

Daurien (spr. Da-úrien), s. Transbaikalien.

Dausch (Konstantin), Bildhauer, geb. zu Waldsee in Schwaben 30. Nov. 1841, begann als Handwerker in seinem Fache, als Steinmetz. In diesem Gewerbe thätig, durchwanderte er Bayern und einen Teil der Schweiz, stets lernend und nach höhern Kunstzielen strebend. In München kam er an die Kunstgewerbeschule und arbeitete gleichzeitig bei dem Bau am dortigen neuen Rathause. Endlich gelang es ihm, von seiten der Regierung seines Vaterlandes ein Stipendium zu erhalten, welches ihm möglich machte, 1869 nach Rom zu gehen, wo er sich dauernd niederließ. Seine Thätigkeit ist eine sehr fruchtbare: zahlreiche Gruppen meist mytholog.-poetischen Gegenstandes, Porträtbüsten entstanden in seinem Atelier, im J. 1873 für die wiener Welt-

ausstellung auch die Gipsgruppe: Simson und Delila, wofür der Künstler prämiiert wurde. Andere seiner, meist für Deutschland geschaffenen Arbeiten, sind Hercules mit dem Centaur, Siegfried mit dem Drachen, die großen Gruppen Alter und Jugend. Auch nach England und Rußland hat D. manches geliefert. Trotz so mannigfaltiger Beschäftigung befand sich D. doch in ziemlich dürftigen Verhältnissen, bis einige Kunstfreunde aus Bremen ihn auf die reichlichste Art unterstützten. Sein jüngstes Werk, die Marmorgruppe der Charitas, welches er dem bremer Kunstverein widmete, war der Dank des Künstlers. D. huldigt der idealen Richtung und versteht es, bei großer Wahrheit seiner Gestalten die schöne Form meisterhaft zu wahren.

Dautputra oder Daudputra, Vasallenstaat von Britisch-Indien, s. Bahawalpur.

Dautzenberg (Joh. Michael), vläm. Dichter, geb. 6. Dez. 1808 zu Heerlen in der niederländ. Provinz Limburg, erhielt seine Schulbildung in seinem Geburtsorte und war nacheinander Sekretär eines holländ. Grafen in Paris, Schullehrer in Heerlen, Mastricht, Mons und Tournai, franz. Lehrer in Gent und Informator im Hause des Grafen Dumonceau in Vilvorde. Im J. 1838 erhielt er bei der brüsseler Bank Société générale eine Anstellung, die er bis zu seinem Tode, 4. Febr. 1869, bekleidete. D.s Ruf als Dichter gründet sich besonders auf «Gedichten» (Brüssel 1850), in denen er auch Proben von Übersetzungen Horazischer Oden im ursprünglichen Versmaß mitteilt. Von seinen übrigen litterarischen Arbeiten sind hervorzuheben: «Beknopte Prosodia der nederlandsche Spraek» (Antw. 1851), «Volksleesboek» (Brüssel 1854) und «Verhalen uit de geschiedenis van Belgie» (Gent 1856). Letztere beiden Werke, die D. mit van Duyse bearbeitete, sind gekrönte Preisschriften. D.s Haupteigentümlichkeiten sind seine deutsche Richtung, der innige, gemütliche Zug seines poetischen Talents, Vertrautheit mit dem ursprünglichen Genius der niederländ. Sprache und das Streben, letztere durch Wiederaufnahme der alten naturwüchsigen Sprachformen zu kräftigen und vor weiterer Verschleifung zu bewahren. Viel Gutes hat er auch gestiftet durch die 1857 von ihm begründete und noch bestehende Schullehrerzeitschrift «De Toekomst». Die von ihm seit 1850 verfaßten Gedichte vereinigte sein Schwiegersohn Franz de Cort in einem Bande unter dem Titel «Verspreide en nagelatene Gedichten» (Brüss. 1869). Vgl. Ida von Düringsfeld, «Von der Schelde bis zur Maas» (Bd. 1, Lpz. 1861).

Dauw oder Burchells-Zebra, s. u. Zebra.

Davel (Joh. Daniel Abrah.), religiöser Schwärmer des 18. Jahrh., geb. 1669 zu Cully am Genfersee, wo sein Vater Prediger war, trat früh in die Armee, vertauschte aber bald den schweiz. Dienst mit dem holländischen. Als Kapitänlieutenant nahm er hier den Abschied, trat wieder in die heimatliche Armee ein und zeichnete sich in dem 1712 von Zürich und Bern gegen die innern Kantone geführten Kriege aus, sodaß er zum Major bei den Milizen im Waadtlande ernannt wurde. Die Streitigkeiten der Akademie zu Lausanne mit der Regierung zu Bern, besonders die Gewaltmaßregeln, durch welche Bern die Annahme der Formula Consensus Helvetici erzwingen wollte, gaben den Anlaß dazu, daß der von Jugend auf mit Visionen geplagte Mann sich von Gott berufen glaubte, sein Vaterland von der Herrschaft Berns zu befreien. Am 31. März 1723 sammelte er die unter seinem Befehl stehenden Milizen zu Cully, wählte 5—600 Mann aus, verbot ihnen, Munition mitzunehmen, überrumpelte Lausanne und suchte den Rat zum Abfall von Bern zu bewegen. Dieser ging jedoch darauf nicht ein, sondern beorderte Truppen, welche D. ohne Kampf entwaffneten und gefangen nahmen. Obgleich man es offenbar mit einem Wahnsinnigen zu thun hatte, wurde D. doch 24. April 1723 hingerichtet.

Davenant oder, wie er sich selbst schrieb, D'Avenant (William), engl. Dichter, geb. zu Oxford 1605, soll verschiedenen Mutmaßungen und seiner eigenen Aussage zufolge ein Sohn Shakspeares gewesen sein, der auf der Reise zwischen Stratford und London regelmäßig im Gasthause seines Vaters (The Crown) einzukehren pflegte. Er studierte in seiner Vaterstadt, trat als Page in die Dienste der Herzogin von Richmond, wandte sich dann aber der Schriftstellerei zu. Seine ersten Dramen («Albovine», «The cruel brother» und «The just Italian») erschienen 1629. Er trat in Beziehungen zum Hofe, wurde nach Ben Jonsons Tode 1637 zum Poet Laureate ernannt und empfing zur Belohnung für sein Festhalten an der Sache der Stuarts 1643 den Ritterschlag. Eine Zeit lang teilte er das Exil des Hofs und diente demselben als Agent und Vermittler mit den Anhängern der königl. Sache in England, wobei er vom Parlament gefangen gesetzt wurde und in Lebensgefahr kam. Dann war er vielfach als Theaterunternehmer thätig und beförderte die Übertragung des franz. Geschmacks auf das engl. Drama und die engl. Bühne. Außer zahlreichen Dramen schrieb er noch ein langatmiges (unvollendetes) Heldengedicht «Gondibert» in vierzeiligen Strophen (1650). D. starb 17. April 1668 zu London und wurde in der Westminsterabtei beigesetzt. Eine Gesamtausgabe seiner Werke erschien 1672—73.

Davenport, Hauptstadt des County Scott im nordamerik. Unionsstaat Iowa, auf dem rechten Ufer des Mississippi, etwa 257 km südwestlich von Chicago und 321 km nordwestlich von St.-Louis, zählte 1850 erst 1848, 1860 schon 11 267, 1870 aber 20 038, 1880 endlich 21 831 E., darunter 6895 Ausländer. Die Stadt liegt zum Teil auf einer Anhöhe und steigt allmählich vom Flusse aus empor. Die Chicago-Rock-Island-Pacific und die D.-St.-Paul-Eisenbahn berühren D. Pferdeeisenbahnen in einer Gesamtlänge von etwa 5 km vermitteln den innern Verkehr der Stadt. Die alte Brücke, welche D. mit dem gegenüberliegenden Rock-Island verband, wurde um 1870 durch eine neue eiserne ersetzt, deren Herstellung 1 Mill. Doll. beanspruchte. D. verdankt sein schnelles Emporkommen mehr dem Umstande, daß es einen hervorragenden Getreidestapelplatz für das Gebiet des obern Mississippi bildet, als seiner industriellen Bedeutung. Die wichtigsten Industriezweige sind die Nutz- und Bauholzschneidereien, die Wagen-, Bau- und Möbeltischlerei, die Fabrikation landwirtschaftlicher Gerätschaften und die Sattlerei. D. hat mehrere Banken, Versicherungsgesellschaften und Zeitungen, unter letztern mehrere deutsche. Außer zahlreichen Kirchen besaß die Stadt 1879 zehn öffentliche Schulgebäude und das 1859 gegründete Griswold-College. D. wurde 1836 angelegt und 1851 als Stadt inkorporiert.

Daventry oder Daintree, Stadt in der engl. Grafschaft Northampton, 20 km im WNW. von diesem Orte, an der Quelle des Avon, ist gut gebaut und zählt (1881) 3859 E., welche Schuhe,

seidene Strümpfe und Peitschen fabrizieren. Etwa 2 km östlich von D. liegt auf dem Dane's-Hill das größte altröm. Lager in England.

Da Vergna, ital. Bildhauer, s. Campagna (Girolamo).

David, der zweite König des israel. Reichs, dessen glorreiche Regierung den Juden bis in die späteste Zeit als das Ideal des theokratischen Königtums erschien, war der jüngste Sohn Isais, eines angesehenen Mannes zu Bethlehem im Stamme Juda. Von König Saul wegen seiner Tapferkeit und seines Kriegsglücks mit Ehren überhäuft und zu seinem Eidam erhoben, ward er bald der Liebling Samuels und der Priesterpartei, welche ihre Abneigung gegen das neugegründete Königtum noch nicht aufgegeben hatte und es wenigstens ganz ihren Interessen dienstbar zu machen wünschte. Des Jünglings Kriegsruhm und das Gefühl eigener Unzulänglichkeit weckten das Mißtrauen Sauls, das sich bald zur Schwermut steigerte und zur Verfolgung Davids trieb. D. floh vorübergehend zu den Philistäern und führte dann mit kriegerisch organisierten Freischaren ein Freibeuterleben auf dem Gebirge Judas und in dessen Umgegend wider die Feinde seines Volks. Noch bei Lebzeiten Sauls hatte ihn Samuel zum Könige Israels gesalbt. Nach dem unglücklichen Tode Sauls in der Schlacht gegen die Philistäer bestieg er wirklich den Thron von Juda, während sich die übrigen Stämme um den rechtmäßigen Thronerben Isboseth scharten. Erst mehrere Jahre nachher kam D. an das Ziel seiner Wünsche. Isboseth ward von zwei Hauptleuten, welche sich den Dank D.s zu verdienen hofften, ermordet, worauf dann auch die übrigen Stämme D. als König anerkannten.

In einer langen, glänzenden Regierung (1075–35 v. Chr.) begründete er durch zahlreiche glückliche Kämpfe gegen die Nachbarstämme die Größe des Israelitischen Reichs, unterwarf die Jebusiter, einen Rest der alten Kanaaniter mitten in Israel, die Moabiter, Ammoniter und Edomiter im Südosten Palästinas und wies die Angriffe der Philistäer im Südwesten, der Könige von Syrien (Zoba) und Damascus im Norden des Landes siegreich zurück. Das Reich Israel erstreckte sich nach diesen Kriegsthaten von Damascus bis zum Älanitischen Meerbusen, vom Euphrat bis zur Grenze Ägyptens. Nach innen war seine Politik auf Befestigung der königl. Gewalt, im engsten Anschlusse an die theokratischen Formen, gerichtet. Er machte die Stadt der Jebusiter, seitdem Jerusalem genannt, zur Residenz, baute sich auf Zion einen Palast und erhob die neue Königsstadt zugleich durch Verlegung des Nationalheiligtums nach Jerusalem zum Mittelpunkt des Kultus. Saul war ein Heerkönig mit sehr beschränkten Rechten in Friedenszeiten gewesen: D. richtete sich ganz auf dem Fuß eines orient. Despoten ein, stattete die Krone mit reichem Grundbesitz aus und sicherte sie durch ein stehendes Heer, dessen Kern aus den kriegerischen Freischaren seines frühern Wüstenlebens bestand, während er eine persönliche Leibwache aus fremden Soldtruppen bildete. Seiner Widersacher wußte er sich unter Umständen durch Grausamkeit und Hinterlist zu entledigen. Eine allgemeine Volkszählung und die Einsetzung von Satrapen über die einzelnen Stammgebiete diente dem Zwecke, sich der Gesamtkraft der Nation erfolgreich zu versichern und den königl. Willen in allen Teilen des Reichs gleichmäßig zum Vollzug zu bringen. Der Aufwand des Hofs war im Vergleich mit andern orient. Staaten noch mäßig; doch fehlte auch ein Harem nicht. Die gewöhnliche Folge dieser Haremswirtschaft, Palastintriguen und gegenseitige Eifersucht der verschiedenen Frauen und ihrer Söhne, blieb auch dem Davidschen Königtum nicht erspart. Der älteste Sohn Ammon ward von Absalom, weil er die leibliche Schwester desselben entehrt hatte, ermordet; Absalom selbst zettelte eine Verschwörung gegen seinen Vater an und vertrieb ihn aus Jerusalem, wurde aber von D.s Heer besiegt und vom Feldhauptmann Joab erstochen; damit fand die Empörung ihr Ende. Aber noch ein zweiter Aufruhr, von einem Benjaminiten angeregt, mußte mit Hilfe des Stammes Juda niedergeschlagen werden. Als D. aufs Sterbelager sank, wußte sein Weib Bathseba ihm die Erhebung ihres auch von der theokratischen Partei begünstigten Sohnes Salomo zum Thronfolger abzuschmeicheln; die Schilderhebung Adonias, des rechtmäßigen Kronerben, schlug fehl. Ein Kind seines Volks und seiner Zeit, gab D. sterbend dem Salomo den Auftrag, an einer Anzahl von persönlichen Feinden, denen er selbst Schonung verheißen, nach seinem Tode Rache zu üben. Gleichwohl darf seinem Charakter edler Hochsinn und tiefe Frömmigkeit nicht abgesprochen werden. Wenn die spätere Überlieferung den D. zum Dichter vieler Psalmen machte, so rührt wenigstens eine Anzahl von lyrischen Ergüssen weltlicher und religiöser Art wirklich von ihm her, und er darf daher als der Begründer der heiligen Psalmenpoesie Israels angesehen werden.

David der Philosoph, armen. Gelehrter des 5. Jahrh., Verfasser einiger philos. Schriften und Übersetzer einiger Werke des Aristoteles. Vgl. Neumann, «Versuch einer Geschichte der armen. Litteratur» (Lpz. 1836).

David von Augsburg, Mystiker, war Franziskanermönch, zuerst Novizenmeister und Lehrer der Theologie in Regensburg, wirkte seit 1243 in Augsburg und starb hier 1271 oder 1272. Außer zahlreichen lat. Schriften, unter denen sein Traktat «De haeresi pauperum de Lugduno» ihn als einen eifrigen Verfolger der Ketzer zeigt, sind von ihm ascetische Traktate in deutscher Sprache erhalten, die von seiner nicht gewöhnlichen Beherrschung derselben zeugen. Sein Schüler war der berühmte Prediger Berthold von Regensburg. Daß er auch den Schwabenspiegel verfaßt habe, ist eine jetzt aufgegebene Vermutung. Vgl. Pfeiffer, «Deutsche Mystiker» (Bd. 1, Lpz. 1845), und Haupts Zeitschrift (Bd. 9); Preger, «Geschichte der deutschen Mystik» (Bd. 1, Lpz. 1874).

David von Dinant, mittelalterlicher Philosoph, war der bedeutendste der Amalrikaner, der Schüler des 1206 als Lehrer der Theologie gestorbenen Amalrich von Bena. Von seinem Leben ist wenig bekannt; er scheint auch schon vor dem J. 1209 gestorben zu sein, in welchem seine Lehren wie diejenigen der ganzen Schule auf der Synode von Paris verdammt wurden. Außer dem Titel einer dabei erwähnten Schrift «Quaternuli» ist von D. nur ein «Liber de tomis» oder «de divisionibus» bekannt. Wie schon der letztere Titel, so erinnert die darin vorgetragene realistische und pantheistische Lehre an Scotus Erigena (s. d.); sie scheint aber außerdem auf die Bekanntschaft mit den spätgriech. und den arab. Kommentatoren des Aristoteles, vor allem aber mit der bis dahin im Abendlande unbe-

kannten Physik und Metaphysik des Aristoteles zurückzuweisen. Die originelle, teils an den Neuplatonismus, teils an den Averroismus erinnernde, dem Spinozismus in gewissem Sinne vorgreifende Lehre des D. läßt sich in folgenden Sätzen zusammenfassen: Alles, was ist, ist entweder Körper, oder Seele, oder Idee. Das Prinzip der Körper ist die «erste Materie», von der alle Körper nur vorübergehende Erscheinungen sind; dasjenige der Seelen ist in demselben Sinne das Denken, dasjenige der Ideen aber die Gottheit. Die Materie, das Denken und die Gottheit sind sämtlich einfache, abstrakteste Begriffe; über ihnen gibt es kein Höheres, sie sind deshalb nicht zu unterscheiden, sie sind identisch: Deus est omnia. Diese Lehre fand von seiten der Kirche den schärfsten Widerspruch: sie wurde nochmals in aller Form auf dem Laterankonzil von 1215 verurteilt und Albert von Bollstedt wie Thomas von Aquino bekämpften sie.

Vgl. Krönlein, «Über Amalrich von Bena und D. von Dinant» (in «Theol. Studien und Kritiken», Jahrg. 1847), und Jourdain, «Mémoire des sources philosophiques des hérésies d'Amaury de Chartres et de D. de Dinant» (in Bd. 26 der «Mémoires de l'académie des inscriptions»).

David Joris (eigentlich Joriszoon, d. h. Sohn des Georg), ein Haupt der wiedertäuferischen Schwärmerei des 16. Jahrh., geb. 1501 zu Brügge in Holland, betrieb die Glasmalerei und ließ sich nach einigen Reisen 1524 in Delft nieder. Der luth. Neuerung schloß er sich sofort an, bekämpfte vor allem den Bilderdienst und trat 1528 einer feierlichen Prozession mit heftigen Schimpfreden entgegen. Deswegen an den Pranger gestellt, gestäupt und auf drei Jahre aus der Stadt verbannt, wandte er sich immer mehr den Wiedertäufern zu. Auf dem Konvent zu Bocholt, Aug. 1536, führte D. eine vorläufige Versöhnung der streitenden Parteien herbei durch den Beschluß: da man nur betreffs der Ehe und der Anwendung von Gewaltmaßregeln verschiedener Meinung sei, wolle man sich jedes Zwistes enthalten. Die Vereinigung zerfiel jedoch bald wieder, und erst jetzt trat D. unter Berufung auf empfangene Visionen als Stifter einer eigenen Sekte auf. Den Ausgangspunkt seiner Lehre bildet die Erwartung der nahe bevorstehenden Wiederkunft Christi, die Hauptsache ist die unbedingte Anerkennung seiner Person. Die Vollendung des Reiches Gottes vollzieht sich in drei Weltperioden, die erste eingeleitet durch David, in dem Gottes Kraft war, die zweite durch Christus, in dem die Gottheit wohnte, die dritte durch D. Joris, auf dem der Geist Gottes ruht. Bisweilen erscheint Christus als der Größte, meist aber D. Schon 1538 ergriff die Regierung die strengsten Maßregeln gegen die neue Sekte, ließ mehrere Anhänger D.s enthaupten, unter andern seine Mutter, er selbst jedoch entfloh. Seit 1544 lebte D. unter dem Namen Johann von Brügge unerkannt zu Basel, hielt sich äußerlich zur reform. Kirche und war für seine Sekte nur durch Sendboten und Schriften thätig. In hohem Ansehen starb er hier 25. Aug. 1556 und wurde in der Leonhardskirche beigesetzt. Ein Diener verriet später seinen wahren Namen, worauf 1559 seine Leiche, sein Bildnis und seine Schriften zu Basel durch den Henker verbrannt wurden. Seine Anhänger, Davidisten oder Joristen genannt, hielten sich in Holland trotz aller Verfolgung bis zur Mitte des 17. Jahrh. Sie zerfielen in zwei Richtungen, einige führten bei aller religiösen Schwärmerei ein sittlich unanstößiges Leben, andere ergaben sich den gröbsten Ausschweifungen, besonders geschlechtlicher Art.

David (Armand, Abbé), Missionar, Reisender und Naturforscher, geb. 7. Sept. 1826 zu Espelette, Depart. Niederpyrenäen, trat 1848 in den Orden der Lazaristen ein und wurde 1861 als Missionar nach Peking gesendet. Von hier aus machte er naturwissenschaftliche Reisen nach der Mongolei, ging 1863 nach den Gebirgen von Sichan und 1864 nach Jehol, einem im Norden von Peking gelegenen Gebirgslande. Auch 1866 reiste er nach der Mongolei, gelangte 1868 bis zum Köke-Nor (Kuku-Nor) und bis Tibet. Mitte 1870 reiste er nach Frankreich zurück, nachdem er seine überreichen, die herrlichsten neu von ihm entdeckten Tiere enthaltenden Sammlungen dorthin vorausgeschickt hatte. Von einer Krankheit wiederhergestellt, ging er 1872 wieder nach China. Er besuchte nun die Provinz Tsche-kiang, ging dann von Peking nach Si-ngan-fu in Schen-si und Kiang-si und durchforschte das Gebirge Le-ang-schan. Hierauf kehrte er 1875 nach Frankreich zurück; seine angegriffene Gesundheit nötigte ihn jedoch, sich in Algerien niederzulassen. Berichte über seine Reisen enthalten die «Nouvelles archives du Muséum d'histoire naturelle» (1866—70); ferner schrieb er «Journal de mon troisième voyage d'exploration dans l'empire chinois» (2 Bde., 1875) und «Les oiseaux de la Chine» (1877).

David (Christian), einer der Gründer der Herrnhuter Brüdergemeine, geb. 31. Dez. 1690 zu Senftleben in Mähren, lernte das Zimmerhandwerk und gründete mit Auswanderern aus Mähren 1722 die Kolonie der Mährischen Brüder am Hutberge. Später machte er Missionsreisen nach Grönland, Holland, Livland und Pennsylvanien. Er starb 3. Febr. 1751 in Herrnhut. D. dichtete viele geistliche Lieder, die im Brüdergesangbuch stehen.

David (Christian Georg Nathan), dän. Staatsmann, Nationalökonom und Statistiker, geb. 16. Jan. 1793 zu Kopenhagen, stammte von jüd. Ältern, trat aber jung zum Christentum über. Seine (1809) in der Vaterstadt begonnenen Studien setzte er an ausländischen Universitäten fort, trat nach seiner Rückkehr ins Vaterland als nationalökonomischer und teilweise auch als kritisch-ästhetischer Schriftsteller auf und wurde 1830 an der Universität Kopenhagen außerord. Professor der Nationalökonomie. Diese Stelle ward ihm aber schon 1836 entzogen, da er höchsten Orts als Gründer (1834) und Dirigent der freisinnigen Zeitung «Fädrelandet» Anstoß gegeben hatte. Nach dem Regierungsantritt seines Gönners, Christian VIII. (1839), schloß sich D. als Ständedeputierter in Roeskilde (1842—46) der Regierungspartei an und verlor dadurch einen großen Teil seiner bisherigen Popularität. Gleichzeitig trat er in die Verwaltung ein, zuerst (1839) als Mitglied der Gefängniskommission, später (1849—58) als Chef des Gefängniswesens. Von 1854—72 leitete er das dän. Statistische Bureau und wurde 1858 zugleich Direktor der Nationalbank. An den vielen Verfassungskämpfen Dänemarks nahm D. eifrigen Anteil. In der grundgesetzgebenden Reichsversammlung von 1848 bekämpfte er das allgemeine Stimmrecht und war einer der Reservanten, als es ihm nicht gelang, seine Ansicht geltend zu machen. D. ward 1854 Mitglied des Ministeriums Oersted und nahm nachher Platz im Reichsrate. Auch die

«Fälles»-Verfassung des Ministers Hall (18. Nov. 1863) bekämpfte er nach Kräften. Als im Sommer 1864 das Ministerium Monrad dem Ministerium Bluhme weichen mußte, ward D. zum Finanzminister berufen und war recht eigentlich die leitende Persönlichkeit. In den nach dem Friedensschluß erneuerten Verfassungskämpfen verteidigte D. die Ansichten der Regierung; er erlitt aber eine Niederlage und das Ministerium Bluhme fiel (6. Nov. 1865). Bei den Neuwahlen 1866 ward D. nochmals in Kopenhagen gewählt; erst 1870 legte er das Mandat nieder und zog sich vom polit. Leben zurück. Er starb 18. Juni 1874. Als nationalökonomischer Schriftsteller war D. eifrig thätig; seine meisten Aufsätze lieferte er in Zeitungen («Fädrelandet») und Zeitschriften («Statsökonomisk Archiv», 1826—29, «Nyt Statsökonomisk Archiv», 1841—43, «Maanedsskrift for Litteratur», «Dansk Ugeskrift», u. s. w.).

David (Félicien), franz. Komponist, geb. 3. April 1810 zu Cadenet im Depart. Vaucluse, erhielt den ersten musikalischen Unterricht von seinem Vater als Chorknabe an der Kirche St.-Sauveur zu Aix und im Jesuitenkollegium, wurde auch 1829 Kapellmeister an jener Kirche, ging aber 1830 nach Paris ins Konservatorium. Vom St.-Simonismus angezogen, versah er das Amt des Komponisten der Brüderschaft. Nach Auflösung des Vereins wandte sich D. 1833 mit elf seiner Genossen nach dem Orient. Sie gingen, obschon ohne alle Mittel, nach Konstantinopel, wurden aber von hier nach Smyrna deportiert und begaben sich endlich unter Entbehrungen aller Art nach Ägypten, von wo aus sie, der Pest entfliehend, durch die Wüste nach Syrien wanderten. Im J. 1835 kehrte er nach Frankreich zurück und ließ in Paris Gesänge mit orient. Nationalmelodien im Druck erscheinen, die unbeachtet blieben. Entmutigt zog er sich zu einem Freunde aufs Land zurück, wo er eine Menge von Werken (2 Symphonien, 24 Streichquintette, 2 Nonette für Blasinstrumente, viele Romanzen u. s. w.) komponierte. Nur selten gelang es ihm, in Paris oder in einer Provinzialstadt ein größeres Tonstück zur Aufführung zu bringen. Erst 1844 änderte sich seine Lage. Auf Grund eines von seinem Freunde, Glaubens- und Leidensgenossen, August Colin, verfaßten Gedichts hatte er ein Tongemälde, «Le désert» («Die Wüste»), komponiert, welches, als eine Mischung von rein Instrumentalem, Vokalem und Deklamatorisch-Melodramatischem, von ihm «Ode-Symphonie» genannt wurde und seine Erinnerungen aus dem Morgenlande musikalisch illustrieren sollte. Dieses Werk gelangte auf Verwendung Michel Chevaliers 8. Dec. 1844 im pariser Conservatoire zur Aufführung und erregte großen Enthusiasmus. Wie in ganz Frankreich, fand das Werk auch in Belgien, Deutschland, England, Italien u. s. w. Teilnahme und Aufmerksamkeit durch glückliche Tonmalerei, durch die geschickte Benutzung orient. Volksweisen und überhaupt durch die anziehende Charakterisierung im ganzen und im einzelnen. Den gleichen, wenn auch ebenfalls nur vorübergehenden Erfolg, hat jedoch D. mit keinem seiner nachfolgenden größern Werke wieder zu erlangen vermocht. Zu nennen sind davon: «Moïse au Sinaï» (ein Oratorium, 1846), «Christophe Colomb» (eine Ode-Symphonie, 1847), «L'Éden» (eine Art Oratorium, 1848, von D. selbst «Mysterium» benannt) und die Opern: «La perle du Brésil» (1851), «Herculanum» (1859) und «Lalla Rookh» (1863). Er starb 29. Aug. 1876 in St.-Germain bei Paris.

David (Ferd.), ausgezeichneter Violinvirtuos, geb. 19. Jan. 1810 zu Hamburg, kam schon 1823 kaum 13 J. alt, nach Kassel zu Spohr. Im J. 1825 trat D. mit seiner talentvollen Schwester Luise, später verehelichten Dulcken (geb. zu Hamburg 29. März 1811, gest. zu London 12. April 1850), eine Kunstreise an und fand überall Anerkennung und Aufmunterung, brachte die nächsten 10 Jahre in kleinen Anstellungen oder auf Kunstreisen zu und wurde 1836 Konzertmeister am Gewandhaus in Leipzig, welche Stellung er bis zu seinem Tode innehatte. Hier wirkte er neben seinem Freunde Mendelssohn. Sein Lehrtalent bethätigte er besonders seit Begründung des Konservatoriums zu Leipzig, und zahlreiche tüchtige Violinisten sind aus seiner Schule hervorgegangen. Verschiedene Ausgaben gediegener Studienwerke (von Kreutzer, Fiorillo u. s. w.) und älterer Violinkompositionen, sowie seine eigene, als vorzüglich anerkannte Violinschule bezeugen ebenfalls seine große Lehrgeschicklichkeit. Als Komponist besonders für sein Instrument thätig, hat er viele Konzerte, Variationen, Capricen, Etuden, Salon- und Charakterstücke u. s. w. geliefert. D. starb 19. Juli 1873 in der Nähe von Klosters im Prättigau (Graubünden).

David (Franz), siebenbürg. Religionsstifter, geb. um 1510 zu Klausenburg in Siebenbürgen, von deutscher (sächs.) Herkunft, machte seine Studien erst in seiner Vaterstadt, dann in Weißenburg (jetzt Karlsburg) und betrieb mit besonderm Eifer das Studium der Sprachen und der Theologie. Als kath. Priester wirkte er einige Zeit in Weißenburg und wurde durch die Gunst seines bischöfl. Vikars nach Wittenberg gesendet. Als Schulrektor zu Bistritz trat er 1551 zum Luthertum über und wurde 1552 evang. Prediger in Petersdorf, 1555 Schulrektor in Klausenburg. An den Kämpfen der Lutheraner gegen Katholiken und Reformierte nahm er regen Anteil und wurde infolge dessen luth. Pfarrer in Klausenburg und Bischof der magyar. Lutheraner in Siebenbürgen (1556). Aber schon im Aug. 1559 stand D. auf seiten der Anhänger Calvins, weshalb er 1564 Bischof und Hofprediger des Fürsten Johann Sigismund Szapolya wurde. Aber auch dieser theolog. Standpunkt wurde von D. bald wieder verlassen; schon 1566 bekämpfte er als Freund der Lehren Servets die calvinische Konfession. Als der siebenbürg. Landtag 1568 die antitrinitarische oder unitarische Kirche gesetzlich anerkannt hatte, wurde D. der erste Bischof dieser Kirche. Doch auch jetzt hatte der ruhelose D. den religiösen Frieden noch nicht gefunden. Er stellte sein besonderes Glaubensbekenntnis auf, das in mehrern Punkten von Servet und dessen siebenbürg. Apostel, dem Arzte Blandrata, abwich. Dieser Davidismus fand bei Szapolya Unterstützung; mit dessen Tode (14. März 1571) begann für D. eine Zeit der Verfolgung. Die Synode von Torda (1578), an welcher 322 unitarische Priester teilnahmen, hatte das Glaubensbekenntnis der Unitarier festgestellt. Als Christusfeind und friedloser Religionsneuerer beim strengkath. Fürsten Christoph Báthori angeklagt, wurde D. seiner Stellen entsetzt und zu lebenslänglichem Kerker verurteilt. Er starb im Gefängnis am 15. Nov. 1579. D. ist der Verfasser zahlreicher theolog. und polemischer Schriften. Sein 300jähriges Todesgedächtnis wurde im

Sommer 1879 von seinen Glaubensnachfolgern, die namentlich in Nordamerika über zwei Millionen stark sind, zu Klausenburg in feierlicher Weise begangen. Vgl. Jakab, «Denkmal für Franz D.» (ungar., Budapest 1879).

David (Jacques Louis), berühmter franz. Maler, der Stifter und das Haupt der klassischen franz. Schule, geb. 31. Aug. 1748 zu Paris, Schüler von Vien, gewann 1774 mit dem großen akademischen Preis das Stipendium für den fünfjährigen Studienaufenthalt in Rom, wo er sich ganz in die Betrachtung der antiken Bildwerke vertiefte und viel mehr zeichnete als malte. Auf sein Bild: Der blinde Belisar (gegenwärtig in Altontower bei Lord Shrewsbury), wurde er außerordentliches Mitglied der königl. Akademie (1780), und sodann ordentlicher Akademiker auf das Gemälde: Hektors Tod (1783). Bald nachher unternahm er eine zweite Reise nach Italien und verfertigte daselbst, im Auftrage Ludwigs XVI., das Gemälde: Schwur der Horatier (1784), das in Rom ein Gegenstand der Bewunderung aller Künstler war und später auch in Paris (jetzt im Museum des Louvre) ungemeines Aufsehen erregte. D. besuchte 1787 Belgien. Nach seiner Rückkehr nach Paris malte er den Tod des Sokrates, den Brutus (1788) und die Versöhnung des Paris mit der Helena (1789). Im Verlauf der Revolution von der polit. Bewegung ergriffen, Mitglied des Nationalkonvents, eifriger Jakobiner und Anhänger Robespierres, leitete D. dabei alle Kunstunternehmungen von Staats wegen mit Energie. Von seinen damals ausgeführten Gemälden sind besonders der Verscheidende Lepelletier und der Ermordete Marat bekannt, zwei Bilder von energischem Naturalismus und ergreifendem Eindruck. D. schenkte dieselben dem Konvent, und sie hingen eine Zeit lang in dem Sitzungssaal der Versammlung. Der Opernpomp am Feste des höchsten Wesens, welchen D. angeordnet hatte, machte ihn nach Robespierres Sturz zu einem Hauptmitschuldigen desselben, und die Thermidorianer erwirkten seine Verhaftung; aber die Verwendung einiger Konventsmitglieder von Einfluß, die sein gutherziges Wesen kannten, rettete ihn vor der Guillotine, und er kam mit siebenmonatlicher Gefängnishaft davon. Unter seinen spätern Werken sind vorzüglich zu erwähnen: Die Sabinerinnen (jetzt im Louvre), sodann Die Adlerverteilung auf dem Marsfelde und die Kaiserkrönung in Notre-Dame (jetzt im Historischen Museum zu Versailles), zwei kolossale Bilder für 180 000 Frs., im Auftrage Napoleons I. gemalt, welcher D. zu seinem ersten Hofmaler ernannt hatte. Während der Restauration, als das sog. Amnestiegesetz vom 16. Jan. 1816 herauskam, mußte D. wegen seines «königsmörderischen» Votums im Konvent Frankreich verlassen und siedelte, da ihm die Erlaubnis, sich nach Rom zu begeben, verweigert wurde, nach Brüssel über, wo er 29. Dez. 1825 starb.

Von der zu seiner Zeit herrschenden akademischen Malerei abgehend, suchte D. in dem formalen Studium der Antike und in daraus abstrahierten Kunstprinzipien eine neue Grundlage für die Malerei, machte aber dabei arge Mißgriffe. Seine pseudo-klassischen Historiengemälde sind ebenso unwahr, konventionell und frostig-theatralisch als die vorhergehenden akademischen Bilder. Doch ist seinem Schaffen eine gewisse Vornehmheit und großer Stil nicht abzusprechen. Daß D. ein tüchtiger Lehrer gewesen sein muß, beweisen die vielen von ihm herangebildeten Schüler, die nachher teilweise berühmte Maler wurden, wie Gros, Gérard, Girodet, Isabey, Ingres, Léopold Robert u. a. Sein Einfluß erstreckte sich über den ganzen Kontinent und wirkte umgestaltend auf alle europ. Schulen. Was man auch seinem Stile mit gutem Grunde vorwerfen mag, D. bleibt ein großer Meister, welcher eine ernste Reform auf dem Gebiete seiner Kunst erstrebte. So oft er von einem Vorfall, von einer Persönlichkeit oder Staatsaktion lebhaft affiziert wurde und bei der Abbildung sich selbst, sein System und seine Schule vergaß, zeigte er, außer seinem lebhaften Sinn für Korrektheit und Schönheit der Form, auch ein sehr reines Naturgefühl und meisterhafte Technik. Vgl. Delécluze, «Louis D., son école et son temps» (Par. 1855).

David (Jérôme Frédéric Paul, Baron), bonapartistischer Staatsmann, geb. 30. Juni 1823 zu Rom, Enkel des vorigen, trat 1844 als Unterlieutenant unter die Zuaven. Im J. 1846 zum Vorsteher eines Bureau arabe ernannt, wurde er nacheinander den Generalen Cavaignac, Ladmirault und dem Generalgouverneur Marschall Randon beigegeben, welcher letztere ihn 1852 zum Kommandanten des Militärkreises der Beni-Mansurs in der Kabylie ernannte. Zum Ordonnanzoffizier des Prinzen Napoleon (1853) befördert, machte er als solcher den Krimkrieg mit und nahm 1857 mit dem Range eines Kapitäns seinen Abschied aus der Armee. Als Maire der Stadt Langon und Mitglied des Generalrats im Depart. Gironde, wurde er 1859 im ersten Wahlkreise dieses Departements als offizieller Kandidat in den Gesetzgebenden Körper gewählt, dem er seitdem ununterbrochen angehörte, seit 1867 als Vizepräsident. Ein blinder Anhänger des zweiten Kaiserreichs, spielte er in dem Gesetzgebenden Körper eine hervorragende Rolle. Beim Ausbruch des Kriegs zwischen Deutschland und Frankreich zog D. mit dem Kaiser ins Feld und war bei der ersten Niederlage der franz. Armee bei Weißenburg zugegen. Nach Paris zurückgekehrt, um seinen Sitz in der eilig zusammengerufenen Kammer zu nehmen, war er in der Sitzung vom 9. Aug. 1870 einer der Hauptunterstützer des Duvernoisschen Antrags, der das Ministerium Ollivier zum Rückzuge zwang. In dem darauf vom Grafen Cousin-Montauban gebildeten Ministerium übernahm er das Portefeuille der öffentlichen Arbeiten. Der Sturz des Kaisertums nach der Kapitulation von Sedan beseitigte ihn; doch wurde er bei den Wahlen von 1876 und 1877 im Arrondissement Bazas (Depart. Gironde) in die Deputiertenkammer gewählt; bei den Wahlen vom 21. Aug. 1881 aber trat er nicht als Kandidat auf. Er starb 28. Jan. 1882 zu Langon in der Gironde. D. veröffentlichte «Réflexions et discours sur la propriété chez les Arabes» (Bordeaux 1862), «Actualités et souvenirs politiques» (1874).

David (Joh. Bapt.), vläm. Sprachgelehrter, geb. zu Lier in der Provinz Antwerpen 25. Jan. 1801, war zum geistlichen Stande bestimmt und wurde mit 21 Jahren Lehrer am niedern Seminar in Mecheln. Bei der Gründung der kath. Hochschule in Löwen 1834 wurden ihm die Lehrfächer der Geschichte und der vläm. Sprache anvertraut, die er bis zu seinem Tode beibehielt. Er starb in Löwen 24. März 1866. Zur Förderung und Belebung der vläm. Studien, die er seit seiner Jugend pflegte, hat er ebensowohl als Gründer und bestän-

diger Vorstand der Gesellschaft «Mit Zeit und Fleiß», wie durch seine akademischen Vorlesungen und sprachlichen Schulbücher, mit Erfolg gewirkt. Auch nahm er an den offiziellen Beratungen betreffend die Angleichung der belg. Orthographie an die in Nordniederland übliche teil und war Mitglied der mit der Aufstellung des niederländ. Wörterbuchs beauftragten belg.-holländ. Komitees. Unter seinen philolog. Arbeiten verdienen besondere Erwähnung seine Ausgabe von Bilderdijks «Geestenwaereld» und «Het waerachtig goed» (mit Kommentar, Löwen 1843), sowie von desselben Dichters «Ziekte der geleerden» (mit Kommentar, Löwen 1848), die Ausgabe der «Rymbibel» von Jakob van Maerlant (mit Vorrede, Varianten, Anmerkung und Glossar, Brüss. 1858), der Werke des Mystikers Jan van Ruusbruc (Gent 1858—64). Im geschichtlichen Fache schrieb er vom ultramontanen Standpunkte eine unvollendet gebliebene «Vaderlandsche historie» (Bd. 1—11, Löwen 1842—64; sie reicht bis zum Tode des Requesens), «Geschiedenis van de stad en heerlykheid van Mechelen» (Löwen 1854). Noch ist seine weitverbreitete niederländ. Übersetzung der «Nachfolge Christi» von Thomas a Kempis (1843; 7. Aufl. 1865) zu erwähnen. D. war seit 1833 Honorar-Domherr der Kathedrale in Mecheln, seit 1846 Mitglied der Belgischen Akademie und seit 1850 Mitglied des Niederländischen Instituts.

David (Pierre Jean), berühmter franz. Bildhauer, von seiner Geburtsstadt Angers gewöhnlich David d'Angers genannt, geb. 12. März 1789, Sohn eines Ornamentenschnitzers, kam 1808 nach Paris, arbeitete daselbst bei J. L. David und Rolland und erwarb 1811 den ersten Preis der Bildhauerei, der ihm die Vollendung seiner Studien in Rom ermöglichte. Eine kolossale Marmorstatue des großen Condé (im Schloßhofe zu Versailles), die er nach seiner Rückkehr aus Italien in Paris ausführte, begründete seinen Ruf und bereits 1826 wurde D. zum Mitgliede des Instituts ernannt. Zwei Jahre später unternahm er seine erste Reise nach Deutschland, wo er das Modell zu Goethes kolossaler Büste verfertigte, die von ihm in Marmor ausgeführt und der großherzogl. Bibliothek in Weimar geschenkt wurde. Auf einer zweiten Reise nach Deutschland 1834 modellierte er die Büsten von Dannecker, Schelling, Tieck und Rauch. Die Julregierung übertrug ihm die Skulptur in dem Giebelfelde des Pantheons, ein Hautrelief von gewaltigem Umfange und des Künstlers bedeutendste Arbeit, die er 1837 vollendete. Im J. 1848 von den Wählern des Maine-Loire-Departements zur Konstituierenden Nationalversammlung abgeordnet, nahm er seinen Platz unter den Repräsentanten der radikalen Demokratie. Seine polit. Rolle beschränkte sich indes nur auf Abstimmen. Nach dem Staatsstreich vom 2. Dez. aus Frankreich verbannt, besuchte er Griechenland und starb, später nach Frankreich zurückgekehrt, in Paris 5. Jan. 1856. Sein Standbild von Louis Noel wurde 24. Okt. 1880 auf der Place de Lorraine in Angers enthüllt. Seine Werke bestehen in 46 großen Statuen, 25 kleinern, mehr als 50 Basreliefs, 30 und einigen kolossalen Büsten und über 500 Porträtmedaillons.

D. ist der Hauptvertreter der realistischen Richtung in der franz. Kunst. Seine Hauptstärke bestand im leichten Erfinden und in der Ausführung umfangreicher Bildhauerarbeiten. In seinen kleinern Werken fehlt es der Zeichnung und Modellierung an Feinheit und Schärfe. Um die Genialität berühmter Personen hervortreten zu lassen, übertrieb er in den Büsten oft die Formen des Kopfes, zumal des Schädels. Ebenso ließ ihn die Furcht vor leerer Glätte vielfach in Härten verfallen, während er andererseits in monumentalen Werken die Zufälligkeiten des modernen Kostüms zu sehr im einzelnen verfolgte und deshalb von Stillosigkeiten nicht freizusprechen ist. Vgl. «Oeuvres complètes de D. d'Angers» (Par. 1856—58, Fol., mit 152 lithographierten Blättern); Marc, «L'œuvre de D. d'Angers» (2 Bde., Par. 1873); und besonders Jouin, «D. d'Angers, sa vie, son œuvre, ses écrits et ses contemporains» (2 Bde., Par. 1878).

David Rubeni, abenteuernder Reisender, trat 1522 als angeblicher Abkömmling des Königs David und als Bruder des Joseph, «Königs der zweiundeinhalb Stämme» (Ruben, Gad, Halbmanasse) auf, und verlangte im Namen dieses Bruders vom Papst Clemens VII. Waffen und Hilfstruppen gegen die den Juden feindlichen Araber. Dem König Juan von Portugal trug er ein Bündnis gegen den Sultan Soliman an, dessen Frucht die Eroberung Palästinas sein sollte. Er hatte in der That eine Unterredung mit dem Könige, besuchte verschiedene Orte in Portugal und Spanien, wo ihn die zum Christentum gepreßten Juden als ihren Messias verehrten, wurde aber auf Befehl des Großinquisitors von Madrid im Hafen von Cartagena verhaftet. Auf unbekannt gebliebene Weise erlangte er die Freiheit. Er nahm dann seinen Wohnsitz in Rom, wo sich der aus dem Christentum zum Judentum zurückgetretene Schwärmer Salomo Molche zu ihm gesellte. Beide reisten 1533 nach Regensburg zum Kaiser Karl V., der sie gefänglich einziehen ließ und sie auf seiner Reise nach Italien mitnahm. Molche wurde in Mantua öffentlich verbrannt, David starb in einem span. Gefängnis.

Davidovich (Paul, Freiherr), österr. Feldzeugmeister, geb. 1737 zu Ofen, nahm am Siebenjährigen Kriege als Offizier teil, zeichnete sich im Bayrischen Erbfolgekriege aus und erwarb für das Gefecht bei Habelschwert das Theresienkreuz. Im Türkenkriege führte er ein Infanterieregiment und wurde nach der Einnahme von Schabatz Kommandant dieser Festung. Im J. 1796 befehligte er als Feldmarschallleutenant ein Armeekorps und lieferte bei Welsch-Michael, Cembra, Seganzo, Trient und Calliano siegreiche Gefechte gegen die Franzosen, welche das für die österr. Waffen ruhmvolle Treffen bei Caldiero vorbereiteten. Im J. 1805 befehligte D. in der Schlacht bei Caldiero den linken Flügel, wurde dann Höchstkommandierender in Slawonien, 1809 Kommandant der Festung Komorn. Dort starb er 18. Febr. 1814.

Davidow (Karl), russ. Violoncellvirtuos, geb. 3./15. März 1838 zu Goldingen in Kurland, erhielt Cello-Unterricht von H. Schmit in Moskau und studierte an der dortigen Universität 1854—58 Mathematik, ging aber im Herbst 1858 nach Leipzig, wo er bei M. Hauptmann Kompositionsunterricht nahm. Ende 1859 trat D. im leipziger Gewandhaus zuerst mit einem Konzert eigener Komposition auf und wurde Mitglied jenes Orchesters, bis er 1862 als Professor an das Konservatorium in Petersburg kam, dessen Direktor er seit 1876 ist. Er hat als Virtuos auf dem Violoncell wenige

Rivalen, spielte auch an vielen Orten in Deutschland, Frankreich, England ꝛc. mit großem Beifall. An Kompositionen veröffentlichte D. 4 Konzerte für Violoncell mit Orchester und circa 25 Salonstücke für Violoncell und Pianoforte, außerdem eine Anzahl Lieder mit russ. Texten, sowie einige Werke für Orchester und Streichinstrumente.

Davidson (Lucretia Maria), nordamerik. Dichterin, geb. 27. Sept. 1808 am See Champlain im Orte Plattsburg, entwickelte schon früh geistiges Streben. Einige in ihrem 11. Jahre auf Washingtons Gedächtnisfeier gedichtete Verse voll tiefster Empfindung und Begeisterung erregten bei den Ihrigen zuerst die Aufmerksamkeit auf ihr Talent, das bald auch in weitern Dichtungen hervortrat; aber das unaufhörlich regsame geistige Feuer ihres Wesens verzehrte schnell ihr durchaus innerliches, in Sehnsucht und Poesie ganz aufgelöstes Gemüt. Auch durch seltene äußere Schönheit ausgezeichnet, starb sie 27. Aug. 1825. Ihre Gedichte gab S. F. B. Morse unter dem Titel «Amir Khan and other poems, the remains of Lucretia Maria D., with a biographical sketch» (Neuyork 1829) heraus, eine Lebensbeschreibung verfaßte Miß Sedgwick (Philad. 1842; deutsch, Lpz. 1848).

Ihre Schwester, **Margaret Miller** D., geb. 16. März 1823, ward ebenso früh wie Lucretia zur Dichterin. Doch auch sie verzehrte sich, fast noch als Kind, durch die Übergewalt geistiger Anstrengung und starb 25. Nov. 1838. Ihre Biographie hat Washington Irving geschrieben (Philad. 1841; deutsch, Lpz. 1843). Gesammelt erschienen die poetischen Arbeiten beider Schwestern 1850 in Neuyork; trotz der oft mangelhaften Form zeugen ihre Leistungen von einem echt dichterischen Geiste.

Davidson (Thomas), engl. Geolog und Paläontolog, geb. 17. Mai 1817 zu Edinburgh, verbrachte seine Jugend meist in Frankreich und Italien und widmete sich schon frühzeitig der Paläontologie. Er wurde 1858 Ehrensekretär der Geological society, später Vizepräsident der Paläontologischen Gesellschaft zu London. Er schrieb: «On British fossil Brachiopoda» (3 Bde., deutsch, bearbeitet von Sueß, Wien 1856), die vollständigste Monographie über diesen Gegenstand, und «Illustrations and history of Silurian life» (1868).

Davies (Sir John), engl. Dichter, Rechtsgelehrter und Staatsmann, geb. zu Chisgrove in Wiltshire um 1570, bezog die Universität Oxford und widmete sich dann im Middle Temple der Jurisprudenz. Wegen ungebührlichen Betragens vom Temple ausgeschlossen, zog er sich in die Einsamkeit zurück, in welcher er sein geschätztes Gedicht «Nosce Te ipsum» schrieb (Lond. 1599). Wieder zur Advolatur zugelassen, wurde er ins Unterhaus gewählt und bald zu hohen Ämtern befördert, zuletzt zum Generalanwalt für Irland. Seine Ernennung zum Lord Oberrichter von England war beschlossen, als er 7. Dez. 1626 plötzlich starb. Von seinen poetischen Werken sind noch hervorzuheben die «Hymns of Astrea» (Akrosticha zum Preise der Königin Elisabeth) und «Orchestra», ein Gedicht über den Tanz. Von seinen Prosaschriften ist am meisten geschätzt: «Discovery of the True Causes why Treland was never entirely subdued» (Lond. 1612).

Davila (Arrigo Caterino), ital. Staatsmann und Geschichtschreiber, geb. 30. Okt. 1576 zu Pieve di Sacco im Paduanischen, als das zehnte Kind des Anton D., welcher Gran Contestabile von Cypern bis zur Eroberung dieser Insel durch die Türken (1570) gewesen war und, nachdem er in Italien und Spanien umhergeirrt, in Frankreich bei Katharina von Medici und Heinrich III. Schutz gefunden hatte. Diesen hohen Gönnern zu Ehren erhielt D. seinen Vornamen. Im Alter von sechs Jahren wurde er nach Frankreich gebracht und zu Villars in der Normandie bei dem Marschall von Hemery, dem Gatten einer Schwester des Anton D., erzogen. Später kam er als Page an den franz. Hof, nahm 1594 Kriegsdienste unter Heinrich IV. und befand sich bei der Belagerung von Amiens, wo er schwer verwundet wurde. Auf Verlangen seines Vaters, der bereits zehn Jahre früher Frankreich verlassen hatte, kehrte D. 1599 arm nach Padua zurück, trat in venet. Dienste, bekleidete zunächst verschiedene militärische Ämter, wurde sodann Gouverneur von Candia, Friaul, Dalmatien und erhielt das von seinen Vorfahren genossene Vorrecht, im venet. Senat neben dem Dogen seinen Sitz einzunehmen. Als er 1631 auf dem Wege nach Crema sich befand, um das Kommando der dortigen Besatzung zu übernehmen, wurde er in San-Michele bei Verona vor den Augen seiner Kinder und seiner Gattin meuchelmörderisch erschossen. Der Mörder ward von einem Sohne des Ermordeten getötet. Ein Jahr vor seinem Tode gab D. seine berühmt gewordene «Storia delle guerre civili di Francia» heraus, welche in 15 Büchern eine ausführliche Geschichte der religiösen und bürgerlichen Kriege in Frankreich von 1560—97 enthält. Das Werk zeichnet sich durch Scharfsinn, glückliche Kombinationsgabe, Vermeidung der Schönrednerei jener Zeit und geistvollen Pragmatismus vorteilhaft aus; als Quelle für die Geschichte jenes Zeitraums ist seine «Storia» jedoch mit Vorsicht zu gebrauchen. Bei seinem Erscheinen machte das Buch in dem roman. Europa ein ungeheures Aufsehen; im ersten Jahre sollen 20000 Exemplare davon verkauft worden, im Laufe des 17. Jahrh. 200 Auflagen erschienen sein (beste Ausg., 2 Bde., Vened. 1733; 8 Bde., Lond. 1801); es ist fast in alle europ. Sprachen übersetzt (lat., 3 Bde., Rom 1735—45; deutsch, von Reith, 5 Bde., Lpz. 1792—95).

Davillier (Jean Charles, Baron de), Kunsthistoriker, geb. 27. Mai 1823 zu Rouen, studierte auf den Colléges Stanislas und St.-Louis und widmete sich dann gänzlich seiner Neigung zu Reisen und kunsthistor. Studien. Er schrieb: «Histoire des faiences hispano-moresques à reflets métalliques» (1861), «Histoire des faïences et porcelaines de Moustiers, Marseille etc.» (1863), «L'Espagne» (1874, mit Zeichnungen von Doré), «Fortuny» (1875) u. s. w.

Davioud (Gabriel Jean Antoine), franz. Architekt, geb. 30. Okt. 1823 zu Paris, studierte in der école des beaux-arts und in der Zeichenschule. Sein erster größerer Bau war das Theater von Etampes (1850). Nachdem er 1855 Straßen- und Gartendirektor zu Paris geworden, erwarb er sich Verdienste um die Verschönerung des Bois de Boulogne, des Longchamps und vieler pariser Plätze. Er errichtete die Fontaine St.-Michel, und entwarf den Plan zum Trocadero. Er starb 6. April 1881.

Davis (Andrew Jackson), amerik. Spiritist, geb. zu Blooming Grove im Staate Neuyork 11. Aug. 1826, zeigte zuerst 1843 in Poughkeepsie als Schuhmacherlehrling seine außerordentlichen spiritistischen Gaben. Obgleich gänzlich ungebildet, konnte er sich

im Zustande der Verzückung angeblich eingehend über wissenschaftliche Gegenstände, mediz. und psychol. Fragen unterhalten. William Levingston, welcher zuerst durch Mesmerismus die Hellseherei in ihm ermittelt hatte, associierte sich mit D., der sich jetzt als Arzt aufthat und im Zustande der Verzückung Krankheiten heilte, Diagnosen stellte und Rezepte schrieb. Am 7. März 1844 verfiel er in einen 16stündigen Schlaf, während dessen er, wie er behauptete, mit unsichtbaren Wesen verkehrte und Anweisungen erhielt, wie er in Zukunft als Lehrer der innern Welt auftreten sollte. Im J. 1845 diktierte er, während er sich im hellsehenden Zustande befand, dem Pfarrer Fishbough sein erstes und bedeutendstes Werk: «The principles of nature, her divine revelations and a voice to mankind» (2 Bde., Neuyork 1847; 30. Aufl. 1869), nach dessen Vollendung er sich nicht weiter magnetisieren ließ. Alle seine zahlreichen spätern Arbeiten, darunter «The great harmonia» (4 Bde., Neuyork 1850—60; deutsch von Wittig, Lpz. 1867), «The magic staff» (Neuyork 1857; seine Selbstbiographie; deutsch von Wittig und herausg. von Aksákow, Lpz. 1868), sind mehr oder weniger eine Wiederholung jenes ersten Werks. Sie treten mit dem Anspruche auf, daß sie von unsichtbaren Geistern diktiert seien, und enthalten Behauptungen über verschiedene Dinge im Himmel und auf Erden, die keine unmittelbare Widerlegung zulassen. Übrigens war D. als Schriftsteller erfolgreicher denn als Vorleser, und in ersterer Eigenschaft hat er wesentlich zu dem namentlich in den Vereinigten Staaten überhand nehmenden Spiritualismus beigetragen. D. wohnt in Orange im Staate Neujersey.

Davis (David), nordamerikan. Jurist, geb. 9. März 1815 im County Cecil in Maryland, kam schon als Kind in den Westen und vollendete seit 1832—35 seine juristischen Studien im Yale-College in Connecticut. Im J. 1835 als Advokat zugelassen, praktizierte er in Illinois und ließ sich 1846 in Bloomington nieder. D. gehört zu den bedeutendsten und achtungswertesten Juristen des Landes und ward im Oktober 1862 von Lincoln zum Richter des höchsten Gerichtshofs der Vereinigten Staaten ernannt, legte diese Stelle jedoch infolge seiner im Januar 1877 erfolgten Wahl in den Senat nieder. Als Politiker half er die republikanische Partei 1856 mit gründen, und war 1860 Mitglied des republikanischen Nationalkonvents, der Lincoln nominierte, nimmt aber seitdem als sog. Unabhängiger eine vermittelnde Stellung zwischen Demokraten und Republikanern ein, in welcher er vielfach den Ausschlag gegeben hat. Er war 1877—83 Senator für Illinois.

Davis (Eduard), engl. Flibustier, übernahm das Kommando eines Schiffs, mit welchem er 27. Aug. 1685 von Rialejo aussegelte, gelangte nach den Galápagos und besuchte plündernd die Küsten von Peru und Chile. Unter 27° südl. Br. sah er die Osterinsel, ohne sie zu besuchen, ging dann nach Juan Fernandez, umfuhr das Kap Hoorn und kehrte 1688 über Philadelphia nach England zurück.

Davis (Edwin Hamilton), amerikan. Arzt und Archäolog, geb. 22. Jan. 1811 im County Roß im Staate Ohio, promovierte 1837 in Cincinnati und praktizierte von da ab bis 1850 in Chillicothe, worauf er an das New-York-Medical-College berufen wurde. Sein Hauptwerk archäol. Inhalts ist: «Monuments of the Mississippi Valley» (1848).

Davis (Jefferson), amerik. Politiker, 1861—65 Präsident der sog. Konföderierten Staaten, wurde 3. Juni 1808 im gegenwärtigen Todd-, damaligen Christian-County des Staates Kentucky geboren. Bald nach seiner Geburt zog sein Vater, ein Pflanzer, der im Revolutionskriege gedient, nach Woodville, Wilkinson-County, im Staate Mississippi. D. trat 1824 als Zögling in die Militärakademie zu Westpoint ein, die er 1828 als Unterlieutenant verließ. Er blieb sieben Jahre lang in der Armee, diente erst in der Infanterie, wurde später dem Stabe beigegeben und zeichnete sich an der damaligen nordwestl. Grenze im Kriege mit Black-Hawk 1831—33 so aus, daß er im März 1833 zum ersten Lieutenant in einem Dragonerregiment ernannt wurde. Am 30. Juni 1835 resignierte er und widmete sich fortan als Pflanzer dem Baumwollbau in seinem Heimatsstaate Mississippi. Hier lebte er zurückgezogen und nur mit seinen Privatangelegenheiten beschäftigt bis 1844, wo er energischen Anteil an der Wahl des Präsidenten Polk nahm. Im Nov. 1845 wählte ihn sein Staat als Abgeordneten in den Kongreß der Vereinigten Staaten. Schon während der Wahlagitation von 1844 war er ein eifriger Fürsprecher der Annexion von Texas, und ebenso thätigen Anteil nahm er an dem infolge dieser Maßregel ausgebrochenen Kriege mit Mexiko. Im Juli 1846 zog D. als Oberst des 1. Mississippi Milizregiments mit nach Mexiko. Er zeichnete sich in dieser Stellung bei verschiedenen Gelegenheiten aus; so im Sept. 1846 bei Monterey und im Febr. 1847 bei Buena-Vista. Im J. 1847 wurde D. Bundessenator und zugleich Vorsitzender des Militärausschusses, legte jedoch 1851 seine Stelle nieder, um sich zum Gouverneur von Mississippi wählen zu lassen. Sein Gegenkandidat war H. S. Foote, der für die Union eintrat, während D. schon damals das Nullifikations- und Secessionsrecht für die Einzelstaaten in Anspruch nahm und als unbedingter Verteidiger der sog. Staatenrechte auftrat. Diesmal siegte noch Foote. D. begünstigte 1852 die Kandidatur Pierces für den Präsidentenstuhl der Union und hielt in verschiedenen südl. Staaten für diesen Wahlreden. Dieser ernannte unmittelbar nach seiner Inauguration im März 1853 D. zum Kriegsminister. Als solcher war er bis 1857 sehr thätig, ließ unter anderm die Armeeregulative revidieren, bildete vier neue Regimenter, führte die Kamele als Lasttiere für die westl. Wüsten ein und schickte verschiedene Expeditionen zur Erforschung des besten Wegs für die Pacific-Eisenbahn aus. Nach seinem Rücktritt aus dem Kabinett ließ er sich wieder in den Vereinigten-Staaten-Senat wählen.

Im Frühjahr 1861 schlug D. sich zur Secession und stellte sich als Präsident an die Spitze der südl. Konföderation. In dieser Stellung leitete er zu Richmond energisch und rücksichtslos die Geschicke des wesentlich durch ihn ins Leben gerufenen Sklavenhalterstaats und war bis zuletzt der Kopf und die bewegende Kraft der Secession. (S. Vereinigte Staaten.) Als sich Lee nach dreitägiger Entscheidungsschlacht 2. April 1865 zur Räumung von Richmond gezwungen sah, verließ auch D. die Stadt und ging nach Danville, um hier oder anderwärts seinen Regierungssitz aufzuschlagen. Nach Lees Waffenstreckung vom 9. April schwand jedoch alle Hoffnung auf weitern Widerstand, und es handelte sich für D. nur noch um Entweichung, zumal ihn eine Proklamation des Präsidenten Johnson

als Teilnehmer am Attentat gegen Lincoln und Seward bezeichnete und einen Preis von 100000 Doll. auf seinen Kopf setzte. Hart verfolgt, ward D. endlich durch unionistische Kavallerie 13. Mai bei Irwinsville in Georgia mit Frau, Schwester, Bruder und einigen Regierungsmitgliedern und Stabsoffizieren der Secession gefangen genommen. Die Bundesregierung sperrte ihn in Fort Monroe in Virginien ein, wo er zwei Jahre lang auf seinen Prozeß zu warten, sich aber, mit Ausnahme der ersten drei Monate seiner Haft, einer äußerst milden Behandlung zu erfreuen hatte. Nach wiederholten Vertagungen und nach Freigebung des D. gegen Bürgschaft (13. Mai 1867) wurde der Prozeß endlich im März 1868 vor dem Vereinigten-Staaten-Distriktsgericht in Richmond verhandelt und von diesem, da es sich nicht einigen konnte, an den Bundesgerichtshof in Washington verwiesen, welcher die Anklage fallen und D. außer Verfolgung setzen ließ. Die 25. Dez. 1868 erlassene allgemeine Amnestie kam auch ihm zugute. D., welcher im Sommer 1868 eine Reise nach Canada, England und Frankreich unternommen hatte, zog sich im Winter 1868 nach Memphis zurück, wo er als Präsident einer Versicherungsgesellschaft lebt. Er ist der einzige der begnadigten Rebellen, welcher von der Bekleidung eines öffentlichen Amtes ausgeschlossen ist. Vgl. Alfriend, «The life of Jefferson D.» (1868), und Pollard, «The life of Jefferson D.» (1869), deren ersteres für D. freundlich und deren letzteres ihm feindlich gesinnt ist; ferner Cravens «Prison life of Jefferson D.» (Neuyork 1866). D. verteidigte sich und seine Sache in einem sehr umfangreichen, aber ziemlich inhaltslosen Werke: «The rise and fall of the confederate government» (2 Bde., Neuyork und London 1881).

Davis (Sir John Francis), engl. Diplomat und Sinolog, geb. 1795 zu London, kam 1816 mit Lord Amherst nach Peking, und war seitdem in engl. Interesse in China thätig. Er wurde 1840 Generalinspektor des brit. Handels mit China und 1843 Gouverneur der Kolonie Hongkong. Im J. 1845 wurde ihm der Baronetstitel verliehen. Nachdem er 1848 seine Gouverneurstelle niedergelegt, kehrte er nach England zurück. Von seinen Werken über China sind zu nennen: «Chinese novels, translated from the originals» (Lond. 1822), «Hien wun shoo: Chinese moral maxims, with a free and verbal translation» (1823), «The Chinese, a description of the empire of China and its inhabitants» (2 Bde., 1836; deutsch von Wesenfeld, Magdeb. 1839; 2. Aufl. 1843), «Sketches of China» (4 Bde., 1841), «China during the war and since the peace» (2 Bde., 1852).

Davis (John), berühmter engl. Seefahrer, geb. zu Sandridge unweit Dartmouth, wurde 1585 mit zwei kleinen Barken abgeschickt, die nordwestl. Durchfahrt zu entdecken, segelte 7. Juni von Dartmouth ab, entdeckte 20. Juli die Ostküste von Grönland, die er Desolationland nannte, und fand die 180—225 km breite Meerenge zwischen der südwestl. Küste von Grönland und der südöstl. Küste des Baffinslandes, welche später den Namen Davisstraße erhielt. In dieselbe fuhr er bis zu 66° 40′ hinauf und entdeckte beim Suchen nach der Durchfahrt eine Menge von Inseln; er langte 29. Sept. wieder in Dartmouth an. Dann machte er noch zwei Reisen in gleicher Absicht, wurde aber beidemal durch das Eis, widrige Winde und Not an der Erreichung seines Ziels verhindert; indes drang er doch bis in 73° vor und fand und benannte die Cumberlandinseln. Am 14. Aug. 1592 entdeckte er als Begleiter Cavendishs die Falklandsinseln, welche zuerst Davisinseln genannt wurden. Auf einer Reise nach Ostindien ward D. 27. Dez. 1605 in der Nähe von Malakka in einem Gefechte mit japanes. Seeräubern erschlagen. Er schrieb: «The world's hydrographical description» (Lond. 1595) und «The seaman's secrets» (Lond. 1595). Seine Werke wurden neu herausgegeben von Markham unter dem Titel: «The voyages and works of John D., the navigator» (Lond. 1880).

Davis (Nathan), engl. Afrikareisender, geb. 1812, war längere Zeit Herausgeber des «Hebrew-Christian Magazine», und übernahm dann eine Stelle als Prediger in einer Dissentergemeinde. Der Staatssekretär Earl of Clarendon sandte ihn 1856 aus, um Nachforschungen an der Stelle des alten Karthago zu unternehmen. Er starb 6. Jan. 1882 zu Florenz. Von ihm erschienen: «Tunis, or selections from a journal kept during a residence in that Regency» (1841), «A voice from North- and South-Africa» (1844), «Evenings in my tent, or wanderings in Belât Ejjareed» (2 Bde., 1854), «Arabic reading lessons with the elements of Arabic grammar» (1855), «Carthage and her remains» (1861), «Ruined cities within Numidian and Carthaginian territories» (1862).

Davis' Schaukelbutterfaß, s. unter Butter und Butterbereitung.

Davisstraße, s. unter Davis (John).

Davits (engl.) heißen hölzerne oder eiserne Krane an Bord von Schiffen zum Aufheißen der Boote. Ihr Fuß ist außenbords in der Höhe des Oberdecks befestigt und sie sind so hoch, daß das an ihnen geheißte Boot einige Fuß höher hängt als die Verschanzung. Um die Boote frei von den Schiffsseiten heißen zu können, fallen die hölzernen D. schräg nach außen, während die eisernen zu diesem Zwecke oben gebogen sind. Bei höherm Seegang tritt öfter der Fall ein, daß die Boote trotz ihrer Höhe bei heftigen Bewegungen des Schiffs das Wasser berühren und fortgerissen werden. In neuerer Zeit macht man deshalb vielfach die D. drehbar und schwingt die geheißten Boote nach innenbords, wodurch sie besser gegen das Fortschlagen gesichert werden.

Davos (roman. Tavau), ein Hochthal der nordrhätischen Alpen im Bezirk Oberlandquart des schweiz. Kantons Graubünden, zieht sich von NO. nach SW., von 2—3000 m hohen, teils felsigen, teils bewachsenen und bewaldeten Bergen eingeschlossen, vom St. Wolfgangjoch, 1627 m, nach dem Thal der Albula hin, in welche sein Flüßchen, das Landwasser, unweit des Bades Alveneu einmündet. Die obere Thalstufe, das eigentliche D., von St. Wolfgang bis zum Engpaß der Züge 16 km lang, zählt in mehrern Ortschaften, wie Monstein, Glaris, Frauenkirch, D. am Platz und D.-Dörfli (1880) 3561 E., meist deutscher Zunge und reform. Konfession (562 Katholiken), deren Haupterwerbsquellen Viehzucht und der von Jahr zu Jahr wachsende Touristen- und Kurgastverkehr sind.

Davos am Platz, 1556 m über dem Meere, ist Hauptort des Thals, das bis 1848 eins der 26 Hochgerichte Bündens bildete, und war im 15. Jahrh. auch Hauptort des Zehn-Gerichte-Bundes. In seinem alten stattlichen Rathause werden die Banner des Bundes und der Landschaft, alte Waffen,

Glasmalereien u. s. w. aufbewahrt. In neuester Zeit als Sommerfrische und namentlich als Winterkurort für Brustkranke stark in Aufnahme gekommen, besitzt es, wie auch Davos-Dörfli, das 2 km nordöstlich von Platz, unfern des kleinen Davoser Sees liegt, zahlreiche trefflich eingerichtete Gasthöfe und Kurhäuser und neben der alten Pfarrkirche eine engl. und eine kath. Kirche, sowie eine Kirche mit Diakonissenhaus der evang. Kurgemeinde. Die durchschnittliche Temperatur beträgt für den Winter −6,1° C., für den Sommer +10,6°, für das Jahr +2,3°. Das Klima ist nebelfrei, die Luft leicht, frisch, trocken. Die Umgebung bietet Gelegenheit zu lohnenden Ausflügen und Bergbesteigungen. Die schönsten Punkte sind La Pischa 2983 m, das Schwarzhorn 3151 m am Flüelapaß, das Schiahorn 2720 m und die Weißfluh 2823 m beim Strelapaß. Von der Station Landquart der Eisenbahn nach Chur gehen täglich Eilwagen durch das Prättigau und über die Wasserscheide St. Wolfgang in sieben Stunden nach D. Thalabwärts zieht sich dem Landwasser nach eine neue kühn angelegte Poststraße nach Alveneu und Lenz, wo dieselbe an die Albula- und Julierroute anschließt. Nach S. ins Engadin führen die Poststraße über den Flüelapaß, 2405 m, und der rauhe Scalettapaß, 2619 m, nach N. ins Thal des Plessur (Schanfigg) und nach Chur der Strelapaß, 2377 m. Die untere Thalstufe unterhalb des Engpasses der Züge wird mit ihren Dörfern (Wiesen und Schmitten) zum Bezirk Albula gerechnet. Vgl. Spengler, «Die Landschaft D. als Kurort» (Bas. 1869); Waters, «Klimatologische Notizen über den Winter im Hochgebirge» (Bas. 1871); H. Müller, «D. als Sommer- und Winterkurort» (Davos 1882).

Davoust, auch Davout (Louis Nicolas), Herzog von Auerstädt und Fürst von Eckmühl, franz. Marschall, geb. 10. Mai 1770 zu Annoux in Burgund, aus angesehener Familie, war gleichzeitig mit Bonaparte auf der Militärschule zu Brienne und wurde 1785 Lieutenant im Reiterregiment Royal Champagne, 1791 Chef eines Freiwilligenbataillons, mit welchem er an den Feldzügen von 1792 und 1793 unter Dumouriez teilnahm. Als Dumouriez auf Abfall sann, ließ D. Feuer auf ihn geben und richtete eine energische Proklamation an die Armee. Schon im Juni 1793 ward er zum General befördert, zwar im August seiner Herkunft wegen abgesetzt, aber nach dem 9. Thermidor wieder angestellt. Er focht in der Moselarmee und 1795 unter Pichegru bei der Rheinarmee, wurde in Mannheim gefangen, bald aber wieder ausgewechselt und diente 1796 unter Moreau. D. begleitete 1798 Bonaparte nach Ägypten und fand hier Gelegenheit, sich als Führer auszuzeichnen. Unter Desaix kommandierte er die Kavallerie auf dem Zuge nach Oberägypten und kämpfte bei Abukir unter Bonapartes Augen, für welchen er seitdem eine unbegrenzte Anhänglichkeit zeigte. Er kehrte mit Desaix 1800 nach Frankreich zurück und wurde von Bonaparte zum Divisionsgeneral und Befehlshaber der Kavallerie der ital. Armee, 1801 zum Chef der Gardegrenadiere, nach der Thronbesteigung Napoleons zum Marschall von Frankreich und Großkreuz der Ehrenlegion, auch zum Major-General der Kaisergarde ernannt.

Im österr. Feldzuge von 1805 befehligte er das 3. Korps, mit welchem er bei Austerlitz auf dem rechten Flügel den Feind aufhielt. Im preuß. Feldzuge von 1806 siegte er bei Auerstädt, wofür er 2. Juli 1808 den Herzogstitel erhielt. Gegen Österreich führte er 1809 wiederum das 3. Korps, hatte wesentlichen Anteil an dem Siege bei Eckmühl, konnte aber an der Schlacht von Aspern nicht Anteil nehmen, weil die Zerstörung der Brücken den Donauübergang seines Korps hinderte. Dagegen entschied seine Umgehung, eine der großartigsten, welche die Kriegsgeschichte kennt, den Sieg bei Wagram. Nach dem Frieden wurde er zum Fürsten von Eckmühl und 1811 zum Generalgouverneur des Departements der Elbmündung ernannt und befehligte die franz. Truppen in Deutschland. Im russ. Feldzuge 1812 führte er das 1. Korps. Nach dem unglücklichen Rückzuge organisierte er seine Truppen in Sachsen, sprengte 19. März 1813 beim Anmarsch der Verbündeten die Elbbrücken zu Meißen und Dresden und marschierte dann durch Mecklenburg nach Hamburg, das seit dem 18. März von dem russ. General Tettenborn besetzt war. Am 30. Mai besetzte er Hamburg und behauptete sich dort bis zum 31. Mai 1814 mit rücksichtsloser Energie und Strenge, unter welcher die Stadt schwer zu leiden hatte. Durch unerhörte Erpressungen gedachte Napoleon die reiche Stadt für ihre deutsche Gesinnung zu strafen, und D. war sein willfähriges Werkzeug. Er legte den Einwohnern zunächst eine Kontribution von 48 Mill. Frs. auf, welche größtenteils eingetrieben worden ist. Am 5. Nov. ließ D. die Bank mit einem Kassenbestande von 7489343 Mark Banco in Beschlag nehmen, gegen Ende des Jahres aber mehr als 30000 Menschen aus der Stadt treiben und die Wohnungen von mehr als 8000 niederbrennen. Erst nach dem Sturze Napoleons verließ D. auf Befehl Ludwigs XVIII. Hamburg. Während der ersten Restauration blieb D. ohne Anstellung, wurde jedoch nach Napoleons Rückkehr von Elba Kriegsminister. Als die Verbündeten nach dem Siege bei Waterloo gegen Paris vorrückten, übernahm D. an der Spitze von 60000 Mann die Verteidigung der Stadt, schloß 3. Juli 1815 die Übereinkunft mit Blücher und Wellington ab und führte die franz. Armee hinter die Loire. Er unterwarf sich Ludwig XVIII., forderte auch die Armee dazu auf und trat auf des Königs Befehl das Kommando an den Marschall Macdonald ab. Dieser dem königl. Interesse förderlichen Thätigkeit ist vorzugsweise seine Wiederanstellung (1817) und die Ernennung zum Pair von Frankreich (1819) zuzuschreiben. D. starb 1. Juni 1823 zu Paris. Festigkeit des Charakters und persönliche Tapferkeit waren D.s Haupteigenschaften; seine militärische Strenge ging oft in Härte, ja in Grausamkeit über. Vgl. Chenier, «Histoire militaire, politique et administrative du Maréchal D.» (Par. 1868).

Davoust (Léopold Claude Etienne), Herzog von Auerstädt, franz. General, Großneffe des vorigen, geb. 9. Aug. 1829, trat 1847 in die Militärschule von St.-Cyr, wurde danach Unterlieutenant in der Infanterie, 1856 Kapitän und 1859 Stabsoffizier. Im J. 1853 war die direkte Nachkommenschaft des Marschalls D. und damit der Titel eines Herzogs von Auerstädt erloschen, doch verlieh Kaiser Napoleon III. diesen Titel 1864 dem Großneffen und beförderte denselben 1870 zum Obersten. Während des Deutsch-Französischen Kriegs von 1870/71 befehligte D. das 11. Linienregiment, welches dem 5. Korps (de Failly) angehörte, wurde bei Metz kriegsgefangen und erst nach Abschluß des Präli-

minarfriedens aus der Gefangenschaft entlassen. D. wurde de Armee von Versailles zugewiesen und nahm an der Belagerung von Paris und der Bekämpfung der Commune teil; er erwarb in hohem Grade das Vertrauen Thiers', und wurde noch im J. 1871 zum Brigadegeneral befördert. Als solcher führte er zunächst eine Infanterie-, späterhin eine Artilleriebrigade, wurde 1877 Divisionsgeneral, befehligte die 13. Division zu Chaumont und wurde vom Kriegsminister Gresley 24. Jan. 1879 zum Chef des Generalstabes im Kriegsministerium ernannt. In dieser wichtigen Vertrauensstellung verblieb D. bis zum 17. Aug. 1880 und übernahm danach den Befehl über das 10. Armeekorps in Rennes.

Davus sum, non Oedipus, «Davus (Name eines einfältigen Sklaven) bin ich, nicht Ödipus» (der Löser des Rätsels der Sphinx), d. h. ich kann es nicht erraten, nicht verstehen, ein lat. Sprichwort aus Terenz' Lustspiel «Andria» (Akt 1, Scene 2).

Davy (Sir Humphry), einer der ausgezeichnetsten Chemiker und Physiker aller Zeiten, geb. 17. Dez. 1778 zu Penzance in Cornwall, war der Sohn eines unbemittelten Künstlers, der sich durch Anfertigen von Holzschnitten nährte. Als Lehrling bei einem Landwundarzt, der zugleich die Zubereitung von Arzneien besorgte, fing er frühzeitig selbständige Naturbeobachtungen an, was ihm jedoch seine Entlassung zuzog. In seinem 15. Jahre kam er zu einem andern Wundarzt, bei dem er nun eifrig die Naturwissenschaften, besonders Chemie, studierte. Eine Bekanntschaft mit Gilbert führte zu einer Verbindung mit dem Naturforscher Beddoes, der den 19jährigen D. als Assistenten in sein Laboratorium zu Bristol aufnahm, wo er jetzt sehr schnelle Fortschritte in seiner Wissenschaft machte. Seinen Untersuchungen über die Natur und die Wirkungen des Einatmens der Gase verdankte er es, daß er 1799 an die Spitze der Pneumatic-Institution in Clifton gestellt wurde, welche die Bestimmung hatte, praktische Experimente über den Einfluß der verschiedenen Gasarten vorzunehmen, wobei er die berauschende Eigenschaft des Stickoxyduls, das jetzt unter dem Namen Lust- oder Lachgas in der Zahnarzneikunde angewendet wird, entdeckte. Im J. 1801 verlieh ihm das Französische Institut für seine Arbeiten über den Galvanismus die Napoleons-Medaille. Bald darauf folgte er dem Rufe als Professor der Chemie an die Royal-Institution nach London und gewann durch seinen glänzenden Vortrag außerordentlichen Beifall. In das J. 1807 fällt seine Entdeckung der Alkalimetalle, des Kaliums und Natriums, die eine Ära in der Geschichte der Chemie bildet; zugleich zog er sich aber durch einen Besuch in Newgate, zu dem Zwecke, die Ventilation in diesem großen und verpesteten Gefängnisse zu verbessern, ein gefährliches Fieber zu. Im folgenden Jahre (1808) zeigte er, daß die alkalischen Erden, Baryt, Kalk, Strontian, Magnesia Metalloxyde seien, die sich, ebenso wie die Alkalien, unter Anwendung des galvanischen Stroms zerlegen lassen. In dieselbe Zeit fällt die folgenschwere Erkennung des Chlors als einfachen Körper, die Entdeckung, daß die Salzsäure eine Verbindung von Chlor und Wasserstoff sei, wodurch die ältere Anschauung, nach welcher alle Säuren Sauerstoff enthaltende Verbindungen seien, gestürzt wurde.

Nachdem er 1812 die Ritterwürde erhalten, unternahm er 1813 eine Reise nach dem Kontinent, auf der ihn M. Faraday begleitete. Seine weltberühmte Erfindung der nach ihm benannten Sicherheitslampe für Kohlenbergwerke fand im Herbst 1815 statt. Im J. 1820 ward er einstimmig zum Präsidenten der Royal-Society gewählt, und diese Wahl wiederholte sich alljährlich mit derselben Einstimmigkeit bis 1827, wo ein Schlaganfall ihn nötigte, seine Stelle niederzulegen. Vergebens suchte er seine Gesundheit durch einen Aufenthalt in Steiermark und in Italien herzustellen. Nach längern Leiden starb er zu Genf 29. Mai 1829. Die wichtigsten Schriften D.s sind: «Chemical and philosophical researches, chiefly concerning nitrous oxid and its respiration» (Lond. 1800) und die beiden ausgezeichneten Lehrbücher: «Elements of chemical philosophy» (Lond. 1812; deutsch von Wolf, Berl. 1820) und «Elements of agricultural chemistry» (Lond. 1813). Die vielseitige Bildung seines Geistes, der sich schon in seinen Jugendjahren auch der Dichtkunst zugewendet hatte, zeigte sich sowohl in der anziehenden Form seiner wissenschaftlichen Leistungen als in zwei Erzeugnissen seines spätern Lebens, den anonym erschienenen geistreichen Dialogen «Salmonia, or days of fly-fishing» (2. Ausg., Lond. 1829, deutsch von Neubert, Lpz. 1840), worin er seinen Lieblingszeitvertreib, das Angeln, beschreibt, und die nach seinem Tode erschienenen «Consolations in travel, or the last days of a philosopher» (3. Aufl., Lond. 1831; deutsch von Martius, Nürnb. 1833).

Vgl. Paris, «Life of Sir Humphry D.» (2 Bde., Lond. 1831), sowie die von seinem Bruder John D. (der sich gleichfalls als Chemiker einen ehrenvollen Namen erworben hat) herausgegebenen «Memoirs of the life of Sir Humphry D.» (2 Bde., Lond. 1836; deutsch von Neubert, 4 Bdchn., Lpz. 1840) und «Fragmentary remains, literary and scientific, of Sir Humphry D.» (Lond. 1859).

Dawe (Georg), engl. Maler und Kupferstecher, geb. 8. Febr. 1781 zu London, wurde 1818 Hofmaler des Kaisers von Rußland, kehrte aber später nach London zurück, wo er 15. Okt. 1829 starb. Unter seinen Bildern sind hervorzuheben: Achilles beim Grabe des Patroklus, Bildnis der Miß Hope, Andromache, 400 Porträts ausgezeichneter Helden für Kaiser Alexander I.

Dawes (Sophie, später Baronin Feuchères), die Geliebte des Prinzen Ludwig Heinrich Joseph von Condé (s. d.).

Dawison (Bogumil), ausgezeichneter deutscher Schauspieler, geb. 15. Mai 1818 zu Warschau als der Sohn israel. Eltern, besuchte das Lyceum seiner Vaterstadt, war dann als Kopist im Redactionsbureau der warschauer «Gazeta» thätig, bis es ihm durch unermüdlichen Fleiß gelang, sich die Kenntnis der deutschen und franz. Sprache anzueignen und er der Redaction als Übersetzer hilfreich zur Hand gehen konnte. Doch die Neigung des Autodidakten wandte sich der Bühne zu; er besuchte die Theaterschule zu Warschau und debütierte 1837 auf dem dortigen poln. Theater und zog mit dem Direktor einer poln. Truppe nach Wilna, wo er zwei Jahre lang erste Rollen aus den verschiedensten Fächern spielte. Von hier an das Theater zu Lemberg berufen, wurde er vom Grafen Skrobel zum Regisseur ernannt. Doch sein Ehrgeiz war von den hier errungenen Erfolgen unbefriedigt; sein Studium der deutschen Litteratur hatte ihm eine geistig reichere Welt eröffnet: er faßte den Entschluß, deutscher Schauspieler zu werden, und machte, unterstützt

vom Grafen Skrobel, eine Studienreise nach Berlin, Dresden, München und Paris. Am 9. Aug. 1841 trat er zum ersten mal in Bauernfelds Lustspiel «Das letzte Abenteuer» auf der deutschen Bühne in Lemberg auf. Der gelungene Versuch regte zu weitern Studien an. D. spielte, ohne der poln. Bühne untreu zu werden, Laubes Monaldeschi, den Ferdinand in «Kabale und Liebe» und mehrere andere Hauptrollen deutscher Dramen. Im J. 1846 faßte er den Entschluß, sich ausschließlich der deutschen Bühne zu widmen, und begab sich auf gut Glück nach Deutschland, um ein Engagement zu suchen. In Breslau, Stettin und andern Orten abgewiesen, gelang es ihm endlich 1847, durch Vermittelung Louis Schneiders in Berlin, am hamburger Thaliatheater eine feste Stellung zu finden. Doch erst als sich ihm das klassische Repertoire erschloß, das von jener Bühne ausgeschlossen war, konnte sich die ganze Bedeutsamkeit seiner Begabung entfalten. Einem Rufe Holbeins an das wiener Burgtheater folgend, betrat er 17. Okt. 1849 zum ersten mal die dortige Bühne, wo er nach sechs Rollen engagiert wurde und namentlich in Shakspeareschen Dramen, als Antonius in «Julius Cäsar», als Hamlet und Richard III. höhern Aufgaben würdig und erfolgreich nachstrebte. Doch nicht Wien, in dessen künstlerische Traditionen die Eigenartigkeit seines Talents nicht recht hineinpassen wollte, sondern erst Dresden, wo er 5. Juli 1852 zum ersten mal auftrat, und München, wo er 1853 gastierte, wurden der eigentliche Ausgangspunkt seines Ruhms. Sein Engagement in Dresden währte bis 1864; zahlreiche Gastspiele, darunter in Berlin 1855 und 1856, unterbrachen seine künstlerische Wirksamkeit, in welcher er nicht nur sein klassisches Repertoire vervollständigte, sondern auch die Werke neuerer Dichter: Laubes, Gutzkows, Gottschalls, Brachvogels u. s. w., durch geniales Spiel der Hauptrollen auf der Bühne einbürgerte. D. gab 1864 sein Engagement in Dresden auf, unternahm eine längere Gastspielreise, wurde aber 1869 geisteskrank und blieb dies bis zu seinem am 1. Febr. 1872 zu Dresden erfolgten Tode.

D. war eine durchaus originelle Künstlererscheinung. Ein im ganzen mehr konzentriertes als ausgiebiges Feuer der Darstellung, ein Organ, welches, obgleich ihm Wucht und Fülle fehlten, doch durch seelische Energie auf den Höhen der Tragik ausdauerte und in den Ausbrüchen der Leidenschaft über eine markige Kraft gebot, eine stets geistvolle, meistens neue Auffassung der künstlerischen Aufgaben, Schärfe und Konsequenz in der Durchführung derselben verschafften D. einen hervorragenden Rang unter den deutschen Schauspielern der neuesten Zeit.

Dawkins (William Boyd), engl. Geolog und Anthropolog, geb. 26. Dez. 1838 zu Buttington in Montgomeryshire, besuchte die Universität Oxford und wurde 1862 Mitglied der königl. Kommission zur geolog. Untersuchung Großbritanniens. Hierauf wurde er 1869 Kurator des Museums in Manchester und 1874 Professor am Owen's College daselbst. D. schrieb: «Cave hunting. Researches on the evidences of caves respecting the early inhabitants of Europe» (1874; deutsch von Spengel, Lpz. 1876) und «Early man in Britain and his place in the tertiary period» (1879).

Dawley Magna, Stadt in der engl. Grafschaft Shrop, 7 km im W. von Shiffnall, an einem Kanal, hat eine Kirche und sieben Kapellen, eine Markthalle, Kohlenminen, Eisenwerke, Kalk- und Ziegelbrennereien und zählt (1881) 9200 E.

Dawlish, Dorf und Seebad an der Küste der engl. Grafschaft Devon, 2,5 km nördlich von Teignmouth, in einem kleinen Thale zwischen dem östl., Langstone-Cliffs, und dem westlichen, Parson und Clerk genannten Felsen, mit mildem, gleichmäßigem Klima und (1881) 3997 E.

Dawydow (Denis Wassiljewitsch), bekannt als russ. Partisan, Kriegsschriftsteller und Dichter, geb. 1784. Er trat 1801 in die Armee ein, nahm teil an den russ. Feldzügen in Deutschland, in der Moldau und Schweden; 1812 kommandierte er rühmlich ein Partisanregiment, 1814 ein Husarenregiment unter Blücher. Nach dem Kriege lebte er als General in Moskau, wo er seine besten Gedichte schrieb. Später nahm er noch 1827 an dem pers. und 1831 an dem poln. Feldzuge teil und starb 1839. Er schrieb: «Versuch einer Theorie des Parteigängerkriegs» (russ., Mosk. 1821; franz. von de Polignac, Par. 1841), «Gedichte» (Mosk. 1832) u. a. Seine «Schriften» (3 Bde.) erschienen 1840 in Petersburg und seine «Memoiren» in der histor. Zeitschrift «Russkaja Starina» (1872, Bd. 4 u. 5).

Dax, ehemals Acqs (im Altertum Aquae Tarbellicae oder Civitas Aquensium), alte, noch zum Teil von betürmten Mauern umgebene und durch ein altes festes Schloß, jetzt Kaserne, gedeckte Stadt im franz. Depart. Landes in der Gascogne, in 40 m Höhe, 73 km im NW. von Pau, links am Adour, über welchen eine schöne Brücke nach der Vorstadt Sablar führt, und an der Französischen Südbahn, Hauptort eines Arrondissements und Sitz eines Gerichtshofs erster Instanz. Die Stadt hat eine Kathedrale, ein Kommunal-Collége, ein Lehrerseminar, ein Mineralienkabinett und zählt (1876) 9085, als Gemeinde 10250 E., welche Handel mit Wein, Branntwein, Getreide, Bauholz, Waldprodukten treiben und in dem benachbarten großen Walde Hammerwerke, Kohlenbrennereien, Teersiedereien u. s. w. unterhalten. Auch werden hier Fayencewaren, Korkpfropfen, Kerzen, Chokolade und feine Liqueure fabriziert, sowie sog. Bayonner Schinken bereitet. Außerdem befindet sich zu D. ein Depot für Waren, die aus Frankreich nach Spanien gehen. Wichtig sind die Wochenmärkte für Harze, Hornvieh, Pferde und Maulesel. Mitten in der Stadt strömt eine schon den Römern bekannte, 59,5° C. heiße Schwefelquelle in ein Becken von 50 m Umfang, zu welchem ein Portikus von toscan. Säulen führt, und aus welchem das Wasser aus neun Hähnen läuft. Dabei befindet sich ein Badeetablissement. Ein anderes, Baignots genannt, bietet heiße Schlammbäder; andere heißen Adouriennes, Fossés de la ville, und in 6 km Entfernung das schön zwischen Felsen gelegene D.-Tercis. Im ersten, dem Hauptetablissement St.-Pierre, befindet sich eine 280 m lange, bedeckte Wandelbahn, welche durch die Wasser eine konstante Temperatur von 16—18° behält. Das Wasser wird benutzt bei Rheumatismen, bei den Folgen von Verrenkungen und Knochenbrüchen, bei Hals-, Kehl- und Kopfkrankheiten. Auch zum Waschen, Kochen und in Werkstätten wird es benutzt. Nach der Tradition ist der Kaiser Augustus hier durch die Quellen genesen. In der ganzen Umgegend trifft man schon in 4—5 m Tiefe auf warme Quellen. Die Ausdünstungen dieser Quellen sind so stark, daß sie bisweilen die Stadt in einen Nebel

einhüllen. D. war ehedem der Hauptort der Vizegrafschaft Acqs und der ganzen Landschaft »Landes«, sowie vom 3. Jahrh. bis zur Revolution ein Bischofssitz. Im 12. Jahrh. kam es in die Gewalt Gastons IV. von Béarn, und 1177 eroberte es Richard Löwenherz, der es an Guyenne anschloß. Im J. 1622 wurden die Festungswerke geschleift.

Daxlanden, Dorf im bad. Kreis Karlsruhe, unweit eines versumpften Rheinarms, zählt (1880) 2658 meist kath. E., welche Pferdezucht treiben.

Daxweiler, Dorf in der preuß. Provinz Rheinland, Regierungsbezirk Koblenz, Kreis Kreuznach, Bürgermeisterei Stromberg, liegt unweit des Güldenbaches, 3 km im NNW. von Stromberg, zählt 739 E. und hat Eisengruben; aufwärts im Thale liegen die Eisenhüttenwerke Rheinböller-Hütte und Stromberger Neuhütte.

Dayak (oder Dajak, unrichtig Dyak, wie häufig von den Engländern geschrieben wird), ein der großen malaiischen Völkerfamilie angehöriger, die Hauptmasse und zugleich den ältesten Teil der Bevölkerung der Insel Borneo (s. d.) bildender Stamm. Die D. zeigen in ihrer Körper-, Schädel- und Gesichtsbildung den charakteristischen Typus der malaiischen Rasse. Sie sind schlank, wohlgebaut, von mittlerer Größe, und obwohl ihre Arme und Beine auffallend dünn erscheinen, kräftig und ausdauernd, namentlich unermüdliche Fußgänger. Ihre Hautfarbe ist ein bald helleres, bald dunkleres, bei einigen mehr gelbliches, bei andern mehr rötliches Braun; ihre häufig runden und vorspringenden Augen, sowie ihr langes glattes Haupthaar sind immer schwarz. Ihre Sprache, ein Zweig des malaiisch-polynesischen Stammes, zeigt eine unverkennbare Verwandtschaft mit den auf den andern ostind. Inseln herrschenden Idiomen. Von Charakter sind die D. ehrlich, treu und zuverlässig; gereizt und beleidigt dagegen werden sie rachsüchtig und grausam. Ihre Gesamtzahl dürfte sich auf höchstens $2^1/_2$ Mill. belaufen. Die D. sind ein dem Untergange verfallener Volksstamm, der früher sowohl die Küstenstriche als auch das Innere von Borneo bewohnte, gegenwärtig aber fast nur auf letzteres beschränkt ist. Hauptursache ihres allmählichen Aussterbens ist die Unterdrückung durch die Malaienstaaten auf Borneo und der unter ihnen herrschende Gebrauch (Menayau), daß kein Jüngling heiraten und in die Gemeinschaft der Männer aufgenommen werden darf, der nicht zuvor eine bestimmte Anzahl Personen eines andern Dayakstammes getötet und deren Köpfe nach seinem Wohnorte gebracht hat, wo dieselben als Trophäen in dem Versammlungsraume der Männer an dem Dachbalken aufgehängt werden. Die D. zerfallen in eine Menge kleiner, meistens 50—150 Familien zählender, in der Regel einander feindlich gegenüberstehender Stämme. Die unabhängigen D. wählen sich selbst ihre Stammeshäupter; die in den Malaienstaaten lebenden erhalten sie von den Fürsten dieser letztern angewiesen.

Die D. führen meist eine Art von Nomadenleben, nur wenige Stämme sind seßhaft. Mehrere Stämme im Norden und Osten der Insel waren und sind teilweise noch gefürchtete Seeräuber. Eigentümlich sind die Wohnungen, namentlich die der herumziehenden Stämme. Dieselben, deren Wände und Dächer oft nur aus abgeschälten Streifen Baumrinde bestehen, ruhen auf 4—6 m hohen Pfählen und sind in der Regel 50—70 m lang, daß 15—20 Familien, 50—70 Individuen darin Raum finden. Die Häuser der Pare-D. am Konteiflusse sind selbst 100—150 m lang und beherbergen nicht selten einen ganzen, mehrere hundert Individuen zählenden Stamm. Ein ganzes Dorf besteht oft nur aus einem einzigen Hause, dessen Mitte der Versammlungssaal der Männer einnimmt. Die Kulturstufe der D. ist eine sehr niedrige. Nur die seßhaften Stämme, namentlich die in der Residentschaft Bandjermassing, welche Garten- und Ackerbau treiben, das Eisen zu schmelzen und vorzüglich gehärtete Hiebwaffen zu verfertigen wissen, stehen mit den gewöhnlichen Malaien ungefähr auf gleicher Höhe. Anthropophagie besteht weder, noch hat sie erweislich jemals bei einem Dayakstamme bestanden. Die früher bei den D. allgemeine Gewohnheit, den Körper zu tätowieren, ist bei den seßhaften allmählich außer Gebrauch gekommen. In ihren religiösen Vorstellungen, die in der Anbetung einer Gottheit der Ober- und einer der Unterwelt besteht, denen sie Opfer darbringen und von denen sie nicht selten auch aus Holz geschnitzte Bilder vor ihren Häusern aufstellen, zeigen sich aus jener Zeit, wo der nördl. Teil von Borneo dem gegen Ende des 15. Jahrh. untergegangenen Hindureiche Modjopahit auf Java unterworfen war, einige dunkle Anklänge an den Hinduismus. Eine große Rolle unter den D. spielen die Balians, Frauen, welche zugleich als öffentliche Sängerinnen, Tänzerinnen, Priesterinnen, Wahrsagerinnen, Zauberinnen, Beschwörerinnen der bösen Geister, als Hebammen und Ärztinnen fungieren. Überhaupt sind die D. sehr abergläubisch, richten sich z. B. bei ihren Jagd- und Raubzügen stets nach dem Fluge der Vögel, namentlich eines Angang genannten Raubvogels (Falco Pondicerianus). Die herumziehenden D. leben hauptsächlich von dem Fischfange und der Jagd, außerdem von wilden Früchten, Sago und Reis, welchen sie in trockenen Reisfeldern, sog. Labangs, anpflanzen. Salz können die D. sich nur von der malaiischen und chines. Küstenbevölkerung verschaffen, weshalb sie häufig Mangel hieran leiden. Diesem Umstande schreibt man zu, daß Hautkrankheiten, namentlich der Fischschuppenausschlag (Ichthyosis) allgemein unter ihnen verbreitet sind. Ihre Waffen sind mit einer Lanzenspitze versehene Blasrohre (Siped genannt), aus denen sie vergiftete Pfeile 40—50 m weit schießen, große säbelartige Messer (Mandan genannt) und Schilder.

Vgl. M. T. H. Perelaer, »Ethnographische beschrijving der Dajaks« (Zalt-Bommel 1870); Budbingh, »Neerlands Oost-Indie-Reizen 1852—57« (3 Bde., Rotterd. 1859—61); Bock, »Reis in Oost- en Zuid-Borneo in 1879 en 1880« (Haag 1881; deutsche Ausgabe: »Unter den Kannibalen auf Borneo«, von Rob. Springer, Jena 1882).

Daylesford (früher Wombat Creek), Stadt in der austral. Kolonie Victoria, unweit des Flusses Loddon am Wombat Creek, 120 km nordwestlich von Melbourne gelegen, mit (1881) 3892 E. D. hat ergiebige Goldfelder und ist Mittelpunkt eines fruchtbaren Ackerbaudistrikts. Mit Melbourne ist der Ort durch eine Eisenbahn verbunden.

Days of humiliation (engl., »Tage der Demütigung«), die beiden Bußtage in England: der 30. Jan., der Tag der Hinrichtung des Königs Karl I. (1649), und der 2. Sept., der Tag des großen Brandes von London (1666).

Dayton, Hauptstadt des County Montgomery im Staate Ohio der Vereinigten Staaten von Amerika, am Zusammenfluß des Mad und Great-Miami-River und am Miamikanal, 257 km nordöstlich von Cincinnati gelegen, zählte 1840 erst 6057, 1850 schon 10977, 1860: 20081, 1870 aber 30473, 1880 endlich 38678 E., darunter 7246 Ausländer. Die Stadt ist auf dem östl. Ufer des Great-Miami schön und breit angelegt. Die Atlantic-Great-Western-, die Cincinnati-Hamilton-D.-, die D.-Xenia-Western-, die D.-Union-, die D.-Michigan- und die Cincinnati-Sandusky-Cleveland-Eisenbahn verbinden D. mit allen Teilen der Union. Seine Hauptbedeutung beruht auf seiner stark entwickelten Industrie, die sich besonders auf die Fabrikation von Papier, Töpferwaren, Öfen und Eisenbahnwaggons erstreckt. Der jährliche Produktionswert derselben beläuft sich auf 3—4 Mill. Doll. D. ist reich an Wohlthätigkeitsanstalten; es besitzt eine große Irrenanstalt, ein Waisen- und ein Armenhaus. Außer zahlreichen Kirchen hat D. (1879) 13 öffentliche Schulgebäude. An höhern Bildungsanstalten besitzt D. ein Lehrer- und ein theol. Seminar. D. wurde 1796 gegründet, begann jedoch seinen Aufschwung erst seit der Eröffnung des Miamikanals im J. 1829. Als Stadt wurde es 1841 inkorporiert.

Daza (Hilarion), Präsident der Republik Bolivia, geb. 1840 zu Sucre, war seit 1858 Parteigänger der Liberalen. Er war 1871 an der Revolution zum Sturz Melgarejos beteiligt und bemächtigte sich 1876 mit Gewalt der Herrschaft über Bolivia. Er regierte völlig willkürlich und beutete den Staat für seinen Vorteil aus. Nach dem Ausbruch des chilen. Kriegs und der Niederlage der Bolivianer empörte sich das Heer in Tacna gegen ihn und zwang ihn Ende 1879 zur Flucht ins Ausland. (S. unter **Bolivia.**)

Däzel (Georg Anton), Forstmann, geb. 5. Febr. 1752 zu Fürth, wurde nach vollendeten Universitätsstudien Lehrer der Philosophie und Mathematik an der kurfürstl. Pagerie in München, 1790 Lehrer der Forstwissenschaft an der neugegründeten Forstschule zu München, 1803 Direktor der Forstschule zu Weihenstephan und 1807 Professor der Forstwissenschaft in Landshut, später wieder in München. Er starb 5. April 1847 in Regensburg. D. war vorzugsweise Forstmathematiker und führte in Deutschland zuerst für Forstvermessungen die polygonometrische Methode ein. Von seinen Schriften sind zu nennen: «Praktische Anleitung zur Taxierung der Wälder» (Münch. 1786; 2. Aufl. 1788 unter dem Titel «Praktische Anleitung zur Forstwissenschaft»), «Physiologie der Holzpflanzen und Forstbotanik» und «Holzzucht, Forstpflege und Forstbenutzung» (Bd. 2 und 3 des «Lehrbuch für die pfalzbayr. Förster», 1788—90), «Tabellen zur Bestimmung des Inhalts unbeschlagener Baumstämme nach Kubikfuß» (Münch. 1791; 6. Aufl. 1860), «Über Forsttaxierung und Ausmittelung des jährlich nachhaltigen Ertrags» (Münch. 1793), «Über die zweckmäßigste Methode, große Waldungen auszumessen, zu zeichnen und zu berechnen» (Münch. 1799; 2. Aufl. 1819 von G. W. Neubauer), «Anleitung zur Forstwissenschaft» (2 Bde., Münch. 1802 u. 1803) u. s. w. Außer diesen forstlichen Arbeiten hat D. noch andere mathem., naturwissenschaftliche und nationalökonomische Schriften veröffentlicht.

Dazio grande, Weiler und ehemalige Zollstätte im Bezirk Livinen des schweiz. Kantons Tessin, liegt 948 m über dem Meere, 4½ km nordwestlich von Faido auf dem rechten Ufer des Ticino an der Gotthardstraße und Bahn, da wo der Monte-Piottino oder Platifer das Livinenthal quer durchsetzt und in eine obere nordisch-alpine und eine untere Stufe mit südl. Vegetation teilt. Nach dem Orte wird auch die großartig wilde Schlucht, welche der Ticino unterhalb D. durch die Gneisfelsen des Piottino gebrochen hat, benannt. In zahlreichen Wasserfällen und Stromschnellen, mit einem Gefälle von circa 200 m auf 3 km Flußlänge, durchfließt der Ticino die enge von kahlen, senkrechten Felswänden eingeschlossene Spalte. Die Gotthardstraße, welche teils in den Fels gesprengt, teils auf hohen Stützmauern ruhend, die Schlucht durchzieht, überschreitet dreimal auf hochgewölbten Brücken den schäumenden Fluß. Die Gotthardbahn überwindet den Engpaß vermittels der beiden Kehrtunnel von Freggio und Prato und sechs kleinerer Tunnel, mit einer Gesamtlänge von 4296 m.

D. C., offizielle Abkürzung für District of Columbia. (S. unter **Columbia.**)

Dc., auch *D. C.* oder *DC.*, bei naturwissenschaftlichen Bezeichnungen Abkürzung für De Candolle (Augustin Pyrame). [Civil Law.

D. C. L., in England Abkürzung für Doctor of

D. D., in England Abkürzung für Doctor of Divinity, Doktor der Theologie.

d. d., Abkürzung für de dato, vom Tage der Ausfertigung, und für dicto die, am genannten Tage; auch für dono dedit, er hat zum Geschenk gegeben, gestiftet.

D. D. D., Abkürzung, s. **Dat, dicat, dedicat.**

ddt. (dt.), Abkürzung für dedit, er hat gegeben.

D-dur (ital. re maggiore, frz. ré majeur, engl. d major), die Durtonart, bei welcher f und c einen halben Ton erhöht werden, also zwei ♯ vorgezeichnet sind; die parallele Molltonart ist H-moll. (S. unter **Ton** und **Tonarten.**)

Dé (frz., der Würfel, aber auch der Fingerhut) ist die ältere, bis 1836 üblich gewesene Bezeichnung für das Centiliter ($=\frac{1}{100}$ l) als Flüssigkeitsmaß in Belgien.

Dé (Le Maître au, der Meister mit dem Würfel), ital. Zeichner und Kupferstecher, der um 1530 blühte und sich in der Schule Marcantons gebildet zu haben scheint. Er stach nach Rafael, Giulio Romano u. a. Der Meister wird mitunter mit Nicolas Beatrizet (s. d.) verwechselt.

Deacovar, s. **Diakovar.**

Dea Dia, eine röm. Göttin, welche namentlich von den Arvalischen Brüdern (s. d.) verehrt wurde.

De Ahna (Heinr.), deutscher Violinspieler, geb. 22. Juni 1835 in Wien, war Schüler von Joseph Mayseder und spielte seit dem 12. Jahre öffentlich. Von 1852 bis 1860 gehörte er der österr. Armee an, die er als Oberlieutenant verließ, um seine künstlerische Thätigkeit wieder aufzunehmen; 1862 kam er als Kammermusikus in die berliner königl. Kapelle und wirkt außerdem an der dortigen Hochschule als Violinlehrer, seit 1881 mit dem Titel eines königl. Professors.

Deák (Franz), ausgezeichneter ungar. Staatsmann, geb. 17. Okt. 1803, stammte aus einer alten ungar. Adelsfamilie zu Sojtör im Komitat Szala, von wo seine Eltern nach Kehida, dem nachherigen Wohnorte D.s, zogen. Seinen Gymnasialunterricht

erhielt er in Keszthely, Pápa und Kanischa, machte seine juristischen Studien an der Akademie zu Raab, wurde dann, wie seine Standesgenossen, Rechtspraktikant oder Jurat bei der königl. Tafel zu Pest und erwarb sich das Advokatendiplom. In sein Komitat zurückgekehrt, ward er dort Vizefiskal desselben; später rückte er zum Notar, dann zum Präses des Waisenstuhles auf und erhielt schließlich das Amt eines Gerichtstafelbeisitzers (tábla-biró); doch nahm er in allen diesen Ämtern keine Besoldung an. Nach dem Rücktritte seines ältern Bruders Anton wählte ihn sein Komitat zum Abgeordneten des Reichstags von 1832—36, wo der kaum 30jährige Mann sich bald zum Führer der liberalen Opposition emporschwang. Auf dem Reichstage von 1839—40 gelang es D., eine förmliche Versöhnung zwischen der Regierung und der Reformpartei zu erreichen. Doch diese sollte nicht lange währen. Die Reformer Ungarns, an ihrer Spitze D., arbeiteten daran, die Steuerfreiheit des Adels auf dem nächsten Reichstage abzuschaffen. Dieser Umstand wurde von der konservativen Partei ergriffen, den zahlreichen Bauernadel gegen diese Absicht umzustimmen, und sie siegte auch im Szalader Komitat. D. konnte und wollte demnach die Wahl zum Reichstage von 1843—44 nicht annehmen, weil in der den Ablegaten erteilten Instruktion diese angewiesen wurden, gegen die Besteuerung des Adels zu stimmen; er verharrte bei seinem Entschlusse trotz des neuen Siegs der liberalen Partei, da auch dieser nicht ohne gewaltsame Mittel errungen worden war. Im J. 1846 besuchte D. zur Herstellung seines geschwächten Gesundheitszustandes erst einige Bäder und unternahm dann eine längere Reise durch Deutschland, die Schweiz, Italien, Frankreich und England. Auch auf dem Reichstage, der im Nov. 1847 eröffnet wurde, erschien D. wegen Kränklichkeit nicht; als aber die Märzereignisse von 1848 eingetreten, resignierte einer der beiden Abgeordneten von Szala, und D. kam an seine Stelle. Kaum in Preßburg angelangt, wurde er genötigt, im neuen Ministerium Graf Ludwig Batthyányi das Portefeuille der Justiz zu übernehmen. Im Schoße des Kabinetts stimmte er stets mit Batthyányi und Széchenyi für die friedliche Ausgleichung mit Österreich. Als jedoch die Verhältnisse für die Aktion Kossuths herangereift waren, trat D. zurück (31. Dez. 1848). Bei Annäherung der österr. Armee unter Windischgrätz nahm er teil an der Deputation, welche zum Behufe von Unterhandlungen ins österr. Lager ging. Der Schritt war fruchtlos, und D. zog sich nach Kehida zurück. Nach Beendigung des Kriegs schritt man zur Reorganisierung des Landes und forderte D. zur Mithilfe auf, die er jedoch ablehnte. Im J. 1852 verkaufte D. seine Besitzung in Kehida und nahm seinen ständigen Aufenthalt in Pest, wo er bald der Mittelpunkt jener Kreise wurde, die eine Wiedererstehung der freiheitlichen Verfassungszustände in Ungarn hofften.

Nach dem ital. Kriege 1859 wurde 21. Aug. die Einführung eines neuen Systems angekündigt. Am 5. März 1860 erschien das Patent, welches den verstärkten Reichsrat konstituierte, und 20. Okt. 1860 das Diplom, welches die alten Landtage herstellte. D. wurde 16. Jan. 1861 zum Repräsentanten der innern Stadt Pest gewählt und immer wieder erwählt bis zu seinem Tode. Nach Eröffnung des Reichstags 2. April 1861 nahm derselbe die von D. entworfene Adresse an. In Wien fand man sie jedoch unannehmbar; der Reichstag wurde 22. Aug. 1861 aufgelöst und ein neues Provisorium versucht. Aber schon 1865 trat eine Wendung der Dinge ein, und 17. Sept. 1865 wurde der ungar. Reichstag für den 10. Dez. einberufen, um die Krönung des Königs zu bewerkstelligen, welche die Wiederherstellung der Verfassung teils voraussetzte, teils bedingte. D. hatte im «Pesti Napló» in dem berühmten «Ostersonntagsartikel» (1865) den Weg zum Ausgleich bezeichnet. Franz Joseph eröffnete selbst den Reichstag. Am 26. Juni 1866 wurde der Reichstag wegen des bevorstehenden Kriegs mit Preußen vertagt und nach der überraschend schnellen und für Österreich-Ungarn unglücklichen Beendigung desselben 19. Nov. wieder eröffnet. D. und seine große Partei hielt an dem frühern Programm fest; die Linke glaubte aber die Ansprüche vergrößern zu müssen, und bewies dadurch, daß ihr das tiefere Verständnis der Verhältnisse mangelte. Am 18. Febr. 1867 wurde das königl. Reskript vorgelesen, welches den Grafen Julius Andrássy zum Ministerpräsidenten ernannte; die feierliche Krönung des Königs fand 8. Juni statt. D.s großes und schwieriges Unternehmen war vollbracht und gelungen. (S. Österreichisch-Ungarische Monarchie.) Man hätte erwartet, ihn an die Spitze der Regierung gestellt zu sehen, aber D. war nicht dazu zu bewegen. Sein Rat wurde jedoch bei allen wichtigen Fragen eingeholt. D. wollte niemand seine Überzeugung aufdrängen; er vertraute der Macht der Wahrheit und des Rechts; daher war seine Milde der Opposition gegen den Ausgleich und gegenüber ihren Führern, Koloman Ghyczy und Koloman Tisza, erklärlich. Am 23. Juni 1874 trug D. seine Ansichten vor über die freie Kirche im freien Staate, und dies war seine letzte Rede im Reichstage. Wegen zunehmender Verschlimmerung seiner Gesundheit zögerte er auch, die Wahl von 1875 zum Repräsentanten seines pester Distrikts anzunehmen. Er gab zwar den wiederholten Bitten nach, konnte aber nicht mehr im Unterhause erscheinen. Er starb nach einer langwierigen und schweren Krankheit in der Nacht vom 28. zum 29. Jan. 1876 zu Budapest. Sein Tod verursachte eine allgemeine Nationaltrauer und seine Leiche wurde 3. Febr. auf Staatskosten unter großen Feierlichkeiten auf dem kerepeser Friedhofe bestattet.

D. war eine durchaus edle und reine Persönlichkeit, einfach und schlicht, nicht bestechend, sondern durch seine großen Eigenschaften gewinnend. Er war unstreitig Ungarns größter Staatsmann in der Neuzeit; seine Größe beruht vor allem in jener weisen Mäßigung, die bei aller entschiedenen Liebe zum Fortschritte und zur unaufhaltsamen Fortentwickelung dennoch stets vom Bestehenden ausgeht, alle Rechtsverhältnisse gewissenhaft beachtet und mit Behutsamkeit und Vorsicht das Neue anstrebt. D. war ein aufbauender Staatsmann, ein Mann der Reform, nicht der Revolution, sein Volk ehrt in ihm mit Recht den «Kaiser der Nation». Sein Andenken ist im Gesetz verewigt, sein Mausoleum und seine Statue zieren die ungar. Hauptstadt. Vgl. «Franz D.» (5. Aufl., Lpz. 1868); Pulszky, «Franz D.» (deutsch von Neugebauer, Lpz. 1876); Rogge, «Franz D.» (in «Unsere Zeit», 12. Jahrg., 1. Hälfte, Lpz. 1876); Csengery, «Franz D.» (deutsch von Heinrich, Lpz. 1877); Könyi, «Die

Reden Franz D.s» (ungarisch, Bd. 1, Pest 1881; enthält die Reden bis 1845).

Deal (spr. Dihl), Seestadt an der Ostküste der engl. Grafschaft Kent, an der Eisenbahn, 25 km im OSO. von Canterbury und 13 km im NNO. von Dover, zählt (1881) 8422 E. und ist in dem untern, an die Nordsee stoßenden Teile, den das Hafenfort D. deckt, altertümlich, eng und schmutzig, in dem obern, der durch das Fort Sandown geschützt wird, gut gebaut. Die Stadt ist ein Seebadeort und hat ein schönes Zollhaus, eine Seeschule, ein großes Militärhospital, Kasernen und bedeutende Magazine von Marinebedürfnissen. Die Hauptbeschäftigungen der Einwohner sind Schiffbau, Segelfabrikation und Handel. D. besitzt sieben Schiffe von 433 t und eine durch die sog. Dünen (downs) geschützte Reede, welche für mehr als 400 Schiffe jeder Art geräumig genug ist. Die Einfuhr, meist Kohlen, hatte 1879 einen Wert von 62980, die Ausfuhr von 91780 Mark. Die Dünen bilden eine lange Kette von Ramsgate bis zum Kap Dunge-Neß. Zwischen ersterm Ort und D. ist denselben, gleichweit etwa 3,7 km von beiden entfernt, eine gefährliche Sandbank (Goodwin Sands) vorgelagert, vor welcher beständig sechs Leuchtschiffe aufgestellt sind. Außer den Leuchttürmen von Nord-Foreland und Ramsgate im Norden und dem auf der Kreideklippe von Süd-Foreland hat man mitten auf der Sandbank einen gußeisernen, 18 m hohen Leucht- und Sicherheitsturm (safety beacon) errichtet, der auf einem in den Sand versenkten Dreieck ruht und bis auf den submarinen Kreideboden reicht. Nach gewöhnlicher Annahme hat Julius Cäsar auf seinem ersten Zuge bei D. die Küste Britanniens betreten; 1495 landete Perkin Warbeck daselbst. Die Schlösser D., Sandown- und Walmer-Castle (wo Wellington starb) wurden 1539 von Heinrich VIII. zur Deckung der Küste angelegt. Letzteres ist die Amtswohnung des Lord-Warden der Cinque Ports (s. d.). Seit neuester Zeit ist D., sowie das sich anschließende Walmer auch ein vielbesuchtes Seebad.

De Amicis (Edmondo), geschätzter ital. Schriftsteller, geb. 21. Okt. 1846 zu Oneglia in Ligurien, erhielt seine Vorbildung auf dem Gymnasium zu Cuneo und trat hierauf in die Militärschule zu Modena, die er 1863 als Unterlieutenant wieder verließ. Im J. 1866 nahm er teil an der Schlacht von Custozza; im folgenden Jahre ging er nach Florenz, wo er die Redaction der Zeitschrift «L'Italia militare» übernahm. Nach dem Einzug der Italiener in Rom verließ er die Armee, um sich ganz der Schriftstellerei zu widmen. Er bereiste nun Spanien, Holland, Nordafrika, England, die Türkei und Frankreich, welche Reisen ihm den Stoff zu seinen anmutig geschriebenen, aber zuweilen affektiert sentimentalen Schilderungen und Erzählungen lieferten. D. lebt zu Turin. Er schrieb: «Partenza e ritorno. Ricordi del 1866» (Turin 1869), «Letture popolari» (Mail. 1869), «La vita militare» (Flor. 1869; neue Aufl., Mail. 1880), «Racconti militari» (Flor. 1869), «Impressioni di Roma» (Flor. 1870), «Ricordi del 1870—71» (Flor. 1872), «Roma libera» (Mail. 1872), «Novelle» (Flor. 1872; neue Aufl., Mail. 1879), «La Spagna» (Mail. 1873), «Ricordi di Londra» (1. bis 7. Aufl., Mail. 1874), «L'Olanda» (Mail. 1874; 6. Aufl. 1879), «Foglie sparse» (Mail. 1874), «Marocco» (Mail. 1875; 6. illustrierte Aufl. 1880), «Costantinopoli» (2 Bde., Mail. 1877; 11. Aufl. 1881), «Pagine sparse» (Mail. 1877; 7. Aufl. 1881), «Ricordi di Parigi» (1. bis 4. Aufl., 2 Bde., Mail. 1879), «Poesie» (1. u. 2. Aufl., Mail. 1881), «Gli effetti psicologici del vino» (Turin 1881), «Ritratti letterari» (Mail. 1881). Die unter seinem Namen erschienenen Schriften «Era un sogno» (Triest 1881), «Nuove pagine sparse» (Flor. 1881) und «Nuovi ricordi» (3. Aufl., Flor. 1881) hat D. öffentlich als Fälschungen erklärt. Einige seiner Erzählungen sind von Paul Heyse ins Deutsche übersetzt worden.

Dean (engl., spr. Dihn, vom lat. decanus), der Mitvorsteher eines College an den engl. Universitäten.

Dean-Forest, bewaldete Berggruppe in England, Gloucestershire, neben dem Anfange des Severn-Ästuars oder Bristolkanals, gegenüber von den Cotswold-Hills. In dem Walde befinden sich Marmorbrüche, Eisen- und Steinkohlengruben; das Kohlenfeld, 116 qkm groß, hat 101 Gruben; es sind 11 Flöze mit zusammen über 8 m Kohle, und man produzierte 1876: 1,27 Mill. t. Die Kommune Ost-D. hat 10900, die Kommune West-D. 9590 E., welche steuerfrei sind; das Terrain wird von einem Lord-Warden verwaltet und hat manche alte Privilegien.

Debaclieren (frz.), den Hafen räumen, d. h. die ausgeladenen Schiffe aus dem Hafen bringen; diese Arbeit heißt débâclage und débâcleurs die Personen, unter deren Aufsicht es geschieht.

Debaize (Michael Alexandre), Afrikareisender, geb. 19. Nov. 1845 zu Glazais im franz. Depart. Deux-Sèvres, widmete sich dem Priesterstande und wurde 1872 Abbé. Da er sich sehr eifrig mit dem Studium orient. Sprachen beschäftigte, sodaß er des Arabischen, Koptischen und einiger ostafrik. Sprachen mächtig war, so wurde er 1878, als die franz. Regierung eine Expedition nach Ostafrika beabsichtigte, von dieser als Führer einer solchen gewählt. Am 24. Juli 1879 brach er von Zanzibar nach dem Innern auf; schon 12. Dez. erreichte er glücklich Udschidschi am Tanganjika; aber seine Versuche, von hier weiter vorzudringen, mißlangen, und D. starb 12. Dez. 1879 in Udschidschi.

Deballieren (frz.), Waren entballen, auspacken; Deballage, Auspackung.

Debandade, von dem franz. débander, über den Haufen werfen, in Unordnung bringen, abgeleitet, wird in der militärischen Sprache für die zerstreute Fechtart im Gegensatze zu der geschlossenen, aber auch für einen ungeordneten Rückzug, à la débandade, gebraucht.

Debankieren (Debanquieren, frz.), beim Hazardspiel die Bank sprengen.

Debardieren (frz.), aus einem Schiff ausladen, Waren löschen; Debardage, Ausladung eines Schiffs, namentlich eines mit Holz befrachteten Schiffs; Debardeur, Schiffs- oder Holzauslader, auch beliebte Frauenmaske in dem Kostüm eines Holzausladers.

Debarquieren (frz.), ausschiffen, landen; Debarquement, Ausschiffung von Truppen, Gütern u. s. w.

De Bary, s. Bary (Heinr. Ant. de).

Debatte (frz.) oder Diskussion nennt man einen unter Leitung eines Vorsitzenden in geregelter Aufeinanderfolge und Abwechselung der Sprechenden (also nicht in der freiern Form der Konversation) stattfindenden Meinungsaustausch

mehrerer. Vorzugsweise gebraucht man beide Ausdrücke von solchen Verhandlungen, bei denen es auf die Fassung eines praktischen Beschlusses ankommt; in noch engerm Sinne aber von den Verhandlungen polit. Versammlungen, namentlich repräsentativer Körperschaften. Nach dem in diesen größtenteils üblichen Gebrauche wird, wenigstens bei wichtigern Gegenständen, insbesondere bei der Beratung von Gesetzen, die D. oder Diskussion geteilt in eine allgemeine, die sich über das Prinzip des Gesetzes verbreitet (Generaldebatte), und eine spezielle, die sich an die einzelnen Punkte desselben anknüpft (Spezialdebatte). Im engl. Parlament trennt man diese beiden Stadien der Beratung noch schärfer, indem dort nur die D. über das allgemeine Prinzip des Gesetzes in öffentlicher Sitzung des Parlaments und mit allen parlamentarischen Formen vor sich geht, wogegen die Diskussion der Einzelheiten in einer mehr vertraulichen, nichtöffentlichen Sitzung, einem sog. Komitee des Hauses stattfindet.

Debauchieren (frz.), ausschweifen, ein wüstes Leben führen; auch verführen, besonders einen Soldaten zur Desertion verleiten; debauchant, ausschweifend, verführerisch; Debauche, Ausschweifung, üppiges Leben; Debauché, ausschweifender Mensch, Prasser, Wüstling.

Debellieren (lat.), vollständig besiegen, überwältigen; Debellation, Überwältigung.

Debet (lat.), in der Mehrheit Debent, d. i. Soll und Sollen, wird häufig diejenige Blattseite eines buchhalterischen Conto benannt und überschrieben, auf welcher die Beträge verzeichnet sind, womit dasselbe belastet (debitiert) wird. Debitor ist gleichbedeutend mit Schuldner; Debitmasse bedeutet soviel wie Konkursmasse.

Debilität (lat.), Schwäche; Debilitation, Schwächung, Entkräftung.

Debir, das Allerheiligste des Salomonischen [Tempels.

Debit (zunächst frz., aber von gleicher Abstammung wie Debet) bedeutet im Warenkleinverkehr soviel wie Vertrieb oder Absatz. Debitieren (frz. débiter) heißt im kaufmännischen Rechnungswesen (in der Buchhaltung) soviel wie belasten, zur Last schreiben.

Debitkommissionen, von den vormaligen deutschen Reichsgerichten in Schuldensachen der Reichsstände ernannte Kommissionen, welche mit Untersuchung des Vermögensbestandes, gütlicher Verhandlung und Administration des Konkurses beauftragt waren.

Deblockieren (frz.), die Blockade eines Platzes aufheben, ihn entsetzen.

Debo, See in Afrika, im Sudân, liegt etwa 240 km im SW. von Timbuktu, in 15° 30' nördl. Br., und heißt bei den Arabern Bahr-Tieb, d. h. Schwarzes Wasser. Von Süden her tritt der Niger mit zwei Armen in ihn ein, von denen der westliche, geringere, der Sumpf Diaka heißt. Zwischen beiden ist Burgu, eine Provinz Mâssinas. Mitten am nördl. Ufer tritt nach ONO. der auf Timbuktu zufließende Niger wieder aus, welcher links Fermagha und rechts Dschimballa bewässert.

De Boni (Filippo), ital. Schriftsteller, geb. um 1820 zu Feltre, wurde Hauslehrer in Venedig und Florenz und mußte 1846 nach der Schweiz fliehen, wo er republikanische Flugschriften herausgab. Während der Revolution von 1848/49 war er zuerst Mitarbeiter an der von Mazzini gegründeten «Italia del popolo», später Gesandter der Republik Rom in der Schweiz. Er kehrte erst 1859 in sein Vaterland zurück und trat 1860 ins Parlament, wo er stets der Linken angehörte. D. starb 7. Nov. 1870 zu Florenz. Von seinen Schriften sind zu nennen: «Gli Eccelini e gli Estensi» (3 Bde., Vened. 1841), «Voci dell' anima» (Lausanne 1846), «Domenico Veneziano e Andrea del Castagno», Drama (Tur. 1851), «La chiesa romana e l'Italia» (Mail. 1863), «Ragione e dogma» (Siena 1866).

Debōra (d. i. Biene), eine hebr. Prophetin und Heldin in der Periode der sog. Richter, wohnte auf dem Gebirge Ephraim zwischen Bethel und Rama, wo sie unter der nach ihr genannten Deborapalme Recht sprach. Um ihr Vaterland von der 20jährigen Bedrängnis durch den König der Kanaaniter, Jabin, und seinen Feldherrn Sissera zu erlösen, ließ sie durch Barak in den Stämmen Naphthali und Sebulon ein Heer sammeln und zog selbst mit in den Krieg. Am Fuße des Tabor wurde Sissera geschlagen und auf der Flucht von einem Weibe ermordet. Dieser Sieg, der den Israeliten 40 Jahre Ruhe verschaffte, besangen D. und Barak in dem sog. Liede der D., das im Buche der Richter (Kap. 5) aufbewahrt worden ist.

Debordieren (frz.), überlaufen (von Gewässern, der Galle u. s. w.); auch ausschweifen; im militärischen Sinne: den Gegner überflügeln; Debordement, Überschwemmung; Ausschweifung.

Débouché (frz.), gleichbedeutend mit Ausgang, und zwar bezüglich einer diesseitigen Truppe der dem Gegner zunächst gelegene Anfang eines Engweges, Defilees u. s. w. Daher Debouchieren: über den Ausgang eines Defilees vorbrechen, eine Aufgabe, welche angesichts des Feindes erhebliche Schwierigkeiten darbietet. Die Ränder des D., bei Wäldern die Lisière, bei Dörfern die Umfassung, bei Brücken die Ufer u. s. w. müssen dann stark, möglichst auch mit Artillerie, besetzt werden; unter diesem Schutz sucht dann zunächst Infanterie Terrain zu gewinnen.

Debourfieren (das frz. débourser) bedeutet: bare Geldauslagen machen; Debourfement, bare Auslage.

Debra Tabor, Stadt im mittlern Abessinien, Landschaft Amhara, Hauptort der Provinz Begemeder, neben dem 2945 m hohen Berge Debra, war unter der Regierung Theodors eine Zeit lang Hauptstadt Abessiniens.

Debraux (Paul Emile), franz. Liederdichter, geb. 30. März 1796 zu Ancerville im Depart. Meuse, war seit 1816 an der Bibliothek der medizinischen Fakultät zu Paris angestellt, gab aber diesen Posten auf, um unabhängig der Litteratur zu leben. Sein Muster war Béranger; er griff wie dieser die Restauration heftig an und frischte die Erinnerungen des Kaiserreichs auf; ferner besang er den Wein, die Liebe und das Landleben. Sein Stil ist oft fehlerhaft und trivial, es fehlt ihm Bérangers Eleganz und Feinheit. Béranger schrieb für das gebildete Bürgertum, D. für die Arbeiter der Vorstädte. Er selbst erschien in den Kneipen, unter den Handwerkern, und sang seine patriotischen Refrains, die bald überall, in Dorf und Stadt, sehr beliebt wurden, nicht wegen ihres litterarischen Werts, sondern wegen des frischen, warmen, lebendigen Tons. Besonders bekannt sind von seinen Liedern: «La Colonne», «Le prince Eugène», «La veuve du soldat», «Marengo», «Le Mont Saint-Jean», «Fanfan la Tulipe», «T'en

souviens-tu», außerdem Potpourris in Desaugiers Manier, wie «Le cheval de Caligula», Bilder aus der damaligen Zeit, wie «Le carabin», mitunter auch schwungvolle Gedichte, wie «Lutèce», ein Lob auf Paris, und «Il est un Dieu». Im J. 1822 wurde D. zu einem Monat Gefängnis verurteilt. An der Julirevolution, die er in seinem Buch «Les Barricades» schildert, nahm er thätigen Anteil. Von schwächlicher Gesundheit, starb er schon am 12. Febr. 1831. D.' «Oeuvres complètes» erschienen 1833 (3 Bde., Par.).

Debreczin, eine der größten und bevölkertsten Städte Ungarns, seit 1693 königl. Freistadt, im Haiduken-Komitat im jenseitigen Theißkreise, an der Theißbahn, von welcher hier die Ungarische Nordostbahn abzweigt, in einer sandigen, wasserarmen Ebene, ist weitläufig gebaut und trägt den wahren Typus einer ungar. Stadt. Die Vorstädte sind jetzt mit der Stadt durch gepflasterte Straßen und Neubauten verbunden und laufen in eine große Heide aus. Das Stadtgebiet umfaßt 1012 qkm. Die innere oder Altstadt war ehedem von breiten Mauern und Gräben umgeben, durch welche acht Thore führten, die heute gänzlich verschwunden und durch Bauten und Gartenanlagen ersetzt sind. D. hat eine prachtvolle, mit zwei hohen Türmen gezierte reform. sowie eine kath. Pfarrkirche, ein Piaristenkloster, ein schönes Stadthaus und ein Theater, ist Sitz eines reform. Superintendenten, einer Distriktual-Gerichtstafel, einer Finanz-Bezirksdirektion und anderer Behörden, und hat außerdem eine Handels- und Gewerbekammer, eine Filiale der ungar. Bank, ein reform. Kollegium (für Theologen und Juristen), das älteste (1531) und blühendste in Ungarn mit einer großen Bibliothek und sonstigen Sammlungen; ferner ein Piaristen-Kollegium, ein reform. und ein kath. Gymnasium, eine landwirtschaftliche Akademie, eine Realschule, eine Handelsschule, eine kath. Hauptschule, einen botan. Garten mit Palmenhaus u. s. w. Auf der Promenade hinter der reform. Kirche befindet sich die Erzstatue des ungar. Dichters Csokonay, 1871 errichtet; ferner ein Denkmal für die bei D. 2. Aug. 1849 gefallenen Honvéds (sterbender Löwe auf hohem Felssockel). Die 51122 E. (1880) sind, mit Ausnahme etwa von 3000 Katholiken, reform. Glaubens, magyar. Stammes und zeichnen sich durch besondern Gewerbfleiß aus. Sie verfertigen namentlich wollene Zeuge, Mäntel, Leder, Schuhe, Kämme, Drechsler-, Holz- und Kürschnerwaren; die debrecziner Seife wie die thönernen Pfeifenköpfe, welche D. in großen Mengen liefert und selbst nach Frankreich und England verführt, sind berühmt. Außerdem finden sich hier eine Dampfmühle, eine Gas- und eine Zuckerfabrik. Ebenso ist der durch vier große Jahrmärkte geförderte Handel mit Horn- und Borstenvieh, Pferden, Speck und Honig sehr bedeutend. Die Stadt hatte sowohl in den Kämpfen zwischen Türken und Ungarn wie später des Glaubens wegen, nachdem sich die Bewohner 1552 auf einer hier gehaltenen Synode dem reform. Glauben zugewendet, viel zu leiden; so namentlich 1686 durch den kaiserl. General Grafen Caraffa. Von der Kanzel der großen reform. Kirche proklamierte Kossuth 14. April 1849 die Absetzung der habsburgischen Dynastie. Im Laufe des Revolutionskriegs diente D. als Zufluchtsstätte dem ungar. Landtage und der ungar. Regierung, als diese Anfang 1849 vor den kaiserl. Truppen Pest räumen mußten. Der Landtag tagte daselbst vom 9. Jan. bis zum 30. Mai. Am 3. Juli wurde D. von den Russen eingenommen; am 2. Aug. fand hier ein großes Treffen zwischen den Ungarn unter Nagy Sándor und den Russen statt. — Die Debrecziner Heide ist etwa 950 qkm groß; das Gebiet ist teils Sand-, teils Thonboden, aber im allgemeinen sehr fruchtbar.

Debure (Guillaume François), Bibliograph, geb. 1731 zu Paris, wurde Buchhändler und starb 15. Juli 1782. Er gab heraus: «Bibliographie instructive» (7 Bde., Par. 1763—68; Supplement 2 Bde., 1769) und «Catalogue des livres de M. Girardot de Préfond» (1757). — Sein Vetter und Associé, Guillaume D., geb. 1734, gest. 1820, gab ebenfalls sehr sorgfältig gearbeitete Kataloge heraus, wie den «Catalogue des livres de monsieur le duc de Lavallière» (3 Bde., Par. 1783).

Debuskop, s. unter Kaleidoskop.

Debusquieren (frz.), den Feind aus einer vorteilhaften Stellung vertreiben.

Debüt (frz.) heißt wörtlich Antritt und wird vorzugsweise von dem ersten Auftreten eines Schauspielers auf der Bühne gebraucht.

Der Debütant ist entweder ein Anfänger und macht mit seinem Auftreten überhaupt den ersten theatralischen Versuch, oder er ist ein fremder Schauspieler, der seine erste Gastrolle oder seine erste Rolle im neuen Engagement gibt.

Dec., auch ***De C.***, bei naturwissenschaftlichen Bezeichnungen Abkürzung für De Candolle (Augustin Pyrame).

Deca..., Artikel, die man hier vermißt, sind unter Deka... aufzusuchen.

Decabristen, die russ. Aufständischen von 1825, s. Dekabristen.

Décade und **Décadrier**, s. unter Dekade.

Decadence (frz.; Decadenz), Verfall, Abnahme, Verschlechterung.

Decaen (Charles Matthieu Isidore, Graf von), franz. General, geb. 13. April 1769 in Caen, trat 1792 in die Nationalgarde ein und war bei Moreaus Rückzug 1796 bereits Brigadegeneral. Er trug 1800 als Divisionsgeneral viel zum Siege bei Hohenlinden bei und wurde 1802 Generalgouverneur der franz. Niederlassungen in Indien, später Gouverneur von Isle de France, wo er sich 1810 den Engländern ergeben mußte. Nachdem er 1811 nach Frankreich zurückgekehrt war, wurde er Gouverneur von Catalonien und schlug 1813 die Engländer mehrmals. Obgleich er sich 1814 den Bourbonen unterworfen hatte, nahm er doch 1815 ein Kommando unter Napoleon I. an. Er starb 9. Sept. 1832.

Decaen (Claude Théodore), franz. General, Sohn des vorigen, geb. 30. Sept. 1811 zu Utrecht, erhielt seine Ausbildung in der militärischen Spezialschule zu Paris und trat 1829 als Unterlieutenant in das 21. Linienregiment. Er machte den ersten alger. Feldzug 1830—31 mit und stieg 1832 zum Oberlieutenant, 1838 zum Kapitän, dann zum Kapitän-Adjutantmajor auf. In gleicher Eigenschaft trat er 1840 in das 7. Fußjägerbataillon, wurde 1850 Bataillonschef im 62. Linienregiment und erhielt 1851 das Kommando des 1. Fußjägerbataillons, mit welchem er nach Afrika zurückkehrte und dort bis 1854 verblieb; 1853 zum Oberstlieutenant avanciert, wurde er 1855 nach der Krim gesandt und dort zum Obersten im 7. Linienregiment befördert. Als solcher zeigte sich D. während der

ganzen Belagerung als ein mutiger und geschickter Führer und wurde zur Auszeichnung für den beim Sturme auf Sewastopol bewiesenen Mut 1855 zum Brigadegeneral ernannt, im ital. Feldzuge von 1859, am Tage nach der Schlacht von Magenta, aber an Stelle des vor dem Feinde gefallenen Generals Espinasse zum Kommandeur der 2. Infanteriedivision im 2. Korps (Mac-Mahon) befördert. Seinen Hauptruf als Militär erlangte D. in der Schlacht bei Solferino, wo er mit dem General La Motterouge nahe bei San-Cassiano, am Fuße des Fontanahügels, das für die Franzosen bereits verlorene Gefecht wieder zum Stehen brachte. Nach dem Friedensschluß trat er an die Spitze der 2. Infanteriedivision der Armee von Paris, übernahm beim Ausbruch des Deutsch-Französischen Kriegs von 1870 die 4. Infanteriedivision im 3. Korps (Bazaine) und 12. Aug. das Kommando über dieses Armeekorps. Am 14. Aug. wurde er in der Schlacht von Colombey-Nouilly tödlich verwundet und starb 17. Aug. zu Metz.

Decagynus oder dekagynisch (zehnweibig) nennt man in der Botanik eine Blüte (flos decagynus), die mit zehn Griffeln oder Narben versehen ist. Decagynia bezeichnet im Linnéschen System je eine Ordnung der Klassen 1—13; die in dieselben gehörenden Pflanzen haben dekagynische Blüten.

Decaisne (Henri), belg. Maler, geb. 27. Jan. 1799 in Brüssel, war Schüler von J. L. David, François, Gros und Girardet, und ließ sich dann als Porträtmaler in Paris nieder, wo er 17. Okt. 1852 starb. Von seinen histor. Gemälden sind zu nennen: Abschied Karls I. von seinen Kindern, Cromwell und seine Tochter, Hagar in der Wüste.

Decaisne (Joseph), Botaniker, Bruder des vorigen, geb. 18. März 1807 zu Brüssel, widmete sich zuerst unter Leitung seines Bruders der Malerei, studierte aber seit 1823 an der École de médecine zu Paris. Er wurde 1830 Hilfsbeamter am Musée d'histoire naturelle, 1848 Professor der Botanik daselbst, 1851 Professor am Jardin des plantes zu Paris. Unter seinen zahlreichen Schriften sind hervorzuheben: «Histoire de la maladie des pommes de terre» (Par. 1846), «Flore élémentaire des jardins et des champs» (2 Bde., 1855; 2. Aufl. 1865), «Le jardin fruitier du muséum» (Par. 1858), «Traité général de botanique descriptive et analytique» (Par. 1867), «Manuel de l'amateur des jardins» (4 Bde., Par. 1862—72).

Decalo (vom ital. calo), die Abnahme an Gewicht durch Eintrocknen; decalieren, durch Eintrocknen leichter werden.

Decamerone, il, der Novellencyklus des Boccaccio (s. d.).

Decampement (frz.), das Abbrechen eines Lagers; decampieren, das Lager abbrechen.

Decamps (Alexandre Gabriel), franz. Maler, geb. 3. März 1803 zu Paris, Schüler des Akademikers Abel de Pujol, brach sehr bald mit den klassischen Schulprinzipien von Stil und Nachahmung der Antike und bildete sich durch Studien nach der Natur. Er begleitete 1827 den Marinemaler Garneray nach Griechenland und besuchte Konstantinopel und einen Teil der Küste von Kleinasien. Hier sammelte er Studien und Skizzen zu Bildern, von welchen namentlich: Die Scharwache in Smyrna (1831, in der Sammlung des Lord Hertford zu Paris) durch die Neuheit des Inhalts und Vortrags ungemeines Aufsehen erregte. Andere treffliche Bilder waren: Die mit einer Schildkröte spielenden Kinder, die Hinrichtung, das türk. Kaffeehaus. Auch malte er Hundekomödien, und von allen Werken des gefeierten Künstlers erlangten vielleicht keine einen so hohen Grad der Popularität als seine travestierten Affenstücke, in welchen die menschliche Physiognomie auf die feinste und ergötzlichste Art persifliert ist. Dauernde Vorliebe aber hegte D. für modern-orient. Gegenstände, wo pittoreske Gebäude, prächtige Gerätschaften, farbenglühende Teppiche, reichgeschmückte Figuren sein auf energische Beleuchtung und brillante Tonfülle gerichtetes Streben begünstigten. Selbst alte biblische Historien, die seinen Pinsel beschäftigten, verlegte D. in diese ihm geläufige orient. Welt der Gegenwart. D. starb 22. Aug. 1860 zu Fontainebleau bei einer Jagd infolge eines Sturzes vom Pferde. Ganz besonders anziehend sind seine Bilder durch eine bedeutende Kraft, Frische und Helligkeit im Wiedergeben der Wirkungen des Sonnenlichts, worin ihm keiner seiner zahlreichen Nachahmer gleichkommt. D. hat selbst einige von seinen Kompositionen radiert und nach seinen Gemälden und Zeichnungen sind viele Lithographien und Kupferstiche verfertigt worden. Vgl. Moreau, «D. et son œuvre» (Par. 1869).

De Candolle (Augustin Pyrame), einer der berühmtesten Botaniker der neuern Zeit, stammt von einer altadeligen Familie der Provence, die der Glaubensverfolgungen wegen 1558 nach Genf auswanderte, wo er 4. Febr. 1778 geboren wurde. Nachdem er auf dem Gymnasium zu Genf eine klassische Bildung erworben, faßte er den Entschluß, sich histor. Studien zu widmen; aber ein längerer Aufenthalt auf einem väterlichen Landgute zu Yverdon und besonders die anregenden Vorlesungen Vauchers (1796) gaben seinen Bestrebungen eine andere Richtung. Er ging nach Paris, wo er sich seit 1796 anfangs eifrig mit Chemie und Physik beschäftigte, dann jedoch allmählich das Gebiet der Botanik zum Gegenstand seiner weitern selbständigen Forschungen und Arbeiten wählte. In seinem vortrefflichen «Essai sur les propriétés médicales des plantes» (Par. 1804; 2. Aufl. 1816; deutsch von Perleb mit Zusätzen, Aarau 1818) legte er Zeugnis von seinem erfolgreichen Streben ab, die Botanik mit den Lehren der Physik und Chemie in Verbindung zu setzen. Obgleich 1802 als Professor an die genfer Akademie berufen, zog er es doch vor, in Paris zu bleiben, wo er 1804 am Collége de France seine ersten botan. Vorlesungen hielt. In demselben Jahre veröffentlichte er auch die ersten Bände der «Flore française», welche, ungeachtet Lamarcks Name auf dem Titel stand, sein eigenes Werk war. Im Auftrage der Regierung bereiste D. hierauf (1806—12) sämtliche Provinzen Frankreichs und des damaligen Königreichs Italien, um botan. und agronom. Forschungen anzustellen, trat auch 1810 die ihm bereits 1807 übertragene Professur an der Akademie zu Montpellier wirklich an, legte dieselbe aber infolge der Restauration wieder nieder und wandte sich nach Genf zurück, wo der Staatsrat für ihn eine eigene Professur begründete, die er 8. Nov. 1816 antrat. Mit ungewöhnlichem Lehrtalent begabt, wirkte er seitdem daselbst sowohl an der Akademie wie auch durch Vorlesungen vor weitern Kreisen und Fremden. Nach langjähriger Kränklichkeit starb er 9. Sept. 1841 in Genf.

D. erwarb sich um die Pflanzenkunde die größten Verdienste. Namentlich trug er durch seine geistreiche

und eigentümliche Behandlung der Wissenschaft wesentlich zur Verbreitung und innern Festigung des sog. natürlichen Systems bei. Seine beiden Hauptwerke sind das nach einem zu weit angelegten Plane begonnene «Regni vegetabilis systema naturale» (Bd. 1 u. 2, Par. 1818—21) und der «Prodromus systematis naturalis regni vegetabilis» (Bd. 1—17, Par. 1824—73, vom 8. Bde. ab [für die Dikotyledonen] von seinem Sohne fortgeführt), eins der bedeutendsten botan. Werke der neuern Zeit, in welchem er den Inhalt des erstern gedrängter zusammenfaßte. Von D.s übrigen Werken sind noch besonders hervorzuheben: «Théorie élémentaire de la botanique» (Par. 1813; 3. Aufl., von Alphonse D., Par. 1844), welche Schrift eine Menge neuer und tüchtiger Ansichten in Umlauf brachte und in mehrere Sprachen (ins Deutsche von Sprengel, 2 Bde., Lpz. 1820) übersetzt wurde; «Organographie végétale» (2 Bde., Par. 1827), «Physiologie végétale» (3 Bde., Par. 1832); «Collection des mémoires pour servir à l'histoire du règne végétale» (8 Bde., Par. 1828—38). D. hinterließ, außer andern Sammlungen, ein wohlgeordnetes Herbarium von mehr als 70000 Pflanzenarten, welches an seinen Sohn Alphonse überging.

Alphonse Louis Pierre Pyrame D., der Sohn des vorigen, geb. zu Paris 28. Okt. 1806, war eine Zeit lang ebenfalls Professor an der Akademie zu Genf und hat sich besonders durch die Fortsetzung des «Prodromus» seines Vaters, die «Introduction à l'étude de la botanique» (2 Bde., Par. 1835; deutsch von Bunge, 2. Aufl., Lpz. 1844) und die «Géographie botanique raisonnée» (2 Bde., Par. 1855) einen geachteten Namen erworben. Seine «Lois de la nomenclature botanique» (Par. 1867; deutsch, Bas. 1868) wurde von dem Internationalen botanischen Kongreß zu Paris im Aug. 1867 als allgemein gültig angenommen. Auch gab er außer einer «Histoire des sciences et des savants depuis deux siècles» (Genf 1872) seines Vaters «Mémoires et souvenirs» (Genf 1862) heraus. In neuester Zeit erschien von ihm in der «Bibliothèque scientifique internationale» eine Schrift: «Origine des Plantes cultivées» (Par. 1883); zugleich mit seinem Sohn gab er heraus: «Monographiae phanerogamarum prodromi nunc continuatio nunc revisio» (4 Bde., Par. 1878—81).

Casimir Pyrame D., Sohn des vorigen, geb. 1836 zu Genf, widmete sich gleichfalls der Botanik; er bearbeitete einige Familien im «Prodromus». Von seinen andern Publikationen ist noch zu erwähnen eine Schrift über die Gesetze der Blattstellung: «Theorie de l'angle unique en phyllotaxie» (Genf 1865).

Decandrus oder dekandrisch (zehnmännig) nennt man in der Botanik eine Blüte, die zehn Staubfäden besitzt (flos decandrus). Im Linnéschen System bezeichnet Decandria die 10. Klasse, zu welcher alle diejenigen Pflanzen gehören, deren Blüten zehn freie, d. h. nicht miteinander verwachsene Staubgefäße besitzen.

Decantieren, s. Dekantieren.

Decapieren (frz.), eine vorbereitende Operation der Galvanotechnik, bezweckt die Beseitigung aller fremden Stoffe von der Oberfläche der mit einem galvanischen Niederschlage zu überziehenden Metallgegenstände. Erlaubt es die Natur des Arbeitsstücks, so ist ein schwaches Ausglühen das sicherste Mittel, um Fett und sonstigen Schmutz zu beseitigen; ist dies nicht thunlich, so ersetzt man es durch anhaltendes Kochen in einem Sodabade. Die geglühten oder in Soda gekochten Gegenstände werden in Säure gebeizt, Eisen und Zink in verdünnter Schwefelsäure (1 : 50), Kupfer, Messing, Bronze in stärkerer Schwefelsäure (1 : 10), Neusilber in verdünnter Salpetersäure (1 : 10). Während des Beizens werden die Arbeitsstücke wiederholt mit der Kratzbürste bearbeitet und dieses wird so lange fortgesetzt, bis eine rein metallische Oberfläche zum Vorschein kommt, worauf die Arbeit schließlich durch Spülen in reinem Wasser beendet wird. Nach dem D. kommen die Gegenstände unmittelbar, ohne länger der Luft ausgesetzt gewesen zu sein, in das galvanische Bad; eine Berührung derselben mit den Händen ist dabei möglichst zu vermeiden, da durch den fettigen Schweiß an den betreffenden Stellen nichtleitende Überzüge entstehen können.

Decapitieren (frz.), enthaupten, köpfen; Decapitation, Enthauptung.

De Castriesbai, s. Castriesbai.

De Castro (Giovanni), ital. Schriftsteller, geb. 1835 zu Padua, studierte zu Mailand und Padua Philologie, Archäologie und Jurisprudenz; und wandte sich sodann der journalistischen Thätigkeit zu. Wegen seiner satirisch-humoristischen Artikel wurden die von ihm redigierten Zeitschriften: «Il Caffè» und «Il Panorama» zu wiederholten malen konfisziert. Von 1861 bis 1866 war er der bedeutendste Mitarbeiter des mailänder «Politecnico», für welches er zahlreiche, zum Teil umfassende und wichtige Arbeiten lieferte. Im J. 1863 gründete er den «Circolo della Libreria italiana», deren Sekretär er wurde. Seit 1866 widmete er sich vorzüglich der Lehrthätigkeit, ward Professor an mehrern höhern Schulen, zuletzt an der königl. Akademie der Künste in Mailand. Er schrieb: «Ugo Foscolo» (Mail. 1861), «Il libro del soldato» (Mail. 1861), «I processi di Mantova» (Mail. 1864), «L'Europa contemporanea» (Mail. 1865), «Storia di un cannone» (Mail. 1866), «Anime sorelle» (unter dem Pseudonym Aldo, Mail. 1866), «Il Brennero» (Mail. 1867), «Tempeste del cuore» (Mail. 1869), «Ore giovanili» (Mail. 1871), «La Morale dell' Operaio» (Tur. 1873), «Storia di casa nostra» (Mail. 1873), «Arnaldo da Brescia e la Rivoluzione romana del XII secolo» (Livorno 1875), «Fulvio Testi e le Corti italiane nella prima metà del XVII secolo» (Mail. 1875), «I popoli dell' antico Oriente» (2 Bde., Mail. 1878), «La Storia nella poesia popolare milanese» (Mail. 1879), «Milano e la Repubblica Cisalpina giusta le poesie, le caricature ed altre testimonianze dei tempi» (Mail. 1879), «Fratellanze secrete» (Mail. 1880), «Cento anni fa» (Mail. 1881) u. a.

Sein Vater, Vincenzo D., geb. 1812, erwarb sich als Patriot, als pädagogischer Schriftsteller und als Journalist einen geachteten Namen.

Decatur, mehrere Ortschaften in den Vereinigten Staaten von Amerika; bemerkenswert sind:

Decatur, Hauptstadt des County Macon im Staate Illinois auf dem rechten Ufer des Sangamon in reicher, fruchtbarer Gegend, zählt (1880) 9518 E. Es kreuzen sich hier die Illinois-Central-, die Toledo-Wabash-Western-, die Decatur-Sullivan-Mattoon, die Monticello- und die Pekin-Lincoln-Decatur-Eisenbahnen.

Decatur, Ort im Staate Georgia, Hauptstadt des County De Kalb, 8 km östlich von

Atlanta gelegen, mit etwa 500 E., bekannt durch einen Angriff, welcher in seiner Nähe (bei Stone Mountain) am 20. Juli 1864 von den Konföderierten unter Hood gegen einen Teil der Shermanschen Armee unter Thomas gemacht wurde und der damit endigte, daß erstere nach einem heißen Kampf und starken Verlusten auf beiden Seiten zurückgewiesen wurden.

Decazes (Elie, Herzog von), franz. Staatsmann, 28. Sept. 1780 zu St.-Martin de Laye im Gironde-Departement geboren, widmete sich der jurist. Laufbahn und ließ sich zu Libourne als Advokat nieder. Unter dem Konsulat ging er nach Paris, wurde Richter am Seine-Gerichtshof, bald darauf (1806) Rat am kaiserl. Gerichtshof und noch in demselben Jahre vom König von Holland nach dem Haag berufen, dessen Vertrauen er in hohem Grade erlangte. Später (1811) trat er auf Wunsch der Mutter des Kaisers in deren Dienste und erhielt auch um dieselbe Zeit wiederum eine Anstellung als Rat beim obersten Gerichtshofe des Reichs. Nach dem Sturze Napoleons schloß sich D. den Bourbons an, und sein gewandtes Benehmen nach der Schlacht bei Waterloo, indem er auf eigene Verantwortung im Namen des Königs die Polizeipräfektur zu Paris übernahm und die Ruhe und Ordnung aufrecht erhielt, erwarb ihm die Gunst Ludwigs XVIII., der ihn nach Fouchés Rücktritt 24. Sept. 1815 zum Polizeiminister ernannte, nachdem er ihn bereits 27. Jan. 1815 in den Grafenstand erhoben hatte. Er gewann allmählich in hohem Grade das Vertrauen des Königs, sodaß ihn dieser vor allen Ministern auszeichnete und zum Hauptorgan seiner zwischen den Parteien schwankenden Politik erkor. D. zog sich dadurch den Haß aller Parteien, namentlich aber den der Ultraroyalisten zu. Nach der Ermordung des Herzogs von Berri (13. Febr. 1820) beschuldigte ihn diese Partei vor der Kammer der Mitschuld an dem Attentat, weil seine revolutionäre Politik den Mörder zu seiner That veranlaßt habe. Nur auf heftiges Andringen gelang es jedoch, Ludwig XVIII. zur Verabschiedung seines Ministers zu bewegen, nachdem derselbe 20. Febr. 1820 zum erblichen Herzog erhoben und zum franz. Gesandten am Hofe zu London ernannt worden war. D. blieb auf diesem Posten bis zum Sturze des Herzogs von Richelieu im Dez. 1821, der ihm als Ministerpräsident gefolgt war. Unter dem Ministerium Villèle nahm er in der Pairskammer, der er bereits seit 1818 angehörte, an allen wichtigern Debatten teil, hielt sich aber stets zu den Gegnern der Regierung. Nach der Julirevolution von 1830 schloß er sich der Dynastie Orléans an und diente derselben mit großem Eifer als Großreferendar der Pairskammer. Nach der Februarrevolution von 1848 zog sich D. ins Privatleben zurück und widmete sich vorzugsweise der Förderung der Agrikultur und des Fabrikwesens. Er starb 25. Okt. 1860 in der von ihm gegründeten Stadt Decazeville.

Decazes (Louis Charles Elie Amanieu, Herzog von D. und Glücksberg), franz. Staatsmann, der älteste Sohn des vorigen, vor des Vaters Tode Marquis D., geb. 9. Mai 1819, war längere Zeit franz. Gesandter zu Madrid und Lissabon, zog sich aber 1848 ebenfalls ins Privatleben zurück. Im Febr. 1871 trat D. wieder ins öffentliche Leben, indem er im Depart. Gironde ein Mandat für die Nationalversammlung annahm, wo er Führer der gemäßigten Fraktion der Orléanisten wurde. Im Sept. 1872 ging er unter der Präsidentschaft von Thiers als franz. Botschafter nach London und wurde 26. Nov. 1873 bei der Neubildung des Ministeriums Broglie Minister der auswärtigen Angelegenheiten, welche Stellung er dann auch noch in verschiedenen Ministerien unter der Präsidentschaft des Marschalls Mac-Mahon bekleidete. Bei den Stichwahlen vom 5. März 1876 wurde D. im 8. pariser Arrondissement in die Deputiertenkammer gewählt. Auch in das Ministerium Broglie-Fourtou vom 16. Mai 1877 ging D. als Minister des Auswärtigen über und gehörte demselben bis zum Rücktritt dieses Kabinetts (Nov. 1877) an. Bei den Wahlen des 14. Okt. 1877 wagte er nicht, eine gewisse Niederlage voraussehend, als Kandidat in Paris aufzutreten. Er wurde im Arrondissement Puget-Théniers (Seealpen) mit geringer Majorität gewählt; aber 17. Dez. 1878 wurde seine Wahl von der Kammer kassiert, worauf sich D. ins Privatleben zurückzog.

Decazeville, Stadt im franz. Depart. Aveyron, Arrondissement Villefranche, 4 km im NNO. von Aubin, an dem zum Lot fließenden Riaumort, durch Zweigbahn nach Viviez mit der Orléansbahn verbunden, hat ein Denkmal des Herzogs Decazes und eine Papierfabrik und zählt (1876) 5968, als Gemeinde 9547 E. Bei der Stadt befinden sich Steinkohlenlager und Eisenwerke, welche 1827 gegründet worden sind; 3000 Arbeiter liefern jährlich im Mittel 26000 t Roheisen; dabei sind Freischulen, Arbeiterwohnungen, Asyle, gegenseitige Hilfsgesellschaften gegründet.

Deccan, s. unter Ostindien.

Dece..., Artikel, die man hier vermißt, sind unter Deze... aufzusuchen.

Decebălus, König von Dacien (s. d.) zur Zeit der röm. Kaiser Domitian und Trajan, hatte die Würde eines Königs oder D. (denn es ist ungewiß, ob D. der Titel oder Name des Mannes war) dadurch erlangt, daß er durch seine überlegene Tüchtigkeit die sämtlichen dacischen Teilfürsten nötigte, ihm zu huldigen. D. ist berühmt durch seine Kriege mit den Römern, die er zur Zeit Domitians (86 n. Chr.) mit einem Einfalle in Mösien eröffnete, dessen Statthalter Oppius Sabinus von ihm geschlagen und getötet ward. Domitian zog hierauf selbst gegen ihn, überließ jedoch die Führung des Kriegs dem Cornelius Fuscus, der in Dacien eindrang, aber in dem feindlichen Lande bald seinen Untergang fand. Glücklicher war bei dem zweiten Zuge Domitians Feldherr Tertius Julianus (88 n. Chr.). Dennoch sah sich der Kaiser, der sich selbst gegen die Markomannen gewendet hatte und von diesen geschlagen worden war, genötigt, mit D. Frieden zu schließen, und diesem, der in eine Art Vasallenverhältnis zu Rom trat, einen jährlichen Tribut zu bewilligen (90 n. Chr.), und außerdem zahlreiche Handwerker und Künstler zu schicken. Denn D. suchte nicht bloß sein Heer nach röm. Art auszubilden, sondern auch sein Volk zu civilisieren. Der Kaiser Trajan erneuerte sodann den Krieg gegen D. und erfocht 101—102 n. Chr. in Dacien selbst Siege. D. bat um Frieden und erhielt ihn, jetzt zu voller Abhängigkeit herabgedrückt, brach ihn aber schon 104. Hierauf führte Trajan sein Heer über eine (in 18 Monaten in der Gegend des jetzigen Czernetz in der Walachei erbaute) steinerne Brücke über die Donau nach Dacien (105), schlug

den D. und eroberte seine Hauptstadt Sarmizegethusa, worauf dieser (Ende des J. 106 oder 107 n. Chr.) sich selbst tötete und sein Land röm. Provinz wurde. Diese Kriege sind auf der Trajanssäule dargestellt.

Decedieren (lat.), abgehen, abweichen.

Decelea, s. Dekelea.

Decem (lat., Zehn), s. Zehnt.

December, s. Dezember.

Decempĕda (lat.), die zehnschuhige Meßrute der Feldmesser; daher Decempedator, Feldmesser.

Decem primi, die ersten Zehn, hießen im alten Rom und vielen ital. Städten Ausschüsse des Senats für besondere Geschäfte. Diese Ausschüsse wurden in der Regel aus den 10 oder auch 5 (quinque primi) oder 15 (quindecim primi) im Album (Senatorenverzeichnis) nach ihrer Rangordnung zu oberst verzeichneten Senatoren oder Decurionen gebildet. Auch in griech. Gemeinden wurden von den Römern solche Ausschüsse (δεκάπρωτοι) eingeführt, doch mit dem Unterschiede, daß die Teilnahme unter den Mitgliedern des Rats abwechselte und daß sie hier ausschließlich mit Eintreibung der Steuern beauftragt waren.

Decemviri, d. i. Zehnmänner, hießen im alten Rom mehrere obrigkeitliche Kollegien, die aus zehn Personen bestanden und deren Bestimmung durch einen Zusatz näher angegeben wird. Die berühmtesten sind die Decemviri consulari imperio legibus scribendis (nach älterer Schreibart scribundis), eine infolge des Antrags des Tribuns Terentilius Arsa zur Abfassung von Gesetzen für das J. 451 erwählte und mit der höchsten obrigkeitlichen Gewalt und außerordentlichen Befugnissen bekleidete Behörde. Auch für das J. 450 wurden, da die im Jahre zuvor gegebenen, auf 10 Tafeln verzeichneten Gesetze nicht völlig genügend erschienen, wieder Decemvirn erwählt, die noch 2 Tafeln hinzufügten (s. Zwölftafelgesetz) und ihr Amt ungesetzlich auch 449 fortführten, bis ihr Übermut ihre Aufhebung und die Wiedereinführung der alten Magistrate bewirkte.

Die Decemviri litibus (oder nach alter Schreibung stlitibus) judicandis waren eine richterliche Behörde, die in ungewisser Zeit, wahrscheinlich gleichzeitig mit den plebejischen Tribunen und Ädilen eingesetzt wurde. Von ihrer Kompetenz ist nur bekannt, daß sie in Freiheitsprozessen das Urteil zu finden hatten. Von wem sie früher ernannt wurden, ist nicht bekannt; im letzten Jahrhundert der Republik, vielleicht auch schon im vorletzten, wählte sie das Volk. Unter Augustus wurden dieselben Vorsitzer des Centumviralgerichts und erhielten sich als solche lange in der Kaiserzeit.

Die Decemviri sacrorum oder sacris faciundis, ein priesterliches Kollegium, für die Auslegung der Sibyllinischen Bücher und die Leitung der aus dem Auslande, namentlich aus Griechenland, in Rom eingeführten Kulte bestimmt, traten 368, da auch den Plebejern der Zutritt eröffnet ward, an die Stelle der frühern, für denselben Zweck angeordneten, nur patricischen Zweimänner (Duoviri oder Duumviri). Sulla erhöhte im J. 80 deren Zahl auf 15, die nunmehr demgemäß Quindecemviri genannt wurden.

Decendium (decem dies) war die vom Kaiser Justinian im röm. Recht eingeführte, vom spätern Prozesse des gemeinen Rechts beibehaltene Frist von 10 Tagen, innerhalb deren der Appellant seine Absicht, appellieren zu wollen, in bestimmter Weise an den Tag zu legen (die Appellation zu «interponieren») hatte, wenn er nicht des Rechts der Appellation verlustig gehen wollte. Die Frist lief vom Tage der Publikation des anzufechtenden Urteils, für unverteidigte Abwesende von erlangter Kenntnis des Urteils an. Im heutigen Prozeß hat sie keine Bedeutung mehr. (S. Berufung.)

Decennium (lat.), Zeitraum von 10 Jahren; daher Decennalia, ein Fest, das seit Augustus die röm. Kaiser mit Opfern, Spielen und Spenden feierten, so oft 10 Jahre der Regierung vergangen waren.

Decent (lat.), anständig, geziemend, sittsam; Decenz, Anstand, Schicklichkeit.

Decentius, der Bruder des Usurpators Magnentius, wurde von diesem 351 n. Chr. zum Cäsar ernannt und mit der Bewachung Galliens betraut, als Magnentius den Krieg in Illyrien gegen den Kaiser Konstantius II. eröffnete. Als aber Magnentius die Schlacht bei Mursa verloren hatte, veranlaßte Konstantius, um ihn völlig zu stürzen, im J. 352 den Alamannenkönig Chnodomar, in Gallien einzufallen. Von diesem wurde D. im offenen Felde geschlagen, und nachher in der Festung Sens blockiert. Um nicht in die Hand seiner Feinde zu fallen, tötete (353) D. schließlich sich selbst, nachdem kurz zuvor Magnentius in Lyon ebenfalls durch Selbstmord geendet hatte.

Decentralisation, s. u. Centralisation.

Deception (lat.), Täuschung, Betrug; deceptorisch, betrügerisch.

Deception, eine der 12 größern Inseln in der Neusüdshetland-Gruppe im Südpolarmeer nördlich von Palmerland und Louis-Philipp-Land, durch die Bransfieldstraße von diesen geschieden, in 62° 55′ südl. Br. und in 43° westl. L. von Ferro. Diese runde Insel, in Eis gehüllt, erhebt sich an der Nordseite steil, ist im S. aber niedriger, während die Ostseite 100 m hohe Eisklippen bietet, ähnlich wie auch im S. und SW. Umschlossen liegt darin in etwa 550 m Höhe der 8 km im Umfange haltende Kratersee Port-Foster, umgeben von mehr als 150 dampfenden Öffnungen und 60° C. heißen Quellen zwischen den gewaltigen Eismassen. Auch Lava und Aschenmassen finden sich unter dem Schnee. Auf dieser Insel stellte Kapitän Foster seine Beobachtungen über die Schwingungen des Pendels an.

Decernāt (lat.), Berichterstattung; auch Bezeichnung für die Unterabteilungen einer Behörde, welche für die Bearbeitung einzelner Fächer eingerichtet sind.

Decernent (lat.), dasjenige Mitglied eines richterlichen Kollegiums, welches die prozeßleitenden Verfügungen namens des Gerichts erläßt.

Decernieren (lat.), gerichtlich beschließen, einen Bescheid geben, ein Urteil fällen.

Decerpieren (lat.), abpflücken, abbrechen, mindern; Decerption, Minderung, Abbruch.

De Cesāre (Carlo), ital. Nationalökonom und Politiker, geb. 1824 zu Spinazzola in der Terra di Bari, widmete sich zu Neapel dem Studium der Rechtswissenschaften und nahm frühzeitig lebhaften Anteil an den revolutionären Bestrebungen seiner Landsleute, weshalb er von 1849 bis 1853 wegen polit. Vergehen verfolgt und eingekerkert wurde. Nach der Wiedergeburt Italiens ward er 1860 Generalsekretär der Finanzen zu Neapel und 1868 wurde ihm das Generalsekretariat des Ackerbaues,

der Industrie und des Handels übertragen. Er wurde mehrmals ins Parlament gewählt und ist gegenwärtig Senator des Königreichs Italien und Rat beim obersten Rechnungshof. Seine schriftstellerische Laufbahn eröffnete er mit den lyrischen Sammlungen: «Le ore di solitudine» und «Le armonie» (Neap. 1844), worauf ein Roman: «Il conte di Minervino, storia del Trecento» (Neap. 1845) folgte. Später widmete er sich erstern Studien, deren Früchte in einer langen Reihe von Schriften nationalökonomischen, statist., rechtswissenschaftlichen, polit. und histor. Inhalts niedergelegt sind. Darunter sind besonders erwähnenswert: «Dell' amministrazione della Giustizia nel regno delle Due Sicilie (Bari 1849), «Delle opere penali di P. Ulloa» (Bari 1850; 2. Aufl. 1852), «Intorno alla richezza pugliese» (Bari 1853), «Il mondo civile e industriale nel XIX secolo» (Neap. 1857), «Della scienza statistica etc.» (Neap. 1857), «Sul metodo statistico» (Palermo 1857), «Della industria asiatica» (Neap. 1858), «Della protezione e del libero cambio» (Neap. 1858), «Della proprietà intellettuale» (Neap. 1858), «Il sindacato governativo, le società commerciali e gli istituti di credito nel Regno d'Italia» (2 Bde., Flor. 1867—69), «Manuale popolare di economia pubblica» (2 Bde., Tur. 1862), «Del potere temporale del Papa» (2. Aufl., Neap. 1861), «Il primo unitario italiano» (2. Aufl., Neap. 1861), «L'Alleanza franco-italiana e la politica di Napoleone III» (Neap. 1862), «La Germania moderna» (2. Aufl., Rom 1874), «Le nuove storie» (Flor. 1876), «La vita, i tempi e le opere di Antonio Scialoja» (Rom 1879).

Decession (lat.), Abgang; Decessor, Amtsvorgänger.

Dechalandieren (frz.), jemandem die Kunden entziehen, abspenstig machen; auch eigene Kunden durch unfreundliche Behandlung u. s. w. verscheuchen.

Dechamps (Adolphe), belg. Staatsmann, geb. zu Melle in Ostflandern 17. Juni 1807, beschäftigte sich vor der Revolution von 1830 mit philos.-theol. Studien, huldigte sogar eine Zeit lang republikanischen Tendenzen und Lamennaisschen Theorien, wandte sich jedoch allmählich der orthodox-kath. Richtung zu. Seine Mitarbeiterschaft am genter «Journal de Flandres» und an der brüsseler «Émancipation» verschaffte ihm 1834 einen Sitz (für Ath) in der Zweiten Kammer. Hier entwickelte sich sein Talent als Redner sowie als tüchtiger Geschäftsmann. D. wurde 1842, unter der Verwaltung De Theux', Gouverneur der Provinz Luxemburg und ein Jahr später, an der Seite Nothombs, Minister der öffentlichen Arbeiten. Als solcher wirkte er besonders für die Vollendung des belg. Eisenbahnnetzes und war, in polit. Hinsicht, ein entschiedener Anhänger der damals geltenden sog. gemischten, d. h. aus liberalen und kath. Elementen zusammengesetzten Regierungsverfassung. Nach dem Sturze Nothombs und dem Eintritt Van de Weyers 1845 übernahm D. die Leitung des Auswärtigen, welchen Posten er auch noch bei De Theux' Eintritt (1846) und somit als Mitglied einer homogenen kath. Verwaltung bis zum Siege der Liberalen (Aug. 1847) behauptete. Vor seinem Rücktritt hatten ihn die meist liberal gesinnten Bürger von Charleroi, denen er manche materiellen Vorteile ausgewirkt, zu ihrem Repräsentanten gewählt, und als solcher behauptete er sich auf der Seite der kath. Opposition mit Ausnahme der J. 1857—59. Erst im Aug. 1864, infolge der durch die Ministerkrisis veranlaßten Kammerauflösung, kam D. um seinen Sitz in der Kammer, nachdem seine Bemühungen, auf demokratisch-religiöser Grundlage ein Ministerium der Rechten herzustellen, gescheitert waren. Seit vielen Jahren schon teilte D. seine Thätigkeit zwischen staatsmännischen und industriellen Interessen. Er gründete 1837 mit Dedecker die kath. «Revue de Bruxelles», welche bis 1850 bestand, und die er, wie später die noch bestehende ultramontane «Revue générale», mit gediegenen Aufsätzen unterstützte. Er starb 19. Juli 1875 auf seinem Landsitze bei Manage.

Dechamps (Victor), Kardinal-Erzbischof von Mecheln, jüngerer Bruder des vorigen, geb. zu Melle 6. Dez. 1810, schloß sich nach einer sorgfältigen Erziehung eifrig der von Lamennais vertretenen theol. Richtung an. In diesem Sinne schrieb er in mehrere polit. Blätter, bis er sich plötzlich 1832 dem theol. Studium in Tournay, Mecheln und Löwen zuwandte. Nach vollendeten Studien trat er in das Redemptoristenkloster zu St.-Trond, welches er kurz darauf mit dem Ordenshause Wittem bei Aachen vertauschte. Seine Missionspredigten in den verschiedenen Städten Belgiens, besonders in Lüttich und Brüssel, stellten ihn an die Seite der franz. Kanzelredner Ravignan, Lacordaire und Dupanloup. Nach einer Pilgerfahrt nach Rom (1849—50) übernahm er die Leitung eines Ordenshauses in Tournay und beteiligte sich eine Zeit lang am Religionsunterrichte des jetzigen Königs Leopold II. Er wurde Bischof von Namur 6. Sept. 1865, von wo er 20. Dez. 1867 auf den erzbischöfl. Sitz in Mecheln versetzt wurde. Im J. 1875 erhielt er den Kardinalshut, eine Belohnung für seine eifrige Beförderung des Infallibilitätsdogmas. D. hat eine große Anzahl polemischer, apologetischer und ascetischer Schriften geschrieben und sich besonders durch seine Angriffe gegen die Freimaurerei hervorgethan. In dem leidenschaftlichen Kampf, den seit dem belg. Schulgesetz von 1879 die röm. Kirche gegen das belg. Ministerium führt (s. unter Belgien), hat D. sich als eifriger Anhänger des Ultramontanismus bewährt.

Dechant, s. Dekan.

Decharge (frz.) heißt Entlastung, dechargieren entlasten. Man wendet beide Ausdrücke gewöhnlich an, wenn es sich um die Kassenverwaltung einer bestimmten Periode handelt, insbesondere bei öffentlichen und Privatgesellschaften. Es pflegt hierbei eine Kommission ernannt zu werden, welche die Kassenführung der bezüglichen Periode und den Abschluß prüft und nach Richtigfinden dem Kassierer schriftlich die D. erteilt, durch die das Zutreffen seines Rechnungswesens amtlich anerkannt und er selbst weiterer Verantwortlichkeit enthoben wird.

Dechargenmauer, jetzt auch Entlastungsmauer (frz. revêtement en décharge) genannt, als Bekleidungsmauer der Eskarpen in Festungen vorkommend, ist so konstruiert, daß hinter der die Sturmfreiheit des Walles bedingenden Mauer in bestimmten Abständen Strebepfeiler angebracht sind, welche als Widerlager von Gewölben dienen, die perpendikulär zur Mauerflucht stehen. Die Gewölbe nehmen den hauptsächlichsten Bodendruck der Brustwehr auf, der bei anliegendem Revetement auf letzterm, namentlich dem untern Teile desselben lastet und daher eine größere Stärke desselben bedingt

als bei D. Ein Herabstürzen des Walls findet erst statt, wenn die Strebepfeiler zerstört und die Gewölbe zum Einstürzen gelangt sind. Das Breschelegen ist daher bei D. erheblich schwieriger. Haben die eingewölbten Räume noch eine hintere Abschlußmauer, so entstehen Dechargen-Kasematten oder -Galerien, welche, wenn die vordere Mauer mit Schießscharten versehen ist, zugleich verteidigungsfähig sind. Haupteinwände gegen D. sind die großen Anlagekosten und die zur Sturmfreiheit notwendige bedeutende Höhe.

Dechen (Ernst Heinrich Karl von), hervorragender deutscher Geognost, Mineralog und Bergmann, geb. 25. März 1800 zu Berlin, besuchte 1818—19 die Universität daselbst, widmete sich dann praktischen Arbeiten als Bergmann und beschäftigte sich bis 1822 in Bochum und Essen bei den Bergämtern mit technischen und administrativen Arbeiten. Nach einer Reise durch den Bergamtsbezirk Düren, durch Belgien, Frankreich und Süddeutschland kam er im Nov. 1823 wieder nach Berlin und ward 1825 in der Abteilung für Bergwesen im Ministerium des Innern beschäftigt. Nachdem er hierauf 1826—27 eine Reise durch England und Schottland gemacht, ward er im Aug. 1828 in Stellvertretung eines Mitglieds des Oberbergamts nach Bonn gesandt. Er verblieb in dieser Stellung bis 1830, worauf er 1831 zum Oberbergrat und vortragenden Rat in der Ministerialabteilung für das Bergwesen ernannt wurde. Daneben erhielt er 1834 eine außerord. Professur für Bergbaukunde an der Universität zu Berlin. Im J. 1838 erfolgte seine Ernennung zum Geh. Bergrat und 30. Mai 1841 die zum Berghauptmann und Direktor des Oberbergamts zu Bonn. Auf der allgemeinen Industrieausstellung zu Paris 1855 fungierte D. als Präsident der Jurygruppe für Stahl und Stahlwaren. Im Winter 1859 auf 1860 übernahm er auf den Wunsch von der Heydts die interimistische Direktion der Abteilung für das Bergwesen im Handelsministerium, bis er Ende Mai 1860 auf seinen Posten nach Bonn zurückkehrte. In Anerkennung der von ihm geleisteten Dienste ward D. zum Oberberghauptmann mit dem Range eines Rats erster Klasse ernannt. Die große und durchgreifende Veränderung, welche in der Bergverwaltung des preuß. Staats infolge des Gesetzes vom 10. Juli 1861 eintrat, überhäufte die Oberbergamtsdirektion mit einer solchen Menge von Arbeiten, daß D., um sich die Freiheit für die von ihm begonnenen wissenschaftlichen Arbeiten zu wahren, den Entschluß faßte, 1. Jan. 1864 aus dem Staatsdienste auszuscheiden, wobei er seinen Wohnsitz in Bonn beibehielt. Seine litterarische Thätigkeit über Gegenstände der Geognosie, der Mineralogie, des Berg- und Hüttenwesens hat D. schon frühzeitig begonnen. Außer zahlreichen, zum Teil sehr bedeutenden Arbeiten, die meist nur in Zeitschriften und Sammelwerken erschienen, sind unter seinen selbständigen Werken hervorzuheben: «Geognost. Umrisse der Rheinlande zwischen Basel und Mainz» (2 Bde., Essen 1825), denen sich eine «Geognost. Karte der Rheinlande zwischen Basel und Mainz» (Berl. 1825) anschloß; die vielverbreitete «Geognost. Karte von Deutschland, England, Frankreich und den Nachbarländern» (Berl. 1839; 2. Bearbeitung 1869), «Sammlung der Höhenmessungen in der Rheinprovinz» (Bonn 1852), «Das Siebengebirge» (Bonn 1852; 2. Aufl. 1860), «Die Vulkanreihe der Vordereifel» (Bonn 1861) und «Der Laacher See» (Bonn 1864), welche Schriften aus den «Verhandlungen» des Naturhistorischen Vereins für die preuß. Rheinlande und Westfalen (seit 1847 unter der Präsidentschaft D.s) besonders abgedruckt wurden; ferner: «Die nutzbaren Mineralien und Gebirgsarten im Deutschen Reiche, nebst einer physiogr. und geognost. Übersicht des Gebietes» (Berl. 1873). Mit der geognost. Untersuchung der Rheinprovinz und Westfalens beauftragt, gab D. seit 1855 die vortreffliche «Geolog. Karte» dieser Provinzen heraus, welche bis 1865 in 34 großen Sektionen erschien. Zu derselben gehören die «Erläuterungen zur Geolog. Karte der Rheinprovinz und der Provinz Westfalen» (2 Bde., Bonn 1870—72). Außerdem gab D. noch die längst vorbereitete «Geolog. Karte von Deutschland» (2 Blatt, Berl. 1869) heraus. Um die Anerkennung der Geologie als einer selbständigen Wissenschaft mit weitreichenden praktischen Zielen hat D. sich außerordentlich verdient gemacht.

Dechenhöhle, eine prachtvolle, mit Stalaktiten geschmückte Höhle, welche 1868 bei Arbeiten an der Eisenbahn von Letmathe nach Iserlohn im mitteldevonischen Kalkstein entdeckt und auf Wunsch der Direktion und der Aktionäre der Bergisch-Märkischen Eisenbahn nach dem Oberberghauptmann von Dechen (s. d.) benannt wurde. Der Zutritt ist dem Publikum sehr erleichtert und eine besondere Anlage von 200 Gasflammen zu deren Beleuchtung gemacht worden. Die Höhle, soweit sie besucht werden kann, ist 300 m lang, besteht aus mehrern Erweiterungen oder Grotten, die durch schmälere Gänge in Verbindung stehen, und besitzt am östl. Ende einen natürlichen, am westlichen einen künstlichen Eingang.

Dechenit hat Bergemann zu Ehren des Oberberghauptmanns von Dechen (s. d.) ein seltenes Mineral genannt, welches kleintraubige oder dünnschalige, aus warzenförmigen Elementen bestehende Aggregate bildet, denen wahrscheinlich eine rhombische Pyramide zu Grunde liegt. Von roter, rotgelber und nelkenbrauner Farbe, der Härte 3,5 und dem spezifischen Gewicht 5,82, ist es in chem. Hinsicht das vanadinsaure Bleioxyd PbV_2O_6, mit 45,05 Vanadinsäure und 54,95 Bleioxyd. Es findet sich als schmale Trümmer im dunkelroten Letten des Buntsandsteins bei Niederschlettenbach in der Bayrischen Pfalz, auch als Krusten auf Quarz zu Zähringen bei Freiburg i. Br., sowie bei Kappel in Kärnten.

Decher, Decker, Dechent, Däcker (aus dem lat. decem, das mittellat. dicra, das griech. δέκα), bezeichnet bei verschiedenen Waren, die nach der Stückzahl berechnet werden, namentlich aber im Leder- und Rauchwarenhandel eine Anzahl von 10 Stück. In Fulda teilt man den Dechent Leder in 2 Polst zu 5 Stück. Der D. ist ein Viertel des Zimmer. Der engl. Ausdruck dafür ist dicker (man rechnet nach dickers auch Eisenstangen), der dänische deger oder degger.

Dechiffrierkunst, s. Chiffrier- und Dechiffrierkunst.

Deci... (vom lat. decem, zehn) als Vorsilben der franz. Namen des metrischen Systems, bezeichnet ein Zehntel des darauf folgenden Maßbegriffs, daher Decimeter (décimètre) = $^1/_{10}$ (0,1) m, Deciare = $^1/_{10}$ (0,1) Ar, Decistere = $^1/_{10}$ (0,1) Ster, Deciliter = $^1/_{10}$ (0,1) l, Decigramm = $^1/_{10}$ (0,1) g.

Deciaten, ein ligurischer Stamm im südöstl. Gallien, zwischen der Küste und der obern Druentia (Durance). Ihr Hauptplatz war Deciatum, zwischen Nicäa (Nizza) und Antipolis (Antibes).

Decidenz (neulat.), das Abfallen, Verfallen, Schwächerwerden.

Decidieren (lat.), entscheiden; **decidiert**, entschieden, entschlossen, bestimmt.

Decima (lat., zu ergänzen pars), der zehnte Teil, Zehnt (s. u. Decime); **decimae anni**, eigentlich der zehnte Teil des Jahres, die vierzigtägigen Fasten; **decimabel**, zehntbar, zehntpflichtig.

Decimāl (lat.), Bezeichnung für Zahlenverhältnisse, die auf der Zehn (lat. decem) beruhen. (S. Decimalbruch und Decimalsystem.)

Decimālbruch (vom lat. decem, zehn) heißt ein Bruch, dessen Nenner eine der Zahlen 10, 100, 1000 u. s. w., allgemein also eine aus 1 und angehängten Nullen bestehende Zahl (10 oder eine Potenz von 10) ist. Man läßt beim Schreiben den Nenner weg, muß aber darauf sehen, daß der Zähler ebenso viel Ziffern hat als der Nenner Nullen, was man, wenn der Zähler an und für sich weniger Ziffern haben sollte, durch vorgesetzte Nullen bewirkt. Den Stellen des Zählers (**Decimalstellen**) geht das **Decimalzeichen** voran, gewöhnlich ein Komma oder auch ein Punkt, vor welchem links eine ganze Zahl (wenn der Bruch ein gemischter ist) oder eine Null (wenn es ein reiner Bruch ist) steht. Demnach werden die Brüche $\frac{9}{10}$, $5\frac{73}{100}$, $\frac{137}{1000}$, $\frac{43}{10000}$ nach der Reihe so geschrieben: 0,9; 5,73; 0,137; 0,0043. Der Wert eines D. bleibt ungeändert, wenn man am Ende desselben rechts Nullen anhängt, oder Nullen, die daselbst stehen, wegläßt, während er sich verändert, wenn man am Anfange desselben, unmittelbar hinter dem Decimalzeichen, Nullen setzt oder wegläßt. Um einen gewöhnlichen Bruch in einen D. zu verwandeln, dividiert man mit dem Nenner in den Zähler, dem man zuvor eine oder mehrere Nullen angehängt hat; jede bei der Division gebrauchte Null gibt eine Decimalstelle. So erhält man: $\frac{1}{2}$ gleich 0,5; $\frac{3}{4}$ gleich 0,75; $\frac{7}{8}$ gleich 0,875 u. s. w. In den meisten Fällen wird die Division nie aufgehen; dann läßt sich der gegebene gewöhnliche Bruch nicht völlig genau in einen D. verwandeln, aber je weiter man die Division fortsetzt, desto weniger ist der gefundene D. von dem gewöhnlichen Bruche verschieden. Im Verlauf der Division wird bei solchen Brüchen immer endlich einmal, oft schon sehr bald, der Fall eintreten, daß ein schon früher dagewesener Rest wiederkehrt, oder ein Rest erhalten wird, der dem Zähler des gewöhnlichen Bruchs, wenn dieser ein echter war, gleich ist; dann kehren auch dieselben Ziffern des Quotienten, die von jenem Rest an erhalten wurden, wieder und wiederholen sich unaufhörlich; man kann daher die Division sofort abbrechen, wenn ein Rest sich wiederholt. Z. B. $\frac{2}{3}$ = 0,6666…, $\frac{8}{11}$ = 0,727272…, $\frac{4}{7}$ = 571428… Eine solche Folge wiederkehrender Decimalstellen heißt eine **Periode**; sie enthält höchstens so viel Stellen weniger eine, als der Divisor (Nenner des gewöhnlichen Bruchs, der vorher auf seine kleinste Benennung gebracht sein muß) Einheiten enthält; daß sie auch weniger Stellen haben kann, ergibt sich aus den beiden ersten der vorigen Beispiele. Die Rechnung mit Decimalbrüchen ist leichter als die mit gewöhnlichen Brüchen, weil die auf die Nenner bezüglichen Operationen wegfallen. Bei der Addition und Subtraktion von Decimalbrüchen hat man die gleichnamigen Stellen zu addieren und zu subtrahieren. Mit 32,728 multipliziert man eine gegebene Zahl, indem man sie der Reihe nach mit 3 Zehnern, 2 Einern, 7 Zehnteln u. s. w. multipliziert und die gleichnamigen Kolonnen der einzelnen Zeilen (Produkte) addiert. Durch 32,728 dividiert man die gegebene Zahl, indem man sie mit dem Nenner 1000 multipliziert (d. h. das Komma derselben drei Stellen weiter rechts rückt) und das Produkt durch 32 728 dividiert.

Decimālsystem nennt man dasjenige Zahlensystem (s. d.), dessen Grundzahl 10 ist, sodann diejenige Einteilungsart der Münzen, Maße und Gewichte, nach welcher jede höhere Einheit in 10 oder 100 oder 1000 u. s. w. niedrigere Einheiten geteilt wird, wie dies namentlich in dem **Metrischen System** der Fall ist. Dieses System empfiehlt sich durch die außerordentliche Leichtigkeit, mit welcher alle Reduktionen ausgeführt, d. h. Einheiten irgend einer Art auf eine höhere oder niedrigere Benennung gebracht werden können. Um die höhern Stufen, das Zehn-, Hundert-, Tausend- und Zehntausendfache der Maßeinheit zu bezeichnen, setzt man dem Namen der Maßeinheit die dem Griechischen entnommenen Worte Deka, Hekto, Kilo und Myria vor; um die Unterstufen, den zehnten, hundertsten und tausendsten Teil, zu bezeichnen, wendet man die dem Lateinischen entnommenen Worte Deci, Centi und Milli an. Die neuere Praxis beschränkt sich mehr und mehr auf Kilometer, Meter, Centimeter für Längen, auf Kilogramm, Gramm für Gewichte. So ist beim Längenmaß 1 Dekameter = 10, 1 Kilometer = 1000, 1 Myriameter = 10 000 Meter; 1 Decimeter = $\frac{1}{10}$, 1 Centimeter = $\frac{1}{100}$, 1 Millimeter = $\frac{1}{1000}$ Meter u. s. w. Durch die Maß- und Gewichtsordnung vom 17. Aug. 1868 wurde das D. auch für den Norddeutschen Bund eingeführt, von welchem es 1871 auf das gesamte Deutsche Reich überging. Dasselbe fand seitdem auch in zahlreichen andern Ländern statt.

Für das Münzwesen ist im Deutschen Reiche durch die Gesetze vom 4. Dez. 1871 und 9. Juli 1873 als Einheit die Mark (s. d.) festgesetzt, welche unmittelbar in 100 Pfennige eingeteilt wird; ebenso wird in Frankreich und den meisten Ländern der Lateinischen Münzkonvention (s. d.) die Einheit, der Franc (s. d.), unmittelbar in 100 Centimes eingeteilt. Ebenso teilt Österreich den Gulden in 100 Kreuzer, Italien die Lira in 100 Centesimi, die Niederlande den Gulden in 100 Cents, Griechenland die Drachme in 100 Lepta, Rußland den Rubel in 100 Kopeken, Schweden den Riksdaler in 100 Öre, China, Japan und die Vereinigten Staaten von Nordamerika den Dollar in 100 Cents.

Decimālwage (frz. balance décimale, engl. decimal balance), eine Wage, bei welcher das Zehnfache der Gewichtsstücke das Gewicht der gewogenen Last angibt. (S. **Brückenwage**.)

Decime, in der Musik die zehnte Stufe der diatonischen Leiter, vom Grundton aufwärts gezählt.

Decime (décime) heißt das Zehntel des franz. Franc = 10 Centimes, somit als Bruchteil der Geldeinheit = $8\frac{1}{10}$ Pfennig deutsche Währung. Der D. ist durch ein Münzstück vertreten, welches in Frankreich seit 1796 aus Kupfer hergestellt wurde, seit 1852 aus Bronze angefertigt wird. In Belgien prägte man die Stücke zu 10 Centimes seit 1861 aus Neusilber (durch das Gesetz sind diese als «Nickelmünze» bezeichnet); bis in 1860 münzte man sie aus Kupfer, später tauschte man diese Stücke gegen die neusilbernen um. In der Schweiz werden die Stücke zu 10 Rappen oder 10 Centimen (auch Batzen genannt) seit 1851 hergestellt, und zwar aus Nickel-

bronze mit einem Silberzusatz. In Italien erfolgt auf Grund der sog. Lateinischen Münzkonvention von 1865 die Prägung der Stücke zu 10 Centesimi ganz wie in Frankreich. In Rumänien prägt man (seit 1867) die Stücke zu 10 Bani (10 Centimes) gleichfalls genau wie die entsprechenden franz. Münzen, und so auch seit 1868 in Serbien die Stücke zu 10 Parà und neuerdings in Bulgarien die Stücke zu 10 Stotinki; in dem letztgenannten jungen Staate wurde die Münzprägung 30. Okt. 1880 zur Licitation ausgeschrieben.

D. (das lat. decima) wird ferner mehrfach ein Zuschlag zu gewissen Abgaben, vorzüglich zu Zöllen genannt (wenn er sich aus Kriegslasten herschreibt, speziell Kriegsdecime, Kriegszehnt, décime de guerre); dann hieß in Frankreich so die ehemalige Zehntsteuer auf die Einkünfte der Geistlichen, sowie (im Plural décimes) die jährliche Abgabe von geistlichen Pfründen an den König, der Pfründenzehnt.

Decimieren (vom lat. decem, zehn) heißt: von einem Heeresteil, der sich der Feigheit oder Meuterei schuldig gemacht, den zehnten Mann mit dem Tode bestrafen. Die Entstehung dieser grausamen Maßregel fällt in das Altertum. Bei den Römern soll sie zuerst der Konsul Appius Claudius Sabinus im Kriege gegen die Volsker 471 v. Chr. angewendet haben; in spätern Zeiten, besonders nach dem ersten Bürgerkriege, auch unter den Kaisern, kommt sie noch oft vor, freilich in der Form der Vicesimation oder der Centesimation, wobei jeden zwanzigsten, respektive hundertsten Mann der Tod traf. Im Mittelalter erscheint die Strafe seltener, und zum letzten mal ist sie im Dreißigjährigen Kriege nach der zweiten Schlacht von Breitenfeld 1642 an dem feldflüchtigen Regiment Madlo ausgeübt worden. Doch haben Feldherren auch später noch damit gedroht.

Decimo (ital., d. h. Zehntel), bis zur Einführung des franz. metrischen Systems (Ende 1870) ein kleines Längenmaß in Rom, der zehnte Teil der Oncia (des Zolls) und $^1/_{120}$ des Bau-Palmo (Palmo architettonico) = 1,8599 mm.

Decina (ital., d. h. Zehner), bis zur Einführung des franz. metrischen Systems (Ende 1870) ein Handelsgewicht in Rom von 10 Libbre oder Pfund = 3,39073 kg oder 6,78146 deutsche Pfund.

Decipieren (lat.), täuschen, betrügen.

Decision (lat.) heißt Entscheidung, richterliche oder gesetzgebende, besonders einer zweifelhaften Rechtsfrage. So bezeichnet L. Decisionis eine in den Codex Justinianeus aufgenommene Sammlung von 50 Konstitutionen Justinians zur Entscheidung jurist. Kontroversen. Im frühern sächs. Recht hießen D. (Decisiones electorales Saxonicae) die von Johann Georg II. im J. 1661 (die sog. ältern D.) und von Friedrich August II. im J. 1746 (die sog. neuern D.) gegebenen Entscheidungen teils öffentlich-rechtlicher, teils privatrechtlicher Streitfragen.

Decisiv (frz.), soviel wie entscheidend, z. B. Decisivdekret, Decisivreskript (s. d.), Decisivstimme (s. d.).

Decisive (frz.) ist dasjenige Verhältnis im Kriege oder Kampfe, welches die direkte Siegesentscheidung anstrebt. (Vgl. auch Demonstrative.)

Decisivreskript ist ein zur Entscheidung einer Rechtskontroverse erteiltes landesherrliches Reskript, das zunächst durch einen einzelnen Fall hervorgerufen, dann allgemeine Gültigkeit erhält.

Decisivstimme (votum decisivum) bedeutet im Gegensatze der bloß beratenden Stimme (votum consultativum) eine solche, welche bei dem Beschlusse nach Stimmenmehrheit mitgezählt wird. Dann versteht man aber auch darunter das Recht, bei Stimmengleichheit die Entscheidung zu geben, welches zuweilen dem Referenten, meist aber dem Vorsitzenden der Versammlung beigelegt ist, wenn nicht, wie dies auch vorkommt, die mildere Meinung in einem solchen Falle vorgezogen wird. Nach einigen Verfassungen hat der Präsident der parlamentarischen Versammlungen lediglich eine D.; derselbe stimmt vorerst gar nicht mit und gibt nur bei eintretender Stimmengleichheit durch seine Stimme den Ausschlag. Nach andern Verfassungen wird seine Stimme stets mitgezählt, gilt aber in dem Falle, daß Stimmengleichheit eintritt, doppelt.

Decisum (lat.), dem Worte nach gleichbedeutend mit Decision, bezeichnete in der Sprache der frühern gemeinrechtlichen Praxis in prägnantem Sinne eine richterliche Entscheidung ohne Beifügung von besonders extendierten Entscheidungsgründen, wie sie in minder wichtigen Sachen erteilt zu werden pflegt.

Decius, der Name eines röm. plebejischen Geschlechts, das namentlich durch die heldenmütige Aufopferung von dreien seiner Glieder für das Vaterland berühmt ist. — **Publius D. Mus** hatte als Kriegstribun 343 v. Chr. durch seine Einsicht und Tapferkeit das von den Samnitern eingeschlossene Heer des Konsuls Aulus Cornelius Cossus gerettet. Im J. 340 war er mit Titus Manlius Torquatus Konsul und zog mit diesem gegen die Latiner, mit welchen der Krieg in demselben Jahre ausbrach. Schon vor dem Beginn der Schlacht am Vesuv, heißt es in der sagenhaften Überlieferung, waren beide Konsuln übereingekommen, daß der, dessen Flügel weichen würde, durch seinen freiwilligen Opfertod den Sieg für Rom gewinnen solle. Als nun D. wahrnahm, daß seine Scharen wankten, weihte er sich und seine Feinde feierlich den unterirdischen Göttern und stürzte sich zu Roß mitten unter die Feinde; hier fand er den Tod, aber der Sieg ward den Römern zuteil. — Sein Sohn gleiches Namens, nicht minder ausgezeichnet durch Tapferkeit und Kriegskunst, die er gegen die Samniter und Etrusker bewährte, als durch seine Thätigkeit im innern Staatswesen, ward mit Quintus Fabius 297 zum drittenmal Konsul. Als solcher schlug er bei Maleventum die Apulier, die den Samnitern zu Hilfe kommen wollten, und verheerte hierauf mit jenem das Land der letztern. In seinem vierten Konsulat, 295, in welchem er wieder Kollege des Fabius war, hatte Rom mit den verbündeten Samnitern, Etruskern, Galliern und Umbrern zugleich zu kämpfen. D. führte, so wird erzählt, in der Schlacht bei Sentinum gegen Gallier und Samniten den linken Flügel, der den Galliern gegenüberstand, und weihte sich, da er sah, wie die Seinen durch die gallischen Streitwagen in Verwirrung kamen, dem Beispiele seines Vaters folgend, dem Tode, durch den er, wie jener, seinem Vaterlande den Sieg gewann. — Auch von seinem gleichnamigen Sohne erzählte die Sage, daß er sich in der Schlacht bei Asculum 279, in welcher er mit Publius Sulpicius dem Pyrrhus lange den Sieg streitig machte, geopfert habe.

Decius (Gajus Messius Quintus Trajanus), röm. Kaiser, war 201 n. Chr. zu Budalia bei Sirmium in Unterpannonien geboren und Senator unter dem Kaiser Philippus, der ihn 249 nach Mösien sendete, um daselbst nach einem Aufstand der Legionen die strenge Zucht wiederherzu-

stellen. Doch diese nötigten ihn, selbst den Purpur anzunehmen, und Philippus verlor bei Verona zu Anfang des Herbstes 249 gegen ihn Schlacht und Leben. Während seiner Regierung verfolgte D., ein eifriger Verehrer altröm. Zustände, die Christen mit Grausamkeit, zeigte sich aber als Regent kraftvoll und thätig. Schon im Nov. 251 fiel D. nebst seinem Sohne in einer Schlacht gegen die Goten bei Forum Trebonii in der Dobrudscha.

Decius (Nikolaus), evang. Liederdichter des 16. Jahrh., war 1519 Propst des Klosters Steterburg bei Wolfenbüttel, 1522 Lehrer an der St. Katharinen- und Ägidienschule zu Braunschweig, seit 1523 evang. Prediger zu Stettin, wo er auch starb. D. soll die evang. Lieder «Allein Gott in der Höh'» (1526), «O Lamm Gottes unschuldig» (1531) und «Heilig ist Gott der Vater» (1531) aus dem Lateinischen des «Gloria in excelsis», «Agnus Dei» und «Sanctus» ins Deutsche übertragen haben. Sie erschienen zuerst niederdeutsch, doch wurden die beiden ersten bereits 1539 in das hochdeutsche Gesangbuch (gedruckt in Leipzig von Velten Schumann) aufgenommen. Nun ist aber in der Geschichte Stettins von einem Prediger D. nichts bekannt. Dagegen wird berichtet, daß in Stettin etwa seit 1523 ein Prediger Nikolaus a Curia (von Hoffe, von Hof) die Reformation vertrat und am 21. März 1541 ein Prediger Nikolaus Houesch eines plötzlichen Todes starb. Man muß also vermuten, daß Nikolaus von Hoffe oder Houesch mit D. dieselbe Person sind.

Décize, Stadt im franz. Depart. Nièvre, Arrondissement Nevers, auf einer Insel in der Loire, an der Mündung des Aron, am Eingange zum Kanal von Nivernais und an der Eisenbahn Nevers-Chagny, hat ein altes Schloß der Herzöge von Nevers, in welchem sich jetzt ein Hospital befindet, und ein Denkmal des Juristen Guy-Coquille und zählt (1876) 3547, als Gemeinde 4511 E. Aus den Steinkohlenlagern zieht die Creusot-Kompagnie jährlich 160000 t; auch bricht man Bau- und Mühlsteine, roten Gips u. s. w. Wichtig ist auch die Glasfabrikation, Ölgewinnung und der Holz- und Kohlenhandel nach Paris. D. ist das alte Decetia, wo Cäsar eine Versammlung mit dem Rat der Äduer abhielt.

Deck oder Verdeck nennt man die horizontalen Abteilungen im innern Raume eines Schiffs zur Unterbringung und zum Schutze der Ladung und der Passagiere. Ein D. besteht aus den querliegenden Decksbalken (Eichen, Mahagoni, Eisen) und aus den der Länge nach darübergelegten verbolzten und kalfaterten Decksplanken (Fichten, Eichen, Teak). Früher hatte man nur ein D., später aber, als die Schiffe größer wurden, brachte man drei bis vier D. übereinander an. Zu unterst im Schiffe liegt der sog. Raum, in welchem sich Ladung, Trinkwasser, Proviant, Munition u. s. w. befindet. Dann folgt das erste D., welches Zwischendeck genannt wird. Bei gewöhnlichen Handelsschiffen ist dieses mit Ladung angefüllt; auf Passagierschiffen wird es von Passagieren und auf Kriegsschiffen von der Mannschaft bewohnt. Auf dem zweiten D. wohnen bei größern Passagierschiffen ebenfalls Passagiere, die besser untergebracht sind und dafür einen höhern Preis zahlen. Auf Kriegsschiffen standen früher auf dem zweiten und allen höher gelegenen D. Geschütze, die man von unten auf erste, zweite u. s. w. Batterie nannte. Nach diesen Batteriedecken wurden die Kriegsschiffe als Zwei- und Dreidecker bezeichnet, je nachdem sie zwei oder drei Batterien unter dem obersten D. hatten. Führen sie nur eine Batterie unter dem Oberdeck, wie jetzt der Fall, so heißen sie Fregatten; stehen die Geschütze nur auf dem Oberdeck und beträgt deren Zahl über sechs, so sind die Schiffe Korvetten, obwohl man an dieser Bezeichnung nicht allgemein mehr festhält und Holzschiffe, welche eine volle Batterie unter dem Oberdeck, auf demselben aber nur zwei bis drei Geschütze führen, in einzelnen Ländern auch gedeckte Korvetten nennt. Auf vielen Schiffen befindet sich vorn und hinten über dem Oberdeck noch ein Halbdeck, während der übrige Teil unbedeckt bleibt. Dies Halbdeck heißt vorn Back, hinten Schanze oder Kampanje, und dient auf Kauffahrteischiffen zur Wohnung der Mannschaft und des Kapitäns, während es auf Kriegsschiffen noch mit Geschützen armiert ist. In der Neuzeit wird indes auf Kriegsschiffen Back und Schanze nicht mehr angebracht. Die D. erhöhen sich ein wenig von der Seite nach der Mitte, teils um das Wasser besser ablaufen zu lassen, teils um den Rücklauf der Geschütze zu hemmen. Man nennt diese Krümmung den Sprung des D.

Deckblatt oder Braktee (bractea), als botan. Bezeichnung, s. unter Blütenstand.

Deckblatt als das die Cigarre umschließende Tabaksblatt, s. unter Tabak.

Decke ist der obere Abschluß eines Raums, im engern Sinne die untere Fläche desselben (Plafond). Je nach der Konstruktion unterscheidet man D. aus Holz, Eisen, Stein und gemischtem Material, je nach der Form ebene und gewölbte D. Manche ebene D. bilden gleichzeitig den Fußboden des darüber befindlichen Raums. Abgesehen von den steinernen gewölbten D. (s. Gewölbe) kommen hier folgende Arten von D. in Betracht:

Die gebräuchlichsten sind die hölzernen D., aus Balken gebildet, welche nach der Tiefe des Gebäudes oder nach der geringern Dimension des zu überdeckenden Raumes gelegt werden. Bei den Dobel- (Döbel-)decken oder Dippelböden liegen die Balken eng aneinander, werden mit ihren Enden auf Mauerlatten gelegt und unter sich durch hölzerne oder eiserne Dobel verbunden, die 1—1,5 m voneinander entfernt sind, in den aufeinander folgenden Fugen abwechseln. Sie bilden D. und Fußboden zugleich, erfordern aber selbstverständlich viel Holz und starke Unterstützungsmauern. Bei den gewöhnlichen Balkendecken werden die Balken in 85—100 cm Entfernung voneinander gelegt (s. Balken und Balkenlage) und dienen zum Tragen der D. eines untern und des Fußbodens eines obern Raums (Dielung). Bleiben die Balken frei, wie auf Dachböden, sodaß nur die Dielung vorhanden ist, so erhält man die leere D. oder den Hohlboden; der Warmhaltung der Räume wegen versieht man oft die Balken in etwa 7 cm Höhe von der Oberkante mit Falzen und bringt zwischen denselben Stakhölzer mit Lehmstrohumwickelung an, die nach unten abgeglichen, nach oben mit Lehm bis zur Balkengleiche überfüllt wird. Dergleichen Zwischendecken, bei denen die Balken nach unten ihrer Hälfte nach sichtbar bleiben, werden halbe Windelböden, beziehungsweise Windeldecken genannt, wogegen bei ganzen Windelböden der ganze Zwischenraum der Balken eine Ausstakung und Estrich erhält. Die letztern kommen nur noch vereinzelt in Viehställen vor.

Bei allen Balkendecken in Wohnungen ist eine derartige Zwischendecke, auch Einschub, Fehl-

boden oder Füllboden genannt, zur Dämpfung des Schalles und zur Erhaltung der Wärme, notwendig. Sie wird gebildet, indem man an den Enden zugeschärfte Schwarten in die seitlich genuteten Balken einschiebt, oder zu beiden Seiten der Balken Latten annagelt und auf diese die passend eingeschnittenen Schwarten oder Brettstücke legt, alsdann die Fugen mit Strohlehm verstreicht und Lehmestrich bis zur Balkenoberkante auffüllt.

Je nach der besondern Herstellung der eigentlichen, an die Unterseite der Balken befestigten D. unterscheidet man nun Brettdecken, entweder aus stumpf aneinandergestoßenen Brettern gebildet, oder mit Deckleisten über den Fugen oder gestülpt (Stülp- und Sturzdecken); Lehmlatten, Weller- oder Preßdecken, bei welchen Latten in 5—6 cm Entfernung voneinander angeschlagen, mit Lehmstroh umwickelt (geklebt) und alsdann, nachdem die oberflächlich geebnete Lehmdecke getrocknet ist, mit Lehmsand abgerieben, verputzt und mit Thon geweißt werden. Rohr- oder Stuckaturdecken: hier kommt an die Balken zunächst eine Brettdecke aus ungehobelten 2 cm starken Verschlagbrettern, die zur Vermeidung des Reißens und Schwindens gespalten werden. Quer über diese Schalung kommt die Berohrung, entweder in Gestalt von einzeln aneinander geschobenen und durch Querzüge von geglühtem Eisendraht festgehaltenen Rohrstengeln, oder neuerdings in Form von fertigem Rohrgewebe. Bei größern D., die viele Simse erhalten sollen, wendet man doppelte Berohrung (übers Kreuz) an. Die neuern patentierten Rohrgewebe machen eine besondere Schalung entbehrlich. Die berohrten D. werden erst mit Grobmörtel ausgeworfen, alsdann mit Feinmörtel glatt verputzt. Des bessern Haftens und schnellern Erhärtens wegen mischt man dem Kalkmörtel etwas Gips bei. Gesimse, Kehlen, Rosetten und sonstige Verzierungen lassen sich an derartige D. leicht anbringen, daher ihr Name Stuckaturdecken. Bei Rohrlättchendecken oder D. aus Holzlattengewebe bringt man anstatt der Schalung und Berohrung an den Balken direkt eine aus einzelnen trapezförmig geschnittenen schmalen Holzlättchen oder aus schmalen Holzstäbchen von geeignetem Querschnitt zu zusammenhängenden Flächen gewebte D. an (Rauhputzdecke), die zur Aufnahme und zum Festhalten des Deckenputzes geeignet ist. Man erspart hierbei eine besondere Schalung, somit an Material und Arbeit.

Unter den D. aus gemischtem Material sind zunächst diejenigen Balkendecken zu nennen, bei denen die Balkenfächer mit Vollziegeln ausgemauert oder ausgewölbt werden (für Stallungen gebräuchlich). Sie sind wegen ihrer Schwere und begrenzten Dauer gegenüber den gewölbten steinernen D. nicht zu empfehlen und nur dann zweckmäßig, wenn Hohlsteine in Gewölbform hierzu verwendet und die Balken gleichzeitig mit Thonplatten verkleidet werden. Bei den ebenen D. aus Eisen und Stein werden die Zwischenräume der eisernen Balken mit einem aus stärkern und schwächern, rechtwinkelig übereinander gelegten Quadrateisenstäben gebildeten Roste belegt, der zum Tragen der aus Gipsestrich, Hohlziegeln u. s. w. bestehenden Ausfüllung dient. Zur vorläufigen Unterstützung der Ausfüllung dient eine von unten an die Eisenbalken gesteifte Verschalung, die nach der Erhärtung der Zwischenfüllung wieder beseitigt wird. Derartige D. sind die schon seit längerer Zeit in Paris allgemein üblichen, ausgezeichnet durch ihre fast absolute Feuersicherheit. (S. Eisenbau.) Ferner hat man ebene D. noch aus eigentümlich geformten, ineinander eingreifenden Ziegeln gebildet, welche mittels Cement verbunden und zwischen eiserne Träger eingesetzt werden. Die außerordentliche Bindekraft des Cements festigt die gemauerte Zwischenfüllung zu einer einzigen Platte, die nach unten die D. bildet, nach oben mit Estrich und Fußboden überdeckt wird. In gewissem Sinne kann man endlich die aus einzelnen Flözstücken gebildeten Vorplätze oder Umgänge und die Podeste der steinernen Treppen zu den ebenen D. aus Stein rechnen.

Deckelputzapparat (frz. débourreur mécanique, engl. self-acting stripper), eine an den Kratzen oder Krempeln (s. unter Baumwollindustrie, Bd. II, S. 592) angebrachte, selbstthätig wirkende maschinelle Vorrichtung, die zum Putzen oder Ausbürsten der die Kratzentrommel dachförmig umschließenden, auf der Innenseite mit Kratzenbeschlag besetzten Stäbchen, der sog. Deckel, dient.

Decken, Ausdecken, nennt man in der Technologie eine Operation, welche die Verdrängung der Krystallen anhaftenden Mutterlauge durch reinere Flüssigkeiten bezweckt. Sie wird ausgeführt, indem die Krystalle in einem mit Seihboden versehenen Gefäße zunächst durch Abtropfen, soweit wie thunlich ist, von Mutterlauge befreit werden, worauf auf die möglichst geebnete oberste Schicht Deckflüssigkeit in kleinen Anteilen gegossen wird. Letztere verdrängt die anhaftende Mutterlauge und läßt die Krystalle gereinigt zurück. Die Deckflüssigkeit ist entweder eine gesättigte Lösung der Krystalle oder reines Wasser. In vielen Fällen kann es zweckmäßig sein, zur ersten Decke eine Lauge des zu deckenden Materials, welche selbst nicht vollkommen rein, aber jedenfalls reiner als die zu deckenden Krystalle ist, um dann nach und nach mit immer reiner werdenden Flüssigkeiten vorzugehen. Das D. wird sehr beschleunigt, wenn der Apparat in seinem untern Teile mit einem luftleeren Raume in Verbindung gesetzt wird. Im größten Maßstabe wird das D. angewandt bei der Fabrikation des Salpeters, des Chlorkaliums, der Ammoniaksoda und des Zuckers. Bei letzterer handelt es sich darum, die aus der Füllmasse abgeschiedenen Krystalle des Zuckers vom Sirup zu befreien und sie damit zur Verwendung als Konsumzucker geeignet zu machen. Dies geschieht gegenwärtig allgemein mit Hilfe der Centrifugalmaschine, einer in sehr raschen Umlauf versetzten Siebtrommel, in welcher die eingemaischte Füllmasse durch die Wirkung der Centrifugalkraft rasch den grünen Sirup abgibt, während die Krystalle von dem Siebe der Trommel zurückgehalten werden. Als Deckflüssigkeit bedient man sich entweder des Deckklärsels, d. i. einer filtrierten Lösung von reinem Zucker, welche man in kleinen Anteilen so lange in die im Umlauf befindliche Trommel gießt, bis der ablaufende Sirup gleiche Reinheit wie das Klärsel hat, oder man wählt vollständig entwässerten Wasserdampf, den man in die Trommel einströmen läßt. Der Dampf wird durch die Centrifugalkraft gegen die Krystallschicht geschleudert, hier zu Wassertröpfchen verdichtet, und diese bewirken alsdann die Verflüssigung und Verdrängung des Sirups, sodaß nach kurzer Zeit reiner Zucker in der Trommel zurückbleibt.

Decken (Karl Klaus von der), bekannt durch seine Reisen im östl. Afrika, Sohn der Fürstin Adelheid

von Pleß aus deren erster Ehe mit dem hannöv. Kammerherrn Ernst von der D., wurde 8. Aug. 1833 in Kotzen in Brandenburg geboren. Er besuchte das Gymnasium zu Lüneburg, bis er 1850 in dem Kadettenkorps zu Hannover Aufnahme fand, trat 1853 in hannöv. Militärdienste, schied aber Ende März 1860 aus dem Dienste, um sich der Förderung der Erdkunde zu widmen, für die er sich lebhaft interessierte. Auf den Rat Heinrich Barths wählte er die noch fast unbekannten Äquatorialgegenden Ostafrikas zum Forschungsgebiete, schiffte sich 1. Mai 1860 wohlausgerüstet von Hamburg aus nach Zanzibar ein und begann 23. Okt. 1860 von Kiloa aus die Reise ins Innere, ward aber durch die Treulosigkeit des arab. Führers zur Umkehr genötigt und langte im Jan. 1861 wieder in Zanzibar an. Von besserm Erfolg begleitet war D.s zweite Expedition, die er mit dem engl. Geognosten Thornton vom Juni bis Nov. 1861 von Mombas aus nach der hohen Berggruppe des Kilimandscharo unternahm. Hier wurde der See Jipe aufgenommen und der diesen durchströmende Dafetafluß als der Oberlauf des Rufu oder Pangani erkannt. Von diesen Ergebnissen noch nicht befriedigt, rüstete D. zu einer neuen Expedition nach den Schneebergen, auf welcher ihn der inzwischen (5. Juli 1862) aus Deutschland eingetroffene Otto Kersten (aus Altenburg) begleitete. Die Reisenden brachen im Okt. 1862 von Mombas auf, gingen über Wanga ins Innere zum See Jipe, bestiegen die 1600 m hohen Ugonoberge und wandten sich dann nach den Aruschabergen, um von da aus ins Land der Masai einzudringen. Hieran jedoch verhindert, zogen sie nach den Dschaggabergen, besuchten die Königreiche Uru und Moschi, erstiegen von da aus 27. Nov. bis 1. Dez. den Kilimandscharo bis zur Höhe von 4600 m und ergänzten an allen berührten Punkten die schon früher angestellten Beobachtungen. D. ging hierauf über die Bura- und Endaraberge nach Mombas (26. Dez.) und von da nach Zanzibar zurück (30. Dez.).

Im Mai 1863 unternahm er eine Seereise nach mehrern Punkten der afrik. Ostküste und begab sich dann nach der Insel Réunion, um von da aus Madagaskar zu besuchen. Da jedoch die auf Madagaskar ausgebrochenen polit. Wirren die Bereisung der Insel nicht rätlich erscheinen ließen, entschloß sich D. zu einem Besuch in Europa, während Kersten nach Zanzibar zurückkehrte, und bereitete hier in der ersten Hälfte des J. 1864 eine große Expedition zur Erforschung der Flüsse Sabaki, Dana, Osi und Dschuba und deren Hinterländer vor. Im Okt. 1864 wandte er sich in Begleitung des österr. Linienschiffslieutenants von Schidh nach Zanzibar zurück, wo im Dezember auch die übrigen für die Reise engagierten Europäer ankamen, darunter der Arzt Link und Richard Brenner (s. d.). Gleichzeitig kamen zwei Dampfer an, die D. in Hamburg auf eigene Kosten hatte erbauen lassen und auf denen er im Frühjahr 1865 seine Forschungsreisen antrat. Schon im Februar untersuchte er mit dem kleinen Dampfer Passepartout die Flüsse Osi und Dana, 15. Juni aber fuhr er mit der ganzen Expedition auf dem großen Schiff Welf nach Norden ab, um zunächst die Flüsse Tula und Schamba kennen zu lernen. Da sich diese als unbrauchbar für seine Zwecke erwiesen, wandte er sich dem Dschuba zu, dessen Barre 29. Juli passiert wurde. Nach Vermessung der Flußmündung bis zur Insel Dschungoni (0° 12′ südl. Br.) begann 15. Aug. die eigentliche Fahrt stromaufwärts. Leicht gelangte der Dampfer bis zur Somalistadt Berdera (19. Sept. in 2° 20′ nördl. Br.), 30 km weiter oben aber fuhr er in einer Stromschnelle fest und konnte nicht wieder flott gemacht werden. Am 1. Okt. wurde das am rechten Flußufer aufgeschlagene Lager, als gerade D. mit Link der Proviantierung wegen in Berdera weilte, von einer Schar Somali überfallen, wobei Maschinenmeister Kanter und Maler Trenn umkamen. D. selbst wurde 2. Okt. 1865 in Berdera ermordet, und Link, welcher noch einmal, aber zu spät, zur Stromschnelle zurückgekehrt war, zwei Tage danach bei seiner Rückkunft nach Berdera. Die überlebenden Expeditionsmitglieder waren auf Booten entkommen und erreichten 6. Okt. die Flußmündung, 24. Okt. Zanzibar. Die weitern Bemühungen von Schidhs und seiner Gefährten dienten nur dazu, D.s Schicksal näher festzustellen; die Trümmer der Expedition kehrten deshalb noch im Dez. 1865 nach Europa zurück. Nicht mehr Erfolg hatten die 1866 von der Mutter und dem Bruder D.s ausgesandten Th. Kinzelbach (gest. im Dez. 1867 in Geredi) und R. Brenner. Die reichhaltigen Sammlungen und wissenschaftlichen Beobachtungen D.s und seiner Begleiter wurden im Auftrag der Familie des Reisenden von Kersten im Verein mit den ersten Fachgelehrten unter dem Titel «Karl Klaus von der D.s Reisen in Ostafrika 1859—65» (4 Bde., Lpz. 1869—79) herausgegeben. Die Sammlungen der Expedition wurden den Museen der berliner Universität geschenkt.

Deckenzeug, auch Kotzen genannt, ein aus grobem Streichgarngespinst hergestellter, schwach gewalkter, nicht geschorter und sehr stark gerauhter Stoff mit pelzartig dichtem und langem Haar, der, glatt oder geköpert gewebt, zu Pferdedecken, Fuß- und Bettdecken verwendet wird.

Decker (Pierre Jacques François de), belg. Staatsmann, s. Dedecker.

Decker, Buchdrucker- und Buchhändlerfamilie in Basel, Colmar und Berlin. Georg D., geb. 26. April 1596 zu Eisfeld in Thüringen, errichtete um 1635 in Basel die Universitätsbuchdruckerei und starb daselbst 1661. Diese Druckerei, zu welcher später noch die Parlaments- und Hofbuchdruckerei in Colmar hinzukam, verblieb in ununterbrochenem Besitz der Familie bis 1. Aug. 1802, wo sie Joh. Jakob Thurneyßen in Basel um 200000 Frs. erwarb. — Ein Nachkomme Georg D.s, Georg Jakob D. (geb. 12. Febr. 1732 in Basel), ging 1751 nach Berlin, heiratete dort 1755 die Tochter des akademischen Buchdruckers Joh. Grynäus und übernahm dessen Geschäft, welches er rasch in die Höhe brachte. Er erhielt 1763 den Titel und 1765 die Rechte eines Königlichen Hofbuchdruckers und fing einige Jahre später an, Werke für eigene Rechnung in Verlag zu nehmen. Im J. 1782 wurde er zum Geh. Oberhofbuchdrucker ernannt und druckte als solcher 1787—89 in einer besondern im königl. Schlosse errichteten Druckerei die 28 Bände umfassenden Werke Friedrichs d. Gr. Er starb 17. Nov. 1799, nachdem er bereits 1792 sein Geschäft seinem gleichnamigen Sohn Jakob D. (geb. 9. Nov. 1765) übergeben hatte. Derselbe erweiterte das Geschäft durch Ankauf der Sommerschen Hofbuchdruckerei in Potsdam und durch Errichtung der Südpreußischen Hofbuchdruckerei in Posen. Nach seinem 26. Aug. 1819 erfolgten Tode ging sein Geschäft auf seine beiden Söhne Karl Gustav D. (geb. 23. Jan. 1801) und Rudolf Ludwig D. (geb.

8. Jan. 1801) über, von denen ersterer bereits 20. April 1829 starb.

Rudolf Ludwig D. führte das Geschäft in großartiger Weise fort. Aus seinen Pressen gingen neben andern zahlreichen Werken hervor die «Oeuvres de Fréderic le Grand» in 30 Bänden größten Quartformats mit vielen künstlerischen Beilagen, auf Befehl Friedrich Wilhelms IV. in 200 Exemplaren gedruckt; ferner «Das Neue Testament. Deutsch durch M. Luther nach der Ausgabe von 1545», ein mit Holzschnitten nach Cornelius und Kaulbach geschmücktes, nur in 80 Exemplaren in Oliphant-Folio bei Gelegenheit der Welt-Industrieausstellung zu London 1851 hergestelltes Prachtwerk. Bei der Feier des hundertjährigen Bestandes des Geschäfts 1863 wurde Rudolf Ludwig D. in den erblichen Adelstand erhoben. Mit seinem Tode, 12. Jan. 1877, erlosch die Firma «Königl. Geheime Oberhofbuchdruckerei (R. von Decker)». Die Druckerei ging 1877 durch Kauf an das Deutsche Reich über und wurde seit 1879, mit der Preußischen Staatsdruckerei vereinigt, als «Reichsdruckerei» weitergeführt; das Verlagsgeschäft erwarben 1. Juli 1877 die langjährigen Mitarbeiter im Deckerschen Hause, Otto Marquardt und Gustav Schenck, welche dasselbe unter der Firma «R. von Deckers Verlag (Marquardt u. Schenck)» betreiben. Vgl. Potthast, «Die Abstammung der Familie D.» (Berl. 1863). — Seine Gattin Pauline, geb. von Schätzell, eine Enkelin der Sängerin Margareta Schick, wurde 1812 zu Berlin geboren und war von 1828 bis zu ihrer Verheiratung (1832) am königl. Opernhaus in Berlin engagiert, wo sie sich zur gefeierten Primadonna emporschwang und namentlich in Mozarts und Webers Sopranpartien glänzte. Auch als Liederkomponistin (zuerst unter dem Namen P. F. Marxhausen) hat sie sich einen Namen gemacht. Sie starb 9. Sept. 1882 in Eichberg bei Hirschberg in Schlesien.

Decker (Karl von), preuß. General und militärischer und belletristischer Schriftsteller, geb. zu Berlin 21. April 1784, trat in die reitende Artillerie, wurde 1800 Offizier und zeichnete sich bei Preußisch-Eylau 1807 aus, wo er den Orden pour le mérite erwarb. Nachdem er durch den Frieden inaktiv geworden, trat er 1809 als Rittmeister in das Korps des Herzogs von Braunschweig-Oels, dem er nach England folgte. Im J. 1813 kehrte er in den preuß. Dienst zurück, wurde als Hauptmann im Generalstabe angestellt und wohnte den Feldzügen 1813, 1814 und 1815 bei. Seit 1817 Major, 1819 geadelt und 1821 Abteilungsdirigent im Topographischen Bureau, hielt er mehrere Jahre Vorlesungen an der Allgemeinen Kriegsschule, trat 1827 infolge eines Zweikampfes mit einem litterarischen Gegner zur Artillerie zurück, wurde 1831 Brigadier der 1. Artilleriebrigade und 1841 als Generalmajor zur Disposition gestellt. Er starb 29. Juni 1844. Von seinen zahlreichen militärischen Schriften sind hervorzuheben: «Die Artillerie für alle Waffen» (3 Bde., Berl. 1816), «Ansichten über die Kriegführung im Geiste der Zeit» (Berl. 1817), nach Rogniat bearbeitet; «Gefechtslehre der Kavallerie und reitenden Artillerie» (Berl. 1819), «Geschichte des Geschützwesens» (Berl. 1819), «Der kleine Krieg» (Berl. 1822; 4. Aufl. 1844), «Der Feldzug in Italien von 1796 und 1797» (Berl. 1825), «Taktik der drei Waffen» (Berl. 1828; 3. Aufl. 1854). Mit Rühle von Lilienstern begründete D. 1816 das «Militär-Wochenblatt» und, als dessen Redaction 1824 vom Generalstabe übernommen wurde, mit Ciriacy und Blesson die «Zeitschrift für Kunst, Wissenschaft und Geschichte des Kriegs»; seit 1821 war er daneben in der Redaction der «Militär-Litteraturzeitung» thätig, auch schrieb er zwei Bände der «Handbibliothek für Offiziere» über Strategie und Generalstabswissenschaft. Seine belletristischen Arbeiten erschienen unter dem Namen Adalbert vom Thale. Auch verfaßte er einige gute Lustspiele, wie «Das Vorlegeschloß» und «Guten Morgen, Vielliebchen».

Decker oder **Dekker** (Thomas), engl. Dramatiker, gehörte zu dem Kreise von Ben Jonson, Webster, Rowley, Ford u. s. w. und arbeitete mehrfach in Gemeinschaft mit ihnen. Mit Ben Jonson geriet er jedoch in Zwist; ersterer verspottete ihn nämlich als Crispinus in seinem «Poetaster», worauf D. in seinem «Satiro-Martix» Vergeltung übte. Zu D.s besten Stücken gehören «Old Fortunatus» und «The Honest Whore». Außerdem verfaßte er zahlreiche Flugschriften, unter denen besonders «The Gull's Horn-Book» (1609; neue Ausg. von Nott, Bristol 1812) bemerkenswert ist wegen der anziehenden Schilderung des Lebens und der Sitten des damaligen London. D. starb 1639 zu London; etwas weiteres ist über sein Leben nicht bekannt.

Deckfarben heißen solche Farben, welche eine mit ihnen überzogene Fläche auf eine Weise decken, daß die bereits vorhandene Färbung dieser Fläche an den Stellen, wo die Deckfarbe aufgetragen ist, völlig verschwindet. Es ist demnach für sie ein in der Flüssigkeit, mit der man die Farben anreibt, völlig unlösliches und undurchsichtiges Material erforderlich. Die D. stehen den durchscheinenden oder Lasurfarben oder Lackfarben gegenüber, welche wirkliche Lösungen sind und zu durchsichtigen oder durchscheinenden Massen austrocknen und daher die Grundfarbe oder eine andere bereits aufgetragene Färbung durchschimmern lassen. Es ist z. B. das mit Öl angeriebene Bleiweiß, die in Wasser verteilte chines. Tusche eine Deckfarbe, das Gummigutt Lasurfarbe. Die verschiedenen Effekte, welche von dem Maler erstrebt werden, bedingen die Wahl der verschiedenen Farben. Bei einfachen Anstrichen auf Holzwerk, Wänden u. dgl. sind nur D. zulässig. Gute D. sind Bleiweiß, Zinkweiß, Chromgelb, Chromgrün, Blanc-fixe, Zinnober, Ultramarin u. s. w.

Deckflügler, Scheidenflügler oder Käfer, s. Coleopteren.

Deckhengste, s. Beschäler.

Deckklärsel, s. unter Decken.

Deckoffizier ist in der Kriegsmarine eine Charge, die den Rang eines Feldwebels in der Armee bekleidet. Zu ihr gehören der Bootsmann, Feuerwerker, Maschinist, Zimmermann und Materialienverwalter. Sie tragen den Offiziersrock, auf dessen Kragen die Abzeichen: für den Bootsmann ein Anker, für den Feuerwerker zwei gekreuzte Geschützrohre, für den Zimmermann zwei gekreuzte Beile u. s. w., in Gold gestickt sind, eine Mütze mit schmalem Goldrande, wie die Kadetten und die Offiziere haben. Es gibt zwei Klassen von D. Die erste Klasse erhält den Titel «Ober» vorgesetzt, also z. B. Oberbootsmann. Sie beziehen im Gegensatz zu den übrigen Unteroffizieren ein pensionsfähiges Gehalt. Sie sind an Bord mit

der besondern Verwaltung des zu ihrem Fache gehörigen Inventars und Materials betraut. Ihr Dienst ist ein schwerer und verantwortungsvoller, weshalb sie auch pekuniär besser gestellt sind als die entsprechenden Chargen der Armee.

Deckung heißt in der Militärsprache der Schutz gegen das Feuer oder den Angriff des Feindes. Die D. gegenüber der Wirkung der feindlichen Feuerwaffen kann entweder eine natürliche oder eine künstliche sein. Erstere entsteht durch Bodengestaltung oder durch Gegenstände, welche die Kultur auf der Erdoberfläche erzeugt hat, letztere fällt in das Gebiet der Befestigungskunst. Man spricht von indirekter D., wenn weiches Terrain vor der Front einer Stellung sich befindet, welches die Wirkung der kurz vor dem Ziele aufschlagenden Geschosse vernichtet oder abschwächt. — Man versteht unter D. auch Sicherung durch Truppen. (S. Bedeckung.) — In der Fechtkunst ist D. die Stellung oder Bewegung zur Abwehr des gegnerischen Hiebes oder Stichs.

Deckung, die Sicherheit oder der Ersatz für Auslagen, welche jemand zum Vorteil eines andern gemacht hat. Sie erfolgt namentlich im Wechselverkehr, wo sie auch Anschaffung heißt, und wird zumeist durch Übersendung von Wechseln oder Anweisungen gegeben, falls nicht «auf Schuld» mandiert wird, d. h. falls nicht der Trassat bereits Schuldner dessen ist, für den er zahlen soll. Trassiert man für Rechnung eines dritten (Kommissionstratte), so hat natürlich dieser letztere die D. zu besorgen, weshalb regelmäßig dem Zahlungsauftrage die Klausel hinzugefügt wird: «und stellen den Betrag auf Rechnung des Herrn N. N.» Im Französischen heißt die D. provision.

Deckzange, eine bei Metallarbeiten, insbesondere beim Dachdecken, zum Umlegen und Zusammendrücken von Falzen dienende Zange mit flachem und sehr breitem Maul. (S. unter Zange.)

Decl..., Artikel, die man hier vermißt, sind unter Dekl... aufzusuchen.

Declamando (ital.), musikalische Vortragsbezeichnung: ausdrucksvoll.

Declaratio libelli hieß im frühern gemeinen Civilprozeß die Berichtigung von Dunkelheiten oder Zweideutigkeiten der Klage. Nach der Deutschen Reichs-Civilprozeßordnung ist statthaft eine jede Berichtigung oder Ergänzung der Klage, in thatsächlicher wie in rechtlicher Beziehung, welche nicht eine Änderung des Klaggrundes enthält (vgl. Civilprozeßordnung für das Deutsche Reich, §. 240, Nr. 1). Auch hat überhaupt der Vorsitzende bei der mündlichen Verhandlung durch Fragen darauf hinzuwirken, daß unklare Anträge erläutert und ungenügende Angaben der geltend gemachten Thatsachen ergänzt werden, wie er auch jedem Gerichtsmitgliede auf Verlangen zu gestatten hat, Fragen zu stellen (vgl. Civilprozeßordnung für das Deutsche Reich, §. 130).

Declaratio sententiae hieß im frühern gemeinen Civilprozeß die Erläuterung von Unklarheiten oder Zweideutigkeiten des Urteils durch das erkennende Gericht, auf Antrag einer Partei oder auch von Amts wegen. Die Deutsche Reichs-Civilprozeßordnung kennt eine solche Deklaration der Entscheidung und ein Deklarationsverfahren nicht (über Berichtigung des Thatbestandes s. Thatbestand). Abhilfe ist durch die gewöhnlichen Rechtsmittel zu schaffen; auch kann noch durch Widerspruch gegen die Zwangsvollstreckung Klarstellung bewirkt werden.

Declaration of Rights (engl., d. i. Erklärung der Rechte) heißt die Erklärung, wodurch eine Versammlung von Parlamentsmitgliedern 28. Jan. 1689 in Westminster die Grundprinzipien der engl. Verfassung aussprach, durch deren Verletzung Jakob II. den Thron verwirkte und infolge deren Wilhelm von Oranien und seine Gemahlin Maria zur Herrschaft berufen wurden. Das Besteuerungsrecht und freie Versammlungsrecht des Parlaments, das Recht der Bürger, ihre Vertreter frei zu wählen, die Unzulässigkeit einer stehenden Armee ohne Genehmigung des Parlaments, die Unstatthaftigkeit einer Suspension von Parlamentsgesetzen und einer Dispensation von solchen u. a. wurde in diesem unter dem Einflusse des nachherigen Lordkanzlers Somers abgefaßten Aktenstücke aufs feierlichste verkündet und als «unzweifelhafte Privilegien» der engl. Nation in Anspruch genommen. Später wurden diese Sätze als Bill of rights (s. d.) zu einer Parlamentsakte erhoben. Obwohl diese Bestimmungen zum großen Teile schon in frühern Gesetzen, namentlich der Petition of Rights, zu finden waren, so setzte die Declaration of Rights sie doch auf einer neuen und unbestrittenen Basis fest, machte den sophistischen Interpretationen der königl. Prärogative ein Ende und gilt insofern als eins der folgenreichsten Grundgesetze Englands.

Decliv (lat.), abwärts geneigt; Declivität, Abhängigkeit des Bodens, Abdachung.

Deco..., Artikel, die man hier vermißt, sind unter Deko... aufzusuchen.

Decomptieren (frz.), abrechnen, abziehen.

Decontenance (frz.), Verwirrung, Bestürzung.

Decort (frz. décourt) ist gleichbedeutend mit Abzug, Kürzung bei Berichtigung oder Gutschrift einer kaufmännischen Rechnung. In Hamburg muß bei Warenkäufen gegen bare Zahlung, welche dort die große Mehrzahl der Käufe bilden, die Zahlung am Tage nach Empfang der Ware erfolgen, und es wird dabei dem Käufer 1 Proz. D. gewährt (bei hamburger raffiniertem Zucker aber nur $\frac{1}{2}$ Proz., dagegen bei Tabak $1\frac{1}{2}$ Proz., bei Quercitron 2 Proz., bei Seide 3 Proz.). Decortieren, soviel wie abziehen, in Abzug bringen.

De Cort (Franz), vläm. Dichter, geb. zu Antwerpen 21. Juni 1834, wurde nach vollendeten Gymnasialstudien Mitredacteur des «Grundwet», 1858 Hauptredacteur der «Schelde», 1861 Sekretär des Generalauditoriats beim hohen Militärgerichtshof zu Brüssel, welche Stelle er bis zu seinem Tode 20. Dez. 1877 bekleidete. Seine ebenso gemütvollen als sorgfältig ausgearbeiteten Gedichte sind gesammelt in folgenden Werken: «Liederen» (2 Bde., Antw. 1857—59), «De schoonste liederen van Robert Burns» (Brüss. 1862), «Zig-Zang» (Brüss. 1866), «Liederen» (Groningen 1868). Von 1861 ab leitete er die von seinem Schwiegervater Dautzenberg gegründete Zeitschrift «De Toekomst, tijdschrift voor opvoeding en enderwijs, taal- en letterkunde».

Decorum (lat.), Schicklichkeit, Anstand.

Decoupieren (frz.), zerlegen, zerschneiden.

Decoupiersäge (frz. scie à découper, scie à pédale, engl. inlaying-saw-machine, scroll-saw), eine zum Aussägen der Zeichnungen für eingelegte Arbeit in Fournierblättern sowie in größerm

Maßstabe ausgeführt, zum Durchbrechen und zum Schweifen in stärkerm Holz dienende Maschine, bei welcher das Sägenblatt senkrecht in einem Rahmen aufgespannt ist, der in einem Gestell seine Führung hat und mittels eines Fußtritts durch den Mechanismus einer Drehbank oder auch durch Elementarkraft bewegt wird. (S. Säge.)

Decouragieren (frz.), entmutigen; Decouragement, Entmutigung.

Decourt, s. Decort.

Decr..., Artikel, die man hier vermißt, sind unter Dekr... aufzusuchen.

Decrescendo, s. Crescendo.

Decrescieren (lat.), abnehmen, schwächer werden; Decrescenz, Abnahme, Verringerung.

Decretorius (lat.), entscheidend, den Ausschlag gebend; annus decretorius und dies decretorius, s. Normaljahr.

Décsy (spr. Dehtschi, Samuel), ungar. Schriftsteller und Historiker, geb. zu Rimaßombat 1775, studierte auf deutschen und holländ. Universitäten Philosophie und Medizin. Nach seiner Rückkehr redigierte er 27 Jahre lang den «Magyar Kurir» («Ungar. Kurier»), die erste ungar. Zeitung, die in Wien erschienen ist. Er starb 25. Jan. 1816. Von seinen histor. Werken sind nennenswert: «Osmanographia» (3 Bde., Wien 1788; 2. Aufl. 1789, in magyar. Sprache); das Werk enthält eine Beschreibung der natürlichen, sittlichen, kirchlichen, bürgerlichen und militärischen Verhältnisse des türk. Reichs und eine summarische Darstellung der Hauptkriege der Türkei gegen Ungarn; «A Magyar szent Koronának és ahoz tartozó targyaknak historiája», d. i. «Geschichte der heiligen ungar. Krone und der dazugehörigen Gegenstände» (Wien 1792). Für die Jahre 1794, 1795 und 1796 publizierte D. auch die ersten ungar. Staatsschematismen unter dem Titel «Magyar Almanak».

Decu..., Artikel, die man hier vermißt, sind unter Deku... aufzusuchen.

Decubitus, s. Aufliegen.

Decumana (scil. porta), s. unter Castra.

Decumatische Äcker (agri decumates). Mit diesem Namen, der auf einer Stelle des Tacitus in der «Germania» (Kap. 29) beruht und durch zehntpflichtiges Land erklärt wird, bezeichnet man das Dreieck östlich und nördlich vom Oberrhein, östlich vom Rhein und nördlich von der obern Donau, welches im 1. Jahrh. n. Chr. von den deutschen Stämmen geräumt, von den Römern anscheinend unter Domitian in Besitz genommen und gegen die Abgabe des Zehnten Einwanderern, namentlich aus Gallien, dann auch röm. Veteranen überlassen wurde. Seine Grenze ward (nachdem schon seit spätestens 98 n. Chr. eine gedeckte Linie bestanden hatte) etwa seit Kaiser Hadrian gegen das freie Germanien durch eine Befestigungslinie gesichert, die sich westlich von Regensburg gegen Lorch in Württemberg, von da nördlich über den Neckar und Main bis zum Taunus, dann westlich gegen die Rheinecke bei Bingen, von da auf dem rechten Rheinufer nördlich bis zur Lahn und dann nach der Gegend von Köln hinzog. Über die Spuren dieser teils aus Mauer, teils aus Wall und Pfahlgraben bestehenden Befestigung s. Teufelsmauer. Innerhalb derselben, wo mannigfaltige Altertümer, die noch gefunden werden, an die einstige Anwesenheit röm. Einwohner erinnern, gehörte das Land nördlich von der Donau zur Provinz Vindelicien, das Land östlich vom Rhein bis zum Main wurde zu Germania superior geschlagen; seit Ende des 3. Jahrh. n. Chr. nur noch unsicherer Besitz der Römer, ging es bis zur Mitte des 4. Jahrh. an deutsche Stämme verloren.

Decuplieren (lat.), verzehnfachen; Decuplum, das Zehnfache.

Decurio hieß bei den Römern zunächst der Vorsteher einer Decurie, d. h. einer Abteilung von zehn Personen. In zehn solche Decurien zerfiel nach Dionys in den ältesten Zeiten Roms jede der zehn Curien, in welche wiederum jede der drei alten Tribus eingeteilt war. Und es ist wahrscheinlich, daß anfänglich jede Curie aus zehn Geschlechtern zu zehn Häusern bestand oder bestehen sollte. Ein D. führte auch im Kriege die zehn equites (Reiter), die ursprünglich vielleicht eine jede jener Decurien zu stellen hatte; später nannte man D. auch den Anführer einer etwas größern Reiterabteilung. Auch auf die Geschworenen und Kollegien der verschiedensten Art ward die Einteilung in Decurien, die wenigstens zum Teil ebenfalls ihre Decurionen hatten, übertragen. Ferner wurden bei den Römern die Mitglieder der Senate in den Municipalstädten so genannt. Diese Decurionen hatten die Aufsicht über die innere städtische Verwaltung, und ihr Amt war in der Zeit der Republik und ersten Kaiser mit mancherlei Ehren und Vorteilen verbunden. Unter den spätern Kaisern, namentlich seit Konstantin, ward aber aus der ehrenvollen Mitgliedschaft am Rate der Stadt ein lästiges Amt, ja eine drückende Bürde, indem die Decurionen, als die Vorsteher der städtischen Gemeinden, für die Erfüllung der Lasten, die denselben auferlegt wurden, so z. B. für die Zahlung der Steuern, haften mußten und deshalb sogar in der freien Verfügung über ihr eigenes Vermögen beschränkt waren. Daher kam es, daß die dazu Verpflichteten sich diesem Amte zu entziehen suchten, und daß deshalb von den Kaisern gegen solche Versuche verschiedene Vorkehrungen getroffen werden mußten.

Decussatim (lat.), in Form einer röm. Zehn (X), kreuzweise; Decussation, Durchkreuzung; decussieren, kreuzweise durchschneiden.

Decussis, altröm. Münze = 10 As.

De dato (lat.), abgekürzt dd., vom Tage der Ausfertigung an.

Dedecker (Pierre Jacques François), belg. Staatsmann, geb. in Zele (Ostflandern) 25. Jan. 1812, wurde in den Jesuitenschulen zu St.-Acheul und Freiburg erzogen und studierte Philosophie und Rechtskunde zu Paris und Gent, in welcher letztern Stadt er seine Advokaten- und Publizistenlaufbahn begann. Im J. 1835 gab er eine Gedichtsammlung «Religion et amour» heraus, und 1837 gründete er mit Ad. Dechamps die 1850 eingegangene kath. «Revue de Bruxelles». Seine Laufbahn als Deputierter begann 1839, wo er vom Bezirk Termonde ein Mandat annahm, auf das er 1866 verzichtete. D. ist eifriger Anhänger der sog. Unionspolitik, deren Glanzpunkt Nothombs Regierung war. In diesem Sinne veröffentlichte er das Pamphlet «Quinze ans de 1830 à 1845». Nach dem Sturze des gemäßigt-liberalen Ministeriums Brouckère (März 1855) trat er als Minister des Innern mit Vilain XIIII. an die Spitze eines gemäßigt-kath. Kabinetts. Die Maibewegungen von 1857 und die darauf folgenden Gemeinderats-

wahlen machten seiner Verwaltung ein Ende. Sein offenes, gewissenhaftes Auftreten trug ihm zwar allerseits persönliche Achtung ein, entfremdete ihn aber auch mehr oder weniger beiden Parteien. Seit 1857 wandte er sich vorzüglich Finanz- oder industriellen Operationen zu. Als er, nach dem Bankrott der Langrandschen Bankinstitute, bei denen D. als Administrator fungiert hatte, Nov. 1871 vom kath. Ministerium d'Anethan zum Gouverneur von Limburg ernannt wurde, gab sich die Mißbilligung dieser dem Volksunwillen über die Langrandsche Schwindelei gewissermaßen Hohn sprechenden Maßregel durch mehrtägige Straßentumulte kund, und D. reichte seine Entlassung ein. Außer seiner polit. Wirksamkeit hat sich D. auch als Verfechter der vläm. Sprachinteressen verdient gemacht; er begründete diese Bewegung in der Schrift «Du pétitionnement en faveur de la langue flamande» (1840). Seine «Kritischen und histor. Studien über die Leihhäuser» verschafften ihm 1846 einen Sitz in der Belgischen Akademie, deren Schriften er seitdem mit wertvollen staats- oder volkswirtschaftlichen Arbeiten bereicherte.

Dedekind (Friedr.), deutscher Dichter, geb. 1525 zu Neustadt an der Leine, zuletzt seit 1575 Pastor zu Lüneburg, gest. daselbst 27. Febr. 1598, verfaßte die deutschen Dramen «Der christl. Ritter» (Ülzen 1576) und «Der bekehrte Papist» (Lüneb. 1596), welche die Lehren der Reformatoren auf biblisch-sittlichem Grunde anschaulich zu machen suchen. Weit wertvoller ist sein lateinischer, mehrfach ins Deutsche übersetzter «Grobianus» (Frankf. 1549 u. öfter), welcher zu den besten didaktisch-satirischen Erzeugnissen seiner Zeit gehört.

Dedekind (Konstantin Christian), geb. 2. April 1628 zu Rheinsdorf im Anhaltischen, als gekrönter Dichter 1713 zu Dresden gestorben, schrieb Lieder und Opern geistlichen Inhalts in der Weise der alten Mysterien, doch in der Form dem schlechten Geschmacke seiner Zeit huldigend. Sammlungen derselben sind: «Neue geistliche Schauspiele» (Dresd. 1670) und «Heilige Arbeit über Freud' und Leid der alten und neuen Zeit» (Dresd. 1676).

Dedekorieren (lat.), entehren, schänden; Dekoration, Schändung.

Dedenowo oder Nowospaskoje, Kirchdorf im russ. Gouvernement Moskau, im Kreise Dmitrow, 14 km von der Kreisstadt, am Flüßchen Jlscha, hat eine Tuchfabrik, welche jährlich etwa für 50000 Rubel Stoffe produziert. Nach der Überlieferung wurde bei D. der Tatarenchan Dedenj oder Djudenj, welcher im J. 1295 die Umgebung von Dmitrow verwüstet hatte, erschlagen.

Dedham, Hauptstadt des County Norfolk im nordamerik. Unionsstaate Massachusetts, 16 km südwestlich von Boston, ist mit diesem durch eine Zweigbahn der Boston-Providence-Eisenbahn verbunden und ein beliebter Wohnort für bostoner Geschäftsleute. D. liegt malerisch zwischen Hügeln an einem kleinen Nebenflusse des Charles-River und an diesem selbst und zählt (1880) 6224 E. Ein beinahe 5 km langer Kanal, der den Charles-River mit dem Neponset-River verbindet, liefert eine gute Wasserkraft zum Betriebe einiger Baumwoll- und Wollfabriken, in denen ein Kapital von zusammen 1 Mill. Doll. angelegt ist.

Dedignieren (lat.), stolz verachten, etwas seiner unwürdig erachten; Dedignation, Verachtung, Geringschätzung.

Dedikation (dedicatio) hieß bei den Römern der feierliche Akt der Einweihung eines öffentlichen Gebäudes, durch den es dem Schutze und der Obhut einer Gottheit übergeben wurde. Jetzt wird das Wort für Zueignung und Widmung von Schriften, Kunstsachen u. s. w. gebraucht, was früher durch vorangestellte Vorreden und Briefe, wohl erst seit dem 16. Jahrh. durch nach röm. Mustern gebildete Aufschriften geschah. Man beabsichtigt dadurch entweder seinen Dank oder die Hochachtung gegen jemand auszusprechen, oder sich der Beförderung und Unterstützung einer hochgestellten Person zu empfehlen.

Dedit (lat.), abgekürzt dt., er hat gegeben, bezahlt.

Dediticren (neulat.), das Dedit (s. d.) beischreiben, etwas als bezahlt anmerken.

Dedition hieß bei den Römern die Übergabe eines Menschen in die Gewalt eines andern, insbesondere die einer Stadt, eines Volks, Landes in die Gewalt des Siegers auf Gnade oder Ungnade, mochte dieselbe durch Waffengewalt erzwungen oder aus irgend einem andern Grunde erfolgt sein. Es hatte dies mit bestimmten Formeln zu geschehen, welche besagten, daß die Übergabe eine unbedingte und alles, was den Besiegten zu eigen und heilig sei, mit inbegriffen sei. Nach der D. wurde von den Siegern die Art und Weise und das Maß der Abhängigkeit der Übergebenen (dediticii) und zugleich dessen, was ihnen von dem Ihrigen belassen oder zurückgegeben werden sollte, je nach den Umständen verschieden festgesetzt.

Dedizieren (lat.), zueignen, widmen.

Dedjuchin, Städtchen im russ. Gouvernement Perm, im Kreise Solikamsk, 29 km südlich von der Stadt Solikamsk, am linken, flachen Ufer der Kama, mit (1880) 3950 E. Die Stadt verdankt ihre Entstehung den Salinen, welche hier zu Ende des 17. Jahrh. von einem Kloster angelegt wurden, und zwar auf einem Gebiet, welches ein Geschenk Strogonows war. In D. werden jährlich 1600000 Pud Salz gewonnen.

Dedo (Finger), ein früheres kleines span. Längenmaß (bis zur Einführung des franz. metrischen Systems, gesetzlich bis Ende 1858) von $^1/_{16}$ span.-castil. Fuß oder $^3/_4$ span. Zoll, $^1/_{48}$ der Vara (Elle) = 1,74147 cm.

Dedommagement (frz.), Entschädigung, Schadloshaltung; dedommagieren, entschädigen, schadlos halten.

Dedoublieren (frz.), um die Hälfte vermindern; im militärischen Sinne: beim Marsch in halbe Züge abbrechen.

Deduktion, vom lat. deducere, d. h. herleiten, ableiten, heißt im philosophischen Sprachgebrauche die Ableitung von etwas Besonderm aus etwas Allgemeinem, im Gegensatz zur Induktion (s. d.), der Ableitung von etwas Allgemeinem aus Besonderem, und zur Demonstration, der Beweisführung aus unmittelbarer Anschauung.

Im juristischen Sprachgebrauche versteht man unter D. besonders die Darlegung einer für die Entscheidung einer Streitsache relevanten Rechtsfrage seitens einer Partei. Im preuß. Prozeß hießen D. die Schriften, die nach der Beweisaufnahme den Parteien verstattet waren zur Darlegung des Ergebnisses derselben (das sog. Schluß- oder Hauptverfahren des gemeinen Prozesses). Es entspricht dem im franz. Prozeß das Plaidieren im Endtermin; nach der Deutschen Reichs-Civilprozeßordnung

(S. 258) haben über das Ergebnis der Beweisaufnahme die Parteien unter Darlegung des Streitverhältnisses mündlich zu verhandeln; wenn die Beweisaufnahme nicht von dem Prozeßgericht erfolgt ist, haben sie das Ergebnis derselben auf Grund der Beweisverhandlungen vorzutragen. Weitläufigere D. in öffentlich rechtlichen Angelegenheiten werden gewöhnlich Staatsschriften genannt.

Deduzieren (lat.), herleiten, ableiten, darthun, s. Deduktion; deductis deducendis, nach Erweis des zu Erweisenden; deductis impensis, nach Abzug der Kosten; deducto aere alieno, nach Abzug der Schulden.

Dee (spr. Dih), Fluß im engl. Fürstentum Wales, entspringt im Berwyngebirge (Grafschaft Merioneth); unfern von seiner Quelle geht er durch den Balasee, windet sich dann um den Fuß des Gebirges und tritt durch das Thal von Llangollen in die Tiefebene von Cheshire, wo er sich nordwärts wendet und als ein breiter Strom die Berge von Wales auf ihrer Ostseite in Denbighshire umfließt, bis er mit einem sehr breiten Ästuar westlich neben der Mersey in die Irische See mündet; dieses einst wichtige Ästuar ist ganz versandet, sodaß es zur Ebbezeit fast nur als Sandfläche erscheint. Das Deethal ist durch den Besitz des kleinen Kohlenfeldes von Ruabon ausgezeichnet, welches sich längs des Ästuars nach Flintshire hineinerstreckt. Der Lauf der D. ist 112 km = 15,2 geogr. Meilen lang, und ihr Stromgebiet umfaßt 2105,7 qkm.

In Schottland heißen zwei Flüsse Dee. Der kleinere entspringt auf der Nordwestgrenze der Grafschaft Kirkcudbright, durchfließt den langen, schmalen See Loch-Ken, auf der Ostgrenze der Gallowayberge, und mündet in das Westende des Solway-Firth. Die größere D., 139 km lang mit einem Stromgebiete von 1813 qkm, entspringt in 1237,5 m Höhe im Cairngormgebirge, am höchsten unter allen Flüssen Englands, und durchfließt einige der herrlichsten Scenerien Schottlands, wo an ihrem Ufer das vielbesuchte Braemar und das königl. Balmoral liegen. Weiterhin, im Flachlande, wird der Fluß regelmäßiger und zahm, und bei Aberdeen geht er in die Nordsee.

Deelen (Dirk van), Architekturenmaler, wurde geboren zu Heusden in Holland um 1604. Aus seinem Leben ist wenig bekannt, er starb als Bürgermeister von Armuyden in Zeeland um 1670. D. soll ein Schüler des Frans Hals gewesen sein und schildert in seinen nicht häufigen Gemälden mit großem Fleiße und in sehr schöner Zeichnung Architekturen im Geschmacke der späten niederland. Renaissance, welche bereits stark unter dem Einflusse der Barocke steht. Zumeist sucht er dabei durch große Künstlichkeit in der Perspektivkonstruktion sich auszuzeichnen, die Staffage besorgte ihm öfters Palamedes. Die kaiserl. Galerie in Wien besitzt von ihm einen Gartenpalast mit vornehmer Gesellschaft (1640) und die Ansicht einer Säulenhalle. Andere vorzügliche Gemälde von ihm sind im Haag, Berlin, Braunschweig.

Deep, Dorf im Regierungsbezirk Stettin der preuß. Provinz Pommern, Kreis Greifenberg, an der Mündung der Rega in die Ostsee, hat ein Seebad und eine Rettungsstation für Schiffbrüchige und zählt 400 E., welche Fischerei treiben.

Dees (spr. Deehsch), Hauptstadt des Komitats Szolnok-Doboka in Siebenbürgen, am Zusammenflusse des Kleinen, Großen und Alten Szamosflusses, zwischen waldigen Bergen gelegen und durch die Szamosthalbahn, deren Direktorium hier seinen Sitz hat, mit der Ungarischen Staatsbahn verbunden. Die Stadt ist gut gebaut, hat eine reformierte (aus dem 15. Jahrh. im got. Stil erbaut), eine römisch- und eine griech.-kath. Pfarrkirche, ein schönes Rat- und Komitatshaus, ein Franziskanerkloster, ein Spital und einen alten fürstlich Thökölyschen Palast und zählt (1880) 6191 E., Magyaren und Rumänen, die sich vorwiegend mit Acker- und Weinbau beschäftigen. In der Nähe liegt das Bergwerk Dees-Akna (2000 E.) mit großartigen Salzbergwerken, die jährlich über 200000 Ctr. Salz liefern.

De facto (lat.), der That nach, faktisch, abgesehen davon, ob es rechtlich (de jure) begründet ist; de facto et absque jure, eigenmächtig und widerrechtlich.

Defäkation, Defekation, wenig gebräuchliche Bezeichnung für die chem. Reinigung der Rübensäfte in der Zuckerfabrikation, welche durch Zugabe von Kalk (Defäkationskalk) bewirkt wird. Die üblichere Benennung ist Scheidung (s. d.).

Defäkationskalk, s. unter Defäkation.

Defamation (lat.), s. Diffamation.

Defatigieren (lat.), ermüden, ermatten; Defatigation, Ermüdung, Ermattung.

Defectivum (d. h. mangelhaft) nennt man in der Grammatik dasjenige Wort, von dem bloß eine beschränkte Zahl von Formen gebräuchlich ist. So gibt es Hauptwörter (nomina defectiva), welche nur in der Einzahl oder nur in der Mehrzahl gebräuchlich sind, andere wieder, die nur in einzelnen Casus vorkommen, und ebenso Zeitwörter (verba defectiva), von denen nur gewisse Zeiten, Modi oder Personen angewendet werden. Der Begriff des Defektiven wird aber vom schwankenden Sprachgebrauch vielfach modifiziert, da eine ältere Zeit oft Formen in regelmäßiger Fülle besitzt, die eine spätere Sprachperiode nur bruchstückweise bewahrt hat, und oft ein Dialekt nur verstümmelt enthält, was in einem andern vollständig vorhanden.

Defekt (lat.), mangelhaft, unvollständig, beschädigt; als Substantiv soviel wie Mangel, Fehler; defektieren, eine Rechnung durchsehen in Beziehung auf etwaige Rechnungsfehler.

Defektion (lat.), Abfall, Abtrünnigkeit; Abnahme, Schwinden der Kräfte.

Defektivkirchen, bei kath. Schriftstellern Bezeichnung für alle von der röm. Kirche abgefallenen Kirchen.

Defenders (engl., «Verteidiger»), heißt eine geheime polit. Verbindung in Irland, welche, wie die Whiteboys und Rightboys, seit der Unterdrückung Irlands nach der Niederlage Jakobs II. am Boyne (1690) entstand und die Herstellung der Freiheit und Unabhängigkeit Irlands zum Zweck hatte, welchen sie durch einen Guerrillakrieg gegen die engl. Grundbesitzer vorzubereiten suchte. Ihr größtes organisiertes Unternehmen machten die D. während der ersten Französischen Revolution, in dem Aufstande von 1797—98, und auch nach der blutigen Unterdrückung jenes Aufstandes dauerten sie unter verschiedenen Namen noch zur Zeit O'Connells und bis in die durch die Agitation der Fenier und der Landliga bezeichnete Gegenwart in Irland fort.

Defension, Defensor, s. Verteidigung (juristisch).

Defension (militärisch), soviel wie Landesverteidigung; außerdem auch das zu der Verteidigung

einer Festung bestimmte Artilleriematerial; Defensionsgeschütze sind Festungsgeschütze.

Defension (lat.) nannte man in der Zeit von der Aufrichtung des Landfriedens bis in das 18. Jahrh. sowohl die ganze Landesverteidigung und Kriegsverfassung, wie eine aus dem ehemaligen Heerbann hervorgegangene Landmiliz. Noch immer bestand die Wehrpflicht zu Recht; denn unbestritten gebührte den Reichsfürsten und Reichsständen der Ritterdienst ihrer Lehnsleute, sowie die gemeine Folge ihrer Unterthanen, also auch das Recht, die waffenfähige Mannschaft militärisch zu organisieren. Im J. 1567 schreibt die württemb. Landesordnung vor, daß jeder Unterthan sich Wehr und Harnisch halten müsse. Als die Landsknechte zu theuer wurden, fing man an, Defensionsvolk, zunächst Fußtruppen, aufzustellen. Dies geschah in Brandenburg-Bayreuth 1520, in der Pfalz und in Bayern um 1600. In späterer Zeit wurden auch seitens der Lehnsleute und Landsassen Ritterpferde zur D. gestellt; doch wehrten sich die Stände gegen diese Neuerung, und die ganze Organisation der D. wurde durch Defensionsrezesse genau festgesetzt, in denen sich meistens die Einschränkung findet, die D. nur innerhalb des Landes verwenden zu dürfen. Die Defensioner wurden im Frieden nicht ausgebildet, sondern nur gemustert, auch stellten die Gemeinden möglichst schlechte Elemente, von denen man sich befreien wollte, zur D. ab. Dies veranlaßte beständige Klagen des Landes und der Generale. Einen sehr hohen Grad der Ausbildung erlangte die D. in Kursachsen. Dort wurden schon im J. 1613 zwei aus 1592¾ Ritterpferden bestehende Regimenter und 9360 Mann Fußvolk in 13 Fähnlein errichtet, ferner 1600 Schanzgräber und Artholereŋ nebst 406 Heerfahrtswagen. Bei dieser D. wurden die Offiziere und ein Teil der Unteroffiziere beständig besoldet. Kursachsen bot seine D. von 1618 bis 1632 mehrfach auf und hat dieselbe auch außerhalb des eigenen Landes verwendet, aber ohne Nutzen; diese Truppen waren der Schrecken des eigenen Heeres. Im J. 1705 ging eine Defensionsabteilung nach dem Niederrhein, 1708 verwandelte König August der Starke die D. in acht Kreisregimenter, und 1716 wurde dieselbe ganz aufgelöst. In Bayern wurde die D. mit »Landesfahne« bezeichnet.

Defensionskasematten sind verteidigungsfähig eingerichtete Kasematten im Gegensatze zu reinen Wohn- oder Aufbewahrungskasematten. (S. Kasematte.) Defensionskasernen sind kasemattierte Kasernen, die zugleich als Reduit dienen sollten, jetzt nicht mehr üblich.

Defensive (frz.) ist das verteidigungsweise Verfahren, welches nur die Behauptung der eigenen Stellung zum Zweck hat. (S. Angriff und Verteidigung.) Man unterscheidet strategische und taktische D., je nachdem man auf die Operationen oder das Gefecht Bezug nimmt. Da die reine D. nie eine Entscheidung herbeiführen kann, sondern im glücklichsten Falle einen rein negativen Wert hat, so hat man für den Begriff derjenigen D., welche nach glücklicher Abwehr des Angriffs selber offensiv zu werden beabsichtigt, die Bezeichnung Defensiv-Offensive angenommen.

Defenslinie ist in der permanenten Befestigungskunst identisch mit den Schußlinien der Flankierungsvorrichtungen der Gräben; sie fällt in der bastionierten Befestigungsweise mit der Richtung der Bastionsfacen zusammen und schneidet gewöhnlich im Courtinenpunkt ein, seltener in der Courtine selbst. (S. Festungsbau.)

Defensor (lat.), s. u. Verteidigung (jurist.).

Defensor fidei, d. h. Beschützer des Glaubens, ist ein Titel der Könige von England, den Heinrich VIII. vom Papst Leo X. für seine Schrift gegen Luther erhielt, in welcher er die päpstl. Gewalt, den Ablaß und die sieben Sakramente verteidigte.

Deferieren (lat.), einem etwas hinterbringen, berichten, anzeigen; in der Rechtssprache soviel wie zuerkennen, bewilligen, z. B. einem Gesuch deferieren; auch zuschieben (einen Eid); Deferent, Angeber, Anbringer; Deferenz, Willfährigkeit, Gewährung.

Deferierender Kreis (circulus deferens), [s. unter Epicykel.

Deferveszieren (lat.), erkalten, abkühlen, im Eifer nachlassen; Deferveszenz, Erkaltung, das Nachlassen des Eifers.

Defibreur oder Zerfaserungsapparat, ein bei der Verarbeitung des Holzes auf Papier zur Anwendung kommender grobkörniger Schleifstein, an dessen Umfang während der schnellen Rotation desselben die zur Zerkleinerung bestimmten Holzstücke naß zerrieben werden. (S. unter Papierfabrikation.)

Deficiente pecunia, bei Geldmangel; deficiente pecu-deficit omne nia (»Wo es an Geld fehlt, fehlt es an allem«), Scherzvers mit Auseinanderreißung des Wortes pecunia.

Defigurieren (lat.), verunstalten, entstellen; Defiguration, Verunstaltung.

Défilé (frz.), Engpaß oder Engweg ist die Bezeichnung für eine gangbare Unterbrechung von ungangbarem Terrain, wie Brücken, Dämme, welche durch Wasser- oder Weichlandstrecken führen, Gebirgsthäler, Hohlwege, Dorfstraßen, Waldwege u. s. w. Da das D. eine Entwickelung in breiter Front unmöglich macht, so sind Truppen, welche das D. passieren, genötigt, die Gefechtsformation aufzugeben und in die Marschkolonne überzugehen. Das Passieren eines D. verzögert daher sowohl den Vor- wie den Rückmarsch und versetzt die Truppe in einen Moment taktischer Schwäche, der um so bedenklicher wird, als durch Zufälligkeiten, wie Ineinanderfahren oder Umfallen von Fuhrwerken, das D. leicht momentan gesperrt werden kann. Es gilt dies in erhöhtem Maße, wenn das D. zum Rückzug benutzt wird. Führt der Vormarsch angesichts des Feindes durch Défilés, so ist es Aufgabe der Avantgarde, durch vorwärtige Aufstellungen das Debouchieren und die Entwickelung des Gros zu sichern. Durch ähnliche Aufstellungen deckt die Arrièregarde beim Rückmarsch den Abzug der Hauptkräfte durch das D. Handelt es sich um rein defensives Verhalten, so wird die Aufstellung meist hinter dem D. genommen und dies gesperrt oder ungangbar gemacht. Der Verteidiger hat hier den Vorteil, daß er das D. und seinen diesseitigen Ausgang unter Feuer nehmen kann, während der Angreifer seine Überlegenheit nicht zur Geltung zu bringen vermag. Die Aufstellung im D. selbst wird in der Regel nur bei längern D. genommen und gestattet, mit geringen Streitkräften den überlegenen Gegner aufzuhalten. Am meisten gefährdet wird die Verteidigung der Défilés, wenn Umgehung möglich, wie dies als hervorragendes Beispiel im Altertum die Verteidigung des Thermopylenpasses durch Leonidas von Sparta (480 v. Chr.) in ihrem

Verlauf zeigt. Man nennt das D. ein absolutes, wenn das Nebenterrain gänzlich unpassierbar ist, während man von relativem D. spricht, sobald es möglich ist, das Hindernis an andern Stellen wenigstens in geöffneter Formation zu passieren. Daher ist z. B. der Wert eines Wald- oder Dorfdéfilé ein sehr relativer. Auch bei Flußdéfilés ist das Bedenken, daß der Feind durch Brückenschlag das Hindernis auch an andern Stellen überschreiten kann.

Défilégefechte spielen in der neuern Kriegführung, welche die Vorteile des Terrains in hohem Maße ausnutzt, eine bedeutende Rolle.

Défilement (frz.) heißt in der Befestigungskunst diejenige Anordnung des Grundrisses und Profils eines Werks, welche durch die Rücksicht auf das vorliegende Terrain bedingt wird. Bezüglich des Grundrisses spricht man von horizontalem, bezüglich des Profils von vertikalem D. Ein Werk ist horizontal defiliert, wenn der Angreifer die Linien desselben aus wirksamer Schußweite nicht zu enfilieren (mit Geschütz bestreichen) vermag, namentlich nicht von günstigen Positionen her. Soweit dies durch die Führung des Grundrisses nicht erreichbar ist, wird Traversierung der Linien (s. Traverse), Bonnetierung (s. Bonnet), allmählicher Fall der Linien nach den Enden hin zu Hilfe genommen. Auch ist es zweckmäßig, wenn man die Linien auf ungangbare Stellen im Vorterrain aligniert. Ein Werk ist vertikal defiliert, wenn das Profil den Angreifer vollständig verhindert, das Innere des Werks einsehen und direkt beschießen oder die dem Angriff abgekehrten Linien im Rücken fassen zu können. Wo Höhen im Vorterrain liegen, erfordert das vertikale D. häufig eine Vermehrung der Deckungshöhe über das normale Maß, oder die Anlage von Traversen und Rückenwehren im Innern eines Werks, was im Feldkriege der zeitraubenden Anlage halber zu vermeiden ist, weshalb man hier an derartigen Stellen den Bau von Schanzen lieber ganz unterläßt, oder jene Nachteile mit in den Kauf nimmt. Die Art, wie feldmäßige Befestigungen heute angelegt werden, läßt die Bedeutung des vertikalen D., auf das man früherhin übertriebenen Wert legte, in der Feldfortifikation sehr zurücktreten.

Defilieren, der Vorbeimarsch von Truppen vor einem Vorgesetzten.

Definieren (lat.) heißt den Inhalt eines Begriffs klar machen oder die Merkmale desselben und die Art ihrer Verknüpfung angeben. Die Merkmale dessen, was definiert wird, sind teils solche, die es mit andern Gegenständen gemein hat, teils eigentümliche. Eine richtige Definition darf weder zu weit noch zu eng sein, d. h. weder einen größern, noch einen kleinern Umfang bezeichnen, als dem zu definierenden Begriff zukommt, auch nicht das zu Definierende unmittelbar oder mittelbar wiederholen. Die Definition wird analytisch genannt, wenn ein vorhandener Begriff durch dieselbe in seine Merkmale aufgelöst wird, synthetisch, wenn durch Verbindung gewisser Merkmale ein neuer Begriff erst erzeugt wird. Synthetische Definitionen können zugleich genetisch oder eigentliche Sacherklärungen (definitiones reales) sein, wenn sie einen Begriff in seinem Zusammenhange mit der Erkenntnisquelle zeigen, aus welcher er entspringt, während Namenerklärungen (definitiones nominales) bloße Gleichsetzungen verschiedener Ausdrücke sind. Die bloße Beschreibung unterscheidet sich dadurch von der Definition, daß in ihr nur einige Merkmale angegeben werden, oder daß der Begriff an einem konkreten Falle dargestellt wird.

Definitorium (lat.), bei den Mönchsorden eine Anzahl in den General- oder Provinzialkapiteln gewählter Mönche, welche dem General oder Provinzial bei Aufrechterhaltung der Disciplin und allen wichtigen Ordensangelegenheiten beizustehen und mit ihm oder statt seiner die Visitation der Klöster zu besorgen hatten; in der prot. Kirche meist soviel wie Konsistorium. Die Mitglieder eines D. heißen Definitoren.

Defizient (lat.), fehlend, abtrünnig, auch entkräftet, dienstuntauglich geworden; Defizientenpriester, im kath. Kirchenwesen die zur Thätigkeit als Seelsorger untauglich gewordenen Priester.

Defizit (lat., wörtlich «es fehlt») bezeichnet im weitesten Sinne in der Finanzwirtschaft den Überschuß der wirklichen Gesamtausgaben eines Jahres über die Gesamtheit der Einnahmen. Solange für ein solches D. noch kein definitives Deckungsmittel gegeben wird, solange z. B. der Staat sich von seinen Lieferanten Ausstand geben läßt oder sich mit zeitweiligen Vorschüssen von Bankiers hilft, ist das D. zugleich ein Decouvert. Zur wirklichen Deckung desselben müssen außergewöhnliche Mittel beschafft werden, entweder durch Anleihen oder durch Veräußerung von Staatsgütern oder durch Steuererhöhungen. Hier ist zu unterscheiden, ob das D. ein solches im engern Sinne ist, ob es nämlich durch die Unzulänglichkeit der ordentlichen Einnahmen zur Bestreitung des normalen, regelmäßig wiederkehrenden Staatsaufwandes entsteht, oder ob es nur durch besondere außerordentliche Ausgaben hervorgerufen worden. Im erstern Falle würde das D. chronisch werden, wenn man sich nicht zur Vermehrung der ordentlichen Einnahmen des Staates entschlösse. Nur dieses letztere Mittel entspricht unter solchen Umständen den Grundsätzen einer gesunden Finanzwirtschaft, da die Veräußerung von Staatsvermögen bald ihre Grenze erreicht, neue Anleihen aber für einen an einem chronischen D. leidenden Staat immer schwieriger werden und jedenfalls eine immer drückendere Zinsenlast erzeugen. Die Ausgabe von Papiergeld wäre für einen Staat in solcher Lage ein noch gefährlicheres Mittel.

Entsteht das D. nur durch außerordentliche Ausgaben, so ist noch darauf zu achten, ob diese Ausgaben den Charakter staatswirtschaftlicher Kapitalanlagen haben, also den Staat entweder in den Besitz einer dauernden Einnahmequelle setzen, oder ihm andere bleibende Vorteile verschaffen. Unter dieser Voraussetzung wird die Deckung des D. normalerweise durch Anleihen zu beschaffen sein. Dasselbe wird dann in der Regel gar nicht oder doch nicht vollständig wirklich zu Tage kommen, indem man es bei der Aufstellung des Budgets vorausgesehen und zugleich schon für entsprechende außerordentliche Einnahmen gesorgt hat. Ist dagegen das D. durch außerordentliche Ausgaben anderer Art, z. B. durch einen plötzlich eingetretenen Notstand, eine Mobilmachung oder auch durch einen außergewöhnlichen plötzlichen Ausfall in den ordentlichen Einnahmen erzeugt, so wäre es theoretisch vielleicht am wünschenswertesten, das Gleichgewicht mittels außerordentlicher Steuerzuschläge herzustellen; praktisch aber dürfte es am zweck-

mäßigsten sein, eine Anleihe aufzunehmen, die in einem mäßigen Zeitraume, nötigenfalls mit Hilfe von Steuerzuschlägen, zu amortisieren wäre. (Vgl. Staatsschulden.)

Deflektieren (lat.), ablenken.

Deflektor, ein von Windhausen und Büsing konstruierter Schornsteinaufsatz zur Regelung des Zugs.

Deflorieren (lat.), der Blüte berauben, daher eine Jungfrau entehren, schwächen; Defloration, das Abblühen, Schwächung einer Jungfrau; Deflorationsgelder, die Entschädigung, welche der Schwängerer (Deflorator) der Geschwängerten (Deflorata) in manchen Ländern erlegen muß.

Defoe (Daniel), eigentlich Foe, von Bedeutung als polit. Schriftsteller und von dauerndem europ. Rufe als Verfasser des «Robinson», geb. 1661 in London, der Sohn eines Fleischers und eifrigen Dissenters, trat bereits in seinem 21. Jahre mit einem «Treatise against the Turks» als Schriftsteller auf. Bald in das Parteitreiben und in den Aufstand des Herzogs von Monmouth verwickelt, entging er mit genauer Not der Strafe und widmete sich darauf in London schriftstellerischen Arbeiten und betrieb Handelsgeschäfte. Ein satirisches Gedicht: «The true-born Englishman» (1699), worin er bewies, wie thöricht es sei, wenn ein Volk, das selbst eine Mischung verschiedener Stämme sei, König Wilhelm als einen Fremden verwerfen wolle, fand großen Beifall. Wegen einer kirchlichen Streitschrift («The shortest way with the Dissenters», 1703) wurde er vom Parlament zum Pranger und zu Gefängnis verurteilt. Unter der Königin Anna wurde er bei den Unterhandlungen über die Union zwischen Schottland und England, deren Geschichte er später schrieb, gebraucht, nach der Thronbesteigung des Hauses Hannover, dessen Ansprüche er verfochten hatte, aber von neuem wegen eines Pamphlets ins Gefängnis geworfen und zu einer Geldbuße von 800 Pfd. St. verurteilt. Im J. 1719 trat er mit seinem bekanntesten Werke: «The surprising adventures of Robinson Crusoe of York» (s. Robinson), hervor, einem Werke, das in alle europ. Sprachen übersetzt und in zahllosen Abdrücken vervielfältigt worden ist. Durch den Erfolg ermuntert, ließ er mehrere ähnliche Abenteurergeschichten folgen, z. B. «Captain Singleton», «Moll Flanders», Colonel Jack» u. s. w. Außer vielen andern Schriften, namentlich auch über Handel, ist noch seines witzigen Buchs «Political history of the Devil» (1726) zu gedenken. Er starb 24. April 1731 zu London. Eine vollständige Ausgabe seiner Werke besorgte Talboys, mit Anmerkungen von Walter Scott und andern (20 Bde., Oxf. 1840—41), eine Auswahl mit Biographie des Verfassers Hazlitt (3 Bde., Lond. 1840—43). Vgl. Wilson, «Life and times of D.» (3 Bde., Lond. 1830); Lee, «D., his life and recently discovered writings» (3 Bde., Lond. 1869); Minto, «Daniel D.» (Lond. 1879).

Deformitäten (lat.), d. h. Mißgestaltungen des lebenden Körpers, finden sich sowohl im Tier- als im Pflanzenreiche. Die der Menschen und Tiere sind teils angeboren, teils im spätern Leben erworben. Die erste Klasse bilden die sog. Mißgeburten (s. d.); die der zweiten Klasse entstehen entweder infolge innerer Krankheiten, wie Knochenverkrümmungen durch Rhachitis, oder durch mechan. Verletzungen und die diesen folgenden Heilungsprozesse (z. B. verzerrende Narbenbildung, Verunstaltungen durch deforme Heilung von Knochenbrüchen). Manche D. beeinträchtigen oder bedrohen das Leben durch Hemmung wichtiger Eingeweide; andere verursachen nur mehr oder weniger leichte Beschwerden; noch andere verhalten sich in Hinsicht auf das Befinden des betroffenen Organismus ganz indifferent.

Defr., bei naturwissenschaftlichen Namen Abkürzung für Defrance (Jacques Louis Marin), franz. Naturforscher, geb. 1758 in Caen, Senior der Geologischen Gesellschaft Frankreichs, gest. 12. Nov. 1850 in Sceaux; er schrieb: «Tableau des corps organisés fossiles» (Par. 1824).

Defraudation (lat.) bezeichnet im allgemeinen die Übervorteilung, in der Regel aber versteht man darunter nur die Übervorteilung des zur Erhebung von Abgaben und Gefällen öffentlich rechtlichen Charakters Berechtigten, welche dadurch geschieht, daß ihm abgaben- oder gefällepflichtige Gegenstände oder Betriebe verheimlicht werden. Das deutsche Vereinszollgesetz vom 1. Juli 1869 beispielsweise nennt D. die Hinterziehung der Ein- oder Ausgangsabgaben (§. 135). Dieselbe hat Konfiskation der Gegenstände, in Bezug auf welche das Vergehen verübt wurde, und zugleich Verurteilung zu einer dem vierfachen Betrage der vorenthaltenen Abgaben gleichkommenden Geldbuße, außer Entrichtung der Abgaben selbst, zur Folge, sofern nicht in besonders schwer gearteten Fällen (D. unter erschwerenden Umständen, qualifizierte D.), sowie bei gewerbsmäßiger Verübung und wiederholter Rückfälligkeit statt der Geldstrafe Freiheitsstrafe Platz zu greifen hat. Es gelten hierbei gewisse singuläre Bestimmungen über subjektive Verschuldung und Haftpflicht dritter Personen. Viele sehen in diesen Handlungen, weil sie sich gegen den Staat, beziehungsweise andere jurist. Personen, öfters auch gegen Steuern, die als drückend empfunden und von der öffentlichen Meinung gemißbilligt werden, richten, kein Unrecht, viele andere wenden ihnen eine sehr nachsichtige Beurteilung zu. Eine energische Bekämpfung der D. thut not, weil sie die Sittlichkeit ganzer Bevölkerungen untergraben (Schmuggel) und zu andern Verbrechen überleiten. Vgl. Löbe, «Das deutsche Zollstrafrecht» (Berl. 1881); Neumann, «Die deutschen Zoll-, Steuer- und Stempelgesetze» (Berl. 1881); Weinheimer, «Die Strafgesetze in Zoll- und Steuersachen» (Ulm 1881).

Oft bezeichnet man mit D. auch die Unterschlagung (s. d.) anvertrauter Gelder, deren sich öffentliche Beamte und Privatbedienstete schuldig machen.

Defrayieren (frz.), jemand kosten- und zehrungsfrei halten, besonders auf Reisen.

Defregger (Franz von), ausgezeichneter Genremaler, geb. 30. April 1835 zu Stronach bei Lienz in Tirol, war eins jener in Tirol seit alten Zeiten häufig vorkommenden, frühreifen Kunsttalente, welche sich ohne jede Anleitung mit Schnitzerei oder Zeichnen beschäftigen und diese Thätigkeit neben schwerer Feldarbeit zu pflegen wissen. D. mußte lange warten, bis er diese primitiven Versuche mit einer Schulung vertauschen konnte, und hatte, als es endlich geschah, das Unglück, auf eine ganz falsche Bahn zu kommen. Im J. 1860 kam er nämlich in die Schule des Prof. Stolz nach Innsbruck, wo er Bildhauer werden sollte; aber die geistlose Nazarenische Richtung, welche dort herrschte, konnte der realistischen Natur D.s nicht zusagen. Er begab sich daher nach München, zunächst an die Kunst-

gewerbeschule, dann zu Piloty, 1862 an die Akademie und endlich das folgende Jahr nach Paris, wo er 1½ Jahre fleißig studierte. Nach abermaligem, zweijährigem Aufenthalte in Tirol kehrte er 1867 zu Piloty zurück. Nun begann er rasch berühmt zu werden: seine lebensvollen Schilderungen des Lebens in den Alpen, ihre tiefe Charakteristik, ihr schalkhafter Humor und die hochpoetische Auffassung machten sie in aller Welt bekannt. D. ist seitdem sehr fruchtbar gewesen, seine bedeutendsten Gemälde sind: Des Försters letzte Heimkehr (1867), Speckbacher und sein Sohn Anderl (1869 auf der wiener Deutschen Kunstausstellung, jetzt im Ferdinandeum in Innsbruck), welches seinen Ruhm begründete, der Ringkampf in Tirol (1870), die beiden Brüder (1872), Tanz auf der Alm (1871), die überraschten Wilddiebe (1871). Auf die wiener Weltausstellung schickte er 1873: das Preispferd und den ital. Bettelsänger. Eine Krankheit, welche ihn längere Zeit ans Lager fesselte, war Ursache, daß er der Kirche zu Dölsach in seiner Heimat 1873 ein Madonnenbild malte. Großen Erfolg hatte: «das letzte Aufgebot» auf der berliner Akademie-Ausstellung 1874, welches für die kaiserl. Galerie in Wien erworben wurde; das Pendant: Heimkehr der Sieger, gelangte in die Nationalgalerie in Berlin. Weitere Arbeiten waren: Das Tischgebet (leipziger Gemäldegalerie), Abschied von der Sennerin (Galerie in Dresden), Andreas Hofers letzter Gang (Galerie in Königsberg). Im Auftrage der österr. Erzherzoge malte er Andreas Hofer in der innsbrucker Hofburg, welches Gemälde als Geschenk der Besteller für die Silberne Hochzeit des österr. Kaiserpaares bestimmt war; der Schmied von Kochel (münchener Neue Pinakothek 1881), der Liebesbrief und Auf dem Tanzboden (Internationale Kunstausstellung in Wien 1882), schließlich der Salontiroler (1882) sind die neuesten Schöpfungen. D. ist ein tiefer Kenner des Gemütslebens seiner Landsleute, deren gesamtes Thun und Treiben er ungeschminkt zu schildern versteht. Seine Auffassung des ländlichen Lebens unterscheidet sich durch ihre Wahrheit und Einfachheit sehr vorteilhaft von dem theatralischen oder süßlichen Wesen der üblichen Dorfgenremalerei und in den reizenden Frauentypen seiner Bilder verschönert er die Wirklichkeit. D. lebt seit 1871 dauernd in München. Im Jan. 1883 wurde er durch Verleihung des Verdienstordens der Bayrischen Krone in den persönlichen Adelstand erhoben.

Defrugieren (lat.), ein Feld abnutzen, ausmergeln; Defrugation, Ausnutzung.

Defterdar (ein aus dem Persischen in das Türkische hinübergenommenes, mit dem arab. Défter, d. h. Buch, zusammengesetztes Wort) bedeutet eigentlich einen Buchhalter und war in dem frühern Staatsorganismus der Pforte der Titel des Großschatzmeisters, welcher die Staatseinkünfte in Empfang zu nehmen und zu buchen, sowie aus den in seinen Händen befindlichen Fonds den Truppen ihren Sold zu verabfolgen und die sonstigen Staatsausgaben zu bestreiten hatte. Der D. war demnach gewissermaßen der Finanzminister des frühern Osmanenreichs, neben welchem aber die Sultane noch einen zweiten Beamten, den Hasnadar Baschy, hielten, um ihre, zu zeiten bedeutendern, persönlichen Einkünfte in Empfang zu nehmen und zu buchen, aus welchen zunächst die Kosten der Hofhaltung bestritten und bisweilen der Staatsverwaltung Vorschüsse gemacht wurden. Dies letztere Amt besteht noch heute unter gleicher Benennung, während an die Stelle des D. in der Leitung der Reichsfinanzen der Maliji Nâsiri, Finanzminister, getreten ist. Der Titel D. ist jetzt auf die obersten Finanzbeamten der Vilajets beschränkt.

Defunctus (lat.), ein Verstorbener; Defuncta, eine Verstorbene; Defunktion, Ablebung, Tod.

Degagement (frz.), Zwanglosigkeit, Befreiung von einer Verbindlichkeit; in der Baukunst ein verborgener Ausgang, eine geheime Treppe; in der Holzschneidekunst bezeichnet D. die Schärfe und Reinheit der Umrisse.

Degagieren (frz.), befreien, losmachen, besonders einer vom Feinde hart bedrängten Truppe Hilfe bringen und Luft verschaffen; in der Fechtkunst: schnell aus einem Hieb in einen andern übergehen. Degagiert, ungezwungen, frei, besonders vom Benehmen gebraucht.

Degarnieren (frz., veraltet) heißt eine Festung ihrer sämtlichen Ausrüstungs- und Subsistenzmittel berauben, was z. B. geschehen wird, wenn ein Platz als solcher eingehen soll.

Degeer (eigentlich de Geer, Karl, Baron), schwed. Entomolog, geb. 1720 zu Farspang in Schweden, war ein Schüler Linnés, wurde Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Stockholm und seit 1761 schwed. Hofmarschall; er starb 1778 zu Stockholm. D. schrieb «Mémoires pour servir à l'histoire des insectes» (7 Bde., Stockh. 1752—78; deutsch von Götze, 7 Bde., Nürnb. 1776—83). Einen Auszug daraus veröffentlichte Retz als «Genera et species insectorum» (Lpz. 1783).

Degen, ein Seitengewehr mit langer, schmaler Klinge, ist vorherrschend Stichwaffe, aber auch als Hiebwaffe eingerichtet. Je nachdem das eine oder andere mehr betont ist, spricht man von Stoßdegen, beziehungsweise von Haudegen oder Pallasch; letzterer ist aus dem Schwert des Mittelalters entstanden. Nur zum Stechen dient das dem D. sonst ähnliche Florett. Der D. wurde vom 16. Jahrh. ab sowohl vom Fußvolk als von der Reiterei getragen. Die leichte Reiterei nahm späterhin nach dem Vorgang asiat. Völker den gekrümmten Säbel an, sodaß sich der D. jetzt nur noch als Haudegen bei der schweren Kavallerie findet. Beim Fußvolk wurde er durch ein kürzeres Seitengewehr ersetzt und erhielt sich nur noch als Offizierwaffe, als welcher er heute noch, wenn auch in einer für den praktischen Gebrauch wenig geeigneten Form, vorkommt. Der Offizierdegen, als Stoßdegen konstruiert, hat eine einschneidige, 75—80 cm lange Klinge, deren Rücken auf einen gewissen Abstand von der Spitze ebenfalls zugeschliffen ist. Das Gefäß aus Messing hat Griff, Bügel, Parierstange und Stichblatt. Der D. der schweren Reiterei, Kürassierdegen oder Pallasch, hat eine Klinge von etwa 1 m Länge, das Gefäß hat einen Korb. Der Offizierdegen wiegt 0,75, der Pallasch 2 kg; ersterer hat eine Leder-, letzterer eine Stahlscheide.

Degen (schwarzer), s. Birkenteer.

Degenbajonett zum Aufpflanzen auf das Gewehr, seit 1874 bei der franz. Infanterie eingeführt.

Degeneration, s. Abarten und Atrophie.

Degenfeld, ein altes deutsches Adelsgeschlecht, welches aus dem Aargau in der Schweiz stammt, bei seiner Übersiedelung nach Schwaben um 1280 Schloß und Herrschaft D. an der Lauter, unweit Schwäbisch-Gmünd, gründete und seine ununter-

brochene Stammreihe mit Konradin von D. beginnt, der 1360 starb. Durch die Brüder Hans Christoph und Konrad von D. zerfiel das Geschlecht in zwei Linien, welche noch gegenwärtig blühen. **Konrad**, erstochen 1600 in einem Zweikampfe, gründete durch seinen Sohn Christoph Martin von D. (geb. 1599 auf der Stammburg Eybach im Württembergischen) die nachher reichsgräfliche Linie. Letzterer kämpfte im Dreißigjährigen Kriege unter Wallenstein und Tilly, wurde 1622 bei Höchst Oberstwachtmeister, focht dann in den Niederlanden unter Spinola vor Bergen op Zoom und bei Lutter a. B. 1626, hierauf unter Gustav Adolf, welchem er 1632 zwei Reiterregimenter zuführte. Seines Eifers wegen, womit er Schweden und (nach der Schlacht bei Nördlingen) Frankreich diente, wurde er zuletzt zum franz. Generalobersten der ausländischen Reiterei ernannt. Er trat jedoch 1642 in den Dienst der Republik Venedig über, stritt hier als General der Kavallerie tapfer gegen Papst Urban VIII. und die Türken, wurde 1645 Generalgouverneur von Dalmatien und zog sich dann auf seine Güter in Schwaben zurück, wo er 13. Okt. 1653 zu Dürnau starb. Er war 1625 mit seinem Bruder und seinem Vetter in den Reichsfreiherrenstand erhoben worden. Vgl. Thürheim, «Christoph Martin Freiherr von D., General der Venetianer, und dessen Söhne» (Wien 1881).

Seine Tochter, Maria Susanna Loysa, Raugräfin von D., geb. 1636, kam noch sehr jung an den Hof des Kurfürsten Karl Ludwig von der Pfalz und ward Hoffräulein bei dessen Gemahlin Charlotte, einer geborenen Landgräfin von Hessen-Kassel. In demselben Grade, als die Kurfürstin durch kaltes, stolzes Benehmen das Herz ihres Gemahls von sich entfernte, fühlte sich der Kurfürst von der Schönheit, dem Geiste und der Anmut des Fräuleins angezogen. Es entspann sich zwischen beiden Liebenden ein lat. Briefwechsel, der, nach verschiedenen heftigen Scenen zwischen der Kurfürstin und ihrem Gemahl, mit der Trennung, wiewohl nicht förmlichen Scheidung des kurfürstl. Paares endigte. Am 15. April 1657 ließ sich der Kurfürst die Freiin öffentlich an die linke Hand antrauen. Später erhielt sie mit Zustimmung aller Agnaten und kaiserl. Bestätigung den Titel einer Raugräfin. Sie lebte mit ihrem Gemahl in der glücklichsten Ehe, starb im Wochenbette mit dem 14. Kinde 18. März 1677, und wurde mit großer Pracht zu Mannheim bestattet. Vgl. Lipowsky, «Karl Ludwig, Kurfürst von der Pfalz, und Maria Susanna Loysa, Raugräfin von D.» (Sulzb. 1825); «Fredegunde, oder Denkwürdigkeiten zur geheimen Geschichte des hannöv. Hofs» (Berl. 1825).

Hannibal von D., Sohn des Freiherrn Christoph Martin, venet. Generalfeldmarschall, geb. 1648, ging 1666 nach Candia, diente 1671 unter Graf Waldeck, dann in Holland bei der Verteidigung von Gröningen, 1675 in Dänemark als General, 1681 als Feldmarschalllieutenant in Bayern, von 1685 ab in Venedig, schlug in Morea den Kapudan-Pascha, verteidigte Korinth gegen die Türken und starb 18. Okt. 1691 im Hafen von Napoli di Romana.

Christoph Martin, Graf von D.-Schonburg (auch Schomberg), Enkel des obengenannten Freiherrn Christoph Martin, geb. 26. April 1689, gest. 10. Aug. 1762 zu Frankfurt a. M., diente Braunschweig, dem Kaiser, Pfalzbayern und Preußen, zeichnete sich im Spanischen Erbfolgekriege aus, wurde mehrfach mit wichtigen Gesandtschaften betraut und war zuletzt preuß. Geh. Etats- und Kriegsminister, General der Kavallerie u. s. w. D. vermählte sich 1717 mit der Erbtochter des franz. Herzogs von Schonburg. Er ward 1733 in den Reichsgrafenstand erhoben und fügte Namen und Wappen seiner Gemahlin dem seinigen bei.

August Franz Johann Christoph, Graf von D.-Schonburg, Urenkel des vorigen, österr. Feldzeugmeister, geb. 10. Dez. 1798 zu Groß-Kanischa in Ungarn, nahm bereits am Feldzuge von 1815 als Infanterieoffizier teil, wurde 1835 Major und war als solcher mehrere Jahre Adjutant beim Generalkommando in Böhmen; 1848 führte er als Generalmajor eine Brigade und nahm mit derselben 1849 wirksamen Anteil an der Schlacht bei Novara. Zum Feldmarschalllieutenant im Okt. 1849 befördert, wurde er zuerst Vizegouverneur von Mainz, 1850 als Sektionschef in das Kriegsministerium berufen, 1852 zur Dienstleistung beim Kaiser Franz Joseph kommandiert, 1855 Kommandant des 8. Armeekorps in den päpstl. Legationen, übernahm 1858 das 6. Armeekorps in Gratz und im Juni 1859 das Kommando der 4. Armee, im Juli das der 2. Armee und das Amt eines kommandierenden Generals im Lombardisch-Venetianischen Königreich, Küstenlande, Kärnten und Krain; im Okt. 1860 wurde D. zum Kriegsminister und Feldzeugmeister ernannt. Im Febr. 1864 legte D. wegen Kränklichkeit sein Portefeuille nieder; 1866 trat er vorübergehend wieder in aktiven Dienst und leitete die Armierung des Brückenkopfes bei Floridsdorf, auch vereinbarte er 26. Juli 1866 die Waffenstillstandskonvention zu Nikolsburg und trat nach dem Friedensschlusse wieder in den Ruhestand zurück. D. war Wirkl. Geheimrat und lebenslängliches Mitglied des österr. Herrenhauses und starb 5. Dez. 1876 in Altmünster bei Gmunden.

Degenfeld (Alfred Ludw., Freiherr von), geb. 9. Febr. 1816 zu Gernsbach im Großherzogtum Baden, trat 1833 in das 3. bad. Infanterieregiment und wurde 1836 zum Offizier ernannt und in das Leib-Grenadierregiment versetzt. Im J. 1845 wurde D. Hauptmann im 1. Infanterieregiment und 1858 Major im Leib-Grenadierregiment, in welchem er 1860 zum Oberstlieutenant und 1865 zum Oberst und Regimentskommandeur aufstieg. Im Deutschen Kriege von 1866 führte D. das Regiment und nahm an den Gefechten von Hundheim, Werbach und Gerchsheim teil, wurde 1868 zum Generalmajor und Kommandeur der 2. Infanteriebrigade befördert und führte diese Brigade im Deutsch-Französischen Kriege vom 16. Aug. bis 27. Sept. 1870 vor Straßburg. Am 1. Okt. 1870 wurde D. nach dem westl. Abhange der Vogesen entsendet, um die sich dort sammelnden Freischaren zu zerstreuen; er rückte im Thale der Meurthe aufwärts, trieb in den Gefechten bei Raon l'Etape und Nompatelize größere Abteilungen Franctireurs auseinander, vereinigte sich bei St.-Dié mit der Hauptmasse des neugebildeten 14. Armeekorps unter General von Werder, dessen Vorhut er zuletzt gewesen, schlug 22. Okt. bei Etuz am Ognon die Division des Generals Cambriels, 26. Okt. bei Pasques unweit Dijon die Garibaldianer und, vereint mit der Brigade des Prinzen Wilhelm von Baden, bei Nuits die Division des Generals Cremer. In der Schlacht an der Lisaine befehligte D. 15. bis 17. Jan. 1871

den rechten Flügel der deutschen Stellung, verteidigte Villersexel, mußte 16. Jan. vor überlegenen Massen, welche seinen rechten Flügel umfaßt hatten, zwar nach zehnstündigem Kampfe Chenebier räumen und nach Chalonvillars zurückgehen, nahm jedoch am folgenden Tage die verlorene Stellung wieder ein. Am 1. Juli 1871 trat D. als Kommandeur der 56. Infanteriebrigade in den Verband der preuß. Armee, schied jedoch 18. Okt. 1871 mit dem Charakter als Generallieutenant aus dem aktiven Dienste.

Deger (Ernst), bedeutender Historienmaler, geb. 15. April 1809 zu Bodenem im Hannöverschen, besuchte 1828 die berliner Akademie und studierte sodann zu Düsseldorf. Hier war Schadow sein Lehrer, welcher durch seine Sorgfalt auf Vollendung der äußern Form weit günstiger auf D. wirkte als Wach in Berlin. Schon im zweiten Jahre seiner düsseldorfer Schulzeit erregte er mit der Pietà Aufsehen. Es erfolgten nun viele Privataufträge und Bestellungen von Kirchenbildern, von denen namentlich die hoheitsvolle und anmutige Madonna für die Jesuitenkirche in Düsseldorf (gestochen von J. Killer, C. Müller und A. Glaser) allgemeine Anerkennung fand. Einen großartigen Auftrag erteilte D. hierauf der Graf Fürstenberg-Stammheim, indem er durch den Künstler und dessen Gesinnungsgenossen Ittenbach und Karl und Andreas Müller die neuerbaute Apollinariskirche zu Remagen am Rhein mit Fresken schmücken ließ. Die genannten Künstler bereiteten sich zu dem großen Werke durch einen vierjährigen Aufenthalt in Italien vor, wo D. vor allem die großen Meister des florentin. Quattrocento studierte. Die Herstellung der Wandgemälde in Remagen dauerte von 1849 bis 1851. Mit ihnen entstand die großartigste Leistung der düsseldorfer Schule. Es folgte nun die Dekoration der Schloßkapelle zu Stolzenfels am Rhein, in welcher der Meister lebensgroße Heiligengestalten in zierlicher Durchführung anbrachte. Außerdem gingen fortwährend zahlreiche Einzelarbeiten für Kirchen und Altäre aus D.s Atelier hervor. Seit 1869 wirkt er als Professor an der düsseldorfer Akademie. D. nimmt in der neuern religiösen Kunst, ähnlich wie der ihm kongeniale Führich, eine selbständige Stellung ein. Er hält sich ebenso fern von der hohlen Ascetik der Nazarenischen Schule als von der Unselbständigkeit derjenigen, welche den Triumph der modernen kirchlichen Malerei im sklavischen Kopieren der alten Meister erblicken. Sein Ideal wurzelt in treuerm Erfassen des Naturbildes, allerdings nicht ohne die holdeste Verklärung religiöser Begeisterung. Alle seine Werke atmen tiefen Ernst, Überzeugung und ergreifende Innigkeit.

Degérando (Jos. Marie, Baron), franz. Philosoph, bekannt durch seine philanthropischen Bestrebungen, geb. 29. Febr. 1772 zu Lyon, ging nach Vollendung seiner Studien 1797 mit seinem Jugendfreunde Camille Jordan nach Paris und als dieser, ein Mitglied des Rats der Fünfhundert, nach dem 18. Fructidor geächtet wurde, nach Deutschland. Hier schrieb er seine von der Akademie gekrönte Abhandlung, die er später in der Schrift «Des signes et de l'art de penser, considérés dans leurs rapports mutuels» (4 Bde., Par. 1800) erweiterte. Seine von der berliner Akademie gekrönte Abhandlung «De la génération des connaissances humaines» (Berl. 1802) war ein Vorläufer der «Histoire comparée des systèmes de philosophie» (3 Bde., Par. 1803; deutsch von Tennemann, 2 Bde., Marb. 1806—7), eines der besten Werke der Franzosen über die Geschichte der Philosophie. Napoleon ernannte ihn zum Generalsekretär im Ministerium des Innern. Mehr noch als durch seine rein philos. Werke hat sich D. durch seine philanthropischen Schriften und Bestrebungen Verdienst erworben. Dahin gehört das treffliche Werk «Le visiteur du pauvre» (Par. 1820 u. öfter; deutsch von Schelle, Quedlinb. 1831), das den Monthyonschen Preis erhielt, und sein «Cours normal des instituteurs primaires» (Par. 1832). Ferner sind zu erwähnen: «Du perfectionnement moral, ou de l'éducation de soi-même» (2 Bde., Par. 1824 u. öfter; deutsch von Schelle, 2 Bde., Halle 1829), «Institutions du droit administratif» (2 Bde., Par. 1835; 2. Aufl. 1842), «Éducation des sourds-muets de naissance» (2 Bde., Par. 1827), «Des progrès de l'industrie» (Par. 1841) und besonders «De la Bienfaisance publique» (4 Bde., Par. 1839), eins der umfassendsten Werke über das Armenwesen. D. wurde nach der Restauration der Bourbons zum Pair erhoben und starb 12. Nov. 1842 als Vizepräsident des Staatsrats.

Degerloch, Dorf im württemb. Neckarkreis, 6 km südl. von Stuttgart, ein besuchter Vergnügungsort der Stuttgarter, zählt (1880) 2237 E., welche Obst und guten Rotwein bauen. Vom Exercierplatz, in der Nähe von D., bietet sich eine umfassende Übersicht über die ganze Kette der Schwäbischen Alp dar.

Deggendorf, Stadt im bayr. Regierungsbezirk Niederbayern, Hauptort eines Bezirksamts, liegt 48 km im NW. von Passau, links an der Donau, über welche hier eine 320 m lange steinerne Brücke von 26 Jochen führt, am Fuße ansehnlicher Berge des Bayrischen Waldes, an der Ausmündung anmutiger Thäler und an der Gebirgsbahn Plattling-Eisenstein. Die Stadt ist Sitz eines Land- und eines Amtsgerichts, hat sechs kath. Kirchen, eine Irrenanstalt, eine Gewerbs- und Präparandenschule, ein Kranken-, Waisen- und Bruderhaus, Spitalstiftung, Agentur der Donau-Dampfschiffahrtsgesellschaft, ein Schloß, Tuchfabrikation, Bierbrauerei, Handel mit Vieh, Hopfen, Holz, Leinwand, Töpferwaren und zählt (1880) 6226 E. Vielleicht war früher hier die Wallfahrtskirche zum heil. Grab auf dem Geilesberge, mit einer wunderthätigen Hostie und der jährlich einmal geöffneten Gnadenpforte. D. war schon 868 vorhanden und Hauptort einer Grafschaft, wurde 1266 von Ottokar II. von Böhmen erobert und zerstört, war 1337 Schauplatz einer grausamen Judenverfolgung, deren Andenken durch neue Gemälde in der heil. Grabkirche lebendig erhalten wird, fiel 14. Nov. 1633 während des Dreißigjährigen Kriegs den Schweden unter Bernhard von Weimar in die Hände und wurde 1743 im Österreichischen Erbfolgekriege abermals eingeäschert. In der Einsenkung, über welche die Kunststraße in den Bayrischen Wald führt, liegt zwischen wildaufgetürmten Felsen die Rusel (774 m hoch), ein Wirtshaus (ehemals Kloster) mit prächtiger Aussicht auf das Donauthal, den Bayrischen Wald und das Bayrische Hochgebirge. Ein ähnliches Panorama bietet sich auf dem 4 km von D. entfernten Natternberge, einem vereinzelten 100 m hohen Bergkegel mitten in der Ebene der rechten Donauseite. Etwa 4 km nordwestlich von D., am Unternbache, liegt das Dorf **Metten** mit einem Benediktinerstifte, das 792 von Karl d. Gr. gestiftet, 1803

säkularisiert und 1830 wieder errichtet wurde, mit Gymnasium und zwei Seminarien; ¾ Stunde aufwärts im Thale des Unternbachs liegt das dem Grafen Armansperg gehörige Schloß Egg (379 m), von Volz im mittelalterlichen Geschmack wiederhergestellt.

Deggingen, Dorf im württemb. Donaukreise, Oberamt Geislingen, im Filsthale, 10 km im WSW. von Geislingen, mit (1880) 1869 E., worunter viele Maurer und Gipser, welche den Sommer hindurch auswärts arbeiten und im Winter mit selbstverfertigten Spindeln, Drechslerarbeiten, Schröpfköpfen, Aderlaßeisen Handel treiben. Auf einer Anhöhe liegt eine alte Wallfahrtskirche Ave Maria, auf dem Nordarlberg eine Burgruine. Der Ort gehörte zur Grafschaft Helfenstein und hatte seinen eigenen Adel.

Deggut, s. unter Birke.

Deglutieren (lat.), verschlucken, verschlingen; Deglutition, das Schlingen, Verschlucken.

Dego, Dorf in der ital. Provinz Genua, Bezirk Savona, an der Bormida und an der Eisenbahn Cairo-Acqui gelegen, mit (1881) 2012 E., durch zwei Gefechte der Franzosen unter Bonaparte gegen die Österreicher geschichtlich namhaft.

Bonaparte, welcher an Stelle des erkrankten Obergenerals das Kommando in Oberitalien übernommen und die Österreicher unter Colloredo in zweitägigem Gefechte von Carcare und Millesimo zurückgedrängt hatte, griff dieselben am 21. Sept. 1794 in der Stellung bei D. vergeblich an und mußte sich unter großem Verluste zurückziehen. Bald darauf gaben die Österreicher den Posten von D. jedoch auf, der sodann vorübergehend von den Franzosen besetzt worden ist.

Das bei Montenotte geschlagene österr. Heer unter Argenteau hatte, nachdem auch das feste Schloß Cossaria gefallen war, bei D. eine Verteidigungsstellung bezogen, um das Eintreffen von Verstärkungen abzuwarten, wurde jedoch 14. April 1796 von den Franzosen unter Bonaparte angegriffen. Die Divisionen La Harpe und Masséna erstürmten die von nur drei österr. Bataillonen besetzten Schanzen bei D., bevor Argenteau Verstärkungen zuführen konnte, und die Division Augereaus griff von Sta.-Giulia her den rechten Flügel an. Die Österreicher verloren bei D. 1500 Gefangene und 18 Geschütze und waren nach Montealto zurückgegangen, als am 15. April mit Tagesanbruch der infolge eines bei der Befehlsgebung vorgekommenen Versehens viel zu spät von Sassello abgerückte Oberst Vukassovich mit fünf Bataillonen Kroaten gänzlich unerwartet bei D. eintraf und alle Verschanzungen daselbst trotz tapfern Widerstands der Franzosen erstürmte, wobei 500 Gefangene und 19 Geschütze in seine Hand fielen. Mehrere Versuche Massénas, die Stellung wiederzugewinnen, wurden blutig abgewiesen. Um 1 Uhr traf Bonaparte mit zwei frischen Halbbrigaden auf dem Kampfplatze ein und ließ sofort die erschöpften, von Munition entblößten Grenzer angreifen. Fast alle Verteidiger fielen im Kampfe um die Schanzen, nur eine kleine Schar entkam über Spigno nach Terzo.

Degommieren oder Degummieren (vom franz. dégommer), das Kochen oder Entschälen der Seide im engern Sinn, d. h. dasjenige Verfahren, nach welchem durch Behandlung der Strähne in kochendem Seifenwasser oder einer andern alkalischen Lösung die die Faser umhüllende gummiartige Substanz, der sog. Seidenleim, entfernt wird, um dem Faden die für die meisten Arten der Verarbeitung erforderliche Weichheit sowie höhern Glanz zu geben. (S. unter Seide.)

Degorgieren, Degorgement, eine Operation der Champagnerfabrikation, welche bezweckt, die während der Champagnergärung gebildete und durch Neigen der Flasche auf dem Kork abgelagerte Hefe zu entfernen. Sie wird ausgeführt, indem man die Flasche auf einen Augenblick öffnet, wobei die Hefe mit dem Stöpsel fortgeschleudert wird. (S. Champagner.)

Dégout (frz.), Ekel, Widerwille; degoutant, Ekel, Widerwillen erregend; degoutieren, Ekel erregen, einem etwas verleiden; etwas ekelhaft oder widerwärtig finden.

Degradation nennt man im Kriegsrecht die Strafe der Herabsetzung eines Offiziers oder Unteroffiziers zum Gemeinen. Dies geschieht immer durch richterlichen Spruch. Schon bei den Römern fand die dejectio gradus statt. Im Mittelalter verschwand diese Strafe bei der eigentümlichen Wehrverfassung jener Zeit, und erst in den Kriegsgesetzen der stehenden Heere fand sie wieder Aufnahme. Für Offiziere besteht die D. nur noch in der russ. Armee, schließt jedoch hier das Wiederaufrücken nicht aus, das früher oft genug erfolgte, nach dem Reglement betreffs der Bestrafungen vom 28. März 1875 aber nur erfolgen darf, wenn durch kaiserl. Befehl ausgesprochen worden, daß die Strafe als Hindernis zu Belohnungen nicht anzusehen ist. In allen andern Heeren findet sie nur auf Unteroffiziere Anwendung.

D. als kirchliche Strafe der kath. Kirche geht weiter als die Deposition. Diese entzieht dem Geistlichen die Fähigkeit, den empfangenen ordo auszuüben, das Amt und die Pfründe und enthält zugleich die Unfähigkeit zum fernern Erwerbe von Ämtern und Pfründen. D. dagegen ist die vom geistlichen Richter ausgesprochene (verbalis) und mit bestimmten Ritualien durch den Bischof vollzogene (actualis) Absetzung eines Geistlichen, welche denselben nicht nur seines bisherigen Amtes beraubt und ihm für die Zukunft die Anstellungsfähigkeit entzieht, daneben auch den Verlust des geistlichen Standesrechts herbeiführt. So ist also die D. die Vorbedingung, damit der Staat sich der Person eines verbrecherischen Geistlichen bemächtigen könne. Während aber diese kirchlicherseits betonte Notwendigkeit der D. schon im Mittelalter häufig von der Staatsgewalt nicht berücksichtigt wurde, nimmt das moderne staatliche Recht gar keine Rücksicht mehr auf sie, da dasselbe das Privileg der Kleriker, nur vom geistlichen Gericht beurteilt werden zu dürfen, überhaupt nicht anerkennt. Damit ist auch die D. in der evang. Kirche gefallen, wo sie zuweilen in unpassender katholisierender Weise üblich geworden war. Vgl. Kober, «Die Deposition und D. nach den Grundsätzen des kirchlichen Rechts historisch und dogmatisch dargestellt» (Tüb. 1867).

Degraissieren, d. i. Entfetten, eine Operation der Türkischrot-Färberei (s. d.), durch welche den im Weißbade eingefetteten Geweben der Überschuß an zugesetztem Öl wieder entzogen wird.

Dégras, Lederschmiere, eine aus Ölsäure oder auch aus Fischthran bereitete salbenförmige Emulsion, zum Einfetten des Leders dienend, welche an verschiedenen Orten fabrikmäßig, unter Geheimhaltung des Verfahrens, dargestellt wird. Ein sehr

gutes D. wird als Nebenprodukt der Sämischlederfabrikation durch Auspressen und Auswringen des im Überschuß zugesetzten Fettes gewonnen.

Degravieren (lat.), belästigen, beschweren; Degravation, Belästigung.

Degré (frz.), Stufe, Staffel, Grad.

Degressieren (frz.), aus dem Groben oder Rohen herausarbeiten, verfeinern (besonders Gold und Silber).

De Gubernatis (Angelo, Graf), vielseitiger ital. Schriftsteller, geb. 7. April 1840 zu Turin, erhielt seine Vorbildung zu Chieri, betrieb hierauf philol. Studien an der turiner Universität, promovierte daselbst 1861, erhielt hierauf ein Lehramt am Gymnasium zu Chieri und ging 1862 nach Berlin, um sich unter Weber und Bopp dem Studium des Sanskrit und der vergleichenden Sprachwissenschaft zu widmen. Im J. 1865 als außerord. Professor an das Istituto degli studj superiori nach Florenz berufen, wurde D., sobald er sein Amt angetreten hatte, in die Umtriebe der Bakuninschen sozialistischen Partei hineingezogen, verzichtete auf seine Professur, um den sozialistischen Interessen frei leben zu können, und vermählte sich mit einer Nichte Bakunins, Sophie Besobrasow. Nach einem Jahre zerfiel er indes mit der Bakuninschen Partei, bewarb sich wieder um seine Professur, die er nach längerm Zögern 1867 auch zum zweiten mal erhielt und seither bekleidet.

D. hat mehrere Zeitschriften («La Letteratura civile», 1859, «L'Italia letteraria», 1862, «La civiltà Italiana», 1865, «Rivista Orientale», 1867—68, «Rivista contemporanea», 1869, «Rivista Europea», 1869—76, «Bollettino italiano degli studii Orientali», 1876 fg., «Cordelia», 1881—82) gegründet und redigiert, die meistens nur ein kurzes Dasein fristeten. Von seinen dramatischen Arbeiten ist namentlich die Trilogie «Il re Nala» (Flor. 1869; das mittlere Stück deutsch von Marx, 1870) zu erwähnen; außerdem «Werner» (Tur. 1859), «Don Rodrigo, ultimo re dei Visigoti» (Mail. 1861), «La morte di Catone» (Mail. 1864), «Drammi Indiani» (Mail. 1872), «Maya» (Mail. 1872), «Romolo» (Mail. 1873), «Romolo Augustolo» (Mail. 1876), «Savitri» (Rom 1877) u. a. m. Unter seinen biographischen Werken ragt, bei allem Mangel an Objektivität und Gleichmäßigkeit in der Behandlung, besonders hervor sein «Dizionario biografico degli scrittori contemporanei» (Flor. 1879—80). Außerdem sind zu nennen: «Giovanni Prati» (Tur. 1860), «San Torre Santa Rosa» (Tur. 1861), «Ricordi biografici» (Flor. 1873), «Alessandro Manzoni» (Flor. 1878), «Manzoni e Fauriel» (Rom 1880), «Eustachio Degola» (Flor. 1882). Seine bedeutendsten Schriften sind die orientalistischen, darunter «Piccola Enciclopedia Indiana» (Flor. 1867), «Fonti Vediche dell' Epopea» (Flor. 1868), «Storia dei viaggiatori Italiani nelle Indie» (Livorno 1864), «Mitologia Vedica» (Flor. 1876), «Matériaux pour servir à l'histoire des langues orientales en Italie» (Flor. 1876), «Gli scritti di Marco della Tomba, missionario nelle Indie» (Flor. 1878), «Lettere sopra l'Archeologia Indiana» (Mail. 1881), «Manuale di storia della letteratura Indiana» (Mail 1882). Von seinen Schriften zur Mythologie und vergleichenden Litteraturwissenschaft sind zu erwähnen: «Storia comparata degli usi nuziali» (Flor. 1871), «Storia comparata degli usi natalici» (Flor. 1872), «Storia comparata degli usi funebri» (Flor. 1873), «Mythological zoology» (2 Bde., Lond. 1872; deutsch von Hartmann, 1873), «Mythologie des plantes» (2 Bde., Par. 1878—82), «Letture sopra la mitologia comparata» (Mail. 1880), «Storia universale della letteratura dai primi tempi e presso tutti i popoli civili fino ai nostri giorni, con florilegi da ogni letteratura» (Bd. 1—4, Mail. 1882; auf 18 Bde. berechnet).

Deguisement (frz.), Verkappung, Verstellung; deguisieren, verkappen, bemänteln, verkleiden.

Degummieren, s. Degommieren.

De gustibus non est disputandum, lat. Sprichwort: Über den Geschmack (oder in Geschmackssachen) ist nicht zu streiten.

Degustieren (lat.), kostend prüfen; nur obenhin berühren.

Degutt, s. unter Birke.

Dehli oder Delhi, einst die Residenz der Großmogule genannten Kaiser von Indien, bis 1857 Hauptstadt des gleichnamigen Distrikts der Lieutenant-Gouverneurschaft der nordwestl. Provinzen des Angloindischen Reichs, seitdem aber Hauptstadt des gleichnamigen Distrikts und der gleichnamigen Division (14527 qkm, 1872 mit 1916423 E.) der Lieutenant-Gouverneurschaft des Pendschab, liegt unweit des westl. Ufers der Dschamna (Jumna), hat gegenwärtig etwa 11 km im Umfang und zerfällt in die Hindu- und die Mohammedanerstadt. Der Stadtteil der Europäer mit dem Palast des brit. Residenten, einer christl. Kirche, dem Arsenal, den Magazinen und den Kasernen liegt abgesondert und durch einen Kanal von dem übrigen getrennt. Die Stadt wird auf den drei Landseiten von einer 10 m hohen Quadermauer umgeben, welche von den Engländern durch verschiedene Bastionen und Vorwerke verstärkt und von einem Wassergraben umgeben wurde. Sieben hochgewölbte Thore führen durch die Mauer in die Stadt; vier andere nach dem Strome. Die über die Mauer emporragenden Minarets und Kuppeln der Moscheen, die Zinnen und Türme der Paläste, sowie die dazwischenliegenden Gruppen von Palmen und andern Bäumen verleihen der Stadt von der Ferne einen imposanten Anblick. Die Wohnhäuser sind jedoch unansehnlich, die Straßen eng und winkelig, mit Ausnahme der von Norden nach Süden führenden Hauptstraße Tschandri-Tschâk, die mit schönen Häusern besetzt und ungemein belebt ist. Das alte D., dessen Reste die nächste Umgebung der Stadt erfüllen, soll an 2 Mill. E. gehabt haben. Die Bevölkerung der neuen, von Schah Dschihân erbauten Stadt beträgt 176360 E., darunter 81000 Hindu und 77500 Moslems. Eine kleine Stadt für sich ist die frühere Hofburg des Padischah an der Wasserseite, eins der schönsten Denkmäler der moslem.-ind. Baukunst. Die Burg bildet ein längliches, mit bezinnten Quadermauern und Gräben umgebenes Viereck von 1855 m im Umfang, hat im Süden und Westen prächtige Thoreingänge und im Innern große Höfe mit herrlichen Hallen, geht aber, besonders seit 1857, dem Verfall entgegen. Gleiches gilt von der Moti- oder Privatmoschee des ehemaligen Mogulhofs, den mit unzähligen Springbrunnen versehenen Gärten, den Bädern u. s. w. Das vorzüglichste Bauwerk innerhalb der Stadt ist die Dschamna-Moschee, die schönste in ganz Indien, von Schah Dschihân 1631—37 auf einem 10 m hohen Felshügel durchgehends aus rotem Sandstein

und weißem Marmor erbaut. Die ehemals großartigen und glänzenden Paläste der Vornehmen sind ebenfalls stark verfallen. Die Hindutempel haben keine architektonische Bedeutung. Unter der engl. Regierung wurde unter anderm ein Gerichtshof und ein Palast für den Gouverneur in ital. Stil erbaut, auch die aus der Blütezeit D.s stammende Wasserleitung wiederhergestellt. Auf dem weiten Trümmergefilde des alten D. sind die bedeutendsten Baureste: der im Nordwesten der jetzigen Stadt 1632 erbaute Palast Schahlimar, jetzt ganz in Verfall; im Westen die 1724 errichtete Sternwarte; das großartige Grabgebäude des Großmogul Humayun; das Mausoleum Safdar-Dschangs; die berühmte Kutab-Minar, eine in schönsten Verhältnissen (1210—36) aufgeführte Riesensäule von 66 m Höhe. (S. Tafel: Baustile VI, Fig. 4.) Handel und Industrie, einst blühend und großartig, waren mit der Stadt unter den letzten Großmoguln gänzlich in Verfall geraten, haben sich aber in neuerer Zeit wieder gehoben. Für das geistige Leben der moslem. Hindu bildet D. noch immer einen Mittelpunkt. Von einem Privatvereine gegründet wurde das D.-College, eine hohe Schule mit vier Abteilungen für engl., arab., pers. und altind. Sprache. Auch besitzt D. viele Druckereien, welche sich mit der Vervielfältigung klassischer Werke der arabischen und persischen wie der Hindustani-Litteratur beschäftigen.

Das alte D. soll von einem Radscha gleiches Namens gegründet sein; in dem «Mahabharata» wird es, unter dem Namen Indraprastha, als Residenz der Pandus oder Sonnenkinder aufgeführt, deren Reich für das Hauptreich Indiens galt. Die Straßen waren, wie die Sage erzählt, mit Gold gepflastert und wurden mit den köstlichsten Essenzen benetzt, die Bazars waren voll Kostbarkeiten und der Palast der Pandus strahlte von Diamanten und andern Edelsteinen. Mit den Pandus und ihrer Herrlichkeit erloschen aber auch die Größe und der Glanz des alten D. Nach ihnen herrschten hier lange Zeit ind. Könige. Im J. 1011 wurde D. vom Sultan Mahmud von Ghasna erstürmt und geplündert und das Land eine Provinz des Ghasnavidenreichs unter eigenen Radschas, die sich allmählich selbständig machten. Daher drang 1193 der ghuridische Sultan Mohammed abermals nach D. vor, besiegte nach hartnäckigem Kampfe den Fürsten von D., eroberte die Hauptstadt und setzte über sie einen ihm zinsbaren Radscha. Aber bald nachdem er Indien wieder verlassen, stürzte der ghuridische Gouverneur Kattab-eddin-Aibek den eingesetzten Fürsten, machte D. zum Mittelpunkt eines noch mächtigern Reichs und wurde Gründer der ersten afghan. Dynastie, deren Herrscher alles Land vom Pendschab bis Bengalen sich unterwarfen und deren Hof der glänzendste und prächtigste in Asien wurde. Diese Dynastie ging mit Kei-Kobad 1288 unter und die zweite afghan. Dynastie, die Gildschi, kam in den Besitz des Reichs. Allah-eddin (1295—1316) verteidigte dasselbe siegreich gegen die wiederholten Angriffe der Mongolen. Bald nach seinem Tode gelangte die dritte afghan. Dynastie unter Toghlak auf den Thron von D., welcher aber oft durch den meist mit Blutvergießen begleiteten Sturz der einzelnen Herrscher erschüttert wurde. Als endlich völlige Anarchie eintrat, zog Timur 1398 vor D., besiegte die Mohammedaner, eroberte die Stadt, plünderte sie und machte sich zum Herrn des Landes. Nach Timurs Tode entstanden neue Zerrüttungen und blutige Kriege um Stadt und Reich, bis 1450 die Patanen- oder Afghanendynastie Lody den Thron bestieg. Allein schon 1526 wurde dieselbe durch einen Nachkommen Timurs, Sultan Babur, nach der Schlacht bei Panipat gestürzt, worauf Babur als erster Großmogul den eroberten Thron bestieg. Babur wählte abwechselnd D. und Agra zu seinen Residenzen. In furchtbarer Weise wurde D. 1736 nach dem Siege Nadir-Schahs über den Großmogul geplündert und verwüstet; ebenso 1755 durch die Afghanen unter Abdallah und durch die Maharatten 1772. Hierdurch verlor D. seinen weltberühmten Reichtum und Glanz und sank in Ruinen. Als die Engländer 1803 den Maharattenführer Daulat Rao Scindia besiegt hatten, besetzten sie auch D., ließen dem völlig machtlos gewordenen Großmogul zwar noch einen Schein seiner frühern Größe und auch den Palast als Residenz, stellten ihn aber unter die Aufsicht eines brit. Residenten. Seit dieser Zeit war D. engl. Besitztum. Doch trug es außer einer schwachen engl. Garnison, den Magazinen und dem Arsenal keine Zeichen brit. Herrschaft und galt noch immer als die eigentliche Hauptstadt der mohammed. Indier, die hier viele Erinnerungen an einstige Macht und Größe, hierin zugleich aber eine anhaltende Veranlassung zur Erbitterung gegen die Briten fanden. D. war der Hauptsitz des moslem. Fanatismus.

Nachdem am 10. Mai 1857 in der 45 km nordöstlich von D. gelegenen Garnisonsstadt Mirat die meuterischen Sipahis ihr Werk der Ermordung, Plünderung und Brandstiftung gegen die Christen und Europäer begonnen, vereinigten sie sich am folgenden Tage zu gleichem Zweck mit den Sipahis von D., welches von europ. Truppen entblößt war und nun der Brennpunkt des Aufstandes wurde. Im Besitz der Waffenmagazine und des Artillerieparks, riefen die Meuterer den 90jährigen Padischah Bahadur zum König von Indien aus. Die herbeigeeilten Briten, kaum 6000 Mann stark, mußten sich gegen die ihnen zehnmal überlegenen Sipahis monatelang darauf beschränken, D. eingeschlossen zu halten. Sie erlitten zwar durch Cholera und Fieber sowie durch wütende Ausfälle der Aufständischen bedeutende Verluste, hielten aber doch ihre Stellungen vor der Stadt fest. Erst nach der Ankunft schweren Belagerungsgeschützes und dem Zuzuge des Generals Nicholson mit dem Hilfskorps aus dem Pendschab (20. Aug.) zählte die Belagerungsarmee 13—14000 Mann, darunter kaum 5000 Europäer. Am 29. Aug. begann General Wilson die Offensive und nach heftigem Bombardement 14. Sept. die Bestürmung. Jedes Thor, jede Straße, jedes Gebäude mußte in mörderischem Kampfe erobert werden. Erst 20. Sept., nach dem Abzug der letzten Sipahis und der Flucht des Hofs, war D. wieder vollständig der brit. Herrschaft unterworfen. Den entflohenen Padischah Bahadur nahm man unweit von D. gefangen und ein Kriegsgericht verurteilte ihn zur Kettenstrafe und Verbannung nach Rangun, wo er bald nachher starb. Seine zwei Söhne Mirsa Moghul und Chisr-Sultan und sein Enkel Abubekr wurden aus ihrem Versteck, dem Grabgebäude ihres Ahnherrn Humayun, herbeigeholt und als Urheber der Rebellion und der Greuelscenen in D. von dem engl. Obersten Hodgson eigenhändig niedergeschossen. Zwei andere Prinzen, Mirsa Bachtawar und Mirsa Mendhu, wurden später kriegsgerichtlich erschossen, im ganzen 24 Glieder der Baburidenfamilie hingerichtet.

Dehn (Siegfr. Wilh.), Musiktheoretiker, geb. zu Altona 15. Febr. 1799 als der Sohn eines Bankiers, studierte 1819—22 zu Leipzig Rechtswissenschaft, beschäftigte sich aber zugleich eifrig mit der Tonkunst. Seit 1823 in Berlin wohnhaft, nahm er Musikunterricht bei Bernhard und war in Privatkreisen ein gesuchter Cellospieler. Aber besonders zog ihn die Theorie und Geschichte der Musik an, in welcher er sich bedeutende Kenntnisse erwarb. Auch gelang es ihm, manche ältere Komposition zu Tage zu fördern, z. B. die sieben Bußpsalmen des Orlandus Lassus (Berl. 1838). An eigenen Arbeiten gab er eine »Theoretisch-praktische Harmonielehre« (Berl. 1840; 2. Aufl. 1859) heraus; seine »Lehre vom Kontrapunkt, dem Kanon und der Fuge« veröffentlichte sein Schüler B. Scholz (Berl. 1859; 2. Aufl. 1883). Ferner setzte er 1842—48 die von Gottfr. Weber begründete musikalische Zeitschrift »Cäcilia« fort und veröffentlichte eine mit Zusätzen vermehrte Übersetzung der »Notice biographique sur Roland de Lattre« von Delmotte (Berl. 1837). Nach einer größern Reise im In- und Auslande wurde D. 1842 als Kustos der königl. Bibliothek für die musikalische Abteilung angestellt, die unter seiner Leitung bedeutend an Ausdehnung gewann, und erhielt 1849 den Titel eines königl. Professors. D., welcher unter die tüchtigsten Musikgelehrten der neuern Zeit gerechnet wird und zu seinen Schülern Kiel, Rubinstein, Kullak u. a. zählte, starb zu Berlin 12. April 1858.

Dehnbarkeit nennt man die Eigenschaft fester Körper, durch die Einwirkung mechan. Kräfte ohne Aufhebung des Zusammenhangs durch Verschiebung ihrer Teilchen eine bleibende Veränderung ihrer Gestalt in einer oder mehrern Richtungen zu gestatten. Diese Eigenschaft ist nicht zu verwechseln mit der Elasticität (s. d.), da es bei der Bestimmung der D. auf bleibende Gestaltsänderung ankommt, also die D. erst da angeht, wo die Elasticität aufhört. Als Maß für die Größe der D. hat man die Dünne der Drähte, Fäden oder Bleche und Blätter zu betrachten, zu welcher man einen Körper auszudehnen im Stande ist, wobei zu beachten ist, ob dies allmählich und langsam geschieht, bei welcher Temperatur der Körper, bei welchen chem. Beimischungen zum Hauptstoffe, in welcher Weise die Bearbeitung der Körper erfolgt u. dgl. m. Vorzüglich wichtig ist die Eigenschaft der D. bei Metallen, da besonders bei diesen davon technische Anwendung gemacht wird. Man unterscheidet bei den Metallen drei Hauptarten der D., nämlich die Ziehbarkeit, d. h. die Eigenschaft, sich zu feinen Drähten ziehen zu lassen; die Streckbarkeit oder die Eigenschaft, sich zwischen Walzen zu Blechen strecken zu lassen, und die Hämmerbarkeit, d. i. sich beim Hämmern geschmeidig zu erweisen. Diesen Eigenschaften entsprechen drei Hauptarten der Bearbeitung, und es ordnen sich hiernach die Metalle in je andere Reihen. Die an gesponnenen Fäden oder Geweben beobachtete D. ist nur zum Teil der Substanz an sich zuzuschreiben, da sie zum größern Teile darauf beruht, daß jene ein lückenhaft verbundenes Aggregat von Haaren und Fäden sind.

De Hond, Jesuit, s. Canisius.

Dehors (frz., eigentlich Adverbium: draußen), als Substantiv, meist in der Mehrzahl gebraucht: die Außenseite, das Äußere; der äußere Anstand, Schein; im Festungswesen: die Außenwerke.

Dehortatorien, s. Avokatorien.

Dehortieren (lat.), abmahnen, abraten; Dehortation, Abmahnung.

Dehra-Dun, einer der sechs Distrikte der Division Mirat der Lieutenant-Gouverneurschaft der Nordwestprovinzen in Britisch-Indien, nimmt mit einem Areal von 2644 qkm und (1872) 116945 E. ein fruchtbares Thal in der südlichsten und niedrigsten Kette der Vorberge des Himalaja ein, welches nördlich durch die Dschamna von Sirmour und Jounsar getrennt, nordöstlich durch die Berge von Gurhwal begrenzt, südöstlich durch den Ganges von dem brit. Gurhwal und südwestlich durch die Sewalikkette von dem gleichfalls zu der Division Mirat gehörenden Distrikt Saharanpur abgeschieden wird. Das Thal von D. liegt zwischen 30° und 30° 30′ nördl. Br. und von 77° 43′ und 78° 24′ östl. L. von Greenwich. D. ist ein Gebirgsland, teilweise namentlich in seinem Nordwesten an der Grenze von Gurhwal, wo sich Berge von 2—2500 m Meereshöhe erheben, ein Alpenland; die Sewalikkette dagegen hat nur eine Höhe von 900—1000 m. Das Flußbett des Ganges, an seinem Zusammenfluß mit der Surwa, liegt 360, das der Dschamna im Norden von D. 448 m hoch. Das Klima ist veränderlich, im Sommer oft sehr heiß, im Winter unter den Gefrierpunkt sinkend; während der Regenzeit, im Juli, August und September, äußerst ungesund, namentlich fiebererzeugend. Die Fauna ist die spezifisch indische und enthält Elefanten, wilde Büffel, Bären, Leoparden, Tiger, Hyänen, Luchse, Schakals, Hirsche, Antilopen, Wildschweine, mehrere Affenarten u. s. w. Der Boden, soweit keine Felsblöcke aus ihm hervorragen und derselbe sich im Kulturzustande befindet, ist mit einer dicken Lage sehr fruchtbaren Humus bedeckt und erzeugt Reis, Mais, Gramm (Cicis arietinum), Baumwolle, Zucker, Opium, Hanf, Indigo u. a. m, sowie alle europ. Gemüse von besonderer Güte im Überfluß.

Der Hauptort des Distrikts, Dehra genannt, liegt auf dem Gipfel eines von der Sewalikkette nach Norden auslaufenden Hügelrückens von geringer Höhe in einem Walde von Mangabäumen. D. bestand zu Anfang des 19. Jahrh. aus nur wenigen Häusern, zählte aber 1872 bereits 7316 E. und ist jetzt eine nicht unbedeutende, für Handel und Verkehr günstig gelegene Stadt, da es eine Zwischenstation zwischen einerseits Nurdwar und Sirmour, andererseits Saharanpore, den Sanitarien von Mussuri und Landour sowie Westgurhwal bildet. D. war der Punkt, von wo 1820 das große, seitdem fortgesetzte und noch jetzt nicht beendete Werk der trigonometrischen Aufnahme von Britisch-Indien ausging, indem der Distrikt D. das erste Dreieck war, welches für die Triangulierung gemessen wurde.

Dei hieß von 1600 bis 1830 das Oberhaupt der den Raubstaat Algier beherrschenden Janitscharenmiliz, neben dem anfangs noch ein von der Pforte ernannter Pascha die eigentliche Regierung des Landes zu besorgen hatte. Seit 1710 hörte jedoch die Pforte auf, einen besondern Pascha zu ernennen, und erteilte diese Würde dem jedesmaligen D., dessen Bestätigung ihr zukam. Die D. wurden durch die Wahl der algierer Janitscharenmiliz ernannt. Wollte sich die Minderheit dem von der Majorität Gewählten nicht unterwerfen, so kam es häufig zu Blutvergießen, und nicht selten ward der Gewählte selbst wieder von der Gegenpartei ermordet. Der Neugewählte wurde auf den Thron gesetzt, mit dem Ehrenkaftan bekleidet und mußte dann den Eid

leisten, in dem er hauptsächlich beschwor, für die regelmäßige Bezahlung der Janitscharen zu sorgen, worauf ihm sämtliche Offiziere der Miliz und die Beamten die Hand küßten. Ein solcher Regierungswechsel war gewöhnlich mit vielen Hinrichtungen verbunden, durch welche der Neugewählte seine Gegenpartei zu schwächen suchte. Die Regierungen der D. waren selten von langer Dauer und die Mehrzahl starb keines natürlichen Todes. Der Name D. (genauer Dâi) bedeutet eigentlich einen Oheim von mütterlicher Seite und war die Ehrenanrede der Janitscharenchefs seitens ihrer Untergebenen, welche mißbräuchlich zu einer Titulatur gemacht worden ist. Sich selbst nannten die D., je nach ihrer Würde im türk. Staatsdienst: Wali (Gouverneur), Beglerbeg (Fürst der Fürsten) und Seriasker (Oberbefehlshaber).

Deiche heißen die Dämme, welche am Ufer der Flüsse oder des Meeres angelegt werden, um die höhern Fluten des Gewässers von dem niedrigen Hinterlande abzuhalten.

1) *Flußdeiche* sind entweder *Winterdeiche* (Hauptdeiche, Banndeiche), welche die höchsten überhaupt zu erwartenden, in der Regel zur Zeit der Schneeschmelze im Frühjahre eintretenden Wasserstände «kehren», von den Grundstücken fern halten sollen, oder *Sommerdeiche*, welche nur Schutz vor den Sommerhochwässern zu bieten haben. Die *geschlossenen Deiche* schmiegen sich an ihren Enden an hochwasserfreie Höhen an und gewähren Schutz von allen Seiten, die *offenen Deiche* enthalten große Lücken und weisen nur die schädlichen Angriffe der Strömung, nachteilige Sand- und Geröllablagerungen, nicht aber das dazwischen eindringende Hochwasser selbst ab. *Rückdeiche* erstrecken sich längs eines Nebenflusses, um das vom Hauptflusse zurückgestaute Wasser in denselben von der Niederung fern zu halten. *Binnendeiche* schützen die Niederung gegen Hochfluten solcher Gewässer, welche vom rückwärts liegenden Lande kommen. *Ringdeiche* umschließen ganze Ortschaften eines sonst ungeschützten Flußthales gegen Winterhochwässer.

Das Gebiet zwischen Fluß und D. heißt *Vorland*, der Grund, auf welchem der D. selbst steht, das *Maifeld*, die zu schützende Fläche hinter dem D. das *Binnenland*. *Schlafdeiche* liegen binnenseits der Hauptdeiche, deren Bruch sie decken. *Schardeiche* oder Gefahrdeiche haben kein genügendes Vorland und sind den Angriffen der Strömung direkt ausgesetzt; *Flügeldeiche* springen in das Vorland selbst vor, schützen Deichecken vor dem Eisstoße oder das Vorland selbst gegen Abbruch bei Hochwässern oder einmündenden Nebenrinnsalen; *Frontdeiche* verbinden quer zum Fluß den D. mit hochwasserfreien Ebenen. Die Einmündung der Seitenrinnsale in umdeichte Flüsse wird meist durch Deichschleusen, Siele (s. d.), geregelt.

Die Deichanlagen haben häufig ihren Zweck nicht vollständig erreicht, oder im Laufe der Zeit sogar Gefahren heraufbeschworen, indem durch sie der Hochwasserspiegel gehoben, die Strömung verstärkt wird, die das Binnenland befruchtenden und erhöhenden Sinkstoffablagerungen dem Gebiete entzogen, die Vorflut der Niederung vermindert wird, Deichbrüche und Beschädigungen wachsende Lasten und Gefahren hervorrufen. Endlich bringt bei lange andauerndem Hochwasser das aus dem sandigen Untergrunde des Binnenlandes emporsteigende Quellwasser (Qualm-, Kuver-, Dräng-, Truh-, Truck- oder Körwasser), dessen Menge mit dem Gefälle zwischen Außen- und Binnenwasser wächst, die größten Nachteile mit sich, indem es durch Bodenfiltration der Kulturschichte die fruchtbaren Stoffe entzieht und in untern Teilen der Niederung in den Marschen die bebauten Felder durch lange Zeit, die Saaten zerstörend, bedeckt. Die Steigerung der Hochwässer im Laufe der Jahrhunderte muß außer in der Entwaldung, der vermehrten Wasserzufuhr durch Entwässerungen der Grundstücke, in der raschern Zuleitung des Wassers infolge von Regulierungen im obern Flußlaufe, insbesondere auch in den Einschränkungen gesucht werden, welche das Hochwasserbett durch hochgelegene Quais, Kunststraßen, Eisenbahndämme, Brückenpfeiler und die D. gefunden.

Die Aufforstung und Berasung öder Gebirgsflächen, die Verbauung der Wildbäche kann allgemein, die Zurückhaltung des Wassers im Gebirge durch Sickergräben, Gruben, Reservoirs, ferner die Ableitung des Hochwassers auf größere Flächen, welche zugleich zur Aufnahme der sich ablagernden Sinkstoffe dienen, können in speziellen Fällen als Mittel zur Minderung der Hochfluten betrachtet werden. Die Umwandlung von Winter- in Sommerdeiche (bei gleichzeitiger Anlage von Ringdeichen für die Ortschaften, erhöhten Wegdämmen für die Kommunikation, Querdeichen zum Schutze gegen heftige Durchströmungen), sowie offene Deichanlagen werden entlastend hinsichtlich der Hochwasser wirken und die Deichgefahr bei Durchbrüchen mildern.

Die über die Stadt Szegedin (s. d.) im Frühjahr 1879 hereingebrochene Katastrophe liefert den Beweis, zu welchen Folgen systemlos erbaute D. mit ungenügender Vorlandbreite, Bahndämme mit zu engen Brücken, Durchstiche unzureichenden Profils im obern Lauf des Flusses ohne Fortsetzung im untern Teile angelegt, führen können. Von 6000 Häusern blieben infolge eingetretener Dammbrüche 314 unversehrt. Zu eingehenden Studien bieten die Anlagen an der Weichsel, dem Unterrhein, der Loire, Elbe und Weser Gelegenheit. Daß die Anlage von Dämmen längs der Flüsse mit besonderer Beachtung der Durchflußverhältnisse für Hochwasser erfolgen müsse, haben neuerdings die Katastrophen der großen Überschwemmungen in Tirol und Kärnten (15. bis 23. Sept. 1882) erwiesen. An der Pusterthalbahn wurde ein Damm auf eine Länge von 5,4 km ganz fortgerissen, auf 3,9 km stark beschädigt. Auch an der Brennerlinie sind erhebliche Beschädigungen dieser Art entstanden. Ebenso haben im Winter 1882/83 die Hochwässer des Rheins und Mains Damm- und Deichbrüche veranlaßt. So wurde an einer Stelle bei Bischofsheim, woselbst die Römer vor etwa 1700 Jahren das alte Flußbett zur Sicherung ihrer Festung abdämmten, der Deich neuerdings wiederholt zerstört. Es zeigt dieses Beispiel, wie schwer sich mitunter widernatürlich angelegte Dämme erhalten lassen.

Bei neuen Anlagen, welche sorgfältigste Berücksichtigung der hydrographischen und sonstigen Fragen verlangen, muß besonders darauf gesehen werden, hinreichendes Vorland zu schaffen; die D. müssen zum Stromstriche und untereinander möglichst parallel liegen, sie sollen keine scharfen Krümmungen und Ecken aufweisen, über hohen, festen Boden führen und allfällig vorkommende größere Vertiefungen zwischen sich schließen, wo diese im Laufe der Zeit

zuschlicken, während sie binnendeichs zu Quellwasserbildungen Veranlassung bieten.

Die Dimensionen und die Zusammensetzung der D. selbst müssen so gewählt werden, daß kein Verschieben auf der Unterlage durch den Wasserdruck, kein Versinken in wenig tragfähigen Grund, kein Herausspülen des allfällig wasserdurchlässigen Untergrundes erfolgen kann; das Durchsickern des Wassers, der Angriff durch Strömung, Wellenschlag und Eisgang muß durch entsprechende Sicherung der Böschungen hintangehalten werden. Die Unterhaltung der D. erfordert unablässige Aufsicht; besondern Schaden können Tiere, als Maulwürfe, Ratten, Hamster und Mäuse, durch das Auswühlen von Gängen hervorgerufen, welche zu Durchquellungen Veranlassung bieten.

Die zur Hochwasserzeit im Interesse der Sicherheit zu treffenden Maßnahmen und Arbeiten umfassen die Deichverteidigung oder Deichdefensive. Bricht bei Hochwasser das Vorland samt dem D. durch, so spricht man von einem Strombruche; wird nur die Deichbasis mitgerissen, von einem Grundbruche; leidet die Deichbasis beim Durchbruche nicht, von einem gewöhnlichen Durchbruche. Die bei heftiger Durchströmung gebildete Vertiefung (Brack oder Kolk) kann bei Wiederherstellungen ganz oder teilweise künstlich ausgefüllt und durchdeicht oder von einem D. umdeicht werden, wobei der Kolk im Vorlande oder Binnenlande bleibt; ersteres ist rationeller.

2) Seedeiche. Die von den Flüssen dem Meere zugeführten Schlickmassen und der Boden früher durch Deichbrüche verlorenen Landes liefern der Flut Material, welches sie an den flachen Küsten aufschwemmt und hierdurch neue Marschen bildet. Diese können durch Umschließung mit D. den Gefahren der Überschwemmung entzogen werden. Auch hier kommen Winter- und Sommerdeiche, Schardeiche, Schlafdeiche vor, wobei die erstgenannten Schutz gegen die höchsten Fluten bieten sollen. Sturmdeiche liegen hinter Hauptdeichen, welche den stärksten Angriffen ausgesetzt sind, und schützen das Binnenland im Falle von Hauptdeichbrüchen. Die Seedeiche haben besonders dem Wellenschlage zu widerstehen, sollen mit kürzester Linie möglichst große Flächen umschließen. Die Grundstücke müssen deichreif sein, d. h. sich rentabel erweisen und so hoch liegen, daß sie entwässert werden können.

Die Unterhaltung der Seedeiche erfordert mehr Sorgfalt als die der Flußdeiche; die Deichverteidigung genügt nur für kurze Zeiträume. Es fehlt nicht an Beispielen, daß neue Sturmfluten sich weit über früher beobachtete erheben; so wurde beim Anschluß der gröninger an die deutschen Dollarddeiche bei einer 1875 ausgeführten Einpolderung (Umdeichung) seitens Hollands auf Grund der Sturmflut von 1825 eine Deichhöhe von 4,6 m über gewöhnliche Flut für genügend erachtet, diese aber nach der Sturmflut vom Jan. 1877 auf 5,4 m erhöht.

Geschichtliches. Als Schutz gegen Überschwemmungen wurden ursprünglich die Wohngebäude der schwachbevölkerten Gebiete auf künstlichen Hügeln, Worthen oder Wurthen (holländ. Woerden, Wierden, Terpen), welche bereits Plinius der Ältere erwähnt, angelegt. Der röm. Feldherr Drusus erbaute bereits 10 Jahre v. Chr. in Holland D. Mit Vermehrung der Worthen vereinigten sich vom 10. Jahrh. an die Bewohner zum Deichbau. Jede Sturmflut war mit zahlreichen Durchbrüchen begleitet und wurden insbesondere 1218 der Jadebusen, 1277 der Dollard vom Meer verschlungen. Seit 1634 sind erhebliche Zerstörungen nicht wieder vorgekommen. Die Deichgenossenschaften (Deichachten, Deichverbände) bilden sich aus den Besitzern der durch D. geschützten Grundstücke, sie tragen als Realverpflichtungen die Deichlasten. Die Deichrolle ist das Verzeichnis, welches die Größe und Besitzer der deichpflichtigen Grundstücke, den Beitragsfuß, eventuell die hierzu gehörigen Pfänder oder Kaveln (eine vom Besitzer ausschließlich zu erhaltende, bestimmt markierte Deichstrecke) angibt. Die Deichordnungen, Deichgesetze regeln die rechtlichen Verhältnisse. Bei außerordentlichen Fällen tritt die außerordentliche Deichlast oder Nothilfe ein, welche darin besteht, daß alle fähigen Bewohner eines Bezirks zur Hilfe aufgefordert werden können, damit das Wasser nicht durchbricht. Streitigkeiten, die über Deichangelegenheiten entstehen, werden vor einem besondern Gericht, dem des Deichgrafen oder obersten Aufsehers und Richters in Sachen des Deichbaues, und der Deichgeschworenen, die ihm als Schöppen beigeordnet sind, entschieden. Von diesen Personen wird auch von Zeit zu Zeit, namentlich im Frühjahr und Herbst (Vor- und Nachschau), eine Untersuchung der Deiche (Deichschau) angestellt.

Litteratur. Dumas, «Études sur les inondations» (Par. 1857); Dupuit, «Des inondations» (Par. 1858); Vallès, «Études sur les inondations» (Par. 1858); Poirée, «Réponse à la brochure de monsieur Dupuit» (Par. 1858); Wehrmann, «Die Eindeichung des Oderbruchs» (Berl. 1861); Storm-Buysing, «Waterbouwkunde» (Breda 1864); Dannemann, «Die Melioration des Warthebruchs» (Berl. 1867); Nieberding, «Wasserrecht und Wasserpolizei im preuß. Staat» (Berl. 1866); Kletke, «Das Deichwesen des preuß. Staats» (Berl. 1868); Comoy, «Mémoires sur les ouvrages de défense contre les inondations» (Par. 1868); Rust, «Das Deichwesen an der untern Elbe» (Berl. 1870); Belgrand, «Études hydrologiques» (Par. 1873); Deutsch, «Die Überschwemmung und ihre Ursachen» (Wien 1877); Perels, «Handbuch des landwirtschaftl. Wasserbaus» (Berl. 1877); Peyrer, «Österr. Wasserrecht» (Wien 1880).

Deichselrecht nennt man die Befugnis, die Deichsel des Wagens bei dessen Aufbewahrung im Schuppen über diesen hinaus auf das Gut des Nachbars reichen zu lassen, eine namentlich bei Bauergütern vorkommende deutschrechtliche Realservitut, die häufig mit dem Traufrecht (s. d.) verbunden ist.

Verzeichnis
der
Abbildungen und Karten
zum vierten Bande.

A. Tafeln und Karten:

B. Abbildungen im Texte:

Verzeichnis der Abbildungen und Karten zum vierten Bande.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.